XII. Jahrgang. 1876.

FRITZ KULICKE
Kötzschenbroda
Pauls[illegible]hof.

Herausgegeben von Dr. Robert Koenig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Erzählungen und Novellen. Seite

Am Gardasee. Erzähl. von C. R. Struwy 705
Einsamen, Die. Eine Geschichte von N. Fries 785
Eleonore. Roman von Alexander Römer 1
Familienzwist, Ein. Roman von Ludwig Harder 241
Ferienreise, Die. Nov. von S. Junghans 513
Kind, Das weiße. Novelle von Viktor von Strauß 417
Mein Recht. Novelle von W. H. Riehl 209
Opfer, Ein. Novelle von F. L. Reimar 129
Um ein Ei. Erzähl. von Th. Hermann 625
Wittwe, Die, des Wilderers. Von Wolfgang Menzel 593

Gedichte.

Beim Abbruch eines Hauses. Von Karl Gerok 448
Das Kreuz voran. Von Julius Sturm 175
Nein, und aber nein! Von J. Sturm 464

Geschichts- und Zeitbilder.

Baireuther Theater, Das 650
Befehl, Ein verhängnißvoller. Von G. Hiltl 489
Bischof und Burgermeister. Aus Danzigs Vergangenheit. Von Jonathan 393
Charakterköpfe aus der französ. Nationalversammlung. Von Paul d'Abrest . . 153
Fall, Der, Konstantinopels. Von Dr. Moritz Busch 664
Generalsynode, Von der 329
Gesandtschaftsreise, Eine, im 5. Jahrhund. 7
Hussitentagen, Aus den 187
Jubelfeier, Zur, der Vereinigten Staaten. Von H. von Holst 636. 647
Kalendermann, Der erste deutsche. Novellist. Kulturbild von B. L. . . . 14
Königin Luise in Lied und Bild. Von August Hagen 810
Königin Luise von Preußen. Von R. Koegel 408
Künstler und Prophet. Kulturhistorische Skizze von B. L. 580
Perrückenmacherssohn, Der, und die Rathsherren von Danzig. Von R. Koenig 57
Pyramidenbau, Vom, zum Gotthardtunnel 40. 54
Schlacht, Die, bei Mühldorf um das Reich. Von G. Hiltl 522
Serbien und sein Krieg wider die Türkei 697
Todesurtheil, Ein kassirtes. Von Hiltl 102
Türken, Die, in Bulgarien 732
Völker, Die, der Türkei. Von Richard Andree 600. 617
Vor dem spanischen Blutrath. Von Hiltl 279
Zopfzeit, Aus der. Von A. Strelitzer 296

Literatur- und Lebensbilder.

Blücher als Held der Feder. Von F. v. Belzig 788
Davidis, Henriette 542
Erinnerungen eines Neunzigjährigen an Schulpforta 615
Gerhardt, Paul. Zur Erinnerung an . 564
Leben, Aus dem, einer preuß. Hofdame 60
Professoren, Deutsche. X. Alexander Braun. 22. — XI. Oskar Peschel. Von R. Andree. 87. — XII. Ernst Curtius. Von J. Schubring. 134. — XIII. Karl Reinhold August Wunderlich. 184. — XIV. W. v. Giesebrecht. 263. — XV. J. A. Dorner. 436. — XVI. Georg Curtius. 604. — XVII. Hermann Ludwig Helmholtz. 679. — XVIII. Karl Hase 759
Roman, Ein baltischer 552
Schiller und Cotta. Von Rud. Koch . 667
„Verborgene", Die. Von K. Menzel . 507
Widerspiegelungen, Dichterische, der Person und Geschichte Jesu. Von Franz Delitzsch 681. 702. 711. 727. 743
Zehn Jahre im Zellengefängniß. Von A. Schröter . . . . . Seite 166

Naturwissenschaftliches und Medizinisches.

Arzt, Der, als Eroberer. Von Dr. Dyrenfurth 233
Baumriesen, Deutsche. Von Dr. K. Müller 332. 414
Blindheit, Die, und ihre häufigsten Ursachen. Von Dr. Dyrenfurth . . 360
Entstehung und Verhütung der Herzfehler. Von Dr. Paul Niemeyer . . . 828
Entwaldung und Ueberschwemmung. Von August Bernhardt 42
Fischzucht, Holsteinische. Von Dr. Häpke 231
Frühlingsleben der Meisen. Von W. Thienemann 428. 486
Gast, Der, aus Ostindien. Von Dr. Dyrenfurth 632
Husten, Der trockene. Von Dr. Niemeyer 122
Lungenspitzenschwindsucht. Von Dr. Paul Niemeyer 487. 550
Ofenheizung. Von Dr. Paul Niemeyer 200
Seewarte, Die deutsche, in Hamburg . 391
Teichbewohner, Befiederte. Von Karl Müller 44
Verwüstungen, Die, der Wanderheuschrecken. Von Paul Kummer . . . 776
Vesuv-Warnungen 452
Wetterkarten und Wettertelegraphie. Von G. von Bogulawski 569
Wilde Menschen und Wolfskinder . . 248

Skizzen aus Heimat und Fremde.

Bai, Die, von Rio de Janeiro. Von Keller-Leuzinger 696
Briefe von der Weltumseglung der „Gazelle" 505. 520. 535
„Hertha", Aus den Erlebnissen der deutschen Korvette. Von Dr. Koeniger 585. 748. 808. 823
Japans Frauen. Von E. v. Kudriaffsky 298
Kriegs- und Friedensbilder, Amerikanische. Von H. Haardt 312. 326. 374. 470
Nationalgalerie, Die, in Berlin. Von A. Zehlike 442
Reiseerinnerung, Eine, aus Tunis . . 267
Scharrermichels Jugendleben. Von Th. Messerer 645
Schnitzer-Toni, Der, vom Kasbachthale. Von La Mara 201
Schweizerland, Das 110
Semipalatinsk, Von, nach Barnaul. Von Karl Sell 792
Skizzenbucherinnerungen. Von K. Dielitz 220. 284
Sklaverei, Weiße und schwarze, in der Türkei 766
Sommeridyll in der Altmark. Von Hermann Masius 708
Städte und Bauten, Deutsche. I. Merseburg. 78. — II. Meißen. 124. — III. Stralsund. Von H. Engelcke. 171. — IV. Limburg und Hartenburg. Von C. Mehlis. 246. — V. Moritzburg. Von G. Hiltl. 343. — VI. Caub und die Pfalz. Von E. Haltaus. 500. — VII. Rüdesheim. Von R. Hocker. 557. — VIII. Bacharach. Von R. Hocker. 621. — IX. Prag. 683. — X. Burg Trausnitz. Von C. Mehlis 740
Was suchen wir in Olympia? . . . 314

Soziales und Volkswirthschaftliches.

Familienhaus, Das deutsche. Von Hittenkofer 72
Geheimbünde, Die, der französ. Handwerksgesellen. Von E. Jäger . . . 778
Hotelwesen, Das, der Gegenwart . . 214
Irrthümer und Mißgriffe, Wirthschaftliche. Von Rudolph Meyer. I. Freihändler. 90. — II. Agrarier. 106. III. Die Schutzzöller . . . . . Seite 137
Statistik und Volkszählung. Von J. Frühauf 150
Statistischen Bureaux, Die, und ihre Organisation. Von J. Frühauf . . . 169
Verkehr und Verkehrsmittel der Reichspost 265. 286. 302

Verschiedenes.

Anfänge der christl. Kunst in den Katakomben. Von Dr. Luthardt . 459. 475
Familiennamen, Deutsche. Von W. Kaiser 422
Geschichten von Zwillingen 377
Kuckuck, Der, im germanischen Volksglauben. Von Dr. U. Zernial . . 537
Leiden des Zeitungslesers 730
Leiden und Freuden des Topographen. Von W. von Dünheim 9
Novelle und Sonate. Von W. H. Riehl 745. 762
Rechtschreibung, Die neue. I. Wider dieselbe. Von D. Sanders. 364. — II. Für dieselbe. Von K. Duden . 378
Tuvia Panti. Von A. Schmidt . . . 588

Am Familientische.

Abschied, Der, vom alten Gelde . . . 224
Arsenikesser vor der Naturforscherversammlung in Graz. Von Dr. Dyrenfurth 112
Attentat, Ein, wider das Frauenzimmer 351
Attentäter, Ein junger 828
Aus Madrid 272
Baireuth, In 671
Bauernhochzeit, Kosten einer, von 1643 144
Beichte, Die erste 828
Belehrung, Zur, für Auswanderer. Von G. Sudrow 560
Beruf, Ein neuer, für Töchter. Von Dr. Kreyenberg 288
Bienenschauer, Am 718
Bilderschmuck, Ein religiöser, für Haus und Kirche 431
Blick, Ein astronomischer. Von Dr. Klein 335
Blitzzug, Ein amerikanischer 511
Bücherschau. XXVI. 94. — XXVII. 159. — XXVIII. 190. — XXIX. 270. — XXX. 318. — XXXI. 463. — XXXII. 510. — XXXIII. 590. — XXXIV. 622. — XXXV. 718
Cigarrenfeinde 576
Darum keine Feindschaft nicht. Von H. Engelcke 206
Drehbrett, Am 574
Duett, Ein, in der Schmiede 383
Dürers Leben und seine Kunst . . . 400
Entstehung, Die, des Weihnachtsbaumes 207
Erfahrungen eines eifrigen Kaffeetrinkers 128
Eroberung im Schnee 320
Erziehung in der Türkei 656
Explosion, Die, in Bremerhaven . . . 255
Fanatismus, Mohamedan., in Persien . 672
Finanzkunststück, Ein türkisches . . . 688
Fuchsjagd, Auf der 735
Gasbeleuchtung, Die, der Eisenbahnwagen 783
Gebetsgebräuche 735
Geschwader, Das deutsche, vor Salonichi 672
Glockentöne und Glockenträume . . . 206
Gorilla, Der erste, in Europa . . . 767
Götzenanbeter in Irland 304
Hausfreund, Ein verkannter. Von M. Allihn 48. 494
Heinrichsbad 64
Hotze, Eine 734
Hundefrühstück 80
In fremden Landen 816
Jönköpings Tändstickor 46
Jungfrau, Die, von Orleans 399
Junggesellenfrühstück 368

Digitized by Google

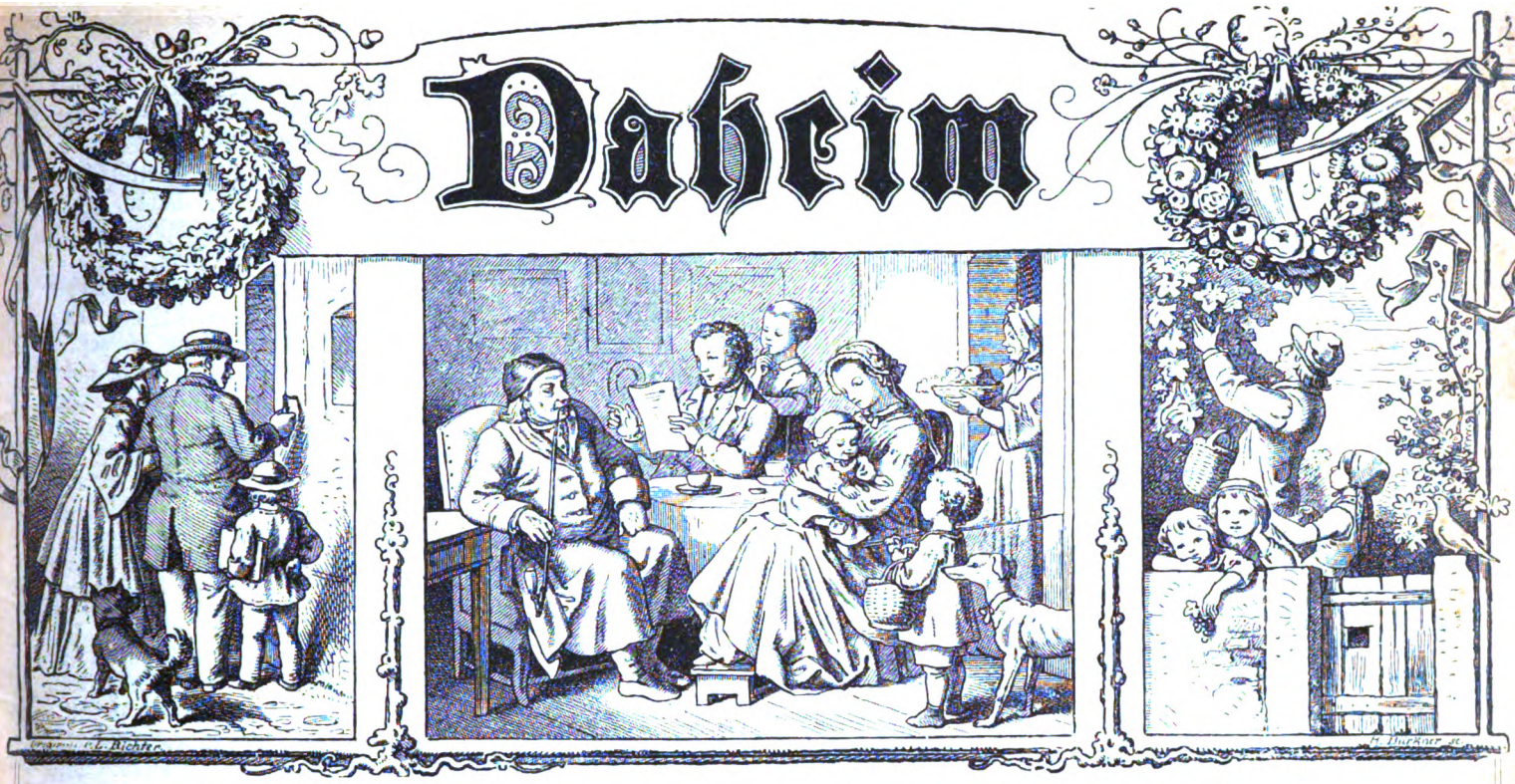
Seite

Kaiser, Unser, auf der Hasenjagd. Von W. v. Dünheim 31
Kameradschaft im Felde 352
Kathedra Petri, Die, in Rom . . . 784
Knetkur, Die. Von Dr. Dyrenfurth . 527
Kölnisches Wasser 368
Krug, Der zerbrochene 800
Kummß, Ersatz des. Von Dr. Niemeyer 704
Kunst, Die, auf dem Lande 111
Lehrerin, Die erste, des Kindes . . . 144
Leistung, Die, eines Vierteljahrhunderts 416
Liebesmühe, Verlorene 526
Lourdes in Cochinchina 575
Löwenerziehung. Von M. Evers . . 526
Mannesschmerz und Muttertrost . . . 222
Meßtypen vom Leipziger Brühl . . . 480
Mission, Russische, in Japan 687
Mondregenbogen 512
Montenegriner, Auszug der, zum Krieg 720
Mottenfraß und Mottenschutz. Von Franz 479
Nesttüken, Das 304
Neujahrsfest, Am jüdischen 239
Osterfeier im alten Rom. Von Uhlmann 447
Pfingstfeier am Hoflager Karls d. Gr. Von A. Uhlmann 575
Piraten im Mittelmeer 608
Polizeivogt, Der überwundene. Von E. Engelcke 94
Polospiel, Das 464
Pulververschwendung 704
Reform des Zeichenunterrichts . . . 384
Reiters, Des, Freund 783
Religionsverfolgung, Neueste, in Spanien 223
Renthierjagd, Lappische 158
Rothkopf, Der. Von M. Allihn . . . 622
Schalmeibläser, Friesische 800
Schlafwaggon, Im 334
Schulkönig, Ein 783
Selbstmord, Der, des Sultans . . . 688
Soldatenbriefe, Zwei, aus dem 7jähr. Kriege 383
Soll Deutschl. chines. Arbeiter einführen? 16
Sonnentelegraphie 80
Sonntagsruhe, Zur Frage von der . . 543
Spatzenfrechheit 671
Spatzen vorm Fenster 240
Städtesaal, Der, im German. Museum. Von F. Dahn 240
Stapellauf, Vom, des großen Kurfürsten 47
Stickhusten, Der. Von Dr. Niemeyer . 752
Tänze, Spanische 558
Tischzucht 559
Trost beim Gewitter 640
Trugschlüsse, Weibliche 158
Verdeutschung der Fremdwörter . . . 495
Vogelnest, Das 464
Volksschulatlanten, Die neuen . . . 432
Wanzenvertilgungsfrage, Zur . . . 30
Warum singen die Vögel? 607
Wassergenesen, Die 544
Weihnachtsgabe, Eine, für Bücherfreunde 176
Wellensittiche 592
Wort, Ein, für den Strickstrumpf . . 255
Zehntausend Kinder verspielt 687
Zeugnisse, Außerbiblische, für die alttestamentl. Geschichte 496
Ziffern, Von den 175. 478
Zwist, Häuslicher 431

Illustrationen.

Altarbild, Das neue. Von E. M. Seyppel 101
Anfänge christl. Kunst in den Katakomben. 11 Ill. 460. 476
Bacharach. Von B. Mannfeld . . . 621
Bär im Gebirgswald. Von F. Specht 109
Begräbniß auf dem Lande. Von Salentin 165
Beichte, Die erste. Von N. Gysis . . 827
Besuch deutscher Frauen im Harem. Von Leinweber 269
Bienenvater, Der. Von F. Ortlieb . . 717
Blick, Ein astronomischer. 5 Ill. . . . 335
Blitzzug, Amerikanischer 512
Braun, Alexander 21
Brückenthürme in Prag. 2 Ill. von Burmeister 684
Buche, Die, von Okrilla. Von E. F. Seidel 413
Bucht von Rio de Janeiro. Von Keller-Leuzinger 693
Caub und die Pfalz. Von B. Mannfeld 501
Cigarrenfeinde. 4 Ill. 576
Cromwells Auswanderungsversuch. Von Cretius 493
Curtius, Ernst 133
Curtius, Georg 605
Danziger Patrizier- und Plebejerkinder. Von W. Strywowski 52
„Darum keine Feindschaft nicht!" Von Th. Pöckh 205
Davidis, Henriette 541
Dorner, J. A. 437
Drehbrett, Am. Von C. Böker . . . 573
Duett in der Schmiede. Von Ewers . 373
Durch Papas Brille. Von G. Schachinger 613
„Dürer." Von M. Thausing. 3 Ill. . 400
Eibsee, Am. Von K. Dielitz 285
Eiche, Die Moritzburger. Von E. F. Seidel 332
Facsimile eines Briefs von Kaiser Wilhelm 409
Familienhaus, Das deutsche. 4 Ill. . 73
Fern in fremden Landen. Von B. Woltze 805
Flinzers Lehrbuch des Zeichenunterrichts. 2 Ill. 384
Freud und Leid. 2 Medaillons von Hülcker 780
Fuchshetze. Von C. Kröner 733
Führer aus dem Engadin. Von Häberlin 105
Gebetsgebräuche. 6 Ill. 736
Genuß, Verschmähter. Von Eberle . . 517
Gerhardt, Paul 565
Gesandte, Byzant., vor Attilas Gemahlin. Von H. Knackfuß 5
Geusen vor dem spanischen Blutrath. Von Ch. Soubre 277
Giesebrecht, Wilhelm von 261
Gießbachfall, Der obere. Von A. Calame 108
Glockenstuhl, Im. Von O. Piltz . . . 197
Goldhähnchen, Feuerköpfige. Von Specht 485
Gorilla, Der, im Berliner Aquarium. Von A. Weinberger 765
Größe, Eine unbekannte. Von Beckmann 93
Gruppe aus Trumbulls „Unterzeichnung der Unabhängigkeitserklärung" . . 637
Hase, Karl 757
Helmholtz, Hermann Ludwig 677
„Hertha", Aus den Erlebnissen der. 3 Ill. von Riemer 748
Heusser-Schweizer, Meta 509
Hochzeitszug aus dem XVI. Jahrh. Von P. Grot-Johann 405
Hotelwesen der Gegenwart. 2 Ill. . . 215
Hussiten, den Kelch nehmend. Von W. Beckmann 189
Junggesellenfrühstück. Von C. M. Seyppel 357
Kaffeeschwester, Die. Von Ernst Meyer 69
Kaiser Wilhelm auf der Hasenjagd. 7 Ill. von G. Krickel 31
Kameradschaft im Felde. Von C. Hünten 349
Karin von Schweden und Erich XIV. Von G. J. O. v. Rosen 117
Karte der Reise des Dr. Finsch . . . 793
Königin Luise. 5 Porträts 810
Krankenbette, Am. Von B. Vautier . 37
Kreuz, Das, im Gebirge. Von B. Woltze 13
Krug, Der zerbrochene. Von F. Flinzer 789
Kunst ohne Gunst. Von Fritz Sonderland 821
Lappländer auf der Renthierjagd. Von Tidemann 149
Limburg in der Pfalz. Von B. Mannfeld 244
Linde zu Neustadt a/Linde. Von Seidel 412
Mäusebesuch im Sittichbauer. Von Flinzer 589
Maximilian I. Nach Dürers Kohlezeichn. 397
Meisen, Allerlei. Von F. Specht . . 429
Meißen. Dom und Albrechtsburg. Von B. Mannfeld 125
Meßtypen vom Leipziger Brühl. Von G. Nestel 469
Milan IV von Serbien 701
Mönch, Malender. Von Herm. Kaulbach 581
Montenegrinische Typen. Von Sverina 709
Moritzburg bei Dresden. Von Mannfeld 341
Mühldorf, Schlacht bei. 3 Ill. von W. Friedrich 524
„Noch ein Schöpple." Von Sondermann 725
Oberbair. Bursche. Von Math. Schmid 645
Opfer, Das, der Korsaren. Von Lytras 597
Pendelschwingungen. Von E. v. Gebhardt 29
Peschel, Oskar 85
Pudelmütze, Die. Von K. Grob . . . 293
Pulverthurm, Der, in Prag. Von Burmeister 683
Raumer, Rudolf von 381
Rüdesheim. Von B. Mannfeld . . . 557
Sanders, Daniel 365
Schalmeibläser. Von Erlandsen . . . 797
Scheere des Sultans Abdul-Aziz . . . 688
Schlafwaggon, Im. Von G. Nestel . . 324
Schloßhofe, Im, zu Merseburg . . . 77
Skizzen, Drei, von K. Dielitz 220
Spatzen in den Kirschen. Von G. Süs 669
Störung, Profane. Von E. Tetzner . 533
Strafe, Die, naht. Von J. Geertz . . 773
Stralsund. Rathhaus und Nikolaikirche. Von B. Mannfeld 173
Strickunterricht. Von Herterich . . . 253
Taschlich, Das, am jüd. Neujahrsfeste. Von W. Strywowski 229
Teich- und Bläßhühner. Von F. Specht 45
Teï Watanabe, Frau. 2 Ill. 300
Thomas, W. K. 256
Trausnitz, Burg. Von R. Stieler . . 741
Treppenhaus der Nationalgalerie in Berlin. Von B. Mannfeld 445
Trost. Von M. Grönvold 213
Trost beim Gewitter. Von F. Ortlieb . 629
Uebersicht des serbisch-türkischen Kriegsschauplatzes 701
Ulme, Die Schimsheimer. Von Seidel 333
Unterricht, Der erste. Von C. Lasch . 141
Vertieft. Von B. Woltze 389
Vogelnest, Das. Von Franz Defregger 453
Völkerkarte der Türkei 601
Vor des reichen Mannes Fenster. Von S. Dahl 237
Vor Salonichi. Von B. Woltze . . . 661
Voss, Sophie, Gräfin von 61
Wagner-Theater, Das, in Baireuth. 4 Ill. 652
Washington, George 636
„Wenn die Gesellen streiken." Von Woltze 157
Winterfeldzug. Von K. Raupp . . . 309
Wunderlich, Karl Reinhold August . . 181
Zarabanda. Von A. Kindler 548
Zeustempel, Der, zu Olympia. Nach Strack gez. von Heubner . . . 317
Zwist, Häuslicher. Von Fröschel . . . 421

Digitized by Google



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 2. Oktober 1875. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 1.

Eleonore.

Nachdruck verboten. Ges. v. 11./VI. 70.

Roman von Alexander Römer.

I.

Es war Thauwetter eingetreten nach dem starken Frost und Schneefall der letzten Tage im Februar des Jahres 18.. In graue Wolken eingehüllt, schaute der Himmel mit trübseligem Angesicht auf die heut gar schmutzige Erde herab und spiegelte sich nur in trüben Wasserlachen. Das reine Schneegewand war verschwunden; fand sich hie und da noch ein weißes Fleckchen, so spülte der unaufhörlich niederrieselnde Regen es unbarmherzig hinweg und mischte die noch gestern im Sonnenschein so blendend glitzernden Schneeflächen mit dem dunkeln Erdenschlamm. Ein melancholischer Nebelschleier umwob die Häusermassen der Stadt X. und ließ die Dächerspitzen wie in Wolken verloren erscheinen.

In seiner eleganten Garçonwohnung lag der junge Majoratserbe Otto von Waldburg nachlässig ausgestreckt auf dem Divan, in einen reich mit Scharlachschnüren und Aufschlägen verzierten Schlafrock gehüllt. Die feine aristokratische Hand von fast weiblicher Weiße und Zartheit stützte das Haupt, welches an diesem trüben verdrießlichen Morgen auch höchst müde und verdrießlich dreinschaute. Die wohlgeformten Züge mochten zu anderen Zeiten lebhafterer Erregung hübsch und angenehm genannt werden; augenblicklich lagerte ein übernächtiger schlaffer Ausdruck darüber, der sie weichlich und abgespannt erscheinen ließ.

Bücher, Journale, Mappen in reichster Auswahl und malerischer Unordnung, eine silberne Kaffeemaschine mit Zubehör — die Reste des ersten Frühstücks, das wenig berührt schien — füllten den Tisch neben seinem Ruhelager, und eine große schöne Ulmer Dogge lag auf dem Boden zu Füßen ihres Herrn, die dann und wann den Kopf mit den klugen Augen zu ihm empor richtete.

Waldburg ergriff gähnend eines der Bücher und blätterte unendlich gelangweilt darin, aber bald warf er es fort, richtete sich auf, schob ungeduldig die gefleckte Tigerfelldecke zurück, sah nach der Uhr —. es war bald Mittag — und blickte dann forschend hinaus in das Wetter. Eintönig schlug der Regen gegen die Scheiben; der Hund war aufgesprungen und rieb leise wie liebkosend seinen Kopf an den Knien seines Herrn. Waldburg streichelte das Thier und faßte dann mit heftiger Bewegung an seine Schläfen; der Kopf schmerzte unleidlich, blitzartig zuckte es durch denselben. „Welch ein jämmerlicher Erdenklos ist doch der Mensch!“ murmelte er zwischen den Zähnen. Seine Hand faßte die Klingel, ein kleiner intelligent blickender Groom erschien auf der Schwelle. „Sodawasser!“ herrschte sein Herr in bedenklich verstimmtem Ton. „Hättest das längst selber wissen sollen.“

Der kleine Mensch machte schleunigst Kehrt, um den Befehl auszuführen. „Halt!“ donnerte der Gebieter, „erst hören, dann laufen. Ich bin für niemanden zu Hause heut morgen, begreifst Du? Und sorge, daß draußen alles still bleibt, ich will versuchen zu schlafen.“

„Zu Befehl!“ brummte der Diener und trollte sich. Rolf hatte sich bei des Herrn wohlbekannter, kein gutes Wetter kündender Stimme auf dem Teppich unter dem Tisch zusammengekauert und blieb da mit dem Kopf zwischen den Vorderpfoten, die Augen halb geschlossen, regungslos. Todtenstille herrschte wieder im Gemach, man hörte nur das Ticken der verschiedenen Uhren und das Plätscherkonzert des Regens draußen. Plötzlich erscholl der Ton der Klingel von der Eingangsthür heftig und schrill, Waldburg fuhr mit nervösem Zucken auf, Rolf stürzte mit drohendem Knurren unter dem Tisch hervor.

„Kann man sich wohl je auf diese Schlingel verlassen?“ zürnte der trotz aller Vorsichtsmaßregeln um seine Ruhe Betrogene. „Nun hat der Tölpel die Thür nicht verschlossen und kommt mir da Gott weiß wer auf den Hals!“ In demselben Augenblick klopfte man schon. In voller Wuth sprang Waldburg auf, um — sei es auch, wer es sei — die Thüre vor der Nase des Einlaß Begehrenden ins Schloß zu drücken, als sie bereits mit kühnem Griff geöffnet ward und eine hohe Männergestalt, dicht in einen Paletot gehüllt, den vom Regen

Digitized by Google

triefenden Filzhut in der Hand, vor dem Gereizten stand. Mit einem Wetterschlage verwandelten sich die Züge des ungastlichen Wirths.

„Hermann! Wo in aller Welt kommst Du her?“ rief er aus und die Zornesfalten auf der Stirne wichen wie von einem Zauberstab berührt. Er hatte beide Hände des Fremden ergriffen und schüttelte sie in hellem Jubel. Auch aus dem männlichen Antlitz des Neuangekommenen sprach herzliche Freude.

„Wie gut, daß ich Dich treffe,“ sagte er. „Es war niemand draußen, ich fürchtete schon aufs leere Nest zu kommen, bis das Knurren Deines Rolf mich auf Deine Anwesenheit schließen ließ. Mein Aufenthalt ist nur von kurzer Dauer.“

Rolf hatte seine Rekognoszirung vollendet und bewies durch lebhaftes Wedeln mit dem Schwanz und freudiges Schnuppern seinen Willkommgruß; Waldburg hatte den Freund vom nassen Ueberrock befreit, rückte ihm in geschäftigem Eifer einen Sessel in die Nähe des Kamins, hantirte hastig unter den Cigarrenkisten im Palisanderschränkchen, um die beste Sorte zu bieten, setzte Feuerzeug und Aschbehälter daneben und konversirte dazwischen in merkwürdig erheitertem Humor.

„Nein, alter Knabe, wenn Du wüßtest, wie apropos Du mir kommst; nichts, beim Zeus! hätte mir heute so aus der vermaledeiten Laune heraushelfen können als Dein ernstes liebes Mentorgesicht! Notabene, hast Du gefrühstückt? Natürlich nicht — welche Frage! Nun, ich bin in demselben Fall — Jacques, Jacques!“ Der Gerufene erschien schon mit den Sodaflaschen beladen in der Thür. „Wo hast Du wieder gesteckt, Schlingel? Ja so, Sodawasser — fort damit jetzt, bring Rothspon, von dem Gelblack links im Keller — und besorge, so rasch Deine Fersen es leisten können, ein Frühstück — zwei Kouverts von Torloni drüben, und laß Austern und Anchovis dabei sein — hörst Du? Zu den Austern Rüdesheimer selbstverständlich — rasch, fix, holla! — Mußt wissen, Hermann, daß Du mich in schmählicher Katzenjammerverfassung findest.“

Der Eingetretene hatte es sich inzwischen bequem gemacht, seine alte Bekanntschaft mit Rolf erneuert und beobachtete jetzt mit freundlichem Blick die Bewegungen und die Erscheinung seines Freundes. „Das Faktum habe ich bereits errathen, mit Deiner Erlaubniß,“ erwiderte er lachend, „will wünschen, daß ich das Lebenselixir für diesen Geist und Körper niederschlagenden Zustand in meiner Person Dir wirklich bringe.“

„Ja, wahrhaftig, liebster Mensch, Du bringst es!“ sagte Waldburg aus der Tiefe seines Herzens und warf sich in die schwellenden Kissen des Divans neben den Freund, während er mit sichtlichem Behagen die Havanna an der brennenden Kerze anzündete und langsam mit kunstgerechter Virtuosität die blauen Ringe aus seinen frischen Lippen in die Luft blies. „Du glaubst nicht,“ fuhr er fort, „wie langweilig die Menschen hier sämmtlich sind; da ist auch nicht einer, mit dem man ein wirklich herzerquickend Wort reden könnte. Immer Sport — Roulette — Weiber — pah! Nun ja, zu Zeiten ist das alles ja recht an- und aufregend; aber schließlich wird dies ewige Einunddasselbe unendlich langweilig. Aber laß Dich anschauen — Dir ist ja wohl all dergleichen unverständliches Sanskrit, und Deine Lampe leuchtet wie vordem allnächtlich über dem Studirtisch des einsamen Gelehrten, der dort sein bleiches Haupt beugt, grübelnd über den Räthseln und Geheimnissen der Natur. Ach, Doktor, wir Weltmenschen erforschen sie auch — unter strahlenden Gaskandelabern — mit Wein- und Nebeldunst im Hirn. Räthsel erschließen sich auch uns, wenn nicht am Abend während des Rausches, so sicher am Morgen beim Katzenjammer; da ist das nüchterne kalte Licht oft recht unbequem klar und hell.“

„Nun ja, der Jammer ist gründlich, ich merke es, auch der moralische,“ meinte Doktor Bredow, „Du pflegtest sonst gern mir zu beichten in solchen Stimmungen. Wo warst Du denn gestern?“

„Ja, höre nur, Hermann, gestern war ich in der That vollständig unschuldig, das hat lediglich mein Alter auf der Seele. Es war Ball beim Geheimrath D., und ich hatte die ehrlichste Absicht, zu Hause zu bleiben und wie ein Philister um zehn Uhr zu Bett zu gehen. Wer kann indes wider das Schicksal! Ich hatte gestern den ganzen Morgen damit zugebracht, meine Fuchsstute zuzureiten — en parenthèse, Du mußt sie sehen, ich sage Dir, ein famoses Thier — ein Gliederbau — eine Gangart — magnifique! Kostet mich 200 Louisd'or — der Halket berstet vor Neid — ich habe ihn überlistet beim Ankauf! Ha, ha! Sein Gesicht macht mich noch lachen, als er merkte, daß er zu spät kam — aber verzeih die Abschweifung. Das Thier ist gerade wild und widerspenstig genug, um mein Blut in die gehörige Siedehitze zu bringen. Sodann mußte ich diniren mit den Offizieren des 74. Regiments; nun, was das heißt, muß auch ein Eingeweihter kennen, und ich gestehe Dir, ich hatte genug für den einen Tag nach meinem goût. Aber der Alte! Du lieber Himmel, diese Rücksichten — Geheimraths tödtlich beleidigt, wenn ein Tänzer, rarste Waare in unserer Zeit, fehlen wollte, und dann — die Erbin war dort — schrieb ich Dir schon einmal von der Rambach?“

„Gewiß! Vor längerer Zeit; Deine Auslassungen waren eigenthümlich, ich wußte nicht recht, ob Du sie mochtest oder nicht.“

„Nun, sie war, als sie als ganz junges Ding hierherkam, originell in ihrer Art, und wir haben dazumal viel mit einander verkehrt; sie mag auch noch heute ein Nonplusultra von Klugheit und Schönheit ꝛc. sein, ich will ihr nicht Unrecht thun, bin ich doch überhaupt heut morgen im Milchbrei weichster Denkungsart; aber es genügt für mich, mir jedes Menschenkind zu verleiden, wenn so viel aus ihm gemacht wird. Dies Lobhudeln, Scharwenzeln und Süßholzraspeln, was da um diesen Goldfisch her getrieben wird, übt auf mich eine Wirkung wie die kälteste Douche. Und das Schlimmste ist, der Alte spekulirt stark, aber falsch. „Sichere Dir den Kotillon mit der Rambach,“ war die einzige ernste Ermahnung, welche er dem Sohne zum olympischen Spiele mitgab. Na, als ich die allernothwendigste äußere und innere Fassung nach besagtem Diner wieder erlangt, war es bereits nach elf Uhr; ich ließ mich geduldig wie ein Opferlamm in Frack und Stiefeletten stecken, konnte mich aber ziemlich ruhig der wohlbegründeten Hoffnung hingeben, daß die begehrte Schöne mittlerweile versagt war und der Kelch an mir vorüberging. Dagegen hatte meine kleine Wilms, die frische Rose, welche mit der goldenen rivalisirt und auch ihren gesonderten Hofstaat besitzt, getreu auf den Oberceremonienmeister desselben gewartet, und mit recht in die Augen fallender Nichtbeachtung schlängelte ich mich um den jämmerlichen Kometenschweif des goldenen Gestirns herum und widmete dem blondlockigen anmuthigen Gänschen meine ausgesuchtesten Huldigungen. Ha, ha! Wie sich die Kleine heut wohl als Herrin auf Vilmoor träumt und die Rambach ihre armen Sklaven knechtet in ohnmächtiger Wuth! Denn so dicht der Kreis auch war, welcher die spröde Schöne umgab, ihr Auge hatte dennoch Spalten drin gefunden und durch die Spalten mich und mein Gebahren, das wußte ich. Hermann, kräusele nicht so spöttisch die Lippe; nur Lumpe sind bescheiden, sagt Goethe. Der Alte war wüthend, er versuchte mit der vollen Kourtoisie der alten Schule gut zu machen, was der unlenksame Sprosse verdarb; die kaltherzige hochmüthige Eleonore merkte dennoch vollkommen die höfliche Absicht und strafte mich mit vernichtendem Blick. Merkwürdig ist nur, daß heut morgen in meinem wüsten Hirn noch dieser Blick, ihr meergrünes Gewand, ihr schneeiger Teint spuken.“

Der Doktor hatte während der lebhaften, von Gesten und wechselndstem Mienenspiel begleiteten Rede Waldburgs schweigend zugehört; ein humoristischer Zug flog jetzt um seine Mundwinkel, und er warf in der ihm eigenen ruhigen Weise ein: „Und daher stammt heut morgen Dein moralischer? Du warst ja allerdings ein echter Ritter des neunzehnten Jahrhunderts.“

„Ironisire nur von Deiner Höhe herab dies bunte Faschingstreiben der modernen Welt,“ fuhr Otto halb ärgerlich fort. „Es kann niemand ein Urtheil fällen, der sich nicht einmal selbst hineingestürzt. Du sprichst von unserem Ritterthum — sieh Dir die heutige Damenwelt an, diese mit Haarthürmen und gebauschten und bebänderten Auswüchsen aller Formen ausstaffirten Gliederpuppen, denen von der erfahrenen Frau Mutter der Augenaufschlag, die graziöse Handbewegung, die gewählte Phrase, mit denen wir armen Sklaven gefangen werden sollen,

Digitized by Google

vor dem Spiegel einstudirt werden. Es ist gerechtfertigt, daß wir auch unsere Waffen schmieden und hinter die Koulissen schauen. Was erstreben diese lächelnden lispelnden Schönen mit all ihrem Aufwand von Künsten? Einen von uns zum Versorger, zum Lieferanten ihrer kostbaren Bedürfnisse zu erobern. Was bieten sie uns? Ein hohles Lärvchen, hinter welchem nur ein mit dem lieben Ich ganz ausgefüllter Geist steckt. Wahrhaftig, mich dünkt, Revanche ist erlaubt."

Mit fast heftiger Bewegung warf er die halb ausgerauchte Cigarre fort. Der Diener erschien mit dem befohlenen Frühstück und servirte rasch und gewandt. In des Doktors Antlitz war der nachdenklich ernste Zug wieder vorherrschend, er lehnte sich in den Sessel zurück und ließ des Freundes gastliches Walten sich wohlgefallen. Die Gläser waren gefüllt, die frischen Austern standen verlockend daneben; der Diener hatte sich entfernt. Der Doktor faßte sein Glas und brachte es dem Freunde dar. „Dein Wohl, Otto!" sagte er mit herzlichem Ton, „es war mir ungewohnt an Dir, solche bittere Sprache aus Deinem Munde. Du fröhliches sorgloses Kind des Glücks, schlürfst Du zu tief aus dem reichlich Dir gefüllten Freudenbecher des Lebens und kommst schon an die schale Neige? Mir gefällt auch Dein Aussehen nicht ganz."

„Du hast mich nicht ausreden lassen vorhin," erwiderte Otto noch immer leicht gereizt, „Du fielst mit Deinem spöttischen Ton mir in die Parade und verleitetest mich dadurch zu der Abschweifung. Um also wieder da anzufangen, wo Du mich unterbrochen: mein „moralischer" stammt durchaus nicht von den vernichtenden Blicken der Rambach, sondern der „physische" und „moralische", wenn Du so willst, vielmehr von der verdammten Nachsitzung, die wir im Billardzimmer noch hielten bis zum Morgengrauen. Nach dem Souper hatte ich mich wohlweislich zurückgezogen in die Rauchgemächer und ließ mich auch durch keine noch so mächtig unterstützte Petition zurückverlocken in den Tanzsaal, weil ich so auf ein Ruhasyl hoffte, doch — — Ach, Hermann, Du bist glücklich, weil Dir keine Bande flotter Gesellen auf den Hacken sitzt, die einen nimmermehr in Ruhe lassen, wenn man sich ihnen einmal verkauft hat. Kommen nun gar noch Heirathsspekulationen ins Spiel, da ist vielleicht das einzige Rettungsmittel — Flucht."

„Ich bin fast mit Dir einverstanden," erwiderte Hermann ernst, „mich für freier zu erklären als Du bist. Mir wurden keine goldenen Ketten in die Wiege gelegt, mir gab der liebe Gott Verstand und rüstige Glieder und hieß mich wacker zutreten. Daß es nicht leicht sein mag, die Fesseln abzuschütteln, welche Dein Gold um Dich schmiedet, gebe ich gern zu; es braucht starken Feuers Glut, um das harte Metall zu schmelzen, und wenn auch in Dir Zündstoff genug liegt, um eine Welt damit in Brand zu stecken," setzte er lächelnd hinzu, „so wird es sich doch fragen, auf welchem Altar Du die Flamme brennen läßt. O! laß nicht in schwülem dumpfen Qualmen den reinen Urstoff sich verzehren; es wäre ewig schade, denn nie schlägt aus langsam verglimmten Kohlen noch eine helle erwärmende Flamme empor."

Die letzten Worte wurden mit besonders weicher Betonung gesprochen. Die Sonne brach in diesem Augenblicke siegreich durch den dichten Wolkenschleier und ihr goldiger zitternder Strahl spielte auf des Doktors hoher Stirn und seinem dunkeln Scheitel. Es war nicht schön zu nennen, dies ernste Männerantlitz; niemand, der es ansah, dachte darüber nach, ob es schön oder häßlich sei. Es war ein guter Geist, welcher seinen Stempel in deutlichem und durch der Erde Leidenschaften nicht getrübten und verwischten Gepräge diesen Zügen aufgedrückt. Die erhabene Ruhe des Weisen, frei von Hochmuth, blickte klar und von einem Sonnenstrahl wahrer Menschenliebe erwärmt hindurch; die ganze Persönlichkeit war nicht unnahbar, sondern Vertrauen erweckend, man erwartete kein besonderes Thun und kein besonderes Reden von diesem Menschen, man hatte das Gefühl, als ob man ihn lange gekannt, schon bei der ersten Begegnung. Auf Otto wirkte der Zauber von des Freundes Gegenwart in hohem Grade; es war dies eigentlich immer der Fall gewesen, heut war sein Inneres besonders empfänglich. Einen halb verlegenen und doch entschieden wehmüthigen Anklang hörte man in seiner Antwort:

„Du frommer Schwärmer! Ja, wer so sein könnte wie Du! Gaben und Temperamente sind verschieden."

„Dir gab Mutter Natur kein stiefmütterlich Erbtheil, Otto," sagte des Doktors warm klingende Stimme, „reich liegen Felder des Wirkens vor Deinem Blick. In Dir ist alles noch im Schlummer, Ehrgeiz, Liebe und was des Mannes Herz sonst schneller schlagen macht. Es gibt so manchen großen Zweck, für den der Mensch sich begeistern, dem er seine Kräfte zuwenden kann; suche auch Dir einen, denn selber mußt Du ihn finden, sonst ist's der rechte nicht für Dich."

„Ich möchte fort von hier," erwiderte Waldburg sinnend, „vorerst nur los von den alten lästig gewordenen Banden, und wenn auch nur für eine Zeit lang. Aber ganz los, hinaus in Gottes freie Natur, allein, meinetwegen mit Malermappe und Ranzen. Mir thäte ein reines Naturbad nöthig, hier wühlt man im Erdenschlamm und Staub, bis alles grau in grau geworden."

„Eine momentane Flucht? Ich sehe nicht viel Gewinn dabei. Indes versuche es, der Frühling ist vor der Thür. Nicht lange währt es, bis es draußen knospt und keimt. Ich fürchte nur, Du wirst des ziellosen Umherstreifens bald satt sein; wäre es nicht besser, Du gingest auf eins Deiner Güter, machtest Dich vertraut mit Deinem Grund und Boden und übersetztest einmal den reichen Majoratserben in den einfacheren und ursprünglicheren Begriff eines denkenden, sorgenden, gütigen Herrn seiner Unterthanen. Sie sind Dir mit dem großen Besitz an Dein Herz gelegt. Du würdest Interesse an dem Studium der Dir noch unbekannten Menschenklassen finden, von der Oberfläche in die Tiefe dringen, und Dein Reichthum würde Dir nicht nur ein Mittel sein, um am Pharotisch, beim Becher und im wüsten Taumel Heldenrollen zu spielen, sondern eine Segen und Glück spendende Quelle, welche rückfließend alles Dir heimgeben muß, was sie schuf."

„Hermann! Harmloser Weltbürger! Wie wäre das auszuführen? Würde ich den Schwarm damit los? Schüttle nur Dein ehrwürdiges Haupt; an mir ist Hopfen und Malz verloren. Ich bin verwöhnt, ich bin ein raffinirter Genußmensch vielleicht, ich will etwas Besonderes, etwas Hohes, Herrliches, Reines, wenn Du es so nennen willst; aber etwas, das mich nicht zu Tode langweilt. Ich suche, ich sehne, ich taste in die Lüfte; wo, wo finde ich es?"

„Das Höchste und Beste fällt uns einmal als holde Himmelsblume ungeahnt und unverdient in den Schooß," sagte der Doktor leise und wie zu sich, „und wie das Kind vor der Weihnachtsgabe stehen wir davor. Laß es uns erwarten." Er strich mit der Hand über die Stirn und ein sonniges Lächeln lag auf seinen Zügen, als er sie entfernte. „Daß die Stunde Dir noch nicht gekommen, des freue ich mich," fuhr er fort, „sie muß Dich finden als Meister, der die Lehrstufen, die Proben würdig bestanden und reinen Fußes die Schwelle des Allerheiligsten betreten kann."

Otto saß, das Haupt gestützt, und schaute gedankenvoll in die klaren Tropfen des edlen Getränks in seinem Glase. Tiefe Stille herrschte ein paar Augenblicke im Gemach.

„Du hast mich noch gar nicht nach dem Zweck meines Kommens und meiner Reise gefragt," begann der Doktor jetzt halb scherzend.

„Ja, so bin ich," erwiderte, aus seinem Sinnen emporfahrend, Waldburg reumüthig, „von meiner hochwichtigen Person habe ich Dir genug vorgeschwatzt und für Deine Erlebnisse hatte ich noch kein Interesse."

„Das liegt an mir; ich habe Dich ausgefragt zuerst," tröstete der andere, „und das kommt von der Gewohnheit meines ärztlichen Berufs. So wisse denn, daß ich in einer Ortsübersiedelung begriffen bin."

„Wie so?" fragte Otto verwundert. „Und davon hast Du mir noch gar nichts mitgetheilt?"

„Es hat sich rasch gemacht," erzählte jetzt der Doktor, „mir ward eine Professur von der medizinischen Fakultät der Universität in Berlin angetragen, und da ich in meinem bisherigen Wirkungskreis ersetzt werde und das Doziren meiner Neigung

Digitized by Google

vielleicht besonders zusagt, so beschloß ich, den Ruf nicht abzulehnen; dennoch leugne ich nicht, es wird mir schwer, aus dem gewohnten Kreise zu scheiden."

„Meinen Glückwunsch, Hermann!" sagte Otto warm. „So drang Dein Ruf schon über die Grenzen Deiner Heimat hinaus; ja, Du hast eine Vergangenheit und eine Zukunft, und hell und klar sind beide. Wie machst Du es, so gefeit zu sein gegen das, was uns alle bändigt, das Gemeine?"

Der Doktor lächelte; es war ein ernstes fast melancholisches Lächeln. „Du liebst mein Ideal, nicht mich," sagte er. „Doch jetzt leb wohl, ich muß fort. In einer halben Stunde geht der Zug, der mich weiter führen soll."

Er erhob sich und bot dem Freund die Rechte. „Ich freue mich, daß wir diese traute Stunde mit einander haben konnten," fügte er hinzu, „schreib mir, so bald Du etwas unternimmst, ob und wohin Du gehst."

„Das ist fraglich," entgegnete Otto mit seinem gewöhnlichen Humor, „wenn ich gehe, geh' ich still und heimlich und laß niemand wissen, wo meine Spur sich verliert. Ich möchte Dich denn zum geheimsten Beichtiger ernennen — möglich. Leb wohl, altes treues Haus!"

Treu schauten sich die beiden Männer in die Augen und fest war der Händedruck, den sie wechselten. Aus Waldburgs Gesicht war der schlaffe Wüstlingsausdruck verschwunden.

II.

Die rauhen Winterlüfte sind längst milderen gewichen, die geheimnißvolle Kraft im Mutterschoß der Erde ist mächtig im Walten, im Schaffen und Zutagefördern. Erblüht und wieder vergangen sind schon die ersten Kinder des Frühlings, Schneeglöckchen, Primel und Krokus, immer schwellender, schon völliger Entfaltung nah, treiben die Blätter und Blütenknospen an Baum und Strauch, die jungen Birken und Kastanien prangen meist im vollen Frühlingsschmuck und strecken ihre saftigen grünen Blätter in leuchtender Frische dem warmen Sonnenlicht entgegen. Der Mai ist ins Land gekommen, der wonnige Mai. Ein Jubeln, ein Singen und Klingen zieht durch den ätherklaren Luftraum, und alle Kreatur hört und empfindet es und gibt ihm Ausdruck, bewußt oder unbewußt. Die Lerchen, die Finken und Drosseln trillern, zwitschern und pfeifen es einander zu rings durch den Wald und über den frischgrünen Saaten: „Wir sind aufgewacht! Und wie schön ist die Welt!"

Dort um die Waldesecke biegt eine Reiterkavalkade. Ein blauer Schleier wallt von dem Hut der schönen Reiterin an ihrer Spitze im Morgenwind. Das edle Thier, das sie mit sicherer Hand regiert, fliegt mit den Hufen, den weichen Boden kaum berührend, über das lockere Brachfeld; es stutzt nicht einmal vor dem breiten Graben, der dieses von der Landstraße trennt, ein anspornender Ruf, und es setzt mit seiner leichten Last hinüber. Die Dame zieht den Zügel an und schaut zurück auf die ihr mühsam folgende Schar der Kavaliere. Nicht allen gelingt das Kunststück in derselben Weise, die meisten Rosse scheuen erst vor dem Hinderniß, in ärgerlichem Unmuth führen die Reiter sie zurück zu neuem Anlauf, ja einige sogar haben von vornherein sich die Sache bequemer gemacht und kommen in kurzem Galopp den Umweg auf der richtigen Straße bis zu dieser Biegung. Ein Reiter nur in Jagduniform ist neben der Dame, fast unmittelbar ihr gefolgt; lachend tauschen sie ihre Bemerkungen.

Es ist Eleonore Rambach, die Enkelin des alten Kommerzienraths Rambach und einzige Erbin seiner — wie Fama versichert — Million, welche hier, vom Schwarm ihrer Verehrer und Bewerber umgeben, von einem Morgenritt zurückkehrt. Sie hat in sicherer Schule ihr Pferd zurückgezwungen in die leichte elegante Gangart; tänzelnd, als ginge es zur Parade, schwebt es mit ihr dahin, und bewundernd ruht das Auge ihres Begleiters auf Roß und Reiterin. Athemlos, aufgeregt, lebhaft durcheinander redend, gesellen sich die Uebrigen jetzt auch zu ihnen.

„Der Douglas, das tolle Thier, scheute vor dem weißen Meilenstein!" rief der eine und klopfte noch halb ärgerlich halb liebkosend und beruhigend den Hals des Geschmähten. „Indes, gnädiges Fräulein, ich mache Ihnen mein Kompliment! Sie nahmen den Graben mit einer graziösen Sicherheit, wie ich es von einer Dame — auf Ehre! — noch nicht gesehen."

„Ha, ha, Berndt, Du bist so freigebig mit Deinen Komplimenten, bliebst aber am weitesten zurück!" lachte ein anderer. „Scherz bei Seite, meine Gnädige," flüsterte er zu Eleonoren, „der Anblick, als Sie mit der Jane da hinüberflogen, war in der That unvergleichlich; indes der Berndt hat nichts davon genossen, er hatte genug mit sich und seinem Douglas zu thun."

„Wo waren Sie denn, Herr von Oswald?" erwiderte die Dame spöttisch. „Ich sah Sie gar nicht, dünkt mich, als ich mich umwandte."

„Verzeihen Sie, meine Gnädige; Black Eagle hatte gestern scharfen Ritt gemacht, ich mußte ihn schonen heut und wählte die gerade Straße. Sonst — so ungalant es sein mag, einer schönen Dame den Vorrang abgewinnen zu wollen — sonst möchte doch Black Eagle zum wenigsten die Jane geschlagen haben."

„Ja sicher, wenn nicht das „Sonst" und das „Aber" wäre," lachte Eleonore.

Ein großer schöner Hund kam in diesem Augenblick in weiten Sprüngen angesetzt und sprang an der Reiterin hinauf. Es waren jedenfalls Aeußerungen der Freude und des Erkennens; er versuchte wiederholt ihre Hand, welche die Gerte hielt, zu lecken, und hielt eine Zeitlang mit dem raschen Trabe ihres Pferdes Schritt. Eleonore war merklich zusammengezuckt, sobald sie den Hund gewahrte; sie wehrte ihn nicht heftig ab, sie berührte ihn nur leicht mit der Gerte und sagte leise: „Ruhig, Rolf; Rolf, laß ab, so — schön, bist ein gutes Thier!" Ihr Auge war dabei mit scharfem spähenden Blick umhergeglitten, und es währte auch nicht lange, so zeigte sich die Gestalt eines Reiters, welcher blitzähnlich in kurzem sausenden Galopp an der andern Seite der Straße vorüberglitt und nur leicht die Hand an den Hut legte, als er neben ihnen war, mehr zu den Herren als zu der Dame gewandt. Ein scharfes Pfeifen und der Ruf: „Rolf, hier!" erscholl aus seinem Munde. Das Thier schwankte noch zwischen Gehorsam und Neigung, es sprang vorwärts auf den Ruf seines Gebieters, wandte sich aber noch mehrmals zurück, bis es zuletzt in gestrecktem Lauf seinem schon fast dem Gesichtskreis entschwundenen Herrn nachstürzte.

War das nicht Waldburg?" sagten die Herren. „Der hatte es ja gewaltig eilig heute morgen."

Ueber Eleonorens Wangen war ein rasches Erbleichen geflogen und glühend wallte dann der Blutstrom in sie zurück. Sie ritt im Schritt jetzt, als ob sie ermüdet sei, und zwang sich zu einer gleichgiltigen Unterhaltung mit ihrem nächsten Begleiter, dem Forstmeister Derschau. Bald war auch die Stadt erreicht. Sie hielten vor einem großen Hause mit breiter Fensterfront, deren grüne Jalousien alle herabgelassen waren, weil die Sonne um diese Zeit lästig ward. Der Forstmeister war der erste, welcher herabgesprungen, der Dame aus dem Bügel half, ein Diener stand bereit und nahm das Pferd in Empfang. „Sorge gut für die Jane," sagte Eleonore, „reibe sie tüchtig ab und lege ihr gleich die Decke auf, ich bin scharf geritten."

Der Forstmeister stand noch immer, den Hut zum Gruß gelüftet.

„Ich danke Ihnen, meine Herren," sagte die Dame jetzt nachlässig und kühl, und wandte sich zu dem noch auf ein huldvolles Lächeln harrenden Schwarm, „es war ein hübscher Ritt, aber diese Frühlingsluft macht müde." Sie grüßte leicht, nahm die Schleppe ihres Reitkleides in die Hand und trat ins Haus. Ihr Gang war schleppend und nicht elastisch, als sie die breite teppichbelegte Treppe hinaufging, sie durchschritt einige hohe reich dekorirte Gemächer und trat dann in einen kleinen luxuriös und mit gewähltem Geschmack ausgestatteten Salon.

Eine weibliche Gestalt, welche wenig in den eleganten Raum zu passen schien, erhob sich bei Eleonorens Eintritt und ging ihr entgegen. Es war eine kleine verwachsene Figur mit scharfen spitzen Gesichtszügen, aus denen ein paar graue intelligente Augen beobachtend hervorblickten. Sie war die Gesellschafterin Eleonorens, eine Jugendfreundin ihrer Mutter, welche der Kommerzienrath, als er nach dem Tode beider Eltern die Enkelin zu sich rief, bereitwillig neben ihr gelassen.

Digitized by Google

Byzantinische Gesandte vor der Gemahlin Attilas. Nach dem Gemälde von H. Knackfuß.

Digitized by Google

Eleonore warf die Reitgerte auf den kostbar eingelegten Tisch und sich selbst auf das elegante Sopha.

„Da bin ich wieder," sagte sie im Tone der Erschöpfung. „Ach, wie schön kühl hast Du es hier gemacht, Ida!"

„War es so sehr warm draußen?" fragte die Kleine und löste sorgfältig den Hut von der Frisur. „Wie echauffirt Du aussiehst! Du solltest Dich erst umkleiden und dann frühstücken; nebenbei gesagt, bringst Du Staub genug mit in dies kleine saubere Gemach, dessen Kühle und Frische Dir eben so wohl that."

„Ach, laß doch," erwiderte das junge Mädchen, „ich wollte Dich erst begrüßen; ist nichts passirt sonst?"

„Nichts, das Du nicht schon wüßtest. Dies Bouquet —" sie wies auf einen kunstvoll geordneten Feldblumenstrauß, „war Dir heute morgen schon übergeben vor Deinem Ausflug; wie ich indes sehe, ist der Begleitbrief noch unerbrochen."

Zerstreut glitten Eleonorens Augen über das Bezeichnete. Sie gähnte, nahm das zierliche Billet in die Hand und öffnete es langsam. „Ja, richtig," sagte sie, „der Forstmeister hat es heute früh gesandt, weil ich gestern von ungefähr erwähnt, ich liebe die Feldblumen. Er hat gewiß einen Dank erwartet, und ich hatte es gründlich vergessen." Ihr Blick überflog die in Versen abgefaßte Epistel. „Du lieber Himmel, Ida, sieh diesen Blödsinn," bemerkte sie, „woher er wohl diese Verse zusammengestoppelt hat; in ihm selber fließt keine poetische Ader, das ist sicher. Es ist recht gut indes, daß mein Gedächtniß so unzulänglich gewesen, ich hätte möglicherweise morgen eine wohlstylisirte Werbung in aller Form gewärtigen können, und die Aktenstöße sind schon zahlreich genug, nicht wahr?"

„Ja, in der That," bestätigte diese, welche ihr vorhin bei Seite gelegtes Strickzeug wieder ergriffen und emsig mit den Nadeln klapperte, „wenn einem nicht unwillkürlich die Galle dabei überliefe, wäre es amüsant. Dieser Herr Waldmeister scheint sich nach dem einmaligen Zusammentreffen mit Dir am dritten Ort auch an Deine Fersen zu hängen, und wenn man sich die Mühe nimmt, darüber nachzudenken, wo, wann und wie die glühende Leidenschaft bei all diesen liebestrunkenen Jünglingen entsteht, so ist es ein interessantes Studium. Sehen und Lieben ist immer eins. Mir entschwindet die Liste mittlerweile aus dem Gedächtniß, ich werde nächstens eine Tabelle davon anfertigen, um Uebersicht darüber zu behalten. Sie kann Dir einmal in einer schwachen Stunde Klarheit geben, worauf es eigentlich abgesehen ist."

Eleonore war aufgestanden und ordnete vor dem Spiegel ihr Haar. „Nun, Schmeichlerin bist Du jedenfalls nicht," scherzte sie; „kann ich nicht angesichts meines Konterfei hier einen tröstlichen Monolog halten? Ich weiß so ziemlich, wie viel ich werth bin, das Geld in der einen, meine Person in der andern, sie halten wohl noch das Gleichgewicht. Unter all den Lobpreisungen und Schmeichelreden, welche in mein Ohr tönen, es trifft doch dies und jenes zu."

„So, meinst Du?" erwiderte Ida scharf. „Ich möchte eher behaupten, was Du an wirklichem Werth besitzest, davon ahnt diese glattzüngige urtheilslose Schar überhaupt garnichts, auf der andern Seite höre ich manches, was Dir nicht gefallen würde. Es möchte Dir übel schmecken, wenn Du die Urtheile dieser Mütter und Basen kosten wolltest, sie schonen nicht, und ich gebe ihnen denn wohl auch Revanche. „Dies boshafte Geschöpf," höre ich sie oft hinter mir zischeln, „sie hat eine Zunge spitz wie ein Stachel." Ja freilich, meine Verehrtesten, die hat sie; irgend etwas pflegt unser Herr Gott seinem Geschöpf immer mitzugeben. Mir gab er keinen schönen Körper, keine Anmuth und Lieblichkeit, kein Geld und Gut, aber helle Augen und ein schlagfertig Wort auf der Zunge. „Warum das junge Mädchen nur diese unschöne, unleidliche Person um sich dulden mag," sagte die Hofräthin M. jüngst. „Das will ich Ihnen erklären," rief ich ihr hinüber, „weil sie die nöthige Dornenhecke ist um das Röschen, an deren Stacheln alle Unberufenen sich erst wund ritzen."

Eleonore lachte. „Ja, daß sie Dich mitunter hassen, begreife ich," sagte sie.

„Um aber einmal vernünftig zu reden," fuhr Ida fort, „hast Du allen Ernstes die Absicht, eine alte Jungfer zu werden, welche schließlich Papageien und Schoßhündchen um sich versammelt? Wäre es nicht an der Zeit, endlich eine Wahl zu treffen?"

Eleonore zerpflückte sinnend eine der frisch erblühten Blumen, die vor ihr standen. „Ja, Ida," erwiderte sie mit dem müden Tonfall von vorhin, „das ist es eben. Sobald es soweit kommt, bin ich nicht im Stande, mich zu binden. Ich mochte den Menschen gern, ich glaube, er meinte es ehrlich, aber —" sie stockte und beugte sich tiefer über die Blumen, „ich liebte ihn doch nicht und hätte es nicht ertragen, aufzuwachen mit dem Gedanken, an ihn gefesselt zu sein für immer."

Ida hatte das Strickzeug in den Schoß sinken lassen und schaute Eleonore klar und durchdringend an. „Du weißt, Lenore," sagte sie langsam, „ich sehe im allgemeinen den Dingen gern und leicht auf den Grund. Bildest Du Dir wirklich ein, ich läse nicht in Deinem Herzen, in diesem Buche, das mir armem einsamen Geschöpf das interessanteste auf der Welt ist? Winkelzüge verstehe ich nicht zu machen, ich treffe den Nagel gerade auf den Kopf. Kind, Kind, Du bist überfüttert mit Zuckerwerk, da schmeckt Dir das hausbackene grobe Brot zur Veränderung. Der eine, der sich gar nicht um Dich kümmert, der seine entschiedene Abneigung so deutlich als möglich Dir kund zu thun sucht, der hat es Dir angethan. Glaubst Du, daß das Liebe ist von Deiner Seite? Laune ist es, Eigensinn; just, weil er sich sträubt, willst Du ihn an Deinen Triumphwagen ketten. Laß ab, das ist gefährlich Spiel."

„Ida!" fuhr Eleonore jetzt heftig auf, dunkle Röthe bedeckte ihr Antlitz, welches sie in zorniger Erregung der mitleidslosen Sprecherin zuwandte, „Du gehst zu weit." Nach einer Pause, während welcher Ida geschwiegen und nur rastlos mit den Stricknadeln geklappert hatte, fuhr sie mit zitternder Stimme fort: „Woher hat Deine Weisheit denn geschlossen, daß ich ihn bevorzuge? Ich sprach kaum mit ihm, wenn ich ihn traf, und welche andere Zeichen einer Neigung gab ich denn?"

Ruhig und mit urkomischem Humor blickte Ida auf. „Ich nannte meines Wissens keinen Namen," sagte sie, „Du aber sprichst so bestimmt von „ihm", daß Du doch rasch gewußt und verstanden, wen ich gemeint."

Unmuthig biß Eleonore sich auf die Lippen. „Du bist wahrhaftig boshaft," bemerkte sie.

„Nun, laß gut sein," meinte Ida begütigend, „laß uns Frieden machen, es ist für uns beide vortheilhafter. Also „er!" Ja, Kind, so leid es mir thut, ich muß noch eine Weile boshaft bleiben. Er machte der hübschen Wilms neulich wieder in auffallendster Weise den Hof und drehte meiner Eleonore konsequent den Rücken. Du mußtest auf zwei Schritt an ihm vorüber, er that, als bemerke er Dich nicht; Du saßest ihm vis-à-vis bei Tisch und er rückte mit auffälliger Manier die Blumenvase so, daß er Dich nicht zu sehen brauchte, und — meine kluge Eleonore glaubte, daß ihre Augen, ihre Mienen nichts von ihren Gefühlen verriethen? Ich sage Dir, wenigstens zehn Mütter steckten die Köpfe zusammen und zischelten und freuten sich. Sieh, darum wünschte ich, daß Du jetzt einmal wähltest. Es wäre gut für Dich und stopfte all den Klatschzungen den Mund."

Eleonore hatte während der ganzen Rede schweigend in den stillen Maimorgen hinausgeschaut, jetzt bedeckte sie ihr Gesicht mit ihren Händen. „Ich kann es nicht," stöhnte sie, „ich kann nicht mich und einen andern betrügen," und rasch verließ sie das Zimmer.

„Das ist eine schöne Geschichte," sagte Ida zu sich, als Eleonore gegangen, „sie hat alles, was das Herz sich wünschen kann, sucht sich aber doch noch etwas heraus, was nicht zu haben ist. Hm, hm, dieser alte Mann macht alles verkehrt. Damals, als Sonnenschein in jenem düstern Hause so nöthig that, als ihre Mutter, das arme liebe Geschöpf, rein verkümmerte im Schatten, da hätte er ihn schaffen können mit seinem Mammon und that es nicht. Nun erdrückt er das Kind schier unter dem Golde und der Pracht und macht sie doch nicht glücklich."

Sie packte mit ärgerlicher Energie ihre Arbeit zusammen und rückte mit ordnender Hand an den Möbeln und Nipszierrathen im Zimmer, jedes Stäubchen entfernend. Als sie

Digitized by Google

sich anschickte, ebenfalls zu gehen, trat ihr in der Thür der Kommerzienrath entgegen. Er war ein kleines feines Männchen. Sein schmales mageres Gesicht, das spärliche graue Haar, die schmächtige Gestalt würden ihn zu einer unbedeutenden Erscheinung gestempelt haben, wenn nicht die gesucht sorgfältige Kleidung, die schwere goldene Uhrkette, die kostbare Busennadel und die feinen wohlgepflegten Hände, an denen zahlreiche Ringe und ein werthvoller Solitär blitzten, und mehr noch als das, ein eigener schlauer Zug im Gesicht ihm eine Art Besonderheit verliehen, und ihn auch, ohne daß man wußte, wer er war, vor dem gänzlichen Uebersehen geschützt hätten. Seine kleinen grauen Augen hatten etwas Unstetes, und selten richtete er sie gerade und voll auf den, mit dem er sprach.

„Wohin so eilig, Fräulein Hansen?" sagte er, „ist Eleonore nicht hier?"

„Sie ging so eben auf ihr Zimmer," entgegnete Ida, „und ich beeile mich, einige Haushaltsangelegenheiten zu ordnen."

„Ja ja, liebes Fräulein, wir besitzen einen wahren Schatz an Ihnen," sagte der Kommerzienrath mit süßlicher Stimme, „Sie sorgen aufs treueste für alles, und die Lenore, das gute Kind, du lieber Himmel, ich thue mein Möglichstes, damit sie nichts entbehren soll, aber ihr fehlt ja immer die Mutter. Sie wissen das Kind zu nehmen, das ist mir viel werth — viel werth, Sie sollen mich auch nicht undankbar finden, der alte Rambach wird's gut zu machen wissen."

Er hatte seine Hand auf ihren Arm gelegt und suchte ihr seine edlen Intentionen recht eindringlich zu machen. Ida Hansen stand ruhig und wenig davon berührt vor ihm; ihr Gesicht drückte ein halb belustigtes, halb spöttisches Empfinden aus, welches sie gar nicht zu verbergen trachtete.

„Der Herr Kommerzienrath sind ganz unendlich gütig, meine geringen Dienste so hoch anzuschlagen," sagte sie mit deutlicher Ironie im Tone und knixte demüthig. „Was das übrige anbetrifft, so wissen der Herr Kommerzienrath ganz genau, wie die Verhältnisse liegen. Die kleine verwachsene Ida Hansen, welche nichts besitzt auf der Welt, dient doch nicht um Lohn und Gold. Sie würde sich den Kukuk um die Erbin kümmern, wenn diese nicht zufällig die Tochter ihrer liebsten Freundin wäre, der sie noch auf dem Todtenbette das Versprechen gegeben, treu zu dem Kinde zu stehen. Dem Herrn Kommerzienrath würde die Zugabe zu der Enkelin recht unangenehm für Auge und Ohr sein, wenn sie nicht nach anderer Seite hin wieder sehr bequem wäre. Ein wenig Galle ist ein nothwendiger Zusatz zum Blut, man gewöhnt seinen Geschmack auch zuletzt an Rhabarber — und so sind wir beide Theile augenblicklich ganz gut berathen. Ich sehe das völlig ein, Herr Kommerzienrath."

Ein rascher, nicht gerade hübscher Blick von unten auf war aus den Augen des alten Mannes auf die Sprecherin gefallen, doch sogleich nahm er seine gutmüthige Miene wieder an und erwiderte mit sanftem Kopfschütteln: „Man kennt Sie und Ihre eigenthümliche Art, die Dinge aufzufassen und auszusprechen, bereits, sie befremdet mich nicht mehr. Um also von anderem zu reden. Es kam heute früh, dünkt mich, eine zarte Aufmerksamkeit vom jungen Forstmeister Derschau; auch sah ich ihn eben, als Eleonore vom Spazierritt zurückkehrte, wieder in ihrer unmittelbaren Nähe. Wie denkt sie über ihn? Er ist ein liebenswürdiger Mensch, er hat mich sehr für sich eingenommen, und — im Vertrauen, Fräulein — so schwer mir auch der Gedanke ist, mich während meiner Lebzeit, die wohl nicht lange mehr währen mag, noch von dem theuren Kinde zu trennen, so denke ich doch oft, daß es für Eleonore gut wäre, wenn sie bald eine Wahl träfe. Die Derschaus sind eine respektable Familie; es ist auch Vermögen da, der Mann hat eine hübsche Stellung, ein nettes Aeußere, das könnte passen."

„Nun, auf den Umstand, ob Vermögen da ist, brauchen Sie doch nicht zu sehen, dächte ich," meinte Ida, „Lenorens Neigung wäre immer die einzige Hauptsache. Die ist aber in diesem Falle nicht vorhanden, wie ich Ihnen sagen kann. Auch glaubte ich, der Herr Kommerzienrath hegten Wünsche nach anderer Seite hin."

„Hm, hm," brummte der Alte, „liebes Fräulein, freilich haben wir alten Knaben so mitunter unsere stillen Träume gehegt — ich weiß, worauf Sie hindeuten, Sie kleiner scharfer Luchs! Der alte Waldburg und ich, wir hatten einmal freundliche Pläne gesponnen, aber die Kinder zerreißen gar zu oft die Fäden, welche die an Einsicht weisern Alten mühsam geknüpft, ich habe es ja genugsam erfahren, also basta damit — forciren läßt sich nichts."

„Sehr richtig, Herr Kommerzienrath," sagte scharf betonend Ida, „es ist gar zu viel besser, wenn man freiwillig nachgibt, und nicht erst gezwungen, wenn es zu spät ist. Und so, denke ich, lassen wir Eleonore auch in Frieden, bis ihr Herz einmal aufwacht und spricht; ihre Stunde wird schon kommen, und ihr Platz in der Welt ist ja Gottlob so, daß sie nicht zu einer Versorgung gedrängt zu werden braucht."

„Ja wohl, ja wohl, liebes Fräulein, Gottlob wollen wir sagen," fiel der Kommerzienrath lebhaft ein, „und ich verlasse mich ganz auf Sie, auf Ihre bewährte Treue und Klugheit. Solch ein junges Wesen ist oft in sich selbst nicht klar, Sie werden ihr helfen, daß ihre Gefühle nicht in verkehrter Richtung abirren, denn — wie Sie richtig bemerken — wir brauchen nicht auf großen Reichthum bei der Wahl ihres zukünftigen Gatten zu sehen, aber ich halte es doch damit, daß es angemessener ist, der Mann rechnet nicht ganz auf das Vermögen der Frau; es lebt sich besser, wenn sie beide ihr Theil haben. Ich wünschte dringend, daß das berücksichtigt würde. Guten Morgen."

Nachdenkend zögerte Ida noch im Zimmer, als er gegangen; ein mißtrauischer Zug lag auf ihrem Gesichte. „Er will sie rasch und wo möglich reich versorgt wissen," murmelte sie, „darin ist schwer Sinn zu bringen. Er liebt sie auf seine Weise, sie ist erst achtzehn Jahre, und bei seinem großen Reichthum dürfte er diesen Wunsch kaum hegen. Doch hätte der alte Fuchs nimmer so viele Worte gemacht, wenn er nicht einen Zweck dabei gehabt. Ida! Der Herr hat Dich auf Vorpostendienst gestellt, Du mußt scharf auslugen."

Der alte Rambach aber ging mit sorgenumwölkter Stirn auf sein Zimmer zurück. „Das spitze spionirende Geschöpf ist unausstehlich," stieß er bei sich selbst hervor, „aber jede andere könnte ich hier noch weniger brauchen. Aus Liebe zu Lenoren wird sie mit ihrem Scharfblick meine Pläne doch vielleicht fördern helfen, und jedenfalls schweigen — der Welt nicht mehr verrathen, als sie wissen soll." (Fortsetzung folgt.)

Eine Gesandtschaftsreise im fünften Jahrhundert.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11. VI. 70.

(Zu dem Bilde auf S. 5.)

Unter den Helden, welche in der Geschichte und Sage unserer Ahnen eine breite Spur hinterlassen, ragt eine gewaltige Persönlichkeit hervor, die, meteorartig aufgetaucht, Jahrzehnte lang hell erglänzend Europa beherrschte und dann plötzlich in das Nichts versank. Vor dem Mongolenhäuptling Attila, oder wie ihn unsere Lieder nennen, König Etzel, beugten sich eben so wohl Germaniens Stämme wie die neben und unter ihnen wohnenden Slaven; Konstantinopel und Rom huldigten ihm zitternd und brachten ihm Tribute; vom Rhein bis zur Wolga, von der Donau bis zur Weichsel und zur Elbe herrschte er unumschränkt. Von ihm singt das Nibelungenlied:

König Etzels Herrschaft war weithin bekannt,
Daß man zu allen Zeiten an seinem Hofe fand
Die allerbesten Recken, von denen Kunde ward
Jemals bei Christen und Heiden, die waren um ihn geschart.

Und als die deutsche Fürstentochter Kriemhilde, welche einige Forscher mit des Hunnen letzter Gemahlin, Ildico (Diminutiv von Hilde), identifiziren, ihren Einzug im Hunnenland hielt, da heißt es:

Es ritt dem König Etzel ein Ingesind voran,
Fröhlich und prächtig, höfisch und wohlgethan,
Vierundzwanzig Fürsten, die waren reich und hehr:
Ihre Königin zu schauen, sie begehrten sonst nichts mehr.

Wie in unserer deutschen Heldensage — auch das „Waltarilied" meldet von ihm — so lebt der gewaltigste Heeresfürst, den die Geschichte der Völkerwanderung kennt, noch bis heute in den Jahrbüchern der Römer, und es ist bewundernswürdig, wie treu die Poesie des Volkes das Bild dieses Gewaltigen, seine gastliche Halle, das Völkergewühl um seine Residenz zwischen Theiß und Donau bewahrt hat. Wer den zweiten Theil des Nibelungenliedes daraufhin mit dem historisch zuverlässigen Bericht eines Byzantiners, des Griechen Priscus, vergleicht, wird das bewahrheitet finden. Im Jahre 446 nämlich ging Priscus mit einer oströmischen Gesandtschaft zu Attila, und was er auf der Reise und an dem Hofe gesehen und erlebt, hat er schmucklos aber lebendig und anschaulich erzählt. Sein Gesandtschaftsbericht (von Gustav Freytag in seinen berühmten „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" trefflich verdeutscht) ist ein meisterhaftes Zeitbild, das uns die Sittenlosigkeit und Verworfenheit des Kaiserhofes von Byzanz, die Ohnmacht und Schwäche des Römerreiches und das Spiel des Hunnenfürsten wahrheitsgetreu darstellt, vor allem aber die Sitten der Hunnen und Germanen trefflich schildert.

Um schweren Preis hatte der knabenhafte Kaiser Theodosius II nach wiederholten Niederlagen von Attila ums Jahr 446 den Frieden erkauft: 2100 Pfund Goldes mußte er als jährlichen Tribut bezahlen, den byzantinischer Stolz zwar „Sold" nannte, wie er den Hunnenkönig „Feldherrn des Reiches" titulirte, worauf Attila mit dem Spottworte antwortete: „Des Kaisers Reichsfeldherren sind Sklaven, aber Attilas Feldherren sind Kaiser." Dazu kam eine Kriegsentschädigung von 6000 Pfund, vor allem aber die Abtretung des Süddonaulandes, eines fünfzehn Tagereisen großen Gebietes, an die Hunnen. Aber Attila ließ den gedemüthigten Feind trotzdem nicht in Ruhe: Gesandtschaft auf Gesandtschaft schickte er nach Byzanz unter dem Vorwande, daß nicht alle Ueberläufer ausgeliefert seien, zuletzt den Ediko, den Häuptling der germanischen Skiren, der an des Hunnenfürsten Hofe sehr angesehen war, wie ja dort germanisches Wesen und germanische Sprache überhaupt bevorzugt war; sogar der Name Attila war ein gothisches Wort, ein Schmeichelname, der so viel als „Väterchen" bedeutete. Diesen Abgeordneten nun, welcher den Glanz der kaiserlichen Gebäude sehr bewundert hatte, suchte Chrysaphios, der viel geltende Eunuch des Basileus, wie der Kaiser von Ostrom damals genannt ward, zu einem Attentat auf Attilas Leben zu verleiten. Ediko schien einzuwilligen, verweigerte aber, das ihm dafür angebotene Gold sofort anzunehmen, sondern bat, „ihn zunächst zu entlassen, damit er dem Attila auf seine Sendung Bescheid bringe, und mit ihm den Dolmetscher Vigila zu schicken, der von Attila die Antwort wegen der Flüchtlinge erhalten könne, denn durch diesen wolle er wegen des Goldes Bescheid sagen, und auf welche Weise dies hinausgeschickt werden könne. Attila nämlich werde nach seiner Rückkehr ihn wie auch die andern ausforschen, wer ihm bei den Römern die Geschenke gegeben habe und welche Summen, und es sei nicht möglich, das Gold vor den Mitreisenden zu verbergen. Der Eunuch billigte die Ansicht des Barbaren und trug den Rathschlag zum Basileus.

Das Ergebniß der weiteren Berathung war die Entsendung des Vigila und des Maximinus, eines Mannes „von ausgezeichneter Geburt, der dem Basileus sehr vertraut war", an Attila. Maximinus, der nichts von den vorgängigen Verabredungen wußte, warb noch den Priscus zum Begleiter, und tags darauf machte sich die Gesandtschaft auf den Weg. Nach langwieriger beschwerlicher Reise gelangten sie zu Attilas Zelten. Sie fanden aber eine um so ungnädigere Aufnahme, da Ediko sofort dem König den gegen ihn ersonnenen Plan verrathen hatte, ja, sie wurden lange Zeit gar nicht vorgelassen, und als er ihnen endlich eine Audienz ertheilte, wurden sie von ihm sehr grob behandelt; Vigila aber wurde gleich zurückgeschickt, dem Scheine nach, um die Flüchtlinge herbeizuholen, in Wahrheit aber, damit er dem Ediko das Gold herbeischaffe, das für den Mordplan verheißen war.

Priscus und Maximinus blieben an Attilas Hof zurück, begleiteten auch den Hunnenfürsten auf seinen Reisen, mußten sich aber meist eine Strecke hinter ihm halten. Endlich kamen sie zu einem „sehr großen Dorfe, in welchem, wie man sagte, stattlichere Häuser des Attila waren als irgend wo anders. Sie waren aus Balken und schön geglättetem Tafelwerk gefügt und durch einen hölzernen Zaun geschlossen, der nicht zur Sicherheit, sondern zum Schmuck verfertigt war". Vielleicht der Bau, von dem das Nibelungenlied sagt:

Etzel der Reiche hatte an ein Gebäude weit
Viel Fleiß und Müh' gewendet und Kosten nicht gescheut:
Man sah Paläst' und Thürme, Gemächer ohne Zahl
In einer weiten Veste und einen herrlichen Saal.
Den hatt' er bauen lassen lang, hoch und weit,
Weil ihn so viel der Recken besuchten jederzeit.

„Als Attila in dieses Dorf einzog, empfingen ihn Mädchen. Sie zogen in Reihen vor ihm her unter feinen weißen Schleiern, welche sie hoch ausgebreitet hielten, so daß unter jedem Schleier, der von den Mädchen unter ihm mit den Händen gehalten wurde, sieben und mehr Mädchen schritten; es waren aber viele solcher Frauenreihen unter den Schleiern, und sie sangen skythische Gesänge."

Nahe bei den Gebäuden des Attila schlugen die byzantinischen Gesandten ihre Zelte auf. Am folgenden Tage gingen sie in die Umfriedung des Attila und brachten seiner Gemahlin Geschenke. Diese Scene ist es, welche unser Bild darstellt und von welcher Priscus folgendes berichtet:

„Kerka war ihr Name, und Attila hatte von ihr drei Söhne, deren ältester über die Akatziren und die übrigen Völker herrschte, welche an dem skythischen Pontus hausen. Innerhalb der Umfriedung aber waren viele Gebäude, theils aus geschnitztem und zierlich gefügtem Täfelwerk, andere aber aus geglätteten Balken, die aufrecht in Entfernungen auseinander gestellt waren, und bekrönt mit geschweiftem zusammenschwingenden Holzwerk. Diese Böden fingen am Boden an und reichten bis zu mäßiger Höhe*). Dort wohnte die Gemahlin des Attila. Ich erhielt durch die Barbaren an der Thür Einlaß und traf sie auf weichem Lager liegend; der Boden aber war mit wollenen Teppichen bedeckt, so daß man auf diesen ging. Um sie standen eine Menge Dienerinnen im Kreise, und Dienerinnen saßen auf dem Boden ihr gegenüber und stickten bunte Farben in feine Leinwand, welche zum Schmuck den Barbarenkleidern aufgesetzt wird. Ich trat heran, begrüßte und gab die Geschenke."

Das war die Audienz der oströmischen Gesandten bei Attilas Gemahlin, die übrigens nur eine von vielen Frauen war, die er hatte. Bald danach wurden sie nebst gleichzeitig eingetroffenen Gesandten der Weströmer von Attila zum Mahle geladen. „Wir beobachteten die rechte Zeit," erzählt Priscus, „und standen auf der Schwelle dem Attila gegenüber. Die Weinschenken boten einen Becher nach der Landessitte, damit auch wir, bevor wir niedersaßen, den Heilwunsch aussprechen sollten. Als wir dies gethan und aus dem Becher gekostet hatten, gingen wir zu den Sesseln, auf denen man bei der Mahlzeit sitzen mußte. Alle Sessel standen längs den Wänden des Saales, auf den beiden gegenüber liegenden Seiten. In der Mitte aber saß auf einem Tafelbett Attila, und hinter ihm war ein anderes Tafelbett, von dem einige Stufen auf sein Nachtlager führten, welches durch Schleier und bunte Vorhänge schmuckvoll verhüllt war, so wie die Hellenen und Römer den Brautleuten ihr Lager zurichten. Für die vornehmste Reihe der Tafelnden hielten sie die rechte Seite des Attila, für die zweite aber die linke, in welcher wir waren. Als wir alle nach dem Range saßen, kam der Weinschenk und bot dem Attila eine Schale Wein. Er nahm sie und grüßte den ersten im Range. Wer durch den Gruß geehrt wurde, stand auf und durfte sich nicht eher setzen, bis er entweder gekostet oder auch ausgetrunken und den Becher dem Schenken zurückgegeben hatte. Dem sitzenden Attila aber bezeugten auf dieselbe Weise alle Anwesenden ihre Ehrfurcht, indem sie die Becher nahmen und nach dem Heilwunsch daraus tranken. Jedem aber wartete ein besonderer Schenk auf, der nach der Reihe eintreten mußte, wenn der Schenk des Attila abtrat. Nachdem der zweite und die folgenden begrüßt worden

*) Es sind dies die Lauben, Löben der alten Häuser bei Niederdeutschen und Franken.

Digitized by Google

waren, empfing Attila auch uns in gleicher Weise nach der Ordnung der Stühle — —

„Am folgenden Morgen gingen wir zum Onegis (nach dem Attila der Vermögendste unter den Skythen) und sagten, wir müßten abgefertigt werden und nicht unnütz die Zeit verbringen. Er beschied, Attila wolle uns entsenden. Kurz darauf berieth er mit den Häuptlingen über die Forderungen des Attila und verordnete den Brief an den Basileus im Beisein der Schreiber und des Rusticius, der, aus Obermysien gebürtig und im Kriege gefangen, wegen seiner Sprachkunde den Barbaren bei Abfassung der Briefe half.

„Unterdes lud auch die Kerka, die Gemahlin des Attila, uns zur Tafel ein bei dem Adames, der ihre Geschäfte besorgte. Wir gingen zu ihm mit einigen Häuptlingen des Volkes und fanden Unterhaltung. Denn er nahm uns mit holdseligen Worten auf und mit auserlesener Mahlzeit, und jeder von den Anwesenden stand auf und bot uns mit skythischer Höflichkeit einen vollen Becher, und wenn man ausgetrunken, fiel er einem um den Hals und küßte und nahm den Becher zurück. Nach der Mahlzeit aber gingen wir in das Zelt und legten uns schlafen.

„Am andern Tage lud uns Attila wieder zum Mahle, und in der früheren Weise traten wir zu ihm ein und begingen die Ordnung des Mahles.

„Als das Mahl vorüber war, vergingen nach der Nacht noch drei Tage, da wurden wir entlassen und mit den herkömmlichen Geschenken geehrt. Attila befahl auch allen Großen seines Gefolges, den Maximinus zu beschenken, und jeder sandte diesem ein Roß. — Auf dem Wege begegneten wir dem Vigila, der nach Skythien zurückkehrte. Wir sagten ihm, was Attila auf unsere Gesandtschaft geantwortet hatte, und setzten die Reise bis Konstantinopel fort."

So endete diese denkwürdige Gesandtschaftsreise, deren Ergebniß in neuen Demüthigungen für den byzantinischen Kaiser und neuen Triumphen für „den Helden des fünften Jahrhunderts" bestand.

Leiden und Freuden des Topographen.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

„Meine Herren," sagte der alte Professor der Vermessungskunde und strich die eine weiße Stirnlocke, die er aus dem Schiffbruch des Alters gerettet hatte, steif in die Höhe, was bei ihm stets etwas Wichtiges andeutete, — „meine Herren, wir gehen jetzt zum praktischen Vermessungsgeschäft, dem Berufe des Topographen, über...

„Meine Herren! Der junge Topograph fängt seine Thätigkeit zunächst mit einem erbitterten Konflikt gegen seine Kippregel und deren Fadenkreuz an. Sobald er sein erstes Quartier im Aufnahmeterrain erreicht hat, holt er sein Instrument aus dem Etui hervor, stellt es auf den Tisch und sagt gemüthlich zu ihm: „na komm mal her, alte Schraube." Dabei, meine Herren, stößt er aus Unvorsichtigkeit gegen die kleine Lupe, die im hintersten Ende des Fernrohrs steckt, drückt sie in das Rohr hinein, so daß das Fadenkreuz, welches sie trägt, aus dem Brennpunkt der großen Linse kommt und nicht mehr zu erkennen ist. Die Messungen hören auf, der betreffende Herr hat leider die Vorlesungen des Professor N.... — hier nannte er sich selbst — nicht aufmerksam genug verfolgt, um zu wissen, daß man die Lupe in diesem Falle nur wieder ein wenig aus dem Fernrohr herausziehen darf. Er setzt sich hin und schreibt einen langen Beschwerdebrief an seinen Vermessungsdirigenten, worin er sein Instrument mit Schmähungen überhäuft. Damit, meine Herren, sind die ersten acht Tage der Aufnahme vorüber."

Große Heiterkeit folgte im ganzen Hörsaal. Am meisten von allen Zuhörern lachte der Lieutenant von W..... vom so und so vielten Husarenregiment.

„Und nach acht Tagen," fuhr der alte Herr fort, „kommt dann die Antwort des Dirigenten zurück: „Ziehen Sie die Lupe wieder so lange aus dem Fernrohr hinaus, bis das Fadenkreuz zu sehen ist." Nun schlägt sich der Topograph, dem ein Licht aufgeht, vor die Stirn: „Aber Adolph, so klug hättest Du auch selbst sein können," und dann, meine Herren, kann die Aufnahme ihren Fortgang nehmen."

Lieutenant von W....., der zufällig wirklich Adolph hieß, lachte wieder unmäßig. Doch aller Uebermuth rächt sich auf Erden!

Ein Jahr später saß der Herr Lieutenant neben seinem Burschen auf einem Bauernwagen und hielt vor sich auf seinen Knieen, wie eine reisende junge Mama ihr Baby, nichts anderes als seine Kippregel, dieses verhaßte Messingwesen, das keine Erschütterung verträgt. Der Bursche behütete in gleicher Weise die Aufnahmeplatte und den Meßtisch. Beide Reisende versanken tiefer und tiefer in das abscheuliche Strohgesäße. Der Bauer vor ihnen rauchte seine echte Majoviablüte und jagte nach altpolnischer Art den holprigen Lehmweg über Stock und Stein dahin.

Endlich tauchte zwischen Wald und Bergen, etwa drei Meilen hinter der Gegend, in welcher sich die Füchse gute Nacht wünschen, das einsame Landgut auf, welches für die nächsten Wochen der Schauplatz fanatischer Thätigkeit unseres Helden werden sollte. Dahinter auf der höchsten Kuppe reckte sich ein langbeiniges Holzgerüst melancholisch und gespenstig in die Abendluft, das nächste trigonometrische Signal, zugleich der Ausgangspunkt für die Aufnahme der Sektion.

Es gibt Berufsarten, mit denen selbstverständlich übermäßige Anforderungen und schlechte Bezahlung verknüpft sind. Dazu gehört das Topographiren entschieden. Niemand wird von einem Bankier verlangen, daß er von früh um vier oder fünf Uhr bis zur achten Abendstunde Coupons abschneidet; oder man würde den Unglücklichen zum mindesten bedauern. Vom Lokomotivführer, vom Weichensteller und Landbriefträger aber begehrt man stets vierzehnstündige Arbeitszeit bei Hunger und Durst, ohne das Außergewöhnliche der Forderung zu empfinden. Dem Feldmesser ergeht's ganz ähnlich, und der Fordernde für den Topographen wird gar der Staat, der bekannte „Herr Fiskus", der immer nur mit dem grämlichsten Gesicht von der Welt den Beutel zieht. Es ist ein alter verdrießlicher Nimmersatt, der das Pensum für seine Arbeiter allemal mit vollgehäuftem Scheffel mißt.

So hat er denn auch einem jeden Topographen nicht weniger als 2¼ Quadratmeilen zugetheilt, jedem ein eigenes souveränes Fürstenthum Liechtenstein, das er aber nicht mit mildem Scepter, sondern mit Zirkel und Bleistift beherrschen und am Ende durch einen Wirrwarr von Zeichen, durch ein Labyrinth von in einander verschlungenen Niveaulinien darstellen soll.

Die topographische Aufnahme bildet die Grundlage für die Generalstabskarte, aus der zugleich alle übrigen neu erscheinenden Karten und Uebersichtsblätter anderer Art schöpfen. Das ist die allgemeine Bedeutung der Arbeit, nicht wie die Meinung, zumal auf dem platten Lande, an welches gelegentlich der Quartieranspruch erhoben wird, verbreitet ist, lediglich eine Uebung für die Betheiligten. Diese Bedeutung sollte dem Topographen überall eine bereitwillige Aufnahme sichern. Oft genug aber hat er einen harten Kampf gegen störrische Ortsschulzen und mißtrauische Quartiergeber zu bestehen. Der Bauer zumal will nie recht an die Nützlichkeit von dergleichen augenschädlicher Schwarzkunst glauben und nicht begreifen, was ein Offizier ohne Soldaten im Lande zu schaffen haben könne. Höchstens mag er ein Manöver vorbereiten, und das verhüte Gott! Was hat man davon? Nichts als die Scheunen und Ställe von Pferden und Soldaten voll. Blaue Dragoner und rothe Husaren aber verdrehen den Dirnen die Köpfe, daß noch Wochen nachher alles aus Rand und Band ist.

Ein einziges gutes Auskunftsmittel gibt's heutzutage für den Ankömmling. Sobald er mit seinen Meßinstrumenten zum ersten Male in der Nähe seines Dorfes operirt und die Väter der Gemeinde neugierig um ihn versammelt sind, die Schäferspitze sich sattsam heiser gebellt haben, läßt er einige mysteriöse

Digitized by Google

Andeutungen über Eisenbahnen fallen. Es gibt ja Fragen genug, durch die man sich zu nichts verpflichtet. Ob sich die Gemeinde eine Eisenbahn wünscht, ob sich durch ihr Territorium wohl eine Bahnlinie ohne Kurven und Steigungen und wohin der Bahnhof sich legen ließe; das ist immerhin der Erörterung werth. Es gibt ja keinen entlegenen Winkel mehr auf dieser schönen Erde, der in den letzten Jahren nicht von irgend einem mit der Konzession zu den Vorarbeiten für eine Eisenbahn versehenen Kommittee die Kreuz und die Quer nivellirt und tracirt worden wäre. Taucht nun noch einmal ein dunkler Ehrenmann mit Vermessungswerkzeugen in der Nähe auf, so ist's ja sicher, daß die „neue Bahn" wirklich Ernst werde. Offene Arme breiten sich ihm entgegen, und die goldenen Träume von enormen Kieslieferungen, Terrainverkäufen, nach Residenzpreisen bezahlten Hand- und Spanndiensten gewinnen lebendige feste Gestalt in allen Bauernköpfen. Was kümmern den Topographen nach Jahren die Verwünschungen der Angeführten, wenn er vorerst nur ein gutes Quartier, einen großen Tisch für seine Zeichenarbeit und einigen Vorschub mit extraordinären Fuhren erhält.

Das preußische Staatsgebiet allein enthält zwischen 3 und 4000 einzelner Aufnahmesektionen. Kein Civilgeometer aber, der davon leben müßte, könnte eine solche Sektion unter 800 — 1000 Thalern fertig herstellen. Man vermag sich deshalb leicht einen Begriff von den enormen Kosten zu machen, welche das ganze Werk verschlingen müßte, sobald nicht Militärs, die der Staat ohnehin besoldet, dazu verwendet würden. Zu der Bezahlung der Arbeit treten noch Fuhr- und Reisegelder, später die Verkleinerung der Originalaufnahmen, die Uebertragung auf Stein oder Kupfer, das Auszeichnen auf den Druckplatten und der Druck selbst. Alles dies nimmt naturgemäß noch höhere Summen in Anspruch, wie die erste Herstellung. Bei Kammerreden über die Kostspieligkeit des Wehrstandes müßten die Topographen also billig ausgenommen werden, und mit ihnen ihre Kollegen, die Trigonometer, welche die Netzlegung besorgen, die der Aufnahme vorangeht.

Für diese Netzlegung sind im ganzen Lande zunächst durch astronomische Beobachtung die höchsten Punkte ihrer Lage und Höhe nach genau bestimmt worden. Dann berechnete man die zwischen je dreien gelegenen Dreiecke in allen ihren Dimensionen, legte innerhalb dieser Dreiecke neue Punkte fest und bildete sich in den großen kleinere Dreiecke, die abermals berechnet wurden. Derart fuhr man so lange fort, bis auf die Quadratmeile Landes mehrere solcher festgestellter Punkte kamen. Jede Aufnahmesektion soll ihrer fünfzehn enthalten. Man benennt sie je nach ihrer Bedeutung als Punkte 1., 2., 3. Ordnung und bezeichnet sie im Terrain durch behauene Steine, welche, in die Erde versenkt, einige Zoll über den Boden hinausragen, und deren obere Fläche mit einem gemeißelten Kreuz versehen ist. Der Schnittpunkt in diesem Kreuze ist der mathematisch genaue Netzpunkt. Darüber werden die weithin sichtbaren Holzgerüstmarken errichtet, die so sehr an die gute alte Zeit erinnern, in welcher noch jeder Ort im deutschen Vaterlande stolz auf eigene Rad- und Galgengerechtigkeit war. Die Netzlegung gab hin und wieder ganz unerwartete Resultate; sie zeigte, wie wenig bekannt bis dahin gerade unser norddeutsches Hügelland gewesen. Ist es doch, um ein Beispiel anzuführen, gar nicht lange her, daß man in allen Schulen den Galtgarben, eine isolirte Erhebung im Samlande, die etwa 365 Fuß mißt, als den höchsten Punkt Ostpreußens lehrte, während die Provinz ein halbes Dutzend von nahe an 1000 Fuß hohen Bergen besitzt und eine ganze Anzahl von solchen, welche 7 und 800 Fuß erreichen. Bis zur Herstellung der neuen Aufnahme, die in den letzten Jahren beendet worden ist, gab es von jener Provinz indessen auch keine andere bedeutende Karte, als die im vorigen Jahrhundert entstandene Reymannsche und die Schröttersche, die aus den ersten Jahren unseres Säkulums datirt.

An die Arbeit des trigonometrischen Büreaus knüpft die Detailaufnahme an, da die Netzpunkte auf die einzelnen Aufnahmeplatten übertragen werden und dort die Anfangspunkte bilden. Auf den Netzpunkten etablirt sich der Topograph zunächst mit seinem Instrument. Von dort aus mißt er nun die Entfernungen nach anderen wichtigen Punkten hin, ebenso die Winkel, um die sich der Boden nach den verschiedenen Richtungen neigt oder hebt. Aus Neigung und Entfernung wird der Höhenunterschied berechnet, der Höhe des Netzpunktes zugelegt oder abgenommen und so die Höhe des neubestimmten Punktes gefunden, die der Topograph sofort in seine Aufnahme einträgt. In mühsamer Arbeit bedeckt sich allmählich die ganze ein und einen halben Dezimalquadratfuß große Aufnahmeplatte mit tausenden von solchen Punkten. Alle topographischen Messungen werden mit der Kippregel ausgeführt, deren Einrichtung für diesen Zweck eine höchst einfache und sinnreiche ist. Der Haupttheil dieses Universalinstrumentes unserer Topographen besteht in einem Fernrohr, das, auf einem kleinen Messinggestell ruhend, leicht geneigt und gehoben werden kann, dabei aber durch Schrauben jederzeit und in jeder beliebigen Stellung vollkommen festzuhalten ist, so daß es beim Hindurchsehen nicht schwankt und zittert. Blickt man in dies Fernrohr hinein, so gewahrt man das ominöse Fadenkreuz. Quer über das Glas des Fernrohrs ziehen sich drei schwarze Linien. Eine andere, von oben nach unten laufende, schneidet sie genau in ihrer Mitte. Sie gibt dem Blick die sichere Richtung, die Mittellinie des ganzen Fernrohrs entlang. Die Querfäden sind in einer Höhe über einander angebracht, welche gerade hundert Mal so klein ist, als ihre Entfernung vom Auge, und nach einfachen geometrischen Gesetzen überträgt sich dieses Verhältniß auch auf die Terraingegenstände, welche man im Fernrohr erblickt. Richtet man z. B. das Fernrohr nach einem Baume hin, so wird das Stück des Stammes, welches man zwischen den horizontalen Fäden sieht, hundert Mal so klein sein, als die Entfernung des Baumes vom Auge. Umgekehrt ist also die Entfernung hundert Mal so groß. Denkt man sich nun an Stelle des Baumes eine Stange mit einer verschiedenfarbigen und weithin sichtbaren Längeneintheilung, so kann man leicht die Entfernung messen. Zählt man zwischen den Fäden auf der Stange z. B. 5 Fuß ab, so beträgt die Entfernung vom Auge und dem Standpunkte des Topographen aus nach der Stelle hin, wo die Stange steht, 500 Fuß.

Statt der Stange führt jeder Topograph eine sorgfältig gearbeitete und mit genauer Längeneintheilung versehene Latte, die Distanzlatte, mit sich, die man jedesmal auf dem Punkte, dessen Entfernung ermittelt werden soll, aufstellt. Natürlich geht diese Art des Messens unendlich viel schneller, als jede andere. Das Ablesen der Höhe und damit zugleich der Entfernung an der Latte ist im Augenblick gethan, das Gestell der Kippregel hat als Fußplatte ein Lineal zum Eintragen der Linien, ein Maßstab ist darauf eingravirt, alles Nöthige somit gleich zur Stelle. Ebenso einfach ist die Winkelmessung. Das Fernrohr bewegt sich an einem Gradbogen auf und nieder. Seine Mittellinie ist äußerlich durch einen Zeiger markirt, der wie der Speer auf dem Zifferblatt einer Uhr an dem Gradbogen den Winkel anzeigt, um welchen man das Fernrohr gesenkt oder gehoben hat, als man es auf den auszumessenden Punkt richtete. Die Berechnung der Höhenunterschiede aus Winkel und Entfernung wird durch Tabellen erleichtert. Die Messungen gehen auf einem kleinen Tisch vor sich, dessen Füße zu verschieben sind, so daß man den Tisch nach Belieben hoch und niedrig zu stellen vermag. Die Platte des Meßtisches ist drehbar, kann aber in jedem Augenblick durch eine Schraubenvorrichtung wieder festgehalten werden. Diese Platte dient, mit weißem Papier überspannt, zugleich als ein Zeichenbrett. Durch ihre Drehbarkeit ist der Topograph in die Lage versetzt, seine Zeichnung stets mit derselben Seite nach Norden zu stellen, sie also geographisch richtig zu orientiren. Die Magnetnadel, die hierzu nöthig ist, befindet sich in einem kleinen Kästchen auf dem Lineal der Kippregel. Libellen zum Horizontalstellen des Fernrohrs und des Meßtisches sind gleichfalls dort angebracht, und somit ist das ganze Instrumentenkabinet, dessen der Topograph bedarf, zu einem Stücke vereinigt, eine sehr praktische und nothwendige Einrichtung. Ein ungeheurer grauer Marktschirm vervollständigt die Ausrüstung.

Seine Aufnahme führt der Topograph in dem Maßstabe

Digitized by Google

von 1:25000 der natürlichen Größe aus, doch kann die Veröffentlichung nicht in gleichem Maßstabe geschehen, da sonst die Karten gar zu groß und wenig handlich werden müßten. Es tritt vielmehr eine vierfache Verkleinerung bis zum Verhältniß 1 : 100,000 ein. Die Verkleinerung verringert auch alle von dem Topographen bei seinen Messungen etwa gemachten Fehler. Versehen, welche in dem großen Maßstabe des Originals leicht in das Auge springen, kommen bei der Verkleinerung in der Generalstabskarte gar nicht mehr zum Ausdruck. Das allein garantirt schon die Richtigkeit der im Buchhandel erscheinenden Blätter.

Trotz der großen Erleichterung, welche die Einfachheit und praktische Zusammenstellung des Aufnahmeinstruments dem Topographen gewährt, bleibt sein Pensum ein sehr hohes. Die Dienstinstruktion legt ihm zehn Arbeitsstunden täglich auf; aber in jedem etwas schwierigen Terrain ist noch ein Mehr nothwendig. Aus den zehn Stunden werden zwölf, auch vierzehn, die passendste Illustration zu dem behaglich-ritterlichen Nichtsthun, das man dem Offizier so vielfach andichtet. Die glühende Sommerhitze, die Anstrengung der Kopfnerven bei dem unausgesetzten Sehen durch das Fernrohr, auf flimmerndes Metall oder blendend weißes Papier, sind die angenehmen Zuthaten. Der Transport des Tisches und des Instruments bergauf, bergab ist's nicht minder.

Nicht selten beginnt der Topograph im Hochsommer, wie der Schnitter, um 3 oder 4 Uhr früh sein Werk und kehrt erst mit sinkender Sonne heim. Von einer Mittagspause kann nicht die Rede sein; denn sie würde für die Nachmittagsarbeit untüchtig machen. Meist liegt auch das Quartier zu weit entfernt, um es zu erreichen. So lagert er sich, wenn die Sonne im Zenith steht, mit dem treuen Scherasmin unter das Dach seines Schirms, und beide theilen ein frugales Frühstück.

Von all diesen Fährlichkeiten und Mühsalen hatte Herr von W..... eine leise Vorahnung. Außerdem versuchte er, soweit der holprige Weg und die tolle Fahrt eine Ueberlegung gestatteten, sich in Gedanken noch einmal die Handgriffe an seiner Kippregel klar zu legen, und das wollte nicht recht glücken. Es schwebte ihm eine unheimliche Anekdote von dem Fadenkreuz im Fernrohr in dunkler Erinnerung vor, aber leider konnte er sich nicht auf den näheren Zusammenhang besinnen. Die Sache fing an, ihn zu beunruhigen. Bei der vierzehntägigen Vorübung, welche alle Topographen gemeinsam unter Leitung ihres Vermessungsdirigenten durchgemacht, hatte unmerklich die Kenntniß des einen der Unkenntniß des andern über den Berg geholfen. Jetzt erst ward er mit Schreck inne, daß er auf Meilenweite allein sei und und niemand fragen könne — ganz allein mit der ränkevollen Kippregel und ihren vielen Schrauben, denen man das Schlimmste zutrauen kann. Eben, wie er das bedachte, fuhr sein Wagen in ein tiefes Loch hinein, und in dem Ledersutteral ließ sich ein drohend hämisches Klirren vernehmen, ganz als ob die Kippregel sagen wollte: „nimm Dich in Acht vor mir."

Von solchen beunruhigenden Zweifeln gequält, zeigte sich unser Held beim Empfange im neuen Quartier ziemlich verwirrt. Schnell suchte er der ländlich-breitspurigen Gastfreundlichkeit seiner Wirthsleute zu entgehen, und im nächsten Augenblicke, wo er allein in seinem Stübchen war, ging er sofort daran, seine „eigenen" Kenntnisse zu probiren. Mit fieberhafter Hast holte er die Kippregel hervor und sah hinein. „Alle Wetter, sollte es hier zu dunkel sein;" er konnte beim besten Willen kein Fadenkreuz im Fernrohr entdecken. Was hatte das zu bedeuten? Ganz gewiß gab das eine Giebelfensterchen seines Gemachs zu wenig Licht. Damit tröstete sich v. W..... zuletzt. Dann stand sein Entschluß fest. Klarheit mußte er jedenfalls haben, er rief also seinen treuen Burschen Neumann und erklärte ihm rund heraus, daß die Vermessungsarbeiten noch diesen Abend beginnen müßten. Neumann, der inzwischen in der Küche dampfende Schüsseln rekognoszirt, aber noch nichts gegessen hatte, war damit augenscheinlich unzufrieden. Er erkannte seinen Herren in diesem Eifer gar nicht wieder, sagte sich aber, daß das Topographiren gewiß ein höchst eigenthümliches Geschäft wäre, was den Menschen wohl verändern könne, und rüstete sich brummend aus.

Unser Held hatte gehofft, ungesehen ins freie Feld zu entkommen, aber wehe! Vater hatte sich schon die lange Pfeife, Mutter das Strickzeug herbeigeholt, die sechs jüngsten Kinder dachten durchaus nicht daran, den seltenen Gast mit seinen abenteuerlichen Messinggeräthen aus den Augen zu lassen. Selbst „Wasser", „Feldmann" und „Packan" waren bereit, und die ganze Karawane setzte sich mit dem Armen in Bewegung, der sich vorkam wie ein Uebelthäter, den die Polizei auf den Schauplatz seiner Verbrechen führt, um ihn dort zu hängen. Die Kinder hielten sich vornehmlich an Neumann, der mit Platte, Tischgestell, Latte, Kippregel und Schirm aussah wie ein wandelndes Vorgebirge, und den sie selbstredend von allen Seiten betasten mußten, ob das Ganze auch Wahrheit und nicht blos Einbildung sei.

Herr v. W..... wurde immer kleinlauter, je näher sie dem Feldstück kamen, auf welchem sich allenfalls die ersten Probemessungen vornehmen ließen.

Als es viel zu früh erreicht war, konnte er nun nicht umhin, hastig seinen Tisch aufzustellen und die Kippregel dazu. Neumann ging gravitätischen Schritts mit der Latte davon. Jetzt war er weit genug und der entscheidende Augenblick gekommen. „Halt!" kommandirte v. W....., dann sah er durchs Glas, aber der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn. Hier war kein Giebelfenster schuld, und dennoch sah er auch hier kein Fadenkreuz. Er schrob, er wischte und drehte; er wurde immer verlegener, von einem Fadenkreuz entdeckte er keine Spur.

Vergeblich sah die ganze Familie ins Fernrohr, vergeblich hob Papa seine sechs Jüngsten zu dem boshaften Ocular empor, sie machten alle verdutzte Gesichter; kein Genius stieg vom Himmel herab, um dem armen Verlassenen sein Fadenkreuz zu suchen.

Wie in allen verzweifelten Lagen, machte es v. W..... auch dieses Mal. Er rief seinen Burschen Neumann und rüffelte ihn tüchtig wegen unvorsichtiger Behandlung der Kippregel, die er irgendwo gestoßen oder beleidigt und damit ihre Rache heraufbeschworen haben müsse. Neumann guckte gleichfalls ins Glas. Mit der dümmsten Miene von der Welt sah er dann aber wieder auf und ließ die Flut von Liebesnamen, die sein Herr ausschüttete, ruhig über sich ergehen. Es war nicht zu leugnen, daß das Fadenkreuz wirklich fort sei, und Schuld hatte er ein für allemal bei solchen Unfällen, das wußte er längst.

Vergebens suchte der Gastfreund zu trösten, er habe noch eine alte Meßkette auf dem Boden, man könne es ja wohl einmal auch ohne Fadenkreuz versuchen; Herr v. W..... packte sein Geräth zerknirscht wieder zusammen. Er ahnte, daß er nur eine Konfusion gemacht habe; aber er konnte deren Kern nicht finden. Er fühlte sich vor der versammelten Familie unauslöschlich blamirt und gerieth in die höchste Aufregung. „Unzweifelhaft glauben sie von Dir, daß Du das Vermessen nur nicht verstehst," das sagte er sich einmal über das andere.

Noch in der Nacht fuhr er alle Augenblicke von seinem Lager auf, zündete Licht an und sah durch die Kippregel gegen die Flamme. Da schien's ihm auch, als flimmerte das Fadenkreuz unstät, einer Vision gleich, über die Fläche des Fernrohrglases. Jubelnd wollte er aufspringen und vor Freude das ganze Haus wecken — doch wehe, gleich darauf war's wieder verschwunden, und so blieb es.

Am anderen Morgen schrieb er den verhängnißvollen Brief an seinen Dirigenten. Er ahnte, daß es ein Geständniß seiner Unwissenheit sein würde. Dann folgten acht Tage der Unthätigkeit und Verlegenheit. Das einzige, was v. W..... nun thun konnte, war, täglich in der Mittagsstunde bei 25 Grad im Schatten dem Postboten entgegenzugehen. Endlich kam der Brief mit dem Dienstsiegel. Zitternde Finger brachen ihn hastig auf — doch was stand darin? Nichts als die denkwürdigen Worte: „Gewiß haben Sie aus Unvorsichtigkeit beim Durchsehen durch das Fernrohr mit der Stirn gegen die Lupe gestoßen und dieselbe zu tief ins Fernrohr hineingeschoben; ziehen Sie so lange wieder heraus, bis das Fadenkreuz zu sehen ist."

Digitized by Google

Unserem Helden fiel es wie Schuppen von den Augen. „Aber, Adolph, so klug hättest Du auch selbst sein können!" rief er aus und schlug sich mit der flachen Hand vor den Kopf. Nun war alles so gekommen, wie es sein braver Professor ihm vorher gesagt. Jetzt entsann er sich auch deutlich jener Stunde, in der er so unmäßig gelacht hatte — rächendes Geschick, es hatte ihn ereilt.

Hals über Kopf stürzte er nach Hause, und noch an demselben Nachmittage war er in vollster Thätigkeit. Abends bei Tisch war er ehrlich genug, seinen Irrthum einzugestehen, und der Gutsbesitzer machte vor Freude über die ihm gepriesene Weisheit des Vermessungsdirigenten sofort eine riesenhafte Bowle, von welcher v. W..... am andern Morgen Kopfweh hatte. Allein was that's, das Fadenkreuz war ja da und konnte nicht mehr entwischen, was sollte jetzt noch am glücklichen Ausgang zweifeln lassen?

Erst nach einigen Tagen ward er inne, wie langsam die Arbeit fortschritt; oft traten neue Zweifel an seine Wissenschaft heran, Messungen mußten wiederholt werden, jeder Tag lieferte nur ein ganz winziges Stückchen Aufnahme, und die Platte erschien ihm allgemach so groß wie das Mittelmeer. Immer fieberhafter wurde seine Arbeit. Erst hatte er um 6 Uhr begonnen, dann fing er um 5, um 4, um 3 Uhr an, und nur die sinkende Sonne ließ ihn rasten. Neumann verschwand oft mit der Latte in irgend einer unergründlichen Tiefe, mußte gesucht werden und bekam in acht Tagen ein wahres Konversationslexikon von Schmeichelworten zu hören. Alles half nicht. v. W..... begann unruhig zu schlafen; in seinen Träumen topographirte er die ganze Nacht hindurch weiter. Die schlimmsten Visionen plagten ihn unablässig. Wie langbeinige Spinnen kamen alle die Signale, die er tagüber fortwährend durchs Fernrohr gesehen, leise und unheimlich über seine Bettdecke daher. Sie nickten ihm hämisch zu und winkten ihm, er solle sich keine Mühe geben, er werde sie nie erreichen. Seine Kippregel klapperte dazwischen. Sie faßte das große Thurmsignal erster Ordnung, das im nächsten Forst stand, vergnüglich unter den Arm und beide tanzten einen teuflischen Reigen um den armen W....., der nicht erwachen konnte. Auch Neumann mit der Latte gesellte sich dazu und kroch schneckenähnlich über die Berge. Alle Wuth aber, ihn zu beschleunigen, blieb vergeblich. Er sah und hörte nicht. Die Platte wuchs riesengroß, ringsum erblickte der Träumer nichts als schneeweißes Wattmann-Papier, das seiner harrte.

Unser Held merkte, daß er an der Krankheit leide, von der er oft gehört und welcher thatsächlich keiner seiner Genossen je entgangen ist, am „Topographenfieber". Es ist die natürliche Folge der Ueberanstrengung und der bei jedem neuen Zweifel peinigenden Unruhe.

Doch alles hat seine Grenze, selbst der Diensteifer eines vermessenden Husarenlieutenants. v. W..... ergab sich allmählich in sein Schicksal und beschloß, ruhiger zu arbeiten, sollte er selbst den Zorn seiner Vorgesetzten tragen und für immer aus den heiligen Hallen des Generalstabsgebäudes verbannt werden.

Mit der Ruhe wuchs die Routine, und nach einigen Wochen kam v. W..... strahlend nach Hause. Zum ersten Male hatte er etwas mehr als das vorschriftsmäßige Tagespensum leisten können. Ja, eines Abends gestand er sich sogar ein, daß er sein Geschäft schon liebte, eben so wie er es zuerst verwünscht hatte. Und wirklich hat die topographische Arbeit, so schwer sie auch sein mag, viel Anziehendes. Vor allem ist's der unausgesetzte Verkehr mit der Natur. Man sieht wie der Jäger den Tag entstehen und sich wieder neigen, die Welt erwachen und einschlummern. Tausend Beobachtungen, an die man sonst nicht dachte, drängen sich dem Auge auf, das täglich mehr Empfindung für die plastische Gestaltungskraft der schöpfenden Allmacht gewinnt. Die Messungen zwingen zu scharfer Aufmerksamkeit. Und dazu kommt das Gefühl, täglich ein Stück Arbeit für ein unvergängliches Werk vollendet zu haben. Täglich eröffnet man sich ein neues Gebiet, das man bis dahin von fern sah und für welches man schon Interesse gewonnen hat. Da schwinden auch die egoistischen Motive, die Rücksicht darauf, daß die Verbindung der topographischen Abtheilung mit dem großen Generalstabe die Thür zu der von allen Soldaten begehrten Karriere öffnet*). Da wird die Sache selbst die Fessel für Geist und Arbeitskraft.

Die kühleren Herbsttage mit ihren zarten Farben und der wunderbar klaren Luft, mit ihren bunten Schatten und ihren Nebeln sind immer besonders schön, sie wirken auf die poetischen Gemüther. Das empfand auch unser Held. Bei ihm aber kamen noch andere Motive dazu. Er wohnte seit Wochen nicht mehr im kleinen Giebelstübchen, sondern in dem schimmernden Dynastenschlosse eines reichen Barons. Komfortable Lebensart, elegante Umgebung, Verkehr mit feingebildeten Leuten entschädigten ihn für die Mühen und Lasten des Tages. Und der Baron hatte auch eine Tochter, ein schönes Mädchen mit langen blonden Locken und tiefblauen Augen. Auch sang und spielte sie wundervoll. Für unseren Helden wurden es genußreiche Stunden, wenn er des Abends im hohen Gartensaal der Schönen gegenübersaß und ihren Tönen lauschte. Er fand bald, daß es nichts Anziehenderes geben könne als topographische Arbeiten.

Was Wunder, daß er bei dem Behagen, das er fühlte, zuletzt auf dem freundschaftlichsten Fuße mit seinem gesammten Vermessungsgeräth stand. Seine Kippregel liebte er ordentlich wie eine Taschenuhr, die man dreißig Jahre in Leid und Freuden getragen hat. Er rühmte ihr jetzt alle nur möglichen Vorzüge nach. So kam es, daß er in der letzten Nacht, ehe er Abschied nahm und nach Beendigung seiner Aufnahme gen Berlin reiste, wieder von ihr träumte. Doch ganz anders war dieser Traum wie der erste. Jetzt klang und klirrte sie nicht höhnisch. Nein, er ging friedlich hinten im Park zwischen stillen Blumen und Gemüsebeeten im Herbstsonnenschein spazieren, und sie hing an seinem Arm. Wehmüthig sagte sie: „Sie wollen mich nun wirklich verlassen, wie schade ist's! Mir war Ihre Gesellschaft so lieb geworden; nun werde ich wieder einsam sein." Wehmüthig schaute er sie an, und wie er länger und länger den Blick auf ihr ruhen ließ, veränderte sie sich wunderbar und nahm das Gesicht des schönen Schloßfräuleins an, das traurig zu ihm aufsah. Da übermannte ihn das Mitgefühl, und er breitete die Arme aus, um seine messingne Freundin energisch ans Herz zu schließen. Aber in demselben Moment erwachte er und — mußte herzlich lachen. Doch er wurde wieder ernst, als er bedachte, daß zwar nicht seine Kippregel, wohl aber seine lebende junge Freundin, das Töchterlein des Hauses, trotz des Glanzes, der sie umgab, wirklich außerordentlich einsam sein würde, wenn er wieder fort war. Ein Seufzer rang sich aus seiner Brust. Es peinigte ihn ein Gedanke, auf den er bisher noch nicht verfallen war. „Ob sie Dich wohl liebt?" fragte er sich nun unablässig. „Es wäre dann ein schändlicher Verrath, sie zu verlassen — nimmermehr soll das geschehen!"

Und wie es sich nun zufällig so traf, daß das Fräulein ihn heute beim Abschiedsspaziergang zu ganz derselben Stelle, an das Ende des Parks führte, von welcher er nächtens geträumt hatte, da brach das Eis, das bisher sein Herz umschloß.

„Sie wollen uns nun wirklich verlassen?" begann sie, aber er ließ sie nicht mehr zu Worte kommen, denn er wußte ja schon alles weitere. Er umarmte sie vielmehr lieber sogleich, und da sie von Fleisch und Bein, nicht von kaltem Metall war, so küßte er sie auch herzlich auf den Mund. „Nein, wir bleiben ewig zusammen!" Das war alles, was er in der Eile betheuern konnte.

Als er im Winter in Berlin seine Meßtischplatte sauber und zierlich auszeichnete, saß seine schöne junge Frau schon neben ihm und rieb die schwarze Tusche mit einem Eifer ein, als gälte es Gold zu machen. Im Frühjahr aber, wie er mit allem fertig war, nahm er mit einer Thräne von seiner treuen Kippregel und den wohlgeschwungenen Niveaulinien Abschied, in deren Gewirr er erst sein Fadenkreuz und dann sein Herz verloren, beides aber wiedergefunden hatte. Das ist das Ende von des Topographen Leiden und Freuden.

W. v. Dünheim.

*) Jetzt ist die Vereinigung der topographischen und trigonometrischen Abtheilung zu einem Bureau der preußischen Landesaufnahme im Werke, doch werden auch künftighin die Beziehungen dieses Instituts zum Generalstabe immer sehr nahe bleiben.

Digitized by Google

Das Kreuz im Gebirge.

Nach seinem Gemälde gezeichnet von B. Wolfe.

Digitized by Google

Der erste deutsche Kalendermann.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Novellistisches Kulturbild von B. L.

Es ist wahrscheinlich nur wenigen unserer Leser bekannt, und diese wenigen haben vielleicht nicht einmal daran gedacht, daß in diesem 1875. Jahre ein alter getreuer Hausfreund aller Welt sein Jubiläum feiert, der es wohl verdient, daß seines Ursprunges in Ehren gedacht werde. Dieser Hausfreund ist niemand anderes als der Kalender. Unter dem Titel Kalendarium novum erschien 1475 in Nürnberg das erste in Deutschland gedruckte Buch dieses Namens, zu gleicher Zeit deutsch und lateinisch in Quarto; am Schlusse des lateinischen Exemplars finden sich die Worte: ductu Joannis de Monte regio, am Schlusse des deutschen die: M. Johann von Königsperg.*) Dieser erste Kalender ist bestimmt, die Bedürfnisse unserer Vorfahren auf eine lange Reihe von Jahren zu befriedigen; sie erhielten nicht, wie wir, alle Jahre ihren neuen Almanach, sondern das Werk war auf drei aufeinanderfolgende Cyklen von je 19 Jahren, 1475—1493, 1494—1512 und 1513—1532 berechnet und eingerichtet. Da die in Nürnberg gedruckten Exemplare bei weitem dem Bedürfnisse nicht genügten, so erwarben sich Venedig und Augsburg das Verdienst, seine Verbreitung durch Nachdruck zu fördern. Nun könnte man zwar wohl eine Lebensgeschichte des Jubilars selbst zu seinem Jubiläum schreiben, wie es die Sitte mit sich bringt, und sie würde gewiß viel Interessantes zu Tage fördern; allein da dies heute nicht in unserem Plane liegt, so müssen sich unsere Leser begnügen (und wir hoffen, es wird sie nicht gereuen), etwas aus dem Leben und der Wirksamkeit seines Vaters und Erzeugers, des ehrenwerthen hochgelehrten Herrn Magister Johannes Müller von Königsberg (Joannes von Kungsperg, Küngsperg, Könsperg, Köngsberg, Kunisperger, Kunsperger, Künisperger, Joannes Regiomontanus oder de Monte Regio) zu erfahren. Gemeint ist das Städtchen Königsberg in Unterfranken, bei Haßfurt, ein Flecken von etwa 1000 Einwohnern in der alten Grafschaft Henneberg, seit 1826 sachsen-coburgisches Besitzthum, mit einem alten Dynastenschlosse. Dort wird noch Regiomontans Geburtshaus gezeigt, dort führt eine Schule seinen Namen, auch ein in der Umgegend gebauter Wein heißt Vinum Regiomontanum, und seit 1871 besitzt das Städtchen auch ein Denkmal seines großen Sohnes.

I.

Es war im Sommer des Jahres 1471, an einem Tage des Junimonds, da zog auf der großen Handels- und Heerstraße von Leipzig nach Nürnberg eine kleine Karavane der letzteren Reichsstadt zu. Es war ein lauer schöner Sommerabend nach einem heißen Tage; die Thürme der Stadt zeigten sich schon in ziemlicher Nähe am Horizonte. Die Karavane bestand aus vier Rossen und zwei Männern. An der Spitze ritt ein Mann in der Blüte der männlichen Jahre, dessen Tracht und ganze Haltung den Gelehrten nicht verkennen ließ; ihm folgte ein alter Diener in fremdländischer Tracht, mit dem er dann und wann in fremder Sprache einige Worte wechselte, er führte an der Halfter zwei Saumrosse, die mit Gepäck beladen waren, und zwar trug eines die gewöhnlichen Mantelsäcke und Koffer, in denen man die Kleider und Reisebedürfnisse zu transportiren pflegte, das andere eine Anzahl größere und kleinere Kisten, die mit großer Sorgfalt gegen die Unbilden der Witterung geschützt und so befestigt waren, daß sie möglichst wenig Erschütterungen ausgesetzt sein sollten.

Als sie in der Nähe der Stadt angelangt waren, stieg der Gelehrte von seinem Pferde und wandte sich etwas nach der Seite der Straße, wo an einem von Rasenplatz mit Gebüsch umsäumten Weiher sich ihnen ein angenehmer Aufenthalt zur Ruhe bot. Hier überließ er sein Thier dem Diener und warf sich in das Gras, wie es schien, in tiefes Nachdenken versunken. Bald aber ward dieses gestört durch das Erscheinen einer lärmenden Knabenschar, die plötzlich auf einem kleinen Boote um die Ecke eines Gebüsches herum ruderten und in seiner Nähe, ohne daß sie ihn bemerkten, ans Land stießen. Ein schlanker feiner Knabe mit wallendem blonden Haar sprang mit einem kühnen Satze ans Land, und pflanzte eine Fahne, die er in der Hand trug, am Ufer auf. „Hier haben wir ein unbekanntes Land entdeckt," rief er mit lauter Stimme, „und nehmen es in Besitz; wir müssen ihm einen Namen geben. Wie soll es heißen?"

Seine Gefährten, die ihm inzwischen nachgekommen waren, schrieen: „Wir nennen es nach Deinem Namen, Martin, es muß Behaim heißen."

„O bewahre," entgegnete der Knabe, „so heißt schon ein Land, wo meine Vorfahren hergekommen sind, es muß einen neuen Namen haben!"

Während nun die Knaben auf allerlei Namen für das neuentdeckte Land riethen, wurden sie mit einem Male des fremden Dieners gewahr, der die Pferde in einiger Entfernung ruhen ließ, und dessen ausländische Tracht die Aufmerksamkeit der munteren Schar auf sich zog. Sie versammelten sich um ihn und staunten ihn an; auf ihre Frage hatte er nur ein Kopfschütteln, indem er ihnen zu verstehen gab, daß er die Sprache nicht verstehe. Er wies mit dem Finger auf den am Saume des Gebüsches gelagerten Gelehrten; allein dieser imponirte durch seine Würde den Knaben zu sehr, als daß sie sich ihm genähert hätten. Er mußte zu ihnen kommen; und das that er, und sprach in gutem Deutsch, obwohl mit etwas fremdem Accent, sie freundlich an.

„Ihr möchtet wohl gern wissen, Ihr Kinder, was das für ein Landsmann ist? Ja seht, der ist gar weit her; er ist mein Diener, und ich habe ihn aus dem Ungarlande mitgebracht, ganz hinten an der Grenze der Türkei."

„Wir wissen wohl, wo Ungarn liegt," sagte keck der blonde Anführer der Schar; „es ist gar nicht so weit; ich denke, wenn ich groß werde, will ich wohl weiter in der Welt kommen."

„So so," entgegnete lächelnd der Gelehrte, „das ist ein guter Vorsatz. Ich habe eben gehört, daß Ihr heute schon eine weite Fahrt gemacht und ein neues Land entdeckt habt."

„O, das war nur Spiel," antwortete der Knabe; „ich hoffe aber, einst wirklich auf die See zu gehen und neue Länder aufzusuchen."

„Das ist ein wackerer Vorsatz, mein Sohn; was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten. Wenn Du auf das Meer willst, so mußt Du aber Schifffahrtskunde und die edle Kunst Mathematika erlernen, denn ohne diese würdest Du nicht weit in der Welt kommen."

„Die lerne ich schon," entgegnete der Knabe; „ich habe hier auch einen Kompaß, wie sie bei uns in Nürnberg gemacht werden. Ich habe mir selbst das Geld gespart, um ihn mir zu kaufen."

„Das ist brav, mein Sohn. Siehe, das freut mich, da sind wir Kunstgenossen. Ich bin auch ein Mathematiker und habe mich viel mit der edlen Nautika beschäftigt."

„Seid Ihr schon auf der See gewesen?" fragte zutraulicher geworden der Knabe.

„Das nicht, mein Sohn, wenigstens nicht auf größeren Reisen, aber weit in der Welt umher bin ich gekommen, und weiß auf den Meeren und an den Küsten gut Bescheid, denn ich habe viel in der Geographie gearbeitet. Aber sage mir doch, wie heißest Du, und wo bist Du her?"

„Ich heiße Martin Behaim," erwiderte der Knabe, „und mein Vater ist ein Tuchhändler hier in Nürnberg, aber er hat viel mit den Niederlanden zu thun, und dorthin will er mich

*) Es soll schon ein Kalender desselben Verfassers von 1473 existiren, aber nachgewiesen ist seine Existenz nicht; der 1474 für 1475 zugleich in Nürnberg und Venedig gedruckte ist ein xylographisches Kunstwerk von höchster Seltenheit; es sollen sich nur 5 Exemplare davon noch vorfinden. Bereits bei seinem Erscheinen soll er mit 12 ungarischen Goldgilden bezahlt worden sein; jetzt wäre er unter die unschätzbaren Kleinodien zu rechnen.

Digitized by Google

schicken, wenn ich erwachsen bin. Die Niederlande aber liegen am Meer, und dann will ich zu Schiffe und auf Entdeckungen ausgehen."

„Mein lieber Martin," sagte freundlich der Gelehrte, indem er die Hand auf den blonden Scheitel des Knaben legte, „Gott gebe Dir Kraft, daß Du ausführen kannst, woran Du denkst. Da ich längere Zeit in Deiner Vaterstadt zu bleiben gedenke, so hoffe ich näher mit Dir bekannt zu werden, und kann Dir manches zeigen, worüber Du staunen wirst. Siehe, in jenen Kisten, die das Pferd trägt, sind lauter Instrumente, die für die Seefahrer bestimmt sind, und die ich selbst erfunden und ausgedacht habe. Und viele Bücher von Seefahrten aus den Zeiten der alten Griechen, die ich mir in Italien abgeschrieben habe, und die ich nun in Deutschland bekannt machen will."

„O wenn Ihr bei uns bleibt, dann müßt Ihr mir erlauben, daß ich Euch besuche und Eure Schätze ansehe."

„Gewiß, mein Sohn, das soll mich sehr freuen, einen so wißbegierigen Knaben bei mir zu sehen. Aber heute ist mir darum zu thun, von der Reise auszuruhen und in eine gute Herberge zu kommen. Könntest Du wohl mich und meinen Diener in eine solche führen?"

„O wie gern," rief der Knabe, „will ich Euch in die beste Herberge geleiten, und wenn Ihr Euch die Stadt besehen wollt, will ich Euch als Führer dienen."

Die kleine Schar, gefolgt von Martins Genossen, machte sich nun nach der Stadt auf, und der Gelehrte ward in die vornehmste Herberge der Stadt geführt. Martin Behaim versprach ihm, am folgenden Morgen bei ihm vorzusprechen und ihm als Führer in der Stadt zu dienen.

II.

Der Knabe stellte sich pünktlich am andern Morgen ein, wurde von dem Gelehrten freundlich aufgenommen, und war ganz Auge und Ohr, als dieser ihm einige seiner Instrumente und Manuskripte zeigte und erklärte. Er erzählte seinem jungen Freunde, daß er lange in Italien und Wien zugebracht und zuletzt bei dem großen Könige Matthias Corvinus von Ungarn gelebt und viele gelehrte Werke geschrieben habe. Nun wolle er diese gern drucken und dazu die nöthigen Tafeln und Instrumente fertigen lassen; deshalb habe er sich nach Nürnberg gewendet, weil hier große und berühmte Buchdruckereien und gute Künstler und Zeichner seien. Vor allen Dingen aber müsse er einen Mann aufsuchen, der auch aus Ungarn nach Nürnberg gezogen sei und sich hier niedergelassen habe; an den habe er Grüße und Empfehlungen und der solle ihn in Nürnberg mit Leuten bekannt machen, die ihm für seinen Zweck förderlich sein könnten. Das sei ein sehr geschickter Goldschmied, Namens Hans Dürer; ob sich Martin wohl getraue, den aufzufinden und ihn zu ihm zu führen?

Den Meister Hans Dürer, entgegnete der Knabe, kenne in Nürnberg jedes Kind; der sei ein gar angesehener und geschätzter Mann, und mit vielen Gelehrten im Verkehr; der wohne im Pirckhaimerischen Hause, und zwar hinten hinaus nach der Winklergasse, zu dem wolle er ihn sogleich führen. Allein wenn er einen guten Mathematiker besuchen wolle, so könne er ihn zu einem gar reichen und angesehenen Manne führen, der heiße Herr Bernhard Walther, und wohne am Markte, nur zwei Häuser von seinem Elternhause. Der habe sich in seinem Hause eine eigene Sternwarte eingerichtet, und beschäftige sich Tag und Nacht mit der Astronomie, habe auch viele gute Künstler, die er bezahle und die ihm seine Instrumente fertigen müßten. Er sei sein besonderer Gönner und lasse ihn öfter zu sich kommen, zeige ihm Landkarten und Globen und allerlei Instrumente, und habe in ihm zuerst das Verlangen wach gerufen, neue Länder zu entdecken.

Der Gelehrte erklärte dem Knaben, es werde ihm sehr lieb sein, wenn dieser ihn zu jenem Freunde führe, allein zuerst möchte er doch den Meister Dürer besuchen und ihn um Rath fragen. So machten sich denn die beiden auf den Weg und gingen nach der Winklergasse; fanden auch den Meister Hans in seiner Werkstätte, der den Fremden mit großer Ehrerbietung aufnahm, nachdem dieser ihm einen Brief übergeben.

„Ihr seid also," sagte Meister Dürer, „der große Mathematiker Johannes Müller, von dem wir hier schon viel gehört, den der König von Ungarn so hoch geehrt und so reich belohnt hat für seine Verdienste um die Wissenschaft, und der dem Könige die schöne Bibliothek in Ofen eingerichtet."

„Der bin ich," erwiderte der Gelehrte. „Der edle König hat mir ein schönes Reisegeld von 800 Goldgülden zahlen lassen und mir einen Gehalt auf Lebenszeit ausgeworfen, weil ich für ihn mehrere astronomische Werke geschrieben und ihm in seiner Hauptstadt die Bibliothek eingerichtet habe. Ich wäre wohl auch gern bei ihm geblieben, aber er selbst hat mir gerathen und mich in Stand gesetzt, eine Stadt aufzusuchen, wo große Buchdrucker und gute Künstler seien, und wo ich die Schätze verwerthen könne, die ich auf meinen Reisen gesammelt. Denn ich habe in Italien viele Codices, griechische und lateinische, zusammengebracht, meistens mathematischen und astronomischen Inhalts, die ich zum Theil selbst abgeschrieben und übersetzt habe, die möchte ich nun drucken lassen; dazu muß ich Tafeln anfertigen lassen, und brauche gute Zeichner und Holzschneider; endlich habe ich auch manche Instrumente erfunden, als Astrolabien und Gradmesser, die ich ausführen lassen will, und dazu gehören tüchtige Gelb- und Rothgießer, auch Metall- und Holzschneider und Kunstschmiede aller Art. Nun habe ich gehört, daß in keiner Stadt eine so reiche Auswahl von Künstlern aller Art zu finden sei, als in Nürnberg, und darum habe ich mich aufgemacht und wollte mich bei Euch Raths erholen, an wen ich mich zu wenden habe."

„Da hättet Ihr," entgegnete Meister Dürer, „keine bessere Wahl treffen können; denn wir haben hier große und weltberühmte Druckereien, als da sind Herr Johannes Sensenschmid, und Herr Andreas Frießner, und Herr Heinrich Keser und Herr Friedrich Creußner, vor allem aber Herr Anton Koburger. Der letztere hat wohl eine der größten Druckereien in der Welt, denn er beschäftigt über hundert Personen und 24 Pressen in seiner Werkstatt an der Burg, und seine Söhne müssen ihm sein Geschäft verwalten helfen, weil einer damit nicht fertig werden kann; zu dem will ich Euch führen, denn er ist mein guter Freund und Gevatter*), und wenn einer Eure Werke drucken kann, so ist er es. Und die Tafeln zu denselben können Euch Herr Michel Wohlgemuth oder Herr Jacob Walch reißen, und an Künstlern, sie auszuführen und Eure Instrumente zu gießen, fehlt es auch nicht. Kommt doch herein, werther Herr, und nehmt mit einem kleinen Imbiß vorlieb, und lernt meine Hausfrau kennen; sie ist eine Nürnbergerin, die Tochter meines Lehrherrn, des berühmten Goldschmieds Haller."

Damit führte Meister Hans seinen Gast mit dem Knaben Martin aus der Werkstätte in ein freundliches Wohngemach, wo sie die Frau Dürerin willkommen hieß und eine Kanne Wein herbeiholte. Sie trug auf dem Arme ein Knäblein von kaum drei Monden, den nachmals so berühmten Albrecht Dürer, des Meisters drittes Kindlein.

„Was meint Ihr, Meister," fragte der Gelehrte, „mein freundlicher Führer hier hat mir gerathen, Herrn Bernhard Walther zu besuchen; der sei ein guter Mathematikus und Astronomus und werde mir bei meinem Unternehmen sehr förderlich sein können."

„Ja wohl," entgegnete Meister Hans, „das thut; der ist ein reicher und wohlangesehener Mann; obgleich er nicht zu den Geschlechtern gehört, haben sie ihn doch seiner Gelehrsamkeit wegen in den Rath gewählt; er hat viel in der Stadt zu sagen und ist der Mathematik mit großem Eifer ergeben; steht auch mit allen den Künstlern in Verkehr, deren Ihr bedürft, da er selbst viel Instrumente braucht. Trinkt aber nun Euren Wein aus, so will ich Euch zu meinem Gevatter Koburger führen, daß Ihr das weitere mit dem verabreden könnt."

So gingen die beiden sammt dem Knaben nach der Burg in Koburgers Druckerei. Als dieser aber gehört, welche Werke Herr Johannes Müller mitgebracht und welche Bücher er drucken zu lassen gedenke, da schüttelte er sein Haupt und meinte, zu solchen Unternehmungen sei seine Druckerei doch nicht

*) Er hatte bei Hans Dürers zweitem Sohne Pathenstelle vertreten.

Digitized by Google

reich genug ausgestattet. Griechische Lettern habe er gar nicht, und zu den großen mathematischen Werken gehörten ganz besondere Einrichtungen. Zudem seien seine Kräfte schon aufs höchste angespannt, auf Jahre hinaus, denn er wolle die Bibel, die er habe ins Deutsche übersetzen lassen, mit schönen Bildern verziert für das Volk drucken lassen, und das sei ein Unternehmen, dem er seine ganze Thätigkeit widmen müsse.*) Er habe allerdings über hundert Gesellen, Setzer, Korrektoren, Drucker, Posselirer, Illuministen, Komponisten und Buchbinder, aber diese alle seien auf lange Zeit hinlänglich beschäftigt und auf mathematische Kunst nicht eingeübt.

*) Koburger ist besonders berühmt durch die prächtigen Bibeldrucke, die aus seiner Offizin ziemlich rasch aufeinander hervorgingen. 1475 erschien die Vulgata, 1483 sein Hauptwerk, die deutsche Bibel, künstlerisch reich ausgestattet; überhaupt hat er von 1472 bis 1540 30 Bibelausgaben drucken lassen, 28 lateinische, eine deutsche und eine böhmische.

Von diesem Bescheide war der Mann auch durch keine Bitten abzubringen; es sei unrecht, meinte er, Hoffnungen zu erwecken, die man nicht erfüllen könne; ein ehrlicher Mann verspreche nicht mehr, als er zu leisten im Stande sei. Als ihn der Astronom fragte, ob er wohl meine, daß eine andere Druckerei in der Stadt sich dazu verstehen werde, erklärte er nach einigem Besinnen: annehmen möge es wohl ein oder der andere, aber es zu leisten, sei, wie jetzt der Stand sei, keine bedeutend genug. Und Meister Hans Dürer bestätigte seufzend: wenn Koburger erkläre, die Herstellung dieser Werke übersteige seine Mittel, so werde wohl kaum Hoffnung sein, daß einer der andern der Aufgabe gewachsen sei. So war dieser erste Versuch ziemlich niederschlagend ausgefallen und Herr Johannes Müller kehrte mit stark herabgestimmten Erwartungen in seine Herberge zurück.

(Schluß folgt.)

Am Familientische.

Soll Deutschland chinesische Arbeiter einführen?

Ein Schreiben aus San Francisko.

Jüngst fiel mir eine Berliner Zeitung in die Hände, in welcher allen Ernstes der Vorschlag gemacht war, daß man, um den gesteigerten Anforderungen der socialistischen Arbeiter ein Paroli zu biegen, chinesische Arbeiter in Deutschland einführen solle. Die Leute seien genügsam, fleißig und vor allem um die Hälfte billiger als die aufgehetzten mißvergnügten deutschen Arbeiter. Es komme auf den Versuch an ꝛc.

Wenn es mir gestattet ist, der ich seit Jahren das Leben und Treiben der hiesigen sehr zahlreichen chinesischen Kolonien beobachte, hier ein Wort mitzureden, so möchte ich doch selbst von dem Versuche abrathen. Das Problem ist an und für sich interessant genug, um an der Hand hiesiger Erfahrungen besprochen zu werden, und so mögen Sie mir denn gestatten, daß ich Ihnen mittheile, was ich über das Verhältniß der hiesigen chinesischen Arbeiter zu ihren weißen Herren sagen kann.

„John Chinaman", so nennt man hier die weizengelben Kinder des Blumenreichs der Mitte, ist hier keine beliebte Persönlichkeit. Fragt man warum? so lautet — die Hand aufs Herz! — die Antwort: „Der Chinese arbeitet, er arbeitet zu viel. Es geht uns mit ihm und unseren berechtigten und unberechtigten Vorurtheilen ihm gegenüber etwa wie mit den Juden, die ja auch noch großentheils eine abgeschiedene, nach einer Richtung hin unübertroffen betriebsame Kaste in Deutschland bilden."

Die Chinesen arbeiten, das bedeutet einfach, daß in jedem Erwerbszweig, wo Chinesen sich einnisten, kein Weißer mehr zu konkurriren vermag, daß letzterer gezwungen wird, dem gelben Zopfträger das Feld zu räumen und, will er leben, sich an einem andern Orte anzusiedeln.

Irgend ein Spekulant kommt auf die Idee, seine sämmtlichen Mitbewerber unterbieten zu wollen, indem er eine Anzahl Chinesen anlernt. John Chinaman nimmt grinsend den Antrag an und arbeitet mit seinen Genossen ein halbes und ein ganzes Jahr spottbillig, zu 50 oder 75 Cents den Tag, bis er das ganze Geschäft aus dem Grunde erlernt hat. In dieser Weise haben sich hier die Chinesen der Cigarrenfabrikation ganz bemächtigt. Sie fangen, wenn sie angelernt sind, einfach ein eigenes Geschäft an, und der weiße Geschäftsmann, selbst wenn er chinesische Arbeiter hat, kann gegen den chinesischen Arbeitgeber mit chinesischen Arbeitern nichts mehr ausrichten. Wir rauchen hier nur „chinesische" Cigarren.

Ein anderes Beispiel. Vor Jahr und Tag richtete ein unternehmender Mann eine Seifenfabrik ein und, um recht an den Arbeitslöhnen zu sparen, lernte er chinesische Arbeiter an, die bald in allen Kunstgriffen des Gewerbes zu Hause waren. Allmählich hatte er ein halbes Dutzend Bezopfte in alle Geheimnisse eingeweiht, als diese einer nach dem andern das Geschäft verließen. Nach einigen Wochen fand unser Fabrikant, daß die meisten Grocers (Krämer), die ihren Bedarf bisher von ihm bezogen, keine Seife mehr bei ihm kauften. Die Sache lag ganz einfach. Seine ehemaligen Chinesen hatten in Kompagnie mit ihren Ersparnissen eine Seifenfabrik errichtet und lieferten ihr Produkt um ein Drittel billiger als ihr ehemaliger Herr. Er kämpfte noch ein paar Monate gegen die chinesische Konkurrenz und mußte dann sein Geschäft schließen. Er ist jetzt Lohnkutscher.

Im Blechwaarengeschäft macht John Chinaman gleichfalls ausgezeichnete Fortschritte, und seine Pfannen, Kessel und dergleichen unterscheiden sich in nichts von den Arbeiten weißer Klempner. Für Luxusschuhe, Pantoffeln, Ballschuhe hat John ebenfalls eine große Vorliebe gefaßt, und chinesische Agenten, welche mit Proben ihrer Leistungen in Privatwohnungen hausiren und Bestellungen suchen, sind nichts Seltenes mehr. Meine Töchter tanzten im verflossenen Winter in „chinesischen" Schuhen.

Die Anfertigung von Kleidern für Modewaarenmagazine (Stores) ist fast gänzlich in die Hände von Chinesen übergegangen, und man rechnet, daß im hiesigen Chinesenviertel nicht weniger als 1400 Nähmaschinen, welche sämmtlich Chinesen gehören, in Thätigkeit sind. Nur die feinere Näharbeit wird noch von Weißen besorgt, alle übrige Arbeit holen sich die Chinesen zugeschnitten aus den Magazinen und nähen dieselbe herzhaft im Hause zusammen, wobei das zarte Geschlecht tüchtig mithelfen muß. Die Preise sind derart gestellt, daß es keinem Weißen auch nur einfällt, Konkurrenz zu machen. Beispielsweise wird von ihnen das Dutzend Ueberziehhosen (overalls) zu $2\frac{1}{2}$ Dollars genäht, wobei sie noch Taschen und Knöpfe liefern müssen. Ist eine deutsche Näherin im Stande, dieses zu leisten?

Selbstverständlich wäre es für die Chinesen unmöglich, so billig zu arbeiten, wenn ihr Lebensunterhalt nicht so billig wäre. Wie sie leben, so kann kein deutscher Arbeiter existiren; die Phrase vom „menschenwürdigen Dasein" läßt das nicht zu, und wir wünschen auch aufrichtig keinem einzigen Arbeiter in der alten Heimat eine Existenz, wie hier sie John Chinaman führt. In den chinesischen Restaurants an der Jacksonstraße, wo mittags die Bezopften in großen Scharen eintreffen, kostet die Mahlzeit fünf Cents, wofür eine Schüssel Reis mit einer blassen Idee Schweinefleisch geliefert wird. Aber damit ist der chinesische Arbeiter Jahr aus Jahr ein zufrieden, und für seine Wohnung bezahlt er 25 Cents pro Woche, d. h. er miethet sich eine Schlafstätte in einem überfüllten Keller oder Zimmer.

Spekulative Chinesen, die ein paar Dollars erübrigt, miethen sich im Chinesenviertel ein leeres Zimmer für etwa 8 Dollars monatlich und lassen dasselbe durch einen chinesischen Zimmermann sofort in drei Stockwerke abtheilen, deren allerdings keines so hoch ist, daß ein Mensch darin stehen kann. In jeden Pferch kommen fünf, auch sechs „Schlafburschen", deren jeder pro Woche 25 Cents vorauszubezahlen hat; der Besitzer reservirt sich selbst den elendesten Winkel. Die Rechnung ist einfach, und in zwei Wochen hat der Vermiether seine 8 Dollars heraus, und die übrigen zwei Wochen des Monats repräsentiren seinen Reingewinn. Mit acht bis zehn Dollars im Monate lebt er aber ausschließlich vom Ertrage des einen geistreich getheilten Zimmers herrlich und in Freuden ohne andere Arbeit, als von jedem Schlafburschen pränumerando 25 Cents wöchentlich einzukassiren. Der blutsaugerischste Hausvermiether in Deutschland mit den elendesten Kellerwohnungen ist diesen chinesischen Kollegen gegenüber doch noch ein Engel.

So sieht es mit den chinesischen Arbeitern aus, derart sind die Zustände, welche durch sie herbeigeführt werden, abgesehen von Mißständen anderer Art. Wir haben in Nordamerika die unglückselige „Negerfrage", die trotz aller Emanzipation der Schwarzen noch lange nicht gelöst ist, wir haben nun auch hunderttausend Chinesen auf dem Halse. Möge Deutschland verschont bleiben von der Einwanderung einer fremden Rasse, möge man davon abstehen, sie muthwillig herbeizuziehen!

H. C.

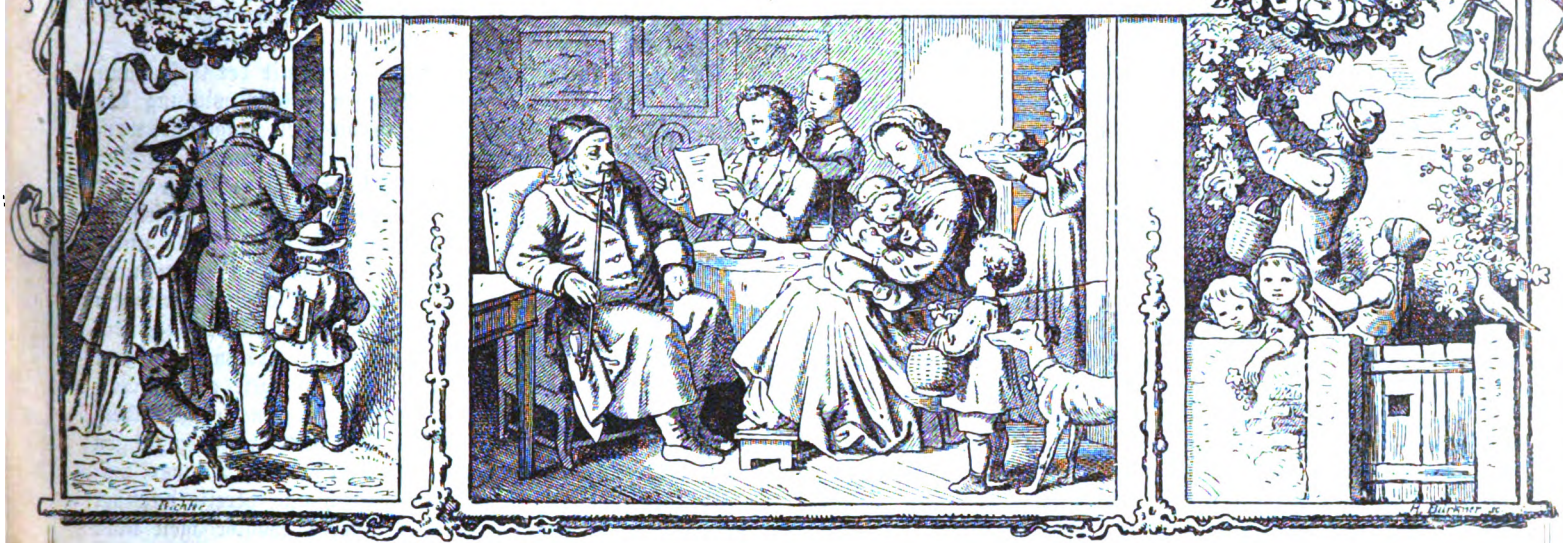
Inhalt: Eleonore. Roman von Alexander Römer. — Eine Gesandtschaftsreise im fünften Jahrhundert. Zu dem Bilde von H. Knackfuß. — Leiden und Freuden des Topographen. Von W. v. Dünheim. — Das Kreuz im Gebirge. Nach seinem Gemälde von B. Woltze. — Der erste Kalendermann. Novellistisches Kulturbild von B. L. — Am Familientische: Soll Deutschland chinesische Arbeiter einführen?

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaktion des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Google

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 9. Oktober 1875. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 2.

Eleonore.

Nachdruck verboten. Ges. v. 11./VI. 70.

Roman von Alexander Römer.

(Fortsetzung.)

III.

Währenddes hatte Eleonore ihr Privatgemach betreten; mit rascher Hand löste sie das schwere Reitkleid und warf es ab, hüllte sich in ein leichtes Morgengewand und setzte sich, den Kopf schwer in die Hand sinken lassend, an den Schreibtisch. Das Porträt ihrer Mutter, ein feines leidenvolles Gesicht, hing über demselben, und mit umflortem Auge und leidenschaftlich bewegten Zügen schaute sie zu dem Bilde auf. „Arme Mutter!“ murmelten ihre Lippen, „Du bist verkümmert unter den Sorgen und Entbehrungen des Lebens, soll ich untergehen im Ueberfluß desselben?“

Bittere Gedanken zogen durch ihren Kopf, gleichgiltig durchflog ihr Auge das Gemach. Es war eine seltsame Einrichtung für das Boudoir einer verwöhnten Modedame. Auf großen Repositorien standen eine Menge Bücher und Folianten in höchst unscheinbaren und abgegriffenen Einbänden; große Holzkasten mit Herbarien- und Käfersammlungen hatten ihren Platz in den Ecken gefunden. Auch der Schreibtisch bot nicht den Anblick, als ob nur rosenfarbene Briefchen daran geschrieben worden, er schien wenigstens ehedem viel benutzt worden zu sein. Jetzt freilich war die Tinte in dem großen Tintenfaß eingetrocknet und das kleine elegante mit den Amoretten von Porzellan daneben nahm seinen Platz gar fremdartig ein in dieser Umgebung.

Eleonore hatte, so jung sie noch war, schon einen grellen Wechsel der Lebensverhältnisse erfahren. Ihr Vater, der einzige Sohn des reichen Kommerzienraths, war diesem sehr unähnlich gerathen, für praktisches weltmännisches Leben ganz untauglich. Ein brennender Durst nach Wissen verzehrte ihn, still, scheu und in sich gekehrt verbrachte er die Tage am liebsten über seinen Büchern, von früh an, und ergab sich immer mehr, je älter er wurde, seinen angestrengten Forschungen besonders auf naturwissenschaftlichem Gebiete. Seine Vaterstadt bot ihm wenig Hilfsquellen, Gelehrtenkreise waren dort nicht heimisch; es zog ihn nach der Hauptstadt. Er erzwang die Trennung vom Vater und den Geschäften des Hauses, deren weitere Leitung ihm dereinst bestimmt war, mit denen er aber nie vertraut geworden, denen er nie einen Funken von Interesse gewidmet. Der Alte dagegen verstand sein Treiben und seine Neigungen nicht und haßte sie. Sie paßten ihm nicht in die seinen, nicht in seine ganze Rechnung. Mit Strenge und Konsequenz suchte er den Sohn von dem „unfruchtbaren Blödsinn“ zu kuriren, indem er ihn damit auf die eigene Kraft anwies und seine pekuniäre Hilfe versagte. Vielleicht wäre der ernste Eifer des gelehrten Forschers von größeren äußeren Erfolgen gekrönt worden, als es leider der Fall war, hätte der Aermste sich nicht selber die Flügel gestutzt, als ihm das Herz auch in einer des Vaters Wünschen entgegengesetzten Richtung einen Streich spielte. Ernst Rambach verliebte sich in ein armes Mädchen und heirathete es; der Alte gab den Sohn auf, ihm war nicht zu helfen.

Während die Welt voll war von den kühnen glücklichen, nur durch kolossale Mittel zu ermöglichenden Spekulationen des Kommerzienrathes, herrschte buchstäblich Mangel in dem Hause des Sohnes. Seine Thatkraft erlahmte, sein hohes Streben zersplitterte sich unter den Mühen des täglichen Broterwerbs für Weib und Kind, eine Bitte an den Vater zu richten, verbot ihm sein Stolz. Die junge Frau starb früh, Ida pflegte die mutterlose Waise und arbeitete treu und rastlos in dem dürftigen Haushalt.

Das Kind war des Vaters einziger Lichtstrahl, es zu sich heran und herauf zu ziehen sein ganzes Glück. Schon früh, lange ehe die Ausdrücke und die Redeweise des Gelehrten ihr verständlich sein konnten, saß die Kleine stundenlang bei ihm in seinem Studirzimmer und merkte auf alles, was er in fast kindlichem Eifer ihr zeigte und zu erklären versuchte. Schon daß sie eine willige und geduldige Hörerin war, machte sein Glück und rasch reifte unter den besonderen Verhältnissen Elco-

Digitized by Google

norens Verständniß und Fassungsgabe. Der arme Einsiedler hatte noch nie jemand gehabt, der ihn begriffen und gewürdigt, auch sein Weib war, von des Lebens Noth erdrückt, flügellahm gewesen; in seines Kindes erwachendem hellen Geiste sah er eine ihm ebenbürtige Natur.

So wuchs sie in seltsamer einseitiger Ausbildung im düstern staubigen Gelehrtenzimmer auf und kannte wenig von der Welt draußen, bis, als sie vierzehn Jahre alt war, der Vater plötzlich am Gehirnschlag starb und der Großvater sich nun doch bewogen fühlte, die ganz verwaiste Enkelin zu sich zu rufen in sein glänzendes Haus.

Er umgab sie mit allem Luxus und Wohlleben, zu dem sein Reichthum ihm die Mittel bot, und das junge Wesen stand wie geblendet in der fremden Zauberwelt. Was nach einer Seite hin in ihrer Erziehung gänzlich vernachlässigt worden, die gefälligen weltmännischen Formen, sollte nun in kürzester Frist eingeholt werden. Tanz-, Musik- und Sprachlehrer thaten ihr Möglichstes und erzielten wunderbare Erfolge. Dies seltsame, in vieler Beziehung frühreife Kind sah mit einem gewissen belustigten Uebermuth auf die närrischen, ihr gegenüber so geschmeidig höflichen Menschen herab; sie kannte aus einer eigenthümlichen Theorie, die die bittere, fast mit Haß gemischte Erfahrung ihres Vaters sie gelehrt, die Spezies „Mensch" genannt, und studirte nun in derselben Richtung praktisch weiter, in der sie bislang aus Büchern sich orientirt. Gedächtniß und Fassungskraft waren durch die bedeutende und frühe Uebung ungewöhnlich geschärft, daneben kamen gerade in dem Entwicklungsalter, wo der Schicksalswechsel sie traf, auch alle ihre natürlichen Anlagen zur Entfaltung, und aus dem altklugen eckigen und ungelenken Kinde war in Kürze eine elegante gewandte Modedame geworden, deren Schönheit, Witz, aber auch spröde Kälte von sich reden machte.

Wie es mit ihrem Gemüth und Herzen bestellt war, darum hatte sich bis dahin nur Ida etwa gekümmert, und auch sie fand erst jetzt Grund, mit Ernst darum zu sorgen. Eleonore hatte den Vater freilich geliebt, Zärtlichkeiten waren indes unter ihnen nicht getauscht, von weichen Gefühlen nie die Rede gewesen. Es war ein ernstes Verkehren zwischen Vater und Tochter; des ersteren Hauptstreben, die Treibhausfrucht dieses jungen Geistes zu zeitigen, weil seine ungeduldige Sehnsucht nicht warten mochte; des Kindes Haupttrieb Ehrgeiz. Die zarte Blüte der Liebe keimte und wuchs wohl mit, doch nur spärlich und kümmerlich. Das Menschenherz ist aber durch Liebe für Liebe geschaffen, und die Natur läßt sich ihr Recht nie gänzlich rauben. So fiel denn auch ein plötzlicher, ein brennender und sengender Strahl in diese junge, so seltsam zubereitete Seele.

Als der Großvater das in tiefe Trauergewänder gehüllte Kind der neuen Heimat zuführte, war ihnen Otto v. Waldburg als der erste dort begegnet und von dem Kommerzienrath aufs herzlichste begrüßt und der Enkelin vorgestellt worden. Die Familien Waldburg und Rambach waren von Alters her befreundet, und die Leute wollten eine ganz besondere Bevorzugung des jungen Edelmannes, dem die Majoratsansprüche und ein großes Vermögen durch den Tod eines kinderlosen Oheims erst kürzlich zugefallen, von Seiten des alten Rambach in neuerer Zeit, kurz vor Eleonorens Ankunft bemerkt haben, während man früher von solcher Zuneigung nicht gerade viel gewahrt. Otto interessirte das fremde Kind mit den merkwürdigen tiefen und klugen Augen; sie dagegen beachtete anfangs weniger ihn als seinen Hund. Rolf war ihr Freund vom ersten Augenblick an. Sie spielte und verkehrte mit dem Thier, als ob sie seine Sprache spräche und in besonderer Weise in die Geheimnisse seiner Thiernatur eingeweiht sei. Waldburg begann sich angelegentlich mit ihr zu beschäftigen, ihre schnellen Fragen und Antworten belustigten ihn und ließen sie in seinen Augen originell erscheinen; er hatte auf jede ihrer tiefen forschenden Bemerkungen eine parirende humoristische Erwiderung, welche auch sie allmählich neugierig und verwundert zu ihm aufschauen ließ. Diese Sorte von Geschöpfen war ihr ganz fremd; diese sorglose ungebundene Fröhlichkeit, dieses helle lachende Antlitz, diese blauen sonnigen Augen — sie schaute hinein und sann, als ob sie auch ihre Sprache lernen und ergründen müsse.

Otto kam fortan sehr häufig in das Haus des Kommerzienraths. Es währte nicht lange, so lag ein Widerschein von seinem hellen frohen Lachen auf den Zügen des rasch zur Jungfrau erblühenden Mädchens. Er war das erste Bild, das ihr entgegen getreten in dieser neuen, so ganz mit ihrer früheren kontrastirenden Welt, es verwob sich mit all dem zauberhaften ungewohnten Glanz um sie her — seine Stimme gehörte zu diesen Räumen, sein Antlitz zu dieser fremden Pracht.

Der alte Rambach war sehr zufrieden mit der Gestaltung der Dinge, sehr erfreut über die Anlagen und Entwicklung der Enkelin. Es kam die Zeit, wo sie in die Welt eingeführt werden sollte, und geschäftig, wie die Fama schon gewesen in Betreff der Person der Erbin, ward sie sofort umringt von einer Schar neugieriger berechnender Bewerber. Die Zeit der stillen, harmlosen und reinen Freuden, wie sie sie kurze Weile unter Idas mütterlichem Schutze im Umgang mit dem jungen neugefundenen Freunde genossen, war vorüber. Die Welt mit ihrem Schmeicheln und Gleißen, mit ihrem Spott und ihrer Lüge trat an sie heran und scheuchte den ersten süßen Traum von ihrer Seele. Waldburg war wie verwandelt. Es hatte ein anscheinend sehr geringfügiger Konflikt zwischen ihnen stattgefunden, als Eleonore einmal einem sich sehr kühn vordrängenden jungen Fant in übermüthiger Laune reichlich Gehör und Aufmerksamkeit geschenkt. Waldburg war empfindlich und gereizt darüber erschienen, und Eleonore hatte, ihr inneres Wohlbehagen über seine Eifersucht zu verbergen, das Spiel immer weiter getrieben. Dennoch war das Ganze sehr harmlos und ungefährlich. Daß indes bei der Gelegenheit von Waldburgs Freunden allerlei Spottreden gefallen, daß seine Schleppenträgerei bei der Erbin gerügt worden und ihn besonders empfindlich getroffen, daß auch der alte Waldburg Oel ins Feuer gegossen, indem er jüdische Rechnungspläne vor dem Sohn entwickelt, ja angedeutet, daß alles von der Jugend so ausgeführt worden, wie die Alten es klüglich eingeleitet — das wußte Eleonore nicht und vermochte Waldburgs plötzliches Oppositionsverfahren selbstverständlich nicht zu begreifen. Sein Interesse für das originelle Kind schien verflogen beim Verkehren mit der fertigen Weltdame, ja sein Benehmen gegen das junge Mädchen grenzte oft an Unhöflichkeit und Rücksichtslosigkeit, wie Ida es vorhin schon geschildert, keine Spur des frühern traulichen Verhältnisses zwischen ihnen war noch zu bemerken.

Eleonore saß noch immer, den Kopf tief in den Händen vergraben, ihren stillen Schmerzensgedanken nachhängend. Sie war gewohnt, zu forschen und zu grübeln, alles zu zergliedern und in seine Atome aufzulösen. Sie hatte längst auch ihr Empfinden so analysirt. Ein bitteres Lächeln war über ihre Züge geglitten, als Ida gesagt, es sei nicht Liebe, es sei nur Laune, Eigensinn. Wohl ihr, wenn sie wahr gesprochen! Sie wußte besser, was es war, und wie alle ihre Willenskraft nicht ausreichen wollte, um das ihren Stolz so demüthigende Gefühl aus ihrem Herzen zu reißen. Sie erhob das Haupt und strich sich das verwirrte Haar aus der Stirn. „Liebe!" murmelten ihre Lippen. „Mißbrauchtes Wort!" Sie öffnete den Schreibtisch und streute mit verächtlicher Geberde einen Haufen Briefe aus einander.

„Eine rührende Epistel von der Mutter eines hoffnungsvollen Sohnes — nur durch das Mitgefühl mit meiner elternlosen Lage diktirt — Heirathsanträge in jeder denkbaren Form, die verschiedensten Alter- und Rangstufen repräsentirend. Der arme Junker, der vermögenslose Lieutenant, der aufstrebende Künstler, der im weisesten Mannesalter schon stehende Würdenträger, der, nachdem er Rang und Titel gewonnen, den vollen Becher schlürfen möchte und den Glanz des Reichthums hinzufügen. O, diese ganze Liste, wie lehrt sie mich die Welt verachten! Und alle diese Menschen führen das Wort „Liebe" im Munde, werfen so freigebig damit umher! O, daß sich zwischen diesem ganzen Wust nur einer fände, der einer Liebe fähig wäre! Und wenn ich einen solchen fände, würde ich ihm Liebe geben können, habe ich noch ein Herz zu vergeben?"

Sie schauerte in sich zusammen. „Ida sagt, daß meine Mienen mich verrathen — fordert der Stolz das Opfer? Nein, nein! Ich kann es nicht bringen, ich kann mich

nicht in Fesseln schlagen — nein, frei, frei wenigstens will ich bleiben!"

Sie zog das Négligé fester um sich und packte hastig die auseinander gestreuten Schriftstücke wieder in das Schubfach. Dann klingelte sie und ließ sich frisiren. Der lange einsame Monolog hatte sie nicht gerade heiter gestimmt, mit verdrießlicher Miene saß sie vor dem Spiegel, während die Zofe ihr schönes kastanienbraunes Haar auflöste. In weichen Wellen floß es über ihre Schultern herab, und das Mädchen breitete es mit kunstgeübter Hand auseinander und flocht seine schmeichelnden Bemerkungen ein. Im ganzen war Eleonore trotz der Huldigungen, welche ihr so reichlich entgegengetragen wurden, keineswegs beliebt, weder bei ihrer Dienerschaft, noch bei dem Publikum, den Müttern, Basen und jungen Mädchen ihres Bekanntenkreises. Mit dem Einblick in die niedrige Berechnung der sie umgebenden Menschen war eine weltverachtende Rücksichtslosigkeit in ihr Wesen getreten, welche ihr viele Feinde machte. Ihre verborgene Neigung, der Schmerz, den diese Liebe ihr brachte, isolirte sie innerlich; es war keine Sache, bei der sie eine Vertraute brauchen konnte, und doch erfüllte sie sie ganz, so daß ihr wenig Interesse für andere Dinge übrig blieb.

Die Matronen schüttelten mit energischem Mitleid die Köpfe, weil der Hochmuth dies junge Geschöpf so völlig einnehme, und die jungen Mädchen waren entrüstet, weil sie sich wenig um sie kümmerte und keiner einzelnen unter ihnen näher trat, mochten es aber äußerlich dennoch nicht mit ihr verderben, weil die Einladungen zu den Cirkeln in des Kommerzienraths Hause sehr erwünscht waren; traf man doch sicher die bedeutendsten unter der jungen Herrenwelt dort.

Eleonorens Geistesrichtung, die besondere Art von Bildung, welche sie besaß, die kalte bestimmte und sichere Art ihres Auftretens verschaffte ihr überdies den Beinamen einer „Emanzipirten" und rief die ärgste Splitterrichterei wach. Die Beobachtung derselben trieb Eleonore vielleicht nur weiter vorwärts auf einer Bahn, welche so leicht von ihrem Geschlecht in ihren Grenzen überschritten wird; jedenfalls war ihr Charakter mehr für Opposition als für Nachgiebigkeit angelegt, und die Verhältnisse begünstigten diesen Hang. — — —

IV.

Die schönen Maientage hatten Otto von Waldburg wirklich verlockt, seinen schon zu dem Freunde ausgesprochenen Wunsch auszuführen. Er irrte ziel- und planlos in der schönen Frühlingswelt umher und hatte an Hermann Bredow nur eine kurze Epistel, seine Abreise betreffend, gesandt voll fröhlichen Humors und glücklichen Freiheitsgefühls.

„Ich bin in der That los von all den Klammern, Haken und Oesen," schrieb er, „und träume mich lustig in den Glauben hinein, ich sei ein fideler Wanderbursch mit dem Stab in der Hand, der, wo er sein Nachtlager findet, seine Heimat hat. Die Sonne scheint in diesem Augenblick so goldig auf meinen schlichten grauen Reiseanzug, auf meine Skizzenmappe und kleinen Wäscheranzen; mein Hut voll Beulen und Kniffen sitzt mir so keck auf dem einen Ohr, daß ich mein vom klaren Bache wiedergespiegeltes Bild zehnmal schöner finde als das jenes geleckten Zieraffen daheim vor dem Trümeau. Nun wirst auch Du fürs erste nicht von mir hören, auch für Dich werde ich verschollen sein auf unbestimmte Zeit, wie für die andern alle — bis ich einmal wieder Unheil angerichtet und Dich als Beichtiger brauche — verhüt's Gott! will ich hinzusetzen. Der arme einfache Maler soll ein gut Theil sinniger und solider auftreten als der tolle Otto Waldburg, dem sie stets seine Einkünfte nachrechnen."

Und so streifte er in den heimatlichen Gauen umher, in all den entlegenen Winkeln und Ecken, fernab von der großen Straße, wo die Zustände noch um ein halbes Jahrhundert zurück sind und der Dampf und Elektromagnet noch keinen Eingang gefunden. Er rastete bald hier bald da, in einem Müllergehöft, in einem Dorfkrug, bei einem biederen Waldhüter; er mischte sich lustig unter die einfachen Menschen und verstand so prächtig mit ihnen zu verkehren, daß er sich überall im Sturm die Herzen gewann. Ihm behagte dies ungebundene Leben außerordentlich. Als schlichter Maler und Tourist ohne Umstände herzlich aufgenommen, wohin er kam, lebte er ohne Sorge, ohne Zwang in den Tag hinein, und schnürte seinen Ranzen, sobald es ihm beliebte.

Gegen Mitte des Monats, der in diesem Jahr seinen Beinamen des Wonnemonats rechtfertigte, war er in einem kleinen Flecken angelangt, der des Interessanten ihm gar nichts bieten konnte. „Wohin nun weiter?" fragte er sich in etwas schwankender Verlegenheit. Auf dem Marktplatz vor dem kleinen Posthause hielt die Postkutsche zur Abfahrt bereit. In bedachtlosem Uebermuth rief er sich zu: „Gut, mag der Zufall entscheiden! Wohin die Kutsche fährt, da reise ich mit." Er trat auf den Postillon zu und fragte nach dem Ziel der Fahrt. Derselbe nannte den Namen einer kleinen, einige Meilen entfernten Stadt. Der junge Herr verzog den Mund zu einem komischen Seufzer, blieb aber konsequent, bezahlte sein Fahrgeld und stieg ein.

Es war zehn Uhr morgens an einem Sonntag und ein heißer Tag. Der alte Postwagen rasselte über das Pflaster und holperte auf nicht allzu schönen Wegen in schleppendem Schlendrian unter der immer heißer brennenden Mittagssonne weiter. Die beiden Mitpassagiere, ein dicker Viehhändler und ein hausirender Handelsjude, schliefen den Schlaf der Gerechten und nickten und wackelten mit den rothen Köpfen bei dem derben Stoßen und Schütteln, daß Otto oft lachend darauf wartete, ob die Dickköpfe nicht bald Bekanntschaft mit einander machen würden. Er drückte sich in die Ecke und bereute fast seinen tollen Einfall. Eine solche Fahrt am heißen Maientage für einen, der es nicht nöthig hat, war das größte Narrenstück von der Welt. Schon fing die schwüle Atmosphäre an, auch ihn einzuschläfern, als plötzlich der Wagen hielt. Rasch rüttelte Otto sich auf und steckte den Kopf zum Wagen hinaus. Er erblickte ein freundliches Wirthshaus; mehrere niedrige Stufen, eine Art roher Terrasse führte zu demselben hinauf, und vier hohe mächtige Lindenbäume verbargen es in ihrem Schatten. In der Thür stand die kugelrunde saubere Wirthin mit einem so lachenden gutmüthigen Vollmondsgesicht, sich mit der weißen Schürze die dicken Schweißperlen abwischend, dabei dem Postillon als alten Bekannten zunickend, Fragen zurufend und Grüße auftragend, daß unserem Helden, für den fröhliche Gesichter unter allen Umständen eine große Anziehungskraft hatten, das Herz aufging. Mit einem Satz war er aus dem heißen Wagen heraus und sprang leicht die Stufen hinan.

„Grüß Gott, Frau Wirthin!" sagte er und nahm seinen Hut von der glühenden Stirn.

„Könnten Sie einem anspruchslosen Burschen Quartier geben für eine Zeit lang? Bei Ihnen hier ist's gut sein, dünkt mich."

Die Wirthin knixte und überflog mit ihren hellen Augen seine schlanke einnehmende Gestalt und sein frisches fröhliches Gesicht. „Gewiß, gewiß," erwiderte sie, „wenn der Herr so vorlieb nehmen wollen. Das beste Gastzimmer hier unten — die beiden Fenster da rechter Hand — ist frei, und was Küche und Keller bieten, steht zu Diensten; ich denke, der Herr soll zufrieden sein."

„Prächtig, prächtig!" rief Otto und eilte zum Wagen zurück, seine Tasche und Habseligkeiten hervorzulangen. Eine von den flinken Mägden war auf der Herrin Wink schon herbeigeeilt, um ihm die Sachen abzunehmen; in übersprudelnder Laune gab er dem Schwager ein doppeltes Trinkgeld, und mit einem köstlich erleichterten Gefühl schwenkte er den Hut dem abfahrenden Wagen nach. Das Orakel hatte ihn doch gut geleitet, denn wunderbar anheimelnd, wie nirgends sonst, umwehte es ihn hier. Er trat ins Haus. Die außerordentliche Sauberkeit, die frische rothe Steindiele mit weißem Sand zierlich bestreut, die köstliche Kühle, die drinnen herrschte, die grünen Maienzweige, mit denen Fenster und Thüren verziert waren, das war alles echte ländliche Poesie. Links lag das kleine Gastzimmer mit der Schenke, wo die glänzend geputzten zinnernen Krüge in der Sonne strahlten, gerade zu die halb offen stehende Thür führte in die Küche, aus welcher ein angenehmer Braten- und Kuchengeruch strömte, und rechts öffnete die schmunzelnde Wirthin das Stübchen, das er innehaben sollte, und folgte mit glücklich befriedigtem Stolze seinen bewundern-

Digitized by Google

den Blicken. Otto pries laut den behaglichen, gemüthlichen Aufenthalt und hatte jedenfalls schon im ersten Moment das Herz der Hausfrau erobert.

„Wünschen der Herr noch zu Mittag zu speisen? In einem halben Stündchen kann es bereit sein," fragte sie.

„Ja, Frau Wirthin," erwiderte Otto, „doch machen Sie keine Umstände meinetwegen, geben Sie mir, was Sie haben. Ich will mich unterdes im Dorfe umsehen, die Gegend scheint hier hübsch."

„O, unser Marienthal ist dafür bekannt weit und breit," sagte die Frau, „unser Gutsherr thut viel noch zur Verschönerung. Sie wissen wohl, das ist der Graf Rheinbach-Kronau, der wohnt augenblicklich wieder in Berlin mit der Familie, doch pflegen sie oft im Sommer ein paar Wochen hier sich aufzuhalten. Da habe ich denn meist die ganze Küche für das Schloß, den Herrschaften ist das bequemer, als wenn sie sich erst den Koch mitbringen müssen, und sollen der Herr — wie ist Ihr werthester Name?"

„Walder, Maler Walder," warf Otto hin.

„Also Herr Walder sollen sehen, daß meine Kochkunst ein bischen weiter geht, als man es sonst vielleicht in einem Landkrug findet."

„Daß in Ihnen etwas Besonderes steckt, habe ich Ihnen gleich angesehen," lachte Otto und klopfte ihr freundlich auf die Schultern, „ich komme mir wie ein Glückspilz vor, daß ich hier gestrandet."

„Du meine Güte! Das Essen — ich muß wirklich in die Küche, aber nehmen's nicht für ungut, Herr Maler, ich bin just nicht neugierig, aber dies interessirt unser einen doch zu sehr. Rathe ich da unrecht, wenn ich denke, der Herr Maler kommen, um das Dorf und die Kirche für den Herrn Pastoren zu malen? Sie haben mir gesagt, die reichen Stadtleut', die ihn da auch so lieb haben, wie wir ihn hier gehabt, die wollen ihm zu seiner Hochzeit so ein Al— — oder wie heißt das Ding? — so 'ne Mapp' mit Bildern schenken, und da hab' ich mir das eben gleich zusammengereimt. Gelt! Sie sind's, nicht wahr?"

Otto hatte still lächelnd zugehört. Dies machte sich alles herrlich, so wurde es fast ein romantisches Abenteuer. Heiter platzte er heraus: „Na, hören Sie, vor Ihnen muß man auf der Hut sein, das merk' ich, was Sie für eine feine Nase haben! Ich male das Dorf, die Kirche, den Krug und vor allem Sie in der Hausthür! Top!"

„Nein, nein, wie mich das freut!" schmunzelte die Frau, und ihr Gesicht ward immer glänzender wie lauter Sonnenschein. „Doch nun erst für den Magen gesorgt, wir werden Sie schon pflegen, darauf können Sie sich verlassen," und in eiligem Trabe rannte sie jetzt wirklich davon in die Küche, wo Otto sie mächtig mit Pfannen und Tiegeln hantiren und ihre helle Stimme befehlend erklingen hörte.

Still für sich lächelnd trat er hinaus ins Freie. Dem Hause gegenüber lag ein kleines Bosket, wo Flieder und Goldregen in reichster Pracht blühten. Ein weißes Geländе trennte es von der Fahrstraße, und jenseits desselben erblickte er einen großen Rasenplatz, rings von Kastanienbäumen, die ebenfalls in voller Blüte standen, eingefaßt. Die im Schatten derselben liegenden Gebäude dahinter mochten wohl Herren-, Pächter- und Pfarrhaus sein. Er stieg die Stufen hinab und trat in das schattige Lustwäldchen, friedlich idyllisch war die ganze Umgebung. Unter einem großen Fliederstrauch stand eine kleine weißgetünchte Bank; in wonnigem Behagen warf er sich auf dieselbe und lauschte in der träumerischen Sonntagsstille dem Zwitscherkonzert der Vögel. Da tönte auf einmal eine liebliche Sopranstimme von drüben herüber, klar und frisch: „Sah ein Knab' ein Röslein stehn, Röslein auf der Haiden."

Otto richtete sich auf und schaute umher, woher der Gesang kam. Dort oben vom offenen Giebelfenster des Kruges klang er her, er fand just einen kleinen Auslug zwischen dem dichten Laub des Fliederbusches, von wo er hinüberschauen konnte, in das Fenster hinein. Das Abenteuer ward immer poetischer. Dort stand die allerschönste Maid mit aufgelöstem goldblonden Haar, durch welches sie den blitzenden Kamm hin und wieder zog; die weißen Arme tauchten in reizendem Spiel aus den langen goldenen Wellen abwechselnd hervor, das Hemd verhüllte züchtig bis über die Schultern die jugendlichen Formen und ließ nur den zierlichen Nacken und die runden Arme frei. Sie wandte das Köpfchen bald nach dieser bald nach jener Seite, je nach dem Takt des Liedes und der Kammbewegung. Dann fing sie an, das Haar zu flechten, die dicken schweren Strähne glitten durch die Finger; da hörte Otto, der unverwandt in glücklichem Staunen den Blick nach oben gerichtet hatte, plötzlich eine Kinderstimme rufen: „Lisbeth, Lisbeth!" Das blonde Köpfchen neigte sich über die Fensterbrüstung — jetzt war das Antlitz ihm im ganzen sichtbar — die lose Welle floß noch über die eine Schulter herab, während die Hände die halb vollendete Flechte auf der andern Seite hielten, und das Gesicht — nie glaubte er etwas Süßeres, Lieblicheres gesehen zu haben. Ein paar große blaue Kinderaugen blickten in träumerischer Tiefe daraus, die feine Nase, die rothen schwellenden Lippen, die sich in diesem Augenblick öffneten, um eine Reihe weißer Perlen zum Vorschein zu bringen, bildeten ein reizendes Ganzes, über dem ein Hauch jungfräulicher Unschuld gebreitet lag.

„Was willst Du, Konrad?" rief das Mädchen mit gedämpfter Stimme einem kleinen Knaben zu, der unten stand und sehnsüchtig zu ihrem Fenster hinaufschaute.

„Ach, Lisbeth," flüsterte der Kleine, „die Mutter bittet schön, ob Du nicht ein paar Augenblicke herumkommen willst, ihr Fuß ist heut so schlimm, sie kann nicht gehen, und ob Du uns nicht ein Brot leihen kannst, sie hat nicht backen können gestern."

„Schon gut, Konradchen, ja, ich komme," rief Lisbeth hinunter, „sobald ich fertig bin, und Brot bring' ich Euch mit!"

Der Junge warf seine Mütze hoch in die Luft und jauchzte hell auf, dann sprang er in drei großen Sätzen dem Wegwärterhäuschen zu, das seitwärts lag. Die Maid aber trat vom Fenster zurück, auch ihr Gesang blieb verstummt, sie eilte wohl, mit der Toilette fertig zu werden.

Otto verließ seinen Lauscherposten; es war ihm fast, als habe er ein Unrecht begangen; ein Hauch des Friedens und der Reinheit schien ihm hier zu walten, der ihm von seinem Zauber mittheilte. Langsam schlenderte er über den Fahrweg nach dem Hause zurück und fand den Tisch schon säuberlich gedeckt mit schneeweißem Linnen. Bald trug auch die Magd das Mahl auf, alles so schmackhaft bereitet und zierlich servirt, daß er wohl inne ward, hier würde es sich schon leben lassen. Sein Appetit machte der Kochkunst seiner Wirthin denn auch alle Ehre; die einzige Unterbrechung, welche er sich während des wichtigen Aktes gönnte, war der Augenblick, als er am Fenster einen Kopf mit wohlbekannten blonden, jetzt zu dichtem Knoten verschlungenen Flechten vorübergleiten sah. Er legte hastig Messer und Gabel nieder und schlich ans Fenster, der flüchtigen Gestalt nachzuschauen. Das war die Lisbeth; das bewußte Brot trug sie in der Hand und schlüpfte leicht wie eine Gazelle damit in das Nebenhäuschen.

„Wohl jedenfalls die Tochter des Hauses, ein reizendes Kind," sagte Otto für sich und strich mit der Serviette über den wohlgepflegten Schnurrbart, während unwillkürlich ein halber Blick in den Spiegel glitt, dessen Glas aber nicht allzuklar ihm nur ein dämmerndes, graugelbliches Abbild seines schönen Ich zurückgab. Sich selbst belächelnd, kehrte er zu seinem Mahl zurück, und faßte nach Beendigung desselben Posto vor der Hausthür unter den schattigen Linden, wohin er sich den Kaffee erbat. Die holde Kleine mußte ja zurückkommen, er war doch neugierig, wie sie sich in der Nähe und beim Verkehren anließ, oder ob der wundervolle Maientag sie nur mit seinem poetischen Schleier umwoben.

Allein alles blieb still. Der Krugwirth, ein langer ernster Mann mit biederm Gesicht, trat in die Thür und rauchte behaglich seine Pfeife. Er schien nicht so redselig wie seine Ehehälfte, doch als Otto ihn einlud, sich zu ihm zu setzen, that er es freundlich und kam damit heraus, daß seine Alte ihm schon mitgetheilt, er sei der Herr Maler, der die Kirche und das Pfarrhaus für den Pastor malen solle. Die Rolle also ward unserm Wanderer mit sicherer Entschiedenheit zuertheilt, und

Digitized by Google

Alexander Braun.

er beschloß, sich gutwillig drein zu schicken, so lange es anging. Es mochte einen köstlichen Spaß geben, wenn der wirkliche Maler ankam; dann aber hatten die guten Leute Schuld, nicht er.

Ottos Humor und leutselige Art entlockte dem Wirth allmählich ein Näheres über die Verhältnisse; es währte auch nicht lange, so gesellte sich die mittheilsamere Hausfrau nach gethaner Arbeit mit ihrem großen wollenen Strickstrumpf zu ihnen und flocht die nöthigen Kommentare ein.

„Der Herr Pastor, der vorige nämlich, sei ein gar zu lieber Herr gewesen. Leider sei er nach der Stadt versetzt, und den derzeitigen Nachfolger kannten sie noch wenig; es sei auch ein guter Mann, gewiß, aber er kannte die Gemeinde noch nicht recht, habe viel mit seiner kränklichen Frau und den Kindern zu schaffen, und sei auch so ein echter Gelehrter, studire viel und die Landwirthschaft sei ihm eine rechte Last. Da müßten sie denn mitunter mit Rath und That zurechthelfen. Aber der vorige, der habe sie alle gekannt, die Menschen und den Grund und Boden. Nun sei er im Begriff, sich zu verheirathen mit einem reichen vornehmen Fräulein, hier habe er noch mit der alten Mutter gewirthschaftet. Es sei eine langjährige stille Liebe beiderseits gewesen, sie, die Wirthin, habe so etwas längst geahnt, freilich, wie geschickt sie im Kombiniren war, hatte ja Otto an sich selber erfahren, vor ihr habe der Herr Pastor sich auch am meisten in Acht genommen, wie er ihr später lachend eingestanden, aber nun hatte sich das glückliche Paar zusammengefunden, und der Kornhändler aus der Stadt hatte ihr kürzlich erzählt, daß solch Erinnerungsblatt an Marienthal, wo er die Braut zuerst in der Kirche gesehen, ihm als Hochzeitsgeschenk zugedacht war. Es freute sie doch gar zu sehr, daß der Herr Maler bei ihnen wohne und nicht im Pächter- oder Pfarrhaus; sie würden das Bild wohl später auch sehen dürfen."

Otto hörte in behaglicher Ruhe dem schlichten Geplauder zu. Er verstand es, sich auf Momente in die Auffassung und die Interessen solcher Leute hineinzudenken, und seine Mienen, eine gelegentliche Frage und Bemerkung bekundeten den Antheil, den er nahm, und entzückte die Berichterstatter. Ein paar Mal war sein Auge forschend seitwärts geglitten, doch keine Lisbeth war bisher sichtbar geworden. Vorüber konnte sie nicht sein, wahrscheinlich gab es eine Hinterpforte, durch die sie unbemerkt geschlüpft. Er wollte fragen nach ihr, aus sich selbst

Digitized by Google

erwähnten die Alten seltsamer Weise die Tochter nicht, doch eine eigene Laune hielt ihn vom Fragen zurück; ein gewöhnlicher prosaischer Bericht über sie würde ihm den Zauber zerstören; er blieb noch, würde wohl Gelegenheit finden, sie zu treffen, und wünschte sich so lange als möglich den Nimbus zu erhalten.

Es kamen bald noch mehr, die gewöhnlichen Sonntagsnachmittagsgäste; der Wirthschafter vom Hofe, der Gutsjäger, um einen Schoppen Bier zu trinken. Sie nahmen Platz an der andern Seite der Hausthür, und Wirth und Wirthin traten zu ihnen. Otto hatte nicht Lust, mit den Leuten heut noch anzuknüpfen, er war von den wechselnden Eindrücken des Tags müde geworden, das schauderhafte Rütteln in dem heißen Postwagen hatte ihn mürbe gemacht. Er blieb allein, streckte sich der Länge nach auf der Bank aus und blies die blauen Wolken aus seiner Cigarre in die klare Luft. Die Stimmen von der andern Seite klangen ihm immer murmelnder; er hörte noch, wie die Redenden aufstanden und nach der Kegelbahn im Garten sich begaben, das Rollen der Kugeln, der Ruf des anzeigenden Kegelsetzers schlug an sein Ohr; er blickte durch die grünen Lindenkronen in den strahlenden blauen Himmel hinauf, bis ihm die Augen weh thaten. Ein leiser Abendwind glitt säuselnd durch die Wipfel, sie schienen sich zu ihm herabzuneigen und kamen immer näher. Da war's, als ob ein blonder Mädchenkopf aus ihnen lugte und ein paar blaue Augensterne ihm entgegenstrahlten. Ein goldener durchsichtiger Schleier breitete sich zwischen ihm und dem Gesicht, der goldige Schimmer ward dunkler, fast blutroth, er wollte die Arme heben und ihn wegziehen, aber die Arme waren schwer wie Blei und das Gaukelbild tanzte und huschte in neckischem Spiel hin und her. Auf einmal fühlte er, daß eine Hand ihn an der Schulter faßte und sachte ihn am Aermel zupfte. So schwer war der Bann des Traumes, daß er erst gar die Augen nicht zu öffnen vermochte. Gewaltsam strengte er sich an und fuhr empor. Da! war es noch ein Traum? Da sah er wirklich in die tiefen blauen Augen, das süße Kindergesicht vom Mittag beugte sich über ihn, ein Bild, noch schöner, als der Traum es ihm gewoben.

„Lisbeth!" stammelte er, und noch halb schlafbefangen streckte er die Arme nach ihr aus.

Ein dunkles liebliches Erröthen übergoß ihre Wangen, sie trat rasch einen Schritt zurück. „Verzeihen der Herr," sagte sie schüchtern, „ich dachte, es wäre eben besser, wenn ich Sie weckte. Es wird recht kühl und der Thau beginnt zu fallen, da hat sich mancher schon das Gliederreißen geholt beim Schlafen im Freien."

Otto war mittlerweile vollständig erwacht und fühlte allerdings, daß ihm Arme und Füße schon ganz steif geworden und sein Haar und Rock feucht vom Abendthau.

„Hab Dank, schönes Kind," sagte er und schauerte fröstelnd zusammen, „ha, in der That, es war ein unvorsichtiges Verfahren."

Mit stiller Geschäftigkeit hatte Lisbeth seinen Reiseplaid aus dem Zimmer geholt und reichte ihm denselben. „Wenn ich nun rathen darf," meinte sie lächelnd, „so gehen Sie noch ein wenig auf und ab und nehmen das um, damit Sie wieder ordentlich warm werden, denn drinnen im Hause ist es auch immer ein bischen kühl wegen der Bäume, die Sonne kommt nicht recht hinein."

„Fürwahr, Lisbeth, Du hast Anschläge in Deinem kleinen Kopf," lachte der junge Mann, „mein freundlicher Doktor, ich folge Dir getreu, aber Du mußt mit mir wandern, sonst hilft es nicht; ich bin meiner Treu ganz lahm und steif geworden."

„Woher wissen der Herr, daß ich Lisbeth heiße?" fragte die Kleine zaghaft, während schon beim ersten Nennen eine deutliche Verwunderung auf ihren Zügen sich gespiegelt hatte.

Otto sah sie neckend von der Seite an und legte geheimnißvoll den Finger auf die Lippen. „Der Traum hat es mir gesagt: „Sah ein Knab' ein Röslein stehen, Röslein auf der Haiden —" sang er und beugte sich zu ihr nieder.

Das grenzenlose Staunen, in welches die Wiederholung ihres jüngst gesungenen Liedes sie versetzte, belustigte Otto ungemein. Sie hielt die Hände wie bittend gefaltet und sah ihn mit ihren großen Augen so erschrocken an, daß er laut auflachte: „Lisbeth, um alles in der Welt, halte mich nur nicht für einen tückischen Kobold oder bösen Zauberer, ich bin ein harmloses, lustiges Menschenkind, dem Du gar nicht so meilenweit aus dem Wege zu gehen brauchst, wie vor — — na, still, ich sage gar nichts mehr! Nun, denke ich, sind wir mit einander bekannt, Du heißt Lisbeth und hast mich vor dem Lahmwerden behütet, und ich heiße Otto Walder, fideler Maler meines Zeichens, und bleibe hier bei Euch, bis — ja, so lange es hier etwas für mich zu thun gibt. Und nun schlag ein, auf gute Freundschaft!"

Lisbeth hatte sich allmählich besonnen und trat lächelnd wieder näher. Treuherzig legte sie ihre Hand in die seine und erwiderte einfach: „Wohl gefall's Ihnen bei uns, Herr, die Mutter hat mir schon gesagt, warum Sie gekommen. Und jetzt gute Nacht, ich muß hinein und das Abendbrot herrichten."

Sie schaute einen Moment mit halb scheuem, wunderbar lieblichem Blick zu ihm auf und war dann rasch verschwunden. Auch Otto trat ins Haus und suchte heut Abend früh sein Lager, das ihm sauber, mit einer Fülle schwellender Federkissen hergerichtet war.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Professoren.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

X. Alexander Braun.

Unter den jetzt lebenden Botanikern nimmt Professor Alexander Braun in Berlin einen hervorragenden Rang ein. Doch sind es nicht allein seine speziellen Leistungen auf dem Gebiete der Pflanzenkunde, die vielen gründlichen Untersuchungen, mit deren Ergebnissen er diese Wissenschaft bereichert hat, die seinen Ruf begründet haben, noch ist es seine Thätigkeit als akademischer Lehrer, obwohl er zu den beliebtesten der Hochschule gehört, auf der seine Bedeutung hauptsächlich beruht; sondern dasjenige, was ihm eine besondere Stelle unter den heutigen Vertretern der Naturwissenschaft einräumt, ist der wahrhaft philosophische Sinn, mit dem er seine Wissenschaft betreibt, nie sich begnügend, das Aeußere der Dinge darzulegen oder bei der einzelnen Erscheinung stehen zu bleiben, sondern die Thatsachen in ihrem Zusammenhang verfolgend bis zu dem Ausgangs- und Vereinigungspunkt alles Daseins und in der richtigen Erfassung des Verhältnisses der ganzen Naturwelt zu dem Urquell alles Seins den Schlüssel aller Wahrheit suchend. Ihm ist die Natur nicht „todte Materie", nicht „von unbekannten Kräften bewegter Mechanismus", sondern gesetzlich geregelte Entwicklungsgeschichte des Lebens, deren innerlich leitenden Ideen er nachgeht.

Recht im Gegensatz zu einem anderen berühmten Botaniker der Gegenwart, der ausspricht, daß es seine Lebensaufgabe sei, „an der Entgeistigung der Natur nach Kräften zu arbeiten", sucht Braun den innigen Zusammenhang des Naturlebens mit dem Menschengeiste immer mehr zur Erkenntniß zu bringen. Das Studium der Botanik scheint ihm hierfür von besonderer Wichtigkeit, „denn mit der Pflanze", sagt er, „beginnt ja die Reihe der organischen Lebensaufschwünge, an deren Spitze der Mensch selbst steht", und „in ihrer Metamorphose vom Keim bis zur reifen Frucht ist uns das Wesen der Entwicklung besonders klar vor Augen gestellt. Dieselben Entwicklungsgesetze, welche das Leben der Natur beherrschen, wirken auch in der höheren Sphäre der geistigen Entwicklung des Menschen fort und erhalten gerade hier ihre höchste Bedeutung".

Sollte es noch eines Beweises bedürfen, daß die Naturforschung nicht blos eine Erweiterung, sondern auch eine Vertiefung der menschlichen Geistesbildung herbeiführe und nicht — wie so viele meinen — zur Leugnung, sondern, indem sie den Geist von Stufe zu Stufe emporleitet, zur Anerkennung des in der Natur wie im Menschenleben waltenden göttlichen Geistes führe, so könnte derselbe nirgends besser gefunden werden als in Schrift und Wort dieses Forschers und Denkers, dessen

Leben von früher Jugend an mit ganzer Liebe der Erforschung der Natur in allen ihren Erscheinungen und der Gesetze ihrer Entwicklung gewidmet war, in dessen Auge aber alles Wissen ohne die Beziehung zur höchsten Wahrheit bedeutungslos und alles Wollen und Wirken ohne die Beziehung zum höchsten Willen, der im Zeitlichen vollbracht werden soll, werthlos bleibt. Beweise aus seinen Schriften für diese Richtung seines Geistes ließen sich viele auffinden; möge es gestattet sein, hier nur einige Worte aus einer im Herbst 1865 bei Eröffnung des Semesters als damaligem Rektor der Hochschule gehaltenen Ansprache anzuführen:

„Zwar gehen die Zweige des Wissens auseinander, aber sie können sich nicht ganz trennen, denn sie haben einen gemeinsamen Ursprung und ein gemeinsames Ziel. Sie streben alle nach dem Lichte der Wahrheit; sie suchen schließlich alle das Höchste und Letzte zu erreichen in der lebendigen Erkenntniß Gottes. Das Göttliche in der Welt zu erkennen, ist die erste Regung des erwachenden und über die Sorge um die äußeren Lebensbedürfnisse hinausstrebenden Menschengeistes, und dies Suchen des Göttlichen ist und bleibt auch auf allen weiteren Entwicklungsstufen des menschlichen Bewußtseins und in aller Theilung der Wissenschaft der gemeinsame Grundton fortschreitender Geistesarbeit, der, wenn auch zeitweise verklingend unter der Mannigfaltigkeit der Töne, doch immer wieder leitend hervortritt. Vielleicht ist kein Theil der Wissenschaft geeigneter, dies zu zeigen, als die Naturwissenschaft, der man so oft das entgegengesetzte zur Last legt."

Alexander Braun ist am 10. Mai 1805 in Regensburg geboren, wo sein Vater als Postbeamter in Thurn- und Taxisschen Diensten wirkte, bis er, von der badischen Regierung zum Postrath ernannt, nach Karlsruhe übersiedelte und von da ab abwechselnd in Karlsruhe und Freiburg lebte. Bei dem Wegzuge von Regensburg war der kleine Alexander anderthalb Jahre alt. Schon in allerfrühster Kindheit zeigte sich bei dem Knaben, der sich von seinen Altersgenossen durch große Zartheit und Weichheit des Gemüths unterschied, die Liebe zur Pflanzenwelt. Als Beweis davon, wie er seine aus dem Blumenleben hergenommenen Anschauungen auf andere Verhältnisse übertrug, mag eine Anekdote dienen, welche die alle Eigenthümlichkeiten ihrer Kinder mit sinnender Beobachtung verfolgende Mutter aufbewahrt hat. Der Knabe konnte kaum sprechen, als er auf einem Spaziergange mit den Eltern ein todtes Wiesel findend seinen Empfindungen bei diesem Anblick die Worte verlieh: „Das arme Thierle ist verwelkt".

Die Neigung zur Naturgeschichte wurde durch den Vater, welcher sich in seinen Mußestunden mit Vorliebe mit Mineralogie und auch mit Astronomie und Physik beschäftigte, unterstützt und genährt. Schon im Alter von sechs Jahren fing Alexander an, sich ein Herbarium anzulegen, wobei ihm die Mutter durch Zuschneiden von Pappendeckeln und Befestigen von Bändern an denselben hilfreich war. Durch den Umgang mit Professor Ecker in Freiburg (Vater des jetzigen dortigen Professors der Anatomie) wurde die Beschäftigung mit Naturgeschichte und die Lust zum Sammeln noch mehr angeregt. Vielfache Exkursionen auf die Berge des Schwarzwaldes und die vulkanischen Höhen des Kaiserstuhls wurden mit der Familie des Professors Ecker unternommen und dabei fleißig Pflanzen und Mineralien, auch Schmetterlinge und Käfer gesammelt. Bei einer solchen Exkursion auf den Kandel fand der Knabe eine seltene Orchidee (Orchis albida), welche eine Hauptzierde seines Herbariums ward und sich noch jetzt darin befindet.

Etwa von seinem zwölften Jahre an besuchte Braun das Lyceum zu Karlsruhe. Unter den damaligen Lehrern war kein einziger, der der Vorliebe zur Naturgeschichte Nahrung gegeben oder in dieser Beziehung anregend gewirkt hätte. In der obern Klasse gab Gmelin, der damalige Direktor des Naturalienkabinets, den naturhistorischen Unterricht, der ganz im Sinne der alten Linnéaner ertheilt wurde. Doch förderte Gmelin die Bestrebungen Brauns in anderer Weise, indem er ihm die Benutzung der Bilderwerke seiner Bibliothek, wie namentlich Dillenius' Historia muscorum und Sowerby's English botany gestattete und sich auch sonst bei jeder Gelegenheit als sein Gönner erwies. Die bedeutendste Anregung fand aber der wissensdurstige Schüler auf den an allen freien Nachmittagen unternommenen Ausflügen in die Umgegend von Karlsruhe. Er durchwanderte meist einsam, seltener in Begleitung einiger befreundeter Mitschüler Wälder und Berge und brachte immer reiche Pflanzenschätze heim, die dann, so gut es ging, bestimmt und in das Herbarium eingereiht wurden. Die Phanerogamenflora war bald erschöpft und schon als 14jähriger Knabe wandte Braun sein Augenmerk auf die schwierigeren Kryptogamen, besonders auf Moose, Flechten und Pilze, deren Bestimmung ohne andere Hilfsmittel als das eines kleinen Nürnberger Mikroskops damals nicht leicht war. In zweifelhaften Fällen wurde der Rath eines damals als Kryptogamenkenner berühmten Mannes, des Apothekers Märklin in Wiesloch eingeholt. Durch diesen wurden dann weitere Verbindungen mit der gelehrten Welt eingeleitet und bald stand der junge Schüler mit vielen Botanikern Deutschlands in Korrespondenz und Tauschverkehr.

Auch mit dem berühmten Anatomen Döllinger in München, der ein großer Moosliebhaber war, trat Braun damals schon in Verbindung. Er hatte auf einer Ferienreise nach München seine persönliche Bekanntschaft gemacht und tauschte von dieser Zeit an Moose mit ihm aus. Eine andere Ferienreise im Jahre 1822 erstreckte sich bis an die italienische Grenze. Das badische Land von Rastatt an und die ganze Schweiz wurde zu Fuß durchwandert mit dem Ränzel auf dem Rücken; an der Grenze von Italien, angesichts des Zollhauses, wurde Kehrt gemacht und der Rückweg über den Splügen angetreten.

Eine besondere Stütze bei der weiteren Erforschung der Moose fand Braun an dem Apotheker Bruch in Zweibrücken, den er sowohl als Lyceist wie später als Student öfter besuchte und immer aufs freundlichste von ihm aufgenommen war. Schon während der Schulzeit wurden von Braun zahlreiche Phanerogamen und Kryptogamen aufgefunden, die im Gebiete der badischen Flora früher nicht bekannt waren, auch mehrere bis dahin ganz unbekannte Arten (namentlich aus der Klasse der Moose) entdeckt, von denen manche seinen Namen tragen.

Im Herbst des Jahres 1824 bezog Braun die Universität Heidelberg, um Medizin und Naturwissenschaften zu studiren. Mit großem Eifer wurden die Vorlesungen von Tiedemann über Anatomie und Physiologie, von Leonhard über Mineralogie, von Bronn über Petrefaktenkunde, von Leukart über Zoologie, von Bischoff, ja selbst von Dierbach und Wundershalber, auch einzelne von Schelver über Botanik gehört, in den späteren Semestern auch Secirübungen gemacht und einige Kliniken besucht.

Bald knüpften sich auch freundschaftliche Beziehungen zu einzelnen der Professoren an, so namentlich zu dem damals seine Dozentenlaufbahn beginnenden Dr. Bischoff, mit welchem auch öfter botanische Exkursionen unternommen wurden. Einer der anregendsten Lehrer war Professor Leukart, der einer kleinen Zahl der eifrigeren Schüler noch Privatvorlesungen über einzelne Thierklassen zu einer frühen Morgenstunde hielt und dazu öfter von den Studenten aus dem Bett geholt wurde. Im ganzen fehlte es aber damals sowohl den meisten medizinischen als naturgeschichtlichen Vorlesungen an innerem Leben und treibender Kraft, und die Richtung auf die allgemeinen Fragen der Pflanzenkunde, besonders auf die Morphologie, wurde bei Braun mehr durch die ersten Schriften Röpers, besonders dessen Abhandlung über Blütenstände, und durch de Candolles Organographie genährt, als durch das, was ihm in den Hörsälen der Universität geboten wurde.

Während der ersten Semester des Heidelberger Aufenthalts lebte Braun sehr einsam. Das Studentenleben der damaligen Zeit zog ihn nicht an; er trat in keine der bestehenden Verbindungen ein, sondern benutzte die Zeit, welche ihm nach Hören und Ausarbeiten der Kollegien übrig blieb, zu Privatstudien und botanischer Ausbeutung der Umgegend von Heidelberg.

Durch die im Frühjahr 1826 erfolgte Bekanntschaft mit Louis Agassiz (dem im Dezember 1873 verstorbenen berühmten Naturforscher), welche bald in eine warme Freundschaft überging, kam ein neuer Impuls in das Leben des einsamen Studenten. Dieselbe Liebe zur Natur, derselbe Eifer zu ihrer Er-

Digitized by Google

forschung beseelte beide, und es war ein neuer großer Genuß für Braun, einen Genossen gefunden zu haben, der seine Bestrebungen theilte, ihn auf seinen Exkursionen begleitete und mit Verständniß auf seine Richtung und seine Arbeiten einging. War Agassiz auch mehr der Zoologie als der Botanik zugewandt, so fehlte es ihm doch nicht an Interesse für dieselbe, eben so wie Braun mit Eifer an dem Studium der Thierkunde theilnahm, und gerade das Auseinandergehen der einzelnen Lieblingszweige beider führte zu einem äußerst fördernden Austausch von Gedanken und Kenntnissen.

Das wichtigste, auf sein Leben und seine Entwicklung einflußreichste Freundschaftsbündniß, welches während der Heidelberger Studienzeit geschlossen wurde, war das mit Karl Schimper. Durch seinen originellen tiefsinnigen Geist, den unerschöpflichen Reichthum seiner Gedanken und den Scharfblick, mit welchem er Naturerscheinungen, die andern entgingen, sah und nachwies, zog er Braun mächtig an und wirkte äußerst anregend auf den um einige Jahre jüngern Freund.

Nach dreijährigem Studium in Heidelberg wandte sich Braun nach München, wohin ihn besonders Oken, welcher gerade dort zu lehren anfing, zog. Auch Agassiz siedelte gleichzeitig mit ihm nach München über und Schimper folgte auf dringenden Ruf der Freunde ein halbes Jahr später nach. Es war ein äußerst regsames, ganz auf die allseitige Ausbildung des Geistes gerichtetes Leben, welches das „Kleeblatt", wie die Freunde sich nannten, in München führte. Schon um 6 Uhr morgens wurde Winters und Sommers die erste Vorlesung (über Mathematik) gehört, dann wurde zu Hause gefrühstückt, wozu der Kaffee in einer Maschine gemacht wurde, die den Tag über dazu diente, allerlei Gethier abzukochen, und in der abends dann wieder der Thee bereitet wurde. Darauf folgte wieder Besuch von Vorlesungen, medizinischer, naturgeschichtlicher (Martius, Zuccarini, Wagler, Fuchs) und philosophischer in bunter Reihe; auch altdeutsche Literatur bei Maßmann wurde gehört und Turnübungen gemacht. An sternenhellen Abenden ging es auf die Theresienwiese, wo Professor Schubert seine Zuhörer um sich versammelte und ihnen die Sternbilder erklärte und allerlei Wundersames, was sich daran knüpfen ließ, erzählte. Die freien Abende wurden zu Repetitionen, Privatstudien und gegenseitige Mittheilung des Gehörten und Gelesenen und durch Vorträge, die sich die Freunde unter einander hielten, ausgefüllt. Zwischen den Vormittagsvorlesungen wurden häufig Expeditionen auf den Gemüse- und Fischmarkt unternommen, um die verschiedenen Pilze, welche zum Verkauf gebracht wurden, und die reiche Auswahl von Fischen, welche die Gewässer der Isar und die bairischen Seen lieferten, prüfend zu betrachten und etwaige Seltenheiten zur Untersuchung nach Hause zu bringen.

Wenn auch Oken der Hauptmagnet war, welcher Braun und Agassiz nach München gezogen hatte, so war doch kurze Zeit hinreichend, um sie das Unbefriedigende seiner Naturphilosophie, die mit unbegreiflicher Keckheit den Thatsachen zu widersprechen sich nicht scheute, erkennen zu lassen. Tiefere und bleibendere Anregung fanden sie dagegen in den Vorlesungen von Schelling, besonders in seiner damals vorgetragenen Einleitung in die Philosophie und in der Philosophie der Mythologie. Nicht nur die Vorlesungen, sondern das ganze Leben in München bot mehr Anregung, als in Heidelberg gefunden worden war. Auch der Verkehr mit den Professoren war ein innigerer und mehrere derselben nahmen freundlich Theil an den Bestrebungen der eifrigen Schüler. An jedem Mittwoch war Zusammenkunft bei Oken, wo Bier getrunken, aus Kölnischen Pfeifchen geraucht und über alles mögliche Wissenschaftliche und Alltägliche geplaudert, so wie auch Vorträge gehalten wurden. Am lebhaftesten war der Verkehr mit Döllinger, mit dem Braun durch die gemeinsame Liebe zu den Moosen verbunden war. Die Freunde hatten zwei Zimmer im unteren Stockwerk des von Döllinger bewohnten Hauses vor dem Sendlinger Thor gemiethet und der beliebte Lehrer kam beinah täglich herunter, bald mit Moosen, die er mit Braun durchging, bald um die Fortschritte von Agassiz' Untersuchungen über Embryologie zu betrachten und ihm bei seinen Brütversuchen Rath zu ertheilen. Auch sein Mikroskop durften die Freunde benutzen. Die Wohnung der drei Freunde, zu denen sich später noch Schimpers jüngerer Bruder (jetzt seit vierzig Jahren in Abyssinien weilend) gesellte, wurde bald der Sammelplatz eines Kreises junger strebsamer Geister, die sich mit Naturgeschichte beschäftigten. Namentlich waren es M. Trettenbacher (jetzt praktischer Arzt in München), Michahelles und Berger, welche beide einen frühen Tod in Griechenland fanden, F. Schulz aus Zweibrücken u. a. m., die sich enger an Braun anschlossen und sich häufig in der „kleinen Akademie", wie das Zimmer der Freunde benannt wurde, einfanden. An bestimmten Tagen in der Woche hielten Schimper, Braun und Agassiz abwechselnd Vorträge über die Ergebnisse ihrer Forschungen, welche — besonders diejenigen von Schimper — von einem zahlreichen, auf Betten, Tischen und Stühlen Platz nehmenden Zuhörerkreis, unter dem sich auch einige Professoren befanden, besucht wurden.

Braun beschäftigte sich in dieser Zeit vorzugsweise mit den Anordnungs-, Gliederungs- und Gestaltungsgesetzen des pflanzlichen Organismus und — durch Schimpers gleichzeitige Forschungen gefördert — mit Untersuchungen über Blattstellung, die er nach mathematischen Gesetzen festzustellen suchte. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen sind in einer im Jahre 1831 in den Akten der Leopoldinischen Akademie veröffentlichten Abhandlung über die Stellung der Schuppen an den Tannenzapfen zusammengefaßt, einer Schrift, welche als eine bahnbrechende und in ein bisher dunkles Gebiet Licht bringende von der wissenschaftlichen Welt freudig bewillkommnet wurde.

Außer mit speziell botanischen Forschungen beschäftigte sich Braun in München viel mit philosophischen Fragen, und er versäumte nicht, die Hauptwerke der damaligen Zeit über Logik, Psychologie und Geschichte der Philosophie zu lesen. Die Medizin wurde dabei freilich etwas vernachlässigt; aber Braun war allmählich immer klarer darüber geworden, daß er sich doch nie der praktischen Ausübung der Medizin, sondern viel eher dem Lehrfach widmen würde. Die Ferien wurden in München meist zu Ausflügen in die bairischen Alpen, nach Salzburg, Gastein, Heiligenblut, auf den Großglockner und Pasterzengletscher verwendet, auf denen für Bereicherung der Sammlungen gesorgt und dem Naturleben in allen verborgenen Winkeln nachgespürt wurde.

Nach Abschluß der Studien in München begab sich Braun, nachdem er noch zum Doktor promovirt und einen kurzen Besuch in der Heimat gemacht hatte, mit seinem jüngeren, Bergbau studirenden Bruder nach Paris, welches damals unter den Lehrstätten der Naturwissenschaft einen hervorragenden Rang einnahm. Er hörte dort die Vorlesungen von Cuvier (der während seines Aufenthalts in Paris starb), von Mirbel und Brongniart, verkehrte viel mit letzterem. Auch mit Agassiz, der schon vor ihm nach Paris geeilt war, traf Braun wieder zusammen, und die Freunde wohnten mit einander in einem Gasthof in der rue Copeau, wo sie mit vielen jungen deutschen und französischen Aerzten und Naturforschern zusammen wohnten. Es entwickelte sich ein reges wissenschaftliches Treiben in dem kleinen Gasthof. Agassiz' Zimmer war der Versammlungsort des Freundeskreises, in welchem von diesem, sowie von Braun, Strauß-Dürkheim und andern abwechselnd Vorträge gehalten wurden.

Noch während seines Aufenthalts in Paris erging an Braun die Anfrage von Karlsruhe, ob er geneigt wäre, eine Lehrstelle für Zoologie und Botanik an der neu gegründeten polytechnischen Schule anzunehmen. Gleich nach seiner Rückkehr in die Heimat erfolgte seine Einführung in dies Amt und gleichzeitig wurde er zum Assistenten am großherzoglichen Naturalienkabinet und einige Jahre später zum Direktor desselben ernannt. Die Lehrthätigkeit an der polytechnischen Schule machte ihm viele Freude; seine milde und wohlwollende Persönlichkeit und die seltene Anspruchslosigkeit seines Wesens verschafften ihm bald die Liebe und das Vertrauen seiner Schüler und Kollegen, eben so wie sein gründliches und vielseitiges Wissen ihre Achtung und Anerkennung. Die Verhältnisse am Naturalienkabinet waren weniger erfreulich. Sowohl in Bezug auf geeignete Einrichtungen als wünschenswerthe Anschaffungen waren Braun die

Digitized by Google

Hände gebunden, und bei solchem Mangel an freier Bewegung war ein gedeihliches Wirken kaum möglich. Die Hauptbereicherung, welche er dem Kabinet zuführen konnte, bestand in der Einverleibung seiner eignen reichhaltigen Konchylienſammlung.

Neben den zeitraubenden Berufsgeschäften beschäftigte er sich noch fortgesetzt mit der Erforschung der Flora des Großherzogthums Baden, die er durch manche Entdeckungen bereicherte; dann erstreckte sich seine Thätigkeit auch auf die vorweltlichen Organismen, besonders waren es die fossilen Pflanzen von Oeningen am Bodensee und die Konchylien des Mainzer Tertiärbeckens, welche er eingehend untersuchte. Leider ist über seine Entdeckungen und Untersuchungen auf diesen Gebieten nur wenig von ihm selbst veröffentlicht, um so mehr aber mündlich und brieflich andern mitgetheilt, die bei ihren Arbeiten Nutzen daraus zogen.

Das Familienleben mit seinen mannigfachen Freuden und Sorgen und die Erziehung des immer größer werdenden Kinderkreises machte auch mehr und mehr Ansprüche an ihn und entzog mitunter Zeit und Gedanken den wissenschaftlichen Arbeiten. Braun hatte sich wenige Jahre nach seiner Anstellung in Karlsruhe verheirathet und seine sechs ältesten Kinder wurden daselbst geboren. Bei der Geburt des sechsten verlor er die theure Gefährtin, und es waren traurige Jahre schwerempfundener Vereinsamung, die auf diesen Verlust folgten, bis eine neue Verbindung sein Leben wieder bereicherte und ihm die drückende Sorge für die mutterlosen Kinder von der Seele nahm. Auch der Tod der geliebten Eltern hatte in den ersten Jahren der Wiederkehr nach Karlsruhe sein Gemüth tief erschüttert. Dann waren es noch störende Verhältnisse, die sich in dieser Zeit zwischen ihn und die Freunde drängten, deren Wege sich äußerlich und innerlich mehr und mehr von den seinigen trennten, welche einen trüben Schatten auf sein damaliges Leben warfen und die freudig gehegte Hoffnung auf ein auch in reifen Jahren fortgesetztes gemeinschaftliches Wirken zerstörten.

Waren nun auch die Verhältnisse in Karlsruhe nicht in jeder Beziehung erfreulich und sein Wirken daselbst vielfach gehemmt, so hatte Braun doch nie einen Schritt gethan, um einen andern Wirkungskreis zu finden, wie er überhaupt nie in seinem Leben sich um eine Stelle beworben hat. Um so mehr erschien es als ein Wink der Vorsehung, als im Jahre 1846 die Anfrage an ihn erging, ob er wohl die durch Perlebs Tod erledigte Professur der Botanik in Freiburg annehmen würde. Nach einem vergeblichen Versuch, seine Stellung am Naturalienkabinet zu einer freieren zu machen, entschloß er sich zu einer bejahenden Antwort, und im Frühjahr 1846 erfolgte die Uebersiedlung nach Freiburg. Er fand dort eine freiere Wirksamkeit. Die Beschränkung seiner Lehrthätigkeit auf die ihm liebsten Gebiete, die erfrischenden allwöchentlich mit seinen Schülern unternommenen Exkursionen in die schönen Schwarzwaldberge und dann der anregende Verkehr mit bedeutenden Kollegen, besonders mit Professor von Siebold, waren ihm sehr erwünscht und wohlthuend und machten die 4½ Jahre, welche er in dieser herrlich gelegenen Universitätsstadt zubrachte, zu den glücklichsten seines Lebens, an welche er stets mit besonderer Liebe zurückdenkt. An Störungen und Kämpfen fehlte es freilich in dieser Zeit auch nicht; einerseits waren es die politischen und kirchlichen Parteiungen an der Universität und die Angriffe, welche die protestantischen Professoren von Seiten einzelner streitbarer Geister der ultramontanen Partei zu erleiden hatten, welche zuweilen bedrückend wirkten, andrerseits wurde das ruhige wissenschaftliche Arbeiten und Lehren durch die Stürme der badischen Revolution von 1848 und 49 unterbrochen. Braun war damals Rektor, und die Vertretung der Universität bereitete ihm viele Schwierigkeiten. Er blieb auf seinem Posten, während die meisten seiner Kollegen sich geflüchtet hatten, und es gelang seiner Besonnenheit und Treue, das Universitätsvermögen der Beschlagnahme durch die revolutionäre Regierung zu entziehen.

Während des Freiburger Aufenthalts beschäftigte sich Braun eingehend mit der Morphologie und Physiologie der Süßwasseralgen, und die Ergebnisse der vielen dahin einschlagenden Untersuchungen sind zum Theil in dem 1849 veröffentlichten Freiburger Rektoratsprogramm über „Die Verjüngung in der Natur" niedergelegt. Dieses Werk, welches bald darauf in den Buchhandel kam, hat seinen Ruf als geistvollen Forscher weit verbreitet und ihm neben einzelnen Angriffen sehr viel Anerkennung eingetragen. Es war lange auf dem Gebiet der physiologischen Botanik kein Buch erschienen, welches eine so mächtige und vielseitige Wirkung ausübte, sowohl wegen der Fülle interessanter Belehrung, welche die Zusammenstellung der beobachteten Thatsachen bot, als wegen der allgemeinen geistvollen Ueberblicke, die das Werk auch für Nichtbotaniker zu einem anziehenden gewinnbringenden Studium machten. Es sind darin alle Erscheinungen der stufenweisen Ausbildung, sowie der Fortpflanzung der Gewächse als Verjüngungsvorgänge unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt zusammengefaßt und einer genauen Betrachtung in diesem Sinn unterworfen.

Nach Vollendung dieser Arbeit nahte das Ende der schönen Freiburger Tage. Von mehreren Universitäten wurden Versuche gemacht, Braun zu gewinnen, und nach manchem Schwanken trug Gießen den Sieg davon. Braun wurde besonders durch den berühmten Chemiker v. Liebig, unter dessen Einfluß die Naturwissenschaften in Gießen zu besonderer Blüte zu gelangen bestimmt schienen, zur Annahme des von der dortigen Universität an ihn ergangenen Rufes bestimmt. Im Herbst 1850 verließ er Freiburg; aber nur ein Semester brachte er in dem neuen Wirkungskreise zu, der ihm durch den immer anregenden und lehrreichen Verkehr mit Liebig, sowie durch angenehmen Umgang mit den jüngeren Professoren Kopp, Leuckart, Dieffenbach, Baur, Hoffmann u. a., deren regelmäßige Zusammenkünfte den Namen „Sonderbund" führten, verschönert wurde. In wissenschaftlicher Beziehung war ihm der Aufenthalt in Gießen besonders ergiebig durch die reichen Sammlungen fossiler Pflanzen der Wetterauer Braunkohlenformation, die er dort zu sehen und zu erwerben Gelegenheit hatte, und unter welchen es ihm gelang, unter anderem zuerst die Existenz vorweltlicher Weintrauben, Beeren, Kerne und Blätter nachzuweisen.

Er hatte sich kaum in Gießen häuslich niedergelassen, als schon Verhandlungen von Berlin aus mit ihm angeknüpft wurden, um ihn als Nachfolger Links zu gewinnen. Hauptsächlich der Vermittlung Leopold von Buchs, der selbst nach Gießen kam, um seinen persönlichen Einfluß zu Gunsten Berlins geltend zu machen, gelang es, sowohl Brauns Bedenken, den kaum angetretenen Wirkungskreis wieder zu verlassen, zu überwinden, als die ihm angebotene Stellung als Professor der Botanik, Direktor des königlichen Herbariums und botanischen Gartens, sowie als Mitglied der Akademie der Wissenschaften für ihn annehmbar zu machen.

Mitte Mai 1851 wurde der Umzug nach Berlin bewerkstelligt und acht Tage danach begann Braun seine Vorlesungen an der Friedrich-Wilhelm-Universität. Der größere Wirkungskreis, in welchen er nun eintrat, war seinen Neigungen sehr entsprechend und die reichen Hilfsmittel, welche ihm zu Gebote standen, gestatteten eine vollere Entfaltung seiner Kräfte, als ihm bisher geboten war, aber das unruhige Leben in der großen Stadt, die weiten Entfernungen der einzelnen Institute von einander und die Vielseitigkeit der Geschäfte brachten auch manche Mühseligkeiten mit sich, und es ist nicht zu verwundern, wenn die schöne Natur und die stille Muße, welche er in Freiburg genossen, und das gemüthlichere Leben in den kleinen Universitätsstädten noch bis auf den heutigen Tag manchmal schmerzlich von ihm entbehrt wird.

Trotz der geringeren Anziehungskraft, welche die Berliner Gegend ausübte, wurden doch die botanischen Exkursionen an der Spitze der Schüler und Söhne eifrig fortgesetzt und außer erfreulichen Pflanzenschätzen auch manche schöne Punkte entdeckt, die zu wiederholtem Besuche einluden. Bewegung in freier Natur und Beobachtung der Pflanzenwelt im Reichthum ihrer individuellen Gestalten ist bis in sein Alter Lebensbedürfniß für ihn geblieben. Auch das eifrige Sammeln, wozu er mit bewunderungswürdigem Geschick begabt ist, setzt er noch immer fort, sowohl in eigenem, als in fremdem Interesse, und betheiligt sich aufs lebhafteste an verschiedenen öffentlich erscheinenden Sammlungen.

Digitized by Google

Wie er selbst die beste Erquickung von den anstrengenden Berufsarbeiten in der Natur fand, so legte er auch großes Gewicht darauf, daß in der Jugend die Liebe zur Natur früh geweckt werde. In mehreren öffentlichen Reden hat er auf die Wichtigkeit der Naturgeschichte für die geistige Entwicklung der Jugend hingewiesen und die wohlthätige Wirkung einer frühen, nicht gelehrt systematischen, sondern anschaulichen, Auge und Gemüth den Wundern der Schöpfung zuwendenden Einführung in die Naturkunde für das ganze Leben vielfach betont. Auch den Naturforschern empfiehlt er wiederholt, ihre Studien nicht einseitig nach trockenen Pflanzen der Sammlungen zu machen, wo sie als fertige Exemplare oder todte Aeußerlichkeit erscheinen, sondern in der freien Natur, wo sie uns in ihrer ganzen Fülle entgegentreten.

„Nur in der freien Natur", sagt er, „erblicken wir Arten, Gattungen und Familien in ihrem Verhältniß zum Ganzen der Flora; in der Harmonie ihres Daseins deuten sie den tieferen Zusammenhang, die größere Entwicklungsgeschichte an, die sie als Glieder eines Ganzen ins Dasein gerufen. So vom Einzelnen zum Ganzen geführt, sehen wir im Geiste alle die tausendfältigen Fäden des Lebens, die um uns gewoben werden, in Einen lichten Punkt zusammenlaufen, und in der Ahnung der ewigen Quelle, aus der alles Leben in und außer uns fließt, wird das Gemüth von jener ernsten Andacht ergriffen, welche den Grundton aller Naturforschung bildet."

Die verschiedenen in Berlin gehaltenen Festreden Brauns haben theils die Bedeutung der Naturwissenschaften für die allgemeine Bildung des Menschen und den Zusammenhang der naturwissenschaftlichen Disciplinen zum Vorwurf, theils die Bedeutung der Morphologie und Entwicklungsgeschichte. Die im Jahre 1872 im Friedrich-Wilhelms-Institut gehaltene Rede über die Bedeutung der Entwicklung in der Natur kennzeichnet unter anderem die freie Stellung, welche Braun gegenüber der Darwinschen Theorie einnimmt, deren Resultate er, abgesehen von dem philosophischen Ausbau, welche dieselbe durch andere erhalten hat, nicht verwirft, aber einer nach morphologischen Gesetzen tiefer zu begründenden Entwicklungslehre unterzuordnen sucht.

Als Mitglied der Akademie der Wissenschaften hat er in den Verhandlungen und Monatsberichten derselben eine Reihe mannigfaltiger botanischer Arbeiten, theils morphologischen, theils systematischen Inhalts veröffentlicht. Eröffnet wurde dieselbe durch die wichtige Schrift über das Pflanzenindividuum, welche sich innig an die Verjüngung anschließt und eben so wie diese, neben der Fülle neuer Beobachtungen und Thatsachen, noch besonders wegen der lichtvollen Darstellung, der schönen harmonischen Gestalt, welche dem reichen Inhalt verliehen ist, bewundert wurde.

Von den darauf folgenden Schriften sind besonders zu nennen: die eine Reihe äußerst schwieriger und sorgfältiger Untersuchungen enthaltende Abhandlung über einzellige Algen; die Abhandlung über Chytridium, eine neue Gattung oder Familie mikroskopischer, schmarotzerischer Algen (oder Wasserpilze, wenn man die Pilze nach der Lebensweise von den Algen sondern will); diejenige über den schiefen Verlauf der Holzfaser, in welcher das Phänomen der sogenannten gedrehten Bäume behandelt und mit anderen Windungserscheinungen verglichen wird; zwei Schriftchen über Parthenogenesis und Polyembryonie; eine Abhandlung über Richtungsverhältnisse der Saftströme in den Zellen der Characeen und endlich mehrere Abhandlungen über die Systematik dieser Familie, sowie über die Familie der Marsiliaceen und der Gattungen Selaginella und Isoëtes.

Außer den genannten Schriften finden sich noch zahlreiche kleinere Mittheilungen in den Sitzungsberichten der verschiedenen naturhistorischen Vereine, deren thätiges und geschätztes Mitglied Braun ist. Er besitzt eine seltene Leichtigkeit im Verarbeiten dessen, was ihm gelegentlich und beiläufig, ohne in den Kreis einer größeren Arbeit zu gehören, Merkwürdiges vorkommt und versteht es meisterhaft durch Mittheilung desselben vielseitig anzuregen.

Zu den seltenen Eigenschaften, die ihn auszeichnen, gehört ferner die Bereitwilligkeit, mit der er langgehegte Auffassungen aufgibt, sobald ihm durch stichhaltige Gründe deren Irrthümlichkeit nachgewiesen wird und die Elastizität, mit der er sich entgegengesetzte aneignet. Niemand ist freier von vorgefaßten Meinungen, niemand weniger eigensinnig im Festhalten eigener Ansichten und mehr geneigt, die Bedeutung der eigenen Leistungen gering anzuschlagen und die eigene Person stets in den Hintergrund treten zu lassen.

Neben der durch seine Schriften herbeigeführten Förderung der Wissenschaften ist sein persönliches Wirken als akademischer Lehrer und als Förderer der Arbeiten anderer noch besonders hervorzuheben. Gewiß findet er nicht leicht seinesgleichen in der hingebenden Theilnahme, mit welcher er stets die Forschungen und Arbeiten nicht nur seiner Schüler aus alter und neuer Zeit, sondern aller sich an ihn Wendenden, seien sie ihm persönlich bekannt oder nicht, zu unterstützen geneigt ist, und auf das freigebigste jedem aus der Fülle seiner Erfahrungen und Gedanken mittheilt, dem es um Erforschung der Wahrheit zu thun ist. Wenn nun auch einerseits zu bedauern ist, daß dadurch die Veröffentlichung der eigenen Arbeiten wesentlich beeinträchtigt wird, so hat ihm doch gerade dieses liebevolle Eingehen auf die Bestrebungen anderer im Verein mit seinem milden und wohlwollenden Wesen, welches nie die geistige Ueberlegenheit geltend macht, die Liebe und Verehrung, welche er bei seinen Schülern und bei den Fachgenossen im In- und Ausland genießt, eingetragen.

Noch jetzt im 43. Jahre seiner Lehrthätigkeit wirkt er in gleicher Kraft und Frische, ein Vorbild für alle der Wahrheit Nachstrebenden. Wenn auch das Haar längst gebleicht ist und der volle Bart silbern glänzt, so ist doch der jugendliche Eifer für die Wissenschaft, die Freude an der unabläßigen Arbeit, das selbstlose Streben nach dem Idealen und das lebhafte Interesse für alles, was die Menschheit fördert, ungeschwächt. Wer so wie er in und mit der Natur lebt, der wird nicht alt; mit jedem neuen Fund, mit jeder neugewonnenen Erkenntniß verjüngt sich der Geist und empfindet einen Vorgeschmack des Zustandes, in welchem unser Wissen nicht mehr Stückwerk, sondern seliges Schauen und Erkennen sein wird. Wenn auf irgend jemand Schleiermachers schönes Wort von der ewigen Jugend Anwendung findet, so ist es auf Alexander Braun. C.

Der erste deutsche Kalendermann.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11. VI. 70.

Novellistisches Kulturbild von **G. K.**

(Schluß.)

(Zu dem Bilde auf S. 29.)

III.

Martin Behaim redete dem über das Mißlingen seines ersten Versuches sehr bekümmerten Gelehrten um so dringender zu, seinen Freund Walther bald zu besuchen, der werde schon Rath schaffen. Endlich ließ er sich bewegen und suchte diesen Freund der Kunst und Wissenschaft in dem stattlichen Hause auf, das er am Markte bewohnte. Herr Bernhard Walther hatte alles, was er besaß, in den Dienst seiner Liebhabereien, insonderheit der Astronomie gestellt. Er hatte seiner Neigung bisher ohne Schranken die Zügel schießen lassen, da er sehr reich war und für eine Familie nicht zu sorgen hatte. Nach allen Seiten hin hatte er seine Sammlerthätigkeit und sein Studium schweifen lassen, und ein solcher Mittelpunkt des geistigen Verkehrs, wie Nürnberg war, hatte es ihm leicht gemacht, auf allen Gebieten rasch etwas Erkleckliches zusammenzubringen. Auf dem Dache hatte er sich eine kleine Sternwarte eingerichtet und mit den nöthigen Instrumenten versehen; die Zimmer der oberen Gestocke waren angefüllt mit allerhand Seltenheiten und Kunstschätzen, so wie mit einer für die damalige Zeit reichen Bibliothek; in großen Schränken waren die Alterthümer und

Sehenswürdigkeiten aus fremden Ländern aufgestellt, zu deren Erwerbung Nürnberg, das ein Knotenpunkt des Welthandels war, die reichste Gelegenheit bot. In den großen Räumen zu ebener Erde hatte er Werkstätten für die Künstler und Handwerker eingerichtet, die er im Interesse seiner Sammlungen und Forschungen oft lange Zeit hintereinander beschäftigte. Für diesen mit Mitteln reich ausgestatteten, von Eifer für Wissenschaft und Kunst glühenden Mann war es ein Ereigniß von entscheidender Bedeutung, daß er mit einem solchen Geiste wie Regiomontanus in nähere Berührung kam. Die beiden Leute hatten sich kaum kennen gelernt, als sie auch schon unzertrennliche Freunde waren. Stundenlang saßen sie in Walthers Studirzimmer zusammen und mit immer steigendem Interesse hörte der Nürnberger Rathsherr den Erzählungen des großen Gelehrten zu.

Eine solche Unterhaltung der beiden Freunde hat der Künstler auf unserem Bilde dargestellt: wie Regiomontan dem staunend zuhörenden Nürnberger es klar macht, welch eine Bedeutung der Pendel für die mathematische Wissenschaft und namentlich für die Konstruktion einfacherer und sicherer nautischer Instrumente habe. Regiomontan theilte ihm sodann mit, wie er in Leipzig Philosophie, Mathematik und Astronomie studirt, dann in seinem fünfzehnten Jahr nach Wien in den Unterricht des weltberühmten Georg Purbach oder Peurbach gekommen sei. In Wien lernte er den berühmten Kardinal Bessarion kennen, einen zu Trapezunt geborenen Gelehrten, der in das Abendland übersiedelte und hier einer der Wiedererwecker des griechischen Studiums ward. Er kam als päpstlicher Legat an den Wiener Hof und bewog Regiomontanus, nach Purbachs Tode Italien zu besuchen. Hier sammelte dieser mit großem Eifer die Handschriften der alten griechischen Mathematiker, mit denen ihn schon Purbach vertraut gemacht, und übersetzte sie. In Venedig vollendete er sein großes Werk „De doctrina triangulorum" 1463, wodurch er der Vater der Trigonometrie geworden ist und das seinen Ruf bald in alle Welt verbreitete. Er soll auch die arabischen Zahlzeichen im Occident eingeführt haben. Er gerieth in Italien mit den dortigen griechischen Gelehrten in einen lebhaften Verkehr, aber auch vielfach in Streit, namentlich mit dem verdienten aber sehr ehrgeizigen Georg von Trapezunt. Seine deutsche Gründlichkeit stieß sich an der Leichtfertigkeit, mit der sie bei Uebersetzung der alten Griechen zu Werke gingen, und seine deutsche Ehrlichkeit konnte es nicht übers Herz bringen, solche Sünden unaufgedeckt und ungezüchtigt zu lassen. Die Eifersucht dieser Kunstgenossen verleidete ihm den Aufenthalt in Italien und er verließ dasselbe 1468 wieder, um eine Professur der Mathematik und Astronomie in Wien anzutreten. Von hier nach Ungarn berufen, lebte er zwei Jahre als Hofastronom am Hofe des geistvollen Königs Matthias Corvinus, dem er mehrere gelehrte Werke schrieb und die Bibliothek in Ofen einrichtete. Das weitere wissen wir bereits. Alles dieses erzählte er seinem neuen Freunde, zeigte ihm seine handschriftlichen Schätze und erklärte ihm die Bedeutung und Wichtigkeit der von ihm erfundenen Instrumente, besonders das von ihm erfundene oder wenigstens wesentlich verbesserte Astrolabium und den sogenannten Grad- oder Jakobsstab, den er erfunden hatte.

Walther war ganz hingenommen von der Tüchtigkeit und Gelehrsamkeit seines neuen Freundes und erklärte ihm seine Bereitwilligkeit, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln für seine literarischen und wissenschaftlichen Unternehmungen einzutreten; er bat ihn dringend, ihn zu würdigen, an seinen Forschungen und Beobachtungen theilnehmen und als sein Hilfsarbeiter sich ihm anschließen zu dürfen. Der Bund war geschlossen, der für die Wissenschaft und den deutschen Ruhm die erfreulichsten Früchte tragen sollte. Namentlich elektrisirt war der Nürnbergische Rathsherr, als ihm Regiomontan auseinander setzte, daß es die Hauptaufgabe der Zeit sei, von der Westküste Europas aus in das offene Meer hinauszusteuern, und ihm unwiderleglich bewies, daß man auf diesem Wege die Ostküste Asiens nothwendig erreichen müsse. Freilich müßten dann die nautischen Instrumente so vervollkommnet werden, daß man im Stande sei, auch auf dem offenen Meere sich allezeit sicher zu orientiren und nach der Sonnenhöhe zu schiffen, d. h. die Länge und Breite eines bestimmten Ortes durch Bestimmung und Beobachtung der Sonnenhöhe genau zu ermitteln. Die bisherigen Instrumente seien allerdings auf dem Lande brauchbar und deshalb für Küstenfahrten ausreichend; allein auf dem hohen Meere könne man damit bei dem Schwanken der Schiffe keine sichern Beobachtungen anstellen. Gerade diesem Uebelstande sei durch sein verbessertes Astrolabium und den von ihm erfundenen Jakobsstab*) abgeholfen; mit ihrer Hilfe wolle er sich getrauen, in das offene Meer hinauszulaufen und einen bestimmten Kurs einzuhalten.

Walthers Bestrebungen hatten durch diesen Bund eine bestimmte Richtung erhalten. Mit seinen bedeutenden Mitteln ward es ihm leicht, eine Druckerei einzurichten, welche mit den nöthigen Lettern, Zahlen und mathematischen Zeichen hinlänglich versehen ward, und in welcher nun nach und nach die von Regiomontan ausgearbeiteten Werke in sehr korrekten und trefflich ausgestatteten Ausgaben erschienen, sowohl seine Uebersetzungen als seine mathematischen, astronomischen und für die bürgerliche Baukunst wichtigen Schriften. Nur die griechischen Worte mußten in der ersten Zeit in den dafür ausgesperrten Lücken handschriftlich nachgetragen werden. Später ward auch diesem Mangel abgeholfen. Wir kennen wenigstens acht Hauptwerke des großen Gelehrten, die in den Jahren 1471—75 in dieser Druckerei gedruckt worden sind, darunter der von uns schon erwähnte erste in Deutschland gedruckte Kalender und ein für Astronomie und Nautik höchst wichtiges Werk unter dem Titel „Ephemerides" oder „Almanach". In diesem befinden sich astronomische Tafeln, auf welchen die täglichen Stellungen der Sonne, des Mondes und der Planeten, sowie die übrigen Himmelserscheinungen auf zweiunddreißig Jahre von 1474 an aufs genaueste berechnet und aufgezeichnet waren; durch diese Riesenarbeit deutschen Fleißes war die Benutzung der obengedachten Instrumente wesentlich erleichtert, ja für die Seefahrer eigentlich erst möglich gemacht. Neben diesen Hauptwerken ist jedenfalls auch eine Reihe kleinerer Schriften aus dieser trefflichen Offizin hervorgegangen.

Außerdem legte Bernhard Walther in den weiten Räumen seines Hauses noch andere Kunstwerkstätten an, in welchen die von Regiomontan erfundenen Instrumente aufs herrlichste aus Metall gefertigt wurden, namentlich Astrolabien und Gradstöcke. Es kam dabei zu statten, daß in Nürnberg schon seit zwei Jahrhunderten die Kunst, in Bronze und in Messing zu gießen, zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet war, wie ja auch die Erfindung des Messings wahrscheinlich dieser Stadt zuzuschreiben ist**).

Durch sein Ansehen setzte es Walther auch durch, daß der Magistrat der Stadt den großen Astronomen aufforderte, öffentliche Vorlesungen über Mathematik und Astronomie zu halten. Dadurch bildete sich hier eine große Schule der mathematischen Wissenschaften, die lange nach Regiomontans Tode fortblühte und der eine Reihe ausgezeichneter Mathematiker und Astronomen, namentlich auch in Nürnberg selbst, ihre Bildung verdankten. So Bernhard Walther, nach Regiomontans Tode das Haupt der Schule, Johann Werner († 1528), Johann Schoner († 1547), Petrus Apianus (Bienewitz), Hofastronom Karls V, J. G. Volkamer, Entdecker der Abweichung der Magnetnadel nach Westen, J. Bapt. Homann († 1724), der auf dem Gebiete des Landkartenzeichnens eine Umwälzung herbeiführte, Joh. Praetorius, der Erfinder des Meßtisches, und viele andere. Auch ist es Regiomontans Verdienst, daß in Nürnberg die Ge-

*) Astrolabium (Planisphaerium, Analemma oder Winkelmesser) ist ein Instrument, um Winkel nach Graden, Minuten und Sekunden zu messen. Die bisherigen waren groß und plump, meist aus Holz gefertigt, und es war fast unmöglich, sie bei dem Schlingern des Schiffes in der nöthigen senkrechten Lage zu halten. Regiomontan erfand ein feineres aus Metall, das als Pendel am Mast befestigt werden und so in senkrechter Lage erhalten werden konnte. Der Jakobsstab oder Gradstock dient zur Messung der Distanzen und besteht aus einem kreuzförmigen Instrumente mit verschiebbaren Querbalken.

**) Mehrere dieser unter Regiomontans Aufsicht angefertigten Astrolabien sind noch auf der Stadtbibliothek zu Nürnberg vorhanden und werden als kostbare Seltenheiten in einem Glasschrank sorgfältig aufbewahrt.

Digitized by Google

werbthätigkeit mit der Wissenschaft in die engste Verbindung trat; lange Zeit hindurch versorgte diese Stadt fast die ganze Welt mit mathematischen und astronomischen Instrumenten; die Kompasse, Astrolabien, Quadranten, Sonnenuhren, Erd- und Himmelsgloben aus ihren Werkstätten wurden allenthalben als unübertreffliche Arbeiten geschätzt und gesucht. Es ist bekannt, wie Nürnbergs Künstlerfürst, Albrecht Dürer, zugleich ein großer Mathematiker und Geometer war und auf diesen Gebieten ausgezeichnete Werke hinterlassen hat.

Das Erscheinen der obengenannten Ephemeriden machte solches Aufsehen, daß Papst Sixtus IV dem Verfasser das Bisthum Regensburg (jedenfalls nur als Pfründe und Ehrentitel, da Regiomontan nicht Theolog war) übertrug und ihn durch ein eigenhändiges Schreiben nach Rom einlud, um eine Reform des Kalenders auszuführen. Er folgte im Juli 1475 diesem Rufe, starb aber schon am 6. Juli 1476 an der Pest, nach andern Nachrichten an Gift, das ihm die eifersüchtigen griechischen Gelehrten, namentlich die Söhne des Georg von Trapezunt, beigebracht. Bernhard Walther kaufte seinen ganzen Nachlaß an und setzte in Nürnberg das gemeinsam begonnene Werk mit unermüdetem Eifer fort.

IV.

Wir können diese Mittheilungen über den großen deutschen Mann nicht schließen, ohne zu erwähnen, daß er mittelbar auch Anregung zu einem der wichtigsten Ereignisse jener Zeit gegeben hat, zur Entdeckung Amerikas. Wir knüpfen diesen Theil unseres Kulturbildes an den jungen Martin Behaim an und verfolgen noch kürzlich dessen weitere Laufbahn.

Martin war einer der eifrigsten und begeistertsten Schüler der mathematischen Akademie; bei ihm setzte sich durch Regiomontans Vorträge der Gedanke fest, daß von der Westküste Europas aus mit Hilfe der neuerfundenen Instrumente die Fahrt über das große Weltmeer versucht und ein Handelsweg nach Asien gebahnt werden müsse. Sein Vater, Martin Behaim, war ein reicher Kaufmann, der große Tuchgeschäfte mit den Niederlanden trieb, und den Sohn dazu ausbilden wollte, einst die Leitung des ausgebreiteten Geschäfts zu übernehmen. Er sah es daher gern, daß derselbe mathematische Studien betrieb*) und sich namentlich auch mit dem Instrumentenbau beschäftigte, weil er hoffte, daß er später vielleicht seine industriellen Unternehmungen durch die Maschinenkunde fördern könne. Allein der Sinn des Sohnes stand mehr auf Reisen und Entdeckungen als auf Kaufmannschaft und Industrie, und Regiomontans Unterricht bildete diese Neigung immer mehr bei ihm aus. Er machte in der Astronomie riesenhafte Fortschritte und ging seinen Lehrern bei ihren Beobachtungen tüchtig an die Hand.

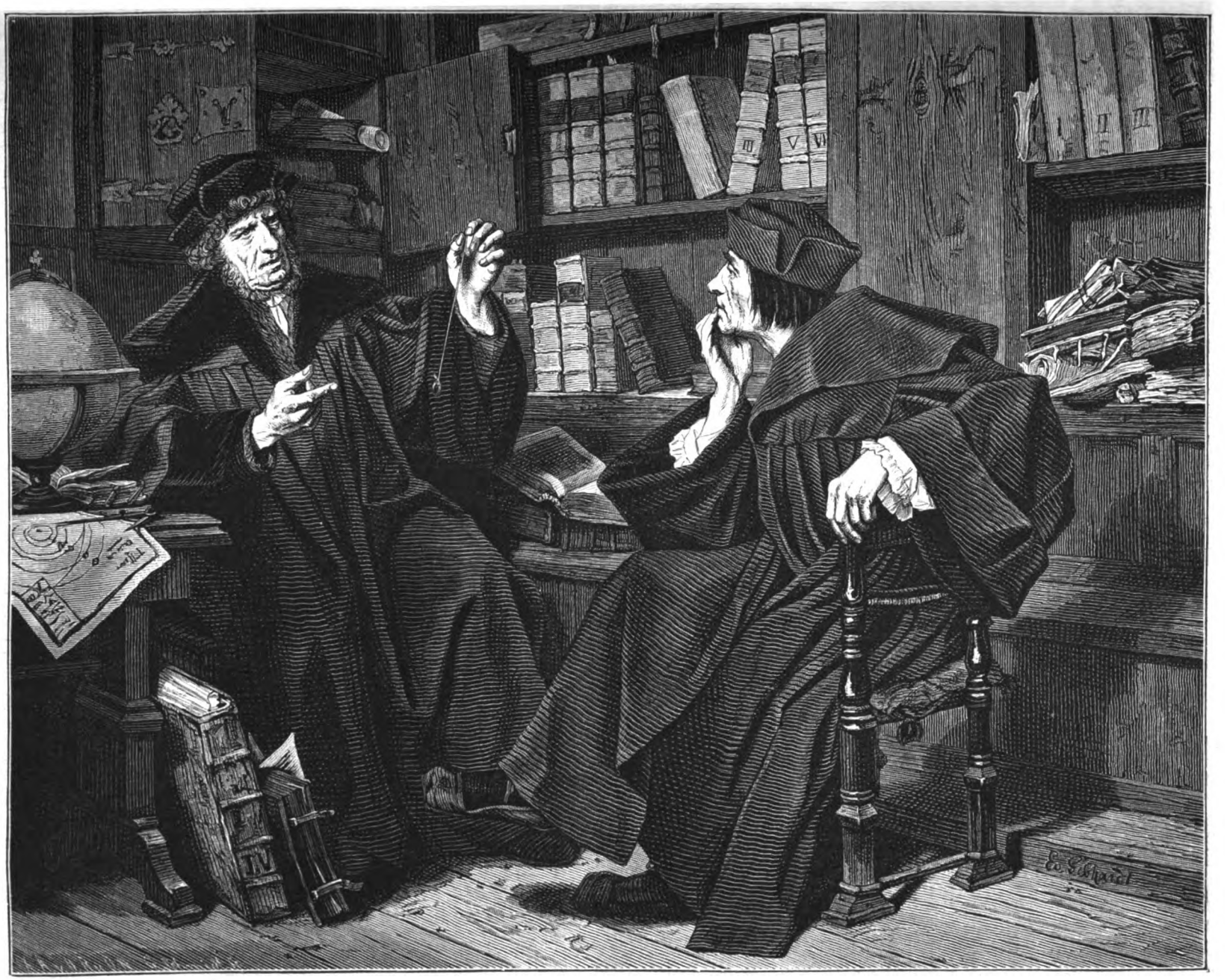
Nach Regiomontans Weggang aus Nürnberg, etwa im Jahre 1477, sandte ihn sein Vater nach den Niederlanden, um an Ort und Stelle die Tuchweberei und die dazu gehörigen Handgriffe und Maschinen kennen zu lernen. Allein seine Lust zu Abenteuern trieb ihn nach kurzem Aufenthalt in Mecheln und Antwerpen nach Portugal, dessen König Johann II aufs angelegentlichste sich dafür verwandte, daß von seinem Lande aus Entdeckungsfahrten unternommen wurden. In Lissabon strömten von allen Seiten die kühnen Männer zusammen, welche in sich den Trieb fühlten, auf diesem Gebiet ihren Namen unsterblich zu machen. Der König hatte eine eigene Junta niedergesetzt, welche sich damit beschäftigen mußte, die schon bekannten Ergebnisse der Kosmographie zusammenzustellen, Pläne für neue Entdeckungsreisen auszuarbeiten, die Instrumente, die schon erfunden waren, zu studiren und zu vereinfachen, und namentlich ein Instrument zu erfinden, welches die Seefahrer in Stand setzte, statt der bisherigen Küstenfahrten solche auf das hohe Meer zu unternehmen. An der Spitze dieser Junta standen die königlichen Leibärzte José und Rodrigo, welche in der Mathematik sehr bewandert waren. Es gingen auch in der That mehrere von Johann II ausgerüstete Expeditionen auf Entdeckungen aus; sie wagten sich aber noch nicht aufs offene Weltmeer, sondern begnügten sich, an der afrikanischen Westküste portugiesische Kolonien anzulegen; bereits 1486 drang bekanntlich Bartolomeo Diaz bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung vor, nachdem seine Vorläufer die ganze Westküste beschifft und mit portugiesischen Kolonien bepflanzt hatten.

In Nürnberg hatte man seit 1479 nichts von Martin Behaim gehört, man wußte nur aus seinen letzten Briefen, daß er von Antwerpen nach Portugal gegangen sei. 1483 scheint er kurze Zeit in seiner Vaterstadt sich aufgehalten zu haben, wenn anders er es ist, der in diesem Jahre zu einer Polizeistrafe verurtheilt ward, weil er auf einer Hochzeit mit einer Jüdin getanzt hatte. Von da an war er verschollen. Um so mehr war die Stadt überrascht, als es 1491 auf einmal hieß, Martin Behaim sei wieder eingetroffen; er sei ein großer Herr geworden und habe eine fremde Prinzessin geheirathet, und wolle sich nun hier niederlassen.

Was an diesem Gerüchte Wahres war, werden wir leicht erkennen, wenn wir uns noch einmal in Bernhard Walthers Studirstube versetzen, wo einst Regiomontan seinem Freunde zuerst seine Schicksale und Erfindungen mitgetheilt und den Bund zu gemeinsamer Arbeit mit ihm geschlossen hatte. Hier treffen wir den würdigen und berühmten Vorsteher der Nürnberger mathematischen Schule, und neben ihm seinen jugendlichen Schüler Martin Behaim in ritterlicher Tracht mit großer goldner Gnadenkette geziert, und lauschen den Erzählungen des letzteren, aus denen wir ersehen, wie der vom großen Regiomontan ausgestreute Same reiche Frucht getragen. Der kühne Seefahrer erzählte seinem erfreuten und erstaunten Lehrer, wie er, in Portugal angekommen, alsbald mit denen in Verkehr getreten sei, welche sich mit gleichen Entwürfen trugen. Durch sie war er dem Könige bekannt geworden; der Name seines großen Lehrers Regiomontan ebnete ihm die Pfade; als er sich als dessen Schüler legitimirte, räumte man dem kaum zwanzigjährigen Jünglinge alsbald einen bedeutenden Rang ein, so hoch war der Ruhm des Lehrers schon gestiegen. Er wurde in die obenerwähnte Navigationsjunta berufen, und hier hatte er nun Gelegenheit, seines Lehrers Ideen zur Geltung zu bringen; die von ihm erfundenen Instrumente und sein Werk erregten allgemeine Bewunderung. Behaim wurde als Astronom und Kosmograph einer Expedition beigegeben, welche der König Johann II 1484 unter dem Kommando des Diego Camo auslaufen ließ. Sie schlug den schon bekannten Weg ein, die afrikanische Westküste entlang, entdeckte die Inseln St. Thomas und Do Principe und drang bis zur Nordgrenze des Kaplandes vor. Nach neunzehn Monaten kehrte dieselbe zurück; Behaim ward mit Ehren überhäuft; König Johann schlug ihn in Gegenwart des ganzen Hofes und der Königin eigenhändig zum Ritter des Christusordens. Im Jahre darauf, 1486, hatte er sich mit der Tochter des niederländischen Ritters Jobst von Hurter, welcher erblicher Statthalter der azorischen Inseln Fayal und Pico war, vermählt und nun seine hohe Stellung eifrigst benutzt, den König zu bewegen, eine Expedition auszurüsten und nach Westen in das offene Meer auf Entdeckungen aussteuern zu lassen, indem er seines Lehrers Behauptung zur Geltung zu bringen suchte, auf diesem Wege müsse man die Ostküste Asiens auf dem kürzesten Wege erreichen.

„Damit, Herr Walther," beschloß der Ritter seine Erzählung, „bin ich noch nicht durchgedrungen; es fehlt sowohl den Fürsten der Muth, das Geld an eine solche Expedition zu wagen, als den Seeleuten der Muth, die sichern Küsten zu verlassen. Die Idee, von Westen aus nach Asien zu gelangen, halten sie für eine Schwärmerei, so klar ich es auch ihnen nach unseres theuren Regiomontanus Beweisen dargethan. Aber ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, es dennoch zu erreichen, wenn ich wieder nach Portugal komme. Auch habe ich dort einen trefflichen Seefahrer kennen gelernt, Herrn Christophoro Colombo aus Italien, mit dem habe ich zwei Jahre lang in Lissabon zusammen gearbeitet und ihm die Instrumente unserers

*) In seiner Familie scheint überhaupt viel wissenschaftlicher Sinn geherrscht zu haben. Einer seiner Verwandten, der berühmte Stückgießer Sebald Behaim, ließ auf seine Kosten die fünfzehn Bücher des griechischen Mathematikers Euklides durch den großen Mathematikus Joh. Werner (einen Schüler Regiomontans) ins Deutsche übersetzen und mit Erläuterungen versehen, damit sein Sohn Johannes Mathematik daraus lerne.



Pendelschwingungen. Nach dem Gemälde von E. von Gebhardt.

Digitized by Google

Meisters und die Ephemeriden gegeben, und ihn davon überzeugt, daß die Fahrt übers Weltmeer nach Westen an die Ostküste Asiens führen müsse. Er ist ganz davon hingenommen und wird alles aufbieten, den Plan ins Werk zu setzen. Er ist ein kühner Mann, der, was er sich vorgenommen, nicht so leicht wieder aus den Augen verliert.*) O wie soll mich's freuen, wenn ich es noch erlebe, daß es zur Wahrheit wird, was unser großer Meister uns hier mit Begeisterung vorgetragen, wofür er unsere Seele erwärmt hat!"

Herr Walther war über diese Mittheilungen seines Zöglings aufs höchste erfreut und widmete sich mit demselben wieder den alten Studien und Beobachtungen. Behaim erhielt vom Rathe der Stadt den ehrenvollen Auftrag, einen Globus**) mit Angabe der neuen (auch seiner eignen) Entdeckungen anzufertigen, und die Bürger seiner Vaterstadt überhäuften den berühmten Mitbürger mit Ehren. Und doch ließ er sich nicht lange halten. Ende des Jahres 1493 theilte er seinem Lehrer Walther mit, er habe aus Portugal die Nachricht erhalten, es sei seinem Freunde Colombo gelungen, zwar nicht in Portugal, wohl aber in Spanien die Kosten zu einer Expedition über das Weltmeer bewilligt zu erhalten; mit dieser sei er im August des vorigen Jahres aus dem Hafen Palos ausgelaufen und habe im Oktober die Ostküste von Asien***) erreicht; im März dieses Jahres sei er nach Palos zurückgekehrt und mit höchsten Ehren empfangen worden. Im ganzen Lande habe man zur Feier dieses Ereignisses die Glocken geläutet. Nun lasse es ihm keine Ruhe mehr, er müsse wieder nach Portugal und an diesen wichtigen Entdeckungen Theil nehmen. So schied er von seiner Vaterstadt auf immer.

Wir wissen nur wenig von Behaims letzten Schicksalen; an den großen Entdeckungen, die sich nun in ununterbrochener Folge an einander anschließen, hat er keinen Theil nehmen dürfen. Auf einer Reise von Portugal nach den Niederlanden fiel er in die Hände englischer Seeräuber, denen er nach dreimonatlicher Gefangenschaft entrann. Nach König Johanns Tode 1495 scheint er seine einflußreiche Stellung in Portugal verloren zu haben. Wir wissen nur, daß er 1506 am 29. Juli in Lissabon das Zeitliche gesegnet hat.

Wir hoffen, daß es unsern Lesern einige Befriedigung gewährt hat, mit uns in der stillen Studirstube und Werkstätte eines deutschen Gelehrten einzukehren und zu sehen, wie er durch seine Forschungen und Arbeiten anregend und fördernd in das große Weltgetriebe eingreift, ohne selbst des Ruhms zu begehren und in den Vordergrund zu treten. Diaz, Colombo, Magelhaens und wie die Entdecker alle heißen, kennt jedes Kind seit langer Zeit, sie haben die Ehre davongetragen. Regiomontans und Behaims Verdienste sind erst in neuester Zeit zur Sprache und zur Anerkennung gekommen. Es wäre leicht noch nachzuweisen, wie Regiomontan auf seinen großen Zeitgenossen Kopernikus in Ermland, und noch später auf Kepler, Galilei und Newton eingewirkt, und wie die Entdeckungen der neuesten Zeit auf deren Arbeiten fußen. Wir begnügen uns, dieses kleine Bruchstück aus der deutschen Kulturgeschichte unsern Lesern vorzuführen. Wer es weiß, wie der Kalender lange Zeit neben Bibel und Gesangbuch der einzige literarische Hausfreund des deutschen Volkes gewesen ist, wie viel er zu vertreten hatte und wie mächtig er für die Bildung desselben gewirkt hat, der wird es nicht als das kleinste Verdienst des großen Gelehrten ansehen, daß er diesem unscheinbaren und doch so tief eingreifenden Kulturverbreiter die erste Bahn zu erweiterter Wirksamkeit gebrochen. Geschriebene Kalender gab es schon früher, der erste gedruckte in Deutschland ist, wie gesagt, der von 1475. Und so möge denn diese Skizze einem oder dem andern Gelegenheit geben, im Stillen das Jubiläum zu feiern. Es wäre Schade, wenn es unter den rauschenden Festlichkeiten, die uns allenthalben zu Ehren politischer und literarischer Heroen geboten werden, gänzlich ungefeiert bliebe.

*) Historisch steht fest, daß Behaim mit Kolumbus 1482—1484 in Lissabon verkehrt und nautische Studien getrieben; daß Kolumbus auf die Idee, nach Westen das große Weltmeer zu durchschiffen, um die Ostküste Asiens zu erreichen, durch seinen Freund Martinus de Bohemia (Martin Behaim) gebracht worden ist; daß Kolumbus die Ephemeriden des Regiomontan an Bord gehabt, als er Amerika entdeckte. Höchst wahrscheinlich ist es, daß Nürnberg die Instrumente geliefert, deren er sich auf seiner Fahrt bedient, und daß er Regiomontans verbessertes Astrolabium mitnahm.

**) Dieser Globus wird noch in den Archiven der Behaimschen Familie in Nürnberg aufbewahrt und ist für die Geschichte der Geographie von großer Bedeutung.

***) Man hielt noch lange ins 16. Jahrhundert hinein Amerika nicht für einen eigenen Welttheil, sondern für die Ostküste Asiens; dafür sah es auch Kolumbus selbst an. Erst als Magelhaens ins stille Meer vordrang (um 1520), brach sich eine richtigere Ansicht Bahn. Auch Magelhaens soll die Entdeckung der nach ihm benannten Straße einer Karte verdanken, die Martin Behaim für den König von Portugal gezeichnet. Man will daraus schließen, daß Behaim selbst in Amerika gewesen ist; doch ist es möglich, daß er auf dieser Karte nur eine Vermuthung eingezeichnet, die sich später als richtig erwies.

Am Familientische.

Zur Wanzenvertilgungsfrage.

Rathschläge einer Hausfrau (wortgetreu mitgetheilt).

Tr., den 21. September 1875.

Geehrter Herr!

Folge des Aufsatzes in den Daheim*) über die Wanzen, fühle ich mich veranlaßt, ein paar Zeilen einzusenden. Es ist zwar keine erquickliche Unterhaltung von Wanzen und Läuse zu sprechen, aber der Menschheit zum Wohle muß auch dies besprochen werden. Von der Wanzenfamilie könte ich Ihnen ein ganzes Buch schreiben, aber ich will Ihnen nur mit kurzen Worten schreiben, das ich kein Mittel unversucht gelassen habe, und vieleicht keine zweite Hausfrau sich so viel Mühe giebt und so dahinter her ist wie ichs gewesen bin, und immer ganz verzweifelte, wenn trotz aller Sauberkeit und Brühen und Kochen, sich immer und immer wieder Wanzen zeichten. Dann bin ich aber ganz zufällig zu einen Mittel gekommen, imd ich glaube es ein Radikalmittel nennen zu können, denn Gott sei Dank wir sind befreit davon, und ich hätte es schon gern in alle 4 Winde auspusaund, und da das Daheim so viel gelesen wird, wird es gewiß viel Seegen bringen, wenn Sie es dadrin bekant machen wollten. Es giebt so viel Geheimniße in der Natur, wo der Hundertste keine Ahnung davon hat, und so ging es auch mir. Ich begegnete eines Tages „Es sind nun schon 15 Jahr her" eine arme Waschfrau aus unserer Nachbarschaft, und frug sie, na Frau Lehman wo gehn sie den hin, drauf sagte sie mir, ich werde mir 1 Pfund Salz holen, ich habe von ein paar Brüder so sehr verlauste Wäsche da, und wen ich sie noch so sehr in Lauge und Seife koche, und thue kein Salz in Kessel, da ist in einigen Tagen wieder alles lebendig, überhaupt da die liederliche Kerls nicht oft wechseln mit der Wäsche, koche ich die Wäsche aber mit Salz das zerstört auch die Brut, davon platzen die Eier.

Darauf überlegt ich mir, ob die Wanzen nicht vieleicht dieselbe Eigenschaft hätten, weil ich doch auch schon genug gekocht hatte, und mit verschiedenen eingeschmirt hatte, zugar auch mit Gift, aber immer lebten die Wanzen wieder auf. Nun wurde bei uns Ausgeweißt, und ich machte mich nun gleich wieder gründlich an meine Wanzen, kochte ein großen Kessel mit 1½ Pfund Salz, stekte die Bettenden in Kessel und was ich nicht in Kessel steken konte das begoß ich fortwährend mit den kochenden Wasser. Dann kochte ich noch die Strohsäke in den Wasser dichtig. Auch ins Sopha waren einige gekommen wovon ich erst gar keine Ahnung hatte, wahrscheinlich hatten sich welche hingeflichtet weil ich ihnen im Bettstell zu sehr auf die Pelle rückte. Da habe ich nun auch ein bischen begoßen, so weit es Pollitur und Bezug erlaubte, und dann habe ich altes Fett, Salz und Insektenpulver zusammen gemengt und alle Ritzen, ringsum im Sopha zwischen die Lehne eingeschmirt, „was ja auch geschehen könte, wer Wanzen in Brettwände hat". Aus unsern Betten waren sie nach diesen Verfahren total vertilgt, und das Sopha habe ich noch ein paarmahl nachgesehen und das Einschmieren wiederholt, und so sind wir unsere Wanzen schon seid 15 Jahren los. Wen also die Brut nicht zerstört werden kann, alles andere nutzt nichts. Ich werde Sie wohl ein bischen gelangweilt haben mit meiner umständlichen Beschreibung, aber ich bin nicht fürs Oberflächliche, ich behandle gern alles gründlich.

Immer und immer wollte ichs den Sorauer Redakteur zu schiken, aber das Blatt wird ja nicht in so ein großen Umkreis gelesen, nun spornte mich der Aufsatz im Daheim von neuen wieder dazu an.

Die Wanzen ist ja ein schreckliches Ungeziefer, wen man die los ist, ist man ja wie im Himmel.

Wenn Sie diesen Mittel eine Beachtung in Ihren Blatte gönnen, da nennen Sie aber nicht meinen Nahmen, sondern sagen Sie nur, eine alterfahrne Hausfrau hätte es Ihnen eingesandt, welche es jeder Haushaltung von Herzen gönte, diese Plage los zu werden. Allerdings muß es gründlich gemacht werden, damit die Brut zerstört wird, darin liegt das Radikalmittel.

Mit besten Gruß

Ihre ergebene Frau F.

*) XI. Jahrg. Nr. 49, S. 783.

Digitized by Google

Unser Kaiser auf der Hasenjagd.

Mit 7 Illustrationen nach dem Leben von G. Krickel.

Ein südlicher Wind und Wolken so grau
Verkünden die Jagd uns am Morgen!

Aus König Friedrich Wilhelms I Zeiten erzählt man im Schlosse Wusterhausen eine schnurrige Anekdote, die sich an des vielgestrengen Herrn Hasenjagden knüpft. Bei diesen Jagden benutzte er die Jungen aus dem Städtchen — damals ein altväterisches Dorf — als Treiber, und gar oft begegnete es ihm, wenn die Schlingel ihre Schuldigkeit nicht thaten, daß er statt der Hasen im Zorne ihnen einige Handvoll Schrotkörner applizirte. Da machte ihm sein Ortspastor einmal bittere Vorwürfe und ermahnte ihn ernstlich, es zu lassen. Dem geistlichen Herrn widersprach der König nicht gern, und nur wenn er triftige wohlgewiegte Gründe hatte. Er befand sich diesmal also in einiger Verlegenheit. Endlich platzte er unwillig heraus: „Ach was, denn will ich ihnen Schurzfelle von Leder machen lassen — schießen muß ich die Racker, wenn sie Allotria treiben. Aber," setzte er als praktischer Mann dazu, „sie sollen sie sich hinten aufbinden; denn Kehrt machen sie doch, wenn sie's mir ansehen, daß ich sie aufs Korn nehmen will."

Und bei der Jagdpassion des Königs kam diese Allerhöchste Willensäußerung auch wirklich zur Ausführung. Nichts konnte seinen Eifer so erregen wie das Waidwerk. Seine Ahnen, der große Kurfürst zumal, hatten es schon gehegt und gepflegt, Forsten und Land lediglich zu Jagdzwecken gekauft. Und auf seine Nachkommen bis auf Kaiser Wilhelm hat sich's in gleicher Weise übertragen. Hof- und Jagdleben sind einmal unzertrennlich. Das Waidwerk macht Auge und Hand sicher. Es ist die beste Vorschule für den Soldaten, und gute Soldaten zu werden, ist noch die Bestimmung all unserer Herrscher gewesen.

Kaiser Wilhelm hinter dem Schirm.

„Auf, auf! alle guten Gesellen,
So mit mir heut aufs Jagen wöllen!
Auf, edle Damen und Jungfrauen,
Laßt uns heute das Jagen beschauen
Mit Fleiß und Vergnügen, ohn' alles Grauen!
Auf, auf! Kellermeister und Koch,
Füllet die Flasche und richtet doch
Das Frühstück wohl und fein balde,
Derweilen wir Jäger ziehen zu Walde,
Damit wir uns hier können ergötzen,
Ehe wir thun uns am Jagen letzen.
Waidmannsheil! Waidmannsheil!
Waidmannsheil!"

Der alte Jägerspruch geleitet noch alljährlich unsern greisen Kaiser zur Hatz und Pürsche, zum Treiben und Anstand hinaus. Heute soll er uns zur Hasenjagd führen.

Ganz mit Unrecht ist Meister Lampe in den Verruf gutmüthiger Unschuld und Dummheit gekommen. Freilich ist seine Courage nicht groß, aber an List und Verschlagenheit nimmt er's mit jedem andern Wild auf. Seine Schnelligkeit ist außerordentlich, seine Berechnung ist sehr schlau. Unerschöpflich ist er an Erfindungen, um seinen Verfolgern zu entwischen, und fällt die Hasenjagd auch nie so glänzend aus wie die auf Hirsche, Rehe und Sauen, so ist sie doch ebenso interessant, die Schießjagd sowohl wie die Hatz. Lampe ist wirklich ein Schlauberger. Nie geht er von seiner Fährte, die ja ohnehin schon so fein und schwer wahrnehmbar ist, geradeaus ins Lager. Erst macht er, sie verlassend, einen gewaltigen Sprung links, dann wieder rechts, dann abermals links, und nun gleitet er zur Seite in sein Versteck. Wo ein Grasbüschel, das nicht auffällt, ein graues Erdstück ihm Schutz gewährt, da drückt er sich. Jede tiefe Furche, jedes Loch benutzt er. Kaum sichtbar ist der Eingang, den er sich zur Winterszeit in die Schneedecke gräbt, und niemals liegt er nahe daran, sondern stets einige Schritte entfernt in der Tiefe. So hört seine Spur urplötzlich auf, ehe man sein Lager erreicht, und es sieht fast so aus, als habe er einen Haken nach rechts oder links geschlagen. Dennoch kann man sicher sein, daß er in der Nähe ist.

Lampe ist auch dreihörig; er verläßt sein Lager nicht eher, als bis die Entdeckung unvermeidlich geworden ist. Der Rammler zumal vertraut mit Sicherheit auf seine Läufe, weiß er es doch nur zu gut, wie kräftig seine Schenkel sind. Mit zusammengelegten Löffeln sitzt er da, einem grauen Erdkloß ähnlich, und thut, als ahne er nichts Böses und wünsche nur, behaglich die Morgenluft zu genießen. Er mißt für sich genau die Entfernung ab, deren er bedarf, um nicht von den Hunden oder gar von des Treibers Stock im Aufspringen erwischt zu werden. Die Häsin ist ängstlicher, sie läuft nicht so gut wie der Herr Gemahl und weiß, daß dieser sie in jeder Gefahr treulos im Stiche läßt. Sie spitzt die Löffel bei Zeiten und sperrt sie weit zur Seite, um früh gewarnt zu sein. Bei der Flucht ist sie dafür erfinderischer im Hakenschlagen und Drücken; mit echter Weiberlist weiß sie sich zu helfen. Sie täuscht den besten Hund und entgeht dem dichtesten Treiberringe. Doch diesesmal soll alle Klugheit nichts nützen. Seit Wochen war die Jagd geschont worden, kein Jäger, kein Rothrock hatte sich sehen lassen, kein Hund war laut geworden. Lampe hatte manchen Vetter und auch manche Base aus der Nachbarschaft einwandern sehen, wo alle Tage Unfriede herrschte und man vor grausigen Mord- und Todtschlagnachrichten nicht zur Ruhe kam. Erst ärgerte er sich über den Zuwachs, fügte sich dann aber als Philosoph in das Unvermeidliche. Er verwies die Ankömmlinge großmüthig auf die Winterreste eines entfernten Rübenfeldes und lebte sich schließlich gemüthlich mit ihnen ein. Kein Schuß fiel, und schon kam der Winter heran. Welch prächtige Zeit, Lampe verlernte es ordentlich, sich in diesem Winter in Jagdkondition zu erhalten, sein Embonpoint fing an bedenklich zu werden.

Und wehe, die Ruhe sollte nur die Stille vor dem Sturme sein. Heute früh regt sich's überall in den Büschen und Feldern; verdächtige Gestalten schleichen umher, Landleute, Waldwärter, selbst aufgebotene Militärmannschaft. Lampe macht einen kurzen Rekognoszirungslauf, und nun wird ihm alles klar. Die Jäger stellen die Treiber an. Am Ende des Treibens aber sind schon aus Laub, Erde und Rasen die bekannten Schirme mit Sitzen errichtet, die auf vornehme Jäger schließen lassen. Jung und Alt aus der Umgegend kommt zu Fuß und zu Wagen herbei, um ihnen ein „Waidmannsheil!" zuzurufen. Im Dorfe stehen gar Ehrenpforten, und es ist kein Zweifel mehr, das Revier erwartet einen hohen Gast, das schlimmste, was im Hasenleben vorfallen kann. Lampe macht sich bereit und reibt sich die Läufe.

Unser Kronprinz im Anschlage.

Die Jäger haben ihre Posten eingenommen. In der Mitte der Reihe steht eine hohe Gestalt im Silberhaar, aber gerade und stattlich aufgerichtet in streng soldatischer Haltung, trotz des grauen schlichten Jagdkostüms mit hohen Stiefeln oder Kamaschen, Ledergurt und Tasche, unverkennbar unser Kaiser Wilhelm selbst, die Doppelflinte im Arm. Hinter ihm ist mit dem zweiten Gewehr sein Leibjäger bereit.

Letzlingen, die Schorfheide, der Grunewald, Wusterhausen sind des Kaisers Lieblingsjagdreviere; doch stattet er gern auch den anderen seinen Besuch ab, und oft nimmt er zu den Privatjagden seiner Hofleute, Beamten und auf den aristokratischen Landsitzen der Provinz die Einladung huldvoll an. Die Mark, Schlesien und Sachsen sind dabei freilich bevorzugt. An Hasen ist Sachsen und Thüringen am reichsten. Die Rübenfelder geben Lampen ein vorzügliches Gedeihen.

Als im Jahre 1867 der Kronprinz im Sonneborner Revier des Herzogs von Gotha eine vorzügliche Jagd gemacht hatte, erhielt König Wilhelm fürs folgende Jahr eine Einladung. Dabei wurde ihm berichtet, daß er zugleich im Gothaer Hoftheater Friedrich Haase werde sehen können, der gerade dort gastirte.

„Also zweimal Hasenvergnügen!" rief er launig aus. „Bei Tage soll ich Hasen schießen und abends Haasen auftreten sehn!"

Leider konnte er jene Jagd nicht besuchen, weil eine unerwartete Behinderung eintrat. Der Herzog hielt sie mit wenigen Jagdgenossen ab; in kurzer Zeit aber waren dennoch auf dem gar nicht sehr ausge-

dehnten Revier über 1000 Hasen auf die Strecke gebracht. Wie sicher des Kaisers Auge noch ist, zeigte sich unlängst auf einer Jagd in der Schorfheide bei Joachimsthal. Dort brach ein starkes Rudel Rehe dicht vor ihm aus dem Dickicht, und der Monarch schoß völlig waidgerecht mit Wechsel der Gewehre dreimal, einmal dem Rudel entgegen, einmal geradeaus, einmal hinterdrein, und jedes Mal blieben ein oder zwei Stück unter dem Feuer. „Alle Achtung, Majestät!“ meinte der graubärtige Oberförster, ein prächtiger wunderlicher Herr, der fast alle Monarchen Europas in seinem Gehege zu Gast gesehen hat, und der sich eine solche Kritik schon erlauben darf. „Alle Achtung vor solch einem Waidmann!“ Schmunzelnd sah sich der Kaiser um. „Mit Posten geht's noch,“ meinte er dann lächelnd. Aber waren die Schüsse auch nicht mit der Kugel gethan, so suchten sie doch immer ihres Gleichen.

„Der iß für Muttern!“

Kronprinz Friedrich Wilhelm eifert auch in dem edlen Waidwerk seinem Vater nach, und welch ein Nimrod Prinz Friedrich Karl von jeher war, ist männiglich bekannt. Den Kronprinzen begleitet der Jagdstock und auch die aus drei Kriegen wohlbekannte kurze Pfeife zu allen Treiben. Er schießt schnell und sicher. In Pleß erlegte er am 29., 30. und 31. Oktober im Jahre 1868 zusammen 234 Hasen, in Falkenberg in Schlesien kurz vorher an einem einzigen Tage, dem 21. Oktober, deren 149. Zehn Jagdtage brachten ihm bei jenem Ausflug nach Schlesien eine persönliche Beute von nicht weniger als 1009 Stück Wild, darunter 688 Hasen, 266 Fasanen. Als das tausendste Stück von seiner Hand fiel, begrüßte den hohen Jäger ein schallender Jubel der Jagdgenossen.

Nicht durchgebrannt!

Das Jagen beginnt. Mit der Klapper in der Hand treiben die Treiber an. Entsetzt hört Lampe das wilde Heer von allen Seiten heranrücken. Er drückt sich, wie er kann; aber die Jägerei des Jagdherrn führt die Treiber vorzüglich. Er muß doch aus dem sicheren Lager auf und vorwärts in den sicheren Tod. Einige schnellflüchtige Junghasen eilen vorauf. Sie führen das Rennen, aber nur zum eignen Verderben; denn ihnen krachen die ersten Schüsse entgegen. Die Rammler und die erfahreneren Häsinnen warten erst ab, bis die Verwirrung sich steigert, um dann die Flucht zu versuchen. Bald blitzt und kracht es auch überall aus der Jägerkette heraus, Schuß auf Schuß, daß die Gewehrläufe heiß werden. Das Schlachtfeld bedeckt sich mit den Opfern der Waidmannslust, und mancher Lampe läßt sein edles Leben. Doch nicht jeden trifft das Korn tödtlich, viel Invaliden schleppen sich, die Wunde in der angstvoll beklemmten Brust, weiter. Das sichere Ende vor Augen, wenden die Flüchtlinge sich, instinktiv vor den Jägern zurückschreckend, den Treibern entgegen. Aber die Disziplin fängt sich hier in der Jagdaufregung ein wenig an zu lösen. Treiber und Zuschauer nehmen schon Antheil an der Verfolgung der krank Geschossenen, um keinen durchbrechen zu lassen. Manches heitere Bild entwickelt sich hinter der Scene, über das der Waidmann freilich den Kopf schüttelt, weil es eben gar zu unwaidmännisch ist. Dem friedlichen Zuschauer aber gibt's den meisten Stoff zum Lachen und zur Abendunterhaltung bei der Punschbowle; unserem Maler hat es den Stift geführt.

Armer Lampe!

Vater Müller, der in seiner Jugend bei den Gardeschützen gestanden, weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er den rothen Regenschirm anschlägt, wie ein wunder Rammler langsam an ihm vorbeigaloppirt, Schultze ist praktischer und versucht's mit Feldsteinen. Ja, wie die Helden des Alterthums sich in der Schlacht die Leichen der Erschlagenen gegenseitig als Waffe zuschleuderten, so passirt's auch hier, daß Lampe endlich, von den drei Musketieren umringt, todtmüde inne hält und ruhig dem Streiche erliegt, der ihm mit seines Vetters Leichnam versetzt wird. Die Gefallenen werden aufgesammelt und kunstgerecht gestreckt, manchen begleitet auch wohl ein mitleidsvoller Blick; denn nicht in jeder Treiberseele steckt ein Jäger, der sich über das erlegte Wild nur zu freuen vermag.

Ein Treiben folgt dem anderen, und nur wenige entkommen, um den jüngeren Geschlechtern von dem verhängnißvollen Tage zu berichten und sie vor den stillen Wochen zu warnen, in welchen das Revier mitten in der Jagdzeit absichtlich geschont wird. Weit hinten auf den Feldern, dem Treiberkreise abgewendet, hat sich noch gar eine Nachjagd etablirt, die den einzelnen mühsam Entkommenen gilt. Der Krückstock wird zur Flinte, und ob die hier Erlegten zur Strecke kommen oder ob sie am nächsten Sonntag heimlich irgendwo in „Mutterns“ Pfannebraten, das bleibt eine offene Frage.

In der Noth schießt auch ein Regenschirm!

Ganz zuletzt geht auch Reineke noch auf — ein verlorener Pfiffikus, der gedacht hatte, im fetten Revier manchen guten Schmaus an Mäusen, Junghasen und Hühnern zu thun, und der sich nun zuerst anstellte, als gälte der Lärm unmöglich ihm. Aber mit Schrecken nimmt er wahr, daß er sich schließlich doch zeigen muß. Kaum ist er heraus, da hat er auch schon alle Aufmerksamkeit auf die eigene werthe Person gelenkt, die ihm ein allgemeines Hussah und Halloh der Treiber und eine wahre Saat von Schroten einträgt. Dafür aber erhält er auf der Strecke auch den Ehrenplatz.

„Jagd vorbei.“

Diese fällt stattlich genug aus. In vier langen dicht gedrängten Reihen liegen die Gefallenen da, und über ihre Leiber hinweg schmettern die Piqueurs und Jäger ihr „Jagd vorbei!“ Der Kaiser besichtigt selbst noch die Strecke, um dann, von Jubel und Hurrah begleitet, seinen Platz im Jagdwagen einzunehmen.

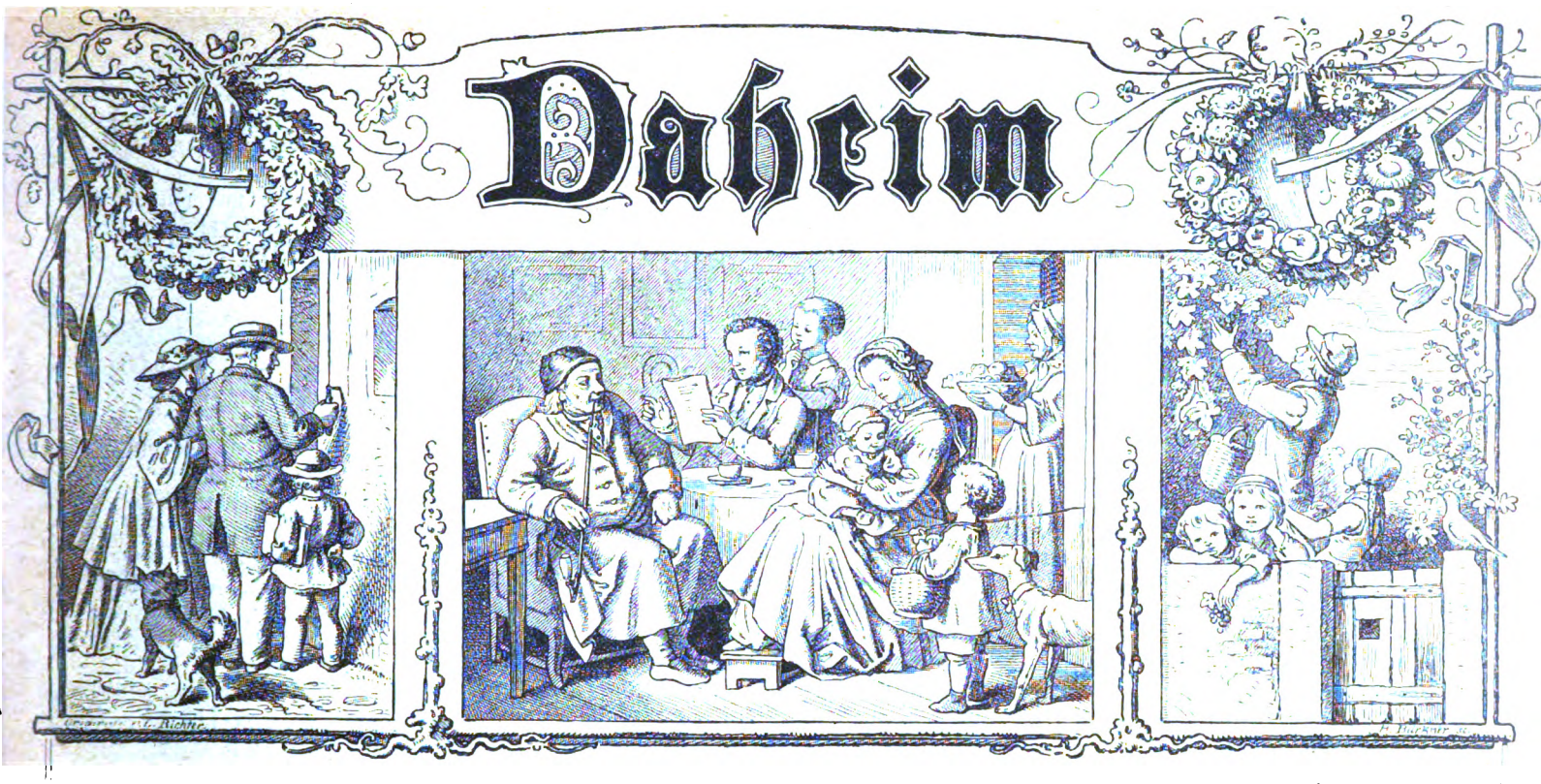
Wir wünschen ihm noch für lange Zeit ein gutes Waidmannsheil!

W. v. Dünheim.

Inhalt: Eleonore. (Fortsetzung.) Roman von Alexander Römer. — Deutsche Professoren. X. Alexander Braun. Mit Porträt. — Der erste deutsche Kalendermann. (Schluß.) Novellistisches Kulturbild von B. L. Zu dem Bilde von E. v. Gebhardt: Pendelschwingungen. — Am Familientische: Zur Wanzenvertilgungsfrage. Rathschläge einer Hausfrau. — Unser Kaiser auf der Hasenjagd. Von W. v. Dünheim. Mit 7 Illustrationen von G. Krickel.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 16. Oktober 1875. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 3.

Eleonore.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Roman von Alexander Römer.

(Fortsetzung.)

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Waldburg am andern Morgen erwachte. Wie ein verwundertes Kind musterte er die weißgetünchten Wände, die rothe Steindiele, den verdorrten Kornährenkranz vom vorjährigen Erntefest, der noch den kleinen Spiegel zierte, und konnte sich erst kaum besinnen, wo er war. Doch bald kam ihm die Erinnerung an das Erlebte und mit einem Satz war er aus den Federn und kleidete sich an. Der Morgen war frisch und klar, doch schon hatte die Sonne die diamantenen Thautropfen von den Gräsern und Blumen geküßt, er ärgerte sich, daß er die schönste Zeit verschlafen. Der Kaffeetisch war servirt im vordern Stübchen, und sobald er den Kopf zur Thür hinaussteckte, lief schon eine der Mägde, um ihm die Kanne mit dem heißen Morgentrunk zu holen. Er labte sich an der frischen kalten Milch, dem vortrefflichen Brot und der goldgelben Butter und schickte sich dann eilig an, ins Freie zu kommen. Wie ein guter Soldat auf Rekognoscirung ausgehend, nahm er den Weg heut durch die Küche, und bot zugleich der eifrig beschäftigten Wirthin guten Morgen. Ein Seitenblick in die halb offen stehende Milchkammer ließ ihn nur den Zipfel von Lisbeths Schürze und ihre Arme schauen, die emsig über den Milchsatten hantirten, den Rahm fürs Butterfaß abzuschöpfen. Sie waren alle fleißig, und er der Schulbub, der in den Wald läuft, und dem die Ameisen, Bienen und Vöglein Moralpredigten halten. So kam er sich fast vor, als ob er zwecklos dem lieben Herrgott den Tag stähle. Indes, meinte er, die Loose sind verschieden in der Welt, der eine ist da zum Arbeiten, der andere zum Genießen, ein jeder lasse sich's gefallen, so wie es ihm wird.

Otto besah sich das Dorf. Das Herrenhaus hatte etwas Interessantes für ihn; es lag so dunkel im Schatten hinter der dichten Kastanienallee, seine Mauern waren so altersgrau, die hohen dichtverhängten Fenster gaben ihm ein melancholisches, ausgestorbenes Ansehen, es regte zu düster romantischen Phantasiegebilden an. Er drang tiefer ein in den wohlgehegten Wildpark, entwarf hie und da eine flüchtige Skizze für seine Mappe und wanderte dann, doch mit gewissem Wohlbehagen, zur Mittagszeit zurück zu seinem Quartier, er hätte fast gesagt „heim", so traut und wohlbekannt war ihm das Haus schon in Gedanken. Als er gegen Abend in Gesellschaft der Pfeife des Wirths vor der Thür seine Cigarre rauchte, that er manche Frage nach der Gutsherrschaft, ihrem Familienleben, Schicksalen und Persönlichkeiten. Das Haus hatte die Neugierde bei ihm geweckt. Der Wirth meinte, er müsse einmal das Innere desselben sehen, es seien viele alte Bilder darin, die Lisbeth könne ihn hinführen, wenn sie just Zeit hätte; sie sei die Pathe der gnädigen Gräfin und habe ein Gedächtniß für alle diese Dinge. Sie würde ihm jedes Stück erklären können und mehr als zu viel vorschwatzen von Komtesse Irmgard, die nun todt, was die Gräfin für eine absonderliche Dame und die allerlei Geschichten, die weiter gemunkelt würden.

In der Woche indes fand sich niemals Zeit, daß Lisbeth abkommen konnte, sie war flink und thätig in der Wirthschaft, rastlos von früh bis spät; nur abends pflegte sie wohl mit dem Strickzeug vor der Hausthür sich einzufinden und ging dann fröhlich auf Ottos Scherze und Neckereien ein. Sie schien immer mehr Vertrauen zu ihm zu fassen, und die Scheu, die in den ersten Tagen noch bei ihr vorgeherrscht, fahren zu lassen. Wenn sie aufthaute und in ihrer natürlichen herzigen Weise plauderte, hatte sie für Otto etwas ungemein Anziehendes. Sie war nie sehr lebhaft, aber trotz des gänzlichen Mangels feinerer Erziehungspolitur drückte sie ihre Gedanken klar und schlicht aus, und diese waren oft so tief und warm empfunden, daß der routinirte, übersättigte Weltmensch diesen Naturklängen lauschte, als wären es Orakelsprüche aus einer andern Welt. „Der Philipp!" war ein Name, welcher schon oft in den Plaudereien der Alten und auch von Lisbeths Lippen erwähnt war. Otto fragte näher und entnahm aus den etwas zaudernd gegebenen Erklärungen, daß es ein Jäger, augenblicklich in des

Gutsherrn persönlichen Diensten und mit ihm in Berlin, später voraussichtlich der Nachfolger des alten, schon gebrechlichen Gutsförsters war, und wie es schien, zu Lisbeths künftigem Gatten bestimmt. Ob sie ihn liebte, konnte er nicht ergründen, ihr Gesichtchen war so klar und unbewegt, und wenn sie seinen Namen nannte, veränderte sich kein Zug desselben.

Am Sonnabend Nachmittag kam sie endlich, Otto zu fragen, ob er Lust habe, das Schloß zu sehen, sie habe eben Zeit und wolle dann die Schlüssel holen. Otto war gerade mit dem Alten in tiefen landwirthschaftlichen Erörterungen begriffen. Der Krugwirth, selbst ein tüchtiger Landwirth nach altem Schrot und Korn, wunderte sich innerlich gewaltig, daß solch ein Farbenklexer, so ein geschniegeltes Malerbürschchen so gut in dem Kram Bescheid wußte, freilich viel von dem neuen theuren, unpraktischen Krims-Krams im Kopfe hatte, aber doch mit seinen Begriffen nicht ganz auf dem Holzweg war. Die Lisbeth lockte den jungen Herrn jedoch mit ihrem Vorschlag von Praxis und Theorie hinweg, bereitwillig schlenderte er mit ihr der Kastanienallee zu.

„Nun mußt Du mir aber auch eine rechte Führerin sein, Lisbeth," sagte er unterwegs. „Dein Vater hat mich mit meiner Neugierde ganz an Dich verwiesen; ich wittere hier irgend eine tragische Geschichte, die mit dem Hause oder den Eigenthümern zusammenhängt, irgend einen Liebesroman, Du wirst mir das recht hübsch erzählen können."

„Herr Walder," meinte Lisbeth, „hier bei uns ist ein Tag wie der andere; ich hab' das schon gemerkt, Sie denken sich alles hübsch und interessant, solch eine Geschichte, wie Sie da meinen, passirt hier nicht. Ich durfte oft zur Gräfin kommen, weil sie Gevatter bei mir gestanden, und Komtesse Irmgard, die nur um zwei Jahr älter als ich, gab mir manch hübsches Spielzeug von dem ihrigen, und mochte es gerne, wenn ich im Garten mit ihr spielte und umherlief, als wir beide noch Kinder waren. Später, als wir größer geworden und sie eine feine junge Dame, ward das natürlich anders; doch freundlich blieb sie immer noch zu mir. Als sie den einen Sommer hier so fröhlich waren, die Zeit vergeß' ich nimmermehr! Der Kuno, der junge Erbherr, das war ein wilder Junge, noch vier Jahr jünger als das gnädige Fräulein, der war mit seinem Hofmeister auch hier, und die drei gingen viel mit einander. Der Hofmeister war ein stattlicher Herr, sie nannten ihn alle einen wunderschönen Mann; ich weiß das ja nicht so, doch das ist wahr, wenn er so mit der Komtesse ging, da standen alle Leute still, um ihnen nachzusehen, es war ein gar zu hübsches Paar. Und Fräulein Irmgard — nun Sie sollen ihr Bild da drinnen sehen — wie ich mir nur die heiligen Engel denken kann, so sah sie aus, und wenn der schöne Herr sie ansah, that er schier, als ob er in den Himmel schaute. Sie kamen oft zu uns; sie hantirte manch liebes Mal bei mir in der Milchkammer und Küche herum, und lachte, und hatte sich wie ein recht glückliches Menschenkind. Wie das nun all gewesen später, kann ich nicht wissen, doch als die Herrschaften, es werden nun diesen Sommer zwei Jahr, zuletzt hier waren, da kam ein alter finsterer Mann als Lehrer mit dem Kuno, und Komtesse Irmgard — ach, du lieber Gott, wie blaß und still und elend sah sie aus! Sie sei sehr krank gewesen, hieß es, und die Aerzte meinten, daß sie hier sich bessern und erholen sollte. Das geschah aber nicht; gedoktert ward genug mit ihr, und so schön und gesund die Luft bei uns auch ist, es half ihr alles nicht.

„Sie haben mich hierher geschleppt, Lisbeth," sagte sie einmal zu mir, als wir beide allein waren und ich die Thränen nicht zurückhalten konnte bei ihrem Anblick, „sie wollen mich mit Gewalt gesund machen, und hier werd' ich's am allerwenigsten. Ich wollte, ich wäre an Deiner Stelle, eine stille kleine Lisbeth, wie glücklich wäre ich dann! Mich hüllen sie in Seide und Sammet und schnüren mich mit goldenen Ketten zusammen; da soll das Herz kalt werden darunter, ja so kalt, daß es gar nicht mehr schlägt." Ich fiel neben ihr nieder und küßte ihr die lieben feinen Hände, und mußte schluchzen, als ob mir das Herz brechen wollte. Da streichelte sie mich und sah mich so seltsam an und sagte: „Du bist auch viel zu weich und fühlst zu warm, das taugt nicht in der Welt, Gott mache Dich glücklicher als mich." Es ist das letzte Mal gewesen, daß ich sie sah, sie reisten bald darauf ab, und noch denselben Herbst ist sie gestorben."

Otto hatte ernst und schweigend zugehört und mit einer Art Rührung Lisbeths Ausdruck während der Erzählung beobachtet: so einfach sie auch die Thatsachen berichtete, lebendige, tiefsinnige Empfindungen quollen aus dem Grunde ihrer Seele herauf und spiegelten sich auf ihren Zügen.

„Sagte ich es nicht," rief Otto und suchte seine Rührung unter dem gewöhnlichen Humor zu verbergen, „daß da ein Liebesroman sich abgespielt, und hübsch genug hast Du ihn mir erzählt. Doch die Gräfin?" fragte er weiter. „Der Vater erwähnte ihrer in besonderer Weise. Warum war sie so hart zu der Tochter?"

„Hart?" wiederholte Lisbeth sinnend, „das weiß ich nicht; sie hat wohl auch nicht helfen dürfen. Die gnädige Gräfin kann ich Ihnen schwer beschreiben. Ich habe sie alle lieb, die Herrschaften, zu mir sind sie allezeit gut gewesen, doch anders — ganz anders als Komtesse Irmgard war die Mutter. Es gab viel zu schauen für unser eins, wenn sie hier war, da kam allemal ein ganzer Schwarm mit, und wenn sie so durch die Dorfstraße ritten, starrte unsere Jugend mit offenen Mäulern nach, so bunt und flimmerig in die Augen fallend war der Zug. Der Vater pflegte oft zu sagen: „Die Gräfin hat Manieren wie ein Mann," doch Komtesse Irmgard, sie war immer sanft und still und mochte gar nichts wissen von so vielem Lärm."

Sie waren mittlerweile bei dem Hause angelangt, Lisbeth hatte aufgeschlossen und Waldburg in die große Vorhalle geführt. Leicht und anmuthig war ihr Gang und Wesen, als sie ihm voranschritt durch die Wohngemächer und Säle, an jedes kleine Erinnerungen knüpfend, welche bekundeten, daß sie mit ihrem Herzen von frühester Jugend an an der Familie gehangen. „Das ist der Graf," sagte sie, auf das lebensgroße Porträt eines stattlichen Herrn in Generalsuniform deutend. Otto stand still und schaute mit Interesse in die stolzen harten Züge, hinter denen ein eiserner Charakter sich zu bergen schien. „Und dies hier ist Komtesse Irmgard," erklärte Lisbeth weiter und zog die rothe Damastgardine zurück.

Der Strahl des Tageslichtes, von dem rothen Vorhang einen glühenderen Schein entlehnend, fiel auf das Gemälde und ließ es in einer Art Glorienlicht erscheinen. Die ätherische Gestalt im weißen Gewande mit dem Engelsantlitz machte einen überraschenden Eindruck, und Otto entschlüpfte unwillkürlich ein Ausruf der Bewunderung. Das Bild vor ihm rechtfertigte denselben doppelt; denn neben dem leblosen von Künstlerhand wirkte das lebendige überwältigend: Lisbeth, mit der einen Hand den schweren Vorhang zurückhaltend, die andere wie betend an das kleine goldene Kreuz auf ihrer Brust gelegt, das Auge mit wehmüthig frommem Ausdruck zu dem Porträt emporgerichtet. Sie sah sich endlich um, erschrak, als sie Ottos strahlenden Blick auf sich gerichtet fand, und eilte flüchtig weiter.

„Jetzt sind wir fertig, wenigstens mit dem, was irgend für Sie der Mühe werth sein kann zu sehen," sagte sie. „Haben Sie Lust, noch in den Garten zu treten, so lassen Sie uns von hier aus gleich hineingehen."

„Ja, Lisbeth, ins Freie!" rief Otto. „Mir wird die Luft hier schon zu dumpf; es ist, als ob lauter Unglück und Kummer sich einem an die Fersen hängen möchten."

Er athmete tief auf, als sie auf die Veranda traten, von wo auf hügeligem Terrain Blumenanlagen sich terrassenartig hinabzogen bis an einen kleinen Teich, auf dem Schwäne stolz ihre schlanken Hälse wiegten.

„Lisbeth," rief er aus, „Du hast mich so melancholisch gemacht mit Deinen Bildern und Deiner Irmgard, daß ich das erst wieder abschütteln muß! Wir wollen zu den Schwänen gehen; wer wohl die flinksten Füße hat von uns zweien!" Und wie ein übermüthiger wilder Junge lief er in kühnen Sprüngen die Terrassen hinab. Lachend versuchte Lisbeth ihm zu folgen, doch so leicht und flink sie auch war, bei diesem Wettlauf kam sie doch zu kurz. Otto war schon unten, als sie noch im flüch-

tigen Lauf auf der letzten Terrasse strauchelte und vielleicht gefallen wäre, wenn er nicht blitzschnell zugesprungen, sie in seinen Armen aufgefangen und auf die kleine Rasenbank am Weiher niedergesetzt hätte. Scherzend und einander neckend saßen sie da beisammen.

„Sieh die schönen Schwäne," sagte Otto. „Lisbeth, warst Du je in der Stadt und im Theater? Hast Du von der Oper „Lohengrin" gehört?"

„Ich war wohl in der Stadt," erwiderte sie, „und der Vater hat mich auch einmal mit in das Theater genommen; es wurde da viel gesungen und geredet durch einander, es war sehr hübsch, aber ich verstand doch nicht recht viel davon. Dann war es auch sehr heiß da oben, wo wir saßen, und unter all den fremden Gesichtern ward mir ganz beklommen. Doch Lohengrin hieß das Stück nicht, so viel weiß ich wohl."

„Gut, Lisbeth," sagte Otto und strich ihr lächelnd über die noch von dem Lauf vorhin erglühten Wangen und schaute ihr tief in die treuherzigen Augen, „Du hast mir vorhin so hübsch erzählt, da will ich, wenn es Dir Vergnügen macht, Dir auch eine Geschichte zu hören geben, der Schwan spielt eine Rolle darin." Und er begann, sich selbst heut wieder fühlend wie ein Kind, seiner einfachen kleinen Zuhörerin die Sage von dem Schwanenritter vorzutragen, mehr und ausführlicher sich an die alte Gralsage haltend, als an den Operntext. Sein poesiereiches Gemüth machte die alte Mythe lebendig, und mit athemloser Spannung lauschte Lisbeth seinen Worten. Auf ihrem Antlitz lag der Ausdruck tiefster Erregung, ihre Augen glänzten, und in träumerischer Verzückung glitten sie über das spiegelhelle Wasser und die in majestätischer Ruhe darauf schwimmenden Thiere.

„Ach, warum mußte die Elsa doch die böse Frage thun?" sagte sie leise.

„Nicht wahr, meine Lisbeth hätte sich genügen lassen und vertraut?" meinte Otto und legte sanft den Arm um ihre Taille.

Sie lehnte einen Augenblick den Kopf an seine Schulter, schaute vertrauensvoll zu ihm auf und nickte kräftig mit dem Kopfe. Wie reizend war sie so!

Die Vesperglocke der kleinen Kirche fing ihr Geläute an. Erschreckt fuhr Lisbeth empor.

„O," rief sie aus, „wie ist es möglich, schon so spät? Die Mägde sind gewiß vom Melken schon zurück, und ich bin nicht da, die Milch einzusieden. Was mag die Mutter denken?"

„Daran ist der Lohengrin schuld," lachte Otto. „Aengstige Dich nicht, Lisbeth, sie werden schon einmal ohne Dich fertig werden. Unser Spaziergang war doch herrlich, nicht wahr?"

„Ach ja!" seufzte Lisbeth. „Unsereins hat nur zu wenig Zeit zu solchen schönen Dingen."

Ihr Pflichtgefühl, der strenge Gehorsam, zu dem sie erzogen war, trieb sie zu großer Hast. Sie eilte Otto voran und bat auch ihn, seine Schritte zu beschleunigen durch das Haus, damit sie sorglich alles wieder verschließe. Langsam schlenderte er dann hinter ihr drein, als sie in der Allee flüchtig vor ihm dahin schritt, und verfolgte ihre schlanke Gestalt, bis sie ihm im Schatten der Bäume entschwand. Es war eine süße Idylle, und sorglos überließ er sich ihrem Zauber.

V.

Am nächsten Morgen weckte die Sonne Waldburg besonders früh. Er trat hinaus in die kühle frische Morgenluft und schritt an den thaufeuchten Beeten des Gartens hinab bis an den kleinen Bach, der ihn begrenzte. Auf der Wiese am Rande desselben lag Linnen ausgebreitet zum Bleichen. Lisbeth, mit hochgeschürztem Röckchen, zu dieser Stunde sonst vor Lauschern sicher, war beschäftigt, Wasser zu schöpfen, um die Linnenstreifen zu begießen. Ihre kleinen nackten Füße glitten flink und behend in dem thauigen Grase umher, ihre schweren Flechten hatten sich auf dem Kopfe gelöst und hingen lang über die Schultern herab. Sie sang mit fröhlicher Stimme ein Weberliedchen und schwenkte dabei die Gießkanne, daß die sprühenden Wasserstrahlen vielfarbig in der Sonne sich spiegelten. Otto hemmte seinen Schritt und schaute. Welch eine Anmuth entfaltete sich da vor ihm! War sie unter all der Künstelei daheim je so zu finden? Er zog sich hinter die Bretterwand des Bleicherhüttchens zurück, und unbekümmert vollendete die Kleine ihr Werk. Eilfertig schlüpfte sie dann in die bei Seite gestellten Holzpantoffeln, und schritt, die Flechten auf dem Wege festnestelnd, den Gartenpfad hinauf an dem unberufenen Lauscher vorbei, ohne ihn zu gewahren, bis zu den Erdbeerbeeten hin. Sie suchte emsig nach den erst spärlich gereiften Früchten und sammelte auf einem frischen grünen Blatt die schönsten, die sie finden konnte. Otto wußte, daß sie für seinen Frühstückstisch bestimmt waren, daß ihr Auge leuchten würde bei seinem Dank. Gedankenvoll folgte er mit den Augen der sich entfernenden Gestalt. Ihr Leben, der Kreislauf ihres Denkens und Seins, wie es war und bleiben mußte, lag klar vor seiner Seele; sie würde den Philipp heirathen später, sie würde am eigenen Herde so sicher und fröhlich walten wie an dem elterlichen, wenn — er jetzt ginge und nicht mit seiner nie zu ihr gehörenden Person einen Schatten würfe in ihr helles Dasein.

Seine Stimmung war gedrückt, während er seinen Spaziergang durch den Wald machte; er schlenderte bald den Pfad ins Dorf zurück. Dies immerwährende Dolce far niente war im ganzen wenig ruhmvoll. — Die Glocke rief die frommen Dörfler zu dem Gottesdienste; er saß in seinem Zimmer mit der Zeitung. Die Nachrichten aus der Welt interessirten ihn so wenig, er sah über das Blatt hinweg auf die von Kirchgängern belebte Fahrstraße. Da trat auch Lisbeth aus dem Hause, mit dem Gesangbuch und dem sauber zusammengefalteten Taschentuch darauf; so fromm, so ehrbar war ihre Miene.

Ein Seufzer entfloh seinen Lippen. Er war doch eigentlich nur ein jämmerlicher Wicht; da nistete er sich hier ein unter falschem Namen, unter falscher Fahne. Die Leute waren viel zu gut, als daß er sein Narrenspiel mit ihnen trieb. Am klügsten thäte er, wenn er gleich morgen reiste und wirklich auf seinen Gütern etwas zu wirken und zu schaffen suchte, wie Hermann ihm gerathen.

Er nahm instinktartig, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, seinen Hut und schritt langsam hinaus, der Kirche zu. Es war schon kurz vor Beginn der Predigt, die pünktlichen Gemeindeglieder alle schon versammelt. Still und unbemerkt setzte er sich in eine dunkle Ecke und ließ seinen Blick durch den schmucklosen Raum gleiten. Er hatte gleich beim Eintreten Lisbeth herausgefunden; sie saß, das Gesicht tief niedergebeugt, in ein langes, wie es schien, inbrünstiges Gebet versunken. Was mochte dieses reine Kind so heiß zu bitten haben? Der Pfarrer sprach nicht ungewandt, besser, als man es sonst wohl in einer Dorfkirche hört, „vom Gebet", und manches Wort rüttelte hier und da an Ottos Seele; es war recht lange her, seit er in einer Kirche gewesen. Still, wie er gekommen, entfernte er sich wieder, noch ehe der Segen gesprochen worden, und langte vor der Masse der Kirchgänger zu Hause an.

„Nein, Otto," sprach er zu sich selbst, „dies geht nicht länger so, Du wirst hier ein ganzer Schwärmer und Phantast, Du mußt aus dieser Luft heraus!"

Er wollte es gleich seinen Wirthen verkünden, daß er sie verlasse, wollte in scherzend launiger Manier ihnen den kleinen Irrthum über seine Person aufklären, und würde sich dann wohl im Geiste wieder rein fühlen. Vorsätze!

Im Hause traf er augenblicklich niemand; es herrschte feierliche Sonntagsstille. Nun, Eile hatte die Erklärung ja auch nicht. Am Nachmittag kam der Pächter. Er war ein paar Wochen verreist gewesen, sprach nun im Krug vor — sie lebten alle mit dem braven Wirth in guter Kameradschaft — und hatte Lust, ein Kegelspiel zu machen. Er war ein geselliger, gebildeter Mann, der in gemüthlicher Weise mit dem fremden jungen Maler anknüpfte. Sie machten ein paar Partien zusammen, und der Pächter ward immer entzückter von dem lustigen sprudelnden Witzbold, wie er Otto nannte.

„Nein, Freundchen," sagte er, „Sie müssen uns noch ein Weilchen hier bleiben; Sie finden hier noch Stoff zu Studien genug, wenn Ihre eigentliche Arbeit auch vollendet wäre — und solch ein fideles Blut macht uns alle wieder mobil; es ist sonst mitunter zum Sterben langweilig!"

Und der gutmüthige lebhafte Mann entwarf in der Ge-

Digitized by Google

schwindigkeit so viele Pläne, die selbst für Ottos Geschmack etwas Lockendes hatten, wenigstens in seiner momentanen Stimmung, wo der Mensch gar zu oft bereitwillig die äußeren Anregungen ausnutzt, um sich mit der eigenen versteckten Lust dahinter zu verschanzen, daß er das Aufklären und Abschiednehmen noch verschob. So blieb er wieder — er war ja frei, und Unrecht lag so ja weiter noch nicht darin.

Die nächste Zeit verging ihm rasch. Seit jenem Sonnabend, seit dem Spaziergang nach dem Herrenhause war Lisbeth offener und vertrauensvoller gegen ihn geworden. Er suchte öfter sie zu treffen, sie merkte es gar wohl, und es schien ihr nicht unangenehm. Er verkehrte häufig in des Pächters Hause, und es kam gelegentlich vor, daß ihm im Eifer des Gesprächs, wenn über die neuere Wirthschaftsmethode gesprochen ward, Ausdrücke wie: „Den Tausend, das muß ich doch einmal probiren!" oder dergleichen Aehnliches entschlüpfte. Der schlaue Mann sah ihn dann ganz verwundert an, und verlegen suchte Otto es zu verdrehen, indem er eine etwas konfuse Geschichte von einem Freunde, für dessen Gut er das Experiment anrathen wolle, zu Tage förderte.

„Hören Sie," sagte der Pächter eines Tags zum Krugwirth, „wenn unser feines Bürschchen hier ein regelrechter Maler ist, will ich mich hängen lassen! Dahinter steckt irgend ein Ulk, irgend eine Maske. Erstlich malt er verteufelt wenig; die kleine Kreidezeichnung von der Kirche, die mir einmal flüchtig zu Gesicht gekommen, war — so viel verstehe ich auch davon — 'ne kleine nette Dilettantenskizze, doch nimmermehr ein Künstlermachwerk. Dann redet er im Eifer oft ganz kuriose Dinge — von seinen Gütern — die er gleich hinterher gar zu gern zurücknehmen will; und so viel Geld, wie dieses junge Herrchen hier umherstreut — der Schmied, des Wegwärters kranke Frau, der lahme Altentheiler drüben, die wissen davon zu erzählen — so volle Taschen pflegen wandernde Kunstjünger nicht zu haben."

In des Wirthes Gesicht blitzte es auf, wie wenn ein dämmerndes Mißtrauen plötzlich Licht und Gestalt erhalten. „Mir ist das auch schon mitunter seltsam vorgekommen," sagte er, „hm, hm, ich halte es nicht damit, wenn einer sein rechtes Gesicht versteckt, er mag nun Gründe haben, welche er wolle."

„Nun, jedenfalls ist er ein liebenswürdiger gutherziger Mensch," begütigte der Pächter. „Die vornehmen Herren haben oft ihre eigenthümlichen Launen."

„Du, Mutter," sagte am Abend der Wirth zu seiner Ehehälfte, „hab ein Auge auf die Lisbeth; mir gefällt das nicht recht, daß sie gar zu bekannt wird mit dem Maler. So ein Geziehe mit einem durchreisenden vagabondirenden Mannsbild ist nichts für unser ehrbar Kind; das endet oft schlecht!"

„Nun, Alter," meinte schmollend die Frau, „Du übertreibst auch gleich! Geziehe! Die Lisbeth zieht sich nicht so leicht mit irgend einem, die ist viel zu klug und weiß genau, was sie thut. Sprechen wird sie ja wohl dürfen mit solch feinem manierlichen Herrn wie der Walder; von etwas weiterem wüßte ich denn doch wahrlich nicht, und ich meine, daß ich meine Augen offen zu halten pflege."

„Ja, Mutter," erwiderte der Wirth vor sich hin nickend, „Du bist immer ganz gewaltig klug. Du hast den Herrn gleich zum Maler gemacht, wer weiß, was er in Wirklichkeit ist — kluge Hennen legen auch zu Zeiten in Nesseln."

„Nein, möchte ich mich doch wirklich ärgern," eiferte sie, „Du bist im Stande, den lieben Menschen gar noch zu verdächtigen! Dem braucht man doch nur einmal in die Augen zu sehen, um zu wissen, daß er eine grundehrliche treue Seele ist. Du hast Dich so auf den Philipp versessen, damit wir die Lisbeth hier behalten. Das ist ja auch ganz gut; aber viel macht sie sich nicht aus ihm, das kann ich Dir sagen, noch hat er die Stelle auch nicht, und —"

„Und — bitte, red weiter," sagte der Alte kurz und sah ihr scharf in das Gesicht. „Meinst Du allen Ernstes, mit solcher Zierpuppe und unserm tüchtigen hausbacknen Kinde könnt' es etwas werden?"

„Man kann's ja nicht wissen," antwortete sie ein bischen kleinlaut und rieb den Tisch so emsig ab, als wollte sie ihn schier poliren. „Du sagst selbst, er weiß in der Wirthschaft von Grund aus Bescheid — der Pächter ist immer Feuer und Flamme, wenn er mit ihm auf das Kapitel geräth — er braucht ja seine Malerei nur an den Nagel zu hängen. So viel Geld haben wir für all unser schweres Schaffen doch erübrigt, daß wir das einzige Kind hier einmal ohne Sorgen einsetzen können, und daß die jungen Leut' sich mögen — Du lieber Gott! das sieht man wohl."

„Mutter, Mutter! Wie seid Ihr Weiber thöricht!" stöhnte der Wirth fast. „Um alles in der Welt, red nur dem Kind nichts ein, es wird im Leben nichts daraus, das sag' ich Dir."

Das „Kind" saß auf der Bank vor der Hausthür — die Fenstern standen offen — hatte sie etwas gehört? Wir wissen es nicht.

* * *

Es war im Juni, die Heuernte begann. Otto war immer noch da, sorglos, glücklich. Er kehrte eines Morgens von einem kleinen Streifzug heim und fand Lisbeth bei den Heuern. Sie hatte den Leuten das Frühstück nachgetragen und saß nun auf einem duftenden Heuhügel im Schatten eines großen Haselstrauchs, ihr eigenes verzehrend. Neckend bog Otto plötzlich um die Ecke, um sie durch sein unerwartetes Erscheinen zu erschrecken. Sie erglühte über und über vor Freude, als sie ihn erblickte, und machte ihm Platz auf dem weichen Sitz neben sich. Er bettelte für sich von ihrem Brot, und lachend durchbrach sie mit ihren rosigen Fingern die Schnitte und theilte sie mit ihm.

„Lisbeth, wie herrlich schmeckt es," rief er, „viel schöner als alles in der Stadt! Sag, möchtest Du nach der Stadt? Ich meine, so immerfort da leben?"

Sie sah einen Moment mit strahlendem Ausdruck zu ihm auf, dann umwölkte sich ihre Stirn, und langsam schüttelte sie den Kopf. „Ich würde nie dorthin passen," sagte sie, „hier kann ich das, was ich zu thun brauche, da wäre ich nur dumm und könnte nichts."

Ein Schatten flog auch über Ottos fröhliches Gesicht, und eine kleine Pause trat ein. Mit einem tiefen Seufzer unterbrach er sie und rief plötzlich: „So müssen wir scheiden, Lisbeth, ich muß nach Hause!"

„Jetzt gleich?" fragte sie, und Todtenbläße überzog ihre Wangen.

„Hast Du nie daran gedacht, daß ich wieder fort müsse?" fragte er sanft.

Lisbeth schwieg; etwas Fremdes, ein ungewohnter schwerer Kampf arbeitete in ihren Zügen. „Und kommen Sie niemals wieder?" rang es sich von ihren Lippen.

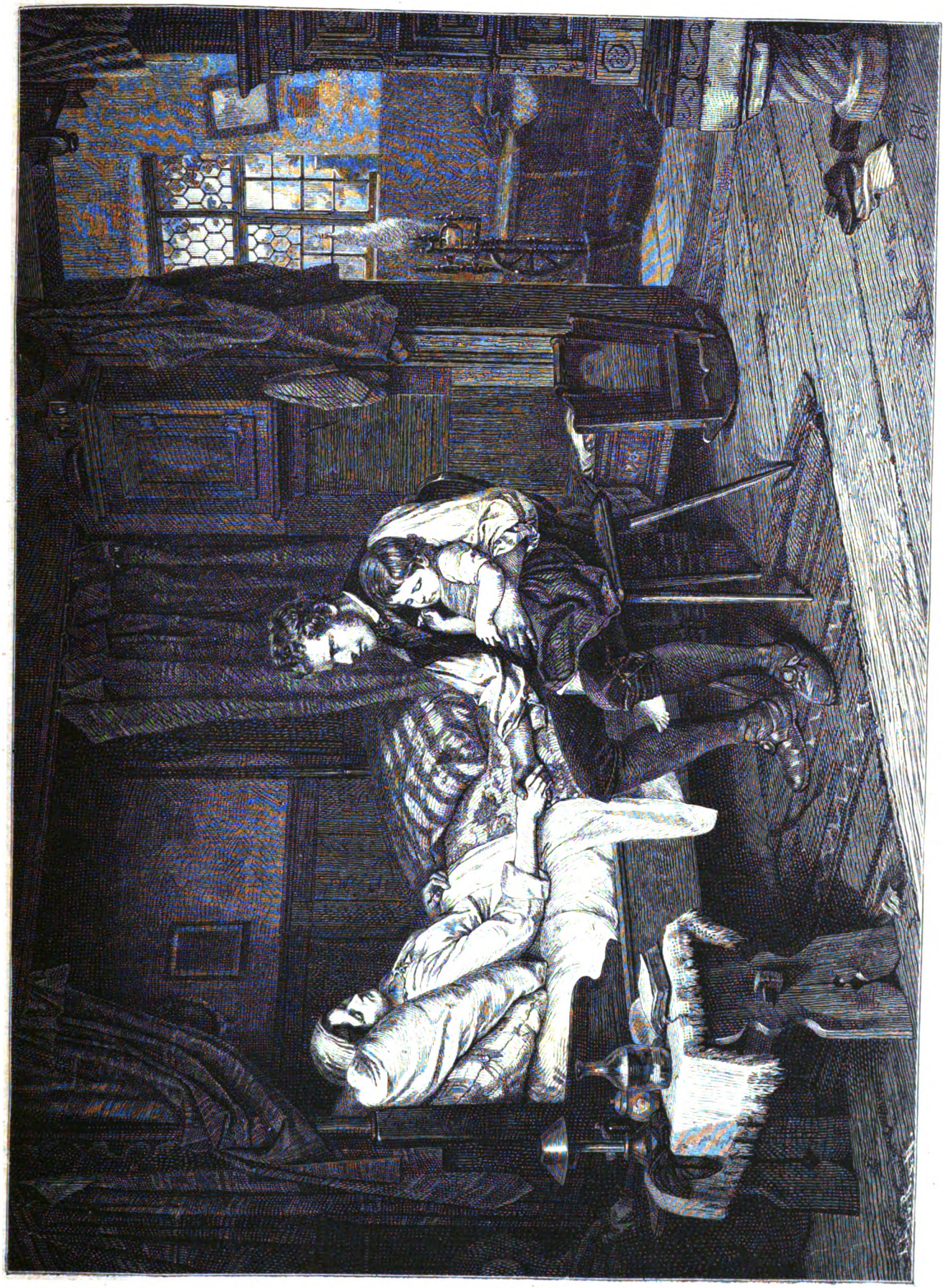
„Wirst Du Sehnsucht nach mir haben?" fragte er in seiner raschen unbedachten Weise, „würde es Dich glücklich machen, wenn ich hier bei Euch bliebe als schlichter Landmann?"

Eine selige Freude leuchtete auf in ihren Augen, welche sie voll zu ihm aufschlug, sie faltete die Hände wie zu flehender Bitte über der Brust.

Ihn überwältigte der Augenblick, der süße Liebreiz ihres Wesens. „Ich komme wieder," flüsterte er und zog sie an seine Brust und küßte sie wieder und wieder mit heißer Zärtlichkeit. Sachte entzog sie sich seiner Umarmung und stand auf, von dunkeler Glut übergossen. Die Stimmen der Arbeiter kamen näher, und mit einem Blick voll unsäglichen Glückes noch zu ihm zurückblickend, eilte sie wie ein gescheuchtes Reh von dannen.

Er blieb allein — und wie! — Wie ein eiskaltes Sturzbad überfluteten ihn die Gedanken. Was hatte er gethan? Das arme Kind hatte er elend gemacht. Er mußte zurück in die Welt, in eine Welt, in die er sie nicht mitnehmen, in der sie niemals gedeihen konnte, und alles, was er ihr vorgespiegelt, war falsch. Gleich einem Verbrecher schlich er nach Hause. Nun mußte er fort, nachdem er Unheil angerichtet. Er blieb auf seinem Zimmer und grübelte. Er wollte Briefe schreiben, wieder draußen mit seinen Genossen anknüpfen, sich auf seinem Gute anmelden, und dann — wollte er Lisbeth aufsuchen, ihr ehrlich und offen alles sagen, um ihre Verzeihung bitten und — daß sie ihn vergäße. Sie war ja nur ein einfaches Mädchen ohne tiefe schwere Reflexionen, sie mußte doch bald wieder davon loskommen.

Digitized by Google



Am Krankenbette. Gemalt von Benjamin Vautier.

Digitized by Google

Die Mittagszeit rückte heran, die Leute kamen von der Wiese zurück, er hörte Lisbeths silberhelles Lachen in der Küche. Mit beklommener Brust trat er hinaus. Da rasselte die alte Postkutsche heran, dieselbe, die ihn hergeführt, die ihn nun bald mit fortnehmen sollte, sie hielt, die Posttasche abzugeben wie gewöhnlich. Otto guckte in den Wagen hinein, gedankenlos, mechanisch.

„Kreuzdonnerwetter!" erscholl auf einmal eine schnarrende Stimme; heraus sprang ein Dragoneroffizier und stürzte auf Otto zu. „Waldburg, alle Teufel, sind' ich Dich hier? Ha ha ha! nein, das ist famos, wir fahnden auf Dich in allen Himmelsgegenden, wir forschen, wir spähen, kein Mensch hat eine Spur, da sitzt der Flüchtling hier in einem Landkruge, als Philister. Alter Junge, was treibst Du? Naturstudien?"

„Wohl möglich," erwiderte Otto, dem dies höchst unwillkommene Zusammentreffen wie ein Alp aufs Herz fiel, „ich denke, Ihr habt mich längst vergessen, das pflegte bei Euch mit den Abwesenden doch leicht der Fall zu sein."

„Du undankbarer Göttersohn," schnarrte der Neuangekommene, „Du weißt es mehr als zu gut, daß unser Kreis mit Dir die Seele des Ganzen verloren hat. Du scheinst Dein Schicksal nur zur Hälfte zu ahnen. Die ganze lustige Brüderschar hat es auf Deine Gastlichkeit und Deinen Weinkeller abgesehen, obgleich Du ungalanter Mensch keinen Einzigen eingeladen. Der Berndt hat wenigstens ein Dutzend Briefe an Deinen Verwalter nach Vilmoor geschickt, und alle unerbrochen mit der Bemerkung, der Aufenthalt des Herrn sei unbekannt, zurückerhalten. Indes, liebster Freund," fügte er hinzu und klemmte den Augenkneifer fester, indem er einen Schritt zurücktrat, „daß Du Dich gerade sehr zu unserem Widersehen freuest, kann man nicht eben sagen; komme ich Dir hier ungelegen — hm, hm, irgendwie ins Gehege?"

Er sah sich spähend nach allen Seiten um und stockte plötzlich. „St! st!" flüsterte er mit häßlicher Ironie, „ich fange an zu ahnen — ein kleiner ländlicher Roman — was der Waldburg für einen feinen Geschmack hat und sich die Genüsse raffinirt zu bereiten weiß. — Mein Freund! ich bin ganz Diskretion!"

Otto war wirklich so verstimmt, so gründlich unangenehm berührt, daß er gar nicht den rechten Ton zu finden wußte. Bei des Lieutenants suchenden Blicken war er denselben gefolgt und gewahrte zu seinem Entsetzen dasselbe, was den Herrn zu seinen letzten Bemerkungen veranlaßt — Lisbeth!

Sie stand in der Hausthür, ihr Gesicht war geisterbleich, und die großen treuen Augen sahen ihn mit einem so schmerzdurchdrungenen vorwurfsvollen Ausdruck an, daß er — der in dem wilden Leben das Erröthen doch wohl gründlich verlernt hatte — in diesem Augenblick roth ward wie ein Schulknabe.

Es war nur ein Moment, und wie eine Erscheinung war sie wieder verschwunden.

„Ich bitte Dich, laß solche unpassende Scherze," sagte Otto herb zu dem Lieutenant, „das Mädchen ist die Tochter des Wirthes — Leute, welche mir viel Liebes und Gutes erwiesen — und ehrbar im höchsten Sinne des Wortes. Ich reise übrigens mit Dir, und will Dir erzählen, wie ich hierher gekommen."

Eine stumme spöttische Verneigung, vom ungläubigsten Lächeln begleitet, war die Antwort des Offiziers. „Bitte, genire Dich nicht meinetwegen," sagte er kühl, „es war die reine Freude, Dich nach so langer Zeit wiederzusehen, die mich so auf Dich eindringen ließ."

„Nein, nein," erwiderte Otto rasch und gab ihm die Hand, „wenn Du nur ein Stündchen verweilen willst, da nehmen wir einen Wagen und fahren zusammen nach Vilmoor, ich wollte ohnehin morgen fort; es ist mir lieb, daß Du da bist."

Lisbeth aber war oben nach ihrer Kammer hinaufgewankt und hatte sich schluchzend über ihr Lager geworfen. Es war nicht wahr, was er ihr gesagt, er war kein Maler, es war alles, alles nicht wahr! Ihr einfaches Gemüth erfaßte nur die eine Lüge, die warf den ganzen Himmel ihr in Trümmer.

Otto aber eilte, als ob böse Geister ihn jagten, mit den Reisevorbereitungen. Der Wirth hatte ebenfalls die Begegnung mit dem Freunde beobachtet, er brauchte keine Aufklärungen mehr zu geben. Als er die Rechnung richtig gemacht, der Wagen schon vor der Thüre hielt, ging er hinüber, um Abschied zu nehmen.

Der stille ernste Hausvater war sichtlich steif. „Leben Sie wohl, junger Herr," sagte er kalt. „Sie haben nichts zu danken, es ist ja alles bezahlt."

Der Wirthin sah man das verletzte Grollen, das innerliche Gähren an, sie klapperte mit den Krügen und Gläsern, und kämpfte gewaltig, um den Schürzenzipfel in Ruhe zu lassen. Als aber Otto auf sie zutrat und mit seiner angenehmen Stimme, in der ein schmerzliches Beben vorklang, sagte: „Adieu, Frau Wirthin, Sie haben mir viel Liebes gethan, ich werde die Tage hier in meinem Leben nicht vergessen," da konnte sie nicht länger an sich halten. Das weiche Herz brach durch, der Schürzenzipfel gerieth in große Bewegung und schluchzend stotterte sie: „Geleit Sie Gott! Sie hätten's nur gleich sagen sollen, was für ein vornehmer Herr Sie sind, wir schlichten Leute hätten uns dann anders genommen, und die Lisbeth —"

Ein energisches Räuspern des Vaters machte sie stocken und schüchtern zu dem Alten hinüberblicken.

„Ja, die Lisbeth," sagte beklommen Otto, „sie ist wohl beschäftigt — bitte, grüßen Sie sie viel tausendmal von mir —"

„Wollen's schon ausrichten," unterbrach ihn der Alte laut und trocken, und mit einem Gefühl der Beschämung, wie es der glänzende gewandte Salonheld wohl in seinem Leben nicht empfunden, ging Otto.

„Nun, der Abschied von den Alten hat lange gewährt," meinte der Lieutenant draußen, „ich denke, Du wirst Dich ja wohl nicht gleich mit mir schießen, wenn ich sage, ich hätte vorgezogen, die Abschiedsscene mit der Jungen abzuspielen. Kommt die Kleine gar nicht wieder zum Vorschein?"

„Bitte, Halket, sei still!" erwiderte Otto gereizt. „Ich bin hier in der That so roh geworden, daß ich den Ton der feinen Welt nicht mehr vertragen kann, und weiß bei Gott in diesem Augenblicke kaum, ob ich mich so oder umgekehrt richtiger ausdrücke."

„Beim Zeus, Freund! Du wirst beißend," sagte der andere verletzt, und schweigend setzten sie sich in den Wagen. In Otto gährte es furchtbar; er machte gewaltsame Anstrengungen, um sich zu fassen. Was trug der Halket für Schuld? Er war ja ungerecht. In dieser Tonart hatte er so manches Jahr die erste Stimme mitgesungen, wenn er nun andern Melodieen gelauscht, sein Ohr an andere Klänge gewöhnt, so durfte er doch nicht erwarten, daß der frühere Kamerad dies von selbst errieth und sich in einem Augenblick darnach herumstimmte.

Es ward dem jungen Gutsherrn aber doch sehr schwer, seine Wirthspflichten gegen den Genossen und Kameraden der alten flotten Zeit in bisheriger Weise zu erfüllen, und dieser war auf Urlaub und schien geneigt, das eigentliche Ziel seiner Reise, die ihn Waldburg zu so ungelegener Zeit in den Weg geworfen, gern zu Gunsten des Freundes aufzugeben, dem nach seiner Ansicht ebenbürtige Gesellschaft Noth that. Waldburg war zu Muthe, als läge das frühere Leben mit seinen Interessen und Reizen weit hinter ihm, als sei ein anderer, ein Fremder es gewesen, der so leicht und seicht in dieser trivialen Oberflächlichkeit sich bewegt, welche ihm nun so grell und in ihrer ganzen schalen Nacktheit aus jedem Wort des Gefährten herausklang. Er sann darüber nach, wie er sich den ihm auf einmal so lästigen Gesellen vom Halse, sich Ruhe schaffen könne, die Anforderungen und Wirthespflichten, welche diese Sorte ihm stellte, kannte er genugsam, an Ruhe war dabei nicht zu denken. Er ward einsilbig und unliebenswürdig, der Zwang war ihm zu unerträglich, und verletzt wie sein Gast es schon war durch sein Benehmen gleich zu Anfang, machte derselbe denn endlich auch zögernd Anstalt, ihn zu verlassen, und sie schieden frostig.

„Waldburg ist Philister geworden mit den sonderbarsten Schrullen im Hirn," berichtete er in seinem Kreise; „es soll mich nicht wundern, wenn es plötzlich in seinem Oberstübchen zu rappeln beginnt; wenn wir von seinem Eintritt in den Mäßigkeitsverein, von Mesalliance oder andern tollen Stücken hören, denn solche Verwandlung sah ich lange nicht an einem Menschen."

Otto aber athmete auf, als er einsam die großen schönen

Digitized by Google

Räume des Herrenhauses zu Vilmoor durchwandelte und vielleicht zum ersten Male in seinem Leben ernstlich nachzudenken anfing über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Er hatte Briefe vorgefunden von seinem Vater, der ihm Stadtneuigkeiten schrieb, von denen einige ihn doch interessirten. Die schöne Wilms hatte sich getröstet über die Flucht ihres ungetreuen Ritters, sie war verlobt; über den alten Rambach und seine Finanzen stand eine überraschende Nachricht da. Es sollte gefährlich schwankend mit ihm stehen, seine Verschlossenheit und Schlauheit hatte lange alle Welt im Dunkel gelassen über den Stand seiner Verhältnisse, seine sehr kühnen und gewagten Spekulationen, welche man stets glücklich gewähnt, waren es doch wohl nicht allemal gewesen. Der Sturz eines großen Londoner Hauses, bei dem man ihn tief engagirt wußte, brachte seinen Kredit ins Wanken, und überraschende Aufklärungen folgten für seine Geschäftsfreunde.

Bis jetzt war das Ganze noch dunkles murmelndes Gerücht, der alte Waldburg behauptete aber, seine Kunde aus den sichersten Quellen zu haben, und von Eleonoren, von der sonst so oft erwähnten, als Schwiegertochter so sehr gewünschten Enkelin, stand keine Zeile in dem ominösen Schreiben.

Otto überlas langsam und wiederholt den Brief, er blieb in tiefes Sinnen verloren. Eleonorens Bild trat lebendiger als seit lange vor sein Auge, wie solch ein Wesen wohl solchen neuen Schicksalswechsel trüge. Wie untreu war die Welt — ob von dem ganzen Schmeichlerschwarm ihr dann ein einziger treuer Ritter bliebe? Nun er hatte ja nie zu diesem Schwarm gezählt, sie hatte ihn interessirt, als sie ihre frische Originalität noch besaß, die ja mit der Mode und der fashionabeln Gesellschaftsdressur nothgedrungen von ihr abgestreift worden, und als die seine Freiheit bedrohenden Pläne des Vaters, den er mit dem alten Rambach im Einverständniß wußte, seine energischste Opposition hervorriefen, waren die einst auch für ihn reizvollen Stunden gegenseitigen Interesses, welche er mit ihr verlebt, seinem Gedächtniß entschwunden unter dem zerstreuenden Strudel seiner Lebensweise. Hier, während seiner jetzigen Stimmung, in der Stille, welche er um sich geschaffen, traten sie wieder in seine Erinnerung, und ein Gemisch von Reue und Mitleid verwob sich mit dem Gedanken des jungen Mädchens.

In dieser ernsten selbstanklagenden und prüfenden Stimmung setzte er sich, um an den einzig wahren Freund, an Hermann Bredow zu schreiben. Hatte er ihm doch versprochen zu berichten, wie das Experiment, dies reinigende Naturbad, von dem er so viel erfrischende Wirkung gehofft, ausgefallen; der Brief erhielt sehr melancholische Färbung.

„Da bin ich wieder, Hermann, und melde mich bei Dir," schrieb er. „Wenn ich auf gewöhnlichem weltmännischen Korrespondenzfuße mit Dir stände, würde ich Dir eine kurze Beschreibung liefern von dem Schlaraffenleben der letzten Wochen, eine Uebersicht, wo ich gewesen, und meine Pläne für die nächste Zeit, und damit allen Anforderungen genügen, die irgend einer meiner übrigen Bekannten an mich stellen könnte. Doch Du weißt es, daß Du der einzige bist, den ich tiefer auf den Grund meiner Seele blicken lassen möchte, und ich versuche es gar nicht, vor Dir Hüllen und Schleier darüber zu werfen. Heute aber vermag ich kaum, Dir meine Erlebnisse und Eindrücke wahrheitsgetreu zu berichten, es wird Dir genug sein müssen, wenn ich Dir mein Inneres erschließe, so wie es jetzt darin aussieht. Erlebnisse — es waren keine; ein kurzer holder Traum, ein süßer Schlummer im Reich der Unschuld und Reinheit. Ein trügerischer Zauberer hatte mich hineingetragen — noch ungeweiht, noch ungereinigt von dem Gifthauch der Atmosphäre, aus der ich kam, trat ich als ein Profaner in das Heiligthum, und ich entweihte es. So denke ich darüber. Wenn ich in der Redeweise der Welt die Episode Dir erzähle, klingt sie vielleicht anders, das ändert nichts. Nun, um mich kurz zu fassen, die Beichte wird mir schwer, ich kam auf meiner Wanderung zu schlichten Leuten, treuherzig, bieder und warm. Ich schlich mich in ihr Vertrauen unter falscher Flagge, ich schlich mich ins Herz der Tochter, der lieblichen Feldblume, es war so leicht, die Einfachen, Arglosen zu täuschen. Lisbeth, das süße Kind, die holde Knospe, die ich geweckt zu einem Tag voll Thränen, wie soll ich sie Dir schildern? Ich verstehe es nicht. Ich habe die Tage hingeträumt unter dem Zauber ihres Liebreizes, ich habe sie angestaunt wie ein Räthsel, ein Geheimniß, ein Wunder aus des Schöpfers Hand — geliebt habe ich sie nicht. Ihr unerfahrenes Gemüth konnte nicht ahnen, daß sie mir nur ein interessantes Studium war, ich war der reife routinirte Mann, ich konnte lesen in ihrem unverhüllten Herzen, ich floh erst, als ich Unheil angerichtet. Ein wenig früher nur, und ihr Empfinden war noch dämmernder, mein Gewissen leichter. Hermann, das Gefühl der Beschämung, als ich gleich einem Räuber von diesen Menschen schied, kann ich Dir nicht beschreiben, und jetzt verfolgt mich der Gedanke, ob denn bei all meinem Reichthum nicht irgend etwas in meiner Macht liegt, wieder gut zu machen, zu mildern, zurecht zu ziehen. Sie war einem Jäger zum Weibe bestimmt von den Eltern, ich möchte den Menschen kennen, möchte wissen, ob er sie verdient, ob es denkbar ist, daß sie ihn lieben lernen kann, er ist arm, ich könnte ihn reich versorgen, den äußeren Weg ihr eben machen. Doch wieder sträubt sich mein Gefühl dagegen. Mit Geld will ich in niedriger Gesinnung abkaufen, abwaschen, was nicht zu erkaufen, nicht ungeschehen zu machen ist. O rathe mir, Freund! Ich zog so fröhlich aus und bin so trübe heimgekehrt."

Ihm war leichter ums Herz, als er den Brief abgesandt. Ich begreife jetzt, sagte er zu sich, daß die Institution der Ohrenbeichte in der römischen Kirche aus einem tiefen Bedürfniß des menschlichen Herzens hervorgegangen ist, so viel Mißbrauch auch die sündige Menschennatur damit getrieben; ich fühle mich wohler, seit ich einen Theil von der schweren Last, die mich drückte, in eine treue Brust ausgeschüttet. Hermann ist so klar in sich, er wird rathen, wo mein Urtheil schwankend geworden.

Und warm und herzlich war des Freundes Antwort. „Solch eine Wirkung also hat das reinigende Naturbad gehabt?" hieß es darin. „Eine Wirkung aber immer, das dürfen wir nicht aus dem Auge verlieren. Siehe, als Du mir zuletzt so fröhlich schriebst, war ich voll Sorge, jetzt, da Du trübe mit Dir selber grollst, bin ich fast froh. Als Meister möchte ich Dich einst im Tempel sehen, Du bist jetzt daran, die Proben, die Grade durchzumachen, die keinem Jünger erlassen werden können. Meinst Du, daß sie so leicht sind? so festen sichern Trittes durchwandelt, so ohne Fehl und Irren bestanden werden können? Da wären die meisten Menschen Meister, und das sind sie nicht, die wenigsten nur dringen in das Heiligthum. Daß wir auf unserm Weg so viel zerstören, zertrümmern, bleibt tief traurig. Der große Bundesmeister droben sammelt all die Scherben, und seine Weisheit baut aus dem, was unser Vandalismus roh zerstückelte, ein erhabenes harmonisches Ganzes wieder auf. Das ist der einzige Trost, den wir uns geben können. Ich begreife, daß Du selber gut zu machen wünschest, indes auf eigene Hand Vorsehung spielen wollen, nenne ich Vermessenheit. Führt eine höhere Fügung Dir den Menschen in den Weg, von dem Du glaubst, daß er das Mittel zu einer freundlichern Lösung werden könnte, so thue, was Dir gut dünkt und was in Deinen Kräften steht, sonst — nach meiner Anschauung — wo Du Gelegenheit findest, Gutes zu wirken, zu fördern, wo Du einem Schwerbedrückten eine Last leichter machst und tragen hilfst mit warmem Herzen und offener Hand, da trägst Du ab von Deiner Schuld. Es kommt nicht auf den Platz, nicht auf die Person an. Des Schicksals Webeschifflein arbeitet rastlos, die Fäden fließen all in eine Hand und werden da geordnet und vertheilt. Wir können nur Spinner und nicht Weber sein, uns fehlt der Ueberblick, das Muster wird nicht recht. Als Arzt erfahre ich das täglich, und wohl mir, daß ich es weiß, sonst würde ich vielleicht oft muthlos, wenn meine Macht so eng begrenzt mir scheint."

Die warmen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht auf Ottos Gemüth, sie erhoben ihn wieder und spornten ihn zum Handeln. Der Wagen hielt, um ihn nach der Stadt zu führen, wohin ihn heute Geschäfte, nicht das Vergnügen rief. Auch das Rambachsche Haus lag ihm im Sinn; er wollte doch selbst sich über die Gerüchte orientiren, welche wie eine unheilschwangere Wolke über demselben schwebten. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Vom Pyramidenbau zum Gotthardtunnel.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Ein Rückblick auf die Entwicklung der Ingenieurwissenschaften.

I.

Als noch dünne gesät die Bewohner unseres Planeten in vereinsamten Gemeinden über weite Erdenstriche zerstreut lebten, da war selten passende Gelegenheit zu einer Verbindung zwischen den einzelnen Ortschaften und Menschen vorhanden, oder diese Verbindungen fehlten wohl ganz und gar. Dann ereignete es sich, daß die langsam und mühevoll im Laufe der Zeit angesammelten Erfahrungen und Entdeckungen weiser Männer zu Grunde gingen, wenn die Gemeinde zerstört wurde, in welcher sie bekannt geworden waren. Erfindungen, die segensreich für die ganze Menschheit hätten wirken können, wurden so verloren und mußten später wieder von neuem erfunden werden.

Die alten Aegypter verstanden es z. B., die verschiedensten Metalle aus den rohen Erzen auszuschmelzen, sie waren tüchtige Metallurgen; aber diese Kunst kam abhanden in der langen Zeit des Verfalls, welche auf das goldene Alter der Civilisation folgte. Die Kunst, Bronze über Eisen zu gießen, die erst kürzlich bei uns aufkam, war schon den alten Assyriern bekannt. Erst jetzt hören wir wieder von der Herstellung eines unzerbrechlichen, biegsamen Glases, das schon unter Kaiser Tiberius erfunden war. Damals wurde, wie Plinius uns erzählt, die Werkstätte des Erfinders zerstört, damit Kupfer, Silber und Gold nicht entwerthet werden sollten, was man alles von der Einführung des biegsamen Glases fürchtete.

Immer und immer wieder haben unsere Techniker grobe Fehler gemacht, wenn sie sich nicht um die Geschichte der Erfindungen bekümmerten. In den langen Verhandlungen und Kämpfen, welche der Vollendung des Suezkanals vorangingen, spielt die Behauptung eine große Rolle: daß zwischen dem Spiegel des rothen und des Mittelmeers ein Höhenunterschied von zehn Meter vorhanden sei. Laplace freilich erklärte, daß dies unmöglich wäre, denn überall sei der Meeresspiegel auf unsrer Erde derselbe. Indessen die Ingenieure bestanden auf der angeblichen Richtigkeit ihrer Messungen, trotzdem schon im Alterthum ähnliche Einwürfe gemacht, aber auch entkräftet worden waren. Und als im Alterthum die Landenge von Korinth durchstochen werden sollte und die Ingenieure vor etwa 2000 Jahren auch hier die Geschichte von dem ungleichen Meeresspiegel aufbrachten, da war es Strabo, der, auf Archimedes gestützt, sie zurechtwies.

In jener Periode freilich war die Wissenschaft nur auf wenige begünstigte Menschen beschränkt, und Mathematiker wie Astronomen, Priester, Bildhauer und Maler mußten im öffentlichen Interesse Arbeiten vollführen, die jetzt dem Zimmermeister zukommen. Mit dem Fortschreiten der Civilisation aber und der Anhäufung von Macht und Reichthum an einzelnen Plätzen tritt Theilung der Arbeitskräfte ein, und die Herrscher und Könige, nach Pracht und Ruhm strebend, beginnen mit dem Bau kostbarer Paläste, schöner Tempel und riesiger Grabdenkmale. Der Posten eines Hofarchitekten wird ein hochangesehener und einträglicher. So sehen wir in einem der ältesten Steinbrüche Aegyptens den durch 23 Generationen zurückreichenden Stammbaum eines Hofbaumeisters des Psammetich eingehauen. Alle seine Vorfahren hatten hohe priesterliche Würden inne und waren zugleich Hofbaumeister — ob zum Heil der Sache, die sie vertraten, möge dahingestellt bleiben. Schon 700 Jahre vor unsrer Aera waren in Assyrien königliche Werkmeister angestellt, wie wir genau aus alten Inschrifttafeln wissen, und was altrömische Baumeister bedeuten, erkennen wir noch aus den großartigen Werken, welche sie uns hinterlassen haben und die als Muster der heutigen Architektur gelten.

Wie im Osten sich das Bauwesen entwickelte und zu hoher Blüte gelangte, so auch die Ingenieurwissenschaft. Ob die Chaldäer und Babylonier dieselbe bei sich selbständig ausbildeten oder sie von den alten Aegyptern entlehnten, ist noch eine offene Frage. Beide waren ackerbautreibende Völker, die in fruchtbaren, von großen Strömen durchflossenen Ebenen wohnten, welche blos bewässert zu werden brauchten, um unerschöpfliche Kornernten hervorzubringen. Unter gleichen Bedürfnissen wurden hier wie da schon vor mindestens 4000 Jahren höchst sinnreiche Bewässerungswerke erfunden, deren Ueberreste uns jetzt noch in Erstaunen setzen, wenn auch der Name der alten Ingenieure, die sie ersannen, längst vergessen ist.

Religiöse Motive, welche so oft zu großartigen Bauten führten, waren auch treibend bei den Werken der Ingenieurkunst in jenen alten Zeiten. Für die Tempel und heiligen Gebäude wählte man die größten, festesten Steine aus, damit die Bauten der Ewigkeit trotzen sollten. Um sie vom Steinbruch an den Ort ihrer Verwendung zu schaffen, mußte der Ingenieur hilfreiche Hand leisten, und damit seine Arbeit von statten ginge, hatte der Metallarbeiter wieder zu schaffen, der die Transportgeräthe lieferte. So erhielten Baukunst, Ingenieurwissenschaft, Bereitung der Metalle Förderung durch religiöse Beweggründe.

Die ältesten Steinbauten, deren Entstehungszeit wir annähernd zu bestimmen vermögen, sind die Pyramiden von Gizeh. Sie waren heilige Gebäude, heiliger selbst als die Tempel und Tempelpaläste, errichtet, um die irdischen Reste der Könige zu bergen, in welche, nach altägyptischer Vorstellung, nach Verlauf von 3000 Jahren deren Seelen wieder einkehren sollten. Wenn schon vor 5000 Jahren erbaut, ist heute noch das Mauerwerk der Pyramiden, durch Aegyptens Klima begünstigt, völlig erhalten, ein Wunder für alle, welche sie geschaut. Und gerade die ältesten Pyramiden, jene von Gizeh, sind besser konservirt, als weit jüngere. Kolossale Granitblöcke, oft über 12 Meter lang, mehr als 6000 Centner einer wiegend, wurden bei ihrem Bau verwendet und rufen abermals das Erstaunen der Beschauer wach. Unbegrenzt war der Bedarf an Menschenkraft, über welchen die altägyptischen Könige beim Transport der zu ihren Bauten nöthigen Blöcke geboten, und so wurde denn auch die Statue Ramses des Großen, welche 16000 Centner wiegt, von Menschen gezogen fortbewegt, wie Darstellungen auf wohlerhaltenen Wandbildern uns zeigen.

Steigert sich aber die Masse des fortzubewegenden Materials, wird sie noch gewichtiger und kolossaler, nimmt die Menge der zu transportirenden schweren Gegenstände zu, dann muß auch die einfache Menschenkraft solchen Aufgaben gegenüber erlahmen. Fleisch und Knochen allein reichen nicht mehr aus. Als der 24000 Centner schwere Steinblock, auf welchem jetzt in St. Petersburg das Reiterstandbild Peters des Großen steht, an Ort und Stelle geschafft werden sollte, konnte wohl genügende Kraft hierzu verwendet werden, allein die eisernen Walzen, auf welchen der Koloß gewälzt werden sollte, wurden zermalmt, und ein härteres Metall als Eisen mußte an dessen Stelle gesetzt werden. Die alten Aegypter aber erbauten, um ihre Riesenblöcke und Kolossalstatuen zu befördern, jedesmal granitene Straßen vom Nilufer bis zur Baustelle, und Herodot, welcher diese Wege noch schaute, bewundert sie mehr als die Pyramiden selbst.

Während wir abgebildet sehen, wie die alten Aegypter ihre Riesenstatuen fortbewegten, finden wir keinen Anhalt darüber, wie sie es ermöglichten, ihre hohen 8000 Centner wiegenden Obelisken zu errichten — gewiß eine weit schwiegere Aufgabe als das Fortschaffen der schweren Blöcke. Monolithen, wie die Aegypter, errichteten auch andere Völker, keines aber so hohe wie die alten Bewohner des Nilthals, und die aus Aegypten stammenden Obelisken, die in Paris und Rom stehen, sind in Europa die höchsten ihrer Art. In den Tempeln von Baalbek, die unter römischer Herrschaft erbaut wurden, finden wir die größten Steine, welche seit den Bauten der Pharaonen verwendet wurden, ohne diese jedoch zu erreichen. In der Terrasse des einen Tempels übersteigt aber die Länge der Steine nicht zehn Meter, und ein noch im Steinbruch liegender Quader mißt etwa 21 Meter Länge. Die Fortbewegung aller dieser Steine, hier wie dort, muß aber stets Anlaß gegeben haben zum Nachsinnen, wie die dabei verwendete Menschenkraft durch mechanische Kräfte zu ersetzen sei. Ihre Anwendung aber war abhängig von den Metallen.

Digitized by Google

Oft ist die Frage aufgeworfen worden, ob die alten Aegypter mit dem Stahl vertraut waren; doch liegt kein Grund vor, diese Frage zu verneinen. Eisen war in den frühesten geschichtlichen Zeiten bei den Völkern unseres Gesichtskreises bekannt; es wird häufig in der Bibel erwähnt und im Homer. Auf den Wandgemälden der altägyptischen Gräber in Theben sehen wir Fleischer ihre Messer an Metallstücken schärfen, welche blau gefärbt sind und höchst wahrscheinlich Stahl vorstellen. Eisen ist massenhaft in den assyrischen Palastruinen gefunden worden, und die Keilinschriften erzählen uns von eisernen Fesseln der Gefangenen. Selbst in der großen Pyramide wurde ein Stück Eisen gefunden, wo es 5000 Jahre gelegen haben muß! Gewiß ein seltenes Alter für ein Metall, welches durch Rosten so leicht dem Untergang ausgesetzt ist.

Das Eisen, welches heutzutage die Neger durch einfaches Ausschmelzen der Erze mit Holzkohlen darstellen, ist unserem Schmiedeeisen am nächsten verwandt; ihm gleich oder ähnlich müssen wir uns auch das Eisen vorstellen, welches die alten Aegypter in einfacher Weise bereiteten. Es bedarf ein solches Eisen aber nur noch eines geringen Zusatzes von Kohlenstoff und es entsteht daraus Stahl, ja der Stahl wird in den einfachen Thonöfen der Neger oft unabsichtlich erhalten. Warum sollte er den alten Aegyptern unbekannt geblieben sein? Sie werden ihn dargestellt und bei ihren meisterhaften Arbeiten auch benutzt haben, wie dieses auch Sir John Hawkshaw annimmt, dem wir im historischen Theile unseres Aufsatzes hier folgen.*)

Eine zweite Grundlage des Aufschwungs unserer Industrie und Technik ist die Kohle. Schon 1611 wurde in England ein Patent darauf ertheilt, Eisenerze mit Steinkohle auszuschmelzen; aber erst im vorigen Jahrhundert wurde dieses Verfahren dort allgemein. Bis dahin hatte man Holzkohle benutzt, die in einzelnen waldreichen Gegenden Deutschlands noch heute zur Fabrikation eines ganz vorzüglichen Eisens dient. Aber erst, seit die Steinkohle in die Eisenindustrie eingeführt wurde, nahm diese einen so gewaltigen Aufschwung. Wir können hier die Mittheilung einiger Zahlen nicht umgehen, welche besser als lange Worte den Aufschwung der Kohlen- und Eisenproduktion darthun. Es betrug die Kohlenerzeugung in metrischen Tonnen à 20 Zollcentner in

	1860:	1872:
Großbritannien	80,706,391	125,473,273,
Deutsches Reich	12,347,828	42,324,469,
Vereinigte Staaten	9,388,758	41,491,135,
Frankreich	8,303,700	15,900,000,
Belgien	9,610,895	15,658,948,
Oesterreich-Ungarn	3,503,895	10,443,998.
Zusammen	123,861,467	251,291,823.

Aus diesen Ziffern läßt sich, weil sie die für den Begehr und das Angebot der Kohle entscheidenden Länder umfassen, im allgemeinen der Schluß ziehen, daß sich die Erzeugung und der Verbrauch seit 12 Jahren mehr als verdoppelt hat. Die Aufklärung für diese Erscheinung liegt nahe genug: es ist das stetig und unaufhaltsam vorgehende Verdrängen der Handarbeit und des Kleingewerbes durch die Maschine und die Fabriksindustrie einerseits, die kolossale Entwicklung des Eisenbahn- und Dampfschifffahrtverkehrs anderseits. Ungeachtet der außerordentlichen Ausdehnung, welche die Erzeugung der Kohle in der ganzen Welt erfahren hat, ist das geförderte Produkt nicht billiger, sondern theurer geworden, und hat dennoch seinen Absatz gefunden. Schätzt man den Werth der jährlich erzeugten europäischen Kohlen nur annähernd, so erhält man die Riesensumme von 1940 Millionen Mark. Legt man den nämlichen Schätzungsmaßstab an die außereuropäische Kohlenerzeugung an, so ergibt sich als ungefährer Werth der jetzigen Jahresausbeute von Kohle auf der ganzen Erde die Summe von etwa 2400 Millionen Mark. Diese Bewerthung bezieht sich aber nur auf die Grubenpreise, so daß die Kohle, welche zum Verbrauch in die Industrie- und Großstädte gelangt, weitaus höhere Geldwerthe repräsentiren würde.

Fast gleichen Schrittes mit der stetigen Zunahme der Kohlengewinnung geht die Entwicklung der Eisenindustrie; naheliegende, einer besonderen Erörterung nicht bedürfende Ursachen verknüpfen diese beiden Riesen der Weltindustrie mit einander. Die Erzeugung von Roheisen nahm seit dem Jahre 1866 in einer Weise zu, welche am besten durch Gegenüberstellung der betreffenden Mengen zu erkennen ist. Während 1866 die Eisenproduktion noch 10½ Millionen Tonnen betrug, war sie 1873 schon auf 15 Millionen Tonnen oder 300 Millionen Centner gestiegen. Um den Antheil der Eisenindustrie an dem Volkseinkommen zu veranschaulichen, geben wir eine annäherungsweise Schätzung des Werthes der in Europa erzeugten Eisenfabrikate. Aus den 1873 in Europa erzeugten 228 Millionen Centner Roheisen dürften 30 Millionen Centner Gußwaare, etwa 24 Millionen Centner Stahl und 150 Millionen Centner verschiedene Stabeisensorten, Bleche ꝛc. gemacht worden sein. Bewerthet man diese Produkte im großen Durchschnitte sehr gering, nämlich die Gußwaare mit 10 Mark, den Stahl mit 20 Mark, das Stabeisen, Blech ꝛc. mit 14 Mark den Centner, so beträgt der Werth der Jahresproduktion an Eisen in Europa nahezu 3000 Millionen Mark. Die Eisenproduktion in den Vereinigten Staaten müßten wir nach diesem Maßstabe auf etwa 640 Millionen Mark, jene der ganzen Erde auf ungefähr 3800 Millionen Mark veranschlagen.

Im Eisen, das mit Hilfe der Steinkohle in so ungeheuren Massen jetzt dargestellt wird, besitzen wir Neueren ein Baumaterial, von welchem die Alten keine Ahnung hatten, daß es einst als konstruirender Theil eine große Rolle spielen würde. Noch aber hat das Eisen, welches erst seit wenigen Jahrzehnten in dieser Weise verwendet wird, seine Probe zu bestehen, ob es in Bezug auf Dauerhaftigkeit sich messen könne mit den alten Baustoffen, die direkt, ohne menschliche Umbildung, dem Schoße der Muttererde entnommen wurden.

Während in Aegypten, wie wir sahen, die Baukunst vor 5000 Jahren schon zur höchsten Vollkommenheit gedieh, befand sich die Kunst mit Ziegelsteinen zu bauen zehn Jahrhunderte später im fruchtbaren Lande der Zwillingsströme Euphrat und Tigris in ihrer höchsten Blüte. Daß Gebäude aus gebranntem Lehm, zu jener Zeit errichtet, bis zum heutigen Tage sich erhalten haben, gibt Zeugniß für den hohen Grad der Technik, welcher bei ihrer Herstellung in Anwendung kam. Wenn die Prachtpaläste und Tempel Mesopotamiens uns jetzt als Ruinen entgegenstarren, so tragen daran die Erbauer keine Schuld: drei Jahrtausende haben sie den Nachbarvölkern als Steinbrüche gedient, und Ziegel, welche die Namen altassyrischer und babylonischer Herrscher in Keilschrift tragen oder kostbare Ornamente sind heute eingebaut in den Häusern der Städtebewohner am Euphrat und Tigris.

Die Arbeit, welche vonnöthen war, um die Tempel und Paläste Babyloniens und Assyriens zu erbauen, muß eine ungeheure gewesen sein. Der durch Layards Ausgrabungen bekannt gewordene Schutthügel von Kojundschik enthielt allein 14½ Millionen Tonnen (à 20 Centner) Ziegel und Ziegelschutt und repräsentirt nach mäßiger Schätzung die zwölfjährige Arbeit von 10,000 Menschen. Der Palast Sanheribs (Sennacheribs), welcher auf diesem Hügel stand, war höchst wahrscheinlich der größte jemals von einem Monarchen erbaute Palast; seine Mauern waren eine halbe Stunde lang, alle mit schön gemeißelten Alabasterplatten belegt, und siebenundzwanzig großartige Portale, flankirt von kolossalen Sphinx- und Stiergestalten, führten zu ihm hinein.

Bedenken wir aber die unerschöpfliche Fülle von Arbeitskräften, welche den Herrschern in jenen Ländern zur Verfügung standen, so verliert die Herstellung dieser Riesenwerke viel von ihrem Wunderbaren. Ganze Länder wurden entvölkert und ihre Bewohner hinweggeführt, nur um Frohndienste zu leisten. Was die Bibel uns berichtet vom Ziegelstreichen, mit dem das Volk Israel in Gosen beschäftigt war, gibt uns ein getreues Bild von der Verwendung ganzer Nationen bei derartigen Bauten. In den Keilinschriften Assyriens sind genau die Kriegs-

*) Eröffnungsrede bei der britischen Naturforscherversammlung zu Bristol am 24. August 1875.

Digitized by Google

heute und die Zahl der Gefangenen nach jedem Kriegszuge aufgezeichnet, und in Aegypten werden sehr häufig die von Gefangenen ausgeführten Arbeiten erwähnt. Herodot erzählt, daß beim Bau des Palastes Sanheribs 360,000 Menschen verwendet wurden. Welch organisatorisches Talent gehörte aber dazu, solche Massen zu lenken!

Es würde auffallen, wenn Baumeister, die solche Tempel und Paläste schufen, wie wir sie heute noch in Aegypten und Mesopotamien sehen, nicht auch andere nützliche Werke geschaffen hätten, und in der That sind die Spuren derselben auch noch vorhanden, die, verglichen mit den dürftigen darüber auf uns gekommenen Berichten, zeigen, daß nicht blos Krieg und Eroberung jene alten Völker beherrschten.

Aegypten war zur Zeit der Pharaonen besser als heute bewässert. Ein Bewässerungssystem für ein Land durchzuführen, ist aber keine leichte Sache und verlangt Ingenieurkenntnisse. Die Aegypter hatten entschiedene Kenntniß von Nivellements und Landesaufnahmen, und Eustathius berichtet uns, daß sie ihre Märsche und Wege auf Karten niederlegten. Der Mörissee war eines der großen Bewässerungswerke Aegyptens, ein Reservoir, welches die überschüssigen Wasser des Nils aufnahm, um sie nöthigenfalls wieder für die Umgebung abzugeben. Noch jetzt staunt man über die Reste der alten Schleußen dieses Ueberschwemmungsregulators, welchen Amenemha III, zubenannt „der Seekönig", erbaute. Und so wie Kanäle für die Bewässerung, wurden dergleichen für die Schifffahrt errichtet.

Entwaldung und Ueberschwemmung.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11. VI. 70.

Vom Forstmeister **August Bernhardt.**

Der so eben vergangene Sommer war überreich an Naturereignissen von furchtbarer Großartigkeit. Elektrische Entladungen mit gewaltiger Kraftentwicklung, wolkenbruchartige Regengüsse, begleitet von schreckenerregenden Verheerungen, sind ungewöhnlich oft in verschiedenen Theilen von Europa vorgekommen. Unsägliches Unheil haben auch in diesem Jahre plötzlich eintretende Ueberflutungen in Folge von Wolkenbrüchen über weite, fruchtbare Landstriche, über blühende Städte gebracht. Vielen ist dabei ein nasses Grab in grausiger Schreckensnacht bereitet worden. Die diesjährigen Verwüstungen übertrafen an trauriger Großartigkeit die Verheerungen, welche die Hochwasser im September und Oktober 1868 in dem bundnerischen Rheingebiete (Schweiz) anrichteten, die Schäden, welche der Wolkenbruch vom 25. Mai 1872 dem centralen Böhmen zufügte. Wir stehen wiederum den inhaltschweren Fragen gegenüber: Was können wir thun, um jene schreckenbringenden Naturkräfte zu bannen, um so viel Elend zu verhüten? Sind wir es selbst, ist es unsere Kulturentwicklung, welche das Gleichgewicht der Naturkräfte zerstört und dadurch den Herd des Verderbens geschaffen hat? Viele wenden den Blick zu den Höhen, von denen die verheerenden Wassermassen herabgeflossen sind, die einst im Schmuck der Wälder prangten und jetzt entwaldet sind. Daß eine bestimmte Beziehung besteht zwischen Wald und Wasser, ist wenigen unbekannt. Unter dem Eindrucke der Noth drängt sich wiederum die Frage hervor: Haben wir selbst durch unverständige Waldzerstörung jene Elementarkräfte entfesselt, die uns jetzt zu vernichten drohen?

Es soll versucht werden, nachstehend diese Frage zu beantworten. Sie ist seit Jahrzehnten Gegenstand gewissenhaftester Untersuchungen, an denen sich Naturforscher, Staats- und Forstwirthe betheiligen. Sie ist wichtig genug, um auch an dieser Stelle besprochen zu werden; denn sie berührt unsere ganze Kulturentwicklung, das Arbeitsgebiet des ganzen Volkes, so wie sie von jeher sein Gemüth lebhaft beschäftigt hat.

Kein anderer Theil des großen Kreislaufes, in welchem sich die Materie in der Natur nach ewigen Gesetzen bewegt, tritt uns klarer entgegen, als der Kreislauf des Wassers. Aus allen Poren des Erdreichs, von allen Wasserflächen aufsteigend, gelangen die verdunsteten Wasserbläschen in höhere und darum kältere Luftschichten, in denen sie sich verdichten zu Nebelmassen und Wolken, welche, von den herrschenden Luftströmungen ergriffen, hierhin und dorthin getrieben werden, sich verdichten, wenn sie in die Höhe gehoben oder gegen Osten und Norden getrieben werden, also in kältere Luftschichten gelangen, sich auflockern, wenn sie in einen wärmeren Theil des Luftmeeres gelangen. In dem Augenblicke aber, wo die Temperatur einer mit Wasserbläschen angefüllten Luftschicht unter den Sättigungspunkt herabsinkt, erfolgt ein wässeriger Niederschlag. Wird eine solche wasserschwere, dem Sättigungspunkt nahe Luftschicht plötzlich durch entgegenströmende sehr kalte Luft, durch bedeutenden Wärmeverbrauch bei der Bildung elektrischer Funken (des Blitzes) oder durch irgend eine andere Ursache sehr stark abgekühlt, so zerreißt das Gemenge von Wasserbläschen mit ungeheurer Raschheit und Gewalt. Die ganze Wassermasse verdichtet sich fast augenblicklich zu schweren Tropfen und stürzt, dem Gesetze der Schwere gehorchend, mit zerstörender Gewalt zur Erde nieder. Wir nennen solchen Vorgang „Wolkenbruch".

So vollzieht sich ein Kreislauf des Wassers, der mehr örtlicher Natur ist und dem eine tellurische, allgemeine Wasserbewegung (großer Kreislauf des Wassers) durch Vermittelung der Wasserläufe und Meere gegenüber steht.

Das zur Erde gelangte Wasser fällt, sichtbar und unsichtbar, weiter, dem tiefsten Punkte zustrebend; nur ein kleiner Theil desselben verdunstet sehr rasch wieder. In offenen Rinnsalen zusammenlaufend, bilden die Wassertropfen Bäche, Flüsse, Ströme; in tausend unsichtbaren Fäden durchziehen sie das Erdreich, um sich entweder in dem zerklüfteten Grundgestein, in Höhlungen und Gängen unterirdisch zu sammeln und im tieferen Gelände als sprudelnder Quell hervorzutreten, oder um auf geschlängelten Wegen in feinster Vertheilung den Thalsohlen zuzueilen, wo sie unbemerkt zur Füllung der dort fließenden Wasserläufe beitragen.

Immer weiter fortgetrieben durch die Kraft der Schwere, gelangen so die Wassermassen in jene weitausgedehnten tiefen Thäler und Kessel der Erdoberfläche, welche die Meere bilden. Hier ist der Herd der bedeutendsten Wasserverdunstung. Ohne Unterlaß lockt hier die Sonne den Wasserdunst zu sich hinauf. In den Meeren der gemäßigten Zone beträgt die Verdunstungsmasse pro Quadratmeile freier Meeresfläche innerhalb 24 Stunden im Winter (bei eisfreiem Wasser) je nach der Luftwärme und Luftfeuchtigkeit 30 — 70, im Sommer 150 — 200 Kubikmeter Wasser. In den südlichen Meeren ist sie viel größer.

Alle diese Wassermassen, von südlichen, südwestlichen und westlichen Luftströmungen ergriffen, werden ost- und nordwärts getrieben und schlagen sich, in kältere Luftschichten gelangt, als befruchtender Regen oder als verderbenbringender Wassersturz nieder. Letzteres geschieht hauptsächlich dann, wenn wasserdunstreiche, warme Aequatorialluftströme mit kalten Polarströmungen zusammentreffen.

Der Wasserniederschlag nun gestaltet sich verschieden je nach der Beschaffenheit der Erdoberfläche. Auf dem nackten, pflanzenlosen Boden wird das herabfallende Wasser sehr bald in Massen abfließen, da es hier keinen Augenblick zu haften vermag. Der Stoß ist gänzlich ungebrochen; es fehlt die vielgestaltige Oberfläche, welche die Wassertropfen festzuhalten vermag; es fehlen Moos und Blätter, welche dasselbe einsaugen; es fehlt die dunkelgefärbte, mit bedeutender wasserhaltender Kraft ausgestattete Dammerdeschicht (Humus); es fehlt endlich der mechanische Widerstand, den Bäume und Sträucher, Gras und Kraut dem fallenden Wasser entgegensetzen.

Wenn wir bei fallendem Regen uns in einem Walde mit hochanstrebenden säulenartigen Stämmen und dichtem Blätterdach befinden, so sehen wir, wie die Wassertropfen, auf die Baumkronen aufschlagend, zum großen Theile eine Zeit lang von denselben aufgehalten und der Verdunstung preisgegeben werden. Nur ein Theil des Wassers erreicht bald das Erdreich und sinkt in der wassersaugenden Humusschicht tiefer in den Boden. Die rege Verdunstung während des Regens und

nach demselben erkennt man an der leichten Nebelwolke, welche den Waldberg umhüllt. Hat draußen der Regen längst aufgehört, so fallen die Tropfen im Walde noch fort und fort. Der ganze Vorgang des Wasserniederschlags wird verlangsamt und seiner gewaltsamen, schroffen Wirkung beraubt. Von Aesten, Zweigen und Blättern in der Höhe, von Kräutern und Gräsern am Boden aufgehalten, vermag das Wasser im Waldgelände sich zu so verheerenden Massen nicht anzusammeln, wie auf waldlosen Kuppen und Höhen, an dichtbestockten Gehängen nicht mit so rasender Gewalt niederzufluten, als an baumlosen.

Nach genauen Untersuchungen der Neuzeit haftet reichlich ein Viertel des niederfallenden Regenwassers an den Blättern, Aesten und Stämmen eines Waldbestandes und verdunstet dort. Nehmen wir an, daß ein sehr starker Regenguß in zwei Stunden eine Wassermenge von 40 Millimeter Höhe liefere. Etwa 8 Mm. werden von einem kahlen Boden aufgesogen, 32 Mm. fließen rasch ab. In einem Walde mit voller Bestockung und unversehrter Laubdecke werden nach jenen Untersuchungen nur etwa 10 Mm. abfließen, alles übrige Wasser wird von dem Bestande, der Bodendecke, der Dammerdeschicht und dem Wurzelboden festgehalten. Von einer kahlen Fläche von 4 Quadratmeilen fließen hiernach über 7 Mill. Kubikmeter Wasser schnell der Thalsohle zu, von einer bewaldeten gleich großen Fläche nur etwa 2 Mill.

Man ersieht leicht, von wie großer Bedeutung die Bewaldung der Höhen, Kuppen und Hängen in den Gebirgen ist. Die Ursachen jener gefahrbringenden Wasserniederschläge und der verheerenden Ueberflutungen zu beseitigen, liegt gänzlich außerhalb der Macht des Menschen; über die Luftströme gebieten wir nicht. Aber die Wirkung jener vermögen wir bedeutend abzuschwächen, ihres gefährlichen Charakters können wir sie bis zu einem gewissen Grade entkleiden, wenn wir die Gebirgswaldungen, namentlich in Waldungen, welche tiefe steile Thaleinschnitte begrenzen oder Platten über dem Anfangspunkte solcher Einschnitte einnehmen, sorgfältig pflegen und gegen die Unvernunft der oft sehr falsch rechnenden Gier nach augenblicklichem Gewinn schützen. Es wird dann, wenn auf den Höhen wolkenbruchartige Regen niedergehen, niemals zu so entsetzlichen Verheerungen in den Flußthälern kommen, wie wir sie in diesem Jahre an vielen Orten zu beklagen hatten; der Wasserabfluß wird sich jedenfalls auf einen längeren Zeitraum vertheilen und schon dadurch minder verheerend wirken.

Daß dem so ist, beweist uns die Geschichte aller großen Ueberschwemmungen.

Das Land der Wolkenbrüche ist Böhmen, wo wir — um nur von der neueren Zeit zu reden — 1651, 1655, 1712, 1714, 1736, 1740, 1750, 1764, 1770, 1771, 1784, 1786, 1792, 1814, 1824, 1827, 1837, 1845, 1872 von solchen Katastrophen hören. Vor 200 Jahren war aber Böhmen ein sehr waldreiches Land, ein Beweis dafür, daß die Bewaldung allein nicht im Stande ist, die Wasserverheerungen zu verhüten. Dies ist auch durchaus verständlich, wenn wir nicht vergessen, daß die Ursachen der ungewöhnlich starken Wasserniederschläge allgemeiner tellurischer Art sind, daß sie in den großen Bewegungen beruhen, welchen Luft und Wasser in der Atmosphäre unterworfen sind, daß auf diese Bewegungen selbst aber die Beschaffenheit der Erdoberfläche von nur geringer Wirkung ist. Aber gerade das Beispiel Böhmens zeigt uns, daß mit der Entwaldung die zerstörende Wirkung sehr starker Wassergüsse zunimmt. Es ist durch Augenzeugen festgestellt, daß der Abfluß der am 25. Mai 1872 niedergefallenen gewaltigen Wassermassen aus den im centralen Böhmen noch reichlich vorhandenen Waldungen viel langsamer erfolgte als da, wo große Ackerfluren die zuerst betroffenen Höhen einnehmen; daß ferner die im Walde vorhandene Bodendecke von Moosen und Beerkräutern durch den Stoß des Wassers nirgends abgeschwemmt wurde, während auf den Ackergeländen tiefe Risse und Wasserfurchen überall sehr rasch entstanden und sich sofort in verheerende Gießbäche verwandelten.

In den Thälern der Loire, Rhone und Seine sind hohe Wasserstände und rasches Anschwellen der Ströme zu allen Zeiten vorgekommen. Allein jene entsetzlichen Verheerungen, welche seit 1840 jene fruchtbaren, dicht bevölkerten und gewerbreichen Gelände wiederholt heimgesucht haben, waren früher dort unbekannt. Sie sind erst eingetreten, nachdem eine raffinirte Güterschlächterei fünfzig Jahre lang an dem Ruin der Höhenwaldungen gearbeitet hatte.

Die Hochwasser von 1868 in der Schweiz, welche namentlich im bundnerischen Rheingebiet so furchtbare Verheerungen angerichtet haben, sind da ohne zerstörende Wirkung geblieben, wo die Hänge bewaldet waren. Auch dies wird uns von sachverständigen Augenzeugen bekundet.

So müssen wir zu der Ueberzeugung gelangen, daß wir mit dem Walde einen der großen Regulatoren der Wasserniederschläge zerstören und daß wir durch verständige Walderhaltung allerdings bis zu einer gewissen Grenze die unsere Kultur tief schädigenden Naturkräfte zu bannen vermögen.

Aber es wird noch immer hier und da die entgegengesetzte Meinung laut, dahin gehend, daß eben die großen Wälder es seien, welche die wasserschweren Wolken herbeiziehen und zur Entladung zwingen.

Es ist unbestreitbar, daß die über einem großen Walde stehende Luftsäule im Frühling, Sommer und Herbst etwas kühler ist als die über weit ausgedehnten Feldfluren befindliche. Der Unterschied beträgt nach genauen Beobachtungen 0,3 bis 1° R. Wird nun eine mit Wasserdunst fast gesättigte Wolke gegen diesen Wald herangetrieben, so gelangt sie über demselben in eine etwas kühlere Luftschicht, und es wird so lange regnen, bis die Wolke den Gehalt an Wasserdunst erreicht hat, welchen sie bei der Temperatur der Waldluft noch ertragen kann, nicht länger. Solche Niederschläge aber werden stets nur als befruchtende Regen, niemals plötzlich und gewaltsam als verheerende Wassergüsse erfolgen. Sie werden ausreichend sein, um die im Sommer so erquickende Kühle der Waldluft zu vermehren oder zu erhalten; sie werden die Quellen speisen, welche im Waldgelände entspringen; niemals aber werden sie Katastrophen verursachen, welche den menschlichen Fleiß vernichten. Gerade in den im Waldlande häufig und in milder Form eintretenden Wasserniederschlägen beruht ein hoher Segen. Der zerstörenden Ueberschwemmung steht in waldloser Gegend Wassermangel in der heißen Jahreszeit gegenüber. Ein quellenloses Land wird bald zur Einöde; die Verminderung des Wasserstandes der Ströme und Flüsse muß jeden denkenden Menschen mit schwerer Sorge erfüllen. Man schaue nach Spanien, wo die wasserlosen Flußbetten in der heißen Jahreszeit als elende Steinwege dienen. Man denke daran, daß bei uns in Deutschland der mittlere Wasserstand der Ströme seit fünfzig Jahren gewaltig gesunken ist, beim Rhein um 56, bei Oder und Elbe um 40, bei der Weichsel um 61 Centimeter. Schon ist man genöthigt, zu großartigen Stromkorrektionen zu greifen, nachdem man die großen natürlichen Wasserreservoirs, die Wälder auf den Bergen, die Sümpfe und Moore, jene großen Schwämme, welche ungeheure Wassermassen einsaugen, um sie dann langsam und stetig den Thälern zuzusenden, zerstört hat.

Die Entwicklung der menschlichen Kultur fordert gebieterisch große Veränderungen in der Beschaffenheit der Erdoberfläche und zwingt zu Eingriffen verschiedener Art in das in der Natur vorhandene Gleichgewicht der Kräfte. Thorheit wäre es, die große Kulturarbeit des Menschengeschlechtes darum schelten zu wollen, weil sie, einer inneren Nothwendigkeit folgend, die Natur im Sinn der Wirthschaftlichkeit umformt. Aber nur in diesem Sinn ist das Eingreifen des Menschen in die physische Beschaffenheit der Erde berechtigt. Alles, was darüber hinausgeht, ist weder vernünftig noch sittlich. Die Waldrodung bis zu einer gewissen Grenze ist als eine unabweisbare Forderung des Kulturfortschrittes anzuerkennen. Den Wald aber in solchen Oertlichkeiten zu zerstören, wo er uns Schutz gewährte gegen die Wirkung verderbenbringender Kräfte, ist unwirthschaftlich und unvernünftig.

Digitized by Google

Befiederte Teichbewohner.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von Karl Müller.

I. Das Teichhühnchen.

Wenn der Frühling mit Sonnenschein und lauem Luftzuge heranrückt, beginnt sich auf unserm Teiche neues Leben zu regen. Mit dem erwachenden Tage nehme ich meinen Beobachtungsstandpunkt hinter einem Busch am Damme des Teichs und halte mich still verborgen. Von Zeit zu Zeit erschallt der laute Ruf eines Teichhuhns: „Terrterr" aus dem Binsendickicht, der in einiger Entfernung von schwimmenden Wasserpflanzen aus beantwortet wird. Die Bewegungen einzelner Teichgewächse verrathen die Stellen, wo die Urheber der Töne verweilen.

Jetzt tritt das eine Hühnchen auf eine Wasserpflanze herauf, hebt seinen schmalen Körper hoch in die Höhe, schlägt mit den Flügeln nach Art der Enten, ölt das Gefieder ein und läßt wieder laut seinen Lockton erschallen. Ich sehe, welche trefflichen Dienste ihm die langen Zehen der Füße leisten, welche weit ausgebreitet mehrere Blätter zusammenzufassen vermögen, die dadurch eine tragbare Grundlage bilden. Ich überzeuge mich von einem weiteren Dienste, welchen diese Zehen leisten, denn dort klettert das Weibchen an dem Schilf empor, indem es bei jedem Tritt einige Stengel zugleich umfaßt. Von seinem erhöhten Standpunkt aus ist ihm ein weitgehender Blick über die Teichfläche gestattet, und offenbar dient sein kluges Umherschauen zu seiner Sicherung. Nun steigt es leicht und behende wieder in den Binsenwald hinab und rückt dem freien Wasser immer näher.

Plötzlich verliert mein Auge seine Spur am Rande der Gewächse, wo ich seine Gestalt mit Spannung erwarte. Doch siehe, da taucht es einige Fuß von demselben entfernt über den Wasserspiegel herauf und rudert mit kräftigen Stößen seiner Füße dahin. Wagerecht hält es den Leib, in sanftem Bogen den Hals, nach oben gerichtet den Bürzel, welcher öfters durch ein starkes Zucken sich auffällig macht. Man sieht es dem Thierchen an, daß der strahlende Morgenhimmel es entzückt, daß es sich seines Lebens mit der ganzen Munterkeit seines Wesens freut. Da erschrickt es beim Erblicken einer fremden Gestalt, und jetzt nimmt man an ihm noch größere Lebhaftigkeit und gesteigerte Spannung wahr. Wie von kindischer Neugierde geplagt, reckt es den Hals aus, um schärfer hinüber zu blicken, stärker zuckt es mit dem Bürzel, kräftiger rudert es nach dem Versteck zurück, jeden Ruderschlag seiner Füße mit anmuthigem Kopfnicken begleitend. Die am Teichufer vorübergehende Erscheinung flieht es nun alles Ernstes; über die platt auf dem Wasserspiegel liegenden, dicht aneinander gereihten Blätter läuft es eilig unter der Hilfeleistung der schlagenden Flügel und verschwindet auf einer kleinen offenen Stelle durch Untertauchen.

Eine Zeit lang bleibt es still, als sei der Teich ausgestorben; doch bald nehme ich neue Zeichen der Anwesenheit der unruhigen Teichbewohner wahr. Beide locken sich gegenseitig an und rudern gegen einander. Ihre Zuneigung ist an ihrem Betragen deutlich zu erkennen; stets will das eine von dem Orte des Verweilens des andern unterrichtet sein, daher die häufig wiederholten Lockrufe, daher auch die Warnrufe bei nahender Gefahr, die wie „kerr tett tett" lauten. Und wenn ein Gefährte auf dem Zuge über den Teich hinsegeln will und aus hoher Luft sein lautes „Keckkeck" hören läßt, so antworten ihm unten die lebhaft Erregten und bewegen ihn, in Bogenflügen den Teich zu umkreisen und denselben auszukundschaften.

Doch den Angelockten treibt es, weiter zu ziehen, was er jedoch unter Umständen nicht thut, wenn nämlich der Teich zur Aufnahme mehrerer Paare geeignet ist oder ein einzeln vorangezogener Vogel sich nach seinem Gatten sehnt. Die Vorbeiziehenden werden in der Regel von der Anhänglichkeit an die Brutstätte des verflossenen Jahres weitergeführt, es sei denn, daß störende Veränderungen an derselben ihnen den Aufenthalt daselbst verleidet hätten oder der eine Gatte verunglückt wäre.

In ersterem Falle sucht dies Paar sich eine neue Niederlassung, wobei es nicht selten zu Kämpfen zwischen zwei Männchen kommt, die so lange währen, bis der fremde Eindringling von seiner Eroberungslust nach dem bereits in Besitz genommenen Standorte abläßt und sich mit einem andern in der Nähe begnügt. Mit großer Erbitterung eilt der in seinen Rechten Gekränkte auf den Störenfried halb laufend halb schwimmend über das Wasser hin los. Wagerecht ausgestreckt hält das Hähnchen Kopf und Hals, aufgerichtet die Flügel; derb prallt es unter Gebrauch seines Schnabels und seiner kratzenden Füße gegen den Gehaßten an, und wenn ihm der Sieg nicht alsbald gelingen will, so lockt es laut das in den Kampf ebenfalls thätlich eingreifende Weibchen herbei.

Die Stille umher und das Ausbleiben Verdacht erweckender Erscheinungen veranlassen das Paar, auf freiem Wasser immer näher zu kommen, so daß der verborgene Beobachter Gelegenheit findet, die Teichhühnchen näher zu betrachten. Tritt man plötzlich aus dem Versteck hervor, so tauchen sie erschreckt unter, halten sich lange unter Wasser und kommen nur mit dem Kopf auf Augenblicke hervor, um Athem zu holen und dann in der Tiefe den Wasserpflanzen zuzurudern. Manchmal erhebt sich auch eins der Hühnchen und flattert schwerfällig und tief über dem Wasser hin geradeaus nach einer Schutz bietenden Stelle.

Lohnender noch ist die Beobachtung des Paares, wenn es seine Jungen leitet und mit Futter versorgt. Schon beim Bau des aus Schilfblättern gefertigten, korbartig geflochtenen Nestes theilen sich die Gatten in die Arbeit, und drei Wochen lang bebrüten sie gemeinschaftlich ihre sieben bis elf Eier mit solcher Hingebung, daß sie nur der gewaltsamen Störung weichen, sich sogar der entzogenen und nach einigen Stunden wieder zur Stelle gebrachten Eier so bereitwillig annehmen, als habe mittlerweile gar keine Veränderung stattgefunden.

Eine sichtbare Freude erfüllt die alten Hühnchen, wenn die nur einen Tag im Neste verweilenden Jungen zum ersten Mal ausgeführt werden. Die kleinen Schwimmer und Taucher umgeben das Paar futtergierig und richten ihre Aufmerksamkeit auf die Schnäbel der Eltern, welche Würmer und Kerbthiere emsig aufsuchen und diese von den wetteifernden Kleinen geduldig sich abnehmen lassen. Ein leises „Gurr" lockt die Schar an, die sich piepend vernehmen läßt, und sobald sich Gefahr zeigt, erfolgt sogleich das warnende „Kerr tett tett tett" oder bei sehr drohenden Erscheinungen das Krähen der Eltern.

Doppelt anziehend schildert Naumann das Schauspiel der vereinigten ersten und zweiten Brut, das wegen der schönen Lichtseite im Leben dieser anmuthigen Teichbewohner hier Aufnahme finden möge.

„Wenn die Jungen der zweiten Brut auf dem Wasserspiegel erscheinen, kommen die nun mehr als halbwüchsigen der ersten Brut herbei, zeigen sich freundlich und zuvorkommend gegen ihre jüngeren Geschwister und helfen ihnen dieselben führen. Groß und Klein, Alt und Jung ist sozusagen ein Herz und eine Seele. Die großen Jungen theilen mit ihren Eltern die Erziehung der jüngeren Geschwister, nehmen sich dieser Kleinen mit Liebe und Sorgfalt an, suchen ihnen Nahrungsmittel und bringen sie ihnen im Schnabel oder legen sie ihnen vor, ganz so, wie es die Alten ihnen früher thaten und jetzt wieder den Neugeborenen thun. Ein unvergleichlich anmuthiges Bild gibt eine solche Doppelfamilie, wenn sie sich furchtlos auf einem kleinen Wasserspiegel ausgebreitet hat und in voller Thätigkeit ist. Jedes der erwachsenen Jungen ist eifrig bemüht, einem seiner kleinen Geschwister das, was es für dasselbe als Nahrungsmittel aufgefunden, darzureichen; weshalb diese Kleinen bald einem von jenen, bald einem der Alten nachschwimmen und mit verlangendem Piepen ihre Eßlust andeuten, gleich zufrieden, wer sie zuerst stillt. Da gewöhnlich die Anzahl der Jungen zweiter Brut kleiner ist als die von der ersten, auch die Eltern bei der Pflege der Kinder keineswegs müßig sind, so kommen nicht selten zwei von den Jungen erster Brut auf eins von der zweiten, dessen Führer sie nun machen. Dieses schwimmt dann gewöhnlich in ihrer Mitte und wird wechselseitig von beiden geliebkost und gefüttert."

Digitized by Google

Teich- und Bläßhühner. Originalzeichnung von F. Specht.

II. Das Bläß- oder Wasserhuhn

wählt zu seinem Sommeraufenthalt am liebsten stehendes tiefes Gewässer von beträchtlichem Umfang, dessen Ufer mit Rohr und Schilf bewachsen sind. Hier erscheint es mit dem Einzug des Frühlings, zurückkehrend von den Sümpfen und Seen Südeuropas, Nord- und Mittelafrikas, wenn es nicht an offenen Gewässern unseres deutschen Vaterlandes den Winter über verweilte. Der Zug wird von ihm theils fliegend in höheren Luftschichten, theils laufend zurückgelegt, und es sind mir mehrere Fälle bekannt, wo auf dem Zuge befindliche Bläßhühner im Dorngestrüpp verwickelt oder in Scheunen und Hausfluren als Verirrte ergriffen wurden.

Auf dem Frühlingszuge habe ich das Bläßhuhn oft mehrere Tage vorübergehend auf Gewässern sich umhertreiben sehen, die seiner Neigung nur wenig entsprachen. Bei der Wahl des Sommeraufenthalts ist es natürlich wählerischer.

„Seltner", sagt Dr. Noll, „ist es auf den Flüssen und so auch auf dem Main. Aber wo durch Regulirung des Flußbetts Steindämme frühere Ausbuchtungen des Ufers vom Flusse getrennt haben, da sind große Tümpel entstanden, in denen außer der Fauna und Flora des Flusses auch die der Sümpfe sich findet. Dort habe ich wiederholt das Wasserhuhn beobachtet. Diese Tümpel bieten ihm Versteck und Nahrung zugleich. Besonders reich sind sie an Muscheln, welche das Wasserhuhn tauchend vom Grunde holt, sie ans Ufer oder auf Blätterbüschel der Wasserpflanzen legt und am hinteren zugespitzten Ende aufhämmert, die leeren Schalen dann liegen lassend. Solche Schalen hatte ich früher schon öfters am Main beobachtet, die Erschei-

Digitized by Google

nung aber nicht zu erklären gewußt; denn daß die Krähen, welche sonst eifrig die Muscheln am Ufer auflesen, dieselben nicht aus dem Wasser geholt hatten, war aus der Tiefe desselben sicher anzunehmen. Bei Niederrad, wo mehrere Tümpel am Mainufer sich befinden, überraschte ich nun im Spätsommer das Wasserhuhn bei der Arbeit."

Sogleich nach seinem Erscheinen schreitet das Paar zum Nestbau, wenn es nicht durch Nachbarpaare in seinem friedlichen Eheleben gestört wird. Im entgegengesetzten Falle muß das Männchen erst zur Behauptung des erwählten Standortes ernstliche Kämpfe mit seinesgleichen bestehen, wobei ähnlich wie in den Kämpfen der Teichhühnchen, nur noch heftiger, erboster und erfolgreicher Schnabel, Füße und Flügel gebraucht werden. Auf Teichen, die viele Paare beherbergen, entwickelt sich zur Frühjahrszeit ein sehr bewegtes Treiben. Stundenlang will das Schreien und Bellen der Bläßhühner, das Plätschern, Jagen und Umherflattern kein Ende nehmen. Endlich schließen sich die einzelnen Paare mehr von einander ab, sich in die gebotenen Schranken ihres Bereiches fügend, und selten nur kommen noch Streitigkeiten vor.

Der Sinn des Paares ist nun auf eine passende Nestanlage gerichtet. Auf niedergeknickten Rohr- und Schilfstengeln oder seltener frei auf der Oberfläche des Wassers werden zunächst aufgesuchte alte Rohrstückchen und Halme als Grundlage angebracht, worauf ein mehr oder weniger sorgfältiges Geflecht von Halmen, Binsen und Rispen als das eigentliche Nest erbaut wird.

Das Gelege, welches sieben bis fünfzehn Eier enthält, ist um die Mitte des Mai vollzählig und wird nach drei Wochen ausgebrütet. Die Führung der Jungen, welche durch ihre brennend rothen Köpfe auffallen, erinnert im wesentlichen an das Familienleben der Teichhühner.

Tauchend und schwimmend eignen sich die alten Bläßhühner die aus Kerfen und deren Larven, Würmern und Schalthieren, sowie aus Pflanzenstoffen bestehende Nahrung an. Oefters begeben sie sich jedoch auch an das Land, ruhen da aus und lieben es namentlich, sich behaglich zu sonnen und ihre Federn einzuölen. Die mit Schwimmlappen versehenen Füße eignen sich zum Laufen nicht so sehr, als die nicht mit solchen versehenen Füße des Teichhuhns. Besser dagegen im Vergleich mit letzterem ist der Flug des Bläßhuhns, der oft größere Bogen beschreibt oder geradeaus von dem einen bis zum andern Ufer geht.

Mit der Erhebung ist immer eine schwerfällige Vorbereitung verbunden. Auf dem Wasser halb laufend halb flatternd steigt es allmählich auf. Flüchtend aus der Luft in das Wasser vor dem erblickten Raubvogel, beweist es übrigens größere Gewandtheit. In den meisten Fällen fliegt es nur kurze Strecken und begibt sich im Fluge nicht über die Ufer hinaus. Des unbeholfenen Aufschwungs wegen sucht es sich so lange wie möglich tauchend und schwimmend der Verfolgung von Seiten der Menschen oder der Hunde zu entziehen, und da man ihm auf diese Weise oft nahe kommt, so hält man es für weniger scheu, als es in der That ist. Nur da, wo es den Anblick der Menschen gewohnt und ihres Wohlwollens versichert ist, wird es vertraut, ohne jedoch seine Vorsicht aufzugeben. Im September halten die benachbarten Familien erst auf dem heimischen Teiche kleine Strichübungen und sammeln sich dann mit großen Scharen ihresgleichen auf ausgedehnten Gewässern, von wo aus im Oktober und November der Zug nach Süden in Gemeinschaft unternommen wird.

Am Familientische.

Jönköpings Tändstickor.

Ein Beitrag zur Geschichte des Markenschutzes.

Eine Sammlung anzulegen, welche neu und originell wäre, die nichts kostete, keinen Raum beanspruchte, niemals komplet würde — denn auch das gehört zu den Vorzügen einer guten Sammlung — dagegen ungeahnte Perspektiven in das Kulturleben des neunzehnten Jahrhunderts eröffnete, dürfte seine Schwierigkeiten haben. Schreiber dieses darf sich dieser Großthat rühmen. Es ist eine Sammlung von Etiketten schwedischer Streichhölzer. „Mein Gott, wie kann man auf solche Thorheiten kommen?" Aus Opposition. Ein älterer Herr meiner Bekanntschaft hat eine Sammlung, die alle entgegengesetzten Eigenschaften der meinigen hat. Sie kostet horrendes Geld, beansprucht eine ganze Etage, die zu dem Zweck aufs Haus aufgesetzt ist. Ja, sie hängt wie ein drohender Gletscher überm friedlichen Thale, wälzt sich langsam, kastenweise herab und achtet weder die Unverletzlichkeit der Logirstuben, noch das Heiligthum der Vorrathskammer. Endlich ist sie nicht ganz neu, denn sie enthält Naturalien vom Pavian bis zur Muschel und Seeblume. Diesem Herrn Rath wollte ich in einer lustigen Laune zeigen, man könne, wenn einmal gesammelt sein solle, das bequemer haben.

Aber wehe! Niemand wandelt ungestraft unter Palmen. Mein Herz wußte nichts vom Sammeln; im Scherz fing ich an und war gefangen; es ließ mich nicht wieder los. Am Ende ist mir jeder, der seine Cigarre ansteckt, eine interessante Person geworden; denn ich spähe nach der Etikette seines Streichholzkästchens, um meist enttäuscht zu sprechen: „Hat ihm schon!"

Aber im Ernst zu reden. Die Sache hat ihr Interesse. Ich bin überzeugt, der geneigte Leser denkt: „Schwedisch ist Schwedisch", und hat schwerlich eine Vorstellung, eine wie große Anzahl von Fabriken sich mit diesem unscheinbaren aber unentbehrlichen Artikel beschäftigt, und wie raffinirt eine Firma sich hinter die Marke der anderen versteckt. Ich bitte, nur einen Blick auf meine Sammlung zu werfen, die ich mir erlaube im Auszuge vorzutragen.

Thema (nach bekannter Melodie zu singen)*):

Jönköpings Tändsticksfabriks Patent

PARAFFINERADE

SÄKERHETS-TÄNDSTICKOR.

(Medaille: Paris 1867 und 55.) utan svavfel och fosfor (Medaille: London 62, Stockholm 66.)

Tända endast mot ladans plan.

Variation 1. Genau das nämliche, nur finden sich Ungenauigkeiten in den Medaillen.

Var. 2. Jönköpings Tändsticksfabriks Patzkau etc.

Var. 3. Inrikestysk Tändsticksfabriks Patron etc. (Phantasiemedaillen.)

Var. 4. Jönköpings Tändsticksfabriks Patent.
O. LADDEY. GERNRODE etc. (statt paraffinerade)
oder:
Tändsticksfabrik Laddey Geronisrodä. etc.

Var. 5. Jönköpings Tändsticksfabriks Waldenburg etc.

Var. 6. Jönköpings Tändsticksfabriks Rengersdorf etc.

NACH

Var. 7. Jönköpings Tändsticksfabriks Patent. etc.

Var. 8. Jönköpings Tändsticksfabriks (fehlt Patent) etc.

Var. 9. Säckerhets-Tändsticksfabrik — paraff. etc. oder: Habelschwerdter Tändsticksfabriks etc.

Var. 10. Paraffinerade etc. (fehlt die erste Zeile).

Var. 11. Skogenborgs Tändsticksfabriken etc.

Var. 12. Sydsvenska Tändsticksfabriken. (Phantasiemedaillen.)

Var. 13. Lidköpings Tändsticksfabrik. (Eben so.)

Var. 14. Svensk Tändsticksfabriks Patent. (Eben so.)

Var. 15. Nya Tändsticksfabriken i Stockolm.

*

Medaillen: Moskau 1872, Wien 1873.

Darnach scheint es fast, als sei es unmöglich, Absatz zu finden, wenn nicht die alte schwedische Firma nachgeahmt wird. Und in der That wüßte ich eine Geschichte zu erzählen von einem thüringer Apotheker, welcher als deutscher Erfinder der schwedischen Streichhölzer gelten könnte, der mit der eigenen Firma bis an den Rand des Bankerotts kam, bis ihm ein Freund einen Vorschuß gab, um es mit schwedischer Etikette zu versuchen. Nun ging es. Sie ist übrigens unter obigen zu finden. Indessen gibt es noch mehrere ausländische und deutsche Firmen, welche sich unverhüllt präsentiren. Wir fahren fort.

Wisby Tändsticksfabriks etc. Marke: Lamm mit Fahne.

Deutsche Kaiserhölzer ohne Schwefel ꝛc. Marke: Reichsadler.

Kjöbenhavns Actie Taendsticksfabriks. Marke: Schwert.

Aus der altberühmten Zündwaarenfabrik von F. C. Deig in Lauterberg a/Harz. (Phantasiemedaille.)

Norrköpings Tändsticksfabrik. Marke: Hahn. In zwei Varianten.

Motala Tändsticks-fabriks. Marke: Dampfschiff. Drei Varianten. Auch diese Firma hat später die äußere Gestalt der Marke Jönköpings annehmen müssen.

Natürlich ist diese Sammlung nicht vollständig; das thäte mir leid. Es würde mir gehen wie jenem alten französischen Major, der sich eine Sammlung von Knöpfen französischer Regimenter angelegt hatte. Ein Knopf fehlte ihm, Jahre lang bemüht er sich darum und kann ihn nicht auftreiben. Da schreibt ein Freund an das Kriegsministerium und erlangt richtig den gewünschten Knopf. Nun ist die Freude groß? Bewahre, er legt mißmuthig die ganze Sammlung bei Seite. Sie

*) Von Erik Mayerström komponirt und noch vor kurzem in Greiz von dem rühmlichst bekannten Leipziger Pauliner-Verein mit großem Humor und bestem Erfolge vorgetragen.

Digitized by Google

macht ihm keine Freude mehr. So erzählte mir ein alter bekannter Dürersammler, indem er sich über die Lücken seiner Sammlung tröstete. Ich habe nicht nöthig, auf den praktischen Werth meiner Jönköpingssammlung hinzuweisen oder die verborgenen Bezüge des schwedischen Streichhölzchens zur Kulturentwicklung des neunzehnten Jahrhunderts aufzusuchen; nur das möge noch gesagt werden, daß bis auf etwa zwei Arten alle Streichhölzer von annähernd gleicher Güte waren.

Wie wäre es, wenn der geneigte Leser es einmal mit etwas Aehnlichem, etwa mit Eau de Cologne-Firmen versuchte? Ich könnte ihm eine nennen, die aussieht wie Farina, aber genauer besehen Haring heißt.

M. A.

Vom Stapellauf des „Großen Kurfürsten".

Von unserm größten Kriegshafen, der in verhältnißmäßig kurzer Zeit, auf dem ungünstigsten Boden aber in der günstigsten Lage emporgewachsen ist zu einem starken Schutze unserer Küsten, wissen die meisten Leser wenig mehr, als daß er da liegt, wo auf der Karte am Eingange des Jadebusens ein paar blaue Fleckchen anzeigen, daß hier preußisches Gebiet sei, umgeben rings von Landschaft unter oldenburgischer Hoheit. Wilhelmshaven erhebt sich jetzt da, wo vor alten Zeiten die See gewaltig stürmend ins Land brach und den Jadebusen bildete. Noch überkommt den Besucher, der diesen für die Entwicklung unsrer Flotte so bedeutsamen Platz aufsucht, das Gefühl des Unfertigen, Unvollkommenen beim Anschein des Vorhandenen; aber bald weicht dieses Gefühl dem Bewußtsein, daß er es mit einem werdenden Riesen zu thun hat, so sehr imponirt das, was bisher geschaffen wurde.

Der Erdenfleck, welcher nach unserm Kaiser den Namen trägt, war vor jetzt zwanzig Jahren, als am 18. Juli 1855 die Kommission zur Erbauung des Hafens ihre Thätigkeit begann, ein traurig weißer Fleck, über den die weißen Seemöven dahin flogen und auf dem gerade 100 Menschen wohnten, die im Jahre zuvor ihren Landesherrn gewechselt hatten. Nur sieben hundertstel einer Quadratmeile mißt das Stückchen Erde, für welches Preußen eine halbe Million Thaler an Oldenburg zahlte, wobei es zugleich die Hoheitsrechte über eine viertel Quadratmeile Wasser erwarb. Es hat nicht an Lachern und Spöttern damals gefehlt, die sich lustig machten über das dumme Preußen, welches da unnütz Geld in den Schlamm und Sandboden stecken wollte, „wo doch nichts Vernünftiges entstehen könne". Aber jetzt, wo sind alle diese weisen Kritiker? Wilhelmshaven steht auf dem Sprunge, neben Cherbourg und Kronstadt und Portsmouth als einer der ersten Kriegshäfen genannt zu werden, es ist ein Schutz und Schirm Deutschlands geworden, und in diesen Tagen erlebten wir das erhebende Schauspiel, daß dort das erste daselbst erbaute deutsche Panzerschiff vom Stapel lief.

Das „dumme" Preußen hat beim Bau Wilhelmshavens seinen weitsehenden Blick im Interesse Deutschlands wieder bewährt. So lange unsere Flotte mit ihrer Ausgangsstation auf die Ostsee beschränkt blieb, konnte sie kaum über die Lebensbedingungen einer Binnenseemarine hinausgelangen, und wenn man ihr auch in Kiel die ausreichendsten Etablissements schuf, so fehlte doch immer die Basis für jede ausgreifende Operation, da der Schlüssel der Ostsee sich in dänischen Händen befindet. Erst eine entsprechende Hafeneinrichtung an der Nordsee eröffnete unsrer Flotte das freie Weltmeer, überhob sie des Zwangs kleinlicher Konkurrenz mit den übrigen Ostseegeschwadern und gestattete ihr das unbegrenzte Streben nach freier Entwicklung ihrer Kraft, um wirkliche militärische Bedeutung zu erlangen.

Die Nordseeküste bietet außer den Mündungen der Elbe, Weser, Jade und Ems keinen Punkt dar, der einem Angriff von der See her oder einer Landung zugängig ist, da die ganze Küste mit Watten — bei Ebbe zu Tage tretendes, unter dem Meeresspiegel liegendes Land — derart umsäumt ist, daß selbst die flachgehendsten Schiffe nicht anderweit landen können und überdies die friesischen und oldenburgischen Moore, welche sich in einem breiten Gürtel parallel mit der Küste hinziehen, die Bewegungen größerer Truppenmassen äußerst erschweren. Die Jade nun liegt fast genau in der Mitte der Küstenstrecke und bildet einen geräumigen Busen, der über drei Quadratmeilen umfaßt und aus dem man schneller als aus einer der anderen Mündungen in die hohe See gelangen kann, um auf der Höhe von Helgoland eine die Mündungen der Elbe, Weser und Jade gleichmäßig überwachende Stellung zu gewinnen. Die Jade besitzt deshalb zur Anlage eines Kriegshafens die strategisch günstigste Lage, wozu noch kommt, daß sie, mit seltenen Ausnahmen, das ganze Jahr für die Dampfschifffahrt offen ist und deshalb für die Flotte als Aus- und Abrüstungsstation sich ganz vorzüglich eignet.

Wenn man bedenkt, was alles dazu gehört, ein so kolossales Kriegswerk wie Wilhelmshaven zu erbauen, dann muß man staunen über die Fortschritte, die der Bau der neuen Stadt gemacht hat, über die Hilfsmittel, die dort bereits aufgespeichert sind — an dem Orte, wo vor zwanzig Jahren nur Sumpf und Fischerhütten standen.

Der Marktplatz der großen Zukunftsstadt ist freilich jetzt noch ein Grasfleck; von den Kasernen für die Besatzung steht erst eine; von den vier Forts, die den Hafen schützen werden, steht erst eins, freilich ein Modell von Festigkeit, Sauberkeit und schönem Bau. Man sieht noch genug sumpfige Tümpel, ungeebneten Boden, halbfertige Häuser, Haufen von Ziegelsteinen, Planken, Bauchaos — alles Zeichen, daß hier ein werdender Ort aufwächst, entschuldigt jedoch mit der großen Jugend. Aber anderseits überkommt uns Respekt vor dem Geschaffenen, vor der Macht des preußischen Thalers, vor dem fernausschauenden wohldurchdachten Plane, der in seinen Grundzügen, mit breiten Straßen und Plätzen vor uns auftaucht, und vor dem Anwachsen der Einwohnerzahl, die jetzt schon auf zehntausend gestiegen ist. Nett, sauber und wohlgebaut, einige sogar der Schönheit nicht ermangelnd, stehen die Häuser vor uns da; zahlreich sind die mit allen guten Dingen versehenen Läden. Da erhebt sich die neue Kirche, da steht das mit 300 Betten versehene Krankenhaus, öffnen drei Hotels ihre Räume den Fremden und fehlt es selbstverständlich nicht an Schenken, in denen nicht nur der Matrose und Seesoldat, sondern die aus allen Gegenden der Windrose zusammengeströmte Einwohnerschaft sich gütlich thut. Der Winter bringt sogar ein Theater, in dessen Lokalitäten auch Bälle und Konzerte abgehalten werden. Schon erheben sich, ein Wunder in der baumlosen Umgegend, Alleen, in deren Schatten dereinst, wenn die Bäumchen herangewachsen, die ersten Ansiedler als alte Greise der dann auf Wilhelmshavens Boden geborenen Generation von den Urzuständen des Ortes erzählen können: wie da, wo dann stattliche Häuserzeilen stehen, zu „ihrer Zeit" noch die Frösche quakten.

Wenn so die Stadt uns jung, werdend, unfertig erscheint, kann doch von den Einrichtungen, derentwillen sie entstand, von den Marineetablissements nicht dasselbe gesagt werden. Sie stehen nach dem Urtheile gewiegter Sachkenner den ältesten und besten Werken anderer Völker ebenbürtig an der Seite, ja sie übertreffen dieselben noch in mancher Beziehung; haben sie doch die hier so werthvolle Jugend voraus, die ihnen gestattete, die Erfahrungen anderer zu verwerthen. Und auf Sachkenner müssen wir hier hören, die uns von allem, was hier geschaffen wurde, das beste Zeugniß geben, während Lästerzungen vor noch nicht langer Zeit behaupteten: alle die verwandten Millionen seien buchstäblich ins Meer geworfen, der neue Kriegshafen sei unbrauchbar, versandet läge der Riesenpanzer „König Wilhelm" da und könne nicht von der Stelle, derselbe Panzer, der jetzt vor dem Kaiser bei Warnemünde so flott manövrirte.

Die drei Docks, welche hier erbaut wurden, sind groß genug, um die mächtigsten Schiffe beherbergen zu können. Was sie gekostet haben mögen, kann man daraus ahnen, daß die herrlichen Granitquadern, aus denen sie aufgeführt sind, aus Schweden stammen und mit Schiffen von dort gebracht wurden. Wie lecker und sauber erscheinen diese Baulichkeiten nicht jetzt! Der gefällige Hafenbeamte, welcher mich umherführte, meinte, es habe aber auch gewaltigen Schweiß gekostet, bis das Werk fertig geworden. „Kein chikanöseres Terrain für den Hydrotekten," sagte er, „als das von Wilhelmshaven. Ohne natürliche günstige Bodenverhältnisse, ankämpfend gegen die Meeresströmungen und Sturmfluten, anfangs fast schutzlos gegen das rauhe Herbst- und Winterklima, heimgesucht von den bösen Folgen einer mit Malaria geschwängerten Fieberregion, galt es bei zuerst vollständigem Mangel aller Hilfsmittel im beweglichen Triebsand und weichen Schlammboden feste Seebauwerke zu schaffen. Man wird nicht zu weit gehen," fügte er hinzu, „wenn man behauptet, daß in neuer Zeit kein Hafen in der Welt unter gleich großen Schwierigkeiten gegründet und vollendet worden ist wie hier unser Nordseekriegshafen."

Der Binnenhafen, an dem wir standen, an welchem die „Hellinge" für den Bau der Kriegsschiffe liegen und in den die Docks münden, ist bei 10 Meter Tiefe über 400 Ellen lang und 240 Ellen breit. Von ihm führt ein etwa dreimal längerer Kanal in den kleinen Außenhafen oder Vorhafen, der mit der massiv konstruirten Einfahrt in Verbindung steht. Diese ist bis jetzt der einzige Eingang; eine zweite, welche durch den im Bau begriffenen Handelshafen führen wird, ist in der Ausführung begriffen. Und wie stark bewehrt ist die Einfahrt. Schwerlich dürfte eine fremde Flotte dieselbe erzwingen, wenn sie die dicht gesäten Torpedoschwärme passirt hätte, die, ein Gegenstand besonderer Sorgfalt, vor dem Hafen als untermeerische Wächter liegen. Gewaltige Batterien und ein überaus starkes Fort mit Kasematten aus Eisen, Ziegeln und Erde, bombensicher und mit 28 Centimeter Krupps bewehrt, wahren Monstregeschützen, halten gewiß jedes fremde Kriegsschiff ab. Noch sind die drei zum Schutze der Landseite projektirten Forts nicht in Angriff genommen; sind sie aber einmal vollendet, dann wird Wilhelmshaven auch zu den stärksten Festungen des Reichs zählen. Das eine, bis jetzt fertige Fort kostet allein zwei Millionen Thaler zu erbauen, was seinen Grund in dem schon erwähnten verrätherischen Sumpfboden hat, der erst entfernt, dann wieder neu geschaffen werden mußte, in den ganze Wälder eingerammter Pfähle versenkt wurden, um eine sichere Grundlage zu schaffen. So erklärt es sich, daß der Bau bisher die enorme Summe von fast 50 Millionen Thalern verschlang, die sich allerdings auf 20 Jahre vertheilen.

Auch sind noch nicht alle Werkstätten, Magazine und Maschinenräume vollendet. Werden sie aber erst fertig dastehen, dann kann Wilhelmshaven selbständig für sich existiren, braucht es keine technische Hilfe von außen mehr, auf die es jetzt noch theilweise angewiesen ist. Hochinteressant ist ein Gang durch die Artilleriemagazine, die von einem Ende bis zum andern mit Kruppschen Stahlkanonen und kolossalen Geschoßmassen erfüllt sind, vom kleinsten Kaliber an bis zu den Riesenzuckerhüten, die circa neun Centner wiegen und ein Kapital ausmachen. Hier stehen auch drei elegante, für die Belagerung von Paris hergerichtete „Luftballongeschütze", zierliche Dinger, die etwa wie ein großes Fernrohr ausschauen.

Wenn auch all dieses uns mit Bewunderung und patriotischem Stolze erfüllt, so kann man doch nicht sagen, daß Wilhelmshaven, das unfertige, ein angenehmer Aufenthaltsort wäre. Ich möchte dort wenigstens nicht leben. In diesen vom herrlichsten Wetter begünstigten Septembertagen bot es einen freundlichen lachenden Anblick dar, überall traf man auf freudig erregte Gesichter — denn Wilhelmshaven feierte heute die Taufe seines Erstgeborenen. Und wie nur ein Vater vergnügt sein kann, wenn der erste Sohn ihm lächelt, so war die Stadt

entzückt, daß der „Große Kurfürst", das erste hier erbaute Panzerschiff — das vierte, welches überhaupt in Deutschland erbaut wurde — vom Stapel laufen sollte. Da wehten Flaggen, schmückten Guirlanden die Häuser, zogen Musikbanden umher, kamen die Extrazüge von Oldenburg und Bremen hergesaust — kurz, es war ein Festwogen und Festtreiben freudigster Art, in welches nur der eine Wermuthstropfen hineinfiel, daß der Kaiser, den man erwartet hatte, nicht erscheinen konnte. Ihn vertrat General von Stosch, der die übliche Champagnerflasche opferte und dem Schiff den Namen gab. Ohne Unfall, „schwanengleich" glitt Wilhelmshavens Erstgeborener in die salzigen Wogen, auf denen er, sollte es zum Kriege kommen, durch seine Größe und Ausrüstung einmal eine Rolle spielen wird.

Nur vier Geschütze führt das gewaltige Schiff — aber was für Geschütze! In den beiden Thürmen stehen zwei Kruppsche 26 Centimeterkanonen, je ein 17 Centimetergeschütz hinten und vorn. Der „Große Kurfürst" ist 309 Fuß lang und 52 Fuß breit, sein Panzer 7—11 Zoll stark. In weitere technische Einzelheiten vermag ich mich nicht einzulassen.

Auch vom Hurrahrufen, vom Festessen und von den Toasten zu berichten, mag der Leser mir erlassen; derlei Dinge sind sich zu allenthalben gleich und können nach der Schablone abgethan werden. Es war eben nicht viel anders als bei der Einweihung des Hermannsdenkmals, beim Stuttgarter Schützenfest ꝛc. Aber an Eins wollen wir noch anknüpfen, an den Namen dieses deutschen Orlogschiffs, der einen späten Dank abstattet, eine Erinnerung an jenen großen Begründer der preußischen Monarchie, welcher auch zuerst eine deutsche Flotte schuf, freilich nur in Gestalt einer brandenburgischen. In seiner Jugend hatte der große Kurfürst in den holländischen Seestädten mit steigendem Interesse das dortige Treiben betrachtet und war dadurch für alle seemännische Thätigkeit empfänglich geworden. Er erkannte, zu welchem Glanze ein Land emporsteigen kann, welches seinen Theil am Welthandel hat, und wollte dieses Glück seinen Brandenburgern erringen helfen. Aber die Ideen des genialen Fürsten fanden bei dem Volke selbst keinen Anklang; erklärte doch die Stadt Königsberg geradezu, daß sie für überseeische Kompagnienunternehmungen keinen Pfennig geben würde. So mußte Friedrich Wilhelm bei Ausländern Hilfe suchen, und er fand unternehmende Holländer, die ihn unterstützten. Die brandenburgische Flotte mit dem rothen Adler im weißen Felde erwarb sich bald einen Namen, und an der afrikanischen Goldküste entstanden die Niederlassungen, welche den Namen des Kammerjunkers Otto Friedrich von der Gröben bekannt gemacht haben. Dem großen Kurfürsten war es heiliger Ernst mit diesen Unternehmungen, die durch holländische Eifersucht wieder zu Grunde gingen; ihm war es nicht um bloßen Geldgewinn zu thun, er strebte nach Machtentwicklung zur See, und bis zu seiner Todesstunde verließ ihn der Gedanke nicht, den Welthandel für seine Unterthanen nutzbringend zu machen, unter brandenburgischer Flagge eine Seemacht zu gründen.

Sollte auch das Werk, das er geschaffen, zerfallen, so getrösten wir uns doch damit, daß einer seiner Urenkel jetzt das deutsche Seewesen seiner Bestimmung entgegenführte und daß eine Achtung gebietende deutsche Flotte von ihm geschaffen wurde. Nur ein Werk des Dankes und pietätvoller Erinnerung aber ist es, wenn eins der größeren Schiffe dieser Flotte, der erste im neuen Wilhelmshaven aus deutschem Eisen erbaute Panzer, den Namen des Monarchen trägt, der, vorauseilend seiner Zeit, die ersten Anfänge einer deutschen Flotte schuf. Th. M.

Ein verkannter Hausfreund.

Vielleicht kennt der geneigte Leser die reizende Novelle von Roquette: „Ein schlimmer Finger". Hier läßt der Held der Geschichte mehrere Catilinarien gegen den Unfug des Klavierspielens los. Er sprach mir aus der Seele. Allen Respekt vor einem künstlerischen oder wenigstens verständnißvollen Spiele; aber jene Gymnastik der Finger, jenes Getöne, das wie Musik klingt, aber keine ist, jene Klavierstunden und Uebungen, die auf eine Handarbeit im Kunstgebiete hinauslaufen, sind entsetzlich. Und daran ist nicht allein die moderne Erziehungsmethode, nicht allein der Ungeschmack der Zeit, sondern auch das Instrument selbst schuld. Freilich ist das Klavier ein Orchester im Kleinen, auch Chor und Sängerin, aber nicht jeder weiß es darnach zu behandeln; meist wird es ein Hämmerinstrument, aus dem die Finger sogenannte Musik heraustrommeln. Dazu verführt eben die Mechanik des Pianoforte. Ja ganz abgesehen von den eigentlichen Klavierpaukern — wer versteht heute selbst unter tüchtigen Künstlern mit dem Klavier orchestrale Wirkungen hervorzubringen? Der Leser wird mir Recht geben, daß er manche vierhändige Symphonie gespielt, aber wenig daran gedacht hat: Würde dieses Forte der Bässe im Orchester Forte sein? Müssen diese gebundenen Noten den Charakter des Ganzen nicht bestimmen, jene gebrochenen Accorde der Oberstimmen nicht als gehaltener Ton klingen? Warum muß es denn aber immer Klavier sein? Gibt es denn nicht andere dankbare Instrumente? Ich meine nicht einzelne Orchesterinstrumente, sondern das eigentliche Orchester im Kleinen, das Harmonium.

Das Harmonium?! Freilich! Dieser verkannte Hausfreund, über den mancher ein Urtheil hat, den aber wenige kennen, selbst wenn sie dies Instrument spielen.

„Harmonium ist eine Art Orgel". Nichts ist falscher als dies, wenn auch die Töne durch Klaviatur und Blasbälge hervorgebracht werden. Viel näher steht das Harmonium der Klarinette oder Violine. „Man muß Ligato spielen und die Finger wie auf der Orgel liegen lassen". Falsch! falsch! Man kann Staccato, man kann die capriciösesten Figuren spielen, man kann die Töne hinüber tragen und scharf ansetzen, man kann Crescendo und Decrescendo spielen, man kann so viel Ausdruck in die Sing- oder Solostimme legen, wie es ein Bläser oder Violinist auf seinem Instrumente vermag. Das alles ist der Orgel nicht möglich. „Was man auf dem Harmonium spielen kann, wird höchstens ein Volkslied, ein Choral, eine Arie sein". Wird der geneigte Leser mir glauben, wenn ich versichere, daß Rossinische Musik mit ihren perlenden Läufern und rapiden Figuren ganz prächtig gelingt? Das ist eben die Verkennung, daß man dem Instrumente nichts zutraut, und die Folge hiervon ist, daß man sich auch nicht bemüht, seine Technik zu studiren und zu üben —; schwer ist's nicht, es fordert nur ein wenig Aufmerksamkeit und Ueberlegung, was man ausdrücken, und welche Wirkung man erzielen will.

Das Harmonium ist ein überaus einfacher Mechanismus. Die äußere Gestalt ist ja bekannt. Inwendig unterhalb der Klaviatur befindet sich eine Windlade, die sich von der der Orgel dadurch unterscheidet, daß die Stimme inwendig liegt, während die Schlußklappe wie bei der Harmonika außen aufliegt. Durch die Taste wird letztere mittelst einer einfachen Transmission gehoben, und der Ton klingt. Unterhalb befinden sich zwei Blasebälge und zwischen ihnen und der Windlade ein Reservebalg. Letzterer regulirt die Gleichheit des Tones.

Oberhalb der Klaviatur befinden sich bei den Instrumenten gewöhnlicher Konstruction drei Züge. Hierbei sei bemerkt, daß man bald lernt, von diesen Zügen unabhängig zu sein. Die beiden rechts und links tragen die Inschrift: Forte; sie bewegen zwei Klappen, welche über den Schalllöchern der Windlade liegen. Natürlich erklingt nach ihrer Entfernung der Ton lauter. Der mittlere Zug, Expression geheißen, setzt den vorhin genannten Reservebalg außer Thätigkeit und bewirkt, daß der Fuß durch den Blasebalg, den er tritt, direkt auf die Stimme wirkt. Auf diese Weise lassen sich allerlei Stärken und Klangarten mit großer Präcision hervorbringen.

Das ist das ganz Besondere der Technik im Harmoniumspiel, daß die Seele in den Fußspitzen liegt. Uebrigens wird man bald lernen, den Zug richtig zu gebrauchen und auch ohne ihn seine Effekte hervorzubringen. Mindestens ebenso wichtig aber ist es, in richtiger Weise durch die Taste Wind zu geben. Man muß nicht am Tone kleben bleiben, man muß vergessen, daß man nach allem Klavierschlendrian sich mit einem Tone abgefunden hatte, wenn man ihn losgeschnellt, sondern jedem das seine geben, man muß, um eine dominirende Melodie hervortreten zu lassen, weislich mehr oder weniger Luft dem oder jenem Tone gewähren. Alles das sind keine Kunststücke, aber ein wenig Uebung ist von nöthen.

Sehr gut, wird man sagen, aber mangelt es nicht an Noten? Ich besitze von den Musikalien, welche für das Harmonium geschrieben sind, nicht eine Note und kann über Mangel an Noten nicht klagen. Nicht zu brauchen ist die beliebte leichte Musik der Neuzeit; nicht zu brauchen ist fast alle Klaviermusik; was aber für Orchester, Quartett, Gesang geschrieben ist, Symphonien, Ouvertüren, Motetten, Oratorien, Streichquartette, alles das gibt eine Menge schönen Materials.

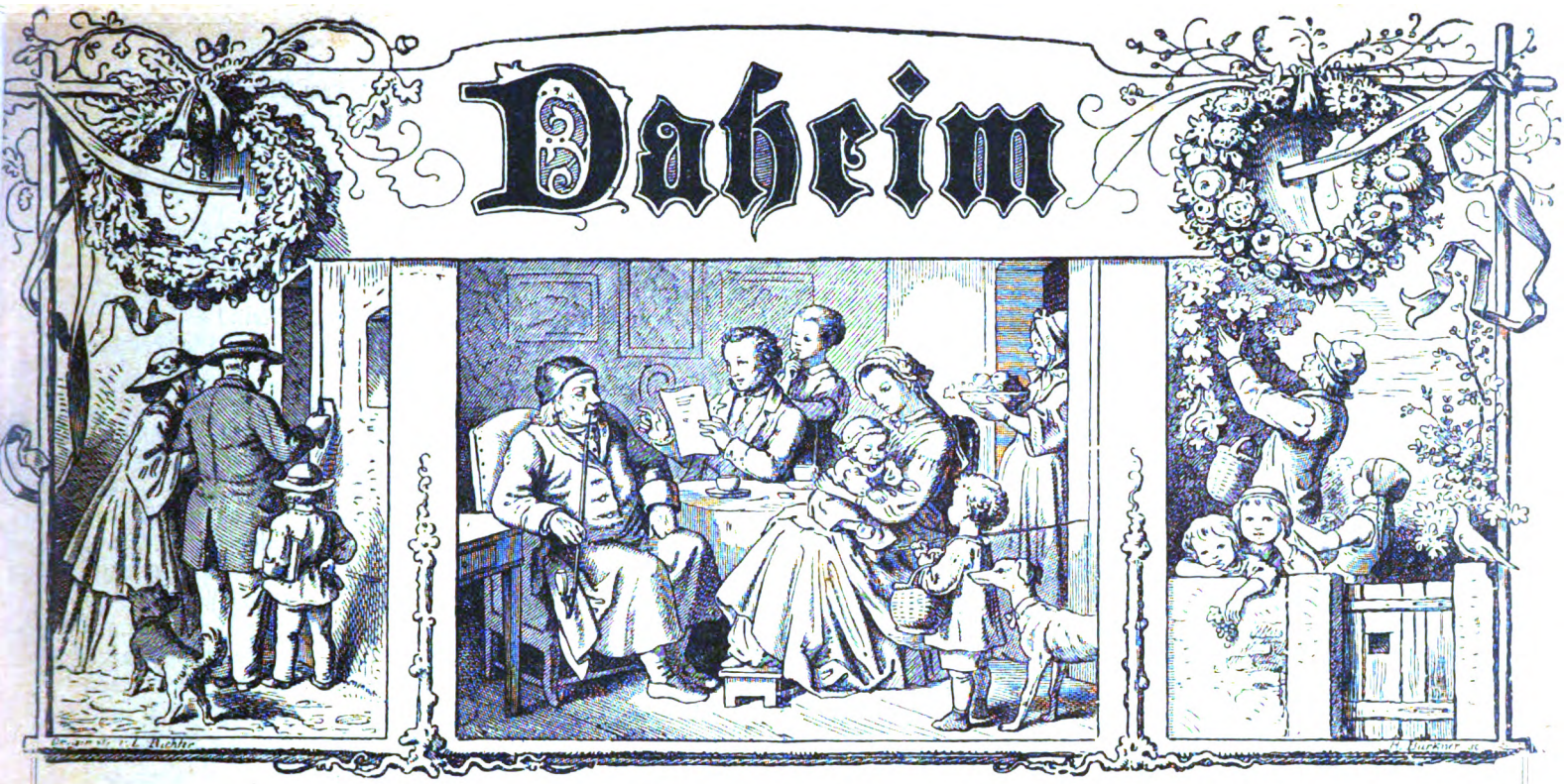
Natürlich hat auch dies seine Grenzen. Stücke, die zweihändig auch auf dem Klavier nicht klingen wollen, z. B. manche Sätze der Beethovenschen Symphonien und Ouvertüren, sind auch auf dem Harmonium unausführbar. Man nehme aber Klavier und Harmonium zusammen und vertheile die Rollen unter beide Instrumente, so läßt sich eine überraschende orchestrale Wirkung erzielen. Besondere Noten sind für den Geübteren wieder nicht nöthig, sondern nur ein doppeltes Exemplar, in welches man nach der Partitur einige Striche und Notizen eingezeichnet hat. Auch Harmonium und Violine gehen sehr gut mit einander. Hier wird man sich aber vorherrschend auf Streichinstrumental-Sachen zu beschränken haben. Uebrigens ist ja ein Harmonium in jedem Musikzimmer leicht untergebracht.

Vielleicht entschließt sich der geneigte Leser, wenn er noch schwankte, zur Anschaffung eines Harmoniums; er wird es nicht zu bereuen haben. Eine Firma will ich, um den Schein der Reklame zu vermeiden, nicht empfehlen. Man wähle aber nicht ein zu billiges Instrument; für 100 Thaler ist wohl die beste und preiswertheste Art zu haben, da diejenigen, welche mehr Register, z. B. Stimmführung, Tremolande, (schrecklicher Gedanke!) u. a. führen, nicht in dem Maße besser sind, als sie theurer sind. Max Allihn.

Inhalt: Eleonore. (Fortsetzung.) Roman von Alexander Römer. — Am Krankenbette. Nach dem Gemälde von Benjamin Vautier. — Vom Pyramidenbau zum Gotthardtunnel. I. Ein Rückblick auf die Entwicklung der Ingenieurwissenschaften. — Entwaldung und Ueberschwemmung. Vom Forstmeister August Bernhardt. — Befiederte Teichbewohner. Von Karl Müller. Mit Illustr. von F. Specht. — Am Familientische: Jönköpings Tändstickor. Ein Beitrag zur Geschichte des Markenschutzes. — Vom Stapellauf des „Großen Kurfürsten". — Ein verkannter Hausfreund. Von Max Allihn.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 23. Oktober 1875. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 4.

Eleonore.

Nachdruck verboten. Ges. v. 11./VI. 70.

Roman von **Alexander Römer.**

(Fortsetzung.)

VI.

Eleonore ahnte noch nichts von dem Sturm, der sich über ihrem Haupte zusammenzog. Ida aber, welche still nach allen Seiten hin beobachtet hatte, begann jenes bebende, bange Gefühl zu empfinden, das uns als Vorbote trauriger Ereignisse zu beschleichen pflegt. Sie hatte gesehen, wie die Sorgenfalte auf der Stirn des Kommerzienraths mit jedem Tage tiefer wurde, wie die Schatten, welche sonst nur zu Zeiten darauf lagerten, jetzt für beständig ihren Wohnsitz in seinem Antlitz aufschlugen. Sie erlauschte mit räthselhafter Angst diese krampfhafte Spannung in seinen Zügen, wenn die Stunde nahte, wo die Post eintraf, die erschlaffte, lebensmüde Miene, wenn sie vorüber. Das waren böse Anzeichen.

Eleonore schien blind. Das äußere Leben mit seinem Glanz, seinen Zerstreuungen ging den gewohnten Gang; noch war das Publikum nicht so mißtrauisch, als daß sie eine Veränderung bemerken sollte, noch strömten ihr die Huldigungen von allen Seiten zu, noch hatte für sie der Großvater allezeit sein freundlichstes, sorglosestes Lächeln bereit. „Laß sie schlafen, so lange es geht," sagte Ida mit einem Seufzer, „noch sehe ich selber nicht klar, geweckt wird sie früh genug werden."

Eines Morgens, als die Blätter die Kunde von dem Fallissement des Londoner Hauses brachten, eine Kunde, die sie, bei der zufälligen Kenntniß von des Kommerzienraths Verbindungen mit demselben, mit dem bleichen, verstörten Gesicht des alten Herrn zusammenreimte, da litt es sie nicht länger in dieser Unthätigkeit. Sie schritt mit energischem Entschluß hinüber zu des alten Rambach Arbeitszimmer und klopfte leise an. Verwundert wandte sich der Kommerzienrath von seinem Pult, und nicht gerade freudig überrascht war seine Miene, als er sie erblickte. „Fräulein Hansen, Sie wünschen? Ich bin eben sehr beschäftigt," sagte er mit schlecht verhehlter Ungeduld. „Ich glaube das wohl," erwiderte nicht im geringsten aus der Fassung gebracht die kleine Bucklige, „doch denke ich, hat das," und sie wies mit bezeichnender Geberde auf die Rechnungsbücher auf dem Pult, „jetzt keine so übergroße Eile. Seit Sie klar wissen, wie Sie daran sind, kann es heißen: je langsamer, desto besser." Ihre kleinen grauen Augen ruhten mit durchdringender Schärfe auf den Zügen des Kommerzienraths, er fuhr zusammen, als ob ihn eine Schlange gestochen, und rief in hellem Zorne aus: „Was fällt Ihnen ein, Fräulein? Welch eine merkwürdige Sprache führen Sie! Man weiß fürwahr nicht, was man daraus machen soll."

Ida trat ruhig und unerschüttert einen Schritt näher und legte beschwichtigend ihre Hand auf seinen Arm: „Still, still, Herr Kommerzienrath," sagte sie ernst und traurig, „wozu die Komödie zwischen uns?"

In ihrem unschönen Gesicht lag in diesem Augenblick ein Ausdruck so felsenfester Treue und muthiger Energie, daß es dem alten gequälten Manne wider Willen das Gefühl einer Art von Stütze gab und er schweigend in seinen Sessel zurücksank. „Ich habe lange geahnt, beobachtet, combinirt," fuhr Ida leise fort, „ich bin nicht herzlos, nicht vorwitzig schadenfroh oder neugierig, aber ich mußte mit Ihnen sprechen; wir müssen berathen, Eleonorens wegen. O, hätten Sie sie nie mit diesem Glanz umgeben!"

„Wenn sie klug gewesen wäre, hätte sie die Zeit benutzt," stieß der Alte hervor; „ich habe es geheim gehalten, alle meine Sorgen in mir vergraben, um ihretwillen. Sie hatte Anträge genug, reiche Partien, sie hätte brillant versorgt sein können."

„Und elend für ihre Lebenszeit," unterbrach Ida ihn, „wenn sie ohne Liebe an einen Mann gekettet wäre, der vielleicht mit der Heirath auch eine verfehlte Spekulation gemacht. Nein, dann ist es besser so, sie ist wenigstens frei."

„Ja, frei, ohne einen Heller, der Arme ist nicht frei," rief der Kommerzienrath bitter; „ich weiß nicht, ob viel mehr als ein Heller für sie übrig bleiben wird. Dieser unvorhergesehene Fall des Hauses M. reißt meine letzten Berechnungen

über den Haufen. Seit einem Jahre hat sich das Unglück konsequent an meine Fersen geheftet." Ein leises Klopfen an der Thür unterbrach das Gespräch der beiden. Fast erschreckt fuhren sie zusammen. Ida trat rasch an die Thür, um nach dem Störer auszusehen.

Es war der Diener, welcher meldete, Herr Otto Waldburg wünsche dringend ein paar Augenblicke mit Fräulein Hansen zu reden. Sie schloß die Thür, wandte sich rasch zu dem Kommerzienrath und sah ihn fragend an. „Was mag er wollen — jetzt?" sagte sie langsam.

Mit einem hellen Aufleuchten in seinen matten Augen fuhr der alte Mann auf.

„Um Gottes willen!" rief er aus, „empfangen Sie ihn, hören Sie ihn, wenn — wenn —"

Voll mitleidiger Verachtung sah Ida auf den alten gebrochenen Mann. „Wenn —" wiederholte sie mit dem alten scharfen Ton, „wenn — was? Glauben Sie, daß es sich in diesem Augenblick noch um eine Bewerbung handeln wird; glauben Sie, daß, wenn dem wirklich so wäre, Eleonore jetzt in der Noth alle Unbill vergessen sollte, welche sie in Tagen des Glanzes von jener Seite erfahren? Herr Kommerzienrath, Sie denken klein von Ihrem eigenen Fleisch und Blut."

„Bleiben Sie mir mit Ihren verrückten Ideen von „klein" und „groß" vom Leibe," brauste der Kommerzienrath wild auf; „wenn in diesem Augenblick ein Freiwerber kommt, so rechnet er nicht auf eine Million, so viel schwebt schon über den Stand der Dinge im Publikum, dann kommt er um Eleonorens willen allein. Waldburg könnte sie schützen, sie retten; wollten Sie mit Ihren schroffen menschenfeindlichen Ansichten sie losreißen vom letzten Rettungsanker?"

„Das will ich nicht," erwiderte Ida ruhig und ernst, „aber ich glaube nicht an Waldburgs Liebe zu Eleonoren, glaube nicht, daß die Absicht, um sie zu werben, ihn herführt. Er hat ein weiches Herz, und dieser Schritt ist von seinem Mitleid diktirt."

Das Wort traf hart in des alten Mannes Ohr; er zuckte darunter zusammen. Das ganze Gebäude, welches sein Stolz aufgegipfelt, lag in Trümmern zu seinen Füßen. „Jedenfalls will ich selbst mit Eleonore sprechen, hören Sie unterdes Waldburg."

Als Ida in das Empfangszimmer trat, fand sie Otto ihrer harrend. Er trat hastig auf sie zu. „Ich habe mich bei Eleonore melden lassen," sagte er, „sie hat mich nicht angenommen; ich mußte das erwarten, dennoch vermochte ich nicht so zu gehen. Es war ein thörichter Traum, wenn ich wähnte, daß ich ihr in der nächsten, vielleicht sehr schweren Zeit etwas sein könne; ich habe das Recht selbst verscherzt, aber mit Ihnen, Fräulein, kann ich offen reden. Sieht es hier in der That so schlimm aus, wie die Welt sagt?"

„Der Großvater ist eben gegangen, Eleonore zu benachrichtigen, daß sie von dem glänzenden Piedestal der Erbin herabzusteigen hat, daß die goldenen Flitter wieder von ihr abgeschüttelt werden, womit die Thorheit eines alten Mannes sie auf kurze Zeit aufzuputzen für gut fand," erwiderte Ida. „Es wird sich finden, ob, was darunter sich verborgen, in der Welt Augen noch der Beachtung werth bleiben wird. Ich für meine Person hoffe, daß ich jetzt besser als unter dem Faschingsputz meine alte geliebte Eleonore wiederfinde und all die edeln Stoffe in ihr, welche von viel unsolideren verdeckt und verdrängt waren."

Waldburg schaute betroffen und nachdenklich in das scharfe, feste Antlitz dieser kleinen verkrüppelten Gestalt da vor ihm. „Armuth trägt sich nicht leicht für den, der an den Luxus des Wohllebens gewöhnt ward," sagte er etwas kleinlaut.

„Wohl möglich, ich will ihr auch schwere Stunden nicht absprechen," entgegnete Ida, „sie sind ihr indes nicht fern geblieben auch in diesen glanzvollen Tagen," — ein eigenthümlicher Blick fiel in Ottos theilnahmvoll auf sie gerichtetes Auge, ein Blick, der ihn unwillkürlich den seinen senken ließ — „ob sich ein wundes Gemüth nun unter seidenem Gewande verbirgt oder unter härenem, das macht nicht so viel aus. Ich denke, wir sind noch nicht so arm, um der Hilfe anderer zu bedürfen, es wird vielleicht manches ins Leben zurückgerufen, was sonst gestorben wäre, und das Grablied, das dem Mammon in diesem Hause erklingen wird, klingt uns vielleicht als Auferstehungslied."

Otto stand beklommenen Herzens, er stützte seine Hand schwer auf die Tischplatte.

„Wollen Sie Eleonoren wenigstens meine Grüße bringen," sagte er endlich, „Grüße, welche aus dem wärmsten Herzen kommen, welche Sie aber vielleicht erst durch Ihre Vermittlung für sie wohlthuend schaffen müssen. Mein Gefühl sagt mir, daß ich der Fernste ihr geworden bin, wo ich so gern der Nächste jetzt gewesen."

Zögernd und sichtlich bewegt legte Ida ihre Hand in seine dargebotene Rechte, ihre Lippen öffneten sich halb, als ob sie noch etwas sagen wolle, sie schloß sie aber wieder, und das Wort, das auf ihnen geschwebt, blieb ungesprochen.

Es war ein Zögern und Schwanken in das Wesen der energischen Ida gekommen, wie sie es sonst nie gekannt. Ihre Hand zitterte, als sie sie jetzt auf den Griff der Thüre legte, welche zu Eleonorens Gemach führte. Wie mochte sie das junge Mädchen finden nach der ihre Lebenszukunft noch einmal umgestaltenden Enthüllung des Großvaters? Es hatte Perioden gegeben während dieser Jahre des Weltlebens, wo Eleonorens Inneres auch für Ida Räthsel barg, sie war nicht ruhig, nicht klar darüber, wie das jetzt so verwöhnte Mädchen den Schlag aufnehmen werde.

Lautlos, zögernden Schrittes trat sie endlich ein. Eleonore saß, das Antlitz in ihren Händen verborgen, unbeweglich. Leise umschlang Ida sie mit ihren Armen und versuchte das gebeugte Haupt emporzurichten. „Eleonore, hat es Dich übermannt?" fragte sie sanft; „es ist hart für den Augenblick, und doch kein Unglück. Mit dem Namen bezeichne ich anderes."

Eleonore richtete sich mit heftiger Geberde auf. „Wie nennst Du es denn?" entgegnete sie mit hartem Ton; „war ich an andern Gütern so reich? Ich denke, Gold war so ziemlich das einzige, was mir das Schicksal zugeworfen, es mußte für mich alles sein. Wenn ich mich nach Besserem sehnte, es war vergebens; habe ich liebende Eltern, treue Freunde? O nein! Ich hatte ja Geld, ich brauchte ja weiter nichts, und nun, was bleibt?"

„Mein Kind!" sagte Ida in weichem Ton, „das Unglück macht Dich ungerecht. Muß ich Dich erinnern an den Großvater, an seine Liebe für Dich, an seine Trostbedürftigkeit in diesem Augenblick?"

Ein verächtliches Kräuseln der Lippen begleitete Eleonorens Antwort. „Liebe!" murmelte sie, „ein Spielzeug, eine Puppe war ich ihm, mit der er vor der Welt prunken wollte, und," setzte sie mit bitterer Schärfe hinzu, „er möchte mich auch gerne noch ferner als Puppe gebrauchen, um seine weitern feinen Berechnungen ins Werk zu setzen. Er irrt sich in mir!"

„Eleonore!" sagte Ida ernst, „die jähe Ueberraschung, mit der diese große Veränderung über Dich hereinbricht, entschuldigt viel, doch nicht diesen gänzlichen Mangel kindlicher Dankbarkeit und Liebe. Du bist jung und mit den Kräften ausgerüstet, um den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, dem alten Manne fehlen sie dazu. Haben Dich diese Jahre der Verweichlichung so egoistisch gemacht, dann mag dies Schicksal ein nothwendiger Weckruf für Dich sein. Uebrigens," fuhr sie in verändertem, sehr ruhigen Tone fort, „Du weißt, ich bin nüchtern und praktisch. Wie ich aus Deiner Andeutung vorhin entnehme, hat der Großvater Dir mitgetheilt, daß Otto Waldburg da war. Ich hatte eine Unterredung mit ihm, er war sehr warm, sehr besorgt um Dein Wohl, ich brauche es Dir nicht zu verhehlen, daß er jetzt im Unglück sich Dir wieder zu nähern wünscht, und wenn Du vergessen und vergeben kannst, ein wenig geschmeidig, ein wenig weltklug sein, es wäre nicht unmöglich, daß sich Dir eine Alternative böte zum Bleiben auf dem von Dir so hochgeschätzten Platz."

Fest und gerade, halb zornig, halb tief traurig blickte Eleonore Ida ins Gesicht. „Also so taxirst Du mich," sagte sie; „auch Du! Ich glaubte noch an Deine Liebe, Deine Achtung — o, diese Stunde raubt mir alles, alles!"

Ein wildes konvulsivisches Schluchzen übermannte sie. Ida

Digitized by Google

zog sie liebevoll an ihr Herz. „Meine Eleonore," flüsterte sie, „mich macht diese Stunde reich; vergib, wenn ich einen Augenblick an Dir gezweifelt. Jetzt aber nicht verzagt! Ich sehe im Geiste schon die Schätze neu zu Tage treten, welche Du in Deinem Innern birgst und denen hier in dieser schwülen Atmosphäre der Erstickungstod drohte. Du bist die Tochter eines Geistesfürsten, und nicht verloren wird für Dich sein, was Du von ihm ererbt. Laß mich Dich daran erinnern."

Ein blitzähnliches, helles Aufleuchten flog über Eleonorens Züge; sie löste sich aus Idas Armen und schritt in aufgeregter Hast ein paarmal schweigend im Gemache auf und ab. Ihr Auge flog wie im stolzen Triumph über die Reihe der alten unscheinbaren Folianten, liebkosend betastete sie einige und las die Titel auf ihrem Rücken. Sie griff eins der Bücher aus der Reihe und strich mit ehrfurchtsvollem Schauer über die vergilbten Blätter; „vergessene Freunde ihr," sagte sie in wunderbar weichem Tonfall, „werdet ihr euch nicht rächen? O nein, ihr seid unwandelbar und treu, ihr seid treuer als die Menschen. Ich danke Dir, Ida, für den trostbringenden Gedanken, den Gott Dir eingab, und nun vergib, wenn ich Dich bitte, mich allein zu lassen; heilige Wandlungen vollziehen sich in der Stille, von jedem Menschenauge fern."

Ida verließ sie mit leichterem Herzen.

Am andern Morgen ging ein unheimliches Flüstern durch das sonst so lebendige Haus. Die Dienerschaft stand in verstörten Gruppen rathlos bei einander, scheu blickten sie auf Eleonorens noch fest verschlossenes Gemach. Ida war von der Jungfer mit schreckensbleichem Gesicht geweckt worden, ein noch finstererer Gast, als der sich gestern angemeldet, war heute eingedrungen in dem Hause des Vergnügens, des Luxus und der Pracht — der Tod.

Man hatte den Kommerzienrath als Leiche in seinem Bette gefunden; alle Belebungsversuche, welche der auf Idas Geheiß sofort herbeigeeilte Arzt angewandt, waren vergebens gewesen, ein Schlagfluß so lautete der Ausspruch, hatte seinem Leben plötzlich ein Ende gemacht. Es blieb Ida vorbehalten, der nun ganz verwaisten Eleonore auch diese Schreckensnachricht noch zu bringen. Sie theilte sie ihr so schonend als möglich mit, als sie sie schon völlig angekleidet schreibend fand. Eleonore war tief erschüttert, sie eilte hinüber zu dem Todten und blickte lange in die starren bleichen Züge, welche jetzt den Stempel eherner Ruhe trugen. Was in ihrer Seele vorging, wer vermochte es zu errathen?

„Er verließ die Welt, ehe sie ihn verläßt," sagte sie endlich, „wir wollen ihm die Erlösung aus aller Noth und allem Sturm gönnen. Wir beiden," und sie umschlang Ida und barg ihr Haupt an der treuen Brust, „wir sind wieder allein, wie vordem, allein und — frei," setzte sie leise, fast unhörbar hinzu.

Durch die Stadt verbreitete sich indes die Kunde von diesem Ereigniß wie ein Lauffeuer, mit den verschiedensten Zuthaten, Entstellungen und Vermuthungen gewürzt. War hier doch im Gefolge des Todes noch ein zweites, welches einen finster drohenden Schatten auf die Verhältnisse warf. Keiner wußte recht genau, wie es stand, jeder tappte im Dunkeln und war zweifelhaft über den Ton, den er anschlagen sollte. Die Schar der Kavaliere war zerstoben wie die Spreu vor dem Winde. Wie dumpfe Gewitterschwüle lagerte es über dem Hause, und schaudernd zog Eleonore sich zurück vor dem schwarzen Heer der fremden Gäste, welches der Tod als nothwendiges Uebel in diese glänzenden Räume zog.

Der Sachwalt des Verstorbenen erschien; er war mit den nöthigen Vollmachten versehen und nahm die Schlüssel in Empfang. Er schien über den Stand des Nachlasses genau orientirt und richtete mitleidige Seitenblicke auf die verwöhnte Erbin. Doch nicht Mitleid suchend war Haltung und Geberde Eleonorens. In sicherer Ruhe, in ihrer altgewohnten, kurzen befehlenden Weise besprach sie die Anordnungen für Bestattung des Todten mit ihm, welche sie mit all dem Pomp und der Feierlichkeit begangen wünschte, wie es nach der bisherigen Lebensweise und der gesellschaftlichen Stellung des Verblichenen herkömmlich war, und als sie das halbverlegene, Einwürfe ankündigende Achselzucken des Advokaten gewahrte, schnitt sie jede weitere Erörterung durch die Erklärung ab: „Ich bin vollständig orientirt über die veränderten Verhältnisse, und will es so, selbst wenn für mich nichts übrig bleiben sollte."

Eine schweigende Verneigung war des Mannes Antwort, und ihr Wille ward erfüllt. Die Welt ergreift sehr gern die Gelegenheit, ihr Mitleid an den Tag zu legen, es ist sehr wohlfeil, und es kleidet gut. Hier, wo für die Neugierde noch ein reiches Feld eröffnet war, ward es sehr freigebig gezollt.

Am Morgen, als der alte Mann, der so viel gethan und geopfert hatte für die irdischen Schätze, welche ihm doch zerronnen waren unter den Händen wie eitel Schaum, zu seiner letzten Ruhestätte geleitet werden sollte, war ein ganzer Kreis von theilnehmenden Damen im Rambachschen Hause versammelt, um die verwaiste Enkelin zu trösten. Ida war immer noch allein da, um die liebevollen Trösterinnen zu empfangen, alle die Phrasen der in Mienen und Gewändern die feierlichste Trauer zur Schau Tragenden anzuhören, alle die geschickt eingeflochtenen Fragen nach Eleonorens Befinden, und wie sie es trüge — das Ganze, Schreckliche — zu beantworten. Endlich wandten sich die mitleidsvollen, gespannt neugierigen Gesichter nach der Thür. Eleonore trat ein; in dem schleppenden Trauerkleide noch größer und imposanter als sonst, wenn auch sehr bleich erscheinend, im übrigen, in ihrer Haltung, ihrem Wesen, ihrem Auftreten ganz wie früher. Entrüstung spiegelte sich in aller Mienen; wie war es möglich, daß nach solchen Verlusten dies junge Mädchen ihre ganze hochmüthige Kälte bewahren konnte! Wo sollten sie da eine Stelle finden, um ihr Mitleid anzubringen? Ein verlegenes Räuspern, eine fast einmüthige Bewegung mit den Taschentüchern nach den trocknen Augen, ein paar gemurmelte Worte der Gewandtesten aus dem Kreise und der Versuch, die Hände des armen Mädchens zu drücken, war der Ausdruck des allgemeinen Beileids.

Mit ruhigen thränenlosen Augen und eisigkaltem Blick überflog Eleonore die Versammlung und erwiderte die ganze gefühlvolle Schaustellung mit kurzem Dankeswort. Sie trat ans Fenster, als der Leichenzug sich in Bewegung setzte — Ida sah sie einen Moment zusammenzucken; sie hatte Otto Waldburg unter den Leidtragenden erkannt, und ihr Auge war dem seinen, das er suchend zu der Fensterfronte emporgerichtet, begegnet.

Die theilnahmvollen Trösterinnen gingen höchst erbittert über die Nichtbeachtung, welche ihrem gutherzigen Entgegenkommen zu Theil geworden. Mit diesen Menschen war nicht zu reden, sie verdienten ihr Schicksal, und wenn sie alles so vorher gewußt, wären sie sicher gar nicht gekommen und hätten sich die Mühe, zu so früher Stunde besondere Trauertoilette zu machen, erspart.

Mit einem Ausruf des Schmerzes und der Erschöpfung sank Eleonore, als sie allein waren, zusammen und brach nun in einen Thränenstrom aus.

Die Tage, die Wochen vergingen; die Vermögensangelegenheiten wurden entwirrt und geordnet. Es stellte sich heraus, daß der alte Kommerzienrath von jeher es verstanden, die Leute zu blenden und einen gewissen geheimnißvollen Nimbus um sich zu verbreiten, der die Menschen bei ihm noch viel mehr erwarten ließ, als da war. So reich, wie ihn die Fama ausgeschrien, war er wohl nie gewesen, doch hatte er allerdings genug besessen, um eine elegante Haushaltung führen zu können. Jetzt war das Vermögen durch unglücklich verlaufene Spekulationen fast auf Null reduzirt, ein paar tausend Thaler mochten übrig bleiben, wenn das Haus und die luxuriöse Einrichtung versteigert wurden. Der Sachwalt zeigte ein gutmüthiges Interesse für Eleonorens Zukunft; wenn sie sich ganz bescheiden einrichten konnte, mochte es reichen zum Lebensunterhalt, sonst war sie auf irgend eine abhängige Stellung angewiesen.

Eleonore hatte es vermieden, während all dieser Zeit irgend etwas über ihre Zukunftspläne zu äußern, selbst zu Ida. Sie hatte sich streng abgeschlossen von der Welt und den alten Bekannten, die sich auch nicht mit sonderlichem Eifer zu ihr drängten, hatte niemand vorgelassen, auch Waldburg nicht, der zweimal nach dem Tode des Kommerzienraths den Versuch gemacht.

Heut saß sie schweigend — es war darüber Herbst ge-

Digitized by Google

worden — in ihre in letzter Zeit sehr häufigen Grübeleien tief verloren; plötzlich unterbrach sie die melancholische Stille und wandte sich mit einem hellen Lächeln an Ida: „Es keimten, es knospten und reiften Entschlüsse in mir," sagte sie, „ich habe lebhaft korrespondirt nach Berlin in der jüngsten Zeit. Bist Du nicht neugierig, Ida?"

„Ich wollte nicht vorzeitig eingreifen," erwiderte diese, „und wartete lieber geduldig, bis Du für gut finden würdest, mich einzuweihen in Deine Geheimnisse."

„Du wirst, fürchte ich, anfangs vor ihnen erschrecken," fuhr Eleonore jetzt in ernstem Tone fort, „und ich möchte, ehe ich Dir das Resultat meiner inneren Berathungen mittheile, Dich gern ähnlich den Weg geleiten, den ich selbst gewandelt bin bis zu diesem Schluß. Du sagtest mir in jener ersten verhängnißvollen Stunde, ich sei jung, sei mit den Kräften ausgerüstet, um den Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Was verstehst Du unter solchem Kampf, wenn es sich um ein Weib handelt? Dulden, sich beugen, schweigen, in irgend einer Art von Dienstbarkeit die Tage hinschleppen, eingezwängt in Fesseln, welche jede freie Bewegung hindern? Das ist das Loos der Frau in unserer Zeit, wenn die Macht des Reichthums ihr nicht einen Herrschaftsscepter in die Hand drückt oder wenn sie nicht die Macht der Schönheit in eitler Würdelosigkeit zur Geltung bringen will."

„Waren die Frauen im Alterthum freier, als wir es jetzt sind?" warf Ida mit ihrer schlagfertigen, den Gegenstand stets erschöpfenden Weise ein. „Ich dächte, schon das Christenthum und alle spätere Civilisation in seinem Gefolge hat dem Weibe einen edleren und freieren Platz geschaffen, und die Verständigen unseres Geschlechts wissen sich zu beschränken auf dem ihnen angewiesenen Felde und finden dort Raum zur Thätigkeit, wie verschiedenartig Anlagen, Fähigkeiten und Lebensstellungen auch sein mögen."

„Ich kann das nicht in allen Konsequenzen zugeben," sagte Eleonore eifrig und warm, „ich weiß, daß wir verschiedener Ansicht sein werden, dennoch wirst Du mir manches zugestehen müssen, ich habe viel über die Frage nachgedacht in jüngster Zeit. Im grauen Alterthum, als alle Macht nur auf der Kraft des Armes und der Glieder beruhte, da zog das schwächere Weib den Kürzeren, weil es der Rohheit und Gewalt wich. Mit der Herrschaft des Geistes mußte auch die Gleichberechtigung und Ebenbürtigkeit der Frau dem Manne gegenüber siegreich durchdringen. Dennoch ist der richtige Stand noch nicht erkämpft. Der vorurtheilsvolle Männersinn, der jeder Aufklärung, welche das Zeitalter bringt, so willig huldigt, will sich in unserem Interesse noch nicht beugen. Das Weib ist im Stande, dasselbe zu leisten wie der Mann, sobald ihr dieselben Hilfsquellen zu Gebote stehen. Nicht ein Gesetz der Natur, nur unberechtigtes Zurückdrängen auf der einen, passives Dulden auf der andern Seite hat ihr bisher den Weg verschlossen. Und immer noch ist das Weib, wenn sie auch Gefährtin des Mannes geworden ist in besserem Sinn, doch im Grunde nur um seinetwillen, nur für ihn da, nichts aus sich selbst, nichts für sich selbst. Sieh um Dich auf dies Heer der armen vermögenslosen Mädchen. Sie füllen mit ihren Gesuchen um Erzieherinnen- und Gesellschafterinnenstellungen die Spalten der Zeitungen oder — im schlimmeren Falle — mit ihrer Person die Irrenhäuser, wenn sie dem Schreckbild eines thatenlosen, einsamen, freud- und lichtleeren Lebens nicht gewachsen waren. Wo findet sich noch für sie ein Mann, der mit einfachen Lebensbedürfnissen nur eine treue Gefährtin sucht, welche in Sanftmuth und Lieblichkeit in seinem Hauswesen walte? Die Errungenschaft unserer Civilisation, der Bildung als Gemeingut aller Stände ist, daß Luxus und Verfeinerung der Lebensgewohnheiten durch alle Schichten der Bevölkerung verbreitet sind, daß Geld der Hebel zu allem geworden, das einzige, was Werth verleiht. Aber um wieder auf meine Person und unsern besondern Fall zurückzukommen, der viele ähnliche repräsentiren mag, so wird mir, so weit ich die Verhältnisse zu übersehen im Stande bin, ein kleines Vermögen bleiben, dessen Zinsen vielleicht eben ausreichen, uns beide kümmerlich zu nähren. So in der Verborgenheit fortzuvegetiren — einem fischblütigeren, lammherzigeren Wesen, als ich eins bin, möchte solche Existenz genügen, mir nicht. Ich habe Anerbietungen erhalten verschiedener Art, der gute Sachwalt hat sich viel deshalb gemüht, ich soll meine Kenntnisse im Lehrfach verwenden, leider aber sitzt vom pedantischen Pädagogenthum kein Fünkchen in meiner Natur. Der jüngste Vorschlag kam von einer Gräfin Rheinbach-Kronau, welche eine Vorleserin und Gesellschafterin wünscht, mit andern Worten einen Blitzableiter für ihre Launen. Was meinst Du, Ida, sollte ich mich dazu wohl qualifiziren?"

Sie lachte.

Ida schüttelte ebenfalls halb lächelnd über die, wenn man Eleonore kannte, allerdings ziemlich widersinnige Idee, halb besorgt und aufgeregt über das Endresultat den Kopf. „Ich bin gespannt, was übrig bleibt," meinte sie.

Eleonorens Augen strahlten in merkwürdigem Glanze. „Der gute Papa," sagte sie langsam, „dem das Glück nie gelächelt, nie einen vollen Sonnenblick zugesandt, wie hatte er sich einen Sohn gewünscht, einen Erben seines Geistes, der das erringen möchte, was ihm die Gottheit so grausam verschloß. Nur ein Mädchen kam in das freudenarme Haus. Hat es ein Ausgleich sein sollen für zu große Ungerechtigkeit, daß ein stärkerer, ein höher strebender und kühnerer Geist in diese Mädchenseele gelegt ward? Ida, Du selber warst es, welche die unter der Asche dieses Sybaritenthums fast verloschenen Funken neu angefacht — ich fühle mich als die Tochter eines Gelehrten und will versuchen, mein Erbtheil anzutreten. Der Vater lebte für die Menschheit, nicht für sich, nicht für das einzelne Individuum, auch ich habe kein Herz für das Einzelwesen, das sich mir zu sehr in seiner Armseligkeit enthüllt hat. Das All mit seiner Wunderkraft, das rastlos schaffende und gebärende Universum, das fesselt mich, und ich brenne vor Sehnsucht, mich hinein zu versenken in seine tiefverborgene geheimnißreiche Werkstatt. Auf solchem Wege will ich es versuchen, mich auch zu erwärmen für die Kreatur, die mich so kalt läßt, ich will von den Atomen an verfolgen den Bildungs- und Entwicklungsgang der Materie, bis ich die Spur des Geistes finde, der in dem höchsten Prinzip des Alls, der Liebe gipfelt. Mein Ohr vernahm bisher viel Schall davon, doch noch kein Wesen."

Ida hatte die Arbeit in den Schoß sinken lassen und sah Eleonore voll Staunen und Bewunderung an. „Du bist mit Deinem Geist in einer andern Welt als in der wirklichen," sagte sie traurig, „wie willst Du es anfangen, solchen Flug zu nehmen, wo Dir die Flügel beschnitten sind von allen Seiten?"

„Ja so, ich schweife ab von der Wirklichkeit," erwiderte jetzt Eleonore, aus dem Träumen, in das sie versunken, sich emporraffend, „es ist richtig, es bedarf eines kühnen und kraftvollen Anlaufs, um die gestutzten Flügel erst dienstfähig zu machen. Ich bin ein Weib! Wie wird mir die Welt das Wort entgegenwerfen! Es soll mich nicht kümmern. Unsere Tage haben schon Beweise von der Leistungsfähigkeit der Frau auf den verschiedensten Gebieten gebracht, ich werde versuchen, mein Theil zu dieser Beweisführung beizutragen. Die akademischen Hörsäle haben sich schon hie und da der Frau geöffnet, auch ich mache Gebrauch von diesem Fortschritt unserer Zeit, und werde so Fähigkeit und Mittel erlangen, meine Kräfte nutzbringend für die Menschheit und für mich zu verwerthen. Ich trat in Verbindung mit dem alten Freunde meines Vaters, Professor P. in Berlin, der es mir zu vermitteln hofft, daß ich an der dortigen Universität zur Theilnahme an dem medizinischen Kursus zugelassen werde; ich bin durch meine naturwissenschaftlichen Kenntnisse am besten vorbereitet für dies Studium, und wenn ich auch hier in der Heimat nie die Konzession zur praktischen Ausübung des Berufs erlangen sollte, so steht mir ja das weniger vorurtheilsvolle Ausland offen. Meine Mittel werden reichen, bis solche alle meine Kräfte in Anspruch nehmende und mich befriedigende Thätigkeit mich selbständig macht."

Ida fuhr erschrocken auf. „Das also ist Dein Plan!" rief sie aus. „Eleonore, vor meinen Augen, in denen nicht das Feuer Deiner Begeisterung glüht, thürmen sich Hindernisse gleich Felsenwänden. Und wenn Du alle überwändest," setzte sie hinzu, und in ihren treuen Augen perlte eine Thräne, „so sehe ich doch eins in Trümmern liegen, was keine Macht der Erde je Dir

Danziger Patrizier- und Plebejerkinder (XVIII. Jahrhundert).

Nach dem Gemälde von W. Stryowski.

Digitized by Google

wieder aufzubauen vermag. Ja, Du bist ein Weib! Viel liegt in diesem Wort — ein hoher, heiliger, süßer Klang! Stolz lehnst Du Dich dagegen auf, ausgeschlossen zu sein von dem Streben des Mannes — wir sind auch ausgeschlossen von allem Rauhen, Unreinen, Profanen. So mußt Du unabweislich mit hinein in alles Elend, allen Schmutz der Erde, und magst Du auch Dein Gewand emporraffen und hoch darüber hinwegzuschreiten versuchen, Du mußt doch hindurch, und was Dir ankleben wird, was Du verlieren magst auf dem gefährlichen Wege — es bleibt unberechenbar. Du willst die Liebe suchen auf solchen Wegen — seltsames Beginnen — wir Christen haben ein verkörpert Ideal der Liebe, dem stehst Du fern, Eleonore, und bis Dich einmal erst ein Lebenshauch von dieser Centralsonne getroffen, bis dahin wirst Du suchen müssen und irre gehen und nimmer zur Ruhe kommen."

Sie schwieg, das starke muthige Geschöpf war wie gebrochen heute.

Eleonore reichte ihr die Hand. „Laß gut sein," sagte sie, sich zu leichterem Tone zwingend, „mir geht es wie dem Jungen, der das Gruseln nicht lernen konnt', er fing es auch auf seine eigene Art an. Jeder Mensch hat seine Weise, Du kennst mich und weißt, daß Du mich bei der meinen lassen mußt. Wenn ich nicht mit dem alten einfältigen Glaubenssinn die Wundermär von einem Gottes- und Menschensohn erfassen kann, so will ich doch das, was jener fromme Glaube in einer unmündigen Menschheit gewirkt hat, auch erstreben; mit allen Guten kommt man da zu einem Ziel. Der Schwerpunkt meines ganzen Planes gipfelt aber noch in einer Frage: Willst Du bei mir bleiben, mich nicht verlassen, auch auf solchen Pfaden?"

Ida kämpfte sichtlich mit sich. „Könnte ich Dich durch mein „Nein" zurückhalten, ich spräche es unbedenklich," sagte sie.

Eleonore schüttelte energisch den Kopf. „Mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt," wiederholte sie.

„Dann brauche ich nichts weiter zu sagen," fuhr Ida mit bewegter Stimme fort, „ich werde Dir nöthig sein, und das ist ja der einzige Hebel meiner Existenz."

„Treue Seele!" rief Eleonore bewegt. Sie küßte sie und verließ dann das Zimmer.

Ida sah ihr in schweren Gedanken nach, wie ihre hohe Gestalt mit dem stolz getragenen Haupt, welches, seit dieses selbständige energische Denken und Handeln über sie gekommen, an Leben und Ausdruck gewonnen, durch das Zimmer schritt. Ja, sie war schön, und schauernd überlief es Ida, wenn sie sich vorstellte, durch wie viel Anfechtung, Dunkelheit und Enttäuschung sie würde hindurch müssen, bis der Gnadenstrahl eines höhern Lichtes ihr das rechte Ziel zeigte, zu dem nicht der Stolz, sondern die Demuth führt.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Pyramidenbau zum Gotthardtunnel.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Ein Rückblick auf die Entwicklung der Ingenieurwissenschaften.

II.

Die Quellen der Erkenntniß, welche so lange in Babylonien und Assyrien strömten, versiegten schon frühzeitig. Mit dem Fall Babylons und der Zerstörung Ninivehs verschwand auch das angesiedelte Volk aus den fruchtbaren Ebenen ringsum und da, wo schon vor der Erbauung von Bewässerungswerken eine weite Wüste sich ausdehnte, trat der gelbe, vom Sturmwinde bewegte Sand wieder seine Herrschaft an, die ehemalige Glorie in einen dichten Nebel hüllend, bis europäische Forscher sie der Vergessenheit entrissen.

Nicht so in Aegypten. Lange nachdem es den Gipfelpunkt seiner Macht und seines Glanzes erreicht, blieb es noch der sprudelnde Quell, aus dem die antiken Griechen und Römer ihre Weisheit tranken. Die hellenischen Philosophen, die ersten Geister der Nation wanderten nach dem Wunderlande der Pyramiden als nach einer hohen Schule, und von Alexandria aus flutete noch in später Zeit Weisheit in vollen Strömen über das Abendland hin. Doch haben die Länder am Euphrat und Tigris in nicht geringerem Grade zum Aufbau althellenischer Kultur beigetragen, ja einer der neueren hervorragenden Assyriologen, Smith, spricht es geradezu aus, daß die klassischen Völker „weit mehr aus dem Thale des Euphrat als aus dem Thale des Nils borgten". In der Astronomie stand das alte Reich der Chaldäer voran; in Sanheribs Palästen wurde ein Astrolabium entdeckt, man fand dort eine Tafel, welche die Eintheilung des Jahres nach Jahreszeiten zeigt, und auf welcher ein Schaltmonat berücksichtigt ist. Die Chaldäer besaßen Sternkarten, sie kannten den Lauf der Planeten, beobachteten jenen der Kometen, sie berechneten Sonnen- und Mondfinsternisse und fixirten die Zeichen des Thierkreises.

Durch die meerbefahrenden Griechen, deren Schiffe das Mittelmeer durchschwärmten, gelangten die Wissensschätze des Ostens nach dem Abendlande. Schon ihrer geographischen Lage nach fiel ihnen die Vermittlerrolle zu. Aber die frühsten Bauwerke Griechenlands, ungefähr sieben Jahrhunderte vor Christus, bilden noch einen starken Gegensatz gegen die Kunstgebilde Aegyptens und Mesopotamiens. Die sogenannten pelasgischen Bauten, ungeheure Wälle unförmiger aber gut gefügter Steine, ermangeln gänzlich der architektonischen Schönheit, die später, im goldenen Zeitalter der Hellenen, unter dem lachenden Himmel Athens in den höchsten erreichten Formen sich offenbarte.

Heute, wo Fragen der öffentlichen Gesundheitspflege an der Tagesordnung sind und die sanitären Einrichtungen der großen Städte eifrig verhandelt werden, mag es am Platze sein, daran zu erinnern, daß vor 23 Jahrhunderten die Stadt Agrigentum, das jetzige Girgenti auf Sicilien, ein ausgedehntes Netz von Abzugskanälen besaß, wie Diodor uns berichtet. Es ist dieses indessen keineswegs die einzige Stadt des Alterthums, von der wir wissen, daß sie drainirt wurde. Schon 200 Jahre früher war die Cloaca maxima in Rom erbaut worden, und auch unter den Palästen Babylons sehen wir mächtige Wölbungen erhalten, die als Abzugskanäle dienten. Das sind Jahrtausende alte Beispiele, während manche moderne Großstadt heute noch nicht einmal zur Entscheidung der Vorfrage: „Kanalisation oder Abfuhr?" gelangt ist.

Nur die Blütezeit Roms vermag sich mit der unsrigen in Bezug auf die massenhafte Ausführung nützlicher öffentlicher Werke zu messen. Es kann hier nicht der Platz sein, die öffentlichen Bauten der alten Römer, welche ja theilweise bis auf unsere Zeit kamen, zu würdigen. Glücklicher Weise liegen sie uns näher als die Monumente, welche wir bisher besprachen, und die Beurtheilung wird uns leicht gemacht. Wohl waren die Römer Eroberer der damals bekannten civilisirten Welt und machten diese ihrer Hauptstadt am Tiberstrom tributär, die mit allen Schätzen der unterjochten Länder geschmückt wurde; aber sie vernachlässigten dabei keineswegs die Entwicklung der Hilfsquellen selbst der entlegensten Provinzen.

Oft hat der Krieg indirekt der Menschheit Wohlthaten erwiesen, so schrecklich auch seine unmittelbaren Folgen sind. Bei den langen Belagerungen, welche Griechen und Römer ausführten, wurde der Geist zur Erfindung von Belagerungs- wie Vertheidigungsmaschinen angespannt; die tüchtigsten Philosophen und Mathematiker ihrer Zeit arbeiteten im Kriegsdienst, und der große Archimedes, welcher die Wurfmaschinen konstruirte, welche bei der Vertheidigung seiner Vaterstadt Syrakus gegen die Römer angewandt wurden, fiel selbst in diesem Kampfe. So noch heute, wo die tüchtigsten Ingenieure in der Herstellung furchtbarer Feuerwaffen und Panzerplatten rivalisiren, wo sie den Kriegsschiffen die größte Geschwindigkeit zu geben versuchen und die für die Marine gemachten Erfindungen der friedlichen Handelsflotte zu Gute kommen.

Da, wo Handel und Verkehr keinen Anstoß zum Bau von Straßen und Brücken gaben, baute sie der Soldat zu militärischen Zwecken; aber hatten sie diesen Genüge geleistet, so wurden sie segensreiche Vermittler des friedlichen Verkehrs. Zumal im alten Rom. Wo die Legionen hinzogen, entstanden

Digitized by Google

selbst in fernen barbarischen Provinzen prächtige Straßen, deren Ueberbleibsel noch heute uns in Erstaunen versetzen, und die „alle nach Rom führten". Wie die Straßen, waren nicht minder Roms Wasserwerke wunderbare Leistungen, und während erst in den letzten Jahrzehnten unsere Städte mit Wasserleitungen versehen worden, hatte Rom im ersten Jahrhundert einen solchen Vorrath an zugeleitetem Wasser, daß es sieben Millionen Menschen damit genügend versehen konnte. Neun Aquädukte führten es aus den Bergen heran; diesen schlossen sich später fünf weitere Wasserleitungen an; aber drei der alten Aquädukte genügen, um das moderne Rom mit Wasser zu speisen. An diese großartigen Werke alter Ingenieurkunst reihten sich Hafen- und Brückenbauten, Basiliken und Bäder, Werke aller Art in Europa, Asien und Afrika, alle solid und prächtig gebaut, so daß vieles noch auf uns gekommen ist.

Mit dem Falle Roms tritt ein Stillstand in der Kultur ein; die barbarischen Horden, die in der Völkerwanderung über unsern Erdtheil dahinrasten, hatten kein Bedürfniß, Straßen und Brücken zu erbauen. Neue Anstöße gaben die arabischen Gelehrten, denen wir vieles danken, zumal auf dem Gebiete der astronomischen und mathematischen Wissenschaften.

Während aber nun vom zehnten Jahrhundert an bis in das vierzehnte und darüber hinaus die große Periode der Kirchenbauten begann und unsere prachtvollen Kathedralen mit den himmelanstrebenden Thürmen sich erhoben, vernachlässigte man im allgemeinen, Italien etwa ausgenommen, anderweitige der öffentlichen Wohlfahrt dienende Bauten. In Italien allerdings unternahm man, als im 12. und 13. Jahrhundert Künste und Wissenschaften wieder erwachten, den Bau von Häfen, die Kanalisation von Strömen. 1481 werden die ersten Kanalschleußen gebaut; Lionardo da Vinci, groß als Maler, war auch ein hervorragender Ingenieur, der sich im Schleußenbau auszeichnete.

Meist erscheint es leichter, Wasser dahin zu leiten, wo man seiner bedarf, als seine Einbrüche da abzuhalten, wo sie Elend, Noth, Verwüstung hervorbringen. In letzter Beziehung haben von allen Völkern die Holländer das Größte geleistet, schon darauf hingewiesen durch die Natur ihres meerumrauschten, meerzerfressenen Landes, das in seinem nordwestlichen Theile schon seit Jahrhunderten ganz von des Menschen Kunst abhängig ist. Wie früh dieses Volk den Kampf mit dem Meer begann, ist nicht genau bekannt; doch wissen wir, daß es schon im 12. Jahrhundert Deiche baute, um den Ozean vom tiefer liegenden Lande abzuhalten. Als in Folge kühner Seefahrten und erfolgreicher Handelsreisen in die Gewürzländer und kühner Züge der Walfischjäger in die arktischen Gewässer mehr und mehr der Wohlstand der Niederländer zunahm und des Volkes Zahl anwuchs, da wurden noch großartigere Werke unternommen: man trotzte dem Meere verschlungenes Land ab, baute Kanäle und stellte Riesenmaschinen auf, um ganze Seen trocken zu pumpen. Bis vor nicht langer Zeit war der 1825 vollendete nordholländische Kanal der größte seiner Art; erst der Suezkanal übertraf ihn. Aber schon haben die Niederländer wieder ein Werk vollendet, welches dem Suezkanal ebenbürtig an der Seite steht; wir meinen den Kanal von Amsterdam nach der Nordsee mit seinen kolossalen Schleußenwerken. An Breite und Tiefe übertrifft er noch das Werk des Herrn von Lesseps. Nachdem das ganze Harlemer Meer ausgepumpt und in fruchtbares Land verwandelt war, trägt man sich jetzt mit dem Riesengedanken, die Zuyder See trocken zu legen.

Während die Holländer für den Kanalbau die Lehrer der übrigen Völker wurden, bildete sich der Straßenbau namentlich in Frankreich seit dem vorigen Jahrhundert aus, d. h. er wurde dort von wissenschaftlich gebildeten Männern betrieben. Von da zur Schaffung weiterer Verkehrserleichterungen war nur ein Schritt. Hölzerne Schienen wurden zuerst im 17. Jahrhundert in den Bergwerken des Harzes angewandt; die ersten eisernen kamen 1738 in England auf, so daß die Grundlage für unsere Eisenbahnen geschaffen war.

Die größte Umwälzung im Verkehrsleben trat aber erst mit der Dampfmaschine ein. Wohl sah man bei der Erfindung Watts noch nicht deren großartige Verwendbarkeit voraus und wunderte sich anfangs schon genug, wenn Wasser- und Windmühlen oder Pferdegöpel durch sie ersetzt wurden. Tiefe Bergwerke, die bisher nur durch kostspielige Stollenbauten entwässert werden konnten, wurden durch sie leergepumpt, Sümpfe ausgetrocknet. Die langsame Arbeit der Hände und Finger, der Sehnen und Knochen ward anderen Gebieten zugewendet und die Zahl der Hände durch sie vertausendfacht.

Während aber verhältnißmäßig spät der Dampf der Verkehrserleichterung zu Gute kam — erst in unserem Jahrhundert — wurde er frühzeitig der Industrie dienstbar gemacht. Am subtilsten und merkwürdigsten bleibt aber immer noch seine Anwendung auf die Spinnerei und Weberei. Wie hat er nicht eingewirkt auf die Baumwollenmanufaktur! In Indien schon in den frühesten historischen Zeiten bekannt, erreichte erst um die Zeit von Christi Geburt die Baumwolle Persien und Aegypten. In Spanien wurde sie im 10., in Italien im 14. Jahrhundert verarbeitet, und Manchester, heute die größte Baumwollenmanufaktur der Welt, lernte sie erst im 17. Jahrhundert kennen. Der Rückschlag auf das alte gute ehrliche Leinen konnte nicht ausbleiben. Sein Stammbaum reicht hinauf zu den alten Aegyptern, und viele Mumien werden in Leinenstoffe gewickelt gefunden, welche an Feinheit der besten Bieleselder Waare gleichstehen. Auch die Babylonier trugen neben der Wolle leinene Gewänder von prächtiger Färbung und schönen Mustern. Bis zum Jahre 1738, als die Verbesserungen bei den Spinnmaschinen begannen — die Namen Arkwright und Hargreaves sind unsterblich mit der Geschichte der Spinnerei verknüpft — wurde noch jeder Faden auf dem Spinnrade gesponnen, das der Braunschweiger Steinmetz Jürgens erfunden hatte, und das heute noch hier und da beim Landvolke ein kümmerliches Dasein führt, längst überholt von den Millionen Dampfspindeln, die in allen Kulturländern schwirren und sausen, neue Faserpflanzen, Jute, neuseeländischen Flachs, Ramie verarbeitend.

Die Einführung der Dampfboote, elektrischen Telegraphen und Eisenbahnen hat noch unsere Generation erlebt.

Es sind gerade 40 Jahre verflossen, daß ein berühmter englischer Gelehrter erklärte: niemals würde ein Dampfer im Stande sein, den atlantischen Ozean zu kreuzen. Kurz darauf, im Jahre 1838, fuhr der „Sirius" in siebenzehn Tagen von Bristol nach Newyork, das erste Schiff, welches nur Dampf bei der Fahrt anwandte, während wenige Jahre vorher noch das Schiff „Savannah" theils mit Dampf theils mit Segeln von Amerika nach England fuhr. Auf den „Sirius" folgte der „Great Eastern", welcher bereits in 13½ Tagen die Reise zurücklegte. Damit war die Aera der Dampfschifffahrt auf dem Ozean eröffnet.

Es ist also wenig über ein Menschenalter seit dieser Geburt des transatlantischen Dampferverkehrs verflossen, und schon beginnen die Dampfer die Segelschiffe zu verdrängen; sie nehmen in weit größerem Maßstabe zu als die letzteren. Es betrug nämlich Ende 1860 die Anzahl der europäischen Ozeandampfer 2974, die Zahl der Segelschiffe aber 92,272. Im Jahre 1873 dagegen waren die Seedampfer auf 6228 angewachsen, während man in ganz Europa nur 92,778 Segelschiffe zählte. In dem Zeitraum von 1860 bis 1873 wurde also die europäische Handelsmarine um 3254 Dampfer, dagegen nur um 506 Segelschiffe vermehrt, was zu der Schlußfolgerung führt, daß man in diesen 13 Jahren mehr als sechsmal so viel Dampfer wie Segelschiffe gebaut hat. Die Dampferflotte verdoppelte sich, die Segelflotte blieb stationär. Mit der Vermehrung der Dampfer hängt aber die Beschleunigung der Lieferzeit und eine namhafte Mehrleistung zusammen; denn jede Tonne Tragfähigkeit eines Dampfers bedeutet so viel wie vier Tonnen eines Segelschiffs, weil der Dampfer vier Fahrten in derselben Zeit zurücklegt, welche der Segler für eine Fahrt benöthigt.

So aber wie die Zahl der Dampfer zunahm, nahm auch deren Größe zu, bis im „Great Eastern", dem Bauwerke Brunels, das Maximum erreicht wurde; doch erwies sich dieses Ungeheuer vom finanziellen Standpunkt aus als ein Fehlgriff, so daß man wohl sagen kann, im „Great Eastern" ist die Grenze,

Digitized by Google

bis zu welcher der Dampfschiffsbau getrieben werden soll — wenigstens in der Gegenwart — schon überschritten.

Ziemlich lange brauchte der elektrische Telegraph, ehe er nach seiner Erfindung in allgemeinen Gebrauch kam; München und die Sternwarte in Bogenhausen wurden zuerst durch einen völlig eingerichteten elektrischen Telegraph verbunden; 1838 führte ihn die Londoner Blackwall-Eisenbahn ein, und seitdem hat der elektrische Telegraph die Welt erobert. So wunderbar schnell vermag er nach Einführung des sogenannten automatischen Systems zu arbeiten, daß er bis 200 Worte in der Minute expedirt; das ist mehr, als der beste Stenograph niederzuschreiben vermag. Bei langen untermeerischen Kabeln ist die Arbeitskraft (aus verschiedenen, hier nicht näher zu erörternden physikalischen Ursachen) jedoch weit geringer; das atlantische Kabel von 1858 beförderte nur 2½ Wörter in der Minute, während man jetzt schon 17 Wörter im Durchschnitt per Minute telegraphirt und es sogar bis auf 24 bringen kann. Eine der wunderbarsten Erscheinungen in der elektrischen Telegraphie ist aber das „Doppelsystem", welches es ermöglicht, gleichzeitig denselben Draht doppelt zu benutzen, d. h. von beiden Enden nach den andern gleichzeitig zu telegraphiren. Dieses System, welches in Folge besserer Isolirung durchführbar wurde, verdoppelt also die Leistungsfähigkeit eines jeden Drahtes.

Der Telegraphendraht umzieht jetzt, nicht Meer nicht Wüste scheuend, beinahe die ganze Erde, und es ist alle Aussicht vorhanden, daß das noch fehlende Glied, zwischen San Francisco in Californien und Jokohama in Japan, noch in nicht allzu ferner Zeit hergestellt wird. Die seit bald zehn Jahren bewerkstelligte Kabelverbindung zwischen Europa und Amerika ist jetzt durch fünf konkurrirende Linien so vollständig gesichert, daß von einer Unterbrechung dieser Verbindung beider Erdtheile kaum noch die Rede sein kann, und mit Australien stehen wir seit 1872 in regelmäßigem Telegraphenverkehr. Die Länge der Telegraphenlinien der ganzen Erde ist jetzt auf 95,000 geographische Meilen zu veranschlagen, für deren Benutzung etwa 30,000 Stationen dem Verkehr eröffnet sind!

Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus müssen wir die Erfindung der elektrischen Telegraphen noch über jene der Eisenbahnen stellen. Aber die Ergebnisse, welche der ungeheuer gesteigerte Bau der Eisenbahnen hervorbrachte, stehen doch über jenen des Telegraphen, denn die Eisenbahn kommt weit größeren Mengen der Menschheit zu Gute, und der Name George Stephensons, des Eisenbahnerfinders, wird unter den ersten Wohlthätern genannt werden, bis vielleicht einmal eine anderweitige Erfindung die Eisenbahnen überflüssig macht.

Auf die Geschichte der Eisenbahnen einzugehen, die Hindernisse, welche deren Einführung sich entgegenstellten, zu schildern, ist hier nicht mehr am Platze. Ein erfreuliches Bild gewährt es, zu zeigen, wie dieselben in der Gegenwart sich gestaltet haben, gerade 50 Jahre nach Eröffnung der ersten Eisenbahn. (1825 zwischen Stockton und Darlington.) Die Siege der Technik, welche heute keinen Gebirgswall zu mächtig findet, um ihn nicht zu durchbrechen, sind bereits so bekannt und so häufig, daß wir derselben nur insofern noch zu gedenken haben, als durch die Vereinigung der Kapitalkräfte und die unmittelbare Unterstützung der Regierungen den kühnsten Projekten die Mittel zur Verwirklichung gewährt wurden. Sowohl in Europa (Alpen) als im Norden und Süden Amerikas sind gegenwärtig Werke dieser Art in Angriff genommen, wegen deren Großartigkeit auch die fernsten Nachkommen unserem Zeitalter die Bewunderung nicht werden versagen können. Ueberdies ist die Erstreckung der letzten Fühler des rege pulsirenden Eisenbahnlebens so mächtig, daß es fast kein Gebiet von irgend welcher Kultur- oder wirthschaftlicher Bedeutung gibt, welches nicht in diesen regen Organismus einbezogen wäre.

Zu den beiden Alpenübergängen über den Semmering und den Brenner gesellte sich 1871 die Mont-Cenis-Bahn mit dem 12,236 Meter langen Tunnel, und an dem vierten Riesenwerke, an der Gotthardbahn, wird von der italienischen und schweizerischen Seite so rüstig und mit so umfassenden technischen Verbesserungen fortgearbeitet, daß die ursprünglich bestimmte Bauzeit kaum überschritten werden dürfte. Von dem auf 14,913 Meter (zwei deutsche Meilen) berechneten Tunnel waren am 1. Juli 1875 von Göschenen (Schweizer Seite) aus 2217 Meter und von Airolo (italienische Seite) aus 1976 Meter, zusammen 4193 Meter vollendet. Es bleiben somit noch 10,720 Meter zu bohren, ehe eine Vereinigung der beiden Stollen stattfinden kann. Aber auch diese Werke übertreffend, rüstet man sich, einen Eisenbahntunnel unter dem Meere zwischen Frankreich und England zu erbauen!

Im Gegensatze zu diesen auf engem Raume sich vollziehenden intensiven Werken sind die nördlichen und östlichen Eisenbahnen Europas als Pioniere der Kultur gewissermaßen im extensiven Sinne zu betrachten. Das Projekt einer Eisenbahn, welche Lappland durchziehen soll, gehört nicht mehr in das Reich der Phantasie, denn die norwegischen und schwedischen Schienenwege rücken in immer höhere Breiten hinauf. Rußland streckt ebenso die Eisenarme immer weiter nach Norden und zugleich nach Osten aus, und die Türkei trägt neuestens auch ihr Scherflein bei durch die von Osten nach Westen gerichteten Hauptlinien, die bis zum Bosporus führen, und mit der projektirten, weiter ins Herz Kleinasiens bis Angora reichenden Bahn. Was aber speziell Rußland betrifft, so besitzt es bereits sechs Linien, welche ihre Endpunkte an der Wolga finden und nach Asien hindeuten. Von der Endstation Zarizyn an der Wolga fährt der Dampfer in zwei Tagen bis Astrachan an der Mündung dieses Stromes in das kaspische Meer und von da in weiteren vier Tagen nach Enseli an der persischen Küste. Am südlichen Kaukasus ist schon seit 1872 die 300 Kilometer lange Strecke Poti (schwarzes Meer) bis Tiflis eröffnet, welche als Gebirgsbahn auf asiatischem Boden jedenfalls als Unicum gelten darf. Denn auf einer 30 Kilometer langen, das achaltzische Hochgebirge durchziehenden Trace folgt dieselbe den Krümmungen des reißenden Kur mit Steigungen von 1 : 45 zwischen Bergen, welche weit über die Schneegrenze ragen. Den Gebirgspaß selber überwindet sie mit einer neun Kilometer langen Ansteigung von 1 : 18 und fährt in der Höhe des Brockens auf das Plateau, von welchem sie eben so steil abfällt; über riesige Dämme, durch Felsentunnels und mit 430 eisernen über Felsschluchten gespannten Brücken wird Tiflis erreicht. In ihrer östlichen Fortsetzung wird diese Bahn zum kaspischen Meere weiter geführt. Und sowie nun unsere Bahnen die asiatische Grenze berühren, wird es laut von großartigen Projekten, von Linien, die quer durch den größten Kontinent ziehen, welche das russische Bahnnetz mit Peschawer, dem Endpunkte der indischen Bahnen, verknüpfen sollen; ja, so kühn ist man, Bahnen zu planen, welche China, das volkreichste Land des Ostens mit seinen 400 Millionen Bewohnern mit den 300 Millionen Europäern verbinden sollen. Welche Aussichten eröffnen sich da für Handel und Verkehr, wenn diese beiden am dichtesten besiedelten Gegenden unseres Erdballs in unmittelbare Verknüpfung treten, wenn die Menschen, die Waaren, die Ideen auf der Eisenschiene in vierzehn Tagen von unseren Hauptstädten nach Peking gelangen können! Noch aber verhält sich der Chinese ablehnend gegen den Bau von Eisenbahnen; im hohen Grade dem Ahnenkultus ergeben, will er nicht, daß der geheiligte Boden, in dem die Asche der Väter ruht, von der rauhen Hand der Eisenbahnbauer durchwühlt und gestört werde. Ganz anders der dem Chinesen blutsverwandte Japanese, der mit Uebereifer sich in die abendländische Kultur stürzt und seit 1873 Eisenbahnen besitzt.

In den Vereinigten Staaten, wo man mit einer wahren Raserei sich auf den Eisenbahnbau warf, ist in der letzten Zeit ein Rückschlag in Folge der allgemeinen Finanzkrisis eingetreten, ja, im laufenden Jahre sind sogar einige Bahnen dort außer Betrieb gestellt worden — das erste Ereigniß dieser Art seit der Einführung der Eisenbahnen. Aber das großartige Werk, die am 16. Mai 1869 vollendete, von Ozean zu Ozean reichende Pacificbahn wird dennoch im Süden wie im Norden mehrere Schwesterlinien erhalten; eine derselben, die „Kansas Pacific-Rail-Road" wird die schnellste Verbindung zwischen New-York und San Francisco herstellen und unter anderen einen 24 Kilometer — über drei deutsche Meilen! — langen Tunnel durch die Felsengebirge erhalten, bei dessen (schon be-

Digitized by Google

gonnener) Durchbohrung die Yankees auf so kostbare Metalladern zu treffen hoffen, daß deren Ertrag die Kosten des ganzen Tunnelbaues decken soll. Die Vereinigten Staaten besitzen das größte Eisenbahnnetz der Erde; es war schon Ende 1873 auf eine Länge von 71,564 englischen oder 14,670 deutschen Meilen angewachsen, das ist beinahe so viel, als sämmtliche europäische Staaten zusammen genommen aufweisen können, denn 1873 zählten diese 16,071 deutsche Meilen Bahnen. Dabei ist jedoch zu bedenken, daß ganz Europa 181,700 Quadratmeilen umfaßt, die Vereinigten Staaten (sammt Alaska) aber nur wenig kleiner sind (168,400 Quadratmeilen).

Auch Südamerika ist nicht zurückgeblieben, und die Andesbahn von Lima nach Oroya in Peru erregt als gigantisches Unternehmen ersten Ranges unser höchstes Interesse. Dazu bestimmt, den Erzeugnissen der reichen Ackerbaugegenden auf dem östlichen Abhange der Kordilleren, welche durch diesen gewaltigen Gebirgszug bisher der Verwerthung entzogen waren, einen Weg nach den Seestädten am Stillen Ozean zu eröffnen und überdies die reichen Mineralschätze des Gebirges zu erschließen, übersteigt diese Bahn das Gebirge in einem Tunnel, welcher so hoch wie der Gipfel des Montblanc gelegen ist. Die Hindernisse, welche es hier zu überwinden galt, müssen kolossal genannt werden. Das rasche Ansteigen vom Seespiegel zu einer Höhe von 4769 Meter bedingt streckenweise eine ununterbrochene Kette von Tunnels, Brücken und Viadukten. In Folge dessen hat dieser Andesübergang größere Summen und mehr Menschenleben verschlungen als die meisten bedeutenden Weltbahnen, die durch tropische Sumpfgegenden führende Panamabahn ausgenommen, von der man sagt, sie sei mit den Leichen chinesischer Kulis gepflastert.

Alle Eisenbahnen unserer Erde hatten am Ende des Jahres 1873 eine Ausdehnung von 36,396 deutschen Meilen, und es entfielen von dieser Summe 17,334 Meilen auf Europa, 17,066 auf Amerika, 1409 auf Asien, 269 auf Afrika und 317 auf Australien. Nach einer Berechnung des auf diesem Gebiete kompetenten Prof. F. X. Neumann beträgt das in allen Eisenbahnen der Erde angelegte Gesammtkapital 58,564 Millionen Mark. Man wird die Größe dieser Summe richtiger beurtheilen, wenn man bedenkt, daß sie zur blos vierprozentigen Verzinsung ein tägliches Reinerträgniß von rund $6\frac{1}{2}$ Mill. Mark, oder (unter Annahme von nur 40 Prozent Betriebskosten) eine tägliche Bruttoeinnahme von 9 Millionen Mark erfordert. Die Zahl der auf sämmtlichen Schienenstraßen der Erde verwendeten Lokomotiven wird auf 53,000 und jene der Waggons auf $1\frac{1}{2}$ Millionen ohne Uebertreibung veranschlagt.

K. L.

Der Perrückenmachersohn und die Rathsherren von Danzig.

Nachdruck verboten. Ges. v. 11./VI. 70.

Kulturhistorische Skizze von **Robert Koenig.**

(Zu dem Bilde auf S. 58.)

Das achtzehnte Jahrhundert nahte mit schnellen Schritten seinem Ende. Noch behauptete die altehrwürdige „Königliche Rechte Stadt Dantzig" ihren Rang als freie Stadt, obgleich sie seit der ersten Theilung Polens im Jahre 1772 von den Preußen ringsum wie eingeschnürt war und sich gegen das drohende Schicksal der gänzlichen Einverleibung in den machtvollen deutschen Staat mit allen Kräften zu wehren hatte.

Die schon 997 als Hauptstadt von Pommerellen oder Ostpommern bekannte, von deutschen Kolonisten bevölkerte und seit 1360 dem Hansabunde angehörige Stadt stand seit dem Jahre 1454, da sie sich mit dem Lande und den Städten des gegenwärtigen Westpreußens, oder richtiger, des ehemaligen polnischen Preußens, nach fast 150jähriger Unterordnung von dem deutschen Orden lossagte, als ein selbständiger Staat unter dem Schutz und Schirm der Könige von Polen, die bei ihrer Huldigung die Rechte und Privilegien desselben feierlich bestätigen und bekräftigen mußten. Sie hatte ihre eigene Verfassung, ihr eigenes Rathskollegium, aus welchem der König von Polen einen Burggrafen erwählte, der die erste Stelle nach dem Präsidenten und auch sonst den Vorrang vor allen Magistratspersonen einnahm; sie hatte ihr eigenes Gesetzbuch, die noch 1761 neu revidirte „Willkühr", schlug ihre eigene Münze mit des Polenkönigs Bildniß, hielt in Warschau ihren Sekretär und stimmte auf Reichstagen und bei Königswahlen mit.*)

Ein Besuch der polnischen Könige galt dem Danziger Freistaat stets als eine hohe Ehre, und seine Chronikenschreiber, namentlich Reinhold Curicke, beschreiben in umständlichster Weise den pomphaften Einzug und Empfang ihres „Allergnädigsten Königs und Herrn".

Das Jahr 1772 verstärkte die Sympathien der Danziger für Polen. Den wichtigsten Theil ihres Gebietes mußte die einst so mächtige Hansastadt an Preußen abtreten, wofür die althergebrachte republikanische Verfassung ihr wenig Ersatz bot. Wohl blieb ihr die unwichtige Festung Weichselmünde, aber der Hafen nebst seinen Umgebungen wurde von den Preußen besetzt; „kaum eine halbe Stunde von dem äußersten Thore", erzählt die damals sechsjährige Johanna Schopenhauer, „am Ende der neugepflanzten vier Reihen Linden, die jetzt zu einer der schönsten Alleen herangewachsen sind, war der preußische Adler über Nacht aufgerichtet, und wenige Schritte weiter, am Anfange des beinahe aus lauter schönen Landhäusern wohlhabender Bürger bestehenden Oertchens Langefuhr, stand der Greuel aller Greuel, das Zollamt, in welchem die im ganzen preußischen Lande verhaßte französische Regie ihr Wesen trieb. Vor einem anderen Thore, näher der Stadt, fing die preußische Grenze sogar mitten in der nächstgelegenen Vorstadt Schidlitz an."

So war denn die Stimmung gegen die neuen Herrscher eine sehr erbitterte und der Zorn der Danziger Bürger um so größer, als die alte reichsstädtische Kraft unter ihnen längst erstorben und sie sich ihrer Ohnmacht wohl bewußt waren. Einzelne Exaltirte ließen, wie einst Hamilkar seinen Sohn Hannibal unversöhnlichen Haß den Römern, ihre Söhne ein gleiches Gelübde gegen Preußen ablegen! Ja, als der große König von Preußen starb, riefen die verblendeten Leute beinahe jubelnd die längsterwartete Nachricht: „Der alte Fritz ist todt! endlich, endlich!" einander entgegen. Hoffnungslos schwärmte man für Polens Befreiung, für seinen Helden Kosciuszko!

Wie gern sah man die reichen Polen in ihren Stiefeln von gelbem Saffian durch die Straßen stolziren! Und es waren stattliche Erscheinungen, die Staroſten mit ihren hohen viereckigen Mützen von Sammt oder Seide, eine Hand an dem reichen Gefäß des klirrenden Säbels, mit der andern den vollen Schnurrbart streichelnd, den reichen seidenen Leibrock mit einer golddurchwirkten breiten Schärpe umwunden, darüber das den Wuchs trefflich hervorhebende Oberkleid mit den über den Rücken tief herabhängenden Aermeln. Kein Wunder, daß die reichen Patriziersöhne von Danzig mit Vorliebe dieses Kostüm wählten, wenn sie auch meist statt der Mütze ein Barett mit wallender Feder aufsetzten!

In den Patriziern verkörperte sich der alte republikanische Geist der Stadt, die stets mehr eine Aristokratie als eine Demokratie gewesen war; ja, gewisse Familien hatten sich durch ihr Alter und ihren Reichthum in den Besitz des Vorrechtes zu setzen gewußt, daß der Magistrat nur aus ihnen rekrutirt wurde, und wollte jemand, der zu diesen Familien nicht gehörte, Mitglied des Magistrats werden, so mußte er entweder in eine solche rathsfähige Familie hineinheirathen oder sich die Stimmen zur Wahl mit vielem und schwerem Gelde erkaufen. Wie die Alten aber sungen, so zwitscherten die Jungen, ja, sie machten es oft noch ärger und begehrten noch schlimmer auf gegen die Söhne der Plebejer!

* * *

Ein junger Mann ritt um die Mittagszeit eines frischen Herbsttages 1783 durch das Hohe Thor hinein in die alte

*) Vgl. unsern Artikel über Danzig im VIII. Jahrg. S. 586 ff.

Hansenstadt. Als er in die Langgasse, Danzigs stolzeste Straße, einbog und dem rechtstädtischen Rathhause sich näherte, prallte er mit einmal zurück — eine Kette war über die Straße gezogen, und ein Beamter im braunen Mantel machte ihn aufmerksam, daß ein Hochedler Rath versammelt sei und nicht durch irgend welches Geräusch gestört sein wolle. Auf einem Umweg mußte er deshalb dem Langen Markt mit dem stattlichen Artus- oder Junkerhofe zustreben. Vor demselben erhebt sich einer der schönsten deutschen Brunnen, der Neptunsbrunnen, so genannt nach dem aus Erz gegossenen Meeresgott, der aus seinem Dreifuß wie durch den Mund der zu seinen Füßen lagernden Seerosse eine Fülle von Wasser hervorsprudelte.

„Sieh da!" sprach er zu sich selbst, „die Kunst springt, und doch ist's kein Feiertag — vermuthlich zum Zeichen der ewig unversieglichen Rathsweisheit."

„Wie boshaft, Herr Vetter!" rief eine Stimme an seiner Seite.

„Es wäre schwer, Johannes," erwiderte der Reiter zu dem hochaufgeschossenen Jüngling, der ihn angeredet hatte, „keine Satire zu schreiben bei solchem Anblick!"

Eben hatte das Glockenspiel auf dem hohen Rathsthurm die fromme Choralmelodie, die es noch jetzt vor jeder vollen Stunde erklingen läßt, beendet, und mit dem darauf folgenden Schlag Zwölf hatte der Hochedle Rath die Sitzung aufgehoben. Bürgermeister und Rathsherren in ihren seltsamen spanischen Mänteln mit Kollern und Kragen und gewaltigen Perrücken bestiegen die bereitstehenden schwerfälligen Kutschen mit hinten aufstehenden Amtsdienern und Pedellen, und fuhren mit großem Pomp auseinander.

„Nun wahrhaftig," rief der Reiter seinem jüngeren Freunde zu, „mich soll dieser und jener holen, wenn der Haarpuder vom Kopf Friedrich des Großen nicht mehr werth ist, als der ganze Plunder von diesen spanischen Mänteln, Kragen und Allongeperrücken zusammen! Es ist doch ein elendes Ding um die deutschen Reichsstädte und den Schlendrian, der darin herrscht! Es kann sein, daß ich dem Dinge zu viel thue, und daß dies parteiisch und wie ein echter Preuße gedacht ist: aber wenn ich zwischen zwei Uebeln die Wahl habe, so will ich mich doch lieber einmal von einem Löwen zerreißen, als ewig von Ameisen . . ."

„Aber, Herr Vetter!" unterbrach ihn Johannes, „das nenne ich denn doch die Konstitution einer freien Reichsstadt von ihrer empfindlichsten Seite, von den Knoten und Zipfeln ihrer Allongeperrücken angreifen! Respekt vor der Obrigkeit und vor unseren alten guten republikanischen Einrichtungen! Ich kann wahrhaftig diese Patrizierssippe nicht ausstehen und habe mich bisher nichts Gutes von ihr zu versehen gehabt, aber . . ."

„Mir gefällt eine aus jenem Geschlechte," ergänzte spöttisch der preußische Vetter; „drum darf ich ihm nicht zu sehr zürnen, selbst Jeanettens Bruder nicht!"

„Sprich mir nicht von dem Schlingel! Alle die reichen Patriziersöhne denken, weil ihr Vater im Rath oder im Schöppenstuhl sitzt, können sie die Nase nicht hoch genug tragen. Ihr wißt ja, liebster Herr Vetter, daß Herr Drommert, der englische Informator, mit meinem Vater gesprochen und ihm gesagt hat, er müsse mich durchaus studiren lassen. Mein Vater ist auch schon halb und halb dazu entschlossen, nur soll ich ihm noch ein paar Stunden tags in seiner Werkstatt helfen. Jetzt geh' ich nun schon zweimal die Woche zu Herrn Drommert in die Lektion, das hat der Vater mir erlaubt. Nun denkt Euch, weil ich kein Buch habe, muß ich mit in seines einsehen, denn die vornehmen Burschen, die mit mir bei ihm lernen, würden sich dazu nicht herablassen. Aber jener Schlingel," fuhr Johannes erröthend fort, „von dem Ihr sprecht, der immer so anmaßlich im Polenrock mit dem Federhut und dem Degen an der Seite auftritt, der wird jedesmal so roth wie ein Puter, wenn ich ihm mit meinem Rock zu nahe komme, und weiß doch für ganz gewiß, daß mein Vater, um den seinen zu bestechen, weil er Aeltermann und jener Gewerkspatron ist, nur noch neulich zwölf Dukaten hat einwickeln müssen. Das ist wahr und wahrhaftig wahr, denn ich habe selbst dabei geholfen, und das Gold für meinen Vater unter dem Titel „dem Gewerk zum besten verunkostet" in Rechnung gebracht!"

„Schöne Zustände das bei Euch in Danzig," hohnlachte der Berittene; „na, macht nur, daß Ihr was Ordentliches lernt und bald aus dem elenden Nest herauskommt!"

„Nun, das kann bald werden," erwiderte Johannes, „vorgestern habe ich von Herrn Drommert einen Aufsatz zurückbekommen, und dabei hat er mich so gelobt, daß ich darüber fast roth geworden bin; ja, er hat gesagt, daß keiner von den übrigen es eben so zu machen im Stande gewesen wäre. Na, Herr Vetter, da hättet Ihr die Patrizierssöhne sehen sollen — die haben Augen gemacht und mich nicht anders angeguckt, als ob sie mich mit ihren Blicken durchbohren wollten. Ich dachte, guckt Ihr! Und dabei hat es der gute Mensch nicht bewenden lassen, sondern er ist auch spornstreichs und mit dem Aufsatz in der Hand zu dem Herrn Pastor von der St. Petrikirche gelaufen, der hat mit meinen Eltern gesprochen, und nun heißt es für ganz gewiß, daß ich künftigen Johannis zu St. Petri in die Schule gehen und Theologie studiren soll."

„Ich gratulire," sagte der Vetter herzlich und ernster als er gewöhnlich sprach, „und wenn alles andere nichts hilft," fügte er hinzu, indem er auf eine Frau wies, die am grünen Thor mit einer schwarzen Sammetkapuze auf dem Kopf in einer Kaufbude saß, „die alte Drommertsche hat ein gutes Mundwerk, die wird es schon bei dem Alten durchsetzen. Ich bleibe noch ein paar Tage hier und komme nächstens bei Euch vor, mich zu erkundigen, wie die Sache abgelaufen ist."

Mit diesen Worten nickte er freundlich Johannes zu, gab seinem Rößlein die Sporen und trabte davon.

Der junge Schüler blickte ihm lange nach, dann wandte er sich auch und eilte durch das grüne Thor und über die lange Brücke der ferngelegenen väterlichen Wohnung am Fischerthor bei der Lastadie, den Schiffswerften gegenüber, zu. Sein Vater, ein ehrsamer Perrückenmacher und Besucher, d. h. Armenvorsteher der reformirten Gemeinde, empfing ihn etwas unwirsch.

„Wo bleibst denn wieder so lange?" fuhr er den Eintretenden an; „ist's nicht genug, daß Du das Handwerk Deines Vaters verachtest — mußt Dich auch noch so lange draußen herummer treiben? Bist wohl wieder draußen in Münde gewesen und hast Verse gemacht. Elende brotlose Kunst das!"

Johannes wurde über und über roth und wollte etwas einwenden, aber der Vater holte aus einer Schieblade ein Blatt hervor und fing mit spöttischem Ausdruck zu lesen an:

„Und ich ging auf und ab am Ufer des Meeres, wie es aber gegen Abend kam und die Sonne schon unter war, ist mir wieder ein Lied eingefallen, das ich dem Herrn Vetter hier mittheilen will.

Der Knabe an der Ostsee.

Vögelein,
Jahr aus, Jahr ein
Seh' ich an der Ostsee kommen,
Keiner hat mich mitgenommen
In ein fremdes Land hinein,
Vögelein.

Vögelein,
Jahr aus, Jahr ein
Thut das Herz mir voll Verlangen
Nach der blauen Luft verlangen,
Hier auf diesem harten Stein,
Vögelein.

Vögelein,
Jahr aus, Jahr ein
Möcht' ich voll von Sehnsucht fliegen,
Meine Luft und mein Vergnügen,
In ein fremdes Land hinein,
Vögelein!

Johannes wollte vor Scham fast vergehen, daß so sein geheimer Briefwechsel mit dem preußischen Vetter, den er auf dem Langen Markt so eben verlassen, verrathen sei. Der Vater aber fuhr ärgerlich fort:

„Na, wozu soll das dwatsche Zeug? Mach Dir doch nicht zum Narren mit solchem Schnickschnack! Meinst, damit kommt man durchs Leben? Meinst, mit solchem Quark könnte ich Euch fünf Rangen und die zwei Margellen dazu aufziehen? Mir gefällt überhaupt gar nicht der Verkehr mit dem Vetter. Das ist auch so'n Narr und setzt Dir nur Dummheiten in den Kopf. Mach Du, wie Dein Vater, Atzeln und Zöpfe, das nährt seinen Mann redlich. Und nun fix an die Arbeit."

Johannes gehorchte stillschweigend, obgleich die Thränen ihm über die Wangen rollten, und wieder kam über ihn

Digitized by Google

eine Muthlosigkeit, als ob es nun ganz aus sei mit allen seinen Hoffnungen und bisher gewonnenen Aussichten. Kaum zehn Jahr alt, hatte ihn der Vater aus der Schule und zu sich in die Werkstatt genommen, und trotz seiner Abneigung und der gelegentlichen Fürsprache der Mutter da behalten Jahr um Jahr. Wenn er von früh bis spät Haare gekräuselt und Zöpfe gedreht oder dem zu seinen Kunden gehenden Vater die Atzeln und das Brenneisen nachgetragen hatte und Schlag zehn zu Bette mußte, dann überkam ihn eine wahre Sehnsucht nach den Büchern, von denen er ausgeschlossen war, und er dankte fast Gott, als er eines Tages ein Bein brach und sieben Monate zu Bett liegen mußte, wobei er lesen konnte, was und so viel er wollte. Seitdem konnte er es nur heimlich thun.

„Aber wo lesen, das ist die Kunst," schrieb er in jener Zeit an seinen Vetter. „Da trete ich denn auf die Beischläge, wenn die Laternen brennen, und lese, bis mir das Gesicht braunroth wird und die Hände vor Kälte verklommen sind."

Endlich gelang es dann der Fürsprache des Herrn Drommert und seiner Mutter, daß der lernbegierige Knabe, der sich fortgebildet, so gut er konnte, trotz aller Scheltworte und Schläge, die es zu Hause regnete, einige Stunden erhielt; endlich gab der Vater auch so weit nach, ihn in die St. Petrischule gehen und studiren zu lassen. Und ob er nun wohl bei Tage nicht völlig freie Zeit hatte, da ihn der strenge Vater für sein Handwerk noch mannigfach in Anspruch nahm, so holte er doch nachts das Versäumte ein, indem er Kaffee trank und die Füße in kaltes Wasser stellte, um wach zu bleiben. So gelang es ihm bei dem großen Examen, wo die Schule mit rothem Scharlach ausgeschlagen war und er in einem blauen Mantel mit gesticktem Kragen und goldenen Litzen, wozu er sich das Geld durch Privatstunden verdient, erscheinen mußte, sehr gut zu bestehen. Nun galt es aber, auf das Gymnasium zu kommen.

Einer der Kirchenvorsteher von St. Petri, der von seinem Vorhaben wußte, rief ihn eines Tages auf der Straße an und fragte ihn, ob es denn wahr sei, daß sein Vater ihn Theologie studiren lassen wolle. Johannes erwiderte mit einem höflichen Bückling und mit entblößtem Haupt: „Ja, mit Ew. Gestrengen Herrlichkeit Wohlvernehmen." Darauf fuhr der gestrenge Herr ganz erstaunt auf: „Wie? Ohne Geld? Und nachher?" — „Da gedenk' ich mit Ew. Gestrengen Herrlichkeit Wohlvernehmen auf das hiesige Gymnasium zu gehen." — „Und von da?" — „Da will ich die Universität besuchen." — „Und dann?" — „Dann will ich ein reformirter Kandidat werden." — „Er ist ein einfältiger Mensch!" — „Ja, mit Ew. Gestrengen Herrlichkeit Wohlvernehmen," erwiderte Johannes gefaßt, „aber eben deshalb will ich ja studiren." — Diese Antwort verdroß den gestrengen Herrn Kirchenvorsteher, er wandte dem jungen Manne den Rücken und ging. Johannes eilte betrübt nach Hause, vergoß bittere Thränen über dieses Gespräch, gab aber seinen Vorsatz nicht auf, und Gott half ihm zur Ausführung.

Einige Zeit danach ward er von dem Doktor Verpoorten examinirt und den folgenden Tag von dem Famulus des Klosters zu Grau-München in die zweite Gymnasialklasse eingeführt. Aber seine Prüfungen hatten damit noch kein Ende. Der arme Perrückenmachersohn wurde in dem Gymnasium noch schiefer von seinen vornehmen Mitschülern angesehen, als einst in den Stunden des Herrn Drommert. Als er am nächsten Morgen mit seinen Schulbüchern über den Graben durch die Fleischergasse ins Gymnasium ging, stand derselbe Patriziersohn, von dem er vor nun bald zwei Jahren seinem Vetter erzählt, an der Klostergassenecke. Da Johannes ihn nicht sofort gewahr wurde und den Hut vor ihm abnahm, eilte der andere wie wüthend auf ihn zu, schalt ihn einen unverschämten Plebejerjungen und schlug ihm den Hut vom Kopf herunter. Johannes knirschte mit den Zähnen; aber — sei es nun, daß er an Jeanette, mit der er von Zeit zu Zeit in einem Liebhaberkonzert, wo er die Violine spielte, zusammenkam, dachte, sei es, daß er nicht auf den ersten Tag Händel anfangen wollte — er verbiß seine Wuth, hob gelassen und still seinen Hut auf und ging weiter der Schule zu.

Kaum war die erste Unterrichtsstunde vorüber und der Professor aus dem Auditorium gegangen, als der Federhut vom Morgen schon wieder unter der Thür des Kreuzganges erschien und sogleich bei seinem Eintritt laut in den Saal rief: „Sekundaner, den Hut ab!" worauf denn auch sofort alle gehorsam den Hut abnahmen. Johannes allein behielt den seinen fest auf dem Kopf; es kam ihm, wie er später seinem Vetter schrieb, „feig und niederträchtig vor, sich also durch Wink und Willkür eines Einzelnen ein Gesetz vorschreiben zu lassen." Als der junge Patrizier das sah, sprang er auf ihn zu und bedrohte ihn mit Stockschlägen. Nun war aber des Plebejersohnes Geduld zu Ende, und seiner zwei guten Fäuste eingedenk, die es wohl früher mit viel stärkeren Gegnern auf den Schiffswerften der Lastadie aufgenommen, riß er ihm den Stock aus der Hand, und als der andere die Klinge zog, bemächtigte er sich gewandt auch dieser, zerbrach beide und warf ihm die Stücke vor die Füße. Aber damit begnügte sich sein Zorn keineswegs, sondern er packte seinen Gegner an der Kehle und drückte ihn mit solcher Gewalt an die Mauer des Kreuzganges, daß er laut aufschrie und nach Hilfe rief. Mehrere seiner Standesgenossen eilten herbei und drangen auf Johannes ein, so daß er der Menge weichen mußte.

„Sehen Sie, lieber Herr Vetter," schrieb er zum Schluß seines Berichtes über dies Abenteuer, „so muß ich mich hier durchbeißen, da heißt es recht: Friß, Vogel, oder stirb! Und was sie so gegen mich aufgebracht, ist blos mein Stand, und daß ich nicht von Jugend auf mit ihnen studirt habe. Manchmal bin ich auch so desperat, ich möchte mich mit der ganzen Welt herumschlagen, wenn sie nur kämen, je zu zweien und zweien, die Söhne der Reichen und der Patrizier, denn die allein sind Schuld an allem Unfug — ich wollte es mit ihnen allen aufnehmen. Aber da kann ich lange warten, die meisten von ihnen sind feige Diebe, die nur ein Herz haben, wenn ihrer zwanzig bis dreißig mit Degen und Federhüten auf einem Haufen sind."

Bald danach hätte Johannes Gelegenheit gehabt, Rache zu nehmen für die im Gymnasium widerfahrene Unbill, und doch that er es nicht.

Es war an einem bitterkalten Wintertage. Der Schnee bedeckte die Gassen der alten Stadt und machte sie wegsamer, als sie bei dem abscheulichen Straßenpflaster je sonst waren. Im Schmuck des Schnees und im Licht des klaren Himmels traten die hohen Giebel und wunderlichen Fahnen nnd Dachfiguren deutlicher als seit lange hervor, und die enggedrängten hellen Spiegelscheiben der schmalen Fronten ließen die Häuser wie feenhafte Glaspaläste erglänzen. Auch Danzigs damals noch in voller Pracht vorhandene schönste Zier, seine merkwürdigen Beischläge und seine prächtigen Hausthüren traten in besonders günstigem Lichte hervor.

Ein Haus in der Langgasse zeichnete sich insbesondere durch zwei große Portalfiguren*) vor den andern aus; sie ragten über der kunstvoll aus Stein gearbeiteten Brustwehr des Beischlages empor und stellten die Religion und den Frieden dar. Auf der aus Eichenholz reich geschnitzten Thür erblickte man außer zahlreichen seltsamen Köpfen David und Goliath; in der Mitte derselben diente ein Klopfer sowohl zum Schließen beim Hinausgehen als auch dem Dienstpersonal zum Anpochen, während die in das Haus begehrenden Herrschaften sich des zur Seite hängenden messingnen Klingelzugs bedienten, der, wie jedes Stück der alten Häuser geschmackvoll verziert, stets blank geputzt erglänzte.

Schon vom Langen Markte aus gewahrte Johannes vor diesem Hause eine ungewöhnliche Aufregung und hörte ein lautes Geschrei, und als er näher kam, sah er, wie eine Schar Gassenjungen, ein verwegener Schusterlehrling mit einem Paar Stiefeln unter dem Arm und einem großen Bierkruge in der linken

*) Die beiden auf unserem Bilde dargestellten Figuren jenes Hauses, die einer Ladeneinrichtung wegen vor ungefähr 23 Jahren leider entfernt wurden, stehen gegenwärtig im Danziger Museum, das im Erdgeschoß des ehemaligen Franziskanerklosters eine Anzahl glücklich geretteter Alterthümer vereinigt hat. Die Hausthür befindet sich im Besitz unseres Mitarbeiters Strowski.

Digitized by Google

Hand, allen andern voran, die Kinder des Hauses auf dem Beischlage mit Schneebällen wüthend attackirten. Es war kein anderes Haus als das der Eltern seines erbittertsten Feindes, und der junge Patrizier, der es unter seiner Würde halten mochte, den plebejischen Angriff mit gleichen Waffen zu erwidern, war im Begriff, seinen Säbel zu ziehen und damit die an ihn geschmiegte Schwester — es war Jeanette — zu beschützen, während die andern Geschwister heftig an der Schelle zogen. Ein Mädchen, das zwei Kinder in einem Handschlitten schob, schaute belustigt und sehr befriedigt dem Schauspiel zu.

Johannes' erster Trieb war, den Schneeballenden sich anzuschließen und dem übermüthigen Patriziersohn eine tüchtige Lektion beizubringen; aber ein Blick auf die mitbedrängte Jeanette genügte, um ihn davon abstehen, ja den Bedrängten zu Hilfe eilen zu lassen. Mit lautem Ruf fuhr er unter die Gassenjungen und gebot ihnen, sofort von ihrem Angriff abzulassen, und als sie den ihnen an Körperkraft und Größe weit überlegenen jungen Mann sahen, gehorchten sie und stiebten rasch auseinander. Ein wüthender Blick zwischen Johannes und seinem durch den edelmüthigen Beistand noch mehr erbitterten Gegner, ein blitzschneller zärtlicher zwischen dem Plebejersohn und der Patriziertochter, und — Johannes war schnellen Schrittes die Langgasse heruntergeeilt.

Seitdem wurde aber unseres jungen Plebejers Stellung doch angenehmer; er hatte es verstanden, sich in Respekt zu setzen, und man fürchtete ihn. Außer seiner Körperkraft verstand er es auch, geistig sich zu wehren. So saß dicht vor ihm in der Klasse ein Schüler aus vornehmem Hause, dessen gewaltiger Zopf ihm seinen Schatten aufs Buch warf und dessen Puder ihm seine Tinte verdarb. Da heftete Johannes, der sich schon lange darüber geärgert hatte, ihm eines Tages einen Zettel an den Zopf, worauf die Verse standen:

O, welch ein Zopf! Wie wunderschön
Läßt er an Deinem Köpfchen!
Ja, gegen diesen einz'gen Zopf
Sind alle Zöpfe Zöpfchen.

Du Zopf von aller Zöpfe Zopf,
Sprich, hat Dein Herr auch was im Kopf?
Ich zweifle, liebes Zöpfchen.

Die Sache trug Johannes einen scharfen Verweis von dem Lehrer ein, der sie entdeckte; aber der angehende Satiriker behielt die Lacher auf seiner Seite und hatte die Genugthuung, daß auch der Zopfträger den wohlmeinenden Rath erhielt, künftig einen dünneren Zopf anzubinden.

* * *

Sechs Jahre lang hatte der Perrückenmachersſohn die verschiedenen Klassen des Gymnasiums in Danzig besucht, und nun sollte ihm auch der Weg zur Universität gebahnt werden. Die Rathsherren von Danzig, die ihn schon in den letzten Jahren seiner Gymnasialstudien unterstützt hatten, beschieden ihn nach erfolgreicher Absolvirung derselben feierlich auf das Rathhaus, wo in dem großen Saal die gesammten Väter der Stadt, die Bürgermeister an der Spitze, in voller Amtstracht ihn empfingen. Mit gesenktem Blicke, aber doch frei stand Johannes vor ihnen, und die Augen gingen ihm über vor Rührung. Da erhob sich einer der Rathsherren, ein ehrwürdig greiser Mann, faßte ihn bei der Hand und redete ihn mit folgenden Worten an:

„Johannes! Du ziehest nun von dannen. Geh mit Gott! Aber Du bleibst unser Schuldner, denn wir haben Deiner still uns angenommen und als ein armes Kind Dich liebreich gepflegt. Zahlen mußt Du diese Schuld. Wohin demnach Gott Dich auch führen mag, und was auch Deines Lebens künftige Bestimmung sei — vergiß niemals, daß Du ein armer Knabe warst! Und wenn dereinst, über kurz oder lang, ein armes Kind an Deine Thüre klopft, so denke: wir sind es, die Todten, die alten grauen Bürgermeister und Rathsherren von Danzig, die anklopfen, und weise sie nicht von Deiner Thüre!"

Wie ein Samenkorn fiel das bedeutsame Wort in Johannes' Seele; er gelobte mit heißen Thränen, die Mahnung zu beachten, und sie hat reiche Frucht getragen in seinem späteren Leben, denn aus dem armen Perrückenmachersſohn wurde der Begründer der inneren Mission auf pädagogischem Gebiet und der Stifter des ersten deutschen Rettungshauses für geistig und leiblich verwahrloste Kinder, des „Lutherhofes" in Weimar, der in dem Zeitraum von 1814—29 nahe an 500 Kinder versorgte und noch heute in Segen besteht... Johannes Falk, der Sänger des allen Kinderherzen so lieben Weihnachtsliedes: „O du selige, o du fröhliche ꝛc.", der vertraute Freund Goethes. So hatte sich seiner alten frommen Muhme, Frau Anna Mertens, prophetisches Wort, das sie ihm nach einer wunderbaren Lebensrettung zurief, erfüllt: „Ich weiß und bin dessen gewiß in meinem Geiste, daß Dich der Herr zu Seinem Dienste erkoren hat!"

Wer sich für seine jugendlich dichterische Neigung zu Jeanetten, von der in vorstehender Skizze öfters die Rede, interessirt, kann darüber weiteres — wohl auch aus Dichtung und Wahrheit gemischt — finden in seinem Buche: „Leben, wunderbare Reisen und Irrfahrten des Johannes von der Ostsee", dem wir selbst in den wesentlichsten Zügen gefolgt sind.

Zwei Jahre nach Falks Abgang zur Universität wurde seine Vaterstadt eine preußische Stadt; lange aber gab es dort noch Phantasten, die nach der polnischen Oberherrschaft sich zurücksehnten. Falk selbst erzählt von einem, der auf die falsche Nachricht vom Tode des Kosciuszko Trauer angelegt hatte!

Aus dem Leben einer preußischen Hofdame.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Die Memoiren der Gräfin von Voss, welche so eben erschienen sind*), werden nicht verfehlen, das größte Aufsehen zu erregen. Sind diese wichtigen, von Anfang bis zu Ende spannenden Erinnerungen doch geeignet, wie wenig andere einen Blick hinter die Coulissen thun zu lassen, uns die privaten und intimen Verhältnisse des preußischen Hofes zu enthüllen vom Manne des Tabakskollegiums an bis zum Vater unsers Kaisers. Welch ein Zeitraum, neunundsechszig Jahre! Wir sehen Friedrich Wilhelm I, den alten Fritz und seine Brüder, Friedrich Wilhelm II und Friedrich Wilhelm III, die Zeiten vom schlesischen Kriege bis zum Wiener Kongresse an uns vorübergehen; die „langen Kerls" der Garde treten auf, das wenig erbauliche Privatleben Friedrich Wilhelms II wird in seinen hervorstechendsten Zügen und doch ohne Indiskretion geschildert, ihm gegenüber wieder die schöne Ehe Friedrich Wilhelms III und der unvergeßlichen Königin Luise, die Verfasserin wiegt deren Zweitgeborenen auf den Armen — unsern jetzigen Kaiser, vielleicht den einzigen Ueberlebenden, von dem in diesen den Zeitraum von 1745 bis 1814 umfassenden Memoiren die Rede ist.

Und die Dame selbst, welche diese Lebenserinnerungen niederschreibt, ist wohl geeignet, unsere Sympathien zu gewinnen. Als edle, offene, durchaus feinfühlende Natur tritt sie uns entgegen, ausgerüstet mit einer vorzüglichen Beobachtungsgabe, tief moralisch angelegt, stets taktvoll und Oberhofmeisterin vom Wirbel zur Zehe. Mit kurzen Strichen versteht sie es, die handelnd auftretenden Personen vortrefflich zu charakterisiren, und deren Zahl ist so groß, daß nur wenig hervorragende preußische Adelsgeschlechter da sein dürften, welche nicht irgend eine belangreiche Enthüllung aus dem Leben ihrer Vorfahren hier finden werden.

Sophie Marie Gräfin von Voss war am 11. März 1729 zu Schönfließ geboren. Sie war eine Pannewitz, ihr Vater, ein alter Haudegen, der sich bei Malplaquet ausgezeichnet, lebte als General in Berlin; die Mutter war eine Jasmund und am Hofe der Königin Sophie Dorothea, der Mutter Friedrich des Großen, besonders gern gesehen. Dorthin brachte sie auch ihr Töchterchen mit, das mit elf Jahren schon körperlich ganz entwickelt und so hübsch war, daß es das besondere Wohl-

*) Neunundsechszig Jahre am Preußischen Hofe. Aus den Erinnerungen der Oberhofmeisterin Marie Sophie Gräfin von Voss. Mit einem Porträt in Stahlstich und einer Stammtafel. Leipzig. Duncker und Humblot. Preis 9 Mark.

Digitized by Google

Sophie Gräfin von Voss, geborne von Pannewitz.

gefallen des Königs Friedrich Wilhelm I erregte. Der alte Herr, der Begründer der preußischen Armee, ist in der Geschichte als guter treuer Hausvater und als wenig galant bekannt. Er scheint aber doch auch seine schwachen Stunden gehabt zu haben, denn die Markgräfin von Bayreuth erzählt in ihren Memoiren folgendes Abenteuer, das der kleinen Pannewitz mit ihm passirte.

„Die junge Pannewitz war schön wie ein Engel, aber ebenso entschlossen als reizend, und als ihr der König einstmals auf einer Wendeltreppe begegnete, die zu den Zimmern der Königin führt, auf der sie ihm nicht ausweichen konnte, und den Versuch wagte, sie zu küssen, erwehrte sie sich seiner mit einer so herzhaften Ohrfeige, daß die am Fuß der Treppe Stehenden über deren guten Erfolg nicht in Zweifel bleiben konnten. Der König nahm ihr diese entschlossene Selbstvertheidigung nicht übel und blieb ihr nach wie vor sehr gewogen."

Nachdem sie 1743 konfirmirt war, wurde sie, erst vierzehnjährig, zur Hof- und Staatsdame der Königin Sophie Dorothea ernannt, bei der sie volle sieben Jahre blieb und die Sturm- und Drangperiode ihres Lebens durchmachte. In den Aufzeichnungen heißt es: „Die Ereignisse, die jetzt auf mich einstürmten, brachten nicht nur den größten Schmerz und den härtesten Kampf meines Lebens über mich, sie führten auch den folgenschwersten und wichtigsten Moment desselben herbei und drängten mich zu Entschließungen, welche dessen Gestaltung verhängnißvoll bestimmten."

Hiermit wird auf die nicht unerwidert gelassene Liebe hingedeutet, welche ihr der präsumtive preußische Thronerbe, Prinz August Wilhelm, schenkt." Er war der jüngere Bruder Friedrichs des Großen, schon verheirathet und Vater von zwei Kindern, als ihn die unselige Leidenschaft erfaßte, welche sein Glück zerstören und das Leben des Fräulein von Pannewitz im höchsten Grade trüben sollte. Thiébault sagt vom Prinzen in seinen Erinnerungen an den Hof Friedrichs des Großen:

„Voller Verstand, voller Talente und dabei von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit erhöhte dieser Prinz den Werth der seltensten Eigenschaften noch durch seine ungemeine Bescheidenheit. Er war der Liebling seines Vaters, der ihn allen seinen anderen Söhnen vorzog, und lange Zeit war er ebenso der Liebling seines königlichen Bruders, bis sein Unglück im Felde ihn dessen Gunst unwiederbringlich verlieren ließ. Schon seine äußere Erscheinung, deren männliche Schönheit den feinsten Anstand und eine angeborene Würde mit dem jugendlichen Zauber lebensfrischer Heiterkeit verband, war sehr gewinnend. Die edle und

anmuthige Weise, mit der er das Leben zu genießen wußte, machte bald seine Hofhaltung in Oranienburg zu einer Stätte sittlich reiner und zugleich fröhlicher und geistvoller Geselligkeit."

An den Hoffesten, Konzerten, Liebhabertheatern, Verkleidungen, dramatisirten Charaden, kleinen Ballets, die er veranstaltete, wirkte Fräulein von Pannewitz eifrig mit. Auffallend schön, eine gute und kecke Reiterin, ja mit der Büchse sogar vertraut, erregte sie die Bewunderung aller, welche sie kannten.

Prinz August Wilhelm, der gegen seinen Willen mit seiner Frau vermählt war, faßte im Sommer 1746 die verhängnißvolle Neigung für die erst siebzehnjährige Hofdame seiner Mutter. Diese Neigung war keine vorübergehende Aufwallung, sondern die eine große Liebe seines Lebens, die bald zur heißen Flamme erwuchs. In den Memoiren der Gräfin von Voss finden wir in schlichter und anspruchsloser Weise, die den Stempel der größten Wahrheit trägt, die Geschichte dieser unglücklichen Liebe erzählt.

„Der Prinz von Preußen war mit dem König gekommen und war sehr viel in Monbijou bei seiner Mutter, die ihn besonders liebte, und ehe ich noch ahnen konnte, daß er mich nur beachtete, hatte er eine Leidenschaft für mich gefaßt, die für sein und mein ganzes Leben ein großes Unglück geworden ist. Diese Neigung, die fast vom ersten Augenblick an, wo er mich wiedersah, in ihm erwachte, ist nicht rasch vergangen, wie sie rasch gekommen war: nur zu treu und standhaft hat er sie mir bewahrt bis zuletzt. Mehr als fünf Jahre lang lebte ich von jener Zeit an noch am Hofe mit ihm zusammen, und in Wahrheit, ich habe in dieser Zeit alles gethan, was in meiner Macht stand, um diese Leidenschaft zu bekämpfen und ihn davon zu heilen. Aber mein Widerstand und meine Kälte waren umsonst; nichts hat die Treue seines Gefühls erschüttert; was ich auch that, er blieb für mich immer derselbe. Im Gegentheil, anstatt mit der Zeit ruhiger zu werden, wurde er nur immer unglücklicher und heftiger. Im Anfang versuchte er mir sein Gefühl zu verbergen, aber nach einigen Monaten gab er dies Bestreben plötzlich auf und machte mir das leidenschaftliche Geständniß seiner Liebe, und bald fing er an, mich mit Liebeserklärungen und Betheuerungen wahrhaft zu verfolgen. Ich war ganz außer mir und vertraute mich Fräulein von Kalkstein an, die mir dringend rieth, wie es sich ja auch von selbst verstand, dem Prinzen mit Ehrerbietung aber mit Festigkeit zu erklären: „er müsse aufhören, mir ähnliches zu sagen, da er mich durch seine Neigung nur ins Unglück bringen könne". So lange die gute Kalkstein am Hofe war, habe ich ihr immer gefolgt und mich ganz von ihr leiten lassen, aber als sie fort war, hatte ich niemand mehr, den ich um Rath fragen konnte in der täglichen Noth und Bedrängniß und den tausend bangen Augenblicken, in die mich die Aufmerksamkeiten des Prinzen, seine Eifersucht ebenso oft wie sein Kummer und seine Klagen versetzten. Er war sehr liebenswürdig, von schöner Gestalt, auch sein Gesicht war schön, fein und geistvoll; dabei war er voller Sanftmuth und voller Zuvorkommenheit für mich und besonders voll der rührendsten Aufmerksamkeiten. War es nicht natürlich bei meiner großen Unerfahrenheit und Jugend und der Neuheit eines Gefühls, das ich noch nie gekannt hatte, daß ich ihm wohl wollte, und nachdem ich lange widerstanden, endlich diese Empfindung mehr Macht über mich gewann und ich mich ihr hingab? Von Natur anschmiegend und zärtlich, zur Freundschaft geneigt und gegen alle Menschen offen und zutraulich, war ich vielleicht durch die Art meiner Erziehung etwas verschüchtert und meine angeborene Nachgiebigkeit und Abhängigkeit von anderen noch vermehrt worden. Trotz ihrer Güte waren meine Eltern doch sehr streng mit mir, und ich war in großer Unterwürfigkeit und Furcht erzogen worden. Dadurch behielt ich lange etwas Zaghaftes und Unselbständiges im Wesen und bin auch im späteren Leben wohl fest gegen mich selbst, aber nie so fest gegen andere gewesen, als ich es hätte sein sollen. Ich kann in der Wahrheit sagen, daß ich in meinen eigenen Entschlüssen nie schwankend, unsicher oder unbeständig gewesen bin, aber ich war schwach gegen andere und konnte dem Willen und den Wünschen derer, die ich liebte, schwer widerstehen, und das ist oft mein Unglück gewesen.

„Immer von neuem faßte ich den festen Entschluß, das wachsende Gefühl für den Prinzen aus meinem Herzen zu reißen; ich wollte mich um jeden Preis von seinem Einfluß und seiner zunehmenden Macht über mich befreien; ich wollte um jeden Preis diese Schwäche in mir überwinden — Tage und Tage lang verbannte ich mich selbst in mein Zimmer, um ihn nicht zu sehen; ich vermied, ja ich floh seine Nähe, ich begegnete ihm nie anders als mit Unfreundlichkeit und Härte und suchte ihn mit Willen gegen mich zu erzürnen. Und als dies alles ihn nicht abschreckte, habe ich ihn mit Thränen gebeten und beschworen, mich aufzugeben und mich zu vergessen — es war alles umsonst. Er hat nie aufgehört, mich zu lieben bis an sein Ende. Von Natur stürmisch und unvorsichtig, war er gar nicht im Stande, seine Gefühle zu verbergen, und fast glaube ich, daß es ihm einen Trost gewährte oder eine Art Reiz für ihn hatte, sie nicht zu verheimlichen. Es war, als setze er einen Stolz darein, sie vor aller Welt zu bekennen, wenigstens verbarg er weder seinen Schmerz noch seine Liebe, und dies Benehmen, das vielleicht aus der Stärke oder der Hoffnungslosigkeit beider entsprang und mich zuweilen unwiderstehlich ergriff und rührte, war leider ganz dazu gemacht, um den guten Ruf eines jungen Mädchens in die größte Gefahr zu bringen."

Dem jungen Mädchen scheint die nöthige Entschlossenheit gefehlt zu haben, durch energisches Auftreten der Sache ein Ende zu bereiten. Und doch hatte sie sich nichts vorzuwerfen, als die stumme Erwiderung seiner Gefühle; niemals überschritt sie die strengsten Gebote der Sittsamkeit, und ihr Fehler lag einzig darin, daß sie nicht bei Zeiten den Hof verließ. Zwei Verlobungen oder doch Bewerbungen von österreichischen Kavalieren, eines Grafen von Neipperg (1747) und eines Fürsten Lobkowitz (1750) gingen zurück, und dem Andringen der Mutter, nicht dem eigenen Herzen gehorchend, reichte Fräulein von Pannewitz endlich ihrem Vetter, von Voss, die Hand, trotzdem der Prinz alles that, um sie zurückzuhalten, ja er wollte sich von seiner Gemahlin scheiden lassen. Gräfin Voss erzählt:

„Meine Lage am Hofe war mittlerweile eine sehr schwierige geworden. Der Prinz verlangte immer stürmischer von mir das Versprechen, denselben nicht zu verlassen, und wiederholte mir fort und fort seine Anträge. Er wollte alles auf der Welt für mich thun; aber konnte und durfte ich es annehmen?

„Meine eigene Bedrängniß, die täglichen Nöthe und Leiden, die diese unglückliche Sache mir verursachte, vor allem der Wunsch des Königs, den es immer mehr beunruhigte, den Prinzen einer so heftigen Leidenschaft einzig und allein nachhängen zu sehen, zwangen mich, gewaltsam einen Entschluß zu fassen. Der einzige Ausweg, der sich mir bot, war die Heirath mit meinem Vetter; ich schwankte lange, aber der verzweifelten Stimmung des Prinzen gegenüber schien es mir endlich meine gewiesene Pflicht, denselben zu ergreifen. Soll ich verhehlen, daß ich keine Neigung für meinen Vetter hatte? Mein einziges Gefühl für ihn war das der Achtung; aber er wußte ja dies alles und war damit zufrieden. Meine Mutter wünschte, ich solle lieber zu ihr zurückkehren; aber anstatt am Hofe nur in der Stadt zu leben, dies allein hätte in meiner Lage dem Prinzen gegenüber nichts geändert; nur indem ich mich verheirathete, machte ich für ihn jeder ferneren Hoffnung ein Ende. Dieser Augenblick meines Lebens war furchtbar; ich kämpfte einen harten Kampf mit mir selbst. Der Gedanke, zugleich den Hof und den Prinzen für immer zu verlassen, war mir ein Kummer, als ob ich sterben sollte; aber was konnte ich thun? Ich hatte keine Wahl; ich durfte nicht vor diesem Schmerze zurückweichen, es mußte sein.

„Der König selbst bat meine Mutter, in meine Verheirathung zu willigen, und wünschte dieselbe dringend, und so ward denn endlich meine Verlobung den 17. Januar feierlich am Hofe vollzogen und ebenso meine Vermählung an meinem unglücklichen Geburtstage, den 11. März 1751. Dieser Tag ward in jeder Beziehung einer der entsetzlichsten, die ich erlebt habe. Nicht ohne Wehmuth schied ich von dem Hofe, an dem ich einstmals so glücklich gewesen war, und den tiefsten Gram im Herzen betrat ich einen neuen Lebensweg, an den ich selbst mich für den ganzen Rest meines Daseins gefesselt hatte. Meine Hochzeit war genau wie alle, die am Hofe gefeiert werden. Man

hatte eine Unmasse Menschen eingeladen, und alles ging äußerst rauschend und festlich vor sich, so daß ich kaum recht zur Besinnung kam."

Prinz August Wilhelm war bei der Trauung zugegen. Ohnmächtig stürzte er während derselben zusammen und mußte fortgetragen werden. Im Jahre 1753 verließ Frau von Voss (Gräfin wurde sie erst später und als Wittwe) Berlin, und es scheint, daß sie den Prinzen von da an nicht wieder sah. Aber in ihrem Herzen blieb sie ihm treu. Ihren ältesten Sohn nannte sie nach ihm August Wilhelm, und als dieser ihr durch den Tod entrissen wurde, gab sie auch ihrem einzigen, erst nach dem Tode des Vaters geborenen Enkel wieder denselben Namen. Erst als Gräfin von Voss 1758 die Nachricht vom Tode des Prinzen erhielt, war das letzte Wort in der Geschichte jener traurigen und unglücklichen Jugendliebe gesprochen.

Johann Ernst von Voss, der nunmehrige Gemahl des Hoffräuleins von Pannewitz, war 1726 geboren und hatte die diplomatische Laufbahn ergriffen. Als Gesandter hatte er sich ausgezeichnet und stand in hoher Gunst bei Friedrich II. Nach der Vermählung reiste das junge Paar auf die vossischen Güter in Mecklenburg, nach Lübeck, Hamburg ꝛc. Die Reise dauerte ein Vierteljahr lang, „und ich brauche wohl nicht zu sagen, wie mir bei dem langen Umherreisen ums Herz war," schreibt Gräfin Voss. Das war also die Hochzeitsreise. Sie kalt gegen den Mann, er ihr heiß zugethan. Am 21. Januar 1752 ward sie von einem Sohne entbunden; dann erfolgte die Rückkehr nach Berlin, wo ein Zusammentreffen mit dem Prinzen August Wilhelm für die Gräfin unvermeidlich war.

„Ich ging jetzt wieder an Hof, sah den Prinzen häufig, und er begegnete mir noch immer mit derselben Aufmerksamkeit und Auszeichnung wie früher, aber er sah immer gekränkt, vorwurfsvoll und gewissermaßen beleidigt aus, und das schmerzte mich sehr. Es war meinen Feinden, deren man ja immer hat, gelungen, ihn gegen mich zu erbittern und ihm einzureden: ich hätte ihn verrathen, indem ich seiner Liebe und seinen Bitten zum Trotz mich verheirathet hätte, anstatt ihm zu Liebe am Hof zu bleiben; und daß ich meiner Ehre und Tugend unbeschadet auch sehr gut hätte bleiben können und sollen. Er glaubte das auch, und das that mir sehr, sehr wehe!"

Herr von Voss wurde 1753 nach Magdeburg als Regierungspräsident versetzt und hier begann ein neues Leben für die Gräfin; sie hatte in der Stadt, welche ihr wohl gefiel, die angesehenste Stellung inne und alles wäre so weit gut gegangen, wenn sie nicht durch die Eifersucht ihres Mannes gequält worden wäre, eine Eifersucht, zu der sie keinen Anlaß gab. Bald war der sächsische Feldmarschall von Rutowsky — ein Sohn August des Starken und der Gräfin von Königsmarck — bald Herzog Ferdinand von Braunschweig die unschuldige Ursache der Quälerei ihres Gemahls.

Während der Unglücksperiode des siebenjährigen Krieges, nach der Schlacht bei Kunersdorf, flüchtete der preußische Hof nach Magdeburg, das nun Residenz wurde und wo man keineswegs an die Noth dachte, mit welcher Friedrich der Große damals zu kämpfen hatte. Während der heldenmüthige König gegen die übermächtigen Feinde kaum das Feld hielt, ein großer Theil des schon erschöpften Landes unter den Lasten des Krieges seufzte, jagte in Magdeburg eine kleine Lustbarkeit die andere. Wir begegnen bei diesen Vergnügungen, die regelmäßig im Tagebuche der Gräfin Voss mit allen Kartenpartien, die sie gespielt, verzeichnet sind, zunächst der regierenden Königin Elisabeth Christine (einer braunschweigischen Prinzessin), ferner dem damals sechszehnjährigen Prinzen von Preußen (dem Sohne des Anbeters der Gräfin und später König Friedrich Wilhelm II), der Prinzessin Amalie, Schwester Friedrichs des Großen, jetzt Aebtissin von Quedlinburg, früher Geliebte des bekannten unglücklichen Trenck. „Die arme Prinzessin, welche für die Befreiung des schönen tollkühnen Abenteurers so große Treue und Aufopferung bewies, schien ihre ganze Liebesfähigkeit in dieser einzigen Neigung erschöpft zu haben. Von Kummer und einer frühzeitigen Kränklichkeit verdüstert, war sie nach und nach so schroff und bitter geworden, daß sie nach einem Epigramm ihres Bruders Heinrich nur noch „la fée malfaisante" hieß und durch ihre Thorheiten und durch ihr argwöhnisches Mißtrauen bald der Schrecken des ganzen Hofes ward."

Der hellste Stern und der Glanzpunkt desselben war damals die schöne jugendliche Gemahlin des Prinzen Heinrich, des zweiten Bruders des Königs. Diese wegen ihrer Schönheit viel gefeierte Fürstin Wilhelmine, Tochter des Prinzen von Hessen-Kassel, war 1726 geboren und 1752 dem Prinzen vermählt worden. Sie hatte keine Kinder, erreichte ein sehr hohes Alter und starb erst im Jahre 1808 während des Aufenthalts des Hofes in Königsberg. In ihrer Jugend scheint jene geistvolle Prinzessin der Liebling des Hofes und der Gesellschaft gewesen und anstatt mit ihrem Namen oder Titel, nur mit einer ganzen Reihe schmeichelhafter Beinamen, als: die Schönheit, la belle fée, la divine oder l'incomparable genannt worden zu sein. Thiébault erwähnt sie in seinen „Souvenirs de vingt ans" immer nur mit Ausdrücken der Bewunderung und sagt unter anderm über sie:

„Die Gemahlin des Prinzen Heinrich war in der That von großer Schönheit und der frischesten Jugendlichkeit. Nicht ihre Züge allein waren reizend, auch ihre Gestalt, schlank und voll zugleich, war unvergleichlich, und die angeborne Würde ihrer Haltung erhöhte noch den Eindruck ihrer Erscheinung."

Diese Fürstin beehrte die nachmalige Gräfin Voss mit ihrer besonderen Freundschaft, und selbst noch jung, heiter und lebenslustig, suchte sie auch diese, welche so manchen Kummer nur mit Mühe niederkämpfte, zu erheitern und zu zerstreuen. Sie ist es auch, welche immer gemeint ist, wenn es kurzweg „die Frau Prinzessin" heißt.

Wir geben hier einige Auszüge aus dem Tagebuche der Gräfin, welche charakteristisch für das damalige Hofleben in Magdeburg sind.

14. Oktober.

Ich ging mit der Knesebeck zu der schönen Fee, die uns zum Kaffee eingeladen hatte. Eine alte Französin, eine Kartenlegerin, kam hin und wir ließen uns bereden, uns von ihr wahrsagen zu lassen, was jedoch einzig darin bestand, daß sie tausend Unsinn sprach und uns immerfort versicherte, wir würden sehr bald gute Nachrichten haben. Es wäre zu wünschen, daß sie *darin* wenigstens wahr sagte!

Dann kam Graf Wartensleben, der wie gewöhnlich den Narren spielte. Zu Hause empfing mich in der That die unerwartet gute Nachricht, daß die Russen am 12. Berlin wieder verlassen haben! Der Grund ihres plötzlichen Abzuges ist die Furcht vor dem Heranrücken des Königs, der aus Schlesien aufgebrochen sein soll.

25. Oktober.

Ich bereitete mich vor, um zum Abendmahl zu gehen, und fuhr schon früh mit meinem Mann in die Kirche. Um 12 Uhr gingen wir zum zweiten Mal hin, und Pastor Sucrow hielt ein sehr schönes und erbauliches Gebet. Als ich zu Hause kam, verrichtete ich meine Gebete und blieb den Rest des Tages still in meinem Zimmer.

5. November.

Ein Courier brachte um Mittag die Nachricht, daß der König Daun bei Torgau geschlagen habe!! Wir waren ganz außer uns vor Freude, mein Mann und ich eilten sogleich, der Königin Glück zu wünschen, wo wir bereits sämmtliche Prinzessinnen fanden.

10. November.

Ich besuchte Gräfin Kannenberg, die eben mit ihrem Mann angekommen war; dann ging ich an Hof, wo die Vermählung Keyserlings mit der Alvensleben gefeiert wurde. Die Braut trug ein weißseidenes Kleid mit Silber broschirt, was weder schön noch reich war, auch fand ich nicht, daß sie gut aussah, sondern nur eben so naseweis und eingebildet wie gewöhnlich. Das Souper war zum Sterben langweilig, nachher tanzte man im Kreis herum zu Ehren des Brautkranzes, den die junge Biedersee und der Prinz von Nassau bekamen.

25. Januar.

Ich war bei der Divina zum Café coiffé, aber selbst da fand ich es traurig und langweilig. Abends gab der Prinz von Nassau ein großes Souper, wo die Divina war und ich auch. Erst spielte man Pharao und nach dem Souper Blindekuh; man war sehr heiter und trennte sich erst um zwei Uhr morgens.

Digitized by Google

4. Februar.

Abends an Hof. Die arme Königin war von einer furchtbaren Laune und sagte ganz verzweifelte Sachen. Diese Uebellaunigkeit ist ein schrecklicher Fehler bei ihr. Immer will sie, daß alle Welt ihr schmeicheln und ihr in allen Dingen Recht geben soll, und das macht jedes Gespräch mit ihr eben so peinlich als unangenehm.

22. Februar.

Ich ging früh mit den Kindern zur Meyer, um sie ihre Rollen wiederholen zu lassen, die sie beim Geburtstagsfeste der Divina spielen sollen. Die Kleine soll die Liebe vorstellen, welche der Prinzessin das Bouquet überreicht, der kleine Junge einen Schäferknaben, der ihr das Buch gibt. Nachmittags ging ich noch einmal mit den Kindern zu den Hofdamen; die ganze Schauspielertruppe versammelte sich, und man hielt eine letzte Probe im Kostüm auf der Bühne ab, die aber so schlecht ausfiel, daß sich wenig Gutes von der Aufführung erwarten ließ. Um sechs Uhr ging Kraut zur Prinzessin hinunter und bat sie, die Treppe herauf zu kommen, ohne sie ahnen zu lassen, um was es sich handle. In dem Moment, als sie herauf kam, ging auch schon der Vorhang auf, und der Chor fing an zu singen, dann wurde das Ballet getanzt; die Tänzer waren theils als Schäfer und Schäferinnen, theils als Gärtner und Blumenmädchen kostümirt, und auch ich war gekleidet wie eins der letzteren. Unverzüglich nach dem Ballet begann das Stück; der Prinz von Nassau war Bastien, die Meyer Bastienne, Schwerin war Colas und die Schwerin die Bäuerin; dasselbe wurde durch ein zweites Ballet unterbrochen, und ein eben solches machte auch den Schluß. Die Prinzessin war entzückt von dieser kleinen Aufführung und so gnädig gegen uns alle, wie nur möglich. Nach dem Souper maskirte man sich, und es wurde sehr animirt und heiter bis drei Uhr morgens getanzt.

20. April.

Abends waren wir bei der Prinzessin Amalie, die immer die tollsten Ideen hat. Sie will, daß die Herren bei dem nächsten Fest, das sie gibt, als Damen gekleidet erscheinen, und hat diese thörichte Maskerade auf den kommenden Mittwoch angesetzt.

22. April.

Heute war alles bei der Prinzessin Amalie, welche denn in der That dekretirt hatte, daß die Herren als Damen und die Damen als Herren erscheinen müßten. Sie selbst trug den Anzug eines Geistlichen! Ich hatte ein Reitkleid angezogen und eine runde Männerperrücke aufgesetzt und die Gräfin Finkenstein dasselbe gethan. Der Prinz von Nassau und Wrede waren wirklich ganz in Damenkostüm, aber beide wüthend über ihre unkleidsame Verkleidung. Geuder kam als Magd, höchst burlesk ausstaffirt. Nach dem Souper erschien Musik, und es sollte getanzt werden; aber dies glückte nicht, man gab es bald wieder auf und setzte sich an die Spieltische; und so endete dies thörichte Fest ziemlich früh am Abend. (Schluß folgt.)

Am Familientische.

Heinrichsbad.

Wie die Schwalben heimwärts ziehen oder gezogen sind, so auch wir Sommerfrischler, Badegäste, Luftschnapper ꝛc. und unterhalten in den beginnenden längeren Abenden uns und die Unseren mit den Erinnerungen, den guten und den schlimmen. Denn auch an letzteren fehlt es gewöhnlich nicht, wenigstens nicht an unbehaglichen, auch wenn man von dem meist zu stark strapazirten Portemonnaie absehen will. Einen Theil dieser Unbehaglichkeiten bereiten wir uns zwar selbst durch das sorgliche Bestreben, ja für Leute gehalten zu werden, die sich nicht lumpen lassen. Fast komisch tritt dies z. B. hervor in der Trinkgeldersorge. Wie sorgsam erkundigt man sich bei seinen Vordermännern nach den Trinkgeldern, die man wohl an Portier, Hausknecht, Zimmermädchen, Tischkellner geben müsse, wie eingehend wird das mit Badefreunden überlegt und schließlich nach reiflicher Abwägung gestellt. Und nun bei der Verabschiedung, ist man nicht ordentlich erleichtert, wenn die Omnibuspferde anziehen, und ist es einem nicht mitunter wie ein böses Gewissen, wenn man einem Portier, der absolut nichts für einen gethan hat, keins oder ein ermäßigtes Trinkgeld gibt, eben so einem unfreundlichen Kellner oder nachlässigen Hausknecht? Und sind wir Reisende es nicht selbst, die uns diese Ruthe gebunden haben durch nachgiebiges Eingehen auf die Begehrlichkeit der Dienenden? Die Wirthe sind am wenigsten schuld daran. Diese haben sogar vor Jahren den Versuch gemacht, die Trinkgelder abzuschaffen, indem sie das „Service“ auf ihrer Rechnung einführten. Eine Zeit lang ging das gut, dann kamen die Ausnahmen mit Portier und Hausknecht, und jetzt fangen Honorigseins beflissene Reisende schon an, mit Trinkgeldern um die Gunst und Zufriedenheit der Herren Kellner ꝛc. zu werben, und wir haben die alte Trinkgeldergeschichte wieder und das „Service“ auf den Rechnungen dazu.

Doch wie gesagt, das ist unsere eigene Schuld, und wir haben nicht das Recht, uns darüber zu beklagen. Aber angenehm ist es doch, wenn man mal Reisestationen findet, wo seitens des Hauses entschiedene Vorkehrung getroffen ist, diesem Mißbrauch zu steuern, wie z. B. in Heinrichsbad (von dem wir ja eigentlich sprechen wollten), einer bei Herisau im Kanton Appenzell reizend gelegenen Sommerfrische, verbunden mit Milch- und Molkenkur. Aber nicht blos wegen dieses im Grunde nebensächlichen Vorzugs verdient Heinrichsbad hervorgehoben zu werden, noch andere Eigenthümlichkeiten zeichnen es vor der Menge ähnlicher Etablissements aus und geben ihm eine besondere Stellung und Anziehungskraft, wenigstens für Solche, die sich aus der Unruhe und aufreibenden Hast des Berufslebens in eine beruhigende, sammelnde, Leib und Seele erfrischende Atmosphäre flüchten wollen. In Heinrichsbad ist die sogenannte Pensionsverpflegung eingeführt, d. h. man zahlt für Wohnung, Verköstigung, Aufwartung einen bestimmten Gesammtpreis. Die Mahlzeiten, Frühstück, Mittagessen, Nachmittagskaffee und Abendessen sind gemeinschaftlich und werden, christlicher Hausordnung gemäß, durch Morgen- und Abendandacht eingefaßt. Schon diese Gemeinschaftlichkeit der Lebensweise befördert das gegenseitige Nähertreten der Gäste, namentlich für Einzelne, für zurückhaltende Naturen, einzelne Damen ꝛc. Und in der That wird der neuangekommene Gast sehr bald angenehm berührt durch den Geist des Wohlwollens und freundlichen Entgegenkommens, der in der Gesellschaft lebt und sich dem Fremden in dem Eifer in jenen kleinen Zuvorkommenheiten und Dienstleistungen ausspricht, die die gute Sitte, sofern sie aus wahrer Herzensbildung und nicht aus angelerntem Wesen hervorgeht, lehrt. Es ist hier in der That anders, als an vielen anderen Bade- und Erfrischungsörtern, wo die Gäste in vorsichtiger Zugeknöpftheit erst lange um einander herumgehen, erst nach und nach sich näher treten, und auch dann meist mit Reserve und in kleinen Kreisen verkehren.

Nicht zum wenigsten ist es aber die der großen Anstalt hausväterlich vorstehende Persönlichkeit, der Pfarrer Wenger, der den Geist der Anstalt bestimmt. Wir wollen der Bescheidenheit des hochbegabten Mannes nicht zu nahe treten, aber wir müssen, wenn diese Notiz nicht eine lückenhafte sein soll, doch sagen, daß diese milde, allen zugängliche, nach allen Seiten sorgende und zugleich nichts weniger als aufdringliche Persönlichkeit ein wichtiger, wo nicht der wichtigste Faktor in diesem Gesellschaftsleben ist. Insbesondere sind es die von ihm gehaltenen kurzen Morgen- und Abendandachten, von denen eine bedeutende Wirkung ausgeht.

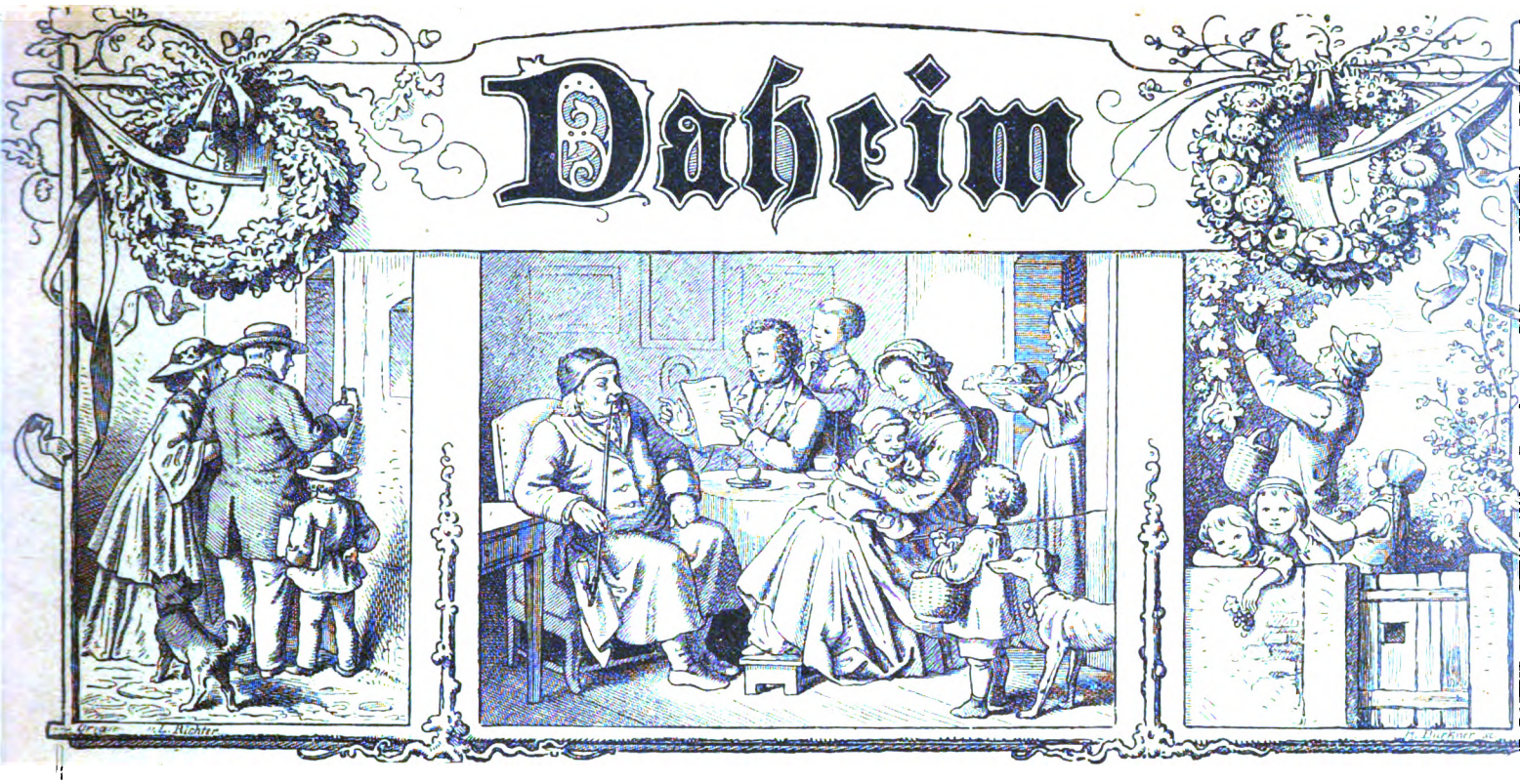
Wir wollen dieselben hier nicht näher charakterisiren, es wäre das vergeblich für die, welche sie nicht gehört haben, und für die erst recht, welche sie gehört haben, da sie eine zu lebendige und tiefe Erinnerung davon bewahren, als daß sie deren Auffrischung bedürften. Aber bemerken wollen wir doch für diejenigen, denen des Erbaulichen leicht zu viel wird, einmal, daß niemand genöthigt wird, daran Theil zu nehmen, wenigstens nicht an den Morgenandachten, und sodann wagen wir zu prophezeien, daß es ihnen gehen wird wie andern ähnlich disponirten Gästen, die aus anfänglich lauen, je länger desto eifrigere Zuhörer dieser einfachen und doch meist so tief geschöpften und mit der Quellfrische unmittelbaren Empfangens berührenden Ansprachen wurden. — Im übrigen verläuft das Leben in Heinrichsbad wie in andern Bädern je nach individuellem Bedürfniß und Belieben. Das reizende Appenzeller Land breitet seine anmuthvollen Höhen und Tiefen in unmittelbarer Nähe aus und ladet zu Ausflügen zu Fuß und zu Wagen ein, sei es zu nahen oder zu weiteren, nach Gais, Heiden, oder gar auf den hohen Säntis, der seinen 8000′ hohen Gipfel bis in die Schneeregion erhebt.

Die Verpflegung anlangend, so ist der Tisch bürgerlich kräftig und reichlich; für den Norddeutschen ist die Zusammenstellung der gut zubereiteten Gerichte vielleicht etwas schweizerisch eigenthümlich und ungewohnt, doch gewöhnt man sich bald daran. Wem Heinrichsbad noch nicht bekannt ist, für den sei bemerkt, daß es in der Nähe des Bodensees liegt, etwa zwei Stunden von St. Gallen, mit dem es durch Eisenbahn verbunden ist. Auch wird für manchen die Notiz nicht unwichtig sein, daß es auch im Winter geöffnet ist und Gäste aufnimmt. Wir wiederholen, wer das Bedürfniß hat, sich nicht blos körperlich, sondern auch geistig zu erholen, dem sei das ruhig behagliche und dabei wohlthuend anregende Heinrichsbad aus voller Ueberzeugung nachdrücklich empfohlen. A. K.

Inhalt: Eleonore. (Forts.) Roman von Alexander Römer. — Vom Pyramidenbau zum Gotthardtunnel. II. — Der Perrückenmachers-sohn und die Rathsherren von Danzig. Kulturhistorische Skizze von Robert Koenig. Zu dem Bilde von Strybowski. — Aus dem Leben einer preußischen Hofdame. Mit dem Porträt der Gräfin Voss. — Am Familientische: Heinrichsbad. Von A. K.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 30. Oktober 1875. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. **1876. № 5.**

Eleonore.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Roman von **Alexander Römer.**

(Fortsetzung.)

VII.

Eleonore setzte in der That den Plan, der während dieser großen Umgestaltung ihres Lebenslooses in ihrer Seele gereift war, ins Werk. Wohl hatte der alte Freund ihres Vaters, an den sie sich um Rath und Auskunft über die ersten nothwendigen Schritte gewandt, ihr ebenfalls abzurathen versucht von dem ihre Weiblichkeit so entschieden beeinträchtigenden Schritt. Sie berief sich auf die günstigen Resultate, welche schon auf dieser Bahn von Geschlechtsgenossinnen errungen waren, sie war der Reinheit ihrer Zwecke sich bewußt und erklärte kühn, daß Reinheit unantastbar sei, so lange man sie fleckenlos erhalte in der eignen Seele.

Es war eine bewegte und vielgeschäftige Zeit für die beiden so verschiedenartigen Frauen. Während Ida alles Praktische und Materielle ordnete und besorgte, arbeitete Eleonore angestrengt und mit lebendigem Eifer an ihrer genügenden Vorbereitung. Es half ihr über vieles hinweg, sie kam nicht zu schweren Reflexionen.

Die Uebersiedlung geschah um Michaelis. Es war kein schmerzliches, tief ins Gemüth greifendes Scheiden von dem Schauplatz einer kurzen Glanzperiode. Eleonore fühlte erst recht, wie wenig sie mit dem Herzen dort gewurzelt, und selbst, als sie zuletzt an Waldburgs Wohnung vorüberfuhren, wo alle Fenster verhangen und die Räume vom Besitzer verlassen waren, legte sie mit befriedigtem Gefühl die Hand auf das ruhig schlagende Herz. Der Traum war begraben, und einer andern Gottheit baute sie jetzt Tempel auf.

So scharf Ida auch aufmerkte, sie gewahrte keinen Schimmer von Verstimmung oder leidensvollen Kämpfen in dem Wesen Eleonorens, wenn auch allerlei kleine Entbehrungen und Unbehaglichkeiten unvermeidlich waren, deren sie doch seit einigen Jahren sehr entwöhnt worden. Sie wurde wenig davon berührt und betrachtete sie jedenfalls als höchst unwesentlich. Sie hatten ein kleines Quartier in der Nähe der Universität bezogen, Ida hatte ihr Möglichstes gethan, es mit den Resten des ehemaligen Komforts zu schmücken. Eleonore trat eben, zum Ausgang angekleidet, in das gemeinschaftliche Wohngemach, und Ida freute sich ihrer stattlichen würdevollen Erscheinung. Es lag in ihrer Haltung und in dem Blick ihres Auges etwas, was Respekt einflößte und sie unterschied von den gewöhnlichen Typen der emanzipirten Frauenwelt. So einfach ihre noch aus tiefen Trauerstoffen bestehende Toilette auch war, sie besaß die Kunst, sich mit Eleganz zu kleiden, es blickte die formgewandte Dame überall hindurch, und Ida fragte sich nur sorgenvoll, wie es nach Jahren sein möchte, ob solch ein Wirken, solch Entgegenstreben den Ordnungen der Natur auch an dem äußern Menschen spurlos vorübergehen könne.

„Ich werde mich heut morgen dem Professor Bredow vorstellen," sagte Eleonore, „er liest Physik und Botanik, und ich bedarf seiner speziellen Erlaubniß zum Hören."

„Bredow?" sagte Ida sinnend. „Wo hörte ich den Namen schon?"

„Er war Waldburgs Freund," entgegnete Eleonore leichten Tones, „und dieser erwähnte seiner früher häufig."

Ida schwieg nachdenklich, und Eleonore fuhr lächelnd fort: „Du hast den Brief der Gräfin Rheinbach-Kronau noch nicht gelesen, wie ich glaube. Ich gedenke ihr ebenfalls heut morgen einen Besuch zu machen, denn ich bin gespannt auf die Dame. Es ist eine sehr liebenswürdige, fast excentrisch gehaltene Epistel, welche sie mir zugesandt; Du erinnerst Dich, daß ich ihr derzeit als Gesellschafterin vorgeschlagen war. Meine Ablehnung und die Gründe dafür, die Wahl meines Berufs scheinen sie sehr für mich interessirt zu haben, und sie spricht den dringenden Wunsch aus, meine Bekanntschaft zu machen."

„Vornehme Damen sind immer neugierig," meinte Ida, „sie haben weiter nichts zu thun. Selbstverständlich sieht sie in Dir eine Abweichung von der alltäglichen Art, welche sie sich gern betrachten will."

Digitized by Google

„Das Vergnügen kann man ihr ja machen," erwiderte Eleonore; „es wehte ein mir sympathischer Geist aus ihren Zeilen, und darum wünsche auch ich mich zu überzeugen, ob ich mich in ihr irre oder nicht."

Professor Bredow war zu Hause, Eleonore sandte ihre Karte und ward sofort vorgelassen. Ueberrascht trat unser alter Bekannter ihr entgegen. Ihr Name war ihm durch des Freundes Erwähnungen genug bekannt, er hatte mit seinem menschenfreundlichen Herzen damals lebhaften Antheil genommen an dem wechselvollen Geschick des jungen Mädchens, dessen Bild ihm in etwas verschwommenen Farben gezeichnet war. Er begriff nicht, was ihr Besuch bei ihm bedeuten könne. Ihre Erscheinung fesselte ihn sofort bei ihrem Eintreten; nachdem er sie mit freundlicher Höflichkeit zu einem Sitz geleitet, wartete er schweigend, bis sie ihm den Zweck ihres Kommens mitgetheilt. In gedrängter Kürze und der klaren und präzisen Weise, die ihr eigen, sprach sie denselben aus. Er staunte — er hatte sich dieses Wesen vollständig anders gedacht — eitel, oberflächlich, verweichlicht, vielleicht stolz und anspruchsvoll, doch nimmer als ernste Jüngerin der Wissenschaft, welche mit so außergewöhnlichem und in seinen Augen sehr heiklen Begehr kam. Er wußte nicht sofort das rechte Wort zu finden, unwillkürlich schweiften seine Gedanken ab, hinüber zu dem Freunde. Ob Otto um diesen Schritt und Entschluß wußte, ob er nie die geringste Sympathie gehabt für die einst ihm bestimmte Braut, da er sie so ganz unzutreffend schildern konnte?

Des jungen Professors Augen ruhten mit warmem Interesse auf seinem sonderbaren Gast. Eleonore fühlte den Blick und erröthete unwillkürlich unter demselben. Bredow sah ein, daß es an ihm sei, zu sprechen, er faßte sich und sagte mit ernster Betonung:

„Ich habe natürlich kein Recht, eine so weit vorgeschrittene Entschließung zu bekämpfen, und will meinerseits Ihnen keine Hindernisse in den Weg legen. Sie werden wissen, daß mancherlei Eigenschaften zu solchem Beruf nothwendig gehören, welche einer Dame im allgemeinen fehlen: starkes Nervensystem, eine sichere Hand z. B., und mehr noch als das, eine gewisse Größe des Ueberblicks, eine Härte, welche oft, um Größeres zu gewinnen, Kleines zermalmen muß. Es ist ein Kampf mit Naturmächten, mein Fräulein, den Sie da übernehmen, der schwerste Kampf bekanntlich, und selbst der Sieg — bleibt stets theuer erkauft!"

Eleonorens Lippen kräuselten sich.

„Ich weiß, wie die Herren darüber denken," sagte sie, „und trotz der Erfolge, welche andere meines Geschlechts auf diesen Gebieten schon errungen in der Neuzeit, steht doch ein starres Vorurtheil noch gegen uns. Ich muß selbst am besten meine Kräfte kennen und abwarten, wie weit sie reichen."

„Seien Sie meiner Theilnahme und meiner Bereitwilligkeit, Ihnen zu dienen, gewiß," erwiderte jetzt Bredow warm, „und zürnen Sie mir nicht, wenn ich meine Bedenken gegen die Sache angedeutet. Sie sind eben nach meinen Anschauungen unabweislich, und ich verhehle Ihnen noch in diesem Augenblicke nicht, daß ich gerade für Sie, nach dem Eindruck, welchen Sie mir machen, von ganzem Herzen wünschen möchte, daß Sie sich täuschen über Ihre Kraft und zu rechter Zeit Ihres Irrthums gewahr werden."

Eleonore blickte höchst verwundert in sein offenes männliches Antlitz. Sie mußte unwillkürlich lächeln. „Das ist kein tröstlicher und ermuthigender Wunsch," sagte sie, „und er stimmt wohl schwerlich mit der Bereitwilligkeit, mir zu helfen, welche Sie vorhin so gütig aussprachen."

„Doch, doch, mein Fräulein," erwiderte der Professor herzlich, „Naturen, wie ich die Ihrige taxiren möchte, werden erst durch eigene Erfahrung überzeugt. Ich werde gern versuchen, Ihren Weg zu säubern von unnöthigen Steinen, Sie werden deren noch unvermeidliche genug darauf finden — und das weitere wollen wir der Zeit überlassen."

Eleonore dankte ihm, sie erhob sich und wollte gehen. In demselben Augenblick klopfte es, und auf des Professors „Herein!" trat einer seiner Kollegen ein, ein ältlicher, in seinem Aeußern etwas vernachlässigt aussehender Herr. Eine peinliche Wolke flog über Bredows Stirn; der Neuangekommene musterte mit seltsam freiem und prüfendem Blick den weiblichen Besuch in der Garçonwohnung. Es stellte sich heraus bei der Vorstellung, welche Bredow sich beeilte zu vollziehen, daß Professor Norden der Dozent der Anatomie sei, und Eleonore bequem ihre Angelegenheit des weiteren erledigen konnte. Aber das Wesen und Benehmen des Fremden war weniger ansprechend als das seines jungen Kollegen. Mit großer Rücksichtslosigkeit und Nonchalance warf er sich in einen Stuhl und setzte seine Musterung der Dame fort.

„Das Emanzipationsfieber macht ja riesige Fortschritte," sagte er; „wir blieben an unserer Universität bisher mit weiblichen Hörerinnen doch noch verschont, und ich habe die ihnen gemachten Zugeständnisse an andern Orten oft genug getadelt. Es hat sich noch eine bei mir gemeldet," fuhr er, zu Bredow gewandt, fort, „je nun, was Ihnen nicht anstößig ist, soll es mir auch nicht sein; aber das muß ich gleich von vornherein betonen, ich kann mir keine Einschränkungen auferlegen, was da vorkommt, müssen Sie hören, zustutzen für weibliche Ohren kann ich nichts. Indessen müssen Sie sich das ja auch selbst gesagt haben," fügte er kurz hinzu, „wir," er sah lächelnd zu Bredow auf, „können immer noch nicht genug davon los, in dem schönen Geschlecht auch noch das zarte zu sehen."

Eleonorens Wangen waren mit Blut übergossen, ein flammender Blick traf den rauhen Gesellen. „Ich habe noch um keine Rücksicht gebeten," sagte sie, und mit klarem harten Klang fielen die Worte von ihren Lippen, „was naturgemäß ist, werde ich nach meinem Geiste mir zurechtzulegen wissen — vor Rohheit, denke ich, schützen die Räume der Universität!"

Bredows Auge hatte mit banger Theilnahme auf ihrem Antlitz geruht, es that ihm leid, daß er die kränkende Scene nicht verhindern gekonnt, jetzt geleitete er das junge Mädchen ehrfurchtsvoll bis zur Thür und sagte laut: „Es schmerzt mich, daß Sie einen unangenehmen Eindruck aus meinem Hause mitnehmen, möge es wenigstens der einzige sein, der Sie auf dem neuen Wege trifft."

Hochaufathmend schritt Eleonore durch die belebten Straßen. Die ersten Dornen hatten sie geritzt, aber sie wollte ja gefeit sein gegen die Erbärmlichkeit der Menschen, sie mußte es sein, denn solcher Klippen warteten ihrer wohl mehrere noch.

Dagegen beschäftigte das Bild des Mannes, den sie eben verlassen, sie ungewöhnlich, es war so ganz anders, als das aller derjenigen, welche sie bisher gekannt. Da war nichts von hohlem Phrasenthum oder leerer Courtoisie, wie sie sie so viel gehört, auch nicht jene interesselose ausweichende Art, wie sie in jüngster Zeit ihr gezeigt worden; offen und ehrlich, voll zarter Rücksicht und doch gemüthvoll und warm hatte der fremde Mann zu ihr geredet. Sie sah noch den sonnigen Schein auf diesem klaren geistdurchleuchteten Gesicht, und sie fühlte auf einmal in diesem Augenblick, daß ihre Lage nach den Formregeln der Welt eine exponirte war, daß sie kaum noch mit der Forderung auftreten durfte, das, was ihrem Geschlecht sonst an zuvorkommender Rücksicht von den Männern zu Theil ward, ferner für sich in Anspruch zu nehmen, wenn sie heraustrat aus dem ihr angewiesenen Kreise und sich ihnen ebenbürtig stellte. Sie kämpfte das heiße Wallen, das fast nach Furcht schmeckte, mit energischer Anstrengung nieder; nie rückwärts blicken durfte sie, nur immer vorwärts.

Ehe sie sich dessen versah, war sie vor dem eleganten Hotel in der Bellevuestraße, das ihr als die Wohnung der Gräfin Rheinbach-Kronau bezeichnet war, angekommen, sie zog noch in Gedanken verloren die Klingel. Geräuschlos öffnete sich von innen der schwere eichene Thorflügel, das weißhaarige Haupt des Portiers blickte aus seiner Loge, sein Auge glitt prüfend über die distinguirt aussehende Gestalt der zu Fuße kommenden Besucherin, und er verwies die Fragende in eine einige Stufen höhere Region. Eine kokett blickende Zofe übernahm die weitere Meldung, nicht ohne sich ihrerseits eine ähnliche Rekognoscirung gestattet zu haben, kam aber eilig und weit höflicher und geschmeidiger mit dem Bescheide zurück, es würde der gnädigen Frau Gräfin sehr angenehm sein.

In einem hohen, nur dämmerig erhellten Gemache fand

Eleonore die Dame. Ein eigenthümlicher Duft von Moschus und Cigaretten erfüllte den Raum, in einer unbeschreibbaren scharlachrothen Uebergewandung mit weiten offenen Aermeln, ein weißes Spitzentuch in loser graziöser Drapirung über dunkle wunderbarlich geordnete Haarmassen geworfen, trat die Gräfin ihr entgegen, mit großer Wärme und Lebhaftigkeit beide Hände ihr entgegenstreckend.

„O wie freue ich mich, daß Sie meinen Wunsch erfüllen," sagte sie, „ich brannte vor Begierde, Sie zu sehen, Sie muthiges Mädchen, das mit kühner Festigkeit sein Schicksal in die eigene Hand nimmt. Wie gern hätte ich Sie ganz für mich in Beschlag genommen, doch ich darf Sie einem so viel größern Ziel nicht abwendig machen.

Sie hatte Eleonore währenddes weiter vorwärts, in die Nähe des von den schweren Sammtvorhängen meist verhüllten Fensters geführt, und sah ihr jetzt mit forschendem Blick in das Gesicht. Es schien fast, als ob ihre Phantasie ihr doch noch ein anderes Bild geschaffen, und daß die Wirklichkeit nicht ganz zutraf; Eleonorens Züge verharrten in ihrem ruhigen Ernst, sie musterte ebenfalls die excentrische Aristokratin und gewahrte nur Ruinen ehemaliger Schönheit.

„Ich habe Ihrem Wunsche willfahrt, Frau Gräfin," erwiderte sie jetzt, „weil nach Ihren entgegenkommenden Zeilen an mich auch mein Interesse für Sie lebhaft erregt worden. Man findet unsere Art der Geistesrichtung noch nicht so häufig vertreten, und ein Anschluß und Zusammenhalten der wenigen Gleichgesinnten mag für das einige Ziel, unserem eigenen Geschlechte weitere Bahnen zu eröffnen, förderlich sein. Ich will wünschen, daß wir uns nicht in einander täuschen."

Die Gräfin hatte Eleonoren einen Sessel geboten und sich selbst wieder auf der Chaiselongue niedergelassen, auf der sie bis so lang geruht zu haben schien. Decken und Kissen lagen in malerischer Unordnung um sie her, den Marmortisch bedeckten Bücher — französische Lektüre, wie Eleonore mit einem Blick gewahrte — ein silberner Becher mit Cigaretten gefüllt, Aschbecher, Feuerzeug stand daneben. Die Gräfin nahm eine Cigarette und zündete sie an, sie präsentirte Eleonore ebenfalls, lächelnd lehnte diese ab.

„Sie rauchen nicht?" warf die Gräfin hin. „Sie müssen es lernen, es weckt Gedanken, sehen Sie, so — wie der blaue Dampf sich ringelt und zerfließt in vielgestaltigen Luftgebilden, so folgt der Geist, schweift weiter, und der narkotische Duft, der die Sinne umnebelt, wirkt wunderbare Träume."

„Bedarf es so künstlicher Mittel, um das Gehirn in Thätigkeit zu bringen?" fragte Eleonore mit leisem Sarkasmus.

„Ach, Sie sind frei, Sie glückliches Mädchen!" seufzte die Gräfin, „wie beneide ich Sie! Freiheit, ich lechze darnach, ich muß sie so mühsam mir erkämpfen, so sparsam die Stunden zusammenhalten, wo mein Geist in seinen Lieblingsgefilden weilen darf, ich muß von einem hohlem Formenthum verfallenen Leben nur Minuten abkargen, welche ich den freien Rechten der Menschheit widmen darf. Man ist so elend in Fesseln!"

Es lag etwas in dem Tone, was bei Eleonore eine verwandte Seite traf. „Ich habe solch Leben ebenfalls kennen gelernt," erwiderte sie wärmer, „und weiß genau, was es bedeutet. Man erkennt allerdings Freiheit dann als das größte Gut. Meine Zukunft ist indes zunächst nicht Genuß, sondern Kampf. Es stehen tief wurzelnde Vorurtheile dem Streben der Frau nach selbständiger Freiheit entgegen, die Bahn ist gebrochen, doch noch lange nicht gesäubert und frei passirbar."

„O, erlahmen Sie nicht, setzen Sie alle Ihre Kraft daran, zu siegen," unterbrach die Gräfin sie feurig. „Es müssen solche Beispiele sich häufen, die jämmerliche Abhängigkeit des Weibes, dieses nur modern zugestutzte Sklaventhum in unserem Jahrhundert, wo überall Aufklärung leuchtet, es ist schmachvoll, es muß gebrochen werden. Ja, sie möchten uns ködern, diese Herren der Schöpfung, wie sie in selbstherrlicher Vermessenheit sich nennen, mit hochtönenden Namen und süßem Zuckerbrot. „Edle Weiblichkeit" und „holde Sitte", so klingen etwa die schönen Worte, mit denen die Ketten verdeckt werden sollen, aber immer weiter wird das Scepter uns entwunden, machtlos sind wir am eigenen Herde, machtlos über Loos und Glück der Kinder, machtlos im Kleinen, machtlos im Großen."

Eine hektische Röthe hatte sich gelagert auf den Wangen der eifrigen Sprecherin, ihre Stimme klang rauh und heiser, als sie des Glückes der Kinder erwähnte. Eleonoren blieb der Eindruck, daß sie einer unglücklichen Frau gegenüber saß. Es war seltsam, sie hatte Armuth und Dürftigkeit erfahren, sie hatte in Reichthum und Wohlleben geschwelgt, und doch war ihr das Unglück, das wirkliche Elend einer Menschenseele noch nie nahe getreten; sie hatte sich noch nie darum gekümmert. Es traf sie heute mit einer fremdartigen Erregung, sie fühlte Mitleid mit dieser hochgebornen elenden, in die Irre gehenden Frau. Sie stand auf, um Abschied zu nehmen, versprach wärmer, als sie eigentlich gewollt, wieder zu kommen, zu berichten von ihren Erfahrungen und Fortschritten, und sie sagte sich im Stillen, als sie ging: „Ich muß diese Natur ferner beobachten, sie ist ein Studium, das sich der Mühe verlohnt."

Ida erzählte sie nicht gar viel von dem Verlauf dieser ersten Besuche in einem neuen Lebenskreise. Die verschiedenartigen Eindrücke waren für sie selber zu mannigfach bewegend gewesen, als daß sie jetzt schon die Beobachtungen und die Ideengänge, welche sie angeregt, hätte in Worte fassen mögen. Sie vertiefte sich in ihre Studien und saß bald zwischen aufgeschlagenen Büchern und Heften vergraben, unter denen die Außenwelt wieder vor ihren Blicken versank.

VIII.

Die Vorlesungen hatten begonnen. Eleonore war mitten unter der Studentenschar in den Hörsälen erschienen, hatte das Fegefeuer der neugierigen dreisten und herausfordernden Blicke, welche sich auf sie richteten, durchgemacht und durch ihre angeborene Würde manchen kecken Uebermuth entwaffnet. Man gewöhnte sich an ihre Erscheinung und die auffällige Beachtung hörte mehr und mehr auf. Nur einmal, als sie sich ein wenig verspätet und gezwungen war, während des Vortrags ihren Platz aufzusuchen, war ihr durch lautes Scharren der akademischen Jugend die Ungehörigkeit solchen Verfahrens kund gethan worden, und sie erkannte noch einmal deutlich, daß ihre Stellung der Männerwelt gegenüber bereits eine andere geworden. Auch die Stärke ihrer Nerven zu erproben, hatte sie schon im Saal der Anatomie Gelegenheit gehabt. Sie hatte sich im Geiste vorher gewappnet gegen alle Schauer, deren Art und Wesen sie ja kennen mußte; dennoch bedurfte es eines ungeheuren Aufwandes von Willenskraft ihrerseits, um sich nur während der ersten Proben aufrecht zu erhalten. Sie sah ja freilich alles in so wissenschaftlich sachlicher Beleuchtung, daß vor ihren Augen das meiste seine Anstößigkeit verlor, aber die Natur behauptete doch in so weit ihr Recht, daß sie, sobald sie zu Hause allein war, Stunden der Erholung unter Idas rücksichtsvoller Pflege bedurfte, um ganz wieder sie selbst zu sein.

Die Gräfin hatte sehr bald ihren Besuch erwidert und war ihr bei hellerem Tageslichte etwas weniger phantastisch erschienen. Was sie über deren Lebensverhältnisse erfahren von Dritten, hatte nur eine gewisse mitleidsvolle Sympathie für die Dame erhöht. Der Graf, ihr Gemahl, ward als ein stolzer Aristokrat geschildert, von hartem herrischen Charakter, dessen Leidenschaften in Jagd, Wetten und Pferdewirthschaft sich äußerten; die Gattin ging ebenfalls ihren eigenen Weg. Sie versammelte bunt gewürfelte Kreise um sich, schwärmte bald für dieses, bald für jenes, für Theater, schöne Künste, huldigte dem Fortschritt der Zeit, besonders den pilzartigen Auswüchsen einer modernen Verbesserungstheorie, und spielte daneben am grünen Tische ganze Nächte hindurch, die Männer an Verwegenheit fast übertreffend. Sie lud Eleonore zu ihren Empfangsabenden ein und fügte hinzu: „Sie werden dort manchen treffen, der Sie interessiren mag, unter andern auch Professor Bredow, meinen ärztlichen Berather, der nebenbei gleich nach Ihrem ersten Besuch sehr eingenommen für Sie war. Ueberhaupt werden Sie bei mir die Kreise vertreten finden, welche Ihnen in Bezug auf Ihre Pläne zugänglich gemacht werden müssen, also ich erwarte Sie auf jeden Fall."

Eleonore hielt es auch für gerathen, der Einladung zu

Digitized by Google

folgen, und fand allerdings im Salon der Gräfin eine sonderbar gemischte Versammlung. Die Konversation war schon im regen Wogen, als sie eintrat. Lebhaft gestikulirend und durch einander dozirend standen die Damen in gedrängten Gruppen. Hinter den ungeheuren Dimensionen, zu denen sich einzelne besonders üppige derselben mit ihrem Toilettenzubehör ausbreiteten, verschwanden die Vertreter der Männerwelt in ihren Fracks und weißen Kravatten fast ganz, und es war überhaupt in aller Hinsicht in die Augen fallend, daß hier schon ein entschiedenes Uebergewicht von dem schwachen Geschlecht erzielt worden. Eleonore ward von der Gräfin sehr freundlich bewillkommnet, deren Gewandung heute Abend in dunkleren Farben gehalten war; die schon etwas spitzen abgemagerten Formen wurden durch überaus falten- und wolkenreiche Drapirung von Tüll und Spitzen verhüllt, im Haar nur leuchteten die hochrothen Schleifen von Brillantnadeln gehalten. Eleonore im hohen schwarzen Sammetkleide, das in schweren Falten an ihrem wohlgebauten Körper herabfiel, sah sehr ernst und ehrbar inmitten dieses bunten Kreises aus.

Sie ward mehreren der Anwesenden vorgestellt und hörte manche ihr bereits bekannte Namen darunter, von den meisten wurde sie als eine der Vorkämpferinnen für eine neue Aera in dem Reich des selbständigen Frauenthums freudig begrüßt. Sie beobachtete mit ihrem kühlen analysirenden Auge und verhielt sich vorherrschend schweigend.

Stürmische Debatten waren im Gange über die Rechte, die Freiheiten, die Fähigkeiten und Kräfte der Frau; abenteuerliche Ideen fanden ihren Ausdruck, und nur selten ward eine Stimme laut, welche mit weiser Mäßigung die wirklichen aus einem veränderten Zeitgeist hervorgegangenen Uebelstände zu beleuchten suchte und auf vernunftgemäßem eingeschränkten Wege Abhilfe zu schaffen empfahl.

Inmitten dieses rauschenden sprudelnden Stimmengewirrs legte sich auf einmal ein sonorer, wahrhaft sänftigend berührender Klang an Eleonorens Ohr: „Guten Abend, Fräulein Rambach, Sie sind, wie ich sehe, auch stumme Hörerin in diesem lebhaft gährenden Kreise.“ Eleonore wandte sich hastig und schaute in die klaren, von leiser Ironie überhauchten Züge Professor Bredows.

„Es geht hier wirklich zu wie am Vorabend vor der Schlacht,“ sagte sie lachend, „wenn der Kriegsrath tagt.“

Das spöttische Lächeln um Bredows Lippen steigerte sich. „Dort geht es, glaube ich, ein wenig ernster und stiller zu,“ meinte er, „indes ein jeder Volksstamm kämpft mit seinen eigenen Waffen. Ist's Ihnen recht,“ fügte er hinzu, „so treten wir ein wenig abseits, dort in jener epheuumrankten Nische scheint mir ein lauschiger Ruheplatz zu winken, und Ihnen lese ich die Abspannung schon deutlich auf dem Gesicht.“ Er bot ihr höflich den Arm und führte sie zu einer niedrigen Causeuse in einer entfernten Ecke des Salons, wo das Licht einer rothen Ampel die kleine, durch grüne Laubwand abgeschlossene Nische magisch erhellte.

„Das Auge des Arztes studirt gleich das Maß der physischen Kräfte,“ erwiderte Eleonore scherzend auf des Professors letzte Bemerkung, „ich fühle mich indes noch nicht abgespannt und gedenke heute Abend nach der Soirée noch tüchtig zu arbeiten.“

Bredow schüttelte den Kopf. „Wie ist es Ihnen in letzter Zeit ergangen?“ fragte er. „Sind Sie noch gar nicht ein wenig zurückgeschreckt, oder wankend geworden?“

Eleonore sah ihm gerade und forschend in die Augen. „Sie sind der erste und einzige, der aufrichtig und uneigennützig theilnahmvoll für mich hier gewesen, ich vermag nicht, Ihnen einen engherzigen und kleinlichen Geist zuzutrauen,“ sagte sie. „Warum sprechen Sie so unverhohlen den Wunsch aus, daß meine Kraft erlahmen möge? Was ich hier höre und sehe von dem Geiste meiner nach denselben Zielen strebenden Genossinnen, hat freilich nicht allemal meine Beistimmung, ich fühle, daß ich innerlich noch auf gesondertem Boden stehe. Indes jede größere Umgestaltung, jeder Neuerungsprozeß, der seinem Wesen nach immer eine Art chemischen Zersetzungsprozesses bleibt, vollzieht sich unter gährenden Wallungen, welche erst die Schlacken sondern und auf den Grund legen müssen. Sie aber denke ich mir vorurtheilsfrei genug, um den Menschenrechten nach allen Richtungen hin Ihre Sympathien zuzuwenden. Soll die Frau von ihnen ausgeschlossen sein?“

„Sie müßten mir vorerst beweisen, daß sie das ist,“ entgegnete Bredow, „noch vermag ich es nicht einzusehen. Das Weib hat nach der Naturordnung eine andere Stellung als der Mann, andere Organisation, anderes Temperament. Als Gott die Erde schuf, da schuf er zuerst das Licht, dann Erde und Meer und Sonne, Mond und Sterne, die Thiere dann, zuletzt den Menschen, seiner Gottheit Abbild. Am Abend der sechs Schöpfungstage, als schon der Schimmer seiner heiligen Sabbathruhe über der schönen jungen neuerschaffenen Erde glänzte, da schuf er noch das Weib — der Schöpfung Krone. Auf ihr ruht jener Friedenshauch vom Tage des Herrn; fern ab vom rauhen lauten Werktagstreiben soll sie in ihres Hauses heiliger Stille dem Manne stets die Ahnung einer höheren Welt entgegen tragen, und die Mission ist, dünkt mich, des Lebens werth.“

Eleonore saß zurückgelehnt im weichen Sessel, das röthliche Licht spielte auf ihrem durchsichtigen Teint. „Sie sind eine Dichterseele,“ sagte sie mit weicherem Tonfall, „Sie wollen den Verklärungsstrahl der Poesie werfen über die traurige nackte prosaische Wirklichkeit. Es bleibt aber dennoch das alte Lied. Mit Märchen und Wunderlegenden lullte eine schlaue Priesterkaste vordem die Völker ein und gründete auf ihrem Sklaventhum die eigene Macht. Jetzt, wo die unmündigen Völker erwacht und mündig geworden, soll für das Weib allein die Mythe noch giltig bleiben; sie soll noch Märchen glauben und mit dem Spielzeug sich begnügen, das ihr in die Hand gegeben wird. Eine Frau, welche nicht glaubt, ist entsetzlich! sagen die Männer, sie selber aber lachen ob der veralteten Traditionen eines wundersüchtigen Geschlechts und wollen Licht und Wahrheit für sich allein behalten.“

„Wahrheit — was ist Wahrheit? sprach schon einst Pilatus,“ wiederholte Bredow, und die Worte klangen traurig. „Ein zweifelsüchtiges Geschlecht, es existirte schon damals, es wird existiren, so lange die Welt steht. Daneben aber hat sich in geheimnißvoller Kraft ein Riesenbau gethürmt, den unsere aufgeklärte Zeit nicht stürzen wird. Revolutionen der Völker und Revolutionen der Geister sind zahlreich verzeichnet in der Geschichte, Reformation nur eine. All das wilde Schäumen und Gähren und Sprudeln erlischt spurlos, wenn der Zeiten Stromfluten es hinweggespült, nur was auf festem Fundament, auf göttlichem Offenbarungsgrunde gebaut, ist ewig. Nicht alle Männer lachen über das, was Sie veraltete Tradition genannt.“

Es entstand eine Pause, auch Eleonore schwieg, von dem seelenvollen Klang der Worte getroffen, das laute Stimmengewirr tönte wieder zu ihnen herüber, und jetzt kam die Gräfin angerauscht. „Ein romantisches tête à tête!“ rief sie lachend, „ei, ei, bekehren Sie nur unsern lieben Professor, Fräulein Rambach, und ziehen Sie ihn mehr auf unsere Seite. Er ist noch merkwürdig fahnenscheu, und ich kann es im Grunde noch nicht erreichen, ihn zum Bekennen seiner Farbe zu bringen, er weicht mir mit seiner vollendeten Galanterie stets aus.“

Die Gräfin sandte einen vielsagenden, ehemals vielleicht sehr gefährlichen Blick hinauf zu Bredows dunkeln Augen, der aber ziemlich wirkungslos abprallte, wie es schien. Im Saale gab sich währenddes eine Bewegung kund. Die eifrigen Gruppen lösten sich und ein großer Herr in Generalsuniform schritt mit nachlässigem Gruße durch die Reihen, es war der Graf Rheinbach-Kronau.

„Ach, mein Gemahl, beehrst Du ausnahmsweise heute Abend unsern kleinen Kreis mit Deiner Gegenwart?“ sagte die Gräfin kühl. Der Graf trat zu ihnen, und während er dem Professor herzlich die Hand schüttelte, richtete er seinen Blick mit durchbohrender Schärfe auf Eleonore. Er hatte ein hart geschnittenes, von Leidenschaften durchfurchtes Gesicht, auf dem ein unschöner Ausdruck sich spiegelte.

„Ah, eine neue Verstärkung im feindlichen Lager!“ sagte er, als die Gräfin Eleonore vorstellte, „nun, seien Sie immerhin willkommen; ich bin kein schlimmer Gegner Ihrer Sache. Ich lasse meine liebe Gattin gern gewähren, wenn sie mich

Digitized by Google

Die Kaffeeschwester. Originalzeichnung von Ernst Meyer.

nur gewähren läßt, ich bin für Freiheit und Gleichheit, und finde sogar ihr Prinzip für unser Geschlecht sehr bequem. Wenn ich z. B. am Telegraphenbureau hinter dem Schalter ein rosiges, blond- oder schwarzlockiges Köpfchen auftauchen sehe, anstatt der stereotyp langweiligen Physiognomie des männlichen Beamten, so ist mir das ungemein angenehm, und wenn ich nun gar in der Krankheit mich von einem so schönen Arzt —" er verbeugte sich ironisch zu Eleonoren — „behandeln lassen kann, da beginnt fürwahr ein goldenes Zeitalter."

Eleonore hatte sich stolz abgewandt.

Der Professor bemerkte: „Wir dürfen wohl nicht so gar leicht und spöttisch über den wirklichen Nothstand, den unsere Zeiten hervorgerufen, hinweggehen, Herr Graf. Der heilige Ernst, den die Edleren der Frauenwelt dieser Sache weihen, nöthigt jedem wenigstens Achtung ab. Sie, Herr Graf, denken sich wohl kaum in die Schichten der Bevölkerung hinein, wo ein Berufskreis für die Frau, der ihr lohnenden Gewinn abwirft, zur Lebensfrage wird, und bis jetzt ist immer das, was sie bei angestrengtem Schaffen im günstigsten Fall erwerben kann, kaum der vierte Theil dessen, was dem Mann seine Arbeit einbringt."

„O meine Gattin begeistert sich für diese Schichten, sehen Sie doch nur, wie hier getagt, gekämpft und gestritten wird; wie schon gesagt, ich habe nichts dawider, nur eine Bedingung habe ich gestellt: als Korpsschreiber oder Bataillonskommandeure will ich keine Damen haben, als Regimentsarzt auch nicht, mein Fräulein, darunter leidet die Disziplin, und in dem Kram muß Ordnung bleiben."

Eleonore sah den Grafen mit kaltem stolzen Blick an.

„Ihr Spott trifft mich nicht," sagte sie, „und Sie werden

mir erlauben, daß ich die Antwort darauf mir erspare. Es ist sehr häufig angewandte Taktik, das nicht verstehen zu wollen, was wir in reinem Sinne und im Gefühle natürlichen Rechts erstreben."

Der Gräfin Augen streiften feindselig den Gemahl.

„Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehn," recitirte sie. „Lassen Sie sich nicht beleidigen, Fräulein Rambach, der Graf ist seiner Natur nach stets Oppositionsmann und will den edeln Kern der Sache mit Absicht übersehen. Er ist ein Ritter des neunzehnten Jahrhunderts."

„Angela!" lachte der Graf laut auf, „was verstehst Du unter dem Titel? Freilich, Minnelied und Harfenton ist verklungen, der Hauch der Romantik entfloh und das Schmachten zu den Füßen unserer Damen haben wir verlernt. Warum? Ihr wollt ja nüchterne Natürlichkeit, Ihr wollt ja keinen übersinnlichen Idealismus, Ihr laßt ja selbst das Tageslicht überall herein, Ihr müßt es eben vertragen können." Sein Auge glitt mit komischem häßlichen Seitenblick über die verfallenen Züge und geschminkten Wangen der Gattin.

Angela — der Name hatte Eleonore eigenthümlich berührt, er stimmte so seltsam mit dem Wesen seiner Trägerin. Sie begegnete dem Blicke des Professors und glaubte in demselben einen ähnlichen Ideengang zu lesen, und sie konnte nicht umhin, ihn leise zu fragen: „Wissen Sie, was für eine „Geborne" die Gräfin ist?"

Bredow lächelte, er verstand offenbar die Ursache ihrer Frage. „Sie ist aus fürstlichem Geblüt," erwiderte er, „die illegitime Tochter des Fürsten von X., — die Mutter war Tänzerin."

„Was hat den stolzen Aristokraten bewogen, seinen Stammbaum so zu beflecken?" bemerkte Eleonore.

„Sie war die Lieblingstochter ihres Vaters, durch ihn in den Grafenstand erhoben und brachte eine fürstliche Mitgift in des Grafen verschuldetes Besitzthum."

„Arme Angela!" wiederholte Eleonore wie für sich, „sie sieht krank aus, doch muß sie früher sehr schön gewesen sein."

„Sie ist krank an Leib und Seele, die arme Frau," sagte Bredow, „und ihr ist wohl nicht mehr zu helfen."

„Apropos, Professor," wandte sich jetzt der Graf, welcher mit einer der übrigen Damen so lange konversirt, wieder an denselben, „ich möchte mich bei Ihnen bitter beklagen über Ihren Busenfreund, den Herrn von Waldburg."

Unwillkürlich drehte Eleonore sich zu den Sprechenden, befremdet, den Namen hier zu hören, und lauschte mit gespanntem Ohr.

„Denken Sie sich," fuhr der Graf fort, „nimmt mir der Mensch so sans façon meinen Jäger fort, einen Diener, an den ich Jahre lang gewöhnt war, und der mir eigentlich unentbehrlich ist."

„Das sieht ja meinem Freunde gar nicht ähnlich!" sagte Bredow ganz verwundert.

„Ei was, den Philipp?" fragte die Gräfin; „er wollte übrigens längst gern die Försterstelle in unserem Marienthal haben, um seine Lisbeth heirathen zu können. Du hast sie ihm auch früher versprochen, ich hörte aber neulich, Du habest sie anderweitig besetzt."

„Ja freilich," entgegnete fast heftig der Graf, „eben darum, weil ich ihn nicht enbehren wollte, und nun macht dieser Herr von Waldburg auf einer Jagd in L., wo wir uns trafen, ihm den Vorschlag, auf einem seiner Güter die Forstverwaltung zu übernehmen. Der untreue Geselle schlägt natürlich sofort ein und läßt mich im Stiche."

Um des Professors Lippen legte sich ein schwer definirbares Lächeln. „So war meines Freundes Angebot jedenfalls eine Verbesserung für den Menschen," sagte er, „Herr Graf, da kommen Sie in neuen Konflikt mit den freien Menschenrechten."

„Ja es ist eine Zeit!" eiferte der Graf, von seinem Standpunkt aus vollständig durchdrungen von dem Gedanken, der schwer Benachtheiligte zu sein.

„Waldburg ist in großen Reformen auf seinen Gütern begriffen," bemerkte jetzt der Professor, „gönnen Sie ihm nur den tüchtigen Menschen, Herr Graf, dem selber auch damit der Heimatsherd begründet wird."

„Ja, sagen Sie mir einmal," nahm der Graf den Gegenstand auf, „was ist eigentlich diesem jungen Herrn, Ihrem Freunde, plötzlich passirt? Ich kenne ihn persönlich erst seit kurzer Zeit, hörte aber früher öfter von ihm in unsern Kreisen. Er war ja bei allen Rennen und Wetten stets eine hervorragende Persönlichkeit. Jetzt soll er für seine frühern Kommilitonen kaum mehr kenntlich sein, eine unerklärliche Solidität ist ihm in die Glieder gefahren, er spielt den Philanthropen, huldigt dem Humanitätskultus ꝛc."

Bredow schien nicht Lust zu haben, auf die psychologische Erörterung von seines Freundes Wesen tiefer einzugehen, Eleonore war inmittelst zu einem andern Kreise getreten, wohin ihr die Gräfin gefolgt war, und es währte auch nicht lange, so löste sich die Versammlung allmählich auf. An der Treppe traf sie noch einmal mit Bredow zusammen. „Darf ich Ihnen morgen früh meine Aufwartung machen?" fragte er, „ich möchte noch einiges mit Ihnen besprechen."

Eleonore nickte freundlich Gewährung, und sie schieden.

* * *

Der Professor hatte seinen Besuch bei Eleonore gemacht und Ida war entzückt von seiner Persönlichkeit, als sie ihn nun ebenfalls kennen gelernt. „Das ist noch ein Mann, wie man ihn nicht alle Tage findet," sagte sie; „man sieht es ihm an, daß er seine Jugend nicht vertändelt hat unter modernem Schlaraffenthum, da ist Ernst und Tüchtigkeit und ein Herz auf dem rechten Fleck."

„Das alles hast Du während der kurzen Visite aus ihm herausgelesen?" fragte Eleonore scherzend; „Du solltest Dich auf das Fach der Phrenologie werfen, Du brächtest viel natürliche Talente dafür mit."

„Ach, bleibt mir mit Euren Charlatanerien vom Halse," eiferte Ida, „ich brauche keinen Schädel zu betasten und zu untersuchen, um zu wissen, ob ein Mensch ein Schurke, ein Narr oder ein natürliches und gutgeartetes Gottesgeschöpf ist, das will ich weit sicherer und besser in seinem Auge lesen. Ihr weisen Forscher aber glaubt ja nicht an eine unsichtbare Geisterschrift, Ihr wollt nur gelten lassen, was Euch mathematische Beweise konstatiren."

„Ida!" rief Eleonore lachend und ganz erstaunt, „wie kommst Du dazu, von „unsichtbarer Geisterschrift" zu sprechen, machst Du Streifzüge auf ein übersinnliches Gebiet hinüber? Das ist mir fremd an Dir."

„Ich habe noch mehr gelesen in der Schrift, die zu entziffern Du mir so wenig zutraust," fuhr aber Ida unbekümmert fort. „Du thätest wohl, der Führung des Professor Bredow nach allen Richtungen hin zu trauen, er möchte Dich noch anderes lehren können, als Physik und Botanik; er wäre vielleicht der richtige Ankergrund, auf dem Dein wild genug bewegtes Lebensschifflein einzulaufen bestimmt ist."

Eleonorens Augen flammten auf. „Ich begreife Dich mitunter kaum," sagte sie heftig, „so lange wir einander auch kennen. In Deinen Augen sollte die Wahl meines Lebenslooses mich doch schützen vor so alltäglichen, kleinlichen Kombinationen. Es ist tiefe Wahrheit! Die Stellung der Frau muß eine andere werden; überall wird sie als käufliche Waare angesehen, nirgend wird sie als frei sich selbst gehörend betrachtet, sondern nur als Null, welche erst durch die Eins ihre Bedeutung erhält."

Ida schwieg nach ihrer alten Weise mit dem sarkastischen Lächeln auf den Lippen. Eleonore ging heftig im Zimmer auf und ab. „Gerade Dr. Bredow," fuhr sie dann fort, „ist der erste Mann, der mir in ganz anderer Weise entgegengetreten ist. In unserm Verkehr hat die Person nichts mitzuschaffen, es ist die Sache, welche gefördert werden soll und einen freien Gedankenaustausch erzeugt. Ich athme leicht in seiner Gesellschaft und frei, und freue mich des; im übrigen stehen wir auf verschiedenem Boden, er ist entschiedener Gegner der Emancipation."

Digitized by Google

„Ich weiß auch das," bemerkte jetzt Ida sehr ruhig, „und das macht ihn in meinen Augen nicht geringer."

„Das soll es auch nicht," redete Eleonore gegen ihre Gewohnheit erregt weiter. „Er ist auch für den Himmel und ich bin für die Erde. Ich verwende meine ganze Kraft darauf, diese zu erforschen, ihre verborgenen Kräfte zu ergründen, und ich halte die Dauer eines Menschenlebens für ausgefüllt mit solchem Streben. Er aber bevölkert sich noch im gläubigen Fluge frommer Schwärmerphantasie eine unsichtbare Welt, und so paßt er in jeder Hinsicht nicht zu mir. Dennoch kann ich ihm meine volle Achtung nicht versagen, ich sage es offen, er ist der erste Mann, der mir imponirt."

Sie verließ das Zimmer und Ida blickte ihr mit seltsamem Lächeln nach; es lag ein schelmischer und fröhlicher Schein auf ihrem alten ehrlichen Gesicht.

IX.

Die Frühlingssonne sandte schon ihre Strahlen in die Häuser. Die Gräfin ward belästigt von ihrem Schein, sie litt an heftiger Migräne. Ruhelos trieb sie sich in den Zimmern umher; sie hatte die Fenster öffnen und wieder schließen lassen, sie hatte geruht und war wieder aufgesprungen, sie hatte Toilette gemacht, um auszufahren, und hatte sich wieder entkleidet und den Wagen wieder abbestellt. Es war nach Professor Bredow geschickt, die Schmerzen waren unerträglich. Es war heute auch gar keine unterhaltende Abwechslung zu erhaschen, alles so todeslangweilig. Listen zu führen, plebejische Namen zu verzeichnen, in lärmenden Frauenversammlungen Wortführerin oder Hörerin zu sein, das war nun schon so grenzenlos einförmig geworden, wenn doch die Rambach käme — „aber sie arbeitete und arbeitete," das war der ewige Refrain.

Endlich kam der Doktor. Die Gräfin hatte sich glücklicherweise eben in graziösester Stellung auf der Chaiselongue eingerichtet, der Spiegel hatte ihr gesagt, daß die dunklen Ringe unter den Augen ihr ein sehr interessant fatiguirtes und schmachtendes Aussehen gaben, die weißen Hände mit den Brillantringen ruhten in gänzlicher Erschlaffung auf der rothen Plüschdecke, das schmerzende Haupt lag in den Kissen vergraben. Sie richtete es ein wenig auf, als der Doktor eintrat.

„O, Doktor!" hauchte sie matt, „wie habe ich mich nach Ihnen gesehnt! O, mein armer Kopf, die bösen Nerven!"

Bredow setzte sich mit beruhigendem Lächeln an ihre Seite und ergriff die weiche Hand, um den Puls zu fühlen.

„Ja, die Nerven," sagte er, „meine Gnädigste, die sind es eben, welche uns am meisten zu schaffen machen; wir sind machtlos ihnen gegenüber."

„Ach!" lispelte aber die Dame fast unhörbar, „Ihre Berührung hat schon etwas Sänftigendes, sehen Sie dort, die Schläfen, da schmerzt es so sehr, legen Sie Ihre kühle Hand auf die böse Stelle — o, es ist seltsam, welch eine beruhigende Kraft in Ihnen wirkt."

„Diese Ruhe können Sie sich mit etwas Willensanstrengung selber schaffen, Frau Gräfin," sagte der Professor mit seiner ernsten wohllautenden Stimme, „und das ist das beste Rezept, welches ich Ihnen einstweilen verordnen kann. Konzentriren Sie die Gedanken auf einen recht kühlen Gegenstand, keine Grübeleien, keine schweren Reflexionen, lassen Sie sich von den kleinen alltäglichen Dingen des Lebens um Sie her beschäftigen; in ihnen gerade liegen die einzigen Hilfsquellen gegen Nervenverstimmung."

Die Gräfin hatte sich allmählich doch aus der liegenden Stellung aufgerichtet, sie stützte das Haupt auf den von einer Fülle von Spitzen umhüllten Arm und sagte mit fast in Thränen gebrochener Stimme: „Sie geben ein Mittel und wissen nicht, wie unmöglich die Anwendung ist. Wie könnte ich je meinen Erinnerungen entrinnen? Ach, ich trage stets eine Maske, wenn — wenn Sie dahinter schaueten!"

Bredow schwieg einen Augenblick und ließ den jetzt herabrinnenden Thränen erst Zeit zu zerfließen. „Ich kenne Sie gar nicht in dieser Schwäche," sagte er dann, „Sie, die Muthigste Ihres Geschlechts, der man die Hilfsbedürftigkeit des Weibes sonst nie anmerkt. Ich glaubte Sie gefeit gegen Rückblicke und die Thatkraft lähmende Betrachtungen."

Die Gräfin trocknete schnell ihre Thränen und träufelte Eau de Cologne auf das feine Battisttuch, um ihre Schläfen damit zu netzen. „Der Arzt muß oft auch Beichtiger sein," erwiderte sie, und das Auge hatte schon wieder so viel Glanz gewonnen, um einen recht innigen, ausdrucksvollen Strahl aufleuchten zu lassen, „indes Sie sollen mich wieder stark finden, wenn nur die böse Migräne gebannt ist. Sie werden ja längst erkannt haben, wie meine Organisation im Grunde viel zu zart ist für die großen Zwecke, denen ich mein Leben weihe. Ach, ich kann ja nur Vorkämpferin sein mit den Waffen des Geistes, ich kann nur das Feuer, welches meine Seele durchglüht, mitzutheilen suchen denen, die stärkere physische Kräfte erhielten zum Vollbringen. Sie sind mir alle noch zu lau, noch nicht genug erfüllt von der Glut der Begeisterung, wie sie zu solchem Freiheitskampfe nothwendig."

Es war erstaunlich, wie die matte Stimme sich gehoben, wie das schmerzende Haupt die heftigere Bewegung jetzt zu vertragen schien. Der Professor lächelte.

„Geduld, Frau Gräfin, die Zeit ist vielleicht noch nicht reif für Ihr großes Ideal."

„Geduld, immer Geduld, das war das Stichwort der ewigen Tantalusqual meines Lebens!" seufzte die Patientin. „Ich freute mich zu der Rambach, wie der Astronom zu einem neuentdeckten Stern; heut bin ich mit meinen herabgestimmten Nerven so arge Pessimistin, daß ich auch sie nicht von dem echten Geist beseelt glaube. Sie erfaßt es zu einseitig, sie isolirt sich zu sehr, ist zu unnahbar in ihrem kühlen Stolz, sie wird dem Ganzen nicht förderlich genug sein."

„Sie haben sehr Recht," entgegnete Bredow mit eigenthümlicher Betonung, „Fräulein Rambach steht auf einer isolirten Höhe, und Sie dürfen von Ihren Gesichtspunkten aus nicht viel Hoffnungen auf sie bauen."

Die Gräfin schaute einen Moment dem Doktor prüfend in das Gesicht. „Wie hübsch ist es, wenn man sich versteht," sagte sie dann seufzend, „und wie froh bin ich, daß ich Sie wenigstens habe. Fühlen Sie nicht auch die Sehnsucht nach einer gleichgestimmten Seele? Sicher! Sie haben ja einen Freund, den Sie sehr lieben, solche Männerfreundschaften haben von jeher für mich etwas Fesselndes gehabt, sie sind selbstloser, größer, freier, als die Beziehungen der Frauen zu einander, welche man mit demselben Namen bezeichnet. Könnte ich doch meinem ganzen Geschlecht diese selbstlose Größe einimpfen — ich — ich verstehe sie — ich reiche hinan und erfasse sie in all ihrer schwärmerischen Glut. Doch Ihr Freund ist fern, auch Sie entbehren den Gedankenaustausch Aug' in Auge —"

Sie war aufgesprungen, die Decken und Kissen waren zurückgeworfen, die Migräne verschwunden.

Der Professor sah nach der Uhr, streifte langsam den Handschuh über seine schmale Hand und griff nach seinem Hut; auf seinem Antlitz spiegelte sich ein heimliches Bangen vor „einer Dritten im Bunde". Die Gräfin gewahrte seine Bewegung und hielt mitten in ihrem Redefluß inne, sie legte ihre Hand auf seinen Arm: „Sie wollen doch nicht schon gehen, mich wieder verlassen? O, Sie grausamen Männer, darin sind Sie sich alle gleich, stets dies nüchterne Zeitmessen, dem freien Emporwallen des Gefühls nie Raum gebend, wie pedantisch!"

„Verzeihen Sie, gnädige Gräfin," lächelte Bredow mit seinem wohlwollenden Gesicht, „daß ich trotz Ihrer Ungnade an Zeit und Raum gebunden sein muß. Ich denke, diese kleine Wallung zu Gunsten der Männerfreundschaften im allgemeinen, Waldburgs und meiner Wenigkeit im besondern hat Ihnen gut gethan; es war genau die richtige Dosis für Ihren Zustand. Ja leider, ein Arzt muß oft gar zu unbequem sein bei seinen Anordnungen; nun bitte ich dringend, keine weitere Alterationen, keine Kopf und Nerven aufregende Entwürfe für heut, eine kühle, nicht gar zu spannende Lektüre vielleicht, eine Spazierfahrt, wenn Sie sich disponirt fühlen, und womöglich keine Besuche."

Als die Thür sich hinter ihm schloß, hallte ein verzweiflungsvoller Seufzer ihm nach. Er aber bestieg, schon in voll-

Digitized by Google

ständig andere Gedanken versunken, seinen Wagen unten und fuhr weiter zur Beobachtung schwererer Fälle. Er hatte in seiner Praxis öfter ähnliche Patientinnen gefunden, wie die eben von ihm verlassene, er wußte im allgemeinen sich ganz gut in sie zu schicken; doch während er in der Schreibtafel einige nothwendige Notizen verzeichnete, flog unwillkürlich wieder ein Lächeln über seine Züge beim Gedanken an die merkwürdige „emanzipirte Frau". Ein so vollständig mit allen Schwächen des Weibes ausgestattetes Wesen, wie ihm je eins vorgekommen, welche doch gewaltsam den anmuthigen Hauch, der solche Schwächen lieblich machen, sie mit Tugenden verschmelzen kann, abzustreifen sich mühte. Seine Gedanken schweiften weiter zu Eleonore. Er ertappte sich darauf, daß ihm ihr Bild anziehend erschien, er hatte selber nie geglaubt, daß eine solche Richtungen vertretende Dame ihn fesseln könne.

Auch Eleonore mußte viel an den Professor denken. Aus seinem Munde waren ab und an Klänge zu ihr herübergetönt, welche sie seltsam getroffen; anders als diejenigen aus ihrer Kinderzeit, wenn Bibel und Katechismus ihr erklärt worden und sie die Grundlehren des Christenthums mit halbem Ohr vernommen. Das war ihr damals eine bekannte, alltägliche, einförmige Litanei gewesen, und sie hatte später mit dem kühlen Verstande die große Wundermähr beleuchtet, und Blüte um Blüte zerpflückt und verstreut, gleich dem thörichten Kind, das ein sinnvoll und mit geheimnißvollen Schlüsseln konstruirtes Werk unwissend auseinander nimmt, und dann nicht weiß, was es damit anfangen soll. Sie lächelte hie und da bei Bredows Worten über die einfachen Gedanken des sonst so klugen Mannes, aber sie bestritt sie selten; sie heimelten sie an wie Weisen aus einer fernen glücklichen Zeit, und sie lauschte ihnen gern.

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Familienhaus.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Vom Architekt **Hittenkofer.**

Unsere Sprache ist im Besitz eines Wortes, das nicht allein die Freude am Dasein, den Frieden in der Behausung, sondern auch das Glück in der Familie zugleich betont, es ist die schlichte und vielsagende Bezeichnung: „Häuslichkeit". In die Erreichung und endliche Besitzergreifung dieser Häuslichkeit setzt der Deutsche seit jeher sein ganzes Streben, er fühlt es, daß zwischen den „eigenen vier Wänden" der Segen des Familienglückes sich unendlich besser erzielen, genießen und fördern läßt, als in jenen in früheren Jahrhunderten kaum gekannten „Zinskasernen" unserer Städte, die ja mit ihren zahllosen Wohnungen in den allerhäufigsten Fällen nur ein nomadenähnliches Miethhausleben zulassen, die jede Lockerung der Familienbande begünstigen und gleichzeitig auch eine Quelle der allmählichen Entsittlichung aller Bevölkerungsschichten sind.

Glücklicher Weise vollzieht sich jedoch seit einer Reihe von Jahren eine Wendung zum Besseren in der Weise, daß überall dort, wo eine naturgemäße Zunahme der Bevölkerung sich kund gibt, die umgebende Feldmark in Gärten verwandelt wird, die an sich groß genug sind, um das freistehende, auf allen Seiten von gesunder Luft umwehte und Aussicht gewährende „Familienhaus" aufzunehmen.

Jedem Fabrikherrn, der sich einen Stamm braver, zuverlässiger und fleißiger Arbeiter erhalten will, ist es bekannt, daß er am sichersten dieses Ziel erreicht, wenn er seinen Arbeitern solche Familienwohnungen baut, die gänzlich für sich abgeschlossen werden können, von einem kleinen Garten umgeben sind und in der Regel von den Bewohnern durch jahrelange Lohnabzüge als Eigenthum erworben werden können. Derselbe Reiz aber, der hier den Arbeiter zum sauren Erwerb anspornt, ist es auch, der das kleinste Familienhaus hinauf bis zur opulenten Villa erstehen läßt.

Noch nicht zu lange Zeit dürfte vergangen sein, seit der Architekt wie den Bau, so auch die Ausstattung ꝛc. des Familienhauses aus der Hand des Baugewerkmeisters übernahm, dadurch aber auch mehr Klärung über die richtige Anlage dieser vernachlässigten Häusergattung verbreitete und Regeln aufstellte, die werth sind, das Gemeingut aller Strebsamen zu werden. Deshalb gestatten wir uns auch, alle diejenigen Fragen, welche beim Bau, resp. bei der Anfertigung des Bauplanes sich in erster Linie hervordrängen, zu erörtern, können jedoch bei dieser Gelegenheit auf die rein baulichen Details eben so wenig wie auf die innere und äußere Ausstattung eingehen.

Von allen der wichtigste, im Miethhaus oft sehr vernachlässigte Raum ist das Schlafzimmer, denn es hat die Bestimmung, den Menschen viele Stunden hinter einander und tagtäglich zu beherbergen. Das Schlafzimmer stellt außerdem einen Raum vor, der weder im Hause des schlichten Arbeiters, noch in der Villa des Reichen fehlen darf, keine Doppelbestimmung verträgt und allenthalben den gleichen Bedingungen in Bezug auf Lage, Lufterneuerung ꝛc. unterworfen ist. Die Eltern, kleinen Kinder, die erwachsenen Söhne und Töchter bedürfen je eines eigenen Schlafzimmers, und es sollten selbst kleinere Familienhäuser in der Regel wenigstens drei Schlafräume enthalten, die dann die Trennung der Söhne und Töchter vom Hauptschlafzimmer zulassen. Wenn die kleinen Kinder mit im Hauptschlafzimmer untergebracht werden, sollte auf besonders ergiebige räumliche Ausmaße gesehen werden.

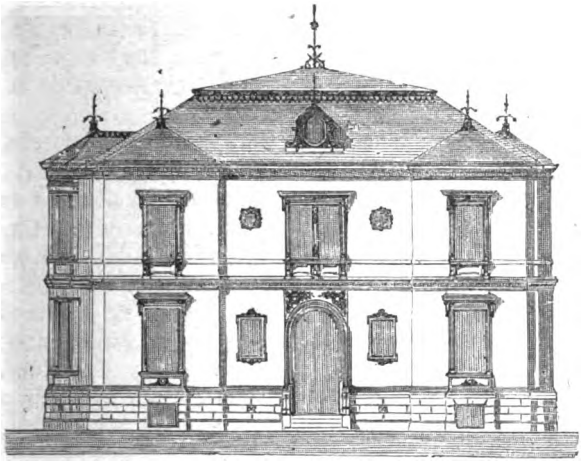
Die beste Lage der Schlafräume, die am zweckentsprechendsten in der oberen Etage, nicht im Parterre, liegen, ist nach Osten, besser noch nach Süden zu. Das Schlafzimmer der Eltern liegt in der Regel neben dem Wohnzimmer, das der Kinder meist neben ersterem, und die der Söhne und Töchter sind unabhängig von anderen Räumen in den oberen Etagen so vertheilt, daß jedes Zimmer seinen Eingang hat. Die Aufstellung des Bettes — als Hauptmöbel — ist eine solche, daß immer das Kopfende desselben gegen die Rückwand (inmitten derselben, mithin der Fensterwand gegenüber) zu stehen kommt. Ist die Aufstellung dort nicht möglich, dann soll wenigstens das Bett auf vorbezeichnete Weise und derart an der Scheidewand — rechts oder links vom Fenster — so aufgestellt werden, daß die Zugluft der Fenster und Thüren nicht störend auf die Gesundheit des Schlafenden einwirken kann.

Als nächst wichtiger Raum im Familienhaus tritt uns das Kinderzimmer entgegen. Es dient den „Kleinen" zum Aufenthalt während des Tages, wird in Wohnungen von mäßiger Ausdehnung, wo in der Regel ein eigenes Eßzimmer fehlt — je nach Sitte und Gebrauch — zur Abhaltung der Hauptmahlzeiten benutzt, liegt nach Osten oder besser nach Süden zu, dient auch als Passage zu den Schlafzimmern, ist aber selbst vom Vorplatz aus zugänglich und fast immer im Parterre angeordnet, bei welcher Gelegenheit auf die Unterkellerung ꝛc. dieses Raumes Rücksicht genommen werden sollte. In kleinen Familienhäusern liegt die Kinderstube neben der Küche (in der Wand ist dann ein nichtbewegliches Fenster angeordnet, damit es der Hausfrau möglich wird, selbst von der Küche die Stube überblicken zu können), in größeren entweder neben dem Zimmer der Frau, dem Wohnzimmer, dem Kinderschlafzimmer ꝛc., die in ihr aufgestellten Möbel (ein großer Tisch inmitten der Stube und eine Hängelampe darüber, ein derbes Sopha mit hohen Lehnen oder ohne solche, ein Kleiderschrank — nur beim Fehlen einer Handgarderobe, — Kommoden, Kindermöblement, Ofen mit stabilem Schutzgitter, hinter welchem auch das Kohlenbecken steht, ꝛc.) sind in den Kanten sämmtlich abzurunden, die Wände mit einer 1—1,5 Meter hohen Holztäfelung versehen und vor der Stube eine laubumrankte Veranda angebracht, die den Austritt ins Freie gestattet oder auch verwehrt. Die an Räumlichkeiten oft so bescheidene Miethwohnung kennt häufig ein eignes Kinderzimmer nicht, oder dasselbe wird als untergeordnet nach dem Hof zu verlegt, überall ist hier die Gewöhnung der Kinder, die meistens ihren Aufenthalt entweder auf dem Korridor, auf

Digitized by Google

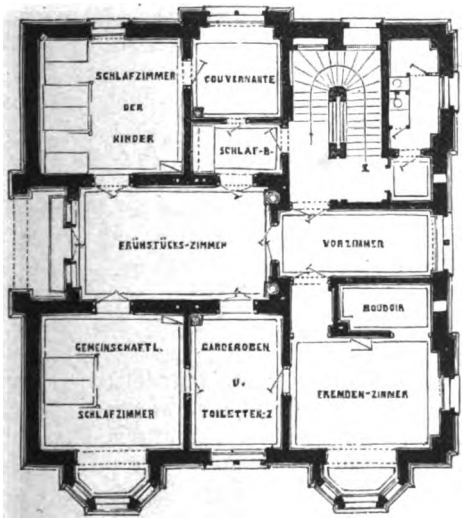
den Altanen (im Süden), in Höfen, Durchfahrten oder auf der Straße finden, an Ordnung ꝛc. ungleich schwerer als im abgeschlossenen Familienhaus zu erwirken.

Den verschiedensten Bestimmungen ist das Wohnzimmer unterworfen. Streng genommen soll dasselbe als ein Raum aufgefaßt werden, der in verschiedenen Zeitabschnitten, vornehmlich aber des Abends, die ganze Familie zum Zwecke geselliger Unterhaltung aufnimmt. Nun kommen aber Fälle vor, in denen die Frau des Hauses in Ermangelung eines aparten Zimmers vom Wohnzimmer Besitz ergriffen hat, und dann dient dieser Raum schon mehr der Repräsentation und der Gesellschaft, oder



1. Wohnhaus.

aber er wird in einen Allerweltsraum verwandelt, wobei er bald das Kinderzimmer, das Eßzimmer, das Zimmer des Herrn u. dergl. zu vertreten hat. Diesen vielfachen Bestimmungen ist das Wohnzimmer gerade in der Miethwohnung, viel weniger im Familienhaus unterworfen, daher kann man aber auch beobachten, daß in Ermangelung einer Behaglichkeit im Hause diese im Wirthshaus gesucht wird. In der Regel liegt das Wohnzimmer im Parterre, am besten nach Süden

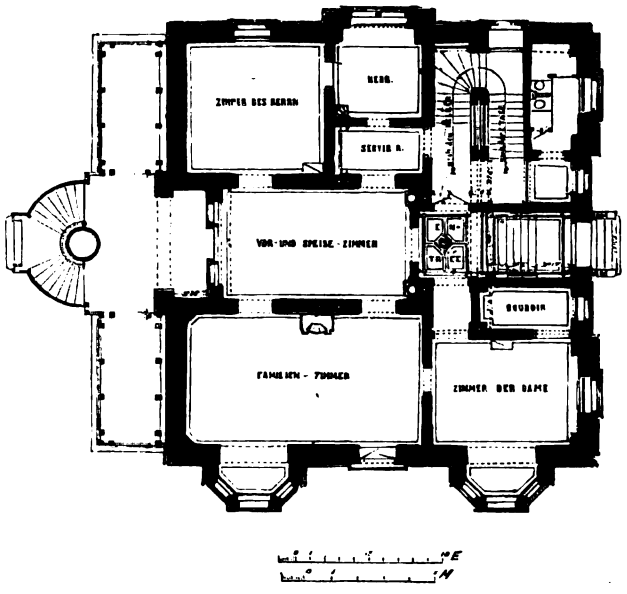


3. Erste Etage.

zu, wird einerseits mit dem Salon, der „guten Stube", oder mit dem Zimmer der Frau, anderseits mit dem Schlafzimmer der Eltern, dem Kinderzimmer ꝛc. verbunden und vom Vorplatz aus zugänglich gehalten.

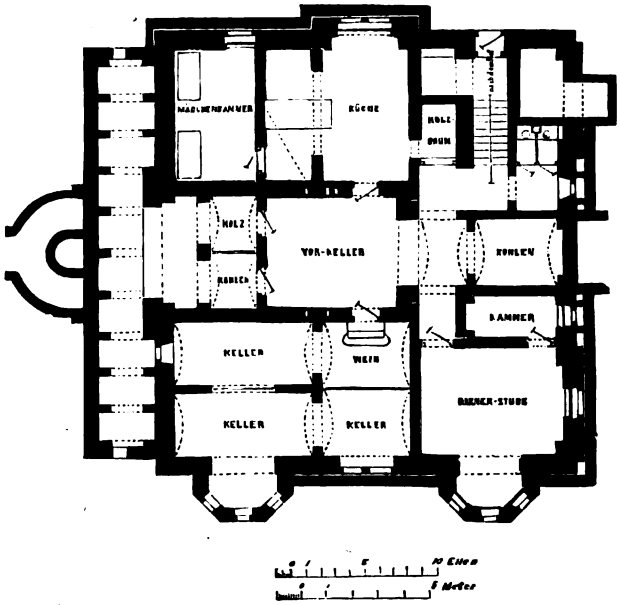
Der traulichste Raum im Hause dürfte wohl das Zimmer der Frau sein. Er dient der Frau zum vorübergehenden Aufenthalt während des Tages; hier ist es, wohin sich die Frau zurückzieht, wenn sie der Ruhe oder der inneren Sammlung bedarf, oder wo sie die vertrautesten Besuche lieber Freundinnen entgegennimmt. Dieses Zimmer, dem nicht selten ein Balkon, Erker ꝛc. vorgelegt ist, erhält eine ebenfalls bevorzugte aussichtgenießende Lage (Süden oder Osten), wird zwischen dem Salon, resp. Empfangszimmer, oder dem Wohnzimmer angeordnet und eventuell mit diesen Räumen verbunden, entbehrt jedoch fast immer eines eigenen Zuganges vom Vorplatz aus. Zuweilen ist diesem Schmuckraum noch ein Blumenkabinet oder auch ein Ankleidekabinet beigegeben; sehr oft aber muß die Frau in kleineren Wohnhäusern darauf verzichten und ihren Hauptaufenthalt im Wohnzimmer wählen.

Nur den kleinsten Familienhäusern fehlt ein eigenes



2. Parterre.

Zimmer des Herrn. Dieses dient, wie ja schon die Bezeichnung sagt, dem Herrn des Hauses als Arbeits- und Studirzimmer und wird oft, je nach der Berufsthätigkeit des Herrn, um ein Bibliothekzimmer, Wartezimmer oder auch um ein Ankleidekabinet vermehrt. Dieses Studirzimmer des Herrn liegt häufig im Parterre, fast immer in nächster Nähe des Ein-



4. Souterrain.

ganges, resp. des Vorplatzes und am richtigsten nach Norden zu. In kleinen Wohnungen hat dieser Raum oftmals als zeitweiser Gesellschaftsraum zu fungiren, deshalb seine Lage neben dem Salon, event. neben dem Wohnzimmer.

Einen für das Familienhaus nicht unwichtigen Raum stellt das Speisezimmer vor. Je nach Sitte und Gewohnheit begegnen wir demselben bald als Eßstube, Frühstückszimmer, Speisesalon oder auch, bei größeren Anlagen, als gewölbte Halle ausgebildet. Das Frühstückszimmer, vornehmlich im Norden Deutschlands vorkommend, liegt fast immer in der Schlafzimmeretage und dient gleichzeitig als Passage zu den Schlafräumen (daher die Lage nach Osten oder Süden), während das Eßzimmer (nach Norden) meistens im Parterre angeordnet ist, und in der Regel neben der Küche, aber mit dieser nicht verbunden,

Digitized by Google

liegt. Alle diese Speisezimmer, welche die gesammte Familie zu den verschiedenen Mahlzeiten versammelt, sind am besten mehr tief als breit gehalten, direkt vom Vestibul zugänglich. Beim Fehlen eines derartigen Raumes muß das Kinderzimmer oder die Wohnstube dessen Stelle vertreten, ein Umstand, der viel Ungehörigkeiten nach sich zieht.

Die sociale Stellung der Familie bestimmt die Anzahl, Größe und Ausstattung aller jener Räume, die den Zwecken gesellschaftlicher Vereinigungen oder denen der Repräsentation gewidmet sind.

Nur die an sich kleinsten Familienhäuser (Arbeiterhäuser) entbehren irgend einen Raum dieser Art, hingegen vertritt schon in kleineren Familienhäusern der mit „guter Stube" oder „Putzstube" angedeutete Salon die Stelle desselben in eigener Art. Diese gute Stube wird als ein feineres Wohnzimmer aufgefaßt, in ihr werden alle in der Familie vorkommenden Festlichkeiten begangen, sie dient auch bei Bekanntenbesuchen als eigenartiger Empfangsraum, und wenn kein apartes Zimmer der Frau vorhanden ist, stellenweise als solches.

Ist das Familienhaus größer gehalten, dann dient der Salon zur Repräsentation und ihm wird in vielen Fällen ein eigenes kleineres Empfangszimmer beigegeben, und nehmen, wie dieses selbstverständlich ist, diese saalähnlichen Räume häufig den Charakter eines reich angelegten und ausgestatteten Prunkgemaches an. Die Lage dieser Räume, zu denen im reichgehaltenen Familienhause noch Vorzimmer, Garderoben, Konversations-, Billard-, Anrichtezimmer ꝛc. in Beziehung treten, sei eine freundliche, und von den übrigen Wohn-, Schlaf- und Wirthschaftsräumen möglichst abgeschiedene, daher auch deren Anordnung meistens im Parterre.

In der Zinswohnung nehmen diese Repräsentationsräume fast allenthalben die besten Theile der Gesammtanordnung fort, wodurch den Schlaf-, Kinder- und Wohnzimmern die vorher schon gerügte untergeordnete Bedeutung eingeräumt wird.

Der tage- und wochenlang andauernde auswärtige Bekanntenbesuch erfordert die Anlage eines oder mehrerer Fremden- oder Gastzimmer, die den gleichen Bedingungen wie die Schlaf- und Wohnzimmer in Bezug auf Lage und Möblirung unterworfen werden, die abgeschieden von allen übrigen Räumen, in den oberen Etagen liegen können, immer aber eines aparten Einganges vom Vorplatz ꝛc. aus bedürfen.

In gewissem Sinne bildet die Küche den zweiten Schmuckraum der Hausfrau. Sie liegt sammt der Speisekammer nach Norden zu, ist entweder im Parterre, oder im erhöhten Keller — dem Souterrain — angeordnet, nimmt zur Aufstellung aller Geräthe, die darin unentbehrlich sind, einen gar nicht kleinen Flächenraum in Anspruch, steht — selbst im Arbeiterhause muß dieses berücksichtigt werden — nur mit der Speisekammer oder mit einem eigenen Anrichteraum in Verbindung und muß stets direkt zugänglich gehalten sein.

Die Miethwohnung ist es auch, welche die Mägdekammer, und zwar mit Unrecht, oft äußerst untergeordnet behandelt. Diese Kammern sind häufig nur so groß, daß mit Mühe ein Bett aufgeschlagen werden kann, sie sind außerdem schlecht beleuchtet und ventilirt, weil ihre Fenster nach Lichthöfen, Korridoren, Treppenhäusern ꝛc. münden. Die an geordnete Zustände gewöhnte Hausfrau kann im Familenhause hingegen ihr Dienstmädchen weit menschlicher behandeln. Da erhält dasselbe einen Raum zugewiesen (der weder mit der Küche, noch mit der Speisekammer in Verbindung stehen sollte), der gut beleuchtet und anständig möblirt ist, damit das Mädchen zwischen ihren vier Wänden an Reinlichkeit und Häuslichkeit gewöhnt wird und nicht in den Abendstunden den Hauseingang und Straße mit Gefolge zu belagern braucht. Der am Tage als Tisch benutzte Kasten in der Küche Süddeutschlands, der unter seiner obersten Platte und in einer zum Ausziehen eingerichteten Lade die Betten für die Dienstboten birgt, sowie jene Mädchenkammern Norddeutschlands, welche die obere Hälfte der Speisekammer einnehmen, sind in den Zinshäusern nahezu berüchtigt geworden und werfen traurige Streiflichter auf unsere heutigen Humanitätsanschauungen.

Liegt die Waschküche im Souterrain, dann ist die Anlage eines Regensarges (vornehmlich im Rheinland üblich) daneben mit großen Vortheilen für periodisch vorkommende Wäschen verknüpft; ist hingegen eine Wasserleitung im Hause vorhanden, dann kann die Waschküche auch im Dachgeschoß liegen. Die Plättestube (Bügelkammer) liegt am besten in derjenigen Etage (Dachgeschoß), in welcher der Trockenboden und die Wäschekammern angeordnet sind.

Auch die im Zinshaus kärglich zugemessenen Keller finden sich im Familienhause reichlich vertheilt, um hauptsächlich den Wintervorräthen ein sicheres Lager zu bereiten und dann, um Kohlen in größeren Partien aufhäufen zu können. Dabei liegen der Obstkeller (mit Aepfeln ꝛc. auf Börden), der Kartoffelkeller (die Kartoffeln liegen hier in Lattenkisten, die in der Nähe des Fußbodens geöffnet werden können), nach Norden zu, während der Weinkeller, um einige Stufen unter die Kellersohle versenkt, mitten im Gebäude angelegt werden kann.

Die gesundheitschädlichsten Einflüsse können fehlerhaft angelegte Aborte auf die Insassen des Hauses ausüben. Zunächst gehören dieselben ins Haus, dürfen nicht allzuweit von den Schlafräumen entfernt sein, müssen einen möglichst direkten, aber versteckten Eingang haben, mit einem Vorraum versehen sein und nicht zu kleine Abmessungen besitzen. Um die schlechte Luft aus diesen Räumen zu verbannen, bedarf es (so lange der Abort in einer Etage liegt) in den meisten Fällen einer kräftigen Ventilation, die am einfachsten durch ein Rohr, das neben dem Küchenschornstein liegt und an den Mündungen mit der Grube und der Außenluft in immerwährender Verbindung steht, hergestellt wird.

Noch ein wichtiger Raum muß hier besprochen werden. Vom Hauseingang, der im Familienhaus regelmäßig an der Seitenfront des Gebäudes (selten an der Rückfront) angelegt ist und aus Gründen, welche die innere Vertheilung der Räume hervorrufen, nicht nach der Straße zumündet, ist ein entweder vom Treppenhaus oder durch Oberlicht erhellter Raum, der dazu bestimmt ist, den direkten Eintritt in die Wohn-, Gesellschafts- und Schlafräume zu vermitteln. In Deutsch-Oesterreich wird dieser zuletzt genannte Raum durch ein sogenanntes Vorzimmer, in Deutschland, vornehmlich aber im Süden, durch den in Mißkredit gekommenen Korridor oder Gang vertreten, in neuerer Zeit ist er jedoch allenthalben möglichst klein gehalten, ja häufig sogar ist die Verschmelzung dieses Vorplatzes oder Vestibuls mit dem Treppenhaus mit Erfolg versucht.

Das Treppenhaus, so in der Nähe des Hauseinganges disponirt, daß es zwischen zwei Außenmauern zu liegen kommt, läßt in der Regel auf eine verfehlte Grundrißeintheilung schließen, denn selbiges hat den Zweck, die Räume verschiedener Etagen näher an einander zu bringen, und gehört somit ziemlich in die Mitte der Gesammtdisposition.

Die raumverbindenden Thüren sollen zunächst nicht so in der Wand stehen, daß zur Passage das Zimmer diagonal durchschritten werden muß. Sind sie nicht mitten in der Wand angebracht, dann wird die Stellung der Thüren in der Nähe der Fenster- oder Rückwand (ungefähr ein Meter davon entfernt) dem Raum einen heiteren oder traulichen Eindruck verleihen. Wo jedoch überall eine Thüre zu vermeiden ist, lasse man dieselbe fort, denn nichts kann unheimlicher stimmen, als ein durch viele Thüren unterbrochener Raum.

Bedeutend mehr Einfluß als die Thüren auf die Stimmung im Raum können richtig oder falsch angelegte Fenster ausüben. Hier werden selbst heutigen Tages noch — meistens der Façade zu Liebe — große Fehler begangen, denn viele unserer modernen Familienhäuser sehen mit ihren vielen Fenstern von außen — um recht drastisch zu sprechen — eher einer Stalllaterne, als einem Gebäude ähnlich, dem durch die richtige Vertheilung der Fenster auf der Stirne steht, daß hier ein Repräsentationsraum, dort ein Wohnraum u. s. w. liegen kann. Zunächst ruft die Doppelbeleuchtung in Wohn-, Schlaf- ꝛc. Räumen eine unruhige Stimmung hervor, daher soll jedes Zimmer das Licht immer nur von einer Seite empfangen. Ins Wohnzimmer (wozu auch das Zimmer des Herrn, der Frau u. s. w. gerechnet werden muß) gehört ein einziges großes und breites Fenster, welches das Licht in möglichst geschlossener

Digitized by Google

Masse dem Raum zusendet. Die so erhellten Räume, die eine gewisse Licht- und Schattenregion aufweisen, stimmen immer gemüthlich und anheimelnd, ohne deshalb finster genannt werden zu können. In einer Wand vertheilt müssen jedoch die Fenster in Gesellschafts- und Repräsentationsräumen sein, denn hier muß überall das Licht den Schatten beherrschen, hier muß alles freundlich und einladend stimmen.

Von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist die immerwährende Lüftung, d. h. Ventilation der sämmtlichen Räume im Familienhaus. Diese Ventilation, die ja nichts anders als eine nie unterbrochene Lufterneuerung im Raum bezwecken soll, wird im Schlafzimmer anders als in der Küche, Keller ꝛc. sein müssen, jedoch lassen sich hier eingehende Angaben über die Mittel, welche die jeweilig beabsichtigte Wirkung erzielen, nicht erörtern, wohl aber können wir die leitenden Grundsätze, die vornehmlich in Frage kommen, gedrängt darlegen. So ist die frische Außenluft in der Nähe der Decke einzuführen, wohingegen die verbrauchte in der Nähe des Fußbodens abzuführen ist. Die Zuführungs- und Abführungsöffnungen sind vertheilt anzuordnen, und ist im Winter (resp. Herbst und Frühjahr) darauf Bedacht zu nehmen, daß die frische Luft im erwärmten Zustand den bewohnten Raum betritt. Die vor nicht zu langer Zeit erst vervollkommnete Luftheizung kann Winter wie Sommer am besten die ausgiebigste Ventilation erzielen, sowie überall die Centralheizung auch für die Erwärmung der Räume die richtigste und im Betrieb die billigste sein dürfte. Wird die Erwärmung der Räume durch Oefen bewirkt, dann ordne man dieselben an der Rückwand und nicht zu weit von den Eingangsthüren an, lasse aber die Thüre dort, wo kein geheizter Vorplatz vorhanden ist, so aufschlagen, daß die beim Betreten des Raumes in das Zimmer dringende kalte Luft zunächst den Ofen bestreichen muß; dadurch wird diese Luft vorgewärmt und trifft den Bewohner jedenfalls nicht so unangenehm, als wenn sie direkt wirkend auftritt.

Zu den weiteren Annehmlichkeiten gehört endlich noch die Versorgung des Hauses mit Wasser (Wasserleitung) und die Anlage einer Gasleitung. Erstere stiftet zu Gunsten der Reinlichkeit und Bequemlichkeit in der Küche, Schlafzimmer, Kloset, Speisezimmer, Waschküche und im Badezimmer (ein Raum, der eigentlich niemals fehlen dürfte und der am besten in der Nähe der Schlafzimmer liegt) großen Nutzen, letztere verbannt den unangenehmen Petroleumgeruch im Hause und macht es auch möglich, die Räume nach Bedürfniß zu erhellen.

Am Schlusse unserer so sehr summarisch*) gehaltenen Exkursionen auf dem Gebiete des modernen Wohnhausbaues angelangt, dürfen wir die Hoffnung aussprechen, daß durch den in Deutschland sich allmählich hebenden Wohlstand, durch die — allerdings noch sehr in den Anfängen begriffene — Entwicklung unserer nationalen Kunstindustrie, vornehmlich aber durch das Eingreifen tüchtig geschulter Architekten, das Familienhaus im „Innern" wie im „Aeußern", zwei Punkte, die hier nicht erörtert werden konnten, mit der Zeit eine wahrhaft künstlerische Ausstattung und Gestaltung erfahren wird.

*) Eingehender habe ich dieses Thema behandelt und mit 156 Abbildungen in Karl Scholtzes „Bautechnischer Taschenbibliothek". Abtheilung: Die „Villa", das „freistehende Familienwohnhaus". D. V.

Aus dem Leben einer preußischen Hofdame.*)

Nachdruck verboten. Ges. v. 11./VI. 70.

(Schluß.)

Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges kehrte Friedrich der Große im März 1763 nach Berlin zurück.

Um bei dieser Heimkehr des Königs anwesend zu sein, war auch Frau von Voss auf den Befehl der Königin nach Berlin gekommen, und der Wunsch der letzteren, sie ganz in ihrer Nähe zu behalten, ward für ihr ferneres Bleiben dort entscheidend, indem der König jetzt Herrn von Voss zum Hofmarschall seiner Gemahlin ernannte. Dreißig Jahre hindurch, vom Sommer 1763 bis zum Tode des Hofmarschalls von Voss 1793, blieb die äußere Existenz der Familie von nun an eine ziemlich unveränderte. Der Winter wurde in Berlin zugebracht. Der Frühling und die erste Hälfte des Sommers in der Begleitung der Königin in Schönhausen und der Spätsommer und Herbst, vor allem die Jagdzeit, auf dem Lande in Mecklenburg. Zwischendurch ward Frau von Voss ihrer leidenden Gesundheit halber in Kurorte und Bäder geschickt, besonders häufig nach Pyrmont und dann einige Jahre hinter einander nach Karlsbad, und an dem letzteren Orte befreundete sie sich mit einer Fürstin Auersperg, der Schwester ihres früheren Verehrers, des Grafen Neipperg. Diese Freundschaft ward bald eine sehr innige, und bei einem späteren Besuche, den Frau von Voss in Begleitung ihrer Tochter bei der Fürstin in Böhmen machte, lernte diese ihren nachmaligen Gemahl, den Grafen Castell-Rüdenhausen, kennen. Das junge Mädchen war damals erst dreizehn Jahre alt; doch muß diese große Jugend in jener Zeit für eine Braut nichts Auffallendes gewesen und niemand als ein Hinderniß erschienen sein, um der gegenseitigen Neigung der beiden jungen Leute die elterliche Zustimmung zu versagen; denn nachdem Graf Castell die Einwilligung seines zukünftigen Schwiegervaters eingeholt hatte, ward bereits im Oktober 1769 die Verlobung gefeiert. Da die Braut noch nicht eingesegnet war, ging ihre Mutter, um sie vor äußerer Zerstreuung zu bewahren, anstatt nach Berlin mit ihr auf das Gut ihrer Großmutter, und erzählt selbst ausführlich, wie hier der hochwürdige Pastor Volmer mit großem Ernst ihre religiöse Unterweisung beendet habe und sie an ihrem 14. Geburtstag im Dezember desselben Jahres dort eingesegnet und zur heiligen Kommunion zugelassen worden sei. Dieser Tag wurde als ein Familienfest sehr feierlich begangen, und alle Verwandten kamen herbeigereist, um der heiligen Handlung beizuwohnen.

Wenige Wochen später fand die Vermählung statt. Griff der Abschied von der Tochter die Gräfin Voss bereits sehr an, so noch mehr der im nächsten Jahre (1771) erfolgende Tod ihrer innig geliebten Mutter. Ihr einziger übrig gebliebener Sohn bezog schon 1768 die Universität; so stand sie denn fast allein. Das Hofleben hatte längst für sie, die jetzt 42jährige Frau, seine Reize verloren; eine Häuslichkeit hatte sie nicht, denn der Graf widmete sich der Jagd, dem Spiel, dem Theater. Im Landleben, dem sie auf dem Gute Giewitz in Mecklenburg nachging, fand sie einigen Ersatz. Auch der Tod Friedrich des Großen im Jahre 1786 änderte nichts in ihrer äußeren Existenz. Friedrich Wilhelm II, der Sohn ihres ehemaligen Verehrers, bestieg den Thron und erwies sich ihr als ein besonders gnädiger König, für dessen Schwächen sie denn auch eine mildere Beurtheilung hatte als die meisten übrigen Menschen. Friedrich Wilhelm II war 1744 geboren und zweimal verheirathet; von seiner ersten Frau, einer braunschweigischen Prinzessin, war er geschieden; mit seiner zweiten, einer Darmstädterin, lebte er unglücklich, da er zahlreiche Liebschaften unterhielt und schließlich in die verderblichen Bande der Tochter eines armen Musikanten, namens Enke, gerieth, die an den Kämmerer Rietz verheirathet war, und von ihm zur Gräfin Lichtenau erhoben wurde. Die Rietz war ihm unentbehrlich und führte eine vollständige Herrschaft über den König. Noch als Prinz aber spielte dieser eine Liebesgeschichte, durch welche die Gräfin Voss unmittelbar berührt wurde; denn der Gegenstand seiner Liebe war ihre Nichte, Julie v. Voss, seit 1783 Hofdame der Königin.

Dasselbe, was 1745 sich zugetragen hatte, wiederholte sich 1783; der Prinz faßte eine Neigung für die Hofdame der Königin. Fräulein von Voss, deren unglückliches Schicksal eben so sehr wie ihre Schuld das größte Mitleid verdient, hatte gleich bei ihrem ersten Erscheinen an Hof die Aufmerksamkeit und Bewunderung des Prinzen erregt, und fast drei Jahre lang verfolgte er sie mit seiner Neigung. Die Zeitgenossen schildern sie als eine Schönheit im Genre Tizians, schlank und voll zugleich,

*) Das Werk, dem wir unsere Mittheilungen entnehmen, erfreut sich einer so lebhaften Theilnahme von Seiten des Publikums, daß kaum acht Tage nach seinem Erscheinen die Verlagshandlung Auftrag zur Herstellung einer zweiten Auflage ertheilen mußte, die wohl gleichzeitig mit dieser Nummer erscheinen wird. D. R.

Digitized by Google

von schönen Formen und feinen Zügen, blendend weiß, aber ganz ohne Farben, von einer marmorähnlichen Blässe, gehoben durch ein überaus reiches röthlich blondes Haar. Am Hofe hatte sie den Beinamen „Ceres" wegen dieses üppigen goldenen Haares, in dessen Schmuck die Bilder sie auch darstellen, die noch von ihr erhalten sind.

Gräfin Voss schreibt in ihren Aufzeichnungen über dieses Verhältniß:

„Julie gefällt dem Prinzen mehr als mir lieb ist. Er spricht viel mit ihr: ich fürchte, sie ist nicht unempfindlich für seine Bewunderung, und sie wird durch ein solches Gefühl nur sich selbst unglücklich machen." Einige Zeit später: „Die Prinzessin von Preußen ist eifersüchtig auf Julie"; endlich im Dezember: „Ich hatte eine lange Unterredung unter vier Augen mit dem Prinzen; ich hielt ihm sein Unrecht vor, Julie mit seiner Leidenschaft zu verfolgen; ich sagte ihm, daß er sie dadurch nur unglücklich machen werde, ja, ich sagte ihm meine ganze Meinung und die ganze Wahrheit mit allem Ernst. Er versprach mir, sein Benehmen zu ändern und alles zu thun, was ich wollte. Er hatte später noch eine Explikation mit Julie, und ich weiß, daß sie ihm Vorwürfe gemacht hat und mit Recht, daß er ihrem Rufe auf eine unverzeihliche Weise schade. Auch kam er sehr traurig und niedergeschlagen von ihr zurück; ich sagte ihm noch einmal ernstlich, er müsse dieser Sache ein Ende machen, und er gelobte es mir." Eine Zeit lang scheint der Prinz sein Versprechen gehalten zu haben; bald aber brach die Leidenschaft aufs neue aus und wurde zur lodernden Flamme, die sich nicht mehr ersticken ließ. Als er 1786 König geworden, gelangte er auch bald zum Ziele. Das Tagebuch der Gräfin beschäftigt sich nun ausschließlich mit dieser Angelegenheit.

8. November.

Ich sehe es jetzt deutlich, sie liebt den König trotz all ihres Leugnens; sie kann nicht mehr von ihm lassen, und ist, was auch geschehen mag, nicht mehr von ihm loszureißen. Es grämt mich schrecklich.

2. Dezember.

Nach Tisch sprach der König lange mit meiner Nichte; ach, ich fürchte, es nimmt ein trauriges Ende für sie und für die Ehre der Familie! Ich habe es immer und immer gesagt: man hätte sie nicht an Hof lassen sollen!

8. Dezember.

Der König kompromittirt sich fürchterlich. Um seiner selbst willen möchte ich, er könnte ein Mann sein und sich besinnen.

30. Dezember.

Heute kam endlich, was ich lange gefürchtet hatte: meine Nichte warf sich in meine Arme, um mir zu sagen, daß ihr Schicksal entschieden sei; sie wolle dem König angehören aus Pflicht für ihn und aus Liebe zu ihm! Ich gestehe, ich finde sie so furchtbar zu beklagen, daß ich kein Wort mehr habe, sie zu verdammen; sie wird bald genug namenlos unglücklich sein; denn ihr Gewissen wird sie nie mehr Ruhe und Frieden finden lassen."

Die Bedingungen, welche Fräulein von Voss dem König gestellt hatte, waren folgende: daß die regierende Königin ihre schriftliche Einwilligung zu ihrer Verbindung gebe; daß sie dem König feierlich zur linken Hand angetraut werde, und daß die Rietz mit ihren Kindern für immer Berlin verlasse. In die beiden ersten Punkte willigte der König sogleich ein, aber den dritten wollte er nicht zugestehen. Und doch drängten verschiedene einflußreiche Persönlichkeiten, besonders der Schwiegervater ihres Bruders, der Minister Finkenstein, Fräulein von Voss zur Nachgiebigkeit und redeten ihr vor, sie opfere sich selbst dem Glück des Landes und dem wahren Wohl des Königs, indem sie den Einfluß eigennütziger und gefährlicher Personen aus seiner Nähe verbanne; ja, die Königin selbst that es, in der Hoffnung, die gefürchtete Rietz durch sie zu beseitigen.

So fand denn endlich die Trauung zur linken Hand durch den Hofprediger Zöllner statt. Das Consistorium erklärte eine solche für zulässig unter Berufung auf die von Melanchthon erlaubte Doppelehe Philipps von Hessen. Ueber diesen Skandal selbst urtheilt die edle Gräfin Voss am 2. Januar 1787:

„Meine Nichte sagte mir heute unter Thränen, seit acht Tagen sei sie mit dem Könige heimlich getraut, bat mich aber es zu verschweigen. Es betrübt mich tief, und ich kann mich mit dem besten Willen eines Gefühls von Abscheu und Widerwillen gegen eine Sache nicht erwehren, die so unerlaubt ist, man mag an Scheingründen dafür angeben, was man will. Ihr Gewissen wird es ihr schon genugsam sagen und wird nicht wieder ruhig werden."

Fräulein von Voss erhielt den Namen einer Gräfin Ingenheim, sie erschien bei Hofe und wurde selbst von der Königin empfangen. Die Bigamie war vollständig. Am 2. Januar 1789 wurde sie von einem Sohne entbunden, starb jedoch schon am 25. März in Folge des Wochenbettes. Allgemein hieß es, sie sei vergiftet worden, doch beweist Gräfin Voss das völlig Ungegründete dieses Verdachts. Der anfangs tiefe Schmerz des Königs wurde bald gestillt durch eine junge Gräfin Dönhoff, „eine auffallend hübsche Person", mit welcher Friedrich Wilhelm II sich am 11. April 1790 abermals durch Zöllner zur linken Hand trauen ließ. Ihre Nachkommen sind die Grafen von Brandenburg. Doch dauerte auch dieses Verhältniß nicht lange; die Rietz (Lichtenau) wußte 1793 die Entfernung der Dönhoff durchzusetzen.

Eine neue Zeit nahte heran. In Frankreich brach die Revolution aus, deren Schrecken in den Tagebuchblättern der alternden Gräfin sich wiederspiegeln. Ihr Gemüth ward tief ergriffen vom Mißerfolge der preußischen Waffen; dazu gesellte sich der am 26. Mai 1793 erfolgende Tod ihres Gemahls. Aber der Wittwe war noch ein schönes Loos beschieden; der Abend ihres Lebens war noch segensreich und herrlich durch ihr Wirken als Oberhofmeisterin der Königin Luise, deren unbedingtes Vertrauen, wie das ihres königlichen Gemahls sie gewann. Das Buch ist überreich an charakteristischen Beiträgen zur Geschichte des Privatlebens der Königin Luise, die sie nur ihren „guten Engel" nennt, mit der sie die ganze Leidensgeschichte von Jena bis zum unseligen Frieden von Tilsit und bis zu deren Tode durchmachte. Die erste, welche unsern jetzigen Kaiser auf den Armen wiegte, war Frau von Voss. Ihr Tagebuch berichtet:

22. März 1797.

Die Kronprinzessin war schon während der Nacht leidend; als ich zu ihr hinauf kam, war ich überzeugt, daß sie heute niederkommen würde, aber sie lachte und wollte es mir nicht glauben, und um dreiviertel auf zwei Uhr war das Kind schon glücklich da! Es ist ein prächtiger kleiner Prinz! Ueberall war große, große Freude.

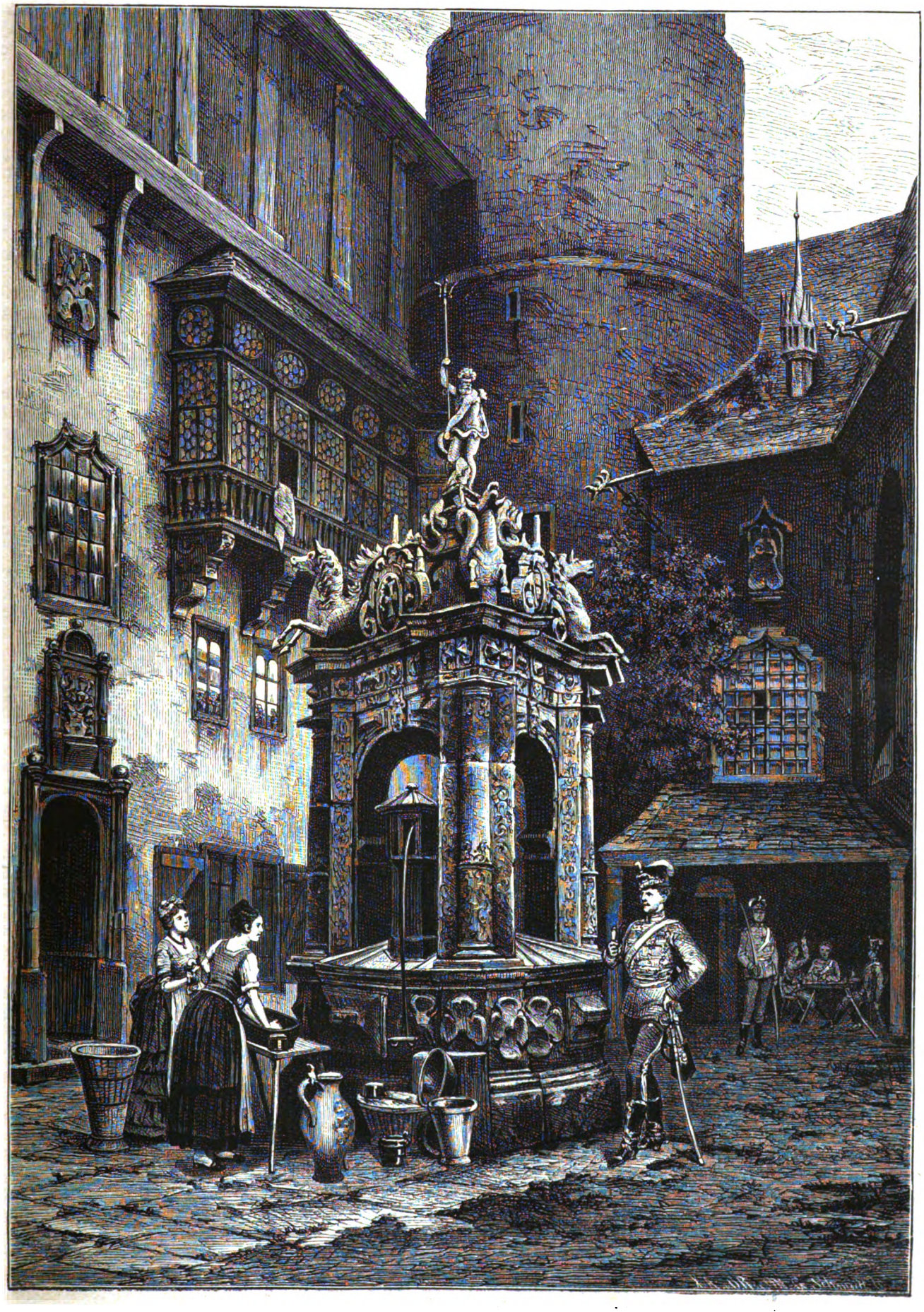
Auf der Flucht vor den Franzosen mit der königlichen Familie begriffen, feierte am 11. März 1807 die Gräfin ihren achtzigsten Geburtstag, der wohl geeignet war, Rückblicke auf ihr reiches Leben zu veranlassen, das unter so glänzenden Verhältnissen begonnen hatte. Jetzt aber, wo Preußen am Erlöschen stand, durchzog tiefe Wehmuth ihr altes Herz:

„Mein alter Geburtstag. Heute bin ich achtzig Jahre alt geworden, die der barmherzige Gott mich hat aus Gnaden erleben lassen! Wenn ich denke, wie dies Leben uns wie ein Traum vergeht, und doch auch alles Unglücks und aller Traurigkeit gedenke, die ich durchlebt habe, kann ich mir nicht genug sagen, daß alles, was Gott uns schickt, nur für unser wahres, das heißt für unser zukünftiges und ewiges Heil so geordnet ist!

Seit den drei Jahren, daß unsere armen theuren Herrschaften durch diesen verabscheuungswürdigen Corsen das Unglaublichste leiden, ist mein Herz sehr kummervoll und gebeugt. Wenn nur noch eine Hoffnung, ein Lichtstrahl uns bliebe, daß es wieder anders werden kann, aber so lange dieser Elende zum Verderben der Menschheit lebt, ist nichts für uns zu hoffen!"

Am 19. Juli 1810 stand sie am Sterbebette der Königin Luise; sie sah, wie die edle Dulderin ihren Kopf auf die Seite neigte, die Augen weit öffnete, gen Himmel richtete und die Worte sprach: „Ich sterbe, o Jesu, mach es leicht!" Dann war sie verschieden. Ein tiefer, tiefer Schmerz durchklingt nun Seite für Seite die Blätter des Tagebuchs in den folgenden vier Jahren, welche der Gräfin noch zu leben beschieden waren.

Digitized by Google



Im Schloßhofe zu Merseburg.

Originalzeichnung von Conrad.

Digitized by Google

Sie hatte jetzt die königlichen Kinder in ihrer Obhut, die mit rührender Hingebung an ihr hingen. Hoch ehrte sie der König; täglich war er bei ihr, plauderte stundenlang mit ihr, und wenn er von einer Reise heimkehrte, war sein erster Gang zur Gräfin Voss, bei der nun zunehmende Kränklichkeit eintrat, wenn ihr Geist auch stets frisch bis an ihr Lebensende blieb. Am 6. April 1814 heißt es in ihrem Tagebuch:

„Meine Tage sind leidensvoll wie immer; dabei habe ich so viel Noth mit den Gouvernanten und allen möglichen Arten von Leuten. Ich überdenke viel die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft, aber für mich wird die letztere nicht mehr lange auf Erden sein. Das Ewige bleibt doch das allein Wichtige!

Noch am 28. Dezember schreibt sie: „Mein Kopf ist wie erstarrt, wie gelähmt. Ich schrieb an den geliebten König und schickte ihm eine hübsche Brieftasche. Nach Tische und abends zum Souper Menschen wie immer."

Am 29. Dezember 1814 abends, während sie wie gewöhnlich ihre Whistpartie machte, wurde sie von einem Schlaganfall so gelähmt, daß sie, auf ihrem Stuhl sitzend, von ihren Leuten in das Schlafzimmer getragen und dort zu Bette gebracht werden mußte. Ihre gute Laune verließ sie auch jetzt nicht; sie sagte lächelnd zu ihren Mitspielern, während man sie hinaustrug: „Ne me trichez pas!"

Die allgemeine Lähmung nahm rasch zu; sie verlor bald das Bewußtsein und am 31. Dezember morgens ging sie sanft und schmerzlos hinüber.

Die 86jährige Frau, welche eine so bedeutende Rolle am preußischen Hofe spielte, eine Rolle, welche erst der erkennt, welcher vollständig ihre Tagebücher liest, war in ihrem äußern Wesen, in ihren Sitten und Gebräuchen dem vorigen Jahrhundert treu geblieben.

Sie machte den wechselnden Moden nur geringe Konzessionen, groß, schlank und von vornehmer Haltung, bis zuletzt ungebeugt und gerade wie eine Kerze, standen ihr die Schuhe mit hohen Absätzen, die „Pochen" und das gepuderte Haar nicht übel, die sie von Jugend auf zu tragen gewöhnt war. Noch immer, während sie bei ihrer Toilette saß und man sie puderte und frisirte, empfing sie ihre Besuche, wie das im vorigen Jahrhundert Sitte gewesen, und der König pflegte gerade um diese Zeit, ehe er ausging, ziemlich regelmäßig bei ihr einzutreten und sich mit den Anwesenden zu unterhalten. So lebte diese merkwürdige und liebenswürdige Frau im Besitze all ihrer Geisteskräfte in einem Alter, wo andere nur ein Gegenstand der Sorge und Pflege ihrer Angehörigen sind, noch in segensreicher Wirksamkeit und voll thätigen Wohlwollens der Erfüllung ihrer Pflichten, geschätzt und geehrt von ihrem Monarchen und seinem ganzen Hause, von keinem beneidet, von vielen bewundert und von allen geliebt, bis ein sanfter Tod ohne Kampf oder Schmerz ihr schönes, reich gesegnetes Leben endete.

Deutsche Städte und Bauten.

I. Merseburg.

(Mit Illustration auf S. 77.)

Am mittleren Laufe der Saale, da wo die Grenzscheide zwischen deutscher und slavischer Zunge im Mittelalter hinlief, wo von rebengekrönten Hügeln herab noch jetzt die Ruinen stolzer Burgen ins Thal schauen und prachtvolle Dome sich in den Fluten des lieblichen Stromes wiederspiegeln, ist der Boden zu suchen, auf dem die deutsche Kultur im Osten sich am frühesten entfaltete, auf welchem sächsische, salische, ja auch hohenstaufische Kaiser mit ritterlichem und geistlichem Gefolge sich oftmals tummelten, wo der Pfaff im Thale schöne Klöster und der Feudalherr auf den Bergen die stolzen Burgen gründete.

Und so weit das Auge schaut, welch blutgedüngter Boden! Ringsum liegen Leipzig, Breitenfeld, Lützen, Roßbach, Keuschberg, Groß-Görschen. Welche Erinnerungen knüpfen sich an diese Orte!

Wer heute mit der Thüringer Bahn von Halle nach Eisenach fährt und die zahlreichen freundlichen Mittelstädte, die jede von der anderen nur eine halbe Stunde mit der Bahn entfernt ist, berührt, der vergißt bei ihrem Anblick die Kämpfe, die hier in welterschütternder Weise sich abspielten. Erst wenn er eintritt in die stillen und sauberen Straßen der alten Bischofs- und Fürstensitze, wenn er die uralten Reste der Architektur, die schönen Dome, die ragenden Schlösser vor sich auftauchen sieht, dann wird er gewahr, wie hier einst ein gewaltigeres Leben pulsirt haben muß, das im Strome der Zeit verscheucht wurde.

Zu diesen Städten gehört **Merseburg**, das von der Bahn aus mit seinem gothischen Dome und seinem Renaissanceschlosse sich prächtig präsentirt. Mit dem „Mars", von dem man den Ortsnamen ableiten wollte, also Marsburg, Kriegsburg, hat die Stadt nichts zu thun; es sei denn, daß man die Kaserne der blauen Husaren dort für einen Marstempel ansehen will; weit wahrscheinlicher ist der Name auf Mertensburg, Martinsburg zurückzuführen, was wir übrigens auch dahingestellt sein lassen wollen.

Schon im zehnten Jahrhundert gewann der Ort, ein Grenzposten der Deutschen gegen die heidnischen Wenden, an Bedeutung, und Heinrich der Finkler, der im Osten unseres Vaterlandes so segensreich als Markengründer waltete, kann auch als der eigentliche Stifter von Merseburg angesehen werden. Hier war es auch, wo er in entscheidender Schlacht, nachdem er lange seine Deutschen eingeübt, die von ganz Europa gefürchteten Hunnen vernichtete. Da sie aufs neue Anforderungen wenig ziemlicher Art an ihn stellten, sandte er ihnen als Antwort einen an Ohren und Schwanz verstümmelten Hund zu, und sogleich drangen die Hunnenheere zwischen Elbe und Saale vor, wo es bei Keuschberg und Skölen, dicht bei Merseburg, zu der berühmten Entscheidungsschlacht kam.

Höchst drastisch lautet die Schilderung dieser Hunnenschlacht in einer alten Chronik; wir würden der Darstellung die Blüte rauben, wollten wir die alte Sprache in unser modernes Deutsch übersetzen. „Als Kayser Konrad I, ein Herzog aus Franken, der letzte vom Geblüt Karls des Großen, im Jahre Christi 919 gestorben und Henricus, genannt der Vogelsteller, im Jahre 920 zum deutschen Könige gewählt worden, sind danach über drei Jahre die Ungarn, welche Hunni oder Avaren genannt, ein ungläubig und tyrannisch Volk aus Skythien (!), in das Land zu Sachsen gezogen, haben alle Länder, dadurch sie gegangen, geplündert, verheert und verbrannt, viel Volk erschlagen, gefangen gemacht und hinweggeführt. Da ist ihnen Kaiser Heinrich I bis Wenden entgegengezogen."

Nun folgt die Schilderung, wie die beiden Heere sich einander bei Merseburg treffen. „Der Ungarn Losung ist gewesen das Wort: Hui, hui, hui! Aber die Kaiserlichen haben das Wort Kyrie Eleison zur Losung gehabt. Die Schlacht ist angegangen ganz frühe, ehe der Tag licht worden, und hat gewährt bis auf den Abend, da die Sonne untergegangen; geschehen in der Fasten 14 Tage vor Ostern im Jahre Christi 933 in dem Felde am Eichholze bei dem Dorfe Skölen. Den flüchtigen Hunnen haben die Kaiserlichen bis gen Bernburg nachgejagt, da sie in der Flucht den mehrsten Theil erleget; welche aber nach dem Lande zu Böhmen geflohen, die sind zum Theil davon gekommen. Und schreiben etliche, daß in dieser Schlacht auf der Wahlstatt 40,000 Ungarn todt blieben und 50,000 hin und wieder gefangen worden, die andern sollen davon gekommen sein. Aber andre Skribenten und Annales wollen, es sollen der Ungarn 100,000 auf der Wahlstatt und in der Flucht zusammengerechnet erschlagen und 50,000 gefangen sein. Welches gar glaublich; denn die Ungarn sein 300,000 stark gewesen."

Allzustreng wollen wir es mit den Zahlen des Chronisten nicht nehmen und lieber von dem Domstift erzählen, welches Otto I in Folge eines Gelübdes während der Schlacht auf dem Lechfelde hier gründete und das sowohl für die Kultur als die

Digitized by Google

Christianisirung des deutschen Ostens von hoher Bedeutung wurde. Mit ihm beginnt die Blüte der Stadt. Dietmar, der berühmte Geschichtsschreiber († 1020), einst Kaplan Kaiser Heinrichs II, dann Merseburger Bischof, legte den Grundstein zu dem herrlichen Dom, an den sich bald andere Bauwerke monumentaler Art anschlossen, und um den rings herum die gewerbthätige Stadt aufblühte. Schon 1004, weit früher als das benachbarte Leipzig, besaß Merseburg Markt-, Münz- und Zollgerechtsame. Als Kaiser Friedrich Rothbart hier einen Reichstag hielt, auf den er Heinrich den Löwen vergeblich vorlud, gewährte er der Vorstadt „Neumarkt" Stadt- und Marktprivilegien. Auf ihre Pfalzgerechtigkeit verzichteten die Kaiser jedoch nur allmählich; dieselbe ging an die Bischöfe über, und diese nahmen in Ermangelung eigener Dienstleute den Schutz der Markgrafen von Wettin in Anspruch, und aus den Schutzbefohlenen wurden allmählich vollständige Vasallen der sächsischen Herzoge.

Wir können die immerhin bemerkenswerthe Geschichte der Merseburger Bischöfe hier nicht im einzelnen verfolgen; nur einer derselben, der heute noch im Volksmunde fortlebt, möge erwähnt werden. Es ist dieses Thilo von Throta, der einundvierzigste Bischof († 1514), der prachtliebende, ehrgeizige Erbauer des Schlosses, welcher dem Stifte mehr Güter erwarb, als irgend einer seiner Vorgänger. Allein es war vor Thorschluß, denn die Reformation, welche mit Gewalt gleich nach seinem Tode die sächsischen Lande durchbrauste, machte den Bischöfen bald ein Ende. Nach dem Tode des letzten, Sigismund mit Namen, wurde keine Neuwahl vorgenommen, vielmehr die Auskunft getroffen, den Bruder des Kurfürsten Moritz von Sachsen, August, als Stiftsadministrator zu „postuliren". Beim westfälischen Frieden wurde das Bisthum mit Einwilligung des Kapitels dem dritten Sohne des Kurfürsten Johann Georg I, dem Prinzen Christian, und dessen männlichen Nachkommen „auf ewige Zeiten" übertragen. Er ward Stifter der Linie Sachsen-Merseburg, die schon 1738 erlosch und an das Kurhaus zurück fiel. 1815 wurde Merseburg preußisch und Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirkes.

Zwei Gebäude der alten Stadt sind es, die wir hervorzuheben haben: der Dom und das Schloß. Unstreitig macht der Merseburger Dom mit seinem geringen Streben in die Höhe, mit seinen ungeheuren, weit zur Erde reichenden Giebeln und der Verschränkung seiner Theile einen alterthümlichen Eindruck, wie nicht leicht ein anderes deutsches Bauwerk. Am ältesten sind am ganzen Bau die beiden östlichen Thürme, welche zur Zeit des Bischofs Hunold 1040 gebaut wurden; doch mußte der nördliche im 17. Jahrhundert theilweise abgetragen werden, während der südliche bis an die Zinnen die ursprüngliche Gestalt bewahrte. In der westlichen Hauptfaçade entsprechen der mittlere Theil der Vorhalle mit dem Giebel und der giebelförmige Zwischenbau zwischen den westlichen Thürmen dem Baustil, welcher am Ende des 12. und am Anfange des 13. Jahrhunderts in Sachsen herrschte. Der Spitzbogen der dortigen Fenster und Blenden hat die gedrückte und schwere Form, wie sie die ebenfalls sehr alten Baureste von Memleben und Freiburg aufweisen. Der Anbau der beiden Seitenflügel der Vorhalle nach Osten und Westen fällt nach Form und Füllung der Fenster in das 15. Jahrhundert. Am Hauptschiffe, sowie an dessen Anbau zeigen Giebel, Strebepfeiler und Fenster dagegen deutlich wieder den Geschmack des 16. Jahrhunderts.

Unter den Denkmälern des Domes ist das am Eingange des Chors befindliche Monument des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben bemerkenswerth, welcher in der Schlacht an der Elster im Jahre 1080 vom Kaiser Heinrich IV geschlagen wurde. In jener Schlacht wurde ihm die rechte Hand abgehauen — man zeigt sie noch! — und er starb bald darauf an seinen Wunden zu Merseburg im Schlosse seines Anhängers, des Bischofs Werner. Volle fünf Fuß hoch, besteht das Denkmal aus einer Bronzeplatte mit dem Reliefbildnisse Rudolfs, dem ältesten plastischen Erz-Monumente Sachsens. Die um 1526 erbaute übrigens spätgothische Kanzel bezeichnet im Dome mit ihren reich in Holz geschnitzten Reliefs den Eintritt des neuen Renaissancestils, welcher in dem mächtigen Schlosse, dem großartigen Zeugnisse der Fürsten, die hier residirt, zur vollen Geltung gelangte. Mit seinen drei Flügeln umfaßt es einen weiten viereckigen Hofraum, dessen vierte nach Süden gelegene Seite den Dom begrenzt.

Man betritt diesen Hof vom Domplatz aus durch ein stattliches Portal in kräftiger Architektur mit einem barocken Aufsatz, der das von Löwen gehaltene Merseburger Wappen darstellt. Durch einen verhältnißmäßig kleinen Durchgang gelangt man von da in den imposanten innern Schloßhof. Hier steht auch der alte schwarze Käfig, in welchem der historische Merseburger Rabe gefüttert wird, wie die Berner ihre Bären füttern. Die Sage erzählt nämlich hier — wie an manchem andern Orte — von einem dem Bischof gestohlenen Siegelringe, vom Verdacht, der auf einen Schieferdecker fiel, welcher hingerichtet wurde, und wie dessen Unschuld an den Tag kam, als der Ring im Rabennneste wieder aufgefunden wurde. Zur Erinnerung und gleichsam als Sühne wird seit Jahrhunderten im Schloßhofe ein Rabe gefüttert, für dessen Unterhaltung der Wärter aus einer Stiftung jährlich zehn Thaler erhält.

Vor der Nord- und Westfaçade des Schlosses erheben sich schlanke Treppenthürme, vor der nach dem anmuthigen Saalethale blickenden Ostfaçade dehnt sich eine bepflanzte Terrasse mit prächtiger Fernsicht aus, die im Verein mit den schlanken Thürmen des Schlosses und der mittelalterlichen vierthürmigen Domkirche vom jenseitigen Flußufer aus ein ungemein malerisches Bild gewährt.

Die Architektur des Aeußern wie des Innern ist nach Lübcke, dem wir hier folgen, wesentlich bedingt durch die hohen Giebel, welche sich über dem durchlaufenden Hauptgesimse bis zur Firsthöhe erheben, in drei Stockwerke getheilt, deren Verjüngungen durch Voluten und Obelisken vermittelt sind, oben mit geradlinigem Giebel geschlossen.

Während die äußeren Façaden fast schmucklos sind, gestaltet sich der Schloßhof weit reicher. Ihm ist auch unsre Abbildung entnommen. Zu den mittelalterlichen Thürmen der Domkirche gesellt sich in der nordöstlichen Ecke ein imposanter Treppenthurm mit kräftigem Gesims und stattlichem Helm, die Façade fast um die doppelte Höhe überragend. Ein hübsches Portal führt in das Innere des Thurmes, an dem sich ein mit üppigem Grün bewachsener Vorbau anlehnt. Auch an Erkern fehlt es nicht, und unsre Abbildung zeigt einen der auf Steinkonsolen aus dem zweiten Stockwerk hervorspringenden hölzernen Balkone.

Vor ihm steht der originelle dreiseitige Ziehbrunnen. Auf kräftiger Brüstung öffnet sich nach drei Seiten je ein Bogen von dorischen Säulen mit reichgeschmücktem verkröpften Gebälk umrahmt; drei Bügel, feurig bewegte Seepferde tragend, wölben sich darüber zusammen; den gemeinschaftlichen Schlußstein krönt ein Neptun mit Dreizack und Delphin. Zwischen den Seepferden über den Bogenachsen ist je ein Wappen mit reicher Umrahmung. Bei barockem Detail hat das ganze eine ungemein lebendige Silhouette und trägt den Stempel einer üppigen phantasievollen Epoche.

Die Südseite des Schloßhofes wird von der Domkirche mit ihren steilen Giebeln und Thürmen eingenommen, und so bildet dieser Hof ein Ganzes von grandiosen Dimensionen und ungemein malerischer Wirkung. Denkt man sich dazu die ehemalige Bemalung, von welcher zahlreiche Spuren zeugen, so muß dieser Hof früher einen prachtvollen Eindruck gemacht haben.

Als erster Erbauer des Schlosses wird der schon erwähnte Bischof Thilo von Throta genannt. Die späteren, am Ausgange des 16. und Beginn des 17. Jahrhunderts erbauten Theile stammen von Simon Hoffmann. Das Hauptstück der Dekoration ist im Innern die prachtvolle, in einem polygonen Treppenhause angelegte Wendelstiege, die an der Unterseite völlig mit Ranken, Masken, Wappen und Figuren in fein behandelten Reliefs bedeckt ist.

Jetzt ist es stille im Schloßhofe, durch den einst die letzten Bischöfe und dann die Herzöge von Sachsen-Merseburg wandelten. Nur der Schritt des blauen Husaren, der hier Wache steht, hallt in dem weiten Raume wieder, oder das Schäkern der Mädchen, die mit ihren Eimern, Wasser zu holen, zu dem alten Ziehbrunnen kommen.

Digitized by Google

Am Familientische.

Ein Hundefrühstück.

(Zu dem Bilde auf S. 69.)

„Der Hund gehört untern Tisch und das Weib dazu," sagt ein altes Sprichwort, das richtig gelesen (nämlich: unter den Tisch und zum Tisch) seine volle Berechtigung hat, denn es weist dem Thier wie dem Menschen den angemessenen Platz an. Unsere „Kaffeeschwester" ist darüber entschieden anderer Ansicht; in rührender Selbstverleugnung theilt sie nicht nur den Lieblingstrank mit den vierbeinigen Stubengenossen, sondern gibt ihnen dazu noch das schneeweiße Tischtuch preis. Was man sonst Hundebrot, Hundeessen ꝛc. nennt, wird durch solch ein Verfahren augenscheinlich widerlegt; es ist ein ganz leckeres Mahl, das wir darum auch Hundefrühstück titulirt haben. Auch Hundekaffee hätte es heißen können, wobei man aber erst recht an einen erbärmlichen Kaffee gedacht hätte, etwa wie ihn der böse Leumund den Sachsen zuschreibt, die alljährlich in der Sylvesternacht auf den Boden ihres Kaffeetopfes eine Bohne nageln sollen, welche dann mit reichlichem Wasser und genügsamem Sinn das nächste Jahr zur Bereitung des Lieblingsgetränkes dienen muß. Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß bei aller Liebe, die unser Volk dem Hunde als treuem Begleiter und Hausgenossen von jeher bezeugt hat, in fast allen Zusammensetzungen mit „Hund" sich ein verächtlicher Sinn ausspricht; so spricht man von Hundearbeit, Hundepack und Hundedemuth, so nennt man spöttisch einen Menschen hundedumm oder hundedürr, auch hundefaul, oder schreibt ihm gar eine Hundeseele zu, man klagt über Hundekälte, Hundegeld, Hundelager, Hundeleben, Hundeloch, Hundemusik, und ganz vereinzelt taucht dazwischen die Hundetreue auf, die freilich alles andere Schlimme aufzuwiegen vermag. Aber so weit wir dem Volksmund folgen können, finden wir bei aller Liebe zu den Hunden keine Spur der Gutheißung einer solchen altjüngferlichen Verwöhnung, wie sie unser Bild uns launig vorführt und wie sie im Leben nur zu häufig angetroffen wird. So sehr es berechtigt ist, gegen Thierquälerei aufzutreten und sich alles Viehes zu erbarmen, wie man in England für die Hunde niedrige Brunnen mit fließendem Wasser auf den Straßen und sogar eine Art Krankenhäuser eingerichtet hat, so thöricht ist doch eine derartige Hundeverziehung; ja, unwillkürlich muß man denken, auch ohne sonst gerade zum Moralisiren aufgelegt zu sein, wie viel schöner es sein würde, wenn die alte Dame für ein paar zweifüßige Wesen statt der vierfüßigen so liebevoll sorgte; ja, sie brauchte die letzteren noch nicht einmal darum zu verstoßen und würde bald merken, wie sie ein doppeltes Vergnügen haben könnte, wenn ein paar kleine menschliche Wesen am Tische und die Thiere unterm Tische säßen! Es braucht sich indes niemand dadurch den Humor und den Genuß an dem Bilde stören zu lassen, denn es wird das immer ein frommer Wunsch bleiben, — die alten Damen sind ja unverbesserlich!

Sonnentelegraphie.

Wieder eine neue Erfindung auf dem Gebiete der Telegraphie, die allerdings nicht bestimmt ist, den elektrischen Telegraphen zu verdrängen, wohl aber ihn ergänzen und da eintreten soll, wo Umstände die Anlage desselben verhindern, die außerdem in Zeit von wenigen Minuten zwischen zwei Orten etablirt werden kann und weiter nichts zur Voraussetzung hat, als daß die liebe Sonne recht hell und freundlich scheint.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß man die von der Sonne bestrahlten Fenster eines Gebäudes oft auf viele Meilen weit ins Land strahlen sieht. So z. B. erscheint dieses Phänomen besonders schön während des Sonnenuntergangs bei der Leuchtenburg in Thüringen oder Blankenburg im Harz. Wenn von den Gebäuden selbst auch in der weiten Entfernung nicht das geringste mehr zu sehen ist, erkennt man doch immer noch den blitzenden Schein der in der Sonne strahlenden Fenster, und noch mehr wird der Effekt erhöht, wenn man Spiegel an die Stelle des einfachen Fensterglases setzt.

Es lag nahe, diese reflektirten Sonnenstrahlen zum Signalisiren zu benutzen, und dieses ist denn auch schon seit den Tagen des Alterthums geschehen. Die Flotte Alexander des Großen soll nach ihrer Rückkehr aus Indien mittels Spiegelsignalen durch das persische Meer geführt worden sein, und Russen signalisirten während der Belagerung von Sebastopol gleichfalls mit Hilfe der Sonnenstrahlen. Das Prinzip, lange bekannt, wurde jedoch niemals zu einem System erhoben und kein bestimmter Zeichencodex aufgestellt. Am meisten Verwendung fand das Signalsystem mittels Sonnenblitzen bei Landesvermessungen, trigonometrischen Aufnahmen, wobei Entfernungen von zwanzig und mehr Meilen nach der von dem berühmten Mathematiker Gauß eingeführten Methode gemessen wurden. Zwischen der Leipziger Sternwarte und dem Brocken bestand beispielsweise noch vor kurzem ein solches Signalsystem.

Der Heliostrat, wie man das bei diesen Vermessungen angewandte Spiegelinstrument nannte, welches gleichsam die Sonnenblitze schoß, erlaubte jedoch nur die Mittheilung weniger Zeichen; von einer Unterhaltung zwischen den Endstationen, von der Uebermittlung von Worten war keine Rede. Das Verdienst, nun auf das entwickelte Prinzip ein völlig brauchbares Telegraphensystem gegründet zu haben, gebührt einem Beamten des indisch-persischen Telegraphen, Henry Mance, welcher einen sehr einfachen Apparat, den „Mance-Heliograph" oder „Sonnentelegraph" konstruirte, welcher so gut wie der elektrische Telegraph arbeitet, vorausgesetzt, daß die Sonne scheint. Er besteht aus einem etwa 1½ Meter hohen Dreifuß, auf dem ein schwingender Spiegel von 10 bis 25 Centimeter Durchmesser, einige Schrauben und ein Teleskop angebracht sind. Die technischen Einzelheiten zu beschreiben, welche ohne Zeichnung nicht gut verständlich sind, möge man uns erlassen; es kommt auch an dieser Stelle nicht darauf an, und der Fachmann, welcher sich dafür interessirt, findet sie ohnehin in seinen Zeitschriften, so wie in der Times vom 29. September. Die Umwandlung der Sonnenblitze in Zeichen durch den Apparat erfolgt dadurch, daß er sie in Strahlen oder Blitze von verschiedener Länge, Punkte und Linien zerlegt, genau so wie beim Morseschen Telegraphensystem, und diese dem am andern Endpunkt aufgestellten Beobachter mittels des Spiegels zusendet. Die Strahlen der Sonne, gleichviel wie diese steht, können durch verschiedene mit Spiegeln versehene Nebenapparate stets in der gewünschten Richtung versendet werden. Der ganze Apparat wiegt etwa 5 Pfund, und in Indien hat derselbe sich bereits vortrefflich bewährt, und auch in London hat man schon damit zwischen dem Thurm der St. Pauls-kirche und dem Krystallpalast telegraphirt. Man ist im Begriff, Stationen in Gibraltar und an der marokkanischen Küste zu errichten und so Afrika und Europa durch dieses neue System telegraphisch zu verknüpfen, da die Kosten dieses Apparats gleich Null sind und es nur der Aufstellung desselben an zwei bestimmten Punkten, die einer vom andern aus sichtbar sind, bedarf, um ihn in Thätigkeit zu versetzen.

Ja, aber die Sonne scheint nicht immer und mit ihrem Wechsel steht und fällt das System, welches ohnehin bei Nacht nicht anwendbar ist! Dieser schwerwiegende Einwurf wäre vollständig berechtigt, wenn es sich darum handelte, den elektrischen Telegraphen durch den Sonnentelegraphen einfach zu ersetzen; daran wird nicht gedacht. Aber es gibt Fälle, in welchen er immerhin mit großem Nutzen verwendet werden kann. Zunächst haben wir regenlose Gebiete in Amerika, Asien, Afrika, wo fast unausgesetzt die Sonne scheint und bei fortschreitender Kultur der Sonnentelegraph von großem Nutzen sein wird; in Peru, Aegypten ꝛc. kann er ohne weiteres eingerichtet werden. Dann aber ist er für militärische Zwecke von unschätzbarem Werthe. Man nehme nur an, daß Bazaine, während er in Metz belagert war, mit Mac Mahons Armee hätte auf diesem Wege sich in Verkehr setzen können, und manches wäre vielleicht anders geworden. Der Belagerer, welcher die Telegraphendrähte einer Festung abschneidet, kann die Kommunikation mittels des Sonnentelegraphen nicht hindern. Auch Rekognoszirungstruppen, die weit vorgeschoben sind, können mit seiner Hilfe dem zurückstehenden Hauptkörper der Armee schneller als bisher Nachricht von dem, was sie ausgekundschaftet, zukommen lassen. In Ländern endlich, wo die Anlage kostspieliger Drahtsysteme für den elektrischen Telegraphen, der Bau von Stationen, die Anstellung zahlreicher Beamten sich nicht bezahlt macht, kann der neue Sonnentelegraph ohne Bedenken eingeführt werden; sicherer und billiger als der alte optische Telegraph ist er ohnehin. Wenn, was häufig der Fall ist, die untermeerischen Kabel zwischen benachbarten Inseln, sagen wir zwischen den dänischen, friesischen oder griechischen Eilanden, ihren Dienst versagen, so kann der Heliograph, dieser „Sonnenschreiber" gut als Hilfsgenosse dienen, und in dieser Stellung zweiten Ranges wird er neben dem elektrischen Telegraphen sich Eingang verschaffen.

Th. M.

Briefkasten.

Den zahlreichen Freunden unseres Mitarbeiters **B. Mannfeld** wird es lieb sein zu hören, daß derselbe so eben die Herausgabe einer größeren Sammlung seiner Skizzen in vortrefflichen Originalradirungen begonnen hat. Das Werk erscheint unter dem Titel: „**Durchs deutsche Land. Malerische Stätten aus Deutschland und Oesterreich**" bei Alexander Duncker in Berlin. Die erste Lieferung (Preis 4 *M.*) enthält fünf Blätter: Das Schloß zu Berlin (Wasserseite), die Kirche zu Mauersmünster (Elsaß), Kufstein in Tirol, den Brüderthurm zu Laubau (Schlesien) und ein Bild von Meißen. Zu jedem Stich hat Aemil Fendler ein Geleitwort geschrieben, das man gerne lesen wird. Sechs gleich umfangreiche Lieferungen bilden einen Band. Einer weiteren Empfehlung bedürfen diese Kunstblätter bei unseren Lesern gewiß nicht. — **G. S.** in **Kr.** Das 2. Quartal des X. Jahrgangs des Daheim ist vollständig nicht mehr zu haben; es fehlen die Nrn. 15 und 17 gänzlich. — Die anderen Fragen sollen gelegentlich auch beantwortet werden. — **Marie H.** in **M—g.** Ihre Kaffeefrage soll in einer der nächsten Nummern am Familientische Berücksichtigung finden. — An die **Dunkle**, die gerne **hell** sein möchte. Wir wollen Ihnen nicht den Gefallen thun, Ihre Stilubungen aus dem verdienten Dunkel herauszuziehen. — **Fr.** in **N.** Auch P. E. Lehmann in Leipzig (Roßstraße 9) wird Ihnen die gesammelten Briefmarken gerne abnehmen. — **O. N.** in **Dg.** Das „Kriegsbuch" von Ernst Haltaus (Stuttgart, Besser) ist mit dem V. Bande so eben zum Abschluß gekommen. Diese fünfjährige fleißige Sammlung zahlreicher (1050) Einzelzüge bietet unserm Volke ein lebendiges Denkmal seiner im letzten Kriege bewiesenen Gesinnungen, seiner Thaten, Leiden und erfahrenen Hilfe, und empfiehlt sich sehr zur Anschaffung in Volksbibliotheken, auch durch seine kurzen Abschnitte zur Lektüre in Lazarethen. — Dr. **K. N.** in **G.**, **H. B.** in **P.** u. a. Gedichte schicken wir niemals zurück, auch sonstige unverlangte Zusendungen nur, wenn Freimarken zur Rückfrankirung beiliegen. — Dr. **A.** in **Breslau.** Der von Ihnen erwähnte Gegenstand ist in unserm Blatte nie behandelt worden. — **P. S.** Der Separatabdruck aus Jahrg. XI. Nr. 4: „Die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs" ist vollständig vergriffen.

Inhalt: Eleonore. (Fortsetzung.) Roman von Alexander Römer. — Das deutsche Familienhaus. Vom Architekt Hittenkofer. Mit 4 Illustrationen. — Aus dem Leben einer preußischen Hofdame. (Schluß.) — Deutsche Städte und Bauten. I. Merseburg. Mit Illustration von Conrad. — Am Familientische: Ein Hundefrühstück. Zu dem Bilde von Ernst Meyer. — Sonnentelegraphie.

Unter Verantwortlichkeit von **Otto Klasing** in **Leipzig**, herausgegeben von **Dr. Robert Koenig** in **Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig**. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig**.

Digitized by Google

Dahein

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 6. November 1875. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 6.

Eleonore.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Roman von **Alexander Römer.**

(Fortsetzung.)

Warmer Sonnenschein und milde Frühlingslüfte hatten sie eines Sonntags mit Ida ins Freie gelockt; ihre Stirn brannte vom scharfen Denken und der angespannten Geistesarbeit, die frische Kühle draußen wehte sie erquickend an. Sie waren nach Charlottenburg gefahren und wandelten schweigend in der dunkeln Fichtenallee, welche zum Mausoleum führt. Die Thür desselben war geöffnet, es weilten Fremde darin. Auch Eleonore und Ida betraten das stille Heiligthum der erhabenen Todten. Das bläuliche Licht aus der Kuppel ergoß sich über die schlafende Königin, deren Züge voll Seelenadel vollendete Kunst im starren Marmor wiedergegeben. Eine hohe Männergestalt stand in andächtige Betrachtung versunken mit dem Rücken ihnen zugewandt, und von dem feierlichen Eindruck überwältigt, seiner wenig achtend, trat Eleonore leise vor in der Rotunde und erfreute sich an dem Kunstwerk aus Rauchs Meisterhänden. Der heilige Odem der Ehrfurcht und Andacht, welcher durch den kleinen Raum wehte, hatte auch auf ihrem Antlitz seine Spur gezeichnet, sie faltete, in Schauen versunken, unwillkürlich die Hände. Als sie aufblickte, gewahrte sie Bredow sich gegenüber, sein Auge mit seltsam bewegtem Ausdruck auf ihren Zügen haftend. Er reichte ihr stumm die Hand herüber — es kamen noch andere — sie schritten langsam durch die Königsgruft und traten zusammen wieder ins Freie. Die Frühlingswinde rauschten leise in den hohen Fichten über ihren Häuptern, und schweigend blieben sie eine Weile neben einander.

„Heilige Schauer aus höhern Welten ergreifen den Sterblichen beim Eintritt in den stillen kleinen Raum, und unsere Seele faßt den ewigen Friedensgedanken eines Gottes der Liebe, dem unvergängliche Schönheit und unzerstörbares Glück entquillt," sagte Bredow endlich leise. „Auch Sie hat jener Hauch der Gottesnähe getroffen."

Eleonore schüttelte sanft den Kopf. „Wir gehen scheinbar sehr weit auseinander da," bemerkte sie, „ich fasse es anders und drücke es anders aus, und mitunter glaube ich dennoch, daß unsere Grundgedanken, unser Wollen und Streben dasselbe ist. Ich fasse die Gottheit nicht als ein persönlich Wesen —"

„Lassen wir inmitten dieser heitern jungen Natur doch das schwere Fragen nach dem Endlichen und Unendlichen," sagte Ida, „sehen Sie dort den Arbeiter, der das dürre Laub und Reisig, das im Winter Erstorbene, wegräumt, er stützt sich mit so sorglosem Gesicht auf seine Schaufel, er grübelt nicht über das Woher und Wohin, und er thut wohl daran. Ihm wird darum die Stätte eben so gut zubereitet werden als uns andern, und kommt das Schauen einst, da wird es den Klügsten doch wie Schuppen von den Augen fallen."

„Du hast Recht, Ida, wie immer, wenn es sich um den praktischen Lebensgenuß handelt," erwiderte Eleonore; „wir wollen die Gegensätze zwischen meiner pantheistischen Philosophie und Ihrer frommen Gottesverehrung heut ruhen lassen, Professor; unsere Grundempfindungen sind in diesem Augenblick vielleicht dieselben. Das große Leben in der Natur ergreift uns und zieht uns mit fort in seine ewig sich verjüngenden Kreise. Der selbstbewußte Geist in uns erfaßt es, nimmt es auf und verliert sich an dasselbe. Nennen wir es nun ein Aufgehen in Gott, Gottgemeinschaft oder ein Zusammenschmelzen mit dem ewigen absoluten Sein — das sind Namen, Worte, Schall, und im letzten Grunde sind es unaussprechbare Dinge, für welche keine Sprache existirt."

Bredow nickte. „Unaussprechbare Dinge," wiederholte er und schaute auf das stille Wasser und die mattgrün schimmernden Sträucher und Bäume am Uferrand, deren Zweige weit hineinrankten und ihre Schatten über den klaren Spiegel warfen. „Wie vieles gibt es im Leben des Geistes, das wir nicht in Worte fassen können! Für höchste Seligkeit, für höchsten Schmerz ist unsere Lippe stumm. Es ist schön hier, es ist ein Feiermorgen in heiliger Sabbathstille, lassen Sie ihn uns genießen," fuhr er nach einer Pause fort, und Glück und Heiterkeit leuchteten auf seinem männlichen Gesicht; „mir ist zu Muthe heut

Digitized by Google

wie in der Knabenzeit, wenn ich mit der Mutter hinausging in Feld und Wald in den Ferien oder am Sonntag. Da war der Schulstaub abgeschüttelt und die schweren Lektionen vergessen, da lockte ich auch auf der Mutter liebes, von Erdennoth gedrücktes Gesicht ein frohes Lächeln hervor."

Sie hatten sich auf einer Ruhebank am Rand des Teichs niedergelassen, die Sonne schien so warm, daß ein Rasten draußen nicht gefährlich sein konnte. Eleonore sah voll warmen Interesses auf ihren Begleiter. „Es lebt Ihnen nur noch die Mutter?" fragte sie.

„Auch sie nicht mehr!" erwiderte Bredow, und eine Wolke flog über seine Züge. „Sie darbte und arbeitete für mich, die einsame Wittwe, um mir eine glückliche Laufbahn zu eröffnen; ich war, nachdem sie all ihr Glück begraben, der einzige Zweck ihres Daseins geblieben; sie starb, sobald sie mich geborgen wußte, und sah im Tode die Erlösungsstunde, welche sie wieder vereinigen sollte mit dem, den sie am meisten hier geliebt. Groß ist ein Frauenherz in seiner Treue und in seiner Liebe!"

Eleonore schwieg; Ida spann den Faden weiter und veranlaßte Bredow, dessen Stimmung heut offener und mittheilsamer als gewöhnlich war, in seinen Jugenderinnerungen fortzufahren. Es währte nicht lange, so nannte er auch Waldburg, den Freund, den er schon als Knabe geliebt, mit dem ein treues festes Band ihn verbunden bis zu dieser Stunde.

„Ich habe um ihn gesorgt, als der Reichthum und das Wohlleben ihm Fallstricke legte, und bin jetzt wieder so stolz auf ihn," sagte er. Er schafft und wirkt in Ernst und Tüchtigkeit, seine Briefe tragen den Stempel gesunden thatkräftigen Sinnes; von innen heraus, langsam und allmählich entwickelt sich dieser Charakter mit seinen großen und edlen Anlagen, und ich hoffe, daß dereinst aus dem Schmelztiegel einer echten Liebe das geläuterte Gold hervorkommt, geklärt von allen Schlacken. Er mußte erst den Gährungs- und Zersetzungsprozeß des innern Menschen durchmachen, er mußte die Welt und ihr Treiben von allen Seiten kennen lernen, ehe diese Himmelstochter einziehen durfte in sein Herz mit der Friedens- und Siegespalme in den Händen."

Eleonore hörte wie im Traum befangen zu; sie war zuerst ärgerlich und unangenehm berührt gewesen, als Ida den Namen Waldburgs zuerst genannt und das Thema über seine Person eingeleitet und angeregt hatte, jetzt ließ sie sich einlullen von dem Ton der Worte, welche Bilder heraufbeschworen, die so lange zurückgedrängt, doch so bekannt und vertraut ihr waren.

„Sie kennen Waldburg ja ebenfalls," sagte jetzt Bredow.

Sie schreckte aus ihrem Sinnen auf und sah ihn einen Moment starr an wie einer, der sich nicht besinnen kann, wovon die Rede gewesen. Dann faßte sie sich und erwiderte langsam: „Ich kannte ihn — ja, eine kurze Zeit — später waren wir einander fremd geworden."

Es entstand eine Pause, auch Bredow schwieg. Er wußte ja, daß es vornehmlich Waldburgs Schuld gewesen, diese Entfremdung, und ein Schatten legte sich über seine glückliche Stimmung, als er Ottos Aeußerungen und Erzählungen aus jenen Tagen seiner Bekanntschaft mit Eleonoren sich ins Gedächtniß zurückrief. Es war ihm nie ganz klar geworden, wie ihr Verhältniß zu einander im Grunde gewesen. Sein Auge suchte mit zagendem Ausdruck das seiner Nachbarin, doch sie saß mit unbewegtem Antlitz an seiner Seite und zeichnete mit ihrem Sonnenschirm Figuren in den Sand. Ein fröstelnder Schauer glitt über ihren Körper, Bredow gewahrte es und warnte vor dem längern Ruhen im Freien; er legte sorgsam ihr den Shawl um die Schultern, und sie schritten mit einander durch den Park bis zu ihrem Wagen, der auf der Landstraße hielt.

Der Fremdenzuzug mehrte sich, die Pferdebahn hatte viel Sonntagspublikum gebracht, Droschken und elegante herrschaftliche Equipagen kreuzten durcheinander.

„Guten Morgen!" rief eine helle scharfe Stimme aus dem Gewirr. Eleonore und der Professor blickten zu gleicher Zeit auf. Auf hohem luftigen Sitz, eins dieser leichten zweirädrigen Gefährte moderner Konstruktion selbst lenkend, saß die Gräfin und hielt mit plötzlichem Zügeldruck die Rappen im raschen Fluge an. Eleonore gewahrte, wie sie einen bedeutsamen, fast mißtrauisch forschenden Blick auf sie und ihren Begleiter warf, und in eigenthümlichem Ton rief sie jetzt herab: „Wie kommen Sie hierher — zusammen? Ein verabredetes Stelldichein?"

Sie lachte mit dem heisern häßlichen Klang, wie er ihr mitunter eigen war; aber Bredow sah sie mit seinem festen, stolzen, zwingenden Blick an, so daß sie sich unwillkürlich verwirrt abwandte, als er kalt und ruhig erwiderte: „Sie irren, wir trafen einander zufällig."

„Wie schön ist es heute! Viel Vergnügen!" rief die Gräfin noch herunter und jagte weiter.

Eleonorens Kopf war fieberisch heiß am andern Morgen; sie hatte schlecht geschlafen und wirr geträumt. Waldburg — Bredow — die Königsgruft und der Secirsaal, das hatte sich alles durcheinander getummelt in ihrem Hirn, und mit Todesangst kämpfend, in kalten Schweiß gebadet, war sie erwacht. Sie versuchte zu arbeiten, aber es wollte gar nicht recht gehen; das Interesse an dem Studium selbst, in das sie sich sonst so leicht und gern versenkte, war ihr heute abhanden gekommen, ihre Gedanken schweiften ab, und ein klares Denken war ihr rein unmöglich. Aufgeregt und mißmuthig stand sie auf und schritt im Zimmer auf und ab. Was war ihr denn? Hatte sie sich erkältet gestern, und war es allein körperliche Indisposition? Sie setzte sich wieder und stützte das schwere Haupt. Das „Gestern", das „Gestern" lag ihr in den Gliedern — da war so vieles heraufgewogt, was nimmermehr heraufkommen sollte, da war sie weich — weichlich gewesen, wieder Kind — Mädchen — Weib. „O Schwachheit, Dein Name ist Weib!" rief sie unwillkürlich aus und preßte ihren heißen Kopf zwischen den kalten Händen. „Nur jetzt nicht zurück — nur jetzt nicht erlahmen!"

Ida kam und sah sie prüfend und besorgt an. „Dir ist nicht wohl," sagte sie und schüttelte den Kopf, „Du wirst doch heut nicht ins Kolleg gehen wollen?"

„Gewiß," entgegnete Eleonore, sich beherrschend, „mir ist ganz wohl, das muß ich doch besser wissen!" Und sie ging; aber sie kam zurück und hatte nicht viel mitgenommen, das Hören hatte noch schlechter gehen wollen als das Lesen. Es war Bredows Kolleg gewesen, und seine Stimme hatte ihr geklungen wie weit entfernt, und die gedrängte Jünglingsschar um sie her hatte ihr den Athem beängstigend gepreßt. War sie es denn noch nicht gewohnt?

Sie ergab sich und legte sich ein Stündchen nieder, um zu ruhen. Ida war leise und freundlich um sie bemüht, sie mischte ihr ein kühles Getränk, und begierig schlürften es Eleonorens trockne Lippen. „Du fieberst," sagte Ida; „laß mich zu Professor Bredow schicken, er kommt gern, und vielleicht wird Schlimmerem dadurch vorgebeugt."

Eleonore fuhr mit heftiger Geberde auf. „Welch ein Einfall!" rief sie unwillig. „Was sollte mir der Professor? Ich habe mich ein wenig erkältet, das Ganze ist nicht der Rede werth, und was mir nützen kann, werde ich mir doch allenfalls selbst verordnen können. Bredow wäre der letzte, den ich rufen ließe, wenn ich mich schwach fühle," setzte sie leise hinzu.

Ida schwieg; sie beschäftigte sich viel in Gedanken mit dem Professor, mehr als Eleonore ahnte und ihr vielleicht lieb gewesen wäre.

Eleonorens Willensstärke war in der That ungewöhnlich. Sie verfuhr nach rationeller wohlgeplanter Methode, sparte ihre Kräfte und ließ ihnen Zeit, sich zu erholen, und abermals trug der Geist den Sieg über den Körper davon. Nach einigen Tagen war sie äußerlich wieder im Geleise.

* * *

Die Jahreszeit rückte vor, die Gräfin rüstete sich zu der gewohnten Badereise und sprach von ihrem spätern Aufenthalt auf dem Lieblingsgut Marienthal. „Wann werden Sie kommen, sich nach mir umzusehen?" sagte sie zum Professor, als sie am Abend vor ihrer Abreise in seiner und Eleonorens Gesellschaft in ihrem Salon saß. „Wollen Sie die großen Ferien nicht in Marienthal zubringen?"

„Ich danke Ihnen, Frau Gräfin," erwiderte Bredow freundlich, „ich beabsichtige eine größere Reise zu wissenschaftlichen

Digitized by Google

Zwecken; doch werde ich sicher nach Beendigung derselben auf Ihrem Gute vorsprechen, um mich persönlich vom Erfolg der Kur zu unterrichten."

„Fürchten Sie die Langeweile nur nicht allzu sehr," fügte die Gräfin ein wenig sarkastisch hinzu, „Fräulein Rambach hat ebenfalls ihren Besuch in Aussicht gestellt." Ihre Augen richteten sich prüfend auf des Doktors Gesicht, über welches in der That ein freudiger Schein flog.

„Wie lieb ist mir das zu hören!" wandte sich jetzt Bredow unbefangen und herzlich an Eleonore. „Sie lassen sich so schwer beeinflussen und gaben mir selten Gelegenheit zu einer Bitte oder einem Rath; aber ich habe schon lange Abspannung und bedeutende Nervenerschlaffung bei Ihnen beobachtet und hoffe viel von einer solchen Luftkur. Doch," er erhob bittend die Hand gegen die Gräfin, „dann petitionire ich auch für wirkliche Stille und Ruhe für beide Patienten."

„Denen nach Ihrem Dafürhalten der Geschmack für Ruhe abgeht," lachte die Gräfin; „indes seien Sie unbesorgt, mein Gemahl scheint in diesem Jahr mit Ihnen im Bunde, freilich aus andern Gründen." Ein bitterer gehässiger Zug spiegelte sich wieder in ihrem Gesicht, und sie drängte offenbar weitere Worte, welche ihr auf die Lippen treten wollten, mit Anstrengung zurück.

Bredow empfahl sich, und die Gräfin sagte zu Eleonore, als er gegangen: „Das ist der erste Mann, der mich mit seinem Geschlecht ein wenig aussöhnen könnte, oder — ob er auch bei näherem Verkehren sich erweisen würde wie die andern alle? Wie denken Sie über ihn?"

„Er besitzt meine vollkommenste Hochachtung," erwiderte Eleonore in ihrer kühlen reservirten Weise, „und solch Wort im ausgedehntesten Sinn gemeint, habe ich auch erst von wenig Männern sagen können."

„Sie werden ihn noch heirathen, und dann sind Sie auch wieder ein Weib im alltäglichen Sinn," sagte die Gräfin auf einmal in herbem Ton.

„Frau Gräfin!" Eleonore erhob sich und stand in ihrer vollen imposanten Höhe vor der nur klein und schmächtig gebauten Dame.

„Beleidigt Sie das Wort?" fuhr die Gräfin in einlenkender und milderer Weise fort. „Etwas Schlimmes wäre es doch schließlich nicht, und — im Ernst — ich habe es mitunter gedacht."

„Die Gedanken der Menschen schweifen oft in irrthümlicher Richtung ab," sagte Eleonore kühl; „lassen wir das Thema ruhen, Frau Gräfin."

„Meine stolze Freundin!" rief die Gräfin wieder in wärmster Aufwallung und umarmte Eleonoren, „das gerade habe ich an Ihnen lieb. Wie schade, daß Sie nicht auf einem Thron geboren wurden!"

X.

Auf dem Gute Marienthal ist dem Anschein nach alles unverändert seit jenem sonnigen Maientage, als Otto v. Waldburg dorthin kam. Die Augustsonne brennt freilich auf die von dunklern Tinten gefärbte Kastanienallee, und Flieder und Goldregen mischen ihre hellen Blüten nicht mehr unter das dichte Laub. Das Feld ist zur Ernte reif und harrt des Schnitters. Die damals dichtgeschlossenen Fenster des Herrenhauses sind geöffnet, die blendend weißen Vorhänge dahinter geben dem altersgrauen Gebäude ein freundlicheres und frischeres Aussehen. Große Hortensien und Orangen in Kübeln stehen geordnet auf den Granitstufen des Eingangsportals, und hie und da taucht ein Mädchenkopf mit derbem, rosig überhauchten Landgesicht an Thüren und Fenstern auf in munterer Hantirung, und buntbetreßte Diener und Arbeiter gehen hin und her und machen die damals so todte und finstere Umgebung lebendig.

Die Gräfin ist seit einigen Wochen eingerückt in die Sommerresidenz, hat aber auffallender Weise in diesem Jahre keinen so großen Schwarm Gäste mitgebracht in die ländliche Einsamkeit wie sonst stets; man flüstert, in Folge einer vom Grafen auferlegten Beschränkung. Dieser letztere ist noch mit dem jungen Erbherrn Kuno auf Reisen und wird erst gegen Ende des Monats erwartet. Der Verkehr der Gräfin hat sich also ziemlich auf die benachbarten Gutsbesitzerfamilien beschränken müssen, einige Herren aus der Stadt abgerechnet, welche gehen und kommen, und für sinnige und solide Leute ist es immer noch reichlich lebendig zugegangen. Wenigstens ist oft genug gezecht und gespielt worden bis spät in die Nacht und die Krugwirthschaft stark durch den Dienerschaftsverkehr mit in Anspruch genommen, gar nicht nach dem Sinn der alten ehrbaren Leute, welche solche lärmende Gelage und Beunruhigungen nächtlicher Weile nicht lieben.

Seit einigen Tagen befindet sich auch Eleonore unter den Gästen im Herrenhause. Als sie sich von Ida getrennt, welche die Zeit benutzen wollte, um ihre einzigen noch lebenden Angehörigen zu besuchen, war sie seltsam bewegt gewesen. Sie ward sich dessen so recht eindringlich bewußt, was ihr die Treue war, von der sie seit frühester Kindheit kaum je einen Tag entfernt zugebracht, und daneben beklemmte noch ein anderes fremdartiges Gefühl ihr Herz. Sie fürchtete sich, es näher zu beleuchten und zu zergliedern, es war wie ein Bangen, ob die Stille, das Aufhören dieser jeden Gedanken beschäftigenden Thätigkeit, in die sie sich rastlos und mit unermüdlichem Eifer gestürzt, ob sie ihr gut thun, ob sie heilsam sein würde. Sie fürchtete sich vor dem freien ungezügelten Fluge der Gedanken.

Dennoch übte die klare reine Luft außerhalb der Stadtmauern eine erquickende Wirkung auf sie. Sie hatte bedeutendes Arbeitsmaterial mitgeschleppt, die Bücher blieben öfter, als sie geglaubt, unberührt im Koffer liegen, und in dämmeriges Träumen eingelullt, wandelte sie unter dem laubgewölbten Waldesdom auf dem weichen Moosteppich umher in süßester köstlicher Einsamkeit.

Die Gräfin schlief lange; sie kam ja spät zur Ruhe und war es nie gewohnt gewesen, ihre Schönheit den Morgensonnenstrahlen preiszugeben. Eleonore aber hatte in ausdrücklicher Vorausbedingung sich die Freiheit erbeten, bei den Abendcirkeln fehlen zu dürfen, wenn sie sich nicht disponirt fühle, und streifte lieber in der Frühe unter den thaufrischen Waldeskindern umher. Auch heute morgen kehrte sie von einem solchen Spaziergang zurück und schritt langsam von der Gartenseite die Terrassen hinauf durch die Blumenanlagen; ehe sie ins Haus trat, rastete sie in einer der dichtberankten Rosenlauben, welche mit ihrem duftenden Schatten gar zu einladend zu winken schien. Sie hörte Stimmen in der Nähe; in einem Fenster des Erdgeschosses lehnte die Zofe der Gräfin, und draußen vor demselben stand ein junges Mädchen, welches sie schon öfter bemerkt und in den Wirthschaftsräumen verkehren sehen. Die Erscheinung hatte sie schon beim ersten Anblick gefesselt, es lag ein so überaus lieblicher Hauch von Unschuld und echter Weiblichkeit auf den fast noch kindlichen Zügen, daß Eleonore, ohne sich dessen klar bewußt zu sein, von dem Zauber solcher Anmuth ergriffen war. Heute morgen, als sie durch die Rosenranken hindurch die Kleine beobachtete, fiel ihr ein ernster denkender Ausdruck in dem jungen Gesicht auf, und während des nun folgenden Gesprächs wechselten in schneller Reihenfolge die verschiedensten Spiegelungen auf demselben.

„Na, Lisbeth," sagte die Zofe, ein schnippisches Ding mit scharfer schlagfertiger Zunge, „nun kommt ja der Bräutigam bald, und dann gibt es wohl Hochzeit. Freust Du Dich denn auch ordentlich zu dem Philipp, den Du seit Jahren nicht mehr gesehen — wie?" Es lag etwas in dem Ton, was häßlich, wie Spott klang.

Lisbeth sah die Sprecherin mit den klaren treuherzigen Augen gerade an. Eine leichte Röthe war in ihre Wangen gestiegen. „Wann kommt der Herr Graf?" fragte sie, aber die Frage klang ein wenig beklommen.

„Nun, allzu sehnsüchtig klingt der Ton nicht," lachte die andere, „und hast doch solch schmucken Schatz, Lisbeth, und auch einen treuen. Mein Seel', ich wollt' es meinen — wenn es nur von Dir dasselbe heißen mag — wie? Oder hat es mit der Frau Försterin Haken und Oesen? Ja, ja, die Männer sind manchmal zu dumm."

Lisbeth fuhr zusammen, wie von der Natter gestochen. „Was meinen Sie, Jungfer Anne?" sagte sie, und ihre Stimme

Digitized by Google

zitterte, und in dem sanften Auge blitzte es wie Zorn und weher Schmerz.

„Nun, Lisbeth, verstelle Dich nur nicht so, warst sonst so ein einfaches unschuldiges Ding — die gnädige Gräfin sagte gestern auch noch: Die Lisbeth ist ganz verändert, gar nicht mehr so offen und zutraulich und heiter wie sonst. Meinst Du, daß ich es nicht weiß, was jedes Kind hier im Dorf mit angesehen? Die reichen vornehmen Herren gefallen solchen einfältigen Dingern mitunter besser als die treuen Diener, und umsonst wirst einer von den Hohen unsereins keine einträglichen Stellen in den Schooß; ist gut, daß der Philipp von dem Haken noch nichts weiß."

Lisbeths Brust hob und senkte sich stürmisch; sie kämpfte mit bittern Thränen.

„O, Jungfer Anne," sagte sie, „ich weiß nicht, was Sie Schlechtes von mir denken; hier im Dorf hat mir noch keiner etwas zu Leide gethan, aber Sie, Sie waren immer hart zu mir;" ihre Stimme brach fast im Schluchzen; „wenn Sie der Frau Gräfin solche Dinge vorschwatzen, da ist es recht, recht bös von Ihnen, denn Sie wissen, daß mir das weh thut. Ich habe nichts Unrechtes gethan und habe nichts zu verheimlichen vor dem Philipp, dem ich mein Wort noch nicht einmal gegeben."

Sie fuhr mit der weißen Schürze über die feuchten Augen und eilte, ohne sich umzublicken, wie ein gescheuchtes Reh von dannen. Die Zofe blickte ihr mit höhnischem Gesichtsausdruck nach. „Ja, solche Madonnenlärvchen mit dem Heiligenschein, das sind die Schlimmsten," sagte sie noch für sich und schlug das Fenster zu.

Eleonore war mit steigender Verwunderung der unerquicklichen Unterredung gefolgt, das arme gequälte Kind interessirte sie, und nachdenklich erinnerte sie sich jener Erwähnung des Jägers Philipp im Salon der Gräfin, wobei Waldburgs Name genannt ward. Eine wunderliche Kombination entstand in ihrem Kopf. Sie erhob sich rasch und wählte einen Fußpfad, welcher sie in schräger Richtung zu der Kastanienallee führte, wo Lisbeth noch, mit raschen Schritten dem Kruge zueilend, sichtbar war. Sie holte sie am Ausgang der Allee ein, und indem sie sich stellte, als ob sie eben aus entgegengesetzter Richtung kommend, ihr begegne, redete sie sie freundlich an.

Lisbeths Wangen glühten noch von dem wilden Aufruhr in ihrem Innern; sie mühte sich, gewaltsam die Thränen zurückzudrängen, um zu Hause nicht auch noch Erörterungen zu veranlassen. Verstört sah sie jetzt auf die fremde Dame.

Mein liebes Kind, wohin denn so eilig?" sagte Eleonore scherzend. „Es ist noch so früh am Morgen und Du hast schon für die Hungrigen gesorgt, wie ich sehe; Dein Körbchen ist leer."

Lisbeth versuchte ihre Verwirrung zu verbergen. „Ich brachte Eier und Butter nach dem Herrenhause," erwiderte sie, „da bin ich etwas aufgehalten worden, und des Morgens gibt es im Haus genug zu thun."

„Erlaubst Du es," redete Eleonore herzlich weiter, „wenn ich Dich die kleine Strecke begleite und Dich um ein Glas frische Milch bitte, dort unter den schattigen Linden vor Deinem Hause? Ich bin weit gewandert und müde und durstig."

Lisbeths Züge erhellten sich. „O, kommen Sie! Wie gern bring' ich es Ihnen!" entgegnete sie freundlich.

Eleonore rastete auf der Bank, auf der damals Waldburg geschlummert, Lisbeth ging in wirthlicher Geschäftigkeit den labenden Trunk zu holen. Mit unerklärlichem ahnungsvollen Empfinden suchte Eleonore sie festzuhalten und in ein Gespräch zu verwickeln. Es war etwas ihrer Natur Fremdes, dieses Forschen in einer andern Seele. Sie war ja so kalt und gleichgültig gewesen gegen das Einzelwesen, sie wollte mit dem kühnen Schwunge ihres Geistes die Gesammtheit erfassen und sich einem Berufe zum Wohl dieser Gesammtheit weihen. Schärfe des Verstandes, nicht Wärme des Herzens glaubte sie dazu erforderlich. Und nun begegnete es ihr, daß sie, seit sie sich der tiefern Analyse des Körpers gewidmet, immer und überall abgelenkt ward durch Seelenstudien, welche sich ihr unabweislich aufdrängten und ihr reicheren Stoff zum Denken und Wirken boten, als das, was sie unter so manchen Kämpfen gegen Natur und Nervensystem erzwingen mußte, und sie fand einen Widerhall der tief verborgenen Schmerzen in der eignen Brust rund um sie her. War dies die Spur des Geistes, den sie zu suchen gegangen? des räthselvollen Geistes der Liebe, der aus dem Urquell alles Seins herfließt? Ihr Herz erbebte in seltsamen Wallungen.

Sie fragte Lisbeth nach dem Philipp; mit zarter Schonung suchte sie sie auszuforschen über ihre Gefühle für den ihr bestimmten Bräutigam. Lisbeth war scheu und zurückhaltend. Es lag in Eleonorens Erscheinung etwas, was sie befangen und ängstlich machte, und Philipps Bild und ihre Zukunft, heut so gewaltsam von fremder Seite heraufbeschworen, quälte sie. Eleonore merkte, daß das Glück einer jungen Liebe nicht in diesem Herzen keimte. „Es wird Dir schwer werden, aus einem so freundlichen Elternhause zu scheiden," bemerkte sie, „so hübsch und anmuthig findest Du es wohl kaum anderswo; doch einem geliebten Manne folgt ein Mädchen gern, und Du kennst den Jäger des Grafen schon lange, nicht wahr?"

„Seit meiner Kindheit," erwiderte Lisbeth, „doch nun haben wir einander seit zwei Jahren nicht gesehen, der Herr Graf kam nicht hierher, und der Philipp konnte nicht fort aus dem Dienst."

„Jetzt aber hat er eine gute Stelle in anderen Diensten, wie ich höre?" sagte Eleonore mit etwas unsicherer Stimme.

„Ja," erwiderte Lisbeth auch sichtlich befangen, „und die Eltern sind sehr glücklich darüber; aber dem Herrn Grafen ist es nicht recht, und das thut mir leid."

„Wo liegt Dein künftiger Wohnsitz?" fragte Eleonore.

„Es ist die Försterei auf Vilmoor, einem Gute mehrere Meilen seitwärts im Lande."

Lisbeths Wangen waren wieder höher gefärbt, als sie den Namen des Ortes aussprach. Eleonore kannte ihn wohl, sie fragte nicht mehr, wie der Philipp zu der Stelle gekommen. Sie reichte mit eigenthümlicher Bewegung Lisbeth die Hand zum Abschied, welche diese mit einem Knix küßte. Hastig entzog Eleonore ihr dieselbe, der Kuß des Mädchens brannte wie Feuer. In tiefem Sinnen schritt sie dem Herrenhause zu.

In der Veranda vor der Thür stand der Professor; er sah sehr heiter und glücklich aus und streckte ihr herzlich die Hand entgegen. „Sie sind die erste, die mich hier willkommen heißt," sagte er, „die Gräfin ist noch nicht sichtbar. Ich reiste mit dem Nachtzug und machte die schöne Fahrt hierher in der Morgenfrühe ohne vorherige Anmeldung.

Eleonore war überrascht. Ihre Gedanken waren eben in ganz entgegengesetzter Richtung beschäftigt gewesen, sie hatte Berlin, die Universität, selbst den Professor aus den Augen verloren; mit ihm trat das ganze Bild der selbsterwählten Zukunft wieder vor ihre Augen. Sie begrüßte ihn indes mit warmer Freundlichkeit, und er, eine reservirte Haltung an ihr gewohnt, vermißte nichts in dem Empfang.

Sie setzten sich in der Veranda, wo die Diener das Frühstück servirten. Die wilden Weinranken mit ihrem hübschen, abwechselnd roth, braun und dunkelgrün gefärbten Laub wogten leise vom Windhauch bewegt um Eleonorens Nacken, sie nahm den breitrandigen Strohhut ab und strich mit der Hand über das volle, lose geordnete Haar. Geschäftig ließ sie es sich angelegen sein, den werthen Gast nach den Reisestrapazen zu versorgen und zu erquicken, ihre Bewegungen waren leicht und anmuthig, sie erschien eine vollständig andere als jene angehende Jüngerin Aeskulaps in der Aula oder die ernste, nur für schwere Fragen der Wissenschaft Interesse habende Dame im Salon, welche er bisher gekannt. Sie war ein hübsches, würdevolles, bedeutendes Weib heut morgen, und befangen von dem Zauber ihrer Nähe lehnte Bredow sich an die blühende Wand der Veranda und träumte einen holden Traum.

Er war gemeldet worden, und nicht lange währte es, so erschien die Gräfin. Die süße Ruhestunde war zerstört. Mit ihrer Person in der fliegenden Gewandung mit den weit offenen Aermeln, welche wie ein paar Flügel hinter ihr herflatterten, mit ihren lebhaften ruhelosen Bewegungen, dem unsteten Flackern ihrer Augen und den endlosen abgerissenen, in kühnen Bogen hin- und herspringenden Fragen brachte sie eine Atmosphäre der Unruhe und Unbehaglichkeit mit sich, welche sich nach dem

Digitized by Google

Oskar Peschel.

idyllischen Frieden der vorhergehenden Stunde doppelt fühlbar machte. Bredows Brust entfuhr unwillkürlich ein Seufzer; Eleonore zog sich zurück, um Toilette zu machen, und er mußte der Laune der Gräfin Stand halten.

Eleonore saß nachdenklich in ihrem Zimmer und machte noch gar keinen Anfang mit dem Umkleiden. In ihrem Hirn kreuzten sich die Bilder. Bredow — welch ein herrlicher Mann war er, wie fest, wie klar, unwandelbar in seinem Sein und Wesen! Sie konnte nicht anders als sich eingestehen, daß sie noch keinen gefunden, der ihm zu vergleichen wäre. War es nicht für ein Glück zu rechnen, einem solchen Menschen überhaupt begegnet zu sein, ihn zu kennen, in nahe, in freundliche und warme Beziehung zu ihm zu treten? Sie fühlte, wie, ohne daß sie dessen sich bisher bewußt geworden, von der Wärme seiner Seele schon ein Theil in sie übergegangen, daß sie schon sehen gelernt mit seinen Augen, schon denken gelernt nach seiner Weise. Woher, woher der räthselhafte Schmerz in ihrer Brust? Was konnte ihr ein anderer sein, der ihr so fremd geworden, so fern stand, daß kein einziger Faden von dem Stoff, aus dem ihr Leben gewoben ward, zu dem seinen hinüberführte? War Waldburg je hier in Marienthal gewesen? Sie mußte es erfahren. Lisbeth — sie konnte es sich möglich denken, daß er das liebliche Geschöpf geliebt, geliebt und verlassen? O, er war eine schwache, eine Alltagsnatur; wie war es möglich, daß er ihr Herz beschäftigen konnte — aber war er nicht auch Bredows Freund? Heiß wallte das Blut nach ihren Schläfen; sie war ein kühles Verstandeswesen, sie ordnete alles nach der Logik — hier hörte die Logik auf — gab es denn wirklich etwas, was jenseit der Grenzen unserer Vernunft liegt? Sie badete das Haupt in kühlem Wasser, sie reinigte ihr Kleid vom Staub, sie zwang das lange wellige Haar in feste Flechten und — den unruhigen Schlag ihres Herzens zu ruhigerem Kreislauf.

Als sie später die Gräfin wiedersah, fand sie dieselbe merklich verstimmt. Es waren Briefe mit der Morgenpost gekommen, deren Inhalt unerquicklich gewesen sein mußte. Sie saß vor ihrem Schreibtisch, und Goldrollen lagen um sie her; sie schien ausnahmsweise einmal gerechnet und gezählt zu haben. Die ominösen rothen Flecke auf den Wangen brannten stärker als je, und es war unverkennbar, daß eine Furcht und Sorge sie zu drücken schien. Eleonore, deren Zimmer über dem der Gräfin lag, hatte sie spät zur Ruhe gehen hören, und lange nach Mitternacht waren die letzten Wagen mit Gästen — den

Digitized by Google

gewöhnlichen Partnern am grünen Tisch — fortgefahren. Fortuna mochte der Wirthin wenig hold gewesen sein.

Bei Tische später war die Gräfin ungemein lebhaft. Sie erzählte jetzt erst, daß der Graf für den Abend seine Ankunft gemeldet mit einigen Herren im Gefolge, welche die Rebhuhnvölker aufzuscheuchen wünschten. Es war ein ängstliches fieberhaftes Sprudeln, und mit beobachtendem sorglichen Blick sah der Professor auf seine Patientin.

XI.

Am Nachmittage, als der Professor auf sein Zimmer gegangen war, um nach der durchreisten Nacht ein wenig zu ruhen, begaben sich die beiden Damen nach dem kleinen chinesischen Tempel, welcher an derselben Stelle errichtet war, wo damals Waldburg mit Lisbeth gesessen und ihr die Gralsage erzählt hatte. Die Gräfin lehnte im Schaukelstuhl und blies die blauen Rauchwolken ihrer Cigarrette vor sich hin. Die Luft war schwül und gewitterschwer. Der Druck der Atmosphäre theilte sich dem menschlichen Körper mit und wirkte Erschlaffung.

„Welch räthselvolle Geschöpfe sind wir doch," sagte die Gräfin, „das Zusammenballen erdentstiegener Dünste nimmt unserm Geist die Spannkraft und lähmt den Flug der Gedanken. Können wir verantwortlich gemacht werden für etwas, das durch solche Einwirkung erzeugt, in unserm Innern finster gährend sich vielleicht vollzieht? In Englands Nebeldünsten wuchert der Lebensüberdruß und die Selbstmordmanie."

„Sie haben Recht," bemerkte Eleonore, „es ist das eines der Räthsel, über welchem ich häufig genug gebrütet. Ich neige indes entschieden zu dem Prinzip, Geistesklarheit für das höchst zu Erstrebende zu achten, und glaube, daß ein ernstliches Ringen darnach unter allen Himmelsstrichen von Erfolg begleitet sein wird. Ich hasse Schwäche und Feigheit, und halte einen melancholischen Lebensüberdruß für den Ausfluß von beidem."

Das Auge der Gräfin funkelte in unheimlichem Glanze. „Ja, ja, Sie reflektiren alles klar," sagte sie, „doch sagen Sie, Sie ganz freie Natur, würden Sie Bedenken tragen, ein in Ihren eigenen Augen werthlos gewordenes Dasein zu enden, sich durch den Tod Erlösung zu schaffen, wenn keine andere sonst möglich wäre?"

Eleonore zögerte. Auf ihren Lippen schwebte nach innerer Ueberzeugungskraft ein unumwundenes „Ja", sie wagte dieser Natur gegenüber nicht es auszusprechen. Zum ersten Mal dämmerte ihr der Gedanke, daß ihre Moral, ihre Religion keine Moral und keine Religion für die Menschheit sei. Sie war kühn genug für sich selber einzustehen, für eine andere Seele, das wagte sie mit all ihrem Muthe nicht. Sie versuchte auszuweichen, sie lächelte und wandte es zum Scherz.

„Ich fühle mich noch durchaus nicht als ein unbrauchbares und verkümmertes Blatt am großen Lebensbaum des Weltalls," sagte sie, „ich kann kein Urtheil fällen, ehe Erfahrung es bestätigt."

„Sie weichen mir aus," erwiderte fast heftig die Gräfin, „das ist Ihrer nicht würdig. Ich weiß, Sie würden nicht feig zurückbeben vor der kühnen That eines Augenblicks."

„Das sicher nicht," rief Eleonore rasch, und ihr Auge flammte auf, „doch," fuhr sie ruhiger fort, „ich würde nie eine That begehen wollen, die ich nicht motivirt hätte vor dem Richterstuhl des eigenen Gewissens."

„Das war es auch nur, was ich meinte," sagte die Gräfin jetzt auf einmal in gänzlich verändertem Ton. Eleonore sah mit unheimlichem Empfinden zu ihr hinüber, ihre Wangen waren erdfahl, und nie glaubte sie die Spuren zerrüttender Leidenschaft so tief auf ihren Zügen eingegraben gesehen zu haben, als in diesem Augenblick. Es entstand eine Pause.

„Dies war der Lieblingssitz meiner Irmgard," begann die Gräfin ein neues Thema, „und darum habe ich in diesem Jahr den Tempel hier errichten lassen."

Eleonore hatte von der einzigen Tochter und deren frühem Tode gehört, auch ihr Bild in dem Saal des Hauses gesehen, doch die Gräfin hatte ihrer noch nie erwähnt.

„Der Tod der Komtesse in diesem blühenden Lebensalter muß Ihr Mutterherz hart getroffen haben," sagte sie theilnehmend.

Ein grenzenlos bitteres Lächeln umspielte die Lippen der Gräfin. „Ja, ich habe damals getrauert um sie, ich Thörin!" erwiderte sie, „und jetzt sage ich: wohl ihr, ich konnte sie nicht schützen, als sie hingeopfert ward, eben so wenig, wie ich Mutterrechte habe über Kuno. Was sind wir Frauen in der Männer Augen? Werkzeuge, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen oder ihre Sinne zu beschäftigen, und je früher eine unseres Geschlechts ihr armseliges Dasein ausgelebt hat, desto besser. Meine süße Irmgard, sie hatte ein Herz, armes Geschöpf, welch überflüssiger Luxus! es diente nur dazu, um zertreten zu werden. Ich bin empört in innerster Seele," fuhr sie nach einer kleinen Pause leidenschaftlich fort und schleuderte die Cigarre über die Rampe hinab in den Teich; „der Graf schreibt mir, daß er wieder ohne den Kuno kommt. Es ist sehr lange, seit ich den Sohn nicht sah, fern von mir wird er unter militärischer Disciplin erzogen, meinem Einfluß gänzlich entrückt, sein Herz der Mutter entfremdet. O, diese Tyrannei, dieses Sklaventhum!"

Eleonore suchte die Aufgeregte zu beruhigen; sie begriff das Elend dieser Ehe, diese Maßregeln und Vertheidigungsanstalten von beiden Seiten.

„Mir ist heut wild zu Muth," sagte die Gräfin und knirschte mit den Zähnen. „Alles, was in ferner Vergangenheit erblichen ist, drängt sich mit greller Klarheit wieder vor meine Seele. Soll ich Ihnen meine Geschichte erzählen? Sie werden schaudern."

„Warum, Frau Gräfin, Trauriges heraufbeschwören?" bat Eleonore milde, „es möchte Ihnen in diesem Augenblick am wenigsten zuträglich sein, mit scharfer Sonde die Wunden der Vergangenheit zu untersuchen."

„Nein, lassen Sie mich immerhin einmal den Schleier lüften," unterbrach die Gräfin sie, „und fremdem Auge das Elend einer unglücklichen Kindheit, Jugend und Ehe enthüllen. Ich achte Sie, und gerade das Ihnen eigenthümliche objektive Urtheilsvermögen macht es mir leichter, Sie hineinblicken zu lassen in die Tiefen einer verfehlten Existenz. Wollen Sie mich anhören?"

Eleonore neigte stumm bejahend das Haupt, und die Gräfin begann:

„Meine frühesten Erinnerungen wurzeln in schönen Umgebungen. Aeußerer Glanz, Komfort, Luxus, Ueppigkeit war stets um mich her; ich hatte kostbare Kleider, unzählige Spielsachen, aber als Gesellschaft meist nur eine Bonne, welche öfter gewechselt ward. „Maman" war sehr schön; das war mein frühester Begriff, ich mußte es sehr oft gehört haben, der Hauch der Lüfte um uns schien es zu flüstern. Dann haften schon Momente in meinem Geist, wo ich vor dem großen Spiegel angekleidet ward mit phantastischem Schmuck, und Uebungen machen mußte in graziösen Stellungen. Ich ward in den Salon geführt, wo Maman inmitten eines glänzenden Kreises thronte, unter viel Herren mit Ordenssternen und Epauletten, dort mußte ich das Gelernte wiederholen, und man gab mir Zuckerwerk, man hätschelte mich und ich ging von Hand zu Hand. O, das schöne Kind, la belle petite, das reizende Engelchen, das waren die ersten Töne, welche mein Ohr einsog.

„Ein großer, sehr vornehm aussehender Herr war am häufigsten bei Maman, auch allein. Ich durfte ihn Papa nennen, die andern nannten ihn Durchlaucht. Ich war intelligent und gelehrig, bald war ich so weit erzogen, daß ich meine nächste Umgebung zu tyranniſiren vermochte. Einem kurzen befehlenden Ton aus dem Kindermund folgte Beifallsklatschen der Großen; „das Herrscherblut sitzt in ihren Adern," sagten sie. Einer einzelnen Scene unter hundert ähnlichen entsinne ich mich noch genau, ich war damals zwölf Jahr alt. Maman kam in das Kinderzimmer und ließ mich ankleiden nach ihrer Anweisung, „in das Weiß der Unschuld", so drückte sie sich aus.

„Sie ordnete selbst meine dunkeln Locken in wirrer Genialität, und nahm mich dann mit sich in ihr Boudoir; dort mußte ich zu ihren Füßen niedersitzen, den Kopf in ihren Schoß

Digitized by Google

gelegt und mich schlummernd stellen. Mein Erwachen, die Worte, die ich dann zu sprechen, die Bewegungen, welche ich zu machen hatte, wurden genau einstudirt wie eine Rolle. Ich faßte sie rasch. Papa trat ein, Maman hatte geweint, er grollte und zürnte, ich weiß nicht weshalb, Maman spielte ihre Rolle, ich die meine, das Resultat war eine zärtliche Versöhnung. Papa nahm mich in die Arme und herzte mich, sein Antlitz war leidenschaftlich bewegt. Ich weiß genau, daß in jenem Augenblick eine seltsame Empfindung über mich kam, ich fühlte, daß er mich liebte und fühlte auch, daß ich ihn betrügen half. Doch der Eindruck ward bald verwischt. Im Ganzen sah ich Maman wenig; sie war viel beschäftigt und verweilte Stunden in ihrem Ankleidezimmer, wo ich nicht zugelassen ward. Die Abende, wenn nicht bei uns großer Cirkel versammelt war, brachte sie außer dem Hause zu. Wenn ich sie fragte, wohin sie fahre, erwiderte sie meistens: „in die Oper," und es flog dann wohl eine Wolke über ihr helles Gesicht. Dahin ward ich nie mitgenommen; Papa habe es verboten, hieß es.

„Es hat lange gewährt, bis in meinem unerfahrnen Kinderhirn die Wahrheit der Sachlage dämmerte — Maman war Tänzerin am Ballet, und dort in ihrem bunten Flitter sollte ich sie nicht sehen. Der gute Papa, er konnte mich nicht vor allem schützen, er hat es nicht gewollt, daß ich so elend werden sollte."

Die Gräfin machte eine Pause und neigte ihr Haupt über die Brüstung des Pavillons, sie starrte hinab in das stille Wasser des Teichs, das wie eine trübe Masse im Reflex der schweren bleigrauen Wolken, die am schwülen Horizonte hingen, dalag. Eleonore war erschüttert und wagte die unheimliche Stille nicht zu unterbrechen. Nach einer Weile fuhr die Gräfin fort:

„Der Tag meiner Konfirmation rückte heran; Maman war sehr aufgeregt vorher, der religiöse Akt spielte keine Rolle in unsern Gedanken. Es war ein Abschnitt in meinem Weltleben, es handelte sich um die Stellung, welche mir in der Gesellschaft verliehen werden sollte. Am andern Morgen kam Papa und überreichte mir mit großer Feierlichkeit ein versiegeltes Dokument, es war meine Erhebung in den Grafenstand. Mamans Antlitz strahlte vor Freude und Triumph, mir ward eindringlich vorgeredet, was solche Erhebung für mich bedeute, die Dienerschaft beeilte sich, mich „Gräfin Angela" zu nennen, meine Wäsche war bereits mit der Grafenkrone gezeichnet, Gratulationen und Geschenke wurden mir in Menge dargebracht, darunter ein Brillantschmuck von Papa in erster Reihe; es war ein vielbewegter, doch kein ernster Feiertag.

„Von da ab begann eine neue Aera in meinem Dasein. Meine Zulassung zu den Hofcirkeln war sanktionirt; unter der Aegide einer von Papa bestellten Ehrendame fuhr ich — ohne Maman — zu den Hoffesten. Papa war fürstlich freigebig in Bezug auf mein Nadelgeld, ich ward meinem Range gemäß ausgestattet, mit werthvollen Geschenken von ihm überhäuft; ich war schön, so sagte man mir allgemein, und mein Spiegel widerlegte nicht den Ausspruch. Mir ward gehuldigt von der feilen Höflingsschar, jeder meiner Winke war Befehl für die Kavaliere, alles, was ich sagte und that, war entzückend. Dennoch kann ich nicht sagen, daß ich mich glücklich gefühlt hätte in jener Zeit. Maman sah ich noch seltener als sonst und vermißte sie auch nicht; ich glaube, sie war später eifersüchtig auf den Glanz und die Ehren, welche ich vor ihr voraus hatte, auf Papas Liebe, die ich fast allein jetzt in Anspruch nahm. „Meine herzige Angela!" wie klingt mir der eine Liebeston, der einzige, den ich je aus wahrem aufrichtigen Munde gehört, noch heut im Ohr, und die Momente, wenn er meinen Kopf streichelte und sich mit dem warmen Ausdruck in seinen Augen zu mir niederbeugte, um mir zu sagen, daß ich seine liebe, seine süße Angela sei, sind die einzigen glücklichen in meinem Leben gewesen. Im übrigen war ich launenhaft, heftig, anspruchsvoll, und studirte die Menschen und die Rolle, die ich jedem einzelnen gegenüber zu spielen hatte."

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Professoren.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

XI. Oskar Peschel.

Einen noch Lebenden zu ehren, wurden diese Zeilen niedergeschrieben — seien sie jetzt seinem Andenken geweiht! Der allzu frühe Hingang Peschels trifft die aufstrebende Wissenschaft, die er in einer seltenen Weise vertrat, auf das empfindlichste, denn noch dünn gesäet sind die Lehrer, welche auf unseren Hochschulen einen so wichtigen Gegenstand wie die Länder- und Völkerkunde vertreten, und keiner hat, seitdem Alexander von Humboldt und Karl Ritter vom Katheder herabstiegen, in anregenderer und segensreicherer Weise für die Verbreitung der geographischen Wissenschaft gewirkt als unser dahingegangener Freund. Und wenn es auch heißt: „Kein Mensch sei unersetzlich", so hat dies Wort doch für uns, die jetzt trauernd die tiefe Lücke empfinden, nur für die Zukunft Bedeutung, denn lange wird es dauern, ehe ein ebenbürtiger Nachfolger Peschels ersteht.

Sein Lebensgang ist ein einfacher gewesen, soweit es die äußeren Verhältnisse betrifft; er stimmt hierin überein mit dem der meisten übrigen Gelehrten. Aber einer Wissenschaft zugethan, die erst in der letzten Zeit „zünftig" wurde und regelmäßig auch an den Hochschulen gelehrt wird, konnte er nicht damit beginnen, als Privatdozent sich zu habilitiren und stufenweise zum ordentlichen Professor aufzusteigen, wie das fast ausnahmsweise unsere Theologen, Juristen, Mediziner thun; er mußte, als das dringende Bedürfniß, Lehrstühle für die Geographie zu schaffen, sich nicht mehr zurückweisen ließ, von der Redaktion eines Journals auf das Katheder geholt werden. Nur den kleineren Theil seines reichen wissenschaftlichen Lebens vermochte Peschel noch dem Lehrfach zu widmen, den größeren hat er als Redakteur und Schriftsteller verbracht.

Oskar Ferdinand Peschel wurde als Sohn eines Militärs am 17. März 1826 zu Dresden geboren. Er war für den Kaufmannsstand bestimmt und trat auch kurze Zeit als Lehrling in ein kaufmännisches Geschäft ein. Bei den früh sich entwickelnden geistigen, der Wissenschaft zugewandten Anlagen des Jünglings konnte dieser Beruf ihm jedoch nicht genügen; er wandte sich der Jurisprudenz zu und studirte in Leipzig, von wo er nach Berlin ging, um sich als juristischer Dozent zu habilitiren. Es war dies in der Zeit nach der Revolution des Jahres 1848. Die Bewegung, welche alle dem Vaterlande zugethanen Geister ergriff, mag Peschel auf die publizistische Laufbahn gedrängt haben; er korrespondirte für die Augsburger Allgemeine Zeitung, und da Herr von Cotta, deren Eigenthümer, in Peschels Aufsätzen den hervorragenden Geist und die selten gewandte Feder erkannte, so machte er ihm den Antrag, in das Büreau der damals unter Kolbs Redaktion erscheinenden einflußreichen Zeitung einzutreten. Peschel folgte, wenn wir nicht irren 1851, diesem Rufe und siedelte nach Augsburg über, das nun zwanzig Jahre lang der Schauplatz seiner regen Wirksamkeit werden sollte.

Nicht lange aber sollte Oskar Peschel in seiner Thätigkeit als politischer Schriftsteller verharren. Als am 20. August 1854 Dr. Eduard Widenmann, der gelehrte und verdienstvolle Herausgeber des „Ausland", in Augsburg starb, wurde nach einem kurzen Provisorium Peschel in diesen Posten durch Cotta gleichsam hineingeschoben. Er hat uns selbst einmal gesagt, daß er eigentlich in umfassender Weise sich nicht mit Länder- und Völkerkunde beschäftigt habe, als er die Redaktion dieser besonders jenen Fächern gewidmeten Zeitschrift übernommen habe, und daß er durch ihre Redaktion erst gewachsen und zum Geographen geworden sei. Die Nummer des „Ausland" vom 1. Dezember 1854 trägt Peschels Unterschrift als Redakteur, und in dieser Eigenschaft verblieb er bis zum 31. März 1871. Man kann wohl sagen, daß selten eine Zeitschrift, die auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruht und dennoch an ein größeres Publikum sich wendet, mit mehr Geschick geleitet

Digitized by Google

wurde als das „Ausland" in den siebenzehn Jahren, die Peschel ihm vorstand; einen wahren Schatz von werthvollen Arbeiten häufte er darin auf, es wurde sein Arsenal, aus dem er das Rüstzeug zu seinen glänzenden späteren Arbeiten entnahm, die Geburtsstätte seines so ungemein umfassenden und vielseitigen Wissens. Ihm fiel die Aufgabe zu, nicht nur die heimische, sondern auch die ausländische Literatur auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde in ihrem vollen Umfange durchzustudiren und für die Leser seiner Zeitschrift mundgerecht zu machen; mit einer seltenen Gewandtheit zerlegte und excerpirte er große ausländische Reisewerke, so daß die von ihm gegebenen Auszüge häufig das Original ersetzten; er schrieb dabei alljährlich die Geschichte der außerdeutschen Staaten in „politischen Uebersichten", die als Muster von Klarheit und Darstellungsweise gelten können.

Hier zeigte er seinen großen, alles Wesentliche erfassenden Blick, wie es denn eine seiner schönsten Gaben war, sofort den Hauptpunkt einer Wissenschaft, einer Arbeit zu erkennen und mit wenigen schlagenden Worten auszudrücken. Mochte der Gegenstand scheinbar noch so abliegend sein, Peschel wußte für seine Zwecke stets das Wichtigste für sich herauszufinden und seiner Wissenschaft dienstbar zu machen. Da das Ausland aus dem engern Rahmen eines Journals „für die sittliche und geistige Kunde der Völker" herausgetreten und zu einer „Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde" umgestaltet war, so mußte Peschel bald eine Reihe Disciplinen in das Bereich seiner Studien ziehen, die ihm anfangs fremd gewesen waren. Nun aber entwickelte sich seine Vielseitigkeit, eine Vielseitigkeit, die er indessen nur kultivirte, um daraus Nutzen für seine Spezialwissenschaft zu ziehen, die unmöglich fruchtbar bebaut werden kann, wenn ihr nicht Naturwissenschaften, Sprachkunde und selbst Mathematik dienstbar gemacht werden. Und mit allen diesen Wissenschaften hat Peschel sich nach und nach, man darf dreist sagen, gründlich beschäftigt; sein allumfassender Geist gestattete es, sich in jene Wissenschaften allmählich hineinzuarbeiten und das seinen Zwecken Dienliche daraus aufzunehmen.

Während die Redaktion eines solchen Journals, das wöchentlich zwei Bogen bringt, sammt dem ausgebreiteten damit verknüpften Briefwechsel, die zahlreichen Aufsätze, die der Redakteur selbst liefern mußte — und sie sind alle erkennbar auch ohne Unterschrift diese durch musterhafte Klarheit und Eleganz des Stils ausgezeichneten Peschelschen Aufsätze — sonst wohl schon die ganze Thätigkeit eines Mannes erheischt, fand der nie ermüdende fleißige Gelehrte noch Muße, wissenschaftliche Werke ersten Ranges zu schreiben, die für alle Zeiten stehen werden. Es war die historische Erdkunde, die ihn zunächst fesselte. Zunächst erschien 1858 (Stuttgart und Augsburg, Cotta) seine „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen", die völlig aus den Quellen herausgearbeitet, eine ungewöhnliche Belesenheit in den alten portugiesischen und spanischen Autoren bekundet.

Stets den kulturgeschichtlichen Standpunkt berücksichtigend, und sein Thema mitten in die große Zeit, der es angehört, hineinstellend, schildert er uns hier das Reifen der großen Entdeckungen, die Entschleierung der atlantischen Küsten Amerikas, das Vordringen der Spanier zum stillen Meere und die beiden Seewege nach dem Morgenlande. Während Peschel neueren Leistungen und Lebenden gegenüber meist sehr milde in der Kritik war — wir erinnern uns nur weniger Ausnahmen, aber diese sind schlagend — tritt er, wo es sich um Geschichte handelt, mit ungemeiner Schärfe und Bestimmtheit auf, er bringt Klarheit in verworrene Partien, führt übertriebene Verdienste auf das richtige Maß zurück, wie das seine Darstellungen von Martin Behaim und Christof Colombus beweisen. Die Anerkennung dieses schön geschriebenen Werkes, das reich an kulturhistorischen und ethnographischen Exkursen ist, war eine allgemeine und lenkte die Aufmerksamkeit der von König Max II von Bayern niedergesetzten historischen Kommission auf unsern Peschel. Ihm wurde die ehrenvolle Aufgabe zu Theil, für die Geschichte der Wissenschaften in Deutschland den geographischen Theil zu schreiben. Im Jahre 1865 erschien (München, Cotta) seine „Geschichte der Erdkunde bis auf Alexander von Humboldt und Karl Ritter" — die Bearbeitung der zweiten Auflage war sein letztes Werk, aber der Tod schlug ihm die Feder aus der Hand, ehe er zu Ende gekommen, und einer andern Kraft muß es vorbehalten bleiben, die Revision zum Schlusse zu führen. Peschel konnte selbstverständlich nicht in diesem Werke, welches in der deutschen Literatur in seiner Art unerreicht dasteht, sich allein auf die Thätigkeit der Deutschen beschränken; er konnte ihre Thaten, den gewaltigen Antheil, welchen sie an der Entwicklung der Wissenschaft nahmen, nur hervorheben im Rahmen der allgemeinen Geschichte der Erdkunde. Und wie er dieses that, ist charakteristisch für den im hohen Grade patriotischen Mann, welcher doch so unumwunden die Verdienste fremder Nationen anerkennt. „Fehlt es uns," sagt er in der Vorrede seiner Geschichte der Erdkunde, „woran Franzosen und Briten so reich sind, an nationalen Thaten zur Beförderung des Wissens, an solchen beneidenswerthen Unternehmungen, wie die Sendung Halleys in das atlantische Meer, Bouguers und La Condamines nach Peru gewesen sind, so war dafür bei uns die Opferlust der einzelnen um so regsamer, eines Alexander von Humboldt, Leopold von Buch, Engelhart und Parrot, Prinzen Max zu Neuwied, Erman, Pöppig, von Tschudi, Rüppel, Sartorius von Waltershausen, welche im Dienste der Wissenschaft theils entbehrten, theils beträchtliche Vermögen willig aufwendeten. Noch größer ist die Zahl der Deutschen im Dienste fremder Regierungen, keinem andern Volke als dem Deutschen ist so oft die Auszeichnung geworden, daß man seine Kräfte zu Hilfe rief. Wer darauf eitel werden wollte, dem muß man rathen nachzulesen, wie Robert Schomburgk bei Entdeckung der Quellen des Essequibo am 27. Dezember 1837 die britische Flagge hoch hinauf und den Hut tief herabzieht. So behend sind Männer, die wir zu unsern Zierden rechnen müssen, vor den Idolen fremder Völker in die Kniee gesunken!" Nachdem er die Summe der deutschen Leistungen gezogen, fährt er fort: „Wer die Geschichte der Erdkunde zur Hand nimmt, um darin die Ehren des deutschen Volks verzeichnet zu finden, der wird gemischten Eindrücken entgegengehen. Er wird gewahren, daß er einer Nation angehört, die überreich an Zierden und arm an Thaten ist. Wo hohe Aufgaben nur durch die Kräfte eines Staats gelöst werden können, zeigt unsre Geschichte nichts als eine Reihe versäumter Gelegenheiten; wo es aber dem einzelnen möglich war, ohne öffentlichen Beistand der Wissenschaft große Dienste zu leisten, oder wo fremde Nationen thatenlustig nach Werkzeugen suchten, da haben sich stets Deutsche herbeigedrängt und die Zahl der unsrigen, die in die Gefahr gingen und in ihr unterlagen, ist bis auf die Gegenwart ruhmwürdig groß gewesen. Was hätten andere Nationen geleistet, wenn sie über eine ähnliche Fülle geistiger Kräfte zu verfügen gehabt hätten! Wenn wir dennoch bei der Vertheilung wissenschaftlicher Verdienste nicht hinter andern Völkern zurückstehen, so müssen wir unsre Vertreter um so höher feiern, weil sie so viel erringen konnten, obgleich sie Deutsche waren!"

So warm fühlte Peschel für die Ehre seines Volks, und wir können uns eine Skizze seines Lebens nicht denken, ohne daß darin des mannhaften Patrioten gedacht würde, der für die Sache der Einheit des Vaterlandes und für seine Entwicklung, so wie sie geworden, einstand, als die feindlichen Wogen hoch um ihn gingen und er 1866 in Augsburg fast allein der preußischen Anschauung eine Brücke trat, was ihn in vielfache, wacker von ihm durchkämpfte Fehden verwickelte. Die süddeutsche Presse war ihm damals verschlossen, und so ließ er denn seine immer ruhige und gemäßigte, aber darum nicht minder eindringliche Stimme im „Ausland" ertönen (vergl. Jahrgang 1866, S. 866). Er wußte es, daß er eben so wenig damals Anklang fand, wie er 1862 und 1863 der einzige Mann südlich vom Main war, der gegen eine Sprengung des Zollvereins und für Annahme des französischen Handelsvertrags seine Stimme erhob. Er handelte nur aus hohem nationalen Gesichtspunkte, zeigte, wie die historische Gerechtigkeit sehr verschieden von der poetischen ist und gelangte zu der Erkenntniß, daß man an historischen Umwandlungen, welche das Völkerschicksal entscheiden, nicht den Maßstab des geschrie-

benen Rechts anlegen darf. „Die Waffen haben jetzt entschieden und zwar zu Gunsten der nationalen und centralistischen Idee, welche ihren Gang um die Welt machen will wie die französische Revolution. Auch wir in Deutschland sollten die neueste Geschichte wie einen gesetzmäßigen Entwicklungsprozeß betrachten und uns nach dem englischen Spruch gewöhnen, zwischen den Begebenheiten und ihren Urhebern zu unterscheiden. Bei solchen großartigen Vorgängen handelt es nicht mehr um Recht oder Verschuldung, sondern es ist ein Darwinscher Kampf ums Dasein, wo das Moderne siegt und das Veraltete hinabsteigt in die paläontologischen Grüfte." So hat denn der große Gelehrte auch die Wiederaufrichtung von Kaiser und Reich, deren treuer Anhänger er war, freudig begrüßt, und in der Vorrede zu seiner „Völkerkunde", die ursprünglich eine Neubearbeitung von Graf Roons „Völkerkunde als Propädeutik der politischen Geographie" werden sollte, wobei Peschel seine Originalität preisgegeben hätte, sagt er: „Der Wunsch eines Mannes, dessen Name eng an die Schöpfung unsres Heerwesens geknüpft ist, wurde zur Pflicht für einen Deutschen, dem die errungene Stärke seines Volkes Dankespflichten für ihre großen Urheber auferlegte."

Seit dem Jahre 1866 erschien mit Peschels Namen eine Reihe von Aufsätzen im „Ausland", welche den Titel führten: „Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde". Sie waren eine Folge der Geologischen Studien des Verfassers und bebauten ein durchweg neues Feld. Denn wenn auch der Ausdruck: „Vergleichende Erdkunde" schon von Ritter angewandt war, so hat derselbe doch durchaus keine solche geschrieben und keineswegs auf die Gestaltungen der Erdoberfläche ein Untersuchungsverfahren angewandt, wie es Goethe bei der Morphologie der Pflanzen, Cuvier auf dem Gebiete der Anatomie und Franz Bopp für die Sprachwissenschaft eingeschlagen hatten.

Peschel ging von der Vermuthung aus, daß nicht der Zufall die Ländergestaltungen zusammengetragen habe, sondern daß im Gegentheil jede, auch die geringste Gliederung in den Umrissen oder Erhebungen, jedes Streben der Erdoberfläche seitwärts oder aufwärts irgend einen geheimen Sinn habe, den zu ergründen er versuchte. Das Verfahren, welches er zur Lösung dieser Aufgabe einschlug, bestand aber nur im Aufsuchen der Aehnlichkeiten in der Natur; überblickte er dann eine größere Reihe solcher Aehnlichkeiten, so gab ihre örtliche Verbreitung meist Aufschlüsse über die nothwendigen Bedingungen ihres Ursprungs. In dieser Weise behandelte er die Bildungen der Fjorde, den Ursprung der Inseln, die Deltabildungen der Ströme, die Thalbildungen, Wüsten, Steppen und Wälder, die Abhängigkeit des Flächeninhalts der Festlande von der mittleren Tiefe der Weltmeere, das Aufsteigen der Gebirge an den Festlandsrändern, das Aufsteigen und Sinken der Küsten, die Verschiebung der Welttheile seit den tertiären Zeiten. Gesammelt erschienen diese Aufsätze 1870 (Leipzig, Duncker & Humblot) unter dem Titel: „Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde als Versuch einer Morphologie der Erdoberfläche", und der Verfasser erkannte bei der Herausgabe, daß er hier, „beim Betreten neuer Pfade mit den Reizen auch die Gefahren eines Abenteuers vereinige". Aber sind auch seitdem einige der Ergebnisse in Folge neuer Forschungen hinfällig geworden, so steht das Ganze doch als ein festgefügter Bau vor uns, als ein Werk, das trotz seines geringen Umfangs eine sichere Grundlage bietet für die Lehre von der Gestaltung unserer Erdoberfläche. Nur übergroße Bescheidenheit — und Bescheidenheit zierte den bedeutenden Mann im hohen Grade — konnte den Verfasser zu dem Ausspruch verleiten: daß auch andere dieselben Wahrnehmungen wie er gemacht hätten, denen die Aufgabe gleich ihm gestellt gewesen wäre, eine Geschichte der Erdkunde zu schreiben. Er war zu seinen Vergleichen durch die naturwidrigen Darstellungen der Länder und Seen gekommen, welche alte Kartographen sich erlaubt hatten, während getreue Karten in ihm das Gefühl der Naturwahrheit erweckten.

Fast gleichzeitig mit den neuen Problemen brachte das „Ausland" eine Reihenfolge anderer Aufsätze von Peschel, welche den Titel führten: „Einfluß der Ländergestaltung auf die menschliche Gesittung", sie sind die Grundlage zu seinem letzten epochemachenden Werke, der „Völkerkunde" (Leipzig, Duncker & Humblot, 1874), geworden, ein Werk, welches so einschlug, daß binnen Jahresfrist die zweite unveränderte Auflage erschien. Wie schon erwähnt, sollte dieses klassische Werk im Zusammenwirken mit Roon herausgegeben werden; allein Roons erschütterte Gesundheit veranlaßte diesen zu verzichten, und so trat Peschel allein auf. Er hatte ursprünglich kein Lehrbuch beabsichtigt und den zweiten Theil seines Werkes, die Schilderung der Menschenrassen, nur widerwillig hinzugefügt. Als fester Anhänger der Arteneinheit des Menschengeschlechts opponirt er jener „lieblosen Anthropologenschule", welche aus der Artenmehrheit die Inferiorität ganzer Rassen herleiten; vorsichtig nur stellt er sich auf den Standpunkt Darwins, dessen Dogma ihm nicht als ein gelungener, immerhin aber als der beste Versuch, den Zusammenhang der älteren mit der neueren Schöpfung zu erklären, gilt, der nur durch eine befriedigendere Lösung sich wieder verdrängen läßt, und es ist ihm nicht recht verständlich, wie fromme Gemüther durch diese Lehre beunruhigt werden konnten, „denn die Schöpfung gewinnt an Würde und Bedeutung, wenn sie die Kraft der Erneuerung und der Entwicklung des Vollkommneren in sich selbst trägt". Mit der Sachkenntniß eines Anatomen bespricht er die Körper, mit der eines Linguisten die Sprachmerkmale des Menschen, und schreitet dann fort zur Schilderung der technischen, bürgerlichen und religiösen Entwicklungsstufen, jener Prachtkapitel, in denen die Abschnitte über die Religion selbst von Theologen als wahre Meisterwerke anerkannt wurden. Denn so entschieden auch Peschel seine Principien stets vertrat, nie lag etwas Verletzendes in seinen Schriften, und wo es irgend anging, suchte er zu vermitteln und sich mit seltener Objektivität auf den Standpunkt anderer zu stellen.

Die Wissenschaft, der Peschel sein Leben gewidmet hatte, war noch bis vor kurzem auf unseren Hochschulen so gut wie verwaist; man hatte für ungleich weniger wichtige Dinge ordentliche Professuren, als für die so tief ins Leben einschneidende Geographie. Nur hier und da wurde sie gelehrt. Als aber nach manchem Sträuben die Erkenntniß zum Durchbruch kam, daß es so ferner nicht mehr gehen könne, als man sich nach tüchtigen Lehrern umsah, da konnte es nicht fehlen, daß man zuerst seine Blicke auf Peschel wandte. Er erhielt kurz hintereinander Berufungen nach München und Graz, die jedoch zu keinem Ergebnisse führten, während er sich schneller für Leipzig entschied, wo er im Sommersemester 1871 zu lesen begann. Nur kurze Zeit sollte er eine Zierde der Leipziger Universität sein; rasch arbeitete er sich in das ihm bisher ungewohnte freie Sprechen ein, er ergriff den neuen Beruf, den er liebgewann, mit regem Eifer und las nach und nach physikalische Geographie, Völkerkunde, Geographie des deutschen Reiches. Dabei leitete er ein geographisches Seminar und hatte die Freude, tüchtige Schüler heranzubilden, denn in der liebevollsten Weise kam er den Studenten entgegen, er förderte sie, wenn er Talente sah, auf jede mögliche Weise und würde, wäre es ihm vergönnt gewesen, länger zu lehren, sicher eine „Peschelsche Schule" geschaffen haben.

Es hat nicht so kommen sollen. Schon bald nach seiner Uebersiedlung nach Leipzig ergriff ihn ein Nervenleiden, das er sich in Folge angestrengter Arbeiten zugezogen hatte. Langsam zunehmend überwältigte es den ohnehin nicht starken Körper bis zur Lähmung. Aber desto ungebrochener blieb der Geist, und mit einer Geduld, einem Heldenmuth, der Bewunderung verdient, sah der edle Mann dem kommenden Ende ruhig ins Auge. Sein Schmerz war nur, daß er den Seinigen in seinem hilflosen Zustande zur Last sein könnte. Tapfer harrte er aus, er arbeitete schließlich im Liegen weiter und ließ sich förmlich auf das Katheder tragen, wo er mit dem Aufgebot der letzten Kraft, bis kurz vor seinem am 31. August d. J. erfolgten Tode, mit seltenem Eifer seine Berufspflichten erfüllte.

Ich lernte Peschel im Februar 1871 in Augsburg kennen, als er gerade im Begriff stand, die Redaktion des „Auslands" niederzulegen. Er wohnte dort im Stadtviertel der Klerisei, im Pfaffengäßchen, einer traulich stillen, dem Verkehr entrückten Gegend, wo zwischen hohen Mauern der Schritt am hellen

Digitized by Google

Mittag widerhallt. Aber blickte er hinaus aus seinem Heim, das ihm durch ein schönes glückliches Familienleben traulich gemacht wurde, hob er die Augen von dem Riesenglobus, der als treuer Genosse neben seinem Studirtische stand, dann blickte er hinaus in freundliche Gärten oder er sah glänzend in der Mittagssonne die Alpen vor sich aufsteigen. Dort in der Stille hat der liebenswürdige, milde und äußerst selbstlose Mann seine großen Werke geschaffen; im Verein mit dieser Oertlichkeit stellen wir uns sein Bild am liebsten vor, während wir nur trauernd der ungleich vornehmeren Wohnung in der Salomonsstraße Leipzigs gedenken, wo wir ihn ans Lager gefesselt sahen und wo er, der gleich groß war auf dem Gebiete der historischen wie physikalischen Erdkunde, seine edle Seele aushauchte.

Richard Andree.

Wirthschaftliche Irrthümer und Mißgriffe.*)

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von Dr. **Rudolph Meyer.**

Einleitung.

„Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe!" kann man tief niedergedrückt ausrufen, wenn man die Stimmung in Deutschland heute mit der nach Beendigung des ruhmvollen Krieges gegen den „Erbfeind" vergleicht. Endlich war der Traum der Jahrhunderte erfüllt, Deutschland war einig, hatte einen Kaiser, und zwar einen Kaiser, ruhmgekrönt wie keiner seit Karl dem Großen her. Alte, Jahrhunderte lang von Deutschland getrennte Stammlande waren mit ihm wieder vereint. Zum ersten Male, seit es eine Geschichte der Deutschen gibt, vereinte ein Wirthschaftsband alle Theile des Vaterlandes. Die finanzielle Lage des Reiches und der Staaten war die beste in Europa. Unser Staatsvermögen übertraf die Staatsschulden. Die Steuern waren geringer im Verhältniß zur Bevölkerung und zum Nationalvermögen als in irgend einem andern Großstaat. Aus Frankreich hatten wir eine bis dahin unerhörte Summe von Kriegskontribution zu beziehen und haben sie bezogen. Industrie und Ackerbau hatten durch den Krieg nicht oder doch sehr wenig gelitten. Wohl konnte man einem außerordentlichen wirthschaftlichen Aufschwung entgegensehen, und wir haben den Aufschwung gehabt. Aber welches waren seine Folgen? Unser Wirthschaftsfeld ist bedeckt mit Ruinen und Trümmern, mit den Leichnamen untergegangener Existenzen. Industrie und Ackerbau leiden schwer. Das Vertrauen ist dahin. Die Zeitungen sind gefüllt mit Anzeigen von Bankerott und Liquidation. Fabriken stehen still, industrielle Etablissements verfallen, tausende und abertausende von Familien des wohlhabenden Mittelstandes sind ins Elend gekommen, noch mehre in ihrem Vermögen arg geschädigt.

Was ist der Grund dieser Erscheinung?

Unsere wirthschaftliche Kalamität, sie ist in letzter Linie die Folge davon, daß man im privaten wie im öffentlichen Leben der freihändlerischen Doktrin des wirthschaftlichen „Egoismus" die Alleinherrschaft eingeräumt und nach seinen Eingebungen gehandelt hat. Diese falsche korrumpirende Doktrin hat die Mißgriffe veranlaßt, deren Wirkungen wir heute so hart an uns erfahren. Aber soviel Heilkünstler auch bis jetzt aufgetreten sind, sie alle stehen noch auf dem Boden jener Doktrin, und sie alle werden keine sociale Reform durchsetzen. Bei alledem ist es geboten, zu sehen, wie die Partei beschaffen ist, die uns so weit heruntergebracht hat, und wie die Parteien sind, welche angeblich uns wieder aufhelfen wollen.

Wir hätten da eigentlich drei Faktoren zu betrachten. Erstens die besitzende Klasse, zweitens die besitzlose, die Arbeiterklasse, drittens die Regierung. Den zweiten Wirthschaftsfaktor, die Arbeiter, lassen wir außer Betracht, denn soweit sie zum Nachdenken über ihre Lage gekommen sind, und nur soweit zählen sie als wirthschaftspolitischer Faktor mit, haben sie sich der Socialdemokratie ergeben, bis auf die christlich-socialen Arbeiter, die den Katholiken folgen und ebenfalls mit der jetzigen Staatsregierung absolut unzufrieden sind, und wollen „mit dem heutigen Staate" überhaupt nicht paktiren. Auch üben die Arbeiter, obschon sie einige Vertreter im Reichstage haben, doch noch keinen Einfluß auf die Gesetzgebung, weil Parlament und Regierung, freilich sehr mit Unrecht, sie einfach ignoriren oder zu unterdrücken suchen. Uns können hier nur jene Mächte interessiren, welche thatsächlich die wirthschaftliche Gesetzgebung beeinflussen. Auf die kommt es an, denn es macht unser wirthschaftliches Wohl und Wehe hauptsächlich die Rechtsordnung des Staats und nicht ein blindwaltendes Naturgesetz.

Auf wirthschaftlichem Gebiete zerfallen die besitzenden Klassen in drei Interessengruppen: Freihändler, Schutzzöller und Agrarier. Die Regierung sollte freilich über diesen Klassen stehen, ist thatsächlich aber dermalen vollkommen im Fahrwasser und Schlepptau der Freihändler; ja, es liegt die Sache so, daß die Agrarier und Schutzzöller zur Zeit in der Opposition zur Regierung sind, die Freihändler aber die eigentliche Regierungspartei bilden.

Beginnen wir nun unsere Arbeit mit der Schilderung der Zusammensetzung und Thaten der deutschen Freihändler!

I. Die Freihändler.

Die deutschen Freihändler gehören merkwürdig verschiedenen Lebensstellungen an und sind zu ihrem wirthschaftlichen Glaubensbekenntniß entweder gelangt durch ihre Erziehung oder durch ihr wohlverstandenes, zuweilen durch ihr unverstandenes Interesse.

Durch ihre Erziehung wurden Freihändler die älteren deutschen Literaten, welche indes heutzutage noch die Redaktionssessel der einflußreichsten deutschen Blätter innehaben, und die älteren hohen und höchsten Staatsbeamten. Sie haben in ihrer Jugend sich gewöhnt, den Menschen für ein recht vollkommenes Wesen zu halten, den man — schon bei seiner Erziehung und später erst recht — möglichst wenig geniren müsse, dann werde jeder das Rechte thun, und alles werde vorzüglich gehen auf „der besten der Welten". So wurde es ihnen auf der Universität vorgetragen, so haben sie geschrieben, danach haben sie gehandelt ihr Leben lang und sich wohl befunden dabei, und jetzt sollte diese bequeme Doktrin nicht mehr gelten, bei der man die Hände in den Schoß legen, alles gehen lassen kann wie es will, und doch ein großer Staatsmann bleiben. Wohl sehen sie, wie die jüngeren Literaten, die jüngeren Beamten über die Idee spotten, der Staat habe nur „Sicherheit zu produziren", und wie man sie selbst hier und da die „Staatsnachtwächter" nennt, aber sie steifen sich um so fester auf ihr „Prinzip" und erklären die augenfälligen mißlichen Folgen des „Systems" für „vorübergehende Störungen", für „reinigende Gewitter", die ohne unser Zuthun die Luft verbessern. Sie sind ebenso unverbesserlich wie das „System" selbst, und sind es um so mehr, je ehrlicher ihre Ueberzeugung ist.

Durch ihr wohlverstandenes Interesse sind Freihändler die großen Jobber, Gründer, Börsenfürsten und die Kaufleute der Seestädte. Erstere, entweder Besitzer des Großkapitals oder mit dessen Verwaltung betraut oder in dessen Diensten als Direktoren und Verwaltungsräthe, wissen recht gut, daß bei voller Freiheit auf wirthschaftlichem Gebiet das Großkapital das Kleinkapital ohnehin anzieht. Erwünscht ist es, wenn man dieser Tendenz noch zu Hilfe kommt. Um letzteres zu bewirken und etwa eine centrifugale Kraft, die das Kleinkapital vor der Liebe des Großkapitals schützt, nicht im Staatsgesetz aufkommen zu lassen, sucht man seine Employés in die Parlamente oder auch in hohe Beamtenstellungen zu bringen, allwo sie Aktiengesetze machen und Wuchergesetze aufheben helfen.

---

*) Wir geben diesen interessanten, vor dem letzten Volkswirthschaftlichen Kongreß zu München geschriebenen Artikeln über die schwer auf der Gegenwart lastenden Zustände Raum, obschon wir durchaus nicht mit der Parteistellung des Herrn Verfassers identifizirt sein wollen. Sollte uns eine ebenso interessante und druckbare Darstellung von berufener gegnerischer Seite zukommen, so werden wir ihr die Aufnahme nicht versagen. Denn eine Klärung der Meinungen thut Noth. D. R.

Digitized by Google

Die Kaufleute der Seestädte sind ihrer Beschäftigung nach — auf den Handel mit dem Auslande angewiesen — mehr Kosmopoliten stets gewesen als Bürger des Nationalstaates. Die Venetianer und Genuesen fühlten sich kaum als Italiener, die Hanseaten kümmerten sich viel mehr um die Gesetze und Verfassungen von Skandinavien, Rußland und England, als um die des deutschen Reichs. Sie führten ihre Kriege, ohne das Reich um Hilfe anzugehen, und kümmerten sich nicht um die Kriege der deutschen Kaiser. Ihnen lag und liegt am Blühen des auswärtigen Handels. Die Kaufleute der deutschen Seestädte würden wünschen, daß Deutschland gar keine Industrie hätte, dann hätten ihre Schiffe fortwährend Hin- und Rückfracht. Bei der Hinfahrt exportirten sie Rohstoffe aller Art, Erze, Getreide, Wolle nach England, Frankreich und den Niederlanden, und bei der Rückfahrt brächten sie Manufakturwaaren heim. Ja nach Amerika führten sie Auswanderer aus Deutschland, brächten Mehl von da nach England und Manufakturen von England nach Deutschland. Das ist so die „internationale Theilung der Arbeit", deren Vermittler sie gern sein wollen. Von der verderblichen Wirkung des „Systems", d. h. der Freihandelsdoktrin und seiner Ausbeutung durch die Ueberseekaufleute, sagte einer der bedeutendsten deutschen Nationalökonomen eben so scharf wie richtig:

„Die Schule (der Freihändler) hat diesen Satz, (daß die Bedürfnisse der Manufaktur und Agrikultur den Bedürfnissen des Handels gemäß zu reguliren seien), geradezu adoptirt, indem sie das Wort des alten Gourney: laissez faire, laissez passer zum Wahlspruch erkor, ein Wort, das Räubern, Betrügern und Dieben nicht minder angenehm klingt als dem Kaufmann, und schon darum als Maxime verdächtig ist. Diese Verkehrtheit, die Interessen der Manufaktur und der Agrikultur den Ansprüchen des Handels auf ganz freie Bewegung preiszugeben, ist eine natürliche Folge derjenigen Theorie, die überall nur die Werthe im Auge, nirgends die Kräfte berücksichtigt und die ganze Welt nur als eine einzige und untheilbare Republik der Kaufleute betrachtet. Die Schule sieht nicht, daß der Kaufmann seinen Zweck, Gewinnung von Werthen durch Tausch, auch auf Kosten der Agrikulturisten und Manufakturisten, auf Kosten der produktiven Kräfte, ja der Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Nation erreichen kann. Ihm ist es gleichgiltig, und nach der Natur seines Geschäfts und Bestrebens kann er sich auch nicht wohl darum kümmern, in welcher Weise die von ihm importirten Waaren auf die Moralität, den Wohlstand und die Macht der Nation wirken. Er importirt Gifte wie Heilstoffe. Ganze Nationen entnervt er durch Opium und gebrannte Wasser." (Bekanntlich muß jetzt die Reichsregierung scharfe Maßregeln treffen, um dem sündhaften Skandal ein Ende zu machen, daß deutsche Rheder offen Sklavenhandel und Sklavenverschiffung trieben.) „Ob er durch seine Importationen und Einschwärzungen Hunderttausenden Beschäftigung und Unterhalt verschaffe, oder ob sie dadurch an den Bettelstab gebracht werden, geht ihn als Geschäftsmann nichts an, wenn nur seine Bilanz dadurch gewinnt."

Unser Nationalökonom fährt dann fort: „Suchen dann die Brotlosgewordenen durch Auswanderung dem Elend im Vaterlande zu entrinnen, so gewinnt er noch Tauschwerthe vermittelst ihrer Fortschaffung. Im Kriege versorgt er den Feind mit Waffen und Munition." (Neuerdings auch mit Geld, wie der Berliner Bankier Güterbock, der mitten im Kriege auf die französische Anleihe zeichnete, lag doch ein Geschäft drin; die deutsche Nationalanleihe von 1870 wurde bekanntlich nicht voll gezeichnet, weil, wie Lasker entschuldigend im Parlament sagte, die deutschen Bankiers doch nicht ihr Geschäftskapital, sondern nur ihr Privatkapital in ein noch unsicheres Geschäft stecken konnten.) „Er würde, wäre es möglich, Aecker und Wiesen ins Ausland verkaufen und, hätte er das letzte Stück Land abgesetzt, sich auf sein Schiff setzen und sich selbst exportiren."

Diese Schilderung Lists würde, hätte er sie 1875 anstatt 1840 geschrieben, noch viel weiter haben gehen müssen und auch die Börse nicht vergessen haben. Sie ist ganz richtig, diese Kaufleute also haben ein wohlverstandenes Interesse am System.

Ein unverstandenes Interesse leitet dagegen die Agrarier, von denen im folgenden Artikel die Rede sein wird.

Alle jene Freihändler trieben, bewußt oder unbewußt, ein falsches Spiel mit dem Wort „Freiheit", ähnlich wie ein Theil der liberalen Partei es mit dem Wort „Fortschritt" trieb, als er sich „Fortschrittspartei" nannte, als ob er allein einem erhabenen Ziele entgegenschritte, alle übrigen Parteien aber stille stehen oder Rückschritte machen wollten. Mit solchen Worten streut man der urtheilslosen Masse der Halbgebildeten Sand in die Augen.

Die Handelsfreiheit im Sinne der Freihandelsschule hat mit der religiösen oder bürgerlichen Freiheit nichts zu thun. Die Freunde und Wortführer der Freiheit, oder vielmehr diejenigen, welche sich als solche geriren, halten sich verpflichtet, die Freiheit in allen ihren Formen zu vertheidigen, und so ist auch die Handelsfreiheit populär geworden. Wir werden weiterhin sehen, was eigentlich die Handelsfreiheit im Sinne des Systems für eine Bedeutung, und daß sie mit der persönlichen Freiheit absolut nichts zu thun hat.

Ueber die Theorie der Freihändler braucht hier nichts erwähnt zu werden, da wir vor einem Jahre in diesem Blatte darüber einen besondern Artikel gebracht haben.*) Nur ihre Thaten interessiren uns hier, Thaten, welche übrigens der Theorie vollkommen gerecht geworden sind.

Sehen wir nun zu, wie die Freihändler auf wirthschaftlichem Gebiet, seitdem sie zu Einfluß und schließlich, nach Delbrücks Ernennung zum Präsidenten des Reichskanzleramts, zur Herrschaft gekommen sind, gewirkt haben.

Auf ihren Antrieb sind die Wuchergesetze aufgehoben, ist das Handelsgesetz mit so laxen Vorschriften ausgestattet, daß der betrügliche und fahrlässige Bankerott oft gar nicht oder doch zu milde bestraft wird; ist das Actiengesetz geschaffen, dessen Dasein erst die furchtbare Gründer- und Schwindelperiode ermöglichte, auf welche wir jetzt mit Entsetzen zurückblicken. Ihnen verdanken wir ein Strafgesetz, welches es unmöglich zu machen scheint, die großen Betrüger, welche Millionen aus den Taschen ihrer Mitbürger gelockt haben, zu bestrafen; denn wäre es nicht unmöglich, so müßte der Staatsanwalt sich längst mit vielen unserer Börsenfürsten beschäftigt haben — und nicht der Vorsteher des Heroldsamtes.

Es kann nicht versucht werden, in wenig Sätzen hier die Entstehung und Förderung des Schwindels durch die Gesetzgebung und seine Folgen zu schildern, das würde eine besondere, sehr umfangreiche Arbeit erfordern. Aber das ist klar: der Gründungsschwindel war ganz unmöglich, wenn wir nicht das neue Aktiengesetz erhielten. Seine Hauptwirkung materieller Natur besteht in der Deplacirung des Kapitals, welches aus den Händen der weniger Bemittelten betrügerischer Weise in die Arnheims der Großkapitalisten gepumpt wurde. Dadurch ist die Konsumtion des Mittelstandes geschwächt, die Produktion massenhafter Verbrauchsartikel dieser Klasse wird dadurch eingeschränkt und durch die eintretende Vermehrung des Luxuskonsums der reich gewordenen Gründer nicht aufgewogen. Es werden also Arbeiter brotlos und dadurch ihrerseits konsumtionsunfähig. Diejenigen Arbeiter wiederum, welche für das Bedürfniß jener jetzt arbeitslosen Industriearbeiter schafften, müssen ihrerseits die Arbeit beschränken oder einstellen, verdienen also auch weniger und schränken ihrerseits den Konsum gezwungener Weise ein, und so entsteht, ohne daß die Produktion bei regelmäßigem Verlauf der Dinge übermäßig gewesen wäre, eine Ueberproduktion deshalb, weil weniger gekauft wird als früher; die Krisis ist da, mit allen ihren schrecklichen Folgen, als Bankerott, Arbeiterentlassung, Lohnreduktion — Elend und Hunger!

Nicht als ob die Betrügereien der Gründer allein die Krisis veranlaßt hätten, aber diese Menschen haben sie hauptsächlich auf dem Gewissen, denn zu jenem Grunde, der Verminderung der Konsumtionskraft breiter Volksschichten, kommt in der That noch Ueberproduktion in den „gegründeten" Etablissements, die mit

*) Im X. Jahrgang S. 489 ff.

Digitized by Google

wahnsinniger Hast, ohne alle vernünftige Berechnung des regelmäßigen Konsums, zu produziren begannen.

Jene Schwindelperiode, „in der das Geld auf der Straße" lag, machte es werthloser als es vordem war, trieb also auch die Produktenpreise in die Höhe, sowie die Grundstückspreise und Miethen, machte hohe Löhne nothwendig und gewährte sie. Heute haben sich die Preise, namentlich der ersten Lebensmittel und der Miethen, noch nicht entsprechend erniedrigt, wohl aber sind die Löhne zurückgegangen, viele Arbeiter sind ganz ohne Arbeit, wen wundert da die Unzufriedenheit der Arbeiter und das Wachsthum der Socialdemokratie?

Von der Corruption der obern Klassen, zu denen die Gründer oder Gründergehilfen ja selbst gehören, sowie von der eines Theiles der Presse schweigen wir.

Die Gründerperiode hat recht gezeigt, wie wenig selbst die oberen Klassen fähig sind, „auf sich selbst, auf ihre eigene Einsicht" gestellt zu werden, wie es das System sogar mit den ungebildeten Menschen will. Denn wenn auch nur die „Gebildeten" die von dem System vorausgesetzte wirthschaftliche Durchschnittseinsicht besessen hätten, wie hätten sie sich so schmählich von einer verhältnißmäßig kleinen Gaunerschaar ausbeuten lassen können? Wenn aber sogar die „Gebildeten" eines bevormundenden Staatsschutzes gegen Betrüger bedürfen, wie vielmehr bedürfen Arme und „Ungebildete" solchen Schutzes?

Wenn man dem Kapital und seinen Verwaltern „freie Bahn" eröffnete, so mußte man das konsequenter Weise auch den Arbeitern gegenüber thun. So wurden die Coalitionsverbote aufgehoben, Freizügigkeit eingeführt. Beide Maßregeln sind bei dem herrschenden System ganz unvermeidlich. Aber wen überrascht nun die Aera der Strikes? Wenn man die freie Konkurrenz als das einzige Gesetz auf dem Arbeitsfelde proklamirt, wen wundert es, wenn die Arbeiter gelegentlich „ihre Waare (Arbeit)" aus dem Markt ziehen, um höhere Preise zu erzielen?

Man hat ferner die Gewerbefreiheit durchgesetzt und damit dem Handwerkerstande ein immer noch vorzeitiges Grab gegraben.

Insbesondere ist an der neuen Gewerbeordnung zu tadeln, daß sie die alte Organisation des arbeitenden Standes im Handwerk zerstörte, ohne eine ähnliche für Großindustrie und Handwerk zu schaffen, so daß nunmehr auf beiden Gebieten die Arbeiter sich mit Ausschluß der Arbeitgeber coaliren, ihnen gegenüber die Arbeitgeber, daß eine jetzt fast unüberbrückbare sociale Kluft zwischen beiden Volksklassen geschaffen und der Klassenkampf vollständig organisirt ist. Anstatt die „Harmonie zwischen Kapital und Arbeit" herzustellen, wie die freihändlerische Schule es versprach, hat sie vielmehr den Klassenkampf erzeugt.

Die Gewerbeordnung hat das Lehrlingswesen in Verfall gebracht, damit die technische Fertigkeit unseres Arbeiterstandes von Jahr zu Jahr mehr heruntergebracht, ebenfalls einer der Gründe, weshalb wir mit unseren Industrieprodukten auf auswärtigen Märkten mit England nicht konkurriren können, woselbst die Trades-Unions eine Lehrzeit erzwingen.

Die Gewerbeordnung hat die Unterstützungskassen der Arbeiter im Handwerkerstande zerstört und keine neuen, die ganze Industriearbeiterschaft schützenden Kassen geschaffen, dadurch den Gemeinden in der Unterhaltung des Industrieproletariats ungerechter Weise eine kaum erträgliche Armenpflege aufgebürdet und den Arbeiterstand erbittert. Die „freien Kassen" der Arbeitervereine sind schlecht verwaltet und zum Theil bankbrüchig — wie die der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine jetzt lehren — oder verwandeln sich in Strike- oder Agitationskassen der Socialdemokratie, die zur Zeit fast alle „freien Kassen" verwalten.

Was die Stellung der Partei zum Freihandel und Schutzzoll anlangt, so werden wir diese Seite ihrer Thätigkeit im folgenden Artikel behandeln, da die Agrarier mit ihnen dieselben Ideen haben. Zur gegenwärtigen Krisis (Produktionskrisis) stellen sie sich so, daß sie sagen, Etablissements, die nicht „lebensfähig" sind, müssen liquidiren. Im übrigen müssen wir „billiger produziren", d. h. die Arbeiter müssen länger und mehr arbeiten und weniger Lohn erhalten. Sie wollen also das „Risiko", womit sie doch sonst den Unternehmergewinn rechtfertigen, auf die Arbeiter abwälzen. Da nun unsere Arbeitslöhne niedriger sind als die in England, Frankreich und Amerika, so kann man sich vorstellen, wie diese Theorie auf den „Geist" der Arbeiter wirken muß. Das Recept der Liquidation „nicht lebensfähiger Fabriken" und der Lohnherabsetzung müßte sich übrigens ständig wiederholen, da wir beim System der freien Konkurrenz alle 10—12 Jahre eine Krisis haben. Wir haben bei seinem weiteren Wirken ein ewiges Aufbauen und Einreißen, einen ewigen Wechsel zwischen Lohnerhöhung und Lohnherabsetzung zu erwarten.

Die Freihändler finden es, da man ja dort kaufen soll, wo man die Waare am billigsten erhält, ganz in der Ordnung, daß bei großen Lieferungen, wie etwa die eisernen Röhren für die Kanalisation in Berlin, der etwas weniger fordernde Engländer begünstigt wird, obschon unsere deutsche Arbeiterschaft zum Theil von den Kommunen erhalten werden muß. Es sollte in England oder gar in Frankreich einer Staats- oder Kommunalbehörde einfallen, bei großen Lieferungen die ausländische Konkurrenz derartig zu begünstigen, nur um ein paar tausend Thaler zu ersparen, und dies noch dazu in einer Zeit, in welcher die heimische Industrie sich in einer unerhörten Nothlage befindet und Arbeiterentlassungen sowie Lohnreduktionen an der Tagesordnung sind! Ein Schrei der Entrüstung würde durch das Land und seine Presse hallen. Nichts dergleichen bei uns!

Die Freihändler befinden sich allerdings hierbei im Einklang mit der kosmopolitischen, antinationalen Tendenz, welche unsere oberen Gesellschaftsklassen so traurig auszeichnet. Der Vater Friedrichs des Großen trug nur in Preußen verfertigte Gewänder. Washington eröffnete das amerikanische Parlament in einem Rock, der aus inländischem Tuch gefertigt war, um die Amerikaner anzueifern, daß sie sich von England emanzipirten. Die Zeitungen aber berichten jetzt bei uns triumphirend, daß die Präfektur in Straßburg zum Empfange des deutschen Kaisers sich würdig vorbereite, indem sie einen Beamten nach Paris gesendet habe, dort ein neues Ameublement zu kaufen, daß Fürst Pleß das Schloß Fürstenstein zum Empfange des Kaisers ganz aus Paris nur ausgestattet habe. Derselbe Fürst läßt in Berlin ein Palais von französischen Architekten im Stil der französischen Spätrenaissance aufführen. Jedes Stück der inneren Ausstattung kommt von Paris. Die Damen der „Gesellschaft" beziehen ihre seidenen Roben fertig aus Paris aus dem Laden zum „bon marché", die Stoffe aus Lyon. Ihre Gatten beziehen ihre Hemden aus Paris. Und diese Leute schimpfen auf die „Vaterlandslosigkeit" der Arbeiter!

Was aber speziell die Freihändler anlangt, so paßt auf sie die Bezeichnung der „Vaterlandslosen" mehr als auf irgend eine andere Partei bezüglich ihrer auswärtigen oder Handelspolitik. Sie gehen in ihrer Naivetät so weit, dem Reichskanzler zuzumuthen, daß er auf diplomatischem Wege „Rußland zur Oeffnung seiner Grenzen" bewege. Rußland will sich vom Auslande auch industriell unabhängig machen und würde auf solche Rathschläge des Fürsten Bismarck kurz ablehnend antworten.

Im Innern hat das stolze Wort: „Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied", das die Freihandelspolitik kennzeichnet, ein schmähliches Fiasko gemacht. Alle Welt sagt, so könne es nicht weitergehen, der Staat solle und müsse helfen. Nur über das „Wie" gehen die Ansichten auseinander.

„Die Freihändler sind auf der Defensive", schrieb einer ihrer besten Literaten, Wolff in Stettin. Das sind sie, und zwar steht die Entscheidungsschlacht nahe bevor, das sagte ja auch Camphausen, aber sie wird kaum deshalb siegreich für sie ausfallen, weil dieser Minister mit dem Freihandel stehen und fallen wollte.

Digitized by Google

Eine unbekannte Größe. Originalzeichnung von Konrad Beckmann.

Digitized by Google

Am Familientische.

Der überwundene Polizeivogt.

(Zu dem Bilde auf S. 93.)

Er steht mir immer noch leibhaftig vor Augen, trotzdem über dreißig Jahre vergangen sind, seit ich ihn zum letzten Male gesehen. Unvergeßlich ist mir sein blauer Frack mit einst blanken Knöpfen, seine große Mütze mit noch größerem Schirm, sein martialischer Schnauzbart, seine in verdächtiger Weise geröthete und geschwollene Nase und vor allem sein großer aus den Freiheitskriegen stammender Säbel, von welchem er, obwohl gelinde Zweifel darüber laut wurden, stets behauptete, daß er ihn einem französischen General abgenommen habe.

Das alles steht so deutlich vor mir, als hätte ich ihn gestern noch gesehen, denn das Kinderauge schaut so klar, und unverwüstlich ist die Zeichnung, die es mit schärfsten Strichen in dem Gedächtnisse zurückläßt.

Aber mehr als alles dies, insbesondere mehr als sein Generalssäbel, den er, soviel ich weiß, nur aus der Scheide gezogen hat, um eine verrostete Gravirung anstaunen zu lassen, imponirte mir damals ein anderes recht bedenkliches Instrument, das er stets unter den linken Arm geklemmt hielt, um es geeigneten Falles auf dem Rücken frecher Gesetzesübertreter zu probiren. Denn damals gab es noch keine Staats- und Polizeianwälte, keine dicken Untersuchungsakten wegen geringfügiger Vergehen und Uebertretungen — der Herr Bürgermeister war alles in allem und neben ihm stand hoch angesehen in der Stadt Herr Schnepfe, der alte Polizeivogt.

Ja, Schnepfe hieß er, Schneppe wurde er gewöhnlich genannt und zwar so lange genannt, bis er den Namen selbst annahm und sich sogar mit Schneppe unterzeichnete.

Herr Schneppe war im Grunde genommen mehr als bloßer Polizeivogt, er war eigentlich die bedeutendste Persönlichkeit in der Stadt, den Herrn Bürgermeister nicht ausgenommen, der gleichzeitig Schnitthändler und Krämer war, den ganzen Tag hinter dem Ladentische stand und vor dem niemand Respekt hatte.

Denn Herr Schneppe war gar nicht zu entbehren. Wurde irgendwo gestohlen, so ging der Beschädigte zu Schneppe, der gewöhnlich im Kruge zur Linde seine Audienzen ertheilte. War jemand geschlagen worden, so wendete er sich an Schneppe, der die Angelegenheit sehr bald als Schiedsmann ins Gleichgewicht brachte; hatte jemand etwas verloren oder stand irgendwo frische Blutwurst zum Verkauf, so war Schneppe derjenige, der für 4 gute Groschen die Klingel in den Straßen in Bewegung setzte und in dem tiefsten Bierbaß das neueste Tagesereigniß zur Kenntniß der die Fenster aufreißenden Bewohner brachte.

Herr Schneppe war überall gleich geliebt und gleich gefürchtet, geliebt wegen seiner Gutmüthigkeit und Freundlichkeit, gefürchtet wegen des erwähnten Instrumentes, das er unbedenklich zur Anwendung brachte, wenn er gereizt und geärgert wurde.

So war es denn insbesondere die Straßenjugend, mit welcher er in steter Fehde lebte, denn Herr Schneppe konnte etwas unter keinen Umständen vertragen — das Pfeifen auf der Straße. Wer auf der Gasse pfiff und insbesondere, wer hinter ihm herpfiff, war von Hause aus sein Feind und hatte es auf lange Zeit mit ihm verdorben.

Auch ich gehörte damals der glücklichen Straßenjugend an, dem harmlosen seelenvergnügten Haufen, der, nachdem er eilig die Schule verlassen, die Tornister in die Ecke warf und dann hinaus in die frische Luft eilte, um Ball zu schlagen, Drachen steigen zu lassen oder vor der grünen Linde auf den langen Holzstämmen des Nachbars Zimmermeister sich zu jagen und zu haschen. O wie herrlich war es da, wie jauchzten wir vor Lust, wie glühten die Wangen, wie leuchteten die Augen der Knaben, unbekümmert um den rothen Fleck am Fenster der Linde, welcher Herrn Schneppes Nase angehörte! Da, o weh, tönte plötzlich der schrille Pfiff auf dem Finger eines ungerathenen Genossen. In wilder Flucht eilten wir alle davon, denn wie der Blitz war der rothe Fleck am Fenster der Linde verschwunden, und aus der Hausthür stürzte in vollem Zorn der Eigenthümer dieser Nase in Person hervor, den frechen Pfeifer zu verfolgen. Diesmal hatte Herr Schneppe mehr Glück wie sonst. Der jugendliche Uebelthäter hatte sich, im Vertrauen darauf, daß Herrn Schneppes Beine sich für eine erfolgreiche Verfolgung auf den abgeschälten glatten Fichtenstämmen nicht mehr eigneten, auf diese zurückgezogen und erwartete hier den Diener der Gerechtigkeit, jeden Augenblick bereit, wenn die Gefahr näher rücken würde, die Flucht zu ergreifen. Und die Gefahr rückte wirklich näher heran, Herr Schneppe bestieg die Fichtenstämme, und der Verbrecher riß aus. Aber o weh, auch für ihn war ein Stamm zu glatt, urplötzlich fiel er zwischen die Bäume hinein, und im nächsten Augenblicke hatte ihn Herr Schneppe am Kragen ergriffen. Die Exekution begann auf der Stelle, so daß der Junge laut anfing zu schreien. Jetzt erfaßte uns andere das Ehrgefühl, unserem Genossen beizustehen. Wir eilten alle zu den Holzstämmen zurück und fingen, freilich aus ehrerbietiger Entfernung, an, mit Herrn Schneppe zu parlamentiren.

Unsere fortgesetzten Rufe: „Herr Schneppe, nun ist's genug, nun halten Sie inne, nun hat er genug gekriegt!" hatten endlich den gewünschten Erfolg, und Schneppe ließ den Jungen laufen. Dieser aber eilte heulend und schreiend zu seinem nebenan wohnenden Vater, einem Schuhmacher, und verklagte Herrn Schneppe bei diesem. Aber was geschah auf diese Injurienklage? Der Vater sah seinen Sohn groß an und schrie ihm zu: „Wenn Herr Schneppe Dich gehauen hat, dann wirst Du wohl gepfiffen haben!" nahm darauf einen Riemen und applizirte dem verunglückten Kläger noch einen Nachtrag zu dem Erkenntnisse des Herrn Schneppe.

Hiermit war der Injurienprozeß zu Ende, und nach fünf Minuten war alles vergeben und vergessen, auch der rothe Fleck erschien wieder am Fenster der grünen Linde.

Eines andern schönen Tages kamen wir wieder nach der Schule auf dem Platze vor der Linde zusammen und sahen, daß in der Laube des zum Gasthofe gehörigen um die Ecke liegenden Gartens ein Junge von unserem Alter saß, dessen fremdländische Erscheinung uns auffiel. Der Junge trug einen spitzen Hut, mit Leder besetzte Beinkleider und durch Riemen zusammen gehaltene, sehr offenherzige Schuhe. Er hatte sich, augenscheinlich von langer Wanderung in glühender Hitze ermüdet, in das Gras neben den Tisch gelagert, auf welchem neben einer Flöte ein Glas Halbbier stand. Der Knabe hatte, trotzdem ihm die struppigen Haare in das Gesicht hingen, ein so liebes offenherziges Gesicht, daß wir beschlossen, mit ihm Bekanntschaft zu machen. Das ging aber leider nicht, der Knabe sprach kein Deutsch und antwortete uns auf alle unsere Fragen nur durch ein freundliches Lächeln seines mit schneeweißen Zähnen ausgestatteten Mundes. Da kam einer von uns auf den Gedanken, die Flöte des kleinen reisenden Künstlers zu ergreifen und zu erproben. Aber nur ein paar schrille gellende Pfiffe waren es, die wir dem Instrumente entlocken konnten. Wir alle begannen zu lachen, einschließlich des kleinen Fremden, als es plötzlich wie ein Unwetter um die Ecke brauste. In voller Wuth stürmte Herr Schneppe herein. Einsehend, was wir verbrochen, zerstiebten wir in das nahe Gebüsch, nur einer blieb stehen, nichts wissend, nichts ahnend, im Gefühle voller Unschuld erwartete er festen Blickes den Gegner, er, der kleine Musikant.

„Infamer Bengel, Er hat gepfiffen, Er Landstreicher, Er Bube, wer ist Er?"

Statt aller Antwort griff der Kleine, wohl denkend, daß der bewaffnete schnurrbärtige Mann ihn nach dem Passe frage, in die Tasche seiner Jacke, holte ein beschmutztes Packetchen hervor und entwickelte daraus ein mit einem großen Siegel versehenes Dokument.

Begierig griff Herr Schneppe nach dem Papier und vertiefte sich anscheinend mehrere Minuten in dessen Studium, prüfte auch das rothe zerbrochene Siegel, dann rief er uns, die wir im Gebüsche neugierig das Ende abwarteten, mit strenger Stimme zu:

„Kommt mal her, Jungens, Ihr versteht ja schon Französisch, lest mal, was in dem Dinge steht!"

Wie der Blitz waren wir da, aber der Text war italienisch, das wir nicht verstanden. Immerhin konnten wir aber mit Hilfe unserer französischen und lateinischen Kenntnisse so viel entziffern, daß es ein richtiger Paß war. Wir falteten den Paß wieder zusammen und sagten Herrn Schneppe, daß der Kleine kein Deutsch verstehe. Aber Herr Schneppe war noch nicht beruhigt und die Spitzen seines Schnurrbartes zuckten noch in bedenklicher Weise, als plötzlich ein sanfter lieblicher Ton uns unterbrach. Der kleine Musikus hatte seine Flöte angesetzt und begann eine sanfte träumerische Weise zu blasen, eine Weise, die ich in meinem Leben nie wieder gehört, die aber damals mir, dem Knaben, bis in die innerste Seele drang. Und immer voller und reiner quollen die Töne hervor, und aus der Gaststube war alles herbeigeeilt, der Wirth, die Wirthin, die Dienstleute und die Gäste und wir alle umstanden den kleinen Musikanten, tief ergriffen von der süßen Melodie.

Und als nach einiger Zeit die Flöte schwieg, da griff Herr Schneppe wie die übrigen erwachsenen Personen in die Tasche und drückte dem fahrenden Flötenspieler ein Geldstück in die braune Hand. Dann aber wendete sich Herr Schneppe um und fuhr sich mit seinem blaugewürfelten Taschentuche über die Augen. Der kleine Flötenspieler dagegen packte sein Instrument in ein Futteral, warf sein Bündel über den Rücken, nickte uns Knaben freundlich zu und lüftete vor den Erwachsenen seinen spitzen Hut zum Gruße.

Dann zog er weiter, wandernd von Ort zu Ort, von Land zu Land, den blauen Bergen seiner Heimat zu. H. Engelcke.

Bücherschau. XXVI.*)

Friedrich von Hardenberg (genannt Novalis). Eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs, herausgegeben von einem Mitglied der Familie. Gotha. F. A. Perthes. 251 S. (Preis: 2 M. 80 Pf.)

Dieses für die Freunde der Schriften von Novalis und für alle welche auch nur mit dem poetischen Theil dieser Schriften bekannt sind und an dem merkwürdigen Frühverstorbenen tieferen Antheil nehmen, sehr interessante Buch ergänzt aus den Archiven der Familie dasjenige, was wir in den drei ersten Theilen der Schriften von Novalis**) von

**) Novalis' Schriften, herausgegeben von L. Tieck und Fr. Schlegel, 1 Th. 2 Th. 2. Aufl., 1803. 3 Th., herausgegeben von L. Tieck und Ed. von Bülow. 1846.

*) Gegenüber den zahlreich bei uns eingehenden Büchern müssen wir erklären, daß wir ausschließlich nur nach eigener Wahl bei unsern Besprechungen verfahren und uns auf Rücksendung unverlangter Bücher durchaus nicht einlassen können. D. R.

Digitized by Google

dem Leben, dem Geist und Charakter des Dichters schon kannten. Daß der ungenannte Herausgeber oder die Herausgeberin sich als besonnen, gewissenhaft und entschieden christlich zu erkennen gibt, verleiht dem Buche deshalb einen erhöhten Werth, als es ohne Zweifel wünschenswerth war, die Gestalt von Novalis aus einer Art von mystischem Phantasielicht, in welchem die romantische Schule ihn darzustellen pflegte, in eine klarere und historische Beleuchtung zu stellen. Die nachfolgenden Bemerkungen beabsichtigen nicht, ein Gesammturtheil über Novalis und seine Schriften zu geben, nicht einmal eine Vergleichung des Bildes, das die biographischen Mittheilungen und die sich darauf beziehenden Urtheile in den drei Bänden darreichen, mit den Ergebnissen der vorliegenden Nachlese, sondern lediglich eine Auffassung des hier zum ersten Male Mitgetheilten.

Sollen wir mit einem gewissen Bedauern anfangen (dem einzigen, das wir auszusprechen haben): so wäre es das, daß es an einer überall sicheren Chronologie theils für die Briefe, die dieser Nachtrag enthält (dies z. Th. wohl unvermeidlich), theils für die Schilderung der wechselnden Gemüthsstimmungen und Standpunkte des Dichters fehlt, wie eine solche zu kennen immer von großem Werthe ist. So können wir z. B. nicht mit Bestimmtheit einsehen, in welcher Periode seines Lebens Novalis die geistlichen Lieder gedichtet hat, während doch hierauf recht viel ankäme. Doch vielleicht war auch dies nicht zu leisten. Gehen wir jetzt über zu demjenigen, was sich für den Natur- und sittlichen Charakter, so wie für die fortschreitende Entwicklung des genialen Jünglings aus dem uns Mitgetheilten zu ergeben scheint.

Novalis war in dem Dorfe Wiederstädt in der Grafschaft Mansfeld den 2. Mai 1772 geboren und bezog im Jahre 1790 die Universität Jena, um Jura zu studiren. Doch trat dieses Studium sehr zurück hinter den philosophischen und ästhetischen Anregungen, die er dort durch Reinhold, Fichte und Schiller empfing. Bis zum Jahre 1794 setzte er seine Studien in Leipzig und Wittenberg fort. In den Briefen an seinen Vater, namentlich in dem, worin er von Leipzig aus seinen Wunsch, Soldat zu werden, ausspricht, zeigt sich eine große Selbständigkeit und ein bedeutendes Selbstgefühl, beides dem Vater gegenüber nicht ganz wohlthuend behauptet, wobei man aber in Betracht ziehen muß, daß er vom Vater, einem ernst christlichen, aber wohl etwas einseitig herrnhutischen Mann, nicht ganz verstanden zu sein das Gefühl hatte, während ein vornehm gestellter Oheim seinen Ehrtrieb gereizt zu haben scheint. Desto erfreulicher erscheint es, daß er dem Wunsche des Vaters, er möge sich zu dem Kreisamtmann Just in Tennstädt zur Uebung in praktischen Geschäften begeben, willig folgte und unter der Anweisung und in dem Umgange dieses trefflichen Mannes mit Eifer und Pflichttreue arbeitete.

Von hier aus lernte der zweiundzwanzigjährige Jüngling im November 1794 in der benachbarten Familie eines Gutsherrn Sophie von Kühn kennen, ein noch nicht dreizehnjähriges Mädchen von großer Schönheit, Anmuth und geistiger Zartheit. Hier glaubte er das Ideal seiner Sehnsucht zu erkennen, und faßte zu derselben eine bewunderungsvolle Neigung, die, wie rein und edel, wohl nicht ohne schwärmerische Ueberspannung war, doch aber sich zu der bestimmten Absicht, sich mit Sophie zu verloben, entwickelte. Der Umgang mit dieser Familie und seiner Geliebten dauerte mehrere Jahre, und es scheint, daß dadurch zuerst der hochstrebende Geist Friedrichs von Hardenberg eine stillere und tiefere Richtung gewonnen habe. Dafür scheint auch die Ruhe zu sprechen, mit der er im allgemeinen die Briefe seines jüngeren Bruders Erasmus, welcher, im Vergleich mit dem älteren prosaisch, ja zuweilen sarkastisch ihn vor Uebereilung und Selbsttäuschung warnte, aufnahm. Im März 1797 starb diese Braut von Novalis, und die Geduld, die sie im Leiden bewiesen hatte, verklärte ihr Bild in seiner Seele noch weiter. Im April desselben Jahres erlag auch sein geliebter Bruder Erasmus einer lange schon an ihm zehrenden Krankheit. Es ist klar, wie dieser zwiefache Verlust das Gemüth von Novalis mit einem Schmerze, einem Vermissen, einer Sehnsucht erfüllen mußte, die von nun an die Stelle früherer großer Entwürfe und Pläne vertretend, sein ganzes Wesen und Leben beherrschte. Indessen wußte er sich im allgemeinen eine würdige Fassung zu bewahren. Gegen das Ende des Jahres 1797, also in seinem fünfundzwanzigsten Jahre, tritt er in einen Briefwechsel mit den Führern der romantischen Schule, August Wilhelm Schlegel, Friedrich Schlegel und Tieck, sendet ihnen seine Fragmente und die geistlichen Lieder für das Athenäum, und spricht sich über seine Pläne und Lebensansichten aus.

Dies ist der Zeitpunkt, von wo sich die beziehungsweise reifere Entwicklung von Novalis' Geist und Charakter im allgemeinen übersehen läßt, und so wollen wir versuchen, dasjenige, was uns darüber aus dem Inhalt unseres Buches klar geworden ist, kurz zusammenzustellen. In Novalis war eine ungewöhnliche Geisteskraft vorhanden, ein genialer Verstand, aber weniger nach der dialektisch-wissenschaftlichen Seite zu klaren und scharfen Angriffsbestimmungen befähigt, als durch eine mächtige und glühende Phantasie zu Anschauungen, Darstellungen, Bildern, Vergleichungen und Antithesen selbst paradoxer Art hinneigend. Neben diesem intellektuellen Vermögen war er begabt mit tiefem und warmem Gefühl, dessen starkes sinnliches Element, gewiß nicht ohne die Einwirkung der Erziehung und früher eigner Hingebung an die Wahrheit und das Gute, überwogen wurde durch herzvolle Innigkeit und rege Verwandten- und Freundesliebe. In dieser Beziehung sagt er in einem Briefe an Just (S. 152), indem er diesem seinem älteren Freunde in Ansehung der Religion einen „herzlichen Verstand" zuschreibt, von sich selbst, ihm sei eine „herzliche Phantasie" zu Theil geworden. Dies scheint uns sehr treffend, und vieles erklärt sich aus diesem Begriff. Nach dem Gesagten dürfen wir behaupten, Novalis sei vorzugsweise von Gott und Natur zum Dichter berufen gewesen. Warum nun, fragen wir, ist er nicht in einem größeren Stil und Umfang ein Dichter geworden, warum beschränkt sich seine Poesie außer den geist- und seelenvollen religiösen Liedern und dem bewundernswürdigen Bergmannsliede auf minder Bedeutendes? Warum lassen auch die Fragmente seiner epischen Arbeiten nicht vermuthen, daß er im höheren Sinne des Worts ein Dichter der deutschen Nation würde geworden sein, wenn er zur Mannesreife gelangt wäre? Die richtige Antwort darauf scheint uns diese zu sein: weil er die Poesie nicht in ihrer natürlichen Begrenzung erkannte, in welcher sie als Kunst in relativem Gegensatze zur Philosophie, Theologie und Naturwissenschaft aufgefaßt werden muß. Eben weil er alles zur Poesie machen, ja Religion und Wissenschaft in gewissem Grade in sie umwandeln wollte, ergab sich ihm etwas anderes, er strebte an etwas anderes als diese Gegenstände nicht nur, sondern als die Poesie selbst. Sehen wir auf seine philosophischen Fragmente: so müssen wir uns wundern, wie, abgesehen von vielem Wahren und Geistreichen, ein so edler Mensch so viel Gewagtes, Paradoxes und Bedenkliches hinzustellen vermochte. Dies war ohne Zweifel großentheils die Frucht der schon in Jena aufgefaßten philosophischen Ideen und zugleich einer nach und nach so überwiegenden Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, daß ein tiefer eindringendes Studium der Geschichte in religiöser, ethischer und politischer Beziehung sehr dabei zurücktrat. Diese Naturanschauungen in ihrer das Ethische überwuchernden poetisirenden Gestalt wurden nun von seinen neuen Freunden, den Romantikern, nicht nur nicht auf das gehörige Maß zurückgeführt, sondern sie wurden ihm wohl vielmehr als das Rechte, als sein Vorzug, als das von ihm geltend zu machende Neue angerechnet und hervorgehoben; denn eine relative Zurücksetzung des Ethischen gehörte zum Charakter und Zielpunkte der meisten von ihnen. Der einzige, der, wie es uns erscheint, die Weltanschauung vom Standpunkt einer poetischen Naturbetrachtung mit ethischen Ideen und Begriffen hätte mäßigen und reinigen können, Schleiermacher, scheint, wenn er ihn auch persönlich gekannt hat, keinen nachhaltigeren Einfluß auf Novalis ausgeübt zu haben.

Wie verhalten sich nun die geistlichen Lieder unseres Dichters zu dem von uns bezeichneten Charakter seines Geistes und Gemüths, und wie haben wir sie im Verhältniß zum Menschen Novalis zu betrachten? Wir sagen kurz: sie sind, nämlich die sieben von ihm selbst an die Herausgeber des Athenäums gesandten (also mit Ausschluß der Marienlieder), ohne Zweifel Ergüsse eines tiefen, von der heilbringenden Gnade und Herrlichkeit des Erlösers ergriffenen, durch sie getrösteten und zum Vorgeschmack der Ewigkeit erhobenen Gemüths, und sie haben an vielen frommen Geistern die Kraft erprobt, die erlebten ähnlichen Erfahrungen, die genossenen oder ersehnten ähnlichen Empfindungen zu vergegenwärtigen, zurückzurufen, zu gestalten. Daß hier die Sprache eines innigen und tiefen Herzens sei, ist durch sie selbst gewiß. Dennoch sind sie durch die dem Dichter eigenthümliche Herrschaft der Phantasie so subjektiv, ja so individuell, daß ihre volle Mitempfindung nicht allen lebendigen, auch gebildeten und gefühlvollen Gliedern der christlichen Gemeinde kann zugemuthet werden, und wohl nur eine kleine Auswahl einem evangelischen Gesangbuche mit Fug und Recht dürfte einverleibt werden. Woher kommt dies, und worauf gründen wir dieses Urtheil? Es kommt, wie es uns scheint, von dem Mangel desjenigen objektiven Hintergrundes, den das Christenthum bei allen poetischen und oratorischen Produktionen von Gliedern der Kirche voraussetzen darf und muß. Wir meinen, wie sich von selbst ergibt, die geschichtlich erfolgte Selbstoffenbarung des einigen Gottes, welche, an die Idee Gottes im Menschen anknüpfend, die Thatsachen des Falls und der Sünde, und der die Heiligkeit und Liebe bekundenden Veranstaltungen zur Erlösung prophetisch bezeugt, und in dem geschichtlichen Leben und dem Worte Christi und seiner Apostel gipfelt. Und zwar müssen wir auf dieses letzte, das Wort Christi, ein besonderes Gewicht legen. Die wahre christliche und kirchliche Poesie, auch die lyrische, muß nämlich stets das Wort Christi, das ja auch Gottes Wort ist, und das wesentlich, so ernst als milde, auch zum Thun seiner Gebote, aus Liebe zu ihm, auffordert (Joh. 15, 10), mit hineinnehmen in die Anschauung seiner Person, und die innige Aufeinanderbeziehung, daß ich so sage: das Zugleichdenken und Zugleichfühlen des Herrn und unserer Liebespflicht, seiner Sühne und unserer Aufgaben, seines Wandels und unseres Berufs, ihm nachzufolgen, ist erst der volle Charakter des geistlichen Liedes. Solches aber haben die Lieder von Novalis nicht oder doch zu wenig, weil ihm überhaupt eine tiefer eingehende Bekanntschaft nicht nur mit dem alten Testament, sondern auch mit dem gesammten Geschichts- und Lehrinhalt des neuen Testaments gefehlt zu haben scheint. Hierauf deuten auch die sehr merkwürdigen, ja sehr bedenklichen Aeußerungen in einem Briefe an Just (S. 152, 153), in welchem er das ganz auf die Bibel gegründete Christenthum seines Freundes zwar als ehrwürdig betrachtet, aber sich selbst ein spekulatives vorbehält, durch welches „ich (sagt er) in der Geschichte und den Lehren der christlichen Religion die symbolische Vorzeichnung einer allgemeinen, jeder Gestalt fähigen Weltreligion — zu sehen glaube".

So dürfen wir sagen: die Beziehung des Gefühls in Novalis' geistlichen Liedern auf die Person Christi als des alleinigen Heilandes ist das Christliche und Protestantische in ihnen; die Uebergehung aber der Beziehungen der Seele auf den Liebesrathschluß Gottes des Vaters und auf die Heiligkeit des Geistes, der die Gottes Kinder Gewordenen treibt, ist das Unprotestantische, Unschriftmäßige in ihnen, vermittelst dessen denn auch, ungeachtet der Reinheit und Schönheit der Diktion, ja zum Theil wegen derselben die Phantasie oft zu selbständig als Verherrlichung des persönlichen Gefühls hervortritt.

In Bezug auf dieses Ergebniß ist es als ein besonderes Verdienst der Schrift, über die wir referiren, hervorzuheben, daß die in katholisirenden Kreisen entstandene Meinung, Novalis sei gegen das Ende seines Lebens katholisch geworden, gründlich widerlegt wird, indem namentlich die Lieder an die Jungfrau Maria bestimmt waren, in seinem Roman die Empfindungen von Wallfahrtenden nach Loretto auszusprechen, also nicht etwa ein Bekenntniß seines eignen Glaubens enthalten. Auch die Entdeckung der Art, wie ein das mittelalterliche Papstthum verherrlichender Aufsatz unseres Dichters, durch Weglassung seines Schlusses von Seiten Friedrich Schlegels, mit Unrecht zur Unterstützung jener Meinung beigetragen hat, ist sehr dankenswerth.

Einige Zeit nach Sophiens Tode begab sich Novalis nach Freiberg und später nach Artern. Am ersteren Orte erwarb er sich unter dem berühmten Werner umfassendere geologische Kenntnisse; am zweiten lernte er den Bergbau praktisch kennen. Er verlobte sich um diese Zeit mit der seiner würdigen Tochter des Berghauptmanns von Charpentier. Im Sommer 1800 that sich ihm die Aussicht auf eine ehrenvolle Verwaltungsstelle in Thüringen auf; zum Zwecke dieser Anstellung begab er sich nach Dresden. Mit gefaßter und froher Seele hoffte er auf die baldige Erfüllung seines Wunsches, einen eignen Herd zu gründen. Da ergriff ihn ein heftiger Bluthusten, sein Zustand schwankte einige Zeit, eine erschreckende Nachricht trat hinzu, er starb den 25. März 1801 in den Armen seines jüngeren Bruders Karl im noch nicht vollendeten 29. Jahre. Die Aufzeichnungen seines Tagebuchs während der Krankheit, welche wir auf S. 243 bis 247 finden, sind ein rührendes Zeugniß von der Geduld, der Klarheit, der Ergebung, zu welcher dieser merkwürdige Jüngling, dieser herrlich angelegte Geist gereift war.

Es sind in den Briefen und erzählenden Mittheilungen, welche dieses Buch enthält, noch viele Stellen, welche dem aufmerksamen Leser ein hohes Interesse und eine tiefe Theilnahme zu erregen geeignet sind, aber von uns nicht erwähnt werden konnten. Der vorstehende Aufsatz will ein, wir denken im Namen vieler, ausgesprochener Dank sein dafür, daß uns durch diese Schrift ein tieferer und reinerer Einblick in ein solches Leben eröffnet worden ist. D. K. H. Sack.*)

Die Lehninische Weissagung über die Mark Brandenburg, nebst der Weissagung von Benedictbeuern über Baiern. Untersucht, herausgegeben und erklärt von Prof. Dr. Adolf Hilgenfeld in Jena. Leipzig, Veit & Comp. 1875. Gr. Okt. 127 S. (Preis: 2 M.)

Wer hat nicht schon von der Lehninischen Weissagung gehört, jenem Spuk, den der Jesuitismus als Nebelbild von Zeit zu Zeit auf der Weltbühne erscheinen läßt? Schon ist eine ganze Literatur darüber angewachsen. Nachdem Historiker wie Gieseler, Giesebrecht u. a. mit ihren Arbeiten uns haben einen Blick hinter die Coulissen thun lassen, geht Hilgenfeld nochmals mit eingehender Kritik dem Spuk zu Leibe.

Die sogenannte Lehninische Weissagung ist ein lateinisches Gedicht von 100 lateinischen Hexametern (deren Mitte und Schluß sich reimen) und hat die Schicksale der brandenburgischen Regenten zum Inhalt. Das Ganze spitzt sich zu in dem Untergang der Hohenzollern und der Rückeroberung Deutschlands für den Papst, was in den letzten Versen (93—100) prophezeit wird. Diese lauten in deutscher Uebersetzung:

„Und der hierauf das Scepter führet,
Wird sein der letzt' in diesem Haus.
Die Juden richten etwas aus,
Dafür mehr als der Tod gebühret.
Wenn aber dieses ist geschehn,
So wird, eh' man sich's hat versehn,
Die Herde sich zum Hirten fügen,
Und Deutschland einen König kriegen.
Dann wird die Mark ihr Leid vergessen:
Das ganze Land wird insgemein
Nur für die Landeskinder sein,
Das eh' von Fremden war besessen.
Lehnin kommt wiederum empor,
Chorin wächst aus dem Staub hervor:
Die Pfaffheit kommt aus ihren Nöthen:
Der Wolf will auch kein Schaf mehr tödten."

Die Weissagung soll im 14. Jahrhundert von einem Bruder Hermann in dem märkischen Cisterzienserkloster Lehnin verfaßt sein. Dieses wurde 1180 von dem ersten Markgrafen von Brandenburg gestiftet, und in seiner Kirche befand sich die Fürstengruft der Askanier. Der erste protestantische Kurfürst von Brandenburg hob 1542 das Kloster auf und zog seine Güter ein. Ein Bruder Hermann von Lehnin läßt sich nun historisch gar nicht nachweisen, und die Urschrift der Weissagung hat noch keiner ihrer alten und neuen Vertheidiger produziren können. Sie soll einer Sage nach bei der Aufhebung des Klosters aufgefunden und lange Zeit verborgen gehalten, nach einer andern erst später in einem Kamin vermauert entdeckt worden sein. Eine andere Sage will wissen, ein Klosterbruder habe sie auf eine messingene Platte eingegraben. Die erste sichere Spur von dem Vorhandensein einer Lehninischen Weissagung ist jedoch erst in der letzten Zeit des großen Kurfürsten, also kurz vor 1688, nachweisbar. Bis zu diesem Zeitpunkt treffen auch alle darin enthaltenen Prophezeiungen zu, denn der Prophet hatte die Thatsachen bereits hinter sich; von da ab aber bewegt er sich in allgemeinen unklaren Andeutungen, welche auf die folgende Entwicklung des Hohenzollerngeschlechtes auch bei dem größten Zwang keine Anwendung zulassen. Nur der Schluß läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, und dieser Schluß war und ist heute noch die Hauptsache der Lehninischen Weissagung und ihrer Verehrer.

Ueber den Fabrikanten der Weissagung lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. Hilgenfeld hält mit andern den Propst Fromm zu Köln an der Spree dafür, welcher zur Zeit des großen Kurfürsten sich erst mit den Reformirten in Berlin vertrug, dann nach Wittenberg ging und die Konkordienformel unterschrieb, zuletzt von dort sich heimlich entfernte und in Prag zum Katholicismus übertrat. Vielleicht ist er aber nur ein Werkzeug in der Hand des berüchtigten Jesuitenpaters Wolf gewesen, welcher bekanntlich auf seine Weise brandenburgische Geschichte machen wollte.

Viel Unruhe hat das Machwerk zu verschiedenen Zeiten erregt. Schon dem Hofe des ersten Königs von Preußen war die Weissagung bei ihrer ersten handschriftlichen Verbreitung höchst unangenehm, und man wollte darin eine Intrigue von Seiten der Stiefmutter des Königs sehen. Ein paar Handschriften aus jener Zeit enthalten die Glossen, daß es in 50 Jahren mit der reformirten Religion, in 100 Jahren mit dem Lutherthum aus sein werde, daß dann alles wieder dem römischen Papste gehorchen werde. Man machte dagegen eine andere Weissagung zurecht, welche für die Hohenzollern und gegen den Papst sprach. Am meisten konnte man aber auf die Erfüllung der Lehninischen Prophezeiung gespannt sein unter dem König Friedrich Wilhelm III. Denn Bruder Hermann hatte geweissagt, das Gift des Protestantismus werde in dem Hohenzollernschen Fürstenhause bis zum elften Stamme dauern. Von Joachim II an gerechnet, war jener König der elfte Hohenzollerfürst. Aber weder ist sein Geschlecht mit ihm erloschen, noch hat der römische „Hirt" die deutsche „Herde" wiederbekommen. Nachdem in der Revolutionszeit von 1848 sich auch die Demokraten der Lehninischen Weissagung bemächtigt hatten, hat in neuester Zeit die „Germania" wieder an Bruder Hermann erinnert, dessen letztes Wort nun bald erfüllt sein werde. Deutschland hat zwar einen „König" bekommen, die „Juden" haben sogar, wie kürzlich ein anderes Berliner Blatt behauptete und die „Germania" vergnügt nachsprach, „etwas ausgerichtet"; aber die Erfüllung der Weissagung vom Ende der Hohenzollern und der „Pest" des Protestantismus sowie von der allgemeinen Eintreibung in den „Schafstall Petri" ist ausgeblieben und wird auch ferner für gewisse Leute ein „frommer Wunsch" bleiben.

Die Weissagung des bairischen Benedictiners, welcher Hilgenfeld am Schluß seiner Schrift einige Seiten widmet, ist nur ein matter Abklatsch der Lehninischen, und die Zeit ihrer Entstehung ist nicht das von ihr selbst angegebene Jahr 1599, sondern das erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts. Nach diesem Propheten würde Baiern erst unter dem jetzt regierenden König Ludwig II ein Königreich geworden sein. „So tief der bairische Prophet auch in jeder Hinsicht unter dem märkischen steht, die Gesinnung, welche eine konfessionelle Verträglichkeit mit nichtkatholischen Mitbürgern unmöglich macht, ist dieselbe geblieben. Auch die Prophetengabe ist nicht besser geworden. Der märkische Prophet hat dem Hause der brandenburgischen Hohenzollern nach dem großen Kurfürsten ein allmähliches Sinken und nur noch fünf Herrscher geweissagt. Und wie ist dieses Fürstenhaus hauptsächlich durch Friedrich d. Gr. und Wilhelm I gestiegen!

„Den siebenten Nachfolger, welcher noch lange nicht der letzte sein wird, ziert gar die Krone von Deutschland, welche Bruder Hermann von Lehnin erst nach dem Sturze der Hohenzollern zur Wahrheit werden läßt. Und anstatt daß der römische Hirt seine märkische Herde wieder erhielte, wird jetzt seine Macht in Deutschland gebrochen. So hat auch der bairische Prophet seinem mit einer Protestantin vermählten Landesfürsten, Maximilian Joseph die Schmälerung des Staates angekündigt, und gerade unter diesem Fürsten ist der bairische Staat bedeutend gewachsen. Daß schon drei Jahre nach dieser Weissagung der Baiernfürst König werden sollte, hat dieser Prophet nicht geahnt. Fast möchte man jedem erleuchteten Fürstenhause solche Unglückspropheten wünschen, von deren Weissagungen gerade das Gegentheil eintrifft." O. Th.

*) Kurz nachdem der geehrte, manchen unserer Leser vielleicht als Universitätslehrer noch erinnerliche Verfasser, auch ein Ritter des eisernen Kreuzes von 1813—15, obige Zeilen geschrieben, ist er in hohem Greisenalter am 16. Oktober d. J. in Bonn zur ewigen Ruhe eingegangen. D. R.

Inhalt: Eleonore. (Fortsetzung.) Roman von Alexander Römer. — Deutsche Professoren. XI. Oskar Peschel. Von Richard Andree. Mit Peschels Porträt. — Wirthschaftliche Irrthümer und Mißgriffe. I. Von Dr. Rudolph Meyer. — Am Familientische: Der überwundene Polizeivogt. Von Engelcke. Zu dem Bilde: Eine unbekannte Größe. Von Konrad Beckmann. — Bücherschau. XXVI.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaktion des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 13. November 1875. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 7.

Eleonore.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Roman von Alexander Römer.

(Fortsetzung.)

„So wurde ich achtzehn Jahr; mein Geburtstag ward groß gefeiert. Ein fremder Künstler war verschrieben worden, um in dem Konzert, das mir zu Ehren gegeben wurde, mitzuwirken. Es war ein Violinvirtuose, ein Italiener. Signor Riccardis Augen funkelten wie eine tiefe unergründliche Nacht, sein Kopf mit den langen wallenden Locken war wie Rafaels Phantasiegebilde. Ich mußte mit ihm reden nach beendetem Spiel, mußte ihm anerkennende Worte sagen — es wurden begeisterte; unsere Augen senkten sich in einander — unsere Seelen entzündeten sich an den Feuerstrahlen. Ich eile hinweg über den berauschenden, sinnumstrickenden, glühenden Taumel, der mein junges Herz ergriff und mich fortriß dem Elend, dem Abgrund zu. Ich kannte keinen Zügel, keine Ueberlegung, keine Einschränkung, keine Fessel. Mein Blut war heiß, meine Seele vergiftet von frühster Jugend an. List, Verstellung, Komödienspiel aller Art, das kannte ich, und es war an der Zeit, meine Talente zu gebrauchen. Habe ich mir eingebildet, Riccardi wirklich zu lieben, von ihm geliebt zu sein? Ich weiß es nicht; ich wußte wohl gar nicht, was eigentlich Liebe ist. Dies war Rausch, Lust, dämonische Umstrickung — Liebe — das Wort ist entweiht in Anwendung auf solchen Sinnentaumel — Liebe — ich habe sie nie kennen gelernt; sie ist als Ahnung nur auf dem tiefsten Grunde meines Herzens zurückgeblieben, um als mattes Nebelbild in meinen bessern Stunden emporzutauchen, nach dem ich weinend — vergeblich die Arme ausstrecke. Zuletzt ward unser Geheimniß entdeckt durch den Verrath einer Dienerin. Papa war maßlos heftig und zornig, Riccardi entfloh feig, ich habe ihn nie wiedergesehen. Von dieser Stunde an lernte ich Fesseln kennen. Papas Liebe blickte wohl noch hie und da durch, aber sein Mißtrauen, einmal geweckt, blieb vorwiegend; ich ward bewacht mit Argusaugen, ich ward gehütet auf Schritt und Tritt. Ich sollte standesgemäß verheirathet werden. Eine fürstliche Mitgift mußte den Makel der Geburt, mußte die heimlichen Flecken der eigenen Vergangenheit decken, die Persönlichkeit, welche das erstere höher schätzte als das letztere, mußte gefunden werden. Es war Graf Rheinbach Kronau, welcher durch verschwenderische, moderne, kavaliermäßige Lebensweise ruinirt, seinen alten Namen in die Wagschale legte für den fürstlichen Reichthum, den meine Hand ihm zubrachte. Von meiner Person war keine Rede — so bin ich sein Weib geworden — sein elendes Weib in Sklavenketten, die Mutter seiner Kinder, an denen er mir keinen Theil gönnt."

Die Gräfin schwieg; ihre Gestalt war in sich zusammengesunken, ihre Hände hingen schlaff über die Lehnen des Sessels herab, starr blickten die Augen auf den Boden, als ob dies Zurückgreifen auf die Kette ihres Elends sie der Gegenwart vollständig entrückt habe. Sie hatte vergessen, daß eine Zuhörerin da war. Eleonorens Herz preßte sich zusammen bei dem Anblick dieses wirklichen Unglücks. Da war vor ihr ein Weib, dem fast nichts geblieben von dem, dessen ein armes Menschenherz bedarf, da war kein Glaube, keine Liebe, keine Hoffnung — sie schauderte. Welche Aufgabe erfüllte dieses Wesen mit ihrem Leben? Welchen Werth hatte es für sie selbst, für andere? Ach, sinnlos, nutzlos, hoffnungslos war solch Dasein ohne den Glauben an einen persönlichen Gott der Liebe, der das Verirrte sucht und das Verlorne sammelt, und das Blutrothe schneeweiß macht durch die Allmacht seiner versöhnenden Gnade.

Sie war leise aufgestanden und hatte sich über die starr in sich Versunkene gebeugt, dem warmen Zuge ihres Herzens folgend, sprach sie die Worte der Beruhigung, des Trostes; sie wollte die Verzweifelte aufrichten zu neuem Muth, zu Thatkraft und Hoffnung. Der Schall ihrer eigenen Stimme klang ihr todt, kalt, leer — was sie sagte, es war kein Trost, was sie anrieth, es gab keine Hoffnung. Sie selbst wußte es nur zu gut.

Die Gräfin ermannte sich aus ihrem Brüten, sie drückte Eleonoren die Hand. „Lassen wir es," sagte sie mit müdem

Digitized by Google

eintönigen Tonfall, der von ihrer sonstigen lebhaften Redeweise grell abstach, „Sie hatten Recht, ich hätte die finstern Geister ruhen lassen sollen, wir wollen ins Haus gehen, es ist zum Ersticken schwül hier draußen."

Ein Wirbelwind erhob sich jetzt und fegte den Sand in dichten Staubwolken vom Boden auf, die ganze Atmosphäre war plötzlich verfinstert, ein unheimliches Pfeifen und Rauschen glitt durch die Wipfel der Bäume, ein dumpfes Grollen durchzitterte die Luft, und ängstlich flatternd flüchteten die Vögel in ihre Nester. Die Gräfin schritt, das Haupt tief vornüber gebeugt, hastig durch den Garten dem schützenden Dache zu, Eleonore folgte. Kaum hatte sich die Thür hinter ihnen geschlossen, so prasselten die schweren Tropfen nieder.

Einem wilden Chaos von Gedanken preisgegeben, sah Eleonore von ihrem Zimmer aus dem Aufruhr der Elemente zu. Es war eins dieser kurzen heftigen Gewitter, welche rasch vorüberziehend die Luft reinigen und die durstige Erde erquicken; es währte nicht lange, so hörte man nur noch den eintönigen Tropfenfall von den schweren Zweigen, ein lindes Säuseln durch den jetzt wieder ätherklaren Luftraum, und in freundlichem Aufblick gab die scheidende Sonne der erfrischten Erde noch den Friedenskuß.

Eleonore hörte Wagen vorfahren, vielfaches Hin- und Hergehen auf den Korridoren; Koffer wurden geschleppt, Thüren geöffnet und geschlossen. Der Graf mit seinen Gästen war angelangt. Eleonore fühlte, daß es ihr unmöglich sein würde, heute Abend noch die Gräfin wiederzusehen an der Seite des Gemahls, inmitten ihrer Gäste mit der Larve vor dem Gesicht, hinter welche sie so grauenvoll geschaut. Ihr Herz war schwer und beklommen. Der Tag hatte ihr von früher Morgenstunde an so viel des Bewegenden und Erschütternden gebracht, daß ihr die Einsamkeit Bedürfniß war. Sie mußte versuchen, mit sich selbst ins Klare zu kommen, so aus dem Gleichgewichte gerissen hatte sie sich selten gefühlt. Sie ließ sich mit Kopfschmerzen entschuldigen und blieb auf ihrem Zimmer.

Unten war es lange lebendig. Eleonore vermochte weniger über sich nachzudenken, gleich einer Vision sah sie immer die Gräfin vor sich, wie sie in ihrer aufgeregten unnatürlichen Weise redete und lachte mit dieser klaffenden Wunde im Herzen — wie sie das gewohnte Reizmittel ergriff, das Spiel. Eleonore legte unwillkürlich die Hand über die Augen, als ob sie so das Bild bannen könne; sie hatte die Gräfin einmal am Spieltisch gesehen, die Leidenschaft in den gespannten Zügen, das düstere Funkeln der Augen, die nervösen zitternden Bewegungen der Hände, die unheimliche Stille, die Erinnerung daran war ihr noch schrecklich. Sie gedachte an die Verstimmung des Morgens, an die Goldrollen und das ängstliche Zählen derselben, über dem sie sie betroffen, in ihrem krankhaft aufgeregten Hirn reihten sich heute Abend die abenteuerlichsten Kombinationen. Jetzt — sie schreckte zusammen wie ein Nervenkranker — klang das nicht wie Wortwechsel von unten herauf? Richtig, es kam aus dem Zimmer der Gräfin, heftige Stimmen sprachen gegen einander, eine männliche, eine weibliche — Mitternacht war längst vorüber.

Eleonorens Herz schlug hörbar; sie öffnete behutsam das Fenster, durch die nächtliche Stille draußen tönten die Stimmen, wenn auch gedämpft, doch vernehmbarer. Es mußten der Graf und die Gräfin sein, welche wohl jetzt erst zum Gedankenaustausch kamen. Ein Frösteln überlief Eleonorens Glieder, sie lauschte instinktmäßig gespannt. Endlich ward es still unten. Sie hörte einen schweren sporenklirrenden Tritt auf der Treppe, der Graf begab sich in seine Gemächer.

Eleonore schloß leise das Fenster und wollte versuchen, ein wenig Ruhe zu finden. Sie warf sich angekleidet auf das Bett, aber der Schlaf blieb ihren Augenlidern fern. Ihre Nerven waren so angespannt, daß sie noch immer unwillkürlich horchte; endlich kam es wie dämmerndes Träumen über sie, so eine Art Halbschlaf, wo Traum und Wirklichkeit in einander verschwimmen. Sie sah merkwürdige Gebilde und wollte nach ihnen greifen und sie verscheuchen, sie aber lachten sie an und huschten vorüber und verloren sich in gestaltlosen Nebel. Dazwischen hörte sie noch immer jedes Geräusch um sich her, den schaurigen Unkenruf draußen im Gebüsch, den schweren Flug der Fledermäuse, welche ab und an das Fenster streiften, und sah den zitternden Mondesstrahl durch das Zimmer schweben und einen Elfentanz an der Wand aufführen.

Auf einmal fuhr sie wild vom Lager empor. Sie hatte einen dumpfen Fall gehört unten, wie den eines menschlichen Körpers, sie stand hoch aufgerichtet einen Moment bewegungslos und strich mit der Hand über die Stirn, um sich zu überzeugen, daß sie wache. Dann kam ihr die Gewißheit, fest und unumstößlich, daß sie jenes Geräusch wirklich gehört. Sie öffnete rasch entschlossen leise ihre Thür und schlich auf den Zehen hinab zu den Zimmern der Gräfin, deren Ausgang auf den Flur mündete. Die äußere Thür war unverschlossen, sie achtete in ihrer Aufregung des Umstandes kaum. Vertraut mit der Lokalität, durchschritt sie hastig die Vorgemächer und drückte leise auf den Griff der Thür, welche zum Schlafzimmer führte. Sie öffnete — und mit einem halberstickten Schrei ließ sie die Thür hinter sich ins Schloß fallen, denn eine entsetzliche Scene bot sich ihren Blicken. Düster erhellte der Schein der Nachtampel das schauerliche Bild — am Boden ausgestreckt lag die Gräfin im Blute schwimmend. Es strömte aus ihrem Arm über den Teppich und das weiße Nachtgewand; das Haupt zurückgeworfen, das eine bläuliche Färbung angenommen, bot sie den Anblick, als ob menschliche Hilfe zu spät käme.

Eleonore stürzte, ohne sich zu besinnen, vorwärts auf sie zu und ergriff den Arm, dem der Blutstrom entquoll. Die Pulsader war geöffnet. Sie erfaßte ihn mit sicherer Hand oberhalb des Gelenks und versuchte so fest wie möglich ihr Tuch darum zu schlingen, bis sie ihr Verbandzeug geholt. In einer Minute war sie hinaufgeflogen und hatte das Nothwendigste zusammen gerafft; mit bebendem Herzen entfernte sie den Nothverband und suchte mit der Pincette die Arterie, um sie zu unterbinden. Sie war schon zurückgewichen, und einen Augenblick legte sich ein blauer Schleier über ihre Augen; würde sie im Stande sein, sie zu finden? Es glückte, sie legte den Verband an, doch sie vermochte nicht, allein die Leblose aufzurichten und zu tragen; sie mußte sich Hilfe holen. Ihr erster Gedanke war Bredow. Nach vollführter Operation kam ihr etwas klareres Denken wieder, der Verdacht, daß die Gräfin selbst Hand an sich gelegt, erschien ihr nach dem, was sie wußte, nur zu wohl begründet; ihre vorherrschende Empfindung war, wo möglich das Geheimniß der That zu wahren. Daher beschloß sie, nicht die Zofe zu wecken, sondern sie sann nach über die Oertlichkeit, ob sie sich nicht erinnern könne, wo der Professor logirt war. Sie glaubte das Zimmer zu finden, denn sie hatte am Morgen seinen Diener mit den Sachen hinein gehen sehen; so eilte sie, ohne über das weitere nachzudenken, noch einmal die Treppe hinauf nach der andern Seite in den Herrenflügel. Sie musterte mit ängstlichem Auge die Thüren, und es war ihr nun doch zweifelhaft, welche die richtige sein mochte. Die furchtbare Aufregung übte ihre Wirkung, ihre Kniee wankten, und zitternd und zagend hielt sie inne.

Auf einmal richtete sich ein großer Hund aus seiner zusammengekauerten Stellung vor ihr auf und sprang knurrend mit gefletschten Zähnen auf sie zu. Sie wich erschreckt zurück; im nächsten Augenblicke aber schnupperte das Thier schon an ihr herum, wedelte mit dem Schwanze und sprang dann mit allen Zeichen der Freude und des Erkennens an ihr herauf. Auch sie erkannte das Thier jetzt, und der Eindruck war in ihrer momentanen Lage überwältigend. „Rolf! Rolf!" schluchzte sie fast und sank neben dem Thier auf den Boden und legte ihre Arme um seinen Hals. Rolf leckte ihre Hände und schmiegte seinen großen Kopf an ihre Brust, seine treuen Augen leuchteten in dem gespenstigen Mondlicht. Mein Gott, war denn dies alles ein Traum? Ein wirrer abenteuerlicher Traum?

Jetzt öffnete sich knarrend eine Thür, Eleonore sprang verwirrt und halb betäubt auf — auf der Schwelle, wo Rolf gewacht, stand Waldburg, mit grenzenloser Verwunderung diese nächtliche Scene anstarrend. Einen Augenblick war auch er fassungslos. „Eleonore!" rang es sich fast wie ein Schrei von seinen Lippen, er glaubte eine Erscheinung zu sehen. Dann als Rolf wedelnd und freudig auf ihn zusprang und von ihm

Digitized by Google

wieder zu ihr, eilte er vorwärts auf die noch immer regungslos dastehende Gestalt zu, und jetzt sah er in dem grellen Mondlicht, daß ihr Antlitz geisterhaft bleich, ihr helles Gewand mit Blut befleckt war. Sie schien zu wanken, er fing sie in seinen Armen auf, er preßte ihr kaltes Gesicht an seine warme Brust, er wußte nicht, was er that, er war außer sich. „Eleonore!" wiederholte er immer mit dem Tone der Liebe und tödtlicher Angst, „Eleonore, was bedeutet dies? Was ist geschehen?"

Eleonoren waren die Sinne geschwunden ein paar Sekunden lang, zu sehr auf einander gehäuft stürmten die Begebenheiten auf sie ein. Sie hatte ihr schwindelndes Haupt ruhen lassen an der Brust des Mannes, den sie liebte, der wie vom Himmel gesandt da vor ihr stand. Sie richtete sich jetzt verwirrt aus seinen sie fest umschlingenden Armen auf, und das Schreckensereigniß, das sie hierher geführt, kehrte in ihr Gedächtniß zurück.

„Um Gottes willen, die Gräfin!" rief sie in Todesangst. „Ich — ich suchte den Doktor. Bredow muß kommen und helfen, die Gräfin bedarf seiner."

Waldburg starrte sie noch immer ohne Verständniß des Ganzen an. Sie legte noch einmal ihre Hände in die seinen. „Waldburg," hauchte sie mit innigem Ton, „keine Fragen jetzt, es handelt sich um ein Menschenleben, wecken Sie den Doktor und schweigen Sie."

Sie riß sich los und eilte zurück zu der Bewußtlosen, wo ihre Hilfe so nöthig war. Waldburg, wie im Traum befangen, that mechanisch, wie sie ihm geheißen, und als Eleonore sich kaum gesammelt und vergebliche Versuche gemacht, die Ohnmächtige ins Leben zu rufen, stand schon Bredow neben ihr.

Er fragte nicht und wunderte sich nicht; er hob die Gräfin mit seinen kräftigen Armen auf und trug sie auf das Bette. Dann deutete er auf den Verband. „Die Pulsader?" fragte er.

Eleonore nickte.

„Unvorsichtigkeit oder Absicht?"

Eleonore zuckte die Achseln.

„Es ist gut, daß Sie niemand sonst geweckt," flüsterte er, „wir wollen versuchen, was in unseren Kräften steht, um Unheil und Schande von dem Hause fern zu halten, das uns gastlich aufgenommen."

Er begann mit kräftigeren Belebungsversuchen und flößte der Bewußtlosen ein paar Tropfen aus einer Phiole, die er mitgebracht, ein. Ein schwacher Athem schien sich einzustellen, die an den Mund gehaltene Feder bewegte sich. Behutsam untersuchte jetzt Bredow den Verband, welchen Eleonore angelegt, und nickte befriedigt.

„Der Blutverlust ist bedeutend gewesen," sagte er, „indes ich denke, sie wird noch zu retten sein."

Während er sprach, schlug die Gräfin die Augen auf, wirr irrten sie umher. „Wo bin ich?" fragte sie.

„In Ihrem Hause, Frau Gräfin," erwiderte Bredow ernst, „und wie wir hoffen, gerettet von großem Uebel. Seien Sie ruhig jetzt; Sie haben sich unvorsichtigerweise mit einer Glasscherbe die Pulsader verletzt," Bredow betonte scharf und streng die Phrase, seine Hand zerbrach mit einem eisernen Griff die Karaffe, welche auf ihrem Toilettentische stand — „sehen Sie, hier sind die Scherben. Um das weitere sorgen Sie nicht, doch ich muß Ihnen als Arzt jetzt befehlen, daß Sie meinen Anordnungen folgen. Fräulein Rambach, wollen Sie die Güte haben, die Zofe der Frau Gräfin jetzt zu rufen, Sie müssen zur Ruhe, und von nun an kann jene Ihre Stelle ersetzen."

Die Gräfin starrte den Professor an, wie der verschüchterte Vogel, der durch den Blick des Löwen gebannt wird; ihre Besinnung kehrte immer mehr zurück, mit ihr die Erinnerung des schrecklichen Entschlusses, den sie gefaßt und ausgeführt. Aber ihr Muth und ihre Kraft waren gebrochen, sie wagte weder sich zu regen, noch zu widersprechen. Eleonore holte die Dienerin. In ruhiger unbefangener Weise gab Bredow derselben die nothwendigen Erklärungen und Anweisungen und wandte sich dann mit voller Wärme und Theilnahme zu Eleonore.

Er führte sie in das Nebenzimmer und sagte herzlich mit einem Anflug von leichtem Humor:

„Jetzt möchte ich meiner liebenswürdigen Kollegin erst mein Kompliment sagen, welche so rasch und geschickt gehandelt in diesem bösen Fall; erzählen Sie mir doch, wie kamen Sie dazu, und wie hat das geschehen können?"

Eleonorens Stimme zitterte. „O Doktor, es ist schrecklich, schrecklich!" erwiderte sie schaudernd. „Wir hatten am Nachmittage eine inhaltsschwere Unterredung gehabt, die Gräfin machte mir tieftraurige Enthüllungen, und — ehe ich das innere Elend dieser armen Seele kannte, war gesprochen worden über allgemeine Ansichten der Moral und Selbstbestimmung, und es ist ein so furchtbarer Gedanke, daß meine eigene Anschauung, die ich fast gezwungen ausgesprochen, folgenschwer gewesen. Mir ist entsetzlich zu Muthe."

Bredows Antlitz entfärbte sich. Der Tag graute, schon brach der erste Morgendämmerstrahl in das Gemach, die Vögel begannen ihr Morgenlied zu zwitschern. Bredow sah auf Eleonorens überwachtes, von Gemüthsbewegungen verschiedenster Art ergriffenes Gesicht, auf die Blutflecken in ihrem Gewand.

„Es geht nicht," sagte er überaus weich und milde, „Sie müssen zur Ruhe, äußerlich und innerlich, wie sehen Sie aus! O lassen Sie mich auch Ihr Arzt sein, für den Körper und für die Seele. Sie großherziges aufopferungsfähiges Wesen, seien Sie doch das, wozu die Natur Sie in so hoher Vollkommenheit schuf, ein Weib, das hilft und schafft innerhalb der Grenzen ihrer natürlichen Beschränkung, und sich anlehnt und Stütze sucht, wo sie der Stütze bedarf."

Eleonore bedeckte ihr Gesicht mit ihren Händen.

„Irre ich? Habe ich geirrt und bin ich den unrechten Weg gegangen?" sagte sie und ein tiefer Schmerz klang aus den Worten. „Heute Nacht thürmt sich alles zusammen, um mich umzuwerfen. Die Stimme des Herzens übertönt die des Verstandes, ich weiß nicht mehr, was recht, was unrecht ist."

Ueber Bredows Züge flog ein sonnenheller Strahl. „O lassen Sie die Stimme des Herzens reden, immerdar, es ist eine gute Stimme, sie führe uns zum Glück."

Das letzte Wort kam in fast jubelndem Klang über seine Lippen; er führte Eleonore die Treppe hinauf bis zu ihrem Zimmer, er gab ihr noch liebevolle Verordnungen und drückte einen warmen Kuß auf ihre kalte Hand.

„Ich will Sie morgen nicht vor Mittag sehen," sagte er scherzend, „Sie müssen lange, lange schlafen."

XII.

Es war ein Sonntag Morgen, der nach der eben beschriebenen ereignißreichen Nacht angebrochen. Mit dem Gewitter war das schöne Wetter gewichen. Trübe und umwölkt blieb der Horizont, und gegen Mittag lösten sich die Dunstmassen und rieselten in eintönigem anhaltenden Regen herab. Es war still und einförmig im Herrenhause, trotz der Anwesenheit des Grafen und der Gäste. Die Nachricht von dem Unfall der Gräfin war ihrem Gemahl sehr ungelegen gekommen. Der Anstand erheischte doch eine gewisse Rücksichtsnahme, welche ihm in diesem Augenblicke sehr unbequem war. Ueberdies hatte der Professor nach einer Rücksprache mit Eleonore am Morgen mit eindringlichem Ernst um ein Herbescheiden des Sohnes, des jungen Erbherrn Kuno, gebeten, so daß es nicht gut abgeschlagen werden konnte. Die Gefahr sei noch keineswegs vorüber, versicherte Bredow, die Kräfte ungemein herabgesunken, und ein Wecken der Lebensgeister, welches von der Anwesenheit des Sohnes erhofft werden durfte, durchaus nothwendig und wünschenswerth.

Eleonore hielt sich vorzugsweise im Krankenzimmer bei der Gräfin auf. Sie fürchtete sich, hinauszutreten und Waldburg zu begegnen. Die nächtliche Scene mit demselben war ihr noch immer wie ein räthselhafter Traum. Daß er des Grafen Einladung gefolgt, und ohne daß sie Kunde davon gehabt, am Abend unter den Gästen sich befunden, erschien ja nun beim Tageslicht so übernatürlich nicht mehr wie sein geisterhaftes Auftauchen in der Nacht, aber ihr Verhältniß, ihre Stellung zu ihm war dennoch die sonderbarste von der Welt. Sie hatte in seinem Arm geruht, er hatte sie gerufen mit den Tönen zärtlichster Liebe, und ihr war das in dem Augenblick

Digitized by Google

gewesen wie eine Erlösung aus langem starren Bann. Ja noch heute, wenn sie irgend ihren Träumen sich überließ, war ihr zu Muthe, als ob sie eine lange Zeit verzaubert gewesen, und der Zauber nun gebrochen sei, und sie ihr Leben da wieder anfinge, wo es damals, als sie die Liebe zu Waldburg begraben mußte, aufgehört. Dann wieder tauchte das Bild des Professors auf.

Und hier lag eine arme Seele in schwer ringendem Kampf zwischen Tod und Leben, zwischen Licht und Finsterniß. Das müde Dasein war wieder festgeknüpft an die Erdenscholle mit allen Hilfsmitteln menschlicher Wissenschaft, wo fand sich das Mittel, welches die kranke todtwunde Seele hinleitete zu dem heilenden Lebensborn? Die Gräfin lag meistens still, die Ruhelosigkeit ihrer Natur war gewichen — war das Friede? Sie schlief nicht, sie hörte, wenn Eleonore sprach, und schlug dann und wann das Auge auf; das unruhige Flackern desselben war erloschen, und ein stiller seltsamer Glanz leuchtete darin.

Waldburg suchte nach dem Frühstück eine Stunde allein mit dem Freunde zu gewinnen; sie hatten sich lange nicht gesehen und einander viel zu sagen. War doch Bredows Anwesenheit in Marienthal, um die er gewußt, ein Hauptgrund für Waldburg gewesen, des Grafen Einladung anzunehmen, obgleich sich peinliche Erinnerungen für ihn an den Ort knüpften. Mit wehmüthiger Theilnahme gedachte er noch immer des lieblichen Kindes, dessen junges Herz er unbedacht und leichtfertig an sich gezogen, ohne ihm etwas gewähren zu können. Als ihm ein Zufall die Bekanntschaft des Grafen Rheinbach-Kronau vermittelt, hielt er es für einen Schicksalswink, daß er nun in den Stand gesetzt ward, seinen ursprünglichen Plan auszuführen und sich dem Jäger desselben zu nähern. Er hatte den Lisbeth bestimmten Gatten beobachtet, und hielt nach seiner blinden Einsicht ihn ihrer nicht ganz unwerth. Er war von angenehmem Aeußern, gewandt und intelligent, dabei freilich ehrgeizig, empfindlich und wie es ihn oft dünken wollte, sehr heftigen Temperaments. Die sanfte Lisbeth aber mochte immer zu ihm passen, und so an der Seite eines Mannes ihres Standes in freundlichen sorgenfreien Verhältnissen den poetischen Traum ihrer ersten Liebe vergessen. Waldburg hatte Philipp in gereizter und aufgeregter Stimmung gegen den Grafen getroffen, weil durch einen Akt der Ungerechtigkeit die ihm seit Jahren in Aussicht gehaltene Stelle in des Grafen Forsten, trotz seiner treuen Dienste einem andern gegeben war, und es fügte sich alles bequem, Waldburgs Versuch zu einer versöhnenden Ausgleichung seiner eigenen Schuld gelingen zu machen. Die Dankbarkeit des jungen Menschen für seinen neuen Herrn war unbegrenzt. Mit der ganzen Leidenschaft seiner Natur suchte er sie an den Tag zu legen, und Waldburg ward bei solchen Anlässen oft gequält durch sein inneres Schuldbewußtsein.

An diesem Sonntag Morgen war ihm indes sehr froh ums Herz. Die Vergangenheit lag begraben und gesühnt hinter ihm, so wähnte er, und eine neue Morgenröthe seines Lebens tagte. Wie oft hatte er in letzter Zeit in des Freundes Briefen den Namen jenes Mädchens gefunden, das er gekränkt und beleidigt in seinem kindischen thörichten Trotz, und doch — geliebt. Sein Herz war damals überwuchert gewesen mit Unkraut, wie konnte eine edle Blüte aufkommen in so übel bereitetem Feld. An dem Interesse, welches ihre Person und ihr Schicksal, die Energie ihres Handelns ihm einflößte, an dem Schmerz, den ihre Verirrung in der Wahl ihres Berufs ihm verursachte, hatte er schon lange gemerkt, daß der frühere Glockenton aus kindlich friedevollen Tagen noch nicht verklungen war in seiner Seele. Und wie verstand es Bredow, ihr Bild zu malen mit farbenreichem Pinsel, die Größe ihrer eigenartigen Natur hervorzuheben. Er hatte sie gewürdigt vom ersten Augenblicke an und ihren festen reinen Sinn erkannt mit seinem klaren Menschenkennerblick; sein Einfluß, der bedeutsam ward für jeden, der in seine Nähe trat, konnte auch auf Eleonore nicht unwirksam geblieben sein, und oft schon hatte sich Waldburg danach gesehnt, sie wiederzusehen, mit seiner Wärme ihre Kälte zu überwinden, mit seiner Liebe und Reue ihren Stolz und ihr mit Recht verletztes weibliches Empfinden zu versöhnen, sie einem Berufe abtrünnig zu machen, der sie ihm wohl ganz fern rückte und entzog, neben dem ein süßes Liebesglück nicht gedeihen konnte. Vor seinem innern Auge stand sie stets als edles Weib, er konnte sie sich nicht unweiblich und von den Schatten und Flecken einer unpassenden Lebensstellung und Wirksamkeit verdunkelt vorstellen, und so, wie er sie sich geträumt, war sie ihm nun auch erschienen in der Nacht, weich, liebend und warm.

In seiner offenen, lebhaften und vertraulichen Weise schüttete er die ganze Fülle seiner Empfindungen jetzt vor dem Freunde aus. „Ich wußte nicht, daß sie hier sei," sagte er, „denke Dir also meine Ueberraschung, als ich sie plötzlich neben Rolf am Boden liegend, das treue Thier umklammernd erblicke."

Waldburgs Augen strahlten von innerem Glück. „Der Rolf," fuhr er lächelnd fort, „er hat mit seinem treuen Instinkt viel richtiger die Spur behalten als sein Herr und allezeit gewußt, wer zu mir gehört. Hermann, freust Du Dich nicht? Du hast mir oft eine echte reine Liebe gewünscht — wohlan! Das Sonnenthor, es öffnet sich für mich — und mir ist zu Muth wie dem Kind am Weihnacht." Er saß, das leuchtende Antlitz zum Himmel emporgerichtet, er sah nur das Bild seines eignen Glückes, er sah nicht auf den Freund.

Bredows Gesicht war geisterbleich, er hatte sich weit zurückgelehnt in seinen Stuhl und verbarg das Haupt im Schatten der dunkeln Vorhänge. Sein starkes Herz drohte still zu stehen. Es war eine Pause entstanden, er fühlte, daß es an ihm sei, irgend etwas zu sagen.

„Otto, träumst Du auch? Deine Phantasie war stets rege," sagte er, und der Ton drang heiser aus seiner Kehle und war härter, als man es je an ihm gewohnt war, „bist Du sicher darüber, wie es um ihr Herz steht?"

Otto stützte das Haupt und sah träumerisch vor sich hin. „Ich glaube an ihre Liebe," sagte er mit überzeugender Bestimmtheit, „und kann Dir doch keine Gründe für diesen Glauben angeben. So lang ich meiner Liebe mir bewußt worden bin, habe ich auch an die ihre geglaubt — nennst Du mich darum einen eiteln Thoren? Sieh, ihrer werth zu sein, dünke ich mich deshalb nicht — es ist ja ein zu seltsam räthselhaftes Ding um diesen gleichen Schlag der Herzen. Da finden sich zwei Wesen oft, die anscheinend ganz verschiedenartig angelegt sind, und ihre Seelen stimmen doch zusammen und geben den harmonischen Akkord. In Eleonorens Natur sind lauter tiefe ernste Saiten angezogen, die meine neigt zu leichten heitern Melodien, nach menschlichem natürlichen Ermessen müßte sie besser zu Dir passen, und dennoch hat eine weisere Ordnung vielleicht es so gefügt, daß Neigung die heterogenen Elemente verbindet, damit sie gegenseitig sich ergänzen. Ich glaube nicht, daß ich in meinem Fall mich täusche."

Bredow erhob sich. „Dann Glück zu!" sagte er dumpf. „Doch prüfe Dich, ob Dein Gefühl das echte ist und ohne Wandel; sie ist es werth, ein ganzes volles Herz zu besitzen."

Er drückte Waldburg stumm die Hand und schritt rasch an ihm vorüber aus dem Zimmer.

Otto starrte ihm einen Moment verwundert nach. „Was war ihm?" murmelte er für sich. „Seine Stimme klang so sonderbar."

Nach einer kurzen Weile trat Bredow wieder ein. Seine Stirn war klar und sein Gesicht freundlich und mild wie immer. „Ich habe mich nach der Gräfin umgesehen," sagte er in ruhigem unbefangenen Ton, „es geht normal, ich denke, sie wird es überstehen."

„Ja, welch ein unglücklicher Zufall!" bemerkte Otto zerstreut.

„Bei den unruhigen Bewegungen der Dame sehr erklärlich," meinte Bredow gleichgültig, „es ist ein rechtes Glück, daß Fräulein Rambach gleich dazu gekommen."

Otto blickte den Freund scharf an; er hatte sich vollkommen gefaßt, und keine Spur einer Gemüthsbewegung war noch zu erkennen. „Es hat das alles so sein sollen!" sagte Otto aus voller Brust.

„Ja, es hat alles so sein sollen!" wiederholte Bredow leise.

Am Nachmittag ward eine Rundfahrt durch die Besitzung des Grafen gemacht, um die Zeit bis zur Abendtafel und der herkömmlichen l'Hombrepartie abzukürzen. Es regnete noch immer. Im Gastzimmer des Kruges saß unterdes der Wirth

Das neue Altarbild. Originalzeichnung von C. M. Seyppel.

Digitized by Google

mit einem jungen Mann allein, ihre Unterhaltung war nicht sehr lebhaft. Im ehrlichen Gesicht des alten Landmanns haben sich tiefe Furchen gelagert; in Gedanken verloren raucht er seine Pfeife und schaut in das nasse Wetter hinaus. Ob ihn das so verdrießlich macht? „Das liebe Korn!“ seufzt er. „Nun haben wir gestern angemäht, da schlägt das Wetter um; ich fürchte, es wird 'ne Weile nun so bleiben, was soll dann einmal werden?“

„Kommt Zeit, kommt Rath, Alter!“ erwidert der junge Mann, der in knapper schmucker Jägertracht neben ihm sitzt. „Ihr habt das Korn noch allemal eingefahren, und wenn es wirklich ein wenig schlechter ausfiele, Euch thut das noch nichts, Ihr seid noch immer der letzte, der zu klagen hat.“ Und dem Alten ermuthigend auf die Schulter klopfend, steht er auf und lugt um die Ecke, als ob er jemand suchte.

Er ist ein großer blonder Jägersmann, trägt seinen Schnurr- und Kinnbart gerade wie die vornehmen Herren, und seine Mienen sagen deutlich: „Ich kann mich in der Welt schon sehen lassen!“ Mit großen Schritten geht er in der Stube auf und ab und nimmt von Zeit zu Zeit einen Schluck aus dem Bierkrug. Die Langeweile scheint gewaltig auf ihn einzudringen.

„Kommt die Lisbeth heute gar nicht zum Vorschein?“ sagt er endlich. „Soll ich Euch offen etwas bekennen, Krugwirth? Ich hatte mir eingebildet, mein Empfang hier würde ein wenig anders ausfallen. Ich bin zwei Jahre fort gewesen, ich habe gearbeitet und gespart, habe nun trotz Hinterlist und Schabernack durch meine Klugheit doch eine schöne Stelle bekommen. Für wen freute mich das alles als für die Lisbeth? Ihr wißt das gerade so gut als ich. Wenn's damals auch noch hieß, sie sei zu jung und ich noch nicht im Stande, eine Frau zu ernähren, so ist das beides ja nun anders worden. Doch daß mir hier als wie dem Sohn, dem Liebsten ein herzlicher Willkomm entgegengebracht wäre, kann ich just nicht sagen. Das wurmt mich, Alter, denn ich hab' es nicht verdient!“

Der Alte hatte bei der langen Rede ein paar Mal scharf und flüchtig zu dem Sprecher aufgeblickt. Langsam klopfte er jetzt die Asche aus seiner Pfeife und bückte sich dabei noch tiefer als eben nöthig.

„Sachte, sachte,“ erwiderte er ruhig, „es ist ehrlich und recht, Philipp, daß Du gradaus darauf kommst, und eben so ehrlich will ich Dir Bescheid geben. Du sagtest es, es sind zwei Jahre, daß Du fort gewesen, und wenn Du alles hier nun aufs Haar so gefunden, wie Du Dir's gedacht, so wäre das mehr, als was die meisten Menschen von sich sagen können. Was mich betrifft, so sage ich Dir heute noch dasselbe wie damals: mir ist es recht, wenn Du die Lisbeth haben willst. Du bist ein ordentlicher Mensch, hast immer viel auf Dich gehalten, hast jetzt auch das Einkommen, um einen Hausstand Dir zu gründen, ich habe nichts dagegen. Damit ist die Sache aber nicht abgemacht. Die Hauptfrage wird doch sein, ob Dich das Mädchen will. Wenn ich nicht irre, hat sie noch nie — auch damals nicht — Dir ihr Wort gegeben. Sie ist ein stilles gutes Kind, das immer uns zu Willen war, sie ist unser einziges; ich werde sie nicht zwingen, auch nicht überreden.“

„Natürlich, natürlich, Krugwirth, ja, ich sehe das ein,“ fiel Philipp rasch dem Alten in die Rede, „und wenn nur nichts weiter dahinter steckt, wenn das Mädel nur keinen andern im Kopf hat, oder was ich mir sonst für Gedanken gemacht, da kommt man über den Berg wohl hinaus. Ihr könnt es mir nicht verdenken, daß ich wünsche, wenn ich zum Herbst meine neue Stelle antrete, mir meine Hausfrau gleich mitzunehmen; da, mein' ich, wär's auch an der Zeit, die Sache jetzt ins Klare zu bringen.“

Er hatte rasch und lebhaft gesprochen, mit einem Mal hielt er inne, sein scharfes Ohr hatte ein leises Knarren auf der Treppe vernommen. Ein heller Freudenschimmer flog über seine Züge, und hastig trat er zur Thür. Mit freundlichem Gruß trat Lisbeth ein und legte flüchtig ihre Hand in die seine, die er ihr traulich geboten. Mit etwas scheuer Hast zog sie sie indes zurück und fing an, das noch umherstehende Geschirr abzuräumen. Ihr Gesichtchen war doch recht schmal geworden und der Schimmer auf ihren Wangen nicht mehr so rosig. Es leuchtete nicht mehr der sorglose lachende Kindersinn aus ihren blauen Augen, wenn auch noch die ganze alte Gutherzigkeit und offene Freundlichkeit darin lag, und nur ein sehr prüfender Beschauer, der sie früher recht genau gekannt, würde einen Zug von Wehmuth und Trauer in dem lieblichen Gesicht entdeckt haben, welcher nicht zur Schau getragen ward, aber wohl tief auf dem Grund der Seele festgebannt lag.

„Lisbeth! Wie läßt Du mich warten!“ sagte Philipp und versuchte, sich ihr zärtlich und zutraulich zu nähern. „Ich glaubte, Du machtest Dir ein bischen mehr aus mir, da ich doch so lange nicht hier war.“

Lisbeth hatte mit leisem Erröthen und einer geschickten Wendung ihre Stellung so genommen, daß sie allzu vertraulichen Berührungen auswich, und sagte freundlich: „Ach, Philipp, ich war beim Kramen oben; am Werktag gibt es immer so viel zu thun, daß ich nimmer bei meine Sachen komme, da muß ich es des Sonntags wahrnehmen, es findet sich so allerlei.“

Mehrere Wagen fuhren in raschem Trab in diesem Augenblick vorüber; neugierig traten die beiden Männer ans Fenster. Es waren der Graf und seine Gäste, in einem der letzten saßen zwei Herren, in Regenmäntel gehüllt, allein.

„Mein künftiger Herr!“ sagte Philipp und grüßte ehrerbietig die nur flüchtig Hinüberschauenden. „Der andere ist der Doktor; sie wollen wohl in die Nachbarschaft und räumen heut das Feld. Unsere Frau Gräfin liegt krank, da ist allerlei passirt in der Nacht, worüber getreue Diener schweigen.“

Auch Lisbeth hatte einen Blick durch das Fenster geworfen und war leichenblaß geworden. Als Philipps Auge auf sie fiel, stockte er verwundert.

„Was ist Dir, Lisbeth? Wie siehst Du aus!“ rief er. Doch mit einer unverständlich gemurmelten Erklärung eilte sie hinaus. Auch des Krugwirths Gesicht war sehr ernst, fast finster geworden. Er legte die Hand auf Philipps Schulter und sagte in einem Ton, der schärfer und härter klang, als sonst seine Art war: „Laß sie und sorge nicht drum, ihr sitzt auch das Wetter in den Gliedern. Um aber auf unser unterbrochenes Gespräch von vorhin zurückzukommen, so will ich Dir einen Vorschlag machen. Ich kenne mein Kind ja besser als irgend ein anderer Mensch, ich will mit ihr reden, wenn Du es so willst, und hören, wie sie über Dich und Deine Wünsche denkt. Sie macht nicht viele Worte, sie ist von meiner Art,“ setzte er mit einem halb wehmüthigen Lächeln hinzu, „aber wenn sie ihr Ja Dir gibt, dann wird sie Dir ein eben so treues und gehorsames Weib sein, wie sie es als Tochter uns allzeit gewesen. Ist Dir das recht?“

Philipp nickte zustimmend.

Fest und treuherzig bot ihm der Alte die Hand. „Top, Philipp,“ sagte er, „ich will's gleich abmachen.“

Der Philipp ging — und drüben in der Fremdenstube, wo Waldburg damals gewohnt, da fand der Krugwirth sein Kind still schluchzend, fassungslos. (Fortsetzung folgt.)

Ein kassirtes Todesurtheil.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Historische Skizze von **Georg Hiltl.**

Vor dem alten Herrenhause des Sturischen Landgutes Hömingsholm hielt eine zahlreiche Kavalkade. Es waren wohl zwanzig Reiter und Reiterinnen, welche so eben aus dem dichten Walde heimkehrten. Einige dieser Jäger — denn die Jagd war es gewesen, welche die stattliche Schar aus dem Schlosse gelockt — hielten noch die Falken auf den Fäusten und gaben sie, die prächtigen Vögel liebkosend, erst in die Hände der Jagdknechte, als sie sich aus den Sätteln schwangen, andere waren schon von ihren Rossen gestiegen und musterten das erlegte Wild, das auf einem Karren herbeigeführt wurde, ein

anderer Theil der Jagdgesellschaft hatte bereits auf der Terrasse des Schlosses Platz genommen und befand sich in eifrigem Gespräche mit denjenigen, welche daheim geblieben und nun die Berichte von dem Verlaufe der Jagd entgegen nahmen.

„Es war wieder einer der guten Tage," rief der junge Larsson, einen Humpen zum Munde führend, „ein Tag, wie man ihn nur fern von Stockholm begehen kann."

„Ihr habt recht," sagte ein hochgewachsener Mann, der seinen breitkrempigen Jägerhut auf den nächststehenden Sessel warf, „immer besser, von Stockholm fort als in seinem Bereiche. Es ist ein schlimmer Ort geworden."

Die Gesellschaft stimmte ein, es war nicht einer unter allen, der nicht von Stockholm fern zu bleiben wünschte.

„Wollte Gott, wir brauchten gar nicht mehr hinzugehen," rief Larsson erhitzt, „es ist eine Schmach, daß wir gehorchen müssen."

Diese letzten Worte hatte ein Mann vernommen, welcher so eben aus dem Portal des Hauses auf die Terrasse trat. Alle erhoben sich bei seinem Erscheinen. Es war der Herr des Hauses und des Geschlechts, welches hier seinen Sitz hatte, Graf Svante Sture.

„Jens Larsson," begann der Graf, in der Thür stehen bleibend, „ich höre solche Reden ungern von Dir. Es ist des Königs Dienst, dem wir verpflichtet sind, was treibt Dich dazu, ihn zu verwünschen?"

„Herr Graf," erwiderte Larsson ein wenig betroffen, „Ihr mögt vergeben, daß ich in Eurem Hause also spreche, aber ich vermeinte, ein Recht zu haben. Wenn ich auch im Dienste des Königs bin, so darf ich als ein freier Mann doch von dem vielen Bösen reden, welches wir erfahren müssen. Es ist ein schlechtes Regiment, dem wir unterworfen sind."

Svante Sture fuhr zusammen. „Sprich nicht weiter, Jens," rief er, „Du bist im Hause eines guten Dieners König Erichs."

„Jens hat recht," fiel nun ein junger Herr dem Grafen ins Wort, „mit Eurer Erlaubniß, die Tage der Freiheit sind es, welche uns erst recht zeigen, wie bitter der königliche Dienst schmeckt — oh, morgen schon ist die freie Zeit vorüber, wir müssen wieder in die Hofburg."

„Ja, ja, Herr Graf," riefen jetzt zehn bis zwölf andere Stimmen.

„Es ist Zeit, daß wir besseres Regiment erhalten," ergänzte Olof Stenbock, sich mit der Jagdpeitsche an die hohen Reitstiefel klopfend.

Unterdessen waren alle diejenigen herbeigekommen, welche bisher noch am Fuße der Terrasse verweilt hatten. Sie mischten sich sofort in die Unterhaltung und diese ward immer erhitzter, die Reden wurden dreister und freier, bis Sture rief:

„Ich verbiete Euch ferner, also vom Könige zu reden und von seinem Regiment. Es soll nicht heißen, daß auf dem Sitze der Stures von Sr. Majestät übel gesprochen ward."

Der Graf hatte seinen Gästen gegenüber das Recht des Hausherrn geltend gemacht, sie schwiegen murrend, aber eine schöne junge Frau, die noch von der Lust der Jagd glühend erschien und trotzig blickend sich an einen der hohen Sessel lehnte, welche den breiten Steintisch auf der Terrasse umstanden, warf das Haupt in die Höhe und sagte mit kurzer Verneigung:

„Mein theurer Oheim, Ihr möchtet wohl den Herren Schweigen gebieten, aber die Damen sind ein ungehorsames Volk und nicht leicht zur Ruhe zu bringen. Ich darf nicht besser sein als mein Geschlecht, und Ihr werdet es daher nicht ungnädig aufnehmen, wenn ich es ausspreche: was von dem tollen Treiben am Stockholmer Hofe geredet wird, ist nur zu wahr. Sehen wir es nicht täglich selbst mit an? Der König ist ein finsterer Herr geworden, seine Schwermuth ist gestiegen, seit er aus dem Felde heimgekehrt, und Ihr, Oheim, seid nach wie vor der Gegenstand seiner Befürchtungen."

Sture schlug mit der Hand heftig auf die Lehne des Sessels. „Ich kenne die albernen Gerüchte gar wohl," sagte er, „der König soll die Meinung hegen, daß von unserm Geschlechte ihm Verderben komme — ha, ha!" fuhr er gezwungen lachend fort, „Muhmchen, wie oft habe ich mit dem Könige darüber gesprochen. Er lacht dazu, wie ich selber."

„Gott gebe, daß dem so sei," eiferte die Dame, welche die Gattin Olof Stenbocks, die schöne Bonde, eine Tochter der Ingeborg Jöns war. „Aber hier alle, die hier sitzen, werden es mir bezeugen, daß die Leute für Euch fürchten."

„Ja, Graf, die Freifrau hat das Wahre gesagt — Ihr sollt dem Könige nicht trauen," riefen die Gäste durcheinander.

„Ruhe!" gebot Sture wiederum. „Es will mich bedünken, als wäre ich hier mitten unter Verschwörern. Ihr Herren, Ihr Damen, sagt es doch frei heraus, Ihr seid zur heutigen Jagd gekommen, nicht um das Wild, sondern um einen Plan zu stellen, der wider König Erich gerichtet werden soll; seid ehrlich, Ihr Herren."

„Noch ist es nicht so weit," sagte Graf Pehr Brahe, sich erhebend. „Aber wenn die Stockholmer Wirthschaft so fortgeht, dann möchte es dahin kommen. Und Ihr, Graf Sture, Ihr, unser theurer Wirth, seht Euch vor. Der König wird Euch nimmermehr hold werden. Er kann's nicht, wenn er auch wollte."

Graf Sture blickte den Redner verwundert an.

„Der König kann mir nicht hold sein? Ist er denn nicht gnädig genug seit der letzten Zeit gegen mich geblieben?"

Brahe biß sich die Lippen. „Es scheint, Ihr wollt mich nicht verstehen," sagte er, „und ich möchte nicht gern deutlicher reden, weil ich vergangene Zeiten nicht erwähnen will."

„O," rief Sture, „ich muß ihrer gedenken. Ich habe Schmach genug erduldet. Es war eine schreckliche Stunde, als sie meine drei Söhne und mich vor allem Volke als Reichsverräther ausriefen, weil wir an der Flucht der deutschen Reiter bei Axtorna Schuld sein sollten. Ich spreche es zu jedem aus, und jeder weiß es, was wir gelitten und geduldet, da man uns von Verhör zu Verhör schleppte und endlich, Gott im Himmel! auf Schindmähren zum Hohne durch die Gassen von Stockholm reiten ließ, uns vorauf ein Hause von schlechten Weibern und liederlichem Gesindel mit Hörnern und Sackpfeifen, es war jämmerlich zu sehen, wie sie mir den Zettel auf die Brust hefteten mit der Inschrift: das ist ein Verräther! obwohl die deutschen und schwedischen Soldaten riefen: Es ist ein ehrlicher Ritter, der seinem Könige treu gedient. — Dennoch ward ich mit meinen Kindern zu Derbyhus ins Gefängniß geworfen, bis Jakob Henrichson dem Könige Meldung machte und damit mein Elend aufhörte; das ist ein schlimmes Ding gewesen, aber ich habe nie verwehrt, davon zu reden. Ich bin nicht schlechter geworden dadurch, daß ich auf dem hageren Rosse reiten mußte, und der König hat mich um Verzeihung gebeten, weil alles Unheil über mich nicht durch ihn gekommen ist, sondern der Schurke Göran Persson hinter des Königs Rücken mich erniedrigte, denn er haßt mich und mein Haus."

„Um so schlimmer, daß der König sich leiten läßt von dem Buben," knirschte Olof Stenbock, „der Sohn des Schulmeisters, dessen Mutter eine Hexe ist, regiert das Land, und wie? Mit Blut und roher Gewalt. Wie viele von den Besten hat er schon ins Verderben geführt — Ihr seid ein allzu Getreuer, Sture, daß Ihr nach solcher Schmach dem Könige anhängt."

„Ich diene ihm nach wie vor, und ich will den König als den Ersten sehen," sagte Sture.

Von dieser Anhänglichkeit des alten Edelmannes an den Stamm seiner Fürsten, an die Person des Herrschers, der ihm und den Seinen so schweres Unrecht zugefügt hatte, vermochten die jüngeren Herren sich keinen Begriff zu machen. Sie ergingen sich, da das Gespräch wieder in Gang gekommen war, in allerlei heftigen Reden, wobei namentlich der allgemein verhaßte Rath und Kanzler des Königs Göran Persson schlecht davon kam. Er erschien den Edelleuten als der böse Dämon, seine Hände rauchten von unschuldig vergossenem Blute, und was Böses und Schändliches von dem Throne Erichs XIV von Schweden herabkam, das hatte der furchtbare Mann verschuldet.

„Und woher kommt am Ende alles Unheil?" sagte endlich Graf Brahe. „Weil an der Spitze des Landes ein Fürst steht, der nicht herrschen kann. Der König ist toll!"

Brahe hatte diese letzten Worte fast geschrieen, die Versammelten sprangen erschreckt empor und blickten ängstlich um-

her, als könne die Luft auf ihren Schwingen diese dreisten Reden vor das Ohr des Königs tragen.

„Ihr könntet Euch um den Kopf reden, Brahe," mahnte Sture, des Grafen Hand ergreifend, „wäret Ihr nicht unter Freunden — wißt Ihr, daß der König in der Nähe ist?"

Neuer Schrecken malte sich auf den Zügen der Gäste Stures.

„Ja, ja, es ist so," fuhr dieser fort, „der König ist zu Munklägret gewesen und will über Hömingsholm heimkehren, es kann sein, daß er Euch hier beisammen findet."

Der Furcht und dem plötzlichen Schrecken, welche diese Kunde erweckt hatte, war sehr bald der Trotz gefolgt, den die Edelleute der Gefahr entgegensetzten.

„Er mag kommen," sagte Brahe, „wir werden ihm den Respekt nicht versagen können, so lange er noch die Krone von Schweden trägt, aber wir thun es wider Willen."

„Und er hat sich gegen alle vergangen," fiel die kecke Gräfin Mägreta Lejonhufwood ein, eine der besten Reiterinnen des schwedischen Adels, eine Dame, welche durch die Pracht ihrer Kleider glänzte, „hat er nicht das Dienstmädchen der Prinzessin Elisabeth — die Karin, des Trabanten Mans Tochter zu seiner Geliebten erkoren?"

„Es geht die Sage," fiel Larsjon ein, „daß er die Trabantentochter heirathen wolle."

„So tief wird der Himmel nicht Schweden erniedrigen," rief Graf Lejonhufwood, „es wäre das letzte, was uns widerfahren könnte."

„Schmäht die Karin nicht," sagte Sture, „es ist eine brave Dirne. Sie hat schon viel des Guten gethan, und es ist nicht das Schlechteste, was Erich begangen, als er sie zur Geliebten nahm. Viele sagen, sie sei aus dem alten Geschlechte der Skunken in Tämreland —"

„Geht doch, Graf," höhnte Brahe, „Ihr wißt es so gut als wir, daß die Karin des Trabanten Mans Tochter ist. Der Alte ist ein ehemaliger Landsknecht, der im Hofe Anga zu Borgsiö wohnt. Eines Tages, als der König die Treppe des Schlosses hinabstieg, begegnete ihm ein Mädchen, welches einen Korb voll Nüsse trug. Ueber die Schönheit dieses Mädchens ward der König entzückt. Es war die Karin, des Leibtrabanten Mans Tochter, und der König gab seiner Schwester den Befehl, das Mädchen erziehen zu lassen, nachher ward sie seine Geliebte. Es heißt, daß ein junger Mensch sie liebte; als er des Königs Liebe entdeckte und sich verschmäht sah, beschloß er, das Land zu verlassen. Aber als der König erfuhr, daß der Jüngling bei Karin gewesen, Abschied zu nehmen, ward seine Eifersucht rege, und am nächsten Tage fand man des Jünglings durchbohrten Leichnam im Norderstrom."

„Man fabelt allerlei," sagte Sture, das Gespräch abbrechend, „ich dächte, Ihr hieltet Euch jetzt an den Becher, laßt die alten Geschichten und den alten Haß bei Seite, besonders haltet die Karin in Ehren, wer weiß? Es kann einer oder der andere von uns noch einmal ihre Hilfe brauchen."

„Eher will ich mich —" rief Olof Stenbock.

„Haltet ein!" gebot Sture, seine Hand auf des Kavaliers Mund drückend, „kein vorschnelles Wort. Das Unglück kann kommen, und der König handelt schnell."

„Weil er toll ist," rief Olof wieder. „Wir müssen uns verbünden."

„Wir sind gezwungen dazu," stimmten einige Hitzköpfe bei. In diesem Augenblicke schallten laute Hörnerrufe von dem Eingange zur großen Allee herüber, die in gerader Linie bis zum weiten Vorplatze des Schlosses führte, gleich darauf wurden zwei Reiter sichtbar, sie trugen die königlichen Farben an ihren Kleidern, hinter ihnen ritten vier Trabanten, dann zeigte sich eine Kutsche von Gardisten umgeben, welche durch die Allee fahrend, auf das Schloß hingelenkt wurde.

„So wahr ich lebe, es ist der König," rief Sture aufspringend. Er zog die Glocke und schritt mit den herbeieilenden Dienern dem königlichen Wagen entgegen, der am Fuße der Terrasse hielt. Aus dem geöffneten plumpen Schlage stieg König Erich, ihm folgte eine bildschöne Dame, es war die Geliebte des Gefürchteten, die gute sanfte Karin.

König Erich XIV von Schweden war einer der schönsten Männer seines Landes. Hoch und schlank gewachsen, schritt er, sein edles Haupt stolz auf dem Nacken wiegend, einher. Sein Gesicht zeigte die regelmäßigste Bildung, und der blonde Bart, welcher das Kinn umschattete, stand trefflich zu diesen schönen Formen. Nur die Augen des Königs minderten den angenehmen Eindruck, welchen seine ganze Erscheinung hervorbrachte, denn sie rollten beständig hin und her im Kopfe, bald schienen sie zu drohen, bald drückten sie eine Besorgniß aus, und wenn sie auf kurze Zeit ruhig standen, dann war es, als lauerten oder spähten sie nach irgend einer Sache, als wollten sie ein Verbrechen entdecken.

Die Gesellschaft des Grafen Sture hatte sich auf der Terrasse zusammengedrängt, wie eine Schar von Waldthieren, welche einen Angriff des Wolfes erwartet. Sture aber war dem Könige entgegen getreten und sagte, seine Hand fassend und sie zum Munde führend:

„Ich schätze mich glücklich, meinen königlichen Herrn hier bei mir zu sehen."

Der König schoß einen prüfenden Blick auf ihn, dann sagte er: „Ich will's Dir wohl glauben." Ohne weiter zu zögern, begann er die Stufen zur Terrasse hinan zu schreiten. seine Begleiterin folgte ihm. Karin, die schöne Trabantentochter, trug ein sehr schlichtes Gewand aus wollenem Stoffe. Ihre prächtigen blonden Haare waren unter einem Netze aus blauer Seide geborgen, auf welchem ein kleiner Filzhut saß. Man mußte gestehen, daß sie reizend aussah.

Der König näherte sich der Gesellschaft. Alle Herren und Damen verbeugten sich tief vor ihm. Erich musterte schnell die Versammelten. Seine Blicke verdüsterten sich. Er hatte verschiedene Personen bemerkt, welche bei ihm nicht wohl angeschrieben standen, denn seit dem letzten Feldzuge und der letzten Seeexpedition gegen die dänische und lübische Flotte waren viele in Ungnade gefallen, meist solche Herren, welche im Heer und der Flotte kommandirt und sich den Haß des schrecklichen Göran Persson zugezogen hatten. Der König war durch ihn in arger Weise gegen die Kavaliere verhetzt worden, und er fand hier ein gut Theil der Männer vor, über deren Häuptern schon das Gericht des furchtbaren Günstlings schwebte.

„Ha!" rief der König, seinen Hut lüftend, „sehe ich Euch hier, Brahe, Larsson und Dich, Olof Stenbock? Ihr macht Euch gute Tage — es war heute Jagd — wahrlich gute Tage —"

„Sie gehen morgen zu Ende," sagte Brahe kühn, „denn der Dienst in Stockholm beginnt."

Der König faßte diese Antwort sogleich richtig auf.

„Die schlimmen Tage beginnen mit dem Dienste bei mir, das willst Du sagen, Pehr Brahe; ja, ja, ich bin ein Tyrann."

„Euer Majestät deuten alles zu scharf," wendete Brahe ein, der von Sture einen warnenden Wink erhalten hatte. „Es ist nicht Euer Majestät Herz und Sinn, welche also sprechen und denken, wir sind von jeher gute Leute und Schweden gewesen, aber man hat uns um Euer Majestät Gnaden gebracht."

„Ha!" lachte der König fast boshaft, „ich weiß, Ihr spielt auf Göran Persson an, nun, er ist ein eifriger Diener, weiter sage ich nichts, ah, da ist ja auch Mägreta Lejonhufwood, die schöne Gräfin. Wie geht es Euch, meine Theuere? Ich höre, daß Ihr gar übel von mir sprecht."

„Majestät," begann die Gräfin verlegen —

„O, laßt's gut sein," fiel ihr der König ins Wort, „ich bin gewöhnt daran, denken wir nicht weiter darüber nach."

Er begann nun, Karin am Arme führend, mit den verschiedenen Personen sich zu unterhalten, sein Gesicht erschien heiter, und es war, als sei die Wolke des Zornes und Mißtrauens von seiner Stirn geschwunden.

Sture hatte unterdessen einen besonderen Tisch für den König und Karin herrichten lassen. Früchte, Wein und kaltes Wildpret wurden aufgetragen. Der Graf lud den Monarchen ein, Platz zu nehmen, er bat auch die schöne Karin. Beide nahmen es an. Erich und seine Geliebte saßen am Tische. Die Gäste des Grafen umstanden das Paar in weitem Halbkreise.

Der König, dem die Fahrt gute Eßlust gemacht zu haben schien, speiste mit sichtlichem Behagen und, wie es seine Gewohnheit war, sehr hastig. Er richtete dabei von Zeit zu Zeit die

Digitized by Google

Rede bald an diesen, bald an jenen aus der Gesellschaft und machte sogar einige Scherze.

Bescheiden, mit niedergeschlagenen Blicken, saß Karin ihm gegenüber. Sie fühlte, daß sie vor diesen Gliedern alter Geschlechter als eine Magd galt, hatte doch einst die Gräfin Lejonhufwood ihr den Fuß hingehalten, damit sie ihr die Schnüre des Stiefels löse, war doch die einstige Herrin Karins, die Prinzessin Elisabeth, eine stolze Dame, vor der erwählten Geliebten des Königs nicht aufgestanden, als sie derselben nach ihrer Erhebung begegnete, sondern hatte ihr verächtlich den Rücken gewendet. Karin war es zu Muth, als ob alle Blicke der hier Versammelten ebenso viele Pfeile seien, welche gegen sie abgeschossen wurden.

Aber der König war unbefangen der Geliebten gegenüber. Er strich ihr mit seiner flachen Hand die schöne Wange und nahm dem Diener den silbernen Krug vom Kredenzteller, um Karins Glas eigenhändig zu füllen. Nachdem er sich gesättigt hatte, erhob Erich sich vom Sessel und rief den Grafen Sture herbei.

„Ich danke Dir, Svante, für Deine Gastfreundschaft; laß mich nun einen Umgang thun, ich will Dein Schloß besehen."

Sture schritt mit dem Könige durch die Säle, Karin blieb ihm zur Seite, die ganze hohe Gesellschaft mußte den dreien folgen. „Ist es zu ertragen," knirschte Stenbock, „daß wir hinter der Dienstmagd hergehen müssen?"

„Wir könnten das Land mit einem Schlage von ihm befreien," murmelte Larsson. „Er ist in unseren Händen, seine Brüder, Johann vor allen, wären uns zu Dank verpflichtet — wenn wir es wagen, so retten wir uns selber."

„Seid Ihr toll!" entgegnete Brahe, „Ihr wißt nicht, ob er seine Leute in der Nähe hat, und dann — es ist der König, bedenkt das."

Aehnliches wurde in den andern Gruppen gesprochen. Der König aber schien vollkommen heiter, nur war es, als schreite er absichtlich schnell vorwärts, um zwischen sich und dem Gefolge einen weiten Zwischenraum zu lassen. Sein Arm ruhte in dem seiner schönen Geliebten, und sie kannte jede seiner Regungen, sie wußte, wenn die Zorneswolken oder finstere Schwermuth aufstiegen. Der König schien noch ruhig, plötzlich fühlte Karin, wie sein Arm zitterte, die Pulse begannen heftiger zu schlagen, ein Zucken in den Fingern ward bemerkbar, und er senkte das Haupt.

Karin erbebte — diese Bewegungen waren die Vorboten der eintretenden Verwirrung seines Geistes, die meist ganz plötzlich erfolgte und später zu dem unheilbaren Wahnsinne ausartete, der jetzt nur noch auf Momente den unglücklichen König befiel, ihn dann aber zu schrecklichen Dingen trieb.

Erich neigte während des Ganges, während Sture ihm die Gemächer des Schlosses zeigte, sein Haupt zu dem Ohr der Geliebten: „Hörst Du, wie sie flüstern?" raunte er ihr zu; „hinter uns geht eine Schar meiner Feinde, sie haben Böses gegen mich im Schilde."

„Mein König irrt," sagte leise Karin, „diese Männer sind gut und treu. Ich vernehme nichts von dem, was Ihr argwöhnt."

„Aber ich," fuhr der König fort, „ich höre deutlich, wie sie Anschläge gegen mich besprechen — da, hörst Du nichts? Es ist einer hinter mir — siehst Du ihn nicht? Scheuche ihn fort —"

Karin faßte seine Hand und drückte sie an ihr Herz. „Ein böser Traum scheint Euch zu quälen," sagte sie.

Plötzlich stand der König still. Er wendete sich um, die Gäste Stures machten Halt. Die Augen Erichs funkelten wilder als vorher, seine Hand fuhr zu seinem Degen, und die Gesellschaft mit fürchterlichem Blicke musternd, sagte er: „Wenn Ihr Schlimmes gegen mich im Schilde führt — kommt heran, ich will mit jedem ritterlich kämpfen; seid Ihr Mörder? Ich werde nicht wehrlos fallen."

Sture prallte entsetzt zurück, und alle anderen standen wie angewurzelt. Des Königs Irrsinn war ausgebrochen, noch war er nicht zum Aeußersten gebracht, aber eine schrecklichere Scene konnte folgen.

„Mein Herr und König," bat Sture, „bedenkt, daß Ihr in meinem Hause seid, niemand dürfte Euch anzutasten wagen; aber alle diese Herren denken an solche Gräuel nicht, sie sind Euer Majestät getreue Diener."

„Feinde sind es, Feinde," rief der König, „sie wollen mir an das Leben, ich weiß es."

(Schluß folgt.)

Führer aus dem Engadin.
Originalzeichnung von C. Häberlin für Engelhorns „Schweizerland".

Digitized by Google

Wirthschaftliche Irrthümer und Mißgriffe.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von **Rudolph Meyer.**

II. Die Agrarier*).

Die Agrarier sind eine junge Partei. Im Jahre 1871 erst schufen sie sich ein publizistisches Organ. Im Parlament sind sie noch fast gar nicht vertreten. Anhänger hat die Partei nur unter den Großgrundbesitzern der östlichen Provinzen Preußens. Auf den „Kongressen deutscher Landwirthe" suchten die Agrarier Fühlung mit mittel- und süddeutschen Landwirthen zu gewinnen, was ihnen bis jetzt wenig gelungen ist. Sie haben deshalb den nächsten Kongreß nach Heidelberg ausgeschrieben. Dieser Kongreß soll mehr und mehr eine Art von „Grundbesitzerparlament" werden — ähnlich wie die „Handelstage" es für den Handelsstand, die „Trades-Unions-Kongresse" Englands für den englischen Arbeiterstand sind und wie es die „socialdemokratischen Arbeiterkongresse" mehr und mehr für den Arbeiterstand Deutschlands werden zu sollen scheinen.

Die Partei arbeitet in der Presse und auch auf solchen Kongressen mit einem zu geringen Aufwand von volkswirthschaftlichem Wissen. Von ihren Kongressen behauptete Eugen Richter im Reichstage, sie seien konfuser als die socialdemokratischen. Mit Unrecht. Die socialdemokratischen sind nicht konfus. Jene Leute wissen sehr genau, was sie wollen. Die der Agrarier kann man auch nicht gerade konfus nennen, obschon es tumultuarisch genug darin zugeht. Aber zweifellos ist, daß ihre Programme viel schlechter stilisirt sind als die socialdemokratischen und daß sie, was Klarheit der Grundsätze und Forderungen anlangt, sich in keiner Weise mit denen der Socialdemokraten messen können. Man beherrscht die Wissenschaft der Nationalökonomie und ihre feststehenden Begriffe leider zu wenig. Neuerdings heißt es in einem der Programme, die sie oft ändern, man wolle für den Arbeiter-, Handwerker-, Ackerbauer- und Mittelstand wirken, obschon der Mittelstand gar kein Stand im Sinne jener drei Stände ist.

Neben diesen Mängeln zeichnet sich die Partei durch Maßlosigkeit und Heftigkeit der Angriffe aus, was nur zurückschreckend wirken kann und gewirkt hat, wie denn neuerdings wegen, gradezu gesagt, schlechter Behandlung die Herren Griepenkerl, Prof. A. Wagner, Prof. v. der Goltz, Prof. Richter, v. Rath-Lauersfort u. a. aus dem Ausschuß des Kongresses geschieden sind.

Sehen wir nun zu, was die Partei will.

Sie will also für „Mittelstand, Arbeiterstand, Handwerkerstand und Ackerbaustand" und deren Rechte eintreten. Der Mittelstand wäre wohl, nach dem oben Gesagten, auszuscheiden. Indes gewinnt die Sache, wenn auch höchst mangelhaft ausgedrückt, durch das Verfahren der Agrarier einen Sinn. Es bedeutet Protest gegen die Ausbeutung aller Stände durch die Gründer, die Plutokratie. Auf diesem Gebiet sind die Agrarier unerschrocken und höchst löblich vorangegangen; wenn auch einzelne vor ihnen das Geldkapital in seinem Ueberwuchern und Corrumpiren bekämpften, als Partei sind sie die ersten bei dieser Arbeit gewesen. Sie haben auch endlich die „Kreuzzeitung" auf dies Gebiet getrieben, die bekanntlich seit 1865 kein Wort mehr über wirthschaftliche Fragen gebracht hat. Man kann die Kreuzzeitungsartikel über die Aera „von Bleichröder-Camphausen-Delbrück" und „Lasker-Bamberger-Oppenheim" als einen energischen allerdings stark gehässigen Protest fast des gesammten altpreußischen Kleinadels gegen eine allerdings stark jüdische Wirthschaftspolitik ansehen. Und dieser Kleinadel hat noch heute seine Bedeutung. Da sind noch moralische Güter, wie Religiosität, das Halten auf persönliche und Standesehre, die unbedingte Treue gegen das Herrscherhaus. Freilich haben sich viele Mitglieder des Standes auch zu Dienern der Gründer hergegeben, aber diese sind eigentlich mehr Mitglieder der hohen Aristokratie als des Kleinadels, viele haben auch mitgenascht und sind gründlich gerupft worden. Sogar Spekulationen tadelnswerther Art, wie die Hüttmannsche Unternehmung zur Hinauftreibung der Roggenpreise haben einige unterstützt. Aber die meisten haben sich makellos gehalten und sind ihrer Tradition nach zu einem solchen Protest wohl berufen. Auch haben sie in ihren heimischen Kreisen nicht nur ein altbegründetes Ansehen, sondern in der Armee überall Vettern, Söhne, Verwandte, und die Armee wird, je dissoluter unsere socialen Zustände werden, mehr und mehr eine Macht an sich in Deutschland. Das Offizierkorps sympathisirt durchweg mit den Urhebern jener Zeitungsartikel, wenn auch nicht mit den persönlichen Insinuationen, die sich darin finden.

Bei dem zweifellos tüchtigen Kern der Agrarier ist es sehr zu bedauern, daß sie als Partei sich zu keiner Klarheit der Anschauung durcharbeiten können. So wollen sie die Interessen der Arbeiter und Handwerker vertreten, d. h. natürlich, sie möchten dieselben um ihre Fahne sammeln. Es fehlt aber jeder Anhalt dafür, was sie jenen Ständen bieten wollen. Den Arbeitern z. B. nicht den Normalarbeitstag, denn sie sind der Ansicht, daß „gegenüber dem Gesetz von Angebot und Nachfrage, der Normalarbeitstag stets eine theoretische Fiktion bleiben müsse". Wir sehen, daß die Partei hier vollständig auf freihändlerischem Boden steht. Jenes Raisonnement enthält eine Unkenntniß der Zustände. Gesetzlich gilt seit 1848 in Frankreich der 12stündige Normalarbeitstag für alle Industriearbeiter, in Amerika der achtstündige für Arbeiter in Regierungsanstalten, in England der 56½stündige pro Woche für junge Personen und Frauen, in der Schweiz beantragt das Handelsministerium einen 11stündigen für alle Industriearbeiter. So stoßen wir bei den Agrariern auch hier auf mangelhafte Kenntniß.

Sie legen sich für kriminelle Bestrafung des Kontraktbruchs ein, obschon es kein Zweifel sein kann, daß die Arbeiter ein solches Gesetz als eine Feindseligkeit ansehen. Es liegen keine positiven Vorschläge ihrerseits vor, wie sie Arbeitern und Handwerkern helfen wollen, es kann also nicht überraschen, wenn sie bei denselben bisher keinen Anklang mit ihrer Freundschaft gefunden haben.

Obschon in ihren Publikationen wie auf ihren Kongressen viel von der „ländlichen Arbeiterfrage" die Rede ist, haben sie doch auf diesem ihnen so nahe liegenden Gebiete sich zu keiner Reform verstehen wollen. Die ländliche Arbeiterfrage tritt drohend nur in den Ostprovinzen auf, wo wir den geschlossenen Großgrundbesitz haben. Der Trieb der Arbeiter geht aber nach Besitz des „eigenen Herdes". Professor von der Goltz, Verfasser, und seine politischen Freunde haben ihnen die Ansässigmachung der Arbeiter angerathen. Die mecklenburg-schwerinsche Regierung thut dies mit großem Erfolg auf ihrem Domanium, wie Schumacher-Zarchlin den Agrariern es wiederholt nachgewiesen hat. Es ist nicht ein unentgeltliches Abtreten von Boden erforderlich, wie freilich von der Goltz meint, sondern es läßt sich durch Rentenbanken eine solche Reform durchsetzen. Es ist kein Grund, weshalb die Arbeiter in Amerika Grundbesitz suchen sollten, könnten sie ihn hier erwerben — wandern doch aus den westlichen Provinzen, wo die Erwerbung von Grundbesitz leicht ist, viel weniger Landarbeiter aus, als aus den östlichen. Aber sie wollen an solche Reformen nicht heran, die allerdings die Arbeiter unabhängiger machen würden, als es die Kathenleute jetzt sind. Lieber lassen sie die Kathen leer stehen und importiren schwedische und polnische Arbeiter, obschon dieser Import nicht auf die Dauer die durch Auswanderung gerissenen Lücken ausfüllen kann und der Ersatz der einheimischen patriotischen Bevölkerung durch vagirende, fremde Elemente auch seine allergrößesten socialpolitischen Bedenken hat.

Sie verlangen gerechte Steuervertheilung, ohne indes auch hier ein festes Programm aufgestellt zu haben, was über die Forderung der „Entlastung des Grundbesitzes", Mehrbesteuerung des Kapitals, „Börsensteuer" und Abschaffung von Monopol und Privilegien der Banken, Eisenbahngesellschaften ꝛc. hinausginge. Sie kennen, nach ihren Publikationen zu urtheilen, die sehr schönen Untersuchungen der deutschen Nationalökonomie über Steuer- und Finanzwissenschaften, wenigstens die neueren

*) Siehe unsere Redaktionsverwahrung in Nr. 6.

von L. v. Stein, A. Wagner, Held, Neumann, v. Scheel, gar nicht.

Endlich sind sie fanatische Freihändler, und das ist ihr größester Fehler, denn der Freihandel widerspricht bei der heutigen Wirthschaftslage Deutschlands sogar ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse.

Der Schutzzoll, sagen sie, begünstigt die Industrie auf Kosten des Ackerbaues, zieht die Kapitalien an die Industrie vom Ackerbau fort und ebenso die Arbeiter, treibt die Löhne der Landarbeiter auf eine beim heutigen Stande des Landbaues unerträgliche Höhe.

Auffallend, daß diese Klagen nicht von Landwirthen der Industrieprovinzen kommen, die die Konkurrenz der Industrie auf dem Kapital- und Arbeitsmarkt doch am schmerzlichsten fühlen müßten, sondern aus den östlichen, industriearmen Provinzen.

Die Agrarier sehen einfach nicht ein, daß das Aufblühen der Industrie dem Ackerbau mit aufhilft. Die Wahrheit dieser Angabe begreift man sofort, wenn man den Grundwerth derselben Bodenklasse in den westlichen Industriegegenden mit dem in den östlichen reinen Ackerbaugegenden vergleicht. Dieser höhere Grundwerth ist nicht allein auf Rechnung des bessern Klimas zu setzen, sondern hat seinen Grund hauptsächlich in der bessern Verwerthung der Ackerbauprodukte. Die Industrie schafft dichte Bevölkerung; blüht sie auf, so konsumiren die Industriearbeiter viele und feine Ackerbauprodukte, gutes Fleisch, Butter anstatt amerikanischen Schmalzes, viele Milch, gutes Weißbrot, Gemüse aller Art. Der Landmann hat einen nahen und guten Markt und kann die feineren Produkte leicht und vortheilhaft absetzen. Die Agrarier kennen die vortrefflichen Arbeiten ihres Standesgenossen von Thünen nicht, sonst wüßten sie von jener Theorie des nahen Marktes. Selbst die rohen Ackerbauprodukte stehen in den westlichen Provinzen höher im Preise als in den östlichen Provinzen, obschon diese doch nach England vortheilhafter Korn absetzen können als jene. Ein paar erläuternde Zahlen seien gestattet:

Die Weizenpreise pro Scheffel betrugen im Durchschnitt der Jahre 1837—60

in der Provinz	Preußen	71	Sgr.	3	Pf.,
" " "	Posen	74	"	6	"
" " "	Brandenburg	77	"	4	"
" " "	Pommern	76	"	7	"
" " "	Schlesien	69	"	5	"
" " "	Sachsen	74	"	1	"
" " "	Westfalen	79	"	—	"
in der Rheinprovinz		82	"	11	"

Die Roggenpreise in derselben Zeit

in der Provinz	Preußen	44	Sgr.	5	Pf.,
" " "	Posen	48	"	6	"
" " "	Brandenburg	52	"	1	"
" " "	Pommern	50	"	—	"
" " "	Schlesien	50	"	7	"
" " "	Sachsen	56	"	11	"
" " "	Westfalen	58	"	8	"
in der Rheinprovinz		62	"	11	"

Im Jahre 1871 betrug der Preis für ein Pfund Butter und Rindfleisch

in der Provinz	Preußen	7	Sgr.	11	Pf. resp.	3	Sgr.	8	Pf.,
" " "	Posen	8	"	8	" "	4	"	—	"
" " "	Brandenburg	9	"	7	" "	4	"	9	"
" " "	Pommern	9	"	3	" "	4	"	—	"
" " "	Schlesien	8	"	4	" "	4	"	—	"
" " "	Sachsen	9	"	7	" "	5	"	1	"
" " "	Westfalen	8	"	8	" "	5	"	—	"
in der Rheinprovinz		9	"	1	" "	5	"	6	"

Man sieht, der Absatz an die Industriebevölkerung ist lukrativer als der an die Engländer. Die Freihändler aber behaupten, es wäre besser für die Landwirthschaft, wenn sie ihre Industrieprodukte aus England bezögen und ihre Ackerbauprodukte nach England absetzten.

Wie sehr das Aufblühen der Industrie der Landwirthschaft zu Gute kommt, konnte man an dem Steigen der Fleisch- und Butterpreise in den Jahren 1872 und 73 sehen. Seitdem die Arbeiter sich — nach dem Rezept Camphausens — einschränken, sind jene Preise wieder gefallen. Sogar die Landwirthe der Ostprovinzen gewannen etwas, obschon nicht soviel als die Landwirthe der Industrieprovinzen, dadurch. So errichteten Gutsbesitzer Hinterpommerns 1872 in einer Landstadt eine gemeinschaftliche Butter- und Käsefabrik und verwertheten 1873 die Butter zu 15 Sgr. pro Pfund, den Käse zu 10 Thlr. pro Centner; 1875, als die Arbeiter wenig Käse und anstatt Butter amerikanisches Schmalz aßen, sank der Butterpreis auf 11—12 Sgr., und Käse war zu 7 Thlr. kaum abzusetzen.

Das Kapital kehrt übrigens aus der Industrie auch noch auf anderen Wegen zur Landwirthschaft zurück. Nicht nur daß reiche Industrielle überschüssige Fonds, namentlich, wenn sie sich vom Geschäft zurückgezogen haben, gern in Hypotheken und Pfandbriefen anlegen, sie entziehen ihre Söhne auch mit Vorliebe den Chancen des industriellen Lebens und kaufen für sie Güter, lassen sie Landwirthe werden. Gerade unter den eifrigsten Agrariern, unter den Mitgliedern des jungen Adels, treffen wir viele, deren Väter oder Großväter ihr Vermögen in der Industrie erwarben. Merkwürdig und nicht grade pietätvoll, daß diese Epigonen, die der geschützten Industrie ihre jetzige sociale Position verdanken, die Mutter ihres Wohlstandes anfeinden!

Die Landwirthe haben also nicht nur ein Interesse an dem Dasein der Industrie, sondern auch an ihrer ungestörten stetigen Entwicklung. Die Krisis der Industrie trifft auch sie mit. Etablissements, wie die geschilderte Käserei, werden unrentabel. Viele Landwirthe sind zur Fleischproduktion übergegangen, und nun sinkt das Fleisch im Preise.

Man meint, die Kapitalien, welche der Industrie sich zuwenden, würden dem Landbau entzogen, und berücksichtigt nicht, daß der größte Kapitaladerlaß uns durch die Anlegung des Rentenkapitals in zum Theil faulen ausländischen Fonds zugefügt wird, worin sie noch dazu massenhaft ganz verloren werden, wie in Rumäniern, amerikanischen, russischen, österreichischen Eisenbahnpapieren, türkischen und spanischen Anleihen, — daß die Industrie selbst Kapital schafft, und Hypothekennoth nicht in den deutschen Industriegegenden, sondern in den industriearmen Ländern herrscht, ja, daß der Hypothekenzinsfuß dort weit niedriger ist als hier.

Man behauptet, die Industrie vertheure die ländliche Arbeitskraft, indem sie die Arbeiter vom Lande weg in die Industrieplätze ziehe. Aber die Auswanderung der Landarbeiter nach Amerika zieht mehr Arbeiter vom Lande weg, als die Industrie an sich zieht. Die Ausgewanderten gehen der deutschen Volkswirthschaft verloren und schwächen sie durch Entziehung produktiver Kraft, die in ihrer Arbeitskraft besteht, und von dem Kapital, was sie baar und in Gegenständen, Kleidung ꝛc. mitnehmen; die Landwirthschaft schwächen sie ebenfalls durch Entziehung ihrer Arbeitskraft, aber sie gehen ihr außerdem noch als Consumenten verloren. Die in die Industrieplätze wandernden Arbeiter entziehen der Landwirthschaft freilich auch ihre Arbeitskraft, bleiben aber Consumenten der Landwirthe, und je mehr sie in der Industrie verdienen, desto feinere und desto mehr Ackerbauprodukte kaufen sie und ermöglichen dadurch den Landleuten das Zahlen höherer Löhne an die übrigbleibenden Landarbeiter.

Die Erfahrung, der Vergleich der günstigen Entwicklung der Landwirthschaft in den Industriegegenden gegenüber der in den industriearmen Provinzen hat in Deutschland bewiesen, daß die Entwicklung der Industrie, wo sie blühte, der Landwirthschaft schließlich nicht nur keine Kräfte entzog, sondern ihr auf die Beine half und zwar, trotzdem sie den Schutzzoll genoß und dadurch gewisse Waaren, deren der Landmann bedarf, vertheuerte. Ein Gutsbesitzer in der Provinz Preußen möge doch berechnen, wie viel die Waaren, welche er und seine Leute jährlich gebrauchen, vertheuert werden durch den Schutzzoll. Es werden hauptsächlich die Zölle auf Eisenwaaren und Weberwaaren angefochten. Nun zahlt verarbeitetes Eisen pro Centner 1 Mark, in Lokomobilen 4,50 Mark, in anderen eisernen Maschinen 1,50 Mark, Baumwollenwaaren 30, Wollenwaaren 30, bedruckte 75 Mark. Er nehme an, daß, fiele der Schutzzoll, die Waaren um jenen Betrag billiger würden, was keineswegs der Fall ist, wie wir beweisen werden; er berechne also die jährliche Mehrausgabe, dem stelle

er gegenüber den Mehrerlös aus seinen Produkten, wenn er sie zum selbigen Preise verwerthen könnte, als dies in den Industrieprovinzen möglich ist, und nun setze er auch noch den Lohn seiner Arbeiter so hoch als er dort ist, und er wird sicher finden, daß er sich beim Schutzzoll immer noch besser stände, wenn er nur jenen Absatz hätte.

Es ist nämlich ein Irrthum, wenn man meint, die Preise der Waaren würden sich dauernd um den Betrag der Schutzzölle ermäßigen. Denn die Engländer versuchen die Industrie der mit ihnen konkurrirenden Nationen zu tödten, um dann, wenn sie ein Monopol der Industrie daselbst haben, die Preise nach Gutdünken festzusetzen. So haben sie die Industrie in ihren eigenen indischen Kolonien, in Portugal und Spanien erstickt und dann jene Länder bis zur Verarmung ausgesogen, indem sie ihnen Manufakturen theuer verkauften und Rohprodukte billig abkauften.

Ja, unsere Ackerbauprovinzen können dauernd gar nicht nach England Korn und Fleisch liefern, weil die Zufuhr aus Amerika sie daselbst niederkonkurrirt. Ginge unsere heimische Industrie zu Grunde, so verlören sie zum englischen auch noch einen großen Theil des deutschen Markts, denn die dort überschüssig werdende Industriearbeiterschaft würde dahin gehen, wohin heute schon die mecklenburgischen und pommerschen Landleute auswandern.

Die Ackerbauer wissen recht gut, daß sie am meisten ein Interesse an der Macht des Vaterlandes haben, denn auf ihnen lastet Nationalunglück am härtesten. Das haben sie nach 1806 erfahren. Ein Staat kann aber nicht mächtig und unabhängig sein ohne eine solche Industrie, die ihm im Kriegsfall es ermöglicht, ohne das Ausland bestehen zu können. Darum hauptsächlich schaffen sich Rußland und Amerika jetzt durch Schutzzoll eine nationale Industrie, und darum erhält sie sich Frankreich durch einen solchen und verwindet die Verluste des Krieges, einschließlich der uns gezahlten Milliarden. Nehmen wir einen Krieg an gegen Frankreich und England, nachdem das Ideal der Freihändler und Agrarier erreicht ist, nachdem wir unsere Industriebedürfnisse regelmäßig aus Frankreich und England bezogen und ihnen unsere Ackerbauprodukte verkauft haben. Nun können wir dorthin kein Korn und Fleisch verkaufen, ersticken im Ueberfluß derselben, die zu Schleuderpreisen unverkäuflich sind, und können von da keine Industrieprodukte beziehen, leiden Mangel an Eisenwaaren, Textil- und anderen Waaren. Nur der Staat ist heutzutage mit Garantien dauernder Sicherheit ausgerüstet, der eine seine Bedürfnisse deckende Industrie und einen eben solchen Ackerbau hat.

Die Agrarier sollten also vom Staat fordern, daß er sie von ungerechten Steuern entlastet, den Ackerbau fördert, wie und wo er kann, namentlich durch Einführung des Rentensystems anstatt der Kapitalhypothek und der Renteninstitute; daß er andererseits die bestehende Industrie, wenn es dazu kein anderes Mittel geben sollte, durch genügende Schutzzölle nicht nur in ihrem Bestande erhält, sondern soweit kräftigt, daß sie den inländischen Markt ausschließlich versorgt. Und endlich, daß er ein Aufkommen der Industrie in den industriearmen Gegenden des Ostens aus allen Kräften begünstigt. Denn sie kann hier aufkommen; z. B. in den Häfen der Bau eiserner Schiffe. Noch immer sind wir darin vom Auslande abhängig, was für unsere Kriegsmarine im Kriege sehr schlimme Folgen haben kann, abgesehen von dem Verdienst, den wir den Engländern jetzt zukommen lassen müssen. Stettin liefert den Beweis, daß eine Eisenindustrie wohl möglich in Pommern ist; weshalb nicht auch in Mecklenburg und Preußen an der ganzen Küste, wo man billige englische Kohlen und billiges Rohmaterial aus England und Schweden hat?

Die Textilindustrie ist sehr wohl möglich im Osten. Woher die Tuchfabriken in Kottbus, Luckenwalde, Jüterbogk? Weshalb soll nicht eine blühende Wollen- und Baumwollenwaarenindustrie noch leichter in den norddeutschen Küstenländern aufkommen können, als im Herzen Deutschlands und im Elsaß? Ist doch die rohe Baumwolle dahin billiger zu liefern, die englische Kohle auch, und hat man doch Feuerungsmaterial billig in gewaltigen Torfmooren.

Allein das wird kaum ohne direkte Staatshilfe gehen. Nun wohl, die alte Industrie von Luckenwalde und ähnlichen Orten hat die Hilfe der großen Preußenkönige, namentlich des Vaters von Friedrich dem Großen, wie z. B. mittels Lieferungsaufträgen für das Heer, genossen, die Großindustrie Mittel- und Westdeutschlands hat Staatshilfe durch billigen Kredit bei Banken, die mit Monopolen ausgestattet waren und sind, und durch Schutzzoll genossen. Die Landwirthschaft hat direkte Staatshilfe bei Gründung der Landschaften und vielfach bei Meliorationen, in Rennprämien und dergleichen genossen. So mag der Staat doch auch in den Ostprovinzen irgendwie das Aufkommen dort lebensfähiger Industrie begünstigen! Mit dem Prinzip des laissez faire, laissez passer werden wir freilich dort keine entstehen, mit der definitiven Einführung des Freihandels die von Mittel- und Westdeutschland ruiniren sehen; schwerlich aber wird danach der Landbau aufblühen.

Der obere Gießbachfall.
Zeichnung von Arthur Calame für Engelhorns „Schweizerland".

Die Agrarier werden schon noch zu dieser Einsicht kommen, wenn sie ihr eigenes Interesse erst richtig verstehen und einsehen, daß es, mit dem Wohle des Landes zusammenfallend, die Entwicklung und Ausbreitung der nationalen Industrie fordert. Ihnen, die sie glebae adscripti (an der Scholle klebende) sind und nicht nach gemachtem Verdienst „auf ihre Schiffe stürzen und sich selbst exportiren können", muß daran liegen, daß die nationale Macht, Sicherheit und der Wohlstand stetig wachse, was aber nicht mit der Einführung des Freihandels verträglich ist.

Die Agrarier haben bisher sich nicht über den ursprünglichen Kreis der Parteigründer weiter entwickelt. Dieser bestand aus politisch konservativen Grundbesitzern. Konservativ sind alle ihre Sympathien. Trotzdem kann ihr innerer Zusammenhang nicht von Dauer sein, weil ihre Handelspolitik nicht konservativ im traditionell altpreußischen Sinne ist. Diese im Zollverein festgehaltene Politik ging von dem richtig erkannten Schutzbedürfnisse der Industrie aus und hielt am Schutzzoll fest; sie verlangen aber den Freihandel. Ihre Handelspolitik ist auch nicht konservativ in dem Sinne, daß der Konservative das Gute erhalten und die Macht der Nation stärken will, denn die Industrie ist nicht nur an sich für Deutschland etwas Gutes und zu seiner Machterhaltung Nothwendiges, sondern sie kann auch nur bei Staatsschutz bestehen, trotzdem bekämpft die Partei den

Bär im Gebirgswald.

Originalzeichnung von F. Specht für Engelhorns „Schweizerland".

Digitized by Google

Schutzzoll. So kämpft diese Partei Seite an Seite mit den Freihändlern und mit der Staatsregierung gegen die altbewährten Prinzipien, indem sie die „freie Konkurrenz" hochhält. Sie verlangt auch „freie Konkurrenz" auf dem Gebiete des Arbeitswesens, da sie keine Staatsintervention im Arbeitskontraktwesen, soweit es Arbeitszeit anlangt, will. So kämpfen sie einerseits mit den Arbeitern gegen das „freie" Kapital, und andererseits mit dem Kapital gegen die Arbeiter. Sie sind mit der Staatsregierung für Freihandel, gegen die Staatsregierung auf dem Gebiete der Börse und gegen die Regierung, da sie ihre Steuerpolitik bekämpfen.

Daraus erhellt, daß die Agrarier an vollständiger Unklarheit leiden, weshalb sie zu fast allen Parteien in eine schiefe Stellung gerathen sind.

Das Schweizerland.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11/VI. 70.

Die Schweiz ist so seit langen Jahren das Mekka der Naturfreunde geworden, und sie wird es bleiben, so lange ihre Seen glänzen, die Matten grünen und die schneeweißen Häupter der ewigen Berge in die Wolken ragen. Wer noch nie da war, der strebt mit ahnungsvollem Sehnen dorthin, wer aber einmal die Luft der Berge geathmet, dem schwellt sie mit Heimweh die Brust, und wieder und wieder kommt er, an den stillen Wassern zu wohnen, oder hinein zu steigen in das majestätische Hochland, dessen reine und doch berauschende Freuden das Herz kräftigen, es jung und heiter erhalten.

Viele, kaum zurückgekehrt und neu gestärkt von der erfrischenden Luft des Schweizerlandes, setzen sich wieder über die Schweizerkarte, und indem sie rekapituliren, was sie genossen, schmieden sie unwillkürlich neue Pläne, prüfen sie, welche Schönheiten sie im nächsten Sommer pflücken wollen.

Da liegt es vor ihnen ausgebreitet unter der winterlichen Lampe das gewaltige Titanenland in Liliputform; eine kleine Masche nur in dem großen Gradnetze, das den Erdball umspannt und doch in Europa dessen riesigste Erhebung umfassend. Hier erhebt sich hoch über Meer und Land empor jene feste Burg, jener unerschütterliche Tempelbau der Natur, von dem der Dichter singt:

Du hast deine Säulen dir aufgebaut
Und deine Tempel gegründet!

Hier erhebt sich hoch über die Wolken hinaus jener Thurm, der zu Babel nicht gelingen wollte, der gen Morgen und Abend, gen Mittag und Mitternacht schauende, zu dessen Wächtern die anwohnenden Völker: die Germanen, die Wälschen, Franzosen und die Wenden vor Jahrtausenden ihre Stammesgenossen bestellt haben, so daß die Alpen eine Völkerscheide bilden. Auf dem Boden der Schweiz aber reichen sich wenigstens drei derselben die Hand und machen sie zu einem Mikrokosmus europäischen Staatenlebens.

Wenn solche Betrachtungen beim Anschauen der Schweizerkarte in uns wach werden und die Erinnerung oder die Sehnsucht in uns aufsteigen, dann verlangen wir auch mehr zur Befriedigung derselben, als eine topographische Darstellung oder der roth eingebundene Führer gewähren können. Und da wüßten wir denn allen denen, welche in Wort und Bild das herrliche Land sich nahe treten lassen wollen, mit gutem Gewissen keinen bessern Rath zu ertheilen, als sich mit dem Werke*) bekannt zu machen, welches wir hier anzeigen. Es ist schon eine Garantie des Guten, daß das „Schweizerland" in demselben Verlage und in derselben schönen Ausstattung erscheint, wie das so eben vollendete Prachtwerk „Italien". Die Herstellung des Werkes ist nur ermöglicht worden, indem Maler, Schriftsteller, Holzschneider, Drucker und Verleger sich die Hand zu gemeinsamem Wirken reichten, jeder sein bestes that und ein Werk geliefert wurde, das nach jeder Richtung hin eine Zierde unserer Literatur genannt werden muß. Der Verfasser, Woldemar Kaden, der seine Beobachter von Land und Volk, zugleich poetisch begabt, führt hier die Feder; und ein Blick auf das Namensverzeichniß der Künstler, die mit ihrem gewandten Stift die schönsten Bilder der Schweiz festhielten, die um den Stoff zu schaffen, in alle Thäler drangen, auf so manche gletscherumstarrte Höhe, zeigt, daß auch hier die ersten Kräfte Deutschlands vertreten sind. Auf den Straßen der eigenartigen Schweizerstädte, unter den Linden der altehrwürdigen Bergdörfer, am Ufer der leuchtenden Alpenseen suchten sie ihre Motive. Rüstigen Menschenlebens kräftige Formen, hier und da von freundlichem Humor angehaucht, sowie die Thierwelt und das Reich der Pflanzen bis zur Grenze des ewigen Schnees fanden ihre Darsteller.

Unsern Lesern theilen wir heute drei Abbildungen aus dem „Schweizerland" mit, die erst in den nächsten Lieferungen desselben erscheinen werden. Sie mögen darnach urtheilen, ob wir zu viel über den Bilderschmuck des Buches sagten. Uns ist wenigstens bei allem, was wir in Wort und Bild darin erblickten, die helle Erinnerung aufgegangen, und so wurden auch bei den mitgetheilten drei Illustrationen wieder alte Erlebnisse mit seltener Frische in uns wach.

An meine Fahrt über den Brienzer See erinnert mich Arthur Calames kleines Bild: Der obere Gießbach. Wir waren von Interlaken ausgedampft und hatten einen tobenden Föhn erlebt, der, aus dem Haslithale hervorbrechend, sich zwischen den felsigen Jurabergzügen fing, die den See umgeben. Nie seit Menschengedenken ist hier ein Unglück geschehen, und so kamen auch wir glücklich über den tiefsten diesseit der Alpen gelegenen See und wurden nicht zur Speise für die Brienzlinge, jene „Sardellen des Brienzer Sees", die uns getrocknet, an Schnüre gereiht, gar manchmal zum Kaufe angeboten worden waren.

Da, wo der schäumend vom Faulhorn herniedertosende Gießbach zwischen Wäldern mündet, hält jeder Dampfer, und nur eine Viertelstunde Wegs vom Gestade führt uns zu einer der renommirtesten Sehenswürdigkeiten der Schweiz. Wer an vielen Wasserfällen sich schon satt gesehen und von manchem enttäuscht zurückkehrte, wird hier sich belohnt und den europäischen Ruf des Gießbachs gerechtfertigt finden. Er verdient letzteren durch das Malerische seiner Lage und die ästhetische Gruppirung seiner sieben über einander aufsteigenden Wasserfalletagen, die aus einer Höhe von 1100 Fuß durch prächtige waldbewachsene Felspartien herniederschäumen. Es ist nun etwa ein halbes Jahrhundert verflossen, seit diese Perle der Wasserfälle durch Schulmeister Kehrli den Reisenden zugängig gemacht wurde, und erst vor zwanzig Jahren baute Herr von Rappard die bequemen Wege, durch die man jetzt alle Fälle, vom untersten bis zum obersten, leicht erreichen kann. Da, wo einst die bescheidene Schulmeisterwohnung stand, erhebt sich nun das schöne Gießbachhotel mit einer der feinsten Küchen der Alpenschweiz, dessen Frequenz eine geradezu ungeheure ist, denn mehr wie 20,000 Fremde kommen jetzt im Durchschnitt jährlich an, um den Gießbach zu besuchen und abends die Illumination der Kaskaden durch weiße und rothe bengalische Flammen anzustaunen.

Eine andere Erinnerung wird in mir wach, wenn ich den Charakterkopf des Führers betrachte. Graubündten ist durchaus ein Gebirgsland; innerhalb seiner Grenzen liegen die höchsten bewohnten Alpenthäler Europas, denn das Dorf Cresta hat über 2000 Meter, und das ganze Land trägt den Charakter energischer Massenerhebung, während in den Westalpen mehr die Gipfelbildung vorherrscht. Fast 250 Gletscher sinken aus den großen Firnrevieren dieses Hochlandes in die Thäler hinab, und darum ist auch kein Kanton so reich an Gewässern wie dieser. Während er ungemein reich an hochpittoresker, oft wild

*) Das Schweizerland. Eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal. In Schilderungen von Woldemar Kaden, mit Bildern von G. Bauernfeind, A. Braith, Al. Calame, A. Calame, L. Dill, Andr. Disen, Th. v. Eckenbrecher, K. Grob, E. Häberlin, A. Hertel, E. Heyn, C. Jungheim, A. Kindler, K. Kröner, A. Lex, Diethelm Meyer, Franz Meyerheim, Paul Meyerheim, W. Riefstahl, R. Ritz, C. Roux, Matthias Schmid, G. Schönleber, Ad. Schrödter, Fr. Specht, B. Vautier, Th. Zügel. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. In 24 Lieferungen à 2 Mark.

erhabener landschaftlicher Pracht ist, fehlt ihm der Schmuck großer lachender Seen; ein Thal wie das Engadin aber haben die anderen Kantone nicht, und mit Recht ist es allmählich wegen seiner großartigen Gebirgswelt, seiner Gletscher- und Firnmassen zu einer Lieblingsgegend der Alpenbesucher geworden. War es in Samaden, St. Moritz oder Ponteresina, ich weiß es nicht mehr genau, aber an einem dieser drei Orte habe ich den Führer gesprochen, den Professor Häberlin uns hier gezeichnet hat. Wie oft er auf der Bernina oder dem Piz Languard gewesen, wußte er selbst nicht mehr anzugeben. Aber er war ein Führer, wie er sein soll, kein so zudringlicher geleckter Führer, wie in der französischen Westschweiz er so häufig zu finden, nein, ein echtes Alpenkind, von dem es hieß: „Früh übt sich, was ein Meister werden will." Ohne Beistand der Wehmutter ist er im einsamen Dörflein, wo oft mitten im Sommer noch Schnee fällt, zur Welt gekommen, und die erste Pflege, die ihm zu Theil wurde, stand nicht weit über jener, mit welcher die wilde Bärenmutter ihre Jungen instinktiv versorgt und hegt und schützt. Die Armuth und die liebe Noth standen Gevatter bei ihm, und zur Taufe nach der Kirche wurde er auf einem Wege getragen, auf dem alles vergletschert und von Firnschründen zerrissen war. Fast lediglich der natürlichen Körperentwicklung überlassen, wuchs er auf, unter und mit den Thieren des Hauses. Während der besseren Jahreszeit war sein Tummelplatz auf der schwellenden Matte, welche sein Heimatsdorf umgibt, im Walde und ob jäher Felsenflüh, immer umgeben von tausend Gefahren, hier des Sturzes in den Wildbach, dort des Zerschmettertwerdens durch Steinschläge.

Aber wie nicht der Friede, sondern der Krieg seine Helden groß zieht, so dienten auch alle diese der zarten Jugend drohenden Schrecknisse dazu, das Alpenkind für sein ihm bestimmtes Loos vorzubereiten und zu kräftigen. Die Schule hat den jungen Alpenbürger mit Wissensbelästigungen herzlich wenig gequält; wenn er die Gaisen hütete oder auf Wildheu ausging, lernte er wohl die Alpennatur kennen, nicht aber die Bücher. Sein Bruder hat's weiter gebracht; er hat im Auslande Kakao zerrieben, Zucker gestoßen, Kaffee gesotten und ist nun ein „Schweizerkonditor"; unser Mann aber, der die Fußeisen nur wenige Tage im Jahre abschnallte, der in der Todesverachtung ein Großes leistet, der dahin klimmen lernte, wo höchstens der Wagesprung der schwindelfreien Gemse noch Boden findet, für den die Begriffe steil, abschüssig, bröcklich nicht vorhanden sind, er ist Führer geworden. Er ist gewöhnt an die Größe und Majestät seiner Alpenwelt, die wir anstaunen, so vertraut mit den entsetzlichen Schrecknissen der Gebirgsnatur, daß er da droben, wo andere zittern, erst recht in seinem Elemente lebt und webt. Anfangs wohl schritt er befangen längs den Abgründen hin, hielt er sich herzklopfend am Gestein fest; aber schon mit zehn Jahren schaute er ruhig hinab in den tief unten rauschenden Bergbach oder auf die silberblinkenden steinbeschwerten Schindeldächer der Sennhütten; es macht ihm jetzt Freude, auf dem Felsweg hinzutasten, dem rechts die jähe glatte Wand emporwächst und der links eben so steil abfällt in die schaurige Waldnacht mit ihren Tobeln. Sein zähes trotziges, nach Selbständigkeit ringendes Naturell ist zum Durchbruch gekommen, er ist groß geworden im Kampfe mit der Natur — ihm könnt ihr euch dreist anvertrauen, ihm unbedingt folgen. Er ist ein geborener Führer. Gesprächig ist er nicht, aber löst bei der Rast feuriges Getränk seine Zunge, dann berichtet er wohl von Hoch und Niedrig, die er geführt, von Unglück und Abenteuern, von Gemsen und Bären.

Die eigentliche Bärenheimat in den Alpen sind die Kantone Wallis und Graubünden. Als das am schwächsten bevölkerte Alpenland, welches zugleich noch die ausgedehntesten, dichtesten Waldungen und umfangreiche, wenig betretene Gebirgsreviere besitzt, bietet es dem großen Raubwild die beste Gelegenheit zu ungestörtem Aufenthalt. Es vergeht kein Jahr in den rhätischen und walliser Alpen, daß nicht bald hier bald da die Schreckensbotschaft ins Thal hinabkommt: der Bär habe wiederum Schafe, Kälber oder überhaupt Jungvieh auf der Alp zerrissen. Aber zur Genugthuung der allgemeinen Sicherheit verbreitet sich dann auch oft die freudig wiederhallende Kunde durch die Berge, daß unter den abenteuerlichsten Umständen wieder ein Bär erlegt worden sei. Die Summe der in den Alpen geschossenen Bären darf in neuer Zeit jährlich immerhin auf 12 bis 20 Stück angenommen werden. Es gibt, möchte man sagen, Bärenjahre, in denen sich die Thiere außerordentlich häufig zeigen und deren viele auf einem kleinen Gebiete geschossen werden, und wieder andere Jahre, in denen wenig von diesem Raubthiere verlautet. Die Menge der erlegten Bären würde bei weitem größer sein, wenn es mehr Bärenjäger in den Bergen gebe und die ausgesetzte Schußprämie größer wäre, denn Graubünden z. B. zahlt nur 28 Franken für jeden erlegten Bären, ob alt oder jung, wobei dem Schützen dann das Thier sammt Fell zum Verkaufe bleibt. Forst- und Jagdmänner nehmen an, daß immer noch, von den Grajischen Alpen an bis hinaus nach Steiermark und Kärnten, 500 Stück Bären in den Alpen leben; doch ist diese Annahme um so unsicherer, als erwiesen ist, daß der Bär im fortwährenden Wandern zwischen dem Osten und Westen Europas begriffen ist und nur für unbestimmte Zeit feste Standquartiere bezieht. Der Bär in den Alpen, so sagte man mir wenigstens in Zernetz, wo die Leute viel von ihm zu erzählen wissen, ist ursprünglich scheu, ja fast möchte man sagen feige; er flieht mit seiner Beute, wenn er eine Herde beraubt hat, als ob das böse Gewissen ihn jage, die Nähe des Menschen. Lediglich, wenn er gereizt, angegriffen wird, oder wenn er seine Jungen bedroht wähnt, geht er zum Angriffe über. In seiner Jugend ist er nicht schädlich. Er begnügt sich mit Pflanzennahrung, äst sich wie ein Rind von jung aufkeimendem Korn oder von fettem Grase, welches es in der plumpsten Weise abweidet, frißt Knospen, Obst, Waldbeeren, Schwämme und dergleichen, wühlt einen Ameisenhaufen auf und erlabt sich an den Larven desselben; er wittert auch einen Bienenstock aus, welcher ihm dann leckere und dem Süßmaul höchst willkommene Kost gewährt. Aber er wird älter und irgend ein zufällig in seine Gewalt gerathenes Säugethier hat ihn belehrt, daß der Genuß von Fleisch auch nicht zu verachten und dabei ergiebiger ist, als die mühsam zu erwerbenden Waldbeeren, Kastanien oder auch der Honig, und von diesem Augenblicke an wird Meister Petz zum Raubthiere in der eigentlichen Bedeutung des Wortes. Jetzt stellt er allen Thieren nach, und so hat ihn denn F. Specht gezeichnet, wie er, wüthend vor Verlangen, dahingaloppirt und ein schlankes Eichhörnchen jagt. Aber ein solch magerer Braten ist ihm nur ein Bissen auf den hohlen Zahn; er „schlägt" jetzt Ochsen, Pferde, Schafe und schleppt sie von dannen.

Am Familientische.

Die Kunst auf dem Lande.

(Zu dem Bilde auf S. 101.)

Noch immer geht die Kunst nach Brot. Freilich hat sie's selten mehr so schwer, wie der Maler in dem schönen Liede:

Mein Herr Maler, will Er wohl
Uns abkonterfeien?

ein Lied, in dem bekanntlich alles nur Denkbare und Undenkbare dem Herrn Maler aufgetragen wird, und das mit wirklich klassischem Humor schließt:

Spar Er ja die Farben nicht,
Handhoch aufgetragen!
Da Er jetzt zwei Thaler kriegt,
Hat Er nicht zu klagen.

Es ist das übrigens keine Uebertreibung — in einer Gegend, wo die Bauern heute ihre Mädchen in die feinsten Töchterinstitute der Großstädte schicken und ihnen zur Heimkehr einen prächtigen Flügel anschaffen, der oft einen völligen Neubau des zu eng gewordenen Hauses erfordert, um Platz zu finden, kamen derartige Verhandlungen in den vierziger Jahren noch vor, wir haben's manches Mal ergötzt mit angehört. Die Maler waren freilich auch danach, und das Bild wurde eine Farbenklexerei, wie sie der Besteller nicht prächtiger wünschen konnte. Aber gar zu gern wüßten wir, was die Gemeinde zu Dingelshausen mit dem edlen Künstler auf Seyppels Bilde für einen Kontrakt abgemacht über das Altarbild, das so eben ausgepackt und zur Prüfung aufgestellt ist. Vielleicht gibt's unter den Daheimlesern scharfe Augen, die das Papier in Sr. Hochwürden Händen entziffern können. Es scheint übrigens doch alles zu stimmen — drei der Klügsten beschauen das Kunstwerk mit kritischen Augen in allernächster

Nähe — Hochwürden schmunzelt, der Dorf-Rafael dreht selbstvergnügt an seinem Schnauzbart — die Gulden sind bereits aufgezählt, die seine Mühe belohnen sollen, und wenn auch unter den Zuschauern manche sind, welche der „Große Viehmarkt" mehr interessirt als das „neue Altarbild", so wird das wohl nichts schaden. Doch wir wollen lieber nichts mehr sagen über die Dorfkritiker, sonst bekommen wir's noch gar mit dem Gemeinderath von Dingelshausen zu thun, und wir haben schon genug an dem Zorn der Bierbrauer und neuerdings auch der Müller zu tragen, vor deren hohen Rath wir um eines ihnen zu nahe tretenden sprichwörtlichen Citates im vorigen Jahrgange feierlich berufen sind. Durch Schweigen verred't sich niemand; und Schweigen ist auch die beste Antwort für — gewisse Leute.

Zwei Arsenikesser vor der Naturforscherversammlung zu Graz.

Von Dr. Dyrenfurth.

Zu den befremdlichsten Erscheinungen der Toxikologie gehört die zuerst (1822) von Prof. Schallgruber in Graz und später (1851) von Dr. v. Tschudi mitgetheilte Thatsache, daß in den Gebirgsgegenden von Steiermark, Tirol und Niederösterreich der gewohnheitsmäßige Genuß von Arsenik als weitverbreitete Unsitte herrscht. Während Arsenik zu den entsetzlichsten Giften zählt und für gewöhnlich schon in Gaben von 3 Gran tödtlich wirkt oder doch schwere und lebensgefährliche Zufälle hervorruft, nehmen in den genannten Ländern Jäger, Bauern, Holz- und Pferdeknechte oft das Doppelte jener Dose zu sich — von einem Hüttendirektor im Salzburgschen ist es bekannt, daß er als Jüngling von 17 Jahren mit 3 Gran anfing und es allmählich auf die Dosis von 23 Gran brachte — ohne im geringsten an ihrer Gesundheit Schaden zu leiden. Unser Erstaunen steigt, wenn wir vernehmen, daß jener Genuß mit Leidenschaft täglich oder doch wöchentlich mehrmals betrieben wird und daß er, weit entfernt, den Körper zu gefährden, ihm anscheinend vortrefflich bekommt. Denn es steht fest, daß Männer dabei blühend und kräftig werden und ein hohes Alter erreichen, Berge mit Leichtigkeit erklimmen, Athemnoth verlieren und ihren Magen stärken, daß Mädchen Arsenik essen, um an Schönheit und Fülle der Formen zu gewinnen. Ein Wildschütz versicherte sogar, daß er sich zu seinen bedenklichen Unternehmungen durch den Genuß von Arsenik Muth zu machen pflege.

Uebrigens gibt es nicht blos Arsenikesser, sondern auch Arseniktrinker. Die Bewohner des Fleckens Whitbeck in Westcumberland genießen das stark arsenhaltige Wasser des aus den Blackcombebergen entspringenden Flusses Whitbeck ohne Nachtheil zu allen ihren Speisen und werden steinalt. Eben so gewöhnten sich die Arbeiter an der in jener Gegend angelegten Eisenbahn sehr bald an den Gebrauch dieses Wassers, nachdem sie zuerst einige Trockenheit im Mund und Schlunde verspürt hatten.

Wohl lehrt uns die Erfahrung, daß die allmächtige Gewohnheit unseren Körper wie gegen atmosphärische Schädlichkeiten so auch gegen manches heftige Gift abstumpft und eine sogenannte „Toleranz" desselben erzeugt. Der Säufer lernt riesige Alkoholmengen, deren vierter Theil Ungewohnte besinnungslos hinsinken macht, ohne augenblicklichen Nachtheil ertragen, der passionirte Nikotinschlürfer verdampft seine fünfundzwanzig Glimmstengel des Tags, der Opiumraucher steigt, um seiner paradiesischen Wonnen theilhaftig zu werden, allmählich bis zu einer Unze des Giftes; allein mit dem Arsenik hat es doch eine andere Bewandtniß. Die schreckliche Wirkung dieses Giftes beruht ja in erster Linie auf der Erregung einer hochgradigen, schnell in Brand übergehenden örtlichen Entzündung der Gewebe. Warum bleibt diese bei den Arsenik essenden Menschen und Thieren aus? Denn man weiß, daß nicht nur in Oesterreich, sondern auch in England (in den Grafschaften Yorkshire und Suffolk) der Arsenik durch Pferdewärter und Fuhrleute vielfache Verwendung bei Pferden findet und daß diese dadurch ein feistes stattliches Aussehen erlangen — freilich nur, um alsbald nach dem Aussetzen des Mittels kläglich zusammenzufallen. Schäfer erzählt einen Fall, wo einem Pferde innerhalb 23 Tagen 555 Gran Arsenik, und zwar am ersten Tage 5 bis steigend am letzten Tage 100 Gran verabreicht wurden, ohne daß üble Folgen hervortraten. Flandin erzählt, daß er Hunde arsenige Säure in Pulver, mit dem Bruchtheil eines Grans beginnend, mit der Nahrung vermischt nehmen ließ, und daß sie in neun Monaten durch allmähliche Steigerung eine Gabe von über 15 Gran arseniger Säure in Pulverform in 24 Stunden vertrugen ohne Beeinträchtigung ihres Appetits und ihrer Gesundheit, während die letztgegebene Dosis entschieden hingereicht haben würde, um ein an das Gift nicht gewöhntes Thier zu tödten. Also nicht nur bei Menschen, sondern auch bei Thieren zeigt sich die höchst auffallende Thatsache, daß ein konsequenter Gebrauch des Arseniks die schädlichen Wirkungen desselben aufzuheben vermag.

Allerdings liebt es die Zunft der Arsenikesser, ihren Genuß mit einer Art Geheimniß zu umkleiden. Sie rücken nicht recht mit der Sprache heraus und stellen ihre Leidenschaft häufig wohl auch in Abrede; sie wählen mit Vorliebe bestimmte Tage der Woche oder die des wachsenden Mondes, so daß in der Zwischenzeit der Organismus Spielraum hat, um sich des feindseligen Stoffes zu entledigen. Andere bedienen sich zu dem letzteren Endzweck periodischer Abführmittel, besonders der Aloe. Jedoch selbst dieser methodische Genuß des furchtbaren Giftes schützt nicht immer gegen verderbliche Folgen — einmal ein Körnchen zu viel genommen, und die Arsenikvergiftung ist da mit all ihren Zufällen, als ob der Unglückliche sich nie dem schrecklichen Labsal hingegeben hätte!

Räthselhaft wie diese Vorgänge bis jetzt geblieben sind, war es den Besuchern der diesjährigen Naturforscherversammlung zu Graz vom höchsten Interesse, sich mit eigenen Augen von der Thatsächlichkeit des Arsenikessens zu überzeugen, und aus dem Munde des Dr. Knapp, welcher seit einer Reihe von Jahren mitten unter dem giftschluckenden Volke lebt, seine Beobachtungen über den Gegenstand zu erfahren. Wir entnehmen dem in der Sektion für innere Medizin am 18. September d. J. gehaltenen Vortrage folgende Einzelheiten:

Johann Wölfler, Holzknecht, 30 Jahre alt, nahm seit bereits 12 Jahren Arsenik und genoß in Gegenwart des Dr. Knapp am 22. Februar 1860 ein Stück, welches 4½ Gran wog, am folgenden Tage ein solches von 5½ Gran. Der Mann hatte während der Beobachtungstage sehr guten Appetit, trank viel geistige Getränke, lebt noch jetzt als Aelpler ganz gesund und kräftig, huldigt noch heut dem Götzen des Arseniks, war aber nicht zu bewegen, vor den gelehrten Herren zu erscheinen.

Im Jahre 1864 interessirten sich zwei junge englische Aerzte für die Sache, und als sie auf einer Reise durch den Kontinent damals nach Steiermark kamen, wurden sie an Dr. Knapp gewiesen. Es gelang dem letzteren, zwei Arsenikesser zu gewinnen, welche sich herbeiließen, in Gegenwart dieser Herren eine Probe ihrer Leistungsfähigkeit abzulegen. Der eine nahm 5, der andere 6 Gran weißen Arsenik, nachdem er schon tags vorher eine ähnliche Portion vor Zeugen verzehrt hatte. Von den englischen Aerzten wurde die Mundhöhle der Giftesser untersucht, ob sie nicht den Arsenik zurückhielten; sie nahmen auch kleine Theile von dem verabfolgten Arsenstück mit, um festzustellen, daß es richtiger Arsenik sei.

Viele beginnen schon mit 17—18 Jahren und setzen das Arsenessen bis ins höchste Alter fort. Als Grund dieser Geschmacksrichtung wird von allen angegeben, daß dies Arsenikessen vor Krankheiten schütze, insbesondere gegen Schwerathmigkeit, und als Verdauungsmittel schwer verdaulicher Nahrungsmittel helfe, auch dem Körper ein blühendes Ansehen gebe, daher denn junge Leute beiderlei Geschlechts dem Arsenik vorzugsweise huldigen. Die Arsenesser erscheinen durchgehends gesund und kräftig und erreichen mitunter ein hohes Alter. Dr. Knapp sah in Zeiring einen über 70 Jahre alten, noch sehr kräftigen Köhler, der sein Mittel schon über 40 Jahre gebraucht hatte; ein Gemsjäger war dabei 81 Jahre alt geworden und äußerst munter geblieben. Gewöhnlich nehmen die Leute weißen oder gelben Arsenik (Operment) und zwar trocken, allein oder auf Brot gestreut; sie fangen mit kleinen Dosen an und vergrößern dieselben allmählich; ein Wildschütz nahm in Dr. Knapps Gegenwart 14 Gran. Ein Stückchen von Stecknadelkopfgröße beträgt 1/10 Gran, ein solches von Haferkorngröße wiegt 2¾ Gran.

Am Schlusse des Vortrags wurden der Versammlung zwei Arsenikesser vorgestellt. J. Flecker, 55 Jahre alt, Schneider, nimmt seit dem Jahr 1849 Arsen, meist Operment. Den ersten Antrieb dazu bekam er, als er in ein Haus gehen mußte, in welchem schon 15 Personen am Typhus gestorben waren und in welches sich niemand mehr hineinwagte. Er glaubte durch Arsenessen sich gegen die Krankheit zu schützen und nahm anfangs 3 Tage hindurch jedes Mal 1 Gran; er blieb in der That vom Typhus verschont. Zur Zeit nimmt er wöchentlich einmal 6 Gran Operment, bei größerer Anstrengung oder wenn er schwer verdauliche Mahlzeiten genießt, auch mehr; er behauptet, daß das Mittel ihm die „Magenwinde vertreibe". Schon sein Vater habe Arsen in beträchtlichen Gaben genommen. In der Umgebung von Ligist seien viele Leute, die Arsen genießen, manche in größerer Dosis als er; alle sollen sich einer sehr guten Gesundheit erfreuen. Flecker nimmt in Gegenwart der Anwesenden 5 Gran gelben Arsenik zu sich.

P. H., 25 Jahre alt, Knecht in Schwanberg, dient schon seit lange als Viehwärter. Als solcher sah er, wie die anderen Wärter dem Vieh Arsen gaben und es selbst einnahmen; so versuchte er es denn auch und gewöhnte sich daran, alle 8 Tage ein Stück auf Brot oder Speck zu nehmen, und blieb immer frisch und gesund. Nur wenn er damit aussetzen will, verspürt er ein gewisses Mißbehagen, als ob ihm etwas abgehe. Er verspeist vor der Versammlung 6½ Gran weißen Arsenik.

Wir haben im Eingang unserer Mittheilung das Arsenessen trotz seiner häufigen Unschädlichkeit eine Unsitte genannt — der glimpflichste Ausdruck, mit dem wir den leider so tief eingewurzelten Mißbrauch bezeichnen konnten. Das Arsenikessen ist schließlich doch nur ein Spielen mit Schießgewehr! Wir fragen: wie ist es möglich, daß ganze Volksklassen fraut und frei einen so gefährlichen Gegenstand gebrauchen und in die Hand bekommen? Ein Gift, welches nur zu häufig zu schändlichen Verbrechen gerade in den dortigen Gegenden benutzt worden ist, zu Verbrechen, welche bei weitem nicht immer ans Tageslicht gelangen und durch das so gäng und gäbe Arsenikessen nur zu leicht verdeckt werden können! Dies zweischneidige Schwert muß unbefugten Händen entwunden werden. Kann man auch niemand verhindern, sich in einen Abgrund von Gefahr zu stürzen, so ist es Sache der Obrigkeit, dem Verkauf des Mittels an Laien Einhalt zu gebieten.

Inhalt: Eleonore. (Forts.) Roman von Alexander Römer. — Ein kassirtes Todesurtheil. Historische Skizze von Georg Hiltl. — Wirthschaftliche Irrthümer und Mißgriffe. II. Die Agrarier. Von Dr. Rudolph Meyer. — Das Schweizerland. Mit drei Bildern von Häberlin, Calame und Specht. — Am Familientische: Die Kunst auf dem Lande. Zu dem Bilde: Das neue Altarbild von C. M. Seyppel. — Zwei Arsenikesser vor der Naturforscherversammlung zu Graz. Von Dr. Dyrenfurth.

Digitized by Google

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Velhagen-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 20. November 1875. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 8.

Eleonore.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Roman von **Alexander Römer.**

(Fortsetzung.)

Er hatte recht gehabt, der Alte, sie war in ihrem Wesen nach ihm geartet, und daher verstand er sie auch am besten, und wußte oft besser mit ihr umzugehen als die Mutter, die für die tiefern, zartern Fäden in der Tochter Seele nicht viel Verständniß hatte. Sie redete und weinte sich leichter alles vom Herzen herunter und war dann auch damit fertig.

„Lisbeth, Lisbeth!“ begann der Vater, nahm ihren Kopf in seine Hände und richtete ihn empor. „Sei verständig und laß uns ruhig mit einander reden. Daß Du nach Jahr und Tag um solchen — nun, es mag besser sein, wenn ich ihn nicht bei dem Namen nenne, den ich ihm geben möchte — noch heulen magst, das hätte ich Dir niemals zugetraut. Bist Du doch stets brav und vernünftig gewesen, laß nun den großen Herrn, der an Dich nimmer mehr denkt. Ich habe einen Gruß von dem Philipp an Dich, und möchte es Dir gern recht eindringlich vorstellen, wie er durch seine Treue und Bravheit es wohl um Dich verdient hat, daß Du ihn beachtest. Sieh, Kind, wir sind ja glücklich, wenn wir Dich behalten; aber Du wirst auf die Länge doch nicht damit zufrieden sein, hier stets unter der Mutter Kommando zu wirthschaften. „Eigner Herd ist Goldes werth!“ sagt das Sprichwort, und glaube mir, ich habe so viel länger gelebt als Du, all das andere ist eitel Flausenkram, und wie einer sich bettet, so liegt er. Kurz — ich habe den Philipp auf den Abend herbeschieden, sich Antwort zu holen.“

Lisbeth hatte schweigend zugehört und in stummer Liebkosung während der Rede die Hände des Vaters gestreichelt. Die verrätherischen Thränen rollten noch immer die Wangen herab, und ein konvulsivisches Zucken flog von Zeit zu Zeit durch ihren Körper, weil sie das Schluchzen zurückhalten wollte. Sie faßte sich endlich so weit, daß sie, mit rührender Inbrunst sich an ihn schmiegend, sagte: „Vater, ja, ich will so gern, so gern. Was Du mir sagst, ist recht, Du weißt es besser als ich. Aber betrügen darf ich den Philipp nicht, er muß es wissen, meinst Du nicht auch? Sieh, Vater, wenn er dächte, ich hätte ihn lieb und immer nur an ihn gedacht und nie an einen andern, da wäre mir's, als ob ich alle Tag' ihm eine Lüge sagte. Das geht nicht, ich kann ihm nicht mehr versprechen, als ich zu geben habe; wenn er mich dann noch will, in Gottes Namen, treu und brav will ich dann zu ihm halten.“

Des Vaters Gesicht war nachdenklich geworden.

„Das ist ein eigen Ding,“ meinte er, „ein gefährlich Ding; ich kann nicht sagen, daß Du unrecht hast, und dennoch — thu es lieber nicht. Ich wüßte nicht, was es nützen sollte, und böses Blut setzt es jedenfalls. Du hast Dir nichts vorzuwerfen; wie konntest Du einfaches Kind es wissen, was draußen in der Welt für Lug und Trug umgeht, vergeben hast Du Deiner Ehre nichts. Und was Du in der stillen Herzenskammer abgemacht, nun, das geht keinen etwas an als wie Dich selber. Daß ich Dir trauen kann, gewissenhaft und ehrbar wie Du bist, weiß ich, darum nehm' ich's auf meine Kappe, Dir davon abzurathen. Ein voreilig unnöthig Wort hat schon viel Unheil angerichtet — der große Herr ist Philipps künftiger Patron — da wär' der Eifersucht für kommende Tage gar noch Thür und Thor geöffnet. Ein Gerede darüber macht die Sache nur schlimmer.“

Die Mutter, welche zum Besuch bei einer Nachbarin gewesen, trat jetzt ein und ward in die Berathung mit hineingezogen, und als später Philipp kam, hatte Lisbeth sich so weit gesammelt, daß sie ihm freundlich und herzlich entgegenzutreten vermochte. Sie war es zu sehr gewohnt, den Eltern sich zu fügen, sie kannte den Philipp lange, von ihrer Kindheit an — es war wohl so das Beste.

Lisbeth war von Natur nie laut und lustig, es fiel nicht auf, wenn sie auch jetzt nur still war. Philipp benahm sich wirklich liebenswürdig in seiner glücklichen Stimmung und riß vorzüglich die Mutter ganz fort mit seinen sonnigen Zukunftsplänen. Das nette Häuschen im Forst zu Vilmoor, das sein Herr ihm schon beschrieben, und wohin er morgen fahren wollte, um es selber anzusehen, die Einrichtung des jungen Paares,

die Hühner, die Gänse, die Kühe und Schweine, das alles bildete das Unterhaltungsthema.

Mit glückstrahlendem Gesicht warf die Wirthin allerlei kleine Zusicherungen ein, die ihres Herzens Freudigkeit bekundeten, wie: „Lauter gläserne Milchsatten geb' ich Dir mit, Lisbeth, und so eine neumodische Maschine zum Buttern, damit Du es nicht so schwer hast; zwei Mägde kann sie sich auch immer halten, Alter, nicht wahr?"

Der junge Mann aber schlang den Arm um seine Lisbeth und meinte, eine schmuckere Frau Försterin habe es wohl seit langer Zeit dort nicht gegeben; er würde schön Staat mit ihr machen, wenn an den großen Jagdtagen die Herren alle zum Imbiß kämen.

Wohl warf des Vaters Auge mitunter einen verstohlenen sorgenvollen Blick auf seine Tochter, doch sie schien in ihrer frenndlichen angenehmen Weise ruhig und nicht unglücklich zu sein, und auch in des Alten Seele tagten friedvolle Gedanken, daß noch alles gut und eben werden würde.

Die Mutter machte jetzt Lisbeth den Vorschlag, eine nothwendige Bestellung an die Haushälterin im Herrenhause noch heut Abend auszuführen und zugleich nach dem Befinden der gnädigen Frau Gräfin sich persönlich zu erkundigen; Philipp würde sie wohl begleiten. Ihr kleines thörichtes, einfältiges Mutterherz wünschte daneben das schmucke neue Brautpaar gleich vor der Leute Augen zu führen. Lisbeth zögerte einen Moment, ihr war beklommen zu Muth, indes sie hatte ja den, dem zu begegnen sie fürchtete, vorüberfahren sehen, Philipp schien der Mutter Wunsch zu theilen, und so ließ sie sich schließlich willig finden zu dem Gang. Redselig, heiter und stolz schritt Philipp neben ihr her.

Sie wurden freundlich in dem Herrenhause bewillkommnet von der alten Haushälterin, welche Lisbeth von Kind an kannte, und von den übrigen Dienstleuten; es ward ihnen viel Glück gewünscht und mancherlei geschwatzt hin und her. Darüber verging die Zeit. Lisbeths bemächtigte sich schon eine gewisse Unruhe, sie trieb zur Rückkehr nach Hause. Indem hörte man die Wagen der heimkehrenden Herrschaften heranrollen. Philipp sagte rasch: „Wart ein Weilchen, Lisbeth, ich muß im Augenblick zur Hand sein, später bring' ich Dich heim."

Lisbeth aber schüttelte in sichtbarer Aufregung den Kopf und flüsterte hastig: „Laß mich nur, Du kommst dann nach," und flüchtete längs der Fronte entlang, seitwärts in einen Nebenpfad.

„Wie scheu sie noch ist," sagte Philipp lächelnd und blickte ihr nach. Die Wagen fuhren vor; er sprang gewandt herzu und half den Herren sich der mittlerweile überflüssig gewordenen Regenmäntel entledigen. Der Regen hatte aufgehört, und der Himmel war wieder klar. Der Graf hatte weiter keine Befehle für ihn, und da sein Verweilen nur ein paar Minuten in Anspruch genommen, schickte er sich rasch an, der Braut zu folgen in der Hoffnung, sie noch wieder einzuholen. Nach ein paar Schritten kam ihm Lisbeth richtig wieder in Sicht — doch was bedeutete das? Sie stutzte plötzlich und machte eine Bewegung, als ob sie umkehren möchte. Sein künftiger Herr, Waldburg, kam ihr entgegen; er war nicht mit den Uebrigen angelangt, weil der Doktor im Dorfe zu einem Kranken abgerufen worden und er den Wagen mit ihm zugleich verlassen hatte. Philipp hatte das leere Fuhrwerk vorhin schon gesehen, und schritt nun, aufmerksam gemacht durch Lisbeths eigenthümliches Benehmen, unwillkürlich rascher vorwärts, um die Ursache davon zu entdecken.

Waldburg redete Lisbeth an. Die Begegnung schien ihm eben so peinlich zu sein wie ihr, er war nicht ganz Herr über sich selbst in dem Augenblick und vermochte doch nicht kalt wie ein Fremder an ihr vorüberzugehen. Er murmelte ein paar verlegene Worte und reichte ihr die Hand, welche sie aber nicht faßte. Eine dunkle Glut war in ihr Antlitz getreten, sie hauchte einen flüchtigen Guten Abend und huschte, wie von Geistern gejagt, vorüber.

Philipp sah das alles und stand erstaunt still. Kannten die beiden einander?

Waldburg ging an ihm vorüber, ohne ihn zu sehen und seinen Gruß zu erwidern; auch er sah verstört und aufgeregt aus.

„Ja, ja, Herr Förster," tönte eine höhnische Stimme jetzt an Philipps Ohr, „da ward eben auch ein Wiedersehen gefeiert, ha, ha!"

Philipp drehte sich wie von einer Schlange gestochen um. „Sind Sie es, Jungfer Anne?" sagte er finster. „Was wollen Sie damit sagen?"

„Nun, daß es bunt zugeht im Leben," meinte sie. „Im vorigen Jahr hielt's Jungfer Lisbeth mit dem Herrn und heuer mit dem Diener."

„Was? Was soll das?" fuhr Philipp auf, und seine Stirnadern schwollen.

„Nun, Philipp, stellen Sie sich doch nicht so, als ob Sie es nicht wüßten," fuhr das Mädchen hämisch fort, „hat sich's das ganze Dorf doch genug erzählt; es ist ja auch nichts Großes weiter dabei, so etwas passirt ja alle Tage in der Welt."

In stummer Wuth biß Philipp die Lippen auf einander und sagte mit unnatürlicher Ruhe: „O bitte, Jungfer Anne, brechen Sie nicht ab, erzählen Sie mir die Geschichte doch auch, die sich das ganze Dorf erzählt."

„Machen Sie nur nicht gleich so etwas Wichtiges und Gefährliches daraus, Sie sehen ja aus, als ob Sie mich in hochnothpeinliches Verhör nehmen wollten!" erwiderte sie, sich an seiner Qual und Spannung weidend. „Ihr schöner Herr von Waldburg hat hier im vorigen Jahr Entdeckungsreisen gemacht und sich die hübschen Mädchen angesehen, das ist ihm doch nicht zu verdenken. Und da Ihre Lisbeth die hübscheste ist in der ganzen Gegend, so ist er da am längsten hängen geblieben, und sie — das gute kleine Ding — mag sich ja Wunderdinge dabei gedacht haben und ist wohl nicht so rasch wieder davon los gekommen, als der vornehme Sausewind. Jetzt hat sie's ja vergessen und wird nun seine kleine Frau Försterin; doch, Philipp, schaden kann es nicht, wenn Ihr ein Aug' behaltet auf Eure junge Frau."

„Höll' und Teufel!" brauste der Jäger wild auf. „Jungfer Anne, Ihr erzählt mir da Dinge, die Euch theuer zu stehen kommen dürften, wenn Ihr sie erlogen."

Aber mit einem sorglos übermüthigen Zurückwerfen des Kopfes lachte das Mädchen laut auf und sagte: „Ergebt Euch nur, Philipp; was ich gesagt, kann Euch jedes Kind im Dorfe bestätigen, und im übrigen, was wollt Ihr mit Eurer übergroßen Zimperlichkeit daraus machen? Die Stelle ist gut, das Mädchen hübsch, und Ihr der Mann dazu, ein festes Regiment zu führen. Den großen Herren geht es auch nicht besser!"

Mit einem spöttischen Lachen eilte die Zofe hinweg, ein Raub der fürchterlichsten Gefühle blieb Philipp zurück und wandelte mechanisch auf dem eingeschlagenen Pfade weiter. Bald hielt er inne. Es war ihm unmöglich, zu Lisbeth zu gehen jetzt, ja er wollte, er mußte sie fragen, sie selbst, aber nicht in diesem Augenblicke, er würde nicht Herr über sich sein.

Der Regen fing wieder an zu träufeln, er achtete dessen nicht, nicht des schmucken Sonntagsrockes, den er preisgab. Er stürmte instinktartig in den Forst, und eilte immer weiter und weiter in das tiefste Dickicht hinein, wo schon vollständige Nacht herrschte. Ein starker Wind hatte sich erhoben und peitschte den Regen ihm ins Gesicht, wenn er in eine Lichtung hinaustrat; schwer troff es von den Bäumen hernieder und durchnäßte ihn bis auf die Haut. Er fühlte nichts. Der Dämon der Eifersucht raste in seinem Innern und war stärker als die Unbill des Wetters.

„Also deshalb diese menschenfreundliche Güte des vornehmen Herrn," schrie er laut in den Wald hinaus, „also deshalb die vortheilhaften Bedingungen. Mit meines Weibes Schande sollte ich sie bezahlen. Und ich einfältiger Thor, ich war so dankbar! Ha!" er ballte in grimmer Wuth die Faust in dem leeren Lufttraum, „ha! ja, ich werde meine Schuld einlösen, Du feiger Wüstling magst Dich darauf verlassen."

Er stürzte erschöpft am Fuße eines Baumstammes nieder, ein konvulsivisches Zittern erschütterte seinen Körper, die Nässe drang bis auf die Knochen, doch mehr noch als diese machte die Aufregung das Mark in denselben erbeben. Tiefe Nacht

Digitized by Google

umfing ihn; sein siedendes Blut kühlte sich allmählich ab, er begann etwas geordneter und klarer zu denken.

Das mächtigste Gefühl in seiner Seele war und blieb seine Liebe zu Lisbeth, und allmählich klärte sich ihr Bild mehr und mehr vor seinem Geiste. Sie war vielleicht so schuldig nicht, der Haß, der Durst nach Rache konzentrirte sich allein auf den Urheber der ganzen Geschichte, auf Waldburg. Er reihte dumpf brütend Glied an Glied, den wirren, leidenschaftlichen Rachegedanken spann er weiter und weiter, zerstören wollte er wieder, wo ihm so mitleidslos, so hinterlistig sein Glück zerstört worden.

Der arme Philipp in dieser Nacht, er wachte nicht, er betete nicht. Nach Mitternacht erst, als die Sterne wieder aufblickten und der Sturm sich beruhigt, nur leise noch nachzitternd in wehmüthigen Seufzern, welche wie Klagelaute durch die Baumwipfel hallten, schlich er nach Hause, durchnäßt und kalt, im Innern mehr noch verwandelt als im Aeußern.

Zu sehr früher Stunde ging Philipp am andern Morgen nach dem Kruge, er wollte Lisbeth sprechen noch vor seiner beabsichtigten Fahrt nach Vilmoor. Er freute sich nicht mehr auf den Anblick der neuen Heimat, aber er war ruhig heute morgen, er wollte nach allen Seiten hin prüfen.

Die Mutter war in der Küche. „Warum bist Du gestern Abend nicht mehr gekommen?“ fragte sie; „ist das mir ein Bräutigam, der die Braut am ersten Abende gleich warten läßt.“

Philipp murmelte eine unverständliche Entschuldigung.

„Nun,“ fuhr die Alte redselig fort, „hol Dir nur gleich selber Deine Schelte, sie ist drunten in der Wiese beim Linnen.“

Philipp schritt durch den Garten den geraden Pfad hinab. Da saß sie, das liebliche Geschöpf, an dem sein ganzes Herz hing, fester, als er selbst es je geglaubt, da saß sie am Bachesrand im thauigen Grase. Sie sang heute kein fröhliches Weberliedchen, und die Gießkanne, welche sie damals, als Waldburg sie an derselben Stelle belauscht, in so übermüthiger Lust geschwenkt, lag ungefüllt noch neben ihr. Sie saß, das kleine Köpfchen gebeugt wie von schwerer Last und die Hände über den Knieen verschlungen. So schaute sie tief auf den Grund des Wassers hinab, als ob sie da etwas zu suchen hätte. Philipp stand, ehe sie seine Annäherung gewahrt, neben ihr und legte seine Hand auf ihre Schulter. Sie sprang erschreckt auf; Ueberraschung, aber keine Freude malte sich auf ihren Zügen.

Philipps Stirn war finster umwölkt. „Ich habe mit Dir ein Wörtlein zu reden allein,“ sagte er, „daher komme ich so früh und suche Dich hier auf.“

Lisbeth faßte sich und sah ihm gerade und ehrlich in die Augen, ihr dämmerte eine Ahnung von dem, was kommen mochte, und es war ihr kaum unlieb.

„Warum hast Du mir niemals gesagt, daß Du meinen künftigen Herrn schon kennst, und — wer weiß, ob nicht zu gut?“ fragte er bitter.

„Wir sprachen uns gestern kaum ein Stündlein,“ erwiderte Lisbeth ruhig, „und hatten da von andern Dingen zu reden; wenn Du mich gefragt, ich würde Dir die Antwort nicht verweigert haben.“

„So leugnest Du es also nicht, daß die unselige Geschichte wahr ist?“ schrie Philipp in wildem Schmerze auf.

Lisbeth faßte seinen Arm, sie war bleich geworden. „Welche Geschichte?“ fragte sie kurz und fest.

Philipp sprudelte in seinem hell auflodernden Zorn alles, was die hämische Zofe ihm verrathen, alles, was sein aufgeregtes Hirn hinzugethan, in unzusammenhängender Reihenfolge heraus. Bebend, doch äußerlich ihre Ruhe bewahrend, hörte Lisbeth ihn an. Ein wehmüthiges Lächeln flog zuletzt über ihr blasses Gesicht, sie schüttelte wiederholt den Kopf.

„So ist es nicht,“ sagte sie mit ihrer sanften Stimme und zog Philipp zu der kleinen Bank am Bleicherhäuschen, „doch komm, Philipp, es ist schon richtig, daß ich Dir wohl gestern hätte sagen sollen, wie es in meinem Herzen aussieht.“

Philipp kämpfte seine Aufregung mühsam nieder, ihr stilles festes eigenthümliches Wesen bannte ihn, eine schuldbeladene Dirne konnte nimmer solchen Reinheitsschimmer borgen. Er saß und starrte sie unverwandt an und hörte zu.

Sie erzählte in ihrer kurzen einfachen Weise die Thatsachen. „Er hat es wohl nicht schlimm gemeint,“ sagte sie und schaute sinnend vor sich nieder; „es war nur sehr unrecht von ihm, uns alle über seinen Stand zu täuschen. Und daß ich mich verblenden und bethören ließ und eine Zeitlang mein Herz nicht in der Gewalt hatte, nun das ist eben meine Schuld. Ich hab' gemeint jetzt, da ich Dir mein Wort gegeben, auch jeden Gedanken an einen anderen gebannt zu haben — doch bist Du das nicht zufrieden, so sage es, und Du bist noch frei.“

„Ich glaub's schon,“ erwiderte Philipp bitter, „was ich an Liebe bei Dir zu suchen habe, sehe ich.“

Auf Lisbeths Gesicht malte sich bange Qual. Philipp, hin- und hergeworfen von den Leidenschaften, stürzte vor ihr nieder und barg sein Haupt in ihrem Schoß.

„Ich kann Dich nicht lassen, Lisbeth,“ stöhnte er, „und Du — ja Du bist schuldlos — ich schieße jeden nieder, der Dich anzutasten wagt, doch er — doch er — der Elende! Ha, wie ich ihn hasse!“

Lisbeth streichelte sanft sein Haupt; ihr Herz war schwer zum Brechen. Sie hatte nie davon geredet, was sie im Innern still durchgekämpft, wie tief und streng sie Recht und Unrecht gegen einander abgewogen. Ihr Urtheil, ihr Verstand war klarer dadurch geworden, ihr Sinn fester, ihr Wesen in seinem Ernst und seiner Milde bedeutender. Mit geduldiger Sanftmuth suchte sie den Verlobten zu beruhigen.

„Ueberlege es,“ sagte sie, „prüfe Dich, was Du zu tragen vermagst, ob es Dir genug sein kann, was ich Dir zu geben habe. Die Wahrheit, ohne Hehl, weißt Du nun.“

Philipp fühlte in diesem Augenblick ihre Ueberlegenheit, obgleich er sonst gern ein stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein zur Schau trug; sie ward ihm nur noch lieber. Er schwieg und verließ zuletzt die Braut, scheinbar versöhnt.

XIII.

Der Gräfin ging es besser; man hatte ihr Ruhebett an das Fenster gerollt, die Luft war wunderschön draußen, kühl und erfrischend umfächelte sie ihre eingefallenen Wangen. Bredow saß neben ihr. Er hatte Abschied nehmen wollen, sie wollte nichts davon wissen.

„Sie behalten Fräulein Rambach hier,“ sagte er in einem Tone, der scherzend sein sollte, aber doch gepreßt klang, „die ist erfahren genug, um den weitern Verlauf zu überwachen, Sie können mich wirklich entbehren.“

„Ich kann es nicht,“ erwiderte die Gräfin leise; „Sie haben mich ins Leben zurückgerufen, nun lehren Sie mich auch leben, ich weiß nicht, wie ich weiter kommen soll.“

Ein schmerzlicher Schatten flog über des Doktors hohe Stirn. Ihm ward zum ersten Mal in seinem Leben das Weitergehen auch schwer. Er seufzte, er ward um Hilfe angerufen, er hatte noch nie seine Hilfe verweigert. Er kämpfte das eigene Empfinden nieder und wandte sein ganzes warmes Herz der armen Leidenden zu, die schwach und hilfsbedürftig war. Ihm quollen beredte Worte voll tiefer heiliger Wahrheit vom Munde; keine salbungsvollen Phrasen, nur der einige ewige Trost, der dieser zerfahrenen und verirrten Seele Noth that, in einfachstes Gewand gekleidet.

„Das Leben hier ist noch ein unerschöpflicher Born für jeden, der suchen will,“ sagte er, „und wäre einer noch so weit abgeirrt von der rechten Straße, es führt aus dem dunkelsten Winkel noch immer ein Pfad zum Vaterhaus zurück. Bald kommt Ihr Sohn — der Graf hat gestern schon geschrieben — Sie werden sich aufrichten an dem Anblick des frischen blühenden Lebens, das fest zu Ihnen gehört. Haben Sie Geduld und lassen Sie es stille werden in dem unruhigen Herzen, nur stille, das übrige thut ein anderer, der die Nieren prüft und die Herzen erforscht.“

Mehr noch als seine Worte wirkte seine Stimme, der klare Blick seines tiefen dunkeln Auges. Und draußen vor der angelehnten Thür stand noch eine Lauscherin und hatte in träumerischer Selbstvergessenheit das Haupt an den harten Pfosten gelehnt. Ihr Mund hatte keinen Trost gehabt für die Arme drinnen, aber dieser hatte ihn und versorgte viele mit seinem Schatz, sich selbst wohl auch.

Digitized by Google

Bredow war aufgestanden, um zu gehen. Er hatte versprochen zu bleiben, bis der Sohn gekommen; er öffnete jetzt die Thür und traf auf Eleonore. Sie reichte ihm die Hand und sah mit bewegtem Gesicht zu ihm auf.

„Zürnen Sie mir nicht," sagte sie, „daß ich hier fest gebannt blieb und mit gehört habe — es soll auch mir unverloren sein."

Bredow sah sie mit eigenthümlichem Ausdruck an und schritt dann, ohne weiter zu sprechen, vorüber; oben auf seinem Zimmer preßte er die Hand fest auf das Herz. „Es ist vorüber, ich bin ruhig," sagte er zu sich. „Dem Manne ziemt Stärke und Muth, auch das Schwerste zu überwinden; ich will nicht umsonst gelebt und gestrebt haben; ich will nicht die Früchte, gereift in Mühen lange Jahre, in einem Sturm gebrochen und vernichtet sehen. Ich werde sie dem Freunde gönnen, und keine Zuckung soll verrathen, wie schmerzvoll dieses Herz gebebt. Gott helfe mir, es muß so sein."

Waldburg trat ein im Jagdanzug. „Du fährst nicht mit?" fragte er.

„Nein, ich wollte abreisen heute, habe aber der Gräfin eben versprechen müssen, noch bis zur Ankunft des Sohnes zu bleiben," erwiderte Bredow.

„Du wolltest fort?" wiederholte Otto verwundert. „Warum? Die Kollegien sind ja doch geschlossen?"

„Ich habe Patienten, welche meiner warten," sagte Bredow kurz.

„Ich beneide Dich heute morgen, daß Du hier zurückbleibst," fuhr jetzt Otto fort, mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit bei dem Gegenstande verweilend, mit dem sein Interesse sich verknüpfte, „ich wollte, wir tauschten die Rollen. Ich brenne vor Sehnsucht, Eleonore allein zu treffen, und es ist fast, als ob sie mir ausweicht; ich habe sie kaum gesehen seit jener ereignißreichen Nacht."

Er bot dem Freunde die Hand und ging. Unten begegnete ihm Philipp.

„Sind Sie noch nicht fort nach Vilmoor?" sagte Waldburg freundlich; „eilen Sie, der Zug geht um elf Uhr, Sie kommen kaum hin zu rechter Zeit, und — nun ich denke, Sie werden mit recht frohem Sinne wiederkommen."

Er klopfte ihm scherzend auf die Schulter und gewahrte die finstere Aufnahme seiner gütigen Herablassung gar nicht in dem Gedanken an die Ueberraschung, welche er, allerdings um Lisbeths willen, neuerdings noch für das junge Paar dort ins Werk gesetzt. Die Herren bestiegen die Jagdwagen, und Philipp eilte zur Station.

Es war richtig, wie Waldburg gemeint. Eleonore wich ihm aus mit Absicht. Eine unerklärliche Furcht vor einem Alleinsein mit ihm war über sie gekommen und sie wurde sich nicht klar über ihr Empfinden. Auch sie sehnte sich fort, zurück nach Berlin, zurück in die ihre Gedankenwelt ausfüllende Thätigkeit. Aber Berlin war noch öde für ihre Zwecke um diese Jahreszeit, und hier konnte sie kaum entbehrt werden, so lange die Gräfin so schwach darnieder lag. Sie war fast ausschließlich bei ihr und suchte sich mit vollem Interesse in ihren Seelenzustand hineinzudenken und von den eigenen bangen Gedanken und Schwankungen sich abzulenken.

Der Tag legte sich langweilig und verkehrt an. Auch die Herren machten eine ziemlich verfehlte Jagdpartie. Das Wild kam nicht schußgerecht, die Büchsen versagten, die Hühnervölker hielten nicht, und allseitig verstimmt und unbefriedigt und ermüdet kehrten sie zu früher Stunde zurück.

Eleonore war von der Gräfin dringend zu einem Spaziergang überredet worden, sie hatte so abgespannt und angegriffen ausgesehen, daß ihr eine Bewegung in frischer Luft sehr nöthig schien. Sie war allein in den Wald hinausgegangen, kurz vorher, ehe die Herren heimkehrten, und als Waldburg auf seine Frage nach den Damen dies Faktum erfuhr, stieg sofort der sehnsüchtige Gedanke in ihm auf, ihr nachzugehen und sein Glück zu versuchen. So traf er sie am ungestörtesten allein, und sein Herz schwoll bei der Erinnerung an alte frohe Zeiten, wo er so manchen Gang mit ihr im schattigen Waldesdom gemacht. Es war ihm, als ob er dort am freiesten und herzlichsten würde reden können, ihr alles sagen, was so mächtig in ihm wogte und brannte.

Auch Lisbeth war schweigsam und bedrückt im Hause umhergegangen, den ganzen Tag, nach alter Gewohnheit gewissenhaft ihre Pflichten erfüllend, aber doch von einer quälenden inneren Unruhe geplagt, welche sie nicht bannen konnte. Sie lugte ängstlich gegen Abend aus Thür und Fenster; am Nachmittag hatte Philipp zurück sein wollen — wie mochte seine Stimmung sein? Ihr war doch noch allerlei eingefallen, was sie ihm wohl hätte sagen sollen und können; seine aufrichtige Liebe, die so deutlich sich kundgegeben, rührte sie und machte ihr das Herz noch schwerer, und sein grimmiger Haß gegen Waldburg erfüllte sie bei jedem neuen Gedanken mit Todesangst.

„Ich will ein Stück Wegs in den Forst hinaus dem Philipp entgegengehen," sagte sie plötzlich zur Mutter, „er kommt wohl mittlerweile von der Station."

Es trieb sie, nur etwas zu thun, sie vermochte dies stille Warten nicht mehr zu ertragen. Sie sprach aber doch erst in den Diensträumen des Herrenhauses vor, und fragte den Kutscher, der gerade die Pferde besorgte:

„Jakob, ist der Philipp schon zurück?"

„Ei, ei!" lachte der Bursche, „bleibt der Schatz zu lange? Ich denke nicht, Jungfer Lisbeth, sonst hätte ich ihn wohl gesehen; die Herren kamen aber eben."

In scheuer Eile wandte Lisbeth sich und flog so pfeilschnell über den Pfad, der zum Wald führte, daß der Kutscher ihr lachend nachschaute und vor sich hin meinte: „Sieh, sieh, hätt's gar nicht geglaubt, daß sie sich so viel aus dem Philipp macht; er hat's nun doch wohl dem kleinen spröden Ding angethan."

* * *

Und in dem stillen Waldesfrieden, verborgen im Dickicht nicht weit vom großen Mittelpfad, da lag der Philipp in wildem inneren Kampf von Wuth und Zorn. Er hatte seine Büchse, von der er sich selten trennte, neben sich gelegt und das Haupt in dem kühlen Grase verborgen. Er mochte nicht nach Haus, nicht zu Lisbeth zurück, er hätte weit, weit fort in die Welt hinauswandern mögen, um die fürchterlichen Gedanken zu bannen.

Eine Ueberraschung sollte seiner warten in Vilmoor — so hatte Waldburg gemeint — vor wenig Tagen noch, und es mochte eine freudige, eine ihn zu tiefer Dankbarkeit verbindende gewesen sein; jetzt, in diesem Gemüthszustand war es eine schreckliche.

Das Häuschen in Vilmoor war eingerichtet vom Keller bis zum Giebel; mit liebevoller Fürsorge und feinem Verständniß war an alles gedacht, für alles gesorgt. Das Stübchen der Hausfrau, die Küche, alle Räume, wo sie weilen und walten sollte, waren aufs zierlichste geschmückt, und — mit einem Wirbel rasender Wuth und Leidenschaft stand ihr künftiger Gatte auf der Schwelle dieses Heims, das ein anderer ihr bereitet. Ihm war zu Muth, als möchte er jedes Stück zertrümmern, welches der verhaßte Nebenbuhler hier gestiftet; ihm brannte der Boden unter den Füßen, er floh, als ob der wilde Jäger hinter ihm sei, und fühlte nur eins: Nimmer, nimmer konnte er hier wohnen, wirken, schaffen, nimmer dienen einem Mann, der ihn um sein Liebstes betrog.

Unterwegs und bei dem Wandern im heimatlichen Forst irrten seine Gedanken unaufhörlich um Lisbeths Empfinden; hatte sie ihm die ganze Wahrheit gesagt? Lag nicht viel, viel mehr vor? Und sie — sie hatte ja kein Hehl daraus gemacht, daß sie ihn geliebt — er, der vornehme Kavalier, der mit so frecher Stirn ihr öffentlich seine Aufmerksamkeiten bot, er würde ja Spielraum reichlich haben, ihr schwaches Weiberherz stets aufs neue zu kirren, und schon jetzt — so weit wie alles jetzt schon vorlag — welche Rolle hatte er in den Augen der Welt? Seine Fäuste ballten sich, in grausamster Selbstquälerei schuf seine Phantasie ihm grelle Bilder aller Einzelheiten, er sah die spöttischen zweideutigen Blicke der Arbeiter und Lieferanten, welche das Häuschen geschmückt, er hörte das Zischeln der giftigen Zungen, und sein Haar sträubte sich.

Ein rascher Tritt, leicht knirschend auf dem Kiefernadelgrunde, schlug an sein scharfes geübtes Jägerohr. Er erhob den

Digitized by Google

Karin von Schweden sucht Erich XIV. an der Unterzeichnung eines Todesurtheils zu hindern.

Nach dem Gemälde von G. J. C. von Rosen in der schwedischen Nationalgalerie zu Stockholm.

Digitized by Google

Kopf und gewahrte durch das dichte Laub der Büsche, welche ihn verbargen, Lisbeth, wie sie ängstlich und aufgeregt mit hastig umhersuchenden Blicken über den Pfad schritt.

Er wollte aufstehen und sie anrufen, aber sein Herz krampfte sich so zusammen bei ihrem Anblick, daß er keinen Ton aus seiner Kehle hervorbringen konnte. Plötzlich — ha, was war das? — wenige Schritte davon aus einem der Seitenwege kam Waldburg, sein Auge glitt ebenfalls suchend umher — Philipp schlug sich wild vor die Stirn. So also war die Lage der Dinge — die Dirne betrog ihn — sie trafen sich — sie waren noch im Einverständniß — o, es war höllischer Verrath!

Das Blut trat ihm gleich einem Feuerstrom in die Augen, die Wellen brausten in unaufhaltsamem Aufruhr über all sein Denken und Fühlen, er wußte nicht mehr, was er that. Er folgte nur dem nächsten Instinkt, er hatte seine Büchse aufgerafft, er stand aufgerichtet, daß seine schlanke hohe Gestalt über die Büsche vor ihm hinwegragte, er erhob die Büchse zum Anschlag — sein Todfeind stand in gerader Linie vor ihm, schußgerecht — ein wildes dämonisches Lachen — ein Blitz — ein Knall — und sinnlos taumelte er zur Erde. Vor ihm im Blute lag — Lisbeth. Sie hatte ihn gewahrt, als er sich aufgerichtet, sie hatte seine Bewegung gesehen und sein Opfer, sie war vorgestürzt, um seinen Arm aufzuhalten — ihr war die Kugel durch das Herz gedrungen.

Da lag sie, die geknickte Feldblume.

Waldburg lag neben ihr am Boden und hatte sie in seinen Armen aufgefangen, Philipp stand mit vom Wahnsinn verzerrten Zügen vor der schrecklichen Gruppe.

„Was war Ihnen, Unseliger?" fragte Waldburg entsetzt; „warum wollten Sie dies engelreine Kind morden?"

Philipp machte vergebliche Anstrengungen zu sprechen, die Wuth, die Qual erstickten seine Kehle; er focht wild mit den Armen in der Luft, er wies mit nicht mißzuverstehender Geberde auf Waldburg, er drohte und ballte die Fäuste und schlug sich wie ein Toller vor die Stirn.

Waldburg dämmerte eine Ahnung des Sachverhalts. „Sie stirbt für mich," sagte er leise, und Thränen fielen aus seinen Augen auf die leblose Gestalt des lieblichen Kindes. Ein helles Gewand tauchte zwischen den Bäumen auf.

„Eleonore!" rief Waldburg aufathmend in leidenschaftlichem Ton, „Eleonore, kommen Sie, helfen Sie, retten Sie! Ich suchte Sie, ich ging Ihnen nach, und nun — mir galt der Schuß, und sie hat ihn empfangen!"

Eleonore übersah mit einem schnellen Blick die Situation; sie hatte so viel und ziemlich richtig über die vorhergegangenen Verhältnisse an einander gereiht, daß sie vollkommen begriff, was geschehen und wie es geschehen sein mochte. Sie entfernte das blutgetränkte Taschentuch, das Waldburg im ersten Impuls auf die Wunde gedrückt, der Schuß mußte edlere Theile verletzt haben, sie schüttelte bedenklich den Kopf und suchte den Blutstrom zu hemmen, so gut es ging.

„Es gibt keine Gerechtigkeit, Ihr Großen seid gefeit!" keuchte jetzt Philipp hervor und wollte aufs neue auf Waldburg losstürzen. In diesem Augenblick schlug Lisbeth die Augen auf, sie trafen nur in Waldburgs über sie gebeugtes Antlitz. „Walder," hauchte sie leise in seliger Verzückung, „er lebt, Gott sei gelobt!"

Eleonore wandte sich ab. Sie fühlte, daß diese Minute ungestört der Armen gehören müsse; sie erfaßte Philipps Arm mit entschlossener Energie und zog ihn seitwärts.

„Fassen Sie sich!" sagte sie in ihrer zwingenden Weise, „was hier geschehen, darf niemand klar erfahren. Ihre Braut war unschuldig, Sie armer Verblendeter, Sie müssen thun, was irgend möglich ist, um sie zu retten. Gehen Sie, holen Sie Leute mit einer Tragbahre. Eine Unvorsichtigkeit, ein ohne Absicht losgegangener Schuß hat das Unglück angerichtet, begreifen Sie? Rasch, rasch!"

Philipp starrte sie an wie geistesabwesend. Wie kam sie dazu? Die Worte Waldburgs: „Ich suchte Sie, ich ging Ihnen nach —" die sein Ohr anfangs als leere Schallwellen aufgenommen, sie kehrten ihm verständnißvoll in das Gedächtniß zurück. O Gott, war er denn wahnsinnig? Eleonore schob ihn förmlich vorwärts, mechanisch wankte er den vertrauten Pfad hinab.

Waldburg lag noch immer über Lisbeth gebeugt, ihr Haupt ruhte an seiner Brust, und er bedeckte ihre kalten Hände mit Küssen. „Lisbeth, Lisbeth!" rief er wieder und wieder, „ich — ich habe Dich gemordet!" Lisbeth hatte die Augen wieder geschlossen; ob sie seinen Ruf vernahm, war zweifelhaft, aber der glückverklärte Ausdruck blieb über ihre Züge gebreitet.

Philipp kam zurück mit Trägern und der Bahre. Sie hoben die leichte Last auf; bleich, mit wirrem Haar und taumelndem Schritt wie ein Trunkener wankte Philipp nebenher, Eleonore und Waldburg folgten. Sie sprachen nicht. Eleonore ahnte manches von dem, was in ihres Begleiters Seele vorging, ihr Herz wallte über, ihm entgegen, doch ein unsäglich heißer Schmerz bannte ihre Zunge. Hatte er das arme einfache Mädchen wirklich geliebt, und sie, was durfte sie darum fragen?

Als sie ins Dorf gelangten und Eleonore eine Bewegung machte, der Verwundeten zu folgen, faßte Waldburg abwehrend ihre Hand und zog sie mit sich fort dem Herrenhause zu.

„Ich kann jetzt nicht hingehen," sagte er heiser, „und Sie dürfen es auch nicht. Bredow, er kann allein helfen. Eleonore, verlassen Sie mich nicht!"

Die letzten Worte rangen sich wie ein qualvoller Schmerzensschrei aus seiner Seele, er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

Es war menschenleer und öde in der Allee, die Kunde von dem Unfall hatte sich im Dorf verbreitet, und alle Neugierigen waren nach dem Kruge geströmt.

Otto sank gebrochen auf eine Ruhebank, Eleonore setzte sich neben ihn. Er lehnte in unbewußter Vertraulichkeit sein Haupt an ihre Schulter und berichtete in abgebrochenen Sätzen die Geschichte seiner Bekanntschaft mit Lisbeth, die zu so tragischem Ende führen mußte. Eleonore drückte leise seine Hand und sprach milde Worte.

„Seien Sie ruhig," sagte sie, „Sie haben Gutes gewollt, haben sühnen wollen, und dämonische Mächte mischten sich in das menschliche Berechnen. Ihr ist wohl — sie liebte — und darf jetzt sterben für den Geliebten."

Sie sprach das letzte mit innigem Verständniß, und Otto sah mit seinem trüb umflorten Auge auf zu dem Mädchen, um das zu werben er gegangen, und die nun, ehe ein bindend Wort zwischen ihnen gesprochen, die Rolle der treuen Gefährtin in Freud und Leid auf sich nahm. Er erhob sich langsam, ohne ihre Hand loszulassen, und so gingen sie zusammen ins Haus. Auf der Schwelle trat ihnen Bredow entgegen. „O eile, eile!" bat Otto ihn flehend, „sie stirbt!"

Bredow war schon benachrichtigt worden und wußte, um was es sich handelte; Eleonore ging noch ein paar Schritte mit ihm und gab ihm eingehenderen Bescheid. Er nickte auch sichtlich verstört und eilte in das Haus, wo grenzenloser Jammer herrschte. Sein Ausspruch konnte keinen Trost mehr bringen. Der Fall war hoffnungslos, nur wenige Stunden hatte sie noch zu leben.

Ihr Bewußtsein war zurückgekehrt. Sie hatte Philipp, der in dumpfer Betäubung regungslos auf den Knieen vor ihrem Lager verharrte, erkannt, ihm die Hand zu reichen versucht, matt war dieselbe an der Bettdecke herabgesunken, ohne daß er sie faßte. Er hatte es gar nicht gewahrt.

Waldburg harrte Bredows Rückkunft und Ausspruch in bebender Qual, es war keine Hoffnung.

„Geh zu ihr," sagte Bredow, „sie hat Dich allein geliebt, und hat für Dich die Todeswunde empfangen; alle andern Rücksichten müssen schwinden in einer Stunde, wo die irdische Liebe sich bald in die himmlische verklärt. In dieser letzten Stunde gehörst Du zu ihr."

Otto ging mit zerrissenem Herzen. Er traf die Mutter vor der Thür des Sterbezimmers, sie nickte still und flüsterte ihm unter Schluchzen zu, sie habe zweimal schon nach ihm gerufen. Sie hatten Lisbeth dort gebettet, wo er damals gewohnt — es war am bequemsten gewesen — der Anblick war tief erschütternd. Sie lag vom letzten Abendsonnenstrahl um-

Digitized by Google

spielt, das süße Antlitz mit dem reichen blonden Haar auf dem weißen Kissen ruhend, eine bleiche Lilie. In sich versunken, die Hand des Kindes fest in der seinen haltend, saß der alte Krugwirth an ihrem Lager. Als er Otto erblickte, zuckte es ein paar Mal über sein Gesicht, er wandte finster das Haupt, aber der sehnsüchtig auf Waldburg gerichtete Blick Lisbeths besiegte den Kampf in seiner Seele. Er rückte leise zurück und machte ihm Platz. Ein seliges Lächeln überflog der Sterbenden Züge, sie winkte ihm und zog seinen Kopf tief zu sich herab. „Bleib bei mir, bis ich sterbe," flüsterte sie.

„Wie ist Dir, Lisbeth? Hast Du Schmerzen?" fragte Otto mit erstickter Stimme, „kannst — kannst Du mir vergeben?"

„Mir ist sehr wohl," sagte sie; „vergib Du dem Philipp und verlaß ihn nicht, er — er hatte mich lieb — und war verblendet." Das Sprechen ward ihr offenbar schwer.

Otto schaute sich nach Philipp um, er war verschwunden. Er setzte sich auf den Rand des Lagers und hielt ihre Hand, die andere ruhte in der des Vaters.

Immer schwächer wurden die Athemzüge, ein Sonnenstrahl zitterte noch über das bleiche Gesicht, sie blickte noch einmal um sich, hinüber zu der Mutter, welche in lautem Schluchzen zusammengebrochen war, ihr letzter Blick heftete auf Waldburg — er beugte sich über sie und hauchte einen Kuß auf ihre Stirn — mit seinem Kuß war ihre Seele entflohen.

(Schluß folgt.)

Ein kassirtes Todesurtheil.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11. VI. 70.

Historische Skizze von **Georg Hiltl.** (Schluß.)

(Zu dem Bilde auf S. 117.)

Die Bestürzung der Kavaliere war eine große. Einige verfärbten sich, unter ihnen war Olof Stenbock, der sich sagte, daß er wirklich gegen den König Arges im Schilde geführt hatte. Dennoch mühten sich alle, dem Könige Versicherungen ihrer Treue zu geben, aber er blieb starr, seinen Degen halb gezogen, im Saale stehen, bis Karin ihm die Stirn berührte. Es war, als ob dieser leise Druck die finsteren Gedanken entfliehen mache, der König schien aus seiner Erstarrung zu erwachen, seine Blicke belebten sich wieder, ein mattes Lächeln zuckte um seinen Mund und wie aus einem Traum auffahrend sagte er: „Ich war thöricht, ich glaubte, Ihr wäret meine Feinde, aber Ihr seid es nicht, laßt uns beisammen bleiben."

Er setzte den Gang fort.

„Sture wird nicht mehr daran zweifeln können," sagte Brahe, „daß der König ganz toll ist. In seiner Tollheit opfert er uns alle, wenn ihn die Wuth befällt."

Der König schien von seinem Anfalle vollkommen hergestellt. Er mischte sich sogar unter die Kavaliere und sprach von gleichgiltigen Dingen. Karin blieb in seiner Nähe.

Während der König sich mit den Kavalieren unterhielt, versuchte Karin, sich den Damen zu nähern. Es schien dem bescheidenen Mädchen geboten, den hohen Frauen das erste Wort zu gönnen, aber als sie an die Gattin Olof Stenbocks sich wendete, um ein Gespräch zu beginnen, kehrte die schöne Bonde ihr schnell den Rücken und begann ein Gespräch mit dem Freiherrn Bille, der ihr zunächst stand.

Karin fühlte, daß ihr eine Beleidigung geschehen war, aber sie sprach nicht weiter zu Bonde, sie verzog nur ein wenig ihr schönes Gesicht und um nicht die Demüthigung noch auffälliger werden zu lassen, wandte Karin sich sofort zu Mägreta Lejonhufwood, deren prächtige Kleider sie betrachtete und leicht mit der Hand berührte.

„Ei wie schön, Frau Gräfin," sagte sie mit kindlichem Tone, „es ist ein prachtvolles Gewand. Wie blitzt das Gold so herrlich, alles ist gut und echt."

Mägreta warf den Kopf in die Höhe und, ohne auf den jähzornigen König zu achten, den sie im Gespräch mit den Kavalieren glaubte, sagte sie, die Geliebte des Monarchen mit stolzem Blicke messend: „An mir ist alles echt, ich will den sehen, der mich unecht machen soll."

Karin zuckte schmerzlich zusammen, sie fühlte sehr wohl, was Mägreta mit diesem bösen Worte sagen wollte, aber in demselben Momente suchten ihre Augen den König — warum? Die gute sanfte Karin fürchtete, der König möchte die Worte Mägretas gehört haben, und wenn dies der Fall war, so bangte Karin davor, daß um ihrer Person willen ein neuer Ausbruch der Wuth des Königs erfolge, denn Erich liebte sie zu sehr, als daß er eine Beleidigung der Geliebten ungeahndet gelassen hätte. Aber der König schien nichts vernommen zu haben und sprach mit Brahe weiter, und Karin mußte hören, wie Olof Stenbock der Gräfin zuflüsterte: „Es war ein guter Hieb für die Magd der Prinzessin."

Karin war tief betrübt über die Schmähungen, und sie athmete auf, als der König sich zum Fortgehen anschickte. Wie er gekommen, so ging er auch von hinnen, gefolgt von der ganzen Gesellschaft, geleitet von Svante Sture. Als er vor seiner Kutsche angekommen war, half er Karin in dieselbe, und Karin neigte sich fast ehrerbietig zum Gruße vor der Gesellschaft. Erich blickte die Versammelten scharf an, sie deuteten seine Blicke richtig, diese schienen zu sagen: „Werdet Ihr es wagen, den Gruß meiner Geliebten nicht zu erwidern?" Aber es wagte das keiner, sondern alle neigten sich, wenn auch ein wenig steif und gezwungen. Der König blieb noch ein wenig vor dem Schlage des Wagens stehen, reichte Sture die Hand, verließ aber die Gesellschaft mit keinem Blicke, es war, als ob er die Häupter zähle, denn sein Kopf nickte hin und her, und die Lippen bewegten sich leise, dann rief er plötzlich: „Leb wohl, Svante Sture!" und sprang in den Wagen, der mit ihm davon rollte.

„Gott sei Dank," sagte Sture, zur Gesellschaft zurückkehrend, „es ging alles glücklich vorüber. Ich fange an zu fürchten, daß Brahe recht hat: des Königs Geist ist zerstört."

„Seht Ihr das ein?" sagte Brahe. „Nun denkt, was ein Bösewicht wie Göran Persson mit einem tollen Fürsten alles beginnen kann — und irrt Euch nicht, der heutige Besuch wird böse Folgen haben. Ich habe des Königs Antlitz genau betrachtet, bevor er in den Wagen stieg, er brütet Unheil gegen viele von uns, denn es war mir, als zähle er gleich einem Fleischer die Stücke aus der Herde, welche er zur Schlachtbank führen will."

„Mindestens haben wir der Karin gezeigt, daß wir sie verachten," sagte Bonde Stenbock mit dreistem Lachen. „Sie war bleich wie eine Sünderin, und sie wird uns nicht mehr nahe kommen."

Der König hatte sich, als sein Wagen vom Schlosse hinwegfuhr, in die Ecke geworfen. Seine Arme waren über die Brust gekreuzt, seine Augen starrten den Boden des Wagens an, er sprach nicht und sah bleicher aus als sonst. Karin wagte seinen Arm zu berühren, er blickte sie an und fragte: „Was willst Du, meine schöne Karin?"

„Euch fragen, weshalb Ihr so still seid nach dem guten Empfange?"

Der König lachte boshaft vor sich hin. „Es war kein guter Empfang," sagte er. „Ich war wohl unsinnig, daß ich mich so laut geberdete; aber im Grunde hatte ich recht — ah, mir flüstert immer etwas in die Ohren, ich höre Stimmen, die mir das Rechte sagen, und diese sagten: „Es sind Feinde in der Nähe." Göran Persson hat mir die Liste derer gebracht, welche gestraft werden müssen: Pehr Brahe, Mornay, Sigfridson, Clas Flemming und Larsson, vor allen auch Olof Stenbock. Sie haben im letzten Kriege ihre Pflicht nicht erfüllt," setzte er hinzu, mit den Lippen schnalzend wie ein Tiger, der Beute wittert. „Und alle — die meisten der Verräther fand ich heute bei Sture — sie werden gut thun, sich vorzusehen."

Karins Furcht war erweckt, der König wollte wieder Gericht halten. „Laßt es gut sein, mein Herr," bat sie. „Ihr mögt ihnen Verweise zukommen lassen, aber weiter geht nicht. Es ist nicht alles gut, was Persson Euch räth; die Herren,

Digitized by Google

welche heut bei Sture versammelt waren, sind gute Freunde des Königs."

„Ha, ha, ha!" lachte der König grimmig auf. „Etwa die Frauen auch? Sind sie vielleicht Deine Freundinnen? Meinst Du, ich habe nicht gesehen, wie Bonde Stenbock Dich behandelte, ich habe nicht gehört, wie Mägreta Lejonhufwood Dich durch schnöde Worte gekränkt und wie Olof Stenbock ihr Beifall spendete — siehst Du?" rief er triumphirend, als Karin entsetzt in die Kissen des Wagens zurücksank. „Ich höre und sehe alles — nein, sie müssen ins Verderben und zwar besonders darum, weil sie Dich mit Verachtung behandelten. Stenbock, Stenbock — ich will mir den Namen besonders merken, wenn ich ihn auch schon tausend Mal gehört habe."

* * *

Der Abend dunkelte bereits. Im königlichen Palast zu Stockholm herrschte tiefe Stille, nur die Tritte der Wachen schallten durch die Gänge; zuweilen kehrte eine Runde von ihrem Gange heim, und die Waffen klirrten auf dem Pflaster des Schloßhofes.

Durch einen der Gänge, welche um den inneren Schloßhof liefen, schritt langsam ein Mann. Er war lang und hager gewachsen, seine dürre Gestalt hüllte ein weites Sammetgewand ein, welches mit Fuchspelz verbrämt und um die Hüften von einer golddurchwirkten Borte gehalten ward, von welcher ein ledernes Futteral und eine kleine metallene Kapsel herabhingen. Den Kopf des Mannes bedeckte ein runder Sammethut, unter demselben zeigte sich ein kleines Käppchen, das auf dem kurz behaarten Schädel ruhte. Das hagere Gesicht des Mannes zeigte im Ausdruck eine Verbindung von Intelligenz und Bosheit. Die Augen, welche tief im Kopfe lagen, mußten Schrecken erregen, wenn der Mann seine Blicke auf ein Wesen richtete, und unwillkürlich mußte einem dabei die Sage vom Basilisken einfallen, der seine Opfer durch die Wuthblicke tödten soll, welche er aus seinen Augen schießt. Der ganzen Erscheinung des Mannes verlieh es etwas Thierisches, daß er seinen Nacken stets weit vorstreckte wie ein zum Fange bereites Raubthier und daß er seine dürren langen Finger unablässig bewegte, als wollten sie sich stets im Greifen nach einer Beute üben. Unter dem Arme trug der Unheimliche einige Papiere. Dieser Mann war Göran Persson, des Königs von Schweden erster Rath, der gefürchtetste Mensch im ganzen Lande.

Persson war den Gang hinab und dann durch einige Zimmer geschlichen, in denen sich Diener und Trabanten befanden. Sobald sie den Rath kommen sahen, wichen sie scheu und demüthig in die Winkel, denn Persson hatte stets freien Eintritt bei dem König.

So gelangte er bis an die Pforte eines Gemachs, welches nach außen hin in Form eines Erkers vorsprang, dessen Fenster gegen den Norderstrom im Westen des Schlosses sahen. Persson blieb vor der Thüre stehen, um zu horchen. Er hatte sein Ohr aber kaum derselben genähert, als er durch Tritte aufgescheucht ward. Heftig fuhr er empor, beruhigte sich aber sogleich wieder und sagte zu dem Nahenden leise: „Ah, Du bist es, Christer!"

Wer diese beiden vor der Thüre stehenden Männer mit einander verglichen hätte, der würde sofort an der Körper- und Gesichtsähnlichkeit entdeckt haben, daß er zwei Brüder vor sich sah. Und so war es in der That. Der Hinzugekommene war kein anderer als des Rathes Bruder Christer Persson, sein Helfershelfer und Agent.

„Ich kam hierher," flüsterte Christer, „weil ich Dich schon zurück von ihm glaubte. Es ist noch nichts geschehen?"

„Doch, doch," zischelte Göran, „aber nichts Gutes für uns. Er hat sie alle begnadigt bis auf einen. Die alberne Gans aus Borgsiö, die Karin, hat für sie gebeten und sie sind mit schwerem Tadel davon gekommen: Brahe, Mornay, Larsson und wie sie alle heißen, die ich auf der Liste hatte. Nur Olof Stenbock ist nicht begnadet; er wird, so hoffe ich, fallen. Ich habe das Urtheil aufgesetzt," er hob ein Papier empor, „ich wartete die Stunde ab, wo er allein zu sein pflegt," fuhr er fort, „in dieser will ich das Leben Olofs haben."

Christer nickte Beifall. Göran hatte bereits an die Thür gepocht, und mit der Dreistigkeit des Günstlings öffnete er auch zugleich den Flügel der Pforte. In diesem Augenblick tönten Akkorde aus dem Gemach, eine Mandoline wurde gespielt.

„Ha, Teufel, sie ist bei ihm!" murmelte Göran und wich zurück; aber schon schallte des Königs gebieterische Stimme. „Näher dort!" rief er. Göran mußte gehorchen. Er überschritt die Schwelle des Gemachs; bei seinem Eintritt verstummte die Mandoline, und er sah die Gruppe vor sich, welche aus zwei Personen, dem König Erich und Karin, bestand.

Karin saß auf einer Polsterbank, ihr zu Füßen lag Erich, das Haupt in ihren Schoß gestützt und dem Spiel zuhörend. Sobald der König den Rath erblickte, verfinsterten sich seine Züge, Karin legte die Mandoline bei Seite, vor dem Eintritt des Bösen verschwand die gute Laune des Königs und die besänftigende Musik hörte auf.

„Was kommst Du mich zu stören, häßlicher Diener?" sagte Erich, auf den Rath blickend, ohne seine Lage zu ändern. Göran Persson war bereits an dergleichen Empfangsworte so sehr gewöhnt, daß er keine Notiz davon nahm, sondern einen Theil seiner Papiere und seinen Hut auf eine Bank des Erkers legte, woraus der König und Karin schlossen, daß der Rath längere Zeit bei ihnen verweilen wolle.

„Ich bringe Eurer Majestät ein Papier zur Unterschrift," sagte Göran demüthig. „Wenn ich aber zu ungelegener Zeit komme, dann will ich sofort wieder gehen." Es wäre dem schlimmen Mann erwünscht gewesen, der König hätte ihn fortgeschickt; er hoffte es auch, da er den Gebieter in so zarter Unterhaltung erblickte, und er fürchtete, daß Karin seinen Anschlag kreuzen werde, allein wider Erwarten befahl der König ihm, zu bleiben.

„Gib das Papier!" rief der König. „Ich will es lesen."

Göran Persson reichte ihm die Schrift, welche der König entfaltete. Er begann zu lesen. Karin hatte sich an seine Schulter geschmiegt, ihr schönes Haupt ruhte an der Wange des Königs, und sie vermochte in die Schrift zu blicken. Mit Entsetzen gewahrte sie, daß die Schrift ein Todesurtheil enthielt und daß dieses Urtheil gegen Olof Stenbock erlassen werden sollte, den man des Hochverraths und der Verletzung seiner Pflichten als Soldat anklagte.

Es herrschte tiefes Schweigen in dem Zimmer, nur hin und wieder knisterte das Papier in des Königs Händen. Göran Persson stand wieder in dem Erker, seine Augen verfolgten jede Miene des Königs, er lauerte auf den Erfolg seiner Anklage.

Karin suchte gelassen zu bleiben. Dicht neben ihr war das verhängnißvolle Papier entfaltet und befand sich in den Händen desjenigen, der durch einen Federzug das Leben eines Menschen vernichten konnte. Sie sann hin und her, wie der Bedrohte zu retten sei — die Minuten waren kostbar.

Der König las das Urtheil aufmerksam durch, seine Augen weilten lange auf den Schriftzügen, er schien jeden Satz zu überlegen. Göran Persson, der im Erker blieb, glich der Statue einer bösen Gottheit. Die sinkende Sonne schickte ihre röthlichen Strahlen durch das Fenster, und sie umgaben den tückischen Rath des Königs mit unheimlichem Scheine, die zitternden Hände Görans hatten sich gekrallt, und er fixirte Karin, welche sich angstvoll zurücklehnte.

„Nimm das Papier zurück," sagte der König. „Ich will es morgen lesen."

Karin stieß einen leisen Ruf der Freude aus, Göran erbebte vor Zorn. Bis morgen war eine lange Frist, Karin durfte hoffen, den König gnädig zu stimmen, Göran fürchtete das. Er wußte jedoch, daß des Königs Befehlen gehorcht werden müßte, und er nahte sich fast gebückt dem Monarchen, das Papier ihm abnehmend, um dann wieder in den Erker zu treten.

„Ich werde Eurer Majestät die Entscheidung also morgen unterbreiten," sagte er. „Bis dahin kann Olof Stenbock vielleicht entwischt sein und seine bösen Anschläge von außen her durchführen, seine Verhöhnungen gegen die Jungfrau Karin ungestörter fortsetzen." Dieses Wort wirkte, wie der Rath gehofft.

Digitized by Google

Mit einem Schlage war des Königs Ruhe verschwunden,

und eine Röthe des Zornes stieg in seine Wangen. Wild sprang er empor, seine Hand riß den Dolch, welchen er am Gürtel trug, aus der Scheide, wie von unsichtbaren Feinden verfolgt raste er im Zimmer umher. „Sie sind hinter mir!“ schrie er. „Göran hat recht, sie wollen mich greifen! Heran, ihr Schurken, ich bin nicht wehrlos — da, da — nimm das und das!“ Er stieß mit dem Dolche nach einem unsichtbaren Gegner, die Dämonen des Irrsinns hatten ihn erfaßt. Karin rief ihm zu, sie eilte ihm nach, aber er stieß sie von sich. „Bleib zurück, ich will Olof treffen!“ kreischte er. „Jetzt habe ich ihm den Stoß beigebracht — nein, nein — da ist er wieder! Er muß sterben — schnell das Urtheil, Göran!“

Mit diesem Rufe sank er wieder auf den Teppich hin, und fast wäre sein Haupt gegen die Ruhebank geschlagen, hätte Karin nicht schnell sich vor ihm niedergeworfen. Der vom Anfall ermattete König ruhte vor ihr, sein Haupt legte er wieder in ihren Schoß. Göran hatte sich nicht von der Stelle bewegt, aber jetzt schien ihm der Moment zum Handeln gekommen, die Wuth des Königs mußte genutzt werden. Mit einem Ruck hatte er das Urtheil dem König zugeschoben, der es mechanisch mit seiner linken Hand bedeckte. Göran zog hastig aus der an seinem Gürtel befindlichen Büchse eine Feder, dann öffnete er die Kapsel, füllte die Feder mit Tinte, und vorn übergebeugt hielt er sie dem Könige hin, während seine Blicke mit wildem Ausdruck auf Karin hafteten.

Karin hielt, wenn auch angstvoll erbebend, diese Blicke aus, sie war entschlossen, Olof Stenbock zu retten. Schon streckte der König seine Rechte nach der Feder aus, da faßten die zarten Hände der Geliebten seinen Arm und zogen ihn zurück, sie preßten des Königs Hand an ihren Busen, in welchem ein edles Herz hoch auf vor Angst und banger Erwartung klopfte, und als sie so den Arm des Königs gefesselt hielt, da war es, als dringe von ihren zarten Fingern ein Strom zu dem König, ein Strom menschlichen Gefühls, der Sanftmuth und Milde. Seine starren Blicke wurden belebt, sein Haupt senkte sich ein wenig, und sein Athem ward ruhiger. Er ließ seine Hand in den Händen Karins und blickte Göran nicht mehr an, der, noch immer die Feder haltend, neben ihm stand.

„Gnade, mein König,“ lispelte Karin, „Gnade! Soll diese glückliche Stunde entweiht werden durch einen schrecklichen Befehl? Soll diese edle Hand, welche ich in der meinen halten darf, den blutigen Spruch in Vollzug setzen? O bedenkt, daß ich nimmer Ruhe finden würde, wenn hier an dieser Stätte ein Todesurtheil unterschrieben worden! Werft die Feder weg, Göran Persson, der König will nicht unterzeichnen!“

„Die Stenbocks haben Dich verhöhnt,“ sagte der König, zu ihr aufblickend. „Ich hörte es im Schlosse Stures. Ich gelobte damals schon, Dich zu rächen.“

„Ich habe ihnen verziehen!“ rief Karin schnell. „Sie sind Thoren, deren Worte ich längst vergaß — fürwahr, mein König, ich habe gelächelt zu ihren thörichten Reden — ich würde elend werden, sollte ich denken, daß um der erbärmlichen Scherze willen ein Mensch das Leben verlieren müßte. Nein, mein König, schenkt mir das Leben Olof Stenbocks und laßt mich dadurch um so mehr der Stelle werth sein, welche Ihr mir angewiesen, daß ich es sein mußte, welche Gnade für ihn erwirkte.“

Der König sprang empor. Er wendete sich zu Karin und preßte einen Kuß auf ihre Stirne. „Er dankt Dir sein Leben,“ sagte er. „Er soll es wissen.“

Persson knirschte leise mit den Zähnen, sein Opfer war ihm entrissen. Er kannte die jähen Uebergänge des Königs von rasender Wuth zur Milde; Karin hatte diese Wandlung eben so klug als edelmüthig genützt. Aber noch hielt der König das Urtheil in der Hand; die Stimmung konnte schnell wieder umschlagen, und Göran Persson blieb noch immer. Karin hatte jene Möglichkeit schnell erwogen. Sich an des Königs Arm hängend, bat sie schmeichelnd:

„Noch eins, mein König; schenkt mir das schreckliche Schriftstück, wenn Ihr es zerrissen habt. Ich will es mir zum Gedächtniß dieser Stunde bewahren. Ich bitte viel, aber Ihr gewährt mir alles, ich weiß es.“

Der König zauderte ein wenig, er blickte verstohlen auf Göran, dann auf Karin, die ihre schönen Augen so liebevoll und bittend leuchten ließ. Mit plötzlichem Entschluß zerriß er das Papier und reichte beide Hälften an Karin, welche die Stücke fest umklammerte. Göran Persson stammelte einen Fluch.

„Ha, ha,“ lachte der König, „das macht Dich erbost, alter Wolf! Ich glaub's wohl, aber sei ohne Sorge, Du wirst noch andere Beute finden. Heut ist die Jagd unglücklich für Dich gewesen; krieche in Deinen Bau zurück. Gute Nacht!“

Zitternd vor Wuth verließ Göran das Zimmer unter tiefen Verbeugungen. Vor der Thür angekommen, schöpfte er mühsam Athem. Die Klänge der Mandoline ertönten wieder, Karins Spiel klang wie eine Siegeshymne, wie ein melodischer Dank zum Himmel gesendet um der Rettung eines Menschen willen.

Karin war in ihr Zimmer zurückgekehrt. Ihre Fibern pochten nach der erregenden Scene, und sie lehnte aus dem geöffneten Fenster, die kühle Nachtluft zu genießen. Die Zofe trat ein. Sie berührte leise den Arm der Herrin.

„Eine Dame will Euch sprechen,“ meldete sie. „Sie fleht um Gehör.“

„Laß sie eintreten!“ gebot Karin. Wenige Minuten später stand die Gemeldete vor Karin. Es war Bonde, die Gattin Olof Stenbocks.

„Ich komme in später Stunde,“ begann sie. „Die Unglücklichen binden sich an keine Zeit. Ihr müßt mich hören, Karin, denn die Minuten sind kostbar. Mein Gemahl ist verhaftet, nach Stockholm geschleppt, der schreckliche Persson wird ihn dem Henker überliefern, wenn nicht ein mildes Wort gesprochen wird. Habt Erbarmen!“ rief sie. „Gedenkt der Unbill nicht, die Ihr täglich von uns erfahren, rettet mir den Gatten, den Kindern ihren Vater! Ich bin gedemüthigt genug, weil ich schamvoll vor Euch stehen muß.“

Karins Augen hatten sich mit Thränen gefüllt. Sie sprach kein Wort, sondern schritt zu einer kostbar gearbeiteten Truhe, deren Deckel sie öffnete. Sie nahm zwei Stücke einer Schrift heraus und reichte sie der Flehenden.

„Nehmt und leset,“ sagte sie. „Ihr könnt dann urtheilen, ob ich Euch feind war. Es ist Eures Gatten Todesurtheil; ehe Ihr gekommen seid, mich zu bitten, habe ich gehandelt.“

Bonde Stenbock hatte das verhängnißvolle Schriftstück schnell geprüft. Sie zitterte heftig und sank schluchzend in den Sessel. „Mein Dank und meine Beschämung sind gleich groß,“ stammelte sie. „Die Stenbocks werden Eure ewigen Schuldner bleiben.“

„O sprecht nicht davon,“ sagte Karin sanft. „Ich war glücklich in dem Bewußtsein, ein Menschenleben gerettet zu haben, das ist alles. Eine Bitte aber erfüllet mir: sagt der Gräfin Mägreta, daß Ihr auch an mir Echtes gefunden — ein Herz voll Liebe für die Menschheit und voll Muth. Gräfin Bonde, es war Muth vonnöthen, dem heulenden Wolf Göran Persson die Beute zu entreißen.“

* * *

Olof Stenbock ward mit Verbannung gestraft. Die wechselvollen Geschicke brachten ihn später in Berührung mit dem König, als dieser unglückliche Monarch gestürzt und von seinem eigenen Bruder gefangen gesetzt ward.

Stenbock war Zeuge, wie der böse Göran Persson einen eben so scheußlichen als martervollen Tod erlitt. Der von Karin gerettete, vom Könige begnadigte Kavalier ward der Kerkermeister seines ehemaligen Gebieters. Dasselbe Zimmer, in welchem Erich einst auf Bitten Karins Olof Stenbocks Todesurtheil zerrissen hatte, nahm den Gestürzten als Gefangenen auf, und Stenbock erließ diesem keine Schmach. Er rächte sich in unwürdigster Weise. Der gefangene König litt unter der strengen Bewachung dessen, dem er einst das Leben geschenkt, schwer und blutig. Denn als er einst im Kerker einen Anfall seines Wahnsinns bekam, schoß Olof Stenbock nach ihm und ließ den Blutenden, den er sogar der Kleider beraubt hatte, eine geraume Zeit unverbunden am Boden liegen.

Die Dankbarkeit der Stenbocks gegen Karin war ebenfalls

Digitized by Google

nicht bethätigt worden. Die schöne Trabantentochter, welche von Erich zur Königin gekrönt und als solche ihm angetraut war, wurde von dem, den sie einst gerettet, kaum noch beachtet, als der König gestürzt worden. Der Ruf ihrer echten Weiblichkeit, ihrer Tugend und Herzensgüte schützte sie jedoch vor jeder weiteren Verfolgung. Sie lebte, nachdem sie, zu ihrem innigen Leidwesen von Erich getrennt, seine Haft nicht mehr theilen durfte, einsam und von aller Welt zurückgezogen auf dem ihr vom König Johann geschenkten Gute Linzala, ja sie ward in der Folge sogar hoch geehrt und von ihres Gatten Bruder mit Ländereien beschenkt, die ihr reichen Ertrag brachten. Aber ihr Leben blieb still und nur dem Wohlthun und dem Andenken an den unglücklichen König Erich gewidmet, den sie innig und treu geliebt hatte.

Durch eine wunderbare Verkettung ward Olof Stenbock ihr Gutsnachbar. Er hatte sich durch manche schlimme That, durch arge Vergehungen schweres Gericht zugezogen, und der Herzog Karl vollzog solches an dem Kerkermeister Erichs XIV. Unter den Anschuldigungen gegen ihn stand der bereits erwähnte Mordversuch gegen Erich im Kerker oben an. Olof Stenbock, nun schon ein bejahrter Mann, wurde von des Herzogs Soldaten aus seinem Hause in den Wald geschleppt und dort an einen Baum gebunden. Die Schützen des Herzogs feuerten so lange auf ihn, bis er starb. Man begrub ihn an der Stelle, wo er verendet hatte, aber die fromme und edle Karin ließ den Leichnam zur Nachtzeit in aller Stille ausgraben und ehrlich bestatten.

Sie selbst starb im Jahre 1612, von allen betrauert, welche ihr nahe gestanden und ihr stilles segensreiches Wirken erkannt hatten.

Der trockene Husten, seine Verhütung und Behandlung.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von Dr. **Paul Niemeyer.**

Die am Schlusse unseres Artikels im XI. Jahrg. (S. 825 ff.) über die schädliche Wirkung verdorbener, unreiner Luft verzeichneten Einzelheiten möge folgende allgemeine Betrachtung noch deutlicher zum Bewußtsein bringen. Nicht nur bietet schlechte Luft von Haus aus wenig abschreckende Merkmale, sondern auch wir selbst sind gegen die Berührung mit ihr derartig abgestumpft, daß wir sie sonder Arg wie unser täglich Brot einnehmen, viele sie sogar für zuträglicher halten als freie, reine Luft. Wer aber zu diesem heimtückischen Feinde abwehrende Stellung zu nehmen gesonnen ist, der denke sich das Seitenstück unreinen Wassers. Luft ist dehnbar flüssiges, Wasser tropfbar flüssiges Element, in welch' letzterem die mit Kiemen begabten Geschöpfe bekanntlich ebenso athmen, wie wir mit den Lungen in ersterem. Jedem Kinde ist aus der jetzt beliebten Aquariumpflege bekannt, daß Fische in schalem, trübem Wasser alsbald matt werden und, wenn nicht rasch daraus befreit, verenden, weil die Kiemen erlahmen und damit die Blutbildung ins Stocken geräth. Nun wohl, jene verdorbene, unreine Binnenluft ist für den Menschen ganz dasselbe, was dieses trübe, schale Wasser für den Fisch. Zwar hält der Mensch mehr aus wie der Fisch, namentlich äußert sich der Rückschlag der Lungenschädigung auf das Ganze nicht so schnell, im übrigen aber wird eben so sicher Grund zum „Hüsteln" gelegt, aus dem sich früher oder später Hustenkrankheit entwickelt. Die Unruhe, überhaupt das Mißbehagen, das Kinder im geschlossenen, namentlich im Gesellschaftsraume verrathen, in späteren Jahren der „Gassenjungentrieb", entspringen aus dem unbewußten Gefühle, daß ihnen die Binnenluft nicht geheuer vorkommt. In der That dunstet da drinnen das Lungenwasser nicht gehörig ab, die Kohlensäure bleibt im Blut angehäuft, daher erst Hitze und rothe Wangen, dann Kopfweh, Mattigkeit — eine Betrachtung, die vorläufig nicht weiter verfolgt werden kann. Nur auf die sprichwörtlich gewordene „Massensterblichkeit" der Kinder unter drei Jahren in großen Städten sei noch verwiesen als auf ein Zeichen, daß die Widerstandskraft vieler unserer Kleinen die der Fische sonderlich nicht übersteigt.

Auch wenn Einathmung schlechter Luft vorläufig scheinbar vertragen wird, so geht es doch ohne Schädigung in einem anderen Stücke niemals ab. Eine hervorragende Eigenschaft der Lunge ist nämlich die Elasticität ihres Gewebes, kraft deren sie sich beim Einathmen ausdehnt, beim Ausathmen zusammenzieht wie der aufgeblasene Kautschukbeutel, mit dem Kinder die Jahrmarktspfeifchen spielen lassen. Durch beständige Uebung, welche vor allem Berührung mit der frischen Luft voraussetzt, da nur sie die Luft zum Athmen erregt, wird diese Eigenschaft lebendig erhalten, durch Unthätigkeit, halbes Athmen, wie es im geschlossenen Raume bei sitzender Haltung Regel ist, wird sie lahm gelegt. Man denke nur an das Stück Gummi, wie wir es als Knaben in der Tasche führten: wenn von Zeit zu Zeit gedehnt, hält es sich frisch und dehnbar; bleibt es aber unberührt in der Schublade liegen, so wird es zäh und schrumpft zusammen. Ganz ähnlich hat man sich den Zustand des Athmungsorganes zu denken bei vielen, welche dunkel über „schwache Lunge" klagen, nicht aus voller Brust Athem holen können, ohne von Husten unterbrochen zu werden. Häufig auch ist ihre Stimme klanglos, weil eben die Lunge nicht elastische Kraft genug besitzt, um bei der Ausathmung die Stimmbänder kräftig anzublasen und zu spannen. Der Schwächehusten stellt sich ferner ein, wenn sie irgend eine Körperarbeit vornehmen, welche sie nöthigt, ihre Lungen, so zu sagen, in Trapp zu setzen, z. B. Laufen, Tanzen, wo sich aus gleicher Ursache auch gern Seitenstechen hinzugesellt.

Drittens wird, wie der Schluß des vorigen Artikels schon ausführte, Husten durch eingeathmeten Staub erregt und unterhalten, eine im gewöhnlichen Leben bis jetzt noch so gut wie ganz unbeachtete Thatsache, zu deren selbstständiger Verfolgung zwei Beispiele anleiten mögen.

Ein in einem Leinwandgeschäfte angestellter Kommis kam am letzten Tage, wo die jährliche Inventuraufnahme vorgenommen worden, mit rauhem, schlecht lösenden Husten nach Hause. Die Frau Tante und Pensionsmutter erklärte es für „starke Erkältung", die sich der junge Mann bei der ungewohnten, mit Offenhaltung der Thüren und Fenster verbundenen Dienstleistung, also durch Zugluft zugezogen habe, und diktirte Bettgefangenschaft in warmer Stube. Richtigerer Bescheid wurde zur selben Zeit einem anderen jungen Manne aus demselben Geschäfte, der sich wegen gleichen Hustens an einen Arzt wandte, um zu erfahren, daß die Beschwerde von Einathmung des bei der Inventur aufgewirbelten Staubes komme, wie denn Hustenanfälle sich in solchen Geschäften bei solcher Gelegenheit regelmäßig einzustellen pflegten. Während nun jener einer qualvollen Schwitzkur in Bett und Binnenluft unterworfen wurde, reinigte dieser seine Luftwege durch ein warmes Bad mit kalter Brause und darauf folgender Fußtour. Zweiter Fall: Ein Postbeamter, seit einigen Wochen zum Schalterdienste übergegangen, bekam kurzen trockenen Husten, dessen Entstehung er sich nicht anders zu erklären wußte, als aus der „erkältenden" Wirkung der bei Oeffnung des Schalterfensters entstehenden Luftströmung. Sachverständiger Blick jedoch fand die Quelle in dem offenen, auf dem Arbeitstische stehenden Streusandgefäße, dessen feingesiebter Inhalt im Weichbilde des Schalters wie des Mundes des Beamten fortwährend umherstiebte. In der That beseitigte Ersatz des Sandes durch Löschblatt den Hustenreiz.

Um nun zusammenzufassen, so erkannte der vorige Artikel als Ursache des Hustens Schleimansammlung; dieser stellt dem Schleimhusten den trockenen gegenüber nach folgenden Merkmalen: während dort Auswurf von Schleim Mittel wie Zweck ist, liegt hier „trockener" Hustenstoß vor, veranlaßt durch etwas, das als solches nicht ausgeworfen werden kann, das aber mit der Zeit die Lunge zu unnatürlichem Auswurf zwingt — eine Unterscheidung, welche für das Verständniß der Lungenschwindsucht von tiefster Bedeutung ist. Ein Vergleich mit bekannteren Vorgängen an einem anderen Organ, nämlich am Magen, wird das Verhältniß sogleich klar legen.

Digitized by Google

Was von Seiten der Lunge Husten, das ist von Seiten des Magens Brechreiz, eingeleitet durch Würgen im Schlunde. Dieser unangenehme Zufall gilt für gewöhnlich der gewaltsamen Entladung des aus irgendwelchem Grunde überfüllten Magens; nicht minder oft aber stellt sich, so zu sagen, trockener Brechreiz ein, nämlich aus jenem nervösen Anlasse, den man als Ekelgefühl bezeichnet und der einen Würgkrampf erzeugt, ohne daß der Magen als solcher Verlangen nach Entleerung trüge. Ist letzterer eben zufällig voll, so bringt er durch widerwilliges Erbrechen den Anfall rasch zur Ruhe; ist er dagegen leer, so währt das Würgen so lange, bis der Magen endlich etwas herbeigeschafft und hinaufbefördert hat. Von außen kann man ihm durch das bekannte Hausmittel des Kamillenthees oder Selterwassers rasch aus der Verlegenheit helfen; bleibt aber diese Hilfe aus, so hält die Qual so lange an, bis von innen und unten her etwas weiße Galle zu Tage gefördert worden. Nicht wenige freilich huldigen dem Irrthum, daß auch hier Ursache und Wirkung eines seien, die Entleerung auf Gallenüberschuß deute und befördert werden müsse. In Wahrheit aber hat man es mit einer von der Gallenblase gewaltsam erhobenen Anleihe zu thun, da der Magen die Lösung aus eigenen Mitteln nicht zu bestreiten vermochte. Man stille den Brechreiz mit Eiswasser, und alsbald wird auch der vermeintliche Gallenüberschuß versiechen.

Diese Auslegung auf die Lunge übertragen, so ist die Aehnlichkeit am deutlichsten an der, unsere Kinderwelt unter dem gefürchteten Namen des Stick- oder Keuchhustens heimsuchenden, von den meisten Fachgelehrten als Krampfkrankheit aufgefaßten Hustenform. Wenn nach Hennigs „Lehrbuch der Kinderkrankheiten" dieses Leiden „zwischen den Wendekreisen" nicht vorkommt, so erklärt sich dies offenbar weit weniger aus der Verschiedenheit der Witterungsverhältnisse, als aus der der Lebensgewohnheiten; dort unten gibt es weder enge Kinderstuben noch überfüllte Schulräume, noch Kohlenheizung in eisernen Oefen — hier oben kommt die schulpflichtige Altersklasse aus der verdorbenen, unreinen Luft so gut wie gar nicht heraus. Ebenso wird die dem Stickhusten nachgesagte Ansteckung weit weniger durch Uebertragung vom einen auf den anderen als dadurch vermittelt, daß die in Haus und Schule gemeinsam eingesogene Schädlichkeit die Mehrzahl mit Erfolg beschleicht. In kleinem Maßstabe wiederholt sich hier, was in großem der vorige Artikel an der Steinhauerlunge veranschaulichte: was dort Staub von Gestein, das sind hier Kohlensplitter von Rauch und Asche, von deren Menge und Größe man sich erst einen Begriff macht, wenn man über Nacht ein mit Glycerin befeuchtetes Glasplättchen auf einem Schranke offen hinlegt, um es dann anderen Tages bei etwa 200 Vergrößerung zu betrachten. Ein hygieinisch denkender Arzt und Familienvater befreite seine drei Kinder binnen zwei Tagen vom Stickhusten durch, wie er schreibt, „Ausschwemmen des Zimmers, Entfernung des Mobiliars, Löschung des Ofens und Benässung des Ascheinhaltes."

Die Qualen des Stickhustenanfalls erklären sich daraus, daß die kindlichen Luftwege, sehr bald ausgesogen, zur Lösung nichts mehr hergeben. Anfangs zwar liefern sie kleine Mengen glasigen Schleimes als dürftiges Resultat der mit allen Leibeskräften vollführten Hustenarbeit; bald aber muß der Magen aushelfen, und wenn dieser nichts mehr hat, wird wieder den Luftwegen Blut abgerungen. Seine sonstigen Eigenthümlichkeiten verdankt dieses Leiden der besonderen Einrichtung des kindlichen Kehlkopfes; im übrigen haben Erwachsene genug, manche sogar Jahr aus Jahr einen krampfartigen oder, wie ich kurz sagen darf, Würghusten. Ein häufiges Beispiel bietet der Gewohnheitsraucher, besonders wenn er statt der echten Havannah das saucirte (gebeizte) inländische, den Schlund reizende Kraut im Munde führt. Ist er aber wie in der Regel gleichzeitig gutem Essen und Trinken ergeben, so führt er Säfte genug, um den Anfall bald zur Lösung zu bringen und sich nicht sonderlich angegriffen zu fühlen. Nur dann ist der Schrecken groß, wenn einmal statt des Schleimes Blut oder nur blutig Gestriemtes kommt! Gleich der erste Artikel ließ sich's angelegen sein, zu vorsichtigerem Gebrauche des Ausdrucks „Blutsturz" anzuleiten, und aus dem eben Dargelegten dürfte klar sein, daß hier nur Blutauswurf vorliegt. Nicht ausgeschlossen zwar ist die Möglichkeit, daß ein solcher Anfall, wenn er mit den früher auseinander gesetzten Verhältnissen des veränderten Blutdrucks zusammentrifft, auch Blutsturz erzeugt; für gewöhnlich aber handelt sich's nur um Blut, welches an Ort und Stelle in Ermangelung von Schleim den Luftwegen, oft blos dem Schlunde abgedrungen wurde. Beim Vollsaftigen gehört keine große Anstrengung dazu, um den reichlich gefüllten Adern etwas Blut abzupressen; bei trockenen, mageren, oder kurz gesagt, abgezehrten Hustern aber bedarf es erst starker Arbeit, und ist dann endlich einmal ein Aederchen geplatzt, so schließt es sich auch nicht so rasch oder öffnet sich beim nächsten Anfall leicht wieder.

Glücklich preisen würde ich mich wie auch so manchen unnütz Geängstigten, wenn ich die Leser mit diesen Zeilen dafür gewönne, den angedeuteten Zustand der Abzehrung nicht sofort mit Lungenschwindsucht und „Tuberkulose" gleich zu setzen, sondern als heilbar zu betrachten. Nicht lungenkrank sind diese Leute zunächst, sondern säftekrank, und nicht „Tuberkeln" haben sie von Haus aus, sondern nur trockenen Husten. Sache rechtzeitiger, vorurtheilsfreier Pflege ist's, den Uebergang in Abzehrung zu verhüten.

Um für diesen Kurplan Verständniß zu gewinnen, ist vor allem erforderlich, den Blick von dem vorläufig ferner Liegenden, der Lunge, ab und dem Nächstliegenden zuzuwenden. Der Hustenreiz geht nämlich vorerst nicht vom engeren Gebiete der Kehle und Lunge, sondern von dem aus, was der Volksmund treffend als „rauhen Hals" kennzeichnet. Von 4000 Halskranken, welche der umsichtige Spezialist L. Merkel untersuchte, litten drei Viertel vorzugsweise „an den ober- oder unterhalb des Kehlkopfs liegenden Organen". Die Praxis der von Dyrenfurth*) bündig beschriebenen Kehlkopfschau hat viele Laien schon Uebung im richtigen Oeffnen des Mundes und Untersuchen des Halsinneren erlangen lassen. Doch bedarf's nicht erst der Einführung des Garciaschen Instrumentes, um diesen ersten „Herd" (wie ein modernes Schlagwort lautet) der schleichenden Hustenkrankheiten zu überschauen und etwa folgendes Bild zu finden: Trockener blasser, oft fast weißer Schleimhautüberzug des Ganzen, der Saum des weichen Gaumens dagegen verhältnißmäßig tiefer gefärbt, auch wohl wund, wie abgeschabt, hie und da bläuliche Aderstränge, das Zäpfchen bürzelförmig verkürzt oder auch wasserfüchtig verlängert und zugespitzt. Aehnlich blutleer und wund hat man sich den Ueberzug der nicht sichtbaren Luftwege zu denken, und nun wird man begreifen, wie solch trockene wunde Schleimhaut bei dem geringsten Anlasse, Einathmung von warmer verdorbener Luft oder von Staub, beim Verschlickern von Flüssigkeit oder bei plötzlicher Körperbewegung zum Husten gereizt werden muß.

Die Verhütung dieser Hustenform dürfte der einsichtige Leser schon zwischen den über ihre Entstehung vorausgeschickten Zeilen gelesen haben. Auch wird er mit uns die landläufige Meinung höchst bedenklich finden, welche den Husten so lange nicht schlimm nehmen zu dürfen glaubt, als nur wenig Auswurf damit verbunden. Nicht minder klar ist, daß gedankenloses „Inachtnehmen", insofern es in Praxis der Luft- und Wasserscheu besteht, den Husten förmlich züchten muß. Dasjenige, vor dem der trockene Huster sich wirklich in Acht nehmen muß, ist Berührung mit unreiner verdorbener Luft, in welchem Punkte so eben ein englischer Staatsmann ein beachtenswerthes Zeugniß ablegte: „Herzlich bedaure ich," so schreibt Lord Russell unterm 8. September an das Kommittee zur Unterstützung bedrängter Rajahs in Bosnien, „dem morgigen Meeting nicht beiwohnen zu können, da ich in dem überfüllten Raume meine Lunge stärker, als sie verträgt, gefährden würde!" Die Thatsache, daß Kinder, deren Keuchhusten Monate lang allen Heilbestrebungen trotzte, ihn wie mit einem Schlage los wurden, wenn etwa der Vater nach einem anderen, klimatisch gar nicht verschiedenen Orte versetzt wurde, hat auch Fachmännern viel Kopfzerbrechen verursacht, erklärt sich aber ganz einfach daraus, daß der schädliche, die Krankheit unterhaltende Dunstkreis mit

*) S. XI. Jahrgang S. 794 ff.

Digitized by Google

einem vertauscht wurde, wo diese Schädlichkeit im Augenblicke nicht heimisch war.

Für die Behandlung ist als Leitgedanke Vermehrung und Verbesserung der Säfte festzuhalten, welche aber von der früher bereits getadelten „stärkenden Kost" wesentlich verschieden ist. Nicht nur Fleisch, sondern auch Bier (besonders das böse „Kulmbacher"), Rothwein, Kaffee, chinesischer Thee machen Hustenreiz durch Erhitzung und Verschärfung der Säfte. Am wenigsten schädlich, ja für daran Gewöhnte sogar zuträglich ist (echter) Mosel- oder Rheinwein, weil er, nur flüchtig reizend, aber Haut- und Lungenausdünstung fördernd, Lösung schafft. Kinder und Frauen halten sich lieber an Fenchelthee, jedoch ohne den beliebten Vielerleizusatz des offiziellen „Brustthees". Zur Abwechselung empfiehlt sich auch eine Milchkur; ja, die im IX. Jahrg. des Daheim (S. 607) besprochene Kumißkur vereinigt die Wirkung des Moselweins mit der der reinen Milch: mit Hilfe eines säfteverbessernden Trankes macht sie aus dem Abgezehrten einen Vollsaftigen; zumal die ursprüngliche, in der kirgisischen Steppe betriebene Methode, wie sie Ucke ausführlich beschreibt, kommt einer förmlichen Mästung gleich, aber wohlgemerkt verbunden mit beständigem Aufenthalte in frischer reiner, keineswegs sonderlich warmer Luft.

Daß und warum ich Einnehmen von Opium bei trockenem Husten für entschieden nachtheilig halte, habe ich in meinen wissenschaftlichen Büchern ausführlich erörtert. Hier zum Schluß noch ein Wort über den Gebrauch der in immer neuem Wechsel sich mehrenden Schleckereien: Bonbons, Pastillen, Karamellen, Extrakte.

Liegt ihm einerseits die richtige Absicht zu Grunde, die wunde Schleimhaut zu schmeidigen, so bringt er andererseits den durch jene ganz flüchtige Labung nicht aufgewogenen Nachtheil, daß er Magen und Säfte verdirbt, wie er denn auch sehr bald dem Gaumen zuwider wird. Weit wirksamer und zugleich säfteverbessernd erweist sich Eiswasser, welches auch den Krampf stillt, im Winter Gefrornes, auch wohl Schnee; ferner Obst, dessen Heilkraft ja durch die Traubenkur schon zur Geltung gekommen, sei es in frischem, sei es in geschmortem Zustande, nur ohne Zuckerzusatz. Namentlich empfiehlt sich Pflaumenmuß oder getrocknete Pflaumen, letztere gut abgewaschen, über Nacht aufgeweicht und in demselben Wasser (mit etwas Natron) zwei Stunden lang gekocht, als treffliches, stets mundendes hustenlösendes Mittel. Dies alles mag manchem, namentlich dem, der da wähnt, daß alles Heil aus der Apotheke komme, neu klingen, aber dennoch — probatum est!

Deutsche Städte und Bauten.

II. Meißen.

(Mit Illustration auf S. 125.)

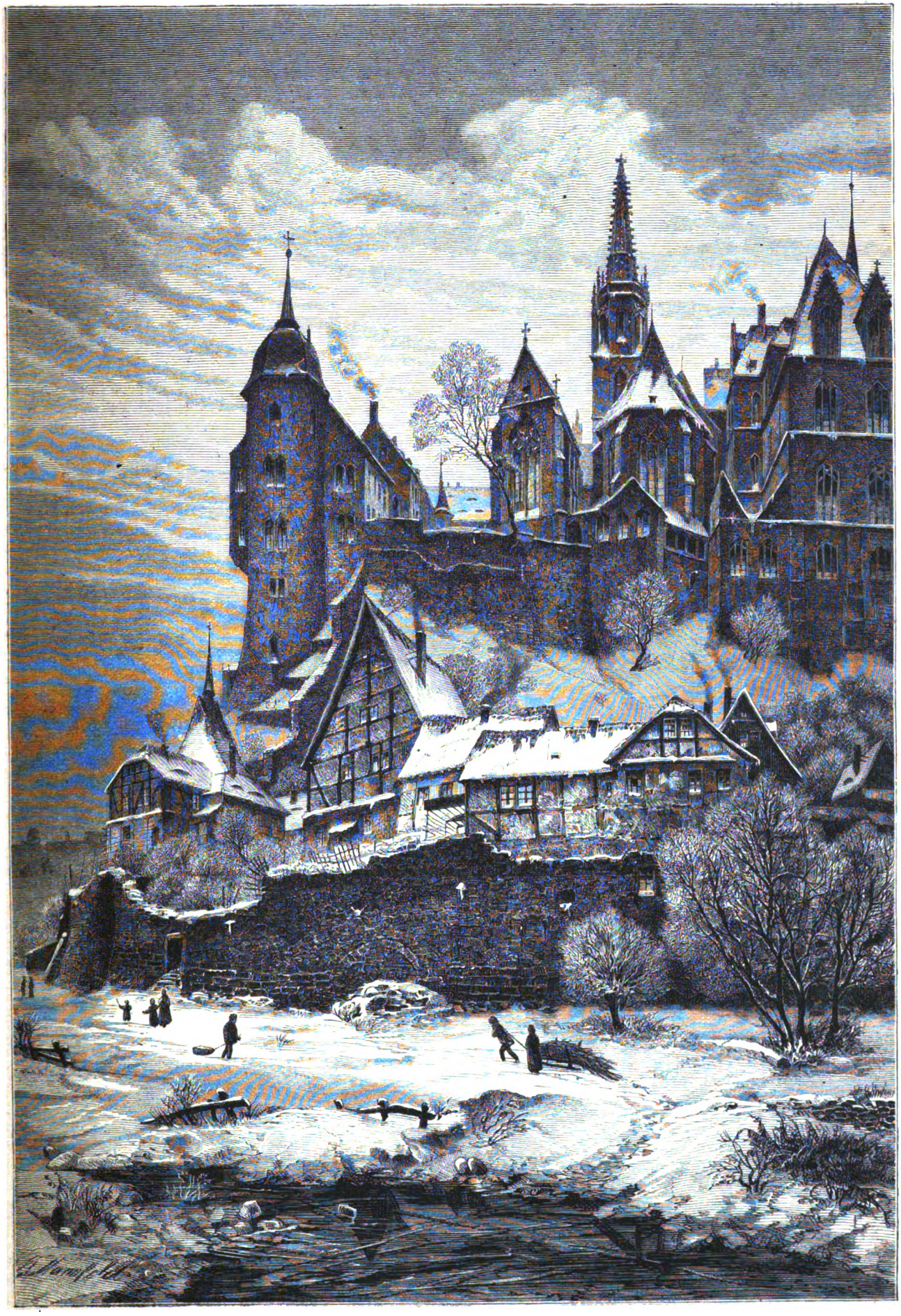
In einer prächtigen Gegend an der mittleren Elbe, begrenzt von Wein- und Waldgebirgen, wo die Bäche Triebisch und Meiße durchs Thal dem breiten Strome zueilen, da liegt Meißen, die uralte „schriftsässige" Stadt, in deren Lobeserhebungen sich schon viele Poeten erschöpft haben. Im Stil des siebzehnten Jahrhunderts pflegte man von ihr zu sagen, sie habe einen zahlreichen Kirchgang, einen lehrreichen Schulrang, weitreichenden Gerichtszwang, lustreichen Spaziergang, hallreichen Glockenklang, liebreichen Vogelgesang, lustreichen Fischfang, wasserreichen Schiff-, Floß- und Mühlengang, fruchtreichen Anhang, ungemeinen Weinschank und kornreichen Scheunenklang! So viel ist sicher, dieses kleine Meißen mit heute nur 13,000 Einwohnern ist eine der wichtigsten Kulturstätten im Reiche, ein Stamm- und Muttersitz der Germanisirung des wendischen Ostens, in dem das Brunnenstandbild Heinrichs I, des Städtegründers, uns an jene Zeit erinnert, als er hier, wie Ditmar von Merseburg uns erzählt, am Bächlein Misni eine Feste gegen die Daleminzier erbaute und mit einem Burggrafen besetzte. Die Gründung Heinrichs, welche man in das Jahr 930 verlegt, wurde durch seinen Sohn und Nachfolger, Otto den Großen erweitert, indem er Meißen zum Hauptort einer Markgrafschaft erhob und gleichzeitig ein Bisthum hier stiftete, so daß die zur Stadt gewordene Burg nun ein fester Stützpunkt und Schirm des Reiches gegen Osten und eine Leuchte für die dort wohnenden heidnischen Slaven wurde, deren Christianisirung und damit verknüpfte Germanisirung gerade von hier aus mit großem Erfolge betrieben wurde.

Die Mark Meißen, der Kern der nachmals obersächsischen Lande ist der Ausgangspunkt, wenn auch nicht die Wiege der sächsischen Dynastie geworden. Schon 1090 wurde Thimo von Wettin mit ihr belehnt, und einem seiner Nachfolger, Konrad dem Großen (1123), gelang es, gegen alle Mitbewerber und Feinde sich hier festzusetzen und das Land seinen Nachkommen aus dem Hause Wettin bis zum heutigen Tage zu vererben. Konrad steht da so hervorragend wie sein Zeitgenosse Albrecht der Bär, der in Brandenburg das vollbrachte, was er in Meißen. Und wenn der Slave Schafarik von letzterem schreibt: „Daß er sich in den Jahrbüchern der Menschheit dadurch verewigt habe, daß er die slavische Nationalität der Serben jenseit der Elbe auf jede Art und Weise, durch das Schwert wie durch böse Künste und List bis auf den Grund ausrottete", so liegt hierin vom deutschen Standpunkte eine Anerkennung Konrads. Unleugbar waren aber im Gefolge seiner Kriegszüge die Segnungen der Civilisation und des Christenthums.

So ist Meißen eine deutsche Kulturstätte geworden für ganz Deutschland; aber auch für Obersachsen blieb es dies im engeren Sinne noch lange Zeit, denn hier wurde durch die Markgrafen, Burggrafen und Bischöfe der Grund zu seiner militärischen, gerichtlichen und geistlichen Verfassung gelegt, hier entwickelte sich Sachsens Landwirthschaft durch die Bemühungen der Geistlichkeit, hier wurden viele Glieder der Wettiner Dynastie geboren und liegen noch mehr begraben, hier residirten Ernst und Albrecht, bekannt durch den „Prinzenraub", die Stifter der beiden sächsischen Linien, gemeinschaftlich bis zur Landestheilung, hier fand zweimal die Leipziger Universität (1519 und 1546) gastliche Unterkunft, als sie wegen Pest und wegen Belagerung ihren Stammsitz meiden mußte, hier begann Heinrich der Fromme mit der Einführung der Reformation in den albertinischen Landen (1539) und hier entstand 1543 die leuchtende Fürstenschule zu St. Afra, aus der Männer wie Rabener, Gellert, Lessing, J. H. Schlegel ꝛc. hervorgingen. Hier endlich stand die erste deutsche Porzellanfabrik und wurde von Albrecht dem Beherzten ein ragendes Schloß erbaut, das wenige seines Gleichen im weiten Reiche hat. Als Friedrich der Streitbare vom Kaiser Sigismund mit der Kurwürde und dem Herzogthum Sachsen belehnt worden war, trat der Titel der Meißener Markgrafen allmählich hinter dem der sächsischen Kurfürsten zurück, und in demselben Maße verlor die Stadt an Bedeutung, da schon 1270 Heinrich der Erlauchte zeitweilig die Residenz nach dem nahen Dresden verlegte, das mehr Raum zur Entfaltung darbot, als das zwischen Bergen eingeengte Meißen. Meißen selbst aber hatte sich kräftig entwickelt; sein schnelles Aufblühen wurde durch drei Hofhaltungen gefördert, denn Burggrafen, Markgrafen und Bischöfe wohnten hier auf engem Raume beisammen, bestrebt, einer den andern zu übertreffen. Freilich führte das zu mannigfachem Streite, zu Fehden und Bannsprüchen, und erst 1572, als die Markgrafen das Erbe der Burggrafen antraten und als mit dem letzten katholischen Bischof (Johann IX von Haugwitz) auch das Bisthum erlosch, waren die Markgrafen, nun schon Kurfürsten, die alleinigen Herren von Meißen.

Der einst stolze, nun bald tausendjährige Dynastensitz ist heute still geworden; Meißen stagnirte lange, hatten doch die Väter der Stadt es noch 1838 abgelehnt, daß die Dresden-Leipziger Bahn über Meißen gelegt würde, „da sie die Elbe besäßen". Verfallen ist das Schloß der Burggrafen, verlassen die Residenz der Bischöfe und der Palast der Kurfürsten, nur noch gering sind die Reste der alten malerischen Befestigungen.

Digitized by Google



Dom und Albrechtsburg in Meißen.

Originalzeichnung von B. Mannfeld.

Digitized by Google

Aber trotzdem zieht es uns dorthin, nicht nur weil hier eine hervorragende deutsche Kulturstätte ist, sondern wegen des Domes und der Burg, welche, die Stadt überragend, ihr ein ungemein malerisches Aussehen geben und die als Bauwerke an sich unser Interesse in hohem Grade erregen.

Meißen zeigt in seiner Bauart wesentlich den Renaissancecharakter. In Dresden war durch den glänzenden Hofhalt der Fürsten und deren Prachtbauten der neue Stil zur Geltung gelangt, und von hier aus verbreitete er sich auch über die benachbarten Städte, wie das in Meißen sich namentlich am Markte und in der Elbgasse erkennen läßt, wo noch hohe malerische Giebel und schöne Portale uns entgegen treten. Das sächsische Kurhaus, an der Spitze der reformatorischen Bewegung stehend, war auch für die Entwicklung des gesammten Kulturlebens, namentlich der Bau- und Bildkunst von eingreifender Bedeutung; ein reger Eifer für die Erneuerung des religiösen Lebens und Pflege der Wissenschaft ging bei diesem Fürstenhause mit einem höheren Kunstsinn Hand in Hand. Ein so gewaltiges Fürstenschloß wie die Albrechtsburg in Meißen, von dem Stifter der Albertinischen Linie 1471 bis 1483 durch den westfälischen Meister Arnold Bestürling noch ganz in gothischen Formen, aber in mächtigster Raumentwicklung erbaut, hat das Mittelalter in Deutschland nirgends mit Ausnahme der Marienburg hervorgebracht. Sie war bis zum Jahre 1710 eine der fürstlichen Residenzen, die aber vor Dresden zurücktreten mußte, und bis 1863 Sitz der berühmten von Böttger gegründeten Porzellanfabrik*), welche nun in einem großartigen Gebäude im Triebischthale untergebracht ist. Die alte verlassene Burg der Meißener Fürsten soll aber jetzt in ihrer ganzen Herrlichkeit wieder erstehen, und hierzu werden die Mittel der französischen Kriegskostenentschädigung entnommen. Ein Theil der fünf Milliarden wird dazu dienen, das durch seine überaus künstlichen Gewölbe berühmte Bauwerk wieder in stilgerechter Weise in wohnlichen Zustand zu versetzen und dasselbe zugleich zu einem Monument seines Erbauers und seiner eigenen Geschicke zu gestalten. Das erste und zweite Stockwerk, die architektonisch am reichsten entwickelt sind, sollen mit Wandmalereien in Wachsfarben geschmückt werden, der Hauptbankettsaal wird durch eine Reihe von Statuen geziert und das dritte, mit reich profilirten Holzdecken versehene Stockwerk für den königlichen Hof eingerichtet. Die Geschichte des Prinzenraubes, Bilder aus dem Leben des Alchymisten und Porzellanerfinders Böttger, aus den kirchenpolitischen Bestrebungen des Kurfürsten Moritz, die Stammburgen des wettinischen Fürstenhauses werden, von hervorragenden Künstlern gemalt, hier ihren Platz finden. Der Entwurf für die künstlerische Ausschmückung der Burg rührt von Dr. Roßmann her, und nach allem, was bis jetzt geplant ist, wird binnen hier und zehn Jahren die Albrechtsburg zu einem der schönsten Schlösser Deutschlands umgestaltet sein.

Neben dem Schlosse steht die Domkirche, eines der edelsten Bauwerke im gothischen Stile, dem heiligen Johannes geweiht und in seinen Grundlagen bis in die Zeit der sächsischen Kaiser zurückreichend. Im Verhältnisse zu ähnlichen Kirchen des Mittelalters ist die Meißener Domkirche nicht eben groß, aber die erhabene Einfachheit derselben erfüllt mit Ehrfurcht und Bewunderung, und der Inhalt, trotz vieler Verwüstungen und Beraubungen, ist immer noch ein reicher, namentlich an Grabdenkmälern und Epitaphien der Fürsten und Bischöfe. Freilich, die Pracht und der Glanz, welche dem Dom in der Zeit vor der Reformation eigen war, ist verschwunden; verschwunden sind die zweihundert Domherren und Meßpriester, die Jahr aus Jahr ein ununterbrochen den Kirchendienst versahen, für die 56 Altäre zur Lesung der gestifteten Messen nicht ausreichen wollten, wo die hier aufbewahrten heiligen Gefäße, Reliquien und sonstigen Kostbarkeiten einen nach damaligen Begriffen unschätzbaren Werth hatten. Geblieben ist noch der Altar mit dem Gemälde Lucas Cranachs, auf dem einst (1156) Markgraf Konrad der Große in einer glänzenden Versammlung von Bischöfen, Fürsten und adligen Herren Schwert und Harnisch feierlich niederlegte, um dann, alles irdischen Glanzes entledigt, ins Peterskloster bei Halle zu gehen, wo er im folgenden Jahre starb; noch sind die buntbemalten Statuen Ottos I und seiner Gemahlin Editha vorhanden, lang ist die Reihe der Denkmäler in der Begräbnißkapelle der wettiner Fürsten, und eigenthümliche Gedanken erweckt in uns der Stab des heiligen Benno, der in zwei Stücke zerbrochen noch gezeigt wird.

Unter den zahlreichen Bischöfen, die in Meißen gewirkt haben und im Dome eine Ruhestätte fanden, wollen wir diesen Benno, Graf von Bultenburg, besonders hervorheben, der ein einfacher Kanonikus zu Goslar war, als Erzbischof Hanno von Köln ihn 1056 zum Bischof von Meißen erhob. Benno weigerte und versteckte sich, ja er vergoß sogar Thränen, was jetzt, wie sein Biograph Schleich bemerkt, bei Leuten, die Bischöfe werden sollen, nicht mehr der Fall ist. Benno lebte mäßig, that viel Gutes und verrichtete auch Wunder, die sich meist auf das Wasser und seine Bewohner beziehen; die Domschlüssel, die er vor einer Romfahrt einst in die Elbe hatte werfen lassen, kamen nach seiner Rückkehr in einem Lachs wieder auf seine Tafel und als er, am Rande eines Teiches promenirend, durch das Quaken der Frösche im Nachsinnen gestört wurde, gebot er ihnen zu schweigen, worauf sie augenblicklich verstummten. Das war aber dem Bischofe auch wieder nicht recht; es rührte ihn der Gehorsam der Thierchen und er fragte sich seinerseits, ob er selbst der Stimme des Gewissens auch immer so schnell nachgekommen. Kurz, er geht an den Teich und ruft: „Quakt nur zu!" Neues Wunder: die Frösche begannen ihr Geschrei von neuem. Was die Geistlichkeit betrifft, so scheint er die gelockerte Manneszucht stramm angezogen und einen ordentlichen klerikalen Stechschritt eingeführt zu haben. Müde der vielen und mannigfachen Anstrengungen entschlief er endlich am 16. Juni 1106.

Aber die Hauptwunder begannen erst nach seinem Tode. Im Ossilegium S. Bennonis heißt es: „Der Klerus von Meißen ließ die Leiche seines Bischofs an einer dürftigen Stätte oder in einem entlegenen Winkel der Kathedrale begraben." Man wußte also gar nicht genau, wo Bischof Benno seine letzte Ruhe gefunden, und volle 170 Jahre lang kümmerte man sich nicht um ihn, bis 1266 Bischof Wittigo ans Ruder kam, ein unruhiger streitbarer Kopf, der seinen eigenen Landesherrn, den Markgrafen von Meißen in den Bann that; er war nach allem ein Bischof, wie ihn die preußische Regierung jetzt noch zu den übrigen gebrauchen könnte. Neben seiner Prozeß- und Fehdesucht hatte er aber doch auch Sinn für Domrestaurirung und wollte sich dadurch verewigen, daß er seine Kathedrale auf das glänzendste herstellte. Dazu gehörte aber schon damals Geld, und das Mittel der Sammlungen auf publizistischem Wege war noch nicht erfunden, eben so wenig kannte man Dombaulotterien. Blieb also der Ablaßhandel, den damals auch Bischöfe betrieben, der jedoch sammt den Heiligsprechungen später zu den päpstlichen Monopolen geschlagen wurde. Da aber der Ablaß nicht viel brachte und der Dombau nicht fortschritt, mußte man auf andere Mittel zur Geldeintreibung sinnen, und hier half der Zufall weiter. Eines schönen Morgens, als in den Seitenkapellen gebaut wurde, entdeckten Maurer in geringer Tiefe ein Grab mit unversehrten Knochen, daneben ein bischöfliches Gewand nebst einem Stab. Man erklärte den Fund sofort für Bennos Grab; hier war die „dürftige Stätte", und was die gut erhaltenen Gewandstücke betrifft, so lag eben in dieser Frische das Wunder und der Beweis für die Echtheit. Ueber die Gebeine selbst äußert sich ein 1524 erschienener Sendbrief „von der wahren Erhebung Bennos" wie folgt: „Das aber mögt ihr mir kühnlich nachsagen, denn ich's neben vielen mit eigenen Augen gesehen, da man den Benno zu Meißen erhub, daß sein Hemd nicht wohl zwo Fäuste groß war und sein Gebein und Röhren so klein, daß man's hat zusammengesetzt aufeinander, sollte der ganze Leib einem Mann kaum bis an die Hüfte gereicht haben. Daher viele meinen, es sei etwa ein Chorschüler erhoben an Bischofs Benno statt". Das Mißverständniß scheint aber bei der ersten Hebung um so weniger Eindruck gemacht zu haben, als Wittigo zur Vorsicht die Knochen mit Wein, mit diesem Wein aber einige Kranke waschen ließ, auch etlichen da-

*) Vgl. Daheim X. Jahrgang S. 760 ff.

Digitized by Google

von zu trinken gab und alle sofort gesund wurden. Nachdem auf diese Art die Beweise unwiderleglich festgestellt waren, wurde das Ganze in die Mitte der Kirche gebracht und eine steinerne Tumba darüber errichtet. Die Besucher des Grabes erhielten Ablaß, und der Bau des Domes florirte nun in ungeahnter Weise. Wittigo war lange todt, als der von ihm gegründete Bennokultus noch fortblühte; der Kulminationspunkt der Meißener Glorie erfolgte aber erst mit der Heiligsprechung Bennos durch Papst Hadrian VI, nachdem 25 Jahre lang die Untersuchung über die Verdienste Bennos gedauert hatte.

Da ergrimmte Martin Luther, dem Herzog Georg zu Sachsen und die Meißener Bischöfe die Reformirung der Albertinischen Lande wehrten, weidlich und er schrieb: „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll errichtet werden".

Die Meißener aber, böse über die Schmähung ihres neuen Heiligen, blieben die Antwort nicht schuldig und setzten ein Spottlied in Umlauf, in dem es heißt:

Ach Luther, Du viel böser Mann,
Was hat Dir Bischof Benno gethan,
Daß Du ihn so magst schänden?
Groß Wunder ist, daß Gott nicht richt',
Deiner Lotherei zu lange zusicht.
Du wirst's nicht ewig treiben.

Letztere Vermahnung war allerdings billig; doch trieb es umgekehrt das Bischofthum in Meißen nicht mehr lange, und Luther sollte noch seinen Fall, sowie die Vernichtung der Reliquien Bennos erleben.

Niemand aber hatte über Bennos Heiligsprechung eine größere Freude, als Herzog Georg zu Sachsen, Markgraf von Meißen, genannt der Bärtige, der ein eifriger Katholik und Feind der Reformation war. Am 16. Juni 1524 ließ er das angebliche Gebein des neuen Heiligen aus der Tumba von Rittern und Edlen mit silbernen Schaufeln herausheben und in einen neuen Sarg von geflecktem Marmor niederlegen, „einigen zur Erbauung, andern zum Gespött", während wieder andere wegen der schon erwähnten Kleinheit der Knochen in Zweifel geriethen und glaubten, man hätte, wie das Sprichwort sagt, „statt der Isis einen Esel erwischt". Obwohl das Vertrauen der Meißener in diese Reliquien immer mehr abnahm, ließ sich der gute Herzog doch nicht irre machen und genoß den Anblick seines Restaurationswerkes noch 15 Jahre, bis ihn eine tödtliche Darmgicht befiel. Er rang hart mit dem Tode, der am 17. April 1539 erfolgte, und war sehr bekümmert, weil er seine eigene Familie erloschen und sein Ländchen seinem Bruder Heinrich, einem Freunde Luthers, zufallen sah. Herzog Heinrich aber betrieb nun ungehindert das Reformationswerk und fing mit der Ausfegung des Domes an. Da war es denn schon am 15. Juli des vorgenannten Jahres, daß neben anderm „überflüssigen und abgöttischen" Zeuge, wie der Bericht lautet, auch das Bennodenkmal zu Falle kam. Der Marmor wurde weggehoben, die Gitter zusammen geschlagen, das Beinwerk selbst aber in die Elbe geschüttet. Das silberne mit Edelsteinen verzierte und auf 150,000 Gulden gewerthete Brustbild des Heiligen blieb bei der Kirche, bis es mehrere Jahre hernach das Kapitel selbst dem Herzog Moritz übergab, der nach der Wurzener Chronik den „unnützen Silberklumpen" zur Unterstützung von Schulen und Akademien verwendete. Indessen werden die Bennonischen Reliquien abermals mystisch. Wie der Phönix aus der Asche erheben sie sich aus der Elbe und flüchten nach Stolpen, von da nach Wurzen, bis sie 1576 in Herzog Albert V von Baiern einen neuen fürstlichen Liebhaber finden, der sie nach München bringt — das gehört aber nicht mehr in die Meißener Geschichte.

Die Domkirche ist jetzt wieder würdig und stilgerecht restaurirt; ein schlanker Thurm mit zierlichem durchbrochenen Helm erhebt sich gen Himmel statt der drei, die früher das Gebäude schmückten. Ihre Vernichtung ist so merkwürdig, daß wir sie hier erwähnen wollen, zumal sie von Seiten der Protestanten als ein Gottesgericht aufgefaßt wurde.

Am 25. April 1547 wurde Johann Friedrich der Großmüthige bei Mühlberg durch Kaiser Karl V geschlagen, und dieses Unglück ließ die Protestanten alles fürchten. Die katholischen Domherren in Meißen, sowie die Priester des Domes freuten sich aber, als ihnen von Mühlberg aus die Nachricht von dem Siege des Kaisers kam. Sie eilten in die Domkirche, um den ambrosianischen Lobgesang anzustimmen. Aber kaum hatten sie den Gesang beendigt, so zuckte vom völlig hellen, wolkenlosen Himmel ein Blitz hernieder und zerstörte die drei Hauptthürme, das Dach und die Orgel.

Vom Schloßberge aus hat man einen prächtigen Blick auf die gesegnete Landschaft ringsum, deren Schönheit Karl V den mittelitalienischen gleich stellt. Ueber Berge, Thäler und Auen schweift das Auge, es wandert entlang dem Elbthal, das mit zahlreichen Dörfern besäet ist. Weinberge, Obstgärten und Wäldchen bringen auf den längs dem Flusse sich hinziehenden Hügelreihen eine anmuthige Abwechslung hervor, die Elbe selbst ist von Kähnen und Dampfern belebt, und in der Ferne sieht man Dresdens Thürme und hinter diesen die sonderbar gestalteten Felsen des meißner Hochlandes (der sog. sächsischen Schweiz) aufsteigen.

Der hohe, Meißen gegenüber gelegene Bergrücken, der etwa eine Stunde lang sich am rechten Elbufer hinzieht, heißt die Spaare oder das Spaargebirge, und hier begegnen wir in den oberen, ausgewitterten Lagen des Syenitgesteins, dem Stolze der Gegend: dem Meißner Weinbau. Mag man nun auch die Nase rümpfen über die Elbweine, die jenem Getränke, das in klimatisch begünstigteren Lagen des Reiches, am Rhein und Main gedeiht, nicht gleichkommen, so zählen die Meißner Weine doch zu den guten Mittelsorten, und da die Verfälschung in diese Gegend noch nicht im großen Maßstabe vorgedrungen, so darf man in der Regel auch hoffen, von Meißen reinen Wein zu erhalten. Der Geistlichkeit des Stiftes, welche den Wein in der Kirche brauchte und ihn bei der Tafel wünschte, verdanken wir die Rebenpflanzungen des Spaargebirges; fränkische Kolonisten, die Wieprecht von Groitzsch im Anfange des 12. Jahrhunderts ins Land zog, brachten die Reben mit, und schon 1161 finden wir, daß Otto der Reiche der Kapelle St. Egydii zu Meißen einen Weinberg „zu Wachslichtern und zur besseren Erhaltung der Pfarre" vermachte. Sonder Zweifel mußte aber damals der Weinbau schon einträglich befunden worden sein, sonst dürfte es um das Wachsgeld und die Pfarrpfennige übel ausgesehen haben. Unter Bischof Konrad von Wallhausen (14. Jahrh.) blühte die Rebenkultur mächtig auf, und Luther kennt die Meißner Weine recht gut. Als er über die bekannte Predigt vom Abendmahl mit dem Meißner Bischof Johann VII und besonders mit dessen Offizial in offene Federfehde gerieth, schrieb er 1519 letzterm: „Er solle auf ein andermal zu nüchtern Morgen Zeddul schreiben, ehe er noch des Weins von Kötzbar (bei Meißen) zu viel genossen, auf daß nicht Noth sei zu argwöhnen, er habe sein Gehirn zu Kötzbar verloren." Schon damals, als Kellereien in Leipzig, Torgau und Dresden errichtet waren, in denen die Meißner Weine lagerten, gingen diese bis Hamburg, wo man sie versüßte und dann unter fremden Namen in die Welt sandte, worüber schon Paul Knohll, seit 1668 kurfürstlicher Bergschreiber, klagt, ein Mann, der sich durch seine „Klein Vinikulturbüchlein" um den Meißner Weinbau höchst verdient machte. Auf die Winzer ist er schlecht zu sprechen, er nennt sie alle Betrüger und Habsüchtige, welche eher Weinzieher als Winzer wären, die Saufkanne flugs in acht Tagen nicht vom Maule brächten und nur gegen Geschenke ihre Pflicht thäten. Solle der Winzer nur halbweg taugen, so müsse man ihn jährlich mit einem paar Hosenfellen, mit Tuch zu einer Juppe, die Frau aber mit einer Buschelmütze und schönem Latze beschenken. Man hatte also auch in jener Zeit und nicht blos in unserer socialistischen Periode seine liebe Noth mit den Arbeitern. Da in den kurfürstlichen „Kufenhäusern" genaue Rechnung über die Meißner Weine gehalten wurde, so können wir mit deren Hilfe auch die Preissteigerung bestimmen, welche der Wein erlitten hat. Im Jahre 1585 bezahlte man in Meißen guten Wein den Eimer mit 30 Groschen; im Anfange dieses Jahrhunderts kostete er schon 7—8 Thaler und jetzt durchschnittlich 10—12 Thlr. Ein Schoppen Meißner ist gar nicht übel, und wir leeren ihn mit einem Hoch auf die gute alte Stadt Meißen.

Digitized by Google

Am Familientische.

Erfahrungen eines eifrigen Kaffeetrinkers.

Kürzlich machte sich eine größere Zeitung über die „dichterischen Produkte“ eines biedern österreichischen Poeten lustig und geißelte auch die unschuldigen Worte:

Kaffee, du liebe Bohnenfrucht, Wirst braun gebrannt und fein gemahlen,
Wirst jeden Morgen aufgesucht, Gebrüht mit Wasserstrahlen.

Ich möchte den Dichter in Schutz nehmen; er entwickelt hier entschieden ein außerordentliches Verständniß für die richtige Bereitungsweise des Kaffees, wie man das bei einem Oesterreicher auch voraussetzen darf; denn namentlich die Wiener sind ja bekannt ob ihrer Kaffeekenntnisse. Das Brennen, das Mahlen, das Brühen sind die drei Stadien der Herstellung, denen ich auf weiten Reisen bei den verschiedensten Völkern meine besondere Aufmerksamkeit widmete und über die ich Erfahrungen sammelte, welche ich gern zum allgemeinen Nutzen und Frommen hier zur Verfügung stellen möchte.

In Deutschland hört man häufig, daß eine Mischung von Brasil- und Javakaffee das beste Getränke liefere; der Pariser hält es für nöthig, $\frac{1}{3}$ Mokka, $\frac{1}{3}$ Bourbon und $\frac{1}{3}$ Martinique zu vermengen. Da aber Mokka in Arabien durchaus keinen Kaffee mehr liefert, auch nicht eine einzige Bohne, so muß von dieser Sorte abgesehen werden; was im Handel unter dem Namen Mokka geht, stammt nicht von dieser am rothen Meere gelegenen Stadt. Ganz andere Länder als Arabien versorgen uns jetzt mit Kaffee, dessen steigende Produktion in lehrreicher Weise die Zunahme des allgemeinen Wohlstandes illustrirt. Die Kaffeegewinnung hat sich nach einer Zusammenstellung Moreiras in den letzten 40 Jahren nahezu auf das Viersache gehoben, denn während 1832 noch kaum 2 Millionen Zollcentner davon produzirt wurden, betrug die Gesammtgewinnung 1872 etwa 8 Millionen Zollcentner. Diese große Menge wurde aber nicht etwa zu niedrigen, sondern zu sehr hohen Preisen auf den Markt gebracht, wie jede gute Hausfrau an der Steigerung des Preises erkannte. Während aber die Menge der Erzeugung und des Verbrauchs in ziemlichem Einklange vorschreitet, hat sich in den örtlichen Verhältnissen der ersteren eine Veränderung von Wichtigkeit ergeben. Die ursprünglichen Kaffeeproduktionsländer im Orient wurden immer mehr durch die Produktionsländer in Westindien, in Central- und Südamerika verdrängt, und hier wieder hat Brasilien alle übrigen so rasch überflügelt, daß es in den letzten zwanzig Jahren mehr als die Hälfte von allem in den Handel gelangenden Kaffee lieferte, nämlich im Durchschnitt $4\frac{1}{2}$ Mill. Cntr. Java liefert $1\frac{1}{2}$ Mill., Ceylon 850,000, San Domingo 600,000, Ostindien 400,000 Cntr., während über Alexandria nur etwa 20,000 Cntr. arabischer Kaffee unter dem Namen Mokka in den Handel kommen.

Aus dieser statistischen Zusammenstellung ist schon zu ersehen, daß wir bei weitem am meisten Brasil- und Javakaffee trinken. Die Bohne ist leicht zu kaufen, aber die große Frage der Zubereitung ist keineswegs leicht, und wenn auch darüber schon manches veröffentlicht wurde, so mögen Sie mir doch nochmals das Wort darüber gönnen, da ich an der Hand meiner Reiseerfahrungen auf diesem Gebiete einiges Neue zu bringen gedenke. Die wohlaufzuwerfende Vorfrage des Röstens bedarf einer besonderen Betrachtung. Der Kaffee enthält ein Harz (oder Gummi), ein Oel, ein beständiges und ein flüchtiges Salz. Durch das Rösten (vulgo Brennen) werden seine salzigen, so erfrischenden Eigenschaften entwickelt, die leicht verflüchtigen. Es ist daher von der größten Wichtigkeit, ihn so bald als möglich nach dem Rösten zu trinken, ehe dieses Aroma wieder verschwunden ist. Von hoher Wichtigkeit erscheint mir die Frage: ob der Kaffee in einem offenen oder in einem verschlossenen Gefäße gebrannt werden soll? In Europa habe ich nur geschlossene Cylinder gesehen, in denen dieses Geschäft vollführt wird, bei den Arabern, z. B. in Palästina, fand ich dagegen offene Pfannen. Wie stark der Kaffee zu rösten ist, darüber herrschen gleichfalls verschiedene Ansichten. Sind die Bohnen nicht genug gebrannt, so fehlt dem daraus bereiteten Getränke das erfrischende Leben, weil die erwähnten Salze nicht entwickelt sind. Röstet man sie dagegen zu stark, so entsteht ein bitterer Geschmack. Gewöhnlich nimmt man an, daß 14 Pfund rohe Bohnen $10\frac{1}{2}$—11 Pfund geröstete liefern sollen.

Ferner ist eine wichtige Frage: sollen wir den Kaffee mahlen oder stoßen? Gewöhnlich wird er bei uns auf einer Kaffeemühle gemahlen; in seiner Heimat, bei den Arabern, sah ich, wie er in einem Mörser gestoßen wurde. „Das ist ja ganz einerlei, wie er zerkleinert wird,“ höre ich sorgsame Hausfrauen ausrufen. Mit nichten, sage ich, und ich habe hier die größte Autorität in Kochsachen, nämlich Brillat-Savarin, den Verfasser der „Physiologie des Geschmacks“ (deutsch von Prof. Karl Vogt, dem „Reichsregenten“) auf meiner Seite. Er stellte zahlreiche Versuche mit gemahlenem und gestoßenem Kaffee an und fand das Getränk aus letzterem bei weitem besser. Auch der Romanschreiber Balzac, der eine großartige Sammlung von Kaffeemaschinen aller Art besaß, kam zu demselben Ergebnisse. Aber die Ursache dieser Erscheinung? wird man fragen. Der alte Napoleon, der gern die Leute aufs Eis zu führen suchte, fragte einen berühmten Chemiker, wie es denn käme, daß pulverisirter Zucker den Kaffee weniger süß mache als Zucker in Stücken. Der Chemiker, welcher hinter dieser Frage ein großes wissenschaftliches Geheimniß verborgen wähnte, führte aus: Zucker, Stärke und Gummi beständen aus denselben chemischen Elementen in gleichen Mengen, und es müsse wohl sein, daß durch das Stoßen der Zucker eine stärkeartige Beschaffenheit erhalte, daher weniger süß mache. Napoleon lachte. Etwas ähnliches wird es beim „Mahlen“ und „Stoßen“ sein.

Zuletzt der Aufguß, der auf die verschiedenste Weise dargestellt wird. Die einen setzen das Pulver mit kaltem Wasser an, lassen es „ziehen“ und erhitzen dann die gewonnene Brühe. Andere wieder kochen das ganze Pulver und setzen etwas Eiweiß zu, um das Getränk zu klären, noch andere übergießen den Kaffee mit heißem Wasser und lassen ihn dann sich setzen. Am besten sind die mit Spiritus geheizten Siebmaschinen, die jeder Klempner liefert, wo zunächst der Dampf des erhitzten Wassers den pulverisirten Kaffee durchströmt und aufschließt, die dann umgedreht werden, so daß das kochende Wasser über den Kaffee läuft und ihn schnell auslaugt. In Frankreich ist diese Maschine, der „Percolateur“, sehr verbreitet. Aber um guten Kaffee auf diesem Wege zu erhalten, merke man sich zweierlei: man nehme genug Pulver und dann bereite man den Aufguß möglichst schnell. Kurz und bündig, lautet die Losung bei der Herstellung des Kaffees.

Wenn ich, der alte weitgereiste Junggeselle, der in New-York und Konstantinopel, in Paris und in Jerusalem Kaffee trank und überall dessen Herstellung sorgsam studirte, meinen Freunden und Freundinnen eine Tasse des edlen Getränks vorsetzte, zu dem die Bohnen selbst von mir bronzebraun in offener Pfanne geröstet, im Mörser fein gestoßen und im Percolateur mit siedendem Wasser ausgezogen waren, dann brachen sie alle jedesmal in den Ruf aus: „Wo haben Sie nur den ausgezeichneten Kaffee her?“

H. v. H.

Briefkasten.

Hrn. P. E. N. Der im Artikel: „Das deutsche Familienhaus“ auf S. 72 mitgetheilte Entwurf hat den Architekten Ed. Martin zum Autor und ist s. Z. in den Architektur-Entwürfen von Prof. Nicolai in Dresden vorgeführt worden. — R. E. Wegen Heinrichsbad sind Anfragen zu richten: „An die Verwaltung von H. bei Herisau, Appenzell, Schweiz“, von wo Sie auch Prospekte erhalten können. — R. G. Für Aufbewahrung und Rücksendung von Gedichten übernehmen wir durchaus keine Garantie.

Der III. (Schluß-) Artikel von R. Meyer: „Die Schutzzöller“, wird in Nr. 9 erscheinen.

Inhalt: Eleonore. (Forts.) Roman von Alex. Römer. — Ein kassirtes Todesurtheil. (Schluß.) Histor. Skizze von Georg Hiltl. Zu dem Bilde von v. Rosen. — Der trockene Husten, seine Verhütung und Behandlung. Von Dr. Paul Niemeyer. — Deutsche Städte und Bauten. II. Meißen. Mit Illustration von B. Mannfeld. — Am Familientische: Erfahrungen eines eifrigen Kaffeetrinkers.

Soeben erschien:

Jugenderinnerungen

von

Karl Gerok.

Erste Auflage und zweite Auflage, unveränderter Abdruck.

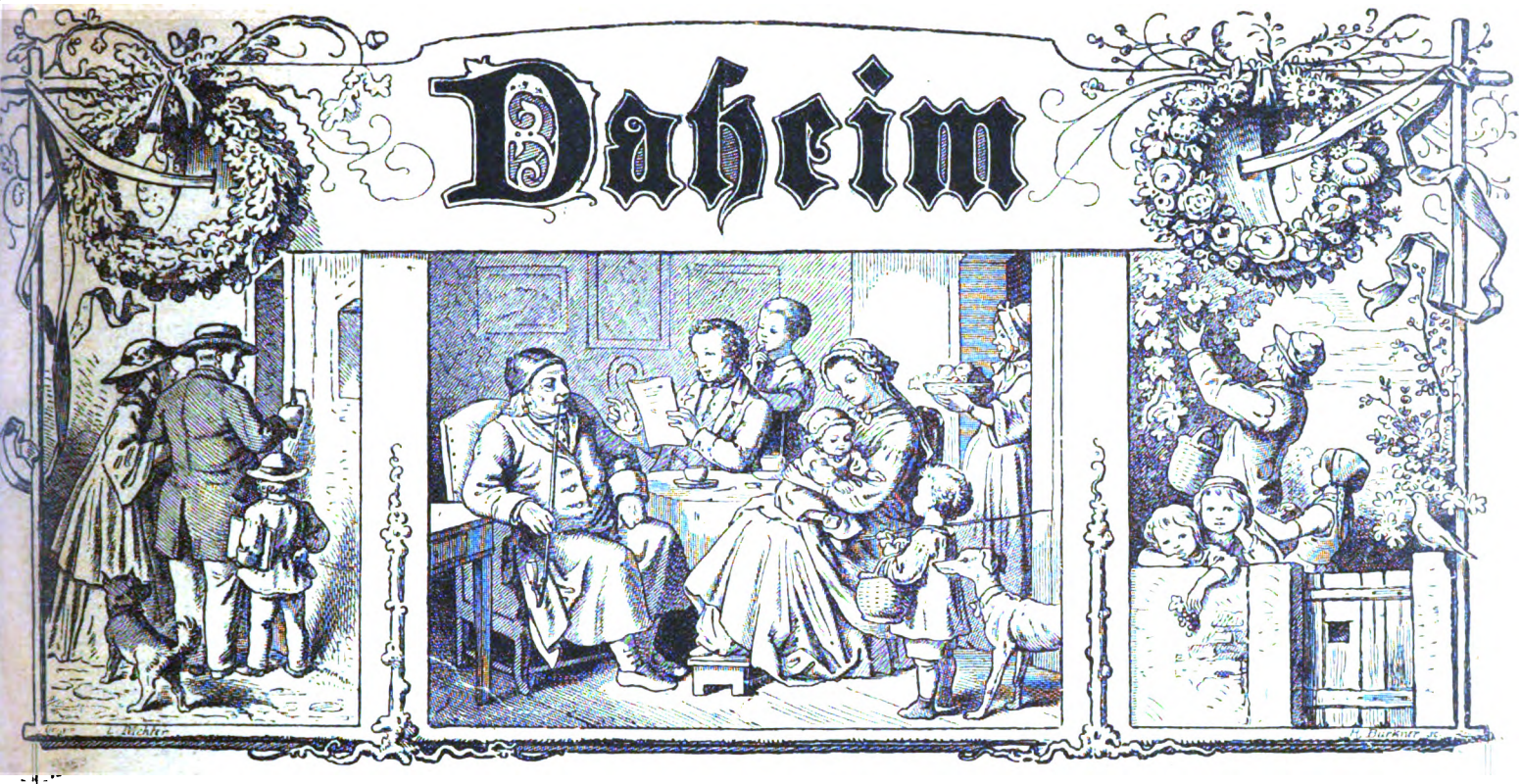
23 Bogen 8°. Elegant broschirt 5 Mark. Gebunden in feinem Geschenkband 6 Mark.

Diese Jugenderinnerungen des den Daheimlesern wohlbekannten Dichters und Theologen werden in weiten Kreisen interessiren. Das hübsch ausgestattete Buch empfiehlt sich als Geschenk in allen Kreisen, wo der Dichter der „Palmblätter“ geschätzt wird. Die erste Auflage wurde während des Erscheinens vergriffen; die zweite, ein unveränderter Abdruck, ist bereits erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 27. November 1875. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 9.

Ein Opfer.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Novelle von F. L. Reimar.

„Vortrefflich, Walden, auf Ehre!"

„Sie sind ein Festordner par excellence, und wenn wir mit unserer Fete heute Abend Furore machen, erkennt Ihnen die gesammte Messe einen Orden pour le mérite zu!"

Die Rufe erschallten aus einer Gruppe von Offizieren, die sich in dem mit vielem Geschmack dekorirten Ballsaal des ersten Hotels der Stadt — es war die Garnisonsstadt K. — um einen Kameraden versammelt hatte, welcher offenbar mit der Leitung einer besonderen Festlichkeit betraut war und die ihm gezollten Komplimente mit geschmeichelter Miene entgegennahm.

„Ich habe mir in der That Mühe gegeben, den Damen unserer Garnison den Beweis zu liefern, daß sie verstanden haben, unsern Geschmack zu bilden," entgegnete er. „Sie wissen es ja: Denn in der Grazien züchtigem Schleier —"

„Ei, wie galant!" unterbrach ihn einer der Offiziere lachend. „Aber Sie haben recht, es ist eine Ehrensache für uns, daß wir uns nobel aus der Affaire ziehen, denn wir Junggesellen haben uns ja bei unseren Vorgesetzten und ihren Damen für alle im Laufe des Jahres von ihnen erwiesene Gastfreundschaft zu revanchiren! Also nun noch einmal zu unserem Programm zurück, wie lautete es doch, Walden?"

„Zuerst stellen wir, wie gesagt, die lebenden Bilder," entgegnete der Gefragte und deutete dabei mit der Hand auf ein erhöhtes Podium im Hintergrunde des Saales, das aber noch durch einen Vorhang von dem übrigen Raume getrennt war, „zu denen alles sorgfältig arrangirt ist; dann folgt eine Pause, in welcher die Gesellschaft sich durch die verschiedenen Räume vertheilen mag. Für die älteren Herrschaften sind Spieltische aufgestellt und die jüngere Welt hat nach Gefallen für ihre Unterhaltung zu sorgen. Um dem ästhetischen Sinn unserer Damen zu genügen, habe ich bei unseren Kunstgärtnern alles requirirt, was sie an blühenden Gewächsen vorräthig hatten. Sie wurden so eben abgeladen und sind meiner Ordre gemäß in das Zimmer geschafft worden, welches ich zu einem romantischen kleinen Boudoir einzurichten dachte. Wollen Sie mir helfen, dasselbe zu arrangiren und die von den Kunsthändlern entliehenen Mappen und Albums aufzulegen?"

Einige der Offiziere gaben eine zustimmende Antwort; von ihnen gefolgt, schritt Walden durch verschiedene andere Zimmer auf das bezeichnete Gemach zu und legte die Hand auf den Drücker der Thür, wandte sich dann aber rasch um und rief dem mit einem etwas verlegenen Gesicht herbeieilenden Kellner zu:

„Die Thür ist von der anderen Seite verschlossen — öffnen Sie schnell, Louis!"

Der Angeredete rieb ängstlich seine Hände und entgegnete: „Entschuldigen Sie, Herr von Walden, das Zimmer ist seit einigen Stunden besetzt; aber drüben, jenseits des Korridors, ist ein anderes für Sie bereit, und dorthin haben wir auch die Gewächse schaffen lassen."

„Wie, und Sie wußten doch, daß wir die ganze Suite der Zimmer gebrauchten!" rief der Offizier ärgerlich. „Es ist nur zu wahr: Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!"

„Wie konnten Sie so unverschämt sein, in unsere Rechte zu greifen?" fiel einer der anderen Herren ein.

Der Kellner murmelte etwas von Mißverständnissen, von der Unmöglichkeit, den Anforderungen des Fremden, welcher hier eingezogen, durch ein anderes Zimmer zu genügen ꝛc., wurde aber von dem Offizier, der zuletzt gesprochen hatte, mit den barschen Worten unterbrochen:

„Einerlei, der Kerl muß weichen! Sehen Sie zu, wie Sie sich aus der Patsche bringen, Louis, und weisen Sie ihm ein anderes Quartier an — meinetwegen unterm Dache."

Der feinere Walden hatte inzwischen auf einen Ausweg gesonnen. „Was ist's für ein Herr?" fragte er.

„Wir hatten noch nicht Zeit gefunden, ihm das Fremdenbuch vorzulegen," entgegnete der Kellner, „wenn Sie es jedoch wünschen, will ich im Augenblick —"

Digitized by Google

Walden schnitt sein Anerbieten ab, indem er fragte:

„Wie hoch taxiren Sie ihn nach Ihren Kellnererfahrungen?"

„Er könnte immerhin ein Baron sein!" beeiferte sich der Gefragte zu versichern.

„Militär oder Civilist?" fragte einer der Offiziere rasch.

„Eine Uniform habe ich nicht bemerkt!" gestand Louis, dessen eben auflebender Muth bereits wieder sank.

„Nun gut, ich will versuchen, die Sache zu einem friedlichen Ende zu bringen," entschied Walden. „Vielleicht gelingt es mir, den Fremden „mit sanft überredender Bitte" zur Abtretung des Zimmers, das wir wirklich nicht entbehren können, zu bewegen; im äußersten Nothfall ködere ich ihn mit einer Einladung."

„Aber wenn er kein Militär ist?" fragte einer der jüngeren Offiziere bedenklich.

„Walden zuckte die Achseln. „Vor einer ausgesprochenen Noth weicht die Regel!" sagte er. „Ueberdies würde ein einzelner Schwanzrock den Charakter unserer Versammlung eben nicht touchiren."

Das Wort fand keinen weiteren Widerspruch, und Walden bereitete sich deshalb auf seine Visite vor.

Als er auf ein kräftig ausgesprochenes „Herein!" in das Zimmer des Fremden trat, erhob sich aus dem Sopha die schlanke Gestalt eines jungen Mannes mit dunklen Haaren und eben so dunklen lebhaft blitzenden Augen, die dem unerwarteten Besuch fragend entgegenblickten. Es lag etwas in diesen Augen, was Walden einen kleinen Theil von seiner eben noch empfundenen Sicherheit raubte, und mit einem gewissen Befangen suchte er nach einem Anknüpfungspunkt für seine Bitte, nachdem der Fremde sich höflich auf die Erklärung verneigt hatte, daß es der Lieutenant und Regimentsadjutant von Walden sei, der sich die Ehre gebe, ihm seinen Besuch abzustatten. Vielleicht ahnte der letztere etwas von der Verlegenheit seines Gastes, denn ein angenehmes Lächeln glitt über seine Züge, und er sagte:

„Es würde mir eine Freude sein, Ihnen mit irgend etwas dienen zu können!"

Damit war denn die Brücke gebaut, und der junge Offizier fand mit ihrem Betreten seine Leichtigkeit und Sicherheit wieder; aber seltsam genug war es, daß er die Einladung für die Fete, die sein Reservefond sein sollte, jetzt voranstellte und die zweite Bitte um die Abtretung des Zimmers gleichsam nur als Nebensache behandelte, so daß es scheinen durfte, als sei ihm und der ganzen Gesellschaft das Wichtigste, von dem Fremden die Zusicherung zu erlangen, den heutigen Festabend durch seine Gegenwart verherrlichen zu wollen.

Wohl spielte ein neues feines Lächeln um die Lippen des Fremden bei der etwas wortreichen Rede des jungen Offiziers, zu der auch Schiller und Goethe einige Schlagworte zu liefern hatten; aber der letztere genoß doch die volle Freude über seine gelungene Mission, denn der Fremde erklärte sich bereit, sein Zimmer gegen jedes andere ihm gebotene vertauschen zu wollen; zugleich nahm derselbe mit freundlichem Dank die Einladung an, in den Gesellschaftszimmern einen Ersatz für das Opfer seiner Ruhe und Behaglichkeit zu suchen.

„Ich bin durchaus fremd an diesem Ort," sagte er, „und da ich ein Freund der Geselligkeit bin, so muß ich es als eine besondere Gunst des Zufalls betrachten, daß sich mir die Kreise derselben hier sofort eröffnen."

„Und unter welchem Namen erlauben Sie mir Sie der Gesellschaft vorzustellen?" fragte der Offizier.

„Ah so, ich vergaß, daß Sie Ihre Freundlichkeit einem Ihnen völlig Unbekannten zugewandt haben!" erwiderte der Fremde mit einem leichten Anflug gutmüthiger Ironie. „Ich heiße Bergheim."

Mit diesem kurzen Bescheide mußte sich Walden begnügen, denn eine Bemerkung über Stand und Beruf fügte der Fremde nicht bei; zu irgend einer weiteren Frage oder Erkundigung aber blieb ihm selbst kaum Zeit, denn Stimmen und Rufe von außen erinnerten ihn, wie viel es für den Festordner noch zu thun gab, und mit einigen höflichen aber flüchtigen Worten verabschiedete er sich einstweilen von dem neuen Bekannten.

Seine Rückkehr zu den Kameraden erwies sich auch als höchst nothwendig, denn alle Arrangements, die er mit wirklich großem Geschick zu leiten verstanden hatte, waren während seiner Abwesenheit ins Stocken gerathen, und es gab Verwirrung an allen Enden. Die widersprechendsten Befehle der Offiziere jagten die geängstigten Aufwärter hin und her, und doch geschah nichts, um das herrschende Chaos zu lichten. Erst als Walden wieder den Oberbefehl über seine Truppen übernommen hatte, kehrte Ruhe und Ordnung zurück, und wenn er sich auch mehr als einmal die Stirn trocknen mußte, die von Eifer und Anstrengung perlte, so war doch zur festgesetzten Stunde alles nach seinen Wünschen und Plänen eingerichtet, und er durfte erwarten, daß der Erfolg seine Mühe lohnen würde.

In der That gewann das Fest einen sehr befriedigenden Charakter. Die Gesellschaft war glänzend und zahlreich erschienen, Waldens Arrangements erwiesen sich als vortrefflich, und die lebenden Bilder, an denen sich auch ein Theil der Damenwelt betheiligte und welchen wechselsweise ernste und heitere Motive untergelegt waren, gelangen über alle Erwartung. Als mit ihnen der erste Theil des Festprogramms erledigt war und die Gesellschaft sich Waldens Anordnungen zufolge in einzelne Gruppen vertheilt hatte, benutzte der letztere einen freien Moment, um einen kurzen Kriegsrath mit verschiedenen der Kameraden zu halten und jedem von ihnen seinen Posten für den weiteren Verlauf des Abends anzuweisen.

„Also um jede Verwirrung zu vermeiden," sagte er, „hat jeder von Ihnen die Dame zu bezeichnen, die er zum Souper zu führen wünscht, was ja die Hauptgelegenheit für die Unterhaltung bleibt. Sie z. B., Helfen —"

„Ich nehme die schöne Emilie von Werden," fiel ihm der Angeredete ins Wort.

„Und ich die kleine Weller!" „Ich Fräulein von Rosen!" „Ich die schwarzäugige Frau von Melling!" tönte es rings im Chor durcheinander, so daß Walden sich kaum Gehör verschaffen konnte.

„Aber, meine Herren," fragte er endlich, „wo bleibt denn Fräulein von Solling? Bedenken Sie die schuldigen Rücksichten! „Es liegt um uns herum gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub!"

Eine augenblickliche Pause entstand. „So stürzen Sie sich für uns in den Abgrund, Walden!" rief eine lachende Stimme, und sofort ertönten andere Rufe: „Ja, ja, Fräulein Helene bleibt Ihre Dame! In Ihrer Citatenrüstung können Sie ihr noch am ersten entgegentreten und ihr vielleicht ein bischen imponiren, wenn sie von Schiller und Goethe anfängt oder wohl gar nach Schopenhauers Philosophie fragt, wie neulich den armen Hellberg, der ihr ganz verblüfft antwortete, die Gabriele sei das letzte, was er von ihm gelesen, und er müsse gestehen, sie habe ihn recht gerührt."

Ein allgemeines Lachen entstand, in das nur Walden nicht einstimmte, der vielmehr etwas verdrießlich darein schaute, schließlich aber doch sagte: „Nun wohl, ich will das Unvermeidliche mit Würde tragen."

Bergheim, der erklärt hatte, daß er der Ausräumung seines Zimmers aus dem Wege gehen und mittlerweile einen Gang durch die Stadt machen wollte, war erst kurz vor Beginn der Vorstellungen in den Saal getreten, und Walden, der Vielbeschäftigte, hatte daher noch nicht Zeit gefunden, ihn mit der Gesellschaft bekannt zu machen oder sich nur selbst nach ihm umzusehen. In der Pause aber erinnerte er sich seines Gastes, und als er seine Augen suchend umherschweifen ließ, entdeckte er Bergheim, der in ruhiger Haltung, an eine Säule gelehnt, wie auf einem Beobachterposten stand.

„Ah, Sie mustern unsere Schönen, ob dieselben Ihnen zum Tanz behagen dürften?" fragte er, indem er mit einem verbindlichen Lächeln auf ihn zutrat.

„Ich bin kein Tänzer," entgegnete der Fremde, „darum aber Damenbekanntschaften durchaus nicht abgeneigt. Möchten Sie die Vermittlung übernehmen?"

Natürlich erklärte der Adjutant seine größte Bereitwilligkeit und fing zunächst an, ihm eine Anzahl von Namen zu nennen, deren Trägerinnen er ihm vorstellen wolle.

„Vor allem sagen Sie mir," fiel der Fremde ein, „wer

Digitized by Google

ist die junge Dame mit der vornehmen Haltung und den klassisch-edlen Zügen, deren Ausdruck mir nur fast zu ernst ist? Ich bewundere seit einer Weile die prächtige Erscheinung."

„Prächtig — ja! Es ist Fräulein Helene von Solling, die Tochter unseres Obersten," entgegnete der junge Offizier.

Etwas verwundert blickte der Fremde zu ihm auf. „Sie sprechen mir das Wort so gedehnt nach, Herr von Walden; stimmt meine Aeußerung nicht mit Ihrem Geschmack?"

„O ja, gewiß!" versetzte der Gefragte rasch, „auch ich bin ein Bewunderer des Fräuleins, das wohl als die erste Schönheit unseres Damenkreises gelten muß, nur — Sie wissen ja, was Goethe sagt: ‚Wie der Schnee so weiß, aber kalt wie Eis!' Indessen, ich will Ihrem Urtheil nicht vorgreifen: kommen Sie, daß ich Sie der Dame vorstelle!"

Die beiden Herren näherten sich dem Fräulein und Walden bat um die Erlaubniß, ihr den Herrn — Herrn von Bergheim präsentiren zu dürfen. Sie machte eine leichte Verbeugung, als der Fremde sich ehrerbietig verneigte, schien ihm aber kein besonderes Interesse zu widmen, denn ihre Augen streiften ihn mit einem etwas gleichgültigen Ausdruck, und sie ließ sich nicht herab, ein verbindliches Wort an ihn zu richten. Erst als er mit ruhigem Ton, aber mit einem Lächeln, das er nicht zu unterdrücken vermochte, sie „und auch den Herrn Adjutanten", wie er mit einer leichten Bewegung gegen diesen hinzufügte, seinerseits um die Erlaubniß bat, die Vorstellung korrigiren und sich einfach „Richard Bergheim, Architekt" nennen zu dürfen, glitt etwas wie eine leise Ueberraschung oder Theilnahme über ihre Züge, und es war, als sei sie jetzt der Anknüpfung eines weiteren Gesprächs nicht abgeneigt, doch wurde dieselbe durch eine ältere Dame, die mit irgend einer Frage an das Fräulein herantrat, gehindert. Es war die Oberstin von Solling, die Mutter Helenens, gegen welche die Vorstellung des Fremden, die aber diesmal nicht von dem letzteren korrigirt zu werden brauchte, wiederholt wurde. Auch über ihre Züge flog etwas wie Ueberraschung; sie mochte in dem schlichten schwarzen Rock, der ihr augenscheinlich an dieser Stelle als ein Räthsel erschienen war, eine ausgezeichnete Persönlichkeit, vielleicht einen Diplomaten gewittert haben, und Bergheim hatte es deshalb zu tragen, daß die Enttäuschung einen Ausdruck auf ihrem Gesicht hervorrief, der von Geringschätzung schwer zu unterscheiden war. Mit höflicher Gelassenheit zog er sich von den Damen zurück.

Die Unterhaltung der Gesellschaft drehte sich zumeist um die gesehenen Bilder, und vielleicht mochten die Besprechungen, die sich in den ewig wiederkehrenden Versicherungen erschöpften, daß dieselben „entzückend" und „reizend" gewesen, Helene ermüden, denn sie zog sich nach einer Weile aus dem bunten Schwarm zurück, und als Walden bald darauf einen Blick in das von ihm zum Boudoir umgeschaffene Zimmer warf, sah er sie allein auf einer Chaiselongue sitzen und aufmerksam die Blätter eines Kunstalbums — es enthielt Darstellungen von Antiken — betrachten. Seine Courtoisie gebot ihm, näher zu treten und ihr mit einigen verbindlichen Worten seine Freude auszudrücken, daß eins unter den aufgelegten Werken ihr Interesse gewonnen zu haben scheine. Seine Anrede galt ihr aber offenbar als eine Störung, denn sie sah kaum von dem Blatte, das sie gerade in Händen hielt, auf und sagte nur wie zerstreut:

„Interesse — ja wohl!"

Dann aber fiel sie plötzlich in ihren natürlichen Ton zurück und fragte rasch:

„Können Sie mir sagen, Herr von Walden, wer der Schöpfer des Laokoon ist?"

„Ah, Sie sprechen von jenem unsterblichen Meisterwerke, das der Pinsel eines Lessing uns wiedergegeben hat!" sagte der Adjutant. „Wie Sie wissen werden, gehört es unter die Antiken und stammt von — von —" ein plötzlicher Hustenanfall erstickte seine Stimme und machte es ihm unmöglich, irgend einen Namen zu nennen, so daß das Fräulein vielleicht ganz um die gewünschte Auskunft gekommen wäre, wenn das Schicksal nicht in diesem Augenblick einen deus ex machina gesandt hätte.

„Ganz recht — von einem Künstlertrio, Herr von Walden!" fiel eine wohltönende Stimme ein, und als Helene aufblickte, sah sie den ihr eben vorgestellten Fremden, der unbemerkt herangetreten war. Ruhig nannte er die Namen der drei alten Meister und fügte dann, gegen den jungen Offizier gewandt, leicht hinzu:

„Sie werden mir vergeben, daß ich Ihrer Erklärung vorgriff: es geschah, um das Fräulein nicht warten zu lassen."

Waldens „Bitte, bitte!" klang etwas verlegen, wurde aber von Helenen kaum beachtet, denn sie hatte sich wieder über ihr Blatt geneigt, das eine Darstellung der schlangenumwundenen Gruppe bot, und ihre Lippen murmelten unwillkürlich ein Wort der Bewunderung.

„Ja, von dem Laokoon empfangen wir stets den gewaltigsten Eindruck von der Großartigkeit und Erhabenheit der antiken Kunst," sagte Bergheim, „und doch," fügte er halb gegen Walden gewandt hinzu, „doch hatten Sie recht, als Sie Lessing, neben Winkelmann, das Verdienst beimaßen, uns den richtigen Standpunkt für die Beurtheilung des herrlichen Werks angegeben, uns dasselbe gewissermaßen zum zweiten Male geschenkt zu haben. Nur würde er es Ihnen," fuhr er mit einem feinen Lächeln fort, „wahrscheinlich übel genommen haben, daß Sie so gegen die Gesetze, welche er in seinem Laokoon aufstellt, sündigen und die Grenze zwischen Poesie und Malerei überschreiten, indem Sie die Feder des Schriftstellers in den Pinsel des Malers verwandelten."

Walden lachte, konnte aber doch nicht hindern, daß seine Wangen von einem leichten Roth überflogen wurden. „Ich danke Ihnen für die gewandte Interpretation!" flüsterte er. Dann aber erinnerte er sich, daß er sich nicht allzu lange den Kunstgesprächen widmen dürfe, indem seine Anwesenheit im Hauptsaale ohne Zweifel erforderlich sei.

Eine kurze Weile noch blieben Helene und der junge Architekt allein, doch schien sie anfangs seine Gegenwart nicht zu beachten, denn sie hatte sich aufs neue in ihre Bilder vertieft; er dagegen betrachtete sie und konnte es sich nicht versagen, seine Blicke bewundernd auf den vollendeten Linien ihrer Gestalt, dem tadellos schönen Profil ihres kleinen edelgeformten Kopfes ruhen zu lassen. Jetzt richtete sie denselben plötzlich auf und warf die rasche Frage hin:

„Sie sind ein Freund der Kunst?"

Ein unwillkürliches Lächeln trat auf seine Lippen. „Ich deutete Ihnen schon meinen Beruf an, gnädiges Fräulein!"

„Ah, ich vergaß: Sie gehören dem Baufach an — damit aber doch nur einem besonderen Zweige der Kunst?"

„Der aber doch mit dem Stamm des vieläſtigen Baumes — wenn wir bei dem Gleichniß bleiben wollen — verwachsen ist, vielleicht gerade sein innerstes Mark berührt," entgegnete er.

Sie warf einen raschen Blick auf ihn und sagte dann: „Ich bin wenig bewandert auf Ihrem Gebiet; das Leben, welches mich umgibt, steht demselben sehr fern."

„O, aber Ihre eigenen Interessen führen Sie ihm zu!" rief er lebhaft.

Ein klein wenig hob sich ihr Kopf über die gerade Linie des Nackens hinaus und ihre Stimme war nicht ohne einen Anflug von Stolz, als sie erwiderte:

„Ich wüßte kaum, daß ich meine Interessen zur Schau trüge! Was veranlaßt Sie, mir dieselben zuzuschreiben?"

Weder ihre Frage noch ihr Ton machte ihn verlegen; er entgegnete vielmehr unbefangen:

„Erkennt man nicht die Geistesgenossen, die Mitstrebenden wie durch ein geheimes Freimaurerzeichen auf den ersten Blick? Mir haben Sie sich verrathen durch die Art und Weise, wie Sie jene Bilder betrachteten, denn ich erlaubte mir, Sie dabei zu beobachten."

Ein leichtes Roth flog über ihre Wangen, doch blieb es ungewiß, ob sie sich von einer gewissen Verlegenheit dem jungen Manne gegenüber ergriffen fühlte, oder ob seine offenherzigen Aeußerungen sie geradezu verletzt hatten, denn eine Entgegnung wurde ihr durch den Eintritt eines älteren Herrn, dessen Kleidung ihn als höheren Militär bezeichnete, abgeschnitten. Sie machte die beiden Herren mit einander bekannt, und so erfuhr Bergheim, daß er vor dem Vater des Fräuleins, dem Obersten

Digitized by Google

von Solling, stand. An der kurzen Unterhaltung, die sich zwischen ihnen entspann, nahm Helene keinen weiteren Antheil; sie hatte sich auf ihren Sitz zurückgelehnt, und wenn Bergheim sie jetzt beobachtet hätte, würde es ihm doch schwer geworden sein, irgend ein Zeichen des Interesses an seinen oder des Obersten Worten wahrzunehmen. Scheinbar gleichgültig hörte sie zu, wie er dem letzteren auf eine von dessen Fragen die Erklärung gab, daß er von einer Kommission des Baufachs hierher gesandt worden sei, um den Ausbau eines Palais des Prinzen Georg — dasselbe lag kaum eine Stunde von der Stadt entfernt und war durch eine frühere Feuersbrunst theilweise zerstört — zu leiten. Er fügte hinzu, daß seine Beschäftigung ihn vier bis fünf Monate in der Gegend festhalten würde, und sprach dabei mit einer solchen Lebendigkeit, ja Begeisterung von seiner Aufgabe, daß ihm selbst der Oberst, der sonst wenig Interesse für außermilitärische Dinge hatte, eine momentane Aufmerksamkeit nicht versagen konnte. Helene dagegen schien das Citat, welches Walden auf sie angewandt hatte, rechtfertigen zu wollen, denn ihre Haltung war jetzt in der That „kalt wie Eis" geworden. Bergheim hatte an diesem Abend auch nicht Gelegenheit, sich ihr wieder zu nähern und zu versuchen, ob es ihm noch einmal gelingen könne, ihre Theilnahme anzuregen, denn noch vor dem Beginn des Tanzes verließ sie mit ihren Eltern das Lokal.

Bergheim war es nach ihrer Entfernung, als sei das Interesse des Abends nun für ihn erschöpft, und nachdem er noch eine Weile in das bunte Treiben geschaut hatte, suchte er unbemerkt den Rückzug in das ihm überwiesene Zimmer anzutreten.

Der Oberst sprach auf der Heimfahrt seine Befriedigung über das hübsche Fest aus und lobte besonders das Talent seines Adjutanten für dergleichen Arrangements. Helene blieb schweigsam; die Mutter sagte indessen nach einem kurzen Räuspern: „Wie aber konnte Herr von Walden den faux pas begehen, jenen Fremden einzuführen, der gar nicht in unsere Kreise gehörte? Und eben so hat es mich gewundert, Helene," fuhr sie in ärgerlichem Tone fort, „daß Du Dich nicht sofort von diesem Menschen abwandtest, als er wagte, sich Dir vorstellen zu lassen; ja, daß Du sogar, wie ich aus der Entfernung sehen mußte, einem Tete à Tete mit ihm nicht vorzubeugen verstandest! Ich war im Begriff, dazwischen zu treten, als Dein Vater die unpassende Unterhaltung glücklicherweise beendete."

„Warum schien Dir die Unterhaltung unpassend, Mama?" fragte Helene kalt.

„Nun, Deine Frage ist naiv genug! Ein Handwerker, ein Mensch, der mit Hammer und Kelle umgeht!" rief die Mutter heftig, wurde aber durch ein unwillkürliches Auflachen ihres Gemahls unterbrochen.

„Eine kleine Begriffsverwirrung, meine Liebe!" scherzte er. „Du verwechselst Kunst und Handwerk, einen Architekten mit einem simplen Arbeiter."

„Einerlei!" entgegnete die Oberstin, und weil sie ein bischen verlegen ward, klang ihre Stimme doppelt hochmüthig: „In meinen Augen bleibt er immer eine Art Maurer!"

Helene hatte nicht eingestimmt in das Lachen ihres Vaters, hatte aber auch jetzt kein Wort der Entgegnung für die Aeußerung ihrer Mutter; sie lehnte sich in die Kissen des Wagens zurück und schwieg, bis der letztere anhielt und der Diener herzusprang, um den Herrschaften beim Aussteigen zu helfen.

Bergheim war nun bereits seit mehreren Wochen bei seiner Aufgabe, die seine Zeit wie seine Interessen so in Anspruch nahm, daß er meistens vom frühen Morgen an auf der Baustätte war, von der er dann erst abends nach der Stadt zurückkehrte. Dem Hange nach Geselligkeit, den er sich Walden gegenüber selbst zugeschrieben, konnte er auf diese Weise wenig nachgehen; aber jener Ballabend hatte ihn doch mit einem Theil der Gesellschaft bekannt gemacht, und namentlich fehlte es nicht an freundlichen Begegnungen mit dem Adjutanten selbst, der sich ihm wirklich verpflichtet fühlte und den neuen Bekannten mehrfach an der Stätte seiner Wirksamkeit aufgesucht hatte. Da er dann von der letzteren geredet hatte, so war es durch den jungen Offizier bald zu einer Art Mode geworden, den fortschreitenden Bau in Augenschein zu nehmen, und weil Bergheim sich den Gästen stets als ein gefälliger Führer und Erklärer gezeigt hatte, so ward sein Name vielfach und mit Anerkennung genannt. Auch zu Helenens Ohren war er mitunter gedrungen, während sie selbst noch nicht wieder mit dem jungen Manne zusammengetroffen war. Bei keiner dieser Erwähnungen aber verrieth sich, ob sie irgend einen Antheil an seiner Person nahm, ob sie überhaupt noch an jene flüchtige Begegnung dachte.

Die Oberstin war in dieser Zeit verreist und Helene deshalb allein mit ihrem Vater, der sie eines Tages aufforderte, ihn auf einer Spazierfahrt zu begleiten, deren Ziel das prinzliche Palais sein sollte. Er gab dabei offen die Erklärung ab, daß ihn dienstliche Angelegenheiten nächstens mit dem Prinzen zusammenführen würden und daß er sich schlecht bei demselben zu insinuiren fürchte, wenn er eingestehen müsse, daß er den Bau, welcher notorisch das Steckenpferd des hohen Herrn sei, noch gar nicht angesehen habe. „Da ich selbst nicht viel von dem Kram verstehe," fügte er hinzu, „so habe ich das Erbieten des Baumeisters Bergheim, den ich zufällig traf, — es ist der Architekt, den Du mir auf dem Balle vorstelltest, Helene, und der jetzt, wie ich höre, diesen Titel trägt — angenommen. Er will uns an Ort und Stelle in die „Grundgesetze des Baus einweihen", wie er es nannte, und schien vor Eifer zu brennen, sein Wissen vor uns auszukramen."

Ein leichter Ausdruck von Unmuth glitt über Helenens schönes Gesicht, doch sagte sie ruhig: „Ich denke, sein Eifer galt seiner Kunst, nicht uns, Papa, noch weniger aber einem eitlen Hervordrängen!" Dann gab sie dem Vater die Zusage ihrer Begleitung.

Bergheim trat dem Obersten und seiner Tochter entgegen, als der Wagen einige Stunden später vor dem prinzlichen Palais anlangte.

„Ich schätze mich glücklich, mein gnädiges Fräulein, Sie auf dem Boden, der augenblicklich als mein eigenstes Terrain gilt, empfangen zu dürfen!" lautete seine Begrüßung der jungen Dame, und sie konnte nicht anders als mit dem Geständniß antworten, daß sie begierig sei zu sehen, was seine Schöpferkraft aus dem Stein geschaffen habe.

Nach kurzem Aufenthalt geleitete er die Gäste an die Stätte des Baus, dessen Mauern schon zu einer beträchtlichen Höhe aus der Erde emporgewachsen waren, und erklärte an ihnen die Struktur des neuen Flügels, dessen Verhältnisse sich denen des alten Gebäudes, welches noch aus der besten Zeit, dem reinsten Stil der Renaissance stamme, genau anschließen würden. Der Oberst hörte zerstreut zu, ihm war es nicht um ein tieferes Eindringen in die Gesetze der Kunst, sondern nur um eine flüchtige Anschauung ihrer Leistung zu thun; Helene dagegen folgte dem Vortrag mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, hütete sich aber, offenbar werden zu lassen, wie weit ihr Verständniß reichte, so daß es scheinen konnte, als stände sie ihm in völliger Unkenntniß gegenüber. Nur einmal — er hatte von den Rundbogen der Thür- und Fensteröffnungen gesprochen — vergaß sie sich mit der Bemerkung:

„Aber hier scheint mir doch der romanische Stil nicht in seiner ganzen Reinheit festgehalten zu sein, vielmehr eine Verschmelzung mit der Gothik einzutreten."

Er sah sie überrascht an. „Ah, Sie sind mit den Kunsttheorien vertraut!" rief er. „Aber, gnädiges Fräulein, warum düpirten Sie mich dann und verleiteten mich zu meinem dozirenden Ton, dessen ich mich nun fast schäme?"

Sie wehrte seiner Verwunderung, seiner Anerkennung, indem sie in einem Ton, der von einer gewissen kühlen Zurückhaltung nicht frei war, erwiderte:

„Sie irren sich, wenn Sie Schlüsse aus einer zufälligen Aeußerung, die leicht von einer momentanen Wahrnehmung eingegeben sein kann, herleiten! Ich sagte Ihnen schon, daß das Leben mich von Ihrem Gebiet ferngehalten hat."

Er mußte die etwas zweideutige Bemerkung passiren lassen und hatte nur seine künstlerische Intention ihrem Einwurf

Digitized by Google

Ernst Curtius.

gegenüber zu rechtfertigen; sie aber gab ihm keine weitere Gelegenheit zu ahnen, was in den letzten Wochen der Gegenstand ihrer einsamen eifrigen Studien geworden war.

Es waren inzwischen unerwartet noch andere Gäste eingetroffen, die sich die Besichtigung des Palais und der Baustätte zum Ziel genommen hatten, und Bergheim wurde aufs neue aufgefordert, den Erklärer zu machen, während Helene sich von ihrem Vater in die inneren Räume der fürstlichen Wohnung zurückführen ließ zur Betrachtung der hier aufbewahrten Kunstschätze. Der Prinz war nämlich ein leidenschaftlicher Sammler und hatte namentlich ein ausgesprochenes Interesse für Gemälde, deren Auswahl einen feinen Kunstgeschmack verrieth, und die daher stets die Beschauer anzogen. Auch jetzt war ein Theil der späteren Gäste, wie Helene und ihr Vater bei ihrem Eintritt in den Saal bemerkten, zurückgeblieben, um zunächst die Gemälde in Augenschein zu nehmen. Aeltere und jüngere Meister, heilige und profane Gegenstände waren hier in buntem Gemisch vertreten, und Helene war bereits unter wechselnden Empfindungen von einer Bilderreihe zur anderen geschritten, als sie von einem Gemälde gefesselt wurde, vor welchem jetzt zum ersten Male der Platz von Beschauern frei ward. Es stellte einen Heiligen der alten christlichen Kirche dar, der sich in freiwilliger Entsagung aus dem Paradies der Welt in den öden Sand der Wüste verbannt hatte. Die bleichen Wangen, die dürren Glieder, um die sich das härene Gewand schlang, die tief in ihre Höhlen zurückgesunkenen Augen sprachen von bitterer Noth und Entbehrung; aber eine brennende Begeisterung sprühte in diesen schon halb erloschenen Augen, eine Begeisterung, die sie aus dem Buche zu saugen schienen, das auf seinen Knieen lag. Es war dem Beschauer, als empfände der Wüstenmann nicht mehr die trostlose Oede, die ihn umgab, als verkläre dieselbe sich in dem ewigen Licht, an dessen Quell er schöpfte, in ein neues Paradies. Es lag ein geheimnißvoller fesselnder Reiz in dem Bilde, der die Mängel der Technik übersehen, der es sogar vergessen lassen konnte, wie unschön diese einsame Gestalt an sich gebildet war, wie abschreckend die braunen ausgemergelten Glieder aussahen. Auch Helene fühlte sich von demselben ergriffen, so daß sie sich lange nicht wieder von dem Bilde trennen konnte.

Digitized by Google

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Professoren.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

XII. Ernst Curtius.

Die örtliche Lage der Wohnsitze unseres deutschen Volkes in der Mitte des europäischen Erdtheils ist von dem tiefgreifendsten Einfluß auf die Entwicklung seiner Schicksale und auf die Bildung seiner Charaktereigenthümlichkeit gewesen. Von Auf- und Niedergang, von Nord und Süd drang der Fremde oftmals über schwache oder schlecht vertheidigte Grenzen in unsere Fluren ein und riß edle Glieder des deutschen Völkerleibes an sich. Seine Sache ward noch gefördert durch den Trieb der Sonderung, der Stammes- und Einzelabschließung, welcher, tief eingewurzelt in den germanischen Völkern, nur selten in der Liebe zum allgemeinen Vaterland eine mäßigende Schranke fand, und oft stand der Einzelfürst in verrätherischem Bunde mit dem Auslande gegen die gottgewollte Volkseinheit in Kaiser und Reich. Aber auch die bessere Kehrseite des Bildes bietet sich zur Betrachtung dar. Weil unser Volk im Herzen des Welttheils wohnte, waren ihm die übrigen Völker Europas Nachbarn und es stand mit ihnen auf dem freundnachbarlichen Fuße des Austausches geistiger Güter. Nach und nach nahm es von ihnen eine Fülle von Bildung und Tüchtigkeit an. Wurden die Deutschen oft besiegt und unterjocht, so durchdrang auch der Sauerteig fremdländischen höheren Könnens in Wissenschaft und Kunst, in Staatsbildung und Technik das vaterländische trockene Brot. Erlosch der Eifer für Macht und Größe des heimischen Staates, so hemmte auch kein Nationalhaß gegen die Fremden das Eindringen dessen, was — außer manchem Schlechten — Gutes von ihnen kam. Von jeher hat es als ein Ruhm Deutschlands gegolten, daß es die Leistungen ausländischer Tüchtigkeit neidlos, mit unparteiischer Sichtung und in dankbarer Anerkennung seinem Volksleben eingefügt und den vaterländischen Geist mit den Schönheiten italienischer Kunst und Musik, mit den geistreichen Forschungen französischer Philosophen, Staatsmänner und Naturforscher, mit den erhabenen Schöpfungen englischer und spanischer Dichter genährt und erzogen hat. Und nun gar das Alterthum! Wer weiß nicht, mit wie rührender Hingebung seit dem Vorgange der Reformatoren die schriftlichen und dichterischen Schätze desselben gehoben und verwerthet, die göttliche Schönheit griechischer Kunstwerke eingesogen, die weisen Lehren und Muster in Staats- und Rechtswesen, in Sitte und Lebensweise erforscht und nachgeahmt wurden! Nach dem Eindringen des Christenthums ist nichts ein so wesentlicher Bestandtheil unseres nationalen Geisteslebens geworden als das Alterthum, und diese Aneignung fremder, besonders antiker Bildungsstoffe, diese Vermählung unserer Volksseele mit Christenthum und klassischer Bildung, welche kein anderes Volk auch nur annähernd so vollzogen hat, hat dem deutschen Charakter jenen Stempel der Humanität aufgedrückt, welche viele als eine der werthvollsten Eigenschaften unseres Volkes betrachten. Wir werden daher denjenigen als einen echten deutschen Mann uns denken, welcher mit warmer Vaterlandsliebe und echter Frömmigkeit einen offenen Sinn für das Wahre, Gute und Schöne verbindet, woher dieses auch stamme. Der Mann, dessen Namen die Ueberschrift zeigt, ist ein solcher; den Spruch des Apostels: „es ist alles Euer," hat er als ein Wahrzeichen seines Strebens angenommen.

Ernst Curtius, geboren 1814, stammt aus Lübeck und verdankt dieser Herkunft aus einer der ältesten Reichsstädte mit stolzer Geschichte und bescheidenem gemessenen Selbstbewußtsein einen nicht geringen Theil seines Wesens. Das Vaterhaus des hochangesehenen Syndikus Curtius, der als wahrhafter Patrizier eine segensreiche öffentliche Thätigkeit, besonders im diplomatisch-politischen Fache und im Schulwesen entfaltete, gab dem Sohne wahre Frömmigkeit und Zucht, geistvolle Anregung und edle Weltanschauung mit auf den Lebensweg. Ernst ist der zweite von vier Brüdern, von denen der älteste als Pfarrer in jungen Jahren starb, der zweite, Theodor, als Senator durch verschiedene Missionen sowie durch die innere Verwaltung Lübecks sich um seine Vaterstadt verdient gemacht und wiederholt das Amt eines Bürgermeisters bekleidet hat, der jüngste, Georg, Professor der klassischen Sprachen und vergleichenden Sprachwissenschaft in Leipzig ist. Das Lübecker Katharineum, eine von den Bürgern hochgehaltene, von Curtius' Vater liebevoll gepflegte Anstalt, gewährte dem Heranwachsenden unter Leitung tüchtiger Lehrer, wie Jacob und Ackermann, seine Ausbildung und neben vieler Anregung jenen eigenthümlichen Freiheitssinn und die größere innere Reife, die man bei Zöglingen von Anstalten mit peinlicherer Beaufsichtigung nicht selten vermißt. 1833 bis 1836 war Curtius akademischer Bürger zu Bonn, Göttingen und Berlin. Von seinen Universitätslehrern sind es besonders Karl Otfried Müller in Göttingen, F. G. Welcker in Bonn und August Boeckh in Berlin gewesen, welche die nachhaltigste Einwirkung ausübten. Von Müller empfing Ernst Curtius die Richtung auf historische und geographische Erforschung der alten Griechen, welche seitdem sein Leben erfüllt hat; durch ihn erschloß sich ihm die Anschauung von der Fülle griechischer Stammes- und Staatenbildung, einer Folge der eigenthümlichen Gestaltung, Gliederung und Bodenplastik hellenischen Landes und Meeres. Derselbe scharfsinnige und geistvolle Gelehrte führte ihn in das Studium griechischer Mythologie und Archäologie ein und gab durch die Fülle und Tiefe seines Wissens, durch seinen liebenswürdigen Eifer, durch seine heitere Auffassung des hellenischen Wesens und nie rastende Forscherlust fruchtbare Anregung, welche sein Schüler oftmals dankbar hervorgehoben hat. Der große Boeckh, auf vielen Gebieten der hellenischen Wissenschaft Meister und bahnbrechender Entdecker, zeigte seinen Zuhörern mit philosophischer Objektivität, daß in der Fülle der Erscheinungen organische Einheit wohnt, und daß die Erzeugnisse der Poesie und Literatur, die Kunstschöpfungen und die Schriftdenkmäler ein großes Ganzes mit einander bilden, d. h. ohne Beziehungen auf einander und auf das Ganze nicht verständlich sind, so mannigfach geartet sie sein mögen. Das Vorbild des feinsinnigen Welcker hingegen überzeugte den Schüler, daß nur mit gemüthvoller Wärme und subjektiver Theilnahme ein volles Verständniß der Gestalten Altgriechenlands zu gewinnen ist. So wurde in Ernst Curtius der Grund gelegt zu der eindringenden Erkenntniß altgriechischen Denkens und Fühlens und zu der Kunst der Wiederdarstellung in der eigenen Seele, welche ihm eigenthümlich ist. Ihn befähigte nämlich die innere Verwandtschaft mit dem Gegenstande seiner Studien, welche man in der Wissenschaft Congenialität nennt, und deren unmittelbare Frucht begeisterte Liebe ist. Es genügten daher schon die ersten Strahlen der Belehrung, um einen Eifer und ein Anschmiegen hervorzurufen, welches bis heute sich nicht hat unterbrechen lassen. Der erste Grundsatz des geistigen Lebens der Griechen, ihrer Kunst und Götterlehre, ihres staatlichen Rechtes und sittlichen Gefühls: die Sophrosyne oder das Maß, ward fortan der Kern seiner eigenen Persönlichkeit.

Eine schöne Förderung erblühte dem jungen Manne in der Stellung als Erzieher der Kinder des Philosophen Christian August Brandis, mit dem er vier Jahre (1837—40) in Athen zubrachte, als Brandis dem jungen König Otto im neuerstandenen Königreich Griechenland als akademischer Lehrer und Berather in Unterrichtsangelegenheiten an die Seite trat. Mit der frischesten Heiterkeit war schon die Hinreise gewürzt, auf welcher in dem geräumigen Reisewagen der Präzeptor für seine Lehrstunden das Vordercoupé erhielt, bis man in dem wandernden Hause nach monatelanger Fahrt in Ancona ankam und von dort nach den Küsten Griechenlands übersetzte. In Athen hatte er nun Gelegenheit, sich eifrig in das Studium attischer und griechischer Orts- und Denkmälerkunde zu vertiefen und den Zauber der Unmittelbarkeit mit vollen Zügen einzuathmen. In echt hellenischer Weise hat Curtius aber auch immer den Grundsatz, daß eine gesunde Seele nur in einem gesunden Leibe wohnen könne, festgehalten und in täglicher turnerischer Uebung seines gelenkigen Körpers die Spannkraft des Geistes erneut, durch gleichmäßige Vertheilung der Anstrengung den Leib zum willigen Werkzeug der Seele gemacht. So erzählt er mit behaglicher Erinnerung, wie er auf der Sommerwohnung im Piräus mit seinen Knaben alltäglich bei den alten Hafenthürmen in das blaue Meer gesprungen ist. Auch später waren im

Digitized by Google

Garten des traulichen Professorenhauses zu Göttingen die täglich am frühen Morgen gehandhabten Reck und Barren der Gegenstand großer Bewunderung seitens der Studenten. Im Florettstoßen, im Federballschlagen brachte er es zur Meisterschaft; die eisernen Hanteln sind noch heute seine Unterhaltung.

Curtius' Leben in Athen, im Piräus und in Kephissia wurde gehoben durch den vertrauten dreijährigen Verkehr mit Emanuel Geibel, seinem wenig jüngeren Landsmann, der im Hause des russischen Gesandten Katakazi Lehrer und Erzieher der Kinder war. Man kann sich denken, wie die beiden, damals in blühender Jugend stehend, nicht nur den inneren Menschen gegenseitig förderten und mit Rath und Zuspruch, z. B. in Krankheitsfällen sich unterstützten, sondern auch die Wissenschaft zusammen trieben, mit Eifer und Lust die alten Denkmäler studirten und auf unzähligen Spaziergängen und Ausflügen zu Pferde an der Schönheit der attischen Berge und des südlichen Klimas sich erquickten. Geibel war damals noch unentschieden, ob er nicht Gelehrter von Fach werden sollte. Besonders sein poetisches Talent bildete Curtius in diesem Umgang aus; sie sahen und erlebten vieles, was besungen zu werden verdiente. Auf Spaziergängen nach den Oelwäldern des Kolonos und den Felsufern des Ilissos versuchten sie auch Stellen griechischer Dichter poetisch ins Deutsche zu übertragen, und allmählich entstand so in gemeinsamem Bemühen eine Sammlung von Uebersetzungen in gebundener Rede, die unter dem Titel „Klassische Studien" gedruckt ist. Reizvoll war auch die romantische Inselreise nach Syra, Paros und Naxos, über die man näheres in Gödickes Biographie Geibels nachlesen kann. Andere Reisen machte Curtius von Athen aus nach dem Peloponnes, den er 1837 mit Karl Ritter, 1838 mit Baudissin, 1840 mit Müller und Schöll bereiste; mit letzterem besuchte er 1840 auch Böotien, die Thermopylen und Delphi; Delphi hat er mehrmals aufgesucht. O. Müller hielt so viel von ihm, daß er ihm den Vorschlag machte, zu seiner beabsichtigten allgemeinen Geschichte der Hellenen als einleitendes Werk die Beschreibung des griechischen Landes zu liefern. Diese Pläne sanken mit in das Grab, welches dem Unvergeßlichen, der, ein Opfer wissenschaftlichen Eifers, in Delphi sich eine tödtliche Krankheit zuzog, in dem Felshügel des Kolonos gegraben wurde. Es lag nun Curtius allein ob, beide Arbeiten zu leisten.

Den Winter 1840 brachte Curtius in Rom mit dem Etruskerforscher Wilhelm Abeken, dem frühverstorbenen Verfasser von „Mittelitalien" zu und kehrte dann nach langer Abwesenheit in die nordische Heimat zurück. Hier mußte erst 1841 nachgeholt werden, was der plötzliche Abgang nach Griechenland vor fünf Jahren verhindert hatte, die Doktordissertation über die Häfen von Athen und das Oberlehrerexamen. So auch mit den äußeren Beglaubigungen wissenschaftlicher Tüchtigkeit ausgerüstet, trat Ernst Curtius als Hilfslehrer zuerst beim französischen, dann beim Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin ein. Als solcher veröffentlichte er aus dem Schatze der griechischen Notizbücher die Schrift: Inscriptiones Atticae XII. Mit einem andern Werke: Anecdota Delphica gewann er sich das Recht, an der Universität Vorlesungen zu halten und habilitirte sich als Privatdozent 1843. Eine entscheidende Wendung nahm aber sein Leben, als bei einem Vortrag über die Akropolis von Athen im wissenschaftlichen Verein die damalige Prinzessin von Preußen auf den liebenswürdigen, ideal denkenden jungen Gelehrten aufmerksam wurde. Denn im nächsten Jahre ward er, zum außerordentlichen Professor ernannt, zu der edlen Aufgabe berufen, den ältesten Sproß des hohenzollernschen Königshauses als Lehrer und Erzieher zu dem künftigen Berufe eines preußischen Königs und, wie damals nicht geahnt wurde, deutschen Kaisers vorzubilden. Wie ihm dies gelungen, davon fehlen die Zeugnisse nicht; wir ziehen nur aus den unauflöslichen engen Beziehungen, die Ernst Curtius seitdem mit seinem hohen Schüler und dem kaiserlichen Hause überhaupt verbinden, den Schluß, daß eine innige Sympathie, die Grundlage aller Einwirkung, damals sich zwischen ihnen bildete. In den Zimmern des königlichen Hauses nach der Behrenstraße heraus, in welchen bis vor kurzem auch sein hoffnungsvoller Schüler und Freund Joh. Brandis, Kabinetsrath der Kaiserin, gewohnt hat, bekam der Erzieher des Kronprinzen seine Wohnung angewiesen. War auch die Zeit sehr in Anspruch genommen, so gediehen doch daneben auch die wissenschaftlichen Arbeiten. Außer kleineren Veröffentlichungen über Naxos, über die städtischen Wasserbauten der Hellenen, über Artemis Gygaia entstanden zum Theil schon dort die beiden Bände eines größeren Hauptwerkes: „Peloponnesos, eine historisch-geographische Beschreibung der Halbinsel", welche er nach den Pflichten seines Amtes, nach den Reitausflügen und den Zerstreuungen des Hoflebens oft in später Abendstunde schrieb. Es ist eine in Ritterscher Art verfaßte Arbeit, in der in mustergiltiger, allerseits gebilligter Methode auf Grund genauer Darstellung des Bodens und seiner Denkmäler gezeigt wird, wie die Geschichte der Bewohner sich naturgemäß auf der gegebenen Grundlage entwickeln mußte, welche Spuren die einzelnen Geschlechter in der Aufeinanderfolge der Zeiten zurückgelassen haben, wie die Aufzeichnungen des Pausanias, Strabo u. a. sich zu den vorhandenen Resten verhalten. Dieses Buch, welches 1851—52 erschien, brachte Curtius die Mitgliedschaft der Berliner Akademie der Wissenschaften ein.

Nachdem er seinen hohen Schüler 1850 nach Bonn zur Universität geleitet hatte, wirkte er in den nächsten sechs Jahren als außerordentlicher Professor an der Berliner Universität. Seine unermüdliche Arbeitslust schuf auch in dieser Zeit neue Werke, welche eine immer reifere Beherrschung der hellenischen Alterthumskunde zeigen. So fügte er dem im Auftrage der Akademie erscheinenden, durch Boeckh und Franz bearbeiteten Corpus Inscriptionum Graecarum, das zu drei Foliobänden angewachsen war, den Anfang des vierten hinzu. Damals erschienen auch die Schriften: „Herakles der Satyr und Dreifußräuber" — „Zur Geschichte des Wegebaues bei den Griechen", und eine bedeutungsvolle „Die Jonier vor der ionischen Wanderung", welche eines der Grundprinzipien seiner ganzen Geschichtsauffassung enthält. Seines immer hochverehrten Lehrers O. Müller Methode, so hat er selbst oft geäußert, ist ewig und verbürgt ihm hohen Ruhm, aber von seinen Ergebnissen sind allerdings viele umgestoßen und auch Curtius hat manches anders, ja in entgegengesetzter Weise aufgefaßt. Legte Müller den Schwerpunkt in den dorischen Stamm, so Curtius in die Jonier, ließ jener die griechische Kultur wie ein Wunder aus dem Boden des Heimatlandes aufschießen, so wies dieser den Zusammenhang mit dem früher entwickelten Morgenlande nach und zeigte das geschichtliche Werden, welches naturgemäß war und stattfinden mußte; danach sind zwar fast alle Künste und Wissenschaften den Phöniziern, Aegyptern, Babyloniern und Kleinasiaten entlehnt, aber sie sind mit schöpferischem Geiste umgebildet und zum selbständigen Eigenthum der Griechen gemacht. Die seefahrenden Jonier aber, deren ursprüngliche Sitze die Westküsten Kleinasiens waren, sind die Vermittler, die Ueberbringer und Fortbildner, die Pioniere der Kultur. Diese Grundgedanken sind jetzt zum großen Theil von den Gelehrten angenommen und durch neuere Entdeckungen in Aegypten bestätigt. Sie liegen dem großen dreibändigen Werke der griechischen Geschichte zu Grunde, welches Curtius in langen Jahren reifen ließ, seitdem er 1856 den plötzlich verwaisten Lehrstuhl K. Fr. Hermanns in Göttingen bestiegen hatte.

Die „Griechische Geschichte" ist Curtius' wissenschaftliche That. Sie ist ein in seltener Beherrschung des aus allen Disziplinen gesammelten Stoffes verfaßtes Werk von vollendetem Stil, mit geistvoller Beleuchtung und mit vielen neuen Auffassungen. Ich hebe von den letztern hervor die genial durchgeführte Schilderung des Verhältnisses zwischen den geschichtlichen Bildungen und der natürlichen und klimatischen Ausstattung des Landes; die Erkenntniß des historischen Kernes in den Sagen der Urzeit; das Anknüpfen der Götterwelt, der Kunst und der ganzen Kultur an den Osten; die Reproduktion des großen Perikles; die Darstellung der geistigen und geistlichen, politischen und wirthschaftlichen Bedeutung von Delphis Orakel und Priesterschaft für Griechenland und für die Völker des Mittelmeeres. Füllt auch die künstlerische Hand des Verfassers nur nach der Idee manche Lücke der Ueberlieferung aus, deren Ergänzung zur Abrundung des Bildes nothwendig erscheint,

Digitized by Google

widerstrebt es auch wohl seinem vertrauensvollen Sinne, unleugbare sittliche Flecken ganz anzuerkennen, wird vielleicht die volle Unparteilichkeit in der Beurtheilung der Stämme von manchen angezweifelt, so ist doch das Ganze aus einem Guß und legt Zeugniß ab von einem Aufnehmen und Durchleben griechischer Art, worin ihm vielleicht kein anderer gleichkommt. Voll und ganz hat er die Individuen der Menschen, Städte und Staaten uns vor Augen gestellt; so konnte die tausend Einzelheiten nur der verbinden, der fortwährend das Ganze übersah und die Beherrschung des Stoffes in gewissenhaftem Durchdenken, ohne von einem bestimmten politischen Standpunkte auszugehen, sich allmählich erworben hatte. Sehr gelehrte Männer gibt es viele, aber Curtius eigenthümlich ist, daß sein Studium seine innere Persönlichkeit ausgebildet und er dann seinen Stoff gleichsam neu geschaffen hat; beide ergänzen, durchdringen, beleben sich in unaufhörlicher Wechselwirkung. Von sonstigen kleineren Schriften sind noch anzuführen die über das Schlangendenkmal in Konstantinopel, das mit dem platäischen Weihgeschenk in Delphi nicht identisch ist, und „über Quellen- und Brunneninschriften". Seine Vorlesungen dehnte er auch auf rein philologische Stoffe, wie z. B. Juvenal aus, und die Leitung des philologischen Seminars und Proseminars, wo er seine Lieblingsschriftsteller interpretiren ließ, machte ihm viel Freude; auch Mitglied der Examenskommission war er damals.

Die zwölf Jahre in Göttingen waren in mancher Hinsicht die schönsten seines Mannesalters. Freundschaftliche Harmonie im Professorenkollegium, erfrischender Verkehr zwischen Lehrern und Lernenden, welche ein selbstloses Streben nach der Wahrheit beglückend verband, schmückten das wissenschaftliche Stillleben in der hannoverschen Kleinstadt. Wer die Freude hatte, Mitglied der Curtiusschen Hauskreise zu werden, trägt diese Zeit wie einen Sonnenstrahl durchs Leben. Diese gepriesene Gastlichkeit und mittheilende Hingabe an die Jugend schloß Männerfreundschaften nicht aus, so mit Sauppe, Dorner, Waitz und Herrmann. Die Zahl der Bekanntschaften und Verbindungen wuchs immer mehr, besonders später in Berlin; mit den hervorragenden Männern aller Nationen, kann man fast sagen, steht Curtius in Verkehr. Auch seine dichterische Ader versiegte in Göttingen nicht, wo alles, die heranwachsenden Kinder, die freundliche Umgebung, das Gemüth heiter stimmte. Wenn mit Familie und jungen Freunden eine Ausfahrt gemacht wurde nach den Gleichen, der Plesse oder der Bruck, so entstieg der Tasche ein Band mit Platens Gedichten, und die Abassiden erklangen durch den deutschen Wald. Wenn an gastlichen Abenden Tanz und Spiel zur Ruhe kamen, las er nach dem Abendtisch aus Shakespeares Sonetten vor, die Bodenstedt so schön nachgebildet hat. Welcher Theilnehmer vergißt jenes Volksfest, wo sich die jungen Leute im Garten tummelten, nachher aber oben im Saale Geibel im Kreise der staunenden Jugend saß und sein: „Es muß doch Frühling werden" las!

Curtius selbst dichtete mit großer Leichtigkeit; sein Lustspiel: „Der Ruf", eine Komödie mit tausend glücklichen Anspielungen auf die Göttinger Welt, wurde verfaßt, ausgeschrieben, gelernt und eingeübt in sieben Tagen und rief bei der Aufführung die größte Heiterkeit hervor. „Die Epheben von Athen" wurden zu Sauppes silberner Hochzeit gedichtet. Man kennt von den andern Gedichten, z. B. die aus dem Kriegsjahre 1870: „Wie zog der König an den Rhein?" und „O Metz, bei deinem Namen schauern" und „Die Heimkehr des Königs"; ferner den „Aturenpapagei" in Humboldts Ansichten der Natur. Jetzt ist Curtius auch Vorsitzender der Kommission zur Vertheilung des Schillerpreises.

Als der Krieg von 1866 die Professorenwelt in Göttingen in zwei feindliche Lager spaltete, entzog eine Berufung nach Berlin an des Archäologen Eduard Gerhard Stelle Curtius bald diesem unerquicklichen Zwiespalt. Durch seine Vorlesungen über Kunstgeschichte und Numismatik, durch die eigene Anschauung der Denkmäler Griechenlands und der Museen Roms, durch Reisen nach Paris und England hatte er sich auch das Gebiet der eigentlichen Archäologie angeeignet. Vor der Uebersiedelung nach Berlin war er wiederum in Rom und auch nachher war er immer bedacht, durch neue Besuche des Britisch Museum, des Louvre und Italiens seine archäologische und museographische Kenntniß zu ergänzen. Auch das Land seiner jugendlichen Begeisterung sah Curtius öfter wieder. 1862 war er von Göttingen aus in Athen mit Böttticher, Strack und Vischer; es galt damals der Erforschung der Pnyx, der Stadtmauern und Märkte Alt-Athens. Als Ergebnisse dieser Reise erschienen die beiden Hefte der „Attischen Studien", und die „Sieben Karten zur Topographie von Attika" von H. v. Strantz, mit einem „Erläuternden Text" von Curtius, in welchem er zum ersten Male die alte Stadt in ihrer geschichtlichen Entwicklung in den verschiedenen Epochen in einem Gesammtbilde darstellt. 1871 durchreiste er mit Adler die Griechenstädte Kleinasiens: Ephesus, dessen merkwürdige Säulen der Engländer Wood aus dem Schlamme hervorgrub und so die Lage des Artemistempels feststellte, Pergamon, Smyrna und Sardes. In den „Beiträgen zur Geschichte und Topographie Kleinasiens" ist die geistvolle Darstellung der städtischen Entwicklung von Ephesus mit Schlaglichtern beleuchtet, die man vorher nicht ahnte.

Die Thätigkeit von Curtius breitete sich in Berlin immer mehr aus. Er flößte eine Sympathie ein, welche die Menschen von allen Seiten zu ihm hinzog. Es hat ihm ja auch an Anfeindungen nicht gefehlt. Einige fanden seine Methode nicht streng genug, eine gewisse Zerstreutheit in seinem Wesen mißdeuteten Studenten und andere als Stolz. Aber die große Mehrheit fühlte die edle Lauterkeit seiner Persönlichkeit durch, und die harmonische Einheit von Wissen und Sein, gepaart mit einem liebenswürdigen und wohlwollenden Wesen gewährt den Menschen das Bild eines in sich geschlossenen Charakters, der anziehender wirkt als bloße Gelehrsamkeit. Curtius wurde Sekretär der Akademie der Wissenschaften, Leiter des wissenschaftlichen Vereins, Vorsitzender der archäologischen Gesellschaft, Herausgeber der archäologischen Zeitung, und hat in den Schriften dieser Körperschaften noch manche Abhandlung, z. B. die über den religiösen Charakter der alten Münzen, niedergelegt. Seine Anstellung am Museum erfüllte einen lange gehegten Wunsch, und neben seiner Lehrthätigkeit wurde ihm der stille Verkehr mit den alten Bildern im Hause der Kunst besonders werth. Jetzt hält er seine Vorlesungen oft in diesen geweihten Räumen selbst. Professor der Beredtsamkeit war er schon in Göttingen gewesen und übernahm auch in Berlin dieses Amt August Boeckhs. Wir verdanken dieser Stellung eine lange Reihe sinniger, geistvoller Reden, welche gewöhnlich über allgemeinere Begriffe oder Principe handeln, die Entwicklung des Gegenstandes in der Weltgeschichte mit markirten Strichen hinstellen und feine, weisheitsvolle Gedanken in edelster Sprache hineinflechten. Sie sind vor kurzem gesammelt bei Hertz*) erschienen, und wie sie ein Ausdruck ausgebreiteter Bildung und Belesenheit sind, so sind sie auch in die verschiedensten Kreise gedrungen und werden es durch diese neue Ausgabe noch mehr thun.

Vor nicht langer Zeit schloß Curtius als Bevollmächtigter des auswärtigen Amtes den Vertrag mit der griechischen Regierung über die Ausgrabungen in Olympia ab, welche die erste wissenschaftliche Großthat des deutschen Reiches werden sollen. Durch dieselben soll in selbstlosem Verzicht auf jeden greifbaren Vortheil nur der Erforschung althellenischen Wesens gedient werden, und Curtius, nachdem er seine langjährigen Bemühungen mit Erfolg gekrönt sieht, wird nun mit dem Fortgange der Arbeiten in inniger Verbindung stehen. Großer Dank gebührt dem Kronprinzen, der schon 1852, angeregt durch einen Vortrag von Curtius über Olympia, den Entschluß gefaßt hatte, seiner Zeit das Werk nach Kräften zu fördern, und seitdem sich warm dafür interessirt hat. Denn mit ihm ist der Verkehr immer lebhaft und in den Gemächern der höchsten Personen ist Curtius ein gern gesehener Gast.

Alle diese Auszeichnungen und andere Huldigungen haben nicht vermocht, in dem Abkömmling der freien Hansastadt den schlichten Bürgersinn zu verderben. Bescheidenheit und wahre Demuth, Einfachheit und offene Gradheit darf man an Curtius wohl rühmen. Echte Religiosität ohne Kopfhängen brachte er

*) Alterthum und Gegenwart. Gesammelte Reden und Vorträge von Ernst Curtius. Berlin 1875. Wilhelm Hertz. 383 S.

Digitized by Google

schon aus dem Vaterhause mit und hat damit einen empfänglichen Sinn für alles Gute und Edle verbunden. In dem erhabenen Verkehr mit dem Göttlichen, der ihm Bedürfniß ist, sucht er stets frische Sammlung, neuen Schwung und gesteigerte Spannkraft des Geistes zu gewinnen. Mit Ehrfurcht erfüllt ihn die Erhabenheit der Bibel, die ihm Gottes Wort ist, und das Studium des neuen Testaments insbesondere hat zu seiner inneren Befriedigung eine gleichartige Weltanschauung in ihm theils zur Reife, theils zum Bewußtsein gebracht. Wiederholt ist er vom König in kirchlichen Dingen zum Vertrauensmann erkoren, und noch jüngst zum Mitgliede der bevorstehenden Generalsynode ernannt. Der Göttinger Freundeskreis Curtius, Dorner, Herrmann und Waitz war von religiöser Gesinnung getragen; er hat sich jetzt in Berlin wieder vereinigt. Nur unmäßiger Zelotismus war dem Jünger griechischer Sophrosyne verhaßt, und gar ein Gegensatz zwischen Vaterland und Kirche muß einem so harmonischen Gemüth unglaublich erscheinen. So steht er voll in seiner Zeit; ein wahrer Christ und treuer deutscher Mann sucht er mit griechischer Weisheit und Schönheit sich und andere zu erfrischen und zu läutern. Diesen Charakter trägt auch sein Hauswesen. Seine erste Gattin war eine geb. Reichhelm, verwittwete Besser, aus dieser Ehe entsproß ein Sohn; seine zweite Frau, eine Schwester der ersten, gebar ihm eine Tochter; zur Familie gehört noch eine Tochter seiner ersten Frau aus deren erster Ehe. In diesem Kreise pflegt er seine Ideale und wirkt durch Anregung, Belehrung und Erheiterung, immer im Dienste der Musen und der Pallas Athene. Jedem würdigen Gegenstand des Geisteslebens, jedem wahren Streben ist das Haus geöffnet; junge Talente zu fördern war ihm stets eine Herzenssache; den persönlichen Interessen der zahlreichen Freunde ist verständnißvolle herzliche Theilnahme gewiß; das Neue, wenn es edel ist, findet bald Eingang. Vor härteren Schicksalsschlägen ist das Haus selbst bewahrt geblieben, aber den Verlust naher jüngerer Freunde, wie Hirzel, Joh. Brandis und Matz hat Curtius auch zu betrauern gehabt. Solche Erfahrungen lasten dann auf seinem Gemüth, auch andere Dinge, wie ungerechte oder hämische Angriffe, herbe Schicksale seiner Freunde oder des Vaterlandes greifen seine innere Persönlichkeit an. Aber immer stellt sich das Gleichgewicht der Seele wieder her und die Regungen des Innern werden zu maßvoller Harmonie versöhnt. Dann bricht der Humor durch, und man hört wieder jene allerliebsten, unschuldigen Scherze, die den Anwesenden so erfreuen. Niemand scheidet ohne innere Erwärmung, ohne Anregung aus dem Hause, der Eindruck wohlthuender Humanität bleibt noch lange in uns haften. Wir aber nehmen von dem Manne griechischer Muse Abschied mit den Goetheschen Worten:

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Liegt, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Julius Schubring.

Wirthschaftliche Irrthümer und Mißgriffe.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von Dr. **Rudolph Meyer.**

III. Die Schutzzöller.*)

Eine Schutzzollpartei ist in Deutschland erst in der Bildung begriffen. Sie datirt ihren Ursprung von der Rede des Herrn von Neuffer im bairischen Reichsrath, gehalten im Frühjahr 1875; die Partei besteht vorläufig aus Großindustriellen der Eisen- und Textilindustrie und hat ihren Sitz in Mittel-, West- und Süddeutschland, dürfte auch die Reichslande Elsaß-Lothringen für sich gewinnen. Sie knüpft an die Listschen Bestrebungen an, welche eine so wichtige Rolle für die Gründung und Ausbreitung des Zollvereins von 1818 bis 1840 spielten. Man hat in Frankfurt a. M. eine Wochenschrift gegründet, welche von Dr. Stöpel**) redigirt wird. In den Handelskammern der Industriebezirke hat sie noch nicht die Stütze, welche sie bald an ihnen gewinnen wird, denn die Handelskammersekretäre wurden bisher auf Empfehlung von Prince-Smith und Genossen angestellt und sind meistens entschiedene Freihändler. Hier wird wahrscheinlich eine Purifikation stattfinden, denn das Interesse jener Handelskammern ist nicht freihändlerisch.

Die Schutzzöller der Eisenbranche haben sich neuerdings direkt mit einer Adresse an den Kaiser gewandt, in der sie um sofortige Maßregeln gegen die Ueberflutung des deutschen Markts von England her bitten.

Die Schutzzöller gehen von dem Listschen Räsonnement aus. Dieser höchst bedeutende deutsche Nationalökonom bekämpfte sehr energisch das Smithsche System. Er nannte es ein kosmopolitisches. Es ignorirt die Schranken der Staaten und Nationen und paßt für einen Zustand einer europäisch-amerikanischen Völkerkonföderation, in der es keine Kriege mehr gibt, keine divergirenden Interessen der Nationen. Das „System" ist deshalb vaterlandslos. Es ist unchristlich, weil es nur den Egoismus der Individuen als wirthschaftliche Triebkraft anerkennt. Es ist antisozial, weil es Staat und Gesellschaft ignorirt und rein individualistisch die Menschheit als eine Anzahl von wirthschaftlichen Atomen auffaßt.

List nennt das System heuchlerisch. Es sei von einem früheren englischen Zollbeamten lediglich im englischen Interesse aufgestellt worden. Schutzzoll oder Freihandel seien niemals absolut richtige Prinzipien, sondern man müsse das Wesen der betreffenden Nation ins Auge fassen, auf die man sie anwenden wolle.

In seinem Werk: „Das nationale System der politischen Oekonomie", empfahl List jeder bedeutenden Nation ein besonderes, für sie passendes System. Bei der heutigen Lage Europas hat er Recht. Man kann sicher annehmen, daß jemand, der heute sagt: „Ich bin Freihändler oder Schutzzöller aus Prinzip", ein nicht durchgebildeter oder nicht aufrichtiger Nationalökonom ist, und die bedeutendsten deutschen Nationalökonomen Rodbertus, L. v. Stein, A. Wagner, v. Scheel, Schäffle u. a. theilen diese unsere Ansicht. Lorenz von Stein sagt darüber:

„Das tiefere Verständniß der Nationalökonomie hat gezeigt, daß man in dem Schutzzoll in der That nicht blos die einzelne Produktion gegen die Konkurrenz des Auslands schützt, sondern da jede Produktion in ihren Preisen die Konsequenz des gesammten wirthschaftlichen Zustandes eines Volkes ist und wesentlich aus den beiden großen Bedingungen desselben, dem Kapital und der Arbeit, hervorgeht, daß die Aufgabe des Schutzes die wirthschaftliche Selbständigkeit des eigenen Landes gegenüber dem Kapital und dem Arbeitslohn des anderen Staates ist. Der Schutz ist daher aus dem merkantilistischen Schutze des Geldes zu einer organischen Verwaltungsmaßregel geworden, und das Schutzzollsystem jedes Staates hat damit den spezifischen Charakter der Gegenwart angenommen; es ist der Ausdruck der wirthschaftlichen Individualität des Landes geworden, das ihn annimmt. Das ist seine wahre Bedeutung und vor ihr verschwinden die allgemeinen Phrasen und Forderungen des sogenannten Freihandels, dessen letztes Prinzip es eben ist, diese Individualität in ein unterschiedsloses wirthschaftliches Weltleben aufzulösen, in dem nichts mehr herrschen soll als das Größengesetz der Kapitalien, das den Freihandel nicht würdigt. Die positive Gesetzgebung über das Gebiet des Schutzzolls hat sich aber wenig an die letztere Theorie gekehrt und so ist ein Zollwesen entstanden, in welchem wir eben jene wirthschaftliche Verschiedenheit der europäischen Länder in so bezeichnender Weise wiederfinden, daß es schwer ist, seine wahre Bedeutung zu verkennen.

„Das Gesetz nun, welches im Sinne dieser Elemente die Gestalt des Schutzzollsystems beherrscht, ist einfach und klar, und was es bisher bewirkt hat, wird es auch weiter bewirken.

*) Vgl. I. II. in Nr. 6 und 7.

**) Artikel von ihm im III. Jahrg. S. 777, IV. Jahrg. S. 121, 148 ꝛc. und V. Jahrg. S. 60 ff.

Die Höhe des Schutzzolls ist beherrscht und muß beherrscht werden von der Größe des auf die Produktion verwendeten Kapitals, und zwar so, daß je größer das industrielle Kapital, je kleiner der Schutzzoll ist, während der Steuerzoll mit seinen Tarifsätzen von denen des Schutzzolls gänzlich unabhängig dasteht.

„Danach nun sind England, Frankreich und Deutschland in ihrem Zollsystem so wie in der Geschichte desselben leicht zu charakterisiren.

„England hat mit langen Kämpfen, wie sich successive sein industrielles Kapital entwickelt, sein Schutzzollsystem gänzlich aufgegeben, und sein ganzes Zollwesen erscheint nur noch als ein System indirekter Besteuerung, wobei außerdem die unwichtigen Artikel steuerfrei geblieben sind, da bei ihnen die Zollerhebung mehr kostet als der Ertrag des Zolls.

„Frankreich hat dagegen das Schutzzollsystem beibehalten, weil es überhaupt den Standpunkt noch gar nicht überwunden hat, daß der Staat besondere Fürsorge auf seine Produktion verwenden müsse; allein das Wachsen seines industriellen Kapitals hat eine Herabsetzung seiner Schutzzölle möglich gemacht, die es jedoch stets als ein politisches Mittel für die Ausdehnung seiner Macht gebraucht hat.

„Deutschland und Oesterreich haben unter beständigen Versuchen, ihr Zollsystem zu vereinigen, das Bewußtsein mit Recht festgehalten, daß ihr industrielles Kapital noch zu klein und zu jung sei, um die freie Mitbewerbung mit England und Frankreich schon jetzt zuzulassen. Sie haben daher einen mäßigen Schutzzoll beibehalten und erwarten die langsame Beseitigung desselben von der Entwicklung der großen Faktoren: der billigen Produktion, dem Kapital und der Arbeit. Daneben haben sie als ein wesentliches Element des Fortschritts ein möglichst niedriges Steuerzollsystem, und es ist kein Zweifel, daß dieser Weg zum Ziele führen wird.

„Das Gesammtergebniß dieser Betrachtung ist, daß das Zollsystem noch immer als ein in Bewegung begriffenes erkannt werden muß. Alle Tarife haben nur eine zeitliche und nur die allgemeinen Grundsätze eine dauernde Bedeutung."

Dies ist vollkommen richtig. Nach Lists Ansicht sollen Staaten, welche keine selbständige Industrie erzeugen können — weil sie zu klein sind, zu rohe und unbildungsfähige Bevölkerung haben — den Freihandel annehmen, Ackerbauprodukte aus-, Industriewaaren einführen. Haben sie Anlagen, eine selbständige politische Rolle zu spielen, so bedürfen sie einer selbständigen Industrie, die mindestens ausreicht, den eigenen Markt der Nation mit Waaren zu versorgen. Existiren neben ihnen Nationen mit viel Kapital und entwickelter Industrie, so würden diese beim freien Eingang ihrer Waaren keine einheimische Industrie aufkommen lassen. Der Staat muß also auf diese Waaren einen so hohen Zoll legen, daß eine einheimische Industrie sich entwickeln kann. Der Zoll muß anfangs niedrig sein, da man sonst plötzlich alle Waaren sehr vertheuern würde, allmählich in festen voraus bekannt gemachten Sätzen steigen, um industrielle Etablissements im Inlande hervorzurufen; kann die einheimische Industrie die auswärtige Konkurrenz endlich ertragen, so müssen die Zölle eben so allmählich fallen und können ganz verschwinden, wenn die Industrie durch Kapitalmacht und Bildung der Arbeiter so stark geworden ist, daß die auswärtige Industrie sie nicht auf dem heimischen Markt verdrängen kann. Dies ist das System einer nationalen Erziehung produktiver Kräfte und der Industrie überhaupt.

So ist England vorgegangen. Es schloß die fremden Schiffe von seinem Küstenhandel aus und brachte seine Schifffahrt in Flor. Es besteuerte die Einfuhr von Korn und brachte die Landwirthschaft in die Höhe. Es schloß früher fremde Waaren ganz aus, besteuerte sie dann hoch, bis die einheimische Industrie erstarkt war, und hob den Zoll ganz auf, als sie der Industrie aller Nationen überlegen war. Schon Eduard III zog flandrische Weber ins Land und verbot das Tragen aller ausländischen Tuche. Eduard IV beschränkte die Einfuhr der Hanseaten und hob ihr Komptoir in London, den berühmten „Stahlhof", auf. Elisabeth vernichtete den Handel der Hanseaten nach England fast ganz und zwang England, selbständig zu werden. Eben so kräftig schützten Jakob I und Karl I die englische Industrie. Elisabeth verbot schon die Einfuhr von Metall- und Lederwaaren. In diesem Jahrhundert erst, nachdem die Erziehung der Engländer zum ersten Industrievolk der Welt vollendet war, setzte man die Zölle herab und hob sie endlich auf. So betrug der Zoll in England

auf Leinenwaaren 1819 50, 1842 15, 1859 5 Prozent vom Werth, und wurde 1865 ganz aufgehoben;
für Baumwollenwaaren 1819 50, 1842 10, 1859 0 "
für Wollenwaaren 1819 50, 1842 15, 1859 0 "

Deutschland verfolgte keine solche konsequente Handelspolitik, da es politisch nicht einig war. In Preußen haben die großen Monarchen freilich die Entwicklung der Industrie geschützt. Dasselbe that Preußen im Zollverein, obschon der Schutzzoll sehr niedrig war; indes kam die Industrie doch auf. Der preußische Tarif von 1818 wurde vom Zollverein adoptirt und wenig geändert bis 1865. Bis dahin betrug der Zoll für ungebleichte Baumwollenwebstoffe 150 Mark pro Centner, für gedruckte 150 Mark, für Leinenwebstoffe 12 Mark, für Wollentuch 90 Mark, für Stangeneisen 4,50 Mark. Schon 1865 gerieth man auf die abschüssige Bahn der vorzeitigen Tarifermäßigung. Jene Sätze wurden erniedrigt auf resp. 30, 48, 12, 60 und 2,5 Mark. 1870 erfolgte eine abermalige Zollherabsetzung, die letzte 1873, nach welcher von 1876 ab der Eisenzoll ganz aufhören soll. Jetzt beträgt der Zoll pro Centner für

	Deutschland	Oesterreich	Rußland	Frankreich
rohe Baumwollenwaaren .	30	36	125—225	20—120
Leinewand	12	12	23	12—160
unbedruckte gewalkte Tuche	30	50	300—525	10
feine Seidenwaaren . . .	120	525	1440—2520	140—480

Prozent vom Werth; für

Schmiedeeisen in	Deutschland	bis 1876 noch	1	Mark,
" "	Oesterreich	" " "	3	"
" "	Frankreich	" " "	1,60	"
" "	Rußland	" " "	3	"
façonnirtes Stabeisen	Deutschland	" " "	1	"
" "	Oesterreich	" " "	5	"
" "	Frankreich	" " "	3	"
" "	Rußland	" " "	4	"
für Dampfmaschinen	Deutschland	" " "	4,50	"
" "	Oesterreich	" " "	5	"
" "	Frankreich	" " "	3,20—4	"
" "	Rußland	" " "	0	"
gußeiserne Maschinen	Deutschland	" " "	1,50	"
" "	Oesterreich	" " "	5	"
" "	Frankreich	" " "	4	"
" "	Rußland	" " "	0	"
schmiedeeiserne "	Deutschland	" " "	2,50	"
" "	Oesterreich	" " "	8	"
" "	Frankreich	" " "	10	"
" "	Rußland	" " "	0	"

Die Schutzzöller behaupten mit Recht, daß wir unsere Zölle zu schnell und zu tief herabgesetzt haben und daß England, weil Rußland — das nur Maschinen frei einläßt, um damit um so schneller eine nationale Industrie zu erziehen — und Amerika fast ausschließende Zölle, Oesterreich und Frankreich aber höhere als Deutschland haben, uns mit seinen Fabrikaten überschwemmt und unsere Industrie ruinirt. Daher, sagen sie, unsere schlechte Handelsbilanz. Sie verwerfen ferner den Gewichtszoll bei schlechter Spezialisirung der Waaren, wünschen vielmehr den Werthzoll, welcher eine höhere Besteuerung der feineren Waaren, die mehr Arbeit kosten, gestattet.

In der That hat Deutschland 1873 für 1419 Mill. Thlr. Waaren ein- und nur für 829 Mill. Thlr. ausgeführt, also ein wirthschaftliches Defizit auf diesem Gebiet von 590 Mill. Thlr. Das Leiden unserer Industrie drückt sich nun noch durch andere traurige Zahlen aus. Die Ausfuhr unserer Seidenindustrie betrug nach offiziellen Angaben:

1868	78,000 Centner,	1872	39,000 Centner,
1869	46,000 "	1873	34,000 "
1870	39,000 "	1874	19,000 "
1871	42,000 "		

Maschinen aller Art wurden von 1868—74

eingeführt 199, 269, 274, 289, 596, 909, 962 Tausend Ctnr.
ausgeführt 249, 359, 332, 394, 626, 559, 582 " "

Während früher die Ausfuhr die Einfuhr überstieg, ist

Digitized by Google

es jetzt umgekehrt. Die Wolleneinfuhr hat sich von 1873 auf 1874 um 5,300 Centner zwar vermindert, aber die Ausfuhr sogar um 220,000 Centner!

Nach Kolbs Statistik vermehrte sich die Ein- resp. Ausfuhr Deutschlands von 1868 im Jahre 1872 (in Prozenten ausgedrückt) bei

	Einfuhr	Ausfuhr	Plus der Einfuhr
Schmiedeeisen	um 356	291	61 Prozent
Eisenbahnschienen	= 154	146	8 =
Roh- und Cementstahl	= 132	12	120 =
grobe Eisenwaaren	= 361	30	331 =
Maschinen	= 199	151	48 =
Baumwollenwaaren	= 81	10	71 =
Wollenwaaren	= 128	25	103 =
Leder	= 283	44	239 =

	Vermehrung der Einfuhr	Verminderung der Ausfuhr	Plus der Ein- über die Ausfuhr
Baumwollenwaaren	um 81	10	91 Prozent
Leinewand	= 54	78	132 =
Seiden- u. Halbseidenwaar.	= 55	100	155 =

Nur bei Lokomotiven stieg die Ausfuhr mit 370 höher als die Einfuhr mit 318 Proz. Das hat sich aber seit 1872 noch erheblich verschlimmert. Solchen Zahlen gegenüber muß man mit Entsetzen fragen: Wohin steuern wir? Antwort: Dem Bankerott entgegen!

Also unsere Industrie geht zurück, und wir werden dem Ausland gegenüber mehr und mehr abhängig und tributär. Dies gilt namentlich im Vergleich mit Frankreich. Hier überstiegen die Ausfuhren die Einfuhren. In den drei ersten Monaten d. J. führte man aus für 975, ein für 851 Mill. Frs. Man führte aus

Seidenwaaren	für	135,7	Mill.	Frs.	gegen	98,9	Mill.	in 1874,
Leinenwaaren	=	6,5	=	=	=	4,5	=	=
Lederwaaren	=	32,9	=	=	=	28,4	=	=
Bijouterie	=	8,2	=	=	=	7,2	=	=
Modewaaren	=	11,5	=	=	=	8,5	=	=

Im ersten Halbjahr 1875 betrug der Werth der Einfuhr 1711, der Ausfuhr 1932 Mill. Frs.; davon kommen auf Einfuhr von Manufakturwaaren 232, Ausfuhr 767 Mill. Frs.! Da sehen wir den wirthschaftlichen Aufschwung Frankreichs und unseren wirthschaftlichen Ruin. Die Gründe dafür findet man zum Theil jedenfalls in der Vergleichung der geltenden Zolltarife für beide Länder.

Die Regierung hat leider der Freihandelspartei nachgegeben, ohne zuvor durch eine genaue Untersuchung zu ermitteln, ob wir den Freihandel schon ertragen können. Sie unterstützt auch solche Arbeiten von Gelehrten nicht. Verfasser hat eine noch unvollendete Arbeit des Professor Dr. Jannasch, Direktors des statistischen Amtes der Stadt Dresden, einsehen dürfen, die sehr lehrreich ist. Jannasch hat sich Auszüge aus Geschäftsbüchern je einer großen Textilfabrik in England, Frankreich, der Schweiz, Elsaß, Mitteldeutschland und Sachsen verschafft und nun Vergleiche angestellt. Er fand, wenn uns das Gedächtniß nicht trügt, daß der englische Fabrikant billigeres Betriebs- und Anlagekapital, billigeren Rohstoff, billigere Maschinen, billigere Triebkraft (Kohlen), technisch besser geübte Arbeiter habe als der deutsche, dieser hält sich nur durch — Schutzzoll und billigeren Arbeitslohn. Den Franzosen kommt namentlich die geschmackvollere Ausführung — Produkt der seit Colbert andauernden Staatsaufmunterung der Arbeiter, der trefflichen Musterschutzgesetze — zu statten. Der Schweizer hat die billigere Wasserkraft. Das Resultat ist — bei Einführung des Freihandels geht unsere Industrie zu Grunde! Und wer ernährt dann die Industriearbeiter, und wer zahlt dann Steuern genug, um unser Heer und unsre Flotte Frankreich gewachsen zu erhalten, das von Jahr zu Jahr reicher wird, während wir von Jahr zu Jahr ärmer werden?

Die Freihändler verlangen nun, mit Camphausens Worten, daß unserer Industrie durch Herabsetzung der Arbeitslöhne aufgeholfen werden solle. Die Schutzzöller behaupten dagegen, daß dies die schlechteste Medizin sei, die man anwenden könne; sie werde, abgesehen von der sozialen Gefahr einer solchen Maßregel, den geschwächten Körper unserer Volkswirthschaft nur noch schwächer machen, denn sie bedeute die Schwächung der Konsumtionskraft breiter Volksschichten in Deutschland, ja sie ist ein Attentat auf deren Gesundheit, zumal, wenn man von schlechter gelöhnten, also schlechter genährten Arbeitern noch höhere Arbeitsleistung verlangt, wie Achenbach dies von den fiskalischen Bergarbeitern thut. Bei der Industriearbeiterschaft sei das Maß der Konsumtion mit der Kraft zur Konsumtion, d. h. mit ihrem Verdienst identisch. Löhne man sie schlechter, so verderbe man sich den einheimischen Markt. Ohnehin sind die deutschen Arbeiter schlechter gestellt als englische, amerikanische und höchstens so gut als französische. Den auswärtigen Markt könne man durch dies Mittel doch nicht erobern, denn die Löhne bilden einen zu geringen Theil des Preises der Waaren. So das Risiko den Arbeitern aufbürden wollen, würde unmenschlich und doch zwecklos sein.

Die Schutzzöller wollen also, dies geht wenigstens aus ihren Publikationen hervor, es solle den Leiden der Industrie und somit unserer Handelsunterbilanz dadurch abgeholfen werden, daß die Gesetzgebung der deutschen Industrie einen solchen Zollschutz gewährt, daß sie den einheimischen Markt allein versorgen kann, Hat sie diesen festen Absatz, so wird sie die wechselnden Konjunkturen des Weltmarkts auch besser ausnutzen und noch viel vortheilhafter exportiren können. Sie sagen, der heutige Schutz für gröbere Waaren sei hoch genug und ertrage sogar noch eine Herabsetzung, verlangen aber für feinere und kunstvollere Waaren einen erhöhten Schutz in Werthzöllen von 10 bis 15 Proz. ad valorem (nach dem Werth), wie ihn die belgische und französische Industrie genießt. In der Adresse an den Kaiser verlangen die bergisch-märkischen Eisenindustriellen einen vorläufigen Zollsatz von 5 Mark pro Centner für alle Eisenwaaren, die weniger als zwei Pfund wiegen, und von 10 Mark für feinere Werkzeuge. Damit würde die Landwirthschaft nicht getroffen, da selbst ein Pflugschar mehr als zwei Pfund wiegt.

Man wird diese Forderungen nur billigen können und sie jedenfalls dem freihändlerischen Rezept der Lohnherabsetzung vorziehen müssen.

In dem Stöpelschen Organ findet sich auch eine vernünftigere Würdigung der wirthschaftlichen Rolle des Staats und unserer ganzen „planlosen" Produktion. Man warnt dort davor, „die zu Tage tretenden Krankheitserscheinungen (Krisis, Strikes, Lohnherabsetzungen) als ein nothwendiges Uebel aufzufassen, dem auf keine Weise beizukommen sei, und das man zu den Vorzügen des heutigen Gesellschaftssystems in den Kauf nehmen müsse. Früher oder später werden Dämme und Deiche gegen die Ueberflutung einer (wie die Socialisten nicht mit Unrecht sagen) „anarchischen Konkurrenz" errichtet werden, und die centrale Thätigkeit des Staats wird nach und nach so manche Funktionen auf sich nehmen, die gegenwärtig noch der Privatunternehmung überlassen sind und in den Händen der Unternehmer einen unlösbaren Widerspruch von Privatinteressen mit dem öffentlichen Interesse enthalten."

Zur Zeit sei eine an sich nothwendige Verbesserung der Lage der Arbeiter aber nur möglich, wenn man den Schutzzoll erhöhe, denn eine zu Grunde gehende Industrie könne keinen hohen Lohn zahlen. Diese Einsicht haben auch die Arbeiter Wiens, die auch unter der Krisis erschrecklich leiden. Sie petitioniren, soweit sie der Fahne Oberwinders folgen, geradezu bei der Regierung um Schutzzoll.

Soweit sind die Forderungen und Ansichten der Schutzzöller zu billigen. Allein es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, höhere Schutzzölle würden dauernd unsre socialen Zustände bessern. Zwar würden sie die Industrie zweifellos mächtig heben, aber bei der freien Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt würde wahrscheinlich nur ein sehr mäßiger Theil des Vortheils den Arbeitern zu Gute kommen, und den Löwenantheil würden die Unternehmer behalten. Nicht einmal die übermäßige Arbeitszeit — dreizehn und mehr Stunden täglich sind hier und da amtlich konstatirt — würde sich ermäßigen lassen. Was die Kinderarbeit anlangt, so sagt das Organ der Schutzzöller: „Man wird zugeben müssen, daß in einem wesentlich auf sich selbst beruhenden und von auswärtiger Konkurrenz unberührten Verkehrsgebiet die gänzliche Beseitigung der Kinderarbeit den Erfolg haben müßte, die Arbeitskraft der Erwachsenen im Werthe zu steigern, da, nach dem Gesetz von Angebot und

Digitized by Google

Nachfrage, das Angebot von Kinderarbeit nothwendig den Werth der Arbeit überhaupt vermindert. Dieser Erfolg wäre an sich ohne Zweifel höchst wünschenswerth und namentlich unseren Wünschen gemäß. Allein der moderne Verkehr ist ein wesentlich internationaler, und die Vorkämpfer des freien Handels wollen gerade die internationale Konkurrenz zum Regulator der gesammten Produktion einsetzen. Unter solchen Umständen kann ein Staat, dessen Wirthschaftspolitik jene Tendenzen zur Richtschnur nimmt, nicht einseitig den Werth der Arbeit durch gesetzgeberische Maßregeln steigern, ohne seine Konkurrenzfähigkeit, d. i. seine Produktionsfähigkeit, aufs Spiel zu setzen."

Das ist ganz richtig, und man begreift, daß die Barmer Handelskammer die Kinderarbeit von zwölf Jahren ab festhält, und in jener Petition an den Kaiser wird hervorgehoben, daß französische und belgische Fabrikanten Kinder schon vom 10. Jahre ab beschäftigen, die deutschen Fabrikanten, die dies erst vom 12. Jahre ab dürfen, also nicht mit jenen konkurriren könnten.

Nun sind wir der Ansicht, daß frühe Kinderarbeit die körperliche Entwicklung und geistige Ausbildung der Arbeiter ebenso schädigt, als zu lange Arbeit der Erwachsenen, daß die Frauenarbeit auch besonderen Schutzes bedarf. In der That aber können unsere Fabrikanten, wenn solcher Schutz hier durch Gesetz gewährt wird, nicht etwa mit Belgien und Frankreich konkurriren, wo dies nicht, oder nicht in dem Maße der Fall ist. Deshalb muß unsere Handelspolitik eine Ausgleichung gewähren: Der Handelsvertrag mit fremden Nationen muß sich zum Handels- und Produktionsvertrag erweitern. Bei dem Abschluß eines solchen Vertrages, etwa mit Frankreich, muß es heißen: „Deutschland verbietet die Kinderarbeit unter 14 Jahren, Frankreich auch. Will Frankreich dies nicht, so setzt Deutschland den Schutzzoll gegen Frankreich um so viel höher, als der Preis der Arbeit durch jene Maßregel bei uns gesteigert wird." So wird der Handels- und Produktionsvertrag zu einer guten und heilsamen socialen Maßregel. Er schützt die Industrie und gleichzeitig die Arbeiter.

Wenn dann der Staat seine eigene Thätigkeit, etwa durch Uebernahme aller Eisenbahnen und Versicherungen, erweitert und die Arbeitergenossenschaften zur Produktion protegirt, somit für den untergehenden Stand der selbständigen Handwerker einen Ersatz schafft und neben die individuelle Großfabrik und die Actienfabrik die genossenschaftliche Fabrik stellt, in welche strebsame und tüchtige Arbeiter successive übertreten können, so wird nicht nur der Nationalreichthum, sondern auch der Nationalwohlstand des deutschen Volkes und sein materielles Wohlbefinden gehoben, der sociale Friede wieder gewonnen werden, und damit die Macht des deutschen Reiches unantastbar gemacht sein.

Bleiben wir auf dem Wege des Freihandels, so sehen wir den Untergang der Industrie, das Herabkommen der Grundbesitzer, Verarmung der Unternehmer, Elend und Auswanderung der Massen — kurz den wirthschaftlichen Bankerott — und damit das Zusammenbrechen des neuen, jungen, noch ungefestigten Reichs vor Augen.

Wie heute noch die Fragestellung ist: „Freihandel oder Schutzzoll", ist sie unzutreffend. Es muß heißen: „Schutz" für die Industrie in allen ihren Theilen und Theilnehmern, Arbeitgebern und Arbeitern. Ob dieser Schutz in Schutzzoll oder lediglich in Schutzzoll oder in anderen Maßregeln der Regierung und Gesetzgebung zu bestehen habe, ist eine offene Frage, und nur die Regierung selbst dürfte in der Lage sein, zu übersehen, welche Art des Schutzes der Industrie nothwendig und zeitgemäß ist.

Wenn Verfasser hier sich für Schutzzoll ausgesprochen hat, so ist das seine subjektive Ueberzeugung; er ist indessen der Ansicht, daß unter Umständen auch andere Maßregeln: Produktionsverträge, günstige Handelsverträge, das erstrebte Ziel erreichen können. Nur das ist für ihn keine Frage, daß es auf dem bisher verfolgten Wege nicht weiter geht und daß die Regierung und Gesetzgebung einen Schutz irgend einer, jedenfalls aber genügenden Art der deutschen Industrie schuldig ist.

Eleonore.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Roman von **Alexander Römer.**

(Schluß.)

XIV.

In das Herrenhaus war unterdes viel Leben und Bewegung gekommen. Der Sohn, der Erbgraf Kuno war angelangt. Die Gräfin hielt den Sohn in den Armen und war glücklich. Sie hatte so lange — so lange ihn nicht gesehen, und er war seitdem groß, schön und stattlich geworden; sie forschte mit ängstlicher Spannung in seinen noch jugendlich weichen Zügen, ob von des Vaters Härte und grausamer Lieblosigkeit sich Spuren darin vererbt; dies junge feurige Auge trug noch den Ausdruck heitern, unverfälschten Lebensmuthes, es schimmerte ein Strahl mitleidsvoller Ueberraschung darin beim Anblick der veränderten, leidenden Mutter, welche so, wie sie jetzt war, innig und warm, zugänglich und von der Außenwelt gelöst, nie in seiner Erinnerung gestanden. Der Graf hatte den Sohn zu der Mutter geführt, war aber nach der üblichen formellen Frage nach ihrer Gesundheit bald wieder gegangen, und jetzt saß Kuno dicht neben der Ruhenden, sein dunkles volles Lockenhaupt zu ihr herabgebeugt, und beantwortete ihre Fragen. Es war wieder die alte Lebhaftigkeit, welche bei ihr hervorbrach, als sie eingehenden Bericht forderte über alles, was er trieb, dachte und liebte, aber es war nicht mehr die alte Friede- und Ruhelosigkeit.

Sie wollte nicht mehr so heiß und wild für sich Genuß erstreben, sie dachte nur an, für und mit dem jungen Leben, das zu ihr gehörte durch festes Naturband. Ihre schwachen Hände zitterten noch, wenn sie leidenschaftlich die warmen des Sohnes umspannte, die Toilettenkünste fehlten, und die unverwischbaren Spuren des Alters, eines von Leidenschaften aufgeriebenen Lebens zeichneten sich deutlich auf ihrem Gesicht. Aber solch ein Schein von reinem unverfälschten Glück, wie er in ihrem Auge jetzt lag, wenn es über die Gestalt des Sohnes flog, hatte nie darin gelegen, auch in den Tagen ihres Glanzes nicht. „Du findest mich verändert, Kuno," sagte sie, „und das that nicht allein die Krankheit. Ich bin müde, und wenn auch für den Augenblick die Lebenskräfte wieder geweckt und gehoben sind, es ist doch möglich, daß sie nicht lange mehr ausdauern. Ihr werdet mich kaum entbehren, Ihr habt ja immer ohne mich gelebt, nein, es soll kein Vorwurf sein," schaltete sie ein, als Kuno bewegt und mit schmerzlicher Miene ihre Hand küßte, „kein Vorwurf, für Dich sicher nicht, sondern was eben durch meinen Sinn ging, war ein freundlicher Gedanke. Die Heiligkeit des Muttternamens bleibt doch unantastbar, Du wirst ein liebend Angedenken der Deinen auch bewahren, wirst nicht achtlos hinwegschreiten über ihren Grabhügel, und alle Schatten wird die finstere Gruft mit hinwegnehmen und mit verwesen lassen in ihrem dunkeln Schrein. Es war sehr finster in mir, Kuno, ehe diese Krankheit kam, und das Licht, das jetzt dämmert, führt mich wohl nicht zu der Erde zurück, wenn mein Körper auch noch Jahre dort wandeln sollte."

Kuno sah immer erstaunter zur Mutter auf, er kannte solche Sprache nicht an ihr. Sie war wohl früher in ihren wechselnden Stimmungen und mit dem theatralischen Effekthaschen, das ihr eigen gewesen, auch in ein ähnliche Ideengänge berührendes Pathos gerathen, aber diese Weise stach doch grell von jener ab. Hier lag wahres, aufrichtiges Empfinden vor; der junge Graf war freilich noch nicht befähigt, diese Verwandlung psychologisch zu zergliedern, aber Wahrheit

Digitized by Google

Der erste Unterricht. Nach dem Gemälde von C. Laich.

Digitized by Google

ist eine so zwingende Macht, daß sie ihre überzeugende Wirkung ausübt auf alle Gemüther, reife und unreife, junge und alte.

Der Doktor ging vorüber draußen am Fenster, er kam eben aus dem Trauerhause zurück. Die Gräfin winkte ihm. „O kommen Sie doch herein, haben Sie meinen Kuno schon begrüßt?"

Bredow folgte freundlich dem Rufe und schüttelte dem jungen Erbherrn herzlich die Rechte; er freute sich über dessen offenes klares Gesicht. Die Gräfin sagte zum Sohne gewandt, während ein eigenthümlicher Glanz über ihre Züge flog:

„Du hast Ursache, Kuno, dem Manne dankbar die Hand zu drücken; Deine Mutter ist ihm viel schuldig geworden, mehr als dies mühsam wieder zusammengeflickte Leben. Wie sieht es im Kruge aus?" fragte sie dann rasch, „welch schreckliches Unglück!"

Bredow berichtete dem Sinne gemäß, in welchem der Vorfall im Mund der Dorfleute cirkulirte. Lisbeth war dem Bräutigam entgegengegangen; dieser hatte im Grase gelegen, um zu ruhen, war bei ihrem Anblick aufgesprungen, das Gewehr hatte sich bei der raschen unvorsichtigen Bewegung entladen und dies schreckliche Unglück angerichtet.

„Und sie wird sterben?" sagte die Gräfin theilnahmvoll; „die armen, armen Eltern!"

Bredow lenkte das Gespräch bald wieder geschickt von dem Gegenstande ab, der ihm wegen der engen Beziehungen Waldburgs zu demselben peinlich war.

„Ich kann jetzt wohl in Gnaden entlassen werden," sagte er scherzend, „nach meinem Gutachten übt die verschriebene Arznei nachhaltig wunderkräftige Wirkung und macht den Arzt entbehrlich. Auf frohes Wiedersehen im Winter in Berlin!"

Die Gräfin seufzte. „Wer darf sich vermessen, Sie zu halten und zu fesseln," meinte sie; „ich hoffte mitunter, Fräulein Rambach sei noch ein Magnet für Sie, aber —"

Der Gräfin schelmischer Blick verwandelte sich in einen erstaunten, als sie die Veränderung gewahrte, die in des Professors Zügen sich vollzog. Er wandte sich rasch ab, und die Marmorblässe seines Gesichts trat gespenstisch hervor in dem schwindenden Abendlicht. Sie hielt inne und begnügte sich, ihm in den wärmsten Worten ihren Dank zu wiederholen.

Auf der Terrasse draußen traf Bredow auf Eleonore. Sie stand mit einem so verstörten und von innerer Qual ergriffenen Gesicht da, und sah mit leerem, das Aeußere gar nicht erfassenden Blick in die Landschaft hinaus, daß er nicht stumm und ohne Scheidegruß an ihr vorübergehen konnte. Sie schrak zusammen, als er sie anredete.

„Sie gehen?" sagte sie hastig und aufgeregt, als er sein Lebewohl gesprochen; „o, nehmen Sie mich mit fort, man bedarf meiner hier auch nicht mehr, und mir brennt der Boden unter den Füßen."

Bredow sah sie in starrer Verwunderung an. „Ich gedachte noch heut Abend zu fahren," sagte er endlich zögernd; „ich mache mir nichts aus einer nächtlichen Fahrt, doch Sie —"

Eleonore bedeckte mit der Hand ihre Augen. Nie hatte Bredow einen solchen Ausdruck leidenschaftlichen Schmerzes auf ihren Zügen gesehen.

„Mir ist auch alles gleich, aber — Doktor," fuhr sie auf einmal mit einer gewissen verzweiflungsvollen Offenheit fort, die ihrem Wesen sonst fremd war, „es liegt die Sache so, daß ich um meiner selbst willen heraus muß aus diesem magischen Kreise hier. Ich habe stets im Leben gewußt, was ich gewollt, nie hat Wanken und Schwanken in meiner Natur gelegen, was soll aus meinem großen Lebensziel werden, wenn ich hier solche Weiberschwäche lerne?"

„Sie wissen, wie ich darüber denke," erwiderte Bredow ziemlich kühl, „und es wundert mich, daß Sie erwarten, ich solle Ihnen helfen beim Bekämpfen dessen, was ich für Recht und Ihr Heil halte."

„O wünschen Sie mir nicht, daß ich einer Sache untreu werde, an die ich meine edelsten Kräfte bereits hingab!" sagte Eleonore in einem seltsam weichen, klagenden Ton. „Es ist zu spät, selbst wenn ich irrige Pfade gewandelt. Was der Mensch sei, sei er wenigstens ganz; das Jämmerlichste in meinen Augen ist solch ein halbes Wesen, dem der Muth fehlt, weder das eine noch das andere zu sein. Ich habe den herkömmlichen Beruf des Weibes verworfen, und bin weit ab schon andere Wege gegangen; halte ich dort inne, so habe ich weder Ziel noch Heimatsport und bin die elend am Weg Verkümmernde."

Bredow sah ihr lange und nachdenklich in das abgewandte Antlitz. Sie gewahrte nicht den harten Kampf in seinen Zügen — ihm ward der bittere Kelch gereicht zum Leeren bis auf den Grund, und sein vielleicht feiger Versuch, ihn vorübergehen zu lassen, mißglückte.

„Und was soll aus Waldburg werden?" fragte er endlich sanft. „Sie denken nur daran, mit starrer Festigkeit ein einmal begonnenes Werk zu vollführen, selbst wenn Sie wissen, daß es in seiner Anlage verfehlt war. Sind wir die Meister unseres Schicksals? Sind wir die Weber des großen Gewebes, das aufgezogen wird bei unserer Geburt und zusammengefaltet über unserem Grabe von einer höheren Hand? Sie wählten nach Ihrem eigenen blinden Ermessen harte nicht leicht zu spinnende Fäden, sieht Ihr Auge jetzt nicht die andern, welche der größere Meister Ihnen unabweislich in die Hand gibt? Sie haben sich dem Beruf des Weibes entziehen wollen — in schönster segenverheißendster Form tritt ein Wirken auf diesem verschmähten Felde an Sie heran, glauben Sie wirklich, es sei das Rechte, wenn Sie in widerstrebendem Eigenwillen gewaltsam demselben entfliehen?"

Eleonorens Gesicht war von dunkler Röthe bedeckt.

„Ich verstehe Sie nicht," sagte sie verwirrt und ohne ihn anzusehen. Sie war es sich bewußt, daß sie eine Lüge aussprach. „Sie wissen es, was ich meine," erwiderte aber Bredow fest, „Sie wissen, daß Waldburg der einzige ist, der Sie schwanken machen und von ihrem Wege abbringen konnte, das beweist Ihre Sehnsucht nach Flucht — vor ihm. Sie müssen ihm gehören, denn er bedarf jetzt mehr als je Ihres starken energischen Geistes zur Ergänzung seiner leicht erregbaren und wechselvollen Stimmungen zugänglichen Natur. Sie dürfen ihn jetzt nicht verlassen. In dem Wirkungskreise, den Sie sich erwählten, finden Sie Stellvertreter genug — es wird nie an Männern für männlichen Beruf fehlen — an dem Platz, der für Sie bereitet ward von höherer Hand, findet sich kein Ersatz für Sie."

Eleonore sah voll Staunen und Bewunderung zu ihm auf. Welch eine zwingende Macht übte dieser Mann auf die Gemüther! Ihr war zu Muthe, als ob Schuppen von ihren Augen fielen und eine in Sonnenschein getauchte Zukunft vor ihren Blicken sich ausbreitete.

Bredow hielt ihre Hand in der seinen und drückte sie treu und fest. „Es sei der Abschiedshändedruck, den gute Kameraden mit einander wechseln," sagte er in einem Ton, der scherzend klingen sollte, aber die Tiefe der Empfindung drang hindurch. „Ich scheide von dem vielversprechenden Kollegen und wünsche Gottes Segen auf das Haupt der Frau, die meinem Freunde den Lebenspfad erhellen wird, der ihm dunkel geworden!"

Er ging, ohne sich noch einmal umzuwenden. Eleonore überkam ein seltsames Gefühl, ein Schmerz, als ob es ein Scheiden auf Nimmerwiedersehen gewesen. „Er ist ein edler, ein wahrhaft großer Mann," sagte sie für sich, „und findet wohl nie eine ihm ebenbürtige Natur."

XV.

Die Sterbeglocken waren verhallt, und Lisbeths schöne Hülle war geborgen in der Erde Mutterschoß. Waldburg stand neben Eleonore und nahm Abschied. Sie sah besorgt und mit einem Blick voll Liebe und Zärtlichkeit zu ihm auf; ihre Herzen waren vereint. Bredow hatte recht gehabt, dem Freunde war in dieser Zeit eine starke klare Seele nöthig, die ihn aufrichten half, denn dieser Schlag hatte ihn schwer getroffen. Eleonore, der im allgemeinen ein Hingeben an Empfindungen nicht natürlich war, bangte vor der Neigung zu ungesunder Melancholie, die sie an dem Geliebten gewahrte. Sie sehnte sich heiß danach, das sonnenhelle Lächeln, das sie einst in diesem Antlitz so bezaubert, darauf zurückzuführen. Sie trieb ihn selber fort. Sie wollte, dem dringenden Wunsch der Gräfin nachgebend, noch bleiben, ihre

Digitized by Google

eignen Angelegenheiten von Marienthal aus ordnen, die treue Ida bitten, in Berlin alles abzuwickeln. Sie wünschte sich jetzt nicht dahin zurück.

Wie ein Traum erschien ihr oft die ganze jüngste Vergangenheit, und doch, es kam keine Reue auf über das, was sie gethan. Waldburg, der Geliebte ihrer Jugend, dessen Bild auch in weitester Ferne nie in ihr erloschen, er bedurfte ihrer, wirklich ihrer und keiner andern. Seine Lippen hatten ihr versichert, daß er sie liebte und stets geliebt; sie waren, ein paar eigenwillige Kinder, weit einander aus dem Wege gegangen, und eine unsichtbare Macht hatte sie doch zusammengeführt.

Aber schwer lag die Hand einer streng waltenden Vergeltung auf Waldburgs Haupt. Wohl kaum die einzelne Sünde, der ganze leichtfertige Sinn, der die bessern Keime im Herzen überwuchert, rächte sich. Eines gnädigen Gottes Zuchtruthe traf ihn, um ihn ganz und für immer der rechten Straße wieder zuzuführen, um seine unsichern Schritte sicher zu machen. Man hatte Philipp gefunden im Walde am Abend, da Lisbeth gestorben; er lag an derselben Stelle, wo der Schuß sie getroffen, und war irrsinnig. Das wilde Toben, in das er verfallen beim Anblick der Menschen, welche ihn suchen kamen, beruhigte sich und ging in stilles Brüten über, aber sein Geist blieb umnachtet.

Es war ein schrecklicher Eindruck für Waldburg, als er den gestern noch so frischen, schmucken, jugendkräftigen Menschen, vor dem ein Leben voll Glück und Thatkraft lag, nun zerbrochen und schlimmer als todt vor sich erblickte! Und er hatte gut machen wollen!

Es ward nichts gespart, um eine Heilung des Unglücklichen zu ermöglichen; eine der berühmtesten Irrenanstalten des Landes nahm ihn auf, Waldburg sorgte für alles. Er war mit Eleonore übereingekommen, daß sie auf einem seiner anderen Güter ihren Wohnsitz nehmen wollten. Vilmoor war ihm durch den Anblick des jetzt fest verschlossenen Försterhäuschens vergällt. Räthselhaft düster und geheimnißvoll lag es in der friedlichen Waldesumgebung, und gelegentliche Besucher, vorüberziehende Reisende, welche der schöne Park und die sehenswerthen Kunstanlagen, welche Waldburg in dem letzten Jahr um das Herrenhaus her geschaffen, zur Besichtigung des Gutes anlockte, fragten oft nach der Ursache, warum das neugebaute Haus so für alle Zeit unbewohnt und verschlossen blieb, das Gärtchen rings umher unbebaut und verwildert. Doch keine Antwort ward auf solche Frage ertheilt, es blieb ein Geheimniß.

Die Gräfin kam auch nie mehr nach Marienthal und nahm das alte Leben in Berlin ebenfalls nicht wieder auf. Mit dem stillen Geist, der über sie gekommen, war eine vollständige Reaktion eingetreten. Sie vermochte nicht wieder in die irdischen Interessen sich zurückzufinden, nachdem sie einmal leidenschaftlich den Entschluß gefaßt, ihnen zu entfliehen. Dennoch äußerte diese grelle Wandlung sich ungefähr ihrer Natur gemäß. Es mischte sich von der excentrischen Maßlosigkeit ihres Wesens viel unter die echte Buße ihres zu neuem Leben erweckten Herzens. Hätte sie in ihren Verhältnissen und ihrem Glauben ein Klostergelübde ablegen können, sie hätte es gethan.

Der Graf hinderte die Gemahlin auf der neuen Bahn nicht, wie er es auf der alten nicht gethan, er blieb auf seiner Straße. Die Gatten sahen einander seltener als je. Dagegen war das Band zwischen Mutter und Sohn fest geknüpft worden. Der junge Graf Kuno hatte gefühlt, wie das Mutterherz schlug für ihn, und lohnte ihr mit rücksichtsvoller Liebe.

Und Waldburg und Eleonore? Nach drei Jahren ruhigen ungetrübten Glückes, von dem sich nichts berichten läßt, wollen wir noch einen Blick werfen in ihr freundlich ausgestattetes Haus. Eine Wolke, eine drohende bange Wolke schwebt darüber, die erste, welche Eleonore nicht mit ihrem klaren Geist zu bannen vermag. Das Knäblein, der mit unendlichem Jubel begrüßte Stammhalter, liegt schwer erkrankt an der Halsbräune. Waldburg durchmißt in ruheloser Angst die Räume des Hauses und kehrt dann zitternd unter Furcht und Hoffnung zurück an das Lager des Kleinen, wo Eleonore, von der treuen Ida unterstützt, bleich, aber besonnen und gefaßt Nacht und Tag ausharrt, und alle ihre Kenntnisse zu Hilfe ruft, um das Nöthige zu thun. Sie erwarten mit bebender Ungeduld Bredows Ankunft, den sie telegraphisch berufen.

Eleonore schauert zusammen, als sie einen Wagen vor das Portal rollen hört. Es ist das erste Wiedersehen zwischen ihr und dem Freunde seit jenem Abschiedsabend in Marienthal. Alle Einladungen des jungen Paares in fröhlichen Tagen hat der Professor unter verschiedenen Vorwänden abgelehnt, und beide, Waldburg sowohl als Eleonore, haben, ohne sich gegen einander auszusprechen, ihre stillen Gedanken darüber gehegt.

Waldburg ist jetzt hinuntergeeilt, dem Freund, der ihnen Rettung in höchster Noth bringen soll, entgegen; er schließt ihn stürmisch in die Arme, er stützt im Hinansteigen der Treppenstufen seine von Wachen, Sorge und Angst ermatteten Glieder auf die hohe starke Gestalt des Mannes, der ihm stets als Inbegriff von Kraft und Größe erschienen. Bredow fragt schon auf dem kurzen Wege in seiner präzisen erschöpfenden Weise nach den Symptomen des Falles, nach den Mitteln, welche angewandt. Bereits orientirt tritt er in das dunkle Krankenzimmer, wo Eleonore — das einzige Weib, das er je geliebt, heiß geliebt — in banger Muttersorge über ihren schwer athmenden Liebling sich beugt. Sie erhebt das Haupt und sieht ihm mit dem Hilfe flehenden Ausdruck einer angsterfüllten Frau in das ernste, Vertrauen erweckende Gesicht. Ihre Hand, welche er faßt mit dem alten treuen Druck, ist eiskalt, ihr Körper zittert.

Bredow ist Arzt in diesem Augenblick. Kein anderer Gedanke als der schwere Fall, welcher vor ihm liegt, erfüllt seine Seele. Bange Minuten sind es, welche die sorgfältige Untersuchung fordert. Eleonore sinkt in heißem brünstigen Gebet, das sie gelernt in diesen Jahren, an dem Lager auf die Knie, als diese klangvolle, jetzt so ernst und fest und doch von tiefem Mitleid durchbebte Stimme wieder an ihr Ohr tönt: „Seid stark, meine Freunde, es ist eine Operation nöthig, doch ich hoffe auf ein Gelingen."

Und als er später mit dem alten weichen Tonfall Eleonoren fragt: „Trauen Sie sich die Kraft zu, mir zu assistiren?" und mit dem bis auf die Seele dringenden Blick ihre Züge prüft, da neigt sie gefaßt und in stummer Entschlossenheit das Haupt zum Zeichen der Bejahung, und das Gefühl der frühern Kraft und Sicherheit und des Vertrauens kommt wieder über sie.

Die Operation — eine der gefährlichsten — gelingt. Bredows feste Hand hat nicht gezittert, obgleich sein starkes Herz zagender schlug als jemals bei den tausend Fällen, wo seine Wissenschaft der leidenden Menschheit Hilfe gebracht. Das Knäblein athmet freier, und Eleonore birgt es in unsäglichem Entzücken an ihrem mütterlichen Busen.

Bredow schaut in Waldburgs dankbare Augen, schaut auf die Gruppe häuslichen Glücks da vor ihm; es steht alles gut in diesem Hause, und sie bedürfen seiner nun nicht mehr. Waldburg zieht den Freund fort in die hellen Wohngemächer, Eleonore übergibt den Knaben Idas sorglicher Obhut, um dem theuren Retter ihres Kindes zu danken; doch Bredow ist nicht zu längerem Verweilen zu bewegen.

Er plaudert herzlich mit den Freunden während des Mahles, das für ihn bereitet worden, läßt sich erzählen von ihrem Glück, von ihrem Schaffen und Wirken um sich her. Er lächelt bei Waldburgs überschwänglichem Lobe, welches er Eleonorens rastloser Thätigkeit zollt; wie sie der heilbringende gute Genius ist für alle Kranken und Armen, wie sie, von Idas praktischem Geiste unterstützt, eine weithin segensreiche Wirksamkeit entfaltet. Eleonorens Mund bestätigt ihm selbst, daß sie nie einen Moment noch den Gedanken hat, es könne ihr als Weib an dem nöthigen Berufskreis fehlen. Er sieht mit aufrichtiger Freude in Waldburgs offenes Auge und auf seine helle Stirn, wo die früheren sonnigen Lichter wieder schweben, und als Ida kommt und die Mutter zurückruft zu dem Kleinen, der nach ihr verlangt, da beantwortet er auch Idas warme, vom Herzen kommende Frage: „Professor, wollen Sie denn gar nicht daran denken, eine Familie zu gründen?" mit wehmüthigem, aber nicht ganz freudlosem Lächeln.

„Meine Familie sind meine Patienten," sagt er, und Waldburg weiß und begreift, daß er das Wort durch die That zur schönsten Wahrheit stempelt.

Digitized by Google

Am Familientische.

Die erste Lehrerin des Kindes.

(Zu dem Bilde auf S. 141.)

In dem bekannten Lobgedicht des Königs Salomo auf die Hausfrau wird zweierlei von ihr gerühmt, an das unser heutiges Bild lebhaft erinnert. „Ihre Hände legt sie an den Spinnrocken und ihre Finger erfassen die Spindel", heißt es da von ihr, und weiterhin: „Ihren Mund thut sie auf mit Weisheit, und holde Lehre ruht auf ihrer Zunge". In der That soll die Mutter die erste Lehrerin ihres Kindes sein; nicht nur zur Arbeit und zur Ordnung soll sie es anleiten, sondern dasselbe auch manches lehren, was man sich heutzutage immer mehr gewöhnt, den Kindergärten und Kleinkinderschulen zu überlassen. Doch wie jede Kunst, so will auch die Lehrkunst erlernt sein, und der gute Wille allein vermag nicht immer die Uebung zu ersetzen. Gewiß weiß uns daher manche Mutter von Herzen Dank, wenn wir ihr in aller Kürze wenigstens einige durch die Praxis bewährte Rathschläge geben, wie sie den Geist des Kindes am natur- und vernunftgemäßesten weckt und fördert und so für die Schule am zweckentsprechendsten vorbereitet.

„Das Fundament aller Erkenntniß ist die Anschauung," sagt mit Recht Pestalozzi, der Reformator unsers Jahrhunderts auf dem Gebiete des gesammten Erziehungswesens. All unser Wissen und all unser Erkennen beruht im wesentlichen auf Anschauung. Wollen wir daher eine gute Grundlage legen, so müssen wir das Kind schon von dem ersten Erwachen seines Geistes an dazu anhalten, daß es seine Sinne gebrauchen lernt. Während es in dem zweiten und dritten Jahre genügt, daß das Kind den Namen von Gegenständen und ihren Eigenschaften lernt, so muß es doch schon in den folgenden Jahren sein Augenmerk genau auf die Sache richten. Nichts ist schädlicher, als ein gedankenloses Sehen und Hören, so daß es Augen hat und nicht sieht, Ohren hat und nicht hört. Und gerade hierüber sind die Klagen der Lehrer ebenso allgemein als gerechtfertigt, weil der kleine Neuling zu Hause nicht sehen und hören gelernt hat! Die Mutter möge ihn darum schon zu Hause Gegenstände, seien es Thiere, Pflanzen oder andere Sachen genau ansehen lehren, sie möge ihn selber bekannte Eigenschaften an diesen Gegenständen aufsuchen lassen und durch Vergleichung und Unterscheidung dieselben fester einprägen; auf die unermüdliche Frage: Warum? aber gebe sie ebenso unermüdlich eine Antwort, welche den betreffenden Grund in leicht faßlicher Form enthält. Wie anregend auch immerhin das Zeigen und Besprechen von Bildern sein mag, so sind doch solche Bilder durchaus zu vermeiden, die irgendwie etwas Unsittliches enthalten.

Dieselbe Sorgfalt ist ferner auf das Sprechen zu verwenden. „Jedes Wort werde genau so ausgesprochen, wie es geschrieben wird," das ist die Hauptregel, von der durchaus keine Ausnahme gestattet werden darf, und ganz besonders ist das sogenannte „Verschlucken" der Endsilben nicht zu dulden. Wer aber genau auf jene Hauptregel achtet, der wird bald finden, wie sehr fast allen Buchstaben des Alphabetes mehr oder weniger Gewalt angethan wird, und doch lautet die erste orthographische Regel: schreibe, wie du sprichst! Hieße sie nicht besser bei den meisten: schreibe, wie du nicht sprichst? Bei allen Antworten des Kindes ist streng darauf zu halten, daß es nicht nur mit einem Worte die Antwort gibt, sondern stets in ganzen Sätzen mit gehöriger Betonung des Hauptbegriffs.

Sind diese Forderungen erfüllt, so ist das Kind vollständig für den Schulunterricht vorbereitet. Will die Mutter ein übriges thun und ihm die erste Schulzeit erleichtern, so lehre sie es noch lesen und ein wenig rechnen.

Eine treffliche praktische Anweisung dazu findet sie in dem kleinen Schriftchen eines bewährten Schulmannes, des Rektors Dr. Vogel: „Die Mutter als erste Lehrerin ihres Kindes" (Gütersloh, Bertelsmann), das in klarer bündiger Weise darlegt, wie sie ihre Kinder nach den in der Schule gebräuchlichsten Methoden anschauen, sprechen, lesen, schreiben und rechnen lehren kann. Wir wissen sehr wohl, daß es zahlreiche Verhältnisse gibt, die es auch der besten Mutter unmöglich machen, die erste Lehrerin ihres Kindes zu sein — aber wenn sie es irgend vermag, sollte sie doch ja sich nicht um den Segen bringen, der ihr aus dieser Pflichterfüllung erwachsen wird. Ihre Kinder werden sich einst erheben und sie preisen, und ihr Gemahl sie rühmen: „Viele Töchter erweisen sich tüchtig, doch Du hast sie alle übertroffen!"

Was im Jahre 1643 eine Bauernhochzeit gekostet hat.

„Anzeichnung, was mich meinen HochZeit Kostet, als ich mit margarethen Brüniges HochZeit hatte, 1643. Für Bier und Faß von gardelegen 26 scheffell gerste 20 ℳ. — Vndt ein faß von Kalforde 3 ℳ 12 ggr. Der Unkosten Futterlohn[1]) 3 ℳ 6 gr. Vndt für Brautt Wein 6 gr. Vndt zu schlachten einen Ochsen 20 ℳ. Vndt zwei Schweine 8 ℳ. Vndt hammel, ein schaffe 3 ℳ 6 gr. Vndt 6 hüner 16 gr. Vndt vier genße 1 ℳ 7 gr. 8 ₰. Vndt für Butter 2 ℳ 5 gr. Vndt 15 himbten Rokken 7 ℳ 12 gr. Vndt 6 himbten Weintzen 4 ℳ. Für gerst (Hefen) 4 gr. Vndt für 60 Eyer 12 gr. Vndt für sauer[2]) von Kalforde 15 ggr. Vndt den Botten (Boten) zu lohne 4 ggr. Vndt den 2 Kochen 2 ℳ 2 gr. Vndt den Spielleutten 1 ℳ 14 ggr. Vndt den Kellerlaufer[3]) 8 gr. Vndt für Kruken 1 ℳ 7 gr. Vndt für weißen Keeße 18 gr. 8 ₰. Vndt hering 3 gr. 6 ₰. Vndt sibpollen (Zwiebeln) 2 gr. Vndt für salz 12 gr. 4 ₰. Vndt für gleitte[4]) 13 ggr. für töpffe vndt schotteln 1 ℳ 3 gr. 4 ₰. Vndt für 3 große Kannen 12 gr. 8 ₰. Vndt für 18 Beecher 6 ggr. Dem Pastoren zu sistedt 12 ggr. Dem Küstern zu sistedt 6 ggr. fahren Pastori vndt Küster 12 gr. Vndt zu Opffer 3 gr. Vndt meine stiebel 2 vorschuhe 3 ℳ 14 gr. für eine schwarze mütze 10 gr. Vndt für Fenstern zu machen 1 ℳ. Vndt für der stube weiß zu machen 8 gr. 8 ₰. Vndt für ein Pferdt, da ich auf reiste (ritt?) 6 gr. 8 ₰. Vndt für die brautt zu fahren 1 ℳ. Vndt dem Holzförster strauchgeldt 1 ℳ. Vndt für 1 Pfund Wags 4 gr. 8 ₰. Vndt den scheffel zwetschen? 7 gr. Suma 94 Rthl. 5 ggr. 10 ₰."

Die obigen Angaben sind einem im Jahre 1630 angefangenen Familienbuche entnommen, das fast ausschließlich Familiennachrichten enthält und mit einigen Unterbrechungen bis 1819 fortgeführt worden ist. Der sorgsame Berechner seiner Hochzeitsausgaben hat in dem Dorfe Klinze bei Weferlingen gewohnt, von wo das Buch durch Erbschaft nach dem benachbarten Dorfe Behnsdorf gekommen. Interessant ist noch eine Notiz auf der folgenden Seite, offenbar von derselben Hand. Dieselbe lautet: Was ich auf Brüninges Hoffe (Hofe) Zur mitgabe an geldt Kriege. 1666 zu marttenstage (am Martinitage) 2 ℳ 12 ggr., zu ostern 1667 noch Kriege 1 ℳ 12 ggr. Damit steht der für den damaligen Geldwerth exorbitante Aufwand von 94 Thalern zur Hochzeit in einem seltsamen Kontrast. Man ersieht übrigens hieraus, wie groß gegen Ende des dreißigjährigen Krieges in den vom Kriege nicht berührten Gegenden die Wohlhabenheit der Landbevölkerung gewesen sein muß, ungeachtet gewisse Lebensbedürfnisse („meine stiebel 2 vorschuhe 3 ℳ 14 gr.") unverhältnißmäßig theuer waren, und daß die alten Kleiderordnungen sowie die Bestimmungen über die Zahl der Gerichte bei den Festivitäten der verschiedenen Stände damals sehr „zeitgemäß" gewesen sind.

1) Soll vielleicht Fuhrlohn heißen. 2) Essig. 3) Kellerläufer, Aufwärter. 4) Geläute?

Inhalt: Ein Opfer. Novelle von F. L. Reimar. — Deutsche Professoren. XII. Ernst Curtius. Von Julius Schubring. Mit Porträt. — Wirthschaftliche Irrthümer und Mißgriffe. Von Dr. Rudolph Meyer. III. Die Schutzzöller. — Eleonore. (Schluß.) Roman von Alexander Römer. — Am Familientische: Die erste Lehrerin des Kindes. Zu dem Bilde von C. Lasch. — Was im Jahre 1643 eine Bauernhochzeit gekostet hat.

So eben erschien:

Hauspoesie.

Eigenes und Fremdes von Maria Döring.

21 Bogen klein 8°. Elegant broschirt 3 Mark, in elegantem Miniaturband 4 Mark.

Diese Sammlung von Gelegenheitsgedichten enthält fast ausnahmslos nur bisher Ungedrucktes. Was ihr aber einen besonderen Werth geben dürfte, ist, daß sämmtliche Spiele und Gedichte aus dem wirklichen Leben hervorgegangen, d. h. daß sie wirklich dargestellt, gesprochen und gesungen, nicht etwa blos für dies Buch erdacht worden sind. Dies bürgt dafür, daß sie unschwer andern Gelegenheiten angepaßt werden, oder daß sie zu ähnlichen Stücken vorbildlichen Anlaß geben können.

Die Hauspoesie ist ein nicht unwichtiger Theil unsers deutschen Familienlebens, jedenfalls ein edler Schmuck desselben. Ihr zu dienen, an ihrer Ausbildung und Veredelung, sowie daran mit zu helfen, daß sie statt des bisherigen einen gebührlicheren Platz einnehme: ist der Zweck dieses Buches.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 4. Dezember 1875. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 10.

Ein Opfer.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Novelle von **F. L. Reimar.**

(Fortsetzung.)

Ein junges Mädchen, mit welchem sie früher schon eine Begrüßung getauscht hatte, war nach kurzer Zeit an Helenens Seite getreten, und diese nahm an, daß sie den gleichen Eindruck von dem Bilde empfinge, bemerkte aber zu ihrer Ueberraschung, als sie sich endlich nach ihm umwandte, daß etwas wie ein Lächeln um die feinen Lippen der jungen Dame spielte, während sie dabei leicht den Kopf schüttelte.

„Ihnen ist das Bild nicht sympathisch, Fräulein Möllner?" fragte sie befremdet.

„O nein, gewiß nicht!" sagte die Angeredete und blickte voll und unbefangen zu Helenen auf. „Ich kann es nicht fassen, wie man freiwillig auf Leben, auf Glück verzichten kann!"

„Auf Leben — auf Glück?" wiederholte Helene mit einem halben Lächeln. „Sie sprechen die beiden Worte aus, als ob sie nothwendig zusammengehörten."

„Und sind sie denn nicht eins?" rief das junge Mädchen, und aus ihren Augen leuchtete die volle strahlende Jugendlust.

Helene zuckte die Achseln. „Es kommt darauf an, was wir gerade unter Leben und unter Glück verstehen, Fräulein Angelika," sagte sie ein wenig kühl. „Ich kann es schon begreifen, meinetwegen vorfühlen, wie eine Art Wüsteneinsamkeit oft zum einzigen Rettungsmittel für uns werden kann."

Das junge Mädchen heftete einen verwunderten Blick auf die Sprecherin und wollte offenbar etwas erwidern, doch wurde ihre Antwort durch eine unruhige Bewegung unter den Anwesenden, die nothwendig die Aufmerksamkeit der beiden Damen erregen mußte, unterbrochen. In demselben Augenblick trat der Oberst zu ihnen, um zu verkünden, daß leider ein bedauerlicher Unfall stattgefunden habe; durch Unvorsichtigkeit eines Arbeiters sei ein Balken nicht fest genug in das Baugerüst eingefügt worden und herabgestürzt, so daß einer der Herren, welcher zufällig an der Stelle gestanden, eine Verletzung davongetragen habe.

„Wer ist es?" riefen Helene und Angelika aus einem Munde.

„Ich bedaure, es sagen zu müssen," wandte der Oberst sich theilnehmend an Angelika, „daß Herr Justizrath Möllner der Betroffene ist. Er befindet sich bereits unter den Händen des Doktor Ehrhard, der glücklicher Weise unter den Gästen war."

Angelika hörte die letzten Worte kaum noch; sie hatte bei dem Namen, welchen der Oberst nannte, einen leisen Schreckensruf ausgestoßen und war dann zur Thür geflogen. Statt ihrer kamen Augenzeugen, die das Nähere über den Vorfall berichteten; und als man denselben noch erregt und theilnehmend besprach, erschien auch Bergheim, der wenigstens die Beruhigung brachte, daß die Verletzung glücklicher Weise nicht sehr bedeutend sei. Der Arzt habe das Schlüsselbein für gebrochen erklärt und dem Patienten bereits den ersten nothdürftigen Verband angelegt. Es käme jetzt alles darauf an, fügte er hinzu, den letzteren so schnell und so vorsichtig als möglich nach seiner Wohnung zu schaffen. „Es ergibt sich nämlich die Schwierigkeit," erläuterte er, „daß die Gesellschaft zu Fuß gekommen und der Wagen, der mich regelmäßig nach der Stadt zurückbringt, erst in einer Stunde zu erwarten ist."

„O, da werden wir gewiß unseren Wagen abtreten!" unterbrach ihn Helene mit einem Blick auf den Obersten, und dieser beeilte sich, ein verbindliches: „Selbstredend!" hören zu lassen.

„Ich kam, Sie im Interesse des Kranken um den Dienst zu bitten," sagte Bergheim, „und Ihnen zum Ersatz meinen eigenen Wagen anzubieten."

„Gut, wir fahren also in Ihrer Gesellschaft zurück!" entschied der Oberst.

Bergheim hatte eigentlich die Absicht gehabt, seinen Wagen ganz abzutreten und den Rückweg zu Fuß zu machen; mochte ihm nun aber das Verweigern seiner Begleitung als eine Unhöflichkeit oder das längere Zusammensein mit dem schönen Mädchen geradezu als verlockend erscheinen — genug, er dankte

mit einer Verbeugung, während Helene den Worten ihres Vaters nichts hinzu-, aber auch nichts entgegensetzte.

Als Bergheim mit seiner Meldung zu dem Verletzten zurückkehrte, fand er das junge Mädchen, welches er bisher noch nicht gesehen, an der Seite desselben. Er stutzte einen Augenblick, als er eintrat, vor dem lieblichen Bilde, wie sich Angelika mit dem Ausdruck der innigsten und ängstlichsten Sorge auf dem kindlich-reizenden Gesicht über den Kranken neigte, dessen bleiches Haupt an ihrer Schulter lehnte.

Er errieth daran sofort das nahe Verhältniß, in welchem sie zu dem alten Herrn stehen mußte, hörte sie aber zum Ueberfluß von dem Arzt, der gleichfalls zugegen war, Fräulein Möllner anreden. Von einer Vorstellung seiner selbst konnte natürlich nicht die Rede sein in einem Augenblick, der alle Formalitäten aufhob, ihm aber trotzdem gestattete, ohne weiteres seine Dienste anzubieten, wie er dem jungen Mädchen erlaubte, dieselben einfach anzunehmen.

Seine Fürsorge machte es möglich, daß der Justizrath in Begleitung Angelikas und des Arztes in kürzester Frist die Heimfahrt antreten konnte. Als aber der Wagen abgefahren war und er selbst zu der übrigen Gesellschaft zurückkehrte, mußte er an den Blick aus den wunderbaren dunklen Augen des jungen Mädchens denken, mit welchem ihm dasselbe zuletzt noch gedankt hatte; ja, die Erinnerung an diesen Blick schien ihn noch zu beherrschen, als er später im Wagen der schönen Helene gegenübersaß, denn auf die Interessen, die er früher bei ihr angeregt, auf die sie so bereitwillig eingegangen war, kam er nicht mehr zurück, sondern war noch ganz erfüllt von dem Unfall, erfüllt von Theilnahme für die Empfindungen der Tochter.

„Ah, Sie meinen Angelika?“ sagte Helene. „Sie ist nicht die Tochter des Justizraths Möllner, sondern seine Enkelin, er ist der Vater ihrer Stiefmutter.“

„So lebt sie nicht bei ihm, überhaupt nicht in dieser Stadt?“ fragte Bergheim, offenbar etwas enttäuscht.

„Doch, er ist ihr einziger Beschützer. Nach dem Tode ihrer Eltern — sie waren miteinander verwandt und trugen deshalb denselben Namen — kam sie zu ihm und hat seit ihren Kinderjahren bei ihm gelebt,“ sagte Helene.

„Also so früh schon hat sie die Härte des Lebens kennen lernen müssen!“ rief Bergheim unwillkürlich.

Helene zuckte die Achseln. „Nun, immerhin versteht sie dies Leben noch leicht genug zu nehmen!“ sagte sie und erzählte dann von ihrem Gespräch mit dem jungen Mädchen bei der Betrachtung des Bildes.

Bergheim lächelte vor sich hin, als berühre ihn etwas hold und anmuthig; der Oberst aber sagte leichthin:

„Nun, sie ist ein junges Ding! Was hat ein solches viel nachzudenken und zu trauern?“

„Wenn die Jugend einmal als ein Freibrief für Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit aufgefaßt werden soll, kann man allerdings so fragen!“ sagte Helene nicht ohne eine gewisse Herbheit. „Uebrigens will ich für Angelika die Entschuldigung gelten lassen, daß ihr die Vergangenheit nie enthüllt worden ist; sie weiß nichts von einem besonderen Verhängniß in ihrer Familie.“

„Das ist's eben, die alten Geschichten existiren für sie nicht!“ rief der Oberst und fügte dann gegen Bergheim gewandt hinzu:

„Man sprach nämlich zur Zeit, als der Rittmeister Möllner starb — es müssen dies jetzt neun oder zehn Jahre her sein — davon, daß er selbst Hand an sich gelegt hätte, ohne sich aber einen Grund für die That denken zu können, denn an seiner Ehre und äußeren Lebensstellung fehlte nichts, und er war überdies seit einigen Jahren sehr glücklich zum zweiten Male verheirathet. Seine Frau hat ihn denn auch nur wenige Wochen überlebt und soll während dieser Zeit in einem an Raserei grenzenden Zustand gewesen sein. Mehr als ein on dit hat man übrigens nicht von der ganzen Sache erfahren, da Familie und Freunde eifrig bemüht waren, sie zu vertuschen.“

Bergheim war in Nachsinnen versunken. „Sonderbar,“ sagte er, „daß irgend ein Vorfall, eine Erwähnung halberloschene Erinnerungen wieder wachrufen kann! Als ich heute zum ersten Mal den Namen Möllner hörte, schien er mir ganz unbekannt, und nun weiß ich plötzlich, daß ich in früheren Jahren meinen Vater von einem Rittmeister Möllner als einem seiner Freunde sprechen hörte. Derselbe muß ihm sogar besonders theuer gewesen sein, denn ich erinnere mich jetzt deutlich, daß ich ihn blaß werden sah, als einmal von einem Dritten nach ihm gefragt wurde. „Er ist todt!“ sagte er kurz und düster und schnitt damit jedes weitere Gespräch über ihn ab.“

„Wenn aber der Rittmeister Möllner Ihrem Vater nahe gestanden hat, bleibt es doch auffallend, daß Sie nichts von jener Katastrophe erfuhren,“ warf Helene ein.

„Es erklärt sich dies leicht aus einem eigenthümlichen Zuge von Verschlossenheit in dem Gemüth meines Vaters,“ entgegnete Bergheim. „Er spricht am wenigsten über das, was ihn am tiefsten berührt.“

„Ihr Vater ist Militär?“ fragte der Oberst leichthin.

„Er hat vor zehn Jahren als Major seinen Abschied genommen,“ war Bergheims Erwiderung, „und lebt seitdem auf einem Gütchen, das meiner früh verstorbenen Mutter gehörte.“

Die Unterhaltung stockte jetzt eine Weile; aber als Bergheim zuerst wieder sprach, verrieth er, wo seine Gedanken inzwischen geweilt hatten, denn er richtete die Frage an Helene:

„Stehen Sie Fräulein Möllner näher, mein gnädiges Fräulein?“

„Nein!“ entgegnete Helene ein wenig befremdet. „Aber warum fragen Sie mich das?“

„O,“ sagte er halb lachend und doch mit einer gewissen Befangenheit, „entschuldigen Sie es, daß ich in diesem Augenblick laut zu denken wagte; aber ich mußte mich fragen, ob ein sympathisches Verhältniß zwischen Ihnen und jener jungen Dame bestehen könne.“

„Sie sind sehr gütig, daß Sie sich für meine Sympathien interessiren,“ entgegnete Helene kühl, „wenn es mich auch überrascht, daß Sie dieselben an dieser Stelle suchen. Fräulein Angelika ist für mich nichts als eine anmuthige Erscheinung.“

„Ich verstehe den Revers zu lesen,“ sagte Bergheim lächelnd, „vielleicht aber dachte ich in Bezug auf das Geistige nur an die bekannte Anziehung der Gegensätze.“

Es konnte zweifelhaft bleiben, ob ein leise ironischer Ton in seinen Worten lag, aber wenn ihr Stolz ihr auch erlaubt haben würde, denselben aufzufassen, würde ihr kaum Zeit dazu geblieben sein, denn Bergheim änderte sofort das Thema der Unterhaltung und führte dieselbe auf die Kunst zurück, womit Helenens Antheil ihm aufs neue gesichert war. Er knüpfte noch einige Erläuterungen an die Erklärungen, welche er ihr vorhin über den Bau gegeben, und bat sie um Erlaubniß, ihr die Pläne und Risse vorlegen zu dürfen, welche ihr das Verständniß völlig erschließen würden. Das Erbieten kam so einfach und ungezwungen heraus, es hatte sich so von selbst gemacht, daß es auffallen konnte, Helene bei seiner Annahme erröthen zu sehen; mindestens war die Wallung aber keine hochmüthige gewesen, das verrieth sich an der Weise, wie sie seinen Gruß erwiderte, als er sich wenige Minuten später — man war inzwischen vor der Wohnung des Obersten angelangt — von ihr verabschiedete.

„Ei, Sie sind ja reich mit des Orients Schätzen beladen!“ rief Walden lachend, als ihm am nächsten Tage Bergheim begegnete, und fuhr, als dieser ihm die Erklärung der Mappen und Rollen, welche er mit sich führte, gegeben hatte, fort:

„Aha, von Fräulein von Solling kommen Sie? Da machen Sie wohl gar eine Art kunstwissenschaftlichen Kursus mit ihr durch? Nun, gratulire! Ich meinestheils kenne es schon, daß sie einen in irgend ein Interesse hineinhetzt, bis man glaubt, ihr dienen zu können, um es dann in kühler Gleichgültigkeit — car tel est mon plaisir! — wieder fallen zu lassen. Heute denkt man, die schöne Literatur ist ihr Steckenpferd, und kultivirt aus Galanterie alle möglichen Klassiker; morgen fällt es ihr ein, auf Geschichte loszugehen, und im Schweiße seines Angesichts studirt man als artiger Kavalier Bredows Tabellen, um sich vielleicht bei nächster Gelegenheit, ehe man seine Zahlen und Daten hat auskramen können, auf naturwissenschaftliche Dinge anreden zu lassen, an die man noch gar nicht gedacht!“

Bergheim lachte. „Sie wissen ja, Herr von Walden, das

Herz der Schönen ist veränderlich!" sagte er; bei sich aber dachte er, als er mit dem jungen Offizier weiterging, an ein Wort, das er heute von Helenen gehört hatte: er durfte annehmen, daß es ihrem stolzen Munde, der sonst jede vertrauliche Aeußerung zurückhielt, nur entschlüpft war in einem Augenblick, als sie mit leuchtenden Augen seinen Worten gelauscht hatte, den Worten, durch die er sie einzuweihen suchte in das ureigene Wesen der Kunst, der Schönheit. „Gottlob!" hatte sie ausgerufen, „daß es noch andere Wege im Leben gibt als die gewöhnliche Heerstraße! Ich war fast lahm geworden im Suchen, elend durch Langeweile über all dies Scheinleben!"

Walden konnte natürlich auf die Worte, welche Bergheim nur im Stillen wiederholte, nicht antworten. Sein seufzendes „Ja wohl, ja wohl!" galt der Aeußerung des letzteren über die Veränderlichkeit der Schönen; damit aber auch der Dichter sein Recht bekäme, fügte er hinzu: „denn ein gebrechlich Wesen ist das Weib!"

Helene hatte Bergheim in der Abwesenheit ihrer beiden Eltern empfangen. Sie hatte wohl einen Moment gestockt, bevor sie auf die Anmeldung seines Besuchs klar und bestimmt die Antwort ertheilte, daß ihr derselbe willkommen sei, aber dies Zögern war kein Bedenken der Schicklichkeit gewesen — über dieses hob sie ihre innere Selbständigkeit hinaus — sondern nur die Ueberraschung, daß ihr so bald schon zu Theil ward, was sie erwarten durfte. Die Unterredung, die sie dann mit ihm hatte, die ganze Welt hätte sie hören dürfen; es war der strengsten Wahrheit gemäß, als sie ihrem Vater, dem sie hernach Bergheims Besuch mittheilte, sagte, es sei nur von Kunst und künstlerischem Streben zwischen ihnen die Rede gewesen; und dennoch mußte ihm etwas an ihr auffallen, vielleicht eine Veränderung in ihren Mienen, in ihren lebhafteren Blicken, denn er sah sie ein paar Mal kurz aber aufmerksam an und sagte: „Hm, ja so — ja wohl — der junge Mann, dieser Baumeister Bergheim, ist recht artig, spricht recht gewandt!" Dann aber zwang er sich zu einem plötzlichen Lachen und setzte hinzu: „Ich denke, meine Tochter, Helene von Solling, wird dies auch finden dürfen — ohne jegliche Gefahr!"

„Ja, ohne Gefahr, Papa!" sagte Helene und blickte ihrem Vater mit ruhigem Stolz ins Gesicht; als er sie aber verlassen hatte, legte sie die Hand aufs Herz und sagte leise: „Was mir winkt, heißt nicht Gefahr, wohl aber vielleicht — neues Leben!"

Es konnte einfach als eine Pflicht der Höflichkeit aufgefaßt werden, daß Bergheim sich dem Justizrath vorstellte, sobald diesem sein Zustand die Annahme von Besuchen erlaubte, und die Frage, wie viel die Erinnerung an Angelikas dunkle Augen ins Spiel kam, wenn er ein Wiedersehen herbeiführte, durfte unerörtert bleiben.

Er traf den alten Herrn mit noch verbundenem Arm auf einer Chaiselongue sitzend, ihm zur Seite Angelika. Sie hatte dem Großvater offenbar vorgelesen, legte aber bei Bergheims Eintritt ein Zeichen in das Buch, das den Titel eines kriminalistischen Werks trug. Als er sich wegen der Störung entschuldigte, lächelte sie freundlich und sagte:

„Ei, der Großvater kann seine Diebe und Mörder schon eine Weile freigeben, und mir ist's erst recht lieb, daß ich einmal aus der unheimlichen Gesellschaft herauskomme, vor der ich am liebsten Augen und Ohren zumachte."

„Ich habe Dir ja die Wahl gelassen zwischen dem Kriminalfall, den übrigens nur ein thörichtes junges Mädchen uninteressant finden kann, und den Zeitungen," entgegnete der Justizrath.

„Hu, die Zeitungen!" rief Angelika mit komischem Entsetzen. „Da entschied ich mich noch lieber für den Kriminalfall, der mindestens doch etwas Aehnliches mit einem Roman hat!"

„Also Sie lesen gern Romane?" fragte Bergheim lächelnd.

„Warum sollte ich's leugnen?" entgegnete sie unbefangen. „Ich höre freilich oft genug sagen, daß sie weitab von der Wirklichkeit blieben; aber ich kann's nicht glauben, denn ich fühle ordentlich das Leben in den Personen der Dichtung und kann mit ihnen lachen und weinen wie mit wirklichen Menschen."

„Und Gott weiß, in welchem Grade!" fiel der Justizrath lachend ein. „Denkst Du noch an die vielen Thränen, Angelika, die Du über Unkas, den edlen letzten Mohikaner, vergossen hast? Du versichertest damals allen Ernstes, Du würdest nach seinem unglücklichen Tode nie wieder von Herzen froh werden können!"

„O, Großvater, aber das ist lange her, mindestens zwei Jahre!" rief Angelika und erröthete, während die Herren lachten. „Nachher habe ich gelernt —"

„Daß die allzu große Pietät für das Andenken unserer Freunde am Ende doch unbequem wird, nicht wahr, Kleine?" unterbrach sie der Großvater neckend.

Bergheim aber fühlte, daß es Zeit sein mochte, den Scherz fallen zu lassen. „Wissen Sie, mein Fräulein," sagte er, „daß ich in diesem Augenblick die Pietät Ihrer Erinnerungen zu meinen persönlichen Gunsten ausbeuten möchte, indem ich Ihnen mittheile, daß unsere Väter sich in früheren Zeiten nahe gestanden haben?"

„Sie sind ein Sohn des Majors Bergheim?" fragte sie lebhaft und fügte, als er bejahend geantwortet hatte, hinzu: „Ich erinnere mich sehr wohl, denselben manchmal im Hause meiner Eltern gesehen zu haben. Ja, es knüpft sich an ihn sogar die Erinnerung an das einzige Mal, wo ich meinen Vater etwas ungehalten gegen die schöne freundliche Mama — sie war mein Abgott, und ich hatte sie fast noch lieber als den strengeren Papa — gesehen habe. Er erfuhr nämlich, daß sie den Besuch des Majors während seiner Abwesenheit einmal abgelehnt habe, und da erklärte er, die Verweigerung einer Rücksicht gegen seinen theuersten Freund kränke ihn tief. Die Mama weinte damals über den Vorwurf und blieb einen ganzen Tag lang traurig, denn sie war nur an die zärtlichsten Worte des Papa gewöhnt."

„Sicher werden Sie aber mich oder meinen Vater für jene Thränen Ihrer Mama nach so langer Zeit nicht verantwortlich machen wollen?" sagte Bergheim im Ton halben Scherzes.

„Wer weiß!" entgegnete sie und wiegte das Köpfchen, „denn ich habe damals selbst zu bitterlich mitgeweint über Mamas Kummer."

Auch der Justizrath bemerkte jetzt, daß er sich erinnere, Bergheims Vater im Hause seines Schwiegersohns gesehen zu haben. „Es war ein stattlich schöner feuriger Mann!" sagte er.

„Die Jahre haben nun wohl vieles von diesem Feuer verlöscht," sagte Bergheim; „er ist eigentlich vor der Zeit alt geworden, und es fragt sich, ob Sie seine Züge wieder erkennen würden."

Angelika fragte, ob er ein Bild seines Vaters besäße, und bemerkte dann, daß sie dasselbe wohl einmal mit ihren Erinnerungen vergleichen möchte. „Und — ja, jetzt fällt mir ein," fuhr sie fort, „daß meine Eltern auch ein Bild von dem Major hatten; es hing über Mamas Schreibtisch, wo der Vater es einst neben seinem eigenen befestigt hatte; aber ich weiß nicht, wo es nach dem Tode der Eltern geblieben sein mag."

Darüber konnte nun auch der Justizrath keine Auskunft geben, und da die Sache niemandem von besonderer Wichtigkeit sein mochte, ließ man den Gegenstand fallen.

„Fräulein Angelika ist für mich nichts als eine anmuthige Erscheinung!" Warum mußte Bergheim immer und immer wieder an dies Wort Helenens denken, warum trieb es ihm ein Lächeln ins Gesicht, als fühle er dabei ein Gefühl des Entzückens über sich kommen? War es vielleicht, weil auch er anfing, in ihrem Wesen nichts anderes als Anmuth zu sehen, Anmuth und Holdseligkeit, die nur für ihn eine andere Bedeutung gewann als für das schöne stolze Fräulein?

Seinem Vater hatte er die Begegnung mit Angelika gleich mitgetheilt; durfte er sich doch sagen, daß derselbe ein Interesse für die Tochter seines alten Freundes empfinden würde! Und wirklich lautete die Erwiderung des Majors so weich und gerührt, daß Bergheim dem jungen Mädchen bei dem nächsten Wiedersehen sagen konnte: „Mein Vater hat, ohne Sie noch zu kennen, eine wahre Zuneigung zu der Tochter seines alten Freundes gefaßt!"

Digitized by Google

Sie erröthete und sagte freundlich: „Sagen Sie ihm: die schönen alten Zeiten grüßten ihn durch mich!"

Der Major zögerte nicht, seinen Gegengruß zu senden, und so hatte sich bald ein eigenes sympathisches Band zwischen dem ergrauten Mann und dem jungen Mädchen geknüpft, so daß es ihn zu ihr und sie zu ihm zog wie zu einer theuren nahe verwandten Person.

Und der, welcher die freundlichen Worte herüber und hinüber trug, welcher nicht aufhören konnte, dem Vater von der liebreizenden Erscheinung des jungen Mädchens zu erzählen, er ward auch nicht müde, die kleinsten Züge derselben aufzufassen und mit dem Bilde zu vereinigen, das sich tiefer und tiefer in seine Seele eingrub. Ihm war es bald, als sei das Leben noch nie so schön und sonnig gewesen als gerade jetzt, als habe ihm nie ein Licht so hell geleuchtet als der Strahl aus den dunklen Augen Angelikas. Und als dann erst das, was nur erst leise in seiner Seele als Hoffnung gedämmert hatte, mehr und mehr zur Gewißheit heranwuchs, als er sich sagen durfte, daß diese Augen ihren vollsten Glanz erhielten, wenn sie auf ihn blickten, daß ihr Mund nie so lieblich lächelte, als wenn sie mit ihm sprach, wenn sie seine Worte an sich gerichtet hörte, da stiegen seine Wünsche höher und höher, da wurde es sein heißestes Verlangen, daß das holde Traumbild, was ihn bisher umgaukelt hatte, sich zum vollen wirklichen Leben entfalten möchte. Nur noch eine kurze, eine ganz kurze Zeit des Hangens und Bangens blieb für beide Herzen zu bestehen, und dann kam der Tag, wo er ihr das Geständniß von den Lippen küssen durfte, daß der Mann, von welchem sie sich im Leben nicht wieder zu trennen, ohne den sie sich dies Leben gar nicht mehr zu denken vermöge, kein anderer sei als Richard Bergheim, wo er ihr Köpfchen an seine Brust drückte in dem namenlos süßen Gefühl, daß sie nun für alle Zeit sein geworden war.

Der Justizrath, als Angelikas Vormund und einziger Verwandter, dessen stiller Wunsch sich schon lange auf diese Verbindung gerichtet haben mochte, gab dem jungen Paar mit Freuden seinen Segen, und daß auch der Major die Wahl seines Sohnes aus tiefster Seele billigen würde, war für diesen keinem weiteren Zweifel unterworfen. Die Antwort des Vaters übertraf aber fast noch Bergheims Erwartungen, und es ließ sich aus derselben schließen, daß ihm die Erfüllung eines heißen Wunsches zu Theil geworden sei. In fast feierlicher Weise, die sogar an das Geheimnißvolle streifte, sprach er seinen Dank gegen das Schicksal aus, das durch wunderbare Fügungen oft Licht auf verworrene Pfade werfe, und wiederum deutete es auf ein wehmüthig banges Vorgefühl, als er hinzufügte, ihm sei jetzt, als habe sein eigenes Leben einen friedevollen Abschluß gefunden, so daß er ohne weiteres Verlangen von ihm scheiden könne.

„Fast sollte ich ängstlich werden und an eine Krankheit des Vaters glauben," sagte Bergheim, als er seiner Braut den Brief mittheilte, „an eine Krankheit, die ihn an seinen Tod denken läßt, wenn er nicht nebenbei ausdrücklich bemerkte, daß er in kurzer Zeit hierher kommen würde, um seine neue Tochter, die er ja nur als kleines Mädchen gesehen habe, persönlich kennen zu lernen."

„Vor allem soll er sich von mir lieb haben lassen," entgegnete Angelika eifrig, „und es soll meine Schuld sein, wenn er dann nicht mehr an Leben und Glücklichsein denkt, als an das traurige Sterben!"

Es blieb nach der eingetroffenen Antwort des Majors kein Grund mehr, die Verlobung des jungen Paares geheim zu halten, und so durchlief die Nachricht schon am nächsten Tage die Stadt. Auch dem Obersten kam sie zu Ohren, und da sie ihn von einer leisen, kaum eingestandenen Besorgniß befreien mochte, nahm er sie mit doppeltem Interesse auf und vergaß auch nicht, sie daheim seiner Tochter sofort mitzutheilen.

„Apropos, Helene," sagte er mit scheinbarer Gleichgültigkeit, indem er dabei aber nicht unterließ, den Ausdruck ihrer Züge zu beobachten, „ich habe Dir eine Neuigkeit zu verkündigen: die Verlobung des Baumeisters Bergheim, den wir ja verschiedene Male gesprochen haben!"

Hatte er im Stillen gefürchtet, ein Erschrecken bei ihr hervorzurufen, so mochte er sich jetzt beruhigt fühlen, denn keine Miene, keine Wimper zuckte, kein verrätherisches Roth stieg in ihre Wangen, und selbst nicht auf die Dauer einer Sekunde senkte sie ihre Blicke.

„Das ist in der That eine Neuigkeit!" sagte sie mit kaum verändertem Ton.

„Ei, Helene, so wenig Neugier?" fragte er heimlich erleichtert, „Du fragst nicht einmal, wer die Braut ist?"

„Nun, ich denke mir — Angelika Möllner!" entgegnete sie ruhig.

„Ah, Du wußtest also bereits von der Sache, hattest sie als Gerücht vernommen?" fragte der Vater.

„Nein, ich habe nichts von Bergheim und seinen Neigungen gewußt," sagte sie kalt, „und weiß selbst nicht, wie ich auf den Einfall kam, wer der Gegenstand seiner Wahl sein müsse."

Helene hatte wahr gesprochen; sie hatte nie an die Möglichkeit gedacht, daß Angelika Bergheims Interesse fesseln könne, nie auch nur die leiseste Regung, welche einer Eifersucht gleichen konnte, empfunden — und dennoch war es ihr in einem einzigen Moment zur Gewißheit geworden, daß sein Herz sich einem Wesen zugewandt haben müsse, das von ihrer eigenen Persönlichkeit so verschieden war, wie nur immer eine weibliche Natur von der andern sein konnte! Hatte er nicht selbst einst von dem Reiz des Gegensatzes gesprochen und sollte er nun nicht auch selbst diesem Reize nachgehen? Und ihr selbst, was galt ihr Bergheim? Ein Zug, der wie ein Lächeln aussah, aber doch etwas unbeschreiblich Bitteres hatte, spielte um ihren Mund. Sie konnte es entbehren, daß er sie von seinen Bestrebungen, seinen Arbeiten unterhielt, ihr das Verständniß seiner Kunst, zugleich das Verständniß seines Geistes und Wesens erschloß, konnte darauf verzichten, ihm auch ihre Interessen zu offenbaren, ihn Blicke in ihr inneres Leben thun zu lassen, in dies stolze Herz, das sich noch keinem anderen Mann geöffnet hatte! Konnte sie es wirklich, konnte sie alles das entbehren, auf alles verzichten, verzichten auch auf die Träume, die sie eine kurze selige Zeit hindurch genährt hatte? Einen Moment drohte ihre Kraft, ihre Fassung zu versagen, und sie fühlte, daß ihre Thränen heiß emporstiegen, aber wie ein Schreck durchzuckte sie der Gedanke, daß irgend ein sterbliches Auge die Spur dieser Thränen und in ihnen noch eine andere Spur entdecken könne. Es war ja das einzige Mittel, sich vor Erniedrigung zu schützen, wenn sie nicht durch das Zucken einer Wimper verrieth, was ihr der Mann bedeutet hatte, dessen Wahl jetzt eine andere geworden war! Sie preßte beide Hände auf die Brust, und so klein und weich diese Hände waren, war es doch, als erdrückten sie mit eiserner Gewalt das Schlagen ihres Herzens, als würde der Aufschrei desselben stumm unter ihnen. Nach einer Weile trat sie vor den Spiegel und prüfte den Ausdruck ihrer Züge, sie freute sich über das Lächeln, welches sie um ihre Lippen zu legen vermochte, und einige Stunden später freute sie sich auch über den ruhig-gleichgültigen Ton, in dem sie sich selbst mit Bekannten über jenes neueste Ereigniß des Tages sprechen hörte, und daß sie jetzt nicht mehr in den Spiegel zu sehen brauchte, um zu wissen, daß sie jeden Muskel ihres schönen Gesichts in der Gewalt hatte, daß keine Linie desselben ihrem Willen trotzte und sie verrieth.

Dem Brautpaar vergingen die ersten Wochen seines neuen Liebeslebens in der größten Glückseligkeit, die nur durch den einzigen Umstand etwas getrübt wurde, daß der Major durch eine leichte Unpäßlichkeit verhindert ward, seine junge Schwiegertochter so bald, wie er gewünscht hätte, an sein Herz drücken zu können. Jedoch hatte der letzte Brief seine Herstellung als fast vollendet bezeichnet und das Versprechen seines baldigen Eintreffens erneut. Bergheim brachte natürlich jede Freistunde bei der Braut und ihrem Großvater zu und seufzte nur manchmal in komischer Verzweiflung über all die Höflichkeitspflichten, welche ihnen das neue Verhältniß auferlegte, wie er sich denn am liebsten auf das engste Stillleben beschränkt hätte. Angelika dagegen hatte in ihrer kindlich heiteren Weise Freude daran, sich der Welt als Braut zu zeigen, und nahm dankbar jede ihr bewiesene Theilnahme entgegen, und als sie mit Bergheim einmal im Hause des Obristen gewesen war, äußerte sie sich entzückt über

Lappländer auf der Renthierjagd. Gemälde von Professor Tidemann.

Digitized by Google

Helenens Liebenswürdigkeit, die sich ihr selten so zugewandt habe; ja Bergheim verletzte sie fast dadurch, daß er nicht so recht in ihren Enthusiasmus einstimmen wollte und behauptete, er habe in Helenens Freundlichkeit etwas wie Herablassung gefunden, etwas, das ihm trotz ihrer verbindlichen Worte verrathen habe, sie fühlte sich doch auf einer anderen Höhe, als sie den Gegenüberstehenden einräume.

„Nun," entgegnete Angelika unbefangen, „ihre Ueberlegenheit steht ja auch fest, und ich gestehe gern, daß ihr Geist, ihr Wissen mir stets imponirt!"

„Das ist's ja auch eben, was sie will!" warf Bergheim nicht ohne einen gewissen Unmuth hin.

„Du bist nicht ganz gerecht, wenigstens nicht freundlich gegen sie," sagte Angelika mit einem gewissen Vorwurf.

„Doch," vertheidigte sich Bergheim, „ich zolle ihren wirklich ungewöhnlichen Gaben und mehr noch ihren ernsten Bestrebungen alle Anerkennung, nur ist sie einmal nicht von der Sorte geschaffen, der wir Männer gemeinhin so gern huldigen!" und damit drückte er das Köpfchen seiner Braut an sein Herz, wie um ihr zu sagen, wo für ihn das Ideal weiblichen Liebreizes zu suchen sei.

Am Vorabend einer kleinen Reise, die Bergheim in Geschäften seines Berufes machen mußte, ging er zu Angelika, um ihr jenes Bild seines Vaters zu bringen, das er für sie in einen eleganten Rahmen hatte fassen lassen. Sie betrachtete mit ehrfurchtsvoller Rührung die edlen ausdrucksvollen Züge, auf denen aber ein Schatten wehmüthiger Trauer lag, und meinte dann, ihre Erinnerung lasse ihr das Antlitz des Vaters heiterer erscheinen, auch das Porträt, welches ihre Eltern besessen, sei doch ein anderes gewesen.

„Du vergißt, daß mein Vater zu der Zeit um mindestens zehn bis zwölf Jahre jünger war!" sagte Bergheim; sie aber behauptete, der ganze Charakter der Physiognomie sei auf diesem Bilde ein anderer und kam auf den Wunsch zurück, dasselbe mit dem früheren vergleichen zu können.

„Weißt Du gewiß, daß es sich nach Mamas Tode nicht mehr unter den Effekten aus ihrem Zimmer vorgefunden hat?" fragte sie den Großvater.

„Genau kann ich dies nach so langer Zeit nicht mehr sagen," versetzte der Justizrath, „möglicherweise kann ein so kleiner Gegenstand bei der Ueberführung des Ameublements verloren gegangen sein, eben so gut sich aber noch einmal wiederfinden, z. B. in einem der Auszüge ihres Schreibtisches, der, wie Du weißt, in meinem Zimmer steht und in dem noch manche Sachen liegen, die einst in ihrem Besitz waren und die ich meistens dort habe ruhen lassen. Da Du es so lebhaft zu wünschen scheinst," fuhr er lächelnd fort, „will ich gleich auf der Stelle meine Nachforschungen vornehmen."

Er verließ das Zimmer und blieb eine längere Zeit abwesend, kehrte aber dann mit der Erklärung zurück, daß sein Suchen vergeblich gewesen und das Bild nicht in dem Schreibtisch zu finden sei.

„Hast Du denn auch das geheime Fach untersucht?" fragte Angelika.

„Welches geheime Fach?" fragte der Justizrath.

„Wie, so weißt Du nichts von seiner Existenz?" entgegnete sie, „und ich habe daher vielleicht, ohne es zu ahnen, ein Geheimniß verrathen? Nun, es kümmert jetzt die Eigenthümerin nicht mehr, wenn auch die ganze Welt jenem kleinen Schlupfwinkel auf die Spur käme," fuhr sie mit einem Anfluge von Wehmuth fort. „Ich selbst sah ihn einst zufällig, als die Mama an ihrem Schreibtische saß und das Fach geöffnet hatte, und meinem aufmerksam-neugierigen Blicke entging es nicht, auf welch geschickte Weise es angebracht war. Jetzt aber habe ich geradezu einen Instinkt, daß das vermißte Bild in diesem Fache zu finden ist, und will sehen, ob mich derselbe täuscht."

Sie ließ sich vom Großvater den Schlüssel reichen und wollte auf der Stelle hinauseilen, als Bergheim sagte:

„Laß das bis nachher, Angelika. Ich muß Dich bald verlassen, und es macht mich ungeduldig, wenn Du bis dahin nicht an meiner Seite bleibst."

„Ei was gilt's, Richard, Du fürchtest, daß mir der Papa am Ende noch mehr gilt als Du!" sagte sie lachend, ließ sich aber doch willig von ihm zurückhalten und legte den Arm schmeichelnd um seinen Nacken. „Es gibt doch nur einen Richard!" sagte sie dabei.

„Mein Vater heißt auch Richard!" entgegnete er neckend.

„Ja, aber die, welche ihn bei diesem Namen nannte, für welche er auch der einzige Richard auf der Welt war, ist lange todt!" sagte sie ernst. „Kannst Du mir sagen, wann Deine Mutter starb?"

„Ich war noch ein kleiner Knabe," entgegnete er, „und habe die Liebe einer Mutter nie kennen gelernt."

„Armer Freund!" sagte sie mitleidig, „da war ich glücklicher, denn wenn ich auch keine Erinnerung an meine erste Mutter behalten habe, so hatte mich doch die zweite zärtlich lieb, und wenn ein Kinderherz überhaupt der Schwärmerei fähig ist, so habe ich sie für meine schöne Mama empfunden!"

Der Großvater legte leise die Hand auf Angelikas Scheitel; sie ergriff und küßte dieselbe und flüsterte:

„Verzeih, wenn ich Erinnerungen wachrufe, die uns beide traurig machen müssen!"

„Trübe die gegenwärtige Stunde nicht mit ihnen!" sagte er, „denn sie gehört Deinem Verlobten, wie mir das Recht an andere stille Stunden bleibt, wo wir beide mit einander von dem sprechen, was uns der Tod geraubt hat."

Seine Stimme zitterte, und Angelika, die wußte, mit welcher fast vergötternden Liebe der alte Mann an seiner Tochter gehangen hatte, zürnte mit sich selbst, daß sie diese Stimmung über ihn gebracht, und gab sich Mühe, dem Gespräch eine heitere Wendung zu geben. Und wer hätte ihrer herzigen Fröhlichkeit widerstehen, wer noch trüben Erinnerungen hingegeben bleiben können, wenn ihr silberhelles Lachen erscholl? So herrschte denn bald wieder eine heitere Stimmung in dem kleinen Kreise, und sie verlor sich nicht mehr, bis Bergheim sich erhob, um Abschied zu nehmen. Da, als er ihr Lebewohl sagte, traten ihr plötzlich Thränen in die Augen. Er scherzte über dieselben und sprach von der Kürze der Zeit, den wenigen Tagen, die er entfernt sein würde, aber erst, als er hinzufügte: „Was hast Du nur, Angelika? Es ist ja gar nicht Deine Art, anders als heiter und glücklich ins Leben zu schauen!" richtete sie ihr Köpfchen auf und sagte, indem sie sich fest an ihn schmiegte: „Ach, Richard, es gibt nur ein Gefühl, welches bisweilen mein Glück trübt, nenne sie meinetwegen eine Polykratesangst vor eben diesem Glück, und es ist mir, als müsse irgend ein Unglück kommen, weil uns die Erde doch nicht ganz und gar der Himmel sein darf!"

„So rufe es!" scherzte er, „und opfere den dunklen Mächten, wie jener König von Samos, Deinen köstlichsten Besitz!"

„Das kann ich nicht!" versetzte sie ernst, „denn Du weißt, was mein höchstes Gut ist, Richard! Wie könnte ich ohne Deine Liebe leben?"

„Und wolltest Du es," sagte er innig, „sie würde dennoch Dein unverlierbares Eigenthum bleiben, Dir aber sicher nicht das Unheil bringen, wie jener verhängnißvolle Ring!"

Sie legte ihr Köpfchen an seine Brust, und er küßte sie im Gefühl eines unaussprechlichen Glücks auf ihre reine weiße Stirn.

(Fortsetzung folgt.)

Statistik und Volkszählung.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

I. Was bedeutet die Statistik für Volk und Staat?

Fast keine Nummer der Tagespresse erscheint heutzutage mehr ohne irgend eine „statistische" Notiz, und doch haben wohl noch die wenigsten unter uns einen klaren Begriff von der hohen Bedeutung dieser jungen, sich uns täglich als aufklärende Gehilfin zu Dienst stellenden bedeutsamen Wissenschaft. Ja, es herrschte und herrscht zum Theil noch eine erregte Abneigung gegen die Statistik da, wo sie mit etwas breiteren Zahlengruppen

Digitized by Google

auftritt, namentlich aber tritt im Volke gegen statistische Erhebungen eine ebenso lebhafte als unberechtigte, weil wenig verständige Erregung zu Tage.

Daß die Statistik das ihr zukommende Ansehen noch nicht überall gefunden, daran sind gerade unsere Statistiker mit schuld, welche es unterließen, die Wichtigkeit ihrer Wissenschaft dem Volke klar darzulegen. Nicht selten erhielten wir ein förmliches Meer von Ziffern von ihnen, anstatt in verständlichen Worten die einfachen Ergebnisse aus diesen hieroglyphischen langen Tabellen; nicht selten quälten sie uns ab mit meterhohen und -breiten Fragebogen, welche einfachere Leute in Verwirrung setzten und unwillig machten. Ich erinnere mich noch, als Student einen solchen Bogen erhalten zu haben mit der Frage: „Wie viel Ferkel werfen Ihre Säue, wie viel Eier legen Ihre Hühner im Jahre?" Solche Thorheiten werden heute schon seltener mehr ausgebrütet. Die Statistik selbst, diese „Buchhaltung der Volkswirthschaft", die alle Theile des staatlichen, wirthschaftlichen und speziell des socialen Lebens in Zahlen zu klarverständlichem Ausdruck zu bringen sucht, diese „Rechenschaftsgeberin" aller Zweige menschlichen vereinten Wirkens, sie konnte nichts für bisweiligen Mißbrauch oder manches Ungeschick ihrer Jünger. Und heute dürfen wir es doch schon aussprechen, daß sich diese Wissenschaft trotz verschiedener Fehlgriffe auch im Volke Bahn gebrochen hat und fast kein Verein, auch auf dem Lande, besteht, der nicht am Jahresschlusse seine „Statistik" veröffentlicht über Einnahmen und Ausgaben, zu- und abgegangene Mitglieder u. a. m. Und wie solch ein Verein, so kann, in aufsteigender Stufenleiter, kein größeres kaufmännisches Geschäft oder industrielles Unternehmen, keine Kasse, keine bedeutendere Anstalt oder Gesellschaft, keine Behörde, keine Gemeinde, keine Provinz, kein Ministerressort, keine Staatsregierung, kein Land heute mehr ohne Statistik über alle Theile der Verwaltung bleiben, kein Kulturvolk der Zahlenausweise über Stand und Gang seines physischen, intellektuellen und moralischen Lebens mehr entbehren. Denn wir alle ohne Ausnahme, seien wir nun Mitglieder eines Vereins oder einer Krankenkasse, oder seien wir Aktionäre einer Gesellschaft, oder auch abgeordnet durch Wahl zu einer Gemeindeverwaltung, Landesvertretung oder zum deutschen Reichstage — ein jeder von uns will wissen und muß nach Recht und Pflicht seiner Stellung oder seines Amtes fordern, daß ihm in klaren Zahlen Rechenschaft über die Verwaltung gelegt wird. Denn Zahlen zeigen immer am besten, im Kleinen oder Großen, wie regiert worden ist.

Am schnellsten Eingang in die Erkenntniß des hohen Werthes für das öffentliche wie private Leben hat sich die Statistik zuerst auf socialem, vor allem auf dem Gebiete der Krankheits- und Sterblichkeitshäufigkeit gewisser Altersklassen, gewisser Gegenden, gewisser Berufsarten verschafft. Man sah wohl auch schon vor Jahrhunderten die Mehrzahl der Menschen früher hinsterben, in manchen Landstrichen auch bestimmte Krankheitsformen vorherrschen, man wußte die Gesundheitsgefährlichkeit mancher Orte und bestimmter Stadttheile, kannte das frühe Hinwelken vieler in gewissen Handwerken, die Schwächlichkeit und größere Sterblichkeit des ersten Kindesalters, und die in ganzen Distrikten, beziehungsweise in ganzen Familienstämmen fortwuchernde häufigste Krankheit der Jugend, die Schwindsucht, welche vom 15. bis 30. Jahre große Verwüstungen anrichtet. Aber erst von der Zeit ab, wo man zahlenmäßig die Krankheits- und Todesfälle nach Größe und Oertlichkeit untersuchte, sah man den erschreckenden Umfang der Uebel, forschte nach den Ursachen, beobachtete schärfer die große Gesundheitsverschiedenheit der Gegenden, der Beschäftigung und Altersklassen in arithmetischer Beziehung und traf nun mit in jedem Jahrzehnt wachsendem Eifer Vorkehrungen gegen die theilweisen oder allgemeinen Leiden.

Im Jahre 1693 schon versuchte der berühmte Astronom Halley auf Grund der Geburts- und Sterbelisten der Stadt Breslau eine Berechnung der durchschnittlichen Dauer des menschlichen Lebens. Dieser Anfang ist seitdem durch fortgesetzte Forschungen weiter entwickelt worden, und gleichzeitig haben sich auf der Grundlage dieser Berechnungen die heute große und breit entwickelten Renten-, Lebens-, Krankheits-, Invaliditäts- und zahlreiche andere Kassen bilden und ausdehnen können. Es leuchtet ein, daß eine Lebensversicherung, eine Krankenkasse ꝛc. die ungefähre Lebenswahrscheinlichkeit und Krankheitshäufigkeit bestimmter Berufsklassen kennen muß, um ihren Mitgliedern bestimmten Alters eine bestimmte Jahresabgabe auflegen zu können, bei der die Gesellschaft nicht die Gefahr des Bankerotts läuft. Ohne eine solche einigermaßen schon genauere Statistik als Grundlage für die Normirung der Beiträge muß jede Kasse über lang oder kurz zu Grunde gehen, und leider wurden auch in der That schon tausende von Kassen bankerott. Die Mitglieder, die lange Jahre hindurch die Beiträge sich sauer abgedarbt, sahen ihre Hoffnung auf Unterstützung in alten Tagen oder die ihrer Hinterbliebenen für immer hinsinken!

Algier wurde früher als vorzügliches Kolonisationsland allen Nachbarstaaten angepriesen, in der Schweiz und bei uns warb man Ansiedler, bis die Statistik die Fabel der vielbelobten Gesundheit des dortigen Klimas durch Berechnung der Sterblichkeit vernichtete und so manchen Auswanderungslustigen vor Tod und Elend bewahrte! Es ergab sich nämlich hiernach, daß, während in Frankreich von 10,000 Einwohnern durchschnittlich im Jahre 246 sterben, in Algier gleichzeitig 527 weggerafft werden. Die Statistik war es, welche der englischen Regierung durch sorgsame Verzeichnung und Vergleichung der Todesfälle unter den britischen Truppen in warmen Kolonien zeigte, daß wenn sie europäische Soldaten nur drei Jahre, anstatt lange Zeit dort ließe, die Sterblichkeit nur halb so groß sei. Ebenso erwies die genaue statistische Beobachtung, daß nach Einführung baumwollener (statt leinener) Hemden unter den Truppen die Zahl der Typhusfälle auf die Hälfte herabsank. Wir wissen heute, welche Gegenden Europas die wenigsten Schwindsuchtsfälle haben (Nizza, Palermo, Meran), und senden unsere Kranken dahin; wir wissen, daß die Krankheitshäufigkeit, die Kindersterblichkeit, die Cholera- und andere Fieber ihre Hauptstätten in Gegenden und Gassen haben, die entweder schon von Natur sumpfig sind, oder keine geregelte Reinigung von Abflußwässern, Dungstoffen und faulenden Abfällen aller Art, also verunreinigtes Wasser und schlechte Luft haben, und es werden seitdem große Anstrengungen von Städten ꝛc. gemacht, diese gefährlichen Herde von Epidemien zu beseitigen.

Wir besitzen heute, so jung die Wissenschaft der Statistik auch ist, doch schon einigermaßen zuverlässige Sterblichkeitslisten, wir kennen die Sterblichkeit in den Städten, auf dem Lande, den Unterschied der Sterblichkeit nach Geschlechtern, nach guten und schlechten Jahren, nach Wohlstand und Armuth, nach Ständen und Berufsarten, nach Kasten und Stämmen, wir wissen mit ungefährer Sicherheit die Folgen des Einflusses der Hauptarbeitszweige auf Gesundheit und Leben, die Gefährlichkeit vieler Orte zur Zeit der Cholera, die Mittel und Wege, ihr entgegenzutreten, und die erfreuliche Thatsache, daß der Kampf der Menschen, der Regierungen, Gemeinden und Einzelnen die Gefahr dieser Seuche, die Sterblichkeit schon abgemindert hat durch größere öffentliche und private Reinlichkeit und Vorsicht in gesunder Nahrung, Kleidung und Wohnung. Wir haben Kenntniß von der Gefahr der Heirathen unter Verwandten für die Kinder, in denen auffällig viel Taubstumme und Blödsinnige vorkommen, wir kennen den Einfluß guter Ernten auf Heirathen und Geburten, die Bedingungen des Wachsthums der Bevölkerung. Es fragen heute unsere Landesvertretungen nach Einnahmen und Ausgaben in allen Zweigen des Staatslebens, in der Finanz-, in der Landwirthschaft, in der Rechtspflege, in der Verwaltung, sie fragen nach Ziffern und Rechenschaftslegung, in der Verwaltung speziell des Staatsvermögens; wir wollen wissen, wie viel Einwohner der Staat hat, wie viel Köpfe männlichen und weiblichen Geschlechts, wie groß die Zahl der Bekenner der einen und andern Konfession ist, wie viel bebautes Nutzland, Waldung, Haushaltungen, Wohnhäuser, Städte, Dörfer und Flecken, wie viel Gewerbe und Gewerbsangehörige der Staat hat, und tausend andere Verhältnisse mehr, da das Land, da die Volksvertretung und Regierung nur so Rechenschaft fordern und geben, nur so die guten oder die Mißerfolge des Regierungssystems und einzelner Gesetze und Maßregeln kontroliren kann.

Digitized by Google

In neuerer Zeit steht bei der wachsenden Humanität und Fürsorge für die arbeitenden Klassen, für jedmögliche Abhilfe von Mißständen und Besserung schlimmer, gesundheits- und lebensgefährlicher Zustände die Statistik in arbeitsvollem Dienste aller Regierungen, Behörden, Vereine. Wir untersuchen gegenwärtig eifrig die Arbeitszustände aller Berufsklassen, namentlich aber die Verhältnisse der Fabrikarbeiter nach dem Grade der Gefahren ihrer Beschäftigung, nach Alter und Geschlecht, nach der Häufigkeit von Unfällen, Krankheit, Invalidität ꝛc. Erst wenn wir im Laufe der fortgesetzten Beobachtungen eine genauere Kenntniß des Lebens, der Krankheitszufälle, der Verunglückungen und Todesursachen erreicht haben werden, erst dann wird sich wirksamer und besser für Einrichtungen und Vorkehrungen mannigfacher Art sorgen lassen, so anerkennenswerth auch manche bisherige Versuche und Leistungen in dieser Richtung sind. Der Reichstag hat ein Gesetz berathen, demgemäß bei gewissen unverschuldeten Unfällen in Fabriken ꝛc. die Arbeiter Unterstützung beanspruchen können. Das Gesetz ist mangelhaft und muß es so lange bleiben, so lange nicht eine genauere Statistik über die Unfälle in den großen Unternehmungen existirt. Und doch hat das Gesetz schon die bedeutende Wirkung gehabt, daß sich ziemlich schnell Unfallversicherungsanstalten gründeten, in denen jetzt bereits über eine halbe Million Arbeiter gegen die im Gesetz bestimmten Haftpflichtfälle des Unternehmers und schon über 50,000 Arbeiter gegen alle Unglücksfälle überhaupt versichert sind. Eine Menge Arbeiter erkrankt unter den schlechten Luft-, Licht- und Raumverhältnissen in den Fabriken, eine Menge jugendlicher Arbeiter holt sich früh den Todeskeim, an schwere Arbeit gestellt mit schwächlichem Körper, sehr häufig gerade durch die Eltern selbst, Kinder werden auf Kosten des Schulunterrichts und der nothwendigen Erholung über das Maß in Fabriken beschäftigt. Die Regierung aber kann die verlangte Abhilfe erst dann schaffen, wenn sie genauere statistische Kenntniß aller dieser Verhältnisse, der Arbeitsstundenzahl, des Alters, der Beschäftigungsart ꝛc. durch die (jetzt im Gange befindliche detaillirtere) statistische Erhebung erlangt hat. Wir sind also auf dem Wege zu besserer Kenntniß der Ursachen von Uebeln, wir werden, da jede Zeit ihren Antheil an der Lösung socialer Fragen nimmt, in redlichem Willen mit der Zeit auch zu besseren Zuständen kommen. Die Arbeit ist des Menschen Bestimmung, sie ist der Quell aller Güter, alles Gedeihens, sie ist aber auch zumeist der Anlaß zu Leiden, die uns allmählich unser Rüstzeug, den Körper, invalid machen. Das trifft alle Menschen, alle Stände, alle Berufsarten. Die kleineren Leute täuschen sich hierüber so leicht mit der Meinung, nur sie, nur ihre Arbeit zolle diesen Tribut, weil sie nicht wissen, daß Müßiggang und Ueppigkeit ein nur kurzes Leben verheißen, regelmäßige Anstrengung dagegen das Leben verlängert! Sorgsame Untersuchungen der Lebensdauer der vornehmen Klassen in England haben die überraschende Thatsache ergeben, daß je wohlhabender diese sind, also je freier in der reichen Befriedigung ihrer Wünsche und Genüsse, desto geringer für sie die Wahrscheinlichkeit einer langen Lebensdauer ist. Nur regelmäßiges Schaffen und Wirken gibt Aussicht auf ein längeres Dasein! Wenn sich Leute, die sehr viel in ihrem Leben gearbeitet haben, plötzlich „zur Ruhe setzen", so ergibt die Beobachtung überall, daß sie dann rasch altern und sterben.

Die Wissenschaft der Statistik ist, wie schon ausgesprochen, noch jung, ihre Leistungen haben erst begonnen, zur besseren Erkenntniß aller Staats-, Gesellschafts- und Familienverhältnisse zu führen, sie durch Aufhellung der Beurtheilung zugänglich, der Reform fähig zu machen. Und wenn heute unser Staat höhere und schwerere Aufgaben zu lösen hat, als je zu einer Zeit, so ist die erste Vorbedingung die, daß er statistische Erhebungen über sein eignes Volk anstellt, um dasselbe nach Zahl, Alter, Geschlecht, Beruf, Konfession ꝛc. genauer kennen zu lernen, und eine solche Erhebung ist in diesen Tagen vor sich gegangen: eine allgemeine Volkszählung.

II. Die Volkszählung.

„Unnütze Neuerungen!" „Wozu in aller Welt braucht der Staat alle diese Dinge zu wissen?" Solche und ähnliche Aeußerungen kann man noch heute bei jeder Volkszählung hören; uns sind sie gar nicht so wunderbar, da man sich seitens der Staatsbehörden leider nicht die leichte Mühe nimmt, vor der Zählung in kurzem Wort in der Presse oder auf einem den Fragebogen beigegebenen Aufruf (oder wie man eine Erklärung an das Volk sonst immer nennen will) weiteren Kreisen den Zweck der Volkszählung klar und bündig darzulegen.

Die Volkszählung eine „Neuerung"? Das ist ein großer Irrthum, der gleichzeitig eine schlechte Bibelkenntniß verräth! Das vierte Buch Moses beginnt bekanntlich also: „Und der Herr sprach: Nehmet die Summe der ganzen Gemeinde (Nation) Israels auf nach ihren Geschlechtern, Häusern, Namen, von Haupt zu Haupt, von 20 Jahren und darüber .... und zählet sie.... Und Moses und Aaron rechneten sie .... von Haupt zu Haupt .... und die Summe der Kinder Israels war 603,550 (Männer über 20 Jahre) ꝛc." Diese Volkszählung mag vor etwa 5000 Jahren stattgefunden haben; sie hatte den Zweck, einen Ueberblick über die streitbaren Kräfte der Juden vor der Eroberung Palästinas zu gewinnen, aus welchem Lande erst die dort sitzenden Ackerbau treibenden Stämme vertrieben oder unterjocht werden mußten. Auch die alten Perser und, wahrscheinlich noch weit früher als diese, die Juden, die Chinesen besaßen eine wie es scheint sehr sorgsame Statistik. In dem Buche „Schuk-ing" von Confucius finden sich bereits statistische Zusammenstellungen und Nachrichten über die Gegenden und Ortschaften, über die Zustände des Ackerbaues, der Industrie, des Handels und der Steuern Chinas aus dem 3. Jahrtausend vor Christus, wie es auch im alten Aegypten eine Art Civilstandsregister, Grundkataster ꝛc. gab, also Einrichtungen in einem uns als graues fernes Alterthum erscheinenden Zeitraum, welche aber sicher damals schon alte Gewohnheit in diesen kulturlich hoch entwickelten Staaten waren!

Im alten Griechenland sowie im römischen Weltreiche schuf längst vor Christus das eminente staatsmännische Talent, namentlich in Rom, frühzeitig Institutionen, welche eine genauere Kenntniß der Hauptzweige des Staats- und Volkslebens vermittelten: statistische Bureaus unter einem „Censor" und je fünfjährliche regelmäßige Zählungen und Erhebungen über Volkszahl, Familienherde, Geschlecht, Alter, Wohnort und Vermögen. Für das Heer bestanden besonders sorgsam organisirte Zählungen. Diese statistischen Akte hielten die praktischen Köpfe in der Regierung des alten Weltreiches für so wichtig für dessen Verwaltung, daß sogar besondere Feierlichkeiten mit der Zählung verbunden wurden. Mit der Zeit entwickelte sich die altrömische Statistik weiter und breiter, man nahm auch die Sklaven und dienende Klasse mit auf und konstatirte deren Nationalität, Beruf ꝛc. Das in den Zählkarten gesammelte Material wurde vom statistischen Bureau zusammengestellt und bearbeitet, und wir wissen deshalb aus den Schriftstellern der damaligen, heut so weit zurückliegenden Zeit die Einwohnerzahl der Weltstadt und des ungeheuren Reiches noch genau. Den hohen Werth der Statistik kannten also schon damals alle Gebildeten, und es ist nicht ohne Bedeutung, daß das statistische Bureau des alten Roms seinen Sitz in einem Tempel hatte; in der späteren Kaiserzeit gab man sogar ein Staatshandbuch heraus. Mit dem politischen Zusammenbruch des römischen Weltreiches stürzte die gesammte alte hohe Kultur mit unter die Trümmer, mit ihr auch die Wissenschaft der Statistik. In der langen Nacht des Mittelalters sind nach langer Ruhe allmählich wieder einige Anfänge in einzelnen Staaten zu bemerken. Die Araber zeigten sich wie als fleißige Geographen so bald auch als tüchtige Verwalter der von ihnen eroberten Länder, über die sie statistische Nachrichten sammelten.

Im germanischen Europa wurden unter Karl dem Großen finanz- und militärstatistische Erhebungen begonnen, besonders sorgfältig aber die Staatsgüter aufgenommen, während die christliche Geistlichkeit allmählich die löbliche und wichtige Gewohnheit pflegte, Kirchenbücher über Taufen, Trauungen und Todesfälle zu führen. Nach den Zeiten des dreißigjährigen Krieges erstarkte die Territorialgewalt der deutschen kleinen Fürsten in demselben Maße, als die Kaisermacht verfiel; für die innere Verwaltung hatte das allerdings die gute Folge einer größeren

Digitized by Google

Gewalt der Regierungen über die losen Theile, einer strafferen Ordnung der einzelnen Zweige der Administration. Seitdem begannen wieder Anordnungen der Behörden für statistische Aufnahmen, anfangs natürlich sehr oberflächlich, aber mit der Zeit besser und besser; die Gelehrten faßten die „Staatskunde" als einen besonderen Wissenschaftszweig mit an, trugen „Staatsmerkwürdigkeiten" zusammen, die praktischen Zwecke gingen neben den theoretischen einher, die Geographen versuchten die Zustände der Länder mehr und mehr in Ziffern klar darzulegen, man achtete bald auf Zu- und Abnahme der Bevölkerung, Lebensalter der Klassen, ahnte eine gewisse Gesetzmäßigkeit in Geburts-, Trauungs- und Todeszahlen, suchte nach Ursachen und Zusammenhang, stellte Sterblichkeitstafeln auf ꝛc., bis endlich in neuerer Zeit unter immer sorgsamerer Beobachtung ganzer großer Massen nach den Hauptmomenten ihres Lebens von der Geburt bis zum Tode durch den Belgier Quételet und die Deutschen Süßmilch, Hoffmann, Wappaeus, Dieterici, Engel, Knies, von Hermann, Rümelin und von Oettingen die Statistik zu ihrer heutigen Stufe gehoben wurde. Heut sucht nun die zur ernsten Wissenschaft herangereifte Statistik das Leben der Völker und Staaten in den Haupterscheinungen und Zweigen ziffermäßig klarzulegen und diese in ursachlichen Zusammenhang mit großen socialen Gesetzen zu bringen, welche das Gesellschaftsleben der Menschen beherrschen, sie sucht die gefundenen Ergebnisse in den praktischen Dienst der Regierung, der Schule, der Kirche, der Geographie, der Medizin, der Naturwissenschaft zu stellen.

In dem Maße, als sich unsere deutschen politischen Verhältnisse konsolidirten, wuchs auch das statistische Interesse an der Vervollkommnung der Kenntniß aller vaterländischen Zustände als einem gemeinsamen Werke, und nachdem die große Wendung der deutschen Staatenverhältnisse mit dem bedeutsamen Jahre 1866 begonnen, mit dem thatenreichen Jahre 1870 zum Abschluß gebracht war, erschien die Schaffung eines statistischen Reichsamts von selbst gegeben, von dem nunmehr auf allen von der Verfassung als gemeinsam bezeichneten Gebieten die statistischen Erhebungen angeordnet werden, während die einzelnen Landesämter in ihren Territorien die Erhebungen vornehmen.

Für die Regierung eines Staates ist die erste Bedingung die, daß sie das Volk und seine Verhältnisse genau kennt. Mit wachsamem Auge und scharfem Urtheil verfolgt das Volk alle Maßregeln von oben, alle Gesetzwirkungen, fordert, daß die Regierung womöglich alles wissen müsse, und kritisirt unbarmherzig und mit leichtem Bedenken bald diese bald jene „unverzeihliche Unkenntniß", „große Saumseligkeit" oder „Ungeschicktheit". Ja, wenn die Regierung „alles wissen" soll, so muß das Volk auch wollen und beitragen, daß sie sich die genauere Kenntniß der Verhältnisse verschafft, sie muß also Untersuchungen anstellen über die Kopfzahl der Einwohner, das Geschlecht, Alter, die Konfession, den Familienstand (eheliche Geburt, Ledigkeit, Verheirathung, Verwittwung), über den Stand, Beruf, Erwerb, das Vermögen, die Arbeits- und Dienstverhältnisse, den Wohnort, die Sprache und Nationalität, Impfung ꝛc. Da die Arbeit die Grundlage der modernen Staaten ist, so bildet die Ermittlung der Gewerbs- und Arbeitszweige sowie der Erwerbsquellen einen Hauptgegenstand der statistischen Erhebung. Eine Volkszählung ist also die großartigste Inventur der Staatsfamilie oder der politischen Geschäftsfirma „Staat". Jeder hat hier sein Konto von der Geburt bis zum Tode. Das Reich will wissen, wie viel Köpfe es zählt, um Militär- und gewisse Steuer- (Matrikular-) Lasten und Einnahmen richtig zu vertheilen, will wissen, ob und wie die Bevölkerung zunimmt oder wie viel im unglücklichen Falle große Kriege, starke Seuchen und Auswanderung weggenommen haben.

Die Schwierigkeiten einer Volkszählung sind groß! Um möglichst alle Angehörigen des Volkes zu zählen, also niemand auszulassen, wird an einem Tage, periodisch alle drei Jahre am 1. Dezember im ganzen Reiche gezählt. Hierzu werden bei uns etwa 100,000 Zähler aufgeboten (in England gegen 30,000). Das Zählungswerk wird um so leichter sein, je mehr Verständniß, je weniger Mißtrauen im Volke herrscht, um so sicherer, je einfacher, klarer die gestellten Fragen sind. Die periodisch wiederkehrenden Zählungen haben den Vortheil der allmählichen Einübung von Zählern, der Besserung gewisser Einrichtungen hierfür, der Schärfung der Kontrole. In den Vereinigten Staaten schreibt die Konstitution (von 1787) eine zehnjährliche Zählungsperiode vor, auf Grund des Resultats erfolgt dort die Bestimmung der Zahl der Repräsentanten im Congreß, wie bei uns in gleicher Weise die der Zahl der Reichstagsabgeordneten, der Wahlkreise.

Man unterscheidet nun bei der Volkszählung die rechtliche und die faktische Bevölkerung. Die rechtliche heißt die Zahl der wirklichen Angehörigen des Staates, eingeschlossen die im Auslande lebenden deutschen Staatsbürger, ausgeschlossen dagegen die Angehörigen fremder Nationen; die faktische umschließt alle Menschen ohne Unterschied der Landesangehörigkeit zu Lande und auf den Schiffen, welche gerade am Tage der Zählung im Bereiche des Staates anwesend waren. Selbst wenn man nur die rechtliche Bevölkerung zählt, so ist das schon ein sehr schwieriges Werk, namentlich wegen der Ermittlung der deutschen Staatsbürger im Auslande. Bekanntlich sind ja gerade Deutsche über die ganze Erde verbreitet. Es müssen deshalb die Gemeindevorstände des Heimatortes, die Gesandtschaften und Konsulate Nachforschungen anstellen, deren Resultate freilich unsichere sind.

Unter den verschiedenen Arten (Methoden) der Zählung befolgt man bei uns die „individuelle", d. h. die namentliche Zählung von Haushalt zu Haushalt durch besondere Zähler mittels Anwendung von Hauslisten und Zählkarten, die vorher in die Häuser gegeben, am Zähltage aber von den instruirten Zählern abgeholt, kontrolirt oder selbst ausgefüllt werden. Die Hauslisten und Zählkarten werden dann die Grundlage der Volkszählung durch das statistische Bureau. Erfahrungsmäßig pflegt die Zählung am genauesten auszufallen, wenn sie an einem und demselben Tage ausgeführt wird. Der Monat Dezember eignet sich zur Zählung deshalb am besten, weil in dieser Zeit die Bevölkerung am wenigsten in Bewegung, also zum größten Theil „zu Hause" ist.

Die Austheilung der Listen erfolgt durch die Regierung an die Behörden, durch letztere wiederum an die Hausbesitzer und Hausverwalter, durch diese zuletzt an die Hausbewohner. Die Hausbesitzer füllen die Hauslisten, die Häupter der Familien oder Haushaltungen die Haushaltungslisten, die Behörden die Ortslisten aus. Die eingesammelten Listen gehen nun den gekommenen Weg zurück, die ungeheure Arbeit der Statistiker in Prüfung und Zusammenstellung der kolossalen Materialmasse beginnt, während die in den Ortschaften aufbewahrten Urlisten eine werthvolle Grundlage für die Statistik jeder Stadt, jeden Dorfes, also der Gemeinde, ihrer Bewohner und deren Beruf und Leben bilden.

Nur ein Volk, das sich und seine Zustände genau kennt, vermag sich selbst gut zu berathen, nur eine Regierung, welche einen klaren Ueberblick über alle Verhältnisse besitzt, kann gerecht die Lasten vertheilen und weise für das politische, wirthschaftliche und geistige Wohl und Fortschreiten der Nation sorgen!

Julius Frühauf.

Charakterköpfe aus der französischen Nationalversammlung.

Nachdruck verboten. Ges. v. 11./VI. 70.

„Circulez, circulez! — Auf dem Trottoir darf niemand stehen. — Zurück, zurück, wenn es beliebt. — Wo ist Ihre Karte? Sie haben sie vergessen, thut mir leid, Sie können nicht hinein. Noch ein Wort und ich führe Sie au violon (auf die Wache)."

Mit diesen kurzen aber bezeichnenden Schlagworten verkehren die wachehabenden Polizeiorgane mit der Menge schaulustiger Neugierigen, die sich in der Regel am Eingangsthor des Cour du Maroc drängen, wenn drinnen eine heiße Sitzung angesagt ist, welche die Assemblée im Versailler Theater auf ein paar Momente in ein Irrenhaus — Abtheilung für Tobsüchtige — verwandelt.

Digitized by Google

Nicht ohne einige Mühe drängt man sich durch den Menschenknäuel, der mit stoischem Muthe mitten im strömenden Regen oder unter den Strahlen der Sonne ausharrt, die Mahnungen und Püffe der Diener der hl. Hermandad mit Gleichmuth hinnimmt und den wohlgemeinten Rath, sich doch unnützerweise keiner Lungenentzündung und keinem Sonnenstich auszusetzen, systematisch überhört. Glücklicherweise verfügen wir über ein „Sesam, öffne dich!" in Gestalt eines gelben Coupons, der uns ein Plätzchen in dem den Vertretern der auswärtigen Presse reservirten Käfig anweist. Haben wir den gelben Talisman zwei-, dreimal vorgewiesen, so steht es uns frei, auf der kleinen Wendeltreppe das Paradies zu erklimmen.

Die kleine Loge — ich kann sie nur Käfig nennen — ist gedrängt voll, man kann vor lauter auf dem Nacken sitzenden Kollegen weder Beine noch Arme rühren. Aber nie bot die Presse einen solchen Anblick brüderlichen Zusammenlebens. Der weiße Prophetenbart des „Daily News"-Korrespondenten deckt wie eine Perrücke die Glatze des unter ihm sitzenden „Telegraph". Die dekorirte „Times" spendet dem „Herald" die herabrinnenden Schweißtropfen, die „Kölnische" hockt der „Wiener Presse" auf die Knie, und der Berichterstatter des „Golos", der wie aus Quecksilber geschaffen, keinen Moment in Ruhe bleiben kann, tritt seinem Nachbarn vom „Diritto" auf die Hühneraugen. In allen übrigen Logen herrscht das nämliche Gedränge, und fast alle Zuschauer schwitzen schon zwei Stunden an Ort und Stelle, um ihres Platzes nur gewiß zu sein.

Wie geht es aber im sogenannten „Hemycicle", in dem für die Abgeordneten bestimmten Raume, zu? Die Herren stehen zu 10, 15 oder zu 20 gruppirt um die verschiedenen Parteiführer; die Erregtheit, mit welcher privatim über die schwebende Tagesfrage berathen wird, erlaubt auf die Leidenschaft zu schließen, welche die Herren im Plenum entwickeln werden. Nur einige Blasirte, die sich keiner der großen herrschenden Parteien anschließen wollen, bleiben vereinzelt auf ihren Plätzen sitzen, besorgen ihre Privatkorrespondenz, lesen einen Roman oder revidiren und korrigiren ihren Nagelwuchs.

Endlich ertönt des Präsidenten Glocke, drei, vier Thürsteher im schwarzen Habit und den Degen an der Seite rufen mit Stentorstimme: „En séance, Messieurs, en séance!"

Zur Linken des Präsidenten erhebt sich ein eleganter noch junger Mann, nach dem modernsten „Chic" gekleidet, sorgsam frisirt, der während fünf Minuten die Folianten eines dicken Heftes, das er in der Hand hält, methodisch das eine über das andere schlägt und die Lippen leise, sehr leise bewegt. Diese Komödie nennt man „Vorlesung des Protokolls". Es ist ausgemacht, daß niemand zuhört, wozu also sich die Mühe geben, ins Blaue hineinzulesen, die Formalität genügt und hindert nicht den Präsidenten, die kleine Lüge tagtäglich zu begehen, daß das eben verlesene Protokoll angenommen wurde.

Kaum hat sich der Sekretär auf seinen Sitz niedergelassen, so taucht auf der Tribüne eine Gestalt auf, die man ohne Uebertreibung für den leibhaftigen Falstaff erklären könnte. Es ist ganz der Dickbauch, der schwerfällige Gang und besonders die purpurrothe Nase des Shakespearischen Kondottieri. Diese Nase strahlt ganz mächtig aus der Mitte eines vollgerötheten, von Fett rieselnden Antlitzes. Der Kopf, den ein absolut kahler Scheitel krönt, ruht auf einem apoplektischen Hals, und einem Paar breiter dicker Schultern. Die Hände, eines derben Schlossergesellen würdig, sind mit Ringen bedeckt, und eine Brillantnadel steckt mitten in der altmodischen breiten Kravatte. Aber ebenso wie die Brillanten und Ringe echt sind, stammen Schulter, Glieder, Hände und die Glanznase aus bester Rasse. Der Besitzer alles dessen ist Herr v. Lorgeril, ein bretonischer Landedelmann und der Barde der Legitimität. Wenn die Session zu Ende ist, sperrt sich der Vicomte in seinem alten Stammschloß ein und brütet über einigen hundert Versen, die dann regelmäßig in einer gutgesinnten Zeitung, meistens „l'Univers", erscheinen. Böse Zungen behaupten, daß der dichtende Abgeordnete mit dem metrischen Maße nicht sparsam genug umgehe, und daß er dem Alexandriner großmüthig 15, 16 Füße zuerkenne; doch hat man ja von Hause aus eine gewisse Tendenz, sich über Poeten lustig zu machen.

Als Abgeordneter wird Herr v. Lorgeril von dem jeweiligen Vorsitzenden wie die leibhaftige Pest gefürchtet. Der Wackere hat zum Grundsatz, das System der zugestandenen Lizenzen von der Poesie auf den Parlamentarismus ausdehnen zu wollen, so daß er jedesmal, wenn er das Wort verlangt, von allem Möglichen spricht, nur von dem nicht, was auf der Tagesordnung steht. Dazu ist er schwerhörig, hartköpfig wie alle seine Landsleute, und hat gewöhnlich zu gut gefrühstückt. Man kann sich denken, daß der Präsident seine liebe Noth hat, es ist auch niemals vorgekommen, daß dieser Verfechter des Königthums die Tribüne freiwillig verließ, nachdem er seine Rede gehalten, immer und immer muß ihm das Wort entzogen werden, um seinen Tiraden ein Ende zu machen. Man hat sich auch daran gewöhnt, mit ihm kurzen Prozeß zu machen, schon nach den ersten Worten äußert sich die Stimmung der Versammlung durch zahlreiche Rufe: „Genug, genug, zur Tagesfrage!" Einige Lachlustige, welchen das possirliche Wesen des Redners Freude macht, unterstützen ihn anfänglich und muntern ihn sogar durch Lachen und ironischen Beifall auf. Aber der Herr Präsident versteht keinen Spaß, und wenn der dicke Vicomte z. B. ein Reiseerlebniß bei den italienischen Banditen zum Besten gibt, wenn ein Zolltarif oder eine Verfassungsvorlage auf der Tagesordnung ist, so bittet er ihn höflich aber kategorisch, sich mit der Frage zu beschäftigen.

Lorgeril achtet aber darauf gar nicht, er steckt seine Hände in die Taschen seiner weißen Weste und erzählt weiter. Doch niemand mehr hört seine Worte, hinter ihm die Glocke des Präsidenten, vor ihm die Rufe: „Genug, genug!" und andere Ausrufe ersticken seine Stimme. Nun wird der Stier wüthend, er präsentirt sich der Versammlung von der Kehrseite und beginnt mit dem Vorsitzenden ein durch heftige Geberden, Ballen der Faust, Drohen mit dem Zeigefinger accentuirtes Gespräch. Schließlich verläßt der Dichter im Stadium höchster Entrüstung, fürchterlich die Augen rollend und purpurroth vor Zorn, die Rednerbühne. Einige Freunde suchen ihn zu beruhigen und geleiten ihn dorthin, wo Trost für alle Unbill ausgeschenkt wird, in den Büffetraum.

Eine leise Unterbrechung folgt auf die kleine Scene; die Spannung nimmt zu, da der Präsident Herrn Gambetta das Wort ertheilt. Langsam und bedächtig erhebt sich der Führer der Republikaner von seinem Sitze, den er ungefähr auf der vierten oder fünften Bank inmitten der hervorragenden Mitglieder seiner Partei einnimmt, etwa wie ein General auf dem Schlachtfelde von seinem Stabe umgeben wird. Mit vielleicht etwas affektirter Würde schreitet der gefeierte Redner durch eine Hälfte des Saales, vornehm die Grüße erwidernd, die von verschiedenen Seiten an ihn gerichtet werden. In der neuen Phase seines politischen Geschickes legt Gambetta besonders viel Werth darauf, in seiner äußeren Erscheinung den ehemaligen Volkstribun abzustreifen und namentlich in Bezug auf Haltung und Manieren für einen kompleten Staatsmann zu gelten. Die ehemals wild aufgelösten Haare fallen jetzt regelrecht und künstlich gekräuselt auf den Nacken, die Kleidung ist ohne Prätention, aber höchst korrekt, und wie Balzac und Napoleon liebt es der Exdiktator, mit der weißen wohlgepflegten Hand zu kokettiren. Die Physiognomie hat wenig Bewältigendes und zeigt kaum leise Spuren einer agitatorischen und weltbeunruhigenden Beschäftigung, dazu ist die Poesie der ersten Jugend der täglich überhandnehmenden sehr prosaischen Beleibtheit gewichen. Der Mann, der vor fünf Jahren die Armeen aus dem Boden „stampfen" wollte und der wohl im Innern die Idee nährt, der „Erzengel der Revanche" zu werden, hat ganz das Aussehen eines behäbigen Landedelmannes oder eines ruhigen Hausbesitzers, der so eben den Zins eingestrichen. Nur um die von dem kohlschwarzen Bart umrahmten Lippen spielt etwas wie ein burschikoser Zug, und der seltsame lebhafte Glanz eines Auges (bekanntlich ist Gambetta einäugig) verrathen dem Beobachter, daß dieser anscheinend unverfänglichen Physiognomie doch nicht ganz zu trauen ist. Was man ihm sonst auch anhaben mag, so stark man auch seine diplomatischen und besonders seine militärischen Kenntnisse anzweifeln mag — ein geborener Redner ist und bleibt Gambetta; diese Eigenschaft

Digitized by Google

bestreitet ihm niemand. Der Vortrag ist von tadelloser Deutlichkeit, die Stimme kräftig und ausgiebig genug, um drei, vier Stunden lang ohne Unterbrechung auszuhalten, die Gesten mäßig und in richtiger Harmonie mit dem Vortrage.

Er hat das Schlachtfeld zuerst mit einem Blick gemessen, Freund und Feind gemustert, die beiden Hände auf die Lehne der Tribüne gestemmt, dann beginnt er langsam, gedehnt, nach jedem Satze eine kurze Pause — von geschriebenen Notizen oder sonstigen Mementos keine Spur, die Rede fließt frei; was würden ihm auch im voraus bereitete Notizen nützen, um auf die zahlreichen nicht vorgeschriebenen Unterbrechungen zu antworten? Die improvisirte Polemik ist Gambettas eigentliche Kraft. Wehe dem Unvorsichtigen, der dem Redner ins Wort fällt! Sich vom eigentlichen Gegenstande des Vortrags abwenden und den Unterbrecher mit einem plötzlich ausgeholten kräftigen Seitenhieb zermalmen, ist ein Kinderspiel für den Tribunen, dessen Temperament sich in diesen kleinen Scharmützeln am besten gefällt. Er hat eine Art und Weise, sich dem Unterbrechenden zuzuwenden und ihn mit einem „Monsieur" anzureden, daß der leibhaftige Mephisto sich nicht sarkastischer ausdrücken könnte. Dann schnellen der Betroffene und seine Freunde wie eine Viper, der man auf den Schweif getreten, empor; wüstes Geheul erhebt sich von allen wohlbesetzten Bänken der Rechten, die einen rufen: „Zur Ordnung!" die anderen wiederholen all die schlechten Witze, die in den kleinen Blättern auf die Diktatur von Tours und Bordeaux gemacht wurden ꝛc. Die Linke will es natürlich nicht zulassen, daß ihr Anführer beschimpft werde, für jeden Ausruf rechts gibt es zwei links, man poltert hüben wie drüben, einzelne Abgeordnete interpelliren sich, es werden Kartelle und Drohungen ausgetauscht, und einen Augenblick könnte man befürchten, die von ihren Sitzen aufgestandenen Landesvertreter würden sich mit bewaffneter Hand übereinander hermachen, und die Stimme der gewaltigen Präsidentenglocke läutet wie zum Sturm. Doch so weit geht die Gefahr nicht, man schreit, bis die Kehlen den Dienst versagen. Der Präsident ruft die hitzigsten Tumultuanten zur Ordnung, und Stille herrscht wenigstens bis auf weiteres.

Aber er, der Urheber des Auftrittes, der die Lunte ins Pulverfaß geschleudert, er sieht mit verschränkten Armen, den Rücken an die eine Wand bildende Estrade des Präsidenten gelehnt, allem zu, ohne das geringste Zeichen der Aufregung, hier und da mit dem Kopf verschmitzt nickend oder durch eine beschwichtigende Handbewegung nach links seine Freunde zur Mäßigung, aber lau, einladend. Aus seiner Physiognomie spricht es deutlich: „Meine Herren, wann es beliebt, ich habe Zeit zu warten." Ist aber der Sturm besänftigt, so wiederholt Gambetta mit olympischer Ruhe den Satz, der so viel Anstoß erregt, und da die Gegner sich bereits ausgeschrieen und ausgetobt haben, schlucken sie die bittere Medizin hinunter. Nun ist aber der Teufel des trockenen Tones satt, der Zwang, den er seinem natürlichen Temperament auferlegt, lastet gleich wie ein Alp auf dem Redner, der Staatsmann kämpft mit dem Volkstribunen, und es ist selten, daß der letztere nicht schließlich doch den Sieg davon trägt. Dann möchten wir seine Beredtsamkeit mit einem entgleisten Eisenbahnzuge vergleichen. Er verfügt nicht mehr über seine Kraft, er rollt zügellos und unaufgehalten, bis die Katastrophe sich einstellt und alles in einem Flußbett oder in einem Graben zu liegen kommt. Ist einmal Gambetta über seine vorsätzliche Zurückhaltung hinaus, so wird es ihm selber schwer, das galoppirende Naturell bei den Zügeln zu fassen. Die sich immer steigernde Heftigkeit reißt ihn dann zu heftigen Aeußerungen fort, bis er von seinen eigenen Freunden auf die begangenen Fehler aufmerksam gemacht wird und bemerkt, daß diese ihm nicht mehr folgen.

In diesen Augenblicken echt südländischer Aufregung verändert sich auch ganz die äußere Erscheinung des Redners. Er muß die Kaltblütigkeit, die ihm so viele Anstrengungen kostete, büßen. Statt der geordneten etwas gedehnten Sätze schleudert seine Kehle wilde Schreie, die geballten Fäuste bearbeiten das Holz der Tribüne, und sein Blick richtet sich herausfordernd auf die ganze Rechte der Versammlung. Namentlich wenn er gegen die Anhänger des Bonapartismus vom Leder zieht, wird Gambetta von dieser Leidenschaft wie vom Rad einer mit Hochdruck arbeitenden Dampfmaschine erfaßt. Man erinnert sich vielleicht noch des verhängnißvollen Auftrittes am 9. Juni 1874, wo er den Freunden des Exkaisers ein gewisses „Misérable" ins Gesicht rief. Das Wort zündete wie eine explodirende Bombe, und die beiden Korsen Galloni d'Istria und Gavini stürzten wie Stiere, die einen rothen Fetzen erblicken, auf die Tribüne zu, die übrigen der Gruppe schäumten vor Wuth und gaben alle äußeren Zeichen der Raserei. Der spezielle Feind Gambettas, der Abgeordnete Gavardi, spornte alles recht erst an und schürte das Feuer.

Dieser Gavardi ist eine vollständige Null, er war unter dem Kaiserreich Staatsanwalt oder dergleichen; als der Diktator von Tours zur Gewalt kam, setzte er Herrn Gavardi ab, und da dieser heute seine Stelle noch nicht verschmerzt hat, so erwarb er sich auf billige Weise eine Spezialität, die darin besteht, so oft der radikale Führer das Wort ergreift, ihm von Zeit zu Zeit eine Grobheit ins Gesicht zu werfen. An dem erwähnten 9. Juni trieb es Herr Gavardi so weit, er wußte den Zorn der Bonapartisten so sehr aufzustacheln, daß die Scene beinahe in eine Prügelei ausgeartet wäre, und daß die Glieder der Versammlung an die unerquicklichsten Tage der 1849er Legislative erinnert wurden, wo, wie protokollarisch festgestellt wurde, man nach solchen parlamentarischen Auftritten kleine Handhacken, Life-Preservers nebst anderen Waffen unter den Bänken fand. Doch so weit ist es bei den Versaillern nicht gekommen, und an diesem 9. Juni, dem stürmischsten Tag, dessen man sich zu erinnern weiß, klärte sich die Situation mit dem Austausch von ein paar Ohrfeigen, die in dem Buffetraum des Hauses gewechselt wurden. Von diesem Tage an aber trat Gambetta vorsichtiger auf, er nahm seltener das Wort, und wie man in seiner Umgebung versichert, hat er aufs Improvisiren beinahe verzichtet und bereitet seine Reden sorgfältig vor.

Der eigentliche Thätigkeitskreis des Chefs der Linken liegt außerhalb der Assemblée in Volksversammlungen und Banketten. Er spricht aber da „zum Fenster hinaus", und seine Leistungen sind darauf berechnet, vierzehn Tage oder drei Wochen lang den ausschließlichen Brennpunkt aller Unterhaltungen zu bilden. Gilt der Angriff des republikanischen Führers nicht den Bonapartisten, so hat er gewiß die reaktionäre Tendenz der Regierung gegeißelt.

Dann folgt ihm in der Regel der Präsident Buffet auf die Tribüne, muß aber jedesmal einsehen, daß er diesem Gegner nicht gewachsen ist. Hager und dürr, mit eingefallenen, zur Karrikatur sich trefflich eignenden Gesichtszügen, schielend, um den Mund eine Grimasse, die ein beständiges Lächeln fingiren will, aber das schon an und für sich wenig sympathische Antlitz verunziert. Der Ministerpräsident hat eine wechselreiche Karriere hinter sich. Minister der zweiten Republik, Oppositionsmann unter dem Kaiserreich, Minister des Kaiserreiches und jetzt neuerdings Minister der Republik, wußte er sich mit einer aalglatten Geschmeidigkeit durch all diese Lagen zu helfen und wie eine richtige Schlange glatt durchzuwinden, um im geeigneten Moment wieder aufzutauchen. Herr Buffet hat den Ruf eines rechten erprobten Parlamentariers, aber er hatte sich ihn vielmehr durch seine Fertigkeit im Intriguenspiel der Coulissen als durch seine oratorische Thätigkeit erworben. Er hat in dieser Beziehung nur ein Verdienst, er versteht es bissig zu sein, ohne daß der Gegner sich dessen versieht. Er psalmodirt seinen Vortrag, thut ganz unschuldig, faltet dazu devot die Hände — und plötzlich spürt man den giftigen Biß. Als Präsident wußte Herr Buffet sich wenig Gehör zu verschaffen und mußte fast immer vor dem Orkan kapituliren; seine Autorität als Redner ist nicht bedeutender, man hört kaum auf seine Worte, und wenn einer seiner hämischen Angriffe einen Tumult hervorruft, so vertheidigen ihn seine Freunde sehr schwach.

Der einzige Minister, welcher wirklich über Beredtsamkeit verfügt und dessen Dialektik es mit Jedermann aufnehmen kann, ist der 78jährige Dufaure, der Siegelbewahrer. In jeder Beziehung eine höchst bemerkenswerthe Figur. Ein Ideal interessanter Häßlichkeit, ein kurzer dicker kugelrunder Kopf mit glatter Nase und dickem Munde. Die Winkel dieses Mundes

Digitized by Google

sind besonders auf der rechten Seite natürlich verzogen, und dieses kleine Merkmal genügt, um der Physiognomie etwas hoch sarkastisches, unerbittliches aufzuprägen. In dieser Furche konzentrirt sich materiell die ganze Schärfe eines der ironischsten Geister unserer Zeit.

Der Justizminister ist körperlich und geistig aus Stahl gegossen. Eben so wenig hörte man je, daß er leidend gewesen, als daß er auch den geringsten Theil seiner Ansichten vergessen hätte. Dieses Bewußtsein, nie gefehlt zu haben, macht ihn auch über die andern zum strengen Richter. Nie fühlt er sich durch Rücksichten gebunden, er hat viel vom katholischen Zeloten an sich und empfindet keine, auch nicht die geringste Rührung für jene, die gegen das, was er für Wahrheit hält, gesündigt haben. Sie fallen seinem Sarkasmus und seiner dialektischen Schärfe zum Opfer. Er verschont weder Bonapartisten noch Radikale und hat für beide recht bittere Kelche zu leeren. So groß ist aber die Achtung und das Prestige, welches die Gradheit und die Talente des alten Kämpen sich zu verschaffen gewußt haben, daß niemand ihn zu unterbrechen wagt; man schlürft den Kelch bis auf die Neige. Eben deshalb ist Dufaures Mitwirkung für ein Kabinet, dessen Bestand von einer Rede abhängt, sehr ersprießlich, und man duldet von ihm so manches nicht ganz Gebührliche dieser rettenden Eigenschaft wegen.

Unerläßlich ist es, wenn von Dufaure die Rede ist, zu bemerken, daß es bei ihm weder Kehl- noch Kopfstimme gibt. Es kommt alles direkt durch die Nase. Das Näseln des Siegelbewahrers ist klassisch geworden, und die geglückte Nachahmung desselben ist eine gesellige Zerstreuung geworden, die auch in den besten Salons — après boire — Einlaß findet. Seinem Schneider macht Herr Dufaure gerade so wenig Konzessionen, wie er je der Gesinnung gemacht hat. Er trägt heute genau den nämlichen Rock, das nämliche mit Blumen wie eine Tapetenwand verzierte Sammetgilet, die weiße Kravatte, welche Anno 1835—40 in Mode waren, als Mr. Dufaure die politische Arena betrat. Das Gewand mag wohl alt geworden sein, aber gewiß nicht der darin steckt. Es geschieht öfters, daß frühzeitig körperlich verkommene junge Leute, welche diese herrliche Lebensfähigkeit nicht begreifen, an den alten Minister mit erforderlicher Diskretion die Frage richten, ob er etwa über einen Cagliostrotrank verfügt, der ihn ewig verjüngt. Dufaure lächelt jedes Mal, wenn eine solche Interpellation an ihn gerichtet wird. „Mein Rezept", sagt er, „ist einfach, aber man folgt ihm nur schwer der lieben Bequemlichkeit wegen; es heißt: Um zehn Uhr schlafen gehen, um vier aufstehen!" Seit fünfzig Jahren verfolgt der Mann diese Regel und befindet sich trefflich dabei.

Wenn man von Dufaure spricht, ist es unmöglich, nicht an Thiers zu denken. Richtig, dort mitten im Centrum sitzt der kleinste aller großen Staatsmänner. Das schneeweiße, mit einem Flaum von Haaren bedeckte Haupt ragt kaum über dem Pult empor. Seitdem er die Versammlung nicht mehr dominirt, hält sich Thiers still und thut wohl daran. Mit peinlicher Aufmerksamkeit und verschränkten Armen folgt der geniale Kobold der Debatte, von Zeit zu Zeit neigt er den Kopf zum Ohr seines Nachbars und erzählt irgend eine pikante Geschichte oder macht eine der lakonischen Randglossen, die so rasch ihren Weg in die Welt finden. Mr. Thiers sieht zu und gibt manchmal den Ton an — wird auf der Tribüne ein Shrapnel abgebrannt, rückt man dem Kabinet scharf auf den Leib, kommt gar etwas wie eine Krisis heraus, so wendet sich alles dem Männchen im ewig braunen, von holländischer Sauberkeit strahlenden Anzug zu. Die Blicke heften sich auf ihn, einige Zeigefinger sind auf die ehemalige Excellenz gerichtet, und der Chor singt, murmelt, brummt: „Wie er doch „malin" ist!"

Ganz anders sah es aus, als die Geschicke Frankreichs in den Händen des Mannes ruhten. Punkt zwei Uhr langte er vor der „Porte du Maroc" in seinem schwarzen, von zwei feurigen Braunen gezogenen Wagen an. Seine Leibgarde, die „Gendarmerie républicaine", salutirte, die Trommeln wurden gerührt, und alles, Freund und Feind, stürzte sich der kleinen Tapetenthüre zu, durch welche er eintreten mußte. Das war ein Begrüßen, Händedrücken! Wollte er sprechen, dann herrschte die feierlichste Todtenstille. Er musterte mit Selbstbefriedigung diese in Spannung und Athem gehaltene Versammlung, wischte sich methodisch die Brille ab, verifizirte, ob der Trank, mit dem er sich zu erquicken pflegt — kalter Kaffee, Wasser — in dem silbernen Becher vorhanden war, und begann mit seiner unansehnlichen pfeifenden, fast unverständlichen Stimme. Es dauerte eine gute Weile, bis man — wenigstens von der Tribüne aus — dem Vortrag folgen konnte, und dies geschah weit mehr dadurch, weil man sich an die Stimme gewöhnte, als weil diese auf einen höheren Ton geschraubt worden.

Die Beredtsamkeit Thiers' war nie eine besonders schwungvolle; es ist vielmehr eine höhere geistvolle Causerie, sie packt den Zuhörer nicht, aber sie wickelt ihn förmlich ein, sie schlingt um seine ganze Person vom Kopf bis zur Zehe ein Takelwerk, das er nicht im Stande ist zu lösen, bis die Causerie zu Ende. Es ist ein wahrer Zauber, erst nachdem man gewissermaßen zur Besinnung gekommen, nachdem man das Gehörte verdaut hat, wird man gewahr, daß es ja darunter manches Falsche, manche Unwahrheit, manchen Sophismus gibt. Der erste Eindruck war — ich finde kein bezeichnenderes Wort — „charmant", und man kann ermessen, wie gefährlich in einer großen Versammlung die Macht der gleißnerischen Rede ist.

Den Bonapartisten fehlt es in der Kammer an charakteristischen Gestalten. Ihr Rouher, der einzige Redner, den sie ins Treffen schicken können, ist sehr alt und sehr dick geworden. Das Fett erstickt fast den ehemaligen Vicekaiser, und es sind unsägliche Anstrengungen nöthig, um Seine Excellenz zum Verlassen ihres Sitzes zu bewegen. Selbst in seiner Blütezeit, als er die ganze Wucht des Kampfes gegen die Opposition zu tragen hatte, war Rouher nichts weiteres als ein Advokat, der für das Kaiserreich und die vorgelegten Gesetze wie für einen beliebigen Klienten vor einem Civil- oder Kriminalgerichtshof plaidirte. Nie war er um Argumente verlegen, weil der gänzliche Abgang an Ueberzeugung ihm gestattete, auch solche zu wählen, die mit dem, was er am vorigen Tage verfochten hatte, nicht übereinstimmten. Advokat ist er heute noch geblieben in allem, in der Wahl seiner Perioden, in der Emphatik seiner Gestikulation, in jenem beständigen langsamen Schütteln des Kopfes, mit welchem die Mitglieder des französischen Gerichtssaals ihren Vortrag zu begleiten pflegen. Für Rouher ist alles Kundschaft, und er sieht von Alters her nur auf das zu beziehende Honorar. Es ging während des Kaiserreichs das Gerücht, er bekäme für jede im Corps législatif gehaltene Rede vom Kaiser einen namhaften Betrag ausbezahlt. Die Sache sieht dem Manne ähnlich. In der That ist er reich, sehr reich und lebt sehr behaglich auf seinem Landsitze in Cercey, wo jene für gewisse kleinstaatliche Minister unangenehmen Papiere aufgefunden wurden. Trotz seines Reichthums ist er äußerst dürftig gekleidet. Sein Filzhut mag manches erlebt haben, der Rock, den er von oben bis unten mit Dekorationen und Crachats behängen könnte, bedürfte oft einiger Reparatur. Gegen Uhrketten und Ringe besaß der Exminister stets die tiefste Abneigung; will er sehen, wie viel es geschlagen hat, so zieht er aus seiner Westentasche ein Familienstück von gewaltigem Umfang hervor, das ein behäbiger Bauer auf der Kirchweih nicht ohne Stolz blicken lassen dürfte.

Einen Moment dürfte man glauben, daß die bonapartistische Partei in dieser Versammlung einen Danton besitzen würde, den jungen Raoul Duval aus Rouen, einen hübschen blonden Menschen, der sich in dem von oben zugeknöpften Rock nicht übel ausnimmt und über eine gute Portion feu sacré verfügt. Sein Element ist die Heftigkeit; er kann nicht zehn Minuten sprechen, ohne zu fluchen und zu drohen. So lange Thiers am Ruder war, hatte Herr Duval die Spezialität, den Kopf dieses oder jenes Kommunards zu fordern, den die Thierssche Polizei herumlaufen ließ. Auf Ranc hatte er seinen eigenen Zahn, und man kann sich denken, mit welchem Enthusiasmus er für die Verfolgung des ehemaligen Chefs der Sicherheitspolizei stimmte! Seitdem nun die Verfolgungen der Anhänger der Kommune wieder aufgenommen worden sind, hat der arme Duval keine Gelegenheit mehr, mit Donnerstimme die Requisition gegen dieselben zu formuliren. Mit seinen Freunden, den

Bonapartisten, hat er sich überworfen, Minister ist er auch nicht geworden, so bleibt ihm nichts übrig als zu schmollen und zu grollen. Gewiß keine dankbare Rolle für einen dreiunddreißigjährigen Gesetzgeber.

Da ist es noch dankbarer, ein Pontifex zu sein wie der Kreuzritter Belcastel. Der Mann war bis zum 25. Februar eine Art Karrikatur, sein Kopf wurde von den Witzblättern in allen möglichen Formen nachgebildet, man legte ihm allerhand Kalauer in den Mund und lachte ihn aus, daß es Mitleid erweckte. Plötzlich wendete sich das Blatt — es trat allgemeiner Respekt ein, niemand wagte es, den alten Burggrafen zu bespötteln, und selbst die eingefleischtesten Republikaner zogen den Hut vor ihm ab. Wer hatte dies Wunder bewirkt? Belcastel hatte die richtige Stunde zu ergreifen verstanden. Im Augenblick, wo die Republik von der Versammlung votirt werden sollte, sprach er einige Worte für die Monarchie, aber diese Worte kamen aus dem Innersten seines Herzens, seine ganze Seele flammte in denselben, und Thränen rollten über die Furchen des greisen Antlitzes, als er diese Worte mit bebender Stimme sprach. Es war ein am Rande des Grabes stehender Verfechter der Monarchie, der die Vernichtung der Hoffnung seines ganzen Lebens betrauerte. Es lag in dieser „Oraison funèbre", wie man sie nannte, ein Stück melancholischer Poesie. Niemand lachte mehr, die Aufrichtigkeit hatte alle Gemüther bewältigt, und die hohe dürre Gestalt des languedocschen Landedelmanns stand wie verklärt da.

Obwohl eben so von Ueberzeugung durchdrungen, weiß der Republikaner Langlois sich nicht Respekt zu verschaffen. Der Mann ist der leibhaftige feuerspeiende Vesuv auf zwei Beinen. Der Gipfel des Vulkans ist mit Schnee bedeckt, denn Langlois ist über die Sechsziger hinaus. War er doch als Fähnrich auf einem der Schiffe, die Anno 1832 die Miguelsche Flotte über den Haufen bombardirten und den Einlaß des Tago erzwangen. Nur unter seinem weißen Haar bewahrt Langlois das ganze Feuer, die Jugendfülle des Fähnrichs. Wenn er spricht, so hören ihn die friedlichen Spaziergänger draußen im Park; er poltert und bearbeitet die arme Tribüne mit den Fäusten, daß man jeden Augenblick meint, das Holz oder die Faust müßte bersten; er springt wie ein Harlekin empor oder verschwindet plötzlich unter dem Pulte, zerbricht regelmäßig das Glas Wasser und schüttet den Inhalt dem Sekretär auf den Kopf. Einmal ereiferte er sich in der Hitze der Diskussion so

„Wenn die Gesellen streiken." Originalzeichnung von B. Woltze.

sehr, daß er seinen Rock auszog und in Hemdärmeln dastand. Und all der Lärm, um Mäßigung zu predigen und die Nothwendigkeit zu demonstriren, daß man sich verständigen müßte; denn dieser Wütherich hat ein sehr konservatives Temperament. Glücklicher Weise gibt es nicht viele Mäßigkeitsfreunde dieses Kalibers, und der arme Präsident hätte nicht Hände genug, um die Glocke in Bewegung zu bringen, und müßte alle Tage durch Aufsetzen des Hutes der Sitzung ein gewaltsames Ende machen.

Bekanntlich ist der Präses reglementarisch ermächtigt, auf diese Weise unangenehmen Auftritten vorzubeugen. Man geht jedoch mit dieser Maßregel sehr sparsam um, seitdem sich ein Vicepräsident — ich glaube, der alte Benoit d'Azy — damit sehr lächerlich machte. Derselbe hatte eine Sitzung zu leiten, die gleich anfangs in einen fürchterlichen Spektakel ausartete. Er griff zur ultima ratio — aber verwechselte leider seinen eigenen, auf einen kleinen Kopf berechneten Hut mit der riesigen flügelartigen Kopfbedeckung seines Nachbars, des Herrn St. Marc Girardin. Der Kopf des Vorsitzenden verschwand mit Haut und dem wenigen Haar unter dem Deckel. Bei diesem Anblick brachen Rechte und Linke in ein homerisches Gelächter aus, die Situation war für diesmal gerettet — der Präsident aber blamirt. Das Kriterium für die Fähigkeit eines Präsidenten liegt in dem Umstand, ob er den richtigen Moment zu ergreifen versteht, wo die Sitzung natürlich abgebrochen werden kann, ehe es zu spät ist. Mannigfache Momente kommen ihm da zu Hilfe: die Ungeduld gewisser Mitglieder, die sofort den Schluß der Debatte begehren, die Dinerstunde oder der Aberglaube vieler Ehrenmänner, man dürfe bei Gaslicht keine Sitzung abhalten. Die Disziplinarfähigkeit der Abgeordneten ist übrigens eine sehr verschiedene; es gibt solche, für welche der Ordnungsruf des Präsidenten das größte Mißgeschick ist, das sie kaum überleben könnten, andere wieder zucken darüber die Achsel und werden blos stutzig, wenn die „Censur" gegen sie ausgesprochen wird, weil mit dieser die Entziehung des Honorars auf einen oder zwei Monate verbunden ist.

Die Absichten, aber nur die Absichten der Herren sind meistens recht kriegerisch. Haben sich zwei Honorable tüchtig beschimpft, so schicken sie sich Zeugen; der Präsident bekommt von der Sache Wind, bescheidet die Kombattanten in sein Kabinet und stiftet Frieden. Bürgerblut fließt nie — das ist die Praxis.

Paul d'Abrest.

Am Familientische.

Lappische Renthierjagd.

(Zu dem Bilde auf S. 149.)

Hoch oben in den wilden Gebirgen, in den Fjelds Lappmarkens, wo der Wald nicht mehr gedeiht, da streift noch in großen Rudeln das wilde Renthier, ein echtes Alpenkind, umher, dort findet es auf den mit Moos und wenigen Alpenkräutern bestandenen kahlen Hochebenen seine Nahrung. Nichts vermag eine Vorstellung von dem öden und doch großartigen Anblicke dieser Plateaus zur Winterzeit zu geben. Die breiten wellenförmigen Erhebungen des Terrains folgen sich unabsehbar stets in derselben Art. Selten unterbricht ein Fels mit schroffen Formen, die allgemeine Bodenfläche überragend, auf Augenblicke die Einförmigkeit der Landschaft. Ueberall ist der Fels nackt, nur hier und da verstecken sich verkrüppelte Büsche der Zwergbirke und die noch niedrigeren Rauschbeeren in den Bodenfalten, wo sie geschützt sind gegen die eisigen Winde, welche sich auf den entblößten Flächen frei umhertummeln. Einsame Seen schlummern, von Eis und Schnee bedeckt, in den großen Bodensenken. Die einen, von ungeheurer Ausdehnung, tragen noch zur Einförmigkeit des Anblicks bei. Die andern, kleiner, vermögen ihn nicht zu beleben, denn kein Kraut, kein Baum badet seine Wurzeln in ihren gelblichen Gewässern, kein Weichthier kriecht an ihrem Gestade, kein Vogel bestreicht mit schnellem Fittich ihre Oberfläche; nur ihre Tiefen sind von zahlreichen Fischen bewohnt, welche im Herbst die Lappen zum Fange hierher locken. Während des Sommers steigen Myriaden von Mücken aus diesen Seen auf und verbieten den Reisenden die Wanderung über das Plateau. Im Winter gefriert alles, und acht Monate lang verschwinden Erde und Wasser unter dem Leichentuch von Schnee. Das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit überkommt den Menschen, der dann sich hierher wagt. Nichts um ihn her lebt, alles ist still und todt. Stets im Mittelpunkt einer Landschaft, die sich nicht verändert, stets in derselben Richtung die Schneekuppen der fern am Horizont sich verlierenden Bergkette vor sich, möchte er fast glauben, er komme nicht vom Fleck, sondern drehe sich unaufhörlich im magischen Kreise.

Und doch, so abschreckend diese Landschaft ist, der Lappe wagt sich der Jagd halber immer wieder in dieselbe hinein. Gegen die Kälte des Winters schützt ihn seine Kleidung aus doppeltem Renthierfell und seine nahrhafte Fleischdiät erhält ihn bei Säften und Kräften. Um sich frisch und lebendig zu machen, trinkt er warmes Renthierblut, welches er mit Wonne schlürft. Es ist noch früh am Morgen und dichter Nebel hüllt alles ein; da schnallt er die langen Schneeschuhe an, ohne die er auf der weiten Fläche nicht vorwärts kann. Der eine ist gewöhnlich so lang wie die Person des Trägers, der andere ungefähr einen Fuß kürzer. Sie sind aus Fichtenholz verfertigt und mit Renthierhaut überzogen, so daß das Haar gegen den Schnee sich aufsträubt, weil sie sonst zu glatt sein würden. Die Füße kommen in die Mitte dieser langen und schmalen Schneeschuhe zu stehen, an welche sie mit Riemen festgeschnallt werden. Der auf diese Weise ausgerüstete Jäger führt einen langen Stab in der Hand, an dessen Ende eine runde hölzerne Kugel befestigt ist, damit die Spitze nicht zu tief in den Schnee einsinke. So legt er oft seine zwölf Meilen an einem Tage zurück, schwingt sich auf die hohen Berge und steigt mit erstaunlicher Schnelligkeit in die Thalsenkungen hinab. So ereilt er auch das flüchtige scheue Ren, dessen Spuren er auf dem Schnee verfolgt.

Im hohen Grade die Geselligkeit liebend, zieht das wilde Renthier in starken Rudeln über die weiten Plateaus der lappischen Gebirge hin. Es eignet sich außerordentlich dazu, jene nördlichen Gegenden zu bewohnen, die im Sommer eigentlich nur ein Moraft, im Winter ein weites Schneefeld sind, denn seine breiten, weit sich spaltenden Hufe tragen es, ohne daß es einsinkt, über die weiche Fläche hin. Nur Beschwerde und Mühsal erwartet den eifrigen Jäger dort oben, wo keine freundliche Sennhütte ihm Rast gewährt. Nur schwer kommt er der scheuen Herde nahe, und jede rasche Bewegung ist bei deren Annäherung verpönt. Die lappischen Jäger haben eine eigene Art, niederzuknieen; sie sinken Zoll um Zoll mit gleichmäßiger Langsamkeit förmlich in sich zusammen und verschwinden so allgemach, daß ein weidendes Renthier, selbst wenn es die mehr und mehr sich verkleinernde Gestalt sähe, doch sicherlich in ihr keinen Menschen erkennen würde. Dann beginnt der Lappe auf dem Bauche fortzukriechen, um so viel als möglich sich dem Rudel zu nähern, und er ist froh, wenn er näher als 200 Schritte herankommt. Bedächtig legt er die alte erprobte, noch mit einem Steinschloß versehene Büchse, die sein Vater von den Norwegern erhandelte, auf den Stein. Er zielt langsam und sicher. Der Schuß kracht, und der alte Bock, der das Rudel führte, stürzt zusammen. Die übrigen stieben auseinander und sind schnell verschwunden. Am mächtigen Geweih der Beute wird nun ein Strick befestigt, und hinab über den Schnee wird sie im Triumph zu der halb in der Erde vergrabenen Winterbehausung des Lappen geschleift, wo die Familie des leckeren Mahles wartet.

Weibliche Trugschlüsse.

(Zu dem Bilde auf Seite 157.)

Eine der phantastischsten Forderungen, mit welcher alljährlich das englische Parlament belästigt wird, ist das allgemeine Wahlrecht der Frauen. Obgleich im Grunde wenige Männer dieses sonderbare Verlangen viel ernsthafter behandeln, als etwa den projektirten Bau einer Eisenbahn nach dem Monde, erhält sich die Agitation dafür doch mit einer bewundernswerthen Beharrlichkeit; ja, oberflächlich angesehen, scheint sie Aussicht auf einen, wenn auch langsamen und späten, Erfolg zu haben. Die hervorragendsten Organe der englischen Presse beschäftigen sich mit diesem Hirngespinnst deshalb auch von Zeit zu Zeit allen Ernstes und geben sich ersichtliche Mühe, die Abgeschmacktheit der Sache nachzuweisen; ja, man merkt es ihnen an, daß sie einen endlichen Sieg der emanzipationssüchtigen Frauen nicht gerade für unmöglich halten. „Es ist unnöthig," äußerte sich vor einiger Zeit Saturday Review, „zu untersuchen, ob die Frauen den Männern geistig ebenbürtig sind. Unzweifelhaft gibt es viele Frauen, die mindestens eben so befähigt sind, sich ein Urtheil über politische Fragen zu bilden, wie ein großer Theil der männlichen Stimmberechtigten; ja man kann nicht daran zweifeln, daß manche bedeutend besser dazu im Stande sein würden. Jedenfalls ist es unvernünftig, von Ueberlegenheit oder Untergeordnetheit der Männer oder der Frauen zu sprechen. Nicht weil sie den Männern geistig untergeordnet sind, sollen die Frauen von dem öffentlichen Leben ausgeschlossen bleiben, sondern weil sie andere Funktionen zu erfüllen haben, denen sie nicht in befriedigender Weise obliegen könnten, wenn sie eine solche neue Last auf sich nähmen. Darum ist das gegenwärtige System nicht Unterdrückung, sondern Beschützung. Die Ausdehnung des Stimmrechtes auf die Frauen würde eine Revolution der bedenklichsten Art sein. ..." Und doch gibt es selbst in unserm viel nüchterneren Vaterlande manche Schwärmerinnen für diese überweibliche Verirrung jenseits des Kanals; ja, wir kennen ein Organ der deutschen Emanzipirten, in dem jeder Sieg der englischen Frauenrechtlerinnen mit triumphirendem Gefühl registrirt wird. Diesen möchten wir Woltzes allerliebste Schmiedescene zur geneigten Berücksichtigung empfehlen; sie mögen mit Stolz Akt davon nehmen, daß die Frauen auch volle Befähigung zur Schmiedearbeit besitzen, wie denn wohl schon die Riesinnen der Edda Jarnsaxa und Jarnglumra die edle altgermanische Kunst ausgeübt haben, und daß mit Unrecht die Frauen heute davon ausgeschlossen seien! Jedenfalls wäre es eben

so richtig, aus der Thatsache, daß im Nothfall eine kräftige Bauerndirne es vermag, den wuchtigen Schmiedehammer zu schwingen, zu folgern: die Ausschließung der Frauen vom Schmiedegewerbe sei eine Unbill gegen das schöne Geschlecht, als aus der politischen Urtheilsfähigkeit mancher Frau ihre Ansprüche auf das Wahlrecht oder gar auf die Wählbarkeit der Frauen herzuleiten. Mindestens sollten sie darauf warten, bis es den männlichen Wählern einmal einfällt zu streiken!

Bücherschau. XXVII.

Wilhelm Wackernagels kleinere Schriften. 2. Band: Zur deutschen Literaturgeschichte. 503 S. (Preis: 8 M.) 3. Band: Abhandlungen zur Sprachkunde. 449 S. (Preis: 8 M.) Leipzig, S. Hirzel.

Endlich liegen die gesammelten kleineren Schriften Wilhelm Wackernagels, deren ersten Band wir vor bald zwei Jahren an dieser Stelle (Jahrg. X. S. 94) besprachen, vollständig vor uns, und an dem Erhaltenen lernen wir erst recht ermessen, was wir durch den Tod des uns zu früh entrissenen Forschers verloren haben.

Wie wir aus einer dem 3. Band beigegebenen Lebensskizze von Boegelin in Zürich erfahren, wurde Wackernagel am 23. April 1806 zu Berlin als der jüngste Sohn eines unbemittelten Buchdruckers geboren. Seine Jugendzeit war eine sehr harte, trotz mancher Nachhilfe unter vielen Entbehrungen verlebte, aber mannhaft durchgekämpfte. Nach absolvirtem Gymnasialkurs im Grauen Kloster schwankte der begabte Jüngling lange Zeit zwischen Malerei und Sprachenkunde; zu beiden zog ihn ein gleiches Talent — auf Schadows Rath siegte die Wissenschaft über die trotzdem nie vergessene Kunst. 18 Jahre alt, bezog er die Universität seiner Vaterstadt; unter Karl Lachmann, dem er bald ebenbürtig an die Seite treten sollte, gab er sich dem erst seit kurzem erblühten Studium der deutschen Sprache mit eisernem Fleiße hin. Ein schneller Erfolg krönte sein Streben. Schon die ersten Schriften, das Wessobrunner Gebet (1827) und vor allem die klassische „Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock“ (1831), die durch manche werthvolle Nachträge und Zusätze im 2. Band der kleineren Schriften neu abgedruckt ist, erregten die Aufmerksamkeit der Sachkundigen in ungewohntem Grade und erhoben ihn zu einer Autorität seines Faches. Mit reichem Wissen, gründlicher Forschung und scharfem Blick verband er eine lichtvolle Darstellung, welche das Verständniß auch schwererer Probleme erleichterte. Dennoch erhielt er erst 1833 einen Ruf an eine Hochschule. Basel kam den deutschen Universitäten zuvor und eröffnete dem jungen Gelehrten einen freilich weder glänzenden noch mühelosen Wirkungskreis. Neben seinen germanistischen und ästhetischen Vorlesungen mußte er in drei Klassen des Gymnasiums doziren. Aber er liebte die Jugend, und er verstand es, sie zu bilden, wie wenige. Er war eben so sehr Pädagog wie Gelehrter. Aus seinen Schülern erwuchs ihm ein Kreis dankbarer und liebender Freunde, erstand eine kleine Dichterschule, die sich an ihn anlehnte. Nicht minder verstand er es, Männer zu fesseln — seine Vorlesungen wurden fortdauernd von älteren Kollegen besucht.

Aus seiner akademischen Stellung stammen eine Reihe Einzelarbeiten — Programme, Festreden, Gelegenheitsschriften — die „in immer reicherer Gestaltung für Literatur, Geschichte, Alterthümer und namentlich immer mehr für Sprachforschung, in Verbindung mit Kulturgeschichte, Fundgruben des Wissens eröffneten und eine unerschöpfte Fülle anziehender und belehrender Anschauungen darboten“. Mit Recht sind die vorzüglichsten dieser Arbeiten der vorliegenden Sammlung einverleibt. Langsam schritten darüber freilich die größeren Werke vorwärts; doch hat er ein abgeschlossenes Hauptwerk geschaffen, sein mustergültiges Deutsches Lesebuch, während die „Geschichte der deutschen Literatur“ leider nur bis zum 17. Jahrhundert gediehen ist; es ist jedoch Hoffnung, daß sie aus dem Nachlaß ergänzt und vollendet werden wird. Diese großen Werke wie seine zahlreichen kleineren zeugen davon, daß er das Gesammtgebiet unserer Literatur in seltener Gründlichkeit von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart beherrschte. Auch die Rechts- und Kunstgeschichte, so wie die Aesthetik sind nicht ohne Bereicherung in seinen Arbeiten geblieben.

Den Leistungen des Forschers entsprach sein wachsender Ruf; auch die äußeren Ehren blieben nicht aus: König Max von Baiern wählte ihn in die von ihm gestiftete Historische Kommission, nach Jakob Grimms Tode empfing er den preußischen Verdienstorden, den dieser getragen — München, Berlin, Wien beriefen ihn an ihre Hochschulen, freilich vergeblich; er blieb seiner zweiten Heimat treu. Ueber derselben vergaß er jedoch nie das große deutsche Vaterland; ihm gehörte seines Herzens tiefstes Leben, sein Wünschen nnd sein Hoffen ging auf die Einigung und Erholung von Alldeutschland.

An dem bürgerlichen und kirchlichen Leben Basels nahm er einen regen und thätigen Antheil. Seit 1856 war er Mitglied des Großen Raths seines Kantons; oft trat er nach rechts und links dem großen Strom entgegen, insbesondere bekämpfte er die geistlose Gleichmacherei und ordnungslose Massenherrschaft. Auf gläubiger Weltanschauung fußend, war er stets ein freudiger Theilnehmer des Gottesdienstes der Gemeinde und unterstützte mit Vorliebe kirchliche Bestrebungen; an der Neuredaktion des Baslerischen Gesangbuches wirkte er bestimmend mit.

Wie er es verstand, einen reichen und edlen Freundeskreis um sich zu sammeln, so bewährten sich seine Herzenseigenschaften vor allem in seiner Familie. Zweimal glücklich verheirathet, lebten die Kinder aus beiden Ehen in seltener Harmdnie miteinander, und es war ein herzerfreuender Anblick, die ganze Schar vom größten zum kleinsten um den zärtlichen, für das Gedeihen und die Erfreuung eines jeden bewegten Vater versammelt zu sehen.

Bis aus Ende seines Lebens sprudelte der Quell der Dichtung in dem Gelehrten, obgleich seine veröffentlichten Poesien — „Gedichte eines fahrenden Schülers“, „Zeitgedichte“, „Weinbüchlein“ — schon 1845 einen Abschluß fanden; aber im Hause und im Freundeskreise zierte er jedes Fest mit einer poetischen Gabe, und in seiner Prosa hat sich bis ans Ende seine Dichternatur wiedergespiegelt.

„Wilhelm Wackernagel war eine hohe Gestalt, das Bild eines blonden Deutschen wie in den alten Heldenzeiten. Seinem starken Geiste entsprach sein kraftvoller, durch die Entbehrungen der Jugend noch gestählter Leib. Aber die Ueberlast der Arbeit und die Gewalt seiner gemüthlichen Bewegungen, bei einer dauernden Ueberreizung der Nerven, die ihm namentlich oft allen Schlaf raubte, untergruben die Kraft dieses Leibes.“ Lange vermochte er es, sich immer aufs neue emporzuraffen — frisch blieb er, trotz häufiger Krankheitsanfälle, auch bis ans Ende — ja, im letzten Frühling seines Lebens schrieb er in der Krankenstube sein letztes Buch „Johann Fischart von Straßburg und Basels Antheil an ihm“. So hofften alle, die ihn liebten, auf nochmalige Genesung, er hielt sich auch noch aufrecht bis in den Winter, aber seine Tage waren gezählt: am 21. Dezember 1867 entschlummerte er unter den Thränen und Gebeten der Seinigen.

Unter sein Bild schrieb der heimgegangene Forscher einst:

„Ein Tropfe fällt: es klingt das Meer nur leise;
Die Stelle wird umringt von Kreis' an Kreise.
Und weiter, immer mehr. Nun ruht es wieder.
Wo kam der Tropfe her? Wo fiel er nieder?
Es war ein Leben nur und nur ein Sterben,
Und kam, auch eine Spur sich zu erwerben.“

Eine reiche Spur hat er in der That hinterlassen in seinen Schriften, eine Spur liebenden, eingehenden, anregenden Forschens, für die viele Geschlechter der Nachgeborenen ihm dankbar sein werden. Davon zeugen die vorliegenden zwei Bände. Außer der oben erwähnten „Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters“ enthält der zweite Band eine vortreffliche „Geschichte des deutschen Dramas bis zum Anfang des 17. Jahrh.“, ferner eine lichtvolle und erschöpfende Darstellung der „Thiersage und der Dichtungen aus der Thiersage“; dann mehrere Monographien über die „Gottesfreunde in Basel“, über die „altdeutschen Dichter des Elsaßes“ (Otfried von Weißenburg und Heinrich der Gleißner), über Walther v. d. Vogelweide, Sebastian Brant, K. F. Drollinger, über Lessings Nathan den Weisen, endlich eine meisterhafte Gedächtnißrede auf Uhland.

Während der Inhalt des zweiten Theils fast ohne Ausnahme jedem Gebildeten, auch der Frauenwelt, Verständliches und Förderndes bringt, sind die Abhandlungen des dritten Bandes — mit Ausnahme der eben so humorvollen als tiefsinnigen Schulrede über die Pedanterei — mehr auf ein gelehrteres Publikum berechnet. Doch wird auch der der strengeren Forschung Fernerstehende mit Nutzen lesen, was Wackernagel über den „Ursprung und die Entwicklung der Sprache“ lehrt, wie er „die deutschen Appellativnamen“ und die „geflügelten Worte“ deutet, was er von der „Umdeutschung fremder Wörter“ mittheilt. Die Abhandlung über „Sprache und Sprachdenkmäler der Burgunden“ wird freilich nur einen kleineren Kreis anziehen.

Wie es ein anderer Rezensent schon gesagt, alle Arbeiten Wackernagels bezeugen die strengste wissenschaftliche Haltung eines Mannes, dem nicht das todte Wissen, sondern die Kräftigung des geistigen und sittlichen Lebens in erster Linie am Herzen lag; überall trat er mit der vollen Kraft seines starken und reichen Gemüthes ein. Dazu ist die Sprache und Darstellung bei ihm stets eben so geistbelebt wie durchsichtig klar; und wir können nur wünschen, daß seine Schriften auch außerhalb der Gelehrtenkreise viele Leser finden möchten — in der Hand eines kundigen Vorlesers, der hie und da eine gelehrte Stelle zu überspringen, eine andere zu erläutern versteht, können wir uns kaum eine edlere und wahre Bildung mehr fördernde Lektüre für den Familienkreis oder zusammenlesende Freundeskreise denken, als die meisten Aufsätze dieser kleineren Schriften Wackernagels. R. K.

Jugenderinnerungen von Karl Gerok. 2. Aufl. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 23 Bogen 8°. Preis: 5 Mark.

Das stattlich schmucke Buch kommt dem Wunsche der vielen entgegen, die sich seit bald zwanzig Jahren an den „Palmblättern“ erquickt und erbaut, bisher aber immer vergebens es ersehnt haben, über den ihnen so lieb gewordenen Dichter etwas Näheres zu erfahren. Auch den Daheimlesern wird es lieb sein, den Schleier von den früher namenlos ihnen mitgetheilten, jetzt neuredigirten und vervollständigten Blättern gelüftet zu sehen. Es ist ja ganz natürlich, daß man einen Mann, der einem durch seine Dichtungen lieb und werth geworden, auch persönlich gern kennen lernt, und wenn derselbe sein Leben „von Kindesbeinen an“ bis zur Schwelle des Mannesalters mit dem gereiften Urtheil des Sechszigjährigen, aber zugleich der poetischen Frische des Jünglings erzählt, so führt das ihn uns viel näher, als wenn wir eine kurze persönliche Unterredung mit ihm hätten oder ein moderner „Interviewer“ uns eine solche mit ihm gepflogene mittheilte. Und wenn unser alter Freund und Mitarbeiter in seiner großen Anspruchslosigkeit meint, „diese Miniaturmalereien aus einem bescheidenen jugendlichen Stillleben“ seien nicht „dazu angethan, in einen besonderen Rahmen gefaßt literarisch ausgestellt zu werden“, so hat ihn inzwischen das Urtheil seiner Leser widerlegt, denn die erste Auflage wurde während des Erscheinens bereits vergriffen, und der Druck einer zweiten Auflage ward innerhalb weniger Wochen nöthig. Gerade die große Einfachheit und Natürlichkeit wie der gesunde fromme Sinn der mitgetheilten „Erinnerungen“, in denen keine Spur von Selbstgefälligkeit und Selbstbespiegelung zu finden, macht den großen Reiz

Digitized by Google

dieses Buches aus, das auch dann volle Beachtung verdienen würde, wenn man von dem Verfasser sonst gar nichts wüßte. Wohl hätte man gern noch mehr aus dem Leben und Schaffen des Dichters erfahren, z. B. die Entstehungsgeschichte der „Palmblätter", der „Pfingstrosen" 2c. und wenigstens dies und das aus dem Wirken des Berufsmannes, aber wir können es verstehen, warum er eine so frühe Grenze seinen Mittheilungen gesteckt, und wollen gern damit uns genügen lassen, um so mehr, als auch dieses Jugendleben es klar zeigt, daß das Kind der Vater des Mannes und die Dichtung des Mannes eine Frucht des Knaben- und Jünglingsalters ist. R. K.

Hauspoesie. Eigenes und Fremdes von Maria Döring. Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klasing. 21 Bogen. (Pr.: 3 M.)

Seitdem Riehl in seinem Buch von der „Familie" uns gezeigt, was es um das deutsche Haus sei, was unser Volk daran von jeher besessen, zu gutem Theil aber verloren habe, ist an dem Wiederaufbau des Hauses in seinem Sinne von manchen Seiten und in mancherlei Richtungen gearbeitet worden. Diesem Streben verdanken wir die „Hausmusik", die Riehl selbst „als eine Art künstlerischer Illustration zur Familie" veröffentlichte; ein Seitenstück dazu ist Maria Dörings so eben erschienene „Hauspoesie", die der Herausgeberin auch „unter der Hand aufgewachsen ist und ihren Ursprung dem Bedürfniß ihres eigenen Hauses verdankt". Denn die Familienfeste sind ein Hauptstück des deutschen Hauses, und sie recht zu feiern, haben die Künste stets ihre helfende Hand geboten.

„Da nun die Hochzeit eines lieben Hausgenossen", sagt die Herausgeberin in ihrem Vorwort, „für jedes wohlbestellte Haus das Fest der Feste ist und bleibt, so weckt natürlich ihr Herannahen die schlummernden poetischen und künstlerischen Kräfte des Familien- und Freundeskreises zu besonders froher Bethätigung. — Von den Blüten, welche die Hauspoesie eines einzigen Familien- und Freundeskreises bei solchen Hochzeits- und Verlobungsfesten hervorgebracht, habe ich in dieser Sammlung einen Strauß gewunden und noch einige Lieder und Festspiele zu anderen Hausfesten hinzugefügt. Den biete ich frisch und fröhlich allen denen, welche auch das Streben nach einer schönen edlen Feier ihrer Familienfeste haben. Was ich biete, hat jedenfalls den Vorzug, daß es aus dem wirklichen Leben hervorgegangen, daß es wirklich gesprochen, gesungen, aufgeführt, nicht etwa blos für dies Buch ausgedacht und niedergeschrieben ist."

Wir meinen, in diesem „Vorzug" besteht der große Werth des vorliegenden Werkleins; dadurch wird es von Gedichtsammlungen verwandter Art, die meist den unangenehmen Beigeschmack der Poesie auf Bestellung haben, als etwas gänzlich Verschiedenes abgehoben. Darf man an die hier gebotenen Gaben auch nicht den höchsten kritischen Maßstab anlegen, erscheint eins oder das andere der Gedichte vielleicht etwas hausbacken, so wird in den Augen aller derer, die das Haus lieb haben, ihr Werth dadurch nur erhöht, wie einem gesund organisirten Menschen ein auf heimischem Herde gebackener Kuchen immer besser schmeckt als die feinste Konditortorte. Uebrigens sind in der Sammlung auch Dichter ersten Ranges — Freiligrath, E. M. Arndt, Uhland, J. V. Scheffel u. a. — vertreten, zum Theil in bisher ungedruckter Poesie ihres eigenen häuslichen Kreises.

Die Sammlung ist in „Festspiele" und „Gelegenheitsgedichte" getheilt; erstere (26 Nrn.) zu Verlobungsfesten, Polterabenden, Hochzeiten (incl. silberne Hochzeit) und zu Kindtaufen; letztere (70 Nrn.) zu Hochzeiten, zur Geburt und Taufe, zum Geburtstage, zur silbernen Hochzeit und „beim Tode unserer Lieben". Die Festspiele sind ohne andere scenische Hilfe als ein einfaches Charakterkostüm der Darsteller, also leicht aufführbar, und fast alle dargebotenen Stücke lassen sich mit kleinen Aenderungen für jeden speziellen Fall benutzen.

Das reichhaltige Büchlein wird dem deutschen Hause eine willkommene Gabe sein und zur Ausbildung und Veredlung seiner Feste viel beitragen. Es selbst ist übrigens der Ausbildung und Erweiterung auch fähig; macht es einmal seinen zweiten Gang in die Welt — und wir prophezeien, daß es ihn bald machen wird — so möchten wir ihm eine solche dahin wünschen, daß es — dem Begriff der Hauspoesie gemäß — noch einige andere Momente des Hausfestlebens berücksichtigen möge, z. B. die Weihe eines neugebauten Hauses durch einen guten „Zimmerspruch" (vielleicht auch unter Beifügung einiger guten „Inschriften" an das Haus), ferner Sylvesterabend und Neujahrstag, etwa auch die goldene Hochzeit. Und wenn dann das „Bürgerhaus der Zukunft" — nach Riehls Vision im zwanzigsten Jahrhundert — fertig dasteht, so wird die „Hauspoesie" zu seinem Auf- und Ausbau auch das Ihrige beigetragen haben. R. K.

Briefkasten.

Mehreren Freunden der „Rose von Gravelotte". Die im XI. Jahrgang S. 736 mitgetheilte kleine Episode beruht durchweg auf Thatsachen, von deren Authenticität wir uns überzeugt haben. Daß dadurch manche unserer Leser zu Dichtungen sich angeregt fühlten, hat uns nicht überrascht, doch kommt keiner der uns eingesandten Versuche dieser Art der schlichten Darstellung in Prosa gleich. — Der Verfasser des Buches über die Kolhsmission (XI, S. 767) bittet uns mitzutheilen, daß er selbst nie Missionar gewesen, sondern nur sein jüngerer Bruder Alfred Nottrot, der noch jetzt auf Station Chaibera (Distrikt Singbhoom) unter diesem interessanten Volke wirkt. Es hat übrigens seit dem Erscheinen jenes Buches das Werk dort neue Fortschritte gemacht: die Zahl der zur evangelischen Kirche sich haltenden Kolhchristen beträgt jetzt ca. 25,000, die Zahl der eingeborenen Lehrkräfte ist sehr gewachsen, und in diesem Sommer empfingen wieder drei sehr tüchtige einheimische Kandidaten die Ordination zum Predigtamt. Ermuthigung genug, dieses leider an Geldnoth laborirende Missionsgebiet zu unterstützen! — Fr. v. D. in O. Von dem Gemälde des Ludovico Caracci, der „Kreuzschleppung Christi", die Ihnen in Bologna so sehr gefallen, hat ein Zögling der Petersburger Akademie, Pojalostine, einen trefflichen Kupferstich gemacht, den Sie von Balett & Comp. in Bremen beziehen können. — Gymnasiast F. G. in Br. Eine ganz nette Schülerarbeit, aber doch nicht druckreif. Es ist auch ganz gut, wenn das Taschengeld nicht zu rasch wächst. — Str. in R. Für ein Manuskript von 380 Folioseiten würde uns denn doch der Platz fehlen. — W. M. Zu dem gewünschten Klavier können wir Ihnen nicht verhelfen.

Inhalt: Ein Opfer. (Fortsetzung.) Novelle von F. L. Reimar. — Statistik und Volkszählung. I. II. Von Prof. Julius Frühauf. — Charakterköpfe aus der französischen Nationalversammlung. Von Paul d'Abrest. — Am Familientische: Lappische Renthierjagd. Zu dem Bilde von Prof. Tidemann. — Weibliche Trugschlüsse. Zu dem Bilde von B. Woltze. — Bücherschau. XXVII.

So eben erschien:

Griechische Küstenfahrten

von

Fr. von Löher,

königl. bair. Geh. Rath und Direktor des Reichsarchivs in München.

kl. 8°. 23 Bogen. Elegant broschirt 5 Mark; in feinem Liebhaberhalbfranz 7 Mark 50 Pfennige.

Inhalt: I. An der thrazischen Küste. II. In Cavalla. III. Auf der alten Thasosstätte. IV. Ritt ins Innere. V. Nach Theologos. VI. Ein Thasosabend. VII. Auf Kinira. VIII. Thasische Aussichten. IX. Nach Samothrake. X. Burg und Ortschaft der Gateluzzen. XI. Die Pelasgerstadt. XII. Von alten Geheimnissen. XIII. Nach den Bädern von Samothrake. XIV. Vom letzten Mazedonierkönig. XV. Nach Imbros. XVI. Am Westkap von Imbros. XVII. Lemnos und Tenedos. XVIII. Nach Lesbos. XIX. Auf Sapphos Spuren. XX. Zum lesbischen Olymp. XXI. Vom hohen Olymp. XXII. Smyrna. XXIII. Nach Syra. XXIV. Athen.

Diese von edelster Poesie durchtränkten Schilderungen des auf klassischen Pfaden wandelnden Verfassers bilden ein Bändchen von eigenartiger und reizender Ausstattung, welches sich zu einem eleganten Geschenk, sowohl für gebildete Frauen wie für Männer von akademischer Vergangenheit und für gereifte Leute überhaupt eignet.

Bielefeld und Leipzig. **Die Verlagshandlung von Velhagen & Klasing.**

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaktion des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 11. Dezember 1875. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 11.

Ein Opfer.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Novelle von **F. L. Reimar.**

(Fortsetzung.)

Nachdem Bergheim sie verlassen hatte, saß Angelika eine Weile still neben dem Großvater, der sich in die Lektüre seiner Zeitungen vertieft hatte und das junge Mädchen der Beschäftigung mit ihren eigenen Gedanken überließ. Dieselben weilten bei dem Geliebten, den Unterhaltungen des heutigen Abends, und kehrten auch wieder zu dem verlorenen Bilde zurück, nach dem sie noch einmal in dem Schreibtisch ihrer Stiefmutter suchen wollte. Es kam ihr das Verlangen, dies auf der Stelle zu thun, und da der Schlüssel noch in ihrem Besitz war und sie auch wußte, daß sie von dem Großvater nicht entbehrt wurde, zündete sie rasch ein Licht an und begab sich auf des letzteren Zimmer.

Ohne Mühe öffnete sie das verborgene Fach, und in der nächsten Minute schon durchforschte sie die darin befindlichen Gegenstände, meistens Papiere, ohne aber den Zweck ihres Suchens zu erreichen, ihre Erwartung hatte sie getäuscht: das Bild befand sich nicht in dem Versteck. Schon war sie im Begriff, das Fach wieder zu schließen, als ihre Augen plötzlich von einem Papier gefesselt wurden, das bekannte Schriftzüge trug. Es waren nur wenige Worte; und ihnen fehlte die Unterschrift, trotzdem aber wußte Angelika, wer sie geschrieben hatte, und ihre Blicke hafteten starr daran. Dann griff sie mit den Händen nach ihrem Kopfe, damit er nicht taumeln sollte, wie ihre Füße, die ihr den Dienst versagten und sie fast zusammenbrechen ließen. Ihr Gesicht war in einem Moment von einer furchtbaren Blässe überzogen worden, und der Athem, welcher sich aus ihrer Brust rang, klang wie ein Stöhnen. Aber mit Gewalt faßte sie sich, denn sie mußte noch mehr finden, noch mehr wissen! Aufs neue wühlten ihre zitternden Finger in den Papieren, eine Zeit lang vergebens, endlich aber mußte sie gefunden haben, was sie suchte, denn sie zog ein anderes Blatt, einen Brief hervor, der hier lange gelegen haben mußte, denn er war vergilbt und die Schrift zum Theil durch die Zeit verblaßt, wenn sie nicht etwa durch darauf gefallene Thränen undeutlich geworden war. Was aber auf dem Blatte stand, mußte genügend sein, um ihr das zu sagen, was sie wissen wollte, genügend, um das Maß eines über sie hereinbrechenden Unglücks voll zu machen, denn sie stieß einen Schrei aus, wie ihn nur die äußerste Qual, die völligste Verzweiflung hervorzubringen vermag, und ihm nach drang ein stammelndes Gebet ihrer zuckenden Lippen: „Herr, erbarme Dich, und laß mich nicht wahnsinnig werden in dieser Stunde!“

Der Justizrath hatte sich ungewöhnlich in seine Lektüre vertieft und es darüber nicht bemerkt, daß Angelika so lange abwesend blieb; als aber jetzt die Uhr zum zweiten Male seit ihrer Entfernung schlug und ihn an die späte Stunde mahnte, fiel es ihm auf, daß sie noch nicht zu ihm zurückgekehrt sei, und er war im Begriff, aufzustehen, um sie zu suchen, als die Thür sich öffnete und seine Enkelin über die Schwelle trat. Der Schein der Lampe verdeckte ihm ihr Gesicht, und er sah nicht, wie blaß und verstört dasselbe war, daher sagte er nur in ruhigem Tone zu ihr:

„Ah, Du kommst, um mir gute Nacht zu sagen, Angelika?“

„Ich kann noch nicht schlafen, Großvater,“ entgegnete sie, „und wenn ich darf, möchte ich vorher noch mit Dir reden, Dich fragen —“ sie stockte, stockte schon vor dem erstaunten Blick, den er auf sie richtete.

„Was ist Dir, Angelika? Du bist so seltsam aufgeregt, und Deine Züge sind bleich; bist Du krank, mein Kind?“

„Nein, gewiß nicht, Großvater!“ entgegnete sie, „es sind nur die Erinnerungen, die ich selbst unbesonnen heute Abend wach rief, und die nun solche Gewalt über mich gewonnen haben, daß es mir ist, als läge ich in einem bösen Bann und könne nur wieder frei werden, wenn ich alles wisse!“

„Aber wovon sprichst Du denn, Kind?“ fragte er immer erstaunter.

„Von, von — Großvater, ich glaube, daß ich lange blind gewesen bin und etwas nicht gewußt habe, was ich wissen muß!

Digitized by Google

Sage mir, was weißt Du von dem Ende meines Vaters, wie starb er?"

Der alte Mann war vor Schreck über die unerwartete Frage auf seinen Sitz zurückgesunken und stammelte jetzt:

„Angelika, um Gottes willen! was ist Dir erzählt worden? Hat Dir irgend ein Mensch gesagt —"

„Nein, Großvater," unterbrach sie ihn, „mir hat kein menschlicher Mund verrathen, was Ihr mir vielleicht verbergen wolltet; aber es können Momente kommen, die uns Dinge enthüllen, welche wir nie geahnt haben, wo der eigene Geist wie durch eine Offenbarung ein Geheimniß erräth — und so frage auch nicht, wie mir dieser Moment, diese Offenbarung gekommen ist, sondern sage mir nur: habe ich recht, wenn ich annehme, daß mein armer Vater selbst seinem Leben ein Ende gemacht hat?"

Der Justizrath vermochte nicht zu antworten, aber er senkte sein Haupt vor den in Todesangst forschenden Augen des jungen Mädchens.

„Dein Schweigen sagt genug, Großvater!" flüsterte sie nach einer Weile. „Auf welche Weise geschah es?"

Ihre wenigstens scheinbare Ruhe zwang ihn, sich zu einer Antwort zu sammeln.

„Seine eigene Kugel durchbohrte ihm das Herz, wir fanden ihn sterbend!"

„Weiß man, ahnt man die Ursache?" fragte sie weiter und beugte dabei ihr Gesicht nieder, daß der Großvater ihre Züge nicht sehen konnte.

„Es muß ein Moment der Geisteszerrüttung über ihn gekommen sein," entgegnete der Alte schnell, „denn nicht das leiseste Motiv war für die That zu entdecken, keine nachgelassene Zeile seiner Hand gab Aufklärung."

Angelika zuckte unwillkürlich zusammen. „Und so bleibt nur jene einzige Annahme, daß er selbst nicht wußte, was er that, als er seinem Leben ein Ziel setzte, das so fleckenlos und rein gewesen war wie sein Glück."

Einige Minuten lang schwiegen beide, Angelika aber sah man es an, daß ein schwerer Kampf in ihrer Brust arbeitete.

„Wie nahm die Mama das schreckliche Ereigniß auf?" fragte sie endlich.

„Ach, mein armes Kind," sagte der alte Mann, und seine Augen füllten sich mit Thränen, „ich mußte sie durch denselben entsetzlichen Schlag verlieren: Deiner Mama brach der Jammer das Herz, Angelika! Sie war anfangs wie erstarrt, wie gelähmt in ihrem Denken und Thun, so daß sie uns fast über die Gewalt ihres Schmerzes getäuscht hätte; aber dann brach das Fieber aus, das Delirium, dem sie in kurzer Zeit erlag."

„So ist sie im Wahnsinn gestorben?" fragte Angelika bang und entsetzt.

„Man mußte es wohl so nennen," versetzte der alte Mann traurig, „denn sie ist nicht mehr zum klaren Bewußtsein gekommen, obwohl es Momente gab, wo etwas wie Vernunft durch ihre irren Reden schimmerte. „Ich kann nicht länger leben, aber ich vergebe!" war der Ausruf, den sie immer und immer wiederholte, bald weich und wehmüthig, bald in markergreifendem Tone, und dem wir alle erschüttert lauschten."

„Ich kann nicht länger leben, aber ich vergebe!" wiederholte Angelika mit einem Stöhnen, das aus der tiefsten Tiefe ihrer Brust zu kommen schien.

„Ob sie damit," fuhr der Großvater fort, „auf eine Versündigung deuten wollte, die gegen ihren Gatten begangen worden war, und die sie vielleicht als Ursache zu dessen That erkannte — weiß nur Gott!"

„Weiß nur Gott!" wiederholte Angelika mechanisch. „Und Du selbst weißt und ahnst nichts, Großvater?" fragte sie nach einer Pause.

„Nichts, Angelika. Deine arme Mama hat weder in lichteren Augenblicken, noch während ihrer wilden Phantasien irgend ein weiteres Wort gesagt oder einen Namen genannt, so daß man denken darf, sie habe den Willen gehabt, ihr Geheimniß, wenn denn von einem solchen gesprochen werden kann, mit ins Grab zu nehmen. Und so können auch wir den Schleier ruhen lassen, Angelika," fügte der alte Mann weich hinzu, „da sie es gethan hat, die Deinen Vater, wie Du ja weißt, so zärtlich geliebt hat."

Angelika sagte nichts, aber sie schlug die Hände vors Gesicht, während ihr Körper krampfhaft zuckte.

Der Großvater legte nach einer Weile seine Hand auf ihre Schulter und sagte: „Warum mußtest Du diese Enthüllungen fordern, Angelika? Du solltest das traurige Geheimniß nie erfahren, und darum hüteten wir es sorgfältig, daß nur die nächsten Freunde Kunde von ihm bekamen und die Welt, wie Du selbst, in dem Glauben erhalten wurde, ein Nervenschlag habe dem Leben Deines Vaters ein Ende gemacht. Mich reut es jetzt tief, daß ich Deinem Drängen nicht widerstanden habe."

„Nein, Großvater," sagte sie hastig, „es ist gut so, ich mußte die Wahrheit erfahren!"

„Dann sei auch jetzt stark, mein Kind," bat er liebreich, „und laß den Kummer nicht Herr über Dich werden! Deine Eltern schlafen beide in Frieden, darum gönne die Ruhe ihrem Andenken und gönne sie auch Deinem Herzen! Denke, daß auch der Herr vergeben wird, wo Menschen vergeben konnten!"

„O Großvater, Großvater!" schluchzte sie auf, „Du ahnst — Du weißt nicht —" sie brach plötzlich ab und suchte sich mit Gewalt zu fassen. „Du hast recht," sagte sie nach einer kleinen Pause in ruhigerem Tone, „ich muß und will kräftig sein, und Gott wird mir beistehen, daß ich alles ertragen kann!"

„Gewiß, Angelika," versetzte er ernst, „er leiht jedem seine Hilfe, der sie erbittet; und Dir, mein Kind, hat er vor dem Leid schon den Tröster gesandt — einen besseren, als ich es Dir sein kann!"

Sie machte eine Bewegung, die dem alten Mann ihr Gesicht verbarg, dann aber schlang sie ihre Arme um seinen Nacken und sagte:

„Ich denke auch an Deine Liebe, Großvater, die Du der vater- und mutterlosen Waise schenktest, und die mir jedes Haar auf Deinem Haupte theuer macht. Wenn ich es vermag, soll kein weiterer Schlag dies Haupt mehr treffen."

Wenn ihre Worte ihn auch rührten, merkte er doch, daß sie aus einer ihm fast krankhaft scheinenden Aufregung stammten, und suchte das junge Mädchen durch zärtliche Liebkosungen zu beruhigen, was ihm auch scheinbar bald so weit gelang, daß er sie an den Schlaf erinnern zu dürfen glaubte, dessen Stunde für sie beide längst gekommen war.

„Schlafen?" entgegnete sie, „ja, Du hast recht, Großvater, Du mußt schlafen, und ich — ich will auch versuchen, Ruhe zu finden!"

Ach, aber sie fand die Ruhe nicht in dieser tödtlich langen und bangen Nacht, sie fand kaum Thränen zu ihrer Erleichterung, wohl aber immer größere Klarheit über ein entsetzliches Muß, welches ihr Thun beherrschte! Und als kein Schatten eines Zweifels mehr in ihrem Herzen war, setzte sie sich an den kleinen Schreibtisch, der in ihrem Zimmer stand, und schrieb mit thränenlosen Augen, wenn auch mit todtenbleichen Wangen an einem Briefe.

Ehe der Morgen kam, war ihr Schreiben beendigt; sie siegelte es, versah es mit einer Adresse und legte es dann zurück, denn die Zeit für seine Absendung schien ihr noch nicht gekommen. Dem Großvater zeigte sie sich eine Weile beim Frühstück und suchte ihm durch ein freundliches Lächeln die zurückkehrende Ruhe ihres Gemüths zu beweisen, verhehlte ihm aber nicht, daß die gestrige Erschütterung desselben sie körperlich angegriffen habe, und daß sie daher wünsche, sich heute auf ihrem Zimmer halten zu dürfen, damit sie desto eher ihre volle Kraft und Gesundheit wiederfände.

Er widersprach ihrem Begehren nicht, konnte aber doch nicht umhin, aufs neue zu bedauern, daß Bergheim gerade jetzt abwesend sein müsse, und erklärte: „Seine Gegenwart würde Dir jedenfalls die beste Arzenei sein!"

Sie hatte kein Wort, nur ein mattes Lächeln zur Erwiderung. Als der Justizrath dann aber noch die Frage hinzufügte: „Wann erwartest Du eigentlich seine Rückkehr, Angelika?" sagte sie mit einem eigenthümlichen Ton: „Morgen!"

Angelika hatte nicht unwahr gesprochen, als sie sich körper-

Digitized by Google

lich erschöpft nannte, nur achtete sie selbst ihres physischen Zustandes wenig und verbrachte den Tag in einem qualvollen Hinbrüten, ohne sich selbst sagen zu können, ob ihr die Einsamkeit, welche sie gewählt hatte, weil sie die kaum gewonnene Herrschaft über sich selbst vor dem Großvater wieder zu verlieren fürchtete, mehr eine Wohlthat oder eine neue Marter war, denn wenn dieselbe sie auch vor forschenden und fragenden Blicken sicherte, so gönnte sie ihrem Geiste keine Minute, um sich von der Pein des Denkens zu erholen. Sie sah nach der Uhr und zählte nach ihr die Stunden, die noch bis zu einem gewissen Zeitpunkt vergehen mußten, und wie eine traurige Freude kam es über sie, wenn sie sich sagen durfte, daß sie diesem Zeitpunkt wieder um so viel näher gekommen sei.

Endlich verlor sich der letzte Strahl der scheidenden Sonne, und die Dämmerung brach herein. „Nun kommt noch die Nacht," sagte sie sich selbst, „und dann der Morgen — und dann —"

Sie konnte nicht weiter sprechen, nicht weiter denken, denn sie hörte Schritte auf der Treppe, von Ungeduld und freudiger Hast beflügelte Schritte, denen sie sonst mit namenlosem Entzücken gelauscht hatte und die sie unter tausenden erkannt haben würde. Als der Schall aber in diesem Augenblicke ihr Ohr berührte, taumelte sie entsetzt zurück, und unwillkürlich streckte sie ihre Hände abwehrend aus, als die Thür sich in der nächsten Sekunde öffnete und Bergheim auf der Schwelle erschien.

„Richard," stammelte sie, „was führt Dich her?"

„Was mich herführt, Angelika?" entgegnete er fröhlich, ohne auf den Ton ihrer Worte zu achten. „Die Sehnsucht! Sehnsucht und eine glückliche Fügung, indem ich heute morgen durch ein Telegramm benachrichtigt ward, daß meine Reise unnöthig geworden sei. Dafür mußte ich aber sofort hinaus nach dem Bau und konnte mich erst in dieser Stunde frei machen, um zu Dir zu kommen. Aber was hast Du, Kind?" unterbrach er sich verwundert. „Glaubst Du immer noch nicht an die Möglichkeit, daß ich leibhaftig vor Dir stehe? Du blickst mich wahrhaftig so bang und verstört an, als sei ein Gespenst vor Dich hingetreten!"

„Ein Gespenst!" murmelte sie, und drückte die Hände angstvoll gegen ihr Gesicht, „ja, Richard, es ist ein Gespenst zwischen uns getreten!"

Seine Mienen zeigten jetzt wirkliche Besorgniß.

„Angelika, Du mußt krank sein, sonst könntest Du mich heute so nicht empfangen! Aber laß sehen, ob ich nicht Dein Arzt bin!" fügte er zärtlich hinzu und trat näher an sie heran, mit einer Bewegung, als ob er sie an seine Brust ziehen wollte.

Sie wich aber vor seiner Berührung zurück und rief mit herzerschütterndem Flehen: „Nein, nein, nie mehr, Richard! Wir dürfen uns nicht mehr angehören, gib mir mein Wort zurück und nimm Deines, es muß sein, Richard!"

Er starrte sie an, als fasse er nicht, was sie meine, aber sein Gesicht ward bleich, und seine Stimme zitterte, als er in die Worte ausbrach:

„Gehe nicht weiter, Angelika, und scherze nicht mit dem, was uns heilig ist!"

„O ich sterbe fast an dem, was Du Scherz nennst," stöhnte sie. „Ich kann es Dir nicht wehren, wenn Du mich für krank, für wahnsinnig hältst, aber das Entsetzliche bleibt dennoch wahr. Lies den Brief, welchen ich an Dich geschrieben habe, und der uns wenigstens diese eine Qual ersparen sollte, daß Du es aus meinem Munde erfuhrst!"

Sie reichte ihm den Brief, der noch auf ihrem Schreibtische lag, und den er mit zitternder Hast erbrach. Seine Augen irrten über die Zeilen, und die Farbe seiner Wangen ward bleicher und bleicher. Als er ihn zu Ende gelesen hatte, schleuderte er ihn von sich und rief heftig:

„Aber ich fordere eine Erklärung, Angelika! Wie darfst Du thun, was Du thun willst? Was ist zwischen uns getreten?"

„Nenne es das Schicksal!" sagte sie zusammenschauernd.

Er stampfte mit dem Fuße, bezwang aber seine auflodernde Heftigkeit und sagte nur:

„Halte mich für kein Kind, Angelika! Sage mir offen, was Du mir sagen mußt!"

Sie schüttelte den Kopf: „Ich kann nicht, Richard! Ich habe nicht gelernt zu täuschen, und kann darum auch Dich nicht täuschen in dieser Stunde; aber weil Du mir glauben darfst, so glaube auch, daß ich wahr spreche, wenn ich Dir sage: es ist unmöglich, daß unser Weg derselbe bleibt."

„Und warum ist es unmöglich?" fragte er.

„Die Stimme, durch welche Gott selbst zu unserm Herzen redet, verbietet es, Richard."

Er sah sie mit einem tiefernsten Blicke an und sagte: „So glaubst Du nicht mehr, daß Gott in unserer Liebe zu uns redete?"

„Ich weiß, ich fühle nichts mehr, als daß ich unsäglich elend bin — so elend, wie ich einst glücklich war!" entgegnete sie, während sie aufs neue den Kopf in ihre Hände barg.

„Und nicht auch, daß Du einen anderen, daß Du mich elend machst, das nicht auch, Angelika?" fragte er in demselben traurigmahnenden Tone.

Ein trostloses Schluchzen war ihre einzige Antwort.

Er trat näher zu ihr, legte sanft seine Hand auf ihre Schulter und sagte:

„Als Du mir vor wenigen Wochen sagtest, daß Du mein sein wolltest, da gelobte ich Dir, daß ich nicht allein Dein Geliebter, daß ich Dir der Vater sein wollte, den Du früh verloren —" sie zuckte unter seiner Hand zusammen — „und Du versprachst wieder, daß Dein Herz stets offen vor mir liegen sollte, daß Du mir alles vertrauen wolltest, das Große, wie das Kleine; wo ist Dein Vertrauen geblieben, Angelika?"

„O ich wußte, ich ahnte damals nicht, daß es etwas geben könnte, was mir auf ewig die Lippen gegen Dich versiegelte!" rief sie im heftigsten Seelenschmerz.

„Also ein Geheimniß," sagte er nicht ohne Bitterkeit. „Theilt es jemand mit Dir, oder wirst Du es jemanden außer mir offenbaren?"

„Nein, ich muß es allein tragen, ich weiß niemand, dem ich es sagen könnte!"

„Und dies selbe Geheimniß — wird es Dich stets verhindern, daß Du Dein Haupt an meine Brust legst wie einst, und wie einst zu mir sprichst: „Richard, ich lebe nur noch für Dich, habe kein anderes Fühlen und Denken mehr als Dich?"

„Richard, um Gottes Barmherzigkeit willen, höre auf — ich kann nicht mehr!" stöhnte sie.

„Wohl, ich höre auf," sagte er, plötzlich hart werdend; „ich verstehe Dich nicht mehr und bekenne, daß ich mich in Dir, in Deinem Herzen getäuscht habe. Wenn es denn sein soll, so kennen wir uns von dieser Stunde an nicht mehr!"

Sie antwortete nicht, aber sie war in sich zusammen gesunken, wie gebrochen.

Er ging langsam der Thüre zu; als er die Schwelle erreicht hatte, wandte er sich noch einmal um, sah sie an und sagte mit jenem innig-leisen Tone, der so oft jede Fiber ihres Herzens vor Seligkeit hatte erbeben lassen:

„Angelika!"

Ein Zucken lief durch ihre Gestalt, und einen Moment war es, als wolle sie aufspringen, sich an seine Brust stürzen, aber in der nächsten Sekunde wandte sie sich ab, winkte nur noch einmal mit der Hand und flüsterte:

„Lebe wohl, Richard!"

Noch ein Blick unsäglicher Trauer aus seinen Augen traf sie, dann folgte er ihrer Weisung und verließ das Zimmer.

Angelikas Großvater war aufs höchste betroffen, als Bergheim noch in halber Betäubung zu ihm kam, um ihm das Vorgefallene mitzutheilen, zugleich aber eine Erklärung des seltsamen Benehmens seiner Enkelin von ihm heischte. Er selbst konnte sich nicht das geringste Motiv zu demselben denken und erzählte nur von der Unterredung des gestrigen Abends, die Angelika allerdings in einen sehr aufgeregten Zustand versetzt habe.

Bergheim ließ sich jedes Wort, was sie gesprochen, wiederholen, und hörte zugleich die Versicherung des Alten, daß sie inzwischen mit keinem anderen Menschen eine Begegnung gehabt

habe, so daß also an irgend welche fremde Einflüsterungen nicht zu denken sei.

„Das Räthsel scheint mir einfach darin seine Lösung zu finden," schloß der Justizrath, „daß die unerwartete Enthüllung — und Gott weiß, wie sie auf den unglücklichen Gedanken kam, sie mir zu entreißen, ihr Gemüth dermaßen erschüttert hat, daß sie von irgend einer krankhaften Vorstellung ergriffen, für diesen Augenblick unzurechnungsfähig ist."

„Sie erschien auch mir zuerst als eine Kranke," sagte Bergheim, „aber hernach konnte ich leider nicht daran zweifeln, daß sie mit voller Klarheit des Geistes die Worte sprach, die zwischen uns entschieden haben."

„Nein, nein, sprechen Sie nicht von Entscheidung, es kann und darf so nicht zu Ende kommen zwischen Ihnen," sagte der alte Mann schmerzlich. „Bewahren Sie, ich beschwöre Sie, den Glauben an Angelikas Liebe, gönnen Sie ihr nur eine kurze Weile der Erholung, der Sammlung, so wird sie selbst Ihnen das Räthsel lösen, und alles wird wieder gut sein!"

„Wenn Angelika mich ruft, werde ich kommen," erwiderte Bergheim ernst, „sagen Sie ihr das in meinem Namen, und sie soll mir wieder sein, was sie gewesen ist; aber hören Sie es wohl, nur wenn sie selbst es ausspricht, daß ein Wahn sie berückt hat, kann ich diese Stunde vergessen!"

Damit schied er aus Angelikas Hause.

Als er fort war, eilte der Justizrath zu seiner Enkelin, um von ihren eigenen Lippen zu hören, was ihm aus Bergheims Munde kaum glaublich schien. Er fand sie aufgelöst in Thränen, in einem Zustande, der von der Verzweiflung ihres Herzens sprach, ohne daß es aber auch ihm gelang, ein Wort der Erklärung von ihr zu gewinnen. Sie hatte auf alle seine Fragen, seine Vorstellungen nur die eine Bitte: „Laß mich, Großvater, ich kann, ich kann nicht anders!"

Wenige Stunden später lag sie im heftigsten Fieber, und früh am andern Morgen empfing Bergheim von dem Großvater die Nachricht, daß er in seiner Voraussicht recht gehabt, daß Angelika unter dem Einfluß einer sich bildenden Krankheit gestanden habe, als sie jene verhängnißvollen Worte gesprochen, und daß alles von ihrer Herstellung zu hoffen sei.

Zu gleicher Zeit empfing der junge Mann eine zweite Nachricht, welche die Gemüther der Stadt in Bewegung setzte, bei ihm selbst in diesem Augenblicke aber kaum eine tiefere Theilnahme hervorzurufen vermochte: die Nachricht von der gestern stattgefundenen Verlobung des Fräuleins Helene von Solling mit einem entfernten Verwandten, der einer der stolzesten Adelsfamilien des Landes angehörte, dem Legationsrath von Velthofen.

Die nächsten Tage und Wochen vergingen Bergheim in der unruhigsten, ängstlichsten Spannung. Anfangs war die Sorge um Angelikas Leben das vorherrschende Gefühl, denn er durfte nicht daran zweifeln, daß sie in großer Gefahr schwebte. Der Arzt zuckte die Achseln, wenn er nach ihrem Zustande gefragt wurde, und die Miene des Justizraths, mit dem Bergheim täglich eine Begegnung herbeizuführen wußte, wurde immer bekümmerter, sein Bericht über Angelika immer betrübender. Sie sei selten bei klarem Bewußtsein, hieß es, und wenn ihre Fieberphantasien einmal wichen, läge sie in einer dumpfen Betäubung, gewissermaßen in einer Erstarrung alles Denkens und Fühlens. Bergheim würde sie nicht haben sehen dürfen, wenn alles noch zwischen ihnen gewesen wäre wie früher, unter den jetzigen Umständen aber mußte man sich sagen, daß die Aufregung ihr tödtlich werden könne; so mußte er denn der Zeit alles anheimgeben, auf den Ausgang ihrer Krankheit all sein Hoffen wie sein Fürchten gerichtet halten.

An seinen Vater hatte Bergheim gleich nach jener Unterredung mit Angelika geschrieben und ihm den stattgefundenen Bruch mitgetheilt, zugleich freilich, daß ihm ihre Erkrankung immer noch einen Schimmer von Hoffnung für die Wiederherstellung des Verhältnisses ließ. Seltsamerweise aber schien der Vater förmlich bestrebt zu sein, seinem wunden Herzen diesen letzten Trost zu rauben, indem er dem Vorgefallenen die traurigste Bedeutung beimaß und in schwermüthiger Weise von einer Ahnung sprach, die ihm ein nahes Unglück geweissagt habe. Mit tiefster Trauer berührte er den Schmerz des Sohnes: „Käme es doch allein auf das Opfer meines Lebens an," schrieb er, „wie gern würde ich es hingeben, wenn ich Dein Glück dadurch erkaufen, wenn ich Geschehenes ungeschehen machen, oder es doch wenigstens sühnen könnte! Ich fühl's, ich habe zu lange gelebt!"

Zu jeder anderen Zeit würde dieser melancholische Ausruf des Vaters Richard bekümmert, ihn lebhaft beunruhigt haben, so aber vergaß er ihn bald über tieferen Sorgen und Schmerzen.

Endlich und endlich lauteten die Nachrichten über Angelikas Befinden günstiger, das Fieber hatte sie verlassen, und der Geist schien auch mehr und mehr aus jener Betäubung zu erwachen. Einen Augenblick hob sich Richards Brust in neu erstehender Hoffnung, und es geschah mit seiner Bewilligung, daß der Justizrath eines Tages vorsichtig die Frage an die Kranke richtete, ob sie es ertragen könne, Bergheim, ihren Verlobten, wiederzusehen.

In dem Moment, als er die Worte aussprach, veränderten sich Angelikas Züge, die so eben noch den Ausdruck einer sanften Ergebung getragen hatten, und es war, als zöge ein stechender Schmerz durch ihre Brust. Dennoch antwortete sie mit vollkommen klarer und fester Stimme:

„Richard ist nicht mehr mein Verlobter! Ich weiß genau, was ich ihm an jenem Abend sagte, und müßte ihm jedes Wort noch einmal sagen, wenn wir uns wiedersähen: wollt Ihr denn, daß ich unter der Qual erliege?"

Diesen Ausspruch mußte der Justizrath, so schmerzlich es ihm war, Bergheim überbringen. Der junge Mann erbleichte vor den Worten, schnitt aber jedes Bemühen des Großvaters, sie zu mildern, durch einen zurückgebliebenen Rest der Krankheit zu entschuldigen, mit der Entgegnung ab:

„Nein, ich weiß jetzt, daß ihr Wille, ob krank, ob gesund, sich gleich bleibt, und so will auch ich keinen Versuch machen, ihn zu ändern. Es sei fortan zwischen uns, wie sie begehrt hat — das Band ist zerrissen!"

Dabei blieb es, und von diesem Augenblick an kam kein Wort der Klage, noch weniger aber des Vorwurfs über Bergheims Lippen. Die Theilnahme der Bekannten, namentlich Waldens, welche sich ihm zuwandte, sobald die Aufhebung der Verlobung in der Stadt bekannt wurde, und die allerdings vielfach mit Neugier gemischt war, wies er entschieden zurück, und kümmerte sich nicht darum, ob man ihm oder Angelika die Schuld der ersteren beimaß, wie überhaupt die Sache gedeutet wurde. Während der Zeit, wo er noch durch den Bau in K. festgehalten wurde, sah ihn übrigens fast niemand mehr; er widmete sich ganz und gar seinen Arbeiten, athmete dann aber erleichtert auf, als er sie endlich beendigt hatte und nun zunächst dem Wunsche des Majors folgen konnte, der ihm geschrieben hatte:

„Wenn Du es über Dich vermagst, Richard, so eile an das Herz Deines Vaters!"

* * *

In den Salon eines der besuchtesten Kaffeehäuser der Residenz trat um die Nachmittagsstunde mit raschen Schritten ein Herr, den die Uniform als Militär kennzeichnete. Die eigentliche Zeit für die Gäste mußte jedoch noch nicht gekommen sein, denn das Zimmer war leer, bis auf eine Ecke, wo ein Herr in bürgerlicher Kleidung an einem Tische Platz genommen hatte und eifrig mit Zeitungslesen beschäftigt war. Der Eintretende warf einen flüchtigen Blick nach ihm und wandte sich dann mit irgend einem Begehren an den herbeistürzenden Kellner, welches dieser mit einigen bedauernden Worten und einer Handbewegung nach der Richtung des Lesenden hin beantwortete. Der Offizier machte einige ungeduldige Gänge durch den Salon und trat endlich näher an den Fremden heran, indem er in höflichem Tone die Worte an ihn richtete:

„Würden Sie es unbescheiden finden, mein Herr, wenn ich Sie ersuchte, mir auf einige Minuten das in Ihren Händen befindliche Blatt abzutreten? Ich erwarte darin eine für mich wichtige Notiz zu finden!"

Digitized by Google

Begräbniß auf dem Lande. Nach dem Gemälde von Salentin.

Digitized by Google

Der Lesende blickte auf und machte eine Bewegung, um das verlangte Blatt hinzureichen; ehe er aber noch den Mund zu einem begleitenden Wort öffnen konnte, fuhr der erstere überrascht fort:

„Ah, ich glaubte, einen Unbekannten vor mir zu haben, und finde nun, daß wir uns nicht fremd sind! Ich irre mich doch nicht, wenn ich in Ihnen den Baumeister Bergheim zu erkennen glaube?"

„Paßt auch der Titel nicht ganz mehr, so doch der Name!" entgegnete der andere, indem er aufsprang und dem Offizier die Hand bot. „Und daß ich den Hauptmann von Walden wiedersehe, sagt mir mein Gedächtniß und Ihre Uniform."

„Ja, ja, in drei Jahren kann man etwas werden!" versetzte Walden, der in diesem Augenblick vorzugsweise an sein Avancement dachte, nicht ohne Selbstgefälligkeit und fuhr dann fort: „Drei Jahre — ja, so lange ist's, daß wir einige Monate lang in K. zusammenlebten. Seither aber hörte ich nichts mehr von Ihnen: wo waren Sie denn während dieser Zeit?"

„In Nord und Süd!" versetzte Bergheim; „in Petersburg, der Stadt der Paläste, und in Italien, dem gelobten Lande der Kunst!"

„Und wollen Sie Ihre Flüge nun auch noch auf Ost und West ausdehnen?" fragte Walden scherzend weiter, „immer rastlos weiterschweifen — und das Gute liegt so nah!?"

„Vorläufig bleibe ich hier," entgegnete Bergheim lächelnd, „da ich seit kurzem aufs neue in Staatsdienste getreten bin."

„Nun, da ist gleich wieder der Boden für unsere erneute Bekanntschaft gefunden," sagte Walden artig, „und wenn Sie es mir erlauben, möchte ich, wie einst in K., die Hand dazu bieten, um Sie in die Gesellschaft einzuführen, vorausgesetzt, daß Sie nicht bereits selbst Ihre Kreise gewählt haben!"

„Ich stehe noch als vollständiger Neuling in dem Leben der Residenz," entgegnete Bergheim.

„Vortrefflich, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Ihr Mentor zu werden."

„Ich fürchte, Ihnen auf dem Parquet keine besondere Ehre zu machen, Herr von Walden," entgegnete Bergheim in einem Tone, der zwischen Scherz und Ernst schwankte, jedenfalls aber keine besondere Geneigtheit verrieth, das Anerbieten anzunehmen.

„O, was das betrifft," lachte Walden, „so denke ich noch mit Vergnügen an jene Offiziersfete, die Ihr erstes Debut ward, und wo Ihre Gewandtheit mich vor unsterblicher Blamage rettete. Apropos," unterbrach er sich, plötzlich einem neuen Gedankengange folgend, „wollen wir diesen Tag unseres Wiederfindens bei der Baronin Velthofen feiern? Sie hat gerade ihren offenen Abend."

„Velthofen?" sagte Bergheim, und legte sinnend die Hand an die Stirn, „was ist's doch mit dem Namen?"

„Wie, Sie haben vergessen, daß eine Dame ihn trägt, in deren Gunst Sie einst beneidenswerthe Avancen machten?" sagte Walden, „und an die sich daher Ihre stolzesten Erinnerungen knüpfen dürfen? Alles, nur keine Gleichgiltigkeit, Fiesko!"

„Ach, mir fällt es jetzt ein," unterbrach ihn Bergheim, „Fräulein Helene von Solling verlobte sich mit einem Legationsrath von Velthofen, ihrem Vetter, glaube ich, und jetzt weilt sie in unserer Residenz?"

„Ja, ihr Mann steht in **schen Diensten und ist Gesandter an unserem Hofe, gilt aber in der Welt kaum mehr als seine Frau, die durch ihre Schönheit und ihren Geist allgemein gefeiert ist. Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß sie auch als Schriftstellerin aufgetreten ist, aber natürlich schreibt sie unter fremdem Namen. Man rühmt die seltene Gründlichkeit ihrer Studien, die Klarheit und Gediegenheit ihres Urtheils!"

„Man!" sagte Bergheim lächelnd. „Sprechen Sie denn nicht aus eigener Ueberzeugung, Herr von Walden?"

„Nun, ich muß gestehen, ich habe noch keine ihrer Schriften gelesen," entgegnete Walden. „Die Materien, die sie behandelt, liegen mir zu fern."

„Wie, so schreibt sie nicht etwa Romane, wie die meisten anderen schriftstellernden Frauen, mit entsetzlich tugendhaften oder entsetzlich verworfenen Helden und Heldinnen?"

„Nein, sie schreibt wie ein Mann über Kunst und dergleichen," war Waldens Antwort.

„Also mit gelehrtem Anstrich!" entgegnete Bergheim achselzuckend.

„Spotten Sie nicht! Eine ungewöhnliche Natur ist die Baronin jedenfalls, und der Vorwurf der Oberflächlichkeit wird ihr kaum zu machen sein. Man sagt, daß sie die vielen Reisen, welche sie mit ihrem Gemahl gemacht, aufs glücklichste ausgebeutet hat, und wenn der letztere bei den Höfen akkreditirt war, so pflegte sie immer einen Kreis wahlverwandter Geister, Künstler und Kunstverständige, um sich zu sammeln. Sie wissen ja, ein edler Geist zieht edle Geister an!"

„Lassen Sie mich statt aller weiteren Diskussionen über dies Kapitel einfach die Frage thun," sagte Bergheim, „ob ihre Ehe eine glückliche ist?"

„Wenigstens erfährt die Welt nichts vom Gegentheil," war Waldens Antwort. „Der Baron hat seiner Gemahlin eine sehr unabhängige Stellung eingeräumt, und sie füllt dieselbe mit dem Takt der feinsten Weltdame aus. Er erscheint in ihrem Salon und ist vor der Welt ihr aufmerksamer ergebener Gatte, wie sie es an keiner ihm schuldigen Rücksicht fehlen läßt. Weiter als in ihren Salon läßt sie aber die Blicke der Welt überhaupt nicht dringen und wäre stolz genug, jede forschende Neugier mit Strenge zurückzuweisen."

„Und der Gemahl selbst?" fragte Bergheim. „Zeichnen Sie mir auch den Baron mit einigen Strichen."

„Hm, Sie werden ihn ja kennen lernen. In gewissen Kreisen, z. B. denen des Hofes und der Diplomatie, gilt er, glaube ich, viel, denn er ist scharf, klug und gewandt; nebenbei ein excellenter Gesellschafter, voll Geist und Witz. Gemüthliche Sympathien dagegen hat er wohl wenig, sucht sie aber auch nicht, wie er denn dem Urtheil der Welt zuvorkommt und sich selbst mit lächelndem Munde als einen Egoisten bezeichnet und es als sein oberstes Gesetz hinstellt, sich mit der Welt und allen ihren Verhältnissen von vorn herein bestimmt zu arrangiren, um sich vor weiteren Ansprüchen sicher zu stellen und — sich hernach die Laune nicht verderben zu lassen. Man sagt, daß sogar Härte in seinem Charakter liegt, denn er soll eine Schwester, die sich eine Verirrung hatte zu Schulden kommen lassen — ich glaube, sie hat in niedrigen Stand hinein geheirathet — förmlich verstoßen haben. Aber ich vergesse, daß die Stunde der Parade gekommen ist," unterbrach Walden sich plötzlich und setzte dann noch rasch hinzu: „Also, es bleibt dabei, daß ich Sie heute Abend zu der Baronin führe?"

„Wenn Sie die Verantwortung für den ungebetenen Gast übernehmen wollen, so mag es sein," entgegnete dieser, „denn ein bischen neugierig haben Sie mich immerhin auf das Wiedersehen gemacht!"

(Fortsetzung folgt.)

Zehn Jahre im Zellengefängniß.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von **A. Schröter**, Pastor am Zellengefängniß zu Berlin.

Zehn Jahre im Zellengefängniß! Als ich in mein Amt eingetreten und zum ersten Male mit dem Hauptschlüssel in der Hand von Zelle zu Zelle gewandert und in manches Auge und manches Herz geschaut, da war, als ich nach sanft durchschlafener, durch keine Schreckbilder unterbrochenen Nacht am nächsten Morgen erwachte, mein Mund voll Lachens und meine Zunge voll Rühmens, wie sie noch nie gewesen in den mannigfachen Arbeiten, in denen ich vorher gestanden, voll Rühmens, daß ich ins Zuchthaus gekommen. Wie lange hat's mit dieser Freude gewährt? wird man fragen. Als ich zum siebenten Male mich anschickte, meinen Jahresbericht für den Minister des Innern niederzuschreiben, da gedachte ich jener Geschichte vom Erzvater Jakob, der um Rahel sieben Jahre diente, „und däuchten ihn, als wären es einzelne Tage, so lieb

Digitized by Google

hatte er sie", und ich schrieb nieder, auch mir seien die sieben Jahre vergangen, als sei ich sieben Tage in dieser Arbeit, so lieb hätte ich sie. Beim zehnten Jahresbericht war's nicht anders, und obwohl ich meine zehn Jahre verbüßt, ist mir der Wunsch noch nicht gekommen, in die Freiheit zu treten; und was keinem Gefangenen vergönnt werden könnte, nach Ablauf seiner Strafe länger in seiner stillen Zelle zu bleiben, was übrigens im Ernst noch keiner bei uns begehrt, ist mir unverwehrt geblieben, und ich habe an meinem letzten Geburtstag, von dem in etliche Zellen die Kunde gedrungen, die Wünsche von einzelnen, „daß ich noch lange im Zuchthaus bleiben möchte", mit Freuden entgegengenommen.

I. Die Anstalt und ihre Bewohner.

Es ist ein mächtiger Bau, das alte bekannte Zellengefängniß in Berlin, am Ende der Invalidenstraße zwischen dem Hamburger Bahnhof und der Ulanenkaserne gelegen, dem neuen Lehrter Bahnhof gegenüber, am Anfang der Vorstadt Moabit, nach der es oft fälschlich benannt wird. Der offizielle Name ist „Königliche Neue Strafanstalt", wohl zu unterscheiden von dem noch nicht ganz vollendeten neuen Strafgefängniß am Plötzensee auf der anderen Seite von Moabit.

Der Bau unseres Zellengefängnisses ward durch Königl. Kabinetsordre vom 26. März 1842 angeordnet, 1849 wurde die Anstalt mit Zuchthausgefangenen belegt, Ende 1856 ward die systematische Einzelhaft eingeführt, nachdem das Schulgebäude und die Spazierhöfe erbaut waren und die Kirche mit 233 Kirchstühlen versehen war.

Ich schweige hier von den Kämpfen, die es damals gekostet, um die Einführung dieser Einzelhaft und die Anstellung der Brüder des Rauhen Hauses als Aufseher der Zellengefangenen durchzusetzen, schweige von den Kämpfen, die auch nachher eine Reihe von Jahren hindurch sich immer wieder erneuert. Durch das neue Strafgesetzbuch ist endlich der Strafvollzug in Einzelhaft gesetzlich anerkannt, und die Brüder des Rauhen Hauses haben sich in ihrem Dienst unter vier verschiedenen Direktoren so bewährt, daß ihre besondere Befähigung zu solchem Dienst nicht mehr bestritten werden kann.

Daß die gemeinsame Haft die Hochschule für die Verbrecher ist, ist wohl ziemlich allgemein bekannt und anerkannt. Es hat sich daher auch die Ueberzeugung immer mehr Bahn gebrochen, daß die Einzelhaft die erste Bedingung sei für den Strafvollzug, wenn derselbe dem Gefangenen zum Heile dienen soll. Die Vorurtheile gegen dieselbe, aus der Theorie oder aus falschen Vorstellungen hervorgegangen, sind immer mehr geschwunden. Auch bricht sich die Ueberzeugung immer mehr Bahn, daß zu einer ersprießlichen Durchführung der Einzelhaft die Trennung der Gefangenen in Kirche und Schule wie im Spazierhof nothwendig sei. Oder sollten gerade die Schule und Kirche ihnen als Stätten der Zerstreuung geboten werden, zur Erneuerung, Anknüpfung und Pflege von schlechten Bekanntschaften, während doch gerade in ihnen die Sinne zur Sammlung kommen sollen, damit Herz und Gemüth erhoben, der Geist erweckt und erleuchtet, der Wille gestärkt werde?

Unsere Anstalt liegt auf einem Terrain, das mehr als 11 Morgen umfaßt, umgeben von einer 16 Fuß hohen Mauer; außerhalb derselben liegen die Dienstwohnungen der Beamten. An der Westseite ist die Eingangspforte, durch die es über einen kleinen Hof zunächst in den Flügel geht, der auf beiden Seiten des Korridors die Arbeitszimmer der Oberbeamten enthält, über denselben die Kirche, die mit ihren 233 Kirchstühlen nur die Hälfte der Gefangenen faßt, weshalb die Gottesdienste und Bibelstunden für getrennte Abtheilungen zu halten sind. Südlich von diesem Flügel liegt ein Hof mit den Wirthschaftsgebäuden, nördlich ein anderer mit dem Schulgebäude, das drei Klassenzimmer für die Zellengefangenen zu je 39 Sperrsitzen enthält, und ein viertes Zimmer für den Unterricht der Hausarbeiter in gemeinsamer Haft, das zugleich zum Bibliotheks-zimmer und den drei Lehrern als Arbeitszimmer dient.

Aus dem Eingangsflügel führt eine doppelte Gitterthür in die Centralhalle, von der aus die vier Zellenflügel sich erstrecken mit ihren 508 Zellen, von denen circa 460 mit Gefangenen belegt sind, während die übrigen für die Aufseher und Werkmeister verwandt werden. Zwischen den vier Flügeln liegen die drei Spazierhöfe, jeder mit zwanzig Spaziergängen.

Doch wir gehen von den Steinen zu den Menschen, die in diesen Mauern wohnen.

1178 evangelische Jünglinge und Männer waren es, die im Laufe von zehn Jahren unter meiner Seelsorge standen. Die kleinere Hälfte waren Berliner, die andere größere Hälfte stammte zumeist aus der Provinz Brandenburg, doch waren auch die anderen Provinzen Preußens wie auch die meisten Länder von Nord- und Süddeutschland vertreten, selbst die Schweiz und Rußland lieferten uns ihre Vertreter. Wie viele hat der Glanz Berlins angelockt, um sie hineinzuziehen in den Strudel der Lust und dann hinabzustürzen in den Abgrund des Elends und des Verbrechens! Ihre Losung war die des Wallensteinschen Jägers gewesen:

> Flott will ich leben und müßig gehn,
> Alle Tage was neues sehn,
> Mich dem Augenblick frisch vertraun,
> Nicht vorwärts und nicht rückwärts schaun.

Der Einlieferungsbezirk für unsere Anstalt ist der Bezirk des Kammergerichts und des Appellationsgerichts zu Frankfurt a/O., aus dem aber vier Kreise ihre Verurtheilten nach Görlitz liefern. Die übrigen Evangelischen vertheilen sich unter die drei Strafanstalten Sonnenburg, Brandenburg und unser Zellengefängniß. Die Katholiken kommen theils nach Brandenburg, theils nach Halle und Rawicz, wohin auch die Verurtheilten jüdischer Religion eingeliefert werden. Die Entscheidung trifft die königliche Regierung nach Reskript des Ministers vom 5. Mai 1872. Für unsere Anstalt sind bestimmt „evangelische Verurtheilte mit höchstens 4 Jahren Strafzeit, welche zum ersten Male mit Zuchthaus bestraft, nicht über 40 Jahre alt und vollkommen gesund und arbeitsfähig sind; in einzelnen Fällen sind Ausnahmen gestattet. Wohl könnte es da scheinen, als sei das Material, das uns eingeliefert wird, die Elite, und sei es deshalb nnr natürlich, wenn wir günstigere Erfahrungen machten als andere Anstalten, ohne daß dieselben auf Rechnung des Systems und der Durchführung desselben gebracht werden dürften. Auch ist das ja richtig, daß wir vornämlich die Leute bekommen, für die die gemeinsame Haft entweder absonderlich schwer sein dürfte (die Gebildeteren) oder besonders zum Schaden gereichen würde (die Jüngeren und zum ersten Mal Bestraften), und haben wir insofern allerdings einen Vorzug vor den übrigen Anstalten. Was aber das besonders günstige Material betrifft, so mag darüber die Statistik Aufschluß geben.

Von jenen 1178 waren 267 noch nicht bestraft, 177 1mal, 210 2mal, 189 3mal, 115 4mal, 89 5mal, 46 6mal, 44 7mal, 14 8mal, 12 9mal, 15 10- bis 18mal.

568 verbüßten ihre Strafe wegen Diebstahls, 101 wegen Unzucht, 29 wegen Mißhandlung und Todtschlag, 25 wegen Fälschung, eben so viel wegen Meineid, eben so viel wegen Brandstiftung. Die übrigen vertheilten sich in Landfriedensbruch, Widersetzlichkeit gegen die Staatsgewalt, Erpressung und Bankerott, Hehlerei und Meuterei, Bigamie, Münzfälschung und Raub — sind's nicht die Greuel der Verwüstung in mannigfachster Gestaltung, von der in wildem Trotz zu blutiger That erhobenen Hand bis zu den Feiglingen, die im Finstern schleichen?

Unter jenen 1178 Gefangenen waren 479 geborene Berliner — was für Verhältnisse sind's, unter denen die meisten aufgewachsen! In einem Jahrgang hatte ich unter den 240 zu meiner Seelsorge gehörenden Gefangenen 80 Berliner unter 30 Jahren. Von diesen waren 7 unehelich geboren, bei anderen waren die Eltern geschieden, bei einigen lebte der Vater im Ehebruch unter den Augen der Mutter und der Kinder. Bei anderen stand die Mutter im Dienst der Prostitution. Einige waren früh von den Eltern verlassen worden. Des einen Vater entleibte sich, der eines anderen ward wahnsinnig um des Ehebruchs der Mutter willen, die dann den Ehebrecher heirathete.

13 waren aus der Lehre gelaufen; zum 1. Mal bestraft von den 80 waren nur 5, zum 2. Mal 9, zum 3. Mal 21, zum 4. Mal 14, zum 5. Mal 6, zum 6. Mal 9, zum 7. Mal 8, zum 8. Mal 5, zum 11. Mal 2, zum 16. Mal 1. 5 waren

Digitized by Google

noch nicht konfirmirt, 3 in der Stadtvoigtei, 1 im Arbeitshause, 2 im Waisenhause, 5 im Koppeschen Erziehungshause, die übrigen in den verschiedensten Kirchen der Stadt. Die meisten hatten die Kirche seit der Konfirmation nicht mehr betreten, außer etwa bei Taufen und Trauungen, oder auch den Dom, um bei den Fremden, die gekommen den Domchor zu hören oder den Kaiser zu sehen, ihr „Geschäft" zu machen. Ein Bewußtsein von der Heiligkeit eines Orts oder einer Zeit ist bei diesen Menschen meist nicht vorhanden.

„Es is des och keen Wunder," sagte einer von ihnen und fuhr also fort: „Viele haben keinen Vater mehr oder haben ihn nie gekannt; bei anderen leben Vater und Mutter zusammen, ohne Eheleute zu sein. Wenn nun der Junge 12 Jahr alt ist, soll er etwas verdienen. Er wird aus der Schule genommen und geht in die Fabrik. Für den Konfirmandenunterricht wird allenfalls," so erzählte der Bestrafte weiter, „eine Stunde abgeknappt, die er sich erst erbetteln muß. Im Sturm geht's zum Unterricht, unterwegs wird Unsinn gemacht, und was dann gelernt und behalten wird, kann man sich denken. Was der Junge verdient, muß er zu Hause abgeben; aber so ein Bursche will doch auch für sich etwas haben, eine Cigarre muß er doch rauchen, nun wird „Schmu" gemacht. Der Fabrikant kommt dahinter; er droht und droht noch einmal; endlich wird's ihm zu arg, er zeigt es an, nun kommt's zum Sitzen. Aber nun nimmt man sich zusammen wegen der bevorstehenden Konfirmation. Wenn die vorbei ist, „denn is man een Herre — denn is et alle!"

Ja, dann ist es alle. Wir wollen nicht eintreten in die Nachtgebiete, auf denen sie dann bald dahingehen, verlorene Söhne. Nur das will ich konstatiren. Ist's in der Provinz, vor allem im Regierungsbezirk Frankfurt, der Trunk, der für die meisten der Bahnbrecher zu den Verbrecherwegen gewesen, so ist dies bei den Berliner Dieben fast nie der Fall. Da ist's ein anderer Dämon, der mit lachendem Antlitz, mit schmeichlerischem Wort seine Schlachtopfer in den Abgrund hinabzieht. Die Prostitution ist's, die unsere Berliner Diebe auf die Verbrecherwege bringt; die Ausnahmen sind selten nur, in denen die Ursache eine andere ist.

Doch ich kehre zu jener Gesammtzahl zurück, zu jenen 1178, von denen 191 18—20 Jahre alt waren, 667 zwischen 20 und 30, 263 zwischen 30 und 40, 57 über 40, da nach dem früheren Strafgesetzbuch die Einlieferungen bis zu 45 Jahren hier stattfinden konnten.

Unter ihnen waren 314 Arbeiter, 85 Knechte, 90 aus der Lehre gelaufene Burschen; sämmtliche Handwerker waren vertreten, zu ihnen gesellten sich Studenten, Lehrer, Beamte, Gutsbesitzer, Edelleute.

Aber nun sitzen sie alle, wer sie auch gewesen, mit glattem Angesicht, mit geschorenem Haupt, in der braunen Jacke in der einsamen Zelle, sei's auf dem Schusterschemel, auf dem Schneidertisch oder am Webstuhl, sei's als Dütenkleber oder Pfropfenschneider oder Papierschläger, oder stehen da am Schraubstock als Metalldreher oder Drechsler oder Feiler oder arbeiten als Holzschnitzer oder Posamentirer. Da sind sie in ihrer einsamen Zelle derselben Hausordnung unterworfen, die unerbittlich ist. Dasselbe Glöcklein ruft sie alle mit derselben Strenge zum Aufstehen und Niederlegen, zur Arbeit und Ruhe, zur Schule und Kirche. Aus einem Kessel empfangen sie ihre Speise, aus einem Krug ihren Trunk, und in gleicher Weise sind sie alle gebettet.

Und doch, welch ein Unterschied! Wie so verschieden sieht es aus in den einzelnen Herzen; was für Geister wohnen darin vom finsteren Trotz bis zur größten Muthlosigkeit und Verzagtheit, vom tiefsten Schmerz in herzlicher Reue bis zum bodenlosesten Leichtsinn, der lachend sich tröstet, daß ein Jahr bald vorüber ist, und der zum Ueberfluß von den eben so leichtfertigen Angehörigen noch damit getröstet wird, daß der „Herr Christus auch habe leiden müssen".

II. Das Tagewerk.

Wohl fliegen die Tage, Wochen, Jahre wie im Sturm dahin, aber doch bietet jeder Tag immer wieder eine Fülle neuer Arbeit, daß so manchmal am Sonnabend Nachmittag kaum vollendet wird, was am Montag Morgen ausgeführt werden sollte.

Da finde ich früh beim Eintritt in die Anstalt in meinem Fach eine Partie Akten von neu Eingelieferten, die zum ersten Male zu besuchen sind, und deren Namen und Charakteristik ich dann eintrage in mein großes schwarzes Buch, in dem „Adam" als der erste meiner Pflegebefohlenen verzeichnet steht.

Auf den Akten liegt gewöhnlich eine Partie von eingegangenen Briefen, deren Ueberbringer an die Einzelnen ich sein darf. Was gibt's da mit zu durchleben oder mit zu empfinden? Oder da liegen auf meinem Tisch Meldungen von Gefangenen, die mich zu sprechen wünschen. Gar mannigfaltige Korrespondenzen ergeben sich aus diesen Besuchen, sei's mit den Angehörigen zur Herstellung des Verhältnisses zwischen ihnen und dem Gefangenen, sei's mit dem Geistlichen des Orts zur Fürsorge für die Familie, sei's mit Vereinen und Privaten zur Unterbringung der zu Entlassenden.

Aber die wichtigste Stelle im Tagewerk nimmt doch immer der Verkehr mit den Einzelnen auf ihren stillen Zellen ein. Wie verschiedenartig ist da die Aufgabe des Geistlichen bei den so verschieden gearteten Leuten vom ersten Zellenbesuch an, und doch, wie ist's bei allen wiederum dieselbe Aufgabe, mit theilnehmendem Herzen dem gefallenen Bruder entgegenzutreten, nur daß die Theilnahme gar mannigfaltig sich zu äußern hat und zu verschiedenen Resultaten führt, auch so manchmal fruchtlos zu bleiben scheint. Gewöhnlich wird's beim ersten Besuche klar, welche Saite dem Manne gegenüber anzuschlagen sei.

Nur hat es sich rathsam erwiesen, nicht sofort in den ersten Tagen die Eingelieferten zu besuchen, weil da die Sinne noch umstrickt sind von all den Lügennetzen, die man während der Untersuchung gesponnen, um sich herauszulügen. Das Urtheil ist nun gefällt und ganz anders ausgefallen, als man gedacht, der Lügengeist lehnt sich dagegen auf, als sei es ungerecht, man möchte auch nun noch den Unschuldigen, den ungerecht Verurtheilten spielen. Aber diese trügerischen Nebel zerrinnen gewöhnlich in einigen Tagen der Stille, zumal wenn ein Gottesdienst oder eine Bibelstunde zwischenein gekommen.

Vielleicht genügte schon der Schall des Morgen- oder Abendlieds, das von der Centralhalle her aus dem Munde und dem Herzen der Aufseher bis in die verschlossenen Zellen erklang. Ja, dieser Gesang klingt auch heran an das Herz manches Gefangenen und klopft so mächtig an, daß er auch sein Herz erheben lernt zu dem, von dem uns Hilfe kommt.

Wie mächtig wirkt solch stille Einkehr in das eigne Herz im Licht des göttlichen Wortes bei vielen! Während bei der Einlieferung gar mancher von seiner Unschuld zu sagen weiß, ist's nach wenigen Tagen selten einer, der sich unschuldig nennt, und selbst bei diesen ist das Geständniß der Schuld schon in der nächsten Minute da. Vielleicht nur ein Blick in das Auge, vielleicht nur eine auf die Schulter gelegte Hand, vielleicht nur ein sanfter Vorwurf: „Lieber Freund, warum in dem alten Lügenwesen verharren?" genügt, um den einen durch beredtes Schweigen seine Schuld gestehen zu lassen mit niedergeschlagenen Augen oder um dem Berliner das Wort zu entlocken: „Det is och wahr, Herr Prediger," und von Unschuld oder Entschuldigung ist nicht mehr die Rede.

Anders ist's nur bei den Meineidigen, von denen selten einer seine Schuld gesteht. Hat er's nicht bei seiner Verurtheilung gethan, so thut er's fast nie. Ein besonderer Fluch liegt auf diesen Unglücklichen, der sie für Wahrheit und Liebe, sei's göttliche, sei's menschliche, in gleicher Weise unempfänglich macht. Es bedarf noch eines anderen Gerichts Gottes, wenn die Ketten der Finsterniß zerrissen werden sollen, mit denen sie gebunden sind.

Kürzlich schrieb ein vor 1½ Jahren eingelieferter 22jähriger früher zweimal bestrafter Bergarbeiter über den ersten Zellenbesuch, den der Geistliche bei ihm gemacht, in folgender Weise:

„Lieber Bruder! Wenn ich zurückdenke die 17 Monate, es ist mit mir schon ganz anders geworden. Als mir mein Herr Pastor das erste Mal besuchte, hat er mich etwas runtergemacht. Das gang zu ein Ohr rein und zu das andre raus,

Digitized by Google

und wie er weggang, sagte er, ich werde noch ein ordentlicher Christ hier werden. Ich dachte, aus mir hat noch keiner nichts gemacht, werden Sie auch nichts aus mir machen, und doch bin ich hier schon ein ganz anderer geworden. Ich kann meinen himmlischen Vater gar nicht genug preisen und danken, was er an mir schon gethan hat, er hat mich aus der Finsterniß gerissen und an das lebendige Licht gebracht. Lieber Bruder, wenn ich jetzt so zurückdenke an das vergangene Leben, wie dunkel und trübe das war. Aber sieh, Gott hat mir noch einmal herausgerissen und hat mich an einen stillen Ort gebracht."

Wie viele derartige Zeugnisse könnte ich vorführen, in denen die Gefangenen ihren Angehörigen voll Lob und Dank mittheilen, wie so ganz anders es hier sei, als sie es sonst in Gefängnissen gefunden, wie für Leib und Seele gesorgt würde und kein Fluchwort in ihre Zelle hineinklänge. Oder schreiben die Leute vielleicht nur so, weil sie wissen, daß ihre Briefe gelesen werden, und weil sie vermuthen, es möchte solche Schilderung ihnen die Gunst der Vorgesetzten erwerben? Ist's Heuchelei, wie man so gern annimmt? Aber wie kommt's denn, so frage ich dagegen, daß eine Reihe von Gefangenen, die von uns nach einer andern Strafanstalt versetzt worden waren, von dort aus an uns im Zellengefängniß voll Sehnsucht, wieder bei uns zu sein, schrieben, obwohl sie wußten, daß auch die dortige Direktion ihre Briefe las? Oder ist's nicht ein unverdächtiges Zeugniß, wenn in den letzten Wochen die Schwester eines hier neu Eingelieferten an denselben schrieb: „Ich habe einen Tuchmacher getroffen, der 18 Monat in eurer Anstalt gesessen. Die Freude war nun groß, denn er beschrieb uns alles, so gut er konnte. Das war eine glückliche Stunde für mich und Muttern. Dank dem Allmächtigen, daß Du in dieses Haus und in solche Hände gekommen bist."

Ein anderer Gefangener schrieb an seine Schwester:

„Liebe Schwester, wenn Euch Jemand das einreden möchte, daß ich hier in dieser Einsamkeit meinen Verstand verlieren würde, so kann ich Dir sagen, daß hier nicht der Ort ist, wo man seinen Verstand verlieren soll, sondern wo er aufgeweckt werden soll, und glaube mir, ich bin aus dem Traum aufgeweckt."

Mit dieser Notiz jenes Gefangenen sind wir auf einen Punkt hingewiesen, in Bezug auf den oft grauenhafte Dinge über das Zellengefängniß ausgesagt worden sind. Selbstmord und Wahnsinn heißen die beiden Gespenster, die oft genug als die bösen Geister der Einzelhaft und als die finsteren Herren des Zellengefängnisses bezeichnet worden sind.

Auf die Frage nach der Zahl der Selbstmorde mag mein Kirchenbuch Antwort geben. In den Jahren 1849 bis 1856, in denen die Gefangenen gemeinsam arbeiteten und in der Kirche nicht von einander getrennt waren, kamen 15 Selbstmorde vor, in den folgenden 19 Jahren systematischer Einzelhaft 7; dort also in acht Jahren 15, hier in 19 Jahren 7; eines weiteren Zeugnisses bedarf es wohl nicht.

Was den Wahnsinn betrifft, so bemerke ich zunächst, daß in den letzten zehn Jahren kein Gefangener einer Irrenanstalt überwiesen werden mußte. Die dann und wann im November, wenn die Blätter fallen und es nebelig wird, oder im April, wenn's revoltirt im Schoße der Natur, vorkommenden Hallucinationen und leichteren Störungen bei durch Trunk oder Unzucht nervös zerrütteten Leuten gehen gewöhnlich schnell vorüber durch die Brause und Beschäftigung im Hof. Im Jahre 1874 kam kein derartiger Fall vor. Aber wie kommt's, daß dies so wenig geschieht?" fragt man wohl, „ist doch der Mensch zur Gemeinschaft geschaffen und muß es doch schrecklich sein, allein zu sein in den vier leeren Wänden Tag für Tag, Woche für Woche, Jahre lang mit seinen eigenen Gedanken, die sich unter einander verklagen oder entschuldigen, mit seinem schuldbeladenen Gewissen, mit seiner schrecklichen Vergangenheit, mit seiner hoffnungslosen Zukunft!"

Ja freilich, wenn's so wäre, was Wunder, wenn mancher Geist umnachtet würde, wenn manch umflortes Auge nichts weiter vor sich sähe, als Jammer und Elend, und verzweiflungsvoll hinunterstürzte in den Abgrund des Todes, oder in die wirre Nacht des Wahnsinns! Aber so ist es ja nicht. Nicht allein ist der Einsame mit seinen Gedanken, die ihn quälten Tag und Nacht. Bete und arbeite, so klingt's hindurch durch die Anstalt vom Morgen bis zum Abend. Doch ich will das Tagewerk unserer Gefangenen lieber von einem aus ihrer Mitte darstellen lassen. Ein Handwerksmeister schrieb nicht lange nach seiner Einlieferung an seine Frau:

„Liebe Frau! Wenn Dich einer die Strafanstalt schildern will und er ist nicht hier gewesen, so glaube ihm nicht, und wer hier gewesen ist und er spricht schlechtes davon, der handelt unrecht, denn alle Wochen bekommen wir reine Wäsche, und aller 14 Tage werden wir warm gebadet, und alle Tage gibt es dreimal warmes Essen, so daß ein jeder reichlich satt werden kann. Des Morgens halb 6 Uhr dann wird eine Glocke gezogen (im Sommer um 5 Uhr), dann singt ein Sängerchor ein Lied aus dem Gesangbuch, dann wird das Vaterunser gebetet, ein jeder Gefangene betet leise mit (wenn er will), ist das nicht Trost genug? Dann geht jeder an seine Arbeit, ich lerne da Korkpfropfen schneiden, ich hoffe, daß ich es lernen werde, wenn ich wieder herauskomme, daß ich mich mein Brot verdienen kann, (worauf ihm seine Frau antwortete: „Aber, lieber Mann, die Korkpfropfen, dächte ich, wären ein sehr schlechter Nahrungsstoff für Dich.") Der Mann fährt dann in seiner Schilderung fort: „Alle Tage gehe ich ½ Stunde (im Sommer sind's ¾ St.) spazieren, alle Wochen dreimal in die Schule. Da haben wir Rechnen, Lesen, Singen (auch Bibellesen, Geographie, Geschichte und Naturgeschichte). In der Schule hat jeder seinen Sitz wie in der Kirche und im Spazierhof. Im Gesicht können wir uns nicht erkennen, und sprechen dürfen wir auch nicht mit einander. Des Abends 7 Uhr wird wie des Morgens gesungen und gebetet, und ein jeder geht schlafen, weil das Gas ausgemacht wird. Schreibzeug, Bücher zum Lesen hat ein Jeder in seiner Zelle, es ist alles sehr bequem eingerichtet."

Doch genug damit. Nur füge ich hinzu, daß die Werkmeister auf jeder der zwölf Stationen von Zelle zu Zelle gehen, um ihren Leuten Arbeit zu bringen oder abzunehmen, oder sie dazu anzuleiten; daß die Inspektoren, Lehrer, Geistlichen zu möglichst viel Zellenbesuchen verpflichtet sind, der Mann ist also nicht seinen eigenen Gedanken überlassen.

Ja, sagt man weiter, aber die quälende Vergangenheit, das schuldbeladene Herz, das unruhige Gewissen, wird sich's nicht mächtig regen, wenn's stille geworden ist auf den langen Korridoren, still geworden in den einsamen Zellen, wenn die Arbeit ruht und die Schatten der Nacht sich ausbreiten über das einsame Lager des Gefangenen, wenn kein Schall mehr zu seinen Ohren dringt, wenn sein Vöglein, das manchem vergönnt ist, im Bauer schläft und er in der finstern Zelle nicht mehr hinschauen kann auf das Bild des Vaters, der Mutter, der Gattin, mit dem er seine Zelle schmücken durfte? Wird's dann sich nicht centnerschwer auf sein Herz legen, daß es ihm zerspringen möchte? Ja, manchem ist und bleibt es schwer, und es würde ihm unerträglich sein, wenn keine andere Sonne schiene, als die den Tag erleuchtet, wenn wir das Auge nicht erheben dürften zu dem ewigen Licht, das durch alles Dunkel bricht und das seine Strahlen besonders in Schule und Kirche leuchten läßt.

(Schluß folgt.)

Die statistischen Bureaux und ihre Organisation.

Nachdruck verboten. Ges. v. 11./VI. 70.

Die Arbeiten und Einrichtungen der statistischen Bureaux mögen den meisten von uns ein ziemlich dunkles Gebiet sein. Wir alle bringen wohl einmal gelegentlich den Veröffentlichungen, die uns in bisher wenig bekannte Verhältnisse einführen und beispielsweise genauere Nachweise über Geburten, Trauungen, Todeszahlen, über Kassen, Handelsartikel, Ein- und Ausfuhr, Staatseinnahmen und Staatsausgaben ꝛc. in Ziffern geben und so uns befähigen, ein klareres Urtheil über diese Dinge zu fällen, ein sehr lebendiges Interesse entgegen. Aber doch nur die wenigsten von uns kennen die Organisation der

Digitized by Google

statistischen Bureaux, und die ebenso schwere als verdienstvolle Arbeit unserer Statistiker, welche das ungeheure Zahlenmeer, gewonnen aus statistischen Erhebungen über tausende und hunderttausende von bestimmten Fällen gleicher Art, oder über Familien- und Erwerbsstand von Millionen Staatsangehöriger, nun sichten und die Ergebnisse daraus wissenschaftlich ordnen sollen.

In dem Chaos der deutschen politischen Staatenverhältnisse während der letzten Jahrhunderte konnten nur schwache Anfänge von Einrichtungen entstehen, um zu einer statistisch einigermaßen genaueren Kenntniß der Volkszustände auf einzelnen Gebieten zu gelangen. Das größte Nationalunglück, das unser Volk betroffen, der 30jährige Krieg, warf unsere damals schon hoch entwickelte, blühende Kultur um mehr als ein Jahrhundert zurück und viele Geschlechter hatten vorerst nur mühselig zu ringen, um aus der tiefen Verarmung sich wieder emporzurichten. Das gegenwärtige Jahrhundert begann abermals mit einem großen Kriege, erst in den zwanziger Jahren erholte sich allmählich die Nation wieder von der furchtbaren Heimsuchung. Jetzt durften auch die Regierungen wie die Wissenschaft das Werk der statistischen Erforschungen wieder ins Auge fassen, um sie zuerst im kleinen Maßstabe zu beginnen und nun allmählich immer weiter und breiter in Angriff zu nehmen. So entwickelte sich mit der Zeit ein umfassendes System methodischer Massenbeobachtung, namentlich aber eine planvolle Beobachtung der socialen Verhältnisse. Damit wuchs der Arbeitsumfang immer höher, es bedurfte der Schaffung besonderer Staatsämter hierfür, die heute nun den Namen „Statistische Bureaux" tragen. Sie führten die Erhebungen, sammelten die Zahlennachrichten, sichteten und stellten sie zusammen und veröffentlichten die gewonnenen Ergebnisse.

Anfangs hatte man die Errichtung der statistischen Bureaux noch als geheime Sache der Regierung betrachtet, so 1801 und 1813 in Baiern, 1809 in Westfalen, 1805, 1808 und 1810 in Preußen. Bei dem Zuge der Zeit nach Oeffentlichkeit aber und bei dem die Geheimnißkrämerei völlig unnöthig machenden Zweck und Wesen der Statistik gelangten allmählich, etwa seit den dreißiger Jahren, andere Grundsätze zur Geltung. Das stürmische Jahr 1848 führte die vollste Oeffentlichkeit in allen Dingen ein. In Preußen stand das erste statistische Bureau (seit 1810) unter dem bahnbrechenden Direktor Hoffmann, seit 1848 unter dem trefflichen Dieterici. In Sachsen entwickelte sich aus einem halbamtlichen statistischen Vereine ein solches Bureau zu großer Leistungsfähigkeit unter Dr. Engel, dem heutigen verdienstvollen Direktor des preußischen statistischen Bureaus. In Baiern begann das statistische Bureau unter Hermann seine Veröffentlichungen; andere deutsche Kleinstaaten folgten bald nach. In Oesterreich ward 1828 ein statistisches Bureau errichtet. Der obersten Rechnungs- und Kontrolbehörde untergeordet, mußte es lange Zeit seine Aufnahmen sorgfältig geheim halten. Erst unter Czörnig begann es (im Jahre 1842) mit jeweiligen, größeren Publikationen (ausschließlich der bis 1848 geheim gehaltenen Finanztabellen).

Es gibt gegenwärtig keinen Kulturstaat mehr, der nicht ein statistisches Bureau besäße; besondere Anerkennung wegen seiner trefflichen Leistungen aber verdient das belgische Bureau. Dasselbe wurde 1831 gegründet und steht seit 1841 unter dem Präsidenten Quetelet. Dieses Bureau ist, wie Haushofer in seinem Lehrbuch der Statistik bereitwillig anerkennt, „das trefflichste Vorbild für die Einrichtung, Ausführung und Behandlung der amtlichen Statistik in der Gegenwart geworden."

Die Organisation für den Wirkungskreis der Bureaux ist sehr verschieden: manche haben nur den von den Verwaltungsbehörden gesammelten statistischen Stoff zu verarbeiten und die Resultate zu veröffentlichen, andere dagegen volle Freiheit, Erhebungen über alle Zustände nach Ermessen zu veranstalten. In manchen Staaten hat man hie und da auch je nach Bedürfniß „statistische Kommissionen" aus Mitgliedern verschiedener Verwaltungszweige unter Zuziehung von Gelehrten gebildet, welche über die vorzunehmenden Erhebungen beschließen und sie kontroliren. In neuerer Zeit sind nun selbst Städte mit Errichtung von statistischen Bureaux gefolgt, so Berlin, Leipzig, Hamburg, Wien ꝛc., es haben sich ferner private „statistische Vereine" gegründet, so in London, Paris ꝛc., und kaum besteht heut noch irgend ein Verein oder Institut von Bedeutung, ja kaum irgend ein Großhandlungshaus ꝛc., das nicht neben den vielen Gelehrten, welche für sich statistische Einzelgebiete bearbeiten, ebenfalls Statistik triebe.

Für jede Seite, jede Eigenschaft des beobachteten Gegenstandes sammeln sich Massenzahlen, in diesen wiederum eine überwiegende Mehrheit von fast gleichen Daten, welche ausdrücken, daß die überwiegende Mehrheit der Dinge, der Ereignisse, der Eigenschaften, der Bewegungen, der Menschen so und so ist, kurz, welche das Gesetzmäßige in dem scheinbaren Chaos, das Regelmäßige, oft wunderbar Uebereinstimmende in der scheinbar wirren Verschiedenheit und Regellosigkeit besagen. Wir gelangen so zur Erkenntniß der socialen Gesetze, welche die Erscheinungen des Staats-, des Gesellschafts-, des Menschenlebens beherrschen. Sowie nun die Statistik eines Landes die Verhältnisse von Provinzen, Städten, von Stadt und Land, ja selbst von Stadttheilen und Straßen untereinander vergleicht, und die Ursachen der nicht selten merkwürdigen Verschiedenheiten zu erforschen sucht, so wurde, in Erkenntniß der Wichtigkeit der komparativen Statistik, um also auch im größten Maßstabe Vergleichungen anstellen, um Massenbeobachtungen machen zu können und nach gleichen Grundsätzen die statistischen Arbeiten vorzunehmen, 1853 zu Brüssel der „Internationale statistische Kongreß" zwischen den statistischen Bureaux der europäischen Staaten gegründet. Der zweite statistische Kongreß fand 1855 zu Paris statt, der dritte 1857 zu Wien, der vierte 1860 zu London, der fünfte 1863 zu Berlin, der sechste 1867 zu Florenz, der siebente 1869 im Haag, der achte in Petersburg.

Das preußische statistische Bureau steht seit dem 1. April 1860 unter Leitung des obengenannten Geheimraths Dr. Engel (geb. zu Dresden am 26. März 1821). Ihm gebührt das große Verdienst nicht nur der vervollkommneten inneren Organisation des Bureaus, sondern der Erhebung der bis dahin blos ziffermäßigen Verwaltungsdisciplin zur selbständigen Wissenschaft, welche nun mit der systematischen Beobachtung und Erklärung des Ursachenverhältnisses im Leben der Staaten und Völker nach seinen Erscheinungen sich befaßte. Engel ist der Schöpfer des Systems der Massenbeobachtung und der internationalen statistischen Kongresse. Die Statistik geht heute von dem Gedanken aus, die bisher mehr mechanisch dürren Volkszählungen zu volksphysiologischen zu machen. Seine zahlreichen Arbeiten sind bekannt. Wir verweisen indessen Freunde des Gegenstandes noch besonders auf das Werk Puslowskis: „Das königlich preußische statistische Bureau" (Berlin 1872), dem wir unsere Nachrichten entnehmen. Das durch die Verordnung vom 24. April 1812 unmittelbar dem Staatskanzler untergeordnete preußische statistische Bureau zerfiel unter der Leitung seines Direktors in zwei Abtheilungen: „für Land und für Volk". Erstere beschäftigte sich mit Ergänzung und Verbesserung der Karten und Topographien von allen Theilen des Staates; letztere sammelte und ordnete die Nachrichten über Bevölkerung, Gewerbe und Nationalvermögen, über neu entstandene oder eingegangene Ortschaften, neu errichtete Zoll- und Postämter, in Angriff genommene, bezw. vollendete Land- und Wasserstraßen ꝛc. Im Jahre 1813 kam die topographische Abtheilung hinzu zur Vervollständigung der Karten und Ortsverzeichnisse, doch ging dieselbe alsbald an den Generalstab über. Die Volkszählungen waren bis 1822 alljährliche, von da ab alldreijährliche, heuer ist die Zählung wegen des Krieges eine über vier Jahre sich erstreckende, in Zukunft werden sie wahrscheinlich fünfjährliche sein, wie auch ein Vorschlag des Bundesraths lautet. An Stelle der zersplitterten Zählungsausweise wurde 1870 von der „Kommission zur weitern Ausbildung der Statistik des Zollvereins" eine Konzentration der Volkszählung vorgenommen und das preußische Bureau zunächst als Amtsstelle bestimmt. Von der Großartigkeit der Manipulation und dem Umfange der zur Gewinnung dieser Tabellen nothwendigen Arbeiten, bei welchen

Digitized by Google

circa 250 diätarisch besoldete Hilfsarbeiter thätig sind, kann man sich einen Begriff machen, wenn man erwägt, daß die in Frage stehenden circa 25 Millionen Zählkarten zuerst revidirt und mit den übrigen Zählungsmaterialien (den Zählbriefcouverts, den Listen der An- und Abwesenden, den Zähler-Kontrolllisten und den Ortsbevölkerungsübersichten) verglichen, dann gemeindeweise nach verschiedenen Richtungen gruppirt und gezählt werden müssen. Diese gewonnenen Resultate werden zunächst in gewisse Hilfs- und Rechnungstabellen eingetragen und gelangen dann zur Publikation. Der kalkulatorische Theil dieser Riesenarbeit schließlich, bei welchem mit 1- bis 8stelligen Zahlen zu operiren und deren Eintragung in die Einzel- und Summenfelder zu besorgen ist, verdient in gleicher Weise unsere Bewunderung. Zu den Funktionen des königlich statistischen Bureaus gehört seit circa 20 Jahren auch die Bearbeitung des Kalenderwesens. Die im Jahre 1811 errichtete „Kalenderdeputation", welcher neben der Bearbeitung sämmtlicher, das Kalenderwesen betreffenden Angelegenheiten die Herausgabe der unter öffentlicher Autorität erscheinenden Kalender ꝛc. anvertraut war, wurde, nachdem ihre Funktionen schließlich auf die Zusammenstellung und Redaktion der amtlichen Kalendermaterialien beschränkt waren, im Jahre 1852 mit dem königlichen statistischen Bureau enger vereinigt, vom 1. Januar 1857 ab aber völlig mit dem Bureau verschmolzen.

Auf Alexander von Humboldts Anregung wurde durch Kabinetsordre vom 9. Januar 1846 das „meteorologische Institut" ins Leben gerufen und mit dem statistischen Bureau verbunden. Das statistische Bureau hat natürlich auch sein besonderes Archiv. Dasselbe ist im Jahre 1869 einer vollständig neuen systematischen Ordnung unterzogen worden, welche es heut selbst dem Uneingeweihten ermöglicht, an der Hand des Katalogs mit größter Leichtigkeit jedes einzelne der circa 10,000 Aktenstücke aufzufinden.

Die Kosten für das statistische Bureau betrugen 1852 erst 12,865 Thlr., für das meteorologische Institut 3000 Thlr., heute 34,350 bzw. 8400, zusammen 42,750 Thlr. Mit dem Bureau ist ein „statistisches Seminar" verbunden, welches theoretisch-praktische Kurse zur Ausbildung höherer Verwaltungsbeamten in der amtlichen Statistik ertheilt. Der Eintritt steht zunächst denjenigen jüngeren Juristen und Kameralisten offen, welche ihre Befähigung zum höheren Justiz- und Verwaltungsdienst durch Ablegung der letzten Staatsprüfung erwiesen haben. Es ist der Eintritt jedoch in besonderen Ausnahmefällen auch anderen, ja selbst Ausländern gestattet. Der Kursus soll die Dauer eines Jahres in der Regel nicht überschreiten. Die im Seminar gehaltenen akademischen Vorträge umfassen: Theorie und Technik der Statistik, Statistik der Bevölkerung und der Wohnplätze, Gegenstände aus der Nationalökonomie, Volkswirthschafts-Politik und Finanzwissenschaft, Versicherungswesen und sociale Selbsthilfe, Gegenstände aus der Verwaltungspolitik, physische Geographie, Technologie.

Der Ursprung der jetzt zu einem bedeutenden Umfang gediehenen Bibliothek des statistischen Bureaus ist auf das Jahr 1810 zurückzuführen. Seit 1853 tauschen die europäischen statistischen Bureaux ihre amtlichen Publikationen gegenseitig aus, so daß der regelmäßigen Vermehrung der Bibliothek ein werthvoller alljährlicher Zuwachs von selbst zufließt. Seit 1865 steht derselben der vielbewanderte Dr. Lippert vor, jedem, der literarische Auskunft sucht, mit seiner reichen Literaturkenntniß stets liebenswürdig hilfsbereit. Die Bibliotheken der nach der Annexion aufgelösten statistischen Bureaux zu Hannover, Kassel und Frankfurt a. M. wurden der Bibliothek des hauptstädtischen Bureaus einverleibt. Neben der Bibliothek befindet sich ein Lesesaal für alle, die hier arbeiten wollen. Die Anzahl der Bände und Broschüren inklusive sämmtlicher Zeitschriften und Zeitungen beläuft sich gegenwärtig, summarisch gerechnet, auf rund 50,000. Den Haupttheil bilden natürlich die staatswissenschaftlichen, kameralistischen und statistischen Werke.

Die Zeitschrift des königl. preußischen statistischen Bureaus enthält alle Arbeiten desselben und hat, wie schon früher offene Anerkennung, so jetzt nach der wesentlichen Vergrößerung des Staates eine angemessene erhöhte Bedeutung gewonnen. Neben dem Direktor des Bureaus ist, wie der Inhalt der Zeitschrift fast in jedem Hefte beweist, der Rechnungsrath Karl Brämer der fleißige Verfasser der weitmeisten Arbeiten. Wir hoffen, daß diesem tüchtigen Kopfe noch ein größerer Wirkungskreis bestimmt ist. Die hohe Arbeitsleistung des statistischen Bureaus leuchtet aus der Thatsache genügend hervor, daß dasselbe in den Jahren 1861—70 nicht weniger publizirte als 23 Hefte des amtlichen Quellenwerks mit zusammen 644¾ Bogen, drei Bände Jahrbuch mit zusammen 100⅝ Bogen, 10 Bände oder Jahrgänge der Zeitschrift mit zusammen 448 Bogen, drei Ergänzungshefte mit 19½ Bogen, 11 Schriften über die statistischen Kongresse, zusammen 291¼ Bogen, einen statistischen Sanitätsbericht über die preußische Armee für das Jahr 1867 von 32½ Bogen und eine Sprachkarte in 2 Blättern. Das sind 1536⅝ Bogen, so daß auf ein Jahr über 153, auf jede Woche circa 3 Bogen kommen.

So weit über das preußische statistische Bureau. Es wird Gelegenheit sein, auf die neuere Schöpfung, das statistische Amt des deutschen Reichs, später einmal besonders einzugehen.

Julius Frühauf.

Deutsche Städte und Bauten.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

III. Stralsund.

(Mit Illustration auf S. 173.)

Ja, sie war dereinst die strahlende Perle am Strande der Ostsee, sie gebot über Krieg und Frieden auf dem Meere, die Könige und Fürsten ringsumher suchten ihre Freundschaft und fürchteten ihren Zorn, sie führte mit vollem Rechte die drei Strahlen in ihrem Wappen und Siegel, sie die Stadt to'm Sunde, Stralsund, die alte Hansastadt.

Sieh, wie die junge hinter Rügens Bergen sich erhebende Sonne den kreisrunden Bogen und die sieben den Wimpeln der Masten gleichenden Spitzen des alten Rathhauses vergoldet, das der Sage nach nebst dem inzwischen verschwundenen Artushofe*) von einem Lösegelde von 6000 Mark Silber erbaut wurde, die Herzog Ehrich von Lauenburg zahlen mußte, als er 1316 in Verbindung mit dem Könige von Dänemark und dem Fürsten von Rügen Stralsund den Krieg zu erklären gewagt hatte und dabei gefangen worden war.

Das Jahr der Entstehung der Stadt ist in sagenhaftes Dunkel gehüllt. Man glaubt, sie sei um 1209 von dem Rügenschen Fürsten Jaromar gegründet, schon 1234 mit Lübischem Rechte belehnt, vom Könige von Dänemark mit wichtigen Privilegien bewidmet und hierdurch in kürzester Zeit zu hohem Ansehen und Reichthum gelangt.

So viel steht fest, daß, als im 14. Jahrhundert König Waldemar von Dänemark die Privilegien Stralsunds wieder beschränken wollte, ihm dieser Versuch sehr übel bekam. Stralsund im Bündnisse mit den anderen Städten der Hansa und deren Heerführerin erklärte den Dänen den Krieg, belagerte und eroberte Kopenhagen, sowie andere Städte und Inseln Dänemarks, und der stolze König mußte bei der Stadt um Frieden bitten. In Stralsund, dessen großer unvergeßlicher Bürgermeister Bertram Wulflam namens der ganzen Hansa die Friedensverhandlungen zu leiten beauftragt war, wurde auf dem Rathhause am 24. Mai 1370 der Frieden geschlossen. Und was war das für ein Frieden! Abgesehen von bestätigten Privilegien, für deren Innehaltung Dänemark eine große Anzahl Vogteien, Dörfer und Kirchspiele verpfändete, bedung der Bürgermeister Wulflam sich aus, daß König Waldemar weder für Lebzeiten noch von Todes wegen einen Nachfolger auf dem Throne anders ernennen dürfe, als mit Genehmigung der Hansa, und der König mußte solches, „insofern er bei seinem Reiche bleiben wolle", mit seinem großen Siegel bestätigen.

Ein halbes Jahrtausend ist seit jenem Frieden vergangen,

*) Der Artushof lag da, wo auf unserm Bilde heute die Hauptwache steht.

Digitized by Google

der Stralsund auf die Höhe der Macht und des Reichthums erhob, ein halbes Jahrtausend — und das alte Rathhaus, das damals in seinen Mauern den dänischen Reichsverweser — denn König Waldemar war in das Innere von Deutschland entflohen —, die ersten Edelleute Dänemarks und fünfzig Sendboten der Handelsstädte von Reval bis Köln unter Wulflams Vorsitze versammelt hielt, das alte Rathhaus steht heute noch in seiner alten ehrwürdigen Pracht, und wie alte Bilder dies beweisen, äußerlich nur so weit verändert, als der Lauf der Jahrhunderte dies bedingte.

Wie alles Große und Erhabene, so entging auch Bertram Wulflam dem Neide und der Anfeindung nicht. Zwanzig Jahre nach dem berühmten Frieden kam es im Saale des Rathhauses zur offnen Rebellion. Der Rathsherr Hermann Hozang war es, der in Verbindung mit dem fünften Bürgermeister Karsten Sanow — jetzt besitzt Stralsund glücklicherweise deren nur zwei — sich gegen Bertram Wulflam verband. Hermann Hozang büßte die Kühnheit mit dem Leben. Er wurde beschuldigt, trotzdem die Kornausfuhr verboten gewesen, Korn verschifft zu haben, und angewiesen, den Rathsstuhl zu meiden. Wüthend stürzte er nach Hause zu seiner Frau, und als diese ihn mit den Worten empfängt, „er sei ihr lieber todt als ehrlos," kehrt er mit einem unterwegs gekauften Messer in den Rathssaal zurück und stürzt sich zunächst auf den zweiten Bürgermeister Siegfried. Aber Hozang wird überwältigt, verhaftet und auf Wulflams Befehl vor dem Rathhause auf dem Markte gerädert. Aber Karsten Sarnow nahm sich seines Freundes an, und noch in demselben Jahre 1391 mußte Bertram Wulflam unter der Anschuldigung, unberechtigte Steuern erhoben und nicht Rechnung gelegt zu haben, aus der Stadt mit seinen Söhnen entfliehen. Bald zeigte es sich, daß der gewaltige Mann nicht zu entbehren war. Sarnow, von dem die Chronik schreibt, daß er gewesen sei „en unbefründet man, welcher nich von groten Fründen sinen Ursprung hadde," war den Ansprüchen der Zeit nicht gewachsen, die Hansastädte kamen in Verfall, die Seeräuber und Wegelagerer wieder in Flor. So brach zwei Jahr später die Contrerevolution aus, Bertram Wulflam kehrte zurück und ließ am 28. Juni 1393 den Karsten Sarnow ebenfalls auf dem alten Markte enthaupten.

Noch heute steht Wulflams Haus dem Rathhause gegenüber auf dem alten Markte, mit seinem alten prachtvollen Giebel, freilich verändert im Aeußern und Innern vom nagenden Zahne der Zeit. Bertram Wulflam starb ein Jahr darauf, gefolgt von seinem Sohne Wulf Wulflam, der die Zügel der Regierung mit gleicher Strenge handhabte, aber 1409 bei einem Besuche in Bergen auf Rügen ermordet wurde. Die Gräber der beiden großen Männer hat die Nachwelt vergessen, sic transit gloria mundi! Nur ein altes Steinbild ist übrig geblieben, welches Wulf Wulflam darstellen soll.

In diese Zeit fällt der erste Konflikt Stralsunds mit der Geistlichkeit. Der römische Archidiakonus Curt von Bonow gerieth mit der Stadt, weil dieselbe angeblich zu leichte Pfennige hatte schlagen lassen, die den Geistlichen in die Opferstöcke geworfen wurden, in Streit, verließ Stralsund und kehrte von Tribsees aus mit 300 gerüsteten Pferden zurück, um die Stadt zu züchtigen. Die Chronik sagt: „De Börger, de he uth der stadt auerkam, dem hauede he de hände und föte aff und lete se also in dem blode liggen und sik wöllern; ick mene, dat sin fine stücke eines kerckheern."

Das war den Stralsundern denn doch außer allem Spaß. Sie ergriffen als Repressalien die Hauptgeistlichen der drei Kirchen, verurtheilten sie in dem Rathhause zum Tode und verbrannten sie lebendig auf dem neuen Markte.

Wulf Wulflams Wittwe vergeudete das große Vermögen ihres Mannes, der, wie die Chronik erzählt, „auf silberner Schaubank" gesessen hatte und der reichste Mann an der Ostsee hieß, gar bald. Die Sage erzählt, daß sie von ihrer ehemaligen Amme Hemden als Almosen bekommen, welche die treue Magd aus Rigaer Flachse gefertigt habe, den ihre ehemalige Gebieterin in der Zeit des Glückes als Wischtücher verbraucht, und noch heute ist die Stelle zu sehen, der „Steg" an der Nikolaikirche, wo die Wittwe mit einer silbernen Schale gesessen und für sich mit den Worten: „für die arme Reiche" gebettelt haben soll. Das Geschlecht ist lange erloschen. Dasselbe Jahrhundert sah abermals auf dem Rathhause eine blutige That. Bürgermeister Otto Voge klagte 1453 seinen eigenen Fürsten Wratislav IX der Verrätherei an und ließ dessen Vertheidiger, Landvoigt Barnekow von Rügen, durch zwei Rathsherrn zum Tode verurtheilen, vom Rathhause aus durch die Stadt schleifen und vor dem Thore auf das Rad stoßen. Wratislav nahm an den beiden Rathsherren blutige Rache und ließ sie viertheilen und ihre Glieder an den Wegen aufhängen, aber an den Bürgermeister wagte er sich nicht, sondern schloß mit ihm — einen Vergleich. Otto Voge blieb noch lange Jahre im Amte.

Wir lenken jetzt unsere Schritte zu dem Innern des Rathhauses selbst, wie es heutzutage dasteht.

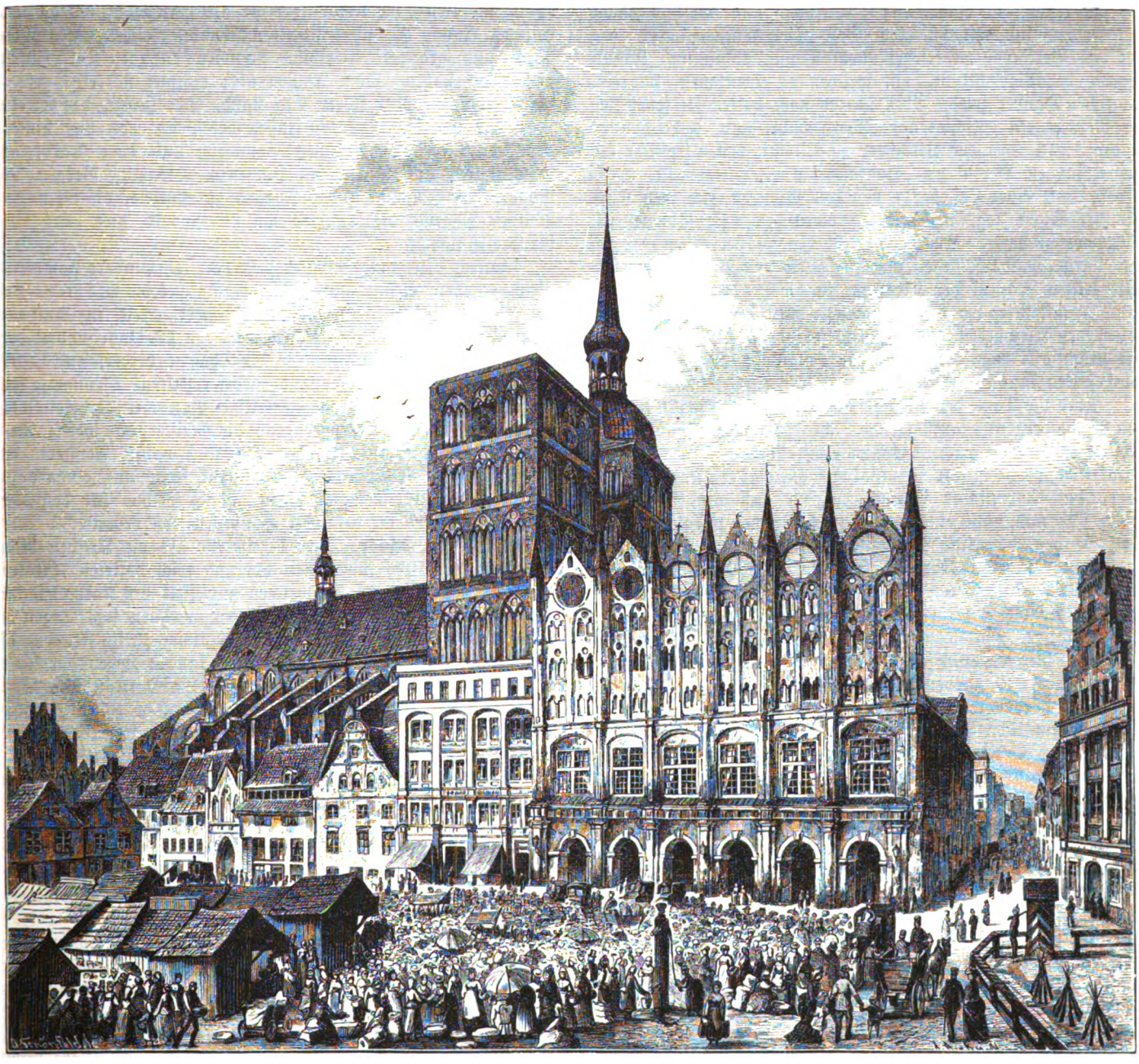
Von dem alten Markte aus, dessen reges Treiben zur Marktzeit unser Bild getreu veranschaulicht, treten wir in die luftige, von achteckigen Pfeilern und Säulen und von gothischen Bögen überwölbte Halle und steigen die alte steinerne Treppe hinan. Oben empfängt uns die Vorhalle zum großen Saale, in welcher die Oelbilder der Stralsunder Bürgermeister, jedoch erst mit dem Jahre 1570 beginnend, der Reihenfolge nach aufgehängt sind. Der große Saal selbst, der die ganze Breite des Gebäudes einnimmt, enthält die Bilder einer großen Anzahl schwedischer Könige und Königinnen, sowie die der letzten drei preußischen Könige, außerdem ein großes durch Farbenpracht sich auszeichnendes Gemälde: Luther auf dem Reichstage in Worms. Durch die alten ehrwürdigen Sitzungszimmer des Rathes und des bürgerschaftlichen Kollegiums tritt man in die Bibliothek und von hier in das Neuvorpommersche Museum. Von all den Seltenheiten und Schätzen, die hier niedergelegt sind und deren nähere Erwähnung den Rahmen dieser Skizze überschreitet, sei nur eine genannt: Der Waffen- oder Feldherrnschmuck eines nordischen Königs. Als nämlich am 13. November 1872 die furchtbare Sturmflut die Küsten Neuvorpommerns und Rügens verwüstet und den seit Jahrtausenden angeschwemmten Sand der Dünen in die Tiefe des Meeres herabgezogen und die Ufer freigelegt hatte, fand eines Tages ein Fischer am Strande der Insel Hiddensoie ein eigenthümliches, einer großen Brosche ähnliches Schmuckstück, das sich als massives gediegenes Gold erwies. In den beiden nächsten Jahren waren die Fischer noch glücklicher. Der Strand belohnte das Durchwühlen mit seltener Freigebigkeit und erschloß ein prachtvolles massives Armband, eine ebensolche Mantelspange und eine Anzahl anderer offenbar zum Aneinanderhängen bestimmter goldener Schaustücke von derselben Art und Arbeit, wie das zuerst gefundene. Stellt man die 16 Stücke zusammen, so bildet das Ganze einen offenbar zum Tragen um den Hals bestimmten kriegerischen Schmuck, und die Arbeit deutet als Zeit der Entstehung wohl auf das 7. oder 8. Jahrhundert hin. Man hält die Arbeit für nordischen Ursprungs, doch sind die unverkennbar auf jedem einzelnen Stücke eingetriebenen Eulengesichter vielleicht der Beweis, daß der Schmuck aus dem Orient stammt. Wie er aber an den Fundort gelangt, darüber sind natürlich nur Vermuthungen gestattet, und man muß das Gebiet der dunkelsten Sage zu Hilfe nehmen, nach welcher dereinst ein fremder mächtiger König an den Küsten von Rügen auf einem unglücklichen Kriegszuge sich mit Schwert und Schild in das Meer gestürzt haben soll.

Ehe wir das Rathhaus verlassen, statten wir dem tiefen gewaltigen Keller einen Besuch ab. Hier ist es insbesondere ein halbdunkles Gemach, das früher durch eine Treppe mit dem Sitzungszimmer des Rathes in Verbindung gestanden haben soll. Wer wohl diese Treppe alles herabgestiegen sein mag, um nach anstrengender Arbeit die durstige Kehle anzufeuchten! Sonderbar, daß solche Gewohnheiten über Jahrhunderte und Generationen erhaben sind! Denn wenn heutzutage auch die geheime Treppe verschwunden und anstatt der Rathsherren dickbäuchige Weinfässer um den mächtigen Kamin, der eine halbe Klafter Holz bequem in seinem Innern bergen kann, versammelt sind, wenn auch alle an den Rath zu leistenden Naturalabgaben im Laufe der Zeit aufgehoben oder abgelöst sind, so ist doch eine

Digitized by Google

einzige Abgabe noch heute rechtsbeständig, darin bestehend, daß der Rathskellerpächter alljährlich am Tage der heiligen drei Könige den Rathsverwandten — so heißen hier die Rathsherren — ein halbes Ohm Rheinwein liefern muß, nachdem er dasselbe mit Cardemum und anderen Gewürzen, welche die Rathsapotheke dazu hergibt, versetzt und gezuckert hat. Auch die pensionirten Rathsherren bekommen ihr Theil davon ab, offenbar, um ihnen die wohlverdiente Ruhe noch mehr zu versüßen.

Neben dem Rathhause befindet sich das Gewandhaus, das, wenn auch äußerlich unscheinbar, doch in mancher Beziehung als Repräsentant Stralsunder Eigenthümlichkeiten von hoher Bedeutung ist. Bürgermeister Bertram Wulflam war es, der durch Patent von 1370 die Altermänner des Gewandhauses als diejenigen Personen neben dem Rath berief, die ihm die Wünsche des Volkes vorzutragen hatten, und sein Sohn Wulf Wulflam war es, der durch die Erwerbung des Gutes Lupath auf Rügen den ersten Grundstein zum Vermögen des Gewandhauses legte. Aus den Altermännern des Gewandhauses, der ursprünglichen Pflanzschule der Rathsmitglieder, ist im Laufe der Zeit das bürgerschaftliche Kollegium entstanden, ein den Stadtverordneten in Altpreußen ähnliches Institut, insbesondere mit dem Rath dazu berufen, den vermögensrechtlichen Theil der Verwaltung auszuüben und dem Rathe die städtischen Steuern zu bewilligen, eine Aufgabe, der sich das bürgerschaftliche Kollegium mit anerkennenswerthem Pflichteifer noch heute unterzieht. Das Vermögen des Gewandhauses aber hat sich reichlich gemehrt und wird in seinen Einkünften hauptsächlich mit dazu verwendet, den Wittwen gestorbener Mitglieder eine jährliche gar nicht unbedeutende Unterstützung zu gewähren. Aber auch die lebenden Mitglieder gehen nicht leer aus. Denn die Zinsen eines ganz besonderen Kapitals sind dazu bestimmt, alljährlich den Stiftungstag durch ein hochsolennes Mittagessen zu feiern, bei welchem statutenmäßig eine besondere Speise, Grünkohl, nicht fehlen darf, wahrscheinlich das ehemalige Leibgericht des wohlwollenden Stifters.



Rathhaus und Nikolaikirche in Stralsund. Originalzeichnung von B. Mannfeld.

Seit länger als 600 Jahren die unwandelbar getreue Nachbarin des Rathhauses, hebt sich mit einem spitzen und einem stumpfen, vom Blitzstrahl im Jahre 1662 heimgesuchten Thurm die hochehrwürdige Nikolaikirche vor unseren Blicken empor. Sie, das im Innern und Aeußern gleich prachtvolle Gotteshaus, hat den Sturm der Reformation in ihren Mauern und vor ihren Altären gesehen, sie war Zeugin davon, als das Volk die Heiligenbilder zerstörte, und in ihren Räumen erklang zu allererst mit im deutschen Lande die neue Lehre des Mönchs von Wittenberg.

Digitized by Google

Schon seit Anfang des 16. Jahrhunderts gährte es in der Stralsunder Bürgerschaft wider die Mönche der zahlreichen Klöster, die übermüthig und liederlich die großen Einkünfte verpraßten, mit einem angeblich blutenden Kruzifix den heillosesten Unfug trieben, bis ein Geistlicher, Reimar Hane, den frechen Betrug entdeckte und wider die Mönche auftrat, die aller Sittlichkeit baar in dem Kloster St. Brigitten, welches Nonnen und Mönche, durch eine Scheidewand getrennt, in seinen Räumen barg, eine Rolle in der Mauer der gemeinschaftlichen Klosterküche zum Herüberschieben der Speisen bestimmt, so groß und weit eingerichtet hatten, daß auf dem Platze für die Schüsseln bequem ein Mönch sitzen konnte. Der allgemeine Unmuth stieg, als das Kloster im Jahre 1514, von Rom aus mit dem Interdikt belegt, sich mit schwerem Geld lösen mußte, dafür aber, um das Verlorene zu ersetzen, vom Papste Ablaß und Indulgenzen bewilligt bekam, mit welchen es einen mehr wie einträglichen Handel trieb. Aber immer noch hatten zu jener Zeit die Mönche ein entschiedenes Uebergewicht, und es geschah im Jahre 1513, daß der Kirchherr zu Nikolai, dessen Kaplan mit einem jungen Herrn von Hyddesen in Streit gerieth, wobei letzterer mit einer Hellebarde von den Mönchen erschlagen ward, aus der Stadt zog, nachdem er vierundzwanzig Absagebriefe ausgeworfen hatte. Um den Kirchherrn zu versöhnen, mußte der Bürgermeister Mörder ihm nacheilen und Bußfall und Abbitte leisten, worauf der Kirchherr in die Stadt auf das Rathhaus zurückkehrte, wo der versammelte Rath den Fußfall wiederholen, den Kirchherrn mit einem Gefolge von 300 Pferden auf das prächtigste bewirthen und eine beständige Messe in St. Nikolai stiften mußte.

Aber die Tage der Mönchswirthschaft waren gezählt. Das von Wittenberg aus aufsteigende Licht des neuen Glaubens verbreitete sich mit großer Schnelligkeit über Stralsund. Die Nikolaikirche, wo in der sonntäglichen Predigt ein Kaplan Borkhardt das interessante Thema, warum auf dem Thurm ein Hahn sitze und nicht eine Henne, zu besprechen pflegte, war der Ort, wo der ehemalige Präpositus Ketelhodt aus Stolp zuerst das Evangelium zu predigen begann. Der Palmsonntag des Jahres 1523 kam heran. Die katholischen Priester weihten zum letzten Male die von ihren Anhängern in die Kirchen gebrachten Tannenzweige, von welchen die Chronik erzählt: „Wann idt donnerde, blixete, wedderde, so legten de Lüde etlicke Strücke up dat Füer und hadden de Thoversicht, so wyt de Rook ginge, könde dat Weder kenen Schaden dohnde.“ Am andern Morgen waren sämmtliche Bettler der Stadt in die Nikolaikirche beschieden, um Ordnung in die Bettelei zu bringen, als urplötzlich eine Dienstmagd erschien, um im Auftrag ihrer Herrin deren reparaturbedürftige Heiligenspinde aus der Kirche zu holen. Die Magd drängt sich scheltend und noch ihr Küchenmesser in der Hand durch die Menge und schreit: „Rührt mir die Spinde nicht an, oder der Mord soll Euch in den Leib fahren!“

Da sammeln sich lose Jungen und Gesellen um sie, stoßen das eine Bild um, und das Signal war gegeben. Scharenweise stürzten die Menschen nach Nikolai, in wenigen Stunden waren alle Heiligenbilder zertrümmert, kaum daß die einzelnen Gewerke die ihnen gehörigen Altäre zu retten vermochten. Als die Nikolaikirche verwüstet war, kamen die anderen Hauptkirchen St. Marien und St. Jakobi an die Reihe, und von diesen wendete sich der Sturm auf die Klöster. Hier wurde nicht nur zerstört, sondern geplündert. Aus dem St. Johannis- und St. Katharinenkloster wurden Mönche und Nonnen vertrieben, und hoch loderte am Abend die Flamme des St. Brigittenklosters empor, wo man am anderen Tage, wie die Chronik erzählt, „Kinderköpfe auch woll ganze Corperlein vorsteckt und vorgraben befunden hatt“. Am anderen Tage erklärte das Volk sich auf dem alten Markte offen für Luthers Lehre, im Garten von St. Katharinen machte man eine große Grube, warf alle Heiligenbilder hinein, und mit ihnen war in Stralsund das Papstthum begraben. Wohl wollte der Landesherr, Herzog Bogislav, Rache an den Bilderstürmern nehmen, aber der Tod ereilte ihn noch in demselben Jahre, und sein Sohn, Herzog Carmin, der in Wittenberg studirt hatte, begünstigte die Reformation, so daß alle zahlreichen Versuche des Papstthums, in Stralsund wieder festen Fuß zu schaffen, scheiterten.

Die Nikolaikirche in ihrer heutigen Gestalt ist eine wahre Perle der Stadt. Der dreiseitig geschlossene Chor, der Hochaltar mit seinen Schreinen, der einzelne Scenen der Leidensgeschichte enthält, die reiche, im barocken Stil gebaute Kanzel, die berühmte Grabplatte des Bürgermeisters Hövener aus dem Jahre 1357, ein aufrecht stehender Grabstein mit dem Steinbilde eines schwedischen Generals und seiner Gemahlin, der Krämerstuhl von herrlicher Arbeit mit seiner Holzfigur, die eine Keule trägt, und mit der nichts weniger als einladenden Unterschrift: „Dat ken Kramer is, de bliv buten, sünst schla ick em op de schnuten“, die Kolossalgruppe der heiligen Jungfrau und heiligen Anna, das alles sind Kunstwerke, welche zum größten Theil aus grauem Alterthum stammen und den Bildersturm überdauert haben. Vom Thurm aber eröffnet sich eine gewaltige Rundschau über Meer und Land. Der Hafen, der Strelasund und die Stadt zu den Füßen des Beschauers, weit hinaus aber der Meerbusen zwischen Pommern und dem Dars, der Leuchtthurm auf Darserort, Hiddensoie, Barth, Bergen auf Rügen, das Jagdschloß des Fürsten zu Putbus, die Seen und Wälder Rügens, die Thürme von Greifswald, dies alles liegt im Kreise umher.

Gleich alterthümlich, aus dem 13. Jahrhundert stammend, gleich erhaben, riesig und geschmückt, sind es die Marien- und die Jakobikirche, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Auch für diese Kirchen war das 17. Jahrhundert verhängnißvoll. Der Blitz zündete die Thürme beider, und letztere hat ihre ehemalige Spitze nicht wieder erhalten. Großartig und wahrhaft erhebend ist der gewaltige Bau mit den kolossalen Hallen der Thürme, hervorragend die Meisterstücke der Kanzeln und die Glasgemälde in den 85 Fuß hohen Fenstern der Marienkirche. Neben letzterer liegt eine kleine unscheinbare Kapelle, von den Stralsunder Bürgern als Sühne für den oben erwähnten Mord an den drei Hauptpriestern erbaut.

Aber ein nicht geringeres Interesse als die Kirchen beanspruchen die alten, zum Theil überaus reich dotirten Klöster. In denselben Mauern, in welchen zur Zeit des Katholizismus Nonnen und Mönche ihr Wesen trieben, wohnen jetzt, gegen die Sorgen des Alters geschützt, theils Männer theils Frauen, die sich notorisch sämmtlich eines überaus langen Lebens erfreuen. Das vornehmste der Klöster ist das zu St. Annen und Brigitten, das, mit einer Jahreseinnahme von ca. 85,000 Thlrn. dotirt, 34 unverheirathete Damen mit einer Aebtissin in sich birgt. Nächst diesem kommen das Heiligegeistkloster, das von St. Jürgen am Strande und vor Ramsin, das Johanniskloster und eine ganze Reihe von Stiftungen, Beguinenhäusern und dergleichen, alle zu gleichem Zweck in grauer Vorzeit gestiftet und mit Insassen angefüllt, lebende Zeugen, wie die Altvordern der Stralsunder Bürgerschaft bemüht gewesen sind, das Alter zu ehren und ihm eine heimische Stätte zu bereiten.

Aber nicht nur die städtischen und religiösen Wirren der Jahrhunderte sind es, deren Spuren wir in Stralsund auf Tritt und Schritt begegnen, auch die Kriege der Völker haben bleibende Erinnerungen zurückgelassen. Stralsund hat oft feindliche Heere vor seinen Thoren gesehen, die es theils siegreich zurückwies, denen es aber auch theilweise seine Thore öffnen mußte.

Die schwerste Belagerung hatte es in der Zeit vom 13. Mai bis 24. Juli 1628 unter Wallenstein zu bestehen, der sich vermessen hatte, die Stadt zu erobern, und wenn sie mit Ketten an den Himmel gebunden wäre. Aber Hochmuth kam vor dem Falle, und Wallenstein mußte am 24. Juli unverrichteter Sache wieder abziehen, wobei ihm vom Nikolaithurm von den Stadtpfeifern ein improvisirtes Hohn- und Spottlied nachgeblasen wurde, das, später in Noten gesetzt, noch heute am gedachten Tage, dem größten Feste Stralsunds, an welchem alle Arbeit ruht und alle Straßen mit Blumen bestreut sind, vom Thurm zur ewigen Erinnerung erschallt. Im Hainholz aber unweit der Stadt zeigt man noch heute die Stelle, wo Wallensteins Zelt gestanden und wo er während der Belagerung einmal vier

Digitized by Google

Stralsunder Abgeordnete empfangen hatte, mit denen er um den Frieden verhandeln wollte. Hier war es, wo Wallenstein zuerst von der Stadt Geld verlangte. Die Antwort lautete: „Dat hebben wi nich!" Dann verlangte Wallenstein, die Stadt solle kaiserliche Besatzung einnehmen. „Dat dohn wi nich!" entgegneten die Stralsunder, und als Wallenstein sie, im höchsten Grade aufgebracht, mit den erdenklichsten Schimpfworten belegte, drehten sie ihm mit den Worten: „Dat sind wi nich!" den Rücken und kehrten in die Stadt zurück.

Schlimmer erging es Stralsund im Jahre 1715. Von den Königen von Preußen, Dänemark und Sachsen gegen Karl XII von Schweden belagert, mußte es, nachdem Karl XII nach Schweden geflohen war, kapituliren. Noch liegt der Stein vor dem Frankenthor, auf welchem der letztgenannte Fürst während der Belagerung seine Nachtruhe hielt.

Am 31. Mai 1809 fiel Stralsund abermals unter dem Sturm der mit den Franzosen verbundenen Dänen und Holländer. Major von Schill, von der unvergeßlichen Königin Luise „der tapfre Herr von Schill" genannt, vertheidigte bis zum letzten Augenblick das Knieperthor. Beim dritten Sturm drang der Feind in die Stadt. Schill hieb den holländischen Obersten, der mit klingendem Spiel an der Spitze des Regiments auf den alten Markt ziehen wollte, vom Pferde, und flüchtete dann nach dem Hafen, um nach Rügen zu entkommen. In der Fährstraße aber sank er, von holländischer Kugel getroffen, todt vom Roß herab. Die Stelle, wo der geächtete Held für König und Vaterland fiel, bezeichnet sein Medaillonbild am Hause Nr. 21 der Fährstraße und eine in den Bürgersteig eingelassene Platte. Sein Körper, jedoch ohne den Kopf, der in Braunschweig ruht*), ist auf dem Knieperkirchhof begraben, und ein hoher Stein aus Granit ehrt das Gedächtniß des Gefallenen.

Es ist selbstverständlich und natürlich, daß eine Stadt wie Stralsund, welche als erster Stern im Bunde der Hansa erglänzte, vor welcher die Könige des Nordens sich beugten und die als der hauptsächlichste Vorkämpfer des Protestantismus an den baltischen Küstenländern anzusehen ist, ihren alten Ruhm und ihre Größe nicht vergessen kann, trotzdem sie, durch die Ungunst der Zeiten von anderen Städten der Ostsee weit überflügelt, jetzt nur noch als ein matter Schatten der alten Hansestadt erscheint.

Diese wenn auch nur in dunkeln Umrissen den Einwohnern eingeprägte Erinnerung an ehemaligen Reichthum, Glanz und Macht und das Bewußtsein der trüben Erfahrungen der Neuzeit hat, wie diese Beobachtung bei allen ehemals glänzenden Städten sich wiederholt, in ihrem natürlichen Gefolge, daß Stralsunds Bewohner sorgsam auf Althergebrachtem bestehen, die fremden in ihre Mitte Eingewanderten nur mit großer Reserve aufnehmen und nur vorsichtig und widerstrebend den Anforderungen der Neuzeit Rechnung tragen.

Aber eins haben die Jahrhunderte niemals zu verlöschen vermocht, und dies eine ist die Ehrlichkeit und offene Derbheit seiner Bewohner, die hervorragende, nicht genug zu rühmende Bereitwilligkeit, den vom Unglück Betroffenen zu helfen, das zur Arbeit unfähige Alter zu ehren und zu pflegen, und trotzdem die Stadt lange Jahre unter schwedischer Herrschaft gestanden, die sorgfältig bewahrte Treue zu Kaiser und Reich.

H. Engelcke.

*) Die Holländer schnitten dem Helden den Kopf ab und sandten ihn, in Spiritus gesetzt, in das Leidener Museum. Nach dem Frieden gelangte derselbe nach Braunschweig.

Am Familientische.

Das Kreuz voran!

(Zu dem Bilde auf S. 165.)

Das Kreuz voran!
So fehlt's an Trost uns nicht
Auf dunkler Bahn;
Vom Kreuze fällt das Licht
In jedes Grab, dem wir voll Trauer nahn.

Das Kreuz voran!
Der Herr verläßt uns nicht;
Er brach uns Bahn
Aus Finsterniß zum Licht
Und hat den Himmel für uns aufgethan.

Das Kreuz voran!
Auf Erden endet nicht
Der Christen Bahn;
Es schwingt aus Nacht zum Licht
Der Geist sich triumphirend himmelan.

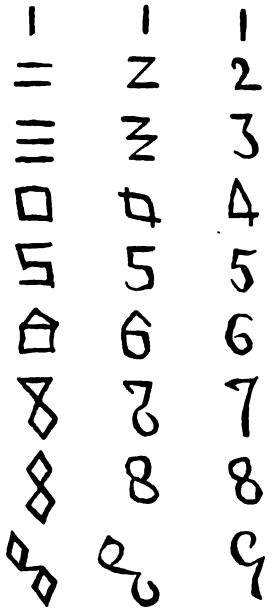
Julius Sturm.

Von den Ziffern.

Wir alle schreiben täglich Ziffern, wir rechnen mit diesen bequemen Zeichen und freuen uns, wenn wir kurz wie der Stenograph 99 und nicht das lange „neunundneunzig" zu schreiben haben. Wie aber diese Ziffern entstanden sind, darüber geben die wenigsten sich Rechenschaft, und in der That ist ihr Ursprung auch dunkel. Haben sie sich bewahrt als Reste einer ursprünglichen Bilderschrift? Sind sie die Anfangsbuchstaben der Zahlwörter? Muß man sie auffassen als eine besondere Wortschrift, welche die Zahlwörter vertritt?

Bei Schöpfung von Ziffersystemen schlossen sich die Völker möglichst an ihre Zahlensysteme. Da nun die meisten Völker ihre Zahlensysteme nach den zehn Fingern auf die Zehnzahl gebaut haben, bezeichnen sie auch mit besonderen Zeichen die Einer 1—9, die X, C und M. Ueberall geht die höhere Stufe beim Schreiben der niederen voran; so schreiben die Chinesen von oben nach unten und setzen die größte Zahl oben hin, wir von links nach rechts, folglich steht die größte Zahl links. Manche Völker bedienen sich ihres Alphabets, um die Ziffern zu schreiben, so die Griechen seit 500 vor Christus, während andere spezifische Zeichen für die Stufenzahlen X, C, M bilden, welche wiederholt werden, um Multipla zu bilden (XX, XXX 2c.). Es ist dieses das einfachste Addirsystem und erinnert an das Zählen mit Marken. Man findet es bei den Römern, aber auch die alten Aegypter und Assyrer schrieben ihre Ziffern so.

Aber diese Systeme sind umständlich; wie langsam schreibt sich zum Beispiel nach der römischen Weise unsere Jahreszahl MDCCCLXXV! Dagegen erreicht unser System, das sog. Positionssystem, die höchstmögliche Kürze, insofern die Stellung der Zahl innerhalb einer Reihe ihre Stufe anzeigt, die fehlende Stufe aber durch eine Null ersetzt wird. Dieses System ist das historisch jüngste und erreicht das Ideal einer Zifferschrift. Schöpfer desselben sind die Inder, nicht, wie wir es fälschlich mit dem Ausdruck „arabische Ziffern" darthun, die Araber, denn diese sind nur Vermittler der Schrift gewesen, die sie selbst von den Indern annahmen und uns Abendländern überbrachten. Urkundlich ist dieses System seit 700 nach Christus erst nachzuweisen. Dieser Frucht indischer Spekulation bedienen sich heute die meisten Völker, unsere Kinder lernen die Weisheit indischer Brahmanen; die Völker Mitteleuropas, welche heute überall das Dezimalsystem über die weite Erde verbreiten, setzen nur das an den Ufern des Ganges begonnene Werk fort. Wer sich näher über diesen Gegenstand zu unterrichten wünscht, der findet reiche Belehrung in dem Werke Hankels: „Zur Geschichte der Mathematik im Alterthum und Mittelalter". (Leipzig, 1874, B. G. Teubner.)



Indem wir dieses wissen, haben wir aber noch keineswegs das Räthsel gelöst, wie die Ziffern denn entstanden sind. Einen Versuch — für mehr als einen interessanten Versuch wollen wir es jedoch nicht ausgeben — hat jetzt ein Engländer namens Donisthorpe gemacht, der die Entstehung der Ziffern aus Strichen und deren Verschlingung erklärt, so wie es der beigegebene Holzschnitt angibt. Die erste Reihe zeigt von oben nach unten die roheste Zifferform, in der jede Ziffer aus der entsprechenden Anzahl von Strichen besteht, so ist die Neun aus neun Strichen zusammengesetzt. Aber es war unbequem, diese langsam zusammenzustellen; man schliff die Striche etwas ab und so entstand die zweite Reihe; schrieb man diese endlich schnell, so gestaltete sich die dritte Reihe, unsere heutigen Ziffern.

Eine Weihnachtsgabe für Bücherfreunde.

An billigen Büchern fehlt es uns nicht, seitdem die alten Klassikermonopole erloschen sind, auch an elegant gebundenen nicht für mäßigen Preis, seitdem die Buchbinder mit Dampf arbeiten; aber der wahre Bücherfreund hat bald seinen Aerger an dem mangelhaften Druck, bald an dem lappigen Papier, bald an der Haltlosigkeit des nur auf den Salontisch berechneten Einbandes. Wie behaglich schauen ihn da von der Bücherei herab die alten Bände an aus der Blütezeit der Buchdruckerkunst, dem XVI. und XVII. Jahrhundert; mit welchem Behagen nimmt er ein solches Buch in die Hand, wie gut erhalten ist der stilvolle Einband — selbst das Gold des Titels und der Verzierungen auf Rücken und Deckel sind selten verschlissen — wie fest ist das Papier, auf dessen breitem Rande so manche werthvolle Bemerkung an aufmerksame Leser verschiedener Jahrhunderte erinnert, und auf dem es sich so angenehm noch schreibt; wie schwarz und deutlich ist noch der Druck!

Ja, die alten Bücher waren Kunstwerke, zu deren Herstellung alle betheiligten Hände sich in einem Geiste vereinigten. Nicht auf einmal waren sie es, sei dem Guttenberg das Drucken erfunden, auch nicht wurden sie es allein durch deutsche Hände, welche doch die Kenntniß davon in alle Lande zu tragen bestimmt waren. Denn deutsche Buchdrucker waren es, die 1470 nach Paris berufen, in der Sorbonne die erste typographische Werkstatt errichteten; von Köln aus verbreitete sich die neue Kunst nach den Niederlanden; der Engländer William Caxton druckte sein erstes Werk: Recuyell of the histories of Troye 1491 in Köln auf deutschen Pressen; Deutsche verpflanzten ihre Kunst nach Spanien und nach Italien, welches letztere Land uns allerdings zeitweilig überflügelte, denn während 1480 in Deutschland nur 23 Städte im Besitz von Pressen waren, gab es deren in Italien damals bereits 40; und ein ganzes Jahrhundert lang (1488—1597) blühte in Venedig die Aldinische Presse, deren 908 Drucke („Aldinen" genannt) noch heute uns zum Muster und Vorbilde dienen, unter drei Geschlechtern der berühmten Buchdruckerfamilie Aldus Manutius (Manucci). Des Großvaters Verdienst war es, daß er die alte Mönchsschrift abschaffte und die sog. „Antiqua", die geradestehende lateinische Schrift einführte, die dann durch Günther Zainer, Augsburgs großen Buchdrucker, zu uns kam, und die italienische Cursivschrift erfand; dem Sohn, wie dem Großsohn verdanken wir eine Reihe der trefflichsten Klassikerausgaben in einfach schönen und korrekten Pergamentdrucken. Im XVII. Jahrhundert that sich alsdann eine holländische Buchdruckerfamilie durch ihre meisterhaften Arbeiten hervor: Louis Elzevir und seine fünf Söhne (1592—1680) lieferten wahre Meisterstücke der Korrektheit und Schönheit des Druckes mit ihren feingeschnittenen Antiquatlettern; auch schreibt sich von dem Haupt der Familie die wichtige Reform her, daß die Vokale u und i von den Konsonanten v und j fest unterschieden wurden. Seitdem sind die Elzevirausgaben das Ideal aller Bücherfreunde gewesen, für deren Erwerbung sie weder Kosten noch Mühe gescheut; und seit zwanzig Jahren, wo der Buchdrucker Perrin in einer alten Schriftgießerei zu Lyon Stempel und Matrizen aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert auffand, ist jene altelegante Schrift wieder in Aufnahme gekommen, und die „Bibliothèque elzévirienne" hat sich durchaus ihres Namens und ihrer Vorbilder würdig bewiesen.

Auch in Deutschland ist man seit lange der bei uns herrschenden Aermlichkeit im Bücherwesen überdrüssig geworden, und ein Verlangen nach stilvollen Drucken hat sich vielfach kundgegeben. Diesem Wunsche will die noch kurz vor dem Fest angezeigte „Ausgabe der Bücherfreunde" entgegenkommen, von der vorläufig zwei Bände: der I. Theil von Luthers „Kleinen Schriften" und die „Bismarckbriefe" vorliegen. Wie die Verleger Velhagen & Klasing im Prospekte bemerken, will diese Sammlung durch Neudruck klassischer Werke unserer Literatur „die Freude am Exemplar, an der Ausgabe wieder erwecken und die feinere Bücherfreundschaft pflegen, wie sie in der Zeit der ersten Blüte unserer Nation überall in Deutschland lebte".

Wodurch unterscheidet sich denn nun diese neue Ausgabe von anderen? wird vielleicht mancher Uneingeweihte fragen. Ich hatte Gelegenheit, das Geheimniß der Herstellung zu beobachten und will zu allgemeinem Besten einiges davon hier verrathen.

Zur vollendeten Herstellung einer Ausgabe, wie sie dem Bücherfreunde zusagt, bedarf der Verleger einer Reihe von Hilfskräften, die er überwachen, zusammenhalten, zu einem harmonischen Ganzen vereinigen muß. Da ist zuerst eine besonders sorgfältige Textrevision nothwendig. Dieselbe ist leicht bei einem Manuskript aus der Gegenwart, wie bei den von 1844 bis 1870 reichenden Bismarckbriefen. Etwas ganz anderes ist es mit einem 300 Jahre zurückreichenden Autor wie Luther. Soll der Text diplomatisch genau reproduzirt werden? Nur ein kleiner Theil der Zeitgenossen würde ihn dann verstehen. Wie weit darf die Modernisirung gehen, ohne der Originalität des Autors zu nahe zu treten? Welche Ausdrücke bedürfen einer Erläuterung durch Fußnoten? Das richtige Maß in allen diesen und andern Punkten ist nach reiflicher Ueberlegung gefunden; mit behutsam schonender Hand ist der Originaltext der aus den Streitschriften persönlich polemischen Inhaltes ausgewählten Schriften revidirt und druckfertig gemacht. Als Einleitung wird uns die höchst originelle „Warnung Luthers an die Drucker (1545)" geboten, dann folgen die Streitbriefe „an den Bock zu Leipzig (Hieronymus Emser)", die „deutsche Antwort auf König Heinrichs VIII von England Buch", die Schrift „wider Albrecht, den Erzbischof von Magdeburg und Mainz", endlich die gewaltigste, derbste und antipäpstlich kräftigste „wider Hans Worst", d. h. gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig, die zugleich eine Parallele zwischen der „alten rechten" und der „neuen falschen" Kirche, mit Beleuchtung des Unterschieds in „Lehre und Leben" enthält. Den Beschluß macht der „Catalogus aller Schriften Luthers, die bis zum Jahre 1533 erschienen sind" nebst der Vorrede dazu und handschriftlichen Preisnotirungen; dies letzte Stück textlich diplomatisch genau. Den einzelnen Schriften sind kurz orientirende Inhaltsübersichten nach der Ausgabe von Irmischer beigegeben.

Eine zweite Arbeit ist sodann der Druck. Zwischen der Eleganz der Antiquatlettern, die sich für einen deutschen Autor doch nicht eignen, und den gebrochen eckigen heutzutage üblichen Lettern liegt die zierlich runde Schwabacher Schrift. Sie wird von unserm Verleger für Luthers Schriften gewählt, während für die Bismarckbriefe eine zierliche ältere Fraktur zum Gebrauch kommt; frisch gegossen erhalten sie die Setzer, denn ein sauberer Druck hängt zu großem Theil davon ab, daß nicht verbrauchte und abgenutzte Typen zum Satz genommen werden. Sorgfältig gesetzt, geschmackvoll umbrochen auf Seiten, die der Größe der gewählten Typen entsprechen, mit einem angemessenen (nicht zu breiten und nicht zu schmalen) Rande, mit Initialen des berühmten kleineren Todtentanzalphabets von Hans Holbein und den Originaltitelbordüren und den Druckerzeichen der ersten Drucke in sorgfältiger Holzschnittnachbildung, mit stilvollen Kopfstücken und Kleeblättchen als Schlußstücken, gelangen nun die ersten Bürstenabzüge in die Hand des Herausgebers. Eine genaue Korrektur findet statt — endlich kommen die Bogen in die Presse. Von jedem Bogen wird ein erster Probeabzug zur Prüfung vorgelegt, ehe weiter gedruckt werden darf; denn alle bisherige Mühe ist verloren, wenn der definitive Druck nicht vorzüglich wird.

Zu einem günstigen Erfolge des Druckes ist aber außer einer sehr guten Druckerschwärze und der sorgfältigen Ueberwachung durch den Arbeiter an der Presse, von dem es abhängt, daß der Druck weder zu grau noch zu schwarz wird, die richtige Auswahl eines guten Papiers nothwendig. Das ist wiederum Sache des Herausgebers. Der größte Theil der Auflage wird auf holländischem Büttenpapier von einer der wenigen alten Firmen, welche dieses Papier noch machen, das — auf eigenen Formen mit der Hand geschöpft — ungleich dem modernen Maschinenpapier, wie das alte Papier der Zeit zu widerstehen vermag. Dieses Büttenpapier ist die Freude des Kenners. Es thut seinen Fingerspitzen wohl, die lederartige Stärke anzufühlen, und seine Augen weiden sich an der milchweißen, etwas ins Gelbliche spielenden Farbe des edlen Stoffs, an dem selbst die Unregelmäßigkeit der Ränder geschätzt und erhalten wird. Aber eine kleine Anzahl Exemplare (im ganzen 99), von denen jedes in der Presse sorgfältig numerirt und mit breiteren Rändern versehen ist, wird auf zum Theil stärkerem Büttenpapier, zum Theil auf englischem Papier (Whatman), zum Theil auf chinesischem Papier gedruckt.

Wenn der Druck vollendet, werden die Bogen getrocknet, glatt gepreßt und dann mit der größten Aufmerksamkeit zerschnitten und gefaltet. Die Satinage oder Glättung, welche für die modernen Papiere erforderlich ist, würde dem Büttenpapier alle seine charakteristischen Feinheiten nehmen.

Die Schlußsorge betrifft den Einband des größten Theils der Ausgabe (die numerirten Exemplare werden nur ungebunden ausgegeben), welcher nach den Regeln der alten Buchbinderkunst geschehen muß, wenn das stufenweis überwachte Werk vollständig gelingen soll. Herausgeber und Buchbinder haben manche Berathung mit einander über dieses wichtige Kapitel, bis das Gewand des Lieblingskindes festgestellt ist oder vielmehr die zwei Anzüge, die es erhalten soll: einer in feinstem Liebhaberhalbfranz, und einer in weißem Pergamentband mit Golddruckdecken, letztere von einem alten Aldinischen Sallust von 1567 entnommen. Freilich die Hauptsache muß in der Buchbinderwerkstatt geschehen; von dem Heften bis zum Vergolden gibt es eine Reihe Arbeiten, von denen jede mit rechter Liebe angegriffen und durchgeführt sein will.

Wie nun nach so langer Vorbereitung das Ganze aussieht, kann ich nicht verrathen, denn ich habe es noch nicht ganz fertig gesehen; ich hege indes ein so gutes Vertrauen zu dem vollkommenen Gelingen, daß ich mich auf keine Weihnachtsgabe so freue wie auf diese, und ich denke, so wird es vielen Bücherfreunden gehen. R. K.

Inhalt: Ein Opfer. (Forts.) Novelle von F. L. Reimar. — Zehn Jahre im Zellengefängniß. I. II. Von A. Schröter, Pastor am Zellengefängniß zu Berlin. — Die statistischen Bureaux und ihre Organisation. Von Professor Julius Frühauf. — Deutsche Städte und Bauten. III. Stralsund. Von H. Engelcke. Mit Illustration von B. Mannfeld. — Am Familientische: Das Kreuz voran! Gedicht von Julius Sturm. Zu dem Bilde: Begräbniß auf dem Lande von Salentin. — Von den Ziffern. Mit Illustration. — Eine Weihnachtsgabe für Bücherfreunde.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaktion des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 18. Dezember 1875. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 12.

Ein Opfer.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Novelle von E. L. Reimar.

(Fortsetzung.)

„Ich nehme mir die Freiheit, gnädige Frau, Ihnen einen alten Bekannten zuzuführen!“ Mit diesen Worten wurde Bergheim am Abend dieses Tages der Baronin von Velthofen in ihrem Salon von Walden vorgestellt, und der Ausdruck ihrer Züge, welche von der Ueberraschung sogar mit einem leichten Roth angeflogen waren, verrieth, daß er ihren Erinnerungen nicht weiter nachzuhelfen, ihr den Namen des Gastes nicht zu nennen brauchte. Bergheim, der mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung herangetreten war, richtete seine Augen auf ihre imponirende Gestalt, auf die edlen Züge, die ihm noch schöner, wenn auch fast noch ernster als einst erschienen, und sein Geist schweifte zurück zu jener Zeit, wo er hatte wagen dürfen, dem Fräulein von Solling als Kavalier zu dienen, ihr gegenüber sogar den Ton des Lehrens und Unterweisens anzuschlagen, und unwillkürlich traten die Worte auf seine Lippen:

„Ist es nicht allzu kühn, gnädige Frau, wenn ich in die Vergangenheit zurückgreife, um mein gegenwärtiges Erscheinen vor Ihnen zu rechtfertigen?“

Ein eigenthümliches Zucken spielte einen Augenblick um ihren Mund; aber ihre Stimme klang vollkommen ruhig, als sie erwiderte:

„Ich habe die Vergangenheit nicht vergessen, Herr Bergheim, eben so wenig wie die Hand, die mich auf den Weg wies, den ich hernach als meine Lebensbahn erkennen lernen sollte.“

Bergheim erinnerte sich, daß Walden ihm von den schriftstellerischen Bestrebungen der Baronin, die das Gebiet der Kunst berührten, erzählt hatte, und glaubte in ihren Worten das Kompliment suchen zu dürfen: er sei es gewesen, dessen Anregung ihrem Geist die Richtung gegeben habe; ehe er aber noch wußte, ob es ihre Absicht sei, tiefer auf dies Thema einzugehen, brach sie ab und fragte ihn in gewöhnlichem Konversationston nach seinem bisherigen Aufenthalt, seinen Reisen ꝛc., und kam mit keiner weiteren Silbe auf die Vergangenheit zurück, so daß es ihm doch schien, als wolle sie die früheren Beziehungen ignoriren. Er wartete schon auf den Augenblick, wo sie die Unterhaltung beendigen würde oder er sich in passender Weise zurückziehen könnte, als ein Herr von äußerst eleganter Haltung an ihre Seite trat und einen kurzen forschenden Blick auf den Fremden warf, welcher der Baronin als eine Aufforderung gelten durfte, beide mit einander bekannt zu machen.

„Mein Mann!“ sagte sie und fügte dann, während dieser sich verneigte, hinzu: „Der Baurath Bergheim, von dem ich einst viel gelernt habe — damals, als wir noch beide in K. waren.“

„Hatten Sie Ursache, mit Ihrer Schülerin zufrieden zu sein?“ fragte der Gesandte mit einem verbindlichen Lächeln.

„Die Frage macht mich fast verlegen, Excellenz!“ war Bergheims Erwiderung. „Ich war zu jener Zeit, als ich das Glück hatte, der gnädigen Frau einige Erläuterungen geben zu dürfen, weit entfernt, zu ahnen, daß ihre Güte meiner Belehrung eine solche Bedeutung zumaß, daß sie sich nach Jahren noch daran erinnern mag.“

Wieder zuckte es eigenthümlich um die Lippen der schönen Frau, und diesmal lag sogar eine leise Gereiztheit in ihrem Ton, als sie erwiderte:

„Ich begreife, daß Sie sich über mein Gedächtniß wundern, da Sie hernach durch so viel interessantere Episoden gefesselt wurden, die leicht unsere Unterhaltungen aus dem Ihrigen verdrängen konnten!“

Bergheim fühlte einen Stich im Herzen, denn er dachte an den Abschnitt seines Lebens, der unmittelbar auf seine kurze Bekanntschaft mit Helene von Solling gefolgt war und der nur allzu tief in seinen Erinnerungen haftete, und einen Augenblick sogar durchzuckte ihn der Gedanke, ob sie die Herzlosigkeit haben könnte, ihn an seine bitteren Erfahrungen zu mahnen; aber in der nächsten Sekunde verwarf er den Verdacht, denn er sah, wie sie sich mit irgend einer erläuternden Bemerkung an ihren Gemahl wandte, und hörte sich gleich darauf von diesem fragen:

„Ah, Sie waren in Rußland? Behielten Sie dort Zeit,

sich neben Ihren Berufsgeschäften anderen, ich meine z. B. politischen Interessen zuzuwenden, die sozialen Zustände des Landes kennen zu lernen?"

Damit war die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet gelenkt, und Bergheim sah sich bald dem Gesandten allein gegenüber, denn die Baronin hatte sich anderen Gruppen zugewandt. Der Gemahl schien aber Gefallen an der neuen Bekanntschaft zu finden, denn er setzte das Gespräch mit dem Gaste noch eine Zeitlang fort. War indessen schon der erste Eindruck, den er auf Bergheim gemacht hatte, kein sehr vortheilhafter gewesen, hatte ihn der etwas stechende Blick der klugen grauen Augen, der sarkastische Zug um den scharfgeschnittenen Mund nicht angenehm berührt, so konnte auch seine Unterhaltung nicht dazu dienen, ihm ein Gefühl frostigen Unbehagens zu nehmen. Trotz der Freundlichkeit erschien ihm jedes seiner Worte ohne Spur von gemüthlicher Erregung, nur von der Konvenienz diktirt, aber allerdings in glatte tadellose Form gegossen. Ueberraschend schnell hatte sich sein Urtheil über diesen Mann gebildet, und es lautete: kalt und herzlos! „Wie ist es möglich," fragte er sich, „daß die stolze hochgesinnte Helene das Weib eines solchen Mannes werden konnte?" Und nicht ohne Bitterkeit dachte er an die überwältigende Macht des Reichthums, einer hohen Stellung, der ein solcher Geist sich hatte beugen können. „Sie sind alle schwach, alle hohl — eine wie die andere!" sagte er sich. „Ein Thor, wer das Geschlecht hochstellt!"

Als er dann aber später noch einmal vor der Baronin stand, die er bis zum Abschied nicht wieder gesprochen hatte, als ihn ein freundlicher Strahl aus diesen klugen ernsten Augen traf und sie fast bittend zu ihm sagte: „Nicht wahr, ich sehe Sie wieder, Sie werden meinen Salon häufiger besuchen?" da fühlte er mit einem Mal eine andere Regung in seiner Brust.

„Ich hoffe, Sie sehen mein Haus während Ihres Hierseins als das Ihrige an!" so hatte die verbindliche Phrase gelautet, welche der Baron beim Abschied an Bergheim richtete, und seine Antwort war in demselben Ton erfolgt, ohne daß es ihm wirklich eingefallen wäre, die Einladung ernst zu nehmen oder ihr folgen zu wollen; bei jenen einfachen Worten seiner Gemahlin aber konnte er sich nicht enthalten, dankbar zu ihr aufzublicken, und unwillkürlich drängte sich die Entgegnung auf seine Lippen:

„Es bedeutet nur ein Glück, wiederkommen zu dürfen!"

Und er kam wieder! Schon am nächsten Salonabend der Baronin war Bergheim unter ihren Gästen, und bald war er ein ständiges Mitglied ihres Kreises geworden, ja, er ertappte sich oft lächelnd darauf, daß er die Tage zählte, welche ihn noch von einer Unterhaltung mit ihr trennten. Was ihn eigentlich so zu ihr hinzog, er wußte es sich selbst nicht zu sagen! Zwar, sie war geistreich, aber ihr Geist war nicht von jener funkensprühenden, unwiderstehlich anziehenden und blendenden Natur, die er schon an anderen Frauen kennen gelernt und der er sich eine Weile lächelnd gefangen gegeben hatte, vielmehr ernst und ruhig in die Tiefe dringend, und dabei lag ihr so wenig daran, durch denselben glänzen zu wollen, daß sie selten bedeutende Pointen in die Unterhaltung legte. Sie war schön, schöner vielleicht als irgend ein Weib, das er noch gesehen; aber daß ihre Schönheit sein Herz nicht zu rühren vermocht hatte, dessen war er sich noch von jener Zeit her bewußt, als ein anderes Gesicht, das lange nicht so schön, aber unaussprechlich liebreizend gewesen, neben ihr aufgetaucht war. Zuweilen fragte er sich, ob seine Eitelkeit ins Spiel komme und es ihn schmeichle, daß sie, die hochstehende gefeierte Frau, ihn vor vielen auszeichnete, in einer Weise, daß ihn sicher manche beneideten; aber er durfte sich mit Bestimmtheit sagen, daß er auch ihre Nähe, ihre Unterhaltung suchen würde, wenn sie ihm nicht den geringsten Vorzug vor den übrigen Gästen einräumte, daß es ihm stets eine Wohlthat sein würde, nur diese ruhig-klare Stimme zu hören, ihre sicheren, von keinem Vorurtheil, keiner Leidenschaft getrübten Aeußerungen zu vernehmen. „Es wäre eine Sünde, sie unweiblich nennen zu wollen," sagte er zu sich selbst, „und doch ist sie anders als alle übrigen Frauen!" Und wenn er sich dann fragte, worin dies Anderssein bestände, was ihr dies Uebergewicht, die Sicherheit gäbe, mit der sie ihre ganze Umgebung beherrschte, so kam er immer wieder darauf hinaus, daß es eben jene Ruhe und Leidenschaftslosigkeit ihrer Natur sei, und endlich fühlte er sich auch überzeugt, daß in ihr das Geheimniß ihrer Anziehungskraft auf sein eignes Gemüth liege.

„Sie ist wie der klare, von keinem Sturmwind berührte und aufgewühlte Spiegel eines Sees," sagte er sich, „in den man so gern hineinblickt, weil er bis zum Grund klar und rein ist und einem das eigene Bild wiedergibt, ohne daß es von der wilden Strömung entstellt und verzerrt ist."

Unter vier Augen hatte Bergheim die Baronin noch nicht gesehen, denn außer an den einmal für den Empfang bestimmten Abenden sah sie die zu ihrem Kreise gehörenden und meistens aus Herren bestehenden Gäste selten bei sich, und er hatte deshalb nicht gewagt, zu anderen Zeiten Zutritt bei ihr zu suchen. Eines Abends jedoch traf es sich, daß er früher als gewöhnlich in die Velthofensche Wohnung kam und noch keinen anderen Gast in dem Salon vorfand. Helene selbst saß an ihrem Schreibtisch, und wenn sie sich auch bei seinem Eintritt rasch erhob und ihm entgegentrat, so erinnerte Bergheim sich doch ihrer schriftstellerischen Thätigkeit, und er mußte sich sagen, daß er sie vielleicht in derselben gestört habe. Unwillkürlich rief er:

„Gewiß bin ich Ihnen in diesem Moment unwillkommen! Schicken Sie mich fort, gnädige Frau, oder erlauben Sie wenigstens, daß ich mich mit einem Buche, einer Zeitung in jene Ecke zurückziehe, bis Sie frei sind!"

Sie verstand den Blick, den er auf ihren Schreibtisch, auf die dort noch ruhenden Blätter warf, und sagte:

„O nein, die Feder darf ruhen. Es ist mir sogar lieb, daß ich Sie spreche, bevor ich meine Arbeit ganz abschließe: ich fühle mich in einigen Punkten auf schwachen Füßen und möchte Ihnen einige Fragen vorlegen, damit ich sicher bin, ob ich das Richtige getroffen habe."

Es war das erste Mal, daß die Baronin ihm gegenüber direkt auf ihre Eigenschaft als Schriftstellerin hinwies, und die Ueberraschung machte, daß er ihr eine etwas verwirrte Antwort gab, die auf ein Kompliment hinauslief, in ihren Augen aber doch etwas von einer banalen Phrase an sich tragen mußte, denn sie zog die Brauen leicht zusammen und sagte:

„Nicht so! Ich höre Sie so nicht gern reden! Verhehlen Sie es nicht, was ich weiß, was ich instinktmäßig fühle, daß Sie es nicht lieben, wenn Frauen schriftstellern! Rechtfertigen Sie sich so wenig, wie ich mich vertheidigen will," fuhr sie lächelnd fort, indem sie, wie um seine Antwort abzuwehren, die Hand erhob, „und sprechen Sie höchstens dafür Ihre Anerkennung aus, daß ich so wenig Gefallsucht besitze, um selbst über eine Sache zu sprechen, die mir, wie ich weiß, Ihre Sympathie verwirkt."

„Sie thun mir Unrecht, gnädige Frau," versetzte er lebhaft. „Wie auch meine Ansicht über den Beruf der Frauen zum Schriftstellern im allgemeinen früher gewesen sein mag, so hat mir doch die Erfahrung so viel Irrthümliches in meiner Beurtheilung des weiblichen Geschlechtes überhaupt nachgewiesen —" er konnte einen gewissen bittern Ton bei den letzten Worten nicht unterdrücken — „daß es mich freuen muß, wenn eine andere Erfahrung mir zeigt, daß es auch Frauen gibt, welche durch ein ernstes hingebendes Streben, das immer eine Festigkeit des Wollens, des Charakters voraussetzt, beweisen, daß sie über die gewöhnliche Natur des Weibes hinausragen."

Ein halb lächelnder halb ernster Ausdruck lag auf ihren Zügen, als sie entgegnete:

„Also in Beziehung auf die Entwicklung des Charakters beurtheilen Sie meine Bestrebungen? Nun, Sie mögen Recht haben, mehr vielleicht, als Sie ahnen," fuhr sie fast schwermüthig fort, indem jenes Lächeln ganz aus ihrem Gesicht verschwand, „wenn Sie annehmen, daß mir das Verlangen, vor mir selbst — nicht vor der Welt, Herr Bergheim! — bestehen zu können, zuerst die Nothwendigkeit einer ernsten strengen Geistesarbeit klar gemacht hat. Ich bin durch diese Arbeit ruhig und fest geworden."

Er dachte daran, daß er selbst es schon als eine Unmöglichkeit erkannt hatte, Helene könne in ihrer Ehe Befriedigung finden, und wenn er ihr anfangs gezürnt, daß sie dieselbe ge-

Digitized by Google

schlossen, wenn er später milder gedacht und sie wegen ihres Irrthums beklagt hatte, so glaubte er jetzt zu verstehen, weshalb sie Schriftstellerin geworden war, und sagte fast weich:

„Ja, Sie haben den richtigen Weg gewählt, den einzigen, welchen es gibt, um die Dissonanz, welche das Leben in unserem Innern hervorruft, harmonisch auszugleichen! Uns rettet nur das Zurückziehen auf uns selbst, wenn uns dies Leben erst gelehrt hat, wie thöricht wir waren, als wir Glück von ihm erwarteten. Glück finden wir nur, wenn wir uns keine andern Ziele stecken, keine andern Ansprüche machen, als die wir durch uns selbst, durch unsere eigenen Kräfte erreichen können."

„Nennen Sie Einsamkeit Glück?" fragte sie bewegt. „Und einsam werden wir, wenn wir jenen Weg gehen."

„Nein," entgegnete er bestimmt, „wir befreien uns nur von der Qual der Unruhe, von dem verzehrenden Fieber der Leidenschaft, der Sehnsucht!"

Er trat von ihr hinweg und machte ein paar schnelle Gänge durchs Zimmer, dann blieb er plötzlich wieder vor ihr stehen und sagte: „Wissen Sie, gnädige Frau, was ich immer an Ihnen bewunderte, wodurch Sie mir auch in diesem Augenblick groß erscheinen?"

Sie blickte ihn fragend an, sagte aber kein Wort.

„Durch die ruhige Sicherheit, mit der Sie sich stets auf einer Höhe gehalten haben, die Sie über all jene quälenden Gefühle erhob. Ich kann mir denken, daß Sie mit einem Lächeln auf uns herabblicken, die wir von ihnen umhergetrieben werden, und verstehe jetzt auch, weshalb Sie, als Sie die Feder ergriffen und damit Ihrer Andeutung nach einen Akt der Selbstbefreiung vollzogen, nicht gleich den meisten Schriftstellerinnen das Fach des Romans wählten, um darin Verwirrungen und Leidenschaften zu schildern, die in Ihrem klaren Geist nimmer eine Stätte gefunden haben würden."

Sie warf einen schnellen forschenden Blick auf ihn und entgegnete: „Sie sind ein kluger Rechner; aber es fragt sich doch, ob nicht irgendwo ein Fehler in Ihrer Rechnung steckt!"

Der Ton, in welchem sie diese Worte sprach, berührte ihn eigenthümlich, denn er klang halb wie Spott und halb wie ein Laut tiefer Trauer; jedenfalls fühlte er sich betroffen, da er ungewiß war, ob er sie durch seine unberufene Deutung verletzt habe. Sie befreite ihn jedoch selbst von dieser Befürchtung, indem sie, freilich wohl in der Absicht, die Unterhaltung zu ändern, die Frage an ihn richtete:

„Haben Sie sich mit meinen Arbeiten bekannt gemacht?"

„Ich habe sie gelesen, gnädige Frau," war seine Erwiderung.

„Nun, dann werden Sie so freundlich sein, mir Ihre Ausstellungen zu nennen."

„Aber, mein Gott, wer sagt Ihnen —?"

„Daß Sie nicht, wenigstens nicht in allen Stücken, mit mir zufrieden sind?" unterbrach sie ihn lächelnd. „Mein Gefühl — Ihr Blick — alles bis auf den einfachen Umstand, daß Sie mich sicher gelobt haben würden, wenn Sie geglaubt hätten, es verantworten zu können."

„Nun, wenn Sie Wahrheit fordern, so will ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich einige Mängel in Ihren Arbeiten gefunden habe."

Der Eintritt anderer Gäste schnitt die weitere Auseinandersetzung ab; an dem Blick aber, den die Baronin ihm noch zuwarf, erkannte er, daß er sie durch diese Aufrichtigkeit mindestens nicht verletzt hatte, und am Schluß des Abends bestätigte sie ihm dies selbst, indem sie ihn mit den Worten entließ: „Ich erwarte bald mein Urtheil von Ihnen zu hören, fordere aber rückhaltlose Erklärungen aus Ihrem Munde!"

Es bildete sich von diesem Tage an ein besonderes Verhältniß zwischen Bergheim und der Baronin. Er war nicht mehr allein ein Gast ihres Salons, ein Glied der sich um sie sammelnden Gesellschaft, sondern fast täglich empfing sie ihn in ihrem Boudoir, wo er oft stundenlang in eifrigster Unterhaltung mit ihr zubrachte. Was den Inhalt dieser Unterhaltung bildete, die ganze Welt hätte es wissen, jeder dieser Zwiesprache lauschen dürfen, denn keiner würde ein anderes Wort vernommen haben, als was sich auf das Thema bezog, das von Anfang an die Brücke zwischen diesen beiden Menschen gebildet hatte: die Kunst, das Streben, ihre Anschauungen über dieselbe auszutauschen und gelegentlich zu bekämpfen.

Vielleicht bestand noch ein anderer Rapport zwischen ihnen, aber Bergheim war sich bewußt, daß ihn nur die hohe Achtung vor der Gründlichkeit von Helenens Studien und dem Standpunkt, den sie gewonnen hatte, erfüllte, und bei ihr ward kein anderes Empfinden offenbar, als die Freude, daß sie in ihm ihren Meister sehen durfte, der ihr noch tiefere Anschauungen erschloß. Und diese Gefühle gaben ihrem Verhältniß zu einander die Färbung, mit welcher sie stolz und unbefangen vor die Welt treten durften, ohne sich darum zu kümmern, zu welcher Deutung dieselbe geneigt sei. Die Ironie des Barons, welche dieser stets für die schriftstellerischen Bestrebungen seiner Gemahlin bereit hatte, wenn er sie nicht, wie er am liebsten that, ignorirte, berührte Helene wenig, denn sie war längst daran gewöhnt, sich mit dem Schilde kühler Gleichgültigkeit gegen seine Sarkasmen zu decken. Seinem entschieden ausgesprochenen Willen, daß sie als Schriftstellerin einen anderen Namen führen solle als den seinigen, hatte sie sich ohne Widerspruch gefügt, wie es ihr denn überhaupt nicht einfiel, Interesse für die Richtung ihres Geistes bei ihm zu suchen oder gar zu beanspruchen. Sie wußte, daß sie damit nur einem Mißverstehen, und zum Theil sogar einem absichtlichen, begegnen würde, und darum glaubte sie ihm auch jetzt keine Rechenschaft über das schuldig zu sein, was ihren Geist so froh und freudig machte, über die Erregung, die aus ihren Augen blitzte und sie ihrer Umgebung oft wunderbar schön erscheinen ließ.

Auch mit Bergheim ging eine Wandlung vor, die allen, welche ihm näher standen, auffallen mußte; jener düstere Zug, der sein Wesen jahrelang getrübt hatte, wich mehr und mehr und machte einer lange verlorenen Heiterkeit Platz, so daß es war, als hätten die Erinnerungen endlich und endlich der Gegenwart ihre Rechte abgetreten.

Helene jedoch wagte sich diese Veränderung kaum einzugestehen, wagte noch weniger, an jene Vergangenheit zu rühren, die nur ein einziges Mal — es war in der ersten Zeit ihrer erneuten Bekanntschaft gewesen — zwischen ihnen zur Sprache gekommen war. Er hatte ihr von seinen Reisen erzählt und seine interessanten Mittheilungen hatten sie zu dem unwillkürlichen Ausruf veranlaßt: „Wie reich ist doch die Ausbeute, die Sie heimgebracht haben!"

Mit einem Male hatten sich seine Züge verdüstert und seine Antwort war gewesen:

„Und doch habe ich nicht erreicht, was ich erstrebte, nicht gefunden, was ich suchte: das Vergessen! Und darum gibt es Stunden, wo ich mich selbst verachte, weil ich mich nicht von der Vergangenheit frei machen, mich nicht stolz über das erheben kann, was man an mir gethan hat!" — „Retten Sie mich vor mir selber, gnädige Frau!" hatte er dann plötzlich ausgerufen, und das Wort war der erbleichenden Helene bis ins Herz gedrungen, aus dem sie es nie wieder verloren hatte. Es war ihr damals nicht Zeit geblieben, über die Deutung, welche sie seiner Bitte geben durfte, klar zu werden, es war zu keiner weiteren Gefühlsäußerung gekommen, denn er selbst hatte sofort hastig das Gespräch auf ein anderes Gebiet gelenkt. So konnte sie nicht fragen, wie sie helfen solle, ihn nicht einmal zu größerem Vertrauen auffordern, denn hernach hatte er den Gegenstand nie wieder berührt, und alles, was sie später noch durch leises Forschen erfuhr, war, daß er nie wieder eine Annäherung an seine einstige Verlobte versucht habe und nun wisse, daß sie nach dem Tode ihres Großvaters in die Gesellschaft und den Schutz einer verwandten Dame getreten sei.

Von jener Stunde an aber bewachte Helene ängstlich Bergheims Stimmung, und bei jeder Wolke, die sie auf seiner Stirn sah, ging ihr wie ein Stich der Gedanke durchs Herz: „Er kann noch nicht von seiner Liebe scheiden, von der Liebe, die ihn verrathen hat, und Du, Du bist ohnmächtig, ihn zu neuem Leben emporzuheben!" Erst als allmählich seine Stimmung eine andere ward, als der Ausdruck seiner Züge nicht mehr an jene Schatten seines Gemüths mahnte, da vermochte sie ihr Herz dem Glück zu öffnen, dem Glück, ihn täglich zu sehen, an seinen Interessen theilzunehmen und ihm die ihrigen zu er-

Digitized by Google

schließen. Immer aber bewahrte sie ihre volle Herrschaft über sich, über ihre Haltung, und — mochte sie innerlich freud- oder leidvoll sein — ihm zeigte sie sich kaum anders als am ersten Tage ihres Wiedersehens, und er verlor deshalb nie die wohlthätige Empfindung, welche ihm die leidenschaftslose Ruhe und Harmonie ihres Wesens einflößte, die von allem heftigen Wünschen und Begehren, das über den Augenblick hinausging, so fern schien. Nur ganz selten, wenn er sie so schön und so vornehm vor sich sah — „so marmorschön und marmorkühl," wie er sich wohl sagte — kam ihm ein plötzliches Verlangen, sie einmal von Leidenschaft bewegt und durchglüht zu sehen. Er fragte sich in solchen Augenblicken, wie ihre Erscheinung sein würde, wenn ihre strahlenden Augen einmal feucht schimmern, von einem süßen weichen Gefühl sprechen sollten. „Es ist das Verlangen des Künstlers," sagte er zu sich selber, „der das schöne Marmorbild von seelischer Glut erwärmt sehen möchte. Ob aber ein Sterblicher lebt, der an ihr zum Pygmalion zu werden vermöchte?" — „Und vielleicht ist auch mein Wunsch in doppelter Hinsicht ein unsinniger!" schloß er dann wohl, „denn würde die Erfüllung meinem eigenen Leben nicht etwas Kostbares rauben? Ihr Herz würde für die Freundschaft keinen Raum mehr haben, wenn eine heißere Leidenschaft je in ihm erwachen sollte!"

Zum ersten Mal seit längerer Zeit traf es sich, daß Bergheim mehrere Tage verhindert worden war, die Baronin zu sehen, und sogar den letzten Empfangsabend hatte er versäumen müssen, deshalb erwartete sie ihn heute, wo er die Anfrage hatte stellen lassen, ob sein Besuch ihr willkommen und sie geneigt sei, die gewöhnlichen Studien wieder aufzunehmen, mit doppelter Ungeduld.

Ihre Wangen hatten sich, ihr selbst unbewußt, geröthet, und das Klopfen ihres Herzens harmonirte mit dem unruhigen Blick ihrer Augen, die sich in jeder Minute nach der Thür richteten, durch die er eintreten mußte. Endlich hörte sie rasche leichte Schritte im Vorzimmer, und im nächsten Moment begehrte eine pochende Hand Einlaß. Ihr „Herein!" klang wie ein Willkommen, und doch wurde der Ton durch den Blick Lügen gestraft, welchem der Eintretende gleich darauf begegnete. Der ihn auffing, war nicht Bergheim, sondern ihr Gatte, der aber noch Zeit genug fand, um zu bemerken, daß der Ausdruck ihrer Züge eine rasche Wandlung erfuhr und von freudiger Erwartung zu unmuthiger Enttäuschung überging.

Ueber sein eigenes Gesicht flog ein spöttisches Lächeln und er sagte: „Wenn Du Dich daran erinnert hättest, liebes Kind, daß ich nie unangemeldet in Dein Zimmer komme, würdest Du Dir eine Enttäuschung erspart und Dir gesagt haben, daß Du eben so gut den Eintritt Deines Gatten als eines anderen, der Dir vielleicht willkommener gewesen wäre, erwarten durftest. Ah bah, entschuldige Dich nicht!" fuhr er rasch fort, als sie eine unwillige Entgegnung geben zu wollen schien, „ich verlange ja keine Komödie, und eine solche würde es doch sein, wenn wir uns wie zärtliche Gatten geriren wollten, die einander entzückt zulächeln, wenn sie sich etwa eine Stunde lang nicht gesehen haben!"

„Allerdings wäre es für uns, für unsere Ehe eine Thorheit, wenn wir uns einfallen ließen, irgend eine Weichheit hegen zu wollen!" Sie sagte das mit einer unverkennbaren Bitterkeit, die aber auf ihn keine andere Wirkung übte, als daß er sich in den Stuhl, welchen er während des Gesprächs eingenommen hatte, zurücklehnte und sie mit einem neuen spöttischen Lächeln ansah.

„Ei, Helene, sentimentale Regungen? Die sind doch in unserem Ehekontrakt, so viel ich weiß, von Anfang an ausgeschlossen!"

„O ja, ich erinnere mich, wie dieser Kontrakt war!" sagte sie kalt.

„Eh bien!" sagte er lachend, „so wirst Du wohl auch noch an die Offenheit denken, mit der wir uns damals gestanden, daß wir uns nicht liebten, uns aber doch getrauten, mit einander durchs Leben zu gehen? Dir gefiel es, daß ich keine Ansprüche an Dein Herz machte, und nebenbei verhehltest Du nicht, daß Dich nach einer exklusiven Stellung verlangte, und ich bedurfte einer repräsentirenden Herrin für mein Haus und meine Salons, wie mein Rang und mein Ehrgeiz sie erforderten."

„Ja, Dein Rang und Dein Ehrgeiz!" sagte sie gepreßt.

Er achtete nicht auf die Unterbrechung und fuhr fort:

„Als galanter Ehemann mache ich Dir das Kompliment, daß Du verstanden hast, meine Ansprüche zu übertreffen, und hoffe, Du gibst mir zu, daß ich stets bereit gewesen bin, alle Deine Wünsche zu erfüllen und Dir alle Vortheile meiner Stellung einzuräumen — kurz, daß ich das Muster eines guten Ehemannes gewesen bin!"

Sie achtete nicht auf den sarkastischen Ton, mit dem er die letzten Worte sprach, sondern entgegnete mit tiefem Ernst:

„Eines nur haben wir beide dahinter gelassen, Oskar, als wir unsere Ehe schlossen: das Glück!"

Er machte eine ungeduldige Bewegung mit der Hand und sagte: „Das Wort — nimm es mir nicht übel, Helene! — klingt fast kindisch in Deinem Munde! Was ist Glück? Habe ich Dir nicht volle Freiheit gelassen, Dein Leben zu gestalten? Habe ich je selbst etwas anderes von Dir verlangt, als ich in Deinem Umgang fand?"

„Nein, Oskar! Aber daß Du es nicht gethan hast, das hat mein Leben leer sein lassen von der ersten Stunde an bis zu der heutigen! Hättest Du mich gezwungen, Dir zu gehorchen, Deinen Willen als den meinigen anzusehen, es wäre besser für mich, für uns beide gewesen!"

Er sah sie halb verwundert halb ironisch an und sagte:

„Ei, Helene, das ist eine seltsame Anklage, und ich gestehe, daß mich dieser ungeahnte Zug Deines Wesens frappirt! Demüthige Unterwürfigkeit gehörte bisher nicht zu Deinen Charaktereigenschaften; ich tröste mich aber damit, daß sie auch jetzt nur aus einer Caprice entspringt!"

„So könntest Du nicht wollen, nicht wünschen, daß Dein Weib Dir je etwas anderes würde als die Repräsentantin Deiner Salons, die bloße Trägerin Deines Namens, daß es wirklich Theil an Deinem Leben gewönne?" fragte sie, und es lag ein Ton fast leidenschaftlicher Erregung in ihren Worten.

„Aufrichtig gestanden, nein, Helene!" entgegnete er mit einem halben Lächeln. „Du weißt, ich bin kein Freund von Empfindsamkeiten und gebrauche nur da Redensarten, wo sie geboten sind. Unser Verhältniß aber gestattet Offenheit, und so sage ich unverhohlen, daß ich dasselbe nicht anders wünsche, als es ist. Ja, ich fühle das entschiedene Unvermögen, mich mit einem Male unter die Herrschaft des sogenannten „Gefühls" zu stellen. Gib daher immerhin Deine Reformversuche unseres Ehelebens auf, liebes Kind!"

Sie antwortete nicht, aber sie war in ihren Sessel zurückgelehnt und beschattete ihre Augen mit der Hand, als er sprach. Er betrachtete sie einen Augenblick schweigend und sagte dann:

„Eh bien, c'est ça! Und nun endlich zu der Erklärung, weshalb ich zu ungewohnter Zeit in Dein Zimmer kam! Der Grund ist kein unwichtiger, denn er betrifft unsere ganze Lebensstellung, die einer Veränderung entgegengeht. Durch ein vorgängiges vertrauliches Schreiben unseres Ministerpräsidenten ist mir nämlich mitgetheilt worden, daß ich meinen hiesigen Gesandtenposten mit dem an dem X.schen Hofe zu vertauschen habe, und daß die Beziehungen zu demselben schon in nächster Zeit die Uebersiedlung nöthig machen werden. Was sagst Du dazu, Helene?"

Helenens Wangen waren plötzlich bleich geworden, und nur mit stockender Stimme vermochte sie zu erwidern:

„Fort von hier? Die Nachricht trifft mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel! Warst Du selbst denn vorbereitet, daß Du so gleichmüthig bleiben kannst?"

Er zuckte die Achseln. „Im allgemeinen durfte ich meine Ernennung erwarten, wenn auch noch nicht — selbst gegen Dich nicht! — von ihr reden. Und was meinen Gleichmuth betrifft, so ist es mein Grundsatz, Personen wie Verhältnisse nie stärker auf mich influiren zu lassen, als sich mit der Gefahr, sie einmal entbehren zu müssen, verträgt. Leider muß ich nun wahrnehmen, daß Du, mein Kind, Dich stärker an dieselben — an

Digitized by Google

Karl Reinhold August Wunderlich.

Personen und Verhältnisse, meine ich — attachirt hast, als sich Deiner Gemüthsruhe zuträglich erweisen dürfte."

Eine Sekunde lang streifte sie ein Blick, der durchdringend genannt werden konnte, der sich aber sofort wieder in einem Lächeln verlor, und leichthin fügte er hinzu:

„Nun, Du wirst an dem neuen Ort vergessen und Dich in das Unabänderliche finden lernen."

„Ist es unabänderlich, Oskar?" wagte sie zu fragen.

„Was?" entgegnete er in scheinbar harmloser Ueberraschung, „daß ich fortgehe oder daß Du mich an diesen neuen Ort begleitest? Wie Du fragen kannst, Helene! Ich denke, Du willst eben so gewiß meine Frau bleiben, wie ich meinen Gesandtenposten behalten will, und für beides ist selbstredend hier nur von einer conditio sine qua non die Rede!"

Er lachte, als er die Worte sprach, und schien nicht zu bemerken, daß Helene wie von einem schmerzlichen Gefühl, vielleicht auch wie von einem blitzähnlichen Gedanken getroffen zusammenzuckte.

„Nun, ich lasse Dir Zeit, Dich von Deiner Ueberraschung zu erholen," fuhr er fort, „und möchte Dich nur noch fragen, ob es von Deiner Seite viele Vorbereitungen kosten würde, wenn Du mich in diesen Tagen nach D." — er nannte die Residenz des X.schen Hofes — „begleiteteſt?"

„So bald schon die Trennung?" sagte sie tonlos.

Er überhörte das Weh, welches in ihren Worten lag, und sagte:

„Sie bedeutet noch nicht den eigentlichen Abschied von hier, sondern nur eine vorläufige Rekognoszirung des neuen Terrains. Ich habe von unserem Hofe den Auftrag erhalten, der Ueberbringer seiner Glückwünsche zu der Vermählung des Prinzen Emil zu werden, und möchte Dich bei dieser Gelegenheit, wenn auch noch nicht mit dem X.schen Hofe, so doch mit D. selbst und seinen Verhältnissen bekannt machen. Ist Dir mein Plan genehm, liebes Kind, oder ist Deine Toilette oder sonst irgend etwas ein Hinderniß?"

„Nein, mich hält und bindet nichts; wie ich bin, kann ich gehen!" sagte sie, fast wie zu sich selbst sprechend.

„Das ist ein gutes Wort, Helene," entgegnete der Baron in seiner leichten Weise, „und Du selbst wirst einsehen, wie gut man berathen ist, wenn man nicht zu viel Ballast auf seinem Rücken oder gar auf seinem Herzen mit sich durchs Leben schleppt! Und nun überlasse ich Dich einstweilen Dir selbst und Deiner ruhigen Ueberlegung."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zehn Jahre im Zellengefängniß.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von A. Schröter, Pastor am Zellengefängniß zu Berlin.

III. Die Schule und Bibliothek.

Zwei wesentliche Faktoren für die gesegnete Durchführung der Einzelhaft sind die Schule und die Bibliothek. Oft genug schreiben auch die Gefangenen ihren Angehörigen in dankbarer Freude von dem Unterricht, den sie empfangen und von den schönen Büchern, die sie wöchentlich aus der Bibliothek erhalten. Eben so gibt für die Zellenbesuche das von ihnen Gelernte und Gelesene Stoff zur Besprechung und Unterhaltung.

Besonders erfreut über die Schule sind die Leute aus dem Frankfurter Regierungsbezirk, die durchschnittlich noch am weitesten zurück sind, dafür aber auch noch mehr Bildungsstoff und Bildungstrieb in sich haben, während der Berliner sie doch mehr nur als eine angenehme Abwechselung und einen Zeitvertreib begrüßt. Doch übt sie auch an diesen ihren stillen Einfluß aus. Freilich fehlt es auch einerseits in den unteren Klassen nicht an solchen, die entweder stumpf oder gleichgiltig am Unterricht theilnehmen und daher des steten Anstoßes und Sporns bedürfen, andererseits aber vornämlich in den oberen Klassen auch nicht an solchen, die in den Unterrichtsstunden gern ihre Weisheit an den Mann bringen und ihr Licht leuchten lassen möchten. Für diese Leute bedarf es besonders in der Religionsstunde des Zaums. Das beste Mittel zur Zügelung ihres Mundwerks ist die Drohung des Ausschlusses vom Unterricht. Auch dies beweist, wie die Schule in der That ihrem Zwecke entspricht, in erster Linie einen Ersatz für das Alleinsein in der Zelle zu bieten durch geistige Anregung, Erweckung, Erfrischung und Förderung. Aber auch die Fortschritte, die die Leute in ihrem Wissen und Können machen, sind nicht gering, und manch alter Knabe hat seiner Frau schon mit Freuden von seiner Versetzung in eine höhere Schulklasse berichtet und mit Stolz gefragt, ob sie wohl ahne, daß er den Brief selbst geschrieben habe.

Sämmtliche Gefangene sind in sechs Klassen mit zwölf Abtheilungen eingetheilt, die von drei Lehrern in täglich zwei Stunden unterrichtet werden. Auf die erste, zweite und sechste Klasse kommen je eine Abtheilung, auf die dritte, vierte und fünfte je drei.

Der Wechsel in der Schule während eines Jahres ist aus folgender Uebersicht ersichtlich.

Eingeliefert wurden während desselben:

		Klasse: I.	II.	III.	IV.	V.	VI.
1. Bestand ult. 1873		32	39	117	115	92	20
2. Zugang.	a. durch Versetzung	4	30	76	52	17	—
	b. durch Einlieferung	12	—	33	106	95	34
3. Abgang.	a. durch Versetzung	—	4	30	76	52	17
	b. durch Entlassung	21	21	73	85	62	12
4. Bestand ult. 1874		27	44	123	112	90	25

Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß die Freudigkeit der Gefangenen, mit der sie am Schulunterricht theilnehmen, sowie die Fortschritte, die sie machen, wie sie aus der vorstehenden Versetzungsübersicht erkennbar sind, wesentlich bedingt sind durch die Sperrsitze in den Schulklassen, die die einen nöthigen und den anderen es ermöglichen, ihre Aufmerksamkeit ungeschwächt und ungestört dem Unterricht zuzuwenden!

Der einzige Unterrichtsgegenstand, der durch diese Trennung nicht zu seinem vollen Rechte kommen kann, ist der Gesang, da eine Gruppirung der Stimmen natürlich nicht möglich ist. Dennoch singen die Leute gern, zumal die Volks- und Vaterliedslieder.

Die Bibliothek übt neben der Schule fort und fort ihren heilsamen Einfluß aus. Wenn die Tischglocke die Zeit des Mittagsessens angekündigt und der Gefangene den mit Speise gefüllten Napf auf seinen Tisch gesetzt hat, dann greift er gewöhnlich mit der andern Hand schon nach seinem Buch, entweder nach dem Schulbuch, um sich auf den Unterricht des nächsten Tages vorzubereiten, oder nach dem Bibliothekbuch, um mit der leiblichen Speise zugleich geistige zu sich zu nehmen. Fast als wäre es durch die Hausordnung bestimmt, haben die meisten hinter ihrem Napf das Buch schräg aufgestellt und essen, lesen und lernen mit gleichem Verlangen.

IV. Die Sonntagsfeier.

Vor kurzem ward auf einer Konferenz von Gefängnißgeistlichen das Thema behandelt: „Die Entheiligung des Sonntags ein Weg zum Verbrechen.“ Zu einer eingehenden Erörterung fehlte noch das genügende statistische Material, aber hunderte sind's, die mir im Laufe der Jahre gesagt, wie die Entfremdung vom Hause und Worte Gottes, sei es auf der Wanderschaft, sei es bei einem längeren Aufenthalt in Berlin, der Anfang auf dem abschüssigen Wege gewesen sei, der sie in Verbrechen und Verderben geführt. Aber das obige Thema enthält noch eine einschneidendere Wahrheit. Mit hundert Gefangenen sprach ich über den Tag, an dem sie ihr Verbrechen begangen. Bei dreißig war es am Sonntag geschehen, bei dreizehn am Sonnabend Abend, bei 57 in den übrigen Tages- und Nachtzeiten der Woche. Von den sieben wegen Körperverletzung und Todtschlag Verurtheilten hatten sechs am Sonntag ihre blutige That vollbracht und von den elf wegen Unzuchtssünden Bestraften waren sechs am Sonntag zum Fall gekommen. Weder von diesen, noch von jenen war einer an diesem Tage in der Kirche gewesen.

Vor wenigen Sonntagen fragte ich auf Grund des Textes in einem Theile der Predigt: „Was haben wir aus unserem Sonntag gemacht?“ Die gegebene Antwort beschäftigte viele in der folgenden Woche, und mancher bezeugte: „Ja, so ist es, Sie haben doch Recht.“ Ein junger Mensch war in den auf diesen Sonntag folgenden Tagen sehr verdrießlich und mürrisch bei seiner Arbeit; seine Angaben über die Ursache konnten nicht befriedigen. Da meldete er sich, noch ehe die Woche vergangen, bei mir, um mir zu sagen, er habe am Sonntag bei meiner Predigt geglaubt, seine Eltern hätten mir ganz genau geschrieben, wie er seine Sonntage verbracht hätte, darüber sei er sehr verdrießlich geworden, nun aber wüßte er, warum er sich so getroffen gefühlt.

Auf vielen Kanzeln habe ich in meinem Leben gestanden, vielen Gemeinden auf Festen und in Versammlungen, in herrlichen Kirchen, in schön geschmückten Gotteshäusern das Evangelium verkündet, aber freudiger nie als in meiner Zellenkirche — schöner kam's mir auch nirgends vor als hier — „den Gebundenen eine Oeffnung, den Gefangenen eine Erledigung!“ Nach einem Passionsgottesdienst über Jesus und Barabbas hatte einst ein Gefangener ein Gedicht niedergeschrieben, in welchem er dem Geistlichen u. a. zurief:

Speisest manche Arme, welche dankend diese Huld verstehn,
Auch die Allerärmsten, welche trotzig stumpf sie noch verschmähn,
Zöllnern, mit und ohne Reue, keiner festgeschmückten Schar,
Bietest du in trüben Hallen seines Wortes Manna dar.
Thränen perlen, doch es ballt sich manche Faust auch still im Haß;
„Wählt ihr Jesum,“ fragst du schmerzlich, „oder wählt ihr Barabbas?“
Seht den Dulder, welch ein Mensch ist dies! Er will, ob's Herz ihm bricht,
Will, die ihn gefesselt, lösen — Seligkeit und kein Gericht.
Und auch ihr habt ihn gebunden, auch sein Leid für euch ist groß,
Löst ihn — löst ihr diesen einen, fallen alle Ketten los.
So dein Wort, so mahnet's, tönet's, bis es feierlich verschwebt;
Und sie hören's alle, manches armen Sünders Seele bebt ꝛc.

So gibt es doch manche, die das gehörte Wort in ihrem Herzen bewegen, die nach ihrer Bibel, nach ihrem Gesangbuch greifen, um noch einmal zu lesen, was sie in der Kirche gehört und gesungen.

Dann kommt der Nachmittag des Sonntags — es ist so stille allerwärts. Da greifen die meisten nach ihrem Buch aus der Bibliothek, das ihnen für den Sonntag gegeben ward, andere zeichnen oder machen ihre Schularbeiten, andere schreiben an ihre Lieben. In manchem Herzen will's aber nicht Sonntag werden, da bleibt es unruhig und finster.

Doch mag mancher auch unempfänglich sich zeigen von Anfang bis Ende, oder leichtfertig den Ernst des Lebens von sich abweisen und von der Fortsetzung seiner Verbrecherwege

Digitized by Google

träumen, mag manche Blüte auch wieder abfallen, mag manch Hälmlein, das schnell aufgeschossen, gar bald wurzellos verdorren, oder mancher Baum, der reiche Frucht versprach, von Stürmen und Hagelwetter seiner Blüten und Blätter beraubt werden — wir arbeiten dennoch nicht vergebens, das Wort Gottes kommt nicht leer zurück, und manches Herz wird's nicht wieder los, was die fröhliche, selige Weihnachtsbotschaft ihm verkündet hat.

V. Der heilige Christ.

Weihnachten — das Fest der Kinder, was jubelt die junge Schar in unseren Häusern — Weihnachten, ist's nicht mehr noch das Fest der armen Sünder?

Darum ist Weihnachten der Höhepunkt unserer Feste. Wenn am heiligen Abend die Arbeit beendet, das Licht ausgelöscht ist und der Gefangene sich niedergelegt hat auf sein einsames Lager — finster ist's um ihn her, finsterer vielleicht noch in ihm, er denkt, wie er sonst Weihnachten gefeiert hat in jubelnder Lust, oder denkt an den Jammer der Seinen daheim — da plötzlich klingt's in hellen klaren Stimmen von der Centralhalle her in alle Flügel, in alle Zellen, wohl fast auch in alle Herzen hinein: „Stille Nacht, heilige Nacht ꝛc."

Der Weihnachtsmorgen beginnt, das Glöcklein ruft zum Gotteshaus — siehe da prangen zu beiden Seiten der Kanzel zwei große Christbäume in hellem Lichterglanz, zeugend von dem, der da ist der Baum des Lebens, das Licht der Welt, welches alle erleuchten soll, die in diese Welt kommen, auch die schwärzeste Nacht der am tiefsten Gefallenen in Sünde und Verbrechen. Der Gesang beginnt, auch aus der Gefangenenkirche heraus klingt's hinauf in mächtigem Chor, was unsere Kinder so gern anstimmen:

O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit ꝛc.

Doch es mögen Gefangene selbst über die Festfeier berichten. Ein Mann aus den gebildeteren Ständen schrieb z. B. an seine Frau: „Ich gestehe, daß ich in kirchlicher Beziehung noch nie ein so herrliches Weihnachtsfest erlebt habe ꝛc." Ein junger Bursche vom Lande schrieb: „Liebe Mutter, auch muß ich berichten, daß ich die Feiertage wieder einmal christlich verlebt habe, Weihnachtsbäume haben gebrannt, Kinder haben gesungen, das war so feierlich. Da habe ich mich recht satt geweint und gedacht: wärst du doch diesen Kindern gleich." Einen dritten endlich führe ich noch an, einen öfter Bestraften, der an seine Mutter schrieb: „26mal schon erlebte ich Weihnachten, viermal davon im Gefängniß in anderen Anstalten, und noch nie habe ich Weihnachten in so froher Stimmung begangen. In feierlicher Stimmung überraschte mich am heiligen Abend, als ich eben mich zur Ruhe gelegt und meine Lampe gelöscht, der Gesang eines Kinderchors, die da sangen: Stille Nacht, heilige Nacht. Es waren die Söhne und Töchter der hier angestellten Beamten; kleine Knaben und Mädchen, liebe Mutter, kamen und sangen uns Sträflingen Lieder, die selbst dem, der ihren Text nicht verstehen will oder nicht versteht, das Herz, und wäre es von Stein, erweichen müßten, so köstlich ist deren Melodie ꝛc."

Aber wie mag's denen ums Herz sein, die Weib und Kinder im Elend sitzen haben in der Heimat? Muß denen das Herz nicht brechen? O nein, zu denen kommt der heilige Christ auch. Um die Zeit des ersten und zweiten Advents geht neben vielen anderen Bitten durch die Berliner Zeitungen und den Evangelischen Anzeiger eine Bitte, die unterschrieben ist: „Die Pastoren des Zellengefängnisses, Schröter und Hildebrand." In ihr bitten diese Männer um Zusendung von Liebesgaben, damit es ihnen möglich werde, auch den Frauen und Kindern der armen Gefangenen zu zeigen, daß der heilige Christ ihrer gedenke und einen Strahl seines Lichts auch in ihre Nacht sende. Da kommen dann die Gaben in Geld und Packeten aus allerlei Häusern, aus den Palästen von Prinzessinnen und aus der elenden Hütte eines armen Entlassenen, und wir machen uns auf mit den eingegangenen Schätzen in der Tasche und kaufen ein.

Fast von Packeten in der Droschke bedeckt, kehre ich zum Zellengefängniß zurück, und meine Amtsstube wird zum bunten Bazar, zur reichen Weihnachtsausstellung, nach der meine Kinder gelüstet zu schauen. Drei Männer helfen uns dann zwei bis drei Tage hindurch, um für 150 Kinder in fünfzig Familien die Auswahl zu treffen nach Geschlecht und Alter, und dann, da die Verheiratheten selten Berliner sind, die Packete rechtzeitig an die Ortsgeistlichen zu senden, damit sie dieselben am heiligen Abend oder am ersten Festtage den armen Frauen und Kindern bescheeren können. Am heiligen Abend aber wandern wir Geistliche in die Zellen der Männer, deren Familien bedacht sind.

„Ach," so klingt mir die Klage entgegen, „was ist das für ein traurig Weihnachten für meine arme Frau und meine armen Kinder!" — „Der heilige Christ hat die auch nicht vergessen," lautet meine Antwort.

Aber ungläubig schüttelt der Arme sein Haupt: „Ach, wer sollte an die denken, denen etwas bescheeren?"

„Der heilige Christ," sag' ich noch einmal, „der hat ein helles Auge und ein weiches Herz und eine milde Hand voll reicher Gaben; er hat auch nach Ihrer Frau und Ihren Kindern ausgeschaut, und es hat ihm deren Elend das Herz gebrochen. Da hat er für die auch eine Bescheerung bereitet und hat's mir verrathen, der Karl bekommt eine Jacke und ein Buch, die Marie ein Hemd und einen Nähkasten, der kleine Wilhelm ein Shawlchen, ein paar Strümpfe und eine Trompete und die Kleinste ein Püppchen, und jedes ein Päckchen Pfefferkuchen, und die Aeltesten Schreibkasten und Schreibbücher, und die Frau eine Schürze und noch einen Thaler."

Staunend, erbleichend sieht der Arme mich an, die Thränen stürzen aus seinen Augen, er sinkt auf seinen Sessel nieder und birgt sein Angesicht in seinen Händen, laut schluchzend. Als er wieder aufsieht, ist niemand da, die Zellenthür ist verschlossen — hat er geträumt? Ist's Wahrheit? Ja, es ist Wahrheit; jauchzend erklingt aus der Centralhalle: „Christ, der Retter, ist da! Christ, der Retter, ist da!"

Ja, und so klingt's bald nach dem heiligen Fest aus den Briefen der beglückten Frauen heraus!

Da schreibt die eine: „Lieber Mann, diese Freude kann ich Dir nicht beschreiben, denn sie war so groß, daß die Kinder kein Abendbrot gegessen haben." Oder eine andere: „Die lieben Kinder haben sich so sehr gefreut, daß sie die ganze Nacht nicht haben schlafen können, und für mich kam die Hilfe, als die Noth am größten war."

Eine dritte endlich schrieb ihrem Manne von ihrer Freude und bemerkte, sie habe den Herrn Pastor, der ihr es überbracht, gefragt, wo denn das eigentlich herkäme, da habe er geantwortet, das wisse er auch nicht. Darauf antwortete der Mann seiner Frau: „Aber darüber muß ich mich doch wundern, liebe Frau, daß der Herr Pastor dort gesagt hat, er wisse nicht, woher das gekommen. Unser Herr Pastor hier sagt: „Das kommt vom heiligen Christ," und daher kommt es auch, liebe Frau." Der wird es auch für das nächste Weihnachtsfest nicht fehlen lassen, und wer weiß, ob er nicht auch manchem Leser des Daheim einen Auftrag für uns gibt!

VI. Die Heimkehr.

Der Tag des Eintritts in die Freiheit bleibt doch das Ziel des Sehnens und Hoffens jedes einzelnen, auch wenn er nicht weiß, was außerhalb der geöffneten Pforte seiner wartet.

Mancher in der Freiheit hält unsere Arbeit an den Gefangenen für vergeblich und unser Hoffen für verloren — wir rechten nicht mit ihm. Viele sagen: Es ist ja schön, daß so viel an den Leuten geschieht, daß so viel Gottesliebe und Menschenliebe den Gefangenen zugewandt wird; aber, so fragt man mit Recht, was hilft's, welches sind die Resultate? Werden die Worte der Gefangenen auch zu Thaten oder sind's nicht etwa nur schnell aufwallende Gefühle, die schnell auch verschwinden wie Seifenblasen? Sind's nicht Phrasen etwa nur, durch die wir uns täuschen lassen, christliche Redensarten ohne Saft und Kraft, ohne Geist und Leben und Frucht?

Ja, gar viele täuschen sich selbst über den Zustand ihres Herzens, über die Kraft ihres Willens, und werden jämmerlich zu Schanden. Schon oft habe ich's warnend von der Kanzel hernieder und dem einzelnen in der Zelle zugerufen: „Euer

Digitized by Google

Christenthum reicht bis an die Ecke des Zellengefängnisses! Wenn bei dem Eintritt in die Freiheit der Berliner Wind Euch anweht, die Invalidenstraße entlang vom Voigtlande her — wie wird dann alsbald alles wie Spreu hinweggefegt!"

Ich weiß, daß es bei gar manchem so ist, daß ihre Vorsätze nichts sind als Pflastersteine für den Weg zum Verderben, und daß bei anderen das junge Pflänzchen, das aufging im Herzen, in dem Sonnenbrand der Versuchung bald verdorrt oder von der Flut der Noth hinweggespült wird. An schmerzlichen Erfahrungen fehlt es uns nicht. Aber es bleibt auch manche Frucht für Zeit und Ewigkeit; der letzte Tag wird es offenbar machen, doch vieles zeigt sich auch jetzt schon. Unsere Arbeit in den stillen Zellen ist nicht vergeblich. Die Statistik mag zunächst Zeugniß geben.

In den 9 Jahren von 1866—74 wurden aus unserer Einzelhaft entlassen im ganzen 1432, mit Zuchthaus rückfällig wurden davon 284; aus meiner Seelsorge wurden entlassen 790, mit Zuchthaus rückfällig wurden in derselben Zeit 149, also 18,8 Proz. Wenn auch manche noch mit Gefängniß rückfällig wurden, über die wir keine Statistik haben, so ist jener Prozentsatz doch ein erfreulicher.

Freilich könnte es noch viel besser stehen, wenn die Christenheit mehr der Mahnung eingedenk wäre: „Stärke das andere, was sterben will." Wohl sehen wir's als unsere Aufgabe an, allen, so weit sie es bedürfen und wünschen, den Weg zu bahnen zum Eintritt in die Freiheit, Unterkommen und Arbeit ihnen zu verschaffen, sei es durch die Stadtmission in Berlin, sei es durch die Vereine in den größeren Städten, sei es durch die Geistlichen auf dem Lande, oder sei es, daß wir direkt mit Fabrikanten, Gutsbesitzern, Meistern ꝛc. in Verbindung treten. Aber wie oft finden wir, eben so wie jene unsere Bundesgenossen, Thüren und Herzen verschlossen, und es muß gar oft angeklopft werden, ehe eine Pforte sich öffnet. So sollte es nicht sein.

Nur selten ist's ja, daß der Entlassene einen Familienhalt findet, daß Vater- und Mutterarme ihn aufnehmen. Nur selten ist's so, wie mir ein vor dreiviertel Jahren entlassener Knecht vor einigen Tagen über seine Heimkehr schrieb. In der Nacht kam er in der Heimat an, die Eltern waren aus der früheren Wohnung gezogen. Wohin nun sich wenden in der kalten Januarnacht? Rathlos steht er da.

„Da," so schreibt er mir, „sah ich auf einmal ein Licht brennen in einem Hause, da ging mir so ein fröhlicher Gedanke in das Herz, ja, wenn das meine liebe Mutter wäre, wo das Licht brennt; und da war es mir, als wenn ich meiner Mutter Stimme hörte, und da ging ich mit leisen Schritten hinzu, ja, da war sie es, da sagte sie zum Vater: „Mir ist es so, als wenn Julius sollte kommen; mir hat geträumt von ihm, er wäre hier." Da klopfte ich leise an und sagte: „Ja, Mutter, ich bin da." Da war doch die Freude groß, daß ich wieder in der Mutter Armen war; da dacht' ich an den verlorenen Sohn, der in sich schlug und ging wieder zu seinem Vater und wurde mit Freuden aufgenommen in das Vaterhaus. Da war bei uns auch Weinen und Freuen, daß wir wieder beisammen waren."

Und wo kein Mutterherz dem verlorenen Sohne entgegenschlägt und keine Vaterarme ausgebreitet sind, sollte nicht die christliche Gemeinde das Mutterherz haben und sollten nicht aus ihr heraus die helfenden Hände sich ausrecken? Wohl stehen hier in Berlin und in einigen anderen größeren Städten der verschiedenen Provinzen Vereine für Entlassene in gesegneter Arbeit, wohl hat die Stadtmission des Johannesstifts uns viele vortreffliche Dienste für Berlin geleistet. Aber viele Thüren sind noch verschlossen. Man klagt über die vielen traurigen Erfahrungen und bitteren Enttäuschungen. Daran fehlt es uns auch nicht. Aber die Liebe läßt sich nicht erbittern, auch nicht durch die bittersten Enttäuschungen; sie glaubt alles, hofft alles, sie duldet alles, und nicht umsonst.

Deutsche Professoren.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

XIII. Karl Reinhold August Wunderlich.

Von einem ehemaligen Schüler desselben.

Nahe am Eingange des Rosenthales zu Leipzig, an der äußersten Stadtgrenze liegt ein Komplex älterer und neuerer Gebäude, die jetzt theils als Schule, theils als Straf- und Versorgungsanstalt Verwendung finden. Bis vor wenigen Jahren war diese Gruppe von Häusern, die den Stempel der verschiedensten Zeitalter trug und ihr Entstehen bis auf die längst verschwundene alte St. Jakobskirche zurück datiren konnte, das städtische Krankenhaus, welches den Namen des „Heiligen" pietätvoll beibehalten hatte. Während das „neue Haus" in seiner stattlichen Front einen ganz imposanten Eindruck machte und ein respektables Hospital darstellte, waren die „alten Häuser" recht herzlich schlecht, und man begreift jetzt, wenn man das neue städtische Krankenhaus mit seinen Barackenflügeln, seiner zweckmäßigen gesunden, jeder Anforderung der Wissenschaft, der Hygiene und der Eleganz genügenden Einrichtung damit vergleicht, wie kümmerlich die Wissenschaft, der jetzt in Leipzig ein ganzes Viertel von Palästen erbaut worden ist, bis vor kurzem hausen mußte.

In jenes alte Hospital zu St. Jakob zog vor nunmehr gerade 25 Jahren ein neuer klinischer Lehrer und leitender Arzt ein, den man an die Stelle des nach Wien berufenen Oppolzer gewählt hatte. Der Nachfolger dieses klinischen Genies war ein erst fünfunddreißigjähriger Professor aus Tübingen, eine hohe kraftvolle Gestalt von markigem Wesen, geistvollem Blick und einem vornehmen und doch höchst gewinnenden Aeußern. Während der edelgebaute Kopf von einem starken Geiste zeugte, sprach aus dem Gesichte eine anheimelnde süddeutsche Gemüthlichkeit, welche, im Verein mit einem glänzenden Vortrage, die Herzen der akademischen Jugend rasch eroberte. Wunderlich, denn das war jener Neuberufene, der vor kurzem den silbernen Jubeltag seines Leipziger klinischen Wirkens beging, war gerade damals wohl die glücklichste Acquisition, welche die sächsische Landesuniversität für das so wichtige Fach der „inneren Medizin" hatte machen können; denn der Name dieses jungen Gelehrten war mit einer Epoche machenden Umgestaltung der Heilkunde innig verknüpft und hatte bereits den besten Klang.

Das schöne Land, welchem das deutsche Reich so viele hervorragende Geister verdankt, der württembergische Schwarzwald, war auch die Wiege Wunderlichs. Zu Sulz im Jahre 1815 geboren, Sohn des Physikus Dr. Georg Reinhold Wunderlich, der in der Literatur außer durch eine Uebersetzung von Guislains Werk über Seelenstörungen, durch eine medizinische Topographie der Stadt Sulz bekannt ist, mütterlicherseits einer französischen Hugenottenfamilie entstammend, kam er 1817 nach Ludwigsburg, wohin sein Vater als Regierungsmedizinalrath für den Neckarkreis übergesiedelt war. 1824 starb dieser, und die Mutter zog mit dem neunjährigen Knaben nach Stuttgart. Schon im ersten Jahre des Dortseins knüpfte sich das intime Freundschaftsband mit Griesinger,*) dem nachmals so berühmt gewordenen Kenner und Arzt krankhafter Seelenzustände, das bis zu dessen in Berlin erfolgtem Tode (1868) durch alle Wechselfälle des Lebens sich erhielt. Zusammen durchliefen sie die Klassen des Stuttgarter Gymnasiums, waren aber nicht gerade immer der Lehrer besondere Freude. Sie beschäftigten sich mehr als für Schüler einer philologischen Anstalt wünschenswerth war, mit Literatur und Politik, zu welcher letzterer die aufgeregten Zeiten nach 1830 der Jugend nur zu viel Anlaß gaben. Die Begeisterung für die Männer der württembergischen Kammeropposition, für Uhland, Schott, Pfizer und andere war den Schularbeiten ebenso wenig förderlich, wie die eifrige Lektüre der klassischen und der keck aufschäumenden jung-deutschen Literatur. Begünstigt wurde diese vielseitige Beschäftigung allerdings dadurch, daß in den oberen Klassen anregende, von Pedanterie freie Lehrer, die den jugendlich-gährenden Most treiben

*) Seine Biographie Jahrgang V, S. 198 ff.

Digitized by Google

ließen, wirkten, daß der ganze Ton und Zuschnitt mehr ein freier akademischer war.

Fromm gesinnte Anverwandte hatten den künftigen Studenten zum Theologen bestimmt, aber schon der vorbereitende Unterricht, namentlich im Hebräischen, war wenig nach seinem Geschmack. Da fiel ihm ein botanisches Buch in die Hand, das ihn für diese Wissenschaft begeisterte. Zunächst wurde durch Selbstunterricht, später unter Anleitung des trefflichen Schmidlin, des bekannten Gartenschriftstellers, Botanik getrieben und auf Exkursionen eifrigst gesammelt. Hier in der anziehenden Natur und in diesem heiter anregenden Treiben ging nun freilich die letzte Spur von Neigung zur Theologie verloren, das Hebräische wurde an den Nagel gehängt und, nicht ohne Kampf, setzte Wunderlich es durch, sich den Naturwissenschaften, die nach damaliger Anschauung zur Medizin gehörten, widmen zu dürfen.

Bald darauf, im Herbst 1832, wurde das Abiturientenexamen glücklich überstanden. Da jedoch damals die Universitäten nur eine äußerst dürftige Gelegenheit zur Ausbildung in den beschreibenden Naturwissenschaften boten, so besuchte Wunderlich noch ein Jahr lang die polytechnische Schule in Stuttgart, wo er sich mit größtem Eifer der Chemie widmete. Ein Jahr darauf bezog er die Universität Tübingen, wo den achtzehnjährigen Studenten das ungebundene fröhliche Treiben zunächst, trotz seines lebhaften Interesses an den neuen wissenschaftlichen Eindrücken und trotz eines Kreises tüchtiger Kommilitonen, stark vom emsigen Studium ablenkte. Da brachte ein Mißgeschick, das aber für seine spätere Laufbahn ein Glück werden sollte, eine unerwartete Wendung. Als er sich eben einer damals verbotenen Korpsverbindung angeschlossen hatte, wurde dieselbe entdeckt und aufgelöst. Wunderlich kam, als der jüngste, mit einem Verweise davon und warf sich von diesem Augenblicke an aufs eifrigste Studiren.

Der damalige Zustand der medizinischen Fakultät in Tübingen war der wissenschaftlichen Ausbildung wenig förderlich. Autenrieth, der letzte originelle Geist, starb 1835, nachdem bereits sein Stern im Erbleichen gewesen war. Wie fast überall in Deutschland war auch unter den Tübinger Lehrern der Medizin ein wissenschaftlicher Stillstand eingetreten, der heutzutage kaum noch begriffen werden kann. Der Spruch: „Melius desinere quam deficere“, zu deutsch etwa:

> Wird schwach der Geist und trüb' der Blick,
> Tritt selbst von Deinem Amt zurück;
> Besser es Jüngern frisch übergeben —
> Als sich selber zu überleben!

diese weise Lehre schien ganz und gar in Vergessenheit gerathen zu sein. Von manchen wurde dasselbe Kollegienheft von Jahr zu Jahr unverändert abgelesen. Von Anschauungsunterricht und technischer Uebung war fast nicht die Rede. Die acht Betten, über welche die medizinische Klinik damals gebot, waren meist unbesetzt. Chirurgische Klinik wurde nur wöchentlich zweimal abgehalten. Die Mediziner, besonders diejenigen Studirenden, welche sich in den praktischen Fächern fortzubilden strebten, waren fast ganz auf das Selbststudium angewiesen. Deshalb wurden von Wunderlich und seinen Freunden alle Bücher, deren sie habhaft werden konnten, verschlungen und gegenseitig durchgesprochen. Besonders war es die französische und englische Literatur, in der damals allein der Geist des Fortschritts herrschte und aus der sie eine ganz andere Wissenschaft schöpften, als die war, welche ihnen vom Katheder geboten wurde. Fehlte auch diesen Arbeiten anfangs die Planmäßigkeit, so war doch die Vielseitigkeit und Frische der Anregung, das Vertrautwerden mit den jüngsten Fortschritten des Auslandes von größter Wichtigkeit für Wunderlich. Die lebhafteste Unterstützung fand er darin von Seiten des Privatdozenten Dr. Schill, der, eben von größeren Reisen aus Frankreich und England zurückgekehrt, sich 1835 in Tübingen habilitirt hatte und die belebende Kraft der gewonnenen Eindrücke seiner Umgebung mitzutheilen strebte. Von den älteren Mitgliedern der Fakultät als unliebsamer Neuerer zurückgestoßen, fand er bei den Studirenden gerade wegen der Energie, mit welcher er sich der damals in Tübingen herrschenden veralteten Richtung entgegensetzte, freudige Theilnahme und wirkte auch auf diese sehr anregend. Mehr und mehr schloß sich Wunderlich an ihn an, besuchte mit ihm die Kranken, die in der Poliklinik sonst ohne Anleitung eines Lehrers von den Studirenden allein behandelt wurden. Ihm hatte der strebsame Jünger die Einführung in die Diagnostik am Krankenbette, in die Technik der physikalischen Untersuchung und der Leichenöffnungen, kurz, wie er selbst freimüthig anerkennt, so ziemlich alles Positive, was er auf der Universität von Lehrern erlernte, und außerdem unendlich viel wissenschaftliche Anregung zu danken.

Wunderlich war es beschieden, die Anregungen dieses klinischen Lehrers, welcher kurz nach Ernennung zum außerordentlichen Professor einer Krankheit, deren Studium ihn eben beschäftigte, dem Typhus erlag, weiter auszubauen, nachdem sie auch an der Universität nicht ganz erfolglos verhallt waren. Man hatte die Mängel des bisherigen Zustandes, das Bedürfniß, die Anstalten zu erweitern und neue Kräfte in die Fakultät zu ziehen, erkannt und zunächst die Zahl der Betten in der stehenden Klinik — auf 12, für dringende Fälle auf 16 erhöht, sowie die Anstellung eines Assistenten beschlossen und die Poliklinik von ihr losgetrennt.

Inzwischen hatte Wunderlich schon im Sommer 1837 nach nur 3½jährigem Aufenthalte an der Universität das Examen glänzend bestanden und sich sofort, nach einem kurzen Besuche Schönleins in Zürich und Nasses in Bonn, nach Paris, dem damaligen Mekka der Mediziner, begeben, um jetzt erst das gründliche Studium zu beginnen, für das er durch die eingehende Bekanntschaft mit den Werken der damaligen ersten Größen in der Medizin: Andral, Louis, Cruveilhier, Bouillaud ꝛc. sich mehr als andere junge deutsche Aerzte vorbereitet hatte. Doch schon im Juli 1838 rief ihn die Anstellung als Assistenzarzt am Katharinenspital wieder nach Stuttgart zurück, wo in dem wieder persönlich aufgenommenen freundschaftlichen Verkehr mit Griesinger und Roser mit einem durch die Pariser Eindrücke verstärkten Eifer die Pläne zu einem energischen Angriffe auf die verkommene deutsche Heilkunde besprochen wurden. In diese Zeit (1839) fällt Wunderlichs erste von Ferdinand von Gmelin eingeführte größere Schrift: „Die Nosologie des Typhus“, eine Beleuchtung der wichtigsten Ansichten über diese Krankheit. Nach Ablauf des Assistentenjahres eilte Wunderlich abermals nach Paris, um die dortigen Studien fortzusetzen und von dort aus eine weitere wissenschaftliche Reise nach England zu machen. Aber der indessen erfolgte Tod Schills veranlaßte ihn, früher als beabsichtigt zurückzukehren und Ostern 1840 sich in Tübingen als Privatdozent zu habilitiren. Um dieselbe Zeit war Dr. G. Heermann, ein tüchtiger, mit der ausländischen Medizin vertrauter Arzt, als Vorstand der Klinik und außerordentlicher Professor nach Tübingen berufen worden. Damit trat für den Unterricht in der praktischen Medizin eine neue Epoche ein. Die Klinik hob sich rasch, die Zahl der Kranken stieg, die Behandlung derselben durch die Studirenden wurde geregelt und überhaupt die objektive Untersuchung mit den damals noch neuen Hilfsmitteln der Diagnostik, sowie das Streben nach rationeller Behandlung planmäßig durchgeführt. Wunderlich, der über physikalische Diagnostik, pathologische Anatomie und Geschichte der Medizin las, fand an Heermann entgegenkommende Unterstützung. Leider fing dieser schon im ersten Jahre seiner Lehrthätigkeit an zu kränkeln; ein anhaltendes Brustleiden hemmte seine Thätigkeit. Er mußte auf ein Jahr Urlaub nehmen und suchte in Italien Heilung, wo er nach einem zweiten Aufenthalte schon 1844 starb. Inzwischen war Wunderlich Ostern 1841 zum klinischen Assistenten sowie zum event. Stellvertreter Heermanns ernannt worden und hatte, als sich dessen Leiden verschlimmerte, die Vorlesungen über Pathologie und Therapie zu halten, sowie den klinischen Unterricht ohne Unterbrechung und allein zu leiten, eine Aufgabe, welcher der erst 28jährige Dozent so trefflich entsprach, daß man ihn im Herbst 1843 zum außerordentlichen Professor und provisorischen Vorstande der Klinik ernannte. Nachdem die Fakultät die Scheu, einen noch jungen Mann auf einen so wichtigen Posten zu berufen, überwunden hatte, folgte 1846 die definitive Uebertragung der Klinik und die Ernennung zum ordentlichen Professor.

Wunderlich hatte von jeher einen großen Hang zu wissen-

Digitized by Google

schaftlichen Reisen gehabt. Die Eindrücke seiner ersten Reise nach Paris veranlaßten ihn im Herbst 1840 zu einer Reise nach Wien, um die neuen Lehren Rokitanskys und Skodas, die noch wenig Anerkennung in Deutschland gefunden hatten, aus ihrem eigenen Munde kennen zu lernen. Seine Vergleichung dieser „jungen Wiener Schule" mit der französischen Richtung, die er 1841 in der Schrift: „Wien und Paris. Ein Beitrag zur Geschichte und Beurtheilung der gegenwärtigen Heilkunde in Deutschland und Frankreich" niederlegte, machte bedeutendes Aufsehen. Diese geistvolle Parallele führte auch die weitesten ärztlichen Kreise Deutschlands zu der Erkenntniß, daß in Wien eine neue Epoche für die Medizin erwacht sei. Auch die andern Reisen Wunderlichs haben — wie dies gleich hier mit erwähnt sei — stets neben dem Zwecke der Erholung den der Forschung gehabt. Den ihm besonders sympathischen Süden, Italien, welches er schon 1845 bereist hatte, die Riviera, Corsika, Tyrol und die Schweiz, Südfrankreich — alle diese Länder besuchte er immer mit Vorliebe, nicht blos des Natur- und Kunstgenusses und der gerade für den Kliniker so nöthigen Erfrischung wegen, sondern zur Bereicherung seiner eigenen Anschauungen und Erfahrungen über klimatische Kurorte. Die Lehre von denselben verdankt ihm in Folge dessen so manchen werthvollen Beitrag.

So, durch seinen internationalen, freieren Blick und größeren Horizont, mehr als mancher andere befähigt, eine große Reform, wie die von ihm als dringlich erkannte, ins Werk zu setzen, begründete Wunderlich mit dem Privatdozenten für Chirurgie, W. Roser, seinem Freunde, im Jahre 1841 ein neues Organ für die gemeinsamen Bestrebungen, an dem auch Griesinger Anfangs als Mitarbeiter, dann als Redakteur wirkte. Das Programm: „Ueber die Mängel der deutschen Medizin" und das Erscheinen der noch jetzt bestehenden Zeitschrift selbst, des Archivs für physiologische Heilkunde" brachte eine große Bewegung in den medizinischen Kreisen hervor und war der sichtliche Ausgangspunkt einer gründlichen Besserung der Zustände. Mit einer schonungslosen Herbheit und Energie wurde hier die Feder gegen alles Veraltete geführt und der ernstlichen, exakten Forschung der Weg geebnet. Gar bald verstummten viele damals noch weittönende Stimmen; jene Illusionen schwanden, die noch großentheils das Denken und Handeln des Arztes bestimmt hatten. Gegen unbewiesene Voraussetzungen kämpfte Wunderlich mit der Forderung des Beweises. Alte Dogmen, haltlose Theorien wurden gestürzt und mußten der langsameren, mühevolleren aber sicheren Einzelforschung weichen. Die Herausgeber nannten ihre Richtung die „physiologische", um damit die allein giltige Methode der exakten Forschung zu bezeichnen. Für den kranken Körper und seine Erscheinungen wurde festgestellt, daß diese denselben inneren Gesetzen unterworfen sind, wie im gesunden Zustande; der Begriff „Krankheit" als etwas für sich Bestehendes, Selbständiges, den Körper Ergreifendes wurde, da er lediglich als volksthümliche Bezeichnung Geltung hatte, verworfen. Krankheit wurde als eine Veränderung des Körpers oder seiner Thätigkeit betrachtet, die durchaus innerhalb der natürlichen Gesetze steht und zu Stande kommt, aber, auf Grund veränderter Bedingungen auch in anderer Form, als der gesunde Lebensprozeß. Wie eine Blume auf sehr verschiedene Art kultivirt werden kann, je nachdem Licht und Dunkel, Trockenheit und Nässe, diese oder jene Bodenart ihr geboten werden, wie ein Baum in Folge veränderter äußeren Verhältnisse krankhaft verkrüppelt, eine Frucht in abnormer Weise umgebildet werden kann, indem die unabänderlichen Gesetze des Wachsthums oder der Säftecirkulation nur eine Hemmung und Störung oder eine Förderung erhalten, ebenso ist nach der Anschauung der „physiologischen" Richtung jede Erkrankung nur eine veränderte Richtung, Stärke oder Form der gesunden Lebensprozesse und von diesen in Begriff und Erklärung nicht loszulösen. Jeder Krankheitsfall muß vom Arzt als ein eigenthümliches, oft verwickeltes Zusammenspiel gesetzmäßiger, aber irgendwie beeinflußter Verhältnisse und Vorgänge betrachtet werden. Einer Krankheit blos einen Namen zu geben, ist nicht das höchste Ziel, sondern mit allen der Untersuchung zu Gebote stehenden Mitteln zu ergründen, worin das Wesen der Symptome besteht, welche Naturgesetze gestört, welche Organe verändert sind. Daß eine solche Wissenschaft nur auf einer genauen Kenntniß von dem Verhalten der körperlichen Organe im gesunden Zustande beruhen konnte, war natürlich. In Folge dieser von Grund auf erfolgten Verjüngung der deutschen Medizin wurde dann auch das Studium vom Bau und den Verrichtungen des menschlichen Körpers neben dem von den Krankheiten und ihrer Behandlung mehr gepflegt; an die Stelle todter Klasseneintheilung, Wiederholung unbewiesener Lehren, naturphilosophischer Ansichten trat die Erforschung der Organe, ihres Baues, ihrer Thätigkeit, die Kenntniß von den Veränderungen, welche in ihnen durch Krankheit entstehen und die Lehre von der Erkennung der Krankheitszeichen. In kurzer Zeit wurde überall in Deutschland mit altgewohnten Anschauungen gebrochen, eine frischere, gesundere Thätigkeit griff in der Medizin Platz. Die „physiologische Heilkunde" wurde das Stichwort des medizinischen Fortschrittes, und der Hauptbannerträger desselben war Wunderlich, der schon aus diesem Grunde sich einen ehrenvollen Namen in der neueren Geschichte seines Fachs für alle Zeit gesichert hat.

Im Jahre 1843 begann er neben seiner Thätigkeit für das „Archiv" sein umfangreiches „Handbuch der Pathologie und Therapie", nachdem der nur zwei Jahre jüngere Griesinger zum Assistenten der innern Klinik und nach des verdienstvollen Gmelins Pensionirung zum außerordentlichen Professor der theoretischen Medizin ernannt worden war. Während unter dem energischen Zusammenwirken dieser beiden Männer die sorgsamste Pflege der fortgesetzten, genauen Krankenbeobachtung, die zweckmäßige Organisation der Tübinger Klinik, die Hebung des praktischen Unterrichts zu einer von Jahr zu Jahr steigenden Größe und Frequenz der Klinik führten, war Wunderlich eifrigst beschäftigt, an dem erwähnten Werke, das ein Denkmal emsigsten Fleißes und systematischer Forschung wurde, zu arbeiten. Dies kolossale Werk, das, noch ehe die erste Auflage vollendet war, bereits in einer zweiten, vielfach umgearbeiteten erschien, behandelte die allgemeinen Grundsätze, Begriffe und Thatsachen der Pathologie und Therapie, sowie die einzelnen Krankheitsformen mit philosophischer Schärfe, streng naturwissenschaftlicher Methode, gründlichster Belesenheit und in stilistischer Vollendung. Man darf dies Handbuch, welches in jeder Hinsicht die Anschauungen und Bestrebungen Wunderlichs repräsentirt, als sein Meisterwerk und zugleich als das Spiegelbild seines innersten Wesens betrachten, das, wenn auch die rastlose Forschung zahlreicher Jünger es nach und nach in den Hintergrund drängt und namentlich in neuerer Zeit die Association zahlreicher Gelehrter zur Schöpfung eines großen Lehrbuchs vorgezogen wird, stets eine Fundgrube für den medizinischen Schriftsteller bleiben und stets als mustergiltige, durch logische Konsequenz und treffende Kritik gleich ausgezeichnete Darstellung der Heilkunde gelten wird. Ein kürzerer Auszug jenes Werkes ist später (1858) als „Grundriß" zur rascheren Uebersicht des Wesentlichsten erschienen. Außerdem schrieb Wunderlich (1845) seinen „Versuch einer pathologischen Physiologie des Blutes", eine werthvolle Bereicherung der damaligen Kenntnisse über diesen wichtigen Bestandtheil der Körpergewebe, in Form einer Monographie, sowie seine „Geschichte der Medizin", welche mit Vermeidung aller trockenen Pedanterie in genialer Weise eine Darstellung der wichtigsten Epochen der Heilkunde bietet.

Nachdem durch den Neubau eines akademischen Krankenhauses in Tübingen die Mittel für den klinischen Unterricht wesentlich erweitert worden waren, erhielt Wunderlich im Frühjahr 1850 den Ruf nach Leipzig und eröffnete daselbst mit dem Wintersemester desselben Jahres seine Lehrthätigkeit. Schon im folgenden Jahre begann er seine Untersuchungen über den Fieberprozeß und die Körperwärme des Kranken; er brachte es durch zahlreiche Abhandlungen sowie durch sein in alle civilisirte Sprachen übersetztes Werk: „Das Verhalten der Eigenwärme in Krankheiten" (2. Aufl. 1870) dahin, daß die Anwendung des Krankenthermometers heutzutage als einer der werthvollsten Theile der Krankenbeobachtung, als unentbehrliches Hilfsmittel der Diagnostik gilt, sobald es sich um Beurtheilung fiebernder Kranker handelt. Bei allen solchen

Digitized by Google

Kranken wurde auf Wunderlichs Klinik zu Leipzig, vom Oktober 1851 an, veranlaßt durch Traubes mündliche Aufforderung, die Temperaturmessung eingeführt, anfangs nur in einzelnen, ausgezeichneten Fällen, bei wachsender Einsicht in den Werth dieses Untersuchungsmittels aber in immer ausgedehnterer, konsequenter Weise. Anfangs wurden nur zweimal täglich Messungen gemacht, später bei Fiebernden 4—6mal täglich, nach Umständen noch häufiger. Die Zahl der Krankheitsfälle, welche auf diese Weise thermometrisch genau beobachtet waren, belief sich schon vor fünf Jahren auf mehr als 25,000, die Zahl der einzelnen Messungen, die in tabellarischer Form eingetragen wurden, auf mehrere Millionen. Auf Grund so enormer Beobachtungsreihen gelang es ihm dann auch, das Gesetzmäßige im Verlaufe gewisser Krankheitsformen und im Nachweise solcher durch den Gang der Körpertemperatur mit einer bis ins feinste Detail ausgearbeiteten Genauigkeit, anfangs für den Typhus, dann für andere Fieberkrankheiten sicher festzustellen. Diese Messungen sind seitdem in allen klinischen Anstalten Deutschlands eingeführt; kein einigermaßen auf der Höhe der Wissenschaft stehender Praktiker kann das Thermometer mehr entbehren; in vielen Familien ist es ein wohlvertrautes Instrument geworden. Infolge der methodischen Anwendung des Thermometers und der bahnbrechenden Forschungen Wunderlichs hat dann auch der Umfang und die Kenntniß der Fieberlehre in fast zwei Jahrzehnten eine völlige Umgestaltung erfahren, eine Entwicklung, wie nur wenige Fächer. Besonders hat sie auch auf den rationelleren Gebrauch der kalten Bäder, zumal beim Typhus unzweifelhaften Einfluß gehabt. Dieser wärmeentziehenden Behandlung fieberhafter Krankheiten, welche auf Grund von Wunderlichs Untersuchungen von Brand, Barthels, Jürgensen, Liebermeister, Ziemßen, Immermann u. a. durch zahlreiche Studien gefördert und auch auf der Leipziger Klinik eingeführt wurde, verdanken tausende von Fieberkranken, die bei der früheren Behandlung zu Grunde gegangen wären, ihre Genesung. So sind die letzten 25 Jahre, in denen Wunderlich in Leipzig wirkt, durch seine Erforschung der Körperwärme und ihrer Gesetze nicht minder ein Wendepunkt in der Medizin zu nennen, wie die erste Hälfte seiner Laufbahn und die durch ihn ins Leben gerufene „physiologische Heilkunde" die Regeneration der deutschen Medizin gefördert hat. Nicht vergessen darf man dabei, daß im Jahre 1866 sein mit Griesinger und Pettenkofer herausgegebenes Choleraregulativ den rationelleren Ansichten über das Wesen und die Bekämpfung dieser furchtbaren Seuche Eingang verschafft hat.

Doch Wunderlich steht gegenwärtig nicht nur als einer der Reformatoren unserer Heilkunde, nicht nur als epochemachender Schriftsteller da. Wer Gelegenheit hatte, ihn als Lehrer, in seinem Wirkungskreise, in der Klinik kennen zu lernen, dem wird die strenge Methodik seines Unterrichts, die logische Sicherheit seines Gedankenganges, seine Schärfe im Feststellen der Diagnose und in der Beurtheilung einzelner Symptome in lebhafter Erinnerung sein; mit diesen Eigenschaften, die ihn zum Kliniker par excellence machen, verbindet er einen gewandten, glänzenden Vortrag; mit distinguirtestem Wesen und aristokratischem Air, mit einem selbstbewußten, sicheren Auftreten eine liebenswürdige, gewinnende Herzlichkeit, das Erbtheil seiner süddeutschen Abstammung. Diese Eigenschaft läßt ihn auch an dem Schicksal seiner einzelnen Kranken neben dem wissenschaftlichen oft ein persönliches Interesse nehmen, was sich, wenn er, umringt von den Scharen seiner Kliniker den Umgang hält, nicht selten in anziehender Weise äußert. Wenn man die ersten Vertreter der Heilkunde des 19. Jahrhunderts und die Zierden der deutschen Hochschulen, Tübingen und Leipzig anführt, wenn man der wichtigsten Wendungen und Epochen der neueren Medizin gedenkt, wird Wunderlichs Name, der im Herzen zahlreicher Schüler fortlebt, stets in Ehren genannt werden. Er gehört nicht zu denen, deren Glanz mit ihrer Existenz dahinschwindet, sondern zu denen, an welchen sich das Wort bewährt:

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!"

Aus den Tagen der Hussiten.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

(Zu dem Bilde auf S. 189.)

Wie oft haben wir in der fröhlichen Jugend das Lied gesungen: „Die Hussiten zogen vor Naumburg", später aber uns davon überzeugt, daß der deutsche Volksgeist in jenen Strophen eine Sage dichtete, denn Prokop der Große lag mit seinen Hussitenscharen wohl nie vor Naumburg. Daß aber dies Lied entstehen konnte, ist nur ein Beweis, wie tief die hussitische Bewegung auch in das Leben des deutschen Volkes eingriff.

Es gibt längst keine Hussiten mehr, aber jenes Lied von dem Naumburger Kirschenfest lebt noch, so gut wie das letztere noch allsommerlich von Alt und Jung, Hoch und Niedrig in der freundlichen Stadt an der Saale gefeiert wird. Bischof Goez von Naumburg, so erzählt man sich, hatte in Constanz für Hussens Verurtheilung gestimmt. Und als der böhmische Märtyrer auf dem Scheiterhaufen geendet und in den nachfolgenden Kriegen die Hussiten auch Deutschland in Schrecken setzten, hätte Prokop der Große am 28. Juli 1432 um des Bischofs willen die Stadt Naumburg hart bedrängt. Ein dortiger Bürger, der Viertelmeister Wolf, legte der Einwohnerschaft einen klugen Plan vor, durch dessen Ausführung Prokop von der Stadt zu lassen sich bewogen fühlen würde. Sämmtliche Kinder aus Naumburg, in ein weißes Sterbekleid gehüllt, eine Citrone und einen grünen Zweig in den Händen, sollten zu dem Hussitenanführer hinauswallen, denn also kalkulirte Wolf:

„Kinder — ihr seid Kinder, Er wird nicht so grausam sin,
Unschuldsvoll und keine Sünder — Euch zu massakriren."
Ich führ' euch zu Prokop hin,

Gesagt, gethan! Der Bürgerschaft gefiel der weise Rath, die Kinder erschienen auf der großen Vogelwiese, Prokop selbst fühlte ein menschlich Rühren, betheilte die Kinder mit Kirschen,

Kommandirte: Rechtsum kehrt!

und Naumburg war gerettet.

Unser Bild sieht nun allerdings nicht darnach aus, als ob die Hussiten auf ihren Kriegszügen Kirschen ausgetheilt hätten; es prägt sich auf demselben vielmehr ein so tiefer Ernst, eine so unverwüstliche Zähigkeit, eine so hingebende Entschlossenheit aus, daß es der Mühe werth erscheint, statt die Worte durch ein Bild, das Bild durch Worte zu illustriren.

Hussens gewaltsamer Tod hatte mit einem Schlag in dem Vaterlande des Märtyrers zwei Parteien geschaffen: die Anhänger des Predigers von der Bethlehemskirche, die Hussiten standen den Katholiken gegenüber, beide gegen einander von dem grimmigsten Haß erfüllt. Das ganze Volk nahm Partei; der Adel und das Bürgerthum, Priester und Laien, Stadt und Land, Männer und Weiber — die einen für, die andern gegen Hus. Zu allem Unglück war König Wenzel ein schwacher Mann, alles Ansehens und aller Achtung baar. Selbst in ruhigen Zeiten hatte er sich unfähig erwiesen, die Zügel des Regiments mit kräftiger Hand zu führen; dem Hussitensturm gegenüber war er völlig ohnmächtig. Als er am 11. September 1419 starb, befand sich das Land wie im Fieberparoxismus. Die Führer der Parteien hatten längst alle Gewalt an sich zu reißen gewußt und schürten in wilder Leidenschaft die lodernde Flamme der Volkswuth. Die Hussiten stürzten sich in barbarischem Fanatismus auf die römischen Priester, Kirchen und Klöster. Die letzteren erstürmte, demolirte und verbrannte, die ersteren erschlug man oder warf sie kurzer Hand in die Flüsse. Man war eben in dem Wahn befangen, daß alles, was katholisch hieß, mittelbar oder unmittelbar an der Verbrennung Hussens in Constanz die Mitschuld trage. Es nützte nichts, daß die Universität in Prag ihre breitspurigen und dürren Proklamationen in das Land hinaussandte; für solche Dinge hatte das aufgeregte Volk durchaus kein Verständniß. Auch der über Prag verhängte Bann verfing nicht, ja unter ihm litten nur die Katholiken, denn alle Kirchen der Hauptstadt befanden sich in hussitischen Händen und

Digitized by Google

es wurde in ihnen die Messe in böhmischer Sprache gelesen und leuchtenden Auges, wie nach einem glänzenden Siege, bei der Kommunion der Kelch, von nun an das Symbol des Hussitenthums, dargereicht und empfangen. Größere Ordnung und Zusammenhang kam erst dann in die wilde Bewegung, als der Ritter Zischka von Trocnow, der berühmte Feldherr der Hussitenheere, und der Burggraf Nikolaus von Hus sich an die Spitze der Hussiten stellten.

Selbstverständlich ging die religiöse Bewegung in verschiedenartige theilweise sehr ausschweifende Richtungen auseinander. Aller Orten tauchten Sektenprediger auf und jeder von ihnen sammelte einen kleineren oder größeren Anhang um sich. Hier entwickelte sich ein Kultus des tausendjährigen Reiches, dort feierten die Adamiten ihre nächtlichen Orgien; hier rühmten sich die stets weinenden Nikolaiten geheimnißvoller Offenbarungen Gottes und des unmittelbaren Verkehrs mit Engeln, dort verwarf einer Christum, ein anderer den heiligen Geist; hier trieben die Amositen ihr Wesen, dort lebten in stiller Zurückgezogenheit die „Brüder", aus denen im Lauf der Zeit die Unität der böhmischen Brüder hervorging und unstreitig die schönste Blüte am Baum des Hussitenthums bildete.

In den ersten Jahren fanden sehr häufig religiöse Versammlungen der Hussiten im Freien statt. Man wählte hierzu gern eine Anhöhe, einen Hügel. Es fanden sich Männer, Weiber und Kinder, oft aus sehr fernen Gegenden ein. Die Leute wohnten während der Dauer der Versammlung in Zelten, begrüßten sich als Brüder und Schwestern und hielten unter Anleitung ihrer Führer musterhafte Ordnung. Die anwesenden Priester sonderten das Volk nach Geschlechtern ab, predigten und leiteten den Gottesdienst. Man sang heilige Lieder und munterte sich gegenseitig zu treuem Festhalten an dem Kelche auf. Der Empfang des Abendmahls unter beiden Gestalten schloß den Gottesdienst ab, worauf in eben so strenger Ordnung die gemeinsame Mahlzeit eingenommen wurde. Jeder hatte für sich und die Seinen Speise und Trank mitgebracht; wer viel hatte, theilte dem Aermeren von seinem Vorrath mit. Nach der Mahlzeit wurde das Dankgebet gesprochen, alle Versammelten, die Jungfrauen voran, die Männer und Weiber im Gefolge, umzogen noch einmal unter dem Gesang von Psalmen den Hügel, worauf alle auseinander gingen und im Frieden in die Heimat sich begaben. Man dachte hierbei an die heiligen Berge Canaans und nannte die Versammlungen hier „Tabor", dort „Horeb", woraus später die Namen der Taboriten und Horebiter sich bildeten.

Sehr bald entstanden nämlich bestimmte kirchliche Krystallisationspunkte. So hoch das Andenken des Märtyrers Hus auch gehalten wurde, die Bezeichnung „Hussiten" verlor dennoch ihre Geltung unter seinen Anhängern, wenn sie auch sonst bis auf den heutigen Tag im Gebrauch blieb, um im allgemeinen die ganze große Partei kenntlich zu machen. Die einen unter den Anhängern Hussens gingen viel weiter als ihr Meister, die andern nahmen eine mehr gemäßigte Stellung ein. Jene wurden die Taboriten genannt, diese die Calixtiner (von calix = Kelch), auch die Prager, später die Utraquisten, weil sie auf dem Empfang des Abendmahls unter beiden Gestalten (sub utraque specie) bestanden.

Was man den Hussitenkrieg nennt, ist eine lange Reihe von einzelnen Feldzügen, die gewöhnlich in die wildesten und blutigsten Raub- und Verheerungszüge ausarteten. Der Ruf: „Die Hussiten kommen!" war genügend, um mächtige Heere zur Flucht zu treiben. Zischka und nach ihm der Priester Prokop der Große waren die berühmten Feldherren der Hussitenheere. Der erstere ist nie besiegt worden; in seinen letzten Lebensjahren gänzlich erblindet, liehen ihm seine Offiziere die Augen, und er gewann jede Schlacht. Die Fabel, daß nach seinem Tode die Trommeln der Hussitenscharen mit Zischkas Haut bezogen waren, ist ein deutlicher Beweis von dem Schrecken, den er während seines Lebens weithin verbreitet hatte*). Er starb am 11. November 1424, nicht im Kampfgewühl, nicht an den Folgen schwerer Wunden, sondern an der Pest. Sein Leichnam wurde in der hl. Geistkirche zu Königgrätz beigesetzt, später nach Czaslau übergeführt. Er war ein religiöser Fanatiker; die Bibel und der Kelch gingen ihm über alles. In seiner Frömmigkeit hielt er nicht blos seine Scharen vor jeder Schlacht zur Feier des Abendmahls an, sondern ließ auch seine Gegner schonungs- und erbarmungslos hinschlachten. Zu den letzteren zählten die römischen Priester und die Deutschen; beide haßte er aufs tiefste. Er war der blutige Puritanerhäuptling des 15. Jahrhunderts.

Zischka ist der Erfinder der eigenthümlichen hussitischen Schlachtordnung. Er stellte seine Truppen am liebsten in einem länglichen Viereck auf; das ganze Heer war von einer Wagenburg umgeben, die nach allen Seiten vollkommen geschlossen war. Trotz ihrer Schwerfälligkeit war diese Wagenburg doch außerordentlich beweglich, und je nachdem es in einem gegebenen Falle erforderlich war, konnte sie Stellungen formiren, die den Buchstaben U, C, E, F oder O ähnlich waren. Auf und hinter den Wagen befanden sich die Krieger; im Nu öffneten sich auf den gegebenen Befehl die Reihen der aneinander geketteten Wagen und die Kämpfer stürzten hervor und drangen auf den Feind ein. Man kämpfte mit Schwertern, Sensen, Dreschflegeln, Morgensternen, Pfeilen, Lanzen und Donnerbüchsen, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen; man hatte Harnische, Helme und Schilde. Die Hussitenheere zogen mit Gesang in die Schlacht; das Kriegslied, als dessen Verfasser Zischka genannt wird, lautet in freier Uebertragung und abgekürzt:

Die ihr kämpft für Gott und Gottes Wort,
Hofft auf Ihn, erbittet von Ihm Hilfe
Demuthsvoll, und dann von Ort zu Ort
Wird der Sieg euch endlich werden.

Gott ist groß! Die Feinde fürchtet nicht,
Die das Leben wollen euch verderben.
Ob das tapfre Herz im Kampfe bricht,
Gottes Liebe ist euch nahe.

Habt ihr Schaden, Christus gibt euch mehr:
Leben sollt im Tode ihr empfangen.
Sterben für die Wahrheit fällt nicht schwer;
Selig, wem solch Loos beschieden!

In der Feldschlacht schreiet grimmig auf,
Faßt die Waffe dann mit starken Händen:
„Gott mit uns! Nun dran! hrr! und dran und drauf!"
Tödtet! sieget! ohn' Erbarmen!

Mit dieser gläubig-wilden Weise, die im Original noch viel fanatischer klingt, zogen die Hussiten in den Kampf. Wie ein verheerend Feuer stürmten sie in die Feinde ein, und nach Zischkas Tode führte sie der Priester Prokop der Kahle, genannt der Große, zu neuen Siegen. Jeglicher Widerstand war vergeblich. Alle Kreuzzüge, die auf Andringen Roms gegen die Hussiten unternommen worden waren, scheiterten auf das schmählichste. Statt vieler erzählen wir ein Beispiel:

Unter den Vorbereitungen für das Baseler Konzil wurde der letzte Kreuzzug gegen die Hussiten geplant. Der Kardinal Julian Cesarini setzte alles daran, um diesmal ja gewiß die Hussiten zu vernichten. In einem Manifest vom 5. Juli 1431 versicherte er das böhmische Volk, daß der Kriegszug zur Herstellung des ersehnten Friedens unternommen würde. An der Spitze des Kreuzheeres stand Friedrich von Brandenburg, die Hussiten befehligte Prokop der Große. Das Kreuzheer wollte die Entscheidungsschlacht bei Taus schlagen. Da vernahm man schon aus weiter Ferne das Getöse der hussitischen Wagenburgen und den Kriegsgesang der Böhmen. Der Kardinal Cesarini stieg auf eine Anhöhe, um die Bewegungen der Heere zu

*) Im 7jährigen Kriege, wird erzählt, wurde diese mit Zischkas Haut bezogene Trommel von Friedrich d. Gr. nach Berlin gebracht, in Folge dessen Voltaire eine Anfrage an den König richtete, worauf derselbe antwortete:

„Berlin, 4 Décembre 1743.

„La peau de ce guerrier fameux
Qui parut encor redoutable
Aux Bohêmes, ses envieux,
Après que le trépas hideux
Eut envoyé son âme au diable
Est ici pour les curieux."

(Die Haut dieses berühmten Kriegers, die den ihm mißgünstigen Böhmen noch furchtbar war, befindet sich hier für die Neugierigen, nachdem der gräßliche Tod seine Seele zum Teufel geschickt hatte.)

„Oui," fährt der König in Prosa fort, „oui, la peau de Ziska, ou, pour mieux dire, le tambour de Ziska, est une des dépouilles que nous avons emportées de Bohême." (Ja, Zischkas Haut, oder richtiger Zischkas Trommel, ist eines der Beutestücke, das wir aus Böhmen mitgenommen haben.) Ob diese Trommel wohl noch existirt? oder ist die ganze Geschichte erfunden?

Digitized by Google

Hussiten nehmen vor der Schlacht den Kelch. Originalzeichnung von W. Beckmann.

Digitized by Google

beobachten. Und siehe, noch ehe die Schlacht begann, flüchten die Kreuzfahrer schon in wilder Verwirrung. Wie der Sturmwind rasen die hussitischen Reiter herbei und richten ein furchtbares Blutbad unter den aus Rand und Band gekommenen Reihen an. Es ist nirgends ein Halten mehr. Cesarini selbst entging mit schwerer Mühe der Gefangenschaft. Unter der Beute befand sich seine seidene Robe, die durch zwei Jahrhunderte als Andenken an den 14. August 1431 in Taus aufbewahrt blieb. Die Fahnen des Kreuzheeres aber flatterten lange Zeit als Siegestrophäen auf der Teinkirche in Prag.

Aber nicht blos in Böhmen verbreiteten die Hussitenheere Schrecken und Entsetzen unter den Gegnern des Kelches; auch außer den Grenzen des Vaterlandes entfalteten sie ihre Fahnen. Theils die Politik, theils die Religion führte sie zu wiederholten Malen nach den deutschen Gauen; der Haß gegen die Deutschen ward ihnen fort und fort eingeschärft. Der Deutsche war katholisch, römisch, und Rom galt als der Todfeind alles Hussitenthums. Deutschland hatte die Kreuzheere auf den böhmischen Boden gesandt, und das forderte Rache. Den Böhmen erschien das eigene Land als das gelobte Land, als Canaan; in Deutschland aber und in den österreichisch-ungarischen Ländern lebten für sie nur Philister, Idumäer und Moabiter; und wie einst diese Völkerschaften von den Israeliten bekämpft worden waren, so fühlten sich die Hussiten auch verpflichtet, die Deutschen zu bekriegen. So zogen sie nach Ungarn, um dort den König Sigmund zu vernichten; in Oesterreich kämpften sie gegen die Fürsten aus dem Hause Habsburg; sie zogen nach Schlesien, Meißen und Sachsen; bis an die Gestade der Ostsee drangen sie hinunter, in der Lausitz und in Franken, in der Pfalz und in Baiern verbrannten sie Dörfer und Städte, und stets kehrten sie mit Beute reich beladen heim. Nie haben sie einen eigentlichen Eroberungszug unternommen, immer nur ließen sie sich vom Rachedurst und von dem auf sie eindringenden Widerstand leiten. Sie wollten den Krieg, damit sie Anerkennung ihrer Eigenart und als Folge davon den Frieden empfingen. Der Krieg sollte den Krieg verzehren, und die Greuel desselben mußten ja doch wohl endlich Ursache werden, daß Rom sich zur Versöhnung neigte. Bann und Interdikt, Lockungen und Versprechungen, selbst die Drohung mit der Jungfrau von Orleans hatten bei den Hussiten keinen Erfolg. Sie blieben, was sie waren: unwandelbare, grimmige, furchtbare Gegner.

So viel ist gewiß, daß ihre größte Kraft in den Taboriten lag. So lange diese stark waren, blieben die Hussitenheere unbezwinglich. Die Streitigkeiten aber zwischen den Utraquisten und den Taboriten ließen mit Sicherheit den Tag erwarten, an welchem die Taboriten, da sie die Minderheit bildeten, vernichtet werden mußten. Dieser Tag erschien am 30. Mai 1434; an ihm wurde die Schlacht bei Lipan geschlagen, in welcher die Taboriten durch ihre eigenen Landsleute besiegt und deren Macht für immer gebrochen wurde. Prokop der Große wollte die Schmach nicht überleben; er stürzte sich waffenlos, wie er immer war, in das wildeste Gedränge und wurde erschlagen. 1444 wurden die letzten Reste der Taboriten auf dem Religionsgespräch zu Kuttenberg gezwungen, sich mit den Utraquisten zu vereinigen, und 1452 eroberte Georg von Podjebrad den einzigen noch übrig gebliebenen Stützpunkt taboritischen Lebens und Sehnens, die feste Stadt Tabor. Hiermit verschwindet die Partei für immer aus der Geschichte; aber die Ruinen des alten Taboritenthums wurden zugleich die Geburtsstätte einer anfangs kleinen, unscheinbaren kirchlichen Gemeinschaft, der böhmischen Brüder, die durch Peter Chelczicky ins Leben gerufen, neue geistige Kräfte in Böhmen und Mähren erweckten und die Zersetzung des Utraquismus befördern halfen. Letzterer wurde durch den Eintritt der deutschen Reformation gänzlich zu Grabe getragen, und da er bald nach dem Evangelium, bald nach Rom schielte, also weder kalt noch warm war, so war er auch keines besseren Geschickes werth. Er machte dem Lutherthum Platz, und bald bildete sich eine eigene böhmische evangelische Kirche, neben welcher zwar unter vielen und schweren Kämpfen, aber doch stets segensreich die Unität der böhmischen Brüder bestehen blieb, bis beide Kirchengemeinschaften nach der Schlacht am weißen Berge der Gegenreformation zum Opfer fielen.

Zwei volle Jahrhunderte hatte in Böhmen der Kampf gegen Rom gedauert; sein Ende war Nacht und Grauen — aber auch nach der finstersten Nacht leuchtet endlich der Morgenstern und steigt die Sonne siegprächtig empor!

Dr. C.

Am Familientische.

Bücherschau. XXVIII.

Die Zeugen der Wahrheit, Lebensbilder zum evangelischen Kalender auf alle Tage des Jahres. Herausgegeben von Dr. Ferd inund Piper. Vier Bände. 208 Bogen. (Preis: 28 Mark 80 Pf.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Eine seltene Erscheinung in unseren Tagen ist dieses Buch, welches ein hohes Interesse in Anspruch nimmt. Der Gedanke, der in demselben durchgeführt ist, der Gemeinde der Gegenwart das darzubieten, was die alte Kirche an ihren Kalendarien hatte, gehört dem Herausgeber allein an; er hat es aber verstanden, eine ganze Reihe ausgezeichneter Theologen und Geschichtsforscher zu vereinigen, die sich ihm angeschlossen und seinem Werke eine so große Vollendung gegeben haben. Ganz Deutschland hat dazu mitgewirkt; neben Männern des geistlichen Amtes, wie Ahlfeld, Frommel, Harms, Krummacher haben gelehrte Theologen wie Auberlen, Dorner, Hagenbach, Hase, Lange, Neander, Nitzsch, Tholuck, Ullmann dazu beigesteuert; aber auch Schulmänner, wie Lübker, F. Ranke, Wiese, und Historiker, wie Giesebrecht, Köpke, Leo, Maßmann, Pauli, Weizsäcker finden wir in der langen Reihe bedeutender Mitarbeiter, die zum Theil nicht mehr unter den hienieden Lebenden weilen.

Piper hat es unternommen, den evangelischen Kalender neu zu gestalten und seit mehr als 20 Jahren unablässig und rastlos dafür gearbeitet, Veraltetes und Unbrauchbares dem Gebrauch zu entziehen, und dafür im Geiste der evangelischen Kirche Zuverlässiges und quellenmäßig Feststehendes einzuführen. Was früher in seinem Jahrbuch zerstreut erschien, ist jetzt der Zeitfolge nach zusammengestellt und gewährt eine ganz eigenthümliche Uebersicht aller der Persönlichkeiten, welche für das Reich Gottes auf der Erde gewirkt haben.

Die Zeugen der Wahrheit von Anfang an werden uns hier in 400 Biographien vorgeführt, soweit sie vom evangelischen Geiste durchdrungen sind; es ist eine biographisch gehaltene Darstellung der gesammten Kirchengeschichte, führt überall in den Mittelpunkt und das Herz der handelnden Personen ein und gibt Antwort auf eine Menge theologischer Fragen. Alle Mittheilungen sind vom Standpunkte der heutigen Wissenschaft aus behandelt und vermeiden alles, was blos sagenhaft oder ungewiß und nicht hinlänglich historisch gesichert ist. Wo etwas berührt werden mußte aus dem Kreise der Legenden, ist es überall in evangelischer Weise geschehen, mit dem Bemühen, überall den Geist nachzuweisen, den die Sage zu vertreten bestimmt ist.

Evangelische Zeugen aus dem Alten Testament machen den Anfang; auf die Erzählung von dem ersten Menschenpaar folgen die großen Namen Abraham, Mose, David und Jesaja, die Mittelpunkte großer Epochen der Geschicke der Menschheit und des jüdischen Volkes. In aller Kürze werden hier die Gesichtspunkte angegeben, welche jeder dieser Männer verfolgt hat und die eigenthümliche Größe gezeichnet, die jeder im Leben bewährt hat; vor allem aber ist es ihre Stellung zum Evangelium Christi, welche uns hier vorgeführt wird. Aus der ganzen übrigen Geschichte der jüdischen Nation sind es nur die Makkabäer, die noch eine besondere Darstellung erfahren. Alles sind Zeitbilder, aber auf religiösem Grunde und im Hinausblick auf die messianische Zukunft. Unmittelbar danach kommt Christus selbst. Seine Vorgeschichte, sein Leben und die nächsten Folgen seiner Auferstehung, der Pfingstkreis. Der folgende Abschnitt umfaßt die Apostel und die Apostelschüler. Aehnliches an Inhalt und Zusammenstellung, mit solcher Kürze und solchem Reichthum und zugleich so einfach und so populär ist wohl nirgends zu finden. Die Eigenthümlichkeiten, welche die einzelnen Apostel auszeichnen, sind hier aus geringen Andeutungen und Bruchstücken zusammengefügt, und Neanders Paulus, Hoffmanns Bartholomäus, Nitzschs Thomas, Stiers Jakobus der Jüngere sind herrliche Darstellungen, welche uns die bereits hingeschiedenen Verfasser in ihrer vollen Persönlichkeit vergegenwärtigen. Aber auch die Darstellung der noch lebenden Verfasser, Steinmayers Petrus, Langes Matthäus erwecken die größte Theilnahme.

Die zweite Hälfte des ersten Theiles enthält die evangelischen Zeugen aus der Kirche, erste Periode bis zu dem Frieden der Kirchen unter Konstantin und bis zum ersten allgemeinen Konzil. Alle einzelnen Hauptstädte wie Jerusalem, Antiochia, Rom, Athen ꝛc. treten nacheinander hervor und eröffnen allmählich den Blick auf den ganzen großen Umfang des römischen Reiches. Der Inhalt ist eine Tragödie; Tod und Verderben stürmt von allen Seiten über die Christen her, aber hier verlernt man blos das Allgemeine zu beschauen, vielmehr

wird man in die speziellsten menschlichen Verhältnisse hineingeführt und lernt den Jammer kennen, der über die Bekenner Jesu ausgebreitet wird; es sind zarte edle Erscheinungen aus dem männlichen und weiblichen Geschlecht, welche hier unserem Auge Thränen entlocken. Clemens von Rom und von Alexandrien, Polykarp und Origenes, Ignatius und Irenäus treten nacheinander hervor, und Agnes in Rom, Theodosia aus Cäsarea, Euphemia aus Chalindon zeigen das Herz und die Thaten der Frauen. In eigenthümlichem Reize glänzt, was Krummacher aus der Legende behandelt. Konstantin und die letzten Verfolgungen im römischen Reiche bilden den Schluß dieses Bandes und geben einen wichtigen Abschluß für das Ganze, wo wir neben den letzten Wogen der Verfolgung die Anfänge eines ruhigen und stillen Lebens der Christen untereinander entdecken. Von Dr. Piper selbst, der überall auch einige einzelne Aufsätze geliefert hat, ist besonders wichtig, was in diesem letzten Abschnitt von Konstantin und dem Konzil zu Nicäa gelehrt wird.

Der zweite Theil führt uns in 111 Lebensbildern die Entwicklung der Kirche von der Mitte des IV. bis zur Mitte des XII. Jahrhunderts vor Augen. Neben den großen Kirchenlehrern (Athanasius aus Hagenbachs geistreicher Feder, Gregor von Nazianz von Ullmann gezeichnet ꝛc.) fehlen auch die Frauen wie Monica nicht. Das Christenthum tritt seinen Siegesmarsch unter den Völkern des Abendlandes an: wir lernen Ulfilas (von Maßmann), Martinus, Bischof von Tours (von Merz), die Königin Fritigil (von Köpke) ꝛc. bis auf Bonifacius (von Lübker) kennen. Die Zeit des fränkischen Reiches wird durch Karl d. Gr. und Widukind (beide von Köpke) eröffnet; zu den deutschen Kaisern hat Giesebrecht die Lebensbilder der Königin Mathilde und Kaiser Heinrichs II geliefert; aus der französischen Kirche führt uns Neander Bernhard von Clairvaux vor.

Der dritte Theil enthält 97 Lebensbilder, welche vornehmlich die Vorläufer der Reformation wie Petrus Waldus (von Schmieder), Savonarola (von Hase), Wiclif (von Lechler) ꝛc. und die Männer und Frauen der Reformation in Deutschland und der Schweiz enthalten. Aus diesen nennen wir nur: Melanchthon von Neander, Albr. Dürer von E. Frommel, Hans Sachs von Ranke, Calvin von Henry als besonders hervorragende Leistungen der Biographie.

Der vierte Band bringt die noch übrigen (27) Lebensbilder zur Reformationsgeschichte aus Italien, England, Schottland ꝛc., sowie 62 (darunter 8 der Heidenmission angehörige) aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts bis nahe an die Gegenwart: Schleiermacher von seinem Schüler Sack und Neander von Ullmann dargestellt, machen den würdigen Beschluß dieses schönen Werkes. Wie zu Anfang die Tafel mit den Namen des verbesserten evangelischen Kalenders den Lebensbildern vorangeht, so folgt sie zum Schluß des Ganzen abgekürzt und ergänzt durch den Nachweis derselben nach Band und Seitenzahl: damit wer nach dem Rath Melanchthons täglich in den Kalender d. h. nach dem Namen des Tages sehen will, das bezügliche Geschichtsbild zur Hand hat und die Person sich vor Augen stellen kann.

Nicht nur in Volks-, Universitäts- und Schulbibliotheken, in das deutsche Haus gehört dieses Werk. „Kein irgend bemittelter Freund der evangelischen Kirche," sagt ein theologisches Literaturblatt, „sollte es sich entgehen lassen, diesen für Kind und Kindeskind werthvollen Hausschatz bei sich aufzunehmen, der neben der Förderung des religiösen Lebens auch der Hebung des deutsch-nationalen in edelster Weise dienen will." R.

Otto Gumprecht, Neue musikalische Charakterbilder. Leipzig, 1876. Verlag von H. Haessel. 326 S. (Preis: 5 Mark.)

Musikanten sind komische Leute, meint schon der alte Horaz; wenn es ihnen nicht paßt, so thun sie den Mund nicht auf; wenn sie bei Laune sind, singen sie vom Ei bis zum Apfel, oder moderner ausgedrückt von der Suppe bis zum Dessert. So ist's bis heute. Wenn sie nicht mögen, kannst Du sie kniefällig bitten, Du wirst sie durch nichts erweichen; und wenn sie bei Laune sind, entfesselt ein hingeworfenes Wort eine wahre Sündflut von Tönen zur Strafe derer, die nur ein gewisses Maß des Schönen ertragen können. Es ist, als läge eine etwas excentrische oder nervöse Art in ihrer Kunst. Denn wenn ich mir die Künstler in Kolonne gestellt denke, so schließt sich der Architekt nahe an den Gelehrten an. Auch der Bildhauer ist ernst und gehalten, beweglicher ist der Maler, aber der Musiker hat den dramatischen Künstler, den erregtesten und beweglichsten von allen, zum direkten Nachbar.

Die nämliche Erscheinung findest Du auch bei schreibenden Musikern. Da ist kein Bild zu kühn, kein Lob zu überschwenglich, kein Tadel zu herb, und dazu kommen die Herren Aesthetiker, um den Herren Musikern plausibel zu machen, was ihre Kunst sei, nämlich die unmittelbare Sprache der Idee oder nein! die Architektonik musikalischer Formen, und so erhebt sich ein endloser Streit mit dem Feldgeschrei: „Hie Hegel, hie Hanslick!" So etwas ist nicht Jedermanns Sache.

Aber erfreulich und ersprießlich ist es, an der Hand eines Führers von bewährtem Urtheil und reicher Erfahrung etliche Streifzüge durch dies in praktischen wie theoretischen Fragen so kontroversereiche Gebiet zu machen; man wird mit Befriedigung sein Wissen bereichert und sein Urtheil geklärt finden. Der geneigte Leser erräth leicht, daß ich hierbei das Buch, dessen Titel oben angeführt ist, im Sinne habe: es ist in der That eine genußreiche und unterrichtende Lektüre. Nicht um das eben Gesagte zu erhärten, denn das geht mit so kurzen Worten nicht, sondern um eine Art Vorschmack zu geben, möge uns gestattet sein, ein wenig in dem Buch zu blättern.

Es besteht aus einer Reihe selbständiger Aufsätze verschiedenartigsten Inhalts. Der erste führt die Aufschrift: „Die Frauen in der Musik". Stets hat man behauptet, daß von allen Künsten vorzugsweise die Musik die Sprache des Herzens, daß sie nichts anders sei als eine in Sang und Klang verkörperte Empfindung. Das scheint also recht eigentlich die Kunst der Frauen zu sein. Aber welche Kluft liegt zwischen der die Seele füllenden Empfindung und der künstlerischen Darstellung! Und diese Kluft mit mühsamer Arbeit zu überbrücken, scheint nicht Sache der Frauen zu sein. Alle Achtung vor Namen wie Julie Reichardt, Fanny Hensel, die Schwester Mendelssohns, Johanna Kinkel, Klara Schumann, Emilie Meyer u. a., aber man darf behaupten, daß unsere komponirenden Damen auch nicht den mindesten Einfluß auf die Art und den Fortgang der künstlerischen Entwicklung geübt, und daß über eine unfreie, durch die Abhängigkeit von fremdem Einfluß hervorgerufene und geleitete Produktion keine unter sämmtlichen komponirenden Frauen hinausgekommen ist. Das aber scheint bei aller Schärfe der Beobachtung, Feinfühligkeit und liebevollem Verständnisse für die verschiedensten Interessen eben in der Frauennatur begründet zu sein. Auch die besten unter den Schriftstellerinnen haben den Bann ihres Geschlechts nicht zu brechen vermocht. Ob ihre Geschöpfe männliche oder weibliche Namen tragen, immer sind sie aus dem ähnlichen Stoff gebildet. — Wahr! Sehr wahr!

Aber die musikalische Reproduktion! Gibt es nicht zahllose weibliche Dilettanten und Künstler? Bis in die unteren Stände hinab wird ein gewisses Repertoir an Liedern und Klavierstücken zur unentbehrlichen Aussteuer der Töchter gezählt. Das soll nicht verworfen werden. In der Musik ist das Dilettantenthum eine nicht hoch genug anzuschlagende Macht. Dazu weist die Stimme, mit welcher gerade das weibliche Geschlecht bevorzugt ist, auf Uebung der Musik durch Gesang hin.

So rückwirkend ist der Einfluß der weiblichen ausführenden Künstlerinnen auf den Komponisten oft unverkennbar. An seine Braut, damals noch die gefeierte Soubrette des Prager Theaters, schrieb Weber: „Es ist kurios, wie die Vorliebe zu allem, was nur in entferntester Beziehung auf meine Lina steht, sich so auffallend bewährt. Das Aennchen, das so ganz Deine Rolle wäre, zieht mich vor allem an, und ich muß unwiderstehlich diese Sachen zuerst komponiren, wobei Du mir lebhaft vor Augen stehst." Und bis auf den heutigen Tag müssen sämmtliche Königinnen der Nacht dafür büßen, daß die erste Darstellerin der Partie im Besitz des hohen F und eines viel bewunderten Staccato gewesen.

Ein anderer Schauplatz weiblicher Produktion ist der Konzertsaal. Hier machen sich durch ihre große Zahl die Klavierspielerinnen bemerkbar. Nachzurühmen ist den besten unter ihnen ein aufs feinste entwickelter Sinn für Glätte, Ordnung, Sauberkeit der technischen Gestaltung. Ungemein schmuck und reinlich pflegt das von ihnen gewirkte Tongespinnst auszufallen, nirgends verwirren sich die Fäden, auch nicht die kleinste Masche lassen die zarten zu jederlei kunstreicher Handarbeit so geschickten Finger fallen. (Ist das boshaft, bei musikalischen Leistungen an Stickerei zu denken!) Langjährige Erfahrung hat indessen gelehrt, daß im ganzen und großen betrachtet auf dem Klavier die Thaten des schönen Geschlechts im Wettkampf mit denen des starken doch nur den zweiten Preis sich zu gewinnen pflegen. Es handelt sich hier nicht allein um eine geringere Leistungsfähigkeit der Sehnen und Muskeln, auch ein geistiges Hemmniß kommt dazu. Denken wir an einen Bach und Beethoven — beide durchaus männliche Naturen. Bei dem einen ist es die spröde Objektivität, bei dem anderen der pathetische Schwung der Stimmungen, die aus den tiefsten Quellen der Leidenschaft genährte Fülle, welche nicht wenige unter ihren Arbeiten dem weiblichen Geschlecht verschließt. Keinem Urtheilsfähigen wird es beikommen, mit keifender Rede und abweisender Geberde sich zwischen unsere Klavierspielerinnen und ihren Beethoven drängen zu wollen; nur sollten sie immer ihn da allein aufsuchen, wo er selbst sich ihnen mild und gütig darbietet.

Wahr! Sehr wahr! Neulich erst hörte ich, um ein drastisches Beispiel zu bringen, von einer Dame die Sonate Pathétique vortragen, welche ein Herr in gutem Ernst für die Mondscheinsonate hielt, weil von dieser kurz zuvor die Rede gewesen war. Und er hatte nicht ganz unrecht.

Von Leistungen auf der Harfe, Violine, dem Violoncello und der Orgel möge, weil sie doch nur vereinzelt sind, abgesehen werden. Dazu zählt die Literatur auch der Violine gerade zu ihrem werthvollsten Bestande eine Reihe von Werken, deren Ausführung einen ganzen Mann fordert.

Der Verfasser fühlt wohl, daß er mit solchen Ausführungen sich dem weiblichen Geschlecht nicht sonderlich empfehle. Er bemüht sich also, was auf der einen Seite genommen ist, auf der anderen desto reichlicher wiederzugeben. Nicht wie sich die Frauen in der Kunst, sondern umgekehrt wie diese ihnen gegenüber sich bethätigt, das ist die Frage, die ihn fortan beschäftigt.

Ich gestehe, wäre ich Frau, so würde er mit der nun folgenden Rehabilitirung wenig Glück bei mir haben, denn er gibt nur scheinbar zurück und rühmt, was am Ende nicht allein von den anderen Künstlern eben so zu sagen wäre, nein, was zum Theil auch außerhalb des Gebietes der Kunst fällt.

Die Thaten der Künstler, sagt er, sind nicht monologe. Kunst will vor allem einen Widerhall erwecken, freundliche Aufnahme finden, wenn sie nicht beim besten Können doch verkümmern soll. Hier liegt das Verdienst der Frauen, hier besonders das des Dilettantismus. Ohne die stets bereite Kundschaft ihrer unermüdlichen Kehlen und Spielfinger wäre es um unsern musikalischen Novitätenmarkt übel bestellt. Und wer bildet das Gros in Theatern und Konzertsälen? Die Frauen.

Digitized by Google

Uebrigens haben die Frauen als Zuhörerinnen, als Tonangeberinnen einer veredelten Geselligkeit nicht allein auf musikalische Produktion, sondern auch auf ihre Art beachtenswerthen Einfluß gehabt. Und ist nicht „das ewig Weibliche", die Liebe, das mütterliche Urelement alles Lebens wie aller Kunst? Unzählig oft ist den Komponisten das Klavier der Herold ihres Minnedienstes gewesen. Verriethen uns auch keine biographischen Mittheilungen, keine Widmung der Cis-moll-Sonate den Namen von Beethovens Julia, unser inneres Auge würde dennoch zwischen den Notenreihen heiße Worte der Liebe lesen. Wie viel Zärtliches haben nicht Weber und Schubert, Mendelssohn, Chopin und Schumann in ihre Töne hineingeheimnißt? Von sämmtlichen Liedern gehen wohl neun Zehntel auf in der Liebe ewigem Ach und Oh. Auch das gesungene Drama ist gänzlich beherrscht und erfüllt von dem Wesen der einen allgewaltigen Leidenschaft. Ja, es haben sich hier, basirend auf der verschiedenen Natur der Frauen, ganz bestimmte Typen herausgebildet, von denen der eine das Adagio, der andere das Scherzo zum instrumentalen Seitenstücke hat.

Wir haben uns zu lange beim ersten Aufsatze aufgehalten, um auch den andern gerecht zu werden. Aber wie ließe es sich's kürzer sagen? Blättern wir indessen noch ein wenig weiter.

„Klatschen und Zischen", auch ein vielbesprochener und kontroverser Gegenstand. Der echte Beifall charakterisirt sich als die unmittelbare Wirkung eines eben empfangenen künstlerischen Eindruckes. Es ist kein Urtheil des Verstandes, keine freie That des Willens, sondern lediglich der absichtslose Ausbruch des in seinen Tiefen erregten Gemüthes. Der Applaus ist eine anständige und liebenswürdige, aber doch echt naturwüchsige Form des Beifalls und als solcher in rechter Weise und zur rechten Zeit dargebracht, wohl am Orte. Aber er wird auch gefälscht. Eine bezahlte „Claque" hat längst das wohlverdiente Brandmal der Verachtung empfangen; aber es gibt auch eine unbezahlte Claque, die um so hartnäckiger ist, als sie an sich selbst glaubt; sie entsteht aus einer persönlichen Theilnahme an der Persönlichkeit bevorzugter Künstler — besonders Künstlerinnen. Diese Leibwache besteht aus mehreren Gliedern. Voran die kühnen Helden, die es ernstlich auf das Herz der Herrin abgesehen haben. Im zweiten Gliede stehen zumeist Herren reiferen Alters, die weder der Mangel an Glücksgütern, noch ein Ueberfluß berufsmäßiger Obliegenheiten beschwert. Nach Versicherung erfahrener Theatermütter gibt es für junge emporstrebende Künstlerinnen kein wirksameres Mittel rasch vorwärts zu kommen, als diese viel vermögenden und uneigennützigen Enthusiasten. Ihnen folgt ein bunter Haufe von Gecken, Salonbummlern und Hanswürsten.

Hervorruf und Dacaporufen sind beides Zeichen des Beifalls; aber das erste darf natürlich nur zur rechten Zeit geschehen, das zweite ist eine unbedingte Unsitte.

Wer nun das Recht hat zu belohnen, hat auch das Recht zu strafen? Wer klatscht, darf auch pfeifen? Nein. Nur die höchste Lust darf gelegentlich mit dem naiven Urlaute des Gefühls die gewohnheitsmäßigen Schranken durchbrechen. Dem Mißmuthe gestatten wir keineswegs die nämliche Freiheit. Denn der Mißmuth reflektirt — und er beleidigt ebenso den unglücklichen Künstler, wie das Ohr und Gefühl der übrigen Hörenden. Da hat der Verfasser wieder recht.

Nicht weniger in den folgenden Aufsätzen, deren einer Carl Löwe, dem Oratorienkomponisten und weiland Musikdirektor in Stettin, drei andere Wagners neueren Werken und dramatischer Theorie gewidmet sind, ein weiterer Joseph Joachim, woran sich zwei zum Gedächtniß Beethovens geschriebene Artikel über Julia Gicciardi, die eben erwähnte Trägerin der Mondscheinsonate, und über Beethovens Muse und sein Publikum anschließen.

Max Allihn.

Briefkasten.

G. W. Der VIII. und IX. Jahrg. des Daheim (1872 und 1873) sind noch vollständig zu haben und kostet jeder in Nummern oder Heften 7 M. 20 Pf., gebunden 9 M. 60 Pf. — **R. S. in London.** Ueber den quest. Gegenstand haben wir nichts gebracht; Sie haben es wohl in einem andern Blatte gelesen. — **W. M. K. in London.** Das Ms. eignet sich nicht für uns. — Hrn. **P. R. W. K. in B.** Ueber den Frh. v. Stein finden Sie einen ausführlichen Aufsatz im VIII. Jahrg. des Daheim S. 745 ff. 758 ff., die Beschreibung seines neuesten Denkmals in jeder Zeitung. — **Fr. D. v. St. in H.** Sie haben recht: der Herausgeber des „Hausbuchs aus deutschen Dichtern seit Claudius" ist der Ihnen so sympathische Dichter Theodor Storm. Uebrigens möchten wir Sie darauf aufmerksam machen, daß von seiner Anthologie so eben eine illustrirte Prachtausgabe bei Wilhelm Mauke in Leipzig erschienen ist, mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Hans Speckter, die der Sammlung einen neuen Reiz und Werth verleihen. — Von Ziethes Frauenspiegel (Wiegandt & Grieben in Berlin) sind bis jetzt elf Bändchen erschienen. Sie enthalten dreizehn Lebensbilder hervorragender christlicher Frauen aus hohem und niedrigem Stande (Elisabeth Christine, Königin von Preußen. Anna Lavater. Johanna von Albret. Luise Scheppler 2c.) von berufenen Schriftstellern (Emil Frommel, Quandt, Ziethe u. a.) lebenstreu und anregend erzählt. Ein vortreffliches Buch für junge Mädchen, auch zur gemeinsamen Lektüre im Familienkreise sehr geeignet. — Hrn. **G. A. in Hirschberg (Schlesien).** Wenden Sie sich an Pfr. Hirsch, Vorsteher des Evangelischen Asyls zu Lintorf (Rheinprovinz).

Inhalt: Ein Opfer. (Forts.) Novelle von F. L. Reimar. — Zehn Jahre im Zellengefängniß. (Schluß.) Von Pastor A. Schröter. — Deutsche Professoren. XIII. Dr. Wunderlich. Mit Porträt. — Aus den Tagen der Hussiten. Zu dem Bilde von Beckmann. — Am Familientische: Bücherschau. XXVIII.

Ausgabe der Bücherfreunde.

In dieser Ausgabe ist erschienen:

Bismarckbriefe.

1844—1870.

Originalbriefe Bismarcks an seine Gemahlin, seine Schwester und Andere.

8°. 10¾ Bogen auf starkem holländischen Büttenpapier. Wasserzeichen V. & R. Text in älterer Fraktur. Mit Kopf- und Schlußstücken. Titel roth und schwarz. Preis 6 Mark. In feinstem Liebhaberhalbfranz (Sager) = 9 Mark. In weißem Pergamentband mit Golddruckdecken (nach dem Einbande eines Aldinischen Sallusts v. J. 1567 aus dem Besitz des Herrn Albr. Kirchhoff in Leipzig) = 10 Mark.

Kleinere Schriften D. Martin Luthers.

I. Band.

Wider Hans Worst

und andere Stücke

persönlich-polemischen Inhalts.

8°. 16 Bogen auf starkem holländischen Büttenpapier. Wasserzeichen V. & R. Text in Schwabacher Lettern. Mit den Originaltitelbordüren der ersten Drucke in sorgfältiger Holzschnittnachbildung. Initialen des kleineren Todtentanzalphabetes von Hans Holbein in der Nachbildung von Loedel. Ein starker Band, Titel roth und schwarz. Preis = 7 Mark. In feinstem Liebhaberhalbfranz (Sager) = 10 Mark. In weißem Pergamentband mit Golddruckdecken (nach dem Einbande eines Aldinischen Sallusts v. J. 1567 aus dem Besitz des Herrn Albr. Kirchhoff in Leipzig) = 11 Mark.

Die Ausgabe der Bücherfreunde

wird klassische Werke der deutschen Literatur in stilvollen und luxuriösen Drucken bringen. Sie ist direkt gegen die bei uns herrschende Aermlichkeit und Billigkeit im Bücherwesen gerichtet, wünscht vielmehr die Freude am Exemplar, an der Ausgabe wieder zu erwecken und die feinere Bücherfreundschaft zu pflegen, wie sie in der Zeit der ersten Blüte unserer Nation überall in Deutschland lebte.

Für deutsche Autoren vermag sich unsere Ausgabe von der deutschen Schrift nicht loszusagen; sie wird dieselbe in den besten älteren Schnitten von der Gothisch und Schwabacher bis zur älteren Fraktur dem Inhalte und dem Zeitalter des Autors anpassen.

Das Papier wird das beste deutsche und holländische Büttenpapier sein, auf eignen Formen mit der Hand geschöpft, welches, ungleich dem modernen Maschinenpapier, wie das alte Papier der Zeit zu widerstehen vermag.

Von jedem Bande werden besondere numerirte Abdrücke in kleiner Anzahl abgezogen. Liebhaber wollen sich dieselben bei Zeiten sichern.

Auf den prekären Schmuck moderner Illustrationen verzichtet die Ausgabe, dagegen werden die besten Muster alter typographischer Verzierungen neu für sie angewendet werden.

Die Einbände sind mit der erdenklichsten Feinheit und Solidität nach den Regeln der alten Buchbinderkunst angefertigt. Die numerirten Exemplare werden nur ungebunden ausgegeben. — Jeder Band der Ausgabe ist einzeln zu haben.

Bielefeld und Leipzig im December 1875.

Velhagen & Klasing.

Zur gefälligen Beachtung!

Mit der nächsten Nummer schließt das laufende Quartal des XII. Jahrgangs. Wir ersuchen unsere Abonnenten, besonders die der Post, die Bestellung auf das zweite Quartal sofort aufzugeben, damit keine Unterbrechung entstehe.

Daheim-Expedition.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 25. Dezember 1875. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 13.

Ein Opfer.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Novelle von **F. L. Reimar.**

(Fortsetzung.)

In einem Zustande halber Betäubung blieb Helene zurück, als der Baron das Zimmer verlassen hatte, und jetzt vergaß sie, auf die Fußtritte zu achten, die einen willkommenen Gast verkünden sollten. So kam es denn, daß Bergheim, dem ein Diener die Thür geöffnet hatte, nach einer Weile eintreten konnte, ohne daß sie ihn im ersten Augenblick bemerkte, und erst als er ein Wort der Begrüßung an sie richtete, wandte sie sich rasch nach ihm um. Sein Gesicht, das bei ihrem Anblick freudig gelächelt hatte, nahm plötzlich einen erschrockenen Ausdruck an, denn er sah, wie verstört ihre Züge waren, und unwillkürlich rief er aus:

„Es ist ein Unglück über Sie gekommen, gnädige Frau! Weisen Sie mich fort, oder vergönnen Sie mir, daß ich Ihnen meine Theilnahme beweisen darf!"

Sie achtete kaum auf seine Bitte, nur auf seine ersten Worte, und wiederholte erregt:

„Ein Unglück, sagen Sie? Ja, Sie haben recht, wenn Sie es so nennen; denn was mich freute, was mich glücklich machte, ist zu Ende!"

„Um Gottes willen, was bedeutet das?" fragte er.

Sie hatte sich einigermaßen gesammelt und entgegnete, indem sie den Schein der Ruhe zu erzwingen suchte:

„O, erschrecken Sie nicht, es ist eine rein persönliche Angelegenheit, viel mehr die Schwäche der Frau, die nicht versteht, das leicht zu nehmen, was anderen eine Bagatelle bedeutet — das Scheiden und Meiden."

„Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie — Sie selbst von hier scheiden, Ihre Freunde verlassen wollen?" fragte er und fühlte, daß seine Wangen bleich bei seinen Worten wurden.

„Nur, daß ich es muß!" sagte sie schmerzvoll und theilte ihm in kurzen Worten mit, was ihr Gatte ihr vor kaum einer Viertelstunde gesagt hatte.

Er sagte einige Minuten lang nichts, aber er preßte die Lippen fest aufeinander, bis er endlich entgegnete:

„Die Nachricht wird vielen schmerzlich sein, man wird Sie sehr vermissen, gnädige Frau."

Vielleicht hatte sie doch etwas anderes, einen Ausdruck seiner persönlichen Empfindung, statt dieser allgemeinen Aeußerung erwartet, denn sie sagte mit einer gewissen Heftigkeit:

„O, man wird mich rasch vergessen! Das Vergessen wird den Menschen sehr leicht!"

Er sah sie mit einem langen Blick an und sagte:

„Können Sie mich das Vergessen lehren, gnädige Frau? Aber nein, nein," unterbrach er sich selbst mit steigender Wärme, „ich könnte es ja selbst nicht wollen, daß das Unmögliche möglich würde, daß mir das Vergessen die Erinnerung an eine Zeit raubte, wo ich glücklich war! Sie hat viele andere Erinnerungen ausgelöscht!"

„Hat sie das, hat sie das wirklich?" fragte Helene, während ihr Athem flog, „und Sie denken jetzt nicht mehr mit Trauer an verlorenes Glück und verlorene Liebe?"

Er sah die schöne Gestalt, wie sie sich mit dem Ausdruck halbängstlicher Spannung zu ihm neigte, sah die Röthe der Erregung auf ihren Wangen und in ihren Augen eine Glut und zugleich eine Weichheit, daß ihr Strahl sich wie ein Bann um seine Sinne legte. Ihre Worte klangen an sein Ohr, aber sie klangen ihm wie die Frage: „Kannst Du noch an Angelika denken, wenn Du mich siehst?" Wohl tauchte für einen Moment ihr süßes Gesicht vor ihm auf, aber zugleich die Erinnerung, daß dies Gesicht eine Lüge gewesen, daß es mit seinem Engelslächeln fähig gewesen, ihn zu verrathen, ihn dem Elend eines betrogenen Herzens preiszugeben! Und wieder schaute er in die edlen Züge der Frau, die ihm stets fest und klar wie ein Demant erschienen war, deren Gewalt über sich er aber noch nicht gekannt hatte bis zu dieser Stunde. Unwillkürlich deckte er die Hand über seine Augen, wie um sich zu schützen, und rief aus:

„O, fragen Sie nicht nach dem, was jetzt im Nebel hinter

Digitized by Google

mir liegt; was bedeutet mir das Vergangene, wenn das Gegenwärtige all mein Denken gefangen hält!"

Ein Beben, wie der Ahnungsschauer eines unsäglichen Glücks, lief durch ihre Glieder; aber noch wagte sie ihren Sinnen, ihrem Herzem nicht zu trauen und fragte mit fast bangem Tone:

„Bergheim, was ist es, das Ihr Denken erfüllt, wem gilt Ihr Schmerz in dieser Stunde?"

„Ich habe nur ein Wort, einen Namen dafür. Den Namen Helene gab ich einem Stern, nach dem ich blickte, und der Stern geht unter!"

Ein leiser halb unterdrückter Ton, der aber doch wie ein wonnevolles Jauchzen klang, drang über ihre Lippen und in der nächsten Sekunde flüsterte ihr Mund:

„Richard, es war nur der Stern, der einen neuen Tag verheißt!"

Er blickte auf, und da — war's ein Spiegelbild seiner aufgeregten Sinne oder ein Wunder, das sich vor seinen entzückten Augen vollzog? — das war nicht mehr die Marmorgestalt, die er unzählige Male angeschaut und schön und kühl genannt hatte, das war ein Weib, das von einer flammenden überwältigenden und doch unsäglich süßen Leidenschaft erfüllt war, deren Blick Liebe, nichts als flehende demüthige und zugleich verheißungsvolle Liebe war.

Seine Sinne verwirrten sich. „Galathea!" murmelten seine Lippen unwillkürlich, dann aber wußte er nicht mehr, ob ihn der Boden noch trug, auf dem er stand; er fühlte und wußte nichts mehr, als daß er zu ihren Füßen sank und ihre Hände, die Falten ihres Gewandes an seine Lippen preßte.

„Das Licht blendet, aber es beseligt," flüsterte sie nach einer Weile, während sie sich über ihn neigte; „es wird nun alles klar und hell werden. Wollen Sie ruhig warten, Richard, bis alle Schatten vergangen sind?"

„Fordern Sie keine Ruhe, fordern Sie Thaten von mir, Helene!" rief er leidenschaftlich aufflammend.

Er sah sie mit verzehrenden Blicken an und fuhr sich mit der Hand über die fieberheiße Stirn. Sie trat einen Schritt zurück und sagte mit einem gewissen hoheitsvollen Ernst, der ihn bannte:

„Es ist nicht in Ihre Hand gegeben, zu thun, was geschehen muß. Ich selbst und ich allein muß die Knoten lösen, den Weg für uns bahnen. Er führt uns nicht zur Sünde, Richard, aber zur Wahrheit, die auch vor Gottes Angesicht bestehen kann. Bis dahin aber, bis ich Sie rufe mit dem Wort, daß es nun vollkommen Tag geworden, dürfen wir uns nicht wiedersehen, Sie dürfen auch jetzt nicht länger bleiben, Richard!"

„Nein, Helene, Sie dürfen mir das nicht thun, mir nicht den Becher der Seligkeit von den Lippen reißen, aus dem ich erst einen Tropfen gekostet."

„Richard, machen Sie nicht selbst zur Sünde, was rein bleiben soll," unterbrach sie ihn. „Um Ihrer und meiner Ruhe willen, verlassen Sie mich."

Ihr Ton, der anfangs fast streng gewesen war, ward weich bei den letzten Worten, und er fand nicht mehr die Kraft des Widerspruchs.

Als er schon auf der Schwelle stand, wandte er sich noch einmal zu ihr zurück und sagte:

„Und was nehme ich mit mir hinweg, Helene, was bleibt mir, bis wir uns wiedersehen?"

Sie sah ihn an mit feuchten Blicken, aber mit einem strahlenden Lächeln, und erwiderte:

„Das Wort, Richard: es tagt ein neues Leben!"

Leidenschaftlich breitete er die Arme nach ihr aus, aber kaum sah sie noch seine Bewegung, denn schon rauschte der Vorhang, welcher die Thür des Seitengemachs deckte, hinter ihr zusammen.

„Ein neues Leben! Mein Gott, ich danke Dir!" murmelte Helene vor sich hin, als sie allein war, und dabei leuchtete ihr schönes Gesicht von einer Glückseligkeit, die es vielleicht noch nie gezeigt hatte. Dennoch war nichts mehr von Leidenschaft in ihrem Gefühl, in ihrem ganzen Wesen, das vielmehr von einer wunderbaren Klarheit und Ruhe gehoben schien; und ruhig und klar leuchtete ihre Stirn, als sie eine Stunde später in das Zimmer ihres Gatten trat.

Er stand rasch von seinem Schreibtisch auf, als er sie erblickte, und sagte: „Ah, Helene, Du erzeigst mir eine seltene Ehre," und fuhr dann, indem er sie artig zu einer Causeuse geleitete, fort:

„Gewiß hast Du mit mir über die bevorstehende Reise zu sprechen; Du bist entschlossen, mich zu begleiten?"

„Nein, Oskar," entgegnete sie, und ihre Stimme klang seinem leichten Ton gegenüber doch etwas gepreßt, „ich komme um anderer, um wichtigerer Dinge willen zu Dir, die Dich wie mich, Dein Glück wie meines betreffen; willst Du mit Ruhe hören, was ich Dir zu sagen habe?"

„Du siehst, mein Kind, ich bin ganz Ohr," sagte er, „und stelle sogar," er warf einen raschen Blick auf seine Uhr, „eine ganze Stunde zu Deiner Verfügung, eine Zeit, sollte ich denken, in der sich auch die wichtigsten ehelichen Verhältnisse vollkommen genügend werden besprechen lassen!"

„Du hast recht," entgegnete sie, rasch an seine letzten Worte anknüpfend, die ihr die Einleitung erleichterten, „wenn Du voraussetzest, daß ich über unsere Ehe, über das Band, welches uns verknüpft, mir Dir reden wollte. Weißt Du, Oskar, daß diese Ehe eine Sünde ist, daß sie es war von dem Augenblick an, als wir vor dem Altar unsere Hände in einander legten?"

Mochte er über ihre Worte immerhin verwundert sein, so verwischte das Erstaunen doch nicht das spöttische Lächeln, welches bereits wieder um seine Lippen spielte.

„Ich gestehe, liebes Kind," sagte er, „daß dieser Standpunkt mir neu ist. Vielleicht aber erlaubst Du mir die Frage, ob es Dir in den Sinn gekommen ist, Dich der sogenannten frommen Richtung anzuschließen, was mir allerdings bei Deiner sonstigen Natur recht pikant erscheinen, mir aber doch Deine Auffassung erklären würde; denn den Frommen gilt es ja doch wohl als Sünde, wenn nicht alles auf eine gegenseitige Erbauung hinausläuft?"

„Oskar, ich bitte Dich, scherze nicht — jetzt nicht!" rief sie, aufs peinlichste von seiner frivolen Weise berührt. „Spotte nicht über eine Erkenntniß, die ich durch lange traurige Jahre gewonnen habe, wenn sie auch erst in einem einzigen Moment zur völligen Klarheit in mir gekommen ist."

„Nun, und dieser Moment war?" fragte er, und die scheinbare Gleichgiltigkeit seines Tones vermochte nicht ganz die Spannung auf ihre Antwort zu verbergen.

„Der Moment, Oskar, als Du selbst mich vor einigen Stunden daran erinnertest, aus welchen Gründen ich Dein Weib geworden bin, und darum sage ich Dir: die Bedingungen, auf welche hin ich es wurde, haben mich entwürdigt!"

„Helene," sagte er rasch, und zum ersten Male stieg etwas wie eine zornige Röthe in seine Wangen, „bedenke Deine Worte! Willst Du sagen, daß es Dich entwürdigen konnte, mein Weib, die Gattin des Barons von Velthofen zu werden?"

„Mißverstehe mich nicht, Oskar," bat sie. „Was in den Augen der Welt meine Ehre bedeuten mußte, mir selbst konnte es keine Ehre mehr sein, weil ich aus unlauteren Motiven Deine Hand angenommen hatte."

Er machte eine ungeduldige Bewegung und sagte:

„Darüber, sollte ich meinen, steht das Richteramt zunächst mir zu, und so hoffe ich denn, wird es Dein Gewissen beruhigen, wenn ich selbst Dir Absolution ertheile und Dir sage, daß Du jene Motive ruhen, sie der Vergessenheit übergeben darfst."

„Nein, Oskar, nein!" rief sie erregt. „Die Gefühle des Herzens lassen sich eine Zeit lang unterdrücken, aber hernach rächen sie sich für die Verleugnung."

„Gefühle, und immer wieder Gefühle!" entgegnete er unmuthig. „Ich hielt Dich über eine solche Schwäche erhaben, Helene."

„Du nennst Schwäche," sagte sie traurig, „was die einzige Stärke, ja das Leben des Weibes ausmacht! Ich habe Jahre lang an Deiner Seite gelebt und mir einzureden gesucht, daß es glücklich machen — nein, nur daß man bestehen könne,

Digitized by Google

wenn das Herz und die Pulse von keiner wärmeren Regung bewegt würden; ich weiß jetzt, daß es eine Unmöglichkeit ist!"

„Du scherzest, mein Kind," sagte er ruhig, „oder hast gegen Deine Gewohnheit einmal einen überspannten Roman gelesen, der Dich in eine Dir sonst fremde Exaltation versetzt hat. Jedenfalls, wenn Du an Dir selbst zweifeln magst, bitte ich Dich, an meine eigene Existenz zu glauben, so wie an meine Versicherung, daß ich mich in meiner Haut ganz wohl fühle, trotzdem meine Pulse sehr ruhig schlagen, auch in diesem Augenblicke ruhig, Helene!"

Sie überhörte absichtlich die Ironie seiner Worte und rief aus:

„Ja, auch an Dich denke ich, Oskar! Ich habe Dein Herz nicht zu bewegen, nicht einmal zu erwecken verstanden — trifft die Schuld Dich, trifft sie mich selbst, ich wage es nicht zu entscheiden; aber das weiß ich, daß uns vom ersten Tage an bis auf den heutigen kein wirkliches Band vereinigte, daß uns bloße Formen verknüpften. Es ist aber für uns beide ein besseres Sein möglich, und das Mittel, aber auch das einzige, was uns aus diesem Scheinleben retten kann, ist, daß wir uns trennen, Oskar!"

Hatte sie den Ausdruck irgend einer heftigen Empfindung, einer Aufwallung, oder nur den Widerschein einer inneren Erregung auf seinen Mienen erwartet, so hatte sie sich getäuscht: sein Gesicht blieb so kalt und unbewegt wie seine Worte klangen, als er erwiderte:

„Ich bleibe dabei, Helene, Du mußt durch irgend einen thörichten Roman verführt sein, daß Du Dir selbst in diesem Augenblick als die Heldin einer solchen Dichtung erscheinst, Dir in ihrer Rolle gefällst. Ein in seinen „Gefühlen" verletztes Weib steht vor dem Gatten und verlangt von ihm die Scheidung, um ein Leben in höherem Stil und nach erhabeneren Prinzipien beginnen zu können — eine ganz hübsche Situation. Schade nur, daß ich zu wenig auf diesem Gebiete bewandert bin, um sofort zu wissen, welche Haltung der Gatte anzunehmen hat, um das Interesse des Publikums zu befriedigen und einen effektvollen Schluß der Scene herbeizuführen: ich würde Dir sonst gern den Gefallen thun, den kleinen Scherz — natürlich stets hinter verschlossenen Thüren — mit Dir durchzuführen."

„Oskar, Du höhnst grausam," rief sie in heftigster Erregung. „Es ist kein Spiel, es ist Wirklichkeit, vor der wir stehen, und eine wirkliche Antwort auf das, was ich Dir sagte, fordere ich von Dir!"

„Ah, Du wolltest also nicht die Worte wissen, die ein romanhafter Gatte auf jene Zumuthung seines Weibes, sondern die ein wirklicher Mann, etwa ich selbst, Oskar von Velthofen, in dem vorgedachten Fall sprechen würde? Nun, mein Kind, die sind einfach wie die Wirklichkeit selbst und lauten: mögen die Motive, welche zu der Ehe führten, gewesen sein wie sie wollen, mögen Gefühle, mögen Formen sie später gehalten haben, dennoch ist diese Ehe ein Band, ein eisernes und darum ein unzerreißbares — das ist meine Antwort, Helene!"

„Oskar, Du frevelst gegen Dich wie gegen mich!" rief sie außer sich. „Mein Gott, gibt es denn nichts Heiliges, bei dem ich Dich anrufen kann, das die Eiseskälte Deines Herzens zu schmelzen vermag, daß Du fühlst wie andere Menschen?"

„O ja, es gibt etwas Heiliges für mich!" sagte er, und mit einemmale überflog ein Widerschein tiefen Ernstes seine Züge, „und das ist — merke wohl auf, Helene! — die Ehre meines Hauses, die ich durch nichts und durch keinen Menschen in der Welt trüben lasse. Sie ist auch der Schild, der Dich deckt, und danke es meinem Stolz, daß er zu groß ist, um irgend eine Verdächtigung, einen Argwohn nur zu dulden. Das eigene Ohr nimmt ihn nicht auf, und noch weniger soll die Welt Auge und Ohr für etwas gewinnen, das im Stande sein dürfte, dieser meiner Ehre zu schaden."

„Also dem Phantom Deiner äußeren Ehre, nein, mehr noch, einer bloßen Konvenienz willst Du mich opfern?" rief sie. „Nur um kein Aufsehen vor der Welt zu machen, verweigerst Du mir, um was ich Dich anflehte? Weißt Du, Oskar, daß Du mich nicht zu einer Sklavin Deiner Härte machen kannst, daß ich die Kraft behalte, mich selbst von der Fessel, von jenem „eisernen Bande" frei zu machen?"

Der Ernst in seinen Zügen hatte schon wieder dem früheren spöttisch überlegenen Lächeln Platz gemacht.

„O, man glaubt im Traum vieles zu können und tritt wohl auch im Traum vieles mit Füßen, Pflicht und Sitte und Gesetz, und wie das alles heißt, was einem in solchem Zustande als Bagatelle erscheint. Aber man rechtet nicht mit den Träumern — man verzeiht ihnen eben ihren Traum und gönnt ihnen geduldig Zeit zum Erwachen, zur Besinnung, wie ich Dir Zeit gönne, Helene! Der Zeiger zeigt jetzt die siebente Stunde," fuhr er fort, indem er ruhig seine Uhr hervorzog und sie ihr entgegenhielt; „ich denke mir, vierundzwanzig Stunden werden genügen, um der letzten Reste jener Träumereien Herr zu werden, und so hoffe ich denn, daß ich Dich morgen um die siebente Abendstunde wiedersehen und mich überzeugen werde, daß Geist und Sinne aufs neue ihre alte Klarheit gewonnen haben. Erst von dieser Stunde an würde ich daran zu denken haben, daß es mir obliegen könne," — seine Stimme nahm für einen Moment einen fast drohenden Klang an — „selber der Arzt meiner Ehre zu werden."

„Erschrick nicht, liebes Kind," fuhr er lächelnd fort, „nicht im Sinne Calderons oder jenes alten spanischen Edelmannes selber, der sich durch beleidigten Gattenstolz hinreißen ließ, vor der Welt ein blutiges Drama aufzuführen, ich bin eben der modernen Zeit zugethan, die dergleichen delikate Dinge decenter zu behandeln versteht; aber, nun lassen wir das," setzte er nachlässig hinzu, „und erinnern wir uns lieber an unsere nächste Begegnung, deren Ort Du nach Deinem Gefallen bestimmen magst. Ein Wort von Dir ruft mich innerhalb und bis zu den Grenzen des gesteckten Termins jederzeit zu Dir, gleichwie Dir meine Thür bis zum letzten Augenblick offen steht. Nun aber — ich bedauere, es Dir sagen zu müssen — ist die Frist, welche ich unserer Unterhaltung gönnen durfte, abgelaufen und mich rufen wirklich dringende Geschäfte. Erlaubst Du mir, Dich in Dein Zimmer zurückzuführen?"

Sie machte eine abwehrende Bewegung und sagte:

„Es ist hart — es ist grausam, Oskar, mich so zurückzuweisen!"

Er zuckte die Achseln, sagte aber, während sie sich der Thür zuwandte, mit einer eigenthümlichen Betonung:

„Auf Wiedersehen, Helene!"

* * *

Die Unterredung mit ihrem Gatten hatte Helenens Gemüth auf das peinlichste erschüttert, ihr für eine Zeit lang die Haltung geraubt. Sie hatte nicht geglaubt, daß ihr die Erreichung ihres Ziels so schwer werden würde, denn da sie nur zu bestimmt wußte, daß der Baron sie nicht liebte, war ihr eine Verständigung mit ihm leicht erschienen, und sie hatte wirklich auch an sein eigenes Glück bei dem Vorschlag einer Trennung gedacht. Nun durfte sie sich nicht verhehlen, daß sie einen harten Kampf mit ihm zu bestehen haben würde, denn sie kannte den eisernen Willen, die Hartnäckigkeit, die sich hinter diesem lächelnden Gesicht, diesem scheinbar so zuvorkommenden Wesen bargen; sie wußte, daß er einen einzigen Götzen hatte, mit dem er Kultus trieb: seinen Namen und seine Stellung in der Welt, und seine Worte hatten ihr heute klar gemacht, wie weit dieser Kultus ging: daß er ihm lieber sein eigenes und fremdes Glück opfern, als ihm das geringste vergeben würde, als sich durch einen Eklat in den Augen der Welt zu kompromittiren. Aber war es nicht eine Unmöglichkeit geworden, nach dem heutigen Tage noch mit ihm zu leben? Sie sprach sich nicht frei von Schuld, ja sie trauerte über ihr eigenes Unrecht, daß sie dem Baron in einem Anfall von Trotz gegen das Schicksal, welches ihr eine Wahl nach dem Herzen verweigerte, ihre Hand gereicht hatte; aber dann fragte sie sich, ob diese Schuld nicht in den liebe- und freudelosen Jahren ihrer Ehe gebüßt sei und sagte sich, daß sie die Fesseln, welche sie selbst um sich geschlagen, auch wieder sprengen dürfe, nachdem sie das Schmachvolle derselben erkannt hatte. „Ein edler Sinn müsse sich sträuben gegen eine solche Knechtschaft," lautete ihr Schluß.

Digitized by Google

Daß es ihr nie in den Sinn gekommen, sich dagegen aufzulehnen, oder in ihrer liebeleeren Ehe ein Unrecht zu sehen, ehe Bergheim in ihr Haus und ihr allmählich näher und näher gekommen, schien sie vergessen zu haben. Und ob sie auch vermeinte, nur ihre Freiheit zu erstreben, und ein anderes Glück, das sie früher kaum zu ahnen und zu träumen gewagt hatte, das ihr aber in einem einzigen Augenblick nahe getreten war, aus ihrer Seele zu verbannen suchte, sagte sie sich doch: „Es wäre jetzt ein doppeltes Unrecht, Oskar noch länger anzugehören, da es auch eine Versündigung gegen Bergheim und seine Liebe wäre!"

Dennoch aber — es war seltsam — konnte sie nicht ruhig, nicht froh werden trotz dieser Ueberzeugung, konnte sie es nicht verhindern, daß ihre Schläfen brannten und ihre Pulse in fieberhafter Erregung klopften. Erst der Morgen, den sie schmerzlich ersehnt hatte, brachte neue Klarheit und Besonnenheit in ihre Seele, und sie begann, sich den Plan ihres Verhaltens gegen den Baron vorzuzeichnen. Daß sie nicht von ihrem Entschlusse weichen, ihre Forderung der Trennung nicht zurückziehen wollte, stand fest, aber sie hoffte doch, ihn durch Milde, durch Ueberredung zu bestimmen, sich und ihr die Freiheit zu gönnen, wenn es ihr zugleich gelänge, ihm die Furcht vor einem Eklat zu nehmen.

Sie wollte ihn deshalb weder auf seiner bevorstehenden Reise, noch auch bei der wirklichen Uebersiedlung an den X.'schen Hof begleiten, sondern den Vorwand einer Gesundheitsstörung für einen längeren Aufenhalt im Bade oder auf einem ihr durch Erbschaft zugefallenen Gute gebrauchen. Diese Trennung sollte dann die spätere Scheidung einleiten, die in D., wo man sie nicht kannte, kaum sehr großes Aufsehen machen würde, namentlich wenn man sich durch ein Jahr oder mehrere Jahre — sie wollte ihm jede Frist, die er wünschen sollte, zugestehen — an das getrennte Leben der Gatten gewöhnt hatte.

Mit der wachsenden Zuversicht kehrte ihr auch die ruhige Haltung zurück, und sie vermochte sich nicht allein vor ihrer Dienerschaft — den einzigen Personen, die sie heute sah — in gewohnter Weise zu zeigen, sondern sich fast wie sonst zu beschäftigen, indem sie Papiere ordnete und durchsah und drängende Korrespondenzen erledigte. Besuche nahm sie nicht an, und sogar als Bergheim kam und dringend verlangte, zu ihr gelassen zu werden, wies sie ihn ab; es war ihr, als entweihe sie sich und ihr Vorhaben, wenn sie nicht einstweilen jede Verbindung mit ihm aufhebe.

Als der Tag sich dem Abend zuneigte, fingen die Einsamkeit und Schwüle ihres Zimmers an, auf ihr zu lasten, und sie sehnte sich nach einem vollen Athemzuge frischer und freier Luft. Ein Blick durchs Fenster zeigte ihr, wie schön es draußen bei der sinkenden Sonne noch war, und rasch entschlossen schellte sie und bestellte den Wagen.

Als sie nach einer Weile aus dem Hause trat und der vorauseilende Diener bereits den Schlag der Equipage öffnete, fuhr gerade ein anderer Wagen hart an derselben vorbei, so daß die Pferde sich einander streiften, und im Nu bäumten sich die der Baronin, welche durch die kurze Weile des Stehens schon ungeduldig geworden waren, hoch empor. Helene sah ängstlich hinüber, während der Kutscher mit aller Gewalt den Zügel festhielt, um die Thiere am völligen Durchgehen zu hindern, und für die vorbeipassirende Menge ein Moment der Verwirrung eintrat, in welchem jeder sich in Sicherheit zu bringen suchte und niemand darauf achtete, daß ein Menschenleben bereits in wirklicher Gefahr schwebte. Ein kleines Kind nämlich, das auf der Straße gespielt hatte, war durch den Lärm erschreckt worden und hatte gleichfalls fliehen wollen, in der Angst aber gerade die verkehrte Richtung eingeschlagen und zugleich einen Fall gethan, der es unter die Hufe der Pferde brachte. Ein Moment noch, so mußten dieselben es treffen und den zarten Körper zermalmen; aber dieser Moment genügte zur Rettung, denn ein Auge hatte die Gefahr erkannt, und eine weibliche Gestalt warf sich auf das am Boden liegende Kind, riß es in ihre Arme und stürzte mit ihm der Seite zu, wo Helene stand. Sei es aber, daß die Hufe der Pferde sie berührt hatten, oder daß die Raschheit der eigenen Bewegung sie ins Straucheln brachte, genug, sie brach, noch ehe sie das Trottoir wieder erreicht hatte, zusammen und schlug im Fallen mit der Stirn auf einen Prellstein, daß sofort Blut hervorstürzte. Die Menge vergaß den ersten Schreck über dem zweiten und drängte sich, da die Pferde jetzt auch wieder zum Stehen gebracht waren, neugierig und theilnehmend um die Verwundete, deren Kleidung sie als eine den höheren Ständen angehörende Dame verrieth. Eher als alle übrigen aber war Helene an ihrer Seite, der die Besonnenheit sofort wiedergekehrt war und die nun rasch befahl, die Ohnmächtige in ihr Haus zu tragen.

Mit eigener Hand richtete sie den Kopf derselben empor, zuckte aber unwillkürlich zusammen, als sie in die bleichen Züge der Dame blickte, denn sie hatte auf der Stelle erkannt, wer in ihren Armen lag, und mußte die Lippen zusammenpressen, daß sie nicht den Namen nannten, der sich hervordrängen wollte, den Namen: Angelika!

Sie zog rasch den Schleier des jungen Mädchens über das Gesicht desselben, denn es war ihr, als dürfe niemand wissen und sehen, wem sie ihre Pflege angedeihen lasse, und erneuerte dann den Befehl, die Verwundete in ihr eigenes Zimmer zu tragen und ärztliche Hilfe herbeizuschaffen.

Gleich darauf lag Angelika weich gebettet auf Helenens Lager, und diese selbst wandte sorglich Mittel an, um sie aus ihrer Betäubung zu erwecken, wobei sie sich überzeugte, daß jene Verletzung an der Stirn glücklicher Weise die einzige geblieben war. Immerhin aber vergingen noch einige Minuten, ehe Angelika die Augen wieder aufschlug, und mit eigenen Gefühlen ließ Helene unterdessen ihre Blicke auf dem bleichen Gesicht der einstigen Nebenbuhlerin haften. Welchen Schmerz hatte sie einst um dies junge Mädchen erduldet, welche Qualen hatte sie durchgekostet, ehe sie ihr Herz zu zwingen vermochte, daß es ihm die Seligkeit nicht mißgönnte, die ihr für immer — so schien es ihr ja damals! — geraubt worden war.

Und als sie dann endlich geglaubt hatte, mit sich selbst fertig geworden zu sein, den Neid in ihrer Brust besiegt zu haben, da war eine Zeit gekommen, wo sie Angelika beinahe haßte, weil sie in unerklärlichem Eigensinn, in herzloser Laune das weggeworfen und verschmäht hatte, um dessen Besitz sie selbst fähig gewesen wäre, alles, alles hinzugeben!

Sie sagte sich, daß sie diesem Haß noch vor kurzer Zeit nahe gewesen war, als sie hatte erkennen müssen, daß Bergheim Angelikas Bild immer noch im Herzen trug trotz ihrer Untreue. Und nun war es wieder anders geworden, und sie konnte auf ihren jungen Gast blicken ohne Groll, ja mit einer Art großmüthigen Mitleids, das sich nicht allein auf seinen gegenwärtigen Unfall bezog: wußte sie ja doch nun, um welches Glück Angelika sich gebracht und — daß sie aufgehört hatte, ein Gegenstand der Eifersucht für sie zu sein!

Als Angelika aus ihrer Ohnmacht erwachte, begegnete sie den milden Blicken der Baronin, fühlte deren weiche Hände sich mit ihrer Pflege beschäftigen, und ein tiefes Roth übergoß in demselben Moment ihre Züge.

Sie richtete sich rasch auf und schien ihre Gedanken zu sammeln; doch kam Helene ihren Fragen zuvor, indem sie ihr mit kurzen aber freundlichen Worten erklärte, daß sie Zeugin des Unfalls gewesen, der sie bei ihrer Rettungsthat betroffen, und daß sie sich nun in ihrem Hause befinde.

Angelikas Erinnerungen richteten sich sofort auf das Kind, und sie fragte eifrig, ob es ohne Schaden davon gekommen sei. Auf die Versicherung, daß der Kleine unverletzt geblieben, antwortete sie mit einem befriedigten Lächeln und meinte dann, ihre eigene Verwundung sei so unbedeutend, daß dieselbe sie nicht hindern dürfe, in ihre Wohnung zurückzukehren. Davon wollte aber Helene, in der ein plötzlicher Eifer für ihren Schützling erwacht war, nichts wissen und verlangte, sie solle erst die Ankunft des Arztes und seinen Ausspruch abwarten. Vielleicht aber hätte Angelika dennoch ihren Wunsch, fortzukommen, den sie mit einer gewissen Aengstlichkeit verfolgte, durchgesetzt, wenn der Arzt, den der Diener zufällig in der Nähe getroffen hatte, nicht in diesem Augenblick hereingetreten wäre. Er kannte Angelika und sprach daher doppelt lebhaft sein Bedauern über

Im Glockenstuhl. Originalzeichnung von O. Piltz.

Digitized by Google

ihren Unfall aus, erklärte jedoch die Verletzung für nicht bedeutend.

„Alles, was Sie nöthig haben, ist vor der Hand ein Stündchen der Ruhe," sagte er, „deshalb bleiben Sie noch eine Weile bei Ihrer gütigen Pflegerin, während ich selbst bei der Generalin Rosen" — er nannte den Namen von Angelikas Beschützerin — „vorsprechen werde, um ihr das Vorgefallene zu berichten und zu veranlassen, daß sie Ihnen etwa in einer Stunde ihren Wagen schickt."

Angelika wollte noch etwas erwidern, aber Helene schnitt ihre Einrede mit der Erklärung ab, daß sie die Kranke so lange in Haft behalten würde.

Nachdem der Arzt noch einige Maßregeln angeordnet und sich empfohlen hatte, sah Angelika sich aufs neue mit ihrer Pflegerin allein.

„Wird es Ihnen so schwer, bei mir zu sein?" fragte Helene, als sie den ängstlichen Blick des jungen Mädchens bemerkte.

„Nein, o nein!" entgegnete Angelika, „ich will Ihrer Güte nicht widerstreben, wenn — wenn Sie mir die Versicherung geben, daß ich" — über ihre Wangen flog ein tiefes Erröthen — „einem Manne nicht begegnen werde, der, wie ich weiß, häufig in dies Haus kommt und den ich nicht sehen darf: Richard Bergheim."

Fast wäre die Reihe des Erröthens jetzt an Helene gekommen, aber sie bezwang sich und sagte ruhig:

„Ich verstehe Sie — Sie dürfen sicher sein vor der Begegnung."

Angelika wandte für einen Augenblick ihr Gesicht der Wand zu, und es war Helenen, als ob sie weine. Um sie von den peinlichen Gedanken abzulenken, fragte sie, indem sie den Verband um die verwundete Stirn der Patientin schlang, nach ihren Schicksalen, ihrem Leben, das ihr seit Jahren unbekannt geblieben sei, eben so wie ihre jetzige Anwesenheit in B.

Angelika erklärte in kurzen Worten, daß sie mit der Generalin lange auf Reisen gewesen und nun erst seit wenigen Wochen hier wohne, wenn auch vorläufig nur auf kurze Zeit, da der Gesundheitszustand ihrer Beschützerin eine Badekur nöthig mache. Sie erwähnte dabei, daß sie schon in wenigen Tagen nach R., einem der thüringischen Bäder, abreisen würden. Dann versank sie wieder in Schweigen, und da auch Helene sich dem jungen Mädchen gegenüber einer gewissen Verlegenheit nicht recht erwehren konnte, so stockte die Unterhaltung bald gänzlich.

Mit einem Male wandte Angelika der Baronin wieder ihr volles Gesicht zu und sagte bittend, wenn auch mit halb schüchterner Stimme:

„Ich habe nie und gegen niemand gewagt, eine Frage auszusprechen, so brennend auch mein Verlangen danach war — Ihnen gegenüber wage ich es, denn ich habe ein unsägliches Vertrauen zu Ihnen, weil ich weiß, daß Sie seine Freundin sind: ist Richard Bergheim glücklich?"

Helenens Herz bebte, halb in Mitleid mit dem armen Geschöpf vor ihr, halb in hoher Freude, und sie erwiderte:

„Ich glaube sagen zu dürfen: ja, er ist glücklich, Angelika!"

„Gott sei Dank!" murmelte das junge Mädchen und legte seine Hände zusammen, während heiße Thränen aus seinen Augen drangen.

Helene fühlte sich von dem Anblick ihres Schmerzes ergriffen, und fast ohne daß sie es wußte, sagte sie:

„Ich glaube, er zürnt Ihnen nicht mehr und hat Ihnen in seinem Herzen längst verziehen."

Angelika richtete die großen traurigen Augen auf die Baronin und sagte:

„Verziehen? Ich konnte ja nicht anders!"

Bis zu diesem Augenblick hatte Helene nie anders gewußt und geglaubt, als daß Bergheim das Opfer eines unglaublichen Leichtsinns, des kalten herzlosen Spiels einer Kokette geworden war; vor diesem einen thränenschweren Blick des jungen Mädchens aber, vor ihrem einfachen Wort sank plötzlich jene vorgefaßte Meinung in sich zusammen, und als wenn sie durch einen Blitzstrahl erleuchtet worden wäre, rief sie aus:

„Angelika, hier ist ein Geheimniß, vielleicht ein schweres, das die Vergangenheit deckt!"

Angelika senkte traurig das Haupt.

„Lassen Sie es ruhen," sagte sie.

Eine ihr selbst unerklärliche Angst kam über Helene, daß sie fast krampfhaft Angelikas Hände erfaßte und ausrief:

„Nein, nein, ich beschwöre Sie, wenn es keine Unmöglichkeit ist, so sagen Sie mir: was ist es gewesen, das Sie von Richard Bergheim schied?"

Angelika schien mit sich zu kämpfen, aber sie schwieg noch immer.

„Angelika," begann die Baronin wieder, „Sie können den Antheil nicht ahnen, den ich an der Sache nehme! Ich kann, ich kann den Gedanken nicht fassen, daß irgend ein Makel an Richard haftet!"

Die Augen des jungen Mädchens richteten sich wieder fragend und verwundert auf ihre Pflegerin.

„Ein Makel an Richard?" sagte sie, und es spielte fast ein Lächeln um ihre Lippen.

„Oder daß Sie sich unwürdig gefühlt haben sollten, sein Weib zu werden," fuhr die Baronin fort. „Ich kann auch das nicht mehr glauben, Angelika!"

Angelika schien kaum auf die letzten Worte zu achten, denn es ging eine tiefe Bewegung durch ihre Seele. Noch einmal heftete sie einen langen Blick auf Helenens Züge, und dann öffneten sich ihre Lippen:

„Nun wohl, ich sagte Ihnen schon, daß mich ein wunderbares Vertrauen zu Ihnen hinzieht, und darum will ich denn glauben, daß die Stunde gekommen ist, wo ich etwas aussprechen darf, was nie über meine Lippen gedrungen ist, trotzdem mein Herz oft unter seiner Last zu brechen drohte. Wollen Sie mir heilig geloben, keinem Menschen, am wenigsten aber Richard selbst zu verrathen, was ich Ihnen sagen werde, so sollen Sie erfahren, was mich von ihm getrennt hat, weshalb meine Hand nicht länger in der seinigen ruhen durfte!"

„Ich schwöre Ihnen, daß ohne Ihren Willen Ihr Geheimniß nie über meine Lippen kommen soll!" sagte Helene in athemloser Spannung.

Ohne weitere Einleitung begann Angelika:

„Es steht eine schwere Schuld zwischen uns."

„Unmöglich!" rief Helene leidenschaftlich aufflammend, „ich sagte Ihnen schon, es ist unmöglich, daß Richard sich so schwer vergehen konnte! Und auch Sie konnten es nicht," fuhr sie milder fort, indem sie einen Blick auf die immer noch kindlich-lieblichen, jetzt aber von einer leisen Schwermuth angehauchten Züge des jungen Mädchens warf.

„Ich spreche auch nicht von unserer Schuld, sondern von einer fremden," sagte Angelika, die mir in einem entsetzlichen Augenblick klar wurde; in dem Augenblick, als ich zugleich erfuhr, daß mein armer Vater ihr zum Opfer gefallen ist. Sie hat ihn in Verzweiflung und Tod gestürzt."

„Um Gottes willen, wovon reden Sie?" rief Helene.

„Ich habe Ihnen wohl früher schon einmal von der schönen jungen Frau erzählt," sagte Angelika, „welche die zweite Gattin meines Vaters war, und an der mein kindliches Herz hing wie an seiner rechten Mutter. Sie muß einen bezaubernden Liebreiz gehabt haben, denn oft habe ich mir nachher sagen lassen, daß alle Welt von ihr hingerissen war, daß jeder meinen Vater um ihren Besitz glücklich pries. Und wiederum wußte alle Welt, daß er selbst sein Glück aufs tiefste erkannte, daß er sie auf den Händen trug, ja, daß er sie fast vergötterte."

Sie schwieg einige Augenblicke und fuhr dann fort:

„Was aber niemand wußte und ahnte, was bis jetzt außer mir nur noch einer auf der Welt weiß, ist: daß sie seine Liebe verrathen hat, daß ihr Herz voll war von einer heißen sündigen Leidenschaft!"

Helene ließ einen Laut der Ueberraschung hören und fragte dann:

„Aber wie haben Sie dies erfahren, wer durfte der Tochter eine solche Vergangenheit aufdecken?"

„Wer sie mir enthüllte?" erwiderte Angelika: „der Zufall — oder, nein, lassen Sie mich sagen: eine Fügung, denn ich

Digitized by Google

durfte ja doch die Binde nicht vor den Augen behalten! Ich fand in einem geheimen Fach des Schreibtisches meiner Stiefmutter Papiere, die sie in ihrer späteren Geistesstörung wahrscheinlich vergessen hatte zu vernichten; ich hielt einen Brief in Händen, der meine Sinne taumeln ließ, taumeln schon vor der Sprache seiner glühenden Leidenschaft. Er war von dem Geliebten geschrieben, um ihr Gewissen zu beschwichtigen, das einen Moment erwacht gewesen zu sein scheint, um sie zu beschwören, daß sie die Trennung, welche sie über sich und ihn eine kurze Zeit verhängt hatte, aufhöbe, daß er ihr erlaube, zu ihr, zu seinem Glück zurückzukehren. Daß er nicht vergebens gebeten hat, daß er aufs neue zu ihren Füßen sinken durfte, dafür sprechen furchtbare Beweise."

„Und wissen Sie, wer der Verführer war, kennen Sie seinen Namen?" fragte Helene in großer Erregung.

„Wer es war, der ihr Herz vergiftet, der den Frieden unseres Hauses vernichtet und Verzweiflung über das Haupt meines Vaters gebracht hat, fragen Sie? Ich will es Ihnen sagen: es war der Mann, den mein Vater als seinen theuersten Freund geliebt, dem er vielleicht von allen Menschen in der Welt am meisten getraut hat, dessen Treue er neben der Liebe seines Weibes und seines Kindes oft seinen köstlichsten Besitz nannte — mit einem Wort: der Vater Richard Bergheims!"

„Entsetzlich!" rief Helene. „Und Ihr Vater, erfuhr er den Verrath?"

„Ja, er hat ihn erfahren, und er hat ihn in den Tod gejagt. Er vermochte sein Elend nicht zu ertragen."

„Und Sie, Angelika, Sie wissen das alles?" sagte Helene erschüttert.

„Ich weiß es durch eine einzige Zeile von der Hand meines Vaters, durch ein paar Worte, die er kurz vor seiner Verzweiflungsthat geschrieben haben muß. „Ich kann nicht länger leben, aber ich vergebe!" stand auf einem Blatt, das ich neben jenem unseligen Briefe fand. Er muß verstanden haben, dies Blatt auf irgend eine Weise vor ihre Augen zu bringen, ohne daß unberufene Blicke es entdecken und so dem furchtbaren Räthsel auf die Spur kommen konnten. Vielleicht hat sie selbst dann noch so viel Besinnung gehabt, um es zu verbergen, oder sie hat es auch halb mechanisch an den Ort gelegt, wo sie ihre Geheimnisse aufzubewahren pflegte, und wo es bis zu dem Augenblick ruhte, in dem meine zitternden Hände es hielten."

Sie schwieg einige Augenblicke wie erschöpft, und Helene legte theilnehmend ihren Arm um Angelikas Schulter und zog sie an sich.

„Armes Kind," sagte sie, „Sie haben Schweres und Schreckliches erfahren!"

„Ich hätte auch nie gedacht, daß es mir möglich sein würde, so viel zu tragen," entgegnete Angelika, „denn ich war bis dahin ein schwaches thörichtes Geschöpf gewesen. Namentlich hatte ich nie vermocht, ein Geheimniß zu haben vor denen, die ich liebte, und nun mußte ich das schwerste auf meiner Seele behalten, denn die mir am nächsten standen, durften es nicht einmal ahnen; der Großvater nicht, weil es sein Kind war, das gesündigt hatte, und Bergheim nicht, weil sein eigner Vater die große Schuld trug. So hatte ich zu all meinem Elend noch den Kummer, daß ich ihm nicht einmal sagen durfte, weshalb wir uns trennen mußten!"

„Aber diese Trennung selbst," fiel Helene fieberhaft erregt ein, „war es großmüthig, den Sohn für den Vater büßen zu lassen, dessen Schuld auf den Unschuldigen zu übertragen?"

„Nicht seine Schuld übertrug ich auf ihn," sagte Angelika, „ich fühlte nur, wir beide mußten dem Verhängniß weichen. Es wäre eine Sünde wider die Natur gewesen, wenn ich jetzt sein Weib hätte werden wollen!"

„Nein, nein!" rief Helene fast leidenschaftlich. „Eine große Liebe überwindet selbst solche Sünde und macht sie rein! Sie haben kleinmüthig sich und Ihr Glück geopfert!"

Angelika schüttelte trübe den Kopf.

„Glauben Sie, daß nur eine Stunde des Glücks und der Ruhe an Richards Seite für mich möglich gewesen wäre mit jenem entsetzlichen Geheimniß zwischen uns? Oder daß es nicht eben so unmöglich gewesen wäre, den Vater zu verleugnen, als seine Tochter zu werden? O die Erinnerungen, wie hätten sie mich gepeinigt!" fuhr sie fort. „Aus dem Bilde von Richards Vater blickten mir seine eigenen Augen entgegen, so würde ich in diesen auch stets die Augen des Vaters wiedergefunden haben. Alles, selbst sein Name, den ich früher mit so unendlicher Wonne genannt hatte, war mir jetzt entweiht, denn „Richard" war auch der Name, der unter jenem verhängnißvollen Schreiben stand. Er allein hatte mir neben der Handschrift, die ich aus den Briefen kannte, in denen der Vater sein Verlangen ausdrückte, mich als Tochter zu umarmen," sie schauerte unwillkürlich zusammen, „verrathen, wer der Schreiber war."

„Aber es konnte eine Zeit kommen," rief Helene, „wo jene Erinnerungen erlöschen mußten, wo ein mächtigerer Vermittler, als es das Leben gewesen war, die Versöhnung übernahm!"

Angelika legte rasch ihre Hand auf den Arm der Baronin und sagte:

„Denken Sie den Gedanken nicht weiter, sprechen Sie es nicht aus, daß ich darauf hätte warten sollen, bis sich ein Grab aufthäte, um auf diesem Grabe, dem Grabe eines Vaters, das Glück der Kinder zu gründen!"

Helene wußte nichts mehr zu sagen; aber in den Blick, mit dem sie das junge Mädchen betrachtete, mischte sich unwillkürlich etwas wie Bewunderung.

„Und wie, wie vermochten Sie zu leben, nachdem Sie Richard entsagt hatten?" fragte sie endlich mit stockender Stimme.

„Ich habe mich selbst oft so gefragt," entgegnete Angelika, „und darf mich daher nicht wundern, daß auch Sie mich fragen, die Sie ja nicht einmal wissen, was es heißt, von ihm geliebt worden zu sein und ihn so unsäglich geliebt zu haben. Ich kann weiter nichts sagen als: der liebe Gott muß mir geholfen haben, daß ich nicht zusammengebrochen bin."

Helene fühlte, wie ihr Herz sich in einem Krampfe zusammenzog; sie wollte sprechen und konnte nicht, aber sie öffnete ihre Arme gegen das junge Mädchen, und Angelika legte ihren Kopf an die Brust der Baronin und weinte eine Weile still vor sich hin, während es in den Zügen der letzteren zuckte, als ob sie von tausend widerstreitenden und schmerzlichen Gefühlen gefoltert würde, ohne daß aber Thränen ihre Augen netzten.

Endlich richtete Angelika sich auf und sagte, indem sie ihre Pflegerin freundlich und dankbar ansah:

„Ich fühlte wohl, daß ich Ihnen alles sagen durfte, und es hat mein Herz mehr erleichtert, als ich sagen kann, daß ich endlich einmal Theilnahme gekostet habe. Ich danke Ihnen für diese Stunde und danke Ihnen auch dafür, daß Sie mir gesagt haben, Richard sei glücklich. Ich weiß, Sie hegen Freundschaft für ihn, ich habe oft von seinem Verkehr mit Ihnen reden hören; wollen Sie mir versprechen, daß diese Freundschaft ihm bleiben, daß sie ihn behüten und für sein Glück sorgen soll, so viel sie kann?"

„Ja, Angelika, ich gelobe Ihnen, daß ich ihn und sein Glück behüten will, so viel ich kann!" sagte Helene, und die Erregung gab ihren Worten fast etwas Feierliches.

Angelika dankte diesmal nur mit einem innigen Blick und sank dann in die Kissen ihres Lagers zurück, als fühle sie jetzt doch eine Erschöpfung.

Helene ward dadurch wieder an den Zustand ihres Gastes erinnert, den sie während der Unterredung außer Acht gelassen hatte, und klagte sich an, daß sie so viel Aufregungen über ihre Kranke hatte kommen lassen.

„Ich bin eine schlechte Pflegerin!" sagte sie.

Angelika schüttelte lächelnd den Kopf und erwiderte:

„Mir ist so wohl wie lange nicht!"

In dem Augenblick ward der Wagen der Generalin gemeldet, und eine Viertelstunde später übergab Helene, die ihre Patientin noch selbst hinunter leitete und sich überzeugte, daß nichts für ihre Bequemlichkeit mangle, das junge Mädchen den Händen der ihr von der ersteren entgegengesandten Kammerfrau.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zur Praxis der Ofenheizung.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11/VI. 70.

Von Dr. **Paul Niemeyer.**

„Der Mensch ist ein Fremdling auf Erden bis zur Heimatlosigkeit; nichts ist ihm wunderbarer als das Gewöhnliche und nichts unbekannter als das Alltägliche!"

Einen treffenden Beleg für die Wahrheit dieses Ausspruchs eines medizinischen Schriftstellers bietet der Stand der s. g. Klimakunde. Die, welche diese Spezialität am meisten angeht und die zu den fleißigsten Lesern populärer Schriften gehören, die Brustkranken, wissen ein Langes und Breites zu reden über Höhen- und südliches Klima, Ozongehalt der Atmosphäre, komprimirte und verdünnte Luft, und diese Kenntnisse mögen ihnen in den paar Wochen, wo sie eine klimatische Kur gebrauchen, zu statten kommen. Wie nun aber, wenn sie, nach Hause zurückgekehrt, einen langen Winter vor sich haben? Sollte ihnen da nicht der Gedanke kommen, daß wenn das heimische Klima auch manches zu wünschen übrig lasse, es doch immer mit gleichem Bedacht ins Auge zu fassen sei, mit dem man am Luftkurorte täglich und vielleicht stündlich das Thermometer, von manchen sogar am Hute stets mitgetragen, betrachtete? Wie viele Haushaltungen mag es überhaupt geben, die neben ihren Pendülen, Nippsachen, Lichtbildern das eben so wichtige als billige und hübsch aussehende Requisit einer Kontrole für die Zimmerwärme besitzen, deren Herstellung zumeist der unkundigen Hand eines Dienstboten überlassen bleibt! Wer sich nur einmal acht Tage lang mit regelmäßiger Betrachtung des Thermometers in seinen vier Wänden beschäftigt hat, wird reichen Stoff zu echt praktischen Klimastudien entdecken, die ihm und den Seinen aufs beste zu statten kommen. Um nur ein Beispiel anzuführen, wie „wunderbar" das Gewöhnliche da erscheinen kann, so stellte ein auf diese Fährte gelenkter Hausvater fest, daß zwei Gasflammen allein für sich eine einfenstrige, sonst ziemlich geräumige Stube bei einer Außentemperatur von 6° R. binnen einer Stunde um 2° höher erwärmen! Welche Fülle von praktischen Folgerungen knüpfen sich nicht an diese einzige „Erfindung" für den Leiter einer Familie, welche volle fünf Monate hindurch den größten Theil des Tages auf Verweilen im künstlich erwärmten und beleuchteten Binnenraum angewiesen bleibt! Gibt es „Klima" etwa nur in fernen Thälern und auf Bergen, oder hat nicht jeder Dunstkreis, in dem wir gewohnheitsmäßig vegetiren, sein Klima, dessen Eigenschaften wir, weil künstlichen Ursprungs, mit Kunst zu regeln uns befleißigen müssen?

Der Beginn der Heizperiode läßt es gelegen erscheinen, hier einige Winke für die Praxis der Erwärmung unseres Binnenklimas — wie wir's im Gegensatz zum äußeren nennen wollen — zu verzeichnen.

Gleich bei Auswahl der Wohnung hat diese Praxis zu beginnen: der auf die Gesundheit der Seinen bedachte Hausvater begnüge sich beim Miethen nicht mit dem bloßen Bescheide: „so und so viel heizbare Räume", sondern prüfe das Wie? der Heizbarkeit und sehe dabei vornehmlich auf Kachelöfen. Eine sog. Kanone, etwa, wie ich's häufig fand, im Schlafzimmer, ist kein „Ofen" und wird am besten gleich entfernt. Nicht so bedenklich, aber doch nur ein halber ist der größere eiserne, sogenannte Durchsichtsofen mit ausgekacheltem Kasten. Was diese Form so beliebt macht, ist die Schnelligkeit, mit der sie sich bei verhältnißmäßig geringem Aufwande erheizt, und die strahlende Wärme, welche für den Augenblick angenehm berührt. Da sie aber eben so rasch wieder kalt wird, so haftet ihr der Nachtheil an, daß sie einen Wechsel von Wärmeextremen erzeugt, die in der Klimaheilkunde als „excessive" verpönt sind. Dieser Nachtheil tritt um so schärfer zu Tage, je mehr die Beschickung dem Dienstboten überlassen bleibt, der in der Absicht, rasch damit fertig und des öfteren Nachsehens überhoben zu sein, bis oben hinan vollfüllt, anzündet und dann das Feuer sich selbst überläßt. Die Folge ist, daß die unterste Platte alsbald ins Glühen kommt, auch der übrige Theil überheizt und so die Zimmerluft weniger erwärmt als — gekocht wird. So entsteht das, was man vielfach „trockene" Luft nennen hört und durch Aufstellung eines Wasserbeckens zu verbessern sich einbildet. Solche Mißgriffe zu vermeiden, muß die Beschickung von der Herrschaft selbst in die Hand genommen oder mindestens auf niedere Schichtung mit aller Strenge gehalten werden. Diese besteht im Gegensatz zu der vorhin getadelten hohen Schichtung darin, daß man erst das „Anmacheholz" in Brand gerathen läßt und dann kleinere Mengen Kohlen nach und nach aufschüttet. Nicht gut ist es ferner, wenigstens bei noch nicht eingetretenem Frostwetter, wie das z. B. in Leipzig Mode ist, ausschließlich mit Steinkohle zu heizen, richtiger nach ein- oder zweimaligem Aufschütten der letzteren das Feuer mit Braunkohle oder, wenn diese gar zu üblen Geruch verbreitet, mit Kohlensteinen, sogenannten Briquettes, zu unterhalten, welche namentlich den Vorzug gewähren, daß sie die zusammengebackte Steinkohle zum Ausbrennen bringen, „verzehren". Auch bei dieser vorsichtigen Beschickung ist Kontrole mittelst des Thermometers unabweislich; das Instrument darf aber nicht etwa in der Nähe des Ofens, sondern mindestens in der Mitte der Stube oder an der Fensterwand angebracht werden. Bekannte von mir verstehen es bereits, mit dem eisernen Ofen sich in ihrer Arbeitsstube eine ständige Temperatur von 15° R. zu unterhalten, wobei sie jedoch gegen Mittag, wo sie ausgehen, eine Lüftungspause eintreten lassen, um Nachmittag die Heizung zu wiederholen.

Wenn nur nicht nach der verkehrten Ansicht gewählt wird, daß der eiserne Ofen gleichzeitig stets ein kleiner sein müsse, so lasse ich ihn in der Stube des Mannes gerne gelten. Sorgt er dafür, daß in der obersten Röhre stets Holz trocken liegt, was bei der vorhin beschriebenen niederen Schichtung kein Bedenken hat, so kann er sich jeder Zeit selbst in kürzester Frist ein behagliches Binnenklima schaffen.

Wenig verschieden vom einfachen eisernen ist der aus einem eisernen Kasten und einem Thonaufsatze zusammengesetzte, von den Hausfrauen als Kochofen sehr geschätzt. Nichts dagegen kann man einwenden, wenn morgens zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen und das Kaffeewasser in der Stube gekocht wird; im übrigen aber darf die Wohnstube nicht zur Küche herabsinken. Heißt es schon das Binnenklima verderben, wenn man es sich mit Dunst von kochender Suppe oder Geruch nach Kohl, weißen Bohnen u. dgl. anfüllen läßt, so schafft man mit dem Kochen ganz zur Unzeit ein excessives Klima, dessen schädliche Wirkung die ökonomischen Vortheile weit überwiegt.

Die gesundeste Form ist der Mantelofen aus Kacheln deshalb, weil er durch Strahlung kaum schädlich wirkt, aber durch Leitung so anhaltend wärmt, daß bei richtiger, den jedesmaligen Stand der Außentemperatur berücksichtigender Berechnung eine einmalige Beschickung täglich genügt — Vorzüge, gegen welche die langsame Erheizung und der größere Heizstoffbedarf gern in den Kauf genommen werden mögen. Doch müssen wir auch hier das rechtzeitige Schließen der Thüre selbst besorgen oder streng überwachen. Geschieht dasselbe nämlich zu früh, d. h. bevor die Kohlen ausgebrannt sind, so gerathen die Verbrennungsgase wegen mangelhaften Abflusses in eine solche Spannung, daß sie als schädlicher Dunst mitten durch die Fugen austreten und selbst Verstung bewirken — geschieht es zu spät, d. h. wenn die Kohlen bereits ausgebrannt sind, so geht viel Wärme durch den Schornstein hinaus verloren. Von der Beschickung gilt das bereits oben Gesagte. Hier sei noch die falsche Sparsucht getadelt, welche durch halbes Offenhalten der Thüre die Verbrennung zu verlangsamen trachtet. Die Ofenthür ist von vornherein so angelegt, daß sie gerade die zur vollen Verbrennung erforderliche Luftmenge einläßt, wogegen Abschluß der letzteren unvollkommene Verbrennung, vielleicht gar nur trockene Destillation zuläßt, also die Erwärmung überhaupt beeinträchtigt, ohne daß sonderlich dabei gespart wird.

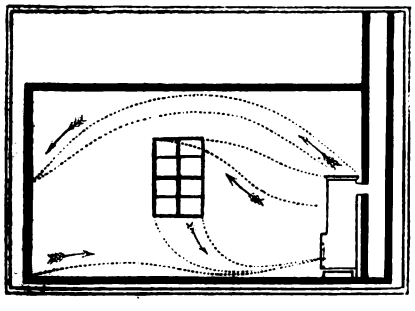
Familien- und Kinderstuben sind nicht eher gesund zu nennen, als bis sie einen Kachelofen — und nicht eher vollständig eingerichtet, als bis sie ein Thermometer besitzen. Natürlich darf auch draußen am Fenster ein solches nicht fehlen, um durch seinen Stand als Fingerzeig für den jedesmaligen Heizbedarf zu dienen. Bei der Verschiedenheit der einzelnen

Digitized by Google

Oefen lassen sich allgemeine Regeln nicht vorschreiben, sondern es muß für jede Stube durch Erfahrung gefunden werden, welcher Grad der Beschickung erforderlich ist, um eine Durchschnittswärme von — sagen wir — 15° R. zu unterhalten. Zeigt das Außenthermometer Frostgrade, so wird man verhältnißmäßig mehr Holz und mehr Steinkohlen, bei einer Außentemperatur über 0° wenig Stein-, sondern mehr Braunkohlen oder Briquettes verwenden. Nur sehr windiges Wetter wirkt auch bei anscheinend warmer Außentemperatur rascher abkühlend auf die Binnenluft. Wem meine Normalvorschrift von 15° etwa zu niedrig dünkt — ich selbst begnüge mich mit 13° — der übersieht, daß es auch noch andere Quellen der Erwärmung gibt.

Unser erster und sicherster Ofen ist unser eigener Körper, den wir durch Bekleidung zu einem trefflichen Mantelofen vervollkommnen. Erste Pflicht im Winter ist's, diesen Ofen in gutem heizkräftigen Stande zu erhalten durch fleißige Bewegung im Freien! Wer, Spaziergehen, Schlittschuhlaufen ꝛc. als Mittel zu aktiver Erwärmung versäumend, sich auf bloße passive verläßt, wird bald noch bei 20°, die kein Ofen dauernd hergibt, frieren. Die aktive Erwärmung wirkt um so flotter, je mehr wir durch naßkalte Abreibung, kalte Brause oder Baden im Winterschwimmbassin die strahlende Fläche unseres Körpers in frischem Stande erhalten. Der so geschulte Körper nun gibt so viel Wärme von sich, daß er in unserer Kleidung, die er thatsächlich heizt, eine Temperatur unterhält, welche uns bis Novemberanfang auf Ofenfeuerung verzichten läßt, zumal wenn ein gutwattirter Schlafrock mithilft.

Weiter gibt es äußere Hilfsmittel, welche auch mäßige passive Erwärmung ausreichend machen, namentlich Doppelfenster, deren Zweck nicht allen bewußt ist. Die meisten glauben, sie dienten zur Abhaltung der kalten Strömung, welche durch die Ritzen der einfachen Fenster gefühlt wird. Dieser „Zug" ist aber das geringere Uebel, das größere besteht in der abkühlenden Wirkung der geschlossenen Scheiben. Wird bei einfachem Fensterschlusse geheizt, so beschlagen sich bekanntlich alsbald die Scheiben, und das an ihnen Gefrorene thaut auf. Weiter ist es eine allgemeine Erfahrung, daß eine in der Ofenröhre angestellte Räucherung zuerst am Fenster gerochen wird, und ferner weiß der, welcher sich in der Heizperiode einmal an der Stubendecke zu schaffen machte, daß es da oben weit wärmer ist als unten — drei Thatsachen, welche sich aus der durch die Heizung hervorgebrachten, durch beistehende Figur erläuterten Luftbewegung erklären. Die vom Ofen erwärmten Luftschichten steigen nämlich in die Höhe und wandern unterhalb der Decke nach der entgegengesetzten Seite, um von hier aus erst herabzufallen und sich im Zimmer zu verbreiten; an der, ja meist dem Ofen gegenüber liegenden Fensterseite wird der größte Theil von den Scheiben, wenn diese einfach sind, unnütz verzehrt. Doppelfenster dagegen setzen die abkühlende Wirkung so weit herab, daß man sagen kann: was sie an einmaligen Unkosten verursachen, das bringen sie in zwei Wintern an erspartem Heizstoff ein, abgesehen von der Annehmlichkeit, daß man trockene und klare Scheiben behält. Andererseits ist zu beachten, daß Doppelfenster den Eintritt der Sonnenwärme abhalten, von außen her also, was für den Sommer willkommen, kühlend wirken. Für den Winter, wo dieser natürliche Zuschuß mitzunehmen, ist zu beachten, daß, wenn die Sonne auf die Fenster scheint, man die Fensterflügel öffnen soll, um die Strahlen durch die für Wärme leicht durchgängige („diathermane") einfache Scheibe herein zu lassen.



Ein mit jeder Art Ofenheizung verbundener Uebelstand ist die ungleiche Schichtung der Wärme in der Richtung von unten nach oben. Da unser Untergestell von Haus aus weit weniger Blutwärme bezieht als unser Oberkörper, so disponiren wir ohnehin zu der leidigen Plage der kalten Füße, und so müßten wir in der Stube die meiste Wärme unten, die wenigste oben haben, wie denn die alten Römer Heizvorrichtungen besaßen, welche die Wärme am Fußboden ausströmen ließen. Zufällig genießen wir die Vortheile dieser Methode, wenn wir über einer geheizten Stube, die also nach obigem unter unserem Fußboden eine warme Luftschicht unterhält, wohnen, wobei wir selbst bedeutend sparen. Wie sehr in der That ein warmer Fuß den ganzen Körper vor Frieren schützt, erfahren wir in den Coupés mit Sandfußwärmern und sehen es an den Marktweibern, die mit Kohlenbecken unter den Füßen draußen aushalten. In unseren Stuben aber haben wir die wärmeren Luftschichten oben, die kältere zu Füßen und bei jeder Thürenöffnung fühlen wir deutlich, wie die letzteren sich verstärken. Ich kenne niedrige, durch einen eisernen Ofen mit Steinkohlen geheizte Zimmer, in denen Insassen von hoher Gestalt sich deutlich in einer oberen warmen und einer unteren kühlen Luftschicht stehend fühlen! Wenn Bureauoffizianten, die bei Gaslicht arbeiten, vor anderen über heißen Kopf und kalte Füße klagen, so rührt dies weniger von der Wirkung des Gases als solchen, sondern davon her, daß die Flammen, wie gleich Eingangs angedeutet, durch ihre bedeutende Heizkraft die oberen Luftschichten noch mehr erwärmen. Dies möge man sich beiläufig für den Fall merken, daß man unter Entfaltung aller vorhandenen Gasflammen eine Gesellschaft geben will, man lasse also das Ofenfeuer lange vorher ausgehen, zumal ja jeder Anwesende mit seinem eigenen Körper zur Erwärmung beiträgt. Für die so stiefmütterlich bedachten Füße aber ergibt sich die wichtige Regel, ihnen mit warmer Kleidung zu Hilfe zu kommen, welche hier gleichbedeutend ist mit trockener. Nasse Fußbekleidung in geheiztem Schul- oder Bureauraume stundenlang anbehalten, führt sicher zu kaltem Fuß und heißem Kopf oder Kopfweh. Schon längst hat ein Schulhygieiniker darauf gedrungen, daß die Schuljugend bei nassem Wetter, überhaupt im Winter, in der Klasse zum Wechseln des Schuhwerks angehalten werde!

Endlich muß als unabweisliches Korrektiv mit der Heizung Hand in Hand die Lüftung gehen: der Staub muß beständig hinausgeschafft, frische Luft beständig hereingelassen werden. Man spricht freilich viel von dem Luftwechsel, den das Ofenfeuer selbst durch Ansaugung der Stubenluft unterhalte; Thatsache ist aber, daß diese Ventilation schon hinfällig wird, so wie das Zimmer mehr als einen Insassen beherbergt. Oeffnet man das Fenster während der Beschickung, so hat man gleichzeitig den Vortheil, daß die frische Luft wie ein Blasebalg wirkt. Eben so wenig soll man unterlassen, beim Ausgang das Fenster zu öffnen, zumal wenn geraucht wurde. Die Kamine der Franzosen und Engländer gestalten deren Wohnungen während der Heizperiode um vieles gesünder dadurch, daß sie einmal keine Sprühhitze wie unser eiserner Ofen erzeugen und dann eine erhebliche Ventilation unterhalten. Bei uns folgt Schließen der Fenster und Thüren auf den Heizakt so automatisch, wie man B auf A sagt! Nichts wohlthätigeres aber können wir bei gelinder Witterung einem Genesenen anthun, als ihm morgens früh frisches Feuer anzumachen und gleichzeitig ein Fenster zu öffnen; Ventilation und Heizung vereinigen sich alsdann zur Erzeugung eines höchst annehmlichen, der Frühlingsluft ähnlichen Klimas. Ueberhaupt mögen wir auch uns, so lange es noch nicht friert, neben der künstlichen Wärme den Genuß frischer Luftströmung nicht versagen.

Der Schnitzer-Toni vom Kasbachthal.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Skizze nach der Natur von La Mara.

Wer die „Perle von Tirol", den Achensee, besuchte, aber nicht nur als flüchtiger Eintagsgast vom Norden über das bairische Tegernsee und Kreuth seinen Ein- und Ausgang nahm, sondern vom Süden her, aus der sonnigen Weite des Innthales heraufstieg zu seinen kühlen felsenumgürteten Ufern, der gedenkt wohl noch des schattenreichen Waldthales, dessen viel-

Digitized by Google

fache, oft steil ansteigende Windungen von der Eisenbahnstation Jenbach aufwärts leiten zum blauen Wasserspiegel droben.

Es ist eine eigene Romantik um dieses Thal. Tiefe Waldstille umfängt uns; himmelhohe Felsenhäupter schauen von allen Seiten hinein in die grüne Enge; springende Wasser ohne Zahl und Ende quellen uns entgegen, um sich alle vereint im Kasbach wiederzufinden, dem wilden Bergwasser, das — ein Ausfluß des Sees — in der Tiefe drunten, dicht am Wege entlang, geschäftig sein Wesen treibt und dem Thale seinen Namen gibt. In Jenbach und dessen Nähe wird seine Kraft vielfach der menschlichen Betriebsamkeit dienstbar gemacht; Holzmühlen und Eisenhämmer setzen seine schäumenden Fluten in Bewegung. Weiter oben lebt er, nachdem er zuvor noch ein altes, quer über den Weg hin gelagertes Mühlenwerk, die Augenweide aller vorüberkommenden Maler, genährt, ganz nur der Freude am eigenen Dasein, in lustigem Ungestüm Gestein und Felsgetrümmer mit sich dahinführend zum jähen Sturz in die Tiefe. Während der Sommermonate, wo die Sommerfrischler aus der Nähe und Ferne täglich zu Scharen herauf- und herunterziehen zum und vom See, ist viel Leben auf der Straße; aber mit dem einziehenden Herbst verstummt all der rege Verkehr, und nur die Mühlenräder und die brausenden Wellen halten dann noch ihre laute Zwiesprach.

Inmitten dieser Waldromantik spinnt sich ein wundersames Künstlerdasein hin, das denjenigen, welchen jemals Kunde davon geworden, kaum minder romantisch dünkt, als die Scenerie, zu der es die geeignete Staffage bildet. Die große Welt draußen freilich weiß nichts von einem Namen, der über eine lokale Berühmtheit nicht hinausgekommen, ob auch den kunstsinnigeren unter den zahlreichen Besuchern des nahegelegenen Schlosses Tratzberg ohne Zweifel die kunstvollen Holzbildnereien in der Erinnerung haften müssen, die, in lebensgroßen Gruppen ausgeführt, dem Jagdsaal als kostbarer Schmuck dienen und als deren Urheber man schlechtweg den „Schnitzer-Toni vom Kasbachthal" nennen hört. Das einigermaßen geübte Auge erkennt ja in ihnen alsbald Kunstwerke, so werthvoll und einzig in ihrer Art, daß sie ihrem Schöpfer vielleicht einen Weltruhm begründet hätten, hätte ihn das Geschick in eine aller Kunstpflege minder fremde ja feindliche Sphäre hineingestellt.

Uns, die mit Land und Leuten ringsum seit länger Vertrauten, fesselte zudem noch die augenfällige Porträtähnlichkeit der Hauptgestalten der Gruppe; genug, es hätte einer Hindeutung auf den sonderlich wechselvollen Lebensgang des Künstlers kaum bedurft, um in uns den Wunsch seiner Bekanntschaft lebendig zu entfachen. Wenige Tage später schon stiegen wir den steilen waldbedeckten Katzensteig hinab, der von der Partisau thaleinwärts nach Jenbach führt. Zu einem der ersten Häuser, die, unweit der Mühle von der Straße abseits, auf lichtgrüner Bergmatte verstreut liegen, wies man uns hinauf. Dort fanden wir in einem Zimmer zu ebener Erde, dessen Einrichtung sich von der der benachbarten Bauernhäuser nur durch das umherliegende Künstlergeräth und die vielen Thierköpfe und Schnitzereien unterschied, welche die Wände zierten, einen ländlich gekleideten älteren Mann, mit wettergebräuntem gefurchten Antlitz und klugen guten Augen, die von der Arbeit hinweg durch eine große Brille hindurch uns treuherzig entgegen grüßten. Das war der Schnitzer Toni. Er nahm uns freundlich auf, und es währte nicht lang, so waren wir ihm befreundet. Da vernahmen wir denn die Geschichte seines Lebens wie folgt:

„Die Ortschaft Eben unfern des Achensees, die Begräbnißstätte der heiligen Nothburga, ist mein Geburtsort, wo ich am 17. Januar 1818 das Licht der Welt erblickte. Meine Eltern besaßen daselbst ein kleines Anwesen und brachten im ganzen acht Kinder zusammen, von denen ich das drittälteste war. Das Anwesen freilich konnte eine so große Familie nicht ernähren; der Vater war jedoch auch Zimmermann und bestrebt, auch durch dies Handwerk die Familie zu unterhalten. Bis in mein zehntes Lebensjahr wuchs ich im elterlichen Hause auf und besuchte blos vier Winter hindurch die Dorfschule, daher es erklärlich ist, daß ich wenig erlernen konnte. Schon in diesen Kinderjahren regte sich in mir die Neigung zum Formen von Gestalten. In der Nähe des elterlichen Hauses befand sich eine Wassergrube, an deren Wänden sich eine thonartige Erde ansetzte. Als Knabe von fünf bis sechs Jahren war diese Grube mein Lieblingsplatz. Das Kneten des Thones war meine größte Freude; freilich mußten meine Hose, meine unbeschuhten Füße, Arme und Hemd die Spuren von diesen Arbeiten ertragen. Nicht selten holte mich darum die Mutter von meinem Lieblingsplatze, und böse Worte und Schläge waren der Lohn meiner Versuche. Dessenungeachtet betrachtete auch sie manchmal meine kindlichen Schöpfungen mit lächelndem Wohlgefallen, denn ich formte Berge, Alphütten, Hirten, Kühe, Schafe und Gaißen, auch Gemsen und Hirsche, und schuf in der Nähe meiner Grube eine förmliche Alpe und theilweise Wildniß. Mir war alles verständlich, doch bezweifle ich, ob ein Naturkundiger alles ohne Erklärung, so wie ich, verstanden haben würde. Wie oft denke ich noch an diese glückliche Kinderzeit zurück, wo ich bei diesen meinen Spielen Hunger und Durst vergaß! Zur Winterzeit, wo meine Grube gefroren unter dem Schnee lagerte, versetzte ich meine künstlerische Thätigkeit in die Küche, zwackte der Mutter, wenn sie kochte, von dem Teige ab, um Hasen und Füchse daraus zu formen und diese am Feuer auf der Herdplatte backen zu lassen. Selten ging ich in die Schule, ohne daß ich ein solches Kunstprodukt in der Tasche hatte. Ich vertheilte hier und da eins oder das andere an meine Schulkameraden; diese bewunderten jedoch nicht lange mein Künstlertalent, sondern bissen meinen Hasen und Füchsen die Köpfe ab, um sie dann eilig ganz zu verschlucken. Auch in der Schule hat mir mein Kunstsinn nichts weiter als Schläge eingetragen.

Einmal nahm ich einen großen gebackenen Teigfuchs in die Schule mit. Ich ließ ihn aus der Tasche absichtlich hervorschauen, zeigte ihn auch dahin und dorthin, ohne daß der Lehrer es bemerkte; doch durch Gelächter in meiner Nähe wurden mein Fuchs und ich entdeckt, der erstere konfiszirt und mir mein Rock am Leibe tüchtig ausgeklopft.

Ach, meine verlorenen Jugendjahre! Hätte der Lehrer statt mich zu klopfen oder irgend jemand anders mir gesagt, wie ein Fuchs zu machen sei, daß man zuvor gelernt haben müsse, ihn zu zeichnen, oder hätte man mir nur einen Bleistift in die Hand gegeben, um mich im Zeichnen zu versuchen, so wäre vielleicht meine Jugendzeit nicht ungenützt dahin gegangen, und ich wäre nicht erst nach Jahren in der traurigsten Lage darauf verfallen, Bildschnitzer zu werden. Mein Schicksal war jedoch anders bestimmt. Nachdem ich nach vier Wintern aus der ärmlichen Schule getreten, schickte mich der Vater nach Baiern zu einem Bauern als Hirtenbube. Die Eltern, welche die kleine Oekonomie nur aus ihren Ersparnissen angekauft hatten, hausten schwer; es waren unser zu viele Kinder, welche in die Schüssel langten, und noch kleinere als ich. Sie waren daher gezwungen, so früh als thunlich die Esser am Tische zu vermindern, und zum Viehhüten war ich schon brauchbar. In Baiern blieb ich nur ein Jahr; ich sehnte mich zurück nach der Heimat und wollte lieber hier mein Brot erwerben. So diente ich denn fünf Jahre lang bei einem Bauern, dann zwei Jahre bei einem anderen als Knecht zur vollen Zufriedenheit meiner Dienstgeber. Da trat eine Wendung meines Lebens ein.

In dem waldreichen Riß- und dem Bächenthale finden gar viele in der Holzarbeit Verdienst; ein oft sehr mühevolles und gefährliches Brot, welches vielen Schweiß kostet. Dahin gingen nun auch mein Bruder und ich.

Während dieser mehrjährigen Beschäftigung daselbst kam ich mit Leuten aus der Scharnitz in Berührung, deren Hauptgeschäft Schwärzen oder Schmuggeln und wohl auch Wilddiebstahl war. Beide Vergehen werden in Tirol vom Bauernvolk nicht streng beurtheilt. Man kann sich nicht wohl erklären, warum es verboten sein soll, Waaren aus dem Auslande herbeizuliefern, wenn sie dort wohlfeiler zu haben sind. Die Jagd war vor dem Jahre 1848 in den meisten Gemeinden den Gemeindegliedern freigegeben, und wo dies nicht der Fall war, wurde das Jagdrecht eines Einzelnen gegenüber den freien Gemeinden als eine Ungerechtigkeit angesehen. Man machte sich daher aus dem Wilddiebstahl nicht viel und betrachtete ihn bei weitem nicht wie einen andern Diebstahl. Selbst die geistlichen Herren im Beichtstuhl sind mit diesen Sünden nicht strenge,

Digitized by Google

obwohl sie wissen, daß eine Zurückstellung oder Ersatzleistung nicht immer angeht. Die hauptsächlichste Ermahnung, die sie bei der Absolution zu geben pflegen, besteht darin, daß man sein Leben nicht der Gefahr aussetzen solle. Gibt es ja auch Geistliche, welche geschwärzten Tabak schnupfen, und wenn sie Wildpret kaufen, nicht lange fragen, wo und wer es geschossen.

Auch ich rechnete das Schwärzen und Wildern nicht zu den Verbrechen. Ich schloß mich daher den Scharnitzern an, betrieb indessen beides auf eigene Rechnung und erlangte darin eine ziemliche Gewandtheit. Den Jägern war ich feind, weil ich sie um ihr schönes Leben beneidete. Sie durften die gangbarsten Wege betreten, durften ausruhen und sich gütlich thun, wo es ihnen gefiel; zur Hegezeit konnten sie herumschweifen, wo es ihnen taugte; es war ihnen gegönnt, von den höchsten Bergspitzen im freundlichen Sonnenschein und in der reinsten Luft in den blauen Himmel und in die schöne weite Welt hinauszuschauen. Deshalb hatte ich meine Freude daran, ihnen hier und da einen Possen zu spielen und sie in ihrer Ruhe aufzustören. Einmal erlegte ich einen Hirsch und zwar einen Zwölfender. Ein Jäger war mir dabei bereits auf der Fährte, aber es gelang mir, ihn durch einen Lockschuß an falscher Stelle zu äffen und dann meine Beute in Sicherheit zu bringen. Ein anderes Mal entdeckte ich zwei Jäger auf einer hohen Bergspitze lagernd, wie sie mit ihren Fernröhren weit in die Welt ausschauten. Neidisch mochte ich ihnen diesen Genuß nicht gönnen und dachte: „Ihr müßt mir bald herunter!" Ich stand tief im Thale und ging nun einer Moospfütze zu, machte absichtlich meine Fußspuren in den weichen Boden und selbst in das trügerische Moos hinein ersichtlich und wieder zurück, feuerte dann den Lockschuß ab, ging schnellstens über harte Stellen, wo keine Schuheindrücke zurückbleiben, aus dem Bereiche der Pfütze, und beobachtete aus der Ferne, wie bald die Jäger kommen würden; es dauerte in der That nicht lange, so erschienen sie beide an dem Moore. Wie mir das Herz lachte, als ich ihnen durch mein Fernrohr zuschaute, wie sie meine Spuren beschnüffelten, wie sich der eine in der Hitze in das Moos hineinwagte und bis an den Leib in den Morast hinab sank, so daß ihm sein Kamerad heraushelfen mußte. Ich war zu weit entfernt, um ihre Flüche hören zu können, und ging befriedigt, daß mir der Spaß gelungen, weiter. An demselben Tage wurde noch ein Gemsbock mein eigen.

Bisher war ich glücklich, obwohl es bekannt wurde, daß ich ein guter Jäger sei; denn es wurde mir eine Jägerstelle bei dem Fürsten Leiningen angetragen. Jetzt war es mir freigestellt, dasjenige Leben zu erwählen, um welches ich andere beneidete. Ich hatte aber eine Geliebte, eine Bauerntochter aus Fischl, und diese wußte mich zu bereden, die Stelle auszuschlagen. Als angestellter Jäger würde mir nicht erlaubt worden sein, eine Liebschaft zu unterhalten oder meine Geliebte zu heirathen, gleichwohl konnte ich sie in meiner damaligen Lage überhaupt nicht ehelichen. Das Heirathen geht in Tirol für nicht angesessene Leute sehr schwer an. Die seßhaften Bauern betrachten es als ein Privilegium für sich; Taglöhner und dergleichen Leute erhalten von der Gemeinde keine Ehebewilligung.

Meine Eltern hatten unterdessen ihr Anwesen in Eben verkauft und zogen nach Brandenberg im Gerichtsbezirk Rattenberg, ich aber blieb, bei Holzarbeit beschäftigt, in Eben mit meiner Geliebten zurück. Wir lebten in einer Wildniß des Bächenthales in einer elenden Rindenhütte, die ich jedoch so viel als möglich gegen die Kälte verwahrte. Den Unterhalt schaffte ich herbei; er bestand größtentheils aus dem von mir erlegten Wilde. Kurz vor Weihnachten des Jahres 1842 wurde sie von einem starken und gesunden Knaben entbunden. Wir kamen überein, das Kind zu gutstehenden Bauersleuten, nämlich zu einem älteren ledigen Mann, der mit zwei Schwestern hauste, hinzutragen, wo wir sicher waren, daß es gut auferzogen werde. Nach drei Tagen nahm ich das Kind, hüllte es wegen der Kälte wohl ein und trug es über Berg und Thal einen sechs Stunden weiten Weg zu dem von uns ins Auge gefaßten Bauern.

Im Hause zur ebenen Erde, wo sich eine mir bekannte Schlafkammer befand, legte ich — es war Nacht — den Knaben zum Fenster hinein. Kaum geschehen, meldete er seine Ankunft durch arges Geschrei. Ich sah im Hause Licht erscheinen und beobachtete noch, wie die Leute das Kind zu sich nahmen, dann ging ich mit großen Schritten und frohem Herzen, aber doch auch mit Schmerzen meiner Wöchnerin zu, welche mit Starkmuth meiner Rückkunft harrte. Ich traf sie gesund und erzählte ihr von dem glücklichen Erfolge. Nun aber, da wir kein Kind mehr hatten, fühlten wir erst recht unsere elende Lage und unsere Armuth, in der wir genöthigt waren, uns von dem Kinde zu trennen. Wir jammerten beide und weinten und bereuten unsern Entschluß. Hätten wir unser Kind noch gehabt, wir hätten wohl den ganzen Winter noch in der Wildniß ausgedauert; jetzt aber ward unsere Lage so einsam und drückend, daß wir es nicht mehr aushalten konnten. Schon nach sechs Tagen kehrten wir in unsere Heimat zurück. Ungeachtet der kurzen, seit der Entbindung verflossenen Zeit hat sich meine Geliebte auf diesem Gange tapfer gehalten und überwand Kälte und Schnee.

Der Ziehvater meines Sohnes sowie dessen Schwestern hatten die größte Freude an ihm und erzogen ihn christlich. Herangewachsen, unterstützte er sie in der Bauernwirthschaft und stand, nachdem der Vater gestorben, derselben selbständig vor; erbte auch nach dem Ableben der beiden Schwestern das ganze Besitzthum. Er ist jetzt zweiunddreißig Jahre alt, verheirathet und selbst Vater, glücklich, fleißig, brav und allgemein geachtet. Mich ehrt er und erkennt mich an, als ob ich sein ehelicher Vater wäre. In seinem Glücke finde ich vielen Trost.

Ich blieb nun in Eben, da meine Eltern inzwischen in Brandenberg gestorben waren, und beschäftigte mich wie früher mit Holzarbeit und nebenher mit Wildjägerei. Wiewohl kein Freund der angestellten Jäger, vielmehr stets darauf bedacht, sie durch List zu täuschen, kam es mir doch nie in den Sinn, Gewaltthätigkeiten gegen sie auszuüben. Ich war nie so tief gesunken, daß ich gegen einen derselben, wäre es auch der Selbstvertheidigung wegen, ein Gewehr angeschlagen hätte. Darum gelang es ihnen auch am Ende, mich zu betreten und einzufangen. Ich wurde dem Gericht überliefert und ziemlich streng behandelt, aber ich leugnete verwegen, und man brachte nichts aus mir heraus. Erst als ich zur weiteren Untersuchung an das Stadt- und Landrecht nach Innsbruck kam, machte mich der Untersuchungsrichter, Landrath Maldoner, ein guter Herr, weich. Ich gestand alles; selbst die Weglegung des Kindes kam zur Sprache, und auch meine Geliebte wurde in Untersuchung gezogen. Dies geschah im Jahre 1843. Das Urtheil lautete gegen mich auf sechs Monate, gegen meine Geliebte auf einen Monat Kerker. Nun saß ich als Sträfling im Kräuterhause in Innsbruck und verstand von keiner Beschäftigung sonst etwas als von der Holzarbeit und der Jägerei. Man setzte mir ein Spinnrad vor, und ich sollte spinnen lernen. Noch heute muß ich lachen, wenn ich daran denke, wie ich langer starker Mensch vor dem niederen Spinnrade saß und den Rücken krümmte! Das Spinnen wollte anfangs durchaus nicht gehen; endlich aber ging es doch, nachdem ich entdeckt hatte, daß ich mir erst das nicht recht brauchbare Spinnrad zusammenrichten mußte. Als ich dies zur Zufriedenheit des Kerkermeisters ausführte und derselbe daraus vermuthete, daß ich auch mit Schnitzen umgehen könne, mußte ich gleich mehrere Spinnräder repariren, auch hölzerne Löffel anfertigen, welche Arbeit mir leicht von den Händen ging. Ich bekam nun Bleistift und Papier und fing an, mich im Zeichnen zu versuchen. Die Strafdauer fiel mir nicht mehr so lästig und war endlich überstanden.

Nach meiner Entlassung eilte ich nach meinem Heimatdorf Eben. Meine Geliebte zwar traf ich nicht mehr dort, sie war aus Scham nach Baiern gegangen, trat daselbst in Dienst, verheirathete sich in der Folge und blieb für immer dort.

Mich drückte gleichfalls die Scham wegen der erlittenen Strafe. Ich mochte mich in Eben von den Leuten nicht darum anschauen lassen, holte meine dort zurückgelassenen Kleider ab und zog mit einem elterlichen Erbtheil von 150 Gulden weiter nach Brixenthal, wo ich in einer Glashütte als Holzknecht ein Unterkommen fand. Freilich spürte ich bald, daß das Spinnen und

Löffelschnitzen im Kräuterhause wenig dazu beigetragen, mir die Kraft meiner Arme zu erhalten, aber ich verlor den Muth nicht.

Mittlerweile erfuhr ich, daß in Hopfgarten ein Bildhauer und Maler, Johann Fuchs, wohne, und sofort faßte ich den Gedanken, bei ihm die Bildhauerei zu erlernen. Er nahm mich auf; ich mußte zeichnen, dann modelliren, und endlich begann ich zu schnitzen. Mein Meister war zufrieden, und nach Ablauf von dreizehn Monaten wanderte ich, um mehreres zu sehen und zu lernen, auf und davon nach München. Von meiner Aufnahme als Schüler auf der Akademie allerdings konnte keine Rede sein. Ich schnitzte Kruzifixe, kleine Madonnen und Statuen zum Verkaufe; denn mein kleines Erbtheil war bereits aufgebraucht. Da faßte ich den Muth, meine Arbeiten dem Herrn Prof. Schwanthaler zu zeigen. Er nahm es nicht ungnädig auf und erlaubte mir, ihm meine ferneren Arbeiten vorzulegen. Unter seiner Anleitung bildete ich mich weiter, und der berühmte Künstler korrigirte und unterstützte mich. Er war mein größter Wohlthäter. Ich arbeitete indessen unverdrossen und bemühte mich, nach allen Kräften zu lernen und das Versäumte nachzuholen, da ich nur zu gut einsah, daß die Jugendzeit für mich unwiderbringlich verloren war.

Zwei Jahre war ich in München, dann trieb mich leider der Tumult des Jahres 1848 von dannen. Das wüste Treiben der Friedensstörer widerte mich an. Wo Krieg und Aufruhr herrscht, da findet die Kunst keine Stelle. Ich verließ deshalb München, wanderte wieder heim in mein Vaterland und nahm zunächst meinen Aufenthalt in Brandenberg, wo meine Eltern begraben liegen. Ich beschäftigte mich vorzugsweise mit Nachbildung von Thierköpfen, aber auch Kruzifixe, Madonnen und Christusstatuen in Lebensgröße fertigte ich auf Bestellung. Doch auch hier war meines Bleibens nicht lange. Nachdem mein Vorleben daselbst bekannt geworden und ich fürchten mußte, betreffs desselben einen Vorwurf zu hören, hatte ich nicht länger Ruhe und zog nach Rattenberg, um da meine Arbeit fortzusetzen. Noch hatte ich keinen bestimmten Entschluß gefaßt, ob ich im Vaterlande bleiben oder mich wieder nach München oder anders wohin wenden solle. Ich machte eine Wallfahrt auf den Tummelplatz, einen alten Militär-Gottesacker auf der südlichen Anhöhe zwischen Innsbruck und Amras, welcher von frommen Gläubigen häufig besucht wird. Dort dankte ich dem lieben Herrgott, daß er es mir in den Sinn gegeben, die Bildhauerei zu lernen und betete, mich zu erleuchten, ob ich daheim verbleiben oder in die Fremde ziehen solle. Aus Dankbarkeit fertigte ich ein lebensgroßes Christusbild für den Tummelplatz, welches heute noch dort steht. Ein zweiter Besuch Münchens fiel nicht glücklich aus. Ich kehrte gleich wieder zurück und verlor während dieser Reise meine sämmtlichen Zeugnisse und Dokumente, deren Verlust ich leider erst bei meiner Ankunft zu Hause bemerkte. Es war dies im Jahre 1851.

Am Tage nach meiner Rückkehr kam des Grafen Franz von Enzenbergs Jäger Lambert zu mir und ersuchte mich, zu seinem Herrn zu kommen, welcher Arbeit für mich habe. So wurde ich mit dem Herrn Grafen bekannt und erwarb mir an ihm einen beständigen Gönner, der mir nicht blos den nöthigen Verdienst gab, sondern auch durch seinen Kunstsinn und seine reichen Kenntnisse zu meiner weiteren Ausbildung in der Thierbildnerei vieles beitrug. Während der langen Jahre, die ich bei ihm arbeitete, fand ich immer einen guten gnädigen Herrn, der sich durchaus nicht wie manche andere böswillige Leute daran gestoßen hat, daß ich eine kriminelle Strafe erlitten habe. Unter dem Dache des Herrn Grafen lebte und arbeitete ich nun. Die vielen Thiergruppen und Köpfe, welche den großen Saal im Schlosse Tratzberg zieren, dann die Jägergruppe: den Kaiser Franz Joseph im Jahr 1848 sammt den Grafen v. Enzenberg und zwei Jägern, darunter den Lambert vorstellend, sind mein Werk.

In diese Zeit, ich meine ins Jahr 1856, fällt auch die Entstehung meines kolossalen Kruzifixes auf dem neuen Gottesacker zu Schwaz, und der Gedanke zu demselben wurde durch folgenden Vorfall in mir lebendig: Ich wohnte dazumal im Hause beim Ziegelstadel des Grafen, zwischen Schwaz und dem Erbstollen an der Straße gelegen. Eines Tages, es war Winterszeit, befiel mich in meiner einsamen Wohnung eine sonderbare Schwermuth. Ich machte mich abends auf und ging, um eine bessere Laune zu bekommen und mich aufzuheitern, nach Schwaz und in das Kißlingbräuhaus hin. Dort fand ich mehrere Gäste versammelt, zwischen welchen ich wie ein Fremder Platz nahm. Diese besprachen unter sich, daß sich ein armer Buchbinder aus Noth erhängt habe, und daß er heute wie ein Vieh „verlochert" werde. Sie drückten ihr Bedauern aus über den unglücklichen Mann und die Behandlung seiner Leiche. Auch mir wurde ganz wehmüthig ums Herz, und ich dachte, den Armen mußt Du begleiten, wenn ihm sonst niemand nachgeht! Ich verließ das Gasthaus und begab mich vor das Spital, darin die Leiche war. Bald kamen zwei Männer mit dem Sarg heraus, legten ihn auf einen Ziehkarren und fuhren damit dem Friedhofe zu. Es war schon tiefe Nacht; aber ich ging hinterher und betete entblößten Hauptes für den Unglücklichen. Die Männer bemerkten mich, sie hielten mit ihrem Karren an und stellten mich wiederholt zur Rede und hießen mich aus dem Wege gehen. Ich erwiderte ihnen, daß ich für den Unglücklichen bete, der Herr möge ihm ein gnädiges Urtheil sprechen. Da zogen sie den Karren weiter und scharrten endlich den Sarg an einer abseiten Stelle des alten Friedhofes ein. Als sie sich entfernt, stand ich mit wehmüthigem Herzen an dem frischen Hügel, betete und gelobte, einige Zeit täglich für den armen Sünder eine Messe zu besuchen, welches Gelöbniß ich getreulich gehalten habe. Ich besuchte später noch öfters das Grab, welches jedoch von niemandem durch ein Kreuz bezeichnet worden war. Nun dachte ich mir: „Ich will auch Dir, arme Seele, ein Kreuz machen, welches wie auf die übrigen Gräber auch auf dein Grab herabschaut," und auf diese Weise entstand das kolossale Bild des Gekreuzigten. Ich habe viele Zeit und Mühe darauf verwendet; der Cooperator von Schwaz, sowie der Herr Graf leisteten mir jedoch einen Beitrag, damit ich doch einigen Ersatz für meine Arbeit habe.

Der Herr Graf blieb überhaupt fort und fort mir gewogen; er gab mir auch in der Folge in der Ruine Kropfsberg bei Brixlegg die Wohnung mit den dabei befindlichen kleinen Gründen zum Unterhalte von zwei Kühen in Pacht. Daselbst verblieb ich fünf Jahre. Die Bewirthschaftung gab mir wenig zu schaffen, und damit ich meine Bildhauerarbeiten nicht versäumte, stellte ich mir zur Besorgung des Hauswesens eine Gehilfin, Anna Kartnaller aus Reith an, mit welcher ich mich später verehelichte. Vor sieben Jahren kaufte ich dann dies kleine Bauernanwesen beim Wurzer in Kasbach, welches fünf Stück Großvieh futtert, worauf aber nur wenig Getreide erzielt wird, und überhaupt, das wegen seiner Lage etwas mühevoll zu bewirthschaften ist. Hier hause ich nun, setze meine Bildnerarbeiten fort und unterwerfe mich willig den Drangsalen und Prüfungen, die mir der liebe Herrgott zuschickt. Ich habe drei Kinder und zwar Knaben im Alter von zehn, acht und drei Jahren. Zur Wiener Weltausstellung habe ich auch Arbeiten eingesendet, und da sie während der Dauer derselben nicht verkauft wurden, befinden sie sich noch dermal in Wien, und es ist mir ihr weiteres Schicksal noch unbekannt, so daß ich besorge, mich mit Beschickung der Ausstellung verrechnet zu haben. Von einem größeren Unglück wurde ich jedoch im Monate November 1873 betroffen, denn es starb mein Weib an der Entbindung zum vierten Kinde, und letzteres folgte auch nach einigen Wochen der Mutter ins Grab.

Der Tod meines Weibes schnitt eine tiefe Wunde in mein armes, ohnehin zur Schwermuth geneigtes Herz. Wie oft hat sie mich getröstet und mir Muth zugesprochen, um den Anfeindungen der bösen Leute auszuweichen oder, wenn ein Ausweichen nicht möglich, sie zu ertragen. Der Kasbach gehört zur Gemeinde Jenbach, ich bin also in der Gemeinde, obwohl angekauft, ein Fremder, und die Fremden werden nirgends mit günstigen Augen angesehen. Noch mehr aber ist mein Vorleben und meine bestandene Strafe den hartherzigen Menschen anstößig. Gerade diejenigen, welche sich für die frömmsten und besten Christen halten, wissen am wenigsten von dem wahren Christenthum, wenigstens üben sie es nicht. Das zweite Hauptgebot des göttlichen Heilandes: „Liebe Deinen Nächsten wie

Digitized by Google

„Darum keine Feindschaft nicht!“ Originalzeichnung von Th. Pöckh.

Dich selbst!“ kennen und halten sie nicht. Ich habe meine Strafe gebüßt und bin durch die Strafe zur Besserung gekommen; ich habe auch Entschädigung geleistet, selbst in Fällen, wo ein Ersatz nicht angesprochen wurde, oder dem Beschädigten sein Schaden ganz unbekannt war. Aber trotzdem und abgesehen davon, daß das Gesetz mit der Kriminalstrafe für den Gestraften nachtheilige Folgen verbindet, schmerzt es mich, daß die bösen Leute wegen meines Jugendlebens mich schief anschauen und die Wahrheit noch entstellen und übertreiben. Wer weiß, ob nicht meine armen schuldlosen Kinder die Bosheit und Unchristlichkeit der Menschen noch fühlen werden! Wie oft ist in mir der Wunsch erwacht, anderswo zu leben, und wie oftmals habe ich ausgerufen: „Wäre ich doch an einem Orte, wo mich niemand kennt, wo niemand von mir etwas weiß und die bösen Zungen mich nicht erreichen können!“ Aber einen solchen Ort aufzusuchen bleibt für mich unausführbar. Ich sehe ein, welche Vorbildung dazu erforderlich ist, um ein Künstler zu werden. Wenn einer erst im eingetretenen Mannesalter von der Holz-

hacke und dem Spinnrade weg sich der Kunst in die Arme wirft, so erscheint er wie eine von den thörichten Jungfrauen, in deren Lampe das Oel schon ausgebrannt ist!

Ich glaube dessenungeachtet, den Vorbildern und der Natur so viel abgeschaut und mir von der Kunst so viel angeeignet zu haben, daß ich mich meiner Arbeiten nicht zu schämen brauche, und habe mir hierdurch doch einigen Erwerb, wenn auch nicht einen namhaften, gesichert; hoffe auch in der Zukunft nicht verdienstlos zu sein und Gönner zu finden, wie ich sie bisher gefunden habe.

Ich verbleibe daher vor der Hand Besitzer beim Wurzer und sehe standhaft den Prüfungen entgegen, die allenfalls der liebe Herrgott mir noch weiter zuschicken wird; unterlasse es aber nie, dem Herrn zu danken, daß er mein Schicksal so leitete, wie es ist, und daß er mir den Gedanken eingegeben, in der Bildhauerei meinen Beruf zu finden."

Nachdem Toni geendet, trennten wir uns bald, ohne ihn seitdem wiederzusehen. Aber was er uns hier erzählt, bildete zum Theil vollständig den Wortlaut eines Schreibens, das seinen Weg ins Kabinet des österreichischen Kaisers fand. Dasselbe begleitete ein Gesuch Tonis um Wiedereinsetzung in die verlorenen bürgerlichen Ehren, zu dem ein edler Gönner dem nach Rechtfertigung vor seinen Mitmenschen verlangenden Künstler Mittel und Gelegenheit bot. Kaiser Franz Josephs Gnade hat dasselbe willfährig beschieden, und versöhnt mit seinem Schicksal, gereinigt vor der Welt darf Toni nun den Abend seines Lebens kommen sehen.

Am Familientische.

Glockentöne und Glockenträume.

(Zu dem Bilde auf S. 197.)

An die Glocke knüpft sich eine Fülle von Poesie. Schillers Lied, das sie feiert wie kein anderes, ist doch nur eines von hunderten, die zu Ehren ihrer allverständlichen Sprache in den verschiedensten Sprachen des Erdenrundes erklungen. In ernsten und heiteren, in schwungvollen und sentimentalen Tönen vernimmt man ihr Echo; zum Beten ruft sie noch heute wie vor Jahrhunderten, aber auch zum Träumen verlockt sie manches junge Gemüth.

Ist unser Bild nicht auch ein Stück Poesie? Was sinnt das Mädchen am Glockenstuhl?

Die Glocke hat den Dörflern in weitem Umkreis zum Feierabend geläutet; manch greises Haupt hat bei ihrem Klange wohl das Käppchen gelüftet, um nach altväterlicher Weise ein kurzes Gebet zu sprechen; fröhlich sind Knechte und Mägde vom Felde zur ersehnten Rast heimgekehrt, aber noch steht oben am Glockenstuhl des Küsters Töchterlein, das so eben ihres Vaters Dienst versehen.

Ist es doch ihr Lieblingsplatz, der da oben auf luftiger Höhe; sieht sie doch so gern von dort aus in die weite Ferne, über Berg und Thal, über Wald und Feld, und verfolgt den Flug der Vögel, das Herz voll Sehnen und Hoffen.

Und auch jetzt kann sie sich noch nicht davon trennen; das Seil in der Hand, den Blick sinnend auf die Glocke gerichtet, deren letzter Ton noch in ihren Ohren summt, zögert sie hinunterzugehen.

Denkt sie an all das Leid, das diese Glocke erhöht, an die vielen Herzen, die unter der Wucht ihrer Schläge zu brechen drohten? Hat sie doch selbst schon oft die Glocke geschwungen beim letzten Wege eines müden Wanderers, die Augen voll Thränen!

Oder denkt sie an die Herzen, deren Glück die klaren Töne der Glocke erhöhte, an all die Herzen, die dabei aufjauchzten vor Glück und Freude? Das stille Lächeln auf ihrem Antlitz scheint dafür zu sprechen. Oder denkt sie gar schon an den Tag, da eine andere Hand die Glocke schwingen und sie eintreten wird an der Seite des Geliebten in die festlich geschmückte Kirche?

Das Neue Jahr wird eingeläutet, wenn Dein Bild in die Hände unserer Leser kommt, junge Glöcknerin — vielleicht läßt es Deinen Glockentraum in Erfüllung gehen!

Darum keine Feindschaft nicht!

Ein Polizeiabenteuer von ehemals.

(Zu dem Bilde auf S. 205.)

Der Handwerksbursch von ehemals kannte nur einen Feind und das war der Landgensdarm, der die Landstraße durchspähend auf Nichtinhaber von Pässen und auf die „fechtenden" Handwerksburschen vigilirte. Das „Fechten" aber gehörte nun einmal unter den Handwerksgesellen der alten Zeit zum guten Ton und brachte keine Schande. Aber es war verboten, und wer dabei ertappt wurde, wanderte ohne Erbarmen ins Loch. Noch heute erinnern sich würdige alte Meister gern in lustiger Weise, wie sie als junge Gesellen „gebrummt", weil sie „gefochten" hatten.

„Es war," so erzählt mein Gewährsmann, „am heiligen Abend vor Pfingsten des Jahres 1835. Ich war früh mit Tagesanbruch in J. aufgebrochen, um noch an demselben Tage R. zu erreichen, wo ich schon früher in Arbeit gestanden und wo ich das fröhliche Pfingstschießen zu verleben gedachte. Ich hatte immer gute und einträgliche Arbeit bei meinen Meistern gehabt, war ein Sohn recht wohlhabender Eltern, hatte also bis dahin nicht zu fechten gebraucht und auch wirklich noch nicht gefochten. So im Besitze leidlicher Geldmittel zog ich fröhlich meines Weges dahin und gelangte, als die Sonne am Vormittag höher gestiegen war, in ein langes felsiges Thal, das ein rascher schäumender Bach durchrauschte. Immer heißer, immer drückender wurde die Luft. Ich sehnte mich nach einem Ruheplatz und gewahrte bald am Ufer des Flusses einen schattigen Fleck, an dem ich mich lagerte. Ueber mir der tiefblaue Himmel, neben mir graue hoch emporstrebende, mit Gehölz durchwachsene Felsen, zu meinen Füßen das klare Gebirgswasser, so einförmig über große Steine rauschend, unter welchen flinke Forellen sich jagten. Hier lag ich nun auf grünem Rasen und träumte vom Schützenfest in R. oder eigentlich von der schlanken Marie, der Tochter meines früheren Meisters daselbst. „Was sie wohl sagen wird," so dachte ich bei mir, „wenn sie Dich nun nach zwei Jahren wiedersieht, ob sie wohl noch frei ist, ob sie wohl —?"

„Guten Morgen, Kamerad!" so erscholl eine Stimme hinter mir. Im Umsehen gewahrte ich einen reisenden Handwerksburschen, der im Augenblick sein leichtes Ränzel ab- und sich neben mich in das Gras geworfen hatte.

„Wo willst hin, Kamerad?" fragte er.

„Nach R.!" entgegnete ich.

„Um so besser, da will ich auch hin, da können wir Reisekameraden sein! Willst wohl zum Schützenfeste, he?"

„Auch mit, hauptsächlich aber will ich Arbeit suchen," entgegnete ich.

„So! Ich auch; was bist denn?"

„Handschuhmacher, und Du?"

„Westenschneider."

Der Westenschneider hatte inzwischen seine Flasche aus der Tasche geholt, that einen tiefen Zug und bot sie nun mir an. Wie es Sitte war, that ich ihm Bescheid und löste dann im weiteren Gespräch den Stöpsel meiner Flasche, der wir beide fleißig zusprachen, bis sie leer war.

Hatte ich zu viel getrunken, war es die Sonne, die jetzt ihre brennenden Strahlen in das enge Felsenthal ergoß, oder war es beides zugleich und die lange Wanderung, kurz mich befiel eine derartige Müdigkeit, daß ich den Kopf in das Gras legte. Bald fühlte ich, wie der Schlaf über mich kam.

Ich mußte mehrere Stunden geschlafen haben, denn als ich erwachte, stand die Sonne hinter den Bergen. Mit schwerem dröhnenden Kopfe sah ich mich um und gewahrte zunächst, daß der Westenschneider verschwunden war. Ich faßte nach meiner Uhr, um zu sehen, welche Zeit es sei. Sie war weg und die Haarkette durchschnitten, an der sie gehangen. Aber nicht genug des Unglücks. Zwei Knöpfe meiner Weste über der Brust standen offen, und ein Griff überzeugte mich, daß mein lederner Geldbeutel, den ich wie alle Gesellen an einer Schnur um den Hals auf dem bloßen Körper trug, gleichfalls abgeschnitten und verschwunden war.

Da saß ich nun im Grase am rauschenden Forellenbach mit der Gewißheit, daß der Westenschneider ein Schurke, ich um das Meinige gekommen und das Schützenfest für mich zu Wasser geworden war.

Am meisten schmerzte mich die Uhr, da mein Vater sie mir auf die Seele gebunden, weniger das Geld, denn wenn ich Arbeit fand, konnte ich mir Vorschuß geben lassen und doch am Ende übermorgen mit der schlanken Marie tanzen. Mein erster Gedanke war, den Räuber zu verfolgen, und schon stand ich reisefertig da, als ich bedachte, daß der leichte Schneider einen großen Vorsprung haben und sicherlich nicht die Straße nach R. gewählt haben würde. Sollte ich ihn rückwärts verfolgen? Unmöglich, ich hätte heute dann R. nicht mehr erreicht und hätte, um Arbeit zu finden, bis nach den Feiertagen warten müssen. Das ging um keinen Preis, also fort die Straße nach R. zu.

Aber wie vorher die Natur ihr Recht auf den Schlaf geltend gemacht hatte, so nahm sie jetzt meinen Magen in Anspruch, der sich mehr als je nach einem Mittagessen sehnte. Schändlich! Auch nicht einen Pfennig hatte mir der Schurke gelassen. „Ha!" rief es da in mir, „glücklicher Gedanke! Ich will fechten gehen, das erste Mal und hoffentlich das letzte!" Denn ich beschloß im Geiste, mich nie wieder an einem Forellenbach, und wenn er von Fischen gewimmelt hätte, schlafen zu legen. Gedacht, gethan. Rasch schritt ich die staubige Straße entlang. Immer stärker und bedenklicher knurrte mein Magen, bis ich endlich um eine Ecke gebogen, ein freundliches Chausseehaus, dessen Schornstein ein einladender Qualm entstieg, vor mir liegen sah. Ich kam an die Thür und blieb stehen. Noch niemals hatte mir das Herz so gepocht wie in diesem Augenblick. Ich hatte noch nie um eine milde Gabe gebeten, noch nie auf deutsch: gebettelt. Wenn meine Mutter mich gesehen hätte! Aber das Gedächtniß an den erlittenen Verlust und der Hunger stählten meinen Willen. Ich trat in das Haus.

Das erste, was geschah, war, daß ein Hund auf mich losstürzte und mir ein großes Loch in den Schoß meines Reisekittels biß. Das fängt gut an! dachte ich noch bei mir, als eine Frauenstimme den Hund abrief.

„Ein armer reisender Handwerksbursche!" so rief ich dreist in die geöffnete Stubenthür hinein.

Digitized by Google

In demselben Augenblick erhob sich aber im Zimmer eine tiefe heftige Baßstimme.

„Weiß Er nicht, daß das Betteln verboten ist? Er Strolch, Er Herumtreiber, Er ist Arrestant!"

Mit diesen Worten trat, von Zorn geröthet, ein herzoglicher Gensdarm auf mich zu.

„Entschuldigen Sie," sagte ich und fühlte, daß alles Blut aus meinem Gesicht gewichen war, „entschuldigen Sie, mir ist vor einer halben Stunde mein Geldbeutel und meine Uhr gestohlen, und ich wollte nur um ein Mittagbrot —"

„Geld gestohlen, Uhr gestohlen, das wird immer besser! Glaubt Er, daß Er mich mit solchen Lügen hintergehen kann? Das kennen wir schon, Geld gestohlen, Uhr gestohlen —"

„Aber, lieber Herr Gensdarm —"

„Maul gehalten! Er ist Arrestant! Komm Er mit in den Hof!"

Mehr todt als lebendig folgte ich dem Gensdarm, der, auf dem Hof angekommen, mir eine Leine um das linke Handgelenk band, auf sein dort stehendes Pferd stieg und die Leine am Sattelknopf befestigte.

„Nur nicht gemuckst, sonst —" und dabei schlug der Gensdarm an seinen Säbel.

Mir war alles Mucksen vergangen, auch vom Hunger spürte ich nichts mehr, und trabte nun fast verzweifelt neben dem dicken Braunen einher die Straße nach R. zu. O mein Gott, dachte ich bei mir, wenn die Leute Dich in diesem Einzug sehen! Ich mußte an dem Hause meines früheren Meisters und am Fenster der schlanken Marie vorüber.

„Entschuldigen Sie, Herr Gensdarm, wo bringen Sie mich denn hin?"

„Maul gehalten! Aber da Er es wissen will, ins Amtsgefängniß nach Z. Wir sind gleich da."

Ich athmete leicht auf und begann mir meine Lage zu überlegen. Schlimm konnte die Sache nicht werden, ich vermochte ja durch meinen letzten Meister nachzuweisen, daß ich Geld und Uhr besessen und den Gensdarm nicht belogen hatte; eine strenge Strafe konnte mich somit nicht treffen, und das verfehlte Schützenfest war nur noch der einzige dunkle Punkt am Horizont. Ich ergab mich in meine Lage, wurde ruhig und mit der Ruhe wieder hungrig.

„Entschuldigen Sie, Herr Gensdarm," sagte ich, „werde ich im Gefängniß was zu essen bekommen? Ich kann kaum noch weiter."

„Maul gehalten, Arrestant! Er wird nicht gleich verhungern."

In diesem Augenblick gingen einige Frauen an uns vorüber.

„Ach, das junge Blut!" sagte die eine. „Der hat gewiß einen ermordet."

Mit einem Mal war alle üble Laune von mir gewichen. Bei dem Gedanken, für einen Mörder gehalten zu werden, lachte ich laut auf.

„Maul gehalten, Arrestant! Da sind wir; zieh Er da mal an dem Klingelzug."

Wir standen vor einem Jahrhunderte alten Thurm mit einer steinernen Haube. Auf den Klingelzug öffnete sich die Thür, und der Gefängnißwärter trat heraus, hochwichtig von Gestalt und Miene und von einem Körperumfang, der mir die Gewißheit verschaffte, daß es in diesem Gefängniß wenigstens etwas zu essen geben mußte.

„Ich bringe einen neuen Vogel," sagte der Gensdarm, indem er vom Pferde stieg, mich losband und mich dem Wärter übergab. Wir traten in den Thurm.

„Hat gebettelt und sagt, ihm sei sein Geld und seine Uhr gestohlen, ha, ha, ha!" lachte der Gensdarm.

„Ha, ha, ha!" lachte der Gefangenwärter.

„Ha, ha, ha!" lachte auch ich.

„Maul gehalten!" schrieen beide auf mich ein.

„Schlimme Sache," sagte der Wärter, „ist Kriminalfall, Betteln unter Vorspiegelung falscher Unglücksfälle, mindestens 6 Wochen; muß an den Herrn Oberamtsrichter berichten."

Nicht übel, dachte ich bei mir, 6 Wochen wegen eines hungernden Magens! „Komm Er mit!" sagte der Wärter.

Wir traten in einen kleinen Hof, während der Gensdarm wieder zu Pferde stieg und abritt. Vom Hofe führten mehrere Thüren in die Gefängnißzellen. Das Schlüsselbund rasselte.

„Hier herein, marsch!" rief er.

„Also auf 6 Wochen?" fragte ich lachend.

„Auf mindestens 6 Wochen, darauf kann Er sich verlassen, Er unverschämter Geselle!"

„Auch gut," sagte ich, meine Dose hervorholend und sie dem Wärter anbietend, „auch gut, darum keine Feindschaft nicht!"

Starr und sprachlos, als hätte ich eine Majestätsbeleidigung ausgesprochen, sah mich der Wärter einen Augenblick an; dann aber faßte er mich an dem Kragen. Im nächsten Augenblick befand ich mich mitten in der Zelle, und die Thür schlug dröhnend hinter mir zu.

„Unverschämter Patron, wird schon zahm werden!" hörte ich noch den Wärter sagen; dann wurde alles still.

Ich sah mich um. Vier kahle Wände, ein kleines vergittertes Fenster und eine Pritsche. Das war alles. Ich legte mein Ränzel auf die Pritsche und setzte mich daneben. Wirr zogen die Gedanken durch meinen Kopf, bis endlich und zwar auf ernstliche Weise Hunger und Durst mich zu quälen begannen. Und bis zur Zeit des Abendbrots war es noch weit. Ich kam auf den Gedanken, Hunger und Durst zu verschlafen und legte mich auf die Pritsche, den Kopf auf mein Ränzel.

Ich schlief ein, fest und tief, den Schlaf der Jugend.

Da drangen plötzlich Stimmen an mein Ohr, vor allem die Worte: „Maul gehalten!" und ich schloß daraus, daß ich einen Nachbar bekommen würde. Aber siehe da, die Thür meiner eigenen Zelle öffnete sich. „Hier herein," sagte der Wärter, „hier hat Er Gesellschaft!"

Was erblickten meine Augen? Hinter dem Wärter stand der Gensdarm, der mich arretirt hatte, neben ihm — o Freude über Freude! — der Westenschneider.

„Herr Gensdarm," rief ich in höchster Aufregung, „das ist er, der mir Uhr und Geld gestohlen! Visitiren Sie ihn, meine Uhr trägt die Buchstaben H. B. und die Jahreszahl 1800."

Der Westenschneider war kreideweiß geworden. Die Visitation, der ich athemlos folgte, begann. Nach 5 Minuten kamen Uhr und der Beutel mit Geld aus den Stiefeln des Schneiders zum Vorschein. Derselbe gestand auf Befragen die That nun ein, der Gensdarm vernahm mich kurz zu Protokoll und händigte mir mein Eigenthum wieder ein.

„Ich habe Ihn zu Unrecht arretirt," sagte er, „der Schein war gegen Ihn. Unter solchen Umständen ist, wie der Herr Amtsrichter meint, die Bitte um ein Mittagbrot keine Bettelei. Wir können ihn freilassen," fügte er, zum Wärter gewendet, hinzu.

„Ja," sagte dieser, „wir können ihn entlassen, wenn er die vorschriftsmäßige Erklärung unterschreibt, daß er mit Pflege und Behandlung im Gefängniß zufrieden gewesen ist."

Mit Vergnügen unterzeichnete ich das seltsame Dokument.

„Nun kann Er gehen," sagte der Wärter, indem er mir mein Ränzel aufhalf, „und mir auch eine Prise geben."

„Mit Vergnügen!" entgegnete ich ihm.

„Na," sagte der Wärter, „und nun leb Er wohl, und darum keine Feindschaft nicht!"

„Bewahre Gott!" erwiderte ich, reichte dem Beamten die Hand und ging zu dem schräg gegenüberliegenden Gasthof, um mich endlich zu erquicken. Hier fand ich eine Fahrgelegenheit nach R., noch an demselben Abend Arbeit bei meinem alten Meister und am Pfingstmontag tanzte ich mit der schlanken Marie."

„Ja, das ist wahr," unterbrach hier die Frau meines Gewährsmannes, „den ganzen Abend hat er mit mir getanzt und sich sogar einen Spitz gekauft."

„Aber das war doch nur ein ganz kleiner!"

„Ja, aber es war doch immer ein Spitz!"

„Nun ja, Alte," schloß mein Gewährsmann, „Du hast Recht; aber es war der einzige in meinem Leben, und — darum keine Feindschaft nicht!"

H. Engelcke.

Die Entstehung des Weihnachtsbaumes.

Wir haben uns wieder auf das schönste Fest der Christenheit gerüstet, und emsig ist in deutschen Häusern, allüberall wo Deutsche wohnen, an der Ausschmückung des Weihnachtsbaumes gearbeitet worden, der uns wie ein Symbol unseres Volksthums erscheint und den Deutschen in die Fremde begleitet, wie die griechischen Kolonen vom heimischen Herde das Feuer mitnahmen. Wir haben gehört, daß die deutschen Nordpolfahrer im eisigen Grönland aus immergrüner Andromeda sich ein Weihnachtsbäumchen nachahmten, wir wissen, daß unsre Truppen unter dem Donner der Feuerschlünde vor Paris den Tannenbaum nach der Väter Sitte schmückten, daß der Deutsche unter den Tropen, wo ihm die Tanne fehlt, zu ähnlichen Bäumen greift. Wir wollen den lieben Brauch nicht missen, er ist uns in Fleisch und Blut übergegangen — und doch ist er verhältnißmäßig jung, oder sagen wir besser, eine uralte Sitte hat in ihm ihre wirksame Neubelebung empfangen.

Die allgemeinen Beziehungen der christlichen Weihnacht zum winterlichen Sonnenwendfeste der Germanen sind genügend bekannt, wie aber der Baum als Symbol entstehen konnte, das hat erst vor kurzem der treffliche Forscher Wilhelm Mannhardt nachgewiesen. Mit tiefsinniger Beziehung hat die Kirche den Vorabend der Geburt des Heilands nach Adam und Eva benannt. Die Legende drückt das so aus: Als Adam aus dem Paradiese vertrieben ward, nahm er den Apfel vom Baume der Erkenntniß mit sich, und aus ihm wuchs das Kreuzesholz von Golgatha. Oder: auf Adams Grab wuchs ein Reis vom Baum des Lebens, von dem brach Christus die Frucht der Erlösung. So wurde der Baum das Bild des Kreuzes und weiter des Heilands selbst. Und das Zuckerbrot und die Früchte, mit denen man ihn behing, wurden ein Gleichniß für das Brot des Lebens und die Frucht der Lenden Davids. Allein so fruchtbar die kirchliche Symbolik auch war, so reichen die ihr geläufigen Motive doch nicht aus, um den Ursprung des deutschen Weihnachtsbaumes zu erklären. Wir müssen uns anderweitig Raths erholen, und da springt denn die Verwandtschaft desselben mit dem Maibaum überzeugend in die Augen. Die Herkunft des letztern in dem germanischen Mythus unterliegt keinem Zweifel. Die innig religiöse Sympathie, in welcher unsre Vorfahren sich der Natur nahe fühlten, ließ sie die Pflanzen als belebte Wesen ansehen; die Baumseele steigerte sich dann zum Genius des Wachsthums überhaupt, der Maibaum wurde zum Lebensbaum. Das Gegenstück des Mitsommerfestes ist das Sonnwendfest des Winters, das Gegenstück des Johannisbaumes der Weihnachtsbaum. Wie das heidnische Julfest mit den ihm eigenthümlichen Gebräuchen die Wiedergeburt der Sonne begrüßt, so ist der Weihnachtsbaum das Sinnbild des beginnenden Erwachens im Pflanzenleben, eine freudige Frühlingsprophezeiung inmitten der tiefsten Nacht des Winters. Die beiden Symbole, die brennenden Kerzen und die grünen Tannenzweige, sind in der Regel mit einander verbunden. Je weiter wir nun die hier angedeuteten Beziehungen verfolgen, desto klarer wird die Entstehung

Digitized by Google

unseres Weihnachtsbaumes. „Nicht ein bloßer Namensaustausch ging vor sich," sagt Mannhardt, „sondern die altheimische Naturſymbolik und die christliche Poesie trafen in mehreren Punkten zusammen, in der Idee des Lebensbaumes und in der Zeit seiner Darstellung (Wintersonnenwende, Weihnachten). Diese gleichen Elemente zogen sich an, flossen zusammen und führten damit die Vereinigung auch der übrigen widerstrebenden Glieder der beiderseitigen Ideenkreise mit sich."

Wir sagten oben, der Weihnachtsbaum sei noch verhältnißmäßig jung. Im Anfange unsres Jahrhunderts war er noch wenigen Deutschen bekannt; erst die gegen die nüchterne Verständigkeit des Rationalismus reagirende Vertiefung des religiösen Lebens nach den Freiheitskriegen beförderte seine Ausbreitung, die mit dem Wachsthum der nationalen Idee gleichlaufend Fortschritte machte. In Schweden unbekannt, war er doch bei den Inselschweden an der russischen Küste im Anfange unsres Jahrhunderts häufiger als jetzt im Gebrauch. Auch in Norwegen und Dänemark ist er, wie wir aus Andersens Märchen wissen, in den Städten mindestens eben so lange verbreitet. Das protestantische Norddeutschland hegt ihn seit geraumer Zeit in seinen Städten — nach Oldenburg z. B. soll er schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gekommen sein — aber dem niederdeutschen Bauer in den Provinzen Preußen, Pommern, Holstein war er noch in den ersten Jahrzehnten unsres Jahrhunderts unbekannt. Schleiermacher in seiner 1805 zuerst erschienenen „Weihnachtsfeier" und Tieck in seiner Novelle „Weihnachtsabend" erwähnen ihn noch nicht als Bestandtheil der Festfeier in Berlin. Aehnlich verhält es sich wohl in Mitteldeutschland, so im sächsischen Erzgebirge, im Voigtlande, wo der Baum keineswegs allgemein ist. Goethes Freund, Schwerdtgeburt in Weimar, aber verwandte den Weihnachtsbaum auf seinem berühmten Lutherbilde, und schon 1765 fand der junge Student Goethe, als er damals im elterlichen Hause von Körners Mutter, Minna Stock, Weihnachten feierte, in Leipzig ein Christbäumchen aufgestellt, mit Süßigkeit behangen, darunter Lamm und Krippe mit zuckernem Christuskind, Maria und Josef nebst Ochs und Eselein; davor aber ein Tischchen mit braunem Pfefferkuchen für die Kinder. Dem entsprechend beschreibt auch Kügelgen in seinen Jugenderinnerungen die mit glitzerndem Rauschgold, bunten Papierschnitzeln und goldenen Früchten versehenen Weihnachtsbäume auf dem Christmarkt zu Dresden im Jahre 1807 mit ihrem Kerzenschmuck. Nach Danzig brachten den Weihnachtsbaum nach dem Jahre 1815 preußische Offiziere; gleichzeitig gewann er im Münsterlande durch die größere Anzahl Protestanten, welche mit der preußischen Herrschaft ins Land kamen, an Ausbreitung. In Württemberg, wo er jetzt ziemlich allgemein ist, übten vor zehn Jahren die Tübinger Bürger den Brauch noch spärlich. Im Fränkisch-Hennebergischen sieht man selbst beim Landvolke hier und da ein Christbäumchen mit Suhler Zucker, Aepfel und Nüssen behangen, aber es fehlen die Lichter. Im Elsaß eiferte schon im siebzehnten Jahrhundert Dannhauer, Professor in Straßburg, gegen den Weihnachtsbaum, den man zu Hause aufrichtet, mit Puppen und Zucker behängt und hernach schütteln und abblümen läßt. Er erwähnt der Lichter nicht, welche jedoch die heutige Sitte anwendet. Auch unter den Tschechen in Böhmen hat er Verbreitung gefunden; in Ungarn pflegen deutsche Bürgerfamilien und hohe magyarische Häuser etwa seit dem Jahre 1830 den Christbaum. Ganz neuerdings fand er durch den Prinzen Albert auch in England, durch die Herzogin Helene von Orleans, eine mecklenburgische Prinzessin, auch unter Louis Philipp in Frankreich Eingang, das ihn eben so wenig wie die Niederlande, Italien, Rumänien u. s. w. ursprünglich kannte.

In der Geschichte des Weihnachtsbaumes liegt ein tiefer Sinn. Er vegetirte nur, als unser Volksthum daniederlag, aber mit dem Erwachen des nationalen Bewußtseins wachte er wieder auf, und wunderbar schnell, gleichlaufend mit dem Gange der nationalen Idee, eroberte er das Land, soweit die deutsche Zunge klingt, und steht heute da im Jahreskreislauf unsres Lebens als der schönste, mit aller Poesie umrahmte Schmuck, als ein unveräußerliches Wahrzeichen deutschen Blutes und Gemüthes.

Inhalt: Ein Opfer. (Fortsetzung.) Novelle von F. L. Reimar. — Zur Praxis der Ofenheizung. Von Dr. Paul Niemeyer. Mit einer Illustration. — Der Schnitzer-Toni vom Kasbachthal. Skizze nach der Natur von La Mara. — Am Familientische: Glockentöne und Glockenträume. Zu dem Bilde von O. Piltz. — „Darum keine Feindschaft nicht!" Ein Polizeiabenteuer von ehemals. Von H. Engelke. Zu dem Bilde von Th. Pöckh. — Die Entstehung des Weihnachtsbaumes.

So eben erschien:

Handwörterbuch
des
Biblischen Alterthums
für gebildete Bibelleser.

Herausgegeben
von
Prof. Dr. Ed. C. Aug. Riehm.

Mit vielen Illustrationen, Plänen und Karten.

Vierte Lieferung. (Jede Lieferung 1 Mark 60 Pfennige.)

Mit vier Tondruckbildern, Farbendruck und zahlreichen Holzschnitten im Text.

Diese Lieferung umfaßt die Artikel Drachme bis Ephesus und enthält u. a. den hochinteressanten und wichtigen Artikel Egypten von Professor Ebers.

Neu eintretenden Subskribenten werden die bisher erschienenen Lieferungen in einem Bande nachgeliefert.

Bielefeld und Leipzig, Dezember 1875.

Die Verlagshandlung von Velhagen & Klasing.

Zur gefälligen Beachtung!

Mit der nächsten Nummer beginnt das **zweite** Quartal des XII. Jahrgangs. Wir ersuchen unsere Abonnenten, besonders die der Post, ihre Bestellungen sofort erneuern zu wollen, um Unterbrechungen in der Zusendung zu vermeiden.

Die geehrten Postabonnenten machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß, wenn sie erst in den letzten zwei Tagen vor Beginn des neuen Quartals oder später abonniren, nur die noch erscheinenden Nummern, die etwa schon erschienenen aber nur gegen eine Extrabestellgebühr von 1 Groschen (den sogenannten Strafgroschen) geliefert werden; für diesen Groschen muß aber jede Postanstalt solche Nummern wie ältere Quartale nachliefern, wir bitten also, sich nicht abweisen zu lassen, was leider besonders in kleinen Orten sehr oft geschieht.

Das neue Quartal bringt außer der Fortsetzung der Reimarschen Novelle einen neuen Roman von Ludwig Harder:

Ein Familienzwist.

Für neu eintretende Abonnenten bemerken wir, daß die Nummern 9—13 mit dem Anfang der Reimarschen Novelle durch alle Buchhandlungen und Postämter (event. durch uns) zusammen für 1 Mark (incl. Frankatur) nachzubeziehen sind.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Dahein

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 1. Januar 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 14.

Mein Recht.

Nachdruck verboten. Ges. v. 11./VI. 70.

Novelle von W. H. Riehl.

I.

An einem schwülen Sonntagnachmittage im Juli des Jahres 1577 saßen sechs langweilige und gelangweilte Männer in der Schenke des holsteinischen Dorfes Radesloe bei Reinbeck, nämlich vier Bauern, ein verlumpter Spielmann und der Wirth.

Die Bauern waren ganz nüchtern und tranken sehr schüchtern, denn das Bier war dünn und sauer. Der Wirth saß mit gekreuzten Armen schweigend am Schenktisch und betrachtete die schweigsamen Gäste, und sein schläfriger Blick war so sauer wie sein Bier.

Drei von den vier Bauern waren Brüder: Hennecke, Klaus und Joachim Gülzow, wohlhabende ordentliche junge Leute, drei Prachtbursche an Wuchs und Kraft, mit rothen Haaren und einer dem andern wie aus dem Gesicht geschnitten. Der vierte, Peter Graumann, ihr Ortsnachbar, gleichfalls ein stattlicher Mann, hatte immer gute Freundschaft mit den Gülzows gehalten und theilte sich auch heute brüderlich in ihre Langeweile. Klaus streckte die Beine weit von sich und beobachtete, zurückgelehnt, zwei Mücken, welche langsam hintereinander am Ofen auf und ab spazierten, Joachim trommelte auf dem Tisch, Hennecke sah unverwandt in den Bierkrug und dachte nach, warum die Welt immer schlechter werde; Peter Graumann stützte beide Ellbogen auf den Tisch und den Kopf auf beide Hände und dachte gar nichts.

Hart neben ihm saß der Spielmann, der „lütke Hanns", der einzige in der schweigenden Gesellschaft, welcher beständig redete, ohne daß ihm jemand zuhörte, und Witze riß, über die er jedesmal ganz allein lachte. Er war auch der einzige, der das saure Bier in vollen Zügen trank und gähnend einen frischen Krug begehrte. Da er aber die Gewohnheit hatte, niemals zu bezahlen, so schob ihm der Wirth den leeren Krug zurück und rief: „Du sündhafter Narr, willst Dich am hellen Sonntage vollsaufen auf anderer Leute Kosten und bist diesen Morgen nicht einmal in der Kirche gewesen!"

Hanns machte eine possenhafte Geberde der Zerknirschung, kreuzte die Arme über der Brust, beugte den Kopf bis auf den Tisch und verharrte in dieser Büßerstellung.

Da reckte sein Nachbar, Peter Graumann, phlegmatisch den rechten Arm aus, indes sein Kopf in der linken Hand gestützt blieb, ergriff seinen Bierkrug und goß das Bier dem zerknirschten Spielmann in den Nacken. Dieser fühlte jedoch kaum das kalte Naß den Rücken hinunter laufen, so schnellte er empor und stieß dem Peter mit der Faust ins Gesicht. Darauf gab Peter dem Hanns bedächtig aber kräftig eine so furchtbare Ohrfeige, daß derselbe durchs halbe Zimmer zurücktaumelte. Nun erhob sich Hennecke Gülzow langsam und gemessen und verwies dem Peter Graumann, daß er den schwachen armen Narren mißhandle; doch Peter behauptete, er habe nur gleicherweise dem Hanns wie dem Biere sein Recht gethan.

Bei diesen Worten mengten sich auch die beiden andern Brüder sammt dem Wirthe in den Streit und stellten Peter so deutlich zur Rede, daß in dem fünfstimmigen Chore keiner sein eigen Wort mehr verstand, und zuletzt packte Klaus den Peter um den Leib und warf ihn zu Boden, damit doch endlich wieder Friede werde.

Peter, der sich nicht sogleich wieder aufraffen konnte, zog sein langes Messer, streckte es vor sich hin und rief, jetzt solle ihm keiner mehr nahe kommen. Joachim aber schrie: „Willst Du graue Ratte Dich noch wehren? Hinweg mit dem Messer!" und trat mit dem Fuße darnach; doch er schlug das Messer nicht weg, sondern rannte sich's einen Finger tief in den Schenkel. Nun warf er dem Peter noch einen Bierkrug nach dem Kopf, fehlte ihn aber und brach zusammen. Peter, als er das Blut fließen sah, und die andern den Verwundeten einen Augenblick umringten, sprang zum offenen Fenster hinaus und floh ins Weite.

So war auf einmal Leben in den langweiligen Sonntagnachmittag gekommen.

Die damaligen Bauern trugen Waffen und wußten sie zu führen, sie wußten aber auch einen zerschlagenen Kopf oder ein

Digitized by Google

durchstochenes Bein zu verbinden. Also legten die beiden Brüder dem Joachim einen Nothverband an, und der Wirth rief den Barbier. Dieser erklärte die Wunde für ungefährlich. Man trug den Verwundeten nach Hause, wo er drei Wochen im Bette lag, bis er das Bein wieder etwas bewegen konnte.

Inzwischen sann der Genesende Rachepläne und beschwor seine Brüder, den Peter Graumann tüchtig durchzuprügeln, das werde seinem kranken Beine wohler thun, wie des Barbiers bester Wundbalsam. Klaus, der jüngere Bruder, stimmte ihm zu und suchte sich schon einen trefflichen Prügel aus; Hennecke dagegen, der älteste, ein äußerst ruhiger und besonnener Mann, warf den Prügel in die Ecke und meinte, es sei schon Uebels genug geschehn, das Unrecht sei getheilt auf beiden Seiten; und es gelang ihm, Joachim auf versöhnlichere Gedanken und den streitlustigen Klaus zur Ruhe zu bringen.

Joachim, der schon alle Gefahr überstanden glaubte, schonte sich aber nicht genug; er sprang einmal im Zorn aus dem Bette, als des Nachts Korn eingefahren wurde und nicht sofort eine Laterne zur Hand war. Da öffnete sich die Wunde aufs neue, es trat eine Entzündung hinzu, und in der fünften Woche nach jenem unglücklichen Sonntage sagte der Barbier, man möge den Pfarrer rufen, daß er dem Kranken das Abendmahl gebe, denn er werde den nächsten Tag nicht überleben. Joachim aber verzieh nun dem Peter Graumann freiwillig und unaufgefordert angesichts des Pfarrers, und sagte auch dem Hennecke, der ihn immer zur Versöhnung gemahnt, er hege keinen Groll mehr gegen seinen Mörder. Er starb am 19. August.

Mit dem Tode seines Bruders ging eine auffallende Veränderung in Hennecke vor. Sonst der pünktlichste und fleißigste im Hause, ließ er jetzt die Arbeit liegen und streifte scheu und unstet durch Feld und Wald; ja er vergaß sogar das Vieh zu füttern. Die Nachbarn und Freunde mied er, und wenn ihm jemand begegnete, sah er in den Boden wie ein Hühnerdieb. Des Nachts schlief er nicht, sondern sprach mit sich selber. Den Klaus erfaßte ein Grauen; denn diese Bauern waren so redefaul, daß man ihnen am hellen Tage die nöthigsten Worte aus dem Munde ziehen mußte; da war es doch ganz unheimlich und gegen die Naturgesetze, wenn Hennecke vollends gar die halbe Nacht mit sich selber sprach.

II.

Am 21. August wurde Joachim Gülzow begraben, ganz Radesloe folgte dem Sarge; nur Peter Graumann wurde nicht im Geleite gesehn. „Er hat nicht den Muth, eine Schaufel Erde auf den Sarg zu werfen, der Todte würde sich im Grabe umdrehen," so flüsterten die Leute.

Aber Peter war dennoch mit dabei gewesen. Ganz verstohlen schlich er hinter der Kirchhofsmauer herum und spähte aus dem Versteck eines großen Hollunderbusches zum Grabe hinüber, und der Wind trug ihm die Worte des Pfarrers ins Ohr: „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet!" und er sang und betete auch ganz leise von fernher mit den andern, und sprang dann rasch davon, bevor das Leichengefolge den Gottesacker wieder verließ.

Kein Mensch hätte ihn erblickt, wenn nicht das Auge des jüngeren Bruders des Verstorbenen ins Weite geschweift wäre; es war nur eine Sekunde, da Klaus die flüchtige Gestalt vorüberhuschen sah, aber er hatte sie erkannt.

Als darum die Leidtragenden schweigend ins Trauerhaus zurückgingen, flüsterte er dem älteren Bruder zu: „Peter Graumann stand hinter der Mauer; er ist querfeldein zum Walde gelaufen. Wir wollen ihm nachgehen und unsern Joachim von ihm zurückfordern, denn der hat ungerächt keine Ruh im Grabe."

Hennecke aber erwiderte streng und kalt: „Joachim hat Ruhe; er weiß, daß der Todtschläger seinen Richter finden wird, nicht blos droben, sondern auch hier unten, und zwar bald. Uns ziemt es nicht, zu richten. Wenn wir jetzt mit Peter sprechen, dann gibt es Streit, und wenn wir jetzt mit ihm streiten, dann gibt es Mord und Todtschlag. Sollen wir Mörder werden, weil Peter ein Todtschläger gewesen ist?"

Kaum hatte Hennecke dieses Wort gesprochen, da trat ein fremder alter Mann mit langem Bart zu ihnen heran; er sah matt und elend aus, bestaubt und abgerissen, als komme er von weiter Wanderschaft, und führte ein zartes bleiches Mädchen an der Hand, ein Kind von zwölf Jahren, welches sich vor Müdigkeit kaum auf den Beinen zu halten vermochte.

Bescheiden bat der Alte die beiden Brüder, daß sie ihm und dem Kinde doch auf ein paar Tage Obdach geben möchten und Arbeit bei der Ernte, damit sie wieder einmal satt zu essen bekämen, denn sie seien mittellos und ungefreundet in diesem Lande. Seine Mundart aber klang so fremd, daß ihn die Brüder kaum verstanden.

„Woher kommt Ihr?" fragte Klaus.

„Vom Oberrhein."

„Und wohin des Weges?"

„In die weite Welt."

„Und was willst Du darnach beginnen, wenn wir Dir nur auf so kurze Zeit Arbeit und Obdach geben?"

„Genug, daß wir für morgen sorgen. Kann nicht schon übermorgen jene Zeit kommen, da keine Zeit mehr ist?"

„Die Ernte ist bald vorüber."

„Kann nicht schon vorher jener größere Erntetag anbrechen, von welchem geschrieben steht: „Der Tag zu ernten ist gekommen; denn die Ernte der ganzen Welt ist dürre geworden."

Hennecke schob den seltsamen Alten rauh zur Seite, dessen Worte er, in seine Gedanken versunken, gar nicht gehört zu haben schien, und sprach ungeduldig zu Klaus: „Laß das Plaudern, wir haben Wichtigeres zu thun!" und zog ihn eilend mit sich hinweg.

Der Alte aber blieb schweigend stehen, ohne daß die kalte Abweisung irgend einen merkbaren Eindruck in seinen Zügen zurück ließ; nur dem Mädchen traten die hellen Thränen in die Augen. Hennecke heftete im Fortgehen noch einen festen Blick auf das still weinende Kind; allein es schien, als habe er sie trotzdem gar nicht gesehen.

Kaum zu Hause angelangt, ging Hennecke, ohne jemand eine Silbe davon zu sagen, nach Reinbeck aufs Amt und erhob dort Klage gegen Peter Graumann, der seinen Bruder Joachim ums Leben gebracht habe. Er kam erst nach Mitternacht wieder heim und weigerte seinem Bruder jede Auskunft, wo er gewesen sei.

Als die Brüder des andern Morgens sich zu ihrem Tagewerk rüsteten, sagte Hennecke zu Klaus: „Hat sich uns nicht gestern ein fremder Mann mit einem Kinde zur Erntearbeit angeboten? Mir fällt eben ein, daß wir sie brauchen könnten, denn Joachim fehlt uns, und ich tauge nichts zur Arbeit. Und das Kind weinte, als ob es in Noth sei, jetzt sehe ich erst die Thränen in seinen großen blauen Augen. Oder sah ich sie nicht auch gestern? Wir wollen den armen Leuten helfen."

Klaus meinte, der Entschluß komme wohl zu spät, wo möge man nun die beiden finden?

Hennecke dagegen sprach: „Ich bin freilich langsam von Begriff und die besten Gedanken kommen mir immer hinterher. Aber man soll sich auch Zeit lassen. Indes will ich ausgehen und den fremden Mann mit dem armen Kinde suchen."

Nachdem er einen halben Tag gesucht, fand er sie auch richtig in der Scheune eines Nachbardorfes, wo sie sich eben an geschenktem Brote sättigten, und redete ihnen freundlich zu und brachte sie am Abend mit nach Hause; dort wies er ihnen die Schlafstätte des verstorbenen Bruders an. Und da sie gar zu elend waren von der Mühsal und Entbehrung langer Wanderschaft, so gönnte er ihnen vorerst einen Tag Ruh und Pflege, damit sie wieder zu Kräften kämen, und zeigte ihnen dann auf dem Felde, wie sie helfen sollten das Korn einbringen; der Alte bei den Schnittern, das Kind bei den andern Kindern, welche die Schwaden zu den Garben trugen und die zerstreuten Aehren lasen.

III.

Das Amt hatte Henneckes Klage angenommen, Peter Graumann wurde schon am nächsten Morgen eingezogen und die Zeugen vorgefordert. Die Sache nahm rasch ihren geweisten Weg.

Während sonst ein solcher Prozeß doch auch den Kläger aufzuregen und aus dem gewohnten Geleise des täglichen Lebens zu drängen pflegt, ging es bei Hennecke umgekehrt. Je öfter

Digitized by Google

er mit den Zeugen vor Amt geladen wurde, je mehr man von dem Prozesse sprach, je näher die Entscheidung rückte, um so frischer griff er wieder die Arbeit an; er schweifte nicht mehr träumend durch Feld und Wald und sah nicht mehr unter sich in den Boden; auch sein gesunder Schlaf kam zurück, und statt nachts mit sich selbst zu sprechen, sprach er wieder bei Tage mit anderen Leuten.

So verging eine Woche.

Da saß Hennecke eines Abends auf der Bank hinterm Hause und ruhte sich aus; er hatte heute besonders scharf gearbeitet, und der fremde Alte, welcher gleich eifrig mitgethan, saß neben ihm; das Kind spielte seitab mit einem jungen Hunde. Hennecke hatte den räthselhaften Gast noch mit keinem Worte ausgefragt über Herkunft und Schicksal; er wußte nur, daß der Alte Mathias Plattner heiße und daß das Mädchen — Martha — eine Waise sei und seines Bruders Tochter. Wozu brauchte er auch mehr zu wissen?

Nach langem Schweigen begann Hennecke ein kleines Gespräch, natürlich von seinem Prozeß; wovon hätte er auch sonst sprechen mögen? Er meinte, Peter Graumann sei schon so gut wie verurtheilt, denn vier Zeugen hätten in der Voruntersuchung bereits gegen ihn geschworen. Er hielt inne und sah Mathias fragend an. Aber Mathias schwieg. Darauf rief Hennecke in steigendem Ton: „Ich meine, vier Eide! Das ist ein Wort!" Er machte abermals eine Pause und blickte erwartend auf den Alten. Der aber schwieg wiederum. „Was sagt Ihr zu vier Eiden?" fragte Hennecke aufgebracht.

Mathias Plattner erwiderte ganz ruhig: „Ich sage, daß vier Eide vier Sünden sind; denn es steht geschrieben: Ihr sollt allerdinge nicht schwören, eure Rede sei ja, ja, nein, nein."

Hennecke fuhr auf: „Und wie soll man einen Rechtsstreit führen ohne Eid?"

„Ich verstehe nichts von Rechtsstreiten," entgegnete der Alte.

„Haltet Ihr's etwa auch für eine Sünde, wenn man sich Recht schafft auf dem Rechtswege?"

„Ich halte es für unchristlich, meinen Nächsten zu verklagen."

„Ihr Oberrheiner haltet es wohl für christlicher, durch Fehde und Gewalt den Tod eines Bruders zu rächen?" rief nun Hennecke in zornigem Spott.

Schnell, doch immer ruhig antwortete Mathias: „Fehde und Gewalt wie aller Krieg ist noch unchristlicher als ein Prozeß und ein Eid."

Hennecke staunte. „Guter Mann," sprach er dann nach langem Sinnen, „Euch muß niemals jemand ein Unrecht gethan haben, geschweige daß die Rache für den Tod eines Bruders auf Eurer Seele brennte!"

Hierauf erwiderte Mathias Plattner: „Glaubet mir, ich hätte den Mord nicht eines Bruders, sondern vieler hundert Brüder zu rächen; allein es steht geschrieben: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr! Und ob mir selbst kein Unrecht geschehen sei? Blicket her!" Und er entblößte Arm und Schulter und zeigte viele tiefe Narben, wie sie von den Marterwerkzeugen der Folterkammer zurückzubleiben pflegen.

Dann sagte er Hennecken leise ins Ohr, daß es Martha nicht höre, die daneben mit dem Hunde spielte: „Für dieses Kind hätte ich einen Vater zu rächen, der mein Bruder war. Das Kind weiß, durch wessen Hand es seinen Vater verloren hat. Es trauert, aber es zürnt nicht, und weiß in seinem unschuldigen Herzen noch nichts von Rache. Wir aber sollen werden wie die Kindlein."

Hennecke war durchaus nicht neugierig, sonst hätte er jetzt den Alten wenigstens gefragt, was er mit diesen dunklen Worten meine. Allein er dachte nur an seinen Prozeß, und mit dem wunderlichen Manne war ja gar nicht von Prozessen zu reden. Doch würde er nach seiner Art vielleicht nächste Woche auf den Gedanken gekommen sein, Mathias zu fragen, wie denn Martha eigentlich ihren Vater verloren habe.

Aber am nächsten Morgen überraschte ihn Klaus mit einer Nachricht, die ihn alles andere vergessen ließ. Er erzählte ihm, daß Peter Graumann wieder auf freiem Fuße sei; er habe ihn so eben in seiner Hausthür stehen sehn. Hennecke wollte es gar nicht glauben; aber während er noch zweifelnd auf die Straße blickte, ging Peter in eigener Person vorbei und schaute so trotzig zum Fenster herein, als wolle er sagen: „Jetzt fürchte ich Euch da drinnen nicht mehr!"

Hennecke stand versteinert. Klaus wollte hinaus und Peter befragen, wie er denn frei geworden sei, und griff auch gleich zum Messer, um etwa eine ungehörige Antwort verbessern zu können; doch Hennecke hielt ihn zurück und rief: „Du bleibst und ich gehe! Aber nicht hinter dem Mörder drein, sondern aufs Amt nach Reinbeck. Ich muß doch erfahren, ob es noch Recht und Gerechtigkeit in der Welt gibt!"

Und er ging nicht, sondern er rannte; in einer Stunde schon war er auf der Amtsstube. Den Amtmann fand er da freilich nicht; denn der war weit über Land geritten zu einer fröhlichen Hirschjagd (er fühlte sich überhaupt das ganze Jahr im Freien wohler als in der Amtsstube). Dagegen saß die Amtmännin, Frau Beate, am Gerichtstisch und kramte in den Akten, während der Amtsschreiber in der Ecke kauerte und ihr Kind wiegte.

Nach kurzem Gruß fragte Hennecke den Schreiber, wie es denn mit seiner Klage gegen Peter Graumann stehe und warum Peter wieder auf freiem Fuße sei?

Der Schreiber wollte antworten, allein Frau Beate nahm ihm das Wort vom Munde: „Ich will Euch Bescheid geben, Hennecke; über die Woche werdet Ihr ihn ohnedies schwarz auf weiß erhalten. Auf Befehl des Amtes ist Eure Klage abgewiesen, und das Verfahren gegen Peter Graumann eingestellt; er befand sich in gerechter Nothwehr und hat auch gar nicht nach Joachim gestochen, sondern Euer Bruder hat sich selbst das Messer ins Bein gerannt. Ueberdies starb dieser erst nach fünf Wochen, die Gefahrtage waren längst vorüber, die Wunde geheilt, und der Verwundete zog sich hinterher den Tod durch seine eigene Unvorsichtigkeit zu. Also ist Peter der Klage ledig; von rechtswegen."

Hennecke konnte vor Staunen lange kein Wort finden; er mußte sich die kurzen Sätze erst zergliedern, verbinden, sie von vorn nach hinten und von hinten nach vorn wiederholt durchdenken, bis er den Zusammenhang des Urtheils begriff, welches so ganz von seinem eigenen Urtheil verschieden war.

Dann aber rief er rasch, und wilde Leidenschaft durchzitterte seine Stimme: „Und also soll mein erschlagener Bruder ungerächt bleiben?"

„Das sage ich nicht," entgegnete Frau Beate gelassen und blickte ihn lächelnd an mit ihren stechenden grauen Augen. „Das Gericht hat gethan, was es thun mußte. Ihr werdet nun ja wohl selber wissen, was Ihr zu thun habt, Ihr und Euer Bruder Klaus."

Ohne ein Wort weiter zu verlieren und ohne Gruß entfernte sich Hennecke. Seine Füße trugen ihn nach Hause; allein er wußte selbst nicht, wie er eigentlich heimgekommen war. Seine Gedanken drehten sich unterwegs unablässig im Kreise. Er hatte bis dahin geglaubt, ein Gerichtshaus sei ein Heiligthum so gut wie die Kirche, und jetzt hatte ein vorwitziges Weib am Altar dieses Heiligthums gesessen, und der eine Priester des Rechts war seinem Vergnügen nachgelaufen, während der andere ein Kind wiegte. Konnte aber nicht trotzdem die Abweisung der Klage durch das Amt wohl begründet sein? Hennecke vermochte sich dies gar nicht vorzustellen, er vermochte es nicht zu fassen, daß etwas anderes Recht sein könne, als was er sich fort und fort so steif und fest als *sein Recht* gedacht hatte. Sein Bruder Klaus war ihm bis dahin wie ein toller Junge erschienen, da er sich nach roher alter Weise stracks mit Prügel und Messer Recht schaffen wollte, und er däuchte sich ihm gegenüber der reifere Mann, der Sohn einer reiferen besseren Zeit, die das Recht nur noch aus der lauteren Quelle des kundigen, unbestechlichen öffentlichen Gerichts geschöpft wissen wollte, in welchem „fromme Holsten", echte angesessene Bauern den Wahrspruch fällten. Und der Amtmann hatte es hintertrieben, daß ihm und dem getödteten Bruder Recht geschafft wurde durch dieses Volks- und Gottesgericht! Nun war am Ende doch der jähe Klaus gescheidter gewesen und brüderlicher gesinnt gegen den erschlagenen Bruder, wie er in all seiner

Digitized by Google

lahmen Weisheit! Hatte dies nicht sogar die Amtmännin angedeutet, hatte sie nicht gesagt: Ihr werdet nun ja wohl selber wissen, was Ihr zu thun habt — nämlich um den Bruder zu rächen? Ein salomonischer Spruch des widerlichen Weibes! Er bewunderte sie jetzt fast wegen dieser Worte. Aber dann faßte ihn wieder ein Abscheu vor der Frau, die ihm den Tempel des Rechts entweiht hatte, jenes Amthaus, wo er so gewiß das Recht, sein Recht zu finden gehofft wie die Seligkeit im Himmel. Und so waren seine Gedanken wieder zum Anfang des Kreises gekommen, den sie aufs neue durchliefen.

Daheim erwachte er wie aus einem Traum, als plötzlich der alte Mathias Plattner mit dem Mädchen vor ihn trat, unter Dankesworten bittend, daß er sie nun weiterziehen lassen möge, die Ernte sei eingebracht und sie seien in seinem Hause nichts mehr nütze.

Hennecke hatte keinen Grund, die Leute länger zu behalten; doch hieß er sie noch eine Weile warten, weil er ihnen noch ein paar Pfennige und Brot mit auf den Weg geben wollte. Während aber Klaus hineinging, beides zu holen, konnte Hennecke den Blick gar nicht wegwenden von dem Kinde, welches ihn mit seinem guten großen Auge so treuherzig ansah, und ihm war, als streiche ihm ein kühlender Hauch des Friedens über die glühende Stirn. Da entsann er sich, gestern Abend im Anschauen dieses Kindes Aehnliches empfunden zu haben, und die seltsamen Worte des Alten dämmerten dunkel in seiner Seele auf.

„Habt Ihr nicht gestern gesagt," so fragte er nun den Mann, „das Mädchen habe auf traurige Weise seinen Vater verloren? Wie ging das zu?"

„Die Geschichte wäre zu lang, daß ich sie jetzt erzählen könnte," entgegnete Mathias. „Und da kommt Euer Bruder zurück mit Euren freundlichen Gaben. Auf Wiedersehen hier oder dort! Ein anderer wird Euch unsere Schuld zahlen, wenn er an jenem Tage sprechen wird: Ich bin hungrig gewesen und Ihr habt mich gespeiset!"

Sie schieden unter Händedruck. Hennecke wollte die Hand des Kindes lange nicht loslassen. Er sah den Wanderern sinnend nach, bis sie an der Straßenecke verschwanden.

IV.

Mathias Plattner kam nach seinem Abzuge ins Gerede des ganzen Dorfs. Die Bauern meinten, er müsse anderswo wohl schlimme Dinge verübt haben, da er so heimlich und schweigsam gethan und gekommen sei wie aus dem Boden gewachsen und wieder verschwunden wie vom Winde verweht, man wisse nicht woher und wohin.

Hennecke nahm keinen Theil an diesen Gesprächen, er schien die beiden Wanderer sofort wieder vergessen zu haben.

Der Pastor schloß aus einzelnen seltsamen Reden des Mathias, derselbe möge wohl gar ein Wiedertäufer gewesen sein. Wurden doch diese armen Leute, welche längst dem tollen Wesen ihrer Vorfahren, Münsterischen Andenkens, entsagt hatten, damals aller Orten so grausam verfolgt! Allein er behielt seine Gedanken für sich; denn als ein milddenkender Mann wollte er auf diesen blosen Verdacht hin den Flüchtlingen, die vielleicht noch im Lande weilten, nicht neue Verfolgung bereiten.

September und Oktober vergingen, das Laub färbte sich und fiel, der Herbstwind wehte über das kahle Feld; er schien auch die Erinnerung an den ungerächten Tod Joachim Gülzows verweht zu haben; nur wenige sprachen noch davon, Hennecke Gülzow am wenigsten.

Er hatte sich in seinem Hof eine hohe Stange aufgestellt und an der Spitze einen todten Raben befestigt, nach diesem Vogel schoß er jeden Abend mit einer Büchse, bis er ihn sicher traf. Als ihm einmal die Nachbarskinder zusahen und ihn fragten, warum er denn nach dem Vogel schieße, der schon lange todt sei, rief er statt der Antwort: sie sollten zu Peter Graumann gehen und ihm erzählen, was sie hier gesehen hätten, der werde wissen, warum er sich übe, nach Galgenvögeln zu schießen.

Die Kinder liefen sofort zu Peter und richteten lachend den Auftrag aus.

Bald nachher drang Hennecke mit seinem Bruder in das Haus Peters, fand ihn aber nicht daheim. Einem Knechte, der am Herdfeuer saß, befahlen sie, seinem Herrn zu sagen, er solle sich in Acht nehmen, daß er ihnen nicht außerhalb des Dorfsfriedens begegne; denn wo sie ihn dort träfen, würden sie ihn „feinden". Das sei ihm nun in aller Form angekündigt.

Peter getraute sich seitdem nicht mehr ohne Begleitung aus dem Dorfe. Er kaufte sich ein altes Feuergewehr und übte sich auch seinerseits im Schießen.

Die holsteinischen Bauern der damaligen unsichern Zeiten trugen, wenn sie über Land gingen, statt des Stockes einen Spieß. Neuerdings sah man jedoch die Brüder Gülzow sogar im Dorfe niemals ohne den Spieß ausgehen, und demgemäß wagte sich auch Peter Graumann nicht mehr vor die Hausthür ohne den Spieß.

Hennecke schien sich übrigens Zeit zu lassen mit dem thatsächlichen Beginn der angekündigten Fehde; denn der Winter kam ins Land und Weihnachten und Neujahr, ohne daß etwas weiteres geschah.

Da dachte Peter Graumann, im alten Jahre habe er sich nun genug gesorgt wegen der gedrohten Fehde und es sei doch gar zu langweilig, auch im neuen Jahr Dorfarrest zu haben und immer nur mit dem Spieße von Haus zu Haus zu gehn, dem Ding müsse ein Ende gemacht werden. Er beschloß, sich um Schutz an das herzogliche Amt in Reinbeck zu wenden.

Also brach er am fünften Januar früh vor Tagesanbruch auf, wohl bewaffnet mit Spieß und Messer sammt dem Feuergewehr und von einem Vetter, Eilert Behne, begleitet, und ging nach Reinbeck. Die Gülzows mußten aber Wind bekommen haben von seinem Gange, denn als es hell wurde auf der weiten Schneelandschaft, sah Peter, daß die beiden Brüder mit ihren Spießen eilends hinter ihnen drein kamen; doch gelang es ihm, Reinbeck und das Amthaus noch vor den Verfolgern zu erreichen.

Der Amtmann war wieder nicht da, sondern vor einer halben Stunde auf den „Kieler Umschlag" geritten, der am Dreikönigstage eingeläutet wird, die Jahresbörse der holsteinischen Gutsbesitzer, und hatte den Amtsschreiber mitgenommen. Dagegen saß Frau Beate in der Gerichtsstube. Es blieb darum Peter nichts übrig, als der Frau Amtmännin seine Noth zu klagen und um ihren Schutz zu bitten.

Beate schien anfangs dem Wunsche Peters nicht abgeneigt, der ein reicher Mann war und auch bereits das Geld in der Tasche klingen ließ. Um die Sache recht dringlich zu machen, erwähnte er aber unklugerweise, daß die Gülzows bewaffnet hinter ihm hergelaufen seien und sich bereits in Reinbeck befänden, ja wahrscheinlich vor dem Amthause lauerten. Als Beate dies hörte, ward sie plötzlich ganz andern Sinnes und rief: „Ich wollte, daß Ihr nicht hierher gekommen wäret! Wie hat Euch denn der Teufel zu mir führen müssen? Ich kann nicht helfen. Kommt in vierzehn Tagen wieder, wann der Kieler Umschlag zu Ende ist; dann wird mein Mann Euch versöhnen mit den Gülzows."

Peter wurde dringender und bat wenigstens für heute um ein Asyl im Amthause; allein nun ward auch Beate ganz wild und sagte, er solle sich aus dem Hause packen.

Es blieb ihm keine Wahl; er ging. Als er aus dem Amtshause trat, waren die Gülzows verschwunden. Doch weilte er zu mehrer Sicherheit den ganzen Tag noch in Reinbeck, und da man ihm sagte, die Gülzows seien gegen Hamburg gegangen, so trat er abends in entgegengesetzter Richtung den Heimweg an, immer von seinem Vetter begleitet.

Ungefährdet gelangten sie bis nahe bei Radesloe; es war schon dunkel geworden, und sie hatten nur noch ein Wäldchen vor dem Dorfe zu kreuzen. Dort eilten plötzlich die beiden Gülzow zur linken Hand vorüber und boten ihnen einen guten Abend und Peter erwiderte: „Gott geb' Euch einen guten Abend!" Hierauf schritten ihnen die Gülzows vor. Allein nach einer kleinen Weile wandten sie sich wieder um — es war bei einer großen Birke — vertraten ihnen den Weg und riefen: „Wer seid Ihr?"

Digitized by Google

Trost. Originalzeichnung von M. Grönvold.

Digitized by Google

Eilert Behne, dem das Herz in die Schuhe fiel, antwortete zitternd: „Gute Freunde!“

Hennecke aber rief: „Da wissen wir bessern Bescheid. Peter Graumann, wehre Dich!“

Kaum hörte Behne diese Worte, so warf er seinen Spieß weg, lief davon und rief seinem Vetter zu: „Peter, wenn Du laufen kannst, so lauf!“ Peter versuchte auch zu entfliehen, allein die Gülzows waren hinter ihm her mit eingelegten Spießen und schrien: „Wir fordern das Blut unseres Bruders!“

Da kehrte sich Peter um und feuerte sein Gewehr auf die Verfolger, dessen Kugel Hennecke leicht streifte. Nun aber sprangen diese vor und stachen ihn nieder.

Eilert Behne hatte im Fliehen noch genug gehört, um den Ausgang zu wissen; er erreichte äußerst geschwind das Dorf und rief die Bauern zusammen, die mit dem Barbier an die nahe Unglücksstätte zogen. Sie fanden Peter bereits todt, von vielen Stichen durchbohrt.

Die Gülzows waren verschwunden. (Schluß folgt.)

Das Hotelwesen der Gegenwart.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

In meinen Kinderjahren bin ich einmal von Berlin nach Hannover gereist mit der damals überraschenden Schnelligkeit von nur fünf Tagen! Das erste Nachtlager wurde in Burg, das zweite in Magdeburg, das dritte in Halberstadt, das vierte in Braunschweig gehalten; das war die Weise der Hauderer. Für unsere raschlebige Zeit sind solche antediluvianische Zustände ganz undenkbar; damals aber fand man es wunderbar schnell. Die Gasthäuser waren dieser Art der Reise angemessen; ein schläfriger Wirth oder ein mürrischer Hausknecht in schlurrenden Pantoffeln empfing die Reisenden, geleitete sie in ein meist sauberes, aber sehr unbehagliches Zimmer, welches die Ungemüthlichkeit des seltenen Gebrauches in jeder Ecke, jeder steifen Gardinenfalte verrieth, setzte ihnen ein Talglicht auf den deckenlosen großen Tisch und verschwand, es den Gästen überlassend, sich später unten selbst ein bescheidenes Abendessen mehr zu erbitten als zu bestellen. Nachts schlief alles fest, und wehe dem Reisenden, der dann störte! Er hatte ja nichts zu versäumen, warum wartete er nicht den Tag zu seiner Reise ab?

Und nun vergleiche man damit die jetzigen Hotels!

Nehmen wir als größten Gegensatz aus unsrer Heimat das Hotel „Kaiserhof“ in Berlin, welches im Oktober ausbrannte, nun aber schon gleich einem Phönix wieder aus der Asche erstanden ist; er ist, wie alle großen Hotels der Neuzeit, Aktienunternehmen. Indem wir es als ein Musteretablissement näher betrachten, fügen wir die Grundrisse der Parterre-Etage und des ersten Stockwerks bei, und hoffen, daß an der Hand unsrer Erklärung die Leser sich leicht darin zurecht finden werden.

Das Hotel liegt im schönsten Theile der Stadt, am Wilhelmsplatz, nahe den Linden, dem Thiergarten und den großen Bahnhöfen. Es ist ein im modernen Renaissancestil gehaltener, fünf Stock hoher Bau, dessen große Massen durch Eck- und Mittelrisalite gegliedert und durch eine große Anzahl von Balkonen, sowie eine mit Vasen und einem Wappenaufbau dekorirte Attike belebt werden. Der ankommende Reisende gelangt vom Haupteingang, der durch einen hervortretenden Glasbaldachin eine bedeckte Unterfahrt gewährt, durch ein geräumiges Entrée, an dem die Bureaux des Direktors und die Portierloge liegen, in das Vestibul, von dem aus zur linken Hand eine in Marmor ausgeführte Haupttreppe und zur rechten ein durch Wasserkraft bewegter Personenaufzug (Lift) die Verbindung mit den vier oberen Stockwerken, welche zusammen 262 Fremdenzimmer enthalten, vermitteln. Diese Fremdenzimmer sind um ein System von breiten Gängen gruppirt, welche durch innere geräumige Höfe überall gut erleuchtet und ventilirt werden. Sie entsprechen in ihren mannigfachen Kombinationen von Salons und ein- oder zweifenstrigen Schlafzimmern allen Wünschen einzelner Reisender als auch von Familien, welche eine zusammenhängende Anzahl Zimmer wünschen. Alle Zimmer, Korridore und Treppenflure werden durch Warmwasser-Heizung in gleichmäßiger, angenehmer Temperatur erhalten. Für Bäder und alle sonstigen Bequemlichkeiten ist in jedem Stockwerk angemessen gesorgt. Die Einrichtung aller Zimmer ist eine nicht blendende, sondern gediegene höchst behagliche, in allen Stockwerken bis auf den mehr oder minder kostbaren Bezug der Möbel gleiche. Die Betten sind sehr breit und lang; jede Waschtoilette hat Warm- und Kaltwasserleitung; die Fußböden aller Zimmer sind mit Teppichen bedeckt; jedes Schlafzimmer enthält geräumige Kleiderschränke.

Wahrhaft prachtvolle Repräsentationsräume befinden sich in den großen Sälen des Erdgeschosses, deren Mittelpunkt ein großer glasbedeckter Vorsaal bildet; durch breite Freitreppen ersteigt man eine in demselben umlaufende Galerie, die mit Divans, Tischen und Stühlen besetzt und mit Blumen geschmückt, einen angenehmen Aufenthalt gewährt. Kandelaber und ein an der Glasdecke angebrachter Sonnenbrenner erleuchten Abends den großen Raum tageshell. Von hier aus gelangt man in den Speisesaal. Diesen mit seinen prachtvollen Säulen, seinen Gemälden und Lünetten mit landschaftlichen Darstellungen hatte das Feuer leider gänzlich zerstört. In direkter Verbindung mit diesem Saal stehen der Lese- und Schreibsalon, der Damensalon mit einem Flügel zum Musiziren und die Unterhaltungs- und Rauchsalons, sowie ein geräumiger Frühstückssaal. Alle diese Räumlichkeiten sind für die Reisenden bestimmt. Im Erdgeschoß sind noch Läden, Restaurants, ein Post- und Telegraphenamt ꝛc.

Die gesammten Oekonomieräume befinden sich im Souterrain. Eine Waschanstalt mit Dampfbetrieb besorgt nicht nur die Hauswäsche, sondern auch den Bedarf der Fremden, so daß sich in den Kellereien alle wirthschaftlichen Verrichtungen vollziehen, ohne den Fremden im Geringsten durch Geräusch, Geruch, Staub oder andere Unzuträglichkeiten zu belästigen.

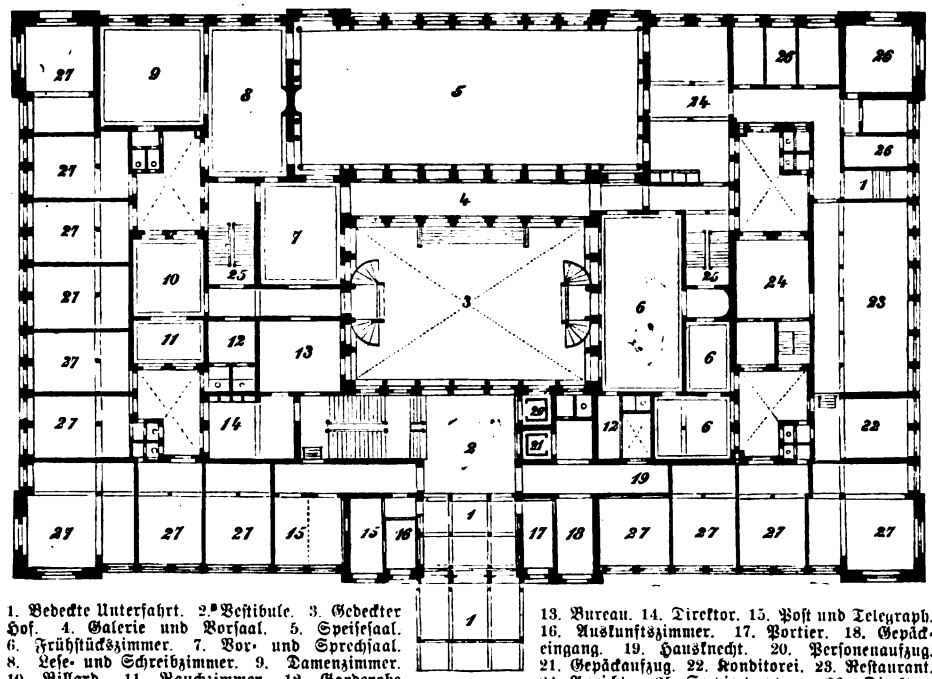
Wir haben uns länger bei diesem Hotel aufgehalten, nicht weil es uns das nächste war, sondern weil es nach dem modernen System der Hotelwissenschaft errichtet, als Typus für alle andern uns gelten mag. Wir sagten: Hotelwissenschaft, weil das ganze Hotelwesen auf eine Stufe gehoben ist, welche ihm wohl diesen Namen verleihen kann. Es ist der bloßen Empirie entrückt; noch weniger darf der einzelne, der ein Hotel errichten will, damit nach Gutdünken, Laune oder Geschmack verfahren. Diese dürfen nur in den Einzelheiten, in der Ausstattung u. dgl. frei walten, das innere Wesen solcher Etablissements ist genau bestimmt, und haben dabei die Statistik (der Reisen und der einzelnen Nationalitäten), die Gesundheitslehre und die Volkswirthschaft zu gleichen Theilen mit geholfen, wie das ebenso trefflich und interessant geschriebene, als typographisch kostbar ausgestattete Werk: „Das Hotelwesen der Gegenwart“ von Eduard Guyer (mit 57 Originalplänen, Zürich bei Orell, Füßli & Comp. 1874) uns darthut.

In ausführlicher Weise bespricht der entschieden federgewandte Verfasser das Hotel in Beziehung auf den Reisenden, wobei viele Vorurtheile und Mißbräuche (Trinkgelder ꝛc.) abgehandelt werden. Wir erhalten einen Einblick in die großartigen Verhältnisse, welche bei der Herstellung unsrer modernen Karawanseraien obwalten, werden in die Geheimnisse der Rentabilität eingeweiht, lernen seine Eintheilung und Möblirung kennen und werden mit dem keineswegs leichten Betriebe vertraut gemacht. Der Wirth und seine Aufgabe, die Buchführung, die Kellner, Portiers, Zimmermädchen, Köche und Kellermeister — alle passiren die Revue und werden von Herrn Guyer mit sachkundigem Auge geprüft. Man merkt es dem Buche auf jeder Seite an, daß ein tüchtiger Wirth nach langer Erfahrung hier seinen Kollegen die nützlichsten Winke gibt — an letzteren ist es, dem Meister zu folgen, welcher offenbar es mit Wirthen und Gästen gleich wohl meint.

Ein großes Hotel muß betrieben werden wie ein großes kaufmännisches Geschäft und ein Blick in Guyers Werk zeigt uns, daß es ein Wirth oder Direktor nicht leicht hat — er muß ein Verwaltungstalent besitzen so gut wie der Vorsteher irgend einer großen öffentlichen Anstalt. Wir, die wir als

Digitized by Google

Gäste im Hotel verkehren, sehen freilich nichts von dem inneren Getriebe, von der Organisation, wir ahnen kaum, welch ein ungeheures Inventar in einem solchen großen Karawanserai steckt. Wen es aber gelüstet, derlei Verhältnisse näher kennen zu lernen, der schlage getrost Herrn Guyers Werk auf. Da finden wir z. B. das durchschnittliche Inventar eines Hotels von 200 „Herrschaftsbetten" vom großen Spiegel an bis zu den Holzlöffeln der Küche herab zusammengestellt, und für das Ganze eine Summe von 363,000 Franken verrechnet, die sich folgendermaßen vertheilen: Möbeln 154,700 Fr., Betten und Teppiche 92,120 Fr., Leinenzeug 48,230 Fr., Silberzeug 41,040 Fr., Metall 6,566 Fr., Porzellangeschirr 11,723 Fr., Glas 4,165 Fr., Kücheninventar 5,000 Franken. In runder Summa 375,000 Franken oder 1875 Franken per „Bett", denn nach solchen wird die Rechnung des Hotels in Bezug auf Ertrag und Verzinsung des Anlagekapitals geführt. Ein kluger Wirth hat auf die Nation, welche vorzugsweise sein Haus besucht, bei der Wahl der Möbel, bei der Form und Ausstattung derselben, gebührend Rücksicht zu nehmen, da, wie sich herausgestellt, der Engländer und der Deutsche eine zweckmäßige Gestalt mit einfacher Ausrüstung einer reichen Ausstattung und großem Luxus vorziehen, während Franzosen und Amerikaner durchschnittlich dankbarer für äußeren Aufwand und Schein sind.

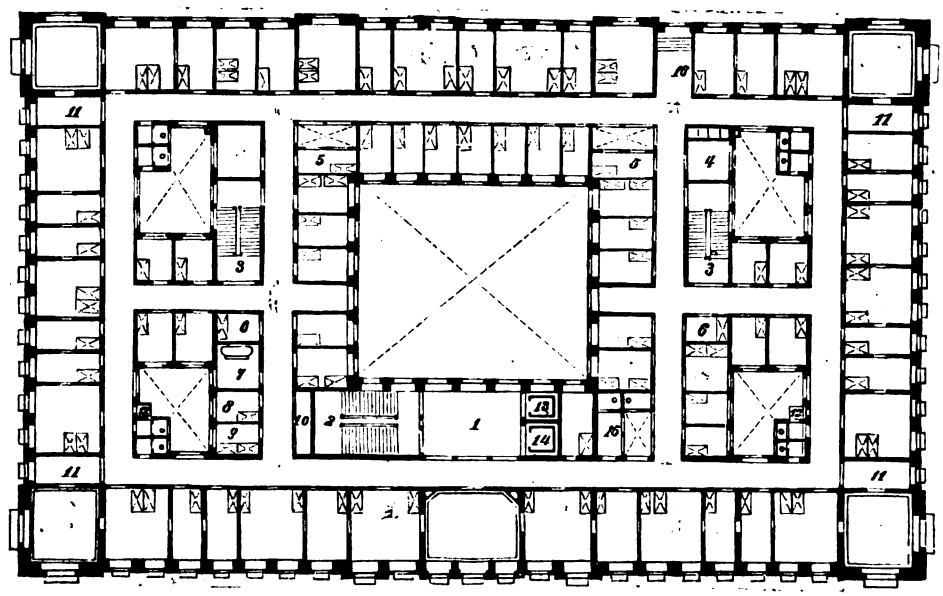


1. Bedeckte Unterfahrt. 2. Vestibule. 3. Gedeckter Hof. 4. Galerie und Vorsaal. 5. Speisesaal. 6. Frühstückszimmer. 7. Vor- und Sprechsaal. 8. Lese- und Schreibzimmer. 9. Damenzimmer. 10. Billard. 11. Rauchzimmer. 12. Garderobe und Abtritte. 13. Bureau. 14. Direktor. 15. Post und Telegraph. 16. Auskunftszimmer. 17. Portier. 18. Gepäckeingang. 19. Hausknecht. 20. Personenaufzug. 21. Gepäckaufzug. 22. Konditorei. 23. Restaurant. 24. Anrichte. 25. Servicetreppen. 26. Direktorwohnung. 27. Verkaufsläden.

Erdgeschoß.

In letzterer Beziehung ist das neue Windsor-Hotel in Newyork mit seinen sieben Stockwerken und mehr als 500 Zimmern (von denen dreihundert zu hundert Appartements, je aus einem Salon, zwei Schlafzimmern, Bad und Toilette bestehend, verbunden sind), besonders hervorzuheben. In diesem, natürlich hauptsächlich für Amerikaner bestimmten Hotel ist nun der Luxus und Reichthum der Möblirung so weit getrieben, daß z. B. das Glas-, Porzellan- und Besteckinventar einen Werth von 250,000 Fr. hat; so enthält das Porzellanservice des Speisesaals 20,000 Stück dekorirte Teller, 3600 Schüsseln, 1600 Gebrauchs- und Dekorationsstücke (Dessert-, Blumenaufsatzstücke) und für den Theesalon 750 Stück. Für die Privatsalons sind sechs verschiedene, nach den Etagen eingetheilte, reich verzierte Services vorhanden, aus 2100 Stück in Porzellan und 1200 Stück geschliffenen und gravirten Krystallgläsern bestehend.

Die Ausstattung der Zimmer, das Mobiliar, die Wäsche, Betten, Silberzeug, alles ist begreiflicherweise übereinstimmend behandelt und steigt so der Gesammtinventarwerth bis auf zwei Millionen Franks, d. h. mehr als 3000 Franks per Bett! Ein früher unerhörter Luxus, der aber jetzt schon mehr und mehr Nachahmung findet. Noch überboten an Größe und Luxus wird dies Hotel aber durch das neue grandiose „Palast-Hotel" zu San Francisco. Es repräsentirt würdig die Hauptstadt des Goldlandes! Der Wunderbau ragt thurmhoch in die Luft und nimmt ein ganzes Häusergeviert ein, einen Flächenraum von 96,250 Quadratfuß deckend. An Zimmern zur Aufnahme von Fremden, Reisenden und Kostgängern hat es 35 mehr als das Grand-Hotel in Paris, welches bisher als die kolossalste Karawanserai auf der Erde galt. Das Gebäude hat nicht weniger als acht Stockwerke, das unterste 25, die anderen 14 — 16 Fuß hoch. Der Bau ist so solide, daß die Mauern die Stärke von Festungsmauern haben; die Fundamente sind in Bogen aufgeführt, jeder zwölf Fuß dick. Die Gesammtkosten belaufen sich auf 3,250,000 Doll.; das Möblement und die innere Einrichtung allein haben eine halbe Mill. Doll. gekostet. Drei innere Hofräume mit Glasbedachung verleihen dem Inneren das Aussehen eines fürstlichen Schlosses; der mittlere Hof besteht aus einem 18 Fuß breiten kreisförmigen Fahrweg, einem mit Marmorgetäfel ausgelegten Trottoir und einem herrlichen Garten mit Statuen, Springbrunnen und exotischen Gewächsen dekorirt. Die Parlors, Versammlungszimmer, Speisesäle, Logirzimmer sind mit der ausgesuchtesten Eleganz ausgestattet. Fünf Fahrstühle vermitteln den Verkehr der unteren mit den oberen Räumen. 1200 Gäste können dort auf einmal Unterkunft finden.



Erster Stock.

1. Vestibule. 2. Haupttreppe. 3. Verbindungstreppe. 4. Anrichte mit Speiseaufzügen. 5. Kellnerzimmer. 6. Portier des ersten Stocks. 7. Bad. 8. Haushälterin. 9. Zimmermädchen. 10. Leinwandkammer. 11. Vorzimmer. 12. Spülplätze und Ausgüsse. 13. Personenaufzug. 14. Gepäckaufzug. 15. „Toilette". 16. Verbindung mit der „Dependance".

So verschieden wie die Nationalitäten, welche die Hotels

Digitized by Google

besuchen, so verschieden sind auch die Ansprüche, welchen das Hotel genügen soll. In den eigentlichen Touristenländern und Touristenhotels wie in der Schweiz, treffen Engländer und Franzosen, Deutsche und Russen zusammen und müssen eben sehen, wie sie fertig werden. Daher aber auch die vielen und ungerechtfertigten Klagen. Wie ein Hotel, das hauptsächlich für eine Nationalität bestimmt ist, eingerichtet werden kann, davon haben wir die besten Muster in England und Amerika.

Zuerst das „Familien-Hotel" in England, Tunbridge-wells. Es ist dies in seiner Art etwas so wunderbares, von allem, was man bei uns kennt, so abweichendes, daß es wohl eine Beschreibung lohnt.

Bei ihrer Ankunft empfängt die Wirthin oder die Zimmergouvernante die Gäste und führt sie zu den ihnen angewiesenen Zimmern; der Oberkellner weist nur den davon ganz getrennten Salon an. Da nur vollständige Appartements abgegeben werden, stellt sich der Preis für eine Familie verhältnißmäßig gering, für den einzelnen Reisenden hoch. Ein Speisesaal existirt nicht, die Mahlzeiten nimmt jede Familie auf ihrem Salon ein, lebt also ganz wie zu Hause. Abends beim Thee erscheint der Clerc (Sekretär) des Hotels und nimmt von jeder einzelnen Familie die Bestellungen für das Mittagsmahl des nächsten Tages auf. Bestellt man Roastbeef, so wird zur selbstbestimmten Stunde der ganze mächtige Braten sammt den nöthigen Kartoffeln, Gemüse, Salatstengeln, Pickles und Käse auf den Tisch gesetzt und die Gesammtkosten dafür in Rechnung gestellt. Dieser Braten reicht für 10 Personen und wird später kalt so oft zum Thee oder Frühstück aufgesetzt, als er reicht und man es wünscht. Dies macht wiederum das Leben für den Einzelnen theurer als für eine Familie. Der Einzelne lebt aber auch langweilig, da von einem Verkehr der Gäste unter einander kaum die Rede ist. Der weite Korridor ist Gemäldegalerie; die Reinlichkeit, Ordnung und Ruhe ist musterhaft, Gänge und die eine nur für die erste Etage reichende und nur für die Herrschaften bestimmte Treppe ist mit dicken Teppichen belegt, leises Sprechen gehört ohnehin zum guten Ton. Morgens sind in den einzelnen Salons die Tische zum Frühstück servirt, ein einziger Zug an der Klingel genügt, die tags vorher bestellten Speisen sofort auftragen zu lassen. Die größte Sauberkeit und Gediegenheit der Möbel und Wäsche bildet den einzigen Luxus des Hauses, dessen prachtvoller Park eine große Annehmlichkeit ist. Der Gast kennt nur sein Zimmermädchen und einen Kellner. Das ganze Hotel, in dem die Familien gern längeren Aufenthalt nehmen, ist für etwa 40 — 50 Herrschaften mit 25 — 30 Dienstboten eingerichtet.

Welch ungeheuren Gegensatz dagegen bieten die amerikanischen Hotels! Fährt man mit der Eisenbahn nach Newyork, so tritt vor Ankunft des Zuges ein besonderer Angestellter in den Wagen und erkundigt sich höflich nach dem Hotel, in welchem man abzusteigen beabsichtigt. Dann nimmt er den Gepäckschein gegen eine Contremarke in Empfang. Der Reisende kümmert sich nun nicht mehr um sein Gepäck, das er schon vorfindet, sobald er ins Hotel kommt. Die Einrichtung der Räume, der Fahrstuhl u. s. w. sind meist so, wie wir es beim Kaiserhof gezeigt. Bei der Ankunft schreibt der Fremde seinen Namen ins Fremdenbuch und erhält seine Zimmer angewiesen, wobei zugleich der Preis pro Tag für Kost und Logis bemerkt wird. Wünscht man nun zu speisen, so geht man in den Speisesaal; der chef de service (Obersaalkellner) erkundigt sich nach der Zimmernummer und weist für die Dauer des Aufenthalts einen Kellner zur Bedienung an.

Eine sehr reichhaltige Speisekarte, Thee, Chokolade, Kaffee stehen den ganzen Tag zur Verfügung, ohne daß das geringste aufgezeichnet wird; ob man die feinsten Gerichte wählt, einmal oder zehnmal des Tages zum Speisen kommt, bleibt sich ganz gleich. Nur die Getränke werden besonders berechnet; den Bestellschein stellt der Fremde selbst aus, der, nachdem die Unterschrift verglichen (man sieht, die Amerikaner vermuthen Betrug und schützen sich bestens dagegen), als Beleg beim Rechnungsbureau bleibt. Für Freunde sind im Parterre besondere Empfangsräume, für Damenbesuche besondere Eingänge und Treppen zum Empfangssalon der ersten Etage. Im Hotel erhält der Fremde, wenn er abreisen will, die Eisenbahnbillets; verschiebt er die Abreise, so schadet das nichts, da diese Billets ein Jahr lang giltig bleiben. So herrscht in diesen amerikanischen Hotels die ungenirteste Freiheit, abgesehen von andern Vorzügen, von denen unsere deutschen Gasthöfe sich noch manche aneignen könnten.

Ein Opfer.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Novelle von **F. L. Reimar.**

(Fortsetzung.)

Ihre Augen blickten dem davonrollenden Wagen nach, aus dessen Fenster sich noch ein bleiches, mit Tüchern umwundenes Haupt neigte, um ihr dankbar grüßend zuzunicken. Der Schein der Laternen fiel auf dies Haupt und verlieh ihm etwas Geisterhaftes. Daran mußte Helene denken, als sie mit langsamem Schritt in ihre Gemächer zurückkehrte.

Der Weg führte sie an den Zimmern ihres Gemahls vorüber; als sie an seiner Thüre war, trat gerade ein Diener mit einer brennenden Kerze heraus, und sie bemerkte zufällig, daß der Raum hinter ihm dunkel war.

„Ist mein Mann nicht daheim?" fragte sie stehen bleibend.

„Nein, gnädige Frau," war die Erwiderung, „der Herr Baron ist schon seit einigen Stunden abwesend; er verließ das Haus mit dem Schlage sieben, hat aber nicht geäußert, wenn er zurückkehren würde."

„Mit dem Schlage sieben" — das Wort erinnerte sie an seine Aeußerung, an den von ihm gesteckten Termin: so hatte er wirklich bis dahin auf ihr Kommen, auf ihren Widerruf gewartet.

„Er hätte sich die Mühe sparen können!" murmelte sie mit einem Lächeln, das etwas Bitteres und Trotziges hatte, und ging weiter.

Der Diener hatte das Fortgehen des Barons richtig gemeldet: genau um sieben Uhr, etwa eine Viertelstunde, bevor Helene ihren Wagen bestellte, hatte er sein Zimmer verlassen. Nach seinen raschen Schritten, seinen entschiedenen Bewegungen hätte man schließen können, daß sein Gang einem bestimmten Ziele, einer besonderen Absicht galt; und doch wieder schien die Sache nicht so überaus eilig zu sein, denn er ließ sich durch eine Begegnung in der Nähe seiner Wohnung sofort aufhalten, ja nach der Freundlichkeit, mit welcher er den Bekannten — es war Bergheim — begrüßte, hätte man fast vermuthen können, daß ihm der Zufall, welcher ihm denselben in den Weg führte, ein willkommener war.

„Ah, mein Herr Baurath," redete er ihn an, „gewiß sind Sie auf dem Wege nach meinem Hause — vielmehr zu meiner Frau, der Sie ja, wie ich weiß, manchmal gütigen Rath ertheilen; oder hätte ich nicht recht?"

Bergheim konnte nicht verhindern, daß seine Wangen etwas bleich wurden, sagte aber mit möglichster Ruhe:

„In der That wollte ich einen Versuch machen, die gnädige Frau zu sprechen."

„Nun, da bedaure ich, Ihnen sagen zu müssen, daß Ihre Mühe eine vergebliche ist," antwortete der Baron leichthin: „meine Frau leidet an Migräne — oder wie sie selbst ihre Krankheit nennt! — und hat heute niemand, selbst mich nicht sehen wollen und darum alle Besuche abweisen lassen. Beiläufig gesagt, hatte ich auch Sie an Ihrem Sprechen mit dem Diener zu erkennen geglaubt, muß mich aber, da Sie erst jetzt zu ihr wollten, selbstredend getäuscht haben."

Es war kaum anzunehmen, daß der Baron die leichte Verwirrung wahrnahm, die in Bergheims Zügen zu lesen sein mochte, obgleich ein schneller Blick seiner scharfen Augen dieselben streifte, denn gänzlich unbefangen fuhr er fort:

Digitized by Google

„Jedenfalls hatten Sie ihr jetzt eine Visite zugedacht und folglich freie Zeit; da ist denn wohl meine Forderung nicht unbillig, daß Sie dem Gatten gönnen, was Sie der Gattin nicht zu Gute kommen lassen: darf ich Sie bitten, mit mir in das Café Orban" — er nannte einen vorzugsweise von der Elite der Gesellschaft besuchten Vereinigungsort — „zu kommen?"

Bergheim war in der peinlichsten Verlegenheit. Es war ihm alles daran gelegen gewesen, Helene heute noch zu sehen; er hatte sich Mittel ausgedacht, wie er trotz ihrer Abweisung in ihre Nähe gelangen wollte, und mußte sich nun doch sagen, daß dies für den Augenblick unmöglich gemacht war, daß eine Weigerung den Baron stutzig gemacht, ihn geradezu beleidigt haben würde. Er fühlte sich wie in einem Netz gefangen. Hätte er aber auch einen Widerspruch vorbringen wollen, so würde ihm der Baron, der gar nicht an die Möglichkeit eines solchen zu denken schien, kaum Zeit dazu gelassen haben, denn dieser legte vertraulich seinen Arm in den seines Begleiters und zog ihn heiter plaudernd in der angedeuteten Richtung mit sich fort.

Seine Unbefangenheit hatte indessen das Gute, daß Bergheim seiner Verwirrung Herr werden und es überhaupt den Anschein gewinnen konnte, als finde ihn die Freundlichkeit des Barons, die heute in einer ihn selbst überraschenden Weise hervortrat, zu dankbarer Annahme geneigt.

So traten sie denn nach wenigen Minuten in den Salon des Kaffeehauses, wo sich bereits eine zahlreiche, meistens dem Bekanntenkreise des Barons angehörende Gesellschaft versammelt hatte. Letzterer zog seinen Gast mit sich an einen der Tische und sorgte dafür, daß derselbe den Platz an seiner Seite behielt, wie denn jedem das freundschaftliche Verhältniß der beiden Männer durch die Aufmerksamkeit, mit welcher er Bergheim behandelte, offenbar werden mußte.

Eben so mußte aber jedem die heute besonders glänzende Stimmung des Barons auffallen; er sprudelte förmlich von Witz und Laune, so daß selbst die, welche auch keine persönlichen Sympathien für ihn hegten, wie z. B. Bergheim und Walden, der sich gleichfalls in dem Kreise befand, seinem Geiste ihre Anerkennung nicht versagen konnten. Der Champagner, welchen er zur Bewirthung seiner Gäste — er hatte alle, welche mit an seinem Tische saßen, für solche erklärt — kommen ließ, erhöhte noch seine Stimmung, und wenn er die übrigen Herren, vor allen Bergheim fleißig zum Trinken nöthigte, so blieb er als artiger Wirth nicht hinter ihnen zurück, wenn der genossene Wein ihn auch nicht verleiten konnte, die Grenzen des feinsten Anstandes zu überschreiten oder nur für einen Augenblick die Aufmerksamkeit auf seine Umgebung, auf das geführte Gespräch zu verlieren.

Das letztere schwankte, meistens von ihm selbst dirigirt, von einem Gegenstand auf den anderen und wandte sich zuletzt den Verhältnissen des X.schen Hofes zu, nachdem man schon früher die bereits bekannt gewordene Versetzung Velthofens an denselben besprochen und die üblichen Redensarten gewechselt hatte.

Wie zufällig wandte der Baron sich jetzt an Bergheim und sagte:

„Sie sprachen einmal von Ihrem Aufenthalt in D., Herr Baurath, und wenn ich nicht irre, fiel derselbe in die Zeit, wo die bekannte Sachausche Affaire spielte." Er deutete damit auf ein vielbesprochenes skandalöses Ereigniß in der höheren Welt, in welches, wie man sich erzählte, auch ein Mitglied der fürstlichen Familie verwickelt gewesen war. „Können Sie uns den Zusammenhang derselben näher angeben?" fuhr er fort.

Die Aufforderung berührte Bergheim unangenehm, denn er war ein Feind aller Skandalgeschichten; da er aber von jener Sache zufällig genauer unterrichtet war, konnte er eine kurze Mittheilung nicht weigern und es eben so wenig vermeiden, daß auch des Antheils jener Fürstlichkeit dabei gedacht wurde; doch geschah die Erwähnung in durchaus diskreter Weise, und die Gesellschaft erfuhr vielleicht nicht mehr durch dieselbe, als das Publikum sich schon ohnedies erzählt hatte. Desto mehr mußte es daher auffallen, daß der Baron, welcher schon einige Male Einreden gemacht hatte, die aber von Bergheim gelassen und von völlig objektivem Standpunkt aus beantwortet worden waren, plötzlich heftig auffuhr und das ganze Gerede für boshafte Verleumdung erklärte, ersonnen, um die Ehre hoher Personen zu kompromittiren.

„Leider muß ich dieser Auffassung entgegentreten," sagte Bergheim ruhig, „denn was ich selbst von der Affaire weiß, ist aus sehr guter Quelle und erlaubt keinen Zweifel an der Betheiligung des Prinzen."

„Dann begreife ich um so weniger, daß Sie sich nicht veranlaßt fanden, die Thatsachen zu verschleiern, anstatt sie zu enthüllen!" entgegnete der Baron, welcher ganz vergessen zu haben schien, daß er selbst es gewesen war, der diese Enthüllung herbeigeführt hatte. „Es ist denn doch nicht außer Acht zu lassen, wer die Person ist, deren Handlungen man der Kritik unterwirft!"

„Die Zumuthung verstehe ich nicht," sagte Bergheim. „Ich bin kein rigoroser Moralist, mag aber noch weniger die Unmoralität für sanktionirt halten, wenn eine allerhöchste Person ihr Vertreter geworden ist."

Die Worte waren ganz ruhig und anscheinend ohne persönliche Beziehung gesprochen, deshalb schien wohl niemandem der gereizte Ton gerechtfertigt, mit welchem der Baron — und offenbar in heftiger Erregung — in die Antwort ausbrach:

„Das Wort endigt unsere Unterhaltung, Herr Baurath! Ich verstehe, daß es sowohl auf Kränkung eines Gliedes des Fürstenhauses, zu welchem ich in nahen Beziehungen stehe, wie auf Kränkung meiner eigenen Person abgesehen ist, und fühle mich veranlaßt, die Gesellschaft zu verlassen. Sie, lieber Walden, haben gewiß die Güte, mich zu begleiten," schloß er, und ehe die Versammelten sich noch von ihrer Ueberraschung erholen konnten, ehe vor allen Dingen Bergheim selbst begriffen, daß seine Aeußerung den Baron gereizt hatte, war dieser schon aufgestanden und verließ mit raschen Schritten den Saal.

Walden, obgleich eben so verblüfft wie die übrigen, sprang ebenfalls auf und eilte ihm nach, wie es denn augenscheinlich war, daß er ihn zu beruhigen, ihn zurückzuziehen suchte; statt dessen aber zog Velthofen, der heftig sprach und gestikulirte, ihn mit sich fort, und in der nächsten Minute sah man die beiden Herren das Haus mit einander verlassen.

„Was war das?" fragte ein Gast den andern, und: „Der Geist des Champagners!" war die lachende Erwiderung, „der den Baron einmal hyperloyal gemacht hat."

„Nun, Herr Baurath, trösten Sie sich," sagte ein dritter scherzend, „er hat Sie zu sehr ins Herz geschlossen, als daß seine Grille lange dauern könnte. Morgen wird er selbst über seinen Eifer lachen und Ihnen die falsche Auffassung, die er Ihren Worten lieh, abbitten."

„Ich beunruhige mich auch nicht über meine Worte," erwiderte Bergheim lächelnd, und sagte damit die Wahrheit, denn so wenig es ihm in den Sinn gekommen war, Velthofen beleidigen zu wollen, so wenig Grund hatte derselbe seiner Ueberzeugung nach, sich durch jene harmlose Aeußerung gekränkt zu fühlen. Wenn ihm nun aber auch die ganze Scene ärgerlich war, so fühlte er sich doch auch durch die Entfernung des Barons erleichtert, und da die Unterhaltung einmal unterbrochen war, fand er es nicht schwer, die Gesellschaft gleich darauf unter einem passenden Vorwand zu verlassen.

Es ward ihm schwer, daß noch eine Nacht vergehen sollte, ehe er der Baronin Aug' in Auge gegenübertreten durfte, um ihr das zu sagen, was er ihr sagen mußte, ihr sagen auf die Gefahr hin, sie tödtlich zu beleidigen, es galt seine und ihre Ehre! Nicht Liebesschwüre hatte er vorzubringen, sondern ein bitteres Geständniß, ein Geständniß, das sie und ihn demüthigen mußte. Aber trotzdem, daß sich sein eigenes Herz zusammenzog vor den Worten, die er ihr sagen wollte, dennoch mußte sie es wissen, daß es ein unseliger Rausch, ein Wahnsinn, wenn auch nur der Wahnsinn eines Augenblicks, gewesen war, der ihn zu ihren Füßen gezogen hatte. Sein war die Schuld, das wußte er, das hatte er in dem ersten Augenblick gefühlt, als er aus jenem Taumel erwacht war, und er wollte sich vor ihr anklagen, sie um Vergebung bitten, daß er nur einen Augenblick zu denken gewagt

habe, sie könne von der Höhe, auf der sie dastand vor der Welt und zu der er stets verehrend aufgeblickt hatte, seinetwegen niedersteigen. Und noch eins sollte sie ihm vergeben, daß er ihr eine Lüge gesagt, die einzige Lüge seines Lebens, als er behauptet hatte, er dächte nicht mehr an Angelika: mochte sie an ihm gesündigt, mochte sie seine Liebe mit Füßen getreten haben, diese Liebe gehörte dennoch ihr allein, keinem Weibe vor, keinem nach ihr!

Er dachte dies alles durch, als er allein auf seinem Zimmer war, und berechnete die Zeit, welche ihn noch von dem Morgen trennte, dem Morgen, welcher die traurige Verwirrung lösen, wenn auch schmerzlich lösen sollte.

Des kleinen Ereignisses im Kaffeehause gedachte er längst nicht mehr und wurde erst wieder an dasselbe erinnert, als er nach etwa einer Stunde durch Anpochen an die Thür aus seinem Sinnen aufgeschreckt wurde und in dem Hereintretenden Walden erkannte, welcher ja bei der Scene mit dem Baron gegenwärtig gewesen war.

„Ei, Herr von Walden, Sie überraschen mich," sagte er freundlich, „und ich heiße Sie um so mehr willkommen, als unsere Trennung vorhin eine sehr abrupte war."

Er hatte die letzten Worte halb scherzend gesprochen und dabei nicht bemerkt, daß auf Waldens Gesicht eine gewisse Verlegenheit lag, die aber mit einem Lächeln zu kämpfen schien, und daß sein Gast offenbar nach einer Einleitung suchte, um den Zweck seines Kommens zu erklären. Endlich begann dieser:

„Sie scheinen nicht zu ahnen, Herr Baurath, daß mich eine Mission zu Ihnen führt, doch werden Sie meinen Auftrag vielleicht verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß derselbe von Herrn von Velthofen herrührt."

„In Bezug auf unsere Unterhaltung im Kaffeehause?" entgegnete Bergheim. „Ich muß gestehen, ich dachte kaum noch an das kleine Mißverständniß," setzte er lächelnd hinzu, denn er war überzeugt, Walden komme, um ihm zu sagen, daß der Baron das Thörichte seiner Auffassung eingesehen habe.

Walden aber fiel eifrig ein:

„Das ist's ja eben: ein Mißverständniß. Das ist's, was ich dem Baron gesagt habe und was er in unbegreiflicher Verblendung oder in eben solchem Eigensinn nicht einsehen wollte. Es war ja eine wahre Tollheit, Ihre Worte anders zu deuten, als sie gemeint waren, und eine Beleidigung, an die Sie gar nicht gedacht hatten, mit Blut abwaschen zu wollen!"

Bergheim trat einen Schritt zurück und sah den Redenden mit weit geöffneten Augen an:

„Wie, schlagen wollte sich der Baron mit mir?"

„Ach, sähe doch Herr von Velthofen Ihr Erstaunen!" rief Walden lachend, „es würde ihn besser als alles andere überzeugen, daß Sie in Ihrem Sinn so harmlos waren wie ein neugeborenes Kind! Nun Gottlob, die ganze Geschichte wird sich denn auch in Wohlgefallen auflösen, nachdem ich meine liebe Noth mit dem Baron gehabt habe, der von einem wahren Spleen besessen zu sein schien, er müsse Genugthuung von Ihnen fordern. Erst nach endlosem Kapituliren hatte ich ihn so weit, daß er Raison annahm und erklärte, er wolle sich an Ihrer Versicherung genügen lassen, daß es nur in seiner Einbildung gelegen, wenn er einen Augenblick geglaubt habe, Ihnen eine Kränkung seiner Person zuschieben zu dürfen — ich berichte getreu den Wortlaut seiner Rede — und er fordert dann noch, daß Sie die Versicherung mit Ihrem Ehrenworte bekräftigen. Bringen Sie also nur schnell die kleine Komödie zu Ende, lieber Freund, und geben Sie die geforderte Erklärung, und rasch dann stimmen sich die Saiten hin und wieder!"

Bergheim war, während Walden sprach, blaß geworden und hatte die Lippen heftig auf einander gepreßt; jetzt aber legte er die Arme über einander und sagte ruhig:

„Ich bin kein Freund von Komödienspielen, Herr von Walden."

Der junge Offizier wußte augenscheinlich nicht recht, wie er die Worte aufzufassen hatte, mochte sie sich aber so deuten, als sei Bergheim zweifelhaft, ob er mit der Nachgiebigkeit gegen die überflüssige Forderung des Barons seiner eigenen Ehre nicht zu nahe träte, denn er entgegnete rasch:

„Mein eigenes Ehrenwort darauf, Herr Baurath, daß Sie sich durch jene Erklärung nicht im geringsten kompromittiren. Die Sache ist ja eine reine Form."

„Und wenn ich mich weigere, jene Erklärung zu geben?" fragte Bergheim ernst.

„Wie, Sie wollten? Es wäre möglich? Ich verstehe Sie nicht, Herr Baurath!" rief Walden aufs höchste überrascht, „oder vielmehr, ich verstehe Sie nur halb, Fiesko, aber ich fange an zu zittern!"

„So frage ich noch einmal," entgegnete Bergheim, „wie lautet Ihr Auftrag, im Fall ich nicht für gut fände, jene geforderte Erklärung zu geben?"

„Nun dann — dann verlangt Herr von Velthofen auf andere Weise Genugthuung," sagte Walden, der sich selbst nicht trauen mochte, als er sah, daß Bergheim geneigt schien, die Sache von der ernstesten Seite zu nehmen.

Noch einmal aber schlug sein Erstaunen in Heiterkeit um, und er rief lachend: „Ich habe freilich kaum gesehen, Bergheim, daß Sie aus Ihrem Glase getrunken haben, aber der Geist des Weines muß Sie doch beherrschen, weil Sie einen so verwünschten Ernst feil bieten! Ich bitte Sie, nehmen Sie die Sache doch humoristisch, wie sie es verdient."

„Vielmehr bitte ich Sie, Herr von Walden, ihr den erforderlichen Ernst zuzuwenden," entgegnete Bergheim ruhig. „Sie kamen, um mich im Namen des Barons zu fordern — wohl, ich bin bereit, ihm die gewünschte Genugthuung zu geben."

Einen Augenblick stand Walden sprachlos; er forschte vergebens nach einem Ausdruck in Bergheims Zügen, der weniger ernst war, als seine Worte, der ihm Muth gemacht hätte, noch länger an einer friedlichen Ausgleichung des scheinbar so unbedeutenden Zwistes zu arbeiten. Unerwartet sah er sich in die Stellung gedrängt, die der Baron ihm mit seiner Mission hatte geben wollen, und wie er auch über die Sache denken mochte, er mußte sich daran erinnern, was ihm zu thun blieb.

„So werden Sie also jene Erklärung nicht geben?" fragte er.

„Nein!" entgegnete Bergheim fest.

„Wohl, so bestimmen Sie selbst Ort und Stunde der Begegnung."

Es wurden noch einige Worte gewechselt, dann begleitete Bergheim seinen Gast bis zur Thür, und beide Männer trennten sich mit einer höflichen Verbeugung.

„Also das wäre das Ende," sagte Bergheim zu sich selbst, als er sich allein sah. „Den Gatten habe ich beleidigt, aber nicht er ist es, der sich rächt, sondern der Diplomat. Sei es drum: ich will mich der Sühne nicht entziehen. Vielleicht löst sich auch am besten so alle Verwirrung," fügte er trübe hinzu.

Es war auch, als sei schon jetzt eine Besänftigung über sein Gemüth gekommen, eine Sammlung, die er seit der gestrigen verhängnißvollen Stunde bei Helene nicht hatte finden können, und wenn sein Gesicht vielleicht etwas bleicher war als gewöhnlich, so verrieth doch weder seine Miene, noch seine Haltung, daß er von unruhigen Gefühlen gepeinigt ward. Bis spät in die Nacht hinein schrieb er Briefe an seinen Vater, an Helene, und ordnete dann sorgfältig seine Papiere.

Als er die Lampe löschte und sein Lager suchte, fing schon der Morgen an zu dämmern, aber er schlief noch mehrere Stunden ruhig; der Gedanke an die bevorstehende Begegnung mit Helenens Gemahl störte nicht seinen Schlummer.

Auch Helene durchwachte einen großen Theil der Nacht, aber sie wachte in fast wilder Aufregung, die Angelikas Erzählung in ihr zurückgelassen hatte. Das weiche Mitleid, welches sie dem jungen Mädchen nicht hatte versagen können, war jetzt andern Gefühlen gewichen, und schon bildete sie sich auch ein anderes Urtheil über dasselbe. Zwar, Angelika war hold und lieblich, sie selbst hätte sie lieb haben können wie ein Kind, das man in seine Arme nimmt, um es zu beschützen vor jeder Unbill; aber hätte ein solches Weib für Richard gepaßt? Konnte sie seinem hohen Sinn genügen? „Nein und tausendmal nein!" sagte sie sich. O, sie war doch klein gewesen, klein und verzagt, daß sie nicht den Muth in ihrem Herzen gehabt hatte, alles andere zu vergessen oder hintenan zu stellen, um ihrer

Digitized by Google

Liebe willen! Und diese Liebe selbst, war sie nicht gering gegen die ihrige, die bereit war, alles hinzugeben, die kein Opfer mehr scheute?

Sie dachte wieder an den Geliebten. Wohl stockte ihr Athem einen Augenblick, als sie sich fragte, wie sein Gefühl für Angelika sein würde, wenn er jetzt wüßte, weshalb sie sich einst von ihm abgewandt hatte, aber schnell rief sie sich zu, daß es vergeblich sei, danach zu forschen, denn die Vergangenheit war einmal geschlossen; Angelika selbst hatte den Schwur von ihr verlangt, daß sie nie enthüllt werden sollte. Das junge Mädchen hatte sich sein Schicksal frei gewählt, und sie raubte ihm daher nichts, wenn sie — sie selbst glücklich wurde!

Und bedeutete nicht ihr Glück auch seines? Ihr und ihr allein war es gegeben, ihn glücklich zu machen, und nichts, keine Macht der Welt sollte sich zwischen ihn und sie stellen! Sie begriff jetzt nicht mehr, daß sie an eine Zögerung, an einen Aufschub der Trennung von ihrem Gatten hatte denken können — schnell, schnell mußte alles geschehen, rasch der nothwendige Schritt gethan werden — es war ihr, als müsse sie ein Verhängniß treffen, wenn nicht der nächste Augenblick schon benutzt wurde!

Noch an demselben Abend wollte sie mit dem Baron sprechen; aber der Diener sagte ihr, daß sein Herr noch nicht von seinem Ausgange zurückgekehrt sei, und eine gleiche Antwort ward ihr, als sie nach Stunden denselben Versuch machte; so sah sie sich gezwungen, bis zum Morgen zu warten.

Die Nacht schien ihr endlos; sie zählte die Stunden, die Minuten, und jede derselben steigerte ihre Unruhe, das fieberhafte Klopfen ihres Herzens. Endlich aber behauptete doch die Natur ihr Recht, und sie fiel in einen tiefen Schlaf, der bis weit in den Morgen hinein dauerte, so daß sie fast erschrak, als sie erwachte, weil sie sich sagen mußte, daß er ihr Handeln hinaus geschoben habe. Es blieb ihr indessen der Trost, daß es noch nicht die Stunde des Ausgehens für den Baron war, und nachdem sie hastig ihre Toilette gemacht hatte, nahm sie wieder den Weg nach seinem Zimmer.

Er war nicht in demselben, und sie schellte deshalb nach dem Diener, um aufs neue die Frage nach seinem Herrn an ihn zu richten, und wieder war die Antwort, daß dieser nicht daheim sei.

Der junge Mensch mochte den Ausdruck ihrer Züge so deuten, als wundere sie sich über die frühe Entfernung von Hause, die in der That den Gewohnheiten des Barons widersprach, denn er fügte die Erklärung hinzu:

„Se. Excellenz ist schon vor einer Stunde ausgefahren, befahl aber nicht den eigenen Wagen, denn Herr von Walden holte ihn in einer Droschke ab."

„Es ist gut!" sagte Helene, und ließ den Diener abtreten, um bei sich zu überlegen, ob sie nicht hier auf dem Zimmer ihres Mannes seine Rückkehr erwarten und so jedem weiteren Aufschub einer Unterredung vorbeugen solle.

Sie hatte wenig auf die übrigen Worte des Dieners geachtet, weil sie sich durch den ersten Bescheid so peinlich getroffen fühlte; nach seiner Entfernung fielen ihr dieselben aber wieder bei, und sie mußte sich unwillkürlich fragen, was der Zweck dieser frühen Ausfahrt sein könne.

Ein Gefühl unbestimmter Unruhe ergriff sie, und vielleicht ohne zu wissen, daß sie es that, blickte sie nach einer Ecke des Zimmers, wo sonst ein Kästchen stand, in welchem der Baron seine Pistolen aufbewahrte.

Es war fort.

„Er hat ein Duell!" rief es in ihr. „Mit wem?"

Ein Schrecken, eine ungeheure Angst kam über sie, daß sie taumelte.

„Es könnte sein," hatte er gesagt, „daß der Moment käme, wo ich daran denken müßte, selbst der Arzt meiner Ehre zu werden!" Sie hatte bisher kaum wieder an diese Worte gedacht, ihnen durchaus keine tiefere Bedeutung zugeschrieben, und mit einemmale tönten sie ihr mit furchtbarer Gewalt in die Ohren. War jener Moment gekommen und — war er der Arzt seiner Ehre geworden, oder — ihr Opfer?

Sie mußte alle Kraft aufbieten, um den Schrei ihres Herzens nicht über ihre Lippen dringen zu lassen, um sich auf den Füßen zu erhalten, daß sie nicht zusammensank.

In dem Moment hörte sie das Rollen eines Wagens, der bis in die Nähe ihres Hauses kam, jetzt hielt er an seiner Thür — sie wußte es, die nächste Minute mußte die Entscheidung ihres Schicksals bringen.

Mit zitternden Knieen wankte sie ans Fenster und blickte nieder auf die Aussteigenden. Walden sprang zuerst aus dem Wagen und reichte seine Hand zurück, wie um einem anderen zu helfen. Der ihm aber folgte, nahm die dargebotene Stütze nicht an, sondern war mit dem gewohnten raschen und eleganten Sprung auf dem Pflaster; es war klar, der Baron, ihr Gatte, war unverletzt, aber — der andere?!

Sie hörte die Stimmen der beiden Herren bereits auf der Treppe, sie hatte ein Gefühl, als stände sie vor einem Vorhang, der Leben und Tod verschleiert hielt, und als bleibe ihr nur eine Minute Zeit, um sich selbst für die Ewigkeit zu rüsten — aber ihre Haltung war in dieser Minute gewonnen.

Im Vorzimmer verabschiedete sich Walden von dem Baron, und sie vernahm, daß die Herren lachten. Erleichtert athmete sie auf: „Er ist nicht todt!" sagte sie sich. „Niemand lacht, wenn ein anderer gemordet worden ist."

Als Velthofen in die Thür trat und sie erblickte, stutzte er einen Augenblick, sagte aber dann leichthin:

„Ei, Du hier, Helene? Verzeih, wenn Du mich hast erwarten müssen, und gib einer Spazierfahrt, zu der ich mich verlockt fühlte, die Schuld, daß ich nicht hier war, um Dich zu empfangen."

Sie sah todtenbleich und ernst in sein Gesicht und sagte:

„Oskar, es war keine Spazierfahrt, von der Du zurückkehrst!"

Er lachte gezwungen und sagte:

„Ich sehe schon, es ist vergebens, Dich täuschen zu wollen. Was ist's denn auch weiter? Es kommt wohl in der Welt vor, daß wir einen Angriff auf unsere Ehre zurückzuweisen haben und einiger Blutstropfen dabei nicht achten können!"

Sie wollte eine Erwiderung geben, er schnitt dieselbe aber ab, indem er leicht hinzusetzte:

„Im ganzen darf Dich die Sache nicht kümmern und Dir immerhin als Bagatelle erscheinen, denn wenn auch mein Gegner nicht ganz so gut davon gekommen ist wie ich — Du siehst, ich bin unverletzt geblieben — und meine Kugel ihm den Arm verwundet hat — der Schuß war besser gemeint als gezielt, Helene — so wird die Verletzung doch bald geheilt und er im Stande sein, alles wieder mit ihm vorzunehmen, und sogar," schloß er lachend, „einer ähnlichen Aufforderung ähnlich zu dienen!"

Sie zitterte in neuem Entsetzen. „Also dazu soll es kommen? Bis zum äußersten bist Du entschlossen, entschlossen zum Mord?"

„Gott, liebes Kind, ich sprach ja nur von einem möglichen Falle! Und wozu überhaupt Deine Angst? Allerdings könnte dieser Fall ja eben so gut mein Leben kosten wie das meines Gegners, aber die Sorge der Gattin bleibt Dir wenigstens bei dem Verhältniß, in welches wir von nun an nach Deinem Willen treten werden, erspart!"

Sein herber Ton schnitt ihr in die Seele.

„Oskar, nur jetzt — o nur jetzt keinen Spott und keine Komödie!" rief sie flehend. „Sei menschlich, Oskar, und fordere nicht, daß ich es mit kaltem Blute ansehen soll, wenn Du Dein Leben wegwerfen, oder den Tod eines Unschuldigen auf Deine Seele laden willst!"

„Eines Unschuldigen?" fragte der Baron und betonte das Wort bitter-ironisch. „Du hast den Namen meines Gegners noch nicht gehört und nennst ihn unschuldig? Das wäre allerdings ein Beweis, daß das Herz, oder wir wollen sagen: die Freundschaft hellsehend macht!"

„Die Freundschaft!" hauchte Helene und stützte ihre zitternde Hand auf die Lehne eines Stuhls, um sich zu halten. Vor ihr stieg ein bleiches Gesicht auf, das sie schmerzverklärt angelächelt hatte, und mahnte sie an den Schwur, den sie geleistet.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Skizzenbucherinnerungen.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Text und Illustrationen von K. Dielitz.

Immer habe ich auf meinen Reisen, die oft mehr der Erholung und Lebenslust, als dem Studium gewidmet waren, den unermüdlichen Eifer zeichnender und malender Dilettanten bewundert; mehr noch beinahe die Kühnheit beneidet, mit welcher sie an die schwierigsten, komplizirtesten, ja oft die unmöglichsten Aufgaben herangehen, und die Sicherheit und Schnelligkeit, mit der sie dieselben — vor denen der virtuoseste Künstler zurückschrecken würde — lächelnden Muthes absolviren. Habe ich es doch, staunend und beschämt, mit angesehen, wie eine reizende junge Dame das tosende, wild bewegte Gischtmeer des Schaffhausener Rheinfalls sammt den inmitten ragenden Felsenklippen und den stolzen Mauern des Schlosses Laufen prima vista mit wenigen Bleistiftstrichen in ihr Skizzenbuch aufnahm — in nicht mehr Zeit, als ich gebrauchte, um ein Glas Bier auszutrinken.

Was treibt die guten Leute zu so großem, manchmal fast beängstigend hastigen Eifer? Ueber den künstlerischen Werth ihrer Arbeiten werden sich die wenigsten allzugroße Illusionen machen; Eitelkeit allein kann auch nicht die Triebfeder sein, denn es gibt viele, die wirklich nur für sich arbeiten, und selten andere etwas von ihren Versuchen sehen lassen. Worin steckt denn der Werth solcher Zeichnungen, der die Qual ihrer Hervorbringung und die tausend damit verknüpften Mühseligkeiten wirklich belohnt? Ich habe das Geheimniß beim Durchblättern alter Skizzenbücher gefunden: Solch Zeichnen nach der Natur ist die einfachste und vollkommenste Art, ein Tagebuch zu führen. Nichts kann die Erinnerung an vergangene Zeiten, an innerlich und äußerlich Erlebtes so frisch und lebendig zurückrufen, als solche selbstgefertigte Naturstudien. Und nicht nur das, worauf die Zeichnung direkt sich bezieht, auch alle begleitenden Umstände, alles was vor- und nachher begegnete, tritt uns beim Betrachten solcher Blätter lebendig vor die Seele. Goethe, der für jeden Zustand und für jedes Verhältniß des Menschenlebens den schlagendsten Ausdruck gefunden, spricht sich auch hierüber treffend aus bei Erwähnung seiner dilettantischen Bemühungen im Zeichnen nach der Natur: „Nun störte mich nichts," heißt es im zweiten Theil von „Wahrheit und Dichtung", „meiner Liebhaberei nachzuhängen, die um so emsiger war, als mir meine Blätter dadurch lieb wurden, daß ich mich gewöhnte, an ihnen nicht sowohl das zu sehen, was darauf stand, als dasjenige, was ich zu jeder Zeit und Stunde gedacht hatte. So können uns Kräuter und Blumen der gemeinsten Art ein liebes Tagebuch bilden, weil nichts, was die Erinnerung eines glücklichen Momentes zurückruft, unbedeutend sein kann."

Oberbairische Häuser im Schnee.

Auch die Skizzenbücher der Maler von Fach sind angefüllt mit Zeichnungen und Notizen, von denen kaum der hundertste Theil wirklich bei künstlerischen Arbeiten verwerthet wird. Aber als Tagebuchblätter, die durch die Erinnerung anregend und fördernd wirken, sind sie dem Zeichner persönlich lieb und werth. Im folgenden will ich versuchen, verschiedene Reiseeindrücke, wie sie durch einzelne, in kleinen Taschennotizbüchern verstreute Blätter ins Gedächtniß zurückgerufen werden, zugleich mit den betreffenden, an sich ganz unbedeutenden Zeichnungen wiederzugeben.

I. Schneestudien.

Wer das Hochgebirge in seiner ganzen Herrlichkeit kennen lernen will, der muß es auch im Winter aufsuchen, wo es ganz anders und wahrlich nicht weniger schön erscheint, als in den anderen Jahreszeiten. Lieblicher, sang- und düftereicher ist der Frühling; der Sommer lust- und lebensvoller; farbenprächtiger der Herbst. Aber die ganze Erhabenheit und Größe, die unnahbare Majestät der Berge tritt uns am mächtigsten entgegen, wenn sie das schimmernde Schneegewand des Winters umhüllt.

Nach der Höhe zu weiter vorzudringen, in die Waldschluchten und auf die Felsenstege des eigentlichen Hochgebirges, ist dann allerdings unmöglich. Auch die furchtbare Strenge des Winters zeigt sich hier ganz anders als im Flachlande. Haushoch liegt der Schnee, der Fels und Wald mit undurchdringlichen Massen bedeckt wie mit einem weiten weißen Leichentuch. Wochenlang sind oft die höher gelegenen Bauernhöfe und Försterhäuser von allem menschlichen Verkehr abgeschnitten. Manche in allzu kühner Höhe erbaute Wohnungen werden im Winter ganz verlassen. Auf dem „Schachen", einem prächtigen waldumrauschten Hochplateau des Wettersteingebirges wohnt den größten Theil des Jahres in einsamer Diensthütte ein Jäger, als Wächter und Verwalter des stolzen, im Innern mit märchenhafter Pracht ausgestatteten Königshauses; wenn aber im November der erste Schnee fällt, so wird das Haus mit seinen zierlichen Galerien durch einen festen Bretterverschlag wie in eine Kiste verpackt. Der Jäger mit seinem treuen „Dachsel" verläßt seine Hütte und zieht hinab ins Thal. Er wird von einem besseren Wächter abgelöst: dem Winter, der das Königshaus sammt den umgebenden Dienst- und Stallgebäuden ganz verschwinden läßt unter der feuer- und diebessicheren Hülle unendlicher Schneemassen. Auch in geringerer Höhe wird manch schöner vielbesuchter Platz unzugänglich, mancher sichere und wohlgebahnte Weg ungangbar. Nur des Morgens, ehe die Wintersonne die eisstarre Kruste des Schnees erweicht hat, darf man mit Schneeringen ohne Gefahr des Versinkens und Begrabenwerdens darübergehen.

Molli in Partenkirchen.

Der erstarrte Wald bietet dem abgehärmten Wild keine Nahrung mehr. Wenn nicht die Forstverwaltung durch Anlegung von Futterstellen vorsorgte, würde es mit der Erhaltung des Wildstandes schlimm aussehen; manches schlanke Reh und mancher stolze Berghirsch würde zu Grunde gehen. Ist der Winter sehr streng, so kommt es wohl vor, daß bei einzelnen Thieren der Hunger die angeborene Scheu besiegt, und sie sich

Digitized by Google

den Wohnungen der Menschen nähern. So hatte Partenkirchen eine Reihe von Jahren hindurch einen prächtigen alten Hirsch zum regelmäßigen Wintergast. Sobald einmal im Walde tiefer Schnee lag, erschien er fast jeden Morgen im Markt, um Nahrung zu suchen. Man nannte ihn Molli, und unter diesem Namen war er Jung und Alt bekannt, und von den Jägern ebenso wie von den Wildschützen geschont. Einmal war es mir vergönnt, ihn zu sehen, als ich, ganz gegen meine Gewohnheit, mich früh vor Sonnenaufgang aus den Federn gemacht hatte. Es war ein herrlicher klarer Novembermorgen. Der Markt lag noch still im heimlichen Zwielicht der Dämmerung; nur die beschneiten zackigen Gewände des Kramerberges erglühten zauberisch im goldenen Schein der Morgensonne. Langsam schritt ich die Straße herauf dem oberen Markte zu. Da plötzlich sah ich ihn ganz nahe vor mir. Mit hoch emporgerecktem Kopfe, daß das schwere Geweih sich fast auf den Rücken niedersenkte, benagte er die Rinde eines jungen Baumes, der seine Zweige über einen Bretterzaun streckte. Hinter dem nächsten Hause verborgen lauschte neugierig ein kleines Mädchen, während ein Bub eifrig bemüht war, dem struppigen Haushunde die Schnauze zuzuhalten. Ich hatte Zeit, das Ganze mit einigen flüchtigen Strichen zu skizziren. Molli setzte sein Frühstück mit größter Seelenruhe fort. Da kam jemand singend die Straße herauf. Langsam wendete sich das edle Thier, blickte stolz erhobenen Hauptes um sich, und ging dann mit würdevollem Schritt bedächtig dem Walde zu. Leider lebt der gute Molli nicht mehr; im Dezember vorigen Jahres erhielt ich die Nachricht von seinem Tode. Die kleine verständige Tochter meines Partenkirchner Hauswirths theilte sie mir nebst andern Familiennachrichten mit: „Der alte Molli," heißt es in dem Briefe, „ist auch hin. Er ist von einem Wildschützen erlegt worden, und wird schon einen guten Braten abgegeben haben. Es gibt noch sehr viele Hirschen draußt im Wald, aber solche, die in dem Markt herumspazieren, nicht mehr."

Während so der Winter einerseits das Leben der Natur und den Verkehr der Menschen in Fesseln schlägt, öffnet er an andern Stellen neue glatte, prächtig zubereitete Bahnen. Droben in den reichen Beständen der Forsten lagern die mächtigen Stämme, die im Sommer geschlagen und noch nicht herunter geschafft worden sind; theils dem Forstamt, theils einzelnen Bauern gehörig. In den Ortschaften des Gebirges haben nämlich meist die Bauern ein gesetzliches Anrecht auf ein bestimmtes Quantum Holz, das ihnen jährlich von der Forstverwaltung geliefert werden muß, aber keineswegs „frei ins Haus". Vielmehr weist „der Herr Förschtner" dem Bauern die ihm zugedachten Stämme an, wie sie im Walde stehen, das Fällen und den Transport hat der Eigenthümer selbst zu besorgen. Das beste und billigste Transportmittel, das die Berge selbst in verschwenderischer Fülle liefern, ist das Wasser. Die vorher mit einem Abzeichen versehenen Stämme und Scheiter werden in die hochgehenden Bergwasser geworfen, deren wilde tobende Gewalt sie auf schäumenden Wogen zu Thale reißt. Was aber aus Mangel an Zeit oder wegen zu großer Entfernung von geeigneten Wasserläufen auf diese Weise nicht fortgeschafft werden kann, bleibt bis zum Winter liegen. Wenn dann die steilen Wege mit einer festen glatten Schneedecke versehen sind, werden die Stämme auf kleinen Schlitten hinabgeführt. Nur das untere stärkere Ende wird auf dem mit Ochsen bespannten Schlitten befestigt, während der Stamm in seiner ganzen Länge auf der glatten Bahn nachschleift. Da die Fahrt meist stark bergab geht, so haben die Thiere eben nicht schwer zu ziehen. Größere Anforderungen an ihre Kraft und Ausdauer werden bei den steilen Stellen des Weges gemacht, wo es gilt, das schwer nachdrückende Gewicht der gewaltigen Bäume zu hemmen, damit das anfangs gemächliche Herabgleiten nicht eine gefährliche Schnelligkeit annehme oder gar zum jähen Sturz in den Abgrund werde. Das Passiren einer solchen schwierigen und gefahrvollen Stelle stellt meine Zeichnung dar, wie ich es, bis über die Knöchel im Schnee stehend, mit halberstarrter Hand skizzirt habe. Lebhaft erinnere ich mich der bewegten und spannenden Scene, wie die dampfenden ängstlichen Thiere, der gefährlichen Lage sich wohl bewußt, mit weit vorgestreckten

Der Holztransport im Winter.

Digitized by Google

Füßen sich rückwärts gegen das schwere Joch auf ihrem Nacken stemmten; während der Führer, zwischen ihnen mit Brust und Händen an das Joch gelehnt, die dicken Nagelschuhe in den Schnee bohrte, um das Gefährt vom Rande des steilen Berghanges wegzudrängen, und sein jüngerer Genosse, ein frischer kecker Bub von etwa 15 Jahren, auf dem Stamme sitzend und ihn mit den Füßen lenkend, die bedenkliche Rutschpartie mit manchem hellen Juhschrei begleitete. „Gel'n's," rief mir der brave Bursche am Joch zu, „dees ist a Malafizarbeit, dees Baumabiführ'n, auf dem Sakeraweg da?" Als ich aber meine Anerkennung für seine Leistung aussprach, lehnte er bescheiden ab: „Ah, da is nix dahinter! Grad' a bissel fest anpacken braucht's, und a guats Vieh!" Gemächlich ging es nun bergab auf sanfter geneigtem Wege, den rauchenden Hütten des Dorfes zu, wo in der Stube am warmen Ofen die hölzerne Liegerstatt, ein „Maß" und eine Pfeife als wohlverdienter Lohn seiner harrte.

Von der Behaglichkeit einer solchen oberbairischen Stube mit ihren weißgetünchten Wänden, der braungetäfelten Holzdecke und dem schweren grünen Ofen mit der Ofenbank kann man sich kaum eine Vorstellung machen, wenn man, im schmutzigen Schnee die Dorfstraße heraufwatend, die alten schwarzbraunen breitbedachten Häuser (S. 220) so trist und düster unter der einförmig weißen Schneedecke stehen sieht. Eleganz und Komfort muß man freilich nicht erwarten. Aber Ordnung und Sauberkeit und einen freundlichen Empfang findet man fast überall. Eine charakteristische Einrichtung besonders läßt die Stube behaglich und in mancher Beziehung reizvoll erscheinen: es ist die sogenannte „Leuchten", eine neben dem Ofen in der Wand befindliche, am Tage mit einer Klappe verschlossene viereckige Oeffnung, in welcher des Abends von mächtigen Fichten- und Buchenscheitern ein offenes Feuer entzündet wird. (Auf meinem im vor. Jahrgang S. 453 reproduzirten Bilde des Rauchers auf der Ofenbank ist die verschlossene Leuchte in der von ihrem Feuer stark angerauchten Wand zu sehen.) Wo es ganz einfach zugeht, sitzt man des Abends in der „Kuchel" um den Herd herum oder gar auf demselben, und läßt sich von dem offenen Feuer, an welchem die Hausfrau die „Brennsuppe" oder Milch wärmt, behaglich durchräuchern. In den besseren Häusern aber, wo man sich den Luxus einer ordentlichen Wohnstube gestatten kann, versammelt sich die Familie mit den Nachbarn, die etwa in den „Hoangarten" (Heimgarten, d. h. zum Besuch) kommen, um das knisternde Leuchtenfeuer, das den niederen, weiten Raum mit angenehmer Wärme durchstrahlt, und zugleich mit flackerndem röthlichen Lichtschein malerisch erhellt. Prächtige Genrebilder kann man da sehen, mit charakteristischen derben verwetterten — und wenn man Glück hat — auch reizend anmuthigen Gestalten. Ein solcher Abend, den ich in Partenkirchen, meiner Winterresidenz, im Jahre 1871 verlebte, ist mir noch in besonders freundlicher Erinnerung. Es war am Abend des letzten November des St. Andreastages. An diesem Abend gehen die Kinder in den Häusern umher, um durch Singen von Adventsliedern („Knöpflesnachtsingen") sich ein Weihnachtsgeschenk zu verdienen. Man hatte mich schon darauf vorbereitet, daß der „Schweizerhannes" als Sänger erscheinen würde, ein prächtiger blondlockiger, keck dreinschauender Bub, der von Anfang an mein besonderes Wohlgefallen dadurch erregt hatte, daß er die Landstracht, Kniehosen und Wadenstrümpfe, deren die Bewohner der größeren Ortschaften sich heute schämen, mit Stolz trug — vielleicht nur, weil er keine modischen Buxen besaß. Mein Hausherr, der Gerber, saß mit der Pfeife im Munde beim Feuer und erzählte von seinen Lehr- und Wanderjahren; ich nebst einigen Nachbarsleuten dabei. Die sorgliche Hausfrau hatte einen sehr respektablen „Schmarren" gebacken, nach dessen Genuß das Bier vortrefflich mundete. Die Kinder saßen erwartungsvoll kichernd auf der Ofenbank. Endlich erschien der Hannes mit einem kleineren Knaben. Nach artigem Gruß stellten sich die jungen Künstler in Positur und sangen ihr Lied mit frischen hellen Stimmen, bald abwechselnd, bald zweistimmig zusammen. Es war eine anmuthige, rührend einfache, echt pastorale Weise. Den Text hat mir der Hannes, der nach Beendigung des Gesanges mit Nüssen und Aepfeln und einigen „Sechsern" reich beschenkt, freudestrahlend von dannen eilte, nachher sauber aufgeschrieben und ich theile ihn hier mit, weil er ganz originell und sonst wohl noch nicht bekannt geworden ist. Den Versuch, das Lied ins Schriftdeutsche zu übertragen, mache ich nicht, sondern gebe eine getreue Kopie des Originalmanuskripts, das übrigens mit einem von der Hand des jugendlichen Schriftgelehrten unbeholfen aber nicht ohne Talent gezeichneten „Jesukindlein" geschmückt ist. Das Lied lautet:

Erste Stimme: Höret, was ich euch sag.
Zweite Stimme: Es hats ein Engel gsagt.
Beide Stimmen: Er ist geborn in Judenland,
Der unsrer lösser und Heiland.
Horaxdapx jetz is doll,*)
Jetz ist mir na so wul (wohl).

Den selben kenn ich schon.
Ich will ihn dreffen an.
Er liegt in Stahl wol bei den Vieh,
Lauf ich geschwind, das ich ihm sieh,
Lauf über stek und blek (Stöck' und Blöck').
Kain Hut und steker Weg.

Was nihm ich an die Hand,
Das ich was opfern kann?
Ein selden Stuck, ein Lambelein,
Da muß jetz Jesus zfrieden sein,
Daß ist a mol a schmürl,**)
Daß wir die Knad (Gnade) erwurg.

Ich wais schon was ich wais:
Es ist kein alte Gais.
Es ist ein aufgemeschtet (gemästet) Lamm,
So bind wir alle 4re zam (zusammen)
Und trags a so daher
Als wanns mein Ränzel wär.

Jetz gehma (gehn wir) hi zu Tanz,
Und legt uns sauwer an.
Das neue Röcklein von dem Zwilch,
Das Ribala voll Buder Milch.
Und machen uns auf die Reiß,
Weil ma sonst nicht opfern weiß.

Das Lied ist jedenfalls sehr alt und echt volksthümlich. Des Schweizerhannes Vater, der alte Barthel, der es auch schon als Kind gesungen, hat es von seinem Vater erlernt, der es wieder von dem seinigen hat ꝛc. Wenige Tage nach der Andreasnacht fuhr ich im alterthümlich-schwerfälligen Postschlitten langsam durch den tiefen Schnee der Landstraße nach Weilheim, um von dort mit der Bahn über München nach Berlin zu reisen. Meine Hausleute und die Nachbarn hatten geglaubt, „der Moler" wolle gar bei ihnen „überwintern". Schwer genug war mir der Abschied geworden von den in ihrer Winterpracht so unbeschreiblich schönen Bergen. Aber ich sehnte mich danach, das Weihnachtsfest zu Hause zu feiern, mit den Meinigen um den lichterglänzenden Weihnachtsbaum versammelt, dessen eigenthümlichen, duft- und glanzverklärten Zauber man in Oberbaiern nicht kennt. Halbbetäubt vom dicken Qualm des „schwarzen Tabacks", der mit starkem, für schwächere Nerven kaum erträglichen Aroma den vollgepfropften Kasten erfüllte, lehnte ich in der Ecke, und meine Gedanken eilten träumend voraus in die ferne Heimat. In meinen Ohren aber klang, durch den Traum und das eintönige Schellengeklirr des Schlittens, das Adventslied aus Partenkirchen.

*) „Es ist doll" oberbairisch für: „es ist schön".

**) Ueber dieses Wort gestehe ich keine Rechenschaft geben zu können. Im mündlichen Verkehr ist es mir nie vorgekommen. Der Sinn ist wohl: „Es ist eine Freude, ein Glück, ein Gewinn."

Am Familientische.

Mannesschmerz und Muttertrost.

(Zu dem Bilde auf Seite 213.)

Nichts Erschütternderes, als einen starken Mann vom Schmerz überwältigt zu sehen! Wie der Eichbaum mit dem Orkan, so ringt er mit dem anstürmenden Leid, ehe er sich niederwerfen läßt und sich beugt vor der höheren Hand, die in sein Leben eingreift. Nun gehen ihm die Augen über, und er verbirgt das Haupt, um die Thränen niemand sehen zu lassen. Wohl ihm, wenn in solchen Stunden er der freund-

Digitized by Google

lichen Zusprache nicht enträth, die ihn vor Verzweiflung bewahrt und seinen Blick emporlenkt zu dem unvergänglichen Quell des Trostes! Niemand aber vermag so gut zu trösten wie eine Mutter — glücklich der zusammenbrechende Mann, dem ein solcher Schatz noch erhalten ist, dem sie die Hand beruhigend und besänftigend auf die Schulter legt, wie die ehrwürdige Matrone ihrem Sohne auf Grönvolds ergreifendem Bilde! Dasselbe versetzt uns offenbar in das siebzehnte Jahrhundert, in die Zeit des ungeheuerlichen Krieges, der den Mannesmuth so oft zur Brutalität entarten ließ und die Frauenwürde durch den bösen Geist des alamodischen Wesens untergrub. Aber es fehlte in jener trübseligen Zeit doch auch in allen Schichten der Gesellschaft nicht an hochherzigen Männern und edlen Frauen, und der deutsche Familiensinn erhielt sich in manchem fürstlichen Hause wie in zahlreichen bürgerlichen. Die geistliche Dichtung trieb ihre köstlichsten Blüten, und die Lieder Luise Henriettens von Brandenburg, Aemilia Julianens von Schwarzburg-Rudolstadt, vor allem Paul Gerhardts brachten Trost und Aufrichtung in das tief erschütterte deutsche Haus. Geschichtlich treu ist darum auch die Scene unseres Bildes, das uns wie ein Lichtbild aus dunkler Zeit anmuthet. Den eben heimgekehrten Kriegsmann hat eine Trauerbotschaft auf der Schwelle empfangen, in wildem Schmerz hat er den Hut zur Erde und sich selbst auf den ersten besten Schemel geworfen, ohne nur daran zu denken, sich der Sporen und des Schwertes zu entledigen. Das jugendliche Haupt halb auf den Tisch geneigt, halb der Mutter zugewendet, und die Hände wie zum Gebet um Ergebung gefaltet, lauscht er auf die Stimme der Lesenden, welche den Eindruck des betrübenden Inhaltes mildert und tröstend wirkt. Was der Inhalt? Ob es ein letztes Lebewohl des Vaters, der Gemahlin, der Braut? Wer vermöchte es zu sagen! Wir wollen nicht daran herumdeuten, aber jedem Manne, der im Laufe des neuangetretenen Jahres von Leid in irgendwelcher Gestalt heimgesucht wird, wünschen wir einen mütterlichen Trost, wie er hier gespendet wird.

Ein Stück neuester Religionsverfolgung aus Spanien.

Es war eine kalte Novembernacht. Der Zug kämpfte mit dem Winde, welcher über die öden Flächen der Mancha ihm entgegensauste, und schien bei den vielen kleinen Stationen stets länger anhalten zu müssen, um sich erst zu verschnaufen. Schnellzüge gibt's ohnehin in Spanien nicht, und wohl dem, der überhaupt die Eisenbahn benutzen kann. Doch schneller als die Wolken am Nachthimmel flogen dem einsamen Reisenden Gedanken und Pläne durch den Kopf. Das also war der Anfang der Religionsverfolgung, die so lange gedroht? Bei der kleinsten vielleicht unter allen evangelischen Gemeinden wollte man anfangen, versuchen, was dort unter falschen Vorwänden durchzusetzen sei, um nachher einem nach dem anderen der kleinen Schar Evangelischer ein gleiches Schicksal zu bereiten? Was konnte man dagegen thun? Pastor und Lehrer waren als Ruhestörer der öffentlichen Ordnung ausgewiesen ohne Gericht und Urtheilsspruch! Wie sollte man ihre Unschuld beweisen? An wen um Gerechtigkeit appelliren unter einer Diktatur, die kein Gesetz achtet? Doch das war gewiß: die so schwer betroffene Gemeinde durfte an dem ersten Sonntag nach diesem so unerwarteten Schlag nicht ohne Trost und aufmunternden Zuspruch bleiben. Und nur ein Blick in die Verhältnisse an Ort und Stelle konnte den Weg zur Linderung oder Abwehr des Unheils zeigen.

Merkwürdig und komisch zugleich, daß gerade in Camuñas, dem unbekannten Dörflein der Mancha, die Verfolgung anheben sollte. Die Mancha selbst ist freilich weltbekannt als Schauplatz der Heldenthaten des gefeierten Don Quijote, des Ritters von der traurigen Gestalt. Nicht weit von Camuñas liegt das den Lesern des Cervantes bekannte Argemasilla und die geheimnißvolle Höhle des Montesinos. Und wie damals Cervantes das Leben und Treiben der Manchegos schilderte, so ist es noch heute. Auf Schritt und Tritt begegnet man denselben Gestalten, den alten Sitten, als ob nicht drei Jahrhunderte seitdem auch über die Mancha dahingezogen; und auf den Hügeln hier und da, im Mittelpunkt der spärlich gesäten Dörflein, stehen noch die Windmühlen, gegen welche einst der edle Ritter den verhängnißvollen Kampf gefochten. Noch einmal scheint das alte Spanien für seine nur in der Einbildung existirende Liebe, die katholische Einheit, mit den alten gleißenden Waffen des Scheins und der Lüge sich erheben zu wollen; aber eine höhere Gewalt dreht das Rad der Zeit und wird den stolzen verblendeten Kämpen aus dem Sattel werfen.

Um 2 Uhr nachts hielt der Zug in Alcázar de San Juan. Dort warteten Blas und Cándido, zwei biedere Burschen aus der Gemeinde, Sandalen an den Füßen und das dunkelbraune Tuch als Mantel umgeschlungen. Mit kräftigem Händedruck bezeugten sie ihre Freude und machten dann den Führer zur Fonda Cayetana. Denn dort herbergten die beiden Frauen der ausgewiesenen Evangelisten, welche gestern in kalter Nacht mit dem kleinen Angelito (Engelchen), dem Söhnchen des Pastors aus Camuñas, geflohen waren, um nicht anderen Tages zwischen Landreitern aus der Provinz ausgewiesen zu werden. Schwere Schläge mit dem vor der eichenen Hofthüre aufgelesenen Stein brauchte es, den müden Knecht zu erwecken. Dann bot uns die Halle und der Hof den Anblick des Reiches des Morpheus. In ihre Mäntel gewickelt, schliefen und schnarchten dort gemüthlich die derben Söhne der Mancha neben- und übereinander. Nur mit einem Sprung gelang es, die große Treppe zu erreichen, die zu dem Herrenzimmer führte, in dessen Räumen leider auch manch ungebetene Gäste hausten. Doch ist hier nicht der Ort, von den Leiden und Freuden einer spanischen Venta zu berichten; vielleicht später einmal. Die Frauen erzählten ihre Leidensgeschichte. Man hatte erst, nachdem ihre Männer sie verlassen, ihnen die Ausweisung angekündigt, aber eine Abschrift des Dekrets verweigert, und nur, als sie in Erfahrung gebracht, daß die Landreiter des benachbarten Städtchens Madridejos schon benachrichtigt waren, entschlossen sie sich zur Abreise. „Die Leute wollen uns nicht in Ruhe lassen, bis wir im Himmel sind," sagte Angelito nachdenklich.

Als die Landreiter des anderen Tages wirklich ankamen, fanden sie das Nest leer, und keiner der Einwohner wollte etwas von dem Aufenthalt der Gesuchten wissen. Verschiedene Häuser wurden durchsucht, natürlich vergebens. Es ist durchaus charakteristisch für die spanische Gerichtspflege, daß ein Spanier insgemein, so oft er fürchtet, vor Gericht gezogen zu werden, seine Ausflucht darin sucht, daß er nichts weiß, nichts gesehen, nichts gehört hat. Vor kurzem war ein junger Mensch aus einem Nachbardorf beim Baden ertrunken. Man wußte, wie es gekommen war; viele kannten ihn. Aber als das Gericht zur Leichenschau kam, wußte auf einmal niemand auch nur das geringste; ja selbst die eigenen Eltern wollten ihn nicht kennen. Begreifen kann das freilich nur, wer da weiß, welche Blutsauger die spanischen Gerichtsbeamten auch für diejenigen sind, welche, selbst unbetheiligt, als Zeugen vorgeladen werden. Um so erfreulicher war die Nachricht, daß die bei weitem größte Hälfte der Einwohnerschaft von Camuñas einen öffentlichen Protest gegen dies gewaltthätige Verfahren der Provinzialregierung unterzeichnet hatte, besonders gegen die falsche Anklage der Aufreizung zur Empörung und der Verbergung von Verbrechern, die man den Evangelisten zur Last gelegt hatte, um dadurch einen Schein des Rechts für die Ausweisung zu gewinnen.

Der anbrechende Morgen fand die drei Männer auf dem Wege durch die Mancha. Blas, den seine Sandalen hinderten, lief barfuß und erzählte dabei von seiner bewiesenen Schlauheit. Er hatte den Protest der Einwohner nach Alcázar gebracht, um ihn dadurch sicherer und schneller nach Madrid zu befördern. Bei seiner Rückkehr fragten ihn die Landreiter, weshalb er in Alcázar gewesen. „Wegen meiner Geschäfte," war die Antwort. „Was für Geschäfte?" sagte der Bürgermeister. „Sobald Sie mir alle Ihre Geschäfte mittheilen, sollen Sie auch die meinen hören." „Fort ins Loch mit ihm!" sagten die Landreiter. Allein der Alkalde fürchtete einen Auflauf und Blas wurde freigelassen. So lief der Bursche jetzt schon zum vierten Mal in kurzer Zeit den sechsstündigen Weg und scherzte wohlgemuth, es sei gut, daß wir kein Maulthier genommen. Denn man wisse aus alter Erfahrung, daß doch die Pferde des h. Franziskus (dieselben, die wir Schusters Rappen heißen) die besten Dienste thäten. Freilich mußten diese Pferde tüchtig ausgreifen, so daß zuletzt Blas und Cándido bekannten, der langbeinige Fremde habe sie müde gelaufen. Doch war auch er der endlichen, wenn auch kurzen Rast froh.

Die Ankunft aber kann niemand beschreiben, denn so etwas muß erlebt sein. Alle sammelten sich zu dem Hause, welches die deutsche Mission der armen kleinen Gemeinde für Betsaal, Pfarr- und Schulhaus gekauft. „Wir waren so trostlos und niedergeschlagen," sagte ein altes Mütterlein, „da sind Sie gekommen, unser Vater, unsere Freude." Nun entspann sich ein Frühstückswetteifer, d. h. eine brachte Reis, die andere ein Stückchen Wurst, ein Bursche kam mit Brot, ein anderer gar mit einem Stück Fleisch, kurz alle wollten an der Bewirthung Theil haben. Wein fehlte auch nicht, und das beste war die Liebe und die Freude, welche aus aller Augen leuchtete, während sie herumstanden und ihre Kümmernisse und Bitten treuherzig aussprachen.

Auch die Honoratioren des Dorfes sammelten sich, und es ward Raths gepflogen, wie man diesem Mißbrauch der Kazikenmacht am besten steuern könnte. In diesen kleinen Dörfern und Städten gibt es nämlich stets einige, welche, wie man zu sagen pflegt, das ganze Dorf in der Tasche haben. Mit solchen Leuten unterhandelt die Regierung, wenn sie wie z. B. gerade jetzt Wahlen zu ihren Gunsten zu Stande bringen will, und sie stellen natürlich ihre Gegenbedingungen; halb im Spott halb im Ernst heißen sie „Kaziken". Nun hatte der Schulmeister in Camuñas, den der Stadtrath angestellt hat, nicht mehr als drei Kinder in der Klasse, weil sein Unterricht eben nichts taugte; und obwohl selbst die Armen in der evangelischen Schule eine Kleinigkeit bezahlen mußten, während die Dorfschule frei war, ward diese doch ganz leer. Der Onkel des „Meisterleins" (denn mit einem Beinamen sind die witzigen Bauern schnell bei der Hand), ein Arzt in Madridejos, und ein Deputirter hatten dann den Plan gefaßt, die evangelische Schule zu zerstören. Der Gouverneur hatte auf ihre Anfrage geantwortet, daß er die Protestanten nicht wegen ihrer Religion ausweisen könnte, wohl aber aus Gründen der öffentlichen Ordnung. Und ohne Anklage oder Vorladung, denn wir leben eben unter der Diktatur, war die bedingungslose Ausweisung erfolgt, aus Gründen, die nach dem angezeigten Weg erfunden waren.

Sollte die Ueberreichung des Protests bei dem Ministerium in Madrid einen Erfolg haben, so mußte man beide Theile hören. Also hin zum Alkalden! Kein pfiffiger Advokat kann sich schlauer benehmen als dieser Bauer, der, mit einem rothen Tuch um den Kopf, welches dort etwa eine Schlafmütze vertritt, eben zu einem Spiel Karten niedersaß. Freundlich wie ein Ohrwürmchen, gewandt in nichtssagenden Redensarten, wich er überall glatt aus wie eine Schlange, und es dauerte etwas, bis er sich zu dem Geständniß bequemen mußte, es sei in dem evangelischen Schulhause nie ein Verbrecher beherbergt worden. Zum Schluß half er sich, indem er alles auf die Regierung schob, verweigerte aber die Abschrift des Dekrets zur Ausweisung der Frauen. Mit den besten Versprechungen und der ausgesuchtesten Höflichkeit, die dem Spanier so leicht wird, half er über den Abschied hinweg.

Da war doch in dem kleinen Häuschen, im dichtgedrängten Saale eine wohlthuendere Luft. Jung und Alt, Mann und Weib hatte sich versammelt und lauschte den Worten: „So demüthiget Euch nun unter die gewaltige Hand Gottes" ꝛc. (1 Petr. 5, 6—11). Die lautlose Stille ward nur hier und da durch das unterdrückte Weinen eines Säuglings unterbrochen, welchen die Mutter nicht allein zu Hause lassen wollte. Es gibt Zeiten, wo ein Schriftwort allein für uns gesagt zu sein scheint, wo man merkt, was es heißt, daß es lebendig und kräftig ist, und wo Redner und Hörer in gleicher Weise bis ins Herz hinein getroffen werden. Bei dem Schlusse: „Der Gott aber aller Gnade, der uns berufen hat zu seiner ewigen Herrlichkeit in Christo Jesu, derselbe wird Euch, die Ihr eine kleine Zeit leidet, vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen," hätte es keines hörbaren Amens bedurft; ein jeder Mund sprach es unwillkürlich.

Noch eine Abendmahlzeit zur Stärkung; das beste, was die Mancha besitzt, ihren Käse und ihren Traubensyrup mit Kürbissen und Melonen, boten die Leutchen zur Zukost; und lange dauerte es, bis alle Hände gedrückt und allen der Abschiedsgruß gesagt war. Dann ging's wieder mit Blas, dem Unermüdlichen, welcher inzwischen ausgeruht hatte, in die dunkle Nacht, diesmal nach einer nur vier bis fünf Stunden entfernten Station, nach Quero. Ein Pferdchen, Señorita oder Fräulein genannt, begleitete uns, oder wir das Fräulein, denn die Nacht war so bitter kalt, daß man nur auf Augenblicke sich in den Sattel schwingen konnte und dann tüchtig laufen mußte, um das Blut in Bewegung zu erhalten. Das Licht des Bahnhofs, das lange ersehnte, war auch das einzige, das auf dem Wege sich blicken ließ. Dort saßen Soldaten um ein Holzfeuer, das von vorne sengte, während der eisige Wind, der ohne Hinderniß über die Höhe sauste, den Rücken hübsch kühl erhielt. Blas aber, der Getreue, wandte nicht eher wieder der Heimat zu, als bis der Zug seinen Schützling der Hauptstadt zu entführt hatte.

Und nun beim Minister? Ja, Spanien ist das Land der Geduld. „Kommen Sie morgen wieder." Am folgenden Tag: „Vielleicht gelingt es, übermorgen ihn zu sehen." „Aber wir sind ja zu dieser Stunde bestellt!" „Ja, heute geht's aber unmöglich." Doch bekanntlich überwindet Geduld alles. So kam denn auch der Protest der Leutlein und ein genauer Bericht des Hergangs in die Hände des Privatsekretärs Romero Robledo. „Gut, nach ein paar Tagen können Sie sich Antwort holen." Wie lange aber noch ein paar Tage zum anderen kommen kann, das mag keine menschliche Berechnung ermessen. Bis jetzt wenigstens ist das Ende dieser paar Tage noch nicht eingetroffen. So viel ist gewiß, der Regierung liegt nichts an einer direkten Protestantenverfolgung; wenn sie aber indirekt der Partei der Moderados, welcher natürlich alle evangelischen Gemeinden ein Dorn im Auge sind, sich geneigt bezeigen kann, bietet sie dazu die Hand. Der jetzt eingeschlagene Weg, welcher die öffentliche Ordnung als Deckmantel des Konfessionshasses benutzt, ist gefährlich für die Protestanten, aber vielleicht noch gefährlicher für die Regierung. Und sie scheint etwas davon zu ahnen.

Natürlich wird ein anderer Evangelist wenigstens provisorisch zu der vereinsamten Gemeinde gesandt; aber das ist nicht genug. Der Verbannungsbefehl muß zurückgenommen werden. Vielleicht daß auch den Unterstaatssekretär, wenn er sieht, daß unermüdlich angefragt wird, etwas von dem Gefühl des Richters überkommt, welcher Recht schaffte, weil ihm so viel Mühe gemacht wurde. Die spanische Presse, so weit sie sich noch unter der strengen Censur bewegen kann, hat sich auch der Sache angenommen. „Früher, vor vielen Jahrhunderten, trieb man die Juden aus; heute die Protestanten von Camuñas. Mir scheint, wir sind noch nicht weit fortgeschritten," ist die Unterhaltung eines spanischen Schulze und Müller in einem Witzblatt.

Glücklicher Weise hängt aber der Fortschritt nicht von jemandes Wollen oder Laufen ab, sondern von dem Wohlgefallen dessen, welcher der Reaktion der wilden Wellen den kleinen verachteten Sand zum Ufer gesetzt hat.

Madrid, 16. Dezbr. 1875. F. F.

Der Abschied vom alten Gelde.

Mit dem neuen Jahre ist die deutsche Münzwährung durchgeführt; wir haben nur nach Mark und Pfennigen zu rechnen, und mancher alte Freund unsrer Kindheit, den wir in Silber oder Kupfer gar oft in der Hand umgedreht, versinkt in das Meer der Vergessenheit. Wie lange wird es noch dauern, und die Verse des Liedes

„Ein Heller und ein Batzen
War'n all zwei beide mein ꝛc."

werden nicht mehr verstanden; Thaler, Gulden, Groschen, Kreuzer erklingen der nächsten Generation schon wie Mythen. Uns Alten aber, die wir aufgewachsen sind, als sie noch galten, die immer noch nicht Elle, Fuß und Zoll über dem Meter vergessen können, uns möge es gestattet sein, von ihnen Abschied zu nehmen und dabei an die Geschichte der alten Münzen zu denken. Die neue Mark ist einfach dekretirt worden; jene altehrwürdigen Geldstücke, die nun im Schmelztiegel der Münze ihren Verjüngungsprozeß durchmachen, sind etwas Gewordenes, sie haben eine Geschichte.

Mit dem auch schon veralteten Heller, den das Liedchen nennt, zu beginnen, so müßte er eigentlich Häller geschrieben werden, denn er war die Münze der alten schwäbischen Reichsstadt Hall — daher der Name. Der Batzen dagegen, den man in Süddeutschland noch nennen hört und der im Sprichwort: „Er ist keinen Batzen werth" wohl noch einige Zeit leben dürfte, ist ein geborener Schweizer aus dem Kanton Bern, welcher einen Bären im Wappen führt. Daß man aber den Bär auch Betz oder Bätz nennt, ist männiglich bekannt, und da die Berner Münzen einen Bären aufgeprägt hatten, so nannte man sie einen Batzen. Auch der Kreutzer hat seinen Namen vom Gepräge und zwar sollen die ersten mit dem bischöflich brixener Wappen im frommen Lande Tirol geprägt worden sein. „Grossi" ließ gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts Wenzel von Böhmen prägen, denen die Markgrafen von Meißen ihre Groschen nachahmten, welche sich über ganz Norddeutschland verbreiteten, wie die Kreuzer über den Süden. Selbst die Oldenburgischen und Bremischen „Groten" sind nichts anderes als die Groschen in plattdeutscher Form und die „Schwaren", in welche sie eingetheilt wurden, sind die schweren Pfennige. Sie ruhen nun auch im Frieden, was namentlich bezüglich der Groten erfreulich ist, denn ein schmutzigeres, nichtswürdigeres, abgegriffeneres Blechgeld als die Bremer Groten gab es nicht noch einmal in Deutschland.

Wie so manche Münze vom Orte, woher ihr Metall stammt, den Namen erhielt — die englische Guinee vom Golde aus Guinea — so auch unser nun verblichener Thaler. Die ersten großen Silbermünzen, welche dem Werthe nach den Goldgulden gleichstanden, wurden aus dem Silber der dem Grafen Schlick in Böhmen gehörigen Bergwerke zu Joachimsthal geprägt. Es waren also eigentlich Joachimsthaler Gulden. Die stattlichen Dinger nannte man aber kurzweg Joachimsthaler oder Schlickenthaler; endlich ließ man den Joachim und den Schlick fallen, und als Thaler rollten sie durch die Welt. Ja, durch die Welt, denn der allmächtige Dollar, den die Amerikaner so trefflich verwenden, führt seinen Namen in gerader Linie auf das kleine erzgebirgische Bergstädtchen zurück. Die Geschichte der Gulden und der Dukaten hängt innig zusammen. Die italienische Stadt Florenz führt in ihrem redenden Wappen drei Lilien oder Blumen (lateinisch flos, Mehrzahl flores), und als sie um 1252 Goldmünzen prägen ließ, setzte sie ihr Wappen darauf und nannte die Münzen Gigliati (Lilienmünzen); die Fremden aber bezeichneten sie als Florinen (Blumenmünzen). Als nun andere italienische Fürsten und Städte ähnliche oder gleiche Münzen schlagen ließen, auf denen die Umschrift stand:

Sit tibi, Christe, datus
Quem tu ipse reges ducatus,

„Dir, Christus, sei dies Herzogthum (ducatus) geweiht, damit Du es selber regieren mögest", da nannte man die Münzen Dukaten. Damals aber beherrschten die Italiener, namentlich die Venetianer und Genuesen, den Handel mehr als heute, und bald ging ihre Münze auf andere Länder über; man prägte sie in Ungarn, Böhmen, Lübeck, nannte sie aber, da sie von Gold war, Gulden, während die Franzosen sie Florins nannten. Wie aber ist aus dem goldnen Gulden ein silberner geworden? Im 15. und 16. Jahrhundert begann man in Deutschland Gulden von geringem Gehalte zu prägen, und diesen wurden bald aus reinem Silber geprägte Münzen im Werthe gleichgestellt. Man nannte sie deshalb auch Gulden; die goldnen hießen Goldgulden, die andern Silbergulden.

Das alles gehört nun der Geschichte an. Der Schweizer „Rappen" ist vergessen und lebt nur noch fort in dem Bulgärausdrucke „berappen" für bezahlen; vergessen ist der „Stiefelknecht", wie eine Münze Friedrichs des Großen wegen der Form der darauf geprägten Namenschiffre hieß; vergessen sind die schlechten Ephraimiten, die des alten Fritzen Münzpächter Veitel Heine Ephraim in die Welt sandte; wer weiß noch etwas vom „Schinderling", den die bairischen Herzöge zu Landshut prägen ließen? Alles dahin, dahin! Und so wird es dem Thaler, dem Groschen, dem Gulden, dem Kreuzer ergehen. Mark und Pfennig allein behaupten das Feld, und was den Namen des letzteren betrifft, so ist er sicher der älteste von allen, denn er deutet noch zurück auf die Zeit, da Vieh als Geld und Werthmesser galt; vom lateinischen pecus (Vieh) bildeten die Römer ihr Wort pecunia (Geld) und von pecunia stammt in gerader Linie der Pfennig.

Zur Notiz.

Der in Nr. 13 angekündigte Roman von Ludwig Harder: „Ein Familienzwist" wird sofort nach Beendigung der Novelle von W. H. Riehl erscheinen.

Inhalt: Mein Recht. Novelle von W. H. Riehl. — Das Hotelwesen der Gegenwart. Mit zwei Illustrationen. — Ein Opfer. (Fortsetzung.) Novelle von F. L. Reimar. — Skizzenbucherinnerungen. I. Schneestudien. Von K. Dielitz. Mit drei Illustrationen. — Am Familientische: Mannesschmerz und Muttertrost. Zu dem Bilde von M. Grönvold. — Ein Stück neuester Religionsverfolgung aus Spanien. — Der Abschied vom alten Gelde.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaktion des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Dahein

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 8. Januar 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. **1876. № 15.**

Mein Recht.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Novelle von **W. H. Riehl.**

(Schluß.)

V.

Der Vorfall überraschte keinen Menschen in Radesloe, man hatte dergleichen längst erwartet. Die Meinung der Bauern war getheilt, die meisten aber gaben den Gülzows Recht; denn da das Gericht den erschlagenen Bruder nicht gerächt habe, so sei es ihre Pflicht gewesen, die Rache selber zu übernehmen. Hennecke und Klaus gingen ganz ruhig wieder ihrer Arbeit nach, als ob nichts geschehen sei.

Die Verwandten Peter Graumanns verklagten die Gülzows beim Amte zu Reinbeck wegen Mord, aber ohne Erfolg. Das öffentliche Gericht erkannte dort, daß diesmal die Gülzows sich in gerechter Nothwehr befunden hätten, da Peter zuerst geschossen, ja Hennecke verwundet habe, der ihn doch nur mit Worten bedroht, und sprach die Brüder frei. Die Kläger hätten noch an die „vier Dingbauern" in Neumünster appelliren können; doch ein gewiegter Jurist widerrieth es ihnen, da sie dort keinen bessern Entscheid finden würden. Es handle sich hier überhaupt nicht um Mord, sondern um Landfriedensbruch, und der rechte Gerichtshof für ein so hochpolitisches Verbrechen sei das Reichskammergericht in Speyer. Denn ob Fürsten und Herren den Landfrieden brechen, Fehde ansagen und Krieg führen oder ein Bauer, das gelte gleich. Nach Speyer sollten sie sich wenden, dort bei Kaiser und Reich würden sie Recht finden.

Die Graumanns waren eben so reiche und stolze Leute wie die Gülzows, nicht minder steif und fest in der Behauptung ihres Rechts, nicht minder pflichteifrig, den Tod ihres Verwandten zu rächen. Sie befolgten den Rath und erhoben die Klage in Speyer, wo dieselbe auch angenommen wurde. Beide Parteien wählten sich ausgezeichnete Männer zur Führung ihrer Sache bei dem hohen Gerichtshofe, die Graumanns den niedersächsischen Rath Krause in Lauenburg, die Gülzows aber mit noch höherem Trumpfe gar den schleswig-holsteingottorfischen Kanzler Tratziger.

Hennecke war ganz stolz auf „seinen Prozeß", wie er ihn nannte, ja er freute sich über denselben, daß man hätte meinen sollen, nicht er sei der Beklagte, den im schlimmen Fall die schwerste Strafe erwartete, im besten die bloße Freisprechung, sondern er habe Wunder was dabei zu gewinnen. Allein er hoffte in der That auf einen hohen Gewinn, nämlich auf sein Recht, und in den öffentlich anerkannten Besitz dieses Rechtes hatte er sich so tief hineingegrübelt, daß er nicht hätte leben mögen und sterben können, außer es wäre ihm vorher von amtswegen attestirt gewesen, er habe ein Recht gehabt, den Peter Graumann zu fehden und todtzustechen. Er schimpfte jetzt auf die miserablen Amtleute der kleinen Landesgerichte, die dem Teufel nichts taugten, aber vom kaiserlichen Gerichte erhoffte er das wahre Recht, die Bestätigung seines Fehderechtes.

Es verlief freilich Jahr um Jahr, ohne daß der Prozeß in Speyer merkbar vorwärts rückte: Hennecke bewunderte darob das Reichskammergericht, war es doch noch viel langsamer zu Wort und That wie er selber. Da sehe man die echte Gründlichkeit, in Reinbeck hätte der Amtmann vordem alles übereilt und verhudelt; wäre der gründlicher und langsamer gewesen, so hätten sie den Peter Graumann gar nicht todtzuschlagen gebraucht. Der Prozeß in Speyer kostete beiden Parteien ein sündhaftes Geld; Hennecke arbeitete um so fleißiger, lebte um so sparsamer und zahlte mit Freuden. Er sagte stolz, wenn neue Summen gefordert wurden: „Einen andern hätte das ewige Bezahlen längst an den Bettelstab gebracht, ich kann mir das Vergnügen gönnen." Nur konnten es leider die Graumanns eben so gut.

Hennecke ließ sich auch genau belehren über den Geschäftsgang des Reichskammergerichts und redete viel von Extrajudicial- und Judicialsenaten, von Rezessen, Rotuln, Narratis, Kompetenz, artikulirter Darstellung, von Sessionen und Audienzen. Besonders die Audienzen imponirten ihm. Er erzählte, bei so einer Audienz in Speyer, wo auch gegen die Gülzows verhan-

delt werde, sitze der Präsident, vom Kaiser aus dem hohen Adel erwählt, unter einem Thronhimmel, gleich einem Könige. Das sei ein Gericht, wovor man Respekt haben müsse, Weiber kämen dort gar nicht hinter die Akten, und Kinder würden noch weniger im Gerichtssaale gewiegt, der so hoch und herrlich sich aufbaue wie das Schiff der Hamburger Petrikirche. Der Kammerrichter habe fünfundzwanzig Beisitzer, wie könne da eine Dummheit vorkommen? Und sein, des Beklagten Advokat sei, wie allbekannt, der schleswig-holstein-gottorfische Kanzler, da dürfte doch seine Sache nicht zu den schlechtesten zählen. Uebrigens sei es an sich schon eine Ehre, wegen Landfriedensbruches verklagt zu werden; denn eine solche Anklage werde nicht den kleinen Spitzbuben zu Theil, sondern gewöhnlich nur den großen Herren. Auch der Strafantrag laute auf etwas Großes und Ehrenvolles, auf die Reichsacht. Grafen und Herzoge könnten in der Reichsacht liegen, ohne daß dies ein Stäubchen auf ihre Ehre werfe, ja sogar den Doktor Martin Luther habe man anno 21 mit dieser Auszeichnung bedacht.

Der Prozeß hinderte inzwischen den Klaus Gülzow nicht, sich zu verheirathen. Hennecke blieb ledig; boshafte Leute meinten, er sei ja schon verheirathet, nämlich mit seiner Rechtssache, und jeder Christ müsse sich mit einer Frau begnügen.

So verflossen über elf Jahre, und außer den nächst Betheiligten redete bereits kein Mensch mehr von dem Prozesse Graumann gegen Gülzow, der von einem Jahre ins andere lief und doch nicht von der Stelle kam. Wenn Hennecke unter alten Freunden von Speyer zu erzählen begann, dann hörte ihm niemand mehr zu, man konnte es schon auswendig, was er zu sagen pflegte. Das jüngere Geschlecht wußte kaum mehr etwas von der traurigen Geschichte Joachim Gülzows und Peter Graumanns; waren doch seitdem auch andere Todtschläge genug im Lande vorgefallen!

VI.

Am schwülsten Augusttage des Jahres 1588 gingen Hennecke und Klaus die Reinbecker Straße durch das Wäldchen hart bei Radesloe. Die einst so frischen Bursche waren jetzt feste gestandene Männer, Hennecke vierzig, Klaus sechsunddreißig Jahre alt; doch hatten sich beide wenig verändert, nur daß Henneckes Züge starrer und härter geworden, wie in Stein gegraben.

Die Brüder kamen von Kiel, wo sie sich mit ihrem Anwalt, dem Kanzler, berathen hatten. Nach achttägiger Abwesenheit eilten sie, nun dem Heimatdorfe so nahe, mit verdoppeltem Schritt.

Vom völlig wolkenfreien Himmel warf die Sonne ihre grellsten Lichtblitze durch die Buchenzweige, die Mittagsglocke von Radesloe hatte eben ausgeklungen, es war so still im Walde, daß man den letzten Ton noch lange nachsummen hörte. Kein Vogel sang, kein Blatt rauschte, nur die Tritte der beiden Wanderer hallten durch den schweigenden Forst, und keiner sprach ein Wort zum andern.

Da blieb Hennecke plötzlich stehen, lauschte lange und flüsterte dann seinem Bruder ins Ohr: „Klaus, vernahmst Du die Stimme aus dem Busch?"

Klaus hatte nichts gehört.

Hennecke schüttelte den Kopf. „Die Stimme klang ganz deutlich. Sie sagte: Der Bote von Speyer ist schon unterwegs; aber der Prozeß wird erst in der Ewigkeit spruchreif. So sagte sie. Ich kenne die heisere Stimme — es war Peter Graumann!"

Klaus faßte den Bruder beim Arm und rief laut: „Hennecke, träumst Du? Oder sind Deine Ohren krank? Am hellen Mittag schlafen die Gespenster, und Peter Graumann spricht schon seit elf Jahren kein Wort mehr."

Doch Hennecke stieß den Bruder zornig hinweg. „Ich bin kein Kind und kein Träumer und habe keine kranken Ohren, in welchen die Furcht Worte anschlägt, die nie gesprochen wurden. Fühle meinen Arm, die Ader klopft wohl stark, aber dennoch ruhiger wie die Deinige. Ich sage Dir: Peter Graumann spricht von Zeit zu Zeit mit mir, ich könnte seine Unterhaltung nachgehends gewöhnt sein."

Klaus hatte noch nie etwas von dieser Geisterzwiesprach seines Bruders erfahren. Erstaunt fragte er, seit wann er denn Peters Stimme vernehme?

„Seit zehn Jahren."

„Und Du hast mir nie davon erzählt?"

„Ich nahm mir's gleich anfangs vor; allein man muß sich Zeit lassen; nun weißt Du's ja!"

Ein kalter Schauer überlief Klaus. War sein Bruder am Ende gar verrückt geworden? Hennecke mochte einen solchen Gedanken ahnen.

„Ich bin bei klaren Sinnen, Klaus, und fürchte mich nicht, gerade hier an dieser Stätte den ganzen Vorgang aufs klarste vor Augen zu sehen. Hier steht die Birke, hier haben wir am 5. Januar vor elf Jahren den Peter erstochen; damals schatteten die Zweige des Baumes kaum auf den Weg, jetzt überdachen sie ihn ganz. Hier lag er auf dem Schnee. Ich sehe alles so genau vor mir, wie ich's am jüngsten Tage sehen und bekennen werde. Wir gaben dem Todten ein jeglicher noch drei Stiche zum Zeichen, daß wir's gemeinsam gethan und ein Recht, ja die brüderliche Pflicht hatten, ihn todtzuschlagen. Und als der Barbier die Leichenschau vornahm, da rief er: Der Mann ist ja zugerichtet wie ein Fisch, den man auf dem Roste braten will! Aber die halbe Gemeinde lobte uns, und das Gericht hat uns freigesprochen. Doch seit die Graumanns in Speyer klagten, regt sich Peter wieder und spricht unsichtbar mit mir. Die vielen Stiche konnte er ertragen, aber so einen Reichskammergerichtsprozeß erträgt selbst ein Gespenst nicht. Es dauert ihm zu lange, er wird ungeduldig wie ich selber. Zwar muß ich's billigen, daß das Kammergericht langsam und gründlich vorgeht, aber ehrlich gesagt, ich wünschte doch auch, daß sie dort jetzt bald zum Schlusse kämen, weil mir Peters Gerede zu viel wird. Denn ist der Prozeß zu Ende, dann wird auch Peter Graumann Ruhe haben."

„Ja wohl," sagte Klaus, „und bis dahin haben wir alle Ruhe — im Grabe, und unsere Kinder und Enkel dazu. Aber wie oft spricht denn Peter mit Dir und zu welcher Zeit?"

Hennecke antwortete: „Das geschieht immer nur um Mitternacht oder um Mittag. Sind andere Leute zugegen, dann hören sie seine Stimme nicht. Er benachrichtigt mich, wann der Prozeß einen Ruck vorwärts thut und ein Bote von Speyer abgeht, er wird mir auch das Urtheil zuerst verkünden. Peter war bis jetzt immer ganz gut unterrichtet, ein einziges Mal ausgenommen; denn auch die Todten irren sich mitunter."

Nun begann auch Klaus zu glauben, daß die Zwiesprache wirklich vor sich gehe und nicht blos in Henneckes Einbildung. Allein so sehr er sich um noch genauere Auskunft bemühte, konnte er doch kein weiteres Wort aus Hennecke herausbringen. Dieser redete nun ganz vernünftig von anderen Dingen und sprach auch später niemals wieder von seinen heimlichen Unterhaltungen mit Peter Graumann.

Niemand ahnte, welche furchtbaren Kämpfe dieser starke und verschlossene Geist seit Jahren mit sich selbst bestanden hatte, und daß er in qualvollen Stunden dennoch öfters irre geworden war an seiner so ehrlich und reif erwogenen Pflicht, den Todtschläger seines Bruders todtschlagen zu müssen.

VII.

Auch nach der Heirath des jüngeren Bruders bewohnten Klaus und Hennecke noch immer gemeinsam das väterliche Haus. Als sie eben von dem Gange nach Kiel heimkehrten, wurden sie von einer fremden Magd begrüßt, welche auf dem Flur arbeitete. Sie bot ihnen so freundlich lächelnd guten Tag, als sähe sie alte Bekannte wieder. Doch weder Hennecke noch Klaus wußten, wer das Mädchen sei. Erst da Klausens Frau herzutrat und berichtete, dies sei eine neue Magd, die sie gestern gedingt habe, sie komme aus Dänemark, behaupte aber, vor Jahren schon einmal hier im Hause gewesen zu sein, faßte Hennecke die Dirne schärfer ins Gesicht und rief, seltsam bewegt: „Das ist Martha!" und gab ihr die Hand.

Kein Mensch im Dorfe hatte jenes blasse arme Kind

Digitized by Google

wieder erkannt, das inzwischen zu einer stattlichen frischen Jungfrau aufgewachsen war, nur Hennecke erkannte sie an ihren großen blauen Augen, die waren unverändert geblieben. Und er hatte diese Augen, welche Frieden sprachen und um Frieden baten, so oft im Geiste gesehen, wenn er irre wurde an seinem Recht! Den alten Mathias Plattner hatte er fast ganz vergessen, nur verwehte Laute aus seinen wunderlichen Reden hafteten noch in seinem Gedächtniß. Er glaubte aber zuletzt, Martha habe dieselben gesprochen, und was ihm aus dem Munde des Alten Thorheit gewesen war, das dünkte ihm jetzt Weisheit aus dem Munde des Kindes — nicht häufig, aber doch zuweilen. Dann blickte ihn das Kindesauge so unschuldig an, und jener kühlende Hauch des Friedens strich ihm über die heiße Stirn — wie dazumal!

Hennecke also begrüßte Martha und gab ihr die Hand. Dies war die ganze Scene des Wiedererkennens. Dann ging er in Stall und Scheuer und fragte nicht einmal, wie denn Martha wieder hierher gekommen, wo sie inzwischen gewesen und was aus dem alten Mathias geworden sei? Klaus erzählte es ihm des andern Tages unaufgefordert; Hennecke schien kaum zuzuhören, hörte aber doch.

Mathias und Martha waren vor zwölf Jahren von Radesloe nach Schleswig gegangen, wo der Alte, wohl in Folge der erlittenen Mißhandlungen und Entbehrungen, jählings starb. Das verwaiste Mädchen tagelöhnerte hierauf von Ort zu Ort, bis es in Dänemark für geraume Zeit einen Dienst auf einem Bauernhofe fand. Jetzt aber wieder brotlos, war sie gen Süden gewandert, und als sie durch Radesloe kam, entsann sie sich der guten Aufnahme, die sie hier vor Zeiten bei den Gülzows gefunden, sie fragte an und wurde von Klausens Frau gedingt, weil sie so stark und wohl anzusehen war, sich auch am ersten Tage schon als geschickt und fleißig erwies.

Hennecke nahm keine Notiz von diesem Berichte und redete gleich darauf von ganz anderen Dingen.

Nach einigen Tagen fragte ihn Klaus, ob der Bote von Speyer noch nicht angekommen sei, den ihm Peter Graumann verkündet, und ob Peter inzwischen wieder mit ihm gesprochen habe.

Peter hatte sich seitdem nicht mehr vernehmen lassen, auch war kein Bote gekommen.

Es verstrichen drei Wochen; Hennecke hörte die Stimme nicht wieder. Sonst zog er mitternachts, wenn Peter unsichtbar zu reden begann, die Bettdecke über den Kopf und hörte doch jedes Wort durch die Bettdecke hindurch; jetzt dagegen richtete er sich, erstaunt über des Gegners langes Schweigen, Schlag zwölf Uhr im Bette auf, blickte hellen Auges in den Mond und wartete mit Aug' und Ohr auf Peter; allein er sah und hörte nichts mehr.

„Peter schweigt, seit Martha im Hause ist," so sprach er dann zu sich selber, „sollte sie ihn von der Schwelle treiben?"

Hennecke blickte manchmal verstohlen auf Martha, und seine Gedanken waren öfter bei ihr als in Speyer. Er machte sich Vorwürfe darüber und zwang sich, an den Reichskammergerichtspräsidenten unter seinem Thronhimmel zu denken, wann er Martha die Kühe melken sah. Allein es gelang ihm durchaus nicht, die Stalldecke in einen Thronhimmel und die Magd in einen Präsidenten zu verwandeln. Uebrigens würdigte er sie selten eines Wortes, und was das wunderbarste, er erzählte ihr nicht einmal von seinem Prozeß, von seinem Rechte; denn wenn er davon hätte erzählen wollen, so hätte er ja zuerst von dem Todtschlage erzählen müssen, durch den er den berühmten Prozeß erworben hatte, und er getraute sich nicht vor Martha von dem Todtschlage zu reden, dessen er sich doch sonst vor aller Welt berühmte. Ja es beruhigte ihn, daß Martha noch gar nichts von demselben wußte; sie kam wenig unter die Leute, und die hatten sich ja auch längst schon satt gesprochen über jene alte Geschichte.

An einem Samstag nach dem Feierabend setzte er sich auf die Bank im Hofe, rief die Magd herbei und sprach: „Vor zwölf Jahren stellte ich hier Deinem Oheim Mathias eine Frage, die er mir in der Eile nicht beantwortete. Ich möchte jetzt die Antwort haben: Wie und durch wessen Hand verlorst Du Deinen Vater?"

Martha erröthete und zögerte; dann aber sagte sie schnell gefaßt: „Durch Henkershand."

Hennecke fuhr auf. Doch ward er gleich wieder ruhig. „Erzähle mir, wie das geschah?"

Martha sprach: „Mein Vater und sein Bruder Mathias lebten als Weber in Mergenholzen am Oberrhein, welches zur Herrschaft Windsberg gehört. Sie waren mit anderen aus Mähren dorthin eingewandert und bekannten sich in der Stille zur gereinigten Lehre, während der Herr von Windsberg und seine Leute zum römischen Glauben hielten. Der Herr hatte aber einen Amtmann, der meinen Vater ganz besonders haßte, weil der ihm einmal gesagt hatte, es sei nicht recht, daß er seine Bauern zum Prozessiren verhetze und sich von ihrem Hader reich mache. Darum kam der Amtmann eines Nachts mit dem Schreiber und vielen Knechten nach Mergenholzen; sie banden uns an die Pferde und wir mußten nebenher laufen aufs Schloß. Dort wurde uns befohlen, von unserem Glauben abzustehen und römisch zu werden. Da sich mein Vater und Oheim dessen weigerten, wurden sie auf die Folter gelegt, und weil ich noch zu zart fürs Foltern war, mußte ich zusehen, wie sie gemartert wurden. Sie blieben ihrem Glauben treu, und nun sprach ihnen der Amtmann das Leben ab und berief sich auf des Kaisers Befehl an seinen gnädigen Herrn. Meinem Vater wurde der Kopf abgeschlagen, dem Oheim Mathias aber gelang es, mit mir aus dem Kerker zu entfliehen, und so kamen wir damals bis hierher. Der Vater aber hat vor dem Block dem Henker verziehen und dem Amtmann und dem gnädigen Herrn und dem Kaiser und ist freudig gestorben mit dem Gebet, daß Gott seinen Verfolgern die Sünden vergeben möge. So erzählte mir's mein Oheim oft, wie er's von den überall zerstreuten Glaubensgenossen gehört hatte; denn diese waren zahlreich unter den Römischen im Oberland und hätten sich wohl rächen können an dem bösen Amtmann. Aber sie thaten's nicht, und auch mein Oheim sann keine Rache, da er doch den Bruder und Hab und Gut verloren hatte und wie ein Bettler in der Fremde schweifen mußte. Und auch mich hat er oft beten heißen für unsere Verfolger; denn die Unrecht an uns gethan, bedürfen unsers Mitleids und unserer Fürsprache."

Hennecke schwieg lange vor Staunen und Bewegung. Dann sprach er: „Es scheint, das gute Recht ist doch rarer in deutschen Landen und selbst beim Kaiser, als ich dachte. Aber wäret Ihr und Euer Anhang gleich stark gewesen wie der Herr von Windsberg, so hättet Ihr Euch dennoch gerächt und Blut mit Blut gesühnt. Aug' um Auge, Zahn um Zahn, so heißt's in der Bibel."

Darauf entgegnete die Magd: „Der Spruch, den Ihr anführt, steht im alten Testament, im neuen aber, welches stärker ist als das alte, steht geschrieben: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr. Und jener, der der Geißel willig seinen Rücken bot und am Kreuze rief: Vater, vergib ihnen! war dennoch der Stärkste, welcher je auf Erden wandelte."

Hennecke erwiderte nichts weiter und ging ins Haus.

VIII.

Nach zwölf Jahren hatte Hennecke nun also doch die Geschichte zu Ende gehört, welche Mathias damals begann und in der Eile nicht vollendete. Man erfährt zuletzt alles, wenn man Geduld hat.

So trug Hennecke denn auch die vollendete Geschichte ein Vierteljahr mit sich herum und dachte darüber nach, ohne mit Martha weiter davon zu reden. Er sprach überhaupt nicht mehr viel mit der Magd; fast schien es, als ob er ihr aus dem Weg gehe.

Am ersten Weihnachtstag nach der Kirche sagte er seinem Bruder, er wolle ihm etwas Neues mittheilen, und lud ihn auf seine Stube, deren Thür er von innen verriegelte. Dann sprach er:

„Klaus! Ich will heirathen."

„Und wen denn?"

„Martha!"

Digitized by Google

Klaus war starr vor Schreck über diese ungeahnte Neuigkeit. Ein Scherz konnte es nicht sein, denn Hennecke spaßte niemals; aber welche Martha meinte er? Es gab nur eine, die nur allzu nahe zu finden war, und Hennecke meinte eben diese.

Vergebens stellte ihm Klaus vor, wie tief er sich herabwürdige durch eine solche Heirath, er, der reichste Bauer, mit einer bettelhaften Magd, er, ein Mann, gegen den das Reichskammergericht wegen Landfriedensbruchs verhandle wie gegen einen kriegführenden großen Herrn, mit diesem hergelaufenen Ding, das vielleicht nicht einmal von ehrlichen Eltern stamme.

Alle Gründe verfingen nicht; Hennecke gab sich nicht einmal die Mühe, sie zu widerlegen, er beharrte einfach auf seinem Willen, und Klaus wußte, daß dieser nicht zu beugen sei. Doch schöpfte er einige Hoffnung, als Hennecke ihm zuletzt versicherte, er habe Martha noch kein Wort von seiner Absicht gesagt, sich auch sonst nicht das mindeste gegen sie merken lassen. Denn er halte es für Recht und Pflicht, zuerst seinem einzigen nahen Verwandten, seinem leiblichen Bruder, Kunde zu geben von dieser Familiensache. Uebrigens legte er ihm Schweigen auf. So gingen sie von einander.

Klaus hielt das Schweigen keineswegs. Rathlos, wie er war, schüttete er zunächst seiner Frau sein Herz aus über Henneckes tolles Vorhaben, dann auch einigen Freunden, natürlich jedes Mal unter dem Siegel der Verschwiegenheit.

Was sollte er thun? Etwa Martha sofort entlassen und aus dem Dorfe schaffen, bevor sie den Antrag erhalte? Das wagte er nicht aus Furcht vor dem Bruder. Oder sollte er unter der Hand Hennecke eine schlechte Meinung von Martha beibringen und Martha eine schlechte Meinung von Hennecke? Beides würde schwerlich gelungen sein. In genauer Erwägung der Natur seines Bruders kam er zuletzt auf den gescheidtesten Einfall: gar nichts zu thun. Hennecke ließ voraussichtlich wiederum Wochen und Monate verstreichen, ehe er Martha ein Wort sagte; inzwischen fand sich vielleicht doch ein unverhoffter Anlaß, das Mädchen zu entfernen oder den Bruder auf bessere Gedanken zu bringen.

Hennecke wartete in der That von Weihnachten bis Lichtmeß, ohne sich gegen Martha das geringste merken zu lassen. Aber im Stillen that er derweil nicht einen, sondern viele Schritte vorwärts. Er lebte nach alter Gewohnheit in sich selbst und mit sich selbst, er verkehrte mit seinen Gedanken und führte ganze Scharen von Gedanken auf, welche die längsten Gespräche unter einander hielten, sich verklagten und entschuldigten. Dabei rückte ihm Martha innerlich immer näher, sie ward ihm mit jedem Tage unentbehrlicher. Er wußte jetzt auch ganz bestimmt, daß sie allein Peter Graumann zum Schweigen gebracht; denn seit Martha im Hause war, hatte Peter nicht mehr mit ihm gesprochen. Hennecke suchte Martha zunächst nicht zu besitzen, aber er fürchtete sich, sie zu verlieren. Obgleich er Marthas Geist der Versöhnung nicht begriff und ihn keineswegs nachahmen wollte, so bewunderte er ihn doch, vornämlich weil sie ein Mädchen war; denn bei einem Manne wie Mathias hatte ihn dieser Versöhnungsgeist verdrossen. Wir bewundern auch eine Heilige, ohne sie zu begreifen, geschweige daß wir sie nachahmten. Er glaubte nach wie vor recht gehandelt zu haben; aber Martha erschien ihm besser als er, und er wußte selbst nicht warum? Alle wahre Liebe gründet darauf, daß wir in dem geliebten Wesen ein besseres Wesen ahnen. Wer sich zu der Geliebten herabläßt, wer ihr gleichzustehen meint, der liebt nicht. Und Hennecke liebte wahrhaftig. Es war nicht Unschlüssigkeit, daß er säumte, Martha seine Liebe zu gestehen; er zögerte mit diesem Bekenntniß blos, weil er, der eiserne Mann, zu schüchtern war angesichts der armen Magd, die er für besser hielt als sich selber. Aber wenn sich etwa ein anderer gut genug für Martha gehalten haben würde, so hätte er dem gleich den Schädel einschlagen mögen. Das ist wahre Liebe.

Inzwischen ahnte Martha nicht das leiseste von dem Sturm, der durch Henneckes Seele brauste; sie merkte auch nicht, daß sie bereits ins Gerede des halben Dorfs gekommen war, daß man Hennecke um ihretwillen mitleidig, sie selbst aber um Henneckes willen neidisch anblickte. Denn Henneckes geheimer Vorsatz war von wenigen bald zu vieler Ohren gewandert. Doch wagte niemand gegen sie ein Wort davon zu äußern, theils aus Neid, theils aus Furcht vor Henneckes Zorn.

Da sah sie eines Tages den Gerichtsboten ins Haus gehen. Sie kümmerte sich nicht weiter darum. Allein andere Leute waren um so neugieriger, und eine Nachbarsfrau fragte sie noch selbigen Abends, ob der Bote wohl wieder Geld geholt habe für den großen berühmten Prozeß in Speyer? Martha wußte von keinem Prozeß. Die Frau lachte sie aus, daß sie allein im Dorf, die seit Monaten unter dem Gülzowschen Dach wohne, von dem Prozeß nichts wissen wolle, von dem das ganze Reich wisse, von der Klage gegen die Gülzows wegen Mord und Todtschlag, Krieg und Landfriedensbruch, und wie man das Ding sonst heiße!

Nun wurde Martha doch neugierig und ließ sich von der Frau erzählen, wie Hennecke und Klaus den Peter Graumann erschlagen hätten und nun deshalb beim kaiserlichen Kammergericht unter Anklage stünden. Martha wollte es gar nicht glauben, sie vertheidigte die Brüder, hielt die Frau für eine Verläumderin; aber etwas Wahres mußte doch an der Sache sein.

Da trat ihr bei der Heimkehr Hennecke entgegen. Heute hatte er endlich den Entschluß gefaßt, Martha sein Herz zu öffnen und ihr die Heirath anzutragen. Wie die Nachbarsfrau richtig errathen, hatte der Bote zwar nur Geld geholt, allein zugleich in Aussicht gestellt, daß der große Prozeß demnächst wieder einen Ruck vorwärts thun werde. Also drohte Peter Graumann wieder mit einer Unterredung, und Hennecke empfand ein mächtigeres Verlangen nach Marthas Besitz als je zuvor. Jetzt wollte er sprechen.

IX.

Er hieß Martha ihn auf seine Stube begleiten. Dort verriegelte er die Thür von innen, genau wie er's gemacht, als er dem Bruder die wichtige Familiennachricht eröffnete, setzte sich nieder, ließ Martha vor sich stehen, und erklärte dann dem erschrockenen Mädchen kurz und rund, daß er sie zur Frau begehre. Sie bringe ihm zwar keine Aussteuer mit, allein er bedürfe deren auch nicht, und wolle ihr ein so gutes Witthum aussetzen, daß sie nach seinem Tode wie die beste Wittwe in ganz Radesloe leben könne.

Martha zitterte an allen Gliedern; sie hielt diese Rede für Spott; aber Hennecke war immer so ernst und gut gegen sie gewesen, er konnte nicht so grausam spotten. Sie sagte darum, sie verstehe ihn gar nicht, er möge sich deutlicher aussprechen.

Hennecke erwiderte: „Ich will Dich heirathen; das ist doch deutlich genug?"

Jetzt sah Martha aus seinem Auge, sie hörte aus seinem Tone, daß es ihm heiliger Ernst war; sie brach in Thränen aus und dankte ihm für die große und unverdiente Güte; aber sie konnte nichts weiter herausbringen.

Doch Hennecke begehrte, daß sie nun auch eben so deutlich spreche wie er, nämlich: „Ja oder Nein!"

Martha sammelte sich, vermochte aber erst nach sichtbaren inneren Kämpfen zu sprechen: „Ihr begehrt Unmögliches. Ich hatte bisher ein Geheimniß vor Euch, das müßt Ihr nun erfahren. Ihr könnt mich nicht heirathen: ich bin eine Wiedertäuferin!"

Das Wort traf den starken Mann wie ein Blitzschlag. Er wußte zwar gar nicht, was eigentlich ein Wiedertäufer ist, hatte aber doch gehört daß diese Leute ihre Kinder zweimal tauften, zuerst wie andere Christen, wann sie eben zur Welt gekommen, dann aber und nun erst recht ordentlich, wann sie groß geworden seien und bei ihrem eigenen Taufschmause mitessen könnten. Das däuchte ihm ein furchtbarer Frevel: war dadurch das Sakrament der Taufe nicht ganz verdorben und auf den Kopf gestellt? Derselbe Schlüssel, welcher, einmal umgedreht, den Himmel öffnet, schien ihm, zweimal umgedreht, noch viel sicherer die Hölle aufzuschließen. Allein wenn er das weinende Mädchen ansah, wie sie ihm gleich einem Engel hilfreich in seinen Kämpfen und schweren Träumen erschienen war, dann konnte er doch nicht glauben, daß sie schon ganz dem

Digitized by Google

Das Taschlich (Wassergebet) am jüdischen Neujahrsfeste. Nach dem Gemälde von W. Stryowski.

Digitized by Google

Teufel verfallen sei. Darum fragte er endlich: „Und bist Du denn wirklich zum zweiten Mal getauft?"

„Ja und nein!" antwortete Martha. „Ich will Euch bekennen, wie's mit mir steht. Ich bin noch nicht zum zweiten Mal getauft; denn als man uns gefangen nahm, war ich noch zu jung, und dann irrte ich ja mit Oheim Mathias durch die weite Welt, und der Oheim starb so bald. Aber höret genau: Da man uns nach Schloß Windsberg der Marter und dem Tod entgegenführte, wurde ich von meinem Vater gefragt, ob ich bereit sei, mit ihm für unseren Glauben zu sterben. Und da ich es fest bejahte, legte er mir die Hand auf den Kopf und erklärte mich auch ohne Taufe für ein rechtes Glied der Gemeinde. Und so bin ich dennoch in Todesnöthen wiedergetauft, wenn ich gleich die Taufe nicht zum zweiten Mal empfangen habe."

Hennecke athmete auf. „Das Handauflegen gilt nichts, und Du bist also doch keine rechte Wiedertäuferin! Aber was hat man Dich sonst zu glauben gelehrt?"

„Man lehrte mich, Gott zu lieben über alles und meinen Nächsten wie mich selbst, keine Rache zu nehmen für erlittenes Unrecht, keinen Streit zu führen, sondern vielmehr zu segnen die mir fluchen, keinen Eid zu schwören, fleißig zu arbeiten und zu beten und in froher Hoffnung den jüngsten Tag zu erwarten, der bald kommen wird. Ich war noch gar ein einfältiges Kind, vielleicht hat man mir gar nicht alles gesagt, und mein Oheim hätte mich gewiß noch mehr gelehrt, wenn ich größer gewesen wäre und wenn uns Hunger und Noth nicht überall auf den Fersen gesessen hätten. Oheim Mathias war keiner von den Strengen, er trug keine Haften am Rock; mich ließ er zwar ein ganz besonderes schwarzes Häubchen tragen, aber weil mich im fremden Land die Kinder darüber auslachten, verbarg ich's unter der Schürze, und er schalt mich nicht, und jetzt könnt' ich das Häubchen gar nicht mehr aufsetzen, denn es ist mir viel zu klein geworden."

Diese Worte wirkten auf Hennecke wie ein befreiender Zauber. Martha mußte ihm gehören, es koste was es wolle. Sie war ja noch gar keine Wiedertäuferin. Er erklärte ihr jenen seinen Willen, zwar nicht minder kurz wie vorher, aber in leidenschaftsvollem Ton.

Martha blickte betrübt zu Boden. Sie sagte leise: „Ich hatte ein Geheimniß vor Euch und habe es ausgesprochen; doch auch Ihr habt ein Geheimniß vor mir. Ist es wahr, daß Ihr den Peter Graumann mit Vorbedacht erschlugt, um Euren Bruder zu rächen? Ist es wahr, daß Ihr deshalb in Anklage verstrickt seid beim Reichsgericht und stolzer auf den Besitz dieser Anklage als auf Haus und Hof?"

„Das ist alles wahr," entgegnete Hennecke. „Ich habe für meinen erschlagenen Bruder in aller Geduld Recht beim Richter gesucht und nicht gefunden; also mußte ich selber ihn rächen. Das that ich auch gar nicht übereilt, sondern mit reifem Vorbedacht, und mache kein Geheimniß daraus. Ich rühme mich der Anklage und des Prozesses in Speyer; denn derselbe beweist, daß wir, Klaus und ich, wie Männer handelten, und wir werden auch als Männer siegen."

Da erklärte Martha fest: „Beharret Ihr bei diesen Worten, so kann ich niemals Eure Frau werden. Ich muß ja wohl bekennen, daß Euer gütiger Antrag mir das Herz bewegt; und jetzt will es fast brechen. Wie mit Gewalt kommt es plötzlich über mich, daß ich Euch lieb habe, woran ich doch vorher niemals dachte; ja, daß ich Euch lieb habe, den trotzigen vornehmen Mann, der sich so mild zu einem verstoßenen Mädchen niederbeugt. Aber ich muß fort, ich kann Euch nicht heirathen. Gott weiß, ob unsere Gemeinde noch besteht und ob ich in aller Form zu ihr gehöre und recht glaube; aber im Geiste und Willen folge ich dem Geiste meines Vaters!"

Sie ging zur Thür und schob den Riegel zurück. Hennecke ließ es schweigend geschehen. Sie öffnete; allein auf der Schwelle wartete sie wieder und kehrte sich um. „Ich weiß nicht, was ich thun soll. Vielleicht ist's eine schwere Sünde, was ich jetzt sagen will, und dennoch sei's gesagt! Hennecke! Ich will Euch heirathen; aber söhnet Euch vorher aus mit den Graumanns, bereuet Euren Todtschlag, sühnet Euer Vergehen, rühmet Euch nicht mehr des Besitzes Eurer Anklage, sondern sorget mit aller Macht, daß sie zurückgezogen werde."

„Das kann ich nicht!" rief Hennecke finster. „Meine Rache war mein Recht!"

„Ich gebe Euch drei Tage Bedenkzeit," sprach Martha und trat noch einmal zu ihm heran und reichte ihm die Hand. „Suchet mich nicht auf, redet nicht mit mir in dieser Frist. Sind wir allein, dann kommen uns die guten Gedanken."

So schieden sie.

X.

Hennecke wußte nicht, wie ihm geschah; eine Magd, eine heimatlose Dirne gab ihm drei Tage Bedenkzeit, daß er sich ihrem Willen füge, statt seinen Antrag mit beiden Händen zu ergreifen, einen Antrag, um welchen sie die reichsten und schönsten Mädchen im ganzen Dorfe beneiden mußten!

Er kämpfte die drei Tage mit sich selbst, daß er hätte von Sinnen kommen mögen; denn er liebte Martha nun noch heftiger als vorher.

Aber nach drei Tagen antwortete er ihr dennoch: „Ich will mich allem fügen, was Du begehrst, nur dem Einen nicht, daß ich bekenne, gegen Peter Graumann unrecht gehandelt zu haben, und bereue und Sühne biete. Ich war und bin in meinem Recht; das behaupte ich vor Kaiser und Reich, das nehm' ich auf meine Seligkeit beim jüngsten Gericht!"

„So müssen wir scheiden!" sprach Martha zitternd. „Vergelt Euch Gott, was Ihr mir Gutes gethan!"

Hennecke wollte sie zurückhalten, wollte reden; aber er konnte nicht.

Sie ging hinüber zu Klaus und bat ihn um die Gunst, augenblicklich wieder abziehen zu dürfen. Sie fürchtete abschlägigen Bescheid, da sie sich bis Georgi verdingt hatte; allein Klaus war überfroh, die gefährliche Dirne so geschwind loszuwerden; er gab ihr noch den vollen Lohn bis Georgi zur Wegzehrung mit, und sie schnürte ihr kleines Bündel und ging.

Das alles geschah in einer halben Stunde.

Hennecke sah Martha mit dem Bündel aus dem Hause gehen, er wollte ihr nachrufen, die Stimme versagte ihm; er sah sie um die Ecke biegen, ohne daß sie einen Blick zurückwarf. Jetzt war sie verschwunden.

„Gottlob!" sprach Klaus zu seiner Frau. „Martha ist fort, nun wird Hennecke wieder gescheidt werden."

Sie wunderten sich, daß Hennecke nicht zum Abendessen kam. Er hatte sich eingeschlossen; als Klaus an der Thür pochte, rief er, man solle ihn allein lassen, er begehre nichts.

Des Nachts hörte ihn Klaus aus der anstoßenden Kammer heftig mit Peter Graumann reden.

Am andern Morgen ging er in die nun wieder geöffnete Stube, um zu sehen, wie es mit dem Bruder stehe.

Der saß ganz feierlich vor dem Tisch auf einem Lehnstuhl. Auf dem Tisch aber lag die Hausbibel; er hatte sie mitten auseinander geschnitten in eine größere und kleinere Hälfte, das alte und neue Testament, welche gesondert zur Rechten und Linken geschoben waren. Es war nichts Auffallendes an Hennecke zu bemerken; nur seine Augen rollten unstet.

„Um Gotteswillen, Hennecke! was treibst Du?" fragte Klaus.

„Gerichtsdiener!" rief Hennecke. „Heißt den einfältigen Bauern schweigen, der mich unterbricht. Ich heiße nicht Hennecke; jener Hennecke Gülzow steht dort neben Euch an der Armensünderbank. Ich bin der Kammerrichter des höchsten Reichsgerichts, vom Kaiser bestellt. Ihr Beisitzer" — und er blickte im leeren Raum umher, als umringte ihn eine zahlreiche Versammlung — „helft mir dieses große Buch mit dem kleinen in Einklang bringen. Dort stehet geschrieben: Aug' um Auge, Zahn um Zahn! Hier dagegen: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr! Wie reimt Ihr beides? Wir bedürfen dieser Textesstellen in dem weltberühmten Prozesse Graumann contra Gülzow. Das kleine Buch wird dem Hennecke den Hals brechen, wenn es über das große siegt."

Klaus stürzte zur Thür hinaus und rief seine Frau. „O Jammer! Hennecke ist verrückt! Er hält sich für den kaiser-

Digitized by Google

lichen Kammerrichter, er hat die Bibel zerschnitten und sitzt über sich selbst zu Gericht!"

In der That, Hennecke war verrückt. Fruchtlos blieben alle Versuche, ihn zu überzeugen, daß da, wo er den Hennecke sehe, bloße Luft sei, und daß er selbst kein Kammerrichter, sondern eben jener Hennecke. Er gerieth in Wuth über dieses Verbrechen des versuchten Austauschs seiner Person, wie er's nannte, und wollte gleich eine Klage darüber in Speyer anhängig machen; behandelte man ihn aber als Kammerrichter, dann war er ruhig. Wochenlang saß er von früh bis spät vor dem Tisch, die zerschnittene Bibel prüfend und vergleichend; dann verhörte er die beiden Angeklagten, hauptsächlich den Hennecke Gülzow, vernahm Zeugen, berieth mit den Beisitzern, ließ Gutachten abverlangen, Akten ausfertigen und unterschrieb Protokolle.

Eines Tages rief er alle Leute im Hause zusammen und befahl ihnen, die Fenster und Thüren zu öffnen und sich dann im Kreise an den Wänden des Zimmers aufzustellen; denn um den Tisch — wie er meinte — saßen ja die Beisitzer und rechts und links etwas seitab Kläger und Beklagte. Man that ihm den Willen.

Da nun alle ihn umstanden, erhob er sich mit furchtbarem Ernst und legte das neue Testament über das alte, daß es dasselbe ganz zudeckte. Dann sprach er mit weithallender Stimme:

„Der weltberühmte Prozeß Graumann gegen Gülzow ist spruchreif. Das kleine Buch hat gesiegt über das große und zwar mit dessen eigenem Spruche. Die Stelle Römer 12, 19 ist abgeschrieben aus 5. Mos. 32, 35. Bindet mir die Bibel wieder zusammen! Hennecke Gülzow, tritt vor! Dein Recht sollst Du jetzt haben. Ich, der kaiserlichen Majestät Kammerrichter, erkenne Dich schuldig des vorbedachten Mordes, verübt an Peter Graumann, und des Landfriedensbruchs. Du bist gerichtet!"

Bei diesen Worten sank er lautlos in den Lehnstuhl zurück. Er war todt.

Der wirkliche Prozeß in Speyer fand niemals ein Ende; er wurde nach Henneckes Tode noch lange gegen dessen Bruder fortgeführt, und die vorhandenen Akten zeigen keinen Abschluß. Aber ein höherer Richter hatte schon längst das Urtheil gesprochen.

Holsteinische Fischzucht.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Die künstliche Fischzucht, die jetzt so viel von sich reden macht, ist keine neue Sache. Bereits im Jahre 1824 wurden auf dem Gute des Grafen Rummerskirch in Böhmen Lachse künstlich ausgebrütet. Ja schon seit dem Jahre 1741 kannte der Lieutenant Jacobi zu Hohenhausen im Lippeschen das Verfahren, Forellen und Lachse zu züchten, welches er wiederholt (1763 und 1765) veröffentlichte.

Die Teiche und Seen bei Städten und Dörfern, bei Rittergütern und Domänen liegen jetzt zum Theil wüst und zugeschlammt. Wenige dieser Gewässer haben klares Wasser mit geregelter Cirkulation, noch weniger sind von kundiger Hand mit Fischen besetzt und noch viel weniger werden sachgemäß bewirthschaftet. Unter der Pflege der Mönche, die während der langen Fastenzeit für sich und die Laien der Fische bedurften, waren die Fischereien der Klöster, Burgen und Amtshöfe im besten Zustande. Wie blühten im Mittelalter die Fischergilden der Städte! In der Nähe der Klöster und festen Plätze wurden die Gräben zur Aufnahme von Fischen hergerichtet; in größerer Entfernung, meist im Schatten des Waldes wurden dann weitere Reserveteiche, die auch zur Züchtung verschiedener Arten dienten, angelegt. Ein leicht bewegter Boden, ein welliges Hügelland von einem Bach durchzogen, empfahl sich am meisten, und noch jetzt sehen wir an manchen Orten die verkümmerten Reste der einst herrlichen Anlagen, Reste, an denen nun die Sage von dem ehemaligen Fischreichthum üppig emporrankt. Wir können wohl sicher annehmen, daß schon die fischzüchtenden Mönche die naheliegende Entdeckung der künstlichen Ausbrütung von Fischen machten. Verloren gegangen und wieder entdeckt von Jacobi, ging diese Kunst abermals verloren, um im letzten Jahrzehnt erst zu allgemeinerem Nutzen bekannt und auch von wirthschaftlicher Seite begriffen zu werden.

Noch vor hundert Jahren wurde dem damaligen ersten Fischkenner Deutschlands jede obrigkeitliche Unterstützung vom größesten der preußischen Könige abgeschlagen. Als nämlich der verdienstvolle Bloch Friedrich den Großen um Beihilfe zur Herausgabe eines Werkes über die Fische in der preußischen Monarchie ersuchte, antwortete ablehnend der König: „Was es für Fische in meinen Landen gibt, weiß ich, nämlich Hechte, Zander, Plötze, Aale und Barsche. Will Er vielleicht die Gräten zählen?" Jetzt hingegen wetteifern Fürsten, Behörden und Vereine miteinander, um die lange vernachlässigte Fischkultur zu heben und zu fördern. Nachfolgende Skizze möge diese Behauptung weiter illustriren.

Das östliche Holstein, die Gegend zwischen Kiel und Lübeck ist eine der anmuthigsten Norddeutschlands. Die Bahn, welche beide Städte verbindet, schlängelt sich durch hübsche Thäler zwischen buchenbewachsenen Höhen, durch üppiges Ackerland und reiche Weiden. Den größten Reiz aber verleihen die zahlreichen Seen dieser Landschaft. Außer einer Anzahl kleinerer Seen sind zu nennen der Eutiner-, Keller-, Diek- und Plöner-See. Alle diese Gewässer stehen durch die Schwentine mit einander in Verbindung. Dieser Fluß ergießt sich bei Neumühlen, Kiel gegenüber, in die Kieler Bucht und hängt dadurch mit dem Meere zusammen. Zwischen beiden obengenannten Städten fast in der Mitte liegt am Diekse die Station Greinsmühlen.

Hier liegt an dem Ufer des Diekseés die Brütanstalt für edle Fische. Diese ist auf Kosten des Großherzogs von Oldenburg eingerichtet, der als Fürst von Eutin alljährlich in der Sommerzeit einige Wochen das schöne Ländchen zu besuchen pflegt. Das dicht am Wege erbaute zweistöckige Haus ist mit einem Strohdach versehen und liegt in anheimelnder beschaulicher Ruhe mit der Front dem See zugewandt. Das Haus, von zwölf Teichen umgeben, ist allein den Interessen der Fischzucht gewidmet. Im gleichfalls strohbedachten Anbau wohnt der Aufseher Lorenz, der seit längerer Zeit den Dienst eines Fischmeisters versieht und auf unsere Fragen stets gründlichen Bescheid zu ertheilen wußte.

Der intellektuelle Urheber der vor etwa fünf Jahren gegründeten Anstalt ist der Baurath Bruhns in Eutin. Die erste Einrichtung und Leitung übernahm der Fischmeister Plöderer aus Graz, unter dessen kundiger Anleitung Lorenz die Sache erlernte. Ohne viel Umschweife führte uns letzterer in medias res. Das untere geräumige Zimmer des Hauptgebäudes ist zur Aufnahme der Fischbrut eingerichtet. Ein dicht hinter dem Hause hervorsprudelnder Quell von nahezu gleicher Temperatur, die während des ganzen Jahres nur zwischen vier und acht Grad R. schwankt, versorgt die Anstalt mit dem wichtigsten Erforderniß. An den Seiten des Zimmers finden sich kleine künstliche Teiche oder Aquarien, alle mit lebendigem Grün eingefaßt. Farnkräuter, Moose und Schlingpflanzen gedeihen in dieser feuchten Atmosphäre wie an den Wasserfällen im Walde, da sie von dem steten Tropfenfall aus turbinenartig sich drehenden Röhren getroffen werden. Die im Wasser enthaltene sauerstoffreiche Luft ist das erste Erforderniß zum Athmen und Gedeihen aller Wasserbewohner. Im Trüben, wo diese Luft fehlt, ist daher nach dem Sprichworte gut fischen. Durch das Athmen mittelst der Kiemen wird die vom Wasser aufgesogene Luft demselben entzogen und muß deshalb dem flüssigen Elemente durch stete Bewegung wieder zugeführt werden. Besonders ist hierbei der Tropfenfall eines Springbrunnens nützlich, indem jeder Tropfen die nöthige Luft mechanisch mit sich reißt. In genannten Teichen fühlten die erst kürzlich ausgeschlüpften Fischlein, welche noch durchsichtig waren, die Forelle, der Saibling, der Lachs sich so wohl wie im Silberbach. Die Gefühle der Mutterliebe finden sich ohnehin nicht bei den größeren Fischen. Die Eier werden an möglichst günstigen Orten abgelegt, von der s. g. Milch der herbeigeeilten Männchen befruchtet und dann sich selbst überlassen. Nur allein den kleinsten und am

Digitized by Google

meisten verachteten Fischen, dem Stichling (Gasterosteus) und der Meergrundel (Gobius) ist von der neueren Naturforschung das Geschäft des Nestbaus und der Aufsicht der Brut abgelauscht. Sonderbarer Weise ist es dann nicht das Weibchen, sondern das Männchen, welches die Mühe des Ueberwachens und Schützens übernimmt.

Nun zur Hauptanlage. Auf einem langen schräg geneigten Tische befinden sich, in zwei Reihen angeordnet, 16 große Schalen oder Wannen von braunrothem nicht glasirten Thon, jede von 2 Fuß Durchmesser und 7—8 Zoll Tiefe. Der flache Boden ist im Abstande von 2 Zoll mit einem Rahmen bedeckt, innerhalb desselben zahlreiche sich fast berührende Glasstäbe eine enge Roste bilden. Hierauf werden die befruchteten Eier geschüttet, um durch den sanften Strom des umlaufenden Wassers in gelinde Bewegung versetzt zu werden. Das durch groben Sand filtrirte kühle Quellwasser fließt von Wanne zu Wanne, bis es unterhalb der am niedrigsten stehenden aufgefangen, den Raum der Brütanstalt wieder verläßt. Solcher Tische, jeder mit 16 Wannen besetzt, gibt es fünf; also findet im ganzen die sorgsame Behandlung des angebrüteten Laichs in 80 Gefäßen statt. Zu Ende der Wintermonate des Jahres 1875 waren dergestalt 300,000 Eier eingesetzt, darunter 30,000 vom Saiblinge, einem edlen lachsartigen Fisch der Alpenseen. Die übrigen Eier stammten von Forellen und Lachsen und waren von verschiedenen Brütanstalten wie Hüningen, Freiburg und Hameln eingesandt; denn die jugendliche Anlage in Gremsmühlen ist erst demnächst im Stande, das eigene Bedürfniß zu decken. Da jede Wanne nahe an 4000 Eier enthält, so haben sich die Glasrosten als nothwendig erwiesen, um die unteren Eier auch genügend mit dem flüssigen Elemente in Berührung zu bringen.

Die Versendung der Eier geschieht in hölzernen Schachteln. In Moos sorgfältig verpackt, haben in jeder Schachtel mehrere tausend Eier Platz, die so nur in den Wintermonaten mit der Post versandt werden können, da Wärme noch mehr als eine geringe Kälte schadet. Auf dieselbe Weise wieder in Kisten mit Moos und Eis verpackte Schachteln voll befruchteter Lachs- und Saiblingseier haben dagegen sogar die Linie passirt und sind in Australien mit Erfolg ausgebrütet worden.

Wie bei jedem Säen, so fällt auch hier etliches auf das Steinige, etliches unter die Dornen. Der angebrütete Laich geht bald in Fäulniß über, und es bedarf dann der peinlichsten Sorgfalt des Wärters, die kranken Eier gleich zu entfernen, wenn nicht der ganze Inhalt des Gefäßes oder gar mehrerer verloren gehen soll. Die mikroskopische Untersuchung hat ergeben, daß die angesteckten Eier, die sich durch ein weißes käsiges Aussehen leicht verrathen, verschimmelt, d. h. von Pilzfäden und zarten Algen durchzogen sind. Je nach der Fischart und der Temperatur ist die Zeitdauer der Bebrütung verschieden. Die Laichzeit des Lachses in den verschiedenen Flüssen währt von Mitte September bis in den Dezember hinein, während die Entwicklung der Eier bei einer Wasserwärme von 5—6 Grad R. 70 Tage dauert. Größere Wärme kürzt die Zeit ab, eine etwas geringere Temperatur verlangsamt dieselbe. Letztere ertragen die ins Leben tretenden Fischlein leichter als erstere. Bei den reifen Eiern zeigen zwei dunkle Punkte schon die Stelle der Augen an, und bald darauf schlüpft das junge Thier aus, um sich nach einiger Ruhe munter in seinem Elemente zu tummeln. Jedes Fischchen hat einen Dottersack, ein mit Eiweiß gefülltes Anhängsel an der Bauchseite, worin die erste Nahrung enthalten ist. Nach dem Verzehren derselben schrumpft das sackartige Bläschen zusammen, und es beginnt von jetzt an die regelmäßige Fütterung. Gekochte und zerkleinerte Hühnereier, gekochtes und zerriebenes Fleisch, junge Fische wie Barsche, Rothaugen und Weißlinge, welche mit Maschinen zerhackt sind, dienen nun zur Nahrung.

Die heranwachsenden Forellen werden größtentheils in die zahlreichen Fischteiche der weiteren Umgebung von Gremsmühlen gesetzt, die zu den Wanderfischen gehörenden Lachse dagegen werden nach einigen Monaten den Seen anvertraut, damit die jungen Thiere ins Meer ziehen können. Da mindestens eine Periode von vier Jahren erforderlich ist, ehe die Lachse an die Geburtsstätte zurückkehren, so lassen sich hier bislang noch nicht große Erfolge erwarten. Einzelne Lachse sind jedoch bereits im letzten Jahre zufällig beim Angeln gefangen. Ob es dieselben Lachse sind, welche zurückkehren, war wenigstens für Deutschland noch immer eine offene Frage, die man an der Weser jetzt zur Entscheidung zu bringen suchte. Die Professoren Virchow und Hensen sowie der Fischmeister Schieber in Hameln zeichneten 1872 durch Abscheeren der Fettflosse tausend junge Lachse aus der dortigen Brütanstalt, deren theilweise Wiederkehr im Jahre 1875 erfolgte.

Die das Haus in Gremsmühlen umgebenden Teiche waren meist mit Binsen, Froschlaichgewächsen (Potamogeton) und Wasserranunkeln besetzt und am Rande mit Schlingpflanzen und den großen Blättern des Huflattigs eingefaßt, so recht geschaffen für den Aufenthalt der Fische. Einer dieser Teiche enthielt 400 Exemplare der Bachforelle (Trutta fario), ein anderer 150 Seeforellen (Trutta lacustris) im Alter von 2—3 Jahren, ein dritter enthielt die minder werthvollen Fische, welche zur Fütterung dienen. Quellreicher Grund macht diese Teiche besonders geeignet, auch im Winter die zahlreichen Wasserbewohner zu erhalten. Leider hatte sich auch hier, wie an anderen fischreichen Stätten, der größte Feind alles Fischlebens, die Otter eingestellt. In der Mitte jedes mit Forellen besetzten Teiches war daher eine Zufluchtsstätte für die Fische angelegt. Eine an den Seiten durchlöcherte Tonne war hier eingegraben, um den Fischen den Eintritt in die Zufluchtsstätte zu ermöglichen, wenn die gierige Otter sich nahte. Der obere Boden der Tonne war mit schweren Steinen belastet, die jeden Versuch des nächtlichen Raubthieres, hier einzudringen, zu Schanden machen. Trotzdem war es den Nachstellungen vielleicht mehrerer jagender Ottern schon wiederholt gelungen, die Lieblingsspeise sich zu holen.

Während so der Garten mit den unteren Räumen der Anstalt allein den praktischen Bedürfnissen dient, ist im oberen Stock auch die wissenschaftliche Seite nicht vergessen. In einem Schranke mit Spirituspräparaten dürfte auch das Auge eines Fischkenners manches Neue entdecken. Die Farben der in Weingeist konservirten Fische haben sich vorzüglich erhalten, was sich auf einen Zusatz von Glycerin zurückführen läßt, während man in anderen Fischmuseen durch einen Zusatz von Alaun die farbenzerstörende Wirkung des Spiritus aufhebt. So ist der Metallglanz der Schuppen und Schüppchen mit ihrem Farbenschiller meist unversehrt geblieben. Unter den Präparaten der Sammlung bemerkten wir eine Anzahl Ost- und Nordseefische sowie schleswig-holsteinische Süßwasserbewohner, vor allen aber die Produkte der eigenen Thätigkeit, die Fische aus der Familie der Salmoniden, theilweise in verschiedenen Altereszuständen. Ferner bemerkte man den Eierstock einer Forelle, Eier des Saiblings, sowie prächtig rothe Eier des Rhein- und Weserlachses von Erbsengröße. Eben befruchtete Eier, solche nahe vor dem Ausschlüpfen und endlich ausgeschlüpfte Fischlein mit Dottersäcken geben ein lehrreiches Bild der Entwicklungsgeschichte der Geschöpfe dieser bislang ziemlich vernachlässigten Thierklasse. Die auffällig große Anzahl der Mißgeburten und Zwillingsbildungen bei den Fischen war auch hier in mehrfachen Exemplaren lehrreich veranschaulicht.

Das an dem fischreichsten Busen Deutschlands liegende Kiel bietet dem Ichthyologen dasselbe für die Salzwasserbewohner, was Gremsmühlen für die edlen Fische des Salmgeschlechts bietet. Beide Orte des östlichen Holsteins ergänzen sich daher in dieser Beziehung vortrefflich. Nach den Angaben der Spezialforscher enthält die Kieler Bucht 70 Arten Fische, während von den Küsten der Nordsee, z. B. von Ostfriesland nur etwa 50 Arten Seefische bekannt sind. Die günstige Lage gab zu Studien Anlaß, welche, wie die Fauna der Kieler Bucht von Meyer und Möbius, zu den verdienstvollsten Arbeiten der Neuzeit auf diesem Gebiete zu zählen sind. Hier konnte es daher einem so eifrigen Forscher wie Dr. Meyer gelingen, Häringe in einem Aquarium auf dem Festlande ausbrüten zu lassen, um die Entwicklungsgeschichte dieses wichtigsten aller Meeresbewohner zu studiren. Der aus der Schlei herbeigeschaffte befruchtete Laich wurde in einem Glasbehälter dem schwachen aber kontinuirlichen Strome eines Seewassers von bestimmtem Salzgehalt ausgesetzt, und siehe da — vier Häringlein schlüpften aus. Die jungen

Digitized by Google

durchsichtigen Thierchen waren bei unserer Anwesenheit einen Zoll lang, äußerst munter und wurden mit sehr kleinen krebsartigen Seethieren (Copepoden) vortrefflich ernährt. Da der dunkele Mageninhalt gegen den durchsichtigen Fisch bedeutend absticht, so wird dadurch die Beurtheilung einer guten Verdauung erleichtert. Die Mittheilung dieses Ereignisses, des künstlichen Ausbrütens des empfindlichsten aller Seefische, den schon der Kummer des Gefangenseins fast im Netze tödtet, konnten wir uns nicht versagen. Mit gespannter Erwartung sehen wir daher weiteren Veröffentlichungen entgegen. Nun es erst gelungen ist, aus Millionen Eiern einige Häringe künstlich zu erziehen, so wird die Wissenschaft auch die weiteren Bedingungen erforschen, die Natur in ihren Bestrebungen zu unterstützen. Zwar gibt es immer noch einzelne negirende Geister unter den Praktikern wie unter den Gelehrten, welche den Erfolg solcher Fischzucht in Zweifel ziehen möchten, aber die steigenden Pachtpreise der Fischereien mit künstlicher Befruchtung, das Akklimatisiren der Fische in anderen Stromgebieten, ja sogar in fremden Erdtheilen sind genug Beweise des Gelingens.

Um die praktische Seite der Fischzucht und des Fischfanges nicht ganz zu vernachlässigen, begaben wir uns unter kundiger Führung noch zu den Fischräuchereien in Ellerbeck. Dies Kiel gegenüber auf der Ostseite der Bucht reizend gelegene Dorf wird demnächst durch den Ausbau der Marinestation und der Werft für unsere Kriegsflotte eine erhöhte Bedeutung gewinnen. In Ellerbeck besahen wir die Anstalten zum Räuchern von Häringen, Dorschen, Sprotten und Aalen, die von dem „Röker" theils auf eigene Rechnung, theils für größere Fischhandlungen in Kiel betrieben werden. Die Fische werden sowohl im Kieler Busen, als auch in den entfernteren Gewässern der Ostsee gefangen und von Friedrichsort, Korsör, Kopenhagen ꝛc. hier angebracht. Die präparirten „grünen" Fische werden an Holzstäben oder eisernen Stangen mittels Durchbohrung des Kopfes befestigt und anfänglich einem schwachen Feuer ausgesetzt, um getrocknet und nahezu gar gebraten zu werden. Erst dann kommt der Rauch des gedämpften Feuers zur Verwendung, welcher mit den Zersetzungsprodukten des Holzes seine konservirende Kraft dem Fischkörper einverleibt. Bei größeren Fischen ist der Räucherungsprozeß, wobei nur Späne von Eichen und Erlen verwendbar sind, in drei Stunden beendigt. Die geräucherten Fische werden nach Wall à 80 Stück zählend, verpackt. Zwei Personen können unter günstigen Umständen in 24 Stunden 100 Wall Häringe zubereiten. Für Aale ist die Zeit des Fanges und Räucherns in Ellerbeck nur vom Mai bis Ende Juli, während an anderen Flußgebieten ein zweimaliger Fang, im Frühjahr und Herbst, stattfindet.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß es den Bemühungen der Anstalt in Gremsmühlen gelingen möge, den Lachs in den Gewässern der Schwentine gleicherweise zu vermehren, wie es den Anstalten an Rhein und Weser bereits seit Jahren gelungen ist. Dann dürfte die Zeit kommen, daß jeder gute Bürger am Sonntage seinen Lachs im Topfe hat und auch den Räuchereien in Ellerbeck dürfte durch das Konserviren des edelsten der Fische ein neuer Erwerbszweig erblühen. Dr. Häpke.

Der Arzt als Eroberer.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von Dr. Dyrenfurth.

Wir leben im Zeitalter der Annexionen. Die europäische Landkarte unterliegt fortwährenden Schwankungen, und die Grenzfarben der einzelnen Länder verändern sich den Geographen fast unter den Händen.

Wie aber die Fürsten aus Gründen der höheren Politik es nicht selten für nöthig und unentbehrlich finden, die Grenzpfähle ihrer Reiche mehr oder weniger weit in Nachbargebiete hinüberzurücken, so entdeckt auch der Arzt gar häufig bei einem Kranken Schäden oder Lücken, welche den Organismus verunstalten oder seinen Bestand bedrohen, und nur durch Zwangsanleihen vom eigenen oder fremden Körper ausgeglichen werden können. Nur zu oft müssen wir, da der Mensch leider nicht so glücklich ist wie der Krebs, dem statt des abgerissenen ohne ärztliche Hilfe ein neues Bein nachwächst, Mängel und Verluste durch allerlei künstliche Ersatzmittel zu decken suchen. Götz von Berlichingen konnte nur mit der vom Waffenschmied angefertigten eisernen Hand darein schlagen. Wir selbst sind oft genöthigt, mit Zähnen vom Wallroß zu beißen, und die Kunst anzurufen, daß sie uns auch Haare und Augen, Wangenroth und Gaumen, Arme und Füße, die wir im Kampf ums Dasein eingebüßt haben, möglichst naturgetreu wieder herbeischaffe — wogegen ein eiserner Magen noch zu den frommen Wünschen gehört.

Doch nicht von jenen käuflichen Surrogaten, die jeden Augenblick ohne Mühe abzulegen oder abzuschnallen sind, soll hier die Rede sein, ich will nur von solchen Leistungen der chirurgischen Kunst sprechen, welche eine wirkliche Einverleibung, ein Zusammenfließen zweier verschiedener Lebensströme bezwecken.

Operationen dieser Art sind in der Wissenschaft nichts Neues. Schon der arabische Arzt Abul Casem bespricht das Einsetzen fremder Zähne als eine ganz gewöhnliche Sache. Unsere Zahnärzte üben die Kunst nicht selten, schmerzhafte Zähne auszunehmen, und auf demselben Boden wieder einzupflanzen, wenn diese sich sonst noch als brauchbar erweisen, auf solche Art wird der wüthendste Bösewicht lammfromm, und zwar dadurch, daß ihm der Nerv durchrissen worden ist. John Hunter und Astley Cooper gelang es, frische Zähne in verwundete Hahnenkämme einzuheben; sie fanden bei der Sektion der Thiere aufs deutlichste den Uebergang neuer Blutgefäße in die Zahnwurzeln. Auch die Sporen und Klauen von Vögeln erreichen, auf besonders blutreichem Boden, z. B. wundgemachte Hahnenkämme eingesät, eine üppige Entwicklung, und wachsen manchmal bis neun Zoll hoch. Eben mit der Wurzel ausgerupfte jugendliche oder Greisenhaare können, wenn sie in frische Stichwunden eingesetzt und durch Pflasterstückchen festgehalten werden, vollständig einheilen. Die Vereinigung gewaltsam getrennter Körpertheile, wenn sie nur wenigstens durch eine kleine Hautbrücke miteinander zusammenhängen, bereitet meist keine Schwierigkeiten, wachsen doch manchmal sogar abgehauene Fingerstückchen wieder fest an! Dem großen französischen Wundarzt Petit wurde einst ein Kranker zugeführt, welchem sein Gegner bei einer Straßenschlägerei die Nase abgebissen hatte. Die erste Frage des Chirurgen war: „Wo habt Ihr die Nase gelassen?" Nach stundenlangem Suchen wurde sie glücklicherweise gefunden, das heißt, aus dem Rinnstein gefischt. Petit nähte sie an, und zu seinem eigenen Erstaunen mit dem glänzendsten Erfolge. Bekannt ist die Geschichte von dem Todtenkopfe, jener polnischen Gräfin nämlich, deren durch die Skropheln zu einem wahren Schreckbild und Skelett entstelltes Gesicht von Dieffenbachs Künstlerhand mit einer Nase und Stirn, mit Wangen, Gaumen, Lippen und Augenlidern bekleidet wurde, und die er mit der Fähigkeit, zu sprechen und zu schlingen, beglückte. Gewiß, im Hinblick auf derartige Fälle dürfen die Aerzte mit Recht, nach Luthers Ausspruch, sich „unsers lieben Herrgotts Flicker" nennen.

Die Ursprünge desjenigen Zweiges der Chirurgie, welcher sich mit der organischen Ergänzung verlorener Körpertheile beschäftigt, sind bis in das graueste Alterthum zu verfolgen. Gehörte doch schon in Indien, dem Lande uralter Weisheit und Thorheit, wo das Nasen- und Ohrenabschneiden und ähnliche Verstümmelungen von Obrigkeitswegen vollzogen wurden, die Neubildung von Nasen zu den gewöhnlichsten und begehrtesten Operationen. Und seltsam, die Zunft der Koomas oder Ziegelstreicher, Leutchen, die heutzutage zur Chirurgie herzlich wenig Anlage verrathen, besaß bei den Indiern das besondere Vorrecht und eine hohe Gewandtheit, aus nennbaren und unnennbaren Körpertheilen Nasen an die richtige Stelle überzupflanzen.

Das Nasenmachen erlernten die Italiener erst im 15. und 16. Jahrhundert. Professor Tagliacozzi in Bologna, dessen Methode in der Uebertragung eines Hautlappens aus

dem Oberarm des Kranken bestand, erlangte darin eine solche Meisterschaft, daß er nach seinem Tode (1599) von seinen Mitbürgern durch ein Standbild mit einer Nase in der Hand verewigt wurde, ein Beweis, daß zu jener Zeit der Verlust des edlen Riechwerkzeugs zu den alltäglichen Vorfällen gehörte, obwohl die Justiz, wenigstens der gebildeten Völker, längst vergessen hatte, dasselbe als eins der am leichtesten erreichbaren Strafobjekte zu konfisziren. Aber tückische zerstörende Krankheiten waren über die Welt hereingebrochen und liebten es, das menschliche Antlitz jenes Zierraths zu berauben, welchen es gar häufig zu hoch trägt. So kam es, daß die Nasenfabrikation wieder zu einer geehrten Kunst emporstieg, bis sie abermals in den Staub der Vergessenheit sank, von dem sie erst durch den ältern Gräfe und Dieffenbach, wie das Dornröschen durch den Königssohn aus langem Schlummer zu neuem Leben geweckt wurde. Tausende von Nasen haben seitdem ihr verlorenes und ach! wie schmerzlich vermißtes Dasein wieder erlangt.

Die Nasenbildung (Rhinoplastik) ist aber nur ein Theil der plastischen Chirurgie oder der Kunst, fehlende Körpertheile organisch zu ersetzen, ein bis dahin fast ödes Gebiet, welches die genannten Meister zu einem blühenden, edle und zahllose Früchte mannigfaltigster Art tragenden Garten umgewandelt haben. Plastische oder bildende Chirurgie — eine höchst treffende Bezeichnung! Denn wie der Bildhauer den Marmorblock, so haben jene wohlthätigen Eroberer und ihre Nachfolger den armen verstümmelten Menschenleib nach seinem göttlichen Urbild umzuschaffen gesucht, bald Arm und Wangen, bald die Stirn und den behaarten Scheitel zum Formen einer möglichst anmuthenden Nase herangezogen, durch Hautüberpflanzungen auch anderweitige Mängel des Körpers und Entstellungen des Gesichts beseitigt, den gespaltenen Gaumen (Wolfsrachen) zusammengefügt und so das unverständliche Lallen in Sprache verwandelt.

Noch einen weiteren Fortschritt auf diesem Felde verdanken wir der neuesten Zeit. Hatte als oberstes und unantastbares Prinzip der modernen plastischen Chirurgie der Grundsatz gegolten, daß das zu verpflanzende Hautstück nicht gänzlich von seinem Mutterboden zu trennen, daß es an einer Stelle noch im alten Zusammenhange zu belassen sei, da sonst der Strom der Ernährung und Nerventhätigkeit versiegen müßte, so hat Reverdin in einem der weiland kaiserlichen Akademie zu Paris 1869 gehaltenen Vortrag gezeigt, daß diese Furcht übertrieben, daß es möglich sei, ganz und gar ausgeschnittene Hautstückchen aus entfernten Theilen, ja sogar aus einem fremden Körper, auf offene Wunden und Geschwüre einzuheilen. Er macht es wie der Gärtner, der ein edles Reis auf einen verwilderten Baum überpfropft. Damit ist aber die Anschauung als veraltet nachgewiesen, daß jeder seine eigene Haut zu Markt zu tragen habe. Dank der neuesten Leistungen der Wissenschaft, dürfen wir zu diesem Zwecke jetzt getrost auch die fremde verwenden.

Die Erfindung des Franzosen zählt nicht zu jenen windigen Projekten, jenen Eintagsfliegen, welche, kaum geboren, schon dem Untergang geweiht sind — sie ist eine vollendete, wohl erhärtete Thatsache, mit einer zwar kurzen, aber bereits ruhmvollen Geschichte. Durch eine große Zahl von Versuchen in Krankenhäusern erprobt, gleicht sie einem ergiebigen Bergwerk, aus dessen Schachten jeder Tag unerwartete Schätze zu Tage fördert. Dabei ist das Verfahren so einfach, daß es keine besondere Kunstgeübtheit von Seiten des Operateurs voraussetzt, und zugleich so harmlos, daß der Wildling gar keinen, der Stamm, von welchem das Pfropfreis gelöst wird, nur einen höchst unerheblichen Schmerz zu besorgen hat.

Unsere Haut besteht bekanntlich aus drei verschiedenen Schichten, der Oberhaut mit ihren Hornplättchen, der mittleren oder Lederhaut, welche sehr gefäß- und nervenreich ist und die Tastwärzchen enthält, und der Unterhaut. Der Operateur faßt nun mit einem Zängelchen eine kleine Falte möglichst von magerer schlaffer, aber sonst gesunder Haut, sei es des rechtmäßigen Eigenthümers, sei es des Cessionärs, und schneidet dieselbe mit einem Messer derart ab, daß noch einige Blutpünktchen aus der Mittelhaut daran haften, überträgt sie auf die kranke Stelle, und preßt sie vermittelst Heftpflasterstreifen oder Stanniolpapiers fest an. Damit ist alles gethan. Schon nach 8 bis 12 Stunden begegnet der fremde Blutstrom dem einheimischen, und nach 24 ist der überpflanzte Theil völliges Eigenthum des Organismus geworden. Nach weiteren 24 Stunden beginnt die Umgebung des Eingepfropften sich zu besäumen, und strahlenförmige Ausläufer als Etappen fernerer Narbenbildung auszusenden. Bei umfangreichen Hautlücken kann man zu gleicher Zeit 4 bis 5 solcher Läppchen in der Größe etwa eines Quadratcentimeters und in angemessenen Zwischenräumen wie eine Baumschule anpflanzen und dadurch die Heilung sehr beschleunigen. Es sind auf diese Weise Beingeschwüre von beträchtlicher Größe und vieljähriger Dauer binnen einigen Monaten geheilt und Erfahrungen gesammelt worden, die theilweise fast märchenhaft klingen.

Lesser in Greifswald pfropfte mit günstigem Erfolg aus der Haut eines Matrosen ein Läppchen auf das chronische Nackengeschwür eines Greises; andere haben auch die Haut frisch amputirter Gliedmaßen, Nußbaum sogar die von 6 bis 8 Stunden alten Leichen mit Glück überpflanzt. Stückchen aus der Negerhaut wurden einem Weißen aufgetragen und heilten nicht nur an, sondern verloren allmählich auch die schwarze Farbe. Was aber allem die Krone aufsetzt, sogar Thierhaut kann in menschliche verwandelt werden, wie Dubrueil nachwies, welcher zwei Hauttheile vom Leibe eines Meerschweinchens, das eine auf den Fuß, das andere auf die Wange einer alten Frau mit solchem Erfolge überpflanzte, daß sie fest einwuchsen, und nur die oberste Hornschicht sich abschuppte, während die Thierhaare allmählich ausfielen. Auch die Augenärzte haben neuerdings das Verfahren benutzt und zerstörte Theile der Bindehaut durch solche, die aus dem Kaninchenauge ausgeschnitten waren, ersetzt.

Im übrigen hat bereits vor vielen Jahren der vortreffliche Wiener Augenarzt Himly sich mit dem Gedanken beschäftigt, bei Trübungen der Hornhaut, welche das Sehvermögen aufheben, das Organ abzutragen und statt seiner ein thierisches Stück einzufügen. In der That gelang ihm bei seinen Versuchen die Ueberpflanzung der Hornhaut von einem Kaninchen auf das eines andern, sowie auf ein Katzenauge, indessen trübten sich dieselben nach einigen Wochen. Bigger hatte in dieser Beziehung vortreffliche Resultate und hielt für Menschen das Ferkelauge für am besten geeignet. Wutzer gelang es, das Hornhautstück eines Schafes in ein Menschenauge einzuheilen; in seinem und Schillings Versuche wurde jedoch durch eine eingetretene Trübung der Erfolg der Operation vereitelt. Nußbaum in München brachte in dem ausgeschnittenen Loch der Hornhaut eines Kaninchens ein Stückchen Fensterglas zum Einheilen. Alle diese Pfade sind von der neueren Augenheilkunde verlassen worden, jedoch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß man sie dereinst wieder betreten werde. Sie liegen im Geiste und Bereiche der Reverdinschen Erfindung, deren Tragweite auch ohne sie eine glänzende genannt werden muß. Bereits können wir sie bei veralteten Fußgeschwüren und ausgedehnten Brandwunden, welche bisher entweder jeder Behandlung trotzten oder Monate und Jahre lange Kuren erheischten, mit höchstem Erfolg verwerthen und die Arbeitsunfähigkeit vieler unbemittelter Kranken wesentlich abkürzen. Wir dürfen auch hoffen, mit Hilfe der Ueberpflanzungsmethode auf andere hartnäckige Hautübel, Flechten, Zerstörungen durch bösartige Krankheiten auf entstellende und die freie Beweglichkeit hemmende narbige Zusammenziehungen heilend einzuwirken, und sicher wird auch die plastische Chirurgie in geeigneten Fällen von ihr Gebrauch machen.

Wir haben die annektirende Chirurgie bis jetzt von zwei Seiten kennen gelernt, als Bestreben, einmal, die organische Wiedereroberung verschwundener Theile zu erwirken, sodann eine kranke Haut durch Einpfropfung eigner und fremder gesunder Hautstücke zu verbessern. Nur flüchtig gedenken wir der Impfung, jener alltäglichen Operation, mittelst welcher wir die Lymphe der Kuhpocke unserm Säftestrom einverleiben, um denselben vor dem gefährlichen Blatterngift zu schützen, und wenden uns zur Transfusion, der Ueberleitung von Blut in die Adern des Menschen.

Digitized by Google

Ein kühner, fast abenteuerlicher Gedanke, fremdes Blut dem eignen Körper einzutrichtern, die Lebensquellen zweier Geschöpfe zu einer einzigen zu vermischen! Magnus Pegelius, ums Ende des 16. Jahrhunderts Professor in Rostock, brachte die Transfusion zuerst in Vorschlag, der Engländer Lower führte sie zunächst an Thieren aus (1666), indem er einen Hund durch Eröffnung einer Halsader fast völlig verbluten ließ und ihn dann durch Einspritzung aus dem Blut zweier Hunde wieder ins Leben zurückrief. Der 1. Juni 1667 ist der Tag, an welchem die erste Blutübergießung in den Menschen geschah, und der Franzose Denys der erste, der sie vollzog, und zwar an einem 16jährigen blutleeren, durch ein Zehrfieber und 20 Aderlässe — die damaligen Aerzte verstanden keinen Spaß — ganz erschöpften Kranken. Es wurden ihm 18 Loth Lammesblut eingespritzt: der Kranke genas.

Die zweite Transfusion geschah bald darauf des Versuchs wegen an einem dafür bezahlten gesunden Sänftenträger; derselbe fühlte sich alsbald, nachdem er 20 Loth Lammesblut im Leibe hatte, äußerst wohl, vertilgte einen anständigen Trunk Wein und begab sich in seinen anstrengenden Dienst. In Mode kam jedoch die Operation erst dann, als sie bei dem Sohn des schwedischen Ministers Bond in Paris vollzogen worden war. Sämmtliche Aerzte hatten in einem schriftlichen Gutachten dem Kranken den unvermeidlichen Tod für die nächsten Stunden verkündet. Da demnach nichts zu verlieren war, so gestattete der Vater die Einspritzung einer Quantität Kalbsblut; der Kranke erholte sich danach etwas und kam zum Bewußtsein — starb jedoch im Lauf des folgenden Tages.

Nun, nachdem sie Eingang in die vornehme Welt gefunden, schwärmte alles für die Transfusion, und überschwänglich waren die Hoffnungen, die man an sie knüpfte; man träumte, durch sie die schwersten Krankheiten, ja auch Verrücktheit und alle Leidenschaften heilen, phlegmatische Temperamente in cholerische und umgekehrt verwandeln zu können, ja ein Weiser tischte den Vorschlag auf, durch gegenseitiges Blutüberführen streitsüchtige Eheleute eines Herzens und eines Sinnes zu machen.

Auch nach Deutschland drang die neue Wundermär. Der Breslauer, Dr. Purmann, war bei einer solchen Operation thätig, allein Lammesblut vermochte den Aussatz nicht zu heilen, und der Arzt erzählte nachher, der Kranke habe sich „in Jahr und Tag nicht von seiner Schafsmelancholie erholen können".

Solchen übertriebenen Erwartungen folgte bald der unvermeidliche Rückschlag und da das damalige Verfahren, abgesehen von der völligen Unbekanntschaft mit den Gesetzen des gesunden und kranken Lebens, an dem schweren Grundschaden litt, daß nur thierisches Blut zu den Einspritzungen verwandt wurde, so gaben zahlreiche Mißerfolge der Transfusion den Gnadenstoß. Sie kam in vollständigen Verruf, und kein Arzt wollte mehr etwas von ihr wissen.

Erst in diesem Jahrhundert, als die Medizin vom Wust des Aberglaubens und falschen phantastischen Hypothesenkrams sich zu läutern und auf die mühsame naturhistorische Erforschung der Lebensvorgänge sich zu stützen begann, gelangte die Transfusion wieder zu ihrem Recht. Durch vielfache Versuche wurde zunächst festgestellt, daß es durchaus nicht gleichgiltig sei, was für Blut man zu Einspritzungen verwende. Gießt man einer Taube nur einige Tropfen Säugethierblut ein, so erfolgt der Tod blitzschnell, wie durch eine Vergiftung mit Blausäure. Eben so wenig verträgt sich das kalte Fischblut mit dem von Warmblütern. Vogelblut mit dem größerer Säugethiere. Die Ursache dieser Erscheinung ist theils in den Temperaturunterschieden, theils darin zu suchen, daß die Blutkörperchen der verschiedenen Thierklassen ihre eigenthümliche Gestalt und Größe haben und sich nicht nach Willkür vermischen lassen. Ihre Form im Vogelblut ist elliptisch, während sie bei den meisten Säugethieren kreisrund ist. Auch in Bezug auf die Größe zeigt uns das Mikroskop einen ganz auffallenden Abstand der Blutkörperchen der einzelnen Thierklassen von einander; so beträgt ihr mittlerer Durchmesser bei dem Menschen 77, beim Rind 58, beim Schaf 45 Zehntausendstel eines Millimeters. Es eignet sich demnach nur das Blut verwandter Thiere zu Einspritzungen, zu Transfusionen beim Menschen also entweder das des Menschen oder im Nothfall eines Säugethiers.

Neuerdings hat sich die Frage der Lammbluttransfusion als einer der am lebhaftesten besprochenen Gegenstände auf die Tagesordnung der medizinischen Fachschriften gestellt. Einige Aerzte erzählen wahre Wunderdinge von ihr und wollen verzweifelte Fälle von vorgerückter Schwindsucht durch die Transfusion geheilt haben; andere, die den Versuch wiederholten, waren leider nicht so glücklich. Die Zeit wird den Streit schlichten. Soweit die bisherigen Erfahrungen über die Transfusion im allgemeinen lehren, lassen sich die Anzeigen zur Operation mit folgenden Worten erschöpfen.

Sie wirkt segensreich, seitdem sie sich nicht mehr unterfängt, alle Krankheiten heilen zu wollen, seitdem sie sich auf diejenigen Fälle von Verblutung, kranker Blutmischung und Erschöpfung beschränkt, welche ohne sie mit Gewißheit für kürzeste Frist den Tod voraussehen lassen. Ein Verlust von 6—7 Pfund Blut ist das höchste, was der Mensch erträgt, und schon vor dieser Grenze schwebt das Leben in Gefahr. Unaufhaltsam entschwinden die Geister, wenn nicht für schnellen Ersatz aus fremdem gesunden Menschen- oder Thierblut gesorgt wird. Mit sicherer Hand eröffnet der Arzt die sprudelnden Quellen fremden Lebens, leitet sie in die versiegenden des Todtkranken, und bringt nicht selten Rettung, wo alles verloren schien, so bei Wöchnerinnen, die dem Verbluten nahe waren, bei Amputirten, die bleich und fast pulslos dalagen.*) Mir selbst gelang es, bei einem durch Darmkatarrh völlig erschöpften und anscheinend in Momenten dem Tode verfallenen Kinde durch die Transfusion von Kaninchenblut das Verscheiden um vier Stunden aufzuhalten. Auch bei Vergiftungen mit Kohlengas hat die Kunst der Transfusion schon Wunder geleistet, indem sie durch einen Aderlaß das feindliche mit Kohlenoxyd überladene Blut aus dem Körper entfernte und durch eine andere Einspritzung ihm gesundes sauerstoffhaltiges zuführte. Dagegen hat man bei der Cholera von der Operation bis jetzt keine sonderlichen Erfolge gesehen.

Nicht erforderlich ist es, daß man das Blut, wie es aus der Ader quillt, unmittelbar eingießt; im Gegentheil empfiehlt es sich, das Blut vorher durch Schlagen und Klopfen seines Faserstoffs zu berauben und blos die übrig bleibende Flüssigkeit, in der noch immer die Blutzellen schwimmen, zu verwenden. Dagegen muß mit höchster Vorsicht darauf geachtet werden, daß die eingespritzte Flüssigkeit genau die Blutwärme besitzt, und daß auch nicht ein Atom einer Luftblase in den Kreislauf eindringt, da sonst die größte Lebensgefahr zu erwarten stände. Was die zu eröffnende Ader anbelangt, so werden von einigen die Blut-, von andern die Pulsadern vorgezogen.

Möchten wir mit unserem Ueberfluß dem Mangel unseres Nächsten immer so wirksam abhelfen, möchten die Annexionen sich immer so segensreich erweisen!

*) Vgl. die Abbildungen der Operationen mit dem Transfusor Dr. Roussels im X. Jahrgang S. 60. 61.

Ein Opfer.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Novelle von **F. L. Reimar.**

(Fortsetzung.)

„Der Mann, den ich meinen Freund nenne," sagte sie, und ihre Stimme ward fest durch die Macht ihres Willens, „kann nichts gethan haben, was Deine Ehre verletzt."

„Pah, wir Männer sind einmal empfindlich in diesem Punkt, empfindlicher oft, als sich das schwache Geschlecht träumen läßt, und die mich jetzt bereden möchte, daß ich nicht gekränkt worden bin, ist eben — erlaube, daß ich es sage, Helene — auch ein Weib!"

„Es ist Dein Weib," sagte Helene stolz und frei, „das in keiner Minute unwerth geworden ist, diesen Namen zu führen."

Digitized by Google

Einen Augenblick noch stockte sie; es war, als kämpfe sie noch eine Minute in ihrem Innern um einen Sieg, dann aber richtete sie sich hoch auf und fuhr fort:

„Oskar, weil ich mich würdig fühle, Dein Weib zu bleiben, so frage ich in dieser Minute: Sollen die Worte, die ich zu Dir sagte, als wir zuletzt an dieser Stelle standen, vergessen sein? Willst Du es, so will auch ich sie vergessen, so wie alles, was mich trieb, sie zu sprechen!"

Er sah sie mit einem raschen aber durchdringenden Blick an und sagte: „Und was ist die Ursache dieser plötzlichen Sinnesänderung?"

„Ich hoffe, Oskar," sagte sie, „wenn wir uns in dieser Stunde die Hand zur Verständigung, zur Versöhnung reichen, so erweicht sich Dein Sinn, und ich möchte ihn erweichen für den Mann, den ich meinen Freund nenne. Oskar, gestern zu der Zeit, als Du mich in diesem Zimmer erwarten mochtest, pflegte ich in dem meinigen ein junges Mädchen, das durch Zufall vor meinen Augen verwundet worden war. Es war die frühere Braut jenes Mannes, die sich vor Jahren aus unbekannt gebliebenen Gründen von ihm trennte und ihn durch den scheinbaren Verrath elend machte. Meinem Vertrauen hat sie nun jene Gründe enthüllt. Ob sie für alle Zeit bestehen und die Vereinigung der beiden Menschen hindern werden, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß sie nicht aufgehört hat, ihn zu lieben, und in meiner innersten Seele fühle ich, daß seine Liebe ihr geblieben ist und in ihr volles Recht treten würde, wenn der Nebel, der ihm die ihrige verhüllt, weichen sollte. Ich habe in ihre Hand gelobt, daß ich dem Manne, welchem ihr Herz gehört, eine Freundin bleiben, daß ich ihn beschützen und für ihn sorgen wollte, soviel ich könnte, und diesen Schwur, Oskar, erfülle ich jetzt."

Sie hatte die letzten Worte mit einer Anstrengung, die ihre Lippen zittern ließ, aber doch klar und fest gesprochen und ihre Augen nicht einen Moment von ihrem Gatten, der ungehindert in ihnen lesen konnte, abgewandt. Aber durch keine Miene verrieth der geübte Menschenkenner, ob das, was er in diesen Augen las, ihn befriedigte. Er sagte nur leichthin:

„Du bist warm für Deinen Schützling eingenommen, Helene, und ich kann mir denken, daß es Deinem Herzen wohlthuend ist, ein wenig Vorsehung für ihn zu spielen; hast Du aber bedacht, daß diese Rolle aufhören mußte, daß Deine Entfernung von hier — und Du weißt, daß diese die unmittelbare Folge unseres ferneren Zusammenlebens sein würde, zugleich die Unmöglichkeit bedeutet, mit ihm zu verkehren, für ihn „sorgen" zu können?"

„Ich weiß das, Oskar," sagte sie ruhig; „ich weiß, daß ich ihn von diesem Moment an nicht wiedersehen werde — aber das bedeutet nichts gegen das Ziel, welches ich mir gesteckt habe."

„Nun, und wenn dann dies Ziel auf jenen Vertrag hinausläuft, auf den Vertrag, daß wir beide vergessen, was wir gestern, vielleicht vor einer Stunde noch wollten, so sei es, ich biete Dir meine Hand, Helene!"

Sie legte ihre Hand in die dargebotene und sagte leise:

„Ich danke Dir, Oskar!"

Er drückte einen flüchtigen Kuß auf die feinen schlanken Finger und gab sie dann frei, während der ernstere Ausdruck, den seine Züge für einen Augenblick angenommen hatten, schon wieder von einem Lächeln verdrängt wurde, einem Lächeln, in dem ein schärferes Auge etwas wie Triumph hätte erkennen mögen."

„Apropos!" sagte er nach einer kleinen Pause, „es steht also fest, daß Du mich auf meiner vorgängigen Reise nach D. begleiten willst?"

Sie machte eine bejahende Bewegung.

„Unsere definitive Uebersiedlung dürfte derselben sehr bald folgen," fuhr er fort. „Ich stelle es ganz in Dein Ermessen, ob Du noch mit mir hierher zurückkehren oder die Zwischenzeit zu einem kurzen Besuche bei diesen oder jenen Verwandten ausfüllen willst. Die Abwesenheit des Hofes entbände Dich der Rücksicht auf ihn, und ein Vorwand für die Freunde, die Du allerdings um den Abschied betrögest, ließe sich leicht finden."

„Ließe sich leicht finden!" wiederholte Helene mechanisch.

„Jedenfalls bitte ich Dich um die Güte," fuhr er fort, „Dich so einzurichten, daß wir schon morgen unsere Reise antreten können."

„Morgen?" sagte sie, und es war doch, als seien ihre Kräfte auf dem Punkte, sie zu verlassen. „Wohl, ich bin bereit, Dir zu folgen!"

Der Abend dieses Tages fand Helene einsam auf ihrem Zimmer, nachdem er selbst sie mit seinen tausend Anforderungen in Anspruch genommen, ihr kaum eine Stunde der Erholung, der Ruhe gegönnt hatte. Sie hatte Befehle ertheilen, Botschaften entgegennehmen, Besuche empfangen müssen; sie hatte mit ruhigem Tone von ihrer bevorstehenden Reise als von einem gleichgiltigen Gegenstande, und von hundert anderen eben so gleichgiltigen Dingen gesprochen und im Lächeln den qualvollen Aufschrei ihres Herzens erstickt.

Nun war das alles vorüber, sie war allein und brauchte nicht mehr zu lächeln, sondern durfte sich sagen, wie müde sie sei, müde am Körper und noch müder, fast gebrochen im Geist. Sie lag in ihren Fauteuil zurückgelehnt, und vor ihren geschlossenen Augen stiegen Bilder vergangener Zeiten auf; von dem Balle, wo sie Richard zuerst begegnet war, von dem Besuch auf dem prinzlichen Schlosse, wo er ihr Führer gewesen und wo er auch Angelika zum ersten Male erblickt hatte — Angelika! sie fuhr bei dem Namen mit der Hand nach dem Herzen und sah sich wieder mit dem jungen Mädchen vor dem Bilde jenes alten Heiligen in der Wüste, das sie auf eine geheimnißvolle Weise ergriffen hatte, während Angelika sich von ihm abwandte und in glücklicher Jugendlust erklärte, sie würde stets dem lachenden blühenden Leben treu bleiben. Hatten damals schon ihre Lebensbahnen prädestinirt vor ihnen gelegen? mußte sie sich fragen, und in sich erschauernd setzte sie hinzu: „Ja, es ist so — ihr gehört das Leben und mir die Wüste."

Ein Diener trat herein und brachte ihr Sendungen und Briefe, die mit der Post für sie gekommen waren. Sie nahm und las sie gleichgiltig. Es waren Zuschriften von Bekannten und Freunden, Antworten auf Fragen, deren sie sich jetzt nicht erinnern, Mittheilungen, für die sie sich nun nicht interessiren konnte. Einen Brief aber hielt sie länger in den Händen als die übrigen, und über die matten Züge kam ein Ausdruck, als wenn etwas lebhafter auf ihren Geist wirke. Er war von ihrem Verleger, der ihr das Erscheinen ihres neuen Werks mittheilte, des Werks, an welchem sie unter Bergheims Einfluß gearbeitet, auf welches mancher von ihm ertheilte Rath und Wink eingewirkt hatte. Er sprach seine besondere Anerkennung aus und sagte die günstigste Aufnahme seitens des Publikums voraus, das den Arbeiten der Baronin ein steigendes Interesse zuwende, wie sich denn nicht verkennen lasse, daß ihr feiner Kunstgeschmack, die richtige Auffassung und Würdigung des Schönen bereits begonnen habe, auf weitere Kreise befruchtend und anregend zu wirken, in ihnen Begeisterung und Liebe für die echte Kunst zu erwecken.

Wenn sich bei den Worten, die sie wieder und wieder las, allmählich ein heller Schein über ihre Züge verbreitete, so war es nicht geschmeichelte Eitelkeit, die ihn heraufrief: sie hätte ihren Augen nicht diesen Glanz verleihen können, der in das Dunkel ihrer eigenen Seele zurückzustrahlen schien.

Nach einer Weile stand sie auf und trat an das Fenster. Vom Himmel blickte ein heller Stern zu ihr nieder durch die Nacht. Sie sah lange zu ihm auf und flüsterte dann:

„Die Sonne ist untergegangen, aber es leuchtet noch ein Stern: und wenn das Leben auch eine Wüste sein sollte, sein Licht bleibt!"

Spät abends ließ der Baron sie fragen, ob er sie noch einmal sprechen könne. Zwar wäre sie einer nochmaligen Unterredung mit ihm am liebsten ausgewichen, aber dennoch wagte sie nicht, seinen Besuch zurückzuweisen, und mit einem Seufzer der Ergebung ertheilte sie die Antwort, daß sie ihn erwarte.

Er trat mit dem gewöhnlichen raschen Schritte in ihr Zimmer; und auch der Ton, mit welchem er sie anredete, deutete durchaus nicht auf irgend eine besondere Erregung, doch bemerkte sie, daß eine leichte Blässe auf seinen Zügen lag. Er

hielt einen Brief in der Hand, und nachdem er sich in der artigen Form, die er nie verleugnete, entschuldigt hatte, daß er sie so spät noch stören müsse, kam er gleich auf den Zweck seines Kommens, indem er sagte:

„Ich habe da Nachrichten empfangen, die ich Dir mittheilen möchte, Helene, weil der heutige Tag uns einmal zu offenen Auseinandersetzungen veranlaßt und verpflichtet hat. Du weißt, daß ich noch eine Schwester hatte?"

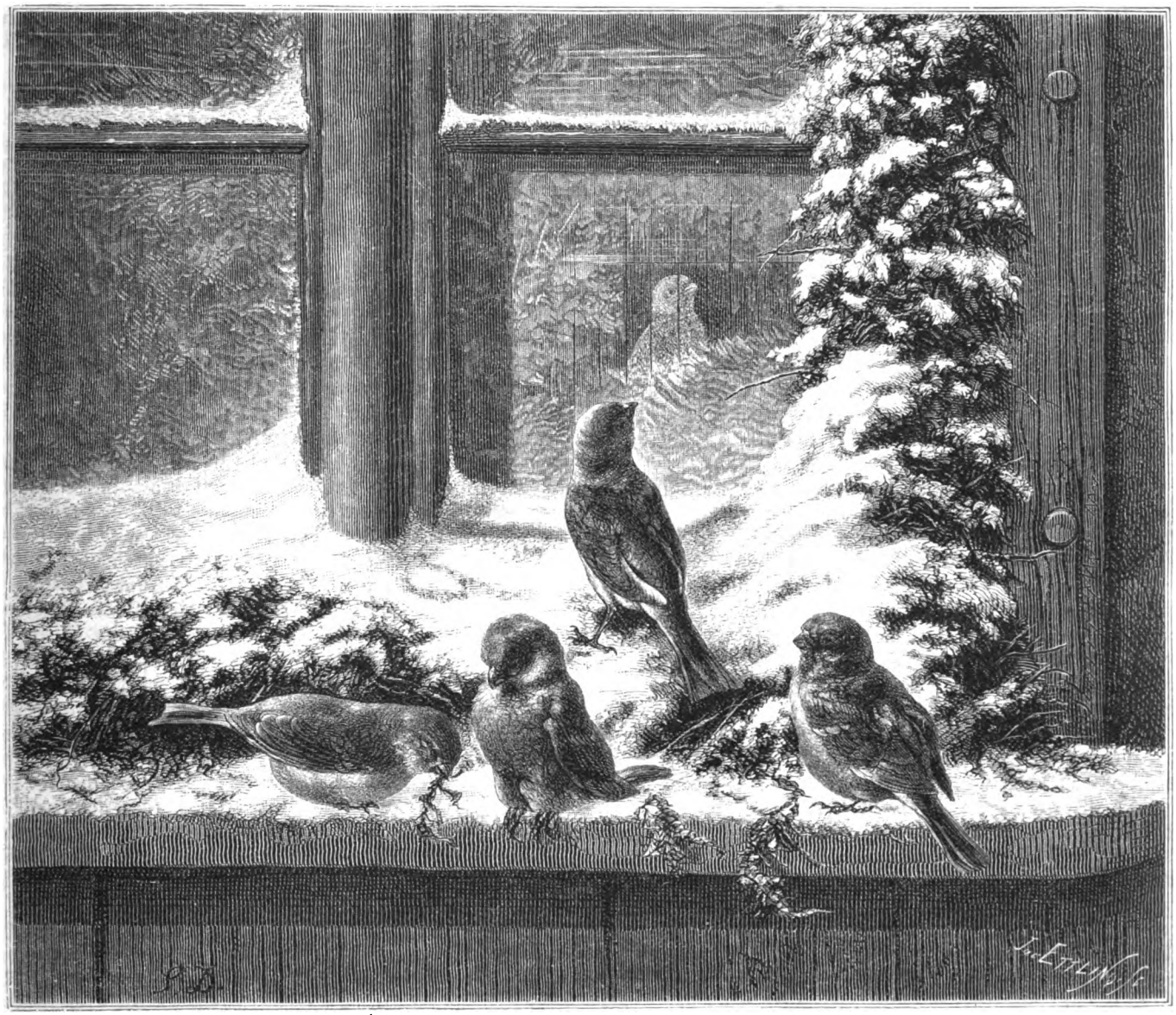
Sie sah ihn mit einiger Spannung an und entgegnete:

„Du erwähntest früher einmal kurz, sie habe sich ihrer Familie, ihres Namens unwürdig gemacht und sei deshalb todt für Euch; weiteres habe ich nicht erfahren, da Du mich selbst batest, ihrer nie zu erwähnen."

„Ganz recht," sagte er hastig, „und es nützt auch jetzt nichts, über ihr Vergehen viel zu sagen; genug, sie heirathete einen Subalternbeamten in einer kleinen Landstadt. Für die Familie, zunächst für mich, ihren einzigen Bruder, war sie damit todt; jetzt ist sie wirklich gestorben."

Er hielt einige Augenblicke inne, und da er, von Helenen abgewandt, ein paar rasche Gänge durch das Zimmer machte, konnte sie sein Gesicht nicht sehen, nicht wahrnehmen, ob irgend eine Bewegung auf demselben sichtbar ward. Seine Stimme aber klang unverändert ruhig, als er wieder zu ihr trat und fortfuhr: „Du weißt, Helene, ich bin kein Mensch der Gefühle, am wenigsten aber fällt mir ein, dieselben zu heucheln, und darum trage ich auch keine Trauer über Evelinens Tod zur Schau, aber nun alles aus ist, kommt mir doch wieder die Erinnerung, daß wir einst einen Namen getragen haben und — ja nun, daß ich sie einst lieb gehabt habe." Er sprach die Worte fast stockend, als schäme er sich des Eingeständnisses, und fuhr dann rasch fort: „Ihr Leben ist elend gewesen, wie ich es voraus gesehen habe. Aber weil sie meiner Warnungen, meiner Bitten nicht achtete, weil sie sich einmal von mir losgesagt hatte, hat sie nie gewagt, mir dies zu sagen, mich um Hilfe zu bitten, selbst nicht, als ihr Mann starb und sie mit ihrem Kinde fast der Armuth preisgegeben war."

„Sie hatte ein Kind?" fragte Helene lebhaft.



Vor des reichen Mannes Fenster. Originalzeichnung von Siegwald Dahl.

„Ja, und die Sorge für dasselbe mag es gewesen sein, die sie trieb, mir noch auf dem Todtenbette zu schreiben, mich um Vergebung, zugleich aber um Mitleiden für ihre Tochter zu bitten."

Er reichte ihr den Brief, den sie entfaltete und aus dem ihr zuerst ein Bild in die Hand fiel, die Photographie eines etwa zehnjährigen Kindes von wirklich ergreifender Schönheit.

„Welch ein Engelsgesicht!" rief Helene in unwillkürlicher Rührung, als sie es einige Augenblicke betrachtet hatte.

„Es sind die Züge Evelinens und unserer Mutter," entgegnete der Baron.

Dann durchflog Helene den Brief. Ihre Augen waren feucht, als sie ihn ihrem Gatten zurückgab, doch sagte sie kein Wort und sah ihn nur gespannt und fragend an.

„Eben dieses Kindes wegen wollte ich mit Dir reden,"

Digitized by Google

begann er endlich. „Daß etwas von dem Blute der Velthofens in ihm ist, läßt sich nicht leugnen; willst Du daher, daß wir" — er betonte das Wort leicht — „uns seiner annehmen, so wäre vielleicht zunächst in einer guten Pension Unterkunft für dasselbe zu suchen."

Helenens Brust hob sich; einen Augenblick kämpfte sie, dann legte sie ihre Hand auf den Arm ihres Gemahls und sagte:

„Oskar, laß dies Kind unser Kind sein! Erlaube mir, es zu lieben, es zu erziehen, es an mein Herz zu nehmen als mein eigen Fleisch und Blut!"

Ueber seine Züge glitt ein Ausdruck, der fast mehr wie Befriedigung als wie Ueberraschung aussah, doch nahm er den Ton der letzteren an, als er entgegnete:

„Woher dieser plötzliche Einfall, Helene? Frage Dich selbst, ob ich einer solchen Laune nachgeben, Dir eine ungekannte Last aufbürden darf."

„Es ist keine Last, Oskar!" rief sie bewegt, „es ist auch kein plötzlicher Einfall, keine Laune, die mich das Kind von Dir fordern läßt — es ist das Flehen meines Herzens!"

Er machte eine leise abwehrende Bewegung mit der Hand und sagte: „Genug, genug, liebes Kind! Es sind der Erregungen am heutigen Tage so viele gewesen, daß ich Dich vor weiteren schützen möchte, und darum gewähre ich weder Deinen Wunsch, noch versage ich ihn Dir. Wenn Du aber ruhiger geworden bist und dann noch das Verlangen hegst, daß wir die Kleine als unser Kind zu uns nehmen sollen, so würde ich, denke ich, nicht den Muth haben, Dir die erste Bitte nach unserer heutigen Verständigung abzuschlagen."

Er lächelte, als er die Worte sprach, ihr Auge aber leuchtete auf, und als sie ihre Hand in seine dargebotene legte, sagte sie, wie schon einmal an diesem Tage:

„Ich danke Dir, Oskar!"

Aber der Ton dieser Worte war anders als der, in welchem sie dieselben am Morgen gesprochen hatte.

Er küßte diesmal nicht die Finger seiner Frau, aber er entließ sie mit einem leisen Druck aus den seinigen, und so unmerklich fast dieser Druck gewesen war, sie hatte ihn doch gefühlt. Der gehobene Ausdruck ihrer Züge verlor sich nicht, als Helene allein war und an die Unterhaltung mit ihrem Gatten zurückdachte. Diesmal hatte dieselbe nicht die Eiseskälte in ihrem Herzen, hinterlassen, die sonst das Resultat jeder Unterredung mit ihm zu sein pflegte; und sie fühlte eine Regung in ihrer Brust, die sie sich selbst noch nicht vollkommen klar machen konnte. Hatte sie erkannt, daß er bemüht gewesen war, eine Brücke zu schlagen über den Abgrund, der sie bisher von einander getrennt hatte — oder hatte er ein Gefühl wie Mitleid für die Oede ihres Herzens und wollte ihr einen Halt bieten, an den sie sich klammern durfte? Wie dem auch war, eins wenigstens fühlte und wußte sie, daß seine großmüthige Regung, und eine solche wollte sie ihm zugestehen, mindestens eben so sehr ihr galt, als dem verwaisten Kinde, und diese Ueberzeugung schon hob noch einmal ihre Brust in dem Gefühl des Dankes.

„Sie wird mein Leben retten!" sagte sie sich leise.

Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch und schrieb ruhig und fest und mit klarem Auge, das selbst durch keine Thräne getrübt wurde, als sie das letzte Lebewohl unter die Zeilen setzte.

Am andern Morgen erhielt Bergheim folgenden Brief:

„Es kann sein, daß zwei Wanderer, die den Weg durch eine Wüste suchten, sich auf diesem Wege zusammenfanden und daß sie das gleiche Bild schauten, das eine trügerische aber bezaubernde Fata Morgana ihnen vorspiegelte: das Bild eines irdischen Paradieses. Es scheint ihnen nahe, sie glauben, weil sie derselbe Drang, derselbe Durst peinigte, es Hand in Hand mit einander als Schicksalsgenossen erreichen zu können. Aber das Bild verschwindet, und zugleich zerreißt der Wahn, der sie zusammenhielt — die Wege müssen sich trennen; jeder muß auf dem seinigen nach dem Ziele suchen, das kein gemeinsames werden kann. Ich habe Trost und Muth gefunden, meinen Weg zu gehen, und weiß, daß er mich, wenn auch nicht zum Glück, wie ich es einst erstrebte, so doch zu Ruhe und Freudigkeit führen wird. Für Sie aber bitte ich Gott, daß er Sie in das verlorene Paradies zurückführen möge, und ich fühle, ich weiß es: früh oder spät — die Stunde wird kommen!"

Obgleich der Brief nicht unterzeichnet war, wußte Bergheim doch, von wem er kam, und wenn die Worte ihm auch zum Theil dunkel blieben, was sie bedeuteten, begriff er doch: Helene wollte sich von ihm trennen!

Er konnte, er durfte ihr nicht zürnen, daß sie selbst jenen Moment, wo eine heftig aufflammende Leidenschaft ihre Herzen besiegt und hingerissen, als einen Wahn bezeichnete, nachdem er in seiner eigenen tiefsten Seele den Irrthum erkannt und gebüßt hatte; aber dennoch erschütterte es ihn, als er das Band, welches ihn eine Zeit lang gehalten, ihn über das Elend und die Leere seines Gemüths getröstet hatte, zerrissen sah. Ihr Bild stieg vor seinem Geiste auf und erfüllte ihn mit tiefer Wehmuth; ihre Gestalt aber erschien ihm leuchtender, nun sie ihm ferner gerückt war.

Als er im Laufe des Tages Bekannte sprach, die zu ihm kamen, und in leisen vorsichtigen Worten nach der Baronin forschte, erfuhr er, daß sie in der Frühe des Morgens, noch ehe er ihren Brief in Händen gehabt, mit ihrem Gemahl abgereist sei.

* * *

Der Baron hatte recht gehabt, als er Bergheims Verwundung als eine ungefährliche bezeichnete; schon nach wenigen Wochen war dieselbe geheilt. Dennoch war sie nicht ohne Folgen für seine Gesundheit geblieben, und die Gemüthserschütterungen, welche ihn unmittelbar vor und nach jenem Duell getroffen hatten, mochten den Zustand einer großen nervösen Aufgeregtheit verschlimmert haben. Der Arzt drang auf eine Erholungsreise, eine Badekur, von der aber der Patient anfangs nichts wissen wollte, weil ihm seine Arbeiten, denen er sich ohnehin so lange hatte entziehen müssen, eine solche nicht gestatteten. Es war daher ein glückliches Zusammentreffen, daß der Major, welcher den Sohn lange nicht gesehen hatte und nur im allgemeinen von einem leichten Unwohlsein desselben unterrichtet war — von dem Duell hatte er nichts erfahren — ihm einen gemeinsamen Aufenthalt in einem der lieblichen thüringischen Dörfer, wo die Luft eben so heilkräftig ist als das Wasser, vorschlug. Er fügte hinzu, daß ihm seine eigene Gesundheit den Besuch eines Bades räthlich mache, er aber die großen vielbesuchten Badeorte scheue. Auf die vereinigten Vorstellungen des Vaters und des Arztes hin ertheilte der Sohn endlich seine Zusage. Kurz vor dem zur Abreise angesetzten Termin häuften sich indessen wieder unvorhergesehene Geschäfte, und er sah sich gezwungen, noch einige Tage an deren Erledigung zu setzen, so daß der Major bei seiner Ankunft in R.... statt des Sohnes einen Brief von ihm in Empfang zu nehmen hatte, der ihm meldete, daß er noch etwa eine Woche auf ihn zu warten haben werde.

Die Nachricht verstimmte den alten Herrn, denn mit dem Sommer war auch bereits die günstigste Zeit des Reisens auf die Neige gegangen, und es kamen schon Tage, die an die Unfreundlichkeit des Herbstes erinnerten.

Ein paar solcher trüber Tage bezeichneten gerade den Anfang von des Majors Aufenthalt in R...., und wenn sie ihn auch nicht abhielten, seine Wanderungen durch Berg und Wald zu machen, so konnten sie doch nicht dazu dienen, ihn aufzuheitern, und noch weniger, ihn in Verbindung mit der bereits sehr gelichteten Badegesellschaft des kleinen Orts zu bringen, denn die, welche die Natur in ihrer Schönheit genossen hatten, zogen sich vor ihrer Unfreundlichkeit zurück und machten selten Spaziergänge.

Er hatte sich die Badeliste nicht angesehen, weil er nicht erwarten durfte, Bekannte an dem Ort zu treffen, und ihm durchaus nicht daran lag, neue zu erwerben. So hatte er denn bis zu dem Tage, der zum ersten Male wieder heiteres Wetter brachte und die Gesellschaft aufs neue ins Freie zog, kaum mit irgend jemandem ein Wort gewechselt, und es kam deshalb, daß er, von einem Morgenspaziergang heimkehrend und den hübschen mit Bäumen bepflanzten Platz vor dem einfachen Kurhause von ziemlich zahlreichen Gruppen besetzt findend,

Digitized by Google

ohne zu grüßen, fast ohne aufzublicken, durch dieselben hinschritt und es nicht bemerkte, daß er selbst hie und da ein Gegenstand der Beachtung war.

Namentlich hefteten sich die Augen einer allein unter einem Baum sitzenden älteren Dame auf die näher kommende Gestalt, und ihr Interesse schien nicht allein der distinguirten Erscheinung, den edlen fast noch schönen Zügen des Mannes zu gelten, sondern noch ein anderes Gefühl, vielleicht eine Erinnerung schien bei dem Anblick über sie zu kommen.

Als der Major jetzt dicht an sie herangekommen war, stand sie auf, ging ihm einige Schritte entgegen und rief lebhaft:

„Ist's möglich, Herr Major Bergheim?"

Er blickte auf und erkannte nun auch sofort die Dame, mit welcher er vor etwa einem Jahrzehnt eine Begegnung gehabt hatte.

„Frau Generalin Rosen!" sagte er, sich verbeugend; aber es schien nicht, als ob er ihre Freude über das Wiedersehen theile, vielmehr klang etwas wie Erschrecken aus seinem Ton, und seine Augen glitten einen Moment unruhig zur Seite, als suchten sie jemand.

Erst als er sich überzeugt hatte, daß keine zweite Person in ihrer Gesellschaft war, konnte er hinzusetzen:

„Ich erwartete nicht, Sie hier zu finden."

„Es ist auch in der That ein Zufall, daß wir uns noch treffen," entgegnete sie mit derselben Lebhaftigkeit, mit welcher sie ihn zuerst angeredet hatte, „denn wenn das Wetter nicht besser geworden wäre, würden wir heute schon abgereist sein; aber auch so bleiben wir höchstens noch einige Tage hier."

Er wagte nicht zu fragen, auf wen sich das „wir" bezöge, wer in ihrer Begleitung sei; daß sie allein stand, wußte er, und eben so hatte er vor Jahren gehört, daß sie Angelika als eine entfernte Verwandte in ihr Haus aufgenommen habe, aber nicht erfahren, ob das junge Mädchen noch unter ihrem Schutze weilte. Sie würde ihm aber auch kaum Zeit zu einer Erkundigung gelassen haben, denn ihre Beredtsamkeit war einmal geweckt worden, und es war des Fragens und Erzählens von ihrer Seite so bald kein Ende.

Seine natürliche Höflichkeit gebot ihm, ihr Stand zu halten, und er hörte ihr mit ruhigem Lächeln zu, als sie ihm von ihren Reisen, ihrem kürzlichen Aufenthalt in B. und zuletzt von dem hiesigen, seinen Freuden und Leiden berichtete. Auch ihre Wohnung bezeichnete sie ihm, und er wußte jetzt, daß ihm das freundliche, mit einem Balkon versehene Haus, das vielleicht zehn Minuten von dem Orte entfernt lag, auf seinen Spaziergängen bereits aufgefallen war, ohne daß er freilich eine Ahnung davon gehabt hatte, wen es beherbergte. Er dachte noch darüber nach, wie leicht er sich einer erschütternden Bewegung hätte aussetzen können, als die Dame sich plötzlich in ihrer Rede unterbrach, indem sie rasch einige Schritte nach der Seite hin machte, von welcher gerade ein junges Mädchen auf die Gruppe zuschritt: „Ah, liebe Angelika!" rief sie aus, „wie gut, daß der schöne Morgen doch Ihren Entschluß, zu Hause zu bleiben, besiegt hat!"

„Ich wollte Ihnen den Brief bringen, den Sie heute früh so sehnlich erwarteten und den ich jetzt glücklich aufgefangen habe," erwiderte die Angeredete freundlich und überreichte dabei ihrer Beschützerin ein Schreiben, das diese mit freudiger Hast ergriff.

„Ah, von meiner Freundin — ganz richtig! Aber wie liebenswürdig von Ihnen, Angelika, ihn mir selbst zu bringen! Zum Dank dafür will ich Sie an meiner eigenen unerwarteten Errungenschaft theilnehmen lassen und Ihnen in einem alten Freunde von mir eine neue Bekanntschaft zuführen. Vielleicht plaudern Sie beide dann noch ein Weilchen miteinander, während ich einen Blick in meinen Brief werfe!"

Der Major hatte von Angelikas Erscheinen an unbeweglich auf seiner Stelle gestanden; hätte sich der Boden unter seinen Füßen aufgethan und ihn ihren Augen entzogen, es wäre ihm vielleicht willkommen gewesen; dennoch hafteten die seinigen wie gebannt an ihren Zügen, und mit zuckendem Schmerz sah er, wie dieselben unter seinem Anblick erbleichten, wie sie zusammenfuhr, als die Generalin in ihrer Unbefangenheit jetzt die beiderseitigen Namen: „Herr Major Bergheim" und „Fräulein Angelika Möllner" nannte.

Angelika selbst schwindelte es; sie wußte nicht mehr, was sie that, und fühlte sich einer Ohnmacht nahe; nur das sah und hörte sie noch, daß der Fremde sich mit einem traurigen Lächeln zu der Generalin wandte und sagte:

„Sie sehen, ich muß in meinen Augen den bösen Blick haben, gnädige Frau! Das Fräulein sieht mich zum ersten Male und wird krank von meinem Anschauen! Wollen Sie ihr sagen, wenn sie sich wieder erholt hat, daß der alte Mann mit den weißen Haaren ihren Weg nicht mehr kreuzen wird?"

Die Generalin hatte nicht Zeit, über seine Worte nachzudenken, sie nur zu beantworten, denn ihre eigene Aufmerksamkeit blieb jetzt durch Angelika, deren bleiches entsetztes Aussehen auch sie bemerkt hatte, in Anspruch genommen, und sie bestürmte dieselbe mit Fragen, was ihr zugestoßen sei.

Angelika strich mit der Hand über die Stirn und sandte noch einen scheuen Blick nach dem Major, der sich langsam und mit gebeugtem Haupt entfernte.

„Es ist nichts," sagte sie und versuchte zu lächeln, „ich fühlte nur einen plötzlichen Krampf im Herzen!"

„Nerven, liebes Kind!" tröstete die Generalin eifrig. „Mein Gott, wer kennt das nicht? Ich kann Ihnen sagen, daß ich ganz dieselben Zustände durchgemacht habe; nichts als Nerven!"

(Schluß folgt.)

Am Familientische.

Am ersten Tage des jüdischen Neujahrsfestes.

(Zu dem Bilde auf S. 229.)

Stryowskis Bild reiht sich würdig den vierzehn schönen und lehrhaften Bildern jüdischen Kultus- und Familienlebens von Oppenheim an. Ein eigenthümlich deutsch-polnischer Brauch ist hier der Wirklichkeit treu dargestellt, zugleich aber in so sinniger Auffassung und mit so poetischem Anhauche, daß diejenigen, denen das Bild entnommen, alle Ursache haben, dem Künstler zu danken.

Eine Gruppe jüdischer Männer verschiedenen Alters macht hier das Taschlich. Die erst im Mittelalter aufgekommene Sitte ist folgende. Am ersten Tage des Neujahrsfestes im Beginne des Tischri,*) des großen Festmonats, in welchen Versöhnungstag und Laubhüttenfest fallen, begibt man sich nach dem Mincha- oder Nachmittagsgebet an das Wasser, einen Bach oder Fluß oder See, genug, daß es lebendiges von Fischen belebtes Wasser sei, und spricht da Gebete, deren erstes tonangebendes mit den Worten des Propheten Micha (7, 18—20) anhebt: „Wo ist ein solcher Gott, wie du bist, der die Sünde vergibt und erlässet die Missethat den Uebrigen seines Erbtheils, der seinen Zorn nicht ewiglich behält?! Denn Er ist barmherzig, Er wird sich unserer wieder erbarmen, unsere Missethat dämpfen und — du wirst werfen (taschlich) alle unsere Sünden in die Tiefe des Meeres. . ." Von diesem Grundton des Gebets heißt es das Taschlich oder Wassergebet. Die Ritualisten verwahren zwar den Brauch geflissentlich gegen die Mißdeutung, daß er Abladung der Sünden in das Wasser bezwecke, aber einen schöneren tieferen Sinn kann er doch nicht haben, als daß man angesichts des Wassers sich an die Gnade erinnere und um die Gnade bitten soll, welche unsere Sünden wie in Wassertiefen zu werfen verheißen hat.

Die polnisch-littauische Tracht, die langen Kaftans und mannigfachen Kopfbedeckungen der dargestellten Gruppe versetzen uns in eine Stadt des nordöstlichen Deutschlands. Dort haben sich die Versammelten das einsame Plätzchen oberhalb einer Mühlenschleuße ersehen, um dort zu beiden Seiten des Baches oder Flußarms das Taschlich zu machen. Nur einige Frauen lugen herüber. Von der Treppe steigt ein Bachur (Talmudschüler) herab, um sich den Versammelten zuzugesellen. Die meisten haben ihr Gebetbuch mit, und wer keins hat, betet mit einem andern aus dem seinigen oder folgt doch andächtig den verlesenen Worten.

Einen eindrucksvollen Kontrast bilden der Alte hinten, der mit seinem Gewissen bei der Sache zu sein scheint, und der Knabe vorn, dem man das kindlich stolze Selbstbewußtsein eines Bar-Mizwa (Neukonfirmirten) ansieht. Der Greis im weißen Gewand ist ein Chasid (Frommer), der nur weißes Linnen trägt, um bei der häufigen Fälschung des Wollenzeuges das Gesetz 5. Mos. 22, 15 nicht zu übertreten. Und der Alte neben ihm, der mit dem Gebet zu Ende ist und das Gebetbuch unterm Arm hat, hat mit der Linken sein Oberkleid erfaßt, um einem kabbalistischen Rathe zufolge die darauf befindlichen Klippoth, d. i. Dämonen abzuschütteln.

Die Juden Asiens und Afrikas kennen diesen Taschlichbrauch nicht.

*) Bei den Juden fällt Neujahr um die Herbst-Aequinoktien; dieses Jahr auf den 19. September.

Digitized by Google

Für die Juden Deutschlands aber und der Nachbarländer ist er verhängnißvoll geworden. Das damit sich verbindende Hineinwerfen von Brotstückchen in das Wasser gab zu der verleumderischen Anklage Anlaß, daß die Juden das Wasser vergifteten. F. D.

Spatzen vorm Fenster.

(Zu dem Bilde auf S. 237.)

So ein Spatz ist der Rüpel unter den Vögeln. Wir haben ihn immer vor Augen und können den Gesellen nie los werden; früh, wenn wir noch im süßen Schlummer liegen, erweckt uns sein „tschilk, tschalk", das mit ausgesuchter Beharrlichkeit von den Dächern erklingt, bis die Gesellschaft sich auf und davon macht und zerstreut in Hof und Garten, auf der Straße und in den Scheunen ihre Beute- und Liebeszüge beginnt. Ueberall ist er zu finden der zänkische, bewegliche, dreiste, aufgeblasene Geselle. Er ist an unsere Fersen geheftet, Palast und Hütte sind ihm gleich; er ist da im Sommer wie im Winter. Ob wir ihn missen möchten in der Staffage unserer Städte? Gewiß nicht. Der freche Kerl, der im Sommer sich wenig um uns kümmert, wie zutraulich kann er im Winter werden! Es geht ihm wie der faulen Grille; eingeheimst hat er nichts und so wird er denn, wenn der Schnee kommt, zum Bettelmann und sitzt aufgeblustert vor dem Fenster, Nahrung suchend, die eine mildthätige Hand, eingedenk des tausendmal wiederholten Spruchs „Gedenket der Vögel", ihm dorthin streute. Von Natur neidisch, schwillt aber seine Galle, wenn er den hellgelben Vetter in seiner Bevorzugung drinnen im warmen Zimmer sitzen sieht, wo es ihm an Nahrung und Pflege nicht fehlt. Es ist eben die Geschichte vom Opernsänger, dem die angeborene Kehle honorirt wird, während er ohne die begabte Stimmritze vielleicht gut zum Koulissenschieber wäre. Auch der Gegensatz von Patrizier und Plebejer kann hier als illustrirt angenommen werden, und will man modern sprechen, so sitzt der gemästete Bourgeois hinter dem eingeschneiten Fenster, der verdienstlose aufgeblähte „Erbmensch" — draußen aber hungert und friert der edle Proletarier im unscheinbaren Gewande und stimmt den alten Kehrreim an: „'s ist keine Gerechtigkeit mehr in der Welt".

Der deutsche Städtesaal im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Von Felix Dahn.

Von dem Vorstand des Germanischen Museums, Herrn Dr. Essenwein, erhielt ich die Aufforderung, zu dem im nachfolgenden Schreiben geschilderten Unternehmen die Inschriftverse zu machen.

„Auf gemeinsame Kosten der meisten ehemaligen deutschen Reichsstädte wird gegenwärtig im Germanischen Museum ein Saal hergestellt, dessen getäfelte Decke die Wappen aller jener Städte enthält, die, theils dauernd, theils vorübergehend, Reichsstädte waren. Beigeschriebene Jahreszahlen geben die Zeit, resp. die Dauer der Reichsunmittelbarkeit an. Bei dem Mangel und theilweiser Unzuverlässigkeit der Quellen kann für absolute Vollständigkeit und absolute Richtigkeit nicht garantirt werden. Es kann also nicht etwa der Gedanke sein, eine untrügliche historisch statistische Tabelle zu geben, welcher der Errichtung jenes Saales zu Grunde liegt, sondern es ist der ideale Gedanke, die Bedeutung der Städte für die politische Entwicklung des deutschen Reiches auszudrücken, welcher der Anbringung der Wappen im Saale zu Grunde liegt. Dieser Gedanke bedarf einer schärfern Fassung, die ihm insbesondere in Verbindung mit der Darstellung der Bedeutung der Städte für die Kulturentwicklung die innere Berechtigung zu monumentaler Darstellung erst gibt.

„Der Saal hat sechszehn Fenster, welche Darstellungen in Glasmalerei enthalten können, die durch Unterschriften in gereimten Versen sich zu einem einheitlichen Ganzen verbinden und die Hauptmomente der Entwicklung veranschaulichen. Volle Freiheit wird zwar für die Auswahl der Darstellungen nicht vorhanden sein, weil alle Fenster Stiftungen einzelner Personen sein werden, deren persönliche Wünsche und Anschauungen um so mehr Berücksichtigung finden müssen, als noch nicht alle Stiftungen wirklich vollzogen sind, einzelne Stifter also erst durch die Sympathien, welche sie an dem Plane im ganzen, sowie an einzelnen Darstellungen finden, zur Stiftung veranlaßt werden können, insbesondere ist es nöthig, daß für das Fenster jedes einzelnen Stifters die Darstellungen aus der Geschichte seiner Stadt entnommen werden.

„Dieser Umstand gibt noch mehr Veranlassung, den Hauptschwerpunkt in eine Reihe verbindender Verse zu legen, welche die Hauptzüge der geschichtlichen Entwicklung geben und für die die begleitenden Bilder nur gewissermaßen erläuternde Illustrationen bilden. Es soll deshalb der begleitende Vers keineswegs auf die spezielle Darstellung des darüber befindlichen Bildes Bezug nehmen, vielmehr soll nur der allgemeine Gedanke berührt werden, dessen Illustration das dargestellte Faktum bildet.

„Sämmtliche Strophen des Gedichts müssen gleich lang und zwar zweizeilig sein, da sie alle je über die Breite eines Fensters herüber laufen sollen und alle Fenster gleich breit sind. Jede Strophe muß ein Ganzes für sich bilden, so daß sie einzeln für sich gelesen werden kann, und doch müssen auch alle sechszehn wieder ein gemeinsames Ganze bilden, welches auch als Ganzes gelesen werden kann. Da es sich um monumentale Inschriften handelt, so muß die Sprache kurz und gedrungen, ernst und würdig, aber nicht pathetisch sein. Jede spielende Behandlung muß ganz fern bleiben oder sich auf jene Verse beschränken, welche ihrer Natur nach durch den Inhalt eine leichtere Behandlung nahe legen, wie z. B. die Volksfeste, die selbst den Humor nicht ausschließen. Der Schluß soll sagen, daß die Städte nun ihre Mission erfüllt haben und deshalb als selbständige Staaten keine Bedeutung haben, daß sie aber durch Einverleibung in größere Staaten diesen ein wichtiges Element zuführen und so neue Bedeutung auch für unsere Zeit beanspruchen können."

Die 16 in den Versen zu berührenden Themata sind folgende:

1. Die Städtegründung durch die Römer.
2. Der Wiederaufbau der zerstörten Römerstädte nach der Völkerwanderung, oder: Die Thätigkeit Karls d. G. für Gründung und Erneuerung der Städte.
3. Städtegründung durch Kaiser Heinrich I.
4. Ertheilung von Privilegien durch die Hohenstaufen.
5. Vertheidigung der städtischen Freiheiten.
6. Städtebünde.
7. Erbauung der großen Dome.
8. Aussendung der Handelsflotten.
9. Die Blüte des Binnenhandels.
10. Die Blüte der bildenden Künste.
11. Die Blüte der Gewerbe. Die Zünfte.
12. Die Gründung der städtischen Schulen.
13. Die Pflege der Poesie und Musik.
14. Die Schützenbünde und Schützenfeste.
15. Volksfeste.
16. Untergang der Städtefreiheiten mit Auflösung des Reiches.

Die mir gestellte Aufgabe ist ebenso schwierig als lockend. Nachdem ich anfänglich die Arbeit mit Joseph Viktor Scheffel theilen wollte, habe ich, nach dessen Ablehnung, die Lösung allein übernommen und folgendermaßen ausgeführt:

I.
Als Zwingburg seiner Macht die Stadt der Römer schuf —
Jedoch der Freiheit Burg zu sein ward ihr Beruf.

II.
Der große Karl, der neu erschuf der Römer Reich,
Schuf neu in deutschen Gau'n auch Römerglanz zugleich.

III.
Heil König Heinrich dir, der Ungarn und Normannen
Von mancher Städteburg Erzthoren trieb von dannen.

IV.
Der Hohenstaufe spricht: „Im Kampf mit Rom und Welfen
Soll, deutsch und stark und frei, die treue Stadt mir helfen."

V.
Die uns der König gab, der Freiheit edle Zier,
Mit unsrem Blut bis in den Tod vertheid'gen wir!

VI.
Ihr Schwestern reicht die Hand vom Weichselstrom zum Rhein:
Der Städte Reigenkranz soll undurchbrechlich sein.

VII.
Hoch steig' aus Erdenstaub zum Himmel auf der Dom
Und spiegle frommen Sinn und stolze Kunst im Strom.

VIII.
Das Segel schwillt! Hurrah! Ihr Schiffe fort ins Meer:
Tragt deutsche Kraft hinaus und fremde Schätze her!

IX.
Auf allen Straßen holt — euch schirmt des Reiches Hut —
Des Nordens Pelzwerk hier, dort Wälschlands Rebenblut.

X.
Aus reichen Farben spricht, aus Marmor, Erz und Holz
Noch heut' der Meister Kunst, noch heut' der Städte Stolz.

XI.
Tiefsinn und Feinsinn ziert, Kunst adelt das Gewerke:
Die Schönheit ist sein Schmuck, die Einfalt seine Stärke.

XII.
„Germaniae praeceptor!" sei uns hie willkommen:
Nichts mag der Freiheit mehr als Zucht und Wissen frommen!

XIII.
Nur treuestem Fleiß gelingt die Kunst — und auch der Schuh —
Ein wackrer Schuster drum — und auch Poet — warst Du.

XIV.
Dem Bürger und dem Schütz' gleich taugen Dinge drei:
Hand sicher, Auge hell sei ihm und Seele frei!

XV.
Des Bürgers saurem Fleiß bringt Lust der Kranz der Feste:
Das ihm den Kaiser bringt das Fest — bringt ihm das Beste.

XVI.
Das röm'sche Reich versank — das deutsche Reich erstand:
Du, Nürnberg, schmückst dich selbst, das Reich, das Baierland.

Inhalt. Mein Recht. (Schluß.) Novelle von W. H. Riehl. — Holsteinische Fischzucht. Von Dr. Häpke. — Der Arzt als Eroberer. Von Dr. Dyrenfurth. — Ein Opfer. (Fortsetzung.) Novelle von F. L. Reimar. — Am Familientische: Am ersten Tage des jüdischen Neujahrsfestes. Zu dem Bilde von W. Strynowski. — Spatzen vorm Fenster. Zu dem Bilde von Siegwald Dahl. — Der deutsche Städtesaal im Germanischen Museum zu Nürnberg. Von Felix Dahn.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Dahein

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 15. Januar 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 16.

Ein Familienzwist.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Roman von Ludwig Harder.

I.

Der Schauplatz unserer Erzählung ist jene Provinz unseres Vaterlandes, welche, verhältnißmäßig wenig von Eisenbahnen durchschnitten und von dem regen Verkehr des Jahrhunderts fast abgeschlossen, für das Paradies des grundbesitzenden Adels gelten kann. Es war Spätsommer; die Sonne neigte sich dem Untergange zu, ihre Strahlen fielen wie spöttisch den blondhaarigen phlegmatischen Bauern ins Gesicht, die sich noch abmühten, die Ernte des Gutsherrn hereinzubringen, und schräg drangen sie von den belebten Feldern in das alte dunkle todtenstille Herrenhaus von Buchdorf. Seine Front war den weiten Parkanlagen zugekehrt, die Fenster der Rückseite gingen auf den geräumigen schlechtgepflasterten Hof mit Wirthschaftsgebäuden zur Rechten und Linken und der uralten doppelten Lindenallee.

Meilenweit um die stille Behausung erstreckte sich das freiherrlich Arningsche Gebiet mit seinen Forsten, seinen Viehweiden und segenschweren Feldern.

Der Besitzer aller dieser Herrlichkeit war ein kinderloser Mann von fünf und fünfzig Jahren, rüstig und stark gebaut, mit rothem sonnverbranntem Gesicht und blauen Augen, aus denen die reinste Gutmüthigkeit strahlte. Er kümmerte sich nicht im geringsten um die große Welt draußen und fast eben so wenig um die kleine Welt auf seinen Gütern, deren Kurt von Arning nicht weniger als vier besaß, nämlich Ermsdal (welches Fideikommiß war), Buchdorf, Harsbye und Grasort. Seine Residenz hatte er in dem Herrenhaus des größten Gutes, Buchdorf, aufgeschlagen, und dort saß er Jahr aus Jahr ein, glücklich, wenn man ihm seinen Frieden und seinen Lehnstuhl ließ, welche beide er während einer zwanzigjährigen Ehe oftmals hatte entbehren müssen. Im übrigen war er ein guter Gesellschafter und gastfreier Wirth, der gern Besuch in dem alten Herrenhaus sah, und, so weit er sich um die Verwaltung kümmerte, ein überaus milder Herr, nachsichtig und wohlthätig, oftmals ohne Maß und Ueberlegung.

So kam es, daß man Kurt von Arning in der ganzen Provinz und so weit sein Name bekannt war, ein herzliches Wohlwollen entgegentrug; Respekt fand er dagegen nicht einmal bei seinen Untergebenen. Der Pol, um welchen sich auf den Gütern alles drehte, der Herr, dem widerspruchslos alles gehorchte, war der jugendliche Halbbruder Kurts, Otto von Arning, der Erbe aller jener Güter.

Ehe wir nun einen Blick auf diesen Halbbruder werfen, wird es zweckmäßig sein, die etwas verwickelten Verhältnisse der Familie zu erörtern. Das Freiherrlich Arningsche Geschlecht saß seit Generationen auf seinem moorigen unfruchtbaren Stammgut Ermsdal, und Gut und Familie kamen gemeinschaftlich herab, bis der vorvorletzte Freiherr endlich mit kühnem Entschluß seinen Hochmuth überwand und sich herabließ, die bürgerliche Erbin von Buchdorf, Harsbye und Grasort zu heirathen. Sein einziger Sohn folgte früh dem väterlichen Beispiel, indem auch er eine Bürgerliche heimführte, die zwar keine Güter, aber ein recht anständiges Kapital für die Bewirthschaftung mitbrachte. Sie starb früh und hinterließ ihrem Gatten einen fünfjährigen Knaben, den jetzigen Besitzer der Güter. Dieser verheirathete sich, kaum großjährig geworden, und erhielt von seinem Vater Grasort zur Verwaltung. Kurts Ehe fiel nicht glücklich aus, doch fand er einigermaßen Ersatz für sein häusliches Mißgeschick in der innigen Liebe, welche ihn mit seinem Vater verband. Das gute Einvernehmen beider ward auch nicht gestört, als der schon bejahrte Freiherr sich unerwartet abermals vermählte, und zwar mit einem hochadligen aber armen Fräulein in reiferem Alter. Er liebte sie aufrichtig, und sie vertauschte gern ihr einsames Leben als Stiftsdame mit der freundlichen Heimat, welche sich ihr auf Buchdorf bot. Leider war das Glück von kurzer Dauer; sie starb wenige Wochen nach Ottos Geburt, und nun war das alte Herrenhaus doppelt einsam. Der von ihrem Tode tiefgebeugte Greis bedurfte der Aufheiterung, der Pflege einer weiblichen Hand; das schwächliche Kind verlangte ein wachsameres Auge, als das einer be-

Digitized by Google

zahlten Wärterin zu sein pflegt, und so kam Bernhardine von Tretten, oder wie sie allgemein genannt wurde, Tante Bernhardine, die ältere Schwester der Verstorbenen, nach Buchdorf.

Auch sie war Stiftsdame in Pl., eine Frau von schroffem Wesen und männlicher Entschiedenheit und ihrer liebenswürdigen Schwester wohl in nichts anderem ähnlich als in der leidenschaftlichen Zärtlichkeit für den kleinen Otto, für den sie wahre Mutterliebe hegte.

Kurt, der mittlerweile gleichfalls Wittwer geworden war, schlug seinen Wohnsitz wieder in Buchdorf auf, beschäftigte sich viel mit dem jungen Halbbruder und war nicht einmal eifersüchtig, wenn der alte Freiherr seinen kleinen Benjamin dem älteren Sohne vorzog. Auch Tante Bernhardine weilte den Theil des Jahres, welchen sie nicht den Statuten gemäß in ihrem Stift zubringen mußte, bei der Familie ihrer Schwester, und in glücklicher Eintracht lebten diese drei so verschiedenen Menschen dahin, bis nach einigen Jahren der alte Freiherr aus ihrem Kreise schied. Er kannte das treue neidlose Herz seines Aeltesten, kannte dessen Liebe zu dem achtunddreißig Jahre jüngeren Halbbruder, und um das schöne Verhältniß in seiner ganzen Zartheit aufrecht zu erhalten, bestimmte er in seinem Testament, daß sein ganzes Vermögen mit Ausnahme von Ermsdal, welches nach den Arningschen Familientraditionen nur im äußersten Nothfall auf den Sohn einer Bürgerlichen übergehen durfte, an Kurt fallen solle. Kurt sei ja kinderlos und werde sich schwerlich wieder verheirathen, daher solle er die Güter als unumschränkter, alleiniger Herr verwalten; aus seiner Hand würden dieselben ja dann einst doch an den mittlerweile herangewachsenen Otto übergehen.

So schrieb der alte Herr; nicht so bestimmt und juristisch genau allerdings, daß sein Testament einem geschickten Advokaten nicht Unklarheiten genug zur Anknüpfung eines Prozesses geboten hätte. Aber das gerade Herz seines Sohnes verstand ihn vollkommen. Kurt betrachtete sich eigentlich nur als den Stellvertreter seines kleinen Bruders, und Otto blieb nach wie vor der ziemlich eigenwillige Mittelpunkt der Familie.

Sieben Jahre waren seit dem Tod des alten Freiherrn vergangen. Es war, wie gesagt, ein sonniger Abend in der Erntezeit, und Kurt, der sich weder um Saat noch Ernte kümmerte, verreist.

In einem schmalen Zimmer, dessen geöffnete Flügelthüren auf eine große steinerne Veranda nach dem Hofe zu gingen, saß vor einem alterthümlichen, mit Akten und Schreibereien bedeckten Tische der siebzehnjährige Otto. Man hätte ihn für älter halten mögen; in seinem großen grauen Auge lag auch nicht eine Spur weder von Uebermuth noch von Schwärmerei, wohl aber Entschlossenheit und ein scharfer nüchterner Verstand, es hatte jenen eigenthümlich klaren Blick, der auf den Grund des Herzens zu dringen und die geheimsten Empfindungen der Menschen zu lesen scheint, und so unentwickelt seine Züge auch noch waren, Stolz, vielleicht Hochmuth und ein fester, ernster Wille waren in seinem Antlitz nicht zu verkennen.

Vor ihm aufgeschlagen lagen die Rechnungsbücher seines Bruders, welche er zu ordnen unternommen hatte, und die Arbeit mußte ihn wohl interessiren, denn nach und nach stieg ein leichtes Roth in sein blasses, hageres Gesicht; immer rascher quollen die Zahlen aus seiner Feder, und Berechnung reihte sich an Berechnung. Es lohnte der Mühe, diese jugendliche Erscheinung mit dem Ausdruck gesetzter Ruhe und männlicher Arbeitsfähigkeit in den sonst noch so jungen Zügen zu beobachten.

Das dachte vielleicht auch Tante Bernhardine, welche ihrem Neffen gegenüber am andern Ende des Zimmers Platz genommen hatte. Das unvermeidliche Strickzeug klapperte in ihrer Hand. Doch über seine Maschen hinweg glitt oft der Blick ihres schmalen schwarzen Auges halb zärtlich, halb erwartungsvoll zu dem Schreibenden hinüber. Sie stand in Kurts Alter, sah aber viel älter aus, obgleich sie noch ihre gesammten Zähne und ihr volles blauschwarzes Haar bewahrt hatte, über welch letzteres sich blendend weiß die tadellos gestellten Mullstreifen ihrer Haube legten; ähnliche Mullstreifen umschlossen die Gelenke ihrer großen, kräftigen Hand und bildeten den Kragen ihres bürgerlich einfachen Kleides aus grobem schwarzen Wollenstoff. Alles an dieser Frau, von dem ausdrucksvollen aber keineswegs anziehenden Gesicht an bis zu der tiefen harten Stimme, bis zu der Bartspur auf ihrer vollen Oberlippe, ja bis zu der kleinsten, unbedeutendsten ihrer Bewegungen war schroff, markirt, unweiblich.

Sie hatte schon mehrere Versuche gemacht, Ottos Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, aber der junge Arning schien der Außenwelt abgestorben zu sein. Regungslos saß er da, nur zuweilen mit einer raschen Bewegung das blonde Haar zurückwerfend, welches auf seine ungewöhnlich hohe, eckige Stirn fiel. Tiefes Schweigen herrschte in dem Gemach, nur unterbrochen von dem Summen der Fliegen, dem leisen Klirren der Stricknadeln und der emsig über das Papier raschelnden Feder. Schon lange hatte die alterthümliche Kukuksuhr an der gepreßten Ledertapete die siebente Stunde verkündet, und Tante Bernhardine meinte: „es bleibe heute recht lange heiß.“ — Otto schien weder das eine noch das andere gehört zu haben, doch jetzt fesselte ein viel leiseres Geräusch auf dem Hofe — das behutsame Hervorziehen eines Karren — seine Aufmerksamkeit.

Rasch sprang er empor und trat auf die Veranda. Draußen waren der Verwalter und einige Knechte beschäftigt, einen Leiterwagen aus der Remise zu ziehen und zur Abfahrt zu rüsten.

Otto lehnte sich an die Brüstung der Veranda. „Was machen Sie denn da, Herr Warne?“ rief er hinab.

Unangenehm überrascht wandte der Gefragte sich um. „Wir wollten noch einmal hinaus, Herr Baron.“

„Es ist ja Feierabend,“ und Otto zog seine große silberne Uhr hervor, den Schrecken der Beamten auf dem Gute, denn sie war auf die Sekunde pünktlich wie ihr Besitzer.

„Das ist wohl wahr, Herr Baron,“ antwortete der Verwalter, seinen Aerger niederschluckend, „aber der alte Schäfer meint, wir bekämen diese Nacht ein Gewitter, und der versteht sich auf das Wetter! In einer Stunde können wir übrigens alles hereinhaben, was noch auf der Niederwiese ist, dann —“

„Gleichviel!“ erwiderte Otto achselzuckend, „mein Bruder wünscht, daß die Feierabendstunde streng eingehalten werde. Ist nicht auch heute Hochzeit in Buchdorf?“ wandte er sich an die Knechte, welche die Verlegenheit des Verwalters mit stiller Schadenfreude beobachteten.

Die Angeredeten griffen an die Mützen: „Ja, gnädiger Herr.“

„Aber,“ wagte der Verwalter nochmals einzuwenden, „bedenken Sie, welchen Verlust ein Gewitter verursachen —“

„Wir müssen ihn eben tragen,“ unterbrach ihn Otto gleichmüthig. „Lassen Sie nur abspannen, Herr Warne; die Befehle meines Bruders sind gemessen.“

Und ohne sich umzusehen, ob seiner Anordnung auch Folge geleistet wurde, trat der junge Arning in das Gemach zurück, und nahm wieder am Schreibtische Platz.

„Aber Otto, das hättest Du doch nicht thun sollen,“ meinte Tante Bernhardine vorwurfsvoll. „Wenn Schäfer nun recht hat, wenn es ein Gewitter gibt, so erwächst aus Deiner Rücksicht ein Verlust von mehreren hundert Thalern.“

„Ich befolgte nur Kurts Befehl,“ erwiderte Otto gelassen, indem er die Feder eintauchte.

„Kurt würde gewiß nichts dagegen haben, wenn Du eine andere Bestimmung getroffen hättest.“

„Vielleicht nicht; aber es kommt mir nicht zu, hier Bestimmungen zu treffen.“

„Warum nicht, wenn sie zweckmäßig sind? Deines Bruders Anordnung ist barer Unsinn, vorzüglich wenn er nicht selbst hier bleibt, um die Ausführung zu überwachen. Hätten die Leute nicht recht gut morgen eine Stunde früher heimgehen können? Sie hätten es eben so gern gethan, und das Korn würde nicht verderben. Nein, Otto,“ fuhr sie fort, als ihr Neffe noch immer keine Miene machte, ihre Rede zu beantworten, „so viel Liebe Du auch für Kurt haben magst, Du mußt mir zugeben, daß Du einen solchen Befehl nicht ertheilt hättest.“

Digitized by Google

„Vielleicht nicht; ich würde überhaupt manches anders einrichten als Kurt," stimmte Otto ruhig bei.

„Warum thust Du es nicht? Wenn Kurt gar nicht daran denken will, die Güter für Dich im Stand zu halten, so mußt Du selbst dafür sorgen. Du hast doch auch Ansprüche daran."

„Nach ihm — ja. Aber vorerst ist Kurt Herr in Buchdorf; und wir wollen hoffen, daß er es noch lange bleibt."

Die Worte wurden kalt und nachlässig hingeworfen. Sie schienen weder ein frommer Wunsch noch eine heuchlerische Phrase, weit eher eine gewohnheitsmäßige Zurechtweisung auf einen oft gehörten Rath. Auch Tante Bernhardine faßte sie als eine solche auf; sie erwiderte nichts und blickte offenbar verletzt auf ihr Strickzeug.

Es kamen Boten, Jägerburschen, Knechte, der junge Freiherr fertigte sie alle ab, ohne seine Arbeit zu unterbrechen.

„Otto," begann die Stiftsdame abermals, als sich die Thür hinter dem letztern derselben geschlossen.

„Nun?"

„Du läßt alle Feierabend machen. Wie lange willst Du selbst Dich eigentlich hier noch quälen?"

„Bis ich mit den Berechnungen zu Ende bin."

„Mir scheint, Du schreibst schon lange genug. Die Bücher sind wohl nicht in bester Ordnung?"

„In Ordnung?! Die Ernte vom vorigen Jahr ist noch nicht eingetragen."

„Das ist ja aber zu arg. Wie kann Warne so nachlässig sein? Und noch mehr, wie darf Kurt solche Nachlässigkeit dulden?"

„Das ist nun so seine Art."

„Eine schöne Art das!"

„Ereifere Dich nicht, Tante," scherzte der junge Baron. „Ich verspreche Dir, daß die Herkulesarbeit des heutigen Tages mir als abschreckendes Beispiel stets vor Augen schweben wird, und daß ich pünktlich sein will und genau wie ein Uhrwerk, wenn ich Herr in Buchdorf werde."

„Wenn Du es wirst —"

Der Ton dieser Worte war so eigenthümlich, daß Otto befremdet aufblickte.

„Du meinst, ich könnte früher sterben?" fragte er dann.

„Es ist auch möglich, daß Du leben bleibst, und doch nicht Herr in Buchdorf wirst."

„Wie so das?"

„Wenn nun Kurt sich verheirathete —"

Otto ließ die Feder fallen und brach in ein fröhliches Gelächter aus, in welches die Stiftsdame jedoch nicht einstimmte.

„Du hast die Sache von jeher zu leicht genommen," fuhr sie fort. „Das einfältige Testament hat ihm alles gelassen, und wenn er nun heirathet und Erben bekommt, so bleibt Dir nichts als Ermsdal mit seinem abgebrannten Wohnhaus, und kaum zwei Hufen bebaubaren Landes. — So laß doch Dein albernes Lachen, Otto," unterbrach sie sich zornig, „ich meine, die Sache wäre ernst genug."

„Verzeihe, Tante, aber Kurt und heirathen — nein das ist zu komisch."

Und wieder brach er in ein fröhliches Lachen aus.

„Und wenn er es nun thäte?"

„Aber er wird es nicht thun."

„Bist Du Deiner Sache so gewiß? Es hat mir Mühe genug gekostet, die kleine Therese Flieder, die Gesellschafterin von Riesers zu entfernen. Er hatte sich ja förmlich zu ihrem Ritter aufgeworfen."

Otto lachte nicht mehr; er war im Gegentheil sehr ernst geworden und spielte nachdenklich mit der Feder.

Nach kurzem Sinnen fing er wieder an zu schreiben, aber schon nahte eine neue Unterbrechung. Ein Diener brachte auf silbernem Teller die Abendpost. Sie bestand aus mehreren Briefen an den Gutsherrn; einer trug die Adresse: „Freiin von Tretten".

„Von Kurt," sagte Otto, als er ihn der alten Dame reichte. „Sonderbar! was kann er Dir zu schreiben haben, da er doch morgen wieder kommt?"

Tante Bernhardine erbrach hastig das Couvert; ihre böse Ahnung sollte sich nur zu bald erfüllen.

„Schändlich, treulos, abscheulich!" rief sie nach den ersten Worten aus.

Otto wandte sich um; so hatte er Bernhardine nie gesehen. Ihre gelbe Hautfarbe war ins Grünliche übergegangen, ihr schwarzes Auge funkelte unheimlich, und die geballte Faust zitterte.

„Um Gottes willen," rief er, auf sie zueilend, „es wird ihm doch kein Unglück zugestoßen sein?"

„Da lies, lies!" rief die Stiftsdame, und drängte dem Erschrockenen den Brief auf. Er enthielt zwei Bogen, einen für Bernhardine, den andern an Otto adressirt.

Seiner Schwägerin schrieb der Baron, daß er sich vor vierundzwanzig Stunden mit Fräulein Therese Flieder vermählt habe. Er bat Fräulein von Tretten, Otto auf diese Nachricht vorzubereiten; er und seine Frau würden dem Briefe in spätestens einigen Stunden folgen; sie möge der Dienerschaft ihre Ankunft melden und alles zu ihrem Empfang vorbereiten. Zum Schluß sprach er die Hoffnung aus, daß Tante Bernhardine das ihm stets bezeigte Wohlwollen auch auf seine junge Gemahlin ausdehnen und sein Haus nach wie vor als das ihrige betrachten werde.

Der Brief an Otto war nicht halb so vernünftig abgefaßt; Kurt fühlte sich seinem Bruder gegenüber nicht frei von Schuld. Statt aber dies einzugestehen und sein Verfahren männlich und offen zu erklären und zu vertheidigen, beging er den schwachen Naturen so nahe liegenden Mißgriff, seine innere Unruhe hinter der erkünstelten Sicherheit eines guten Gewissens zu verstecken. Er schrieb, als habe sein Bruder sich über diese Heirath nur zu freuen, und sprach davon, welch reizende Schwägerin er in das alte Schloß bringe, und wie viel gemüthlicher und angenehmer sich auch für Otto nunmehr das Leben in Buchdorf gestalten werde — die schlimmste Form, welche er dem eigenthümlichen Jüngling gegenüber wählen konnte.

Der junge Arning las langsam und schweigend die verhängnißvollen Briefe durch. Jede Miene seines Gesichts zuckte, nur seine Hand stützte sich schwer und schwerer auf den alten Schreibtisch. Als er geendet hatte, legte er die Papiere langsam nieder; jeder Tropfen Blut war aus seinem Gesichte gewichen, aber er sprach noch immer kein Wort.

Tante Bernhardine ließ ihn nicht aus den Augen. Sie hatte nach dem vorhergehenden Gespräch nicht erwartet, daß diese Nachricht einen so tiefen Eindruck auf ihn machen würde.

„Otto!" rief sie, beängstigt von seiner unheimlichen Ruhe, „Otto," wiederholte sie, als er noch immer schwieg, „lieber Otto, sprich doch, sag mir nur, was Du von diesem Ereigniß denkst?"

Die zusammengepreßten Lippen Ottos lösten sich endlich.

„Mein Bruder verschwendet nicht viel Worte, um mir anzuzeigen, daß ich ein Bettler bin," sagte er leise, kaum hörbar, aber mit unaussprechlicher Bitterkeit.

Dieser Ton ging Tante Bernhardine durchs Herz.

„Ein Bettler?! — Nein, Otto, das sollst Du nicht sein," rief sie. „Es gibt Gott sei Dank noch Mittel, dem vorzubeugen."

„Welche?"

„Das Gericht. Kurt muß sein Vermögen aufgeben oder seine Frau. Es ist wahr, das unkluge Testament Deines Vaters gibt ihm die Güter; aber es ist voll von dunklen Stellen, und ein kluger Advokat kann sie zu dem Beweise zusammenfassen, daß Dein Vater eigentlich Dich zum Erben eingesetzt hat, wie es ja auch der Fall ist.

Otto hatte schweigend zugehört. „Das Gericht?" wiederholte er stolz. „Was sagst Du da, Tante Bernhardine? Unsern alten fleckenlosen Namen sollen Advokaten im Munde führen? Ein Arning soll vor die Schranken des Gerichts treten? Jede Zeitung die Schmach verkünden, daß der Bruder mit dem Bruder streitet? Und das alles um elenden Geldes willen! Nein, dazu biete ich nimmer meine Hand!"

„So werde ich sie bieten," versetzte die Stiftsdame, keineswegs eingeschüchtert.

„Das wirst Du nicht thun, Tante Bernhardine!" rief Otto leidenschaftlich, und er war fast schön in der sittlichen Ent-

Digitized by Google

rüstung, welche alle bessern Seiten seines Charakters zur Geltung brachte. „Das wirst Du nicht thun," wiederholte er, „denn es wäre ganz vergeblich; ich gebe Dir mein Wort darauf: wenn Du mich in einen Prozeß mit meinem Bruder verwickelst, so werde ich den Ausgang nicht erleben, eher schieß' ich mir —"

Er brach ab. Die Stiftsdame wagte für den Augenblick dem Hocherregten nicht zu widersprechen.

„Liebe Tante," fuhr Otto nach einer Weile in völlig verändertem Tone fort, „willst Du nicht so gut sein, Anordnungen für den Empfang des jungen Ehepaares zu treffen? Wenn Kurt ankommt, so entschuldige meine Abwesenheit, wie es Dir gut dünkt. Ich muß mich erst zu beruhigen suchen. So kann ich ihm unmöglich entgegentreten."

Und Kurts Brief in der Tasche bergend, nahm er seine Mütze vom Nagel, warf das Gewehr über die Schulter und eilte durch eine Hinterthür ins Freie.

II.

Unterdessen fuhr ein Reisewagen langsam durch die Arningschen Felder dem Herrenhause von Buchdorf zu, und darin saß der Gutsherr an der Seite seiner jungen Gemahlin, einer imponirenden Erscheinung mit dem Anstand einer Königin und blitzenden braunen Augen in dem schönen edelgeschnittenen Gesichte.

Beide Gatten schwiegen; sie sah mit ruhigem Selbstbewußtsein hinaus auf die nunmehr ihr gehörige Flur; vielleicht gedachte sie der Zeit, wo sie als arme Gesellschafterin diesen Weg zuerst gegangen war. Kurt aber schien bei weitem nicht so heiter, wie ein Ehemann von vierundzwanzig Stunden zu sein pflegt, sein Herz klopfte in einer peinlichen Unruhe, die um so höher stieg, je mehr er sich der Heimat näherte. Er wußte, daß er, von der Leidenschaft hingerissen, die Erwartungen seines verstorbenen Vaters getäuscht und Ottos berechtigte Hoffnungen gänzlich zerstört hatte. Er schämte sich, wenn auch nicht der Verbindung selbst, doch der Hast und Heimlichkeit dieses Schrittes.

Aber mit dieser Stimme seines Gewissens war eine andere im Streite, die Stimme des Trotzes. Was hatte Otto eigentlich von ihm zu fordern? War er nicht sein eigener Herr? War er nicht der ältere Bruder? Wenn seine erste Ehe nicht kinderlos gewesen wäre, so hätte Otto ja auch auf die Güter verzichten müssen! Daß in diesem Falle der größere Theil des väterlichen Erbes überhaupt nicht auf ihn übergegangen wäre, verschwieg Kurt sich dabei wohlweislich.

So erreichten die Neuvermählten Buchdorf; es war einsam auf dem weiten Hofe, völlig menschenleer im Hause. Von Festlichkeiten, von dem allereinfachsten Willkommen keine Spur. Eine Magd kam in Alltagskleidern aus der Milchkammer; sie grüßte gleichgiltig und wollte vorübergehen.

„Nun, Stine," rief Baron Arning streng, „hast Du keinen Glückwunsch für Deine neue Gutsherrin?"

Das Mädchen schlug die Hände zusammen und starrte die Fremde an, „mit blödsinnigem Ausdruck", wie Therese in ihrem Zorn dachte. Aber Stine war keineswegs blödsinnig, sie reimte sich sofort zusammen, warum Tante Bernhardine so Hals über Kopf abgereist sei. Zum Verwundern blieb die Sache doch, und so konnte sie nichts thun, als auf Plattdeutsch wiederholen: „Die neue Gutsherrin!"

„Nun ja doch!" rief Kurt ungeduldig. „Hat Euch Fräulein von Tretten denn nicht gesagt, daß die gnädige Frau und ich heute Abend ankommen würden?"

„Nein, Herr Baron, das gnädige Fräulein sind vor einer halben Stunde abgereist und haben einen Brief an den Herrn Baron hinterlassen."

Kurt biß sich auf die Lippe.

„Wo ist denn mein Bruder?"

„Ich habe den jungen Herrn vor einer Stunde ausgehen sehen."

„Nun dann rufe mir wenigstens Herrn Warne!"

„Der ist schon um sieben fortgeritten."

Der Baron stampfte mit dem Fuße.

„Zum Nachtessen werden sich doch die Herrschaften wohl wieder zusammenfinden," sagte er. „Ist schon servirt?"

„Ja, verzeihen der Herr Baron! Aber weil doch das gnädige Fräulein abgereist, und der gnädige Herr ausgegangen sind, und nicht einmal der Verwalter zu Hause blieb, so ist die Marianne, die Köchin, auch zur Hochzeit ins Dorf hinuntergegangen."

„So daß wir nicht einmal ein elendes Nachtessen bekommen werden," unterbrach sie Kurt außer sich.

„Ich will hinunterspringen und die Marianne rufen, Herr Baron."

„Thue das."

Kurt reichte seiner Frau den Arm und wandte sich dem Hause zu. „Verzeih diesen Empfang, Therese," sagte er bedrückt. „Es muß ein Mißverständniß sein."

„Ja, es muß ein Mißverständniß sein, daß man dem Hausherrn das zu bieten wagt," erwiderte sie bebend vor Zorn.

Im Wohnzimmer fand Kurt Tante Bernhardinens Brief, welcher ihm bewies, daß sie wenigstens seine Absicht nicht im geringsten mißverstanden habe. Lang war der Brief nicht, aber er sagte ihm mit derben Worten, was sie von ihm halte, und daß sie nie wieder einen Fuß nach Buchdorf setzen werde.

Kurt zerriß das Schreiben; er wagte nicht, dasselbe seiner Frau zu zeigen.

Die Köchin kam endlich, und es ward den Hungernden ein erträgliches Mahl servirt; aber der Abend verlief deshalb nicht weniger ungemüthlich und drückend. Der Baron war in Sorgen um Otto, welcher noch immer nicht kam; hatte auch er das Haus seines Bruders verlassen? Theresen aber erschien dieser Abend wie eine böse Vorbedeutung der Zukunft.

Endlich gegen zehn Uhr ertönte Ottos Schritt auf dem Hausflur; der Baron schrak zusammen, denn nun nahte die Entscheidung.

Wenn Kurt erwartet hatte, sein Bruder werde ihn mit Vorwürfen überhäufen oder mit Hohn zu Boden schmettern, so hatte er sich vollständig geirrt. Auf Ottos blassem Gesicht lag keine Spur mehr von Zorn, Spott und Haß; es zeigte nicht einmal Verstimmung, nur tiefen Ernst.

Er grüßte höflich die beiden und wandte sich mit einfachem Glückwunsch an seine Schwägerin, welche er zum erstenmal sah, obgleich dieselbe sich längere Zeit auf einem benachbarten Gute aufgehalten hatte. Theresens Blick glitt prüfend über die Gestalt ihres jungen Schwagers. Seine selbstbewußte Haltung, das altkluge Benehmen, das so wenig zu seinem jugendlichen Aeußern paßte, die ruhige Sicherheit, womit er ihr gegenüber stand, alles dieses wirkte verletzend auf ihre ohnehin schon gereizte Stimmung. Sie unterbrach daher Ottos Rede mit der Bemerkung, daß sie unmöglich an die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung glauben könne, da er es nicht einmal für der Mühe werth gehalten habe, bei ihrer Ankunft zugegen zu sein. Von leeren Phrasen aber sei sie keine Freundin.

Vielleicht hatte sie gehofft, ihrem Verwandten damit zu imponiren und ihn zu verwirren, aber sie täuschte sich bitter, als sie den Maßstab seines Alters, nicht den seines Geistes an Otto von Arning legte.

Der junge Baron verzog keine Miene. „Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mich der Phrasen überheben, gnädige Frau," sagte er, sich verneigend. „Betrachten Sie also meinen Glückwunsch als unausgesprochen."

„Otto!" rief Kurt erschrocken aus.

Therese richtete sich stolz empor. „Es scheint, daß die Nachsicht Ihres Bruders Sie sehr kühn macht, mein junger Schwager!"

Kurt fühlte, daß er hier eingreifen müsse, wollte er nicht Theresen verächtlich erscheinen.

„Ja, Otto," sprach er deshalb mit ungewohnter Strenge, „Ihr habt mich heute sehr enttäuscht und betrübt. Wir kommen hier an, nichts ist vorbereitet, nicht einmal für ein einfaches Nachtessen gesorgt, Tante Bernhardine abgereist, und Du treibst Dich auf der Jagd umher. Nicht einmal die Dienerschaft hast Du instruirt; von meinem einzigen Bruder hätte ich doch etwas Rücksicht erwarten dürfen."

„Von mir?" rief Otto mit seltsamem Ausdruck, dann setzte er mit ruhigem Hohne hinzu: „Du hättest Dich an Herrn

Digitized by Google

Limburg in der Pfalz. Originalzeichnung von B. Mannfeld.

Digitized by Google

Warne wenden sollen, wenn Du eine Ehrenpforte und weißgekleidete Schulkinder zur Feier Deiner Vermählung wünschtest."

Er hatte, wie wir wissen, Tante Bernhardine gebeten, seinen Bruder zu empfangen und sich darauf verlassen, daß sie es thun würde. Kurts Vorwurf traf ihn somit nicht, aber gereizt wie er war, hätte er sich lieber die Zunge abgebissen, als sich herabgelassen, ein Wort zu seiner Rechtfertigung zu sagen.

„Ich glaube, Kurt, wir ziehen uns zurück," sagte Therese verächtlich, „und überlassen diesen ungezogenen Knaben seinem Hofmeister, bis derselbe ihm beigebracht hat, sich manierlich zu betragen."

Der Blitz, der drohend aus Ottos Augen brach, warnte den Baron, daß es die höchste Zeit sei, einzulenken.

„Aber ich bitte Euch alle beide," rief er mit erzwungener Heiterkeit, „was soll diese Scene? Es ist ja gar kein Grund zum Streiten vorhanden. Und Du, Otto, und Tante Bernhardine, Ihr solltet eine unschuldige Sache nicht so tragisch nehmen. Mein Gott! ich bringe in dieses alte Nest eine schöne junge fröhliche Frau, und statt sich darüber zu freuen, steht alles entsetzt, und flieht uns, als seien wir Wehrwölfe. Ha, ha, ha! es ist wirklich zu komisch!"

Dieser ungeschickte Vermittlungsversuch hatte gerade noch gefehlt, um Otto auf das äußerste zu reizen. Er war nicht mehr er selbst, als er finster grollend erwiderte:

„Laß die Komödie, Kurt! Ich bin kein solches Kind mehr, daß ich nicht die Tragweite Deiner Handlungsweise vollkommen verstände! Den Spott über die Vernichtung meiner Zukunft hättest Du Dir sparen dürfen."

„Aber Otto, welche Idee! Sei gewiß —"

„Beabsichtigst Du etwa diesen albernen Anklagen Rede zu stehen?" fragte Therese scharf.

Kurt wollte sich nicht schwach zeigen vor dem Weibe, welches er über alles liebte, und so raffte er seine ganze Widerstandskraft zusammen.

„Ich glaube wirklich, Otto, daß meine Nachsicht Dich dazu verleitet hat, Deine Stellung mir gegenüber zu vergessen," begann er. „Ich verbitte mir jede unbefugte Einmischung, jedes kecke Urtheil ein für allemal!"

„Ob unseres Vaters Testament mir ein Recht gibt, über Deine Vermählung mitzureden, will ich nicht erörtern. Es gilt auch gleich, denn ich verzichte freiwillig darauf. Jedenfalls aber hätte ich das Recht gehabt, einen Schritt, der so tief in meine Zukunft eingreift, früher als vor drei Stunden, und anders, als durch diesen — Wisch zu erfahren." Damit warf er des Freiherrn Brief auf die Tafel und näherte sich der Thür.

„Die gnädige Frau wird gewiß meine Offenheit entschuldigen," fügte er, sich nochmals umwendend, mit kaltem Hohn hinzu. „Ich folge ja nur ihrem ausgesprochenen Wunsche, indem ich die leere Phrase vermeide."

„Otto," rief sein Bruder, „Otto, ich bitte Dich, nur ein Wort —" aber der junge Freiherr war schon verschwunden.

Und so hatte eine kurze Viertelstunde zwei im Grunde edle Menschen zu erbitterten Feinden für ein ganzes langes Leben gemacht. (Fortsetzung folgt.)

Deutsche Städte und Bauten.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI 70.

IV. Limburg und Hartenburg.

(Zu dem Bilde auf S. 245.)

Dort, wo am Mittelrhein die Gebirgsketten des Vogesus und des Schwarzwaldes nach Norden sich abdachen, wo am rechten Ufer der gewaltigen Flutmasse des Rheins der Odenwald an die letzten Ausläufer des Mons Abnoba sich anschließt und am linken das Hartgebirge zur Depression südlich des Donnersberges sich erniedrigt, schneiden in den Buntsandstein zwei einander zueilende Flußthäler ein. Sie zählen zu den Thalungen in Deutschland, die, von der Natur durch ihre Lage begünstigt, von jeher die Fluten der Geschichte durch ihre Gründe und Schluchten rauschen ließen.

Das eine Thal ist das des Neckar mit dem Sitz der Pfalzgrafen bei Rhein mit Heidelberg, ein Ort, der von der Natur bestimmt erscheint, einen Abglanz des sonnigen Italia dem neidischen Norden zu gewähren, das andere an Länge des Flußlaufes unbedeutende Thal durchfließt die Isenach, und an ihrer Durchbruchsstelle durch die Lager der Vogesias liegt im Kessel von Rebenlaub umduftet das freundliche Bad Dürkheim.

Es sind aber nicht die hübschen Spaziergänge im Kurgarten noch das reizende Bouquet des Michels- oder Spielberger, was uns heute fesselt, sondern es lockt uns die an Schönheiten der Natur und Kunst reiche Umgebung, die Schritte in der Richtung nach Nordwesten durch die Straßen der Stadt ins Freie zu lenken.

Ein steiler Bergabhang in gleichmäßigem Absturze, bedeckt mit dem Schmucke eines Kastanienwäldchens, hemmt des Wanderers Eile; es gilt auf steinigtem Pfade die Höhe zu nehmen. Den Kastanien folgen die Fichten auf dem Fuße, dazwischen ein Wingert, der aus dem Nichts, dem dürren Sand entstammt, dennoch mit Hilfe der Kunst gleich seinen Brüdern im Thale grünt und sproßt, und bald stehen wir vor einem Steinwall, der in breitem Strome den Rand des Berges umsäumt. Nicht Spielerei oder religiöse Gründe waren es, die hier Stein auf Stein, Fels auf Fels thürmen ließen; „nichts ist schrecklicher als der Mensch", dieses Spruches Wahrheit zwang mit dem geschliffenen Steinkeil die Felsen rings zu sprengen, zwang ganze Stämme zur Sicherung vor den Nachbarn den Nacken zu beugen unter der Last dieses Riesenbaues. Zur Zeit, wo noch Sumpf und Dickicht das schimmernde Rheinthal zu unseren Füßen bedeckten, nöthigte die dira necessitas des Selbsterhaltungstriebes die Scharen der arischen Einwanderer, dieses Denkmal grauer Vorzeit sich zu festen, aus der nur noch Scherben und thönerner Schmuck als Zeugen vom Dasein verschwundener Menschengeschlechter reden können.

Laßt uns nach Süden das Plateau längs der Ringmauer oder, wie sie der Volksmund nennt, der Heidenmauer umwandern; und jetzt an dem Punkte, wo der Gigantenleib einer bis vierzig Fuß sich erhebenden Doppelmauer mit massigem Bau auf dem Steilrande sich lagert, magst du den Blick hinabsenden in das Thal zu deinen Füßen und hinüber zu den Höhenzügen vor deinen Augen. Den in duftigen Schleier verhüllten Horizont umzäumen die Wellenlinien des Hartgebirges. Den Mittelgrund nimmt zur äußersten Rechten eine in Trümmern noch trotzige Veste, die Hartenburg ein, während zur Linken rings getaucht in das Dunkelgrün der Wälder und in die Berge, wie die Perle in die Muschel gebettet, die gebrochenen Klostermauern der Abtei Limburg sich erheben.

Zu deinen Füßen glänzt der Spiegel des vom Pfalzgrafen Johann Kasimir angelegten Herzogweihers, und vom Süden schimmern im bunten Reflexe die grünen Gaue der Rheinebene herauf, deren äußerste Zone die Doppelthürme des Speyrer Domes überragen. Auf etwas höherem Standpunkte können wir noch den sagenberühmten Rücken des Drachenfelses erschauen, der mit kühner Stirn herabschaut auf die düstern Forste der Westricher Wälder. Du selbst trittst dem Werke der Vorzeit auf den Nacken, und schürfst du den klassischen Boden, wird bald ein Produkt der fernsten Periode, die das Erwachen rheinischer und deutscher Geschichte sah, das Fragment eines rohen, von Menschen gerundeten Gefäßes deiner Mühe lohnen.

Es gibt wenig Punkte in unsern, von der Flut menschlicher Thaten überlagerten Gauen, die wie dieser hier, unser Standpunkt, im Gesicht den Drachenfels, die Hartenburg, das Rheinthal, die Limburg im Riß den gewaltigen Zug der deutschen Geschichte von den ersten barbarischen Spuren ihrer sehnigen Faust bis zu den Kunstdenkmälern ihrer bildsamen Hand dir in den Geist zeichnen.

Noch harrte im dämmernden Morgenlicht die Welt der Sonne entgegen, da brachen dort von der Einsenkung des Ge-

Digitized by Google

birgswalles zwischen Oden- und Schwarzwald heraus den Pforten der hercynischen Wälder (Pforzheim von Portae) den Rhein mit dem Rufe: „der Strom, der Strom" grüßend, die Völker der Sueven herüber das Dunkel der Geschichte, das bis jetzt auf ihrem Dasein ruhte, zu zerstreuen mit ihrem Eintritt in das Herz Europas.

Aber dort, wo der Opferstein am Nordostrande des Berges sich erhebt, standen in Erz gehüllt die Söhne des Landes, die Krieger der Kelten. Der Kelte gegen den Germanen, der Wälsche gegen den Deutschen mußte der Kampf erst ausgefochten werden um den Besitz der mittleren Rheinebene, bis der Steinring zu unsern Füßen dem ersten deutschen Stamme als Versammlungsstätte im Frieden und als bergende Burg im Kriege dienen konnte. Am Drachenfels, in der Nähe der umworbenen Ringmauer, schlug deshalb der Siegbringer Sigfrid den züngelnden Drachen, und der Sieg über das Ungeheuer machte den Heros unverwundbar.

Doch nicht nur den östlichen Anwohner locken die rheinischen Gefilde, vom Süden stürmt ein Adler mit drohendem Flügelschlag und scharfen Krallen heran, hier als Gebieter zu horsten und mit kühnem Blick sein Reich zu beherrschen. Der Römer deckt ländergierig und völkerbezwingend den Isenachpaß mit einem Kastell auf dem abgeschlossenen Kegelberge, den jetzt die Limburg krönt. Drusus legt seine Zwingburgen längs des Thales mit starker Kette an, den Po am Rheinstrom zu vertheidigen. Zwei Jahrhunderte friedlichen Schaffens ließen die Gaue vor uns im Reichthum erblühen; Dörfer und Städte erheben sich, Tempel und Villen bringen die Kultur des Südens, Rebstock, Mandel und Kastanie halten ihren Einzug in das Land der Eichen- und Lindenwälder, und der Strom schien zu theilen, nicht zu scheiden. Aber plötzlich lodern Feuerzeichen rings auf den Bergen, die Kolonen flüchten in den Ring des Mauerwalles, der ergrimmte Germane wirft zähneknirschend das Joch des Wälschen ab und nimmt sich mit Gewalt das ihm zur Entwicklung nothwendige Rheinthal. Schon fügen sich wieder die Mauern unten im Thale, schon grünen von neuem die Fluren, bis sturmgleich von Osten ein häßliches Reitervolk die Rheingaue durchfliegt und vernichtender Hagelschlag die frische Saat zerstört. In der Heidenmauer soll Attila mit seinen Räuberscharen auf dem Rückzug aus Frankreich verweilt haben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der auf dem Heidenfelde gefundene Dürkheimer Dreifuß und die Bronzeräder von Böhl in der Nähe Beutestücke waren, die den Hunnen von den Kriegern der Alemannen auf der Flucht abgenommen wurden. Neue Staatenbildung riefen nach dem Umsturze der Völkerwanderung im Rheinthal die Franken hervor. Eine ihrer ersten Familien, die der Salier, die wahrscheinlich in religiösen Beziehungen zur Bereitung des den Germanen heiligen Salzes stand, das von Alters her bei Dürkheim aus Soolquellen gewonnen wird, schlug ihren Sitz über den Trümmern des römischen Kastells auf der Scheide zwischen Worms- und Speyergau, wo sie reich begütert war, auf dem Lindenplatz auf; die Burg nannten sie nach dem geweihten Baume die Lintburg. Die rheinfränkischen Herzöge im Herzen des Reichs begütert, erstiegen in Konrad den höchsten Ehrenplatz der civilisirten Welt: den Kaiserthron, und seine Nachkommen suchten dessen Würde und Stellung zu schirmen gegen den zweiten gewaltigeren Sturmlauf des römischen Wesens gegen deutschen Geist und die Unabhängigkeit des Staats. Ein böses Omen traf vor dem Beginn des Feldzugs der Geister das Haus der Salier; das Söhnchen Konrads stürzte vom Abhang der Pfalz auf der Limburg herab, und die Trauer über den Tod des Erstgebornen bewog den Kaiser und seine Gemahlin Gisela, die Stammburg der Salier in ein Benediktinerkloster umzuwandeln. An demselben Tage legte der Salier nach der Sage den Grundstein zur Klosterkirche und zum Speyrer Dom. Der Abt „von Gottes Gnaden im Stift zum heiligen Kreuz" belehnte zwanzig Grafen und Herren, schlug Münzen und führte das bischöfliche Inful. Stolz leuchteten die Kuppeln des Doms auf der Limburg hinunter in das Rheinthal, von weither frohndeten die leibeigenen Bauern den mächtigen Priestern. Doch am eignen Busen zogen sie ihren Mörder groß. Auf limburgischem Grund und Boden erbaute ein Leininger, Friedrich Graf von Saarbrücken, eine Burg, die mitten im Hartgebirge gelegen, den Namen Hartenburg empfing. Ursprünglich Vasallen der Aebte von Limburg wurden die Hartenburger Leininger bald die Peiniger ihrer Herren. Der Mönchskopf am Treppenthürmchen in Hartenburg weiß von der grausamen Behandlung der Mönche zu erzählen. Der Haß zwischen den Priestern und den Rittern kam zum unheilvollen Ausbruch in der bairischen Erbfehde Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Kurfürst Philipp, der Schirmherr der Abtei, ließ gedrängt von den „Pfalzvergiftern" die Besatzung der Abtei abziehen.

Unheil ahnend flüchteten die Mönche mit dem edlen Abte Makarius nach Speyer. Da drangen die Leininger Kriegsknechte herüber von der Hartenburg, rissen die Reliquien in den Staub, schändeten die Gräber der Salier und der Aebte und warfen die Brandfackel in die Marmorräume des Domes. Eine Riesenfackel leuchtete das brennende Kloster zwölf Tage und zwölf Nächte hinunter zu den erschreckten Thalbewohnern, und die Perle des Mittelrheins war so von roher Faust zerschmettert. Die Herrschaft der Fürsten trat an die Stelle des Kirchenregiments im Thale der Isenach.

Der Kampf zwischen Limburg und Hartenburg bietet uns ein Miniaturbild von dem allgemeinen Kriege in Deutschland zwischen der Kirche und den Territorialherren, der durch die Reformation sanktionirt, siegreich zu Gunsten der Landeshoheit der Fürsten endigte. Jedoch in der Lösung der kleinen selbstständigen Landesgebiete von Kaiser und Reich lag der Keim ihres Untergangs. Der gewaltige Vorstoß der geeinigten Westmacht zerschmetterte am Rhein die vereinzelten Atome des Reiches und die lodernden Burgen am Rhein, an der Mosel, am Neckar verkündeten den Sieg des centralisirten Frankenreichs über die centrifugalen Bestrebungen der deutschen Fürsten. Die logische Vergeltung der Geschichte traf zweimal die Hartenburg. Brannten die Mordscharen Melaks nur die Dächer der Veste nieder, so rissen die Sanskulotten Custines die Mauern der Burg systematisch nieder. Die Herrschaft der Leiningen ging unter im „Thal". Doch nicht umsonst bluteten die deutschen Gaue; der Franke selbst lehrte den Deutschen sich einigen, und bedeutsam weht drüben auf der Höhe vom Thurm herab im Morgenwinde das Banner des neuen Reichs!

Verlassen wir unsern Standpunkt, um nach der geschichtlichen Würdigung der vor uns liegenden Landschaft im einzelnen die Schöpfungen verrauschter Zeiten ins Auge zu fassen. Vorüber an einem vorspringenden Fels an der Ecke der Ringmauer, auf dem der langhaarige Germane und später der gebräunte Legionär hinunter in den Thalpaß und hinaus in die Rheinebene gespäht haben mochte, klettern wir den steilen Abhang hinab. Ein schmaler Pfad führt uns an tief in das Berginnere sich hineinsenkenden Steinbrüchen vorüber, deren Quadern die Mauern der Paläste der Rheinstädte erbauen helfen. Lieblich umschließen die Häuser des nach der Burg Hartenburg genannten Oertchens die rothen Mauern der in Trümmern noch stolzen Veste. Den westlichen Eingang flankiren zwei gewaltige, noch gut erhaltene Thürme, in deren Schutz die Zugbrücken über den halbverschütteten Graben führen. Wohin wir uns wenden, zur Höhe des zersprengten Pulverthurms, zu den Trümmern des Rittersaales, zu den geborstenen Mauern des Marstalles, über die zerfallenen Treppen zur Oeffnung des grauenvollen Verließes, stets steht das Bild des Mittelalters in waffengewaltiger mauerntrotziger Gestalt vor unseren Augen. Nichts mildert hier die in Eisen gehüllte Erscheinung des Burgherrn, selbst der Rosenkranz, der sonst den Ritter schmückt, entfiel seiner gewaltthätigen Faust, um ungehindert durch Gefühlsrücksichten den priesterlichen Gegner erwürgen zu können.

Der Umfang der Veste erinnert an die Dimensionen des Heidelberger Schlosses und der Hohkönigsburg im Elsaß. Die östliche schwächste Seite schirmte einst der stärkste Thurm, dessen Zinnen vormals eine gewaltige Kuppel deckte. Durch den Burggarten, zu dessen Seiten in der Wand das leiningische Wappen mit drei Adlern im Felde eingemauert ist, schreiten wir nach vorn auf das Vorwerk des „Lindenplatzes". Den vormaligen Turnierplatz umschatten breitästige Linden. Lindenblätter bil-

Digitized by Google

deten den Helmschmuck der Leininger, die selbst ihren Namen von diesem den Germanen geheiligten Baume ableiten. Bei der Geburt jedes Prinzen aus ihrem Hause pflanzten sie auf diesem Platze ein Lindenreis, das Symbol ihres Stammes, in den heimatlichen Boden.

Weiter wandernd durch den Nadelwald gelangen wir von Westen aus an die rothen mit Getreide und Wein bis oben bepflanzten Halden des Limburgerberges. Eine alte mit Gras überwachsene Straße führt uns auf die Höhe des nach allen Seiten freistehenden Kegels. An der Seite, wo das Plateau mit dem Bergrücken zusammenhängt, sind die Felsen von einem künstlichen Graben durchschrotet. Hübsche Anlagen versöhnen den Sinn mit dem Schmerze über den Verlust des Kleinodes, das selbst in seinen Ruinen das Erstaunen des Fremden über die Großartigkeit des Planes und die Feinheit im einzelnen hervorruft. Dies gilt besonders von den Resten der Stiftskirche, deren Längenschiff von Südwesten nach Nordosten gerichtet, eine Länge von 300 Fuß und eine Breite von 130 Fuß besitzt. Von dem Eingange im Süden bis zum Chor stützten einst 20 mächtige Säulen die Basilika der Hart. Jede Säule, aus einem Blocke gearbeitet, war ohne Sockel und Kapital 20 Fuß lang und 4 Fuß im Durchmesser. Neben dem Haupteingange liegen noch die gewaltigen Trümmer der 2 Hauptsäulen. Während Chor und Langhaus das Kennzeichen des romanischen Stiles, den Rundbogen tragen, entstammt der schlanke Thurm im Süden dem zweiten Aufbau der Kirche nach dem großen Brande von 1504. Ein gothisches Prachtwerk, erhebt er sich an der Stelle eines ehemaligen romanisch-byzantinischen Thurmes. Die schlanken Eckpfeiler, die eleganten Spitzbögen, die in Blumen auslaufenden Mauerzinnen zeigen die herrlichen Blüten, welche die Spätgothik noch im sechszehnten Jahrhundert am Rheine trieb. Im Gegensatz zu ihm deutet die Krypta unter dem Konventsthor mit ihren blättergezierten Säulenkapitälen auf die älteste Zeit der romanischen Baukunst.

Vier noch erhaltene Säulen tragen die Decke, die durch sie in neun quadratische Joche getheilt wird. Vom Rasenhügel im Chor, der den Platz des einstigen Marmorhochaltars bezeichnet, läßt sich in Gedanken der kreuzförmige Basilikenbau am besten rekonstruiren. Der gewaltige Bau ward an Ausdehnung und Vollendung nur von der Basilika in Hersfeld erreicht, die das besitzt, was der Limburger abgeht, die Apsis im quadratischen Chor. Annähernd wiederholt sich auch bei jener die Höhe der noch vollständig erhaltenen Mauer des Querschiffs von 75 Fuß. Nach der Vermuthung Heinrich Ottes besitzen beide Basiliken denselben Erbauer in dem Cluniaenser Poppo von Stablo. Während jenes Bauwerk jedoch die Zerstörungswuth der barbarischen Franzosen vernichtete, sank unsere Abtei durch die Jahre in Trümmer, und so können sie wenigstens noch zeugen von dem Genie und der Thatkraft des salischen Architekten.

Auf allen Seiten bieten die Ruinen herrliche Blicke auf die Umgebung. Als Kastell, als Palast, als Abtei war der Ort gleich günstig gewählt. Von den Bogen des ehemaligen Refektoriums schauen wir hinunter in das üppige Wiesenthal der Isenach, das im Westen die Hartenburg schließt. Vorn an der Ostseite der Stiftskirche schweift das Auge ungehindert von dem gothischen Spitzthurm Dürkheims, das vor die Thalöffnung der Isenach sich lagert, hin über die reichen Gaue, aus deren lachendem Grün die Thürme unzähliger Ortschaften hervorblicken, bis zur Jesuitenkirche in Mannheim, bis zu dem Doppelberg des Melibocus und des Felsmeeres, dessen Fuß umsäumt wird von dem silbernen Bande des Vater Rheins. Im Süden der alten Feuerberge erhebt sich am Gebirgsrand ein rother Bau: es sind die Zinnen des Heidelberger Schlosses, dessen melancholische Schönheit im Verein mit Hartenburg und Limburg uns mahnt an die ehemalige Schwäche und Schande unseres Vaterlandes, das seine schönsten Kunstdenkmäler vandalisch zerstört sehen mußte.

Wohl mag die Zeit nicht mehr erscheinen, wo man auf die Höhen Gigantenblöcke zu Säulen heraufschleppte und den Marmor zu Altären aus Italien herbrachte, wo Jahrhunderte mit ihrem Schweiße frohndeten, dem Zwingherrn seinen Prachtbau zu errichten, aber Dank sei dem Mahnen der Trümmer der Feudalzeit! Die geborstenen Mauern lehren uns die Folgen der Zersplitterung der Kraft, die gestürzten Thürme fordern uns auf, festzuhalten an dem Bande der Einheit, das allein stark sein wird von jenen zum Himmel ragenden Bauten zur Linken und zur Rechten, vom Nibelungendom in Worms und der Kaisergruft in Speyer, die Fackel der Zerstörung abzuhalten.

Dr. C. Mehlis.

Wilde Menschen und Wolfskinder.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Die Eingeborenen Australiens und die Andamanen-Insulaner werden als die am tiefsten stehenden Menschen angesehen. Einem civilisirten Europäer, der ihr armseliges Dasein zum ersten Mal erblickt, kann leicht der Gedanke kommen, diese Menschen seien nicht weit von den Thieren entfernt. Schaut er aber näher zu, beobachtet er diese Völker, so muß er sich sagen, daß in den wichtigsten Punkten, in denen, die den Menschen zum Menschen machen und ihn vom Thier unterscheiden, jene armseligen Wesen uns gleich sind. Diese Wilden haben eine artikulirte Sprache, sie kennen den Gebrauch des Feuers, sie haben eine Art von Religion und besitzen Geräthschaften und Waffen — alles Dinge, von denen bei den Thieren nun und nimmermehr die Rede ist. Das Volk soll noch gefunden werden, das nicht Sprache, Religion, Feuer und Geräthe besäße.

Daß aber einzelne Menschen tiefer sinken und unter Umständen auch ohne jene menschlichen Erfordernisse leben können, darf nicht geleugnet werden. Es ist für uns von Wichtigkeit, den Punkt kennen zu lernen, wo die letzte Grenze der menschlichen und menschenwürdigen Existenz liegt; aber unglücklicher Weise ist diese Grenze nur sehr schwer zu bestimmen. In alter wie neuer Zeit sind eine Menge Geschichten bekannt geworden, daß Menschen unter und mit Thieren wie letztere gelebt haben. Die meisten sind aber so fabelhafter Natur, andere wenig gut verbürgt, so daß wirklich beglaubigte nur in geringer Zahl übrig bleiben, und diese selbst sind nicht immer vollständig klar.

Als unser Vaterland an den Folgen der napoleonischen Kriege schwer darniederlag und Mangel und Elend, Verwilderung und Sittenlosigkeit in mancher hart von der Kriegsfurie bedrückten Gegend herrschten, kam es wiederholt vor, daß Kinder auf den Landstraßen aufgegriffen wurden, die ohne Eltern und Verwandte hinausgestoßen waren in die weite Welt. Solche Kinder nahm Graf von der Recke in sein Asyl zu Overdyke auf, wo sie Erziehung genossen und wieder nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft aus ihnen geschaffen wurden. Zwei zu jener Zeit dort aufgenommene Knaben zeigen aber, wie tief der Mensch inmitten des civilisirten Europas sinken kann.

Eines Tages wurde ein ganz zerlumpter, schmutziger und blutender Knabe in das Asyl abgeliefert. Da er seinen Namen nicht nennen konnte und es gerade St. Klemenstag war, so nannte man ihn Klemens. Fragte man ihn, woher er käme, so antwortete er blos: „Von der anderen Seite des Flusses," doch alle übrigen Antworten auf sonstige Fragen waren völlig unverständlich. Als sein Verstand sich nach sorgfältiger Pflege wieder etwas entwickelt hatte, erzählte er das wenige, was er von seinem früheren Leben wußte. Er war Schweinehirt gewesen und des Nachts mit seinen Pfleglingen in denselben Kofen gesperrt worden. Der Bauer, sein Herr, gab ihm kaum so viel Speise, daß er sich satt essen konnte, und um sich schadlos zu halten, pflegte er sowohl von dem Schweinefutter zu essen als an den Mutterschweinen zu saugen. Als er zuerst nach Overdyke kam, hatte man Noth, ihn von den Salatbeeten fernzuhalten; denn er kroch auf allen vieren in sie hinein und weidete den Salat förmlich ab. Seine Anhänglichkeit an Schweine verlor Klemens niemals; er ging mit ihnen um wie mit seinesgleichen, und die Thiere schienen Verständniß für ihn zu haben. Dieser Knabe war kein völliger Idiot, aber wahrscheinlich waren

Digitized by Google

seine geistigen Kräfte von der Geburt an nur sehr geringe gewesen. Er hatte einen sehr kleinen Schädel und eine niedrige Stirn. Seine Augen waren trübe, und er konnte, obwohl seine Beine ordentlich entwickelt waren, nicht schnell laufen. Stets war er vergnügt und fortwährend lachte er; dagegen hatte er häufig Wuthanfälle, stieß heftige Verwünschungen aus, die er in seiner früheren Umgebung gelernt hatte, und versuchte es einmal, seinen Wohlthäter mit einer Holzaxt zu erschlagen. Als man ihn in ein Gewahrsam abführte, fing er an zu lachen.

Ein anderer wilder Knabe, der in dasselbe Asyl aufgenommen wurde, hatte in den Wäldern gelebt und war nur den Dörfern nahe gekommen, um Nahrung zu stehlen. Er kletterte mit der Geschicklichkeit einer Katze auf die Bäume hinauf, nahm junge Vögel und Eier aus den Nestern und verzehrte sie roh. Seine Kenntniß der Vögel, die er während seines Waldlebens erlangt hatte, war eine außerordentliche; er wußte die Stimme aller Vögel nachzuahmen und bezeichnete sie auf diese Weise.

Man wird heute in unseren geordneten und ruhigen Zuständen kaum begreifen, daß nach den Freiheitskriegen Verhältnisse bei uns Platz gegriffen hatten, welche die Hervorbringung solcher Individuen wie der beiden angeführten Knaben bedingten. Und doch war es nach dem dreißigjährigen Kriege noch schlimmer um Deutschland bestellt, wie ein Blick in den Simplicissimus uns belehrt, und der Geschichtsschreiber Procopius entwirft von Italien ein ganz ähnliches Bild nach dem Einfall der Gothen. Ein Kind, so erzählt er, wurde von seiner Mutter in einem zerstörten Dorf zurückgelassen; hier nährte es sich durch Saugen an einer Ziege. Als die Eltern heimkehrten, fanden sie den Knaben noch lebend und nannten ihn Aegisthus. Procop hat den Kleinen selbst gesehen.

Wenige Geschichten haben seiner Zeit so viel Aufsehen gemacht als die vom Wilden Peter, der 1724 in der Gegend von Hameln an der Weser aufgegriffen wurde. Jahre lang schrieb und diskutirte man über ihn, ja superkluge Leute wollten hier bereits ein Exemplar des „währhaftigen Urmenschen" gefunden haben. Als das Geschrei groß wurde, untersuchte der berühmte Göttinger Naturforscher Blumenbach den Burschen und wies nach, daß der „Urmensch" nur ein mißgestalteter Idiot sei, der seinen Eltern entlaufen war.

Die Erzählungen von Kindern, welche unter wilden Thieren aufwuchsen, von Wölfinnen oder Bären genährt wurden, sind weit über tausend Jahre alt und kehren immer und immer wieder bis auf die neueste Zeit, so daß der Glaube daran bei der Masse des Volks unerschütterlich geworden ist und auch ernstere Forscher sich die Frage vorlegen mußten, was hieran etwa Wahres sei. Blumenbach war nicht damit zufrieden, den Wilden Peter von Hameln entlarvt zu haben; er untersuchte kritisch eine große Anzahl ähnlicher ihm bekannt gewordener Fälle und verwies sie sammt und sonders in das Reich der Fabeln und Täuschungen. Indessen sind aus neuer Zeit ein paar Fälle aus Indien bekannt geworden, welche der englische Kulturhistoriker E. Burnet Tylor einer Kritik unterzogen hat, und die zur Wiederaufnahme der Frage vor etwa zehn Jahren im Kreise der Anthropologen führten. Die Thatsachen theilt ein hochgestellter, wahrheitsliebender und sehr angesehener Engländer, Sir William Sleeman.

Wölfe sind in den Schluchten am Gumti, einem Nebenflusse des Ganges, sehr häufig, und daß sie aus den Dörfern und Städten Kinder rauben und wegführen, ist eine wohlbekannte Thatsache. Die Hindus tödten die Wölfe aus Aberglauben nicht, da sie fürchten, daß ihre Dörfer zerstört würden, falls man nur einen Tropfen Wolfsblut innerhalb des Weichbildes derselben vergießt. Nur die niedrigsten ausgestoßenen Kasten theilen dieses Vorurtheil nicht, sie hüten sich aber, trotzdem die Wölfe zu erlegen, da durch diese ihnen ein Vortheil erwächst. Die kleinsten Kinder werden nämlich in Indien mit Goldschmuck förmlich überladen, und dieser Goldschmuck bleibt in den Wolfshöhlen liegen, wenn die Kinder von den Wölfen zerrissen sind. Jene Kasten aber, vergleichbar unseren Zigeunern, machen sich ein Geschäft daraus, die Wolfshöhlen nach solchem Schmuck zu durchsuchen. Wer indische Zustände kennt, findet in diesem Bericht nicht das geringste Auffallende. Indien schwärmt von Raubthieren, die Prämie für deren Erlegung wird von der Regierung fortwährend erhöht, und alljährlich veröffentlicht dieselbe Listen von Tausenden durch Tiger, Wölfe und Schlangen getödteter Menschen.

Als der genannte Sir William Sleeman sich in der Stadt Sultanpur befand, wurde ihm ein Knabe gezeigt, den man gefangen hatte, als er, auf allen vieren laufend, mit einer Wölfin und drei jungen Wölfen zum Flusse gekommen war, um dort zu trinken. Er versuchte es, zu entwischen; als aber Kinder in seine Nähe kamen, eilte er auf sie zu, kläffte wie ein Hund und wollte sie beißen, wobei man ihn ergriff. Gekochtes Fleisch, das man ihm anbot, wies er unter Zeichen des Abscheus von sich, während er rohes Fleisch mit Begierde verschlang, wobei er den Hunden erlaubte, sein Mahl mit ihm zu theilen, Menschen aber knurrend zurückwies.

Dieser „Wolfsknabe" wurde dem Kommandirenden des ersten Oude-Infanterieregiments, Kapitän Nicholetts, zur Erziehung übergeben. In der Pflege dieses Menschenfreundes wurde er etwas zahmer und ließ das Beißen. Er verschlang übrigens fast alles, was man ihm hinwarf; doch zog er rohes Fleisch vor. Kälte, Hitze, Regen beachtete er nicht, und seine einzigen Gedanken schienen sich auf das Essen zu konzentriren. Selbst beim rauhesten Wetter verschmähte er Bekleidung. Man gab ihm ein mit Baumwolle ausgestopftes Polster, um darauf zu schlafen; allein er zerriß es und verschlang die Baumwolle mit seinem Brot. Knochen, am liebsten ungekochte, beknabberte er wie ein Hund; ohne große Anstrengung verzehrte er ein halbes Lamm auf einmal, trank dazu eine ungeheure Menge Buttermilch und füllte dann noch seinen Magen mit kleinen Steinen und Erde. Setzte man ihm sein Essen hin, so rannte er auf allen vieren danach; doch ging er zeitweilig auch aufrecht. Seine Gesichtszüge waren grob, sein Ausdruck abstoßend, seine Gewohnheiten schmutzig. Hunde, Schakals und andere kleine Thiere waren seine liebsten Spielgenossen, und mit ihnen theilte er willig sein Mahl; namentlich ein kleiner Pariahund war sein Liebling, den man aber erschoß, weil er den wilden Knaben beim Essen verkürzte. Der Tod dieses Lieblingshundes brachte keinerlei Eindruck auf den Burschen hervor. Ueberhaupt schloß er sich niemand an, mied die Menschen, wo er konnte, und spielte nie mit Kindern. Während der drei Jahre, welche dieser „Wolfsknabe" bei Kapitän Nicholetts lebte, sprach er niemals ein Wort; wollte er irgend etwas haben, so gebrauchte er Zeichen, wie er denn auf den Mund zeigte, wenn er hungrig war. Er wurde krank, und wenige Minuten vor seinem Tode zeigte er auf seinen Kopf, sagte, er schmerze, verlangte nach Wasser und starb. Er war etwa zwölf Jahre alt geworden.

Im Jahre 1843 wurde in derselben Gegend Indiens, bei Tschupra, ein dreijähriger Knabe von einem Wolf fortgeschleppt, während seine Eltern auf dem Felde arbeiteten. Sechs Jahre später wurde er am Flusse wieder gefangen, wohin er mit einer Wölfin und deren Jungen zum Trinken ging. Man erkannte ihn an einem Mal wieder und an einer Wundnarbe; auch waren die Spuren der Zähne des Wolfs, der ihn weggeführt, an seinen Lenden noch zu erkennen. Auch diesen Knaben sah Sir William Sleeman, und er war etwa in demselben Grade gezähmt worden, wie der vorhin erwähnte. Er folgte seiner Mutter, schien aber keine Zuneigung zu ihr zu haben. Er lernte Brot essen, verschlang aber auch alles andere, und lief des Nachts oft in das Dickicht. Er stieß Töne aus, sprach aber kein Wort. Knie und Elbogen waren mit einer harten Haut überzogen, da er auf allen vieren lief. Kleider, die man ihm anlegte, zerriß er; rohes Fleisch hatte er am liebsten, auch verzehrte er Aas, wenn er es erlangen konnte. Die Dorfkinder fingen Frösche, warfen sie ihm hin und er verschlang sie gierig.

Was den ersten der beiden „Wolfsknaben" betrifft, so steht außer Zweifel, daß Sleeman ihn sah, Kapitän Nicholetts ihn zu erziehen versuchte und daß er thierische Gewohnheiten hatte. Sein Sprechen kurz vor dem Tode ist vielleicht auf eine Erinnerung aus der frühsten Jugend zurückzuführen, die in ihm erwachte. Auch die Geschichte des zweiten Knaben ist gut verbürgt, so weit sie sich auf seinen Aufenthalt unter civilisirten Menschen in Tschupra bezieht. Was aber das Vorleben beider

unter Wölfen anbetrifft, so liegt darüber nur die Aussage der Eingeborenen vor, und wir müssen hier entschieden mißtrauisch werden, da die Phantasie der Orientalen oft Dinge sieht, die wir nicht zu erblicken vermögen. Immerhin können wir uns mit Hilfe von sechs anderen ähnlichen Geschichten, welche Sleeman sammelte, ein Normalbild des indischen Wolfsknaben machen: Er ist etwa zehn Jahre alt, mehr oder weniger thierisch und abstoßend in seinem Aeußern und seinen Manieren, idiotisch, ißt rohes Fleisch, zerreißt die Kleider, die man ihm anlegt, liebt es, auf allen vieren umherzurutschen, ist unfähig zu sprechen, versteht aber, was man ihm sagt, und gibt seine Wünsche durch Zeichen kund.

Wenn wir nun zum Vergleich ältere Geschichten von Kindern heranziehen, die unter Thieren aufgewachsen sein sollen, so finden wir eine überraschende Aehnlichkeit mit den indischen Berichten. Das wilde Kind, welches nach Wilhelm Dilichs hessischer Chronik im Jahre 1341 von Jägern mitten unter Wölfen aufgefunden worden sein soll, wird als auf allen vieren laufend beschrieben. Es mied die Menschen, versteckte sich unter Bänken und konnte nicht gezähmt werden. Da es die ihm gereichte Nahrung nicht vertragen konnte, starb es bald.

Eine andere derartige Geschichte erzählt Koenig (Schediasma de hominum inter feros educatorum statu naturali solitaria. Hannover, 1730). Im Jahre 1661 wurden zwei Knaben in der Gesellschaft von Bären in den Wäldern bei Grodno (Polen) gefunden. Einer entfloh mit den Bären in einen Sumpf, aber der andere wurde gefangen; er war 8 bis 9 Jahre alt, lief auf allen vieren und verzehrte am liebsten solche Speise wie die Bären, also rohes Fleisch, Aepfel, Honig. Man brachte ihn zum König nach Warschau, taufte ihn Joseph und lehrte ihn, nicht ohne Schwierigkeit, aufrecht gehen. Polnisch lernte er nicht, dagegen brummte er wie ein Bär. Der König übergab ihn dem Vicekämmerer Peter Adam Opalinski in Posen, bei dem er als Küchenjunge zum Holztragen angestellt wurde, aber nie seine Wildheit verlor und gelegentlich in die Wälder floh. Koenig theilt ein langes lateinisches Gedicht mit, das 1674 auf diesen Joseph gedichtet wurde.

Die Geschichte der beiden „Aztekenkinder", die vor einiger Zeit überall in Deutschland gezeigt wurden und die auch in die Kategorie der „wilden Menschen" gehören, Lord Monbottos Zögling, das 1731 zu Chalons sur Marne gefangene wilde Mädchen, das in den Flüssen nach Fischen tauchte, der wilde Knabe von Bamberg, der wie ein Ochse brüllte, und zahlreiche andere ähnliche Erzählungen, mehr oder minder beglaubigt, können hier übergangen werden.

Die ganze Sache kommt auf folgendes heraus. Zunächst, daß in den verschiedensten Gegenden der Erde Kinder in einem verthierten Zustand aufgefunden wurden, der eine Folge von Idiotismus oder Mangel an Erziehung oder von beiden zusammen war, und zweitens, daß die Leute häufig glaubten, daß diese Kinder lange unter wilden Thieren gelebt und deren Gewohnheiten angenommen hätten. Schon die alte Sage von Romulus und Remus nimmt letzteres ja theilweise an. Und doch haben wir, so alt und weitverbreitet diese Erzählungen auch sind, keinen bündigen Beweis, daß Kinder wirklich in der angedeuteten Art unter Thieren aufgewachsen seien. Elende Geschöpfe à la Kaspar Hauser hat es genug gegeben, der „Urmensch" aber, der stumm und thierisch mit den Geschöpfen des Waldes lebt, der als ein Ausgangspunkt für unser Geschlecht von einer gewissen Schule hingestellt werden könnte, der soll noch gefunden werden.

R. A.

Ein Opfer.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Novelle von **F. L. Reimar.**

(Schluß.)

Die Witterung hatte mit diesem ersten schönen Tage einen völligen Umschwung genommen, und der Sommer war wirklich zurückgekehrt; auf die unfreundliche Kälte war neue Wärme gefolgt, die sich sogar bis zur Hitze steigerte, und noch einmal durften es die Fremden empfinden, wie schön es sich in Thüringens grünen Wäldern leben lasse.

Von der Badegesellschaft in R.... wurden zahlreiche Partien arrangirt, und zu Fuß und auf Eseln zogen die fröhlichen Gruppen hinaus, um diesen oder jenen berühmten Punkt zu besuchen und es sich dort im Genuß der schönen Aussicht, in heiterer Unterhaltung, vor allem aber in der köstlichen frischen Wald- und Bergluft wohl sein zu lassen.

Es war vielleicht nur ein Gast, der diesen Genossenschaftstrieb nicht theilte, der sich vor dem bunten Leben und Treiben völlig zurückzog und ganz entschieden die Einsamkeit suchte: der Major. Ja, er wäre wohl gleich abgereist, schon da er um jeden Preis einem Zusammentreffen Richards und Angelikas vorzubeugen wünschte, wenn die Generalin nicht von ihrer eigenen nahen Abreise gesprochen hätte, die bis zur Ankunft seines Sohnes jedenfalls erfolgt sein mußte. Seit jenem Tage, der ihm eine Begegnung mit Angelika gebracht hatte, mied er die Gesellschaft mit der größten Aengstlichkeit; er verließ seine Wohnung meistens nur in den frühesten Morgen- oder den späteren Abendstunden, wenn er fast gewiß sein konnte, keinen Wanderer mehr auf seinen Wegen anzutreffen, und wählte zu den letzteren die ungebahnteren Partien der Wälder, nach denen sich sonst kaum ein Fuß verirrte.

Einmal hatte er sich aber doch auf einem seiner frühen Spaziergänge verspätet und kam erst von seiner Wanderung heim, als die Sonne bereits ziemlich hoch am Himmel stand, und als hätte er gleich die Strafe für seine Unvorsichtigkeit empfangen sollen, stieß er beim Einbiegen in eine Waldecke, die er passiren mußte, um zu seiner Wohnung zu gelangen, auf eine ganze Schar von Gästen, die einen der oben beschriebenen Auszüge hielten. Zu seinem Schrecken erkannte er sofort die etwas scharfe Stimme der Generalin, und einen Augenblick stockte das Blut in seinem Herzen, denn ein Ausweichen war nicht mehr möglich; aber ein zweiter Blick gab ihm wenigstens die Beruhigung, daß Angelika nicht in der Gesellschaft war.

Er selbst war mittlerweile von der kleinen lebhaften Dame, die auf einem Esel an der Spitze des Zuges ritt, entdeckt worden, und mit dem Ausruf: „Ah, der Major!' trieb sie ihr Thier an ihn heran.

„Wissen Sie, daß ich Ihnen fast böse bin, weil Sie so wenig auf die alte Bekanntschaft geben, um mich nicht ein einziges Mal in meiner Wohnung aufzusuchen?" sagte sie.

„Ich durfte nicht wagen, dort auf ein Willkommen zu rechnen," sagte er.

„Und warum nicht?" entgegnete sie eifrig, unterbrach sich aber dann selbst lachend und sagte:

„Ah, Sie denken an die Scene auf dem Kurplatz, wo meine kleine Cousine den Nervenzufall hatte, den Sie in eigener Anklage Ihrem bösen Blick zuschrieben! Gut, daß wir nicht in Italien waren, dort hätte man Sie allerdings für einen Zauberer, einen jettatore halten können, der das arme Kind krank gemacht!"

„Und hat sich das Fräulein erholt?" fragte der Major mit unsicherer Stimme.

„Hm, sie ist immer noch ein wenig leidend und hat das Haus nicht wieder verlassen. Ich sage es ja immer: die Nerven! Krank ist sie aber eigentlich nicht, und so durfte ich es wagen, von ihr zu gehen, da sie die Partie nicht mitmachen wollte, obgleich sie mutterseelenallein ist, denn es ist so ziemlich alles, was im Hause wie im ganzen Neste wohnt, ausgeflogen: die Badegäste zu Partien und die Ortsleute zu der benachbarten Kirmeß. Wollen Sie selbst denn fortfahren, Einsiedler zu sein? Kann ich Sie gar nicht bereden, uns zu begleiten?" schloß sie.

„Ich tauge nicht für die Fröhlichen, gnädige Frau!" entgegnete er.

„Ei, ich wollte Sie schon bekehren," rief sie, „wenn ich länger

Digitized by Google

mit Ihnen zusammen wäre; aber leider ist es jetzt zu spät, denn morgen reisen wir!"

„Morgen!" wiederholte er sich mit einem Gefühl, von dem er selbst nicht wußte, ob es Erleichterung oder Beklemmung war; laut aber sagte er einige verbindliche Worte, die indessen dadurch abgeschnitten wurden, daß der Esel eine ungeduldige Bewegung machte und die Generalin zwang, den unterbrochenen Ritt fortzusetzen. Die Gesellschaft war bereits eine Strecke vorausgekommen, und so konnte sie nur noch ein flüchtiges Lebewohl mit dem Major wechseln.

In melancholischerer Stimmung als je kehrte dieser nach seiner Wohnung zurück. Er saß an seinem Fenster und sah nach der Richtung hin, wo er das Haus wußte, welches Angelika bewohnte, und wenn ihm dasselbe auch durch ein vorliegendes Gebüsch verdeckt wurde, so sah er es im Geist doch deutlich vor sich mit seinem kleinen blumengeschmückten Balkon; und er sah eine liebliche jungfräuliche Gestalt sich zwischen den Blumen bewegen; und dann sah er wieder sich selbst vor diesem Mädchen stehen und es erbeben und erbleichen vor seinem bloßen Anschauen, weil sie in seinen Augen die Geschichte vergangener Zeiten zu lesen verstand, die Geschichte von Sünde und Schuld. Er hatte diese Schuld gebüßt schwere lange Jahre hindurch, gebüßt durch den Schmerz um das zerstörte Lebensglück des einzigen Sohnes, und doch war es noch nicht genug der Buße, doch wollte die Stunde nicht kommen, die ihn frei machte von der Qual der Erinnerungen, die ihm Erlösung brachte!

Den Kopf auf die Hand gestützt, saß er lange still und trübe. Es war ihm, als läge heute eine doppelte Last auf seiner Seele und als theile sich dieselbe auch dem Körper mit und bedrücke ihn mit bleierner Schwere. Doch konnte die Ursache auch in der Atmosphäre liegen, denn die Luft in seinem Zimmer war dumpf, und als er das Fenster öffnete, um sich zu erfrischen, bemerkte er, daß sie auch draußen heiß und schwül war.

Am Himmel stiegen weißgraue scharf umränderte Wolken auf, die man in der Sprache des Volks „Donnerköpfe" nennt und die auch ihm auf ein Gewitter zu deuten schienen.

Im Dorfe war's still; es schallte kaum ein Laut von Menschen oder Thieren zu ihm herüber, und einen kurzen Augenblick dachte er daran, ob nicht noch manchen, die heute ihrem Vergnügen nachgegangen waren, die Freude des Tages vergällt werden dürfte; für ihn selbst aber bedeutete es eine Erleichterung, als am Nachmittag die ersten Regentropfen fielen und der Donner leise zu rollen begann. Die Beängstigung seiner Brust milderte sich, und er war im Stande, Beschäftigungen vorzunehmen, die den Geist von seiner trüben Richtung abzogen.

Die Lektüre eines Buchs fesselte seine Aufmerksamkeit, und er legte dasselbe erst aus der Hand, als die zunehmende Dunkelheit ihm das Lesen unmöglich machte. Es war aber nicht der hereinbrechende Abend, sondern das schwarze Gewölk des jetzt drohend heraufziehenden Gewitters, was jene Dunkelheit hervorbrachte, und seine Sinne richteten sich auf das beginnende großartige Schauspiel.

Nicht lange, und die ganze Natur schien in Aufruhr zu sein; Blitz folgte auf Blitz, und unaufhörlich rollten die Donner, die durch das Echo der Berge noch zehnfach verstärkt wurden. Der Regen hatte fast aufgehört, aber dafür sich der Sturmwind erhoben, der unheimlich sausend und heulend durch das enge Thal flog, und mit dem man einzelne Gestalten kämpfen sah, die das Gewitter draußen überrascht hatte. Es waren meistens Frauen und Kinder, die bei der Feldarbeit gewesen waren, und die nun in ängstlicher Hast unter die schützenden Dächer ihrer Häuser zu kommen suchten.

Der Major stand an dem offenen Fenster und schaute mit gehobener Ruhe in das Toben der Elemente. „Man vergißt, an sich selbst zu denken," sagte er zu sich, „wenn die Natur ihre gewaltige Sprache redet!"

Seine Augen, welche in die flammenden Blitze sahen, hatten noch nicht gezuckt; vor einem Strahl jedoch, der jetzt wie eine Feuerstraße vom Himmel herunterzufahren schien, mußten sie sich einen Moment schließen, und zugleich wurden seine Ohren erschüttert von einem prasselnden Donner, der ihn fast betäubte.

Im ersten Augenblick glaubte er, der Blitz habe seine eigene Wohnung getroffen, und die ängstlichen Stimmen der Hausleute, welche zu ihm heraufschallten, bestärkten ihn in dieser Annahme, doch überzeugte er sich bald von seinem Irrthum: das Haus war unversehrt geblieben.

Die Heftigkeit des Gewitters, welche noch längere Zeit in gleicher Weise fortdauerte, war aber wohl geeignet, selbst auf das muthigste Herz Einfluß zu haben und es mit dem Gefühl des Grauens zu erfüllen. Und bald gesellte sich zu diesem Grauen der Schreck, denn: „Es brennt, es brennt!" „Es hat eingeschlagen!" tönten einzelne verworrene Rufe von der Straße herauf. „Wo, wo?" schallten andere ängstliche Stimmen dazwischen, und dann folgten Angaben, die kaum zu verstehen waren oder einander widersprachen, indem der eine diese, der andere jene Richtung angab. Die meisten aber kamen darin überein, daß das Feuer in der Gegend der Stolkeschen Mühle sein müsse oder daß diese selbst brenne, und mit dem Wort durchzuckte den Major die Erinnerung, daß jenes Haus, welches er sich noch vor kurzem in seiner Phantasie vorgezaubert hatte, in der unmittelbaren Nähe der genannten Mühle liege.

Fast ohne zu wissen, was er that, stürzte er die Treppen hinunter und zum Hause hinaus. Die verwunderten Wirthe suchten ihn zurückzuhalten mit den Rufen: „Was thun Sie, Herr Major? Wenn's brennt, so ist's außer dem Dorf, drüben, wo das **sche Gebiet anfängt, und die **schen werden schon selbst ans Löschen denken! Und ehe Sie hinkommen, ist doch schon verbrannt, was verbrennen soll!"

Er hörte das alles nicht; er dachte nur an ein junges Mädchen, das „drüben" wohnte, von dem die Generalin gesagt hatte, daß es mutterseelenallein war, allein vielleicht in der Gefahr des Todes!

In wenigen Minuten hatte er den Ausgang des Dorfes erreicht und gewann nun eine Aussicht auf die Gegend, wo das Feuer sein sollte. Dort, ja dort lag die Stolkesche Mühle; aber der Blitz war an ihr vorbeigefahren und hatte ein Haus in der Nähe getroffen, und dies Haus, das brannte, von dessen Dach die hellen Flammen emporschlugen: es war wirklich jenes, welches Angelika bewohnte!

Wohl waren bereits Menschen herbeigeeilt trotz des jetzt strömenden Regens, aber die wenigsten dachten an thätige Hilfe, an Versuche zum Löschen, deren Vergeblichkeit allerdings auch jedem einleuchten mußte, denn das Haus war nach Art der schweizerischen Wohnungen zum größten Theil aus Holz erbaut, und schon leckte das Feuer wie eine gierige Schlange die Galerie entlang, welche sich an den Balkon schloß und es von allen Seiten umgab.

Was die Generalin geäußert hatte, erwies sich als richtig: das Haus war von fast all seinen Bewohnern verlassen und nur ein halberwachsener Bursche war zu seinem Schutze zurückgeblieben. Derselbe lief jetzt heulend und schreiend herum und beschwor die Leute, ihm sein kleines Eigenthum, was sich in einem Bodenkämmerchen befände, retten zu helfen.

„Ach, Junge, denk jetzt nicht an Hab' und Gut!" wies ihn ein alter Mann zurecht. „Ins Haus kann niemand mehr hinein; danke Gott, daß Du selbst gerettet bist!"

In diesem Augenblick langte der Major fast athemlos bei der Gruppe an, und da er die letzten Worte des Alten noch gehört hatte, rief er:

„Sind wirklich alle gerettet?"

„Ja, Herr," war die Entgegnung, „sie sind alle fort, die im Hause waren, Fremde und Hausleute!"

„Aber das Fräulein, um Gottes willen, wo ist das Fräulein?" rief der Major.

„Ach, das fremde Fräulein!" heulte der Junge auf, „sie muß oben im Hause sein; aber ich habe sie nicht mehr gesehen, seit es anfing zu brennen!"

Mit einem Laut des Schreckens wandte der Major seinen Blick nach oben, aber weder auf dem Balkon noch auch durch die Fenster des Zimmers war Angelikas Gestalt sichtbar; er

Digitized by Google

wagte sogar ihren Namen zu rufen: keine Antwort, die ihm ein Lebenszeichen hätte sein können, kam zurück.

Verzweiflungsvoll stürzte er nach dem Hause, um einen Versuch zum Hineindringen zu machen; aber es war, wie der Alte gesagt hatte, unmöglich: die Treppe stand bereits in hellen Flammen.

„Es ist umsonst!" riefen ihm die Umstehenden zu. „Wenn sie im Hause gewesen ist, so muß der Schlag sie selbst getroffen haben, oder sie ist gleich durch das Feuer umgekommen, sonst hätte sie um Hilfe gerufen!"

Der Major hörte kaum auf die Worte; angstvoll rief er nach Leitern, riß sie selbst aus den Händen derer, die sie brachten, und lehnte eine von ihnen an eine Stelle des Balkons, die noch nicht brannte, wenn das Feuer ihr auch so nahe war, daß sie in der nächsten Minute ergriffen werden mußte.

Ehe aber diese Minute nur zur Hälfte vorüber war, hatte er die Brüstung der Galerie erreicht und war mit einem Sprunge auf dem Balkon. Die Angst, mit welcher er umherspähte, trieb ihm die Augen fast aus den Höhlen — aber in wenigen Sekunden hatte er gefunden, was es suchte — dort in der geöffneten Thür lag eine zusammengesunkene Gestalt, dem Anscheine nach ohne Leben.

Er prüfte aber nicht, ob der Körper, den er in seine Arme emporraffte, noch athme, er hatte nur ein Gefühl, als sei es schon das Opfer seines Lebens werth, wenn er nur Angelikas Leiche retten könne — und dann trat er mit seiner Bürde den Rückweg an.

In dem Augenblick, als er seinen Fuß auf die erste Sprosse der Leiter setzte, glaubte er eine Bewegung der Gestalt zu spüren, die an seiner Brust ruhte, und fast hätte sich ein Jubelruf über seine Lippen gedrängt; in demselben Augenblick aber fühlte er sich selbst von einem Schlag getroffen, der ihm die Besinnung raubte, und es war nur durch ein halbes Wunder oder durch die ungeheure Anspannung seiner Kräfte, die einige Sekunden lang noch mechanisch fortdauerte, zu erklären, daß er nicht sofort zusammenbrach.

Das Feuer hatte die hölzerne Bekleidung der First ergriffen und der Sturm ein mächtiges Stück derselben heruntergeschleudert. Hätte die ganze Wucht desselben den Major getroffen, wäre er zerschmettert worden und Angelika hätte unfehlbar sein Schicksal getheilt; aber zum Glück war er schon halb aus dem Bereich des Gebälks, so daß es beim Niederstürzen seinen Körper nur streifte. Immerhin aber mußten die Verletzungen schwer sein, die er erhalten hatte, denn fast in demselben Augenblick sahen die Leute unten, welche den Sturz der Trümmer mit einem allgemeinen Schreckensruf begleitet hatten, das Blut zwischen seinen weißen Haaren hervordringen, und vielleicht brachte sie erst dieser Anblick zum vollen Bewußtsein der Gefahr, welcher sich der Fremde bei seinem Rettungswerk, dem sie bis dahin müßig zugeschaut hatten, aussetzte. Im Nu bestiegen andere Füße die Leiter, breiteten sich andere Arme aus, um den Körper des jungen Mädchens in Empfang zu nehmen und dann auch den Mann selber herunterzuleiten, der ihnen dies Beispiel edler Aufopferung gegeben hatte.

Ehe sich aber die Augen der Geretteten zu neuem Bewußtsein öffneten, hatten sich die ihres Retters geschlossen, und wie es den jetzt zum Mitleid erwachten Herzen der Umstehenden, die ihn von Blut fast überströmt sahen, scheinen mochte, vielleicht für immer!

Es währte nicht lange, bis Angelika selbst sagen, bis sie es der Generalin, die inzwischen mit ihrer Gesellschaft zurückgekehrt war und zu ihrem äußersten Schrecken das Geschehene erfahren hatte, wiederholen konnte, was ihr noch in Erinnerung geblieben war: daß sie beim Ausbruch des Gewitters auf den Balkon getreten sei, um das prachtvolle Schauspiel zu genießen; daß sie nichts von Furcht gefühlt habe, bis die Schläge mit furchtbarer Heftigkeit einander gefolgt wären; und daß es ihr dann, als sie sich in das schützende Zimmer habe zurückziehen wollen, gewesen sei, als wälze sich eine ungeheure Wucht auf sie, die sie zu Boden drücke. Ein nie gehörtes Brausen sei in ihre Ohren gedrungen und sie habe aufgehört zu denken und zu fühlen. Und als die Generalin sie dann unter Küssen und Thränen ans Herz zog und Gott dankte, daß der Schlag sie nur betäubt habe, und daß sie auch unbeschädigt der furchtbaren Gefahr des Feuers entronnen sei, da erfuhr sie auch, wer ihr Retter geworden, wer ihr Leben beschützt habe mit Aufopferung des seinen. Ihre Augen öffneten sich weit und blickten starr, als sie den Namen dieses Retters hörte, dann aber lief ein Beben durch ihre Glieder und sie brach zusammen, als wenn sie aufs neue von einer höheren Hand zu Boden gedrückt worden wäre — aber jetzt war es keine wilde Naturgewalt mehr, vor der ihre Kniee niedersanken.

Als der Major, den man nach seiner Wohnung getragen hatte, aus seiner langen und tiefen Betäubung erwachte, traf sein erster Blick auf die Gestalt eines jungen Mädchens, dessen bleiches Gesicht über ihn geneigt war, während seine lieblichen Züge in diesem Augenblicke gleichsam durchleuchtet erschienen von innerer Verklärung.

„Angelika!" murmelte er, als ihre Augen sich begegneten, und es war schwer zu entscheiden, ob Wonne, ob Schreck das Erkennen begleitete, zugleich aber machte er eine unwillkürliche Bewegung, als ob er sich aufrichten wollte; indessen der Schmerz seiner Wunden übermannte ihn, und kraftlos sank das verbundene Haupt auf die Kissen zurück.

Sie fühlte sich erzittern, als er ihren Namen nannte, aber ihr Auge blickte klar und selbst freudig, als sie entgegnete:

„Gottlob, daß Sie leben!" und sanft setzte sie hinzu: „Lassen Sie mich Ihre Pflegerin bleiben, bis Sie gesund sind!"

„Sie, Angelika?" sagte er unruhig und bewegt. „Mein Gott, träume ich denn, daß Du mir Deinen Engel gesandt hast?"

Sie suchte ihre eigene Erschütterung unter dem ruhigen Ton ihrer Stimme zu verbergen und sagte:

„Sie waren mein Retter und begaben sich meinetwegen selbst in die äußerste Gefahr."

Seine Gedanken, seine Erinnerungen schienen sich zu sammeln, zugleich aber zuckte es in seinen Zügen wie von einem schweren innern Kampf, und er sagte:

„Vielleicht suchte ich etwas, das ich — nicht fand! Vielleicht aber ist mir der Freund, nach welchem ich mich sehne, dennoch nahe."

Sie wollte etwas sagen, hielt aber die Entgegnung zurück, denn der Arzt, welchen man zur Stelle geschafft hatte, nachdem dem Kranken der erste nothwendige Verband angelegt worden war, trat in diesem Augenblick herein; doch sah der Major noch an ihren Mienen, daß sie die Bedeutung seiner Worte verstanden hatte.

Der Arzt untersuchte die Wunden und traf dann seine Anordnungen, wobei es nicht zu verkennen war, daß er den Zustand des Kranken der ernstesten Sorge werth fand. Dieser blickte aufmerksam in seine Züge und es war offenbar, daß sein eigenes Antlitz sich erhellte, als er den bedenklichen Ausdruck derselben wahrnahm.

Er hörte, daß Angelika sich von dem Doktor die genauesten Weisungen über seine Wartung ertheilen ließ, hörte sie auch dem letzteren gegenüber ihre Erklärung wiederholen, daß sie mit Erlaubniß der Generalin die Pflegerin des Majors bleiben würde.

Als er nach einer Weile wieder mit dem jungen Mädchen allein war, sagte er:

„Angelika, wenn jener Freund, nach welchem ich mich sehne, kommt — würde er dann die Erinnerung tilgen und mir Versöhnung bringen?"

„Nein, nein," rief sie erschüttert, „rufen Sie ihn nicht! Nicht des Todes bedarf es zur Versöhnung und zum Frieden!"

Er sah sie mit einem trüben Lächeln an.

„Ihre Großmuth täuscht Sie in diesem Augenblick und läßt Sie vergessen, wie viel vergeben werden muß, Angelika."

„Eine Verirrung, die vielleicht durch bittere Reue zehnfach gebüßt ist," sagte sie leise.

Er schwieg einige Augenblicke und sagte dann:

„Nicht wahr, ich täusche mich nicht! Sie wissen um jene unselige Verirrung?"

„Ja!" entgegnete sie ernst; „ein Zufall hat mir den Schleier gelüftet, der das traurige Geheimniß barg."

Digitized by Google

Strickunterricht. Nach dem Bilde von Herterich.

Digitized by Google

„Und weil Sie diese Kenntniß gewonnen hatten — nicht wahr, Angelika, darum sagten Sie meinem Sohne, daß Ihre Hand nicht in der seinen ruhen dürfe?"

„Nein, antworten Sie mir nicht mit Worten," unterbrach er sich selbst, als er die schmerzliche Verwirrung in ihren Zügen las, „klarer als Ihr Mund es mir sagen könnte, hat es mir von Anfang an das eigene Herz gesagt! In der gegenwärtigen Stunde — ich fühle es und danke Gott dafür — ist Ihr Gemüth milde gegen den unglücklichen Mann gestimmt, dessen Schuld mehr als ein Lebensglück vernichtet hat, und Sie vermögen einen Augenblick lang die Anklage in Ihrem Herzen zu ersticken."

„O nein, nein!" rief Angelika, „ich klage Sie nicht an; ich habe es nur als ein Verhängniß empfunden, daß diese Trauer über mich und — und Richard kommen mußte."

„So sprechen Sie," sagte er, „weil Sie mit Ihrem reinen Herzen die Sünde nicht fassen können, es nicht verstehen, daß man einen Freund haben kann, für den man willig sein Leben hingäbe, während man doch wieder das höchste Gut dieses Freundes mit rasender Leidenschaft an sich reißen möchte! Angelika, auch die qualvollen Kämpfe, in welchen ich gegen diese Leidenschaft stritt, vermögen Sie nicht zu fassen und zu verstehen! Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich einen Augenblick glaubte, Sieger zu sein, oder vielmehr, daß ich mich zur Unterwerfung zwang, als das Weib, das ich liebte, um unserer beider Seligkeit willen die Trennung über uns verhängte und von mir den Schwur verlangte, daß ich si ohne ihren Willen nicht wiedersehen wollte. In der Entfernung von ihr aber packte mich der Wahnsinn von neuem, und ich beschwor sie, mich von dem Schwur, uns beide von der Qual der Trennung zu erlösen. Sie widerstand — aber sie erlag dem Geschick, das ich heraufbeschworen hatte! Ob sie in der Trostlosigkeit ihrer Seele ihrem Gatten selbst die Verirrung unserer Herzen gestanden, ob ihn ein Zufall aus seinem arglosen Vertrauen aufgeschreckt hat — danach forschte und fragte ich vergebens, denn ein entsetzliches Ereigniß bedeckte bald alles mit ewiger Nacht. Sie wissen, welches Ereigniß es war, Angelika?"

Sie gab nur ein Zeichen des Bejahens; sprechen konnte sie nicht.

„In dieser Nacht ging alles unter — Leben und Glück und Frieden! Glauben Sie, daß die Buße hart genug war, die der eine, dessen Leben ein Leben mehr war, durch lange Jahre getragen hat?"

Sie hatte seine Hand ergriffen und benetzte sie mit ihren Thränen.

„Meine Hoffnung auf eigene Vergebung ist nicht fester als der Glaube, daß jene Schuld von Ihnen genommen ist! Wäre es anders — ich selbst würde zu Gott mit heißen Gebeten um Ihren Frieden bitten!"

Ein Zug wie ein Lächeln glitt über seine Züge, und er sagte: „Es war mir immer, als müsse ein Augenblick wie dieser kommen, ehe ich stürbe, als müsse mein Heimgang auf ihn warten."

Einige Minuten lang sprachen beide kein Wort, aber seine Hand lag in der ihrigen, und wenn sie auch an dem Zucken derselben erkannte, daß er mit seinen Schmerzen kämpfte, so war sein Gesicht doch ruhig und wie verklärt.

„Angelika," sagte er endlich leise, „wenn ich nicht mehr bin — werden Sie es dann über sich vermögen, mit den Gefühlen einer Tochter an mich zu denken?"

„Nein, nein," sagte sie bewegt, „der Trennung bedarf es nicht mehr zwischen uns, Gott selbst hat an mein Herz gerührt, daß es sich Ihnen in kindlicher Liebe zuneigt! Habe ich Ihnen nicht ein Leben zu weihen, das Sie gerettet haben?"

„Und Richard?" sagte er kaum hörbar.

Ein Beben lief durch ihre Gestalt, aber sie faßte sich und sagte:

„Er wird es ertragen können, mich als Schwester anzunehmen, denn sein Herz wird längst verziehen haben, daß ich ihn einst kränkte. Ich weiß, daß er glücklich ist, und ich werde es auch sein, wenn ich auch ihm durch das Band, welches mich jetzt mit Ihnen verbindet, nahe bleibe."

„So wollen Sie ihn wiedersehen?" fragte er, und als sie eine Sekunde lang schwieg, setzte er hinzu: „Er wird kommen, gewiß in diesen Tagen schon, Angelika!"

„Er soll mich an Ihrem Lager finden," sagte sie nach einem kurzen Kampf, „an dem mein Platz ist wie der seine."

Er sah sie freundlich an, aber seine Kräfte waren durch das Gespräch so angestrengt worden, daß er jetzt in völlige Ermattung versank, und stundenlang hörte sie kein weiteres Wort von ihm.

Mit leiser Hand besorgte sie, was zu seiner Pflege nöthig war und saß dann die ganze Nacht hindurch an seinem Lager, während das Fieber sich seiner mehr und mehr bemächtigte. Er klagte aber nicht über seine Schmerzen und hatte immer ein freundliches Lächeln, wenn sie sich über ihn neigte. Später sank er in einen anscheinend ruhigen Schlaf, der ihn so stärkte, daß der Arzt, welcher am Morgen kam, sich beruhigter über seinen Zustand äußern und es Angelika zur Pflicht machen durfte, ihrem eigenen Körper, der die Erschütterungen des gestrigen Tages sonst schwer empfinden würde, nun auch Ruhe zu gönnen. Ihr anfänglicher Widerstand wurde durch die Bitte des Kranken selbst besiegt, und sie willigte endlich ein, daß die Pflege für einige Stunden in andere zuverlässige Hände gelegt wurde.

Zwar den Schlaf, den ihr der Arzt verordnet hatte, fand sie nicht, aber dennoch erwies sich ihr die Einsamkeit als eine Wohlthat für ihr von so vielen Empfindungen erschüttertes Herz, das sich nun im ungestörten Ausweinen Luft machen konnte. Der Schmerz aber hatte nur noch einen halben Antheil an ihren Thränen, denn wenn sie in der Erinnerung auch noch einmal durchleben mußte, was sie in diesen Jahren gelitten, wieviel sie jene eine entsetzliche Entdeckung gekostet hatte, so war sie doch auch von einem Gefühl eines unsäglichen Glücks durchdrungen, daß der Zwiespalt, der ihr junges Leben zerrissen hatte, geheilt war und daß ihr die Harmonie ihres Innern durch die gefundene Versöhnung wiedergegeben war.

„Die Entsagung wird mir nun nicht mehr schwer werden!" tröstete sie sich.

Nach einigen Stunden schon fühlte sie sich kräftig genug, um aufs neue ihr Pflegeramt antreten zu können und kehrte in die Wohnung des Kranken zurück, wo sie leise die Thür öffnete, um ihn nicht etwa im Schlummer zu stören.

Aber er schlief nicht, und neben seinem Lager befand sich auch nicht die für sie eingetretene Wärterin, sondern ein Fremder — und als sie einen Blick auf die hohe, schlanke Gestalt dieses Fremden geworfen hatte, blieb sie betroffen auf der Schwelle stehen; sie hatte Richard erkannt.

Wohl hatte sie sich auf den unvermeidlichen Moment des Wiedersehens vorbereitet gehabt, aber nun er früher kam, als sie erwarten konnte, fühlte sie sich doch eine Minute lang wie betäubt; sie hörte nur, wie der Kranke matt die Worte sprach: „Da ist Angelika, unser guter Engel, Richard!" und sah, wie Bergheim sich mit einer hastigen Bewegung zu ihr wandte. Es überkam sie ein Gefühl, als habe er ihr zu verzeihen, daß er sie hier traf, ihr zu verzeihen, daß sein Vater ihretwegen in diesem Zustande vor ihm lag, und fast demüthig sagte sie:

„Ich konnte nicht anders, Richard! Rechnen Sie es mir nicht zur Schuld an, daß ich Ihren Augen hier begegne, nicht, daß Sie Ihren Vater so wiederfinden!"

Seine Rührung übermannte ihn, daß er fast in Schluchzen ausgebrochen wäre.

„Ich weiß alles, Angelika!" sagte er und erfaßte ihre Hände, die er an seine Brust zog, so daß sie selbst wieder dem Herzen nahe war, an dem einst ihr Haupt so oft in Glückseligkeit geruht hatte. Sie wagte aber jetzt nicht, die Augen aufzuschlagen gegen die seinen, wagte nicht zu forschen, mit welchem Ausdruck dieselben auf ihr ruhten, sondern stand schweigend und bebend an seiner Seite.

„Ja, er weiß alles, Angelika!" sagte der Kranke. „Alles, was gestern geschah und was fernab liegt. Er weiß auch, daß Sie mein Kind sein wollen, Angelika," setzte er leise hinzu.

Ihre Augen wollten jetzt Richard sehen, ihre bebenden Lippen ihn fragen, ob sie seine Schwester sein dürfe, aber ihre

Digitized by Google

Blicke verschwammen in Thränen, und die Zunge versagte ihr den Dienst; ihre schwankende, zitternde Gestalt aber fühlte sie gehalten durch Richards Arm, der sich um sie legte und sie nun ganz an seine Brust zog.

„Angelika," flüsterten seine Lippen, „ich war nicht glücklich bis zu dieser Stunde, die mir sagt, daß das Einst wiederkehren kann!"

In der nächsten Sekunde waren beide vor dem Lager des Kranken niedergesunken, und seine Hände lagen segnend auf ihren Häuptern; aber er sagte kein Wort, und nur an seinem verklärten Blick erkannten sie, daß ein heißes Dankgebet aus seiner Seele emporstieg.

Später erfuhr Angelika, daß Bergheim ohne Ahnung des Geschehenen einen Tag früher, als ihn der Vater erwartet hatte, gekommen war, und daß er erst hier die Schreckensnachricht von seiner Verletzung empfangen; sie erfuhr auch, daß man Vater und Sohn auf den dringenden Wunsch des ersteren lange hatte allein lassen müssen — und als dann der Arzt den augenscheinlich verschlimmerten Zustand des Kranken von der Aufregung des Wiedersehens herleitete, da wußte Angelika, welche Erschütterungen diesem Wiedersehen gefolgt waren!

Am Nachmittag wurden die Schmerzen des Majors heftiger und das Fieber nahm zu. Richard und Angelika wichen nicht von seinem Lager und ihre Blicke hingen ängstlich an der besorgten Miene des Arztes, der ihnen flüsternd erklärte, die Verletzungen seien nicht unbedingt lebensgefährlich, aber die Konstitution des Kranken, die wie durch ein anhaltendes Seelenleiden gebrochen erscheine, errege die äußerste Besorgniß.

Einen Augenblick lang drohte Angelika die Fassung zu verlieren, und es bedurfte einer sanften Mahnung des gleichfalls erschütterten Sohnes, um sie an die Gegenwart des Kranken und an die Nothwendigkeit zu erinnern, ihres Schmerzes Herr zu bleiben.

Später, als der Arzt wieder gegangen war, kehrte die Hoffnung noch einmal tröstend zurück, denn aus einem längeren Schlummer erwachte der Major schmerzlos und mit heiterem Lächeln. Aber er sprach wenig und antwortete kaum auf die Aeußerungen der Freude, welche Richard und Angelika nicht zurückhalten konnten, da sie die Befürchtungen des Arztes jetzt übertrieben und den Vater für gerettet hielten. Er sagte nur bisweilen: „Meine Kinder!" indem er ihre Hände faßte und sie liebevoll drückte.

Als der Arzt wiederkehrte und beide ihm freudig von Besserung sprachen, schüttelte er den Kopf und sagte zu Richard:

„Bereiten Sie sich und die junge Dame dort auf den Abschied vor — zu den Wunden ist der kalte Brand getreten!

Noch eine Stunde verging so; das Lächeln verlor sich nicht aus dem bleichen Gesicht, aber die Bewegungen des Kranken wurden matter, sein Athem stockte allmählich.

Noch einmal flüsterte er einige Worte, die nicht zu verstehen waren, und neigte dann das Haupt zur Seite, als ob er einschlummern wollte.

Als Richard sich nach einer Weile über ihn beugte, sah er, daß sein Vater aus dem Schlummer in den Schlaf übergegangen war, dem kein Erwachen mehr folgt.

* * *

Als wenige Tage später die Leiche des Majors, der in dem fremden Orte seinen Tod gefunden hatte, der Erde übergeben wurde und der Zug sich nach dem Gottesacker bewegte, der friedlich und freundlich von der Höhe herabwinkte, schritt das junge Mädchen, welches er aus dem Feuer gerettet hatte, in tiefe Trauer gekleidet, neben dem Sohne, dem Hauptleidtragenden, hinter dem Sarge her. Sie streute die erste Hand voll Erde auf ihn in die Gruft und legte einen Strauß dazu, den sie vorher mit heißen Thränen benetzt hatte.

Die Umstehenden sahen sie mit Theilnahme und Rührung an, denn sie begriffen die Trauer um den Todten, der sein Leben für das ihrige geopfert hatte. Der Sohn dieses Todten aber führte sie schweigend an seinem Arm hinweg, als der Hügel sich über dem Grabe zu wölben begann, und erst als beide außer dem Gitterthor standen und noch einmal auf die Stätte zurückschauten, sagte er:

„Er hat Dich unseren Engel genannt, Angelika — wie Du der Engel seiner letzten Stunden, seines Todes geworden bist, so gehörst Du jetzt mir als der Engel meines Lebens!"

Am Familientische.

Ein Wort zu Gunsten des Strickstrumpfes.

(Zu dem Bilde auf S. 253.)

Immer mehr weicht die Handarbeit vor der Maschinenarbeit zurück. Die Spindel ist bereits zur poetischen Reminiscenz geworden, die Stricknadel räumt mehr und mehr der eleganteren Sticknadel ihren Platz. Noch aber wird in verständigen Häusern auf die Unterweisung der Töchter in Handarbeiten gebührendes Gewicht gelegt, und in der Volksschule ist daraus neuerdings ein Unterrichtsgegenstand gemacht. Freilich fehlt es nicht an Stimmen, die das mißbilligen, die darauf hinweisen, daß die Maschinenstrümpfe und fertige Wäsche ja viel billiger zu kaufen seien, als man sie mit der Hand herstellen könne, und die daraus folgern, daß die Frau ihre Zeit und Kraft viel besser verwenden könne, als mit Handarbeit, die überdem der Gesundheit schade. Es liegt ja darin etwas Wahres, und wir wollen weder die Hilfe der Maschinen verschmähen noch würden wir ihre wachsende Herrschaft zu verdrängen im Stande sein; aber die Uebung und Ausbildung der Handfertigkeit ist trotzdem eine Wohlthat, denn abgesehen von dem pädagogischen Werth, den eine solche Beschäftigung für das Frauenleben hat, ist dieselbe auch ökonomisch werthvoll. Noch lange wird's dauern, bis die Maschinennähte der oft nachhelfenden Hand werden entrathen können, und auch dann wird Stopfen und Flicken stets erforderlich bleiben; vor allem aber ist es eine Thatsache, daß die gestrickten Strümpfe viel dauerhafter, auch angenehmer zu tragen sind, als die Maschinenstrümpfe. Darum freue ich mich stets, wenn ich ein Kind mit dem Strickstrumpf in der Hand sehe, darum bereitet mir das Bild Herterichs auch gewissermaßen einen pädagogischen Genuß. Es ist ein Stück guten deutschen Familienlebens, das sich da abspielt; die Mutter hat ihre Arme um die Kleine gelegt, die das Strickzeug richtig in der Hand und den Faden auf den Fingern hat, und führt derselben die Händchen zum ersten Strickversuch, während die Großmama ganz glücklich diesen Bemühungen zuschaut. Ja, der Strickstrumpf ist nicht nur ein nützliches Hausmöbel, er ist auch ein Stück Hauspoesie, dem jeder Einsichtige noch ein langes Leben wünschen wird.

R. K.

Die Explosion in Bremerhafen.

Im schönen Dresden hat es allzeit an problematischen Naturen nicht gefehlt. Unter den zahlreichen Russen, Engländern, Polen und Nordamerikanern, welche dort sich umhertreiben und äußerlich einen respektirlichen Schein annehmen, gibt es viele Existenzen mit dunkler Vergangenheit. Die Gesellschaft des „englischen Viertels", wo die deutsche Sprache nur gebrochen erklingt und der Vermiether der Fremdenwohnungen wie ein Raubvogel auf die Beute lauert, ist eine in moralischer Beziehung nicht immer tadellose. In derselben spielte noch vor kurzem, namentlich unter den Amerikanern, ein Mann eine Rolle, dessen Name gegenwärtig der verrufenste in der Welt ist der mit teuflischer Bosheit unsagbares Elend und Leid über tausende gebracht.

Thomas, der Urheber der himmelschreienden Unthat von Bremerhafen, galt als ein guter Gesellschafter in Dresden, er liebte es, eine Frau in schönen Kleidern einhergehen zu sehen, er war als zärtlicher Vater bekannt und lebte auf großem Fuße. Hatte er doch, seiner Aussage nach, als Blokadebrecher während des amerikanischen Bürgerkrieges ein großes Vermögen erworben, indem er Waffen und Schießbedarf den Südländern zuführte und dafür Baumwolle als lohnende Rückfracht nahm. Kein Wunder, daß er, der reiche Amerikaner, in der Gesellschaft angesehen war.

Oft fuhr er nach Amerika hinüber, wo er geheimnißvolle Geschäfte zu besorgen hatte, und auch im vergangenen Sommer wiederholte er die Reise dahin. Diesmal aber ließ er Frau und Kinder in bedrängten Umständen, und die alten Freunde, die beim Glase Champagner ihn so gern gesehen, sie zogen sich nun zurück. Der Mann, dessen behäbiges Aussehen die schwarze Seele nicht erkennen ließ, hatte den ersten Schritt zu der furchtbaren That gethan, welche die Menschheit entsetzen machen sollte, er hatte von Amerika den Sprengstoff mitgebracht, mittels dessen er ein Schiff in die Luft sprengen wollte, welches ruhig im Ozean seine Bahn zog, auf dem hunderte, vielleicht tausend unschuldige Menschen weilten, welche erwartungsvoll der neuen Heimat zustrebten. Auf dem Schiffe wollte er hoch versicherte Güter

Digitized by Google

verladen, deren Versicherungsprämie ihm zufallen mußte, wenn das Fahrzeug mit Mann und Maus verloren war.

Thomas ging mit kaltblütiger Ueberlegung an sein scheußliches Beginnen. Bei verschiedenen Schlossern bestellte er eiserne Kisten von eigenthümlicher Form, die wiederum in Holzkästen verborgen wurden, und in einer der eisernen Kisten wurde ein kräftiges Uhrwerk angebracht, welches zu einer bestimmten Zeit einen Hammer in Bewegung setzte, der ähnlich der Zündnadel, welche in die Zündmasse der Patrone sticht und sie zur Entzündung bringt, die ebenfalls in der Kiste verborgene Explosionsmasse zum Platzen bringen sollte. Was für eine Masse Thomas (oder Thomsen oder Alexander) anwandte, ist noch nicht festgestellt, die neuere Technik hat aber Stoffe von so grauenerregender Kraft zu fabriziren verstanden, daß schon wenige Pfunde davon hinreichen, um ein so kolossales Schiff, wie die großen Ozeandampfer, in Atome zu zerschmettern. Um kein Aufsehen bei der Anfertigung des geheimnißvollen Apparates zu erregen, spiegelte Thomas dem Mechaniker, bei welchem er seine Bestellungen machte, vor, daß es sich um eine Einrichtung handle, welche mit einem einzigen Schlage tausend Seidenfäden zerreißen solle.

Gegen Ende des Herbstes war alles beisammen: der Apparat, der Sprengstoff, und zwischen dem Schurken und den Opfern, die er nicht einmal kannte, stand nur noch – das Gewissen. Aber das Gewissen schwieg. Verschiedene Anzeichen lassen darauf schließen, daß Thomas genau mit der Eigenschaft der Dynamit- oder Nitroglycerinpräparate bekannt war, die im gefrorenen Zustande leicht explodiren. Er wollte

W. K. Thomas

Nach einer Photographie von Eulenstein in Leipzig.
(Die Unterschrift ist einem Briefe entnommen, welchen der Verbrecher an einen Leipziger Geschäftsmann schrieb.)

sein Werk noch möglichst zeitig im Jahre beendigen, er eilte damit, als der ungewöhnlich frühe Frost eintrat und die Versendung des gefrorenen Sprengpräparats gefahrdrohend machen mußte. Die Zeit aber drängte, ein Platz auf dem Dampfer des norddeutschen Lloyd war auch bereits genommen, und die Mittel des Verbrechers gingen zur Neige. Da setzte er sich denn, Kälte und Tod nicht scheuend, mit seinem fürchterlichen Gepäck auf, das er möglichst warm hielt und auch bei seiner Ankunft in Bremen vor Kälte zu schützen suchte. In der alten Hansestadt begann die letzte unheimliche Thätigkeit, das Instandsetzen des Apparats und die Aufnahme von Versicherungen. Ein Faß Kaviar wurde von ihm für 3000 Mark versichert; hauptsächlich aber verkehrte er mit Southampton, wo große Gütermassen auf den Dampfer „Mosel" verladen werden sollten, wenn dieser dort eintraf.

Am Sonnabend den 11. Dezember fuhr der Mörder nach Bremerhafen und begab sich sofort an Bord der „Mosel", welche nachmittags nach New-York abgehen sollte. Bei sich führte er einiges Gepäck, aber nicht die schreckliche Kiste; diese sollte nach ihm eintreffen. Aber sie langte erst an, als schon die Glocke zur Abfahrt läutete. Währenddem befand sich Thomas-Alexander unten im Schiff, vielleicht um den Platz auszusuchen, an dem er die Höllenmaschine verbergen wollte. War sie einmal unter anderen Kisten und Ballen verstaut, umgeben von unschuldigen Gütern, war das Uhrwerk im Gange, das geräuschlos aber mit Sicherheit ging, dann rückten mit jeder Minute das große schöne Schiff und die Menschen auf ihm ihrem Untergang näher; ein Entrinnen war nicht möglich, und der Ozean begrub alles in seinen Fluten. Die „Mosel" wäre wie eine Seifenblase durch das furchtbare Präparat zersprengt worden. In New-York hätte man auf die Ankunft des Schiffes gewartet, angstvoll hätten die Verwandten immer und immer wieder auf Briefe der abgereisten Lieben gehofft; so wären qualvolle Wochen verstrichen, und dann hätte man in dumpfer Ergebung von dem neuen Unglück zur See gesprochen, daß die „Mosel" mit Mann und Maus verloren sei, wie einst der „Präsident", wie die „City of Boston", wie manches andere gute Schiff, von dem man nie wieder ein Sterbenswörtchen gehört. Der Mörder strich den scheußlichsten Lohn ein, den je ein Mensch empfangen. Die Welt ging ruhig ihren Lauf. Die „Mosel" war vergessen.

Aber es sollte anders kommen. Schon hatte die Schiffsglocke geläutet, schon sollte die Schraube der Mosel in Bewegung gesetzt werden, da traf am Kai die verhängnißvolle Kiste ein, und in der Eile des Abladens wurde sie auf das Steinpflaster geworfen — die entsetzliche Explosion erfolgte, die Atome des scheußlichen Präparats lösten sich, und als Gas mit unwiderstehlicher Gewalt sich ausdehnend, zerschmetterten und vernichteten sie alles, was in ihr Bereich kam. Da standen fleißige Arbeiter und Lastträger, Matrosen und Beamte, ihrer Pflicht nachkommend, am Kai, da winkten, Thränen in den Augen, liebende Mütter und Kinder den scheidenden Vätern an Bord des Schiffes das letzte Lebewohl zu, da standen zahlreiche Verwandte, welche noch einmal die Ihrigen grüßen wollten, die hinübersteuerten in das große fremde Land. Sie glaubten nur einen Scheidegruß für die Fahrt ihnen zu senden — es sollte ein Lebewohl auf immer sein!

Ein kurzer, schrecklicher Schlag und alles war vorbei. Da lagen zerrissen, zerstümmelt, zerquetscht 128 Menschen, Männer, Frauen, Kinder, die eben noch in der Vollkraft des Lebens strotzten, todt am Rande der Weser; da stöhnten ringsum die Verwundeten, da ergriff bleicher Schrecken die Ueberlebenden, vor deren Augen sich die fürchterlichste Scene abwickelte. Was war ein Schlachtfeld, dessen Schrecken man voraussehen konnte, gegen dieses Leichenfeld! Wie in einem Secirsaal der Anatomie lagen zertrennt und zerstümmelt die Glieder der Zerschmetterten umher. Hier ein Kopf, dort ein Arm, ein Bein, dort formlose blutige Fleischmassen, dazwischen Kleider und Schuhe, Stoffsetzen, Splitter von Eisen und Holz, die als eben so viele Geschosse gewirkt hatten. An der Stelle des Wagens, der die unheilschwangere Kiste mit dem teuflischen Apparate getragen, gähnte aus dem festen Steinpflaster ein metertiefes und ebenso breites Loch, wie ein Höllenschlund den entsetzt auf dem Kai umherirrenden Ueberlebenden entgegen. Der Wagen, die Pferde, der Fuhrmann, die Abläder — sie waren in Atome zersplittert, spurlos verschwunden. Weithin über die Halle des Norddeutschen Lloyd und über die Stadt waren menschliche Glieder und Fleischfetzen zerstreut worden, und noch nach mehreren Tagen fand man in Häusern und Höfen, auf dem Felde und im Hafen menschliche Theile. Ein Mann will Kohlen holen und erblickt zwischen dem Haufen ein menschliches Bein; eine Frau will ihre Hühner füttern und sieht, wie sie an einem Finger picken, der in den Hühnerhof geschleudert war. Der Fluß, der Hafen, sie mußten durchfischt werden, weil Ebbe und Flut dort mit zerrissenen Leichen spielten. Keine Feder aber vermag das Bild des Jammers und Grauens zu schildern, das im Todtenhause des Friedhofs sich entwickelte, wo die verstümmelten Körpertheile hingebracht wurden, wo von diesen traurigen Ueberresten die Anverwandten Abschied nahmen, wo eine liebende Frau nichts fand — als den abgerissenen Kopf ihres Gatten.

Derjenige, welcher die himmelschreiende Unthat vollbracht, hatte sein Werk mit ansehen müssen. „Ich habe Unglück gehabt, die Maschine entlud sich zu früh", hat er später gesagt. Im Augenblicke der Explosion erfaßte aber auch diese schwarze Verbrecherseele Angst, und es mag ihm eine Ahnung aufgegangen sein, daß noch ein höherer Richter über ihm stehe. Er schloß sich in seiner Kajüte ein und schoß sich eine Kugel in den Kopf. So fand man ihn blutend, und da das Einschließen, sowie andere Verdachtsgründe gegen ihn vorlagen, so wurde er verhaftet. Thomas hat seine Unthat gestanden, er konnte noch bei voller Besinnung vernommen werden, aber der Tod, der wenige Tage nach dem Verbrechen eintrat, entzog ihn der strafenden Hand des irdischen Richters und vor einem höhern wird er sich zu verantworten haben.

Angst und Noth aber ziehen, wie das rauschende Kielwasser hinter dem Schiffe, hinter dem gräßlichsten Verbrechen, welches die Neuzeit gesehen, einher. Angst, ob nicht ähnliche Thaten sich wiederholen können, Noth der 56 Wittwen, der 135 Waisen, der 20 arbeitslos gewordenen Männer, welche die Unthat hinterließ. Die Noth zu lindern sind alle Menschenfreunde berufen; die Angst aber, daß Schurken eine gleiche That vollbringen, kann so leicht nicht von uns genommen werden.

Inhalt: Ein Familienzwist. Roman von Ludwig Harder. — Deutsche Städte und Bauten. IV. Limburg und Hartenburg. Von Dr. C. Mehlis. Mit Illustration von B. Mannfeld. — Wilde Menschen und Wolfskinder. Von R. A. — Ein Opfer. (Schluß.) Novelle von F. L. Reimar. — Am Familientische: Ein Wort zu Gunsten des Strickstrumpfes. Zu dem Bilde von Herterich. — Die Explosion in Bremerhafen. Mit dem Porträt Thomas.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaktion des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Dahein

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 22. Januar 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 17.

Ein Familienzwist.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Roman von Ludwig Harder.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen gegen acht begann die Baronin ihren „hausfräulichen" Rundgang durch die Wohnung. Sie fragte eine Magd, welche ihr begegnete, wo das Frühstück gewöhnlich servirt werde.

„Heute auf der Veranda," war die Antwort.

„Warum denn? Es ist ja so unfreundliches Wetter."

„Ja, der Herr Baron frühstücken immer da, wo der junge gnädige Herr gefrühstückt haben."

„So." Die Baronin trat auf die Terrasse. „Hier stehen ja zwei gebrauchte Tassen?"

„Der Hofmeister ist eben vom Tisch aufgestanden."

„Hat er mit seinem Zögling getrunken?"

„O bewahre! Der junge gnädige Herr frühstücken schon um fünf."

„Und wo ist der junge gnädige Herr jetzt?"

„Auf der Jagd."

„Und der Hofmeister?"

„Fischen gegangen, gnädige Frau."

In der That erbauliche Zustände! Der Gutsherr schlief bis neun, der Hauslehrer saß fischend am Kanal, sein Zögling trieb sich aufsichtslos in den Wäldern herum, und von fünf bis neun Uhr brodelte die Spiritusmaschine, um drei verschiedenen Personen zu drei verschiedenen Malen Frühstück zu bereiten. Therese besaß, wenn auch mehr zum Genusse als zur Arbeit geneigt, doch ein frauenhaftes Herz; sie wollte Ordnung in dieses Chaos und dadurch sich selbst als Hausherrin zur Geltung bringen. Sie hatte noch einen kühneren Plan: ihren jungen Schwager sanfter, gefügiger und gehorsamer zu machen.

Gegen Mittag begegnete sie in einer Parkallee dem Hauslehrer, welcher, seine Angelschnur über der Schulter, ein lustiges Liedchen vor sich hinträllernd, des Weges kam. Die Baronin kehrte mit ihm um und setzte ihm in ziemlich langer Rede, zwar zart, doch bestimmt, auseinander, daß Otto am verflossenen Abend seiner Erziehung wenig Ehre gemacht habe, und daß sie Herrn Brinkmann (so hieß der Lehrer), falls er das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigen wolle, dringend ersuche, strenger über das Treiben seines Zöglings zu wachen, und vor allen Dingen ihn zu regelmäßigem Arbeiten anzuhalten.

Brinkmann hörte ernst und scheinbar ehrerbietig zu; aber Therese würde gestaunt haben, hätte sie in seinem Herzen lesen können, wie der kluge Hauslehrer bei jedem Worte klarer in dem ihrigen las. Als sie sich verabschiedet hatte, sah er ihr mit halb mitleidigem Spott nach, während er vor sich hinmurmelte: „Viel Glück zur Unternehmnng, meine schöne stolze gnädige Frau! In einem Jahre werden Sie auch um einige Erfahrungen reicher sein. Wären Sie weise, so steckten Sie lieber beide Hände in ein Hornissennest, als daß Sie den kleinen Otto von Arning zum Kampfe herausforderten."

Aber so weise war Frau von Arning leider nicht; von ihrer neuen Würde als Gutsherrin berauscht und in bester Absicht stürzte sie sich, ohne Charaktere und Verhältnisse einer eingehenderen Prüfung unterworfen zu haben, leichtsinnig in einen Kampf, welcher die besten Jahre ihres Lebens verbittern sollte.

Ihr Gemahl, der Verwalter, die Dienerschaft fügten sich willig den Zügeln, welche die schöne Frau so ungestüm an sich gerissen. Bei Otto jedoch traf sie auf Widerstand; und naturgemäß wandte sich nun ihre ganze flammende Energie um so voller gegen „den Knaben", wie sie ihn in verhängnißvollem Irrthum nannte. Sie hatte verlangt, daß ihr junger Schwager regelmäßig zu bestimmter Stunde arbeite, die Folge war, daß er überhaupt nicht mehr arbeitete; sie hatte erklärt, daß sie es für die Pflicht eines so jungen Mannes erachte, zum Abendessen der Familie zu Hause zu sein, Ottos Antwort war, daß er erst gegen Morgen heimkehrte.

Dieser hartnäckige Trotz reizte die Baronin aufs äußerste; und fast noch mehr verdroß es sie, daß weder Kurt noch Herr

Digitized by Google

Brinkmann sich dazu verstehen wollten, den jungen Freiherrn wegen seines eigenwilligen Betragens zur Rede zu stellen.

„Otto hat stets seinen eigenen Willen gehabt, liebes Kind," war Kurts ständige Antwort auf ihre Klagen. „Ich fürchte, es ist zu spät, hierin eine Aenderung zu bewirken."

Endlich vermochte die Baronin ihre Ungeduld nicht mehr zu zügeln; sie beschloß, ihrem Gatten mit gutem Beispiel voranzugehen, „denn jemand muß sich doch um die Erziehung des verwahrlosten Knaben bekümmern," entschuldigte sie vor sich selbst ihr rasches Beginnen; und als Kurt eines Tages von einem Gang durch seine Felder heimkehrte, empfing Therese ihn mit der freudigen Botschaft, daß sie nunmehr selbst mit Otto geredet habe, „denn der Hofmeister scheine sich ja zu fürchten, seinen Zögling zu Arbeit und Pflichterfüllung anzuhalten." Sie habe dem jungen Manne rückhaltslos alle ihre Beschwerden und Wünsche vorgetragen, es komme nur darauf an, demselben mit der nöthigen Energie entgegenzutreten. Ihren Vorstellungen gegenüber habe er keinen Widerspruch gewagt, sondern dieselben ruhig angehört und versprochen, daß er darüber nachdenken wolle — immer noch sehr altklug ausgedrückt, wie sie meinte, sie hoffe jedoch, daß auch dieses sich mit der Zeit bessern werde.

Kurt theilte ihre sanguinischen Hoffnungen nicht; er blickte sorgenvoll in eine Zukunft voll Zank und Hader. Doch auch die Baronin überkam ein unheimliches Gefühl, als weder die zweite Frühstücks- noch die Mittagsstunde ihren jungen Schwager zurückbrachte. Erst spät am Nachmittage erschien er. Diesmal sprang Arning auf und eilte ihm freundlich entgegen, fragend, wo er gewesen sei und wie er sich unterhalten habe. Die Art und Weise des Barons war eine stumme Bitte um Vergebung, und vielleicht aus Mitleid begegnete Otto ihm herzlicher als jemals seit seiner Verheirathung. Die Baronin aber blickte voll Verachtung auf ihren Mann, dessen Nachgiebigkeit ihre vermeintlichen Erziehungsresultate zu nichte machte.

„Willst Du mich einen Augenblick auf Deinem Zimmer anhören?" fragte der junge Freiherr nach einer Weile ernst.

„Haben Sie so große Geheimnisse, daß dieselben nicht im Garten zu verhandeln sind?" lächelte Therese.

„Vormundschaftsangelegenheiten, gnädige Frau," versetzte Otto kurz, und die Brüder begaben sich nach dem Hause.

„Ich weiß, was Du mir sagen willst, mein Junge," fing Kurt an, sobald sie Platz genommen hatten. „Es handelt sich um Deine Unterredung mit Therese. Sei ruhig, dergleichen soll nie wieder vorkommen."

„Du irrst," entgegnete Otto. „Um einer solchen Kleinigkeit willen würde ich Dich nicht bemüht haben. Die Ermahnungen der Frau Baronin sind nur das Anfangsglied einer langen für mich bestimmten Kette, welche ich überhaupt nicht gesonnen bin zu tragen. Deine Frau hat sich eine Riesenarbeit aufgeladen, fruchtlos und peinlich für sie wie für mich. Und um uns allen dreien solche unerquickliche Dressurversuche zu ersparen, wird es am zweckmäßigsten sein, daß ich Buchdorf verlasse, Kurt."

Der Gutsherr blickte schmerzlich betroffen in die Züge seines jungen Bruders, der ihm an Charakterstärke und Scharfblick so weit überlegen war.

„Otto, Otto!" rief er bewegt, während die hellen Thränen in seine Augen traten. „O Gott, hätte ich wissen können, daß meine Ehe uns zu Feinden machen würde! Du gehst nunmehr zu Tante Bernhardine, und —"

„So höre mich doch nur zu Ende," bat Otto milder, indem er seine Hand leicht auf den Arm des Bruders legte, „ich bin wirklich nicht gekommen, um Dir irgend welchen Vorwurf zu machen. Was ich zu sagen habe, gilt nicht dem Bruder, sondern lediglich dem Vormund. Du weißt, daß unseres Vaters Testament nicht in der Absicht geschrieben war, mich zu enterben; erst durch Deine Heirath bin ich enterbt." Kurt senkte das Haupt wie ein Schuldiger vor seinem Richter, während Otto ruhig weiter sprach: „Du weißt aber auch, daß ich nicht geschaffen bin, das Gnadenbrot Deiner Erben zu genießen, und mich überflüssig, nutz- und machtlos auf den Gütern herumzutreiben —"

„Aber Du kannst ja gar nicht wissen, wie sich in Zukunft alles gestaltet," unterbrach Kurt. „Warte doch den Lauf der Dinge ab."

„Zum Abwarten des Ungewissen fehlt mir die Geduld. Ich will und muß unabhängig sein, wenn ich überhaupt existiren soll."

„Und dazu verlangst Du einen Theil der Güter?" fragte Kurt, der jetzt zu verstehen glaubte, rasch und erleichtert. „Sprich es doch nur aus, mein Junge, Du hast ja moralisch das größte Recht darauf, natürlich, freudig sollst Du ihn haben, und das ist's doch, was Du von mir begehrst?"

Otto trat einen Schritt zurück.

„Nein. Ich beabsichtige nicht, Deine Kinder um ihr Erbe zu betrügen, noch ehe sie geboren sind," sagte er fest. „Meine Unabhängigkeit will ich durch eigene Kraft und Arbeit erringen. Gib mir die Mittel zu studiren, so werde ich irgend einen Beruf wählen, der mir Unterhalt und Stellung in der Welt sichert und mir erlaubt, neidlos meinen künftigen Neffen gegenüberzustehen. Bist Du einverstanden?"

Kurt war mehr als einverstanden, er war entzückt, ebensowohl von dem scharfen Blick Ottos, der ihn sofort das einzige wirksame und durchgreifende Mittel zu dauernder Einigkeit finden ließ, wie auch über die brüderliche Liebe, welche aus dem Streben nach dieser Einigkeit sprach.

„Du hast einmal wieder gerade das Richtige getroffen, mein lieber Bruder!" rief er warm, „und daß ich's nur gestehe, einen schweren Stein von meiner Seele gewälzt. Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie weh mir Dein Scheiden thut; aber wenn es sein muß, will ich doch lieber zeitweise auf Deine Gegenwart als auf Deine Liebe verzichten. Geh denn mit Gott! Ich mache nur eine Bedingung, nämlich, daß Du fortfährst, Buchdorf als Deine Heimat zu betrachten, und nicht etwa Deine Ferien in P. bei Tante Bernhardine zubringst, hörst Du, versprich mir das."

Otto versprach es, und nun ward ferner in Liebe und Einigkeit festgesetzt, daß der junge Arning zunächst das Gymnasium in M. besuchen solle; und Kurt, der seinem Bruder für die rasche Zustimmung aus tiefster Seele dankte, nahm es auf sich, eine vortheilhafte Stelle für Herrn Brinkmann zu besorgen, was Otto ihm dringend anempfahl.

Als die Brüder zu der Baronin zurückkehrten, hatte Otto schon wieder das Gewehr auf der Schulter und verabschiedete sich sofort von Therese mit dem Bemerken, daß man ihn zum Nachtessen nicht erwarten möge.

Die Baronin sah daraus, daß ihre wohlgeleiteten Erziehungsversuche an dem eigenwilligen Jüngling gescheitert seien. Und als ihr Kurt gar den neuen Plan mittheilte, konnte sie seine ungeheuchelte Freude darüber kaum begreifen, geschweige denn theilen. Sie vermochte nicht, unbefangen die glückliche Lösung zu würdigen, welche mit ihren eigenen Absichten so ganz im Widerspruch stand; sie war zu sehr Frau, um über der Hoffnung auf künftige Ruhe und Einigkeit die augenblickliche Niederlage zu vergessen, und nahm Ottos Verschlossenheit ihr gegenüber für Hinterlist.

III.

Acht Tage später begab sich Otto auf das Gymnasium nach M., wo er, Dank der Kenntnisse, welche seine Schwägerin mit Unrecht bezweifelte, sofort in Prima aufgenommen wurde.

Es war ein lustiges Leben, das nun folgte. Die Empfehlungsbriefe seines Bruders, seine glänzenden Aussichten, sein altadliger Name führten ihn rasch in die höhern Beamtenkreise ein, und sein gereifter Geist, seine reichen Gaben, denen allgemein eine große Zukunft prophezeit wurde, so wie auch ein sich rasch entwickelndes Talent zur Geselligkeit machten ihn dort zu einer geachteten und beliebten Erscheinung. Er verkehrte nur mit viel älteren Kameraden und errang sich auch Erwachsenen gegenüber eine nicht unbedeutende Stellung.

Man erstaunte über sein freimüthiges furchtloses Urtheil und lachte herzlich über die trockene Ironie, womit er unangenehme Verhältnisse, vor allem die Beziehungen zu seinen Verwandten, zu erwähnen pflegte.

Digitized by Google

Im zweiten Jahre nach seiner Vermählung ward dem Herrn auf Buchdorf ein schönes kräftiges Mädchen geboren, welches den Namen Beatrice erhielt. In M., wo die Arningsche Familie sehr bekannt war, sprach man natürlich viel über dieses Ereigniß. Otto meinte nur, als ihm der bei der Taufe entwickelte Aufwand einmal weitläufig geschildert wurde: „Eigentlich bin ich's, der sie bezahlt mit drei Rittergütern!"

Ein andermal, als ein Kamerad ihn lachend fragte, warum seine Schwägerin wohl nicht ihn zum Pathen ihres Kindes erwählt habe, war seine Antwort: „Wohl, weil ich es nicht Beatrice, sondern Schmerzensreich genannt hätte."

Beide Aeußerungen wurden in Buchdorf hinterbracht und dienten nicht dazu, das Verhältniß Theresens zu ihrem Schwager zu verbessern.

Ueber zwei Jahre waren vergangen seit dem Abend, an welchem Kurt mit seiner jungen Gemahlin einen so ungemüthlichen Einzug in Buchdorf hielt, und sie hatten in der Arningschen Familie manche innere und äußere Veränderung gebracht. Die Gutsgeschäfte gingen noch unter Herrn Warne ihren alten ungeordneten Gang; im Hause des Freiherrn aber herrschte jetzt der von ihm so heiß ersehnte Frieden vollkommen. Glücklich flossen ihm die Tage dahin im Besitze seiner angebeteten Gemahlin und des reizenden kleinen Töchterchens. Therese lebte nur im Anblick des Kindes. Um Ottos Angelegenheiten kümmerte sie sich jetzt nicht mehr, und wenn er nach Buchdorf kam, was zwei- bis dreimal im Jahre geschah, so gingen sie sich wie auf Verabredung aus dem Wege, so daß es zu keinen weiteren Streitigkeiten kommen konnte, aber die Kluft zwischen ihnen hatte sich noch nicht geschlossen und unberufene Hände waren geschäftig, dieselbe zu erweitern.

Nach glänzend bestandenem Abiturientenexamen ließ er sich auf der Universität B. als Student der Jurisprudenz einschreiben, aber er besuchte die Kollegien aller Fächer, eben so häufig auch gar keine. Mit den Professoren stand er theils sehr gut, theils sehr schlecht, von seinen Korpsbrüdern wurde er vergöttert.

Schwerlich hätte jemand den blassen wortkargen, beinahe finstern Knaben in dem flotten Studenten wiedererkannt, der, das buntgestickte Käppi schief auf dem vollen dunkelblonden Haar, das dreifarbige Korpsband um die Brust geschlungen, mit Lorgnette und hohen Stiefeln, die Reitpeitsche in der Hand, die Lieblingsdogge hinter sich, auf der Schwelle des alten Herrenhauses zu stehen pflegte. Es gab kaum einen besseren Schläger, einen verwegneren Reiter, einen tolleren Händelsucher als Otto von Arning. Therese fand keine Spur der ehemaligen kalten Ueberlegung und gesetzten Ruhe mehr in ihm und meinte achselzuckend, sie seien in Wahrheit wohl niemals dagewesen.

Sie erklärte ihrem über seines Bruders Veränderung erstaunten Gemahl, Otto sei durch schlechte Gesellschaft verführt worden und Nachsicht muntere ihn zu immer neuen Tollheiten auf. Sie hätte ja gleich erkannt, daß der Knabe schwach und eingebildet sei und wäre deshalb immer dagegen gewesen, ihn so jung schon sich selbst zu überlassen. Sie irrte. Otto lebte jetzt wie einst nach einem wohlerwogenen Plane. Früher hatte er, in sicherer Aussicht auf die große Erbschaft, sich zeitig in die Rolle eines Gutsherrn hinein zu leben gesucht; jetzt, nur sich selbst gehörig, wollte er seine Freiheit benützen, und wie er einst in fröhlicher Gesellschaft hinwarf, „ein lustiger Teufel sein, da er doch einmal ein armer war".

Therese, welche in ihrem Leben kaum einen Studenten gesehen hatte und sich von dem Treiben auf den Universitäten unwiderstehlich abgestoßen fühlte, hielt von nun an ihren Schwager für einen Verlorenen und verheimlichte das auch dem Gutsherrn nicht, der eines Tages auch mit seinem Bruder darüber sprach. Natürlich schenkte der lustige Student Kurts halb zaghaften Ermahnungen nicht die geringste Beachtung. Tolle Streiche und Duelle häuften sich und endlich — ward Freiherr von Arning relegirt.

Otto trug sein Schicksal mit dem größten Gleichmuth. Er habe diese kleine Universität doch längst mit einer bedeutenderen vertauschen wollen, meinte er auf Kurts Vorwürfe, und verbrachte die Zeit bis zum Beginn eines neuen Semesters in der größten Gemüthsruhe auf Buchdorf.

Sein Betragen gegen Therese blieb wie es gewesen, höflich und kalt. Ein eigenthümliches Verhältniß aber bildete sich zwischen ihm und der schwarzäugigen Beatrice, die zu dieser Zeit ein reizendes Geschöpfchen, das Ideal eines dreijährigen Kindes war. Daß Otto sie trotz ihrer Lieblichkeit nicht mit freundlichen Augen ansah, war kein Geheimniß in Buchdorf, er trug seinen Widerwillen gegen sie fast übertrieben zur Schau. Niemand hatte ihn je das schöne Wesen küssen sehen, welches alle Fremden, die nach Buchdorf kamen, mit Liebkosungen überhäuften.

Aber seltsamerweise schien diese Abneigung nicht gegenseitig zu sein; sei es, daß Beatrice keinen Funken jenes glücklichen Instinktes besaß, welcher ein Kind so unfehlbar vor denen warnt, die ihm nicht wohlwollen, sei es, daß gerade die Zurückhaltung des jungen Mannes ihr imponirte, genug, sie streckte sogar von Mamas Schoße die Aermchen nach Onkel Otto aus. Sie kannte seine Stimme, seinen Schritt von ferne, und lief ihm nach, so lange er es ihr erlaubte, und obgleich von klein auf ein recht eigenwilliges Kind, folgte sie doch Onkel Otto aufs Wort.

Und doch — freilich ohne jemals zärtlich gegen sie zu sein — beschäftigte der Student sich ziemlich viel mit der Kleinen. Kurt war glücklich darüber, aber Therese sah ihr Kind nie ohne geheime Angst auf dem Arme ihres Feindes, und die Vorliebe Beatricens für denselben kam ihr so unheimlich vor, daß sie sich versucht fühlte, an Zauberei zu glauben. Dabei wurden ihr fast täglich von der übereifrigen Dienerschaft bittere oder furchterregende Aeußerungen hinterbracht, welche Otto der Kleinen gegenüber gemacht haben sollte.

Dann hatte er das Kind unmäßig hoch geschaukelt, und als es ängstlich wurde, gesagt: „Fürchte Dich nicht, Glückskind; der, auf dessen Tod ein Erbe wartet, ist unsterblich." — Daß Otto seine Nichte dabei fest an das Schaukelbrett gebunden, ward um des größeren Effektes willen verschwiegen.

Ein andermal hatte die Kleine auf den Teich deutend gesagt: „Es ist gewiß schön darin, Onkel Otto! Ich wollt', ich könnt' da einmal hinunter."

Und Otto hatte erwidert: „Das wollte ich mit Dir, dann wäre uns ja beiden geholfen."

Voll Angst suchte Therese ihr Kind wenigstens vor dem Alleinsein mit Otto zu bewahren, aber umsonst. Wo sie konnte, lief Beatrice zu ihm hin. Denn was kümmerten sie Drohungen, welche sie nicht einmal verstand, wenn er sie dabei auf seinem Pferd herumführte oder ihr den gewünschten Schmetterling erhaschte, oder sie geduldig immer wieder von der hohen Brunneneinfassung herabspringen ließ?

Er that ihr ja niemals weh und schlug ihr selten eine Bitte ab; seine Liebkosungen aber entbehrte sie gern, denn ihr wie den meisten Kindern war es keine Freude, wenn man sie in ihrem besten Spielen störte, um sie zu bewundern und abzuküssen.

Otto hatte sich vorgenommen, im Herbste nach Berlin zu gehen, mittlerweile setzte er in Buchdorf sein Studentenleben fort und zwar in so toller Weise, daß die Väter seiner Jugendgespielen, mit welchen er aufs neue Freundschaft angeknüpft hatte, bald ihren Söhnen jeden Verkehr mit ihm untersagten. Er lachte über das Entsetzen, welches seine Streiche in der Gegend hervorriefen, zumal da seine liebsten Freunde ihm insgeheim treu blieben. Indes fanden begreiflicherweise seine Thorheiten viel strengere Richter in dem einfachen Landadel als vorher in den Bewohnern der Stadt.

Das allgemeine Verdammungsurtheil wirkte zuletzt auch auf Kurt. An dem Charakter seines Bruders verzweifelnd, gab er endlich Therese Gehör, welche ihm schon lange vorstellte, daß aus Ottos Studium nun und nimmer etwas werden würde. Anstatt das viele Geld so nutzlos zu verschwenden, möge Kurt ihn unter seiner eigenen oder des Verwalters Aufsicht die Landwirthschaft gründlich lernen lassen und ihm später ein eigenes Gut kaufen, das könne nicht so leicht verloren gehen, während die Summen zum Studium rein weggeworfen seien. Sie meinte

Digitized by Google

es in ihrer Weise so gut und Kurt wagte nicht zu widersprechen, doch scheute er sich, dem jungen Manne selbst diese Entscheidung zu verkündigen. Er schloß sich ein, und Therese löste an seiner Statt die schwierige Aufgabe, ihrer Meinung nach recht geschickt, indem sie Otto den Entschluß des Gutsherrn in einer längeren Rede als wohlverdiente Strafe darzustellen suchte.

Er hörte, die Hand auf eine Stuhllehne gestützt, mit einer kalten gleichgiltigen Ruhe zu, welche die Baronin vollständig über den Eindruck ihrer Worte täuschte. Doch als sie geendet hatte, war ihr junger Schwager so bleich, daß selbst Therese erschrak.

„Sagen Sie meinem Bruder," erwiderte er dennoch fest, „daß er die Macht habe. Bitten kann ich nicht. Er mag diesen Entschluß einst verantworten, wenn unser Vater Rechenschaft über den ihm anvertrauten Bruder fordert, auf sein Haupt die bösen Folgen, welche ein solcher Schritt bringen muß und wird! Was Sie und Ihren Antheil an dieser Sache betrifft, gnädige Frau, so sage ich Ihnen, daß eine Zeit kommen wird, wo Sie Jahre Ihres Lebens geben würden, wenn Sie damit diese eine Stunde aus Ihrem Gewissen löschen könnten. Ich denke, wir beiden sind mit einander fertig."

Otto verließ das Zimmer. Am Mittagstisch erschien er in einfach dunkler Tracht ohne irgend ein studentisches Abzeichen. Kurt, welcher ihm gegenüber saß, wagte nicht emporzusehen.

Von jener Zeit an ging abermals eine Umwandlung mit Otto vor, aber nicht die vortheilhafte, welche die Baronin von ihren Maßregeln erwartete. Hatte er bisher ein lustiges Leben geführt, jetzt führte er ein wildes. Er lachte seinem Bruder ins Gesicht, wenn derselbe von ihm verlangte, daß er sich um Landwirthschaft kümmere. Tag und Nacht trieb er sich auf der öden Haide, in den umliegenden Ortschaften, in ärmlichen Wirthshäusern umher. Das einzige Wesen, in dessen Herz er rückhaltslos den Zorn und Haß ausschüttete, der ihn zu verzehren drohte, war Tante Bernhardine, nur ihr enthüllte er den wirklichen trostlosen Zustand seines Innern. Bei Bekannten dagegen, mit welchen er den Verkehr nicht abbrach, war er nach wie vor unterhaltend und witzig, freilich mit einer nervösen Reizbarkeit, einer immer wieder hervorbrechenden Bitterkeit und Selbstverhöhnung, welche seinen Scherz peinlich machten. In Buchdorf zeigte er sich finster, mürrisch, menschenscheu. Die kleine Beatrice, wenn sie sich ihm jetzt nahte, stieß er rauh zurück; und als Theresens mütterliches Herz einst überwallte, da sie die Kleine eine volle Viertelstunde lang um einen Blütenzweig bitten und weinen hörte, der gerade über Ottos Kopf hing, nach welchem er blos die Hand auszustrecken brauchte, um ihn zu erreichen, und nach welchem er sie doch nicht ausstreckte, als sie sich da zu einem Ausbruch von Ungeduld hinreißen ließ, gab er kalt zur Antwort: ob seine nächste Beschäftigung etwa die einer Kindermagd sein solle, und verließ den Platz.

Der Zweig blieb ungebrochen. Die gnädige Frau aber, welche ihren Schwager erst nicht geliebt und dann gehaßt hatte, begann nun, sich ganz gründlich vor ihm zu fürchten.

Es war an einem warmen Frühlingstag, als Otto, blaß, verdrießlich und in jenem unbehaglichen Zustand, welcher einer durchzechten Nacht zu folgen pflegt, in den stillen Park hinabstieg, weil er doch den ganzen Tag nicht verschlafen konnte, wie er am liebsten gethan hätte.

Da kam von fernher die kleine Beatrice aufgesprungen, ihr kurzes gesticktes Kleidchen flatterte mit den braunen Locken um die Wette und ihre großen Augen strahlten heller als der Brillant auf dem kleinen Goldkreuz, das an ihrem Halse schaukelte.

„Onkel Otto, Onkel Otto!" rief sie ihm athemlos entgegen, „wie freu' ich mich, daß Du endlich kommst! Ich bin so oft an Deiner Thür gewesen — hier sind Blumen für Dich, Maiglöckchen und Marienblümchen — sieh doch, was für hübsche Glöckchen sie haben!"

„Ich weiß einen Ort, wo noch viel schönere stehen," erwiderte Otto freundlicher, als es gewöhnlich seine Art war, dennoch wenn er sich allein mit dem Kinde befand, gelang es ihm nie, ihr mit Härte zu begegnen. „Es ist nur sehr weit von hier."

„Wo — wo ist es, Onkel Otto?"

„Bei den drei großen Eichbäumen dicht am Parkthor; ich fürchte, Du wirst es nicht finden."

„Doch, doch, dies hier ist der Weg, nicht wahr, Onkel Otto? Bleib da, ich bringe Dir gleich ein Sträußchen!" Und wie ein Pfeil schoß die Kleine davon.

Otto schleuderte mit einer unmuthigen Bewegung die Blumen, welche er mechanisch aus ihren Händchen genommen, in das erste beste Bosquet und setzte seine Wanderung fort.

Er hatte keine Ahnung davon, daß die kleine unbedeutende Scene einen Beobachter gehabt hatte, aber es verhielt sich wirklich so. Von den dichtbelaubten Gebüschen verborgen, stand regungslos auf dem sammetweichen Rasen der Verwalter des Gutes, Heinrich Warne. Er war ein noch junger Mann, nur wenige Jahre älter als der junge Freiherr selbst, aber viel entwickelter, und wenn nicht so bedeutend, doch weit hübscher.

Beide wurden häufig und beinahe stets zum Nachtheil Ottos mit einander verglichen. Des Verwalters lichtblondes Haar fiel so leicht und üppig auf sein frisches rosiges Antlitz, die tiefblauen Augen blickten so lebensfroh und um die vollen Lippen spielte gemeiniglich ein so gutmüthiges Lächeln, daß es ihm Aller Herzen gewann. Niemand hatte noch von dem Verwalter ein hartes Wort vernommen; er verzieh alles, suchte alles zu entschuldigen, ging jeden Sonntag regelmäßig zur Kirche und besaß eine merkwürdige Gabe, für die schönen Empfindungen, welche ihn bewegten, stets den angemessensten und poetischsten Ausdruck zu finden. Er polterte nie; er trat selbst in den schwersten Stiefeln stets so leise auf, daß man seine Annäherung nicht bemerkte, bis er plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, vor einem stand. Dabei war er ausnehmend sorgfältig gekleidet, zu sorgfältig beinahe für einen Mann, der gelegentlich den Knechten mit gutem Beispiel bei der Arbeit vorangehen sollte. Kurz, der Verwalter war ein junger Mann nach dem Herzen der Baronin, und sie bedauerte schmerzlich, daß Otto ihm so wenig glich.

Hätte sie ihn jedoch in diesem Augenblick gesehen, sein Anblick würde sie mit schmerzlicher Verwunderung erfüllt haben. Das stereotype Lächeln war gänzlich aus seinen Zügen geschwunden, es lag ein Zug von Schadenfreude darin, welcher sich auf dem blühenden Gesicht doppelt häßlich ausnahm. Gehörig präparirt, war das eben erlauschte Gespräch ja wieder eine Geschichte für die Baronin, welche ihr Ottos Lieblosigkeit gegen ihr Kind im grellsten Lichte zeigte. Gehörig präparirt natürlich, und geschickt verwerthet, denn gemeiner Angeberei würde Frau von Arning trotz ihres Hasses gegen Otto nimmermehr ihr Ohr geliehen haben.

Otto schritt indessen weiter, rastlos, ohne anzuhalten, durch die flache baumlose Haide. Die Oede des Orts stand im Einklang mit seinen düsteren Träumen. Es begegnete ihm kein menschliches Wesen, und er freute sich dessen, denn Welt und Menschen waren ihm in diesem Augenblicke verhaßt. Er fluchte seinem Schicksal, daß es ihn für Lebenszeit an eine Gegend fessele, worin ihm kein einziger Freund lebte, und die Frage dämmerte in seinem Herzen auf, ob es nicht besser sei, Kurt und „der gnädigen Frau" die Summen zu lassen, von welchen ihnen die Trennung so schwer zu fallen schien, das Vaterland mit allen Aussichten, die es ihm noch bot, aufzugeben und in fernen Welttheilen eine neue Existenz zu beginnen. Er hing diesem abenteuerlichen Plane nach, bis körperliche Ermüdung ihn in die Wirklichkeit zurückrief. Gleichgiltig warf er sich, wo er gerade stand, in das üppige Haidekraut. „Jetzt geht's vielleicht wieder!" murmelte er, und suchte im Schlaf Vergessenheit.

Otto schlummerte wirklich, bis ihn nach Verlauf einiger Stunden leise Schritte auf dem dichtbewachsenen Boden weckten. Sich emporrichtend, sah er ein junges Zigeunerweib auf sich zukommen, schön in jener nachlässig wilden Schönheit, welche den Frauen dieses Volkes in der Jugend eigen zu sein pflegt. Aus einem bunten Kopftuche quoll ihr ungeordnetes blauschwarzes Haar auf eine abgeschabte Sammetjacke, und in einem

Digitized by Google

Wilhelm von Giesebrecht.

ähnlichen Tuche, das sie um ihre Schultern gebunden trug, schlummerte ein wenige Wochen altes Knäblein.

Otto sprang empor. „Grüß Gott, schönes Kind!“ rief er der Erschrockenen zu. „Fürchte Dich nicht, ich bin ja kein Räuber!“

„Ich war nur überrascht, gnädiger Herr Otto.“

„Ei sieh, Du kennst mich, Kleine! Dann ist es nicht mehr als billig, daß ich auch Deinen Namen höre. Wie nennst Du Dich?“

„Maida, gnädiger Herr.“

„Ein schöner Name! Weißt Du was, Maida? Du könntest mir wohl ein bischen wahrsagen; willst Du?“

Die Zigeunerin nickte, und Otto reichte ihr seine Hand hin. Das Lächeln, womit er dabei auf sie herabsah, bewies eben so sehr seine Bewunderung für das Mädchen selbst, wie seinen Unglauben in ihre kommende Prophezeiung.

Endlich erhob Maida ihr schwarzes Auge von den Linien der Hand und sagte ernst: „Freut Euch, gnädiger Herr! Nach mancherlei Trübsal erwartet Euch das höchste Glück auf Erden.“

„Arme Maida! Das höchste Glück auf Erden ist ein sehr unbestimmter Begriff,“ meinte Otto. „Was verstehst Du darunter? So und so viele Güter, oder Faß und Genügsamkeit des Diogenes oder —“

„Nein — ein schönes und gutes Eheweib.“

Der junge Freiherr lachte laut auf.

„Teufel! Du gibst ja mehr als Venus selber!“ rief er belustigt. „Schön, und gut noch obendrein! Aber, neu erstandene Venus der Haide, was soll der moderne Paris Dir zum Lohn für die Verheißung bieten? Ich glaube, es genügt Dir nicht, für die Schönste erklärt zu werden, was ich hiermit feierlich thue, und so empfange denn die praktischere Huldigung unserer Zeit für Deinen klassischen Ausspruch.“

Dabei leerte er seine Börse in die Hand der verdutzt dastehenden Zigeunerin, welche von seinen Reden natürlich nichts, aber desto mehr von dem Klang der Gold- und Silbermünzen verstand und sich, Dankesworte murmelnd, vor dem freigebigen Herrn verneigte.

Er reichte ihr die Hand und eilte auf das kaum eine halbe Stunde entfernte Harsbye zu, während Maida rüstig tiefer in die Haide hineinschritt. Nach einigen Stunden — die Nacht sank schon hernieder — fesselte plötzlich ein eigenthümlicher Laut wie von einer Kinderstimme ihre Aufmerksamkeit.

Digitized by Google

Sie folgte den abgebrochenen Tönen und stand bald vor einem schlummernden Mädchen von etwa drei Jahren, das im Schlaf die Worte ausgestoßen hatte, welche sie vernommen. Ueberrascht beugte sich Maida über die Kleine herab; wie kam das Kind, das seinem überreich gestickten weißen Kleidchen nach vermögenden Eltern gehören mußte, zur Nachtzeit und allein in diese völlig wüste Gegend?

Während Maida sich noch den Kopf darüber zerbrach, öffnete die Kleine ihre großen schwarzen Augen, um verwundert umherzublicken; sie machte auch verzweifelte Anstrengungen, sich aufzurichten, was ihr aber nicht gelingen wollte, da sie mit Armen und Füßen an zwei ungewöhnlich große Haidebüsche angebunden war.

Vergebens suchte Maida von ihr zu erfahren, woher sie komme und wer ihre Eltern seien; das Kind weinte nur und klagte, daß es Hunger habe. Und weil das gutmüthige Zigeunerweib die Kleine doch nicht hilflos auf der Haide wollte umkommen lassen, nahm sie sie auf den Arm und eilte nun mit doppelter Hast durch die nach und nach wieder belebteren Landstrecken dem Lager ihrer Bande zu.

Der junge Arning schlenderte mittlerweile langsam und nichts Schlimmes ahnend durch Harsbye und Grasort nach dem Herrenhause von Buchdorf. Aber wie groß war seine Ueberraschung, dort alles in der wildesten Aufregung zu finden. Die Dienerschaft stand bestürzt, Kurt rathlos wie immer, wenn das Leben nicht in dem alten ausgefahrenen Geleise weiterfuhr. Die Baronin rannte in fast wahnsinniger Aufregung auf der Diele hin und her, raufte ihr Haar und rang die Hände und rief ein über das andere Mal nach ihrer „süßen kleinen Bertie".

Otto prallte wahrhaft zurück, als er so unerwartet vor dieser Scene des Jammers stand. Aber es dauerte lange, ehe er auf die Frage, was denn eigentlich vorgefallen wäre, herausbringen konnte, daß seine kleine Nichte spurlos verschwunden sei.

„Nun, sie wird sich wohl wiederfinden," meinte er darauf mit seiner besonnenen Kaltblütigkeit. „Ich wette, sie hat sich irgendwo im Hause versteckt. Beatrice ist ja viel zu klein, um weit fortzulaufen."

„Nein, aber man kann sie weit fortbringen!" rief Therese außer sich. Ihre ohnmächtige Verzweiflung hatte mit dem Eintritt ihres Schwagers einen Ableiter gefunden.

Otto zuckte die Achseln mit einem Ausdruck, welcher bewies, daß er sie für den Augenblick wenigstens nicht für zurechnungsfähig halte.

„Seit wann wird das Kind vermißt?" wandte er sich an seinen Bruder.

„Seit zwei Stunden."

„Und Ihr habt überall, im Hause sowohl wie im Park, nachgesehen?"

„Ja, überall, überall!" erwiderte der Freiherr schluchzend. „Mein armes liebes Mädchen!"

„So müssen wir die Felder durchforschen und die Haide, welche an den Park stößt," sagte Otto. „Folgt mir, Leute! Wir wollen zuerst die Haide absuchen."

„Otto, Otto! Bring mir mein Kind zurück!" rief Kurt, die gefalteten Hände zu dem jungen Manne erhebend.

Es lag ein finsterer Verdacht in diesen Worten, aber Otto beachtete ihn nicht.

„Natürlich, wenn ich es kann," erwiderte er gleichmüthig. „Beruhige Dich nur, Kurt, sie wird sich schon wiederfinden."

Er ging hinaus und sah nicht mehr den Blick wilder verzweifelter Anklage, den Therese auf ihn schleuderte. Gründlich und sorgfältig durchsuchte er mit fünf Knechten den Haidestreifen, welcher sich durch die Arningschen Güter zog und zwei Meilen weiter in die eigentliche Haide ausmündete, auf welcher Otto am Nachmittag die schöne Maida getroffen hatte. Ihre Bemühungen blieben, wie er es im Stillen nicht anders erwartete, ganz erfolglos. Die Kleine konnte ja auch nicht so weit gegangen sein! Gewiß befand sie sich irgendwo im Hause; und was den Schrecken über ihr Verschwinden anbetrifft, den gönnte Otto seiner Schwägerin von ganzem Herzen. In der festen Erwartung also, das Kind, umgeben von den überseligen Eltern und der ganzen glückwünschenden Dienerschaft, gesund und wohl in seinem Bettchen zu finden, trat er nach mehrstündiger Forschung den Heimweg an. Es war halb neun, als er Buchdorf erreichte und, die leere Vorhalle durchschreitend, in das Wohnzimmer kam, wo er niemand als den Justizrath Ecken, einen Jugendfreund seines Vaters, antraf.

„Sie sind in eine schöne Aufregung hineingerathen," begrüßte er ihn. „Und nun läßt man Sie gar allein! Aber Sie wissen ja: die Baronin ist nicht zu genießen, wenn es sich um ihren Abgott handelt. Was ich sagen wollte: das Wunderkind ist doch wieder zum Vorschein gekommen; nicht?"

„Wir hofften, daß Sie Ihre Nichte mitbrächten," erwiderte der Justizrath seltsam ernst.

„Ich? Verzeihen Sie, Herr Justizrath, das glaubte ich nie! Ich ging nur, um meinen Bruder zu beruhigen. Aber an Kurts Stelle würde ich vor allem Speicher, Keller und Wirthschaftsgebäude durchsuchen lassen. Es ist ja nicht denkbar, daß ein dreijähriges Kind bis in die Haide laufen sollte!"

„Es kann auch getragen worden sein," versetzte der Justizrath, noch immer den jungen Mann scharf fixirend.

„Sie meinen von der Zigeunerbande, welche hier lagerte? Nun, das wäre kein Unglück! Da würde sie wohl morgen gegen eine kleine Entschädigung zurückgebracht. Die Zeiten sind viel zu theuer, als daß es jemand einfallen könnte, noch Kinder zu seinen eigenen zu stehlen."

„Sie sprechen sehr leichthin über eine so ernste Sache," bemerkte Ecken stirnrunzelnd.

„Weil ich mich noch nicht von ihrem Ernst überzeugen kann. Den Mord zum bloßen Vergnügen halte ich für ein Ammenmärchen; Feinde besitzt Kurt meines Wissens gar nicht; und wer sollte ein Interesse an dem Leben oder Sterben des kleinen Geschöpfs haben?"

„Sein Erbe!"

Otto fuhr zurück, als habe er auf eine Natter getreten. Eine schreckliche Klarheit durchzuckte plötzlich seinen Geist.

„Was — was meinen Sie damit?" stieß er bebend hervor.

„Unglückseliger junger Mensch, Sie verstehen mich nur zu gut! Ist es Ihnen denn niemals eingefallen, daß der Freiherrntitel nicht vor dem Verdacht der Polizei schützt?"

„Es wäre also möglich, daß bei den bevorstehenden Verhandlungen ein Verdacht auf mich fallen könnte?"

„Mehr als das. Eine Anklage in aller Form und unterstützt von schwerwiegenden Beweisgründen ist gegen Sie erhoben worden. Um Ihres rechtschaffenen Vaters und Ihrer eigenen mißleiteten Jugend willen hoffe ich zu Gott, daß Sie im Stande sein werden, sich davon zu reinigen. Aber augenblicklich sind die Verdachtsgründe so gewichtig, daß ich Sie bitten muß, mir in den Wagen zu folgen, der unten wartet."

„Ich bin ein Gefangener?"

„Ja. Versuchen Sie keinen Widerstand, denn im Nebenzimmer wartet Polizei aus M."

„Und wer hat es gewagt, mich anzuklagen?" rief Otto mit funkelnden Augen.

„Ein Mann leider, in dessen Mund die Anklage doppelte Kraft gewinnt: der sonst gegen Sie nur zu nachsichtige Freiherr von Arning."

„Mein Bruder!" schrie Otto auf. Es war zu viel, selbst für seine Selbstbeherrschung, und rückwärts taumelnd fiel er mit der Schläfe gegen die scharfe Ecke des Sekretärs. Das Blut floß reichlich, und vielleicht diente dieser unfreiwillige Aderlaß dazu, seinen Verstand zu retten, der anfing sich zu verwirren.

„Kommen Sie, Herr Justizrath," sagte er, sich aufraffend und das Taschentuch an die wunde Stirn pressend. „Wenn Kurt von Arning mich des Kindesmordes beschuldigt, so habe ich freilich nichts mehr zu sagen."

Ja, das Ungeheure war geschehen! Therese, getrieben von der Verzweiflung über den Verlust ihres Kindes, von ihrer Abneigung gegen den Schwager, ihrer Furcht vor ihm, die noch bestärkt wurde durch die unvorsichtigen Aeußerungen Ottos, hatte den schwachen Kurt, der ja immer seine Entschlüsse plötzlich zu fassen pflegte, und überdies, wie wir wissen, an dem

Digitized by Google

Charakter des Bruders zu zweifeln anfing, dazu bewogen, den jungen Arning wegen Raubes oder Mordes der kleinen Beatrice zur Rechenschaft zu ziehen. Seine längere Abwesenheit, der Aufbruch des Zigeunerlagers trafen seltsam mit dem Verschwinden der kleinen Erbin zusammen. Eine Magd aus Buchdorf hatte aus der Entfernung gesehen, wie Otto den ganzen Inhalt seiner Börse in die Hand einer Zigeunerin schüttete. Leute aus anderen Ortschaften wollten dieselbe Zigeunerin ein paar Stunden später mit einem Kind auf dem Arm erblickt haben. Alle diese Gerüchte gelangten unglaublich rasch nach Buchdorf, und die Polizei hatte wenig Schwierigkeit, Maida ausfindig zu machen, welche auch trotz ihrer verzweifelten Gegenwehr verhaftet wurde. Die geraubte Kleine aber war und blieb verschwunden. (Fortsetzung folgt.)

Deutsche Professoren.

Nachdruck verboten. Ges. v. 11./VI. 70.

XIV. W. von Giesebrecht.

Eine deutsche Geschichte, welche zugleich wissenschaftlich probehaltig wäre und den Gebildeten des Volkes ein anziehendes und belehrendes Lesebuch darböte, das ist eine Aufgabe, welche mehr als einmal versucht, von Buchhändlern eifrig begehrt, doch bis jetzt ihre Lösung nicht gefunden hat. Wechselvoll nicht nur, sondern auch zeitweise fast zerfallend und in wirrer Zersplitterung verkommend, ist, wie das Geschick des Volkes selbst, so auch seine Geschichte. Um so mehr aber fesselte in der Zeit der Ohnmacht und Zerrissenheit, fesselt auch jetzt, nachdem ein hohes Ziel erreicht ist, unseren Blick die Geschichte der großen einheitlichen Kaiserzeit. Trotz der zeitlichen Entfernung berührt sie uns lebhafter als andere näherliegende Zeiträume, und woran alles Streben unserer Kaiser endlich scheiterte, die Verbindung des Partikularismus mit der römischen Priesterherrschaft, sind es nicht dieselben Mächte, mit welchen auch in der Gegenwart der aufstrebende Genius des deutschen Volkes zu ringen hat?

Der Geschichtschreiber der deutschen Kaiserzeit ist Wilhelm Giesebrecht: in die weitesten Kreise ist sein Buch gedrungen, und ungewöhnlich starke Auflagen erschöpfen sich so schnell, daß man es bedauern möchte, weil dadurch die Vollendung des Werkes immer wieder verzögert wird.*)

Giesebrecht ist ein Berliner Kind, geboren am 5. März 1814 als Sohn eines Professors am Gymnasium zum Grauen Kloster. In den Räumen der alten Franziskaner sind jetzt die Lehrsäle und die Wohnungen der Lehrer, und wie die klösterlichen Gänge und Höfe der Jugend einen Tummelplatz gewährten, den man so mittelalterlich romantisch in Berlin nicht leicht vermuthen würde, das hat uns Giesebrecht gar anmuthig und anschaulich geschildert in den schönen, von lebhaftester Pietät erfüllten „Erinnerungen an Rudolf Koepke“ (Hist. Taschenbuch, 5. Folge, II). Kindliche Versuche in dramatischer Form spielten da eine Hauptrolle, und in der Zeit der romantischen Richtung war es schon damals die altdeutsche Ritterzeit, welche die jugendlichen Gemüther vorzüglich erregte und begeisterte; schon in der Vorschule hatte Franz Marggraff, ein Freund des alten Jahn, die vaterländische Gesinnung mächtig angeregt und genährt. Doch herrschte in den späteren Schuljahren und auch noch in den ersten Studienjahren die Neigung zu literarisch-ästhetischer Beschäftigung vor: zu geschichtlichen Studien, endlich zu voller Hingabe an diese Thätigkeit führte L. Rankes damals in voller Frische wirkende Lehrthätigkeit. Vorzüglich den historischen Uebungen widmete damals Ranke die hingebendste Sorgfalt, besonders nachdem er den Plan gefaßt hatte, die noch sehr vernachlässigte Zeit der Ottonen unter seiner Leitung bearbeiten zu lassen. Die aus diesen Uebungen hervorgegangenen „Jahrbücher“ haben ungemein anregend gewirkt und sind als der eigentliche Ausgangspunkt der Rankeschen Schule zu betrachten.

Nichts ohne Prüfung hinnehmen, stets auf die ursprünglichen Quellen zurückgehen, ohne jede vorgefaßte Meinung jede Zeit aus sich selbst verstehen lernen, die Thatsachen mit möglichster Vollständigkeit erforschen, um darauf die Darstellung zu begründen, das sind leitende Grundsätze dieser Schule. Liegt die Gefahr nicht fern, in dem, was Grundlage sein soll, das Wesen der Sache zu erblicken und über dem Gerüst das Gebäude selbst zu vergessen, so hat doch, um von dem Meister selbst zu schweigen, gerade Giesebrecht gezeigt, daß eine solche Beschränkung nicht zu dem Wesen der Schule gehört. Ueberaus förderlich war der Verkehr in gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit mit G. Waitz, Dönniges, R. Wilmans, Siegfried Hirsch und R. Koepke. Nur kurz hat diese Blütezeit gedauert; eine Preisfrage über die Geschichte Heinrichs I im Jahre 1834, bei deren Lösung G. Waitz Sieger blieb, gab den ersten Anstoß, und schon 1836 löste der Kreis sich auf. Giesebrecht bestand in diesem Jahre die Prüfung als Lehramtskandidat und wurde im folgenden als Adjunkt am Joachimsthalschen Gymnasium angestellt. Zwanzig Jahre hat er hier pädagogisch gewirkt und dabei reiche Erfahrungen gesammelt, welche nicht verloren waren, sondern sowohl der Kunst der Darstellung als auch der Einwirkung auf das höhere Schulwesen in Baiern zu Gute gekommen sind. Dem Lehramt und der Beaufsichtigung der Alumnen eifrig obliegend, behielt doch Giesebrecht Muße genug übrig, um die begonnenen geschichtlichen Studien fortzusetzen und zunächst die von Ranke ihm zugetheilten Jahrbücher Ottos II zu vollenden, welche 1840 erschienen sind. Sie zeichnen sich in der knappen Form annalistischer Erzählung doch durch lebhafte und abgerundete Darstellung aus. Im folgenden Jahre erschienen seine „Annales Altahenses“, ein Versuch, eine verlorene Quellenschrift des elften Jahrhunderts aus Anführungen späterer Schriftsteller herzustellen. Der hierauf verwandte Fleiß und Scharfsinn fand eine glänzende Belohnung, als nach fast dreißig Jahren im Februar 1867 die lange vermißte Handschrift aufgefunden und Giesebrechts Behauptungen in allen wesentlichen Punkten bestätigt wurden; ihm selbst wurde die Freude, dieses wiedergefundene Denkmal der mittelalterlichen deutschen Geschichtschreibung in der großen Sammlung der Monumenta Germaniae herauszugeben. Jenes Büchlein erhielt aber außerdem eine Abhandlung über die Kirchenspaltung nach dem Tode Nikolaus' II (1061) und eröffnete damit die Reihe der bahnbrechenden Untersuchungen über die Zeit Gregors VII und die ganze folgenschwere Umgestaltung der römischen Kirche durch ihn und seine Genossen, welche mit dem Versuch, die Weltherrschaft zu gewinnen oder doch den deutschen Kaiser zu ihrem gefügigen Diener zu machen, den Kampf entzündete, in welchem Deutschlands Macht zunächst verblutete.

Die Frucht jener ausgezeichneten Leistungen war ein längerer Urlaub nebst Unterstützung zu einer italienischen Reise (1843—45), unschätzbar nicht nur, um reiches Material für weitere Forschung zu sammeln, sondern auch, um eine lebendige Anschauung von dem für unsere Geschichte so wichtigen Lande zu gewinnen und in voller Muße geschichtlicher Forschung sich widmen zu können.

Als eins der schönsten Ergebnisse dieses Aufenthaltes erschien 1845 in einem Programm seines Gymnasiums, Don Luigi Tosti, dem Mönch von Monte Cassino, gewidmet, die lateinisch geschriebene Abhandlung über die literarischen Studien in Italien während der ersten Jahrhunderte des Mittelalters. In ganz neuem Lichte wurde hier der früher übersehene Gegensatz Italiens zu den anderen Staaten des Westens dargestellt; während in diesen die Geistlichkeit zugleich lehrt und im Alleinbesitz gelehrter Bildung ist, wirkt in Italien die alte Kultur noch nach, die Geistlichkeit hat mit dem Unterricht nichts zu schaffen und bleibt lange Zeit, theilweise überhaupt, in gelehrter Bildung hinter den Laien zurück. Es ist das eine sehr frucht-

*) Es liegen davon bis jetzt vier Bände vor, im Verlage von C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn) in Braunschweig erschienen. Davon umfaßt Bd. I (in 4. Aufl.) die Entstehung des deutschen Reiches und das Kaiserthum der Ottonen; Bd. II (in 4. Aufl.) die Blüte des Kaiserthums (1002—1056); Bd. III (in 3. Aufl.) das Kaiserthum im Kampfe mit den Päbsten (Heinrich IV und Heinrich V); Bd. IV (1875 erschienen) die Staufer und Welfen (1125—1152).

Digitized by Google

reiche Wahrnehmung, durch welche viele auffallende Erscheinungen sich erklären, damals vollkommen neu, jetzt nach und nach zum Gemeingut geworden.

Auch die „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" hatte an Giesebrecht einen thätigen Mitarbeiter; sie erlag aber dem Sturmjahr 1848, welches auch ihn von der friedlichen Forschung zu politischer Thätigkeit führte. Wir unterlassen es, darauf einzugehen, und verweisen nur auf die schon angeführten „Erinnerungen an R. Koepke", worin Giesebrecht selbst über die Stiftung des „Patriotischen Vereins" und die Wirksamkeit beider Freunde in demselben berichtet. Die konservative gut preußische und gut deutsche Gesinnung mit gemäßigt liberaler Richtung, welcher Giesebrecht stets treu geblieben ist, fand dort ihren lebhaftesten Ausdruck. Mit anderen Abgeordneten des Vereins empfing auch Giesebrecht die Frankfurter Kaiserdeputation; auch an den Erfurter Unionstag knüpften sich noch Hoffnungen, dann aber erstickte die wachsende Reaktion alle freie politische Thätigkeit, und auch Giesebrecht wandte sich wieder ausschließlich seinen geschichtlichen Studien zu, welche aber nach seinem eigenen Bericht durch die Erfahrungen in dem bewegten Leben jener Tage nicht wenig an Lebendigkeit und Klarheit gewonnen hatten. Eine schon 1846 geschlossene glückliche Ehe gewährte ihm eine angenehme Häuslichkeit, belebt durch gastlichen Verkehr mit alten Studiengenossen und mitstrebenden Freunden.

Die neubegründete „Allgemeine Monatschrift" zählte ihn wieder zu ihren Mitarbeitern, und hier erschien wieder eine jener Arbeiten, durch welche neue oder doch erst wenig angebaute Gebiete von ihm erobert wurden. Es ist die Untersuchung über die Vaganten und ihre Lieder, die fahrenden Dichter und Sänger des Mittelalters, von denen viele und darunter einige sehr geniale lateinische Gedichte in rhythmischer Form uns erhalten sind. J. Grimm hatte vor kurzem diesem Gegenstand eine Abhandlung gewidmet, der nun hier in seinem ganzen Umfang durchforscht und in ungemein anziehender und geschmackvoller Darstellung beleuchtet wurde.

Sehen wir nun in allen diesen Leistungen Giesebrecht der gelehrten Detailforschung vollkommen gewachsen, niemals aber in derselben befangen, vielmehr mit dem weiterreichenden Blick begabt, der in der Gelehrtenstube durchaus nicht immer zu finden ist, so werden wir es sehr natürlich finden, ja erwarten, daß er, unbefriedigt von der Einzelforschung, einer umfassenderen Aufgabe seine volle Kraft zu widmen wünschte.

Nicht minder aber trieb ihn auch seine lebhaft nationale Gesinnung dazu, das Bild der großen Kaiserzeit, wie es sich ihm aus seinen Forschungen gestaltet hatte, auch denjenigen Kreisen zugänglich zu machen, welchen die gelehrten Arbeiten fremd blieben. War doch in jenem traurigen Zeitraum getäuschter Hoffnungen die Beschäftigung mit den glänzenderen Zeiten unserer Vorzeit die Zuflucht, welche auch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft trotz alledem noch aufrecht hielt! Und wer möchte leugnen, daß die in den letzten Jahrzehnten so eifrig gepflegte Beschäftigung mit der deutschen Geschichte ohne Einwirkung geblieben sei auf die Neugestaltung Deutschlands? Schon wirkten in weitesten Kreisen Rankes Reformationsgeschichte und Häussers Geschichte der neueren Zeit. Nur die alte Kaisergeschichte war noch unvertreten durch eine gleich diesen populäre Darstellung; weder F. v. Raumer nach Stenzel hatten das ganze Gebiet umfaßt, und gerade die so wichtige, alle Keime der Folgezeit enthaltende Zeit der Ottonen war in dieser Richtung noch ganz vernachlässigt. Eine solche umfassende, einheitliche Darstellung zu schaffen, setzte nun Giesebrecht als höchste Aufgabe sich vor; hauptsächlich die gleichzeitigen Schriftsteller selbst reden zu lassen, eine ansprechende Darstellung ohne alles gelehrte Beiwerk zu geben, war ursprünglich sein Plan, und als Probe erschien ein Stück in der Allgemeinen Monatschrift. Allein während der Ausarbeitung veränderte sich der Plan; der 1855 erschienene erste Band ist vollkommen selbstständig durchgearbeitet und bringt nach jedem größeren Abschnitt die Uebersicht der Quellen und der Literatur nebst kurzgefaßten Anmerkungen zur Rechtfertigung seiner Darstellung. Anfängern vorzüglich sollte dadurch die Handhabe geboten werden, zu eigenem Studium vorzudringen, und dieser Zweck ist vollkommen erreicht, aber nicht für Anfänger allein. Auf den Werth des ganzen Werkes näher einzugehen, ist hier weder der Ort noch der Raum; laut zeugt dafür zunächst der äußere Erfolg. Nur das sei hier hervorgehoben, daß die so anhaltende und ernstliche Beschäftigung mit jenem Zeitraum es dem Verfasser ermöglicht hat, eine große Fülle von Persönlichkeiten, die fast nur als Namen durch die Geschichtsbücher zu wandern pflegten, mit Fleisch und Blut auszustatten, daß Einrichtungen und Tendenzen, vorzüglich in den damals so überwiegend wichtigen kirchlichen Bewegungen, mit lebensvoller Wahrheit uns entgegentreten und nicht selten helles Licht Personen und Verhältnisse beleuchtet, von denen bis dahin nur wesenlose Umrisse erschienen waren. Alles wird belebt von einer wohlthuenden Wärme vaterländischer Gesinnung, und allgemein war nach dem Erscheinen des ersten Bandes die Freude über diese schöne Gabe. In Berlin erhielt der Verfasser den für das beste deutsche Geschichtswerk ausgesetzten großen Preis, und 1857 wurde ihm die historische Professur in Königsberg übertragen.

Er eröffnete dieselbe mit einem Vortrag über die Entwicklung der modernen deutschen Geschichtswissenschaft, welcher auch die Grundsätze seines eigenen historischen Schaffens mit großer Klarheit darlegt. Hier waren nun neue Aufgaben zu lösen, Vorlesungen auszuarbeiten; namentlich versammelten auch die historischen Uebungen, bei deren Leitung ihm seine pädagogische Erfahrung zu statten kam, einen bedeutenden Kreis eifriger Schüler um ihn. Aber die Kaisergeschichte erlitt dadurch den ersten Stoß, nachdem schon die Veränderung und Erweiterung des Planes die Vollendung innerhalb kurzer Zeit und des anfangs beabsichtigten mäßigen Umfanges unmöglich gemacht hatte. Für die neuen Auflagen wird stets die erstaunlich anschwellende monographische Literatur mit größter Gewissenhaftigkeit durchgearbeitet, und so dankenswerth und fruchtreich diese Arbeit für den Forscher ist, wir müssen leider die Befürchtung theilen, welche der Verfasser in der Vorrede zur vierten Auflage ausspricht, daß die Vollendung des Werkes zweifelhaft geworden ist. Bis zum Tode Konrads III (1152) ist es vorgerückt, die ganze überreiche Zeit der gewaltigsten Staufer ist noch rückständig.

Nach erfolgreicher Wirksamkeit in Königsberg wurde Giesebrecht 1862 nach München berufen. Sehr bedenklich erschien es, die Stelle des aus Baiern scheidenden H. v. Sybel einzunehmen, nicht allen gefiel es, und fast unglaublich erschien es, daß Giesebrecht werde durchführen können, was er sehr entschieden aussprach, nämlich auch in dieser Stelle seiner stark betonten preußischen Gesinnung keinen Augenblick untreu zu werden. Doch ist es ihm gelungen, wenn auch nicht ohne Anfechtungen; den inneren Parteien fernbleibend, der Arbeit in jeder Richtung eifrig obliegend, befestigte er seine Stellung immer mehr und wurde 1865 durch die Verleihung des Ordens der bajrischen Krone und des Adels ausgezeichnet. Von den Klerikalen anfangs fast als Bundesgenosse betrachtet wegen der sympathischen Darstellung des Wirkens der Kirche im frühern Mittelalter, von anderer Seite verketzert wegen der günstigen Auffassung des mit Unrecht als Pfaffenknecht verschrieenen Kaisers Heinrich II, ist Giesebrecht durch die Darstellung der Kämpfe Heinrichs IV und seiner Nachfolger von gut kaiserlichem Standpunkt mit dem unverhüllten Hasse der Schwarzen belohnt worden, während mit dem hervorragendsten Vertreter katholischer Wissenschaft in München, mit Döllinger, auf gegenseitige Hochachtung begründete Freundschaft ihn verbindet.

Im Jahre 1870 zum Rektor gewählt, eröffnete er sein Amtsjahr durch eine Rede über den Einfluß der deutschen Hochschulen auf die nationale Entwicklung, welche mit anderen zusammen 1871 in der Sammlung „Deutscher Reden" erschienen ist. Schon war damals der Franzosenkrieg entbrannt, welcher in München viele wieder zusammenführte, die das schwere Jahr 1866 getrennt hatte. Viele alte Gegensätze verschwinden in der ganz neuen Gestaltung der Verhältnisse, und in dem gemeinsamen Widerstand gegen die finsteren Mächte, welche die Blüte des neuerstandenen deutschen Reiches bedrohen, finden auch alte Widersacher sich jetzt vereinigt. Auch den einheimischen Angelegenheiten ist Giesebrecht näher ge-

Digitized by Google

treten durch die Aufnahme in die neuerrichtete oberste Schulbehörde mit der Ernennung zum Geheimen Rath; viel und lange hatte er auf die Mängel des höheren Unterrichtswesens hinzuweisen Veranlassung gefunden, und dem ernstlichen Bestreben zur Hebung desselben durfte er seine Mitwirkung nicht entziehen.

Auch sonst hat die Wucht der Geschäfte sich gemehrt. Jährlich im Herbst versammelt sich in München die historische Kommission, die Schöpfung des Königs Max und L. Rankes. Freudig begrüßen sich und die Münchener Kollegen die Vertreter der Geschichte an verschiedenen deutschen Hochschulen, aber die dauernde Last der Geschäftsführung ruht auf Giesebrecht, als dem Sekretär, welcher sie mit größter Pünktlichkeit besorgt. Auch in die neubegründete Centraldirektion für die Herausgabe der Monumenta Germaniae ist Giesebrecht als Vertreter der Münchener Akademie eingetreten und für die Perthessche Buchhandlung hat er endlich auch die Redaktion der einst von Heeren und Ukert begründeten „Europäischen Staatengeschichte" übernommen, eines Unternehmens, welches sowohl in den Motiven, aus denen es hervorging, als auch in seinen Schicksalen mit der Geschichte der Kaiserzeit große Verwandtschaft hat.

So mehren sich die Anforderungen, welche bedingt sind durch die hervorragende Stellung, die nur durch eigene Kraft und Tüchtigkeit Giesebrecht zu Theil geworden ist. Man wendet sich von allen Seiten an ihn, weil man weiß, daß es ihm stets nur um die Sache, nicht um Nebenrücksichten zu thun ist. Keine äußere Ehrenbezeugung hat in seinem Benehmen eine Aenderung hervorgebracht; er bleibt nach wie vor der schlichte deutsche Gelehrte, der Freund seiner Genossen, vor allem der treue wohlmeinende Freund der jüngeren strebenden Generation, welche sich vertrauensvoll ihm anschließt. Eine feste Gesundheit und erstaunliche Arbeitskraft machen es ihm möglich, auch vielerlei Aufgaben zu bewältigen, möchten sie ihm auch noch die Vollendung der Kaisergeschichte gelingen lassen!

Verkehr und Verkehrsmittel der Reichspost.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

I.

Mit der fortschreitenden Verbesserung und Entwicklung der Verkehrsmittel und mit Vervielfältigung der Verkehrsstraßen zu Wasser und zu Lande, besonders seit Erbauung von Eisenbahnen und Einrichtung regelmäßiger Dampfschifffahrten hat sich auch die älteste, vornehmste und ausgedehnteste Verkehrsanstalt, die Post, fort und fort weiter entwickelt und ausgebildet.

In den Ländern, deren Postverwaltungen die niedrigsten Briefstaxen haben, ist naturgemäß der Postverkehr ein regerer und bedeutenderer als da, wo die Post als „melkende Kuh" betrachtet wird und man lediglich darauf ausgeht, aus dem Postregal mit Hilfe hoher Briefstaxen für den Staatssäckel möglichst große Ueberschüsse zu erzielen. So hat England, das bereits seit dem Jahr 1840 den Vortheil einer einheitlichen niedrigen Briefstaxe genießt, gegenwärtig von allen Ländern der Erde, so weit dieselben überhaupt ein geregeltes Postwesen besitzen, den größten Postverkehr; dort entfallen auf den Kopf der Bevölkerung pro Jahr durchschnittlich 28,47 Briefe. In Frankreich hingegen, welches im internen wie im internationalen Verkehr bis heute verhältnißmäßig hohe Taxen aufrecht erhalten hat, ist der Postverkehr ein um mehr als die Hälfte geringerer als der des Nachbarstaates. Auf je einen Einwohner Frankreichs kommen jährlich nur 9 Briefe.

Die deutsche Reichspost, zu der bekanntlich außer Baiern und Württemberg sämmtliche deutsche Bundesstaaten gehören, hat nächst Großbritannien von allen Postverwaltungen den absolut stärksten Verkehr aufzuweisen. In den folgenden Zeilen soll der Versuch gemacht werden, dem Leser vom Verkehr und den Verkehrsmitteln der deutschen Reichspost ein anschauliches Bild zu entwerfen und zwar auf Grund der im kaiserlichen Generalpostamt zu Berlin aufgestellten Statistik der deutschen Reichspostverwaltung für das Jahr 1874.

Die Gesammtstückzahl der durch die Reichspost im Jahre 1874 überhaupt beförderten Sendungen ergibt die riesige Summe von 962,394,602 Sendungen oder, was dasselbe sagen will, im Laufe des Jahres 1874 sind durch die Hände der Reichspost gegangen täglich durchschnittlich 2,636,698, stündlich 109,863 und in der Minute 1832 Stück Postsendungen. Im Jahre 1873 sind befördert worden 878,211,647 Sendungen; mithin ist der Verkehr im Jahre 1874 gegen 1873 um 84,182,955 Stück oder um 9,56 Prozent gestiegen.

Gegenüber den Betriebsergebnissen der deutschen Eisenbahnen vom Jahre 1874, in welchem fast sämmtliche Bahnverwaltungen mehr oder weniger über Abnahme des Verkehrs und, damit im Zusammenhang stehend, über Verminderung der Einnahmen Klage zu führen Ursache gehabt haben, wie in Anbetracht der ungünstigen Zeitverhältnisse, die, durch den „großen Krach" herbeigeführt, ihre erschlaffende und niederdrückende Einwirkung auf Handel nnd Industrie noch bis zum Augenblick geltend machen, verdient das von der Reichspost erzielte Ergebniß in der That ein großartiges genannt zu werden. Zu derselben Zeit, als sich die Eisenbahnverwaltungen durchweg gezwungen sahen, ihre Frachtsätze um 20 Prozent zu erhöhen, war die Reichspost in der Lage, ihren ohnehin schon niedrigen Portotarif für Packet- und Geldsendungen um 100 bis 600 Prozent ermäßigen zu können.

Der bei weitem größte Theil aller Postsendungen gehört der Klasse der Briefsendungen, der kleinere Theil der Klasse der Päckerei- und Geldsendungen an. Im Postbetrieb werden nämlich sämmtliche Sendungen in zwei große Klassen getheilt, in Briefsendungen und in Päckerei- und Geldsendungen. Zu der ersteren gehören: gewöhnliche und eingeschriebene Briefe, Postkarten, Drucksachen, Waarenproben, Postauftragsbriefe, Postanweisungen, Postvorschußbriefe und Zeitungen so wie außergewöhnliche Zeitungsbeilagen, während zu der letzteren Packete ohne Werthangabe, solche mit Werthangabe, eingeschriebene Packete und Briefe mit Werthangabe gerechnet werden.

Unter den 962,394,602 Postsendungen von 1874 befinden sich 902,846,503 Briefsendungen und 59,548,099 Päckerei- und Geldsendungen oder, nach Prozenten ausgedrückt, auf 93,3 Briefe kamen 6,7 Packete und Gelder.

Sehen wir zunächst zu, aus welchen einzelnen Summen und Unterabtheilungen sich die 902 Millionen Briefsendungen zusammensetzen, so ergeben sich folgende Resultate:

Das älteste und gebräuchlichste, wenn auch nicht das einfachste und am wenigsten kostspielige Korrespondenzmittel, der Brief, der der ganzen großen Abtheilung gleichsam als Vater und Stammhalter den Namen gegeben hat, nimmt die erste Stelle von allen ein mit 483,086,776 Stück. 483 Millionen Briefe! In der That eine ungeheure Summe!

Nächst den Briefen fällt den gleichfalls unter die Briefsendungen gezählten Zeitungen der Löwenantheil zu. Es sind im ganzen befördert worden 259,222,176 einzelne Zeitungsnummern und 6,563,458 außergewöhnliche Zeitungsbeilagen, in Summa 265,785,634 in die Kategorie der Zeitungen gehörige Sendungen. Gegen das Jahr 1873 hat bei den ersteren eine Steigerung von über 11 Millionen Stück, gleich 4¼ Prozent, stattgefunden; die Zahl der letztgenannten dagegen ist von 2,300,000 auf 6,563,000, also um beinahe 200 Prozent gestiegen. Es hat dies seinen Grund in einer mit dem 1. Januar 1874 in Kraft getretenen bedeutenden Portoermäßigung für Zeitungsbeilagen.

Die Zahl der Drucksachen, welche an dritter Stelle folgen, beträgt 75,788,394 Stück. In die Abtheilung Drucksachen sind sämmtliche Kreuzbandsendungen, gedruckte Handelscirkulare, offene Karten, Bücherbestellzettel, Bücherpackete ꝛc. eingereiht. Gegen das Vorjahr ergibt sich eine Steigerung von 6½ Millionen Stück.

Es folgen die Postkarten, die vom Publikum auch noch vielfach mit dem früheren Namen Korrespondenzkarten benannt werden. Dieses einfachste und bequemste Mittel für den gegenseitigen schriftlichen Verkehr, eine erst wenig Jahre alte Erfin-

Digitized by Google

dung, hat sich in allen Kreisen des Publikums ungemein rasch Eingang zu verschaffen gewußt. Besonders seitdem der ursprünglich in gleicher Höhe wie für einfache Briefe festgesetzte Portosatz von 1 Sgr. auf die Hälfte herabgesetzt worden ist, hat man angefangen, einen immer ausgedehnteren Gebrauch von der Postkarte zu machen. Daß auch das Mißtrauen und die Furcht, die anfangs viele vor der Oeffentlichkeit der Postkarte hegten, sich immer mehr verliert, darüber gibt uns die Statistik den besten Aufschluß. Dieselbe weist für das Jahr 1873 nach 26,948,267, für das Jahr 1874 dagegen 45,833,045 Stück Postkarten. Das letzte Jahr übertrifft das vorhergegangene somit um rund 19 Millionen Stück, das ist 70 Prozent.

Auch die in der Abtheilung Postanweisungen nachgewiesenen Zahlen ergeben mit 21,656,426 Stück gegen das Vorjahr 1873 ein Mehr von 7,645,000 Stück, gleich 54 Prozent. Diese bedeutende Verkehrssteigerung auf dem Gebiete der Postanweisungen hat allerdings ihren Grund zum Theil in einer mit Anfang des Jahres 1874 eingetretenen veränderten Behandlungsweise der Postvorschüsse — jeder vom Empfänger eingelöste Postvorschußbetrag wird dem Absender von der Bestimmungs-Postanstalt mittelst Postanweisung übermittelt — zu suchen; zum größeren Theil ist sie jedoch auf den Umstand zurückzuführen, daß der Gebrauch der Postanweisung anstatt der veralteten schwerfälligeren Form des Geldversandts in Geldbriefen ein immer allgemeinerer und ausgedehnterer wird. Wie es die Mission der Postkarte ist, den gewöhnlichen Brief zu ersetzen, so ist es die Mission der Postanweisung, für den Zwillingsbruder des Briefes, den Geldbrief, Ersatz zu gewähren.

Die Waarenproben, welche nach den Postanweisungen folgen, sind mit 6,522,477 Stück vertreten.

Postvorschußbriefe sind 3,208,590 Stück befördert worden.

Die Zahl der Postauftragsbriefe endlich beläuft sich auf 965,161 Stück. Das Institut der Postauftragsbriefe ist ein verhältnißmäßig neues und aus diesem Grunde bis jetzt nur in den Kreisen der Geschäftswelt genügend bekanntes und angewandtes. Es ist hier nicht der Ort, die Vortheile näher auseinander zu setzen, welche der Postauftrag bei Einziehung kleinerer Baarbeträge gegenüber anderen Einrichtungen gewährt; doch möchte Verfasser die geehrten Leser auf dieses einfachste Mittel, ohne große Unkosten Forderungen auf Wechsel, Rechnungen, Quittungen ꝛc. einzuziehen, hierdurch aufmerksam gemacht haben.

Die eben angeführten acht Zahlenreihen stellen den Gesammtbriefverkehr der Reichspost im Jahre 1874 dar.

Die Gesammtsumme der Päckerei- und Geldsendungen im Betrage von 59,548,099 Stück wird durch folgende Einzelsummen gebildet: Packete ohne Werthangabe und eingeschriebene Packete 41,971,232 Stück, Packete mit Werthangabe 3,353,962 Stück, Briefe mit Werthangabe 14,222,905 Stück. Die Zahl der Packete ohne Werthangabe ist gestiegen von 36,589,147 Stück im Jahre 1873 auf 41,971,232 Stück im Jahre 1874; es hat mithin eine Steigerung des Packetverkehrs um 5,382,085 Stück oder um 15 Prozent stattgefunden. Die bedeutende Zunahme findet ihre Erklärung in der schon oben erwähnten, seit dem 1. Januar 1874 eingetretenen Ermäßigung des Portotarifs für Packet- und Geldsendungen.

Der Gesammtbetrag des durch die Post vermittelten Geldverkehrs beziffert sich auf die ungeheure Summe von 4,916,919,265 Thlrn. Die deutsche Post ist demnach unbestritten der größte Bankier der Erde. Von dieser Summe entfallen auf Briefe mit Werthangabe 3304 Millionen Thlr., auf Packete mit Werthangabe 1311 Millionen Thlr., auf Postanweisungen 249 Mill. Thlr., auf Postauftragsbriefe 34 Mill. Thlr. und auf Postvorschußsendungen 19 Mill. Thlr.

Die Gesammtzahl der mit den Posten beförderten Personen hat 4,938,533 betragen. Bei der Personenbeförderung tritt mit jedem Jahre ein nicht unerheblicher Rückgang ein. Die fortwährende Erweiterung des deutschen Eisenbahnnetzes, mit welcher die Aufhebung von Personenpostkursen in genauer Verbindung steht, kann selbstverständlich auf den in Rede stehenden Zweig des Postbeförderungsdienstes nicht ohne Einwirkung bleiben.

Nachdem im Vorstehenden eine Uebersicht über den Gesammtverkehr der Reichspost in großen allgemeinen Grundzügen gegeben worden ist, sollen nunmehr einzelne wichtige und für den Laien besonders interessante Seiten des Postverkehrs näher beleuchtet werden. Durch die bis jetzt angeführten Zahlen ist die Gesammtleistung der Post in den verschiedenen Abtheilungen des Beförderungsdienstes dargestellt; die einzelnen Sendungen sind, nach bestimmten Gattungen geordnet, lediglich in ihrer Eigenschaft als Versendungsgegenstände betrachtet worden, ohne daß dabei Rücksicht auf die weiteren Unterscheidungsmerkmale derselben genommen worden wäre.

Der gesammte Postverkehr zerfällt naturgemäß in einen inländischen — Verkehr der Reichspostanstalten untereinander — einen ausländischen — Verkehr der Reichspost mit allen nicht zur Reichspost gehörigen Ländern (auch der Verkehr mit Baiern und Württemberg gehört zum ausländischen) — und einen Durchgangsverkehr — Verkehr der ausländischen Postverwaltungen untereinander, welcher seinen Weg durch das Gebiet der Reichspost nimmt. Dem entsprechend unterscheidet man Sendungen des Inlands-, des Auslands- und des Durchgangsverkehrs.

Trennen wir den Gesammtverkehr in der vorstehend angegebenen Weise, so stellt sich heraus, daß der inländische den ausländischen und den durchgehenden Verkehr bei weitem überwiegt. Von 595 Millionen wirklichen Briefsendungen (Zeitungen, Postanweisungen und Postvorschußbriefe sind hier nicht mit einbegriffen), die von der Reichspost 1874 befördert wurden, gehörten 481 Millionen (80,9 Prozent) dem Inlands-, 102 Millionen (17,3 Prozent) dem Auslands- und 11 Millionen (1,8 Prozent) dem Durchgangsverkehr an. Der Päckerei- und Geldsendungsverkehr bewegte sich mit 92,6 Prozent im Inlands-, mit 7,1 Prozent im Auslands- und mit nur 0,3 Prozent im Durchgangsverkehr.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Verkehr zwischen nahe gelegenen Orten und Gegenden ein regerer und umfangreicherer sein muß, daß er dagegen mit Zunahme der Entfernung abnimmt. Nach genauen Ermittelungen, die bezüglich des Packet- und Geldverkehrs angestellt sind, ist die Hälfte, 50 Prozent, aller Packete und Geldbriefe nach dem 10meiligen Umkreise der Aufgabepostanstalt bestimmt; weitere 41 Prozent bewegen sich im Kreise von 10 und 50 Meilen, und nur 9 Prozent überschreiten die Grenze von 50 Meilen.

Dieselben Resultate stellen sich bezüglich des Briefverkehrs heraus. Es dürfte in dieser Beziehung von besonderem Interesse sein, zu erfahren, welche Ausdehnung der Verkehr der Reichspost mit den einzelnen ausländischen Postverwaltungen abgehend und ankommend hat.

Die Zahl der abgehenden, d. h. der bei Reichspostanstalten nach anderen Ländern aufgelieferten Briefe hat 52 Millionen Stück betragen. Davon haben, nach der Gesammtstückzahl ohne Berücksichtigung der Bevölkerungszahl geordnet, die meisten Briefe erhalten: Baiern, Oesterreich-Ungarn und Württemberg, demnächst Frankreich, Großbritannien, die Schweiz, Rußland, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Holland, Belgien, Dänemark, Italien, Schweden, Luxemburg, Norwegen, Spanien, Rumänien ꝛc. Nach Baiern sind nämlich 11,382,660 Briefsendungen zur Absendung gelangt, nach Rumänien 134,658. Wird die Einwohnerzahl der Zahl der Briefsendungen gegenüber gestellt, so ergibt sich folgende von der obigen vielfach abweichende Reihenfolge: Württemberg, Baiern, Luxemburg, Oesterreich-Ungarn, die Schweiz, Holland, Dänemark, Belgien, Schweden, Norwegen, Frankreich, Großbritannien, Vereinigte Staaten von Nordamerika, Rußland, Rumänien, Italien, Spanien. Je ein Bewohner Württembergs hat 3,2 Briefe, je ein Bewohner Spaniens 0,01 Briefe aus dem deutschen Reichspostgebiet durchschnittlich jährlich erhalten.

Bezüglich der ankommenden, d. h. der aus fremden Ländern bei Reichspostanstalten eingegangenen Briefe trifft annähernd dasselbe Verhältniß wie für die abgehenden zu. Die Zahl derselben erreicht die Höhe von rund 50 Millionen. Die

Digitized by Google

Zahl der abgegangenen Sendungen ist fast durchweg eine größere als die der angekommenen. Nur im Verkehr mit Großbritannien, Holland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika tritt der umgekehrte Fall ein, daß weniger Briefe aus dem Reichspostgebiete nach dort abgeschickt als von da eingegangen sind. Aus dieser von der Statistik bewiesenen Thatsache muß gefolgert werden, daß die deutsche Nation neben der englischen, holländischen und amerikanischen die meisten Briefe schreibt.

Nach sämmtlichen überseeischen Ländern, ausgeschlossen die Vereinigten Staaten von Nordamerika, sind 466,000 Briefe abgesandt worden, eingegangen von denselben sind 477,000 Briefe. Der Briefverkehr zwischen der Reichspost und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, welcher durch die Summen von 2,244,000 abgehenden und 3,771,000 ankommenden Briefen dargestellt wird, übertrifft demnach den Verkehr mit allen anderen überseeischen Ländern um das Fünf- beziehungsweise Achtfache. Die nach Millionen zählenden deutschen Landsleute, welche jenseits des Ozeans innerhalb der Vereinigten Staaten entweder in den großen Handelsstädten des Ostens oder an den Grenzen der Civilisation tief im Westen oder an den Ufern der umfangreichen fünf Seen des Nordens ihr Daheim gefunden haben und von denen wohl viele diese Zeilen zu Gesicht bekommen werden, können aus denselben am besten ersehen, wie sehr sie immer noch am Vaterland, am theuren, hängen. Denn die Mehrzahl aller mit den Vereinigten Staaten gewechselten Briefschaften besteht aus Familienbriefen und Zeitungspacketen, die den Lieben in der Ferne Neuigkeiten jeder Art übermitteln sollen, und nur zum kleineren Theil aus Geschäftsbriefen.

Ueberhaupt muß es auffällig erscheinen, daß der Verkehr der deutschen Nation mit den Nationen germanischer Abkunft ein um vieles bedeutenderer ist als der mit den Völkern romanischen und slawischen Ursprungs. Nächst den zum dritten Theil rein deutschen Ländern der österreichisch-ungarischen Monarchie unterhalten, wie wir oben gezeigt haben, die Schweiz, die Niederlande, Dänemark, Schweden, Norwegen und Großbritannien einen weit regeren Briefverkehr mit Deutschland als Frankreich, Rußland, Rumänien, Italien und Spanien. Die gegenseitige Stammverwandtschaft kann sich offenbar auch hierin nicht verleugnen.

Im Durchgangsverkehr hat die Reichspost 1874 11 Millionen Briefe im Einzelverkehr und 17 Millionen Briefe in geschlossenen Packeten befördert.

Der Auslands- und Durchgangsverkehr der Post bewegt sich fast ausschließlich auf den großen, Deutschland zahlreich durchschneidenden Eisenbahnlinien, auf welchen sich auch sonst der internationale Verkehr bewegt. Solche Linien sind beispielsweise nach Oesterreich-Ungarn hin die Routen Leipzig-Plauen-Eger, Dresden-Bodenbach-Prag, Breslau-Oderberg-Wien; nach Rußland Bromberg-Insterburg-Eydtkuhnen, Thorn-Otloczyn-Warschau, Breslau-Oswiecim-Lemberg; für Dänemark, Schweden und Norwegen Berlin-Stettin, Hamburg-Kiel. Am großartigsten jedoch tritt der Postverkehr mit dem Ausland auf der Eisenbahnlinie zwischen Köln und Verviers zu Tage. Diese Strecke passirt der gesammte Verkehr von und nach Belgien, Großbritannien, Spanien, Portugal, wie ein großer Theil des Verkehrs von und nach Frankreich, Nord- und Südamerika, Asien, Australien ꝛc.

Voraussichtlich wird sich der ausländische Briefverkehr, der bis in die neueste Zeit durch hohe Taxen niedergehalten wurde, in den nächsten Jahren eines bedeutenden Zuwachses zu erfreuen haben, und zwar wird diese Steigerung durch die jüngste und genialste Schöpfung des deutschen Generalpostmeisters, die Gründung des Allgemeinen Postvereins, hervorgerufen werden. Seit dem 1. Juli 1875, mit welchem Tage der in der Geschichte der Kultur epochemachende Weltpostvertrag ins Leben getreten ist, ist für die Korrespondenz nach allen zum Allgemeinen Postverein gehörenden Ländern, das ist nach sämmtlichen Ländern Europas, nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, nach dem asiatischen Rußland und der asiatischen Türkei, nach Aegypten mit Nubien und dem Sudan, Algerien, den Azoren, den Canarischen Inseln, Madeira, Marokko und den spanischen Besitzungen an der Nordküste von Afrika, eine gleich hohe Brieftaxe, welche für Postkarten 10 Pfennige, für den bis 15 Gramm schweren Brief 20 Pfennige, für je 50 Gramm Drucksachen, Waarenproben und Geschäftspapiere 5 Pfennige beträgt, festgesetzt worden.

Der Auslands- und Durchgangsverkehr für Päckerei- und Geldsendungen ist ein im Verhältniß zum Briefverkehr sehr geringfügiger. Insgesammt sind überhaupt 6 Millionen Stück Packete und Geldbriefe befördert worden. Von diesen 6 Millionen entfallen auf den Verkehr mit Baiern, Württemberg und Oesterreich 4,342,000 Sendungen, so daß für den Verkehr mit allen übrigen Ländern nur wenig über 1½ Millionen Stück Packete und Geldsendungen übrig bleiben. Diese niedrigen Ergebnisse kommen daher, daß das Packetporto nach allen fremden Ländern, in welchen sich die Post nicht mit der Beförderung von Packeten befaßt — und das ist die Mehrzahl aller Postverwaltungen — durchweg ein verhältnißmäßig sehr hohes ist, daß auch die wegen Verpackung, Adressirung, Versteuerung ꝛc. bestehenden Vorschriften die Versendung von Packeten nach dem Ausland erschweren und daß ferner der internationale Geldverkehr fast ausschließlich durch Wechsel und Anweisungen, welche anstatt in Geldbriefen in Einschreibebriefen zur Versendung gelangen, nicht wie bei uns im Wege der Baarzahlung ausgeglichen wird.

Doch von der Abschweifung nach dem Auslande wieder zurück nach dem Inlande. Der Verkehr innerhalb des Reichspostgebietes verdient als der großartigere noch in mancher Hinsicht einer näheren Betrachtung unterzogen zu werden. Wir werden uns deshalb im folgenden Artikel mit dem Inlandsverkehr der Reichspost zu beschäftigen haben. H. K.

Eine Reiseerinnerung aus Tunis.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

(Zu dem Bilde auf S. 269.)

Sie wünschen, geehrter Herr Redakteur, von mir einige Begleitworte zu dem Leinweberschen Bilde: „Besuch deutscher Frauen in einem Harem zu Tunis". Es sind nun allerdings schon sechs Jahre verflossen, seit ich mit meinem verstorbenen Manne Tunis und die Ruinen von Karthago besuchte; aber der Aufenthalt daselbst steht noch so lebhaft vor meinem geistigen Auge, daß ich gerne Ihrem Wunsche nachkommen will, zumal mich bei der Erinnerung Briefe unterstützen, welche ich damals über unsere Reise in die Heimat schrieb.

Ich weiß nun freilich nicht, wer Herrn Leinweber bei seiner Darstellung unterstützte, denn er selbst kann unmöglich die Intimitäten des Haremlebens gesehen haben, welche er auf seinem Bilde wiedergibt. Aber ich muß gestehen, daß alles darauf Befindliche mit völliger Treue, der Wirklichkeit entsprechend wiedergegeben ist. Die Lokalität, die Tracht der Frauen — welche übrigens photographisch zu haben ist — die Einrichtung und auch das Benehmen der tunesischen Damen. Wenn ich nun statt der modern gekleideten deutschen Frau im Vordergrunde mich selbst an deren Stelle denke — wiewohl weniger schön als diese, auch war mein Haar nicht so angeordnet und damals schon von einigen Silberfäden durchzogen — so kann ich mit gutem Gewissen sagen: es stimmt alles.

Als ich mit dem Dampfer von Algier nach Tunis kam, war der Wunsch in mir rege, ein Harem zu besuchen. Diese Neugierde ist sicher verzeihlich, und welche Frau würde nicht wünschen, mit ihren Mitschwestern in Beziehung zu treten, nachdem sie dieselben nur vermummt über die Straßen huschen sah, sie in ihrem häuslichen Leben, in ihrer Familie, wenn der Ausdruck erlaubt, zu beobachten. In Algier, wo ich nur kurze Zeit mich aufhielt, hatte ich keine Gelegenheit, ein Harem zu besuchen; man tröstete mich jedoch damit, daß ich in Tunis, welches vom europäischen Einflusse weniger berührt als Algier ist,

Digitized by Google

alles reiner orientalisch und echter mohammedanisch finden würde.

Ohne Empfehlungsbriefe ist in jenen Ländern selbst für distinguirte Fremde wenig durchzusetzen, und nur der freundlichen Vermittlung des britischen Konsuls verdanke ich den Eintritt in das Harem Sy Jussufs, der am Hofe des Beys Mohammed es Sadik einen hohen Rang einnahm. Der Bey selbst hatte kein Harem, er besaß nur eine einzige, rechtmäßig angetraute Gemahlin, mit der er jedoch nicht verkehrte. Sy Jussuf aber besaß alles, was ich zu sehen wünschte, im vollsten Maße, und da ich gut empfohlen war, so hatte der Eintritt in das mohammedanische Allerheiligste keine Schwierigkeit.

Von einer jüdischen Dolmetscherin begleitet, die leidlich französisch sprach, machte ich mich eines schönen Tages auf den Weg und stand bald im Tandur, dem nach türkischer Art — die herrschende Rasse in Tunis sind die Türken — eingerichteten allgemeinen Versammlungszimmer, wo sich nur langsam und mühselig eine Unterhaltung entspann, die erst bei meinem zweiten und dritten Besuch etwas lebhafter wurde.

Das gestehe ich aber von vornherein, daß die hergebrachten Anschauungen vom Haremsleben bei mir gleich nach dem ersten Besuch hinfällig wurden. Man glaubt gewöhnlich, daß die Orientalinnen als Opfer der Tyrannei oder ehelichen Eifersucht für das Leben gänzlich abgestorben seien und in traurigen Gemächern von schrecklichen Eunuchen bewacht würden, die bis an die Zähne mit Stöcken und Peitschen bewaffnet sind. Vergnügen und Zerstreuung sollen diese beklagenswerthen Geschöpfe nicht kennen, von jedem geselligen Verkehr seien sie abgeschlossen, und nur der Umgang mit ihren Leidensgefährtinnen, zugleich ihren Nebenbuhlerinnen, sei ihnen erlaubt. In solchen Anschauungen befangen, hatte ich oft das Loos meiner mohammedanischen Schwestern beklagt. Aber dieses Mitleid, dieser edle Unwille ist auf ein Vorurtheil begründet. Ich zweifle daran, daß es in Europa, die Türkei ausgenommen, ein Land gibt, wo die Frauen so arbeitsscheu, neugierig, faul und vergnügungssüchtig sind, wie in Tunis. Ihre „Arbeit" besteht in Spazierengehen, Vergnügungen und Befriedigung ihrer kindischen Launen. Sie führen, wie man so sagt, „ein flottes Leben". Ich rede natürlich hier nur vom rein materiellen Standpunkt. Ganz anders erscheinen uns die Dinge, wenn man den Maßstab der Moral und Intelligenz an das Leben der tunesischen Frauen anlegt. Dann allerdings sind diese Geschöpfe, auf denen der Fluch der Polygamie lastet, tief zu beklagen. Die Tuneserin ist die am wenigsten beschäftigte Frau auf der Welt, nicht nur in Folge ihrer angeborenen Trägheit, durch das sorglose Wesen ihres beinahe kindischen Charakters, durch ihren Abscheu vor allen geistigen Anstrengungen, sondern namentlich durch die Macht der Verhältnisse, durch den Druck des Islam. In unserem civilisirten Abendlande erscheint völliges Nichtsthun als eine schmachvolle Ausnahme unter den Frauen, in Tunis dagegen ist Faullenzen die Regel, und in dieser Beziehung sind sich alle Frauen gleich. Der Geschmack am Guten und Edlen, die Blüten des Geistes, die Nächstenliebe konnten hier sich nicht entwickeln, denn Erziehung, Unterricht fehlen so gut wie gänzlich.

Diese allgemeinen Bemerkungen vorausgeschickt, gehe ich zum Harem Sy Jussufs über. In ihm besaß jede Frau ihr eigenes Zimmer und hatte, ganz nach türkischer Weise, ihre eigene Dienerschaft. In diesen Zimmern vereinigen sich die Damen und besuchen sich gegenseitig. Dann werden allerlei Spiele gespielt, man plaudert und trägt wechselseitig im süßen Frieden des Tandur allerlei Erzählungen vor. Der Tandur, wie ihn das Bild zeigt, ist für die Frauen der behaglichste Platz, in welchem sie sich zusammenfinden, um darüber zu berathen, wie die Zeit am besten verbracht werden könne. Da schlägt die eine vor, Instrumentalmusik mit anzuhören oder sich durch Sängerinnen unterhalten zu lassen; eine zweite denkt an die Aufführung von Tänzen und Pantomimen, während eine dritte zum Besuche der Bäder einladet. Spaziergänge auf den Terrassen und in den Gärten, Schaukeln in den Hängematten und kleine kostbare Schmausereien unterbrechen das mühevolle Werk des Tages; Tschibuk und Narghiles (Tabakspfeifen) ruhen selten, und wenn Sy Jussufs Weiber mit alledem sich zu viel angestrengt haben und erst recht lustig sein wollen, so lassen sie Negerinnen auftreten, welche Gesichter schneiden müssen. Spaziergänge — wohlvermummte — Pilgerfahrten, Kartenspiel und Besuche machen die übrige Unterhaltung aus.

Die Konversation, welche ich vermittels meiner jüdischen Dolmetscherin mit den arabischen Damen führte — eine konnte als Mulattin gelten, so dunkel war ihr Teint, so kraus ihr Haar, so dick ihre Lippen, so massig die Gestalt — besaß sehr wenig Anziehungskraft für mich und da ich in europäischen Vorstellungen befangen war, so erlaubte ich mir die Frage, ob ich Sy Jussuf nicht kennen lernen könnte. Ich wollte den Besitzer dieser Schönheiten, der mir als angehender Sechsziger geschildert worden war, gern von Angesicht sehen.

„Sy Jussuf, unser Herr," erwiderte eine der Gattinnen, „pflegt streng die moslimischen Sittenvorschriften in Bezug auf die Haremsgebräuche zu halten. Eine derselben schreibt vor, daß kein Ehemann sein eignes Harem betreten darf, wenn er die Pantoffeln einer fremden Frau vor der Thür stehen sieht, was hinreicht ihm anzudeuten, daß Besuch im Frauengemach ist. In Deinem Falle muß freilich von den Pantoffeln abgesehen werden, da die Europäerinnen nicht die Sitte des Ablegens der Fußbekleidungen theilen, aber wir haben statt dessen eine Sklavin vor der Thüre aufgestellt, welche durch Worte dieselbe Warnung ertheilen soll, wie sonst die Pantoffeln durch ihre stumme Sprache."

Nachdem die Jüdin mir diese Rede übersetzt, bemerkte ich, daß bei uns Franken Höflichkeit und gute Sitte gerade das Gegentheil erforderten und daß der Herr des Hauses den Damen, welche seine Frau besuchten, die Aufwartung zu machen pflegte. Ob nun meine Jüdin die Worte falsch aufgefaßt und etwa dahin verdolmetscht hatte: ich bestände darauf Sy Jussuf zu sehen, weiß ich nicht. Aber ich sah, wie die Frauen unruhig wurden und eine derselben, ein reizendes Geschöpf von kaum 17 Jahren mit großen schwarzen Gazellenaugen, redete nun in flehendem Tone zu mir:

„O schöne und hochedle Rumija (Christin)! Wie sehr fühlen wir uns geehrt dadurch, daß Du nicht verschmäht hast, die Strahlensonne Deiner Schönheit über uns arme Geschöpfe leuchten zu lassen. Nie ist unsrem Harem ein solches Heil widerfahren, nie haben wir so viel Hoheit, so viel Huld, so fesselnde Reize und solche Pracht in einem weiblichen Wesen vereinigt gesehen, wie in Dir, o unvergleichliche Schönheit. (Als die Jüdin mir dieses übersetzte, verbarg ich beschämt mein alterndes Antlitz in mein Taschentuch.) Aber soll sich der hellstrahlende Tag, der uns beschien, nun in finstre Nacht verkehren? Soll die Strahlensonne Deines Angesichts, jenes Licht der Welt, nun durch die Wolken des Zorns verfinstert werden? O bestehe nicht darauf, unsern Herrn zu sehen!"

Natürlich bestand ich nun nicht weiter darauf, Sy Jussufs Bekanntschaft zu machen und suchte die guten Geschöpfe zu versöhnen. Ich schmeichelte den Damen, gewann ihr Herz durch kleine Geschenke europäischer Toilettengegenstände — Riechfläschchen, opferte meinen Taschenkamm — und hatte bald den üblen Eindruck verwischt, den mein Verlangen erzeugt. Daß sie etwa eifersüchtig auf mich geworden, konnte ich bei meinem Alter nicht annehmen. Das Ganze war ein Etikettefehler, und bald war die Aufregung verschwunden, die in diesem Meer von Brokat und Musselin sich eingestellt hatte. So muß ich nämlich Sy Jussufs Frauen bezeichnen, über deren Aeußeres Sie vielleicht ein paar Worte hören wollen. Vortheilhaft kann ich, nach meinem Geschmacke, ihre Tracht gerade nicht nennen. Man denke sich ein paar sehr knapp und eng anliegende Beinkleider, darüber ein sehr kurzes Hemdchen von Seide oder gar Goldbrokat und überwallt von einem großen Musselinschleier, die Haare in ein Tuch geschlagen; dieses ist die einfache Haustracht, über welche beim Ausgehen noch ein dicker Wollenshawl gehängt wird. Bei dieser Gelegenheit verunstalten sich die Schönen auch noch durch zwei schwarze Tücher, welche oberhalb und unterhalb der Augen über dem Gesichte ausgespannt werden. Ist eine Frau recht vornehm und reich, so hängt sie zum Ueberfluß über diese schwarzen Umhüllungen noch einen andern Shawl, der aufs Gesicht fallen würde, wenn sie ihn nicht mit

Digitized by Google

Besuch deutscher Frauen in einem Harem zu Tunis. Originalzeichnung von Leinweber.

Digitized by Google

beiden Händen gelüstet halten würde, um wenigstens ihren Weg auf der Straße zu sehen.

Mit Ausnahme der erwähnten Mulattin waren die fünf Frauen, welche nebst ihren Dienerinnen und Sklavinnen das Harem Sy Jussufs ausmachten, hübsch zu nennen. Nichts von der sprichwörtlichen orientalischen Wohlbeleibtheit war zu sehen, und die Kleine, deren Rede ich oben citirte, war schlank wie ein Reh. Neun Kinder, sechs Mädchen und drei Knaben verschiedenen Alters halfen das Harem bevölkern; die älteren Knaben waren bereits aus demselben entfernt und alles in allem soll Sy Jussufs Kindersegen die Zahl 17 erreichen. Einige Töchter sind an tunisische Große verheirathet.

Bei der langwierigen Unterhaltung mit Hilfe der Dolmetscherin und den kurzen Besuchen, welche ich im Harem abstattete, konnten meine Beobachtungen begreiflicherweise nicht reicher ausfallen. Doch will ich noch von einer eigenthümlichen Einrichtung erzählen, die statt des romantischen in der Wirklichkeit nicht existirenden Schnupftuchzuwerfens mitgetheilt werden möge. Die Damen waren nämlich unter sich wie vor mir äußerst ungenirt in allen ihren Verrichtungen, und Dinge, die bei uns in das Geheimniß des Boudoirs gehören, wurden hier ohne Skrupel ausgeführt. So erschien gleich bei meinem ersten Besuche der weibliche Barbier, eine sehr häßliche Negerin. Ein solcher weiblicher Chirurg hat die Aufgabe, Pflaster zu legen, die Nägel an Händen und Füßen nach arabischem Brauche ganz kurz abzuschneiden und seltsamerweise auch — zu rasiren. Der Orientale sieht nämlich den zarten Haarflaum, welcher bei manchen Damen Kinn und Oberlippe ziert und der bei Spanierinnen sogar zum Schnurrbärtchen ausartet, keineswegs für eine Schönheit an. Nur auf dem Haupte ist es einem orientalischen Wesen gestattet, Haare zu behalten. So erschien denn die genannte Negerin und legte zweien der Frauen ein seifenartiges Pflaster auf, das einige Zeit wirken mußte, und dann streifte sie den Haarflaum mit einem gewöhnlichen Messer ab.

Gastfreundlich waren die Damen im hohen Grade. Während eine Sklavin auf der Quitzra (der Guitarre) klimperte, wurde Scherbet in kleinen tassenartigen Gefäßen umhergereicht und mir auch ein Tschibuk angeboten, den ich dankend ablehnte. Diese Tschibuks der Damen wurden fortwährend erneuert, und so füllte sich bald die ganze Atmosphäre des weiten Gemachs mit blauen Tabakswolken, daneben wurde gegessen und getrunken, und große Massen eingemachter Früchte, Zuckerbäckereien und Salep verschwanden rasch. Nach der Musik und dem Essen folgte das Kartenspiel. Die Damen setzten sich mit gekreuzten Beinen auf die Teppiche und schoben ein Tischchen vor den Divan. Hazardspiele sind erlaubt. Nachdem auch dieses Vergnügen vorbei war, klatschte die eine Frau dreimal in die Hände, und eine Sklavin verneigte sich tief. „Bring die Chalva," rief die Frau ihr zu. Auf einem Cini, einer großen silbernen Platte, erschien nun eine Art von Plumpudding, um den wir uns gruppirten. Alles fiel darüber her, und auch ich wurde stark genöthigt, zuzugreifen. Er verschwindet gleich den vielen anderen Eßwaaren, die mit der Chalva erschienen. Als Serviette machte ein langes mit Goldborte eingefaßtes Stück Leinwand die Runde durch die ganze Gesellschaft. Dabei wurde viel kalter Scherbet und reines Wasser getrunken. Den vom Koran verbotenen Wein bemerkte ich in Sy Jussufs Harem nicht.

Allmählich war es recht spät geworden; hier und da sah ich schon schlafende Gruppen von Frauen und Kindern. Aber ich durfte noch nicht aufbrechen, da die vornehmste Frau hiermit noch nicht den Anfang gemacht hatte. Verwundert erhob sich diese endlich und rief aus: „Bei Allah, es ist schon spät!" Unter tausend Schmeicheleien, Küssen und Dankesworten brach man auf. Die in ihrem Schlaf gestörten Kinder fingen an zu weinen, die Dienstboten und Negerinnen wurden gerufen. Es war ein allgemeines Durcheinander, in dem ich von Sy Jussufs Harem Abschied nahm.

Therese v. K.

Am Familientische.

Bücherschau. XXIX.

A. von Crousaz. Das Offizierkorps der preußischen Armee nach seiner historischen Entwicklung, seiner Eigenthümlichkeit und seinen Leistungen. Halle, Otto Hendel. 185 S. (Preis 2½ M.)

Die Geschichte des Offizierkorps ist zugleich auch die Geschichte der Armee. In der fortschreitenden Entwicklung unseres Heerwesens bildet es das Element der Kontinuität, sein Schicksal den rothen Faden für die Erlebnisse der Armee und, soweit es kriegerische Dinge anbetrifft, des Vaterlandes. Die vorliegende Arbeit hat darum nicht allein ein militärisches, sondern auch ein hohes allgemein-geschichtliches Interesse. Die klare faßliche Darstellungsweise des Major von Crousaz bringt sie auch dem Laien nah, und sie wird sicherlich, wenn ihr eine weite Verbreitung beschieden ist, viel zum richtigen Verständniß vom Wesen unserer Heereseinrichtungen beitragen.

Der erste Grund für ein „Offizierthum" in unserem Heere wurde von Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten, dadurch gelegt, daß er sich die landesherrliche Bestätigung der von den Truppenführern engagirten Offiziere vorbehielt, daß er ferner für alle durch gleiche Rechte und Pflichten, durch die nämlichen Standes- und Ehrenprinzipien zuerst eine Gemeinsamkeit herstellte. Dann lag es ihm daran, die Vaterlandsliebe am Ruder zu erhalten; er strebte also danach, die höheren Führerstellen in die Hände von Inländern zu bringen. Es fehlte aber noch an einem Stamme tüchtiger heimischer Elemente, an einer Tradition im eigenen Volke, und seine ersten hervorragenden Generale nahm er noch aus fremdem, namentlich schwedischen Dienste. Um für die Zukunft einen zahlreichen und tüchtigen Nachwuchs heranzuziehen, faßte er das geeignetste Element, den einheimischen Adel, ins Auge. Er gab ihm so für die verlorenen idealen Ziele und die eingebüßte politische Bedeutung des alten Ritterthums einen neuen leuchtenden Strebepunkt, machte ihn lebensfähig, öffnete ihm eine großartige Laufbahn und fand selbst, was er für sein Heer brauchte, eine gleichartige Gemeinschaft von Führern. Die Gründung der ersten Ritterakademien zu Berlin, Küstrin und Kolberg hängt damit zusammen. Sie war sein Werk.

Die Tage von Fehrbellin, von Splitter und Warschau waren die Früchte seines Strebens. Am Ende seiner Laufbahn gab er dem Offizierkorps als einem einheitlichen Stande auch äußerlich eine Form. Es bildete die „Ober-Prima-plana", die Feldwebel und Unteroffiziere die „Unter-Prima-plana" seiner Armeemusterrollen.

König Friedrich I verwandelte die landesherrliche Bestätigung der Offiziere in eine landesherrliche Ernennung. Er stiftete ferner — ausschließlich für die Armee — die Kadettenakademien zu Berlin und Magdeburg, deren erste, 1701 gegründet, in der Person Hautcharmoys gleich aus ihren ältesten Jahrgängen einen Zögling stellte, der in der Geschichte seines Vaterlandes eine Rolle spielen sollte. Leider endete die bei Prag 1757 erhaltene Wunde Hautcharmoys Leben zu früh. Die Berliner Akademie gab dem damaligen Kronprinzen, nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm I, die erste Gelegenheit zu einer tief eingreifenden Thätigkeit für die Armee. Der scharfe Blick dieses großen Monarchen erkannte schon das Offizierthum als „die Axe des Armeewesens". Um seinem Offizierkorps Ansehen und Würde zu geben, baute er den Gedanken des großen Kurfürsten weiter aus und identifizirte den Adel mit dem Offizierkorps. Er wandte sich zumal dem armen Adel zu, für welchen speziell er sein „corps des cadets" schuf und den er förmlich regenerirte.

Mit derselben Hand beschenkte er den Adel und den Staat, denn der erste dankte später dem zweiten durch das, was er auf den Schlachtfeldern des siebenjährigen Krieges that, reichlich für die aufgewendeten Opfer. Gemeingeist und Rittersinn erfreuten sich besonders der Pflege des Königs. Ein fernerer Schritt von großer Wichtigkeit geschah dadurch, daß der König den Thronfolger mit den angehenden Offizieren gemeinsam erzog. Das Einverständniß und Zusammenleben zwischen König und Heer erhielt damit seine historische Begründung. Friedrich Wilhelm I brachte die „ritterliche Ebenbürtigkeit aller verschiedenen Offiziergrade, und das jedem Offizier den Weg zu den höchsten Ehrenstellen bahnende Anciennitätssystem erst zu voller Ausprägung".

Was Friedrich der Große für sein Offizierkorps that, ist genugsam bekannt. Er war der Kulturträger für sein Volk, Lehrer und Vorbild für dessen Edle. Er verstand es, in seinem Offizierkorps die „Ambition" zur treibenden Kraft zu machen und wirkte nicht nur auf äußere Gesittung und Bereicherung des Gedächtnisses, sondern auf Charakter und Verstand. Er wollte „nicht bloß unterrichtete, sondern auch tugendhafte Männer". Das spricht sich deutlich in seinen zahlreichen Instruktionen und Ordres aus, die er für das Offizierkorps erließ. Er erweiterte das Kadettenkorps, für welches insonderheit Rammlers Lehramt wichtig wurde, und gründete die académie militaire, als er das Bedürfniß empfand, einen wohlunterrichteten Generalstab zu schaffen. In allen größeren Garnisonen ließ er kriegswissenschaftliche Vorlesungen halten und machte, trotz seiner Strenge, die Offiziere, die sich darin mit Ernst belehren wollten, dienstfrei.

Sein Erziehungswerk störte freilich der Krieg fortwährend; die Verluste nöthigten schnell dazu, die Identität des Offizierkorps mit dem inländischen Adel aufzugeben. Nach dem Kriege war es gänzlich verändert, denn der größte Theil der vaterländischen adligen Offiziere

Digitized by Google

lag — getreu der Pflicht — auf den Schlachtfeldern. Fremde Elemente hatten darin Platz gefunden und der preußische Geist begann zu weichen. Der Adel selbst verwilderte in den Kriegsjahren; seine Söhne gelangten zu früh, ohne gediegene Bildung, ohne gründliche Erziehung in die Offizierscarriere. Der dadurch erzeugte innere Schaden ließ sich nur schwer wieder gut machen. Friedrichs gewaltiger Geist hielt bis zuletzt die sittliche Größe seines Heeres aufrecht. Als er starb, ward die Nothwendigkeit tiefgehender Reformen fühlbar.

Gemeinhin nimmt man an, daß das Offizierkorps und mit ihm die Armee von nun ab bis zu der Katastrophe von 1806 im steten Sinken blieb. Thatsächlich begann die Regenerirung schon zu Friedrich Wilhelms II Zeiten. Der unglückliche Krieg unterbrach nur die angefangene Arbeit. Friedrichs Nachfolger that viel für das Militärerziehungs- und Bildungswesen, auf dessen Gebiete General Rüchel sehr Bedeutendes geleistet hat. Ein Geschlecht geistreicher philosophisch angelegter Militärs, wie außer Rüchel noch Kannewurf, Geusau, Pfau, Tempelhoff, Dierecke, erstand und begann in belebender Weise zu wirken. Auch materiell wurde die Lage der Offiziere wesentlich gebessert und so ein Alp von ihnen genommen, der sie letzthin kaum mehr athmen ließ. York, Bülow, Kleist, Gneisenau, Valentini u. a. m. stehen schon auf dem Boden dieser Zeit. Man nannte sie wohl nur nicht, weil noch der Abglanz der friedericanischen Gestalten das Auge fesselte, der Dessau, Seidlitz, Zieten, Ferdinand von Braunschweig, Schwerin, Keith, Winterfeld 2c. Unter Friedrich Wilhelm II Regierung wurde auch die Ingenieurakademie gegründet.

Allein wirklich Großes hätte nur geleistet werden können, wenn das gesammte Heerwesen umgestaltet und damit zugleich das Offizierkorps wieder belebt wurde. Zu einer so tief eingreifenden That aber fehlte wohl die Entschlossenheit und auch das Geld.

So fand der Krieg von 1806 nur Stückwerk vor, ein ganz verrottetes Wehrsystem und ein ungleichartiges Offizierkorps, das sich gerade in einer drangvollen Uebergangsperiode zu neuen Zeiten befand.

Diese neue Zeit kam mit der Reorganisationsepoche nach 1807 zum Durchbruch. Die Noth drängte zur Totalreform des Heersystems, mit der die Umwandlung des Offizierkorps Hand in Hand ging. Man mußte dasselbe aus dem Zwiespalt befreien, in den es als Ganzes mit dem Zeitgeist gerathen war. Das entscheidende Wort hierin sprach die Kabinetsordre vom 6. August 1808: „Einen Anspruch auf Offizierstellen sollen von nun an in Friedenszeiten nur Kenntniß und Bildung, im Kriege Tapferkeit und Ueberblick gewähren. Der bisher stattgehabte Standesvorzug hört im Militär ganz auf, und alle Individuen der ganzen Nation, welche die Eigenschaft dazu besitzen, können zu den höchsten Ehrenstellen gelangen.“ Auf dieser Grundlage vollbrachten Scharnhorst und Gneisenau ihr Werk, diese Offiziere führte Blücher zum Siege. Daß trotzdem das Offizierkorps ein vorzugsweise adeliges blieb, lag in natürlichen Gründen, in der althergebrachten Neigung des Adels für den Beruf. Ein ganz neuer Faktor trat diesem Offizierkorps in dem Landwehroffizierkorps zur Seite, das seitdem eine immer höhere Ausbildung erfahren und eine immer größere Bedeutung gewonnen hat. Es entstand dazumal, wie die ganze Landwehr, als ein Nothbehelf des tiefbedrückten Staates und für eine gleichmäßige Ausbildung konnte nicht viel geschehen; Männer von der verschiedenartigsten Richtung und Lebensstellung wurden vereinigt, und die Landwehr that unter diesen Offizieren große Dienste. Doch es darf nicht vergessen werden, „daß sie, nicht weil sie Landwehr war, sondern trotzdem sie es war, dem Vaterlande so Gutes geleistet hat. Das gereicht ihr zu um so höherem Ruhm.“ Erst in ganz neuer Zeit ist das Reorganisationswerk der Landwehr in großem Stile begonnen worden und noch gegenwärtig nicht abgeschlossen. Der Erziehung ihres Offizierkorps gilt jetzt die aufmerksamste Sorgfalt unseres kaiserlichen Kriegsherren und seiner Gehilfen.

Die Epoche nach 1807 und auch noch nach 1813 galt vorzugsweise der Verallgemeinerung der Armeeeinrichtungen, so wurde aus der Berliner Akademie die „Allgemeine Kriegsschule“, aus der Ingenieurakademie eine „vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule“, aus dem „adligen“ Kadettenkorps ein „königliches“.

Den Befreiungskriegen folgte eine lange Epoche gleichmäßiger Friedensthätigkeit, eine sehr einförmige Existenz für das Offizierkorps. Alles blieb auf seiner Stelle stehen, kein erfrischender Lufthauch wehte durch die Stille. Wohl ragen auch hier einzelne geistige Größen aus dem Schwarm hervor, wie Witzleben, Clausewitz, Ruhle von Lilienstern, bedeutende Soldaten, wie Brandenburg und Wrangel, allein die Masse begann zu erstarren.

Auch unter König Friedrich Wilhelm IV blieben die Erlebnisse des Offizierkorps fast durchweg friedliche, die geringen kriegerischen Bewegungen kamen nicht sehr in Betracht. Doch die politischen Kämpfe regten die geistigen Kräfte der Armee an, die durch Angriffe zur Vertheidigung in Schrift und Wort und überhaupt zu neuer Thätigkeit gezwungen wurde. Auf jener Epoche ruhen die Leistungen Strothas, Canitz', Brandts, Sydows, Griesheims und Reyhers, der dem Vaterlande die gegenwärtige innere Organisation und die Geistesrichtung unseres Generalstabes hinterlassen hat. Das Jahr 1852 wurde wichtig durch zahlreiche organisatorische Dekrete für das Offizierkorps nach allen Richtungen hin. Eine Neubelebung trat nach dem Absterben ein, das vor 1848 schon sichtbar gewesen, allein sie konnte sich erst wirklich bewähren, als auch die äußere Reform der Armee hinzutrat, das Heer seiner eigentlichen Bestimmung als Volksheer, die allgemeine Wehrpflicht einer thatsächlichen Bedeutung wieder zugeführt wurde. In langer dürrer Friedensepoche war ein fast unerschöpflicher Vorrath von Pflichttreue in der Armee erzeugt worden, den jetzt die große Reorganisation flüssig machte. Unser Kaiser hatte diese, mit thatkräftiger Unterstützung des Kriegsministers v. Bonin ausgearbeitet. Dann ward Roon berufen, sie in der Konfliktsepoche parlamentarisch zu vertheidigen. Männer wie Ollech, Petersen, Vegesack wirkten dabei innerhalb des Offizierkorps in Reyhers Sinne belebend und anregend weiter. Die Lorbeerbäume waren gepflanzt, es fehlte nur noch die Hand, um den Kranz zu winden. Da trat mit Bismarcks politischer Leitung die Epoche der Expansion ein, in der das preußische Heer seiner Pflicht für das deutsche Vaterland gerecht wurde. Der Kaiser, Prinz Friedrich Karl und der Kronprinz, Moltke, Falkenstein, Steinmetz, Manteuffel, Goeben, Werder, die beiden Alvensleben, Voigts-Rhetz traten nun in den Vordergrund. Noch steht diese Epoche lebhaft in aller Erinnerung.

Auch heute ist unser Offizierkorps in lebhaftester Bewegung in der Anspannung aller Kräfte. Es wird, „während es in seiner Bildung so allgemein und in seinem Wesen so national geworden ist, nach absolut praktischen Grundsätzen behandelt“. Stets frisches Blut und frische Kraft, kein überflüssiger Zoll Theorie, kein Hineinwachsen in Verhältnisse und Räume, nichts, was die unmittelbare Bestimmung des Offiziers schmälern könnte,“ so faßt der Verfasser die gegenwärtig herrschenden Grundsätze zusammen. Gewiß sind sie kerngesund. Ob sie das Offizierkorps für einen dauernden Frieden, oder für neuen Krieg erziehen — wer mag das wissen; das erste ist kaum wahrscheinlich. Für beides aber kann es aus seiner reichen Geschichte lernen, segensreich seine Schuldigkeit zu thun. W. v. Dünheim.

Feldblumen aus dem Heiligen Land. 54 Blätter nach der Natur gezeichnet von Hanna Zeller geb. Gobat in Nazareth. Basel, C. F. Spittler. Cartonnirt mit buntem Umschlag: 12 Mark.

54 treu nach der Natur gemalte und in Farbendruck gut ausgeführte Feldblumen aus Palästina sind in dem obengenannten Buch zu einem Album vereint, das nicht nur jedem Freunde der biblischen Geschichte, sondern auch jedem Freunde der Pflanzenwelt willkommen sein wird. Freilich ist es eine schlichte Flora, die sich nicht durch Ueppigkeit und reiche Entfaltung auszeichnet, die aber doch die tiefen, reinen mächtigen Farben des östlichen Himmels wiederspiegelt. Wie seit uralter Zeit der Pilger aus dem gelobten Land einen Strauß von dort gepflückten Steppenblüten, von Immortellen des Oelbergs oder Jerichorosen mit heimbrachte, so wird manchem sinnigen Beschauer, der das nicht vermochte, dieses Album Freude machen und ihn im Geiste zu den Fluren führen, wo die Originale der hier treu nachgebildeten Pflanzen sprossen, blühen und rasch dahinwelken, zu den Bergen und Triften, an die sich so viele, uns allen wichtige und heilige Erinnerungen knüpfen. Für die Herausgeberin dieses Albums, Frau Zeller, sind die Blumen des heiligen Landes alte Bekannte. Eine Tochter des evangelischen Bischofs von Jerusalem, Gobat, ist sie in Palästina geboren und bewohnt seit vielen Jahren Nazareth, dessen Umgebung besonders reich an Blumen ist. Den Ertrag ihres Werkes hat sie für die Evangelisation des ihr zur Heimat gewordenen Landes bestimmt.

Das Salz. Seine Geschichte, seine Symbolik und seine Bedeutung im Menschenleben. Eine monographische Skizze von Dr. M. J. Schleiden. Leipzig, Engelmann. 1875.

Ueber das Salz ist schon sehr viel in zerstreuten Abhandlungen wie in größeren und kleineren Werken geschrieben worden und dem literarischen Bedürfniß erschien in dieser Rücksicht Genüge geleistet. Seit vielen Jahren aber hatte der Verfasser des „Lebens der Pflanze“ fleißig kulturhistorische und naturwissenschaftliche Nachrichten über das Salz gesammelt, die er trotz der schon vorhandenen Arbeiten zu veröffentlichen beschloß. Es gibt für einen Schriftsteller kein peinlicheres Gefühl, als wenn er mühevoll einen Gegenstand bemeistert und nahe der Veröffentlichung stehend, sieht, daß andere ihm zuvorkommen. Schleiden hat aber trotz der Arbeiten von Hehn 1873 und Schmidt 1874 seine Monographie der Oeffentlichkeit übergeben, und bietet nun allerdings Vollständigeres als seine Vorgänger, ob er aber ein vorhandenes Bedürfniß deckt, ist eine andere Frage. Sein Buch hat den Vorzug, für ein größeres gebildetes Publikum geschrieben zu sein, während Hehns klassische kleine Monographie mehr für den Gelehrten bestimmt ist.

Trotzdem folgen wir dem Verfasser gern, da er, wenn auch oft abschweifend und breit, doch so viel Anregendes und thatsächlich Interessantes mitzutheilen weiß. Er beginnt mit den Völkern, die heute den Salzgenuß noch nicht kennen und auf die schon der alte Homer hindeutet mit den Worten:

> Wandre — bis du kommst zu Sterblichen, welche das Meer nicht kennen, und nimmer mit Salz gewürzte Speisen genießen.

In vielen Gegenden des tropischen Amerikas war vor Ankunft der Europäer der Salzgenuß unbekannt, und Adolf von Wrede berichtet dasselbe von den Beduinen in Südarabien. Wir könnten die von Schleiden angeführten Beispiele wesentlich vermehren; so kennen die Tschuktschen Sibiriens den Salzgenuß nicht, und andere Völkerschaften benutzen, was in der vorliegenden Monographie nicht erwähnt wird, dafür Surrogate. In einigen Gegenden Argentiniens würzt der Gaucho mit Ochsengalle sein Fleisch. Bei vielen Völkern, denen das Salz nur auf dem Wege des Handels vermittelt wird, gilt es als die größte Delikatesse; wir finden bei Bastian, daß es die Gebirgsstämme Kambodias verzehren „wie Kinder den Zucker“, und in Abessinien ist das Sprichwort: „er verzehrt Salz“ gleichbedeutend mit: „er

Digitized by Google

ist reich". Was unsere Vorfahren betrifft, so sollen diese sich anfangs, nach Schleiden, mit Pflanzenasche beholfen haben, „worin freilich viel unbrauchbares und schädliches, aber bei passender Auswahl der Pflanzen denn wohl auch kohlensaures Natron oder Kochsalz sich vorfand". Uns scheint es einfacher, an die vorhandenen Soolquellen und das Meeressalz anzuknüpfen, als „passende" Pflanzen auszuwählen. Für Europa und unser Vaterland sind es jedenfalls die Kelten gewesen, welche die Salzsiederei zuerst betrieben, und auf sie sind denn auch die zahlreichen Ortsnamen „Hall" zurückzuführen, die alle auf Salzvorkommen deuten. Den Namen des Salzes betreffend, so wird dasselbe mit dem keltischen „Moor, Sumpf oder Lache" in Zusammenhang gebracht; das ausgewitterte Produkt derselben war Salz. Im Altirischen heißt Sal ein Moor; in unserer Jägersprache „suhlt" das wilde Schwein in der Pfütze, „sal" heißt „unrein" im Französischen — das sind noch Anklänge an die alte Bedeutung: Lache, Sumpf. Viel häufiger findet sich aber das ursprüngliche „sal" in der Bedeutung „Salz" wieder. Griechisch „hals", lateinisch „sal", französisch „sel", englisch „salt" ꝛc.

Da einmal das Bedürfniß geweckt war, so wanderte auf dem Handelswege das Salz überall hin, und es sind heute nur noch wenig Völker, die es entbehren. Es wird begreiflich, daß das Salz bei Völkern, in deren Lande es nicht vorkommt, zum Werthmesser, ja zum förmlichen Gelde wird. In den Kimbundaländern in Westafrika, die Schleiden hier anführt, ist es indessen nur Tauschmittel, wie wir durch Ladislaus Magyar wissen, nicht eigentliches Geld. Als solches galt es aber zu Marco Polos Zeiten (13. Jahrh.) in Caindu (China). Die von Schleiden nach Klaproth angeführte Identifizirung mit „Bermanenland" ist unrichtig. Richthofen hat gezeigt, daß unter Caindu Kiautschang zu verstehen ist. Daß in Schoa 20 Salzstücke einen Maria-Theresiathaler repräsentiren, ist in dieser Beschränkung nicht der Fall. In ganz Abessinien wechselt nämlich der Werth des Salzgeldes mit der Entfernung vom Ursprungsorte, was schon die alten portugiesischen Quellen und die neueren Reisenden (z. B. Rüppell, Heuglin, Munzinger) ausdrücklich hervorheben. So erhält man 100 Salzstücke an der Quelle für einen Thaler, weiter im Westen, in der abessinischen Hauptstadt Gondar aber nur 30.

„Früh schon sah man das Salz als unerläßlich für das Wohlbefinden des Menschen an. Plutarch nennt es das Gewürz aller Gewürze und Plinius sagt: „Wahrlich ohne Salz ist es unmöglich, ein menschliches Leben zu führen." Salz und Brot als Repräsentanten des nothwendigsten Lebensunterhalts wurden der guten Vorbedeutung wegen fast bei allen Völkern in eine neu zu beziehende Wohnung getragen. Insbesondere geschah das bei einem neu vermählten Paare, wie es noch jetzt in Rußland fast allgemeiner Gebrauch ist. In Pommern geht der Brautdiener am Ende des Hochzeitsmahles mit einem Teller voll Salz herum, worauf die Gäste ihre Geldbeisteuern legen. Bei den Russen gilt das Darbringen von Salz und Brot als ein Zeichen der Unterwerfung. Salz und Brot mit jemand essen hieß daher, das tägliche Brot also das Leben mit ihm theilen, ihn in den engsten traulichen Verband aufnehmen. Der Salzbund war bei den Israeliten das festeste Band unter Menschen. Das Salz war Gegenstand allgemeiner Verehrung, wie schon die alten Klassiker bezeugen. Das Salzgefäß war gleichsam heilig und wurde als kostbares Stück von Geschlecht zu Geschlecht in den Familien vererbt. Deshalb ist die Bezeichnung „väterliches Salzfaß" eine fest stehende, und Anklänge daran weist Schleiden noch jetzt nach. Salz war bei den Opfern ein wesentliches Erforderniß, und auch bei der Taufe spielt es eine Rolle; den Kindern wie den Katechumenen wurde etwas geweihtes Salz in den Mund geschoben mit den Worten: „Empfange das Salz der Weisheit zum ewigen Leben". Dies wurde als Ritus bei der Kindertaufe im Katholicismus beibehalten und nur bei den Protestanten, mit Ausnahme der mährischen Brüder, abgeschafft. Auch im Aberglauben spielt das Salz eine große Rolle und „heiliges" Salz wird vom Volke zum Prophezeien benutzt. „So legt man in einigen Gegenden in der Christnacht etwas Salz in zwölf mit den Monatsnamen bezeichnete Zwiebelschalen. Die Menge des am nächsten Morgen in jeder Schale geschmolzenen Salzes bedeutet den Grad der atmosphärischen Feuchtigkeit in den entsprechenden Monaten des nächsten Jahres. An anderen Orten stellt man am Christabend ein Häufchen Salz auf den Tisch; schwitzt es über Nacht, so stirbt man im nächsten Jahre."

Im zweiten Theile seiner Monographie behandelt Schleiden das Salz unter dem Einflusse der modernen Kultur. Sein geologisches Vorkommen, die chemischen und physikalischen Verhältnisse desselben werden erörtert und schließlich die Gewinnung und Verwendung besprochen. Wie viel Salz braucht der Mensch? fragt der Verfasser. Daß es absolut nothwendig zur Erhaltung unseres Körpers sei, läßt sich bei der Thatsache, daß es Völker gibt, die kein Salz genießen, nicht behaupten. Dies bezieht sich auf den gesonderten Genuß des Salzes, denn anderweitig tritt dasselbe durch thierische wie vegetabilische Nahrstoffe doch in unseren Körper über und nach Lehmann enthalten 1000 Theile menschliches Blut über 4 Theile Kochsalz.

Schleidens Buch läßt der wissenschaftlichen Kritik einen sehr weiten Spielraum. Es liegt dies in der Natur des behandelten Gegenstandes, denn ein Autor kann unmöglich auf kulturhistorischem, sprachlichem, geographischem, geologischem, physiologischem, technischem, statistischem Gebiete überall gleich gut zu Hause sein, und alle diese Disziplinen kommen zur Verhandlung. Sehr flüchtig ist die Schreibung der Eigennamen. Wir finden z. B. Embra für Emba, Abbadin wiederholt für Abbadie, Gallizien für Galizien, Volney für Volney, Lindemann für Lindeman, Eglin für Egli, Klapproth für Klaproth. Dobragora soll „guter Ertrag" heißen und heißt „guter Berg"; Enarea gehört nicht, wie Schleiden meint, zu Abessinien, sondern liegt weit südlich davon. Was (S. 80) die „Germanisirung der Esten" bedeuten soll, verstehen wir nicht, da dieses Volk doch heute noch finnisch ist, Stadtbewohner abgesehen. Es ist auf Schleidens Citate, so gelehrt sie aussehen, nicht immer Verlaß und wir haben schon bei oberflächlicher Prüfung manche Fehler gefunden, die leider daraus entsprungen scheinen, daß der Verfasser nicht die angegebenen Quellen benutzte, sondern aus zweiter Hand schöpfte, seine wirkliche Quelle aber nicht citirte. Daß der Ortsname Kranz an der Elbe von dem litauischen Krantas-Ufer stammen solle, steht keineswegs auf der bei Schafarik (Slavische Alterthümer) citirten Seite und die ganze (Seite 26) mit Gänsefüßchen sogar angegebene Stelle aus Barths Reisen steht nirgends an den von Schleiden citirten Stellen, sondern Band I, S. 467 — dort aber in ganz anderer Fassung, so daß Schleiden augenscheinlich aus einer andern Quelle als Barth geschöpft hat. Dabei passirt dem Verfasser noch das Unglück, daß er Barth sagen läßt: „Ganz Airi war in Aufregung". Airi aber sind die nach Air gehenden Karawanen, da aber Schleiden, dessen Stärke die Geographie nicht ist, die bekannte Oasenlandschaft Air mit den Karawanen verwechselt, so legte er diesen Unsinn auch Barth in den Mund. Größere Knappheit wäre dem Buche zu wünschen gewesen, in dem ein über zwanzig Seiten starker Exkurs über die Geschichte des Härings gewiß nicht gesucht wird. R. A.

Aus Madrid

geht uns so eben folgende Mittheilung zu, welche den in Nr. 14, S. 223 ff. enthaltenen Bericht über den Anfang einer Verfolgung der Evangelischen in Spanien in erfreulicher Weise ergänzt.

Am 30. Dezember des vergangenen Jahres, abends 11 Uhr, kam plötzlich die Nachricht, um Mitternacht sei der Gouverneur von Toledo im Ministerium des Innern zu sprechen. Er zeigte sich außerordentlich freundlich und stellte seine liberalen Gesinnungen ins hellste Licht, nahm auch die Darlegung des Sachverhalts aufmerksam entgegen. Das Resultat dieser Unterredung, die leider trotz ihres interessanten Inhalts sich der Oeffentlichkeit entzieht, war folgendes Schriftstück, aus dem mancher zwischen den Zeilen lesen mag, wie echt spanisch auch der befriedigende Abschluß dieser Angelegenheit war.

„Excellenz! Die Unterzeichneten, ev. Pastor und Lehrer im Dorfe Camunnas, aus dem sie durch Administrativbefehl Ihrer Excellenz verbannt wurden, erklären E. E. mit der gebührenden Achtung und Unterwürfigkeit, daß sie eben so wie die ganze Provinz mit der liberalen Gesinnung E. E. bekannt, welche E. E. während der Verwaltungszeit praktisch bethätigt haben, durch den Verbannungsbefehl gegen sie überrascht wurden und ihn sich nur erklären können aus vielleicht allzu großem Eifer der Lokalbehörden für die öffentlichen Ordnung, den vielleicht übertriebene Nachrichten hervorriefen, die zu E. E. hoher Kenntniß gelangten. Wir haben sofort die Monarchie Alfons XII (den Gott bewahre) angenommen, erkennen sie an und werden sie immer achten, und weder in unsren Worten noch Werken werden E. E. je Grund finden, uns als Feinde der öffentlichen Ordnung und Gegner des gegenwärtigen Zustandes zu betrachten. Als Diener des Evangeliums werden wir, die Politik durchaus bei Seite lassend, unsre Pflicht erfüllen und unermüdlich öffentlich und privatim predigen, was das Evangelium befiehlt: „Fürchtet Gott, ehret den König!" und „Seid unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen". Auf Grund dieser aufrichtigen Erklärung bitten wir hochachtungsvoll um die Zurücknahme jenes Befehls und um die Erlaubniß, ruhig an unsern Herd und in den Kreis unsrer Freunde zurückkehren zu dürfen, wofür wir innig dankbar sein werden, eine Gunst, die wir von der bekannten Rechtlichkeit und Güte E. E. erwarten, deren Leben Gott viele Jahre bewahren möge."

Auf Grund dieser Schrift ward am 3. Januar in Toledo, wo sich beide am Sitze des Gouverneurs präsentiren mußten, die Verbannung widerrufen und die kleine verlassene Gemeinde hat Gottlob ihren Hirten wieder.

Inhalt: Ein Familienzwist. (Forts.) Roman von Ludwig Harder. — Deutsche Professoren. XIV. W. v. Giesebrecht. Mit Porträt. — Verkehr und Verkehrsmittel der Reichspost. I. — Eine Reiseerinnerung aus Tunis. Zu dem Bilde: Besuch deutscher Frauen in einem Harem zu Tunis. Von Leinweber. — Am Familientische: Bücherschau. XXIX. — Aus Madrid.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaktion des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 29. Januar 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. **1876. № 18.**

Ein Familienzwist.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Roman von Ludwig Harder.

(Fortsetzung.)

Die Zigeunerin, gleich nach ihrer Gefangennahme ins Verhör genommen, leugnete rundweg, irgend etwas von dem Kinde zu wissen. Zu der Polizei, welche sie immer nur in Feindschaft gegen ihr Volk gesehen, konnte sie unmöglich Zutrauen fassen, und sie beschloß, der vermeintlichen Gewalt List und Verschlagenheit entgegenzusetzen. Doch als sie nach M. ins Kriminalgefängniß gebracht wurde und erfuhr, daß sie hier acht bis vierzehn Tage bis zu ihrem nächsten Verhör zu bleiben habe, ließ ihr Trotz nach, und sie erklärte, alles gestehen zu wollen, denn sie könne es nicht übers Herz bringen, die arme Kleine verhungern zu lassen. Geraubt habe sie dieselbe nicht, sondern gefesselt auf der Haide gefunden, und später aus Furcht vor der Polizei in dem Seitenkeller eines zerfallenen Häuschens auf der Haide versteckt. Man möge sofort die Eltern benachrichtigen, sonst sei es zu spät.

Das geschah denn auch, und die Dienerschaft von Buchdorf und Therese, welche selbst mitging, fanden in dem beschriebenen Gebäude wirklich die arme Beatrice. Fuß- und Handgelenke aufgeschwollen von den Stricken, womit sie gefesselt war, halb erstickt von dem Taschentuch um ihren Mund, die Haare wirr durcheinander, die Augen eingesunken, ohne Hut und Kleid lag die Arme auf dem feuchten Kellerboden.

Sie schlug zwar nach vielen Belebungsversuchen die Augen wieder auf, aber starr, ausdruckslos und ohne irgend jemand zu erkennen. Weder Sprache noch Bewußtsein schienen mit dem erwachenden Leben zurückzukehren, und Herr Norden, der Arzt aus M., schüttelte bedenklich den Kopf und meinte, die Konstitution des Kindes habe einen Stoß erlitten, von dem sie sich schwerlich jemals wieder erholen würde.

So kam der Tag der Entscheidung. Die Sonne stieg golden und strahlend über der thaufrischen Erde empor. Die Vögel in den Gehölzen zwitscherten ihre frohesten Lieder, und von Buchdorf zogen die als Zeugen Vorgeladenen zum Gerichtssaal nach M. hinaus.

An einer kleinen Lichtung, so recht in tiefster Waldeseinsamkeit lag Warne, den Kopf in die Hand gestützt, und ein achtlos Vorübergehender hätte ihn für einen unschuldigen Naturschwärmer halten können; aber dieser Annahme widersprach ein gewisses finsteres Etwas in seinen Mienen, das sie nicht zur Schau zu tragen pflegten, wenn Menschen ihn beobachten konnten, und in der That, Warne hörte nichts von den Liedern der munteren Sänger in den Gebüschen, von dem Rauschen der Buchenkronen über seinem Haupt. Er hatte der Baronin mitgetheilt, daß Otto es gewesen, welcher die kleine Beatrice an den Ausgang des Parks geschickt, und war auf diese Aussage hin mit vielen anderen als Zeuge gegen Herrn von Arning nach M. beschieden worden. Jetzt saß er inmitten der blühenden überreichen Natur und überlegte mit fiebernden Wangen, doch kaltem Denken, was vortheilhafter für ihn und seine Stellung im Arningschen Hause sei, die Freisprechung des Angeklagten oder dessen Verurtheilung. Otto war nie sein Freund gewesen und obendrein das einzige energische Familienglied in Buchdorf; schied er, so blieb nur ein schwacher alternder Mann, eine leidenschaftliche Frau, und wenn Beatrice je von ihrer Krankheit genesen sollte, ein kränkelndes hilfloses Kind zurück. Der Verwalter sprang empor und knöpfte den vorher geöffneten Rock zu; es lag ein Ausdruck unerbittlicher Grausamkeit auf seinem Gesicht.

Die Vögel verstummten, und die Blätter rauschten nicht mehr, als ob die Natur im Grauen vor der Menschenbosheit erstarre. Da klang durch die allgemeine Stille ringsum ein heller Kukuksschrei, und ein zweiter, ein dritter; der Verwalter schrak zusammen, bald aber begann er den Kindern gleich an dem wiederholten Rufe abzuzählen: „Ja, nein, ja, nein," und bei einem „Ja" verstummte der Vogel. Ein kaltes Lächeln glitt über Warnes Züge, und festen Schritts begab er sich zur Stadt.

Der Gerichtssaal war bis auf den letzten Platz gefüllt,

Digitized by Google

und der Angeklagte ward mit lauten Verwünschungen empfangen. Unter all den tausenden von Menschen, welche sich da versammelt hatten, war kaum einer, der an Ottos Schuld Zweifel hegte.

Die Sitten sind einfach in jenem Lande, der Wohlstand fast allgemein; Diebstahl und Verbrechen gehören daher zu den Seltenheiten. Und wer hätte wohl auf eine so abscheuliche That verfallen können, wie der Mord der allgemein bewunderten kleinen Beatrice war, wenn nicht der wilde Junker auf Buchdorf? Der war zu allem fähig; sie hatten ihm ja schon längst ein solches Ende prophezeit! Und dabei betrachteten sie sich neugierig die drei Hauptpersonen: die Zigeunerin, irr, blaß, gebrochen, und die beiden Brüder, von denen der eine eine so furchtbare Anklage auf das Haupt des anderen geschleudert. Ihrem Aussehen nach hätte man eher Kurt für den Angeklagten halten sollen. Er stand, ein Bild des tiefsten Jammers, da, kein Wunder! Daheim rang sein einziges Kind mit dem Tode, und hier ward der Stab über seinen Bruder gebrochen. An Otto war äußerlich nicht viel Veränderung zu bemerken, nur daß er vielleicht etwas blasser aussah wie gewöhnlich.

Die Verhandlungen nahmen ihren Anfang, aber sie warfen wenig Licht auf die Angelegenheit. Maida wiederholte genau, was sie schon kurz nach ihrer Verhaftung gesagt; sie habe sich gefürchtet, als die Polizei in ihr Lager gedrungen sei, und deshalb das Kind versteckt. Später habe sie es wieder herausholen und freilassen wollen. Sie leugnete hartnäckig, daß Otto ihr aufgetragen habe, die Kleine zu rauben, oder daß überhaupt von dem Kinde zwischen ihnen die Rede gewesen sei. Sie habe es gefunden und zwar auf der Harsbyer Haide, behauptete sie, und weiter war nichts aus ihr herauszubringen.

In der That, wenn sie um die Zeit durch die Ortschaften kam, um welche die Leute sie dort gesehen haben wollten, so war es ganz unmöglich, daß sie von der Stelle, wo Otto sich von ihr trennte, nach Buchdorf zurückgegangen sein konnte. Vielleicht aber hatte Arning das Kind schon früher auf die Haide gebracht. Wo war er den ganzen Nachmittag gewesen? In Buchdorf hatte ihn kein Auge gesehen, und klang die Auskunft, welche er selbst gab, daß er nämlich ohne Zweck und Ziel auf der Haide umhergeschweift sei und schließlich im Freien lange geschlafen habe, auch nur im geringsten wahrscheinlich bei einem — wie man glaubte — so vergnügungssüchtigen Manne?

Außer Maida waren ihm noch einige Bauern auf der Haide begegnet, er hatte sie freilich nicht bemerkt; aber keiner von ihnen wollte Beatrice bei dem Angeklagten erblickt haben, so wenig wie die Buchdorfer Magd gesehen hatte, daß er Maida mit dem Gelde zugleich ein Kind übergeben hatte.

Der Verwalter wiederholte zwar das belauschte Gespräch und versicherte bei seinem Zeugeneid, daß er den Angeklagten noch von jenseits der Parkmauer mit seiner kleinen Nichte habe reden hören; Beatrice sei darnach nicht zurückgekehrt, wohl aber habe er Arning allein sich der Parkmauer nähern sehen, auch wollte er in dessen Hand etwas Glänzendes bemerkt haben, vielleicht die verschwundene Halskette der Kleinen. Indes Otto widersprach diesen Behauptungen mit der größten Entschiedenheit, und ein zweiter Zeuge für des Verwalters Aussage ward nicht gefunden.

Es fiel hier in der That schwer, zu entscheiden, obgleich Zuhörer und Gerichtshof sich in seltener Uebereinstimmung moralisch von der Schuld des Angeklagten überzeugt fühlten, die selbst für den Skeptischsten durch eine Reihe an und für sich geringfügiger Umstände (welche zu erörtern uns zu weit führen würde) fast bis zur Gewißheit dargethan war, die greifbaren vollgültigen Beweise, welche Ottos Vertheidiger in knappen dürren Worten immer aufs neue forderte, konnte keiner liefern.

So war und blieb die Angelegenheit in der Hauptsache dunkel.

Nach längerer Berathung ward die Zigeunerin Maida auf ihr eigenes Geständniß hin schuldig erkannt an dem Raube Beatricens von Arning und zu zehn Jahren Gefängniß verurtheilt, Reichsfreiherr Otto von Arning dagegen bis auf weiteres freigelassen — aus Mangel an Beweisen.

Ein wildes Stöhnen entrang sich Maidas Brust, als sie vernahm, wie schrecklich sie für ihre Menschlichkeit büßen sollte. Otto beugte sich mitleidig über die Unglückliche.

„Sei ruhig, Maida, ich will für Dich sorgen," flüsterte er; aber sie verstand ihn nicht.

Und dann verließ der junge Arning unter dem unheimlich verdammenden Schweigen der Menge den Gerichtssaal.

Ein Herz in dieser Menge hatte mit namenloser Angst um ihn geschlagen. Zwei schwarze unheimliche Augen folgten mit verzehrender Unruhe jeder Bewegung des Richters: die Bernhardinens von Tretten. Doch seltsam, als das schmachvolle Urtheil verlesen wurde, welches ihm die Freiheit, nicht aber die Ehre zurückgab, flog ein Freudenschimmer über ihre Züge, und sie athmete so heftig auf, als sei ihre Brust nahe daran gewesen, zu zerspringen. Hatte sie noch Schlimmeres für ihren Liebling befürchtet?

IV.

Kurt war nicht wenig erstaunt, als er, kaum nach Buchdorf zurückgekehrt, seinen Bruder vor sich stehen sah.

„Otto!" rief er entsetzt, „wie schrecklich verändert, wie aufgeregt siehst Du aus!"

„Merkwürdig, daß ich aufgeregt aussehe! Es ist ja gar kein Grund zur Aufregung vorhanden," gab der junge Freiherr mit kaltem Spott zurück, indem er die Thür zum Eßzimmer aufstieß. Und seinen Bruder durch eine Handbewegung auffordernd, einzutreten, setzte er hinzu: „Ich wünsche eine kurze Unterredung mit Dir."

Kurt trat zögernd ein. „Meine arme Bertie liegt im Sterben," sagte er, die Hand auf seine thränenschweren Augen pressend.

„Um so mehr bedaure ich, jetzt gerade zu stören," unterbrach ihn Otto. „Ich muß aber jetzt reden, denn Du begreifst wohl, daß ich nicht zum zweiten Mal den Fuß über Deine Schwelle setzen werde! Also kurz und gut! Obgleich nach unseren Gesetzen noch nicht ganz volljährig, verlange ich, mündig erklärt zu werden. Du wirst die Güte haben, die Acte ausstellen zu lassen und binnen acht Tagen an Fräulein von Tretten nach P. zu senden."

„Du willst mündig erklärt werden?"

„Aus Rücksicht für Dich! Ich möchte Dir nicht zumuthen, den Aufseher eines anrüchigen, aus dem Gefängniß entlassenen Menschen zu spielen; schlimm genug schon, daß Du seinen Namen trägst!"

„Aber, Otto, ich bitte Dich, laß Dir doch sagen —"

„Ich will frei sein!" rief Otto, wild mit der Reitpeitsche auf den schweren eichenen Eßtisch schlagend. „Verstehst Du mich? Frei, ganz frei von Deiner Bevormundung! Und wenn Du nicht aus eigenem Antrieb darauf eingehst, so werde ich Dich zwingen! Ein Prozeß hat jetzt keine Schrecken mehr für mich!"

„Aber was willst Du anfangen?"

„Ermsdal bewirthschaften."

Kurt starrte seinen Bruder an, als hielte er ihn für wahnsinnig; er hätte es eben so gut für möglich gehalten, die Sahara zu bewirthschaften wie das moorige Gut Ermsdal.

„Nimm doch Vernunft an," sagte er endlich. „Das Gut ist in einem schrecklichen Zustande, das Schloß rein abgebrannt; der Boden bringt die Kosten seiner Bebauung nicht auf. Es fehlt an Menschen, an Zugvieh, an allem. Glaube mir, Du würdest dort vor Mangel umkommen, wenn Du Deinen wahnsinnigen Plan ausführtest!"

„Das ist meine Sache; ich kam, mich von Deinem Rath zu befreien, nicht ihn zu suchen!"

„Otto, höre noch eins," begann der alte Freiherr leise und ohne seinen Bruder anzusehen. „Ich will Dir Grasort geben. Betrachte es als Dein Eigenthum, bewirthschafte es, thue damit, was Dir beliebt. Es liegt fast eben so abgesondert wie Ermsdal und sichert Dir ein anständiges Auskommen. Deshalb sei vernünftig und nimm es an."

„Von Dir? — nicht das Stück Brot, das mich vom Hunger-

Digitized by Google

tode retten könnte! Und nun, um ein Ende zu machen, werde ich meine Majorennitätserklärung erhalten oder nicht?"

„Ich werde sie ausstellen lassen, wenn Du darauf bestehst."

„Gut. Ich erwarte sie in spätestens acht Tagen."

Damit verließ Otto ohne Gruß das Gemach.

Die Brüder hatten sich zum letzten Mal gesehen.

Es war einige Tage nach jenem Vorfall, als Tante Bernhardine eines Morgens unruhig in ihrem kleinen Wohnzimmer auf- und niederging.

Sie trug noch immer das schwarze Wollkleid, die tadellos weißen Manschettenstriche und Halskrausen wie vor vier Jahren; aber im übrigen war die Zeit nicht spurlos an ihr vorübergegangen: der schwarze Scheitel zeigte manche Silberfäden, und die unheimlich stechenden Augen blickten aus tief eingesunkenen Höhlen hervor.

Die Kaffeemaschine brodelte recht behaglich, aber Tante Bernhardine, obgleich sonst in allen Stücken alte Jungfer, schien nicht den mindesten Kaffeedurst zu empfinden.

Auf dem peinlich geordneten Nähtisch lag die Majorennitätserklärung Ottos, welche der Freiherr von Arning ihr übersandt hatte; von ihrem Neffen selbst aber hatte sie seit seiner Freisprechung nichts gesehen noch gehört, und sie fing an, das Aeußerste zu befürchten.

Gedrückt und angstvoll stand sie am Fenster und blickte in den Morgen hinaus. Es war noch früh. Die Milchmädchen mit ihren Blechkannen eilten durch die Straßen. Bäckerjungen trugen das Brot umher. Sonst war es einsam draußen; ja, die meisten Fensterläden waren noch geschlossen.

Da ward hastig die Stubenthür aufgerissen, und Tante Bernhardine, die sich erschrocken umwandte, stand ihrem schmerzlich vermißten Neffen gegenüber. Aber wie sah er aus? Die Stiftsdame erkannte ihn kaum wieder. Schmutzig und unordentlich hing seine Kleidung um ihn her; das Haar, zum Theil blutig von der wieder aufgebrochenen Wunde an seiner Schläfe, fiel verwirrt über die Stirn. Völlige Erschöpfung sprach aus den eingefallenen Wangen, Verzweiflung aus dem glühenden Auge.

„Otto!" jauchzte die Tante dennoch auf, indem sie ihm entgegeneilte, „Otto, Gott sei gelobt, daß Du wieder hier bist! Gott sei gelobt!"

Er ließ sich ermattet auf den Stuhl am Fenster niederfallen.

„Du meintest, es bliebe mir nichts anderes mehr übrig, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen?" fragte er, die Stirn an die kühlen Scheiben lehnend. „Ich glaube sogar mich einmal ähnlich geäußert zu haben. Doch daß ich vor Gericht gestanden habe, ist wahrhaftig nicht meine Schuld, und dann interessirt es mich, gerade jetzt zu leben, wär's auch nur, um zu sehen, wie viel ein Mensch ertragen kann, ohne wahnsinnig zu werden."

Fräulein von Tretten stand ihrem Neffen stumm und bebend gegenüber. Sie schien den Anblick der Verheerungen kaum ertragen zu können, welche die letzten Wochen in Ottos Zügen hervorgerufen.

„Du mußt wieder gesund werden, Otto!" schrie sie plötzlich auf, „und auch wieder froh, sonst —. Wenn Du Dir ein Leid angethan hättest, ich —" sie wollte nicht mehr sagen; gewaltsam raffte sie sich zusammen, aber das Trostwort, nach welchem sie suchte, kam nicht über ihre Lippen. Sie konnte nur leise und gepreßt fragen: „Wo warst Du, Otto, während ich mich so unsäglich um Dich ängstigte?"

„Ich habe Maidas Stamm aufgesucht und mit ihrem Vater heute Nacht den Versuch gemacht, sein Kind zu retten. O, sei ganz ruhig," setzte er als Antwort auf den entsetzten Blick der Stiftsdame hinzu. „Der Gefängnißwärter, wenn er heute die Runde macht, wird sie noch in ihrer Zelle finden."

„So ist Euer Plan mißlungen?"

„Nein. Der Zigeuner kannte einen der Schließer, den bestachen wir; ich gab mein Pathengeld, versetzte Uhr und Kette, es reichte gerade hin; so öffnete uns der Mann heute Nacht ein Seitenpförtchen ins Gefängniß, und wir drangen in die Zelle —"

„Nun?" fragte Tante Bernhardine gespannt, als Otto innehielt und ausdruckslos zum Fenster hinausstarrte.

„Maida ruhte auf ihrem Lager, todt — kalt schon. Solch ein Kind der freien Luft erträgt ja den Kerker nicht!"

„Sie ist wohl daran, Otto; rege Dich nicht so über diesen Vorfall auf!" tröstete Tante Bernhardine, welche jetzt endlich Worte fand. „Was ist's auch weiter? Ein Zigeuner mehr oder weniger! Wir müssen ja alle einmal hinüber."

Otto sprang auf. „O mein Gott," murmelte er, die Hände an seine Stirn pressend, „hin, hin! Und sie hätte sich ihres Lebens doch noch freuen, ihre Freiheit noch genießen können, während ich — Ein verurtheilter Mörder ist besser dran; er hat den erlösenden Tod zu erwarten!"

Tante Bernhardine hatte sich mittlerweile mit der Bereitung des Kaffees beschäftigt. Ihr Gesicht war sehr bleich; und es lag etwas Scheues, Gedrücktes in ihrem Wesen, das dem Freiherrn hätte auffallen müssen, wäre er nicht ausschließlich mit seinem herben Schicksal beschäftigt gewesen. Sie hatte ihrem Liebling nicht die Hand gedrückt, wagte es nicht, ihm in die Augen zu sehen, und als sie jetzt seine Tasse füllte, zitterte sie so heftig, daß die braunen Tropfen weithin über das Tischtuch sprühten. Sie sah sich genöthigt, die Kanne niederzusetzen.

„Du mußt leben, mußt Deines Lebens noch froh werden!" sagte sie mit der Energie der Verzweiflung. „Die Gegenwart ist schrecklich, Otto; aber die Zukunft gehört Dir. Daran halte Dich. Zum wenigsten bist Du freigesprochen," setzte sie halblaut mit einem Seufzer der Erleichterung hinzu.

Otto hielt in seiner aufgeregten Wanderung durch das Zimmer ein. „Freigesprochen?" wiederholte er. „Weißt Du auch, was das heißt: „Freigesprochen aus Mangel an Beweisen!"? Nichts mehr! Kein Wort darüber! Ich werde sonst wahnsinnig! Sag' mir, Tante Bernhardine, weißt Du eine, nur eine einzige Handlung in meinem Leben, die ihnen das Recht gibt, mich eines solchen Verbrechens für fähig zu halten? Ist meine Vergangenheit die eines Mörders? Eines Mörders! Das ist nichts! Einen Mord kann man begehen und ein ehrlicher Mann sein. Wie viele Mörder preist die Geschichte als Helden! Aber siehst Du, da liegt es: der Mord — o, es ist nicht auszusprechen! — der Mord eines dreijährigen Mädchens, eines kleinen Geschöpfs, das mich nie beleidigte, das von weitem fröhlich meinen Namen rief, sich schmeichelnd an meine Hand hing, so oft es mich nur sah — Mord an dem Kinde meines Bruders, das ich hundert Mal auf dem Arm getragen — das ist zu viel, zu viel! Jeder Straßenräuber darf die Hand aufheben und Gott danken, daß er das nicht ist, wozu sie mich stempeln wollen!"

Er hielt ein, und ein Thränenstrom brach aus seinen Augen. Es war zum ersten Mal seit zwölf Jahren, seit dem Tag, an welchem sein Vater starb, daß Tante Bernhardine ihren Neffen weinen sah.

Sie saß starr aufgerichtet in ihrem Lehnstuhl und lauschte dem Ausbruch seiner Verzweiflung, ohne ihn durch einen Hauch zu unterbrechen. Das Zittern, welches gleich einem Fieberschauer ihren kräftigen Körperbau bis in seine Grundfesten erschütterte, war bei ihrem harten Charakter fast zu heftig für eine Wirkung bloßen Mitleids, wär's auch mit dem theuersten Wesen, das für sie auf Erden lebte. Mehrmals öffneten sich ihre trockenen Lippen, ohne einen Laut hervorzubringen, und es dauerte wohl einige Minuten, ehe sie ihrer Schwäche Herr wurde; dann aber war der Sieg auch vollkommen. Mit dem gewohnten Ausdruck finsterer Entschlossenheit auf ihren beruhigten Zügen, trat sie zu dem Freiherrn und legte die Hand auf seine Schulter:

„Sei nicht ungerecht gegen Dein Schicksal, Otto," sagte sie mit unheimlicher Betonung. „Was die letzten Wochen auch an Qual für Dich enthielten, sie machen Dich zum Herrn von Buchdorf — das Kind ist rettungslos verloren."

Otto stieß fast mit Abscheu ihre Hand zurück.

„Du bist entsetzlich, Tante Bernhardine!" stöhnte er. „Kann denn ein blutbeflecktes Erbe mir Ersatz bieten für die verlorene Ehre? Nimmer, nimmer werde ich es annehmen!"

Die Stiftsdame blickte einen Augenblick prüfend, angstvoll in sein Gesicht; dann zuckte sie die Achseln.

Digitized by Google

„Ich hätte Dich nicht für so sentimental gehalten," meinte sie, die vollen Lippen zu einem spöttischen Lächeln verziehend. „Nach diesem seltsamen Entschluß Deinerseits bin ich in der That neugierig, zu erfahren, welche Pläne Du für Deine Zukunft entworfen hast."

Der Eintritt einer Magd unterbrach die Rede.

„Gnädiges Fräulein, da draußen ist der Jude schon wieder; er will sich nicht mehr abweisen lassen. Und wenn er nicht heute das Geld erhält oder den Herrn Baron —"

Ein Wink ihrer Herrin ließ sie verstummen. Aber es war schon zu spät. Während die Magd, welche erst in diesem Augenblick die Anwesenheit des jungen Mannes bemerkte, mit einem Schrei zurückfuhr, trat Otto vor.

„Du hast Schulden?" fragte er ruhig.

„Ja — nein — einige Einkäufe; es ist nichts!" Tante Bernhardine war, was ihr nicht oft begegnete, in tödtlicher Verlegenheit.

Otto ahnte die Wahrheit. Er selbst hatte bei seinem tollen Leben beträchtliche Schulden gemacht, zuerst bei Wirthen und Lieferanten, dann, als sein Kredit bei diesen allmählich erschöpft war, sogar bei Wucherern, um hohen Zins baares Geld aufnehmend. „Es sähe Dir ähnlich," sagte er, „mich in der Stille loszueisen. Doch genug der Großmuth. — Führen Sie den Juden in ein anderes Zimmer," wandte er sich zur Magd, „ich komme gleich."

„Um Gottes willen nicht!" rief Tante Bernhardine außer sich. „Er darf Dich hier nicht sehen! Laß mich mit ihm reden. Vielleicht kann ich —"

„Ich danke! Aber ich habe nicht die Absicht, auch Dich zu ruiniren. Ich bitte Dich deshalb ein- für allemal dringend, dieser Angelegenheit fern zu bleiben."

Der Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, schloß jede Widerrede aus. Bernhardine schwieg, während der junge Freiherr das wirre Haar aus seiner Stirn strich; nachdem er seinen Anzug flüchtig geordnet hatte, trat er in das nächste Zimmer, wo der Jude seiner wartete.

Es war eine kleine, etwas verwachsene Gestalt in schmutzigem Anzug mit graugesprenkeltem Haar, einer Habichtsnase, die zum Erschrecken weit über den zahnlosen Mund hervorsprang, und Triefaugen, welche, so weit die entzündeten Lider sie freiließen, mit schlauem durchdringenden Ausdruck in die Welt blickten. Scheu an die Thür gedrückt stand der Wucherer. Es passirte ihm nicht oft, in die Wohnräume seiner Schuldner geführt zu werden; und seit ihn Herr v. A., der Husarenlieutenant, einmal, die Pistole in der Hand, zum Verschlingen seiner eigenen Wechsel gezwungen, hatte er eine heilige Scheu vor allen Salons im allgemeinen und denen seiner Schuldner im besonderen.

Auch er fuhr unwillkürlich vor Erstaunen zurück, als statt der erwarteten Stiftsdame der Freiherr, den er lange vergeblich gesucht hatte, nun leibhaftig vor ihm stand.

Otto bemerkte sein Zurückschrecken; ein mattes Lächeln kräuselte seine Lippen.

„Guten Morgen, Aaron!" sagte er, auf einen Stuhl deutend, eine Bewegung, die der Jude nur durch einen weiteren Schritt nach der Thür hin beantwortete. „Was erschreckt Ihr so? Ihr mußtet mich doch erwarten."

Der Jude hatte sich gefaßt; und wenn seine Augen auch noch mit Erstaunen die Verheerung in des jungen Mannes Zügen verfolgten, so redeten doch seine Lippen eifrig und unterwürfig:

„Ei gewiß! Gewiß hab' ich den gnädigen Herrn Baron erwartet! Wie sollt' ich nicht? Weiß ich doch, daß der gnädige Herr nicht wird einen armen Familienvater betrügen. Und wenn die bösen Menschen sagten, der gnädige Herr Baron sei fort, weit fort, übers große Wasser, und das sagten die Menschen, denn die Welt ist bös, so sagt' ich immer: „Der gnädige Herr Baron," sagt' ich ihnen, „ist nicht fort, denn der gnädige Herr Baron betrügt den armen Aaron nicht."

„Nein, betrügen will ich Euch nicht. Ihr kommt wegen der Wechsel?"

„Ja, lieber gnädiger Herr Baron, wegen des kleinen Wechselchens," sagte Aaron, rasch nähertretend und ein Blatt aus der Tasche ziehend. „'s ist ein bischen über die Zeit. Allein was thut's! Der gnädige Herr Baron bezahlt die Zinsen von den paar Tagen, und wir sind einig! 's macht nichts aus zwischen zwei alten Bekannten."

„Alles ganz schön! Aber ich habe kein Geld!"

„Was schad't's? Wenn der gnädige Herr Baron kein Geld haben, so werden bezahlen der Herr Bruder oder das gnädige Fräulein Tante."

„Ihr irrt, Aaron. Fräulein von Tretten kann nicht, und mein Bruder will nicht, soll nicht nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist."

„Aber," fragte der Wucherer ängstlich werdend, „wie soll ich kommen zu meinem Geld? Muß ich doch wiederhaben mein Geld!"

Otto zuckte die Achseln. „Ich habe nichts als die Kleider, welche ich trage, nicht einmal Uhr und Kette. Ermsdal, dessen Besitz ich angetreten habe, kann, wie Ihr wißt, als Fideikommiß nicht verkauft werden; aber selbst wenn es das könnte, so würde sein Ertrag meine Schulden nicht aufwiegen."

„So bin ich betrogen!" schrie Aaron, sein Haar zerraufend, „mein Geld, mein schönes Geld ist hin! Aber so soll's nicht gehen. Ich lauf' zum Advokaten, zum Richter, und die werden ein Einsehen haben und sich erbarmen über eines armen Mannes Noth! Und ich werd' des gnädigen Herrn nicht schonen! Ich werd' ihn anklagen und ich werd' ihn hinsetzen lassen bei Wasser und Brot Jahr und Tag!"

„Ihr würdet das alles vielleicht thun, wenn Ihr könntet," unterbrach ihn Otto kaltblütig. „Aber zum Glück könnt Ihr nicht."

„Ich kann nicht! Wo haißt?"

„Nein — aus dem einfachen Grunde: als ich die Wische da unterschrieb, war ich noch minderjährig. Sie gelten nichts vor Gericht; sie sind keinen Schuß Pulver, sie sind weniger als das unbeschriebene Formular werth."

„Au waih geschrien!" rief Aaron. „Gott Du Gerechter! Ich bin ein geschlagener Mann, wenn der Herr Baron reden die Wahrheit!"

„Seht Euch meinen Taufschein an," meinte Otto gleichmüthig. „Freilich, Ihr gebt auf die Taufe nichts, aber auf Zahlen und Daten desto mehr."

„Hab' ich doch nachgesehen in einem Taschenbuch, klein und dick, und gebunden in Goldschnitt, wo enthält alle Edelleute des graußen Reichs, als ich war allein im Zimmer des gnädigen Herrn von Arning, am selbigen Tag, wo —"

Er schwieg.

„Dann ist mir der Druckfehler zu statten gekommen," sprach Otto, „der mich um ein Jahr älter macht."

„Ich Narr! Ich Schaute! Ich Schlemihl!" schrie Aaron, dem der Angstschweiß ausbrach. „Aber wie kann ein Edelmann bemogeln einen armen ehrlichen Israeliten und ihm geben für gutes Geld schlechtes Papier! Wo haißt Edelmann? Sie sind kein Edelmann, Sie sind ein —"

„Halt!" unterbrach ihn Otto hochfahrend. „Beleidigt mich nicht. Ich hab' unterschrieben, um Euch einen Gefallen zu thun; für mich, für jeden Ehrenmann war jede Unterschrift unnöthig. Sie bindet mich nicht, aber sie hindert mich auch nicht, mein Wort, meine Verpflichtung zu erfüllen. Zerreißt die Wechsel, verbrennt sie, verschlingt sie, wenn Ihr wollt — Ihr habt ja zuweilen so seltsamen Appetit — ich bezahl' Euch dennoch, was ich schuldig bin."

„Mit den Zinsen?" rief Aaron aufathmend.

„Mit Zins und Zinseszins, sobald ich kann. Und dazu sollt Ihr mir helfen. Statt ohnmächtige Drohungen und Schmähungen auszustoßen, leiht mir nochmals tausend Thaler und verlängert die Zahlungsfrist auf mindestens drei Jahre. Alsdann hoffe ich Euch Kapital und Zins und Zinseszins bezahlen zu können. — Nein, hört mich erst zu Ende!" wehrte er ab, als der Jude Einwendungen machen wollte. „Ich bin mündig erklärt und kann jetzt rechtskräftige Wechsel ausstellen. Ich will Ermsdal bewirthschaften. Der Boden war nicht immer so schlecht, wie er heutigen Tages erscheint; er ist nur unverantwortlich ausgesogen worden, und als er nichts mehr tragen

Digitized by Google

Geusen vor dem spanischen Blutrath. Nach dem Gemälde von Ch. Soubre.

Digitized by Google

konnte, da haben die Eigenthümer ihn verlassen und sich nicht weiter darum gekümmert. Ich weiß, das Gut ist augenblicklich eine Wüste, und es wird Zeit und Arbeit kosten, die Jahre lange Versäumniß nachzuholen; aber unmöglich ist das nicht! Nur muß Ackergeräth angeschafft werden, und Zugvieh und Schafe; ich muß Abzugsgräben anlegen und Stallungen erbauen und ausbessern lassen ꝛc. Ihr seht, daß tausend Thaler zu allem diesen nur eine unbedeutende Summe ist, und daß ich leicht das Fünf- und Zehnfache verwenden könnte; aber ich will nicht mehr fordern, als ich gewiß in drei Jahren zurückerstatten kann. Also nochmals, Aaron! gebt mir Mittel und Zeit zu arbeiten, und ich will Euch bei Heller und Pfennig bezahlen."

Der alte Aaron hatte während dieser Rede die klugen Aeuglein forschend auf das Gesicht seines Schuldners geheftet. Er war ein gewiegter Menschenkenner, er hatte mit Leuten von allerlei Schlag zu thun gehabt, und es war nicht der erste ruinirte Junker, der vor ihm stand. Wie oft hatte er schon die Worte gehört: „Liebster, bester Aaron, laßt mir Zeit! Mein Vater oder mein Onkel oder ein Freund werden sich ja endlich meiner erbarmen!" Aber es war zum ersten Mal, daß ein hochgeborener Schuldner ihm sagte: „Laßt mir Zeit, und ich werde arbeiten."

Mancherlei Gedanken zogen durch des Juden Haupt. Der Muth des jungen Arning, der auch vor dem Aeußersten nicht zurückschreckte, imponirte ihm. Und dann hatte auch er, obwohl man es ihm nicht nachsagte, ein menschliches Herz. Freilich nicht für diejenigen, welche ihn im Glück verachtet und verspottet hatten und im Unglück demüthig kriechend um seine Hilfe flehten; aber der junge Baron hatte ihn nie beleidigt; er hatte den lustigen Studenten wohl leiden mögen, und sein scharfer Blick erkannte deutlich, was seit jenem Gerichtstag im Herzen seines Schuldners vorgegangen war. Er wußte ja, was Verachtung, was Demüthigung hieß! Hatte er, der Sohn eines armen Mäklers, nicht von Kindheit an unter ihrem Bann gestanden? Und Verachtung ist ein Ding, das selbst der elendeste Mensch auf Erden nicht gleichgiltig erträgt.

„Mein Vorschlag erfordert Zeit zur Ueberlegung," nahm Otto abermals das Wort, als der Wucherer noch immer schwieg. „Sei's drum! Gebt mir morgen Antwort. Aber bedenkt, daß es nicht klug sein würde, mich zum Aeußersten zu treiben. Mein Leben ist augenblicklich sehr wohlfeil, und wenn Ihr es mir noch ein klein wenig unerträglicher macht als es schon ist, so schlag ich's los, und Ihr könnt Euch an meinen Nachlaß halten!"

Die letzte Drohung entschied. Nicht allein zwar — das hieße dem alten Aaron Unrecht thun! Das Mitleid mit Ottos Lage, das Vertrauen in dessen moralischen Werth wirkten gleichfalls mit, aber wie fast jeder Entschluß aus reineren und unreineren Motiven entsteht, so gab auch hier der eigne Vortheil den Ausschlag.

„Gott im Himmel, wie Unrecht der gnädige Herr mir thun!" rief er geschmeidig. „Hab' ich doch nur aus Alteration geschwiegen; der gnädige Herr Baron sollen haben die tausend Thaler mit Freuden, und möge der Gott meiner Väter sie segnen! Hab' ich nicht immer den gnädigen Herrn Baron gern gehabt? Der gnädige Herr Baron wird nicht betrügen einen armen Mann und seine Frau und sechs Kinder, weil der alte Mann ihn gern gehabt hat!"

„Nein, Aaron, das werd' ich nicht!" erwiderte Otto von Arning, dem Juden die Hand reichend, „und ich will Euch mein Leben lang dankbar sein."

Am nächsten Tage begab sich Otto allein und zu Fuß nach Ermsdal, das er kaum kannte, so flüchtig nur hatte er es gesehen. Die Einwohner des Dorfes und die aus den Bauernstellen standen gruppenweise beisammen und flüsterten mit sorgenschweren Mienen. Sie wußten, daß heute ihr Herr kommen würde, um sich dauernd bei ihnen aufzuhalten, und der Gedanke hatte wenig Erfreuliches für sie. Die Arnings waren ein rauhes eigenwilliges Geschlecht gewesen, das Land und Leute bis auf den letzten Blutstropfen aussog, und was stand erst von dem tollen Junker Otto zu erwarten, den sie wohl einmal wie unsinnig vorbeigaloppiren gesehen? Was stand zu erwarten von einem Gutsherrn, der nahe genug am Galgen vorbeigestreift war!

Es war kein Rosenweg für Otto, sein Einzug in die künftige Heimat auf ausgefahrenen bodenlosen Wegen, durch Felder, auf denen sich statt der goldnen Ernte die weißen Sumpfblumen wiesen, vorbei an Menschen, die ihn mit mißtrauischen finstern Blicken betrachteten und nur scheu oder unwillig seinen Gruß erwiderten, vorüber an strohbedeckten Lehmhütten, aus denen das Elend lugte — und dann sein Ziel, das Herrenhaus! Das Haus? Nein, seine Trümmer, zwischen den stagnirenden Burggräben lag der Schutt des großen alten Gebäudes, sowie die zerstörenden Flammen ihn liegen lassen, außer daß die Bauern den einen oder andern Stein zur Stopfung der Löcher in ihren Hütten verwendet hatten. Ein massiv-steinerner Thurm stand noch, und drei Wände einer alterthümlichen Halle; das Dach war eingestürzt.

Die Ermsdaler hatten geglaubt, daß ihres neuen Gutsherrn erste Sorge sein würde, ein schmuckes Herrenhaus zu errichten, aber weit gefehlt! Arning ließ nur den Thurm mit einer rohen Holztreppe und die Halle, deren vierte Wand aus den Trümmern wieder erbaut wurde, mit einem Strohdach versehen. Der Schutt des Hauses ward zur Füllung der Gräben benutzt, und dann richtete sich der Gutsherr zu dem nicht geringen Staunen und Kopfschütteln seiner Gutsangehörigen häuslich in der Ruine ein. Die Halle und das Zimmer im Erdgeschoß des Thurmes nahm er für sich in Beschlag. Ein paar hölzerne Tische und Stühle der primitivsten Art und ein Feldbett waren die ganze Einrichtung. Im ersten Stockwerk des Thurmes residirte eine alte Frau aus dem Dorfe, welche er als Haushälterin angestellt hatte und die ihm in einem kleinen Raum neben der Halle sein kärgliches Mahl bereitete.

V.

Wieder waren sechs Jahre vergangen. Das strohbedeckte Herrenhaus von Ermsdal hatte noch keinem bequemeren Platz gemacht, noch war die Einrichtung desselben im geringsten verbessert worden. Aber im Dorfe begann leise, leise wie ein von schwerer Krankheit Genesender der geknickte Wohlstand wieder emporzublühen. Es hatte Nachdenken, Fleiß und Sorgfalt erfordert, um das möglich zu machen; es bedurfte dazu der Entwicklung einer Energie, von welcher sich die herabgekommenen Ermsdaler Bauern nicht träumen ließen — aber Otto von Arning hatte gesiegt. Im dritten Sommer hob die erste spärliche Ernte ihre dünnen Halme über den versumpften Feldern empor. Das Gut war noch immer weit entfernt davon, werthvoll zu sein, aber auf dem besten Wege es zu werden.

In der Umgegend galt das, was der junge Freiherr ohne jede Erfahrung in der Landwirthschaft und fast ohne Geldmittel geleistet, für ein Wunderwerk; und mancher Gutsnachbar, der einst scheu seinen Sohn vor jedem Verkehre mit dem „tollen Arning" gewarnt, hätte jetzt gern Freundschaft mit ihm geschlossen. Aber das gelang keinem!

Otto war menschenscheu geworden bis zur Unhöflichkeit, und wenn er auch vom frühen Morgen bis spät in die Nacht unter seinen Leuten stand, anordnend oder selbst mit Hand anlegend — mit seines Gleichen hatte er jede Beziehung abgebrochen, und keiner seiner Nachbarn konnte sich rühmen, jemals in sein strohbedecktes Haus genöthigt worden zu sein.

Die Ermsdaler Gutsunterthanen hatten dem Freiherrn anfangs seine Aufgabe nicht leicht gemacht. Die von ihnen gefürchteten Aenderungen in Gesetz und Herkommen waren natürlich nicht ausgeblieben; sie hatten ein gut Theil mehr arbeiten müssen, und Otto sah nicht gleichgiltig drein, wenn sie die Erlaubniß, dürres Holz zu sammeln, dahin ausdehnten, daß sie die Bäumchen einer jungen Tannenpflanzung umhieben. Trotz und Mißtrauen hatten sie deshalb dem Herrn entgegengebracht, der sie aus dem alten Schlendrian aufrüttelte, und hätten sie es nur gewagt, mancher von ihnen würde ihnen mit inniger Schadenfreude an seine Vergangenheit und den Verdacht erinnert haben, der auf ihm lastete. Aber vor dem eigenthümlich durchdringenden Blick, den immer gleich ernsten, gleich ruhigen Zügen des jungen Freiherrn erstarb das Wort auf den Lippen.

Digitized by Google

Später, als die verhaßten Anordnungen sich segensreich erwiesen, als ein niegekannter Wohlstand in den Hütten einkehrte, und der Gutsherr, statt wie seine Vorfahren durch Erpressungen der sauren Mühe Preis gewaltsam wieder an sich zu bringen, alle möglichen Vorkehrungen traf, um ihnen denselben zu erhalten, da wandten sich ihre Gefühle; und der Ermsdaler, der vorher scheu sein Kind aus Ottos Bereich entfernt hatte — als ob Kinder ermorden eine Angewohnheit wäre, wie etwa das Blumenköpfen — hätte jetzt seine Hand dafür ins Feuer gelegt, daß der Herr auf Ermsdal unschuldig an dem Verschwinden seiner Nichte sei; und wie einst seine Abneigung hätte er ihm jetzt gern seine Ergebenheit und sein inniges Bedauern zu erkennen gegeben, wenn Arnings kaltes gemessenes Wesen nicht ebenso sehr den Ausdruck der Liebe wie den des Hasses verboten hätte.

In Buchdorf war es während der letzten Jahre auch still hergegangen. Beatrice lebte noch immer, zum Erstaunen des Arztes, zum Erstaunen eines jeden, der sie sah. Gegen das Erwarten des alten Norden war sie der Gehirnentzündung, welche vor sechs Jahren ihr Leben bedrohte, nicht erlegen, aber von jener Zeit an kränkelte sie unaufhörlich; die Erschütterung war doch zu heftig für ihre zarte Konstitution gewesen. Täglich ward sie blasser und kränker, und die armen Eltern sahen ihren Liebling allmählich hinsterben, ohne rathen oder helfen zu können. Besonders in den zwei letzten Jahren hatte die Krankheit reißende Fortschritte gemacht. Die Zahl der Nahrungsmittel, welche der schwache Magen ertrug, ward täglich kleiner, und die Kräfte schwanden zusehends. Vor einem Jahre hatte Norden ihr das Laufen verboten, weil es zu anstrengend sei, jetzt machte ihre Schwäche es nöthig, ihr auch alles Gehen außer dem Hause zu untersagen.

Auf dem Gute liebte man die kleine Kranke; wenn sie in der stattlichen Familienkutsche durch den Ort fuhr, so blickten die Buchdorfer mitleidig-neugierig in das liebliche todtblasse Gesicht mit den großen braunen Augen, auf die schlanke schmal aufgeschossene Gestalt, welche so kraftlos in den Polstern oder in ihres unglücklichen Vaters Armen lehnte, und dann auf die eigene blühende Kinderschar, und dann nickten sie sich traurig zu; es war wohl kein Vater in Buchdorf, der mit dem reichen Freiherrn getauscht hätte!

Aber in dem hinfälligen Körper wohnte ein lebhafter und lebensfroher Geist. Beatricens Charakter zeigte keine Spur jener rührenden Sanftmuth, die so oft wie die Morgenröthe einer andern Welt über das Wesen derer ausgegossen ist, die rettungslos dem Tode entgegeneilen. Sie war nicht böse von Herzen, aber heftig, eigenwillig, ungeduldig wie das gesundeste Kind, und bereitete ihrer Mutter und Fräulein Normann, ihrer Gouvernante, durch ihren Trotz manch böse Stunde.

Unterdessen neigte auch die kräftige Gestalt des Gutsherrn sich rasch und unaufhaltsam dem Grabe zu. Ein Herzleiden nannte Doktor Norden seine Krankheit, und ein Herzleiden war es — nur kein physisches!

An dem liebevollen Gemüth des Freiherrn nagte auf der einen Seite der Kummer über das Hinschwinden seines kleinen Lieblings, auf der andern Seite, nicht minder zerstörend, die Sorge um Otto, um den Bruder, den selbst Weib und Kind nicht aus seinem Sinn verdrängen konnten.

„War er schuldig? War er nicht schuldig?" so lautete der quälende Gedanke, welchen der Freiherr manch schlaflose Nacht hindurch in seinem fiebernden Kopf hin und her wälzte; und je lebhafter das Bild des Bruders vor seine Seele trat, um so fester ward seine Ueberzeugung, daß derselbe nicht schuldig sei, nicht schuldig sein könne!

Im ersten Winter nach ihrer Trennung, als seine Freunde ihm erzählten, wie elend Otto eingerichtet sei und fast darben müsse, hatte Kurt tausend Thaler in Banknoten nach Ermsdal geschickt mit einem freundlichen Briefe, in welchem er seinen Bruder bat, die Gabe anzunehmen, und jede beliebige Summe zu seiner Verfügung stellte; aber Geld und Brief waren ohne ein Wort der Erwiderung zurückgesandt worden, und seit jener Zeit hatte auch nicht der geringste Verkehr zwischen den Brüdern stattgefunden. Kurt sprach den Namen Otto nicht aus, er litt nicht, daß Therese ihn in seiner Gegenwart nannte; aber der sonst so fröhliche Herr saß stundenlang allein in dumpfem Hinbrüten über die Vergangenheit, in vergeblicher Reue über das, was er voreilig gethan. Eine Versöhnung suchte er nicht mehr; er wußte, daß bei Ottos Charakter jeder derartige Versuch vergeblich sein würde. Aber unter der bittern Selbstanklage, unter der Sorge um Beatrice brach seine Körperkraft zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Vor dem spanischen Blutrath.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Historische Skizze von **Georg Hiltl.**

„Wie der Herzog in die Stadt rückte, war es, als sei der Himmel mit schwarzem Flor überzogen und hänge so tief herunter, daß man sich bücken müsse, um nicht daran zu stoßen."

Mit diesen treffenden Worten hat Altvater Goethe die Stimmung geschildert, welche am 22. August 1567 sich der Einwohner von Brüssel bemeistert hatte, als Ferdinand Alba, Herzog von Toledo, mit seinen Scharen in die Stadt rückte.

Finster schien es geworden in allen Gassen trotz des hellen Sonnenlichtes, welches auf den Helmen und Stahlkappen, den Harnischen der Reiter und den Hellebardenspitzen der Fußknechte, von den Läufen der Musketen und den Röhren der Geschütze spielte und blitzte. Die Tritte der spanischen Soldaten schallten dumpf durch die engen Straßen, das Wirbeln der Trommeln, die mit großen Schlägeln gerührt wurden, das Rasseln der Waffen, das helle Wiehern der Pferde — alles galt den Brüsseler Bürgern als eine grausige Musik, welche das blutige Drama einleitete, das sich nun innerhalb der alten Stadt abspielen sollte.

Nur wenig Leute waren zu sehen. Der Schrecken hielt die meisten in ihren Häusern festgebannt. Hier und da erschien ein kleines Häuflein an der Ecke einer Gasse, um angstvoll zu lauschen — aber verschwand schnell, als die spanischen Soldaten festgeschlossen, lautlos in die Gasse rückten.

Auf den Plätzen glich es bald einem Kriegslager. Die aufmarschirten Truppen des schrecklichen Herzogs setzten ihre Wehren zusammen, die Kommandorufe verstummten, und damit hatte der Dienst vorläufig sein Ende erreicht — die Soldaten traten aus den Gliedern, ein lautes Gespräch ward begonnen, der Wein wurde herumgereicht, und Gesänge ertönten.

Es waren wilde Haufen dort beisammen. Gebräunte Gesichter, welche Narben zeigten; die dunklen Bärte und Haare umrahmten diese strengen Züge und streckten sich unter den Sturmhauben hervor. Da waren die gefürchteten Knechte des Julian Romero, die Neapolitaner, welche man die „Tertianer" nannte, die Lombarden unter Londongo und viel anderes Kriegsvolk, das im Felde gealtert oder herangewachsen, keine andere Beschäftigung kannte, als Fechten und Beute machen, und zwischen diesen gerüsteten Scharen bewegten sich die Feldobersten, die Offiziere, die Feldwebel und eine Menge von Troßbuben und Marketendern. Mit diesen zugleich eine abscheuliche Schar gemeiner Weiber, und wenn dies alles sich in die Massen der Krieger hinein verloren hatte, dann erschien ein Zug ascetisch dreinschauender Mönche, die gefürchteten Dominikaner vor allen, die Ketzerrichter, welche nur auf den Moment des Einzuges gelauert hatten, um auch ihre Beute in Empfang zu nehmen.

Den Höhepunkt erreichte der Schrecken, als der Herzog selbst sich hoch zu Rosse zeigte. Er war von seinem Stabe umgeben und ritt ein schwarzes Pferd. In vollem Harnisch saß er im Sattel, sein Helm hing von der Seite des Sattelbogens, und er trug einen kleinen spanischen Hut, recht als ob die entsetzten Bürger sein furchtbares Antlitz erschauen sollten, in dessen Zügen sich kein Fünklein von Erbarmen erkennen ließ, und wie er so lautlos dahinritt auf dem schwarzen Pferde, wie er seine lange hagere Gestalt reckte, glich er einem jener geheimnißvollen

schrecklichen Wesen, von denen die Apokalypse erzählt, und die hinter den Fenstervorhängen angstvoll lauschenden Einwohner Brüssels falteten die Hände und sendeten ein Stoßgebet empor, daß Gott sie vor dem Furchtbaren schützen möge.

Die Ereignisse hatten sich schnell entwickelt. Alba verdrängte die Regentin und setzte alles ab, was nur im leisesten Verdacht einer Opposition gegen die spanische Herrschaft stand.

Was von den Bürgern und Einwohnern Brüssels, Gents, Antwerpens und ähnlicher Städte flüchten konnte, das war geflohen. Mit Weib und Kind hatten sich die Kompromittirten geflüchtet in die Wälder von Westflandern, in entferntere und abgelegene Orte. Da war ein buntes Gemisch zu finden: Prediger und Bilderstürmer, dreiste Advokaten und abtrünnige Räthe, die Menge der geächteten Edelleute, welche dem schwer angeklagten Bunde der Geusen zugehört hatten, und eine große Zahl von Bürgern, die beschuldigt waren, den neuen Prädikanten, den aus Deutschland gekommenen Predigern zugehört und deren Reden verbreitet zu haben.

Albas Auftreten wurde durch die furchtbarste Strenge bezeichnet. Schon trugen einige Bäume an der Landstraße die Körper der Gehenkten, und auf dem Markte zu Brüssel war das Blut Gerichteter geflossen, aber noch hielt der Herzog seine Krallen nur gegen die Kleinen ausgestreckt, es sollte aber niemand verschont werden, denn zu ihrem Schrecken und Entsetzen vernahm die Bürgerschaft, daß der Herzog kraft seines Amtes ein neues Tribunal errichtet habe, welches den furchtbaren Namen: „Der Blutrath" führte.

Es war nichts anders als ein Seitenstück zur Inquisition, ein Zweig jenes schauderhaften Ketzergerichtes. Die Tyrannei hatte noch ein wenig Besorgniß — der Name Inquisition war allzu verhaßt — man wollte mit der Frechheit nicht sogleich vorgehen und gab dem scheußlichen Sprößling einen anderen Namen, auch hatte der Herzog dafür gesorgt, daß die neue Institution mit einem Schimmer von Unparteilichkeit umgeben wurde, er setzte niederländische Männer unter die Bluträthe, aber die, welche präsidirten, waren, mit der Sprache der Zeit zu reden, „echt spanische Bluthunde", Luis de Rio, Jan de la Porta, La Torre und als Vorsitzender Juan Vargas, ein ehemaliger Licentiat, der wegen ekelhafter Verbrechen aus Spanien selbst vertrieben worden war.

Es war, als ob mit diesem Rathe, dem anfangs Herzog Alba selbst präsidirte, die letzte Schranke gefallen sei, welche die spanischen Wütheriche noch von dem Angriffe gegen die Wehrlosen zurückgehalten hatte. Sobald der Blutrath sich konstituirt hatte, begann die Jagd. Die Beherbergung oder Aufnahme eines Geächteten war allein genügend, den Hehler in dieselbe Strafe fallen zu lassen, welche dem Verfolgten zu Theil wurde. Wer dem Rathe Angaben machte, spionirte und zur Ergreifung der Ketzer, der Aufständischen, insbesondere der Geusen behilflich war, der konnte auf große Belohnung rechnen.

Versetzen wir uns in das Jahr 1567 zurück, in jene Tage, welche auf den Einmarsch des Herzogs folgten.

Wir befinden uns in einem Hause der Sankt Antoniusstraße zu Brüssel. Es ist eines jener großen umfangreichen Häuser, an denen die alte Stadt noch heutigen Tages so reich ist. Das Gebäude war bereits zur Zeit Philipps des Kühnen errichtet worden und zeigte über seinem mit einem gedrückten Bogen versehenen Hauptthore das Wappen der Familie von Sterebeck, eines alten niederländischen Geschlechts. Die Fenster des Hauses waren unregelmäßig aus der Mauer gebrochen, Erker und kleine Seitenthürmchen sprangen unsymmetrisch hervor; je nachdem Bedürfniß oder Laune geschaltet und gewaltet hatten, war der Ausbau des Hauses fortgesetzt worden.

Die Gemächer des Hauses zeugten von Wohlhabenheit, ja von Reichthum. Ueberall prächtige Kamine mit kunstvoller Steinmetzarbeit, die Decken mit schwerem Stuck geziert, der in Arabesken und Blumengewinden auslief, die Wände ringsum getäfelt und in den Füllungen mit Spiegeln aus Venedig und Figuren dekorirt, auf den Simsen kostbare Gefäße und von den Decken schwere Kronleuchter herabhängend, auch schöne Gobelintapeten zierten die weiten Räume, und faltige Vorhänge schlossen die hohen Fenster, aber in all diesen Sälen und Zimmern sah es öde und traurig aus. Die tiefste Stille herrschte überall, und wenn einer der wenigen Hausbewohner durch die Korridore schritt, dann hallte es dumpf, und die Gefäße auf den Simsen klirrten unheimlich.

Woher diese Oede, diese Leere? Der Besitzer des Hauses, der Herr von Sterebeck, gehörte zu denen, welche geflüchtet waren vor der Gewalt des Spaniers, vor dem langen, dürren, schrecklichen Herzog, der gekommen schien, alles Lebende in der Stadt Brüssel zu vernichten. Adolf von Sterebeck hatte dem Bunde der Geusen angehört, hatte sich an allem betheiligt, was wider die spanische Herrschaft unternommen worden, und galt als einer der eifrigsten Verfechter der neuen kirchlichen Lehre, die den Papisten ein Greuel war. Auf das schwerste kompromittirt, hatte er so eilig wie möglich die Flucht ergreifen müssen, als die Spanier in Luxemburg ihren Einzug hielten, ohne seine Familie mitnehmen zu können.

In einem der kleinsten Zimmer des Sterebeckschen Hauses saß Anna, die Freiin von Sterebeck mit ihren Kindern und der alten Amme bei dem Schein der Lampe. Sie hatte vor wenig Stunden ein Schreiben ihres Gemahls erhalten, er war verzweifelt fast über das Elend des Vaterlandes, und sein Herz wollte — so schrieb er — brechen, daß er fern von den Seinen bleiben mußte, er war bereit, heimzukehren, sich dem Gerichte zu stellen, die Klagen wider seine Person zu vernehmen, zu erwarten, ob man es wagen werde, ihn anzutasten.

Freifrau Anna von Sterebeck fürchtete die Ausführung dieses Entschlusses. Sie lauschte ängstlich auf jedes Geräusch, denn sie meinte ihren Gatten eintreten zu sehen, und seine Ankunft bedeutete zugleich seine Verhaftung, denn die Spione des Herzogs schlichen umher in der Stadt und lauerten auf neue Opfer. Die Kinder selbst schienen gedrückt und ängstlich. Sie kauerten zu den Füßen der Mutter und fuhren empor, wenn draußen von der Gasse her ein Signal der spanischen Soldaten erschallte oder wenn der schwere Tritt der vorbeiziehenden Runden sich vernehmen ließ. Da pochte es an die Thür, die Familie erhob sich erschrocken, bleich wurden die Gesichter, Frau Anna öffnete, ein alter Mann trat in das Zimmer. Es war Jan Ostenrick, der Diener des Hauses, und er bebte vor Erregung, als er die Thür wieder hinter sich geschlossen.

„Aus — alles vorüber!" sagte er, sich auf einen Sessel niederlassend, „es ist geschehen. Der Herzog Alba hat die Grafen Egmont und Hoorn verhaften lassen, sie sind in sicherm Gewahrsam und werden heute noch auf die Festung gebracht."

Anna und die Alte stießen einen Schrei aus.

„Der letzte Anker ist gebrochen," rief die Freifrau. „Jetzt ist alle Hoffnung dahin. Wenn sie nach solchen Herren die Hände ausstrecken, so sind wir alle des Lebens nicht mehr sicher!"

Dumpfer Trommelwirbel ließ sich vernehmen.

„Hört Ihr?" flüsterte Jan. „Es sind die spanischen Soldaten, die sich sammeln, denn man besorgt einen Aufruhr, weil Egmont der Liebling des Volkes ist — hört Ihr?"

Alles horchte gespannt, der Lärmen wurde heftiger, man vernahm wildes Lachen, dann wurde es allmählich ruhiger, und endlich trat die vorige grausige Stille ein.

„Sie ziehen fort," sagte Anna, „vielleicht endet mit diesem Gewaltstreich des Herzogs Zorn, er hat zwei stattliche Opfer."

„Irrt Euch nicht, hohe Frau," entgegnete Jan. „Ich bin seit heute morgen auf den Beinen. Ich war am Cuilenburgschen Palaste. Sie sitzen droben zum Blutgerichte versammelt; eine Menge hoher Herren, kleiner Bürger, Weiber selbst und Kinder sind hinaufgeschleppt und haben ihr Urtheil empfangen, die Henker haben vollauf zu thun."

Anna faltete die Hände. „Wir müssen uns dem Allmächtigen befehlen," sagte sie, „noch dürfen wir hoffen. Mein Gemahl ist in Sicherheit und dieses Haus birgt keinen Feind des Herzogs mehr, man wird uns in Frieden lassen."

„Ich fürchte Unheil," sagte Jan. „Der Weg führte mich heute schon zweimal hier vorüber. Der Freiherr war zu gütig, zu vertrauend."

„Wie meint Ihr das?" fragte Anna. „Es ist keiner, der ihm übel will in der Stadt."

Digitized by Google

Jan schüttelte das Haupt. „Ich habe es immer gemißbilligt, daß der Freiherr den Wallonen in Dienst nahm."

„Klaus Ryssel?" rief die alte Amme. „Ihr redet mir aus der Seele."

„Er kam mit seinem Weibe krank in die Stadt," sagte Anna. „Die Bilderstürmer hatten ihn übel zugerichtet, da er für einen eifrigen Papisten galt, und sie hatten ihn so jämmerlich geschlagen. Mein Gemahl nahm beide auf, erwies ihnen Gutes, sie werden nicht wider ihr Gewissen handeln, sie können nicht so teuflisch sein."

Jan erhob sich. „Fürchtet diesen Klaus und sein Weib," rief er. „Zweimal sah ich ihn heute das Haus umschleichen, weshalb ist er fort von hier? Wo ist sein Weib? Wäret Ihr auf dem Markte gewesen, so würdet Ihr gelesen haben, was der Herzog verspricht. Jeder, der die Feinde des Spaniers verräth, der die Flüchtlinge ausliefert oder ihren Versteck anzeigt, wird reich belohnt. Ich blieb auf dem Markte, ich sah Klaus Ryssel mit den Spaniern verkehren; als ich jetzt auf das Haus zuging, glaubte ich ihn wieder zu erkennen, und ich meine, er lauert auf uns, denn er schlich durch die Nacht in Begleitung eines Mönches."

Die Freifrau athmete schwer. „Es ist, als läge Unheil über uns," sagte sie — „diese beiden führen Böses im Schilde, mir sagt es eine innere Stimme; wir wollen wach bleiben, bis der Morgen anbricht."

Mehrere Stunden waren den Versammelten in banger Stimmung verronnen. Plötzlich wurde drunten am Hausthore der schwere metallene Klopfer gerührt, daß es schauerlich durch das öde Haus schallte. Entsetzen ergriff die Freifrau.

„Sie kommen," stöhnte sie, „sie kommen."

„St!" machte Jan, „laßt mich sehen."

Er schlich in das dunkle Seitenzimmer und öffnete leise das Fenster — das Klopfen am Hauptthor wiederholte sich. Jan kehrte zur Freifrau zurück.

„Es stehen zwei Männer drunten am Thore, laßt mich gehen. Ich will das Thor öffnen, bleibt hier derweil, wir wollen sehen, was es ist." Er zündete eine Kerze an und schritt mit derselben durch die Zimmer, die Treppe hinab in den weiten Flur. Freifrau Anna und ihre Amme hatten schon einige Zeit, dicht aneinander gepreßt, gewartet, als sich die Zimmerthür wieder öffnete. Ein hochgewachsener Mann trat ein und warf seinen Mantel ab — mit lautem Schrei sank Anna an seine Brust. „Adolf, mein Gatte," rief sie, „Du bist hier? Du gehst in Dein Verderben."

Es war in der That der Freiherr Adolf von Sterebeck.

„Fasse Dich, geliebtes Weib," sagte er mit fester Stimme. „Ich vermochte nicht länger fern zu bleiben. Des Herzogs Aufruf ist gestern zu uns gekommen, es wird des Königs Wort gegeben, daß alle, die sich stellen, ein ehrliches Gericht erhalten sollen; darf man dem Worte des Königs nicht trauen? Ich baue fest darauf und will meinen Richtern gegenübertreten, sie sollen mich anklagen, aber meine Defension vernehmen — ich kann nicht fern von Euch weilen, komme was da wolle."

„Unglücklicher!" rief die Gattin, „so weißt Du nicht, was vor wenig Stunden geschehen? Graf Egmont ist verhaftet, Hoorn mit ihm — hatte er nicht des Königs Wort? Hatte er nicht den Freibrief? Der entsetzliche Herzog schont keinen, fliehe, mein Gemahl, sie werden Dich sonst morden, wie sie so viele Edle gemordet — wenn Egmont ein Gefangener ward, wer wird noch geschont werden?"

Der Freiherr war bei dieser Nachricht erschrocken zurückgetreten. Sie machte ersichtlich auf ihn einen erschütternden Eindruck. „Das — das hatte ich nicht erwartet. So schamlos glaubte ich die Tyrannei nicht. Wohlan, wir wollen fliehen, habe ich Euch doch wieder einmal ans Herz gedrückt, ich bin zufrieden. Diese Nacht nur will ich hier bleiben im Hause meiner Väter, ich mit meinem Gefährten."

„Wie, Du hast Begleitung?"

„Ein würdiger Geistlicher ist mit mir. Der Herr Friedrich Tempis, ein Deutscher, der nach Antwerpen zu kommen sucht, wo er seine kranke Mutter noch einmal sehen will — tretet ein, mein Freund, Ihr sollt bei uns Obdach finden."

Noch ehe Freifrau Anna ihrer schweren Besorgniß Worte leihen konnte, trat der Gerufene aus dem dunklen Nebenzimmer, in welchem er mit Jan gestanden hatte, ein.

„Verzeiht, hohe Herrin," sagte er mit wohlklingender Stimme. „Verzeiht, daß ich hier eindringe und vielleicht neue Sorge auf Euch wälze, aber es war Eures edlen Herrn Wille, daß ich ihm folgen solle."

Er blickte auf die schlummernden Kinder, über welche der Freiherr sich jetzt mit Thränen in den Augen gebeugt hatte. „Dort sind Eure Kinder," sagte er. „Sie sind bei Euch, Ihr dürft sie sehen, liebkosen. Die kranke Mutter, welche zu Antwerpen ihrer letzten Stunde entgegensieht, will mich, den Sohn noch einmal an das Herz drücken — gedenkt dessen und zürnt dem Kinde nicht, welches alles wagte, die sterbende Mutter noch einmal zu küssen."

Die Freifrau reichte ihm stumm die Hand. „Ihr seid uns willkommen," sagte sie. „Komme was da wolle, Gott hat es verhängt, wir müssen alles tragen, er leihe uns seine Hilfe."

„Amen!" sagte Friedrich.

Die Freifrau beeilte sich, einige Erfrischungen herbeizuschaffen; die kleine Gesellschaft saß bald an dem Tische, und man begann zu erwägen, wie die Flucht des Freiherrn und seines Begleiters zu ermöglichen sei.

Wenn Freiherr von Sterebeck die Hoffnung hegte, daß er ohne bemerkt worden zu sein in sein Haus gelangt sei, so täuschte er sich leider. Was Jan gefürchtet, war eingetroffen. Der mit Wohlthaten überhäufte Diener Klaus Ryssel war längst im Solde der Spanier.

Fast zu derselben Zeit, als der Freiherr mit Tempis vorsichtig durch die Gassen schritt, welche auf den Platz vor seinem Hause ausmünden, waren unbemerkt von ihm zwei Männer den Wanderern gefolgt. Es waren Klaus Ryssel und einer jener Dominikanermönche, welche die Spionage, die Verleitung zum Treubruch als Handwerk trieben, ein Mitglied des kuttentragenden Richterpersonals, welches die Armee des Herzogs Alba nach den Niederlanden begleitete. Eine große Anzahl dieser schrecklichen Priester und Mönche war schon vor der spanischen Okkupation in den Niederlanden und zwar unter allerlei Verkleidungen gewesen, um für künftige Zeiten eine Auswahl der Opfer zu treffen. Sie waren es, welche namentlich die Gelder für die Verräther verausgabten, und sie zeigten sich besonders eifrig bei dem schändlichen Handel.

„Sie sind in der Falle," kicherte Klaus, als die Thür des Hauses sich hinter Sterebeck und Tempis schloß. „Jetzt schnell zum Gubernador, daß sie uns nicht etwa entschlüpfen."

Die Flüchtlinge waren endlich in sanften Schlaf gesunken. Sie wollten den folgenden Tag in dem Hause bleiben und zur Nachtzeit ihre Flucht aus Brüssel bewerkstelligen. Die Freifrau und die Kinder sollten zurückbleiben, der Freiherr sah keine Möglichkeit, sie ohne Aufsehen aus der Stadt zu schaffen.

Der Tag brach an und warf seine Strahlen durch die hohen Fenster des Sterebeckschen Hauses. Der Freiherr und sein Schützling waren bald munter. Jetzt erst beim Frühtrunke vermochte Sterebeck seine Kinder ans Herz zu drücken, es war eine kurze glückliche Zeit — die Kinder liebkosten den Vater, die Familie empfand es mit tiefem Schmerz, daß die Stunde der Trennung bald wieder schlagen werde.

Jan hatte Sorge dafür getragen, daß die Fenster des Hauses durch die Vorhänge geschlossen blieben. Die Thüren wurden nur den hinlänglich Bekannten geöffnet und jeder im Hausflur abgefertigt. Wie immer in den letzten Wochen, so blieben auch heute Straßen und Plätze leer — Jan und die alte Amme lauschten zuweilen hinter den Fenstergardinen — es ließ sich nichts blicken, und die zehnte Vormittagsstunde rückte heran, ohne daß ein unheilverkündendes Zeichen bemerkt wurde; da plötzlich brachen aus den Gassen die spanischen Soldaten hervor.

„Es gilt uns!" rief der Freiherr. „Sie rücken auf das Haus zu, es unterliegt keinem Zweifel, wir sind verrathen."

„Erbarme Dich, o Gott!" jammerte die Freifrau. Die Kinder drängten sich wie kleine vom Stößer bedrohte Vögel um den Vater. „Verbirg Dich, Adolf," bat die Freifrau. „Das Haus

ist groß und weit, sie finden Dich nicht — zur Nacht ist Rettung möglich."

„Nimmermehr!" rief der Freiherr entschlossen, „wie Gott will, so geschehe es. Ich werde nicht weichen, sie mögen mich vor ihr Tribunal schleppen, bessere Männer wie ich haben dort gestanden; was mich schwer und schmerzlich ergreift, ist nur, daß ich Euch, mein Freund, in das Verderben ziehe."

Er reichte Tempis die Hand. „Es ist höherer Wille," sagte der Geistliche. „Ich gehorche ihm. Ich werde nicht suchen zu entfliehen, ich will mit Euch gehen, Herr von Sterebeck, sie sollen sehen, daß ein Diener des Wortes Muth und Kraft hat wie ein Kriegsmann."

„Ich trenne mich nicht von Dir," rief Anna. „Ich geleite Dich hinauf zu dem Blutrath. Sie sollen uns alle vernichten — die Kinder werden sie schonen — was soll geschehen? Ha — horch!"

Gewichtige Schläge dröhnten gegen die Hausthür. Der Freiherr eilte zum Fenster. Der ganze Platz vor dem Hause war mit Soldaten des spanischen Regiments Ulloa und mit einer Menge neugierigen Volkes besetzt.

„Oeffne, Jan!" gebot der Freiherr. „Ihr alle bleibt um mich, die spanischen Hunde sollen uns beisammen finden." Jan ging hinweg; einige Minuten verstrichen, keiner der Bedrohten sprach ein Wort. Klirrende Tritte ließen sich vernehmen, die Thür ward aufgerissen, ein spanischer Hauptmann erschien, hinter ihm fünf bis sechs Hellebardirer der spanischen Truppe. Als der Hauptmann die Gruppe vor sich erblickte, trat er fast erstaunt einen Schritt zurück.

„Ihr braucht nicht weiter zu fragen," begann der Freiherr vortretend. „Ich bin es, den Ihr sucht: der Freiherr Adolf von Sterebeck; dieses ist Friedrich Tempis, ein Geistlicher und mein Freund, dies meine treue Gattin."

„Befehl des Herzogs von Alba," erwiderte der Hauptmann, „Euch, Freiherr von Sterebeck, sammt Eurer Gattin, dem Geistlichen und Euren Kindern vor den hohen Rath zu führen."

„Auch die Kinder?" rief der Freiherr außer sich. „Was haben sie gethan? Weshalb sollen diese kleinen armen Wesen vor einen Richterstuhl geschleppt werden?"

„Befehl des Herzogs!" lautete die Antwort.

„Gehen wir!" sagte der Freiherr.

Von dem Hauptmann und den Wachen begleitet, schritt die unglückliche Familie durch die Zimmer des Hauses, die Treppen hinab, auf den Platz. Bei Sterebecks und der Seinigen Erscheinen ertönte ein lauter Ruf des Bedauerns aus der Menge. „Stellt die Hellebarden!" kommandirte der Hauptmann. Im Nu wurden von den Truppen die Waffen auf das Pflaster des Platzes gestoßen. Ein zweites Kommando: „Schließt Euch!" ertönte. Die Soldaten nahmen die Gefangenen in ihre Mitte. Der Freiherr führte seine Gemahlin, Tempis hatte zwei der Kinder an der Hand, das dritte ging mit der Amme, die ihre Herrschaft nicht verlassen wollte. Jan war im Hause als Wächter geblieben.

Der Zug ging vorwärts, umringt von einer großen Menschenmenge, welche noch mehr anwuchs, je näher man dem Cuilenburgischen Palast kam. Zwar waren dergleichen Transporte den Einwohnern Brüssels keine neuen Schauspiele mehr; aber die Kunde von der Verhaftung Sterebecks, eines der angesehensten Männer, eines Geusen, den jeder in Sicherheit glaubte, hatte doch eine außergewöhnliche Menschenzahl in die Straßen gelockt. Schon von weitem sahen die Gefangenen, wie sich die Masse vor dem Palast zusammenballte. Ein buntes Gemisch von Soldaten aller Waffengattungen, von Weibern, Priestern und Mönchen, Bürgern jedes Alters, dann erschienen zuweilen einige schwarz gekleidete Schreiber, dann wieder Haufen von Gefangenen, welche bereits von dem Tribunal zurückgebracht wurden. Geschoben von ihren Wachen, von der Masse umflutet, wurden Sterebeck und seine Begleitung in das Portal des Palastes geführt. Hier herrschte ebenfalls ein wildes Drängen. Die Treppe war bis zum Sitzungssaal hinauf mit Soldaten besetzt. Eine herzzerreißende Scene folgte der anderen. Man sah, wie Verwandte und Freunde, Vater und Sohn, Mutter und Tochter von einander Abschied nahmen; während mit den Sterebecks zugleich neue Gefangene hinaufgeführt wurden, stiegen andere, von den Wachen geleitet, hernieder. Droben angelangt, befanden sich die Sterebecks in einem großen Vorzimmer, welches mit Personen jedes Geschlechts und Alters, jedes Ranges und Standes angefüllt war. Auch hier schreckliche Scenen aller Art.

Bald ein Kreischen der Angst und des Entsetzens über das gefällte Urtheil, bald laute Zornesrufe und Verwünschungen, klägliches Bitten und Wimmern, dazwischen die barschen Befehle der Soldaten. Wer vor das Tribunal geführt ward, dem wurde es durch einen Aufruf seines Namens angezeigt. Dann öffnete sich schnell die Thür zum Sitzungssaal, und der Geforderte wurde eingelassen. Tiefe Stille herrschte einige Minuten; man versuchte zu hören, aber nur einzelne Töne schlugen an die Ohren der Horcher, bis der Eingelassene wieder erschien, um den Wachen übergeben zu werden, denn selten lautete das Urtheil auf Freisprechung.

Sterebeck und die Seinen mußten lange warten; endlich erschallte aus dem Munde des Aufrufers der Name des Freiherrn und des Ketzerpriesters Tempis. „Fassung, Ruhe!" flüsterte der Freiherr. „Seht auf mich, meine Theuren." Die Gerufenen mußten sich mühsam durch das Gedränge bis zur Thür arbeiten. Hier gab es noch einen Aufenthalt; eine Frau war ohnmächtig niedergesunken. Während man bemüht war, sie fortzuschaffen, drängte sich ein Mann an den Freiherrn: „Gott mit Ihnen!" flüsterte er. „Nehmen Sie alle Kraft zusammen. Der Herzog Alba präsidirt heut selbst dem Gericht." Diese Kunde war schrecklich genug, um die Freifrau schwanken zu machen. „Ich sterbe!" flüsterte sie. „Adolf, wir werden das Licht der Sonne nicht wiedersehen — o, die Kinder!"

Aber schon ward die Thür geöffnet. „Tretet ein, Ihr Angeklagten!" rief eine Stimme, und von den Soldaten geschoben, befanden sich die Sterebecks und Friedrich Tempis im Rathszimmer. Es war ein mächtiges, hohes, getäfeltes Gemach, welches mit Stuckarbeit reich verziert erschien. Eine lange Tafel war quer vor den Kamin gestellt. Sie war mit Schriften und Büchern bedeckt. Hinter derselben saßen: Luis del Rio, Juan de la Porta und Adam Biere, ein Niederländer, den man zum Schein der Unparteilichkeit als Beisitzer gewählt. Hochaufgerichtet stand der elende Vargas, der die Anklageschrift in der Hand hielt; hinter ihm zwei Dominikanermönche, die Fratres Athanasius und Elianus. Rechts oben an der Tafel saß in großem Lehnsessel Ferdinand Alba, Herzog von Toledo. Er trug heut eine halbe Rüstung. Seine Beine steckten in schweren Lederstiefeln, an denen goldene Sporen klirrten. Seinen langen breiten Degen hielt er zwischen den Knieen; um den Hals trug er die goldene Kette des Ordens vom Vließ. Sein Hut aus schwerem Sammet lag auf der Tafel.

Er maß den Freiherrn mit finsteren Blicken; aber Adolf von Sterebeck hielt diesen Blick aus. Er hatte seinen Sohn vor sich genommen und legte seine Hände auf die Schultern des Kindes. Fritz Tempis stand dicht vor der Tafel. Er hielt ein Buch in der Hand, eine lutherische Bibel, und schaute, ohne eine Miene zu verziehen, die Richter an. So fest die Männer waren, die Frauen vermochten den Basiliskenblick des Herzogs nicht zu ertragen. Anna sank in die Knie, ihr Töchterchen flüchtete in ihre Arme, während die ältere mit der einem Kinde eigenen ängstlichen Neugierde den gefürchteten Herzog anstarrte.

„Ich bin betrübt," hub Alba mit dumpfem Tone an, „Euch, Adolf von Sterebeck, hier zu sehen — als einen Feind des Königs."

„Ich war niemals ein Feind der Majestät," entgegnete der Freiherr ruhig und mit Würde. „Ich floh, um nicht der Ungerechtigkeit in die Hände zu fallen."

„Ihr vergeht Euch schon dadurch, daß Ihr an der Gerechtigkeit der königlichen Richter zweifelt," sagte der Herzog. „Aber es ist genug, daß Ihr einer von den Geusen seid — oder seid Ihr es nicht?"

„Ich gehöre dem Bunde an," lautete des Freiherrn Antwort.

„Weiter!" sagte Alba in spanischer Sprache zu Vargas.

Dieser räusperte sich und begann die Anklage vorzulesen. Sie lautete genau so wie alle dergleichen Aktenstücke. Feindliche Gesinnung gegen das Königshaus, Betheiligung am Geusenbunde, Hinneigung zu dem Ketzerglauben ꝛc.

Digitized by Google

„Was habt Ihr darauf zu entgegnen?" fragte Vargas.

„Nichts, als daß die Beschuldigung, ich sei ein Feind des Königs, unwahr ist. Ich zog den Degen gegen die Tyrannei der Häscher und Schergen — denselben Degen, welcher für den König bei Saint-Quentin focht."

Alba winkte mit der Hand. „Die alten Ausflüchte," sagte er. „Weiter, Vargas." Nun kam Tempis an die Reihe. Er wurde einfach der Ketzerei angeklagt.

„Hier ist mein Hort!" rief der Priester, die Bibel erhebend. „Wie der, welchen dereinst Eure Vorgänger mit Feuertod bedrohten, so rufe auch ich: Widerlegt mir das, was hier drinnen steht, und ich werde Buße thun; ist es aber gerechtes Werk, was hier gepredigt wird, so hat kein Herrscher der Erde die Macht, uns zu verbieten, dieses Wort zu verkünden."

„Und doch kommt Ihr gegen den Willen der Obrigkeit in dieses Land," sagte Alba, der den Priester mit fürchterlichen Blicken maß, „da doch in der Bibel, die Ihr hoch haltet, geschrieben steht: Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat! Euer Luthernus wird diesen Spruch wohl nicht fortgelassen haben."

„Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen!" rief Tempis.

„Höret, Ihr Richter!" schrie jetzt der Dominikaner Elianus, „höret ihn! Das ist es, womit er den Aufruhr predigt. Es ist einer der Schlimmsten; ich hörte ihn reden auf der Wiese vor Gent, als ich in Verkleidung dieses unglückliche Land durchreiste. Richtet ihn strenge und den, mit dem er geflohen, der ihm fortgeholfen hat!"

„Wenn Ihr den Herrn dort meint," sagte Tempis, „so irrt Ihr. Ich kenne ihn nicht. Wir trafen erst gestern zusammen, ich trat in sein Haus, ohne weiter zu wissen, wer er war, woher er kam."

In diesem Augenblick erschien hinter der Tafel zwischen Vargas und del Rio ein häßlicher Kopf, diesem folgte ein zweiter. Der erste war ein Manns-, der zweite ein Weiberkopf. Beim Anblick derselben fuhr Sterebeck erschrocken zurück, und die Freifrau stieß einen Ruf des Entsetzens aus; sie griff hinter sich, als wolle sie nach einer Stütze suchen. Die Amme faßte die eiskalte Hand der Herrin. Die Sterebecks hatten Klaus Ryssel und seine Frau erkannt. „Wir sind verloren!" murmelte der Freiherr. „Der nichtsnutzige Diener ist der Ankläger."

Unterdessen hatte Vargas die Klageschrift gegen Tempis vorgelesen; als er zu Ende war, erhob sich del Rio und sagte: „Euer Gnaden," hierbei wendete er sich zu Alba, „dieser brave Mann und gute Katholik hat so eben Zeugniß abgelegt wider den Freiherrn und dessen Gattin. Der Ketzerpriester log, denn der Zeuge hat ihn in Gemeinschaft Sterebecks kommen sehen. Er hat gehört, indem er beiden nachschlich, wie sie sprachen, als wären sie lange alte Freunde. Auch der hochwürdige Bruder Elianus wird bezeugen, daß der Mann die Wahrheit sprach."

„Ich zeuge für ihn!" schnarrte Elianus. „Ich war in des Mannes Gesellschaft, als die beiden dort ankamen."

„Bube!" donnerte Sterebeck. „Du wirst Deinen Lohn empfangen! Ich habe ihn aufgenommen, als die Bilderstürmer ihn mißhandelt hatten; er lohnt es durch schnöden Verrath. Welch Ansehen, Herr Herzog, kann ein Tribunal haben, das solche Zeugen aufruft?"

„Ihr lästert des Königs Richter!" rief Alba sich erhebend. „Ihr könnt die Anklage nicht widerlegen — Ihr Herren Richter, ich bin gewillt, diesen Mann dort und diesen Priester der Strafe zu übergeben!"

„Gnade!" rief die Freifrau. „Gnade für ihn!"

„Sorgt um Euch und Eure Kinder!" donnerte Alba. „Ihr Richter, ich erwarte den Spruch!"

In solch empörender Weise wurde stets das erste Verhör beendet. Man führte die Gefangenen dann in die Haft, ließ sie hier eine Zeit lang schmachten und dann durch zwei folgende Termine gehen, die stets mit der Verurtheilung endeten. Man nannte diese Termine „die Audienzen" und hielt sie nur, um sich den Schein gesetzmäßigen Verfahrens zu geben. Das Geschick der Angeklagten war stets schon im ersten Termin entschieden.

Als der Herzog die Worte: „Ich bin gewillt!" ausgesprochen hatte, waren die feigen Richter keines Widerspruchs mehr fähig. Sie bestätigten die Schuld; das Urtheil lautete: „Haft bis zum nächsten Termin".

Die ganze Familie nebst Tempis ward in den Kerker des Stadthauses geführt. Es galt noch als eine besondere Milde des Herzogs, daß sie beisammen bleiben durften und daß bis zu ihrer Verurtheilung Jan ihnen die Kost bringen durfte. Die Sterebecks und Tempis hatten sich schnell genug an den Aufenthalt im Kerker gewöhnt. Sie versuchten während der wenigen Wochen, welche ihnen bis zum zweiten Termin blieben, einen Advokaten zu erlangen, aber vergebens. Es fürchtete sich jeder, die von Alba selbst Verurtheilten zu vertheidigen.

Die Tage schwanden. Eines Abends jedoch, als der Freiherr und seine Gattin am Fenster des Kerkers saßen, als die Kinder stumm und beklommen zu den Füßen der Eltern kauerten und Tempis gedankenvoll, die Stirn gegen die Gitterstäbe gedrückt, in den Hof des Gefängnisses schaute, welchen der Posten, ein ältlicher Mann, dessen Antlitz tiefe Narben zeigte, durchschritt, geschah etwas Seltsames.

Der Soldat hatte seit dem Antritt seines Wachtdienstes die höchste Gleichgültigkeit gezeigt. Er blieb auch vollkommen theilnahmslos, bis die Runde vorüber war, der er seinen Rapport machen mußte.

Sobald diese ihn verlassen hatte, sahen die Gefangenen, wie der Mann plötzlich ein Zeichen machte. Er senkte seine Hellebarde und befestigte ein Stück Papier an die Spitze der Waffe; dann hob er diese empor bis zum Fenster, hinter welchem Sterebeck mit seiner Gattin saß. Das Papier kam dem Freiherrn so nahe, daß dieser es ohne alle Mühe greifen konnte. Alles war so schnell gegangen, daß die Gefangenen keine Zeit zu weiteren Forschungen hatten; auch sahen sie, wie der Soldat sofort nach Abgabe des Zettels wieder im Hof erschien, aber den Fenstern des Kerkers den Rücken zuwendete.

Die Gefangenen traten schnell zusammen. Sterebeck sah sogleich, daß der Zettel mit Schrift bedeckt war. Er las folgende, in französischer Sprache geschriebenen Zeilen:

„Als das Getümmel der Schlacht von St. Quentin im vollen Gange war, fiel ich, Ruiz la Ronde, schwer verwundet zu Boden. Die Feinde drangen auf mich ein, und ich war nahe daran, von ihren Spießen durchbohrt zu werden, als ein Reiter sich den Wüthenden entgegenwarf und den Spieß, der mich durchbohren sollte, zur Seite schlug. Der Mann, welcher mich gerettet, ließ mich aus dem Getümmel schaffen; ich genas von meinen Wunden und erfuhr, daß der, welchem ich mein Leben dankte, der Niederländer Freiherr von Sterebeck, ein Offizier in der Armee des Grafen Egmont sei. Ich habe meinen Retter erst wiedergesehen, als er zum Tribunal geführt wurde, und von diesem Augenblick an darauf gesonnen, wie ich ihm vergelten könne, was er an mir gethan.

„Fragt, forschet nicht weiter. Heute Nacht wird der Kerker offen bleiben. Die Gänge sind nur von zwei Posten bewacht. Einer derselben bin ich, Ruiz; der andere ist mein Waffenbruder. Der Freiherr nütze die Zeit; morgen ist alles zu spät. Wenn er mit den Seinen glücklich aus dem Hause gelangte, so wende er sich rechts in das Gäßchen von St. Severin. Er findet dort seinen Diener Jan, der ihm alles weitere berichten wird. Eilt, eilt! Keinen Dank, wenn ich auf Posten bin."

Der Freiherr faltete gerührt die Hände. „Ich gedenke des Mannes wohl," sagte er. „Ich rettete ihn und noch zwei andere seiner Genossen. Wir wagen die Flucht, meine Lieben."

„Wenn es eine Falle wäre?" sagte Tempis.

„Ich traue dem Mann," entschied der Freiherr. „Haltet Euch alle bereit."

Der Gefängnißwärter brachte das Abendessen. Er schien sehr eilig, während er doch sonst mit den Gefangenen plauderte. „Euer Diener hatte heut viel zu besorgen," sagte er, „daher bringe ich Euch das Abendbrot. Gehabt Euch recht wohl!" Er machte dabei ein Zeichen nach der Thür hin, welches dem Freiherrn auffiel. Zwar rasselte er, draußen angekommen, mit den Schlüsseln; aber Sterebeck schien es, als sei die Pforte nicht verschlossen worden.

Digitized by Google

„Es ist richtig," flüsterte er. „Wir können befreit werden."

Einige Zeit harrten die Gefangenen noch aus; dann gebot der Freiherr, die Flucht zu versuchen. Er schritt voraus. Die Freifrau mit der ältesten Tochter folgte, dann die Amme mit dem jüngeren Kinde; Tempis machte den Schluß, er führte den Knaben. Die Thür war in der That offen. Die Flüchtlinge schritten den Gang entlang. Sie sahen einen Posten im erleuchteten Gange; es mußte Ruiz sein. Er winkte leicht mit der Hand. Der zweite Posten hatte sich gegen die Wand gekehrt, er schien die zahlreiche Gesellschaft nicht zu bemerken; noch wenige Schritte, und die Flüchtenden waren vor dem Eingang angekommen. Das Erdgeschoß des Stadthauses, welches ursprünglich gar nicht zu Gefängnissen diente, sondern nur in der Eile dazu hergerichtet worden war, weil die eigentlichen Kerker überfüllt waren, mündete in eine kleine Sackgasse aus. Ein Posten war in der That genügend, hier den Dienst zu versehen.

Wieder einige Schritte vorwärts — die Flüchtlinge waren im Freien. Der erhaltenen Weisung gemäß wendeten sie sich rechts in das Severinsgäßchen. Sie hatten aber noch keine fünf Schritt vorwärts gethan, als ein Mann ihnen entgegentrat.

„Jan!" sagte der Freiherr.

„Mein theurer Herr!" lautete die Antwort.

„Gelobt sei Gott!" jubelten die Kinder.

„St!" machte Jan. „Kein Wort weiter — auf und davon!"

Die Flüchtlinge erblickten nun zwei Wagen. Jan nöthigte die Befreiten, einzusteigen. In fieberhafter Eile wurde dies bewerkstelligt; die Wagen rollten davon. — „Der zweite Wagen wird von meinem Vetter geführt," sagte Jan zu dem neben ihm sitzenden Freiherrn.

Immer weiter ging die Fahrt, bis endlich am Ufer des Kanals gehalten wurde. „Aussteigen!" gebot Jan.

Alle gehorchten. Der Diener schritt voran über eine Brücke aus Brettern; sie führte auf eines der vielen im Kanal liegenden Schiffe. Alle waren beisammen; der Freiherr drückte sein Weib, seine Kinder ans Herz. Tempis reichte ihm die Hand und preßte sie dann vor seine thränenfeuchten Augen; er gedachte der Mutter, die sicher heimgegangen war, ohne den Sohn noch einmal erblickt zu haben. Um Mitternacht verließ das Schiff mit den Geretteten den Kanal, um in die Senne und von da in die Nordsee zu steuern. Zehn Tage später landete der Kapitän Hessels mit der Barke „Dorothea" und den Geretteten an der englischen Küste.

Der Freiherr hatte durch Jan erfahren, daß der Soldat zu jenem gekommen war und ihm den Rettungsplan mitgetheilt, ihn auch beordert hatte, mit den Wagen an der bestimmten Stelle bereit zu sein. Das war aber alles, was Jan berichten konnte. In welcher Weise es dem wackeren Mann gelungen war, seinen einstigen Retter zu befreien, welche Mittel er zur Befreiung verwendet hatte, das blieb unbekannt; denn als später in glücklicheren Zeiten die Sterebecks ihr Vaterland wiedersahen, war Ruiz la Ronde verschollen, und dem Freiherrn gelang es nicht, jemals wieder die Spur seines Retters aufzufinden.

Skizzenbucherinnerungen.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Text und Illustrationen von **A. Dielitz.**

II. Der erschossene Wilderer.

Im Spätherbst des Jahres 1871 besuchte ich zum ersten Male die herrliche Bergwelt der oberbairischen Alpen. Von Partenkirchen, dem in grauer Vorzeit von den Römern begründeten, früher wegen der malerischen Bauart seiner alten Häuser berühmten Marktflecken, der leider in jüngster Zeit mehrfach durch Brände zerstört und in praktischer, aber nüchterner Gestalt neu erstanden ist, wanderte ich an einem prächtigen Oktobertage dem Eibsee zu, der seine dunkle, grüne, unermeßlich tiefe Flut am Fuße der riesigen, vielzackigen Wände des Wettersteingebirges ausbreitet. Am Ufer, zwischen Steinen und Gestrüpp, liegen einige alte baufällige Fischerhütten. Drinnen hausen mehrere kinderreiche Familien, welche nach Bädeckers (übrigens als unrichtig erwiesener) Angabe von Zigeunern abstammen sollen, und von deren Wüstheit, Geldschneiderei und Wilddieberei die Bewohner der Umgegend und die Besucher des Sees mancherlei wenig Erbauliches zu berichten wissen. Ich bin immer gut mit ihnen ausgekommen, und sie fesselten mich durch ihre malerische Erscheinung: die krausköpfigen halbnackten Kindergestalten, die kräftigen braunen „Mannesbilder", die so trotzig und verwegen unter dem betroddelten Spitzhut hervorblickten, und die schwarzäugigen, kecken „Dirnd'n", die beim Fahren auf dem See mit glockenhellen Stimmen und schneidigen Jodlern das vielfache Echo der Felsenwände gar anmuthig zu wecken wußten. Damals, es war das erstemal, daß ich am Eibsee war, saß das Mädchen schweigend und beklommen, und der Bursche, der das Ruder führte, schaute finster und „zuwider" drein. Lautlos glitt der kleine Kahn durch die spiegelklare, smaragdene Flut; die heiße Mittagssonne lag drückend auf dem Wasser und zeichnete phantastisch gestaltete Schatten auf die wild zerklüfteten, aus schwarzem Tannendickicht schroff und gigantisch aufsteigenden Gewände der Zugspitz. Schweigend landeten wir an der kleinen Insel, und ich legte mich ins Gras, um ungestört der wunderbaren Gebirgseinsamkeit zu lauschen. Auf einmal fiel mein Blick auf das Fischermädchen; sie saß am Ufer auf dem Rande des Kahns, den Kopf gesenkt, die Hände wie zum Gebet auf den Knieen gefaltet, die ganze Figur im scharfen Profil, das Gesicht vom rothen Kopftuch verdeckt. Schnell holte ich mein kleines Buch aus der Tasche, um die einfache und doch so ausdrucksvolle Stellung der Figur mit einigen Strichen zu notiren. Das Mädchen saß ganz regungslos und wäre wohl, nachdem ich mein Buch wieder eingesteckt hatte, noch lange in ihrer Stellung unbeweglich geblieben, wenn nicht das laute Krachen des Schusses, den der Bursche gewohnheitsmäßig zur Weckung des Echos löste, und der lang nachdonnernde Wiederhall der Felsen sie aufgeschreckt hätte.

Hier ist die kleine Zeichnung.

Als ich sie abends auf der Post in Partenkirchen einem jungen Forstbeamten zeigte, dessen Bekanntschaft ich gemacht hatte und der eine feine Beobachtungsgabe besaß, fragte derselbe: „Das haben Sie wohl aus der Phantasie gezeichnet?" „Im Gegentheil," erwiderte ich, „direkt nach der Natur." „Das ist auffällig," sagte er. „Haltung und Ausdruck der Figur scheint dem Charakter dieses kecken, sorglosen, trotz ihrer Armuth immer lustigen Mädels wenig zu entsprechen. So habe ich sie nie dasitzen sehen. Die ganze Haltung drückt, obgleich man die Züge des Gesichts nicht sieht, in ihrer starren Ruhe eine tiefe, in sich gekehrte Traurigkeit aus. Haben Sie nicht gefragt, ob sie irgend einen Kummer hat, vielleicht daß der „Bua" untreu worden oder dergleichen?" Ich hatte nicht darnach gefragt. Die Leute waren mir ganz fremd, und ihre finstere Schweigsamkeit war mir weniger aufgefallen, weil sie in vollkommenster Uebereinstimmung war mit dem wilden, trotz des hellen Sonnenscheins doch unheimlich düstern Charakter der Landschaft. Am andern Tage schon wurde indes der Zusammenhang klar; das Mädchen hatte wohl Grund zur Traurigkeit.

Ich war in der „Höllenthalklamm" gewesen, einer engen einsamen, vom schäumenden Hammersbach durchströmten Felsschlucht, in welcher ein schmaler Pfad an der schroffen, senkrecht abstürzenden Wand des Wachsenstein („die schwarze Wand" genannt) sich steil emporwindet, bis oben in schwindelnder Höhe eine schwankende Brücke über den Gießbach führt, der tief unten mit donnerndem Getöse durch das Gestein dahinbraust. Vom steilen Weg ermüdet und „rechtschaffen" hungrig kehrte ich beim Förster in Obergrainau ein, einem malerischen Dörfchen in der Nähe des Eibsees. Die Magd erzählte mir schaudernd, daß „drunt im Dorf" in einem Schuppen ein Mensch zerschnitten würde, ein Wilderer vom Eibsee, der droben an der schwarzen Wand erschossen worden. Gestern hatten ihn die Seinen aufgefunden und heruntergebracht. Nun

Digitized by Google

Am Eibsee. Originalzeichnung von K. Dielitz.

war der Gerichtsarzt mit dem Untersuchungsrichter von Garmisch gekommen, um ihn zu seciren. Sofort eilte ich ins Dorf hinunter. Da lag, hingestreckt auf einer Bank, der Todte, ein kräftiger, prächtig gewachsener Bursche. Neben ihm stand der secirende Arzt, der Untersuchungsrichter, der Förster und der Gensdarm und weiter zurück die Angehörigen. Der Bruder, mein Fährmann von gestern, sah anscheinend theilnahmslos, die Hände auf dem Rücken, mit der Pfeife im Munde, zu. Die Braut des Erschossenen aber, das Mädchen, das ich gestern gezeichnet, als sie still in lautlosem Schmerz dagesessen, machte sich heut, vereint mit der Mutter, in lautem unbändigen Jammer Luft. Nachdem die Section beendet und alle Rehposten (auch Stücke von gehacktem Blei fanden sich vor) herausgeholt waren, wobei der Lauf, den jedes einzelne genommen, genau festgestellt wurde, schritt man sofort zur Bestattung der Leiche. Sie fand mit allen Ceremonien statt. Voran schritt ein Knabe mit der Todtenfahne, dann der Meßner mit dem Rauchfaß und der Benefiziat von Obergrainau, hinter ihnen, von Bauern getragen, der blaugestrichene Sarg mit brennenden Lichtern darauf und endlich die Leidtragenden. Der Bruder blickte starr und stumm vor sich hin; war es wirklich Theilnahmlosigkeit und Stumpfsinn, was ihm die Lippen schloß, oder war's verbissener Haß gegen den Förster, der natürlich als der muthmaßliche Mörder angesehen wurde? In das schrille Tönen der kleinen Todtenglocke mischte sich das Jammergeschrei der Weiber. Die Alte, gewiß nicht ohne Grund geängstigt um das Schicksal, dem die arme Seele ihres Sohnes im Jenseits entgegenging, rief einmal über das andere: „Wann er nur in die Kirch' gangen wär!" Aber der graubärtige Förster erwiderte trocken: „Ja freili, wenn er in der Kirch g'sessen wär', nacha wär er nit im Wald d'erschossen wor'n!" An ein Resultat der Untersuchung glaubte niemand: „Der ist hin. Wer's 'than hat, sagt's nit, und anders kann's nit aufkomma (herauskommen)!"

Digitized by Google

Verkehr und Verkehrsmittel der Reichspost.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

II.

Hinsichtlich ihrer Eigenschaft als frankirte, unfrankirte und portofreie Briefsendungen unterschieden, beträgt die Zahl der unfrankirten Briefe 4 Prozent von der Zahl der frankirten, die Zahl der portofreien Sendungen beträgt 27 Millionen Stück, d. i. 5,3 Prozent der Gesammtsumme.

Der unfrankirten Briefe werden von Jahr zu Jahr weniger, seitdem ihnen Seitens der Postverwaltung mit Einführung eines Strafportos für unfrankirte oder ungenügend frankirte Sendungen der Krieg erklärt worden ist. Nur solche Briefschreiber, denen die Taxbestimmungen unbekannt sind, pflegen heutzutage noch unfrankirte Briefe abzusenden. Die meisten Geschäftshäuser und viele Private haben längst Verabredung gegenseitig dahin getroffen, ihre Briefe nur „Franko gegen Franko", wie der kaufmännische Ausdruck lautet, abzuschicken, die Annahme unfrankirter Briefe aber in allen Fällen zu verweigern.

Retourbriefe — solche bei Reichspostanstalten aufgelieferte gewöhnliche Briefe, die wegen Unbestellbarkeit nach der Aufgabepostanstalt zurückgelangt sind und demnächst, weil der Absender aus Siegel oder Handschrift nicht zu erkennen gewesen ist, behufs Ermittlung des letzteren von der Postanstalt an die vorgesetzte Oberpostdirektion eingesandt werden, wo ein hierzu bestimmter Ausschuß die Briefe öffnet — hat es 936,941 Stück gegeben. Von diesen gelang es, 748,274 Stück an den Absender zurückzugeben, so daß endgiltig unbestellbare Briefe 188,600 Stück übrig blieben. Obgleich diese Zahl der weder an den Adressaten bestellten noch an den Absender zurückgelangten Briefe gegenüber einer Zahl von 401 Millionen bei den Reichspostanstalten aufgelieferten Briefen als sehr gering erscheint, muß sie doch auf der andern Seite als eine immer noch recht große bezeichnet werden, wenn man berechnet, daß auf je 2126 Briefe ein unanbringlicher Retourbrief — ein „todter Brief" (dead letter) wie der Engländer sagt — kommt, der nach einer bestimmten Lagerfrist dem Feuer überantwortet werden muß. Die Zahl der Retourbriefe würde auf ein Minimum herabsinken, wenn Seitens des korrespondirenden Publikums alle zur Absendung gelangenden Briefe mit dem vollen Namen des Absenders, wenn nicht auf der Außenseite, so doch wenigstens im Innern versehen würden. Die meisten aller Retourbriefe, 77,5 Prozent, waren deshalb unbestellbar, weil der Adressat am Bestimmungsorte nicht zu ermitteln war.

Es erübrigt noch, über den Zeitungsverkehr der Reichspost einige Einzelheiten mitzutheilen, da derselbe eine hervorragende Stelle einnimmt. Wie die Reichspost anderen Postverwaltnngen gegenüber das am besten ausgebildete Fahrpostinstitut besitzt, so zeichnet sie sich auch durch ihren ausgedehnten Zeitungsvertrieb vor denselben aus. Während sich in allen größeren Staaten Europas, z. B. in England, Frankreich, Italien und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Post mit dem Verkaufe und der Besorgung von Zeitungen und Zeitschriften nicht befaßt, es vielmehr den Lesern überläßt, sich die Blätter durch die Verleger vermittelst der Post zusenden zu lassen und zwar gegen jedesmalige Bezahlung der einzelnen Sendungen, vermittelt die Reichspost den Bezug der Zeitungen und Zeitschriften zwischen Verleger und Publikum selbständig, nimmt durch alle Postanstalten Bestellungen und Vorausbezahlungen an und sorgt dafür, daß die bestellten Blätter regelmäßig und mit der schnellsten Versendungsgelegenheit befördert und daß etwa ausgebliebene Nummern nachgeliefert werden. Für diese ihre Mühewaltung läßt sie sich durch eine gleichzeitig mit dem Zeitungsgelde zur Erhebung kommende Zeitungsgebühr, welche für alle mehr als viermal monatlich erscheinenden Zeitungen 25 Prozent, bei allen übrigen 12½ Prozent des Einkaufspreises der Zeitung beim Verleger beträgt, entschädigen. Es macht hierbei keinen Unterschied, wie oft die Zeitung erscheint und wie oft die Versendung durch die Post erfolgt, ob dreimal täglich oder nur einmal wöchentlich, die Gebühr ist mithin für die täglich und öfter erscheinenden Zeitungen eine verhältnißmäßig sehr niedrige (für alle Zeitungen durchschnittlich beträgt sie 1 Pfennig pro Exemplar). Aus diesem Umstand erklärt sich die Thatsache, daß der Zeitungsverkehr der Reichspost ein bedeutenderer und umfangreicherer ist, als der anderer Postverwaltungen, und daß wir in Deutschland eine auffällig große Anzahl politischer Zeitungen haben, die täglich mehr als einmal erscheinen. Im Jahr 1875 wurden in den Staaten des deutschen Reiches durch die Post 1838 politische Zeitungen und 1608 Zeitschriften anderen Inhalts vertrieben. Von den ersteren erscheinen 535 wöchentlich sechsmal und öfter. In England, dessen sonstiger Briefverkehr den Deutschlands noch immer übertrifft, ist die Zahl der durch die Post beförderten Zeitungen noch nicht halb so hoch, wie die Zahl der durch die Reichspost beförderten Zeitungen.

Wie wir schon oben gesehen haben, sind im Jahre 1874 durch Vermittlung der Reichspostanstalten 259 Millionen Zeitungsnummern bezogen worden. Die Zahl der verschiedenen Zeitungsexemplare hat 1,499,341 Stück betragen. Innerhalb des Reichspostgebietes erschienen davon 1,422,564 Exemplare, welche in 246 Millionen Nummern befördert wurden. Für den Zeitungsverkehr mit dem Auslande bleibt hiernach die Summe von zusammen 76,777 Exemplaren und 13 Mill. Nummern übrig. Bei dem Postzeitungsamte in Berlin, einer eigens für den Zeitungsverkehr eingerichteten Postanstalt, welche den Postvertrieb sämmtlicher in der Reichshauptstadt erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften (60 politische Zeitungen, von denen 4 wöchentlich zwölfmal, 2 wöchentlich siebenmal, 20 wöchentlich sechsmal erscheinen und 236 Zeitschriften nicht politischen Inhalts) zu besorgen hat, werden an jedem Tage durchschnittlich 170,000 Stück politische Zeitungen und 50,000 Stück Zeitschriften nicht politischen Inhalts von den verschiedenen Verlegern aufgeliefert, welche in mehr als 5000 einzelne Packete sortirt und verpackt werden müssen. Das Postzeitungsamt steht mit 2700 deutschen Postanstalten in Verbindung und hat mit 158 Verlegern abzurechnen.

Der Gesammtgeldverkehr innerhalb des deutschen Reichspostgebietes ist im Jahre 1874 durch mehr als 41 Millionen Postsendungen im Gesammtbetrage von 4,274,555,843 Thalern vermittelt worden. Nahe an 4000 Millionen Thaler von dieser Summe sind in vierzehn Millionen Stück Briefen und Packeten mit Werthangabe, also in natura, befördert worden, der Rest von 275 Mill. Thalern entfällt auf 27 Mill. Stück Postanweisungen, Postvorschußsendungen und Postauftragsbriefen.

Unter den zuletzt aufgeführten 27 Millionen Stück befanden sich 20,248,000 Stück Postanweisungen im Betrage von 228 Millionen Thalern. Die Zahl der Postanweisungen ist demnach bereits im vergangenen Jahre, obgleich für dieses noch die älteren, dem Postanweisungsverkehr weniger günstigen Vorschriften — Höchstbetrag einer Postanweisung 50 Thaler, Gebührensätze 2 und 4 Groschen bis 25 beziehungsweise 50 Thaler — in Giltigkeit standen, eine um über 6 Millionen, gleich 19 Prozent größere gewesen, als die Zahl der beförderten Geldbriefe und Werthpackete. Mit dem Inkrafttreten neuer, den Postanweisungsverkehr erleichternden Bestimmungen und Einführung niedrigerer Gebührensätze am 1. Januar 1875 — Höchstbetrag einer Postanweisung 300 Mark, Portosätze 20 Pf. bis 100 Mark, 30 Pf. von 100—200 Mark und 40 Pf. von 200—300 Mark — machte sich sofort eine ganz bedeutende Steigerung des in Rede stehenden Verkehrszweiges bemerkbar.

Nach dem Ausland sind 620,000 Stück Postanweisungen mit 9,400,000 Thlr. aufgeliefert worden, vom Auslande eingegangen sind 771,000 Stück mit 11,900,000 Thlr. Im Verkehr mit dem Auslande können gegenwärtig Postanweisungen ausgetauscht werden mit allen Ländern Europas, ausgenommen Rußland, Spanien, Portugal, Griechenland und die Türkei, doch können Einzahlungen auf Postanweisung nach und von Konstantinopel, wo ein deutsches Postamt besteht, gemacht werden. Ferner sind Postanweisungen zulässig nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, nach Ostindien und nach Südaustralien.

Bezüglich des gewöhnlichen Packetverkehrs ist schon früher erwähnt worden, wie sich derselbe seit Einführung niedriger, gleichmäßiger Portosätze gesteigert hat, auch ist bereits

Digitized by Google

über die Ausbreitung des Päckereiverkehrs nach Entfernungsstufen Mittheilung gemacht. Es bleibt daher nur noch zu sagen übrig, daß die bei weitem größte Anzahl aller Packete zu den mit der Einheitstaxe (25 Pf. bis 10 Meilen, 50 Pf. über 10 Meilen) belegten bis zu 5 Kilogramm schweren Packeten gehört haben. Von 39 Millionen innerhalb des Reichspostgebietes beförderten Packeten waren 77 Prozent bis 5 Kilogramm schwer, weitere 16,9 Prozent bewegten sich in der Gewichtsstufe von 5 bis 10 Kilogramm, und nur 6,1 Prozent aller Packetsendungen waren schwerer als 10 Kilogramm. Von sämmtlichen gebühren- und portopflichtigen gewöhnlichen Packeten waren 70,9 Prozent frankirt, 29,1 Prozent unfrankirt.

Zur Frankirung der bei den Reichspostanstalten zur Auflieferung gelangten Brief-, Geld- und Päckereisendungen sind im Jahre 1874: 572,379,242 Stück Freimarken, gestempelte Briefumschläge, gestempelte Postkarten und gestempelte Streifbänder verwendet worden, welche einen Nennwerth von 20,741,355 Thlrn. hatten.

Die Finanzergebnisse des Gesammtverkehrs der Reichspost sind im Jahre 1874 folgende gewesen: Die Gesammteinnahme betrug 32,603,908 Thaler, die Gesammtausgabe dagegen 29,895,809 Thaler. Der Gesammtausgabe traten hinzu außergewöhnliche Ausgaben im Betrage von 379,426 Thalern, so daß der Ueberschuß auf 2,328,673 Thaler zu stehen kommt. Dieser Ueberschuß, obgleich er einen Reingewinn von mehr als sieben Prozent nachweist, ist im Vergleich zu dem anderer Postverwaltungen ein geringer zu nennen. Es erzielten beispielsweise im Jahre 1873: England mit einer Gesammteinnahme von 35,280,000 Thalern 10,258,000 Thaler Ueberschuß, gleich 29 Prozent; Frankreich bei einer Bruttoeinnahme von 29,800,000 Thalern 10,156,000 Thlr., gleich 34 Prozent Ueberschuß; Oesterreich bei 9,268,000 Thalern Einnahme 1,524,000 Thaler, gleich 16 Prozent, Belgien 34, Rußland gar 38 Prozent Ueberschuß.

Die höchste Betriebseinnahme hat der Dezember 1874 mit 2,640,000 Thalern ergeben, die niedrigsten Einnahmen kamen in den Monaten Februar, Mai und August vor.

Im Briefverkehr sind die letzten und ersten Tage des Jahres die stärksten. Am Sylvester- und Neujahrstag von 1873 zu 1874 gelangten in Berlin allein 547,377 Stadtbriefe (aus Berlin, nach Berlin) zur Auflieferung und Bestellung. An Packeten wurden ebendort in der Zeit vom 19. bis 25. Dezember durchschnittlich täglich 57,500 Stück behandelt, in Leipzig, das im Verhältniß zu seiner Größe einen noch großartigeren Packetverkehr hat als die Reichshauptstadt, in derselben Zeit durchschnittlich pro Tag 30,000 Stück. Sowie aber die Gestaltung des Postverkehrs zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene ist, so ist sie auch in verschiedenen Ländern und Gegenden unseres Vaterlandes eine durchaus verschiedene.

Auch in dieser Beziehung gibt uns die Statistik, welche uns nie im Stiche läßt, hinlänglichen Aufschluß. Sie beweist uns zunächst durch ihre bis ins kleinste eingehenden Zahlenreihen, daß, da im deutschen Reichspostgebiete bei einer Einwohnerzahl von 34,339,434 Köpfen im Jahre 1874 533,005,548 Stück Briefsendungen aufgeliefert sind, von je einem Bewohner Deutschlands durchschnittlich jährlich 15,5 Briefe abgesandt wurden, und daß bei einer Stückzahl von 531,293,289 bei den Reichspostanstalten eingegangenen Briefen für je einen Bewohner 15,4 Briefe vermittelst der Reichspost eingegangen sind.

Die Statistik belehrt uns ferner darüber, daß der Postverkehr in den Oberpostdirektionsbezirken Gumbinnen, Trier, Cöslin, Oppeln, Danzig und Posen, also vorwiegend in den schwach bevölkerten, industriearmen östlichen Provinzen Preußens am schwächsten ist; die obengenannten Bezirke erreichen die Briefziffer 10 pro Kopf der Bevölkerung nicht. Zehn bis zwanzig Briefe kommen, von unten nach oben geordnet, auf einen Bewohner in den Bezirken:

Königsberg in Ostpreußen	10,16	Schwerin in Mecklenburg	11,6
Münster	10,57	Kassel	11,7
Metz	10,8	Straßburg i. E.	11,9
Frankfurt a. d. O.	10,85	Kiel	12,1
Liegnitz	11,10	Halle	12,13
Oldenburg	11,44	Stettin	12,39
Koblenz	11,54	Konstanz	12,4
Potsdam	12,98	Leipzig	16,3
Erfurt	13,01	Dresden	17,3
Breslau	13,86	Köln	17,19
Magdeburg	14,26	Düsseldorf	17,40
Darmstadt	14,7	Arnsberg	18,25
Bremen	15,3	Karlsruhe	19,15
Hannover	15,9		

Den bedeutendsten Verkehr haben Lübeck mit 26,2, Hamburg 26,9, Frankfurt a. M. 29,6 und Berlin 67,9 Briefen.

Im Vorstehenden ist eine vergleichende Uebersicht über die Entwicklung des Verkehrs in den einzelnen deutschen Oberpostdirektionsbezirken gegeben, wobei eine Zusammenfassung sämmtlicher Ortschaften der betreffenden Bezirke stattgefunden hat. So interessant eine solche Zusammenstellung an und für sich ist, so ist sie doch immer noch mangelhaft und ungenau insofern, als sie den einzelnen Ort unberücksichtigt läßt. Um aber ein vollständig klares und anschauliches Bild zu gewinnen, ist es nothwendig, daß noch einiges über den Verkehr einzelner Orte mitgetheilt wird, und zwar sollen die Postverkehrsverhältnisse der 25 größten Städte des deutschen Reichsgebietes, welche sämmtlich über 50,000 Einwohner zählen, näher beleuchtet und neben einander gestellt werden. Es ist dies um so mehr von Interesse, als sich hierbei zum Theil überraschende Resultate herausstellen. So ergibt sich bei näherer Betrachtung der unten folgenden Uebersicht, daß die volkreichste Stadt des Reiches, Berlin, keineswegs, wie der verehrliche Leser wohl anzunehmen geneigt sein möchte, auch den bedeutendsten Postverkehr hat. Dagegen finden wir, daß Frankfurt. a. M., Leipzig und Köln die Städte Deutschlands sind, welche vor allen andern den regsten postalischen Verkehr aufzuweisen haben. Frankfurt a. M. steht hinsichtlich des Briefverkehrs mit 116,4 Briefen pro Kopf der Bevölkerung oben an, Leipzig nimmt die erste Stelle im Packet- und Geldsendungsverkehr ein, es kommen dort jährlich durchschnittlich auf einen Einwohner 15,6 abgehende und 12 o ankommende Packete und Geldbriefe. Seiner hervorragenden Stellung als Centralkommissionsplatz des deutschen Buchhandels hat Leipzig hauptsächlich die Großartigkeit seines Postverkehrs zu danken. Mehr als 1000 Bücherpackete gelangen dort täglich zur Aufgabe, so daß sich der gesammte buchhändlerische Packetpostverkehr Leipzigs im Jahre auf 400,000 Stück schätzen läßt.

Berlin steht bezüglich des Briefverkehrs mit 67,9 an vierter Stelle, bezüglich des Packetverkehrs mit 5,5 für abgehende und mit 4,4 für ankommende Packet- und Geldsendungen erst an achter beziehungsweise siebenzehnter Stelle.

Die unmittelbar folgende Zusammenstellung bietet dem Leser ausreichenden Stoff für weitere Kombinationen.

Vergleichende Uebersicht über den Postverkehr in den 25 größten Städten des Reichspostgebietes:

Es entfallen Briefsendungen (Briefe, Postkarten, Drucksachen, Waarenproben) auf den Einwohner		Es entfallen eingegangene Packet- und Geldsendungen auf den Einwohner		Es entfallen im Orte aufgegebene Packet- und Geldsendungen auf den Einwohner	
in:	Stück	in:	Stück	in:	Stück
Frankfurt a. M.	116,4	Leipzig	12,0	Leipzig	15,6
Leipzig	89,0	Frankfurt a. M.	8,9	Frankfurt a. M.	10,0
Köln	69,2	Köln	7,4	Köln	9,0
Berlin	67,9	Hannover	5,9	Elberfeld	6,7
Hannover	64,6	Dresden	5,8	Crefeld	6,1
Hamburg	58,5	Stettin	5,7	Hannover	6,0
Mainz	57,5	Halle a. S.	5,6	Chemnitz	5,8
Dresden	51,8	Düsseldorf	5,5	Berlin	5,5
Posen	47,4	Posen	5,4	Dresden	5,5
Stettin	44,4	Magdeburg	5,1	Posen	5,5
Breslau	44,1	Elberfeld	5,0	Breslau	5,1
Bremen	43,7	Chemnitz	5,0	Halle a. S.	5,2
Halle a. S.	43,1	Breslau	4,9	Stettin	5,1
Braunschweig	42,4	Bremen	4,8	Düsseldorf	5,0
Düsseldorf	42,3	Braunschweig	4,8	Barmen	4,9
Straßburg i. E.	41,9	Mainz	4,7	Magdeburg	4,8
Königsberg i. P.	39,6	Berlin	4,4	Mainz	4,7
Magdeburg	39,4	Crefeld	4,3	Braunschweig	4,6
Chemnitz	38,6	Königsberg i. P.	4,2	Königsberg i. P.	4,4
Elberfeld	34,2	Hamburg	3,6	Hamburg	4,0
Barmen	30,6	Aachen	3,4	Aachen	3,9
Aachen	28,2	Barmen	3,3	Straßburg i. E.	3,3
Crefeld	26,7	Straßburg i. E.	3,1	Bremen	3,1
Danzig	21,9	Danzig	2,8	Danzig	2,6
Altona	21,8	Altona	1,98	Altona	1,9

H. K.

Digitized by Google

Am Familientische.

Ein neuer Beruf für die Töchter gebildeter Familien.

Von Dr. Gotthold Kreyenberg.

Bekannt ist, daß in den gebildeten Familien solche Töchter, welche aus Nothwendigkeit oder Pflichtgefühl auf einen standesgemäßen Erwerb denken, sich mit Vorliebe dem Berufe der Lehrerin zuwenden. Warum gerade diese Thätigkeit gewählt wird? Das geistige Pflügen, so wenig einträglich es sein mag, gilt, trotz der materiellen Weltanschauung, bei uns Deutschen nach wie vor für sehr edel und ehrenvoll. Ein Lehrer, Prediger, Schriftsteller ꝛc. dient höheren Zwecken und bewahrt sich, wenn er seinen Beruf richtig auffaßt, stets den Adel der Gesinnung. Diese Aristokratie des Geistes zieht auch das „ewig Weibliche" heran. Es gibt nun verschiedene Kategorien der Lehrerinnen. Am beliebtesten ist natürlich diejenige, in welcher sich der ideale Charakter am deutlichsten ausprägt, die der sogenannten wissenschaftlichen Lehrerinnen. Dieser Spezialität widmeten sich während der letzten Jahrzehnte in der That so viele junge Damen, daß man, um einen Ausdruck der Geschäftskalamität zu gebrauchen, eigentlich von Ueberproduktion reden könnte. Eine beträchtliche Anzahl wissenschaftlicher Lehrerinnen sieht sich denn auch in ihren Aussichten bitter getäuscht. Sie erlangen gar nicht oder, wenn es fast zu spät ist, die gehoffte Selbständigkeit. Unterdessen fristen sie ein mühseliges Dasein als abhängige häusliche Erzieherinnen oder Lehrerinnen, die an Privatinstituten schlechte Stellen haben. Sind ihre Kräfte verbraucht, so werden sie wie ein Geräth, das zu nichts mehr nützt, in den Winkel gestoßen. Unter diesen Umständen erscheint es nicht unzeitgemäß, auf ein Feld hinzuweisen, welches sich sogar von Staatswegen vor kurzem der weiblichen Kraft neu geöffnet hat. Es ist durch das preußische Reglement vom 21. August v. J. das der Turnlehrerin.

Das Mädchenturnen fand in der letzten Zeit immer mehr Anklang und Eingang. Von den Vorurtheilen, die man gegen dasselbe hegte, kam man längst zurück. Dieselben beruhen auch meist nur auf Unkenntniß der Sache. Es ist unrichtig, daß das moderne weibliche Turnen die Glieder unschön oder überhaupt naturwidrig ausrenke, und daß die Hände dann plump und unförmig werden, was besorgte Mütter als Gegengründe immer vorzubringen pflegen. Der Vorzug der neueren rationellen weiblichen Gymnastik besteht gerade darin, dies gänzlich zu vermeiden; denn Uebungen an den feststehenden Geräthen, wie Reck und Barren, haben dabei überhaupt eine untergeordnete Wichtigkeit oder sind sogar beseitigt. Der Reformator des Turnens, Adolf Spieß in Darmstadt, führte die epochemachenden Freiübungen ein, Uebungen in der gewöhnlichsten und natürlichsten Haltung des Körpers. Dies System setzte den halsbrechenden Kunststücken ein heilsames Ziel. Das Turnen war von da ab nicht mehr ein Wagen einzelner Kraftmenschen, für das große Ganze gewiß stets werthlos; es wurde nun ein wirkliches Volksbildungsmittel. Jetzt erhielt auch das Mädchenturnen ein wesentlich anderes Gepräge, welches vordem theils einen ganz theatralischen Anstrich gehabt hatte, theils nur eine blinde Nachahmung des Knabenturnens gewesen war, und vervollkommnete sich noch beständig. Seit Spieß legt auch das Turnen der Mädchen den Schwerpunkt in die maßvollen Freiübungen; dann, was damit zusammenhängt, in die der weiblichen Kraft nicht minder angepaßten „Ordnungsübungen", in die anmuthigen „Turnreigen", die heiteren Jugend- und Bewegungsspiele; dazu kommen stärkende Bewegungen mit Handgeräthen; endlich, unter Anwendung ungemeiner Vorsicht und beständiger Rücksicht auf die Aesthetik des weiblichen Geschlechts, einige Uebungen an festen Geräthen. Reizend ist, und wir wünschten, alle Mütter könnten es in den schönen, zweckmäßig ausgestatteten Turnhallen zu Darmstadt, Frankfurt a. M., Berlin, Dresden, Karlsruhe, Braunschweig ansehen, wie die Mädchen die Gymnastik naturgemäß ausüben! Da ist nichts Gezwungenes selbst in den verwickeltsten Leistungen, und alles geht dennoch wie am Schnürchen! Fröhliche Weisen werden dabei gesungen, wie „Der Mai ist gekommen", „Das Wandern ist des Müllers Lust", „Stimmt an mit hellem hohen Klang" und dergleichen. Sämmtliche Mütter würden bald die eifrigsten Fürsprecherinnen des modernen Mädchenturnens werden, die bis jetzt nichts davon wissen wollten oder ihre Kinder immer mit einer gewissen Besorgniß an diesem Unterrichte theilnehmen ließen.

Angesichts der segensreichen Erfolge erkennen nun auch die deutschen Staatsregierungen die hohe Bedeutung der weiblichen Turnkunst bereitwillig an. In den öffentlichen und Privatmädchenschulen wird ihr die gebührende Beachtung geschenkt, soweit es bisher die Verhältnisse erlaubten. Die Einführung als sogenannter obligater Lehrgegenstand ist unserer Ansicht nach nur noch eine Frage der Zeit. Hauptsächlich fehlt es aber an passenden Lehrkräften, in erster Linie an Turnlehrerinnen. Darum eben möchten wir die Aufmerksamkeit junger frischer Damen, welche Neigung und Talent zum Lehren haben, gerade auf diese erwerbliche Thätigkeit lenken. Die Beschäftigung ist ehrenvoll und einträglich. Dadurch, daß der vernünftige gymnastische Unterricht an Stelle eines mangelhaften Tanzunterrichts ohne Zweifel sich bald auch in den Familien einbürgern wird, ist nebenher mannichfache Gelegenheit zu Privatstunden geboten. Der Beruf gewährt eine wünschenswerthe unabhängige Stellung im Gegensatz zu dem der Privaterzieherin. Er erhält durch sich selbst den Körper frisch und gesund! Daß etwaige große körperliche Anstrengungen für die Lehrerin dabei durch Anwendung passender Hilfen, wie Musik und Monitoren, erheblich vermindert, jedenfalls aber auf das richtige Maß zurück geführt werden können, liegt auf der Hand.

Die Berechtigung zur Ausübung dieses Berufs erwerben sich in Preußen die jungen Damen durch Ablegung einer Prüfung. Dieselbe findet seit letztem Herbste zweimal jährlich zunächst in Berlin vor einer Kommission statt. Die Termine werden durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht. Zugelassen werden Bewerberinnen, welche bereits früher die Befähigung zur Ertheilung von Schulunterricht nachgewiesen und sonstige Damen, wenn sie eine gute Schulbildung erhalten und das achtzehnte Lebensjahr zurückgelegt haben. Das Examen besteht aus einem theoretischen und praktischen Theile; ersterer zerfällt wieder in einen schriftlichen und mündlichen. Die mündliche Prüfung erstreckt sich auf Geschichte und Methode des Mädchenturnens, einige Kenntnisse in der Anatomie und von den nothwendigen Hilfeleistungen bei etwa vorkommenden Unfällen. Bei der praktischen Prüfung handelt es sich um die Darlegung der körperlichen Fertigkeit der Examinandin und um eine abzulegende Probelektion.

Freilich ist nun schwierig, hier gleich des Näheren zu sagen, was wir allerdings sehr gern möchten, wo sich die jungen Damen ausbilden sollen. Die preußische Regierung erließ zwar das Prüfungsreglement, schickte aber wohlweislich gleich voraus, es sei bis jetzt nicht möglich gewesen, staatlicherseits Veranstaltungen zur Ausbildung von Turnlehrerinnen zu treffen. Etwas besser liegen die Verhältnisse in Sachsen, Baden, Hessen, Württemberg und Dessau, wo sich die in Preußen fungirenden Turnlehrerinnen meist ausgebildet haben. Professor Dr. Euler in Berlin, die bekannte bedeutende Kraft an der königlichen Centralturnanstalt, hat Privatkurse zur Ausbildung von solchen Lehrerinnen eingerichtet. Unsere Idee ist, daß sich förmliche Seminarien dieser Art, unter Leitung geeigneter Lehrer oder Lehrerinnen und in Verbindung mit öffentlichen oder Privatmädchenschulen, recht bald und in namhafter Anzahl bilden müssen. Uebrigens sind wir gern bereit, solchen Damen, die sich zu Turnlehrerinnen ausbilden wollen, von Iserlohn aus auf Anfragen Rath und Auskunft zu ertheilen.

Briefkasten.

H. C. in L—g. Während die Türken noch nach mohammedanischer Zeitrechnung (von der Flucht des Propheten an) rechnen, hat der in so vieler Beziehung erleuchtete Chedive von Aegypten seit dem 1. Januar die christliche Zeitrechnung, natürlich nach dem gregorianischen Kalender, eingeführt. Die Russen dagegen sind noch immer zwölf Tage zurück, da sie noch nach dem julianischen Kalender rechnen — jetzt selbst hinter den Aegyptern! — Dr. **Hüpke** bittet uns die S. 232 Sp. 2 in seinem Artikel über „Holsteinische Fischzucht" gemachte Mittheilung in Betr. der Rückkehr der Lachse dahin zu berichtigen, daß bislang keine der gezeichneten Lachse mit Sicherheit wieder erkannt worden sind. — P. L. in **N.** Ist Fräulein, und der Ton liegt auf dem ersten i.

Bezüglich des Artikels: „Abschied vom alten Gelde" in Nr. 14. S. 224 wird uns aus Halberstadt folgendes geschrieben, was wir hier gerne mittheilen:

„Gegen die Ableitung des Pfennigs von pecunia muß ich aber doch protestiren. Nur das ist zuzugeben, daß sein Name fremd her ist, wie aus dem pf zu Anfang hervorgeht. Wahrscheinlich stammt er vom latein. pendere = wägen, zahlen. Doch ist es auch nicht unmöglich, daß er von Pfanne hergeleitet ist, das seinen Ursprung im latein. patina (patena) hat. Viele der mittelalterlichen Pfennige, die sogen. Hohlpfennige, waren wirklich pfannenartig, und es standen diesen Hohlmünzen die Dickmünzen, grossi (Groschen), entgegen. Der Name des Pfennigs findet sich auch im engl. penny. Unter den Münzen hätte auch der biedere Schilling einen Platz verdient, dessen Ableitung übrigens noch streitiger ist als die des Pfennigs. Lateinisch nennt das Mittelalter den Schilling solidus, den Pfennig denarius und endlich den halben Pfennig (Heller) obolus."

Inhalt: Ein Familienzwist. (Fortsetzung.) Roman von Ludwig Harder. — Vor dem spanischen Blutrath. Historische Skizze von G. Hiltl. Zu dem Bilde von Ch. Soubre. — Skizzenbucherinnerungen. II. Der erschossene Wilderer. Text und Illustrationen von K. Dielitz. — Verkehr und Verkehrsmittel der Reichspost. II. — Am Familientische: Ein neuer Beruf für die Töchter gebildeter Familien. Von Dr. Kreyenberg.

Unsern neueingetretenen Abonnenten

zur Nachricht, daß das 1. Quartal (Nr. 1—13, Oktober bis Dezember 1875) des XII. Jahrgangs für den gewöhnlichen Preis von 1 Mark 80 Pfennigen durch alle Buchhandlungen und Postämter, event. auch durch uns direkt zu beziehen ist. Einzelne Nummern liefern wir gegen Einsendung von 28 Pfennigen in Briefmarken franko unter Kreuzband.

Die geehrten Postabonnenten, die zu spät bestellt und daher die ersten Nummern dieses Quartals nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerksam, daß die Post die ihnen fehlenden Nummern des Quartals gegen Zahlung der Bestellgebühr von 10 Pfennigen nachliefert, auch jedes ältere Quartal und einzelne Nummern, soweit noch zu haben, besorgt; wir bitten also, sich nicht abweisen zu lassen, was besonders in kleineren Postorten leider sehr oft geschieht. **Daheim-Expedition.**

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 5. Februar 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 19.

Ein Familienzwist.

Nachdruck verboten. Ges. v. 11./VI. 70.

Roman von Ludwig Harder.

(Fortsetzung.)

Wenn einem reichen Mann nicht mehr zu helfen ist, so schicken ihn die Aerzte ins Bad, damit er ihnen aus dem Wege und aus der Verantwortlichkeit kommt und doch wenigstens den armen Leuten dort noch zu etwas nütze ist. Auch Kurt von Arning ward in ein Bad Mitteldeutschlands und von dort nach Italien geschickt. Es half aber nichts, und nach ein paar Monaten, als er sich über seinen Zustand nicht mehr täuschen konnte, schrieb er zwei Briefe in die Heimat, einen an seine Frau, den andern an seinen Bruder.

Die Baronin bat er, die Güte zu krönen, welche sie ihm in den Jahren ihrer Ehe erwiesen habe und ihm nachzukommen, damit eine geliebte Hand seine Augen schließe. Die Aufsicht über seine Güter und über Beatrice, deren Schwäche eine so große Reise unmöglich machte, solle seinem Bruder übertragen werden, dem er diesen Beweis des Vertrauens als Sühne für die Vergangenheit schuldig sei.

Mit schwerem Herzen folgte Therese der an sie ergangenen Weisung. Hätte sie ihrer Neigung folgen dürfen, sie würde wahrlich nicht ihr über alles geliebtes Kind wehrlos in den Händen seines Todfeindes zurückgelassen haben; aber sie besaß ein stolzes ernstes Gemüth, und der Streit zwischen Pflicht und Neigung war immer bald entschieden. Wenn sie auch des so viel älteren Mannes Hand nur angenommen hatte, um nicht länger heimatlos und unbeachtet in der Welt zu stehen — ihr Platz war an der Seite des sterbenden Gemahls; und sie mußte nach Italien, sollte auch ihr Herz darüber brechen.

Der Brief für Otto war auch an seine Adresse gelangt. Der Bote, von einem Bauernkinde zurechtgewiesen, brachte ihn an einem regnerischen Aprilabend in den alten Thurm, in welchem er nimmermehr den Bruder des reichen Herrn auf Buchdorf vermuthet haben würde.

Draußen regnete es, und die Frühlingsstürme brachen sich heulend an den Ecken des Thurmes; aber wilder als Sturm und Regen draußen kämpfte es in dem Herzen des jungen Arning, der, die Hände über der Brust gefaltet, mit unruhigen Schritten in der Halle auf- und niederging.

Die alten Steinmauern, an welchen als einziger Schmuck Waffen und Jagdgeräthe hingen, schimmerten unheimlich in dem matten Schein einer kleinen Studirlampe, die auf dem alterthümlichen unpolirten Eichentisch stand und den weiten Raum nur mit ungewisser Dämmerung erfüllte. Außer diesem Tisch enthielt das Zimmer noch zwei Stühle und ein rohes Büchergestell voll medizinischer und juristischer Werke, denn Otto hatte die auf der Universität vernachlässigten Studien in seinen Mußestunden mit großem Eifer fortgesetzt, und die Ermsdaler Bauern kannten keinen andern Arzt als ihren Gutsherrn.

Die Steinfließen hallten unheimlich unter den Schritten des jungen Mannes wider; auf dem Dache schrieen die Krähen, und der große Hund vor der schweren Eichenpforte winselte um Einlaß, aber Otto hörte es nicht; seine Gedanken waren weit, weit weg, in Italien — am Sterbebett des Bruders. Vor der Studirlampe lag Kurts Brief, eine so demüthige rührende Bitte um Vergebung, daß selbst das hartgewordene Herz des jungen Arning sich ihr nicht verschließen konnte.

„Ich lasse Dir mein Kind und meine Habe zur Ueberwachung," schrieb er. „Du darfst mir diesen Dienst nicht verweigern, denn sieh, es ist das einzige, was ich der Welt gegenüber thun kann, um mein Vertrauen in Dich zu beweisen und das schwere Unrecht einigermaßen gut zu machen, das ich Dir in verhängnißvollem Irrthum und unüberlegt zugefügt habe. Sage nicht nein, Otto, und ob wir auch unverantwortlich gefehlt haben, vergib meiner armen Therese und vergib mir, dem Schuldigeren! Denn ich kannte Dich besser als sie, und konnte dennoch an Dir zweifeln. Vergiß es, Otto! Ich glaube, ich würde im Grabe nicht Ruhe finden, wenn ich denken müßte, daß Dein Haß mir dahin folgte."

Eine Stunde oder länger hatte die schweigsame Wanderung des jungen Freiherrn gedauert, da erhob er rasch das gesenkte

Digitized by Google

Haupt, und wenn auch ein bitteres Lächeln auf seinen Lippen schwebte, in seinen Augen leuchtete ein guter Entschluß.

„Dorte!“ rief er die Thurmtreppe hinauf.

„Gnädiger Herr!“ Eine alte Frau kam die Stufen herunter.

„Ich wollte Dir nur sagen, daß Du Dein Schwesterkind besuchen kannst, wenn Du willst. Uebermorgen gehe ich auf unbestimmte Zeit nach Buchdorf.“

Otto ging an einem Nachmittag hinüber. Er hatte sich gedacht, daß die Baronin wohl am Tage vorher oder doch am Morgen abgereist sei, und daß er auf diese Weise ein Zusammentreffen mit ihr vermeiden würde. Er irrte: die Baronin, ihre kleine Bertie an der Hand, erwartete ihn. Sie war noch immer die schöne stolze Erscheinung, als welche wir sie vor zehn Jahren kennen lernten, und das dunkle Reisekleid stand ihr vortrefflich. Beatrice war zu diesem Zusammentreffen mit großer Sorgfalt gekleidet worden, nur zu kostbar für ihr Alter; aber Therese, so viel Geschmack sie auch in anderen Dingen bewies, konnte sich nun einmal nicht enthalten, ihr Kind mit dem Theuersten und Besten zu behängen, das für Geld zu haben war. So trug die kleine Dame auch heute ein reichverziertes blaues Seidenkleid, über welches der Kälte wegen eine spitzenbesetzte Sammetmantille geworfen war, von den diamantbesetzten Ohrringen, Armbändern, Ringen u. s. w. gar nicht zu reden.

Beatrice war nicht eigentlich klein für ihr Alter, aber schlank und kraftlos aufgeschossen wie die tauben Aehren in einem Kornfeld. Ihr Gesicht erschien unendlich lieblich, aber es war schmal und abgezehrt und von einer erschreckenden Bläße, welche durch die langen dunklen Locken und die schwarze Sammetmantille noch mehr hervorgehoben wurde. Das einzige, was in dem armen Kindergesichtchen Leben und Farbe zeigte, waren die wundervollen braunen Augen, die Augen der Mutter, nur noch ausdrucksvoller und weniger stolz; in den eingefallenen Zügen erschienen sie unnatürlich groß.

„Sie haben den Brief meines armen Gatten erhalten,“ begann die Baronin nach der ziemlich kühlen Begrüßung, „und ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie gekommen sind, den letzten Wunsch des Sterbenden zu erfüllen. Ich darf wohl sagen, daß das unselige Zerwürfniß, welches uns vor Jahren trennte, ihm manche bittere Stunde verursacht hat und mir nicht minder. Aber — lassen wir die Vergangenheit. Sie sind wieder in Buchdorf, Sie haben sich mit Ihrem Bruder versöhnt; und ich beeile mich den Wunsch auszusprechen, daß auch zwischen uns alles vergessen sein möge.“

Therese besaß ein erstaunliches Talent zu repräsentiren. Sie war eine gnädige Fürstin Zoll für Zoll, als sie diese Worte sprach; und sie hätte dieselben doch ihrem stolzen Herzen nie abgerungen, hätte nie ausgesprochen, daß sie ihrem Schwager den Raub Beatricens — denn ihr Mutterherz klagte ihn dessen unwiderruflich an — je vergessen oder vergeben könnte, wenn sie nicht gewußt hätte, daß ihr Kind für die nächste Zeit vollständig in seiner Gewalt sein würde. In ihren Augen hatte sie sich unerhört gedemüthigt; der Freiherr allerdings faßte ihre Worte anders auf.

Wie durfte sie sich unterstehen, von Vergessen zu reden? Sie, die alle seine Hoffnungen vernichtet, sein Leben mit Schande belastet? Was hatte diese Frau ihm zu vergessen?

Aber in sechsjähriger Einsamkeit gewöhnt man sich zu schweigen. Er sprach seine Gefühle nicht aus, sondern ergriff kühl die Fingerspitzen der dargebotenen Hand und verneigte sich gemessen. Doch die Falte auf seiner Stirn grub sich tiefer ein, und Theresens forschender Blick konnte nichts von Verzeihung in dem finstern Blicke ihres Gegners lesen.

Etwas unsicherer fragte sie daher: „Und welchen Gruß darf ich Kurt von Ihnen bringen? Er wartet mit Schmerzen auf ein tröstendes Wort.“

„Ich habe ihm geschrieben, gnädige Frau. Der Brief wird wahrscheinlich zu gleicher Zeit mit Ihnen eintreffen.“

Die Baronin fröstelte. Die Atmosphäre selbst schien kalt zu werden vor dem Eisesblick ihres Schwagers.

„So bleibt mir denn nur noch übrig,“ sagte sie, sich erhebend, „Ihnen meine kleine Bertie zu übergeben. Tragen Sie Sorge für das Kind, Otto, und seien Sie gewiß, daß wir uns Ihnen schon im voraus verpflichtet fühlen für jede Güte, welche Sie der Kleinen erzeigen. Begrüße Deinen Onkel, Bertie.“

Die Kleine blickte klar zu dem jungen Mann empor; dann seine Hand küssend, wie sie es bei Mama und Papa zu thun pflegte, sprach sie mit ihrer hellen Kinderstimme:

„Versuch es nur mit mir, Onkel Otto, ich will gewiß recht artig sein.“

Die Baronin athmete auf. Etwas Passenderes hätte die Kleine ja gar nicht sagen können! Und sie pflegte doch nicht gerade zurückhaltend mit ihrem Urtheil über Fremde zu sein, und hatte ihre Mutter schon manch liebes Mal mit einem „Pfui, welche Nase!“ oder „Die mag ich gar nicht leiden!“ in Verlegenheit gesetzt.

Das ernste Gesicht des Onkels schien ihr imponirt zu haben. „Gottlob!“ dachte die gnädige Frau, welche wie die meisten Mütter ihren Liebling für unwiderstehlich hielt, „wenn sie freundlich gegen ihn ist, so muß er sie ja lieb gewinnen!“

Davon war aber vorerst noch nicht viel zu bemerken. Die kalten durchdringenden Augen des jungen Mannes hafteten ungerührt auf dem reizenden Kinde, und seine Hand ziemlich unsanft aus der Beatricens befreiend, wandte er sich an die Baronin.

„Sie berühren da den einzigen Punkt, gnädige Frau, welcher mir in den Anordnungen meines Bruders unerwünscht ist,“ sagte er ruhig. „Und ich glaube, daß es für beide Theile angemessener wäre, wenn Sie Beatrice in einem Pensionat oder einer Familie in M. unterzubringen suchten.“

„Das geht nicht,“ unterbrach ihn Therese erschrocken. „Bertie würde den Wechsel nimmermehr ertragen, die Landluft ist das einzige, was sie noch erhält, sagt Doktor Norden. Oh, versuchen Sie es nur mit ihr, Otto, sie wird Ihnen gewiß keine Last sein! Im Gegentheil, Sie werden Sie lieb gewinnen; Jedermann ist meiner kleinen Bertie gut.“

Otto machte eine abwehrende Handbewegung. „Die Last fürchte ich nicht,“ sagte er unbewegt. „Ich werde die Kleine ja kaum sehen, denn mich persönlich um sie zu bekümmern, erlaubt natürlich die Verwaltung so großer Güter nicht. Dafür haben Sie ja auch wohl eine zuverlässige Gouvernante. Aber Sie wissen, Beatrice ist sehr, sehr schwach. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß die Katastrophe bald eintritt, und dafür möchte ich nicht gern die Verantwortung übernehmen. Ich habe um dieses Kindes willen so viel erduldet, daß Sie es begreiflich finden werden, wenn ich bestrebt bin, mich vor einer Wiederholung solchen Ungemachs sicher zu stellen.“

Therese war schluchzend auf das Sopha gesunken. Wenn sie auch nur zu gut wußte, daß ihr Kind dem Tod verfallen sei — so rauh, so herzlos war ihr das nie gesagt worden! Aber der zurückgedrängte Haß von sechs Jahren machte Otto fühllos für die Qual des gemarterten Mutterherzens; die Baronin hätte in diesem Augenblick zu seinen Füßen sterben können, und er würde nicht den Finger ausgestreckt haben, sie zu retten. Gleichmüthig fuhr er fort:

„Ich kann somit nur dann einwilligen, unter einem Dach mit Beatrice zu wohnen, wenn Sie mir Ihr Wort geben, gnädige Frau, daß ich nicht zur Verantwortung gezogen werde, was auch vorfallen möge, ja selbst, wenn scheinbar Beweise gegen mich sprächen. Werden Sie mir dieses Versprechen geben?“

Therese sprang außer sich empor. Es war vorbei mit Selbstbewußtsein und vornehmer Ueberlegenheit; nicht die Baronin von Arning, nur eine verzweifelte Mutter, der man ihr Kind entreißen will, stand vor dem jungen Mann.

„Ich muß ja, ich muß es ja geben!“ rief sie aus. „Aber Otto, Otto, um Ihrer Seligkeit willen, schonen Sie mein Kind! Was wir auch gethan haben mögen, wie Sie uns auch hassen mögen, rächen Sie es nicht an Bertie, Gnade für sie! Es ist ja mein Alles auf Erden! Sie wissen nicht, wie arm, wie bettelarm ich bin, wenn Sie sie mir entreißen! Wie kann ich Ihr Herz erweichen?“

„Nicht weiter, gnädige Frau!“ unterbrach sie Otto finster und stolz, indem er einen Schritt zurücktrat: „Das Leben Ihres

Digitized by Google

Kindes steht in Gottes Hand! Vergessen Sie nicht, daß jede Bitte um seine Erhaltung, welche Sie an mich richten, eine unerhörte Beleidigung ist!"

„So behüte denn Gott Dich, armes verlassenes Wesen," hauchte die Baronin, indem sie sich wie gebrochen über Beatrice beugte und einen heißen Kuß auf ihre Stirn preßte.

„Otto, Otto!" rief sie, sich plötzlich emporrichtend, nochmals, „haben Sie Erbarmen mit meiner Qual! Sagen Sie mir ein Wort des Trostes!"

Die schöne bleiche Frau war ein rührender Anblick, aber er sah nicht einmal nach ihr hin; er war ans Fenster getreten. „Der Wagen ist vorgefahren, gnädige Frau," bemerkte er eisig. „Erlauben Sie, daß ich Sie hinabbegleite?"

Therese drückte die kleine Beatrice noch einmal mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an sich, dann nahm sie Ottos dargebotenen Arm.

„Mein Kind!" flehte sie nochmals mit einem Blicke, der Steine erweicht hätte, aber auf den Freiherrn blieb er wirkungslos.

„Nicht mehr über diese Angelegenheit, wenn ich bitten darf," erwiderte er und die Baronin stieg ein.

Sie sah noch, wie Otto die Abschied winkende Beatrice allein im zugigen Thorweg stehen ließ und ins Haus trat, dann drückte sie schluchzend ihr glühendes Haupt in die Kissen des Wagens.

„Es wird eine Zeit kommen, wo Sie Jahre Ihres Lebens geben würden, wenn Sie damit diese eine Stunde aus Ihrem Gewissen löschen könnten," hatte Otto ihr vor sechs Jahren prophezeit, als sie seinen weiteren Besuch der Universität hintertrieb. Diese Zeit war gekommen. Nicht nur Jahre — das Leben selbst hätte sie froh geopfert, wenn sie dadurch jene verhängnißvollen Worte — vielleicht Beatricens Todesurtheil — auf ihre Lippen hätte zurückrufen können.

VI.

Einige Wochen waren vergangen, und Otto hatte wirklich die kleine Beatrice kaum gesehen. Sie lebte unter Fräulein Normanns Aufsicht in der alten Weise fort, und er hatte genug zu thun, um sich in die Verwaltung der Güter hineinzuarbeiten.

Im Mai langte an einem grauen Regentage Tante Bernhardine auf dem Gute an, um ihren Neffen zu besuchen. Sie hatte Buchdorf seit zehn Jahren nicht betreten und sich vorgenommen, nie mehr ein Nachtlager von der Gastfreundschaft Kurts anzunehmen, und sie blieb ihrem Vorsatz auch in seiner Abwesenheit treu. Ihr Kutscher wartete mit dem Wagen am Ende des Parks, und als sie genugsam mit ihrem Liebling geplaudert hatte, brach sie auf, um sich, von ihm begleitet, nach dem bezeichneten Orte zu begeben. Langsam durchschritten sie die Parkalleen. Wenn man einen Ort in zehn Jahren nicht gesehen hat, gibt es mancherlei Veränderungen darin wahrzunehmen.

„Wie groß diese Sträucher geworden sind!" sprach Tante Bernhardine, auf ein Bosket zu ihrer Linken deutend. „Sieh nur, der Weg ist beinahe ganz beschattet, und zu meiner Zeit existirten sie noch nicht. Ah, wen haben wir denn da?" unterbrach sie sich, als eine Kindergestalt am Ende des Weges sichtbar wurde.

Es war Beatrice, heute in einem braunen Sammetkleid, den Kopf sorgfältig von einer blaugestickten Kapuze umhüllt. Sie ging rascher als gewöhnlich, und das eine Ende ihres türkischen Shawls, welchen sie noch über ihr warmes Kleid geworfen hatte, schleifte unbeachtet auf dem feuchten Boden der Allee hinter ihr her.

„Guten Tag, Onkel Otto," sagte sie, athemlos vor dem Freiherrn stehen bleibend, indem sie zugleich der Stiftsdame einen kleinen Knix machte.

„Du bist ja ganz allein," bemerkte der junge Mann.

„O, ich bin Fräulein Normann fortgelaufen," entgegnete sie aufgeregt. „Ich mag das alte Biscuit und das Weißbrot nicht mehr essen, das ich immer zum Frühstück und Vesper bekomme! Und die Arznei gegen meinen Husten ist auch abscheulich! Sie sagen, es wäre Wein darin — ja, ich wollte, sie gäben mir wirklichen Wein! Das Einnehmen macht mich elender als der ganze Husten! Und ich habe Fräulein Normann gesagt, daß ich Schwarzbrot essen will wie die anderen Kinder; doch sie meint, ich wäre zu krank dazu. Ei, dann bin ich auch zu krank, um ihre häßlichen Kratzfüße von Buchstaben zu lernen!"

„Nun, Otto, sollen wir nicht umkehren und Fräulein Normann tüchtig ausschelten, weil sie dem Püppchen nicht gleich den Willen thut?" fragte die Stiftsdame, welche kein Auge von dem abgezehrten Gesicht des Kindes verwandt hatte, jetzt spöttisch ihren Neffen.

Beatrice nahm ihre Worte für Ernst.

„Ihr sollt Fräulein Normann nicht schelten!" rief sie hastig, während sich ihre Wangen vor Aufregung rötheten. „Das mache ich alles mit ihr allein aus! Wenn man sie schilt, dann weint sie; und Fräulein Normann soll nicht weinen; aber ich will auch ihre alten Biscuits nicht mehr essen!"

Während dieser eben so energischen wie logischen Erklärung hatte die Kleine ihren herabgesunkenen Shawl wieder fest um sich geschlungen und verfolgte nun mit matten schleppenden Schritten die eingeschlagene Richtung.

Die Blicke der beiden Spaziergänger folgten ihr. In Tante Bernhardinens Augen glühte ein unheimlicher Triumph, und ihre Lippen zuckten voll Hohn, als sie sich zu Otto wandte:

„Und dieses eigenwillige zerbrechliche Würmchen, dem die Schwindsucht aus jeder Miene spricht, ist alles, was noch zwischen Dir und Buchdorf steht!"

„Du irrst," erwiderte der Freiherr ernst. „Beatrice ist nicht schwindsüchtig."

„Woher weißt Du das?"

„Ich habe sie untersucht," war die leise Antwort.

„S—o!" Tante Bernhardine sah ihren Neffen an, als wollte sie auf dem Grund seiner Seele lesen. „Und was ist das Resultat Deiner Untersuchung?"

„Daß sie im eigentlichen Sinn des Wortes nicht einmal krank ist. Doktor Norden hat ihren Zustand ganz verkehrt aufgefaßt. Die Konstitution des Kindes ist schwach; aber statt dieselbe durch Abhärtung zu stählen, entzieht er dem hinfälligen Körper alle kräftige Nahrung und die Luft und freie Bewegung, welche demselben so unumgänglich nothwendig sind. Dabei wird der Kopf der Kleinen so voll von aufregenden Dingen gepfropft, daß eine stärkere Gesundheit darunter leiden müßte. Es wäre noch nicht zu spät, wenn die Baronin sich entschließen könnte, ihr System der Verweichlichung aufzugeben. Dauert aber die bisherige Behandlung noch eine kleine Weile fort, so ist in ein bis zwei Jahren die Auflösung da."

Tante Bernhardine hatte mit athemloser Spannung dieser Auseinandersetzung gelauscht; jetzt brach sie in ein wildes Gelächter aus, so böse, so dämonisch, daß selbst ein paar Raben erschrocken aus einem nahen Baum aufflogen.

„Vortrefflich!" rief sie aus. „Und Therese selber ist es, die ihren Abgott dem Tod überlieferte! Du brauchst die Hand nicht aufzuheben, kannst ruhig zusehen, denn die eigene Mutter muß Dir, ohne es zu wissen, ihr Kind opfern!"

Otto erwiderte nichts. Er war in tiefe Gedanken versunken, die ihn auch noch beschäftigten, als die Stiftsdame eingestiegen war und er durch die schattigen Alleen zurückkehrte. Ohne rechts oder links zu blicken, schritt er an einem schmalen flachen Graben hin, als eine Stimme von der anderen Seite ihn aus seinen Träumen weckte.

„Ich möchte mit Dir nach Hause gehen, Onkel Otto; aber wie komme ich über den Graben?"

„Da unten ist ja eine Brücke."

„Wirst Du denn auf mich warten?"

„Nein!"

„O, dann hebe mich über den Graben! Bitte, Onkel Otto."

Otto war schon einige Schritte entfernt. „Ich habe keine Zeit!" erwiderte er, weiter schreitend.

„Aber wie soll ich denn hinüberkommen?" rief Beatrice, dem Weinen nahe.

„Ei, so spring doch herüber!"

„Aber — Mama sagt, die Erschütterung im Kopfe würde mir schaden; und dann, wenn ich meine Schuhe naß machte —"

„So müßtest Du trockene anziehen."

Digitized by Google

„Ja; aber ich würde krank werden, sagt Mama — und ich möchte doch so gern mit Dir gehen, Onkel Otto!“ Diesmal standen wirklich Thränen in den Augen des Kindes.

Otto zuckte die Achseln. „Dann kann ich Dir nicht helfen,“ meinte er gleichmüthig und schritt weiter. Aber kaum eine Minute später hörte er einen etwas ungeschickten Sprung, und Beatrice kam ihm eilig nachgetrippelt.

„Da bin ich, Onkel Otto!“ rief sie freudestrahlend. „Und meine Füße sind auch gar nicht naß geworden. Jetzt darf ich doch mitgehen?“

„Meinetwegen.“

Er ging seinen gewöhnlichen raschen Schritt, dem Beatricens Füßchen natürlich nicht folgen konnten. Aber er hatte kein Ohr für das mühsame Keuchen der Kinderbrust, die bei dem ungewohnten Laufen vergeblich nach Athem rang, bis endlich die Kleine schüchtern fragte:

„Wolltest Du nicht ein ganz, ganz klein wenig auf mich warten, Onkel? Ich kann ja leider nicht so schnell laufen wie die anderen Kinder.“

Otto blickte auf und in das bittende Gesichtchen, und vielleicht fühlte selbst er sich für den Augenblick von dem Zauber der lieblichen Erscheinung besiegt; genug, er lächelte und suchte seinen Schritt den Kräften Beatricens anzupassen.

Sie ergriff zutraulich seine Hand und plauderte fort:

„Ich wollte, ich könnte laufen, und ich meine auch, es ginge gewiß, wenn ich es nur einmal versuchen dürfte. Weißt Du, Onkel Otto, auf dem freien Platz drunten da spielen doch immer so viel Kinder, und wenn mir dann Fräulein Normann von den Göttern und Göttinnen erzählt, und wie die Griechen Troja eroberten — sie erzählt es mir sehr oft, weil sie meint, ich könnte es sonst nicht behalten — dann seh' ich gewöhnlich auf den Platz hinunter, und dabei muß ich immer denken, wie viel schöner das alles wäre, wenn man es spielen könnte, statt es nur zu hören. Und die Dorfkinder würden es gewiß mit mir spielen, wenn ich sie darum bäte. Meinst Du nicht, Onkel Otto?“

Otto antwortete kaum; aber Beatrice plauderte fort, bis sie das Haus erreichten.

Am folgenden Tage ging Otto zur Vesperzeit zufällig an dem Zimmer der kleinen Baronesse vorüber. Er hörte drinnen das Weinen Beatricens, unterbrochen von der durch Ermahnen und die häufige Wiederholung derselben Worte etwas eintönig gewordenen Stimme ihrer Gouvernante.

„Was gibt es denn hier?“ fragte er eintretend.

Beatrice lächelte ihm durch ihre Thränen freundlich entgegen; Fräulein Normann aber erklärte: „Beatrice will durchaus nichts zum Vesper genießen als ganz grobes Schwarzbrot. Ich habe ihr alles Mögliche angeboten, Sodawasser und Biscuit, Bonbons sogar; aber es ist alles vergeblich.“

„Ich werde das Zeug auch ganz gewiß nicht mehr essen,“ bestätigte das Kind, während ein Ausdruck von Trotz über die eben noch so freundlichen Züge flog.

Otto zog, ohne ein Wort zu sagen, die Glocke. „Eine dünne Scheibe Schwarzbrot für die Baronesse!“ befahl er dem eintretenden Diener.

„Aber —“ wagte Fräulein Normann einzuwenden.

„Auf meine Verantwortung!“ schnitt der Freiherr ihr das Wort ab. „So, Beatrice,“ fuhr er, zu seiner Nichte gewandt, fort, „Du erhältst jetzt Dein gewünschtes Schwarzbrot, doch nur unter einer Bedingung! Wenn Du es gegessen hast, mußt Du hinuntergehen und eine ganze Viertelstunde lang mit den Dorfkindern spielen. Willst Du das?“

„O, so lang es Dir gefällt — bis ich zu Bett gehe, Onkel Otto!“

„Nein, eine Viertelstunde; nicht mehr und nicht weniger. Fräulein Normann wird die Güte haben, Dich an die Zeit zu erinnern.“

Fräulein Normann versprach es, wenn auch etwas ängstlich hinsichtlich der Folgen.

Und als sie genau nach einer Viertelstunde ihre Schutzbefohlene wieder heraufrief, kam dieselbe auch so erhitzt und mit so heftig klopfendem Herzen zurück, daß die Gouvernante nicht wußte, wie viele Tücher sie der Kleinen zum Schutz gegen Erkältung umhängen sollte.

Aber Beatrice war guter Dinge und erzählte mit freudiger Aufregung von all dem Seltsamen, das ihr da unten begegnet war, wie sie mit allen Kindern Verstecken gespielt hätte und immer gefangen worden sei, daß sie sich aber morgen ganz gewiß nicht fangen lassen wollte ꝛc., bis sie endlich müde wurde und selbst verlangte, zu Bett zu gehen, was lange nicht vorgekommen war.

In der Nacht fuhr Fräulein Normann einige Male erschrocken aus ihren Träumen empor, um nach dem Zögling zu sehen; und es ängstigte sie fast, daß Beatrice die ganze Nacht hindurch schlief. Zwar sprach sie viel im Schlaf und schlug mit Händen und Füßen um sich; aber es war doch seit langer Zeit die erste Nacht, in welcher Fräulein Normann nicht Stunden lang die fieberheißen Hände der Kleinen in den ihrigen halten und ihrem aufgeregten Sinn ausreden mußte, daß vor ihrem Bett Schneewittchens Stiefmutter mit vergifteten Aepfeln stehe, oder daß hinter dem Ofen die vierzig Räuber versteckt seien.

Als Beatrice am anderen Morgen ihren Onkel erblickte, lief sie auf ihn zu, küßte seine Hände und dankte ihm innig für die Freude, welche sie gestern gehabt hatte; und doch ahnte sie nicht, wie viel sie empfangen, wußte nicht, daß Otto ihr mit jenem Stück Schwarzbrot nicht weniger schenkte als ihr Leben, und daß sein Befehl, im Hof mit den anderen Kindern zu spielen, die formelle Verzichtleistung auf Buchdorf in sich schloß.

Von jener Zeit an begann ein neuer Abschnitt in dem Leben Beatricens. Otto stieß nach und nach ihre ganze bisherige Lebensweise um. Er überwachte ihre Mittagstafel und trug Sorge, daß die Krankenspeisen und Süßigkeiten darauf einer möglichst kräftigen Kost Platz machten. Die Viertelstunde, welche sie zuerst allabendlich auf dem Hof hatte zubringen dürfen, ward auf eine halbe, dann auf eine ganze ausgedehnt, und zuletzt lief Beatrice den lieben langen Tag, wenigstens so lang sie keinen Unterricht hatte, mit den Buchdorfer Kindern in Wald und Feld umher.

Als Fräulein Normann einmal über ein kostbares Seidenkleid jammerte, das bei einer solchen Gelegenheit gründlich verdorben war, meinte Otto lachend, sie möge doch die Kleine auch nicht so unvernünftig anziehen. Was der seidene Plunder auf dem Lande sollte?

Seit der Zeit trug Beatrice zu ihrer großen Freude nur Waschkleider. Auch die langen Locken fielen auf ihren eigenen Wunsch unter der Scheere. Aber was das Aussehen der Kleinen dadurch an Vornehmheit verloren hatte, ward reichlich ersetzt durch den Schimmer von Gesundheit, der jetzt über ihre ganze Gestalt ausgegossen lag. Nach zwei Monaten sah sie sich kaum mehr ähnlich. Wenn ihre Wangen auch noch nicht das blühende Roth ihrer kräftigeren Gespielen zeigten, so war doch die krankhafte Blässe derselben einer frischen gesunden Farbe gewichen, und ihre Glieder, wenn auch noch schmal und schlank, zeigten in jeder Bewegung die Elastizität völliger Gesundheit. Auch im Lernen kam sie jetzt weiter, da Otto ihre Freiheit am Abend von ihrem Fleiße in den Lehrstunden abhängig machte.

Die Buchdorfer urtheilten sehr verschieden über die veränderte Lebensweise ihrer künftigen Herrin. Ein alter kluger Bauer meinte, das müßte schon alles in Ordnung sein, und ihm hätte sein Vetter in Ermsdal schon lange gesagt, daß der gnädige Herr mehr verstände als der alte Doktor Norden, und es sei brav von ihm, daß er sich des armen Püppchens erbarmt hätte.

Aber die Mehrzahl fand es sündlich und schändlich, die Baronesse so aufsichtslos mit den Bauernkindern wie mit ihres Gleichen herumlaufen zu lassen, „und,“ sagten sie, „der Junker Otto, der immer so schweigsam umhergeht und den kein Mensch je lachen sieht, der wird wohl wissen, warum er es thut.“ Sie konnten nur nicht begreifen, wie Fräulein Normann das zugeben durfte.

Beatrice selbst dagegen brachte ihrem neuen Arzte eine an Schwärmerei grenzende Anhänglichkeit entgegen. So zurückhaltend Otto auch gegen sie war, sie suchte häufig seine Nähe auf, ohne ihn doch jemals zu stören. Wenn er rechnete oder

Digitized by Google

Die Pudelmütze. Originalzeichnung von Konrad Grob.

Digitized by Google

schrieb, so kauerte sie mit einem Buch in der Hand in irgend einer Ecke des Gemachs und verhielt sich so still, daß er oft ihre Anwesenheit gar nicht gewahr wurde.

Ging er über Feld, so wußte sie ganz genau, welche Richtung er eingeschlagen hatte, und zurückkehrend fand er sie oft geduldig auf einem Grenzstein sitzend, um ihn zu erwarten.

Nur wenn der Freiherr nach Ermsdal ging, war sie verdrießlich, weil er dann stets mehrere Tage auszubleiben pflegte.

„Wo liegt dieses Ermsdal eigentlich?" fragte sie ihn einmal.

Otto bezeichnete ihr mit dem Finger die Richtung.

„Willst Du mich nicht einmal dahin mitnehmen?" fragte das Kind wieder.

„Nein, das geht nicht, Kleine."

„Warum geht das nicht?"

Otto lächelte. „Zwischen Buchdorf und Ermsdal liegt ein großer, großer Sumpf, das Moor genannt," erwiderte er, um weitere Erklärungen zu sparen. „Da hinüber kann niemand als ich. Alle anderen, die es versuchen, fallen in den Sumpf und ertrinken rettungslos."

Das Kind lauschte mit großen aufmerksamen Augen dieser Auseinandersetzung. „Ich verstehe," sagte sie dann ganz ernsthaft, „das ist wie die Geschichte vom reichen Mann und dem armen Lazarus, die wir heute morgen lasen; zwischen denen war auch eine Kluft — aber an Lazarus' Stelle wär' ich doch hinübergekommen!"

So trotzig sie sonst gegen Jedermann war, selbst gegen die Mama, von welcher sie vergöttert wurde, zeigte sie ihm gegenüber eine unbegreifliche Nachgiebigkeit und Demuth. Ein Wink, ein Blick nur von ihm machte sie kommen und gehen, weinen oder lachen, und sie folgte den Befehlen des gegen sie so kalten jungen Mannes mit dem willenlosen Gehorsam, der blinden Ergebenheit, welche ein religiöser Schwärmer seiner Gottheit zu weihen pflegt. Jedermann wunderte sich darüber und Otto selbst am meisten.

Eines Tages war dem jungen Freiherrn eine Kiste übersandt worden, und da er es nicht liebte, sich von den ihm feindlich gesinnten Buchdorfern bedienen zu lassen, versuchte er selbst, dieselbe zu öffnen. Es war ihm eben nach langer Mühe gelungen, sein Brecheisen ein Stück Weges zwischen den Deckel und das Holz der Kiste einzuklemmen, als der Diener ihm den Besuch eines Nachbarn meldete, der in dringenden Geschäften mit ihm zu reden habe. Otto versuchte noch rasch, die festgenagelten Bretter ein wenig zu heben, aber sie hielten fest.

„Die Mühe hätte ich mir auch sparen können," murmelte er und wollte das Brecheisen wieder herausziehen.

„Laß es doch stecken, Onkel Otto," rieth Beatrice, die aus ihrem Winkel hervorgekommen war, jetzt ganz ernsthaft.

„Ja, kleiner Salomo, wenn es nicht herausfiele."

„Man muß es festhalten."

„Festhalten? Zwei, drei Stunden lang, bis ich wiederkomme?"

„Warum nicht? Ich will es thun, Onkel!" sagte die Kleine, den Griff erfassend.

„Du?" lachte Otto. „Na, Du wärst mir auch die Rechte dazu!"

Er ging und erschrak fast, als er, nach längerer Zeit in die Halle tretend, seine Nichte noch unbeweglich vor der Kiste knieen sah. Das Brecheisen, das ihr wohl zu schwer geworden sein mochte, lag auf ihrer Schulter, und um ja sicher zu gehen, hatte die kleine Unvorsichtige auch noch ihre Finger in die Spalte zwischen Deckel und Kiste geklemmt.

„Beatrice, was machst Du da?" rief der Freiherr verwundert.

„Ich wollte Dir ja das Eisen festhalten, Onkel Otto."

„Mädchen, bist Du denn ganz von Sinnen?" unterbrach sie Arning.

Er wußte nicht, sollte er über die Thorheit des Kindes lachen oder der eigenthümlichen Empfindung nachgeben, die warm sein so lange erstarrtes Herz durchbebte und ihm einen feuchten Schimmer in die Augen trieb. Gewiß, es war ein Schildbürgerstreich, sich, ein schweres Eisen in der Hand, fast eine Stunde lang unbeweglich hinzustellen, um einem anderen die Arbeit von höchstens fünf Minuten zu ersparen. Aber es lag auf der anderen Seite in dieser unüberlegten bedingungslosen Hingabe der Kleinen etwas unendlich Rührendes, dem Ottos Herz sich um so weniger verschließen konnte, als die letzten Jahre so arm an Liebe für ihn gewesen waren.

„Du bist doch nicht böse, Onkel?" fragte Beatrice wieder, als Otto sie noch immer mit einem Ausdruck des Erstaunens anstarrte, den man sonst nicht häufig in den ernsten Zügen des jungen Mannes sah.

„Böse? Nein, gewiß nicht! Im Gegentheil, Kind, ich danke Dir!" Und er strich schmeichelnd mit der Hand über ihr kurzgeschnittenes Haar. Es war die erste Liebkosung, deren sich Beatrice von ihrem Onkel rühmen durfte, und sie ward purpurroth vor Freude darüber. — — —

So verging der Sommer. Kurts Krankheit zog sich in die Länge; ja, es war eine merkliche Besserung in seinem Zustand eingetreten. Die Versöhnung mit Otto hatte ihm einen Theil seiner Kräfte wiedergegeben, und die guten Nachrichten über das Befinden seines Kindes, welche er von Fräulein Normann erhielt, trugen nicht wenig dazu bei, ihm dieselben zu erhalten.

Die Zeit der Ernte kam und brachte unter anderen guten Dingen auch Tante Bernhardine wieder einmal auf ein paar Stunden nach Buchdorf. Sie fragte mehrmals angelegentlich nach Beatrice und war recht mißvergnügt, dieselbe nicht zu Hause zu finden. Die Stiftsdame hätte gar zu gern die Fortschritte beobachtet, welche die Krankheit ihrer Großnichte in den drei Monaten gemacht haben mußte. Otto aber sprach nicht viel von der kleinen Erbin, weit mehr von der Ernte; und zuletzt brach Tante Bernhardine auf, um auch einmal die Felder in Augenschein zu nehmen.

Es war ein außerordentlich heißer Tag; der Himmel lachte in strahlendem Blau auf die beiden Spaziergänger herab; dennoch schritten sie rüstig vorwärts. Auf einem steilen Abhang zu ihrer Seite ward es plötzlich lebendig von jubelnden und lachenden Kinderstimmen. Ein Trupp Mädchen, wohlgefüllte Henkeltöpfe und Körbe mit Brombeeren in den Händen, schritt droben einher, und von der fröhlichen Schar löste sich eine Gestalt los und kam halb rutschend halb springend den Abhang hinunter, bis sie dicht vor den Spaziergängern stand. Es war Beatrice, die mit blauen Lippen und zerkratzten brombeerfleckigen Händen triumphirend dem Onkel ein Körbchen der selbstgesammelten Früchte darbot. Ihr helles Kleid trug gleichfalls überreichlich die Spur der saftigen Beeren. Sie war ohne Hut, und das kurze Haar fiel wild in ihr sonnverbranntes Gesichtchen.

„Wie erhitzt Du bist, Wildfang," sagte Otto, die Hand leicht an ihre Stirn legend. „Was thust Du eigentlich hier? Ich dachte, Du hättest jetzt Stunden?"

„Es ist ja Mittwoch Nachmittag!" rief die Kleine fröhlich. „Willst Du keine Brombeeren, Onkel Otto?"

Otto verneinte es. „Du solltest sie der Tante da anbieten, welche Du noch nicht einmal begrüßt hast," meinte er.

Beatrice wandte sich zu der Stiftsdame und reichte ihr die eine Hand zum Willkommen, während sie ihr mit der andern den gefüllten Brombeerkorb bot.

Aber Tante Bernhardine nahm weder das eine noch das andere. Ihr Blick ruhte wie gebannt auf dem jugendlich blühenden Kindergesicht, um dessen Mund auch nicht ein Zug von Schmerz oder Krankheit mehr schwebte; er bohrte sich wie ein Dolch in die dunklen Augen der Kleinen, aus denen jetzt die reinste Lebensfreude strahlte, — Fräulein von Tretten wurde bleich und bleicher, und ihre Züge nahmen einen Ausdruck an, als ständen statt der lieblichen Kindergestalt alle Dämonen der Hölle vor ihr.

Als die Kleine ihre Freundlichkeit so verschmäht sah, wandte sie sich um und kletterte leicht wie ein Eichkätzchen den Abhang wieder hinauf.

Otto fuhr in der begonnenen Rede fort: „Ich werde, wie gesagt, die Ernte —"

Aber die Stiftsdame unterbrach ihn. Sie legte die rechte

Digitized by Google

Hand mit Eisenschwere auf die Schulter des jungen Mannes, mit der linken deutete sie den Hügel hinauf.

„Was soll das heißen, Otto?“ fragte sie mit unterdrückter Leidenschaft.

Otto lächelte. „Es ist der Beweis für dasjenige, was ich Dir im Frühjahr über Beatricens Gesundheit mittheilte.“

Tante Bernhardine ließ die Hand von der Schulter sinken. Ihr Auge schweifte über die golden wogenden Aehrenfelder, die hunderte von fleißigen Arbeitern, welche beschäftigt waren, die Garben zu binden, und über das blühende Land, das, so weit der Blick reichte, Eigenthum des wilden kleinen Mädchens droben war, und dann wandte sie sich zu dem Neffen, der ihrem Blicke folgte. „Otto,“ sagte sie leise, „Otto, Du bist ein Narr.“

„Ich weiß es, Tante Bernhardine.“

* * *

Es war Herbst geworden, die dürren Blätter sanken von den Bäumen, und das Leben des alten Arning, das noch einmal hell aufgeflammt war wie ein verlöschendes Licht, sank mit ihnen. Und als seine Leiche in fremde Erde beigesetzt war, da litt es auch Therese nicht länger in Italien. Sie folgte in möglichster Eile der Depesche, welche das Hinscheiden ihres Gemahls in der Heimat verkündete, und an einem kalten regnerischen Novembermorgen traf sie wieder in Buchdorf ein. Sie hatte sich nicht angemeldet, denn sie wollte überraschen, aber wie bei solchen Ueberraschungen gewöhnlich nichts gewonnen wird, als Aerger auf beiden Seiten, so geschah es auch hier. Sie hätte zu gar keiner unglücklicheren Zeit heimkehren können, denn Beatrice, ihr Abgott, lag gerade an einem unbedeutenden Schnupfenfieber danieder. Kinder erkälten sich leicht. Eine schmerzliche Enttäuschung für die Mutter, bei ihrer Heimkehr das Kind, welches man ihr als völlig gesund schilderte, leidend und im Bette zu finden.

Ihr erster Gang war natürlich in die Kinderstube, wo sie, um das Unglück voll zu machen, die kleine Baronesse allein und in Thränen fand. Es war, als ob ein böser Dämon emsig den Zündstoff aufhäufte, welcher die Kluft zwischen der Baronin und dem Freiherrn, die sich eben ein wenig zu schließen begann, noch weiter aufsprengen sollte, so weit, daß keine Menschenhand sie mehr zu schließen vermochte.

Bei dem völlig unerwarteten Anblick ihrer Mutter brach die Kleine, deren Nerven noch immer sehr reizbar waren, in einen Weinkrampf aus. Der Schrecken darüber raubte der Baronin den letzten Rest von Besinnung. Sie war außer sich vor Angst und Besorgniß; sie klingelte, sie rief, sie schickte nach Fräulein Normann, nach der Kammerfrau, nach Doktor Norden — sie wußte selbst kaum, was sie that.

Nach einer Weile beruhigte sich Beatrice, und Therese erfuhr nun, daß dieselbe allein gewesen sei, weil Fräulein Normann Klavier spiele; daß sie geweint hätte, weil Onkel Otto den ganzen Tag noch nicht bei ihr gewesen wäre; und daß Doktor Norden bei ihrer Krankheit nicht gerufen worden sei, lauter Dinge, die Theresens Haß gegen den Schwager neue Nahrung gaben.

Otto, der eine halbe Stunde nach der Baronin von Grasort, wo er den Morgen über beschäftigt gewesen war, zurückkehrte, erfuhr schon in der Halle die Ankunft seine Schwägerin.

Er trat in Beatricens Wohnzimmer, ein ernstes, einfaches Willkommen auf dem Lippen. Kurts Hinscheiden hatte ihn tiefer berührt, als er nach ihrem Zerwürfniß für möglich gehalten. Mit dem Tod des Bruders war auch der alte Groll gegen ihn gestorben, die Vergangenheit vergessen. Selbst der Haß gegen die Baronin schwieg für den Augenblick, und es wäre noch alles gut geworden, hätte Therese die zur Versöhnung gereichte Hand ergriffen. Aber sie ließ ihn gar nicht zu Worte kommen. Die Empörung über seine vermeintliche Treulosigkeit, die Sorge um ihr Kind, der Zorn darüber, daß sie sich bei ihrer Abreise vergeblich vor ihm gedemüthigt, alles dieses und noch viele weniger klar hervortretende Gefühle wirkten zusammen, Theresens Leidenschaftlichkeit auf die Spitze zu treiben, und leider war sie frei, ganz frei. Es gab keine Rücksicht mehr, welche sie zwang, ihre Worte abzuwägen. „Mein Kind ist krank!“ rief sie Otto mit flammendem Blick entgegen.

„Ja,“ erwiderte der Freiherr gelassen, „ein leichtes Fieber.“

„Leicht oder nicht leicht! Weshalb ist meine Bertie allein? Sie hat sich bitter beklagt, daß Sie sie den ganzen Vormittag noch nicht besucht haben! Ein krankes Kind und allein!“

„Darüber müßten Sie wohl die Gouvernante zur Rede stellen,“ versetzte Otto. „Ich habe nur die Verwaltung der Güter übernommen.“

„Soll ich vielleicht die Gouvernante auch darüber zur Rede stellen, daß bei Berties Krankheit kein Arzt gerufen wurde? Das war Ihr Werk, Otto, ich weiß es! Sie versprachen mir, sich nicht um die Kleine zu kümmern, aber nichts desto weniger haben Sie die heilsamen Verordnungen Doktor Nordens umgestoßen, haben mein Kind wie ein Bauernmädchen behandelt, es absichtlich der Sonnenhitze, dem Zug und allem, was ihm schädlich ist, ausgesetzt, oder wollen Sie das etwa leugnen?“

„Leugnen?“ versetzte der Freiherr, in welchem der alte Haß längst wieder alle bessern Regungen erstickt hatte, „leugnen, nein; obgleich ich bekennen muß, daß es die größte Thorheit meines Lebens war.“

„O, Sie können es auch nicht,“ rief die Baronin wieder aus. „Fräulein Normann und die sonst nicht feinfühligen Dienstboten haben mir mit bitteren Klagen Ihre Anordnungen mitgetheilt. Ich weiß alles, was Sie in meiner Abwesenheit thaten; o, und ich weiß auch, warum Sie es thaten, warum ich Ihnen versprechen mußte, daß ich Sie unter keiner Bedingung zur Rechenschaft ziehen wollte! Ich danke Gott, daß er mich zur rechten Zeit kommen ließ, um mein Kind zu retten!“

„Gnädige Frau,“ entgegnete Otto mit finsterer Stirn, „Sie vergessen, was und mit wem Sie reden.“

„Mit wem ich rede? fragte die Baronin unbedachtsam zurück. „Mit einem Manne, der — hätte ich nur den kleinsten Beweis aufbringen können,“ sie stockte, vor ihren eigenen Worten erschreckend.

„Der was?“ drängte der Freiherr, während aus seinen kalten grauen Augen ein so jäher Blitz flammte, daß selbst Therese einen Augenblick unschlüssig stand.

„Der — hätte ich nur den kleinsten Beweis aufbringen können — schon vor sechs Jahren seiner verdienten Strafe nicht entgangen wäre,“ vollendete sie dennoch, ihre Furcht bekämpfend, mit keckem Muth.

„Genug,“ erwiderte Otto stolz. „Ich habe Ihre Freundschaft niemals gesucht, gnädige Frau, und der Tod meines Bruders hat das letzte Band zwischen uns zerrissen. Von heute an sind wir uns fremd, und ich wünsche um Ihretwillen, daß wir uns niemals wieder begegnen mögen.“

„Nein, nein! Du sollst nicht fortgehen,“ rief in diesem Augenblick die kleinen Beatrice außer sich. Sie stand schon seit einigen Minuten auf der Schwelle ihres Schlafzimmers und hatte den letzten Theil des Streites mit angehört.

„Bist Du auch da, kleine Schlange?“ fragte Otto, indem er das Kind abzuschütteln suchte, aber Beatrice klammerte sich mit verzweifelter Kraft an ihn.

„Du willst nach Ermsdal?“ rief sie weinend. „Und dann kommst Du nicht wieder, ich weiß es, denn dazwischen ist das große Moor! Aber wenigstens geh nicht so weg, ich bin nicht unartig gewesen, sag mir erst Adieu, Onkel Otto, geh nicht so!“

Aber er stieß die Kleine mit solcher Heftigkeit von sich, daß sie ausglitt und zu Boden fiel — und so verließ er Buchdorf.

Mit Mühe nur gelang es Theresen, das bitterlich weinende Kind wieder zu Bett zu bringen. Doktor Norden kam und wußte viel Böses über Otto und seine medizinische Fähigkeit zu sagen; da er aber im allgemeinen ein ehrlicher Mann war, konnte er nicht leugnen, daß Beatrice sich den Sommer über wohl befunden hatte, und eben so wenig konnte er in ihrer jetzigen Krankheit etwas anderes entdecken, als ein harmloses Schnupfenfieber. Er gestattete ihr aufzustehen. Und so wurde sie seit einem halben Jahr zum ersten Mal wieder sorgfältig in Sammt und Seide gekleidet. Aber die Kleine fragte nur nach Onkel Otto, bis Therese, um sie zu beruhigen, endlich sagte, daß sie mit ihm gesprochen hätte und daß er kommen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus der Zopfzeit.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Ein kulturhistorisches Charakterbild von **Adolf Strelitzer.**

Der Vorhang rollt auf, und man sieht Gestalten des vorigen Jahrhunderts: altfränkische Soldaten, Weiber und Bauern; an jedem Mann hängt ein Zopf, und bei manchen Zöpfen befinden sich auch ganz außerordentliche Männer. Zwischen starren Satzungen schimmern auch Licht und Liebe; die Kraft wächst der Pedanterie und der Humor dem Prügelwesen über den Kopf. Im übrigen rennt man eben so mit den Köpfen zusammen, und dient Gott oder dem Teufel, wie in allen Zeiten der Menschengeschichte.

Ein preußisches Infanterieregiment bezieht Kantonirungen. Das Dorf Birkenbusch, wo nur Ueberfluß und Elend zu finden sind, bildet den Mittelpunkt derselben. Der armselige Bauer bekommt Einquartirung, und wird von dieser theils gefüttert und theils geprügelt; in jenem Schlosse auf der Anhöhe, das mit seinen Thürmchen und Spiegelfenstern in das Land hinauskokettirt, ist das Hauptquartier aufgeschlagen. Graf Silberling, der unvermählte Schloßherr, lebt in Paris, und verschwendet sein Geld mit den von Roßbach entlaufenen Fanfarons; dessen Gutsinspektor aber, Herr Matthias Rachen, waltet unterdessen hier in Birkenbusch nach eigener Begriffsweise. Sich selbst dient er, so lange der Krug zu Wasser gehen will, sehr gut; dem Grafen werden von ihm nicht nur die Goldstücke beschnitten, sondern auch, theils durch Ueberspannung der Kräfte, theils durch schnöden Wucher, die zu Frohn und Zins verpflichteten Bauern ruinirt.

Das Stockhaus des Regimentes befindet sich im Schlosse; es ist blitzschnell hergerichtet worden, denn kein Truppentheil kann auch nur vierundzwanzig Stunden ohne diesen Hebel der Disziplin sein. Wir treten in ein ansehnliches Gewölbe, welches augenblicklich nur von dem Gefangenwärter, einem Schnurrposten und drei Arrestanten belebt wird. In diesem Personal ist Freund und Feind, Prosa und Poesie, Humor und Sünde repräsentirt. Der Profoß und die Schildwache stehen in einer, die Delinquenten vis-à-vis in der anderen Front; beide Parteien hassen und reiben sich, doch braucht eine die andere, und es gibt in ihrem Zusammenleben eine relative Gemüthlichkeit.

Marder, der Profoß, ist ein Mann von Fach, Hauswirth und Polizist, grob und gutmüthig, ein Bettler des Geistes, aber in seinem Horizonte ein König. Seine Pflegebefohlenen nennen ihn einfach „Herr Vater"; er ist oben Schnurrbart und unten Stelzfuß; ehedem des Säbels und heute nur noch des Stockes beflissen, betrachtet er alles, was außerhalb des Militärwesens liegt, mit kühler Verachtung.

Dem Schnurrposten fehlt Sitz und Stimme; er geht mit gezogenem Seitengewehr bei der Thüre her und hin, und kann nur für einen lebendigen Riegel, eine wandelnde Pallisade gelten.

Was die Arrestanten betrifft, so ist Habicht ein Dieb, Finster ein Räsonneur und Flink überhaupt ein Genie des Unfugs. Letzterer widmet sich mit besonderer Vorliebe der Desertion, er lacht die ganze Welt aus, und für ihn gibt es keinen Schmerz und keine Schande mehr.

Habicht liegt geschlossen auf der Pritsche, Flink und Finster sitzen ungefesselt, aber als Arrestanten erkennbar, an einem Tische, Marder geht ab und zu. Man hört in der Ferne trommeln, und an diesen Umstand knüpft sich die Unterhaltung.

„'s ist auch keinen Tag Ruhe," sagte Marder. „Hol' der Teufel die immerwährenden Exekutionen!"

„Herr Vater," bemerkte Flink, „das ist doch nicht Ihre wahre Meinung, denn Sie werden ja von den Exekutionen fett. Es ist doch einmal Ihr Fach und Brot, und wäre ja sonst das Profoßenhandwerk überflüssig. Ein schönes Metier bleibt's immer, und ohne Profoß und Exekutionen gäb's gar keinen Spaß mehr beim Militär."

„Himmeltausend — ist das ein verfluchtes Leben!" intonirte Finster; Habicht stieß einen tiefen Seufzer aus, und Flink, welcher zu trällern begann, wurde von Marder zurechtgewiesen.

„Ihr seid ein Narr, und solltet Euch schämen, immerfort im Loche zu sitzen!"

„Herr Vater! Nichts für ungut, auf das Arrestantenwesen lasse ich nichts kommen. Man lebt im Arrest ohne Sorgen, ruht seine müden Glieder aus, und wird wie ein vornehmer Mann bedient. Wenn man den kleinsten Ausgang macht, so geschieht es unter Bedeckung, und —"

„Halt's Maul, Kerl!" unterbrach ihn Finster. „Man wird durch Deine Schwätzerei nur im Denken gestört."

„Du magst auch was Kluges denken!"

„Hundeseele!"

„Haltet Ruhe!" entschied Marder, „oder ich spanne Euch beide in den Bock."

Finster fluchte in sich hinein, Flink trällerte wieder, die Klagetöne des Pritscheninhabers wurden immer vernehmlicher. Marder war an ein solches Konzert gewöhnt; aber heute hielt er sich die Ohren zu.

„Der flucht, der heult, der singt — es ist, um aus der Haut zu fahren!"

Jetzt wurde wieder getrommelt, und alle Anwesenden horchten darauf.

„Das geht lustig," sagte Flink. „Mit dem Holbek haben sie kurzen Prozeß gemacht; gestern erst desertirt, und heute schon Exekution!"

„Bei dem hätte ich Zehn gegen Eins gewettet, daß er nicht desertiren würde," warf Finster ein.

Habicht blieb ohne Theilnahme, Marder äußerte in Betreff Holbeks ein lebhaftes Bedauern.

* * *

Wer war Holbek, und was hatte sich mit ihm zugetragen?

Dem Birkenbuscher Schlosse lag die armseligste Bauernwirthschaft gegenüber; Crösus und Lazarus grenzten hier hart aneinander. Ging es dort in den oberen Räumen hoch her, und fand man im Burgverließ wenigstens den Galgenhumor, so breiteten sich hier im Bauernhof fast schon die Schatten des Todes. Ein zerfallendes Haus, ein öder Umkreis, jeder Raum leer und miserabel, Bauer und Bäuerin wie hohläugige Gespenster — das sind hier die Charaktere.

Holbek und sein Weib waren redliche Leute, an Fleiß und Ordnungsliebe hatte es ihnen nie gefehlt. Vor dem siebenjährigen Kriege stand ihre Saat und Ernte im Segen, ein wackerer Sohn unterstützte sie, und ihre eignen Arme regten sich noch kräftig. Aber das wurde bald anders. Ihr Joseph mußte zur preußischen Fahne, und sie hörten seitdem nichts mehr von ihm; der Krieg schnob durch das Land und forderte seine Opfer. Der fleißige Sohn fehlte, der Vater übermüdete sich und wurde schwächer; man mußte, um der Herrschaft fröhnen und für sich selbst arbeiten zu können, einen Knecht halten. Dann kamen Mißwachs und Viehsterbe, Holbek wußte nicht mehr auszukommen und fiel in die Hände des gräflichen Gutsinspektors. Dieser kaufte das Getreide, wenn es spottwohlfeil war, zusammen und speicherte es auf; er streckte aus diesem Vorrathe den in Noth befindlichen Bauern das, was sie brauchten, zu viel höherem Preise vor, und wenn sie dann nicht präzis zahlen konnten, so wurden, ohne Rücksicht auf die Zeitumstände, ihre Wirthschaften verkauft.

Holbek war jetzt in einem solchen Falle, er schuldete dem Inspektor dreißig Thaler, und stand mit leeren Händen schon vor seinem Entweder — Oder.

Morgen war sein Zahltag, und heute bekam er Einquartirung.

Die Trommel klingt im Dorfwege; bald darauf treten Punk und Weißbart, marschmäßig gerüstet, ein und übergeben ihre Quartierzettel. Der Gefreite, welcher als dritter Mann hierher bestimmt ist, hat noch zu thun und wird nachkommen.

Wenn der Soldat ins Quartier kommt, so braucht er Ruhe, Nahrung nnd freundliche Gesichter; etwas Spiel und Spaß dazu, macht ihn überglücklich, aber es geht auch ohne

Digitized by Google

diesen Luxus. Hier fehlt es an allem; die Soldaten sehen sich um und vernehmen das Klagelied ihrer Wirthsleute. Der Junker Weißbart ist unglücklich, dem Grenadier Punk aber fällt bei, daß es im Felde oftmals noch schlimmer war.

„Man ist ja doch unter einem Dach, man drückt arme Leute nicht, man hilft sich, wie es geht. He! Junker, spendiren Sie was, und ich putze Ihnen dafür Ihr Gewehr."

Die Nothwendigkeit drängt, ein Keil treibt den andern; der Junker gibt seine Batzen. Tische und Bänke sind immer noch da, man schlägt Nägel ein, macht sich's bequem und placirt die Kleider und Waffen. Das Weib holt Fleisch und Gemüse, Holbek heizt ein, Punk wird kochen. Ein Soldat muß Koch und Schneider, Zimmermann und Bauer sein können, ein unabhängiger Mensch in allen Nothfällen.

Alles ist im Gange. Da kommt der Gefreite, der ein strenger Mann sein soll.

Der Himmel geht auf, es geschehen Wunder und Zeichen, das ganze Zimmer ist hell geworden, denn da steht Joseph — Joseph, der verloren geglaubte Sohn des Hauses!

„Joseph!" ruft die Mutter entzückt. „Du lebst, mein geliebtes Kind! Bist Du es denn wirklich? Gott sei tausend und tausend Mal gelobt!"

Der Gefreite Holbek schämte sich nicht, zu weinen, und blieb deshalb doch Quartierältester; Punk machte, weil er tief innerlich bewegt war, ein wüthendes Gesicht, und den Junker durchrieselte es wie ein Lied seiner Heimat, wie der Mutter Gruß und des Vaters Segen.

Freude und Leid schmolzen jetzt ineinander. Die Eltern waren beglückt, ihren Sohn wiederzusehen, und es schmerzte sie tief, daß dies in so betrübten Umständen geschah. Man sprach sich aus, die Augen gingen über, der Sohn wollte gern helfen, aber er wußte nicht wie.

Als man die dürftige Mahlzeit genoß, trat der Kompagniechef dieser Soldaten, Kapitän von Platen, welcher Quartierrevision hielt, ins Zimmer. Er freute sich, die Einquartirung so einträchtig mit den Wirthsleuten zusammen zu sehen, erfuhr, daß Holbek bei seinen Eltern sei, und erfreute diese durch ein volles Lob ihres Sohnes. Die traurigen Umstände derselben rührten ihn, er beschenkte sie reichlich und schied mit freundlichem Zuspruch.

Kaum machte Platen die Thüre zu, so erschien der Gutsinspektor, um seine Forderung einzumahnen.

„Nun, Holbek, wie steht's? Der Termin ist da, also entweder Geld her oder Eure Wirthschaft wird morgen verkauft. Käufer sind schon da."

Der alte Holbek entschuldigte sich, bat um Aufschub und wollte das vom Kapitän empfangene Geschenk anzahlen; er bat flehentlich, aber vergebens.

Jetzt mischte sich auch Joseph ein; diese Sache griff in sein Herz, und er konnte nicht ruhig bleiben.

„Herr Amtmann, lassen Sie sich bewegen; Sie können meinen Vater durch ein einziges Wort glücklich oder unglücklich machen, und wenn ein ehrlicher Mann zum Bettler gemacht werden soll, so ist das keine Kleinigkeit."

„Kümmert Euch um Eure Muskete, aber nicht um solche Sachen, die Ihr nicht versteht und die Euch nichts angehen!"

„Herr Amtmann! Um meine Muskete kümmere ich mich auch ohne Ihr Erinnern; aber mein Vater steht mir noch viel näher als diese, und die Sache geht mich also wohl an. Verstehen muß sie jeder, der gesunde Sinne hat; lassen Sie daher meine Fürsprache gelten."

Der Streit wurde hitziger, Punk hielt dem Amtmann seinen Appetit auf die Verkaufssporteln vor, Barbara fistulirte dazwischen, und Gottfried, Josephs Oheim, welcher eingetreten war, wollte vermitteln; aber da kam er schön an. Seine Röse hatte den Amtmann, welcher mit ihr liebeln wollte, abgetrumpft; seitdem war Gottfried noch schlechter angeschrieben als sein Bruder.

„Gestrenger Herr, haben Sie Nachsicht!" flehte Barbara.

„Nichts da! Ich muß thun, was meine Herrschaft befiehlt."

„Das wird Ihnen die Herrschaft nicht befohlen haben," meinte Punk, „wegen dieses Lumpengeldes einen Bauern zu ruiniren. In so allgemeiner Noth muß die Herrschaft ihren Unterthanen beistehen, und wenn der Acker nichts bringt, so läßt sich auch kein Zins verlangen. Bedenken Sie das doch, Herr, und thun Sie Ihre christliche Schuldigkeit!"

Der Amtmann verbat sich solche Einreden, und als man von einer an den König einzureichenden Bittschrift sprach, äußerte er, daß diese Sache den König nichts angehe.

Hiermit berührte er eine Pulvermine; so etwas ließen sich die preußischen Soldaten nicht sagen.

„Den großen Friedrich, der mit seinen blauen Augen bis tief ins Herz sieht, vor dem das Ausland zittert — den Vater des Volkes, der alle seine Unterthanen liebt und jedem hilft — den soll diese Sache nichts angehn? Da schlage der Donner hinein! Den König geht in seinem Lande alles an, und er wird, wenn hier der Kläger und Verklagte zusammenstehn, den ehrlichen Mann schon herausfinden!"

Der Handel wurde bunt, das Blut stieg in die Köpfe. Der Amtmann schimpfte die Soldaten und erhielt von Joseph eine Ohrfeige. Vor Zorn schäumend und mit heftigen Drohungen verließ er das Zimmer.

Welche Aufregung der Zurückbleibenden! Barbara weinte, der Vater Holbek war bleich, und Gottfried kratzte sich hinter den Ohren. Punk und Joseph beharrten mit nachzuckender Heftigkeit auf ihrem Sinn. Die alten Holbeks eilten, trotz des Widerstrebens des Sohnes, dem Inspektor nach, um ihm gute Worte zu geben; ihr Mißerfolg ließ sich voraussehen, aber sie wollten sich nichts vorzuwerfen haben. Punk lief zu seiner Abkühlung ins Freie, der Junker war gleich nach der Mahlzeit ausgegangen; Joseph und Gottfried blieben allein.

Joseph hätte für seine Eltern alles thun und leiden mögen; aber hier nützte kein Herz, kein Säbel und kein gerader Soldatenverstand; der Krieg auf den Hintertreppen ist viel schwieriger als derjenige im Felde. Der Oheim rieb sich die Stirn.

„Ja, wenn's in voriger Woche gewesen wäre — da fingen des Müllers Knechte einen Deserteur und bekamen dafür dreißig Thaler Belohnung; aber so etwas kommt nicht an unsereinen!"

Joseph horchte hoch auf, eine Idee durchblitzte ihn. Seine Empfindungen waren so hoch gespannt, seine Gedanken strebten so heftig nur zu einem Ziele, daß es für ihn keine Rücksicht auf sein eignes Selbst mehr gab. Es gilt, seine Eltern zu retten, und er will es um jeden Preis; das ist ein Idealismus der Treue, aus dem immerhin Großes hervorgehen kann.

„Oheim! Ich kann meinen Eltern doch helfen, aber Ihr müßt mir beistehn. Gebt mir Eure Hand darauf, und dann frisch ans Werk, und reinen Mund gehalten!"

„Nun ja doch! Aber es ist doch nichts Unrechtes dabei? Du thust so sonderbar."

„Es geschieht keinem andern Menschen etwas Uebles, und was mich betrifft —"

Die Unterhaltung ging von hier ab in den Flüsterton über; doch wurde bemerkbar, daß der Oheim zuerst erschrocken war und heftig widerstrebte. Josephs wachsende Beredtsamkeit machte ihn alsdann nachdenklich, und zuletzt mußte er, als das schwächere Geschöpf, sich gefangen geben.

Das ereignete sich in den früheren Nachmittagsstunden. Als am selbigen Tage abends der Zapfenstreich geschlagen war, fehlte der Gefreite Holbek. Rücksichten und Aufschub gab es damals nicht, und er wurde als Deserteur gemeldet.

Dieses Ereigniß elektrisirte das ganze Regiment; man hätte eher den Einfall des Himmels als eine Desertion dieses Mustersoldaten besorgt. Die Vorgesetzten schüttelten ihre Köpfe, Punk riß sich die Haare aus, das alte Holbeksche Ehepaar war wie vom Blitz getroffen. Der Gutsinspektor schrie: „Vivat hoch!" die alten Weiber klatschten; jedes brave Herz dieses Kreises büßte etwas von seinem Vertrauen zur Menschheit ein.

Als dieses Wirrsal in Blüte stand, wurde der Deserteur von seinem eigenen Oheim eingebracht. Letzterer empfing die ausgesetzte baare Belohnung, des ersteren einfaches Geständniß gestattete einen kurzen Prozeß. Man bedauerte ihn, aber er mußte verurtheilt werden; der Kriegsartikel gibt keinen Pardon. Während Marder sich im Stockhause mit seinen Pflegebefohlenen unterhielt, mußte Holbek zehnmal Spießruthen laufen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Japans Frauen.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11. VI. 70.

Von Eufemia von Kudriaffsky.

Von des Friedens Hauch beschworen,
Loset herrlich sich dein Baun,
Und im Aufgang auserkoren
Schreitest siegreich du voran!
Nach Jahrtausend langem Schweigen
Hat ein Zuruf dich durchtönt;
Sei gegrüßt im Völkerreigen,
Mit der Fremde ausgesöhnt.

Die Zeit liegt nicht sehr weit zurück, wo die beiden abgeschlossenen Kaiserreiche des fernsten Ostens, China und Japan, für den oberflächlichen Beurtheiler identisch erschienen. Man dachte sich die Sitten und Gebräuche, den Bildungsgrad des langbezopften Chinesen wie des mit dem kurzen Haarbüschel (Mengo) geschmückten Japanen vollkommen gleich, so wie die Stellung der Frauen im himmlischen Reiche und im Lande der aufgehenden Sonne um kein Haarbreit verschieden. Sklavin des Mannes, unterdrückt, ohne geistigen Aufschwung oder moralische Entwicklung, buchstäblich eingeengt vom Kopf bis zu den Füßen, von der oft eine Woche lang wohlerhaltenen Frisur, die nur ein hartes Holzgestell bei Nacht unterstützte, bis zu den winzigen Schuhen, welche das Gehen fast unmöglich machen — so dachte man sich die nächste Nachbarin der Chinesin, und von diesem Standpunkte aus beurtheilte man sie in ihrer socialen Stellung. Reisende, welche Japan in den früheren Jahrhunderten besuchten, Missionare, die theilweise kein sehr freundliches Willkommen erhielten, weil sie vielleicht nebst der angestrebten Bekehrung noch manchen Nebenzweck verfolgen mochten, gaben der Außenwelt nur dürftige Berichte. Unwillkürlich mochte sich auch manche Unrichtigkeit hineingeschlichen haben; es war nicht leicht möglich, sich an Ort und Stelle von der Richtigkeit des Gesagten zu überzeugen. Erst später stellten sich die Begriffe fester, besonders seit Philipp von Siebold durch Kenntniß des Landes, der Sprache und der Verhältnisse uns in seinem „Nippon" einen literarischen Schatz hinterließ, dessen hoher Werth noch immer nicht genügend bekannt und gewürdigt ist. Dazu trägt die Kostbarkeit des Werkes, dessen Besitz sich nur große Bibliotheken rühmen können, so wie der bedauerliche Umstand bei, daß mehrere wichtige und interessante Kapitel unvollendet geblieben sind. Es ist zu hoffen, daß die beiden begabten Söhne des zu früh verstorbenen Gelehrten, Alexander und Henry, beide in Yeddo angestellt und der japanischen Sprache vollkommen mächtig, ihren Plan ausführen und eine billige, zugängliche, vollständige Ausgabe desselben möglich machen.

Mochten auch in den letzten Jahren viele junge Japanen nach Europa gesendet worden sein, um sich europäische Sprachen und europäische Bildung zugänglich zu machen, so blieben diese Erscheinungen doch mehr vereinzelt. Die eigentliche Annäherung geschah erst durch die Weltausstellung in Wien und durch das Inslebentreten von Gesandtschaftsposten in den bedeutendsten Städten Europas. Daß dabei auch japanische Frauen zum ersten Male europäischen Boden betraten, trug nicht wenig dazu bei, unsere Anschauungen richtig zu stellen und uns die Ueberzeugung zu verschaffen, daß im Osten wie im Westen oft gerade die Nachbarstaaten entgegengesetzte Elemente in sich schließen, und namentlich die japanische Frau eine von der chinesischen durchaus verschiedene Stellung einnimmt.

Es sind sofort den japanischen Gesandten in Wien, Rom und London ihre Frauen gefolgt. Schon vor einigen Jahren ließ die japanische Regierung die Auswanderung junger Mädchen unter sicherem weiblichen Schutze nach Amerika zu. Es hatten sich jedoch nur fünf dazu entschlossen, welche in dem zarten Alter von 15, 12, 10 und 8 Jahren standen. Beachtenswerth ist das Edikt, welches der Mikado zu diesem Ende erließ, in welchem er den Mangel an Bildung in der Abgeschlossenheit von anderen Ländern zu finden meint. „In Folge dessen," so fährt er fort, „sind alle unsere Frauen aus Mangel guter Erziehung zurück in der Intelligenz. Die Erziehung der Kinder geht Hand in Hand mit der Erziehung der Mütter, und ist Gegenstand höchster Wichtigkeit. Demnach steht dem Plane nichts im Wege, daß die auswärtigen Gesandten Frauen, Töchter, Schwestern mit sich nehmen, damit sie im fremden Lande die Belehrung der Frau lernen, sowie das rechte System, wie man Kinder unterrichtet. Wenn Ihr alle wirklich diese Frage in Betracht ziehen und Eure Kräfte der Geschicklichkeit und Ausdauer anstrengen wollt, wird es keine Schwierigkeit geben, auf dem Wege der Civilisation vorwärts zu kommen, so den Grund zur Kraft und zum Wohlstand zu legen und den gleichen Schritt mit andern zu gehen. Nehmt unsere Wünsche demnach wohl in Acht, thut das Beste und helft uns das Ziel unserer Hoffnungen erreichen." Theilweise mag der Mikado wohl den Frauen ein wenig Unrecht gethan haben, wenn er sie als zu wenig gebildet hinstellt; denn trotz der Abgeschlossenheit sind sie ihren eigenen sichern Weg gegangen, und gewiß in ihrer Art vorwärts gekommen.

Japan erscheint uns wie eine Chrysalide, deren Hülle jetzt plötzlich abgestreift, uns den Schmetterling in glänzender Pracht zeigt. Seiner Fesseln befreit, tummelt er sich munter im Sonnenstrahl, nascht überall, wo sich eine Blume erschließt, flattert von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch. Er ist in seiner Gruft trotzdem nicht unentwickelt geblieben, die Außenwelt ist ihm nicht fremd, bald fühlt er sich zu Hause. Fast ebenso geht es unsern neuen Freunden aus dem Osten. Langsam und stetig entwickelten sie sich in ihrer Abgeschlossenheit, und nun die Schranken vielleicht zu schnell gefallen und das Drängen nach Außen ein fast zu gewaltiges genannt werden kann, stehen wir verwundert vor einem Volke, dessen Bildungsgrad ein ungewöhnlicher ist, dessen Analogien mit dem uns Bekannten nicht selten überraschend hervortreten. Seit Wien für die Japanen auch Reiseziel und Aufenthalt geworden, habe ich mit diesen interessanten Fremdlingen in fortwährend regem und freundschaftlichen Verkehr gestanden. So mögen denn einige meiner Beobachtungen hier ihren Platz finden.

Das weibliche Element spielt nicht unbedeutend in den Kultus der Japanen hinein, denn eine jener Gottheiten, die dort eine besondere Verehrung genießen, ist die „gabenspendende Göttin" Ben-zai-ten-njo, gleichbedeutend mit der „nahrungspendenden" Ugano Kami. Es ist immer derselbe Begriff der verschwenderischen Naturkraft, mag der Name nun Ceres, Hertha, Freya oder Isis sein. Dieser Göttin, welche die Japanen auch mit dem kürzern Namen Ben-ten bezeichnen, werden meist auf Hügeln oder Bergen Tempel (Mija) errichtet, wohin die Gläubigen Wallfahrten unternehmen und wo sie die üblichen Opfer bringen.

In der Geschichte Japans fehlt es keineswegs an berühmten Frauen; so wird uns von acht Kaiserinnen erzählt, die sich durch lange und weise Regierungen auszeichneten und eine von ihnen sich durch die Eroberung Coreas Ruhm und Ansehen erwarb, auch die Religion und Bildung verbesserte und förderte. Nicht selten legten sie einen bewundernswerthen Heldenmuth an den Tag, und unter den hervorragenden Dichtern der ältesten und neueren Zeit ist manche japanische Sappho durch seltene Begabung bekannt.

Was nun die Stellung und den Charakter der heutigen japanischen Frauen betrifft, so sind diese von den orientalischen Frauen in China, Indien, Persien und der Türkei wesentlich verschieden. Die japanische Frau ist ihrem Mann ebenbürtig, ihm unterthan in allem, was recht und billig, aber keineswegs in untergeordneter Stellung ihm gegenüber. Die in China allgemeine Sitte der Nebenfrauen wird in Japan nur höchst selten angenommen und soll auch jetzt am Hof des Mikado sowie bei den Fürsten, den Daimios, nach und nach abgestellt werden. Blieb aber die Ehe eines Privatmanns kinderlos, dann war es nicht ungewöhnlich, daß eine Nebenfrau den Einzug in sein Haus hielt. Die Nebenfrauen des Mikado, die man Hofdamen nannte, zeichneten sich in ihrer Kleidung durch weite Oberkleider mit langen Schleppen aus, welche, wenn sie im Kreise auf dem Boden um ihren Gebieter saßen, ihnen ein radförmiges Ansehen verliehen. Die Frau eines Sjo-gun oder Obergenerals erscheint ebenfalls in einem über das eng anliegende Unterkleid gezogenen, aus prächtiger Seide gestickten Ueberwurf mit Schleppe und besonders weiten Aermeln, das Haar auf der Höhe des

Digitized by Google

Kopfes zusammengefaßt und das hinabwallende noch öfter durch Bänder, Schnüre oder Ornamente abgebunden.

Die Frauen aus dem Mittelstand tragen seidene Gewänder, oft im Winter fünf bis sechs über einander, welche eng anschließen und nur kleine Schritte gestatten. Um die Mitte wird ein fünf bis sechs Ellen langer Shawl gelegt und rückwärts in einen flachen unförmlichen Knoten geschürzt, der wie ein Rückenkissen geformt erscheint. Der Gürtel dient als Behälter für die papiernen Sacktücher, das Geldtäschchen, eine kleine Parfüm- oder Medizinbüchse, einen Spiegel ꝛc., wozu auch noch oft die langen Aermel als Aushilfe genommen werden, in denen zwischen Futter und Oberzeug kleine Versenkungen für allerlei Dinge bestehen. Das Haar wird hinaufgekämmt, mit Papierschnürchen gebunden und in glatten Schlupfen auf den Kopf gelegt. Blumen dürfen nur junge Mädchen tragen. Im Sommer schützt der Sonnenschirm, im Winter wird ein seidenes Tuch beim Ausgehen um den Kopf geschlungen.

Unter den vielen Edikten, welche der Mikado in neuester Zeit erlassen, ist auch eins, welches die gleiche und europäische Tracht anbefiehlt. Weibliche Friseure sind überflüssig; jede Frau soll ihr Haar selbst in Ordnung bringen. Die Knaben und Männer gehen nicht mehr durch alle verschiedenen Phasen des Wachsenlassens und Scheerens, der Mezngo ist verpönt, die natürliche Haarestracht nach europäischer Art geboten. Die Männer fügten sich, bei den Frauen stieß man auf Widerstand. Samuel Moßman erzählt in seinem trefflichen Buch: „The land of the rising Sun“ von einer japanischen Frau, deren Mann, lange abwesend, mit veränderter Haartracht heimkam; erst lachte, dann zürnte und schmähte sie und schwor endlich, ihn zu verlassen. Sie flüchtete zu ihrem Bruder und fand dieselbe Metamorphose; zu ihrem alten Onkel — auch dieser hatte sich der Mode gebeugt. Endlich erreichte sie einen Tempel, wo ihr ein nach altjapanischer Sitte geschorener Buddhapriester ein Asyl gab, doch wegen ihres Mannes Bedenken hegte, und sie nun auch in ihre Heimat zurückkehren hieß.

Die japanische Frau der besseren Stände, welche in ihrem Haus musterhafte Ordnung hält und von mehreren Dienerinnen unterstützt wird, lebt häuslich und zurückgezogen, geht wenig und nie ohne ihren Mann aus und versteht die Kindererziehung vortrefflich zu leiten. Vornehme und geringe Mädchen müssen die Schule besuchen, Ruhe und Ordnung wird ihnen früh eingeprägt; selten sieht man eigensinnige boshafte Kinder, die durch Weinen und Trotz alles zu erreichen meinen. Das japanische Kind ist streng gehorsam, denn eine der Hauptpflichten der Japanen ist Achtung gegen die Eltern, Ehrfurcht gegen das Alter. Das schließt aber die Fröhlichkeit und Heiterkeit keineswegs aus. Eine seltsame Uebereinstimmung finden wir in den Spielen der japanischen und europäischen Kinder. Kreisel und Kegelspiel, Drachenfliegen, Blindekuh, Gymnastik, Reifspiel und Steckenpferd, das Errichten von Schneemännern, ja selbst unser jetzt fast ganz abgekommenes Spiel des Hühnergeiers sind bei ihnen üblich. Dabei hört das japanische Kind schon im zartesten Alter mit Vorliebe den Märchen zu, welche ihm die Mutter erzählt, und von denen uns einige ganz allerliebste durch englische Uebersetzungen bekannt geworden sind. Aber auch da herrscht eine überraschende Analogie; wir finden den kleinen Däumling und manche wohlbekannte Elfengestalt im fernsten Osten wieder, die uns von Kindesbeinen an geläufig ist.

Unter den vielen Festen, welche man in Japan feiert und die stets ihre besondere Bedeutung haben, werden an ein und demselben Tag das Momo no Sits (Pfirsichblütenfest) und das Onago no Seki, das Frauenfest, abgehalten, weil es die Frauen sind, für welche es hauptsächlich bestimmt ist. Momo no Sits ist aber nur ein Theil des Festes, nämlich der Gebrauch, an diesem Tage Kuchen von Reis mit Pfirsichblumen zur Erhaltung der Gesundheit zu schenken und Saké zu trinken, welcher über Pfirsichblumen abgezogen wird. Daß Pfirsichblumen zur Gesundheit und Lebensverlängerung beitragen, beruht auf einer altchinesischen Sage, die von einem Lebensbaum erzählt welcher alle dreitausend Jahre nur einen Wunderpfirsich trägt.

Der Zweck aber des Onago no Seki geht dahin, junge Mädchen spielend mit alledem bekannt zu machen, was zur Haushaltung und Einrichtung einer Wirthschaft gehört. Zu dem Ende wird eine Ausstellung in Scene gesetzt, welche in weitester Richtung die dazu nöthigen Gegenstände in Miniaturausgaben bringt. In dem Pavillon des japanischen Kindes zu Wien (1873) hatte ich Gelegenheit, viele dieser kleinen Küchen, Zimmer, Theetische und künstlich gearbeiteten Geräthschaften, Puppen und Spielwaaren zu betrachten und zu bewundern. In der Mitte darf das streng nachgeahmte kleine Modell des Dairi oder des Palastes zu Miako, den der Mikado früher bewohnte, nicht fehlen, und derselbe ist durch eine Anzahl Puppen bevölkert, welche ein genaues Bild der Hoftracht, der Attribute, der Aemter und Kennzeichen der Würden geben. Die Frauen gehen mit ihren Töchtern an diesem Tage zierlich geputzt durch die Straßen und besichtigen die verschiedenen Ausstellungen. Das Auge des jungen Wesens gewöhnt sich dann schon im zarten Alter an gute Formen, Ordnung und Nettigkeit.

Peinliche Genauigkeit in allem und jedem ist ein Charakterzug der Japanen überhaupt, welche bei beiden Geschlechtern oft in Weitschweifigkeit ausartet. Jedes Ding hat sein Säckchen, seine Büchse, seine Schachtel; mit pedantischer Sorgfalt und Ueberlegung wird besprochen, berathen, erwogen. Mißtrauisch von Natur, ist der Japane nicht leicht zu einem raschen Entschluß zu bringen. Hat er ihn aber einmal gefaßt, dann kennt er auch in der Ausführung keine Schwierigkeit. Eben so die Frau. Da ist nichts Zerfahrenes, keine Bewegung, keine Klagen und Beschwerden, wie wir deren so häufig bei europäischen Frauen begegnen.

Bei dieser minutiösen Genauigkeit und Pünktlichkeit ist es nicht zu verwundern, daß die japanische Frau eine große Geschicklichkeit in Handarbeiten an den Tag legt. Sie lernt dieselben leicht und schnell und zeigt die größte Aufmerksamkeit und Geduld. Mir ist ein Abend unvergeßlich, an dem ich kurz nach meiner Bekanntschaft mit Frau Watanabe, der Gemahlin des japanesischen Gesandten in Wien, zwischen ihr und ihren Dienerinnen, alle in ihrer Nationaltracht, saß, und einer der letzteren, die mit Ausdauer an einem europäischen Strumpf strickte, die Klippe desselben, die Ferse, stricken lehrte. Mit gespanntester Aufmerksamkeit folgte sie meinen Bewegungen und suchte dann Masche für Masche in derselben Weise abzustricken und abzufassen. Da die Mädchen damals gar nicht, Frau Watanabe nur wenig deutsch sprach, mußte die Zeichensprache aushelfen, und ich verhehle nicht, daß ich trotz der stets stockenden Unterhaltung an diesem Abend mehr angeregt und interessirt war als in mancher gespreizten Abendunterhaltung, wo der Fluß der Rede oft über holprige Steine oder seichte Stellen hinweggleitet. Nähen, häkeln, Tapisseriearbeit und stricken lernte Frau Watanabe überraschend schnell, sowie ihre Dienerin Koku das Nähen auf der Maschine und das Kleidermachen. Die feinen Seidenstickereien der Japanen, welche die Frauen so kunstvoll auszuführen wissen, das Spielen auf dem Samisen, einer Art Guitarre, Malen und Schreiben, sowie fleißiges Lesen und Erziehung der Kinder füllen die Zeit der japanischen Frau aus, welche diese nur selten auf Besuche vergeudet, trotzdem Freundschaften schließt und die Empfänglichkeit für das Interessante und Schöne sich trefflich zu bewahren versteht.

Eine scharfe Beobachtungsgabe ist ihr zumeist eigen, eben so ein merkwürdiger Instinkt. Ich kann daher durchaus das Urtheil mancher Beobachter nicht annehmen, welche die Japanen mit den Beiwörtern kindlich und kindisch bezeichnen. Dr. Mohnike, ein Japanreisender, der sich in allen seinen Schriften durch gründliche Kenntniß der japanischen Verhältnisse auszeichnet und Land und Leute an Ort und Stelle kennen lernte, verwahrt sich ebenfalls streng gegen diese Beurtheilung. Die Freude an Schaugegenständen, die Bewunderung manches Seltsamen, wie sie ja anfangs jedem Fremden im entfernten Lande eigen ist, kann ich nicht für kindisch halten. Ich glaube im Gegentheil, daß die Japanen beiderlei Geschlechts sehr überlegt handeln und oft erst nach reiflicher Erwägung ihr Urtheil fällen. Es ist eine Thatsache, daß sie geborene Diplomaten, von Natur schweigsam, zurückhaltend und vorsichtig sind. Man muß sehr auf der Hut sein, sich keine Nothlüge zu erlauben, ihr Vertrauen würde einen wesentlichen Stoß leiden.

Digitized by Google

Frau Tei Watanabe, welche leider dem Schicksal nicht entgehen konnte, in Gesellschaften als Schaustück betrachtet zu werden, mußte sich oft die wunderlichsten Fragen über ihr Vaterland gefallen lassen. Bald drehte sie aber die Spitze um; ihrer anfänglichen Verwunderung über die Unkenntniß mancher Gebildeten folgte ein schlaueres Verfahren, und sie gab zuweilen Antworten, in denen eine gewisse Schalkhaftigkeit lag, wobei sie alle irrthümlichen Fragen kurz bejahte, auf die Gefahr hin, die schon an und für sich lächerliche Unwissenheit noch zu bestärken. Die Voraussetzung, als sei Japan ein an Erzeugnissen armes Land, konnte sie sehr aufbringen; erst kürzlich erzählte sie mir mit Entrüstung, es habe jemand das Gerücht verbreitet: in Japan seien die Vögel ohne Gesang, die Blumen ohne Geruch. Nicht besser ging es mir, die ich dafür bekannt war, ihr sehr nahe zu stehen. Was hätte ich nicht alles von ihr erfahren sollen! Kaum waren einige Monate des mühsamen Unterrichts vorüber, als mir schon zugemuthet wurde, sie über ihre Religionsanschauungen zu befragen und ihr Urtheil über unseren Kultus zu vernehmen, während ich schon sehr zufrieden war, wenn sie Geräthschaften und sonstige greifbare Gegenstände nennen und mit den passenden Beiwörtern verbinden konnte. Ein seltener Instinkt ließ sie bald jene Menschen herausfinden, die es ehrlich und gut mit ihr meinten. Für diese zeigte sie immer eine bezaubernde Liebenswürdigkeit, nannte sie „gut und hübsch", während die anderen durch die Bezeichnung: „o sehr schlechter Mensch" mit einem verächtlichen Rümpfen des allerliebsten Näschens einfach ihr Urtheil weg hatten. Manche Sprechweise war ihr entschieden unleidlich, sie nannte sie „hart", wunderte sich auch immer, daß die Frauen so schreien und sich oft dem Angeredeten so nahe halten, wie es manche thaten, um sich ihr besser verständlich zu machen, dabei aber die entgegengesetzte Wirkung hervorbrachten. Sehr bezeichnend sagte sie einmal von einem Professor, der seine Worte klar und deutlich, aber etwas abgezirkelt zu setzen wußte: „er spreche viereckig"; ein Ausdruck, der kaum treffender gegeben werden könnte. Ich war nun seit Jahr und Tag mit ihr auf dem Punkt angelangt, daß wir uns gegenseitig Geschichten erzählten und Briefe schrieben. Ich vermied eben zumeist verwickelte Satzformen und befremdende Ausdrücke. Ihre Dienerinnen sprechen mit ihr leise, da die japanische so weiche Sprache ohnedies das Flüstern leichter als eine andere zuläßt. Die ganz tiefen Verbeugungen, welche sie anfangs beobachtete, sind nun einer minder auffälligen Biegung des Körpers gewichen. Die Sitte des Handschüttelns haben die Japanen von den Europäern angenommen, nicht so das zeitweilige Umarmen, was in Japan bei Freunden und Geschwistern z. B. nicht vorkommt.

Seit Jahr und Tag hatte Frau Watanabe ihre Nationaltracht auch im Hause abgelegt. Je mehr sie sich mit unserer europäischen Kleidung befreundete, um so schneller verschwanden ihre weiten seidenen Gewänder und die kostbaren Gürtel. Eins derselben mit ihrem Familienwappen auf den Aermeln, welches sie mir gütigst zu meinen Vorlesungen über Japan geliehen, sah ich nie an ihrem Körper. Und doch ist der Unterschied fast nicht mehr so groß, wenn man unsere Damen mit den hohen Stöckelschuhen, den eng zusammengeschnürten Beinen, dem nach hinten sitzenden Hut mit spitzem Kopf mühsam daherschreiten sieht; Japan hat sich in der Tracht europäisirt, Europa dagegen japanisirt. Als Frau Watanabe im letzten Winter zum Hofball geladen wurde, suchte sie die Vergünstigung nach, im hohen Kleide erscheinen zu dürfen, weil es in Japan nicht üblich ist, ausgeschnittene Kleider zu tragen. Es wurde ihr ganz freigestellt, sie beschloß aber doch, sich der hiesigen Sitte zu fügen. Der seltsamen Zumuthung, in ihrer Tracht in einer Gesellschaft zu figuriren, setzte sie — mit Recht — eine fast heftige Ablehnung entgegen. Nach diesem Ueberblick der vornehmen feinen Frau müssen wir uns auch einige Stufen herabbewegen und den Standpunkt der Courtisanen, Theehausmädchen und der Eta oder japanischen Paria betrachten. Die erstere, welche in den Städten in bestimmte Stadtviertel internirt werden, von denen jenes in Yeddo (Tokio) den Namen Yoshiwara führt, sind keineswegs als ungebildet zu betrachten, ja, es sind aus ihrer Mitte Dichterinnen und geschickte Musikerinnen hervorgegangen. Daß die Eltern ihre Kinder sowohl den dortigen Aufsehern als auch den Besitzern von Theehäusern verkaufen, ist nicht ungewöhnlich. Manche Berichterstatter behaupten, daß in den letztern eine Art strenger Ordnung eingeführt sei. Es hindert nicht, daß Damen aus dem Viertel von Yoshiwara an den Prozessionen Theil nehmen und sogar einer gewissen Achtung von Seiten der Priester oder des Publikums genießen. Sie zeichnen sich durch eine sehr auffallende und reiche Kleidung aus und tragen das Haar ungewöhnlich aufgebauscht, mit langen und breiten Schildpattnadeln durchstochen, wie es bei keiner anständigen Frau vorkommen würde. Auf ihren mit Vögeln und Blumenmustern prächtig gestickten Kleidern ist auch ihr Name zu lesen, denn jede von ihnen hat einen solchen zur besondern Bezeichnung, und zwar: „Die Dame mit dem Kriegsfächer, dem Goldfisch, dem Todtenkopf, der Sonnenblume", oder man gibt ihnen noch andere

Tei Watanabe, Frau des japanischen Gesandten, wie sie in Wien bei Hofe erschien.

Digitized by Google

Benennungen, wie: „kleiner Schmetterling, Blumendorf, Kirschenwald.“ So wie die Mädchen in den Theehäusern, spielen sie gewöhnlich auf dem Samisen, der Biwa oder dem Koto, drei japanesischen Saiteninstrumenten, welche durch die Ausstellungen dem Publikum genügend bekannt sind. De Rosny bringt in seiner „Anthologie japonaise“ eine Liederkomposition von einer Courtisane aus Nagasaki. Erst seit kurzer Zeit ist den Europäern der Eintritt in diese Stadttheile erlaubt, welche früher strenge abgeschlossen blieben.

Eines der letzten Interdikte (1873) hat das Verkaufen junger Mädchen untersagt und die Damen von Yoshiwara sehr beschränkt, womit ein anderes Gesetz bezüglich der Schwierigkeit bei Ehescheidungen in Einklang zu bringen ist.

Die größeren und bedeutenderen Theater in Japan lassen keine weiblichen Darsteller zu, und es werden, wie zu Shakespeares Zeiten, die Frauenrollen von jungen Leuten gegeben. In den kleinern Schauspielhäusern treten auch Mädchen auf, doch halten sich die bessern Klassen der Gesellschaft von dem Besuch dieser Theater fern, sind aber die Mädchen jung und hübsch, dann — so erzählte mir Frau Watanabe lachend — gehen die vornehmen Herren auch recht gern hin.

Eine eigenthümliche Klasse, ähnlich den indischen Paria, sind die Eta oder Jeta, Leute, welche das Amt der Henker nnd Wasenmeister versehen, sich auch mit dem Gerben der Thierhäute beschäftigen und Schuhe daraus verfertigen. Die Abschließung dieser Eta reicht in eine längstvergangene Zeit, wo es in Japan üblich war, alle mit dem Aussatz behafteten Personen strenge von der übrigen Bevölkerung zu trennen. Wenn auch das Auftreten der Krankheit geringer war, blieben doch die Nachkommen der damit Behafteten in ihrer Abschließung und bewohnen noch heutzutage abgesonderte Dörfer, haben somit keine Gemeinschaft des Feuers, Wassers und Raumes mit den übrigen Einwohnern. Im Jahr 1871 betrug ihre Anzahl im ganzen Reiche 300,000 und sind sie am zahlreichsten auf der großen Insel Nippon vertreten. Der Zutritt in die Tempel, das Tragen von Seidenkleidern und von Säbeln ist ihnen untersagt, und trotzdem sie auch selbstverständlich kein Haus eines andern Japanen betreten dürfen, ist es doch ihrem Chef, dem obersten Scharfrichter, gestattet, sich am Neujahrsfest als Glückwünschender in den Palast des Sjo-gun zu Yeddo zu begeben und diesem ein paar lederne Ueberschuhe (Tapie) als Geschenk zu überreichen.

Die Etamädchen sind auffallend schön und anmuthig. Trotzdem ihre Kleider und Gürtel blos aus Baumwollstoff bestehen dürfen, und es ihnen nicht gestattet ist, ohne Kopfbedeckung zu gehen, welche in großkrempigen Hüten besteht, zeichnen sie sich doch durch besondere Sauberkeit und Zierlichkeit aus. Der Name Onadaiou (öffentliche Bettlerin), welcher ihnen beigegeben, ist durchaus nicht gerechtfertigt, denn manche von ihnen sind wohlhabend, sogar reich. Dennoch ist ihnen keine andere Erwerbsquelle gestattet, als durch Spiel und Gesang auf den Straßen ihren Unterhalt zu erwerben, und manche von ihnen sind Virtuosinnen auf dem Samisen, welches sie aber nicht mit dem elfenbeinernen, sondern einem hölzernen Plektrum streichen dürfen. Anderseits ist diese erniedrigende Stellung, vom moralischen Standpunkt betrachtet, viel ehrenwerther als jene einer Dame von Yoshiwara, weil sich ein Etamädchen nie zu einer solchen hergeben würde. Eine Eta darf nur einen Gatten aus ihrer Kaste wählen, jede andere Verbindung ist so gut wie unmöglich, und dennoch gibt es Beispiele, daß junge Japanen eine so heftige Leidenschaft zu einer schönen Eta faßten, daß sie Stand und Familie aufgaben und sich zu ihrer Kaste gesellten. Eine sehr anziehende, sinnige Novelle mit dem eigenthümlich japanischen Charakter in der Erzählungsform heißt: „Das Etamädchen und der Hatamoto“, und handelt von der unglücklichen Liebe zwischender schönen O'Kojo und einem vornehmen Hatamoto.

Frau Teï Watanabe, wie sie in ihrer Heimat gekleidet war.

Jetzt ist endlich nun die Schranke zwischen dem Zauberlande, dem „Lande der aufgehenden Sonne“ und den übrigen Ländern des Erdbodens gefallen; europäische Sitte und Kultur ist wie ein Sturmwind über das wunderbare Inselland hereingebrochen; er wird theils reinigend, theils zerstörend wirken, mit manchem Guten auch manches Böse bringen, bis sich die Elemente klären und der Maßstab zwischen dem Zuviel und Zuwenig gefunden ist. Mit Ausdauer und Zähigkeit, mit seltener Begabung für Sprachen, Sitte und Kultur betreten die Männer Japans den fremden Boden, wo sie sich bald behaglich fühlen. Zarter organisirt sind die kleinen, zierlichen Frauengestalten, die doch mit tausend Fäden an ihrer Heimat hängen und uns wie Märchengebilde erscheinen. Aber auch wir mögen sie seltsam berührt haben, auch unsere Art und Weise ihnen wie ein Fabelland entgegengetreten sein, nur daß der Duft und Hauch des Außergewöhnlichen zu oft von der rauhen Wirklichkeit, der gemeinen Gesinnung, die sich ihnen gegenüber geltend machte, verdrängt wurde. Frau Watanabe hat vor kurzem ihre Rückreise in die Heimat angetreten, nachdem sie 2½ Jahre bei uns verweilt und manche schöne Stadt und manche Gegend Oesterreichs kennen gelernt. Mit Wehmuth werden wir ihre zierliche sympathische Erscheinung, weniger in den lärmenden Cirkeln, die sie nie gern besuchte, doch mehr im traulichen engen Beisammensein vermissen. Zur Zeit, wo uns Jubel und Freude beim Christfest umgaben, zog sie in Yeddo (Tokio) ein und begrüßte ihr Vaterland und die theuern Zurückgebliebenen. Ich bin gewiß, daß sie uns nicht vergessen wird, wie wir alle, die sie kennen gelernt, ihr stets ein freundliches Andenken bewahren werden.

Digitized by Google

Verkehr und Verkehrsmittel der Reichspost.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

III. (Schluß.)

In den letzten 24 Jahren (1850—1874), seit dem Bestehen der Oberpostdirektionen, hat sich der Postverkehr in den altpreußischen Landestheilen — für das Gebiet der jetzigen Reichspost liegen entsprechende Ermittelungen für den erwähnten Zeitraum nicht vor — bezüglich des Briefverkehrs um 555 Prozent, bezüglich des Päckerei- und Geldverkehrs um 298 Prozent vermehrt, während die Einwohnerzahl Preußens in demselben Zeitraume nur von 16,590,000 auf 20,533,000, also um 24 Prozent gestiegen ist. Wenn die Erklärung für eine so großartige Steigerung des Postverkehrs auch zum Theil darin zu suchen ist, daß sich in den letzten Jahrzehnten überhaupt der Verkehr jeder Art eines großen Aufschwunges und einer hohen Blüte zu erfreuen gehabt hat, so muß sie doch der Hauptsache nach der stetig fortschreitenden Vermehrung der Postanlagen, der Erniedrigung der Portosätze, wie der Verbesserung und Vervollkommnung der Verkehrsmittel zugeschrieben werden.

Zur Vervollständigung des bereits Mitgetheilten bleibt nur noch einiges über die Mittel, welche der Reichspost zur Bewältigung ihres Riesenverkehrs zu Gebote stehen, zu sagen übrig. Dem Personal der Postverwaltung, welches wir, im weiteren Sinne des Wortes wenigstens, zu den Verkehrsmitteln der Post rechnen müssen, gebührt selbstverständlich die erste Stelle in der Reihe unserer Betrachtungen.

Das Gesammtpersonal der Reichspost umfaßte Ende 1874 53,955 Personen. Das sind ungefähr so viel Mannschaften, wie zwei auf dem Kriegsfuße befindliche deutsche Armeekorps enthalten. Rechnet man von dieser Zahl 1194 Posthalter und 5371 Postillone ab, welche mit den eigentlichen Dienstverrichtungen nichts zu thun haben, so bleiben 47,390 Beamte und Unterbeamte übrig. Die Reichspost hat im Vergleich zu allen anderen Postverwaltungen das bei weitem zahlreichste Personal, ein zahlreicheres noch, als die an Flächeninhalt sechsmal größeren Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche bei 30,000 Postanstalten 47,000 Beamte besitzen, ein zahlreicheres auch als die englische und die französische Postverwaltung mit 42,000 beziehungsweise 31,000 Beamten und Unterbeamten. Diese anscheinend auffällige Erscheinung findet ihre einfache Erklärung darin, daß der Geschäftsbetrieb bei den deutschen Postanstalten ein mannigfaltigerer und verantwortlicherer ist, als bei den Postanstalten fremder Postverwaltungen, welche weder wie die Reichspost ein Fahrpostinstitut besitzen, noch sich mit dem Zeitungsvertriebe, der bei der Reichspost eine große Anzahl von Beamtenkräften ausschließlich für sich in Anspruch nimmt, befassen.

Das Reichspostgebiet besitzt ferner bei einer räumlichen Ausdehnung von 8085 Quadratmeilen oder 445,221 Quadrat-Kilometer und einer Bevölkerung von 34,339,434 Einwohnern 6238 Postanstalten, so daß mithin auf je 1,29 Quadratmeilen oder je 71,37 Quadratkilometer und auf je 5505 Einwohner eine Postanstalt kommt. Neben diesen dem unmittelbaren Verkehre mit dem Publikum dienenden Postanstalten sind noch 224 Bahnpostämter, Zweigpostanstalten größerer Postanstalten, Briefsammlungen, Relais, deutsche Postanstalten im Auslande (Postämter in Basel und in Konstantinopel, Postagenturen in Oldenzaal und in Venlo) und Hilfspostanstalten für das Landbriefträgerinstitut in Thätigkeit, so daß sich die Gesammtzahl der Betriebspostanstalten der Reichspost auf 6462 beläuft. Gegen 1873 hat im Jahre 1874 eine Vermehrung um 284 Postanstalten stattgefunden.

Die Betriebspostanstalten versehen theils den lokalen Dienstbetrieb, theils den Eisenbahnpostdienst, und können hiernach in stabile und mobile eingetheilt werden. Die ersteren, welche die bei weitem größte Mehrzahl ausmachen, werden der Größe ihres Betriebes und ihres Personals entsprechend in Postämter erster, zweiter und dritter Klasse, und Postagenturen eingetheilt. Dem Publikum gegenüber haben sie sämmtlich dieselben Leistungen und Befugnisse. Für den Verkehr unter sich selbst sind die Postämter, die Postverwaltungen und die Postexpeditionen einander dienstlich gleich geordnet und stehen in direkter Abrechnung mit der Oberpostkasse. Die Postagenturen dagegen sind in rechnungsmäßiger Beziehung benachbarten größeren Postanstalten zugewiesen, auch sind sie wesentlich einfacher organisirt als die übrigen Postanstalten und erfordern deshalb wenig größere Unterhaltungskosten. Hierdurch werden die Mittel gewonnen, in immer größerem Umfange mit der Einrichtung neuer Postanstalten vorzugehen.

Gegenwärtig bestehen allerwärts, wo sich das Bedürfniß nur einigermaßen herausstellte, Postanstalten. Auch an Orten, die nur vorübergehend einen regeren Verkehr haben, an Badeorten und solchen Plätzen, die wegen ihrer landschaftlichen Reize häufig besucht werden, z. B. in Borkum, in Stubbenkammer auf Rügen, auf dem Brocken, dem Inselsberg und der Schneekoppe sind während der Sommermonate Postanstalten in Thätigkeit. Neben 6462 Postanstalten bestanden außerdem 4594 amtliche Verkaufsstellen für Postwerthzeichen.

Die Dichtigkeit der Postanstalten ist, der Bevölkerungszahl und den Verkehrsbedürfnissen einer Gegend oder eines Ortes entsprechend, eine verschiedene. In den Oberpostdirektionsbezirken Cöslin, Gumbinnen, Königsberg und Danzig mit 2106, 2577, 2818 und 2841 Einwohnern auf je einer Quadratmeile entfällt eine Postanstalt auf je 2,28, 2,06, 2,07 und 2,37 Quadratmeilen, während in den Bezirken Arnsberg, Köln und Düsseldorf mit 6194, 7481 und 13,377 Einwohnern auf der Quadratmeile je eine Postanstalt auf 0,75, 0,74 und 0,48 Quadratmeilen kommt. In Berlin, das auf 1,076 Quadratmeilen 856,341 Bewohner und 60 Postanstalten zählt, entfällt eine Postanstalt auf 0,02 Quadratmeile. Hamburg hat 18, Breslau 16, Leipzig 15, Dresden 13, Bremen 9, Köln und Hannover je 5, Braunschweig und Magdeburg je 4 den Verkehr mit dem Publikum vermittelnde Postanstalten.

Die für den Postdienst auf Eisenbahnen eingerichteten Postanstalten sind sämmtlich größeren Umfanges und führen allgemein die Bezeichnung Bahnpostämter. Der Benennung tritt noch die betreffende Nummer hinzu. Ihre Zahl beläuft sich gegenwärtig auf 33. Sie haben ihr Domizil an größeren Eisenbahnknotenpunkten — Berlin, Leipzig, Dresden, Breslau, Magdeburg, Hannover, Köln, Frankfurt a. M., Straßburg im Elsaß ꝛc. — und haben lediglich die Beaufsichtigung und Leitung des Postbetriebes auf bestimmten, ihnen zugetheilten Eisenbahnlinien wahrzunehmen. Das zu den Posttransporten auf den untergestellten Eisenbahnrouten sowie zum Geschäftsbetriebe bei den Bahnpostämtern selbst erforderliche Personal ist dem Bahnpostamte untergeordnet. Bei sämmtlichen Bahnpostämtern sind 2600 Beamte und Unterbeamte in Beschäftigung.

Die Eisenbahnen bilden heutzutage das vornehmste und vorzüglichste Beförderungsmittel der Post. Der große Verkehr, der interne wie der ausländische und Durchgangsverkehr, bewegt sich gegenwärtig ausschließlich auf den Deutschlands Gauen nach allen Seiten hin zahlreich durchschneidenden Eisenbahnen. Zur Postbeförderung werden täglich 2709 Eisenbahnzüge benutzt, von denen 871 durch Bahnposten, die ganz nach Art der Postanstalten eingerichtet und ausgerüstet sind, und 1067 durch Postschaffner in besonderen der Reichspost eigenen Eisenbahnpostwagen begleitet werden, während bei 771 Zügen die Beförderung von Briefpostgegenständen durch Vermittelung des Eisenbahnpersonals stattfindet.

Im Bereiche unseres vielgestaltigen, nach mehr als einer Seite hin staunenerregenden Postwesens gibt es wohl kaum eine interessantere, großartigere und nützlichere Einrichtung als die der fahrenden Bahnposten, der „fliegenden Postämter" in den Eisenbahnzügen. Welcher Unterschied besteht nicht zwischen den ersten Posteinrichtungen des Mittelalters, den Mönchs- und Metzgerposten und den ersten Beförderungsanstalten, den Botenanstalten der Hansastädte, oder auch noch zwischen den wegen ihrer außergewöhnlichen Schnelligkeit Aufsehen erregenden ersten Kurbrandenburgischen Fahrposten des 17. Jahrhunderts, die den Weg von Königsberg in Ostpreußen bis nach Cleve in zehn Tagen zurücklegten, und den in den Eisenbahnzügen befindlichen fahrenden Postämtern der Gegenwart, welche in einer Nacht

Digitized by Google

halb Deutschland durcheilen und den Weg von Königsberg bis Cleve in noch nicht 24 Stunden zurücklegen. Außer mit den nothwendigen Erleuchtungs- und Heizapparaten sind die Eisenbahnpostwagen der Reichspost mit allen zum geordneten Dienstbetrieb erforderlichen Gegenständen versehen und ausgerüstet. Sortirspinde für Briefe und Geldsendungen, Tische, Stühle, Schreib- und Siegelapparate, Stempelvorrichtungen, Dienstsiegel, Scheeren, Messer, Druckformulare, eine größere Anzahl Beutel zur Verpackung von Briefen und Packeten, Utensilienkörbe und dergleichen mehr, alles ist im Wagen vorhanden. Zum Gebrauch und zur Bequemlichkeit der Beamten fehlen Kleiderschränke, Huthaken, Spiegel, Kokosdecken und ein vollständig ausgerüsteter Waschtisch gleichfalls nicht. Der Wagen selbst zerfällt in zwei räumlich getrennte Abtheilungen: in eine kleinere, den eigentlichen Expeditionsraum für die Beamten, und in eine größere, den Packraum, zur Niederlegung von Packeten und Beuteln. In diesen mobilen Postanstalten nun herrscht während der Fahrt eine ununterbrochene rege Thätigkeit. Die von einer Station zugehenden Postsendungen müssen bis zur Ankunft auf der nächsten entkartet, vertheilt, eingetragen, in Bunde vereinigt und verpackt werden. Die für anschließende oder abzweigende Routen bestimmten Postsachen werden ohne Unterbrechung in der Beförderung von einer Linie auf die andere, von einer Bahnpost zur anderen übergeleitet, so daß die Beförderung der Postsendungen gleichen Schritt hält mit der Schnelligkeit des Eisenbahnganges. Zur Bewältigung der einer einzigen Bahnpost zugehenden Briefe, Geldbriefe ꝛc. sind häufig vier, sechs und mehr Beamte nothwendig.

Neben den Postverbindungen auf Eisenbahnen nehmen die Postverbindungen auf Landstraßen die nächstwichtige Stellung ein. Während die ersteren den großen Verkehr zwischen allen bedeutenderen Plätzen vermitteln, dienen die letzteren hauptsächlich dem kleinen, dem Lokalverkehr; ein Theil derselben dient außerdem der Personenbeförderung. Im Reichspostgebiet gab es Ende 1874 4072 verschiedene Landpostkurse, auf welchen 5894 Posten liefen. Die Länge der von den Posten befahrenen Landpoststraßen betrug 60,983 Kilometer. Je nach der Verschiedenheit des Verkehrsbedürfnisses gibt es auch verschiedene Gattungen von Posten.

Die bekannteste und gebräuchlichste Postengattung, die Personenposten, die gleichzeitig zur Beförderung von Postsendungen jeder Art wie zur Fortschaffung von Personen dienen, sind auf 1661 Kursen im Gange. Ihre Zahl beläuft sich auf 2464.

Die Personenpost mit ihren leichten und dabei doch dauerhaften Wagen, mit ihren militärisch geschulten und gekleideten Postillonen, mit ihrem nach der Minute geregelten Gange ist eine der deutschen Post eigenthümliche Einrichtung, die in derselben Weise keine andere Postverwaltung besitzt. Einer so bequemen, pünktlichen, sicheren und dabei auch billigen Personenbeförderung auf Landstraßen erfreut sich kein außerdeutsches Land. Leider wird mit der fortschreitenden Ausdehnung des Eisenbahnnetzes das Institut der Personenposten immer mehr beschränkt und beschnitten. Alle größeren und lebhafteren Personenpostkurse sind schon jetzt der Eisenbahn zum Opfer gefallen. Die Romantik der Postkutsche, welche mit „Hörnerklang und Peitschenknall" schwärmerische Naturen vielfach zu Ergüssen prosaischen, poetischen und musikalischen Inhalts bewogen hat, wird bald nur noch in eben jenen Gemüths- und Herzensergüssen fortleben.

Nach den Personenposten sind die Botenposten die zahlreichsten mit 1971 auf 1577 einzelnen Kursen. Durch die Botenposten findet nur eine Beförderung von Postsendungen statt, die häufig noch hinsichtlich der Päckerei- und Geldsendungen beschränkt ist. Sie sind vorzugsweise zur Vermittelung des Verkehrs von und nach den kleinsten Postanstalten bestimmt. Die Beförderung derselben wird durch Menschenkräfte bewerkstelligt. Sämmtliche Postfußboten der deutschen Reichspost haben im Jahre 1874 eine 10,027,853 Kilometer lange Strecke zurückgelegt oder rund 1,310,000 Meilen, das ist so viel, als wenn sie 242 Mal rings um die ganze Erde herum gelaufen wären.

Außer den Boten- und Personenposten wurden noch 1200 Privatpersonenfuhrverbindungen, welche auf 647 verschiedenen Kursen unterhalten wurden, zur Postbeförderung mitbenutzt. Dazu kommen noch 251 Kariol- und Güterposten und 8 Estafetten- und Briefposten. Schließlich waren noch für den Verkehr der Sommermonate 84 Posten verschiedener Gattungen eingerichtet.

Die Zahl sämmtlicher Postgelegenheiten auf Eisenbahnen und Landstraßen belief sich hiernach im Jahre 1874 auf 8687. Die Posten legten nach Maßgabe der Kurslänge im ganzen Jahre 124,786,856 Kilometer zurück. Die Länge der von Posten auf Landstraßen befahrenen Strecken betrug 60,983 Kilometer, die der Eisenbahnrouten 20,210 Kilometer, zusammen 81,193 Kilometer. Jeder Kilometer Weges (Landweg und Eisenbahn) ist mithin im Postdienste im Jahre 1874 1537- oder täglich mehr als 4mal (genau 4,21) befahren worden, gewiß ein anschauliches Bild von den Leistungen der Reichspost und der Mannigfaltigkeit der Postverbindungen.

Für den Postdienst auf Eisenbahnen waren 831 Wagen und 284 Coupés, die sämmtlich der Post gehörten, vorhanden. Zum Gebrauch für die Posten auf Landstraßen dienten 4253 Wagen und 1035 Schlitten, die reichseigen waren, und 5396 Wagen nnd 1890 Schlitten, die Eigenthum der Posthalter waren. Der Bestand an Postpferden betrug 13,643 Stück, welche 1511 verschiedenen Posthaltereien angehörten. Reichseigene Posthaltereien gab es 15 mit 706 Pferden.

Auch auf Wasserstraßen unterhielt die Reichspost Postverbindungen, und zwar hat sie im Jahre 1874 52 verschiedene Dampfschiffsverbindungen zur Postbeförderung benutzt. Eigene Postdampfer, wie sie in früheren Jahren die preußische Postverwaltung zur Vermittelung des Post- und Personenverkehrs mit Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark ꝛc. hatte, besitzt die Reichspostverwaltung nicht. Der von den meisten fremden Postverwaltungen neuerdings durchgeführte Grundsatz, nach welchem die Beförderung der Posten auf Wasserstraßen Privatunternehmungen gegen besondere Vergütung übertragen wird, ist auch der für die Postverwaltung des deutschen Reichs maßgebende.

Die wichtigsten Dampferlinien, welche von Häfen des Reichspostgebietes ausgehen und zu Postzwecken benutzt werden, sind gegenwärtig die des Norddeutschen Lloyd in Bremen und der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktiengesellschaft in Hamburg, welche je einmal wöchentlich die Verbindung mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika herstellen; ferner die Linien der letztgenannten Gesellschaft, welche monatlich 2mal, am 5. und 19. jedes Monats, über Lissabon den Verkehr mit Brasilien und 1mal monatlich, am 8. jeden Monats, den Verkehr mit Westindien, Centralamerika, Chile, Peru, Bolivia, Ecuador ꝛc. via Colon und Panama herstellen. Auch die den Postverkehr mit Dänemark, Schweden und Norwegen vermittelnden Dampferlinien, die ihren Anfang in Stettin, Stralsund, Lübeck und Kiel haben und bis Kopenhagen, Malmoe oder Korsoer durchfahren, sind der Aufführung werth.

Den Beförderungsmitteln der Post auf Eisenbahnen, auf Land- und auf Wasserstraßen, die wir so eben kennen gelernt haben, reiht sich die Landbriefbestellung unmittelbar an. Wie die ersteren den Postverkehr von Postanstalt zu Postanstalt vermitteln, so vermittelt das Landbriefträgerinstitut den Postverkehr zwischen Orten mit und solchen ohne Postanstalt, den Verkehr der „Stadt" mit dem „flachen Lande", daher auch die häufig gebrauchte Bezeichnung „Landpost" für Landbriefbestellung. Preußen oder vielmehr dem preußischen Generalpostmeister von Nagler gebührt das Verdienst, zuerst unter allen Postverwaltungen diese Landpost im Jahre 1824 ins Leben gerufen zu haben. Anfangs war ihre Einrichtung eine sehr ursprüngliche und die Ausdehnung eine beschränkte. Entlegenere Ortschaften wurden gar nicht von den Landbriefträgern begangen, für die übrigen belief sich die Anzahl der Botengänge auf einen, höchstens zwei in der Woche. Packete und Geldbriefe gelangten durch die Landbriefträger überhaupt nicht zur Bestellung, sondern mußten allgemein bei den Postanstalten abgeholt werden.

Mit der Zunahme des Postverkehrs gewann auch die Bedeutung des Landbriefträgerinstituts. Schon im Jahre 1846

konnte dasselbe im ganzen Umfange des preußischen Postbezirks allgemein zur Einführung gelangen. Durch die später getroffene Bestimmung, daß die Landbriefträger auf jedem Gange jeden Ort ihres Bestellbezirks berühren mußten, auch wenn sie keine Sendungen dorthin zu bestellen hatten, um etwa abzusendende Briefe der Landbewohner entgegenzunehmen, durch Aufstellung von Briefkästen in den Landbezirken und besonders durch gänzliche Beseitigung des Bestellgeldes für Briefpostsendungen wurde die Einrichtung eine immer vollkommenere und ausgedehntere. Gegenwärtig wird sämmtlichen Landbewohnern des umfangreichen Reichspostgebietes die Wohlthat der Landbriefbestellung gleichmäßig zu Theil. Jede Ortschaft, jedes einzelne Gehöft, jede Niederlassung wird regelmäßig täglich mit Ausnahme des Sonntags wenigstens einmal vom Landbriefträger begangen. Nach Orten mit umfangreicherem Verkehr findet bereits eine 2malige tägliche Landbriefbestellung statt.

Im Reichspostgebiet waren Ende 1874 in 24,849 verschiedenen Orten 33,070 Briefkästen aufgestellt. Auf je 1038 Einwohner kommt mithin 1 Briefkasten, je eine Postanstalt mit ihrem Landbestellbezirk hat durchschnittlich 5,3 Briefkästen. An Orten mit Postanstalten waren davon 11,962, an Orten ohne Postanstalten 19,216 Briefkästen aufgestellt, an Eisenbahnpostwagen befanden sich deren 1892. Seit 1873 hat eine Vermehrung der Briefkästen um 2405 Stück stattgefunden.

Auf die verschiedenartigen anderweitigen Hilfsmittel, welche der Reichspost außer den angeführten zur Bewältigung des täglich wachsenden Riesenverkehrs im inneren oder äußeren Betriebe zur Verfügung stehen, auf Ortsbrief- und Packetbestellung, auf Bahnhofsfahrten, die den Verkehr zwischen den Postanstalten und den Eisenbahnposttransporten vermitteln, auf die zur außergewöhnlichen Beförderung von Personen oder Sachen eingerichteten Extraposten, Couriere und Estafetten ꝛc. ꝛc. kann hier nicht näher eingegangen werden.

H. K.

Am Familientische.

Das Nestküken.

(Zu dem Bilde auf S. 293.)

Die Sonne war aufgegangen und hatte über Berg und Thal, über Wald und Feld ihren rosigen Schimmer ergossen. Auch in die Hütte des Arbeiters waren ihre Strahlen gefallen und hatten die Bewohner zu frischer Thätigkeit erweckt. Die Hausfrau mußte ihrem Manne, ehe er zur Arbeit aufbrach, die Morgensuppe kochen, mußte des alten Großvaters warten, wobei ihr Töchterchen ihr zur Hand ging, dabei fand sie Zeit, zuweilen einen Blick auf das Nestküken, den kleinen Hans, zu werfen. Der kleine Hans war ihr Liebling, wie der der ganzen Familie. Sein freundliches Lachen vertrieb die Wolken von des Vaters Stirn, erheiterte den Lebensabend des Großvaters, verbreitete Glück und Freude im ganzen Hause.

Endlich hatte die Mutter für alle gesorgt. Der Vater brach zur Arbeit auf, der Großvater ging hinaus, um sich zu seinem gewohnten Morgenspaziergang zu rüsten, das Mädchen nahm ihr Strickzeug zur Hand. Da erklang von der Wiege des Nestkükens jener unnachahmliche Laut, mit dem Kinder ihr Erwachen kundgeben, und sogleich eilte die Mutter zu seiner Morgentoilette herbei. Das Töchterchen setzte sich mit ihrem Strickstrumpf auf die Wiege, um der Mutter rasch behilflich sein zu können. Als der feuchte Schwamm über den kleinen Körper fuhr, fing Hänschen aus aller Macht an zu schreien. In diesem Augenblicke trat der Großvater, zum Spaziergang fertig, herein. Sobald der kleine Bursche den Alten erblickte, hörte er auf zu weinen; als aber der Großvater die gewaltige Pelzmütze ihm aufs Köpfchen setzte, so daß ihm die Augen verdeckt wurden, als er sie bald wieder in die Höhe hob, bald wieder fallen ließ, da erklang lauter Jubel aus dem Munde des leichtgetrösteten Kindes, und geduldig ließ er sich fertig ankleiden.

Dem Großvater aber hatte er einen Sonnenstrahl ins Herz geworfen, der ihn noch mehr erwärmte als die Sonne da draußen am blauen Himmel. Und als er so dahinschritt durch den frischen Wintermorgen und zurückdachte an das ihm ans Herz gewachsene Nestküken, da lachte er stillvergnügt in sich hinein und dankte Gott für das Enkelkind, das sein greises Alter wieder verjüngte.

Götzenanbeter in Irland.

Die Ueberschrift wird Staunen erregen, aber leider bezeichnet sie eine traurige Thatsache; echte Heiden wohnen in einer Gegend, die von der Hauptstadt des britischen Reiches in kurzen vierundzwanzig Stunden zu erreichen ist, und die Mittheilung über den außerordentlichen Fall entnehmen wir einer wissenschaftlichen, der Anthropologie gewidmeten englischen Zeitschrift.

An der Westküste Irlands liegen zwei kleine Inseln still und einsam in den Fluten des atlantischen Oceans; sie heißen Nord- und Süd-Inishkea, ein Name, welcher „Insel des Dornbuschs" bedeutet, und in der That ist hier dorniger Boden in jeder Beziehung. Die von der civilisirten Welt gleichsam abgeschiedenen Insulaner werden von einem „König" regiert, der über 100 Jahre alt sein soll. „Er ist," erzählt der Berichterstatter, „ein sehr angenehmer Monarch und bei seinen Unterthanen ungemein beliebt. Er hat kein Gefolge, keinen Palast, und sein Einkommen besteht in einer kleinen Abgabe von den gefangenen Fischen oder geernteten Kartoffeln." Die Behausungen der Eingeborenen, wenn man den Ausdruck brauchen kann, sind Löcher in Steinhaufen, die mit Schlamm beworfen und mit Binsen gedeckt sind. In manchen dieser elenden Hütten wohnen acht bis zehn Personen mit einem Schwein oder einer Ziege zusammen, und gelegentlich theilt auch noch eine Kuh den einzigen Raum.

Ist diese materielle Lage der Insulaner schon jammervoll genug, so ist die geistige und sittliche noch trauriger. Die Religion dieser Leute beschränkt sich nämlich auf die Anbetung eines großen hölzernen Götzenbildes. Es ist nicht etwa eine verkommene Marienstatue, sondern die roh geschnitzte Figur eines Mannes, acht Fuß hoch und in ein Flanellhemd gekleidet. „Nur nach vielen Ueberredungen wurde mir erlaubt, den Ort zu besuchen, wo das Götzenbild aufbewahrt ist: es war eine Hütte, etwas größer als die übrigen, und von den Insulanern als Kultusstätte benutzt. Da die Inseln ungeschützt den Stürmen und dem Wogenanprall des atlantischen Oceans ausgesetzt sind, so können die Einwohner häufig nicht auf den Fischfang ausfahren und alsdann tritt Hungersnoth ein. Dann nehmen sie ihr Götzenbild, bringen es unter Weinen und Klagen an den Strand, werfen sich vor ihm nieder und flehen es an, daß es die Wogen besänftigen möge. Hört nun der Sturm auf, so ist dieses natürlich Verdienst des Götzen; dauert aber das Wetter fort, so betrachtet man dieses als Strafe des Götzen, den man alsdann wieder in seine Hütte zurückbringt."

Die armen Insulaner haben kaum Verkehr mit der Außenwelt. Ihrem Glauben nach stammen sie von einem Riesen ab, der von einer schönen fruchtbaren Insel nach ihrem elenden Eiland kam. Sie glauben auch, daß diese Insel sich eines Tages wieder aus den Wogen erheben und der Aufenthalt der Geister ihrer dahingeschiedenen Freunde werden wird. Die Seehunde, welche am Felsgestade ihrer Insel sich häufig zeigen, werden verehrt und niemals getödtet, da in ihnen die Seelen ihrer verstorbenen Verwandten wohnen. Stirbt ein Insulaner, so bleibt die Leiche, bei der man eine Laterne aufstellt, drei Tage lang liegen. Währenddem betet man zu dem Götzen, daß er dem Dahingegangenen eine glückliche Reise nach der erwähnten paradiesischen Insel gewähren möge.

Vor einigen Jahren ging ein Missionar nach Inishkea, um diese irischen Heiden zu bekehren. Er wollte mit der Zerstörung des Götzenbildes beginnen, erregte aber dadurch so sehr den Zorn der Insulaner, daß er, um sein Leben zu retten, sich eilig wieder einschiffte.

Ist es nicht, als ob man hier den Bericht von einer heidnischen Insel in der Südsee läse und nicht von einer, die in vierundzwanzig Stunden von London zu erreichen, unter dem Szepter der Königin Viktoria steht?

Inhalt: Ein Familienzwist. (Forts.) Roman von Ludwig Harder. — Aus der Zopfzeit. Ein kulturhistorisches Charakterbild von Adolf Strelitzer. — Japans Frauen. Von Eufemia von Kudriaffsky. Mit zwei Porträts der Frau Teï Watanabe in japanischer und europäischer Toilette. — Verkehr und Verkehrsmittel der Reichspost. III. (Schluß.) — Am Familientische: Das Nestküken. Zu dem Bilde: Die Pudelmütze von Konrad Grob. — Götzenanbeter in Irland.

Vom Daheim

sind noch folgende Jahrgänge complet gebunden oder broschirt durch alle Buchhandlungen oder auch von uns direkt zu beziehen:

VIII (1872), IX (1873), XI (1875), eleg. gebunden à 9 Mark 60 Pf., broschirt à 7 Mark 20 Pf.

Einzelne Quartale (à 1 Mark 80 Pf.) und Nummern (à 28 Pf. incl. Frankatur) aus fast allen Jahrgängen. Einbanddecken zu jedem Jahrgang à 1 Mark 40 Pf.

Daheim-Expedition.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 12. Februar 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. **1876. № 20.**

Ein Familienzwist.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Roman von **Ludwig Harder.**

(Fortsetzung.)

Am Abend dieses bewegten Tages schritt Otto wieder in der Ermsdaler Halle auf und ab. Der Regen fiel in eisigen Strömen vom Himmel und der Sturm pfiff noch toller als damals, da Kurts Brief ankam, und was lag alles zwischen jenen zwei Tagen? Frühling, Sommer und Herbst und eine bittere Erfahrung mehr.

Trotz des Feuers, das geräuschvoll in dem rohen Kamin prasselte, war es bitter kalt in der Halle, aber der junge Freiherr fühlte die Kälte nicht. Die kleine Studirlampe brannte wieder auf dem Eichentisch, nur daß diesmal statt des Briefes ein paar Pistolen davor lagen. In gespenstischen Umrissen glitt Ottos Schatten über die rauhen Steinwände, wie er hastig und aufgeregt durch die Halle schritt; dann und wann lachte er unheimlich auf; endlich blieb er stehen.

„Narr!" rief er, sich vor die Stirn schlagend, aus. „Ja, Tante Bernhardine, Du hast Recht, ich war ein Narr, ein unaussprechlich großer Narr!"

Da öffnete sich leise und schwerfällig die unmittelbar ins Freie führende Hallenthür und ließ außer einem eisigen Windstoße und einer niederprasselnden Regenflut die schmächtige Gestalt eines Kindes auf der Schwelle erscheinen. Otto hatte sich umgewandt; er sah einen Augenblick verwundert auf den späten Eindringling, dann erhob er rasch die Lampe, als könne er seinen Augen nicht trauen, aber da war kein Irrthum möglich! Beatrice von Arning selbst stand ohne Hut und Mantel schüchtern auf der Schwelle und blickte ihn mit ihren großen Augen vorwurfsvoll an. Von ihrem ausgeschnittenen blauen Seidenkleid — demselben, worin Otto sie zuerst wiedergesehen — rieselte noch in Strömen der Regen nieder, und ihre dunklen Haare klebten fest um die Stirn.

„Beatrice! um Gottes willen, wo kommst Du her?"

„Durchs Moor," erwiderte die Kleine erschöpft. „Ich sagte Dir ja, daß ich hinüberkommen würde! Warum bist Du ohne Abschied von mir fortgegangen, Onkel Otto?" fuhr sie mit Thränen in den Augen fort. „Was hab' ich Dir gethan, daß Du so böse auf mich bist?"

„Durchs Moor?" wiederholte Otto wie im Traum. Kein Ermsdaler Bauer wagte sich so leicht bei hellem Tage auf den gefährlichen Weg, den die Kleine in dunkler stürmischer Nacht gegangen war.

„Durchs Moor? Und um Abschied zu nehmen? Abschied von mir!"

Der Freiherr beugte sich unwillkürlich nieder, die Kleine an sein Herz zu ziehen. Er küßte ihre Stirn, ihren Mund, ihre Augen; das hatte er nie zuvor gethan. Aber für den Augenblick vergaß er sein ganzes vergangenes Leben, alles, was zwischen ihm und den Buchdorfern lag; vergaß, daß es Theresens Kind war, das ihm gegenüber stand. Er fühlte sich in eine andere, bessere Welt versetzt, so berauschend wirkte die liebevolle Anhänglichkeit des Kindes auf sein wenig an Liebe gewöhntes Herz. Er zog die Kleine auf seinen Schoß und strich liebkosend durch ihr nasses Haar, und sie schmiegte vertraulich ihr Köpfchen an seine Schulter.

„Du bist doch nicht mehr böse auf mich, Onkel Otto?" fragte sie leise.

Er preßte sie noch inniger an sich. „Kann man Dir auch böse sein?" fragte er zärtlich. „Wie Du zitterst, mein armer Liebling! Es war gewiß recht kalt und schaurig draußen im Moor?"

„Ja, aber ich fürchtete mich nicht! Ich wußte ja, daß ich zu Dir kam."

„Mein kleines muthiges Mädchen!"

Da trat die alte Haushälterin ein. „Ei Du meine Güte!" rief sie erstaunt, „wie kommt denn das kleine Fräulein von Buchdorf hierher?"

„Von Buchdorf" — sie hatte das Wort ausgesprochen, das den Zauber löste. Otto war wieder er selbst.

„Ja," sagte er, sich erhebend, „die Kleine ist mir von

Buchdorf nachgelaufen; Gott weiß, wie sie sich hierhergefunden hat! Bring das Kind zu Bett, Dorte, und koche ihm einen warmen Thee, damit es sich nicht erkältet. Geh mit der Frau, Beatrice."

„Aber kommst Du auch zu mir, Onkel Otto?" fragte die Kleine ängstlich, „denn sonst gehe ich nicht mit."

„Ja, ja, ich komme schon. Sei jetzt nur ein artiges Kind, Beatrice."

Doch die kleine Baronesse wartete vergeblich auf ihren Onkel. Haß und Trotz erfüllten wieder Ottos ganze Brust.

Als Dorte am andern Morgen gegen fünf in die Halle trat, fand sie den Freiherrn im Jagdanzug, eifrig beschäftigt, sein Gewehr zu laden.

Die Haushälterin hatte im Laufe der Jahre ihres Herrn Art und Weise kennen gelernt; sie wußte, daß diese finstere Stirn nichts Gutes bedeute.

Der Herr Baron wollen auf die Jagd gehen?" fragte sie.

„Ja."

„Kommen der Herr Baron zu Mittag wieder?"

„Ich weiß noch nicht."

„Was sollen wir denn mit dem Kinde droben anfangen, Herr Baron?"

„Nach Hause bringen," versetzte Otto, das Gewehr über die Schulter werfend. „Leiht den Wagen vom Schenkwirth; Klaus mag sich in der alten Kutscherlivrée auf den Bock setzen und die vier Braunen vorspannen."

„Vier Pferde, Herr Baron?"

„Vier Pferde."

„Verzeihung, gnädiger Herr, aber die Leute sind gerade beim —"

„Vier Pferde, sag' ich!" wiederholte Otto, sich jäh umwendend und der Haushälterin einen Blick zuschleudernd, der die Worte auf ihren Lippen erstarren machte. „Ich muß doch das kleine gnädige Fräulein mit aller schuldigen Ehre in die Heimat senden," fügte er halblaut in bitterem Tone hinzu.

Die Haushälterin zögerte einen Augenblick. „Wollen der gnädige Herr nicht noch einmal hinaufgehen?" fragte sie dann schüchtern.

„Wozu? Was soll ich oben?"

„Ach, das Kind hat die ganze Nacht geweint und gejammert, weil der Herr Baron nicht mehr hinaufgekommen sind. Und es ist ein so liebes muthiges Herzchen! Und wenn es bei dem Wetter den weiten Weg gemacht hat, um — ich meine, der Herr Baron sollten doch —"

„Schweig!" Otto stampfte mit dem Fuße auf die Platten. „Ich will sie nicht sehen! Sorge Du, daß das Geschöpf weit fort ist, wenn ich zurückkehre, sonst —" Die Worte verhallten im Krachen der wild zugeschlagenen Eichenthür.

Dorte stieg kopfschüttelnd die Treppe hinan.

„Er kommt nicht, Herzchen," sagte sie zu Beatrice. „Aber gräme Dich nicht darum. Bei der Stimmung, worin er war, hast Du wahrlich nichts an ihm verloren."

Dann ging sie, Ottos Anordnungen auszuführen; und eine Stunde später ward Beatrice trotz ihres Weinens und Sträubens, trotzdem, daß sie sich verzweifelt an die Wände klammerte und flehentlich bat, man möge sie ihren Onkel Otto nur noch einmal sehen lassen, in den vierspännigen Wagen gesetzt und nach Buchdorf zurückgefahren.

VII.

Neun Jahre waren seit dem Tode Kurts verflossen. Otto hatte sowohl auf Grasort als auf die Vormundschaft über Beatrice entschieden verzichtet, ungeachtet der letztwilligen Bestimmung seines verstorbenen Bruders, dessen eigentliches Testament übrigens erst an Beatricens achtzehntem Geburtstag eröffnet werden sollte. Diesem Augenblicke sah Therese mit banger Spannung entgegen. Ihr Verhältniß zu ihrem Schwager blieb das alte, ja, so unglaublich es klingen mag, die beiden hatten sich in der ganzen langen Zwischenzeit nicht ein einziges Mal gesehen. Uebrigens machte die eigenthümliche Art, wie die zwei Güter zu einander lagen, es ihren Bewohnern leicht, sich zu meiden, falls solches ihre Absicht war; denn obgleich in gerader Richtung wenig mehr als eine Stunde von Buchdorf entfernt, konnte Ermsdal des Moores wegen doch nur auf dem mehrere Meilen weiten Umwege über Harsbye, Grasort und Wingen erreicht werden. Zudem hatte die Baronin sich jahrelang in fremden Ländern aufgehalten, und Otto überschritt die Grenze seines Gutes nur, wenn er nach der Residenz reiste.

In seinem neuen, von einer Bauernhütte kaum zu unterscheidenden Herrenhause lebte er grade so einsam und menschenscheu wie früher in dem alten Thurm. Sein wachsender Reichthum brachte keine Veränderung in seinen Gewohnheiten hervor. Tante Bernhardine, die seit Jahren ganz zu ihm übergesiedelt war, besorgte mit einer Magd den einfachen Haushalt höchst pünktlich und sparsam.

Frau von Arning hatte den Winter zuvor in Rom zugebracht. Sie benutzte die ersten Sommermonate zu einer Reise in die Schweiz und beabsichtigte nun nach Italien zurückzukehren, aber Beatrice zeigte eine so unbezwingliche Sehnsucht nach der Heimat, daß ihre Mutter nicht widerstehen konnte.

Therese fürchtete sich vor einem deutschen Winter; sie schwärmte für Kunst, Geselligkeit und Vergnügen und vermochte daher nicht ohne geheimen Schauder an ihr eingeschneites, sturmumheultes Landhaus im Norden zu denken. Wie ein junges Mädchen sich nach einem so unschönen Stück Erde zurücksehnen konnte, war ihr ein Räthsel; sie hatte nicht das mindeste Verständniß für jenes Gefühl ehrfurchtsvoller Anhänglichkeit, das Beatrice an den Grund und Boden fesselte, welcher ihren Vorfahren seit vielen Generationen zu eigen gehört hatte. Indes, Therese war eine zu gütige Mutter, um die heiße Sehnsucht ihres Kindes unberücksichtigt zu lassen, und so entschloß sie sich mit schwerem Herzen zur Rückreise.

Uebrigens brachte sie einen angenehmen Begleiter mit: Emil von Lindau, den Sohn einer Jugendfreundin Theresens. Frau von Arning hatte ihn in der Schweiz getroffen, woselbst er sich zur Stärkung seiner Gesundheit aufhielt, da seine „Mama" eines Tages die Entdeckung zu machen geglaubt, daß ihr einziges Söhnchen leidend aussehe. So erhielt denn auf Verwendung seines Vaters, welcher einen ziemlich hohen Posten im Staate bekleidete, der 21jährige Emil, der erst seit zwei Jahren das Kadettenhaus verlassen hatte, Urlaub auf mehrere Monate und reiste fröhlich in die Welt hinein.

Er war ein herzensguter junger Mann, vielleicht noch etwas zu unselbständig, um allein im Leben zu stehen; noch etwas zu willenlos unter das Scepter der Mama gebeugt, um interessant zu erscheinen; aber so wohl erzogen, so gewandt im Umgang, daß die Baronin, welche gesellschaftliche Talente so außerordentlich schätzte, ja überschätzte, nicht umhin konnte, ihm von Herzen gewogen zu sein, zumal da sie bei ihrem stolzen, entschiedenen Charakter gar nicht ungern sah, daß man sich ihr unterordnete. Auch Beatrice schien den Reisegefährten ganz liebenswürdig zu finden, und so lud die Baronin ihren jungen Freund ein, den Rest seines Urlaubs auf ihren Gütern zu verbringen, was derselbe mit um so größerer Freude annahm, als in seiner Reisekasse allmählich eine bedenkliche Ebbe eingetreten war. Ueberdies war er, wie es auch kaum anders sein konnte, sterblich in die Baronesse verliebt. Frau von Arning bemerkte dies nicht ungern. Sie war nicht habsüchtig, die Mittellosigkeit Emils erschien in ihren Augen als kein Hinderniß. Besaß Beatrice doch Reichthum genug! Ein braves, rechtschaffenes Herz, alter Adel und gute Manieren, das waren die einzig unerläßlichen Eigenschaften, welche die Baronin für den Gemahl ihres Kindes beanspruchte, und Lindau schien ihr alle drei in reichem Maße zu besitzen. Auch seine Jugend kam ihr zu statten, erlaubte ihr dieselbe doch, seine Erziehung in ihrem Sinne zu vollenden.

Es war an einem wunderschönen milden Augustabend, als der Arningsche Wagen, welcher die Reisenden von der letzten Station abgeholt hatte, die dichtbelaubte Lindenallee hinauffuhr und vor der von wildem Wein umrankten Terrasse hielt, woselbst der Verwalter in äußerst gewählter Toilette, eine dunkelrothe Rose im Knopfloch, zum Empfang der Heimkehrenden sich zeigte. Es war derselbe Warne, der vor fünfzehn Jahren

Digitized by Google

jenen verhängnißvollen Eid gegen Otto abgelegt hatte, trotz seiner vierzig Jahre ein auffallend schöner Mann für jeden, der die Gesichtsform über den Ausdruck stellt, welcher sie belebt. Die dunkelblauen fast immer gesenkten Augen in ihrem Rahmen von tiefschwarzen Wimpern, das dichte blonde Haar über der weißen, wenn auch unbedeutenden Stirn, so wie das Ebenmaß der ganzen Gesichtsbildung waren ohne Zweifel tadellos, dennoch prägten sich diese Züge nur selten einem Menschenauge dauernd ein, und Herr von Tannen, ein Jugendgespiele des verstorbenen Freiherrn, pflegte sehr entschieden den Kopf zu schütteln, wenn auf Heinrich Warnes Schönheit die Rede kam. Tannen war überhaupt kein Freund des Verwalters und hatte die Baronin schon häufig vor ihm und seiner nachlässigen Bewirthschaftung ihrer Güter gewarnt, aber Therese besaß einen so selbstständigen Charakter, daß sie auch in Dingen, von welchen sie nicht das mindeste verstand, nach eigenem Ermessen handeln wollte. Zudem setzte sie ein leises Mißtrauen in Tannens Urtheil, wenigstens was diese Angelegenheit betraf, denn derselbe war stets ein aufrichtiger Freund des jungen Arning gewesen. Sie setzte ein blindes Vertrauen in Warnes Rechtschaffenheit; er stieg zu ihrem Rathgeber, ihrem Finanzminister, ihrem Faktotum empor, und da Beständigkeit einen Hauptzug in Theresens Charakter bildete, so wären nur die sonnenklarsten Beweise seiner Unzuverlässigkeit im Stande gewesen, ihm ihre Gunst zu rauben.

Ueberdies war Heinrich Warnes Art und Weise der Baronin sehr bequem; er erschien pünktlich zu den Mahlzeiten, war immer elegant gekleidet, kam nicht mit schmutzigen Stiefeln in ihre Salons, aß nicht mit dem Messer und wischte den Mund nicht am Tischtuch ab, auch hatte er immer Zeit, wenn die Baronin ausfahren wollte, immer Geld, wenn es sie gelüstete, welches auszugeben, und quälte sie doch niemals mit Berechnungen, Kontrakten, Käufen und Verkäufen. Nicht, daß Therese irgend ein wärmeres Interesse an dem Verwalter genommen hätte, dazu war er ihr längst nicht bedeutend genug; aber seine Ruhe, seine Höflichkeit, sein schweigsames, entschlossenes Wesen behagten ihr, weil sie dazu dienten, ihr Familienleben gemüthlich zu machen.

Der Wagen hielt, und die Baronin stieg mit dem fürstlichen Anstand, welcher selbst ihre kleinsten Bewegungen auszeichnete, herab, um den Verwalter zu begrüßen. Bis auf die zwei leichten Falten, welche ihre lilienweiße Stirn durchzogen, war ihr Aeußeres sich in den letzten zehn Jahren völlig gleich geblieben, und sie erschien noch immer bezaubernd schön, als sie Warne mit huldvollem Lächeln die graubehandschuhten Fingerspitzen bot. Aber nicht auf ihr ruhten seine Blicke, sondern sie flogen mit seltsam überraschtem Ausdruck zu Beatrice hinüber, die jetzt, ohne Lindaus Hilfe anzunehmen, keck vom Wagentritt herabsprang und in der alten, freimüthig herzlichen Weise dem Verwalter die Rechte entgegenstreckte, von welcher sie schon während des Aussteigens den Handschuh abgestreift.

„So, da wären wir zurück, Herr Warne," rief sie ihm freundlich zu, „und werden Leben, Aufregung und Unruhe genug in Ihr stilles Reich bringen! Ja, ja, Sie haben allen Grund, sich zu fürchten; ich wenigstens kehre mit dem guten Vorsatz heim, Sie weidlich zu quälen; ich will jede, auch die kleinste Veränderung in meinem lieben Buchdorf sehen, morgen müssen Sie mir alles zeigen. Was machen Hans und Liese und das kleine Füllen? Lebt der alte Hektor noch!"

„Aber, Kind," lächelte Therese, „Herr Warne kann Dir unmöglich alle diese Fragen auf einmal beantworten. Erhole Dich nur erst von der Reise. Morgen betrachten wir dann eins nach dem andern. Herr Warne, ich stelle Ihnen hier meinen jungen Freund vor, Herrn von Lindau, welcher uns das Vergnügen machen wird, einige Wochen bei uns zuzubringen."

Die beiden Herren verneigten sich ziemlich steif.

Die Gesellschaft hatte während des Gespräches den breiten Hausflur durchschritten und trat nun in das Eßzimmer, wo ein einladend gedeckter Tisch ihrer wartete. Aber die Baronesse würdigte ihn kaum eines Blickes, sie hatte sofort die Glasthür aufgerissen, welche unmittelbar in den Park führte.

„O, mein Park, mein lieber Park, nach welchem ich mich so sehr gesehnt habe!" rief sie zwischen Lachen und Weinen. „Entschuldige mich, Mama, ich muß ihn erst begrüßen."

„Kind, wirst Du denn gar nicht müde?" lächelte die Baronin, indem sie der Davoneilenden nachblickte. Es lag ein solches Uebermaß von Glück in dem Ausruf ihrer Tochter, daß Therese sich reichlich für das Opfer belohnt fühlte, welches sie ihr brachte, indem sie auf ihr einsames Landgut zurückkehrte. Und unwillkürlich zogen beim Anblick des Parkes die Bilder der Vergangenheit durch ihre Seele. Wie oft hatte vor Jahren ihr Auge in Verzweiflung die grünen Rasenplätze, die stolzen Baumwipfel da vor ihr überflogen, während sie am Bette ihres hoffnungslos dahin siechenden Lieblings saß. O, es war doch anders, besser geworden! Was galt der Aufenthalt in Italien im Vergleich mit der Gesundheit ihres einzigen Kindes? Unwillkürlich faltete Therese die Hände, und etwas wie ein Dankgebet zog durch ihr Gemüth; des Mannes freilich, welchem sie nächst Gott all ihr Glück schuldete, gedachte sie dabei nicht, oder wenn es geschah, nur in Haß und Bitterkeit.

Beatrice eilte indessen jubelnd, mit ausgebreiteten Armen die saubergehaltenen Wege entlang. Sie hätte die einzelnen Blätter küssen mögen; rief doch jeder Strauch eine frohe Scene ihrer Kindheit zurück! Jetzt stand sie am Teich; in seiner glatten Oberfläche spiegelten sich die hohen Silberpappeln, und Trauerweiden neigten ihre schlanken Zweige bis in die unbewegte Flut. Durch die Baumwipfel schimmerte das Abendroth; langhalsige Schwäne zogen geräuschlos ihre Furchen von einem Ufer zum anderen; das Gestrüpp gegenüber, welches sonst dem Wasser ein so finsteres, abgeschlossenes Aussehen verliehen hatte, war verschwunden, und statt seiner lag eine weite Aussicht über Grasflächen und Bosquets bis zu dem Hügel, welchen das chinesische Gartenhäuschen krönte, vor den Blicken der Baronesse, welche bewundernd stehen geblieben war.

„O, hier ist es schön!" flüsterte sie halb unbewußt, aber wie erschrocken wandte sie sich, als eine tiefe Stimme dicht neben ihr sprach: „Ich freue mich außerordentlich, daß die Neuerung Ihren Beifall findet, gnädiges Fräulein; offen gestanden, ich fürchtete schon, Sie würden sehr ungehalten sein über diese Anordnung meinerseits."

„Sie sind's, Herr Warne!" rief das junge Mädchen, welches sich mittlerweile erholt hatte, „o, wie haben Sie mich erschreckt!"

Warne erschöpfte sich in Entschuldigungen; er sei in der Absicht gekommen, das gnädige Fräulein auf die während ihrer Abwesenheit getroffenen Einrichtungen aufmerksam zu machen, versicherte er, und bedaure nun unendlich —

„Lassen Sie gut sein," unterbrach ihn die Baronesse, „eigentlich ist es meine Schuld; weshalb bin ich so schreckhaft! Aber Sie wollten mir ja erzählen, wie hier alles steht, und ich vergehe vor Neugier. Weshalb stocken Sie denn und starren mich an, als fürchteten Sie, daß ich vertauscht sei? Ich bin wirklich die echte Beatrice, glauben Sie mir nur."

„Ich bezweifle es nicht," lächelte Warne, ohne den Blick von seiner jungen Herrin abzuwenden, „und doch sind Sie nicht ganz dieselbe junge Dame, welche vor einem Jahre von hier abreiste. Ich fürchte, die Mittheilungen, welche für das Kind Beatrice berechnet waren, dürften nur von geringem Interesse für Sie sein."

„Ja so, Sie finden mich verändert," sagte die Baronesse heiter, „das bin ich, Mama meint es auch. Ich bin gewachsen, und meine Photographien vom vorigen Jahr taugen nichts mehr; auch trage ich eine Schleppe, wie Sie sehen, und wie lang! unter uns gesagt, recht unbequem; in allem übrigen aber, glauben Sie mir, bin ich die alte Beatrice geblieben, und würde mich zum Beispiel sehr freuen, zu erfahren, was aus meinem lieben Ami geworden."

„Ihr Reh ist noch so zahm, wie es war," entgegnete der Verwalter; „ich habe es jeden Morgen gefüttert; in wenigen Tagen wird es sich wieder an Sie gewöhnt haben."

„Das war freundlich von Ihnen, Herr Warne," rief Beatrice, ihm herzlich die Hand reichend. „Ich danke Ihnen."

„Die Frau Baronin sendet mich," rief in diesem Augenblick Lindau, mit einem Papier in der Hand hinaustretend.

Digitized by Google

„Sie fürchtet, der Abendthau könnte Ihrer Gesundheit schaden, gnädiges Fräulein."

„Wir kommen," erwiderte Beatrice. „Was haben Sie denn da für einen Zettel? Bester Herr von Lindau, Ihre Zeichenwuth wird Sie doch nicht in dem Maße ergriffen haben, daß Sie schon heute eine Karrikatur unseres armen Teiches anfertigen wollen — der es übrigens verdiente, von Künstlerhand verewigt zu werden," setzte sie ernster und mit einem bewundernden Rückblick hinzu.

„Ich male nur Blumen, mit Landschaften habe ich mich niemals befaßt," versetzte Lindau beinahe empfindlich. „Ja, ja, spotten Sie nur! Sie werden anders reden, wenn ich erst das Bouquet auf Ihrem Fächer vollendet habe. Ich war in der Residenz dieser Geschicklichkeit halber bekannt, und an Uebung fehlte es mir nicht, denn alle Damen, mit welchen ich tanzte, verlangten irgend eine kleine Malerei von mir zum Andenken; ich hätte fast den ganzen Tag damit zubringen können, Fächer mit Rosen und Vergißmeinnicht zu bemalen, wenn Mama nicht allzeit darauf dränge, daß ich mich nützlicher beschäftigte. Dieses Papier aber ist, wie Sie sehen, eine ganz harmlose telegraphische Depesche, welche den Zweck hat, Mama von unserer glücklichen Ankunft zu benachrichtigen, und Sie würden mich sehr verpflichten, Herr Verwalter, wenn Sie dieselbe möglichst rasch und sicher nach M. besorgen könnten; leider vergaß ich sie abzugeben, als wir durchkamen."

Warne, der bisher unter seinen gesenkten Lidern hervor das Paar mit eigenthümlichem Ausdruck beobachtet hatte, erbot sich, selbst hinüberzureiten, und Lindau wollte unbedenklich diese Gefälligkeit als etwas Selbstverständliches annehmen; aber Beatrice wehrte entschieden ab.

„Nicht doch, Herr Warne!" bestimmte sie. „Jeder Knecht kann den Zettel hinüberbringen. Sie werden uns doch nicht an dem ersten Abend nach unserer Heimkehr allein lassen wollen? — Herr von Lindau," fuhr Beatrice flüsternd fort, als der Verwalter sich entfernt hatte, „Warne ist seit beinahe zwanzig Jahren in unserer Familie und wird als ein Mitglied derselben betrachtet; mißbrauchen Sie daher seine Bescheidenheit nicht zu Diensten, welche niemals von ihm gefordert wurden."

Einige Stunden nach diesen Vorfällen herrschte tiefe Stille im Hause. Die ganze Familie hatte sich in ihre betreffenden Gemächer zurückgezogen; die Baronin, welche sich in der That angegriffen von der Reise fühlte, schlief schon; Beatrice saß in einem Schaukelstuhl vor dem offenen Fenster ihres kostbar und geschmackvoll eingerichteten Giebelzimmers, das sie sich um seiner Aussicht willen erwählt hatte, und ließ ihr Auge müde und doch glückselig über den mondscheinverklärten Park gleiten. Emil dagegen, welchem das angeborene Verständniß für die Natur fehlte, hatte die Läden geschlossen, die Vorhänge herabgelassen und saß im hellsten Lampenschein vor dem runden Tisch, welcher mit Briefpapier von allen Farben und Größen mit der Chiffre „E. v. L." in allen möglichen und unmöglichen Verschlingungen bedeckt war. Vor dem jungen Mann lag eine zierliche Briefmappe — mehr zierlich als bequem — und Schreibgeräth, so bis ins Kleinste vollständig, so überelegant, so ungebraucht und unbrauchbar, daß man wohl sah, es habe nie einem anderen Zweck gedient als dem, bewundert zu werden. Uebrigens war Emil heute sehr in seine Arbeit vertieft; der elfenbeinerne Federhalter, dessen künstliche Schnitzereien bei öfterem Gebrauch jedenfalls des jungen Mannes Finger wund gedrückt hätten, flog, ohne anzuhalten, über das Papier. Es war ein Brief an die Mama, welchen Lindau schrieb.

Warne hatte gleichfalls Fenster und Läden geschlossen — nicht sowohl um die Mondesstrahlen auszuschließen, als weil er sich in seiner innersten Häuslichkeit nicht gern von etwaigen neugierigen Blicken belauscht sah. Die Lampe brannte auf einem plumpen Schreibtisch voller Rechnungen, Bücher und uneröffneter Briefe; alles Dinge, welche der Verwalter gar nicht zu sehen schien, obgleich seine Augen jetzt eben so groß geöffnet waren wie die anderer Menschenkinder. Die dampfende Cigarre im Mund, die Hände auf dem Rücken gefaltet, rannte er mit geräuschlosen Schritten im Gemach auf und nieder, so regelmäßig wie der Pendel der alten Kukuksuhr über dem Schreibtisch. Die Uhr hatte früher in Ottos Arbeitszimmer gehangen und war erst nach dem Tode des alten Freiherrn, als die Baronin das ganze Schloß neu einrichten ließ, in die Wohnräume Warnes verbannt worden. Nun, der Verwalter war ein Mann von starkem entschlossenen Geist und allem Aberglauben gründlich abgeneigt; er hatte also nicht gegen die Gabe protestirt. Aber Lüge wäre es, zu behaupten, daß er eine besondere Vorliebe für dieses Andenken an den jungen Arning empfunden hätte. Rief ihm doch jeder ihrer Schläge den Morgen im Walde zurück, da er beim Ruf eines Kukuks den verhängnißvollen Entschluß faßte, welcher seinen Lebensweg für alle Zeit von Recht und Wahrheit schied. Des Verwalters Gewissen besaß eine ungewöhnliche Dehnbarkeit, und hätte sein Verbrechen nicht gerade in einem Meineid bestanden, so würde es seine Nachtruhe kaum getrübt haben; das bewußte feierliche Lossagen von der Gnade Gottes für dieses wie das zukünftige Leben indessen spielte in jenes geheimnißvolle Gebiet hinüber, für welches er aus der Zeit seines Kinderglaubens in den verborgensten Tiefen seines Herzens noch eine Art ehrfurchtsvollen Grauens bewahrte. Bereut hatte er die That freilich keinen Augenblick, doch jede Erinnerung daran war selbst seinen gestählten Nerven im höchsten Grade peinlich.

„Eine kluge Frau, die Baronin," murmelte der Verwalter, sein düsteres Sinnen unterbrechend. „Allen Respekt! Hat da ein niedliches Exemplar von einem Schwiegersöhnchen aufgetrieben — noch nicht ganz erzogen zwar, aber vom rechten Holz. Wird der mal kontroliren, revidiren und maltraitiren! Hm, hm; aber das kleine Fräulein hat auch seinen Willen — und meine Wenigkeit nicht minder."

Er blies nachdenklich den Rauch seiner Cigarre in die mit Tabaksdampf erfüllte Luft. „Vor dem elften November soll die Verlobung vor sich gehen," fuhr er fort. „Wenn ich nur wüßte, was der alte Narr mit seinem doppelten Testament will! Hat ihn vielleicht doch eine leise Reue in Hinsicht auf den Ermsdaler angewandelt? Der Baronin scheint es auch nicht ganz geheuer; deshalb schleunigst Verlobung und womöglich gleich Hochzeit, wär's auch mit einem Zierpüppchen! Denn es ist ein schönes Ding um so 'ne Thatsache; daran scheitert der Protest aller Todten und Lebendigen. Bravo, Frau Baronin! Schlau eingefädelt! Aber, meine liebe gnädige Frau, ich will es nicht! Die Sache kommt mir zu früh, sie bringt mich um die Früchte jahrelanger Mühen; und dann bei Gott! ich mißgönne dem albernen Laffen das schöne Mädchen. Zwar heirathen muß und wird sie einmal, und dann sind meine besten Tage doch vorbei — halt!"

Warne schlug sich vor die Stirn, machte aufgeregt noch einige Gänge durch das Zimmer und blieb dann vor dem großen Wandspiegel stehen, dessen breiter, reich mit Schnörkelwerk verzierter Goldrahmen von Alter und Tabaksrauch etwas blind geworden war; desto klarer aber strahlte das feingeschliffene Glas die im hellsten Lampenlicht stehende Gestalt des Verwalters zurück in seinem eleganten Anzuge mit der halbwelken Rose im Knopfloch und den aufgeregt blitzenden Augen. Heinrich Warne, so sehr er auf sein Aeußeres hielt, war kein eitler Geck; die aufmerksame Musterung, welcher er jetzt seine ganze Person unterwarf, fiel streng und unparteiisch aus; aber auch so mußte er bekennen, daß sein Geburtsjahr nicht auf seiner Stirn verzeichnet stehe und daß er getrost mit jedem jüngeren Mann in die Schranken treten dürfe. Mit befriedigtem Aufathmen wandte er sich ab, hob den Vorhang in die Höhe und stieß Fensterflügel und Laden auf. Vor ihm lag der mondbeglänzte Teich, ein Bild unaussprechlichen Friedens.

„Ja, Buchdorf ist schön!" murmelte Warne mit feinem Lächeln. „Die Baronesse hat vollkommen Recht darin, daß sie es nicht verlassen will. Ich bin durchaus ihrer Ansicht und werde das Meinige thun, hier festen Fuß zu fassen für alle Zeit!"

„Kukuk!" rief in diesem Augenblick Ottos Uhr, die halbe Stunde anzeigend. Warne fuhr herum, so bleich und erschrocken, als habe ein Geisterruf sein Ohr berührt. „Wirst Du schweigen, verdammtes Thier!" knirschte er. Der Vorhang entsank seiner Hand, und schnell auf einen Stuhl kletternd, setzte er das Uhrwerk in Ruhe, dessen Schlag so verhaßte Erinnerungen in ihm weckte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Winterfeldzug. Nach dem Gemälde von Prof. Karl Raupp.

Digitized by Google

Aus der Zopfzeit.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Ein kulturhistorisches Charakterbild von **Adolf Streckfuß.**

(Schluß.)

Wir kehren in unser militärisches Stockhaus zurück.

Dasselbe bekam jetzt mehr zu thun. Die Exekution war zu Ende, und man hörte im Korridor den Tritt bewaffneter Mannschaften. Die Thüre flog auf, der bisherige Gefreite Holbek wurde als Arrestant hereingebracht; dicht hinter ihm ging der Korporal Stich. Holbek sah sehr angegriffen aus, und in seinem durch die Exekution verursachten Zustande von Schmerz und Schwäche konnten ihm die aus dem Innersten hervorgehauchten Worte entschlüpfen: „Gott sei Dank, es ist vorbei, und mein Vater ist gerettet!" Dem feinhörigen Korporal entgingen diese nicht, und er verließ das Gefängniß, nachdem der Arrestant überliefert war, kopfschüttelnd.

Punk hatte sich mit hereingedrängt und suchte seinen Freund zu trösten; alle Anwesenden schauten mitleidig drein, nur Flink dachte anders.

„Ei, Narrenspossen! Das war ja nur so ein kleines Frühstück. Ich bin schon oft in der Birkenallee spazieren gegangen, und laufe, wenn's gerade darauf ankommt, noch heute zum Zeitvertreib. Dafür brauche ich aber auch niemals zu schröpfen. Nächstens bin ich wieder da, denn man muß doch etwas für die Gesundheit thun."

„Du bist gar nicht unter die Menschen zu zählen," bemerkte Punk.

„Mordelement! Wenn ich meinen Säbel hätte —"

Der Profoß gebot Ruhe, Flink trällerte wieder, und als Frau Barbara eintrat, rief er: „Nanu wird das Heulen losgehn!"

Die Eltern Holbeks hatten die Erlaubniß bekommen, ihren Sohn zu besuchen. Die Stimmung und Absicht des Vaters unterschied sich dabei sehr bedeutend von derjenigen der Mutter.

Die Mutter kam nur mit blutendem Herzen. Eine Mutter vergißt über den Leiden ihres Kindes sich selbst und die ganze Welt; sie tröstet und liebt es unter allen Umständen. Ihr Vorgefühl des Richtigen fliegt oftmals zum Ziele, wo der männliche Verstand nur hinken kann; die Justiz des Herzens hat mehr für sich, als man gewöhnlich glauben mag.

Wenn die Mutter am Halse ihres bleichen Sohnes hing, so schalt ihn der Vater mit harten Worten.

„Vater! Ich bitte Euch," entgegnete Joseph, „vergebt mir meinen Fehler; ich bereue ihn herzlich, und habe meine Strafe ausgestanden."

„Diese Strafe war für die Untreue an Deinem König; aber für die Sünde an mir und der Mutter bist Du noch nicht bestraft. Ich wollte meine Wirthschaft nur Deinetwillen gern behalten, und das Unglück, sie zu verlieren, kam mir groß vor, weil ich noch kein größeres kannte; jetzt aber ist mir alles gleichgültig, denn mich hat das Schlimmste getroffen, und Du bist keinen Stein werth, viel weniger ein Haus, Du ehrloses Kind!"

Was war das? Joseph erbebte bis ins Mark hinein. Alles vergeblich! Er hatte zur Heilung des kleineren ein viel größeres Unglück heraufbeschworen; sein Benehmen erinnerte an jenen Bären, der, um eine Fliege zu tödten, das Haupt des Einsiedlers zerschmetterte. Darf Joseph sagen, was ihn bewog? Wird nicht dadurch seines Herzens letzter Halt und Trost preisgegeben? Und wenn er es dennoch aussprächе, man glaubte ihm nicht, man sähe nur eine feige Ausflucht, und er würde doppelt belastet sein. Kann er diese Handlung vor sich selbst verantworten? „Sie bleibt immer ein Gewaltstreich, ein Herausbruch aus den Grenzen, in welchen es erlaubt ist, Gutes zu thun, Vater und Mutter zu ehren, sich selbst zu verläugnen. Zu des Vaters Gunst den König verlassen, was ist das? Und des Vaters Vortheil ist zugleich derjenige des Sohnes, — also auch Eigennutz? Gerechter Himmel!"

Diese Vorstellungen durchzuckten ihn wie elektrische Funken; — jetzt lief auch sein Herz Spießruthen.

Für Barbara lag die Wahrheit in der Luft, aber noch gestaltlos; sie konnte nicht davon reden. Sie liebkoste nur ihren Sohn und suchte den Gatten zu beruhigen; eine Frau strebt immer zur Lösung desselben Knotens, welchen der Mann zerhauen will.

Auch Gottfried hatte sich eingefunden, und stand, viel vermögend und doch gefesselt, in der Situation. Als er seinen Bruder so erzürnt und den edelmüthigen Joseph so demüthig und gebrochen sah, so flirrte es vor seinen Augen. Der Strom ging rückwärts, die Dinge standen auf dem Kopf; so etwas hatte er noch nicht gesehen. Gottfried wollte mit der Wahrheit herausplatzen; da ihn aber Josephs Wink noch davon abhielt, wendete er sich an seinen Bruder.

„Bruder, laß es gut sein!"

„Sei Du nur still, Du bist noch schlimmer, weil Du Deinen nächsten Blutsfreund für Geld verkauft hast!"

„Das Geld gebe ich Dir, damit Du den Amtmann bezahlen kannst."

„Gott behüte mich, von diesem Sündengelde auch nur einen Groschen zu nehmen! Das macht Deine Schuld nicht geringer."

„Ist's nicht königlicher Befehl, die Ausreißer einzubringen? Du müßtest es auch thun, und wenn Dein eigner Sohn Dir in die Hände liefe! Und wegen des Geldes: willst Du klüger sein als der König, der das Geld einmal auszahlen läßt und es so für gut findet? Darf man sich unterstehn, seine Gabe abzuweisen, und wär's nicht gut, wenn Dir mit diesem Gelde geholfen werden könnte? Dein ganzer Zorn gegen mich ist ungerecht."

Der alte Holbek antwortete nicht, aber er blieb unmuthig und wollte gehen. Barbara redete ihm aufs neue zu; alle Anwesenden baten für den reuigen Sohn; Joseph verharrte schweigend, und nur sein bittendes Auge suchte den Vater. Dieser stand in düsterer Unentschlossenheit da.

In diesem Augenblick betrat der Kapitän von Platen, begleitet vom Korporal Stich, den Gefängnißraum. Die Gruppen trennten, die Stellungen veränderten sich sofort — eine Metamorphose durch Zauberschlag!

„Holbek," sagte der Kapitän, sich an Joseph wendend, „Er hat Seine Strafe verbüßt, und ich bin nicht hier, um Ihm Vorwürfe zu machen; aber ich will über die Beweggründe Seines Thuns ins Klare kommen. Sei Er aufrichtig: was hat Ihn zu dieser Desertion bewogen?"

„Herr Hauptmann! Ich hatte den Amtmann wegen meines Vaters geschlagen, und da fürchtete ich mich vor den Folgen. Das hat mir den Kopf verdreht, und ich wußte nachher nicht, was ich that."

„Was bedeutet aber die Rede: „Gott sei Dank, es ist vorbei, und mein Vater ist gerettet!" Diese Worte hat Er, wie mir der Korporal Stich meldete, gleich nach der Exekution, bei Seinem Eintritt in das Stockhaus, gesagt, und ich verlange Aufklärung darüber."

Ein Blitz des Verständnisses flog durch die Anwesenden; der Vater Holbek schlug sich vor die Stirn, in Barbaras Augen leuchtete es; Gottfrieds Geheimniß stand schon auf den Lippen, — die Vorsehung selbst forderte es von ihm.

„Nun, Holbek?"

„Ach, Herr Hauptmann, ich werde das nur so im Schmerze und in der Konfusion gesagt haben. Ich weiß nicht — ich kann nicht —"

„Aber ich weiß und kann," rief Gottfried. „Herr Hauptmann, der Joseph ist blos wegen seines Vaters desertirt, und überredete mich, daß ich ihn einbringen, und dafür die dreißig Thaler Belohnung annehmen müsse, um damit des Vaters Schuld zu bezahlen, weil sonst der Amtmann ihm die Wirthschaft verkaufen wollte. Aber das geht jetzt schief, denn mein Bruder will das Geld nicht, und schimpft den guten Jungen noch aus, der doch nur aus Liebe zum Vater die großen Schmerzen erduldet hat. Na, so ist die Sache, und nun, gnädigster Herr Hauptmann, helfen Sie uns, denn es wäre zu traurig, wenn der arme Joseph das alles umsonst gelitten hätte und ihm auch noch seines Vaters Liebe verloren ginge."

Digitized by Google

Der Kapitän von Platen war tief bewegt. „Holbek, was sagt Er jetzt?"

„Ja, Herr Hauptmann, es verhält sich so. Ich habe die Strafe ausgestanden, und mich für einen Schelm halten lassen, weil ich damit meine Eltern zu retten glaubte; aber jetzt ist alles vorbei, und ich werde für meinen Betrug gewiß noch viel strenger bestraft werden."

O du selbstloses ureinfaches Gemüth, wie schön ist dein Irrthum! Dieses Stockhaus wird das einzige sein, welches in der Geschichte der Moral einen Rang bekommt. Der Graf Silberling in Paris mag freilich solche Sentimentalitäten nicht, Flinks Meinung darüber sitzt im Zwergfell und diejenige Habichts im Magen, aber weg mit den Larven und halten wir uns an die echten Menschengebilde, zu denen, trotz seiner Stockhausphilosophie, doch selbst der alte Profoß gehört.

Der gegenwärtige Soldatenarrest ist jetzt eine Welt der Empfindungen, Eigenarten und Gegensätze.

Den Vater Holbek verzehrt förmlich die Reue und Zärtlichkeit, die Mutter betet still. Der Oheim fühlt sich, als ob er eines kranken Zahnes entledigt wäre, den Profoß kitzelt etwas im linken Auge, und Punk weicht einen Schritt von seinem Freunde zurück, weil er denselben zu sehr bewundert, um ihm noch so harmlos nahe treten zu können wie vorher.

„Holbek!" sagte der Kapitän, nachdem er den Gefreiten staunend betrachtet hatte, „Er hat ein großes Herz und man muß es bewundern. Aber die kindliche Liebe verleitete Ihn zu einem schweren Unrecht gegen Seine Vorgesetzten, denn diese sind durch das Geschehene so getäuscht worden, daß sie einen edlen Menschen als Verbrecher strafen mußten."

„Das Geld für die Einbringung des Deserteurs," fuhr er, zu Holbeks Vater gewendet, fort, „ist, trotz dieses Truges, richtig verdient, denn die Entweichung fand wirklich statt, der Deserteur wurde wirklich eingebracht und die verhängte Strafe ist auch wirklich vollzogen worden. Wo die gesetzliche Strafe fiel, muß auch der gesetzliche Lohn bleiben; nehmt also das Geld in Gottes Namen und helft Euch damit. Da der General im Dorfe ist, so liegt es mir daran, diesen außerordentlichen Vorfall sogleich zu seiner Kenntniß zu bringen; bleibt nur bis zu meiner Rückkehr hier zusammen."

Der Kapitän entfernte sich schnell, und kaum war das geschehen, so brach auch der verhaltene Grimm und Jammer und Humor jener Rothhäute des Gefängnisses los, denn vor dem „Herrn Vater" genirten sie sich nicht.

„Soll mich der Teufel bei lebendigem Leibe holen," rief Finster, „wenn dieser Holbek nicht der bravste Kerl im ganzen Regimente ist; aber die verfluchte Prügelwirthschaft, mit der sie ihm für sein gutes Herz noch die Knochen entzweischlagen, die soll ein heiliges Bomben — Kreuz — Schock — holen."

„Ach, wenn die Herren doch ein Einsehen hätten," jammerte Habicht, „und sie thäten's dem Holbek, weil er unschuldig Prügel bekommen hat, zur Ehre an, daß wir im Arrest alle Schnaps und warmes Essen bekämen."

„So viel Spektakel um nichts," ließ sich Flink vernehmen. „Was hat denn der Holbek besonders gethan? Er läuft weg, weil's ihm gerade so paßt, läßt sich wieder fangen und bekommt seine lumpigen paar Prügel sehr gut bezahlt. 's ist das reine Geschäft, Holbek, und wenn ich's wäre, so liefe ich gleich morgen wieder davon."

„Maul halten!" kommandirte Marder, „sonst kommst Du in den Bock."

„Dal! dalderdal! dalderdal!"

Unterdessen diskutirte die Familie Holbek den Geldpunkt. Gottfried bot seinem Bruder nochmals die erworbenen dreißig Thaler an, und selbiger verschmähte sie aufs neue, weil dieses Geld einer Lüge verdankt und so der König um dasselbe betrogen sei. Das gab Barbara nicht zu und sagte:

„Wenn der Herr Hauptmann meint, daß das Geld richtig verdient sei, so wirst Du es doch nicht besser wissen wollen. Und mit dem Gelde erhalten wir uns die Wirthschaft, die dann doch unserem Sohne verbleibt; diesem guten Kinde aber, das sich für seine Eltern verachten und zerschlagen ließ, sind wir die Erhaltung seines Erbtheils doppelt schuldig. Das ist meine Meinung; und jetzt nimm das Geld, Vater, und sei zufrieden!"

Die Frauen kommen oftmals, kurz vor Thorzuschluß, mit den besten Gedanken; wo dann ihr „Veto" einfällt, oder ihr „Ja und Amen" gesagt wird, geschieht es selten vergeblich. Den alten Holbek hatte der Hauptmann nicht überzeugt, aber seinem Weibe fügte er sich jetzt. Joseph fühlte drei Centner von seiner Brust fallen, als er den Vater versöhnt, den Hauptmann so edeldenkend und jetzt auch den Zweck seines Unternehmens erfüllt sah.

Das Gespräch dieser jetzt glücklichen Familienglieder und das Trällern Flinks unterbrach der in das Gefängniß eintretende Gutsinspektor. Er glaubte in seines Herrn Schlosse zu einem solchen Besuche berechtigt zu sein; er gab vor, sich nach den weiteren Bedürfnissen dieser Lokalität erkundigen zu wollen — aber eigentlich galt es nur einen Spaziergang seines rachsüchtigen Herzens.

„Nicht wahr, junger Herr," sagte er zu Joseph, „die Ohrfeige ist Euch gut bezahlt worden, ein anderes Mal werdet Ihr höflicher sein?!"

Joseph gab keine Antwort, sein Vater zählte die dreißig Thaler auf den Tisch, Barbara schalt dabei den Amtmann tüchtig aus. Diesen überraschte die Zahlung, ihn ärgerte der Zank und die Nichtachtung, — es kam doch anders als er geglaubt hatte.

„Haltet Euer Maul, grobes Weib! — und Ihr, Holbek, nun, wo habt Ihr denn auf einmal das Geld hergenommen?"

„Herr Amtmann, Sie sind bezahlt, das andere geht Sie nichts an."

Der Inspektor nannte das eine Unverschämtheit, und da Gottfried und Barbara ihrer Zunge freien Lauf ließen, so drohte er mit Gewaltmaßregeln. Hierdurch wurde das ganze Stockhaus revolutionirt: Holbeks, Punk, Marder, die Gefangenen, alles stand auf einer Seite.

„Himmelschock —!" rief Finster, „wenn der Kerl nicht bald durch die Thüre fliegt, so will ich ihm die Augen zum Genick herausschlagen!"

„Wundere mich nur," meinte Flink, „daß dieser Mensch sich untersteht, in so anständige Gesellschaft zu kommen und sich vor mir gar nicht genirt. — Herr Vater, zeigen Sie ihm doch seine Wege."

„Ruhig da!" fiel Marder ein, „das kann ich auch ohne Dich. Herr, machen Sie sich heraus, Sie gehören nicht in den ehrlichen Soldatenarrest."

„Das will ich doch einmal sehen, wer mich hier herausweisen kann. Ich bin —"

„He, Jungen, greift alle an — fort mit dem Bauernschinder!"

Die Krisis war da, alle Anwesenden drängten gegen den Inspektor, —

Da trat der General von Saldern, welchen der Kapitän von Platen begleitete, ins Zimmer, und alle Hände wichen zurück, alle Leidenschaften erstarrten. So wirkt nur die Zauberei militärischer Disziplin, von welcher diejenige des Magiers übertroffen wird. Das Stockhaus hat heute seinen besonderen Schicksalstag, der General kommt selbst hierher, was bedeutet das, was soll nun werden?

Der General blickte verwundert um sich. „Gefangenwärter, was geht hier vor?"

„Excellenz halten zu Gnaden, der Amtmann drängte sich hier ein und störte alle Ruhe und Ordnung, da wollte ich ihn herausbringen lassen."

„Ach dieser Bursche — das findet sich später!"

Der General wies den Inspektor mit kurzer Handbewegung hinaus, dann befahl er die Freigebung Josephs und wandte sich an diesen.

„Mein Freund, Seine Desertion war nur scheinbar, und da dies ihre weiteren Folgen aufhebt, so habe ich Ihn in Freiheit setzen lassen. Für das Unrecht, mit welchem Er seine Vorgesetzten täuschte, traf Ihn eine strenge Strafe, das ist unabänderlich; die Selbstverleugnung und Opferwilligkeit aber, welche Er in dieser Sache bewiesen hat, muß bewundert werden, und

gewiß wird derjenige, dessen kindliche Liebe so Ungewöhnliches leistet, auch außerordentlicher Handlungen für König und Vaterland fähig sein. In diesem Sinne berichte ich noch heute an unseren Allergnädigsten König, dessen Huld und Weisheit jede Tugend zu lohnen weiß. Ich für meinen Theil ernenne Ihn einstweilen zum Korporal; außerdem aber mag Er sich von mir noch irgend eine Gunst, wie ich sie gewähren kann, ausbitten."

Joseph küßte mit Thränen die Hände des Generals, und ein solcher Verstoß gegen die Disziplin mußte ihm, in diesen besonderen Umständen, verziehen werden. Die alten Holbeks umschlangen Salderns Kniee, und dieser große Taktiker hatte hier nur für seinen Rückzug zu sorgen. An die Thür gelangt, rief er noch:

„Nun, Korporal Holbek, was erbittet Er sich von mir?"

Joseph sammelte sich gewaltsam, er sann einige Augenblicke nach, und sprach dann ehrerbietig:

„Halten zu Gnaden, Excellenz, meine Eltern und ich, wir sind jetzt glücklich und brauchen nichts; aber weil doch Eure Excellenz Gutes thun will und sich hier im Arrest so Besonderes zugetragen hat, wollte ich ganz gehorsamst um Pardon für den Finster bitten, der wegen Räsonnirens eingesperrt wurde, aber sonst ein ordentlicher Mensch und guter Soldat ist; und wenn sonst Eure Excellenz wollten Gnade für Recht ergehen lassen, und die anderen Gefangenen bekämen heute extra einen guten Tag, so —"

„Alles gewährt, mein Freund! Ich bewundere Sein Herz immer mehr und werde in meinem Berichte auch Seines gegenwärtigen Bittgesuches Erwähnung thun. Kapitän von Platen, sorgen Sie für die Ausnahmen, welche ich, zu Holbeks Ehre, hier statuiren will. Adieu!"

Nachdem der Kapitän alles geordnet, seinem neuen Korporal die Hand gedrückt und sich entfernt hatte, gab es im Stockhause schließlich noch einen frohen Allarm.

Finster möchte den Holbek aus Dankbarkeit verschlingen und schwört „bei allen Teufeln", „daß ihn ein heiliges Schock — massakriren solle, wenn er nicht, trotz der vermaledeiten Prügelwirthschaft, das verdammte Fluchen und Räsonniren für alle Zeit lasse".

„Schnaps und warmes Essen, warmes Essen und Schnaps, wie ich es mir gewünscht habe," jubilirte Habicht.

„Nein, mein Söhnchen," belehrte ihn der Hausvater, „nur warmes Essen; Schnaps wird im Arreste nicht bewilligt."

Aber Marder sagt das nur mühsam. Mit ihm dreht sich die Welt, er ist aus dem Takte gekommen und braucht Zeit, die normale Stimmung wiederzufinden. Dabei empfingen aber sein Kopf und Herz doch einige Lichtstrahlen.

Flink, dieser Schalk des Verbrechens, des Profoßes Hofnarr, ist zum ersten Male nachdenklich geworden, aber es kann nur vorübergehend sein.

Dem Gutsinspektor wird man zu Leibe gehen, und der alte Holbek kann, weil er einen solchen Sohn besitzt, aus Schutt und Asche wieder auferstehen.

Joseph desertirte, lief Spießruthen, hat seinen Vater gerettet, den Finster frei, Habicht glücklich und Flink nachdenkend gemacht; der gestrenge Profoß ist durch ihn irritirt und erleuchtet, dem Inspektor eine Grenze gezogen worden. Ihn traf, Schlag auf Schlag, Strafe, Bewunderung und Lohn, alles in einem Zusammenhange; wer weiß, was noch geschehen wird?

Joseph „hat's bis zum Korporal gebracht und steht auf der Stufe zur höchsten Macht", aber er kann nichts Höheres gewinnen, als das, was er schon besitzt — ein treues Sohnesherz!

Amerikanische Kriegs- und Friedensbilder.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von Kapitän Hermann Haardt.

I. Blokadebrechen.

Als im Jahre 1865 der gewaltige Bürgerkrieg in der Union seinem Ende entgegenging, als der geschlagene Süden die letzten verzweifelten Anstrengungen machte, sich der Umarmung der nordstaatlichen Armeen zu entziehen, und die Katastrophe von Appomatox nicht mehr zweifelhaft sein konnte, um diese Zeit entwickelte sich in Westindien und im mexikanischen Golf eine Industrie, wie sie jene schönen Gegenden seit den Zeiten Montbars' und Morgans nicht mehr gesehen hatten. Havanna, Vera-Cruz und Tampico, die Inseln Ste. Lucie, St. Thomas, Martinique ꝛc. konnten sich wieder in die Zeit zurückversetzt glauben, wo aus den Taschen der erwähnten Boucaniers ein fortwährender goldener Regen auf sie herniederfloß. Schnelle Schiffe durchfurchten wieder die blauen Fluten, nur waren diese Schiffe anstatt wie früher mit Segeln, jetzt mit James Watts Erfindung getrieben. Die „Blokaderunners" waren die Löwen des Tages im ganzen Küstengebiete des mexikanischen Golfs.

Im Oktober 1864 kam ich nach Vera-Cruz als Supercargo eines englischen Schiffes; ich fand daselbst einen alten Freund aus Hamburg, der hier ein schwunghaftes Eisengeschäft betrieb, und auf dessen Veranlassung ich meinen Kontrakt mit meinem Kapitän löste und eine Stelle im Comptoir meines Freundes annahm. In dieser Stelle blieb ich bis nach dem neuen Jahre 1865, als mich das gelbe Fieber mahnte, darauf bedacht zu sein, möglichst rasch aus dem Bereiche der tierras calientes fortzukommen. Zum Glück fand ich denn auch einen hannöverschen Schooner, der von Cadiz nach Vera-Cruz gekommen und von letzterer Stadt nach Minatitlan, einem kleinen Städtchen am Rio Goazocoalcos, ging, um mit einer Ladung Mahagoniholz von dort nach Hamburg zu gehen. Der Kapitän brauchte einen Obersteuermann und nahm mich als solchen auf.

Da es nicht in den Rahmen dieser Skizze paßt, den Lesern die Reise mit dem Schooner, sowie den Schiffbruch desselben zu schildern, so will ich hier nur anführen, daß ich mit drei Schicksalsgenossen noch vor Ende des Januars in einem winzigen Boot die Spitze doublirte, auf welcher Moro-Castle den Eingang in den Hafen von Havanna beschützt. Meine drei Gefährten waren mein Kapitän und zwei Leichtmatrosen, und wir hatten aus dem Schiffbruch nur unsere Papiere und diejenigen Kleider gerettet, die wir auf dem Leibe trugen. Die Katastrophe hatte uns zur Nachtzeit, etwa 100 Seemeilen westlich von Havanna, überrascht; mit der dem Seemann eigenen Sorglosigkeit dachten wir nicht an unsere Entblößung, sondern trösteten uns mit der Hoffnung, recht bald wieder ein Schiff zu finden, welches uns nach Europa bringen sollte.

Zwei Tage nach unserer Ankunft saßen wir vor einem Kaffeehause auf der Plaza mayor und bauten Luftschlösser. Der Hafen war voll von Schiffen, worunter der größte Theil aus Dampfern bestand, die durch ihre Bauart — was die Franzosen élancé nennen — die Gewißheit gaben, daß es vorzügliche Läufer waren. Dies waren die sogenannten „Blokaderunners", welche die von den Nordstaaten Amerikas über die südstaatlichen Küsten verhängte Blokade dazu benutzten, um Kriegskontrebande nach den Südstaaten hinein- und dagegen die in England dringend benöthigte Baumwolle herauszuschmuggeln, wobei sie natürlich genöthigt waren, durch die Blokadegeschwader der Nordstaaten durchzufahren. Dies war allerdings mit einigen kleinen Gefahren verbunden; aber die pekuniäre Entschädigung überwog alles. Als wir so dasaßen und überlegten, auf welchem Schiffe wir zuerst unsere Dienste anbieten sollten, blieb ein älterer Herr bei uns stehen und fragte:

„Wie kommt es, daß Sie zu jetziger Zeit, in welcher jeder Seemann vortheilhafte Kontrakte erlangen kann, sich ohne Schiff befinden?"

„Wir sind erst vorgestern in einem offenen Boot angekommen und haben die Absicht, uns morgen früh nach einem nach Europa gehenden Schiff umzusehen."

„Wenn Sie gute Seeleute sind, so wäre es Thorheit, jetzt nach Europa zu gehen. Sie bekommen hier das Drei- und Viersache der europäischen Löhne."

„Nun, einer von uns ist Kapitän, der andere Obersteuer-

Digitized by Google

mann und die beiden übrigen sind Matrosen; wir fahren zusammen schon lange Jahre zur See und glauben gute Seeleute zu sein."

„Well, hier ist meine Karte; ich bin selbst Schiffsrheder und werde mich freuen, Ihnen gefällig sein zu können."

Damit verließ uns Herr S. Crawford, von der Firma Crawford Brothers in Havanna, und, um eine lange Geschichte kurz zu machen: am anderen Abend war Kapitän K. wohlbestallter Kommandant des Blokadedampfers „Isabelle", ich desgleichen auf dem Steamer „Lizzie", und Jan und Fritz hatten jeder einen angemessenen Posten als Vollmatrosen. Unsere Bezahlung war so glänzend, daß vielleicht eine kleine Berechnung nöthig sein wird, um sie zu erklären. Kapitän K. und ich erhielten jeder für Eine Rundreise, die höchstens 30 Tage dauerte, 600 Pfd. St., sage Sechshundert Pfund Sterling, und Jan und Fritz für dieselbe Periode 60 Pfd. Dazu kam noch die Klausel, daß wir *jeden Tag* frisches Fleisch, Gemüse und frisches Brot bekommen würden. Welch ein Luxus für Seefahrer, die oft Monate lang auf Salzfleisch und Schiffszwieback angewiesen sind!

Folgendes ist die Tabelle der Löhne, die für jede Rundreise bezahlt wurden:

Kapitän	600	Pfd. St.
Pilot	600	= =
Erster Maschinist . . .	500	= =
Zweiter = ...	400	= =
Supercargo	300	= =
Feuermann oder Matrose	60	= =

Um diese enormen, in der Schifffahrt sonst unerhörten Ziffern zu begreifen, muß man bedenken, daß der Dampfer in der Regel 2000 Ballen Baumwolle zu 700 Pfd. einnahm, daß die Baumwolle, welche massenhaft in den südlichen Häfen, wie z. B. in Charleston, Mobile, Galveston, aufgespeichert lag, dort fast gar nichts kostete, daß dieselbe aber in Vera-Cruz oder Havanna pro Pfd. mit 2 Schilling bezahlt wurde.

Die Schiffe kosteten in Birkenhead, gegenüber von Liverpool, wo dieselben meistens gebaut wurden, durchschnittlich 16,000 Pfd. St., die Baumwolle in den südlichen Häfen circa 2 Cents konföderirtes Papiergeld pro Pfd.; rechnet man nun dazu etwa 800 Pfd. St. für Abnutzung, Kohlenverbrauch ꝛc., 20 Feuerleute und Matrosen, so ergibt sich folgende Rechnung:

1,400,000 Pfd. Baumwolle à 2 Cts.	Doll. 28,000	=	Pfd. St. 5600.
Abnutzung und Kohlenverbrauch	= 4,000	= =	= 800.
Bezahlung der Offiziere u. Mannschaft	= 18,000	=	= = 3600.
so haben wir an gesammten Auslagen	Doll. 50,000	=	Pfd. St. 10,000.
In Havanna das Pfd. Baumwolle zu 2 Schill. gerechnet, ergibt	Doll. 700,000	=	Pfd. St. 140,000.

Somit war schon nach Einer glücklichen Reise das ganze Schiff achtmal verdient, und wenn man bedenkt, daß ja auch die Fracht *nach* Mobile oder Charleston nicht verloren war, und daß Dampfer wie die „Isabelle" und „Lizzie" jeder vier glückliche Reisen machten, so wird man sich nicht wundern, daß die Firma Crawford Brothers bald zu den größten Millionären Westindiens gehörte.

Bevor ich zur Schilderung unserer Erlebnisse übergehe, sei es mir gestattet, einen anscheinenden Widerspruch aufzuklären. Ich habe oben gesagt, daß Kapitän und Pilot dieselbe Bezahlung erhielten. Wozu, wird jeder fragen, braucht Ihr einen Lootsen, wenn der Kapitän an Bord ist? In der Regel nimmt man doch erst dann einen Lootsen, wenn man dicht bei Lande ist. Abgesehen davon, daß die Verhältnisse in jener bewegten Zeit anders waren, und daß natürlich kein Pilot zu uns herauskommen konnte, ist die obige Annahme auch ohnedies irrig, da es sehr viele transatlantische und transpacifische Dampfer gibt, welche ihre Piloten für die ganze Reise mitnehmen. Selbstredend tritt der letztere erst dann in Funktion, wenn sich das Schiff dem Hafen nähert, während der Kapitän das Schiff auf offener See selbst leitet. Bei unserem Geschäft, wo es hauptsächlich auf die Kenntniß der geringsten lokalen Details ankam, da wir ja nur bei größter Finsterniß den nordstaatlichen Kreuzern zu entwischen hoffen durften, wurden die Piloten gewöhnlich von solchen Leuten rekrutirt, die ihr ganzes Leben zur See gewesen waren und sich mit Schmuggel zwischen Cuba, Mexiko und den Häfen der amerikanischen Südküste ernährt hatten, denen daher jede, auch die kleinste Einfahrt bekannt war. Wir hatten einen Texaner aus Galveston an Bord, da es, nach der Einnahme von New-Orleans durch Ben Butler, sich hauptsächlich um den Hafen Galveston handelte, der, in einer geräumigen Bucht gelegen, uns einen sicheren Zufluchtsort bieten sollte.

Die Küste von Carolina und Georgia war durch Admiral Porter eben so eng blokirt wie jene der Golfstaaten durch die Geschwader des Admirals Farragut, und ich erhielt den schmeichelhaften Auftrag, von Havanna in Ballast nach der englischen Insel Nassau zu gehen, dort eine Ladung Kanonenrohre, Lafetten und dergleichen Sachen an Bord zu nehmen und diese durch Admiral Porters Geschwader nach Fort Fisher zu schaffen. Die Fahrt von Fort Fisher bis Wilmington geschah ganz in konföderirtem Gebiete, bot daher keine Schwierigkeiten, und in Wilmington war schon durch Crawfords Agenten ein ungeheurer Baumwollvorrath aufgehäuft, der nur auf Blokaders wartete, um verschifft zu werden. Von Wilmington hatte der Weg bis Havanna zurück zu geschehen.

Die Abreise von Nassau war so eingerichtet worden, daß die „Lizzie" an einem mondlosen stürmischen Abend in Sicht der blokirenden Flotte kam. Das heißt, *wir* konnten die Kriegsschiffe mit Hilfe unserer ausgezeichneten Nachtgläser sehen, während es jenen unmöglich war, uns zu sehen. Die „Lizzie" war grau angestrichen und ragte nur etwa drei Fuß aus dem Wasser heraus. Der Rauchfang war nach dem sogenannten Teleskopsystem konstruirt, d. h. er konnte, je nach Bedürfniß, größer oder kleiner gemacht werden. Die Maschine von nominell 600 Pferdekräften setzte zwei Zwillingsschrauben in Bewegung, welche die „Lizzie" mit einer Geschwindigkeit von 18 Knoten pro Stunde fortbewegten. Diese Schnelligkeit konnte noch gesteigert werden, wenn wir die Maschine forciren wollten. Das Steuerruder war des Kompaßlichtes wegen unter Deck angebracht, und wir brannten nur die allerbesten Kohlen. Vor meiner Abreise von Havanna hatte mir Mr. Crawford noch ein unschätzbares Buch, den „United States Naval Code of Signals" und eine ebenso werthvolle Liste mitgegeben, in welch letzterer sämmtliche Namen der Schiffe der Blokadegeschwader mit allen Details enthalten waren.

Die See war ziemlich rauh und das Wetter so, daß es der Seemann ein „schmutziges" Wetter nennt. Kalt und regnerisch, kamen die Windstöße zuweilen mit solcher Gewalt angebraust, daß sie selbst die „Lizzie", die doch keine Takelage besaß, ziemlich unsanft auf die Seite legten. Natürlich schadete dies dem guten Schiffe nichts, mußte jedoch die hochbordigen Kriegsschiffe gewaltig herumrütteln. Theils um dem mir gewordenen Befehl nachzukommen, theils aber auch in der Voraussetzung, daß die Yankees genug mit sich selbst zu thun hätten, beschlossen wir die Einfahrt. Der Pilot übernahm das Kommando des Schiffes, während mir die Sorge für dessen Sicherheit verblieb. Mit voller Kraft, aber vollkommen geräuschlos, wie ein Gespensterschiff dampfte die „Lizzie" durch die stockfinstre Nacht den Lichtern der Flotte zu, die übrigens sehr weit auseinander entfernt lagen. Konnten wir uns geräuschlos und unbeachtet durchschleichen, wohl und gut; wenn nicht, so gaben wir uns für Admiral Farraguts Avisoboot „Panama", mit Depeschen für Admiral Porter und General Grant aus.

Eine Untersuchung resp. Betretung des Schiffes mußten wir unter allen Umständen verhindern.

Die erst undeutlich, wie Glühwürmer aussehenden Laternen der Flotte näherten sich rapid, und ich muß gestehen, daß ich eine gewisse Nervosität beim Herannahen der Krisis nicht unterdrücken konnte. Es war das erste Mal, daß ich außer den Gefahren des Ozeans auch noch die Gefahren eines Kreuzfeuers überstehen sollte. Einige Monate später war mir die durch solche Fahrten verursachte Aufregung sehr angenehm.

Wir fuhren mit einer furchtbaren Schnelligkeit weiter und wären beinahe unter den Kanonen von Fort Fisher gewesen, als ein leichter Stoß und ein Hilferufen erscholl. Wir hatten das Boot eines der Blokadeschiffe in den Grund gebohrt, und die Mannschaft desselben hing vorne an den Ankerketten. Die

einfache Menschenpflicht gebot uns, die armen Teufel zu retten, was denn auch ohne Schwierigkeit geschah. Es waren zwölf Matrosen, ein Lieutenant und ein Kadet von der Fregatte Minnesota, die von der Admiralsfregatte Lancaster zu ihrem eigenen Schiffe zurückkehren wollten, aber durch das Unwetter bis beinahe innerhalb Schußweite der konföderirten Kanonen getrieben wurden.

Nachdem sich die Schiffbrüchigen erholt und durch in der Eile zubereitete Speisen gestärkt hatten, wir auch unterdessen jene Linie erreicht hatten, wo die großen elfzölligen Kanonen von Fort Fisher einige Monate später den Schiffen des Admirals Porter bedeutenden Schaden zufügten, ließ ich mein Boot in die noch immer sehr hoch gehende See hinab, die 14 Minnesotaleute stiegen hinein, und bald war das Boot in der Dunkelheit verschwunden. Ich habe später erfahren, daß das Boot glücklich an Bord gelangte, und habe heute noch die Genugthuung, den damaligen Kadetten, jetzigen Lieutenant Commander Keever, zu meinem liebsten Freunde zu zählen. Daß unsre glückliche Landung in Fort Fisher mit Jubel begrüßt wurde, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Robert Edmund Lee, der Obergeneral der Konföderirten, der gerade auf einer Inspektionsreise begriffen war, befand sich im Fort und beglückwünschte mich persönlich. Da zufällig keine Palmettoflagge an Bord war, deren ich zur Fahrt nach Wilmington zwischen den konföderirten Batterien hindurch bedurfte — bisher war die Fahrt unter englischer Flagge geschehen — so übergab mir der alte, weißbärtige und weißhaarige Herr eine solche und stellte sofort noch in der Nacht die ganze Garnison zu meiner Verfügung, um die Ausschiffung der Kriegscontrebande zu bewerkstelligen.

Mit dieser Hilfe und mit unsren eigenen Dampfkrahnen war es denn auch möglich, die ganze Ladung in überraschend kurzer Zeit ans Land zu bringen, und ich war im Stande, bereits 48 Stunden nach der Ankunft in Fort Fisher nach Wilmington abzusegeln, wo ich wiederum auf Befehl des General Lee Militär vorfand, um das Boot zu beladen, so daß ich sehr bald wieder den Strom hinabdampfen konnte. Eine Hauptbedingung des Gelingens unsres Unternehmens war eben Schnelligkeit in allen unsern Bewegungen; traten einmal wieder helle Nächte ein, so konnte die Sache sehr gefährlich werden, da die Yankee-Marineartillerie verzweifelt gut schießt und eine einzige Kugel das schwache Fahrzeug in die Tiefe senden konnte.

Während nun unsre Offiziere und Mannschaften ihren Freunden in Fort Fisher ihre Abschiedsbesuche machen, kann ich in kurzen Worten angeben, was uns widerfahren wäre, wenn uns ein Bundesschiff erwischt hätte. Uns als Seeräuber zu behandeln, wäre nicht gut angegangen, da man uns einen Seeraub nicht nachgewiesen haben könnte; aber als Schmuggler würden wir betrachtet worden sein und als solche hätte man uns alles genommen, was wir besaßen. Da uns nun unsre Rheder die Hälfte unsrer Bezüge stets im voraus auszahlten, die andere Hälfte erst nach glücklich vollbrachter Reise, da außerdem stets ein großer Goldvorrath am Bord war, um etwaige Konjunkturen zum Einkauf von Baumwolle sofort benutzen zu können, so machten die Kriegsschiffoffiziere, wenn sie einen Blokadebrecher fingen, ein ausgezeichnetes Geschäft, denn das vorgefundene Geld wurde vom Admiral ohne weiteres als „gute Prise" erklärt, während das Schiff entweder nach Brooklyn oder einem andern Orte geschickt wurde, um dort condemnirt zu werden. Natürlich wurde die ganze Bemannung als Kriegsgefangene betrachtet und nach einem nordstaatlichen Gefängniß gesandt. Bei der Ankunft im Hafen von Newyork, wo man die meisten Kriegsgefangenen auf den zahlreichen Inseln, wie Governors-, Harts-, Bedloes-, Davis-, Island- ꝛc. internirte, wurde jedem Gefangenen ein Geldbetrag von 15 Dollars ausbezahlt, außerdem erhielt ein jeder Kleider, Kost, Quartier und Tabak, wie die regulären Soldaten der Union.

Doch um auf unsre Fahrt zurückzukommen: Der erste Maschinist rapportirte zwei Stunden nach Sonnenuntergang die „Lizzie" dampfklar, und der Pilot trat zu mir auf die Brücke, um das Kommando zu führen. Leise wurde der Anker aus dem Grunde gezogen, den an Land zurückkehrenden Freunden ein letztes Mal die Hand gedrückt, und fort ging es in die rabenschwarze Nacht.

(Schluß folgt.)

Was suchen wir in Olympia?

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

(Mit Illustration auf S. 317.)

Wer jemals von der Schönheit des griechischen Götterhimmels, von der Schönheit und Mannichfaltigkeit griechischer Kunst, von der Höhe und Vielseitigkeit der geistigen Bildung, von der Sitten freier Anmuth und dem würdigen Ernst des öffentlichen Lebens der alten Hellenen gehört hat, dem bleibt auch das heutige Griechenland geweihter Boden, obwohl hier Zwerge auf den Trümmern einer Riesenwelt hausen, und heilige Scheu überkommt ihn, wenn er im Geiste sich wieder aufbaut, was hier einst gewesen. Die prosaische Gegenwart, das heutige unbedeutende Griechengeschlecht, die Mittelstadt Athen, sie verschwinden vor unserm Blicke, und aus den Resten und Ruinen der edlen Bauwerke konstruiren wir uns wieder die Schönheit strahlende Stadt des Perikles. Ueberall, in der organischen wie der unorganischen Natur, umgab den altgriechischen Menschen die Kunsttrieb weckende Schönheit. Sie lachte ihm ins Herz mit dem hellen Lichte ihrer Sonne und mit der Zauberpracht ihrer leuchtenden Farben; sie grüßte ihn aus der strahlenden Bläue seines Himmels und Meeres und aus der Klarheit und Reinheit seiner Luft; sie lockte und bildete sein Auge durch die Linien und Formen des schön gestalteten Bodens wie durch die anmuthig wallenden Wogen des rauschenden Meeres, auf dem die weißbesegelten Fahrzeuge dahin fluteten.

Am schönsten ausgeprägt, am reichsten entfaltet und darum auch im Alterthum als das eigentliche Griechenland betrachtet, fanden sich diese Eigenschaften in der vielfach gezackten und ausgelappten Halbinsel Peloponnesos, welche von den Alten mit dem Blatte des Weinstocks oder der Platane, von neueren mit dem Maulbeerblatte (Morus, daher Morea) verglichen wurde. Dort liegt die Berglandschaft Arkadien, die bei uns im Sprichwort fortlebt, durchrauscht von dem räthselhaften und wechselgestaltigen Strome Alpheus, der einige Mal in der Erde verschwindet, und an sie schließt sich nach Westen zu Elis an, welches in die Ebene übergeht. Das wilde Land, einst Heimat der Bären und Eber, noch jetzt reich an Wölfen, nährte einen Menschenschlag, welcher Mannigfaltigkeit und Ausdauer besaß. Und die alten Arkader waren ein solches Geschlecht, nicht die vom Zephyr umsäuselten Schäfer, von denen die Sage berichtet. Jetzt trifft man in der traurig verödeten Gegend, in welcher einst Tegea, Mantinea, Orchomenos, Megalopolis, Olympia — welch leuchtende Namen! — lagen, nur schmutzige Hirten, das Haar wild um den Kopf hängend, umgeben von einer Schar bissiger Hunde. Weit und breit ist keine menschliche Wohnung mehr zu erblicken, nur hier und da ein Stück Landes bebaut; Gebüsch, Wald und Waide bedecken den Boden, die Luft ist feucht und dunstig, und zahllose Mücken steigen aus den Schlammablagerungen des Alpheus auf.

Alles ist anders geworden — und dennoch zieht es uns hin nach jenem wunderbaren Boden, hat vor allem der Deutsche von je es sich angelegen sein lassen, den Wiederaufbau des alten Hellenenthums in sprachlicher und alterthumswissenschaftlicher Beziehung zu unternehmen. Der schönste Erfolg, der aber deutschem Streben hierbei zu Theil wurde, sind die Entdeckungen in Olympia gewesen, ein Weihnachtsgeschenk, welches das Reich der ganzen gebildeten Welt machte, Staunen und Freude überall da hervorrufend, wo man zu würdigen wußte die Schönheit hellenischer Kunst.

Einem späteren Berichte müssen wir die Schilderung der Ausgrabungen und die Ergebnisse, welche sie zu Tage förder-

Digitized by Google

ten, vorbehalten. Heute aber wollen wir unsere Leser nur vertraut machen mit dem alten Olympia, wie es zur Zeit seiner höchsten Blüte erschien, und wir können dieses nicht besser, als indem wir anknüpfen an einen Vortrag, den am 10. Januar 1852 Ernst Curtius im Wissenschaftlichen Vereine zu Berlin hielt.*) Ist doch dieser vor fast einem Vierteljahrhundert gehaltene Vortrag anzusehen als ein Ausgangspunkt der heutigen Erfolge, indem damals schon Curtius darauf hinwies, wie es Ehrenpflicht des gebildeten Europa sei, das, was die heutigen Griechen nicht vollbrachten, für diese zu thun: eines der großartigsten Werke ihrer Vorfahren aus dem Schutte wieder erstehen zu lassen. Er hat seitdem nicht geruht, und als das neuerwachsene Reich im Stande war, eine so lohnende und ehrenvolle Aufgabe durchzuführen, da war er es, der die Sendung einer Expedition zur Ausgrabung Olympias durchsetzte.

Olympia war keine Stadt, es war nur das aus Tempeln, Altären, Rennbahnen und Hainen zusammengesetzte Volksheiligthum der alten Griechen. Dort war es, wo das Volk auch seine leibliche Gewandheit, ausgebildet im Dienste des Vaterlandes, zeigte. Denn das Gleichgewicht des leiblichen und geistigen Lebens, die harmonische Ausbildung aller natürlichen Kräfte war den Hellenen Aufgabe der Erziehung und vom Staate geordnet und beaufsichtigt. Den Eifer für die in großen Anstalten gepflegten Uebungen erhöhte der Ehrgeiz, er wurde gefördert durch die Wettkämpfe, die selbst ein Opfer des Danks für die Götter wurden. Festspiele zu Ehren derselben waren für den Hellenen die höchste Lust des Lebens; alle übrigen Festspiele wurden aber von jenen zu Olympia übertroffen.

Wo der Alpheus aus den engen Felsthälern Arkadiens in das niedrige Küstenland von Elis eintritt, wird er von waldreichen Höhen eingefaßt, zwischen denen er in breiten vielgewundenen Strömungen hinfließt. Das nördliche Ufergebirge nannten die Alten Olympos, hier wurde Zeus verehrt, hier lag Pisa, die Stadt des ältesten sagenhaften Königs Oinomaos. Hinzu trat später der Ahnendienst des Pelops, des achäischen Heros, und noch später durch Dorier der des Herkules, welcher als Festordner Olympias, als Erneuerer der alten Pelopsspiele und Gründer jener Satzungen betrachtet wurde, durch welche Olympia seine geschichtliche Bedeutung erhielt. Hier entstand auf Spartas Anregung für die unter sich hadernden griechischen Staaten ein gemeinsames Bundesheiligthum, in dem ewiger Frieden herrschte, zu dem alle freies Geleit hatten. In der ganzen Halbinsel wurde freies Geleit angesagt, wenn die Zeit der Festspiele in Olympia herankam. Den Eleern wurde die Verwaltung des Heiligthums übertragen und dafür ihrer Landschaft ein ewiger Frieden verliehen; keine bewaffnete Schar durfte ihre Grenzen überschreiten, ganz Elis war ein dem olympischen Gotte geweihtes Land. Aus dem peloponnesischen Heiligthum wurde endlich ein gesammtgriechisches, zu dem alle Hellenen, als einem ihnen gemeinsamen Orte wallfahrteten.

Olympia, wie schon erwähnt, keine Stadt, sondern nur ein Tempelbezirk in wunderbar fruchtbarer und lachender Gegend, bestand aus zwei scharf gesonderten Theilen; es lag entweder innerhalb oder außerhalb der Altis. In der Altis, dem Tempelhofe des Zeus, befand sich nur, was den Göttern gehörte. Sie war mit hoher Mauer umgeben, die nahe dem Kladeos hinzog, dem platanenumrauschten Nebenflusse des Alpheus, und weiter nördlich von diesem. Nur durch das Thor von Westen her durften die Festzüge den geheiligten Boden der Altis betreten. Trat man ein, so hatte man zur Rechten den heiligen Oelbaum, von dessen Zweigen ein Knabe mit goldnem Messer die Siegerkränze abschnitt. Jenseit des Kranzbaums erhob sich auf mächtigem Unterbau der Tempel des Zeus, mit der westlichen Front dem Haupteingange zugekehrt, die wichtigste Stätte innerhalb der Altis. Der Gott hatte die Tempelstätte selbst, im Blitze niederfahrend, gezeichnet. Kleinere Heiligthümer hatten hier schon gestanden, als die Eleer, an eine würdigere Ausstattung denkend, aus Athen den großen Meister Phidias beriefen, der, von seinen Schülern und attischen Werkmeistern begleitet, herbeikam, um den neu erstehenden Tempel zu bauen und zu schmücken; er war die Seele des Ganzen. Als Griechenland schon zu Grunde gegangen, da überdauerte der herrliche Tempel noch lange den politischen Verfall, denn sechs Jahrhunderte nach Phidias' Tode sah der Kunstschriftsteller Pausanias (2. Jahrh. nach Christus) noch das Heiligthum des Zeus, das er ausführlich beschrieb und welches nach seiner Beschreibung Curtius uns folgendermaßen schildert:

„Kampf und Sieg unter Zeus Obhut — das war der Grundgedanke, welcher in der künstlerischen Ausstattung des Tempels lebendig hervortrat. Darum schwebt auf der Spitze des Giebels die Siegesgöttin (Nike), auf seinen Enden steht an jeder Seite ein Preisgefäß, nach attischem Brauche an den bescheidenen Siegeslohn erinnernd. Zu den Füßen der Göttin hing ein Schild von Erz, ein stolzes Siegeszeichen, das die Lacedämonier mit ihren Bundesgenossen nach der Schlacht von Tanagra gestiftet hatten. Das Meduſenhaupt auf seiner Mitte diente zugleich als unglückabwehrendes Schutzmittel an der Stirne des heiligen Gebäudes. Den Architrav bedeckte eine dichte Reihe glänzender Schilder; sie bezeugten, daß auf Bürgerkrieg Unterjochung folgt, denn sie waren vom Römer Mummius geweiht nach dem unglücklichen Ende der letzten griechischen Erhebung. In dem Dreiecke des Giebels aber füllte Zeus selbst den mittleren Raum, die beiden Gruppen trennend, deren Wettkampf nach der achäischen Sage über das Schicksal des Landes entschied. Rechts vom Zeus der alte pelasgische Landeskönig Oinomaos mit behelmtem Haupte, neben ihm seine Gattin Sterope, die Atlastochter; dann das Viergespann des Königs und vor demselben Myrtilos, sein berühmter Wagenlenker. Dann folgen zwei Diener, welche mit der Wartung der Rosse beschäftigt sind, und endlich in dem inneren Winkel des Giebelfelds der Flußgott Kladeos. Zeus zur Linken stehen Pelops und Hippodamia; dann des Pelops Wagenlenker, seine Kampfrosse mit den zu ihnen gehörenden Wärtern, bis dort, wo das Giebeldach sich wieder senkt, der Alpheus die Darstellung abschließt.

Der olympischen Kämpfe herrlichster aber war das Wagenrennen mit Viergespannen, das mythische Urbild desselben der Kampf des Pelops, durch welchen er mit der Königstochter das Land am Alpheus erworben hatte; dies war der würdigste Schmuck für die Vorderseite des Tempels. Aber das wilde Getümmel des Kampfes, wie es wohl auf Vasenbildern in leichten Umrissen gezeichnet wurde, paßte nicht für die kolossalen Marmorbilder. Der bevorstehende Kampf ist es, zu welchem alles geordnet dasteht, die letzte Ruhe vor der entfesselten Bewegung, die feierliche Spannung vor dem nahen Momente der Entscheidung. Unter der goldenen Victoria steht der siegverleihende Zeus Olympios, der oberste Richter über alles Streben und Kämpfen sterblicher Menschen. An seine hochragende Gestalt reihen sich nach beiden Seiten die alten Heroen des Landes, die menschlichen Gefährten derselben, die ungeduldig harrenden Viergespanne mit ihren sich niederbeugenden und alles noch einmal durchmusternden Wärtern bis hinab zu den behaglich hingelagertern Stromgöttern, den unsterblichen Zeugen aller olympischen Kämpfe, deren heiligen Raum ihre Gewässer einschlossen. Die Wagenlenker haben die Zügel in der Hand, ihr Blick hängt an den Wimpern des Zeus; im nächsten Augenblicke werden sie auf den Wagenstuhl springen, und die Geschicke des Landes erfüllen sich.

In strengster Symmetrie ordnen sich die Gestalten des Ostgiebels, und doch bei aller Einfachheit und Ruhe wie viel innere Bewegung, welch ein dramatisches Leben!

Die Darstellung des Westgiebels hatte eine allgemeinere Bedeutung; es war der Gegensatz von Hellenen und Barbaren, welcher im Kampfe der Lapithen gegen die Centauren seinen Ausdruck fand. Die attischen Künstler wählten ihn um so lieber, weil sie hier ihren Stammhelden Theseus an dem heiligsten Orte der Halbinsel als den Vorkämpfer hellenischer Sitte verherrlichen konnten.

Man stieg die Stufen der Ostseite hinan und schritt durch die weite Vorhalle auf den Pronaos zu, den Vorraum des innern Tempelhauses. Die beiden Wandpfeiler mit zwei zwischen ihnen stehenden Säulen bildeten den Eingang; die Säulen

*) Olympia. Ein Vortrag im Wissenschaftlichen Vereine zu Berlin am 10. Januar, gehalten von Ernst Curtius. Mit zwei lithographirten Tafeln. Berlin, Wilhelm Hertz. 1852.

Digitized by Google

waren mit hohen Erzthüren vergittert. Ueber den Säulen sah man zwischen den Triglyphen die Hochreliefs der sechs Metopen, welche mit den entsprechenden Tafeln der Westseite die Zwölfkämpfe des Herakles darstellten, die Musterbilder athletischer Tüchtigkeit, die durch mühseliges Dulden göttlichen Lohn erworben hatte.

Man ging über den Mosaikboden des Pronaos und blickte in den inneren Raum des Tempelhauses, welchen eine doppelte Säulenreihe in drei Schiffe theilte. Am Ende des Mittelraums saß der Koloß des Zeus, das Ziel und der Schlußpunkt der inneren Architektur. Die von den Säulen getragene Gallerie diente dazu, das Kunstwerk von der Höhe betrachten zu lassen, und eine darüber emporsteigende zweite Säulenreihe trug das Tempeldach, welches zur Festzeit geöffnet, das volle Sonnenlicht auf den olympischen Zeus niederströmen ließ.

Das Werk des Phidias, in welchem er sein Letztes und Größtes geschaffen hatte, bestand aus drei Theilen. Ein mächtiges Postament von etwa zwölf Fuß Höhe war mit vergoldeten Gestalten geschmückt, welche die von Helios und Selene eingefaßte Reihe der olympischen Gottheiten darstellte. Auf diesem Postament, dem Abbilde des Olympos, stand der Thronsessel, ein von Gold und Edelgestein, von Elfenbein und Ebenholz schimmerndes Werk, welches mit runden und halbrunden Figuren, mit Mosaik und Malerei bedeckt war. Seine Füße waren von tanzenden Siegesgöttinnen umgeben, und wo sie dem Sessel sich anschlossen, sah man in bildreichen Streifen strenge Gottesgerichte, die unter des Zeus Weltherrschaft verhängt waren, dargestellt; wie den Raub thebanischer Kinder durch geflügelte Sphingen und darunter das Sterben der Niobiden. Die Querstäbe, welche die Füße verbanden, enthielten, in Felder eingetheilt, die Kampfarten Olympias und die Thaten des Herakles. Innerhalb der Füße war eine wandartige Verkleidung, die der Meister Panainos nicht verschmäht hatte, mit seiner Malerei zu schmücken. Die Gruppen der Chariten und Horen umschwebten die Spitzen der Rücklehne zu Häupten ihres Vaters Zeus; seiner Füße Schemel trugen goldene Löwen, und auf dem Vordersaume desselben drängte sich das Getümmel einer Amazonenschlacht. So hatte die Kunst das ganze Füllhorn erfinderischer Pracht über den Thron ausgeschüttet, auf daß er würdig werde, den Fürsten der Götter zu tragen.

Wenn Phidias bei seinem Zeus an jene homerischen Worte dachte, wo er den Bitten der Thetis

„zuwinkt mit dunkelen Brauen,
Und die ambrosischen Locken des Königs wallten nach vorne
Von dem unsterblichen Haupt; es bebten die Höhn des Olympos" —

so war die innige Verbindung von welterschütternder Macht und väterlicher Milde des Werkes Grundgedanke. In der Linken ruhte das Scepter mit dem Adler darauf; in der ausgestreckten Rechten stand die Victoria aus Gold und Elfenbein, mit der Siegesbinde dem Gotte zuschwebend, als erwarte sie seinen Wink, welches Haupt sie schmücken solle."

An den Tempel des Zeus, das wichtigste Heiligthum, schlossen sich andere großartige Baulichkeiten an; da war der Tempel des Pelops (das Pelopion), das Heiligthum der Heroine Hippodamia (das Hippodamion), in welchem alljährlich Frauen zu deren Ehre eine Gedächtnißfeier hielten, der Tempel der Hera, in welchem kostbare Geräthe aufbewahrt wurden, weiterhin der große Zeusaltar, und nicht fern davon unter einem schirmenden Dache eine alte geborstene Holzsäule, die durch Eisenringe zusammengehalten wurde — es war die letzte Reliquie von der Königswohnung des Oinomaos. Eine zweite Gruppe von Denkmälern schloß sich an den Hügel des Kronos an, welcher, mit Pinien bedeckt, in die Altis vorspringt. Hier standen die Schatzhäuser, in denen die nach Olympia gesandten Weihgeschenke der griechischen Städte aufbewahrt wurden, da lag das Stadium, in welchem die Wettläufe stattfanden, das Hippodrom mit der breit geebneten Rennbahn, das Theater und manches andere Heiligthum. Erklomm man die Höhe des Kronoshügels, dann überblickte man das Labyrinth von Kunstwerken, den von herrlichen Bildungen erfüllten Tempelhof. Straßen und Plätze waren mit dichten Reihen der Siegerstatuen eingefaßt, deren Pausanias 230 anführt. Wer aber zählt die Menge der andern hierher gestifteten Weihgeschenke, alle jene Denkmäler, für die man ihrer allgemeinen Bedeutung wegen keinen würdigeren Standort zu finden wußte, als den Boden Olympias! Die dichtgedrängte Masse von Gebäuden, Altären, Statuengruppen, von Viergespannen und Standbildern der Sieger, von Götterbildern, Dreifüßen und Weihgeschenken aller Art wurde durch Oelbäume und grünende Platanen zu einem landschaftlichen Ganzen verbunden.

Außerhalb der die Altis umgebenden Mauern zog sich am Alpheus der profane Raum hin, wo die Werkstätte des Phidias, die Gebäude zur Aufnahme der Festgäste, der Kampfwagen, Rosse und Maulthiere, der Beamten ꝛc. standen, wo Zelte und Meßbuden aufgeschlagen waren, die aber nur zur Zeit der Festspiele sich belebten. Die ländliche Stille des Ortes, die Waldeinsamkeit des Alpheusthales wichen, wenn das vierte Jahr, das Jahr der großen Olympien herankam, wenn aller Streit ruhte, da das Fest des Zeus nahte. Die angesehensten Männer Griechenlands und der Kolonien in Asien und Afrika, in Italien, Sicilien und Gallien kamen dann heran, zur größten hellenischen Volksversammlung. Fünf Tage dauerten zur Zeit der höchsten Blüte die Feste, welche in die Zeit des Vollmonds um die sommerliche Sonnenwende fielen. Die älteste Kampfart war die des Wettlaufs, und nach dem Sieger in diesem bezeichneten die Griechen die Jahrbücher ihrer Geschichte. Der Preis aber war der einfache Kranz vom heiligen Oelbaum; Wettkämpfe im Sprung, in welchem die Schwungkraft der Glieder sich bewährte, der Ringkampf, der rohere Faustkampf, der Wurf der Diskusscheibe und des Speeres schlossen sich an. In allen diesen gymnastischen Uebungen bewährte sich des Mannes eigene Kraft; ihnen gegenüber standen die ritterlichen Spiele im Hippodrom, wo man der Rosse Tüchtigkeit den Sieg verdankte. Nur die Reichsten traten hier in die Schranken, die Könige von Syrakus und Kyrene sandten ihre Wagenlenker; hochfahrenden Jünglingen wie Alcibiades erschien nur der Sieg im Hippodrom als ein begehrungswürdiges Ziel. Im festlichen Zuge wurde der Sieger zum Zeustempel von seinen jubelnden Landsleuten geführt, hier zu den Füßen des Gottes stand der heilige Tisch, auf welchem die frischgeschnittenen Kränze des Oelbaums lagen, und vor den Augen des Zeus wurde des Siegers Haupt geschmückt.

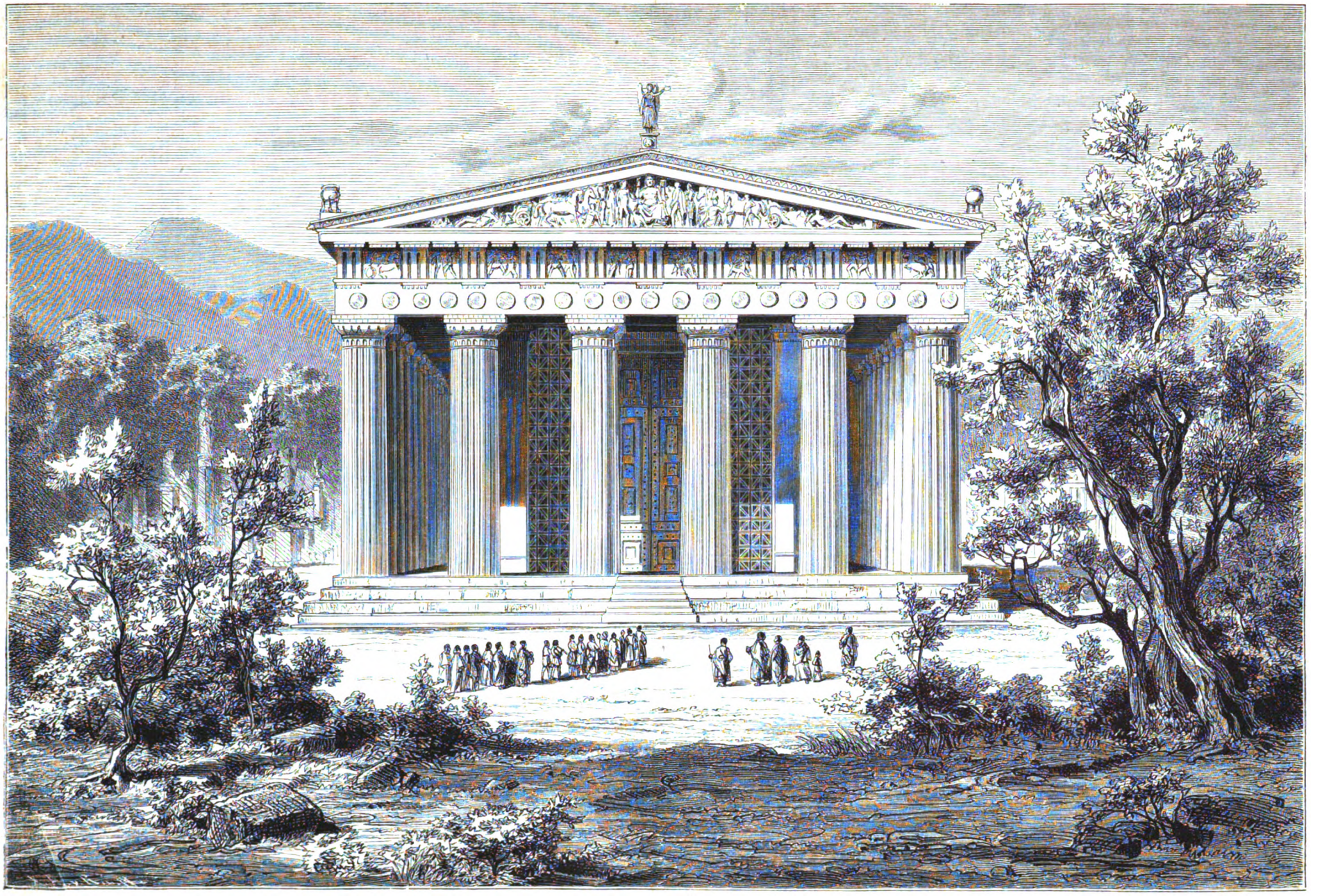
Nicht mit kurzem Freudenrausche war die Feier des Sieges beendet; die Kunst fesselte sie in bleibenden Werken. Nicht sollte die Gestalt des Siegers nach flüchtigem Eindruck aus dem Gedächtniß der Hellenen wieder verschwinden. Sie wurden im Erzgusse dargestellt, kommenden Geschlechtern zur Erinnerung und Nacheiferung; wer dreimal gesiegt hatte, durfte in ganzer Größe und voller Treue dargestellt werden. Die Darstellung der Wettkämpfer aber entzündete neuen Wettkampf unter den bildenden Künstlern; so ward denn Olympia eine Kunstsammlung, wie Griechenland sie nicht noch einmal sah.

Doch es nahte auch diesem Menschenwerke die Zeit des Verfalls. Als Griechenland politisch zusammenbrach, als die Ehrfurcht vor den Satzungen der Väter, die Scheu vor dem Göttlichen wich, da verfiel auch mit der Religion die Kraft der Freude, erlahmte die Schwungkraft der Seele, wurden die olympischen Spiele zum Zerrbilde dessen, was sie einst gewesen, wenn sie auch noch vierhundert Jahre nach Christi Geburt dauerten und 293 Olympiaden in der Altis aufgezeichnet waren.

Mancherlei Zerstörungen brachte der Sturm der Völkerwanderung, aber den gänzlichen Verfall des Heiligthums beschleunigte der Alpheus. Denn seit er nicht mehr durch Dämme gebändigt wird, hat er bei jedem Hochwasser seine Flut über den Boden der Altis gewälzt und die wankenden Säulen umgerissen. Aber er hat nicht blos zerstört, er ist auch im Mittelalter ein treuer Hüter geblieben, er hat die niedergeworfenen Schätze der alten Kunst unter schützenden Schlammdecken versteckt.

Unser großer Winkelmann war der erste, welcher den Wunsch aussprach, die schützende Decke zu lüften; Ernst Curtius nahm den Gedanken wieder auf; fruchtbar führte ihn aus das deutsche Reich und förderte ans Tageslicht die Werke der Alten, die von aufopfernder Vaterlandsliebe, vom Schwung der Begeisterung und der Weihe der Kunst in längst vergangenen Tagen beredtes Zeugniß ablegen.

Digitized by Google



Der Zeustempel zu Olympia. Nach der Rekonstruktion des Baurath Strack gezeichnet von H. Heubner.

Digitized by Google

Am Familientische.

Bücherschau. XXX.

Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen vergleichend zusammengestellt von Ida von Düringsfeld und Otto Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld. 2 Bde. (522 u. 638 S.) Leipzig, Hermann Fries. (Preis: 40 Mark.)

„Der Genius, der Witz und der Geist eines Volkes offenbaren sich in seinen Sprichwörtern", ist ein wahres Wort Lord Bacons. In der That sind die Sprichwörter eine unerschöpfliche Quelle für die innere Geschichte, die Sitten, Anschauungen, den Glauben und Aberglauben des Volkes, unter dem sie entstanden sind und als kleine Gedankenmünze kursiren. Darum hat es seit Erasmus, der 1515 seine Sammlung von Sprichwörtern des Alterthums in Paris herausgab, immer erneute Versuche gegeben, die Sprichwörter der verschiedenen Völker vergleichend zusammenzustellen, wie deren in der Einleitung zu dieser neuesten Sammlung des bekannten Forscherpaares eine ganze Reihe aufgezählt ist. Viele ihrer fleißigen Vorarbeiten, welche durch das Sprichwort einzelne Seiten des menschlichen Lebens beleuchteten (so die „Frau im Sprichwort", das „Wetter im Sprichwort", das Sprichwort als Kosmopolit), wie noch größere ungedruckte Sammlungen der Herausgeber erweckten dafür von vorneherein ein günstiges Vorurtheil, das eine genauere Durchsicht im vollsten Maße bestätigt.

Das Material ist den beiden uns zunächst interessirenden Sprachfamilien, der germanischen und romanischen, entnommen. Es wäre das schon keine kleine Arbeit, wenn nur die Hauptsprachen, auf der einen Seite: Deutsch, Niederländisch, Englisch, Nordfriesisch, Altnordisch (die Sprache der Edda), Dänisch, Isländisch, Norwegisch und Schwedisch, auf der anderen außer Lateinisch: Französisch, Italienisch, Catalonisch, Portugiesisch, Spanisch, Rumänisch und Rhätoromanisch berücksichtigt wären. Die Sammler haben aber über 230 Mundarten dieser Sprachen mit herangezogen und dabei es doch verstanden, den gewaltigen Stoff klar und übersichtlich zu ordnen, wobei ein Verzeichniß aller Hauptstichworte in den sechs Hauptsprachen am Ende des Buches zur leichteren Orientirung noch beiträgt. Natürlich machen die Sprichwörter in deutscher Sprache durchweg den Anfang, außer wo ein der Kategorie angehöriges Sprichwort nur den romanischen Völkern oder nur einer anderen germanischen Sprache angehört. Jedem Sprichwort, das mit der Hauptkategorie nicht ganz gleich lautet, ist die deutsche Uebersetzung beigefügt, wodurch das Werk auch für den Nichtgelehrten oder in den fremden Sprachen nicht genügend Bewanderten brauchbar wird.

Werfen wir nun einen Blick in das Werk selbst, um an ein paar Beispielen den Werth dieser Sprichwörtervergleichung zu zeigen.

Von Interesse ist es zunächst, zu erkennen, wie die „Weisheit auf der Gasse" oft unter den verschiedensten Völkern denselben oder doch einen ganz verwandten Ausdruck hat, so daß man viele Sprichwörter als das gemeinsame Eigenthum der civilisirten Welt betrachten darf, und es ist oft höchst überraschend, einem Sprichwort, das wir bisher für ganz modernen Ursprungs gehalten, schon im Alterthum zu begegnen. So ist unser: „Beredter Gefährte ist so gut wie ein Wagen" deutlich in dem lateinischen: „Comes facundus in via pro vehiculo est" ausgesprochen; die Schweizer drücken es aus: „Ein guter Gefährt ist für ein Pferd", oder: „Ein guete Kamerad z' Fueß ist besser as en hotterige Wage", die Franzosen: „Compagnon bien parlant Vaut en chemin char branlant", die Engländer: „Good company in a journey is worth a coach."

Aber wo auch ein so weit zurückreichender Ursprung nicht nachweisbar ist, überrascht es uns, ein Sprichwort, das wir für ein urdeutsches und vielleicht uns allein eigenthümliches bisher gehalten haben, unter vielen anderen Völkern gäng und gäbe zu finden, ja zu erfahren, daß es sich fragt, welchem Volk es ursprünglich angehört. So sagten unsere altdeutschen Vorfahren: „Ein frommes Weib kan man mit Golde nicht uberwegen" (moderner: „Es ist der beste Hausrath, der ein fromm Weib hat"); bei den Franzosen heißt es: „Femme bonne vaut une couronne". Und zu dem deutschen Sprichwort: „Muttertreu wird täglich neu" hätten unsere Sammler das französische: „Tendresse maternelle toujours se renouvelle" hinzufügen können. Auch das im Alterthum allerdings vergeblich gesuchte tiefreligiöse Sprichwort: „Ehen werden im Himmel geschlossen" findet sich nicht nur bei stammverwandten Völkern („Marriages are made in heaven." „De huwelijken worden in den hemel gesloten"), sondern auch bei den Franzosen: „Les mariages sont écrits dans le ciel."

Allerdings gibt es ja manche durchaus originale, in andere Sprachen völlig unübersetzbare Sprichwörter, wie unser:

„Stultus und Stolz
Wachset aus einem Holz"

oder: „Die Hausfrau soll nit sein eine Ausfrau." Jedes Volk hat derartige Worte, die sein eigenstes innerstes Wesen charakterisiren; aber die germanischer wie romanischer Volksart gemeinsamen, wenn auch verschiedenartig gestalteten Worte sind doch die zahlreichsten.

Gerade die verschiedenartige nationale Ausgestaltung eines und desselben Grundgedankens ist aber höchst charakteristisch. Eines der ältesten und über den ganzen Erdboden verbreiteten Sprichwörter ist unser: „Der Mensch denkt, Gott lenkt." Eine Schattirung ist schon das französische (übrigens auch englische): „L'homme propose (beschließt) et Dieu dispose" (verfügt). Der Däne sagt: Der Mensch meint, aber Gott verändert"; der Norweger: „Der Mensch prophezeit und Gott schaltet"; der Spanier: „Das Gerede bei uns, das Thun bei Gott" (neben dem dem französischen entsprechenden: „El hombre propone y Dios dispone"). Zuweilen kleidet sich derselbe Gedanke in ein noch mannigfaltigeres Gewand. So heißt ein gutes wahres Wort bei uns: „Ein Esel schimpft den anderen Langohr." Dagegen der Engländer: „Thou art a bitter bird, said the raven to the starling" (Du bist ein bitterer Vogel, sagte der Rabe zum Staarmatz). Wir möchten noch hinzufügen: „The Kiln calls the oven „Burnt house" (der Brennofen nennt den Backofen „Brandhaus"). Der Franzose: „Un âne appelle l'autre roigneux" (räudig). Der Italiener: „Der Ochse sagt zum Esel: „Hornvieh". Der Spanier: „Die Krähe sagte zum Raben: Fort von da, Schwarzer!" Als eine originelle Auffassung desselben Gedankens führt Dr. Trench das catalonische Sprichwort an: „Der Tod sagte zu dem Mann mit der abgeschnittenen Kehle: Wie häßlich Du aussiehst!" Uebrigens gehört auch das deutsche Sprichwort: „Der Topf lacht über den Kessel" mit seinen zahlreichen Verwandten demselben Grundgedanken an.

Noch ein anderes Beispiel. Wir sagen: „Wer sich auf der Achsel sitzen läßt, dem sitzt man nachher auf dem Kopfe." Damit vergleiche man das italienische Sprichwort: „Wer sich die Ziege (oder: das Kalb) auf die Schulter laden läßt, wird bald gezwungen, die Kuh zu tragen", oder das spanische: „Gib mir einen Ort zum Sitzen, ich will mir Platz zum Liegen schaffen." Alle drei Worte kommen auf das alte Wort Ovids: „Principiis obsta" (Widerstehe dem Anfang) zurück, aber in welcher Mannigfaltigkeit der Form! Dazu könnte man noch heranziehen das englische: „Daub yourself with honey, and you 'll be covered with flies" (Beschmiere Dich mit Honig, und Du wirst mit Fliegen bedeckt sein) oder das dänische: „Mache Dich zum Esel, und Du wirst Jedermanns Sack auf die Schultern kriegen" (auch: „Wer sich vor den Pflug spannen läßt, muß ziehen), während die Franzosen sagen: „Qui se fait brebis, le loup le mange."

Zu bedauern ist bei dieser Vergleichung der Sprichwörter verschiedener Völker, daß die Herausgeber auch nicht hie und da die außereuropäischen Sprachen und von alten Sprachen wenigstens Griechisch und Hebräisch mit berücksichtigt haben. Unseres Erachtens dient die überreichliche Berücksichtigung des Mundartlichen im ganzen mehr der Philologie als der Ethnologie und Sprichwörterkunde, während oft ein einziges Citat, über die Grenze der germanischen und romanischen Sprachen hinaus gewählt, ein ganz neues Licht auf dieses oder jenes Sprichwort und das Volk, dem es angehörte, geworfen hätte. Wie interessant ist es z. B. bei dem Sprichwort: „Ein gebranntes Kind fürchtet das Feuer", von dem die Sammler eine große Zahl zum Theil fast gleichlautender Varianten anführen, außer der allerdings schon sehr charakteristischen Steigerung in mehreren Sprachen: „Der Verbrannte fürchtet den Rauch" oder: „Ein Verbrühter fürchtet das kalte Wasser" noch zu erfahren, daß die jüdischen Rabbiner sagen: „Von Schlangen Gebissene fürchten sich vor einem Tauende", wie übrigens auch die Italiener ähnlich sagen: „Wen eine Schlange gebissen, den beunruhigt eine Eidechse." Oder daß das englische Sprichwort: „Evil communications corrupt good manners" (der Plural ist das Richtige), das übrigens dem deutschen: „Böse Geschwätze verderben gute Sitten" zunächst entspricht, ein von Paulus (I Cor. 15, 33) citirtes, einer griechischen Komödie entnommenes Sprichwort ist.

Abgesehen von dieser kleinen Ausstellung ist die Sammlung eine höchst dankenswerthe und zweckentsprechende, die auch nichtgelehrten Freunden des im Sprichwort sich kundgebenden Volkslebens Genuß und Nutzen bringen wird. R. K.

Die Kronprinzessin Charlotte von Rußland, Schwiegertochter Peter des Großen, nach ihren noch ungedruckten Briefen 1707—15. Bonn, Max Cohen & Sohn. 173 S. Preis: 3 M.

Gar manche deutsche Fürstentochter ist der Politik ihres Hauses zum Opfer gefallen und hat fern von der Heimat leiden müssen für eingebildete oder wirkliche Interessen; kaum aber hat eine von ihnen ein traurigeres Loos gehabt als die bisher noch dazu von vielen Geschichtsschreibern verkannte, ja verurtheilte Prinzessin Charlotte aus dem Wolfenbüttelschen Hause, die, 21 Jahre alt, nach kurzer unglücklicher Ehe mit Peter des Großen ältestem Sohn Alexei Petrowitsch in russischer Erde ihr Grab fand.

Am 28. Januar 1707 beriethen in der damaligen Hauptstadt von Deutschland, Wien, zwei Diplomaten, Baron Urbich und Baron Huyssen, über die Wahl einer Braut für den Zarewitsch Alexei, der noch nicht 17 Jahre alt war. Der erstere, dänischer Gesandter am Kaiserhof, hatte bereits einen Erfolg im Heirathsstiften zu verzeichnen: die Vermählung des Erzherzogs Karl mit einer Prinzessin von Wolfenbüttel aus der Welfischen Dynastie; der letztere, ein Neuling in politischen Umtrieben, war russischer Agent für die ausländische Presse, die er zu Gunsten des jung aufstrebenden Zarenreiches günstig stimmen sollte, nachdem er seine Aufgabe als Erzieher Alexeis — bis auf dessen Verheirathung — vollendet hatte. Alle damals heirathsfähigen Prinzessinnen wurden durchgesprochen, das Für und Wider erwogen; endlich kam Urbich auf die kaum 12½jährige Prinzessin Charlotte Christine Sophie (geb. am 2. Aug. 1694) von Wolfenbüttel. Der Zar genehmigte das Projekt, Urbich trat als Botschafter am kaiserlich deutschen Hofe in russische Dienste, um die Heirathsangelegenheit besser betreiben zu können, die auf mancherlei Schwierigkeiten stieß. Das Haupt des Wolfenbüttelschen Hauses, der 74jährige Anton Ulrich, Mitglied des Palmenordens und Verfasser endloser Romane des phantastischsten und verwickeltsten Inhalts,

Digitized by Google

war allerdings sehr dafür; aber Charlottens Mutter, der man schon die älteste Tochter genommen hatte, um sie in Bamberg dem Protestantismus abwendig zu machen, erklärte sich entschieden dagegen. Auch von Seiten seines geheimen Rathes fand der alte Herzog keine Unterstützung. So zog sich denn die Sache das ganze Jahr 1707 hin; anfangs 1708 schlug Anton Ulrich dem Zaren vor, mit dem Abschluß des Ehekontrakts zu zögern, bis die beiden jungen Leute sich persönlich kennen gelernt haben würden. Ein neuer Stillstand in den Unterhandlungen — die Hauptperson kommt endlich auch einmal zum Wort; am 18. Juni 1709 schreibt sie an ihren „Monsi. Groß-Papa“:

„Durch diese wenigen Zeilen komme ich mit allem unterthänigen Respekt gehorsamen Danck zu sagen vor Dero Gnädigstes Schreiben, welches mich ungemein erfreuet, absonderlich weil es mir einige Hoffnung macht, daß die Affaire von Mouscau noch zu hintertreiben ist, welches ich mich jeder Zeit flatirt ꝛc.“

Armes Kind! Während sie so hoffnungsvoll schrieb, war ihr Schicksal bereits durch die Einmischung des Königs August von Polen anders entschieden worden. Um den Zaren, den er durch Patkuls Auslieferung an Karl XII tief beleidigt hatte, zu versöhnen, beschloß er, die Heirath des Zarewitsch zu Stande zu bringen; da die Prinzessin bei seiner Gemahlin in Dresden erzogen wurde, durfte er sich so in die Sache mischen; er übernahm die Kosten der Hochzeitsfeierlichkeiten und gewann dadurch Anton Ulrich, dem diese Auksgaben sehr schwer fielen, völlig für sein Vorhaben. Die Prinzessin wurde auch überredet, nachzugeben; ja, sie befreundete sich allmählich mit der Idee ihrer Vermählung und erwartete fast ungeduldig eine Zusammenkunft mit dem ihr bestimmten Bräutigam. Aber erst im Sommer 1710 wurde ihr Verlangen erfüllt. Unweit Karlsbad, im Städtchen Schlackenwerth, sah sie der Zarewitsch zum ersten Mal; „die Begegnung sei für beide Theile befriedigend ausgefallen,“ berichtet Urbich.

Charlotte ward von nun an als Braut des russischen Thronfolgers angesehen; dennoch zog sich die Sache in die Länge, allerhand Hofintriguen drohten aufs neue, alles in Frage zu stellen, von denen aber Charlotte nichts erfuhr. Ihr wurde vielmehr bald die Freude zu Theil, in Torgau, wohin sie von Karlsbad aus gegangen war, von dem Zarewitsch einen Besuch zu erhalten. Bald darauf hielt er förmlich um ihre Hand an. In Wolfenbüttel herrschte großes Entzücken; auch Charlottens Mutter hatte sich mit der Heirath ausgesöhnt.

Inzwischen setzten die Brautleute getrennt ihre Studien fort; der Zarewitsch nahm Tanzunterricht in Dresden, lernte Französisch und Geographie, die Prinzessin trieb Französisch, Lateinisch und Italienisch in Torgau. Endlich traf die offizielle Einwilligung des Zaren zur Heirath seines Sohnes ein; am 21. Januar 1711 benachrichtigte der Zarewitsch die Eltern seiner Braut davon in einem eigenhändigen Briefe. Nun wurde auch der ziemlich umständliche Ehekontrakt entworfen, worin der Prinzessin und ihrem Hofstaat anheimgestellt wurde, bis zum Ende ihres Lebens in dem evangelischen Bekenntniß zu verbleiben; auch wurde ihr eine jährliche Rente von 100,000 Thlrn. gesichert.

Endlich waren auch die letzten Differenzen über die Geldzugeständnisse beseitigt, und die Vermählung fand in Torgau am 14. Oktober 1711 im Hause der Königin von Polen statt; Peter d. Gr. setzte, nach dem symbolischen Gebrauch seiner Kirche, selbst dem Bräutigam und der Braut die Kronen auf. In Braunschweig fand noch eine Nachfeier der Vermählung statt; am 7. Nov. wurde aber der junge Ehemann bereits von seinem Vater abberufen; anfangs Dezember folgte ihm Charlotte mit ihrem Hofstaat nach Thorn.

Ungeachtet des Geklätsches, das diese kurze Trennung der Neuvermählten, namentlich am Wiener Hofe, veranlaßte, waren „beide Theile zufrieden“, wie Urbich an den Kanzler Golowkin schrieb. Bald genug bewölkte sich indessen der Horizont ihres ehelichen Lebens. Bereits nach einem Monat traten allerhand Widerwärtigkeiten hervor. An dem glänzenden Hofe der Königin von Polen erzogen, mußte die 17jährige Kronprinzessin bei spärlichen Geldmitteln in einem von armen polnischen Juden und deutschen Handwerkern bewohnten verkommenen Städtchen leben. Ueberdem machte ihr die Schar der verwöhnten, geldgierigen und ränkesüchtigen Hofschranzen das Leben schwer, und der junge Zarewitsch mit seinem kleinmüthigen und sorglosen, dabei aber reizbaren Charakter konnte ihr keine Stütze sein. Dazu erhielt der Zarewitsch den Befehl, aus Thorn nach Elbing überzusiedeln. Das war aber leichter befohlen als ausgeführt; denn das bisherige Geld war ausgegeben, und es kam kein neues. Im April kam Menschikoff nach Thorn, den die Kronprinzessin fast mit Thränen um Geld bat. Er borgte ihr 5000 Rubel; sie siedelte nun nach Elbing über, während ihr Gemahl sich auf den Kriegsschauplatz nach Pommern begab. Abgesehen von dieser Trennung, fühlte sich Charlotte auch durch die sie umstrickenden Intriguen ihres kleinen Hofstaates bald sehr elend. Es wurde ihr angedichtet, daß sie einen ihrer Kavaliere, Herrn von Pöllnitz, in unerlaubter Weise begünstige. „Wie unglücklich bin ich!“ schreibt sie an ihre Mutter in dieser Angelegenheit, „und doch weiß Gott, daß ich unschuldig bin und meinen Gemahl zärtlich liebe. Ich wollte sicher meines Lebens nicht schonen, wenn ich es ihm als einen Beweis meiner Liebe zum Opfer bringen könnte, und obzwar ich allen Grund habe, zu besorgen, daß er mich nicht liebt, so dünkt mich seine Zuneigung dadurch nur noch gesteigert.“ Auch körperlich litt sie unter dem bösen Gerede. In etwas wurde sie durch die zärtliche Liebe getröstet, die ihr der Zar und Katharina während eines Besuches in Elbing bezeigten. Aber bald nach ihrer Abreise machte das frühere Geklätsch sich wieder breit und drohte sogar, eine Entzweiung mit ihren Verwandten herbeizuführen, die von ihr verlangten, daß sie Pöllnitz sofort entlasse, während sie meinte, dadurch erst recht dem Argwohn Nahrung zu geben, und selbst ihres Großvaters Befehl, Pöllnitz nach Braunschweig zu schicken, zurückwies. Dazu kamen andere Taktlosigkeiten ihrer Familie, die „ihr tödtlichen Kummer bereiteten“. Dagegen beruhigte sie ein liebenswürdiger, volles Vertrauen zu ihrer Unschuld betheuernder Brief ihres Gemahls, erweckte freilich auch wieder neuen Kummer über die bereits achtmonatliche Trennung von ihm, der noch durch die nicht sehr tröstlichen Nachrichten über sein Leben im Lager erhöht wurde. Dazu kam ein Brief des Zaren, der in Folge einer Truppendislokation seine Schwiegertochter bat, sich sofort nach Abmarsch der Truppen aus Elbing über Riga nach Petersburg zu begeben. Sie gerieth in die größte Aufregung, sie verstand es so garnicht, sich in neue fremde Verhältnisse zu schicken, und hatte eine förmliche Furcht vor den Landsleuten ihres Gemahls, von denen sie bisher nur die Offiziere und Soldaten der Elbingschen Garnison gesehen hatte, die allerdings nicht dazu angethan waren, ihr eine richtige Vorstellung von der Nation zu geben. Die weite Reise, die große Entfernung von ihrer Familie ängstigten sie überdem; endlich entschloß sie sich, um jeden Preis ihre Familie wiederzusehen, ehe sie nach Rußland abreiste. Ohne weder den Zar noch ihre Eltern um Erlaubniß, oder irgend einen Menschen um Rath zu fragen, verließ sie gegen Ende Dezember Elbing und reiste nach Braunschweig. Anton Ulrich war sehr böse darüber,, suchte sie aber doch dem Zaren gegenüber zu rechtfertigen, der außer sich vor Zorn war. Erst allmählich beruhigten ihn Charlottens Briefe, und er wies ihr Geld zur Reise nach Rußland an; ja, er ließ sich von Anton Ulrich bewegen, von Hannover, wo er Geschäfte mit dem Kurfürsten hatte, nach Braunschweig zu kommen. Bei dieser Gelegenheit erzeigte er sich, nach ihres Großvaters Mittheilung an Leibnitz, „gar gnädig gegen die Zarowitzin, welche stattlich beschenket und dabei ermahnet worden, ihre reise nach Moscau zu beschleunigen, die sie nun auch künftige Woche wird antreten und aller apparentz nach, Europa auf ewig verlassen.“

Im April 1713 war die Zarewna wieder in Elbing, von wo sie über Riga nach Rußland reiste. In Petersburg wurde sie mit allen Ehren empfangen. „Als die Kutsche der Kronprinzessin,“ erzählt der damals österreichische Resident Pleyer in dem Bericht an seinen Hof, „am Ufer der Newa hielt, erschien eine neue schöne Schaluppe, mit rothem Sammet ausgeschlagen und goldenen Borten verziert. In dem Boote waren die Bojaren, die die Prinzessin begrüßen und sie über den Fluß bringen sollten. Auf dem anderen Ufer standen die Minister und übrigen Bojaren in rothsammetnen goldgestickten Röcken. Nicht weit davon erwartete die Zarin ihre Schwiegertochter. Als Charlotte sich ihr näherte, wollte sie der Etikette gemäß ihr das Kleid küssen; aber Katharina gestattete es nicht, umarmte und küßte sie und geleitete sie dann in das für sie eingerichtete Haus. Sie führte Charlotte in ein Kabinet, das mit Teppichen, chinesischen und anderen Raritäten geschmückt war; auf einem kleinen, mit rothem Sammet bedeckten Tische standen große goldene Gefäße, angefüllt von Edelsteinen und verschiedenem Geschmeide. Das war das Geschenk, welches der Zar und die Zarin ihrer Schwiegertochter zu ihrem Einzuge bestimmt hatten.“

Eine Zeit lang fühlte sich Charlotte mit allem zufrieden, in der Mitte des Sommers kam auch ihr Gemahl, der ein ganzes Jahr von ihr getrennt gewesen, und war in der ersten Zeit sehr liebenswürdig und zärtlich gegen sie.

Nur zu bald kamen neue Störungen des häuslichen Glücks für das fürstliche Ehepaar. Zunächst Unannehmlichkeiten mit dem Hofstaat, besonders mit der Oberhofmeisterin, Comtesse de Lion, die, von Charlotte mit Freundlichkeiten überhäuft, allmählich geradezu grob und unverschämt gegen sie wurde, allerhand Intriguen anstiftete und endlich weggeschickt werden mußte. Die anderen Hofdamen benahmen sich aber nicht viel besser, schrieen und schimpften zuweilen um die Wette in Gegenwart der Kronprinzessin, und nur für kurze Zeit half die Entlassung der Gräfin. Aber viel schlimmer war, daß bald eine Spannung zwischen der Zarin und Charlotten eintrat, die der letzteren Lage ganz trostlos machte. Charlotte war nicht ohne Schuld, sie hatte gar kein Verständniß für die exceptionelle Lage des Hofes, konnte durchaus nicht begreifen, daß Petersburg noch nichts anderes war, als ein auf einem abgelegenen Sumpf errichtetes Feldlager, und klagte deshalb ohne Aufhören und konnte sich in keine Entbehrung finden. Allerdings muß man ihre große Jugend und ihre Kränklichkeit mit in Rechnung bringen; auch war der Geldmangel oft ganz unerträglich, dazu kam ein entschiedener Wohnungsmangel. Charlottens Hofpersonal mußte in drei, zu diesem Zweck vom Senat gemietheten Häusern wohnen; da dieselben aber nicht ausreichten, mußte sie selbst noch Zimmer dazu für theures Geld miethen. In einem der vom Senat angewiesenen Häuser gab es weder Thüren noch Fenster, noch Oefen noch Möbel. Charlotte mußte das alles selbst anschaffen. Aus alledem ergaben sich endlose Verdrießlichkeiten. Dazu kam ein Zerwürfniß mit der Zarewna Natalie, das wieder einen Streit mit ihrem Gemahl zur weiteren Folge hatte. Auch sonst war das eheliche Verhältniß schon längst kein ungetrübtes mehr. Alexeis rohes Wesen konnte sich nicht lange verbergen, und sie hatte um so mehr darunter zu leiden, als sie ihrer Entbindung entgegensah. Häufig gab es böse Scenen zwischen den Gatten. Als sie ihn eines Tages an alles erinnerte, was ihr vor der Verheirathung versprochen war, fuhr er sie heftig in seinem gebrochenen Deutsch an: „Halten Maul, ich Sie nichts versprochen, und daß ich unterschrieben, hab' ich thun müssen!“ Worauf sie denn auch die Geduld verlor und entgegnete: „Das dank' Ihnen der Henker! Wer hat Sie gezwungen, mich zu nehmen?“ So ging das fort, bis der Zarewitsch ihr schließlich zurief: „Glauben mich, ist besser vor Sie, daß nach Teutschland wiedergehen, weil hier nicht zufrieden ist.“ Am nächsten Tage freilich widerrief er sein hartes Wort: es sei ihm nur „entfahren, weil er

zornig gewesen", was sie natürlich wenig trösten konnte. Durch Alexeis Neigung zum Trunk, an den er sich schon in Pommern gewöhnt, wurde das Verhältniß der Eheleute immer ärger. Als er im Sommer 1714 nach Karlsbad ging, theilte er ihr es erst in dem Augenblick, als der Reisewagen vorfuhr, mit den kühlen Worten mit: „Adieu, ich gehe nach Karlsbad." Auch schrieb er ihr nicht ein einziges Mal von dort, obgleich er fünf Monate abwesend war.

Am 12. Juli 1714 genas die Kronprinzessin einer Tochter, Natalie, und wenn auch seitdem ihr Leben sich nicht freundlicher gestaltete, so gab die Mutterwürde ihr doch die Kraft, allen Verdrießlichkeiten des täglichen Lebens eine verständige Ruhe entgegenzusetzen. Sie gewöhnte sich an eigenes Nachdenken und Entschließen und hörte auf, ein unmündiges Kind zu sein; ihre Briefe an die Mutter wurden ruhiger und ergebener. Das Verhältniß zum Zarewitsch wurde aber nicht besser; nach fünf Monaten zurückgekehrt, war er anfangs herzlich gegen sie, dann aber sah sie ihn nur sehr selten mehr und mußte zu ihrem tiefsten Herzeleid erfahren, daß er die Leibeigene seines Lehrers Nikifor Wiasewsky, die Finnin Euphrosyne, zu sich ins Haus genommen habe, von der er sich bis an seines Lebens Ende nicht mehr trennte. Seine Frau vernachlässigte er vollständig, sprach nie mit ihr in Gesellschaft, und sie sahen sich höchstens einmal in der Woche. Aber sie ertrug ihr schweres Geschick mit ungewöhnlicher Seelenstärke und vertraute nur zuweilen ihrer Freundin, der Prinzessin von Ostfriesland, ihren Kummer.

Am 12. Oktober 1715 gab Charlotte einem Sohn das Leben (dem künftigen Kaiser Peter II); er sollte *ihr* das Leben kosten. In der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober starb sie (nach einer nur 2½jährigen Ehe) an den Folgen der Entbindung, nachdem sie noch in edelster Weise für ihr Hofpersonal gesorgt, dem Zaren ihre Kinder anempfohlen und für alle die Ihrigen gebetet hatte. Der Zarewitsch wich am letzten Tage nicht von ihrem Lager; als sie geendet hatte, nahm er die Kinder in seine Arme und trug sie nach seinem Zimmer hinüber. Bekanntlich überließ Alexei sich immer mehr den Einflüssen der altrussischen Partei, wurde 1718 von der Thronfolge ausgeschlossen und starb bald darauf.

Charlottens trauriges Schicksal machte auf die Zeitgenossen einen so tiefen Eindruck, daß ungefähr 50 Jahre nach ihrem Tode eine weitverbreitete Legende daraus entstand, die Zschokke in einer Novelle behandelte und Charlotte Birchpfeiffer zu einem Operntext verarbeitete. Um so werthvoller ist die streng historische Darstellung der von uns besprochenen Monographie, die ein tieferes Mitgefühl erweckt, als es irgend welche Dichtung vermöchte.

Der Mechanismus der Vatikanischen Religion. Nach dem Fakultätenbuch der Redemptoristen dargestellt von Dr. J. Friedrich, Prof. der Theologie in München. Bonn. 1875. P. Neusser. 72 S. (Preis: 1 Mark 20 Pf.)

Der bekannte Verfasser des Tagebuchs über das Vatikanische Concil unterzieht in dieser Schrift das Mönchthum hinsichtlich seiner Stellung zum Christenthum einer eingehenden und scharfen Kritik. Seinen eigentlichen Charakter hat das Mönchthum erst erhalten durch die Bettelorden, durch sie wurde es auch die Hauptstütze des Papstthums. Wo die Bettelmönche sich einnisteten, rissen sie die Lehrstühle der Theologie an sich, waren sie die Vertheidiger der maßlosesten Ansprüche der römischen Kurie, entstellten sie dieser zu lieb Kirchenrecht und Theologie, wurden sie die Ketzerriecher und Ketzerrichter, die Ablaß- und Reliquienverkäufer und schändeten sie in unglaublicher Weise das Christenthum.

Die Mönche nennen in ihrem Hochmuth ihre Orden „Religionen", sich selbst „Religiosen", d. h. Religion habende. Das Wesen ihrer sog. „Religion" ist das dreifache Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams unter einen Obern und Armuth, was sie auf die sog. „evangelischen Räthe" beziehen. Wer übrigens die reichen Klöster in Baiern und Oesterreich kennt, der weiß, daß es mit der Armuth der Bettelmönche nicht weit her ist. Der Hauptschaden aber ist der, daß sie am meisten zur Veräußerlichung des Christenthums unter dem Volke beitragen; es ist in ihren Händen zum heidnischen Formelkram herabgesunken. „Nicht Christus allein, nicht der Glaube an ihn, nicht die innere Bekehrung des Menschen ist ihnen die Religion, sondern *ein Fetzen Kleid*; und die Offenbarung geht nicht von Christus selbst aus, sondern von Maria." Nach der Mönchslegende erschien Maria am 16. Juli 1251 dem hl. Simon Stock, reichte ihm ein Skapulier, das Schulterkleid der Mönche, und sagte: „Dieses wird für Dich und alle Karmeliten ein Privilegium sein; wer in diesem stirbt, der wird das ewige Feuer nicht spüren." Man nennt es darum auch „das Privilegium des guten Todes". Später dehnte Maria in einer neuen Offenbarung dasselbe noch weiter aus, mit dem Skapulier sollte auch ein „Privilegium *prompter* Befreiung aus dem Fegfeuer" verbunden sein, und da dies am Samstag nach dem Tode geschehen sollte, nannte man es auch das „Samstagsprivilegium". Die letztere Offenbarung erging an den saubern Papst Johannes XXII, welcher in einer besondern Bulle die Welt damit beglückte. Die Vollmacht, dieses Skapulier zu weihen, erhielten später außer den Karmeliten auch die andern Orden, und haufenweise werden diese Kleidungsstücke zu dem angegebenen Zweck bei den „Missionen" und „Exercitien" benedicirt. Wer das Skapulier trägt, darf Mittwochs und Samstags kein Fleisch essen und muß „in der Liebe" sterben. Mehr bedarf es nicht zum Seligwerden.

In dasselbe Gebiet fällt auch die Segnung der Rosenkränze, in welche durch das Weihegebet „die Kraft des h. Geistes eingegossen wird!" Diese Weiherei ist gegenwärtig bei den Franzosen in besonderem Flor. Vom 1. bis 9. Januar d. J. drängte man sich in der der h. Genovefa geweihten Kirche zu Paris nach deren Grabmal hin, wo ein Priester stand und die Gegenstände, die man ihm darreichte, an dem Grabstein rieb, dann einsegnete und sie zurück gab. Die geweihten Sachen sind dann gut gegen mancherlei Schaden inwendig und auswendig. Ich frug einmal einen sonst intelligenten katholischen Pfarrer in Süddeutschland, wie es doch käme, daß es eine so große Anzahl Nägel vom Kreuz Christi gebe, da es deren nur höchstens drei gewesen sein könnten. Er gestand zu, daß nicht alle echt seien, aber ein gewöhnlicher Nagel, den man eine Zeit lang in ein Kästchen neben einen echten gelegt, habe dadurch dessen Kraft überkommen, wie man auch ein Stück Eisen — magnetisch machen könne!

Der Höhepunkt der Verzerrung stellt sich aber in dem Breve des jetzigen Papstes an die Redemptoristen (1858) dar, indem er sagt: Er verfüge zwar über die Barmherzigkeit Gottes und habe die Autorität der Apostel Petrus und Paulus, weswegen er ebenfalls barmherzig in dem Herrn einen vollkommenen Ablaß gewähre; aber das Verfügungsrecht über die Barmherzigkeit Gottes und der Besitz der Autorität der genannten Apostel genüge doch noch nicht, höher stehe und wichtiger sei sowohl für ihn als für die ganze Christenheit die Hilfe und die Begünstigung Marias. Um diese nun zu erlangen, verfüge er über Gottes Barmherzigkeit und gebrauche er die ihm übertragene Autorität der Apostel und gebe den vollkommenen Ablaß!

Der Ablaßkram ist heute noch derselbe wie zu Tetzels Zeit. Die Redemptoristen allein besitzen einen Ablaß von 10,000 Jahren, in dessen Besitz sie noch 1841 durch den Kardinalpräfekten der Ablaßkongregation geschützt wurden. Wenn ein Gläubiger die Kutte eines Mönches küßt, so erhält er schon fünf Jahre Ablaß.

Die Mönche haben in jeder Beziehung größere „Fakultäten" als die gewöhnlichen Geistlichen, können sie doch sogar absolviren, wo der ordentliche Seelsorger die Absolution verweigert. Sie haben daher auch eine viel größere Macht über das Volk als diese, und in ihrer exemten Stellung den Diöcesanbischöfen gegenüber sind sie das gefügige und geeignete Werkzeug in den Händen des Papstthums, die Bischöfe und ihre Geistlichkeit zu überwachen und in der von Rom angewiesenen Direktion zu halten und zu drängeln. Der deutsche Reichskanzler hat wohl gewußt, warum er dem Mönchthum so energisch zu Leibe ging.

„Ueber Himmel und Hölle, sowie über die Kirche im Diesseits herrscht der Papst bereits unumschränkt; eben steht er im Begriff, auch die Herrschaft über die ganze Erde an sich zu reißen, und selbst die Gesetze der materiellen Natur sollen sich künftig, wie die der sittlichen, nur noch nach seinem Willen vollziehen dürfen. Dazu ist denn der ganze Mechanismus der Vatikanischen Religion ersonnen und in Thätigkeit gesetzt. *Das ist aber nicht mehr die Religion Christi, das ist viel eher eine Religion des Antichrists.*" O. Th.

Eine Eroberung im Schnee.

(Zu dem Bilde auf S. 309.)

„Solch einen Winterfeldzug, wie ihn Prof. Raupp da verewigt, ließe ich mir auch wohl gefallen!" denkt mancher bei Betrachtung der Schneepromenade auf unserem Bilde, indem er vielleicht mit Frösteln an den miterlebten Winter in Feindesland vor fünf Jahren zurückdenkt. Von einer Abendgesellschaft, vielleicht einem „Tanzthee", wie man das merkwürdige „thé dansant" verdeutschen könnte, zurückgekehrt, ist der junge Krieger überglücklich, seine anmuthige Tänzerin durch Sturm und Schnee nach Hause geleiten zu können. Vielleicht hat er lange auf eine solche Gelegenheit gewartet, sich ihr zu erklären oder — militärisch geredet — die Campagne zu eröffnen. Aber jetzt soll es nicht länger aufgeschoben werden — den ziemlich überflüssigen Damenschirm nachlässig in der Rechten haltend, die Linke auf dem siegesgewissen Säbel, führt er seine schöne Begleiterin im langsamsten Tempo, als ginge es im Polonaisenschritt über das glatte Parket und nicht durch den tiefen Schnee. Was er zu ihr gesprochen, wie er den Angriff unternommen und vielleicht gegen ihre Vertheidigung fortgeführt — eine geschickte Novellistenfeder würde daraus schon einen ganzen Roman herausspinnen; wir wollen es nicht unternehmen, sondern uns mit einem bescheidenen Seitenblick auf das Pärchen begnügen, wie der an demselben vorüberwatende Einsame, über dessen nähere Persönlichkeit die Ansichten auch getheilt sein dürften. Nur meinen wir aus den Gesichtszügen der beiden errathen zu können, daß der Streit nicht zu heftig gewesen und mit einer raschen Eroberung geendet hat. Vielleicht hat die geneigte Leserin das Resultat schon unter den neuesten Verlobungsanzeigen gelesen.

Inhalt: Ein Familienzwist. (Forts.) Roman von Ludwig Harder. — Aus der Zopfzeit. (Schluß.) Kulturhistorisches Charakterbild von A. Strelitzer. — Amerikanische Kriegs- und Friedensbilder. I. Blokadebrechen. Von Kapitän Hermann Haardt. — Was suchen wir in Olympia? Mit Abbildung des Zeustempels zu Olympia. — Am Familientische: Bücherschau. XXX. — Eine Eroberung im Schnee. Zu dem Bilde: Winterfeldzug von Prof. Karl Raupp.

Unter Verantwortlichkeit von **Otto Klasing** in **Leipzig**, herausgegeben von Dr. **Robert Koenig** in **Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig**. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig**.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 19. Februar 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 21.

Ein Familienzwist.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Roman von Ludwig Harder.

(Fortsetzung.)

VIII.

An einem heißen Nachmittage, mehrere Tage nach ihrer Heimkehr, saß die Baronin auf der kühlen schattigen Veranda vor dem einladend gedeckten Kaffeetische und lauschte über ihr Buch hinweg dem fröhlichen Lachen Beatricens, welche mit Herrn von Lindau auf dem Rasenplatze Reif spielte. Therese gegenüber, am andern Ende der Terrasse saß Warne, schweigsam, ruhig, mit gesenkten Augenlidern wie immer, und blies nachdenklich die blauen Wölkchen seiner Cigarre vor sich hin.

„Noch eine Tasse Kaffee gefällig, Herr Warne?" fragte die Baronin hinüber.

„Danke ergebenst, gnädige Frau." Und nach einer Pause: „Es thut mir leid, Sie schon so bald nach Ihrer Heimkehr mit Geschäften zu belästigen, aber ich habe da einige Kaufkontrakte, Rechnungen und so weiter, welche nothwendig Ihrer Unterschrift bedürfen. Leider wird sich das in der nächsten Zeit noch oft wiederholen."

„Kann ich denn nicht wieder eine Anzahl jener Formulare gleich unausgefüllt unterschreiben?" fragte Therese. „Das Ganze ist doch blos eine Form; in Ihren Händen liegt einmal die Verwaltung der Güter, und es versteht sich von selbst, daß ich alles unterschreibe, was Ihnen zweckmäßig erscheint."

„Der Ausweg, welchen Sie da vorschlagen, Frau Baronin, ist allerdings zweckmäßig, vorausgesetzt, daß Sie nicht erst zu lesen wünschen —"

„Was ich doch nicht verstehe," ergänzte Therese. „Nein, Herr Warne, ich halte darauf, daß Jedermann treu die Arbeit verrichte, welche ihm zukommt; aber das, was ein Sachverständiger geschaffen, zum Schein von einem Unkundigen prüfen zu lassen, scheint mir Zeitverschwendung und Thorheit obendrein. Also, bitte, bringen Sie mir heute Abend so viele Formulare, wie Sie für nöthig erachten; ich werde Sie Ihnen morgen mit meiner Unterschrift zurückgeben."

Warne verneigte sich.

„Weißt Du was, Mama," rief in diesem Augenblick Beatrice, welche, ihr Reifspiel in der Hand, die breite Steintreppe heraufgestürmt kam, „Herr von Lindau langweilt sich bei uns! Nein, leugnen Sie nicht!" fuhr sie zu dem jungen Offizier gewandt fort, welcher langsam und sehr erhitzt folgte. „Ich habe es wohl gesehen, wie Ihre Mienen länger und länger wurden trotz aller Mühe, welche Sie sich gaben, mein armes Reifspiel interessant zu finden. Zur Strafe sollen Sie jetzt ausreiten."

„Es wäre eine Belohnung, wenn ich Sie begleiten dürfte," erwiderte Lindau, während seine Blicke bewundernd an der Baronesse hafteten, die ihren breiten Strohhut abstreifend die kleinen Löckchen zurückschüttelte, welche sich eigensinnig über ihre Stirn ringelten, während der Rest des kastanienbraunen Haares in einfachen Flechten das zierliche Köpfchen umgab.

„Ich reite Ali nicht mehr," gab sie fast trotzig auf Lindaus Bitte zurück. „Er ist so häßlich und so träge geworden. Ich muß ein neues Reitpferd haben."

„Ein nicht ganz bescheidener Wunsch, mein kleiner Liebling," scherzte die Baronin; „und ich weiß kaum, ob er sich dieses Jahr erfüllen läßt; wir haben viel Geld ausgegeben. Was meinen Sie, Herr Warne? Sagten Sie nicht, die Ernte sei schlecht gewesen?"

„Allerdings. Doch braucht sich das gnädige Fräulein deshalb keinen Wunsch zu versagen, zumal wenn Ali, der noch gar nicht so werthlos ist, wie Sie zu glauben scheinen, verkauft wird —"

„Das soll er nicht," unterbrach das junge Mädchen entschieden. „Lieber verzichte ich auf mein Reitpferd. Ein Thier, das ich so manche fröhliche Stunde geritten habe, verkauft! Vielleicht in die Stadt, um als Droschkengaul zu Tode gehetzt zu werden! Nein, nein, Ali erhält jedenfalls das Gnadenbrot."

„Sie sind ein Engel an Güte," erwiderte der Verwalter, „und es wäre grausam, Ihrem Befehl zu widersprechen."

Die Baronin fand zwar eine solche Anordnung höchst un-

praktisch, aber sie war so erfreut über die Herzensgüte ihres Kindes, daß sie nichts dagegen sagen mochte. Lindau allein bemerkte trocken: „Wenn Sie bei diesen Grundsätzen beharren, gnädiges Fräulein, so ist Buchdorf in wenigen Jahren ein Lazareth für kranke Pferde und Kühe. Wohl dem, dessen Mittel solche barmherzige Passionen gestatten!"

„Wie unartig," schmollte Beatrice, „das sagen Sie nur, weil Sie allein reiten müssen."

„Ich gehe, Ihr Pferd satteln zu lassen, Herr Baron," bemerkte der Verwalter, geräuschlos davon eilend.

„Besten Dank," rief Lindau ihm nach. „Es bleibt mir also keine Hoffnung auf Ihre Gesellschaft, gnädiges Fräulein?"

„Ich will Sie aufsteigen sehen."

„Das ist kein Ersatz," meinte der junge Offizier, indem er Warne folgend das Gemach verließ.

„Weißt Du, Mama," sagte Beatrice, als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, nachdenklich, „ich würde unsern Verwalter viel lieber haben, wenn er nicht so gar diensteifrig wäre. Weshalb bemüht er sich um das Pferd eines Mannes, der ihn stets so hochmüthig behandelt?"

Es scheitern viele Pläne an dem Stolz und Uebermuthe ihrer Urheber. Allzugroße Unterwürfigkeit aber hieß die Klippe, an welcher Heinrich Warnes Aussichten auf die Zuneigung seiner Herrin scheitern sollten.

Als Emil die Lindenallee hinabgeritten war, stieg Beatrice zu ihrem Zimmer empor, ergriff Sonnenschirm und Handschuhe und kehrte, ihren Strohhut fester bindend, in das Wohnzimmer zurück, wo sie einer ihr begegnenden Magd den Auftrag gab, Frau von Arning von ihrem Ausgang zu benachrichtigen.

Sie wollte einen jener einsamen Spaziergänge unternehmen, welche sie von ihrer Kindheit her so außerordentlich liebte. Zum Ziel hatte sie sich das Nachbargut Repach erwählt, das seiner schönen Waldungen halber berühmt war und einem ältlichen Herrn gehörte, welcher sich niemals auf seiner Besitzung aufhielt und dieselbe schon lange vergeblich zum Verkauf ausgeboten hatte.

Nach kaum halbstündiger Wanderung war die Grenze erreicht; kühler Waldesschatten umfing die einsame Spaziergängerin. Beatrice athmete auf, und ihr helles Sommerkleid emporschürzend, ging sie leichten Schrittes über den grünen Moosteppich, auf welchem die einzelnen Sonnenstrahlen wie goldene Tropfen zerstreut lagen. Es war ihr Lieblingsweg; hier hatte sie noch niemals einen Menschen angetroffen, und die Vögel schienen in dieser Einsamkeit heller zu singen als in den andern Theilen des Gehölzes. So drang sie sorglos weiter in das Dickicht, hier und da die üppigen Schößlinge zurückbiegend, welche ihr den Weg versperrten, bis eine kleine grasbewachsene Lichtung vor ihr lag, in deren Mitte ein mächtiger Eichbaum sich erhob, einer jener Waldesriesen, die täglich seltener werden. Königseiche nannten die Landleute den herrlichen Baum, und in der That hatten sich wie aus Ehrfurcht vor ihrem Monarchen die niedrigeren Bäume und Büsche in scheue Entfernung zurückgezogen, so die beinahe kreisrunde Lichtung bildend, welche Beatrice in diesem Augenblick betrat. Ihr gegenüber, am Waldessaume stand ein Reh; sie hätte es aus Tausenden erkannt! „Ami!" rief sie freudig überrascht.

Das Thier stutzte beim Klang der bekannten Stimme und wandte seinen schlanken Kopf mit den klaren braunen Augen nach der Richtung des Schalles. In diesem Augenblicke krachte ein Schuß, Ami machte noch einige Sätze seiner Herrin entgegen, dann sank es kraftlos zu Boden, während Beatrice außer sich vor Schmerz und Empörung auf das arme Geschöpf zueilte.

„Wie dürfen Sie sich unterstehen, auf dem Gute des Herrn von Stade zu jagen," herrschte sie mit zornsprühenden Blicken den unbekannten Schützen an, welcher jetzt in einer Hand das Gewehr, mit der andern seinen Hund zurückhaltend in die Lichtung trat. „Aber ich werde strenge Rechenschaft fordern! Sie sollen Ihrer Strafe nicht entgehen!"

„Sie irren, Fräulein von Arning, ich bin kein Wilddieb, sondern jage auf meinem Eigenthum," erwiderte der Fremde, indem er mit leichtem Gruß näher trat. „Repach ist verkauft, gnädiges Fräulein."

„Verkauft?" wiederholte Beatrice ungläubig.

„Die Nachricht scheint Sie zu überraschen," bemerkte der Jäger. „Zufällig kann ich Ihnen meine Aussage beweisen. — Hier geblieben, Juno!" Die letzten Worte waren an den braungefleckten Jagdhund gerichtet, welcher ernstlich Miene machte, auf das verwundete Reh loszustürzen. Der Fremde öffnete seine Brieftasche und nahm daraus ein Papier, welches er mit einem leisen spöttischen Lächeln auf den Lippen, seiner erzürnten Gegnerin überreichte. Beatrice ergriff es mit ungeduldiger Hast und las:

„Kaufkontrakt, geschlossen den fünfzehnten August 18— zwischen Herrn Georg von Stade und Otto, Freiherrn von Arning —"

Weiter kam sie nicht. Ihre Augen richteten sich in angstvoller Frage auf die Züge des vermeintlichen Wildfrevlers, und eine plötzliche Erinnerung durchzuckte ihren Geist. Ja es war Otto von Arning! Wie hatte sie so blind sein können, ihn nicht auf den ersten Blick zu erkennen?

Seit neun Jahren war sie ängstlich jeder Begegnung mit dem gefürchteten, viel verleumdeten Oheim ausgewichen, und nun mußte sie plötzlich in so unangenehmer Weise auf ihn stoßen! Sie war todtenbleich geworden, sie wagte nicht aufzublicken und sah also auch nicht den Ausdruck von Ungeduld und Bitterkeit, welchen der Anblick ihrer offenbaren Todesangst in des Freiherrn Zügen hervorrief. Er wartete eine Weile; als aber das junge Mädchen noch immer fassungslos vor ihm stand, fragte er möglichst ruhig: „Sind Sie befriedigt, gnädiges Fräulein?"

Beatrice ermannte sich und gab das Papier zurück.

„Ja, ich erkenne, daß Sie in Ihrem Rechte sind, Herr von Arning," erwiderte sie tonlos. „Und es bleibt mir somit nichts übrig, als Sie wegen meiner Heftigkeit um Verzeihung zu bitten und — meinen armen Ami zu verschmerzen," fügte sie in Thränen ausbrechend hinzu, als ihr Blick auf das Reh fiel, welches mit seinen klugen Augen bittend zu ihr emporsah, während Juno das geängstigte Thier schnuppernd umkreiste und nur durch das strenge Verbot ihres Herrn abgehalten wurde, sich auf die Beute zu stürzen.

„Es ist ein zahmes Reh?" fragte Otto betroffen. „O, das thut mir wahrlich leid."

Beatrice kniete an der Seite des armen Thieres nieder und streichelte seinen Kopf. „Noch heute Morgen nahm es das Brot aus meiner Hand, und eben wollte es mir entgegeneilen, als —" Sie sprang empor. „Tödten Sie es, Herr von Arning," bat sie mit Thränen in den Augen, „lassen Sie es wenigstens nicht länger leiden!"

Otto war gleichfalls zu dem Thiere getreten, welches bei seiner Annäherung einen vergeblichen Versuch machte, zu entfliehen.

„Ich glaube nicht, daß ich es tödtlich verletzt habe," meinte er. „Wir werden sehen." Und sein Gewehr an den Eichenstamm lehnend, begann er aufmerksam die Wunde zu untersuchen.

Beatrice hatte ihren ersten Schreck überwunden. Sie wagte es jetzt, dem gefürchteten Manne näher zu treten, und trotz der lebhaften Sorge um das Schicksal ihres Rehes konnte sie sich nicht enthalten, ihren Oheim verstohlen zu betrachten und mit dem Bilde zu vergleichen, welches ihr Gedächtniß von ihm bewahrte. Otto hatte sich in den neun Jahren sehr verändert; seine Züge schienen ausgeprägter, sein Auge größer und dunkler; was ihr aber vor allem auffiel, war der Ausdruck zurückgedrängter, doch hoffnungsloser Trauer, der über das ganze Gesicht ausgegossen lag und ihr Herz, sie wußte selbst nicht warum, mit dem tiefsten Mitleid erfüllte.

Otto hatte seine Untersuchung indes beendet und wandte sich mit einem halben Lächeln nach ihr zurück.

„Beruhigen Sie sich, gnädiges Fräulein; die Wunde ist unbedeutend, und Ihr Liebling kommt jedenfalls mit dem Leben davon."

„Wirklich? O, ich danke Ihnen!" rief Beatrice mit glückstrahlendem Blick. „Hörst Du, Ami, wir können noch oft zusammen im Walde umherstreifen."

Digitized by Google

Otto mußte unwillkürlich über ihr kindliches Wesen lächeln. Er zerriß sein Taschentuch und suchte einen möglichst festen Verband anzulegen, während das junge Mädchen Ami durch Liebkosungen zum Stillhalten bewog. Als der Verband endlich saß, richtete Arning sich empor und nahm das Reh auf den Arm.

„Was wollen Sie thun?“ fragte die Baronesse, welche neben ihm stand und nur wenig über seine Schulter reichte, indem sie mit ihren großen Kinderaugen überrascht zu ihm aufsah.

„Den Patienten in das nächste Bauernhaus tragen. Er darf nicht im Walde bleiben,“ versetzte Otto und wandte sich dem tieferen Dickicht zu.

Beatrice erinnerte sich zwar keines Bauernhauses in der Nähe, aber sie folgte dennoch. Sie war im ganzen ein tapferes Mädchen, und nur jahrelange Bemühungen ihrer Mutter und ihrer Gouvernante hatten den einst so geliebten Onkel zu einem Schreckbild für sie umformen können. Jetzt, da sie dem Gefürchteten Aug in Auge gegenüber stand, hätte sie über ihre Einbildungen lächeln mögen. Vor der freundlich klaren Wirklichkeit, dem hellen Sonnenschein ringsum, den ruhig vernünftigen Worten ihres Begleiters mußten die thörichten Traumbilder versinken.

Der Wald lichtete sich rasch, jetzt brach er ganz ab, und das Paar betrat einen schmalen Wiesenstreifen, welcher allmählich in das Moor überging. An seinem Rande stand neben einem verkrüppelten Birkenbaum eine niedrige Hütte mit windschiefen Lehmmauern und halbverfaultem Strohdach. Der Freiherr schritt darauf zu. Beatrice zögerte unwillkürlich einen Augenblick.

„Das Häuschen der braunen Else,“ bemerkte sie schüchtern, denn sie wagte nicht, dem Freiherrn geradezu zu widersprechen. „Glauben Sie wirklich, daß Ami dort gute Aufnahme finden wird?“

„Warum nicht dort so gut wie in jedem andern Hause?“ fragte Otto zurück.

„Ich weiß nicht — aber mir scheint es gewagt, ihn der braunen Else anzuvertrauen. Ich erinnere mich ihrer von meiner Kinderzeit her. Sie hatte immer Maikäfer an Fäden gebunden und rief uns Schimpfwörter nach, oder warf mit Steinen. Niemand mochte sie leiden, und wir machten alle Jagd auf sie, sobald sie sich blicken ließ — freilich umsonst, denn sie war viel zu gewandt, als daß eine von uns sie hätte einholen können. Seit Jahren hab' ich sie nun nicht gesehen, und ihre Großmutter, die alte Kartenschlägerin nie, aber man spricht viel Schlechtes über sie; es sind so unheimliche Menschen!“

„Ausgestoßen!“ Das Wort hatte auf Ottos Lippen einen eigenthümlichen Klang, so daß Beatrice überrascht emporblickte, aber der Freiherr schien es nicht zu bemerken. Achselzuckend fuhr er fort: „Und doch ist Elsbeth die schmuckste Dirne in ganz Ermsdal und wäre mit ein wenig Geduld und ein wenig Liebe vielleicht so gut und vernünftig geworden wie jede andere.“

„Sie kennen sie?“ fragte die Baronesse rasch, beinahe hastig.

„Ich kenne jeden auf meinem Gute.“

Das Haus war erreicht, und Otto stieß mit dem Fuße den einen Flügel des riesigen Thores auf, welches beinahe die ganze Rückwand einnahm. So klein und ärmlich der innere Raum der Hütte nun auch vor Beatricens neugierig scheuen Blicken lag, seine Einrichtung entsprach genau dem in der Gegend herrschenden altsächsischen Baustil. Da war zuerst die fensterlose dunkle Tenne; anstatt der Stallungen, welche bei reicheren Bauern die beiden Seiten derselben einzunehmen pflegen, lagen hier Buchweizen, Kartoffeln, Flachs, Holz und andere Vorräthe in malerischer Unordnung aufgehäuft, während das einzige Hausthier, eine magere schwarze Ziege, sich in völliger Freiheit zwischen diesen Schätzen herumtrieb und gelegentlich verstohlen an einem Kohlkopf knupperte. Der eigentlich interessante Theil des Hauses aber lag drüben, der Thür gegenüber. Durch das einzige kleine Fenster in der rechten Wand brach die volle warme Nachmittagssonne und warf ein eigenthümlich grelles Licht auf die Gruppe, welche gleich einem Bilde den Eintretenden durch das Dunkel der Tenne entgegenleuchtete. Links von dem geräumigen Herde, in welchem trotz des schwülen Nachmittags ein schläfriges Feuer glimmte, stand das breite Bett mit Vorhängen und Ueberzügen von blaugewürfeltem Leinenzeug; daneben eine uralte Truhe, mit rothen und blauen Figuren bemalt; an der Seite des Herdes ein Spinnrad und ein Stuhl, auf welch letzterem ein uraltes Weib zusammengekauert hockte und sein Mittagsschläfchen zu halten schien.

Ehrwürdig, vertrauenerweckend war die Erscheinung der Alten gewiß nicht, obgleich man augenblicklich von ihrem gelben Gesicht nichts wahrnehmen konnte als eine runzelvolle Stirn und ein spitzes Kinn. Zwischen beiden tauchte eine stumpfe Nasenspitze empor; alles andere, was dazwischen lag, war versunken. Um ihr Haupt geschlungen trug die Frau einen zerrissenen schwarzen Wolllappen, unter welchem ihr zottiges weißes Haar in struppigen Büscheln hervorquoll. Den Rest des Anzugs bildete jenes unentwirrbare Chaos von Falten, in das alte Frauen sich zu hüllen lieben. Ein plumper Schuh kam unter dem Kleidersaum zum Vorschein, und auf den Knieen des Weibes streckte sich — wahrscheinlich als lebendige Wärmflasche — ein riesiger schwarzer Kater.

An der anderen Seite des Herdes prangten auf Brettern ein paar rußige Kessel und alte Irdennäpfe; darunter stand eine Art von Tisch. Ein Holzschemel war an das Fenster gerückt, und auf der Fensterbank selbst saß ein junges Mädchen von Beatricens Alter: die braune Else. Sie trug den Namen nicht ohne Grund; ihre Hautfarbe streifte ans Mulattenartige und verrieth auf den ersten Blick, daß sie ganz anderer Abstammung sei als die flachsköpfige, echt germanische Kinderschar, unter welcher sie emporgewachsen. Der angeborene Rassenhaß hatte früh die erbittertste Feindschaft zwischen ihnen gestiftet.

Elsbeths Gesichtsform war ein schmales Oval, die Züge nicht ganz regelmäßig, aber sehr ausgeprägt. Ihre größte Schönheit bestand unstreitig in den tiefschwarzen Augen, welche von der wildesten Leidenschaft bis zu der hingebendsten Zärtlichkeit alles auszudrücken vermochten, was ein Menschenherz bewegen kann, wenngleich sie gewöhnlich in stumpfer trotziger Verschlossenheit vor sich hinstarrten. Klassisch schön war auch der braune kleine Fuß, welcher sich auf den Holzschemel vor dem Fenster stemmte. Der Anzug des Mädchens bestand in einem grauen, vielfach geflickten Rock und einer Art von grauem Hemd, welches bis zum Hals hinaufging, die schlanken geschmeidigen Arme dagegen freiließ. Doch genügte diese Kleidung offenbar nicht den Ansprüchen von Elsbeths Schönheitssinn, denn um die Schultern trug das seltsame Geschöpf in höchst phantastischer Weise einen alten hochrothen Shawl gewunden, welchen es — Gott weiß wo! — aufgetrieben. Auf den Knieen hielt Elsbeth eine Spiegelscherbe, in welcher sie sich wohlgefällig musterte, während ihre beiden Hände bemüht waren, eine lange Epheuranke in das krause, völlig glanzlose Negerhaar zu flechten, das fessellos um ihre Schultern hing. Sie ließ sich in dieser Beschäftigung durch den Eintritt des Gutsherrn nicht im mindesten stören, kaum daß sie einen flüchtigen Blick auf die Ankömmlinge warf.

Der Freiherr hatte seine Last sanft niedergelegt und trat auf die Alte zu.

„Mutter Stine,“ redete er sie an. „Wir bringen Euch da ein Reh, das Reh des gnädigen Fräuleins. Es ist verwundet und bedarf der Pflege; wollt Ihr Euer Möglichstes thun, es wiederherzustellen?“

Die Alte antwortete nicht; sie öffnete ein paar kleine graue Augen, von welchen man sofort begriff, warum der Volksglaube ihnen die Gabe des bösen Blicks beilegte. Mit einem Anflug von Ueberraschung wandte sie dieselben von einem der Anwesenden zum anderen; dann, als habe sie etwas unaussprechlich Komisches entdeckt, brach sie in ein langanhaltendes Gekicher aus.

„Kennt Ihr uns nicht?“ herrschte Otto sie an.

„Ei behüte!“ lachte das Weib. „Wie sollte ich Euch nicht kennen? Ihr seid ja der tolle Junker, und die dort das kleine Goldfischchen —“

„Schwätzt keinen Unsinn!“ unterbrach Otto sie barsch.

Das Kichern der alten Hexe hatte sich in einen Hustenanfall aufgelöst. Als sie wieder Athem fand, fuhr sie unbeirrt in demselben höhnischen Ton fort: „Nun, dann seid Ihr der

Digitized by Google

Marder und sie das Täubchen — soll ich Dir wahrsagen, weiße Taube?" wandte sie sich plötzlich an Beatrice.

Die Baronesse hatte im allgemeinen keinen größeren Widerwillen gegen ein harmloses Kartenlegen oder Orakelspiel im Kreise ihrer Freundinnen, als die meisten Mädchen ihres Alters; aber Mutter Stine war ihr über jede Beschreibung unheimlich.

„Ich bin wirklich nicht neugierig, die Zukunft zu erfahren, gute Frau," antwortete sie daher. „Hingegen würde ich Euch sehr dankbar sein, wenn Ihr für mein armes Reh sorgen wolltet."

„Würdet auch nicht viel Gutes hören," grinste die Alte. „Denn seht, mein Kind, das Ende vom Lied ist allemal, daß der Marder den Tauben die Köpfe abbeißt und daß der Kater die Mäuse frißt, wenn er lange genug mit ihnen gespielt hat. Und so wird's Euch auch gehen, weiße Taube; sträubt Euch und flattert, so viel Ihr mögt! Am Flügel hat Euch der Marder schon einmal gehabt; eines schönen Morgens wird er Eure kleine Kehle finden."

Die Art, wie diese Worte gesprochen wurden, war so schauerlich, die Umgebung wirkte so beklemmend auf Beatrice, daß sie unwillkürlich zurücktaumelte. Der Blick stummer Anklage, welcher Otto dabei traf, raubte ihm fast die Besinnung. Mit einem Schritt stand er dicht vor der Alten.

„Schweig!" knirschte er, die geballte Faust erhebend, „oder —"

Beatrice blickte erschrocken zu dem Freiherrn hinüber. Sie konnte sein Gesicht nicht sehen; aber nie zuvor war sie Zeuge einer so leidenschaftlichen Aufregung gewesen, wie sie in der einen kurzen Silbe wiederklang, und sie begann allen Ernstes für die alte Frau zu zittern. Ehe sie sich ihrer Absicht noch klar geworden, stand sie neben dem Erzürnten, die Hand wie zum Schutz über die Alte erhoben.

„Herr von Arning, schonen Sie ihrer! Die Frau ist wahnsinnig," sagte sie beinahe vorwurfsvoll.

Otto war schon zurückgetreten, finster und schweigend; vielleicht schämte er sich seiner Heftigkeit. Die Baronesse aber fuhr, zu der Greisin gewandt, fort:

„Und Ihr, gute Frau, gebt mir das Versprechen, daß Ihr für Ami Sorge tragen wollt, und wir stören Euch nicht länger. Seid gewiß, daß ich Eure Freundlichkeit reich belohnen werde," setzte sie hinzu, als Mutter Stine noch immer nicht antwortete.

Aber auch dieses Versprechen blieb wirkungslos; die Alte wiegte ihr turbangeschmücktes Haupt und murmelte etwas von Tauben und Mardern. Rathlos, beinahe ängstlich blickte das junge Mädchen zu Arning hinüber; sie fürchtete einen neuen Zornausbruch. Aber Otto stand noch immer mit verschränkten Armen und düster zu Boden gesenktem Blick neben dem blau gewürfelten Himmelbett. Was war zu thun? Auf eine halbe Stunde im Umkreis gab es keine Hütte, unter deren gastlicheres Dach sie ihr armes krankes Thier hätte flüchten können; dennoch wollte sie sich entmuthigt dem Ausgang zuwenden, als Elsbeth, welche bisher mit völlig gleichgiltiger Miene den Vorgängen in der Hütte gelauscht hatte, plötzlich von ihrem Fensterbrett herabglitt und, vor die Baronesse hintretend, kurz und schroff erklärte: „Ich will für das Reh sorgen."

„Das ist freundlich von Dir, Else!" rief die Baronesse freudig überrascht, indem sie dem wilden Geschöpf in überquellender Dankbarkeit die Hand entgegenstreckte.

Doch ohne die dargebotene Hand bemerken zu wollen, drehte Elsbeth sich kurz um und kauerte neben dem Reh nieder, während Beatrice erröthend ihren Arm sinken ließ.

Der Freiherr hatte die Scene schweigend beobachtet. Mit festem Druck legte er jetzt seine Fingerspitzen auf die Schulter des unhöflichen Mädchens.

„Elsbeth, das gnädige Fräulein wollte Dir die Hand reichen."

Sie sah zu ihm empor; trotzig und scheu zugleich begegnete ihr dunkles Auge seinem strengen Blick, doch nur eine Sekunde lang; dann streckte sie mit einer unmuthigen Bewegung der Baronesse ihre kleine gebräunte Hand entgegen.

Die Atmosphäre in der Hütte war erdrückend gewesen; Beatrice eilte, die freie Waldluft zu erreichen, und Otto schloß den großen Thorflügel so energisch, als beabsichtige er, alle die peinlichen Eindrücke, welche er an diesem Nachmittag empfangen, dahinter zu verschließen; seine zuckenden Lippen, die düsteren Falten auf seiner Stirn bewiesen jedoch nur zu klar, daß Thüren und Mauern die bösen Geister nicht halten konnten, welche die Reden der alten Frau zu seiner Qual entfesselt hatten.

Beatrice betrachtete ihn scheu von der Seite, sie ahnte, was in seinem Herzen vorging, und als der Wald erreicht war, faßte sie Muth und begann schüchtern:

„Blicken Sie nicht so finster, Herr von Arning. Es lohnt sich wahrlich nicht der Mühe, auf die Reden einer alten geistesschwachen Frau zu achten, von welcher die ganze Gegend weiß, daß sie wahnsinnig ist."

Otto blieb stehen. „Wahnsinnig," wiederholte er mit Ungeduld. „Diese Frau ist nicht wahnsinniger als ich oder Sie. Was sie sagte, war klar und zusammenhängend, und mancher spricht es ihr nach! Wie? Oder hätte die Baronin Ihnen nicht mit knappen dürren Worten hundertmal dieselbe Geschichte erzählt, auf welche die Alte hindeutete? Und Sie, wollen Sie leugnen, daß Sie dieser Geschichte aus vollem Herzen Glauben schenkten?" Beatrice stand in tödtlicher Verwirrung, das Blut kam und ging in dem lieblichen Gesichtchen, und ihr Herz schlug zum Zerspringen, ihr großmüthiges Herz, das dem Mann an ihrer Seite — er mochte schuldig sein oder nicht — gern die Demüthigung erspart hätte, welche er in ihrem Beisein erlitten. Lügen konnte sie nicht, doch auch zu bejahen vermochte sie nicht: es wäre zu hart gewesen!

Otto betrachtete sie einen Augenblick, in athemloser Spannung einer Antwort harrend. Als sie schwieg, wandte er sich ab. „Ich wußte es!"

Er schritt hastig den Weg entlang; doch schon nach wenigen Schritten, als habe er sich eines anderen besonnen, kehrte er zu dem jungen Mädchen zurück, das noch immer gesenkten Hauptes am Waldessaum stand, und sagte mit bebender Stimme:

„Ich kann Sie von meiner Unschuld nicht überzeugen. Hätte ich einen Beweis dafür erwerben können — gleichviel um welchen Preis — diese sechszehn Jahre der Schmach wären nicht gewesen! Doch es sollte nicht sein. Mit Betheuerungen will ich Ihnen nicht lästig fallen; nur an eins möchte ich Sie erinnern. Man sagt, daß Kinder statt des prüfenden Verstandes der Erwachsenen, welcher so vielen Irrthümern unterworfen ist, ein zwar dunkles aber untrügliches Gefühl besitzen, wodurch sie ihre Freunde von ihren Feinden zu unterscheiden vermögen. Als Kind hielten Sie mich nicht für Ihren Feind — nein, sagen Sie nichts! Daß es anders wurde — ich darf und ich werde Ihnen keinen Vorwurf darüber machen. Ich sehe ja wohl ein, daß unter den einmal obwaltenden Umständen nur ein Kind an mich glauben konnte. Dennoch bitte ich Sie, Beatrice, gedenken Sie des Abends, da Sie in Sturm und Regen das Moor durchirrten — wenn Sie sich versucht fühlen, mich zu verdammen."

Ehe die Baronesse Fassung genug errungen hatte, um emporzublicken, war sie allein.

Als die Thür der Moorhütte sich hinter dem vornehmen Besuch geschlossen hatte, wandte Elsbeth ihr großes Auge mit flammendem Ausdruck auf die alte Stine.

„Großmutter," begann sie, „man sagt, Ihr seid klug, und die Bauern befragen Euch um ihre Zukunft. Ich will nur Vergangenes wissen. Sagt mir, wenn Ihr könnt, was das Buchdorfer Fräulein denn vor seiner Geburt vollbracht hat, das ihm ein Recht gibt, sich auf weiche Polster zu betten und mit Süßigkeiten zu ernähren, während Eure Schläge und die Steinwürfe der Dorfkinder meine tägliche Speise waren? Oder, sprecht, warum erweist unser sonst so menschenscheuer Gutsherr der Baronesse, welche er doch haßt, so viel Ehre, während er mich gar nicht zu bemerken scheint? Sie ist nicht schöner, nicht klüger, nicht geschickter als ich. Könnt Ihr mir sagen, weshalb er sie so entschieden vorzieht?"

„Weshalb?" antwortete Stine, „weshalb anders, als weil sie zu seiner Kaste gehört! Das hält zusammen wie die Kletten. Sie sagen alle, es gäbe nur ein Gesetz; das ist nicht wahr, Els. Es gibt zwei Gesetze in einem Lande: eins für die Vornehmen, eins für die Darbenden. Ich hab's erfahren auf meiner Wanderung, Els."

Digitized by Google

Im Schlafwaggon. Gezeichnet von E. Nestel.

Digitized by Google

„Aber warum gehören wir zu den Darbenden?“ fragte die braune Else trotzig. „Ich will nicht mehr darben. Kann denn nicht auch ich reich, auch ich Baronin werden?“

Die Alte wiegte ihr kluges Haupt. „Das kannst Du nicht, Else,“ meinte sie. „Wir bleiben, was wir sind; aber es gibt noch ein Drittes, das über Rang und Reichthum steht: das ist Macht! Sahst Du, wie geduldig der gestrenge Junker meine Reden anhörte? Glaubst Du, er würde Gleiches von einem Zweiten auf Erden ertragen? Nein; aber von der alten Stine erträgt er's, denn ich habe Macht, Macht, Macht!“

Dabei warf das Moorweib einen halb stolzen halb scheuen Blick auf die bunte Truhe. (Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Kriegs- und Friedensbilder.

Nachdruck verboten. Ges. v. 11/VI. '70

Von Kapitän Hermann Haardt.

I. Blokadebrechen. (Schluß.)

Die See war ruhig, und es herrschte eine unheimliche Stille. Das Blokadegeschwader, welches wir den Tag über vom Fort aus deutlich gesehen hatten, lag in einem großen Bogen um die schmale Spitze, auf welcher das Fort errichtet ist, herum, und zwar lagen die meisten Schiffe, worunter wir sehr flinke Boote bemerkt hatten, an der Mündung der Bucht, in deren äußerstem Winkel Wilmington liegt. Diese Mündung liegt südwestlich vom Fort, und es war keine Möglichkeit, hier vorbeizukommen. Gerade aus nach Osten lag die Fregatte Lancaster, an ihrem Admiralslichte kenntlich und von einer ganzen Schar schneller Avisodampfer umgeben. Auch hier war die Passage gefährlich. Blieb daher der Ausweg, gegen Nordost dicht unter Land zu halten, und zu versuchen, ob die Mündung der Chesapeakebay passirbar wäre. Kamen wir aus Fort Fisher hinaus, ohne angehalten zu werden, so blieben wir bis Kap Henry unter dem Schutze der konföderirten Batterien; nur hatte dieser Vorgang den Nachtheil, daß wir bei Nacht die konföderirten Farben in drei Laternen, bei Tage die Palmettoflagge — Sternen und Kreuzstangen — zeigen und dadurch unsern Charakter verrathen mußten, denn daß der alte Seeheld Porter von der Anwesenheit eines Blokaderunners unterrichtet war, unterlag keinem Zweifel, ebensowenig als daß er genaue Wacht halten würde. Indessen, es war das einzige Mittel, um aus der Mausefalle herauszukommen, und so theilte ich dem Piloten den Plan mit, der ruhig antwortete: „Very well, Sir, einmal außer Sicht des Hafens hört meine Verantwortlichkeit auf.“

„All right, Sir, aber jetzt thun Sie Ihre Pflicht,“ war meine Antwort, und der Kurs wurde nach Nordost angegeben, zugleich auch drei Laternen, gelb, roth und grün, an der als Signalmast dienenden Flaggenstange aufgezogen. Daß die Vereinigten Staatenschiffe auf der Wache waren, konnten wir deutlich bemerken, indem einige ferne Detonationen erschallten, die ebenso gut Signalschüsse als scharfe Schüsse sein konnten. Waren es die ersteren, so galten sie einem weiter nach Norden stationirten Boote, waren es die letzteren, so thaten sie uns keinen Schaden. Alle Augen im Schiffe hielten scharfe Wacht, aber die Nacht verging, ohne etwas Neues gebracht zu haben. Als der Tag heraufkam, hatten wir die Küste von Carolina lange hinter uns gelassen und befanden uns noch etwa dreißig Seemeilen von den beiden Kaps Fear und Henry, die den Eingang zur Chesapeakebay bilden. Da wir mit ungeheurer Schnelligkeit — gegen 20 Seemeilen pro Stunde — fuhren, so mußten wir innerhalb 1½ Stunden sehen, ob die Luft rein war. Ich muß gestehen, daß ich wieder sehr nervös wurde; denn einen Kampf mit einem etwaigen Verfolger konnten wir nicht nur aus dem Grunde der Schwäche nicht aufnehmen, sondern auch, weil wir unserm Charakter als Schmuggler getreu, kein einziges montirtes Geschütz an Bord haben durften. Bei einer etwaigen Gefangennahme hätte uns die Anwesenheit einer einzigen Kanone an Bord zu Seeräubern gestempelt und uns allen sofort zu einem Halstuch von Hanf unter der Fockraa verholfen.

Das weit in die Luft ragende Kap Henry kam endlich in Sicht, und es mußte sich jetzt in wenigen Minuten zeigen, ob unsere Besorgniß, daß die Chesapeakebay blokirt sei, gerechtfertigt war. Die besten Teleskope im Schiff wurden hervorgeholt, und in dem klaren Morgenhimmel wurde endlich ein leichter Rauchstreif gegen Norden zu sichtbar. Noch eine Viertelstunde, und sehr viereckige Obersegel hoben sich über dem Horizonte ab. Die kleinen Segel waren derart angebracht und getrimmt, daß ein Seemann gar nicht zweifelhaft sein konnte, er habe ein Kriegsschiff vor sich. Langsam stiegen die Masten aus dem Wasser, und als die Marssegel sichtbar waren, entrollte auch das stolze Sternenbanner der Union seine gestreiften Falten. Wir waren vielleicht noch nicht gesehen worden, während dies bei der strikten scharfen Wacht, die auf den Yankeeschiffen gehalten wurde, immerhin möglich war, worauf auch der Umstand deutete, daß das Schiff unbedingt dampfklar war. Meine Neugierde zu wissen, mit wem ich es zu thun hatte, verleitete mich, noch eine kurze Zeit im Kurs zu verbleiben, bis der ganze Rumpf des Schiffes in Sicht kam. Die ganze Zeit führten wir der Nähe der konföderirten Batterien an der Küste des Staates Virginia wegen die konföderirte Flagge; sobald der Rumpf des Kriegsschiffes sichtbar war, kam ein Matrose, der mit dem Teleskop genau und lange beobachtet hatte, zum Fuße der Brücke und sagte: „Kapitän, das Schiff da vor uns ist die Verein. Staaten-Corvette „Tuscarora“, der schnellste Läufer der Marine.“

„Woher wißt Ihr das so genau?“

„Vor nicht ganz drei Monaten bin ich von derselben Corvette in Westindien desertirt. Ich war lange genug an Bord, um sie zu kennen, und ich weiß, es ist dasselbe Schiff.“

Nachdem der Mann mit einem Glase Branntwein für seine wichtige Meldung belohnt worden war, wurde der Kurs nach Osten genommen, zugleich, da wir uns aus dem Bereich der konföderirten Kanonen entfernten, die Sternen und Kreuzstangen heruntergehault und dafür die englische Flagge aufgehißt. Mächtige Rauchwolken, die dem Schlot der „Tuscarora“ entströmten, belehrten uns, daß man unser Manöver gesehen hatte und sich zu einer Verfolgung anschickte. Eine Detonation, die zu uns herüberdrang, zeigte, daß die Verfolgung bereits begonnen hatte. Dies machte uns indes wenig Sorge, da erstens eine Sternjagd erfahrungsgemäß eine lange Jagd ist, zweitens wir uns aber auch auf die überlegene Schnelligkeit der Lizzie verlassen konnten. Ich ließ daher die Maschine zwar mit voller Kraft, aber ohne Ueberdruck arbeiten, und die Lizzie flog nur so über das Wasser, schnell und geräuschlos, wie die Möve durch die Luft.

An Bord war alles Heiterkeit und Frohsinn, und mancher schlechte Witz wurde über den Yankee gerissen. Wir hielten den ganzen Tag nach Osten ab, um dann einen glatten geraden Lauf nach Süden machen zu können, bis wir klar von der Südspitze Floridas sein würden, von wo wir dann das freie karaibische Meer zur Rückkehr nach Havanna vor uns hatten. Als die Sonne sich hinter uns im Meer versteckte, konnten wir auch durch das schärfste Glas im Schiffe keine Spur von der „Tuscarora“ mehr entdecken, und nur ein leichter Streifen blieb am westlichen Horizonte sichtbar, der ebenso gut Nebel wie Rauch sein konnte. Jetzt wurde der Kurs nach Süden abgeändert, etwas mehr Dampf gebraucht, und mit einer Schnelligkeit von 20 Knoten ging es vorwärts, dem heimatlichen Hafen zu. Nach einer rapiden Fahrt von vier Tagen ergaben unsere Berechnungen, daß wir die Südspitze Floridas passirt hatten, und den Kurs nach Westen ändernd fuhren wir bald wieder auf den blauen Fluten des amerikanischen Mittelmeers, des Golfes von Mexiko. Zwei Tage nachher passirten wir Moro Castle, und der Anker rasselte in dem schönen geräumigen Hafen von Havanna in den Grund. Die Reise hatte 26 Tage gedauert, und ich hatte die Freude, meinem alten Kapitän K., der einen Tag früher glücklich aus Mobile zurückgekommen war, die Hand drücken zu können. Mr. Crawford lud uns zum Essen bei sich ein, und als wir die Servietten entfalteten, fanden wir nebst einer Anweisung auf den Rest unseres Gehaltes für jeden einen schönen goldenen Chronometer.

Digitized by Google

Ich sollte meine zweite Reise mit Lebensmitteln und Monturstücken nach Galveston in Texas und von dort mit Baumwolle nach Tampico machen, von Tampico nach Vera-Cruz gehen, wo ich weitere Befehle erhalten würde.

Wir benutzten die erste dunkle Nacht, um uns aus dem Hafen herauszustehlen. Die „Isabelle" fuhr voraus, und die „Lizzie" folgte knapp darauf. Bei Moro-Castle steuerte die „Isabelle" nach Osten, um unter der Nähe des Landes nördlich von Hayti, Portorico und den kleinen Antillen Bermudas zu erreichen, von wo sie dann leicht bis vor Fort Fisher gelangen konnte, während die „Lizzie" nach Westen an Manzanilla und San Jago de Cuba vorbei direkt nach der ungeheuren Bucht den Kurs nahm, in deren Tiefe die Handelsstadt Galveston liegt. Galveston, verhältnißmäßig weniger bewacht wie Mobile in Alabama oder Key-West, Tallahassee in Florida, bot nicht so viele Gefahren wie die eben genannten Häfen; doch konnte dieser Zustand bei der Umsicht der nordamerikanischen Heer- und Flottenführer nicht lange dauern, da der Export von Baumwolle aus Galveston bereits eine geradezu unglaubliche Höhe erreicht hatte. Wir gelangten auch glücklich unter der Leitung unseres Piloten, der ja, wie erwähnt, von Galveston gebürtig war, durch die sehr schwierige Einfahrt in die Bucht. Der monumentale Leuchtthurm, der sich gerade mitten in der Einfahrt auf einem Felsenblock befindet, war dunkel, so daß er uns nicht als Leitstern dienen konnte, und ohne die ganz genaue Lokalkenntniß unseres Piloten, Mr. Jackson, wären wir sicher auf die Felsen gegangen. Diesen Leuchtthurm einmal hinter uns, waren wir innerhalb konföderirten Gebiets und mußten nun wieder die südstaatlichen Nachtsignale zeigen.

So stiegen denn unsere drei farbigen Laternen am Flaggenstock empor, und wir gelangten ohne den geringsten Unfall bis zur Stadt, wo unser Eintreffen freudig begrüßt wurde, denn Galveston war das Hauptdepot aller Kleidungsstücke, Lebensmittel ꝛc. für ganz Texas, New-Mexiko und Colorado. Von hier aus wurden die konföderirten Korps unter den beiden Johnstones, Stonewall Jackson und sogar die weiter im Norden operirende Kavallerie Stewarts mit allem Nöthigen versorgt.

Der Prozeß des Ausladens sowie des Einladens ging — wie damals bei allen Blokaders üblich — unter Zuziehung des konföderirten Militärs vor sich, und bald waren wir wieder seeklar. Die Rückkehr schien uns indessen nicht so leicht werden zu sollen wie die Hinreise, denn in der Stadt war die Nachricht verbreitet, daß Kommodore Rogers mit drei schnellen Kanonenbooten vor der Mündung der Bucht kreuzte. Auf diese Nachricht beschlossen wir, obgleich unser Kohlenvorrath sehr geschmälert war, die „Lizzie" bis in Sicht des Leuchtthurms zu nehmen, dann von demselben aus zu rekognosziren und nach Befund der Umstände zu handeln.

In Folge dieses Beschlusses war denn auch das vollgeladene Schiff schon in der nächsten Nacht, allen indiskreten Blicken sorgfältig verborgen, dicht an der Mündung der Bucht hinter einem, riesigen Felsen versteckt, und Jackson, der Pilot, mein erster Steuermann, ein Däne, Hansen, und ich, wir befanden uns auf dem Leuchtthurm, wo wir außerdem nur noch zwei konföderirte Offiziere fanden, die ebenfalls rekognoszirten. Obgleich es nicht so dunkel war, wie wir es hätten wünschen können, so waren doch Anzeichen vorhanden, die eine unruhige Nacht vorhersagen ließen, und man muß einen Aequinoktialsturm in den Tropen selbst erlebt haben, um sich einen Begriff von dessen fabelhafter Wuth machen zu können; wir waren aber im März, einem Monat, mit dem überhaupt zur See nicht zu spaßen ist. Und richtig, draußen kreuzten einige helle Punkte herum, die Laternen der Kanonenboote. Trotzdem die Aussichten nicht sehr erfreulich waren, beschlossen wir nach Rücksprache mit den konföderirten Offizieren dennoch, die Ausfahrt zu riskiren, wobei wir uns auf die unvergleichliche Schnelligkeit unserer „Lizzie" verließen, die wir bis zu 20 Meilen pr. Stunde forciren konnten, während außer der „Tuscarora" kein Boot der Verein. Staaten-Marine bei allergrößter Kraftanstrengung mehr als 16 Meilen zurücklegen konnte. Und die „Tuscarora" lag ja vor der Chesapeakebay, um das Auslaufen des Baltimorer Kaperschiffs „Edgar Stuart", eines Schwesterschiffs der berühmten „Alabama", zu verhindern, war also über 2000 Seemeilen von uns entfernt.

Eine Viertelstunde nach gemachter Rekognoszirung waren wir wieder an Bord, wo der Maschinist das Schiff zum sofortigen Inseegehen klar rapportirte. Das einzige Tau, mit welchem wir am Lande befestigt waren, wurde gelöst, und geräuschlos wie immer glitten wir an der dunkeln Masse des Leuchtthurms vorbei der offenen See entgegen. Schon machte sich das Herannahen des Sturmes durch dumpfes Stöhnen und hohlgehende See bemerkbar, so daß wir hoffen durften, etwaigen Kanonenkugeln zu entgehen, und deshalb fuhren wir mit voller Kraft hinaus. Schon waren wir an dem letzten Kanonenboot vorbei, als ein Schuß fiel und die Kugel dicht hinter unserem Stern das Wasser traf, dann aber harmlos ricochettirte und versank. Zugleich zeigte ein Funkenregen an, daß die Yankees ihren Dampf vermehrten, um uns nachzukommen. Zwei oder drei andere Kanonenschüsse verliefen eben so harmlos wie der erste, und wir hatten jetzt auch unsere siebenmeiligen Seestiefeln an, d. h. wir liefen mit ungeheurem Ueberdruck, indem wir über 22 Seemeilen pr. Stunde zurücklegten. Natürlich konnte das Schiff, welches in der immer höher gehenden See schwer arbeitete, einen solchen Druck auf die Dauer denn doch nicht aushalten, und wir gaben uns der Hoffnung hin, daß die Kanonenboote auch müde werden und endlich nachlassen würden.

Doch war diese Hoffnung am folgenden Morgen trügerisch, denn die Distanz zwischen uns blieb sich innerhalb einer Stunde vollkommen gleich, und ich dachte schon daran, die „Lizzie" nach Matamoros, noch gegen 40 Meilen von uns nach Westen zu entfernt, hineinzuführen, als das verfolgende Kanonenboot mit einem Mal verschwand. Eine plötzliche Kesselexplosion mußte erfolgt sein, denn trotz der sorgfältigsten Erkundigungen ist es mir später nicht möglich gewesen, etwas Näheres über das unglückliche Boot zu erfahren.

Doch auch wir hatten nicht unbeträchtlich gelitten und waren froh, unseren Dampf vermindern zu können. Dabei heulte der Tornado um uns herum und warf schwere Sturzseen auf unser Verdeck. Wir reduzirten unsere Geschwindigkeit bis zu der noch immer anständigen Ziffer von 18 Meilen pr. Stunde, und hatten die Freude, in der folgenden Nacht den herzlich schlechten Leuchtthurm von Tampico zu erblicken. Da wir nicht wußten, ob Tampico in den Händen der Juaristen oder der Kaiserlichen war, also dem Leuchtfeuer durchaus nicht trauen konnten, da es vorgekommen war, daß die Republikaner falsche Leuchtfeuer an der Küste angezündet und die wirklichen ausgelöscht hatten, um Handels- und Kriegsschiffe auf die Felsen zu locken und sie dann zu plündern, so wurde beschlossen, bis Anbruch des Tages zu kreuzen und dann die Einfahrt zu bewerkstelligen, was denn auch geschah. Wir fanden Tampico von einem österreichischen Detachement unter Kommando von Oberst Zach besetzt, daher in den Händen der Kaiserlichen, und in überraschend kurzer Zeit waren unsere 2000 Ballen Baumwolle sicher in den Magazinen von Crawfords Agenten. Die Fahrt von Tampico nach Vera-Cruz geschah offen, unter englischer Flagge und mit englischen Papieren, und diese Flagge wurde auch von zwei uns begegnenden amerikanischen Kriegsschiffen respektirt. Bald tauchte das finstere Kastell San Juan de Ulloa am Horizont auf und wir lagen eine Stunde später zwischen diesem Kastell und dem Douanethor sicher vor Anker oder vielmehr vor drei Ankern, da wegen des draußen herrschenden Tornados jedes Schiff zwei Anker vorne und einen Anker beim Stern hinaus haben mußte.

Der Nordsturm hatte das Havanneser Postboot gezwungen, anderswo Zuflucht zu suchen, so daß unsere Ordres noch nicht eingelangt waren. Bei rückkehrendem schönen Wetter kam denn auch das Postboot herein und brachte unseren Agenten an Bord, der mir den Befehl überreichte, in Ballast nach Mobile und von dort mit Baumwolle wieder nach Havanna zu gehen. Da nun Mobilebai vom Admiral Farragut in Person blokirt war, so war eine ungeheure Vorsicht nöthig, denn wenn man auch keinem der amerikanischen Seeoffiziere Mangel an Wachsamkeit vorwerfen konnte, so war Admiral Farragut doch als einer der thätigsten, intelligentesten Offiziere mit Recht berühmt.

Ich setzte mich in meiner Kajüte hin, um die paar Stunden,

Digitized by Google

in denen der Pilot das Kommando führte, dazu zu benutzen, in der in meinem Besitz befindlichen Liste der Blokadefahrzeuge nachzusehen, welches Schiff unter Admiral Porter die größte Aehnlichkeit mit der „Lizzie" habe, da ich für den Fall, als ich beim Durchbruch angehalten werden sollte, durchaus keine Zögerung in der Beantwortung etwaiger Fragen zeigen durfte. Ich fand nur die „Ticonderoga", ein Kanonenboot, welches, wie ich wußte, das Blokadegeschwader vor Fort Fisher verlassen, um in Westindien zu kreuzen.

Ohne Zwischenfall langten wir am vierten Abend in Sicht von Fort Philip, welches die Einfahrt nach Mobilebai eben so vertheidigt wie Fort Fisher jene nach Wilmington, und sich in den Händen der Konföderirten befand. Als es ganz dunkel geworden war, zogen wir keck die föderalen Laternen — blau, roth, weiß — an der Flaggenstange auf, während ein weißes Licht vorne an der Spitze des zum Einladen dienenden Krahngerüstes gezeigt wurde; denn da die See ruhig war, so durften wir nicht hoffen, uns durchschleichen zu können, wir mußten also frech sein. Innerhalb kurzer Zeit sahen wir nun auch die Lichter der Flotte vor uns und steuerten so, daß wir dicht beim „Hartford", dem Admiralsschiff Farraguts, vorbei mußten. Das Admiralsschiff war an einer großen weißen Laterne, die unter der Vormarsraa gehißt und weithin sichtbar war, kenntlich, und wir trugen an unserer weißen Laterne das Kennzeichen der als Depeschenboote benutzten Kanonenboote.

Wenn alles gut ging, so hielt man uns für ein vom Admiral abgesandtes Depeschenboot, und somit verringerten wir unsere Geschwindigkeit bis zu 17 Seemeilen, der regelmäßigen Schnelligkeit der Avisodampfer. Wie durch ein Wunder gelangten wir glücklich durch den Gürtel der Blokadeschiffe und befanden uns bald in Schußweite der Kanonen von Fort Philip, wo wir sicher waren. Rasch wurden die föderalen Lichter weggenommen und die drei konföderirten aufgehißt. Auf dem Blokadegeschwader bemerkte man dieses Manöver, denn ein Kanonenschuß donnerte durch die Nacht, und wir konnten bemerken, wie sich um die „Hartford" herum ein Kreis von Laternen sammelte, ähnlich denen, die wir so eben gestrichen hatten. Doch wir waren jetzt unter den konföderirten Kanonen und fuhren innerhalb Sprechweite vom Fort vorbei, als auf einmal eine rauhe Stimme uns zurief: „Was zum Teufel ist das für ein Manöver mit den Laternen; was ist das für ein Schiff?"

„Blokadebrecher „Lizzie", von Vera-Cruz in Ballast nach Mobile."

„Konntet Ihr nichts anders laden als Steine, deren wir hier genug haben? Warum habt Ihr kein Mehl und Fleisch mitgebracht?"

„Wahrscheinlich weil ich keine Ordre dazu hatte."

Das Verhör fing an, mir langweilig zu werden.

„Habt Ihr Zeitungen an Bord?"

„So viel Ihr wollt."

„So schickt sie an Land."

„Holt sie Euch!"

„Verd— unverschämt geantwortet! Doch legt bei, ich komme an Bord und fahre mit Euch bis Mobile."

„Aye, aye, Sir."

Ein paar Minuten später legte eine Pirogue langseits an, und ein Mann in bestem Mannesalter, gekleidet in den bekannten grauen Rock der konföderirten Offiziere, sprang auf Deck. Die drei Sterne auf jeder Seite seines Rockkragens kennzeichneten ihn als General, und sein ganzes Auftreten zeigte an, daß er ans Kommandiren gewöhnt war. Sein erstes Wort zu mir war: „Warum, zum Henker, schicktet Ihr die Zeitungen nicht an Land, nachdem ich Euch den Befehl dazu gegeben hatte?"

„Einfach, weil Ihr mir nichts zu befehlen habt!"

„Wißt Ihr, mit wem Ihr sprecht, Sir?"

„Mit einem General, wie ich sehe. Ich bin aber Kommandant hier an Bord, Euch daher im Augenblick gleich."

„Ich bin Sam Johnstone, Generalinspektor der Golfarmeen."

„Freut mich außerordentlich, den berühmten General Johnstone an Bord zu haben! Wollt Ihr nicht die letzten Zeitungen lesen, General?"

„Allerdings."

Ich führte den berühmten General in meine Kajüte, wo er eine reiche Auswahl von New-Yorker, Washingtoner und Richmonder Zeitungen fand. Als er nach einigen Stunden wieder auf Deck erschien, meinte er wehmüthig: „Es geht zu Ende; bald wird der New-Jerseyer Farmer auf den Plantagen des sonnigen Südens hausen und wir werden vertrieben. Doch wir sind noch nicht ganz unterjocht. Wenn auch der edle Stonewall Jackson nicht mehr bei uns ist, so bleibt uns noch Robert Edmund Lee, Beauregard, die Brüder Hill, mein Bruder —"

„Und Ihr selbst, General!" unterbrach ich sein Selbstgespräch.

„Und noch viele andere, die den letzten Tropfen ihres Herzbluts für das unterdrückte Vaterland herzugeben bereit sind."

* * *

Die Scene, wie sie sich durch General Lees Intervention in Wilmington bei meiner ersten Reise abgespielt hatte, wiederholte sich durch General Johnstones Intervention in Mobile so genau, daß eine Wiederholung der Erzählung für den Leser nur ermüdend sein würde. Bei der Rückreise hatten wir noch einen Zwischenfall, der nicht ganz uninteressant sein dürfte.

Als wir glücklich durch das Blokadegeschwader durch waren und schon die offene See erreicht hatten — einmal aus der gefährlichen Nähe des „Hartford", gingen wir mit ungeheurer Geschwindigkeit — erschallte plötzlich ein Kanonenschuß; gleich darauf sahen wir Laternensignale, die ich mit Hilfe meines Signalkodex leicht entziffern und beantworten konnte. Wir hatten eben so gut wie die amerikanischen Kriegsschiffe eine sogenannte Colomblaterne an Bord und konnten durch dieselbe leicht mit allen Kriegsschiffen korrespondiren, so lange es Nacht war. Bei Tage mittelst Flaggensignalen mit einem Kreuzer zu sprechen, wäre bei der eigenthümlichen Bauart der „Lizzie", die ja ganz anders war als die eines Kanonenboots, äußerst gefährlich gewesen. Mit der Colomblaterne jedoch geht es leicht, da ein einziger Blitz mittelst derselben zwischen zwei längeren oder kürzeren Pausen genügt, um ein Wort, eine Nummer oder dergleichen mitzutheilen. Folgendes war denn unser Zwiegespräch mittelst Signalen: „Welches Schiff ist das?" fragte der Fremde.

„Verein. Staaten-Schiff Panama," war unsere Antwort.

„Woher kommt Ihr?"

„Wie Ihr seht, von Mobile."

„Wohin?"

„Mit Depeschen des Admirals nach Fort Fisher."

„Ich habe Depeschen für Admiral Porter; schickt ein Boot, sie zu holen."

Wir mußten natürlich gehorchen, und da ich einem ganz jungen Manne eine Passage von Mobile nach Havanna gegeben hatte, der mir von General Johnstone empfohlen worden war, so schlug ich ihm vor, die Uniform eines Kadetten der amerikanischen Marine anzuziehen und mit einer ausgesuchten Bootsbemannung an Bord des fremden Schiffes zu fahren, um die Depeschen abzuholen. Selbstredend staken die Matrosen ebenfalls in der sehr kleidsamen Tracht amerikanischer Kriegsschiffsmatrosen, da wir mit Rücksicht auf solche Eventualitäten eine große Menge solcher Kleider an Bord hatten. Sobald alles vorbereitet war, signalisirten wir weiter:

„All right; es geht ein Boot ab, um Eure Depeschen zu holen. Wer seid Ihr?"

„Verein. Staaten-Korvette Tuscarora."

„Woher?"

„Von Baltimore."

„Wohin?"

„Zuerst nach Fort Fisher; dann durch Sturm verschlagen nach Bermudas; jetzt in Folge Telegramms vom Navy-Department in Washington nach Galveston."

„Es sollen zwei Blokadebrecher zwischen Galveston und Vera-Cruz fahren; wißt Ihr davon?"

„Gerade diese sollen wir fangen."

„All right, viel Glück!"

Hurrah! Mein Feind von der Chesapeakebay in diesen Gewässern; nun warte, Commander Sigsby, ich drehe Dir doch noch eine Nase!

Nach etwa zwei Stunden kam mein „Kadet" mit den Depeschen von Kapitän Sigsby an Bord zurück und brachte dem

Digitized by Google

„Lieutenant Commander Mc Arthur" einen herzlichen Gruß mit. Nach dem Grundsatz: „All is fair in love and in war", machte sich „Lieutenant Commander Mc Arthur" — nämlich Ihr gehorsamer Diener — kein Gewissen daraus, die Depeschen zu öffnen, und so erhielt ich denn Kenntniß von dem erschütternden Drama in Fords Theater in Washington. Abraham Lincoln, der größte Mann, den Amerika seit Washington besessen, ermordet, Staatssekretär Seward tödtlich verwundet! Die Nachricht war fürchterlich und wurde allgemein den Südstaaten zur Last gelegt, obgleich, wie die genaueste Untersuchung seiner Zeit ergab, hier nur die That eines hirnverrückten Fanatikers vorlag.

Im ersten Augenblick der Bestürzung hielt ich, das muß ich zu meiner Schande gestehen, ebenfalls den südlichen Präsidenten, Jefferson Davis, für den intellektuellen Urheber der Schreckensthat; ein kurzes Nachdenken belehrte mich jedoch, daß Männer wie Jeff. Davis, Beauregard, Calhoun, Lee, und wie sie alle hießen, nicht auf solche Weise mit ihrer ehrenvollen Vergangenheit brechen und ihre Hände gewiß nicht durch Meuchelmord beflecken würden; aber wie gesagt, in der ersten Bestürzung beschloß ich, einer Sache, die mit solchen Mitteln kämpfte, unter gar keiner Form mehr zu dienen, sondern bei der Ankunft in Havanna vom Kommando der „Lizzie" zurückzutreten, um so mehr, als ich ja die Mittel hatte, meiner Reiselust in harmloserer Weise zu fröhnen. Doch erwartete mich in Havanna eine andere Ueberraschung: Porter hatte nach hartnäckigem Widerstande Fort Fisher, Wilmington und Charleston genommen, Ulysses S. Grant hatte den alten General Lee zum Gefangenen gemacht bei Appomatox, und die verzweifelten südstaatlichen Armeen bereiteten sich unter meinem alten Passagier Sam Johnstone zur letzten entscheidenden Schlacht bei Richmond vor.

Ich stieß daher bei meinem Anliegen auf keinen Widerstand, und Mr. Crawford, bei welchem ich meine Baarschaft zum größten Theil deponirt hatte, bewilligte mir meine Entlassung, indem er mir zugleich die „Lizzie" zu meiner Ueberfahrt nach Europa zur Disposition stellte, was ich jedoch dankend ablehnte, indem ich vorzog, ein mir durch früheren Aufenthalt lieb gewordenes Land, nämlich Kalifornien, vor meiner Rückkehr nach Europa zu besuchen.

Ein Ueberblick und Rückblick auf die Generalsynode des Königreichs Preußen im Jahre 1875.

(Harmlose Plaudereien eines Mitgliedes.)

Wir hatten die Einberufung zur außerordentlichen Generalsynode der acht älteren preußischen Provinzen in den Händen; lange erwartet, heiß ersehnt sollte sie endlich am 24. November 1875 in Berlin zusammentreten. Vielleicht hatte man ihr allzuhoch gespannte Erwartungen entgegengetragen; war sie doch von vornherein durch königliche Verordnung nur mit der Kompetenz eines berathenden Votums ausgestattet worden, und diesen Charakter hält auch die jüngst erfolgte Publikation derselben als einer „kirchlichen Ordnung" fest; aber daß ihr endlicher Zusammentritt trotz dieser eingeschränkten Befugniß so freudig begrüßt, daß der Termin derselben immer und immer wieder in der politischen und kirchlichen Presse als nahe bevorstehend bezeichnet wurde, trotzdem in Wahrheit darüber noch nichts festgesetzt war, das allein schon, ganz abgesehen von andern Zeichen, deutete darauf hin, daß die evangelische Kirche Preußens, vielleicht auch Deutschlands, von dem lebendigen Bewußtsein getragen wurde, die bisherige Lage auf kirchlichem Gebiete sei fernerhin unhaltbar, — so wurde vielfach der Zusammentritt der Synode als eine rettende That erhofft.

Die Synode sollte ihre Verhandlungen erst am Mittwoch (den 24. November) beginnen, aber mit geringen Ausnahmen waren die Mitglieder, wo nicht unaufschiebbare Geschäfte und zwingende Verhältnisse sie an die Heimat fesselten, schon tags vorher in der Hauptstadt versammelt. Waren doch für diesen Tag die von drei verschiedenen Seiten berufenen Vorversammlungen festgesetzt, und wer je einer ähnlichen Körperschaft angehört hat, weiß, von wie weitgreifender, oft über die ganze äußere Physiognomie derselben entscheidender Bedeutung solche Vorversammlungen zu sein pflegen. Erhöht wurde die Bedeutsamkeit derselben hier noch dadurch, daß sie die erste persönliche Berührung der Synodalmitglieder zu vermitteln hatten. Denn geistig waren sich dieselben ja vielfach bereits nahe getreten. Ueberdies hatte ein juristisches Mitglied, Justizrath Haenschke aus Bromberg, in liebenswürdigster Weise durch sein Synodalalbum die Personalbekanntschaft der Synodalen ermöglicht. Lange vor dem Zusammentreten der Synode hatte er sich von sämmtlichen Mitgliedern Notizen über den Lebensgang, die gegenwärtige amtliche Stellung, schriftstellerische Thätigkeit und andere Verhältnisse von Interesse erbeten, dieselben zu einem anspruchslosen Opusculum vereinigt und dasselbe noch vor der Reise nach Berlin den einzelnen Mitgliedern als Geschenk überreicht; der dem Verfasser allseitig votirte Dank war ein wohlverdienter. — Also Dienstag Vorversammlungen im Herrenhause, im Norddeutschen Hofe auf der Mohrenstraße und im Kaisersaal der Passage (unter den Linden). Die zunächst brennende Frage bildete die Präsidentenwahl. Nach Eliminirung einiger anderer Persönlichkeiten kamen zuletzt eigentlich nur noch zwei Namen in Betracht, Pfarrer Dr. Nieden aus Koblenz, Präses der rheinischen Provinzialsynode, auch Mitglied des kirchlichen Gerichtshofes, und Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode, und obgleich von gewichtiger Seite für Nieden als Präses und Graf Stolberg als Vicepräses plaidirt wurde, weil sich so geistliches und weltliches, reformirtes und lutherisches Element, West und Ost in der Person der Präsidenten vereinigen würde, entschied sich doch schon die zahlreich von den Angehörigen aller Richtungen besuchte Vorversammlung in der Kaisergalerie für Graf Stolberg. Dieser ging dann auch am nächsten Tage mit überwältigender Majorität aus der Wahlurne als Präses hervor, während Nieden ebenso einstimmig als Vicepräses gewählt wurde. Die Synode konnte sich zu dieser Doppelwahl ihrerseits nur bestens gratuliren. Graf Stolberg, der bekanntlich auch der derzeitige Präsident des Herrenhauses ist und deshalb von vielen Seiten als der geborne Präsident der im Herrenhause tagenden Synode bezeichnet wurde, in der Blüte des Mannesalters stehend, hat die Verhandlungen durchweg in jugendfrischer Weise, mit seltener Gewandtheit, mit der vollendetsten Sach- und Formenkenntniß, mit der anerkennenswerthesten Objektivität und Unparteilichkeit, daneben in wahrhaft nobler, ritterlicher Weise geleitet. Oft trat er den Vorsitz an seinen getreuen Nieden nicht ab, denn auch Ausdauer und Zähigkeit gehörte zu den hervorragenden Eigenschaften des Grafen; aber so oft Nieden den Präsidentenstuhl bestieg, fühlte man sich schon durch dies ehrwürdige und doch so frische Gesicht, durch dies Haupt mit dem vollen weißen Haar und dem gutmüthig dareinblickenden Auge, durch sein Vertrauen erweckendes Organ wunderbar angezogen.

Doch wir kehren zu den Vorversammlungen zurück. Sie wurden auch dadurch von hervorragender Bedeutung, daß sie über die Gruppirung der einzelnen Mitglieder rücksichtlich ihrer Stellung zu den obschwebenden Fragen entschieden. Die sog. konfessionelle Partei (man gestatte uns der Kürze wegen diesen Ausdruck) oder, wenn man lieber so will, die zumeist nach der Rechten hinneigende Seite der Synode hatte wohl von vornherein auf ein konstantes Zusammengehen mit den Mitgliedern der andern Seite verzichtet; aber die Frage schien zunächst noch offen gehalten zu sein, ob sich nicht ein Zusammenwirken der die überwiegende Mehrzahl auf der Synode bildenden Mitglieder der sog. Unionspartei (auch positive Unionspartei genannt) oder wie sie schlechthin, aber keineswegs zutreffend bezeichnet wurde, der Mittelpartei ermöglichen lassen würde. Diese Vereinigung, von der einen Seite eben so eifrig erstrebt, als von der andern energisch bekämpft, gelang nicht. Damit hatte sich eine dreifache Fraktionsbildung vollzogen: die konfessionelle Rechte, im Herrenhause tagend (daher kurzweg „die Herren" genannt), unter der Leitung des bekannten Herrenhausmitgliedes v. Kleist-Retzow, der Pastoren Euen aus Treptow a. R. und Meinhold aus Kammin, des Generalsuperintendenten Dr. Büchsel in Berlin, des Provinzialschulraths

Digitized by Google

a. D. Scheibert aus Schlesien u. a.; die sog. positive Unionspartei (von ihrem Versammlungsorte, dem Norddeutschen Hofe auf der Mohrenstraße „die Mohren" genannt) unter der geistigen Führung eines Kögel (Hofprediger in Berlin), eines „edlen Hauptes", wie eins der Mitglieder dieser Gruppe mit Recht behauptet, der Generalsuperintendenten Möller aus Magdeburg, Erdmann aus Breslau, Schultze aus Elbei u. a., und die weitaus zahlreichste sog. Mittelpartei (nach ihrem Versammlungsort, der Passage, mit dem zweifelhaften epitheton ornans „der Passagiere" beehrt), Anhänger der allerverschiedensten Richtung in sich umfassend, von denen manche eingestandener- oder verschwiegenermaßen in vielen Punkten zu den beiden ersten Fraktionen hinneigten, daher auch als Partei am losesten zusammengehalten, überdies ausdrücklich nicht als theologisch-dogmatische, sondern als kirchenpolitische Partei konstituirt, einig aber darin, daß unter allen Umständen etwas geschehen müsse, um die evangelische Kirche aus dem gegenwärtigen unhaltbaren, drückenden Nothstande zu befreien, daher auch am meisten den Intentionen des Kirchenregiments entgegenkommend.

Als Führer dieser Gruppe ragten die Professoren der Theologie: v. d. Goltz aus Bonn, Köstlin und Beyschlag aus Halle, der Provinzialschulrath Dr. Schrader aus Königsberg, von Horn, Oberpräsident der Provinz Preußen, von Rauchhaupt, Landrath des Kreises Delitzsch in Sachsen, Dr. Fabri, Direktor des Missionsseminars in Barmen u. a. hervor; in ihr saßen auch zwei Vertreter des Kirchenregiments, die zugleich Mitglieder der Synode waren, die Oberkonsistorialräthe Dorner und Hermes. Einige Wilde fehlten auch in diesem geistlichen Parlamente nicht; die noch weiter nach links gerichteten Mitglieder hatten, wahrscheinlich weil sie an Zahl zu gering waren, auf Bildung einer besonderen Fraktion verzichtet.

Mittwoch, den 24. November, vormittags 10 Uhr sammelten sich die Mitglieder im Sitzungssaale des Herrenhauses. Die Reichsboten wanderten zum Theil mit inhaltsschweren Mappen in den gleichzeitig tagenden Reichstag, die Synodalen zogen diesmal noch leicht beschwert ihres Weges, die meisten wohl nur mit dem Entwurfe der Generalsynodalordnung, an den nun bald das Secirmesser der Kritik angesetzt werden sollte; später waren die Synodalakten den Einzelnen gleichfalls zu recht anständigen Fascikeln angeschwollen; aber so sehr war der synodale Charakter schon jetzt den einzelnen Deputirten aufgeprägt, daß einem Laiensynodalen, der fälschlich in das Portal des Reichstages eintreten wollte, ohne weiteres von dem diensthuenden Portier entgegnet wurde: „Die Synode tagt nebenan."

Das Herrenhaus mit seinem Sitzungssaal, der seinem Namen voll entspricht, seinen komfortablen Nebenräumen ꝛc. ist in weiteren Kreisen hinreichend bekannt. Die Temperatur, draußen frisch, war innen sehr angenehm, oft über Gebühr angenehm, die Tribünen dicht besetzt, voran Reporter der verschiedensten Zeitungen, bewaffnet mit ihrem Stenographenstifte, harrten des Momentes, da ihre Thätigkeit beginnen würde; Glieder aller Stände und Altersstufen füllten die übrigen Plätze; namentlich stellte die theologische Fakultät Berlins heute (sowie auch weiterhin) ein bedeutendes Kontingent an Zuhörern; aber auch manches Gesicht erblickten wir, das nicht undeutlich den pastoralen Stempel an sich trug, residenzlichen wie provinzialen; daneben fehlte auch ein reicher Damenflor nicht und hielt auch in der Folge während der ganzen Session oft mit bewundernswerther Zähigkeit selbst bei der trockensten Diskussion rein geschäftlicher Fragen aus. Noch stehen die Synodalen gruppenweise bei einander, alte Bekanntschaften werden erneuert, neue geknüpft, Grüße bestellt und ausgetauscht, theilweise merkt man diesem und jenem lebhaft gestikulirenden Synodalen an, daß die Privatdebatte sich bereits um den Kardinalpunkt dreht, den Entwurf der Generalsynodalordnung. Der schwarze Frack feiert heute beneidenswerthe Triumphe, nur eine Uniform, dazu eine militärische, in der ganzen Versammlung, aber es war wohl kein Auge, das nicht gespannt längere Zeit hindurch auf den Träger derselben gerichtet geblieben wäre; denn der sie noch so jugendlich elastisch trägt, ist kein geringerer als Preußens Feldmarschall, der Graf von Moltke, durch allerhöchstes Vertrauen zum Mitgliede der Synode berufen. Da endlich erschallt die Glocke; gemessenen Schrittes und ernsten Auges besteigt der Präsident des evangelischen Oberkirchenraths, Dr. Herrmann, um 11½ Uhr den Präsidentenstuhl, bildet das interimistische Bureau, ersucht den Generalsuperintendenten Dr. Moll, das Eingangsgebet zu halten, und verliest darauf seine Eröffnungsrede.

Herrmanns Brust mag in diesem Augenblick von eigenthümlichen Gefühlen durchwogt worden sein; hat er doch eine liebgewordene, reich gesegnete akademische Thätigkeit, ein Tuskulum gleichsam, verlassen, um das dornenvolle Amt der Leitung des höchsten preußischen Kirchenregiments zu übernehmen. Wir glauben es, daß er sich manchmal nach seinem lieblichen Heidelberg zurückgesehnt hat; aber heute kann seine Brust höher schlagen, er sieht ein Werk, an dem er einen so wesentlichen Antheil hat, um einen bedeutenden Schritt gefördert; diesen Gefühlen gibt denn auch seine deutlich und langsam in ruhigem Ton verlesene Eröffnungsrede Ausdruck. Der Rückblick auf die Generalsynode des Jahres 1846 lag nahe; davon geht Herrmann in seiner Ansprache aus, weist auf die Resultatlosigkeit jener Versammlung hin, trotzdem sie so ausgezeichnete Kräfte in sich vereint habe, sieht den Grund davon in der großen Menge und Mannigfaltigkeit der auf einmal in Angriff genommenen Aufgaben, zieht daraus das Facit, daß die gegenwärtige Synode sich zweckmäßig nur mit der Vervollständigung des Synodalinstituts durch die Generalsynodalordnung zu beschäftigen haben werde, weist auf den hohen Werth synodaler Einrichtungen für die Gemeinde wie für das bisher vielfach isolirte Kirchenregiment hin und schließt mit dem Wunsche, den Entwurf, an welchem viel Liebe zur Sache gearbeitet hat, mit günstigen Erwartungen aufzunehmen, die den Ernst und die Schärfe der Prüfung nicht ausschließen.

Herrmanns Rede war voll feiner treffender Bemerkungen; man fühlte ihr ab, daß dem Verfasser daran lag, vor der evangelischen Landeskirche Preußens ein unumwundenes Bekenntniß abzulegen; sie hat ihres wohlthuenden Eindrucks nicht verfehlt. Hierauf erklärt Herrmann die Synode für eröffnet und schreitet zur Abnahme des Synodalgelöbnisses. Es war ein tiefernster erhebender Augenblick, als diese Männer aus allen Provinzen des Vaterlandes, den verschiedensten Altersstufen und Lebensstellungen angehörig, durch das Vertrauen ihrer Wähler oder ihres Königs berufen, in die Hände des Präsidenten den Eid: „ihre Obliegenheiten als Mitglieder der Synode sorgfältig und treu, dem Worte Gottes und den Ordnungen der evangelischen Landeskirche gemäß erfüllen und darnach trachten zu wollen, daß die Kirche in allen Stücken wachse an dem, der das Haupt ist, Christus", ablegten und mit ihrem: „Ich gelobe es vor Gott" bekräftigten.

Hierauf wurde zur Wahl des Präses und Vicepräses geschritten; die Gewählten haben wir oben bereits bezeichnet. Graf Stolberg dankte mit kurzen Worten, und das „Hoch!" auf „den erhabenen Träger des Kirchenregiments, den Geber der Kirchengemeinde- und Synodalordnung", zu dem er aufforderte, klang hell und begeistert aus dem Herzen aller Anwesenden. Auch die Wahl der Schriftführer wurde heute noch vollzogen; sie fiel auf den Bürgermeister Böttticher aus Magdeburg, den Provinzialschulrath Dr. Sommerbrodt aus Breslau, die Pastoren Euen aus Treptow a. R. und Krummacher aus Brandenburg. Jedoch übten die eben genannten mehr das Amt der Vorstandsmitglieder; die eigentlichen Schriftführer, die das mühselige Amt der Protokollführung abwechselnd zu verwalten hatten, stellte Posen und Schlesien in der Person zweier Juristen, des bereits erwähnten Justizrath Haenschke aus Bromberg und des Stadtgerichtsraths Mila aus Berlin, früher in Schlesien und von der dortigen Provinzialsynode deputirt, und zweier Superintendenten, Pfeiffer aus Fraustadt und Przygode aus Leobschütz.

So war die Synode nach allen Seiten hin vollständig konstituirt, sie konnte ihr Tagewerk beginnen. Vorher aber, am Donnerstag (den 25. November) öffnete der Dom seine Hallen für den Eröffnungsgottesdienst. Die Hofprediger Kögel und von Hengstenberg theilten sich in die Liturgie, die Predigt hielt Generalsuperintendent Dr. Brückner. Die Gemeinde war wenig zahlreich vertreten; die Synodalen saßen, Geistliche und Laien, friedlich neben einander, auf der ersten Reihe der Stühle

Digitized by Google

der Kanzel gegenüber nebeneinander der Kultusminister Dr. Falk, Herrmann und Moltke, und oben in seiner Loge, andächtig mitsingend, andächtig aufhorchend, bis zur letzten Strophe ausharrend, während andere schon hinauseilten, die erhabene und doch so schlichte, wie immer huldvoll und gütig dreinblickende Gestalt des königlichen Monarchen, der fortbaut, was seine Ahnen aus dem Hohenzollernhause grundlegend gewirkt haben. Welche Erinnerungen tauchten vor der Seele auf, wenn man zurückschaute auch nur auf den großen Kurfürsten, seiner Zeit der Schirmherr des Protestantismus in Deutschland, auf den gerechten Friedrich Wilhelm III, den Schöpfer der Union, auf den hochsinnigen schwer heimgesuchten Friedrich Wilhelm IV, der, wenn es möglich gewesen wäre, das Wohl seiner evangelischen Landeskirche mit seinem Herzblut besiegelt hätte. Wer gedachte nicht der „rechten Hände", die er einst ersehnt!

An das Erbe, das er in dieser Beziehung von seinem Bruder überkommen, erinnerte denn auch des Königs Antwort an den Vorstand der Synode, der im Auftrage derselben eine Audienz erbeten und diese für Sonntag (den 28. November) gewährt erhalten hatte, um den Gefühlen des Dankes und der Treue gegen den Schirmherrn der evangelischen Landeskirche Ausdruck zu geben. Das Feststehen auf dem Grunde des Glaubens, auf dem er getauft und konfirmirt sei, wie auf dem Boden der Union — das waren die leitenden Grundgedanken der königlichen Antwort, welche von den Synodalvorstandsmitgliedern sofort aus der Erinnerung niedergeschrieben und darnach Sr. Majestät zur Approbation vorgelegt worden waren.

Die Deputationsmitglieder konnten nicht genug die königliche Leutseligkeit und Freundlichkeit, aber auch die Sachkenntniß und Vertrautheit des Monarchen mit den einschlagenden Fragen rühmen, und es entsprach nur einem thatsächlichen Herzensbedürfniß aller Synodalen, als nach Verlesung der königlichen Erwiderung tags darauf der Vicepräses Dr. Nieden zu innigen Gebetsworten für den geliebten Herrscher aufforderte, welche die Versammlung selbst mit ihrem lauten Amen besiegelte.

Es würde unsere Leser ermüden, wollten wir sie in das Detail der Berathungsgegenstände und Debatten ausführlich hineinblicken lassen, wir wollen eben nur orientiren; so sei denn nur so viel über die Verhandlungsobjekte bemerkt, daß die brennendsten Punkte, bei deren Diskussion die Ansichten eben darum auch am weitesten auseindergingen, das wechselseitige Verhältniß von Kirche und Staat und die Vermehrung des sogenannten Laienelementes in den Kreis- und Provinzialsynoden bildeten. Unter allen Umständen war es für die evangelische Kirche, speziell für deren Vertreter, nur förderlich, daß man auf allen Seiten der Synode frei und offen seinem Herzen Luft machte. Dazu hatten die Vertreter des Kirchenregiments wiederholt selbst aufgefordert; erklärte doch einer derselben einladend genug, dazu sei die Synode am wenigsten berufen, etwa nur eine Scene aufzuführen, die dem Gellertschen: „Ach ja, Herr Amtmann, ja!" entsprechen würde. So konnte es denn nicht fehlen, daß die Wogen der Debatte zeitweise hoch gingen, ja daß die Wetterfahne der Synode manchmal auf Sturm deutete; aber es ist sicher nicht Ueberhebung und leere Floskel, wenn wir behaupten: die Haltung der Synode war auch in den erregtesten Momenten eine würdige, dem Charakter der Versammlung angemessene. Man kämpfte, aber nicht persönlich, sondern sachlich; man faßte den Gegner derb, aber man achtete ihn, ja man lernte von ihm nach rechts und links (und es gehört das sicher nicht zu dem geringsten Segen, den die Synode hinterlassen), Männer der verschiedensten divergirendsten Richtungen traten, wenn sie die Rednertribüne verlassen, noch persönlich an einander heran, Verständigung suchend, oft auch gewinnend; es war ein scheinbar unbedeutendes, aber bezeichnendes Charakteristikum für die Stimmung und Gesinnung der Synode, daß man von verschiedenen „Seiten, Richtungen, Gruppen" ꝛc. im Hause (denn dieser Ausdruck entschlüpfte den parlamentarischen Koryphäen der Synode doch oft genug) sprach, dagegen die Bezeichnung „Partei" sorgfältig vermied. Das Wort „Synode" hat einen zweifelhaften Klang, man ist in unwillkürlicher Ideenassociation gar leicht versucht, an die rabies theologorum zu denken, ja die Kirchengeschichte hat eine Synode sogar mit dem Titel der „Räubersynode" brandmarken müssen; nun, wenn nach keiner andern Seite hin, so nach dieser hat die außerordentliche Generalsynode des Jahres 1875 die Spezies „Synode" wieder zu Ehren gebracht.

Der Wichtigkeit der Berathungsgegenstände entsprach die geistige und sociale Stellung der Männer, die auf die Arena berufen waren. Wahrlich, wir achten unsere politischen Vertretungskörper nicht gering, aber wir sprechen es kühnlich aus: es waren ebenso volltönende Namen, die das Mitgliederverzeichniß der Generalsynode umfaßte, und sie konnten sich, was rednerische Begabung, Fülle der Gedanken, Schlagfertigkeit in der Debatte, ja auch Gewandtheit in parlamentarischen Formen anlangt, zweifellos mit unsern Abgeordneten auf politischem Gebiete messen. Viele traten in vielleicht allzupeinlicher Selbstbeschränkung zurück; wer hätte nicht gewünscht, daß Männer wie Curtius und Dorner (die übrigens, mit Herrmann in Göttingen schon zu engerem Freundeskreise verbunden, sich hier in Berlin, freilich unter ganz anderen Verhältnissen und zu viel höheren Aufgaben noch wieder gefunden hatten), lebendiger und umfassender in die Debatte eingegriffen hätten. Nur in der Fraktion trat Dorner zum öfteren aus seiner reservirten Stellung heraus; aber was er dann sprach, der schlichte einfache Greis, von dem doch jeder weiß, welche Fülle und Tiefe von Gelehrsamkeit dieser echt deutsche Mann in sich birgt, das war stets so sachlich, so überzeugend, daß es von selbst die Zustimmung der Hörer erzwang. Auch das Pastorenelement trat vielleicht mehr, als es gut war, zurück.

Sind es doch im letzten Grunde eminent praktische, in das Gemeindeleben tief eingreifende Fragen, um die es sich hier handelte, hätte da nicht von Seiten derer, die zunächst mit und nach der neuen Ordnung zu arbeiten haben werden, öfter ein aus unmittelbarer Anschauung gereiftes sachverständiges Urtheil erwartet werden dürfen? War es Scheu, was diese Redner κατ' ἐξοχήν (vorzugsweise) wie sie ein Mitglied nannte, aber eben deshalb auch ein etwas langes Ausspinnen der Debatten gerade durch sie befürchtete, abhielt, auch nur den Schein zur Bewahrheitung dieser Befürchtung zu geben? So waren es eigentlich nur pommersche Pastoren, die sich gelegentlich geltend machten: Kieckhäfer aus Borntuchen, der sich selber als bedingten Puritaner einführte und als „den Aussätzigsten unter dem Aussatze der Orthodoxie", der viel genannte Kamminer Superintendent Meinhold und der Präses der pommerschen Provinzialsynode, auch Vorsitzende der bekannten Berliner August-Konferenz, Euen, aber dann auch nie die biderbe pommersche Art verleugnend, immer dreist und klar, zeitweise auch wuchtige Hiebe führend gleich der pommerschen Landwehr. Neben ihnen hörten wir zwei Berliner Geistliche je einmal in längerer Rede perorirend, Tauscher, den Redakteur der Evangelischen (früher von Hengstenberg redigirten) Kirchenzeitung, und Müllensiefen, den bekannten Verfasser mancher Predigtsammlung und der „Täglichen Andachten", jener ein scharfer Logiker, vielleicht nicht mit Unrecht als der „Jurist unter den Theologen" bezeichnet, dieser unverändert in seiner milden kindlich gewinnenden Weise, wie wir ihn vor Jahren schon kennen gelernt; wir mußten unwillkürlich denken: sicher ein Schüler Neanders, bei dem das Herz den Theologen macht.

Nach anderer Richtung hin zeichneten sich die drei Hofprediger Kögel, Baur und Frommel aus. Kögel, schon äußerlich eine imponirende Erscheinung, Geistesadel auf der Stirn tragend, sicher gestützt durch „seine liebe Domgemeinde", aber unermüdet, wenn auch mit Schonung auf die Schäden speziell des Berliner kirchlichen Gemeindelebens hindeutend, nimmer lassend von seinem caeterum censeo: „Mehr Kirchen, mehr Geistliche!" Baur, einst in Hamburg hochverehrt, nun nicht minder bereits in Berlin festgewurzelt und hochgeachtet, geistreich, gewandt in der Rede, dabei nicht ohne einen leisen aber wohlthuenden Anflug von Sarkasmus; Frommel, heimisch in den verschiedensten kirchlichen Verhältnissen, in Baden, im Wupperthal, in Berlin, darum mit weitem Blick, immer kunstsinnig und kunstliebend, der auch die kirchliche Lebensgestaltung gern unter den Gesichtspunkt edler Architektonik faßt — fürwahr, ein edles Kleeblatt!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

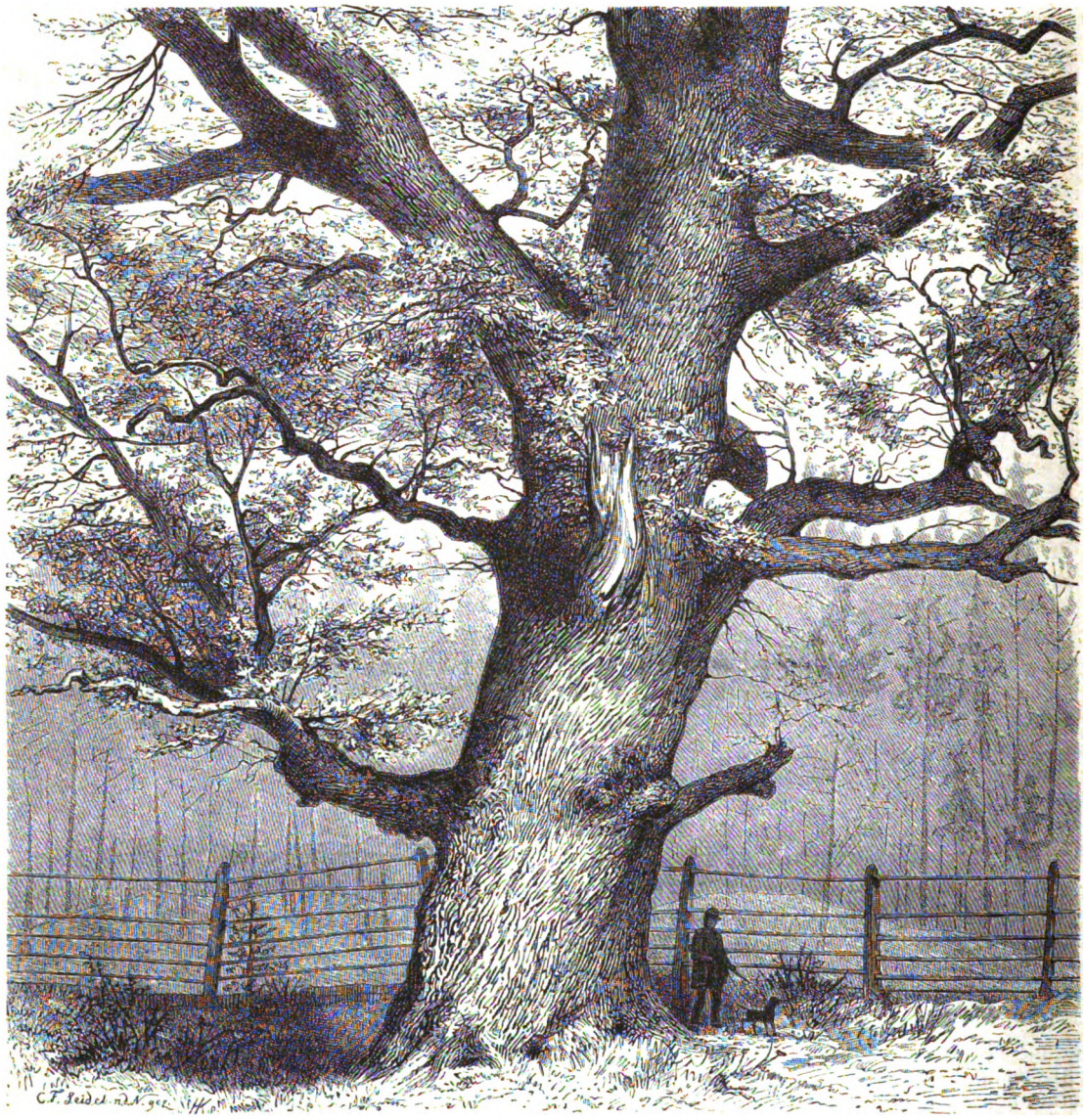
Deutsche Baumriesen.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von Dr. Karl Müller in Halle.

I.

Es müßte ein wunderbarer Anblick sein, wenn uns noch jene Wälder, in denen unsere Vorfahren lebten, in ihrer ganzen Pracht erhalten wären. Ganz unmöglich wäre das wenigstens nicht; denn wenn auch die meisten der uns aus früheren Jahrhunderten erhaltenen Bäume kaum von einem Jahrtausend zu erzählen haben, so wissen wir doch von einigen anderen, daß sie einen solchen Zeitraum überschritten, wenn wir auch die Schätzung für übertrieben halten wollten. So spricht man von 3250 Jahren, wenn von den ältesten Eibenbäumen die Rede ist; derjenige, welcher noch heute in Yorkshire, nahe der Abtei Fountaine als der älteste Europas gilt, wird auf 1400 Jahre geschätzt. Die älteste Eiche Frankreichs hat zwar ebenso wenig einen Geburtsschein aufzuweisen, soll aber ein Alter von 2000 Jahren haben. Von ausländischen Baumarten wollen wir ganz schweigen; denn da gibt es einige, welche die ägyptische und chinesische Kultur noch in ihren Anfängen hätten sehen können, wenn die landläufigen Berechnungen ihres Alters auf Wahrheit beruhten. Jedenfalls kannten unsere heidnischen Ahnen von diesen Mustern hohen Alters und riesigen Wachsthums ungleich mehr, wie wir heute, die wir sogleich bereit sind, in den markigen Bäumen lieber die Markzahl zu berechnen, die sie als Eisenbahnschwellen oder als Mühlwellen etwa einbringen könnten. Sicher war jene Eiche, an welche Bonifacius die Axt legte, ein Methusalem ihrer Art; oder die Verehrung wäre gänzlich unverständlich, die ihr die umwohnenden Heiden entgegenbrachten. Dieses Naturgefühl zeigt sich ja selbst noch heute bei den urwüchsigsten Völkerstämmen der Erde, selbst in Afrika, wie wir seit Barth wissen. Unwillkürlich ermißt auch das einfachste Naturkind, daß hinter diesem riesigen Wachsthum auch die Geschichte steht, und augenblicklich stellt sich ein Baumdienst ein, der, was wir auch sonst darüber sagen könnten, eine religiöse Wurzel hat. Wie der Mensch überhaupt an der Unendlichkeit der Welt seine eigene Vergänglichkeit mißt, ebenso prägt sich dieser Maßstab in Gebilden ab, die ihm als organische so viel näher stehen. Im Grunde dasselbe Gefühl, welches auch wir, trotz aller Bildung, empfinden, wenn wir in die Betrachtung eines Riesenbaumes versunken sind. Jedenfalls verdanken wir auch diesem Gefühle die Erhaltung noch manches stattlichen Denkmals organischer Zeugungskraft auf deutschem Boden; und zwar um so mehr, als sich an viele derselben der sie schützende Geist der Sage knüpfte oder weil viele andere durch eine Pietät erhalten blieben, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbte. In dieser Beziehung sind Dorfbäume, besonders Dorflinden, am glücklichsten gewesen. Waldbäume sind mehr durch unsere deutschen Fürsten geschützt worden, und wer z. B. den Thüringer Wald in seinem ganzen Umfange bereist, kann in wenigen Tagen eine ganze Sammlung von Baumriesen der verschiedensten Art erwerben. Der kürzlich verstorbene Herzog Karl von Baiern kaufte um Tegernsee von den dortigen Waldbauern jeden alten oder prächtiger gewachsenen Baum, um ihn gewissermaßen aus der Hörig-

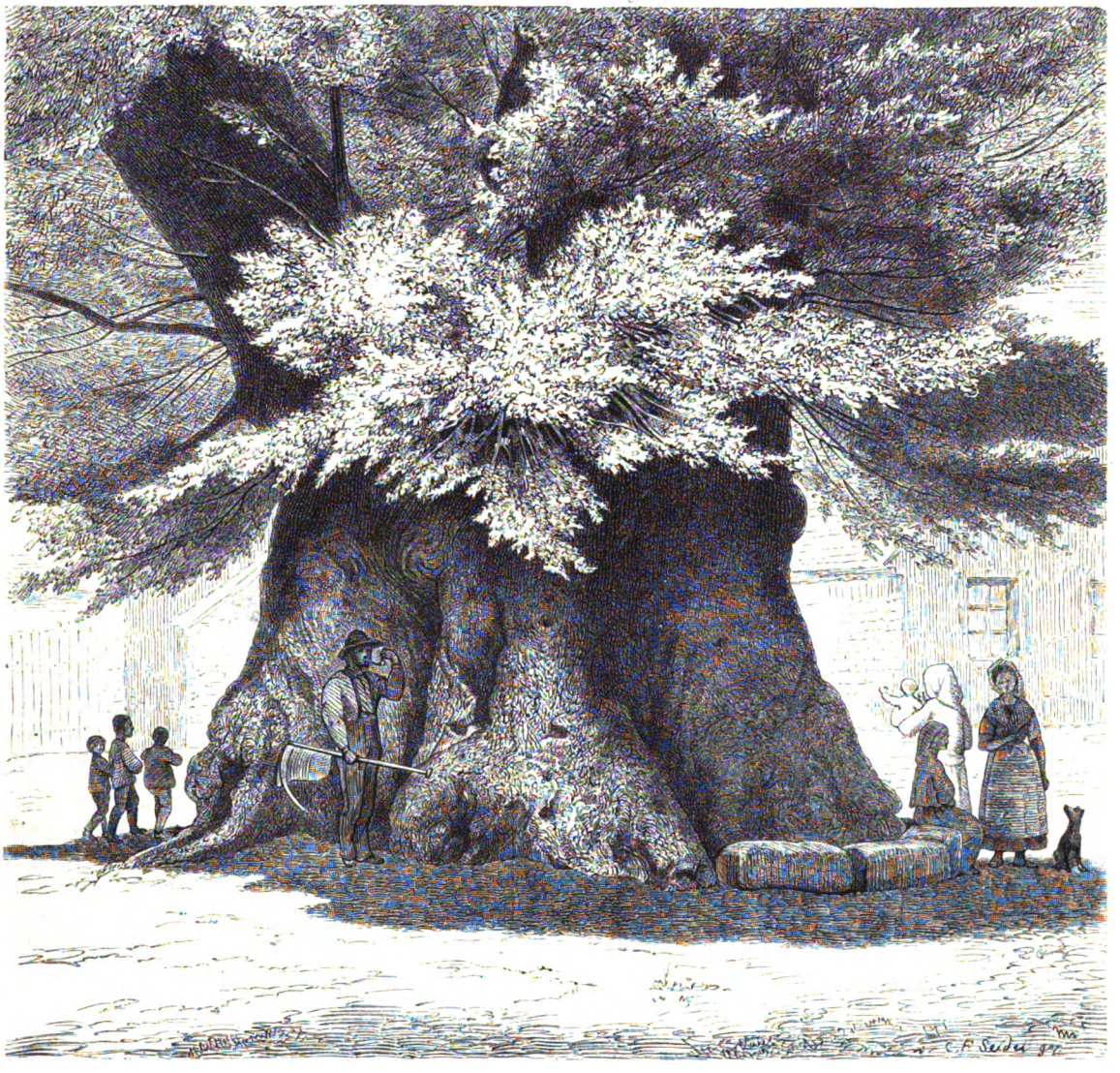


Die Moritzburger Eiche. Nach der Natur gezeichnet von C. F. Seidel.

Digitized by Google

keit zu lösen und einer unbeschränkten Wachsthumsfreiheit zu überweisen, wodurch gerade dort so viele stolze Ahorne die Zierde der Waldungen sind. In den reinkatholischen Ländern, z. B. in Tirol, ist jeder Riesenbaum, gleichviel wo er stehe, durch Votivtafeln oder Heiligenbilder geschützt, die ihn zwar nicht verschönen, aber doch dem Vandalismus entrücken, im Grunde aber nur auf dem Baumdienste fortgearbeitet haben. Es würde ein stattliches Verzeichniß geben, wollte man statistisch auf alle diese Schützlinge menschlicher Ehrfurcht eingehen. Einen solchen Versuch hat z. B. im Jahre 1863 Eduard Mielck mit seinem interessanten Buche „Die Riesen der Pflanzenwelt" gemacht, ohne natürlich den Stoff zu erschöpfen. Doch auch so wird es für immer den Krystallisationspunkt für Deutschlands Baumgeschichte bilden, und auch wir können nichts anderes mehr thun, als einige Beiträge zu demselben liefern, die selbstverständlich eine ähnliche Folie haben müssen, wie jenes schöne Buch.

Gelegenheit dazu geben uns vier Charakterbäume, die wir Herrn C. F. Seidel in Dresden verdanken und welche die große Eiche zu Moritzburg, die Schimsheimer Ulme, die Buche von Okrilla bei Dresden so wie die berühmte Linde zu Neustadt a. d. Linde darstellen. Diese vier Baumarten pflegen unter den Laubbäumen die bedeutendsten Wachsthumsverhältnisse innerhalb der niederen Regionen zu erwerben; wogegen Pappeln, Eschen, Weiden, Erlen, Akazien, Wallnußbäume, Platanen und Obstbäume trotz vieler Musterbäume weit weniger genannt und beschrieben sind. In den höheren Regionen tritt unter den Laubbäumen eigentlich nur der Bergahorn hervor; sonst regieren die Nadelhölzer als die ältesten Adelsgeschlechter der Pflanzenwelt. Im übrigen ist das Riesenwachsthum der Pflanzen ein relativer Begriff. Denn jede Pflanzenart kann Anspruch machen auf ein erreichbares Maximum, und so hat man auch mit vollem Rechte Lianen, wie die Weinrebe und den Epheu, oder Sträucher, wie die Rose, und andere Formen von jeher berücksichtigt. Nur unter sich verglichen, sind den einen engere, den anderen weitere Grenzen des Wachsthums von der Natur gesteckt worden. An Alter kann eine Rose, wie jene am Hildesheimer Dom, welche die Sage bis auf Ludwig den Frommen zurückführt, der gewaltigsten Eiche mehr als ebenbürtig sein; allein für unser Gefühl entscheidet doch schließlich die mit dem Alter zugleich verbundene Fülle und Riesigkeit der Form. Man empfindet das z. B. recht durchschlagend im Betrachten eines stark verdickten Taxus. Stelle man auch den riesigsten seiner Art neben eine uralte, hoch emporgewachsene Wettertanne, so wird letztere doch selbst bei geringeren Dimensionen durch ihren hohen Wuchs und die Massenhaftigkeit der Holzmasse den Preis davontragen. Stelle man die sieggekrönte aber wieder neben eine gleichalterige Eiche, dann tritt unfehlbar die Wettertanne in die Stelle des Taxus.



Die Schimsheimer Ulme. Nach der Natur gezeichnet von C. F. Seidel.

In Wahrheit leuchtet auch sofort ein, warum gerade die Eiche von jeher bei den Europäern und besonders bei den germanischen Völkern der Baum aller Bäume war. Massenhaftigkeit des Zellenwachsthums (Holzes), Massenhaftigkeit des Astwerks und knorrige Form schaffen hier etwas Titanisches, um so mehr, als die mächtige Ausbreitung der Laubkrone dazu kommt. Ihre schönste Entwicklung erlangt sie, wenn in geringer Erhebung über den Boden der majestätische Stamm sogleich seine nicht weniger majestätischen Aeste bildet. Denn nach ihnen richtet sich auch die Art der Krone und ihr Imposantes. Eichen solcher Art kann man nur da erwarten, wo nichts die Ausbreitung des Astwerks hinderte, also auf freiem Gebiete, an lehmigen grasigen Gehängen, die dem Wurzelwerk zugleich die nöthige Feuchtigkeit zuführen. Dergleichen Bäume trifft man

Digitized by Google

z. B. noch verschiedene am Saume der herrlichen Wälder um Allstedt in der goldenen Aue. Als die schönste und größte Eiche Sachsens bezeichnet Herr Seidel jene im Thiergarten zu Moritzburg bei Dresden (S. 332). Sie hat bei einer Höhe von 25,5 Metern am Boden einen Umfang von 10,4 Metern, in der Brusthöhe von 8,64 Metern, bei 2 Meter Höhe noch 8 Meter, zeigt keine Höhlung und erscheint völlig gesund, obwohl man ihr Alter auf 600 Jahre schätzt. Sie ist damit wohl eine Zierde jener Gegend, aber noch lange nicht die riesigste ihrer Art. Eine solche war offenbar eine andere Eiche, welche bei Saintes im Departement der Nieder-Charente stand. Mielck gibt ihr, nahe über der Erde gemessen, einen Umfang von 78 Fuß; andere sprechen von einem Durchmesser von 27 Fuß 8½ Zoll (etwa eben so viel im Umfang). Nach Decandolle dem Aelteren war in dem abgestorbenen Theile des Stammes ein Kämmerchen vorgerichtet, das, 10—12 Fuß weit und 9 Fuß hoch, mit einer halbrunden Bank versehen war, die man in das frische Holz ausgeschnitten hatte. Ein Fenster gab dem Innern Licht, und die Wände des Kämmerchens wurden von lebenden Farnkräutern und Flechten bewohnt. Man schätzte das Alter dieses Baumes auf 1800—2000 Jahre. Er ist derselbe Baum, den auch Humboldt in der zweiten Auflage seiner „Ansichten der Natur" (2. Bd. S. 116) mit dem Zusatz erwähnt, daß er bei 60 Fuß Höhe noch 5 Fuß über dem Boden 21½ Fuß und wo die Hauptzweige anfingen, noch 6 Fuß Durchmesser besaß, Humboldt schreibt: „besitzt." Denn als jenes Werk im Jahre 1849 erschien, muß der Baum wohl noch gelebt haben, während das jetzt von Mielck bezweifelt wird. Im Jahre 1798 galt als die riesigste Eiche Deutschlands eine solche bei Boomte, drei Meilen nördlich von Osnabrück; sie hatte einen Umfang von 36 Fuß (Durchmesser 12) und galt dem König Georg II von England als der ehrwürdigste Baumpatriarch seiner deutschen Lande. Eine zweite stand in der Nähe des Posthauses von Boomte, welche 37 Fuß im Umfange maß; eine dritte derselben Gegend soll sogar 30 Fuß im Durchmesser, also 90 Fuß im Umfang gemessen haben. Dergleichen Eichen dürften in Deutschland wohl schwerlich noch vorhanden sein. Dafür besitzt Deutschland in seinen ostholsteinischen Forsten, so wie im Oldenburgischen und zwar auf dem sogenannten Hasbrook (Hasbruch) noch eine Fülle von majestätischen Eichen, welche allerdings im Stande sein würden, unseren Wunsch am Eingang dieses Artikels zu verwirklichen. Denn hier ist noch eine Art deutschen Urwaldes, wie man ihn im übrigen Deutschland nicht wiederfindet.

In mancher Beziehung reiht sich der Eiche auch die Ulme an. Wenigstens strebt auch sie nach dem Knorrigen und Titanenhaften und bildet damit ein Holz aus, welches man an vielen Punkten Europas als Ersatz für Eichenholz schätzt. Sonst freilich schwinden die Aehnlichkeiten. Herr Seidel lieferte als Muster für diesen Prachtbaum die Schimsheimer Ulme (S. 333), welche als „Schimsheimer Esse" bekannt ist, von Mielck aber nicht erwähnt wurde. Sie befindet sich nach den Angaben Seidels auf dem Gemeindeplatz des kleinen Dorfes Schimsheim, eine Stunde von Wörrstadt im Großherzogthum Hessen, und stellt einen Baum dar, dessen volle Krone bis 30 Meter emporragt. Sein Stamm ist hohl, aber die Holzmasse kräftig, gesund. Der Umfang des Stammes beträgt am Boden 15,07 Meter, in einem Meter Höhe 13,19, bei 2 Meter Höhe 10,38 Meter. Herr Seidel schätzt das Alter des Baumes, über welchen geschichtliche Nachrichten leider fehlen, auf 615 Jahre. Doch ist hierzu zu bemerken, daß man die Rüster für keinen einheimischen, sondern für einen aus Südeuropa erst spät eingeführten Baum hält. In Frankreich soll er sogar erst im 16. Jahrhundert eingeführt sein, also erst in die Zeit Franz' I fallen. Es gibt übrigens eine Menge riesiger Ulmen, selbst in Deutschland, und sämmtliche übertreffen die Eiche durch ihre Höhe. Denn während man die höchsten Eichen durchschnittlich auf 44 Meter für das vorige Jahrhundert schätzt, erheben sich die Ulmen auf 48 Meter; ja, die berühmte Lutherulme, welche als „Pfifflingheimer Esse" bekannt ist, soll bei 8 Fuß Durchmesser 8 Fuß über dem Boden 149 Fuß hoch sein.

Am Familientische.

Im Schlafwaggon.

(Zu dem Bilde auf Seite 325.)

Eine Nacht im Waggon! Für gewöhnlich ein schreckliches Wort und eine noch schrecklichere Sache! Schläfrig und müde sitzt man in dem Helldunkel des Waggons auf seinem engen Sitz und lauscht dem Klappern der Fenster, bis man allerlei eintönige Melodien heraushört und über ihnen denn doch auf einen Augenblick einnickt. Auf einen Augenblick nur, denn ein kräftigerer Stoß des Waggons erweckt uns wieder. Schlaftrunken heben wir die uns vom Kopf gefallene Reisemütze wieder auf und beginnen das alte Spiel von neuem. Bringt dann das erste Morgengrauen die Morgenkühle, so wickeln wir uns fröstelnd in unsere Umhüllungen und erwarten ungeduldig den Tag, der uns doch wenigstens hinausblicken läßt auf die Landschaft draußen. Aber auch er bringt uns nur wenig Erleichterung, denn das Gefühl, keine Toilette gemacht zu haben, macht die Situation so unbehaglich als möglich.

Wie anders verläuft eine Nacht in den modernen Schlafwaggons! Eine angenehme gleichmäßige Wärme empfängt uns zunächst. Es ist, als ob wir ein kleines komfortabel ausgestattetes Haus betreten. Da haben wir nun die Wahl und die Qual. Wir können es entweder machen wie die drei Herren, die den Mittelsalon einnehmen und vor dem Zubettgehen noch ein Partiechen machen, oder unsere Zeitung hervorholen und mit dem alten Herrn, mit der gewichtigen Uhrkette im ersten rechten Seitencoupé unsere Zeitung studiren — wir würden uns in diesem Fall wohl nicht an die Kursberichte halten, oder uns mit dem jungen Ehepaar, das so eben von einer zahlreichen Sippe unter Thränen und Hurrahrufen feierlich zur Hochzeitsreise entlassen wurde, zu einem behaglichen Abendessen niederlassen. Da wir indessen den Tag über viel umhergelaufen sind, ziehen wir, d. h. ein junger Mann, der mit mir das Coupé theilt, und ich es vor, sofort zu Bett zu gehen. In fünf Minuten hat der Car-Man unsere behaglichen Sophas in zwei mit schneeweißer Wäsche versehene Betten verwandelt, wir kleiden uns aus, schließen unsere Werthsachen in die dazu bestimmten Behältnisse und gehen nun zu Bett, als wenn wir zu Hause wären. Da ich meinen Platz erst später belegte, so fällt mir die Aufgabe zu, mich vermittelst der kleinen Treppe auf das obere Bett zu schwingen, eine Procedur, die nicht ganz unbedenklich erscheint, jedoch gelingt.

„Gute Nacht!" rufe ich, und „Gute Nacht!" schallt es von unten zurück. Ich strecke mich behaglich aus und denke: Ja, so eine Nacht im Schlafwaggon ist doch ganz etwas anderes als eine im gewöhnlichen Waggon. Hier kann man sich doch ausstrecken und wirklich schlafen. Ich wende mich auf die rechte Seite und bin eben im Begriff einzuschlafen, als ich plötzlich wie von der Tarantel gestochen auffahre. Was war das? Horch! Ein Ton, als ob eine Säge langsam aber fest über einen knorrigen Ast gezogen wird, und noch einer und wieder einer. Schreckensbleich neige ich meinen Kopf über den Bettrand herab — es ist zweifellos — der junge Mann unter mir schnarcht. Ich schnarche selbst, aber ich kann niemand schnarchen hören, mitunter nicht einmal mich selbst. Vor Jahr und Tag traf ich einmal auf dem Lande bei Bekannten mit einem sehr liebenswürdigen Professor zusammen, und ich war es wohl zufrieden, als ich erfuhr, daß er mit mir das Zimmer theilen sollte. Wir unterhielten uns am Abend noch eine Weile und löschten dann unser Licht aus. Nach einiger Zeit werde ich davon wach, daß das Zimmer unter dem furchtbarsten Schnarchen erdröhnt. „Potz Velten! Der Mensch schnarcht!" sage ich unwillkürlich halblaut und drehe mich verdrossen im Bett um. Da fuhr aber mein sonst so freundlicher Professor auf mich los: „Donnerwetter, mein Herr, was zu toll ist, ist zu toll! Erst lassen Sie mich durch Ihr Schnarchen nicht einschlafen und nun, da Sie sich selbst wach geschnarcht, soll ich noch der „Mensch" sein, der schnarcht und Sie stört!"

Aber zurück in unseren Waggon. Schnarchen lassen konnte ich den jungen Mann nicht, sonst wäre es um meine Nachtruhe geschehen gewesen, das wußte ich. Ich mußte ihn wecken und dann einzuschlafen suchen vor ihm. Da kam mir ein diabolischer Gedanke. „Mein Herr!" rief ich, „mein Herr!" Der junge Mann schnarchte noch einmal laut auf, seufzte dann schwer und fragte endlich erschreckt: „Was gibt es?" „Scheint es Ihnen nicht auch hier brenzlich zu riechen?" frage ich. Mein Nachbar sprang sofort aus dem Bett und schnupperte sozusagen umher. „Ich rieche nichts," sagte er. „Vielleicht irrte ich mich auch," war meine Antwort; „gute Nacht!" Jetzt kam es darauf an, ob ich vor ihm einschlafen würde oder er vor mir. Ich wandte alle erdenklichen Mittel an, um zum Ziel zu gelangen. Ich zählte im Geist ganz, ganz langsam von Eins bis Zehn, um am Schluß wieder mit Eins anzufangen; ich bevölkerte das Fußende meines Bettes mit unzähligen laut und vernehmlich gähnenden Menschenköpfen; meine Phantasie löschte eine ganze Reihe altmodischer Talglichte mit eben so altmodischen Putzscheeren aus. Meine Bemühungen waren nicht vergeblich. Eben sagte irgendwo eine verschlafene Stimme ganz unmotivirt: „Herr Pastor, man muß die Kerzen auslöschen!" als der junge Mann unter mir ganz laut und vernehmlich fragte: „Nicht wahr, mein Herr, Sie riechen doch auch nichts mehr?" Da war denn alles vergeblich gewesen, und ich mußte die Nacht schlaflos verbringen. Einmal, es dämmerte gerade, schien es, als ob ich erlöst werden sollte, denn bei einer Station stand das Sägewerk unter mir still, ich hörte gähnen

Digitized by Google

und glaubte wahrzunehmen, daß der junge Mann das Wagenfenster abwische. Ich athmete erleichtert auf, aber die Worte: „Ach, erst der halbe Weg!“ und das unmittelbar darauf wieder folgende Schnarchen benahmen mir jede Hoffnung.

Als wir spät am andern Morgen aufstanden und Toilette machten, sagte der junge Mann: „Solch eine Nacht im Schlafwaggon ist doch wirklich köstlich!“ „Hm!“ meinte ich, „die Nächte sind halt verschieden.“

Besser als mir schien es dem jungen Pärchen neben uns ergangen zu sein; sie sahen wenigstens, als wir ihnen um die Mittagsstunde kurz vor unserem Reiseziel im gemeinsamen Korridor begegneten, so frisch und zierlich aus, als hätten sie eben ihre Wohnung verlassen, um einen gemeinsamen Spaziergang zu unternehmen. —r—

Ein Blick auf die astronomische Thätigkeit des vergangenen und die hauptsächlichsten Himmelserscheinungen des gegenwärtigen Jahres.

Von Dr. Hermann J. Klein.

Seit ich (im X. Jahrg. S. 585) die Leser dieses Blattes auf eine bevorstehende wichtige Himmelserscheinung, den Vorübergang des Planeten Venus vor der Sonnenscheibe am 9. Dezember 1874, aufmerksam machte, hat sich auf dem weiten Gebiete der Astronomie manches Interessante ereignet. Wie dem Leser bekannt ist, wurde jene sehr seltene Erscheinung an zahlreichen, möglichst von einander entfernten Punkten der Erde beobachtet, um daraus einen genauern Werth der Sonnenentfernung abzuleiten. Die Witterung hat im allgemeinen die Bestrebungen der einzelnen Expeditionen genügend unterstützt, und wir dürfen behaupten, daß die Erscheinung so vollkommen ausgenutzt worden ist, als es der gegenwärtige Zustand der Wissenschaft nur immer gestattete. Im Jahre 1769 waren die Beobachtungshilfsmittel bei weitem nicht so vollkommen als gegenwärtig, und es ergab sich als Entfernung der Sonne von der Erde der Werth von 20,680,000 geogr. Meilen. Eine vorläufige Berechnung gewisser Beobachtungen bei Gelegenheit des letzten Vennsdurchganges ergibt für dieselbe Entfernung 19,960,000 geogr. Meilen, also 720,000 Meilen weniger, und diese letztere Zahl wird voraussichtlich durch die definitive Berechnung nicht wesentlich verändert werden.

Im verflossenen Jahre sind zahlreiche neue Planeten aufgefunden worden. Sie erscheinen ohne Ausnahme sehr lichtschwach und klein, so daß wir schließen müssen, die Durchmesser dieser Miniatur-Weltkörper können in keinem Falle mehr als 10 oder 15 Meilen betragen, die Oberflächen müssen demnach geringer sein als das Areal einer preußischen Provinz. Im ganzen kennt man in diesem Augenblicke fast 160 dieser kleinen Welten, und ein großer Theil davon wurde durch deutsche Astronomen entdeckt, vor allem durch Luther in Düsseldorf. Gegenwärtig ist dieser wackere Himmelsforscher in Bezug auf Planetenentdeckung freilich übel daran, da die noch zu entdeckenden Planeten außerordentlich lichtschwach sind und sehr großer Fernrohre bedürfen, um überhaupt wahrgenommen zu werden. Die Düsseldorfer Sternwarte, ein Vermächtniß Benzenbergs, besitzt nur ein Fernrohr von 6 Fuß Länge, während die Amerikaner mit Fernrohren von 20 Fuß Länge auf die Jagd nach Planeten ausgehen. Solche und noch größere Instrumente werden von reichen Amerikanern häufig den Sternwarten geschenkt, ein Fall, der bei uns bis jetzt noch nicht vorgekommen ist.

Im vergangenen Jahre kehrte der berühmte Enckesche Komet, der Vorausberechnung gemäß, zur Sonne zurück. Dieses astronomische hoch interessante Gestirn ist freilich dem bloßen Auge nicht sichtbar und erscheint auch selbst in kräftigen Teleskopen nur als verwaschener Nebelfleck, der gegen die Mitte zu heller wird, jedoch ohne einen bestimmten Kern zu zeigen; aber er bietet gegenwärtig das einzige Beispiel eines Weltkörpers, der seine Umlaufszeit und damit seine Entfernung von der Sonne mehr und mehr vermindert. Die wahre Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung, welche, wenn sie ununterbrochen fortdauerte, den Kometen im Laufe der Jahrtausende zum Herabsturze auf die Sonne bringen würde, ist noch nicht mit Gewißheit ermittelt.

Wichtige Untersuchungen wurden von Professor Watson in Washington über die Monde des Planeten Uranus angestellt. Bekanntlich hat Friedrich Wilhelm Herschel diesen Planeten am 13. März 1781 entdeckt, und dadurch zuerst seinen Ruhm als astronomischer Beobachter begründet. Später erblickte er mit Hilfe seiner größten und vollkommensten Teleskope in der Nähe des Uranus mehrere kleine Sterne, die er für Monde dieses Planeten ansah. Diese Sternchen waren jedoch so lichtschwach, daß es Herschel nur bei zweien gelang, ihre Umlaufszeit annähernd zu ermitteln, bei den übrigen blieb sogar die Existenz als Monde zweifelhaft. Herschel erklärte selbst das Mondsystem des Planeten Uranus für das schwierigste Objekt astronomischer Beobachtung. In der That gelang es auch viele Jahre hindurch nicht, die Monde des Uranus wieder zu sehen. Erst als Lassell, ein eifriger Freund der Himmelskunde in England, mit großen Kosten ein ungeheures Spiegelteleskop erbaut und dasselbe unter den reinen Himmel Maltas versetzt hatte, wo es allen Herschelschen Instrumenten weit überlegen war, konnten die beiden von Herschel als sicher vorhanden bezeichneten Uranusmonde mit Leichtigkeit beobachtet werden. Daneben zeigten sich aber noch zwei weitere Monde, die dem Planeten näher stehen und wegen ihrer Lichtschwäche auch von Herschel nie erblickt worden waren. Kein anderes Instrument als Lassells Riesenteleskop hat bis zur letzten Zeit diese vier Monde des Uranus gezeigt. Erst vor wenig mehr als zwei Jahren gelang es dem nordamerikanischen Optiker Alvan Clark, einen Refraktor oder ein Linsenfernrohr zu bauen, dessen Objektivglas 26 Zoll Durchmesser besitzt, während das ganze Instrument 35 Fuß Länge hat. Für die ungeheure optische Kraft dieses Instrumentes erschien die entlegene Welt der Uranusmonde in 380 Millionen Meilen Entfernung von der Erde gerade als geeignetes Prüfungsobjekt. In der That erschienen auch die vier Monde jenes Planeten in diesem Fernrohre sofort, und ihre Bahnen konnten mit großer Genauigkeit bestimmt werden. Es hat sich gleichzeitig ergeben, daß außer diesen Monden der Planet Uranus mit großer Wahrscheinlichkeit weitere Trabanten nicht besitzt. Leider verbietet der Raum, auf mehrere andere astronomische Arbeiten der jüngsten Zeit hier einzugehen; der Leser, welcher sich spezieller dafür interessirt, findet eingehende Berichte in den betreffenden Heften meiner „Vierteljahrs-Revue der Naturwissenschaften“, ich will daher nur noch hervorheben, daß am 31. Januar 1875 Rudolf Falb in Wien plötzlich in dem schönen Sternbilde des Orion mit bloßem Auge einen hellen Stern erblickte, wo sonst ein solcher nicht zu sehen war. Genauere Untersuchungen ergaben, daß man es mit einem Doppelstern zu thun habe, der zwar früher auch vorhanden war, aber nur im Fernrohre gesehen werden konnte. Die Ursache des plötzlichen Aufleuchtens dieses Sterns ist zur Zeit noch vollständig unbekannt; vielleicht gehört das Gestirn in die Klasse der sogenannten veränderlichen Sterne, über deren eigentliches Wesen freilich auch gegenwärtig noch großes Dunkel herrscht.

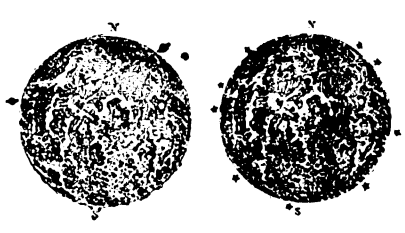
Gehen wir jetzt zu den Erscheinungen über, welche sich im gegenwärtigen Jahre am Himmel darbieten werden, so ist zunächst zu bemerken, daß dieses Jahr vier Finsternisse bringen wird, nämlich zwei der Sonne und zwei des Mondes, von denen jedoch nur die beiden Mondfinsternisse in unseren Gegenden sichtbar sein werden. Die erste Mondfinsterniß findet statt am 10. März und zwar der Anfang um 6 Uhr 14 Min., das Ende um 8 Uhr 15 Min. morgens mittlerer Berliner Zeit. Der Mond geht 6 Uhr 35 Min. morgens für Berlin unter. Denkt man sich die Mondscheibe in 12 gleiche Theile oder Zolle getheilt, so werden um die Mitte der Finsterniß 3½ Zoll verfinstert.

Diese Mondfinsterniß ist übrigens merkwürdig, weil sie zu den seltenen sogenannten horizontalen Finsternissen gehört, bei welchen die Sonne und der verfinsterte Mond gleichzeitig über dem Horizonte sichtbar sind. Dieses findet für einen gegebenen Ort der Erdoberfläche nur etwa fünfmal in einem Jahrhundert statt. Für Berlin geht am 10. März die Sonne 8 Minuten vor Untergang des Mondes auf. Die Erklärung dieser Erscheinung findet sich in der Lichtbrechung unserer Atmosphäre, durch welche Sonne und Mond scheinbar bereits über den Horizont gehoben werden, während sie in Wirklichkeit noch darunter stehen. Diese Erklärung hat schon vor 2000 Jahren Cleomedes gegeben und sie ist die allein richtige.

Bequemer sichtbar wird die zweite Mondfinsterniß am 3. September sein. Sie beginnt nach Berliner Zeit abends 9 Uhr 9 M. und endigt um 11 Uhr 23 M. Orte westlich von Berlin sehen Anfang und Ende der Finsterniß nach ihrer Ortszeit früher, Orte östlich von Berlin später, und zwar für jeden Grad Längenunterschied gegen Berlin um 4 Minuten. Paris z. B. liegt 11 Grad westlich von Berlin, dort beginnt und endigt die Finsterniß früher als für Berlin. Uebrigens ist auch diese Mondfinsterniß nur eine partiale, denn die größte Verfinsterung wird nur 4 Zoll betragen.

Eine interessante und seltene Erscheinung ist die am 7. August stattfindende Bedeckung des Planeten Saturn durch den Mond. Der Planet beginnt an jenem Tage hinter den Mondrand zu treten um 5 Uhr 22 Min. morgens mittl. Pariser Zeit und erscheint wieder am anderen Mondrande gegen 6 Uhr 11 Min. Leider findet die seltene Erscheinung nicht bei Nacht statt, sondern zu einer Zeit, wo die Sonne schon aufgegangen ist, und wird sich daher dem Anblick mittelst des unbewaffneten Auges entziehen. Wer jedoch ein Fernrohr von mäßiger Vergrößerung besitzt und sich vor Sonnenaufgang die Lage des Saturn gegen den Mond merkt, so daß er den Planeten später wiederfinden kann, wird den Vorgang beobachten können.

Kaum minder interessant als die eben besprochene Erscheinung wird die Bedeckung der prachtvollen, dem bloßen Auge zum Theil sichtbaren Sterngruppe der Plejaden durch den Mond sein. Dieselbe findet am 6. Oktober in den Abendstunden zwischen 9 und 11 Uhr statt. Die nebenstehende Figur zeigt die beiden vorgenannten Verdeckungen, links die des Saturn und rechts die der Plejadengruppe.

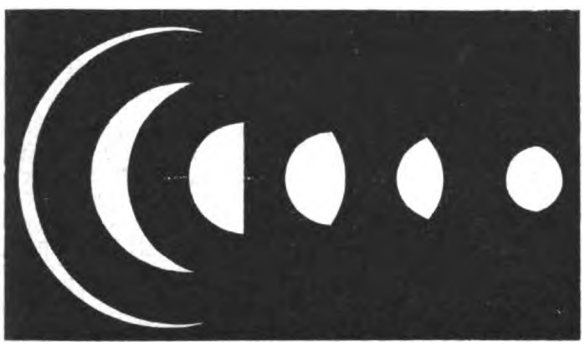


Bedeckung des Saturn durch den Mond 7. Aug. und der Plejaden am 6. Oktbr. 1876.

Wenden wir uns den einzelnen Planeten zu, um festzustellen, wenn sie in diesem Jahre am besten sichtbar sind, so beginnen wir am richtigsten mit demjenigen, welcher sich am nächsten bei der Sonne befindet und deshalb auch am meisten in ihren Strahlen verborgen bleibt, mit dem Merkur. Dieser Planet ist im allgemeinen dann für uns am besten sichtbar, wenn seine Winkelentfernung von der Sonne östlich oder westlich von letzterer am größten ist. Dies findet für die Beob-

achtung bei Abend statt am 21. Mai, an welchem Tage der Planet ungefähr anderthalb Stunden nach der Sonne untergeht, eben so am 17. September, wo er eben so lange Abendstern ist. Die günstigste Sichtbarkeit in den Morgenstunden tritt in diesem Jahre ein am 9. März, am 9. Juli und am 28. Oktober.

Was den Planeten Venus anbelangt, so wird er bis zum Monat Juni an jedem klaren Abend im Westen als funkelnder Abendstern sichtbar sein. Am 4. Mai erreicht dieser schönste Stern des Himmels seine größte östliche Winkelentfernung von der Sonne. Man kann ihn dann im Südwesten fast drei Stunden hindurch am Abendhimmel erblicken. Wer im Besitz eines mäßigen Fernrohrs ist, sieht den Planeten zu dieser Zeit in einer ähnlichen Gestalt wie den Mond um die Zeit seines ersten Viertels. Der Durchmesser, welcher am 1. Januar nur 11 Bogensekunden betrug, wird zu dieser Zeit auf 23 Sekunden angewachsen sein und bis anfangs Juli sogar auf 57 Bogensekunden. Um diese Zeit beginnt der Planet unsichtbar zu werden, indem er sich der Sonne so sehr genähert hat, daß er am 14. Juli unterhalb der Sonnenscheibe steht oder, wie man zu sagen pflegt, mit der Sonne in Konjunktion ist. Ihren größten Glanz zeigt die Venus um die Zeit des 8. Juni; im Fernrohr erscheint sie dabei als schmale abnehmende Sichel.

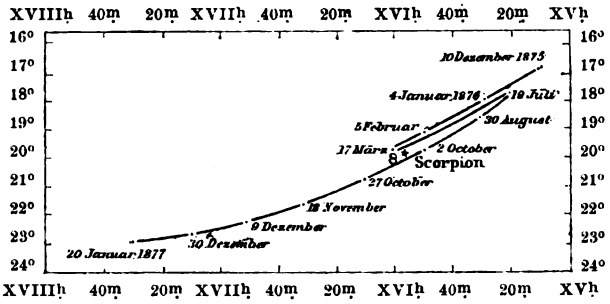


Phasen der Venus als Abendstern in den Monaten Februar bis Juli 1876.

In beistehender Figur sind die Gestalten des Planeten und eben so seine verhältnißmäßigen scheinbaren Größen wiedergegeben, wie sie sich um die Mitte des Monats Februar bis Juli im Fernrohr darstellen. Im Monat August erscheint Venus als Morgenstern, erreicht am 23. September ihre größte Elongation und bleibt bis zum Dezember vor Sonnenaufgang sichtbar.

Der Planet Mars wird sich im Jahre 1876 mehr und mehr von uns entfernen und erst 1877 wieder unter sehr günstigen Verhältnissen beobachtet worden können. Dieser Planet bietet für die Untersuchung mit großen Fernrohren bei seinen geringsten Entfernungen von der Erde ein sehr interessantes Feld. Zwar bleibt er auch im günstigsten Falle noch immer ungefähr 8 Millionen Meilen von der Erde entfernt, allein da er uns dann seine voll erleuchtete Scheibe zuwendet, so kann man mit Hilfe des Teleskops seine Oberfläche genauer studiren als dies, mit Ausnahme des Mondes, bei irgend einem andern Weltkörper möglich ist. Von besonderem Interesse erscheinen die beiden weißen Flecke, welche die Pole des Mars umlagern, und die schon Maraldi im Jahre 1716 beschrieb. Nach den Untersuchungen von Herschel, Mädler und anderen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß wir in jenen Flecken des Mars Analoga unserer Polarzonen vor uns sehen. Wenn der betreffende Pol Sommer hat, so werden die Flecke kleiner, die Eismassen schmelzen zusammen, in den Wintermonaten dehnen sie sich dagegen außerordentlich aus. Im Sommer der südlichen Marshemisphäre des Jahres 1830 war das Eis um den Südpol dieses Planeten bis 86 Grad südlicher Breite zusammengeschmolzen; im Winter der südlichen Hemisphäre des Mars 1837 hatte sich dagegen die Eiszone bis 55 Grad südl. Breite ausgedehnt. Auf der nördlichen Halbkugel des Mars sind die Grenzen der Eiszone weniger veränderlich, aber immerhin weit ausgedehnter als auf unserer Erde. Ueber den Eisregionen des Mars hat man auch die Vertheilung von Festland und Wasser an der Oberfläche dieses Planeten studirt und Uebersichtskarten der, Marshemisphären entworfen, auf dem wir Inseln und Festländer, Meerbusen und Ozeane erblicken.

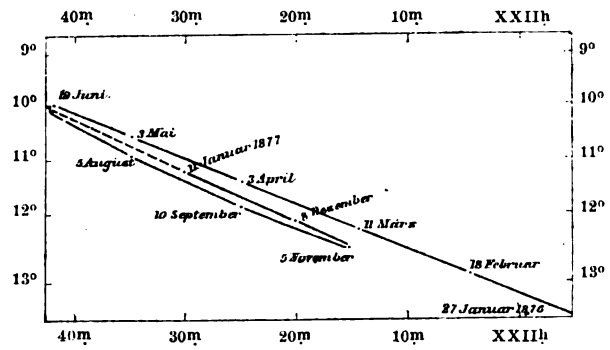
Der Planet Jupiter steht im Sternbilde des Skorpions und wird am Himmel die scheinbare Bahn beschreiben, welche wir in unserer Figur abgebildet sehen. Am 17. Mai ist er mit der Sonne in Opposition und glänzt also um Mitternacht im Meridiane. Ueberhaupt wird dieser Planet in den Monaten Mai, Juni und Juli am besten sichtbar sein und zwar im Süden, als ruhig glänzender, nicht funkelnder Stern erster Größe. Mitte August steht Jupiter bereits gegen 6 Uhr abends im Meridian und geht gegen 10 Uhr unter, die eigentliche Zeit seiner Sichtbarkeit für das bloße Auge ist dann also schon vorüber. Bekanntlich zeigt sich Jupiter im Fernrohr als abgeplattete



Scheinbarer Lauf des Jupiter am Himmel im Jahre 1876.

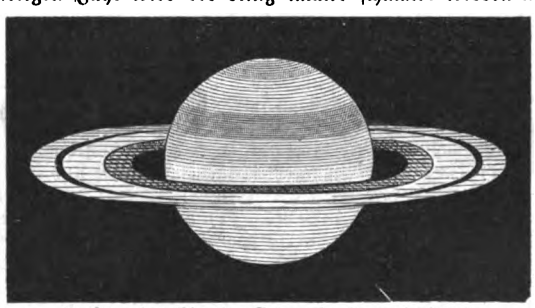
Scheibe, die von parallelen Streifen durchzogen ist, in denen man hier und da mehr oder minder dunkle Flecke wahrnehmen kann.

Der Planet Saturn wird in diesem Jahre hauptsächlich in den Monaten August, September und Oktober beobachtet werden können. Sein scheinbarer Lauf am Himmel ist in dem nebenstehenden Kärtchen verzeichnet. Die unten stehende Figur zeigt uns den Planeten, wie



Scheinbarer Lauf des Saturn am Himmel im Jahre 1876.

er sich in der letzten Zeit in einem großen Fernrohr darstellte. Im gegenwärtigen Jahr wird der Ring immer schmaler werden und 1877



Aussehen des Planeten Saturn im Fernrohr (1875).

für den Anblick von der Erde aus ganz verschwinden, weil er uns dann nur die schmale Kante zuwendet. Natürlich wird nach Ablauf einer gewissen Zeitdauer der Ring wieder mehr und mehr zum Vorschein kommen, bis er endlich am weitesten gegen die Erde hin geöffnet ist und seine Breite wieder abnimmt. Ueber Uranus und Neptun ist hier eben so wenig zu sagen wie über die kleinen Planeten, da deren Beobachtung mehr den Fachmann interessirt. Auch die Sonnenflecke werden 1876 kein besonders hervorragender Beobachtungsgegenstand für den Freund der Sternkunde sein, da der Fleckenzustand der Sonne sich nahe seinem Minimum befindet. Erst in den kommenden Jahren wird die Zahl und Größe der Sonnenflecke wieder zunehmen, bis der Cyklus von 11 Jahren abermals vollendet ist.

Inhalt: Ein Familienzwist. (Fortsetzung.) Roman von Ludwig Harder. — Amerikanische Kriegs- und Friedensbilder. I. Blokadebrecher. (Schluß.) Von Kapitän Hermann Haardt. — Ein Ueberblick und Rückblick auf die Generalsynode des Königreichs Preußen im Jahre 1875. — Deutsche Baumriesen. I. Von Dr. Karl Müller in Halle. Mit zwei Illustrationen von C. F. Seibel. — Am Familientische: Im Schlafwaggon. Zu dem Bilde von E. Nestel. — Ein Blick auf die astronomische Thätigkeit von 1875 und die hauptsächlichsten Himmelserscheinungen von 1876. Von Dr. Hermann J. Klein. Mit fünf Illustrationen.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaktion des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Das Daheim ist zu beziehen: in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden und Rußland durch jedes Postamt gegen Zahlung des Quartalbetrages; nach folgenden Ländern durch die Kaiserliche Postamts-Zeitungsexpedition in Köln a. Rh., an welche der jedesmalige Quartalbetrag franko vor Beginn jedes neuen Quartals zu senden ist: Frankreich 2 M. 9 Pf.; Spanien, Portugal, Madeira, Azoren, Kanarischen Inseln, Marokko, Malta, Aegypten und Vereinigte Staaten von Nordamerika 2 M. 65 Pf.; England 2 M. 50 Pf.; Bolivien, Ecuador, San Salvador, Nicaragua, Honduras (nicht britische Besitzungen) via Panama 3 M. 20 Pf.; nach allen übrigen Ländern in Amerika, nach welchen die Beförderung nicht über Panama geschieht (excl. Brasilien, Chili und Peru), ferner nach Afrika (excl. Länder an der Nord- und Ostküste) 2 M. 75 Pf.; Brasilien 3 M. 50 Pf.; Chili und Peru 3 M. 40 Pf.; Vorder-Indien, Aden und Birma 3 M. 40 Pf.; Anam, Siam, Labuan und den nicberl. Besitzungen im indischen Archipel 4 M. 35 Pf.; Japan, China, Ceylon, Hinter-Indien, mit Ausnahme der ebengenannten Länder 4 M. 60 Pf.; Australien excl. Sandwichs-Inseln alle 4 Wochen 3 M. 40 Pf. — In Italien durch Vermittlung der Gebrüder Bocca in Turin, Rom, Florenz. Außerdem durch alle Buchhdlgn., oder auch durch uns direkt. Einzelne Nrn. zur Ergänzung, durch die Buchhandlgn. pro Nr. 25 Pf., von uns direkt incl. Frankatur à 28 Pf. Einbanddecken zu jedem Jahrgang durch die Buchhandl. oder von uns direkt à 1 M. 40 Pf.

Unter Verantwortlichkeit von **Otto Klasing** in **Leipzig**, herausgegeben von Dr. **Robert Koenig** in **Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig**. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig**.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 26. Februar 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 22.

Ein Familienzwist.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Roman von Ludwig Harder.

(Fortsetzung.)

IX.

Unterdessen saß Tante Bernhardine, die mit dem zunehmenden Alter immer sparsamer geworden war, in dem mehr als einfachen Herrenhause von Ermsdal vor der frugalen Abendmahlzeit, welche des Neffen wartete. Das kahle Zimmer mit seinem sandbestreuten Boden, seinen geblümten Kattunvorhängen und den blendend weiß gescheuerten Stühlen war gar nicht gemüthlich. Nur eine Schönheit breitete sich in diesem Augenblick versöhnend und verklärend über den öden Raum: der Schein der untergehenden Sonne, die glücklicher Weise nicht unter der Verwaltung der kargen Stiftsdame stand.

Tante Bernhardine saß steif und gerade, ohne sich im mindesten anzulehnen, in dem schwarz überzogenen Lederstuhl am Ofen, und das Strickzeug klapperte noch eben so emsig in ihrer Hand wie an dem Abend, da wir vor beinahe neunzehn Jahren ihre Bekanntschaft machten. Ihr gegenüber am anderen Ende des Tisches saß ein kleiner wohlbeleibter Mann, der unaufhörlich auf seinem Sitz hin und her rückte und sich offenbar mit dem schmalen rohen Holzstuhl nicht recht befreunden konnte. Der Besuch war Herr von Tannen, ein Jugendfreund des alten Arning und der treueste Verehrer Ottos. Alle übrigen Gutsnachbarn kamen nur bei besonderer Veranlassung nach Ermsdal; Herr von Tannen dagegen erschien wöchentlich mindestens zweimal und ließ sich weder durch Tante Bernhardinens Schroffheit, noch durch Ottos menschenfeindliches Benehmen abschrecken.

Tannen war indes, wenn er nach Ermsdal kam, nicht dazu verurtheilt, das frugale Abendbrot der Stiftsdame zu theilen. Arning kannte die Schwäche des alten Herrn für eine gute Mahlzeit und hatte zum großen Verdruß seiner Tante ein für allemal verlangt, daß sein Freund anständig bewirthet werde. So war der Baron auch heute im Stande, seine Aufmerksamkeit von der alten Dame, welche ihn nicht sehr interessirte, einem höchst interessanten Rebhuhnflügel und dem Hasenbraten zuzuwenden, welcher ihm neben einer Flasche Sherry gar einladend entgegenleuchtete. Das Gespräch der beiden — so lange sie nämlich ein Gespräch zusammen führten — hatte sich um Ottos Rückkehr aus der Residenz und den Ankauf des Nachbarguts Repach gedreht; doch der Gegenstand war erschöpft und schon eine längere Pause eingetreten, als Ottos feste rasche Schritte im Hausflur ertönten.

„Guten Abend!" sagte er im Eintreten kurz, fast mürrisch und warf seine Jagdmütze auf den ersten besten Stuhl; dann, den Baron bemerkend, welcher bei seinem Erscheinen aufgesprungen war und ihm, die Serviette in der Hand, entgegeneilte, fügte er in etwas freundlicherem Ton hinzu: „Willkommen, Tannen."

Ohne den kalten Empfang zu beachten, rief der Baron herzlich: „Da wären Sie ja endlich zurück, Otto! Meiner Treu, Sie haben ein Talent, den armen müssigen Leuten immer wieder Stoff zur Unterhaltung zu liefern! Reisen da gestern morgen in aller Stille nach der Residenz, kehren heute Mittag mit dem Kaufkontrakt von Repach in der Tasche zurück, und eine Stunde später sind Sie auf der Jagd — alles das so gleichmüthig, als handle es sich um einen Strauß Veilchen. Und doch — nehmen Sie mir's nicht übel, Otto, Sie müssen es ja besser verstehen — aber mir scheint die Uebernahme des Guts eine riskante Sache. Repach ist zwar eine Perle für jeden, der Waldungen zu schätzen weiß; aber es ist verwahrlost und wird viel Arbeit kosten."

Otto hatte, während Tannen sprach, ohne sich stören zu lassen, sein Jagdzeug an die dafür bestimmten Nägel gehängt. „Desto besser!" erwiderte er jetzt schroff. „Hoffnung auf Arbeit war das einzige, was mich zu diesem Kauf bewog."

„Nein, nein, keine Arbeit mehr!" rief der alte Herr lebhaft. „Sie haben genug gearbeitet für ein Menschenleben; Ihre ganze Jugend ist in Last und Mühe hingegangen. Es ist wahr, Sie dürfen mit Stolz auf Ihre Schöpfungen blicken; aber wollen Sie denn in alle Ewigkeit fortfahren, Schätze auf Schätze zu

Digitized by Google

häufen? Ich dächte, es wäre nun endlich Zeit für Sie, zu genießen."

„Genießen? Was denn, bester Freund?" fragte Otto achselzuckend, indem er sein Gewehr ergriff, um es nach alter Gewohnheit gleich wieder für den nächsten Gebrauch zu laden.

Tante Bernhardine rückte indessen ihres Neffen Teller und Glas zurecht und legte seine Mütze auf den braun gebeizten Schrank, das war ihr Platz. Die Stiftsdame konnte nichts umherliegen sehen, und wäre es eine Stecknadel gewesen.

„Sie sind zum Schuß gekommen und bringen doch keine Beute heim," wandte sich Herr von Tannen unterdessen heiter zu Otto. „Ja, ja, Freundchen, das ist Mißgeschick! Nun, trösten Sie sich; es pflegt Ihnen nicht oft zu begegnen. Beiläufig, hab' ich da noch eine Neuigkeit, die Ihnen wahrscheinlich höchst gleichgiltig ist, die Sie aber trotzdem anhören sollen; denn ich halte es für meine Pflicht, Ihre Beziehungen zu der Außenwelt nicht einschlafen zu lassen. Ihre Schwägerin, Frau von Arning, ist von der weiten Reise zurückgekehrt."

„Ich weiß es. In Repach traf ich die Baronesse."

Tante Bernhardine horchte hoch auf.

„Nun wahrlich!" rief Tannen überrascht, „der Zufall ist doch noch immer milder und barmherziger als Ihr starrköpfigen Menschenkinder. Nach neun Jahren das erste Zusammentreffen!"

„In der That, ich habe alle Ursache, die Barmherzigkeit des Zufalls zu preisen," bestätigte Otto kalt. „Er vermittelte nicht allein unsere Begegnung, er sorgte auch dafür, daß sie in einer Weise stattfand, welche alle alten Wunden von neuem aufreißen mußte. Wissen Sie, wen die Kugel aus diesem Lauf getroffen hat, Tannen? Das zahme Reh der jungen Dame."

„Ami?" rief der Baron bestürzt. „O, das thut mir wahrlich leid! Das arme Kind wird untröstlich darüber sein."

Otto hielt in seiner Beschäftigung ein. Den halb aus dem Lauf gezogenen Ladstock in der Hand, wandte er sich nach seinem Besuch um und maß denselben mit einem langen spottenden Blick.

„Ei wirklich? Sie wird untröstlich sein," wiederholte er gedehnt. „Und das ist alles, was Ihnen bei der Sache einfällt? Gehen Sie nach Buchdorf; Frau von Arning versteht sich besser darauf, den Kommentar zu meinen Handlungen zu liefern. Sie wird Ihnen sonnenklar beweisen, daß jener Schuß nicht dem Reh, sondern seiner Herrin galt. Die beiden standen freilich gute vierzig Schritt von einander entfernt; aber, mein Gott, was thut das? Sie findet vielleicht einen Herr Warne, der es beschwört, daß nur meine Ungeschicklichkeit die Kugel so weit von ihrem Ziel abirren ließ!"

„Otto, Otto!"

Der Freiherr sprang stürmisch empor und lehnte das geladene Gewehr in die Ecke, trotz seiner Gereiztheit mit der Vorsicht und Schonung, welche jeder eifrige Jäger seiner Waffe angedeihen läßt. Dann wandte er sich ungestüm zum Fenster.

Tannen hatte mit Kopfschütteln diesem Ausbruch gelauscht. Er warf einen fragenden Blick auf Tante Bernhardine, aber diese zuckte nur die Achseln.

Mißmuthig ergriff er seinen Hut. „Sie sind ungerecht gegen die Baronin und gegen sich selbst, Arning," sagte er.

Otto antwortete nicht.

„Ich kam eigentlich mit einer Bitte an Sie hierher," begann der Baron wieder. „Doch ich sehe, Sie sind heute nicht in der Stimmung, mich ruhig anzuhören, und so wollen wir's auf ein andermal verschieben."

Otto kehrte an den Tisch zurück. Sein Antlitz war wieder ruhig; es lag ein fast müder Ausdruck darin. „Wenn ich Ihnen zu irgend etwas nütze sein kann, so reden Sie, Tannen," sagte er.

„Wollte Gott, ich könnte Sie von der Nützlichkeit meines Vorschlags überzeugen," rief der Baron, neuen Muth schöpfend. „In vierzehn Tagen, Otto, geb' ich ein Diner — ja, jetzt wissen Sie schon, was kommen wird! Seit langen Jahren erhalten Sie zu jeder großen und kleinen Gesellschaft in meinem Hause eine Einladung, und seit langen Jahren erwidern Sie dieselbe mit höflichen Entschuldigungen. Meine Geduld hätte es, mein' ich, verdient, endlich einmal mit Erfolg gekrönt zu werden."

„Sie quälen mich!" unterbrach ihn Otto ungeduldig. „Habe ich Ihnen denn nicht oft genug die Gründe meiner Weigerung aus einander gesetzt? Ich tauge nicht in Gesellschaft, wenigstens nicht in die Gesellschaft hier, welche meine Vergangenheit so genau zu kennen glaubt und sich die tollsten Märchen über mein gegenwärtiges Leben erzählt. Soll ich mich angaffen lassen wie ein fremdes Thier? Und wenn sie über mich zischeln, wenn sie es wagen sollten, meine unselige Vergangenheit auch nur mit einem Hauch zu berühren, ich ertrüg' es nicht! Es gäbe ein Unglück — und das wäre schade um Ihr schönes Fest," setzte er abbrechend hinzu.

„Mein Haus sollte Ihnen Bürgschaft dafür sein, daß Sie vor Beleidigungen sicher sind," entgegnete der Baron ernst. „Auch täuschen Sie sich über die Stimmung einer Gesellschaft, welche Sie seit sechszehn Jahren meiden. Man ist Ihnen nichts weniger als feindlich gesinnt; und die einzige, welche leider noch nicht einsehen will, wie sehr wir uns alle an Ihnen versündigt haben — Frau von Arning — wird vielleicht gar nicht erscheinen und so Ihnen und sich selbst die Pein eines Zusammentreffens ersparen. Seien Sie dies eine Mal vernünftig, Otto."

„Ich habe ja niemals einen Besuch bei Ihrer Familie gemacht," klang es zögernd von Ottos Lippen.

Tannen begriff, daß er dem Siege nahe war.

„Vierzehn Tage ist eine lange Frist," entgegnete er, „darin läßt sich das Versäumte leicht nachholen. Und sollte Ihnen ja die Erfüllung dieser Form zu lästig dünken, wir werden nicht mit Ihnen darüber rechten. Meine Frau und meine Töchter denken wie ich, daß man einem eben wieder zum Leben Erwachenden die ersten Schritte nicht durch schroffes Festhalten an geselligen Formen erschweren muß."

Otto reichte dem Freunde, ohne aufzublicken, seine Hand. „Sie sind so nachsichtig gegen mich, Tannen," sagte er leise. „Wohl, ich will mich überwinden, will wieder versuchen, mit Menschen zu verkehren. Sind Sie zufrieden?"

„Mehr als zufrieden! Dies ist der Anfang neuer besserer Tage für Sie!" rief Tannen, die dargebotene Hand kräftig schüttelnd. „Und nun für heute Lebewohl. Ihre Stimmung ist nicht auf Besuch berechnet, ich will nicht länger stören."

Der kleine bewegliche Herr empfahl sich so glücklich, als hätte er eben den größten persönlichen Vortheil errungen.

An Tante Bernhardine war keine Einladung gerichtet worden, denn sie verließ schon seit langer Zeit Ermsdal nicht mehr — aus Geiz, um sich keinen neuen Anzug kaufen zu müssen.

Seltsam war es, daß sie bei ihrer auf die Spitze getriebenen Sparsamkeit alljährlich bedeutende Summen verausgabte. Es wäre jedem anderen aufgefallen; aber Otto war vollkommen gleichgiltig gegen das Treiben seiner Umgebung, soweit es nicht seine Person oder die Verwaltung seiner Güter betraf.

* * *

Inzwischen kehrte auch Beatrice langsam und in tiefes Sinnen verloren nach Hause zurück. Das eine kurze Zusammentreffen mit Otto hatte genügt, die Schranken der Furcht, des Mißtrauens und des Hasses einzureißen, welche die Baronin mit so vieler Mühe während neun langer Jahre in ihrem Herzen aufgerichtet. Von allen den Beweisen für Ottos Schuld wollte keiner sie mehr überzeugen, keiner mehr die erwachten Zweifel einschläfern. Sie schämte sich ihrer Theilnahme für einen so Unwürdigen, und wider ihren Willen mußte sie an ihn glauben. Wo sollte sie Gewißheit suchen? In ihren Kinderjahren? Sie that es; alle die kleinen Ereignisse, welche mit dem fremd gewordenen Oheim vergessen schlummerten, tauchten empor, jedes Wort, das Otto gesprochen.

In ihrer Aufregung hätte sie keinem Menschen begegnen mögen; scheu und lautlos schlüpfte sie an dem Wohnzimmer vorbei, worin sie ihre Mutter mit dem Verwalter sprechen hörte, die Treppe hinauf in ihr eigenes Gemach. Dort angelangt, schloß sie aufathmend die Thür und warf sich in den niedrigen Stuhl in der tiefen breiten Fensternische, von wo aus man hinüberblicken konnte bis Ermsdal. Die schweren blauseidenen Vorhänge zog sie herab rings um sich her, um ja von aller Welt abgeschlossen mit ihren Gedanken allein zu sein.

Etwa eine Stunde später kehrte Lindau von seinem Spa-

Digitized by Google

zierritt zurück; er blickte zu dem Fenster des jungen Mädchens empor; aber Beatrice beugte sich nieder, um nicht gesehen zu werden und dann grüßen, vielleicht gar sprechen zu müssen. Erst als die Tischglocke sämmtliche Hausgenossen zum Abendessen rief, suchte Beatrice ihre Familie auf. Während sie den Saal durchschritt, fiel ihr ein, daß über dem Sopha bei anderen Familienporträts auch ein Bild Ottos gehangen hatte, das einzige, welches von ihm existirte. Es war ein kleines Pastellgemälde, den Freiherrn als etwa neunjährigen Knaben darstellend im blauen Sammetkittel, mit schlichtem hellblonden Haar und Augen, welche schon damals mehr herrisch und trotzig als kindlich froh in die Welt blickten. Kurt hatte es oft herabgenommen, um es seinem Töchterchen zu zeigen; aber dann, bei der Neueinrichtung des ganzen Hauses, war das Bild in die Rumpelkammer verbannt worden, und Beatrice hatte es vergessen. Jetzt stand es wieder in allen Einzelheiten bis auf den Griff der Reitgerte, welche Otto in der Hand hielt, vor ihren Augen. Und sollte sie auch jedes Zimmer des großen Baues durchstöbern, jede Schieblade, jede Schrankthür öffnen müssen, sie wollte morgen dieses Bild finden und ihm einen Platz, nicht an seiner alten Stelle, sondern in ihrem eigenen Zimmer anweisen.

Mit diesem Entschluß betrat sie den Eßsaal, wo schon der Kronleuchter brannte und seine Lichtfluten in dem Silberzeug spiegelte, das den Tisch bedeckte. Der Anblick war weit eher großartig als gemüthlich zu nennen. Nur vier Converts auf der ungeheuren Tafel! Nur vier Menschen in dem weiten wie zu einem Fest erleuchteten Saal mit seinem riesigen Buffet und den hochlehnigen geschnitzten Eichenstühlen. Beatrice indes trat ruhig an ihren Platz, entfaltete ihre Serviette und blieb während des ganzen Mahls äußerst schweigsam.

Desto mehr wußte Herr von Lindau zu berichten; er hatte auf seinem Ritt allerlei erlebt, und da „Mama" seine Redegabe zu loben pflegte, ließ er es sich nicht nehmen, heute Abend ein Pröbchen derselben zu geben. Er begann ein langes Märchen von einer alten Hexe und einer verzauberten Prinzessin, die in ihrer Höhle gefangen weile und ihm auf sein Begehr einen Trunk Wasser in einem nicht ganz sauberen Gefäß, aber mit wunderschönen Händen gereicht hätte. Beatrice blickte kaum von ihrem Teller auf; sie erröthete von Zeit zu Zeit, denn sie ahnte, wen Lindau meinte. Die Baronin aber hörte mit aufrichtigem Interesse zu und wunderte sich, wo in der Gegend denn ein solches Feenkind zu finden sei, bis Warne, der, stumm dasitzend, das Kunststück zu Stande gebracht hatte, mit gesenkten Augen drei Menschen auf einmal zu beobachten, in leisem Ton bemerkte: „Gewiß meint der Herr Baron die „Eidechse, Torfelse" oder wie sie sonst genannt wird, die Elisabeth Mai, welche bei der Alten im Ermsdaler Moor wohnt."

„Nicht doch! Nicht in Ermsdal! Die Meilensteine trugen den Namen Repach oder so ähnlich."

„Ganz recht," erwiderte der Verwalter. „Der Fleck ist eine Enklave; er gehört zu Ermsdal, obgleich er in Repach liegt. Die alte Stine ist früher von Land zu Land gezogen; erst vor zehn Jahren etwa kam sie mit ihrer Enkelin in die Ermsdaler Torfhütte. Nun, ihr Gutsherr wird ja wohl wissen, weshalb er sie auf seinem Grund und Boden duldet."

„Wie? Als Elisabeth Mai entpuppt sich Ihre verwunschene Prinzessin?" rief die Baronin im höchsten Erstaunen. „Aber, mein Gott! ist dieses Zigeunermädchen denn hübsch?"

Frau von Arning hatte die braune Else von deren Kindheit an täglich gesehen, wenn sie flink und geschmeidig wie eine Eidechse durch die Gebüsche oder an den Zäunen hinglitt; aber es gehörte zu Theresens Eigenheiten, daß sie Menschen in zerlumpter Kleidung keiner eingehenden Beobachtung würdigte.

Lindau fuhr fort, die Reize seiner neuentdeckten Schönheit zu preisen, womit er niemand größere Freude bereitete als dem Verwalter. Dieser hatte nämlich bemerkt, daß die Baronesse bei der Erwähnung Elsbeths scheu und forschend emporblickte, und schloß daraus irrig auf Eifersucht. Nichts konnte besser in seine Pläne passen als Lindaus Unvorsichtigkeit, und um die vermeintliche Spannung zwischen den beiden jungen Leuten zu erhöhen, stachelte er durch geschickt angebrachten Widerspruch den Baron zu immer höherer Begeisterung auf. [illegible] gab indessen seinem Verdacht weder durch Worte noch Mienen eine neue Bestätigung, und Lindau, der sich im Grunde mehr von seiner eigenen kunstvollen Erzählung als von Elsbeths Schönheit hingerissen fühlte, rief, auf ein anderes Thema überspringend:

„Nannten Sie nicht eben Ermsdal, Herr Warne? Ich las im Vorüberreiten den Namen auch an einem Wegweiser. Das Gut gehört ja wohl einem Herrn von Arning — Otto von Arning, wenn ich nicht irre?"

„Allerdings," erwiderte Therese befremdet. „Sollte der Besitzer Ihnen bekannt sein?"

„Nicht näher. Er wurde uns in der Residenz vorgestellt durch unseren Major, der sehr viel Aufhebens von ihm machte. Herr von Arning ist ja wohl ein landwirthschaftliches Genie. Ermsdal war sehr herabgekommen, nicht wahr? Wenigstens erzählt man allgemein, der Freiherr habe in verhältnißmäßig kurzer Zeit aus einer Wüste ein äußerst werthvolles Gut geschaffen und einen Haufen Bettler in wohlhabende Grundbesitzer verwandelt. Das mag nun etwas übertrieben sein."

„Und zwar sehr bedeutend übertrieben," meinte der Verwalter.

„Nein, nein, es ist Wahrheit!" widersprach die Baronin, welche wissentlich niemals eine Ungerechtigkeit duldete. „Ich kannte Ermsdal in seinem früheren Zustand, und wenn nicht die Berichte sämmtlicher Augenzeugen lügen, so hat Herr von Arning das Unmögliche geleistet."

„Desto besser, gnädige Frau! Ich freue mich außerordentlich, die gute Meinung, welche man in der Residenz von dem Freiherrn hegt, durch seine Gutsnachbarn bestätigen zu hören. Um eine engere Freundschaft mit ihm anzuknüpfen, finde ich ihn zu kalt, zu verschlossen, wie soll ich sagen: zu selbstbewußt; aber er ist jedenfalls bedeutend, und Mama hat mir ganz besonders anempfohlen, den Umgang von bedeutenden Männern zu suchen. Morgen reite ich hinüber und —"

„Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie das unterließen, Herr von Lindau," sagte die Baronin.

Es lag etwas Schneidendes in ihrer Stimme, was den jungen Mann im höchsten Grade verwirrte.

„Verzeihung, gnädige Frau," stammelte er. „Ich ahnte nicht — Selbstverständlich, wenn Sie es nicht wünschen —

„Herr von Arning ist ein Verwandter von uns," fuhr Therese in demselben Ton fort.

„Natürlich! Wo hatte ich denn meine Gedanken? Er trägt ja Ihren Namen — und das fällt mir jetzt erst ein! Nochmals Verzeihung, gnädige Frau, und seien Sie versichert, daß ich nicht gegen Ihren Willen die Bekanntschaft erneuern werde."

„Es thut mir leid, Ihren Gefühlen diesen Zwang anlegen zu müssen," erwiderte die Baronin mit ihrer fürstlichen Würde, „aber zwischen Buchdorf und Ermsdal *kann* kein Verkehr stattfinden. Denken Sie darum nicht klein von mir, Herr von Lindau. Es sind nicht alltägliche Familienzwistigkeiten, welche diesen Bruch veranlaßt haben. Doch vielleicht ist es eben so gut, Ihnen die Gründe desselben offen mitzutheilen."

Messer und Gabel in Beatricens Hand klirrten leise. Sollte sie dazu verurtheilt sein, eine Geschichte anzuhören, von der jedes Wort sie in ihrer augenblicklichen Gemüthsstimmung wie die Berührung glühenden Eisens verwundete! Sie erhob sich, und die bebende Hand fest auf die Tischplatte gestützt, um sich Halt zu verleihen, sagte sie, die Augen groß und ernst zu der Baronin aufschlagend:

„Mama, Herr von Arning ist unser nächster Verwandter auf Erden. Kann es Dein Wille sein, einen Fremden zum Mitwisser seiner unglücklichen Vergangenheit zu machen, ihn vor fremden Ohren einer Schuld anzuklagen, welche doch niemals erwiesen ward?"

Es waren die ersten Worte, welche Beatrice an jenem Abend sprach, und unmöglich wäre es, die Ueberraschung zu schildern, welche sie in der kleinen Gesellschaft hervorriefen. Der Verwalter starrte das junge Mädchen mit weitgeöffneten Augen an, die Baronin aber schüttelte unmuthig ihr stolzes Haupt. So schonend war des Ausgestoßenen in Buchdorfs Mauern nicht erwähnt worden, seit der alte Freiherr die Augen geschlossen.

„Du entwickelst da recht seltsame Ansichten, liebe Bertie,"

Digitized by Google

entgegnete sie verweisend, „Ansichten, die geradezu beleidigend klingen. Herr von Lindau ist uns doch wahrlich kein Fremder, noch sind Deines edlen Oheims Thaten, so viel ich weiß, ein Geheimniß geblieben. Wozu also diese plötzliche Sentimentalität? Leider hattest Du als Kind eine unbegreifliche Schwäche für den Stiefbruder Deines Vaters, welche mir ihrer Zeit Sorge genug verursacht hat; aber ich dächte, das wäre ein überwundener Standpunkt. In der That, ich würde es sehr bedauern, wenn Du dergleichen thörichte Empfindungen wieder aufkommen ließest. Herr Warne und ich selbst haben Dir oft genug die Umstände mitgetheilt, welche zusammengenommen sein Verbrechen in unwiderleglicher Weise darthun."

„In unwiderleglicher Weise? Das Gericht sprach ihn frei, und Papa glaubte nicht an seine Schuld," entgegnete Beatrice fest. Sie hatte, während Therese sprach, keinen Blick von ihren Zügen verwandt, und es lag etwas in den groß geöffneten Augen, in dem vor Erregung bleichen Gesicht, was der Baronin sagte, daß aus irgend welchem Grunde ihr Töchterchen heute nicht nachgeben werde. Zum Streite aber durfte es in ihrem Hause niemals kommen. Sie zuckte also blos die Achseln und sagte, die Tafel aufhebend, mit ihrer freundlichsten Miene: „Herr von Lindau wird uns heute das Ende unserer interessanten Geschichte vorlesen, nicht wahr? Wartet nicht auf mich, Kinder, ich werde in wenigen Minuten bei Euch sein, sobald ich die Papiere für Herrn Warne in Ordnung gebracht habe."

Und mit einer graziösen Verbeugung gegen letztern verließ sie den Eßsaal.

Die Zurückgebliebenen begaben sich mit sehr verschiedenen Gefühlen in den Salon, welcher gleichfalls schon erleuchtet war. Lindau setzte sich an den Flügel und klimperte einen Walzer mit noch weit mehr Fehlgriffen als gewöhnlich; er verging fast vor Neugier, etwas Näheres über den geheimnißvollen Besitzer von Ermsdal zu erfahren.

Beatrice saß in der einen Fensternische, suchte mechanisch die ihr bekannten Sternbilder auf und beunruhigte sich, ob Lindau wohl wissen könne, daß sie in der Moorhütte mit ihrem Oheim zusammengetroffen sei. In der anderen Fensternische stand, gleichfalls sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, der Verwalter. Er suchte vergebens zwei wichtige Entdeckungen mit einander in Einklang zu bringen: die Eifersucht der Baronesse auf Elsbeth, und ihre plötzliche Parteinahme für Otto. Eine zornige Aufwallung gegen Herrn von Lindau, die wilde Freude ihn geringschätzig als einen Fremden bezeichnen zu dürfen, konnte bei Beatricens Charakter nicht die alleinige Veranlassung der letzteren gewesen sein. Nein, der Grund lag tiefer. „Und läge er im Mittelpunkt der Erde, ich muß ihn finden," schloß Warne sein stummes Selbstgespräch. Einstweilen verfolgte er unbeirrt seinen bisherigen Plan, die beiden jungen Leute zu trennen, es koste was es wolle. Zu dem Ende pflegte er die Baronesse scherzend auf alle Thorheiten ihres Verehrers aufmerksam zu machen. Er hatte die menschliche Natur genügend studirt, um zu wissen, daß ein entschiedener Fehler leichter verziehen wird, als eine Menge kleiner Schwächen.

Lautlos trat er zu dem jungen Mädchen.

„Wollen Sie nicht veranlassen, daß die Lektüre beginnt?" fragte er mit einem Seitenblick auf den Flügel. „Ich meine nur, Ihrer Nerven wegen, gnädiges Fräulein. Die Lust ist groß, allein die Kraft ist schwach."

Beatrice lächelte gutmüthig. „Lassen Sie ihn doch gewähren, Herr Warne," meinte sie freundlich. „Es macht ihm Vergnügen, und mich stört es wirklich nicht so sehr."

Die Baronin trat ein, Lindau begann zu lesen, und so ging der Abend zu Ende.

Beatrice hatte am folgenden Tage unendlich viel zu thun. Erst fand sie das Bild ihres Oheims und barg es in ihrer geheimsten Schieblade. Dann schloß sie den uralten Schreibtisch ihres Vaters auf und begann jedes Blättchen darin zu entziffern, es hätte ja Aufklärung über Otto enthalten können. Die Baronin ließ sie ruhig gewähren; sie nahm diesen plötzlich erwachten Forschungstrieb für kindliche Liebe. Uebrigens waren Beatricens Bemühungen ganz erfolglos.

Vaters Papiere enthielten manche liebe vertrauensvolle Aeußerung über seinen Bruder, aber nichts, das einem Unbetheiligten Anhaltspunkte zu einer Entscheidung für oder wider Otto geliefert hätte.

Nachmittags machte Beatrice Besuche in den verschiedenen Bauernhäusern, in welchen sie von Kindheit an ein- und ausgegangen war. Scheinbar zufällig brachte sie das Gespräch auf die alten Zeiten, fühlte sich aber nicht wenig überrascht, hier ein ganz anderes Urtheil über Ottos Handlungsweise zu finden als in dem Herrenhause. Der jetzige Wohlstand der Ermsdaler, welche einst in jedem Winter hohläugig und bettelnd die reicheren Nachbarorte zu überschwemmen pflegten, hatte die Meinung der schlichten Leute, die sich einfach an Thatsachen hielten, sehr zu Gunsten des ehemaligen Gutserben gestimmt. Freilich sprachen sie ihre Ansicht nicht unumwunden aus, aber das feine Ohr der Baronesse hörte durch ihre Reden hindurch, was sie verschwiegen.

In den nächsten Tagen setzte sie ihre Nachforschungen mit demselben Resultate fort. Auch eilte sie jeden Morgen, lange ehe die Baronin sich erhob, in das Torfhäuschen, um ihr krankes Reh zu besuchen, dessen Zustand sich von Tag zu Tage besserte. Das dauerte so die ganze Woche hindurch, und Beatrice war außer bei den Mahlzeiten nur selten im Hause anzutreffen. Die Baronin beachtete diese vermeintliche Laune nicht; Herrn von Lindau aber brachte die häufige Abwesenheit seines Ideals zur Verzweiflung. Er drang trotz aller Gegenvorstellungen des alten Gärtners in die Treibhäuser, plünderte die werthvollsten Pflanzen, und Beatrice fand allabendlich die Blüten, über welche sie sich am meisten gefreut, in einem riesigen Strauße verschmachtend auf dem Fußboden ihres Erkerzimmers liegen, wohin Emil sie durch das offenstehende Fenster geschleudert hatte, selten ohne ein Begleitschreiben voll gereimter Klagen über die Unsichtbarkeit seiner Sonne, seines Sternes oder seiner Rose, wenn er ja einmal auf Erden blieb.

Alles dies geschah auf Warnes Anregung, der sich schadenfroh dabei ins Fäustchen lachte, denn er wußte wohl, daß Beatrice das muthwillige Zerstören ihrer Lieblinge nicht ausstehen konnte und gar keine Freundin von schlechten Versen war.

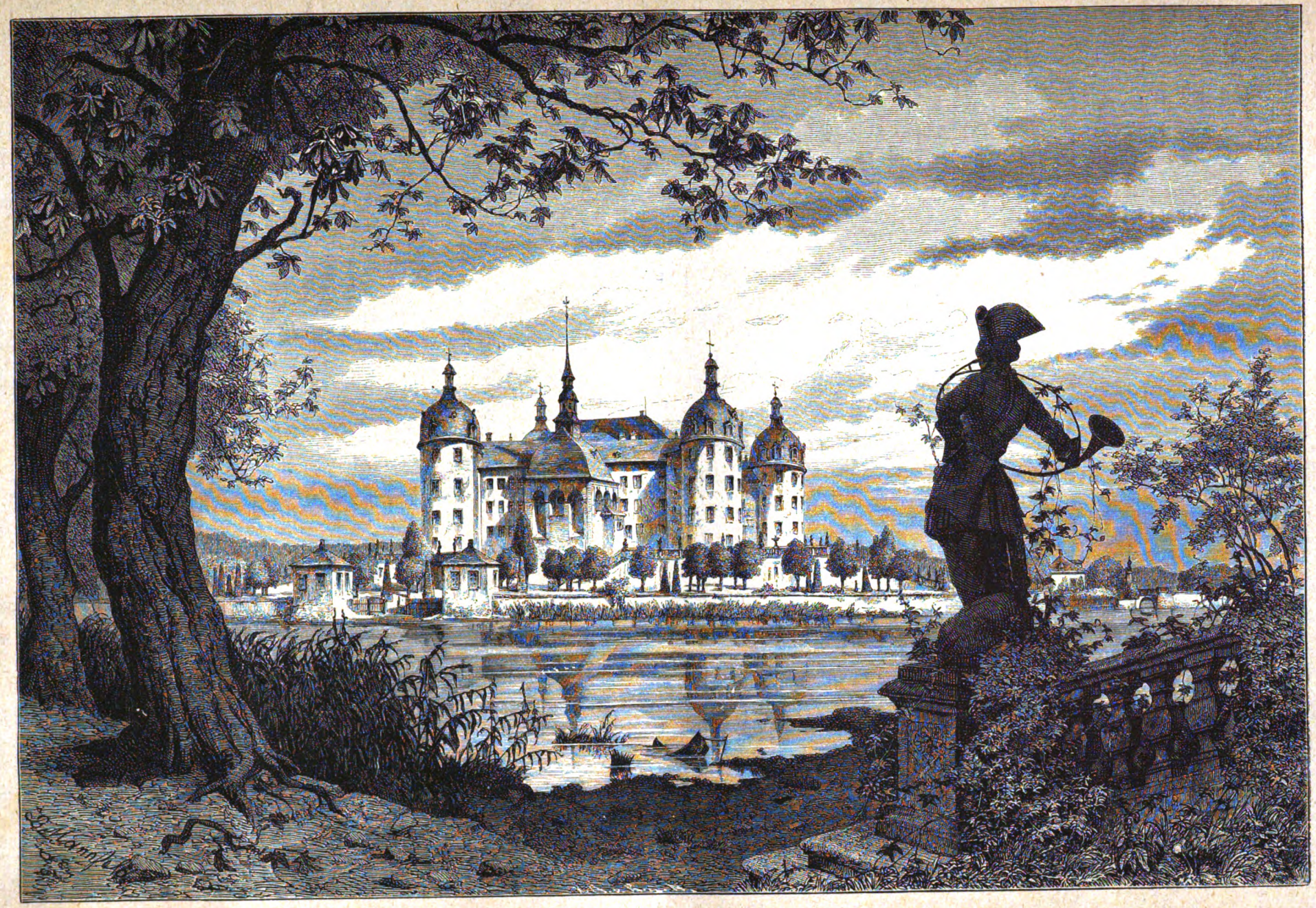
X.

Mutter Stine galt für eine geschickte Kartenlegerin, und die Bauern horchten auf sie wie auf ein Orakel. Doch auch nicht abergläubische Leute erholten sich zuweilen heimlich Raths bei ihr. Denn wenn sie auch am Ende die Zukunft nicht voraussagen konnte, so war sie doch mit tausend Verhältnissen und Personen in weiter Runde vertraut, und gab gegen klingende Belohnung genauen Aufschluß über die Gegenwart, und das ist für einen gescheiten Menschen genug.

Auch Warne beschloß, ihre Hilfe noch einmal in Anspruch zu nehmen. So erfolgreich er Lindaus Aussichten entgegenarbeitete, so machtlos fühlte er sich gegenüber der andern unbestimmten, nicht greifbaren und doch ohne Zweifel vorhandenen Gefahr, die ihm in der Neigung der Baronesse drohte. Vielleicht konnte die Alte ihm einigen Aufschluß geben. Uebrigens hatte er noch einen andern Plan: um Lindau ganz unschädlich zu machen, ein Verhältniß zwischen ihm und Torfelse anzuspinnen, oder wenigstens den Schein eines solchen hervorzurufen.

So schritt er denn eines Abends, als die Bewohner von Buchdorf sich zur Ruhe begeben hatten, die Hunde kettenlos in dem Gehöft herumstreiften und der Vollmond sich neben den schlafenden Schwänen im Teich spiegelte, geräuschlos durch die leise säuselnden Büsche der verrufenen Hütte zu. Es war todtenstill im Wald, die kleinen Vögel schliefen alle längst in ihren Nestern, nur der schaurige Schrei einer Eule klang zuweilen aus den Baumwipfeln herab; in dem Grasstreifen am Waldessaume zirpten die Grillen, und von dem sumpfigen Moor herüber tönte das Quaken der Frösche. Wie ein Gespenst glitt der Verwalter über die tageshelle Lichtung und zwängte sich mit unglaublicher Geschwindigkeit durch die schmale Spalte, welche der nur angelehnte Thorflügel bildete; er hätte ihn leicht ganz zurückstoßen können, aber es gehörte mit zu Warnes Eigenthümlichkeiten, daß er eine Thür niemals weiter öffnete, als unumgänglich nothwendig war, um hindurchzuschlüpfen. In der

Digitized by Google



Jagdschloß Moritzburg bei Dresden. Originalzeichnung von B. Mannfeld.

Digitized by Google

Hütte traf er niemand als den lieben Mondschein, und schon hatte er dieselbe verlassen und wollte, ärgerlich über das vergebens unternommene Wagstück seines nächtlichen Besuches, den Heimweg antreten, als er mit einem unwillkürlichen Ausruf der Bewunderung zurückfuhr.

In dem hohen blühenden Haidekraut, fast zu seinen Füßen lag Elsbeth Mai in ihrer phantastischen Tracht, das zierliche Köpfchen auf ihren braunen schlanken, aber schön geformten Arm gestützt, einen Kranz rothglühender Hagebutten auf dem schwarzen glanzlosen Haar. Ihr Blick ruhte schmeichelnd auf dem schmalen Kopf eines Rehes, das sich liebevoll an sie anschmiegte, und der Mond spiegelte sich in den großen schwarzen Augen, die so schwermüthig ernst, so ganz ohne ihren gewöhnlichen Ausdruck von Trotz, Mißtrauen und Tücke zum Himmel emporblickten. Wohl war Elsbeth — wie Herr von Lindau sich ausdrückte — eine nixenhafte Erscheinung, und voll Bewunderung stand der Verwalter vor dem reizenden Geschöpf.

„Elsbeth!“ rief er überrascht, „was hast Du mit Dir angefangen, Mädchen? So schön hab ich Dich ja nie gesehen!“

Sie veränderte ihre Stellung nicht, nur legte sich gleich einem Schleier der alte böse Ausdruck wieder über die eben noch so lieblichen Züge.

„Wo ist Deine Großmutter, Elsbeth?“ fuhr Warne in freundlichem Ton fort, als er sah, daß das Mädchen nicht geneigt schien, seine Anrede zu erwidern.

Torfelse deutete mit einer nachlässigen Handbewegung nach dem Moor, als aber der Verwalter, statt sich auf diesen stummen Bescheid hin zu entfernen, zögernd neben ihr stehen blieb, sagte sie ungeduldig:

„Mutter Stine ist mitten auf dem Moor, wo der Teufel sie in der Schwarzkunst unterweist, und kommt erst am Morgen heim. Uebrigens, wenn Ihr wieder solch 'nen Wisch in der Tasche habt, wie voriges Jahr und alle Jahre, so gebt ihn in Gottes Namen her; ich liefere ihn meiner Großmutter ab, ungelesen, das versprech' ich Euch, und Ihr dürft's mir glauben, denn — ich kann nicht lesen.“

Der Verwalter setzte sich neben sie in das duftige Haidekraut, Elsbeth machte eine ungeduldige Bewegung.

„Nun?“ fragte sie, ihn groß anblickend, „ich hab' Euch, mein' ich, gesagt, daß meine Großmutter so bald nicht heimkommt!“

Warne ließ sich nicht stören. „Wohl, das hindert uns doch nicht, ein wenig zu plaudern,“ erwiderte er sehr ruhig. „Was trägst Du da in Deinem Haar, mein Kind? Hagebutten? Vortrefflich! Das feurige Roth paßt herrlich zu Deinem Kreolenteint. Soll ich Dir eine Korallenschnur kaufen, Elsbeth, und ein hübsches Kleid?“

„Ihr?! Mir?!“ Die braune Else fuhr empor, aber sogleich wieder zurücksinkend, meinte sie in beleidigend nachlässigem Tone: „Ach so, ich vergesse immer, daß Ihr ein reicher Mann seid, Herr Warne. Ihr beerbtet ja Euren seligen Vater — 's ist was Bequemes um so einen Vater.“ Sie zerzupfte langsam eine Haideblüte. „Sollte Euer Erblasser auch wirklich schon selig sein?“

Der Verwalter fuhr erschrocken empor. „Wie meinst Du das?“ fragte er, die Zähne zusammen pressend, während unter seinen gesenkten Wimpern hervor ein Blick, wie der eines gereizten Tigers, zu dem zarten Wesen hinüberflog, das ihn so keck zu höhnen wagte.

Der Kopf des sonderbaren Mädchens sank in das Haidekraut zurück; es war auch nicht das geringste auf ihrem fast stumpfsinnig gleichgiltigen Gesichte zu lesen, als sie schläfrig erwiderte: „Je nun, ob dem vielen Suchen nach Geld und Gut übersieht manch einer die Thüren zur Seligkeit, sagt der Pastor. Doch was kümmert das uns? Die Hauptsache ist: Euer Vater hinterließ ein Vermögen — ich wollte, meine Großmutter wäre auch so gescheit.“

Der Verwalter athmete erleichtert auf, aber sein Blick haftete noch mißtrauisch lauernd auf dem Mädchen. „Was Du da sprichst, klingt sehr herzlos,“ sagte er langsam.

„Ich habe auch kein Herz,“ stimmte Elsbeth bei. „Weshalb, für wen sollt' ich eines haben? Bin ich doch von allen verhöhnt, geschlagen, getreten worden, so lange ich denken kann! Und ich hasse sie auch alle, die ganze Welt! Aber ich will reich und mächtig werden, und dann will ich mich rächen!“

Das war ein Anknüpfungspunkt. Warne ergriff ihn begierig und bemühte sich in einer längeren Rede, der unbestimmten Sehnsucht des wilden Naturkindes Gestalt und Richtung zu verleihen, indem er deren fernen nebelhaften Zielen mit taschenspielerartiger Gewandtheit, und ohne daß Torfelse selbst es merkte, die Persönlichkeit Lindaus unterzuschieben suchte. Er schilderte den Eindruck, welchen Elsbeth auf das Herz des Offiziers gemacht, sprach von der Berechtigung, welche ihre Schönheit ihr verleihe, von Emils glänzenden Aussichten; alles leichthin und wie durch Zufall, denn der Verwalter beabsichtigte nichts weniger als sich bloszustellen. Nur den ersten Anstoß wollte er geben: der einmal in Bewegung gesetzte Stein rollt ohne Nachhilfe den Berg hinab.

Die Rede war ein Meisterstück in Heinrich Warnes eigenen Augen, und die Art, wie Elsbeth, ihr mondbestrahltes Köpfchen schamhaft gesenkt, seinen Worten lauschte, wohl dazu angethan, ihn in Betreff ihrer Wirkung sicher zu machen. Doch als er mit einem halb scherzhaften Glückwunsch zu der baldigen Standeserhöhung seiner kleinen Freundin die Hand auf ihr üppiges Wollhaar legen wollte, entglitt das Mädchen seinem Arm mit einer Gewandtheit, welche ihren Beinamen „Eidechse“ rechtfertigte, und stand, auf die Füße springend, in der nächsten Sekunde mit gekreuzten Armen und finsterdrohendem Blick dem erschrockenen Mann gegenüber.

„So, Herr Verwalter,“ sagte sie gepreßt; „ich habe Euch zu Ende reden lassen, denn ich wollte Euren saubern Plan erst in allen seinen Einzelheiten durchschauen. Jetzt kenn' ich ihn, als hätte ich ihn selber erfunden! Und Euch, mein verehrter Herr, so genau wie mein liebes Moor dort, mit seiner geschmeidigen grünen Moosdecke obenauf und bodenlosem Schlamme darunter! Wie Ihr Euch zu mir setztet und freundlich mit mir spracht, da wußt' ich, daß Ihr etwas von mir haben wolltet; wie Ihr mir aber gar echte Korallen und ein Kleid angeboten habt, da erkannte ich, daß es etwas Großes sein müsse, denn Ihr bezahlt den Werth einer That immer nur halb — werdet nicht heftig! 's ist ja ein Lob, das ich Euch gebe: denn wäret Ihr ein Verschwender, sagt doch, wie hätte Euer Vater Euch ein so großes Vermögen hinterlassen sollen?“

Sie lachte kurz und höhnisch auf und fuhr dann leiser fort in einem Ton, durch welchen, trotz ihrer Bemühungen, gleichgiltig zu scheinen, ein tiefer Schmerz zitterte: „Ihr habt mich betrügen wollen, das war so schlecht, so häßlich — kein anderes Mädchen würde es Euch verzeihen, aber die braune Else ist von Kindheit auf daran gewöhnt, mißhandelt zu werden! Ich wünsche Euch nicht mehr Böses als der ganzen Welt, nein, eher weniger; denn daß ich bei Eurem Plan zu Grund gehen mußte, war ja nur Zufall; nicht gegen mich war er ersonnen, sondern um die stolzen Herrschaften in Buchdorf zu verderben. Ihr haßt sie ebenso glühend wie ich, diese Reichen, diese Vornehmen, nur daß ich ihnen meinen Haß offen ins Gesicht schleudere, während Ihr demüthig ihre Fußtapfen küßt. Seht, Warne,“ fuhr Else ruhiger fort, „ich weiß wohl, daß es nur Euer Spott war, wenn Ihr mich vorhin ein kluges Mädchen nanntet. Ich weiß aber wirklich eine Menge von Dingen, welche vielleicht nicht in Büchern stehen, und doch im Leben recht gut zu gebrauchen sind. Auf fünf Meilen im Umkreis gibt's kein Haus, dessen Thun und Treiben ich nicht in- und auswendig kenne! Das meiste von dem, wodurch Mutter Stine die Bauern hier in Erstaunen setzt, hab' ich ihr ausgekundschaftet. Meine genaue Bekanntschaft mit den Verhältnissen und der Art der Leute kann Euch von Nutzen sein. Und wenn ich auch niemals Eure gehorsame Dienerin werde, wie es meine Großmutter aus Gott weiß welchen Gründen ist — gegen das Buchdorfer Fräulein will ich Euch treu und kräftig beistehen, wenn Ihr einmal in Eurem Leben ehrlich sein könnt!“

„Aber, süße goldene Els!“ rief der Verwalter freudig überrascht. „Habe ich denn etwas anderes von Dir verlangt als Deine freundliche Hilfe? Wenn mein Plan Dir nicht be-

Digitized by Google

hagt, so verbessere ihn. Ich kam hierher, um Deinen Rath zu hören."

„Euer Plan ist schlecht, und mehr als das — überflüssig," entgegnete Elsbeth. „Das Fräulein wird niemals Lindaus Frau."

„Also die Spaziergänge in der Frühe," rief der Verwalter selbstvergessen.

„Hängen damit zusammen. Bravo, Warne! An Eurer Spürnase ist nichts auszusetzen. Schwört mir, daß die Korallenschnur mein werden soll, und ein Hut, genau wie Euer Fräulein ihn trägt, mit einem Kranz von Schilf und Wasserlilien, schwört es mir, so verrathe ich Euch, was es mit diesen Spaziergängen auf sich hat."

„Wozu ein Schwur, Elsbeth? Alle diese Sachen sind Dir ja gewiß!"

„Sind sie mir gewiß? Sie werden mir gewisser sein, wenn Ihr schwört; denn Ihr seid abergläubisch, lieber Herr Warne; Ihr könnt zum Beispiel den Kukuk nicht gut rufen hören, nicht einmal eine Kukuksuhr. Wenn Ihr mir nicht Wort haltet, folge ich Euch auf Schritt und Tritt und rufe Kukuk; ich kann's gut: Kukuk! Kukuk!"

Das klang so natürlich, daß der Verwalter erschrocken herumfuhr. Elsbeth lachte.

„Ich schwöre es Dir," sagte er mürrisch, „schwöre es Dir bei allem, was mir heilig ist! Und nun — foltere mich nicht länger!"

„Gut, hört! Am vergangenen Freitag kam Fräulein Beatrice mit unserm Gutsherrn ins Moorhäuschen —"

„Mit Eurem Gutsherrn! Träumst Du, Elsbeth? Mit Otto von Arning?" rief der Verwalter erbleichend.

Elsbeth nickte trocken. „Ich glaube wohl, daß es Euch, der Ihr bislang den Herrn auf Buchdorf gespielt habt, nichts weniger als gelegen kommt, Euch gerade von dem in die Karten gucken zu lassen. Werdet nicht heftig, ich geb' Euch ja das Mittel, die Sache zu verhindern! Also, die beiden kamen in unser Haus; er trug das Reh hier auf dem Arm, denn er hatte es verwundet, und sie brachten es der Großmutter zur Pflege. Aber die sprach viel dummes Zeug von der Zeit, an welche der Freiherr sich nicht gern erinnern hört. Er wurde auch fuchswild, und das Fräulein machte ein Gesicht, als ob eigentlich sie an allem schuld wäre. Nachher — o, es ist nicht umsonst ein Astloch in unserm Thor, nachher sah ich sie noch eine ganze Weile zusammen stehen. Jetzt kommt sie alle Tage, um das Reh zu besuchen, aber sie sieht's kaum an und schwatzt nur von ihm; und er kommt auch alle Tage und verbindet Ami, auch wenn's gar nicht nöthig wär! Dabei muß ich ihm dann erzählen, was sie gesagt hat. Sie kommt des Morgens und er kommt gegen Abend; und sie möchten beide gar zu gern einmal zusammentreffen. Bis jetzt hat sich noch keines das Herz dazu gefaßt, aber einmal macht sich's doch, und dann — nun, hab' ich Euer Geschenk verdient. Schlaft gut, Herr Verwalter —"

Warne fuhr bei diesem plötzlichen Abbrechen wie aus einem schweren Traume empor. „Elsbeth!" rief er erregt, aber sie war schon fort. Blitzschnell raschelten ihre kleinen braunen Füßchen durch das üppige Haidekraut; erst am Saum des Moors wandte sie sich mit einem neckischen Lachen, welches ihre bläulich weißen Zähne im Mondschein aufblitzen ließ, nach dem Zurückgebliebenen um und winkte ihm übermüthig, zu folgen. Aber der Verwalter hütete sich wohl, und auch Ami blieb traurig am Rande stehen, während Elsbeth, scheinbar ohne die Erde zu berühren, in phantastischem Tanze über den sumpfigen Boden dahinflog.

Das Moor war ihre Festung, ihr Garten, ihre Heimat; dorthin flüchtete sie als Kind vor den Steinwürfen und Schlägen ihrer Spielgenossen; dort war sie sicher, denn selbst die kecksten Knaben wagten nicht, ihr zu folgen. Sie aber kannte jeden Fuß breit Erde ihrer Heimat, jede gefährliche, jede sichere Stelle; sie war der Geist des wüsten Ortes, welch letzterem ihr Charakter in manchem düstern Zug entsprach; Moorelfe, nicht Moorelse hätte sie heißen sollen.

Das Orakel, welches der Verwalter sich im Moor geholt, gab ihm zu denken. Es stimmte wunderbar zu dem Betragen der Baronesse an jenem Freitag Abend; wenn er sich dann aber wieder die ganzen Buchdorfer Verhältnisse ins Gedächtniß rief, die Abneigung der Baronin gegen Otto, die Sicherheit, mit welcher sie Emil von Lindau schon als ihren Schwiegersohn bezeichnete, mußte er an der Genauigkeit von Elsbeths Angaben zweifeln. Auch beunruhigte es ihn, daß er so unvorsichtig seine wahren Absichten hatte durchblicken lassen. Hätten sie sich nicht durch den unberechenbarsten Zufall der Welt übereinstimmend mit denen der braunen Else erwiesen, seine Stellung wäre verloren gewesen.

So grübelte er hin und her, bis der Schlaf ihn übermannte, und als er endlich aus wüsten Träumen erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Wie ein Alp lastete der Zweifel der vergangenen Nacht noch auf seiner Brust. Verdrießlich öffnete er das Fenster und blickte hinaus. Vor ihm lag der Park in thauiger Morgenfrische, und die leisen Glockenklänge von dem Dorfe her mahnten daran, daß es ein Sonntag Morgen war, der so hell und sonnig anbrach. Auf der Terrasse drüben, neben dem gedeckten Tische schimmerte das helle Kleid der Baronin — sie ließ sich die Bereitung des Frühstücks niemals nehmen, und auf den Bäumen rings umher saßen voller Erwartung Scharen hungriger Tauben, Krähen und Sperlinge. Die Schelme kannten genau die Zeit, um welche Beatrice ihnen Futter auszustreuen pflegte; und dort hinter dem Beete voll blühender Levkoyen und Astern stand sie selbst, die gütige Fee, in ihrem weißen gestickten Morgenkleide und dem schilfbekränzten Hut, welcher Elsbeths Neid erregt hatte. Wie harmlos und froh sie aussah! Wie schelmisch sie auflachte bei jedem vergeblichen Versuche, welchen der ihr gegenüber stehende Herr von Lindau machte, sie zu haschen! Dem Verwalter erschien Beatrice eine lichtumflossene Engelsgestalt, wenn er sie mit dem unheimlichen Dämon voll Haß und Tücke verglich, welcher sich ihm gestern im Moor offenbart hatte.

„Und dieses holdselige Geschöpf sollte ich hassen?!" murmelte er spottend vor sich hin. „Nun wahrlich, die braune Else ist mit all ihrem Scharfsinn doch eine Närrin, wenn sie sich dergleichen einbilden kann!"

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Städte und Bauten.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

V. Ein Tag in Moritzburg. Skizze von Georg Hiltl.

(Zu dem Bilde auf S. 341.)

Ein rosenfarbner Streif erscheint im Osten am Horizont. Aus den Wiesen und den hohen Schilfbüschen, welche sich längs des Seeufers hinziehen, steigen leichte Nebel empor, die im schwachen Lichte des anbrechenden Morgens Schleiern aus Silbergaze gewoben gleichen. Sie schweben vom leichten Winde getrieben höher und wallen über die Flächen dahin, umhüllen den mächtigen, dunkel und schweigend daliegenden Forst, die üppigen Gärten, die reizenden Häuser in den Wäldchen und die Spiegel der größeren oder kleineren Teiche. Aber ihre Herrschaft währt nicht lange. Bald genug greifen, glühenden Fingern gleich, die Strahlen der aufgehenden Sonne in das lustige Gewebe und zerreißen es in tausend und aber tausend Streifen. Mit dem Reißen des Gewölks und dem Aufsteigen der Sonne belebt und ändert sich die Gegend. Was bisher noch in den gewaltigen Dunstballen versteckt war, das tritt zu Tage. Aus dem breiten Gewässer hebt sich ein stattliches Schloß. Es liegt auf einer kleinen felsigen Anhöhe und ist von einem breiten Wassergraben umrahmt, der den mächtigen Schloßteich zum Nachbarn hat. Er ist mit prächtigen Linden- und Kastanienbäumen bepflanzt und zwischen dem Grün hervor blicken vier reizende Pavillons; und weiter, immer weiter schweift das Auge in die prachtvolle Umgebung hinein in den üppigen Wald;

Digitized by Google

durch enge und breite schattige Wege, durch Dickicht und über Lichtungen geht es bis an das Ufer eines anderen Sees, des Bernsdorfer Sees, wo auf sanfter Anhöhe das neue, 1769 erbaute Schloß sich erhebt, und wenn man durch die Waldnacht zu blicken sucht, dann blitzt es von da- und dorther durch den grünen Vorhang, als habe er Risse erhalten, und man gewahrt überall kleine Teiche, auf denen im Schimmer des Frührothes sich Kraniche, Schwäne und andere Wasservögel bewegen.

Noch ist es still im Forste, im Schlosse und dessen Umgebungen. Wir können mit einiger Muße dies schöne Bild in all seinen Einzelheiten betrachten. Wir stehen vor dem Jagdschlosse Moritzburg, das im Friedewalde oder der Moritzburger Haide oder wie sie ehedem hieß: „der Burggrafenhaide" gelegen ist. Wir wollen uns in die Zeit zurückversetzen, in welcher Sachsen aus seiner Ruhe und Einfachheit, in der es bisher verblieben war, herausgerissen und in die Reihe der Länder gestellt wurde, von denen man in Europa mit Staunen sprach, denn um jene Zeit — wir sprechen vom Jahre 1718 — galt nur das Land für großartig und bedeutend, dessen Herrscher eine gewaltige Pracht entfaltete, dessen Hauptstadt vom Glanze prunkvoller Feste strahlte, dessen Minister und Hofpersonal den üppigsten Haushalt entwickelten; es war so Sitte, seitdem der vierzehnte Ludwig alles, was glanzvoll gewesen war, überstrahlt und den Satz aufgestellt hatte: Der König ist alles — alles geht von ihm aus — alles kehrt wieder zu ihm zurück und er ist es, der allein die Macht besitzen darf, um inmitten glänzender Vasallen zu strahlen, denen er aus ganz besonderer Huld gestattet, gleich kleinen Sternen um ihn, um die mächtige Sonne zu kreisen und dabei ebenfalls, wenn auch matter als er zu glänzen. Für Sachsen war eine solche Zeit mit dem Regierungsantritt Augusts II, des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, den man den „Starken" nennt, gekommen.

Was noch nicht vorhanden war, das sollte entstehen, was bereits bestand, das sollte größer, herrlicher, glanzvoller werden. Was in den Zeiten der Väter für anstaunenswerth gehalten worden war, wie kleinlich und einfach, wie ungenügend und bürgerlich fast erschien das jetzt dem zweiten August, der neben dem vierzehnten Ludwig, seinem Ideale, genannt sein wollte! Und er griff es herzhaft an, das Werk der Verschönerung und blendenden Verzierung.

Kurfürst Moritz hatte den Bau des Schlosses begonnen, es führte seinen Namen. August setzte den Bau fort, Christian I vollendete ihn 1589. Die drei Johann George, der erste, der zweite und der vierte verschönerten und erweiterten den Bau, aber alles, was sie gethan, wollte August II, dessen Lieblingsplatz die Moritzburg war, in den Schatten stellen.

Also, es schmücke und verschönere sich das Schloß! Dies war des Königs Machtgebot, der kein Hinderniß kennen wollte, wenn es galt, seinen Willen durchzusetzen. Treten wir in der Stille des Morgens, noch ehe die Bewohner des Schlosses erwacht sind, über die Zugbrücke, welche zum Eingange des Schlosses führt, in den Hof. Drei Stockwerk hoch ist der Bau. Seine Ecken werden von vier großen Hauptthürmen flankirt. Wir steigen die mit Gemälden und Figuren gezierte Treppe empor zum Audienzsaal. Die Pracht des Zeitalters strahlt uns hier entgegen. Hirschköpfe, welche mächtige Geweihe tragen, Vergoldungen aller Art blicken und blitzen von den Wänden. Vergoldete Ledertapeten, auf denen sich Bilder aus der Dianafabel nach Virgils und Ovids Dichtungen zeigen, bekleiden das Mauerwerk. Dort blickt das Geweih eines Sechsundsechszigenders herab, hier springt ein riesiger Schweinskopf hervor, den die Hauer schmücken. Im Tanzsaal ist der Prunk noch strahlender. Die Köpfe der Hirsche sind vergoldet, 72 solcher Köpfe zeigen sich an den Wänden, daneben Stuck und Holzbildhauerarbeit in schönster Ausführung. Dreißig Ellen lang zieht sich der Saal hin, an den der Speisesaal stößt. Auch hier Massen von prachtvollen Geweihen, die stolzen Hauptzierden ganzer Generationen von Edelwild prangen als Jagdtrophäen an den Wänden. In riesigen Schränken blinken die Trinkgefäße in Gold, Silber, Gestein oder Horn, Holz oder Porzellan ausgeführt, viele von seltsamer Form, eine Augenweide für den Sammler und Künstler, aber alle von solchen Dimensionen, daß man auf die Zechfähigkeit derer schließen kann, welche dereinst nach anstrengendem Waidwerk diese Gefäße an die durstigen Lippen setzten.

Dort stehen die Gruppen der Becher, welche Thierformen zeigen, silberne und goldene Schweine, Hirsche, Bären und Hunde; hier zeigen sich kostbar bemalte Becher aus Glas geformt, und da auf dem Schranke hat der ungeheure aus Hirschgeweih gebildete, drei Kannen fassende Pokal den Platz gefunden, aus welchem man sich den Willkommen zutrank.

Wieder ein anderer Saal, dessen Tapeten Jagdscenen zeigen, es sind all dies malerische Vorstellungen und Momente aus dem Jagdleben des starken August, und wie er dort sein Gedächtniß bewahrt hat als Nimrod, so hat er hier in dem vor uns liegenden Buche eine Art von Tafel-Chronik gestiftet, Quittungen gewissermaßen über das, was seine Gäste verschwelgt haben; es sind deren Namen in dem Buche verzeichnet und die Tage, an welchen hier in Moritzburg die üppige Tafel gehalten ward.

Neben diesen Räumen, in welchen die Freuden des Mahles und des Tanzes von der auserlesensten Gesellschaft genossen wurden, sind auch solche, welche ernsten Zwecken geweiht erscheinen. Nach dem stürmischen Leben — die Buße, nach dem Jubel und der Schwelgerei — die Andacht! Die Kapelle nimmt die Andächtigen und diejenigen auf, welche bereuen, bis wieder die Gelegenheit zu sinnlichen Genüssen sich bietet. Die Kapelle ist dereinst von Georg II erbaut, und August hat sie im Jahre 1720 der heiligen Jungfrau gewidmet. Wie überall in dem Theile des Schlosses, den er mit neuen Einrichtungen versah, herrscht auch hier der Prunk. Die Wände sind mit rothem goldbesetzten Sammet ausgeschlagen, ein prächtiges Bildhauerwerk: der gegeißelte Christus aus fleischfarbenem Marmor, der blutrothe Flecken zeigt, erregt die Bewunderung der Kenner, und in all den anderen Sälen und Zimmern zeigen sich kostbare Möbel, mächtige Spiegel, Schränke, Uhren und tausend andre Kostbarkeiten, welche die Laune in seltsamen Formen und mit edlem Metall beladen, auf den Markt brachte, von wo aus sie den Weg zu dem Schlosse fanden. Gemälde überall, die Wände sind damit bedeckt, Jagd- und Thierstücke, selbst der Pinsel des altehrwürdigen Meisters Cranach hat dazu dienen müssen, die Waidmannslust zu verherrlichen und ein Bild des Jagens auf der Annaburger Haide hergestellt, auf welchem 40 Personen in Porträt zu sehen sind, die einst an dem wilden Vergnügen Theil nahmen.

Das Schloß ist belebt geworden. Im Glanze der hochaufgegangenen Sonne liegt die ganze Gegend da. Da wimmelt es schon ringsum von Menschen und Thieren. Es ist der Tag des 14. August. Der König gibt heute ein Fest in und bei Moritzburg, eins der seltsamen Feste, welche die üppige Phantasie der Veranstalter höfischer Lustbarkeiten geschaffen. August II will nicht allein vergnügt sein, er hat es besonders gern, wenn sich eine genügend große Menge seines Hofes und seiner übrigen Unterthanen an den Festlichkeiten ihres Monarchen betheiligen. Wie er schon im Riesensaale zu Dresden jene Redouten gab, zu denen jeder freien Eintritt hatte, wie es sein besonderes Vergnügen war, auf dem Markte und den anderen Plätzen eine Art von venetianischem Karneval zu veranstalten, wie er Wasserjagden, Venusspiele und kostbare Feuerwerke — Freude bei Tag und Nacht im Plauenschen Grunde, Türken- und Ritterspiele — Schäfer- und Bauernwirthschaften arrangirte, so ließ er auch zu Moritzburg Feste schaffen, welche an Pracht und Glanz ihres Gleichen suchten.

Das Zeitalter war unerschöpflich in solchen Erfindungen. Zu den Schäfer- und Bauernwirthschaften hatte man nun noch eine Nationenwirthschaft gefügt. 200 Personen, unter ihnen der König, Graf Moritz, die Fürstin Teschen, die Gräfinnen Königsmark und Potzki, die Fürstin von Weißenfels, endlich die zur Zeit herrschende Gunstdame, die Gräfin Dönhof und viele Personen hohen Ranges, fremde und einheimische, figurirten dabei.

Da ist eigens für dieses prächtige Fest eine Schanze dicht am großen Teiche bei Moritzburg aufgeworfen worden. Die Herstellung hat gewaltige Geldsummen gekostet. Nur für einen,

Digitized by Google

höchstens zwei Tage ist ein ganz neuer Bau entstanden. Oben auf der Schanze ziehen sich Säle, größere und kleinere Kabinette aus Laubgewinden gebildet in langer Reihe hin, und all diese plötzlich entstandenen Räume sind durch zierliche Galerien verbunden. In ihnen, zwischen den schlanken Pfeilern tummelt sich schon an dem frühen Morgen die vergnügungsbedürftige Menge der königlichen Gäste. Sie sind alle in kostbare Kleider gehüllt. Sie stellen — in verschiedene Gruppen getheilt — die Bewohner der vier Welttheile dar. Da ist der goldbeladene Afrikaner, der bunte Chinese, der mit kostbaren Steinen geschmückte Indier zu sehen. Jeder dieser reich kostümirten Theilnehmer muß während der Festesdauer in dem Gewande bleiben, welches der königliche Veranstalter ihm zuertheilt hat.

Jetzt ein kostbares Frühstück. Unter dem Schall der Instrumente treten die Repräsentanten der Nationen der vier Erdtheile in den Laubgängen auf der Schanze zusammen. Von oben herab blicken sie auf die Schauspiele nieder, welche sich zu ihren Füßen entfalten. Da wimmelt der große Spiegel des Teiches von holländischen Kähnen; Schifferstechen und Wettrudern beginnen jetzt; die bunten Wimpel flattern im leichten Winde, Jauchzen und Musik, helles Gelächter, tausendstimmiges Beifallrufen tobt durch die Gegend, und an den alten Mauern des Schlosses bricht sich der Sturm des Jubels und prallt daran ab, um in die stillen Forste hineinzudringen und das Wild aus seiner Ruhe zu scheuchen. Tausendstimmig, ja, denn nicht nur der Hof ist bei dem Feste betheiligt, auch Massen von Bürgern und Bauern sind herbeigekommen, um dem König bei der Feier behilflich zu sein.

Behilflich — gewiß, denn der König liebt es, wenn die Gegend ringsum von Menschen belebt ist, er hat gern recht viele Zeugen seiner prunkvollen Feste und seiner gewaltigen Fertigkeit, das Geld unter die Menge zu werfen. Diese Menschenmenge hat nicht im Schlosse, nicht in dessen Seitengebäuden Unterkommen finden können, Zelte, Baracken haben sich wie auf Zauberschlag rings um das Schloß und den Teich erhoben, eine ambulante Stadt ist für die Dauer des Festes hergestellt worden, das ist Leben, das ist Bewegung und Freude — der König liebt es leidenschaftlich, so inmitten der Menge zu sein, er ist der Mittelpunkt aller Huldigungen, die Sonne, von welcher all die Strahlen ausgehen und man muß sagen, der vierzehnte Ludwig hat nichts Prächtigeres geschaffen, wenn er auch ein paar hundert Personen mehr zum feierlichen und lustigen Spiele aufbieten konnte.

Mittag ist gekommen. Auf den Rasenplätzen werden weiße Tücher ausgebreitet, Speisen schafft man herbei, die Küche zu Moritzburg liefert heute alles, Weine und Biere fließen reichlich, Braten und Pasteten werden mit Verschwendung vertheilt, überall Jubel, Schmaus und Klingen der Gläser, man tafelt auf des Königs Kosten.

Neue rauschende Musik ertönt, und schnell werden die Spuren der Mahlzeit vertilgt, Bettlerhaufen sind genug in der Nähe, sie lauern verborgen im Dickicht an der fernen Landstraße, bereit, über die Brocken herzufallen, aber sorgfältig sich versteckend, denn der König liebt keine Lumpen, er hat einen Abscheu vor dem Elend, wenn es sich ihm zeigt.

Schon beginnen Puppenspieler und Harlekins ihre Vorstellungen, die Menge eilt zu den Schauplätzen, und auch der Hof erscheint jetzt inmitten der ganzen Volksmasse. Die dreistesten Scherze werden auf den kleinen Bühnen laut, die Keckheit des Harlekin und die Dummdreistigkeit Pierrots schonen niemanden. Nachdem der dramatische Unsinn einige Zeit geherrscht hat, schließen sich die Vorhänge der Theater. Zu gleicher Zeit schallen Jagdfanfaren — ein glänzendes Gefolge von Piqueuren erscheint und nimmt Stellung vor dem Portal des Schlosses. Aller Blicke sind dahin gerichtet, denn schon seit einiger Zeit hat man den König vermißt. Er bereitet sicherlich ein neues Vergnügen vor — richtig, es ist so, wie die Erfahrenen in der Masse der Zuschauer vorhergesagt haben.

Ein schmetterndes Hornsignal — der König tritt aus dem Schlosse, ihm folgen eine große Anzahl Herren und Damen, alle zur Jagd gerüstet. Man führt die prachtvoll gezierten Rosse vor, die Hunde bellen, die Glöcklein klingen, und die Rufe der Jäger schallen weit über die Gegend hin. Jetzt hat der König sich in den Sattel geschwungen, er schwingt einmal die wuchtige Peitsche, es ist das Zeichen zum Beginne der Jagd, die auch sofort unter Hussahruf, Knallen der Peitschen, Hörnerschmettern, Roßgewieher und Hundegebell ihren Anfang nimmt.

Wie ein Wetter bricht die Schar aus allen Wegen hervor und rast um den Teich her. Die Forstbeamten des Königs haben das Wild aus dem Walde hierher getrieben, dicht an den Ufern des Teiches sind Hirsche und Wildschweine zu finden, welche heute dem königlichen Vergnügen zum Opfer fallen sollen.

Angstvoll hat sich das Gethier in die Büsche am Teiche geduckt, aber es kann nicht lange vor den Jägern verborgen bleiben, schon springt hier und dort ein Hirsch auf, da arbeitet sich der Eber durch das Gestrüpp, am Ende des kleinen Busches erscheinen wiederum Hirsche, und immer wilder tobt die Menge hinter ihnen drein, rings um das Ufer des Teiches stürmen die Reiter, Männer und Frauen auf schnaubenden Rossen, die Schar der Jagdknechte hinter ihnen her — alles rufend, hetzend und die Peitschen schwingend. Hier ist der König in seinem Element. Die Jagd ist sein Lieblingswerk, und keiner versteht das Waidwerk besser als August, der seinem Beinamen „der Starke" alle Ehre macht. Es ist eine Wonne für den König, den gaffenden Massen zeigen zu können, daß der Kraft seiner herkulischen Arme nichts widerstehe, mit dem Jagdspieß in der Faust, oder dem Fänger, gibt er den Genickfang, der gewaltigste Hirsch unterliegt seinem Stoße, den Eber läßt er fast spielend auflaufen. Wie sie dahin sausen all die Jäger — die Gesichter hoch geröthet vom Taumel des Vergnügens, die Haare flatternd im Winde, die Pferde weit ausgreifend, Schaum vor den Nüstern!

Der König ist im Galopp allen voraus, nur eine Person hält mit ihm gleichen Schritt im wüthenden Ritte; es ist eine Dame, eine schöne kühne Frau, und als sie sich neben August Pferd an Pferd zeigt, da geht ein Geflüster durch die Menge der Zuschauer, aber bald wird es lauter, immer lauter — wozu auch noch flüstern? Die ganze Welt weiß es, und der König hat schon längst sich entwöhnt, aus seinen sinnlichen Neigungen ein Geheimniß zu machen, er folgt auch darin seinem Vorbilde, dem vierzehnten Ludwig von Frankreich. „Es ist die Dönhof, die Maitresse des Königs, die augenblicklich alles beherrscht!" so geht es von Mund zu Munde. Jetzt sind beide, König und Gräfin, oben am Ende des Sees, jetzt verschwinden sie im Gebüsch, sie tauchen wieder auf, ein Stück Wild ist aus dem Bereiche der Jäger entkommen und hat den Weg zum Walde gefunden, der König und die Dönhof sind hinter ihm, der Wald entzieht sie den Blicken.

Immer weiter hinein jagt der König. Die Gräfin bleibt ihm zur Seite. Schon dreimal haben beide den Weg gewechselt, die Jagdlust führt sie dem flüchtenden Hirsche nach.

„Bravo, Gräfin," ruft der König, „Sie halten wacker aus."

„Die Ehre, an Ihrer Seite bleiben zu dürfen, Sire, ist ein Sporn für mich," keucht die Gräfin, und immer wilder treibt sie das Roß an, da endlich halt! Die beiden Jagenden sind in ein Gehege gestürmt. Ringsum ist der dichte Forst von Gestrüpp noch enger durchzogen, ein kleines Gewässer rinnt durch die moosbedeckten Steine, und zwischen alten Eichen versteckt zeigt sich eine Felspartie, in deren Mitte eine Grotte sichtbar ist. Die ganze Stelle war zur Ruhe einladend, kühl und schattig, abgeschieden und heimisch. Nur von fern her tönt das Lärmen der Jagd, die Hornrufe schallen melodisch sanft durch die stille Waldung.

„Ein unfreiwilliges Halten," sagt der König lachend, indem er sich leicht den Schweiß von der Stirn trocknet.

„Aber köstlich und enchantant, wie alles Zufällige," erwidert die Gräfin.

„Sie sind durch mich hierher verlockt, Comtesse," scherzt der König, „Sie werden mir zürnen."

„Sie können das nicht en vérité denken, Sire," entgegnet die Gräfin.

„Eh bien, Sie gehören mir schon längst an, es ist wahr," ruft der König, „weshalb sollte ich Sie verlocken?"

Digitized by Google

„Spotten Sie meiner Faiblesse nur noch obenein, Sie haben recht, Sire."

Sie that einen leichten Schlag mit der Reitpeitsche nach August, der sofort den Arm der Gräfin ergriff.

„Das fordert Genugthuung," rief der König.

„Oh, Sire," bat die Gräfin, „Sie werden Gnade üben. Sie halten meinen Arm mit Ihrer gewaltigen Hand so fest umspannt, daß er fast zu brechen droht, Sie sind erzürnt, weil die Jagdbeute entschlüpfte."

„Mon dieu, ich habe Sie doch nicht unsanft berührt?" fuhr der König erschrocken auf, den Arm der Gräfin fahren lassend. „Nein, nein, ich bin nicht erzürnt darüber, daß wir die Fährte des Wildes verloren haben. Ich bin im Gegentheil erfreut, weil es uns in diese reizende Einöde verlockte, ich liebe dergleichen Zufälligkeiten."

„Horch," sagte die Gräfin, „ich glaube, das Wild kehrt zurück. Es rauscht dort, jetzt wieder — dort."

Der König und die Gräfin wendeten sich beide um. In demselben Augenblick bäumten sich beider Pferde hoch empor, als trete etwas ihnen gegenüber, vor dessen Anblick sie scheuten. August und die Gräfin wendeten sich wieder um, die Dönhof stieß einen lauten Schrei aus und rief: „Entsetzlich!" Der König zügelte mühsam sein Roß.

Die Ursache dieses Schreckens für Mann und Pferd war eine lange hagere weibliche Gestalt, welche plötzlich aus der Grotte in das Gehölz getreten war. Sie trug schwarze nonnenartige Kleidung, auch einen weißen Schleier über den Kopf gelegt. Die Enden des Schleiers fielen bis auf die Schultern herab, das Antlitz der Frauengestalt war bleich, die ganze Erscheinung hatte unleugbar etwas Gespenstisches, das durch die Umgebung, in welcher die Gestalt sich zeigte, noch erhöht wurde.

Der König schien so betroffen, daß er kaum die Zügel zu halten vermochte, und ehe er noch seine Geistesgegenwart wieder gewonnen hatte, stieß die Erscheinung schon einen Weheruf aus und ließ deutlich die Worte hören:

„August, August, gedenke Deines Versprechens! Du darfst nicht fort von hier, ehe Du nicht Dein Wort gelöst — fort da mit dieser." Sie deutete auf die Gräfin und that einen Schritt vorwärts, um des Königs Pferd am Zügel zu fassen, aber August wandte das Roß schnell um und hatte mit großer Gewandtheit auch das Pferd der Gräfin gewendet.

„Fort, schnell fort," rief er, „folgen Sie mir, Marie," und beide jagten wie von Dämonen gehetzt aus dem Gehege, deutlich vernahmen sie den Ruf: „Wehe, König August, wehe!"

Ohne zu sprechen, ohne um sich zu blicken, galoppirten König und Gräfin zurück. Der König keuchte, als ruhe eine schwere Last auf seinem Nacken, sein Haupt schien gebeugt, erst als er wieder die Rufe der Jagdgesellschaft, das Getümmel der Menschenmenge hörte und sah, wurde er ruhiger, und sobald er sich inmitten der Jäger befand, gab er Befehl, die Jagd abzubrechen. Allgemein fiel seine üble Laune und die Befangenheit der Gräfin auf. Was war nur geschehen? Die Kunde von der Mißlaune Seiner Majestät verbreitete sich schnell bis unter das Publikum. Man sah, wie der König eilig in das Schloß schritt — die Dämmerung war bereits angebrochen, und alles fürchtete, daß das Nachtfest, welches mit großer Illumination des Parkes, der Teichufer und durch ein Feuerwerk begangen werden sollte, nicht stattfinden werde.

„Um Gottes willen, was ist geschehen, Gräfin?" fragte endlich Graf Vitzthum, der sich im Kostüm eines Japaners an die Dönhof drängte. „Sie müssen es wissen!"

Fleming, Promnitz, Graf Zech und einige andere Herren drängten sich mit hinzu.

„Ist's eine Sache, welche Sie betrifft, so —" wagte Hoym zu fragen.

„Nein, Messieurs," erwiderte heftig die Gräfin, welche diesen Verdacht nicht auf sich sitzen lassen mochte. „Ich bitte um Ihre Diskretion, wenn ich Ihnen sage, wir haben beide, der König und ich, im Walde ein Gespenst gesehen!"

Alle fuhren betroffen auf, aber schon erschien der Trabant Hofmann und rief Vitzthum zum König.

Durch die bunte Menge der Gäste sich Bahn brechend, gelangte Vitzthum in das Kabinet des Königs. Er fand August noch im Jagdkostüm. Der König ging im Zimmer auf und nieder. „Vitzthum," sagte er fast barsch, „ich bin außer mir —"

„Sire, ich habe gehört —"

„Was, von wem?" fragte August schnell.

„Eine Erscheinung, ein Gespenst, wie die Gräfin sagt."

„Ach was da, ein Gespenst — ein Wesen mit Fleisch und Blut, aber mir viel ärgerlicher als ein Gespenst," rief der König. „Weißt Du, wer sich in den Wald geschlichen hat? Die Gräfin Cosel."

Vitzthum prallte zurück. Diese Person war freilich dem König ärgerlicher als ein Gespenst. Es war seine einst allmächtige, nun gestürzte Geliebte, die in enger Gefangenschaft auf Schloß Stolpen gehalten ward. Man sagte: der König habe ihr die Ehe versprochen, und die Gräfin Cosel suche jede Gelegenheit zu ergreifen, den treulosen Geliebten an dieses Versprechen zu mahnen.

„Wie ist es möglich, daß sie aus der strengen Haft entkommen ist?" fragte Vitzthum besorgt.

„Ich weiß es nicht, aber ich werde strenges Gericht halten," zürnte August. „Allein genug für heute! Ich wage mich nicht mehr hinaus. Wenn das tolle Weib Gelegenheit findet, in meine Nähe zu kommen — voilà un scandale — ich bin abscheulich kompromittirt."

„Wo sahen Majestät diese Person?"

„An der Grotte des Felsens."

„Ich werde sogleich Befehl geben, die Gräfin zu suchen. Fleming wird seine Leute in der Nähe haben. Gedulden Euer Majestät sich noch einige Zeit. Das fête de nuit wird doch seinen Fortgang haben?"

„Sans doute."

Vitzthum verließ das Schloß. Die Menge harrte noch immer in Ungewißheit, aber bald genug sah man, wie die auf der Galerie des Schlosses und in den Laubhallen der Schanze befindlichen Lampen angezündet wurden. „Ah, das Fest findet statt, der König ist wieder heiter," so rollte es durch die Gruppen. Bald genug strahlte Moritzburg im Schimmer einer prächtigen Beleuchtung, die sich in den Fluten des Teiches, des Grabens wiederspiegelte und die schöne Nacht in zauberhafter Weise erhellte.

Drei Kanonenschläge verkündeten den Beginn des Feuerwerkes. Ein donnernder Hochruf erschallte. Der König war wieder erschienen. Er stand in einer Laube auf der Lustschanze, von wo aus er das Feuerwerk übersehen konnte. Er grüßte freundlich nach allen Seiten, und als Gegengruß rauschte eine Garbe von Raketen unter dem Applaus und Hurrah der Menge in die Luft, wo sie prasselnd barsten. In diesem Augenblicke sah man Vitzthum zum Könige treten. August wendete sich nach ihm um.

„Nun?" fragte er.

„Sire," lautete die Antwort, „die Gräfin Cosel ist vor etwa zehn Minuten am großen Entenfange von dem nach ihr ausgesandten Lieutenant von Born ergriffen worden und befindet sich schon wieder auf dem Wege nach Stolpen."

„Ah!" machte der König, der sehr befriedigt um sich blickte, „die Untersuchung wird das weitere ergeben; dieu merci, wir haben Ruhe vor ihr, Gräfin," rief er lustig der Dönhof zu, welche in diesem Augenblick in die Laube trat. „Sie waren heute in der That eine Jägerin par excellence — eine wahre Diana. Zum Gedächtniß dieser Jagdpartie, welche Sie an meiner Seite gemacht haben, ohne zurückgeblieben zu sein, soll Moritzburg umgetauft werden: von heute an nennen wir es Dianenburg."

Die Angehörigen des Hofes applaudirten der königlichen Entscheidung, und als das letzte Feuerwerk unter endlosem Jubel zerstoben war, machten König und Hofpersonal die Abendpromenade um den von Gondeln und Kähnen belebten Teich.

Ein langhinrollender Trommelwirbel, ein helles Geschmetter von Kavalerieſanfaren — der Tag ist beschlossen, das Fest für heute beendet, der König begibt sich zur Ruhe. Die Lampen

Digitized by Google

erlöschen allmählich, und schwach noch hallt von den Wiesen herauf das Gemurmel der Menge, die sich vorbereitet, die Nacht im Freien zu verbringen, um den zweiten Festtag ebenso vergnügt durchleben zu können.

Moritzburg oder Dianenburg liegt im Halbdunkel. Im Zimmer des Königs gewahrt man noch Licht. August sitzt vor dem vergoldeten Tische. Er ist mit dem Schreiben einer Ordre beschäftigt. Wer über seine Schulter geblickt hätte, würde die Worte gelesen haben:

„Die Wachen in und um Schloß Stolpen sind zu verdoppeln, die größte Aufmerksamkeit ist hiermit befohlen, damit die gefangene Madame nicht zum zweiten Male die Plaisirs in Moritzburg störe.

Augustus Rex."

Ein Ueberblick und Rückblick auf die Generalsynode des Königreichs Preußen im Jahre 1875.

(Harmlose Plaudereien eines Mitgliedes.)

(Schluß.)

Von den Pastoren zu den geistlichen Oberhirten der Provinzen, zu den Generalsuperintendenten, ist nur Ein Schritt. Wir nennen wieder nur diejenigen, die am hervorragendsten sich an den Plenarverhandlungen betheiligten. Wiesmann aus Münster, vielleicht allzu bescheiden an jede Frage den einfachen Standpunkt pastoraler Betrachtung anlegend und doch keineswegs niedrig im Fluge seiner Gedanken, mit Recht energisch den Vorwurf zurückweisend, als mangele ihm royaler Sinn, wenn er seine Abstimmung nicht gerade so oder so treffe. Schultze aus Elbei, mehr eine feurige Natur und doch wiederum auch etwas von dem Prophetentypus eines Jeremias an sich tragend, für die Sache, die er verficht, warm und ganz eintretend, in der Nähe Miquels sitzend und gern mit ihm privatim diskutirend. Sein Kollege Möller aus Magdeburg, von einer überaus gewinnenden Liebenswürdigkeit, in seiner Rede ruhig und gemessen fortschreitend, aber je länger man ihm zuhört, desto mehr fesselnd, frei von Effekthascherei, überzeugend durch die Wahrheit seiner Gründe. Endlich Dr. Erdmann aus Breslau, der für seine „Schlesische Märtyrerkirche" und eine deren eigenthümlichen Verhältnissen entsprechende Vertretung in den ständigen Synodalstufen eine Lanze bricht, dem man es anmerkt, wie jedes Wort, das er spricht, dem warmen Herzen entstammt, dem man es glaubt, wenn er erklärt, es sei wider sein Gewissen, hier oder da mit der Majorität zu gehen, dem man es nachfühlt, wenn er vielleicht eine der ergreifendsten Reden schließt mit den Worten: „Ich kann nicht anders!" Sie haben ehrlich gekämpft, diese Generalsuperintendenten — ehrlich, wo sie mit ihrem Nein, eben so ehrlich, wo sie mit ihrem Ja eintraten.

Am häufigsten griffen in die Debatte, namentlich da, wo sie spezieller das rein geistliche Gebiet berührte, die theologischen Professoren ein. Es ist schwer, mit kurzen Pinselstrichen das Wirken und die Eigenart von Männern zu zeichnen, die in der theologischen Welt eine so bedeutende Stellung einnehmen; wir vermessen uns auch nicht, ein erschöpfendes Bild zu geben; nur skizzenhafte Umrisse bieten wir dar. Allen voran leuchtet der Freiherr von der Goltz, früher in Basel, jetzt in Bonn, eine noch jugendliche Erscheinung, mit einem unverkennbar idealen Zuge in seinem Wesen, augenscheinlich ein Mann reichen Wissens, dabei ein Meister in der Rede, in der Dialektik wie kein anderer, stets schlagfertig, im Plenum wie in der Fraktion (der sog. Mittelpartei) von weitgreifendster Bedeutung und eminentem Einflusse. Sein Kommissionsreferat über die brennendste aller Fragen, die Verstärkung des Laienelements in den einzelnen synodalen Stufen, wurde, was Uebersichtlichkeit der Anordnung, klare Darlegung der Gründe und Gegengründe, Objektivität des Urtheils anlangt, allseitig als eine Musterleistung bezeichnet.

Sein Kollege Christlieb, dem die kindlich gutmüthige würtembergische Art so wohl ansteht, trat mehr zurück; aber er hat die Gastfreundschaft, die er bei der letzten Zusammenkunft der evangelischen Allianz auf amerikanischem Boden gefunden, nicht vergessen. Es war seine Lieblingsidee, daß die Generalsynode auch mit den evangelischen Gemeinden des Auslandes den Konnex aufrecht erhalten solle, auch wenn diese Gemeinden, wie er sich in einem bezeichnenden Bilde genügsam ausdrückte, nur das Recht „des Altenstübchens" erhielten.

Die alte Theologenuniversität Halle hatte zwei ihrer jüngeren Docenten (wenigstens jünger im Vergleich mit den Veteranen Tholuck und Müller) entsendet, Beyschlag und Köstlin, jener offenbar eine dichterisch angelegte Natur, sich von vornherein als einen „in Worten leicht Unvorsichtigen" einführend, der sein seit Jahrzehnten im Herzen getragenes, in der rheinländischen Kirche genährtes Ideal der Ausgestaltung einer Presbyterialordnung nun doch endlich erfüllt sah und um deswillen, damit nur das Haus unter Dach gebracht werde, manchen Lieblingswunsch, wenn auch vielleicht mit schwerem Herzen, zu opfern geneigt war; Köstlin, auch ein Würtemberger seiner Abstammung nach, der bedeutendste Biograph des Lebens Luthers, der treueste und unparteiischste Interpret der Lehre Luthers, darum auch, wie kein zweiter, dazu geeignet, zu entscheiden, was dem Grundgedanken nach lutherisch oder unlutherisch sei, immer vorsichtig abwägend und prüfend, aber dann auch um so gewisser in seiner persönlichen Entscheidung, um so zwingender in seiner Beweiskraft für den Hörer. Neben ihm Semisch aus Berlin mit seinem kirchenhistorisch geschulten Urtheil, geistreich in seinen Bildern und Pointen, anziehend schon durch seine unübertrefflich meisterhafte Diktion; Geß aus Breslau, auch der würtembergischen Erde, dem Theologenlande, entstammt, der den Begriff des geistlichen Priesterthums aller Gläubigen nach seinen Rechten wie Pflichten darlegte; Cremer aus Greifswalde, bei dem der Prediger dem Professor und der Professor dem Prediger zu Gute kommt, erfüllt von der unzerstörbaren Zuversicht auf den felsenfesten Grund der lutherischen Kirche, und endlich — zwar nicht seiner amtlichen Stellung, aber seiner geistigen und literarischen Bedeutung nach — nicht minder ein Professor unter den Theologen, Dr. Fabri aus Barmen, der Kirchenpolitiker unter den Theologen, dem Gedanken der Freikirche nahestehend, vor allem aber dem Ideal provinzieller kirchlicher Selbständigkeit nachstrebend, hier auf dem rechten Boden für seine kirchenpolitischen Baupläne, die er vor Jahren gezeichnet, wenn er auch bei dieser Gelegenheit wegen der dabei unvermeidlichen Rekriminationen hierauf keine Rücksicht genommen wissen will — das waren die Männer der theologischen Wissenschaft. Sie haben uns die Furcht benommen, daß wir bereits im Zeitalter der theologischen Epigonen leben; nein, die Theologie ist noch eine Wissenschaft, so gern man ihr dies auch in der letzten Zeit zu bestreiten geneigt ist, und die jüngst lebhaft ventilirte Frage der Aufhebung der theologischen Fakultäten wird vorerst noch vertagt werden müssen, so lange Männer solchen Schlages die theologischen Lehrstühle zieren.

Doch genug von den Theologen, denen wir billig den Vorrang gelassen haben. Aus der theologischen Fakultät zunächst hat sich die philosophische abgezweigt und innerhalb derselben, der Theologie am nächsten stehend, die Philologie. Auch Philologen vollwichtigen Namens zählte die Versammlung in ihrer Mitte, allen voran den langjährigen hochverdienten Leiter des höheren preußischen Unterrichtswesens, Wiese, neben dem Oberpräsidenten a. D. Eichmann der einzige unter den gegenwärtigen Synodalen, der auch der Generalsynode des Jahres 1846 beigewohnt hatte, mit seinem urbanen Wesen (er hatte das Unglück, beim Nachhausegehen aus dem Sitzungssaale den Arm zu brechen; aber in dem Manne steckt etwas von der altpreußischen Beamtenenergie und Zähigkeit, wenige Tage darauf erschien er schon wieder auf seinem Platze); den früheren Provinzialschulrath von Schlesien, Scheibert, mit dem arbeitsdurchfurchten Antlitz, dem Zeugniß jahrelanger angestrengter, aber auch reich gesegneter Arbeit, mit dem ernsten, sich in die Seele hinein-

Digitized by Google

bohrenden Auge; den jetzigen Provinzialschulrath von Schlesien, Dr. Sommerbrodt, mit dem edlen Profil, dem man den Wahlspruch des Mannes, wie er ihn jüngst noch so trefflich bei der Einweihungsrede eines Gymnasiums ausgesprochen, ablieſt: „Die Zöglinge der Gymnasien sollen werden Männer vor der Welt, Kinder vor Gott"; den Provinzialschulrath von Preußen, Dr. Schrader, frisch, beweglich in seinem Wesen, Pädagog auch in der Leitung der Fraktionsversammlungen, der als „Geheimrath" nach Königsberg zurückkehrte; den Rektor der altehrwürdigen Schulpforta, Dr. Herbst — repräsentiren sie nicht ein gut Stück Geschichte der preußischen Schule, eine stattliche Fülle der Humanitätsbildung, welche der Reformation mit hat Bahn brechen helfen, und die der Protestantismus nicht ohne seine tiefste Schädigung über Bord werfen könnte?

An die Philologen mögen sich die Juristen reihen. Die Jurisprudenz und Theologie hängen inniger noch als lediglich durch das jus canonicum zusammen, und je und je und nicht am unwirksamsten auch in der Generalsynode haben die Vertreter jener Wissenschaft das lose Wort Lügen gestraft: Juristen seien schlechte Christen. Ich nenne aus jenem Kreise vorweg den Chefpräsidenten des Glogauer Appellationsgerichts, Grafen Rittberg, im Dienste des Staates ergraut, aber trotz seiner hohen Jahre von jugendlicher Rüstigkeit und Elasticität und darum wiederholt in die Debatte eingreifend, der, als der Präsident der Synode nach einer langstündigen Vormittagssitzung noch den Gedanken an eine Abendsitzung auftauchen läßt und der jüngeren mancher dazu eine bittersüße Miene macht, zuerst mit militärischer Strammheit erklärt: „Ich werde erscheinen." Weiter seinen Königsberger Kollegen, den Kanzler von Goßler, mit einem Ansatz von Embonpoint, unverkennbar mit einer gewissen senatorischen Würde und Beredtsamkeit ausgestattet, den subtilsten Fragen bis auf den Grund nachgehend, und Schultze, den Breslauer Professor und geh. Justizrath, auch preußischen Kronsyndikus, einen der liebenswürdigsten Juristen, den wir kennen, den warmen Fürsprecher der evangelischen Geistlichkeit im Herrenhause und in der heimischen Provinzialsynode, der es oft genug schon an einflußreicher Stelle betont hat, daß es eine Ehrenschuld des Staates sei, die materielle Lage der Geistlichen aufzubessern, klar im Denken, beredt in Worten, den aber diesmal, wenn wir recht errathen, körperliches Unwohlsein hinderte, die gebührende Stellung einzunehmen. Von jüngeren Juristen erinnern wir an Professor Hinschius, den vielgenannten Rathgeber und schriftstellerischen Vorkämpfer auf dem Gebiete der preußischen Kirchenpolitik im Kampfe gegen den Ultramontanismus, der sich hier auf ein gemüthlicheres Gebiet versetzt sah, als er es sonst zu kultiviren hat; an Professor Gierke, den Deputirten der Juristenfakultät der Universität Breslau, der sein gewiß reiches Wissen auf dem Felde der Kirchengesetzgebung freigebig der Synode zur Verfügung stellte; an Boretius, den ehemaligen Züricher, aber dort „unschädlich gemachten" Professor, der jetzt sein Heim in Halle gefunden hat; und an den (allerdings nicht juristischen) Grafen York von Wartenberg, der sein Versprechen, „nie lange Reden halten zu wollen", ehrlich eingelöst hat und doch dabei mit seinem warmen Herzen für die Kirche den Nagel auf den Kopf traf.

Von den Juristen gehen wir zu den Verwaltungsbeamten über und bleiben zunächst bei den unmittelbar im Dienste der Kirche stehenden: zwei Konsistorialpräsidenten, Wunderlich aus Breslau und Hegel aus Berlin, wie verschieden äußerlich und innerlich! Jener, schon vor Jahren in der rheinischen Kirche als Presbyter und in anderen kirchlichen Gemeindeämtern erprobt, mit seiner sicheren Geschäftsgewandtheit und reichen Vertrautheit in Angelegenheiten der Verwaltung da eintretend und rathend, wo es sich um die großen Prinzipien der Administrative und deren Handhabung handelt, immer fußend auf dem Boden der Erfahrung, aus derselben heraus auf Ergänzung des Entwurfes nach dieser oder jener lückenhaften Seite hinarbeitend; dieser, in dem sicher noch der scharfe Geist seines Vaters, des weltbekannten Philosophen, arbeitet, dem er auch äußerlich nicht unähnlich sein soll, mit philosophischer Akribie den spinosesten Fragen nachgehend, immer nach dem Besseren tastend und darum wie aus einem unerschöpflichen Füllhorn fast zu jedem Paragraphen Abänderungsanträge stellend, ja so fruchtbar, daß er selbst Anstand nahm, sie insgesammt unter seinem Namen in die Synode hineinzuwerfen — andere übernahmen eingestandenermaßen an seiner Statt Vaterstelle an den vielfach umhergezerrten Kindern.

Unter den rein politischen Verwaltungsbeamten nehmen unser Interesse vor allem in Anspruch einige Oberpräsidenten: der Senior der Synode, Oberpräsident von Eichmann; sein Kollege aus Sachsen, der ehemalige Minister von Patow, ein sehr thätiges Fraktionsmitglied, nicht mit Unehren und Unrecht ein Kirchenpatron rechter Art genannt, der auch seiner Ehrenpflichten eingedenk ist und, anstatt baufällige Kirchen repariren zu lassen, es vorzieht, gleich neue zu bauen; ferner Preußens Oberpräsident von Horn, eine wuchtige Erscheinung, unter allen Synodalen entschieden der enragirteste Vertheidiger des Generalsynodalentwurfs, für den er in der Fraktion und im Plenum nicht oft und nicht lobend genug eintreten kann, aber immer gerade und ehrlich und nie mit seiner Meinung hinter dem Berge haltend; und endlich Rheinlands ehemaliger Oberpräsident, jetzt z. D., der kleine, bewegliche, jugendfrische von Kleist-Retzow, mit dem straffen weißen Haupthaar und dem weißen Schnurrbart, der in ihm am ehesten einen pensionirten Militär vermuthen läßt — wer könnte ihn vergessen! Er hat oft gesprochen, vielleicht nächst von der Goltz am häufigsten; aber wenn er redete, war alles, Freund und Gegner, ganz Ohr, und zum Zeichen, welche Bedeutung man seiner Persönlichkeit beimaß, mag das dienen, daß, so oft der Antrag auf Schluß eingebracht war und Kleist-Retzows Name als noch auf der Rednerliste stehend verkündigt wurde, zumal wenn er die Bitte, ihn noch zu Worte kommen zu lassen, aussprach, ihm dieser Wunsch nur selten versagt wurde. Kleist hat eine stürmische, fast wilde Beredtsamkeit (ein Synodale meinte: Nur gut, daß dieser Kleist nicht socialdemokratischer Führer ist; wie würde der die Massen mit sich fortreißen!), wie ein reißender Gießbach rollen ihm die Worte dahin, und doch, wie weiß er auch wiederum seine Stimme gar sanft zu modeln und anzupassen, wenn er z. B. von „dem zarten edlen Organismus der Kirche" spricht! Dabei kommt ihm eine staunenswerthe Sachkenntniß auf allen Gebieten zu statten, eine schlagende Dialektik, Klarheit der Darstellung, eine parlamentarische Routine, dem Gegner nie etwas zu vergessen und ganz nebenher in dem unscheinbarsten Relativsatze Hiebe auszutheilen, die sitzen. Wir begreifen es, daß der Mann geborener Gruppenführer ist. Manchmal wollte es uns bedünken, als schaute er ernst nach der Büste Stahls, seines einstigen Bundes- und Kampfesgenossen, empor.

Von dem Herrenhausmitgliede ist der Sprung zu den inaktiven oder noch aktiven Deputirten des Reichs- und Landtages nicht zu gewagt. Wir erwähnen wieder nur die bekanntesten: von Benda, der sich selbst im Privatverkehr als „Landjunker" einführte und seiner gleichzeitigen Verpflichtung als Reichstags- und Synodalmitglied nach Kräften nachkam, dort in der Grundsteuerkommission saß, hier unermüdet für sein Ideal der kirchlichen Ausscheidung von Berlin warb, wie er die politische nur noch als Frage der Zeit betrachtet wissen wollte, und daß die Residenzstadt zur besonderen Synode umgewandelt werden soll, hat sie ihm, dem rastlos dafür Kämpfenden, in erster Linie zu danken (wenn wirklich diese Ausscheidung dort so heiß begehrt ist; wir konnten uns nicht so schlechthin dafür begeistern). Sodann Stadtrath Techow aus Berlin, der nicht ungeschickt für sein Projekt der direkten Urwahlen zur Generalsynode plaidirt, wenn er auch sonst fast vereinzelt mit dieser Ansicht dastand, übrigens in der letzten Stunde noch seine ablehnende Stellung dem Generalsynodalentwurfe gegenüber aus kirchlichen Rücksichten motivirte, während er sich für sein politisches Verhalten freie Hand vorbehielt, so daß man auf seine Haltung im Abgeordnetenhause doppelt gespannt sein darf. Ferner Wachler, geheimer Justizrath und Kreisgerichtsdirektor in Breslau, über 51 Jahre im Staatsdienst, eine Reckengestalt von altem Schrot und Korn, zu dem man nicht anders aufblicken kann als mit dem Wunsche: „Wäre doch auch Dir einst solch Greisenalter nach Körper und Geist bescheert!" derb mitunter nach echter Hessenart, der er entstammt ist, aber grundehrlich, von dem wir

Digitized by Google

behaupten: Er kann nie heucheln und hat nie geschmeichelt. von Rauchhaupt, Landrath des Kreises Delitzsch in Sachsen, der Mann der Kompromisse, wohl nicht mit Unrecht als der Vermittler zwischen dem Kirchenregiment und seiner Fraktion, die zumeist den Ausschlag gab, bezeichnet, übrigens in Bezug auf thatkräftige Unterstützung, die er den Geistlichen seines Verwaltungskreises angedeihen läßt, für tausende in seiner Stellung ein Vorbild. Miquel, der ehemalige Oberbürgermeister, der bei den Mitgliedern aller Richtungen sich viel Liebe und Au-

litik des Ministeriums Bismarck" geworfen — es wollte uns mitunter so scheinen, als bestrebe er sich auch hier, zu schlaglichtern; aber er traf nicht selten wunde Stellen. Unbenommen soll ihm das Zeugniß sein: er kam vorurtheilslos zur Synode, konnte sich bei keiner Gruppe des Hauses recht heimisch fühlen, das Herz arbeitete wohl manchmal gewaltig mit, und wir fühlten ihm die „Bewegtheit" nach, von der er sich einmal in einer der klippenreichsten Stunden der Synode erfüllt erklärte. Und Moltke, der Schweiger, er schwieg auch hier; wie gern hätten

Kameradschaft im Felde. Originalzeichnung von C. Hünten.

erkennung erworben hat; unvergessen soll ihm sein Wort sein, das sich denn oft genug bewahrheitet hat: Ihm sei es unzweifelhaft gewesen, daß, sobald man an die eigentlich praktischen Fragen herantreten werde, viel mehr Uebereinstimmung als Dissens innerhalb der Versammlung sich herausstellen werde; Miquel, dessen Rede langsam und ruhig wie im geschützten Strombett dahinfließt, aber auch eben so klar und durchsichtig, der sein politisches Schiboleth: provinzielle Selbständigkeit als Lieblingsidee auch auf dem kirchlichen Gebiete verwirklicht gesehen hätte. Endlich der ehemalige Elberfelder Landrath von Diest-Daber; er hat einst „Schlaglichter auf die innere Po-

wir gewünscht, er wäre auch nur einmal aus seiner Reserve hervorgetreten, der gewaltige Mann, der so kindlich mit Kindern umzugehen versteht und dem das Herz so warm für die christliche Schule als die einzige Pflanzstätte gesunder Volksentwicklung schlägt — wir dürfen nicht rechten mit ihm wegen seines Schweigens; uns war es schon eine Lust, zu sehen, mit welcher angespannten und ungetheilten Aufmerksamkeit er ununterbrochen den Verhandlungen folgte, wie er nicht einen Blick von dem jeweiligen Redner abwandte und, wenn die Worte gar zu undeutlich zu ihm herübertönten, dem widerwilligen Ohr mit der daran gelegten Hand zu Hilfe kam und, wenn alles nichts

Digitized by Google

fruchtete, seinen Platz verließ und sich dicht an die Rednertribüne begab.

So waren es Männer aus den verschiedenartigsten Berufsstellungen, von mannigfaltiger geistiger Eigenart, aber alle beseelt von Einem Wunsche, geleitet von Einem Streben: Jeder an seinem Theile an der Kirche mitbauen zu helfen. Wir haben „das Haus" zuerst dem geistigen Blicke des Lesers zu fixiren versucht, wir können „den Regierungstisch", wie er nach parlamentarischer Usance schlechthin genannt wurde, nicht übergehen: den Präsidenten des evangelischen Oberkirchenraths Herrmann mit seinen Kommissarien, dem Oberkonsistorialrath Hermes und dem Generalsuperintendenten Dr. Brückner, den Kultusminister Falk mit seinen Delegirten: Ministerialdirektor Dr. Förster und Unterstaatssekretär Sydow.

Herrmann haben wir oben bereits mit einigen Strichen gezeichnet. Er war bei Eröffnung der Synode vielen noch persönlich unbekannt, wie er selbst wohl die wenigsten von denen kennt, die im Lande mittelbar oder unmittelbar zum Dienste der Kirche berufen sind; aber wer Gelegenheit hatte, ihm näher zu treten, seine entgegenkommende Haltung zu schätzen vermochte, den warmen Pulsschlag für das Wohl der Kirche, das tiefinnerliche Bewußtsein von der Riesenaufgabe, die er übernommen, und der Tragweite seiner Verantwortlichkeit durch seine Reden hindurchzufühlen verstand, der mußte ihn liebgewinnen und konnte seiner nicht leicht auf der Oberfläche sich bewegenden, sondern in die Tiefe dringenden Auffassung einen gewissen idealen Schwung nicht absprechen, der mußte ihm zustimmen, wenn er das vor allem betonte, man müsse auch auf dem kirchlichen Verfassungsgebiete dem deutschen Wesen mit seiner Innerlichkeit und seiner Gemüthstiefe, mit seinem Streben, die Eigenart nicht zu unterdrücken, sondern ihr eine möglichst weite und freie Ausgestaltung und Entfaltung zu geben, nach Kräften Rechnung tragen, sofern nicht eigensinniger Partikularismus sich darin offenbare. Sicher keine engherzigen, sondern weite freie Anschauungen, aber freilich, wie man es von dem gewiegten Fachmann nicht anders erwarten kann, vorsichtig und besonnen an das historisch Gewordene anknüpfend, auf realem Boden weiterbauend und mit realen Verhältnissen und Mächten rechnend.

Seine Adlati haben ihn wacker unterstützt, der Oberkonsistorialrath und Präses des Domkirchenkollegiums Hermes vor allem nach der juridischen, der Generalsuperintendent und Propst Dr. Brückner mehr nach der theologischen Seite; jener klar in der Auffassung, stets bereit, alle Hiebe gegen den Entwurf, an dessen Konzeption er wohl einen wesentlichen Antheil hat, geschickt zu pariren, die Blößen des Angreifers schonungslos aufdeckend, die Diskussion immer auf ihren eigentlichen Ausgangspunkt zurückführend, kurz, ein Jurist, wie man ihn sich nur wünschen kann, und doch augenscheinlich wieder durch sein Jahre langes Wirken im Oberkirchenrathe befestigt in dem Grundsatze, daß geistliche Dinge geistlich beurtheilt sein wollen. Ueber Brückner ist viel gesprochen, auch gestritten worden. Man darf sich nicht wundern darüber. Wer in so exponirter Stellung offen spricht und handelt, wie ihm sein Gewissen vorschreibt, wird nie der Gefahr entgehen, daß man noch irgend etwas Besonderes an ihm sucht, irgend welche Hintergedanken verdeckt vermuthet. Und offen hat Brückner gesprochen. Er kennzeichnet sich selbst als Optimisten: „Ist ja doch auch der Heiland ein Optimist gewesen, sonst wäre er überhaupt nicht in die Welt gekommen"; er nimmt die Verhältnisse, wie sie konkret liegen, daran legt er als weiser Pädagog seine bessernde Hand; er will „öffentliche Meinung" für die Kirche machen, zumal in Berlin, „mit dem sich alles anfangen lasse, sobald man das verstehe", um wieder Interesse für kirchliche Angelegenheiten zu erwecken; er verzagt nicht gleich, ob auch die Schwierigkeiten berghoch sich anthürmen; den Verzagten ruft er ermunternd zu: „Nur frisch herein, es wird so tief nicht sein", und wenn wiederholt die Unkirchlichkeit Berlins zum Gegenstande der Anklage gemacht wird, dann fühlt er, der Generalsuperintendent von Berlin, sich auch als den geborenen Anwalt seiner Klientin und mahnt an die Unterlassungssünden der Vergangenheit. Nicht minder geschickt weiß er auch die Behörde, in deren Schoß er sitzt, zu vertheidigen, dankbar es begrüßend, daß, was er in der Synode über den Oberkirchenrath gehört habe, ihm als Sphärenklänge vorgekommen seien im Vergleiche mit dem, was sonst über diese Behörde geredet und geschrieben sei, gern zugestehend, das Kirchenregiment sei ja nicht unfehlbar; „wenn es das sein wollte, würde man es ja doch nicht glauben"; er läßt sich gern von Kleist-Retzow predigen, „so wie er gestern dem verehrten Herrn gepredigt", aber auch eben so offen versichernd: „Sie werden ihn nicht los, diesen Oberkirchenrath, er mag Ihnen nun sympathisch sein oder nicht." So griff er zu wiederholten Malen entscheidend in die Debatte ein in der Plenarversammlung wie in der Fraktion, mit seinem sächsischen Dialekte manchen anheimelnd, immer aufmerksame Zuhörer findend, oft mit einer gewissen Launigkeit plaidirend, ich erinnere nur an den Schluß einer seiner Reden, die ihm manches Bravo eintrug, den Synodalen manches Lächeln ablockte: „Ich sehe eigentlich nur zwei Parteien in der Synode; ich sei, gewährt mir die Bitte, in Eurem Bunde der dritte."

Von Seiten des Kultusministeriums wohnten der Synode die oben bereits genannten Ministerialdirektor Förster und Unterstaatssekretär Sydow als Delegirte bei, die beide wiederholt das Wort ergriffen, und zwar so, daß man es ihnen unzweifelhaft anmerkte, sie standen nicht zum ersten Male als Paladine ihres Chefs auf diesem dornenreichen Posten, sondern haben schon oft in den parlamentarischen Körperschaften noch heftiger anstürmenden Gegnern Rede und Antwort zu stehen gewußt, Förster als der unerbittliche getreue Wächter der Hoheitsrechte des Staates, Sydow, gewiß vielen Synodalen sympathisch und unvergeßlich geworden durch sein geflügeltes Wort: „Der Staat braucht die evangelische Kirche."

Selten nur fehlte der Minister selbst. Zwar, abgerechnet einige kürzere Bemerkungen, Erklärungen oder wie man sie nennen will, verhielt er sich vorwiegend passiv. Hatte er doch dies gleich anfangs ausdrücklich in Aussicht gestellt, um nicht in den Verdacht eines auf die Synode beabsichtigten Druckes zu gerathen; aber den Verhandlungen und nicht minder den Abstimmungen der Synode folgte er mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, und als er das eine Mal in der entscheidendsten Stunde, wir dürfen wohl so sagen, sein evangelisch-kirchenpolitisches Programm der Vergangenheit entwickelte, der Zukunft enthüllte, in einer wahrhaft staatsmännischen Rede, im Lapidarstil, knapp in der Form, reich und wuchtig in der Gedankenfülle, der man nicht undeutlich den Pulsschlag warmer Liebe für die evangelische Kirche abfühlte, da hätte man allerdings im Hause ein Blatt zur Erde fallen hören können, so lauschte alles, und als er endete mit dem Hinweis auf das ihm acceptabelste Amendement bezüglich der sog. Schlußbestimmungen (die die Verstärkung des Laienelements in den synodalen Stufen betreffen), da hatten wir den Eindruck: für heute muß die Sitzung geschlossen werden. Rasch leerte sich das Haus und die ausharrten oder ausharren mußten, wie die stets geplagten Protokollführer, sammelten sich gruppenweise, und die Privatdiskussion wurde so laut und lebendig, daß der nachfolgende Redner (er hat sicher unter allen die undankbarste Aufgabe an der schwierigsten Stelle gehabt) trotz seiner Stentorstimme durch die zuletzt laut tosenden Wogen nicht hindurchzudringen vermochte.

So haben wir ein Bild der Plenarverhandlungen und der Persönlichkeiten gezeichnet, die in denselben eine hervorragende Bedeutung sich zu erwerben gewußt hatten. Daß bei in der Regel fünf- bis sechsstündigen Sitzungen auch die „Fraktion Müller" (oder hatte sie hier einen anderen Namen angenommen, wir wissen es nicht) zu ihrem Rechte kam und daß in dieser Fraktion eine staunenswerthe Uebereinstimmung der Ansichten zu Tage trat, darf niemand wundern. Ja, manchmal wollte es uns bedünken, als wäre beim Oeffnen eines gewissen Nebenzimmers auch der verrätherische Duft einer Cigarre ins Haus gedrungen. Warum auch nicht? Pflegt doch für die Passion des edlen Krauts nicht als der letzte Grund der ins Feld geführt zu werden, daß beim Kräuseln der bläulichen Wolken am ehesten die Gedanken sich sammeln, die Gemüther sich abkühlen, die Leidenschaften sich sänftigen.

Für das große Publikum bilden bei all solchen Versammlungskörpern die Plenarsitzungen den Brennpunkt; wer einiger-

Digitized by Google

maßen mit dem parlamentarischen Leben vertraut ist (und die Synoden werden, man mag sich dagegen sträuben, so sehr man will, immer etwas von dem Charakter geistlicher Parlamente an sich tragen), weiß freilich, wie der Schwerpunkt solcher Verhandlungen doch zumeist in den Fraktionen, ihren Sitzungen, Berathungen, Beschlüssen liegt. Man kann dies, und vielleicht nicht mit Unrecht, beklagen; die Thatsache selbst ändert sich dadurch nicht: die wichtigsten Akte des Dramas spielen sich hinter den Coulissen ab. Es war hier nicht anders. So war es nur natürlich, daß die Fraktionssitzungen nicht minder gewissenhaft als die Plenarberathungen besucht waren. Hier bewegten sich die Synodalen in zwanglosem Verkehr; hier wurden in freiem Meinungsaustausche die wichtigsten Prinzipienfragen und in deren Gefolge die praktischen Gesichtspunkte nach den verschiedensten Seiten hin diskutirt, hier in Rede und Gegenrede jeder einzelne Paragraph des Entwurfs dem Secirmesser der unerbittlichsten Kritik unterworfen und so für das Plenum der Berathung spruchreif, hier wußten sich auch solche Persönlichkeiten geltend zu machen, die aus irgend welchem Grunde es vorzogen, im Plenum mehr in den Hintergrund zu treten — in der That, wer die Mitglieder der Synode nach mehrstündiger anstrengender Plenarsitzung oft noch drei bis vier Stunden in den Fraktionen tagen oder vielmehr „abenden" sah, der konnte dem Kultusminister nur unbedingt zustimmen, wenn er, in dieser Beziehung sicher ein kompetenter Beurtheiler, der Synode das Lob weiser Zeitbenutzung und fleißiger Arbeit zollte. Wer etwa nach Berlin gekommen war, hier eine mehrwöchentliche Wintersiesta zu halten, der sah sich in diesen Erwartungen bitter getäuscht; wer Berlin studiren wollte, dem blieb nichts anderes übrig, als jenem Synodalen, von dem die Fama erzählte, er habe sich einem befreundeten Offizier der Schutzmannschaft angeschlossen, um Berlin bei Nacht kennen zu lernen, sei aber nichts weniger als erbaut von diesem nächtlichen Streifzuge zurückgekehrt, ohne Neid für das dornige Amt der Wächter der öffentlichen Sicherheit und befestigt in der Ueberzeugung, daß die Schilderungen der Presse in diesem Stücke eher beschönigt als übertrieben seien.

Doch auch dem Worte des Dichters: „Tages Arbeit, abends Gäste", mußte sein Recht werden, nur daß man diese Gäste nicht bei sich, sondern sich selbst als Gast von anderen empfangen sah. Noblesse oblige. Wir waren doppelt dankbar, daß uns, den Fremdlingen, in der riesig anschwellenden Residenzstadt wenigstens auf Stunden ein gastliches Heim geöffnet wurde. Wer den Vorzug hatte, zu den Empfangsabenden des Reichskanzlers hinzugezogen zu werden, wird diese Stunden als Momente historischer Bedeutung sicher nimmer seinem Gedächtnisse entschwinden lassen. Wie eingehend erkundigte sich der Fürst nach dem Gange und dem jeweiligen Stande der Synodalverhandlungen! Ein Bismarck treibt Politik im Großen, die auch der Kirche als eines bedeutenden Faktors im Staatsleben nicht entrathen kann.

Hatten bei dem Reichskanzler die Synodalen nur theilweise Zutritt, so waren die Salons des Kultusministers, des Präsidenten des Oberkirchenraths und des Grafen Stolberg allen Mitgliedern, und zwar wiederholt, geöffnet. Hier bewegte sich denn auch, unbeengt und nicht eingeschnürt durch Etikettenzwang, in freiester Weise nicht nur, was zur Synode gehörte, sondern was sonst noch Berlin von geistigen Kapazitäten aufzuweisen hat — in der That genußreiche Stunden nach des Tages Mühe.

Waren diese Stunden bei aller Freiheit der Bewegung doch immer mehr offizieller Art, so rechnen wir es mit zu dem Friedensgeiste, der bei allen Divergenzen doch innerhalb der Synode wehte, daß an bestimmten Abenden die Glieder aller Gruppen des Hauses, eingerechnet die Mitglieder des Regierungstisches, sich zu freien geselligen Vereinigungen zusammenfanden. Der Plan fand auf allen Seiten des Hauses ungetheilten Beifall, und sicher hat sich im persönlich-freundschaftlichen Verkehr manches abgeschliffen und ausgeglichen, was sonst störend sich in Herz und Sinn hätte einnisten können. Auch sonst wohl fanden Synodalen der verschiedensten Färbung zu friedlicher Vereinigung sich in geselligem Cirkel zusammen. Dem „alten schweren Wagener" wenigstens, erzählt man sich, soll bisweilen schier seltsam zu Muthe gewesen sein, wenn er sein Ohr von so geistlichen Klängen, wie Generalsynode, Synodalrath, Filtrirsystem u. a. m. umschwirrt hörte. Homo sum, nil humani a me alienum puto.

Doch die Tage wurden immer kürzer, die Stimmung immer weihnachtlicher; schon summten die Brummteufel der lieben Berliner Straßenjugend ihr eintönig Weihnachtslied.

So war es denn bei allem Zusammengewachsensein, das sich während dieser vier Wochen vollzogen hatte, bei aller Lust, welche die gemeinsame Geistesarbeit geschaffen, eine Stunde der Freude, als jener Sonnabend erschien, an welchem wiederum der Präsident des Oberkirchenraths den Rednerstuhl bestieg und in ruhig sachgemäßer Weise den Rückblick über die beendeten Verhandlungen gab. Noch ein Händedruck mit diesem oder jenem Bekannten, einen Gruß der Liebe mit so manchem, den wir geistig schon hochgeachtet, nun auch von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt — fare well, Du junge Synodalstadt Du! Mögest Du selber reichsten Segen davontragen von der Synode! Es geht der trauten Heimat zu!

Was die Synode gewirkt, was ihre Frucht gewesen? Darüber wird man ja verschieden urtheilen je nach der Stellung, die der einzelne zu den obschwebenden Fragen, zu den gefaßten Beschlüssen einnimmt. Inhaltsreiche Gedanken, großartige Pläne, entwicklungsfähige reformatorische Ideen werden immer zunächst dem scharfen Auge Blößen und Mängel mannigfachster Art darbieten. Uns Sterblichen ist es nicht vergönnt, auf den ersten Wurf Vollendetes zu leisten, wenn nur ein verheißungsreicher, meinetwegen, wenn man so will, auch ein verbesserungsfähiger Anfang vorhanden ist, und ein solcher ist nach unserer ehrlichen Meinung für eine künftige gedeihliche Entwicklung und Gestaltung unserer evangelischen Kirche durch den Verfassungsentwurf, wie ihn die außerordentliche Generalsynode berathen und genehmigt hat, geschaffen. Mögen künftige Synoden die sichtende bessernde Hand anlegen! Aber das gilt uns nicht einmal als das Wichtigste und Höchste. Eben so hoch, eben so wichtig steht uns das, daß Männer der entschiedensten geistigen Richtung sich gegenseitig schätzen und achten gelernt haben, daß manche Härte persönlicher Entfremdung abgeschliffen, manche Ecke abgestoßen worden ist. Und sollte es nicht ein Gewinn gewesen sein, daß, wie Generalsuperintendent Wiesmann aus Münster sich ausdrückte, wenn die Mitglieder der Synode „hier so manchem treuen Auge gegenüber gestanden haben, davon sie sonst nur vom Hörensagen wußten, wenn ein jeder heimkehrte mit dem erneuerten lebendigen Bewußtsein, daß, wie man zu sagen pflegt, hinter den Bergen auch noch Leute wohnen." Hoffentlich ist Baurs mahnendes Schlußwort nicht leer verklungen: „Die Scheidestunde keine Scheidungsstunde!"

Wenn es uns gelungen ist, manchem unserer Konsynodalen diese oder jene verblichene Erinnerung neu geweckt, hier und da in einem Kreise die Achtung und Werthschätzung für die geistige Arbeit dieser Adventswochen begründet oder gefestigt zu haben, dann haben diese harmlosen Plaudereien ihren schlichten Zweck überreich erfüllt. Historiograph der Synode haben wir nicht sein wollen.*) A. P.

Am Familientische.

Ein Attentat wider das Frauenzimmer.

Ist neuerdings wider das Frauenzimmer ein Attentat verübt worden, wie ein solches seit langer Zeit wider das Frauenvolk nicht ausgeführet und verübet worden ist. Ein übelwollender Mann, so sich Hans Sodor nennt, hat nämlich in Bamberg, in der Liberey von Büchner ein Büchlein ausgehen lassen, das folgenden verdammlichen Titel führet: „Des Frauenvolkes Schattenseiten. Eine Sammlung von Aussprüchen der besten Schriftsteller aller Völker und Zeiten über Frauenwesen und Frauenleben." Da es nun aller Orten leider weder an schalkhaften Vätern noch an Ehe-

*) Zur eingehenderen Orientirung empfehlen wir unsern Lesern den so eben erschienenen „Bericht über die Generalsynode an die evangelischen Gemeinden" von H. v. der Goltz, der ein ungemein klares Bild der ganzen Verhandlungen und ihrer Ergebnisse darbietet. D. R.

Digitized by Google

männern fehlet, so der Neckluft Teufel im Leibe haben, so läßt sich vermuthen, daß oben genanntes schandbares und ganz abscheuliches Büchlein seinen Weg in manche Familie finden dürfte. Da möchten wir nun unsere Leserinnen recht inständigst gebeten haben, auf obiges Büchlein doch sorgsam zu fahnden und zu vigiliren und, so sie es erwischen sollten, es in das Feuer zu werfen, wo dieses am heißesten ist, da durch solch abenteuerlich und ganz verwerflich Büchlein fast Irrung, Hader, Zwist, Zank und Haß unter Eheleuten, auch Vätern und mannbaren Töchtern hervorgehen und entstehen könnte, zumal solches Büchlein recht als ein Nachschlagebuch angesehen sein will, wider alle und jegliche Unart des Frauenvolkes, so man von einer solchen überhaupt mit Recht sollte reden und schreiben können. Könnten auch sonst die edelen Frauen einen rechten Abscheu und Widerwillen gegen etliche große deutsche Schriftsteller bekommen, die leider mitunter aller Scheu und Ehrfurcht, so sie dem Frauenzimmer schuldig gewesen wären, vergessen zu haben scheinen.

Und wollen wir hierdurch vor diesem greulichen und anstößigen, auch durchaus ärgerlichen Büchlein gewarnet und feierlich wider dasselbe protestiret haben, verwahren und salviren uns auch gegen etlicher übele Auslegung, so da meinen sollten, daß wir durch diese Worte gehandelt hätten als wie ein rechter Tückebold, der wohl fein und artig mit dem Frauenzimmer redet, dagegen aber nur seinen Männern und Vätern gleichsam eine Waffen in die Faust gedrückt haben will, allwomit solche Männer und Väter ihre Weiber und Töchter jämmerlich niederdrücken und beugen könnten, sondern haben alles durchaus ehrbarlich und ernsthaftiglich geschrieben. Sollte sich nun aber jemand baß ärgern und fragen, aus was Ursache wir von sothanem Büchlein in einer Sprachen gehandelt haben, so doch heute kein frommer und ehrbarer Mann mehr redet, so versetzen wir flugs, daß von solch grausamem, harten und heidnischen Fürnehmen, welches wohl mehr einem Türken und Tartern zustehet, denn einem Christenmenschen, wie uns dünket, nur kann in einer Sprachen gehandelt werden, so selbsten grausam und hart ist.

—r—

Kameradschaft im Felde.

(Zu dem Bilde auf S. 349.)

Zwischen Friedrich, unserem Kutscher, und Walter, unserem zwölfjährigen Erstgeborenen, besteht natürlich die innigste Freundschaft. Ich sage „natürlich", weil ich in gleichem Alter mit meines Vaters aus Baiern importirtem Michel in engster Verbindung stand, in einer Verbindung, mit der die Hasen, die Krähen und die Krammetsvögel in unserer Umgebung gewiß sehr unzufrieden waren. Unser Friedrich ist ein gewandter anstelliger Bursche, der die Feldzüge gegen Oesterreich und Frankreich mitgemacht hat und von ihnen hübsch zu erzählen weiß. Das ist nun Walter natürlich die liebste Konversation, denn er hat schon mehrfach seinen festen Entschluß kund gethan, wenn er einmal „groß" sein wird, sein Pferd auch in der Loire zu tränken, und da muß er denn scharf dahinter her sein, sich den Weg zu ihren Ufern einigermaßen wenigstens beschreiben zu lassen.

Eines Morgens sitze ich in der Lindenlaube, die hart an den Hof stößt. Auf dem striegelt der Friedrich die Pferde, und Walter steht dabei und sieht zu. Da höre ich ersteren erzählen: „Also die drei Husaren, die vorgeschickt waren, konnten nichts Verdächtiges wahrnehmen. Der Herr Rittmeister aber traute dem Frieden doch nicht. Warum nicht? hätte er wahrscheinlich selbst nicht angeben können, der Rittmeister hatte aber in solchen Sachen einen feinen Instinkt. Er kommandirt mich also aus der Front, sagt: „Sie reiten mit, Knöpken," und vorwärts ging's. Es war um die Mittagsstunde und die Luft flimmerte im hellen Sonnenschein. Der Weg ging langsam bergan. Wie wir durch eine Art Hohlweg kommen, den ein paar kleine Hügel zu beiden Seiten einfassen, glauben die dummen Kerls von Franzosen, die oben versteckt lagen und die drei Dragoner vorhin hatten ruhig passiren lassen, in ihrer hitzigen Weise, jetzt stehe die ganze Eskadron vor ihnen, richten sich auf und geben Feuer. „Dacht' ich's mir doch!" ruft der Rittmeister, und nun werfen wir die Thiere herum und geben ihnen die Sporen zu kosten. Aber — hast Du mir nicht gesehn? — jetzt wird es überall um uns lebendig. Vor uns, hinter uns, neben uns, überall knallt es und steigt Rauch auf. Die übrigen Franzosen mochten nämlich die schwere Wuth darüber haben, daß die da vorn durch ihr dummes Schießen den Anschlag verrathen und unsere Eskadron dadurch gerettet hatten. Also wir ließen die Pferde tüchtig laufen. Da kracht es plötzlich unter mir und schwankt — der Sattelgurt weicht. Ich fasse fest in den Zügel. Da hält der Gaul an. Der Rittmeister bemerkt es, wirft seinen Schimmel herum und schreit: „Was gibt es?" „Herr Rittmeister!" rufe ich, reite Du nur weiter, ich bin ein verlorener Mann — der Gurt ist losgegangen." Und er: „Himmeldonnerwetter! Herunter von der Mähre und herauf mit dem Gurt!" Dabei sprengt er zu mir zurück und hält mir das Pferd. Wie ich den Gurt hinaufziehe, da kracht es mit einem Mal im Baumgipfel neben uns und kommt herunter, erst ein großer Zweig und dann eine Menge kleiner. Ich nun wieder herauf auf die Stute und vorwärts wie der Sturmwind.

„Als wir die Kerls mit ihren Chassepots glücklich hinter uns haben und wieder Trab reiten, da fällt es mir schwer auf die Seele, daß ich den Herrn Rittmeister vorhin „Du" genannt hatte, ich wußte selbst nicht, warum.

„Herr Rittmeister," sag' ich.

„Und er: „Was gibt es?"

„Und ich: „Herr Rittmeister, verzeihen Sie mir, daß ich Sie vorhin „Du" genannt habe, aber —"

„Da lacht der ernste Mann über das ganze Gesicht und sagt: „Das ist Kameradschaft im Felde."

So erzählte der Friedrich meinem Walter und nannte auch den Namen des wackeren Rittmeisters; aber da ich nicht weiß, ob es diesem angenehm wäre, wenn ich den hier nenne, so will ich ihn lieber für mich behalten.

v. H.

Inhalt: Ein Familienzwist. (Fortsetzung.) Roman von Ludwig Harder. — Deutsche Städte und Bauten. V. Ein Tag in Moritzburg. Skizze von Georg Hiltl. Mit Abbildung der Moritzburg von B. Mannfeld. — Ein Ueberblick und Rückblick auf die Generalsynode des Königreichs Preußen im Jahre 1875. (Schluß.) — Am Familientische: Ein Attentat wider das Frauenzimmer. — Kameradschaft im Felde. Zu dem Bilde von C. Hünten.

Im Dezember erschien:

Handwörterbuch
des
Biblischen Alterthums
für gebildete Bibelleser.

Herausgegeben
von
Prof. Dr. Ed. C. Aug. Riehm.

Mit vielen Illustrationen, Plänen und Karten.

Vierte Lieferung. (Jede Lieferung 1 Mark 60 Pfennige.)

Mit vier Tondruckbildern, Farbendruck und zahlreichen Holzschnitten im Text.

Diese Lieferung umfaßt die Artikel Drachme bis Ephesus und enthält u. a. den hochinteressanten und wichtigen Artikel Egypten von Professor Ebers.

Neu eintretenden Subskribenten werden die bisher erschienenen Lieferungen nachgeliefert. Die fünfte Lieferung ist im Druck.

Bielefeld und Leipzig, Februar 1876. **Die Verlagshandlung von Velhagen & Klasing.**

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaktion des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Unter Verantwortlichkeit von **Otto Klasing** in **Leipzig,** herausgegeben von Dr. **Robert Koenig** in **Leipzig.**
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 4. März 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. **1876. № 23.**

Ein Familienzwist.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Roman von **Ludwig Harder.**

(Fortsetzung.)

XI.

Der Sonntag ging zu Ende, als Otto zu seinem täglichen Krankenbesuche bei dem Torfhäuschen anlangte. Er schlang die Zügel seines Pferdes um den verkrüppelten Birkenstamm und trat auf Torfelse zu, welche regungslos am Rande des Moores kauerte, während Ami, wenige Schritte von ihr entfernt, dem spärlich bewachsenen Grasstreifen seine Abendmahlzeit abzugewinnen strebte. Sie hatte das mit gelben Ringelblumen geschmückte Köpfchen auf beide Hände gestützt und starrte mit ihren großen Augen, welche durch kein Lesen und Schreiben verdorben waren, unverwandt in die untergehende Sonne, welche, eine fast strahlenlose Feuerkugel, über der Haide schwebte.

„Woran denkst Du, Elsbeth?" fragte Arning, freundlich ihre Schulter berührend.

Sie wandte sich auf seine Anrede ohne die mindeste Ueberraschung um und sagte in der geheimnißvoll träumerischen Weise, die ihr bisweilen eigen war: „Ich schaue der Sonne nach. Sie geht jetzt in ein anderes Land, Amerika nennen's die Leute. Dort wächst das Korn von selbst, und keiner braucht zu hungern; es braucht auch niemand zu arbeiten, und es gibt keine Reichen und Armen, sondern die Menschen sind alle gleich und alle glücklich."

Der Freiherr stand betroffen von dieser seltsamen Anschauungsweise. „Armes Kind, wer hat Dir das in den Kopf gesetzt?" fragte er. „Arbeit gibt's überall, und Gram und Elend jenseits der See so gut wie hier."

Sie schüttelte ungläubig den Kopf. „Ihr seid nicht drüben gewesen," meinte sie, „aber der es mir erzählt hat, der kam von dort und wollte uns mitnehmen vor neun Jahren, als wir in die große Stadt am Meere einwanderten. Es war ein vornehmer Herr und sehr freundlich, aber die Großmutter wollte nicht; ich wäre so gern, ach so gern mit ihm gegangen!"

„Du hättest Deine goldenen Luftschlösser kläglich zusammenbrechen sehen," erwiderte der Freiherr. „Uebrigens sei gewiß," fügte er mit einem schwermüthigen Lächeln hinzu, „es gelingt in jedem Lande dem redlichen Wollen, sich, wenn auch nicht das Paradies, so doch eine ehrenvolle und befriedigende Thätigkeit zu schaffen. Denk an Deine Großmutter, Else; schon um ihretwillen mußt Du bleiben, sie ist alt und schwach und wird bald gänzlich auf Deine Pflege angewiesen sein."

Elsbeth antwortete nicht; sie schielte nur mit spöttischem Ausdruck nach ihrem Gutsherrn hinüber.

Otto löste inzwischen den Verband vom Oberschenkel des wunden Rehes.

„Da wäre ja unser Patient beinahe wieder hergestellt," sagte er heiter. „Fräulein von Arning wird gewiß sehr dankbar für Deine treue Pflege sein."

Moorelse träumte nicht mehr; sie war wieder ganz der boshafte verschlagene Dämon, als welcher sie sich am vergangenen Abend gegen den Verwalter bewiesen.

„O ja," erwiderte sie gedehnt, und ohne die Blicke von der Sonne abzuwenden; „nun — vor einigen Wochen würde sie mir noch dankbarer gewesen sein."

„Vor einigen Wochen?" wiederholte Otto erstaunt. „Was willst Du damit sagen, Mädchen?"

„Das ändert sich alles, wenn man einen Schatz hat —"

Hier machte das Reh einen Seitensprung; die Hand des Arztes hatte seine Wunde höchst unsanft berührt. Indessen, Otto besaß viel Selbstbeherrschung; er zwang sich, harmlos zu erscheinen.

„Einen Schatz?!" rief er lachend. „Du träumst wohl, Elsbeth! Sprichst Du von der Baronesse?"

„Ist's ein Geheimniß, so will ich's hüten," meinte Elsbeth ganz unschuldig. „Ihr, als Oheim, wißt jedenfalls schon lange, daß das Fräulein mit Herrn von Lindau versprochen ist. Ich hab's erst gemerkt, wie sie zusammen hierherkamen, und da schien mir's nur natürlich, daß auf je drei Blicke nach

Digitized by Google

ihrem Bräutigam Ami nur einen bekam; ist's nicht natürlich, gnädiger Herr?"

Jetzt wandte die braune Else sich um: das letzte rothglühende Stückchen der Sonnenscheibe war versunken, mit ihm schwand der letzte Hauch von Glück aus Ottos Zügen.

„Du hast recht — ganz natürlich," erwiderte er mechanisch. „Aber ich sehe hier eben, daß Amis Genesung schon weiter vorgeschritten ist, als ich glaubte. Erwarte mich in den nächsten Tagen nicht."

Elsbeth war zu dem Reh herangetreten und sah ihrem Gutsherrn eine Weile starr ins Gesicht, dann brach sie in ein unverschämtes Lachen aus.

„Els, Els!" klang die schrille Stimme der Großmutter aus der Hütte. Elsbeth ließ sich nicht stören, sondern lachte ruhig fort.

Ihr kecker Frohsinn schnitt dem Freiherrn durchs Herz; er mußte seine ganze Willenskraft aufbieten, um in ruhigem Tone zu fragen: „Worüber lachst Du, Else?"

„Ich freue mich nur: es wird ein so schönes Paar geben, Herr von Lindau und Eure Nichte, meint Ihr nicht auch, gnädiger Herr?"

„Ohne Zweifel. — Gute Nacht, Elsbeth."

Arning löste die Zügel seines Thieres von der Birke und sprang in den Sattel. Knirschend bäumte sich das edle Roß; es hatte Sporen und Peitsche in ungewöhnlich harter Weise zu fühlen bekommen. Einen Moment stand es kerzengerade auf den Hinterfüßen, dann brauste es in rasendem Galopp dem Walde zu, in welchem es mit wenigen Sätzen verschwand.

„Els, Els! verwünschte Dirne, wirst Du hören?" kreischte mit immer schärfer werdender Stimme die alte Stine.

„Gemach, Großmutter, bin schon auf dem Wege," ließ sich Elsbeth herbei, endlich zu antworten, während sie sich mit übertriebener Langsamkeit dem kleinen Fenster näherte. „Was soll's denn?" fügte sie ins Haus guckend hinzu.

„Hereinkommen sollst Du," schrie das Weib, „Du —" Eine Flut von Schimpfwörtern polterte hinterdrein.

Elsbeth stemmte die Arme auf das Fensterbrett und schrie gleichfalls, und jetzt schrie auch der räudige Kater, denn seine junge Herrin hatte ihm unversehens einen derben Knuff versetzt.

Bei dem Schmerzensschrei ihres Lieblings verstummte die Alte, heftig keuchend, der braune Kobold kletterte zum Fenster herein und sagte mürrisch: „Hier bin ich; und nun sprecht vernünftig, wenn ich antworten soll."

„Warum hörst Du nicht, wenn Deine alte schwache Großmutter ruft?" fragte das Moorweib hustend. „Ich bin außer Athem, Du bringst mich noch unter die Erde! Und all der Aerger um des querköpfigen Ermsdaler willen! Hab' ich nicht ihn und seine stolze Tante in der Hand? Habe ich Dir nicht neulich erst gezeigt, daß man mit dem Junker keine Umstände macht?"

„Er hat wenig Ursache, sich meiner Höflichkeit zu freuen," bemerkte Else boshaft. „Uebrigens, mir gefällt der Junker, und Ihr sollt nichts gegen ihn sagen."

Ottos kurzes gebieterisches Wesen imponirte der braunen Else wirklich, der sonst wenig Dinge auf Erden imponiren konnten. Aber dennoch zögerte sie keinen Augenblick, ihm den tiefsten Schmerz zu bereiten, aus Haß gegen die „Buchdorferin" und aus Lust zur Intrigue überhaupt, die ihr zur zweiten Natur geworden war.

Die alte Frau lehnte athemlos und röchelnd in ihrem Stuhl; der Kater hatte sich furchtsam zu ihr gedrängt.

„Mußt mich nicht ärgern, Els," stöhnte sie, „bin eine alte schwache Frau, gar gebrechlich, und der böse Husten — aber ich sterbe doch noch nicht!" fuhr sie energisch und sich emporrichtend fort. „Hörst Du, noch lange nicht! Bilde Dir's ja nicht ein, Mädchen. Der Doktor ist ein Narr, wenn er etwas anderes sagt, Stadtdoktoren sind immer Narren. Aber er hat's auch nicht gesagt, daß ich sterben müsse. Nicht wahr, süße goldene Els, er hat's nicht gesagt?"

Elsbeth zuckte ungeduldig die Achseln und kauerte auf dem Holzschemel am Fenster nieder.

„Im Winter," fuhr die Alte fort, „da wird alles wieder gut, hab' mich immer am Ofen wohler gefühlt als im Sonnenschein. Ach Gott, die Sonne ist schon unter, und heut' kommt des Bürgermeisters Lisbeth. Schnell, Els, was gibt's Neues über sie und den Steffen?"

„Viel Neues, Großmutter," lautete die Antwort. „Aber ich hab' es satt, Tag und Nacht für Euch umherzulaufen, damit Ihr die albernen Bauern nach Belieben rupfen könnt, während ich das Nachsehen davon habe. Ueber drei Tage geh' ich zur Ermsdaler Kirchweih; ich brauche Geld für einen neuen Rock, und nicht eher sag' ich Euch ein Wort, bis Ihr mir zwei Thaler gegeben habt."

Die Alte stieß einen Schrei aus, als ob ihre Enkelin die Hand gegen sie aufgehoben hätte.

„Zwei Thaler!" wiederholte sie dann hastig. „Ha, ha, als ob ich zwei Thaler besäße! Ich hab' kein Geld, Els. Glaub mir, Deine Großmutter ist eine bettelarme Frau, weiß nicht, wo sie morgen eine Schüssel Kartoffeln hernehmen soll."

„Ach, laßt die Narrenspossen mir gegenüber," sagte Elsbeth verdrießlich. „Ihr meintet freilich, ich schliefe, aber ich hab's wohl gehört und auch gesehen, wie ihr neulich nachts mit den vielen Goldstücken geklappert habt, die ihr immer von Ermsdal mitbringt." Und zu der bunten Kiste tretend, an deren Deckel sie kräftig rüttelte, fuhr sie fort: „Da in der Truhe, die Ihr immer so verschlossen haltet, ist mehr Geld."

Aber nun sprang die Großmutter, einer Furie gleich, mit wildem Aufschrei empor, die Spindel in der hocherhobenen aber zitternden Hand schwingend, als wollte sie das kecke Mädchen damit ohne weiteres zu Boden schlagen.

„Na?" fragte Elsbeth, die Hände in die Seite stemmend, mit funkelnden Augen. „Die Zeiten, wo Ihr mich schlagen konntet, sind, dächt' ich, vorüber. Hütet Euch!"

Die Hand mit der Spindel sank herab. „Verfluchter Balg," zischte die Alte mit wutherstickter Stimme. „Aber ich will mich nicht aufregen, sonst sterb' ich, und ich will nicht sterben! Ja, großer Gott im Himmel," rief sie in einer Art wilder Ekstase, die Hände erhebend, „Du bist gerecht! Zur Strafe meiner Sünden hast Du mir statt einer liebenden Verwandten in meinen alten Tagen diesen Teufel in Menschengestalt zugesellt!"

„Ach was, Teufel!" schalt Elsbeth. „Ich bin das, wozu Ihr mich geprügelt habt! Und nun gebt das Geld her."

„Ja," keuchte die Frau, „Du sollst das Geld haben, Els; sollst's haben — aber glaube mir, es wird Dir keinen Segen bringen."

„Ohne Segen denn! Aber macht zu," lautete die unverschämte Antwort.

Mutter Stine zog, auf ihren Stuhl zurücksinkend, einen vergriffenen Lederbeutel aus dem Faltenchaos ihres Kleides hervor, und begann die von Elsbeth verlangte Summe in lauter Pfennigen und halben Groschenstücken aufzuzählen. Dabei ächzte sie so kläglich, daß der schwarze Kater, welcher bisher eifrig damit beschäftigt gewesen war, die verletzte Stelle zu lecken, in dieser Arbeit innehielt und mit großen mitleidigen Augen zu seiner betrübten Herrin emporsah.

Elsbeth nahm gleichmüthig das Geld in Empfang und rechnete es auf Heller und Pfennig nach, ehe sie ihre Erzählung begann; aber schon nach den ersten Worten gebot ihr die Großmutter Schweigen: an dem alten Thorflügel klopfte es in ganz eigenthümlicher Weise.

„Rasch, Els," flüsterte die Alte, „zünde das Licht an und schließe den Laden. Dann öffne die Thür, und wenn die Lisbeth kommen sollte, so sag ihr, ich wäre nicht zu Hause."

Dem ersten Theile des Befehles entsprach das Mädchen ohne Widerrede, und bald kämpfte der flackernde Schein einer Talgkerze mit den letzten Tagesstrahlen in der Hütte; aber hinaus ging Elsbeth nicht.

„Ich weiß recht gut," sagte sie, „daß das da draußen die Ratten sind, welche alljährlich nach dem papiernen Köder angehuscht kommen, den Ihr für den Verwalter aushängen müßt, Großmutter. Und ich bin kein Kind mehr, das man so ohne weiteres hinausschickt; ich muß wissen, was mein guter Freund Warne treibt —"

Digitized by Google

„Geh, Els, geh, Du kannst hier nicht bleiben," drängte die Großmutter fast sanft.

Elsbeths nackter Fuß stampfte ungeduldig den Torfboden der Hütte. „Ich will aber bleiben," entgegnete sie trotzig. „Ihr wißt nicht, was ich mit dem Verwalter auszumachen habe. Keine Widerrede! Ich bleibe auf jeden Fall, und wehe Euch, Großmutter, wenn Ihr mich verrathet!"

In weniger als einer Minute stand Else auf dem hochgethürmten Himmelbett und hatte die Vorhänge um sich her bis auf eine schmale Spalte zugezogen. Die alte Frau seufzte tief auf, schloß selbst den Laden und humpelte dann an ihrem Krückstock dem Thore zu. Der Eintretende, welchen Mutter Stine mit tiefen Knixen empfing, war eine gebeugte schäbig gekleidete Männergestalt, bis zur Unkenntlichkeit von Mänteln und Tüchern verhüllt. Vor dem Herde entpuppte sich aus diesen Hüllen ein alter Bekannter, der Wucherer Moses Aaron aus M.

Genau nach einer Viertelstunde empfahl er sich wieder, ein zusammengefaltetes Papier in der Tasche, und Mutter Stine löste mit zitternden Händen den hintersten Stein des Kamins, unter welchem sie ein Packet Banknoten verbarg. Elsbeth hatte durch keinen Athemzug ihre Anwesenheit verrathen, obgleich ihrer Neugier hier eine reichere Ernte ward, als sie zu hoffen berechtigt war.

Im Laufe des Abends kamen nacheinander in bestimmten Zwischenräumen noch zwei andere Wucherer aus M., mit welchen das Moorweib ganz in derselben Weise unterhandelte. Um zehn Uhr aber war alles still und dunkel in der Torfhütte. Das Fenster stand weit offen, und der Mondschein fiel blendend auf das Bett gegenüber. Dort lag die alte Stine mit röchelnder Brust kurz und schwer athmend in unruhigem Schlummer. Aber noch lange stand Elsbeth, die feinen Brauen zusammengezogen, die Blicke düster auf das Moor geheftet, neben der schlafenden Greisin, schön, drohend, unerbittlich, wie der Racheengel am Bette eines sterbenden Sünders.

* * *

Unterdessen saß Tante Bernhardine in ihrem schwarzen Lederstuhl vor der einsamen Talgkerze, welche sie — nicht um ein Haar breit verschwenderischer als Mutter Stine — zu brennen pflegte. Ihr Strickzeug war in den Schoß gesunken und das müde Haupt auf die Brust, denn die alte Dame pflegte von dem ersten Morgengrauen an thätig zu sein, und nun war Mitternacht nicht mehr fern. Sie hatte eine Nachricht für Otto, deshalb war sie noch nicht zur Ruhe gegangen.

Vom Dorfe herüber klang Mitternacht; zugleich schlug der Hofhund an, und Pferdehufe klapperten in der nächtlichen Stille doppelt laut auf dem Pflaster des Hofes.

Die Stiftsdame fuhr empor. Sie hörte Otto mit der Reitgerte an das Fenster des Stallknechts pochen und gleich darauf das Haus betreten; aber gegen seine Gewohnheit schritt er an der Wohnstube vorüber, nach seinem eigenen Zimmer.

Noch einen Augenblick lauschte Fräulein von Tretten, dann ergriff sie kopfschüttelnd das Talglicht, durchschritt den Hausflur und stieg die zwei Stufen in den Hof hinab. Dort führte der Stallknecht in hastig übergeworfenem Kleide Ottos Pferd zum Abkühlen auf und nieder, ein anderer Knecht stand schlaftrunken und gähnend daneben, und die Stalllaterne warf ihre grellrothen Streiflichter durch den grünlichen Mondschein. Otto pflegte sonst, wenn er zur Nachtzeit heimkehrte, sein Pferd geräuschlos selbst zu besorgen.

„Warum denn heute," fragte sich die Stiftsdame, „alle diese Menschen wecken, welche des Schlafs bedurften, wenn sie am folgenden Tage zur Arbeit tüchtig sein sollten?"

„Was gibt's hier, Philipp?" sagte sie laut, indem sie ihr Licht mit der Hand schützend auf die Gruppe zutrat.

„Ja, schauen sich gnädiges Fräulein doch nur den Kastor an," meinte der Knecht und deutete auf Ottos Pferd, das über und über mit Schaum bedeckt war. „Ein Halbstündchen länger, und wir brauchten ihn nicht weiter hier herumzuführen. Ich weiß gar nicht, was ich dazu sagen soll! Der Herr Baron schont doch sonst seine Pferde so sehr; nicht ein Bund Heu über die Vorschrift dürfen wir aufladen. Und nun dies hier! Was er nur gehabt haben mag?"

„Das kümmert Euch nicht," beschied ihn die Stiftsdame, sich dem Hause wieder zuwendend. „Sorgt, daß Kastor nicht zu Schaden kommt, und schweigt."

Sie war vornehm genug, sich nicht mit den Knechten in Muthmaßungen über den Hausherrn einzulassen, aber nicht zartfühlend genug, ihm die Einsamkeit zu gönnen, die er augenscheinlich suchte. Die schlimme Nachricht brannte ihr auf der Seele: für viele Menschen hat es einen eigenthümlichen Reiz, Unheil zu verkünden. Sie stieg also langsam die Treppe empor und öffnete Ottos Arbeitszimmer; es war leer und dunkel; sie durchschritt den schmalen Raum und pochte an die gegenüberliegende Thür — keine Antwort. Sie legte die Hand auf den Drücker: die Thür war verschlossen.

„Otto!" rief sie ungeduldig.

„Gute Nacht, Tante!" klang es als Antwort.

Aber so ließ die Stiftsdame sich nicht abweisen. „Was soll das heißen?" zürnte sie. „Du treibst Dich bis Mitternacht im Walde umher, kommst nicht zu mir herein, Dein Pferd ist in einem schrecklichen Zustand! Was bedeutet dies alles? Ist ein Unglück geschehen, so sprich es aus! Das ewige Geheimthun! Antworte, Otto! Du bist doch nicht krank?" setzte sie hinzu, als er noch immer schwieg.

„Ich bin nicht krank," versetzte Arning endlich. „Auch ist nichts Außergewöhnliches geschehen; indes, liebe Tante, entschuldige mich für heute, ich bin sehr erschöpft. Morgen will ich Dir Rede stehen, so lange Du magst."

Die Stiftsdame sah sich prüfend in dem Gemach um, ob auch kein Lauscher darin verborgen sei. Dann schloß sie sorgfältig die Thür, durch welche sie eingetreten war, ehe sie halblaut zu ihrem Neffen gewandt bemerkte: „Tannen war hier und hat eine schlimme Botschaft gebracht. Willst Du die auch erst morgen hören?"

„Nein doch, sprich!"

„Noch kann ich es kaum glauben, aber er behauptet, daß Beatrice sich demnächst mit einem Herrn von Lindau verloben werde, einem einundzwanzigjährigen Bürschchen, das ihre Mutter eben für sie erzieht."

„Sie ist mit ihm verlobt."

„Ist mit ihm verlobt," wiederholte Tante Bernhardine aufgeregt. „Ist schon verlobt? Ja, jetzt verstehe ich alles! Dann freilich hast Du ein Recht, betrübt zu sein, armer Otto! Wenn dem so ist, sind Dir ihre Güter allerdings verloren."

Die Stiftsdame hörte ihren Neffen heftig emporspringen. „Die Güter?!" rief er mit hervorbrechender Leidenschaft. „Die Güter?! Willst Du mich verhöhnen, Tante Bernhardine?"

Sie wich unwillkürlich von der Thür zurück. „Mein Gott, Otto, sei doch vernünftig," ermahnte sie. „Ich Dich verhöhnen? Ich dächte oft genug bewiesen zu haben, daß Dein Glück mir mehr am Herzen liegt als mein eigenes; und es ist doch wahrhaftig nicht meine Schuld, wenn Du Buchdorf verlierst."

Damit verließ sie das Zimmer. Schlafen konnte sie freilich nicht; in ihrem Herzen tobte wilder Grimm ob der schnellen Bestätigung, welche ihren schlimmsten Ahnungen geworden war, und in dem Zimmer über ihr hörte sie die ganze Nacht hindurch den Freiherrn auf- und niederschreiten. Ruhe kehrte auch in seine Brust nicht ein. Er hatte in den wenigen Stunden, welche der boshaften Mittheilung Elsbeths folgten, einen tiefern Blick in sein Herz geworfen, als während der langen sechszehn Jahre, die er in scheinbarer Seelenruhe — der starren Ruhe des Eises — auf Ermsdal zugebracht. Hatte er sich doch stets, wenn er während seines Aufenthalts in der Residenz so gleichgiltig an den schönsten und liebenswürdigsten Frauen vorüberging, eingebildet, daß die bittern Erfahrungen seiner Jugend ihn für alle Zeit der Fähigkeit zu lieben beraubt hätten. Heute wußte er, daß es nur das unvergessene Bild eines Kindes gewesen, das ihn unempfindlich gegen jeden neueren Eindruck machte; das Bild eines Kindes, dem er doch nie mit Freundlichkeit begegnet war, von welchem er sich einzureden gestrebt, daß er es hasse. Elsbeths Andeutungen zerrissen den jahrelang gehegten Wahn.

„Mein Gott," stöhnte er auf, „muß ich denn jedes Leid auf Erden durch dieses Mädchen kennen lernen? Ein Segen

Digitized by Google

liegt doch in unserer Familienfeindschaft," dachte er dann, eine andere Gedankenrichtung verfolgend, „daß ich nicht selbst als Vormund ihre Hand in die ihres Erwählten legen muß!"

Nach und nach wurde Otto ruhiger. Es war in diesen vier Wänden und in seinem Herzen schon mancher Kampf ausgerungen worden von einer Heftigkeit, die keiner, der ihn in seinem Berufe thätig sah, dem ernsten schweigsamen Manne zugetraut hätte.

Als der erste Tagesschimmer grau durch die vorhanglosen Scheiben blickte, wechselte der Freiherr rasch seine Kleidung; eine halbe Stunde später stand er im Hofe bei den sich versammelnden Knechten und theilte einem jeglichen seine Arbeit zu. Niemand bemerkte eine Veränderung in seinem Betragen, niemand ahnte, daß er an diesem Morgen den schönsten Traum seines Lebens, den letzten seiner Jugend begrub. Tante Bernhardine allein glaubte seinen geheimen Kummer zu verstehen; aber sie konnte sich gar nicht erklären, warum Otto ihr gegenüber, die ihrer Meinung nach seine Enttäuschung ja theilte, mit keinem Worte auf das gestrige Gespräch zurückkam.

XII.

Der Morgen des Tannenschen Festes war angebrochen, ein blauer sonnenheller Septembermorgen. Auch Frau von Arning hatte sich, den dringenden Bitten ihrer Tochter nachgebend, endlich zur Theilnahme entschlossen, sah jedoch dem Zusammentreffen mit ihrem eben so gehaßten wie gefürchteten Schwager in begreiflicher Aufregung entgegen.

Beatrice nicht minder, wenn auch angenehmer erregt, war gleich nach dem Frühstück auf ihr Zimmer gegangen und beschäftigte sich mit ihrer Toilette; der Verwalter machte sich im Hof mit den Pferden zu schaffen. Der einzige Unbefangene an jenem Morgen endlich, Herr von Lindau, saß in der breiten Fensternische des Salons und bemalte den Holzfächer der Baronesse mit blauen Punkten, von welchen Beatrice neckend zu versichern pflegte, daß man sie bei genügender Phantasie und einigem guten Willen wirklich für Vergißmeinnicht halten könne.

Ein Diener kam der Baronin zu melden, daß angespannt sei, und zugleich erschien Beatrice in einem rauschenden Seidenkleide vom zartesten Rosa. Durch die Spitzen seines Ausschnittes funkelten einzelne große Brillanten wie Sterne aus leichten weißen Nachtwolken, Brillanten umgaben ihr Handgelenk und große Brillantnadeln leuchteten in ihrem hellbraunen Haar.

Es hatte sich mit der Zeit eine Art stillschweigenden Uebereinkommens in Bezug auf Kleidung zwischen Frau von Arning und ihrer Tochter gebildet. Kraft desselben trug Beatrice auf ihren Streifereien einfache Mullkleider, und belud sich mit Kostbarkeiten, so oft sie in Gesellschaft ging, ohne daß ihr liebliches, ungezwungenes Wesen darunter gelitten hätte.

Herr von Lindau erhob sich beim Eintritt der Baronesse und überreichte ihr mit einigen artigen Worten den eben vollendeten Fächer. Die Kammerjungfer schleppte indessen Berge von Plaids, Sonnen- und Regenschirmen in den Wagen, und die Baronin stand daneben, trieb zur Eile und fand immer, daß noch irgend etwas vergessen war. Endlich konnten die Herrschaften einsteigen, aber nun bestand Lindau darauf, statt des Verwalters den Kutscherſitz einzunehmen.

Die Baronin willigte endlich in den Tausch; Warne nahm ihr gegenüber auf dem Rücksitz Platz, während der Offizier triumphirend die Zügel ergriff.

Eine Weile ging das auch ganz gut, Beatrice machte ihrem Gast Komplimente über seine unerwartete Geschicklichkeit, und Frau von Arning besiegte ihre Furcht in dem Maße, daß sie die Zeitungen hervorlangte, welche zur Unterhaltung auf den mehrere Stunden weiten Weg mitgenommen waren. Beatrice las gleichfalls; Warne dagegen betrachtete höchst angelegentlich die abgeernteten Felder zu beiden Seiten des Weges.

So mochte etwa eine Stunde verflossen sein. Der Wagen fuhr gerade eine steile Anhöhe hinauf, als Beatrice auf einen Zeitungsartikel deutend in höchster Ueberraschung ausrief: „Aber sage doch, Mama, wußtest Du, daß Herr von Arning ein berühmter Arzt ist?"

„Wenigstens weiß ich, daß er eine Zeit lang Medizin studirt hat," antwortete Therese achselzuckend. Es war ihr gerade gelungen, das bevorstehende Zusammentreffen auf einen Augenblick zu vergessen, und ungern hörte sie sich wieder daran erinnern.

„Ja, aber er ist sehr bedeutend in seinem Beruf," fuhr die Baronesse hartnäckig fort. „Lies doch nur, wie lobend sich dieser Artikel über eine seiner medizinischen Schriften ausspricht; sie hat sogar einen Preis erhalten."

„Ich wüßte wirklich nicht, liebe Bertie, inwiefern Herrn von Arnings ärztliche Befähigung mich interessiren sollte," unterbrach sie die Baronin äußerst kühl.

„Verzeihung, Mama! Aber mir scheint gerade seine ärztliche Befähigung vom größten Interesse für uns," rief Beatrice lebhaft. Sie sprach hastig, und ihr Gesicht glühte vor Erregung.

„Du hast mir oft erzählt, daß, während Du bei Papa in Italien warst, Herr von Arning jedes denkbare Mittel außer offener Gewalt aufbot, um — nun ja, ich habe kein anderes Wort dafür — um meinen Tod herbeizuführen. Nun bin ich aber, während er in Buchdorf wohnte, nicht kränker, sondern gesund geworden, und wenn er ein so geschickter Arzt ist, kann das nicht gegen seinen Willen geschehen sein."

Der Verwalter horchte hoch auf, und Therese warf unmuthig ihr stolzes Haupt zurück, aber die verweisende Entgegnung, welche schon auf ihren Lippen schwebte, ging unter in einem lauten Schreckensruf.

Der Wagen hatte mittlerweile den Gipfel der Anhöhe erreicht, und Lindau, dessen ganze Aufmerksamkeit sich auf das Gespräch richtete, war gedankenlos genug, die Fahrt den steilen Hügel hinunter in einem scharfen Trabe zu beginnen, der sich natürlich sofort in rasenden Galopp verwandelte. Erst der Aufschrei Theresens belehrte Emil über die Thorheit, welche er begangen; um sein Versehen wieder gut zu machen, griff er nun mit aller Kraft in die Zügel und riß sie so heftig zurück, daß der Schaum an den Gebissen sich mit Blut zu vermischen begann und die edlen Thiere vollends rasend wurden.

Frau von Arning klammerte sich halb ohnmächtig an die Wagenpolster, Beatrice aber sprang mit blitzenden Augen empor — nicht aus Furcht; die Chaussee war ausgezeichnet und überdies pflegte sie mit ihrem Ponywagen stets die Abhänge hinabzurasen, wenn Mama es nicht sehen konnte, aber sie ertrug es nicht, ihre Lieblinge so mißhandeln zu sehen.

„Fassen Sie die Zügel doch loser, Herr von Lindau," herrschte sie ihm mit zornbebender Stimme zu.

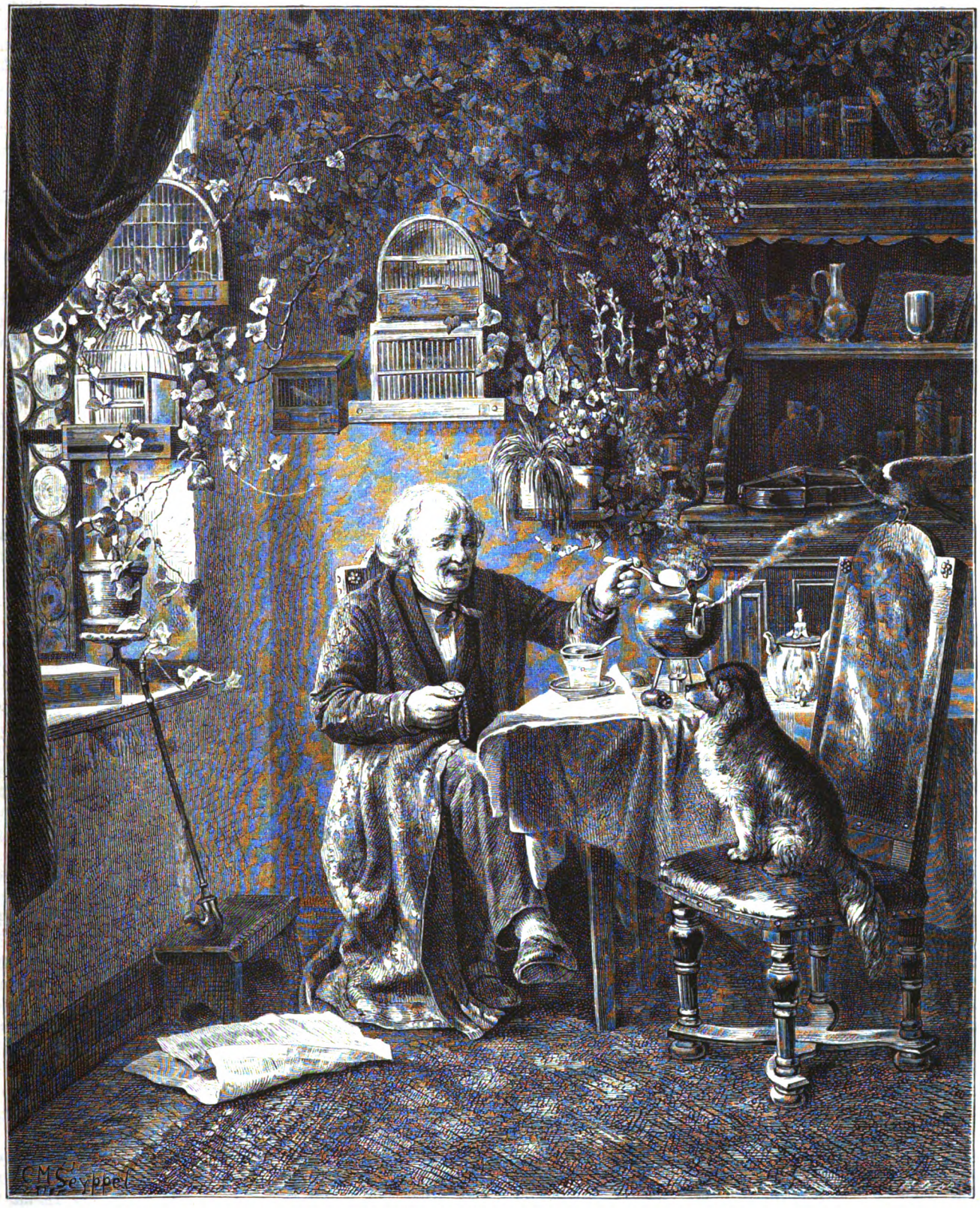
Aber schon war der Verwalter, kaltblütig wie stets, über den Rücksitz geklettert und hatte, den jungen Baron ohne weiteres zur Seite schiebend, die Zügel ergriffen. Das war die Hand, welche die Pferde kannten! Therese beruhigte sich einigermaßen, wenn auch der Wagen selbstverständlich nicht sofort hielt.

Endlich ward indessen das Thal erreicht, und nun stieg die Gesellschaft aus, um sich von dem gehabten Schrecken zu erholen. Lindau bot der Baronin diensteifrig seinen Beistand an, aber diese hielt dem reuigen Sünder eine so beißende Strafpredigt, daß derselbe sich höchst kleinlaut zu Beatrice schlich, welche bei den erschöpften Pferden stand, ihre Köpfe streichelte und sie mit den für Tannens Papagei bestimmten Zuckerstücken fütterte. Auch hier erging es dem armen jungen Manne nicht viel besser. Der einzige Zufriedene in der Gesellschaft war der Verwalter.

„In den letzten zehn Minuten," dachte er vergnügt, „hat der gute Junge von Baron mehr Terrain im Herzen der schönen Erbin verloren, als er in einem halben Jahr wieder gewinnen kann. Das kleine Fräulein liebt die Thiere mehr fast als unser erhabenes Menschengeschlecht. Sie wird ihm die blutigen Zäume ihrer Pferde so bald nicht wieder vergessen!"

Nach kurzer Rast wurde die Fahrt wieder aufgenommen, und bald stieg das alte gemüthliche Herrenhaus von Wingen vor den Blicken der Gesellschaft empor. Die Baronin preßte unwillkürlich die Hand aufs Herz und konnte sich der Bemer-

Digitized by Google



Junggesellenfrühstück. Originalzeichnung von C. M. Seyppel.

kung nicht enthalten: „Es wäre mir in Wahrheit sehr lieb, wenn mein Schwager noch im letzten Augenblick verhindert würde, an dem Feste Theil zu nehmen."

„Aber warum denn, liebe Mama?" fragte Beatrice. „Ich möchte mich dafür verbürgen, daß Herr von Arning Dir mit so viel Ehrerbietung begegnen wird, wie Du nur verlangen kannst."

„Bitte um Verzeihung, gnädiges Fräulein, aber das bezweifle ich sehr," warf der Verwalter, sich nach dem Wagen zurückwendend, ein. Er wußte, daß er Theresens Gedanken aussprach, und das machte ihn kühn. „Was geschehen ist, kann der Herr Baron doch eben so wenig vergessen haben, wie Sie selbst; auch steht nicht zu erwarten, daß ein sechszehnjähriges Ringen um das tägliche Brot, in unausgesetztem Verkehr mit Knechten und Bauern, sein Benehmen rücksichtsvoller gemacht hat, als es ehemals war."

„Ein Ringen um das tägliche Brot?" widerholte Beatrice ungläubig. „Sie übertreiben unerlaubt, Herr Warne. Nächstens werden Sie mir erzählen, daß Onkel Otto hungern mußte!"

„Damit würde ich die Wahrheit sprechen," entgegnete der Verwalter ruhig. „Herr von Arning hat nicht allein eine äußerst zerfallene Ruine bewohnt — die Sie ja selbst gesehen haben, gnädiges Fräulein — ich weiß auch von glaubwürdigen

Digitized by Google

Augenzeugen, daß er in den ersten Jahren nach seiner Uebernahme von Ermsdal oft kaum ein Stück trockenes Brot zum Abendessen hatte — die Frau Baronin wird meine Aussage bestätigen."

„Allerdings," kam hier Therese ihrem Gesinnungsgenossen zu Hilfe.

Die Baronesse starrte ihre Mutter mit großen erschrockenen Augen an. Entsetzen verschloß ihre Lippen, aber um so lauter sprach ihr Herz. „Hungern, er! Kann das möglich sein, während wir im Ueberflusse schwelgten?!"

Die Thatsache, welche die Baronin gleichmüthig als etwas beinahe Selbstverständliches bestätigte, erschien Beatrice so ungeheuerlich, daß ihr Verstand sie nicht zu fassen vermochte.

Der Wagen bog in das Wingensche Hofthor und hielt wenige Minuten später vor der Terrasse des Herrenhauses. Lili von Tannen stand mit ihrer älteren Schwester an der Schwelle, um die Ankömmlinge zu begrüßen, und hatte hundert drollige Einfälle, während sie der Baronesse Hut und Mantel abnahm, aber Beatrice blieb ernst und still bei den Scherzen der Freundin. Die Worte „er mußte hungern" standen in ihrem Gedächtniß wie eingebrannt. Und wie kalt, wie gleichgiltig sie ausgesprochen wurden von Menschen, welche ihn noch zu all seinem Elende eines Verbrechens beschuldigten, das er vielleicht — nein, gewiß nie begangen hatte! Sie schämte sich ihrer kostbaren Kleidung, das Knistern des Seidenstoffes that ihr weh, und als sie allein mit ihrer Mutter in dem kleinen Fremdenzimmer stand, in welches die Tannenschen Töchter ihre Gäste geführt hatten, damit diese es sich nach der langen Fahrt bequem machen könnten, löste sie hastig die Diamantsterne aus ihrem Haar, streifte die Armringe ab, und versteckte das Medaillon, welches sie nicht ablegen mochte, weil es das Bildniß ihres Vaters enthielt, tief unter der breiten Spitzenkrause, ehe sie an der Seite der Baronin mit niedergeschlagenen Augen und klopfendem Herzen den Empfangssaal betrat.

Unterdessen stand Herr von Tannen in seinem behaglich eingerichteten Eckzimmer, und sah hinter den dunklen Wollvorhängen am Fenster zu, wie ein Wagen nach dem anderen vorfuhr. Er hatte Arning gleich bei seiner Ankunft mit in dieses Heiligthum gezogen und plauderte mit ihm von dem und jenem, bis er zuletzt begann:

„Lieber Freund, ehe unsere Festlichkeit beginnt, hören Sie ein Geständniß: Frau von Arning hat sich endlich doch durch die Bitten ihres Töchterchens — denen ja auch kein Mensch widerstehen kann — bewegen lassen, meine Einladung anzunehmen, so daß —"

In Ottos Zügen leuchtete es auf wie Verklärung. „Durch Beatrice?" wiederholte er athemlos.

„Ja; die kleine Hexe stellte der Baronin vor, daß es ja gar nicht möglich sein würde, ein Zusammentreffen mit Ihnen zu vermeiden, sobald Sie wieder Gesellschaften besuchten."

Ottos Mienen nahmen ihren gewohnten Ausdruck ernster Schwermuth an.

„Deshalb also!" sagte er leise. „Nun, da hat die junge Dame ja vollkommen recht, das Unvermeidliche bald zu thun. Uebrigens scheue ich dieses Wiedersehen nicht im mindesten; auch ich bin darauf vorbereitet."

Die Ruhe, mit welcher der Freiherr diese Worte sprach, war so verschieden von der krankhaften Reizbarkeit, welche er sonst bei der leisesten Erwähnung seiner Verwandten an den Tag legte, daß Tannen ihn einen Augenblick zweifelnd ansah, dann aber rief der alte Herr von froher Hoffnung erregt: „Reden Sie im Ernst, Otto? O, wenn Sie so denken! — Wenn ich die Freude erleben sollte, meine zwei liebsten Freunde sich unter meinem Dache versöhnt die Hände reichen zu sehen."

Otto schüttelte mit schmerzlichem Lächeln das Haupt.

„Sie schwärmen, Tannen," sagte er entschieden; „zwischen uns gibt es keine Versöhnung. Ich weiß, was Sie jetzt sagen wollen," fuhr er mit einer abwehrenden Handbewegung fort, „sprechen Sie es nicht aus. Sie denken besser von mir, als daß Sie glauben könnten, der alte Haß, die alte Rachsucht lebten noch in meinem Herzen. Nicht ich widersetze mich der Versöhnung. Ich habe längst gelernt, was ein unseliges Verhängniß mir auferlegte, von dem Verschulden meiner Schwägerin zu trennen. Frau von Arning mußte handeln, wie sie handelte; wenn sie eine Uebereilung beging, so hatte ich sie dazu gereizt. Mein Groll gegen sie ist längst vergangen, denn nur das Werkzeug meines Unglücks, nicht die Ursache kann ich in ihr sehen. Und so hat eine Begegnung mit der Baronin nichts Schreckliches mehr für mich. Aber mit ihr ist es anders: mag ich schuldig sein oder nicht, sie hält mich für den Mörder ihres Kindes, und — das kann eine Mutter nicht vergeben."

Kopfschüttelnd und gerührt folgte der kleine bewegliche Herr dieser unerwarteten Erklärung. „Welche Umwandlung ist so plötzlich mit Ihnen vorgegangen, Otto?" fragte er überrascht. „Ich brauche Ihnen wohl nicht zu versichern, daß dieses milde Gericht über Ihre Feinde Sie in meiner Achtung womöglich noch steigen läßt, aber — die Wahrheit zu gestehen — hätte ich ein solches Urtheil von Ihnen nicht erwartet."

„Weil Sie die Aeußerungen einer krankhaften Stimmung für meine wirkliche Meinung nahmen," lächelte Otto. „Doch lassen wir das. Wir wollten diesen Tag ja dem Vergnügen weihen. — Was ist das für ein Wagen, der eben die Allee heraufjährt?"

„Frau von Arning ist es! Und richtig, der Hallunke, der Warne auf dem Kutscherſitz! Einladen muß man ihn ja der Baronin wegen, aber wenn er Deutsch, ich meine höfliches Deutsch verstände, so wäre er geblieben, wo er war. Kommen Sie, die Buchdorfer sind die letzten," schloß der alte Herr, indem er sich umwandte. „Nun, ich dachte, Sie wären ruhig," setzte er hinzu, als er in Ottos gänzlich farbloses Gesicht blickte.

„Ich bin ruhig," versicherte jener dessenungeachtet.

„Wirklich? Dann treten Sie gefälligst ans Fenster, statt sich im Hintergrunde des Zimmers zu verbergen. Sehen Sie mein kleines Pathchen an, und dann sagen Sie mir, ob — abgesehen von all den schönen Verstandesgründen, welche Sie mir eben so beredt vortrugen — ein menschliches Herz diesem holden Gesichtchen gram sein kann."

Otto gehorchte der Aufforderung und sah die Baronesse aussteigen, die Stirn an die Scheiben gepreßt, ernst und ohne durch ein Zucken seine Aufregung zu verrathen. Tannen betrachtete ihn kopfschüttelnd.

„Da stehen Sie nun so würdevoll und steif wie meine Taxushecken," sagte er endlich. „Wahrhaftig, Otto, ich bewundere Sie! Wäre ich in Ihren Jahren, so — aber freilich, ich vergesse, daß Beatrice das Unglück hat, Ihrem Geschmacke nicht zu entsprechen; schon als Kind wollten Sie Ihre kleine Nichte durchaus nicht schön finden. Kommen Sie in den Saal, damit wir die Begrüßungsscene möglichst bald hinter uns haben."

Als Frau von Arning die Gesellschaftsräume des Hauses betrat, überflog ihr scheuer Blick ängstlich suchend die verschiedenen Gruppen, welche sich gebildet hatten, ohne ihren Schwager zu entdecken. Sie konnte sich gar nicht vorstellen, daß Otto anders aussehen und reden werde als in den stürmischen Auftritten, welche sie vor Jahren mit ihm in Buchdorf erlebt hatte, und erschrak fast, als an Tannens Seite ihr ein ernster Mann entgegentrat, der mit der größten Gelassenheit einige Worte der Begrüßung an sie richtete und ihr ohne bitteren Rückblick, ohne jede Anspielung auf Vergangenes, geschickt und schonend über die Verlegenheit hinweghalf. Wie Bergeslast fiel es ihr vom Herzen, und zum ersten Mal im Leben fühlte sie sich ihrem Schwager zu Dank verpflichtet.

Uebrigens war die Unterredung sehr kurz, da sie ja von beiden Seiten nur anstandshalber geführt wurde; und Beatrice hatte sich gar nicht daran betheiligt.

Als Frau von Arning nun zu der Dame des Hauses trat, hielt Lindau es an der Zeit, sich dem Freiherrn wieder ins Gedächtniß zu rufen und eine Bekanntschaft fester zu knüpfen, zu welcher ihm sein Major und seine Mama so dringend riethen. Er hatte bisher mit Warne in einer Fensternische gestanden, und als er sich Otto näherte, ging jener mit. Die beiden sahen sich für den Augenblick auf einander angewiesen, denn Lindau war noch nicht heimisch in der Gesellschaft, und der Verwalter wurde nur geduldet, konnte es also niemals werden.

Als Emil, nachdem er sich mit einigen Worten vorgestellt,

Digitized by Google

dem Freiherrn die Hand zur Begrüßung reichte, that Warne in seiner bodenlosen Unverschämtheit ein Gleiches; aber Otto wußte geschickt die dargebotene Hand zu übersehen, überhaupt den Verwalter so vollständig zu ignoriren, während er sich aufs angelegentlichste mit Lindau unterhielt, daß jenem nichts anderes übrig blieb, als sich zurückzuziehen.

Die kleine Scene hatte die Neugier des Offiziers erweckt, und keck fragte er Arning geradezu, was ihn denn bewegen könne, den Verwalter mit solcher Nichtachtung zu behandeln.

Heftiger, als es seine Art vor Fremden war, erwiderte Otto: „Einem Ehrlosen reiche ich meine Hand nicht! Verzeihen Sie, Herr von Lindau," setzte er abbrechend hinzu, „ich hoffe, er ist nicht Ihr Freund."

„Mein Freund?" lachte der Offizier. „Ei behüte, wie kommen Sie auf diese Idee, Herr Baron? Ein Parvenu seines Schlages! Der Vater handelte in Königsberg mit alten Kleidern. Aber das gestehe ich offen, es würde mich sehr interessiren zu erfahren, welcher Unthat sich der Verwalter schuldig gemacht hat. Man scheint ihn sonst hier allgemein für einen ehrlichen Mann zu halten."

Die Geschichte ist lang, und ich verstehe mich schlecht aufs Erzählen," versetzte Otto. „Uebrigens kann Ihnen jede Klatschschwester der Provinz die Thorheiten und das Unglück unserer Familie, und die Rolle, die jener Schurke dabei gespielt hat, in allen möglichen Variationen mittheilen."

Das Mittagessen verlief, wie Mittagessen zu verlaufen pflegen, steif und still während der ersten Gänge; lebhaft, sobald der Wein die Zungen gelöst. Nun ward Kaffee servirt, und das junge Volk spielte auf dem Rasen vor dem Hause, während die ältere Gesellschaft plaudernd im Saal versammelt war. Tannen hatte Otto fast nicht von seiner Seite gelassen; er hütete ihn wie ein Vater sein leicht verletzbares Kind. An leisen Bemerkungen über die fremdartige Erscheinung ließen es natürlich die jüngeren Herren, die mit einer gewissen Scheu auf den Einsiedler blickten, nicht fehlen.

Doch auch an Bemerkungen über Frau von Arning mangelte es nicht. Ihre lange Abwesenheit und der Gast, welchen sie mit nach Buchdorf gebracht, lieferten unerschöpflichen Stoff; sie selbst mußte manche Neckerei über ihren künftigen Schwiegersohn anhören; aber sie nahm dieselbe in bester Laune auf, erklärte freimüthig, daß diese Verbindung in der That ihr Wunsch sei; da aber die beiden jungen Leute jedenfalls die Hauptbetheiligten bei der Angelegenheit wären, so überlasse sie ihnen die Entscheidung ganz allein. Ihre Reden klangen so vernünftig und billig, daß Otto, welcher sich nicht enthalten konnte, seine Schwägerin aufs genaueste zu beobachten, ihr in allem beistimmen mußte. Auch erschien Therese ihm heute, wo er sie mit vorurtheilsfreiem Auge betrachtete, schöner als an dem Abend, da Kurt von Arning sie vor neunzehn Jahren in sein Haus geführt hatte.

Tannen hatte eben einen Spaziergang durch den Park vorgeschlagen, als Fräulein von Arning eintrat. Sie sah ein wenig bleich aus und mußte auf die ängstlichen Fragen der Mutter zuletzt gestehen, daß sie Kopfschmerzen habe. Die Baronin zeigte sich hierüber sehr aufgeregt; sobald es sich um das Wohl ihres Kindes handelte, vergaß sie alles übrige, selbst ihre sonst so hochgeschätzten geselligen Formen. Sie wollte sogleich nach Hause fahren, Doktor Norden rufen lassen. Beatrice hatte Mühe, sich ihrer besorgten Vorschläge zu erwehren.

„Schicke nicht zu Doktor Norden," bat sie. „Wenn ich ja ärztlicher Hilfe bedürfen sollte, wird Herr von Arning gewiß so gütig sein —" sie blickte bei diesen Worten halb scheu halb vertrauensvoll zu dem Freiherrn hinüber. „Aber," fügte sie rasch hinzu, ehe noch Otto Zeit gewinnen konnte, seine Bereitwilligkeit auszusprechen, „ich brauche augenblicklich nichts als ein halbes Stündchen Ruhe; wenn Onkel Tannen mich daher von dem Spaziergang dispensiren und mir ein kleines Krankenstübchen hier einräumen will, so werde ich heute Abend mit Lili um die Wette tanzen."

Fräulein von Tannen erbot sich, bei ihrer leidenden Freundin zu bleiben; aber Beatrice litt es nicht, und so führte Lili sie denn in ein gemüthliches Boudoir, zog einen Schaukelstuhl für sie an den bücherüberdeckten Tisch, holte Kissen und Fußbank herbei, schloß sorgfältig die Fenster, und nachdem sie noch Fächer und Riechfläschchen in die nächste Nähe Beatricens niedergelegt und ein warmes Tuch um deren Schultern geschlungen hatte, hüpfte sie mit den besten Wünschen für eine baldige Herstellung ihren Gefährten nach.

Sobald Beatrice sich allein sah, ergriff sie ein großes schweres Buch — fast zu schwer für ihre kleinen Hände — das auf dem Tische lag, und begann darin zu blättern; es enthielt, wie sie wußte, Photographien von sämmtlichen Herrenhäusern der Provinz.

Sie schlug hastig Seite auf Seite um, sie suchte Ermsdal; und da lag der rohe schmucklose Thurm vor ihr. Sie strebte, sich der inneren Räumlichkeiten zu entsinnen. Zur Vergleichung schlug sie auch Buchdorf auf; wie groß, frei und gemüthlich es im Verhältniß zu der ungastlichen Behausung ihres Oheims erschien! So saß sie träumend, bis die Sonne sich zum Untergang neigte und Schritte im Nebenzimmer sie weckten; in der geöffneten Thür stand Otto. Er war mit den Räumlichkeiten des Hauses nicht vertraut und hatte sich, von dem Spaziergang heimkehrend, in dem Zimmer geirrt. Mit einer hastigen Entschuldigung wollte er zurücktreten; aber Beatrice rief ihm freundlich zu:

„So kommen Sie doch herein, Herr von Arning, Sie dürfen sich wohl einmal nach Ihrer kleinen Patientin umsehen. Uebrigens ist es nicht das," setzte sie, als Otto der Aufforderung Folge leistete, mit größerem Ernst hinzu, „weshalb ich Sie bitte, hier zu bleiben, ich bin wieder ganz wohl; aber es drängt mich, Ihnen meinen Dank für die Wiederherstellung Amis auszusprechen. Ich hätte es schon vorhin thun sollen," fuhr sie stockend fort, „aber Mama stand dabei und — Sie müssen mir nicht zürnen — aber ich habe wirklich noch keine Gelegenheit finden können, Mama unsere Begegnung mitzutheilen. Sie ist nicht Ihre Freundin, und deshalb —"

Es lag ein bestrickender Reiz in diesem rückhaltslosen Bekenntniß. Otto beugte sich über die Hand, welche die Baronesse ihm reichte, und drückte sie an seine Lippen. Das Roth auf ihren Wangen ward noch tiefer, und ihr Satz kam nicht zu Ende; er aber erwiderte:

„Ich wollte, die Baronin könnte ihre Abneigung gegen meine Person so leicht überwinden, wie es Ihnen, gnädiges Fräulein, gelang, Ihr Grauen vor der braunen Else in ein so inniges Vertrauen umzuwandeln, daß Sie dieselbe sogar in Dinge einweihten, welche Ihren Standesgenossen noch Geheimniß bleiben sollen."

Es hatte ursprünglich nicht in seiner Absicht gelegen, diesen Gegenstand zu berühren; als er aber Beatrice vor sich sah in ihrer ganzen hinreißenden Lieblichkeit und sich vergegenwärtigte, daß er keinerlei Recht, nicht einmal das seiner Verwandtschaft auf ein Wesen geltend machen dürfe, das er liebte, wie er nie zuvor auf Erden etwas geliebt, mit einer Liebe, von deren unvergänglicher Innigkeit sich der eitle Thor, den sie erwählt, gewiß nichts träumen ließ, ergriff ihn eine Art schmerzlichen Zorns, und es hätte ihm in diesem Augenblick Freude gemacht, Beatricen wehe zu thun.

„In welche Thatsachen hätte ich das unheimliche Geschöpf denn eingeweiht?" fragte Beatrice voll unbefangenen Erstaunens.

„Muß ich Ihnen das wirklich sagen? In Ihre Verlobung mit dem Gast Ihres Hauses, mein gnädiges Fräulein. Sie scheinen verwundert, erzürnt — ich hoffe, durch meine Worte dem armen Kinde keine Ungelegenheit bereitet zu haben."

„Ich verlobt?" rief jetzt die Baronesse ungestüm emporspringend. „Welch abscheuliche Erfindung von Elsbeth! Und mit Lindau verlobt? Mein Wort darauf, Herr von Arning, ich bin es nicht und werd' es niemals sein! Weshalb lächeln Sie so ungläubig?" fügte sie fast herrisch hinzu.

„Verzeihen Sie. Ihre gütige Erklärung, auf welche ich ja nicht das mindeste Recht hatte, gestattet keinen Zweifel. Nur zürnen Sie der armen Else nicht, daß ihre Augen andere Dinge sahen, als Sie zeigen wollten, und daß sie es wagte, Schlüsse daraus zu ziehen, welche zufällig genau mit den Aeußerungen der Frau Baronin übereinstimmen."

Digitized by Google

Beatrice wandte sich ab. „Es macht Ihnen Vergnügen, mich zu quälen," sagte sie mit Thränen in den Augen. „Was soll ich Ihnen antworten, wenn Sie meiner aufrichtigen Betheuerung keinen Glauben schenken? Wüßte ich doch keinen Grund, der mich veranlassen könnte, die Wahrheit zu verbergen, wenn Herr von Lindau mir wirklich mehr wäre als ein lieber Freund."

Es kam Otto vor, als habe die Sonne noch nie so hell geleuchtet, als sei das einfache Zimmer im Hause seines Freundes die Vorhalle des Paradieses. Es waren nicht Beatricens Worte, nicht ihre Thränen, welche ihn überzeugten, sondern die kindliche Sicherheit, womit sie sprach.

Leise näherte er sich dem jungen Mädchen, welches noch immer das braune Köpfchen abgewandt hielt. „Ich habe Sie verletzt," sagte er weich, „verzeihen Sie mir. Mein Denken ist wirr und krank, ich weiß nicht, was ich rede."

Sein Blick fiel auf das offene Buch; die unfreundliche Ruine, in welcher er die traurigsten Jahre seines Lebens verbracht, lag noch immer aufgeschlagen — von ihr aufgeschlagen? Er konnte nicht daran zweifeln. Und hätte Otto jetzt Zeit behalten, sein überströmendes Gefühl würde ihn zu einer nie wieder gut zu machenden Uebereilung hingerissen haben. Aber Lili, welche mit einem heiteren Gefolge zu der einen Thür hereinstürzte, und Warne, welcher zu der anderen hereinschlich, um sich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen, schnitten jedes weitere Gespräch ab. (Fortsetzung folgt.)

Die Blindheit und ihre häufigsten Ursachen.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von Dr. **Dyrenfurth.**

Wohl ist das Loos des Taubgewordenen ein hartes. Jeder Mund ist für ihn ein stummer, ihm erschallt kein Gesang, und welche Marter, welche Mißverständnisse gewährt seinen Umgebungen die Unterhaltung mit ihm! Aber er ist doch nicht auf sich allein angewiesen, er hat seine Selbständigkeit nicht eingebüßt, er kann arbeiten, lesen, sich frei bewegen, über seinen Verkehr bestimmen, in seinen Beschäftigungen wechseln, er kann sich an der Pracht der Natur, an den Schöpfungen der Kunst, so weit sie dem Auge wahrnehmbar, ergötzen. Wie anders der Blinde! Ihm ist die Natur, die ganze Außenseite der Welt wie ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch, er erscheint hilflos, dem guten oder bösen Willen seiner Umgebungen überliefert, dem Fühlenden ein Gegenstand gerechten Mitleids.

Und das Heer dieser Aermsten berechnet sich nach Hunderttausenden, vielleicht Millionen! Nach den Ermittelungen des königl. preuß. statistischen Bureaus betrug die Zahl der Blinden bei der Volkszählung in Preußen am 1. Dezember 1871 die Summe von 22,978 bei einer Bevölkerung von ungefähr 24,600,000 Einwohnern, also auf 1075 Sehende ein Blinder! Hierbei stellte sich das Verhältniß in den einzelnen Provinzen als ein sehr ungleiches heraus. In Brandenburg kam auf $1374^1/_{12}$, in Hannover auf $1212^1/_2$, in Sachsen auf 1178, in Schlesien auf 1081, in Posen auf $918^1/_{10}$, in Preußen auf $842^2/_3$ Einwohner ein Blinder. Für Berlin, den Wirkungskreis eines Jüngken, Böhm und Gräfe, wurde das Blindenverhältniß von 1 : 1649 ermittelt. Nach Glaubensbekenntnissen berechnet, kamen auf jede Million ihrer Glaubensgenossen bei den Evangelischen 899, bei den Katholiken 997, bei den Juden 1334 Blinde. Die Gesammtzahl der völlig Blinden in Deutschland ist auf 40,000 zu schätzen.

Nach der Volkszählung in Frankreich vom Dezember 1861 betrug bei einer Bevölkerung von ungefähr 37,386,000 die Zahl der Blinden 30,780 oder $1 : 1219^1/_2$.

In Finnland belief sich nach v. Becker am Ende des Jahres 1865 die Zahl der Blinden auf 5187, was auf 1,842,248 Einwohner ein Verhältniß von 1 : 348 ergibt. Es ist das die granulöse oder ägyptische Augenentzündung, welche dort so furchtbare Verheerungen unter den Augen anrichtet. Der genannte Schriftsteller berichtet: „Die Krankheit kommt in manchen Gegenden so häufig vor, daß man kaum eine Bauernstube findet, wo nicht jemand daran leidet. Wo mehr Wohlstand und Reinlichkeit vorherrscht, ist es besser. Unter Standespersonen ist das Uebel seltener und fast nie so weit vorgeschritten, daß Blindheit droht. Als Ursachen werden angegeben: die Rauchstuben und das staubige Dreschen in den „Rien", wo das Getreide erst durch Erwärmen getrocknet wird. Das Essen wird gewöhnlich über freiem Feuer zubereitet. In den engen übervölkerten Stuben, deren Fenster oft das ganze Jahr nicht geöffnet werden, wird die Krankheit durch Ansteckung weiter verbreitet. Dazu kommt, daß die Bevölkerung sehr arm ist, so daß die Patienten ihrer Arbeit immer nachgehen müssen, und weder Zeit noch Geld haben, um eine Reise zu dem oft 10—12 Meilen weit entfernten Arzt zu machen und sich da aufzuhalten. In Finnland kommt ein Arzt auf 15,000 Einwohner."

Das Land ist aber so dünn bevölkert, daß erst auf 50 Quadratmeilen ein Arzt kommt!

Eben so traurig liegen die Verhältnisse in Spanien. George Camuset erzählt in den „Annales d'Oculistique": „Erschreckend ist die Zahl der Augenkranken, so wie man den Fuß auf spanischen Boden setzt. Ein blinder Fatalismus veranlaßt sie, die Krankheit gleichgiltig hinzunehmen; meist suchen sie nur Hilfe bei der heiligen Lucia, deren Altar in jeder Kirche mit Gelübdegeschenken bedeckt ist. Die Straßen der großen Städte sind im wahren Sinn des Wortes belagert von den Blinden; sie betteln in Haufen von fünf bis sechs und rollen ihre entarteten Augäpfel in den Höhlen."

Wahrhaft haarsträubend aber lauten in dieser Beziehung die Schilderungen aus dem Orient. Mag auch Volneys Angabe, daß man in Cairo unter 100 Menschen 20 Blinde, 20 Einäugige und 20 Augenkranke finde, wohl auf arger Uebertreibung beruhen, so ist doch gewiß, daß in Aegypten Erblindungen zu den allergewöhnlichsten Vorkommnissen gehören — Dank dem glühenden schattenlosen Sonnenbrande, dem jammervollen Elend einer in Schmutz, Dumuheit und fatalistische Ergebung versunkenen Rasse, der der Fellahs, welche in erbärmlichen Lehmhütten wohnt und unter der Peitsche tyrannischer Aufseher und der Wucht unerschwinglicher Steuern zu lebenslänglicher Sklavenarbeit verurtheilt ist.

Hofrath Schimmer in Wien hat sich der dankenswerthen Mühe unterzogen, die Blindenzahl fast aller europäischen Länder und der Vereinigten Staaten von Nordamerika zusammenzustellen. Nach seiner von Dr. Emmert und Professor Dr. Zehender ergänzten Tabelle kamen auf 10,000 Einwohner in:

Norwegen	1864	13,7	Blinde, also	1 : 733,
Kaukasus	1864	11,1	= =	1 : 900,
Thüringen	1864	10,1	= =	1 : 995,
England und Wales	1861	9,6	= =	1 : 1037,
Schottland	1861	9,2	= =	1 : 1086,
Italien	1861	8,2	= =	1 : 1218,
Frankreich	1861	8,2	= =	1 : 1235,
Schweiz	1870	—	= =	1 : 1368,
Schweden	1860	7,1	= =	1 : 1419,
Sachsen	1867	6,1	= =	1 : 1635,
Belgien	1858	5,9	= =	1 : 1685,
Oesterreich	1865	5,2	= =	1 : 1785,
Dänemark	1865	5,6	= =	1 : 1908,
Preußen	1864	5,2	= =	1 : 1950,
Ver. Staaten v. Nordamerika	1860	4,0	= =	1 : 2490.

In Rußland haben noch keine Blindenzählungen stattgefunden. Auch existiren in dem riesigen Reich nur 3 Blindenanstalten, während England deren 27, Preußen 25, Nordamerika 23, Frankreich 16, Belgien und Oesterreich je 8, Süddeutschland 7, Italien und Schweiz je 4, Norwegen, Schweden, Dänemark und Spanien je 2 und Brasilien eine besitzt.

Schon ein Blick auf die erwähnten traurigen Zustände in Finnland, Spanien, Aegypten belehrt uns, daß der Verlust des Augenlichtes bei weitem nicht immer unabwendbaren Erkrankungen des Sehorgans zuzuschreiben sei. Die nachfolgende Be-

Digitized by Google

trachtung aber wird uns zeigen, daß auch in den hochcivilisirten Ländern die meisten der Unglücklichen, die jetzt ein trauriges lichtloses Dasein fristen, bei rechtzeitiger Hilfe den edelsten und köstlichsten aller Sinne hätten retten können!

Die Beweise für diese Thatsache liefert schon die Praxis eines jeden Arztes. Professor Dr. Zehender in Rostock erwarb sich jedoch zuerst das Verdienst, durch umfangreiche statistische Nachforschungen die mannigfachen Ursachen der Erblindungen in einem bestimmten Ländergebiete zu ermitteln. Bei der Volkszählung in Mecklenburg-Schwerin und Strelitz im Jahre 1867 waren 553 Blinde notirt worden. Der genannte Augenarzt schickte nun an sämmtliche mecklenburgische Geistliche Frageblättchen, auf denen der Name, der Stand, das Alter der Blinden angegeben und die Frage über Beginn, Dauer und Ursachen der Erblindung, Grad der Hilfsbedürftigkeit ꝛc. gestellt war. Bis auf sechs unterzogen sich alle Pastoren der erbetenen Mitwirkung, doch waren nur 526 der ausgefüllten Frageblättchen zu verwerthen und namentlich die Angaben über Ursachen und Dauer der Erblindung wenig zu brauchen.

Indessen, der höchst verdienstvolle Anfang einer Blindenstatistik war gemacht, und es kam nur darauf an, dieselbe wissenschaftlich zu bearbeiten, d. h. nicht durch die Brille eingesandter Berichte, sondern durch selbständige augenärztliche Prüfung der Erblindeten. Einen solchen Weg schlug Dr. Hirschberg, ein vorzüglicher Augenarzt in Berlin, ein. Seine treffliche, in Eulenbergs „Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medizin" (Oktober 1875) abgedruckte Arbeit: „Das Auge in forensischer Beziehung", hat zu gegenwärtigem Artikel einen Theil des Zahlenmaterials geliefert. Hirschberg fand bei einer Summe von 7500 seiner Augenkranken 101 unheilbare Erblindungen. Von diesen waren nur 3 angeboren, die übrigen erworben, und darunter 16 durch Augenentzündung der Neugeborenen, 12 durch grünen Staar, 9 durch Pocken, 7 durch Verletzungen, 6 durch hochgradige Kurzsichtigkeit entstanden.

So werthvoll jedoch diese Untersuchungen sind, zu beweiskräftigen Schlüssen können sie nicht dienen, weil ihnen ein zu kleines Material zu Grunde liegt. Ein größeres wußte sich Dr. Katz zu verschaffen, ein Augenarzt in Berlin, dessen vortreffliche Schrift: „Wie erhält man seine Sehkraft? oder: Die Krankheiten und Fehler des Auges*)", das Beste und Neueste enthält, was die populäre Medizin über Krankheiten und Behandlung des Sehorgans darbietet. Der genannte Arzt gelangte zu einem reicheren statistischen Material durch Benutzung der Original-Volkszählungskarten für den Regierungsbezirk Düsseldorf. Die bereitwillige Unterstützung der dortigen Behörden, namentlich der Landrathsämter, machte es ihm möglich, den größten Theil der in diesem Bezirk ermittelten Blinden — ihre Gesammtzahl war auf 1117 angegeben — zu untersuchen, so nämlich, daß in jedem Kreise die Blinden auf Kommunalkosten nach einzelnen Stationen gestellt wurden. Er fand bei 810 Blinden — die übrigen waren theils durch Krankheit am Erscheinen verhindert, theils weigerten sie sich gemäß dem den Blinden eigenthümlichen Mißtrauen, zu kommen, weil sie fürchteten, daß es ihnen an den Kragen gehen könnte! — die Blindheit entstanden durch angeborene Fehler der Augen in 20, durch Augenschleimfluß der Neugeborenen in 41, durch ägyptische Augenentzündung und Blennorrhoe in 171, durch Entzündung der Hornhaut in 122, der Ader- und Regenbogenhaut in 125, grauen Staar in 89, grünen in 35, schwarzen in 126, Verletzungen in 81 Fällen.

Um ein gutes Stück sehen wir uns in der Feststellung einer exakten Blindenstatistik gefördert durch eine sowohl hinsichtlich des reichen Krankenmaterials als auch der Methode ausgezeichnete Zusammenstellung des Prof. Dr. Hermann Cohn, der zu den bedeutendsten Augenärzten Breslaus gehört, und aus seinen Journalen vom Juli 1866 bis dahin 1873 aus 11,050 Krankheitsfällen 1000 Nummern von theils doppel-

*) „Wie erhält man seine Sehkraft, oder die Krankheiten und Fehler des Auges", allgemein verständlich dargestellt von Dr. Katz, Augenarzt in Berlin. Mit 29 Abbildungen. Verlag von Theobald Grieben in Berlin. 1876. 127 S. Preis: 2 Mark.

theils einseitiger Erblindung auszog. Derselbe theilte diese Zahl in drei verschiedene Gruppen:

1. Erblindungen, durch absolut unheilbare Krankheitsprozesse erzeugt (194 Fälle);
2. Solche, wo der verderbliche Ausgang vielleicht (255);
3. Solche, wo derselbe mit Gewißheit hätte vermieden werden können (551).

Zu den 194 der Wissenschaft bis jetzt leider unzugänglichen Erblindungen zählten 102, die durch den sogenannten schwarzen Staar herbeigeführt waren. Früher bezeichnete man mit diesem Ausdruck jede Erblindung, wo die Pupille in ihrer normalen Schwärze erschien und der Kranke dennoch nichts sah, so daß ein bekanntes Witzwort des berühmten Professors von Walther lautete: „Beim grauen Staar sieht der Kranke nichts, und der Arzt sieht etwas Krankes; beim schwarzen Staar sehen sie beide nichts." Dieser Ausspruch der früheren Schule war so lange richtig, als der geniale Helmholtz (1851) seinen Augenspiegel noch nicht erfunden hatte. Seitdem entdeckt der Arzt auch beim schwarzen Staar etwas Krankes, nämlich die Vertrocknung des Sehnerven — ein Leiden, gegen das auch die heutige Kunst leider noch so gut wie keine Waffen besitzt.

In derselben Gruppe befanden sich 51 Erblindungen in Folge von Netz- und Aderhauterkrankung, 20 in Folge meist krebshafter Geschwulste. Unter diesen waren besonders erwähnenswerth 6 Fälle von Gliom. Das Gliom ist der Krebs der Netzhaut und befällt fast nur Kinder. Schon früh sieht man hier die Pupille goldgelb schillernd wie bei Katzen, daher der ältere Name „Katzenauge" für diese Krankheit. Die schleunigste Ausschälung des kranken Auges ist hier von der äußersten Nothwendigkeit, um wenigstens das noch gesunde vor dem gleichen Leiden zu schützen; ja, sie ist hier zugleich eine lebensrettende, weil sie das Hineinwuchern der Geschwulst ins Gehirn verhütet.

Gehen wir zur zweiten Gruppe, der der vielleicht vermeidbaren Erblindungen über, so finden wir als eine ihrer Hauptursachen die Kurzsichtigkeit mit 109 Fällen vertreten. Dies Leiden besteht in einer Zunahme des Längendurchmessers des Augapfels vom vorn nach hinten, oft sogar in einer allgemeinen Massenzunahme des Auges, so daß dieses zuweilen in seiner natürlichen Höhle nicht Platz hat und daraus hervorstarrt.

Es ist wahr, was der berühmte Augenarzt Donders in Utrecht ausgesprochen hat: Ein kurzsichtiges Auge ist ein schwer krankes, und hohe Grade der Krankheit haben oft Blutungen im Inneren des Auges, Netzhautablösungen und Zerfall des gelben Flecks — so heißt diejenige Stelle der Netzhaut, welche das eigentliche Amt des Sehens bekleidet — zur Folge. Die leichte Form der Kurzsichtigkeit mit einem Fernpunkt von 30—40 Zoll und die mittlere, bis zu 8 und 6 Zoll, sind glücklicher Weise meist unbedenklich und können das ganze Leben hindurch ohne weitere Beeinträchtigung des Sehens fortbestehen. Von großer Gefahr für das Auge dagegen sind jene hohen Grade von Kurzsichtigkeit, wo der Fernpunkt auf 5—1 Zoll herabsinkt. Bei Näherinnen, Gelehrten, Schriftstellern und Schriftsetzern finden wir nicht selten diese äußersten Grade von Kurzsichtigkeit und ihren traurigen Ausgang in Blindheit.

Die Krankheit zeigt sich zum Theil als eine angeborene und meist von Vater oder Mutter ererbte, zum größten Theil aber als eine erworbene. Sagen wir es geradezu: Die Schule ist es, welche in den meisten Fällen den Grund zur Kurzsichtigkeit legt oder die vorhandene Anlage dazu in hohem Grade befördert. Professor Cohn hat sich mit diesem Gegenstande eine Reihe von Jahren hindurch vorzugsweise beschäftigt, und, nachdem er mehr als 10,000 Schüler untersucht, folgende drei Gesetze als unumstößlich befunden:

1. Die Zahl der Kurzsichtigen steigt in allen Schulen von Klasse zu Klasse.
2. Die Menge derselben nimmt zu mit der Höhe der Lehranforderungen an die Schule (es fanden sich: 1% in der Dorfschule, etwas über 6% in städtischen Elementarschulen, 7% in höheren Töchterschulen, 10% in höheren Mittelschulen, 19% in Realschulen, 26% in Gymnasien).

3. Nicht blos die Zahl der Kurzsichtigen, sondern auch der Grad des Uebels steigt von Klasse zu Klasse.

Die Frage liegt nahe: Wie kann diesem Uebel abgeholfen werden? Das Radikalmittel bestände allerdings in der Verringerung der Unterrichtsgegenstände, mit denen das arme Kindesgehirn geplagt und das Auge gemißhandelt wird. Wenn wir Lebenden leider die Hoffnung auf eine durchgreifende Reform in diesen Dingen aufgeben müssen, so liegt uns doch die Pflicht ob, wenigstens an einen Theil der Augenverderber die Axt anzulegen. Das beständige Vornübergebücktsein der Schüler beim Arbeiten, verbunden mit dem anhaltenden Nahebringen kleiner Druckschrift ans Auge erzeugt Blutandrang und Dehnung des Augapfels mit den unheilvollen Folgezuständen. Darum fort mit den die schlechte Haltung befördernden Tischen und Bänken der jetzigen Schule, die meist für den Sextaner und den Primaner, den Kleinen und den Großen, den Kurz- und den Weitsichtigen dieselbe Höhe und Distanz haben, weder dem Rücken noch den Füßen eine Stütze gewähren! Die alten Schulmonarchen freilich haben keine Ahnung von der Wichtigkeit dieser Dinge, keine Idee, daß von ihnen die Erhaltung der Sehkraft ihrer Schüler in nicht geringem Grade abhängt. Sie sehen nicht ein, daß je näher der Stuhl oder die Bank beim Schreiben und Lesen dem Tisch gerückt wird, desto weniger der Oberkörper sich vorzubeugen, das Auge dem Buch sich zu nähern braucht. Jeder Zoll, um den wir die Distanz beim Schreiben verkleinern, ist ein Gewinn fürs Auge. Fort mit den Tauchnitzausgaben, den Miniaturbibeln, diesem Augengift! Der Druck einer Schrift muß mindestens so groß sein, daß er auf 1 Meter Entfernung von einem gesunden Auge gelesen werden kann. Das Licht falle beim Lesen und Schreiben stets von der Linken und von hinten; jeder angestrengten Thätigkeit des Auges folge mindestens nach dreiviertel Stunden eine längere Ruhezeit!

Möchten doch alle Eltern schon früh ihre Aufmerksamkeit auf den Zustand ihrer bedauernswerthen kurzsichtigen Kinder richten und alles daran setzen, daß das Uebel sich nicht noch mehr verschlimmere! Tritt bei einem Kinde die Neigung zu vornüber gebückter Haltung beim Lesen, Schreiben, Zeichnen und Nähen hervor, so muß dem mit Entschiedenheit begegnet und alsbald der Augenarzt um Untersuchung der Augen angegangen werden. Zu Hause und in der Schule ist auf möglichst gerade Kopfhaltung mit beharrlicher Strenge zu achten, denn wir wissen, daß nach dem niedergesenkten Auge eine verstärkte Blutfülle strömt und das vorhandene Siechthum desselben steigert. Zeichnen und Malen, wozu die kurzsichtigen Kinder oft besonderen Hang äußern und worüber sie oft Stunden hintereinander zubringen — der reine Ruin des Auges! — ist einstweilen gänzlich zu untersagen. Schon jetzt ist die Frage des künftigen Berufs in Erwägung zu ziehen. Nur zu oft verrathen kurzsichtige Kinder bedeutende geistige Anlagen, die man gern für eine gelehrte oder „studirte" Laufbahn ausbilden möchte. Hier hat der Ausspruch des Augenarztes die Entscheidung. In dem angeführten Werk des Dr. Katz finden wir rücksichtlich der Wahl des künftigen Berufs für Kurzsichtige folgende treffende Bemerkung: „Freilich hält es schwer, nach dieser Richtung hin allgemein giltige Regeln und Vorschläge zu machen: einmal gebietet die Vorsicht, nie ohne dringenden Grund einen Beruf zu widerrathen, der vielleicht mit besonderer Vorliebe ergriffen wird und das Lebensglück des Betreffenden begründen kann. Andererseits aber denke man sich in die Lage eines Menschen, der vielleicht zu spät noch ein anderes Handwerk ergreifen muß, wenn seine Sehkraft tagtäglich abnimmt. Hätte er einen anderen Beruf gewählt, so wäre er vielleicht davor bewahrt geblieben! Wo es angeht, sollten Kurzsichtige vielmehr auf alle Gewerbe verzichten, die ein vorzugsweises Sehen in die Nähe erfordern, z. B. Uhrmacher, Gravir- und Buchdruckerkunst ꝛc., dagegen sich lieber der Forstwissenschaft, der Gärtnerei, überhaupt der Landwirthschaft widmen. Gesunde Augen können wählen, was sie wollen, kranke — was sie sollen."

Auch über die Wahl der Brille dürfen Kurzsichtige nie selbständig, sondern stets nur nach dem Ausspruch des Augenarztes entscheiden.

Eine weitere Reihe vielleicht vermeidbar gewesener Erblindungen wurde in den Cohnschen Tabellen durch 93 Fälle in Folge von Entzündungen der Horn- und Regenbogenhaut gestellt. Scharlach, Masern, Rheumatismus und Skrophelkrankheit führen häufig bei Kindern solche Erkrankungen mit sich, die, von unverständigen Eltern auf das „Zahnen" oder den bekannten „Fluß" geschoben, mit ihrem schleichenden, zwischen Besserung und Verschlimmerung hin- und herschwankenden Verlauf die Gefahr vertuschen, bis durch Eiterdurchbruch, Verlöthungen der inneren Augengebilde, Verfall der Regenbogenhaut die Sehkraft zerstört ist und der nun erst aufgesuchte Arzt bekümmert ausruft: „Warum so spät?" Und doch feiert gerade in diesem Gebiete die Augenheilkunde so schöne Triumphe, und es gelingt ihr, selbst in anscheinend verzweifelten Fällen das Licht wieder zu schaffen! Wie erst, wenn der ärztliche Rath rechtzeitig benutzt worden wäre? Besonders gilt dies vom Kapitel der Hornhauttrübungen.

Die Hornhaut ist das Fenster des Auges genannt worden. Ist die Fensterscheibe beschlagen oder blind geworden, so kann man weder ins Zimmer hinein-, noch aus demselben hinaussehen. Ein Geschwür auf der Hornhaut oder Trübungen derselben verhindern die Lichtstrahlen am Zutritt zur Netzhaut. Unzählige Blinde oder Halbblinde — man möchte die letzteren an den Augen Verkrüppelte nennen — stümpern mit solchen, durch die lange Dauer unheilbar gewordenen Hornhauttrübungen einher, ganz oder fast unfähig, ihren Lebensunterhalt zu erwerben, sich selbst und anderen zur Last. Die — meist schon in den Kinderjahren aufgetretene — Entzündung war eben nicht beachtet, Röthe, Lustscheu, Schmerz und Thränenfließen theils auf kindischen Eigensinn, theils auf Skropheln oder den oben erwähnten „Fluß" geschoben worden, und so hatten die kleinen Geschwüre auf der Hornhaut Zeit, sich mehr und mehr zu vergrößern und am Ende sie zu zerstören. Eine richtige örtliche (Atropin-) und allgemeine Behandlung (gute Kost, Soolbäder ꝛc.) hätten diesen trostlosen Ausgang fast immer verhütet!

Wenn Geschwüre der Hornhaut zur Heilung gelangen, so hinterlassen sie, wie Geschwüre an anderen Körperstellen, Narben. Das Gewebe der letzteren kann aber mit der Zeit an der Hornhaut so vollkommen aufgesogen werden, daß dieselbe allmählich wieder ganz durchsichtig wird. Oft aber hinterläßt darin der Eiterungsprozeß Vertiefungen und Trübungen, die sogenannten Hornhautflecke, welche das Sehvermögen bald mehr bald weniger beeinträchtigen. Der Grad der eingetretenen Sehstörung hängt davon ab, ob diese Trübungen gerade im Mittelpunkt der Hornhaut, der Pupille gegenüber, oder mehr seitlich liegen. Nur im ersteren Falle behindern sie das Sehvermögen in empfindlicher Weise, namentlich bei größerer Ausdehnung der Flecke.

Auge von der Fläche.
L Lederhaut. P Pupille. R Regenbogenhaut. Fl Fleck außerhalb der Pupille, Sehkraft nicht gestört.

Fleck theilweise vor der Pupille. Sehkraft theilweise gestört.

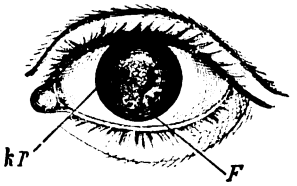
Fleck gänzlich vor der Pupille. Sehkraft gänzlich gestört.

Obige drei Figuren, die wir dem Katzschen Buche entnommen haben, veranschaulichen, einer fortschreitenden Sonnenfinsterniß gleichend, die verschiedenen Stellungen der Hornhauttrübung zur Pupille, und die davon abhängige Verfinsterung des Augenlichts.

Selbst diese Zeugen abgelaufener Geschwürsvorgänge lassen sich in vielen Fällen noch beseitigen. Versagen die höchst werth-

Digitized by Google

vollen Einstäubungen von Calomelpulver ihre Wirkung, so gelingt es häufig noch durch Anlegung einer künstlichen Pupille,



F Fleck. KP Künstliche Pupille.

die Sehkraft zu verbessern oder wieder herzustellen. Hier wird durch Ausschneiden eines Stückchens der Regenbogenhaut die Pupille seitlich verlegt, und so den Lichtstrahlen statt des durch die Hornhauttrübung versperrten normalen Weges zum Sehnerven eine Seitenstraße verschafft.

Wir gelangen jetzt zu dem großen Feld der Erblindungen, welche unbedingt hätten vermieden werden können, und stoßen hier zuerst auf die Verletzungen. Nicht weniger als 242 Augen haben nach Cohns Tabelle auf diese Weise ihre Sehkraft verloren. Jeder solcher Fall gleicht einer erschütternden Tragödie, die namenloses Unheil über den Betroffenen wie über seine Familie verhängt, und ihren bittersten Stachel sehr oft durch das Bewußtsein der eigenen Verschuldung erhält. Im Kriege hatten 18, im Beruf 59, durch Eisen 24, durch Explosion 9, durch Steine 4, beim Holzhauen 8, beim Fleischhacken 1, durch Instrumente 8, durch Grannen 3, durch Eiter 1, durch Sturz 18 (und zwar von der Treppe 5, aufs Pflaster 2, in Stoppeln 2, vom Gerüst 1, vom Wagen 5, in Scherben 2) ihr Auge eingebüßt. Ferner befinden sich im Register: Hufschlag 1, Stoß vom Horn eines Ochsen 3, gegen eine Thür 4, gegen verschiedene Gegenstände im Dunkeln 5, Kalk 7, Holzsplitter 7, Steinsplitter 11, Aeste und Zweige 7, Bierpfropfen 3, Rouleaustange 1, Kindernägel, Kohle, Peitschenhiebe, Bohnenstange, Wurf mit Holz je 2, Wurf mit Stein, Eichel, Kartoffel, Schieferstift, Packet Wäsche je 1, Gabel 3, Messer 7, Scheere 3, Lichtscheere 1 („Messer, Gabel, Scheere, Licht, nehmen kleine Kinder nicht!"), Zirkel 1, Strick 2, Zündhölzchen 7, Armbrust 5, Blaserohr 2, Pulver 6, Stockhiebe 3, Faustschläge 10. Nicht wenige dieser Verletzungen waren auf Ausbrüche ehelicher Zärtlichkeit oder auf pädagogische Strafen von Lehrern oder Handwerksmeistern zurückzuführen. Beschädigungen der Augen durch Kalk erleiden gewöhnlich weniger die Maurer, als durch deren nichtswürdigen Unfug die harmlos Vorübergehenden. Bei solchen Verbrennungen des Auges ist bis zum Erscheinen des Arztes ein Zuckerwasserumschlag als vortreffliches Lösungsmittel des Kalks anzuwenden. Metallarbeiter schützen ihre Augen am besten durch das Tragen von Glimmerbrillen, die fast jeder äußern Gewalt trotzen, und selbst auf die Erde geschleudert werden können, ohne zu zerbrechen.

Eine wahrhaft schreckliche Rolle in der Geschichte vieler Erblindeten spielt das Kupferhütchen. Der Pariser Arzt Boissonneau, der das Einsetzen künstlicher Augen zu seinem Lebensberuf gemacht hat und in diesem Fach Erstaunliches leistet, hat unter 4000 von ihm behandelten Fällen gefunden, daß 900 Augen durch Kinderspiele, und von diesen 343 durch Kupferhütchen vernichtet worden waren. Der Verkauf dieses gefährlichen Spielzeugs an Kinder sollte polizeilicherseits aufs strengste verboten werden!

Eine für das Auge verhängnißvolle Krankheit ist die Blennorrhöe oder schleimig-eiterige Entzündung des Auges bei Neugeborenen. 111 solcher Erkrankungen hatten mit dieser Trübsal geendet.

Bei dieser Krankheit erscheinen bereits am zweiten oder dritten Tage die Lider hochangeschwollen und dickwulstig, die Wimpern backen zusammen und verschließen die Lidspalte; beim gewaltsamen Oeffnen derselben stürzt dicker gelber Eiter hervor. In kurzem pflanzt sich die Eiterung auf den Augapfel selbst fort und zerstört durch Geschwürsbildung die Hornhaut und die tiefer liegenden Gebilde. In raschem schrecklichen Lauf ist das Verhängniß herangeeilt und das Auge erblindet.

Und doch ist Rettung mög'ich, ja bei richtiger Behandlung muß jeder Fall von Augenentzündung der Neugeborenen heilen. Nicht selten aber verschulden Fahrlässigkeit und Dummheit der Angehörigen, besonders aber der kecke frevelhafte Eigensinn unwissender Hebammen die traurige Katastrophe, und seinen Eltern und Pflegern hat es solch armes Opferlamm zu danken, daß es von der Wiege bis zum Grabe ohne Lichtstrahl dahinschleicht! Ja die Hebammen und Wickelfrauen mit ihrem dummen Dünkel, ihrem Haß gegen die Aerzte, sie haben unzählige verlorene Augen auf ihrem Gewissen! Anstatt beim ersten Auftreten der Entzündung den Arzt herbeizurufen, umgehen sie denselben geflissentlich und rathen den Angehörigen das vielbeliebte rohe Rindfleisch oder die Kamillen als Umschlag — Oel ins Feuer! Denn nur unausgesetztes Auflegen von eisigkalten Kompressen und beständiges Ausspülen des Auges zur Entfernung des ätzenden verderblichen Eiters sind die ersten Bedingungen der Rettung.

Wenn der eiterige Schleimfluß der Augen meist die Kinderwelt heimsucht, so befällt das Glaucom (der grüne Staar, wegen des grüngelben Reflexes aus der Pupille) vorzugsweise Erwachsene. In der Cohnschen Tabelle sind 88 verzeichnet, denen diese Krankheit Erblindung brachte. Das Leiden äußert sich durch folgende Zufälle: Erscheinen von Regenbogenfarben oder Säumen um das Kerzenlicht, reißende Schmerzen an der Seite des erkrankten Auges; dasselbe röthet sich und wird hart wie eine Billardkugel; das Gesichtsfeld verkleinert sich, das Sehvermögen erlischt bald langsamer, bald plötzlich; alle Gegenstände erscheinen dem Kranken wie in Rauch, Ruß oder Nebel getaucht. Wenn diese Zufälle vereint auftreten — vereinzelt wären sie trügerisch — dann ist die Gegenwart des grünen Staars erwiesen. Das Wesen dieser Krankheit kannte man bis 1857 nicht. Erst Gräfe hat entdeckt, daß sie auf einer durch gesteigerte Flüssigkeitsansammlung bewirkten Zunahme des Drucks im Auge beruht, welcher Kompression und Aushöhlung des Sehnerven nach sich zieht und zuweilen schon im Zeitraum von Stunden die Sehkraft vernichtet. Wehe dem Kranken, der hier zögert, den Arzt zu rufen und seinen Rath zu befolgen. Es ist Gräfes große That, nicht nur den Ursprung dieser Krankheit erkannt, sondern auch das bei rechtzeitiger Anwendung sichere Mittel zu ihrer Heilung angegeben zu haben: Ausschneidung eines Stückchens der Regenbogenhaut, wodurch der Augapfel sofort von seiner Spannung erlöst wird. Sind durch längere Dauer des Uebels bereits hochgradige Gewebsveränderungen im Sehnerven erzeugt, dann leider kann die Operation nicht mehr helfen.

Durch Blattern fand Prof. Cohn 36 Augen vernichtet. Mehrere Augenärzte, auch Prof. Coccius in Leipzig, haben während der letzten Pockenepidemien die interessante Beobachtung gemacht, daß bei allen Pockenkranken, welche vorher revaccinirt, oder selbst nur geimpft waren, die Augen stets von dem Blatternprozeß verschont blieben. Wieder ein Beweis für den Segen des Impfens! Das mögen sich diejenigen gesagt sein lassen, welche jetzt mit solchem Eifer gegen das Reichsimpfgesetz Sturm laufen.

Durch einfache Entzündungsprozesse meist ansteckender Art, die, wenn im Anfangsstadium zweckmäßig behandelt, vollkommen heilbar gewesen wären, gingen 74 Augen zu Grunde. Einen häufigen Beitrag zu dieser Enblindung lieferte das Trachom oder die ägyptische Augenentzündung. Dieselbe besteht in einer Körnchenwucherung auf der Lidschleimhaut mit Absetzung schleimig-eiteriger Produkte, die allmählich auf den Augapfel übergreifen und eine außerordentlich ansteckende Kraft besitzen, daher besonders in überfüllten Räumen wie Schulen, Kasernen, Herbergen, Fabriksälen eine wahre Augenpest hervorzubringen pflegen. Das Trachom ist eine zwar langwierige, aber in ihren ersten Stadien stets heilbare Krankheit, welche die möglichste Isolation des Patienten erfordert. Sie ist eine gefürchtete Geißel, namentlich der Kasernen, welche der Sanitätspolizei zwar schwere, nichtsdestoweniger aber bei energischem Vorgehen lösbare Aufgaben vorlegt.

Gewiß! Augenkrankheiten gleichen in ihrem Entstehen zumeist dem Funken, der auf's Strohdach gefallen ist, ihn löscht ein Wasserstrahl. Liegt das Haus in Asche, so kann die ganze Feuerwehr nichts mehr helfen!

Digitized by Google

Für und wider die neue deutsche Reichsrechtschreibung.*)

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

I. Wider die neue Rechtschreibung.

Von Dr. **Daniel Sanders** in Altstrelitz, Mitglied der nach Berlin berufenen orthographischen Konferenz.

Die einheitliche Regelung und sichere Feststellung unserer deutschen Rechtschreibung ist eine Angelegenheit, die alle Deutschen weit über die Grenzen des deutschen Reichs hinaus für sich und die nachfolgenden Geschlechter berührt und die eben ihrer weitreichenden und folgenschweren Bedeutung halber die allseitigste Theilnahme, Erwägung, Erörterung und Prüfung im Ganzen und im Einzelnen herausfordert und erheischt.

Die Aufforderung der geehrten Redaktion zu dem vorliegenden Aufsatz bietet mir die sehr erwünschte Gelegenheit, dem zahlreichen Leserkreise dieser weit verbreiteten Zeitschrift ein möglichst übersichtliches Bild wenigstens der hauptsächlichsten Punkte dieser so ungemein wichtigen Frage vorzuführen und dabei zugleich auch von meinem Standpunkte aus besonders solche Fragen zu beleuchten, in denen ich von der Mehrheit der Konferenz freilich überstimmt, aber nicht überzeugt worden bin, wie auch solche, die in der Konferenz bei der beschränkten Zeit keine — oder wenigstens keine eingehende und abschließende — Erörterung haben finden können.

Ich beginne mit den für das Drucken und Schreiben des Deutschen anzuwendenden Schriftzeichen oder Lettern, wobei ich auf den im zweiten Heft meiner „Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland ꝛc." S. 97 bis 108 enthaltenen Aufsatz: „Deutsche oder lateinische Lettern?" verweisen kann. Hier heißt es u. a. (S. 98): „Nach der im Obigen in kurzem Umriß gegebenen geschichtlichen Darstellung hat denn in Deutschland auch bis auf den heutigen Tag die deutsche Druck- und Schreibschrift im Ganzen und Großen ihr alt- und wohlbegründetes Recht behauptet. Freilich lehrt man mit gutem Grunde selbst in den Elementarschulen neben den deutschen auch die lateinischen Lettern und zu ihrer Einübung enthalten die Lesebücher einzelne Stücke in Antiqua. Aber wenn so auch diese Schrift allen denen, welche überhaupt in Deutschland lesen, nicht ganz unbekannt ist, dem Volke in seinem Bewußtsein ist sie immer etwas Fremdes geblieben, während eben dies Volk an der ihm vertrauten deutschen Schrift als der in naturwüchsiger Entwicklung aus seinem innersten Wesen hervorgegangenen Wurzel seines Wissens und seiner Bildung in inniger Liebe hängt, in dem natürlichen Gefühle, daß auch in dieser äußern Form sich Geist von seinem Geiste ausgeprägt hat."

Dagegen hat sich die überwiegende Mehrheit der Konferenz dahin ausgesprochen, es sei auch in den Elementarschulen im Interesse des internationalen Verkehrs unsere deutsche Druck- und Schreibschrift zu Gunsten der lateinischen allmählich auf den Aussterbe-Etat zu setzen (vgl. die ähnlichen Wünsche der sogenannten historischen Schule, siehe besonders J. Grimm, „Deutsches Wörterbuch" I, II ff. und Andresen „Ueber deutsche Orthographie" S. 143).

Ich halte es für überflüssig, hier gegen den meiner Ueberzeugung nach so entschieden dem nationalen Gefühl und Bewußtsein widerstrebenden Beschluß mich auf weitere Erörterungen einzulassen; doch scheint es mir nicht unzweckmäßig, zu beleuchten, ob durch die Ausführung eines solchen Beschlusses wirklich das internationale Interesse gefördert oder nicht vielmehr gehemmt und geschädigt wird.

Ein internationales Zeichen kann doch nur ein solches heißen, das in der That bei den verschiedenen Nationen denselben Werth und dieselbe Bedeutung hat, z. B. das Aufziehen einer weißen Fahne, so weit es bei den verschiedenen Völkern die Bitte um Frieden ausspricht. Hätte es aber bei irgend einem Volke eine andere Bedeutung, z. B. die der Drohung, so hörte es hier auf, ein internationales Zeichen zu sein, und hier würde die Anwendung als eines solchen nicht zur Verständigung dienen, sondern vielmehr zu Mißverständniß und zur Verwirrung Anlaß geben. Als Bezeichnung von Zahlen sind unsere (die sogenannten arabischen) Ziffern internationale Zeichen, da z. B. je die Zeichen 1, 3, 13, 31 ꝛc. denselben Werth und dieselbe Bedeutung bei den verschiedenen Völkern haben, so verschiedene Wörter diese dafür auch in ihrer Sprache verwenden. Danach sind denn aber die Buchstaben und ihre Verbindungen als Lautbezeichnungen nur in so weit internationale Zeichen, als ihnen bei den verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Sprachen genau derselbe Laut entspricht. Sie in weiterem Umfange als internationale Zeichen anzusehen, kann nur Mißverständniß und Verwirrung stiften, wie denn nach einer bekannten Anekdote, von solcher Anschauung ausgehend, ein Russe den mit lateinischen Lettern geschriebenen Namen HECTOR nicht Hektor, sondern Nestor gelesen haben soll. (Im Russischen ist H das Zeichen für den Laut **n**, C das Zeichen für den Laut **s**, während allerdings für den Laut **r** nicht R, sondern P das Zeichen ist, welches im lateinischen Alphabet unserm **p** entspricht.) In bestimmterer Anwendung auf den vorliegenden Vorschlag, das Deutsche künftighin nur mit lateinischen Lettern zu schreiben und zu drucken, denke man zunächst an ein Wort wie Religion, das z. B. von den Franzosen und den Engländern in derselben Bedeutung genau mit den entsprechenden Buchstaben des lateinischen Alphabets geschrieben, aber eigenartig ausgesprochen wird. Tritt nun ein derartiges Wort im deutschen Gewande dem Deutsch lernenden oder lesenden Franzosen oder Engländer entgegen, so erinnern ihn schon die fremdartigen Lettern, daß er das Wort als ein deutsches nach den Regeln unserer Sprache, nicht nach denen seiner eigenen auszusprechen habe. Wir geben noch ein etwas anderes Beispiel. Das Wortbild sage erweckt in dem lesenden Engländer oder Franzosen weder in Betreff der Bedeutung noch der Aussprache einen störenden Nebengedanken an ein Wort der eigenen Sprache, wie es das Schriftbild sage nur zu leicht thut, vergleiche z. B. das deutsche Wort was und das englische was (mit der Bedeutung war), ferner das deutsche Wort war und das englische war (mit der Bedeutung Krieg) u. v. ä., wie auch z. B. die deutsche Interjektion je und das französische je (ich), den deutschen Genitiv des bestimmten Artikels in der männlichen oder sächlichen Einzahl des und den französischen in der Mehrzahl des, wie ich denn in meinem Aufsatze folgende Stelle aus einem Buche angeführt:

> Die Plaine des Genêts (Region der Pfriemenkräuter) und des Malpays,

was, ganz aus Antiqua gesetzt, sich so darstellen würde:

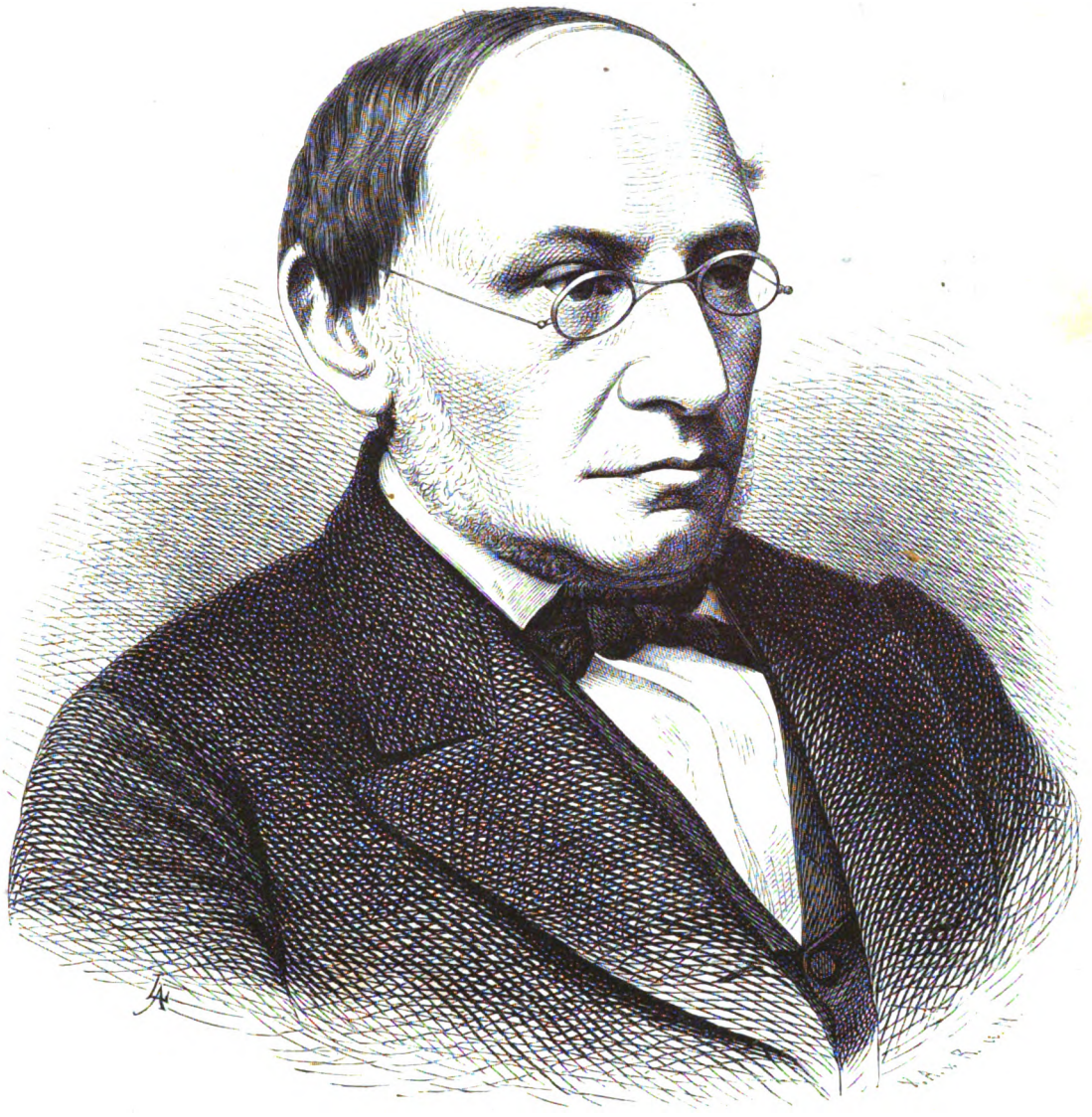
> Die Plaine **des** Genêts (Region der Pfriemenkräuter) und **des** Malpays,

womit die Unterscheidung des deutschen des und des französischen des verschwände u. dgl. m.

Solche und ähnliche Erwägungen erklären es, daß Ausländer so vielfach unsere deutschen Lettern beim Erlernen unserer Sprache und beim Lesen deutscher Worte nicht nur als keine

*) Die Wichtigkeit der orthographischen Frage ist so groß, ihr Interesse für Jedermann so fühlbar, daß wir Veranstaltung getroffen haben, unsern Lesern die Sache von ihren beiden Seiten vorzuführen. Wir ertheilen zuerst dem würdigen Vertreter der konservativen Anschauung das Wort, Herrn Dr. Sanders, dem Verfasser zahlreicher weit verbreiteter Lehrbücher über diesen Gegenstand, der in seiner Person den ganzen Widerstand deutscher Zähigkeit gegen zu weitgehende Neuerungen verkörpert. Unsere Leser werden aus seiner Beleuchtung der Frage ersehen, daß seine aus eminentem Wissen und erstaunlichem Gedächtniß geschöpften Beispiele und Einwürfe der gegnerischen Seite der Kommission oft warm genug gemacht haben müssen. In der nächsten Nummer wird Herr Direktor Duden zu Wort kommen als Vertreter des gegnerischen Standpunktes, der in Professor Rudolf von Raumer sein Haupt erblickt. Die Anschauung Dudens, des Verfassers einer vielfach angenommenen und in mehreren Gymnasien und höheren Bürgerschulen bereits eingeführten neuen Rechtschreibung, darf ein nicht geringes Gewicht zu Gunsten der neuen Ordnung in Anspruch nehmen. Das Daheim selbst wartet die weitere Klärung der Frage ab, ehe es Stellung zu ihr nimmt. D. R.

Digitized by Google



Daniel Sanders.

Erschwerung, sondern vielmehr als eine wesentliche Erleichterung empfinden und bezeichnen, wobei jedoch nicht verhehlt werden soll, daß sie öfters über die Undeutlichkeit — freilich nicht sowohl der deutschen Schreibschrift an und für sich, wie mancher deutschen Handschriften klagen. Möchten besonders die Schulen sich diesen Wink zu Nutze machen!

Es wird vergönnt sein, hier wenigstens im Vorübergehen auf den Gebrauch einzelner lateinischer Buchstaben in Fremdwörtern auch bei der Anwendung der deutschen Schrift aufmerksam zu machen. Als Beispiele sind auf meinen Anlaß in den Konferenzberathungen bei den besondern Regeln über die Fremdwörter aufgenommen worden: à, Exposé, Aperçu ꝛc. Indessen wurde nicht weiter darauf eingegangen, wie in manchen Fällen diese als fremdartig hervortretenden Buchstaben auch außerdem für die Aussprache bedeutsam und bezeichnend sind, und auch hier begnüge ich mich mit dem Hinweise auf das zweite Heft meiner „Vorschläge ꝛc." S. 5 und besonders S. 105 ff., mich auf ein einziges Beispiel beschränkend.

In den, nach dem Vorwort des Herausgebers bekanntlich im Ganzen nach meiner Orthographie gedruckten „Sämmtlichen Werken Heinrich Heines" findet sich Bd. XI S. 387 eine Stelle, worin es heißt:

„Eine namhafte Summe als Abtrittsgeld oder **Debit** ausbezahlt."

Ich war nun Zeuge, wie eine durchaus nicht ungebildete Person beim Vorlesen das hervorgehobene Wort mit dem Ton auf der ersten Silbe und lautendem End-t aussprach, als läge das lateinische dedit (er hat gegeben) vor, während natürlich vielmehr das französische von dédire stammende dédit (zu sprechen dedī) gemeint ist. Wäre hier Dédit gesetzt, so würde der accentuirte französische Buchstabe den Vorleser gewiß sofort auf die richtige Aussprache hingewiesen und hingelenkt haben (s. mein „Orthographisches Wörterbuch" S. 26 b unter dedit).

Ich gehe nun, immer noch mich an das Verhältniß der deutschen und der lateinischen Lettern haltend, zu dem Buchstaben über, für welchen allein eine Doppelform in unserem Alphabete vorhanden ist, je nachdem er im An- oder Inlaute oder im Auslaute einer Silbe oder eines Wortes steht, ich meine das ſ, dem sich als Schlußbuchstabe das s anreiht (nach der gewöhnlichsten Bezeichnung unterschieden als sogenanntes „langes ſ" und als „Schluß-s").

Diese Unterscheidung ist von praktischer Wichtigkeit besonders, insofern das lange ſ vor ch nicht einen getrennten Laut, sondern als Trigraph den bekannten Zischlaut bezeichnet, während das Schluß-s vor ch, namentlich in der Verkleinerungssilbe chen, getrennt zu sprechen ist, vergleiche z. B.: haſchen, Häſcher und Häschen, Näſcher und Näschen ꝛc., Eſchen und Beschen ꝛc., ziſchen und Lischen ꝛc., löſchen und Löschen ꝛc., Läuſchen (Geschichte, Schnurre ꝛc.) und Läuschen, täuſchen und Häuschen ꝛc., fleiſchen, heiſchen und Meischen ꝛc., herrſchen und Verschen, fälſchen und Elschen ꝛc., vergleiche auch Fremdwörter, wie Iſcharioth und Iſchämie ꝛc. (s. meine „Vorschläge ꝛc." II, 122), ferner auch Fälle, wie: Verſendung und Versendung, Wildſauen und Himmelsauen, Kurſachſen und Drehungsachsen, Tabacksorte und Tabacksorte ꝛc. (s. ebend. 146).

Digitized by Google

Ueber das Verhältniß des Doppel-ſ zum ß kann ich hier im Allgemeinen ſchnell hingehen, da ſchließlich wenigſtens die überwiegende Mehrheit der Konferenz ſich im Weſentlichen und Hauptſächlichen für die von mir immer, ſchon in der erſten Auflage meines „Katechismus der deutſchen Orthographie" und in meinem „Orthographiſchen Wörterbuch," wie in meinen andern „Wörterbüchern" befürwortete Heyſe'ſche Regel ausgeſprochen hat. Danach ſteht bekanntlich (ſ. meinen „Katechismus ꝛc." S. 95 und meine „Vorſchläge ꝛc." II, 142 ff.) in voller Uebereinſtimmung mit der heutigen Ausſprache, Doppel-ſ, wie überhaupt Doppelkonſonanten ꝛc., nur nach geſchärften Vokalen, ß dagegen nur nach gedehnten. Eine kleine Abänderung aber, die Raumer und ihm folgend die Mehrheit der Konferenz mit der Heyſe'ſchen Regel vorgenommen, inſofern nämlich dem Doppel-ſ nicht nur im Auslaut, ſondern auch im Inlaut vor Konſonanten (namentlich t) die Form ſs gegeben werden ſoll, wird bei näherer Erwägung ſchwerlich als eine Verbeſſerung anerkannt werden können. Sie hängt freilich mit einem ähnlichen Verfahren zuſammen in Bezug auf die Umwandlung des einfachen ſ im Inlaute vor einem Konſonanten (namentlich t) in Schluß-s. Einige Beiſpiele werden verdeutlichen und erläutern, in wie weit die Beſchlüſſe der Konferenz mit Heyſe's und meinen eignen Vorſchriften übereinſtimmen und wo kleine Abweichungen ſtatthaben:

Zu ſchreiben hat man Gras mit Schluß-s (wegen der Verlängerungsformen: des Graſes, graſen, gräſen ꝛc., obgleich man in vielen Gegenden die unverlängerte Form mit geſchärftem a ſpricht), dagegen mit Doppel-ſ das Adjektiv graſs (vgl. ein graſſer Anblick), gräſslich wegen des vorangehenden geſchärften Vokals (a, ä), und wieder wegen des gedehnten a oder ä mit ß die Imperfekta, Indikativ und Konjunktiv aß, aßen, äße; fraß, fräße; vergaß, vergäße; maß, mäße ꝛc., vergleiche auch: ihr aßt, ihr äßt, fraßt, fräßt ꝛc. und namentlich auch z. B. Maſſe und Maße, mäßig ꝛc.

Das zweiſilbige Imperfekt von graſen iſt zu ſchreiben graſte ſowohl nach den Beſchlüſſen der Konferenz, wie nach meinen eigenen „Vorſchlägen" (ſ. d. II, 146), da hier das s am Schluß oder im Auslaute der erſten Silbe ſteht (mit der Silbenbrechung gras-te). Aber die Konferenzmehrheit will auch geſchrieben wiſſen: er, ihr graſt; gegraſt, wo ich das Schluß-s im Inlaut nicht als berechtigt anzuerkennen vermag. Heyſe ſchreibt hier graſ't, gegraſ't und will ähnlich durch einen Apoſtroph den Ausfall eines e auch angedeutet wiſſen, nicht bloß bei Formen wie: er, ihr raſ't, geraſ't, ihr laſ't, ihr leſ't, ſondern auch ſogar bei: er lieſ't, obgleich nach dem heutigen Gebrauch die zweiſilbige Form lieſet hier durchaus nicht üblich iſt und die kürzere Form hier überall nicht als die verkürzte bezeichnet werden kann. Daher verlange ich hier überall ein langes ſ vor dem t ohne Apoſtroph, doch die Zuſammenſtellung der beiden Buchſtaben dabei wohl unterſcheidend von der Ligatur ſt (vgl. meine „Vorſchläge" I, 10 und II, 146). So heißt z. B. von wachen die 2 ps. sg. praes.: du wachſt, indem hier an den Verbalſtamm wach das Flexions-ſt tritt, aber von wachſen, worin das ſ zum Stamm gehört (wachſ) heißt es mit Hinzutritt eines Flexions-t: ihr wachſt, ihr wuchſt (woneben die gedehnten Formen wenigſtens vorkommen können: ihr wachſet, wuchſet) und: du, er wächſt (wofür die zweiſilbigen Formen nach heutigem Sprachgebrauch geradezu unſtatthaft ſind: du wächſeſt, er wächſet), vergleiche: du brauſt (brauſeſt) und: der Wind brauſt, braus(-)te ꝛc.; **Raſt** und tollt dies drittehalb Stunden ohne **Raſt** und Ruhe fort. Hegel's Werke 17, 576; Ihr **ras(-)tet** lang genug, nun **raſtet!** Ihr **kos(-)tet** lang genug, nun **koſtet** auch den Wein ꝛc., vergleiche auch z. B.: Wachs(-)thum ꝛc.; der ſechs(-)te, ſechs(-)tens, ein Sechs(-)tel ꝛc. [ähnlich wie: der zehn(-)te, zehn(-)tens, ein Zehn(-)tel ꝛc.], nicht füglich: der ſech(-)ſte, ſech(-)ſtens ꝛc., vergleiche auch Zuſammenſetzungen wie Donners(-)tag, Haus(-)taube, aus(-)tauſchen ꝛc. und z. B. Feindes(-)tücke und Beuteſtücke.

Aehnlich verhält es ſich nun auch in Bezug auf das Doppel-ſ beim Hinzutritt eines t. Man unterſcheidet z. B. in der Ausſprache deutlich und beſtimmt: grüßen und küſſen, indem im erſten Wort das ü ein gedehntes, im zweiten ein geſchärftes iſt. Das Doppel-ſ im zweiten Wort iſt aber mit zwei langen ſ zu ſchreiben, weil hier auch das zweite ſ nicht am Silbenſchluß ſteht, vergleiche eben ſo: grüße, küſſe; grüßet, küſſet; grüßt, küſſt ꝛc., wohl aber: Gruß, Kuſs; grüßte, küſs(-)te; kuſs(-)lich, küſs(-)lich ꝛc., wo das ſs am Silbenſchluß vollſtändig an ſeiner Stelle iſt; vergleiche (mit zwei langen ſ) z. B.: laſſen, ablaſſen ꝛc., ihr laſſt, er läſſt, läſſig, unabläſſig ꝛc., dagegen (am Silbenſchluß mit ſs) z. B.: laſs, Laſs(-)heit, läſs(-)lich, unabläſs(-)lich, Laſs(-)ſünde ꝛc.

Verſchieden von dieſem ſſ und ſs iſt natürlich ein sſ in Zuſammenſetzungen, deren erſter Theil mit einem s ſchließt, während der zweite mit ſ anlautet, wie z. B. in dasſelbe, desſelben, diesſeits, ausſagen, Kreisſäge, und ſo namentlich auch z. B. Fluſsſand, Laſsſünde ꝛc. Vergl. auch (ſ. o.) die Ligatur ſt im Silbenanfang verſchieden von s(-)t in der Silbentrennung, wie: Sechs(-)tel ꝛc., Aus(-)trag ꝛc., Donners(-)tag ꝛc. und: Au(-)ſter ꝛc., Donner(-)ſtimme. Aehnlich verhält ſich auch s(-)p verſchieden von dem Silbenanlaut ſp, vergleiche z. B.: Aus(-)putz und Au(-)ſpicien, We(-)ſpe, wo z. B. in der Verkleinerung Weſp(-)chen die Zuſammengehörigkeit des ſp deutlich hervortritt, welche die Silbentrennung Wes-pchen zur Unmöglichkeit macht.

Wir haben hier bei den S-Lauten überall noch die Uebertragung in lateiniſche Lettern unberührt gelaſſen. Die Vorſchrift in der urſprünglichen Raumer'ſchen Vorlage lautet hier:

„Wenn man das Deutſche mit lateiniſcher Schrift ſchreibt, ſo wird für ſ und s geſetzt s; ſſ und ſs werden durch ss, ß durch ſs wiedergegeben."

Es bedarf gewiß keiner ausführlichen Auseinanderſetzung, daß dieſe unterſchiedsloſe Verwendung des kurzen lateiniſchen s ſowohl für das lange ſ wie für das Schluß-s im Deutſchen nur Verwirrung bringen kann. Man braucht eben nur Schriftbilder anzuſehen wie: Eschen und Beschen für Eſchen und Beſchen; Löschen für Löſchen und Löſchen; Läuschen für Läuſchen und Läuſchen; Kreischen für Kreiſchen und Kreiſchen; Ischarioth und Ischämie für Iſcharioth und Iſchämie; Versendung und Verstand ſowohl für Verſendung und Verſtand wie auch für Verſendung und Verſtand; Kursachsen und Drehungsachsen für Kurſachſen und Drehungsachſen; Wildsauen und daneben Himmelsauen für Wildſauen und Himmelsauen (ſ. o.) ꝛc.

Und ſo iſt denn auch ſchließlich namentlich mit auf meine Veranlaſſung die Verwendung des langen lateiniſchen ſ für das deutſche ſ wenigſtens als zuläſſig bezeichnet worden. Man könnte ſich hierbei vielleicht beruhigen, ſo lange man überhaupt lateiniſche Schrift für Deutſches nur als eine Art Nothbehelf anſieht. Soll ſie aber ein wirklicher Erſatz für die deutſche Schrift werden, ſo wird man nothgedrungen natürlich überall für das deutſche Schluß-s das kurze lateiniſche s ſetzen müſſen und für das lange deutſche ſ das lange lateiniſche ſ, alſo auch für ſſ lat. ſſ, für ſs lat. ſs, wie für sſ lat. sſ, während für das deutſche ß nothwendig eine entſprechende lateiniſche Letter eingeführt und feſtgeſtellt werden müßte, vergleiche namentlich auch ſolche Schriftbilder wie: Lasſsünde, Fluſsſand, Schluſsſatz, Guſsſtahl, Misſstand ꝛc. und Heiſssporn, Maſsſtab, Fuſssack, Fuſssohle, Fuſsſpur, Fuſsſtab ꝛc. Das Willkürliche und Unzureichende in der Wiedergabe des deutſchen ß durch lateiniſches ſs, während für ſſ, ſs und sſ lateiniſches ss verwendet werden müßte, wurde in der Konferenz ſelbſt allſeitig anerkannt, eben ſo, wie daß ſachlich gegen die Aufnahme einer eigenen Letter für das deutſche ß ins lateiniſche Alphabet nicht das Geringſte einzuwenden ſei. Wurde aber die zuerſt von Jakob Grimm vorgeſchlagene und z. B. namentlich auch von Profeſſor Michaelis und von mir empfohlene lateiniſche Letter ß von der Mehrheit der Konferenz verworfen als zu ſehr aus dem Charakter der übrigen lateiniſchen Buchſtaben heraustretend, ſo würde es Aufgabe der Schriftſchneider ſein, dieſem Zeichen vielleicht eine etwas gefälligere

Digitized by Google

und dem Schnitt der andern lateinischen Buchstaben sich mehr einfügende Gestalt zu geben.

Hinter der Forderung, unsere deutschen Lettern aus internationalen Rücksichten mit den lateinischen zu vertauschen, schlummert — freilich versteckter — zugleich ein Angriff auf eine andere nationale Eigenthümlichkeit unserer Schrift, auf die großen Anfangsbuchstaben im Anlaut der Substantiva und substantivischen Wörter. Den Zusammenhang des Angriffs auf die beiden nationalen Eigenthümlichkeiten sprechen die Germanisten offen und rückhaltslos aus (vgl. namentlich z. B. Jakob Grimm im Vorwort zum „Deutschen Wörterbuch ꝛc." I, III ff. und Dr. K. G. Andresen „Ueber deutsche Orthographie", S. 138 ff.); doch wird er auch in den Berichten des „Reichs-Anzeigers" über die orthographische Konferenz zugestanden. In Nr. 4 heißt es dort:

„Seit J. Grimm diesen Gebrauch als einen pedantischen bezeichnet und in seinen eigenen Schriften aufgab, findet sich in nicht wenigen wissenschaftlichen, namentlich sprachwissenschaftlichen deutschen Schriften, welche mit lateinischen Lettern gedruckt sind, die Beseitigung der Majuskel.....Ob von diesem ... verschwindend kleinern Theile aus eine Einwirkung auf den verbreiteten Schreibgebrauch wird ausgeübt werden, ist eine Frage der Zukunft: in dem allgemein verbreiteten Gebrauche des Schreibens und Druckens, in dem letztern unbedingt, sofern deutsche Lettern angewendet werden, findet sich keinerlei Erschütterung des Gebrauchs der Majuskel für den Anlaut der Substantiva."

Um so mehr haben nach meiner Ueberzeugung diejenigen, denen die Erhaltung der nationalen Eigenthümlichkeiten in unserer Schrift am Herzen liegt, alle Ursache, gegen eine allmähliche Beschränkung sowohl der deutschen Lettern wie der großen Anfangsbuchstaben auf der Hut zu sein, da — nach einem oft angeführten Ausspruche Duden's — die Absicht dahin geht, das, was man nicht sofort zum Umsturz bringen kann, „allmählich in das Bereich des Schwankenden zu ziehen", so daß es, einer Stütze nach der anderen beraubt, zuletzt in sich selbst zusammenfalle. Wenn man aus diesem Gesichtspunkte die Konferenzbeschlüsse über die Majuskel oder Minuskel für substantivische Wörter prüft (vgl. namentlich im 2. Heft meiner „Vorschläge ꝛc." S. 9—59 den Abschnitt V über die „Anfangsbuchstaben"), so wird man vielfach schon die Minuskel vorgeschrieben finden in Fällen, wo der herrschende oder doch der vorherrschende Gebrauch die Majuskel verlangt. Besonders aber möchten wir vor so unbestimmten und zweideutigen Feststellungen warnen, wie wenn es z. B. heißt, daß Substantiva in verbalen Ausdrücken klein zu schreiben sind. Wir haben beispielsweise im 1. Heft unserer „Vorschläge ꝛc." S. 37 ff. eine Anzahl „verbaler Ausdrücke" (die man dort nachlesen möge) aufgeführt, mit der Weisung, das Substantiv vom Verbum getrennt und natürlich mit großem Anlaut zu schreiben, z. B.: Gefahr laufen (er läuft Gefahr), Sturm laufen ꝛc. Soll man dagegen nach den Konferenzbeschlüssen etwa schreiben: er läuft gefar oder er läuft gefar (s. u.); sturm laufen oder rennen; buch füren; protokoll füren; bank, buch, diät, freundschaft, frieden, gericht etc. halten ꝛc.? Freilich, wenn man eine solche Vorschrift ein- und etwa auch nur ein Jahrzehnt durchführen könnte: dann gute Nacht mit der Majuskel für die Substantiva überhaupt! Denn — wie Duden sagt — „so gewöhnt sich das Auge allmählich zunächst an einzelne noch ungewohnte Wortbilder, die inmitten von lauter bekannten von diesen ihr Licht empfangen und das Verständniß nicht beeinträchtigen; allmählich wird ein Wort nach dem anderen in das Bereich des Schwankenden hineingezogen" und wie das Rezept dort weiter lautet.

Zum Schluß müssen wir, obgleich die Rücksicht auf den Raum gebieterisch zur Kürze drängt, doch noch eine der hauptsächlichsten Fragen berühren: die Bezeichnung für die Dehnung der Vokale in unserer Rechtschreibung.

Es ist bekannt und nicht zu leugnen, daß die übliche Schreibweise die Dehnung in der Aussprache nicht ausreichend (d. h. in allen nöthigen Fällen) bezeichnet und daß die Bezeichnung keine einfache und gleichmäßig durchgeführte ist.

In all bezeichnet die Verdopplung des Auslauts die Schärfung des Stammvokals, wie in schmal der einfache Auslaut die Dehnung, die aber außerdem noch durch Verdopplung des Vokals in Aal und durch Zusatz eines h in Ahle bemerklich gemacht wird, wofür vom rein phonetischen Standpunkt aus und ohne Rücksicht auf die gewohnten Schriftbilder die Bezeichnungen Al, Ale für die Aussprache vollkommen genügen würden. In hart und schwarz z. B. entspricht die Schärfung des a der nachfolgenden stammhaften Konsonantenverbindung rt, rz; wenn aber unter ganz gleichen Verhältnissen das a gedehnt gesprochen wird z. B. in Bart, Harz, so fehlt hier die Bezeichnung der Dehnung (wie etwa ein ¯ oder ^ über dem Vokal: Bārt, Hārz). Eben so verhält es sich bei ch, das in der Schrift nicht verdoppelt wird, vgl. z. B. (mit geschärftem a) Stachel und (mit gedehntem) stach (etwa zu bezeichnen durch stāch).

Bei dem Laut i schwankt die Bezeichnung für die Dehnung am meisten. Es findet sich hier bloßes i, z. B. in: dir, mir, wir, Igel, Maschine ꝛc.; ie, z. B. in: Bier, Stier, Siegel, Spiegel ꝛc.; ih, z. B. in: ihm, ihn, ihr, ihrig ꝛc.; ieh, z. B. in: befiehlt, stiehlt ꝛc.

Die gleichmäßige Bezeichnung der Dehnung überall, wo sie nicht von selbst erhellt, etwa durch den Strich über dem Vokal, würde sich ungemein empfehlen*), wenn man nicht Rücksicht auf die gewohnten Schriftbilder zu nehmen, sondern ganz reinen Tisch vor sich hätte. Kann man sich aber — und mit vollem Recht — zu einer so durchgreifenden Umgestaltung unserer Rechtschreibung nicht verstehen, so wird man gewiß am füglichsten die bestehende Weise trotz ihrer anerkannten Mangelhaftigkeit und Ungleichheit bei Bestand zu erhalten suchen, nur vorkommende Schwankungen beseitigend und in solchen Fällen eine entschiedene Feststellung bietend.

Diesen Standpunkt hat auch Professor von Raumer in seiner ursprünglichen Vorlage eingenommen, und es ist zu beklagen, daß er ihn nicht unbedingt festgehalten hat; denn auf dieser Grundlage hätte sich gewiß eine vom ganzen Volke ersehnte und sicher mit allgemeiner Freude begrüßte Einigung erzielen lassen. Aber leider hat Professor von Raumer in der Begründungsschrift einen anderen Vorschlag gemacht, der zu weit geht, als daß er im Volke auf allgemeine Annahme rechnen dürfte, ohne doch (wie der in der Anmerkung angedeutete Vorschlag) als eine endgültige und abschließende Verbesserung anerkannt werden zu können. Dieser Vorschlag, den ich nur als eine unselige Halbheit bezeichnen kann, will im allgemeinen die heutige Weise für e und i ganz unangetastet lassen, dagegen bei a, o, u und deren Umlauten die Dehnungsbuchstaben fast ganz oder nach den Umgestaltungen in der Konferenz bis auf einzelne verschwindende Ueberreste streichen, unbekümmert um das veränderte Aussehen, das dadurch eine große Anzahl von Schrift- und Wortbildern erhalten (namentlich noch vermehrt durch die Tilgung des h im th aller deutschen Wörter), und um die Verschlechterung unserer Schrift selbst vom rein phonetischen Standpunkt aus, da freilich z. B. Al danach keines Dehnungsbuchstabens bedarf, wohl aber der Genitiv Als (vgl. mit geschärftem a das Bindewort als) und von dem Verbum alen die Formen alt, alte (vgl. die gleich geschriebenen Adjektive mit geschärftem a). Doch darüber habe ich an einer anderen Stelle mich schon ausführlicher ausgesprochen und ich hebe nur noch die Ungleichmäßigkeit hervor, wonach z. B. in stahl, Diebstahl, befahl, mahlen das Dehnungs-h nach dem a erhalten werden soll, weil man es zur Zeit nach dem e nicht angetastet hat in den stammverwandten Wörtern stehlen, befehlen, Mehl ꝛc.

Leider gewann bei der ersten Lesung dieser zweite Vorschlag des Professors von Raumer die Mehrheit, doch hat von Raumer schließlich selbst (*δεύτεραι φροντίδες σοφώτεραι***)

*) Also z. B. (s. o.): Bārt, Hārz, stāch, Bir, Sigel, īm, īn, īr, irig, befilt, stilt ꝛc., auch z. B. zur Bezeichnung der betonten gedehnten Silbe: entert (verschieden: entert), Gebet, gebet, Packēt (verschieden: packet), Drommēte, Kamēl ꝛc.

**) „Die besseren Gedanken kommen nach."

Digitized by Google

in Verein mit anderen den Antrag gestellt, auf seine ursprüngliche Vorlage zurückzugreifen, wenn eine so weitgehende Tilgung der Dehnungsbuchstaben auf unüberwindliche Hindernisse stoßen sollte (wie wir es fest überzeugt sind), und dieser Antrag wurde dann auch mit 9 gegen 5 Stimmen angenommen.

Meinen Zweck würde ich vollkommen erreicht haben, wenn ich den Lesern von dem jetzigen Stande der „orthographischen Frage" wenigstens in ihren Hauptpunkten und zugleich von den Bedenken, welche den Mehrheitsbeschlüssen entgegenstehen, ein klares und richtiges Bild gegeben hätte.

Am Familientische.

Junggesellenfrühstück.

(Zu dem Bilde auf Seite 357.)

Junggesellenleben ist, so lange man noch ein junger Geselle ist, ein gar lustiges Leben, und man kann es dem Junggesellen kaum verdenken, wenn er halb mitleidig halb verächtlich auf den verheiratheten Freund, den er einen Ehekrüppel heißt, herabblickt. Was muß sich der plagen bei Tag und bei Nacht, um den Kindern den Mund zu stopfen; bei Tage von wegen des Hungers und bei Nacht von wegen des Geschreies! Da hat er, der Junggeselle, es doch besser. Will er unter Menschen sein, so kann er das in jedem Augenblick haben, gelüstet es ihn aber nach Einsamkeit, so ist es bei ihm so still, daß man eine Stecknadel auf den Teppich fallen hören kann. Wo der Ehemann durch tausend Rücksichten eingeengt wird, da schweift er frank und frei durch die Welt und kein prüfender Blick einer Frau oder gar einer Schwiegermutter macht ihm das Leben sauer. Nachher, wenn des Lebens Herbst herankam oder gar sein Winter, da ist es freilich anders. Es ist gar einsam geworden um den alten Junggesellen! Die einen, bei denen es ihm wohl war, sind fortgezogen, die andern gar gestorben. Neue Bekanntschaften anzuknüpfen, dazu ist er zu bequem, und wozu auch? Er wird ihnen doch ein Fremder bleiben, der in jedem Augenblick hinter dem Gatten, dem Vater, dem Sohne wird zurücktreten müssen. Und gerade jetzt, wo er alt geworden, bedarf er der Liebe so sehr, der Liebe eines Menschen und der Liebe zu einem Menschen. Jetzt will er jemand haben, für den und um den er sich sorgen könnte, der sein Denken und Fühlen in Anspruch nehmen könnte zu jeder Stunde. Dazu ist es dann wohl zu spät, und lebensmüde und tief verstimmt bereut der Greis die Selbstsucht des Jünglings.

Aber nicht jeder alte Junggeselle blieb ein solcher aus Selbstsucht. Gar mancher kam nicht dazu, sich selbst einen Hausstand zu begründen, weil er vielleicht sein Leben lang helfen mußte, den Hausstand anderer zu erhalten. Da galt es erst die unversorgten jüngeren Geschwister zu erziehen, dann der verwittweten Schwester mit Rath und That beizuspringen, dann den Neffen die Hochschule, den Nichten die Heirath erreichbar zu machen. Da weiß dann aber auch das alte Herz nichts von Einsamkeit und Trübsinn, denn es ist ja anderen nöthig gewesen und noch nöthig, anderen, für die es eintrat mit jedem Pulsschlag, und von denen es jetzt die Liebe erntet, die es seinerzeit gesäet.

Unser alter Junggesell scheint uns in diese Kategorie zu gehören. Der alte Herr hat tüchtig eingegriffen in das bunte Leben da draußen, wir wollen ihm sein stilles trauliches Heim nicht mißgönnen. Hier sitzt er nun im hellen Sonnenschein unter seinen Lieblingen. Er hat draußen in der Welt so manchen Liebling, der ihm schwere Sorgen macht, da hat er sich denn daheim mit lauter solchen umgeben, die ihm immer nur Freude machen. Es ist sieben Uhr und die Morgensonne scheint ihm hell und warm auf den Frühstückstisch. Er hat die Vöglein in den Käfigen an der Wand mit Futter versehen, damit die kleinen Sänger nicht hungrig an die Arbeit zu gehen brauchen, und denkt nun an sich, Schmauserl, den Hund und Lieschen, die Elster. Er setzt die Spirituslampe in Brand, schmaucht sich ein Pfeifchen an und inspicirt, bis das Wasser kocht, noch ein wenig das Tageblatt. Jetzt kocht das Wasser. Der alte Herr thut nun sein Morgenei hinein und holt die Uhr mit dem Sekundenzeiger heraus, nämlich aus der Tasche. Was meinst Du, Schmauserl, fragt er, als das Ei fertig ist, hat der Magen sieben geschlagen? Der Schmauserl sieht seinen Herrn aus seinen großen braunen Augen an und meint: Ging es nach meinem Magen, so schlüge die Uhr jetzt acht. Er sagt aber natürlich nichts, sondern wedelt nur mit dem Schwanz. Dafür ist aber das Lieschen um so beredter, denn das Frauenvolk ist dem Mannsvolk bekanntlich in Sachen der Beredtsamkeit weit über. Ja, ja, ja, schnattert sie und immer wieder ja, ja, ja. Fragte der alte Herr sie, wo der Zeiger ihres Magens steht, sie wiese auf zehn.

— r —

Kölnisches Wasser.

In Nr. 3 des Daheim machte ein Sammler von Etiketten schwedischer Streichhölzer dem Leser den Vorschlag: „es einmal mit etwas Aehnlichem, etwa mit Eau de Cologne-Firmen zu versuchen". Dieser Vorschlag hat zwar nicht meinen Nachahmungstrieb, aber doch meine besondere Aufmerksamkeit erregt, weil ich im August 1875 in Köln durch einen zufälligen Umstand auf den vorgeschlagenen Weg gedrängt wurde und dabei auch erkannte, wie raffinirt eine Firma sich hinter der anderen versteckt, wie unzureichend in manchen Fällen der gesetzliche Schutz sein kann, wenn nicht die Konsumenten durch sorgfältige Kenntnißnahme und Beachtung der Firmen den Produzenten entgegenkommen.

Da ich mit Eisenbahneile einem noch fernen Ziel entgegenreiste, hatte ich keine Zeit zu einem ordentlichen Wiedersehen; aber passiren mochte ich doch nicht Köln, ohne mindestens im Dom ein Stündlein zu verweilen und — meiner daheim gebliebenen Gattin einen wohlriechenden Gruß an der Quelle „gegenüber dem Jülichsplatz" zu bestellen. Wo war der Jülichsplatz? Bädekers Plan der Stadt Köln ließ mich im Stich; ich fand darauf die Jülichsstraße, aber nicht den Jülichsplatz. Die zahlreichen Lohndiener, welche den Dom und seine nächste Umgebung mit Recht für ihr bestes Jagdrevier halten, schienen in mir schon eine sichere Beute zu erblicken. Aber ich meide sie immer möglichst als besonders schlimme Feinde meiner Reiseselbständigkeit und Freiherrlichkeit und zog es vor, in einem nahen Kaffeehaus mich von dem Kölner Adreßbuch pro 1875 führen zu lassen.

Ich fand hier nun allerdings, daß der Jülichsplatz und der demselben gegenüber wohnende Johann Maria Farina „Obenmarspforten 23" zu finden sei; aber ich mußte ihn aus 29 Destillateuren des echten Kölnischen Wassers, welche sämmtlich den Zunamen Farina in ihrer Firma führen, herausſuchen. Die lange Reihe der Farina-Anzeigen weckte meine Neugierde. Ich las sie redlich durch und gestatte mir, als Lesefrucht hier folgendes mitzutheilen:

1) 2 Firmen nehmen das Prädikat „Originalhaus" in Anspruch und berufen sich auf bezügliche Bestätigungen der kgl. Handelskammer;
2) 7 Firmen beanspruchen das Prädikat „ältester Destillirer" (resp. „Destillateur"; ich füge das ausdrücklich hinzu, weil die betreffenden Firmeninhaber vielleicht auch diesem Unterscheidungsmerkmal Werth beilegen);
3) 21 Firmen führen die Vornamen „Johann Maria";
4) 13 wohnen einem Platz oder Gebäude „gegenüber";
5) 3 sind in der glücklichen Lage, bei der Bezeichnung ihrer Firma den „Jülichsplatz" verwenden zu können;
6) Nur die Anzeige der einen Firma, die ich meinte und suchte, war durch sämmtliche unter 1—5 hervorgehobenen Worte gekennzeichnet.

Völlig partei- und kritiklos schien nun einerseits das Adreßbuch die Farina-Anzeigen zu behandeln, in so weit es nicht weniger als 7 älteste Destillirer passiren ließ; aber andererseits zeichnete es 4 Firmen durch fettere Typen aus:

1) Franz Maria Farina, Glockengasse Nr. 4711;
2) Johann Anton Farina zur Stadt Mailand, Hochstraße Nr. 129, Originalhaus, kgl. preuß. Hoflieferant seit 27. Sept. 1827 ꝛc. ꝛc.;
3) Johann Maria Farina, gegenüber dem Jülichsplatz, Originalhaus, Hoflieferant der Kaiser von Deutschland, Oesterreich und Rußland, der Königin von England und zehn anderer Monarchen Europas;
4) Johann Maria Farina, Jülichsplatz 4, „patentirter Hoflieferant Sr. Maj. Napoleon III, Kaisers von Frankreich" — so steht wörtlich im Kölner Adreßbuch pro 1875 zu lesen! — und zweier überseeischer Kaiser (Brasilien und Japan).

Unter diesen vier Firmen war die von mir gesuchte im Adreßbuch noch besonders dadurch ausgezeichnet, daß sie aus der Reihe der übrigen Farinafirmen etwas vornehm zurücktrat und die drei unschätzbaren Worte „gegenüber dem Jülichsplatz" mit fettesten Typen gedruckt waren.

Das Adreßbuch gab keine Antwort auf meine indiskrete Frage, wer wohl die Kritiker seien, welche durch fettere und fetteste Typen Kritik geübt hatten? Wer die Gründlichkeit und Parteilosigkeit ihrer Kritik — die ich im übrigen nicht anfechten will — garantire? Ich gestatte mir daher am Familientisch einen Vorschlag zur Kritik jener Kritik zu machen. Wie wäre es, wenn der geneigte Leser und Gatte, den sein Weg nach Köln führt, nicht allein an der Quelle gegenüber dem Jülichsplatz, sondern an sämmtlichen 29 Farinaquellen schöpfte, seiner daheim gebliebenen Gattin 29 numerirte Proben, notabene ohne Etiketten, zur Prüfung schickte und nach der Rückkehr mit Hilfe der Nummern feststellte, ob die von ihr für die echtesten, besten und wohlriechendsten erklärten Proben aus der Quelle gegenüber dem Jülichsplatz oder den anderen mit fetteren Typen im Kölner Adreßbuch angezeigten Quellen geflossen seien?

Noch eins, damit ich dem sonst so hilfreichen Bädeker kein Unrecht thue. Ich fand endlich „Obenmarspforten 23", ein stattliches vierstöckiges Gebäude. Solide vergoldete Lettern, welche von einem unter drei Fenstern des zweiten Stocks sich hinziehenden Balkon getragen wurden, sagten mir, daß das Gebäude „gegenüber dem Jülichsplatz" liege, und drei Fensterbalkons des dritten Stocks waren in derselben Weise durch je einen der drei Firmennamen, Johann, Maria und Farina, geschmückt. So nahe mir die Häuser auf allen Seiten traten, ich mußte daran glauben, daß ich den Jülichsplatz vor mir habe, und ich fand ihn nun auch auf Bädekers Plan. Ein unschuldiges Buchbinderfalzbein hatte von der auf dem Plan befindlichen Schrift „Jülichsstraße u. P." die beiden letzten Buchstaben für meine Augen etwas unfindbar gemacht, mich dadurch zum Studium des Kölner Adreßbuchs und mittelbar zu dieser harmlosen Plauderei veranlaßt.

H.

Inhalt: Ein Familienzwist. (Fortsetzung.) Roman von Ludwig Harder. — Die Blindheit und ihre Ursachen. Von Dr. Dyrenfurth. Mit vier Illustrationen. — Für und wider die neue deutsche Reichsrechtschreibung. I. Wider die neue Rechtschreibung. Von Dr. Daniel Sanders. Mit Porträt von Sanders. — Am Familientische: Junggesellenfrühstück. Zu dem Bilde von C. M. Seyppel. — Kölnisches Wasser.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 11. März 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. **1876. № 24.**

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Ein Familienzwist.

Roman von Ludwig Harder.

(Fortsetzung.)

Während diese Unterredung zwischen Oheim und Nichte stattfand, hatte die übrige Gesellschaft den Wingenschen Park durchstreift. Auch der Verwalter nahm an dem Spaziergang Theil, weil niemand so recht wußte, wie man sich seiner entledigen sollte. Sogar eine Dame war dem Glücklichen geworden, ein nicht mehr ganz junges Fräulein, Amanda von Hohenheim genannt, das sich huldvoll herabließ, Warnes Begleitung anzunehmen. Sie hatte keinen Grund, ihre Wahl zu bereuen; dem schlauen Intriganten standen schmeichelhafte Phrasen zu Gebot, sobald es ihm gerathen schien, dergleichen anzuwenden, und er machte seiner Dame höchst ernsthaft den Hof, während er sich, um seinem Spionirtalent doch etwas Spielraum zu geben, stets in der Nähe anderer lustwandelnder Paare zu halten strebte.

Als die beiden um ein Bosket nahe am Rande des Teiches bogen, erklang plötzlich aus dem Wipfel der schlanken Linde, welche den Mittelpunkt des Gebüsches bildete, ein lauter heller Kukuksruf. Warne zuckte zusammen und schoß einen wüthenden Blick auf das Dickicht. Amanda aber, welche gern die Sentimentale spielte, blieb stehen und seufzte: „Gott, wie reizend! Noch in dieser späten Jahreszeit ein Kukuk! Wissen Sie, Herr Warne, mir wird ganz frühlingsartig zu Sinn, wenn ich diese frischen Töne höre."

„Ein naturhistorisches Phänomen," bemerkte Warne mit rascher Geistesgegenwart, indem er versuchte, seine Begleiterin fortzuziehen. „Es bringt den Damen, welche es hören, Glück, ein unerwartet großes Glück." Amanda starrte noch immer mit ihren scharfen Katzenaugen ins Gebüsch. „Aber damit das gute Vorzeichen seine Wirksamkeit nicht verliere, muß der Vogel den Augen der betreffenden Dame verborgen bleiben." Jetzt folgte das Fräulein ohne Widerstand. „Sie finden diesen Aberglauben seltsam, meine Gnädigste? In meiner Heimat ist er sehr verbreitet, und Sie wissen ja: Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt."

„Aber welches Glück verheißt denn eigentlich dieser Vogelruf?" fragte das Fräulein neugierig-schüchtern.

„Ein überschwengliches Glück, meine Gnädigste. Ein Glück —" spann der Verwalter ohne alle Verlegenheit sein Märchen fort; doch während er Lüge an Lüge zu einer prächtigen Münchhauseniade aneinander reihte, ertönte wiederum der helle Kukuksruf.

Das Fräulein hob die Augen nicht mehr, aber Warne beschleunigte dennoch seine Schritte, und sobald es ihm gelungen war, sich seiner Begleiterin zu entledigen, eilte er an den Teich zurück.

Er wußte, welcher Art der lose Vogel in dem Bosket gewesen sei. Er war auch kaum einige Schritte weit in das dichte Gebüsch eingedrungen, als es in dem Wipfel der Linde bedenklich zu rascheln begann. Am Stamm hernieder glitt ein dunkler Gegenstand, und einen Augenblick später stand mit verschmitztem Lächeln Torfelse vor dem wüthenden Verwalter.

„Das geht zu weit, Elsbeth," redete er sie mit unterdrückter Heftigkeit an. „Dein keckes Benehmen wird nachgerade unerträglich. Wie darfst Du Dich unterstehen, mich aus der Gesellschaft zu rufen?"

Elsbeth lachte laut auf. „Aus der Gesellschaft dieser Hopfenstange? Na, darüber wird Euch das Herz eben nicht gebrochen sein."

„Unverschämte!" Der Verwalter stampfte mit dem Fuß.

„Nicht so heftig, theurer Herr! Ich habe redlich für Euch gearbeitet, wie Ihr gleich hören werdet. Den Kukuk müßt Ihr mir schon vergeben," setzte sie boshaft hinzu, „denn es ist wirklich nicht meine Schuld, daß kein anderer Ton Eindruck auf Eure trägen Ohren macht."

Der Verwalter stand wie auf glühenden Kohlen. „Zur Sache, Elsbeth, zur Sache!" drängte er. „Meine Zeit ist gemessen."

„Ich halte Euch nicht länger. Kehrt zum Hause zurück

Digitized by Google

und schaut mal in das fünfte Fenster links von der Terrasse. Da wartet Eurer eine kleine Ueberraschung. Gott befohlen, mein ungläubiger Herr!" Und die Hände zusammenschlagend, mit einem fröhlichen Auflachen über Warnes verblüffte Miene trat Elsbeth ihren Rückzug an, einen schmalen Pfad am Teich hin benutzend.

Der Verwalter hatte sich mittlerweile von seiner Verwunderung erholt, und that, wie das unheimliche Geschöpf ihn geheißen.

Das Schauspiel, welches ihm durch die Fensterscheiben entgegenleuchtete, war: seine junge Herrin in einem Schaukelstuhl am Tische und neben ihr, augenscheinlich in äußerst lebhafter Unterhaltung — Otto von Arning.

Bedurfte es einer weiteren Bestätigung dessen, was Elsbeth dem Verwalter an jenem Abend vor ihrer Hüttenthür mitgetheilt hatte?

XIII.

Das Abendbrot war servirt, und Lindau ließ es sich nicht nehmen, die Baronesse, welche sich auf die ängstlichen Fragen ihrer Mutter hin wieder für völlig gesund erklärt hatte, zu Tisch zu führen. Er that auch sein Möglichstes, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, doch ohne daß ihm dies so recht gelingen wollte, denn die Unterhaltung ward mehr und mehr allgemein, und Otto zum Erstaunen aller der Mittelpunkt derselben. Er fühlte eine fast ausgelassene Heiterkeit in sich, scherzhafte Erzählungen, geistreiche Worte drängten sich auf seine Lippen, so leicht und übersprudelnd wie in seinen fröhlichsten Studentenjahren. Es war, wie wenn eine lang verschüttet gewesene Quelle aufs neue den Ausgang findet und ihre raschen Fluten wieder klar und schaumsprühend von Fels zu Fels hüpfen läßt. Selbst Frau von Arning war nicht im Stande, sich dem unerwarteten Zauber zu entziehen.

Unterdessen suchte Lindau, höchst verdrießlich darüber, daß seine Bemerkungen so gar keine Beachtung bei seiner schönen Nachbarin fanden, Trost im Wein. Eine Flasche nach der andern ward ihm vorgesetzt, eine nach der andern schwand, und der junge Mann sah schon recht erhitzt aus, ohne daß die Gesellschaft es beachtet hätte. Nur der lauernde Verwalter, dessen scheinbar gesenkten Blicken nicht das leiseste Zucken in einem der vielen Gesichter um ihn her entging, bemerkte es und baute, während er seiner Nachbarin Schmeicheleien zuraunte, auf den reizbaren Zustand Lindaus einen neuen Plan, seine beiden Nebenbuhler, einen durch den andern unschädlich zu machen. Vielleicht gelang es dann doch noch durch geduldiges Abwarten des günstigen Augenblicks, endlich Beatrice, und mit ihr, was für ihn die Hauptsache blieb, Buchdorf zu gewinnen.

Sobald der Nachtisch abgetragen war und die Jugend sich zum Tanz versammelt, schritt er zur Ausführung.

„Es scheint, Herr Baron, daß Sie sich in unserem armen ländlichen Kreise hier ganz wohl unterhalten, obgleich Sie ja natürlich von der Residenz her an Besseres gewöhnt sind," redete er Lindau mit verbindlicher Miene an, während er ihn langsam auf die dunkle, völlig leere Terrasse hinausdrängte.

„O ja, danke; ich unterhalte mich vortrefflich, ganz vortrefflich," stieß Emil hervor, indem er auf einem der Gartenstühle niedersank. „Sie etwa nicht, Herr Warne? Freundliche Wirthe, trefflicher Wein!"

Der Verwalter lächelte in dem Dunkel, welches ihn nicht verrathen konnte. Er ersah aus dem Ton, in welchem Lindau sprach, daß Pulver genug für den Funken aufgespeichert liege, welchen er zu entzünden gedachte.

„Es thut mir leid, Ihre Freude auf eine so unangenehme Weise unterbrechen zu müssen," begann er in seiner ruhigen Art, „aber ich bedarf des Rathes, des Beistandes, und setze gerade in Ihre Umsicht und Besonnenheit ein unbegrenztes Vertrauen."

Diese Worte hätten sogar dem selbstgefälligen Lindau zu jeder andern Zeit wie Hohn klingen müssen, in seinem jetzigen Zustand nahm er sie für baare Münze, und Warne konnte befriedigt fortfahren: „Die Baronin darf natürlich nichts von der Gefahr wissen, in welcher das gnädige Fräulein schwebt."

„Gefahr," fuhr Lindau aufmerksam werdend empor. „Beatrice in Gefahr! Aber Mensch, so reden Sie doch, während wir hier unsere Zeit verlieren."

„Wir verlieren sie nicht," beruhigte ihn der Verwalter. „Das Unglück, welches ich fürchte, wird nicht heute, nicht morgen schon hereinbrechen. Sie bemerkten doch ohne Zweifel, als wir vom Spaziergang zurückkehrten, daß Herr von Arning sich sehr lebhaft mit dem gnädigen Fräulein unterhielt."

Emil trommelte ungeduldig mit den Fingern auf der Tischplatte.

„Er hat ernste Absichten," fuhr Warne fort, „und seine Bewerbung ist, fürchte ich, nicht ganz hoffnungslos —"

„Verzeihen Sie; aber eine solche Annahme scheint mir denn doch etwas gewagt," warf Lindau hier endlich in nervöser Ungeduld ein.

„Nicht für denjenigen, welcher die Verhältnisse kennt," versicherte Warne mit immer gleicher Ruhe. „Die Baronin, großmüthig wie sie ist, vermeidet ängstlich, die bösen Familienstreitigkeiten in die Oeffentlichkeit zu bringen, und begreiflicherweise habe auch ich das Meinige gethan, die Vergangenheit in schonendes Dunkel zu hüllen. Noch heute verweigerte ich Ihnen eine Aufklärung. Doch ich sehe ein, daß Sie nicht richten können, ohne genau mit der Vergangenheit vertraut zu sein, und so bitte ich Sie denn, mich in Geduld anzuhören."

Damit begann er einen eingehenden Bericht über Ottos Jugendgeschichte und angebliches Verbrechen. Seit jenem Eidschwur von Gewissensbissen gequält, hatte er versucht, sich selbst allmählich in die Ueberzeugung von Ottos Schuld hineinzureden, nicht ohne Erfolg, wozu eine mehrere Jahre später vor ihm in der Moorhütte gemachte Entdeckung viel beitrug. So konnte er mit einer gewissen Wärme reden.

Emil lauschte mit einem Eifer, der — zu seiner Ehre sei es gesagt — weniger der Neugierde entsprang als dem lebhaften Verlangen, sich der Baronesse nützlich zu erweisen, und als Warne seine äußerst schlau konstruirte Erzählung mit den Worten schloß: „Herr v. Arning ist, wie Sie sehen, mit den Jahren klüger geworden. Wozu auch Mord, wenn ein so einfaches Mittel, wie eine Heirath, genügt, das Hinderniß aus dem Weg zu räumen?" sprang der junge Mann außer sich empor und rannte wie ein gefangener Löwe an dem Gitter der Terrasse auf und nieder.

„Der Elende!" rief er ein über das andere Mal. „Nein, das kann, das darf nicht geschehen!"

„Es wird eines großen Aufwandes von Zeit und List bedürfen, um einen so gewandten Gegner zu besiegen," meinte Warne lauernd.

„Zeit und List!" brauste Lindau auf. „Ich habe keine Zeit und zum Intriganten bin ich nicht geboren! Soll ich zaudern und zaudern, bis mir nichts zu thun mehr übrig bleibt? Nein, morgen muß die Sache entschieden sein!"

„Was wollen Sie beginnen?" fragte der Verwalter scheinbar ängstlich, obgleich er Lindaus halb unwillkürlichen Griff nach dem Degen wohl zu deuten wußte. „Diese Heftigkeit, ich verstehe Sie gar nicht, Herr Baron."

„Zwischen Edelleuten gibt es nur einen Weg, die Sache zu entscheiden," rief Lindau stolz, „und diesen Weg will ich gehen!" Damit stürzte er in den Saal.

Warne rieb sich die Hände und pfiff sogar vergnügt vor sich hin. Tanzte seine Marionette doch genau so, wie er es wünschte, und Arning, höchst reizbar in Bezug auf seine Vergangenheit, war gewiß nicht schwierig in der Annahme der Forderung. „Beide sind gute Schützen," kalkulirte Warne, „beide aufs äußerste erbittert; es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn nicht einer von ihnen bliebe, welcher, ist ganz gleichgiltig, denn der Ueberlebende hat, wie die Baronesse nun einmal Welt und Dinge beurtheilt, eben so wenig Hoffnung, sie jemals zu besitzen, wie der Todte."

Unterdessen saß Frau von Arning ahnungslos am Spieltisch, und Beatrice hatte ihren Platz etwas abseits von den Tanzenden gewählt. Ihre besorgte Mutter wünschte nicht, daß sie an dem improvisirten Balle theilnehme, und sie verzichtete heute gern auf ihr Lieblingsvergnügen, da Otto sich zu ihr ge-

Digitized by Google

sellt hatte und mit ihr plauderte, wie in alten Zeiten — nur daß die alten Zeiten ihr nicht halb so schön erschienen. Sie warf daher Lindau einen nichts weniger als freundlichen Blick zu, da derselbe mit den kurzen, rauhen Worten: „Einen Augenblick, Herr von Arning, wenn ich bitten darf," ihr Gespräch unterbrach.

Otto wandte sich und ließ sein Auge ruhig über das vor Aufregung blasse Gesicht des jungen Offiziers gleiten.

„Ist ein Unglück geschehen, Herr von Lindau?" fragte er.

„Nein, aber es kann möglicherweise eines geschehen," gab dieser finster zurück.

„So wollen wir's zu verhindern suchen," meinte Otto, und mit einer entschuldigenden Verbeugung gegen die Baronesse folgte er Emil in das Kabinet, welches neben dem Saale lag.

Die Portiere war hinter den beiden Männern herabgesunken; sie standen sich allein in dem kleinen Raume gegenüber, der nur matt von einer schleierbedeckten Lampe erhellt war. Die Hand auf die Tischplatte gestützt, erwartete der Freiherr gelassen und schweigend die Anrede des jungen Mannes. Lindau aber überkam ein eigenthümliches Gefühl, als er sich plötzlich so abgeschlossen fand von der lärmenden Gesellschaft, dem blendenden Licht, und allem dem, was mitgewirkt hatte, ihn so zu erregen. Die sichere selbstbewußte Haltung seines Gegners hatte die Wirkung eines kalten Bades auf seine verwirrten Sinne, und schon dämmerte in dem ernüchterten Hirn die leise Frage auf, was denn ihn zum Richter über einen Mann setze, welchen sein Major sowohl wie seine Mutter als einen der bedeutendsten Männer ihrer Bekanntschaft gerühmt hatten.

Doch wie ein Blitz kam und schwand diese vernünftige Anschauung, und Emil stieß ziemlich aufgeregt die Worte hervor: „Ich möchte wissen, Herr Baron, mit welchem Rechte Sie so beharrlich Fräulein von Arnings Gesellschaft aufsuchen?"

Otto trat einen Schritt zurück und maß den Frager mit drohendem Auge, doch als sein Blick auf die erhitzten Züge des jungen Mannes fiel, beherrschte er sich und erwiderte ruhig: „Die Frage kommt Ihnen zwar nicht zu; doch falls Sie unsere verwandtschaftlichen Beziehungen nicht kennen sollten, theile ich Ihnen gern mit, daß Beatrice von Arning meine Nichte ist."

„Sie irren, Herr Baron! Ich kenne Ihre verwandtschaftlichen Beziehungen, kenne Ihre ganze Vergangenheit," rief Lindau mit blitzenden Augen näher tretend, „und gerade diese Kenntniß veranlaßt mich zu meiner Frage."

„Bitte, kommen Sie zur Sache, Herr von Lindau," meinte Otto, sich auf den Sessel niederlassend. „Sie kennen meine Vergangenheit. Was nun weiter?"

Was weiter? Die unerschütterliche Ruhe des Freiherrn begann wirklich Emil zu verwirren. Fast stockend brachte er die Worte hervor: „Aber — begreifen Sie denn nicht, daß wir uns schlagen müssen?"

„Nein," entgegnete Otto kurz. „Schlafen Sie erst einmal Ihren Rausch aus."

„Herr Baron!"

„Eine Forderung in Ihrem jetzigen Zustande nehme ich nicht an," fuhr Arning unbeirrt fort. „Sind Sie jedoch morgen noch derselben Meinung, so lassen Sie's mich wissen, ich stehe zu Diensten."

Damit wandte er sich der Thür zu und überließ den jungen Mann seinen eigenen sehr gemischten Empfindungen.

Derselbe sollte an jenem Abend noch um eine zweite Erfahrung reicher werden. Der goldene Satz: „Zwischen Stamm und Rinde und zwischen streitende Verwandte sollst du deine Finger nicht stecken", ward ihm in aller Form bewiesen. Kaum hatte er, als man erst wieder gemüthlich im Wagen saß, dem Drängen und den Kreuz- und Querfragen Beatricens nachgebend, eingestanden, um was es sich zwischen ihm und Otto handelte, als auch von Seiten der beiden Frauen ein Sturm von Vorwürfen über ihn hereinbrach, mit welchem verglichen, der Verweis, den er auf der Hinfahrt nach Wingen erhalten, nur ein sanftes Lüftchen zu nennen war. Die Baronin verlangte kurz und gut, daß er seine Forderung zurücknehme, und wurde heftig, als er sich dazu nicht verstehen wollte.

Sie hatte sich so gefreut, in ihrem gefürchteten Schwager statt des rachebrütenden Menschenhassers einen ruhigen, wie es schien, leidenschaftslosen Mann zu finden, welcher die Dinge richtete, wie sie waren, und mit dem sich vernünftig reden lassen würde, falls jenes zweite Testament Kurts — sie konnte dieser Ahnung nicht Herr werden — allzu ungünstige Bestimmungen in Bezug auf Beatrice enthielt. Und nun war der Waffenstillstand, den sie sich gelobt hatte aufrecht zu erhalten um jeden Preis, durch ihren Schützling, den Gast ihres Hauses unwiderruflich gebrochen worden!

Ihre Aufregung riß sie dergestalt hin, daß sie nicht allein eine Lobrede auf Arnings gute Eigenschaften hielt, sondern zum ersten Male in ihrem Leben, und vielleicht nicht ganz im Einklang mit ihrer innersten Ueberzeugung, an seiner Schuld und den Beweisen derselben ernstliche Zweifel zu hegen vorgab.

Beatrice lehnte indessen schweigend in der Wagenecke. Es lag in ihrem scheinbar so heitern kindlichen Charakter etwas von der Alt-Arningschen Kraft und Entschlossenheit, welche ihrem Vater so vollständig gemangelt. Bis jetzt hatte ihr Leben keine Gelegenheit zur Entfaltung dieser Eigenschaften geboten. Aber das Gefühl, welches sie mit so unwiderstehlicher Gewalt zu dem Freiherrn hinzog, hatte alle bisher in ihr schlummernden Fähigkeiten geweckt. Und was auch kommen mochte, das Eine stand für sie fest: Otto durfte nicht mehr durch ihre Familie zu leiden haben. So saß sie schon lange, auf einen Ausweg aus der traurigen Verwirrung sinnend, als die Baronin sich noch immer in Vorwürfen gegen den Urheber derselben erschöpfte.

Man langte in Buchdorf an, ohne daß die Wolken auf Theresens Stirn sich zerstreut hatten; mit einem kurzen ungnädigen Abschiedsgruß verließ sie den Salon. Warne hatte sich schon früher empfohlen, und so blieb Beatrice allein bei Lindau zurück, der sich erschöpft und niedergeschlagen in einen Sessel sinken ließ. Eine Weile stand sie ihm schweigend gegenüber, dann begann sie sehr ernst:

„Herr von Lindau, sagen Sie mir auf Ihr Gewissen, ob es nicht dennoch möglich ist, Ihre Forderung zurückzunehmen. Oder gibt es vielleicht ein anderes Mittel, das Duell mit meinem Oheim zu verhindern? Sie wissen, wie sehr Sie Mama durch ein wenig Nachgiebigkeit verpflichten würden, und auch ich bitte Sie darum."

„Aber es geht nicht, es geht in keiner Weise!" rief Lindau, indem er halb rasend emporsprang. „Martern Sie mich nicht auch, Beatrice! Sie wissen so gut wie ich, daß es unmöglich ist."

Die Baronesse hatte im Grunde nichts anderes erwartet. „Ich kenne Ihre Ehrengesetze nicht," sagte sie auffallend ruhig, „und bescheide mich deshalb. Wen haben Sie zu Ihrem Sekundanten ausersehen?"

Lindau blieb stehen und warf einen beinahe scheuen Blick auf das junge Mädchen, welches ihm noch nie so ernst und entschlossen erschienen war.

„Daran hatte ich noch gar nicht gedacht," bekannte er zögernd. „Ich kenne keinen einzigen der Herren näher, aber vielleicht würde Herr von Tannen sich dazu verstehen — was meinen Sie?"

Beatrice nickte zustimmend. „Die Wahl ist gut," entschied sie. „Und nun wünsche ich Ihnen eine ruhige Nacht, um Sie für die Anstrengungen des kommenden Tages zu stärken. Gott möge alles zum besten wenden — und mir vergeben, wenn ich jetzt unrecht thue," fügte sie die Thür schließend für sich hinzu. „Indes, sei's durch Güte, sei's durch Gewalt, dies Duell muß verhindert werden."

Nach einem kurzen dumpfen Hinbrüten raffte auch Lindau sich empor und ging auf sein Zimmer, um Ruhe zu suchen; aber dort fand er einen Brief der Mama vor, welche ihn daran erinnerte, daß sein Urlaub abgelaufen sei und er sich Mittwoch Abend in seiner Garnison einzufinden habe. Er rechnete aus, daß er spätestens Dienstag Mittag Buchdorf werde verlassen müssen. Es blieb ihm folglich nur noch ein Tag, um seinen Streit mit Arning auszufechten. Mißmuthig entkleidete er sich und warf sich auf sein Lager, mehr aus Gewohnheit, als weil er irgend welche Hoffnung hegte, einzuschlafen. Wider Erwarten jedoch schlossen sich nach wenigen Minuten seine übermüdeten

Digitized by Google

Augen; und als er sie ziemlich spät am andern Morgen wieder aufschlug, fühlte er sich an Geist und Körper erquickt; beinahe heiter kleidete er sich an. Seine Uebereilung und ihre Folgen sah er jetzt lange nicht so schwarz, als es ihm am vergangenen Abend die Worte der Baronin und sein körperliches Uebelbefinden vorgemalt hatten. Im Vollgefühl seiner Jugendkraft konnte er es sich nicht vorstellen, daß der nächste Tag für ihn oder einen andern Menschen blutig enden könne. Er stieß die Fensterflügel auf, entfaltete seine zierliche Briefmappe und schrieb ohne Schwanken ein kurzes Billet an Otto von Arning, worin er denselben aufforderte, am kommenden Morgen mit ihm in einem Wingenschen Gehölz zusammenzutreffen. Dann drückte er sein silbernes Petschaft mit der zierlichen fünfzackigen Krone auf das Couvert und klingelte.

„Schicken Sie diesen Brief sogleich durch einen reitenden Boten nach Ermsdal!" befahl er dem eintretenden Diener.

Friedrich verbeugte sich und verließ das Zimmer, um den Auftrag auszuführen. Da trat ihm auf dem Vorplatz die Baronesse entgegen, welche schon seit dem ersten Morgenstrahl auf diesen Augenblick harrte.

Sie winkte ihm zu schweigen, und zog den alten Mann, der seit sechszig Jahren bereits in Arningschen Diensten stand, die Treppe hinauf in ihr eigenes Gemach. Dort angekommen, verriegelte sie die Thür und fragte hastig: „Herr von Lindau hat Dir einen Brief an Onkel Otto zu besorgen gegeben?"

„Ja, gnädiges Fräulein."

Beatrice streckte die Hand danach aus. „Gib ihn mir."

„Aber —" wagte der langjährige Diener einzuwenden.

„Gib ihn mir," wiederholte Beatrice rasch. „Ich weiß, was ich thue, Friedrich, und nehme jede Verantwortung auf mich! Aber Du sollst auch wissen, um was es sich handelt. Nicht wahr, Du hast doch Onkel Otto lieb?"

Der vorsichtige Alte zögerte ein wenig mit der Antwort.

„Nun, Du brauchst nicht zu antworten," lächelte die Baronesse, „ich weiß auch ohnedies, daß Du ihn sehr lieb hast — viel lieber als mich — und nicht möchtest, daß ihm ein Leid zustieße. In diesem Briefe aber fordert Herr von Lindau ihn auf, sich auf Leben und Tod mit ihm zu schießen."

„Aber das ist ja gottlos und abscheulich!" rief Friedrich im höchsten Entsetzen. „O, ich hab's dem fremden Patron schon lange angesehen, daß er Böses sinnt!"

„Ja, gottlos ist es," entgegnete das junge Mädchen, „und leider weiß ich kein anderes Mittel, dem Unglück vorzubeugen, als daß wir diesen Brief zurückbehalten. Ich werde ihn nicht lesen, also mache Dir keine Gewissensbisse darüber. Und nun habe ich noch einen anderen Auftrag für Dich; Du mußt ihn aber selbst ausführen. Laß Dir das beste Pferd satteln, das im Stalle steht, reite nach Wingen hinüber und bringe Onkel Tannen den Brief, welchen ich jetzt schreiben werde."

„So ist Herr von Tannen bei der Sache betheiligt?" fragte der alte Diener, Lindaus Brief unschlüssig zwischen den Fingern drehend.

„Versteht sich," entgegnete die Baronesse, schon in ihr Schreiben vertieft. „Er ist eine Hauptperson."

„Da ist der Brief, gnädiges Fräulein!"

Der Name „Tannen" hatte entschieden. Friedrich war der Arningschen Familie und allem, was ihr angehörte, blind ergeben; er wäre durchs Feuer gegangen für Otto und Beatrice und auch für Herrn von Tannen, weil er Kurts Freund gewesen war.

Beatrice schrieb indessen:

„Lieber Onkel Tannen!

„Wenn Sie Ihrem kleinen Pathchen nur noch etwas gut sind, so seßen Sie sich zu Pferd, reiten nach Ermsdal hinüber und bleiben dort bis zum Einbruch der Nacht. Nehmen Sie, ich beschwöre Sie, mein Verlangen nicht für eine kindische Laune. Leben und Tod hängt von der pünktlichen Erfüllung meiner Vorschrift ab.

„Später werde ich Ihnen alles erklären.

Bertie."

„P. S. Verrathen Sie niemand und vor allen Dingen Herrn von Arning nicht, daß Sie auf meinen Antrieb handeln."

Wenige Minuten später war Friedrich auf dem Wege nach Wingen, und Beatrice verschloß aufathmend den verhängnißvollen Brief in ihrem Schreibtisch. Wenn nicht mehr, so war doch mindestens Zeit gewonnen.

Als Lindau dann beim Frühstück seine bevorstehende Abreise verkündete, fühlten die beiden Damen sich weit eher angenehm als unangenehm von dieser Nachricht berührt.

Den Tag über wußte die Baronesse ihren Gast so zu fesseln, daß er sich erst in später Nachmittagsstunde, als ihm noch immer keine Nachricht von Ermsdal geworden, losriß und nach Wingen hinüberritt, wo er Herrn von Tannen selbstverständlich nicht antraf, auch nichts über seinen Ausgang erfuhr, als daß er erst spät am Abend heimkehren werde. Lindau war nicht vertraut genug mit der Familie, als daß er deren Gastfreundschaft auf so lange Zeit hätte in Anspruch nehmen können, und so kehrte er denn höchst unmuthig nach Buchdorf zurück, wo auch der nächste Morgen ihm keine Nachricht von Ermsdal brachte.

Doch wenn Lindau ungeduldig ob dieser Zögerung wurde, der Verwalter war es noch in ganz anderem Grade. Seinen schön angelegten Plan sah er langsam scheitern und durfte doch nicht durch den leisesten Hauch, durfte durch keine Miene die Wuth verrathen, welche in ihm kochte.

Endlich stand die stattliche Familienkutsche bereit und Lindau mußte einsteigen, wollte er den Zug nicht versäumen. Ehe aber die kräftigen Rappen des Gutes anzogen, beugte die Baronesse sich in den Wagen und flüsterte: „Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, Herr von Lindau. Sie dürfen sich nicht wundern, daß Ihr Brief an meinen Oheim unbeantwortet blieb, denn er hat den Ort seiner Bestimmung nie erreicht. Hier ist er," fügte sie hinzu, das Schreiben aus der Tasche ziehend und dem jungen Mann flüchtig hinhaltend.

Lindau wollte auffahren, aber Beatrice schnitt ihm mit einer gebieterischen Handbewegung das Wort ab und fuhr fort: „Wenn ich gegen Sie gefehlt habe, so bitte ich hiermit um Vergebung. Aber sagen Sie selbst, hatten Sie mir wohl eine andere Wahl gelassen? Rücksichtslos sachen Sie in einem Augenblick des Uebermuths den alten Streit in unserer Familie wieder an, und da man Ihnen erklärt, daß es sich um nicht mehr und nicht weniger als unsere Zukunft handelt, Ihnen erzählt, wie unsäglich viel mein armer Oheim schon gelitten, weigern Sie sich kaltblütig, auch nur einen Schritt zur Versöhnung zu thun. Ich aber, Herr von Lindau, ich liebe meinen — meine Familie! Können Sie es mir da verdenken, wenn ich sie mit allen Waffen, die mir zu Gebot stehen, gegen Ihre Angriffe zu vertheidigen strebe? — Da kommt Mama mit Herrn Warne — keine Silbe von dem Vorgefallenen, Herr von Lindau! Und lassen Sie uns als Freunde scheiden. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß ich Ihre Ehre meinem Oheim gegenüber eben so warm vertheidigen will, wie ich die seinige Ihnen gegenüber vertrat. Er soll Ihren Brief lesen —"

Hier trat Frau von Arning mit einer jener verbindlichen Phrasen, die ihr allzeit zu Gebot standen, an den geöffneten Schlag. Was blieb dem jungen Mann anders übrig, als sich schweigend in sein Schicksal zu ergeben und den freundlichen Abschiedsgruß seiner Wirthe zu erwidern, so gut sein gekränkter Stolz es zuließ?

Die Pferde setzten sich in Bewegung; noch ein Winken mit dem Taschentuch, und die nächste Wegeskrümmung entzog Lindaus Blicken das Mädchen, welches von allen Göttinnen, an deren Altären er bis jetzt geopfert, den tiefsten Eindruck auf sein leicht bewegliches Herz gemacht hatte.

XIV.

Tage und Wochen waren vergangen, und der Herbst begann seinen Einzug zu halten. Die Baronin zeigte sich trüb und nachdenklich gestimmt. Der Regen freilich, welcher an die Scheiben schlug, der Sturm, der über die Haide pfiff, und das graugelbe Herbstlicht, das Flur und Gemächer des alten Hauses erfüllte, hätten allein schon hingereicht, einem Menschen die frohe Laune zu verderben, der, gleich der Baronin, selbst den Sommerhimmel des Nordens zu bleich und seine Juli-

Digitized by Google

Duett in der Schmiede. Nach dem Gemälde von Ewers.

Digitized by Google

sonne zu kalt fand. Dazu kam noch, daß jede Stunde den elften November, den achtzehnten Geburtstag Beatricens näher brachte. Sonst war dieser Tag als das schönste Fest des Jahres begangen worden, aber die bevorstehende Eröffnung des geheimnißvollen Testamentes warf einen trüben Schatten auf seine diesjährige Feier.

Es gibt in alten Familien seltsame Rechte und Freiheiten, theils durch die Gesetze der betreffenden Provinz, theils durch die Tradition geheiligt. Und doch war es nicht sowohl Furcht vor dem Verlust weltlichen Besitzes, als eine dumpfe Ahnung, daß der letzte Wille des Barons seinem Stiefbruder ungebührliche Macht über Beatrice einräumen werde, was die Baronin mit so unbeschreiblicher Unruhe erfüllte und gleich einem Gespenst allnächtlich an ihrem Lager stand, den Schlaf von ihren müden Augen scheuchend. Weder sie noch Beatrice hatten Otto seit der Tannenschen Gesellschaft wiedergesehen, und in dem Maße, wie das Bild ihres damaligen Zusammentreffens in der Erinnerung Theresens erblich, sank auch ihr Vertrauen auf seine Großmuth. Rührend war es dabei zu beobachten, welche Anstrengungen die arme Frau machte, um ihre Todesangst vor den Augen ihres Kindes zu verbergen, aber diese Anstrengungen sah niemand außer Warne, der keiner Rührung mehr fähig war, und in diesem Fall um so weniger, da er mit derselben fieberhaften Spannung des elften Novembers harrte, wie seine Herrin. Hing doch auch seine ganze Zukunft von den Entscheidungen des Testaments ab.

Und nun war endlich der verhängnißvolle Tag gekommen, trüb und herbstlich, wie er zu der Stimmung der Baronin paßte. Der Sturm heulte um die Ecken des alten Hauses und durch die langen Gänge; die Wetterfahnen auf den Dächern knarrten, hier und da klappte ein losgegangener Fensterladen; und wo eine der schweren Eichenthüren offen blieb, da warf sie der rasende Zugwind mit donnerndem Krachen ins Schloß. Dazu kam das eintönige Murmeln der Dachrinnen, welche von einer in kurzen Zwischenräumen niederprasselnden Regenflut immer wieder gefüllt wurden, und das Chaos fremdartiger unheimlicher Töne, das alten alleinstehenden Gebäuden besonders zur Herbstzeit so eigen ist. Die Baronin erinnerte sich nicht, je bei solcher Witterung das Geburtsfest ihres Kindes gefeiert zu haben; in ihrer trüben Stimmung nahm sie es für ein schlechtes Vorzeichen, und als sie nach dem Frühstück Beatrice zu dem mit Geschenken überladenen Tisch führte, der ihr heute wie jedes Jahr gedeckt worden, konnte sie ihres Herzens Angst und Sorge nicht länger zurückdrängen; sie beugte sich über das betroffene Mädchen und brach in Thränen aus. Der Anfall ging indessen rasch vorüber; es gab noch so vieles zu besorgen: Tannen als nächster Freund des Verstorbenen sollte zu der Feierlichkeit erscheinen, und der greise Notar Ring, welcher das Testament seit so langen Jahren treu bewahrte, ein Dienst, wofür ihm Therese nicht viel Dank wußte, und leider! mußte auch Otto kommen!

Das „leider" stand jedoch nur in dem Gedankengang der Baronin. Beatrice hatte zwar gleich ihrer Mutter zu Ehren des Todten ein schwarzes Kleid angelegt, auf ihrem rosigen Gesichte aber war nicht das Geringste von Trauer zu bemerken, und am allerwenigsten hätte die Aussicht, Otto wiederzusehen, ihre Stimmung trüben können. Sie flog den ganzen Morgen von Stockwerk zu Stockwerk, um alles für den Empfang der Gäste anzuordnen; und ein Glück war es, daß ihr sicheres Urtheil und ihr angeborener Geschmack hier die Leitung übernahm, denn auf Frau von Arning war an diesem Morgen nicht zu rechnen. In dumpfer Verzweiflung saß sie an dem Fenster ihres Salons, blickte in den grauen Morgennebel hinaus, und zermarterte ihren armen Kopf mit vergeblichen Versuchen, den Inhalt des Testaments zu errathen. „Wären wir nur einige Stunden weiter," seufzte sie bisweilen auf. „Gewißheit ist das einzige, was mir Ruhe geben kann." Sie fühlte etwas wie Haß gegen ihren Gatten, daß er so lange Jahre nach seinem Tode ihr noch diese Qual bereitete.

Beatrice hatte die kleine Landschaft über dem Sopha abgenommen und durch Ottos Bild ersetzt; „denn er darf doch hier nicht alles verändert finden", erklärte sie der Baronin, die nichts dagegen einzuwenden hatte.

„Nun, heute kommt ja Dein lieber Junker," rief Beatrice dem alten Friedrich zu, als die beiden sich im geschäftigen Hin- und Hergehen begegneten. „Zieh nur kein so finsteres Gesicht, ich weiß ja doch, daß er Dein Abgott ist. Nun sage, hab' ich es mit seinem Platz getroffen? Er pflegte beim Frühstück hier zu sitzen, nicht wahr? Wenigstens schwebt es mir so vor."

„Ja, ja, ganz recht, Euer Gnaden." Des alten Dieners Blicke überflogen rasch die zierliche Anordnung des Gemaches und streiften auch Ottos Bild. „Aber," fuhr er zögernd fort, „aber den Brief werden gnädiges Fräulein doch —"

„An seine Adresse geben," ergänzte Beatrice herzlich auflachend. „Verlaß Dich drauf, obgleich sein Inhalt eben nicht der erfreulichste für Deinen Liebling sein dürfte. Horch! da fährt ein Wagen vor — er ist's!"

Die letzten Worte klangen wie ein Jubelruf, und schon eilte Beatrice, um die erste zu sein, welche den Fremdgewordenen an seiner Geburtsstätte begrüßte. Frau von Arning hatte gleichfalls die Ankunft des Freiherrn bemerkt; aber als sie im nämlichen Augenblick Beatricens leichten Schritt auf dem Hausflur vernahm, sank sie mit einem Seufzer der Erleichterung in den Sessel zurück. Ganz im Gegensatz zu ihrer Tochter schob sie die unvermeidliche Begegnung gern so lange wie möglich hinaus.

„Diesem Manne gegenüber findet Beatrice weit eher das richtige Wort," dachte sie.

Die Begrüßung der beiden jungen Leute war indes nicht sehr lebhaft. Beatrice konnte unmöglich aussprechen, was sie in diesem Augenblicke empfand und dachte; andere inhaltslose Worte aber standen ihren an Wahrheit gewöhnten Lippen nicht zu Gebot, und auch Otto war stumm vor Bewegung. (Forts. folgt.)

Amerikanische Kriegs- und Friedensbilder.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von Kapitän Hermann Haardt.

II. Deutsch-amerikanisches Freikorps Nr. 1.

Am Pfingstsonntage 1870 verließ das alte Schiff „Auguste" unter Kommando des Kapitäns von Harten Bremerhafen mit 150 Auswanderern, denen ich mich angeschlossen hatte.

Auf der 64 Tage dauernden Fahrt nach Baltimore passirte nur ein Umstand, der von der Routine solcher Reise abwich. Wir erwarteten am nächsten Tage Kap Fear in Sicht zu bekommen und damit in amerikanische Gewässer, in die Chesapeakebay einzulaufen, als Jan Bullerdick, der Obersteuermann, mich auf eine Rauchwolke aufmerksam machte, die hinter uns herkam. Da es noch früh am Tage war und die Segel wegen Mangel an Brise träge am Maste flaggten, so brauchte der sich nähernde Dampfer nicht sehr lange, um in Seh- und Sprechweite zu kommen. Auf ging unsre deutsche Trikolore nebst den Petrusschlüsseln Bremens im Großtop, denn wir hatten einen Bremer Dampfer erkannt, und nach ganz kurzer Zeit donnerte eine rauhe Stimme vom Dampfer her über das Wasser:

„Was für ein Schiff ist das?"

„Bremer Schiff Auguste, Kapitän von Harten, mit Auswanderern von Bremen nach Baltimore, 62 Tage aus."

„Wißt Ihr, daß in Europa Krieg ist?"

„Nein."

„Schickt ein Boot ab, wir haben die Blockade gebrochen und können Euch Nachrichten und Zeitungen geben."

„Aye, Aye! Sir!"

Blockade gebrochen! Süße Heimatsklänge, die mich an vergangene Zeit erinnerten! Auch ich hatte ja die Blockade gebrochen.*) Ich erbat und erhielt vom Kapitän die Erlaubniß, zum Dampfer fahren zu dürfen. Es war die „Leipzig", Kapitän Jäger, die vor neun Tagen den Hafen von Southampton, von zwei englischen Kanonenbooten bis drei Seemeilen außerhalb eskortirt, verlassen hatte und den herumspähenden französischen Fregatten

*) Vgl. I in Nr. 20 und 21.

Digitized by Google

zum Trotze die Reise über den Ozean vollbracht hatte. Die beiden französischen Fregatten „Magicienne" und „Latouche Tréville" kreuzten zwischen Newyork und Florida, und wenn wir auch wenig zu befürchten hatten, daß sie uns bis morgen etwas anhaben konnten, wo wir in neutrales, d. h. amerikanisches Fahrwasser zu gelangen hofften, so nahm ich doch Namens meines Kapitäns den Vorschlag Kapitän Jägers, uns innerhalb Kap Fear und Kap Henry zu bugsiren, mit großem Danke an. Dann kehrte ich mit den neuesten deutschen und englischen Zeitungen zur „Auguste" zurück, und erst als das Bugsirtau glücklich auf der „Leipzig" war, gaben wir uns dem Lesen hin. Aber welche Nachrichten: Deutschland einig! Der Erbfeind bei Forbach, Wörth, Weißenburg geschlagen! Im Nu war die „Auguste" in voller Flaggengala, und begeisterte Hurrahs, die von der „Leipzig" erwidert wurden, schallten über den Ozean dahin. Alle kleinen Zänkereien zwischen Preußen, Baiern, Würtembergern, Hessen waren vorüber; ein kleines Häufchen Deutsch-Oesterreicher erinnerte sich auch, daß sie mit zu uns gehörten. Wir waren alle Deutsche!

Die „Leipzig" behielt uns im Schlepptau, bis wir an Kap Fear Fortreß Monroe, den Mündungen des James River (woran Richmond) und des Potomac-Flusses (woran Washington liegt) vorbei und in Sicht der amerikanischen Festung Rips-Raps waren. Von hier nach Fort Carroll war nicht weit, dann passirten wir Fort Mac Henry und lagen endlich am Werfte Locust-Point sicher und fest verankert oder eigentlich vertaut, da ein Ankerwerfen überflüssig war. Seit Weißenburg wußte man nichts Neues vom Kriegsschauplatz in Europa, obgleich der allgemeine Eindruck der war, daß eine große entscheidende Schlacht bevorstehend wäre. Da in Folge des Krieges mein Kontrakt mit Kapitän von Harten gelöst war, so war ich schon am Abend unsrer Landung auf dem Wege nach Newyork und gegen zehn Uhr des folgenden Morgens brachte mich die Dampffähre von Jersey City hinüber nach der großen Handelsmetropole der Vereinigten Staaten.

Ich war schon früher in Newyork gewesen und brauchte nicht lange, bis ich in meinem alten Quartier in der Broomestreet, im sogenannten Kleindeutschland, wieder installirt war.

Newyork besitzt ein Lokal, welches man als die Pulsader des ganzen deutschen Lebens in der Riesenstadt ansehen kann; es ist dies der Atlantic Garden in der Bowery-Allee; was dem deutschen Theile Newyorks geschieht, ist sicher, hier einen Widerhall zu finden. Der Besitzer, Herr Engelhardt (ich spreche von 1870, weiß also nicht, ob Engelhardt heute noch den Atlantic Garden besitzt), that alles was möglich war, um die telegraphischen Nachrichten vom Kriegsschauplatz sobald als möglich seinen Gästen mitzutheilen. Der Ausgang der Schlacht von Gravelotte war schon am Tage der Entscheidung in Newyork bekannt; die Depesche hatte der Newyork-Tribune das hübsche Sümmchen von 1200 Dollars gekostet, zeigte aber doch, daß die Spekulation eine gute war. Die Tribune veröffentlichte die Depesche in englischer und deutscher Sprache in einer Extraausgabe, wovon die erste Auflage von 25,000 Exemplaren nachmittags 4 Uhr ausgegeben und zu 5 Cents pr. Stück verkauft wurde. Die zweite, eben so starke Auflage, war gegen 6 Uhr vergriffen, trotzdem das Exemplar 10 Cents kostete. Eine dritte und vierte Auflage wurde mit 25 resp. 50 Cents verkauft, und noch war der Bedarf nicht erschöpft. Herr Engelhardt hatte sogleich nach der Ausgabe der ersten Auflage die Zeitung holen lassen, die nun den nach tausenden zählenden Gästen von der Musiktribüne im Atlantic Garden aus vorgelesen wurde. Der Jubel kannte keine Grenze mehr, und ich glaube, daß an jenem Tage in Atlantic Garden mehr Bier konsumirt wurde, als in der ganzen Stadt zusammengenommen.

Der zweite September war herangekommen. Obgleich niemand etwas Genaues wußte, so lag doch an dem Tage jene Gewitterschwüle über Kleindeutschland, welche bei allen großen Ereignissen in der Luft zu liegen scheint. Ueberall standen die Leute an den Thüren und von vielen Seiten hörte man den Ruf: „In den Atlantic Garden!"

Der atlantische Telegraph hatte schon am Abend vorher mit lakonischer Kürze die Meldung gebracht: „Großer Sieg der Deutschen bei Sedan!" aber noch fehlten alle genaueren Daten. Vom atlantischen Garten durch die Bowery, Chatam Square, Chatamstreet bis Park Row, wo die Expedition der deutschen Zeitung war, stand eine ununterbrochene Reihe aufgeregter Leute, und diese Postenkette reichte bis zum Bureau des atlantischen Telegraphen in Beaverstreet. Der Garten selbst war so gefüllt, daß an ein Bedienen der Gäste nicht gedacht werden konnte; es ging zu, wie im Münchener Hofbräuhaus zur Bockzeit, und die Leute an der Bar (Schenktisch) im Raume vor dem eigentlichen Saale konnten nicht schnell genug das Bier abzapfen. Aus jedem neu ankommenden Haufen ertönten die Rufe: „Noch nichts bekannt?" „Hoffe, der Bursche hat jetzt genug ꝛc.", bis endlich die Menge sich zusammendrückte und ein Mann, in Schweiß gebadet, in den Saal und auf die Musiktribüne stürzte, ein noch feuchtes Blatt Papier in der Hand haltend. Augenblickliche Todtenstille trat ein, als der Mann die inhaltschwere Nachricht las: „Die französische Armee geschlagen, Napoleon selbst mit hunderttausend Mann gefangen!" Den Jubel zu beschreiben, der jetzt ausbrach, oder auch nur eine Idee von dem betäubenden Lärm zu geben, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Wildfremde Leute fielen sich in die Arme; es war ein Tumult, wie ihn der atlantische Garten noch nicht gesehen hatte. Als nach einiger Zeit verhältnißmäßige Ruhe eingetreten war, bestieg ein wohlbeleibter älterer Herr mit wettergebräuntem Antlitz die Musiktribüne und machte einen Vorschlag, der sofort mit Jubel aufgenommen wurde. Dieser Vorschlag bezweckte, durch einen Monstre-Fackelzug in Hoboken — der beinahe ausschließlich deutschen Vorstadt Newyorks — das Ereigniß zu feiern. Der Redner, Kapitän S. von einem der blockirten Hamburger Dampfer, versprach, daß nicht nur er und seine ganze Mannschaft am Zuge Theil nehmen würden, sondern er wolle auch seine Kollegen von der Hamburger und Bremer Linie bewegen, sich anzuschließen, und da man dem deutschfeindlichen Element in der an Hoboken anstoßenden anderen Vorstadt Jersey City, wo fast nur Irländer und Franzosen wohnen, nicht recht trauen könnte, so sollten die Theerjacken den Zug eröffnen. Keiner aber sollte Feuerwaffen bei sich tragen dürfen.

Nachdem dieser Vorschlag des Kapitäns einstimmig angenommen war, verlief sich die ungeheure Menge ganz ruhig, um Vorbereitungen zu dem auf den folgenden Abend, 3. September, festgesetzten Zug zu treffen.

Am folgenden Mittag ließ mich mein Chef, Mr. James Gordon Bennett, Eigenthümer des „Newyork-Herald", in dessen Redaktion ich inzwischen als Mitarbeiter getreten war, in sein Kabinet rufen und fragte mich:

Mr. H., betheiligen Sie sich heute Abend am Fackelzug in Hoboken?"

„Allerdings, Sir!"

„Nun, dann ist es gut; ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen, daß der Zug gestört werden wird."

„Von wem?"

„Well, die Franzosen in Jersey City werden doch nicht ruhig zusehen wollen."

„Ich hoffe, Mr. Bennet, daß die Ruhe und Ordnung des Zuges den Irländern und Franzosen imponiren wird!"

„So, nun hoffen Sie nicht zu viel. Jedenfalls erwarte ich noch diese Nacht einen detaillirten Bericht für das Morgenblatt; ich habe Ihnen anderthalb Spalten reserviren lassen. Mr. Stevens, der Stadtredakteur, wird Sie bis nach zwei Uhr erwarten. Guten Morgen."

Allmählich wurde es dunkel, und unzählige Menschenmassen strömten nach den zwei Dampffähren von Barcelay und Christopher Street. In Hoboken, auf dem freien Platze zwischen den Werften der deutschen Dampfer und Busch's Hotel ordnete sich der Zug unter Kommando des Kapitän S.

Voran kam eine Abtheilung von etwa 200 Blaujacken, jeder mit einer hellbrennenden Schiffslaterne in der Hand. Inmitten dieser kräftigen Gestalten wurde auf einem Gerüst ein kleines Boot getragen, vollständig als Dreimaster aufgetakelt und jedes Tau, jede Spiere, jede Raae illuminirt durch bunte Papierlaternen. Die deutschen Turner von Hoboken und New-

yorf stellten sich an beiden Seiten der Straße auf und bildeten Spalier. So wie der Zug in Bewegung war, dehnte sich diese Postenkette aus. Nach den Seeleuten kamen zwei Dampffeuerspritzen nebst den Leiter- und Schlauchwagen. Dann kam Publikus, gerade wie es der Zufall wollte. Trotzdem vielleicht zwanzigtausend Menschen sich betheiligten, ging alles in größter Ordnung vor sich, wozu die zehn oder zwölf Musikerbanden, die man hatte auftreiben können und die deutsche Märsche spielten, nicht wenig beitragen mochten. Von Polizei war den ganzen Abend nichts zu sehen. So ging der Zug die Washingtonstraße hinab, dann eine Parallelstraße wieder hinauf, dann noch etwa drei Parallelstraßen hinab und hinauf, und als endlich die Seeleute auf den festlich dekorirten Marktplatz debouchirten, war das Ende des Zuges von Busch's Hotel aus noch zu sehen. Doch am Marktplatz stieß Kapitän S. mit seinen Jungens auf unerwartete Hindernisse. Gerade dort, wo wir herauskommen sollten, war eine riesige Barrikade und oben auf der Barrikade stand ein Bursche, dessen eigenthümlicher Accent den Irländer verrieth, mit einem Drehpistol in jeder Hand, und meinte kaltblütig:

„Geht nur ruhig wieder nach Hause; Ihr seht, der Platz ist besetzt, und ich meinestheils lasse eher die Sonne in einige von Euch scheinen, bevor ich diesen Posten verlasse."

Doch Kapitän S., der vielleicht gerade kein Freund von dem versprochenen Sonnenschein sein mochte, sprach einige Worte mit einem Matrosen, der lange in Südamerika gewesen war. Der Matrose entfernte sich und kam nach wenigen Minuten mit einem ziemlich langen Strick zurück, den er in einem benachbarten Laden gekauft hatte. Kapitän S. versuchte nun mit Paddy zu kapituliren, doch Paddy blieb bei seiner Betheuerung: „Er wolle die sämmtlichen Dutchmen eher verd—t sehen, bevor er seinen Posten verlasse." Hierauf gab der Kapitän seinem Matrosen ein Zeichen, der Strick sauste durch die Luft, und Paddy fühlte sich nicht sehr sanft von seinem Posten entfernt. Sobald er den unfreiwilligen Marsch in die Reihen der Deutschen vollendet hatte, befreite man ihn von den beiden Revolvern, die, von Colts größtem Kaliber, scharf geladen waren. Dann wurde er ermahnt, ruhig zu Bette zu gehen und sich die beiden Dinger am anderen Tage an Bord der Allemania abzuholen, wo er einen vorzüglichen Whisky vorfinden würde. Paddy sah ein, daß man ihm nichts thun wolle, und ergab sich, zwar etwas über fowl play ꝛc. brummend, in sein Loos. Die Barrikade wurde rasch fortgeräumt, worauf einige wenige Schüsse fielen, die indessen harmlos waren. Man ignorirte die Krakehler ganz, und als endlich die endlose Prozession den Marktplatz gefüllt hatte, betrat Kapitän S. die Rednertribüne und hielt die Festrede. Seine Stimme, lange daran gewöhnt, das Brausen des Sturmes zu übertönen, war in dem entferntesten Winkel des großen Platzes deutlich zu vernehmen.

Nach beendeter Rede und den üblichen Hurrahs entfernte sich die Menge ruhig. Mr. Stevens hatte aber vor zwei Uhr morgens seinen Bericht in Händen, der am anderen Tage den Lesern des Herald zum Frühstück aufgetischt wurde.

Der alte Kapitän war mit nach Newyork zurückgefahren, und als es gegen zwei Uhr zuging, saßen wir, sechs Mann stark, im Privatzimmer unsres Stammwirthshauses in Broomestreet. Der Wirth, ein Solinger, der das Wirthshaus ursprünglich „Zur Stadt Solingen" benannt hatte, hatte den Titel geändert und nannte es jetzt: „Zu Unserm Fritz".

Nachdem man den Staub der Hobokener Promenade mit gutem, in der Löwenbrauerei gebrauten Lagerbier hinabgeschwemmt hatte, erhob sich Baron Adolf von D., ein ehemaliger preußischer Artillerieoffizier, und eröffnete uns den Zweck der Zusammenkunft mit folgenden Worten:

„Meine Herren! In dem Kriege, der jetzt zwischen unserm Vaterlande und Frankreich wüthet, haben die Deutschen bisher immer gesiegt. Aber diese Siege werden durch unermeßliche Ströme Blutes erkauft. Die Lücken müssen ausgefüllt werden. Wir Deutsche, die wir hier wohnen, haben so gut wie keine Familie; unsern Tod wird niemand beweinen. Ich schlage vor, ein Freikorps zu errichten, dann dasselbe der deutschen Regierung anzubieten, eventuell auf eigens dazu gemietheten Schiffen an der Westküste Frankreichs zu landen."

Der Vorschlag wurde mit solchem Enthusiasmus aufgenommen und verarbeitet, daß wir nach vierzehn Tagen bereits 8—900 Namen auf den Listen und unser Kassirer Fritz gegen zehntausend Dollars baares Geld besaß. Nun ist es allerdings wahr, daß wir auf die Qualität unserer Rekruten gerade nicht Ursache hatten, stolz zu sein. Das Freibier, welches auf Kosten des zu errichtenden Korps den ganzen Tag in Strömen floß, mochte gewiß nicht wenig dazu beitragen, uns Rekruten zuzuführen. Ferner gibt es in Newyork — vielleicht mehr als in irgend einer anderen Stadt — eine Menge verbummelter Existenzen, ehemalige Offiziere, Schreiber ꝛc., die glaubten, in Newyork flögen die Tauben gebraten umher, die sich dann bitter enttäuscht finden, aber nicht die Energie haben, irgend eine Arbeit in die Hand zu nehmen, sondern es unter ihrem vorigen Stande halten, überhaupt Händearbeit zu thun. Diese verbummelten Existenzen meldeten sich zahlreich, wurden aber nach Untersuchung durch unseren Arzt meistens als zu schwächlich oder aus sonst einem Grunde zurückgewiesen. Im allgemeinen wurde für das Unternehmen eifrig Propaganda gemacht; besonders waren es zwei deutsche Blätter, die sich der Sache annahmen, und zwar die „Belletristische Zeitung" von R. Lexow und der „Deutsche Demokrat", während wir des Beistandes der großen und mächtigen, ebenfalls deutschen „Newyorker Staatszeitung" entbehren mußten. Sogar Amerikaner betheiligten sich mit namhaften Beiträgen, wie z. B. A. T. Stewart, der 2000 Dollars, Roosevelt, Drew, Fisk ꝛc., die nicht unter 500 Dollars sandten, und zwar ganz unaufgefordert, nur in Folge von Zeitungsnachrichten. So kam es, daß wir Ende Oktober, als die Witterung noch günstig war, ein Korps von 2500 Mann in St. Jones Wood dem deutschen Generalkonsul vorstellen konnten. Das Korps nannte sich: „Deutsch-amerikanisches Freikorps Nr. 1", und Baron von D. wurde zum Obersten erwählt. Unsere Kasse war trotz riesiger Auslagen für Freibier ꝛc. dennoch bis zu der anständigen Ziffer von 23,000 Dollars gelangt, und wir standen im Begriff, zwei amerikanische Dampfer zu miethen und direkt nach Bordeaux zu fahren, als eine Mittheilung des deutschen Generalkonsuls in Newyork uns wie ein Blitzstrahl traf.

Herr Nördling, der Generalkonsul, hatte sich bei der Gesandtschaft Instruktionen erbeten und die Nachricht erhalten, daß die amerikanische Regierung zwar die Bildung eines Freikorps nicht hindern könne, förmliche Werbungen jedoch als Bruch der Neutralität ansehen und demgemäß verfahren müsse. Was unseren Wunsch betreffe, als selbständiges Korps unter Führung der von uns zu wählenden Offiziere operiren zu dürfen, so würde die deutsche Regierung auf keinen Fall darauf eingehen, uns vielmehr bei einer etwaigen Abreise nach Europa — die übrigens die Regierung der Vereinigten Staaten nicht ruhig zugeben würde — und bei einer etwaigen Landung in Frankreich, wenn dieselbe bei der Wachsamkeit der französischen Flotte bewerkstelligt werden könnte, sofort unter andere Truppenkörper vertheilen würde; daß ferner von einer garantirten Rückreise eines etwaigen Restes des Freikorps gar nicht die Rede sein könne ꝛc. ꝛc. Kurz, Herrn Nördlings Mittheilung war derart, daß wir uns veranlaßt fanden, im „Deutschen Demokrat" das Ersuchen an alle Mitglieder des Korps zu stellen, sich am folgenden Tage in St. Jones Wood zum Empfang von wichtigen Nachrichten möglichst vollzählig einzufinden. Nach einer stürmischen Debatte wurde also die Auflösung des Korps beschlossen, jedem Theilnehmer wurden 5 Dollars ausgezahlt und der dann verbleibende Rest unserem Kaplan als Beitrag zur Erbauung einer deutschen Kirche überwiesen.

So endete das deutsch-amerikanische Freikorps Nr. 1. Was aus den Urhebern desselben geworden ist, habe ich nie erfahren können.

Ob sich der Thatendurst des Baron von D., der, beiläufig bemerkt, eine gute Stelle aufgab, um das Unternehmen zu gründen, wohl in dem Kriege zwischen Brasilien und den La Plata-Staaten Luft gemacht hat? Ich weiß es nicht.

Digitized by Google

Geschichten von Zwillingen.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

In Bezug auf die physiologischen Verhältnisse der Zwillinge haben wir eine reiche Literatur, und noch kürzlich ist dieser Gegenstand von Dr. L. Kleinwächter in seinem Werke „Die Lehre von den Zwillingen" (Prag 1871) behandelt worden. Was uns hier aber mehr interessirt als dieses, das sind die Lebensbeziehungen der Zwillinge, ihr Verhältniß unter einander wie zu anderen Menschen.

Da ein Mann selten Gelegenheit hat mehrere Zwillingspaare zu beobachten und ihre Beziehungen zu ergründen, so kam der Engländer Galton auf den glücklichen Gedanken, einen Fragebogen zusammenzustellen, den er an verschiedene Zwillinge, deren Verwandte und Bekannte mit der Bitte um Ausfüllung schickte. Auf diesem Wege erhielt er über etwa 80 Zwillingspaare mehr oder minder ausführliche Berichte, und unter diesen waren 35 so eingehend und zuverlässig ausgearbeitet, daß er darauf hin eine Abhandlung über Zwillinge zusammenstellen konnte, aus der wir unseren Lesern das wissenswertheste mittheilen wollen.

Bei manchen Zwillingen konnte kein einziger wesentlicher Unterscheidungspunkt aufgefunden werden, Farbe des Haars und der Augen waren gleich; die Größe, das Gewicht, die Körperkraft wichen kaum von einander ab. Bei den meisten Paaren aber ergab sich bei näherer Beobachtung doch ein meist nur Verwandten und Freunden bemerkbarer Unterschied, wenn auch die Aehnlichkeit und sonstige Uebereinstimmung noch so groß waren. So war z. B. die Intonation der Stimme völlig gleich, aber die Zwillinge sangen in verschiedenen Tonarten. Am allerseltensten wird Uebereinstimmung in der Handschrift angetroffen, was um so mehr auffällt, da ja gerade die Handschrift in vielen Familien geradezu erblich zu sein scheint. Dagegen fand Galton einen Fall, in welchem die Handschrift der Zwillinge so vollständig übereinstimmte, daß diese selbst ihre Handschriften nicht unterscheiden konnten; in drei Fällen vermochten Fremde das Geschriebene der Zwillinge nicht zu unterscheiden, während diese selbst es konnten.

Auf die Frage, wie man die Zwillinge in der frühesten Kindheit bezeichnete, um sie unterscheiden zu können, lautete fast immer die Antwort: Der eine trug ein rothes, der andere ein blaues Band um den Hals; trotzdem aber ereignete es sich häufig, daß der eine Zwilling statt des andern genährt, ärztlich behandelt oder geprügelt wurde. In einem Falle sind höchst wahrscheinlich die Kinder einmal im Bade verwechselt worden und Eltern wie Mägde waren nun in voller Verzweiflung, welches Kind Fritz und welches Hans sei. Niemals ist dies Versehen aufgeklärt worden und heute noch weiß Fritz nicht, ob er Hans getauft ist und umgekehrt. Ein ander Mal erhielt ein Maler den Auftrag, dreijährige Zwillinge zu porträtiren. Mit Eifer ging er an sein Werk, das er krankheitshalber unterbrechen mußte, als es halb vollendet war. Genesen, wollte er wieder anfangen — aber nun wußte er nicht, welches Bild Klärchen und welches Gretchen vorstellen sollte.

Während es den Eltern gelingt, die heranwachsenden Zwillingskinder allmählich an feinen, nur ihnen kenntlichen Merkmalen zu unterscheiden, ist dieses dem Lehrer schon weniger leicht möglich, und die Fälle sind nicht gerade selten, daß die kleinen Rangen dies merkten und dem Herrn Schulmeister einen Schabernack spielten. Zwei Mädchen, einander so ähnlich wie ein Ei dem andern, pflegten regelmäßig ihren Musiklehrer zu täuschen, wenn die eine oder andre schwänzen wollte; sie hatten ihren Unterricht in verschiedenen Stunden, und die eine Schwester nahm der andern zu Liebe manchmal an einem Tage zwei Stunden, um letztere frei zu machen, ohne daß es der Musiklehrer nur merkte. „Einander völlig ähnlich," schreibt von ihnen die Mutter, „konnten ihre Lehrer sie nicht von einander unterscheiden, zumal sie auch ganz gleich gekleidet gingen; bei Bällen wechselten sie mit ihren Herren, ohne daß letztere es merkten, und auch mit zunehmendem Alter trat kein Unterschied zwischen ihnen hervor."

Da einmal Schulanekdoten von Zwillingen hier erzählt werden, so möge auch die folgende einen Platz finden: „Zwei Zwillingsbrüder waren recht lustige Burschen und pflegten alle möglichen Streiche auszuführen, so daß bei den Eltern und Lehrern fortwährend Klagen einliefen. Wer aber war der Schuldige? Die Buben leugneten beide, und so konnte man nie den Missethäter entdecken. Die Folge war, daß der Lehrer erklärte, er werde keinen bestrafen, da es gegen sein Gefühl sei, einen Unschuldigen zu prügeln, während sein Kollege in solchen Fällen alle beide mit dem Rohrstocke bedachte. So glich sich denn die Sache wieder aus.

Galton theilt neun Fälle mit, daß ein Zwilling, der plötzlich sein Bild im Spiegel gewahrte, es anredete, in dem Wahne, den Bruder oder die Schwester zu sehen. Kinder erkennen doch leicht von der frühesten Jugend an ihre Eltern und verwechseln sie schwerlich; die Tochter eines Zwillings schreibt aber von ihrer Mutter: „So groß und erstaunlich war die Aehnlichkeit ihrer Züge, ihrer Stimme und Manieren mit denen ihrer Zwillingsschwester, daß ich oft als Kind meine Tante für meine Mutter ansah, und wenn sie beide beisammen waren, glaubte ich, ich hätte zwei Mütter." In einem andern Falle schreibt ein Vater, der einen Zwillingsbruder hatte: „Wir waren uns so außerordentlich ähnlich, daß unsre Kinder bis zum fünften oder sechsten Jahre uns nicht unterscheiden konnten."

Und selbst bei Eheleuten kommen Verwechslungen vor, wie denn auch in Shakespeares „Komödie der Irrungen", welche die tollsten Verwicklungen in Folge der Zwillingsähnlichkeiten vorführt, die Frau des Antipholus von Syrakus ihren Schwager, den Antipholus von Ephesus, als ihren Mann bewirthet, während sie den eigenen Mann aus dem Hause aussperrt. Zwillingsbrüder verliebten sich gleichzeitig in ein Mädchen. A. erhielt von ihr das Jawort; B. drängte sich aber dazwischen und verstand sie sich bei Zeiten noch zu sichern. Das Mädchen wußte in der That nicht, welcher der richtige war. — Ein Mädchen gestand, daß es ein Unterschied sei, ob sie ihre Zwillingsschwester oder eine andere Schwester küsse — bei der ersteren komme es ihr vor, als küsse sie sich selbst, z. B. ihre Hand.

Verwechslungen spielen natürlich im Leben von Zwillingen eine große Rolle. Ein englischer Offizier — nennen wir ihn Albert — kehrte auf Urlaub von Indien nach Hause zurück; das Schiff, mit welchem er reiste, blieb einige Tage über die festgesetzte Zeit aus. Die alte Mutter ward ängstlich, sie schickte den Zwillingsbruder Eduard dem ankommenden Sohne nach dem Hafen entgegen, der aber sein anderes Ich verfehlte. So trat Albert unangemeldet bei der alten Mutter ein, die er freudig begrüßen wollte. „Aber Eduard," sagte diese, „mach doch keine dummen Scherze, Du weißt, wie sehr ich mich um Albert ängstige" — und es kostete wirklich Zeit, um die gute Frau zu überzeugen, daß der Gesuchte vor ihr stand.

Die mitgetheilten Fälle mögen hinreichen, um die außerordentliche Aehnlichkeit, welche oft zwischen Zwillingen herrscht, zu illustriren; wenn nun auch mit zunehmendem Alter diese Aehnlichkeit gewöhnlich abnimmt, so kommen doch auch Fälle vor, daß dieselbe dauernd anhält. Mit der Zeit entwickeln sich bei Zwillingen oft merkwürdige Charaktereigenthümlichkeiten oder körperliche Gebrechen und Eigenschaften, welche in der frühsten Jugend nicht bemerkbar waren, im spätern Alter aber sich zeigen, die also angeboren sein müssen. So z. B. war es einem Paare nicht möglich, schnell die Treppe hinabzugehen, ein Fehler, der erst im zwanzigsten Jahre sich entwickelte. Bei drei Zwillingspaaren fand Galton dieselben kleinen Körperfehler, namentlich Fingerverkrümmungen; bei zwei Paaren stellte sich im späteren Alter zu gleicher Zeit zum ersten Male Zahnschmerz ein, und bei beiden mußte gleichzeitig derselbe Zahn ausgezogen werden. Auch höchst merkwürdige Uebereinstimmungen im frühzeitigen Ausfallen der Haare werden aufgeführt und in zwei Fällen erfolgte der Tod an derselben Krankheit. Ein Zwillingsbrüderpaar, einander ähnlich in jeder Beziehung, lebte als Junggesellen zusammen, sie hatten denselben Geschmack, dieselben Neigungen, waren beide Staatsbeamte in demselben Fache und entzweiten sich niemals. Die innigste Harmonie herrschte zwischen ihnen,

Digitized by Google

bis der eine Bruder an Brightscher Krankheit starb und das schöne Verhältniß zerrissen wurde. Nach sieben Monaten erlag der überlebende Zwillingsbruder derselben Krankheit.

Durch neun Fälle wurde konstatirt, daß die Paare stets zu derselben Zeit erkrankten, wodurch besser als durch vieles andere dargethan wird, daß Zwillinge unter einigen Beschränkungen als derselbe zweigetheilte Körper angesehen werden können. Die Krankheiten, welche jene Zwillinge gleichzeitig befielen, waren entweder nicht ansteckender Art oder wenn von ansteckender Art, so erfolgte die Ansteckung beider nicht von einander, sondern von einem dritten. So schrieb ein Vater von seinen Zwillingssöhnen: „Ihr Gesundheitszustand ist sich merkwürdig ähnlich; erkrankt der eine, so ist unfehlbar binnen ein oder zwei Tagen auch der andre an derselben Krankheit krank, und sie genesen gleichzeitig. So war es mit dem Keuchhusten, den Spitzpocken, den Masern, den Fieberanfällen ꝛc." Ein andrer Vater schreibt: „Fehlt dem einen Zwillinge etwas, so treten fast stets dieselben Symptome auch bei dem andern auf. Der eine hatte einen Ruhranfall und nach vierundzwanzig Stunden hatte der andere dieselbe Krankheit." — „Aeußere Einflüsse," schreibt ein Arzt von diesen Zwillingen, „waren völlig machtlos, um irgend eine Aenderung bei ihnen hervorzubringen, durch die Unähnlichkeiten verursacht worden waren." Eine Mutter beobachtete, wie gleichzeitig innerhalb derselben Stunde das erste Zähnchen bei ihren Zwillingskindern zum Durchbruch kam.

Wenn hier auch Zeugnisse von Laien vorliegen, welche gleichzeitig das Auftreten derselben Krankheit bei Zwillingen konstatiren, so fehlt es andrerseits nicht an Berichten hervorragender Aerzte, welche ganz dasselbe darthun. So erzählt der berühmte französische Mediziner Trousseau in seiner Clinique médicale (Ausgabe von 1873, Band II S. 473): „Ich kannte ein Paar außerordentlich sich ähnelnder Zwillingsbrüder, die ich, wenn sie neben einander standen, kaum von einander zu unterscheiden vermochte. Doch ihre physische Aehnlichkeit erstreckte sich noch tiefer, denn sie hatten, so zu sagen, eine pathologische Aehnlichkeit. So sagte mir einer von ihnen, den ich in den Neothermen zu Paris traf und der an rheumatischer Ophthalmie litt: „In diesem Augenblick muß auch mein Zwillingsbruder an demselben Uebel leiden," und als ich mich dieser Aeußerung gegenüber ungläubig zeigte, wies er mir nach einigen Tagen einen so eben empfangenen Brief, in welchem ihm sein Bruder aus Wien schrieb: „Ich habe meine Augenkrankheit wieder, Du wirst die Deinige haben." So seltsam auch die Geschichte erscheinen mag, die Thatsache ist völlig verbürgt; sie ist mir nicht von andern erzählt worden, ich habe sie vielmehr selbst erlebt, und ich habe noch andere analoge Fälle in meiner Praxis erlebt. Diese Zwillinge waren auch asthmatisch und zwar sehr stark. Obgleich beide in Marseille geboren, konnten sie doch nicht in dieser Stadt leben, und wenn sie ihrer Geschäfte halber dorthin mußten, so hatten sie beide sofort einen Anfall. Entfernten sie sich aber von ihrer Vaterstadt nur bis Toulon, so wurden sie von ihrem Anfalle geheilt."

Um die Räthsel des Zwillingslebens voll zu machen, erstreckt sich auch die psychische Uebereinstimmung auf den Irrsinn, wie dies von Dr. J. Moreau (Psychologie morbide, Paris 1859, S. 172) dargethan wird. Zwillingsbrüder wurden wegen Monomanie in der Anstalt zu Bicêtre bei Paris untergebracht, wo Moreau Irrenarzt war. „Körperlich genommen waren die Brüder einander zum Verwechseln ähnlich. Moralisch war ihre Uebereinstimmung nicht weniger gering, bis in die feinsten Einzelheiten herab. So waren ihre fixen Ideen dieselben, und beide glaubten sich verfolgt; dieselben Feinde hatten ihnen Vernichtung geschworen und benutzten zu diesem Zwecke dieselben Mittel. Beide Brüder litten an Gehörtäuschungen; beide waren melancholisch und moros; sie redeten niemanden an, antworteten beide kaum auf die an sie gestellten Fragen, hielten sich allein und verkehrten auch nicht unter einander. Als höchst merkwürdige Thatsachen wurde sowohl von mir als von den Wärtern Folgendes beobachtet. Von Zeit zu Zeit, in Zwischenräumen von zwei, drei oder mehr Monaten, trat ohne sichtbare Ursache und gleichzeitig bei jedem ein merkbarer Wechsel in ihrem Wesen ein. An demselben Tage schienen sie förmlich aus ihrem traurigen und verschlossenen Zustande zu erwachen; sie fingen an sich zu beklagen, erschienen beide beim Arzte und verlangten ihre Befreiung. Das ereignete sich sogar gleichzeitig als der eine in Bicêtre, der andre in Sainte-Anne untergebracht war."

Und nun zum Schlusse noch eine verbürgte Geschichte, welche die außerordentliche Ideenübereinstimmung von Zwillingen zeigt, so daß man glauben möchte, nicht zwei, sondern eine einzige Person vor sich zu haben. A., welcher in Schottland wohnte, wünschte seinen in London lebenden Zwillingsbruder B. mit einem Geschenke zu überraschen und kaufte für denselben ein Dutzend schön gestalteter Champagnergläser. Wie groß war aber sein Erstaunen, als an demselben Tage, an welchem die Gläser in London eintreffen mußten, auch bei ihm ein Dutzend ganz gleicher Champagnergläser eintraf, die sein Londoner Zwillingsbruder, um ihm ein Geschenk zu machen, für ihn gekauft hatte!

Für und wider die neue deutsche Reichsrechtschreibung.

Nachdruck verboten. Ges. v. 11./VI. 70.

II. Für die neue Rechtschreibung.*)

Von Direktor Dr. **Konrad Duden** in Schleiz, Mitglied der nach Berlin berufenen Orthographischen Konferenz.

Eines Mannes Rede ist keine Rede,
Du sollt sie hören alle bede!

So steht über dem Eingang zum Kaisersal im Römer zu Frankfurt geschrieben. Das soll auch im Herzen jedes Richters geschrieben stehen, und so bitte ich den verehrten „zalreichen Leserkreis dieser weitverbreiteten Zeitschrift", seinen Warspruch in Sachen Sanders contra orthographische Kommission noch aufzuschieben, bis auch der Angeklagte gehört ist. Der Redaktion dieses Blattes aber weiß ich es dank, dass sie mich aufgefordert hat, die Rolle des Angeklagten zu übernehmen. Dieser Aufforderung komme ich um so lieber nach, da ich nicht nur als Mitglied der Kommissionsmehrheit im allgemeinen auf die Anklagebank gehöre, sondern Herr Dr. Sanders mir auch durch seine Anfürung meines „Rezeptes" einen besonderen Platz — wol unten links? — auf derselben angewiesen hat.

Und dennoch ergreife ich nicht one einige Besorgnis das Wort; keineswegs etwa wegen mangelnden Zutrauens zu der Güte meiner Sache — o nein! die ist meiner innigsten Überzeugung nach so gut, wie jemals eine an dieser Stelle von einem begeisterten Anwalt gefürt worden ist. Auch angeborene Schüchternheit ist es nicht, was mich ängstlich macht, wiewol ich gestehe, dass der Gedanke, zum ersten mal vor einem Publikum von mehr als 100,000 Personen zu reden, mir einige Beklemmung verursacht; aber eben jener Gedanke hat ja auch wieder etwas erhebendes und wird mir die Schüchternheit überwinden helfen. Nein, es sind zwei andere Dinge, die mich fast kopfischen machen. Ich muss sie vorbringen, selbst auf die Gefar hin, zu verletzen; denn die Warheit über alles.

Also erstens. Ich las neulich in einer weitverbreiteten Zeitung: „Orthographie, o Orthographie! Wer öffnet nicht unwillkürlich den Mund zum Gänen, wenn er von Orthographie hört!" Und nun soll ich über Orthographie schreiben in einem Blatte, zu dem jeder nur dann greift, wenn er „des trockenen Tons", den er im Geschäft, in der Amtsstube oder sonst gehört,

*) Um den Lesern ein Bild der neuen Rechtschreibung zu geben, ist dieser zweite Artikel ganz nach derselben geschrieben und gesetzt worden. D. R.

Digitized by Google

„nun herzlich satt“ ist. Wer aber über orthographische Fragen ein eigenes Urteil gewinnen will — und das müssen meine Leser, sintemalen sie ja Richter sein sollen — der muss etwas trockenen Erörterungen mit Aufmerksamkeit und mit Geduld folgen.

Wieviel Geduld haben sie nun noch übrig für mich, nachdem Herr Dr. Daniel Sanders mit dem Recht des Erstgekommenen von diesem Artikel schon ein gewisses Quantum, wenn auch durchaus nicht mehr als die Natur der Dinge verlangt, für sich in Anspruch genommen hat? Darf denn auch ich sie noch einmal in das Labyrinth der Läuschen und Läuschen, der Himmelsauen und der Wildsauen füren?

Und nun zum zweiten. Das ist noch viel schlimmer. Und doch muss ichs nur gerade heraus sagen, denn es hilft alles nicht. Du gefällst mir nicht, lieber Leser; nimm es mir nicht übel, aber du gefällst mir nicht, d. h. wolverstanden, als Richter, als Richter in Sachen der Orthographie gefällst du mir nicht. Denn hier bist du Partei. Wer auch immer du sein magst, der du dies liest, du hast deine orthographischen Studien hinter dir, du bist überzeugt, daß du orthographisch schreiben kannst, du hast diesen Besitz im Schweiße deines Angesichts erworben; du würdest dich schämen, wenn du nicht einmal wüsstest, dass man lohne mit **h** und schone ohne schreibt — welche Weisheit steckt schon in dem lohne schone ohne! — Du würdest es als eine Beleidigung ansehen, wenn dir jemand zutraute, dass du jemals den Thau oder den Töpferthon schreiben könnest wie das Tau und den musikalischen Ton. Und nun kommt der große Schriftgelehrte — ich brauche das Wort im ehrenden Sinne, denn ich habe den größten Respekt vor Herrn Sanders' großer Kenntnis unseres Schriftentums — und sagt: „Recht so, lieber Freund! Was du ererbt von deinen Vätern hast, du hasts erworben, um es zu besitzen. So halte was du hast, und lass dir niemand deine Dehnungszeichen rauben.“ Als so einen Räuber aber denunzirt er mich, als so einen Rezepteschreiber, der durch seine Mixturen alles feste flüssig macht. Ein Glück noch, dass ich mich „in der Gesellschaft“ seh'. Aber die ehrenvolle Gesellschaft meiner Mitangeklagten von der Kommission ist nur eine moralische Stütze für mich; hier muss ich allein nach bestem Können das Wort füren. Und wie will ich nun gegen unsern Ankläger aufkommen, wenn ich dir sage: „Es ist war, lieber Freund, deine Orthographie ist ein ehrwürdig Stück Hausrat, das du von deinen Vätern ererbt hast; ja du hast es noch einmal ehrlich und mit saurem Fleiße auf der Schulbank erworben — aber über den Wert desselben täuscheſt du dich; es ist zwar viel wertvolles darin, und das soll dir auch unverkümmert bleiben, aber manches, was du für kostbaren Besitz hältst, ist eitel Schein. Den wirf von dir und du wirst sehen, dass du one ihn dich leichter und sicherer bewegst und gewiss nicht ärmer erscheinst.“

Darf ich wol hoffen, mit solcher Rede irgend welchen Eindruck auf meine Leser zu machen? Ich wills drauf wagen, und wenn ich das tue, so heißt das so viel als: Ich nehme an, dass du kein engherziger Philister bist, d. h. kein Mensch, der bei allem, was da geschieht, einzig und allein fragt, „was hab' ich davon? Welchen Einfluss wird das auf mich und meine Bequemlichkeit haben?“ Wenn solche Leute über die wichtigen Fragen, welche unsere Zeit bewegt haben und noch bewegen, die Entscheidung hätten, dann hätten wir im deutschen Reiche keine Einheit in Gedicht, Maß und Münze, wir hätten keine Aussicht auf einheitliches Recht und Gerichtsverfaren, wir hätten das deutsche Reich selber nicht. Nur die Rücksicht auf das Gemeinwol, nur die Rücksicht auf das, was dem Großen und Ganzen frommt, nicht die kleinliche Rücksicht auf die eigene Bequemlichkeit, auf die liebgewordene Gewonheit darf den Ausschlag geben, wenn nicht alles beim Alten bleiben, jede Entwicklung und jeder Fortschritt aufhören soll.

Freien und vorurteilslosen Blick also und die Fähigkeit, auch eines liebgewordenen Besitzes sich zu entäußern, wenns zum allgemeinen Besten dient, traue ich dem Leser zu, wenn ich ihn nunmehr auffordere, wenigstens die am meisten angegriffenen Vorschläge der orthographischen Kommission und die Erwägungen, welche zu denselben gefürt haben, etwas eingehender mit mir zu prüfen und darnach sein Urteil über die Annehmbarkeit derselben zu fällen.

Wenn ich nun auch in dem Folgenden, wo es mir vorzugsweise darauf ankommt, die Berechtigung, ja die Notwendigkeit des bestverleumdeten Beschlusses der Kommission in Betreff der wesentlichen Beschränkung der Dehnungszeichen nachzuweisen, natürlich nicht als Mandatar der Majorität der Kommission rede, so dürften doch die von mir angestellten Erwägungen in allem wesentlichen mit denjenigen der Kommission zusammen fallen. Und darauf lege ich Wert. Denn so fern es mir auch liegt, hinter den Schild der Autorität berümter Namen, wie deren die Majorität der Kommission mehrere aufzuweisen hat, mich zu verkriechen, so meine ich doch, es wird vielleicht den einen und den andern etwas vorsichtiger machen und ihn vor trivialen, auf offener Straße liegenden Einwendungen bewaren, wenn er weiß, dass er es nicht mit der persönlichen Ansicht eines einzelnen, sondern mit dem Urteil einer ganzen Anzal von Fachmännern zu tun hat, von Männern, denen der Kultusminister Dr. Falk im Einverständnis mit den deutschen Bundesregierungen die Beratung der orthographischen Frage unterbreitete, weil er dafür hielt, daß sie „mit dieser Frage in ihrem ganzen Umfange, nach ihrer wissenschaftlichen und ihrer praktischen Seite anerkanntermaßen vertraut seien“. Solche Einwendungen, „die jeder machen kann“, und noch manche andere dazu, sind natürlich auch von dieser Versammlung in Erwägung gezogen. So insbesondere der so vornehm klingende und doch so äußerst wolfeile Vorwurf der Inkonsequenz. Wie aber, wenn wir „konsequent“ gewesen wären? Welch ein „kreuzige, kreuzige!“ hätte sich dann erst aus eben dem Lager erhoben, aus dem jetzt der Vorwurf der Inkonsequenz herüberschallt! Es war eine „Konsequenz“ unserer Lage, dass wir „inkonsequent“ waren. Und es ist geradezu als ein Verdienst des Professor Rudolf von Raumer, der nicht nur als Verfasser der Vorlage, sondern vermöge seiner ganzen gewinnenden und feinen, die spezifischen Vorzüge des norddeutschen und des süddeutschen Wesens in sich vereinigenden Persönlichkeit der „Hauptmann“ in der Versammlung war — ich sage, es ist als ein Verdienst von Raumers anzusehen, dass wir die Furcht vor der Inkonsequenz keine allzugroße Macht über uns gewinnen ließen. Wir mussten oft inkonsequent sein.

Und warum? Weil die Kommission keine Akademie war, die sich, wie etwa über „das höchste Gut“, so über „die beste Orthographie“ zu unterhalten hatte, sondern eine Versammlung, deren Beschlüsse für eine in das Leben tief eingreifende Regierungs-Verordnung die Grundlage abgeben sollte. Und die Richtung, in welcher sich diese Beschlüsse zu bewegen hatten, war deutlich genug vorgezeichnet. Die Regierungen, welche bekanntlich schon in den Dresdener Konferenzen der schwierigen Frage, wie eine einheitliche Behandlung der Orthographie zunächst an den höheren Lehranstalten Deutschlands zu ermöglichen sei, nahe getreten waren, die Regierungen wollten ein auf genauer Kenntnis der in Betracht kommenden wissenschaftlichen Fragen und des praktischen Bedürfnisses beruhendes Gutachten haben, auf Grund dessen sich gleichartige Vorschriften für alle höheren Lehranstalten Deutschlands geben ließen.

Wie wäre es nun aber möglich gewesen, für eine „konsequent“ durchgefürte phonetische Schreibung, die auf das Vorhandene gar keine Rücksicht genommen, alle unnütze Buchstaben über Bord geworfen und einfach nach Art des Italienischen denselben Laut stets mit demselben Buchstaben widergegeben hätte, die allgemeine Zustimmung zu gewinnen? Andererseits aber zeigte sichs auch sofort, und das fürt uns mitten in die Erörterung der Hauptfrage selbst hinein, dass an eine Einigung nicht zu denken sei, wenn sie nicht mit einem erheblichen Fortschritt auf dem bereits seit lange betretenen Wege der Verbesserung versucht werde. Oder wie hätte sie anders versucht werden sollen? Sollten wir alle etwa mit den „Württembergern“ Heirath, Kamel, Rath, stöhne, stehle, Thurm schreiben, oder mit den „Bayern“ Heirat, Kameel, Rat, stöne, stele, Turm. Oder hätte etwa das ganze Reich den „Berlinern“ folgen sollen, welche, gehemmt durch die ihnen gestellte Schranke — sie sollten

Digitized by Google

sich eng an die hergebrachte Schreibweise anschließen — nur in sehr geringem Maße ihrer Ansicht von dem wissenschaftlich richtigen Einfluß auf die Gestaltung der Rechtschreibung zu gestatten vermochten, und daher nur schüchtern hie und da das Bessere neben dem Üblichen zuzulassen wagten, z. B. Heirat neben Heirath, Turm neben Thurm!

Oder sollte gar das ganze deutsche Reich dem kleinen Reußenländer folgen, der, in seinem Paschalik durch jene Schranke nicht gehemmt, in seiner „deutschen Rechtschreibung" überall, wo er als Einzelrichter auf „Schwanken" glaubte erkennen zu dürfen, das Bessere als besser und darum, wenn es auch noch weniger üblich sei, doch als „vorzuziehen" zu bezeichnen, ja sogar das „Rezept" zu geben wagte, wie nach und nach die schlechten Schreibungen alle ins Schwanken gezogen und demnächst durch die bessere ersetzt werden können, dem Verwegenen, der z. B. durch „Zulassung" von „Teil" und „Miete" anzudeuten sich erkünte, dass das **th** zunächst aus der Verbindung mit den an sich schon als lang zu erkennenden Diphthongen und Vokalen schwinden müsse!

Wollte aber jemand sagen, die vorhandenen Unterschiede seien ja so groß gar nicht! so im allgemeinen wisse doch jeder halbwegs Gebildete, was orthographisch richtig sei, so würde er damit eben nur bekunden, dass er die Sache bisher nur „so im allgemeinen" betrachtet hätte. Für die große Mehrzal aller Lesenden und Schreibenden ist das auch ganz natürlich. Der Inhalt des gedruckt oder geschrieben vor uns Stehenden ist ja so sehr die Hauptsache, dass, wer nicht von Amtswegen mit der Orthographie zu tun hat, sich gar nicht veranlasst sieht, auf die Abweichungen in der Schreibung sein Augenmerk zu richten. Diese aber, ich meine die durch ihren Beruf zur Aufmerksamkeit auf die Orthographie Genötigten, wissen es um so besser, was es mit der bisherigen Gleichartigkeit der Schreibung auf sich hat. Ich will gar nicht von meinen eigenen Lehrererfarungen in Frankfurt, in Schwaben, in Rheinland, in Westfalen und in Thüringen reden, auch nicht über die von allen Direktoren höherer Lehranstalten gemachte Erfarung, wie schwer es ist, orthographisch verschieden geschulte Lehrer zu einem, doch schon aus rein pädagogischen Gründen unbedingt erforderlichen, gleichmäßigen Verfaren bei der Korrektur der Schülerarbeiten zu bestimmen — ich will den Leser auch nicht durch ein Verzeichnis von Wörtern, die in den verschiedenen Landesorthographien verschieden geschrieben werden, ermüden — es genügt mir, nur eine Tatsache, welche durch ein Mitglied der Kommission, Herrn O. Bertram, den bekannten Chef der Waisenhaus-Buchhandlung in Halle, zu unserer Kenntnis gekommen ist, anzuführen. Herr Bertram, der durch die Entschiedenheit, mit welcher er den vorhandenen Zustand unserer Rechtschreibung als eine „Notlage" bezeichnete und durch die Bestimmtheit, mit welcher er sich über die leichte Durchfürbarkeit auch einer weitergehenden Reform aussprach, sich um das Zustandekommen des einzigen wirklich küneren Beschlusses der Kommission das größte Verdienst erworben hat; Herr Bertram teilte uns mit, dass in seiner Offizin augenblicklich das eine kleine aus drei Lauten bestehende Wort „maß" in der Zusammensetzung „maßvoll" nach den ganz bestimmten Anweisungen der betreffenden Schriftsteller in 6, sage sechs verschiedenen Schreibungen gesetzt werden müsse, nämlich: maß, mals, maß, maals, mass, mas! Wer will angesichts solcher Tatsachen von einem bestehenden festen Brauche reden! Wer als Lehrer oder als Drucker mit der Orthographie befasst ist, der weiss, dass es einen festen Brauch augenblicklich nicht gibt. Und wenn er nicht da ist, kann er auch nicht fixirt werden. Oder wer soll entscheiden, welche von den verschiedenen Schreibweisen, die sich heutigen Tages neben einander finden, in jedem einzelnen Falle die richtige sei? Ein einzelner? Etwa Herr Sanders? Wenn ich auch das Verdienst meines geehrten „orthographischen" Kollegen um Lexikographie und Orthographie noch viel höher anschlüge, als ich es schon tue, so würde ich ihm ein solches Recht doch nicht zuerkennen können. Und ich glaube, er selbst wird kaum etwas dagegen einwenden, dass ich die Bezeichnung „in endgültiger Feststellung", welche sich auf dem Titel seines „Orthographischen Wörterbuches" findet, eine nicht glückliche nenne. Er hat gewiss nur sagen wollen, daß er nunmehr seine Studien und Forschungen über die Wörter „mit schwieriger oder fraglicher Schreibweise" abgeschlossen und für sich endgültig festgestellt habe. Indessen, ich muss doch gestehen, dass ich, wenn ich nicht die Freude gehabt hätte, Herrn Sanders am grünen Tisch und am weißen persönlich kennen zu lernen und mich zu überzeugen, dass ihm jeder Gedanke an eine Diktatur in der Republik der Grammatiker fern liegt, das Wort doch anders ausgelegt und anders bezeichnet haben würde.

Und wenn nun kein einzelner entscheiden kann, was jetzt rechtens ist, wer kann es dann? Soll es überhaupt geschehen, so können es nur die Regierungen und diese wiederum nur auf Grund eines fachmännischen Urteils. Nun wol! Die Fachmänner waren beisammen und haben gesagt: Das jetzt Gültige zu buchen und zu sagen: „So ist es und so soll es hinfüro sein!" ist unmöglich. Eine Einigung ist nur zu erzielen, wenn sie zugleich mit einer erheblichen Verbesserung unserer Schreibweise einhergeht.

Sie konnten auch gar keinen anderen Warspruch fällen, denn die Sache liegt folgendermaßen.

Unsere bisherige Rechtschreibung ist zwar durchaus nicht so schlecht, als manche sie machen wollen; sie hat sehr große Vorzüge, insbesondere vor der französischen und englischen; sie ist ziemlich zuverlässig, d. h. so beschaffen, dass ein des Deutschen Kundiger nur sehr selten, wenn er ein einzelnes Wort vor sich sieht, und nie oder fast nie, wenn er einen ganzen Satz vor sich hat, etwas falsch lesen wird. Aber sie hat doch auch erhebliche Mängel. Und diese beruhen — wenn wir von einzelnen nicht schwer ins Gewicht fallenden Ungenauigkeiten (die schlimmste ist die Nichtbezeichnung der Länge und Kürze vor **ch** und **ß**, vergleiche brachen und lachen; Maß und Haß) absehen — auf folgenden beiden Übelständen.

1. Sie verfärt völlig willkürlich, oder wenigstens nach für uns gar nicht erkennbaren Bestimmungsgründen bei der Bezeichnung der Länge der Vokale: in lautlich ganz gleichartigen Fällen steht bald ein Dehnungszeichen, bald nicht; z. B. kam, aber zahm; Schwäne, aber Kähne; schon, aber Sohn; krönen, aber dröhnen; Blume, aber Muhme; schüren, aber führen; schmal, aber Saal; schwer, aber leer; los, aber Moos; und endlich bat, aber Rath; Schwert, aber Werth; bot, aber roth; Blut, aber Wuth.
2. Sie leidet an ihrem Reichtum. Sie hat nämlich in ziemlich vielen Fällen für einen und denselben Laut zwei oder gar drei Lautzeichen oder Buchstaben. So bezeichnen z. B. ganz denselben Laut **ä** und **e** in Hände und wende; **ai** und **ei** in Getraide und Seide; **äu** und **eu** in Häute und Beute; ferner **tt** und **dt** in matt und Stadt; **f**, **v** und **ph** in Fülle, voll, Ephen ꝛc.

Man sieht leicht, daß der unter 1. besprochene Fall von dem Gesichtspunkte des Schreibenden aus auch zu 2. gezogen werden kann; denn wenn ich z. B. zur schriftlichen Darstellung von lang **a** entweder bloßes **a** wie in schmal, oder doppeltes **a** wie in Saal, oder **ah** wie in Zahl oder **ath** wie in Rath setzen kann, so habe ich eben auch für einen Laut mehrere Lautbezeichnungen zur Verfügung.

Dass nun diese Art Reichtum vom Übel ist, bedarf warlich keines Beweises. Er tut zwar der Genauigkeit unserer Schrift keinen Eintrag — beim besten Willen kann man z. B. die zuletzt genannten vier Wörter schmal, Saal, Zahl, Rath nicht falsch lesen — wol aber der Leichtigkeit in der Handhabung derselben: man kann sie leicht falsch schreiben.

In der Tat, wer wollte leugnen, dass dieser Überfluss ein Mangel ist! Wenn ich in hundert und aber hundert Fällen erst lernen muss, welche von den zwei, drei oder gar vier Möglichkeiten, den mir in die Feder kommenden Laut zu schreiben, jedesmal angewendet werden soll, so verursacht das einen ganz unglaublichen Aufwand an Zeit und Mühe. Je gleichgültiger es an und für sich, d. h. für die richtige Darstellung des gesprochenen Lautes, ist, ob ich Rat, Rath, Raht oder Raat schreibe, um so verdrießlicher ist jeder Zeitverlust,

Digitized by Google

Rudolf von Raumer, Verfasser des Entwurfs zur neuen Rechtschreibung.

den das Lernen der richtigen, d. h. der willkürlich festgesetzten, Schreibung verursacht. Doch davon will ich gar nicht einmal reden, wie viel Zeit durch Vereinfachung unserer Schreibweise Lehrer und Schüler für viel, viel wichtigere Dinge gewinnen würden. Es handelt sich jetzt vielmehr darum, den Nachweis zu liefern, dass eine einheitliche Vorschrift für die Behandlung des orthographischen Unterrichts zunächst in den höheren Schulen ganz Deutschlands — und eine solche hatten ja die Regierungen ins Auge gefasst — gar nicht möglich sei one eine wenigstens in Bezug auf den Gebrauch der Dehnungszeichen durchgreifendere Reform.

Nun, dieser Nachweis ist so leicht, dass ich mich fast scheue, vor einem intelligenten Leser ihn noch zu füren. Ich bitte deshalb um Entschuldigung, wenn ich in dem Folgenden nur sage, was jeder sich selbst sagen kann. Es gehört aber einmal in den Zusammenhang.

So gut nämlich, wie ich, und wie jeder, welcher das Vorstehende mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, erkennen muss, dass die Notwendigkeit beim Schreiben zwischen zwei oder mehreren Zeichen für denselben Laut zu wälen, eine ganz nutzlose Erschwerung unserer Schreibung ist, so gut haben dasselbe auch alle diejenigen erkannt, welche seit langer Zeit, sei es als Schriftsteller, sei es als Lehrer, sei es als Buchdrucker mit der Rechtschreibung sich zu beschäftigen hatten. Und wer irgend der Sache seine Aufmerksamkeit schenkte und durch seine Autorität als Schriftsteller, durch Abfassung von orthographischen Anweisungen als Lehrer, durch Feststellungen für seine Offizin als Drucker in der Lage war, auf die Abstellung dieses Übelstandes hinzuwirken, der hat es getan. Aber keinem wonte die Autorität bei, gerade seine Neuerungen und Verbesserungen zu allgemeiner Geltung zu bringen. Die Einsicht, dass in der bald geschehenen bald unterlassenen Bezeichnung der Länge betonter Vokale und ferner in dem Überfluss an vokalischen und konsonantischen Zeichen für einen und denselben Laut ein böser Feind zu bekämpfen sei, war und ist bei allen Sachkundigen ganz allgemein; die Ansichten darüber, wie weit man gegen den Feind vorgehen dürfe, one von seinen eigenen Truppen im Stich gelassen zu werden, mit anderen Worten, die Ansichten über die Stärke der feindlichen Position waren sehr verschieden. Daher das Unsichere und Schwankende in der Orthographie unserer Tage. An gewisse Dinge freilich hat man sich überhaupt noch gar nicht, oder nur sehr schüchtern gewagt, z. B. die Beseitigung des neben f ganz überflüssigen v aus allen deutschen Wörtern. Dagegen wird seit mehr als hundert Jaren schon auf die Beschränkung der Dehnungszeichen hingearbeitet. Aber wie verschieden verhalten sich in diesem Kampfe die heutigen Grammatiker! Die einen, als deren Vertreter wir Sanders bezeichnen dürfen — sind ja doch seine Schriften in dem Aufsatz eines angesehenen Blattes über die Orthographische Konferenz die „Fahne und die Standarte" genannt, „um welche sich alle verständig Konservativen zu scharen haben werden" — begnügen sich mit dem, was sie ererbt von ihren Vätern haben. Die braven Väter haben seit Generationen daran gearbeitet, uns von dem Balast, von Wehmuht und Verraht, von biethen und Verboth, von Schaaf und Quaal, Gebuhrt und wohlgebohren, von Guth und Bluth, von Ahn (Opitz) und

Digitized by Google

Rhur, von Rhum und Aufrhur zu befreien. Es wäre pietätslos, wenn wir ihr Verdienst nicht anerkennen und nicht — in ihrem Sinne weiter arbeiten wollten, denkst du wol, mein logischer Leser? O nein, die „um die Fahne und Standarte-Gescharten" denken anders — wenn wir nicht auf die Bärenhaut nunmehr uns legen und des ererbten Besitzes uns erfreuen wollten.

Die anderen widerum, die ihr Organ in der „Schweizer Lehrerzeitung" haben, verfaren so, als hätten sie für ein neu entdecktes Volk in Zentral-Afrika ein Schriftsystem zu bilden. Was Usus? Was Etymologie? Nichts da! Hier gibts nichts als Laute zu bezeichnen und jeden nur auf eine Weise, also z. B. Ortografi; auch Fi schlechthin (= Vieh)? Ja, hätten wir Tabula rasa, reinen Tisch, vor uns!

Zwischen diesen beiden Polen nun bewegt sich die Reihe der „maßvollen" Reformer, die aber jeder das „maßvoll" — wenn auch nicht wie die Schriftsteller des Herrn Bertram anders schreiben, doch — anders verstehen. Der eine wagt ganz verschämt ein „Star" und ein „Rezept" zu schreiben, der andere geht keck bis „Teil" und „Miete" vor, und wagt, ein Greuel den Gelehrten, für ein „Akzent" die Lanze einzulegen.

Wo soll nun die Regierung oder die fachmännische Kommission, welche eine einheitliche Orthographie für ganz Deutschland für notwendig hält, „den Strom bei der Stirnlocke fassen" und ihm durch ein „Stop!" für immer Halt gebieten?

Wollte und konnte man nicht ganz willkürlich, auf Grund persönlichen Wolgefallens oder Misfallens an den Wortbildern, die in starkem Fluss befindliche Bewegung an irgend einer Stelle hemmen, so blieb, um zur Einigung zu gelangen, gar nichts übrig, als sie zu beschleunigen und in gewissen Dingen zu ihrem natürlichen Ziele zu füren, wenn anders man sie als überhaupt berechtigt anerkannte. Und darüber war auch nicht der leiseste Zweifel vorhanden. Selbst Herr Sanders wird nicht behaupten wollen, dass es unrecht war, dem Schaaf und der Quaal das zweite a, dem biethen und dem Monath sein th zu nehmen; entscheidet er sich doch selbst in einigen schwankenden Fällen für die einfachere Schreibung, z. B. in Schar, Heimat.

So entschloss man sich denn kurz und gut, das th in allen deutschen Wörtern und alle Dehnungszeichen hinter a, o, u, ä, ö, ü one Ausnahme zu beseitigen. Welch ein Jubel darob in der Brust des Schulmeisters! Aber ach, er sollte nur zu bald gedämpft werden. Man sehe nur das „one Ausnahme" an! Das Hinterpförtchen war nicht sorgfältig geschlossen. Und durch dieses Hinterpförtchen, welches die „um die Standarten Gescharte" nicht unter allen Umständen zu verschmähen scheinen, kam ein kleines Häuflein Verbannter wider herein und macht sich nun recht breit im neu errungenen Besitz. Diese Schelme möchte ich dem Leserkreise des Daheim und zumal allen denen, die in Sachen der Orthographie-Reform selbst das Wort ergreifen wollen, als Eindringlinge denunziren, deren Legitimation erschwindelt, deren Pass durchaus nicht in der Ordnung ist.

Hätte ich Zeit und Raum beliebig zur Verfügung, so müsste ich dem Leser vorher noch eine Frage beantworten, welche ihm längst schon auf den Lippen schweben wird, nämlich, warum denn nur bei a, o, u, ä, ö, ü die Dehnungszeichen schwinden sollen, und nicht auch bei e und i. Doch über diesen etwas schwierigen Punkt kann ich mich nicht so kurz fassen, als es der enge Raum hier gebieten würde, zumal da ich der Darlegung des Sachverhältnisses und der die Majorität der Kommission bestimmenden Gründe sogleich auch meine Bedenken hinzufügen müsste. Denn nach meiner persönlichen Ansicht brauchte die Kommission in der Beschränkung der Dehnungszeichen auch nach e durchaus nicht so ängstlich zu sein, wie sie gewesen ist. Wird man, wie es uns geschah, auf einmal mit einem Dutzend von Wortbildern wie Verker, verkert, entert, befelen, empfelen, bekert, entbert, gekert, belert, entlert, begert, bestelen überschüttet, die sämtlich mit einem gewissen Aplomb falsch, d. h. mit dem Accent auf der ersten Silbe vorgelesen werden, dann ists nur natürlich, dass man sich wie mit einer Gänsehaut überlaufen fült. Liest man aber die Wörter vereinzelt im Zusammenhang der Rede, so sagt man sich sofort, dass kaum ein anderer als ein Spassmacher Vérker für Verkér lesen wird, da ja die Vorsilbe Ver **niemals** den Ton hat; ganz gleich steht es mit allen übrigen Wörtern, die sämtlich mit den **stets** unbetonten Vorsilben be, ent und ver beginnen. Die Kommission hat sich hier, nach meiner unmaßgeblichen Ansicht, vor Gespenstern gefürchtet, vor Gespenstern, sage ich und nicht vor Géspenstern. Oder liest etwa ein vernünftiger Mensch, der nicht gerade mit seinen Kleinen spielt, Géspenschtérn? Doch wie gesagt, diese meine Privatansicht, welche ich in einem demnächst erscheinenden Schriftchen*) zu begründen versuche, lasse ich ebenso bei Seite wie die von Herrn von Raumer aufgestellten wolerwogenen Gründe für eine verschiedene Behandlung des a, o, u nebst Umlauten einerseits und des e und i andererseits. Ich ersuche vielmehr den Leser, sich einfach auf den Standpunkt der Kommission zu stellen. Diese hat also beschlossen, nach e das h in der Regel zu erhalten. Demnach schreibt man Mehl, nehmen, stehlen, befehlen und empfehlen. Da man nun als ein durchgehends beobachtetes Gesetz anerkannt hatte, dass die abgeleiteten Formen, soweit wie die Lautverhältnisse derselben es gestatten, sich den Stammformen anschließen müssen, so war, wie man sieht, die Pforte offen, durch welche nun mahlen, Mühle, nahm, stahl, gestohlen, befahl, befohlen, empfahl, empfohlen hönisch ihren Einzug hielten. Zum Dank für ihre Widerzulassung brachten sie uns freundlich grinsend die schönen Kinder — Wechselbälge möcht' ich sie nennen — stiehlt, befiehlt, empfiehlt ins Haus.

Gegen die Logik des Beschlusses ist nichts einzuwenden, wenn die Voraussetzung richtig ist, dass h nach e bleiben muss. One diese Voraussetzung, zu der aber angesichts von Wörtern wie erregen, beleben, bequemen, bescheren, beschweren, schwelen und verhelen (welches letztere die Kommission in umgekehrter Konsequenz dem „unverholen" zu lieb angenommen hat) kein zwingender Grund vorhanden ist, könnte man auch so argumentiren:

> Weil nach a, o, u, ä, ö, ü kein Dehnungszeichen stehen darf, man also nam, gestolen, befolen, empfolen, Müle schreiben muss, weil ferner abgeleitete und Stammformen gleichartig geschrieben werden sollen, so schreiben wir nemen (vgl. bequemen), stelen (vgl. schwelen), befelen, empfelen (vgl. verhelen), Mel (vgl. Hel),

und damit wären wir die schlimmen Gäste mit ihren Schmarotzern glücklich los.

Auch alle übrigen Ausnahmen, sowol diejenigen, zu denen die Besorgnis vor einer doch sehr fernliegenden Verwechselungsmöglichkeit Veranlassung gegeben — es sind nur: Ahn, fahnden, Mähre (Pferd), Boot, Uhr, Ruhm — als auch die drei, bei welchen man das h als zum Stamm gehörig glaubte behalten zu müssen, Draht, Mahd, Naht, haben kein unantastbares Recht und sind nach meiner Meinung zu beseitigen. Doch ich will mit solchen Einzelheiten die Geduld des Lesers nicht weiter auf die Probe stellen. Genug, wenn derselbe die Überzeugung gewonnen, dass zwar in den geschaffenen Ausnahmen den Gegnern unserer Kommissionsvorschläge ein Angriffspunkt geboten ist, dass aber einerseits die Hoffnung bestehen darf, die Regierungen werden diese unliebsamen Durchbrecher der schönen Hauptregel vor Erlass ihrer Verordnungen noch beseitigen, und dass andererseits auch trotz dieses Mangels jene Regel ein ungeheurer Fortschritt auf der Ban zu einer einfachen naturgemäßen, auch one gelehrte Kenntnis leicht zu handhabenden Orthographie ist.

Ich hätte nun wol noch vieles auf dem Herzen, sowol Tatsächliches aus unseren Beschlüssen, als Begründungen und Erläuterungen zu denselben — so bietet insbesondere das Kapitel von den Fremdwörtern der Betrachtung manche interessante Seite — aber ich bin mit meinem Raum, und der Leser wol mit seiner Geduld zu Ende. Auch darf ich in Bezug auf den Hauptangriff, den Herr Sanders gegen unsere Beschlüsse gerichtet, ich meine den gegen die Beschränkung der Dehnungs-

*) Die „Zukunftsorthographie" nach den Vorschlägen der orthographischen Kommission, verteidigt und mit Verbesserungsvorschlägen versehen von Konrad Duden. Leipzig, Teubner 2c.

Digitized by Google

zeichen, wol glauben, das Wesentlichste beigebracht und nachgewiesen zu haben, dass die Kommission jenen Schritt machen durfte — er lag in der Fortsetzung des längst beschrittenen Weges — und machen musste — one ihn war an die Herstellung einer einheitlichen Orthographie nicht zu denken.

Die übrigen Angriffe des Herrn Sanders fordern zwar auch die Polemik heraus, aber sie waren gerichtet gegen Beschlüsse, die wir nicht gefasst haben und können daher für jetzt wenigstens one Widerlegung bleiben. Wir haben nicht beschlossen, die großen Anfangsbuchstaben abzuschaffen, wir haben nicht beschlossen, die deutschen Lettern zu beseitigen, wir haben endlich nicht beschlossen, s im Inlaut vor Konsonanten zu schreiben, weder raste (wie Sanders schreibt) noch rast (was Sanders bekämpft). In letzter Beziehung liegt wol nur ein Irrtum des Herrn Sanders vor. Da der von der Kommission angenommene Antrag in Betreff der Schreibung der S-Laute von mir gestellt worden ist, und ich die schriftliche Fassung meines Antrags im Konzept vor mir habe, so glaube ich bestimmt sagen zu können, dass Herr Sanders sich irrt. Wir schreiben raste, rast ꝛc. Im übrigen bin ich hinsichtlich der S-Laute mit Herrn Sanders prinzipiell durchaus einverstanden. Mir erscheint wünschenswerter hassen, hasst, Hass als hasse, hasst, Hass. Letzteres zu beantragen habe ich nur deshalb mich entschlossen, weil die Herren von der Praxis gegen Formen wie hasst typographische Bedenken geltend machten. Ich sähe diese Bedenken selbst sehr gern widerlegt.

In Betreff der beiden ersten Punkte behaupte ich allerdings nicht, dass Herr Sanders Windmühlenflügel für Riesen genommen, aber es sind doch mehr „patriotische Beklemmungen" — Herr Sanders fürt bekanntlich patriotische Motive für die deutschen Lettern und die großen Anfangsbuchstaben ins Feld — wegen der ferneren Zukunft, als augenblicklich drohende Leiden, gegen die er sich wendet. Vielleicht gestattet mir die Redaktion ein andermal darauf zurückzukommen.

Für den besten Beweis nun, dass unsere Reform wirklich maßvoll, und dass der Schmerzensschrei über unser revolutionäres alle Gewonheit rücksichtslos über den Haufen werfendes Gebaren unbegründet sei, würde ich es erachten, wenn der geneigte Leser diesen Aufsatz, in dem er zum ersten mal die sogenannte neue Orthographie angewendet sieht, one erheblichen Anstoß hat lesen können. Ist das der Fall, so wird er sich sagen müssen, dass, wenn er nur acht bis vierzehn Tage lang seine geistige Speise in dieser Zubereitung zu sich nimmt, er an die letztere sich vollständig gewönt haben und die alte kaum noch schmackhaft finden wird.

Am Familientische.

Ein Duett in der Schmiede.

(Zu dem Bilde auf S. 373.)

In einer Schmiede geht es musikalisch zu, die Musik ist nur nicht für Jedermann, und man muß gesunde Nerven und ein starkes Trommelfell haben, um sie genießen zu können. Da schallen die Hammerschläge in mächtigem Takt, der Blasebalg knarrt und die Funken knistern. Heute ist aber der Hauptmusikant, der im Konzert den Brummbaß streicht, nicht zu Hause. Die Frau Meisterin hat ihn abgeholt, weil die beiden zum Schulzen müssen in einer Rechtssache, und hat unterdes das Büblein dem Friedel, dem Lehrjungen, anvertraut. „Daß Du mir auf das Kind acht gibst," hat sie noch zu guterletzt gesagt, als sie schon mit dem rechten Fuß über die Schwelle war. Der Friedel ist in seiner Art aber auch ein Musikant, denn sein Vater, der Leinweber, ist der Dorfgeiger und spielt im Herbst auf bei Kirmessen, Hochzeiten und Kindelbieren. Da ist denn dem Jungen die Lust an der Musik angeboren, und er denkt: „Kann ein Leinweber zugleich ein Geiger sein, so kann's auch einem Schmied nichts schaden, wenn er die Flöte bläst." Er hat sich also vom Uhren-Kuni eine alte Flöte erbettelt und ein altes Notenheft und übt fleißig. Natürlich aber nur, wenn der Meister nicht zu Hause ist, sonst würde ihm dieser bald den Marsch blasen. Heute kommt ihm das stille Stündchen wie gerufen. Er zieht das Wägelchen mit dem Büblein hart an den Ambos heran, damit er es, falls das Kind schreit, zur Hand hat, stellt die Gießkanne auf als Notenpult und den Hammer als Blattbeschwerer und:

„Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, Ade!"

klingt es durch die Schmiede, daß der Hahn, der mit seinen Hühnern hineingekommen ist, um etwa nachzusehen, ob es nichts zu schnabuliren gibt, verwundert den Kopf auf die Seite kehrt und die Henne so starr vor sich niederblickt, als hätte man ihr mit Kreide einen Strich über den Schnabel und noch über die Diele hingezogen. Das Büblein hört das Lied auch und will sich aufrichten, um besser zuhören zu können, fällt aber zurück und, weil es ein richtiges Schmiedskind ist, bricht es dabei dem Wagen die hintere Seite heraus und liegt nun da, die Beinchen nach oben, den Kopf nach unten nnd brüllt fürchterlich. Es ist aber ein eigenes Ding um die Musika! Wer die übt, der vergißt darüber Essen und Trinken und hört nichts, als was er spielt. Der Friedel macht also zum Schluß einen Triller und bläst dann: „Einsam bin ich nicht allein ꝛc."

Das Büblein aber muß liegen bleiben, bis er mit der Melodie ganz aus und fertig ist.

Zwei erhaltene Soldatenbriefe aus dem siebenjährigen Kriege.

In dem Besitz eines Bauern in dem Dorfe Behnsdorf bei Weferlingen befinden sich zwei Briefe aus dem siebenjährigen Kriege, vielleicht die einzigen, welche aus jener großen Zeit noch existiren. Ueber den Schreiber befindet sich in einem alten Hausbuche des Hofes von der Hand eines Stiefbruders Lipke die Bemerkung: „1759 d. 23. Julius Ist mein Säliger Bruder Johann Jochen Casper Kalberlahe an der Polschen Grenße bei Zilge in der Padtalge (Bataille) bey die Rußen geblieben, und den König von Preußen 10 Jare gedienet. 1732 d. 4. May ist Er geboren."

„Gott zum grus. Lieber Voter und Mutter Brüder und schwester, ich thue euch alle samt freundlich grüßen, und wenn euch dieses Mein wenig schreiben noch bey guter gesund heit antreffen wird, so sol es uns von Hertzen Lieb sein. was uns anbelanget sind wir Gott lob noch gesund, und der liebe Gott Helfe weiter auf Beiden seiten. Den wir wolten wünschen das wir bald wieder zu Hause Kämen, den wir sind das Leben so Müde, als wenn wir es mit Löpfeln gefressen hätten, den wir haben bey den ort Lobesitz eine schwerre schlacht gehat mit den östereichern von des Morgens von sieben uhr an bis noch mittag um drey uhr. Hat uns der Liebe Gott geholfen und uns den sieg beschäret. Was uns anbelanget Haben wir nur Einen man verlohren von unser Compagenie. Den wir sind schon wieder her raus aus Böhmen und wißen noch nicht wo wir werden noch weiter quartier Bekommen, den wir haben den sachsen gar und gans gefangen genommen und unser König schicket sie alle in unser Land und sie Müßen ihm alle schweren (schwören) und vielleicht Kommen wir wieder in unser garneson, den wir hoffen, das es jol Friede werden, so Kommen wir diesen winter noch wol wieder zu Hause. nun thun wir euch alle samt noch mahl freündlich grüßen und alle unsere gute freunde und gute Bekanten, und Bittet alle samt, das uns der Liebe gott den Lieben Frieden bescheret. Nun wißen wir weiter nichts zu schreiben. Hier mit Gott Befohlen und wir verbleiben eure getreusten Söhne bis in den tod. und schreibet uns doch wieder wie es zu stehet, wen siebert*) wieder jol Her auf Kommen, den es ist schwäre Zeit bey uns. D. 11. (?) Novber Anno 1756. Caspar Kalberlah."

Der zweite Brief lautet: „Gott zum Gruß. Lieber Vater und Mutter Brüder und schwester, schwager und schwägerin, euer schreiben habe Ich erhalten und daraus ersehen das ihr noch alle gesund seyd, was mich anbelangt Bin ich Gott Lob auch noch gesund und der Bruder auch. Lieber Bruder Du hast mir geschrieben das der König hätte den rossen (Russen) geschlagen, das haben wir gleich den zweyten tag erfahren wie sie da gewirtschafft haben, das sie haben die Leute so gepeiniget, haben sie die Hände abgehauen, die Frauens Leute ins streu gebunden und verbrant, die jungen Kinder haben sie gar gefressen (!), Städte und Dörffer alles an gestochen und abgebrant. Für solche feinde Betet tag und nacht das sie der Liebe Gott nicht läst so Mächtig werden das sie uns überwältigen, sonst wolte es uns und euch schlecht gehen. Lieber Bruder ich thue euch zu wissen das der König ist wieder mit der arme uns zum suckurs geckommen, aber er stehet auf der eine seyt der Elwe**) und wir auf der andern, seit aber das wir dieses jar werden was zu thun Kriegen das wißen wir nicht, den sie wolten uns nicht angreiffen und der König Kan sie nicht angreiffen, aber wen er den gerinsten vorteil Kan treffen so gehet es doch Los, den Königs arme und der östereicher Können sich ein ander ins Lager reinsehen (rein schießen? Die Stelle ist fast unleserlich) und attackiren sich ein ander tag und nacht. nun ich Befehle mich und euch in den schutz des allerhösten, verbleibe euer getreuer Sohn bis in den Tod,

auch noch einen Schönen grus von mir und auch vom Bruder an Vater und Mutter, Brüder und schwester, schwager und schwägerin und an alle gute Freunde und Bekanten.

auch Einen schönen gruß an den Herrn Paster und an den Herrn Kanter und Frau Kantern und Befehle sie in den Schutz Gottes.

auch einen gruß an ... und an seine Frau und Kinder, das er auch noch gesund ist, auch an Vater und Mutter und an seinen Sohn Heinrichen und an alle gute Freunde und Bekanten.

im Lager zwischen Dräsen und Birna d. 26. Septbr. Anno 1758. Caspar Kälberlah.

*) Der Siebert ist, wie ein alter achtzigjähriger Mann, in dessen Besitz die Briefe sich befinden, dem Einsender mitgetheilt hat, ein Bote gewesen, der die Korrespondenz zwischen der hiesigen Gegend und der Armee vermittelt hat.

**) Nachdem der König sich nach der Schlacht bei Zorndorf wieder nach Sachsen gewandt hatte; am 13. Oktober kam es zu dem Ueberfall bei Hochkirch.

Digitized by Google

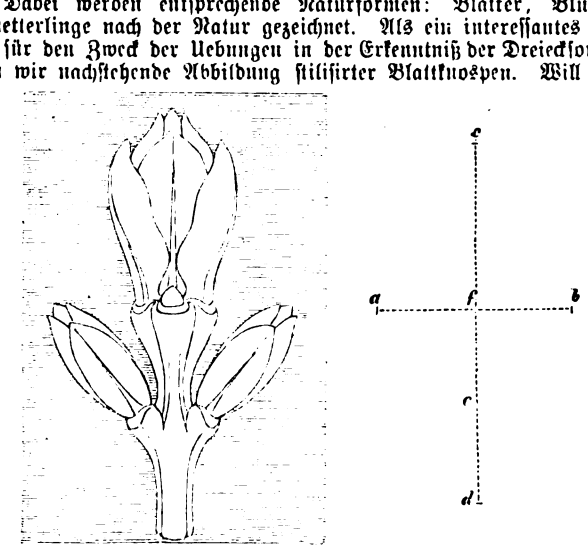
Zur Reform des Zeichenunterrichts an deutschen Schulen.*)

Es ist eine betrübende Thatsache, die recht auffällig in den großen Ausstellungen der letzten Dezennien dem Beobachter fühlbar wurde, daß wir Deutsche, die wir auf eine so hohe wissenschaftliche Stellung Anspruch machen können, auf dem umfangreichen Gebiete der Kunstindustrie eine beschämenswerth niedere Stufe einnehmen. Um auch hier einen würdigen Zustand herbeizuführen, sind eine Reihe von Einrichtungen vorgeschlagen, die bessernd wirken sollen. Vor allem hat man an eine Reform des Zeichenunterrichts gedacht, um durch dieselbe die Bedingungen zu schaffen, nach welchen sowohl der ausübende Künstler mit denkendem Auge zu schaffen, als auch das anschauende Volk mit denkendem Auge zu prüfen im Stande ist.

Unter den mancherlei reformatorischen Versuchen auf dem Gebiete des Zeichenunterrichts ragen die von F. Flinzer, Zeicheninspektor in Leipzig, angebahnten durch ihre Gründlichkeit hervor. Sie sind niedergelegt in der Schrift: „Lehrbuch des Zeichenunterrichts an deutschen Schulen von F. Flinzer." Noch heutigen Tages besteht der Zeichenunterricht zum großen Theile in kaum mehr als „verständnißloser Bildchenfabrikation". Wer den Beweis davon haben will, darf nur die Zeichenausstellungen vieler Schulen während der Examenzeit prüfen; nirgends zeigt sich ein strikter methodischer Gang, ganz selten erblickt man in der Zeichnung das Produkt durchdachter und befolgter Regeln. Handfertigkeit und Mechanismus scheint das Ziel des Zeichenunterrichts nach diesen ad hoc zugestutzten Zeichnungen zu sein, in denen meist der verbessernde Strich des Lehrers die mangelhafte That des Schülers verdeckt. Diese Uebelstände hebt der Verfasser hervor, tadelt die unwürdige Stellung, welche der Zeichenunterricht und sein Lehrer innerhalb des Schulorganismus einnehmen, fordert vielmehr vollständige Gleichberechtigung mit den übrigen Unterrichtsfächern, sich stützend auf die bedeutsame Aufgabe des Zeichenunterrichts. Diese Aufgabe besteht:

1) in der Ausbildung des geistigen Auges, im Erziehen zum bewußten Sehen. Die Handfertigkeit hat nur Werth, wenn sie ein Beleg für die geistige Durchdringung der „wiedergegebenen Formen" ist;
2) in der Ausbildung der logischen Bildung. Der Schüler muß selbst eine Form aus der andern ableiten. Langsam geht es am Leitseile gründlicher Regeln vom Leichteren zum Schweren. Der Schaffenstrieb, welcher sich beim Kinde schon früh regt, wird in die rechten Bahnen gelenkt durch bestimmte Aufgaben;
3) in der Bildung des ästhetischen Gefühls.

Um diesen Aufgaben zu genügen, hat der Verfasser das umfangreiche Material in konzentrische Kreise getheilt. Aus dem Quadrat läßt er die ersten elementaren Begriffe: senkrecht, wagrecht, gleichmäßig gewinnen. Das Quadrat wird nicht um seiner selbst willen geübt, sondern in Rücksicht auf die in ihm enthaltenen elementaren Begriffe. Aus dem auf die Spitze gestellten Quadrat wird das rechtwinkelige, gleichschenkelige Dreieck, auf Grund dessen das regelmäßige gewonnen, wodurch wiederum die Grundlage zur Erkenntniß aller übrigen Dreiecke gegeben ist. Aus Quadrat und Dreieck entwickeln sich zunächst die regelmäßigen Vielecke, die immer eine Wiederholung der vorher gewonnenen Begriffe darbieten. An sie schließen sich in genetischer Weise der Kreisbogen, die Ellipse, Spirale, Schneckenlinie an. Dabei werden entsprechende Naturformen: Blätter, Blumen, Schmetterlinge nach der Natur gezeichnet. Als ein interessantes Beispiel für den Zweck der Uebungen in der Erkenntniß der Dreiecksformen geben wir nachstehende Abbildung stilisirter Blattknospen. Will man



Stilisirte Blattknospen (aus Flinzers Lehrbuch des Zeichenunterrichts).

dieselbe kopiren, so sind zuerst die Hauptdimensionen zu bestimmen, und dabei finden wir, daß hier der obere Theil a b c im gleichseitigen, dagegen der untere a b d in einem gleichschenkeligen Dreieck zu einander stehen, dessen Basis a b das Maß der Höhe f d hat.

Bei den Uebungen in der verkürzten Fläche dienen Würfel, Prisma, Pyramide als Grundtypen. Diese werden in den verschiedensten Lagen eingeübt und die Lehre von der Perspektive an ihnen erlernt. Für die Erfassung der Darstellung von Licht und Schatten dient die Kugel. Jetzt ist der Schüler reif geworden fürs Zeichnen des Reliefornamentes. Hier bieten sich wiederum die mannigfaltigsten Variationen der früher erfaßten und eingeübten elementaren Formen; bald ist die „prismatische und cylindrische Gestalt in Ranken, Blättern und Blumenstielen vertreten, bald die Kugel- und Eiform als Beere oder überhaupt als Frucht ꝛc." Mit der Erfassung und Nachbildung von Gipsabgüssen nach der Antike, von Naturobjekten und Körpern aus dem Gebiete der Architektur und Kunstindustrie ist die höchste Stufe des genetisch sich aufbauenden Kursus erreicht.

Um die Art und Weise zu charakterisiren, in welcher Flinzer die elementaren Uebungen bis zur höchsten Stufe des Unterrichts verwerthet und das Erfassen der charakteristischen Formen und Verhältnisse vermittelt, geben wir die beistehende Abbildung eines Fuchskopfes. Derselbe ist so aufgefaßt, daß seine Haupt- oder Eckpunkte

Fuchskopf. Zeichnung nach dem ausgestopften Originale. (Aus Flinzers Lehrbuch des Zeichenunterrichts.)

im regelmäßigen Dreieck stehen, was zu beachten ist, wenn eine Kopie richtig ausfallen soll. Zwar ist diese Regelmäßigkeit nur eine zufällige, es kann der Kopf eines Fuchses in allen nur möglichen Stellungen aufgenommen werden und müssen dabei die betreffenden Punkte stets ein anderes Dreieck bilden. Aber der Zeichner hat stets die Eigenthümlichkeiten desselben in erster Linie zu beachten, wenn er genau zeichnen will. Er findet alsdann die dazwischen liegenden, untergeordneten Maßverhältnisse um so leichter und setzt sie um so sicherer an den rechten Ort. Zu dieser Fertigkeit im Zeichnen nach dem plastischen Vorbilde gelangt der Lernende sicher und verhältnißmäßig schnell durch den stufenmäßigen Entwicklungsgang, durch die Erweiterung seiner Anschauung in konzentrische Kreise.

Je nach dem Ziele, den Mitteln der Schule, erleiden diese konzentrischen Kreise die mannigfaltigsten Modifikationen. Auch hierüber gibt der Verfasser eine Reihe trefflicher Rathschläge. Leider müssen wir uns versagen, dem Leser noch mehr aus dem lehrreichen und umfassenden Buche mitzutheilen. Jeder, der es liest, wird mit uns zu der Ueberzeugung gelangen, daß bei der Befolgung der in ihm enthaltenen Methode der Zeichenunterricht in eine Phase eintreten muß, in welcher seine Gleichachtung mit den übrigen Unterrichtsfächern selbstverständlich und er die bedeutsamste Ursache zur Erweckung eines künstlerischen Sinnes der Nation werden muß. Dann wird erreicht werden, was der Verfasser in Rücksicht auf das ganze deutsche Volk als Endziel seiner Methode hinstellt. „Dieses Volk soll befähigt werden zu erkennen und zu verstehen, was seine Meister geschaffen, es soll dazu herausgebildet werden, daß es von den in seinen Museen aufgespeicherten Kunstschätzen aller Jahrhunderte Besitz ergreife, daß es diesen Besitz zu verwerthen verstehe, zum Nutzen und zur Freude nicht nur der gegenwärtigen, sondern auch der kommenden Geschlechter. Mit vollem Bewußtsein soll es genießen, was Kunst und Natur ihm an Großem und Schönem bietet, mit einem Worte: es soll sehen lernen, schaffen und genießen mit denkendem Auge."

Dr. K—ch.

*) Lehrbuch des Zeichenunterrichts an deutschen Schulen von F. Flinzer. Mit 48 Abbildungen im Text und 26 lithographischen Tafeln. 1876, Bielefeld & Leipzig. (184 S.) 5 Mark 50 Pf.

Inhalt: Ein Familienzwist. (Fortsetzung.) Roman von Ludwig Harder. — Amerikanische Kriegs- und Friedensbilder. Von Kapitän Haardt. II. Deutsch-amerikanisches Freikorps Nr. 1. — Geschichten von Zwillingen. — Für und wider die neue deutsche Reichsrechtschreibung. II. Für die neue Rechtschreibung. Von Dr. Duden. Mit dem Porträt R. von Raumers. — Das Duett in der Schmiede. Zu dem Bilde von Ewers. — Zwei erhaltene Soldatenbriefe aus dem siebenjährigen Kriege. — Zur Reform des Zeichenunterrichts.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Google

Dahein

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 18. März 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. **1876. № 25.**

Ein Familienzwist.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Roman von **Ludwig Harder.**

(Fortsetzung.)

Beatrice war mit ihrem Gast in ein kleines Vorzimmer getreten. „Kommen Sie zum Frühstück, Herr von Arning," bat sie. „Eine Stärkung nach der langen Fahrt wird Ihnen wohlthun. Mama und die übrigen Gäste suchen uns gewiß bald auf."

Mit einer stummen Verbeugung folgte Otto seiner reizenden Führerin. Sie durchschritten mehrere Räume, wobei Otto Gelegenheit hatte, die von seiner Schwägerin getroffenen Veränderungen gleichgiltig zu mustern. Im Saale angelangt aber blieb er mit einem leisen Ausruf der Ueberraschung stehen. Von der gegenüberliegenden Wand lächelte ihm das lebensgroße Bild seines Bruders entgegen, so herzlich und liebevoll, wie der alte Herr bei seinen Lebzeiten zu lächeln pflegte. Er fühlte sich von diesem Anblick um so mehr überrascht, als er das Bild nicht kannte, weil es erst nach dem Tode des Freiherrn von einem ihm befreundeten Maler nach einem kleineren ausgeführt worden war.

„Kurt!" flüsterte er unwillkürlich mit weicher Stimme, während er vor dem Gemälde stehen blieb. „Ja, es ist Zug für Zug sein liebes treues Gesicht."

Und Beatrice glaubte zu bemerken, daß ein feuchter Glanz in Ottos Augen schimmerte. Auch die ihrigen füllten sich mit Thränen, zum Theil aus Beschämung, da sie sich nicht verhehlen konnte, daß sie heute eigentlich viel weniger, als recht war, an den todten und um so mehr an den überlebenden der beiden Brüder gedacht hatte. Wie um sich vor sich selbst zu rechtfertigen, sagte sie:

„Der gute liebe Papa! Sie wissen nicht, wie er Sie liebte, sonst hätten Sie ihm nicht so lange zürnen können. Oft, wenn ich ganz allein mit ihm war, hob er mich auf die Sophalehne, um mir Ihr Bild zu zeigen, und dann erzählte er mir von Ihnen, wie gut und geschickt Sie wären. Ich war recht neugierig, Sie kennen zu lernen," setzte sie mit einem leisen Lächeln hinzu, das vortrefflich zu den Thränen paßte, welche noch an ihren Wimpern hingen.

Otto wandte seine Blicke von dem Bilde der lieblichen Mädchenerscheinung zu. „Ich hoffe," sagte er mit größerer Innigkeit, als Beatrice bei seinem kühlen Wesen für möglich gehalten, „daß die Worte meines armen Bruders nicht ganz fruchtlos verhallten, daß sie es vermochten, wenigstens in etwas den Haß zu mildern, welchen die Baronin so eifrig in Ihr Kinderherz säete."

Beatrice sah einen Augenblick verlegen vor sich nieder, aber weil sich ihr keine passende Antwort bieten wollte, setzte sie endlich schweigend ihren Weg zum Eßzimmer fort und begann, dort angelangt, auf ein ganz anderes Thema überspringend:

„Ich muß Ihnen ein Verbrechen gegen Sie gestehen, für das ich keine andere Entschuldigung weiß, als die armselige, daß der Zweck die Mittel heiligt."

Otto lächelte. „Nun," fragte er, „welch entsetzlicher Sünde klagt Sie Ihr Herz denn an? — da Sie mich doch einmal zu Ihrem Beichtvater ernannt haben, wahrscheinlich nur, um sofortiger Absolution gewiß zu sein."

Die Baronesse sah rasch und bedeutungsvoll zu ihm empor. „Ich habe keinen Grund, Sie für einen so nachsichtigen Richter zu halten," meinte sie leise.

„Für Sie, Beatrice —" Die Worte waren ihm unwillkürlich auf die Lippen gekommen; er brach ab. „Sprechen Sie, Kind, was ist's?" Es lag in dieser Aufforderung etwas, das Beatrice an die Zeit erinnerte, wo sie sich ohne Scheu an Onkel Ottos Arm hing, oder stundenlang lautlos neben seinem Schreibpult kauerte; nur daß seine Stimme in diesem Augenblicke milder klang, als jemals während ihrer Kinderzeit, und so faßte sie sich denn ein Herz und zog mit bebenden Fingern den zurückbehaltenen Brief aus der Tasche. Es war doch recht ärgerlich: Lindau gegenüber hatte sie ihr Verfahren so keck vertheidigt, ja sie war sich ganz außerordentlich tugendhaft da-

bei vorgekommen, und hier nun verließ sie alle Zuversicht, so daß sie sich wirklich zerknirscht fühlte wie eine Verbrecherin.

„Dieser Brief," erklärte sie stockend, „dieser Brief, Herr von Arning, ist an Sie gerichtet und — ich habe ihn unterschlagen."

„An mich?" fragte Otto überrascht und streckte die Hand nach dem Schreiben aus. Aber Beatrice entzog es ihm rasch.

„Nein, nein," rief sie, „ich beharre in meiner Schuld! Sie erhalten auch jetzt den Brief nicht eher, als bis Sie durch mich von seinem Inhalt unterrichtet sind, und wenn Sie mir dann wirklich Absolution ertheilen wollen, so werfen Sie ihn ungelesen in das Kaminfeuer dort. Das Schreiben ist von Herrn von Lindau — Sie erinnern sich doch des Tannenschen Festes, und daß Lindau Sie forderte?"

„Das hat er Ihnen erzählt?" unterbrach Otto verwundert. „Wahrlich sonderbar! Als er die Forderung stellte, befand er sich in einem solchen Zustand, daß ich nicht glaubte, er werde am andern Morgen noch irgend etwas von dem wissen, was er am Abend vorher gesprochen. Er erinnerte sich also doch unserer Unterredung?"

„Ja, leider erinnerte er sich," seufzte Beatrice, „und obgleich er einsah, daß er gehandelt hatte wie ein unvernünftiger Tollkopf, konnte er sich nicht entschließen, sein Wort zurückzunehmen. Alles, was Mama oder ich sagen mochten, war und blieb erfolglos, und da ich mir gar keinen Rath wußte, hielt ich zuletzt Wache vor seinem Fenster und nahm dem Diener den an Sie gerichteten Brief ab. Ich habe es Herrn von Lindau erzählt," setzte sie eifrig hinzu, „freilich erst in dem Augenblick, da er wegfuhr, und ihm versprochen, Ihnen den Brief zu geben. Hier ist er, aber wenn Sie unserem heißköpfigen Freund begegnen sollten, so — seien Sie versöhnlich."

Otto neigte zustimmend sein Haupt, und erbrach das Siegel. Die Baronesse, welche angstvoll jeder seiner Bewegungen gefolgt war, sah mit Schrecken, daß während des Lesens seine Züge ihren gewohnten Ausdruck von ernster Strenge annahmen.

„Sie sind böse auf mich, weil ich Ihnen das dumme Stück Papier vorenthalten habe," sagte sie mit dem Tone eines verzogenen Kindes, das gescholten wird. „Aber sagen Sie doch selbst, was mir anders übrig blieb. Sollte ich Sie lieber Ihr Leben um dieses thörichten Mißverständnisses willen aufs Spiel setzen lassen? Ich dächte, Sie hätten genug durch unsere Familie gelitten —"

Beatrice brach heiß erröthend ab. Was hatte sie denn gesagt, das ein so jähes Aufleuchten in ihres Oheims sonst so streng blickenden Augen hervorrief?

Er ließ den Brief langsam in die Flammen gleiten und ergriff die Hand des jungen Mädchens.

„Also keine Feinde mehr," sagte er bewegt. „Dank, Beatrice." Dabei küßte er die kleinen rosigen Finger, und in dieser Bewegung, in dem Klang seiner Stimme lag weit mehr als in den einfachen Worten selbst.

Beatrice fühlte sich daher sehr unangenehm berührt, als in diesem Augenblick die Baronin mit den beiden andern Herren eintrat.

Otto wandte sich zu seiner Schwägerin, welcher die Nähe der Gefahr einen Theil ihres Muthes zurückgegeben hatte. Ihre Begrüßung war würdevoll und durchaus angemessen; dem Ohr des Freiherrn klang sie indessen lange nicht so beredt, wie die schüchterne, fast stumme Bewillkommnung der Tochter.

Die Gesellschaft setzte sich zum Frühstück, das einsilbig und mit einer gewissen Hast eingenommen wurde, dann begaben alle sich in den Salon, um den wichtigen Akt der Testamentseröffnung vorzunehmen.

Notar Ring trat an den großen Tisch, putzte seine Brillengläser, räusperte sich, ließ das Dokument im Kreise herumgehen, damit jeder sich von der Echtheit der Handschrift und der Unverletztheit der Siegel überzeugen könne und begann alsbald mit fester klarer Stimme dessen Inhalt zu verlesen.

Er lautete wie folgt:

„Es heißt, daß der nahende Tod manchen Schleier von dem geistigen Auge des Menschen nimmt; ich habe die Wahrheit dieser Behauptung an mir selbst erfahren. Vorurtheilslos habe ich eine Rückschau über mein vergangenes Leben gehalten, und erschüttert von den traurigen Bildern möchte ich Euch, meine Theuren, als letztes Vermächtniß nicht Gold noch Gut, sondern nur das Gebot hinterlassen: Liebet Euch unter einander.

„Mir wurde ein seltenes Glück auf meinem Lebenswege zu Theil, da mir vergönnt war, in meinen nächsten Angehörigen, meiner Gattin und meinem Bruder, zwei der edelsten Menschen mein zu nennen. Aber leider waren beide rasch, stolz, heftig, keiner wollte sich dem andern nähern, keiner des andern Schwächen ertragen, und ich muß es trauernd bekennen: ich war nicht die geeignete Persönlichkeit, sie zu versöhnen.

„Ich darf Euch nicht anklagen, und ich klage Euch nicht an für die gramvollen Jahre, welche ich durchlebte, denn ich selbst schuf mir mein Loos, als ich in einer Stunde der Schwachheit und Verzweiflung jenen ungeheuren Frevel an meinem Bruder beging. Was ich der Welt gegenüber zu thun vermochte, um mein Vertrauen in den Edelsinn meines Bruders zu beweisen, ist geschehen. Mein Testament, in welchem ich ihn zum Vormund meines Kindes einsetze, hat Euch den Beweis dafür geliefert und vielleicht, wenn diese meine letzten irdischen Wünsche Euch vorgetragen werden, ist längst aller Groll und Haß vergessen. Steht es aber anders zwischen Euch, so verschließt Euer Ohr meiner Bitte nicht, und Gott bewege Eure starren Herzen. Bei der Liebe, die ich Euch beiden entgegentrage, bei dem Gram über Eure Feindschaft, der mich vorzeitig ins Grab stürzt, beschwöre ich Euch, laßt ab von Eurem Groll! Legt Eure Hand versöhnt in die des versöhnten Gegners, und möge fortan nicht Argwohn, sondern herzliches Vertrauen unter Euch herrschen.

„Nicht umsonst habe ich die Eröffnung dieses Dokuments auf den elften November, den Geburtstag meines Töchterchens, das Gott erhalten wolle, festgesetzt. Wenn Du, mein theurer Bruder, an diesem Tage noch unvermählt bist, wenn Du noch eine Spur jener nachsichtigen Theilnahme für Beatrice hegst, die Du dem Kinde stets geschenkt hast, wenn in ihrem Herzen noch ein Funke jener kindlichen Anhänglichkeit an Dich, mein Bruder, schlummert, so sei sie Dein, und werde die Vermittlerin zwischen Dir und Therese.

„Nicht um irdischer Habe willen wünsche ich diese Verbindung, welche unsere Ahnherrn unbedenklich gefordert haben würden, um unserem Hause den ganzen Güterkomplex zu erhalten; ich wage Euch darum anzuflehen im Namen der Eintracht, des Friedens und des Familienglückes. Zwingen will ich Euch so wenig durch Ueberredung als durch meinen Befehl. Eines verlange ich ganz entschieden: lernt Euch kennen! Lernt Euch kennen, und ich bin gewiß, Ihr werdet treue Freunde für alle Zeiten sein und bleiben, selbst wenn Eure Neigung andererseits gefesselt sein sollte.

„Kommt Eure Verbindung zu Stande, so löst die Eigenthumsfrage sich von selbst. Sollte aber dieser Wunsch, gleich so vielen meiner besten Wünsche, unerfüllt bleiben, so verlange ich, daß meine drei Güter Buchdorf, Grasort und Harsbye von Sachverständigen gewissenhaft taxirt und sie, sowie mein Baarvermögen in zwei dem Werthe nach gleiche Theile getheilt werden, von welchen der eine meiner Gattin und Tochter, der andere meinem Bruder zufällt, denn es ist das Erbtheil seines Vaters.

„Ich erwarte und hoffe, daß alle Parteien diese meine Bestimmung billigen werden; nicht nur die Gerechtigkeit fordert sie, auch meine väterliche Liebe hat mich zu solcher Theilung bewogen. Reichthum, mein theures Kind, ist ebenso oft ein Fluch als ein Segen, ich habe es bitter erfahren. Ein überreiches Erbe lockt Abenteurer an, und die Erbin wird leicht die Beute eines Ehrlosen.

„Ich hege das Zutrauen zu meinem Bruder, daß er, wie immer sich die Verhältnisse gestalten mögen, im Verein mit meiner Gemahlin die Wahl Beatricens sorgfältig prüfen wird und erkläre nur dem Schwiegersohn meinen väterlichen Segen ertheilen zu wollen, den er meines Kindes würdig erachtet.

„Und nun, nachdem ich also mein Zeitliches bestellt, nehme ich Abschied von Euch, meine Lieben, mit demüthigem Dank für die Güte und Nachsicht, welche Ihr mir zeitlebens erwiesen

Digitized by Google

habt. Gott lohne Eure Treue und nehme meine Seele in Gnaden auf.

Kurt, Heinrich, Freiherr von Arning."

Der Notar schwieg, und für den Augenblick fühlten alle sich tief erschüttert, ja beschämt von dem edlen, liebevollen Sinne, der aus den Worten des Verstorbenen sprach. Der gute alte Tannen weinte wie ein Kind; und selbst Therese, obgleich der Inhalt des Testaments ihre schlimmsten Befürchtungen übertraf, konnte sich heute nicht zu einem Gefühl der Mißachtung gegen ihren Gatten aufschwingen. Sie war nur sehr bleich geworden, und ihre Hände preßten sich krampfhaft in einander, während ihr Auge voll Angst und Erwartung von einem der Anwesenden zum andern schweifte.

Es war eine Pause entstanden, welche kein Laut zu unterbrechen wagte, als das Ticken der Stutzuhr vor dem Spiegel, denn auf aller Herzen lag es wie ein Bann, und als derselbe sich allmählich löste und jeder in die Wirklichkeit zurückkehrte, da wandten die Blicke sämmtlicher Anwesenden sich instinktmäßig auf Otto von Arning, der stumm und in sich gekehrt am Kamin lehnte. Man hätte ihn für ruhig halten können, denn das leise Zucken seiner Oberlippe, das nervöse Spiel seiner Finger gab keinen Begriff von der Heftigkeit des Kampfes, welcher in ihm tobte. Jetzt schaute er auf. Die stumme Frage der Gesellschaft forderte eine Entscheidung von ihm, der allein hier zu entscheiden hatte, das verstand er wohl, aber er schwankte noch, und sein Auge suchte gedankenvoll die einzige unter den Anwesenden, welche es nicht gewagt hatte, den Blick zu ihm aufzuschlagen: Beatrice.

Sie fühlte, daß die nächste Minute über ihre ganze Zukunft entscheiden müsse, und es dünkte ihr eine Ewigkeit, bis endlich Otto mit fester Stimme das allgemeine Schweigen brach.

„Ich bitte um Verzeihung," sagte er, „daß ich mit meiner Antwort zögerte, aber abgesehen von dem tiefen Eindruck, welchen Kurts letzte Wünsche auf mich machen mußten, enthält sein Testament so viele Fragen, daß es einiger Sammlung bedarf, um eine entscheidende Antwort darauf geben zu können. Was zunächst die Theilung der Hinterlassenschaft betrifft, so erkenne ich Kurts liebevolle Fürsorge für mich zwar dankend an, muß aber zugleich entschieden erklären, daß ich auf meinen Antheil ein- für allemal verzichte. Es ist nicht meine Absicht, Fräulein von Arning ihres väterlichen Erbes zu berauben, um so weniger, da ich größeren Reichthum besitze, als mein zurückgezogenes Leben erfordert. Zu der Aussöhnung mit meinen Verwandten dagegen, welche Kurt so sehr wünscht, biete ich von Herzen die Hand. Ja, ich bin seinem Verlangen insofern zuvor gekommen, als ich schon seit Jahren einsehen lernte, daß ich selbst die größere Schuld an den Mißverständnissen trage, welche so viel Unglück über mich brachten."

Therese trat auf den Freiherrn zu und bot ihm ihre Rechte. Reden konnte sie nicht, aber in ihrem angstvollen Blicke lag dieselbe Frage, welche der Notar jetzt aussprach.

„Es handelt sich in dem Testament noch um einen dritten Punkt, Herr Baron," sagte er, „ja, dieser scheint dem Verewigten gerade der wichtigste gewesen zu sein, Ihre Verbindung mit dem gnädigen Fräulein —"

„Sie werden zugeben, daß ich nicht im Stande bin, allein und eigenmächtig hierüber zu entscheiden," fiel Otto rasch ein, und seine Stimme hatte viel von ihrer Sicherheit verloren. „Doch trifft auch hier meines Bruders Wunsch mit dem meinigen zusammen; von Fräulein von Arning hängt es ab, unsere gemeinsame Bitte zu erfüllen." Er näherte sich dem jungen Mädchen. „Glauben Sie mir so viel Vertrauen schenken zu können, Beatrice?"

Die Baronesse schaute rasch empor; seine Frage klang kühl, geschäftsmäßig, aber der Blick, welcher sie begleitete und dem schüchtern forschenden Auge des jungen Mädchens begegnete, hatte nichts von dieser Eigenschaft. Da legte Beatrice denn tieferröthend ihre Hand in des Freiherrn dargebotene Rechte und flüsterte ein leises doch festes: „Ja".

Sie fühlte dabei, daß Ottos Hand zitterte, und der leidenschaftliche Druck, mit welchem er die ihrige ergriff und festhielt, sagte ihr gleichfalls, daß dem verschlossenen Weiberfeind von Ermsdal ihre Antwort nicht so ganz gleichgiltig war, wie er sich den Anschein gab.

Der Verwalter, welcher mit athemloser Spannung den Vorgängen der letzten Stunde gefolgt war, konnte hier ein leises Stöhnen der Wuth nicht unterdrücken, aber er hatte Glück dabei; sein Zornausbruch ging vollständig unter in dem Aufschrei, mit welchem die Baronin sich aus ihrer Lethargie emporraffte und an die Seite ihrer Tochter eilte.

„Beatrice, Mädchen, weißt Du denn auch, was Du thust? Deine Kindesliebe, die Achtung vor Deines Vaters Wünschen ist lobenswerth, verdient Anerkennung; aber sie reißt Dich zu einer nie wieder gut zu machenden Uebereilung hin. Herr von Arning," unterbrach sie sich aufgeregt, „wir sind und bleiben Freunde; ich weiß, mein Gemahl macht die endgültige Entscheidung dieser Angelegenheit von Ihnen und meinem Kind allein abhängig, und ich schwöre Ihnen, ich werde ihrem Willen in nichts entgegentreten, aber Zeit zur Ueberlegung, ehe sie eine so entscheidende Wahl trifft, eine kurze Bedenkzeit fordere ich als ein heiliges Recht von Ihnen!"

Otto gab mit einem unterdrückten Seufzer die Hand der Baronesse frei und trat resignirt zurück.

„Komm, Bertie," fuhr Frau von Arning fort. „Je eher diese Sache entschieden ist, um so besser für uns alle."

Sie umklammerte mit beinahe schmerzhaftem Griff den Arm ihres Kindes und zog es in ein Nebengemach. Im Hinausgehen wandte das junge Mädchen sich nochmals zurück. Ihr Blick begegnete dem Ottos, welcher sich so angstvoll und fragend auf sie heftete, daß sie sich eines freudigen Lächelns nicht erwehren konnte.

Etwas über eine Viertelstunde dauerte die Unterredung zwischen Mutter und Tochter, dann kehrten beide in den Saal zurück, die Baronin näherte sich bleich, starr und wie gebrochen dem Freiherrn und legte Beatricens Hand in die seinige.

„So nehmen Sie mein Kind denn hin," sagte sie dabei mit bebender Stimme, „und mögen Sie es glücklich machen." Therese konnte nicht weiter sprechen, zwei schwere Thränen rollten über ihre Wangen. Diese Verlobung hatte so wenig Fröhliches, daß es ihr eher vorkam, als weihe sie ihre Tochter dem Grab.

Der Freiherr fühlte sich von ihrem Schmerz gerührt. „Beatricens Glück soll in Zukunft meine einzige Sorge sein," erwiderte er, der Baronin die Hand küssend, während die andern Herren sich glückwünschend zu dem Paare drängten.

Draußen hatte mittlerweile die Sonne den trüben Wolkenschleier durchbrochen. Man fühlte nach all der Aufregung ein dringendes Bedürfniß nach frischer Luft, und bald wandelten die Buchdorfer Gäste paarweise durch die entlaubten Parkalleen. Beatrice und Otto gingen voran, Arm in Arm, sahen nach den ziehenden Wolken, sahen die Sonnenstrahlen in den frischgefallenen Regentropfen schimmern, hielten gleichen Schritt und blieben beharrlich stumm, weil keines von ihnen das rechte Wort finden konnte.

Unterdessen stand der Verwalter am Eingang einer Allee und blickte in mühsam verhaltenem Zorn dem Brautpaar nach. Was half nun all sein Ringen und Streben, alle Schuld, alle Verbrechen, die er auf sich geladen, der verhaßte Gegner trug mühelos den Sieg davon! Bei dieser Vorstellung ballte sich Warnes Faust und seine Zähne knirschten. Ein Bild aufs Höchste getriebener ohnmächtiger Wuth stand er da. In diesem Augenblick legte sich eine Hand auf seinen Arm und —

„Was gebt Ihr doch, mein theurer Herr, um das Brautpärchen dort zu trennen?" fragte die braune Else, ihm lachend ins Gesicht schauend.

„Meine Seligkeit!" brauste der Verwalter selbstvergessen auf, „wenn —"

„Wenn Ihr sie nicht längst dem Teufel verpfändet hättet," ergänzte Elsbeth trocken. „Nun, nach Eurer armen Seele gelüstet michs eben nicht; aber das Pärchen werd' ich entzweien, so wahr man mich die braune Else nennt!"

Damit war das sonderbare Geschöpf auch schon wieder verschwunden.

Ihr langjähriger Haß gegen Fräulein von Arning hatte

Digitized by Google

vor kurzem neue Nahrung erhalten. Sie war wirklich auf der Ermsdaler Kirchweih gewesen in dem Putze, welchen sie sich für das ihrer Großmutter erpreßte Geld verschafft hatte; aber die Ermsdalerinnen hatten sich feindlich von dem nur ungern geduldeten Mädchen abgewandt und kein Bursche ließ sich herab, sie zum Tanze aufzufordern.

Auch der Gutsherr, der Mann, um dessen willen sie sich geschmückt, der einzige, welcher ihr einiges Interesse einflößte, hatte kalt und gleichgiltig über sie hinweggeblickt, als wäre sie gar nicht da. Das verletzte sie bis ins innerste Herz und genügte, einen so leidenschaftlichen Charakter mit Groll und Rachsucht zu erfüllen. Denn bemerkt haben mußte er sie. Diese schmächtige Gestalt in ihrer phantastischen Tracht, dem frei herabwallenden Haar, den finster verschränkten Armen und dem wilden trotzigen Blick ihrer schwarzen Augen war zu auffallend in einer Schaar flachsköpfiger Bauerndirnen Norddeutschlands, um absichtslos übersehen zu werden.

Für Warne hatte die plötzliche Anrede wenigstens den Nutzen, ihm die Nothwendigkeit größerer Selbstbeherrschung klar zu machen. Es war ihm eben gelungen, sein Gesicht in die gewohnten Falten zu legen, als die Baronin langsam des Weges kam. Die Herren hatten sich verabschiedet und sie kehrte in das Haus zurück, um dort die Ruhe zu suchen, deren sie nach der unnatürlichen Aufregung des Morgens in so hohem Grade bedürftig war.

Als sie sich nun so unerwartet dem langjährigen Vertrauten gegenüber sah, drängte es sich auf die Lippen der sonst so verschlossenen Frau:

„Das war ein heißer Vormittag, Herr Warne! Hätten Sie jemals geahnt, daß mein Schwager ein so reiches Erbe ausschlagen und dafür die Hand der Baronesse begehren könne?"

Der Verwalter war noch nicht wieder ganz Herr seiner selbst, sonst würde er seine Zunge gehütet haben, aber der Zorn übermannte ihn derartig, daß er mit schlecht verstecktem Grimm erwiderte: „Für einen Thoren hielt ich Herrn von Arning nie. Weshalb sollte er sich mit der Hälfte begnügen, wenn es bei ihm stand, den ganzen Besitz zu erlangen?"

Die Baronin maß ihr Faktotum mit einem langen seltsamen Blick; es fiel ihr so manches ein, unter andern auch, daß Warne seit Jahren Ottos Feind sei und daß sie die Anklage gegen letzteren hauptsächlich auf sein Anstiften und seine Aussagen hin erhoben. „Er soll nicht sagen, daß ich die Schuld trage, wenn unsere Eintracht nicht von Dauer ist," beschloß sie, in ihrem Herzen; laut aber fügte sie hinzu:

„Ich habe in geschäftlicher Beziehung mit Ihnen zu reden, Herr Warne. Hier dürfte nicht der geeignete Ort sein, ich bitte sie daher mir zu folgen."

Sie schritt vorüber und der Verwalter, welcher schon längst bereute, so weit gegangen zu sein, bestrebte sich auf dem Wege zu Theresens Boudoir den üblen Eindruck seiner letzten Worte zu verwischen. Aber die Baronin war von einem einmal gefaßten Vorsatz so leicht nicht abzubringen. Sobald sich die Thüre hinter ihnen geschlossen, begann sie ihrer Meinung Worte zu verleihen. Die gütige Freundin verschwand, es war eine Herrin Zoll für Zoll, welche mit dem überraschten Verwalter also redete.

„Wir haben kein Geheimniß vor Ihnen gehabt, Herr Warne, und so sind Sie auch stets Zeuge der Verhandlungen zwischen meinem Schwager und unserer Familie gewesen, und hatten heute erst Gelegenheit, sich durch den Augenschein zu überzeugen, welche tiefgreifende Veränderung unser Verhältniß zu Herrn von Arning erlitten hat. Ich will die Vergangenheit nicht erörtern, noch weniger meine persönlichen Gefühle aussprechen. Der Freiherr ist mein Schwiegersohn, ich bin ihm folglich Rücksicht schuldig. Sie aber, Herr Warne, sind sein Feind, und wie groß auch seine Schuld oder Ihr — Irrthum gewesen sei, so viel begreifen Sie wohl selbst, daß Buchdorf nicht Raum für Sie und ihn zugleich hat."

„Das heißt, Sie entfernen mich, gnädige Frau!" unterbrach sie der Verwalter gereizt; „entfernen mich, einen treuen, bewährten Diener um eines Mannes willen, den Sie selbst — genug, er ist Ihr Schwiegersohn."

Die Sprache klang von Warnes Lippen neu und Therese war nicht geneigt, sie zu dulden.

„Sie haben mich nicht ausreden lassen, Herr Warne," entgegnete sie eisig. „Von entfernen ist nicht die Rede; ich schlage Ihnen einfach vor, ein Jahr lang auf Reisen zu gehen, auf meine Kosten natürlich, denn unser Kontrakt ist noch nicht abgelaufen. Was Sie an diesem Vorschlag verletzen kann, weiß ich wirklich nicht; im Gegentheil glaubte ich mit meinem Anerbieten Ihrem Wunsche zuvorzukommen, denn für einen Mann von etwas Zartgefühl ist ein Zusammenleben, wie es Ihnen bevorstand, doch das peinlichste, was sich denken läßt. Es sollte mir leid thun, wenn ich mich in meiner Annahme getäuscht hätte. Wann können Sie Ihre Rechnungen abgeschlossen haben?"

„In zwei Tagen, wenn ich mich beeile," stieß der Verwalter kaum hörbar hervor; der Zorn erstickte seine Stimme.

„Ich würde Ihnen sehr dankbar dafür sein," erwiderte Therese ernst; und mit einem stolzen Neigen ihres Hauptes war der Verwalter entlassen.

Die Art ihrer Trennung von einem so langjährigen Hausgenossen zeigte recht, wie wenig es dem Verwalter trotz aller Unterwürfigkeit und scheinbaren Rechtschaffenheit gelungen war, die Zuneigung seiner Herrin zu gewinnen. Therese hatte ihn so lange gegen die Angriffe ihrer Freunde vertheidigt, bis sie sich selbst einbildete, ihn zu schätzen; da nun die Scheidestunde kam, staunte sie, daß ihr der Abschied so leicht wurde.

* * *

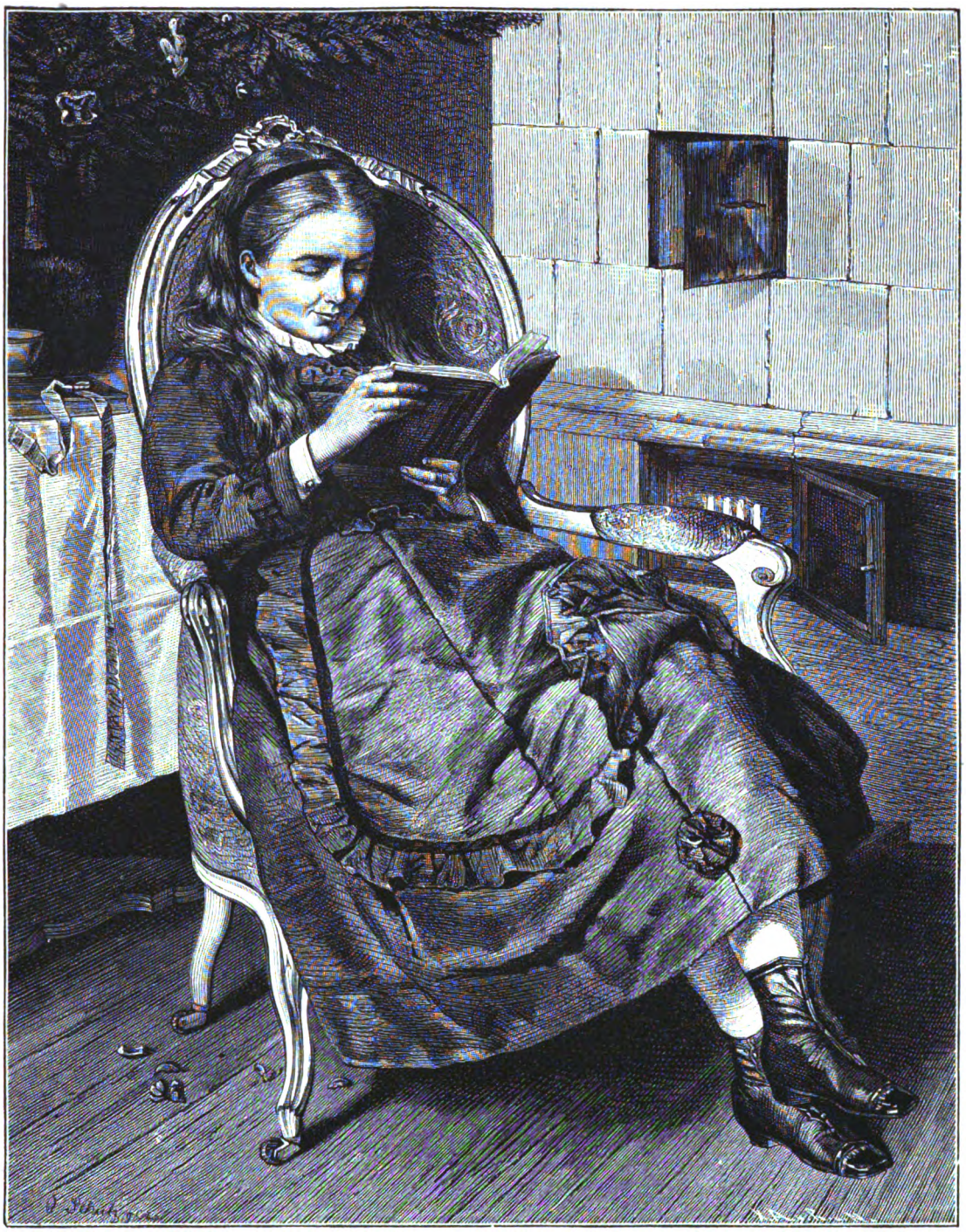
Es ist Nacht, und wieder brennt die einsame Lampe hell auf dem Arbeitstisch Heinrich Warnes, Läden und Vorhänge sind sorgsam geschlossen. Mit zusammengepreßten Lippen und finstrer Stirn sitzt er vor den Papierstößen, welche seinen Schreibtisch bedecken. Im Ofen prasselt ein helles Feuer und er trägt Sorge es zu erhalten, obgleich die Herbstnacht wunderbar mild ist. Gegenüber hängt die Kukuksuhr, aber ihr unermüdliches Pendel steht still wie des Verwalters durch Trug erworbenes Glück in der Arningschen Familie. Auf den Tischen, auf Stühlen, auf dem Boden liegen in langen Reihen je zwei Bücher nebeneinander. Einband, Seitenzahl und auch die mehr oder weniger vergilbte Schrift der beiden stimmen zum Verwechseln überein — nicht aber stimmt der Inhalt. Herr Warne hat seit Jahren doppelte Bücher geführt und ist nun eifrig beschäftigt, die letzten Posten einzutragen, dann die bisher für das Auge der Baronin bestimmten Blätter den Flammen zu übergeben. Sie hat kaum je einen Blick in dieselben geworfen, sie wird es nicht bemerken, wenn statt ihrer andere Bücher zurückbleiben, deren Inhalt genau dem wirkliche Stande ihres Vermögens entspricht, während die ersteren glänzende Lügen enthielten. Seit Jahren hat der Vorsichtige diesen Augenblick erwartet, seit Jahren hat er alle Chancen berechnet, sein Abschied von Buchdorf findet ihn vorbereitet, wenn er sich auch in den letzten Monaten mit schöneren Hoffnungen getragen.

Der erste graue Morgenstrahl brach durch die Läden — und die schwierige Arbeit war vollendet. In den Gefächern des Schreibtisches lagen in schönster Ordnung Briefe, Rechnungen und Quittungen aufgeschichtet, davor die heimlich geführten Bücher, der letzte Funken der betrügerischen war verglommen und ihre Asche sorgfältig in einem Koffer untergebracht. Heinrich Warne musterte mit zufriedenem Lächeln seine Anordnungen. Da war auch nicht ein Stäubchen mehr, das ihn hätte verrathen oder auch nur einen Verdacht auf ihn lenken können — der Baronin blieb die ganze Schuld.

Er stieß den Fensterladen auf und blickte hinaus. Da wollte es ihn bedünken, als gleite ein Schatten lautlos um die Hausecke. Aber vergebens strengte er alle Sinne an, es war nichts zu hören noch zu sehen. Still und frostig lag der Park im ersten Morgengrauen da, und der harte Boden unter Warnes Fenster zeigte nicht die leiseste Spur. Der Verwalter schrieb die Erscheinung seinen durch die Nachtwache überreizten Nerven zu und ging getrosten Muthes hinunter, um den Wagen zu seiner Abreise zu bestellen.

Als er an dem Teich vorüberfuhr, warm in seine Reisedecke gehüllt, die dampfende Cigarre im Munde, konnte er sich

Digitized by Google



Vertieft. Nach dem Gemälde von B. Woltze.

nicht enthalten, in einem Anflug von Uebermuth dem Wasser zuzunicken.

„Leb wohl, schöner Teich," dachte er dabei, „doch nicht auf lange! Bald kehr' ich als Dein Herr und Besitzer zurück."

Warne hatte allen Grund, sich in diesen süßen Träumen zu wiegen; er wußte, daß die Baronin ruinirt war, ihm selbst aber erwuchs aus seit Jahren sich häufenden Zinsen in einem englischen Bankhause ein Vermögen, das mehr als genügt hätte, die Arningsche Familie aus ihrer Verlegenheit zu reißen. Für Beatricens Hand war er in der That hierzu bereit. Er glaubte nicht, daß die Baronin sie ihm unter den obwaltenden Umständen verweigern werde. Sollte sie es aber dennoch wagen, nun, Buchdorf entging ihm deshalb nicht! Er würde es einfach kaufen, wenn es unter den Hammer kam, wie nothwendig über kurz oder lang geschehen mußte. Das einzige, was den wohlüberlegten Plan durchkreuzen konnte und was sich gar nicht mit Gewißheit berechnen ließ, war des Ermsdalers Verhalten bei dem Ruin seiner Verwandten, zumal er ja mit Beatrice verlobt war; indes auch hier glaubte der Verwalter nicht auf ernstliche Schwierigkeiten zu stoßen; er nahm mit Tante Bernhardine an, daß nur die Aussicht auf Buchdorf Otto zu seiner Verlobung getrieben habe. War ersteres für ihn verloren, so würde er auch Mittel und Wege finden, letztere zu lösen, schloß Warne, und selbst als Konkurrent bei dem Verkauf schien ihm der Freiherr ungefährlich. Er hatte ja erst Repach erworben; schwerlich konnte er ohne große Opfer die Summen beschaffen, welche zu einem Gebot auf Buchdorf erforderlich waren.

Der Wagen hielt auf der Station. Warne löste ein Billet nach Hamburg und der Kutscher sah ihn einsteigen und den Zug davon brausen, ehe er selbst die Köpfe seiner Pferde nach Buchdorf zurückwandte.

Der Verwalter aber fuhr nicht nach Hamburg; auf der nächsten kleinen Station verließ er das Coupé, forderte sein Gepäck, und schlich sich querfeldein durch das Gemisch von Schnee und Regen, das ohne Aufhören von dem bleiernen Himmel niederströmte, über die aufgeweichten Felder nach dem Repacher Forst hinüber. Er war so glücklich, das Herrenhaus des Gutes zu erreichen, ohne einem menschlichen Wesen be-

Digitized by Google

gegnet zu sein. Das Gebäude stand leer; Otto verwaltete das Gut von Ermsdal aus und der frühere Besitzer war höchstens einmal zur Jagdzeit dort eingekehrt. Keine von beiden hatte Sorge getragen, die Spuren vorzeitigen Verfalls zu tilgen, welche Wind und Wetter im Verein mit der unerbittlichen Zeit in die rothen Backsteinmauern der alterthümlichen Behausung gegraben.

Es lag ein Hauch von Melancholie und Verlassenheit auf dem einsamen Fleck. Das Gras wuchs zwischen den Steinfließen des Hofes in ungestörter Ueppigkeit empor. Die Dachrinnen hatten längst aufgehört ihre Schuldigkeit zu thun; in langen Fetzen hingen sie an der Hauswand nieder oder lagen rostend neben zerbröckelnden Ziegelsteinen. Einzelne Fensterscheiben waren zerbrochen und ließen Sturm und Sonnenschein ungehindert in die steif und altväterisch ausgestatteten Räume eindringen. Warne rüttelte an dem ersten besten Fensterladen, der ihm in die Hand kam, und da der morsche Riegel dem Druck sofort nachgab, umwickelte der Verwalter die Hand mit seinem Taschentuch, drückte eine der Scheiben ein und öffnete das Fenster. Alles dies war das Werk einer Minute; in der nächsten waren Fenster und Laden schon wieder geschlossen und Warne lag bequem auf dem verblichenen Sopha ausgestreckt, in eifrigem Bemühen den Schlaf nachzuholen, welchen er in der vorigen Nacht versäumt.

Am Abend dieses Tages, als die alte Stine nichts Böses ahnend bei ihrem trüben Talglicht saß und das Spinnrad mit ihrem schwarzem Kater um die Wette schnurren ließ, stand plötzlich, als sei er dem Erdboden entstiegen, Freund Warne vor ihrem entsetzten Blick. Die Alte wollte in ihrem ersten Schrecken um Hilfe rufen, aber der Verwalter winkte ihr mit einem halben Lächeln, zu schweigen.

„Fürchtet nichts," sagte er, „ich bin es, Heinrich Warne in Fleisch und Blut. Gebt mir vor allen Dingen zu essen, dann sollt Ihr das Weitere hören."

„Was bringt Euch jetzt hierher, ich glaubte Euch längst zu Schiff," fragte die Alte verwundert, während sie aufstand und zu dem Schüsselbrette humpelte.

„Meint Ihr, daß ich den Schauplatz verlassen würde, ehe das Spiel zu Ende ist?" antwortete Warne, indem er es sich auf dem einzigen Stuhl der Hütte bequem machte.

„Els sagte, Ihr wäret nach Hamburg," murmelte die Alte, während sie ihrem Gast Brot und Speck hinschob, „weil die See dort so nahe ist."

„Warum nicht gar! Davonlaufen wie ein ertappter Schuljunge?" unterbrach Warne kaltblütig, und wischte die Finger in Ermangelung einer Serviette an seinem Battisttaschentuche ab. Er war heute eben so elegant und sorgfältig gekleidet, als je in Buchdorf. „Nein, ich habe mich auf Repach einquartirt, wo ich bleiben will. Ich weiß, wie es weiter mit Buchdorf wird. Die Baronin hat mich entlassen, und jetzt ruhe ich nicht eher, bis ich sie gleichfalls abziehen gesehen."

Warne sprach sich allzeit offen gegen Mutter Stine aus; er fürchtete keinen Verrath von ihr, denn er wußte, daß er sie jederzeit an den Galgen bringen konnte, und sie wußte das gleichfalls, und war ihm eine zuverlässige und muthige Gehilfin gewesen seit dem Tage, da er die verhängnißvolle Entdeckung in ihrem Hause machte. Diesmal schienen seine Worte sie indessen ernstlich zu beunruhigen. Sie starrte ihn an und wiederholte: „Entlassen, Euch — so ist alles entdeckt!"

Warne biß hungrig in das grobe Stück Brot, welches er in der Hand hielt. „Noch nicht," sagte er. „Das ist unsere Sache; ich bin hier, um Euch zu sagen, wie wir es anfangen müssen."

Die alte Frau rang nur stumm die Hände; mit ihrer gesunden Körperkraft hatte alle Kühnheit sie verlassen.

„Wir sind doch allein?" fuhr Warne, einen forschenden Blick durch die halbdunkle Hütte werfend, fort: „Eure Elsbeth braucht von dieser Angelegenheit nichts zu erfahren."

Die Alte nickte, aber dabei streifte ihr Auge scheu die Bettvorhänge, welche sich leise bewegten.

„Also hört: hier sind die Briefe; Ihr müßt nach M., um — —"

„Nein, nein," protestirte die alte Stine jetzt ganz entschieden, „laßt mich aus dem Spiel, Herr Verwalter; ich bin eine alte Frau, und möchte mein Leben gern in Frieden beschließen. „Der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht," sagt das Sprichwort, und Ihr solltet lieber dem Teufel danken, daß die Geschichte nicht früher entdeckt wurde, und Euch davon machen, so lange es noch Zeit ist!"

„Unsinn, Mutter Stine," entgegnete der Verwalter verdrießlich. „Seit wann seid denn Ihr ein solcher Hasenfuß? Wie oft soll ich Euch noch sagen, daß wir gar nicht entdeckt werden können? Doch das wollt Ihr nicht verstehen! Vielleicht redet dies Geld hier eine deutlichere Sprache. Es ist Euer, wenn Ihr meinen Auftrag jetzt ohne weiteres Geplapper ausführt."

Die Alte haschte gierig nach dem Beutel, wog ihn in der Hand und begann seinen Inhalt abzuzählen. Es war seltsam anzusehen, wie Furcht und Gier in ihrem runzlichen Gesichte kämpften, aber die Gier siegte. Mutter Stine widersprach nicht mehr. Ein Ausdruck von Belustigung flog über des Verwalters Züge. Er schwand indes blitzgleich und mit seiner gewöhnlichen kalten Ruhe legte Warne die Hand auf den Geldbeutel. „Er ist Euer, nachdem Ihr meinen Auftrag ausgeführt habt," bemerkte er bedeutungsvoll und steckte das Geld wieder bei.

„Hier sind die Briefe. Ihr geht insgeheim nach M. und schafft diese drei Schreiben da unbemerkt in die Wohnungen der Wucherer. Den Inhalt könnt Ihr wissen; ich theile den Leutchen einfach hierdurch mit, daß Frau von Arning bei ihren Kollegen Anleihen zu demselben Betrage gemacht hat, das genügt schon völlig. Setzt man die Bluthunde nur erst auf die Fährte, den Rest besorgen sie allein. Zum Ueberfluß sind die Schuldverschreibungen so abgefaßt, daß sie jeden Augenblick gekündigt werden können. Aber geht selbst, Mutter Stine — denn Eurer Elsbeth trau ich nun einmal nicht über den Weg — und sorgt, daß Ihr nicht gesehen werdet, in Eurem Interesse, denn sollte es zu einer Anklage kommen — und man muß auch den schlimmsten Fall ins Auge fassen — so gestehe ich zwar ein, im Auftrag der Baronin und durch Euch die Anleihe vermittelt zu haben; die Urheberschaft der Briefe hier aber leugne ich ganz entschieden. Diese Verantwortlichkeit trifft Euch allein. Ich aber sage Euch das, damit Ihr wißt, woran Ihr Euch zu halten habt. Und nun Gott befohlen. Acht Tage habt Ihr Zeit, meinen Auftrag zu erfüllen."

Damit nahm Warne seinen Hut und verließ lautlos, wie er gekommen, die Moorhütte mit ihrer Bewohnerin, in welch letzterer der Kampf zwischen Gier und Furcht mit neuer Qual entbrannte.

In ihrer Jugend hatte sie die krummen Wege gesucht, nun das Alter herannahte und sie sich nach Ruhe sehnte, kamen die krummen Wege und suchten sie. Und da half nichts, sie mußte sie gehen; die Vergangenheit ist nun einmal die Saat, aus welcher unerbittlich die Zukunft empor wächst.

Als Warne eilig durch die Gebüsche glitt, in der festen Ueberzeugung, daß kein Mensch ihn hier beobachte, ertönte dicht neben ihm im Gesträuch ein leiser Kukuksschrei. Der Verwalter prallte zurück. Nach der Ueberlegung eines Augenblicks schöpfte er aus dem sonst so verhaßten Ruf eine große Beruhigung: „Treibt Elsbeth sich hier im Dickicht umher, so kann sie nicht Zeuge unserer Unterredung gewesen sein," dachte er erleichtert.

Aber es war doch kein Luftzug gewesen, was die blauen Bettvorhänge bewegt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die deutsche Seewarte in Hamburg.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Alle Einrichtungen und Maßregeln, welche geeignet sind, das Leben und Eigenthum der sich den Wellen des Ozeans anvertrauenden Seefahrer und Reisenden und der noch zahlreicheren, Handel, Schifffahrt und Fischfang treibenden Küstenbewohner zu schützen und zu sichern, erregen schon von vornherein das lebhafteste Interesse der direkt an der Seefahrt und dem Seeverkehr Betheiligten, aber auch die wärmste Theilnahme aller derjenigen, welche, im trauten Daheim sitzend, nicht nur ihre Lieben auf den weiten pfadlos erscheinenden Wasserstraßen des Ozeans begleiten, sondern auch bei jedem der leider immer noch so zahlreichen Schiffsunfälle oder der verheerenden Stürme an den Küsten im allgemeinen menschlichen Interesse jede Abhilfe oder Vorbeugung von Gefahren der See mit Freuden begrüßen.

Schon seit einigen Jahrzehnten haben die meisten seefahrenden Nationen die in der neueren Zeit erst entstandene und jetzt immer mehr und mehr gepflegte Wissenschaft der maritimen Meteorologie für diese wahrhaft humanen praktischen Zwecke benutzt. Diesen neuen Zweig des menschlichen Wissens, die Erforschung des Meeres nach allen seinen physikalischen Beziehungen zur Schwere und Wärme, zum Lichte und zur Elektrizität, sowie zu dem dasselbe umgebenden Luftozean verdanken wir allerdings in erster Linie dem Amerikaner Maury, dem Engländer Fitz-Roy und den Holländern Buys Ballot und Cornelissen. Doch kann es uns Deutsche immerhin mit gerechtem Stolze erfüllen, daß deutsche Forscher es waren, welche schon lange vor jenen Fremden die Grundsätze der maritim-meteorologischen Forschung auf den Ozeanen und an den Küsten niedergelegt haben: es sind dies vor allem Dove und Heinrich Berghaus, aber es blieb auch hier wie in vielen anderen Fällen bei einem rein theoretischen Studium, welches allerdings die Wissenschaft förderte, aber nur selten in seiner Anwendung (wie z. B. bei dem Doveschen Drehungsgesetz der Winde und seinem Gesetz der Stürme) zur Geltung kam.

Erst das richtige Erfassen der Wichtigkeit der Kenntniß der meteorologischen und physikalischen Verhältnisse des Meeres für die Sicherheit und Schnelligkeit des Seeverkehrs — für letztere allerdings, unbeschadet der ersteren — hat namentlich bei den Amerikanern und Engländern zu der Errichtung von Centralstellen für maritime Meteorologie geführt. Diese sind, gestützt auf die Verbesserungen der heutigen Kommunikationsmittel, besonders der Telegraphie, im Stande, einerseits gleichzeitig und nach einem übereinstimmenden Plane derartige Beobachtungen anzustellen und gegenseitig auszutauschen, welche speziell für die Küstenschifffahrt nutzbar zu machen sind, andererseits Untersuchungen der verschiedenen Seereisen und Diskussionen der bei diesen angestellten Beobachtungen über Strömungen, Wassertemperaturen, Wind und Wetter ꝛc. auszuführen, aus denen sichere Schlüsse über die beste Reiseroute in einem bestimmten Theile des Ozeans, für eine bestimmte Zeit des Jahres und für ein in seinen Eigenschaften näher bekanntes Schiff gefolgert werden können.

Unser deutsches Reich, welches eine ausgedehnte Küste an zwei Meeren hat und nächst Großbritannien die größte Handelsflotte Europas besitzt, entbehrte bis jetzt einer solchen ausreichenden Anstalt für diesen Zweck. Dank der Einsicht und des Wohlwollens der obersten Reichsbehörde und des Reichstages, ist, mit reichen materiellen und geistigen Mitteln ausgestattet, im vorigen Jahr die Deutsche Seewarte in Hamburg ins Leben gerufen und geht einer erfreulichen Entwicklung entgegen.

Die erste Idee zu der Errichtung einer deutschen Seewarte ging von dem „Freien Deutschen Hochstifte" in Frankfurt a. M. aus. In der ersten Versammlung der deutschen Meister des Hochstiftes unter dem Vorsitze von Dr. Otto Volger im Juli 1865, welche zu ihrem Zwecke neben der Berathung über die Ausführbarkeit einer deutschen Nordpolarfahrt auch die über die Errichtung einer Deutschen Seewarte nach Art der englischen und amerikanischen „Nautical Observatories" (daher der deutsche Name „Seewarte") hatte. Nicht die bloße Benutzung einer Gelegenheit war es, daß der jetzige Direktor der deutschen Seewarte, Prof. Dr. Neumayer, in jener Versammlung unter anderem die Nothwendigkeit einer selbstthätigen Betheiligung der Deutschen an den hydrographischen und maritim-meteorologischen Arbeiten der Jetztzeit, und auch der Begründung einer derartigen Centralanstalt, einer „Seewarte", als eines der größten Hebel für unseren maritimen Aufschwung hervorgehoben und begründet hat. War doch Neumayers ganzes Streben und Wirken seit seinen Jünglings- und Studienjahren in München auf die Erreichung dieses zugleich idealen und eminent praktischen Zweckes gerichtet gewesen. Hierzu machte er in seinen jüngeren Mannesjahren als Matrose und Steuermann weite Seereisen nach der südlichen Erdhälfte, wirkte als Lehrer der nautischen Wissenschaften in Hamburg, als Erforscher Australiens und des Südpolargebietes, als Leiter und Vorsteher des durch ihn so berühmt gewordenen Flagstaff-Observatoriums zu Melbourne in Südaustralien, und endlich als Hydrograph der kaiserlich deutschen Marine immer auf diesen großen Zweck hin. Er hat ihn jetzt erreicht und wird seine große Aufgabe erfüllen, und zwar an demselben Orte, welchen das Frankfurter Hochstift im Jahre 1865 für die „Seewarte" ausgewählt hatte, nämlich in Hamburg, wo schon seit 1868 unter der thätigen Leitung van Freedens die Vorgängerin der jetzigen deutschen Seewarte, die „Norddeutsche Seewarte", bis Ende 1874 in mehrfacher Beziehung fruchtbringend gewirkt hatte.

Auf den Vorschlag des früheren Direktors der Navigationsschule zu Elsfleth, Herrn Wilhelm van Freeden, welcher jener Versammlung zu Frankfurt a. M. im Jahre 1865 ebenfalls beigewohnt hatte, in Hamburg ein nautisch-meteorologisches Institut zu begründen, ging die dortige Handelskammer, welcher sich die Bremer anschloß, ebenso viele angesehene Rheder beider großen Seestädte, bereitwillig ein, und so wurde am 1. Januar 1868 im Seemannshause zu Hamburg, dicht an der Elbe, wo auch die jetzige deutsche Seewarte einstweilen ihren Sitz hat, bis ihr ein eigenes Heim geschaffen ist, eine Abtheilung der norddeutschen Seewarte, diejenige für Seefahrt (die zweite für Meteorologie kam aus Mangel an Hilfsmitteln und geeigneten Kräften nie zu Stande) unter der Leitung van Freedens und größtentheils auf Kosten des hamburgischen Staates eröffnet und bis Ende des Jahres 1874 fortgeführt.

Schon während dieser Zeit hatte es sich bald heraus gestellt, daß dieses Institut trotz seiner vielfachen Verdienste und trotz der von dem inzwischen neugegründeten deutschen Reiche gewährten Subvention nicht weiter lebensfähig bleiben könnte, falls es nicht beträchtlich erweitert und aus einem, so zu sagen, Privatinstitute zu einer Reichsanstalt umgewandelt würde, wodurch allein es bei den Seeleuten und Rhedern im Inlande und bei den verwandten Anstalten im Auslande an Ansehen und Vertrauen gewinnen konnte. Es fehlte ihm, außer der bleibenden materiellen Unterstützung von Seiten des Reiches und außer der nöthigen Autorität im In- und Auslande, namentlich die Abtheilung für Wettertelegraphie und Sturmwarnung, welche für eine Seewarte als solche unbedingt nothwendig und für die Wissenschaft und das Wohl der Küstenbewohner und Küstenfahrer gleich ersprießlich und nutzbringend ist.

Die im April 1873 vom Reichskanzleramte berufene Kommission zur Berathung über die Organisation eines verbesserten Sturmwarnungssystems an den deutschen Küsten hatte unter dem Vorsitze des Altmeisters der Meteorologie, Geheimrath Dove, für die Vereinigung der Centralstellen für maritime Meteorologie und für Sturmwarnung zu einer Anstalt, der deutschen Seewarte, sich ausgesprochen und als Sitz derselben Hamburg vorgeschlagen. Durch Beschluß des Reichstages im Dezember 1874, und zwar auf Antrag aus dem Reichstage selbst, wurde die deutsche Seewarte mit ihrem Sitze in Hamburg dem Chef der kaiserlichen Admiralität unterstellt, wodurch der innere Zusammenhang mit dem hydrographischen Bureau der kaiserlichen Admiralität, welches die wissenschaftliche Thätigkeit innerhalb unserer Kriegsmarine vertritt, gewahrt werden konnte.

Digitized by Google

Seit Anfang des vorigen Jahres bis zu Ende desselben wurde an der Organisation dieses Reichsinstitutes, welches der Seefahrt, dem Handel und der Wissenschaft gleich große Dienste zu leisten berufen ist, rüstig gearbeitet, und zu Anfang dieses Jahres ist es unter die Direktion des wirklichen Admiralitätsrathes Prof. Dr. Neumayer in allen seinen einzelnen Abtheilungen in volle Wirksamkeit getreten, um die hohe Aufgabe der „Seewarte" zu erfüllen, nämlich die Kenntniß der Naturverhältnisse des Meeres, soweit diese für die Schifffahrt von Interesse sind, sowie die Kenntniß der Witterungserscheinungen an den deutschen Küsten zu fördern und diese Kenntnisse zur Sicherung und Erleichterung des Schifffahrtverkehrs zu verwerthen.

Zu der Erfüllung dieser Aufgaben theilen sich die Arbeiten der „Seewarte" in vier Hauptgruppen oder Abtheilungen, unter je einem Abtheilungsvorstand mit den nöthigen wissenschaftlichen und technischen Hilfsarbeitern.

Die erste Abtheilung umfaßt die Organisation der meteorologischen Arbeit auf See und die Sammlung von Beobachtungen über die physikalischen Verhältnisse des Meeres, soweit diese für die Schifffahrt von Interesse sind, sowie über die meteorologischen Erscheinungen auf hoher See, also die Arbeiten über maritime Meteorologie und Ozeanographie in ihrer Anwendung auf die praktische Seefahrt: sie vertheilt an die Schiffsführer, welche sich — zu ihrem eigenen Vortheile und dem der Rheder — mit der Seewarte in wechselseitige Verbindung setzen wollen, die meteorologischen Schiffsjournale, die sogenannten Wetterbücher, die nach Vereinbarung mit anderen maritim-meteorologischen Centralstellen nach einem gemeinsamen internationalen Schema angelegt sind; sie gibt ferner die Anleitung zum richtigen Führen dieser Wetterbücher; sie sammelt dieselben nach deren Ausfüllung und unternimmt die kontrolirenden Untersuchungen über den Werth der eingelieferten Beobachtungen im Interesse der meteorologischen Forschung und der Aufstellung allgemeiner und besonderer Segelanweisungen, d. h. der einzuschlagenden Segelrouten und der Küsten-, Inseln- und Untiefenbeschreibung. Einen nicht unwesentlichen Theil der Thätigkeit dieser Abtheilung bildet noch der unmittelbare und ununterbrochene Verkehr mit dem nautischen Publikum, mit Rhedern, Schiffskapitänen ꝛc. Deshalb ist auch der Sitz der Seewarte nach Hamburg verlegt worden; und deshalb sind auch an anderen Hafenorten zu diesem Zwecke Agenturen eingerichtet worden, welche die Centralstelle zu Hamburg an ihrem betreffenden Orte zu vertreten haben, mit diesen eine regelmäßige Verbindung unterhalten, den Verkehr zwischen der Seewarte und den Kapitänen und Rhedern der verschiedenen Bezirke nach allen Richtungen hin vermitteln und so die gleichliegenden Interessen der Seewarten wie der seefahrenden Bevölkerung in jeder Beziehung wahrnehmen sollen. Solche Agenturen sind eingerichtet in Neufahrwasser bei Danzig, Swinemünde und in Bremerhafen, und als Nebenagenturen in Memel, Pillau, Stralsund, Barth, Wustrow, Rostock, Lübeck, Apenrade, Flensburg, Brake, Elsfleth, Leer, Papenburg und Emden, also längs der deutschen Küsten zwischen Rußland und Holland. Diese Agenturen sind auch für die anderen Abtheilungen, jede in ihrem Bezirke, die geeigneten Organe zur Ausdehnung der Thätigkeit der Seewarte auf alle Gebiete unserer langgestreckten Küste.

Die Aufgaben der zweiten Abtheilung zerfallen in zwei Haupttheile, einen literarischen und einen physikalisch-astronomischen. Die literarischen Arbeiten der deutschen Seewarte fließen in dieser Abtheilung zusammen, insofern als die von den andern Abtheilungen vorbereiteten Arbeiten größeren Umfangs hier gesammelt und zum Drucke vorbereitet werden. Gleichzeitig werden kleinere Arbeiten aus dem Gebiete der Seewarte und deren Erfahrungen für die von der kaiserlichen Admiralität in Berlin herausgegebenen „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie"*), die zugleich als Organ der Seewarte und des hydrographischen Bureaus zu betrachten sind, verfaßt und wird eine stete Verbindung mit der Redaktion jener Zeitschrift unterhalten. Ebenso werden in dieser Zeitschrift später bei vorgeschrittener Organisation der Küstenmeteorologie und des Sturmwarnungswesens die Resultate der Beobachtungen und Untersuchungen von dieser Abtheilung veröffentlicht werden.

Der physikalisch-astronomische Theil der Arbeiten dieser zweiten Abtheilung besteht in der Prüfung und Berichtigung der auf Schiffen gebräuchlichen, für die Sicherheit der Seefahrten und die Zuverlässigkeit der Beobachtungen wichtigen Instrumente, Barometer, Aneroide, Thermometer ꝛc., ferner in der Beobachtung der Erscheinungen des Erdmagnetismus auf See und deren Diskussion, und in der Prüfung der Kompasse und des Verhaltens der Magnetnadel am Bord eiserner Schiffe (der sogenannten Deviation der Kompasse, deren Kenntniß heutigen Tages eine Nothwendigkeit für die Sicherheit der Schiffsführung ist und deren Unkenntniß oder Nichtbeachtung den Verlust so manchen Schiffes und so vieler Menschenleben verschuldet hat). Sodann soll diese Abtheilung noch alle Erfahrungen über die zur genauern Bestimmung des Schiffsortes auf See angewandten Methoden sammeln mit dem besonderen Zwecke, durch die oben erwähnten Annalen der Hydrographie von Zeit zu Zeit Mittheilungen an die Leiter der Navigationsschulen gelangen zu lassen.

Die dritte Abtheilung der deutschen Seewarte ist der in neuerer Zeit zu so hoher Bedeutung und segensreicher Wirkung gelangten Küstenmeteorologie, nämlich der Wettertelegraphie und dem Sturmwarnungswesen, gewidmet. Dieser neue Zweig der Meteorologie, eine der schönsten und wohlthätigsten Anwendungen der Wissenschaft auf die Bedürfnisse des praktischen Lebens, ist der Erkenntniß entsprungen, daß auch die sonst für regellos gehaltenen Stürme in fest bestimmten Bahnen und nach bestimmten Gesetzen weiterschreiten; der Gedanke lag sofort nahe, mit Hilfe des elektrischen Drahtes dem Sturme voranzueilen und die bedrohten Gegenden im voraus von dem Herannahen desselben in Kenntniß zu setzen, d. h. sie vor dem Sturm zu warnen. In England und Holland entwickelte sich zuerst das System der Sturmwarnungen und die Wettertelegraphie; letztere erhielt in Nordamerika eine feste Organisation, nach deren Muster man sie auch jetzt in anderen Ländern eingerichtet hat, so, außer in England und Holland, noch in Dänemark, Norwegen, Schweden und Rußland, und endlich jetzt in Deutschland vermittelst der deutschen Seewarte.

Wir werden in einem besonderen Artikel den Lesern des Daheim die Bedeutung und die vielfachen segensreichen Folgen des Sturmwarnungswesens und der Wettertelegraphie auch für die Bewohner des Festlandes, namentlich die Landwirthe und Gärtner, vor Augen führen und beschränken uns hier — dem Zwecke dieser Darstellung gemäß — nur auf die Aufgaben, welche in diesem Gebiete der deutschen Seewarte, speziell deren dritter Abtheilung, zugemessen sind.

Zunächst bestehen diese in wissenschaftlichen Untersuchungen auf dem Gebiete der Küstenmeteorologie nach den an den deutschen Küsten und anderswo angestellten Beobachtungen und in der praktischen Anwendung derselben auf die Wettervorherverkündigung, d. h. der Angaben der wahrscheinlich zu erwartenden Witterung, der sogen. „probabilities", gestützt auf die eigenen Beobachtungen an der Seewarte und auf die per Telegraph oder Post eingehenden Beobachtungen von den eigenen Stationen der Seewarte, von anderen Stationen im deutschen Reiche und endlich von auswärtigen Stationen und meteorologischen Centralanstalten. Es werden zu diesem Behufe nach diesen zahlreichen, zu bestimmten Tagesstunden angestellten und an die Seewarte eingesendeten Beobachtungen täglich synoptische Wetterkarten entworfen, d. h. Karten, welche für einen bestimmten Bezirk, z. B. West-, Mittel- und Nordeuropa,

*) Diese „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie" enthalten außer den ausführlichen Berichten der Schiffe der kaiserlichen Marine sehr werthvolle und neuere Mittheilungen aus dem Gebiete der allgemeinen Geographie, namentlich der Meereskunde und der Tiefseeforschungen, der Völkerkunde, sowie der meteorologischen und magnetischen Erscheinungen auf See und an Küstenpunkten. Sie erscheinen in monatlichen Heften mit Kartenbeilagen für den von der Admiralität sehr niedrig gesetzten Preis von *M.* 3. — das Jahr, und haben sich seit ihrem dreijährigen Bestehen rasch Verbreitung und Anerkennung zu verschaffen gewußt. Sie erscheinen in der Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin. A. d. R.

Digitized by Google

alle gleichzeitig oder vielmehr zu derselben Ortsstunde an den Beobachtungsstationen wahrgenommenen Witterungszustände eingezeichnet enthalten, so daß man mit einem Blicke dieselben überschauen kann. Es ist nun die Aufgabe dieser dritten Abtheilung der Seewarte, diese synoptischen Wetterkarten, unter steter Berücksichtigung der neuesten Forschungen auf diesem Gebiete der Meteorologie, zu prüfen und zu diskutiren, und die hierbei erlangten Resultate endlich durch rechtzeitige Mittheilung an das dabei interessirte Publikum, namentlich das seemännische, nutz- und segensreich zu machen. Diese Mittheilungen, welche an die Oeffentlichkeit gelangen, sei es täglich durch die Wetterberichte in den verschiedensten Zeitungen, sei es zeitweise für die Küsten bei herannahenden Stürmen, enthalten zunächst Thatbestände, welche geeignet sind, den Betreffenden selbst Anhalt zu geben zur Beurtheilung der für sie wesentlichen Momente der Witterung, sei es für die nächstfolgende Zeit oder für dieselbe Zeit an anderen Orten, sei es endlich, wie es der eine Fahrt antretende Seemann braucht, für veränderte Zeit und Ort. Es wird also hierdurch sozusagen eine meteorologische Erziehung des Publikums angebahnt, so daß Jedermann später im Stande sein wird, aus den mitgetheilten Daten selbst ein sicheres Urtheil über das für die nächste Zeit zu erwartende Wetter sich bilden zu können.

Als Mittel für die rasche Einsammlung der Nachrichten an der Seewarte sowohl als für die rechtzeitige Mittheilung derselben und den daraus abgeleiteten Schlüssen an die Betheiligten dient vor allem der Telegraph und das an den unten erwähnten Signalstellen einzurichtende Signalsystem zur Verbreitung von Sturmwarnungen; diese an den Küstenorten eingesetzten Signalstellen sollen hiernach die ihnen von der Centralstelle zu Hamburg zugehenden Warnungen übermitteln, so daß zum Auslaufen bereite oder vorübersegelnde Schiffe ihre Maßnahmen ergreifen können und dadurch die Küstenbevölkerung auf Ueberschwemmungsgefahr aufmerksam gemacht wird. An folgenden Orten sollen im Frühjahr 1876 solche Signalstellen eingerichtet werden, nämlich zu: Memel, Pillau, Neufahrwasser, Hela, Rixhöft, Stolpmünde, Rügenwaldermünde, Colbergermünde, Misdroy, Thissow, Arcona, Wittower Posthaus, Warnemünde, Wismar, Travemünde, Friedrichsort, Flensburg, Keitum auf Sylt, Tönning, Altona, Hamburg, Brunshausen, Glückstadt, Cuxhaven, Geestemünde, Bremerhaven, Brake, Weserleuchtthurm, Wilhelmshaven, Wangerooge, Helgoland, Carolinensyhl, Norderney, Borkum, Westerland bei Emden.

Die Beobachtungsstationen der Seewarte, welche das Material zur Ausübung der praktischen Wetterprognose und zu den wissenschaftlichen Untersuchungen der dritten Abtheilung der Seewarte zu liefern haben, sind zu Memel, Neufahrwasser, Swinemünde, Warnemünde und Keitum auf Sylt; hinzu treten als wichtigste ergänzende Beobachtungsstationen: Helgoland, Cuxhaven, Rügenwaldermünde und Pillau.

Die vierte und letzte Abtheilung der Seewarte besteht in einem unter Leitung des Direktors der Hamburger Sternwarte befindlichen Chronometerinstitut; dieses wird die von den Uhrmachern und Schiffskapitänen der Handelsmarine der Seewarte zur Untersuchung und Beobachtung übergebenen Schiffschronometer prüfen, besonders in Bezug auf ihren Gang in verschiedenen Temperaturen, Bestimmung des Compensationsfehlers der Chronometer und Ableitung von Formeln, nach denen jeder Besitzer eines Chronometers den Gang desselben bestimmen kann. Außerdem sollen — nach Muster der schon seit längerer Zeit in England mit Erfolg eingesetzten — jährliche Konkurrenzprüfungen veranstaltet werden, zu welchen die in Deutschland etablirten Chronometerfabrikanten ihre Chronometer einsenden können. Durch diese Maßnahmen wird nicht nur die deutsche Chronometerindustrie, sondern auch die Sicherheit der Schifffahrt, insofern diese auf genauen Ortsbestimmungen auf See beruht, gefördert werden.

So viel über die gegenwärtige Einrichtung und Arbeitseintheilung der vom deutschen Reiche eingesetzten und vom deutschen Volke als eines der für das allgemeine Wohl nützlichsten Reichsinstitute freudigst begrüßten deutschen Seewarte. Wenn die hier von uns gegebene Darstellung bei den Lesern des Daheim ein reges Interesse an den Bestrebungen der Seewarte erweckt und ihnen eine Einsicht in ihre Zwecke und Thätigkeit verschafft hätte, welche stets das Wohl von Tausenden und die Förderung der Wissenschaft im Auge hat, zu Deutschlands Ruhm und Ehre, so wäre der Zweck dieser Zeilen erfüllt. Ein großes nationales Unternehmen kann nur gedeihen, wenn es von der Theilnahme und der Billigung seiner Zielpunkte und Thätigkeit von Seiten der Gebildeten der Nation getragen wird.

G. v. B.

Bischof und Burgermeister.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11. VI. 70.

Kulturhistorische Novellette aus Danzigs Vergangenheit von **Jonathan.**

Wo vom Karpathengebirg blondhaarigen Preußen entgegen
Strömet zur reichen Stadt Danzig die Weichsel dahin,
Da lebt Suchten; mit Preis bekränzend die Thaten der Freunde
Ward er Sarmate selbst fern von dem heimischen Land:
Da lebt Ferber; mit raschem Geist das Erhabene fassend
Steigt er zum Musensitz feurigen Muthes empor.
Euch bekümmert kein Weh, ich klag' ob harter Verwundung,
Seele kränkelt und Leib, Tod ist mit Leben im Streit.
Heiliges sprechen die Väter zu Rom, das Schlechteste thun sie —
Könnt ihr solch' eine Schmach dulden mit ruhiger Brust?

Also hatte Ulrich von Hutten geschrieben und Eberhard Ferber erwiderte:

Anders als in Gesängen nimmt es sich in der Wirklichkeit aus. Die zusammenhalten sollten in Gefahr und Mühsal, um sich der Priester Willkür entgegenzustemmen, stehn sich feindlich einander gegenüber. Wenn Dein durchdringender Blick bis zu unserem Norden reichte, so würdest Du nicht in einem Athemzug die Namen Suchten und Ferber aussprechen.

Welche Ehren grünten mir am herzoglichen Hof in Mecklenburg! Sie sind vergessen. Wo sind die Früchte, die ich durch Opfer der Frömmigkeit mir erkaufte, als ich Mühseligkeiten über Mühseligkeiten bestand auf der Wallfahrt zum heiligen Grabe? Obwohl Vorsteher der ersten Kirche hieselbst, kann ich kaum die Kapelle mein nennen, die mein hochangesehener Vater auf die Familie vererbte. Ward uns Deutschen nicht durch den Thorner Frieden die Bewahrung der alten kirchlichen Vorrechte zugesichert und wer darf sie in Abrede stellen? Und nun bringt man uns die polnische Liturgie auf. Wir sollen nicht mehr deutsch beten und uns im eignen Hause fremd fühlen. Was ist den geistlichen Notaren nicht möglich bei dem ewigen Streit zwischen dem polnischen Bischof und dem deutschen Burgermeister? Wenn es dahin kommt, daß alle Geistliche polnischen Blutes sind, so stürzt das Rathhaus zusammen und mit den Steinen wird man die Kirchthürme zu Festungsthürmen ausbauen. Rathsmännisch und bischöflich sind Schimpfwörter für die Parteien, die durch ihren Eifer blutige Köpfe davon tragen und — nicht lange wird es dauern — Mord und Todtschlag. Und nicht allein Rathsmänner und Priester liegen sich in den Haaren, diese selber sind unter einander uneins. Begebnisse, wie sie bei uns vorgekommen sind, und zwar in der Hauptkirche, vernichten — ich will nicht sagen — Scheu und Ehrfurcht, sondern sogar Schande und Scham. Wenn Du folgendes nicht für wahr hältst, so verdenke ich es Dir nicht. Zwei Kaplane streiten sich bei der Prozession um den Vortritt, denn der eine denkt bischöflicher als der andre. Von herben Worten kommt es zu Stößen in der Art, daß das Volk in seiner Weise Frieden aufnimmt. Einer der feindseligen Priester erreicht noch zur Zeit die Thür der Sakristei und verschließt sich, der zweite verkriecht sich hinter dem Gestühl eines Altars, wird hervorgezogen und jämmerlich zugerichtet. Jener vor lauter Angst sitzt die ganze Nacht in seinem Verließ und dieser hat dem Wundarzt über mehr zu klagen als Nasenbluten. Beide sind nun weggeschickt. Das Interdikt ist angedroht und der General-Offizial hat erklärt, der Bischof werde deshalb sich nach Rom wenden.

In der That ward Danzig, wenn auch erst später, mit dem Interdikt belegt.

Es kam dahin nicht durch raufsüchtige Priester, sondern durch ein Mägdlein, das ganz Unschuld und Tugend, ganz Demuth und Friedfertigkeit war. Anna war die Tochter des reichen Kaufherrn Matz Pielemann. „Wie schön wird das Kind!" sagten die Leute, nicht: „wie schön ist sie geworden!" als wenn die Anmuth in ihren Zügen noch mehr verspräche, als sie schon gab. „Sie ist bildschön! In ganz Danzig gibt es keine zweite!" Die Mutter hörte das gern und vor sich hinlächelnd meinte sie: „Wohl ist sie bildschön, ein Madonnenbild, doch ist hier eine ihr allerdings ähnlich. Geht in die

Digitized by Google

Pfarrkirche und schaut Euch die Altarblätter an, so werdet Ihr es finden."

Konstantin Ferber, der Vater von zehn Kindern, hatte in der Pfarrkirche eine Kapelle für seine Familie eingerichtet und einen nicht geringen Theil seines Reichthums darauf verwandt. Aus Calcar war er nach Danzig gekommen und wurde alsobald als ein Eingeborner geehrt schon wegen der von ihm gebauten Trinitätskapelle. So viel Andachtsstätten auch die Stadt zählt, so ist sie für viele ein Segen, denn hier wird die allererste Messe gelesen und die Leute, die früh zur Arbeit gehn, können bei dem ersten Aufleuchten des Morgens ihr Gebet mit dem Gebet des Meßpriesters vereinigen, angesichts einer Madonna, die von einem Meister in Calcar gemalt war. Unter ihr war die Schrift:

Nie vergiß vor dieser Rosa
Dank im Geiste zu bezeigen
Und vor ihr, der Graziosa,
Im Vorbeigehn dich zu neigen.

Die Pfarrkirche von St. Marien ist ein über die Maßen mächtiges und prächtiges Bauwerk. Wer in sie eintritt, fragt sich: ist das Gotteshaus größer als schön oder schöner als groß? Alle Verzierungen, magst du hinsehn, wohin du willst, sind von Malern und Bildhauern so fein, zierlich und kunstvoll ausgeführt, als ob die Künstler es eigens darauf abgesehn hätten, die Künstler aller Zeiten zu befriedigen, und hinwiederum ist das Gewölbe so ungeheuer, daß man wähnen sollte, die Pfeiler könnten es allein nicht tragen und es müßte durch eine Kette vom Himmel her die Last gehalten werden, wie man solches von der Sophienkirche in Konstantinopel fabelte, nach deren Muster man die Pfarrkirche bauen wollte. Es gehörte Muth dazu, unter so viel Herrlichem eine Kapelle anzulegen, die an Kostbarkeit in nichts zurückbleiben sollte. Daran dachte ihr Begründer Konstantin Ferber, und was er dachte, erhob er zur Thatsache.

Die Mahnung, die unter dem Madonnenbilde zu beiden Seiten des Ferberschen Wappens gelesen wurde, ließen die meisten Kirchgänger außer Acht, denn die Kapelle ist nicht so hell als die andere, aber für Annas Mutter waren die Reime nicht vergeblich geschrieben. Pielemanns waren mit der Ferberschen Familie verschwägert und daher sahen sie die Trinitätskapelle für die ihrige an. Wenn nicht jetzt, so ging Frau Pielemann damals als das Gehn und Kommen ihr mit jedem Monat schwerer wurde, täglich in die Kirche und benetzte das Betpult mit heißen Thränen, indem sie eine Tochter erflehte. Das Bild der heiligen Jungfrau schwebte ihr stets vor, und sie erblickte es in gnadenvoller Hoheit in den grünen, rauschenden Gardinen, als sie ein holdes Töchterchen an die Brust legte. Der Ehegemahl und wer die Kranke besuchte, stimmte ein in ihr rührendes Dankgebet.

Anna wuchs zur blühenden Jungfrau heran; immer artig, immer folgsam bereitete sie den Eltern und allen, die sie sahen und grüßten, nur Wohlgefallen und Freuden. Auf eine solche Tochter eitel zu sein, war der Mutter nicht zu verargen. Schon als kleines Mädchen wußte Anna genau, was ihr gut stand, wenn sie ihre einfache Kleidung ordnete, vor allem aber, was ihr wohlstand, so daß sie nie einen Tadel über unpassendes Benehmen hörte. Wenn sie neben ihrer Mutter auf der Straße wandelte, so trat sie blendend hervor, die anspruchslos unter den Vorübergehenden verschwinden wollte, nicht weniger durch Anmuth als die gewählte Tracht. Sie fiel nicht in die Augen, und doch konnte sie niemand aus den Augen verlieren, so hübsch und zierlich paßte eins zum andern, der in regelmäßige Falten gelegte Kragen, das Sammetkoller mit den blanken Knöpfchen und der goldene Gürtel, an dem die Tasche mit den Schlüsseln herabhing. Mehr als einer sagte da unwillkürlich bei der Erscheinung: „Wie fein, wie ordentlich!" Wie sie sich kleidete, mit demselben Geschick führte sie die Nadel, zeigte sie sich in der Küche wirthschaftlich und thätig. Sittsam schlug sie das Auge nieder, aber ihr scharfer Blick verfehlte nicht die Dinge zu nehmen, wie sie waren, mit gelassener Ruhe. Sie sprach wenig und niemals Ungehöriges. Sie war zu ernst, um zu spielen und zu heiter, um sich unnütze Gedanken zu machen. Wenn Muhme Apollonia, welche Matz Pielemann als kinderlose Wittwe ins Haus genommen hatte, bei dieser oder jener Nachricht die Hände zusammenschlug und oft außer sich, nicht den Ausruf der Verwunderung zurückhalten konnte: „Was soll nur daraus werden!" so vermochte Anna ein Lächeln nicht zu unterdrücken. Und sie, die sich ihr zur Erzieherin aufdringen wollte, las in ihrer Geberde den beschämenden Vorwurf, daß sie nicht genug Vertrauen besitze. Das brachte die gute Apollonia förmlich auf und in spöttischem Ton ließ sie sich also vernehmen: „Heilige Anna, man ist doch auch einmal jung gewesen und hat sich dies oder jenes gewünscht und ist mit der Welt selbst in guten Tagen nicht zufrieden gewesen, ohne daß man darum zu sündigen glaubte. Jungfer Anna verlangt nichts, als was sie hat und was ihr jeder Tag beschert." Was der Muhme höchlich mißfiel, das that der Mutter unendlich wohl, und sie freute sich so recht von Herzen, daß die gewitzigte Beobachterin nichts von all den Schwächen wahrnahm, die sie für unzertrennlich vom jugendlich weiblichen Wesen hielt. Es war eine undankbare Mühe, sie auf etwas ertappen zu wollen, was sonst leichter Sinn in unbewachten Augenblicken sich erlaubt und was sie nicht vor sich verantworten konnte.

Wenn die Mutter am Abend vor Festtagen mit einem Körbchen voll Blumen in die Kirche ging, um sie auf die Altarstufen der Trinitätskapelle zu streuen, dann flehte sie zu der Königin der Gnaden unter inbrünstigem Gebet, sie möge stets die Tochter in ihren Schutz nehmen, damit sie gut und fromm bleibe. „Von Deinem Kinde," flüsterte sie, „heißt es, „es war seinen Eltern unterthan. Das ist auch unsere Anna."

Matz Pielemann nannte sie für beständig: „Lieb Annecke." Wenn er vom Arthushofe heimkehrte, wo er sich über Juden und Mäkler geärgert hatte, immer von neuem einsehn lernte, daß Handelschaft und Kundschaft keine Freundschaft sei, und sich zu Hause noch nicht zufrieden geben konnte über unverschämte Forderungen, dann wurde ihm erst wohl, wenn lieb Annecke ihm den Schlafrock reichte und den Sorgstuhl zurecht stellte. Auf dem Fußschemel war neben seinen Füßen für das schlanke Mädchen noch Platz genug zum Sitzen. Sie bot ihm ein Gläschen von dem stärkenden Magenelixir dar und hielt die Flasche, um noch ein- und noch ein drittes Mal einzuschenken. Sie schaute freundlich hinauf und der Vater streichelte ihre Bäckchen. „Lieb Annecke," sagte er, „was soll ich Dir zu Deinem Namenstage schenken?"

Sie wußte nichts zu erwidern.

„Besinne Dich! Diesmal muß es etwas recht Hübsches sein, so daß die schelmische Barbara und die Mutter Dich darum beneiden sollen."

Sie konnte sich auf nichts besinnen.

Wenn vom Wolf gesprochen wird, so ist er da, sagt die Fabel, und die Wahrheit strafte diesmal die Fabel nicht Lügen. Barbara Feldstädt, die häufig bei Pielemanns vorsprach, war zur Stelle. Rasch, wie sie war, zählte sie nicht die Stufen, wenn sie die Treppe hinaufrannte. Jedesmal, das wußte sie, wurden ihr Leckerbissen vorgesetzt und sie ließ sich das gern gefallen. Mit fertiger Zunge, ohne Hehl und Rückhalt erzählte sie regelmäßig, was in der Stadt in diesem oder jenem Hause sich Neues begeben habe. Der Frau Nachbarin war ein sonderbares Abenteuer begegnet und die Frau Gevatterin ließ sich auf dem langen Markt auf ihrem Beischlag derzeit nicht sehn. Hatte sie doch mit der Aussteuer ihrer ältesten Tochter so viel zu thun, deren Liebster nach Batavia gehn sollte und Knall und Fall die Hochzeit bestellt hatte. Muhme Apollonia gab sich das Ansehn, als wenn sie sich dergleichen Kleinstädtereien nicht gern vortragen ließ, und fiel mit der Frage ein: „Bärbchen, wann wird Herr Jörge den Freiersmann zu Herrn Reinhold Feldstädt schicken? Oder ist es schon geschehen, und man braucht nicht mit dem Glückwunsch im Rückstande zu bleiben?"

Barbara nahm, wenn sie auch die Sache verreden wollte, die dreiste Frage nicht übel auf, war doch Georg Ferber ein trefflicher junger Mensch, dessen sie sich nicht zu schämen brauchte, hatte doch Herr Pielemann, der mit dem Lobe nicht verschwenderisch war, sich dahin erklärt, daß rechter Handelsgeist,

Digitized by Google

genug Umsicht und Vorsicht in ihm steckten, um bei dem eröffneten Geschäft nicht zu kurz zu kommen. Die Mutter betrachtete Bärbchen mit prüfendem Blick und schaute zugleich zu ihrer Anna, die zartfühlend für die Freundin erröthete, da man in das Geheimniß mit Gewalt dringen wolle, wie es selbst am Beichtstuhl nicht zu billigen sei.

Da trat das Kleinmädchen in die Stube, um eine Bestellung auszurichten. Der Herr habe nämlich erfahren, daß Jungfer Barbara gekommen, und er lasse sie bitten, ehe sie gehe, für einen Augenblick in seine Stube zu kommen.

„Ich komme schon!" sagte Barbara und ging, ohne weiter Rede zu stehen.

Matz Pielemann wollte vernehmen, was er zu lieb Anneckes Namenstag zu besorgen habe. Sie solle die Freundin ausholen, was ihr so recht angenehm sei, möge es kosten, was es wolle.

„Liebster Ohm," hub Barbara an, „Ihr habt zur Tochter das närrischste Ding, das es auf Erden gibt. Sie findet an nichts und an allem Vergnügen. — Das Domnikfest auf dem Junkerhof fiel diesmal über alle Beschreibung köstlich aus. Was hat man bei solcher Gelegenheit nicht gesehn und erfahren? Von einem solchen Abend kann man sich tagelang erzählen. Anna hatte wahrlich nicht darüber zu klagen, daß die Tänzer ihr abhold waren. Als Frau Pielemann darauf drang, nach Hause zu kommen, es sei schon bis in die Nacht hinein getanzt, da hatte Anna keine Einwendungen dagegen zu erheben. Es war das erste Mal, daß man sie im Junkersaal sah, und als man sie nicht mehr sah, da war es mit aller Vergnüglichkeit zu Ende, als wären auf einmal alle Kerzen auf den Kronen herabgebrannt. Des andern Tags, so müde ich bin, komme ich her, steige, so weh mir auch die Füße thun, die Treppe in die Höhe, begrüße Anna und frage, wie ihr das Fest bekommen sei?"

„Recht gut! höre ich und nichts mehr."

„Ja, Herr Ohm, da lohnt es ja nicht einmal, froh gewesen zu sein. Aus Eurem Annecke ist nichts herauszubringen. Du mein Gott, wenn mein Vater einmal fragen wollte, was mir beliebte, ein ganzes Register von Lieblingswünschen zählte ich auf und wäre um die Fortsetzung nicht verlegen. Herr Ohm, Ihr mögt mich einfältig nennen oder nicht, wie Ihr Eure Tochter erzieht, das will mir nicht gefallen. Wie in einem Putzschächtelchen verwahrt Ihr Euren Edelstein. Sie sieht keinen sonst, als der zu Euch kommt. Die Herren Brüder Ferber groß und klein gehen bei Euch ein und aus, alle vortrefflich. Aber man lebt doch in der Welt. Danzig ist doch nicht so enge, daß nicht noch andere gute Menschen darin Platz fänden. Ihr gebt keine Gesellschaften und werdet daher nicht wieder gebeten. Ehemals war das anders."

„Ehemals," fügte Pielemann seufzend hinzu, „als diejenigen, die Frieden predigen und die Ordnung aufrecht halten sollen, noch nicht so zänkisch und rechthaberisch waren."

„Andere Kaufherren," fuhr jene fort, „sind auch reich, aber eben so knauserig. Das ist bei Herrn Matz Pielemann nicht der Fall. — Nun aber gehe ich, ehe Ihr mir die Thür weist und nicht mit Unrecht. Wie komme ich dummes Kind dazu, Euch Vorstellungen zu machen? Scheltet mich aus, das verdiene ich; aber verbietet mir nicht das Haus."

Bei Pielemanns ließ man sich nichts abgehen, und gastfrei theilte man gern mit. Ehe Bischof und Burgermeister in offener Fehde standen, konnte man in Gesellschaften frohe Stunden verleben. Dermalen aber gab es nur Streit und immer Streit. Oft nahm man Anstand, auf der Straße Bekannte zu grüßen, denn was der eine als das Rechte erwählte, war nach des anderen Meinung das Verkehrteste. Das Schlimmste war, daß bei dem steten Umschlag ein und dasselbe heute in diesem und morgen im anderen Licht erschien. Von Matz Pielemann sagte man, er halte Farbe, und spielte dabei auf den Namen Ferber an. Nach wie vor standen als Hausfreunde die Ferber mit ihm in stetem Verkehr.

* * *

Moritz Ferber, der ältere Bruder des staatsmännischen Eberhard, war nur um ein Jahr von ihm verschieden. Er war bekannt als ein eifriger Theolog und sollte bald die geistlichen Würden erhalten. „Der hat die Bibel so recht inne und begreift sie durch und durch!" meinte man allgemein. Solch ein Urtheil unterschrieb er nicht. Oft ward ihm in der Studirstube bange, und er schob die Bibel zurück in unbefriedigtem Denken und Forschen. Es war ihm, als wenn angestrengter Fleiß den rechten Sinn ihm immer mehr und mehr verschleiere. Da fand er Erquickung, wenn er stundenlang mit Pielemanns artiger Tochter sich unterhielt, sie lehrte und von ihr lernte, wie ein seelenvergnügtes Wesen erst der wahren Weisheit inne wird. Sie war sechzehn und er dreißig Jahre alt, der, wegen seines Wissens geachtet, in den höchsten Kreisen gern gesehn wurde. Wie sollte er der verständigen Anna gleichgiltig sein? Die Achtung, die sie ihm dankbar dafür bezeigte, daß er sich herabließ, sich über ernst wissenschaftliche Gegenstände mit ihr zu unterreden und sie über Welt und Natur aufzuklären, nahm der eitle Gelehrte für ein Liebesbekenntniß. Und in ihrer Harmlosigkeit merkte sie nicht, daß Aufmerksamkeiten, die er erwies, anders aufzunehmen seien, denn als freundliches Wohlwollen, wie man es Kindern schenkt. Sie ahnte wahrlich nicht, daß, ehe die Wittenbergschen Lehren in Danzig Bekenner fanden, sie durch ihre Liebenswürdigkeit ihn in sie einführte. Mit jedem Tage, daß er die Jungfrau sah, ward sie ihm theurer. So lange war es sein Stolz, durch sein Wissen überall eine hervorragende Stellung zu gewinnen und durch keinerlei häusliche Sorge sich in seinem Streben gehemmt zu wissen; jetzt erschien ihm eben so als nichts Geringeres etwas anderes, nämlich die schönste Frau zu besitzen. Wenn auch argwöhnischen Blicken es nicht entging, daß Moritz ein Auge auf die liebreizende Anna geworfen, so war nicht zu fürchten, daß die Liebesfackel einen trojanischen Krieg entzünden würde. Und doch war es für Danzig, wie die Folge lehrte, nicht viel anders.

Wer entschieden gegen den Bethörten auftrat, das war sein eigener Bruder, um das Feuer womöglich im ersten Entstehn zu ersticken. Ohne daß er als Nebenbuhler ihm in den Weg trat, sah er seine mit umsichtiger Geschäftskenntniß ergriffenen Praktiken durch ein solches Verhältniß zu Schanden werden. Er nannte es frevlen Leichtsinn, sich selbst eine Laufbahn zu versperren, die zum Gipfel des Ruhms emporzuführen versprach.

Es war eben ein neuer Zwiespalt entstanden, um die unselige Parteiensucht der Stadt zu schüren, und es handelte sich wieder um die Behauptung der städtischen Rechte dem Trotz der bischöflichen Forderungen gegenüber, und diese fanden einen Rückhalt am polnischen Reich und dem König Sigismund. Eberhard wie immer verhielt sich scheinbar ruhig bei der lebhaften Erregung der Gemüther. Er war von allen Verhältnissen vollständig unterrichtet, es fehlte ihm nicht an Zuträgern, die ihn auch von dem in Kenntniß setzten, was im Rathhause bei verschlossenen Thüren verhandelt wurde. Aus Einzelnem in den Unterredungen mit dem Bruder setzte Moritz mit einem klaren Ueberblick den ganzen Sachverhalt zusammen, denn ungeachtet seiner Verschwiegenheit ließ jener hier und da Bemerkungen fallen, Lichtfunken, um den Gang der Streitigkeiten zu verfolgen. All das brachte der geistliche Herr heraus. All die Mühe und Aufbietung des Scharfsinns, nur um dem alten Freunde Pielemann anziehenden Unterhaltungsstoff darzubieten und mit ihm in eine innigere Verbindung zu treten. „Gewiß ist es," bemerkte Moritz, „daß sich kein Dekret auffinden läßt, wonach der Bischof freies Stapelrecht genießt, wenn er Getreide von Plock die Weichsel hinunter schickt. Aber bis dahin war man andern Glaubens. Jetzt wird ein endloser Prozeß angestrengt, es werden Akten über Akten haushoch gehäuft und der Grund des Wohlstandes unterwühlt. Der Burgermeister wird das letzte Wort behalten, wenn er mit einem Krach untergeht und uns alle mit ins Verderben reißt. Warum wurde das Fahrzeug mit Beschlag belegt; wäre die Stadt verhungert, wenn man auf die Zahlung verzichtet hätte? Und sein Sohn, auch so ein Heinrich von Suchten, der so lange beim Schöppengericht arbeitete und jetzt einen erkrankten Rathsmann vertritt, bietet das Mögliche auf, um dessen Nachfolger zu werden. Das soll er aber nicht werden." Pielemann wiederholte die letzten Worte bestätigend mit gewichtigem Nachdruck.

Digitized by Google

In diesem Augenblicke trat Anna ein und brachte Wein und Gebäck. Moritz sprang auf, begrüßte das Mädchen und küßte verbindlich die Hand, die nur edle Gaben zu spenden gewohnt sei. Es befremdete nicht, daß sie, wenn auch höflich, doch kalt die Freundlichkeit erwiderte. So lebhaft auch der Fluß der Rede war, so brach man ab und sprach von dem, was mit der liebenswürdigen Erscheinung in besserem Einklang stand. Der Vater lachte über die spöttischen Schmeicheleien des Gottesgelahrten, der aber meinte, wenn sie auch unempfindlich schiene, sie würde wissen, wie es zu verstehn sei. Anna wollte gehen, wurde indessen mit zärtlich innigen Bitten zurückgehalten. Sie war einsylbiger denn je. Moritz sah ein, daß es ihm diesmal nicht gelinge, und empfahl sich bald unter dem Vorgeben, er habe wichtige Briefe zu schreiben.

Anna blieb in der Stube zurück. „Warum soll der junge Suchten nicht Rathsmann werden?" fragte sie auf einmal den Vater. Was wären die Frauen glücklich gewesen, wenn sie die Frage gehört hätten, sie, die die gute Anna immer weniger begriffen? Was hätte Muhme Apollonia für Folgerungen gezogen? Wie hätte Barbara Feldstädt in die Hände geklatscht und sich darüber gefreut, daß sie den Tänzer auf dem Junkerhofball, den jungen Suchten in freundlichem Gedächtniß behalten? Der Alte hatte, als das Mädchen so redete, kein Arg dabei und setzte ihr auseinander, was es für ein großes Uebel für die Stadt sei, wenn so ein Bürgermeister eine neue durchgreifende Ordnung einzuführen trachte und von einem Sohne darin unterstützt werde. Auch wer nicht böse sei, könne Böses anstiften durch unzeitige Strenge und rücksichtslose Rechtspflege.

* * *

Wie wenn der Schnee wegschmilzt, das Grüne des verwichenen Jahres wieder zum Vorschein kommt, so wurde allerlei, das längst in Vergessenheit begraben zu sein schien, nun zur Sprache gebracht und zwar von denen, die den beiden Herren von Suchten gegnerisch das Verdienst eines klugen Benehmens absprachen.

Man erinnerte an einen Tag, an welchem einst Heinrich von Suchten der Sohn sehr zur Unzeit seinen Witz spielen ließ und laut schallendes Lachen einerntete, wofür sich nun bittere Galle in sein Geblüt ergoß. Wenn er nicht wegleugnete, was er vor mehr als vier Jahren vorgebracht, so erklärte er dagegen, es längst vergessen und vielleicht auch damals nicht gewußt zu haben; in Neufahrwasser habe ihm der Wein zu wohl geschmeckt, als daß Kopf und Herz verantwortlich gemacht werden könnten für das, was die unzurechnungsfähige Zunge hervorgesprudelt. Fast müsse er daran zweifeln, derartige Beleidigungen ausgestoßen zu haben, weil man ihn sonst, wie es in der Ordnung gewesen, gerichtlich belangt hätte.

Ein Dreimaster, der in Sicht gekommen, war damals Veranlassung, daß sich in Neufahrwasser eine Anzahl junger Leute zusammenfanden, um vor der Schenke die Ankunft abzuwarten. Es waren die Lootsen bereits in See gestochen. Das Warten hat für gewöhnlich Langeweile im Gefolge und, um dieser die Schleppe abzutreten, pflegt der Scherz muthwillig hervorzuspringen. Als Herr von Suchten sich den andern Gästen beigesellte, hatte Eberhard Ferber eben weitläufig erörtert, welchen ruhmvollen Thaten sein Ahnherr das vom Kaiser Maximilian bestätigte Wappen zu verdanken habe. Die geduldigen Zuhörer nahmen gelassen hin, was manchem schon manchmal vorgetragen war. Oft wird man in Danzig an das eigenthümliche dreiköpfige Ferbersche Wappen gemahnt, es zeigt nämlich drei Schweinsköpfe. Da jener schwieg, ergriff Suchten das Wort: „Andres wurde erzählt, als mein Vater aus Sachsen hier einwanderte, wo nach verschiedenen Drangsalen ihm eine sichere Heimat und eine genugthuende Beschäftigung zu Theil wurde."

„Ich kenne," unterbrach ihn Eberhard, „das Märchen, das ein müßiger boshafter Kopf erfand. Neben dem Adelsbrief habe ich Urkunden vorzulegen, nach denen schon der älteste meines Namens den ausgezeichneten Männern beigezählt wurde, weil er Kunst und Wissenschaft begünstigte."

„Wir wollen das Märchen hören," riefen mehrere am Tische. „Freund Suchten, erzählt!"

„Meine Kunde," so ließ sich dieser vernehmen, „widerspricht dem nicht, daß der Vater der hoch angesehenen Familie sich auf Kunst und Wissenschaft verstand. Er war Maler, daher Färber genannt, und überzog irdene Schüsseln mit dauerhafter Farbe, so daß die rohesten Seeleute an ihnen Geschmack fanden und sie kauften. Sodann hatte er Wissenschaft von der Schweinemästung, die ihm noch mehr einbrachte. Zu dem Ende hatte er eine Wohnung in einer Straße gewählt, die ein beständiger Sumpf war. Den Thieren gefiel es in ihrem Elemente. Bei einem Platzregen aber schwoll das Wasser in der Straße dermaßen, daß nur ihre Köpfe vorsteckten."

„Gevatter Ferber," rief da ein Nachbar von der obersten Stufe seiner Steintreppe, „wenn Ihr adlich werdet, so nehmt die drei Schweinsköpfe in Euer Wappen."

Mit den Lachern lachte Eberhard oder vielmehr der Teufel, der aus seinen Augen blitzte. In den Blicken derjenigen, die es mit den Ferbers hielten, las man Groll und Entrüstung, denn wie konnte der Einzögling sich das gegen den edlen Patrizier erlauben? Beispiele von Adelsverleihungen wurden aufgereiht als seltene Auszeichnungen. Wenn man aber die daran geknüpften Geschichten gegeneinander hielt, so ergab es sich, daß meistens durch einen Glücksfall die Bevorzugten zu den Ehren kamen. Wen das Glücksrad heute emporhebt, den schleift es morgen schmählich im Staube. Adliche beugen sich häufig vor denen, die einst ihrer Väter Knechte waren. Durch Vorwürfe wurde Suchten nur noch mehr gereizt, gegen den Adelsstolz zu Felde zu ziehen. „Mag man einen Stammbaum besitzen, dessen Wipfel in den Himmel reicht, es ist morsches Holz. Mein Vater schenkte mir diesen Siegelring mit dem Wappen, lieber wäre es mir gewesen, wenn er mir die lateinischen Gedichte verehrt hätte, die ein Ulrich von Hutten ihm zugeeignet. Seiner Freundschaft kann er sich eben so gut als Herr Eberhard Ferber rühmen." Einem Eberhard bedeuteten aber mehr die sechszehn Ahnen, die ihm als sechszehn Stufen über dem Bürgerthum erscheinen mochten. Nur gar zu viel hielt er auf den Unterschied von Hoch und Niedrig. Ueberall gibt es Grade und Abtheilungen und selbst in dem Himmel soll man sieben Sphären bis zum Empyreum emporzusteigen haben. Auf dieses und ähnliches offen hindeutend, bald verblümt andeutend entwickelte er seine Ansichten. Da riß dem Gegner der Faden der Geduld. „Noch habe ich nicht," rief er, „die Bekanntschaft mit Himmel und Hölle gemacht. Nur so viel weiß ich, daß wie Ferberus auch Cerberus drei Köpfe hat, freilich andere."

Mit diesem Wort ging er von dannen, ohne das kommende Schiff zu begrüßen.

* * *

Durch einen großen Thorweg über einen engen Hofraum, zwischen niedrigen Stallgebäuden rechts und links, kam man zu Matz Pielemanns Wohnung.

Es war Sonnabend. Sonst konnte man unten an der breiten Treppe hinauf in die Küche schauen und sich über die reiche Ausstattung von Kupfer- und Zinngeschirr freuen. Alles so blink und blank, daß man darüber die sauber gehaltenen Fischbreter und die Fächer mit Töpfen und Schalen übersah. Morgens gewann man sonst, indem eine mächtige Flamme vom Herde emporwirbelte, einen Vorgeschmack dessen, was es zu Mittag gab. Die Köchin Ursula gab vor, sie müsse die Thür offen lassen, weil es rauche, aber in der That war es Eitelkeit. Sie wollte auch ihrerseits etwas dazu thun, daß die Wohlhabenheit der Herrschaft dem Eintretenden ins Auge fiele. Heute war die Küche verschlossen. Es wurde nur ein mäßiges Feuer unterhalten zu den einfach zu bereitenden Speisen, als sollte der Fastentag nachgefeiert werden. Ursula hatte alle Hände voll zu thun mit Scheuern, Waschen und Putzen, damit die Küchenzierde am Sonntag sich in größter Pracht zeige.

Anna war auch, wenn es sich um Sauberkeit handelte, nicht müßig. Das Kleinmädchen, noch nicht lange im Dienst, nahm es damit nicht so genau, als es die Mutter und besonders der Vater verlangte. Annecke stand auf dem luftigen Gange, der oben an der Treppe zu Küche und Stuben führte, und traf die Vorbereitungen, um die massiven Klinken und

Digitized by Google

Thürklopfer — während der Woche hatten die Theerhände von manchem Matrosen darauf geruht — so spiegelblank herzustellen, als wenn sie eben vom Gelbgießer gekommen. Das Schaben der Kreide war ihr nicht unangenehm, die nicht ihren weißen Fingern, sondern dem blind gewordenen Messing zugute kommen sollte, und sie ließ sich nicht die Mühe verdrießen, mit Essig aus allen Kräften das Metall abzureiben, denn auf das Lob des guten Vaters konnte sie mit Sicherheit rechnen.

Vom Geländer des Ganges blickte sie wiederholt hinab. Sie war unruhig, weil sie keinen sah, und unruhig, da ein stummer Gruß ihr geboten wurde. Es war ein junger Mann in der Fülle gesunder Kraft, offen und frei und doch von edler Haltung, Heinrich von Suchten. Ihre so freundlichen als flüchtigen Blicke, die sein Auge begierig auffing, waren unheilbare Stiche in ein tief fühlendes Herz. Und doch, wenn sie wie zufällig vom Geländer hinabschaute, so lächelte sie auf ihn hernieder einen Segen beglückender Empfindungen. Die bequemen Stufen breiteten sich einladend vor ihm aus, aber er bebte zurück, um durch Entweihung nicht den Hausherrn zu kränken. In heimlichen Briefen ohne Namen hatte er ihr sein Sinnen und Trachten offenbart. Doch zweifelte er, daß sie sie empfangen. Sie konnten in falsche Hände gerathen und ihr vorenthalten sein. Am Sonnabend, das hatte er ermittelt, war sie auf dem Gange sichtbar. Er sah sie, doch die stille Freundlichkeit der Mienen verrieth ihm nicht, daß sie ihn verstanden habe und ihn verstehen wolle. Er harrte vergebens auf einen Wink, auf ein Zeichen des Wohlwollens. Von der unglücklichsten Stimmung gequält, hatte er seinem Vater sein Herz ausgeschüttet. Der schüttelte mit dem Kopfe: „Junge, schlage Dir das aus dem Sinn und verlange nicht, daß ich etwas in der Angelegenheit für Dich thue. Der alte wunderliche Pielemann ist mein abgesagter Feind. Ohne Neigung habe ich mich verheirathet und lebte glücklicher, als wenn ich die zum Altar geführt hätte, die wechselseitige Liebe mit mir verband und die ein reicherer Bewerber mir wegfischte.“ Bei dieser Eröffnung dachte der Verliebte an Herrn Moritz Ferber, der sicher nicht allein um des Alten willen so oft die Treppe hinanstieg.

Kaiser Maximilian I. Nach Dürers Kohlezeichnung in der Albertina zu Wien.

Daher das scheue zaghafte Wesen, mit dem er durch den offnen Thorweg in den Hofraum schlüpfte, der schüchterne Blick, mit dem er sich umsah, ob kein Verrätherauge ihn verfolgte, die bangen Thränen, mit denen er hinaufschaute zu ihr, die mit der Rose geschmückt ihn schweigend fragte, warum er gekommen? Und mit niedergeschlagenen Augen ihm schweigend versicherte, sie wolle durch Erröthen nicht der Rose den Preis abgewinnen. Da ertönte der Ruf: „Lieb Annecke!“ Der Vater verlangte, daß sie komme. Die Putzgeräthschaften, die sie auf das Geländer gelegt, nahm sie schnell zusammen, dabei fiel die Rose, die sie sich vorgesteckt hatte, herunter. Ohne dem Jüngling noch einen Blick zu gönnen, war sie verschwunden.

Ueberglücklich hob er die Rose auf, auf deren Blättern er den Ausdruck seliger Empfindungen las. Er trat nahe vor das Haus, an dem zur ebenen Erde kein Fenster; nur Thüren waren zu Keller und Vorrathsräumen mit Eisenstangen verschlossen. Offen war nur die stattliche Treppe, durch keine Thür abgesperrt; unten an der Lehne beschützte ein sitzender Löwe mit dem Wappenschild das Heiligthum. Hier konnte er nicht gesehn werden, doch auch nicht mehr das Geländer sehn. Wartend, ob Anna nicht noch einmal zurückkehren würde, betrachtete er den Bau und erkannte das Verdienst des Baumeisters nicht weniger als das des Zimmermeisters, der sich zugleich als Bildschnitzer zeigte. Der mittlere Theil des eigenthümlich angelegten Hauses sprang zurück, und eine offne Halle und helle Treppe unter dem weit vorragenden Dach lag da, wo sonst ein finsterer Hausflur uns aufzunehmen pflegt. Wie gefällig waren die Balustradensäulchen, die die Decke des Ganges trugen, wie geschmackvoll die Verzierungen der Geländerbrüstung!

Sie kam nicht zurück, und er schlich davon mit der Empfindung, als wenn er sie für immer verscheucht hätte, die er sich machtlos fühlte, herzuzaubern. Er blickte in die geheimnißvolle Rose, die er sub rosa küßte, und entwich.

Zu frühe — denn Anna erschien wiederum auf dem Geländer. Sie sah ihn nicht mehr und sah auch nicht die Rose.

Digitized by Google

Anna hatte heimlich Briefe empfangen. Sie wußte, von wem sie waren. Wer konnte das errathen, wenn sie mit ihrem blauen Auge sonder Falsch zur Mutter blickte. Konnte sie heucheln? „Warum soll er nicht Rathsmann werden?“ Sie fragte und verstand nicht den Vater, der ihr eine Erklärung gab.

Des jungen Mannes Klugheit, gerader Sinn, Eifer und Uneigennützigkeit mußten selbst seine Feinde ehren. War er zu verachten? Warum sollte er einer Anna nicht würdig sein? Nur auf Schleichwegen war zu ihr zu gelangen.

Die Familie Ferber ahnte nicht, daß unter ihrem Dache die schlaue Unterhändlerin gehegt wurde. Sie, die von Herrn Moritz Ferber wegen ihres religiösen Verhaltens für geeignet erklärt wurde, die Erziehung der jüngeren Geschwister zu übernehmen, sie, die einen Knaben, den sie zu beaufsichtigen hatte, unterwies, wie er als geheimnißvoller Liebesbote sich zu benehmen habe, das alte Stiftsfräulein Caritas verstand es, verborgene Hebel in Bewegung zu setzen. Eine Erbschaftsangelegenheit veranlaßte sie, sich zu erkundigen, wer unter den Sachverwaltern der geschickteste sei. Sie wandte sich an Heinrich von Suchten den Sohn. Je unbedeutender der Gegenstand ist, desto hartnäckiger ist oft der Streit, je unbedeutender der Nachlaß, desto schwieriger die Ausgleichung. Sie war eine arme alte Jungfer, und Mitleid und Rechtsgefühl bestimmten ihn, den Prozeß zu führen, und er erzielte einen glücklichen Erfolg. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er, daß sie die Stiftswohnung aufgegeben und eine Stellung im Ferberschen Hause angenommen hatte, um den Haushalt zu führen und die unerwachsenen Kinder zu überwachen.

„Mutterchen,“ fragte er, „so geht Ihr wohl oft zu Pielemanns hinüber?“

„Die Herren wohl, Eberhard und Georg, ich aber und Jungfer Sabina verhalten uns immer einheimisch. Wenn aber etwas zu bestellen ist, so soll das auf das beste ausgerichtet werden.“

„Ich möchte ein Briefchen ohne Auf- und Unterschrift gern besorgt sehen.“

„Sicher an Jungfer Anna und zwar in aller Stille? Ist das Briefchen geschrieben, so kommt es noch heute in ihre eigenen Hände.“

Zwischen den Kleinen, der eigensinnigen Lydia und dem schelmischen Bernhard, gab es fortwährend Streit und Kampf. Als des Mädchens Kragen geplättet werden sollten, goß er eine Kufe Wasser in den Kamin und verlöschte die glimmenden Kohlen, deren man sich eben bedienen wollte.

„Bernhard,“ sagte die Hausmutter da zu dem kleinen Uebelthäter, „die Strafe soll Dir diesmal geschenkt sein, wenn Du gleich zu Pielemanns und, wohl aufgemerkt! in die Hinterstube gehst. Da sitzt Anna, die grüße, und wenn sie allein ist, so mag sie Dir das Brieflein aus dem Aermel hervorziehen. Wenn Du keinem etwas davon sagst, so sage ich nichts Herrn Eberhard.“

Der Knabe lief fröhlich davon, da er wußte, daß ihm ein Botenlohn werde zu Theil werden. Und er ging etliche Mal dahin und tauschte die heimlich zugesteckten Briefe gegen Obst und Kuchen ein. Bernhard wurde von dem Stiftsfräulein ausgefragt, um allerlei Einzelheiten von Anna, von ihrem Wirken und Schaffen sofort dem Herrn von Suchten zu hinterbringen. Der merkte wohl auf und bürgerte sich — oder sein Denken vielmehr — im fremden Hause ein.

* * *

Der Mutter Pielemann und der Hausgenossenschaft war die liebste Stube die Eckstube, die an den Saal stieß. Die Aussichten von Danzig sind verbaut. Hier aus dem westlichen Fenster blickte man in eine lange belebte Gasse.

Es war ein balsamischer Sommerabend. Anna saß am offnen Fenster und nähte. Der Mutter segnender Blick ruhte auf der Thätigkeit der fleißigen Tochter. Ein braunes Sammetkoller lag auf ihrem Schoß. Eines der goldenen Knöpfchen war losgerissen und verloren. Sie überlegte, wie der Schade zu verbessern sei. „Was meinst Du,“ sagte sie, „liebe Mutter, ob ich unten im Kramladen nachhöre, ob Knöpfe der Art da zu haben sind?“ Nämlich der Gasse gegenüber, wo im Hofraum die Stallgebäude standen, war von außen ein Kramladen angebaut, in dem die verschiedenartigsten Gegenstände gehalten wurden.

„Liebe Anna,“ wandte die daneben sitzende Muhme Apollonia ein, „wie ist es nur denkbar, so kostbare Knöpfchen unten zu finden, wo es nur Knöpfe gibt, wie sie Schiffs- und Bauersleute brauchen. Das Hinaussehn aus dem Fenster genügt Dir wohl nicht und da willst Du auf der Straße Dich umsehn, wer da kommt und geht?“

Anna schwieg. Sie stieg mit ihrer Arbeit vom Fenstertritt und setzte sich zur Mutter. In der Seele der Tochter war diese auf das Höchste verletzt und kniff die Lippen zusammen, als wenn sie noch mehr als schweigen wollte, denn die Bemerkung war keiner Gegenäußerung werth. Ist denn das häuslich erzogene Mädchen so neugierig, so unstät, so vergnügungssüchtig, um ihr Betragen in so unzarter Weise regeln zu wollen. So dachte sie, und es erfolgte eine lange Pause, indem jede von den drei lautlos vor sich hinblickte.

Da auf einmal fuhren sie zusammen, als wenn mitten unter sie der Blitz eingeschlagen wäre. Sie kreischten o und ah! und alle Blicke hefteten sich mit unheimlichem Grausen auf einen Punkt am Boden. Da lag eine durch das Fenster geschleuderte Perlenschnur — woher? Für wen? Ein langer Zettel war um das unwillkommene Geschenk geschlungen.

„Wer that das?“ rief die Mutter und zitterte an allen Gliedern.

„Ohne Zweifel ein Liebhaber,“ sagte Apollonia kalt und abgemessen. „Liebe Anna, Du weißt, ich liebe Dich; so halte ich nicht länger mit der Sprache zurück nnd eröffne vor der Mutter, was Dir nicht gefallen und die Mutter tief betrüben wird. Es wäre wider Pflicht und Gewissen, wenn ich es verhehlen wollte. Stille Wasser sind tief. Das gereicht dem Wasser zur Empfehlung, denn es ist klar. Dir aber nicht, bei der manches als unklar erfunden wird. Ich wollte das Unrecht Dir unter vier Augen vorhalten und Dich warnen, wenn es aber so weit kommt, daß der Liebhaber Geschenke durch das Fenster wirft —“

Der Kopf der Mutter lag auf dem Schoße der Tochter.

„Muhme,“ rief diese voller Angst und Verzweiflung, „habe nicht Mitleid mit mir, aber mit der Mutter! Halte ein! Sie stirbt, sie ist todt!“

Apollonia war im rechten Redezuge und ließ sich nicht stören. „Die Mutter wird sich aus der Ohnmacht erheben und anstatt die Augen zu schließen, sie aufreißen und immer auf Dich gerichtet halten. Als ich neulich in der Hinterstube eine Schublade des Schränkchens aufzog, da trateſt Du rasch dazu mit einem Blick, als wenn ein Raub begangen würde. Du wurdest bald wieder freundlich, aber ich wußte, woran ich war. Du hatteſt kein gutes Gewissen und daher Dein Entsetzen. Abends als Du eingeschlafen warst, da stand ich leise auf und schob Schublade für Schublade auf, die unterste war verschlossen. Mit kleinen Schlüsseln wohl versehn, öffnete ich sie und zog diese Briefe hervor. Mutter, wache auf und lies, und die tugendsame Tochter gestehe, wer der Liebhaber ist, denn er hatte so viel Scham, um sich nicht zu unterschreiben!“

Die Mutter schlägt die Augen auf, aber sie sieht nichts anderes als die Perlenschnur, die geringelt wie eine Schlange daliegt. Jedes Kügelchen ist ein Erisapfel, der in die Stube heimtückisch geworfen allen Frieden verscheucht. Anna verhüllt sich das Gesicht und weint mehr Thränen, als sie im ganzen Leben geweint hat. Apollonia faßt sich da ein Herz, hebt die Perlen auf, und zieht den zusammengerollten Zettel auf, auf dem nur die Worte zu lesen sind: „Als Entschädigung für das goldene Knöpfchen.“ Statt des Namens ist darunter das Ferbersche Wappen mit der Feder hingekritzelt. Also Moritz Ferber war der unkluge wahnsinnige Thäter.

Da streicht Anna das blonde Haar von der Stirn hinweg, sie steht auf und ist die ruhigste unter den drei Frauen. „Himmlisch gute Mutter, alles, alles will ich bekennen. O verurtheilt mich nicht, ehe ihr mich gehört habt! Gestern sitze ich hier in der Ecke und lese im Gebetbuch. Da stürmt aus des Vaters Stube, als Ihr beide eben weggegangen waret, Moritz

Digitized by Google

Ferber zu mir herein. Ich springe auf, er hält mich fest, jedes seiner Worte ist Liebe, mit unsinniger Zudringlichkeit umarmt er mich und fleht um einen Kuß. Widerwärtiger als widerwärtig erschien er mir. Ursula, schrie ich ihm ins Ohr, ist in der Nähe, sie hört alles, soll ich Hilfe rufen? Glücklich ringe ich mich los, ich reiße Koller und Gürtel auf, laufe in die Küche und lasse dies in seinen Händen zurück." Mit diesem Geständniß hebt sie das Sammetkoller auf und zeigt, in welcher Art die Liebkosungen des geistlichen Herrn gewesen. Nach der Aufregung sich sammelnd, spricht sie darauf mit klopfendem Herzen: „Liebe Mutter, verdamme mich nicht! Ich will ja nichts verhehlen, alles Dir aufrichtig bekennen." Sie will weiter reden, aber vor Thränen vermag sie es nicht.

Die Mutter athmet wieder frei auf mit dem Seufzer: „Du armes Kind!" Ihre Entrüstung und die Apollonias nehmen eine andere Wendung. Im nächsten Augenblicke befindet sich die Mutter und die Muhme in des Vaters Stube, jene mit der Perlenschnur, diese mit den Briefen und fordern, daß dem dummdreisten Gelehrten das Haus verboten werde: „Lies die Briefe von unserm saubern Hausfreunde!"

Der Alte sieht die beiden Frauen mit großen Augen an, er lächelt und lächelt wieder. „Weiber," ruft er zuletzt, „schwätzt nicht so viel! Was ist es denn so Großes, daß er mit dem Kinde seinen Scherz getrieben? Hätte sie ihm ein Küßchen gegeben, so brauchte sie nicht die Jacke zu flicken und wäre nicht durch das Wurfgeschütz erschreckt worden. Diese durchsichtigen Kugeln sind nicht tödtlich. — Das hat er geschrieben? Der Schalk, der! So was lesen andere Mädchen gern. Mein lieb Annecke, daß er sie so gekränkt hat, das thut mir in der Seele weh. Der Moritz soll für die erste Zeit nicht hierherkommen. Mein Bruder in Ohra hat uns zu sich hinausgeladen. Das Wetter ist schön und ein bequemer Wagen leicht zu besorgen. Dem Freunde Moritz melde ich, Ihr wäret alle verreist und ich hätte mit der Verladung meines Kutters so viel zu thun, daß ich in vier Wochen ihm nicht zu Dienst stehen könne. Merken soll er es, daß er sich zu viel Freiheit heraus genommen hat und meine Tochter nun schon zur Jungfrau herangewachsen ist."

„Und das Geschenk," fiel die Gattin ein, „die Perlen schicke ich ihm sogleich zurück."

Er darauf: „Das erlaube ich nicht. Man hat sich derselben in passender Weise zu entledigen und schenkt sie der Kirche. Mein Vater seliger besaß ein altes Heiligenbild. Als es zum Vergrauen schwarz geworden war, da ließ er es in der Kirche aufhängen. Die Bernsteinschnur hängen wir der heiligen Anna um, die auf dem St. Annenaltar dem heiligen Joseph gegenüber steht. Mag die Heilige unserer Anna an ihrem Namenstage in Gnaden gedenken!" (Schluß folgt.)

Am Familientische.

Die Jungfrau von Orleans

soll heilig gesprochen werden. Die neue kriegerische Heilige, die für Frankreich und die Kirche stritt, welche letztere nach des Papstes Worten doch nur mit geistigen Waffen jetzt streitet, wird nicht ohne einigen politischen Beigeschmack über 400 Jahre nach ihrem Tode in Scene gesetzt, wie drei Artikel des päpstlichen Blattes „Voce della verità" beweisen, die sich mit der Geschichte der Jungfrau beschäftigen und aus denen wir hier zu Nutz und Frommen unsrer Leser schöpfen; weniger um die zukünftige Heilige, als um unsres Schillers Drama zu illustriren.

Die Geschichte der Jungfrau, sagt das den katholischen Interessen gewidmete Blatt, ist außerordentlich wunderbar, darum aber nicht weniger authentisch, denn außer den Chronisten des fünfzehnten Jahrhunderts, welche übereinstimmend über sie berichten, sind ihre Prozeßakten uns erhalten geblieben, nämlich die Verhandlungen der Engländer bei ihrer Verurtheilung und die des zwanzig Jahre später zu ihrer Rehabilitation durch Papst Calixtus III eingesetzten Gerichtes.

Wir erfahren daraus, wie Frankreich, geschlagen bei Cressy, Poitiers, Azincourt, zu den Füßen des englischen Fremdlings lag, wie es, innerlich zerrissen, dem Untergange nahe, nur durch das plötzliche und wunderbare Auftreten Johannas gerettet wurde. Woher kam sie? Wer war sie? fragt die „Voce" und die Antwort lautet: Ein einfaches Landmädchen aus einer Grenzprovinz Frankreichs, aus Lothringen.

Johanna wurde im Jahre 1412 (nach Lingard 1410) als das Kind armer Eltern zu Domremy geboren und im strengen Glauben an die katholische Kirche erzogen. Schon im dreizehnten Jahre vernahm sie eine süße und liebliche Stimme, welche ihr weissagte, daß durch Gottes Gnade sie Frankreich von allem Unheil retten würde. Fünf Jahre lang verbarg sie vor Jedermann die große ihr bevorstehende Mission, fünf Jahre suchte sie sich erst von der Wahrheit zu überzeugen, da aber brach es mit Macht in ihr heraus und sie erklärte laut: „Daß der Herr sie berufen habe, Orleans zu befreien und den König von Frankreich nach Rheims zur Krönung zu führen." Alle, die sie sprechen hörten, erklärten sie für wahnsinnig; ihre Eltern versuchten es, sie zu ernüchtern und zurückzuhalten; umsonst, ihr Glaube, ihr Eifer überwanden alle Hindernisse, die man ihr in den Weg legte. Ehe sie bis zum Könige gelangte, hatte sie 150 Meilen in dem vom Feinde beherrschten Lande zurückzulegen; den König aber, der sich vor ihr verbergen wollte und den sie nie zuvor gesehen, erkannte sie mitten in der Schar der Höflinge, genau so, wie Schiller es schildert.

Um sie zu prüfen, ob sie wirklich die Gottgesandte sei, für welche sie sich ausgab, unterwarfen die Theologen in Poitiers sie einem strengen Examen, aus dem sie jedoch siegreich hervorging; die Kreuz- und Querfragen der Doktoren vermochten ihr nichts anzuhaben, man war von ihrer Sendung überzeugt und gab ihr eine Rüstung, eine Fahne, theilte ihr einen Pagen und einen Kaplan zu. Ihr Schwert, das für sie bestimmt sei, liege hinter dem Altar der St. Katharinenkirche zu Fierbas, sagte sie, und dort fand man es auch in der That.

So ausgerüstet setzte sich Johanna an die Spitze des Heeres, durchbrach die englischen Linien vor Orleans und entsetzte die seit sechs Monaten belagerte Stadt, indem sie die Engländer schlug. Das alles war das Werk von acht Tagen. Schnell verfolgte sie ihren ersten Sieg und führte, blitzartig fortschreitend, den berühmten Feldzug an der Loire, in welchem sie hintereinander die Briten bei Jargeau, Beaugency und Pathay schlug; auf denselben Feldern, wo 1870—71 unsre Truppen so harte Kämpfe bestanden. Dann zwang sie den zögernden König förmlich, ihr nach Rheims zu folgen, in ein Gebiet, wo die Engländer noch unbestritten herrschten. Aber auch hier warf sie alles nieder. Troyes ergab sich auf den ersten Anlauf, Rheims öffnete seine Thore und der junge König wurde hier mit dem heiligen Oele gesalbt.

Damit war Johannas eigentliche Mission vollendet. Sie hatte Orleans befreit, der König war gesalbt, und sie verlangte zurückzukehren in die Stille ihres heimatlichen Dorfes. Aber der König, welcher seinen Schutzengel in ihr sah, zwang sie förmlich zu bleiben — und von da an begann ein völliger Umschwung. War die Flamme des Heroismus, die so plötzlich in ihr aufflackerte, vielleicht erloschen? Allerlei irdische Kleinigkeiten, Haß, Neid, Verfolgung knüpften sich nun an ihre Fersen. Zwar sprach die „Stimme" wiederholt zu ihr, allein sie folgte den mysteriösen Rathschlägen nicht mehr, und deshalb erlitt sie auch, wie die „Voce" angibt, eine Niederlage vor Paris. Endlich fiel sie in Compiegne in die Hände der Burgunder, welche sie für ein königliches Lösegeld an die Engländer verkauften.

Die Engländer wußten, daß sie mit der Gefangenen Frankreichs Kriegsglück in den Händen hielten; sie legten Johanna in schwere Ketten, schleppten sie von Gefängniß zu Gefängniß und unterwarfen sie zu Rouen, wo ihr sechsmonatlicher Prozeß geführt wurde, einer langen Reihe entsetzlicher Torturen. Von Seiten des Königs und der Franzosen geschah fast gar nichts für ihre Befreiung, nur Dunois versuchte es durch einen Handstreich, der auch beinahe gelang, sie aus den Händen ihrer Peiniger zu reißen.

Die Engländer gingen bei dem Prozesse nicht ohne ein gewisses Raffinement vor. Sie wählten nicht Engländer, sondern Franzosen zu Richtern, und diese waren meist Geistliche; Präsident des Gerichtshofes war der Bischof Dauchon. So hatten die Kirche und Frankreich, für welche Johanna doch gestritten, die sie am meisten im Herzen getragen, sich zu ihrem Untergange vereinigt. Doch es war, sagt die „Voce", nicht die Kirche, denn die Kirche verurtheilte durch einen feierlichen Spruch jene und rehabilitirte Johanna.

Sechs Monate lang hielten die Geier die arme Taube in ihren Krallen, und wunderbar verstand sie es, den Fallstricken der Kreuz- und Querfragen, die man an sie richtete, zu entgehen. Mit unbeugsamer Festigkeit bestand sie auf der Wahrheit ihrer Sendung und ihrer Unterwerfung unter die Kirche. Sie appellirte an den Papst, allein man gab ihrer Appellation kein Gehör und verdammte sie zum Scheiterhaufen. „Halte das Kreuz hoch, daß ich es bis zuletzt sehen kann," rief sie dem Mönche zu, der sie auf ihrem letzten Gange begleitete, und als die Flammen sie umzingelten, rief sie dreimal: „Jesus! Jesus! Jesus!" Einige Engländer wurden ohnmächtig, und einer erklärte, er habe eine weiße Taube aus den Flammen emporschweben sehen. Ein anderer rief aus: „Unglückliche, die wir sind, wir haben eine Heilige verbrannt." So geschehen auf dem Marktplatze zu Rouen, 30. Mai 1431. Johannas Name war aber auch nach ihrem Tode noch der Schrecken der Briten, die bald aus Frankreich vertrieben wurden.

Als Calixtus III den päpstlichen Thron bestieg, ernannte er den Erzbischof von Rheims zum Präsidenten eines Gerichtshofes, bestehend aus den Bischöfen von Paris und Constanz und einem Mitgliede des Inquisitionstribunals, welche alle Umstände des Prozesses der Jungfrau, ihr Leben und ihren Tod untersuchen sollten. Ihre vollständige Unschuld, ihre Tugend, ihre Seelengröße wurden dargethan. Weiter aber ging der Papst nicht, denn der Haß zwischen England und Frankreich war damals noch groß. Solche Rücksichten brauchen heute nicht mehr zu gelten, und die ketzerischen Engländer haben nichts gegen die Heiligsprechung der Jungfrau von Orleans einzuwenden!

Digitized by Google

Dürers Leben und seine Kunst.*)

as Jahr 1871 war das 400jährige Jubeljahr der Geburt unseres größten Künstlers, dessen Name mit der Geschichte der deutschen Malerei für alle Zeiten auf das innigste verwoben ist; nicht nur, daß er der Mann war, der die deutsche Kunst in der Zeit ihrer ersten Entwicklung so vertrat, daß er den Kunstheroen aller Länder, in denen gleichzeitig eine reiche Blütezeit künstlerischer Thätigkeit anbrach, ebenbürtig zur Seite steht, und weit über die Grenzen des engern Vaterlandes hinaus als Stern erster Größe am Kunsthimmel strahlt; er ist auch norm- und maßgebend für alle späteren Epochen der deutschen Kunstentwicklung gewesen, und ist es noch heute. Am 21. Mai 1471 wurde er zu Nürnberg im Hinterhause des Pirkheimerischen Patrizierhauses nach der Winklerstraße zu geboren, und sein Geburtsjubiläum ist in seiner Vaterstadt und überall, wo deutsche Kunst ihre Mittelpunkte hat, feierlich begangen worden. Auch die Literatur hat an der Feier Theil genommen; in Deutschland ist A. von Eyes Leben und Wirken Albrecht Dürers vom Jahre 1860 (1869 in neuer Titelausgabe erschienen) die letzte bedeutende Arbeit über den großen Meister; in England sind um die Zeit des Jubiläums zwei größere Werke über ihn erschienen, von William B. Scott 1869, und von Frau Charles Heaton 1870. Eine Menge Einzelforschungen harrten einer zusammenarbeitenden Hand; und sie hat sich gefunden. Moritz Thausing hat uns mit einem trefflichen Werke über Dürer beschenkt. Es war bestimmt, als eine Jubiläumsgabe veröffentlicht zu werden, und trägt daher auch äußerlich ein seiner Bestimmung würdiges Festgewand. Es ist mit einer großen Anzahl der schönsten Holzschnitte geziert, welche uns Leistungen des Künstlers vors Auge führen, die sonst nur wenigen bekannt und zugänglich sind. Sie sind mit großer Sorgfalt ausgeführt und so ausgewählt, daß sie eine fortlaufende Erläuterung des künstlerischen Entwicklungsganges des Meisters geben. Auch die typographischen Verzierungen, an denen es reich ist, sind stilgemäß, d. h. entsprechenden Arbeiten des Meisters entnommen. Ein eigenes schönes großes Alphabet ist geschnitten (siehe das Eingangsinitial), dessen miniaturartige Ausschmückung den Schöpfungen Dürers selbst entnommen, oder aus Werken entlehnt ist, die für die Geschichte seiner Entwicklung von Bedeutung sind. Die übrigen Illustrationen bestehen theils aus Nachbildungen solcher, die von der Hand des Künstlers selbst herrühren (namentlich sind für diesen Zweck die bekannten Randzeichnungen zu Kaiser Maximilians Gebetbuche benutzt, wovon das Original in der Münchener Bibliothek sich befindet; aus ihnen stammt z. B. das Ornament am Schluß dieser Besprechung); theils aus höchst gelungenen Kopien nach Handzeichnungen, seltenen Holzschnitten und Kupferstichen und Gemälden des Meisters.

Wir geben davon als Probe eine wunderliebliche Madonna aus dem Jahre 1516, und das herrliche Bildniß Kaiser Maxens, Dürers großen Gönners, nach einer Kohlezeichnung in der Albertina zu Wien (Seite 397).

Der Verfasser hat mit rastlosem Eifer gesammelt, und lieber das Erscheinen seines Buches um einige Jahre hinausgeschoben, um nur etwas Vollständiges und in sich Abgerundetes zu geben. Und es ist ihm gelungen. Mit der eingehendsten Liebe verfolgt er die Entwicklung und Bildung des großen Künstlerfürsten durch alle Stadien hindurch, und bringt überall Neues und Wohlerwogenes. Alle Erscheinungen, welche vorbereitend, fördernd, maßgebend auf den Bildungsgang Dürers eingewirkt, sind mit Liebe durchforscht und in ihrer Bedeutung nachgewiesen. Die Malerschulen des Ober- und Niederrheins, Meister Schongauer in Kolmar und Stephan in Köln; die Prager Künstlerschule, die alten Nürnberger Meister, vor allem Wolgemuth; aber auch die großen Künstler Italiens und der Niederlande treten in eingehender, wohlgelungener Darstellung uns vor das Auge; wir sehen, wie sie mit Dürer in Wechselwirkung standen, wie er von ihnen nahm, doch nie ohne es in origineller Weise in sein eigenstes Wesen umzusetzen, und wie er hinwiederum ihnen gab, und auf ihre Entwicklung einwirkte. Es ist dies unstreitig das Hauptverdienst des Werkes, daß es an der Hand eingehender Studien, die auch die Handzeichnungen bis zu den unscheinbarsten Skizzen in ihr Bereich ziehen, mit chronologischer Genauigkeit den Entwicklungsgang des Meisters verfolgt, indem es denselben in einzelne, leicht abzugrenzende Zeiträume eintheilt und in diesen Rahmen dann die einzelnen Gemälde, Kupferstiche, Holzschnitte, Handzeichnungen einfügt und das Verwandte zusammenstellt, so daß jeder Entwicklungszeitraum als ein Ganzes und Abgeschlossenes nach allen Seiten hin durchforscht und sein wesentlicher Charakter bestimmt wird. Daß diese Methode besonders auch dazu sich eignet, die Entstehungszeit einzelner Arbeiten, über welche die Ueberlieferung oder das Kunsturtheil schwankend ist, auf ziemlich sicherer Grundlage zu bestimmen, leuchtet ein, und wir dürfen es dem Verfasser nachrühmen, daß er nach dieser Seite hin sehr Bemerkenswerthes geleistet, das Vorhandene gesichtet und zum Theil berichtigt, oder auch manches Neue zu Tage gefördert hat. Es geht wie in allen Wissenschaften auch namentlich in der Kunstgeschichte bekanntlich oft so zu, daß gewisse Annahmen das Bürgerrecht erlangen, ohne daß sie eigentlich die volle Berechtigung dazu nachzuweisen im Stande sind; so daß ein gewisser Muth dazu gehört, sich solchen althergebrachten und durch ihr Alter fast unantastbar gewordenen Voraussetzungen entgegen zu stellen. Gerade in dieser Beziehung war in Dürers Leben manche althergebrachte Willkürlichkeit aufzudecken und zu beseitigen, die, obwohl sie in die Sache Verwirrung brachte, doch von Geschlecht zu Geschlecht sich fortgepflanzt hatte, so z. B., was sein Verhältniß zu seinem Lehrer Wolgemuth anbelangt, sowie dessen formschneiderische und kupferstecherische Thätigkeit.

Ein Kunsthistoriker hat dem anderen nachgeschrieben ohne kritische Prüfung, und so ist manche Anekdote, manche Dichtung, manche biographische Notiz zu allgemeiner Geltung gelangt und als integrirender Theil der betreffenden Lebensgeschichte behandelt worden. Gerade bei unserem Dürer hatte sich eine solche Sage herausgebildet und fort und fort zu erhalten gewußt. Man betrachtete ihn nämlich als einen Märtyrer seiner ehelichen Verhältnisse; seine Frau, Agnes Frey (siehe ihr ungemein anziehendes Porträt im Initial am Beginn des Artikels), galt als eine zweite Xantippe, die ihn durch ihren Geiz zu unausgesetzten Arbeiten trieb, seines Leibes nicht genug pflegte, und ihn durch Ueberspannung seiner Kräfte in ein frühes Grab stürzte. Zwar waren schon von kompetenter Seite Zweifel an dieser, auf einer brieflichen Auslassung Pirkheimers basirten Erzählung vielfach erhoben worden; unserem Autor gebührt das Verdienst, sie gründlich widerlegt zu haben. Gerade die Schilderungen seines häuslichen Lebens sowie des geselligen Kreises, in denen Dürer sich bewegte, und des historischen Bodens, aus dem er zu solcher Meisterschaft erwuchs, sind dem Verfasser aufs schönste gelungen, der es versteht, mit großer Objektivität die Verhältnisse aufzufassen und so darzustellen, daß er den Leser mitten hinein versetzt.

Das Werk ist in seiner inneren und äußeren trefflichen Ausstattung eine schöne Jubiläumsgabe; wir empfehlen es allen Freunden und Verehrern der Kunst, allen denen, welche ein Stück deutschen Geisteslebens gründlich kennen lernen und genießen wollen, mit voller Ueberzeugung.

*) Dürer, Geschichte seines Lebens und seiner Kunst von Moritz Thausing. Mit Titelkupfer und Illustrationen. Leipzig, 1876. Verlag von E. A. Seemann. (537 S.) Preis: 22 Mark. (Geb. 25 M.)

Inhalt: Ein Familienzwist. (Fortsetzung.) Roman von Ludwig Harder. — Vertieft. Nach dem Gemälde von B. Wolze. — Die deutsche Seewarte in Hamburg. Von G. v. B. — Bischof und Burgermeister. Kulturhistorische Novellette aus Danzigs Vergangenheit von Jonathan. — Am Familientische: Die Jungfrau von Orleans. — Dürers Leben und seine Kunst. Mit 4 Illustrationen.

Zur gefälligen Beachtung!

Mit der nächsten Nummer schließt das laufende Quartal des Daheim. Wir ersuchen daher unsre Abonnenten, besonders die der Post, die Bestellung auf das **dritte** Quartal des XII. Jahrgangs (April bis Juni 1876) **möglichst sofort** aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zusendung und bei der Post den bekannten Strafgroschen und sonstige Weitläufigkeiten zu vermeiden, die bei verspäteter Bestellung und Nachlieferung schon erschienener Nummern des neuen Quartals entstehen.

Daheim-Expedition.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 25. März 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 26.

Ein Familienzwist.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Roman von Ludwig Harder.

(Fortsetzung.)

XV.

Niemand freute sich stürmischer über die unerwartete Wendung der Dinge, als Tante Bernhardine. Die sonst so kalte und grämliche Person gerieth fast außer sich, als sie von Otto seine Verlobung erfuhr.

„Nun wird Buchdorf doch Dein!“ jubelte sie, „nun ist mein Wunsch, mein Lebenszweck erfüllt: Buchdorf wird Dein! Da nimmt man das Zierpüppchen schon in den Kauf!“

Ihre Gedanken und ihre Weise, dieselbe zu äußern, berührten Otto unangenehm; doch statt sich in nutzlose Entgegnungen einzulassen, machte er es, wie in ähnlichen Fällen, er zog sich in sein Zimmer zurück.

Aber das Testament des alten Herrn und die daraus entspringende Verlobung wurde bald in weiteren Kreisen bekannt und rief, wie sich nicht anders erwarten ließ, allgemein das höchste Erstaunen hervor. Buchdorf ward nicht leer von Glückwünschenden, deren größere Hälfte jedoch nicht sowohl Theilnahme als Neugier in das alterthümliche Herrenhaus trieb. Auch kehrten sie nicht viel klüger zurück, als sie gekommen waren, denn keiner der Betheiligten wollte sich offen über das bestehende Verhältniß aussprechen, so daß selbst Herr von Tannen, welcher doch bei der Testamentseröffnung zugegen gewesen war, nicht ganz klar in dieser Angelegenheit sah.

Eine seltsame Verlobung war es gewiß! Nicht das frische warme Leben, sondern eine eisige Todtenhand schien sie geschlossen zu haben. So konnte zum Beispiel Beatrice stundenlang, ein Fernglas in der Hand, am Fenster stehen und die Chaussee nach Ermsdal beobachten und den einsamen Reiter, welcher sich auf ihr zeigte. Näherte sich der sehnsüchtig Erwartete dann aber bis zu einem gewissen Punkte, so ward das Fernglas bei Seite gelegt, der Anzug noch einmal einer sorgfältigen Prüfung unterworfen, und erschien Arning endlich, so fand er seine Braut gewiß ganz vertieft in ihre Arbeit, oder in ein Buch, von dessen Inhalt sie freilich keine Ahnung hatte; aber genug, sie saß da anscheinend ganz unbefangen und gleichgiltig und schien ihn gar nicht erwartet zu haben.

So stand sie in klaren Winternächten träumend am Fenster und baute sich aus den leuchtenden Welten über ihr eine luftige Straße nach Ermsdal. Von Astronomie verstand sie nichts; sie kannte die wissenschaftlichen Bezeichnungen der Sternbilder nicht, aber sie hatte sich ihre Gestalt eingeprägt und ihnen aus eigener Phantasie Namen verliehen, und in sehnenden Gedanken schlug sie von einem zum andern eine erhabene Brücke zum Hause ihres Geliebten hin. Aber er ahnte nichts davon, scheu verbarg sie ihre Träumereien der ganzen Welt, und lächelte wohl selbst über den kindischen Einfall. Dennoch sollte er nicht ganz ohne Nutzen bleiben.

Otto kam täglich nach Buchdorf, aber eine unerklärliche Unruhe trieb ihn immer bald wieder fort. Wenn er ja einmal Beatrice allein traf, so plauderte er mit ihr, gütig und nachsichtig wie mit einem geliebten Kinde über Dinge, von welchen er glaubte, daß sie sie interessiren könnten. Sonst unterhielt er sich sehr lebhaft mit der Baronin, und seine Braut saß stumm und scheinbar theilnahmlos daneben. Sie hatte sich in die Ueberzeugung hineingelebt, daß nur die Bitte ihres Vaters Arning veranlaßt haben könne, um sie zu werben, und diese Annahme machte sie scheu und linkisch ihm gegenüber. Einst hatte sie stolz damit geprahlt, daß sie sich niemals schämen würde, ihre Neigung einzugestehen, und doch hätte sie jetzt ihrem Verlobten um keinen Preis verrathen mögen, wie theuer er ihr sei. Und Otto handelte unter dem Bann derselben Täuschung. Er sah in Beatrice noch immer das Kind, welches er vor neun Jahren lieb gehabt. Gehorsam, Tochterliebe hatten ihren Willen geleitet, als sie ihm ihr Jawort gab, jedenfalls ohne die Bedeutung eines solchen Versprechens auch nur entfernt zu ahnen — er wollte geduldig abwarten, bis aus der halb unbewußten Anhänglichkeit, welche sie ihm vielleicht noch aus alten Zeiten bewahrte, wirkliche Liebe geworden sei; und

Digitized by Google

um ihren unbefangenen Sinn nicht durch seine Leidenschaftlichkeit zu erschrecken, beherrschte er sich ihr gegenüber auf eine Weise, die in ihren Aeußerungen nahe an Gleichgiltigkeit streifte.

So spielten die beiden Liebenden ein grausames Verstecken mit einander; sie verbargen aus zarter Rücksicht ihre wärmsten Gefühle, und es war sehr die Frage, ob ein glücklicher Zufall den starren Bann zeitig lösen oder der unselige Irrthum, durch die Macht der Zeit und der Gewohnheit erstarkend, wie die schrecklichste Wahrheit wirken würde.

Die ausgesprochene Zuneigung der Baronin dagegen hatte Otto sich im vollsten Maße errungen; ihr Mißtrauen gegen ihn war so vollständig geschwunden, daß ihr die einst so sehr gefürchtete Verbindung jetzt höchst passend und natürlich erschien; und da sie immer ganz zu thun pflegte, was sie einmal that, und vor allen Dingen die formelle Seite einer Angelegenheit niemals vernachlässigte, so erklärte sie eines Tages, daß sie es für ihre Pflicht erachte, Fräulein von Tretten, welche, angeblich aus Altersschwäche, Ermsdal nicht mehr verließ, einen Besuch abzustatten.

Gesagt, gethan. An einem recht kühlen Dezembermittag fuhr der Wagen vor, und die beiden Damen stiegen ein. Beatrice hatte sich zu diesem Besuche mit äußerster Sorgfalt gekleidet; ruhig und zufrieden verließ sie ihr Haus. Aber als das Ziel näher rückte, begann ihr Herz laut und ängstlich zu schlagen, und sie achtete kaum auf die lebhafte Bewunderung, welche Therese an den Tag legte, als der Wagen auf gut erhaltener Chaussee über die ehemalige Wüste hinrollte. Die rothen Dächer des langgestreckten, echt nordischen Dorfes tauchten auf, aber noch immer nicht die Spur eines Herrenhauses. Die Baronesse öffnete das Wagenfenster und fragte den Kutscher, ob Herrn von Arnings Wohnung noch weit entfernt sei. Als Antwort wies der Mann mit seinem Peitschenstiel auf ein kleines Gebäude, welches sich von den Bauernhäusern höchstens durch seine isolirte Lage unterschied. Beatrice fühlte ihr Herz sinken; die ganze Umgebung kam ihr, der in Glanz und Ueberfluß Aufgewachsenen, so fremd und beängstigend vor. Sie hatte indes nicht lange Zeit, ihren trüben Gedanken Raum zu geben. Die Rappen schienen über den leichtgefrorenen Boden zu fliegen, und in weniger als zwei Minuten hielt der Wagen vor der schmalen Haustreppe, wo Otto schon der Ankömmlinge harrte. Beatrice hatte keine Zeit, die kahle unfreundliche Diele eines aufmerksameren Blickes zu würdigen. Ehe sie wußte, wie es geschah, fand sie sich einer schwarzen hageren Dame gegenüber, welche sich bei dem Eintritt der beiden Fremden steif und gemessen von ihrem Lehnstuhl erhoben und ein entsetzlich grobes Strickzeug bei Seite gelegt hatte. Sie erkannte die gefürchtete Tante Bernhardine, von welcher sie aus ihrer Kinderzeit eine dunkle und nichts weniger als angenehme Erinnerung bewahrte. Um Ottos willen wollte sie versuchen, der alten Dame freundlich entgegenzukommen, und so eilte sie auf dieselbe zu und küßte ihre knochige Hand; als sie aber danach den Blick erhob und dem scharfen eingesunkenen Auge der Stiftsdame begegnete, als sie sah, wie ihre zusammengepreßten Lippen sich zu einem Willkommen öffneten, das so wenig herzlich klang, da hätte sie mit Marie Stuart ausrufen mögen: „O Gott, aus diesen Zügen spricht kein Herz!“

Beklommen und ängstlich nahm sie auf dem ihr gebotenen Holzstuhl Platz und ließ, während die Baronin und Fräulein von Tretten, welche einander zum ersten Mal in ihrem Leben sahen, die verbindlichsten Begrüßungsformeln tauschten, ihr Auge voll Verwunderung über die ärmliche Einrichtung des Gemachs schweifen.

Otto fing ihren Blick auf. „Unser Empfangssalon scheint sich Deines Beifalls nicht zu erfreuen, Beatrice,“ meinte er scherzend. „Was sagst Du zu unserer Ermsdaler Klause überhaupt?“

„Sie ist sehr häßlich,“ erwiderte die Baronesse ganz ernsthaft, indem sie mit naiver Offenheit zu ihm emporsah.

Otto mußte unwillkürlich lächeln. „Da magst Du wohl recht haben,“ erwiderte er. „Indes wir werden eine andere bauen, so schön Du nur immer willst! Du sollst selbst den Plan dazu bestimmen. Und dann kommen wir täglich und sehen, wie der Bau wächst. Bist Du damit zufrieden?“

Ein Freudenstrahl glitt über Beatricens Antlitz.

„Das ist herrlich!“ rief sie lebhaft. „Wenn ich wählen und bestimmen darf, so wird unser Haus das schönste in der ganzen Provinz! Ich erinnere mich einiger Villen in Italien — natürlich könnte man sie nur so weit nachahmen, als unser nordischer Winter es erlaubt. Aber näher am Walde müßte unser neues Wohnhaus liegen, als dieses hier, damit wir gleich schöne Bäume für den Park hätten.“

„Du willst schon wieder bauen, Otto?“ warf hier die Stiftsdame schneidend ein. „Davon hab' ich ja noch gar nichts gehört! Und obendrein in dieser theuren Zeit! Es ist allerdings traurig, daß die Wohnung, welche uns nun schon seit Jahren genügte, die Ansprüche Deiner Braut so gar nicht befriedigt; indessen bitte ich Sie, liebes Fräulein, zu bedenken, daß Ermsdal ein sehr herabgekommenes Gut war, als mein Neffe es übernahm, und daß seine Einkünfte zu denen Buchdorfs in gar keinem Vergleich stehen!“

Beatrice erröthete heftig. „Verzeihen Sie, ich wollte nicht unbescheiden sein,“ stammelte das arme Mädchen. „Ich glaube — nein, ich weiß gewiß, daß ich mich auch in diesem Hause glücklich fühlen kann.“

Der Baronin Lippen öffneten sich zu einer weniger demüthigen Erwiderung; aber Otto kam ihr zuvor.

„Dieses Haus hat uns allerdings genügt, Tante Bernhardine,“ bemerkte er stirnrunzelnd, „das heißt, es genügte Dir und mir, die wir mit dem Leben abgeschlossen hatten. Einer jungen lebenslustigen Frau genügt es nicht. Uebrigens habe ich mein Vermögen schon so lange allein und — wie ich mir schmeichle — vernünftig verwaltet, daß Du mir die Sorge dafür getrost auch in Zukunft überlassen darfst.“

Eine drückende Pause folgte diesen gereizten Worten; die Stiftsdame antwortete nicht, sondern nahm mit einer kurzen Entschuldigung gegen die Gesellschaft ihr Strickzeug wieder auf und schien bald nur noch für das Klappern seiner Nadeln Interesse zu hegen.

Die ganze Scene war Frau von Arning höchst unsympathisch; um ihr ein Ende zu machen, interessirte sie sich plötzlich für irgend eine Einrichtung im Hof und bestand darauf, dieselbe in der Nähe zu betrachten. Otto begleitete sie natürlich, und Therese erwartete, daß auch Beatrice folgen würde; aber das arme Kind hatte sich nun einmal die unmögliche Aufgabe gestellt, Fräulein von Trettens Zuneigung zu gewinnen, und blieb daher bei der Stiftsdame zurück.

Bernhardine sprach noch immer nicht, und die Baronesse sann vergebens, wie sie wohl ein Gespräch anknüpfen könne, als das alte Fräulein sich erhob und aus dem braungebeizten Schrank ein riesiges Packet Wollengarn hervorzog, welches sie sich anschickte aufzuwickeln. Beatrice erbot sich schüchtern, das Garn zu halten.

Ein kurzer schroffer Aufblick ward ihr zu Theil. „Ach so — Sie haben keine Arbeit, liebes Kind?“

Beatrice stammelte etwas von „kurzem Besuch“ und „vergessen haben“.

„Schön. Hier ist das Garn; so — nun die andere Hand — etwas strammer, wenn ich bitten darf. Sie müssen schon entschuldigen, daß ich meine Arbeit nicht unterbreche; aber die Hausfrau in Ermsdal hat keinen Augenblick Zeit zum Müßiggang. Des Morgens um vier Uhr heißt es „Aufstehn“ und, ohne große Toilette zu machen, in die Milchkammer — etwas strammer, liebes Kind! Eine Toilette, wie die Ihrige zum Beispiel, ist überhaupt nicht am Platze; einmal, weil es Verschwendung wäre, und dann findet sich auch absolut keine Zeit dazu, denn von der Milchkammer geht es in die Gemüsegärten, die Küche, den Keller ꝛc.; nachmittags findet sich genug zu stricken oder zu spinnen. So geht ein Tag nach dem andern hin; der schönste Schmuck einer Hausfrau ist die Sauberkeit und Ordnung um sie her, und das Geld, welches sich — Dank ihrer Sparsamkeit — von Woche zu Woche reichlicher in der Truhe häuft. Glauben Sie mir, ich bin alt geworden bei diesen Grund-

Digitized by Google

sätzen und habe einsehen gelernt, daß es die einzig richtigen sind — aber Sie lassen das Garn ja schon wieder fallen!"

Beatricens Arm war wie gelähmt, und die Thränen drängten sich ihr unaufhaltsam ins Auge. War es wirklich das Bild ihres künftigen Lebens, was die alte Dame da vor ihr aufrollte? Würde sie einst gleich ihr in fleckenloser Haube und grobem Wollkleide in der unbehaglichen Stube stehen, ohne andere Freude als das Geld, welches sich im Kasten mehrt?

Sehnsüchtig wandte sie den Blick der Thüre zu. Wo blieb nur ihr Verlobter? Sie fühlte sich so grenzenlos einsam und verlassen der rauhen Sittenpredigerin gegenüber. Doch, als ob ihr Auge die Macht besessen hätte, den Ersehnten herbeizurufen, kehrte Otto in diesem Augenblick zurück. Was er erblickte, schien ihn nicht eben angenehm zu berühren. Wenigstens zogen sich seine Brauen finster zusammen, und er warf der Stiftsdame einen Blick zu, vor welchem Beatrice erbebte; sie hatte ihn niemals in solcher Stimmung gesehen.

„Was soll das eigentlich bedeuten?" fragte er kurz und rauh, indem er ohne weiteres das Garn von Beatricens Hand nahm und über eine Stuhllehne hängte. „Ich dachte, Tante Bernhardine, wir würden jetzt einige Erfrischungen zu uns nehmen?"

„Es ist schon lange servirt," versetzte die Dame gemessen, indem sie sich der Thüre zuwandte. „Wenn es also den Herrschaften gefällig wäre —"

Otto zog Beatricens Arm durch den seinen, rasch, beinahe stürmisch. „Was hat sie Dir zu Leid gethan, mein armes Mädchen?" fragte er inniger, als es sonst seine Art war. „Leugne nicht, ich kenne Deine lieben Augen zu genau, um nicht zu sehen, daß in diesem Augenblick mühsam verhaltene Thränen darin glänzen. Sprich, was ist Dir geschehen?"

Beatrice versuchte zu lächeln. „Nichts Schlimmes," entgegnete sie. „Deine Tante bereitete mich nur ein wenig auf meine künftigen Pflichten als Hausfrau vor."

„Dacht' ich's doch! Diese Mühe hätte sie sich sparen dürfen."

Das finstere Aussehen Ottos ängstigte die Baronesse; um ihn zu beschwichtigen, erwiderte sie entschuldigend: „Es war ja nur freundlich von ihr."

Otto blickte mit aufrichtiger Bewunderung auf das schöne Wesen an seiner Seite, das so mild zu richten verstand. „Sei unbesorgt," flüsterte er leise. „Ihre „Freundlichkeit" soll Dich nie wieder quälen."

Als die Mahlzeit beendet war, mahnte die Baronin, welche sich in der ärmlichen Behausung nichts weniger als heimisch fühlte, zum Aufbruch. Otto sowohl wie die Stiftsdame geleiteten ihre Gäste zum Wagen; aber die arme Beatrice verließ Ermsdal nicht, ohne für ihr freundliches Entgegenkommen noch eine Lehre von Tante Bernhardine mit auf den Weg zu nehmen. Als man eben im Begriff war einzusteigen, löste sich eine Nadel aus dem unermüdlich gehandhabten Strickzeug der alten Dame und fiel klirrend in den Sand. Die Baronesse bückte sich sofort danach und gab sie mit freundlichem Lächeln der Eigenthümerin zurück; doch Fräulein von Trettens Dank bestand in der herben Bemerkung, „daß es eine sündhafte Verschwendung sei, in einem so kostbaren Kleide auf den feuchten Boden niederzuknien". Zwar ließ ein warnender Blick Ottos sie verstummen; aber Beatrice stieg mit sehr gesunkenem Muthe ein, und die Frage, ob es denn auf die Dauer möglich sein werde, mit der alten Frau zu leben, fiel ihr schwer auf die Seele.

Otto sah dem davonrollenden Wagen nach, bis Tante Bernhardinens Stimme ihn aus seinen Träumen schreckte.

„Ein verwöhntes Kind," sagte sie achselzuckend, „ein Zierpüppchen durch und durch! Indeß sie ist jung und schüchtern. Möglich, daß man mit etwas Strenge doch noch eine ganz brauchbare Hilfe für die Wirthschaft aus ihr erzieht."

Otto wandte sich finster zu der Sprechenden.

„Es ist gut, daß Du diese Angelegenheit berührst," erwiderte er, „denn wir müssen uns ein für allemal darüber klar werden; und so erkläre ich Dir hiermit ganz entschieden: ich will eine Frau, keine Wirthschafterin! Du nennst Beatrice ein Kind, ein verwöhntes Kind — mag sein! Aber so wie sie nun einmal ist, in ihrer ganzen reizenden Unbefangenheit, werde ich streben sie mir zu erhalten. Sie soll nicht arbeiten, wie ich gearbeitet, nicht kämpfen, wie ich gekämpft habe. So viel es in Menschenmacht steht, will ich sie schützen vor den Stürmen des Lebens sowohl wie vor seinen täglich wiederkehrenden Quälereien. Ihr Gemach soll der friedliche Hafen sein und bleiben, in welchen ich mich aus dem Meer von Sorgen und Mühen retten kann." Otto brach ab. Sein überquellendes Herz hatte ihn hingerissen; der halb erstaunte halb spöttische Aufblick der alten Dame erinnerte ihn daran, daß Fräulein von Tretten eine solche Sprache nicht verstand. Ruhig und bestimmt schloß er daher: „Du wirst mir zugeben müssen, Tante Bernhardine, daß ich mich, so lange wir zusammen wohnen, niemals um Dein Thun und Treiben bekümmert habe; gleiche Rücksicht fordere ich für Beatrice. Scenen wie die heutige dürfen nie wieder vorkommen. Ich dulde sie nicht."

Die Stiftsdame fand erst jetzt Worte, dem maßlosen Erstaunen Ausdruck zu verleihen, mit welchem Ottos Rede sie erfüllte.

„Ei, behüt' uns Gott!" sagte sie mit unterdrücktem Grimm. „Du wirst ja ordentlich beredt. Ich hab' eine so lange Auseinandersetzung seit Jahren nicht von Dir gehört. Ein Glück nur, daß niemand in der Nähe ist; denn wär' es nicht gar so abgeschmackt, die Leute sollten allen Ernstes glauben, die Mondscheinaugen des Dämchens hätten Dir's angethan!"

Arning zuckte gleichmüthig die Achseln.

„Ihre Gedanken hab' ich den Leuten nie verwehrt. In That und Wort aber verlange ich Achtung vor meiner Gemahlin von Jedermann auf meinen Gütern, vom ersten bis zum letzten! Du kennst mich, Tante Bernhardine, laß es Dir gesagt sein, und richte Dich danach, wenn wir Freunde bleiben sollen."

Die Worte klangen unkindlich und undankbar genug einer Frau gegenüber, welche seit seiner Geburt Mutterstelle an dem Freiherrn vertreten. Aber jeder erntet, was er gesäet. Wenn es wahr ist, daß ein edler Mensch denjenigen als seinen treuesten Freund verehrt, welcher ihn in bösen Stunden der erregten Leidenschaft unerbittlich auf das Recht und die Pflicht hinwies, so ist es auch umgekehrt gewiß, daß niemand den Rathgeber achten oder lieben kann, welcher sich zum Echo seiner Leidenschaft macht und die bösen Gedanken zur That anfacht. Sobald der Rausch verflogen ist, kehrt mit der Reue eine gewisse Bitterkeit gegen den Verführer ins Herz ein. Als ein solcher Rathgeber nun hatte Tante Bernhardine sich ihrem Neffen zeitlebens erwiesen. Wohl war Otto, selbst in den Augenblicken seiner höchsten Erbitterung, instinktmäßig vor den Ansichten und Vorschlägen der Stiftsdame zurückgebebt; aber unbewußt und gegen seinen Willen hatte er ihrem Einfluß doch hie und da nachgegeben; das erkannte er täglich deutlicher und auch, daß ohne seinen bösen Dämon sein Verhältniß zu Frau von Arning niemals eine solche Schärfe angenommen hätte. Diese Erkenntniß milderte nun zwar sein Schuldbewußtsein nicht, aber es trug wesentlich dazu bei, die Liebe gegen das einzige menschliche Wesen zu verringern, welches ihm in allen Lagen seines unglücklichen Lebens treu geblieben.

XVI.

Die Heimfahrt der beiden Damen ging schweigend und gedrückt von Statten; es war fast, als ob eine Vorahnung des Unglücks auf ihnen lastete, das so unerwartet über sie hereinbrechen sollte.

Zu Hause angelangt, fand die Baronin auf ihrem Schreibtisch drei schmutzige Briefe mit schlechtgeschriebener Adresse, welche zuerst Widerwillen, dann Verwunderung und endlich das unverhohlenste Entsetzen in ihr hervorriefen. Beatrice sah mit steigender Angst, wie ihre Mutter bei dem Lesen dieser Schriftstücke bleicher und bleicher wurde, wie sie mit einem Schrei der Entrüstung emporsprang, als sie das letzte durchflogen. Der bangen Frage des jungen Mädchens ward indes keine Antwort. Noch war der Muth der Baronin nicht gebrochen; die energische Frau suchte keine Vertraute für ihr Leid, sie wollte Hilfe — und Hilfe konnte sie von Beatrice nicht erwarten.

„Herr Warne soll sogleich erscheinen," rief sie aufgeregt. „Ah so, ich vergaß, daß er nicht mehr in Buchdorf ist. Dann

Digitized by Google

zu Herrn von Tannen — ich lasse bitten, aber bald — sofort. Vielleicht ist es am besten, ich gehe gleich selbst.“ Und die Briefe zusammenraffend sprang sie in den noch nicht ausgespannten Wagen. „Nach Wingen, aber schnell, schnell!“ befahl sie dem Kutscher, ohne Rücksicht auf die Ermüdung ihrer Pferde zu nehmen.

Kaum zwei Stunden später trat die Baronin mit verstörter Miene in Herrn von Tannens gemüthlichen Familienkreis. Bei ihrem Anblick sprangen alle entsetzt auf.

„Um Gottes willen, was ist geschehen, gnädige Frau, was bringen Sie?“ rief der alte Baron erschrocken aus.

Statt aller Antwort hielt Frau von Arning ihm die erhaltenen Briefe entgegen. In innigster Uebereinstimmung forderten durch diese Schreiben die Herren Aaron, Levi und Katzenberg, bekannte Wucherer aus M., die Baronin zu sofortiger Rückzahlung der Summen auf, welche sie laut Siegel und Handschrift an dem und dem Datum unter Verpfändung ihrer Güter von ihnen entliehen. Jeder schloß mit heftigen Vorwürfen darüber, daß die Baronin sich ohne sein Vorwissen noch an zwei andere Pfandleiher gewandt habe, da nur die feste Ueberzeugung, daß die von ihm geforderte Summe die einzige auf das Arningsche Vermögen aufgenommene sei, ihn zu der Hergabe eines so großen Darlehens habe bewegen können. Die Summe belief sich im ganzen mit den sehr hohen Zinsen auf mehrere Hunderttausende. Die Kopien der Schuldverschreibungen nebst der Drohung, die Gerichte in Anspruch zu nehmen, wenn nicht binnen drei Wochen vollständige Rückzahlung stattgefunden hätte, waren jedem Schreiben beigefügt.

Kopfschüttelnd prüfte Tannen die verhängnißvollen Papiere.

„Und Sie haben die Summen nicht aufgenommen?“ fragte er.

„Nicht einen Thaler, so wahr Gott mir helfe!“

„Hm, hm! Sonderbar, sehr sonderbar; die Schurken scheinen ihrer Sache aber doch gewiß zu sein. Haben Sie denn vielleicht unvorsichtigerweise einen Schein aus Ihrer Hand gegeben, gnädige Frau, der sich zu Gunsten dieser Blutsauger auslegen ließe?“

„Niemals! Weder Schein noch Unterschrift, außer —“ eine jähe Erkenntniß durchzuckte die Baronin — „ja, die Formulare zu Pacht- und Kaufkontrakten, die Warne mir vorlegte, habe ich bisweilen unausgefüllt unterschrieben. Doch nein, ich kann und will nicht glauben, daß er mein Vertrauen in so frevelhafter Weise mißbrauchen konnte.“

„Er hat es mißbraucht,“ erwiederte Tannen entschieden. „Er, kein anderer als er ist der Urheber dieses ungeheuren Betruges. Ich warnte Sie ja stets vor ihm und — nun das ist vorbei und kann nichts mehr an der Sache ändern. Lassen Sie Warne kommen und sich verantworten.“

„Er hat seit vierzehn Tagen mein Haus verlassen,“ gestand die Baronin tonlos.

„Ohne Nachricht von sich zu geben, natürlich! Da haben wir ja schon den Beweis. Ich bitte Sie, gnädige Frau, nicht so aufgeregt! Fassen Sie Muth, der kommende Tag wird auch in diese Sache Licht bringen. Haben wir doch schon einen leitenden Faden entdeckt. Mehr läßt sich für heute absolut nicht vornehmen; also Ruhe und Geduld.“

Der alte Herr mußte seine ganze Beredtsamkeit aufbieten, um Therese nur so weit zu bringen, daß sie versprach, sich bis zum nächsten Morgen zu gedulden und vorerst nach Buchdorf zurückzukehren.

An der Schwelle des Hauses kam Beatrice ihr blaß und aufgeregt entgegen. Es schnitt der Baronin durchs Herz, daß sie ohne ein Wort des Trostes von ihrer Tochter gegangen war. Sie erzählte daher leichthin, ihre Aufregung sei einem bloßen Mißverständniß entsprungen, und Onkel Tannen würde morgen kommen, um die Sache vollends aufzuklären.

Beatrice suchte arglos und völlig beruhigt ihr Lager auf.

Früh am andern Morgen erschien Tannen bei der Baronin; die beiden schlossen sich ein und rechneten und rechneten den ganzen Tag lang. Das Resultat aber war ein verzweifeltes, soviel ward Tannen schon in der ersten Stunde klar. Mochte Therese sich noch so zweifellos überzeugt von der Schuld des Verwalters fühlen, Warne war ein viel zu schlauer Betrüger, als daß er durch seine Maßregeln ihr die geringste Handhabe geboten hätte, auf welche sich eine Anklage stützen ließ, selbst für den Fall, daß er in ihrer Macht gewesen wäre. Die Buchführung war tadellos, ihre Genauigkeit hatte sogar etwas Höhnendes, denn sie legte den jährlich zunehmenden Verfall der Güter mit cynischer Offenheit dar. Irgend welche Anleihen waren nicht verzeichnet, aber hier hieß es: „5000 Thaler für Zinsen, dann wieder: 3000 Thaler für Privatausgaben der Frau Baronin; 2000 dito; 1600 in die Schweiz nachgesandt ꝛc.“

Frau von Arning konnte nicht leugnen, die letzten Summen empfangen zu haben. Nach den Büchern aber überstiegen demnach ihre Ausgaben die Einnahmen bei weitem. Hatte sie also thatsächlich mehr Geld gebraucht, als ihre Güter abwarfen, ohne öffentlich Schulden zu machen, so mußte sie irgendwelche geheime Hilfsquellen besitzen; gegen diesen Schluß ließ sich nichts einwenden. Warne hatte sich mit bewunderungswürdiger Schlauheit sicher gestellt, indem er seine Herrin gegen ihr Wissen und Willen zu seiner Mitschuldigen machte; denn wer würde ihr glauben, wenn sie nun behauptete, weder jene Hilfsquellen noch den Stand ihrer eigenen Finanzen gekannt zu haben? Natürlich war nicht die Hälfte des Geldes durch ihre Hände gegangen, wie schon daraus hervorging, daß der blutarme Verwalter in verhältnißmäßig wenigen Jahren ein wohlhabender Mann geworden war. Auf sein Vermögen aber ließ sich am allerwenigsten eine Anklage stützen, denn er gab vor — und ein gerichtliches Dokument bestätigte diese Aussage, daß er die Summen, welche er besaß, von seinem Vater geerbt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Bischof und Burgermeister.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Kulturhistorische Novellette aus Danzigs Vergangenheit von **Jonathan.** (Schluß.)

(Zu dem Bilde auf S. 405.)

Die Köchin Ursula wußte um die ärgerlichen Vorgänge. Der Angstschrei der verfolgten Unschuld klang ihr noch in den Ohren. Sie hatte die Frau Mutter die Hände ringen sehn. Ihr that es so recht wohl, den Absagebrief überbracht zu haben.

Die Ferber hatten eben so viele Feinde als Freunde. In allen Kreisen der Stadt wurden die seltsamen Begebnisse besprochen. Gegen den verliebten Theologen sprach mehr als der Schein, und man stempelte ihn so schwarz, als es sich thun ließ.

In tödtlicher Aufregung stand Eberhard vor dem unbesonnenen Bruder. Trotz dem Prediger wollte er das Abkanzeln nachdrucksvoll betreiben; aber er unterließ es, durch Vorwürfe ihn zurechtweisen zu wollen, da er Moritz vor Wuth schäumen sah. Er polterte, er schalt und fluchte auf Welt und Schicksal.

„Du, der Theolog?“ sagte Eberhard und sah ihn mit starrem Auge an.

„Ich bin die längste Zeit Theolog gewesen. Es war ein Wahn, im Chorrock die höchsten Staffeln zu ersteigen. Ich heirathe und heirathe keine andere als Anna Pielemann, die Ungetreue, die mehr als einmal bekannte, mich lieb zu haben. Suchten, der kecke Bursche, hat sich um sie beworben.“

Eberhard fragte, ob er recht gehört habe, und erfuhr nun, daß das Stiftsfräulein, von Gewissensangst getrieben, im Beichtstuhl bekannt, sie habe Liebesbriefe von Suchtens Hand befördert und die Harmlosigkeit eines Knaben dabei mißbraucht.

„Also die Briefe, die nicht so geschrieben sein sollen, wie ein Lehrer an seine Schülerin schreibt, sind nicht von Dir? Durch das Wort flößest Du in das Gift einen Tropfen stärkender Arzenei.“

Da jener nichts Geringeres sich vorsetzte, als vor den Augen der Geliebten den Nebenbuhler zu ermorden in dem Hause, in welches der Eintritt — welch ein Schimpf für einen Ferber? — ihm verboten wäre, so versuchte Eberhard ihn in eine an-

Digitized by Google

Mittelalterlicher Hochzeitszug. Originalzeichnung von P. Grot-Johann.

Digitized by Google

dere Stimmung durch die Mittheilung zu versetzen, daß der todtkranke Bischof Johannes in nächster Zeit seiner Auflösung entgegensehe.

„Alles Kränkende und Verletzende ist vergessen, sobald Du über die vornehm hinwegsehn kannst, die Du durch Unvernunft gegen Dich aufgewiegelt. Das Kleinliche vermag Dich nicht mehr zu bekümmern, wenn Du in hohen Würden dastehst. Dahin sei all Dein Streben gerichtet! Bei unseren Verbindungen muß es Dir gelingen. Es ist Zeit, daß ein deutsch denkender Kirchenfürst endlich das Regiment übernimmt."

Einen Augenblick hielt des Rasenden Tobsucht inne. „Was sagt Paulus?" rief er dann wieder. „Es soll ein Bischof sein eines Weibes Mann!"

Eberhard überhörte das grell unterbrechende Wort und fuhr in seiner Rede fort: „Unser sonst Segen verbreitender Reichthum — die Bedürfnisse der Familie vergrößern und die Einnahmen verringern sich — schmilzt zusammen. Bei aller Kunst, es zu verdecken, wird es bald heißen: die Ferber sind so arm, als sie vordem reich gewesen; sie, die sonst nur Wohlthaten gewährten, müssen Wohlthaten erbetteln. An Dir ist es, die Gefahr abzuwenden. Du kannst ein Halt für die Deinigen werden, denn unter dem Krummstab ist gut wohnen."

„Ehe es mit den Unsrigen so weit kommt, fordern wir die Summen zurück, die wir Undankbaren geopfert haben. Schuldverschreibungen sind genug in unseren Händen. Der Staat weiß, was er an dem Hause Ferber hat; er wird uns in unseren Rechten schützen und es nicht verfallen lassen. Dazu ist es nothwendig, Briefe zu schreiben an die rechten Männer, die mich kennen und meinen Erklärungen vollen Glauben schenken." Er sprach es, schlüpfte in die Studierstube und schloß die Thür ab.

* * *

Was man für trügerische Aufwallungen des Wahnsinns nehmen konnte, hatte Grund. Die an den Bischof gerichteten Briefe wirkten. Der Eifer, mit dem der Burgermeister folgerecht vorging, um erloschenen Privilegien wieder Kraft zu geben, neue Einkünfte zu schaffen zum Wohl der Bürgerschaft, wurde als sträflich, mindestens als verkehrt dargestellt, nur geeignet, den Ruin des Bestehenden herbeizuführen. Und so wurde mit päpstlicher Einstimmung das Interdikt, mit dem man zögernd zurückgehalten, wirklich über Danzig verhängt.

Von allen Kanzeln ward es verlesen. Da hörten die Versammelten mit Schrecken: „Es wird keine Messe mehr gehalten, aller Gottesdienst hört auf, bis die Aufständischen zur Einsicht kommen und ehrfurchtsvoll zum wahren Glauben zurückkehren."

Am anderen Tage blieben alle Kirchthüren verschlossen. Der Bürgermeister ließ sie öffnen. Er trat in die Pfarrkirche ein und mit ihm eine große Zahl von Frommen und Neugierigen. Er verlangte, daß, wie es sich gebühre, Messe gelesen werde. Doch die Geistlichen waren verreist oder hielten sich versteckt bei Freunden auf. Es sollte ein geistliches Lied gesungen werden; die Orgeltreter waren zur Stelle, aber der Organist ließ sich entschuldigen, er sei in der Nacht erkrankt, der Kantor hätte eben den Schulen verkündigt, es werde keine Schule gehalten, und alle seien davon gelaufen. „Was denkt sich der Bischof und die geistlichen Notare?" sagte er für sich. „Daraus kann ich mir keinen Vers machen." Er hatte es vergessen, lateinische Elegien wie sonst zu schreiben, und die Welt hatte vergessen, was Harmonie bedeute. Der Rath der Stadt war rathlos und tröstete sich damit, daß der Unsinn sich selber stürze. Ueberall auf den Straßen nahm man jetzt wahr, welch unbegreiflich hoher Reiz im Althergebrachten liegt. Man vernahm nicht mehr die Glocken, bei deren Läuten sich der Thurm leise zu bewegen schien; man hörte nicht die Orgel, deren wogende Tonfülle die Fensterscheiben zu zerschellen drohte. Traurigkeit zeigt sich rings umher. Keine Kinder werden zur Taufe getragen und die Leichen sinken ohne Segensspruch ins Grab. Im Volke trug man sich mit der Sage, die Orgel und die Glocken der Pfarrkirche würden als Pfandstücke nach Krakau gebracht, um die Erstattung der Gelder zu erzwingen, welche die neuen Befestigungswerke gekostet hätten. Niedergeschlagenheit steckt an. Beim Anblick derer, die bedenklich den Kopf schüttelten, erstarb den Lachenden der Freudenlaut im Munde, und wer, zerfallen mit der Welt, bei den Wechselfällen des Lebens keinen Schmerz zu empfinden glaubte, empfand nun tief, daß es anders geworden sei.

Auf drückende Gewitterschwüle folgt des Donners Krachen. Der Leichtsinn verhielt sich still, und die Leidenschaft mäßigte ihr Wesen nur für kurze Zeit. Wie aus einem beängstigenden Traum erwacht, jauchzte man auf im Besitz einer Freiheit, wie man sie nie besessen. Daß nun alles drunter und drüber gehe, forderte auf zu ausgelassenem Jubel. Alle Scheu ist verschwunden, alle Bande sind gelöst. Hier wird eine Steuerzahlung verweigert und dort ein frecher Unterschleif für erlaubt gehalten. Gassenbuben erwählen die Kirchen zum Tummelplatz. Die Altäre werden entheiligt. Nicht die Stadtwache, nicht die Scharwächter können die Zuchtlosen bändigen.

Da überwindet sich der Burgermeister und pflegte Raths mit Eberhard, der auf halbem Wege ihm entgegenkommt. Wohl war ihm bekannt, daß die Fäden der Verwaltung mit in seinen Händen lagen, der durch Fürsprache bald alten leidenden Zuständen aufhalf, bald durch Kredit neue Unternehmungen begünstigte und durch sein Beispiel deutsche Gesinnung aufrecht erhielt. Unendlich wichtig war es für Eberhard, sein Danzig im innersten Gefüge genau kennen zu lernen. Er hatte nie zu denen gehört, welche auf den Rath schmähten, wenn ihm auch manches mißfiel. Jetzt in alle Beziehungen eingeweiht, ist er ein Lobpreiser des bürgermeisterlichen Verfahrens. Zur Regel gewordene Mißbräuche lassen den Schaden klaffender Wunden nicht besser werden, wenn nicht die strengsten Heilmittel angewendet werden. Zwei Männer, die lange mißtrauisch von einander sich fern gehalten, werden wieder Freunde in gegenseitiger Achtung.

Eine Woche schwand der Bevölkerung in Betrübniß dahin. Die zweite hebt an, da verbreitet sich rasch wie ein Flugfeuer die Kunde, der Bischofssitz sei erledigt.

* * *

Wie stellt sich doch oft ein so ganz anderer Anblick dar, wenn zwei Augen sich für immer schließen! Ist es doch, als hätte man so lange nur mit fremden Augen gesehn und erkenne jetzt erst den rechten Stand der Dinge. Und doch war der Entschlafene ein Greis, der sich überlebt hatte, der schon lange nicht mehr wußte, was er unterschrieb und was die polnische Umgebung nach ihrem Gutdünken ausführte, der schon lange vom Krankenlager das Grabgewölbe geöffnet sah, in das er endlich hinabstieg.

Der Meßpriester begab sich wieder mit den beiden Chorschülern zum Altar, die Orgel stimmte ein in seinen Gesang und die Glocken läuteten zur Andacht. Die Freude war allgemein. Männer, die sich begegneten und einander fremd waren, umarmten sich; der Feind reichte dem Feinde die Hand bei dem gemeinsamen Versöhnungsfest.

In Moritz Ferber war der letzte Funke der Racheflammen vergangen. Das Bild der schönen Anna trat hinter dem Glanz der Bischofswürde zurück, nach der er ehrbegierig trachtete. Er war ganz Theologe nun und zeigte dies schon dadurch, daß er die nun erworbene Kaplanmütze nicht mehr vom Haupt entfernen mochte.

Jetzt war es an Eberhard, Briefe abzufassen, Beschwerdeschriften, welche nicht wegzuleugnende Thatsachen enthielten. Gnädig wurden vom König seine Vorschläge aufgenommen, um Ruhe und Ordnung, die so lang davon geflohen, in Danzigs Ringmauern einzuschließen.

* * *

Heinrich von Suchten dem Sohn wurden zwei Gäste, die ihn zu sprechen begehrten, angemeldet. Ehe er nach ihren Namen fragte, boten ihm Gruß und Freundschaft die beiden Brüder Eberhard und Moritz. Er war höchlich erstaunt. In einem ehrlichen Druck der Hand gab jener ihm die Erklärung des Erscheinens mit dem Bemerken, daß es auch sein Nebenbuhler gut mit Annas Geliebten meine. Moritz wolle ihm das auf das Schlagendste darthun und bei Matz Pielemann für ihn um das liebreizende Mädchen werben. Mit dem großen Interdikt sei sicherlich auch das des Hauses aufgehoben.

„Der Vater wird staunen und einwilligen und, wie ich

Digitized by Google

den Alten kenne, so wird er zum Hochzeitsschmause in nächster Zeit einladen. Sonst pflege ich, wenn sich ein solches Fest im Kreise der Freunde begibt, in einem lateinischen Carmen das Lob von Braut und Bräutigam zu vermelden. Das geht diesmal nicht, denn Pielemann versteht kein Lateinisch. Man kann aber auch in anderer Weise seiner Freude über die glückliche Verbindung aufrichtig herzlichen Ausdruck geben."

Und so geschah es. Mit Befriedigung hatte Pielemann die zärtlichen Liebesbriefe gelesen, die von einem Liebhaber geschrieben waren, dem lieb Annecke schwerlich den Kuß versagen wird.

* * *

Wie nah auch der St. Annentag war, so sollte an ihm und an keinem anderen die Hochzeit gefeiert werden, es koste was es wolle. Ueber dem Warten geht viel Zeit verloren, und es wird wenig dabei gewonnen. „Ihr Nest ist also gebaut!" sagte Matz Pielemann, als er sich vom Handwerker die Versicherung geben ließ, es sei alles und jedes auf das sorgfältigste ausgeführt. Den Handlungsgehilfen wußte er bei guter Laune zu erhalten, der tausend Bestellungen übernahm, stets auf den Beinen war und, wenn er todtmüde abends sich niederlegte, morgen in frühster Frühe seine Tagfahrten fortzusetzen hatte. Was war nicht in Haus und Küche in Ordnung zu bringen? Das Fest sollte, und Eberhard Ferber bestärkte ihn in dem Entschluß, nach all den Wirren mit einer Pracht gefeiert werden, als wenn die Pfarrkirche von neuem eingeweiht würde. Wäre es ihm erlaubt, so hätte er von allen Thürmen blasen lassen: „Nun danket alle Gott!" Wo es viel dienstbare Geister gibt, da läßt sich viel beschicken. Das ginge nicht so leicht, wenn er nicht, wie der Alte sich ausdrückte, die Frauen über Seite gebracht, die noch in Ohra verweilten und es sich nicht träumen ließen, wieviel zu Hause zu thun sei.

Da platzten in die Stube die Köchin Ursula und zugleich Barbara Feldstädt, indem sie dieser die Thür öffnete. „Lieber Ohm," sagte die letztere, „der Kranz, den ich als Brautjungfer in Annas Haare stecke, soll schon passen. Aber das Brautkleid? Stimmt meine Figur denn mit der ihrigen so ganz genau? Es muß doch Maß genommen werden."

„Wenn es nicht zu eng ist, so steht meiner Anna jeder Anzug gut, und ich bezahle."

„Aber," hub die Köchin an, „die junge Wirthin kann doch nicht in der Küche missen, was durchaus nöthig ist."

„Kause, was nöthig ist, und damit gut!"

Sie mußten abziehn, da Handwerker und Arbeiter zugegen waren, die auf Aufträge warteten. Der überglückliche Suchten hatte anfragen lassen, in welcher Stunde er bei Annas Vater den Antrittsbesuch machen dürfe, um zugleich zu melden, daß er Rathsmann geworden sei. Wo die Stunde finden? Da klopft es, und der Alte ruft: „Herein!" Es war der ungeduldige Bräutigam. Matz Pielemann zieht die Hand zurück, die dieser küssen will, und drückt ihn an die Brust mit dem Ausruf: „Lieber Herr Schwiegersohn!"

Dieser hebt an mit bewegter Stimme: „Wenn er früher im Uebermuth, so —" Er hebt an: „Als er zum ersten Mal Jungfer Anna, so —" Er hebt an: „Da er das Amt erhalten, so —" Jedes Mal fiel ihm Pielemann in die Rede und sprach sich dahin aus: „Man verfüge sich förderſamst nach Ohra, denn da hält sich Anna mit den beiden Frauen auf, und bringe sie zurück."

Der junge von Suchten wußte nicht, wie ihm geschah, als er in aller Höflichkeit aus der Thür geschoben wurde.

Wie Eberhard, der der gute Mann sein und die Brautjungfer führen sollte, es angegeben, wurden vom Alten zwölf Wachsfackeln bestellt. Der Gärtner sollte bedacht sein, zum Hochzeitstag einen großen Korb voll ausgesucht schöner Blumen zu besorgen; der Musikmeister sollte sogleich kommen, denn es müsse ausprobirt werden, in welcher Art der festliche Zug vom Hause nach der Kirche sich ordne, damit nichts Mißfälliges und Störendes den Ehrentag um sein Ansehn bringe. Nun aber überlegte Pielemann noch mit den Arbeitern, wie sämmtliche Möbel, die sich entbehren ließen, von oben nach unten in die Vorrathsräume und Keller gebracht werden könnten, denn bei der großen Zahl der geladenen Honoratioren müsse Platz geschafft werden in Saal und Zimmern. Das Bohnen von Treppe, Fußboden und sofort wäre nicht außer Acht zu lassen.

Während die Veranstaltungen drinnen getroffen wurden, war man draußen mit dem Aufstellen und Ordnen des Zuges beschäftigt. Zur bestimmten Zeit war Eberhard mit Schwestern und Brüdern, so viel beisammen wohnten, erschienen, zugleich mit zwei kleinen Mädchen, die er, der Freund und Wohlthäter der Waisenkinder, aus der Schule eines Nonnenstifts geholt hatte, denn es waren wunderliebliche Erscheinungen, die in manchen Prozessionen als Engelgestalten einhergegangen waren. Alles in der Reihenfolge war von ihm wohl bedacht, dennoch erhob sich Widerspruch unter Groß und Klein. Als Pielemann und der Burgermeister die Zahl vermehrten, da gab es Streit mit geballter Faust und Thränen in den Augen zwischen den kleinen Geschwistern, der eigensinnigen Lydia und dem störrischen Bernhard. Ihm war versprochen, die Fackel zu tragen und voranzugehn, und nun wollte sie die erste sein. Sie begütigend, brachte Eberhard sie aus einander. „Nun gut, Lydia," sagte er, „Du sollst ganz vorn gehn mit dem Blumenkorb, den Dir aber eine Klosterschülerin tragen hilft. Ihr beide streut Blumen, aber recht sparsam, damit der Vorrath bis zur Kirche ausreicht. Dann folgt Bernhard, als Hesperus trägt er die Fackel. Ich darauf als der gute Mann führe rechts Schwester Sabine und links Barbara Feldstädt. Vier Jünglinge mit Fackeln in einer Reihe beschließen die erste Abtheilung. Georg, Du bist einer unter den vier; siehe zu, daß der Abstand von der zweiten Abtheilung wohl gehalten wird. Das allerkleinste Klosterfräulein geht dem Brautpaar als Amor voran. Die Fackel kann ich dem Kinde nicht erlassen, die es aber mit beiden Händen halten kann."

Da erhob seine Stimme der Musikmeister Bastian: „Wo bleiben die Musikanten? Wenn ich meine Meinung den Herrschaften verlautbaren darf, so müßten sie auf dem Gang stehen und etwa so herunterblasen." Als er so sprach, setzte er die Klarinette an. Bei den gellen Tönen fuhren die Kleinen zusammen.

„Still, still, Meister Bastian!" rief Eberhard. „Nur kein Feuerlärm! Die Musikanten haben unten an der Treppe ihren Platz. Hier stehen sie, bis das Brautpaar die unterste Stufe erreicht hat; alsdann aber setzt Ihr Euch in Bewegung und lauft nach dem Thorweg, um den Blumen streuenden Mädchen den Vorsprung abzugewinnen. Voraus marschirend, musizirt Ihr bis zur Kirchthür. — So weit sind wir aber noch nicht. Zum Schluß der zweiten Abtheilung, wie dort die vier Jünglinge, kommen vier unvermählte Freundinnen der Braut als Fackelträgerinnen. Den Vortrab vor den Brauteltern bildet junges Volk, Mädchen und Knaben, immer je zwei hinter einander. Das zweite Paar der Würdenträger sind Frau Apollonia und der Herr Burgermeister."

„Mit Verlaub!" rief Muhme Apollonia, „mich wird man nicht im Festzuge vermissen. Ich bleibe hübsch zu Hause, damit die Gäste, wenn sie aus der Kirche zurückkehren, alles so finden, wie es sich schickt und gebührt."

Wenn bis dahin der Burgermeister die Aufstellung der Gruppen still betrachtete und schweigend seine Zustimmung gab, während Pielemann ein über das andere Mal: „Vortrefflich, vortrefflich!" ausrief, so fand er sich jetzt gedrungen, darein zu sprechen. „Auch mir ziemt es nicht, im zweiten Paare zu gehn. Hier findet seine Stelle Herrn Mauritius' bischöfliche Gnaden, denn so können wir schon Herrn Eberhards Bruder nennen. Nach alten Schulbegriffen folgt der Theologie die Jurisprudenz. Daher möge man mir im dritten Paar die Begleitung der Brautleute vergönnen."

„Nun aber," fuhr der alte von Suchten weiter fort, „wolle man mir es nicht übel deuten, wenn ich auch in anderer Weise als Gegenpart auftrete. Neben Eberhard hat Ulrich von Hutten auch meiner in seiner Versepistel gedacht. Ihr habt sie beantwortet, jetzt komme ich an die Reihe:

„Vorerst sage ich ihm, dem heldenmüthigen Kämpfer für Licht und Freiheit, daß ich nicht Sarmate geworden bin und unter Deutschen mir ein deutsches Herz gewahrt habe; dann aber, daß Danzig allen Haß und Hader glücklich verwunden und unter Gottes Schutz nun dem ganzen Deutschland vorleuchten soll in Gemeinsinn und Ehrenhaftigkeit, in Einigkeit und Frieden!"

Digitized by Google

Königin Luise von Preußen.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Ein Lebensbild von Dr. **Rudolf Koegel.**

Wie auf die stille schlafende Gestalt im Mausoleum zu Charlottenburg die bläulichen Lichter, je nach der Tageshelle mannigfaltig, aber immer in gleicher Schönheit niedergleiten, so ist im Lauf der Zeiten das Andenken der Königin Luise von immer neuen Blicken einer immer gleichen Pietät umglänzt und umspielt worden.

Drei Kränze sind es, die hier in schlichtem Worte ihr Andenken feiern mögen; ein Kranz von Schwertlilien — dies Blau war Luisens Lieblingsfarbe, und dieser Kranz mag ihr, der echten Hausfrau, gelten; der andere ist von dichtem Eichenlaub gewunden, doch so dicht seine Fülle, die Dornen lassen sich nicht bedecken und verstecken; er gilt der deutschen Fürstin; der dritte, von Palmen und Oelzweigen, schmückt die gläubige Christin.

Im Jahre 1798 erschien in Berlin als Prachtwerk die erste Ausgabe von Goethes „Hermann und Dorothea". Das Titelkupfer von Chodowieckis Meisterhand zeigte den Kronprinzen und die Kronprinzessin von Preußen, die ein Kind auf dem Arme trägt, während ihr älteres zu den Füßen des königlichen Großvaters steht. In jener Zeit gerade dies Gedicht und dieses Bild! Auf dem Hintergrunde der französischen Revolution, ihrer Blutströme und ihrer Brandstätten das deutsche Haus, die deutsche Familie, wie sie am Thron ein schönes Asyl gefunden in der Ehe Friedrich Wilhelms des Dritten und seiner Luise, nachdem Friedrich Wilhelm II dies Vorbild seinem Volke schuldig geblieben war und Friedrich der Große zwar ein philosophisches Sanssouci gehabt, aber kein trautes Haus, und wieder Friedrich Wilhelm I wohl ein von Herzen treuer, der französischen Schandwirthschaft durch und durch abholder, aber nicht immer ein sehr verträglicher Eheherr gewesen war. Und nun dieser reine Wohllaut und innige Zusammenklang eines fürstlichen Paares! Er, der vorsichtig zögernde Fürst, sie, die schwungvolle Fürstin, er so schlicht und wortkarg, sie so leutselig beredt, er so ernst in sich gekehrt, sie so anmuthsvoll aus sich heraustretend, er der echte Sohn der Mark, sie zwar norddeutschen Geblütes, aber durch ihre Erziehung am Darmstädtischen Hofe süddeutschen Gemüthes — mit diesen Polen und Gegensätzen hatte den 23jährigen und die 17jährige nicht eine Bevormundung und Berechnung der Kabinette, sondern freie unmittelbare Neigung vom ersten Sehen an im April 1793 zu Frankfurt a. M. einander zugeführt. Abweichend von dem Befehl der steifen Hofsitte nannten sich die Jungvermählten „Du". „Das Du ist immer sicherer," antwortet der darüber interpellirte Kronprinz, „man weiß beim Sie nicht, ob es groß oder klein geschrieben wird, und das gibt Mißverstand!" In dieser Schlichtheit verbitten sie sich die Empfangsillumination in Berlin; das Geld soll lieber den Hinterbliebenen der Opfer des letzten Krieges zu gute kommen. In dieser Schlichtheit besuchen sie Arm in Arm den Berliner Weihnachtsmarkt und feiern in Paretz mit den Landleuten die Erntefeste. Novalis im dichterischen Ueberschwang, doch ohne schmeichlerische Uebertreibung, singt an den König und an die — Alpenrose seine Distichen:

„Mehr als ein Königreich gab der Himmel Dir in Luisen;
Aber Du brachtest ihr auch mehr als die Krone, Dein Herz!
Selten haftet auf Höhn ein Funke himmlischen Lebens;
Aber als Königin blüht dann auch die Rose des Bergs!"

Unter dem Titel: „Glaube und Liebe" warf derselbe Sänger begeistert den Gedanken hin: „Sonst mußte man sich vor den Höfen mit Weib und Kindern flüchten. An einen Hof wird man sich jetzt vor der allgemeinen Sittenverderbniß wie auf eine glückliche Insel zurückziehen können. Verwandelt sich nicht hier der Hof in eine Familie, der Thron in ein Heiligthum, eine königliche Vermählung in einen ewigen Herzensbund? Der Hof soll das Muster einer Haushaltung sein. Nach ihm bilden sich die großen Haushaltungen des Staates, nach diesen die kleineren und so herunter. Der Hof soll das klassische Privatleben im Großen sein. Die Hausfrau ist die Feder des Hauswesens. So ist die Königin die Feder des Hofes. Jede gebildete Frau und jede sorgfältige Mutter sollte das Bild der Königin in ihrem oder ihrer Töchter Wohnzimmer haben. Welche schöne kräftige Erinnerung an das Urbild, das jede zu erreichen sich vorgesetzt hätte! Aehnlichkeit mit der Königin würde der Charakterzug der preußischen Frauen, ihr Nationalzug. Die Königin wird zugleich Muster des weiblichen Anzuges sein!" So Novalis.

Es war kein Rausch der Jugend, der die beiden Herzen verband. Nach vierzehn Jahren, in den Tagen des Jammers, konnte die Königin danken und preisen: „Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werther gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, wie er ist, als in Worten ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du liebe Luise! Du bist mir im Unglück noch lieber und werther geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen stürmen, wenn es nur in unserer Ehe gut Wetter ist und bleibt!" Und die letzten Worte von ihrer Hand, bekanntlich am Schreibtische ihres Vaters niedergeschrieben, sind diese: „Mein lieber Vater, ich bin heute sehr glücklich als Ihre Tochter und als die Frau des besten der Männer!"

Die hohen Häupter dieser Erde,
Sie stehen einsam und allein;
Da fühlet jedes die Beschwerde
Vom Sturm und heißen Mittagschein.
Doch stehen zwei vertraut gesellt,
Da werden sie zu einer Welt!

Hatte Luise den Scharfblick der Liebe für die Eigenthümlichkeit ihres Gemahls, so nicht minder für die ihrer Kinder. Jeder Preuße kennt die trefflichen Bilder, welche die glückliche Mutter aus der Familienstube von ihren Kindern gegeben hat. In der Erziehung dieselbe hingebungsvolle, den Schein verachtende Frische, Einfachheit und Unmittelbarkeit, die ihr ganzes Wesen kennzeichnet. Daher die Vorliebe für Pestalozzi. „Ich lese jetzt Lienhart und Gertrud. Es ist mir wohl in diesem Schweizerdorfe. Wäre ich mein eigener Herr, so setzt' ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Mann mit Thränen in den Augen und mit einem Händedruck zu danken! Wie gut meint er es mit der Menschheit! Ja, in der Menschheit Namen dank' ich ihm!" Sie segnet die Trübsal um ihrer Kinder willen. „Es ist gut für sie, daß sie schon früh die ernste Seite des Lebens kennen lernen. Wären sie im Schoß des Ueberflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernsten Angesicht ihres Vaters und an den häufigen Thränen ihrer Mutter. Besonders wohlthätig ist es dem Kronprinzen, daß er das Unglück schon als Kronprinz kennen lernt; er wird das Glück, wenn, wie ich hoffe, für ihn einst bessere Zeiten kommen, um so höher schätzen und um so sorgfältiger bewahren. Gott segne meine Kinder und nehme seinen guten Geist nicht von ihnen!"

Den Luisenorden wünsche ich allen Frauen, so freigebig mild, so haushälterisch einfach, so treu im Kleinen zu werden wie diese Königin, der Ueppigkeit und Verwöhnung feind und mitten im Fasten ihr Angesicht salbend! Wie einfach war er, der König, erzogen; ein Reisedatopf, so erzählt er einst von seiner Kindheit, sein einziges Geburtstagsgeschenk, die Erlaubniß, mit seinem Lehrer in einem öffentlichen Garten für einen Groschen Kirschen essen zu dürfen, ein großes Glück! Luise wieder wurde als Prinzeß nicht verwöhnt — sie nähte sich ihre seidenen Schuhe selbst — als Königin aber hat sie sich nicht verwöhnt weder selbst, noch verwöhnen lassen; man kennt große und kleine Züge, wie sie jede

Digitized by Google

Die Worte meiner Rede =
kann man entnehmen, daß ich die Königin
in jenen schönsten Räumen zu =
sprechen, sind nicht in dem Sinn =
ganz korrekt gesprochen worden.
Als die Königin mich in Bezug
auf Schmidt auf unseren Aus =
druck ansprach, war ich auf
diese ganz plötzlich entgegen
treten, blieb die Antwort, um =
passende die mir sofort eben
folgende Worte zu sagen:

Ich setze auf die Gnaden, ich
bemerkte das Ihnen Gefallen
und ich gebrauchte sofort den

Freundschaft sich in der Antwort =
Ein Ihnen Ausdruck. Ihnen
Majestät geirrt. Sie haben
mir entbieten sollen.
Ihnen Wünschen.

Die Gedanken Worte mich
die gemachten Reden einbringen
kann, mag die Königin gütigen =
sam Ihnen Majestät Deutsch, das
auf sich Ihnen gefangen haben,
dann mir haben die Ihnen
gestatte etwas von Ihnen Gnaden
Ihnen Namen sein.

Digitized by Google

falsche üppige Etikette brach, um die bessere und allein ausreichende des weiblichen Taktes, des sicher herausfühlenden und schnell sich zurechtfindenden Zartgefühls, die Grazie der Herzensbildung walten zu lassen. Als sich ihr Gang zu einem Gang der Opfer und der Entsagungen gestaltete, da ist um ihres Hauses und Volkes willen ihrem edlen Herzen vieles unendlich schwer geworden, nichts aber leichter als die Darangabe von Glanz und Genuß. In dem kleinen und engen Landhause bei Königsberg äußerte sie: „Ich habe gute Bücher, ein gutes Gewissen, ein gutes Pianoforte, und so kann man unter den Stürmen der Welt ruhiger leben als diejenigen, die diese Stürme erregen." Von einer Reise nach Petersburg um Neujahr 1809 fürchtete Stein erschlaffende Einflüsse. Aber die Königin bekannte: „Ich bin gekommen, wie ich gegangen, nichts blendet mich mehr; mein Reich ist nicht von dieser Welt." Sie war eine Frau der Sammlung, nicht der Zerstreuung. „Königsberg gab mir zu meinem Geburtstage ein Fest — und ich wußte vor Unglück nicht wohin."

In einer unlängst veranstalteten Ausstellung im Zeughause zog ein goldener Teller die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; von einem glänzenden, aus Jahrhunderten ererbten Tafelgeschirr, das der König zur Erleichterung der französischen Kriegskontribution verkaufen mußte, war dieser Teller der einzige damals gebliebene Rest. Aus dieser historischen Schüssel können, meine ich, Frankreich und Deutschland miteinander eine Mahlzeit halten — man mißverstehe mich nicht — Frankreich, das die Milliarden gibt, muß sich allerdings den bitteren Brocken gefallen lassen, daß unrecht Gut nicht gedeiht; Deutschland, das die Milliarden zurückempfängt, mag, um sich nicht für immer Herz und Magen zu verderben, sich von Zeit zu Zeit auf den Goetheschen Vers besinnen, den die verarmte flüchtende Königin am 5. Dezember 1806 in ihr Tagebuch schrieb:

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!"

Es war Luisens opferfreudiger Sinn, der noch nach ihrem Tode die Frauen Preußens — obenan die Prinzessin Wilhelm — zu jenen flammenden Aufrufen und Leistungen begeisterte, ein Sinn, der eine große Schar die goldenen Ringe gegen eiserne mit der Inschrift eintauschen ließ: „Gold gab ich für Eisen!"

Friedrich Wilhelm III wollte nach dem Heimgang der Heißgeliebten ihr Marmorbild am liebsten ohne jeden Zierath, auch ohne Diadem sehen. Auf der Pfaueninsel, den Blick auf jene stillen Haveluser, auf die Wiesen, die Spielplätze ihrer Kinder gerichtet, steht die Büste bekanntlich mit einfachem Blumenkranz. Und in der That, auch ohne Fürstenkrone, im bloßen Schmuck eines Kranzes blauer Schwertlilien, wäre sie eine Fürstin unter den Frauen gewesen — wie viel mehr gehört ihr unsere Liebe und Bewunderung, daß sie trotz der Fürstenkrone eine echte Hausfrau war und blieb!

Dem Frieden und der Idylle von Paretz, der Stille häuslichen Glückes waren, wie wir bereits in schmerzlichste Erinnerung gebracht, fünf Jahre ununterbrochenen Leids, furchtbarster Aufregungen gefolgt, die mit einem körperlichen Zusammenbrechen der Königin endeten, doch nur um in Beweisen nationaler Bewährung zu dem Kranz von blauen Schwertlilien und zu all den nackten bitteren Dornen den von Eichenlaub zu fügen. Vorbedeutend war es, daß einst ein Krieg und zwar ein Feldzug Preußens gegen Frankreich die Gelegenheit zur Bekanntschaft Friedrich Wilhelms III mit seiner späteren Gemahlin gegeben hatte.

Für unsern gegenwärtigen Zweck nur zwei Worte über die Situation von 1805 und 1806.

Preußen, auf Friedrich des Großen Lorbeern eingeschlafen und nur mühsam sich ermunternd, sah beim blutigen Aufgang des düsteren Gestirns von Corsika an seinem Hofe zwei Parteien; eine schwächliche und darum intrigante unter Soufflirung des französischen Perrückenmachersohnes Lombard, dagegen eine lautere starke, die bald ihren Höhen- und Stützpunkt in Stein finden sollte. Die erste, in Napoleons Händen, vielleicht auch in Napoleons Tasche, verzettelte den Krieg, bis er um so vernichtender über Preußen hereinbrach. Preußen sollte, so meinten die Unwürdigen, der Schakal in des Löwen Gefolge werden, um sich an der Beute zu weiden, die ihm der Eroberer zuwerfen würde. Noch 1805 hatte, wie bekannt, Kaiser Alexander gewarnt, Preußen möge um seiner selbst willen sich nicht von Deutschlands Geschicken, nicht von der Sache Europas trennen. Umsonst! Wo die Kriegführung lahm, die Politik theils unlauter, theils unsicher war, mußte der Ausgang der Schrecken von Jena sein und die feige Uebergabe so vieler Festungen folgen. „Mein Leben," so wandte Niebuhr auf sich Ciceros Worte an, „fiel in die Zeit eines Krieges, der auf der einen Seite ungeheures Verbrechen, auf der anderen großes Unglück hatte."

Und die Königin? Eine durch und durch deutsche Frau, beklagte sie es wohl, daß ihre Jugend und Erziehung unter die Alleinherrschaft der französischen Sprache gefallen war. Nicht als hätte sie es je zu bereuen gehabt, welche treffliche Erziehung ihre Großmutter ihr, der Frühverwaisten, in der frommen und milden französischen Schweizerin, Fräulein de Gélieu, gegeben hatte — derselben, die noch als Greisin 1814 den Besuch des im Andenken an Luise von Paris nach Colombier bei Neuchatel eilenden Königs empfing. Auch bei Friedrich dem Großen war ja die Stimme Voltaires Stimme, die Hand die eines ehrlichen Deutschen.

Luise hatte ein ebenso sanftes wie tapferes Herz. Als ihr Gemahl noch als Kronprinz gegen die Polen in den Kampf ziehen mußte, äußerte sie: „Ich zittere bei jeder Gefahr, der sich mein Mann aussetzt, aber ich sehe ein, daß der Kronprinz als der erste nach dem König auf dem Thron, auch der erste nach ihm im Felde sein muß." Wie weit ist es nun begründet, daß furchtlos entschlossen und klaren Blickes, wie sie war, sie und niemand anders von Hause aus zum Kriege getrieben und in den Jahren des Unglücks die Politik völlig geleitet haben soll? Noch auf Helena hat Napoleon an dieser Behauptung festgehalten. Als Beweis galt ihm, daß die Königin ihren Gemahl ins Feldlager bis dicht vor Jena begleitet hatte. Sie habe sogar die Kriegsoperationen regulirt. Und in verleumderischen, zum Theil schmutzigen Bulletins hatte er die Königin bald als Preußens verderbliche Helena, bald als wuthschnaubende Kriegsfurie dargestellt. Die Niedrigkeit derartiger Angriffe richtet sich selbst. „Die deutsche Frau," so schreibt Baur, der Verfasser der religiösen Lebensbilder aus den Befreiungskriegen, „ist keine politische Frau, wie es deren unter Italienern, Ungarn und Polen geben mag. Sie hat keine Lust, im politischen Sprechsaal zu glänzen und im Geheimen Zettelungen zu machen. Sie ist am liebsten an der Seite ihres Mannes, in der Mitte ihrer Kinder, am häuslichen Herde. Hier aber fühlt sie des Vaterlandes Lust und Noth im tiefsten Grunde des Herzens, hier feuert sie durch patriotischen Schmerz und Jubel an, und in die Herzen der Söhne prägt sie den Sinn, der von allen irdischen Gütern das Vaterland für das höchste hält. Auch die Königin Luise war keine politische, aber sie war eine deutsche Frau!" Aehnlich faßt es Schleiermacher auf: „Sie nahm eine erhabene Stelle ein in diesem Leben, und wir wissen, wie innig sie, ohne jemals die Grenzen zu überschreiten, die auch für jene Höhen der Unterschied des Geschlechtes feststellt, Antheil genommen hat an allen großen Begebenheiten; wie sie sich eben durch die Liebe zu ihrem königlichen Gemahl, durch die mütterliche Sorge für die theuren Kinder alles angeeignet hat, was das Vaterland betraf; wie lebendig sie immer erfüllt war von den ewig sittlichen Bildern des Rechts und der Ehre; wie begeisternd ihr Bild und ihr Name, eine köstlichere Fahne, als welche die königlichen Hände verfertigt hatten, dem Heere im Kampfe voranging!"

Mich dünkt, man ist in der Abwehr der napoleonischen Angriffe oft zu weit gegangen. Denn allerdings hat die Königin politisch eingewirkt und zwar ebenso gewaltig als segensreich. Nicht auf das Detail der Verwaltung. So lehnte sie z. B. in Geschäftssachen beharrlich jede Fürsprache ab. Hier in Einzelheiten einzugehen und sich einzumischen, war die Königin weder geeignet noch gewillt. Das Weib schweige in der Gemeinde,

Digitized by Google

in der politischen wie in der kirchlichen. Luisens Freundin, Frau von Berg, bemerkt hierüber: „Das paßt überhaupt nicht für Frauen; es bringt sie in zu viele Verhältnisse, und ohne aufwiegende Vortheile schadet es der Einfachheit und Gleichmäßigkeit des Lebens, dieser Quelle so vieler Tugenden!“ Allein bei der unserer Königin eigenthümlichen Geistesgröße, die jedermann, auch — wie Thiers eingesteht — ein Napoleon willig oder unwillig herausfühlte; bei der wunderbaren Ergänzung, die ihr schwungvolles freudiges Wesen dem leicht den eigenen Regententugenden mißtrauenden Könige entgegenbrachte; bei der Unterscheidungsgabe, die sie in hervorragender Weise für die verschiedenen Geister und die jedesmaligen Aufgaben besaß; bei der rückhaltslosen Herzlichkeit, Offenheit und Lauterkeit dieser Ehe, die wie jede echte Ehe im Unglück noch inniger ward, bei der Bedeutung des damals noch ungeschmälerten monarchischen Systems, bei den Fragen allen, die jede deutsche Frau, wie viel mehr Preußens Landesmutter, die Mutter der künftigen Regenten bis ins Mark treffen mußte, wars da verwunderlich, daß sich ihr, ohne daß sie die Eitelkeit oder den Ehrgeiz besaß, eine Rolle spielen zu wollen, ein Einfluß öffnete? Und wäre nicht vielmehr das Gegentheil verwunderlich, geradezu unbegreiflich? Wie klar erkannte sie Steins Unentbehrlichkeit. 1807 ruft sie: „Wo bleibt denn Stein? Dies ist noch mein letzter Trost. Großen Herzens, umfassenden Geistes weiß er vielleicht Auswege, die uns noch verborgen sind.“ Und im September desselben Jahres: „Stein kommt und mit ihm geht mir wieder etwas Licht auf!“ Und einen Monat später: „Gott Lob, daß Stein hier ist! Das ist ein Beweis, daß Gott uns noch nicht verlassen hat.“ Ebenso beschwört sie Stein, nur ja nicht die Geduld zu verlieren! Ihre Ueberzeugung ist: Nur Geduld und feste Ausdauer im Widerstand kann uns retten. Nur nicht mit dem bösen Prinzip verhandeln! Nur nicht die eigenen Verbündeten im Stiche lassen! So stand es ihr auch zwischen den Schlachten von Eylau und Friedland opferfreudig und unerschütterlich fest! Einer solchen treuen Frauenseele war es unbegreiflich, daß Johannes von Müller so erbärmlich war, im August 1807 um seine Entlassung einzukommen. Sie ließ ihm schreiben, sein Einkommen werde ihm ja immer bezahlt werden, er solle doch dem Staate in dieser Epoche nicht die Schmach anthun, an ihm zu verzweifeln! Aber der Geschichtsschreiber des Schweizervolkes ging seinen elenden Weg. „Ob der Dichter des Tell auch sich hätte verleiten lassen, wie der Historiker der Eidgenossen? Nein, nein, lesen Sie nur die Stelle: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre. Kann diese Stelle trügen? Und ich kann noch fragen,“ ruft die Königin aus, „warum er sterben mußte? Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich!“ Wie groß steht die Königin Luise in ihrer sittlichen Hoheit da, in der geweihten Festigkeit einer Seele, die forthofft, wo vor Menschenaugen nichts mehr zu hoffen ist. Sie hat ihr Haupt gebeugt, wo Gottes Hand schlug; aber sie hat den Kopf nicht verloren, weil Menschen schlugen. Die Schwankungen, durch die ihr Hoffen hindurch ging, waren nur einzelne Windstöße und Wolkenschatten wie da, wo sie erklärt: „Ich leide unsäglich; ich seufze und verschlucke meine Thränen. Ach Gott, wohin ist es mit Preußen gekommen! Verlassen aus Schwachheit, verfolgt aus Uebermuth, geschwächt durch Unglück, so müssen wir untergehen! Wer weiß, ob ich auch nur in preußischer Erde begraben werde!“

Allein die Sehergabe dieser seltenen Fürstin, von einzelnen dunklen Stunden befreit, hat sich nicht getäuscht. „Ich hoffe, mein Sohn,“ sagte sie zu dem zehnjährigen Kronprinzen, der an seinem Geburtstage zum ersten Mal in Uniform vor sie trat, „daß wenn Du Gebrauch machst von diesem Rocke, Dein einziger Gedanke der sein wird, Deine unglücklichen Brüder zu rächen.“ Wer kennt sie nicht, die prophetischen Worte*), die sie auf der Flucht nach Stettin zu ihren ältesten Söhnen sprach: „Ihr seht mich in Thränen; ich beweine den Untergang meines Hauses, den Untergang unseres Ruhmes; es gibt keinen preußischen Staat mehr. Ach, meine Söhne, Ihr seid in dem Alter, wo Euer Verstand die großen Ereignisse, die uns jetzt heimsuchen, fassen und fühlen kann; ruft künftig, wenn Eure Mutter nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtniß zurück; weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt in diesem schmerzlichen Augenblicke dem Umsturz meines Vaterlandes weine! Aber begnügt Euch nicht mit den Thränen allein; entwickelt Eure Kräfte, werdet Männer, handelt, laßt Euch nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen. Befreiet denn Euer Volk von der Schande, dem Vorwurf und der Erniedrigung, worin es schmachtet, suchet den jetzt verdunkelten Ruhm Eurer Vorfahren von Frankreich zurück zu erobern. Könnt Ihr,“ so lautete der spartanische Schluß, „mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat.“

Was Spanien that, um aus den Umschnürungen und Begeiferungen der Riesenschlange loszukommen, was Andreas Hofer versuchte, erfüllte ihre freigeborene Seele mit neuer Hoffnungsglut. „Welch ein Mann,“ rief sie aus, „dieser Hofer. Ein Bauer wird Feldherr, und was für einer! Seine Waffe — Gebet; sein Bundesgenosse — Gott. Er kämpft mit gefalteten Händen, mit gebeugten Knieen und schlägt wie mit dem Flammenschwerte des Cherubs!“ Ein Schriftsteller jener Tage hat recht: „Heere sind ein menschlich Kunstwerk und sind Stückwerk wie alles menschliche Thun. Charaktere sind von himmlischer Weihe und wirken von Tausenden auf Tausende still, aber allmächtig!“

Vielleicht der schwerste Kelch, der der Dulderin beschieden, war die persönliche Begegnung mit Napoleon. Man hoffte von ihrer Unterredungs- und Ueberredungsgabe günstigere Friedensbedingungen. Um des Königs und um des Volkes willen verstand sie sich zu diesem Opfer. Ich wiederhole hier nicht das Allbekannte; ich bitte nur, jenen Gegensatz lebendig zu erfassen: dort der dämonische Feldherr, der „auf das Chaos des Jahrhunderts seines Schwertes Knauf geprägt, und der die Arbeit der Guillotine mit dem Kriegsschwert meisterlich fortzusetzen verstand“, ihm gegenüber die sanfte gebeugte Frau, der Liebling ihres Vaters; dort das scharfgeschnittene olivenfarbene Corsengesicht, hier das herzgewinnende seelenvolle Auge und die musikvolle Stimme einer wahren Königin; dort der hochfahrende Korporal, mit Formen wie aus der Kaserne, wie auch sein Lobredner Thiers zugesteht, bald mit dem Versuche, unter der Maske der Galanterie tödtlich zu kränken, dann wieder eine innere Verlegenheit und Ohnmacht hinter Absprechereien bergend — hier die mit der zwiefachen Majestät großer Anmuth und großen Schmerzes gekrönte und in der Geistesgegenwart wie der des guten Gewissens überlegenen Frau; dort der eiserne Cäsar, der die Sonne von Austerlitz für unvergänglich wähnte, hier die gottergebene Christin unter dem Schatten und unter dem Schutze des Kreuzes — genug, der einzige Erfolg der Begegnung war jene historisch gewordene Rose „ohne Magdeburg“ und bei der armen Fürstin, als sie sich lautweinend in die Kissen ihres Wagens warf, die Handbewegung, „in jenem Hause hat man mich entsetzlich hintergangen“. Ihr ist das Herz gebrochen.

Tief führt der Herr durch Nacht uns und Verderben,
So sollen wir im Kampf uns Heil erwerben,
Daß unsre Enkel freie Männer sterben.

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,
Dann ruft dein Volk, dann, deutsche Frau, erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache!

Heißt es von jenem Helden Israels, daß sein Sterben mehr Feinde bezwang als sein Leben, — Luisens Name wurde nationales Symbol, ihr Gedächtniß ein Vermächtniß, ihr Grab ein patriotischer Wallfahrtsort.

*) Se. Majestät der Kaiser hat, nachdem er das Lebensbild seiner Mutter im Manuskript gelesen, dem Verfasser die auf S. 409 im Facsimile mitgetheilte eigenhändige Berichtigung der obigen, in allen Biographien der Königin Luise wiederkehrenden Worte mit der Erlaubniß sie zu veröffentlichen, zugehen lassen. „Alles übrige,“ fügt er in dem begleitenden Handschreiben hinzu, „darf ich, so weit meine Erinnerung und Kenntniß reicht, als richtig bezeichnen. Es sind erhebende und ergreifende Augenblicke, wenn man diese Erinnerungen wieder durchlieft, und ist es mir ein großer Genuß gewesen, sie wieder gelesen zu haben ꝛc.“

Digitized by Google

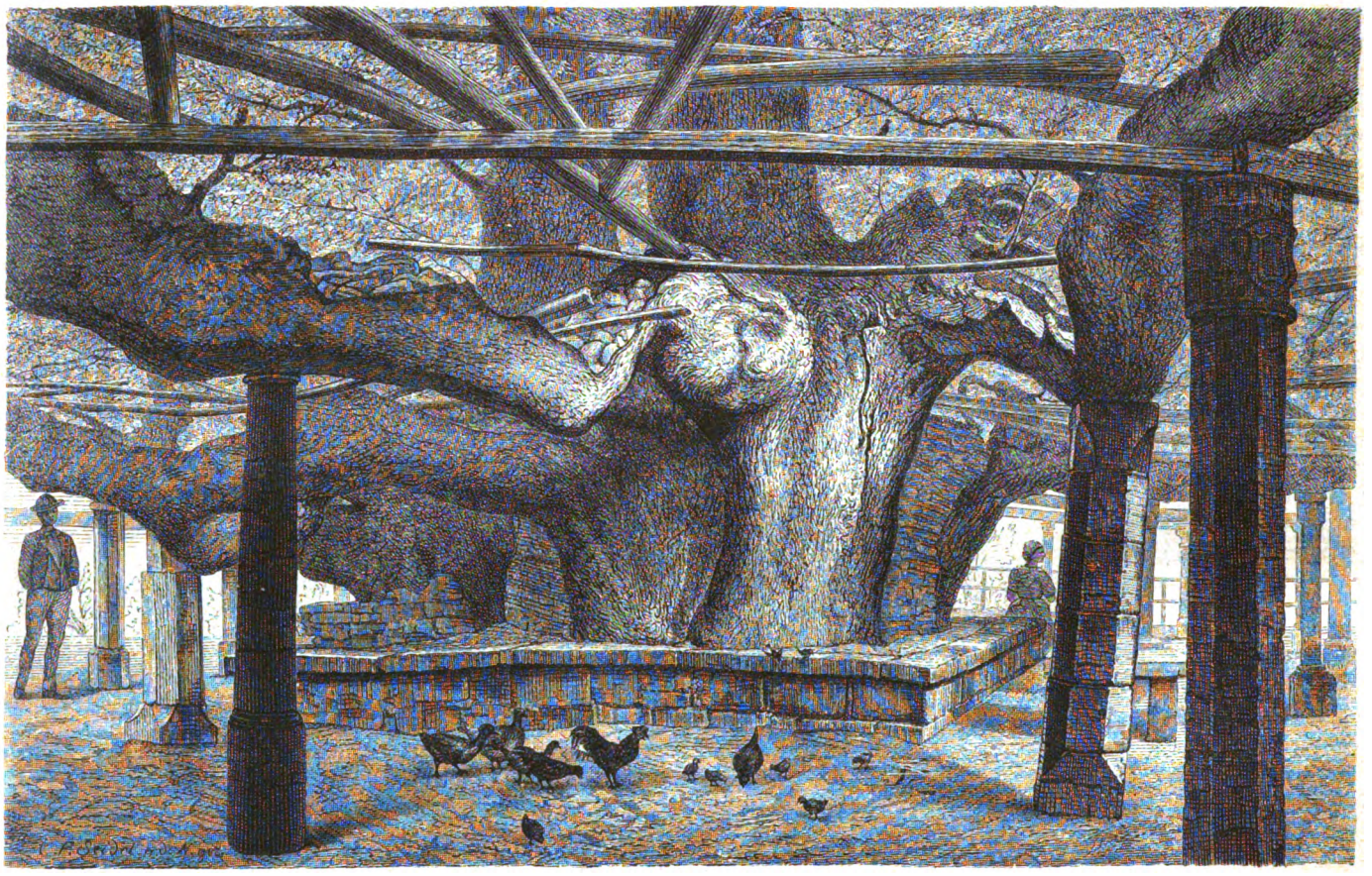
Als die Schlacht bei Leipzig geschlagen war, da eilte der König — von dem Arndt sagt, er sei auch während der Freiheitskriege der trauernde Ritter gewesen, der die verlorene Geliebte nimmer vergessen konnte — vom Schlachtfeld zum Dankgottesdienst im Berliner Dom und dann zur Grabkapelle in Charlottenburg, um wie zur Sühne auf den Sarg der im Glutwind dahingerafften deutschen Fürstin den heißverdienten Kranz niederzulegen.

Und als der 10. März wiederkehrte, Luisens Geburtstag, da entstand aus des Königs eigenster Bewegung die Stiftung des eisernen Kreuzes!

Die Königin kannte Pestalozzis Wort, daß die Freiheit tausend Wunder wirke, die Religion aber im Stillen tausend mal tausend. Die Krone aus Palmen und Oelzweigen erklärt und verklärt den Eichenkranz!

Daß Luise im allgemeinen Zusammensturz der Dinge forthoffte, es war der Glaube an eine sittliche Weltordnung, es kommt die Zeit, wo die Hand des Verhängnisses das **Mene, Tekel, Upharsin** in diese Mauer schreibt?"

Heut, wo nicht nur im politischen Leben das **Wort** „opportun" eine so bedeutende und so verrätherische Rolle **spielt**, wo auch auf kirchlichem Gebiet dem Papst durch einen, **freilich** später von seinem eigenen Standpunkt abgefallenen Bischof **entgegnet** werden mußte: „Ich halte allerdings die Infallibilität des Papstes nicht für opportun, einfach, weil sie nicht **wahr** ist," heut erscheint jenes goldene königliche Wort **durchaus** opportun, weil ewig wahr: „Fest und ruhig ist allein die Wahrheit und Gerechtigkeit, und Napoleon ist nur **politisch** klug, er richtet sich nicht nach sittlichen Gesetzen, sondern je nach Umständen, wie sie nur eben sind!" Wenn das **Gedicht**, mit welchem Heinrich von Kleist der Königin letzten **Geburtstag** feierte, begann: „Du, die das Unglück mit der **Grazie** Schritten auf jungen Schultern herrlich jüngsthin trug," so **war** es weder philosophischer Gleichmuth noch schwärmerische Ueber-



Linde zu Neustadt an der Linde. Nach der Natur gezeichnet von C. F. Seidel.

war das Dennoch eines Assaph gegen den verwirrenden Augenschein. „Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung," so schreibt sie ihrem Vater in Eile 1808. „Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht. Auf die jetzige böse Zeit wird eine bessere folgen. Ganz unverkennbar ist alles, was geschieht, nicht das letzte, was werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem besseren Ziel. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will, alles wie er will. Ich habe mich ergeben und in dieser Ergebung unter die Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und darum, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch was mehr sagen will, geistig glückselig." Von der Ueberzeugung aus, daß Gottes Vorsehung neue Weltzustände einleite, erblickt sie in Napoleon nur Werkzeug, durch das altes Ueberlebtes begraben werden sollte. Mit derselben Deutlichkeit aber sah und sagte sie auch des verblendeten, maßlosen, sein Regiment mit vielen Ungerechtigkeiten befleckenden Eroberers Sturz voraus. „Ach, mein Gott, wann spanntheit, die ihr diese Stärke gab, es war der Glaube, der kindlich und heldenhaft zugleich ist. Sie schreibt: „Zwei Hauptgründe erheben mich über alles; der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, wir stehen in Gottes Hand, sie leitet uns und legt nicht mehr auf als wir tragen können, Gott wird helfen auch den Augenblick überstehen, wo ich über die Grenzen des Reiches muß." Der zweite: „Wir gehen mit Ehren unter. Preußen will nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auf dem Wege des Rechts leben, sterben und wenn es sein muß, Brot und Salz essen, nie werde ich ganz unglücklich sein. Nur nicht an das Böse und nur nicht an das Flache sich gewöhnen. Das Gute kann nur durch die Guten kommen." Wie sie für das Ganze ihres Volkes das Bußgefühl durchdrang, „weil wir abgefallen, darum sind wir gesunken," so segnete sie das Unglück als zu ihrer Läuterung geschickt. „Ich habe mich wiedergefunden im Geräusche der Welt." Und nicht blos das überstandene Leid, wie Pestalozzi meint, ist ein Segen, mitten im Leid fühle ich den Segen des Leids. Aehnlich, wie jene Stelle im Tagebuch des Generals Karl von Röder: „Nicht

Digitized by Google

die Noth an sich, sondern in der Noth die Buße hat uns beten gelehrt!“ Das Unglück ist für viele ein schwarzverhängter Vorhof zur Kirche. Alles Kreuz ist mit dem Einen Kreuz in irgend einem Grade verwandt.

Wir sehen, das allgemein Religiöse vertieft sich ihr in das spezifisch Christliche. Nicht als hätte sie nicht immer vom Heiland gehört, gern gehört und die Jesuslieder ihrer großen Vorgängerin Luise von Oranien geliebt und geübt. Sie kannte jene tiefe unabweislich ergreifende Sehnsucht mitten im irdischen Glück nach einem höheren und höchsten Gut, kannte das Bedürfniß, einen sündlosen Erlöser zu haben, der Ehrfurcht und Frieden zugleich einflößt, er und er nur allein! Aber die Erkenntniß sollte zur tieferen, eigensten Erfahrung werden. Auch darin wird sie Typus und Prophetin des Laufes, den die religiöse Bewegung in den Freiheitskriegen nehmen sollte. Nicht minder der König, der seinem demüthigen Geständniß nach das Meiste der Hochschule Leyden verdankt und mit gerechtem Ingrimm eine gewisse Sorte von sogenannter Aufklärung geradezu als Sonnenstich bezeichnete. Bei der Taufe ihres jüngsten Prinzen wurde das christliche Mutterherz bekümmert, daß ein rationalistischer Geistlicher sie vollzog, der selbst noch nichts erfahren von der Taufe mit Feuer und mit Geist und der der ewigen Stiftung unseres Herrn mit schalen Redensarten meinte nachhelfen zu müssen. Sie beruhigte sich erst, als ihr aus den Bekenntnißschriften unserer Kirche die Unabhängigkeit des Sakraments von der Würdigkeit des spendenden Geistlichen nachgewiesen wurde. Frau von Krüdener sollte ihr, so bittet die Königin voll Danks für christliche Gespräche, nur immer die ganze volle Wahrheit sagen. Ebenso schloß sie sich dem evangelischen Bischof Borowsky, der als Feldprediger schon unter Friedrich dem Großen in den Krieg gezogen war, einem Mann tiefster christlicher Erfahrung, vertrauend und fragend auf. Bei Gelegenheit jenes bekannten Gespräches über den 126. Psalm von Thränensaat und Freudenernte schildert Borowsky die Frömmigkeit der Königin als eine gesunde, einfache, die fern von allem Gezwungenen, Erkünstelten und Sentimentalen sei. „Was mich am meisten erfreut,“ schreibt er, „weil es für sie das beste ist und wirkt, sie gibt allen ihren religiösen Ansichten, Ueberzeugungen, Gefühlen und Bestrebungen die feste Grundlage des geoffenbarten Bibelwortes, bringt damit Festigkeit, Gewißheit, Zusammenhang und Zuversicht in ihr Gemüth und darin suche ich sie vorzüglich zu bestärken. In ihrer vorherrschenden Stimmung sympathisirt sie jetzt ganz besonders mit den Psalmen; die heilige Begeisterung, die in denselben waltet, sagt ihrer schönen poetischen Natur harmonisch zu und gibt ihrem frommen Gemüth Schwingen. Ernste Untersuchungen schließen ihr das Heiligthum der Bibel auf und führen sie in den tiefen reichen Sinn ein. Der alte Spruch: „Trübsal lehrt aufs Wort merken“ bestätigt sich an ihr aufs herrlichste!“

Die Buche von Okrilla. Nach der Natur gezeichnet von C. F. Seidel.

Ob diesem mit Christo in Gott verborgenen Leben, das sie suchte und hegte, stets die sittliche That der Liebe und der Selbstverleugnung entsprungen und entsprochen, bedarf es noch eines Zeugnisses? Wir brauchen nur an die Versöhnlichkeit gegen den Feind zu erinnern, der ihr das Land geraubt und das Herz gebrochen hatte. Kurz bevor sie in ihre Heimat zog, in die irdische und himmlische zugleich, stand sie im Potsdamer Schloß vor dem Bilde des französischen Kaisers still. Eine Dame aus ihrer Umgebung ließ sich zu Aeußerungen des Abscheus gegen Napoleon hinreißen. Da strafte sie die Königin: „Wenn ich ihm vergeben habe, was er mir Böses gethan, was haben Sie Ursache, ihm nicht zu vergeben?“ Und mit einer Handbewegung nach dem Bilde hin, als wollte sie ihren Feind segnen, verließ sie das Zimmer!

Bei einem Gang durch die Schloßsäle von Charlottenburg

Digitized by Google

hatte sie einst die beiden Ahnfrauen Sophie Charlotte und Luise Henriette mit einander verglichen. Von der Oranierin über alles angezogen, gestand sie, daß, wenn Sophie Charlotte auf ihrem Sterbebette sich damit habe zu trösten versucht, sie werde jetzt endlich ihre Wißbegierde befriedigen, über Zeit und Raum, über das Sein und das Nichts, genug über alles, was Leibnitz ihr unerklärt gelassen, werde sie Aufschluß erhalten, so könne sie nur sagen: „Ich ehre das, aber es zieht mich nicht an.“ Luise ist hin- und heimgegangen, wie ihre Namens- und Glaubensverwandte, von deren Ende die Leichenpredigt in Wahrheit sagen konnte, bei ihrem Emporgehobenwerden in das obere Heiligthum wäre, wie weiland beim Tempelbau in Jerusalem, nicht Hammer noch Eisenzeug gehört worden, die Steine seien alle bereitet gewesen, es habe nur der Einfügung bedurft. Daß der Geburtstag von 1810 ihr letzter sei, diese Ahnung durchdrang sie, in dieser Stimmung nahm sie Ostern das heilige Abendmahl; mit dem wehmüthigen Gefühl, daß es ein Lebewohl gelte, nicht ein Willkommen, überschritt sie die Grenzen ihres mecklenburgischen Landes, und so weckte sie auch in dem Schlosse ihrer Väter den Eindruck, sie sei mit dieser Erde fertig und nur noch durch das Band der Liebe festgehalten: „Herr Jesu, mach' es kurz.“ Das ist das letzte leise Flehn gewesen, mit dem die Schmerzensmüde sich in die Hände ihres Erlösers für ewig gebettet!

Da kommt von Gottes Throne
Ein Engel hell herab,
Der nimmt die Dornenkrone
Von ihrem Haupte ab.

Er gibt ihr nach dem Streite
Die Palmen in die Hand
Und führt im Feierkleide
Sie heim ins Vaterland.

Zwei Söhne der Königin Luise haben, von ihr genährt, deutsches Wort und deutsches Schwert geführt, jene beiden, die sie noch auf ihrem Sterbebett wiederholt segnete: „mein Fritz, mein Wilhelm!“ Friedrich Wilhelm IV hat es ausgesprochen: „Die Einheit Deutschlands liegt mir am Herzen, sie ist ein Erbtheil meiner Mutter.“ Und der jetzt regierende König ist deutscher Kaiser.

Merkwürdig, bei den beiden letzten deutschen Kaiserkrönungen ist Luise zugegen gewesen. Merkwürdig auch, wie sie es als junge Prinzeß einst bei einem Besuch von Straßburg durchaus durchsetzen wollte, von der Plattform des Münsters bis zur Krone zu steigen. Was ihr untersagt werden mußte, hat sie symbolisch vererbt.

Die Geschichte will wie das Hebräische rückwärts gelesen sein. Es war am 14. Oktober 1806, als Napoleon die Schlacht von Jena gewann. Neun Jahre später, genau an demselben Tage, war es, wo er der Insel Helena zum ersten Male ansichtig ward. War mit Leipzig, mit Waterloo, mit der Entfernung und Verbannung die Ausgleichung gefunden? Auch Königin Luise hat ihr Datum. Am 23. Dezember 1793 zog sie als Braut in Berlin ein, in dasselbe Berlin zu einem ach so anderen Weihnachtsfeste von Königsberg aus am 23. Dezember 1809; ein Jahr später an demselben Tage aus dem Berliner Dom, wo sie bis dahin geruht, im engen Sarg zum stillen Hain von Charlottenburg.

O welche Reise!
Wie traurig leise
Durchzogen wir der schwarzen Fichten Nacht.
Es fielen unsre Thränen in den Sand,
Sie gab einst Schönheit diesem Land —
Als sie noch lebend es durchzogen,
Gefaltet still lag jetzt die müde Hand! —

Doch jetzt ein anderes Datum! Es war am 19. Juli 1810, als Luise starb. Sechszig Jahre gingen ins Land, und genau am 19. Juli war es, wo unser König — während im Reichstag Frankreichs Kriegserklärung verlesen war — auf dem Grabstein seiner Mutter zum Rück- und Vorausblick die Worte aufs neue las: „Wie Gott es gewollt, also ist es geschehen.“

Im Juli war's. Welch seltsam Regen
Im Mausoleum am Altar,
Wer hebt sich leis', um Heil und Segen
Auf ihres Sohnes greises Haar
Mit ernster Geisterhand zu legen?
War's nicht das todte Königspaar?
Wir wissen, was sie einst gelitten,
Wir fühlen, was sie heut erbitten.

So sind mit König Wilhelms Scharen
Zu Häupten wie im Schwanenflug
Die aus dem Krieg von sieben Jahren,
Die aus des Eisenkrieges Zug,
Die Helden alle mitgefahren,
Bis wo die erste Schlacht man schlug:
Wo so die Himmel mitgewittern,
Da muß der Feind auf Erden zittern!

Man fühlt es, welches Wort diese Erinnerungen beschließen muß, es ist das Wort, das von Tilsit bis Sedan reicht und von Charlottenburg bis Versailles:

„Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“

Deutsche Baumriesen.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von Dr. Karl Müller in Halle.

II.*)

Für die Linde hat Herr Seidel eine Zeichnung geliefert, welche allerdings wohl das seltsamste Exemplar aller deutschen Linden darstellt, nämlich die alte Linde (Tilia platyphyllos Scop.) zu Neuenstadt am Kocher in Württemberg, häufig auch Neustadt a. d. Linde geschrieben, was wir jedoch als falsch bezeichnen müssen. Nach Professor Caspary in Königsberg, welcher 1867 den Baum sah und 1868 in den Württembergischen naturwissenschaftlichen Jahresheften beschrieb, kommt die letzte Bezeichnung um 1606 in dem lateinischen Gedichte eines David Pistorius vor, seitdem aber hieß der Ort stets Neuenstadt a. d. Linde, und mit Recht. Denn der Baum dürfte ohne Frage die berühmteste und älteste Linde der ganzen Welt sein. In der That hat sie einen so gewaltigen Umfang und noch mehr eine so monströse Form, daß es geradezu unmöglich wird, ein einheitliches Bild von ihr zu gewinnen. Steht man nämlich unter dem Laubdache dicht am Stamme, so erblickt man wegen der niedrigen wagrecht abstehenden Aeste nur den untern und mittleren Theil; betrachtet man aber den Baum von außen, so verdecken ihn wiederum zwölf andere kleine Linden, die, ihre Aeste auf Säulen stützend, von dem eigentlichen Riesen sich durchaus nicht sondern. Darum gibt auch weder das Bild von Seidel, noch das von Caspary in doppelter Weise von außen und innen gegebene einen vollen Begriff der unförmlichen Masse; man muß sich den Baum erst aus seinen Einzelheiten im Geiste zusammensetzen. In Wahrheit glaubt man auch auf den ersten Blick hin nicht einen, sondern vier Bäume vor sich zu haben, welche dicht bei einander aufgeschossen seien, um vier gewaltige Holzmassen gemeinsam emporzutragen. In Wirklichkeit aber steht ein viersach gespaltener Stamm vor uns, dessen Zwischenräume sorgfältig mit Gemäuer ausgefüllt sind. Dieser Stamm, von einer viereckigen, 0,5 Meter hohen Terrasse umgeben, mißt 0,5 Meter über dieser genau 11 Meter im Umfange, wie Herr Seidel angibt, mehr als 12 Fuß im Durchmesser, wie der sehr genaue Caspary schreibt, der freilich nicht die Höhe der Messungslinie mittheilt. Wir folgen seinen Angaben um so mehr, als sie allein im Stande sind, uns eine Vorstellung von der wunderlichen Formung der fraglichen Linde zu gewähren. Der Durchmesser des Baumes, schreibt er, ist von Nord nach Süd etwa 12½ Fuß preußisch und größer als von Ost nach West, in welcher Richtung er nur 9 Fuß mißt. Abgesehen von den eingeschobenen Mauerstücken, welche als Stützpunkte für wahrscheinlich abgebrochene Aeste zu dienen haben, und deren Beschreibung den Leser nur verwirrt, hat der Baum 3 Fuß über dem Boden im Mittel von drei Messungen 35 Fuß 3 Zoll 5 Linien preußisch Umfang; aber davon machen die ihm wirklich zugehörigen vier Holztheile nach Abzug des Mauerwerks in verschiedener Höhe blos 18 Fuß 11 Zoll 5 Linien

*) I. in Nr. 21 S. 332 ff.

Digitized by Google

bis 17 Fuß 5 Zoll ⅝ Linien aus. Ueber diesem Punkte, 4 Fuß vom Boden gemessen, erlangte Pfizenmayer, der, in Neuenstadt lebend, den Baum mit Bequemlichkeit beobachten konnte, einen Umfang von 46 Fuß. Trotz früherer Verluste gehen vom Stamme zwei senkrechte und in 1,5—2 Meter Höhe sieben wagrechte Aeste ab, die, auf Säulen ruhend, beinahe fünf Kreise bilden. Die Säulen selbst tragen zunächst eine Art von Sparrwerk, d. h. Stangen und Bulben, und erst auf diesen ruhen die unförmlichen Aeste. In Folge dessen ist die Zahl der Säulen auf 111, nämlich auf 94 steinerne und 17 hölzerne, angewachsen; alle sind verschieden gearbeitet und am Kapitäl mit Wappen und Inschriften versehen. Eine Unzahl kleiner Zweige, oft wie kleine Lindenbäume aus den Hauptästen hervorbrechend, bilden eine dichte Krone von 18—20 Meter Höhe und 32—38 Meter Durchmesser, die noch üppig grünt, blüht und Früchte trägt. Dafür besteht aber auch der Boden aus einem höchst fruchtbaren Muschelkalk, auf welchem selbst die Obstbäume reichlicher fruchten. Trotz dieser Gesundheit und strotzenden Fülle sind die wagrechten Aeste an der obern Fläche an vielen Stellen ausgefault und dadurch muldenartig geworden; diese Mulden hat man jedoch durch Steine und schlechten Mörtel ausgefüllt. Jedenfalls hat der Baum solche Aufmerksamkeit um so nöthiger, als er frei stehend das volle Ungemach des Wetters trägt. So entriß ihm noch am 18. Juli 1867 ein Sturm einen seiner bedeutendsten Nebenäste. Auch die Mistel hat sich, wenn auch nur in einigen kleinen Sträuchern, auf ihm schmarotzend niedergelassen. Das Ganze dieses merkwürdigen Baues steht auf einem viereckigen Platze, und dieser ist seinerseits auf der Südseite von einer Mauer geschützt, die einen niedrigen bogenförmigen Eingang hat. Ueber dessen Portal lautet eine Inschrift: „Von Gottes Gnaden Christoph Herzog zu Würtemberg und zu Theck, Grave zu Mümpelgart 1558." Westlich vom Eingange steht dicht an ihm eine steinerne Tafel, welche, in die Mauer eingesenkt, folgende Inschrift trägt:

Disi Lind stedt in Göt.	(Diese Linde steht in Gottes
Handt. welcher do nein	Hand. Wer da hinein
Ged der ein seul. Kriegt	Geht, eine Säule bekritzelt
Oder schreibt ode: ein unf:	Oder beschreibt oder Unfug treibt,
der hot ein Hand verlor.	Der hat eine Hand zu verlieren.)

Bekanntlich straften unsere natursinnigen Vorfahren einen Baumfrevel mit Handabhacken, und diese kriminalistische Sitte erhielt sich ja bis auf eine Zeit, die von der unsrigen gar nicht so sehr entfernt liegt! Dafür gibt es zahlreiche offizielle Inschriften an den Säulen, die freilich zum Theil verwischt oder höchst unleserlich geworden sind. Die älteste trägt die Jahreszahl 1551; eine andere von 1555 besagt, daß „Hans Funk. Zu der Zeid Burger Mei. gewest. 1555. die erst." An einer dritten Säule soll sogar der ehemalige Pflanzer der Linde, der Fuhrmann Wolff Keidel, dargestellt sein. Wichtiger wäre es, wenn auf diesen Inschriften das Jahr der Pflanzung angegeben wäre. Die älteste, von dem Oberbibliothekar von Stälin in Stuttgart herbeigeschaffte Urkunde aus dem Stuttgarter Stadtarchiv meldet, daß dieselbe im Jahre 1448 unter besagter Linde Giltigkeit erlangte, da ja früher alte Linden bekanntermaßen Gerichtsstätten waren. Hiernach muß die Linde schon damals ein uralter Baum gewesen sein; um so mehr, da sie 56 Jahre später bereits mit 67 Säulen gestützt war, wie ein Volkslied von 1504 besagt, welches also beginnt:

Vor der stat ain Lynde stat,
Die siben und sechzig seulen hat —.

Kein Wunder, daß die historische Phantasie die Pflanzung des Baumes in eine weit zurückliegende Zeit versetzt. So soll sie bereits zur Zeit des Vertrags von Verdun (843) hundert Jahre alt gewesen sein, und 1392 war sie angeblich schon mit 62 Pfeilern gestützt. Erst seit dem Ende des 16. Jahrhunderts mehren sich die Andeutungen und Schilderungen des Baumes, die wenigstens das Gute haben, daß man im Stande ist, sein Dickenwachsthum annähernd zu berechnen. Nach Caspary betrug dasselbe in 202 Jahren 472 Linien, jährlich also etwa 2,3366 Linien. Hiernach war der Baum im Jahre 1867 gegen 691 Jahre alt und mußte folglich um 1176 gepflanzt sein. Ohne Zweifel, sagt jedoch der Beobachter mit Recht, ist er trotzdem jünger, weil das Mittel der jährlichen Dickenzunahme der letzten 202 Jahre jedenfalls für die ersten Jahrhunderte seines Lebens zu klein ist. Mithin kann keine absolute Altersbestimmung möglich sein; alles, was man sagen kann, ist, daß die Linde zu Neuenstadt zwischen 600—700 Jahre alt sein muß. Ob daher Linden mit einem Alter von 800 Jahren, wie man hier und da angegeben findet, noch existiren, dürfte sehr fraglich sein. Aussicht auf ein solches Alter scheint die Neuenstädter allerdings zu haben. Sonst gibt es gerade unter den Linden eine Menge sehr ehrwürdiger Bäume in Deutschland, und zwar um so mehr, als dieser Baum von jeher Slaven und Germanen heilig war. Eine der schönsten, welche Mielck abbildet, findet sich zu Bordesholm in Holstein, mit 16 Fuß Umfang 3½ Fuß über dem Boden, bei einer Scheitelhöhe von 76 Fuß und einem Kronendurchmesser von 90 Fuß.

Gehen wir nun schließlich zu dem vierten Seidelschen Bilde, der Buche, über, so stellt dieses eine solche dar, welche, im Revier Okrilla an der Dresden-Königsbrücker Straße, berühmt ist. Sie erwarb sich diese Berühmtheit durch ausgezeichnete weite Verastung ihrer reichen Krone und besitzt bei einer Gesammthöhe von 33—34 Meter einen 8 Meter lang astfreien Stamm, dessen Umfang in Kniehöhe 5,78 Meter, bei 1 Meter Höhe 5,25 Meter, bei 1,5 Meter Höhe 4,88 Meter beträgt. Allerdings ragt der Baum durch die Schönheit seines Astwerks vor vielen seinesgleichen hervor; denn wie bei allen Riesenbäumen das Imposante und Schöne nicht immer in der Regelmäßigkeit und Kräftigkeit der Aeste, sondern häufig in der Stammesdicke, in der Scheitelhöhe oder in der Fülle der Krone beruht, so auch bei der Buche. So bildet z. B. Mielck eine Buche von Dobersdorf in Holstein ab, deren Stammesumfang bei 105 Fuß Höhe 1 Fuß über dem Boden 38 Fuß und 3 Fuß über den Wurzeln noch 20⅓ Fuß mißt. Damit übertrifft der Stamm an Dicke die Okrilla-Buche um mehr als das Doppelte; allein das Astwerk fällt doch gegen den kolossalen Stamm viel zu mager aus, als daß man es schön nennen könnte. Andererseits lösen sich die Buchenstämme mitunter schon in geringer Bodenhöhe in ein solches Gewirr von knorrig emporstrebenden Gabeläsen auf, daß der Oberkörper den Unterkörper wenig schön um ein Beträchtliches überragt. Eine solche Buche befindet sich z. B. im sogenannten „dänischen Wohld" im südöstlichen Schleswig; sie ist 126 Fuß hoch, während die Ausdehnung ihrer Krone 100 Fuß, der Umfang ihres Stammes bei 1 Fuß Bodenhöhe 32 Fuß, bei 5 Fuß Bodenhöhe noch 22 Fuß beträgt. Dagegen sah man noch 1820 im „großen Gehege" des Amtes Hütten in Schleswig eine Buche von etwa 140 Fuß Höhe und einer Stammesdicke von 8 Fuß im Durchmesser, deren Schaft bis zu einer Bodenhöhe von etwa 60 Fuß völlig astfrei war, wogegen die Okrilla-Buche nach Mielck nur eine astfreie Schaftlänge von 28 Fuß hat. Jedenfalls liegt die größte Schönheit der Buche in der stolzen Aufrichtung ihres Stammes, woher es auch kommt, daß z. B. die berühmten „heiligen Hallen" bei Tharandt unendlich mehr durch ihr hohes schlankes Wachsthum als durch die Dicke ihrer Stämme imponiren.

Offenbar besitzt Deutschland in den vorstehend geschilderten vier Baumarten, also in der Eiche, der Ulme, der Linde und Buche, die stattlichsten Waldformen der niederen Regionen. Zwar erreichen auch echte Kastanien- und Wallnußbäume sowie Pappeln höchst bedeutende Dimensionen; allein sie übertreffen die genannten nicht und gehören noch überdies der Fremde an, was auch von der Platane gilt. Selbst die Roßkastanie vermag sich unter Umständen zu einem mächtigen Baume zu entwickeln, wie z. B. jene, welche auf dem Sonnenstein bei Pirna in Sachsen zu sehen ist. Von der Akazie ist schon gesprochen; man findet von ihr hin und wieder höchst beträchtliche Exemplare. Aber so riesig auch immer diese Wachsthumsverhältnisse inländischer Bäume sein mögen, was wollen sie sagen gegen die eines Mammuthbaumes (Sequoia gigantea) in Kalifornien oder gegen die riesigen Gumbäume (Eucalyptus) in Australien! Nehmen wir das höchste Scheitelwachsthum unserer einheimischen Bäume zu 150 Fuß an, so ragen jene um das Doppelte und darüber hinaus. Der Pfefferminzbaum (Eucalyptus amygdalina) Australiens besitzt die künftige Höhe des Kölner Domes (155 Meter)

Digitized by Google

mit 156 Meter und übertrifft folglich die Pyramide des Cheops (151 Meter) um 5 Meter, den Straßburger Münster (147 Meter) um 9 Meter. Der höchste bekannte Mammuthbaum maß 140 Meter Höhe, der dickste bei Mariposa in Kalifornien 120 Fuß im Umfang! Wenn schon hier zu Lande ein Riesenbaum kaum seine volle Majestät entfaltet, wenn nicht andere seinesgleichen neben ihm den Maßstab liefern, so treffen wir hier auf Verhältnisse, welche der Geist sich kaum noch vorzustellen vermag; und wenn wir gar bedenken, daß schlingende Rotangpalmen eine Länge von 162 Meter oder 500 Fuß erreichen können, so schwindet schließlich jeder Maßstab. Das ist eine Zeugungskraft von unbegreiflicher Größe. Man versteht sie erst, wenn man das Leben im kleinsten Raume, z. B. die Diatomaceen, dagegen hält. Hier kann es sich ereignen, daß man 10,000 einzelne Pflänzchen, deren jedes nur eine mikroskopische Zelle darstellt, aneinander zu reihen hätte, um die Länge eines Zolles herauszubringen. So liegen in der Natur Groß und Klein nebeneinander, ohne daß wir mehr über dieses Räthsel wüßten, als die einfache Thatsache. Nur das eine wissen wir mit Sicherheit: auch das Große ist genau desselbigen Ursprungs wie das Kleine. Das unendlich Große wäre nicht, wenn es nicht aus dem unendlich Kleinen hätte hervorgehen können, und dieses war einfach — die Zelle. Das Riesenwachsthum war folglich nichts anderes als — Zellenvermehrung.

Am Familientische.

Die Leistung eines Vierteljahrhunderts.

Kein Ereigniß in der modernen Geschichte hat so unmittelbaren und weitgreifenden Einfluß auf den Welthandel gehabt und in so großartiger Weise auf das Wohl der gesammten Menschheit eingewirkt, wie die Goldentdeckungen in Kalifornien im Jahre 1848. Wenig über ein Vierteljahrhundert ist seitdem vergangen, und schon liegen die geradezu kolossalen Resultate offenkundig vor aller Augen, wenn es auch unmöglich erscheint, dieselben in allen ihren feinen Verzweigungen über den ganzen Erdball zu verfolgen. Vom 1. September 1848 bis jetzt hat der eine Staat Kalifornien allein 4000 Millionen Mark Gold produzirt, während die anderen Staaten und Territorien der Union nur 1040 Millionen Mark lieferten. Dazu gesellt sich der Silber- und Goldertrag Nevadas mit 960 Millionen Mark, so daß im Verlauf von wenig mehr als 25 Jahren die Vereinigten Staaten 6000 Millionen Mark zum Baarschatz der Welt spendeten.

In Australien und Neuseeland begann die Goldproduktion nicht vor dem Jahre 1851; aber seitdem haben diese beiden auch so viel wie Kalifornien, nämlich 4000 Millionen Mark geliefert, während die anderen Edelmetall produzirenden Länder, wie Mexiko, Central- und Südamerika, Rußland ꝛc. in derselben Zeit 2000 Millionen Mark hervorbrachten. Daraus ergibt sich, daß die Edelmetallproduktion der Vereinigten Staaten gleich jener aller übrigen Länder der Erde zusammengenommen ist.

Eine Reihe von wohlorganisirten Staaten und Territorien, die den dritten Theil der amerikanischen Union ausmachen, dehnt sich jetzt zwischen dem Felsengebirge und dem Gestade des Großen Ozeans aus. Blühende Städte und Dörfer sind allenthalben erbaut worden; dicht überzieht ein Telegraphennetz das Land; der atlantische und der stille Ozean sind durch die größte Eisenbahn der Erde mit einander verbunden; die Industrie beginnt sich mächtig zu entwickeln, eine geradezu ungeheure Fläche Landes ist dem Ackerbau zugängig gemacht worden; die nomadisirenden, wurzelgrabenden, elenden Indianer sind — wohl nicht ohne Greuel und Unrecht — verschwunden, und civilisirte Menschen aus allen Theilen der alten und neuen Welt, deren Losung „Arbeit“ lautet, sind an ihre Stelle getreten. Schon zählen sie über eine Million, und es ist Raum für die hundertfache Anzahl in Kalifornien, Nevada, Washington, Oregon, Idaho, Montana, Utah, Colorado, Wyoming, Neu-Mexiko und Arizona vorhanden, den Staaten und Territorien, welche den Goldentdeckungen ihr Dasein verdanken. In diesen ausgedehnten Landschaften, die vor einem Vierteljahrhundert nur von Forschungsreisenden oder Trappern durchzogen wurden, regen sich nun alle menschlichen Künste und Industrien, und entwickelt sich ein mächtiger Einfluß über die ganze Erde. Der Goldklumpen, welchen James W. Marshall am 19. Januar 1848 in einem Mühlengerinne bei Coloma fand, gab den Anstoß dazu, daß auch das stille Weltmeer, welches unbeachtet und abseits von den Handelsstraßen lag, mit in den großen Weltverkehr einbezogen wurde. Kalifornischer Unternehmungsgeist entwickelte Australien, und erst als Kalifornien besiedelt war, und dadurch die Amerikaner auch Interesse an den Gestadeländern des großen Ozeans gewannen, wurde durch die Amerikaner das bis dahin dem Welthandel verschlossene Japan eröffnet und für das Sonnenaufgangsland eine neue Aera angebahnt. Der große Ozean wurde nun regelmäßig mit Dampfern befahren, China mit Amerika verknüpft und der Handel zu ungeahntem Aufschwunge gebracht.

Die Bevölkerung Kaliforniens, welche am 1. Januar 1849 ohne die Indianer nur 26,000 Seelen betrug, war am 1. Januar 1850 schon auf 107,000 gestiegen und zählt jetzt 700,000. Die jährliche Ausfuhr an Weizen und Mehl beträgt 80 Mill. Mark, die an Wolle 32 Mill. Mark, an Wein — den deutsche Winzer dort keltern — 24 Mill. Mark. Das Bankkapital erreicht eine Höhe von 560 Mill. Mark.

San Franzisko, die Handelsmetropole des stillen Ozeans, erhielt den Titel einer Stadt im Mai 1850. Jetzt zählt es 230,000 Einwohner und strotzt von Palästen, unter denen das Palasthotel, seines Namens würdig, alle übrigen Hotels der alten wie der neuen Welt in Schatten stellt. Alle Hauptstraßen der Stadt sind mit Pferdeeisenbahnen versehen, die jährlich zwischen 25 und 30 Mill. Passagiere befördern. Nach Norden, nach Osten, nach Süden gehen die Eisenbahnen, auf denen jährlich 600,000 bis 700,000 Menschen verkehren. Nach Westen aber führt das „goldne Thor“ zum stillen Weltmeer hinaus und sechs Dampferlinien laufen nach allen Strichen der Windrose, nach China, Japan, Australien, Mexiko und Südamerika. Die kolossalen Steamer, welche in 22 Tagen die Fahrt zwischen San Franzisko und Japan zurücklegen, gehören zu den schönsten und am besten eingerichteten der Welt.

San Franzisko ist auch noch eine Stadt der Kirchen; nirgends sind sie verhältnißmäßig so zahlreich und so stark besucht wie hier. An wissenschaftlichen Vereinen, an Theatern, Konzertsälen ist kein Mangel; es ist ein zoologischer Garten und ein prachtvoller Park vorhanden; es sind öffentliche Bibliotheken gegründet worden, und der Markt bietet eine Auswahl von Früchten und Erzeugnissen der verschiedensten Klimate, wie man sie in den großen Städten des amerikanischen Ostens vergeblich sucht. Die Schulen sind in vortrefflichem Zustande und die Universität von Kalifornien welteifert mit den besten der Vereinigten Staaten. Auch die Industrie, die zuletzt kommt, erhebt schon ihr Haupt. Es bestehen Wollen-, Tabak-, Zucker-, Glas-, Spiritusfabriken; ja selbst Uhren werden schon exportirt.

Mit allen diesen Ergebnissen vor Augen läßt sich der Segen, der im Gefolge der Goldentdeckungen über das Land strömte, nicht verkennen. Mehr und mehr zieht das Wunderland den Fremden an, der die weite Reise mit der Pacificbahn nicht scheut, um die „Königin des stillen Weltmeers“ zu besuchen und Abstecher in die herrliche Umgebung, in die prachtvollen Thäler der schneegekrönten Sierra Nevada, zu den Yosemitewasserfällen, den Riesenbäumen und krystallklaren Seen zu machen, die der deutsch amerikanische Maler Bierstedt durch seinen Pinsel, Bret Harte durch seine Lieder verherrlichte.

Alles, alles das Werk eines Vierteljahrhunderts!

San Franzisko, Febr. 1876. B. Th.

Inhalt: Ein Familienzwist. (Fortsetzung.) Roman von Ludwig Harder. — Bischof und Bürgermeister. (Schluß.) Kulturhistorische Novellette aus Danzigs Vergangenheit von Jonathan. Zu dem Bilde: Mittelalterlicher Hochzeitszug von P. Grot-Johann. — Königin Luise von Preußen. Ein Lebensbild von Dr. Rudolf Koegel. Mit dem Facsimile einer eigenhändigen Berichtigung Kaiser Wilhelms. — Deutsche Baumriesen. II. Von Dr. Karl Müller in Halle. Mit 2 Illustrationen von C. F. Seidel. — Am Familientische: Die Leistung eines Vierteljahrhunderts.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer beginnt das **dritte** Quartal des XII. Jahrgangs (April bis Juni 1876). Wir ersuchen daher unsere Abonnenten, besonders die der Post, ihre Bestellungen **sofort** erneuern zu wollen, um Unterbrechungen in der Zusendung zu vermeiden. Die Postabonnenten machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß, wenn sie erst in den letzten Tagen vor Beginn des neuen Quartals oder später abonniren, sie nur die noch erscheinenden Nummern, die etwa schon erschienenen aber nur gegen eine Extrabestellgebühr von 10 Pfennigen (den sogenannten Strafgroschen) erhalten; für diese Gebühr muß aber jede Postanstalt solche Nummern nachliefern; wir bitten also in solchem Falle sich nicht abweisen zu lassen, was besonders in kleinen Orten sehr oft geschieht, sondern auf Nachlieferung der schon erschienenen Nummern des Quartals zu bestehen.

Daheim-Expedition.

Unter Verantwortlichkeit von **Otto Klasing** in **Leipzig**, herausgegeben von Dr. **Robert Koenig** in **Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig**. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig**.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 1. April 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. **1876. № 27.**

Das weiße Kind.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Novelle von **Viktor von Strauß.**

Die meisten Erzähler sind in der glücklichen Lage, ihren Hauptpersonen einen regelrechten stattlichen Wuchs, angenehme geistreiche Gesichtsformen, überhaupt ein anziehendes und gewinnendes Aeußere nachrühmen zu können. Wer von Anton Dulf zu erzählen hat, könnte sie beneiden. Es ist schwerlich ein Ersatz jener gepriesenen Eigenschaften, ein gelehrter und berühmter Mechaniker zu sein, dessen kunstreiche Instrumente von den Naturforschern aller Länder gesucht wurden und deren Verfertigung ihn schon zu einem sehr wohlhabenden Manne gemacht hatte. Die Natur, der man in solchen Fällen, wie einem selbständigen Wesen, Gunst und Ungunst zuzuschreiben pflegt, war ihm durchaus nicht hold gewesen, und er selbst wußte sehr wohl, daß er einen kahlen Kopf hatte, der nur von wenigen schwarzen Haaren umfranset war, daß seine Ohren weit abstanden, seine Nase eingedrückt, sein Mund breitgezogen, sein ganzes Gesicht von Blatternarben zerrissen war; er wußte sehr wohl, daß seine Schultern von ungleicher Höhe waren und sein rechtes Bein um einige Zoll kürzer als das linke, was er nicht einmal durch einen hohen Stiefelabsatz auszugleichen suchte. Daß aber in dem entstellten Gesicht, in den klugen hellbraunen Augen ein Ausdruck von Güte, Wohlwollen und Kindlichkeit lag, der jeden bei näherer Bekanntschaft die Mißgestaltung des kleinen Mannes vergessen ließ, das wußte er nicht. Das nie ermüdende Interesse für seine Arbeiten und Studien und für die Fortschritte der Wissenschaften, denen seine Werke dienten und die er selbst zu fördern eifrig bestrebt war, dazu die glücklichen Erfolge seiner Thätigkeit hatten ihn bewahrt vor der erbitterten Gemüthsstimmung anderer Mißgebildeter, die sich gar oft durch höhnischen Witz und beißende Satire gegen die übrige Menschheit behaupten zu müssen glauben.

Obgleich er, ohne Menschenfeind zu sein, die Einsamkeit liebte, so würde das Zimmer, in welchem er seit zwölf Jahren wohnte und lebte, doch keinem andern als ihm behaglich gedünkt haben, so durchaus fehlte es darin an allem, womit auch die Aermsten eine Stube bequem, wohnlich, gemüthlich zu machen pflegen. Da war kein Bild, kein Spiegel, kein Sopha, kein zierliches Zimmergeräth, nicht einmal ein Ofen, denn das Haus wurde mit erwärmter Luft geheizt, und die großen Fenster, ohne Vorhänge, ohne ein grünendes Topfgewächs, waren eben nur ein paar leere nichtssagende Lichtöffnungen. Die eine Wand des Zimmers füllte eine reichhaltige Sammlung kostbarer mathematischer und naturwissenschaftlicher Bücher aus; an den übrigen Wänden zeigten sich auf Gestellen, die bis an die Decke reichten, die mannigfaltigsten künstlichen Instrumente, größtentheils unter Glaskasten oder Glasglocken, während vor ihnen andere größere Apparate auf dem Boden standen. In der Mitte des geräumigen hellen Gemaches erblickte man einen großen, mit Büchern, Papieren, Schreib- und Zeichengeräthen bedeckten Tisch, an welchem drei Rohrstühle die einzige Möglichkeit zeigten, daß weniger als vier Menschen sitzen konnten.

Auf einem dieser Stühle an der breiten Seite des Tisches saß, den Rücken gegen die Bücherwand gekehrt, Anton Dulf an einem kühlen Herbsttage, vertieft in Berechnungen und Zeichnungen zu einem neuen von ihm erfundenen physikalischen Instrumente, als angepocht wurde und auf seinen Ruf einer der Gehülfen hereintrat, deren er etwa ein Dutzend in den anstoßenden Arbeitssälen beschäftigte. Dulf blickte flüchtig auf und winkte ihm mit der Hand zu, jetzt ihn nicht zu unterbrechen. Der junge Mann wartete mit ehrerbietigem Schweigen, bis jener die angefangene verwickelte Berechnung beendigt hatte und ihn fragend ansah. „Es sei ein Kind draußen," sagte er darauf, „ein kleines Mädchen, das Herrn Dulf dringend zu sprechen verlange. Wahrscheinlich handle es sich um eine Bettelei."

„So?" versetzte Dulf, „sieht sie darnach aus? Nun, dann mag sie hereinkommen. Sie stört mich zwar, aber sie mag hereinkommen."

Er holte ein Geldtäschchen hervor, der Gehülfe ging, und gleich darauf trat ein etwa vierzehnjähriges Mädchen von kleiner zierlicher Gestalt und sehr ärmlich, aber eben so reinlich

gekleidet herein und blieb schüchtern an der Thür stehen. Es war etwas Ungewöhnliches in der Kleinen, die soeben die Grenze der Kindheit zu berühren schien. Ihre feinen, ja edlen Gesichtsformen zeigten nämlich, von den sanft gerötheten Lippen abgesehen, keine Spur von Farbe, sie waren von dem reinsten, klarsten, durchsichtigsten Weiß, das Kummer und Entbehrung vielleicht noch mehr gebleicht hatten, das aber durchaus nichts Krankhaftes hatte, auch nicht Folge einer vorübergehenden Gemüthsbewegung sein konnte. Und fast eben so hell, nur vom leisesten Blond angehaucht, war ihr reiches, einfach geordnetes Haar. So stand sie mit niedergeschlagenen Augen da, etwas ängstlich athmend und eine Anrede erwartend, während Dulf sie schweigend betrachtete unter dem Eindrucke, als habe ein irgend woher verscheuchter kindlicher Geist nur augenblicklich die zartesten und lichtesten irdischen Stoffe an sich gezogen, um in ihnen zu erscheinen und sie dann wieder in alle Winde zu verstreuen. Auch wußte er nicht, sollte er sie schon als Erwachsene oder noch als Kind anreden; er entschied sich jedoch für das letztere, da es ihm freundlicher und vertraulicher schien, und fragte endlich: „Wer bist Du, mein Kind, und was wünschest Du?"

Sie schlug ein paar große tiefblaue Augen zu ihm auf und sagte, indem sie ein versiegeltes Schreiben hervorzog, mit einer leisen süßen Stimme: „Ich heiße Liddy und soll diesen Brief von meinem Vater überbringen."

Dulf stand auf, hinkte zu der Kleinen und ließ sich den Brief reichen. Als er ihn erbrochen und vor allem nach der Unterschrift gesehen, fuhr er zusammen und warf einen Blick innigen Mitleids auf die kleine Liddy. Dann wandte er sich ab und las das Schreiben. Es war mit zitternder Hand und offenbar sehr mühsam niedergeschrieben, erzählte von früherem Wohlstande, von Unglücksfällen, von Verarmung, von gegenwärtiger Krankheit und bitterer Noth, bat unter Berufung auf einstige Schulgenossenschaft um eine kleine Unterstützung, und war unterzeichnet von Gustav Winneberg, vormaligem Kaufmann.

Ja, Gustav Winneberg und Anton Dulf waren Schulfreunde und enger verbunden gewesen, als das Schreiben andeutete. Beide hatten zusammen ein Gymnasium ihres gemeinsamen Geburtsortes, einer fernen bedeutenden Provinzialstadt besucht, und Anton hatte dort dem leichtgesinnten und arbeitsscheuen Gustav jahrelang treulich bei seinen Schulaufgaben fortgeholfen, wofür dieser, groß, kräftig und stets mit der Faust bereit, dem schwachen und von Kind auf mißgebildeten Anton erfolgreichen Schutz gegen die Neckereien und den Uebermuth der Mitschüler geleistet hatte. Dulf gedachte des Freundes noch immer mit Neigung und Dankbarkeit, obgleich sich ihr Verhältniß, nachdem sie die Schulanstalt verlassen, bald aufgelöst hatte, da der eine bei dem berühmten Mechaniker einer Universität in die Lehre getreten war, der andre sich dem Kaufmannsstande gewidmet hatte, und mehrere freundliche Briefe Dulfs unbeantwortet geblieben waren. Daß der junge Kaufmann frühzeitig das große väterliche Handlungshaus ererbt, sich bald verheirathet, auf glänzendem Fuße eingerichtet und in großartige Unternehmungen eingelassen habe, war Dulf auf Umwegen bekannt geworden; nun aber hatte er seit Jahren nichts mehr von ihm erfahren. Um so schmerzlicher überraschte es ihn, von dem alten Schulfreunde, den er immer in den besten und reichlichsten Verhältnissen geglaubt, einen solchen Brief zu erhalten, ja um ein Almosen gebeten zu werden. Er faltete das Schreiben zusammen, sann einige Augenblicke nach und wandte sich dann wieder zu der Kleinen, die noch immer still niederblickend an der Thüre stand.

„Liebes Kind, liebe Liddy," sagte er — „nicht wahr, so nanntest Du Dich ja? — kennst Du den Inhalt dieses Briefes?"

Sie lispelte ein unhörbares „Ja", aber das Kopfnicken, womit sie es begleitete, ersetzte die versagende Stimme.

„Nun," fuhr er fort, „dann kann es wenig nützen, daß ich Dir, wie Dein Vater schreibt, eine Kleinigkeit gebe. Mein Gott, was wäre damit geholfen? Das mußt Du selbst einsehen!"

Sie erhob abermals die Augen zu ihm, die nur um ein weniges feuchter glänzten, verneigte sich und wollte gehen.

„Aber wohin?" rief Dulf. „Das ist ja ein Mißverständniß." Er wollte sie zurückhalten und streckte schon den Arm aus, aber der erste Eindruck von ihrer Erscheinung kam wieder über ihn und er wagte nicht, sie zu berühren. Auch blieb sie schon von selbst, als er fortfuhr: „Höre mich doch zu Ende! Du sollst mich zu Deinem Vater bringen, damit ich selbst sehe, was ich thun muß. Hältst Du mich für fähig, ihn in so betrübten Umständen zu verlassen? Dann denkst Du schlimmer von mir als ich verdiene, und das hätte ich von Dir nicht vorausgesetzt. Wir haben wohl beide nicht bedacht, daß man mit seinen Urtheilen der Erfahrung nicht vorauslaufen darf. Aber nun setze Dich, kleine Liddy, setze Dich! Ich will mich nur ein wenig umkleiden und kehre sogleich zurück." Damit zog er einen Stuhl in ihre Nähe und eilte hinaus in sein Schlafzimmer, nahm dort aus einem eisernen Verschluß einiges Geld an sich, wechselte den Rock und kehrte dann mit Hut und Stock zurück zu der Kleinen, die sich indeß nicht gesetzt hatte, sondern mit neugierigem Staunen die vielfältigen Instrumente betrachtete. Er bemerkte das mit Wohlgefallen und sagte: „Du weißt wohl kaum, kleine Liddy, wozu alle diese Dinge gebraucht werden?"

„O nein," antwortete sie.

„Du möchtest es aber wohl lernen, wie?"

„Ach ja, und noch vieles Andere. Ich weiß gar so wenig."

„Das hätte ich nicht geglaubt," sagte Dulf, indem er eine Versuchung unterdrückte, sie in die Geheimnisse eines Inductionsapparates einzuweihen.

Im Hinuntergehen — denn Dulf bewohnte den ersten Stock seines eigenen Hauses im besten Theil der Hauptstadt — erkundigte er sich bei Liddy nach der Wohnung ihres Vaters, und da sie ihm Hausnummer und Straße einer sehr entlegenen Vorstadt nannte, so rief er, als sie das Haus verließen, eine vorüberfahrende leere Droschke an und setzte sich mit ihr hinein.

„Du beklagst, daß Du so wenig wissest, liebe Liddy?" sagte Dulf, als sie abfuhren. „Ei nun, wer sich über das Gegentheil beklagte, hätte wohl nicht mehr Gehirn, als in ein Ei geht. Es ist mit dem Lernen, wie mit den Austern, je mehr man ißt, je mehr bleibt übrig. Das müßte schon ein großer Gelehrter sein, der nur sagen könnte, was er alles nicht wisse. Du besuchst wohl noch die Schule?"

„Dazu habe ich keine Zeit," erwiderte sie verlegen.

„Keine Zeit? weshalb nicht?"

„Weil ich den ganzen Tag in der Fabrik zu arbeiten habe und vorher und zu Mittag und am Abend für den Vater sorgen muß. Was mir an Zeit für ihn übrig bleibt, ist wenig genug."

„Und Du arbeitest in der Fabrik, kleine Liddy?"

„O, schon seit mehreren Jahren," sagte sie mit einem Anflug von Selbstbewußtsein. „Was hätte sonst aus dem armen gelähmten Vater werden sollen, der schon lange nichts mehr verdienen kann? Und wir müssen doch leben!"

Dulf betrachtete das zarte weiße Wesen mit einem aus Erbarmen und Ehrfurcht sonderbar gemischten Gefühle, das ihm Thränen in die Augen trieb und ihn eine Zeit lang am Reden hinderte. Endlich fragte er sie, nachdem er sich mehrmals geräuspert hatte, „warum denn ihr Vater, wenn sie schon mehrere Jahre hier wohnten, sich nicht früher an ihn gewendet habe?"

Ihr Vater, sagte Liddy, habe nicht gewußt, daß Dulf in der Hauptstadt wohne, und dieses erst vor wenigen Tagen auf einem Zeitungsblatt gelesen, worin etwas eingewickelt gewesen sei. Er habe dann gleich beschlossen, an ihn zu schreiben, hierzu aber lange Zeit gebraucht, da er bei seiner Lähmung nicht gut aufrecht sitzen könne und durch häufige Krampfanfälle dabei gehindert werde. Auch sei der Brief vorgestern schon fertig gewesen, sie aber habe erst heute in der Fabrik beurlaubt werden können, und der Vater habe doch verlangt, daß sie ihn selbst überbringen solle.

„Daran hat er sehr wohl gethan," versetzte Dulf, „aber nöthig wäre es nicht gewesen. Freilich thun wir aus Vorsicht manches Unnöthige, was sich denn doch gelegentlich als recht nützlich erweist. Wäre ich auch der vergeßlichste und undank-

barste aller Menschen, was ich in so hohem Grade doch nicht bin, so würde mich doch schon der bloße Brief an meine Schuldigkeit erinnert haben; aber ob ich mich so bald von meiner Arbeit losgerissen hätte ohne die Wärmemenge, die Dein Anblick bei mir entwickelte, das weiß ich doch nicht. O die schöne alte Zeit, da wir zusammen in den Schulbänken saßen!"

Er erzählte der Kleinen dann von der Knabenzeit ihres Vaters, wobei er sorgfältig bemüht war, dessen Lichtseiten vorzukehren, die Schatten nur anzudeuten, um der Gestalt ihre Rundung zu geben, die dunklen Partien aber zu verbergen. Liddy hörte mit dem lebhaftesten Interesse zu und suchte ihm auch dann aufmerksam zu folgen, wenn er in seiner Weise allgemeine Bemerkungen und Betrachtungen einflocht, was er jedesmal that, wenn er wahrnahm, daß die Augen der Kleinen von innerer Bewegung feucht wurden.

Sie hatten während deß die Vorstadt erreicht, wo große Fabrikgebäude mit thurmartigen rauchenden Essen und enge Straßen mit hohen Häusern einander folgten, und vor einem dieser Häuser hielt der Wagen. Dulf und Liddy stiegen aus und begaben sich hinein. Auf der Hausflur begegnete ihnen ein ernster junger Mann, der Liddy grüßte, indem er sagte: „Nun, dem Vater geht es ja leidlich, mein Kind."

„Also nicht schlimmer?" fragte sie.

„Nein, eher etwas besser."

„Gott sei Dank!" sagte sie und fügte gegen Dulf erläuternd hinzu: „Der Herr ist unser freundlicher Arzt."

„Dann möchte ich Sie um eine kurze Unterredung bitten," sagte Dulf ihn begrüßend. „Es ist auch wohl besser, kleine Liddy, Du kündigest Deinem Vater meinen Besuch erst an, als wenn ich ihn so unvorbereitet überraschte."

„Das wohl, ja gewiß; aber wir wohnen vier Treppen hoch," sagte sie zögernd.

„Nun," versetzte Dulf lächelnd, „weniger wäre besser, wie in vielen Fällen, aber ich werde schon hinaufkommen."

Sie zauderte noch einen Augenblick, als hätte sie, wie es auch der Fall war, beabsichtigt, ihren Begleiter beim Hinaufsteigen zu unterstützen; aber auf einen Wink des Arztes entfernte sie sich rasch und eilte die Stufen hinauf.

„Man sollte meinen," sagte der Arzt, „das Mädchen hätte die Bleichsucht, aber sie ist vollkommen gesund, wenn sie auch bei weniger Anstrengung und besserer Ernährung wohl weniger blaß sein würde. Ich bin übrigens Armenarzt in diesem Bezirk, und Sie kennen mich wohl nicht mehr, Herr Dulf; aber ich habe von Ihnen mal eine treffliche magneto-elektrische Rotationsmaschine erhalten."

„Ja, ganz recht!" sagte Dulf. „Es war Nummer 78. Und wie geht's ihr? Wie benimmt sie sich? Ist noch alles in Ordnung? Die Drähte, die Federn, die Schrauben, die Radschnur?"

„Alles im Stande," erwiderte der Arzt lächelnd. „Aber ich wollte, manche Eltern erkundigten sich mit gleichem Eifer nach dem Befinden ihrer Kinder."

„Ach," versetzte der Mechaniker, „bei solchen Eltern muß das Herz falsch konstruirt sein. Uebrigens kann ich ja keine anderen Kinder haben, als meine Apparate und Maschinen, die ich alle aufrichtig lieb habe, obgleich die Familie schon sehr zahlreich ist. Ihr gutes Zeugniß von Nummer 78 freut mich herzlich. Aber ich wollte nach dem kranken Vater der kleinen Liddy fragen, von dessen Bedrängniß ich erst heute höre. Es ist ein alter Schulfreund von mir. Ist ihm zu helfen? Und was kann man für ihn thun?"

„Wollen Sie etwas thun," sagte der Arzt, „so nehmen Sie sich der Kleinen an. Sie verdient es auf alle Weise, und es ist unglaublich, was dieses Kind in seiner bescheidenen Treue durchführt. Dem Vater ist nicht mehr zu helfen. So, wie Sie ihn sehen werden, kann er vielleicht noch lange leben, eben so leicht aber auch schon in wenigen Tagen enden. Bessere Nahrung, mäßiger Genuß eines guten Weines und eine gesundere Wohnung könnten jedoch seinen Zustand wesentlich erleichtern. Mehr wüßte ich kaum zu sagen."

Damit empfahl er sich und Dulf hinkte die Treppen hinauf, bei sich überlegend, wie er auf die schicklichste Weise für den Kranken und das liebe Kind sorgen könne. Als er mit einiger Beschwerde die vierte Treppe erstiegen hatte, die ihn in die Dachetage brachte, kam die Kleine ihm schon wieder entgegen.

„Hier sind so viele Thüren, und hinter jeder wohnen andere Leute," sagte sie. „Bitte, kommen Sie hierher." Sie führte ihn durch einen dunklen Gang und eine kleine, nur von einem schrägen Dachfenster erhellte Küche, in welcher eine alte Frau am Herde beschäftigt war, in ihre Wohnung.

Es war ein enges niedriges Mansardenzimmer, ebenfalls mit einer schrägen Dachwand, aber einem hinausgebauten Fenster. Ein dürftiges Bett, dem Fenster gegenüber, am Fenster ein alter verschabter, mit Leder überzogener Lehnstuhl, davor ein schmaler Tisch, dann zwei Brettstühle ohne Rücklehnen, endlich eine alte Kommode ohne Füße, das war alles Hausgeräth. Ueber Allem aber lag ein Schimmer von Reinlichkeit und Sauberkeit, der wundersam zu dem weißen Kinde paßte. Auch an Schmuck fehlte es nicht ganz. Ueber dem Bette hing das starkgebräunte Porträt eines unbekannten Herrn aus der Perrückenzeit; auf der Kommode zeigte sich ein Strauß von Astern in einem Steinkruge, um den ein Paar Tassen, einige Bücher und ein Schreibzeug zierlich geordnet waren, und ein kleiner Spiegel hing darüber. Im Fenster stand ein Topf mit Geranium und ein zweiter mit Reseda, der das kleine Gemach angenehm durchduftete.

Doch alles dieß bemerkte Dulf erst später, denn beim Eintreten fielen seine Blicke sogleich auf die verfallene Gestalt des ehemaligen Genossen, der ihm von dem alten Lehnstuhl her hohläugig und vorzeitig ergraut entgegenblickte. Er war in einen oft ausgebesserten, aber reinlichen Schlafrock gehüllt, und Halstuch nebst Hemdkragen waren zwar geflickt, aber schneeweiß. Er schien aufgeregt zu sein, machte mit dem Kopf eine Art Verneigung und sagte: „Wenn ich Liddy trauen kann, so kommen Sie also wirklich nicht, um sich in Ihrem Glück an meinem Unglück zu weiden?"

„Aber Gustav, alter Freund," sagte Dulf, indem er sich, während ihm die Thränen in die Augen traten, zu einem Scherze zwang, „muß ich Dir noch immer Dein Exercitium corrigiren? Weißt Du nicht, daß Du statt Sie Du zu sagen hast, und daß ein solcher Verdacht gegen einen Schulfreund, den Du besser kennen solltest, überhaupt ein Fehler ist?"

Winneberg sah ihn einige Sekunden schweigend an, reichte ihm dann die Hand und sagte: „Verzeih! Ich habe von der Schlechtigkeit und Härte der Menschen so viel erlitten, daß ich sie überall voraussetze. Liddy, kannst Du nicht einen bequemeren Stuhl leihen?"

„Ei was!" sagte Dulf. „Wo Liddy sitzen kann, kann ich auch sitzen." Damit zog er einen der Brettstühle an den Tisch und setzte sich. „Aber Kinder," fuhr er fort, indem er auf seine Uhr sah, es ist meine Eßzeit, und wenn es Dir recht ist, Gustav, so lasse ich aus dem nächsten Gasthof ein kleines Mittagsessen hierherbringen, und Ihr beide seid heute meine Gäste. Wohnt hier oben Niemand, der mir das besorgen könnte?"

„Liddy besorgt alles," sagte Winneberg. „Gieb ihr nur Anweisung."

Nach kurzem Besinnen holte Dulf einen Bleistift und eine Visitenkarte hervor, schrieb auf deren Rückseite die erforderliche Bestellung und gab sie der Kleinen. Er hoffe, sagte er, die vielen Treppen würden sie nicht zu sehr ermüden.

„Das ist sie gewohnt," sagte der Vater. „Eile, Liddy, und halte Dich nicht auf!"

„Um das Kind bist Du zu beneiden," versetzte Dulf, als sie verschwunden war.

„Nun ja," entgegnete der Kranke, „sie thut ihre Pflicht. „Wenn sie mich nur nicht so viel allein ließe die langen Tage hindurch."

„Aber da arbeitet sie ja, wie ich höre, in einer Fabrik."

„Freilich, sonst wären wir längst alle beide verhungert."

„Um so mehr ist das wundersame Wesen zu lieben und zu verehren."

Winneberg sah vor sich nieder und fragte dann plötzlich: „Bist Du noch nicht verheirathet, Anton?"

Digitized by Google

„Nein!“ erwiderte Dulf kurz. „Aber ich bin nicht gekommen, um von mir zu erzählen, sondern um Euer Schicksal genauer zu erfahren und zu sehen, wie man es mildern könne.“

„Ja,“ fuhr der andere auf, „Du sollst hören, wie List, Betrug und Niederträchtigkeit mich ruinirt und verfolgt, Undankbarkeit und Hartherzigkeit mich hinausgestoßen und zum Bettler gemacht haben. Anton, wenn die Kinder weinend und schreiend auf die Welt kommen, so ist das die Ahnung dessen, was sie erwartet, und wenn sie klug sind, so machen sie sich beim ersten Zahnen wieder davon. Das Leben ist ein tückisches Spiel zwischen Glück und Unglück, in welchem der widersinnigste Zufall den Ausschlag gibt. Der Glückliche lernt es nie in Wahrheit kennen, aber wenn er es auch in buntem Traume durchtaumelt, sollte er nicht davor schaudern, daß ihm nichts gewisser ist, als zuletzt zu verfaulen und von Würmern gefressen zu werden? Und wenn ich dies Schauerliche noch mein Glück nennen muß, so kannst Du denken, wie ich diese Welt kennen gelernt habe. Du hältst sie ohne Zweifel für besser, weil Dich das Glück begünstigt hat. Aber nur, wer erlebt, was ich erlebt, wer leiden muß, was ich gelitten, nur vor dem zerreißt der Schleier, der diesen Abgrund von Selbstsucht und Bosheit, Elend und Qual überdeckt; nur der weiß, was ist, was Wirklichkeit und Wahrheit ist. Die Welt, die Ihr anderen Euch träumt, ist das bunte Farbenspiel auf einer Seifenblase —“

Ein kurzer Krampfanfall hinderte ihn, augenblicklich fortzufahren, und dann erzählte er. Aber wie erstaunte Dulf, nach einem solchen Eingange fast nur eine Geschichte eigener Verkehrtheiten, Irrthümer und Thorheiten des Redenden zu vernehmen. Unverschuldet hatte ihn wohl nur der frühe Tod seiner Frau und sein späteres Körperleiden getroffen, und auch das letzte nicht einmal. So sehr er aber die Schuld an all seinem Unglück bald auf andere Menschen, bald auf die Ungunst des Schicksals zu schieben wußte, so hörte Dulfs nüchternes Ohr nur ungefähr Folgendes heraus.

Bei großen Ansprüchen auf Lebensgenüsse jeder Art, hatte dem jungen Kaufmann der reichliche Gewinn aus der ererbten Handlung doch nicht genügt, und er hatte sich deshalb in verschiedene ziemlich bedenkliche Spekulationen eingelassen. Sie gelangen, das machte ihn kühner; er verlor, und nun wagte er mehr. Je größer seine Verluste wurden, desto verwegener wurden seine Wagnisse, desto beharrlicher glaubte er an die Wiederkehr seines anfänglichen Glücks. Es kehrte nicht wieder und der Zusammenbruch erfolgte. Seine Frau erlebte ihn nicht mehr. Aber viele Menschen aller Stände verloren dabei, und obgleich Winneberg redlich genug war, um auch den letzten Pfennig zur Befriedigung der Gläubiger auszuantworten, so kehrte sich doch die allgemeine Erbitterung gegen ihn. Sobald es thunlich war, verließ er die Stadt und ging mit seinem Kinde nach einem entfernten Orte, wo er bei einem früheren Geschäftsfreunde seines Vaters als Buchhalter eine kärgliche Versorgung fand. Allein er war weder an Ordnung noch an Gehorsam gewöhnt, und so viel Nachsicht man mit ihm auch haben mochte, so wurde das Verhältniß nach wenigen Jahren doch unhaltbar und ihm selbst unerträglich. Er verließ es, um einen kleinen Einnehmerposten anzunehmen, den er auch wieder aufgab, um Schreiber bei einem Anwalte zu werden. Da war es, daß innere Unruhe und Erbitterung ihn zum Trunke verleiteten, um deswillen er auch diese Stellung verlor. Nun wandte er sich, wie so viele verlorene Existenzen, der Hauptstadt zu, wo er jedoch in das tiefste Elend gerieth, bis es ihm durch einen Zufall gelang, als Abschreiber wieder einigen Verdienst zu finden. Er bekannte offen, in seinem Haß gegen alles Dasein nur noch Trost durch tägliche Berauschung gefunden zu haben, bis ihm auch dieser vor etwa zwei Jahren dadurch geraubt worden sei, daß er in eine schwere Krankheit verfallen, nach welcher er sich auf der ganzen linken Seite gelähmt gefunden und keinen Tropfen Branntwein mehr vertragen können. Seitdem lebe er und Liddy nur von dem, was diese in der Fabrik verdiene. Er schloß seine oft unterbrochene Erzählung mit einem eben so heftigen Erguß, als womit er sie eingeleitet hatte.

Dulf hörte ihn mit schweigender Aufmerksamkeit an und fühlte das innigste Mitleid für den Unglücklichen, obgleich er sich ihm keineswegs in einem liebenswürdigen Lichte zeigte. Wie selbstsüchtig war es von ihm, immer nur von den eigenen Leiden und Entbehrungen zu reden, ohne des herrlichen Kindes dabei nur mit einem Worte zu erwähnen! Welchen sittlichen Hochmuth setzte es voraus, für so vieles selbstverschuldete Unglück überall auf die künstlichste Weise andere Menschen, ja die ganze Einrichtung der Welt verantwortlich zu machen! Und wie krank im Gemüthe mußte ein Mann mit so verbitterter und trostloser Lebensansicht sein! Doch das alles, besonders aber der Gedanke an Liddy, steigerte eher Dulfs Mitleid, als daß es dadurch abgekältet worden wäre.

„Du setzest gewiß voraus,“ sagte er endlich, nachdem der andere ihn lange erwartungsvoll angeblickt, „daß ich über die Welt und das Leben nicht Deine Meinungen theile.“

„Natürlich,“ erwiderte Winneberg. „Wie solltest Du auch? Dir ist es ja immer gut gegangen, Du bist im Glück.“

„Ach, Gustav,“ sagte Dulf, „es kommt nicht darauf an, ob wir im Glück sind, sondern ob das Glück in uns ist. Die Kräfte und ihre Bedingungen sind in den Sachen, aber das Urtheil darüber und ihre Berechnung und Anwendung machen wir selbst. Doch ein Streit zwischen unseren Meinungen müßte resultatlos bleiben. Ich wollte Dich nur fragen, ob Du auch nicht die liebliche Jugend Deines edlen Kindes mit diesen finstern und verzweifelten Gedanken verdüsterst?“

„Sie verstünde mich ohnehin nicht,“ versetzte Winneberg, „und findet sich besser mit ihrem Bibelgott ab, bei dem sie bleiben mag.“

Hier wurde ihr Gespräch durch Liddy selbst und ein paar Leute aus dem Gasthofe unterbrochen, welche das bestellte Mittagessen sammt allem erforderlichen Tischgeräth, auch Wein und Gläser hereinbrachten. Die beiden Träger sahen sich in dem Stübchen um und lachten einander dann grinsend an.

„Wir hätten auch wohl einen Tisch mitbringen müssen,“ sagte der Eine.

Der Andere, ein glattgescheitelter Kellner, stieß ihn an und wies auf Dulf.

„Ihr Herr,“ sagte dieser zu dem Kellner, „wird im Adreßbuch wohl meinen Namen aufgesucht haben und wissen, wo ich zu haben bin.“

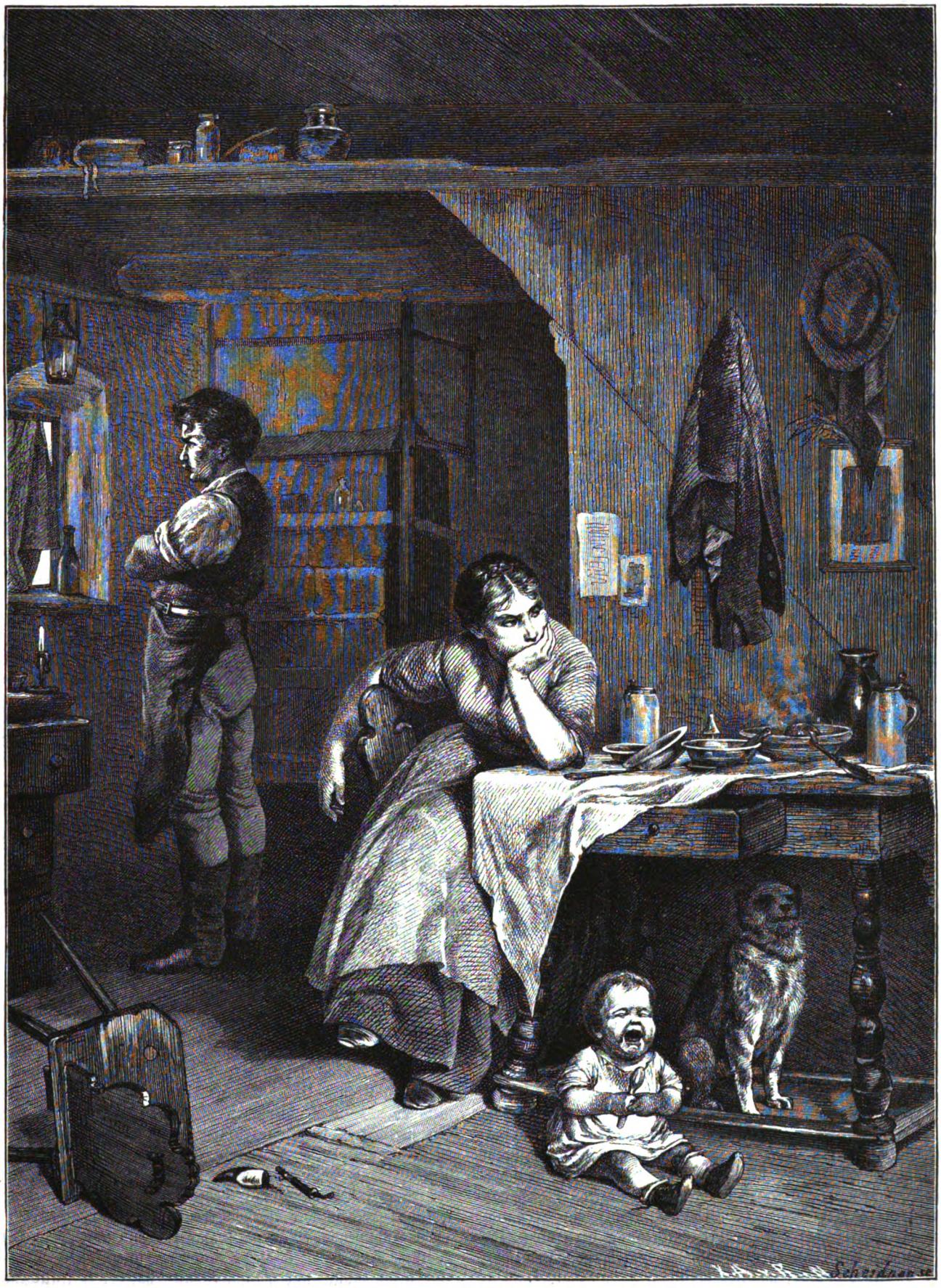
Der Kellner räumte beides ein.

„Gut,“ fuhr jener fort, „dann decken Sie hier, setzen das Uebrige dort auf den Boden, überlassen uns das Weitere und entfernen sich. Ich werde hernach vorkommen, alles berichtigen, und dann können Sie hier die Apparate Ihres Berufes wieder abholen.“

Die Leute gehorchten. Der Kellner deckte mit dünkelhaft spöttischem Lächeln, so gut es auf dem schmalen Tische anging, setzte die Suppe auf, auch den Wein und die Gläser, und ging nach einer tiefen Verneigung gegen Dulf, die sich auf das zu erwartende Trinkgeld bezog, mit seinem Begleiter davon.

Das Mittagsmahl war reichlich und gut, der leichte Wein ausgesucht, und Liddy besorgte den Tisch trotz dem geübtesten Kellner. Dulf unterhielt sich lebhaft mit ihr und suchte sie heiter zu stimmen, was ihm auch einigermaßen gelang, und wenn das weiße Kind lächelte und die herrlichen großen Augen zu ihm aufschlug, so glaubte er nie etwas Lieblicheres gesehen zu haben. Aus ihrer Unwissenheit über tausend Dinge machte sie kein Hehl, zeigte aber, ohne es zu wissen, einen klaren Verstand, lebendige Fassungskraft und einen feinen natürlichen Takt. Winneberg, der bei seiner körperlichen Unbehülflichkeit nur langsam aß, verhielt sich schweigend, beobachtete aber desto aufmerksamer die beiden Andern. Dulf gewahrte mit innigem Behagen, welchen Genuß Vater und Tochter an den guten Speisen fanden, die sie seit Jahren entbehrt haben mochten. Der Wein schien auf Augenblicke sogar die Finsterniß aus dem Gemüth des Kranken zu verscheuchen, und als das Mahl zu Ende war, sagte er: „Anton, Du hast zu Liddy gesagt, Du wolltest mich in meinem Elend nicht verlassen. Ich weiß nicht, was Du im Sinne hast. Ein Mensch, der tausend Mal von anderen getäuscht, betrogen und mit Füßen getreten ist, faßt

Digitized by Google



Häuslicher Zwist. Nach dem Bilde von Fröschel.

Digitized by Google

nicht leicht Vertrauen. Aber Du bist zu mir gekommen, ich habe einmal mein Herz ausschütten können, habe gegessen und getrunken wie in besseren Tagen, und wenn Du weiter nichts thätest, das werde ich Dir nie vergessen. Ich fühle mich wohler als seit vielen Monaten."

„Das freut mich herzlich," sagte Dulf, „und es muß noch besser kommen. Du mußt soweit wieder hergestellt werden, daß Du meine Korrespondenz übernehmen kannst, und da ich eine solche Hülfe durchaus nöthig habe, so siehst Du, daß ich ziemlich eigennützige Absichten dabei habe, wenn ich Euch in eine bessere Lage zu bringen denke. Das Nähere muß ich noch überlegen. Vor allem aber wünsche ich, daß Liddy die Arbeit in der Fabrik aufgibt. Dagegen will ich Dir im Hinblick auf die Zukunft eine kleine Summe vorstrecken, und Du notirst Dir wohl den Betrag für die demnächstige Abrechnung."

Er zählte ihm mit absichtlicher Umständlichkeit eine verhältnißmäßig reichliche Summe auf den Tisch, stand dann rasch auf und griff nach Stock und Hut. Winneberg wollte etwas sagen, aber Dulf ließ ihn nicht zu Worte kommen und fuhr eilfertig fort: „Jetzt ist es die höchste Zeit, daß ich gehe, werde aber wiederkommen, sobald es meine Geschäfte erlauben. Lebe wohl, Gustav, und sorge für Deine Herstellung. Lebe wohl, liebe kleine Liddy, wir sehen uns bald wieder!"

Damit hinkte er hinaus. Liddy folgte ihm bis an die Treppe und wollte ihn hinunter geleiten. Das litt er aber nicht. Er würde nie wiederkommen, wenn sie es thäte.

Die Kleine sah ihm in die Augen und ihr Herz wallte über. „Lieber, lieber Herr Dulf!" sagte sie unter hervorbrechenden Thränen, indem sie seine Hand ergriff und küßte, „ich habe keine Worte für meine Dankbarkeit."

Wie erschrocken von ihrer Berührung zog er seine Hand zurück. „Nicht so, nicht so, kleine Liddy!" sagte er verlegen. „Mein Gott, Du weißt nicht, wie oft sich Dein Vater als Knabe für mich geprügelt hat, und wie viel ich ihm noch schuldig bin — ich meine nicht Prügel, sondern Dank, den ich endlich abstatten muß. Gehe hinein und sag ihm das, und lebe wohl, lebe wohl!"

Mit dem beschämenden Gefühl, als sei ihm weit über Verdienst geschehen, wandte er sich ab und eilte die Treppen so schnell hinunter, als sein ungleicher Schritt es gestattete. Nachdem er dann in dem Gasthofe das Mittagsmahl bezahlt, dem sich in Sicht stellenden Kellner aber das erhoffte Trinkgeld nicht eher gegeben, als bis dieser ihm eine Droschke herbeigerufen, fuhr er nach seinem Hause zurück, nachsinnend über den alten Freund und sein Kind und planend für die Zukunft Beider.

(Fortsetzung folgt.)

Die Entstehung und Bedeutung der deutschen Familiennamen.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von **W. Kaiser.**

Behauptungen kann man leicht aussprechen, schwer hingegen ist es oft, sie zu beweisen. So z. B., wenn ich mit der Behauptung auftrete, ein Adreßbuch sei eine Fundgrube für Poesie und Kulturgeschichte. Ein Adreßbuch und Poesie! Kann es größere Widersprüche geben? Nun, man muß eben zwischen den Zeilen zu lesen verstehen; dann wird das langweilige Register der Müller und Schulze, der Schmidt und Meyer zu einem anschaulichen Gemälde, welches in tausend und abertausend Farben schillert. Man muß nur festhalten, daß jeder Name, wie entstellt er auch sein mag, ursprünglich eine Bedeutung hatte, und daß seine Entstehung auf faßbare Thatsachen zurückzuführen ist. Wie die Vornamen oder Personennamen, welche lange vor den Familiennamen entstanden sind, uns von dem naturfrischen, kampfesmuthigen Sinne, von dem Adel der Gesinnung und der Manneswürde unserer Vorfahren ein beredtes Zeugniß ablegen, ich erinnere nur an Namen wie Kuno, Konrad, Eberhard, Adalbert ꝛc., so spiegelt sich das bunte Treiben des späteren Mittelalters in den zu jener Zeit entstandenen Familiennamen wider. Geben uns nicht Namen, wie Kliebenschädel (= Spalt den Schädel), Schwendenwein, Suchenwirt, Schluckebier, Rafflenbeul (= Raff den Beutel), Füllsack ein eben so getreues Bild von dem Leben der edlen Herren vom Stegreif, wie lange Schilderungen es thun können? Der frumme Landsknecht, der ehrsam steife Bürger in Trinkstube und Singschule, in Rath und Werkstatt, der vielgeplagte täppische Bauer ꝛc., sie alle treten uns in mehr oder minder scharfen Umrissen vor die Seele.

Der feste Gebrauch, dem Personennamen oder Vornamen einen Familiennamen hinzuzufügen, reicht kaum über das fünfzehnte Jahrhundert zurück. Er ist auch nicht auf einmal, sondern in verschiedenen Gegenden zu verschiedenen Zeiten aufgekommen. Von den Juden ist es allbekannt, daß sie erst im vorigen Jahrhundert ihre hebräischen Vornamen mit deutschen Geschlechtsnamen vertauschten, vertauschen mußten. Daher das moderne Gepräge der meisten derselben, daher die Verständlichkeit der Beziehung, der sie ihre Entstehung verdanken. Die einen nannten sich nach ihrem Wohnorte Bamberger, Leipziger, Wiener, Berliner; andere wählten berühmte Männer als Namengeber. So mag es wohl unser Gotthold Ephraim Lessing seinem Nathan zu verdanken haben, daß so viele frühere Joschua ben Ephraim oder Simeon ben Nun sich fortan Lessing nannten. Andere wieder ließen ihrer orientalischen Phantasie freien Lauf und wählten Namen aus den Naturreichen, wobei wohl nicht blos zufällig die edlen Metalle eine bedeutende Rolle spielten. So entstanden Namen wie Rosenberg und Lilienthal, Silberstein und Goldberg, Tulpenthal und Freudenberg. Auch fanden empfehlende Eigenschaften ihre Liebhaber unter den Namensuchenden; wer kaufte nicht gern bei der Firma Freundlich und Billig oder bei den Herren Fröhlich und Profitlich?

Unseren Voreltern genügten die Vornamen, deren sie eine unendliche Menge besaßen, und von denen der jetzige Bestand nur ein kläglicher Ueberrest ist, so lange als das Leben auf engere Kreise beschränkt blieb; auch stand nichts im Wege, erforderlichen Falles neue zu bilden. Einer kannte den andern, Zuzug fand, nachdem die Stürme der Völkerwanderung vorübergebraust waren, nicht statt; Handel und Verkehr war nicht bedeutend, da jeder, was er brauchte, selbst erzeugte.

Als die Verhältnisse jedoch verwickelter wurden, als man Beziehungen zu Fremden anzuknüpfen begann, als die fester und unbildsamer gewordene Sprache die Bildung neuer Namen nicht mehr gestattete und deshalb verschiedenen Personen derselbe Name beigelegt wurde, da stellte sich die Nothwendigkeit heraus, die gleichnamigen Personen durch Zusätze von einander zu unterscheiden. Im Abendlande finden wir diesen Gebrauch zuerst in der reichen Handelsstadt Venedig, wo man schon im neunten Jahrhundert erbliche Beinamen kannte. Man unterschied gleichnamige durch Hinzufügung des Namens ihres Vaters, ihrer Heimat, ihres Standes, körperlicher oder geistiger Eigenschaften. In Deutschland treffen wir diese Sitte zuerst in Köln, dem mächtigen Mittelpunkte des westdeutschen Handels.

Wie nöthig solche unterscheidende Beisätze waren, zeigt uns eine Kölner Urkunde vom Jahre 1159, in der sich nicht weniger als zwölf Personen des Namens Hermann finden. Sie werden in der angegebenen Weise durch Zusätze von einander unterschieden: Hermann, Sohn Dietwigs, Hermann vom Neumarkt, Hermann der Vogt, Hermann der Rothe, Hermann der Weiße, Hermann mit dem Barte ꝛc. In einer anderen Urkunde finden wir einen Gerhard den Schwarzen, Gotfried, Sohn Wolwends, Markmann Hager, Wilhelmus Fraz (Fresser), Wolbert Flegel. Bei dieser Namengebung spielte der Scherz eine große Rolle, und manche Familie hat der zu jeglichem Schabernack geneigten Laune des Mittelalters ihren komisch klingenden Namen zu verdanken.

Uebertrugen sich nun diese, zu Anfang nur zur Unterscheidung einer einzelnen Person dienenden Zunamen auch auf dessen Nachkommen, so wurden sie wirkliche, erbliche Familiennamen. Zuerst geschah dies im Kreise der reichen Handels-

Digitized by Google

geschlechter, später unter den Handwerkern, zuletzt bei den Bauern. Ja, bei den letzteren kommen in manchen Gegenden die Familiennamen auch heute noch nur auf dem Papiere vor, während im Umgange ein Vulgärname gebraucht wird, der an Haus und Hof haftet und von einem Besitzer auf den anderen vererbt. Besonders findet sich diese Sitte in Westfalen, wo ein Bauernbursche, der die Erbtochter eines Hofes heirathet, seinen Namen verliert und den des erheiratheten Hofes annimmt.

Alle Familiennamen zu erklären, sind wir nicht im Stande. Viele derselben sind im Laufe der Zeit wie Scheidemünze, die von Hand zu Hand gehend, ihr Gepräge allmählich verliert, so entstellt worden, daß man ihre ursprüngliche Form nur an der Hand der Urkunden — die selbstverständlich in den meisten Fällen fehlen — wieder herstellen könnte. So entstand aus dem slavischen Namen Bogumil (= Gottlieb) der Name Bockmühl, aus Augustin Augstein, aus Werner mit einer häufigen Verkleinerungssilbe Wernike, aus Meinhard Menzel.*) Bei der Erklärung der Namen muß man hauptsächlich den Dialekt der Landschaft berücksichtigen, in welcher die Namen entstanden sind, eine bei der Freizügigkeit der modernen Welt höchst schwierige Aufgabe; während umgekehrt die Form des Namens wieder Rückschlüsse auf seine Heimat gestattet. Die Vorfahren jenes Bockmühl werden wohl aus einer slavischen Gegend stammen, während Namen wie Schulte, Ruge, Gräfe, Reuter, Becker, Breuer in Niederdeutschland entstanden sind. Nach Oberdeutschland weisen Namen wie Seidl, Bäuerle, Händel, Beck und Bräu.

Wenn es also seine Schwierigkeiten hat, die Namen alle zu deuten, so lassen sich doch gewisse Gruppen aufstellen, in welche wir sie im großen und ganzen vertheilen können. Es sind:

1) Geschlechtsnamen, die von Personennamen hergeleitet sind.
2) Namen aus Amt und Würden entsprungen.
3) Aus Gewerbe und Geschäft hergeleitete Namen.
4) Namen von der Heimat.
5) Namen, die der Lage oder dem Namen des Stammhauses entnommen sind.
6) Namen von körperlichen und geistigen Eigenschaften, von Kleidung und Waffen, Speisen und Getränken ꝛc.
7) Befehlsformen und Satznamen.

1) „Ich bin Odysseus, des Laertes Sohn," rühmt sich der weitgereiste König von Ithaka. Die Griechen hatten keine Familiennamen; unter den alten Völkern waren diese nur bei den Römern gebräuchlich, und fügten deshalb den Namen des Vaters hinzu. Ebenso machten es die Juden: Simeon ben Nun, Simeon, Sohn des Nun. Dieselben Sitten finden wir bei den Deutschen schon in frühester Zeit. Siegfried, Siegmunds Sohn, heißt es in der Heldensage. Wurde diese Beifügung erblich, so war der Familienname fertig. Hierher gehören Namen, wie Matthisson, Mendelssohn, Levison, Dawison.

Eine zweite Klasse umfaßt die Namen auf s, bei denen man Sohn ausgefallen denken muß. Steffens ist also Stephans Sohn, Harms, Hermes, Hermanns Sohn. Diesen schließen sich die lateinischen Formen, wie Zachariä, Nicolai, Jacobi an.

Eine dritte Gruppe zeigt uns Namen auf ing und ung; sie gehören zu den ältesten. Namen, wie Hartung, Amelung, Nibelung erinnern an Heldengeschlechter der Sage und Geschichte, und ihre Entstehung mag wohl in eine Zeit fallen, da man noch von den Thaten der Volkshelden sang und sagte.

Am zahlreichsten sind aber die Geschlechtsnamen, welche noch die erkennbare Form von Vornamen haben oder durch mancherlei Verkürzung und Entstellung aus ihnen entstanden sind. Hierhin gehören Arndt (aus Arnold), Ebert, Gerhard, Günther, Hartmann. Aus Gotfried entstand Götz, Götze, Gödsche, Göschen; aus Heinrich unter manchen anderen Heinz, Heinzen, Hein, Heine, Heinse, Heise, Hendsche, Hendschel, Marheinicke (marh = Pferd); Hillebrand, Luther (Lothar). Aus Lantfried wurde Lanz und Lenz. Lewald ist soviel wie Löwenwalt. Lübker entstand aus Liupger (der Speerlieber), Mädler aus Madalher (madal, altd. Versammlung). Aus Meinhard wurde Meineke, Menke, Menzel; aus Ludwig Lutze, aus Neithardt Nitsch. Patzke, Pätsch ist mit dem altd. patu (Kampf) verwandt. Aus Richard entstand Ritschl; Reimer ist altd. Raginmar (Rathberühmt), Rembrandt entstand aus Raginprant, Rückert aus Rüdiger, Rohlfs aus Rudolf, Sybel und Sy aus Sigibalt (der Siegkühne), Olfers aus Uodalfrid, Ullmann aus Uodalmann, Utz aus Ulrich = Uodalrich, Uhland aus Uodallant (uodal = Besitz). Temme ist aus Tancmar, Thümmel aus tuom (Gericht) herzuleiten. Wehl ist das alte walah, fremd; Wachsmuth weist auf wahs, scharf; Zeuß auf zeiz, heiter. Waitz und Witschel entstanden aus Wichart (wig, Kampf). Wieprecht ist das alte wig-peraht, kampfglänzend.

Von fremden Namen gab Bartholomäus mit Abwerfung des ersten Theiles Möbius, Daniel Dahn, Georg Jörg, Franz Frenzel. Aus Hippolyt wurde Hippel, aus Jacob Jäckel und Köpke, aus Gregorius Görres, aus Liborius Borries, aus Apollonius Plönnies, aus Joachim Achim, aus Johannis unter unzähligen anderen Formen Jahn, Henne, Langerhans, aus Peter wurde Pietsch, aus Simon Siemens, aus Thaddäus Taddel.

2) Die zweite Klasse der Familiennamen umfaßt diejenigen, welche von Aemtern und Würden hergeleitet sind. Da im Mittelalter viele Aemter erblich waren, so sind auch diese Namen so entstanden, daß der Sohn seinem Namen die Bezeichnung des vom Vater ererbten Amtes hinzufügte, so wurde diese allmählich zum Geschlechtsnamen, den die Nachkommen fortführten, wenn auch das Amt nicht mehr in ihrem Besitze war. Ein Theil dieser Art Namen muß aber zu den Scherznamen gezählt werden: Kaiser, König, Pabst, Bischof, Herzog gehören hierher.

Als Beispiele solcher aus Amt und Würden entstandener Namen dienen folgende: Bucher (Schreiber), Dechen (Dechant), Margraff (Markgraf), Ledebur (Haidebauer), Marschall, Schenk, Droste (Truchseß), Münzer, Zöllner, Vogt, Schultheis, Schulte, Schulze, Wächter, Gildemeister (Vorsteher einer Gilde).

Da einige dieser Namen sehr häufig vorkommen — man denke nur an Meier und Schulze — so fügte man ihnen neue Charakteristika hinzu. Man bildete also einen Anger-, Bach-, Berg-, Brink-, Buch-, Brück-, Dahl-, Doppel-, Dreck-, Erl-, Eschen-, Hof-, Ho-, Horst-, Kamp-, Linde-, Loh-, Mühl-, Neu- oder Nie-, Nord-, Ober-, Piep-, Rede-, Wasser-, Westermeier.

3) Der Namen, welche aus Geschäft und Handwerk genommen sind, ist Legion: sie sind vor allen andern lehrreich. In verschiedenen Gegenden sind die Bezeichnungen desselben Handwerks verschieden: so heißen die Anstreicher in Westdeutschland Weißbinder, in Norddeutschland Tüncher. Die Formen Müller, Müllner, Möller, Mühler, Miller entsprechen verschiedenen Landschaften: während Miller nach Oberdeutschland gehört, sind Moller und Möller niederdeutschen Ursprungs; Mühler hingegen ist in slavischer Gegend entstanden. Viele Handwerke ferner gibt es heutzutage nicht mehr, weil sie überflüssig geworden sind: so können wir im Zeitalter Mausers und Krupps der Harnischfeger, Bogner und Armbruster entbehren. Viele Familiennamen eröffnen uns auch einen Blick in die Technik der mittelalterlichen Handwerke, die in viel mehr Spezialitäten als heutzutage sich schieden. So gab es einen Brotbeck und Semmelbeck, einen Weckbecker, Kuchenbecker, Stollenbecker, Weißbecker, einen Juden-, einen Matzenbeck, einen Schlichtbecker, Waterbecker, Dörrbecker, Langbeck oder Langenbeck. Zahlreich waren auch die verschiedenen Arten des Schmiedehandwerks: wir finden einen Bauer-, Eisen-, Huf-, Kleinschmidt, einen Kaltschmidt (Kesselflicker), Jägerschmidt, Thorschmidt, einen Messer-, Pfann-, Pinn-, Stahl-, Schar-, Sensenschmidt, einen Pusterschmidt (Blasebalgmacher), einen Döppen-, Wurst-, Pfennig-, Urtheilschmidt.

Lassen wir nach diesen allgemeineren Bemerkungen eine Anzahl der hierher gehörigen Namen Revue passiren.

Euler, Eiler, Eilers ist ein Töpfer, der in Niederdeutschland Potter heißt. Becker, Beck, Böckh; Bender, Binder (Faß-

*) Zur Erläuterung der Art und Weise, wie die Namen sich auseinander zu ihrer jetzigen Gestalt entwickelt haben, folgende Zusammenstellungen: **Wernher, Werner, Wörner, Wernike, Warnke, Wernich, Werneck, Werneking, Warnkönig, Wenz, Wenzel, Wetz, Wetzel. Wilhelm, Will, Wille, Wilke, Wilken, Willens, Willich, Willink, Wilkening, Wilms, Helm, Helmke.**

Digitized by Google

binder); Böttcher, Böttger, Bödeker und Bädeker sowie Bodmer; Dräxler, Dresler sind leicht verständlich. Fliedner bedeutet Aderlasser, Hammacher einen Pferdejochmacher von mhd. hamme Hinterbug; Kerner, Körner sind dialektische Formen für das hochdeutsche Kärrner. Ketteler ist niederdeutsch für Keßler. Oehlenschläger heißt in anderen Gegenden Oelmann. Pagenstecher kommt vom mittelniederdeutschen Page, Pferd. Plücker ist ein Hühnerpflücker, Federviehhändler. Schilter, Schiller lauten ursprünglich Schildener (Wappenmaler). Schopenhauer kommt von Schoop (Art Eimer der Brauer). Schröder, Schröter und Schrader sind niederdeutsche Bezeichnungen für Schneider; Schuster, Schuhmacher und Schumann sind ebenfalls niederdeutsch, während Schubart, Schubert mitteldeutsch und Suter oberdeutsch sind. Ferner gehören hierher: Glasbrenner, Seidenstücker, Sailer, Semler (Semmelbecker), Spener (Stecknadelverfertiger), Steinmetz, Stüler oder Stieler, Sulzer, Träger, Wagner, Welcker (= Walker), Weber, Wollenweber, Wollschläger, Zimmermann, Zwirner.

4) Sehr häufig nannten sich neue Ansiedler, wenn sie keinen Geschlechtsnamen mitbrachten, nach dem Orte, woher sie kamen, wie noch heutzutage unter den Handwerksgesellen geschieht. Ich erinnere nur an den Bruder Straubinger. Manche Orte, deren Namen nur noch in Familiennamen existiren, sind freilich durch Krieg, Seuchen oder Feuersgewalt vom Erdboden verschwunden.

Von Ländernamen und Stamm sind folgende Bezeichnungen hergeleitet: Böhme, Düringer und Döring (Thüringer), Ungar und Unger, Sachs, Franke, Schwab, Westfal, Vangerow, Waldeck; von Ortschaften: Auerbach, Bauernfeld, Delbrück, Firmenich, Kalisch, Lichtenberg, Rothschild, Schaafhausen, Neukirch, Scherenberg, Sternberg, Lindau, Gutzkow, Soltau, Stockhausen, Stolberg, Vilmar; Bremer, Derfflinger, Waiblinger, Meißner.

5) Eine noch genauere Bezeichnung der Herkunft finden wir in solchen Namen, die von dem Namen oder der Lage des Stammhauses oder des Hofes herkommen. Besonders sind derartige Namen unter dem Bauernstande verbreitet; sie sind aber auch in Städten nicht selten. Die meisten Familien wohnten auch in den Städten nicht zur Miethe, sondern hatten ihre Häuser oder Häuschen. Beispiele aus Köln sind die schon im 12. Jahrhundert vorkommenden Namen: vom Neumarkt, aus der Saltzgassen, vom Steinweg; aus Zürich: zer Linden, von der Brugg; aus Basel: vom Cornemerck (vom Kornmarkt). Diese volle Form findet sich noch heutzutage in Namen wie: von der Heydt, Amthor, Zumbrunn, vom Radt (ausgerodetes Land), Overbeck (über dem Bach).

Diesen Namen reihen sich die auf „er" an: Feldner ist der im Felde, Hölzer der aus dem Holz, Büscher der aus dem Busche, Baumer der am Baume Wohnende. Aehnlich sind zu erklären: Blumauer, Büchner, Düntzer (von Düntz, Dürntz, mhd. diernitze, Stube), Hackländer, Häußer, Herwegh, Diesterweg, Marschner, Moser und Möser, Tobler (Tobel, Schlucht), Diepenbrock (Tiefenbach), Dahlmann, Wienbarg (Weinberg).

Nicht blos ländliche Gehöfte, sondern auch städtische Häuser, ja einzelne Zimmer führten, wie jetzt noch die Gasthöfe und in Süddeutschland Kaufmannshäuser, besondere Namen. So starb Heinrich IV von England, dem prophezeit war, er werde in Jerusalem sterben, in einem Zimmer, welches diesen Namen führte. Die Bewohner eines Hauses nannten dasselbe entweder nach der alten Heimat oder nach einem Wahrzeichen, einem Thiere, einer Pflanze, einem Geräthe, welche über dem Thore abgebildet waren. Der Dichter Konrad von Würzburg wohnte zu Basel in einem Hause, welches Würzburg hieß. In Mainz gab es die Häuser: zum Rebstock, zum Frosch, zum Gutenberg, zum Gensfleisch; in Köln: zum Saphir, vom me Hane, vom me Cranen. Die meisten von Thieren, Pflanzen, Geräthen herzuleitenden Namen mögen so entstanden sein, daß man die Bezeichnung des Hauses auf den Bewohner übertrug. Wir heben aus der Unmenge dieser Art Namen einige heraus: Aff (slavisch Opitz), Bär, Böstlink (Schöps), Eichhorn, Guhl (mhd. gül, Eber), Hirsch, Ramler, Rehfues, Riedesel, Scherr (Maulwurf), Troschel (Drossel), Dücker (Tauchvogel), Dümmler (Art Taube), Fink und Vincke, Kücken, Scheller (Waldrabe), Taubert, Gleim (glîme mhd. Johanniswürmchen), Brehm (Bremse), Krabbe, Mügge; Nottebohm (Nußbaum), Hagedorn, Dannecker (Tannzapfen), Gakve, Diestel; Bechstein (Pechstein), Bernstein, Lette (Lehm), Stahl; Axt, Brandeis (Brenneisen), Keil, Knebel, Klotz, Litfaß (von mhd. lît, Wein), Methfessel, Mushacke, Plötz (großes Messer, aber auch ein Fisch), Rost, Runge (Wagenbaum), Schlegel, Spohr (Sporn), Zabel (Brettspiel), Riedel und Riehl (Schnürriem), Schurz, Schelling (Schilling).

6) Die Geschichte nennt zahlreiche Personen, die man durch Hinzufügung körperlicher oder geistiger Eigenschaften näher kennzeichnete. Kaiser Otto führt in der Sage den Beinamen: mit dem Barte. So kennen wir einen Heinrich den Schwarzen, den Stolzen, den Zänker, einen Ludwig den Frommen, einen Friedrich Rothbart, einen Otto den Fröhlichen. Auf dieselbe Weise unterschied man aber auch im gewöhnlichen Leben gleichnamige Personen, und daß diese Beinamen allmählich fest und Familiennamen wurden, zeigen uns zahlreiche Beispiele. In einer Duisburger Urkunde vom Jahre 1129 kommt ein Gerardus longus (der Lange), in einer Kölner vom Jahre 1106 ein Herimannus barbatus (der Bärtige), ein Brun magnus (der Große) vor. Dadurch, daß solche Beinamen erblich wurden, entstanden die Namen Fröhlich, Grün, Stark, Kurtz, Knapp; Kühne, Wiese oder Weise, Ruge (Rauhe), Weiße; Duller (Toller), Dunker (Dunkle). Manche hierher gehörige Namen sind offenbar Spitz- oder Scherznamen, wie Breitkopf, Langbein, Köpke (Köpfchen), Benecke (Beinchen), Dolfus (Plattfuß), Fraas (mhd. frâz, Fresser), Fürbringer (Verleumder), Kannegießer, Preller.

Die Namen, welche von Speisen und Getränken herkommen, sind wohl so zu erklären, daß derjenige, welcher einen solchen zuerst geführt hat, das betreffende Essen oder Getränk besonders geliebt habe. Derartige Namen sind: Kalbfleisch, Brei, Bouterweck, Eytelwein, Kloß, Moras (Maulbeerwein), Rindfleisch, Schlömilch (slegemilch, Buttermilch), Süßmilch und daraus Susemihl.

7) Schließlich nennen wir noch einige Befehlsformen und Satznamen, die fast alle einem lustigen Einfalle im Kreise der Waffen- und Zechbrüder ihre Entstehung verdanken müssen. Sehr alt ist der Name Suchenwirt (Such den Wirth). Diesem reihen sich an: Frischauf, Schlichtegroll, Eßkuchen, Hassenpflug, Hauschild, Lobedanz, Klopstock.

Weit davon entfernt, Erschöpfendes geboten zu haben, glauben wir doch, daß nunmehr die zu Anfang ausgesprochene Behauptung, daß auch das prosaischste aller Bücher, der Adreßkalender, eine Masse kulturgeschichtlichen und poetischen Stoffes enthalte, nicht mehr mit ungläubigem Lächeln wird aufgenommen werden.

Ein Familienzwist.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Roman von Ludwig Harder.

(Fortsetzung.)

Mit einem schweren Seufzer schob der Baron die Bücher und Papiere zurück, welche ihn während mehr als acht Stunden beschäftigt hatten, und als Therese mit angstgepreßter Stimme fragte: „Tannen, bester einziger Freund, sagen Sie mir, was muß, was kann ich hier thun?" wußte er nur die Antwort: „Zahlen, gnädige Frau, zahlen. Gott strafe den verdammten Schurken, den Warne! Aber es wird Ihnen nichts anderes übrig bleiben. Wenn die Schuldbriefe der Wucherer in so guter Ordnung sind, wie die übersandten Kopien derselben und die Bücher hier, so gibt es kein anderes Mittel als vollständige Zahlung, und das sobald als möglich."

Die Hand der Baronin stützte sich schwer auf den Marmor-

Digitized by Google

tisch, vor welchem sie stand. „Und wenn ich nun nicht zahlen kann!“

Tannen wußte, daß sie es nicht konnte; er schaute trübe vor sich nieder.

„Sie schreiben in den Briefen, ich hätte Buchdorf verpfändet,“ sprach die Baronin langsam und schwer jedes Wort betonend weiter: „so werde ich ihnen wohl Buchdorf überlassen müssen.“

„Wollte Gott, ich könnte Ihnen anders als mit Worten beistehen, gnädige Frau,“ rief Tannen verzweifelt emporspringend, „aber auch mir sind die Hände gebunden. Mein Vermögen steckt größtentheils in den beiden Gütern, welche ich voriges Jahr meinen Söhnen übergeben habe, und ich verfüge über keine Summe, die auch nur annähernd zur Deckung Ihrer Schuld hinreichen würde. Lassen Sie den Muth nicht sinken. Noch ist nichts verloren, gnädige Frau, und wenn ich Ihnen rathen darf, so wenden Sie sich an Otto. Sie haben ihn einst verkannt, Ihr Vertrauen wird ihn ehren, und überdies ist er der einzige Mensch, welcher Ihnen in dieser Angelegenheit helfen kann; er ist reich, völlig unabhängig, kennt die Leute, um welche es sich handelt, und weiß mit ihnen umzugehen. Deshalb, wenn Sie sich dies eine Mal überwinden könnten —“

„Nimmermehr!“ Der ganze ohnmächtige, doch unbezwungene Stolz Theresens lag zusammengepreßt in diesem einen Wort.

Tannen zuckte die Achseln und entschloß sich im Stillen, Otto selbst von dem Stand der Dinge in Kenntniß zu setzen. Für jetzt beschränkte er sich darauf, die tiefgebeugte Frau zu trösten, so viel es in seiner Macht stand, indem er sie auf einen möglichen Irrthum in der Abfassung der Schuldverschreibungen, schlimmsten Falles auf die Wahrscheinlichkeit eines Vergleiches hinwies. Der gutmüthige alte Herr war auf Thränen und leidenschaftliche Klagen vorbereitet gewesen; die Marmorkälte, die stumme starre Ergebung aber, womit die Baronin alle seine Trostworte vorübergleiten ließ, scheinbar, ohne sie zu hören, befremdete und ängstigte ihn ganz unsagbar.

Nach langer, langer Zeit endlich lösten sich die zusammengepreßten Lippen der schönen Frau zu den tonlosen Worten:

„Was denken Sie von mir, Tannen?“

Die Frage schnitt dem Baron durchs Herz.

„Ich bitte Sie, gnädige Frau.“

„Sagen Sie, was Sie von mir denken,“ wiederholte Therese mit hervorbrechender Heftigkeit. „Was denken Sie von einer Mutter, welche ihr Kind so ängstlich überwacht, daß sie Unschuldige verdächtigt, weil sie demselben nicht ganz so viel Liebe zu widmen scheinen, als sie sich berechtigt glaubt, dafür zu verlangen, und welche dann selbst mit eigner Hand und durch eigene Schuld das Kind ins Elend stößt?“

„Nicht durch Ihre Schuld,“ wagte der Baron einzuwenden.

„Durch meine Schuld! Sie wissen das so gut wie ich, Herr von Tannen. Weshalb zögern Sie, es auszusprechen? Da liegen ja die Bücher, und in ihnen ist mit nie dagewesener Frechheit der ganze Betrug seit Jahren klar und deutlich eingetragen. Ich brauchte nur hineinzublicken, und es war meine Pflicht, das zu thun! Aber der Elende kannte mich, meinen Leichtsinn, meine Schwäche nur zu gut; er wußte, wie viel er mir bieten durfte, und hat mein gedankenloses Vertrauen in seine Redlichkeit mit der Münze bezahlt, die es verdiente.“

Tannen konnte auf diese bittere Selbstanklage der Unglücklichen, welche von neuem in ihre Erstarrung zurückgesunken war, nichts erwidern. Dabei brach der frühe Winterabend schon herein. Er mußte heimkehren, wollte er nicht, daß seine Angehörigen sich um ihn ängstigten. Dennoch mochte er die Baronin nicht allein zurücklassen.

„Beatrice muß ihre gegenwärtige Lage erfahren, gnädige Frau,“ sagte er deshalb entschieden. „Ich schicke sie hierher. Wollen Sie mir versprechen, dem Kinde heute Abend noch den ganzen Sachverhalt mitzutheilen?“

Die Baronin antwortete nicht, aber ihr Gesicht drückte ein solches Grauen aus, daß Tannen wohl einsah, sie werde sich nimmermehr zu dieser Unterredung verstehen. So übernahm er es denn selbst, Beatrice auf den Umschwung der Verhältnisse vorzubereiten. Zu seinem größtem Erstaunen empfing sie die zögernd und so schonend wie möglich überbrachte Unglücksbotschaft mit einer Ruhe, die nahe an Gleichgiltigkeit grenzte. Sie wußte ja nicht, was es heißt zu darben und zu sorgen, fremd und verachtet in der Welt zu stehen. Elend kannte sie nur aus Büchern, nur in dem Verklärungsschimmer, welchen zwar die Poesie, aber nur in höchst seltenen Fällen das wirkliche Leben darüber ausbreitet. Erst als Tannen der Verzweiflung ihrer Mutter gedachte, malte sich lebhafte Besorgniß in ihren Zügen, und sie eilte sofort zu Frau von Arning hinab; aber ihr Erscheinen wirkte nicht, wie der Baron gehofft, beruhigend. Von allen lebenden Wesen auf Erden war ihre Tochter gerade dasjenige, dessen Anblick die Baronin in diesem Augenblick am wenigsten ertragen konnte. Sie flüchtete, sobald sie ihrer nur ansichtig wurde, mit einem lauten Aufschrei in ihr Schlafzimmer, dessen Thür sie hinter sich verriegelte und weder auf Beatricens Vorstellungen noch Bitten öffnete. Sie hörte gar nicht die Trostesworte, welche das gute Kind zu ihr sprach, denn sie wurden übertönt von der anklagenden Stimme ihres Herzens.

„Es ist nicht um meinetwillen,“ dachte sie schaudernd. „Ich habe in meiner Jugend gedarbt, kann darben, hungern, wenn es sein muß. Aber Bertie? Sie ist im Ueberfluß aufgewachsen, und ich, gerade ich bin dazu verdammt, sie in Armuth zu stürzen! Und Buchdorf soll verkauft werden. In Italien, wo die Schätze der Kunst und des Reichthums sie umgaben, hat sie sich nach diesem Fleck Erde fast krank gesehnt. Wie wird sie sich darein finden können, ihn als Bettlerin zu verlassen, vielleicht seine Schönheit von rohen Händen zerstört zu sehen? Wird sie es auch nur überleben?“

Als der Baronesse keine Antwort auf ihre Bitten und Fragen ward, ergriff namenlose Angst ihr Herz. War ihre Mutter ohnmächtig hingesunken, oder wollte sie sich in ihrer Verzweiflung vielleicht gar ein Leid anthun? Die schaurigsten Vorstellungen drängten sich in dem Kopf des jungen Mädchens. Und dabei kein Mittel der Armen zu helfen, kein Weg in ihr Gemach zu gelangen. Beatrice schaute sich hilfesuchend in dem eleganten Boudoir um, in welchem sie stand; zum erstenmale in ihrem Leben fühlte sie sich recht hilflos und verlassen. Da dachte sie an Otto und unwillkürlich kamen die Worte auf ihre Lippen: „Wäre er nur hier, gewiß, er würde Mittel und Wege finden.“ Sie wußte zwar nicht, wie er ihr helfen sollte, daß er es aber thun werde, nahm sie in ihrem naiven Vertrauen auf seine Fähigkeiten als selbstverständlich an. Sie beschloß ihm einen Boten zu senden; in vier Stunden konnte er in Buchdorf eintreffen. Freilich, vier Stunden waren eine lange Frist hier, wo es sich vielleicht um Minuten handelte; indessen „besser spät als gar nicht“, dachte sie, indem sie hinaustrat, um einem der Knechte ihren Auftrag zu ertheilen.

Drunten auf der Diele standen Knechte und Mägde in dichtem Knäuel beisammen; auch unter ihnen hatte die Tagesneuigkeit sich schon verbreitet. Einzelne laut hervorgestoßene Worte ihres lebhaften Gesprächs schallten gleich den tollen abgebrochenen Sätzen der phantastischen Personen eines Fieberwahns zu dem verwirrten Mädchen empor.

„Es ist, wie der alte Friedrich immer gesagt hat: die kostbare Wirthschaft geht zu Ende.“

„Habt Ihr Herrn von Tannen fortgehen sehen?“

„Der Alte weissagt Unglück.“

„Narr, für uns ist's doch kein Unglück, wenn die fremde Baronin mit ihren Launen wieder hingeht, wo sie herkam!“

„Ich meine nur so, unter ganz Fremden, ich meine —“

„Unsinn! Ich sage Euch, der Junker Otto läßt Buchdorf nicht unter den Hammer kommen.“

„Nun, da hat unser lieber Herrgott 'mal ein Einsehen!“

„'s war aber auch Zeit! Buchdorf sieht sich schier nicht mehr gleich.“

„Waret Ihr 'mal in Ermsdal?“

„Da hat jeder Tagelöhner seine Kuh.“

„Und die vollen Scheunen!“

„Ja, unter den Arnings war's allzeit besser; die sind unter uns geboren, gehören zu uns.“

Digitized by Google

„Und 's taugt einmal nicht, wenn einer Herrschaft der Park mehr am Herzen liegt als ihr Land."

„Oder wenn sie die Leute zu Postboten und Reitknechten gebraucht, statt sie an ihre Arbeit zu schicken."

Bertie wandte sich erglühend ab; die erste Enttäuschung, welche sie in ihrem jungen Leben erfuhr, war unendlich bitter. Aber weit entfernt sie zu demüthigen, weckte diese herbe Lehre den in ihr schlummernden Stolz. Schweigend hüllte sie sich in ein dunkles Tuch, barg ihre schweren Flechten unter einer Kapuze und stieg entschlossen die Treppe hinab. Es wäre ihr nicht möglich gewesen, einen dieser Menschen zu dem weiten Ritte aufzufordern. Die Feierabendstunde hatte ja geschlagen, und sie wollte keinem mehr mit ihren „Launen" und Wünschen lästig fallen. Aber als sie ohne Wort oder Gruß den matt erleuchteten Hausflur durchschritt, lag eine solche Hoheit auf ihrem weißen Gesicht, daß die vor kurzem noch so übermüthige Dienerschar scheu und ehrerbietig vor ihr zurückwich.

Es hatte den Tag über leicht gefroren. Seit einigen Stunden aber umzog sich der Himmel, und ein milder Thauwind trieb die schweren Schneewolken vor sich her. Die Baronesse beachtete den Wechsel der Witterung nicht; sie eilte unaufhaltsam über die kahlen Felder, durch den blätterlosen Wald dahin. Sie wollte Hilfe schaffen, schneller als Pferde und Wagen es vermochten. Nur eine Stunde trennte sie ja von Ermsdal, wenn sie es über sich gewann, das Moor zu durchkreuzen; und warum sollte der gefrorene Boden sie nicht tragen? Hatte sie doch als Kind den von heftigem Regen durchweichten Grund ohne Unfall überschritten! Das Unternehmen war gar nicht so gefahrvoll, wie die Landleute sich einbildeten; Beatrice hatte oft von ihrem Fenster aus den wüsten Landstreifen betrachtet, und von dort erschien der Uebergang ohne jede Schwierigkeit.

Als nun aber der Wald endete und sie allein in der stillen Winterlandschaft, allein vor der weiten wüsten Fläche stand, an deren Rande der Mond in gespensterhaft bleichem Lichte hinter zerrissenen Wolken aufging, erfaßte sie doch ein leises Grauen, und unwillkürlich blieb sie stehen. Nicht ihr Entschluß, nur die freudige Zuversicht war geschwunden; sie faltete die Hände und blickte zu dem wolkigen Himmel empor, wie um sich seinem Schutze auf dem gefahrvollen Wege anzuempfehlen.

Da legte sich plötzlich eine Hand auf ihre Schulter, und eine Menschenstimme fragte: „Soll ich Dich hinüber führen, weißes Täubchen?"

Erschrocken und jäh sich umwendend sah die Baronesse Moorelse vor sich stehen, ihre braunen Arme und Füßchen nackt, wie in den heißesten Julitagen, und als einzige Kopfbedeckung eine Epheuranke durch das wollige Haar geschlungen, deren schwarze Beeren schattenhaft auf die Stirn des Mädchens fielen.

Beatricens Furcht verwandelte sich rasch in Freude; befand sie sich doch dem einzigen Wesen gegenüber, welches ihr bei ihrem Vorhaben von Nutzen sein konnte, und wie es schien, auch wollte.

„Ich muß nach Ermsdal hinüber," sagte sie aufathmend, „und würde Dir unbeschreiblich dankbar sein, wenn Du mich dorthin geleiten wolltest."

Torfelse blickte düster vor sich hin; ihre kleine Hand ballte sich, und um die Lippen zuckte ein böser Ausdruck. Doch Beatrice gewahrte nichts von dem allen, zumal da ihre Gefährtin gleich darauf mit einem kurz hervorgestoßenen: „So kommt!" ihr Handgelenk ergriff und sie mit sich fort auf die unsichere Fläche zog.

Sie sprach kein Wort weiter und ging so schnell, daß die Baronesse kaum zu folgen vermochte. Auch war der Boden viel weicher als diese es sich vorgestellt; sobald sie nicht genau auf Elsbeths Spur blieb, sank ihr Fuß bis über den Knöchel ein; sie mußte all ihr Denken auf den Weg verwenden und fühlte sich daher gleichfalls nicht geneigt, eine Unterhaltung anzuknüpfen.

Nahezu eine Stunde dauerte nun schon die stumme, mühselige Wanderung und noch verkündete kein auftauchendes Licht die Lage von Ermsdal. Eine Thurmuhr schlug halb; ihr Klang hallte klar und friedlich durch die Haide; an Beatricens Ohr schlug er wie ein warnender Ruf. Wo befand sie sich eigentlich? Der Ton der Glocke war ihr unbekannt, nicht von Ermsdal, nicht von Buchdorf konnte er herüberklingen. Wenn sie nun von dem unheimlichen Wesen an ihrer Seite absichtlich in die Irre geführt worden wäre? Wohin sollte sie sich wenden, um Hilfe zu suchen? Rings um sie her war ja nichts als das unabsehbare sumpfige Moor!

Wieder schlug Beatrice angstvoll das Auge zum Himmel empor, und siehe, der Himmel hatte eine Antwort auf ihre bange Frage. Die schweren Wolken über ihr waren zerrissen, in winterlichem Glanze funkelten die Sterne hernieder und — Beatrice wußte, daß sie betrogen war.

Denn auf dem schmalen Himmelspfade, der von ihrem Kammerfenster nach Ermsdal hinüberführte, war jeder Stern ihr ja so vertraut wie die Wege des Parkes, in welchem sie aufgewachsen, und als sie jetzt hilfesuchend zum Himmel emporschaute, fiel ihr mit eisiger Schwere die Gewißheit aufs Herz, daß sie — schwerlich ohne Wissen ihrer Führerin — eine ganz verkehrte Richtung eingeschlagen hatte. Weit, weit ab zur Rechten lag Ermsdal, sie aber näherten sich dem gefährlichsten, verrufensten Theile des Moores, von welchem unzählige schaurige Sagen unter dem Landvolke im Umlaufe waren.

Entschlossen blieb Beatrice stehen. „Ich gehe keinen Schritt weiter," erklärte sie fest. „Du täuschest mich, Elsbeth! Dies ist nicht der Weg nach Ermsdal; das Gut liegt drüben, hier aber kommen wir nach den Entensümpfen."

Einen Augenblick schaute der braune Kobold verwirrt und betroffen drein, dann aber lachte er spöttisch auf. „Wenn Ihr denn so genau auf dem Moore Bescheid wißt, so sucht Euch doch selbst den Weg, der Euch behagt!" Und Beatricens Hand, welche sie noch immer in der ihren hielt, zurückschleudernd, flog Torfelse wie ein Reh über den schlammigen Boden dahin.

„Elsbeth," schrie die Baronesse auf, und wollte der Fliehenden nacheilen, aber dieser Versuch mißglückte ganz und gar; schon bei dem ersten Schritt sank sie bis zum Knie ins Wasser. Zwar gelang es ihr, ohne große Mühe den Fuß zurückzuziehen und ihren vorigen Platz, ein festes Fleckchen von etwa drei Fuß Durchmesser zu erreichen, aber was war damit gewonnen? Die Aussicht, eine ganze lange Winternacht in durchnäßter Kleidung allein auf dem weiten unheimlichen Moor zu stehen, ist wohl für kein Erdenkind, am wenigsten für ein verwöhntes junges Mädchen verlockend. Und wie würde sich ihre arme Mutter um sie ängstigen! Beatrice hätte kein Weib sein müssen, wenn sich ihre mühsam beherrschte Aufregung bei diesem neuen Mißgeschick nicht endlich in einem heißen Thränenstrom Luft gemacht hätte.

Eine Stunde etwa vor diesen Begebenheiten war die alte Stine von langer Wanderung in das Häuschen am Mooresrand zurückgekehrt. Ihr kraftloser Rücken beugte sich unter einer Last dürren Holzes, keuchend schlich sie an ihrem Stabe dahin; man sah es deutlich: die Arbeit wurde der gebrechlichen Greisin unsäglich schwer. Aber da war niemand, der ihr beigestanden hätte. Elsbeth trieb sich im Walde umher, und wollte die kranke Frau nicht vor Kälte umkommen, so mußte sie sich Tag für Tag aufmachen und mit ihren froststeifen Händen das trockene Holz in den Repacher Forsten zusammenlesen.

An der verkrüppelten Birke blieb die Alte stehen und hustete, und dann wischte sie eine Thräne von ihrem Auge fort; Mutter Stine gehörte wahrlich nicht zu den weichen ihres Geschlechts, aber heute, da sie sich so schwach und krank fühlte wie nie zuvor, würde sie alles gegeben haben für ein mildes Trostwort aus theurem Munde. Sie hatte Kinder besessen, viele Kinder; aber wo waren sie? Todt, verschollen, zerstreut durch die ganze weite Welt! Es gab keinen, der sich ihrer alten Tage erbarmte. War das ein Fluch? War es, wie sie selbst es nannte, die gerechte Strafe ihrer Sünden? Die Frau sank in die Kniee; sie konnte nicht weiter, die Last drückte sie nieder — vielleicht auch eine Erinnerung aus ihrem bewegten Leben. Laut aufschluchzend barg sie das Antlitz in ihren welken Händen. Da hörte sie einen schwachen kläglichen Ton an ihrer Seite, ein sammetweiches Fell streifte ihre Stirn, und emporfahrend sah sie in die gelben melancholischen Katzenaugen ihres treuen Gesellschafters in mancher trüben Stunde. Sommer und

Digitized by Google

Winter, es mochte regnen oder schneien, pflegte der schwarze Kater sie um diese Stunde an der Hängebirke zu erwarten; wie er jetzt schnurrend nun die Kniee der alten Frau strich, sah es fast aus, als wolle er ihr seine Theilnahme ausdrücken. Und Mutter Stine beugte sich zärtlich zu ihm herab, das häßliche Geschöpf mit Liebkosungen überschüttend; war es doch das einzige Wesen auf Gottes weiter Erde, das einen Schimmer von Mitleid zeigte mit ihrer Qual!

Als Elsbeth die Hütte betrat, prasselte ein lustiges Feuer auf dem Herde, und die Talgkerze breitete ihren flackernden Schein über die Greisin, die heftig röchelnd in unruhigem Schlummer auf dem Bette ruhte, während der Kater kläglich miauend von einem der Bettpfosten zum andern schlich. Er war der alleinige Wächter der einsam liegenden Hütte, und er genügte vollkommen; ließ sich doch niemand träumen, daß bei der alten Stine Schätze verborgen seien.

Den scharfen Augen Elsens entging es nicht, daß der Schlüssel diesmal in der bunten Truhe stak. Ohne einen Blick auf die ächzende Großmutter zu werfen, welche doch nur ein Anfall äußerster Schwäche zu einer solchen Nachlässigkeit veranlaßt haben konnte, stand sie mit einigen lautlosen raubthierartigen Sprüngen vor dem Gegenstande ihrer jahrelang unbefriedigt gebliebenen Neugier.

Der Schlüssel drehte sich rasselnd; knarrend hob sich der gemalte Deckel; Elsbeth zog das Talglicht heran und begann in athemloser Spannung den Inhalt des Koffers zu durchsuchen. Der obere Theil war mit altem Plunder und Lappen gefüllt, aber auf dem Grunde stand eine kleine Pappschachtel — wie schwer sie sich heben ließ; ihre Entdeckung allein lohnte wohl die Mühe des Suchens. Elsbeth wog sie auf der flachen Hand, da gaben die altersschwachen Seitenwände dem Druck des Gewichts nach, und helle Goldstücke rollten klirrend und glitzernd nach allen Richtungen auf den schwarzen Torfboden der Hütte.

Elsbeth nahm sich nicht Zeit, die Münzen wieder aufzusammeln; gierig suchte sie weiter, denn ein sicherer Instinkt sagte ihr, daß sie das eigentlich Wichtige noch zu finden habe, die „milchende Kuh" nämlich, von welcher der alten Stine solcher Reichthum floß.

Und halt, was zog denn da ihre Hand unter einem Bündel alter Lumpen hervor? Mit einem Aufschrei wilder Freude sprang Torfelse auf ihre Füße. Da hielt sie ja endlich das angstvoll behütete Geheimniß in Händen, dessen Erforschung jahrelang vergeblich ihren Scharfsinn beschäftigt! Hier war die Lösung des räthselhaften Zusammenhanges ihrer Großmutter mit dem ernsten menschenscheuen Herrn von Ermsdal! Sicherlich kannte auch Warne das Geheimniß, und seine Mitwissenschaft war die Kette, woran er die sonst so störrische Mutter Stine leitete, wie und wohin er wollte. Mit einem Schlage durchschaute Elsbeth ihre bisher nur halb verstandene Umgebung, deren Wünschen und Wollen, Ringen und Treiben. Sonnenklar standen die Charaktere und Endzwecke der verschiedenen Personen in dem Lichte ihres Fundes vor Torfelsens Augen. Zwar, ein Uneingeweihter würde ihrer Entdeckung schwerlich großes Gewicht beigelegt haben: ein vergilbtes weißes Kinderkleid mit überreicher Stickerei verziert, ein kleiner brauner Saffianschuh, umwickelt von einem dünnen Goldkettchen, woran ein einfaches Kreuzchen zitterte, das war alles. Aber Torfelse kannte die Verhältnisse, unter welchen sie aufgewachsen, und verstand sofort die Bedeutung dieser Beweisstücke. Triumphirend hielt sie den gewonnenen Schatz empor, da fiel ihr Blick auf das Bett gegenüber, und unwillkürlich schrak sie zusammen.

Die Alte hatte sich zur Hälfte erhoben; ihre blauen Augen waren mit einem solchen Ausdruck von Entsetzen auf die Enkelin gerichtet, daß selbst dieses kecke Mädchen das Blut in seinen Adern erstarren fühlte. Schrecken, Wuth, Haß und eine namenlose Angst, alles, was die kranke Brust sich vergebens mühte, auszusprechen, lag in dem Blicke der weit geöffneten Augen.

„Els," preßte sie endlich heiser und nach Athem ringend hervor. „Els, ich bitt' Dich, schließ das Geld ein. Gehört nicht mir — bin eine arme Frau — sei gut, Els."

Zu anderen Zeiten würde sie bei einer solchen Gelegenheit gewiß derb drein geschlagen haben; es war ein Zeichen ihrer völligen Erschöpfung, daß sie sich jetzt aufs Bitten legte.

„Seid unbesorgt," beschied sie Elsbeth, einige Goldstücke in der Hand wiegend. „Wie sie glitzern! Wer sieht's den blanken Dingern an, daß an jedem ein Blutstropfen klebt? Nein, fürchtet nichts, Euer Geld laß ich Euch gern. Hier hab' ich eine Wünschelruthe, die mir noch ganz andere Schätze herbei zaubern soll!"

Mit dem Ausdrucke höchster Angst sah Stine in das Antlitz ihrer Peinigerin. „Mußt nichts Böses denken, Els," keuchte sie. „Das Kleid bedeutet nichts — es ist nur — es sind —"

„Es sind die Federn des weißen Täubchens, welches Euch der Marder zu rupfen aufgetragen," ergänzte Elsbeth höhnend. „Leugnet nicht, Ihr könnt's nicht! Und ich werde mich bald genug von der Echtheit des Zauberstäbchens überzeugen. Morgen früh gehe ich nach Ermsdal — der Herr Baron wird mich ja dann wohl bemerken —" schaltete sie mit boshaftem Lächeln ein, „und wenn er mir mein Schweigen vergoldet hat, so gehe ich nach Buchdorf und erzähle seiner Braut die artige Geschichte —"

„Els, Els," schrie die Großmutter auf, welcher die gesteigerte Angst ihre Stimme zurückgab, „willst Du mich ins Gefängniß bringen? An den Galgen vielleicht gar? Elsbeth, mein Haar ist weiß, und ich habe zeitlebens Sorge für Dich getragen — mach mich nicht unglücklich, Els!"

Elsbeth zuckte verächtlich die Achseln. „Ich will wenigstens klar in der Sache sehen," entgegnete sie ausweichend. „Ihr hattet bei dem Tode des Kindes nichts zu gewinnen, also: wer gab Euch den Auftrag?"

„Die Tante, Els," antwortete das Weib hastig, „die Tante. Ich betrieb damals ein kleines Hausirgeschäft, und hatte den Stiftsdamen in P. Spitzen verkauft. Wie ich nun zur Thür hinausgehe, streift sie hart an mir vorbei und sagt ganz leise: „Heute Abend um sieben," und dabei sah sie mich an. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich wußte damals gleich, daß es sich um nichts Gutes handeln würde."

Ein heftiger Anfall ihres Hustens unterbrach die alte Frau, doch Elsbeth drängte ungeduldig um weiteres. Das offene Bekenntniß schien Mutter Stine selbst Erleichterung zu gewähren, denn sobald sie irgend reden konnte, fuhr sie fort: „Am Abend, als ich hinkam, machten wir die Sache richtig. Sie sagte, sie hätte Auftrag von ihrem Neffen, der aber gern die Hand aus dem Spiele haben möchte. Zuerst wollte ich nicht recht daran. Weißt Du, Els, mit Kindern ist das eine eigene Sache; sie können einem so unschuldig in die Augen sehen. Was hab' ich nicht über meine eigenen Bälge geflucht! Und groß gebracht hab' ich sie doch alle. Das sagt' ich dem Fräulein auch. Aber da versprach sie mir so viel Geld, daß ich Zeit meines Lebens genug haben sollte. Nun, Deine Mutter lag schon seit Wochen krank auf dem Stroh, Du liefest halbnackt herum, dabei stand der Winter vor der Thür. So sagt' ich denn ja und ging nach Buchdorf. Aber ich hab' dem kleinen Mädchen kein Leid gethan, Els," setzte das Moorweib hastig hinzu, „ich konnt's nicht übers Herz bringen. Und ein hartgesottener Sünder mußte der sein, der ein so herziges Püppchen ermorden lassen wollte. Wie ich nun so, das Kind auf dem Arm, durch die Haide ging, kam mir der Gedanke: Du sollst die Entscheidung dem Schicksal anheimstellen. Da band ich das Geschöpfchen fest und lief und lief, bis ich in Sicherheit war. Erst als ich nach Jahren zurückkehrte, erfuhr ich, was weiter aus der Sache geworden. Unser Gutsherr gab mir das Haus, worin wir wohnen, über das Geschehene aber haben wir nie ein Wort gewechselt; es hat ihn nicht glücklich gemacht und — mich auch nicht! Das ist alles, Mädchen, so wahr Gott mir verzeih'! Sei barmherzig, Els, laß mich in Frieden sterben."

„Das sollt Ihr, Großmutter," entgegnete Elsbeth. „Das einzige, was ich will, ist Rache. Ich werde den Baron zwingen, mich in Zukunft zu sehen, wenn er mir begegnet! Er soll seine Braut nicht zum Altar führen, ich will es nicht; und hier ist das Mittel, es zu verhindern!"

Digitized by Google

„Weshalb aber willst Du es verhindern?“ stöhnte die Alte, vor Schwäche mild. „Was gewinnst Du dabei, wenn das arme Fräulein unglücklich wird? Denn ich weiß, sie hat ihn sehr lieb, Els.“

Moorelse warf ungestüm das schöne Haupt zurück, welches der Epheukranz mit seinen schwarzen Beeren wie ein Diadem überragte.

„Und muß sie denn alles, alles besitzen, wonach es ihr beliebt, die Händchen auszustrecken?“ fragte sie aufgeregt. „Welches Recht hat sie denn voraus vor mir, der niemals ein Wunsch in Erfüllung ging? Konnte sie sich nicht mit dem Muttersöhnchen, dem Lindau begnügen? Ihn hätte ich ihr nicht streitig gemacht. Wer aber hieß sie in mein Gehege kommen? Ich hab' Euch schon einmal gesagt, Großmutter, der Gutsherr gefällt mir. Und bei dem einzigen Unterricht, welchen sich der Pastor herabließ, einem Geschöpf wie mir zu ertheilen, hab' ich gelernt, daß es unrecht ist, dem armen Mann sein Schäfchen zu nehmen. Ich werde meins fest halten! Zwar,“ fügte sie mit einem trotzigen Aufwerfen der Oberlippe hinzu, „zwar weiß ich wohl, daß der stolze Junker mich kaum bemerkt, daß die braune Else für ihn allzeit nur das unbedeutende Bettelmädchen sein wird, das er zufällig auf seinen Gütern duldet. Gut, aber dann soll auch sie ihn nicht besitzen, und keine auf Erden! Ich will sein böser Geist sein. Sie aber soll nicht im Moor umkommen, sie soll leben, damit sie die Qual fühlt, die ihr der kommende Morgen bringt!“

Nach dieser heftigen Rede, in welcher sich alle die mühsam verhaltene Leidenschaft des wilden Geschöpfes Bahn brach, warf Torfelse die hastig zusammen gerafften Goldstücke in den Kasten zurück, klatschte in die Hände und sprang davon, während Mutter Stine kraftlos in ihre Kissen sank.

Zwei Stunden waren verflossen, seit Beatrice allein im Moor zurückgeblieben war, und die mißliche Lage, in welcher sie sich befand, ward dem armen Mädchen nahezu unerträglich. Ihr Körper erschauerte in dem kalten Nachtwind, Wangen und Augen waren wund von Thränen; dann und wann hauchte sie in ihre froststeifen Hände, um dieselben wieder geschmeidig zu machen, und zu allem übrigen Ungemach begann nun auch die Furcht sich zu gesellen. Furcht vor Gespenstern, die ihr am hellen Tage fremd war, und Furcht vor bösen Menschen sind wohl gerechtfertigt auf dem verrufenen Moor. Jetzt tauchte wirklich in der Ferne eine Gestalt empor; sie schien den Boden kaum zu berühren und näherte sich unglaublich rasch ohne Schwanken, ohne Fehltritt.

„Das ist die Torfelse oder ein Kobold,“ dachte Beatrice, die Hand auf ihr klopfendes Herz pressend. Nur wenige Augenblicke, und die braune Else stand vor ihr.

„Ich will Euch jetzt hinüberbringen, gnädiges Fräulein,“ rief sie ihr zu. „Nach Ermsdal zwar nicht, aber nach Buchdorf zurück.“

Beatrice zögerte einen Augenblick. „Und wenn Du mich abermals täuschest?“ fragte sie.

„Ei, seht doch auf Eure große Landkarte da droben, wenn Ihr mir nicht trauen wollt, aber Ihr könnt's dreist thun! Ich führe Euch in den Park von Buchdorf bis an das dritte Bosquet vom Teich ab gerechnet. Wo nicht — so laßt mich morgen auspeitschen!“

Beatrice entschloß sich beklommenen Herzens, dem seltsamen Geschöpf zu folgen, welches sie für nicht ganz zurechnungsfähig hielt. Sie fürchtete zwar immer noch einen verborgenen Fallstrick, selbst da Buchdorf schon deutlich vor ihr lag und sie den Fuß auf trockenes Land setzte. Doch diesmal war ihre Führerin zuverlässig; sie ließ genau am dritten Bosquet die Hand der Baronesse frei und wandte sich zum Gehen. Beatrice versuchte einige Dankesworte zu stammeln, um nur im Guten von dem unheimlichen Geschöpf fortzukommen, aber Braunelse schnitt ihr das Wort ab.

„Spart den Dank, weiße Taube,“ sagte sie schroff. „Morgen um diese Zeit werdet Ihr wünschen, Ihr läget im Moor begraben; denkt an Torfelse.“

Damit war sie in der Dunkelheit verschwunden, und auch Beatrice eilte, so schnell ihre Füße sie tragen wollten, durch die sonst so traulichen Alleen.

Ohne weitere Fährlichkeit erreichte sie das Herrenhaus, worin eine unbeschreibliche Aufregung herrschte. Es waren schon Boten in allen Richtungen nach ihr ausgeschickt worden.

Seit einer halben Stunde erst hatte die Baronin das Verschwinden ihrer Tochter bemerkt, und die Angst, welche sie folterte, spottete jeder Beschreibung. Doch hatte dieser Schrecken auch sein Gutes, denn er riß sie gewaltsam aus ihrer Apathie empor, und die Gemüthsverfassung Beatricens, deren mühsam aufrecht erhaltene Kräfte in dem Augenblick brachen, da sie sich in Sicherheit wußte, ließ Therese keine Zeit, in ihren alten Zustand zurückzusinken. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Frühlingsleben der Meisen und ihrer Verwandten.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von **W. Thienemann.**

I.

Neues Leben bringt der Frühling in die Natur. Schon in den ersten schönen Märztagen schmilzt das Eis unter den wärmenden Strahlen der goldenen Sonne, welche nach langer trüber Zeit wieder klar und hell am blauen Himmel glänzt. Die Schneeglöckchen erheben ihre weißen Köpfchen, der gelbe Krokus wetteifert mit ihnen und dem duftigen Veilchen in der Verkündigung des Frühjahrs, und das winterliche Grau verschwindet allmählich vor dem sich entfaltenden Grün. Zu gleicher Zeit verschwindet auch die winterliche Stille in der Vogelwelt, um einem neuen regen Leben Platz zu machen, welches jeden Naturfreund mit herzlicher Wonne erfüllt. Zwar entfernt sich mancher gefiederte Gast, welcher den Winter über die Straßen der Städte und Dörfer besuchte und einigermaßen zur Belebung der Natur beitrug, wenn er sich dick aufgeplustert seine kümmerliche Nahrung vor den Thüren erbettelte: die graue Nebelkrähe geht von Thüringen nach Nordosten auf das jenseitige Mulden- und Elbufer, der Bergfink zieht sich in den äußersten Norden zurück, Goldammer und Haubenlerche meiden die bewohnten Orte; aber mancher andere Vogel, welcher den Winter über abwesend war, sei es, daß er im fernen südlichen Lande unter einem warmen Himmelsstriche vor Nahrungsmangel und Kälte Schutz suchte, sei es, daß er im eigenen Vaterlande von Wald zu Wald, von Garten zu Garten schweifte, um sich eifrig suchend seine Nahrung zu verschaffen, kehrt in die Heimat zurück, um unsere Umgebung von neuem mit seinem Gesange und seiner emsigen Geschäftigkeit zu beleben.

Auch die bunte geschäftige Meisenschar, die mit ihren Freunden und Verwandten, den Goldhähnchen, Baumläufern, Spechtmeisen, Kleibern und anderen, wie Spechts Bild so naturgetreu uns zeigt, den Herbst und Winter über umherschweifte, löst sich nun auf, und jedes Pärchen sucht sein vorjähriges Nistrevier auf, oder gründet sich als junges Anfängerpaar ein neues. Doch „aller Anfang ist schwer“, das gilt auch hier. So wie die industrielle Menschenwelt in unserem kultivirten Vaterlande die Erdoberfläche so eingetheilt hat, daß kein Fleckchen auf ihr vorhanden ist, welches sich ein zudringlicher Einwanderer, ohne Widerstand zu finden, anmaßen könnte, so sind auch von der vorhandenen Vogelwelt Gärten und Wälder, Felder und Fluren in gewisse feste Bezirke getheilt, welche von ihren geflügelten Besitzern mit Zähigkeit festgehalten werden und nur durch tapfern Kampf verkleinert oder erobert werden können. Die Neuverlobten müssen erst mit Schnabelhieben und Flügelschlägen ihr künftiges Standquartier sich erobern und werden dabei nicht selten von Ort zu Ort vertrieben, ehe sie sich wirklich festsetzen und ihren heimischen Herd gründen können. In der Menschenwelt muß freilich oft ein Brautpaar Jahre lang kämpfen und harren, ehe es den herbeigesehnten Hochzeitstag

Digitized by Google

feiern kann. So lange aber dauert es bei einem Vogelbrautpaare doch nicht, denn in einigen Wochen ist alles in Ordnung gebracht; namentlich bei unsern Meisen, welche mit ihren spitzigen Schnäbeln gut zu kämpfen und ihren Zweck wohl zu erreichen wissen. Kaum ist der März vorbei, so hat jedes Meisenpärchen sein Standquartier eingenommen und sucht sich den Nistplatz nach seinem Belieben aus ganz nach der Weise seiner Väter.

Am zeitigsten beginnt damit die Schwanzmeise (Mecistura caudata). In meiner Studentenzeit pflegte ich im Frühjahr von Halle aus weitere Spaziergänge nach einem hart an der Saale gelegenen buschigen Laubwäldchen, welches der Gierz genannt wurde, zu machen. Kaum war der Schnee hinweggethaut, so sah ich dort die Schwanzmeisen ihr Minnespiel treiben. Die angenehmen, zwar einfach aber geschmackvoll gekleideten Thierchen mit ihren weißen Köpfchen, eben solchem Unterleibe, dunkelem Rücken, weiß und schwarzen Flügeln und eben solchem Schwanze, welcher das ganze Vögelchen etwa um ein Fünftel der Länge übertrifft, gingen schon Ende März damit um, sich ein trauliches Heim zu gründen. Bald an dünnen Aesten kletternd, bald an den biegsamsten Zweigen sich schaukelnd, verfolgte das Männchen schäkernd das Weibchen, welches scheinbar floh, aber, sobald es das Männchen nicht sogleich nachfolgen sah, von der Flucht abstand und sein „Zerr-zerr-zerr" lockend ausrief, während es sich den Anschein gab, als ob es nichts weiter zu thun habe, als emsig nach der Kerbthierbrut zu suchen. Eilte nun das Männchen herbei, so floh es abermals, und das Spiel begann von neuem.

Allerlei Meisen. Originalzeichnung von F. Specht.

Unter solchem Schäkern und Spielen kommt die Zeit des Nestbaues heran. Das Männchen pflegt den Platz auszusuchen, bald in einem Busche nur etwa ½ Meter hoch, bald auf einem Baume bis 4 Meter hoch. Hat es ein geeignetes Plätzchen gefunden, so setzt es sich auf dasselbe, lockt eifrig: „Zürrr-zürrr-zürrr", das Weibchen fliegt herbei, sieht sich die passende Nistgelegenheit an, und schmiegt sich, wenn es einverstanden ist, dicht an das Männchen an, um ihm seine Zustimmung zu verrathen, worauf dann beide hinweg fliegen und mit dem Nestbau beginnen, wozu nur das Weibchen die Materialien herbei

Digitized by Google

trägt, während das Männchen tändelnd und Nahrung suchend den galanten Begleiter abgibt.

Das Schwanzmeisennest ist eines der schönsten deutschen Vogelnester. Die Vögel wissen es ganz ausgezeichnet auf einen größeren oder kleineren Seitenast aufzusetzen und dann am Stamm in die Höhe zu bauen, so daß es oftmals die Gestalt eines Filzschuhes bekommt, da das kleine Eingangsloch stets an der Seite angebracht ist. Als Material wählen sie zunächst grünes Moos, sodann Haare von Pferden, Rindern oder Wild, sehr gern aber auch Federn; und hat ihnen ein Habicht den Gefallen gethan, in der Nähe ein Rebhuhn zu rupfen, so fliegen sie eifrig hin und her und polstern ihr Nestchen weich mit den Abfällen seiner Mahlzeit aus. Ein solches Nest, welches nach unten etwas spitzig zuläuft, hat oft eine Höhe von 25 Centimeter, in der Mitte einen Durchmesser von 12 Centimeter und ist in der That nur von Kenneraugen zu entdecken. Jeder vorübergehende Nichtkenner wird es für einen Holzauswuchs des Stammes halten; denn die vorsichtigen Vögel haben den ganzen Bau mit grauen und gelben Flechten derselben Art, wie sie der Baum an sich trägt, überkleidet.

In dieses Nest legt das Weibchen 9 bis 14 weißliche, mit winzig kleinen rothen Sprenkelchen versehene Eier, welche an Zierlichkeit ihres Gleichen suchen, und bebrütet sie emsig, während das Männchen sich immer unweit des Nestes auf den schlanken Zweigen schaukelt, auch hin und wieder herzufliegt, sich ans Nest klammert und durch die enge Oeffnung blickend sich durch eigene Anschauung von dem Vorhandensein seines lieben Daheims überzeugt.

Während die Schwanzmeise im feuchten Wäldchen unweit des rauschenden Wassers brütet, schreiten auch die übrigen Meisenarten zu diesem wichtigen Geschäfte. Die bekannteste der Meisen ist unzweifelhaft die Kohlmeise (Parus major). Wer hätte ihr lockendes „Pink-pink-pink", ihr lustiges „Sittih-sittih-sittih", welches sie im Frühjahre oft zwanzigmal wiederholt, wer ihr warnendes „Zäzäzäzäzä", welches ungemein schnell ausgestoßen wird, noch nicht gehört? Welches Kind hätte dem Kohlmeisenmännchen, das zur Zeit der Veilchenblüte von der Höhe des alten Birnbaumes alle Tage sein „Sitzida-sitzida" fröhlich in die laue Frühlingsluft hineinruft, nicht schon spottend nachgerufen: „Da sitz ich, da sitz ich!"

Dieses angenehme Thierchen sucht förmlich den Menschen auf. Es gibt kaum einen Obstgarten auf dem Lande, kaum eine Promenade in der Stadt, wo man es nicht auf den Bäumen oder im Gebüsch in den zierlichsten Stellungen umherschweifen sieht, immer in Bewegung, immer nach Nahrung ausspähend. Nur in den schönen März- und Apriltagen sitzt das Männchen bisweilen auf dem Gipfel eines Baumes einige Zeit still, sich im goldenen Sonnenschein das zarte bunte Gefieder putzend. Es will der Auserwählten seines Herzens ganz besonders gefallen. Deshalb gibt es der Eitelkeit freien Spielraum, und wie der glattgekämmte Stutzer sein Schnauzbärtchen immer wieder durch die Finger gleiten läßt, so zieht es die Flügel wiederholt durch das Schnäbelchen und ordnet von neuem die Federn der Brust und des Rückens. Es sieht auch jetzt ganz besonders elegant aus: wie dunkel glänzt sein schwarzes Köpfchen, wie schön grün sein Rücken, wie strahlend weiß seine Wangen, wie leuchtend gelb sein Unterleib, Brust und Hals, von welchem ein an der Kehle herablaufender schwarzer Streif prächtig absticht, wie herrlich blau seine Flügel, sein Schwanz, kurz, so ein Kohlmeisenmännchen ist im Frühjahre ein prächtiges Kerlchen! Unscheinbarer ist das Weibchen, welches im ganzen dieselben Farben trägt, aber bei weitem nicht so leuchtend, sondern matter und gleichsam bestäubt. Es hält sich, wenn das Männchen ab und zu lockend oben im Sonnenschein sich putzt, ganz in der Nähe auf und sucht unverdrossen an den Aesten und Zweigen nach Nahrung, bis jenes seine Toilette beendigt hat und sich wieder zu ihm gesellt. Schon im April sehen sich auch diese Ehegatten nach einem traulichen Wohnplätzchen um, wo sie ihren zukünftigen Kleinen ein weiches Bettchen bereiten. Sie benutzen hierzu stets eine Höhlung, bald das Astloch eines faulen Baumes, gleichviel ob hoch oder niedrig, bald ein Mauerloch. Nur muß die äußere Oeffnung recht eng sein, so daß sie so eben hindurchschlüpfen können.

In meinem Garten, wo ich seit 16 Jahren viele Nistkästen an den Bäumen aufgehängt habe, machten die Kohlmeisen bis jetzt noch nie von einem solchen Gebrauch, sondern zogen stets eine der in der Gartenmauer eigens für sie hergerichteten Wohnungen vor. Eifrig trägt das Weibchen Moos und Haare herbei, und streut man, wie ich das zu thun pflege, jährlich eine Partie Kälber- und Pferdehaare im Garten aus, so wird das Nest fast nur aus solchen gebaut. Die Eier, deren es bis 14 legt, sehen weiß aus und sind mit rostrothen Flecken überstreut, welche sich am stumpfen Ende oftmals zu einem Kränzchen verdichten. Sie sind so dünnschalig, daß das Dotter durchschimmert. Doch nicht im Garten allein, nein auch draußen in den hohlen Weiden am Bache, in den Höhlungen der Eichen und Buchen des Waldes läßt sich die Kohlmeise nieder, überall reges Leben verbreitend und rastlos die schädliche Kerbthierbrut vertilgend.

Ihr zur Seite steht die Blaumeise (Parus coeruleus); kleiner als die Kohlmeise, zierlicher und schöner gefärbt, weiß sie auch in noch viel zierlicheren Stellungen das Auge zu erfreuen. Kaum scheint die Aprilsonne warm nieder, so finden sich die kleinen Herzen zusammen. Männchen und Weibchen, welche im Herbst und Winter oft ziemlich kalt neben einander durchs Leben gingen, lassen nun nicht mehr von einander. Gemeinsam streichen sie noch ein paar Wochen von Baum zu Baum, dann suchen sie ihren Nistplatz auf, wozu sie am liebsten den des vorigen Jahres wählen. Schäkernd und neckend fliegen sie demselben zu, untersuchen die wohlbekannte Höhlung und thun alsobald, als ob sie den Ort nie verlassen hätten; doch siehe, in dem Astloche des nebenstehenden Apfelbaumes hat sich schon ein frecher Spatz angesiedelt. Mit hangenden Flügeln und aufgerichtetem Schwanze sitzt er breitspurig auf dem dicken Aste und ruft in plumpen Sprüngen hin- und herhüpfend mit weit aufgerissenem Schnabel sein „Tilm-telm-telm" scheinbar, ohne auf das herbeigekommene Meisenpärchen zu achten. Sobald er aber sieht, daß die niedlichen Ankömmlinge sich in der Nähe heimisch niederlassen wollen, plustert er sich gewaltig auf und rüstet sich zum Kampfe, denn er mag keinen Fremdling um sich her dulden. Ei, wie da das schmucke Blaumeisenmännchen böse wird! Wie es das Häubchen keck aufrichtet, das Gefieder ganz struppig macht und ein gewaltig kurriges Aussehen annimmt! Mit schnellen Flügelschlägen stürmt es auf den plumpen Gegner los, weiß mit seinem zierlichen Schnäbelchen ganz fühlbare Hiebe auszutheilen und schlägt den unbeholfenen Feind meist in kurzer Frist siegreich aus dem Felde, so daß er schimpfend und lärmend den Platz räumen muß.

Das Weibchen hat dem Kampfe in bescheidener Entfernung zugesehen. Es kannte die Tapferkeit seines Gemahls und war seines Sieges gewiß, darum that es, als ob nichts Besonderes vorginge, sondern wiegte sich währenddessen nachlässig an den hängenden Zweigen der nahestehenden Birke, die Füße nach oben, den Rücken nach unten gerichtet, emsig auf eine quellende Knospe loshackend, in welcher es Schmetterlingsbrut vermuthet. Dabei schielten die listigen Augen aber stets seitwärts, und kaum ist das Finale des Duells vorüber, kaum hört es das triumphirende „Sitzidäh-däh-däh-däh" aus des Gatten Munde, so begibt es sich blitzschnell wieder an seine Seite, ruft leise „Zizi-zirrrr" und nun wird die Höhlung wieder in Besitz genommen und sofort eifrig zum Nestbau geschritten, welcher nach Art der Kohlmeise ausgeführt wird, nur in etwas kleinerem Maßstabe.

Nach wenigen Tagen ist das erste Ei gelegt, dem fast täglich ein neues folgt. Schon in den ersten Tagen des Mai findet man oft die volle Zahl von 10 bis 12 Stück im weichen Nestchen. Während der Legezeit nimmt die Zärtlichkeit beider Ehegatten kein Ende. Das Männchen füttert das Weibchen, welches das Futter gatternd mit hangenden Flügeln und dem dankbaren Rufe „Schäh-däh-däh-däh" annimmt, und haben sich etwa beide einmal getrennt, so locken sie sich sofort wieder mit zärtlichem „Ziterretähtäh" und „Zizihihihihi" zusammen.

In meinem Garten brütet das Pärchen abwechselnd bald

Digitized by Google

in einem Mauerloche, bald in einem Nistkästchen, und das Weibchen sitzt so fest auf den Eiern, daß man stark an die Mauer oder den Baum klopfen kann, ohne daß es herausfliegt. Während aber dieses Pärchen im Garten vor meinen Augen sein schönes Frühlingsleben genießt, tummeln sich tausend andere im Walde und schlagen überall, wo es passende Höhlen gibt, ihre Wohnung auf; doch wird man sie im Nadelwalde vergeblich suchen, denn sie loben sich den blätterreichen Laubwald.

Aber auch der dunkle Nadelwald hat seine Meisen. Da ist zunächst die Tannenmeise (Parus ater), an Größe der Kohlmeise bedeutend nachstehend, auch an Gefieder weniger leuchtend und schön. Sonst ziemlich still, läßt das Männchen doch im Frühjahre von der Krone einer riesigen Kiefer oder Fichte herab seinen hellklingenden feinen Gesang hören, um damit sein Weibchen zu unterhalten, welches in einer Baum- oder Erdhöhle sein weiches Wochenbett sich gebaut hat.

Nicht weit davon hat wohl auch die unscheinbare graubraune Haubenmeise (Parus cristatus), ein munteres Thierchen mit hoher spitziger Federhaube, welche fast immer aufrecht getragen wird, ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Auch sie liebt vor allem den Nadelwald. Im Winter durchzogen freilich beide, der Schar anderer Meisen und sonstiger Gefährten folgend, auch die Obstgärten des nahen Dorfes; aber bei den ersten warmen Sonnenblicken des Frühjahrs erwachte die Sehnsucht nach der Heimat, dem duftigen Nadelwalde, wo im Mai die jungen hellfarbigen Triebe gleich Weihnachtslichtern aus den Enden der dunkelgrünen Zweige hervorschießen, wo der Schwarzspecht an den trockenen Aesten trommelt und das Goldhähnchen sein künstliches Nestchen baut. O, wer seine Jugend in der Nähe des Nadelwaldes verbracht hat, wer dort unter den rauschenden Föhren, welche das dunkel sich wölbende Dach von Nadelgezweig tragen wie die Säulen eines Domes das hohe Kuppelgewölbe, den würzigen Duft der Kiefer und Fichte geathmet, dort den schillernden Birkhahn beobachtet, dort unter den riesigen Stämmen in weichem schwellenden Erdmoose gelagert, dem schallenden Schlage des Edelfinken und den Flötentönen der Amsel und Singdrossel gelauscht, während der Ameisenlöwe neben ihm seine Trichter kunstgerecht anfertigte, ja der kann es, und wenn er auch in den fruchtbaren Gauen des bevorzugten Thüringens lebt, den Tannen- und Haubenmeisen nicht verdenken, wenn sie im Frühjahre dem Schwarzholze zueilten. Es ist schön, es ist wonnig dort. Rastlos durchklettern die Männchen die hohen Baumwipfel, wobei man ihr lockendes „Zit-zit" oftmals vernimmt, ohne sie selbst zu Gesicht zu bekommen. Nur selten bleibt ein Pärchen ihrer Art in einer Weidenpflanzung oder einem Obstgarten zurück, um daselbst zu brüten.

Am Familientische.

Ein religiöser Bilderschmuck für Haus und Kirche.

Verschiedentlich haben wir der bemerkenswerthen Leistungen des deutschen Farbendrucks (X, S. 175. 496), wie sie aus der Artistischen Anstalt von Gustav W. Seitz hervorgehen, rühmend gedacht. Unter den zahlreichen trefflichen Bildern des Wandsbecker Hauses nehmen aber religiöse Gemälde bisher nur einen kleinen Raum ein; und doch eignen sich diese gerade ganz besonders zur Reproduktion durch den Farbendruck und können so manchen armen Gemeinden unseres Vaterlandes, insbesondere auch unseren Glaubensgenossen in der Diaspora, ein um seines Preises willen unerschwingliches Oelgemälde in befriedigender Weise ersetzen. Um so dankenswerther ist deshalb das Bestreben eines kürzlich ins Leben getretenen „Vereins zur Verbreitung religiöser Gemälde durch Oelfarbendruck" in Berlin, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, religiöse Gemälde älterer und neuerer Zeit von hervorragendem künstlerischen Werth mittels des Oelfarbendrucks reproduziren zu lassen und sie zu so billigem Preise zu verkaufen, wie es eben nur durch eine Vereinigung ermöglicht werden kann. Die bisher von dem Verein herausgegebenen Bilder sind zwei ältere und ein modernes, nämlich: Correggios heilige Nacht, Murillos Madonna (aus der Dresdener Galerie) und Prof. Kaselowskys Christus und Petrus nach der Auferstehung am See Genezareth. (Die Preise der größeren: Correggio und Kaselowsky à 21 Mark, mit Barockrahmen 42 Mark; Murillo 11 resp. 21½ Mark.) Die Bilder des Historienmalers Professor Kaselowsky sind von der Kunstkritik sehr günstig beurtheilt worden; die Originale derselben schmücken als Altarbilder Berliner Kirchen; so der Segnende Christus die Altarnische der Markuskirche, Christus und Petrus den Altar der Thomaskirche. „Jedermann kennt die ergreifende Scene," heißt es über das letztgenannte neueste Bild in einer Kritik, der wir uns nach eigener Anschauung gern anschließen, „in welcher der Auferstandene den Jünger, welcher seinen Meister verleugnet hatte, wieder in das Apostelamt einsetzt. Simon Johanna, hast Du mich lieb? Herr, Du weißt, daß ich Dich lieb habe. Weide meine Schafe! Diese dreifach wiederholte Frage, Antwort und Gegenantwort ist ganz von selbst, auch ohne Farben, ein Bild in Worten. Man sieht im Geiste den Erlöser, angethan mit dem göttlichen Ernste seiner Barmherzigkeit, und den begnadigten Apostel voll Beschämung und Buße, voll Dankes und heiliger Gelübde. Dieser Reichthum von Motiven ist von dem Maler trefflich verwerthet. Die Natur ist einsam und feierlich wie ein Heiligthum. Auf dem grünen See, den in leis violetter Färbung die Hügel begrenzen, liegt still und verlassen der Kahn Petri, das Ruder querüber liegend; das Ufer ist ohne Vegetation, nur hier und da ist eine Muschel an das Land geworfen: nichts soll die Aufmerksamkeit von der großen Thatsache abziehen, die hier vor sich geht. Auf ein Knie niedergesunken, die rechte Hand auf das Herz gelegt, die linke nach unten ausgestreckt, durch die Erkenntniß seiner Schuld tief erschüttert und doch durch das Vertrauen auf Christi Gnade ermuthigt, heilige Entschlüsse in dem ausdrucksvollen Auge und die wiedergewonnene Energie des Glaubens in dem gebräunten Angesicht: so antwortet Petrus auf die Prüfung Jesu. Und sanft zu ihm geneigt, voll des höchsten Erbarmens, steht der Heiland, fragend, mahnend, versöhnend, begeisternd vor dem tief gefallenen Apostel. — Das Bild wirkt mit den einfachsten Mitteln, vor allen Dingen dadurch, daß es die ganze Seele des Beschauers auf das innere Ereigniß hinlenkt, das sich zwischen dem Herrn und Petrus vollzieht."

Wie in der Auswahl der bisher veröffentlichten Blätter Geschmack und Sorgfalt unverkennbar vorgewaltet haben, so ist auch die technische Ausführung eine durchaus gelungene und befriedigende zu nennen. Sie geben das Original mit einer dem Eindruck derselben entsprechenden Treue wieder. Das Kolorit der Blätter besitzt eine Klarheit und Tiefe, welche sie, aus einiger Entfernung betrachtet, als wirkliche Oelgemälde erscheinen lassen, aber selbst die feineren Nüancen in Farbe und Linie finden sich in künstlerischer Schönheit wieder. So sind sie ein durchaus würdiger religiöser Schmuck für das Haus und vor allem für kleinere Kirchen, Kapellen, Bet- und Schulsäle ꝛc., und sie sind auch bereits in vielen solcher Stätten aufgenommen. Indem wir dem trefflichen Streben des Vereins den besten Fortgang wünschen, bemerken wir zum Schluß noch, daß Beitrittserklärungen mit Angabe des gewünschten Bildes an den technischen Dirigenten des Vereins, Buchhändler Fr. Schulze in Berlin, Wilhelmsstr. 1a. zu richten sind.

Häuslicher Zwist.

(Zu dem Bilde auf S. 421.)

„Heute habe ich brav geschafft, da kann ich mir das Mittagessen schmecken lassen," denkt der Jörg, als er zur Frau hinübergeht. Der Tag ist heiß und er hat gearbeitet, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann. Drüben empfängt ihn denn auch alles auf das herzlichste: die Frau nickt ihm freundlich lächelnd zu, das Büblein schwankt ihm jubelnd entgegen und der Hund springt freudig an ihn heran und läßt den Schwanzstumpf hin und her gehen wie einen Perpendikel.

Der Jörg spricht das Gebet, setzt sich und nimmt einen tüchtigen Schluck aus dem Maß. „Das ist einmal schön hier," denkt er. Dann greift er zum Löffel.

„Frau," sagt er, „die Suppe ist halt versalzen."

„Das ist sie nicht," meint die Frau, „sie ist nicht salziger als alle Tage."

„Na," meint der Jörg und reicht ihr einen Löffel voll hin, „da — versuche sie selbst."

„Das brauche ich gar nicht," versetzt die Frau und weist den Löffel zurück, „ich weiß ohnehin, daß die Suppe nicht versalzen ist: im Gegentheil."

„Was heißt das nur wieder: im Gegentheil? Du kannst doch unmöglich wissen, wie die Suppe schmeckt, eh' Du sie gekostet hast."

„Ich sage Dir aber, daß ich die Suppe nie versalze, nie!"

„Na, das ist nun nicht wahr. Am vorigen Sonntag hast Du selbst Dich entschuldigt, daß Du zu tief ins Salzfaß gegriffen."

Da springt die Frau auf. „Also ich gebe Dir immer nur versalzene Suppen? Also ich verstehe so viel vom Kochen wie das Gänsemädchen?"

„Das habe ich nicht gesagt."

„Natürlich hast Du das gesagt. Also die Klöße sind mager und das Bier ist verschalt? Da bin ich wohl auch daran schuld?"

„Frau," sagt der Jörg, „so sei doch verständig. Ich sprach doch nur von der Suppe."

„Ja, das kennt man! Die Männer sprechen immer nur Gutes und Liebes; aber unsereinem bricht darüber das Herz."

Da lacht der Jörg so recht laut auf, aber es ist ein zorniges Lachen. „Also darüber bricht Dir das Herz," sagt er, „daß ich die Suppe versalzen finde?"

„Nein, nicht darüber, sondern darüber, daß Du mir sagst, daß ich von der Wirthschaft nichts verstehe und alles den Krebsgang nimmt und wir meinetwegen zu Grunde gehen müssen."

Digitized by Google

„Schweig!“ ruft der Jörg zornig, „was schwatzest Du da?“

Die Frau schweigt aber nicht. „Und jetzt soll ich auch noch schweigen,“ ruft sie, „auch wenn Du mich schlägst! Jetzt soll ich —“

„Zum Donnerwetter, schweig!“ schreit aber jetzt der Jörg und springt auf, daß der Stuhl, auf dem er gesessen hat, umfällt, und wirft die Pfeife auf den Boden, daß es nur so knallt.

Wie das Büblein den Stuhl umstürzen sieht und die Pfeife zu Boden fallen, da denkt es, jetzt müsse es auch mitmachen, und schreit, was es kann.

Der Hund hört es heulen und denkt: Wo gesägt wird, fallen Späne ab, er heult also auch so ganz dusement nach oben, und die einzigen, die still sind, sind der Jörg und seine Frau. Dem Jörg thut sein Jähzorn leid, und er weiß nun nicht, wie er es anfangen soll, daß die Frau wieder gut wird, die Frau aber denkt: „Also ich rede zu viel? Also ich vergälle meinem Mann sein Mittagessen durch mein Geschwätz? Na, ich will mein Lebtag nicht wieder ein einzig Wörtchen reden, und wenn es mir das Leben kostete. Wenn sie mich einmal hinaustragen werden auf den Gottesacker, was gewiß bald geschehen wird, dann wird es dem Jörg schon leid thun, daß er mich armes Weib, die ich so allein stehe in der Welt, so mißhandelt hat, daß ich mich hernach bis an mein Ende nicht ein Wörtchen zu reden getraute.“

So denkt die Frau und sieht in ihrem Schmerz nur starr vor sich hin. Würde sie um sich schauen, so würde sie bemerken, daß sie nicht ganz so allein steht in der Welt, wie sie meint; denn das Büblein hat dem Vater und der Hund dem Herrn um ihretwillen den Rücken gekehrt, und keiner von ihnen will von einem so harten grausamen Manne, der seinem unschuldigen Weibe, blos weil es etwas zu viel Salz in die Suppe gethan, bis an ihr Lebensende das Reden untersagt hat, etwas wissen.

Der Wütherich aber mag zusehen, wie er die Suppe, die er sich da leichtsinnig eingebrockt hat, herunterwürgt und die drei umwendet! Ich meine aber, alle drei ließen die Prozedur gern mit sich vornehmen.

— r —

Die neuen Volksschulatlanten.

Man klagt allgemein, daß alles theurer werde, aber diese Klage ist doch nur mit großen Einschränkungen berechtigt. Die ihr zu Grunde liegende Behauptung muß zugegeben werden, soweit es sich um unmittelbare Erzeugnisse der Natur, um Rohprodukte, und um solche Erzeugnisse der Industrie handelt, die ihren hauptsächlichsten Werth doch immer dem Stoff, aus dem sie bestehen, verdanken. Hier steigt die Nachfrage schneller als die Produktion, daher steigen auch die Gegenstände im Werth. Anders auf den Gebieten, auf denen das Rohprodukt nur von geringem Werth, die menschliche Bearbeitung desselben dagegen das werthvollste ist. Hier überflügelt das Angebot die Nachfrage und drückt daher den Werth des Produkts herab. Gilt das nun von allen Erzeugnissen der Industrie innerhalb der oben gezogenen Beschränkung, so tritt es doch ganz besonders auf dem Gebiete des Buchdrucks und was damit zusammenhängt hervor. Bücher-, Holz-, Stein- und Kupferdruck werden, zumal die beiden ersteren, immer billiger und setzen heutzutage durch ihre Billigkeit oft in gerechtes Erstaunen. Auch die ärmsten Eltern sind so in den Stand gesetzt, ihre die Schule besuchenden Kinder mit Büchern, ja sogar mit Karten zu versorgen, die früher selbst Bemittelte nur mit verhältnißmäßig großen Opfern beschaffen konnten. Man betrachte z. B. Heinrich Kieperts „Kleinen Schulatlas“ (Berlin, Dietrich Reimer). Der Atlas kostet 1 Mark und bietet doch 20 Karten, die nicht nur für die Volksschule, sondern bei den unteren Volksklassen auch wohl für das ganze Leben ausreichen. Für erstere könnte sogar Flemmings Elementarschulatlas (Glogau, Karl Flemming) mit 11 Blättern genügen.

Diese Karten sind nun so hergestellt worden, daß das Kartenbild in Stein gravirt wurde. Man erhielt auf diese Weise eine vertiefte Platte, von der nun in der umständlichen und zeitraubenden Art des Steindrucks eine Karte genommen wurde. Dieses Verfahren ist sehr kostspielig, der niedrige Preis der durch dasselbe gewonnenen Atlanten ließ sich daher nur durch Massendruck erzielen, was der Deutlichkeit und Sauberkeit der Karten nicht immer förderlich sein konnte.

Gegenwärtig ist nun eine neue Technik in Gang gekommen. Diese überträgt den durch sorgfältige Kupfer- oder Steingravirung gewonnenen ersten Druck des Kartenbildes auf ganz mechanische Weise auf eine polirte Zinkplatte. Diese wird durch einen chemischen Prozeß, der bis jetzt noch Geheimniß einiger weniger Ausübender ist, hoch geätzt, das heißt so geätzt, daß alles, was drucken soll, erhaben stehen bleibt, alles andere aber weggeätzt wird. Man erhält also eine erhabene Platte, wie einen Holzschnitt oder eine Schriftplatte, im Gegensatz zu der vertieften Platte der alten Technik. Diese erhabenen Platten können nun in die Buchdruckerpresse gebracht und nach Belieben in unbeschränkter Anzahl gedruckt werden. Freilich erfordert jede Farbe eine besondere Platte, so daß manche Karte mit vier oder fünf Platten gedruckt wird und ebenso oft durch die Presse läuft. Dafür ergibt aber die Buchdruckerpresse eine Schönheit und Harmonie der Farben, die durch den Steindruck nur schwer erreicht werden kann.

Nach diesem System sind bisher drei für die Volksschule bestimmte Atlanten gedruckt worden. Erstens der Volksatlas von Amthor und Ißleib (Gera, Ißleib & Rietzschel) mit 24 Karten. Er kostet ebenso wie die beiden folgenden nur 1 Mark. Der zweite Atlas, Dr. H. Langes Neuer Volksschulatlas (Braunschweig, George Westermann) mit 32 Blättern ist ihm sowohl an Reichhaltigkeit als auch an Sauberkeit der Ausführung entschieden überlegen. Er und der dritte neueste Atlas, die hierher gehören, Dr. Richard Andrees allgemeiner Volksschulatlas (Leipzig, Velhagen & Klasing) mit 34 Blättern, sind wahrhaft erfreuliche Leistungen, und wir möchten behaupten, daß in ihnen unserem Volk für 1 Mark Atlanten in die Hände gegeben sind, die nicht nur dem Bedürfniß der Volksschule und der unteren Volksklassen genügen, sondern auch für die große Mehrzahl der Gebildeten durchaus ausreichen. Wir haben namentlich den Andreeschen Atlas, zu dessen Verfasser wir in näheren Beziehungen stehen, einer eingehenden Prüfung unterzogen und können nicht umhin, ihm unsere volle Anerkennung auszusprechen. Karten wie Nr. 1 (Erdhälften nebst Stellungen der Erde zur Sonne, Mond- und Sonnenfinsternissen), Nr. 5 (Deutschland, Fluß- und Gebirgskarte), Nr. 10 (Deutsches Reich), Nr. 19 (die Schweiz), Nr. 29 (Afrika), Nr. 34 (Palästina) sind ebenso hübsch als sorgfältig gearbeitet. Unentbehrlich sind ferner die den beiden zuletzt genannten Atlanten beigegebenen Provinzialkarten, die in keinem für die Volksschule bestimmten Atlas fehlen dürften.

Wer weiß, wie wichtig es für den geographischen und historischen Unterricht ist, daß jedem Schüler eine Karte in die Hand gegeben werden kann, auf der das Auge gleichzeitig sieht, was das Ohr vernimmt, der wird sich mit uns über diese neue Errungenschaft moderner Technik, welche die billigen Volksschulatlanten so sehr viel übersichtlicher und hübscher gemacht hat, herzlich freuen. Ein Blick auf die Karte der Schweiz im Andreeschen Atlas ruft in dem Schüler eine deutlichere Anschauung von diesem Gebirgslande wach, als mancher durch mehrere Lehrstunden gehende Vortrag.

Die neuen Volksschulatlanten sind aber nicht nur in Bezug auf den Unterricht von großem Werth, sie sind auch sonst geeignet, einen bedeutenden pädagogischen Einfluß auszuüben. Auch das arme Kind erhält hier in saubersten Ausstattung ein kleines Kunstwerk, das nicht verfehlen kann, an seinem Theil den Geschmack zu bilden und zu veredeln.

Sollen wir zum Schluß noch von dem Gewinn reden, welcher dem Interesse an der Geographie aus diesen billigen, bis in die untersten Volksschichten dringenden Atlanten erwachsen muß? Für eine Mark erhält in ihnen auch der Arme ein Werk, das alle Resultate der geographischen Wissenschaft ihm zugänglich macht. Schweinfurths Reisen unter den Niam-Niam, Livingstones Wanderungen von Meer zu Meer — in Dr. Andrees Karte von Afrika ist, was sie zu Tage förderten, so sorgfältig berücksichtigt, als hätte der Verfasser für Gelehrte gezeichnet. Ein Blick auf die Karte zeigt, was schon erforscht ist, was noch erforscht werden muß.

Fürwahr, wir Deutsche können stolz sein auf unsere Volksschulatlanten!

— r —

Inhalt: Das weiße Kind. Novelle von Viktor von Strauß. — Die Entstehung und Bedeutung der deutschen Familiennamen. Von W. Kaiser. — Ein Familienzwist. (Forts.) Roman von L. Harder. — Aus dem Frühlingsleben der Meisen. I. Von W. Thienemann. Mit Illustration von F. Specht. — Am Familientische: Ein religiöser Bilderschmuck für Haus und Kirche. — Häuslicher Zwist. Zu dem Bilde von Fröschel. — Die neuen Volksschulatlanten.

Für neu eintretende Abonnenten

bemerken wir, daß das vorhergehende 2. Quartal mit dem Anfang des spannenden Romans: „Ein Familienzwist“ von Ludwig Harder durch alle Buchhandlungen und Postämter für den gewöhnlichen Preis von 1 Mark 80 Pfennigen zu beziehen ist. Ebenso ist das 1. Quartal des laufenden Jahrgangs (Oktober bis Dezember 1875) zum gleichen Preise noch zu haben, sowie von früheren Jahrgängen der VIII. (1872), IX. (1873) und XI. (1875) vollständig; Preis elegant gebunden à 9 Mark 60 Pf., broschirt à 7 Mark 20 Pf. Einzelne Quartale (à 1 Mark 80 Pf.) und Nummern (à 28 Pf. incl. Frankatur) sind noch fast aus allen Jahrgängen vorräthig; Einbanddecken zu jedem Jahrgang à 1 Mark 40 Pf.

Daheim-Expedition.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von A. H. Tenbner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 8. April 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. **1876. № 28.**

Das weiße Kind.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Novelle von **Viktor von Strauß.**

(Fortsetzung.)

Seit zweiundzwanzig Jahren, d. h. seitdem er das Gymnasium verlassen, hatte Dulf freundschaftlichen, ja nur geselligen Umgang nie gesucht, auch nicht ungesucht gefunden. Ohne eine Spur von Menschenfeindschaft, und bei dem freundlichsten Wohlwollen gegen Jeden, zog er sich doch, soweit es sein häuslicher Geschäftsverkehr gestattete; stets in die Einsamkeit seines Arbeitszimmers zurück, alle öffentlichen Belustigungen, alle Orte, wo Andere zusammen kamen, vermeidend.

Sein Geschäft, die damit verbundenen Studien, seine Theilnahme an den verwandten Wissenschaften, sein eigener lebhafter Forschungstrieb, auch ein gewisses Interesse an andern Zweigen der Literatur mußten ihm alles Uebrige ersetzen. Deß ungeachtet hatte er lange schon die Lücke gefühlt, welche bei Anderen Freundschaft und Familienleben ausfüllen, und es war ihm, als könne Liddy und ihr Vater jene Lücke vielleicht ergänzen. So wenig ihm auch Winnebergs düstere Verbitterung behagte, so hoffte er ihn doch für den Rest seines Lebens glücklicher und heiterer stimmen zu können, wenn er ihn in eine sorglose Lage, in eine angenehme Umgebung brächte, und für die Ausbildung und die Zukunft des lieblichen weißen Kindes zu sorgen, erschien ihm geradezu als Pflicht.

Auch erhielten Beide genügende Zeichen, daß er ihrer gedenke, obgleich ihm sein Geschäft in den folgenden Tagen eine Wiederholung des Besuches nicht erlaubte. Schon am nächsten Morgen erschien in dem Dachstübchen ein Mann, der einen neuen warmen Schlafrock für Winneberg brachte und sich dadurch als Schneider entlarvte, daß er ihm zu verschiedenen anderen Kleidungsstücken das Maß nahm. Am Nachmittage wurde dieselbe Operation an Liddy vollzogen von einem etwas vornehmthuenden ältlichen Frauenzimmer, das sich als Fräulein Müller selbst einführte und Liddy gegenüber sogleich die Miene einer Gönnerin und Beschützerin annahm. Sie bemerke, sagte sie nach Erledigung des Hauptgeschäftes, daß Liddy auch Unterzeug und Wäsche nöthig habe und sie werde dafür Sorge tragen; man solle sich auf sie verlassen. Männer, meinte sie in einem Tone, der ihre Geringschätzung dieses Geschlechts im allgemeinen charakterisiren sollte, hätten keinen Begriff davon, was eine weibliche Toilette erfordere, und sie möchte wohl sehen, was aus der Damenwelt werden würde, wenn ihre ganze Bekleidung durch Herren geschehen sollte. Aber man möge nur ihrer Fürsorge vertrauen. Liddys verschämte Bitte, nicht über ihren Auftrag hinauszugehen, wies sie mit einem überlegenen Lächeln zurück, und wiederholte bei ihrem Fortgehen, daß man sich auf sie durchaus verlassen könne.

Nun verging denn auch fast kein Tag, daß nicht zur anständigen Ausstattung des Vaters oder der Tochter etwas gebracht wurde. So erschien ein Köfferchen mit allerlei Wäsche und Weißzeug für beide. Ein Schuhmacher versorgte sie mit neuen Fußbekleidungen. Dann lieferte der Schneider ein paar vollständige Anzüge für Winneberg ab. Dann kam Fräulein Müller mit verschiedenen sehr hübschen Kleidern, von denen Liddy in ihrem dunklen Dachkämmerchen, das durch eine Bretterwand von der Stube abgetheilt war, sogleich eins anziehen mußte. Dann kam wieder Fräulein Müller mit Halskragen und Bändern für Liddy und mit Kravatten für ihren Vater. Dann nochmals Fräulein Müller mit einem Hute für Liddy. Kurz, ehe Dulf noch Zeit fand, wieder in die Vorstadt hinauszufahren, waren die Beiden, deren Versorgung er auf sich genommen, in aller Weise reichlich und sehr anständig ausgerüstet.

Auf Winnebergs Gemüthsstimmung hatte dieß jedoch nicht die von Dulf erwartete Wirkung. Sie wurde eine andere, aber keine bessere, und jedesmal, wenn etwas Neues angelangt war, hatte Liddy seine Klagen zu hören. Er wisse sehr wohl, daß er Dulfs Korrespondenz nie werde übernehmen können und hänge nun ganz allein von dessen Wohlthaten ab, seitdem Liddy die Arbeit in der Fabrik aufgegeben. Nun erst drücke ihn das Gefühl, ganz von fremder Gnade zu leben, ganz Bettler zu

Digitized by Google

sein, und das werde ihn quälen, so lange er nicht ein Mittel finde, Dulf das zu einer Pflicht zu machen, was dieser jetzt, niemand wisse aus welchen Beweggründen, thue. So lange Dulf nicht durch eine Pflicht gebunden sei, könne er jeden Tag seine freigebige Laune ändern; und wer wisse, wie lange sie anhalten werde? Gute Kost hätten sie zwar, so lange das Geld ausreiche, und gekleidet wären sie beinahe wie in besseren Zeiten, aber er frage, wie beides zu dem jämmerlichen Loche passe, wo sie wohnen müßten und nicht einmal einen ordentlichen Stuhl hätten?

Liddy widersprach ihm nicht, — sie wußte, daß sein Unmuth dadurch nur um so heftiger geworden wäre, — aber sie verbarg ihm auch nicht, daß sie das größte Vertrauen in Dulf setze, und ihr dankbares Gemüth wußte seine Güte, seine Freundlichkeit, seine rücksichtsvolle Zartheit nicht genug zu loben.

Bei einem solchen Gespräche überraschte sie eines Morgens ein Briefchen von Dulf, worin dieser meldete, daß er gleich nach Mittag sie beide zu einer Spazierfahrt abholen werde. Er habe deshalb mit dem Arzt gesprochen, und das sonnige Wetter sei heute besonders einladend. Es werde gesorgt werden, daß Winneberg ohne Beschwerde die Treppen hinunter geschafft werde. Beide möchten sich dazu bereit halten.

Sogar Winnebergs finstere Unzufriedenheit schien sich zu lichten bei dieser Aussicht, und mehr bedurfte es bei Liddy nicht, um sie auf das glücklichste zu stimmen. Aber welch entzückender Gedanke war es auch, den Vater nach so langer Einsperrung im Krankenzimmer hinauszubegleiten in den erquicklichen Sonnenschein, hinaus aus den engen Straßen und dem Rauche der Fabrikessen in die schöne freie Natur, ihn dort zufrieden, vielleicht sogar heiter zu sehen! Wie schwoll ihr das Herz von Dank gegen den gütigen Mann, der sich auf so edle Weise des unglücklichen Vaters annahm! Sie hatte sich nie so frei und leicht gefühlt, denn selbst die erwünschte Freiheit von der Fabrikarbeit hatte eine gewisse unbehagliche Leere zurückgelassen, die sie jetzt zum ersten Male nicht empfand.

Um zeitig bereit zu sein, aßen sie heute eine Stunde früher. Dann bat Liddy einen ihrer Nachbarn in der Dachetage, einen armen gutmüthigen Schneidergesellen, ihrem unbehülflichen Vater beim Ankleiden zu helfen. Der Mann, der trotz seines Fleißes arm geblieben war, da er eine kränkliche Frau und sechs Kinder zu ernähren hatte, war ihr bei ähnlichen Vorkommnissen schon öfter hülfreich gewesen, wogegen Liddy auch der Frau manchen Dienst erwiesen.

Er folgte der Bittenden sogleich und verwunderte sich kaum über ihr schmuckes Aeußere und über die auf dem Bette ausgebreiteten schönen neuen Kleidungsstücke des Vaters, da sich unter den Bewohnern der Etage schon länger das Gerücht verbreitet hatte, Winneberg habe unverhofft eine große Erbschaft gemacht. Liddy begab sich in ihr Kämmerchen, und während ihr Vater unter vielen Schwierigkeiten in den neuen Anzug kam, wobei der Schneidergesell eben so laut stöhnte als er selbst, machte sie drinnen ihre Toilette so zierlich und geschmackvoll, als sie im Stande war, da sie hiermit sowohl ihren Vater als ihren Wohlthäter zu ehren und zu erfreuen dachte. Sie wurde später fertig als die Männer, denn als sie, mit dem Hut auf dem reichen hellen Haar und dem Tuch auf den schneeweißen Achseln, in einem blaßgrünen Kleide aus dem Kämmerchen trat, hatte sich der hülfreiche Nachbar bereits entfernt, und der Vater saß, aufs beste gekleidet, mit einem warmen Ueberrock angethan und den neuen schwarzen Hut auf dem Kopfe, in seinem ledernen Sessel. Er nickte ihr, als er sie erblickte, einige Mal lächelnd zu — wie lange hatte sie ihn nicht lächeln sehen! — und betrachtete sie schweigend mit einem Blick, in dem eben so viel Wohlgefallen als Berechnung lag. Auch schien er ihr etwas mittheilen zu wollen.

Doch ehe er zu Worte kam, hörten sie draußen die Schritte mehrerer Menschen, fremde Stimmen, es wurde angepocht, und dann hinkte Dulf herein in Begleitung einer freundlichen alten Frau, und durch die geöffnete Thür zeigten sich ein paar kräftige Männer mit einem Tragsessel.

„Guten Tag, meine Lieben, guten Tag!“ sagte Dulf, indem er die beiden Verwandelten, insbesondere Liddy, mit freudestrahlenden Augen ansah. „Ei, Gustav, Du siehst viel wohler und munterer aus, und die kleine Liddy blüht ja wie eine weiße Lilie! Hab' ich's Ihnen nicht gesagt, Frau Ritter, daß sie einer weißen Lilie gliche? Frau Ritter ist so gütig, meinen kleinen Haushalt zu besorgen, und während unserer Spazierfahrt will sie hier bleiben und Eure Wäsche und sonstigen Sachen mustern. Sie hat es gar nicht anders gewollt. Und da Ihr beide nun bereit seid, so wollen wir den köstlichen Sonnenschein auch nicht länger auf uns warten lassen.“

„Aber, Herr Dulf,“ sagte Frau Ritter, „das kleine Fräulein hat wohl noch keine Handschuhe und keinen Sonnenschirm.“

„Also doch etwas vergessen!“ sagte Dulf. „Nun, wir wollen erst bei einem Laden vorfahren. Aber was hat denn die kleine Liddy?“ Er sah sie betreten an, denn die hellen Thränen rannen ihr über die Wangen.

„O, es ist nichts,“ lispelte die Kleine. „Der Vater und ich sind Ihnen nur so sehr dankbar.“

„Wenn Ihr wüßtet,“ fiel Dulf rasch ein, „wie nützlich er mir noch werden wird, wenn er wieder genesen ist, so würdet Ihr wenig Grund dazu finden und kein Wort darüber verschwenden. Ich verrechne mich nicht leicht und am wenigsten zu meinem Nachtheil. Schüttle die Regentropfen ab, Du kleine weiße Lilie! Und nun laßt uns aufbrechen.“

Er rief die Männer mit dem Tragsessel herein, neben dem das Stübchen kaum noch Raum hatte für die Anwesenden, und nachdem er und Liddy dem Gelähmten in den Sitz geholfen, ging es hinaus, und alle die Treppen hinunter, und dann an den Wagen, eine bequeme offene Miethkutsche, in welche Winneberg ohne große Mühe von den Trägern hineingehoben wurde. Dulf setzte sich neben ihn, Liddy auf den Rücksitz, der Kutscher auf den Bock und so fuhren sie ab. Zuerst natürlich nach der Stadt wegen der Handschuhe und des Sonnenschirms, und als diese gekauft waren, hinaus aus dem Straßengedränge, vorüber an prächtigen Villen mit zierlichen Gartenumgebungen und in das freie weite Feld, von dem das Getreide längst heimgefahren war.

Geredet wurde wenig. Winneberg schien das Fahren sehr gut zu ertragen, er hatte nicht einen einzigen Krampfanfall, und seine sonst so finsteren Züge zeigten mehr und mehr eine stille träumerische Befriedigung. Was bedurfte es weiter, um Liddys Herz mit Heiterkeit, ja mit Fröhlichkeit zu erfüllen? Und doch war es auch ihr nur wie ein glückseliger Traum, nach den langen, langen mühevollen Tagen in den dumpfigen Arbeitssälen und den vielen Sorgen und Aengsten in dem Dachzimmerchen nun so mit dem Vater dahinzufahren in der weiten sonnebeglänzten, funkelnden Welt, wo sogar die abgeernteten Felder schimmerten von herbstlichen Spinnegeweben und bald einzelne Bäume bald dichte Baumgruppen prächtig bunt waren von vergilbten und gerötheten Blättern, und weiterhin auf der Weide eine Kuhherde graste, und dann ein Dorf kam mit Obstbaumgärten und munter springenden Kindern vor den Häusern und einem spitzen Kirchthurm in der Mitte; und hinter dem Dorfe ging es zwischen grünenden Wiesen hin, und dann in einen dichten Wald von duftendem Nadelholz, und jenseits des Waldes war wieder ein Dorf, wo eine jauchzende Kinderschaar so eben aus dem Schulhause kam und einige wilde Knaben schreiend dem Wagen nachliefen, bis er die letzten Häuser hinter sich hatte. Liddys Blicke wechselten zwischen all diesen heiteren besonnten Bildern und dem Angesichte des Vaters, und ein glückliches Lächeln verschönte nicht blos die lieblichen Züge, es durchzog auch ihr ganzes Innere.

Aber der Glücklichste war heute Dulf. Von allem Andern nicht zu sprechen, freute er sich wie ein Kind an der Fahrt selbst und an Allem, was er sah. Seit manchem Jahr hatte er sich ein Vergnügen dieser Art versagt, um die Zeit nicht seinen Studien und Geschäften zu entziehen. Um so lebhafter genoß er es heute. Seine ganze Seele war voll leuchtenden Himmels und Sonnenscheins. Nicht blos der Anblick Liddys und ihres Vaters freute ihn; war das auch das Köstlichste, so floß es doch zusammen mit der allgemeinen Herrlichkeit, in der ihn wieder jedes Einzelne entzückte: hier ein Baum, weil er noch grün war, dort einer, weil er es nicht mehr war; hier ein

Digitized by Google

Kind, weil es so sittsam still dasaß, dort eins, weil es so wild sprang und jauchzte; hier der Waldesschatten, weil er so dunkel, dort die besonnte Gegend, weil sie so hell war.

Als sie eine Zeit lang bergan gefahren, erreichten sie auf der freien Höhe ein Gasthaus, das mit wehender Flagge auf dem Giebel lustig aus hübschen, reinlich gehaltenen Anlagen hervorblickte. Zwischen dem Grün saßen an Tischen einige Gesellschaften, und leere Wagen standen zur Seite der Straße. Dulf ließ vor dem Hause halten und einige Erfrischungen an den Wagen bringen. Während sie diese genossen und sich der Fernsicht über die weite Ebene nach der Stadt und deren Thürmen erfreuten, fütterte und tränkte der Kutscher seine Pferde. Man sah und hörte hier nichts von den übrigen Gästen, und in dieser Stille und Ruhe kam Winneberg erst zu einiger Besinnung. Er griff nach Dulfs Hand, drückte sie und sagte:

„Anton, ich wollte, ich könnte Dir danken, wie Du es um mich verdienst. Jetzt fühle ich erst recht, aus welch elender Erniedrigung Du mich gerissen hast. Laß mich nicht wieder darein versinken! Doch vielleicht kann ich —"

„Ja gewiß," unterbrach ihn Dulf abwehrend, „Du kannst und sollst mir alles noch doppelt und dreifach vergelten. Wir wollen dann genau abrechnen, und bis dahin soll für Euch beide gesorgt werden. Ich fange nichts an, wenn ich nicht weiß, daß ich es zu Ende führen kann, und was ich einmal angefangen, führe ich zu Ende — wäre es diesmal auch nur um Liddys willen," setzte er hinzu; denn es verdroß ihn, daß Winneberg des lieben Kindes gar nicht zu gedenken schien, das in so zarter Jugend jahrelang für ihn gearbeitet und gesorgt hatte. Dulf bemerkte nicht, daß jener ihn bei dieser letzten Aeußerung halb lächelnd halb prüfend anblickte, denn er sah so eben auf seine Taschenuhr und trieb dann den Kutscher zur Rückfahrt.

Sie kehrten auf einem anderen, aber eben so anmuthig wechselnden Wege nach der Stadt zurück, und noch immer glänzte und wärmte die niedersteigende Sonne vom wolkenlosen Himmel. Dulf plauderte mit Liddy, deren Schüchternheit sich allmählich verlor. Sie machten einander aufmerksam auf die Schönheiten der Landschaft, auf einzelne Gegenstände und Menschen, an denen sie vorüberfuhren, und wenn Dulf dabei sein Behagen hatte an Liddys klarem raschen Urtheil und der liebevollen Weise, mit der sie alles betrachtete, so zeigte er selbst eine unbefangene Hingebung an die Dinge und eine Frische der Empfänglichkeit, wie man sie sonst nur an besonders aufgeweckten Kindern zu finden gewohnt ist. Je näher sie der Stadt kamen, desto munterer und lebhafter wurde sein Gespräch, bis das Rollen der Räder auf dem Pflaster und der Lärm der volkreichen Straßen ihm ein Ende machten.

Denn sie fuhren mitten in das Herz der großen Stadt, durch eine Straße nach der andern, und hielten zuletzt in einer schönen aber stilleren Seitenstraße vor einem der hohen Häuser still.

„Das ist wohl Dein Haus?" fragte Winneberg.

„Nein," sagte Dulf, „das meinige liegt noch einige hundert Schritt weiter. Aber wir haben hier zusammen ein kleines Geschäft abzumachen und müssen dazu aussteigen."

Winneberg sah ihn verwundert an, auch Liddy; aber da waren schon wieder die beiden Männer mit dem Tragsessel und huben jenen, als die beiden Andern ausgestiegen, von dem Wagen herab in den Sessel, und alle gingen durch die Hausflur hindurch in einen Garten mit gelben Sandwegen, grünen Rasenflächen, Blumenbeeten und Gebüsch, wandten sich dann rechts, wo ein kleines Häuschen an das große gebaut war, und hier war auch wieder Frau Ritter, die sie lächelnd empfing und die Thür und drinnen eine zweite Thür öffnete, durch welche Winneberg in ein freundliches helles, wohl ausgestattetes Zimmer getragen wurde, wo ihm die beiden Träger in einen bequemen Lehnsessel am Fenster halfen, ehe sie mit ihrem Tragstuhl fortgingen, und als sie sich entfernt, kamen auch Dulf und Liddy und Frau Ritter herein.

Durch die anstrengende Fahrt, den ungewohnten Luftgenuß und das Straßengetöse war Winneberg so betäubt, daß er nicht begriff, was mit ihm vorging, und gedankenlos durch das Fenster in den Garten starrte. Und doch standen in demselben Fenster die beiden Töpfe mit Geranium und Reseda und an der Wand hing das Bild des starkgebräunten Herrn mit der Perrücke, und Liddy hatte sie sogleich gesehen und alles begriffen und für sie war es vollkommen überflüssig, daß Frau Ritter zu ihr sagte, sie habe alles, was ihr und ihrem Vater gehöre, herübergeschafft und in Schränke und Schubkästen gebracht, nur die Betten habe sie dem Hausherrn für die rückständige Miethe gelassen, und hier würden sie gesund und angenehm wohnen.

„Das hoffe ich auch," versetzte Dulf. „Frau Ritter hat für alles Nöthige gesorgt, um es Euch behaglich zu machen; ohne sie hätte ich lauter Dummheiten begangen, da eine Wohnung kein physikalischer Apparat ist. Da ist so vieles Willkürliche, wobei man oft denken sollte, die gerade Linie sei nicht die kürzeste. Aber nun komm, kleine Liddy! Ich will Dir das Uebrige zeigen. Frau Ritter bleibt indessen bei Deinem Vater, bis er sich erholt hat."

Er ging mit ihr in das anstoßende Gemach, das zum Schlafzimmer für Winneberg eingerichtet worden war, und in dem nichts fehlte, was zur Bequemlichkeit des Kranken erforderlich sein konnte. Ihr eigenes Schlafzimmer lag gleich daneben und aus diesem trat man in ein kleines allerliebstes Kabinet. Beide Räume hatte Frau Ritter mit besonderer Vorliebe eingerichtet, und obwohl sich nichts Unnützes oder Prunkendes darin befand, so war doch alles so reichlich und hübsch und neu, wie man es nur wünschen konnte. Aus dem Kabinet führte eine kleine Seitenthür in die Küche, die ebenfalls mit allerlei nöthigem Geräth ausgestattet war.

„Aber kochen," sagte Dulf, „sollst Du hier nur Kaffee und Thee und vielleicht etwas für den Abend. Das Mittagessen wird Euch gebracht werden, und die nöthige Aufwartung habt Ihr aus dem großen Hause. Morgen früh wird ein Arzt nach Deinem Vater sehen. Ich werde bisweilen abends auf ein Stündchen herkommen. Nun geh zu Deinem Vater hinein, grüße ihn von mir und schlafe wohl!"

Bis jetzt hatte Liddy kein Wort gesprochen und nur tief und hastig geathmet, die vordringenden Thränen niedergekämpft und alles mit großen Augen angesehen. War das denn wirklich? Hier sollte ihr Vater — an sich dachte sie keinen Augenblick — von aller Noth und Entbehrung und Erniedrigung gerettet wohnen und vielleicht gesunden und die harten schweren Jahre waren vorüber? Es übermannte sie, und in kindlicher Unbefangenheit sank das zarte lilienhafte Wesen dem Retter ihres Vaters weinend an die Brust.

Aengstlich, wie einen leichtzerbrechlichen Gegenstand, hielt er sie einen Augenblick und sagte nur: „Aber, Liddy — schon wieder?" und dann führte er sie durch den Vorplatz nach dem Zimmer, schob sie in die Thür und hinkte eilend aus dem Hause.

* * *

Daß sie so gar wenig wisse, das war die einzige Klage gewesen, die Dulf aus Liddys Munde gehört, selbst damals, als die Kleine noch ganz allein sich selbst und den hülflosen Vater zu erhalten und zu versorgen und dabei mit der bittersten Noth zu kämpfen hatte. Dulf hatte das nicht vergessen. Schon am folgenden Morgen, als Liddy zum ersten Mal in der neuen Wohnung den Kaffee gekocht hatte — alles dazu Erforderliche fand sich in der Küche, und Frau Ritter war selbst einen Augenblick vorgekommen, um Milch und Weißbrot und frische Butter zu bringen — und als der Vater in dem Lehnsessel am Fenster sich daran erquickt hatte, erschien ein kleiner alter Herr, der sich als einen in Ruhestand getretenen Lehrer einer höhern Töchterschule vorstellte und bemerkte, daß er mit dem Unterricht des kleinen Fräuleins beauftragt sei. Er habe diesen um so lieber übernommen, fügte er hinzu, als er dadurch wieder einige Beschäftigung erhalte und zugleich einem wackeren Manne einen Dienst erweise. Winneberg entgegnete darauf nur, daß sein Freund Anton Dulf mancherlei für ihn besorge, bis er selbst wieder hergestellt sei, und verhielt sich im übrigen schweigend. Er war es gewohnt, daß alles um ihn her von Liddy bedacht und verrichtet wurde, während er finster vor sich hinbrütete. Obgleich er aber auch jetzt scheinbar theilnahmslos aus dem

Digitized by Google

Fenster blickte, so lauschte er doch aufmerksam auf die vorläufige Prüfung, welche der alte Herr mit Liddy vornahm, und es verdroß ihn, daß bei den meisten Dingen, die zur Sprache kamen, sein Kind nicht einmal mit den Anfangsgründen bekannt war. Es war ihm dabei, als hätte sie ihn, nicht als hätte er sie vernachlässigt. Der alte Lehrer überzeugte sich indeß nach weiterer Unterhaltung, daß er ein sehr aufgewecktes, fähiges und lernbegieriges junges Wesen vor sich habe. Er sprach ihr freundlich aufmunternd zu, verhieß ihr, die nöthigen Bücher mitzubringen, und entfernte sich, nachdem verabredet worden war, daß jeden Morgen ein zweistündiger und jeden Nachmittag ein einstündiger Unterricht stattfinden solle.

Liddy war an den leidenden Zustand ihres Vaters gewöhnt, auch seine düstere Verbitterung betrachtete sie von jeher als einen Theil seiner Krankheit, und da sie zu bemerken glaubte, daß sich sowohl sein Befinden als seine Stimmung gebessert habe, seit Dulf sich seiner so großmüthig und freigebig angenommen, und da sie ihn und sich aller vorigen Noth und Kümmerniß enthoben sah, so empfand sie nicht nur eine grenzenlose Dankbarkeit gegen ihren Wohlthäter, sondern sie bewegte sich auch mit dem glücklichsten Behagen in dem neuen freundlichen Heimwesen umher, das ihr überaus geräumig und prächtig erschien.

Ihre vornehmste Sorge blieb immer dem Vater zugewandt, der übrigens auch nicht verfehlte, ihr dies täglich einzuschärfen; und sie ermüdete nie darin, obgleich er die fortwährenden Beweise ihrer Liebe und Zärtlichkeit, die jeden andern Vater entzückt haben würden, wie schuldige Abzahlungen ohne Dank vereinnahmte. Aber das war sie längst gewohnt, es kränkte sie nie und gab ihr nur das Gefühl, als ob sie immer noch nicht genug gethan habe. O, es waren deßungeachtet köstliche Tage, wenn die kleine Lilienweiße morgens früh aus dem Bette huschte, sich leise, leise ankleidete, in der Küche den Kaffee bereitete, von dem Bäckerjungen, der sie immer so verwundert anstarrte, das Gebäck für den Tag, von der dicken Milchfrau die Milch in Empfang nahm; wenn sie dann das fertige Frühstück in die Stube trug und auf dem Tisch vor dem Lehnstuhl zierlich ordnete und sich dann still hinsetzte und in ihrer Bibel las, bis sie den Vater rufen hörte; und wenn sie hernach mit ihm frühstückte und sah, daß es ihm wohlschmeckte; wenn sie dann im Garten zwischen den Herbstblumen umhergehen und dem Vater durch das Fenster zunicken durfte, bis der alte Herr kam und drinnen der Unterricht begann, bei dem sie so viel Neues hörte und es so schnell faßte, daß sie dem bejahrten Lehrer wie ein kleines Wunder erschien. Und dann war in den Schlafzimmern und der Küche so vieles aufzuräumen und zu ordnen, und welche Freude war es, wenn hernach alles von Ordnung und Sauberkeit glänzte! Dann kam auch wohl Frau Ritter und sie gingen zusammen aus durch die Straßen voll Menschengedränge und hin und her rollenden Wagen aller Art und vorüber an prächtigen Schaufenstern und kauften auf dem Markte oder in Läden kleine Wirthschaftsbedürfnisse und trugen sie nach Haus. Dann hatte Dulf dem Vater Zeitungen geschickt, in die er von Zeit zu Zeit hineinblickte und die ihn hinreichend beschäftigten, so daß Liddy ungestört lernen konnte, bis das Mittagessen gebracht wurde, das immer gut und reichlich war, obgleich Winneberg, der es seit Jahren nicht so gut gehabt, immer etwas daran zu tadeln fand. Und hatte sie nach dem Essen abgedeckt, das Tischgeräth wieder gereinigt und an seine Stelle gebracht, wie ruhig und glücklich verging ihr in dem traulichen Häuschen dann der Nachmittag mit Schreiben und Lesen, Unterricht, Handarbeiten und der Zubereitung des Abendessens. O, es waren köstliche Tage!

Nach dem Abendessen kam Dulf, anfangs seltener, bald aber fast jeden Abend, aus seinem nahegelegenen Hause herüber und brachte in der Regel irgend ein kleines physikalisches Instrument mit, um es zu zeigen, zu erklären und damit zu experimentiren. Er hatte große Freude an dem lebhaften Interesse und den verständigen Fragen seines Lilienkindes, wie er Liddy gern nannte, und gewahrte mit Befriedigung, daß auch Winneberg diesen Dingen allmählich seine Theilnahme zuwandte und darüber heiterer zu werden schien. Ihm selbst aber wurde dieser Verkehr bald zu einem lieben Bedürfniß. Hatte er sich bisher von jedem freundschaftlichen und häuslichen Umgange, auch wo er ihm angeboten war, fern gehalten, so empfand er nun erst, wie viel er damit entbehrt. Denn diese Abgeschlossenheit hatte sein Herz nicht ausgetrocknet, sie hatte es nur vor Täuschungen bewahrt. Jetzt hatte sichs weit gegen Liddy und ihren unglücklichen Vater aufgethan und der bisher so vereinsamte Mann fühlte sich ihnen verbunden, als wären sie seine nächsten Angehörigen.

Da Dulf zu einfach war, um dies zu verbergen, so faßte Winneberg einen Gedanken, der ihn schon beim ersten Wiedersehen durchflogen, immer bestimmter ins Auge. Ihn ahnte nicht, daß er nur noch wenige Wochen leben sollte, und weil seine gewöhnlichen Krampfzufälle, obwohl sie an Heftigkeit zunahmen, doch immer seltener eintraten, so glaubte er noch viele Jahre vor sich zu haben. Für diese wollte er sich den Beistand des wohlhabenden Freundes sicher stellen. (Fortsetzung folgt.)

Deutsche Professoren.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

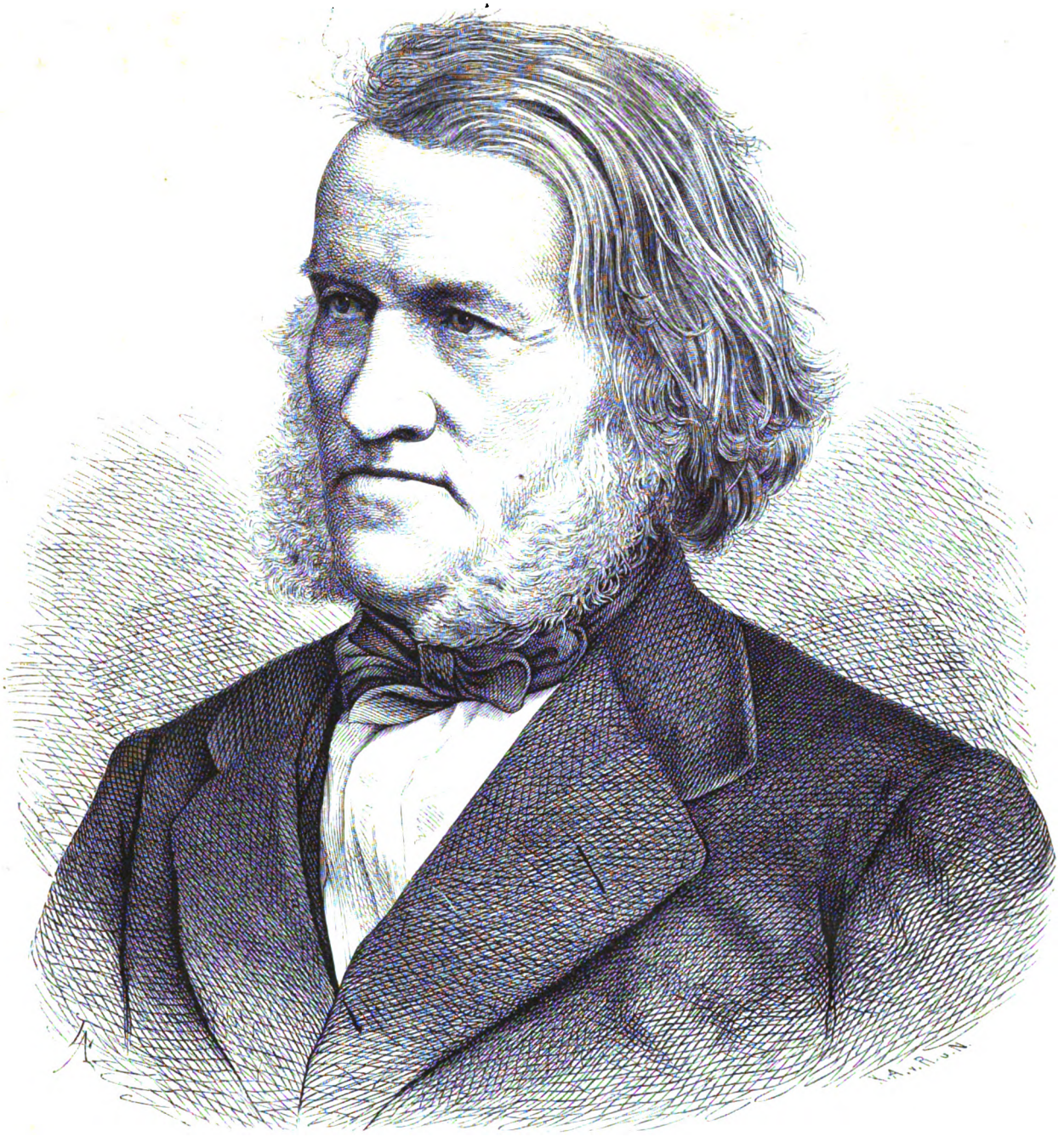
XV. J. A. Dorner.

Vor nicht langer Zeit hat ein sachverständiger Engländer, Dr. Walter Perry, geurtheilt, den deutschen Universitäten fehle im Grunde nur eines, nämlich Geld. Er hat damit ein Lob ausgesprochen, welches gleicher Weise den Einrichtungen wie den Lehrern unserer Universitäten gilt und dessen wir uns in einer Zeit, wo mancherlei Sorgen für unsere Hochschulen bei uns aufsteigen, immerhin getrösten mögen. Neben dieser idealen Auffassung unseres Universitätswesens pflanzt sich jedoch im Ausland und Inland bei vielen eine andere Meinung von dem deutschen Professor fort. Danach ist er der Träger einer großen, aber abstrusen Gelehrsamkeit und zeichnet sich durch seine Unzugänglichkeit für die Interessen, durch seine Unbrauchbarkeit für die Arbeiten des praktischen Lebens aus.

Es wird ja auch von dem Professor gelten, was vom Menschen im allgemeinen gesagt ist, daß er zwischen seinem Urbilde und Zerrbilde schwanke. Das aber ist unbestreitbar, daß, seit unsere Universitäten mit dem Beginn des Jahrhunderts einen neuen Aufschwung genommen haben, die Männer der Wissenschaft beflissen gewesen sind, ihre geistigen Schätze auch auszuprägen und in Umlauf zu setzen. Wir brauchen nur daran zu erinnern, wie die Glieder unserer Universitäten für die nationale Entwicklung gearbeitet und gelitten haben, oder wie die Naturwissenschaften zur Hebung von Ackerbau und Industrie verwendet sind. Derselbe Zug zu praktischer Wirksamkeit hat auch die neuere vom Geist des Evangeliums durchdrungene Theologie erfüllt. Das kirchliche Leben hat in allen seinen Theilen die bedeutsamsten Impulse von den theologischen Fakultäten empfangen, und viele Theologen haben ihre Katheder mit einem Sitz im Kirchenregimente vertauscht oder verbunden, um ihre Ideen auch auf diesem Wege in das Leben einführen zu können. Nach beiden Seiten hin, als Mann der Wissenschaft und der Kirche nimmt Dr. J. A. Dorner, Professor und Oberkonsistorialrath in Berlin, eine hervorragende Stelle unter den Vertretern der neueren gläubigen Theologie ein.

Dorner wurde als der dritte unter 12 Geschwistern zu Neuhausen ob Eck im südlichen Würtemberg am 20. Juni 1809 geboren. In dem hochgelegenen Dorfe, das eine herrliche Fernsicht auf die leuchtende Kette der Alpen bietet, stand sein Vater fast fünfzig Jahr als Pfarrer und leitete mit Ernst und Liebe seine Gemeinde und seine Familie. Ein glückliches und reiches Leben herrschte in dem gastlichen Pfarrhaus, und der junge Dorner war mit seinen Eltern und Geschwistern innig verbunden. Wie er später in seinem wechselvollen Leben fast überall, wohin ihn sein Beruf führte, feste Wurzeln schlug, so ist er am innigsten mit seinem elterlichen Hause und seiner schwäbischen Heimat verwachsen geblieben. Fast jedes Jahr lenkte er daher in seinem späteren Leben auch aus weiter Ferne seine Schritte nach

Digitized by Google



J. A. Dorner.

Würtemberg zurück, um seinen Vater, der 1849 und seine Mutter, die erst 1873 starb, zu besuchen. Der Knabe war von Kindheit an für die Theologie bestimmt; es kam ihm auch nie ein anderer Gedanke über seinen Beruf in den Sinn. So wurde er denn nach würtemberger Brauch zuerst in die Präzeptorschule und zwar zu Tuttlingen gethan. Sein Präzeptor legte Ehre mit dem Zögling ein; denn auf dem „Landexamen" zu Stuttgart wurde ihm die Berechtigung zum Eintritt in ein niederes Seminar zuerkannt. Es war ein wichtiger Tag, als er vierzehnjährig von seinem Vater „im Kloster Maulbronn eingeliefert" wurde, wo er nun vier Jahre blieb, um dann zu fünfjährigem Studium der Philosophie und Theologie in das Tübinger Stift überzugehen. Die künftigen Diener der würtembergischen Landeskirche haben eine schwere Schule durchzumachen, aber sie ist alterprobt und reichgesegnet; in ihren enggezogenen Schranken blühte auch zu Dorners Zeit ein jugendfrisches Leben voll Geist und Gemüth. Viele Glieder seiner „Promotion" haben sich später in verschiedenen Lebensstellungen ausgezeichnet. Von seinen Lehrern hat in Maulbronn besonders Osiander, in Tübingen Schmid großen Einfluß auf ihn ausgeübt. Der letztere hatte es auch verstanden, Liebe und Begeisterung für das Amt des praktischen Geistlichen in Dorner zu erwecken. Mit Lust und Ernst arbeitete er daher nach seinem theologischen Examen zwei Jahre als Vikar seines Vaters, bis er 1834 als Repetent nach Tübingen zurückgerufen wurde. Das Repetentenkollegium schloß damals sehr verschiedene Geister in sich: Strauß, Vischer, Hirzel, Weigel u. a. gehörten zu ihm. Da konnte es nicht fehlen, daß die Geister oft auf einander platzten, zumal schon 1835 das Leben Jesu von Strauß erschien. Diese Jahre seiner akademischen Probezeit wurden durch eine wissenschaftliche Reise nach Holland, England und Schottland unterbrochen und endigten mit seiner Ernennung zum Professor in Tübingen 1838.

Zu jener Zeit war der Grund zu dem, was Dorner später geworden ist und geleistet hat, nach allen Seiten hin gelegt. Es waren die Abhandlungen über die Geschichte der Christologie geschrieben, aus denen sein großes Werk über „die Entwicklungsgeschichte der Lehre von der Person Christi", welches in seiner letzten Auflage (1853) die glänzendste Leistung der neueren Theologie auf dem Gebiete der Dogmengeschichte ist, hervorwachsen sollte. In einer Preisarbeit des Studenten lag schon der Keim zur „Geschichte der protestantischen Theologie" (1867). Seine Theologie trug schon damals das Gepräge, das sie heute zeigt; wurzelnd in der Schrift, durch das reformato-

rische Prinzip von der Rechtfertigung durch den Glauben zur Freiheit hindurchgedrungen, sucht sie zu erweisen, wie im letzten Grunde alle Wahrheit auf Christum hinweist und zu ihm führt. Es ist aber zugleich sein eigenes persönliches Leben, welches in seiner Theologie sich darstellt. Und wie seine Persönlichkeit zu bezeichnen sei, darüber wird unter den zahlreichen Schülern und Freunden, die er in allen Theilen Deutschlands hat, schwerlich ein Zweifel bestehen. Wenn Dorner unermüdlich in seinen Werken und Vorlesungen auf das „Ethische" dringt, als Grund und Maß alles Wissens und Lebens, so bezeugt er damit nur das, was in ihm selbst lebt. Dorner ist eine ethische Persönlichkeit. Seine ideale Natur hat im christlichen Glauben Halt und Inhalt gefunden. Was er einst unter sein Bild schrieb: „In Christo liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß," das ist das Bekenntniß seines Lebens. Mit der evangelischen Heilsgewißheit ist aber in ihm als wesentliches Moment echter Humanität ein rastloses Suchen und Forschen nach reicherer und tieferer Erkenntniß auch der Welt verbunden. Wenn für das kranke Auge unserer Zeit Christenthum und Humanität sich als unversöhnliche Gegensätze darstellen, so ist es ein tröstliches Zeichen künftigen Friedens, daß in dem geistigen Leben von Männern, wie Dorner, jeder Fortschritt des einen Faktors auch dem andern zu Gute kommt. Zu Dorners ethischer Art gehört es auch, daß mit dem zähen Festhalten an seiner individuellen Eigenthümlichkeit sich in seltener Weise Trieb und Fähigkeit, sich in andere zu versenken, verknüpft. Man braucht ihn nur wenige Worte sprechen zu hören, um den Klang seiner schwäbischen Heimat herauszumerken; fünf und dreißig Jahre niederdeutschen Lebens haben den ursprünglichen Tongang seiner Rede nicht verwischt. Er hat auch die Sprache seiner geistigen Eigenart nie verleugnet. Auf der anderen Seite hat seine Lebensführung, die ihm an sechs Universitäten Lehrstühle verliehen hat, zur reichsten Entfaltung und Befriedigung seines Verlangens nach persönlicher Gemeinschaft verholfen. Mit solcher Pietät und Selbstlosigkeit und zugleich so fördernd trat er jedes Mal in seinen neuen Berufskreis ein, daß er gar bald, sei es in Kiel oder Königsberg, sei es in Bonn oder in Göttingen geistiges Bürgerrecht gewann. Was von Schleiermacher galt, darf auch von Dorner gesagt werden, daß er ein Virtuos in der Freundschaft sei. Doch würde es ihn nicht völlig befriedigt haben, in einem schönen Freundeskreis der Wissenschaft zu leben. Er kann dem Gange der Dinge nicht müssig zusehen. Ein reizbares Gefühl gegen das Unrecht, das der Stärkere dem Schwächeren zufügt, ist ihm eigen; und gerechter Zorn kann in dem milden Manne aufflammen, wenn der Wahrheit oder der Billigkeit Gewalt geschieht. Das ist die Kehrseite seines Eifers für Herstellung des Guten. Die Ziele, die ihm vorschwebten und denen er mit ausdauernder Treue nachstrebte, mögen hin und wieder die scharfen Linien der Theorie verrathen, im einzelnen hat er immer die rücksichtsvollste Liebe walten lassen. Er mag über die Erreichbarkeit seiner Ziele zuweilen zu sanguinisch gedacht haben, aber auch Irrthümer dieser Art bestätigen jedem, der im Hader der kirchlichen Parteien sein Urtheil unbefangen erhalten hat, nur den Adel der Gesinnung Dorners. Er kennt kein anderes Ziel seines Strebens, als das Reich Gottes und seinen Bau in unserm Volke und den Völkern, und das Vertrauen auf die freie Macht des Evangeliums ist es, das seine Schritte gelenkt und unter allen Schwankungen der öffentlichen Verhältnisse, ja auch unter allen herben Erfahrungen ihn unverzagt erhalten hat.

Nur kurze Zeit bekleidete Dorner seine Professur in Tübingen, denn schon 1839 folgte er einem Rufe nach Kiel. Hier eröffnete sich ihm ein Leben so reich und schön, wie es selten auf einer Universität zu finden ist. Unter den Professoren, die großentheils junge Männer waren, herrschte ein überaus frischer und angeregter wissenschaftlicher Geist und freundschaftlicher Verkehr. Der Jurist Herrmann, der Theologe Pelt, die Historiker Waitz und Droysen, der Philosoph Chalybäus, der Philologe Pelt u. a. gehörten zu dem Kreise, in welchem Dorner sich bewegte. Die Professoren hörten vielfach die Vorlesungen ihrer Kollegen. Der Sonntag vereinigte die Universitätslehrer auf dem Professorenchor der Nikolaikirche, um sich an der Predigt von Klaus Harms zu erbauen. Auf sein freundschaftliches Verhältniß zu Harms legte Dorner großes Gewicht. Dasselbe fand auch in der gegenseitigen Widmung von Schriften, sowie darin seinen Ausdruck, daß Dorner zum Jubiläum des berühmten Predigers die Stiftung eines Harms-Stipendiums, das für theologische Reisen bestimmt war, veranlaßte. Nach vier und einem halben Jahre verließ Dorner Kiel, aber vergessen hat er es nicht. Das bezeugt die Theilnahme, die er dem Geschicke Schleswig-Holsteins später bewies, seine Fürsorge für die vertriebenen Geistlichen, sein mannhaftes Auftreten auf dem Stuttgarter Kirchentage 1857, wo er trotz des Zornes der Partei von Hengstenberg und Stahl gegen die dänische Vergewaltigung der Kirche und Schule in Schleswig-Holstein protestirte.

Von Kiel ging Dorner nach Königsberg, wo ihn schwierige Verhältnisse in der Fakultät, wie im Konsistorium erwarteten. Er ging dennoch auf den Tausch ein, weil er von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß im Politischen, wie im Kirchlichen von Preußens Haltung das Gedeihen des Ganzen wesentlich abhänge, und weil gerade damals die Aussicht verlockend war, an der Verwirklichung der Pläne, welche der viel verkannte Minister Eichhorn für die Reform der Kirchenverfassung hegte und ihm darlegte, mitarbeiten zu können. Es gestalteten sich denn auch seine amtlichen Verhältnisse in erwünschter Weise. In die Fakultät kam mit ihm ein frisches Leben. Die Ruppsche Bewegung, in die er als Mitglied des Konsistoriums amtlich verwickelt war, suchte er freilich vergeblich beizulegen. Dagegen gehörte zu den Höhepunkten seines Lebens seine Betheiligung an der Generalsynode von 1846, zu welcher er von der Fakultät deputirt war.

Zu Ostern 1847 folgte er aus Rücksicht auf seine Familie gern dem Rufe nach Bonn, um aus dem rauhen Klima Königsbergs in das mildere der Rheinprovinz übersiedeln zu können. Ein reiches und äußerst bewegtes Leben entfaltete sich hier. Die Zahl der Theologie-Studirenden hob sich schnell, nachdem auf Dorners Betrieb auch Rothe nach Bonn gerufen war. Innige Beziehungen verknüpften ihn mit E. M. Arndt, Brandes, Perthes, Bleek, Hasse, Monnard u. a., ganz besonders aber mit Bethmann-Hollweg. An dem kirchlichen Leben Rheinlands nahm er regen Antheil; er war Mitglied des Presbyteriums, der Kreissynode Mülheim sowie mehrerer Provinzialsynoden; und namentlich war er an den Arbeiten des Rheinischen Konsistoriums, zu dessen Sitzungen er erst nach Koblenz sich begab, betheiligt. Als dann die Stürme der Revolutionszeit hereinbrachen und für die kirchliche Gestaltung eine neue Perspektive eröffneten, wurde Dorners Kraft noch zu erhöhter Thätigkeit angespannt. Dagegen konnte er sich, als die Zeit der Reaktion hereinbrach, mit dem Regime Raumers nicht befreunden. Die Kabinetsordre, welche die antiunionistische Bewegung 1852 erlangt hatte, bedrohte seine Stellung, denn er würde es nicht über sich vermocht haben, im Sinne derselben zu wirken und dadurch die rheinische Kirche, die nur durch feste Einigung aller ihrer Kräfte der Uebermacht des Katholicismus Stand halten konnte, zu schädigen. So nahm er denn einen früher abgelehnten, damals aber erneuerten Ruf nach Göttingen an, 1853. Es hatten sich an der Georgia Augusta manche von seinen alten Kieler Freunden zusammengefunden; neue traten hinzu, und er wurde bald der belebende Mittelpunkt der theologischen Fakultät, mit der er in schöner Harmonie wirkte. Ein bleibendes Denkmal seiner Göttinger Thätigkeit ist die Erweiterung und Reform des Repetentenkollegiums und die Stiftung eines Konviktes für Studirende, welche er im Verein mit dem ihm eng verbundenen Abt Ehrenfeuchter in freier Nachbildung der Institutionen seiner Heimat vornahm. Aus Rücksicht auf diese junge Schöpfung lehnte er einen Ruf Bethmann-Hollwegs nach Halle ab, und erst als ihre Existenz genugsam befestigt erschien, nahm er zwei Jahre darauf 1862 die Berufung nach Berlin an. Die Absicht des Ministers war hierbei nicht blos auf die Gewinnung einer bedeutenden Kraft für die Universität gerichtet, sondern vielleicht eben so sehr darauf, daß Dorner im evangelischen Oberkirchenrathe frische Impulse zur Fortführung des kirchlichen Verfassungswerkes geben sollte.

Digitized by Google

Durch den Rücktritt v. Bethmann-Hollwegs wurde freilich sofort die ganze Sachlage geändert. Für Dorner aber war — nach menschlichem Urtheil — mit dieser Berufung der Ort bestimmt, an welchem seine akademische und kirchenregimentliche Thätigkeit ihren Abschluß finden sollte.

Ueberall wo Dorner gelehrt hat, sind ihm zahlreiche und treue Zuhörer zugefallen. Unsere akademische Jugend hat eben ein sicheres Gefühl für den Werth des Vorgetragenen und des Vortragenden, sie läßt sich durch bloße rhetorische oder didaktische Gewandtheit nicht bestechen. Dorner zieht seine Hörer in seine eigene wissenschaftliche Arbeit hinein; man merkt seiner zuweilen spröden und schweren Rede das Ringen des Gedankens an; aber wenn sie auch in der schweren Rüstung philosophischer Terminologie einherschreitet, es spricht doch immer die Seele mit. Die stets sich erneuernde Frische und der sittliche Ernst, die weite Peripherie und das feste Centrum in seinen Vorträgen, das ist es, was den Anfänger anzieht, und den gereifteren Schüler hält. Neben seinen Vorlesungen hat Dorner immer noch in persönlicherer Weise auf die Studirenden einzuwirken gesucht; er hat sie zu theologischen Societäten geladen, und hat sich unermüdlich erwiesen, dem einzelnen, der sich ihm vertrauensvoll nahte, mit Rath und That beizustehen. Besonderes Gewicht legte er auch mit vollstem Rechte auf die Anregungen der Kommilitonen unter einander; an mehr als einer Universität regte er die Gründung theologischer Vereine an; und was er zur Stiftung von Konvikten früher in Göttingen, jetzt wieder in Berlin gethan hat, zielt wesentlich darauf hin, den darin Aufgenommenen den Segen wissenschaftlicher Gemeinschaft zu vermitteln.

Es liegt außerhalb des Bereiches dieser Skizze, näher auf die wissenschaftlichen Leistungen Dorners einzugehen. Er gehört zu der Zahl der Theologen, welche nach Schleiermacher die Träger einer reichen und fruchtbaren Theologie waren, auf deren schönen Aufschwung leider schon ein fühlbares Ermatten gefolgt ist. Wir haben auf die seltene Kontinuität in seiner wissenschaftlichen Entwicklung hingewiesen, wie sie sich in seinen Werken spiegelt; wir haben hinzuzufügen, daß es eine stetig sich bereichernde und vertiefende Entwicklung ist. Es tritt das auch bei dem zu Tage, was das Centrum seines wissenschaftlichen Denkens ist, bei seiner Lehre von der Person Christi. In mehreren bedeutenden Abhandlungen (in den 1856 von ihm in Verbindung mit anderen Theologen gegründeten „Jahrbüchern für deutsche Theologie") über die Unveränderlichkeit Gottes, über die sündlose Heiligkeit Christi, und noch ganz vor kurzem über den idealen und realen Christus hat er seine Anschauungen reicher entfaltet und tiefer begründet. Seine theologische Richtung ist im allgemeinen durch einen zwiefachen Gegensatz gekennzeichnet, einmal gegen den philosophischen Rationalismus, der an die Namen von Strauß und Baur geknüpft ist, und sodann gegen den Konfessionalismus. Gegen die Tübinger Schule galt es die Grundwahrheiten und Grundthatsachen des Christenthums zu vertheidigen; gegen die lutherischen Konfessionalisten die Freiheit des evangelischen Glaubens zu wahren. Mit scharfer Dialektik und mit vollem persönlichen Eintreten für die gefährdete Sache hat Dorner gegen beide Richtungen gekämpft; aber er kämpfte in irenischer Absicht. Dorner will Union nicht blos als Anerkennung landeskirchlicher Thatsachen, sondern als Geltendmachung eines Prinzips; auf Grund der reformatorischen Prinzipien will er brüderliche Gemeinschaft. Daher ist er der evangelischen Allianz von Herzen zugethan; er ist häufig auf ihren Versammlungen gewesen, noch 1873 hat er dieserhalb die Reise nach Amerika unternommen. Es ist ein schönes Ziel, daß die evangelischen Völker und Konfessionen mit ihren geistlichen Gaben einander Handreichung thun sollen. Einen solchen interkonfessionellen Verkehr anzubahnen ist ein Lieblingsgedanke Dorners seit seiner ersten Studienreise nach England. Er hat mit manchem gewichtigen Worte in die theologischen Entwicklungen Englands, Amerikas und Frankreichs eingegriffen. So war er denn auch unter den Leitern und Rednern der großen Berliner Versammlung, welche 1873 einen Gruß an die Protestanten Englands sandte, als Antwort auf die Sympathiebezeugung, welche das bekannte Londoner Meeting uns für den Kampf mit Rom ausgesprochen hatte.

Wir haben darauf hingewiesen, daß Dorner nicht blos durch Wort und Schrift, sondern auch durch kirchenregimentliche Thätigkeit seinen Ideen Geltung zu verschaffen suchte. Er ist zweimal in preußischen Kirchendienst getreten, weil er eine hohe Meinung von Preußens Beruf für die Ausgestaltung der evangelischen Kirche Deutschlands hatte. Was er mit seinen Freunden auf dem Gebiete der Kirchenverfassung erstrebte, bildet eine Parallele zu seinen theologischen Intentionen. Wie er in seinem theologischen System die Wahrheit des lutherischen und reformirten Typus zu vereinigen suchte, so sollte in der Kirchenverfassung das presbyteriale und synodale Element der reformirten Kirche mit dem konsistorialen Elemente der lutherischen in organischer Weise verknüpft werden. Da dies keine künstlich ausgedachte Theorie ist, sondern damit nur das Resultat eines aus dem innersten Leben unserer evangelischen Kirche hervorgewachsenen und dazu durch die staatliche Entwicklung gebotenen Bestrebens ausgesprochen ist, so sehen wir seit der ersten Theilnahme Dorners am Kirchenregimente diese Ideen trotz unzähliger Schwierigkeiten immer mehr zur Wirklichkeit gelangen. Als Dorner 1846 in der Generalsynode saß, wo die edelsten Männer der preußischen Landeskirche versammelt waren, gewann er einen hoffnungsvollen Ueberblick über die kirchliche Lage. Bald darnach lernte er im Rheinland die Kraft und Tüchtigkeit eines synodal verfaßten kirchlichen Lebens kennen. Als daher das Jahr 1848 kam und die Trennung von Kirche und Staat ausgesprochen wurde, verzagte er nicht, wie so viele fromme Christen, sondern erfaßte die veränderte Sachlage in ihrer vollen Tragweite und legte seine Vorschläge in drei Sendschreiben an Nitzsch und Julius Müller nieder. Er trachtete nach einer Verbindung der evangelischen Landeskirchen Deutschlands zu einem Kirchenbunde, in welchem jedes Glied seine Eigenart in Bekenntniß, Kultus und Verfassung bewahren und doch alle zur Pflege ihrer in allen Unterschieden vorhandenen idealen Einheit und zur Realisirung der großen Zwecke des Reiches Gottes mit einander in geordnete organische Gemeinschaft treten müßten.

Dorners edles Streben gelangte damals nicht zum Ziele; sind wir doch auch heute noch weit genug davon entfernt. Ohne Frucht aber blieb sein muthiges Wort nicht, es wurde einer von den Impulsen, welche zur Stiftung des Kirchentages führten. Er reiste im Juni 1848 mit Bethmann-Hollweg zur Sandhofskonferenz bei Frankfurt, wo die „Versammlung für Gründung eines deutschen evangelischen Kirchenbundes" nach Wittenberg auf den Herbst 1848 ausgeschrieben wurde. Auch auf dieser Wittenberger Versammlung (später als erster Kirchentag gezählt) war Dorner zugegen. In freudiger Begeisterung reichten sich dort die Männer verschiedener kirchlicher Richtung die Hand zu gemeinsamer Arbeit. Wichern brachte wie eine unerwartete Gottesgabe das dauernder einigende Werk der Inneren Mission hinzu. Seitdem haben sich die verschwisterten Versammlungen des Kirchentages und des Kongresses für innere Mission sechszehnmal wiederholt; das ursprüngliche Ziel zwar nicht erreicht, aber doch viel Segen für die deutsch-evangelische Christenheit gebracht. Dorner dürfte kaum auf einer dieser Versammlungen gefehlt haben. Als er 1853 Bonn und Preußen verließ, war dieser Schritt ein Protest gegen den dumpfen Druck der Reaktion, der nicht bloß den Staat, sondern auch die Kirche, nicht blos die schlimmen, sondern auch die besten Bestrebungen von 1848 traf. Auf kirchlichem Gebiete waren es die hierarchischen Gedanken, die zum Theil gestützt auf die politische Reaktion in der konfessionellen Partei auftauchten, welche Dorner in Göttingen bekämpfte. Wenn die theologische Fakultät Göttingens den hingeworfenen Fehdehandschuh der Stimmführer unter der hannoverischen Geistlichkeit entschlossen aufnahm, so werden wir nicht fehlgreifen, wenn wir annehmen, daß Dorner daran nahe betheiligt war.

Manch anderes schlagende Wort hat er in jenen Jahren geschrieben, am liebsten, wenn er für Freunde eintreten konnte; so hat er Lückes Gedächtniß gegen Hengstenbergs Angriff, Julius Müller gegen Harnack mit schneidigen Schriften vertheidigt. Als Bunsen daher 1854 von London nach Deutschland zurückkam und die schwüle Atmosphäre fühlte, die über

Digitized by Google

seiner Heimat lag, wandte er sich zunächst an Dorner, um ihn zu einem zündenden lustreinigenden Worte an das deutsche Volk aufzufordern. Seitdem sind die verschiedensten Stürme über unser deutsches Vaterland hingegangen, und die krankhaften Stimmungen der fünfziger Jahre sind fast vergessen. Dorner selbst ist seit 14 Jahren Mitglied der obersten kirchlichen Behörde Preußens, und er hat an den schwankenden Urtheilen der politischen und kirchlichen Parteien über das Kollegium, zu dessen bedeutendsten Mitgliedern er gehört, an seinem Theil mitzutragen. Wir lassen uns nicht auf Muthmaßungen ein, wie viel oder wie wenig von den Schritten des Evangelischen Oberkirchenraths auf Dorners Rechnung kommt; er hat sich selbst gelegentlich dagegen verwahrt, persönlich für das Thun der hohen Behörde gelobt oder getadelt zu werden. Ein gerechtes Urtheil über die vom Evangelischen Oberkirchenrath eingehaltene Kirchenpolitik und Dorners Antheil an ihr wird erst die Zukunft fällen können; denn sie wird freier sein von den Parteileidenschaften, die jetzt noch die Urtheile verwirren, und weil sie durch Aufdeckung von Thatsachen die unermeßlichen Schwierigkeiten, unter denen jene Behörde zu arbeiten hatte, wie den Gang dieser Arbeiten selber klarer wird erkennen lassen, wird sie manche Unbill beschämen und manchen Tadel in Anerkennung verwandeln. Was aber Dorner betrifft, so wird sie ihm das Zeugniß sichern, daß er, wie in der Wissenschaft, so auch im Kirchenregiment, seine selbstlose Hingabe an die evangelische Wahrheit, seine Liebe zur evangelischen Kirche und die Treue seines Glaubens an ihr ewiges Haupt — ja selbst da, wo er geirrt haben sollte — nimmer verleugnet hat.

Ein Familienzwist.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Roman von Ludwig Harder.

(Fortsetzung.)

XVII.

Tante Bernhardine öffnete die Fensterläden und streckte ihr greises Haupt in den Morgennebel hinaus, durch welchen eben die glutrothe Sonnenscheibe brach. Doch ihren Blick fesselte etwas anderes. Auf der Haustreppe kauerte Moorelse.

„Mach, daß Du fortkommst, Betteldirne!“ fuhr die Stiftsdame sie an. „Meinst Du, unsere Schwelle sei ein Obdach für nächtliche Umhertreiberinnen? Auf was wartest Du hier?“

„Sicherlich nicht auf Euren freundlichen Morgengruß,“ lautete die trotzige Antwort, „noch überhaupt auf Eure werthe Person! Ich will zum Gutsherrn!“

„Zu meinem Neffen? Warum nicht gar? Was kannst Du von ihm wollen?“

„Geld! mit Euer Gnaden Verlaub,“ lachte Elsbeth keck, indem sie an der Stiftsdame vorüber in die eben geöffnete Hausthür schlüpfte.

„Geld?“ wiederholte Fräulein von Tretten erstaunt. „Ei sieh doch! Und wofür denn Geld, wenn man fragen darf?“

„Ihr dürft fragen, dem Gutsherrn aber möcht' ich nicht rathen, sich lange zu besinnen, wofür? Könnte sonst sein Gedächtniß gründlicher schärfen, als ihm lieb ist!“ Elsbeth ließ bei diesen Worten flüchtig das goldene Kreuz blinken und machte Miene, die Treppe hinauf in Ottos Arbeitszimmer vorzudringen.

Da aber legten Tante Bernhardinens knöcherne Finger sich wie ein Schraubstock um ihr Handgelenk. „Zurück, Unselige!“ knirschte sie in höchster Aufregung. „Mein Neffe darf dies Kreuz nicht sehen, niemals! Verstehst Du mich? Ich weiß zwar nicht, wie es in Deine Hände gerieth; es sollte längst vernichtet sein — indes, komm mit. Ich will Dir Geld geben — wie viel brauchst Du? Komm mit, komm mit!“

So sprechend zog sie Elsbeth in ihr Wohnzimmer und öffnete ein Schubfach, worin Silbermünzen und Papiere in schönster Ordnung aufgeschichtet lagen. „Wie viel verlangst Du?“ wiederholte die alte Dame hastig.

Torfelse sah wohl ein, daß sie auf ihr Vorhaben, Arning zu demüthigen, für heute werde verzichten müssen. Der Zorn über diese fehlgeschlagene Hoffnung ging indessen völlig unter in dem maßlosen Erstaunen, womit eine so unerwartete Sachlage sie erfüllen mußte. Der Gutsherr durfte jenes Kreuz nicht sehen? Er wußte also in der That nichts von dem in seinem Namen begangenen Verbrechen! Diese Möglichkeit war Elsbeth und der alten Stine niemals in den Sinn gekommen.

In dem Herzen der braunen Else, so verdorben es war, regte sich bei dieser Erwägung etwas wie Mitleid mit dem einsamen stolzen Manne, der von seinen nächsten Verwandten so unerhört betrogen ward. Aber dieses bessere Gefühl erlosch irrlichtergleich, und Elsbeth erwiderte trotzig: „Mit dem Geld, das Ihr da liegen habt, werden wir wohl nie auseinanderkommen: Silber ist mir zu schwer und Papier zu leicht. Wenn Ihr ja statt des Gutsherrn zahlen wollt, so sei es in hübschen blanken Goldstücken, so ungefähr — nun wie viel sagen wir gleich? Eins würde durch die Löcher meiner Tasche gleiten, und hundert rissen am Ende die ganze Tasche ab. Deshalb laßt es ein schönes wohlgezähltes Dutzend sein, und ich will Euch dieses Jahr nicht mehr belästigen.“

Tante Bernhardine stand starr vor Schrecken. Sie hatte gehofft, das Bettelmädchen mit einigen Thalern abzufinden, und sich nur deshalb so bereitwillig ihrer Geldforderung gefügt.

„Unverschämte Zigeunerdirne!“ brach sie jetzt wüthend los. „Glaubst Du mich ungestraft ausplündern zu dürfen? Noch ein Wort, so jage ich die ganze Bande aus dem Ermsdaler Gebiet und —“

„Buchdorf nimmt uns mit offenen Armen auf,“ ergänzte Elsbeth gleichmüthig, die verhängnißvollen Kleidungsstücke in ihren Fingern drehend.

Fräulein von Trettens ganzer Zorn, wenigstens der äußere, legte sich bei diesen wenigen Worten wie durch Zauber. Im Innern freilich kochte wilder Grimm, und wäre sie einige Jahre jünger gewesen, sie würde in diesem Augenblick der Verzweiflung selbst einen Mord nicht gescheut haben, um sich einer so gefährlichen Mitwisserin zu entledigen; aber das derbe Knochengerüst der alten Frau war morsch und hinfällig bis ins Mark und die schlanke geschmeidige Eidechse ihr an Kräften weit überlegen. Nach Buchdorf aber durfte gerade jetzt kein Hauch von dem Geschehenen dringen. Sie mußte also versuchen, den Gegner durch scheinbare Nachgiebigkeit zu überlisten.

„So viel kann ich nicht zahlen und auch nicht so rasch,“ sagte sie daher mit erzwungener Ruhe. „Ich habe erst vor wenigen Wochen Deiner Großmutter die vierundzwanzig Goldstücke ausgezahlt, welche ihr unserem Vertrag gemäß für das Jahr zukamen; es ist Wortbruch ihrerseits, Dich nochmals mit einer so großen Forderung an mich abzuschicken. Dessenungeachtet würde ich zahlen — gewiß! ohne mich zu besinnen — wenn ich es eben könnte. Sei vernünftig, Elsbeth, ich will Dir drei Goldstücke mehr geben, wenn Du ein Vierteljahr wartest. Sieh, in diesem Schubfach liegt alles, was ich besitze, und mein Neffe darf nie erfahren —“

Ein Aufschrei der sonst gar nicht nervenschwachen Frau schloß die Rede: in dem Thürrahmen stand Otto, die Flinte über der Schulter, in vollständigem Jagdanzug, und offenbar im Begriff, das Haus zu verlassen. Er mußte den letzten Theil der Rede noch gehört haben. Mit strenger Miene näherte er sich dem erschrockenen Paar.

„Was ist denn das für eine Schuld, welche Du der alten Stine nicht abtragen kannst, und von welcher ich nichts wissen darf? Und was bedeutet dieser Plunder?“ fügte er, die Beweisstücke der braunen Else an sich nehmend, hinzu.

Elsbeth verstand sich auf die Sprache des Menschenantlitzes; manchem Ausbruch wahnsinniger Verzweiflung hatte sie ungerührt beigewohnt; aber bei dem Wechsel, der in Ottos Zügen vorging, sobald er einen Blick auf die verhängnißvollen Gegenstände geworfen hatte, regte sich sogar in ihrer Brust ein unbezwingliches Grauen. Der kräftige Mann war weißer geworden als die neugetünchte Wand des Saales, seine Hand

Digitized by Google

stützte sich schwer und zitternd auf den massiven Tisch vor ihm. Dennoch war sein Auge scharf und durchdringend auf die Stiftsdame gerichtet, welche bleich und zitternd, ein Bild überführter Schuld, an dem geöffneten Schreibtisch lehnte. Es folgte eine kurze todtenstille Pause, und keine Sprache hat Worte für das, was die beiden Menschen, die so lange Jahre friedlich zusammen gelebt, sich in diesem Schweigen sagten.

„Ich wollte dem gnädigen Fräulein die alten Kleider — verkaufen," stammelte Elsbeth endlich. Es war die erste barmherzige Lüge ihres Lebens; trotz all ihrer Keckheit bedauerte sie aufrichtig, gekommen zu sein.

Der Freiherr antwortete nur durch eine verächtlich abwehrende Handbewegung.

„Für dieses Kreuz hier bezahlst Du die alte Stine seit sechszehn Jahren!" wandte er sich an die Stiftsdame mit einer starren Ruhe, die erschütternder auf sie wirkte, als maßlose Heftigkeit es vermocht hätte. „Um dieses Kreuzes willen hast Du mich veranlaßt, dem vagabundirenden Weibe Obdach und Schutz auf meinem Grund und Boden zu gewähren? Um dieses Kreuzes willen duldest Du, die sonst keine Nachsicht kennt, deren tolles Treiben? Alles um dieses Kreuzes willen?"

Fräulein von Tretten rang vergebens nach Worten.

Sie waren auch unnöthig; Otto hatte den verhängnißvollen Zusammenhang in Einem furchtbaren Augenblicke klar durchschaut. Er wußte nun, daß seine Tante zur Mörderin hatte werden wollen, und zwar für ihn. Und mit dem Zartsinn fein angelegter Gemüther, die sich für das, was ihretwegen geschieht, halb mitverantwortlich halten, fühlte er in ohnmächtigem Schmerz, wie sich ein Theil der Schuld auf seine Seele wälzte und eine unübersteigliche Schranke zwischen ihm und Beatrice bildete.

„Und Du konntest dulden, daß ein reines edles Mädchen einem Mörder, *seinem* Mörder, die Hand reichte?" fuhr er unerbittlich fort.

„Otto!" schrie die alte Dame jetzt auf. Der Freiherr wandte sich verächtlich ab.

„Ringe nicht so die Hände, Teufel in Menschengestalt. Könntest Du Mitleid fühlen, Du hättest es für ein zweijähriges Kind gefühlt! Zu fürchten aber hast Du nichts. Wir sind fester aneinander gekettet als Galeerensklaven. Deine Ehre ist meine Ehre, und so versteht es sich, daß ich zahle. Tritt näher, Elsbeth!" Er öffnete seinen Schreibtisch. „Wie viel forderst Du für Dein Schweigen?"

Aus den dunklen Gefächern blinkte das leuchtende Gold, der ganze Erlös der diesjährigen Ernte; aber es war augenblicklich nicht im Stande, Elsbeths Habgier zu reizen.

„Zwölf Goldstücke meinte ich," stammelte das kecke Mädchen beinahe schüchtern. „Indes es eilt nicht. Wenn —"

Otto ließ sie nicht ausreden.

„Zwölf Goldstücke ist für einmal," sagte er eintönig. „Wie theuer schätzst Du Dein Schweigen für immerdar? Meine Verlobung zwar ist zerrissen; aber meine Braut soll nie erfahren, warum. Deshalb fordere getrost eine hübsche runde Summe für Deine Verschwiegenheit, und die Beweise, welche hier bleiben müssen, und laß die Sache auf einmal abgethan sein. Wie viel verlangst Du?"

„Ich weiß nicht," antwortete Elsbeth, der es von Minute zu Minute unheimlicher wurde, ganz leise.

Otto griff mit der Hand in eines der Fächer und zog Goldstücke und Papiere in buntem Durcheinander daraus hervor, ohne ihren Werth zu beachten.

„Hier, Elsbeth," sagte er. „Sieh hier, hier. Wird das genügen? Oder willst Du mehr? Und forderteſt Du ganz Ermsdal! Mach's kurz, Elsbeth! Ist's genug? Sonst — hier ist mehr. Ich *will* Ruhe haben!"

„Es ist genug!" rief Torfelse schaudernd und bedeckte einen der Goldhaufen mit der Hand, während sie zurückschob, was Otto fortfuhr, aus den Gefächern zu ziehen. Sie konnte es nicht länger ertragen, in sein geisterbleiches Gesicht zu blicken, jenen halblauten Reden zu lauschen, welche, an und für sich kaum auffallend, einem so verschlossenen Manne, wie der Ermsdaler Gutsherr war, nur durch halben Wahnsinn abgepreßt werden konnten. Zudem hatte sie ihr Hauptziel erreicht: die Verlobung mit Beatrice war gelöst. Sie ergriff deshalb eifrig die Gelegenheit, einen Ort zu verlassen, wo sie zum ersten Mal eine mit Grauen gemischte Ehrfurcht vor den besseren Gewalten im menschlichen Herzen empfunden hatte.

„Es ist genug?" wiederholte Otto noch immer in ruhig geschäftsmäßigem Ton. „Genug für heute und für alle Zeit? Du wirst das Geheimniß nie verrathen und niemals mehr fordern?"

„Niemals!" versprach Else entschieden.

Der Freiherr erhob sich wankend und deutete nach der Thür, durch welche die braune Else sofort mit eidechsenartiger Gewandtheit entschlüpfte.

So standen sich denn die beiden Personen allein gegenüber, deren jahrelanges Einvernehmen zu einer so gefährlichen Krisis gekommen war.

Wieder folgte eine längere Pause. Arning starrte vor sich nieder und schien die Gegenwart der Stiftsdame vollkommen vergessen zu haben.

„Otto —" wagte sie endlich das drückende Schweigen zu unterbrechen.

Keine Antwort.

„Otto," begann sie nach einer Weile von neuem, „Otto, steh nicht da, so schroff und unnahbar, als sei ich keines Blickes mehr werth, ich ertrag' es nicht! Was ich auch gethan haben mag, es geschah um Deinetwillen; nur Dein unaufhörliches Klagen und Murren hat mich dazu getrieben. Und mag ich auch gegen göttliche und menschliche Gesetze gefehlt haben, Du wenigstens hast kein Recht, mir darüber Vorwürfe zu machen!"

Otto wandte sich müde zu ihr hin. „Tante," sagte er langsam, „Du hast die in einem Augenblick wahnsinniger Erregung hingeworfene Drohung eines wilden Knaben zur That gemacht, der sie — Gott ist mein Zeuge! — niemals ausgeführt hätte! Das ändert nichts an dem Thatbestand. Ich bin der intellektuelle Urheber dieser Schandthat, und die Verantwortung für das unsägliche Elend, welches sie im Gefolge hatte, trifft mich wie Dich. Ich klage Dich also nicht an, nicht wegen meines Bruders vorzeitigem Ende, Beatricens durchtrauerten Kinderjahren, noch meiner eigenen verlorenen Existenz — dies alles mache mit Deinem Gewissen aus; aber das eine wirst Du selbst Dir sagen müssen, daß diese Stunde uns für alle Zeiten scheidet."

„Das heißt," schrie die Stiftsdame im höchsten Schmerz auf, „Du willst mich zum Lohn für alle Liebe, welche ich Dir erwiesen, auf meine alten Tage ins Elend stoßen?"

„Nein," entgegnete Otto ruhig, „Du wirst im Ueberfluß leben, wo immer es Dir gefällt; selbst in Ermsdal, wenn dies Dein Wunsch ist; aber in diesem Falle werde ich das Meer zwischen uns legen."

„Otto, Otto!" jammerte die alte Dame händeringend. „Das kann Dein Ernst nicht sein — es wäre *zu* hart!" Die Liebe zu ihrem Neffen war noch das einzige menschliche Gefühl ihres erstarrten Herzens.

Otto aber blieb kalt bei ihrem Schmerz. „Dein Anblick thut mir weh," sagte er rauh, „und ich muß Ruhe haben, wenn ich überhaupt leben soll."

Der Gedanke an Beatrice, an das Glück, welches er noch zu hoffen gewagt, nur um es desto unwiderbringlicher zu verlieren, durchzuckte ihn mit so schmerzlicher Gewalt, daß er sich niedersetzen und sein Antlitz in den Händen bergen mußte, um seine Schwäche nicht zu verrathen. Tante Bernhardine bemerkte sie dennoch und schöpfte neuen Muth aus diesem ersten Zeichen menschlichen Empfindens.

„Aber ich werde nicht gehen," protestirte sie hastig und aufgeregt. „Weder Bitten noch Drohungen bringen mich dazu, Dich zu verlassen. Otto! Wer sollte denn für Dich sorgen, wenn Du das einzige Wesen von Dir stießest, welches Dir treu blieb, so lange Du lebst? Nein, ich bleibe bei Dir — es ist ja gar nicht anders möglich! Und willst Du übers Meer, Otto — auch dahin, um die ganze Welt folg' ich Dir trotz meines Alters und meiner Gebrechlichkeit!"

Der Freiherr erhob sich. In seinen Zügen lag eine eherne

Digitized by Google

Entschlossenheit, als er kalt erwiderte: „Es gibt Gottlob einen Ort, wohin Du mir nicht folgen kannst. Und sei gewiß, auf irgend eine Weise werd' ich Ruhe vor Dir finden."

Damit verließ er das Gemach, und die Stiftsdame hörte ihn die Treppen emporsteigen zu seinem eigenen Zimmer, das er hinter sich verriegelte.

Wankend klammerte sie sich an den Schreibtisch, neben welchem sie noch immer stand. Es war, als ob der letzte Rest ihrer Kräfte bei dieser Entscheidung den morschen Körper verlassen wolle. Mußte ihre Laufbahn denn so elend enden? Das einzige Geschöpf, welches sie nicht hassen konnte, für das sie gearbeitet, gedarbt, gespart, gesündigt, wandte sich verachtungsvoll von ihr ab; keine Freundeshand würde ihr einst die lebensmüden Augen schließen. Wozu lebte sie eigentlich noch?

Sie wollte nicht glauben, was sie doch nur zu gut wußte; sie schickte eine Magd zu Otto und ließ ihn um eine nochmalige Unterredung bitten. Nach einer Weile kam die Abgesandte zurück, einen Brief in der Hand. War das eine Antwort? Hastig zerriß die Stiftsdame das Couvert; nur Banknoten fielen ihr entgegen, nicht eine Zeile von seiner Hand! Sie hätte weinen, schreien mögen, aber die Stimme versagte ihr; sie wollte hinausstürmen, die bebenden Kniee wankten. Stumm bedeutete sie dem verwunderten Mädchen, ihre wenigen Sachen in die Kiste zu legen; sie stand dabei und starrte mit stumpfem ausdruckslosen Blick auf die Räume, welche sie erbauen helfen und von welchen sie jetzt einen so traurigen Abschied nahm für immerdar.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nationalgalerie in Berlin.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70

Von Dr. **Adolf Behlike.**

Es war ein Lieblingsgedanke Friedrich Wilhelms IV, Berlin zu einem Mittelpunkt künstlerischen Schaffens zu machen, dem harten Dienst des Militärstaates den farbenreichen Mantel der Musen überzuwerfen. Großartige geniale Entwürfe entsprangen dem Geist des kunstsinnigen Königs; er wollte mit dem perikleischen Athen und dem Florenz der Mediceer wetteifern. Namentlich jener Platz, auf welchem die herrlichsten Werke der größten deutschen Baukünstler, der Schloßbau Schlüters und der Museumsbau Schinkels das Herz jedes Beschauers mit magnetischer Gewalt treffen, sollte das Rom des Augustus überragen und die Werke der Akropolis in Schatten stellen.

Wie sich in seinem Geiste Christenthum und klassisches Alterthum harmonisch verband, so sollten auch die von ihm projektirten Gebäude diesen Stempel an sich tragen. Der Mittelpunkt der ganzen Anlage im Herzen der Stadt auf der spreeumflossenen Insel sollte ein hoher centraler Kuppelbau für den Dom im romanisch-byzantinischen Stil sein, der an Großartigkeit mit der Peterskirche in Rom wetteiferte. Südlich von demselben war eine Säulenhalle zur Verbindung mit dem Schloß projektirt, das dort erneuert und mit dem ursprünglich von König Friedrich I beabsichtigten Thurm versehen werden sollte; nördlich war eine Friedhofshalle, ein Campo Santo als Gruft für die königliche Familie beabsichtigt. Die Grundlagen zu diesem großartigen Gebäude wurden bereits gelegt, ein Theil der Spree abgedämmt, kolossale Grundmauern aufgeführt, die nördliche Friedhofshalle zur Hälfte im Rohbau hergestellt, Meister Cornelius aus München berufen, um Campo Santo und Dom mit Freskogemälden zu zieren. Aber die Ungunst der Zeit ließ dieses großartige Werk nicht zur Ausführung kommen. Der Sturm des Jahres 1848 hinderte die Vollendung, und erst in unsern Tagen hat Kaiser Wilhelm in pietätvoller Anhänglichkeit an die genannten Pläne seines verstorbenen Bruders dieselbe wieder aufgenommen, ist der Ausführung des Dombaus wieder näher getreten und hat zunächst die Vollendung des Campo Santo beschlossen.

An dieses Hauptgebäude der ganzen Anlage sollte sich nach dem Entwurf des vorstorbenen Königs parallel mit dem Schinkelschen Museum auf dem Platz der alten Börse ein Neubau für die königliche Bibliothek im florentinischen Stil erheben; aber dieser Plan kam leider nicht zur Ausführung. Dagegen wird jetzt ernstlich daran gedacht, ein neues Gebäude für die Bibliothek am Ausgang der Straße „Unter den Linden" neben der Universität aufzuführen.

Endlich wandte sich der Blick des kunstsinnigen Königs nach dem Raum hinter dem Schinkelschen Museum, um dort in das chaotische Gewirre Ordnung zu bringen, um fern „von dem geräuschvollen Verkehr" den Idealen der Kunst und Wissenschaft einen geweihten Raum abzugrenzen. So entstand der Prachtbau des neuen Museums mit seinem herrlichen Bilderschmuck der Kaulbachschen Wandgemälde. An denselben sollte sich dann östlich flankirend als Hauptgebäude der dortigen Anlage die Universität im griechischen Tempelstil anlehnen. In den beiden untern Geschossen sollten Hörsäle, im obern Stockwerk, zu dem eine mächtige Freitreppe hinaufführte, die Aula untergebracht werden. An dies dominirende Gebäude schließt sich, nach dem Plan des Königs, parallel mit dem neuen Museum längs der Spree ein Gebäude für die Akademie an, so daß alsdann zu beiden Seiten der Universität je zwei Flügelbauten entstanden wären, von denen die beiden westlichen für die Kunstsammlungen bestimmt waren, die beiden östlichen die Akademie und die Bibliothek aufgenommen hätten. Diese ganze der Kunst und Wissenschaft dienende Anlage, fünf Gebäude umfassend, hätte sich um einen großen Platz gruppirt, der mit Gartenanlagen, mit Fontänen und Statuen geziert worden wäre, unter sich in harmonischer Gliederung, selbst aber wieder den nördlichen Flügel zu dem centralliegenden Dom gebildet haben würde. So hätte also die Gestaltung der Spreeinsel den Grundgedanken des Königs: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen" auch äußerlich zur Erscheinung gebracht. An den mit seiner Riesenkuppel alles überragenden Dom hätte sich südlich das Schloß, nördlich die großartige Anlage für Kunst und Wissenschaft angeschlossen.

Mit eigener Hand hatte Friedrich Wilhelm IV die Grundrisse und Skizzen zu diesen Bauten entworfen; Stüler mußte sie im Detail weiter ausführen. Von allen diesen großartigen Plänen sah der König nur die Vollendung des im Jahre 1843 begonnenen neuen Museums, die übrigen Bauten waren einer spätern Zeit vorbehalten und sind auch heute noch nicht ganz vollendet. Es trat eine lange Pause ein. Berlin wuchs und dehnte sich nach allen Seiten aus. Das stille Asyl für Kunst und Wissenschaft, wie es der König sich gedacht hatte, war recht in den Mittelpunkt des Verkehrs hineingerückt. Tag und Nacht wälzt sich eine endlose Wagenreihe an der Säulenhalle des neuen Museums vorüber. Die Brücke über die Spree war längst zu schmal geworden und mußte inzwischen um das Doppelte verbreitert werden.

Endlich nach den ruhmvollen Siegen des Jahres 1866 gab König Wilhelm den Befehl, jenes Gebäude, das sein Bruder der Universität zugedacht hatte, nach dessen Skizzen auszuführen. Aber auch hier kamen lange Verzögerungen und Unterbrechungen vor. Die stürmische Zeit, die Unruhen der Kriege waren der friedlichen Arbeit ungünstig. Während das deutsche Volk ruhmvolle Siege an der Seine und Loire erstritt, feierte der Bau, und erst im vergangenen Jahre ist dies Gebäude, das der deutschen Kunst gewidmet wurde und den Namen „Nationalgalerie" erhielt, vollendet worden. Zehn Jahre sind über den Bau desselben hingerollt, Jahre der größten Thaten und der gewaltigsten Entwicklung des deutschen Volks, und nun haben sich am 22. März die Pforten geöffnet und das deutsche Volk hat sich in den glänzend ausgestatteten Räumen überzeugen können, daß unter dem Waffengeräusch die Pflege der Kunst nicht vernachlässigt wurde, und daß in den letzten 50 Jahren große unsterbliche Werke geschaffen sind.

Ueber dieser Verzögerung starben Stüler, der die Entwürfe zu der Nationalgalerie gemacht hat, und der Baumeister Erbkam, der sie bis zu ihrer Vollendung baute, dahin, und nur

Digitized by Google

dem Geh. Hofbaurath Strack, der mit dem letzten gemeinsam den Bau leitete, ist es vergönnt, die Einweihung zu erleben.

Leider ist in der ganzen Anlage des Gebäudes von dem ursprünglichen Entwurf des Königs Friedrich Wilhelm IV etwas abgewichen. Die Nationalgalerie ist mehr in die Mitte des Raumes zwischen Spree und Neuem Museum gerückt, so daß sie die Front des letzten zum Theil verdeckt und den Platz überhaupt bedeutend verkleinert; auch ist die Anlage eines dritten Gebäudes für die Akademie an der Spree dadurch vereitelt worden. Dagegen hat diese Veränderung allerdings den Vortheil, daß die Nationalgalerie mit ihrer herrlichen Façade vom „Lustgarten" aus gesehen werden kann, während sie sonst von dem alten Museum verdeckt worden wäre. Der Platz rings herum, auf dem einst die Orangerie der Kurfürstin Henriette Luise und Bildhauerwerkstätten sich befanden, ist bereits frei gelegt; eine dorische Säulenhalle zieht sich vom Neuen Museum an bis an die Spree und wird längs derselben fortgeführt. Der ganze Raum soll mit anmuthigen Anlagen, mit Rasenplätzen, Blumenbeeten, Fontainen und Statuen geziert und so in Uebereinstimmung mit den drei großen Kunsttempeln gebracht werden.

Im reinsten griechischen Stil erhebt sich auf einem vierzig Fuß hohen Unterbau, der die Souterrain- und Parterreräumlichkeiten umfaßt, ein hoher zweistöckiger Tempelbau, dessen Dach von canelirten korinthischen Säulen getragen ist, und zwar in der Form des Pseudoperipteros. Auf einer Grundlage von grauem Granit ist der ganze Bau in schönen rothen Sandsteinquadern ausgeführt. Eine zweiarmige Freitreppe führt mit 72 Stufen zu der Säulenhalle hinauf. An ihrem Fuße befinden sich zwei Gruppen aus weißem Sandstein, welche die lehrende Plastik und Malerei vorstellen und von M. Schulz gearbeitet sind. Auf den Absätzen der Treppe sind auf Postamenten zierliche antike Schalen aufgestellt. Der letzte Absatz, wo sich die beiden Treppenarme in der Mitte vor der Front vereinigen, wird das Reiterstandbild Friedrich Wilhelm IV aufnehmen. Oben am Ausgang der Treppe sind wieder zu beiden Seiten Gruppen von Sandstein, sitzende weibliche Figuren, und zwar rechts eine Idealstatue, der Kunstgedanke von Calandrelli, links die schaffende Skulptur von Moser aufgestellt. Acht korinthische Säulen tragen den Giebel, an dem mit weithin leuchtender Goldschrift die Widmung: „Der Deutschen Kunst" prangt, und bilden eine Vorhalle, von der aus man das erste Stockwerk betreten kann. Dort ist der deutschen Kunst eine würdige Verherrlichung zu Theil geworden. Zu beiden Seiten der Eingangsthür zieht sich ein Reliefffries in dreiviertel Lebensgröße aus weißem Sandstein von M. Schulz gearbeitet, hin. Die Hauptrepräsentanten der deutschen Kunst sind in lebensvoller Weise an einander gereiht.

Auf sein Schwert gestützt, mit Kaiserkrone und Purpurmantel geschmückt, eröffnet Kaiser Karl der Große die Reihe. Ihn umgeben Willigis und Eginhard. Ein Modell des Aachener Domes deutet auf die Kunstthätigkeit jener Zeit. Ihnen schließen sich sodann Bernard von Hildesheim und der sinnende Erbauer des Straßburgers Münsters, Erwin von Steinbach mit einem Entwurf in der Hand, an. Dann kommt der Baumeister des Kölner Domes, Gerhard von Rühle, ferner Nikolaus Wurmser, Theodorich von Prag, Heinrich von Duderstadt, Wilhelm von Köln, Stephan Lochner, Jakob der Deutsche, Adam Krafft, Sebald Schonhofer, Veit Stoß, der Kunstgießer Peter Vischer mit Schurzfell und Hammer, Hans Brüggenau, Alexander Colm, Hans Holbein, Virgil Solis, Lukas Cranach, Michel Wolgemuth, Grünbaum, Burkmayer, Hans von Kulmbach und Albrecht Dürer, die Repräsentanten der Baukunst, Bildhauerei und Malerei in charakteristischer Haltung und zeitgemäßem Kostüm. Die Genien der Künste reichen ihnen die Kränze des Ruhmes. Als Sinnbild dieser ganzen Kunstepoche aber ragt am Ende des Reliefs auf hohem Postament das Modell des Straßburger Münsters. Die östliche Seite der Wand ist der Verherrlichung der neuen deutschen Kunst gewidmet. Sehr bezeichnend eröffnet der erste preußische König, Friedrich I die Reihe. Auf seinem Haupte befindet sich die neuerworbene Königskrone, seine Schultern sind von dem Purpurmantel umwallt, auf dem Thron sitzend hält er mit der linken Hand eine Skizze, die er mit dem Griffel in der rechten entworfen hat. Sein Auge blickt hoffnungsvoll in die Zukunft, zu seiner Seite hebt der preußische Adler kühn seine Schwingen. Neben ihm deutet das Standbild des großen Kurfürsten auf hohem Postamente auf die herrliche Entwicklung der Skulptur unter seiner Regierung. Ihm reihen sich alsdann die Künstler des 18. Jahrh., Schlüter, Jakobi, von Sandrart, C. F. Schmidt, R. Donner, Fischer von Erlach, von Knobelsdorff, A. Graff, Chodowiecki, C. Schick an. Die zweite große Gruppe, welche die Kunstentwicklung des 19. Jahrhunderts repräsentirt, ist durch die Kolossalstatue der Bavaria bezeichnet und deutet damit auf die Entwicklung und die Bedeutung der Münchener Kunstschule hin. Dort finden wir Carstens, Overbeck, J. Koch, von Klenze, Schwanthaler, Dannecker, Rottmann, Genelli, Schwind, Rethel, Schnorr von Carolsfeld. Diesen reiht sich endlich die dritte Gruppe der Zukunft freudig entgegensehend an, vertreten durch W. Schadow, G. Schadow, Rietschel, Blechen, Stüler, Bläser, Schinkel, Rauch, Cornelius und Kaulbach.

Die vier letzten, die größten Repräsentanten der neuen deutschen Kunst haben ihre Blicke nach dem hochragenden Standbild der Germania gerichtet und deuten damit an, daß sie die Wiedergeburt des deutschen Volkes bei all ihrem Schaffen im Auge hatten.

Ueber diesem herrlichen, mit meisterhafter Vollendung ausgeführten Fries dehnt sich eine weite Fläche von Stucco lustro in röthlicher Färbung aus, und darüber ist ein reicher ornamentaler Mosaikfries angebracht, der in verschiedenen hellen Farben glänzt.

In dem Tympanon des Giebelfeldes befindet sich im Basrelief die Apotheose des Königs Friedrich Wilhelm IV., Apoll in Begleitung der Muse bekränzt die Büste desselben. Dieses Werk ist in Sandstein von Wittig ausgeführt. An den Seitenfronten, welche eine Länge von 200 Fuß haben, sind gleichfalls korinthische Säulen vertheilt, welche sich unmittelbar an die Wand anlehnen. An jeder Seite befinden sich 16 Säulen, welche ein reich verziertes Gesims tragen. Unter demselben sind auf Tafeln mit Goldschrift die Namen der berühmtesten deutschen Künstler angebracht. Die Hinterfront wird von einer halbrunden Apsis gebildet, die in ähnlicher Weise wie die Seitenfronten durchgeführt ist. Der Eingang in die Räume der ersten Etage findet unter der Freitreppe statt. Vier rothe geschliffene Granitsäulen tragen die Wölbung vor dem Haupteingang. Durch eine mächtige kunstreich gearbeitete Doppelthür tritt man in das Vestibul, welches in drei Räume zerfällt. Sechs Säulen von weißem karrarischen Marmor tragen den Mittelraum, von denen je zwei durch Rundbogen verbunden sind, in deren Zwickeln sich Medaillonbilder hervorragender deutscher Künstler aus Terracotta befinden.

Eine Treppe aus Karraramarmor führt von der Eingangsthür zum Parterregeschoß hinauf. Die Wände zu beiden Seiten derselben sind aus rothbuntem pyrenäischen Marmor, während die der obern Räume aus rothem Stucco lustro gebildet sind; der Fußboden ist in dem ganzen Treppenhause durch alle Etagen aus gelben, rothen und weißen Marmorplatten mosaikartig zusammengesetzt. In dem östlichen Seitenraum ist die Marmorgruppe: Glaube, Liebe, Hoffnung, von Kiß in Marmor ausgeführt, aufgestellt. In dem westlichen Seitenraume steigt die Haupttreppe, Stufen und Geländer aus weißem karrarischen Marmor gebildet, zur zweiten Etage hinauf. Die Decke des Vestibuls ist aus Zinkkassetten in Naturfarbe gebildet, und diese Verwendung ist hier zum ersten Male mit großem Geschmack angebracht worden.

Ueber der Eingangsthür zu den Sälen thront im Hautrelief die Germania, die Künste beschützend und ihre Hände über den Genien der Baukunst, Malerei und Bildhauerkunst ausbreitend. Die Thür aus polirtem Nußbaumholz ist aufs reichste gearbeitet und kunstvoll eingelegt. Eine überraschend reichgehaltene Quergalerie eröffnet die Reihe der Säle. Das Auge ist von der Pracht und der edlen Ausstattung geblendet. Zwölf Säulen aus schwarzem schlesischen Marmor mit reichem Kompositkapitäl aus Goldbronze tragen die Rundbogenwölbung

des Saales. Der Fußboden besteht aus Mettlacher Fliesen von rothbraunem gebrannten Thon, die Zeichnung bildet ein kunstvolles teppichartiges Muster. Die Wände sind aus gelbem Stucco lustro und kontrastiren sehr angenehm mit den schwarzen Säulen; dem Eingang gegenüber befindet sich eine gewölbte Nische, welche die Marmorstatue König Friedrich Wilhelms IV aufnehmen soll. Ueber den Wänden befinden sich farbige Freskogemälde von Ewald gemalt, welche Scenen aus dem Nibelungenlied darstellen. In den Fensterlaibungen sind auf der Westseite die Figuren von Siegfried und Brunhilde, auf der Ostseite von Hagen und Günther mit seinen Brüdern angebracht. Auch an der Decke, welche in Rosa und Gold ausgeführt ist und an deren Fries eine breite goldene Lorbeerguirlande hinläuft, sind kleine Medaillonbilder und Skizzen aus dem Nibelungenlied mit verbindenden Arabesken in gelblich-grauer Färbung von Esdorf gemalt. Diese Galerie soll zur Aufstellung größerer Skulpturwerke dienen.

Hieran schließt sich links eine Galerie, welche gleichfalls der Skulptur gewidmet ist. Auch diese ist wieder aufs reichste ausgestattet. Korinthische Säulen aus rothem belgischen Marmor, Basis und Kapitäl aus Karraramarmor tragen die gewölbte Decke, welche mosaikartig bemalt ist und eine graue Grundfärbung hat. Die Wände sind aus dunkelgrünem Stucco lustro, in den Fensterlaibungen befinden sich Reliefmedaillons aus Terracotta, von Landgrebe modellirt und Scenen aus der griechischen Bildhauergeschichte darstellend.

Rechts von diesem Saale befindet sich eine ganz ähnlich gestaltete Galerie, welche zur Aufnahme von Gemälden bestimmt ist. In ihrer Ausstattung ist sie indessen viel einfacher gehalten. Der Fußboden ist aus Parquetten von Eichenholz gebildet, die Wände mit einer braunrothen Sammettapete bedeckt, die flachgewölbte Decke ist weiß gehalten mit Verzierungen von matter Goldfarbe. In diesen Räumen sind historische Gemälde aus der preußischen und deutschen Geschichte aufgestellt. Beim Eintritt fällt uns das Gemälde in die Augen, welches die Huldigung des Berliner und Kölner Magistrats vor dem Kurfürsten Friedrich I darstellt. Diesem gegenüber hängen die beiden Bilder Menzels, das Flötensolo Friedrichs des Großen und die Freundestafel desselben in Sanssouci, wahre Kabinetstücke von feinster Arbeit. Zwei andere große Bilder erinnern an die Freiheitskriege. Vor allem das schöne Bild von Schultz, die Musterung der Freiwilligen durch Friedrich Wilhelm III in Breslau und der Uebergang Blüchers über den Rhein von Dietz. Ihnen reihen sich sodann eine Anzahl von Bildern an, welche die ruhmvollen Thaten der Gegenwart verherrlichen. Da ist der Uebergang der preußischen Truppen nach der Insel Alsen, die Begrüßung des Kronprinzen mit dem Prinzen Friedrich Karl auf den eroberten Düppeler Schanzen. Ganz besonders aber sind zwei Gemälde hervorzuheben, welche Scenen aus der Schlacht von Königgrätz darstellen. Bleibtreu, dieser vorzügliche Schlachtenmaler, hat den Moment aufgefaßt, wo König Wilhelm mit seiner Begleitung dem Reitergefecht in der Tiefe unterhalb Chlum zusieht. Die österreichische Kavallerie stürmt bis an das Plateau heran, wo König Wilhelm hält, zu beiden Seiten feuert die preußische Infanterie, während die berittene Stabswache mit geschwungenem Säbel hervorstürzt, um den König zu schützen. Das andere Bild von Otto von Heyden stellt den Moment dar, wo König Wilhelm auf dem Schlachtfelde von den siegreichen Truppen mit Begeisterung begrüßt wird.

Von diesen beiden parallel liegenden Sälen tritt man in einen großen Mittelraum, der gleichfalls zur Aufstellung von Gemälden bestimmt ist. Er ist in seiner Architektur einfach gehalten; der Fußboden wie in allen für die Gemäldegalerie bestimmten Sälen ist von Eichenparquett, die Wände und Decke in hellen silbergrauen Tönen mit Arabesken und Medaillons verziert, welche leibliche und geistige Genüsse in anmuthigen Allegorien zur Darstellung bringen. Decken- und Wandmalerei sind von E. Röber und Bendemann jun. in Düsseldorf ausgeführt. Zu beiden Seiten des Mittelraums liegen zwei größere Säle, deren Wände mit rothbraunen Sammettapeten und deren Decken mit zarter Malerei in Weiß und Gold bedeckt sind. Auch in diesen Sälen sind Gemälde aus der deutschen Geschichte aufgestellt, der Tod Barbarossas, die Flucht Karls V, das große Gemälde Steffecks, Kurfürst Albrecht Achilles im Kampf mit den Sternbergern, sowie das Bild von Sell: König Wilhelm an der Spitze der Kavallerie bei Königgrätz.

Den Beschluß der untern Räumlichkeiten bilden die fünf fächerartig auf den Mittelraum sich öffnenden Fächersäle der Apsis. Diese Räume sind in derselben Weise ausgestattet wie die anliegenden Seitensäle. In denselben kommen kleinere Gemälde, vorzugsweise Genrebilder zur Aufstellung. In dem mittelsten Fächersaal sehen wir das prachtvolle landschaftliche Cyklusgemälde von Schirmer, das eine Reihe Scenen aus der Geschichte Abrahams darstellt. Dieser Cyklus nimmt mit Recht eine bevorzugte Stelle ein, denn er ist eine wahre Perle sowohl durch die darin entwickelte Farbenpracht, als auch namentlich durch die charakteristische Behandlung der Landschaften.

Zur Vorhalle zurückgekehrt, steigt man auf der Marmortreppe zu dem Vestibul der ersten Etage hinauf. Dieses ist ganz ähnlich durchgebildet wie dasjenige im ersten Stock, nur mit dem Unterschiede, daß die Säulen von jonischer Ordnung sind. An den vier Wänden des Treppenhauses läuft ein Fries aus Terracotta, von Otto Geyer modellirt, herum; derselbe stellt sämmtliche Hauptmomente der deutschen Geschichte in ihren charakteristischen Repräsentanten in Hautrelief dar. Hermann der Cheruskerfürst im deutschen Urwald eröffnet die Reihe, ihn umgeben die Kämpfer der alten Germanenzeit; Winfried, der Apostel der Deutschen, verkündet das Evangelium; dann folgen von Karl dem Großen an die Kaiser der ältesten Zeit; dazwischen kommen wieder Gruppen aus der Kulturgeschichte, der Landgraf von Thüringen auf der Wartburg, die Sänger des Mittelalters, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, dann erscheinen die Vertreter der Kreuzzüge in charakteristischer Weise. Den Mittelpunkt, auf den alles hinweist, aber bildet Luther, der Mann Gottes mit der Bibel in der Hand, und rings um ihn gruppiren sich die Vertreter der Reformation, Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen, der Kurfürst Friedrich der Weise, Reuchlin und Melanchthon. An der dritten Wand greift Preußen in die Geschichte ein. Seine hervorragenden Monarchen bilden nun den Mittelpunkt, Friedrich I, Friedrich der Große mit dem Philosophen von Königsberg und dem Tonkünstler Gluck; dann kommt Weimar mit seinen Dichtern Schiller, Goethe, Herder, und ihnen schließt sich die große Zeit der Befreiungskriege an; um König Friedrich Wilhelm III und die Königin Luise gruppiren sich die Helden jener Zeit, Blücher, Scharnhorst, Körner, Arndt, die beiden Humboldt und all die anderen Männer, denen wir das Aufleben von Wissenschaft und Kunst zu verdanken haben. Die letzte Reihe bildet König Friedrich Wilhelm IV mit seinen Zeitgenossen Cornelius, Kaulbach, Kiß, Bläser ꝛc. An dem Ausgang dieser langen Reihe steht endlich das Sinnbild der Gegenwart, die gekrönte Germania mit Schwert und Schild.

In das obere Vestibul führt auch ein Eingang von der äußeren Freitreppe. Die Thür zu den Sälen ist mit einer bewundernswerthen Kunst gearbeitet. Die eingelegten Medaillonbilder sind mit einer Zartheit ausgeführt, als wären sie mit Farben gemalt. Zuerst treten wir in einen Kuppelsaal, der durch Oberlicht erleuchtet wird. In der Kuppel, welche eine Halbkugel bildet, ist auf Goldgrund der Thierkreis in heiterster, anmuthigster und farbenprächtigster Weise von A. von Heyden gemalt. Die vier Aus- und Eingänge sind mit acht vorgestellten Säulen aus schwarzem, grün und weiß geäderten pyrenäischen Marmor mit netzartigen Basen und reichstem Kompositkapitäl, beides aus Goldbronze, geschmückt. Auf denselben thronen acht Musen in sitzender Stellung, aus Gyps von Calandrelli und Brodwolf modellirt und in antiker Weise bemalt. Ueber den Eingängen sind farbige Freskogemälde von A. von Heyden angebracht, welche die Architektur, Bildhauerkunst, Malerei und Musik darstellen. Ueber den beiden Seiteneingängen sind außerdem noch zwei kleinere Reliefs von Harzer, welche Beziehungen auf Malerei und Plastik enthalten und in geschickter Weise die Porträts der Erbauer Strack und Erbkam verwenden.

Aus diesem überaus glänzenden Raum tritt man in die mittleren Hauptsäle, welche in einfachen edeln Verhältnissen ge-

Digitized by Google

Treppenhaus der Nationalgalerie in Berlin. Originalzeichnung von B. Mannfeld.

Digitized by Google

halten sind. Die Wände sind mit einer moosgrünen Sammettapete bedeckt, die Decke ist aus Stichkappen gebildet. Ein Cyklus von zartgehaltenen Deckengemälden zieht sich rings herum. In acht farbigen Bildern werden die Antriebe des Menschen zu guten und schönen Werken geschildert; die Genien des Friedens, der Poesie, der Anmuth, der Forschung, Begeisterung, Kraft, Demuth und Freude werden allegorisch dargestellt. Ueber dem Eingang verbinden sich Natur und Genius, indem sie eine Spruchtafel halten, auf welcher die Worte stehen: „Mit dem Genius ist die Natur in ewigem Bunde". Ihnen gegenüber oberhalb des nördlichen Ausgangs tragen drei Genien der bildenden Künste eine Tafel, auf welcher der Name Peter von Cornelius steht, und deuten dadurch darauf hin, daß diese Räume den Werken dieses großen Meisters gewidmet sind. In beiden Sälen nämlich sind die Cartons desselben aufgestellt und zwar in dem ersten die auf die heilige Geschichte bezüglichen, welche zur Ausschmückung des Campo Santo und des Doms bestimmt waren. In den Stirnwänden dieses Saales sind tempelförmig gehaltene Durchblicke, von korinthischen Säulen gebildet, auf denen ein antiker Giebel ruht, so daß dadurch ein Blick in die oberen Galerien ermöglicht wird.

In dem zweiten Saale sind die Cartons des Meisters Cornelius aus der griechischen Götter- und Heldensage, sowie auf einem Postament von grünbuntem Marmor die Büste desselben aufgestellt. Rings herum oberhalb der moosgrünen Sammettapete zieht sich als Fries ein wunderbar schöner Cyklus von Fresken aus der Prometheussage von dem Maler Jansen in Düsseldorf. Ueber dem Eingange der ganzen Breitseite des Saales erblicken wir den an den Felsen gefesselten Prometheus, von den Oceaniden beklagt; alle Figuren in Lebensgröße, ein Bild von ergreifender Erhabenheit und Schönheit. Kleinere Bilder gehen rings um den Saal und führen die übrigen Momente der Prometheussage vor. In beiden Sälen sind die Wand- und Deckenmalereien aus Rücksicht auf die dort zur Aufstellung kommenden Cartons in ruhiger Einfachheit gehalten. Ihre Beleuchtung empfangen beide Räume durch Oberlicht.

Zu beiden Seiten dieser Säle und des Kuppelsaales liegen je drei Räume, welche zur Aufnahme von Oelgemälden bestimmt sind. Ihre Ausstattung sowie die der fünf Fächersäle, welche in der Apsis liegen, ist in würdig einfacher Weise gehalten. Die Fußböden sind parquettirt, die flachen Wölbungen, durch bronzirte eiserne Träger gehalten, sind mit einfacher Dekorationsmalerei, deren Motive aus dem Pflanzenleben genommen sind, verziert. Die Wände sind mit rothbraunen, dunkelgrünen oder rehfarbenen Sammettapeten bedeckt. In den größeren Sälen sind die bekannten großen Oelgemälde: Lessings Huß vor dem Scheiterhaufen, Bendemanns Fortführung der Juden in die babylonische Gefangenschaft, Richters Erweckung von Jairi Töchterlein, Luthers Bibelübersetzung, Tannhäuser im Venusberg, die Jagd nach dem Glück ꝛc. aufgestellt.

Aehnlich wie die Bildersäle des ersten Stockwerks sind auch die des zweiten gehalten; nur die Vorhalle ist einfacher wie in den unteren Räumen. Die Wände derselben sind von mattrother Färbung, acht korinthische Pilaster von weißem Stucco lustro tragen symbolische Figuren aus Terracotta, die vier Jahreszeiten vorstellend, von denen je eine männlich, die andere weibliche ist. Die Säle, welche sämmtlich Oberlicht haben, gruppiren sich um die beiden großen Corneliussäle, die durch beide Stockwerke reichen. Ihre Sammettapeten sind in verschiedenen Nüancen von dunkelbraun und grün gehalten und durch Goldleisten abgegrenzt; die Pannellung ist aus Nußbaum in Naturfarbe, die Decken in verschiedenen hellen sanften Tönen rosa, gelb und hellgrün, zum Theil von goldbronzirten Trägern gehalten. Zu den Friesmalereien ist mehrfach das Motiv des ausgespannten Teppichs mit Mustern aus der Pflanzenwelt gewählt. In den beiden schmalen Galerien gewähren die Trifolien Durchblicke in die untere Etage. Aufstellungen von Gemälden haben bis jetzt in dem zweiten Stockwerk noch nicht stattgefunden.

So ist dieses Gebäude in allen seinen Theilen selbst ein Triumph deutscher Kunst. Architektur, Bildhauerkunst und Malerei haben gewetteifert und ihre schönsten und reichsten Gaben ausgeschüttet, um der Mit- und Nachwelt zu beweisen, daß das deutsche Volk nicht blos mit dem Schwerte Siege zu erringen vermag, sondern auch in den Künsten des Friedens allen Völkern gewachsen ist.

Großartige herrliche Pläne sind aber noch in der Vorbereitung für die weitere Gestaltung der Museumsinsel begriffen. Die Räume des alten und neuen Museums reichen nicht mehr aus, um alle Kunstschätze zu fassen. Die Bildergalerie in dem Schinkelschen Museum ist durch neue Erwerbungen so umfangreich geworden, daß ein eigenes Gebäude für eine große umfassende Gemäldegalerie nothwendig geworden ist. Dann würde sich in den frei gewordenen Räumen die bisher im Souterrain des Schinkelschen Museums zu gedrängt aufgestellte Antiquariensammlung besser ausbreiten können und Platz gewinnen für die durch die Ausgrabungen in Olympia erworbenen Skulpturwerke. Auch die Räume des neuen Museums genügen für die ethnographischen Sammlungen nicht mehr. Durch die Reisen der deutschen Kriegsschiffe sind so viel neue und interessante Gegenstände für diese Sammlung erworben, daß die Regierung mit der Absicht umgeht, neben dem Schinkelschen Museum auf dem Bauplatz der alten Börse ein eigenes großes Gebäude für das ethnographische Museum aufzuführen und die dadurch frei gewordenen Räume für die in letzter Zeit bedeutend vervollständigte Sammlung der Gypsabgüsse zu verwenden.

Die großartigste Veränderung dieser ganzen Anlage wird aber durch den Bau der Stadteisenbahn herbeigeführt werden. Auf einem hohen Viadukt soll dieselbe in einer Länge von 600 Fuß die Insel hinter den Museen überschreiten. Eine Umgestaltung der Zollniederlage wird dadurch nothwendig. Man hat den Wunsch ausgesprochen, dieselbe möge ganz verlegt und der dadurch gewonnene Raum für den Bau von Museen und Galerien verwendet werden. Aber die Regierung will darauf nicht eingehen, vielmehr in anderer Weise die Wünsche der Kaufmannschaft und der Künstler befriedigen. Es soll in einem Abstande von 200 Fuß von der Nationalgalerie auf dem nördlichen Theile der Insel ein kolossales Gebäude für die Zollniederlage und zum Centralstapelplatz angelegt werden. Dasselbe wird eine Breite von 600 Fuß, eine Tiefe von 700 Fuß erhalten und bis zu einer Höhe von 60 Fuß unmittelbar aus dem Wasser der Spree aufsteigen. Die Eisenbahn wird in einem Tunnel in der Längenaxe durch das Gebäude durchgelassen. Oben auf demselben wird ein Plateau nach Art der Brühlschen Terrasse in Dresden entstehen. Gartenanlagen, Alleen, Fontänen und Statuen sollen dasselbe zu einer anmuthigen Promenade umgestalten. Eine Rampe wird von Süden her dem neuen Museum gegenüber auf das Plateau hinaufführen; nach dem Park von Monbijou und dem westlichen Ufer werden terrassenartige Brücken die Verbindung herstellen. — Ein großes dominirendes Mittelgebäude soll die Akademie der Künste aufnehmen und in seinem Obergeschoß Raum für Kunstausstellungen gewähren. Niedrigere Galerien werden dasselbe mit Flügelbauten in Verbindung setzen, in welchen die Gemäldegalerien untergebracht werden sollen. Sämmtliche Gebäude werden in Uebereinstimmung mit der Nationalgalerie und den andern Museen im griechischen Tempelstil aufgeführt. Eine Säulenhalle soll rings um die Terrasse herum führen, an den drei Aufgängen durch Triumphthore im Stil der Propyläen unterbrochen. Den Mittelpunkt aber dieser ganzen Anlage wird eine Kolossalstatue der Germania bilden, welche in solchen Dimensionen ausgeführt werden soll, daß ihre schimmernde Krone die Gebäude der Stadt überragt und weithin sichtbar ist. An diese großartig gedachte Anlage wird sich sodann der Park von Monbijou, der in einen Stadtpark verwandelt und dessen Schloß zu einem Hohenzollern-Museum umgebaut werden soll, anlehnen, sowie auch Gartenanlagen an beiden Seiten der Spree, die theilweise durch die Umgestaltung des Terrains in Folge des Eisenbahnbaues, theilweise nach Abbrechung der Artilleriekaserne entstehen werden.

So kommen die Pläne, welche einst Friedrich Wilhelm IV für den Mittelpunkt Berlins faßte, endlich doch noch zur Ausführung, aber in weit großartigerer und glänzenderer Weise, wie sie derselbe beabsichtigte.

Digitized by Google

Am Familientische.

Die Osterfeier im alten Rom.

In den Tagen, an denen wir die hohen christlichen Festtage begehen, versetzen wir uns gern zurück in frühere Jahrhunderte und fragen: Wie beging man diese Tage in der ersten christlichen Zeit, in dem Rom der christlichen Kaiser, im Mittelalter, in der Reformationszeit? Wir wollen unseren Lesern heute eine Osterfeier schildern, wie sie in dem Rom der christlichen Kaiser stattfand.

Die Welt schreibt das Jahr 337 nach Christi Geburt. Es ist das Todesjahr Konstantins des Großen, des ersten christlichen Kaisers, der, schon schwer krank, auf seinem Schlosse zu Nikomedia weilt, wo er erst mit dem weißen Gewande des Todes auch das weiße Taufkleid anlegen sollte. Wieder ist die Feier des Osterfestes gekommen.

Nach den Beschlüssen des Konzils von Nicäa im Jahre 325, dem der Kaiser selbst beigewohnt, wird sie nunmehr im Gegensatz zu der früheren abweichenden Gewohnheit der orientalischen Kirche, welche sie mit der jüdischen Passahfeier beging, endgiltig an dem Sonntag nach dem Vollmond in der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche begangen.

Wolkendunkel und Sprühregen umgeben das am Charfreitag in allen Kirchen der fast schon christlichen Hauptstadt der Welt aufgerichtete Kreuz des Welterlösers mit dem düsteren Trauerschleier der Natur, die einst an diesem Tage bei des Herrn Tode erbebte.

Und wie öde, wie todesstill ist es am Charsonnabend, dem Tage der Grabesruhe des Herrn, in den sonst so belebten und geräuschvollen Straßen! Der Kaiser duldet nicht Handel noch Wandel, in tiefem Schweigen geht der Tag zu Ende. Aber nicht die Finsterniß der Nacht darf dieses Ende bezeichnen. Die Engelnacht bricht ja an, und sie muß licht sein, wie sie einst den lichten Auferstehungstag gebar.

Sobald daher von den fernen, im violettrothen Glanz der sinkenden Sonne schimmernden Sabinerbergen die irdische Nacht ihre Schattenarme durch die purpurn glühende Campagna auszustrecken beginnt, flammen auf ihnen die Osterfeuer auf. Am Rande des goldblitzenden Tiberstroms und rings umher fangen Städte und Dörfer, in denen Christen und christliche Kirchen sind, in strahlender Erleuchtung an, wie ausgestreute Diamanten zu blitzen. In den Straßen der großen Stadt und auf ihren Plätzen werden tausende von Wachssäulen angezündet, welche der Kaiser dort hat aufrichten lassen. Mit dem ersten Schlägen auf die Kupferbecken, welche den Beginn der Ostervigilie verkünden und zur Zeit noch die Kirchglocken ersetzen, ist das Leben der großen prächtigen Hauptstadt wieder erwacht, wenn auch freilich ihre kostbaren Waarenlager geschlossen bleiben. In langen Zügen strömen die Christen, jeder eine leuchtende Kerze in der Hand, den Kirchen zu, während aus den Ortschaften in der Campagna, die solche noch nicht haben, das Landvolk, Osterhymnen singend, gleichfalls mit Wachslichtern durch die erleuchteten Thore hereinströmt. Alle sind zum Andenken an ihre Taufe, welche sie einst am Osterfest empfingen, in ihre weißen Taufgewänder gekleidet. Ganz überwältigend ist der Eindruck, den dieser immer mehr anschwellende Strom weißgekleideter stiller Menschen auf die Gemüther, namentlich auf die der heidnischen Bevölkerung macht. In stillem Groll und Grimm halten sich die vornehmeren Klassen derselben in ihren nach den Höfen zu gelegenen Wohnungen zurück. Dort aber, wo etwa ein Palast mit hoher, von Säulen getragener Vorhalle die Einförmigkeit der langen Mauern gleichenden Häuser unterbricht, stehen Leute aus den unteren Volksklassen in flüsternden Gruppen beisammen. Niemand aber wagt es, die einem Triumphzug gleichende Wallfahrt der Christen zu stören. Ungehindert ziehen sie über den stolzesten Platz der damaligen Welt, das Forum Maximum der alten Römer. Dort theilt die mächtige, schwarz zum tiefblauen italienischen Nachthimmel aufragende Trajanssäule den weißleuchtenden Strom in zwei Arme. Eine Art Strudel entsteht um das Piedestal derselben, wo bis zum Beginn der Ostervigilie Eierhändler ihre zierliche, zum Theil schon bunt gefärbte Waare zum Kauf feil halten. Die Eier, die ja schon bei Juden und Heiden als ein Symbol der Auferstehung galten, werden eifrig gekauft, theils um sich untereinander damit zu beschenken, theils um sie als Opfergabe für die Kirchendiener in die Becken oder Körbe niederzulegen, welche in den Vorhallen der Kirchen aufgestellt sind. Von der Spitze der Säule aber blickt das eherne Bild des Kaisers, der, sonst so mild gesinnt, doch das erste Strafgesetz gegen die Christen erließ, düster zornig, als wäre es über das Geschehene jetzt eben erst vor Verwunderung zu Erz erstarrt, hernieder auf diese Festprozession der Christen.

Und weiter geht es über den Platz, der, früher der Cirkus des Nero, nun zum Vorhof einer christlichen Kirche geworden ist. Wo früher die Christen unter dem Schwert heidnischer Fechter oder unter den Tatzen der Löwen und Tiger als Märtyrer in den Sand sanken, da ziehen sie jetzt siegreich, ihre Hymnen singend und Palmenzweige schwingend, zur Kirche. Wo früher der Thron des heidnischen Tyrannen stand, von dem aus er diesen blutigen Metzeleien zuschaute, steht jetzt ein dem Andenken zweier römischer Imperatoren, des Augustus und Tiberius, gewidmeter Obelisk, und eine kühne Hand hat auf seine Spitze ein freilich nur aus vergoldetem Wachs geformtes Kreuz zu setzen gewagt. Daß sie es wagen durfte, spricht schon die Wahrheit aus, welche später diesem aus Schutt und Trümmern hervorgezogenen und vor der jetzigen Peterskirche aufgestellten Obelisken eingegraben wurde: Crux triumphavit. (Das Kreuz hat gesiegt.)

Das sprechendste Siegesdenkmal des Christenthums aber ist die prächtig aus dem Marmor heidnischer Tempel, deren Kultus eingegangen war, von Konstantin erbaute Basilika Sancti Petri, welche sich über den Gräbern der Apostelfürsten Petrus und Paulus wölbt, und zu der dieser gewaltige Menschenstrom hinwogt. Lassen wir uns zunächst, bevor wir das geheimnißvoll uns entgegenleuchtende Innere der Kirche betreten, von der Menge in diesen Vorhof ziehen. Schlanke Marmorsäulen schließen ihn nach drei Seiten zu einem Viereck ab, dessen vierte Seite die Front der Kirche bildet. In doppelten Reihen aufgestellt, dazwischen in der Mitte Holzpfeiler mit eben solchen Deckbalken, um welche sich die Ranken des wilden Weins und verschiedener Clematisarten stricken, bilden sie eine zwiefache Arkadenreihe um den Platz. Zwar ist sie noch nicht so prächtig wie die jetzige dreifache, welche vor der heutigen Sankt Peterskirche hinläuft: dafür aber hat die Hand der Natur sie um so anmuthiger geschmückt. In der Mitte des Platzes sprudelt und rauscht ein Springbrunnen und wirft seine im Lichtglanz der vielen Kerzen wie Diamanten leuchtenden Wassertropfen zu dem sternbesäeten tiefblauen Nachthimmel empor. Der Vorhof ist dicht gefüllt von der Bevölkerung Roms, denn wie zum Vorhof des Tempels in Jerusalem auch Heiden zugelassen wurden, um die schönen Gottesdienste des Herrn zu schauen, so dürfen auch hier Juden und Heiden die christliche Festfeier, an welcher die von ihnen gehaßte und so schwer verfolgte Religion die höchste Pracht ihres Kultus entfaltet, mit anschauen. Die Ostiarii (Thürsteher) und andere Kirchendiener niedrigen Ranges haben heute ihre Noth und alle Hände voll zu thun, um den Zugang zu diesem Springquell frei zu halten und sein Wasser vor der Berührung durch unreine Hände zu schützen. Wird es doch von ihm nach dem Baptisterium (der Taufkapelle) geschafft, um dort für die feierliche Taufe der Katechumenen erster Ordnung (Competentes), die sich schon in der Kirche versammeln, geweiht zu werden. Bevor nun die Katecheten, gleichsam zu einer letzten Prüfung vor der Gemeinde, mit ihnen die Sermones de Symbolo (Unterredungen über das apostolische Glaubensbekenntniß) halten, werden von den Katechumenen der untersten Klasse (Audientes), welche nur der Eingangsfeier beiwohnen durften, vor Beginn derselben draußen am Springbrunnen Sermone mit Juden und Heiden gehalten, die etwa Lust bezeugen, sich in einer Debatte über den Glauben der Christen belehren zu lassen.

Betreten wir nun das Innere der Basilika.

Der eigenthümlich festliche Duft der zum Andenken an die Salbung Christi verbrannten Weihrauchkörner weht uns entgegen und umstrickt die Sinne, während das Auge von der Fülle des Lichts geblendet wird. Wieder überkommt beim Anblick dieser unzähligen weißgekleideten Menschen, die stehend, knieend oder auf den Emporen sitzend, das Schiff der Kirche anfüllen, in diesem Meer von Licht und schneeweißem Marmor, aus dem die Kirche erbaut ist, das Gemüth ein überwältigendes Gefühl himmlischer Verklärung. Darauf hin ist in der That die ganze innere Ausstattung der Basilika berechnet. Viel Licht und Marmor, gehoben durch etwas Gold und Purpur an Geräthen und Teppichen, das ist der Charakter ihres Innern. Jeder andere irdische Schmuck an Gemälden und Bildwerken, der die Seele von der Andacht und dem Streben nach Verklärung abziehen könnte, ist sorgfältig vermieden. Das Auge begegnet hier nur den ihm längst bekannten christlichen Sinnbildern. Da sind in Marmor gemeißelt das Monogramm Christi, die Taube mit dem Oelblatt, der Fisch, die Laute, während in Farbenpracht die Stickerei des Altarteppichs den Hirten aufweist, der das Lamm auf seinen Schultern trägt, sowie das zum Himmel segelnde Schiff. Von Gold sind die Palmenblätter an den Kapitälen der Säulen und die Palmenzweige auf den Purpurdecken des Altars und der Lesepulte, deren Oberflächen auf gleichfalls goldenen Adlern ruhen, die wieder den Mosisstab oder den Baum des Paradieses, um den sich die Schlange windet, als Tragsäule haben. Das Kreuzeszeichen ist natürlich überall angebracht, und die Nische (apsis), in welche das durch ein Marmorgeländer vom Schiff abgesonderte erhöhte Chor ausläuft, zeigt ausnahmsweise auf blauem sternbesäeten Grund ihrer Deckenwölbung ein riesengroßes Mosaikbild Christi, wie er seine Arme segnend über die Versammlung seiner Gläubigen ausbreitet. Hier im Chor steht auch der strahlende Hochaltar, neben ihm der Thronsessel des Bischofs von Rom (Julius zu jener Zeit), welches der altersschwarze Stuhl (cathedra) ist, auf welchem schon Sankt Petrus gesessen haben soll*). Dahinter haben im Halbrund des Chors die Presbyter und Diakonen, alle in prächtigen Kirchgewändern, ihre Marmorsitze.

Der Schmuck von Gemälden und der Aufwand von Farben, wie er sich um diese Zeit schon vielfach in der morgenländischen Kirche geltend machte, ist, wie gesagt, in der abendländischen bisher ängstlich vermieden worden. Aber schon kämpft die Liebe zu Bildern vom Heiland, seiner jungfräulichen Mutter, seiner Apostel ꝛc. namentlich bei den Frauen mit der Strenge der Kirche, die aus Furcht vor einer etwa daraus erwachsenden Bilderverehrung all dergleichen verbietet. Mit scharfem Späherblick durchwandeln einige Diakonen die Reihen der Frauen, von denen doch manche bei ihrem Herannahen ein oder das andere Bildchen, das sie daheim in ihrem Hause in der Nische der früheren Hausgötter (lares) aufgestellt und mit in die Kirche gebracht hat, voll ängstlicher Hast versteckt. Andere dagegen, die sich unbemerkt wissen, betrachten diese Bildchen mit vor Andacht leuchtenden Augen. Ueberhaupt liegt ein schwärmerischer Ausdruck in den von dem Velum

*) Er befindet sich, aber in einer goldenen Umhüllung, noch jetzt in der heutigen Sankt Peterskirche.

Digitized by Google

(Kopftuch, das nach 1 Kor. 11, 5 jede Frau in der Kirche auf dem Haupte haben mußte) nicht verhüllten, sondern nur umrahmten Gesichtern der Frauen und auch der Männer. Ein gewisser schwärmerischer Zug liegt über der ganzen Versammlung. Wie sollte es auch anders sein? Alle diese Menschen sind durch das vorhergegangene vierundzwanzigstündige und noch fortdauernde Fasten körperlich geschwächt, dazu durch dieses Meer von Licht, den Weihrauch und die ganze wunderbare Feier nervös aufgeregt!

Was aber, wird der Leser fragen, thut diese ganze große Menge in der langen Zeit von Sonnabends nachmittags drei Uhr bis zum Morgen des Ostersonntags? Die Erwiderung ist in den wenigen Worten begriffen: „Sie erwartet den Herrn!“ Darauf hin ist auch das Wort Gottes berechnet, welches ihr verkündigt wird. Denn nach einem Eingangspsalm, den die Gemeinde singt, und einem einleitenden Gebet des Bischofs verlesen nunmehr die Lektoren (Vorleser der heiligen Schriften) nacheinander an den Lesepulten die sogenannten „zwölf Prophetien“ aus dem Alten Testament. Nach jeder dieser, einen Rückblick auf die gesammte Weissagung und Typik des alten Bundes gewährenden Lektionen erhebt sich einer der am Worte dienenden Presbyter, um daran Erklärung und Mahnung zu knüpfen. Jeder schürt durch begeisterte Rede das in den Gemüthern glimmende Feuer der Erwartung dessen, von dem diese Schriftabschnitte weissagen.

Mitternacht geht so vorüber. Da erheben sich die Katechumenen erster Klasse (zum Theil Erwachsene aus den Heiden, anderntheils aber auch schon Kinder von Christen) von ihren Sitzen vorn an der Brüstung des Chors, um, die männlichen unter Führung eines Diakonen, die weiblichen unter Leitung einer Diakonissin, zur feierlichen Taufe in das Baptisterium geführt zu werden, jede Schar in die für sie bestimmte Abtheilung desselben.

Jetzt naht der Augenblick, wo Tag und Nacht sich begegnen und ersterer die letztere überwindet. Neues Licht und Leben muß den Auferstandenen empfangen. Als Sinnbild dafür werden die alten Lichter ausgelöscht, die neuen Osterkerzen an dem neuen geheiligten Feuer angezündet. Feierlich treten Diakonen mit denselben in die Kirche, und von allen Seiten, aber in tiefster Stille und Ordnung, zünden die Nächststehenden an diesen neuen Kerzen die ihrigen an, und so wandert das neue heilige Feuer durch die ganze große Versammlung. Nachdem jeder damit versehen ist, treten die Katechumenen als Kinder Gottes und Glieder des Leibes Jesu Christi wieder in denselben feierlichen Zuge in die Kirche, wie sie dieselbe verlassen hatten. Die Gemeinde heißt sie in dem Gesang des 118. Psalm willkommen.

Der Anbruch des Tages ist nahe und damit der Höhepunkt der Osterfeier. Die Liturgie nimmt ihren Anfang. Es ist gegen vier Uhr morgens. Immer größer wird die Erregung der Menge.

Wie einst im Tempel zu Jerusalem während der Dämmerung ein Priester auf der Zinne desselben stand und nach Osten schaute, bis er endlich, das erste Aufblitzen der Sonne gewahrend, einem gleichfalls harrenden Priester zurief: „Es wird Licht gegen Hebron!“, so hatte ein Subdiakon schon längst auf dem Dache der Basilika dem ersten Strahl der aufgehenden Sonne entgegengesehen.

Jetzt bricht er sich Bahn durch die Menge, eilt zum Altar und ruft dem Bischof freudig erregt zu: „Reverendissime pater, annuncio vobis gaudium magnum, quod est Alleluja!“ (Hochwürdigster Vater! Ich verkündige Euch große Freude, welche Halleluja ist.) Und nun intonirt der Bischof dieses Halleluja, und der heilige Lobgesang erfüllt mächtig das Haus und alle Herzen.

Dieses Halleluja bei der Begegnung der Nacht und des Tages, bei der Feier des vollendeten Sieges des Lebens über den Tod, bei der Rückkehr des Auferstandenen aus dem Grabe und der Hölle auf die nun erlöste Erde ist der Höhepunkt der christlichen Liturgie, des Osterfestes, ja des ganzen christlichen Kultus, der in demselben sein innerstes Wesen als Feier, d. h. als Gefühl des Sieges der Gnade über die Natur aussprach, und das Osterfest hieß deshalb auch mit Recht das „Hallelujafest“, was man auch später die ganze Festzeit im Auge behielt, wenn man sich ein fröhliches „Halleluja“ wünschte.

Nach der triumphirenden Unterbrechung durch das Halleluja wird die Liturgie fortgesetzt, das Evangelium Matth. 28, 1—7 verlesen und dann das heilige Abendmahl von allen, von den Getauften zum ersten Mal, empfangen. Nach dieser lange dauernden Kommunion wird die Gemeinde nach dem brüderlichen Osterkuß mit dem: „Surrexit Dominus!“ entlassen, worauf sie antwortet: „Vere resurrexit!“ (Er ist wahrhaftig auferstanden!) Alle strömen zu den Kirchthüren hinaus, fröhlich begrüßt vom goldenen Licht der Ostersonne.

A. Uhlmann.

Beim Abbruch eines Hauses.

Lustig gehn die Zimmerleute längs dem abgedeckten Dache,
Emsig wird das Haus zerbrochen von Gemache zu Gemache,
Und die Straßenjungen jubeln, wenn die Wandung kracht und bricht,
Kalk und Staub in schweren Wolken dampft empor ins Himmelslicht.

Um die alte Lottersalle ist es freilich kaum ein Schade,
Bald erhebt sich hier ein Neubau stolz mit stattlicher Façade,
Keiner denkt nach Jahr und Tagen des verschwundnen schlechten Baus,
Mich nur schmerzt er in der Seele, denn es war mein Elternhaus.

Böser Mann, mich trifft ins Herze deine Axt mit jedem Schlage,
Mir versinkt mit jedem Pfosten ein Gedächtniß froher Tage;
Meiner Kindheit traute Räume seh ich, wehmuthsvoll bewegt,
Aufgewühlt von rohen Händen, frechen Blicken bloßgelegt.

Dort wo jetzt die Wolken schauen durch die offne Zimmerdecke,
War der Eltern Schlummerstätte, stand mein Bettlein in der Ecke,
Hinten dort im stillen Winkel ist mein Brüderlein erblaßt,
Von der Mutter treuen Armen zärtlich noch im Tod umfaßt.

Wo der Staub in Wolken wirbelt aus den aufgebrochnen Dielen,
Saßen wir vergnügt am Boden in der Jugend muntern Spielen,
Morgens stand, mittags und abends, hier der lange Tisch gedeckt,
Dran dem jungen Volk so köstlich das bescheidne Mahl geschmeckt.

Wo durch öde Fensterhöhlen lustig nun die Winde wehen,
Hab' ich still bei seinen Büchern einst den Vater sitzen sehen,
Auch für uns, die kleinen Knaben, stand ein Tischchen nebenbei,
Dran wir saßen federkauend, emsig lernend, alle drei.

Offen steht des Hauses Pforte, und die Thür ist ausgehangen,
Wo wir einst in goldnen Tagen munter aus- und eingegangen.
Ach, wo sind die goldnen Tage, wo die muntern Tritte hin?
Jahre kommen, Jahre gehen, wie im Strom die Wellen fliehn.

Viele, die hier gern gewohnet, ruhen jetzt in stiller Klause,
Andre sind zerstreut im Lande, fern vom lieben Vaterhause.
Ich nur habe Stand gehalten, doch schon werd' ich alt und grau,
Und noch vor mir altem Hause sinkst nun du, mein alter Bau!

Denn was Menschen Hand gegründet, muß zu Staub und Asche werden,
Ob es Hütten, ob Paläste: ewig stehet nichts auf Erden;
Staub und Asche sind wir selber, hausen nur als Gäste hier,
Unser Heim ist nicht auf Erden, und das künft'ge suchen wir.

Karl Gerok.

Inhalt: Das weiße Kind. (Forts.) Novelle von Viktor von Strauß. — Deutsche Professoren. XV. J. A. Dorner. Mit Porträt. — Ein Familienzwist. (Fortsetzung.) Roman von L. Harder. — Die Nationalgalerie in Berlin. Von Dr. Adolf Zehlike. Mit Illustration von B. Mannfeld. — Am Familientische: Die Osterfeier im alten Rom. — Beim Abbruch eines Hauses. Gedicht von Karl Gerok.

Unsern neu eingetretenen Abonnenten,

welche den im vorigen zweiten Quartal (Nr. 14—26) erschienenen Anfangstheil des spannenden Romans von Ludwig Harder: „Ein Familienzwist“ nachzubeziehen wünschen, zur Nachricht, daß dieses 2. Quartal (wie auch das erste Quartal) für den gewöhnlichen Preis von 1 Mark 80 Pf. durch alle Buchhandlungen und Postämter, auch durch uns direkt zu beziehen ist.

Für diejenigen Postabonnenten, welche ihre Bestellung auf das laufende Quartal zu spät gemacht und daher die erste Nummer dieses Quartals nicht erhalten haben, bemerken wir, daß solche gegen Zahlung der Bestellgebühr von 10 Pfennigen von ihrem Postamt nachgeliefert wird. Wir bitten also betreffenden Falls diese Nachlieferung zu veranlassen und sich nicht abweisen zu lassen, was in kleinen Orten leider oft geschieht.

Daheim-Expedition.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 15. April 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. **1876. № 29.**

Das weiße Kind.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Novelle von **Viktor von Strauß.**

(Fortsetzung.)

An einem Nachmittage, als draußen die ersten Schneeflocken leise niederfielen und Liddy sich in dem behaglich durchwärmten Zimmer, nach Beendigung der Lehrstunde, mit einer Handarbeit dem Vater gegenübergesetzt hatte, sagte er plötzlich: „Mich dünkt, Liddy, Du könntest nun bald heirathen."

Sie lachte laut auf, erröthete dann und sagte: „O, lieber Vater, noch lange nicht."

„Willst Du klüger sein als ich?" versetzte er. „Du bist nun vierzehn Jahr alt und nur im Wachsen zurückgeblieben. Natürlich will ich nicht, daß Du schon morgen oder übermorgen getraut werden solltest, das hätte Zeit bis Du reifer bist."

Sie lachte noch einmal. Es kam ihr gar zu sonderbar vor. Da er aber eine weitere Aeußerung zu erwarten schien, sagte sie: „Ich könnte Dich ja unmöglich verlassen."

„Davon ist auch nicht die Rede," entgegnete er. „Es versteht sich von selbst, daß ich dann mit Dir ziehe und lebenslang Deine Pflege habe. Der Mann wäre freilich viel älter als Du und auch vielerlei an ihm auszusetzen, aber ich erwarte, daß Du Deiner Pflicht gedenkst und Dich meinen Wünschen fügst."

„Aber wen meinst Du? Wir kennen ja Niemand," sagte sie ängstlich; denn sie bemerkte jetzt, daß der Vater schon einen bestimmten Plan habe.

Einen Augenblick zögerte Winneberg und versetzte dann, indem er sie scharf ansah: „Kennst Du nicht Anton Dulk und kennt er Dich nicht?"

„O — der!" lispelte Liddy, indem sich eine anmuthige Heiterkeit über ihr liebliches Gesichtchen ausbreitete. Sie war in ihrem ganzen Wesen noch zu sehr Kind, um eine bräutliche Liebe zu kennen, um sie zu unterscheiden von der innigen Zuneigung, welche Dulks liebreiche Güte, seine herzliche Theilnahme, sein offnes kindliches Wesen bei so überlegnem Wissen in ihrer Seele erweckt hatte; einer Zuneigung so rein geistiger Art, daß die Mängel seiner äußeren Erscheinung sie nicht im mindesten beeinträchtigten, daß ein leises Mitleid um dieselben sie vielmehr noch inniger machte. Und was hätte sie nicht auch aus der Fülle ihres dankbaren Herzens gethan? Gegen des Vaters Wunsch an sich hatte sie daher nichts einzuwenden — im Gegentheil, — dennoch kam es ihr zu sonderbar, zu unglaublich vor, und da sie wußte, daß der Vater leicht die Rechnung ohne den Wirth machte, so fragte sie, allerdings etwas verlegen, was Dulk denn gesagt habe?"

„Gesagt?" antwortete der Vater. „Was Einer zeigt, braucht er nicht zu sagen. Warum hätte er sonst für mich und auch für Dich das alles gethan?"

„O," entgegnete sie, „weil er glaubt, Dir noch von Eurer Schulzeit her dankbar sein zu müssen, und weil er ein so treuer Freund und überhaupt der edelste beste Mensch ist."

„Es ist desto besser, wenn Du ihn dafür hältst," versetzte er. „Halt ihn nur nicht zugleich für einen solchen Narren, daß er so viel für uns thäte, ohne damit etwas zu beabsichtigen. Daß ich einmal seine Korrespondenz führen soll, ist ein nackter Vorwand. Aber in Deinem Alter und nach allem, was mir widerfahren ist, solltest Du doch wissen, daß keine Engelnaturen auf Erden herumlaufen. Man muß wirklich noch ein gutes Theil unschuldiger Dummheit besitzen, um zu glauben, ein vernünftiger Mensch thue für einen andern was, wobei er nicht zu allererst an sich und an seinen Vortheil denkt."

Liddy schwieg, um ihn nicht durch Widerspruch zu erzürnen. Ihr fiel es nicht ein, daß die mühseligsten Jahre ihres jungen Lebens eine beschämende Widerlegung dieser Aeußerung seien.

Aber auch ihm fiel es nicht ein und er fuhr fort: „Es ist immer gut, wenn die selbstsüchtigen Absichten Anderer mit unserm Vortheil Hand in Hand gehen. Noch verschweigt ers, kann sein auch vor sich selbst — die sogenannten besten Menschen haben sich selber vor allem zum besten — aber ich will es schon herausholen, und soweit Du dabei in Frage kommst, er-

Digitized by Google

warte ich, daß Du handelst, wie Du es mir schuldig bist.“ Ein heftiger Krampfanfall unterbrach ihn, und als dieser unter Liddys Hülfleistungen vorübergegangen, schien er nicht weiter an die Sache zu denken. Am Abend kam Dulf und Liddys Herz klopfte. Aber er war so unbefangen, so unverändert ruhig, so ganz nur mit seinen Experimenten und Auseinandersetzungen beschäftigt, daß Liddy sich im Stillen sagte, der Vater müsse durchaus im Irrthum sein. So sehr dies sie auch beruhigte, und so sehr sie noch Kind war, sie hatte doch das Gefühl, als wäre ihr das Gegentheil lieber gewesen, als fehle ihr etwas an der Stelle, wo sie es soeben erst hineingelegt hätte.

Einige Tage vergingen und Dulf war wieder am Abend gegenwärtig, als Liddy wegen einiger häuslichen Besorgungen für den folgenden Tag das Zimmer auf eine Zeitlang verlassen mußte.

„Ich muß Liddy wirklich loben,“ begann Winneberg, indem er die Thür ansah, durch die sie verschwunden war. „Es ist merkwürdig, mit welcher Umsicht und Sorgfalt sie dem Haushalt vorzustehen weiß.“

„Das sagt Frau Ritter auch,“ versetzte Dulf mit Wärme. „Ja, es ist ein herrliches Kind.“

„Nun,“ sagte Winneberg, „mit der Kindheit ist es wohl vorbei. Sie sieht jünger aus als sie ist. Sie wird fünfzehn Jahr.“

„Das hätte ich nicht gedacht,“ meinte Dulf. „Wunderbar,“ fuhr er nachdenklich fort, „wie der Mensch oft segnen muß, was er für Unsegen hält. Wärest Du im Glück geblieben, Gustav, so wären ihre schönsten Eigenschaften vielleicht verborgen geblieben, wie eine latente Wärme. Nun bist Du bei allem Unglück, das Dich betroffen, doch der glücklichste Vater.“

„O ja, wenn es auch nur eine geringe Vergütung ist für alles, was ich verloren und gelitten habe. Uebrigens könntest Du auch ein glücklicher Vater sein, und ohne die Zugabe von Unglück. Warum hast Du nicht geheirathet?“

Ein Schatten flog bei dieser Frage über Dulfs Gesicht und er zögerte etwas mit der Antwort; doch schon war sein Auge wieder klar, als er sagte: „Ich weiß wohl, Gustav, daß es Leute gibt, wenn auch nicht viele, die ebenso entstellt und häßlich sind als ich bin, und die doch alle Ansprüche schöner wohlgestalteter Menschen machen. Denn entweder leben sie in glücklicher Unbewußtheit ihrer Mißgestalt oder sie thun wie jener Mann, der sein leiblich Angesicht im Spiegel besieht und von Stund an davongeht und vergißt, wie er gestaltet ist, oder sie glauben sich den Anderen dadurch gleichzustellen, daß sie mit dem Witz der Verzweiflung sich über sich selbst lustig machen. Kein Wunder, wenn solche Leute keck genug sind, jedem hübschen oder nur wohlgewachsenen Mädchen ihre Hand anzubieten, — ihres Gleichen würden sie nie heirathen, — eine mißgestaltete Braut habe ich nur einmal gesehen und das war eine Jüdin, und weil sie arm war, so habe ich ihren wohlgebildeten Bräutigam beinahe mit Ehrfurcht angesehen — muß übrigens bekennen, daß ich selbst eines solchen Heldenthums nicht fähig wäre. Freilich bekommen Leute jener Art zuletzt noch immer Frauen, aber entweder weil der Mann reich ist oder vornehm oder berühmt, oder weil das Mädchen nicht sitzen bleiben oder versorgt sein will und keinen Besseren mehr bekommen kann; kurz, der Grund ist immer etwas anderes, als er sein sollte. Nun, Gustav, ich weiß genau, wie ich aussehe, ich weiß, daß Jeder denselben unangenehmen Eindruck von mir bekommt, den mir selbst mein Rasirspiegel macht, daß Jeder, der mich betrachtet, denkt — im besten Falle recht mitleidig denkt: Welch ein häßlicher verkrüppelter Mensch ist das! Ich murre nicht, fühle auch weder Ingrimm noch Verzweiflung darüber, aber Gustav, ein Glück ist es auch nicht, der Kern einer solchen Hülse zu sein.“

Winneberg wußte darauf nichts zu sagen. Er hatte etwas anderes erwartet, als diese Auseinandersetzung, und Dulf fuhr fort:

„Der Kern einer solchen Hülse, ich meine die Seele, das Gemüth, das Herz, ist ja nicht von anderm Stoff, als bei Euch glücklicher gestalteten Menschen. Auch wir lieben und sehnen uns nach Liebe. Auch wir möchten die Wonne ihrer Erwiederung erleben, und glaube mir, Gustav, glaube mir, es gehört zu den bittersten Schmerzen, wenn heißer innigster Liebe, die schüchtern sich kaum hervorwagt, nichts als Abscheu, Widerwille, vielleicht noch Spott begegnet. Es sind bald zwanzig Jahre, da ich dies erfuhr, und eine solche Erfahrung macht man einmal, hütet sich aber wohl vor der zweiten.“

„Du übertreibst Deine körperlichen Fehler,“ sagte Winneberg, „und wenn Dich ein junges Mädchen trotz derselben liebte, so könntest Du sie noch immer heirathen.“

„Jetzt bin ich dafür zu alt,“ erwiderte Dulf.

„Ganz und gar nicht,“ versetzte Winneberg. „Du bist jünger als ich, und ich bin erst vierzig Jahr alt. Es gibt Männer genug, die erst in Deinem Alter heirathen.“

„Und wenn auch, Gustav! Ich bitte Dich, sieh mich nur an, und sage Dir selbst, ob irgend ein liebenswerthes Mädchen einen solchen Mann lieben und sich entschließen könnte, ihn zu heirathen.“

In diesem Augenblicke war Liddy eingetreten und hatte Dulfs Worte gehört. Es lag in ihnen so viel bescheidene Entsagung, so viel stilles Leid, daß es sie innigst bewegte. Natürlich fielen ihr des Vaters Reden ein. Ahnte der edelherzige Dulf denn nicht, wie gut sie ihm war, wie ihr Herz sie drängte, ihm Alles zu Liebe zu thun, um ihn zu trösten und alle seine Güte zu vergelten?

Winneberg hatte sie eintreten sehen und bemerkt, daß sie Dulfs letzte Aeußerung vernommen. Er warf ihr einen Blick zu, der ihr sagen sollte, jetzt verlange ich Gehorsam; jetzt sorgst Du für mich und für das Gelingen meiner Spekulation! Da er zu seinem Aerger aber wahrnahm, daß sie nicht ihn, sondern den Boden zu ihren Füßen ansah, so rief er: „Liddy, Du hast es gehört, die Frage gilt Dir, antworte!“

Da übernahm die Liebe der Dankbarkeit, der Verehrung, des Mitleids das halbjungfräuliche Kind. Sie eilte hin, wo Dulf saß, schlang den Arm um seinen Hals und küßte ihn. „Ja, lieber, lieber Herr Dulf,“ flüsterte sie dann, „ich kann es, ich thue es, ich will es.“

Dulf war einen Augenblick wie erstarrt, aber nur einen Augenblick, dann durchströmte es ihn wie die beglückendste Erfüllung eines lange niedergehaltenen Sehnens, und dann wieder rissen Zweifel durch das goldene Gewebe seines unverhofften Glücks. „Kann das sein?“ rief er. „Du, mein Lilienkind, die meine? Aber nein, es ist eine Täuschung, Du bist ja noch ein Kind!“

„Sie ist im fünfzehnten Jahre,“ sagte Winneberg, „und in vielen Stücken sogar über dieß Alter hinaus. Das hast Du selbst oftmals gesagt.“

„Weiß ich das nicht?“ sagte Dulf. „Aber doch!“

Er war aufgestanden, hatte Liddys beide Hände ergriffen und sah ihr in das liebliche weiße Angesicht, auf dessen Wangen eine leichte Röthe schimmerte, sah ihr in die großen feuchten Augen und sagte: „Liddy, Du kannst mich nicht täuschen wollen, das ist unmöglich; aber Du kannst Dich selbst täuschen. Sieh mich an, Liddy! Siehe, was Ungunst der Natur, was Krankheiten und die Jahre aus mir gemacht haben! Bedenke das noch einmal, ehe Du mir Dein Wort gibst.“

„Ich habe es schon gegeben und gebe es noch einmal,“ sagte sie, indem sie ihm beide Hände herzlich drückte. Er zog sie an sich und küßte sie auf die Stirn.

„O mein Gott!“ sagte er dann, „hätte ich je geahnt, daß mir noch ein solches Glück aufgespart worden sei?“ —

Ja, das sonderbare, so höchst ungleiche Paar war wirklich glücklich, und selbst Winneberg wurde milder gestimmt, weil er in Liddys Erklärungen und Benehmen nur den Gehorsam gegen seinen Willen erblickte — denn er hielt es für unmöglich, daß sein schönes Kind in der That einen so mißgestalteten Mann lieben könne — und obgleich er nicht vergaß, das Vorgegangene für beide Theile, namentlich für Dulf, bindend zu machen und damit das Gelingen seines Planes zu besiegeln.

„Kommt zu mir her!“ sagte er. „Dies hat mich eigentlich nicht überrascht; ich habe es vorausgesehen. Und da Ihr nun

Digitized by Google

einig seid, muß ich das meinige thun. Reicht Euch die rechte Hand!"

Sie thaten es, er stand aus seinem Sitze auf und fuhr fort, indem er seine Rechte auf ihre Hände legte:

„Ich erkläre hiermit meine Einwilligung zu Eurer Verlobung, und verlobe Euch einander feierlich und bündig und unauflöslich. So!" sagte er dann und ließ sich wiederum in seinen Sessel nieder. „Ich hatte Verbindlichkeiten gegen Dich, Anton, große Verbindlichkeiten, aber ich denke, ich habe sie hiermit gelöst. Was Du von nun an für uns thust, thust Du für Dich selbst und Dein künftiges häusliches Glück."

„Es ist so," sagte Dulf; „ich kann nie vergessen, welch edles Kleinod Du mir anvertraust, und werde ihr alles sein, was ein Mann wie ich ihr sein kann."

Sie setzten sich zu dem Vater, und Liddy war zu jung, Dulf nicht jung genug, um nicht nach Kurzem mit gemäßigteren Gefühlen ihre Zukunft zu besprechen. Man kam überein, daß Liddy wenigstens erst siebzehn Jahr alt werden müsse, ehe ihre Verbindung vollzogen werde, und daß bis dahin alles geschehen solle, um ihren Geist nach jeder Seite hin auszubilden. Die Verlobung selbst aber sollte so lange ein Geheimniß bleiben. Von Liddy ließ sich der Vater dies feierlich versprechen.

* * *

Obgleich Anton Dulf von nun an keinen Abend vorübergehen ließ, ohne die Gesellschaft seines bräutlichen Lilienkindes zu suchen, und obgleich Liddy täglich die Stunden zählte, bis der liebe verehrte Mann erschien, so war in ihrem gegenseitigen Benehmen doch kaum eine Veränderung zu bemerken. Ein inniger Händedruck war die größte Zärtlichkeit, die sich Dulf erlaubte, und Liddy glaubte, er werde verstehen, wie gut sie ihm sei, wenn sie einmal schüchtern seinen Arm streichelte. Und verstand er es denn nicht? Blickte er ihr denn nicht immer mit der liebevollsten Freude in die Augen? Beide setzten unausgesprochen ein unbedingtes Vertrauen in einander, das immer fester wurde, je mehr sie einander kennen lernten. O es waren Abende des reinsten ruhigsten Glücks.

Sie wurden durch ein schmerzliches Ereigniß abgebrochen. Winneberg hatte nicht lange nach der Verlobung geklagt, daß er öfter das Gefühl habe, als müßten seine alten Krämpfe eintreten, daß sie aber dann ausblieben und nur eine große Schwäche statt ihrer über ihn komme. Der Arzt war sehr aufmerksam geworden, hatte andere Mittel verordnet, Liddy'n aber aus Schonung seine Besorgniß verschwiegen.

Eines Morgens währte es ungewöhnlich lange, ehe der Vater rief. Liddy hatte wiederholt an der Kammerthür gehorcht, ohne einen Laut zu vernehmen; er schien fest zu schlafen. Sie wagte nicht ihn zu wecken, aber es fing an, sie zu ängstigen, und ihre Angst stieg, je später es wurde. Als die Zeit nahte, wo sie den Lehrer erwarten mußte, faßte sie endlich den Entschluß, hineinzugehen. Ach, sie brauchte nicht so vorsichtig die Thür zu öffnen, nicht so leise einzutreten, nicht so geräuschlos dem Bette zu nahen — in sein Ohr drang kein Laut mehr, kein Licht mehr durch die halboffenen Augen zu einem vernehmenden Geiste. Ohne Todesqual und unvermerkt mußte sich während seines Schlafes das Lebensband gelöst haben. Er lag auf dem Rücken, die Hände auf der Bettdecke, ganz wie er am Abend sich hingelegt hatte, und seine Gesichtszüge waren ruhiger und milder, als Liddy sie jemals gesehen.

Sie erkannte auf den ersten Blick, was hier geschehen war. Aber der schwindelnde Schreck, der sie packte, zerging sofort vor dem tiefen heißen Schmerz des liebenden Kindes. Sie stürzte vor dem Bette auf die Kniee, sie küßte die erkalteten Hände unter den bittersten Thränen, ihre ganze Seele war Jammer und Klage um ihn. Um ihn, nicht um sich. Wie hätte sie an sich denken können? O hätte der abgeschiedene Geist den erstarrten Leichnam noch umschwebt, hätte dieser Geist, der in seinem Leibesleben, in Glück und Unglück immer nur an sein in sich selbst gewickeltes Ich gedacht, der die jahrelange unermüdliche Treue und Sorge des zarten Kindes nie als die Blüte reinster Liebe erkannt und in harter Selbstsucht immer als kalte Pflicht gefordert, der gleiche Selbstsucht bei Allen, auch bei ihr vorausgesetzt — hätte er einen Blick in das Herz seines Kindes thun können, wie es in dem unsäglichen Leide der lautersten selbstlosesten Liebe über ihm in Thränen zerrinnen wollte, was müßte er empfunden haben, mit welch vernichtender Selbstanklage würde er vor diesem Anblick geflohen sein, den er doch ewig nicht vergessen hätte!

Sie lag lange so in ihrem Schmerz, und wenn Gedanken sie durchzuckten, so waren es Erinnerungen an seine vielfachen Leiden, an die Kürze dieser besseren Tage, an die vergebliche Hoffnung seiner glücklicheren Zukunft.

Indeß kam der alte Lehrer, fand verwundert das Zimmer leer und hörte Klagetöne und Schluchzen im Nebengemache. Er eilte hinein. Ein Todter und sein verwaistes weinendes Kind! Er wagte nicht, sie in ihrer Todtenklage zu stören. Mochte sie sich doch ausweinen! Rasch trat er zurück, eilte in das Vorhaus, meldete dort das Geschehene und schickte jemand mit der Nachricht an Dulf. Dann begab er sich wieder hin zu dem Sterbegemach und blieb schweigend in der offenen Thüre stehen. Liddy weinte still weiter und veränderte ihre Stellung so wenig als der Todte. Nach kurzer Zeit kam Dulf sammt dem Arzte, mit dem er zusammen getroffen war.

„Lassen Sie mich zu ihm, gutes Kind!" sagte der Arzt, indem er ihre Hand nahm und sie emporzog. „Ich muß ihn untersuchen. Gehen Sie in das Wohnzimmer."

Sie war weder erschrocken noch verwundert. In stummem Schmerze sah sie die Anwesenden durch Thränen an, und ließ sich von Dulf und dem Alten hinausführen. Sie brachten sie zum Sopha. Dulf setzte sich neben sie. Sie nahm seine Hand in ihre beiden Hände und weinte still fort. Der Arzt kam bald zurück. Für ihn sei hier nichts mehr zu thun, sagte er. Der Tod müsse schon früh in der Nacht eingetreten und plötzlich und schmerzlos erfolgt sein. Damit empfahl er sich und ging.

Liddy stand auf, um wieder an das Todtenbett zu gehen, und Dulf wollte sie begleiten, aber der alte Lehrer hielt sie zurück.

„Bleiben Sie, liebes Kind," sagte er mit sanftem Ernst. „Der, den Sie geliebt haben und noch lieben, ist nicht das, was dort von ihm noch liegt."

Sie gehorchte, setzte sich wieder und weinte still. Auch die beiden Männer schwiegen.

Dulf war innig mitbetrübt. Hatte er gleich diesem Ereignisse entgegengesehen, so früh hatte er es nicht erwartet; und so wenig er die Ansichten und Stimmungen des Abgeschiedenen getheilt, ja nur gebilligt hatte, so war ihm doch der Verkehr mit ihm schon, um Liddys willen, zu einem lieben Bedürfniß geworden. Aber er bedachte, daß er nun zunächst für sie sorgen müsse; denn hier, und allein, konnte sie jetzt nicht bleiben. Als daher nach einiger Zeit Frau Ritter erschien, überließ er der treuen Alten seinen Platz und begab sich in das Vorhaus, um mit der Eigenthümerin des Grundstücks zu sprechen. Sie war eine wohlhabende Frau, bewohnte das ganze Erdgeschoß allein mit ihrer Tochter und hatte daher reichlich Raum für Liddy. Er traf sie in der Hausflur neben der hinaufführenden Treppe, begrüßte sie und sagte: „Sie werden von dem Trauerfalle gehört haben."

Ja, sie habe es gehört. Es sei sehr unangenehm, sehr unwillkommen.

Ob er ihr eine Bitte vortragen dürfe?

Aber er möge sich beeilen; sie habe vielerlei zu besorgen.

„Nur wenige Worte," versetzte Dulf. „Ich bin in der größten Verlegenheit, wo ich für die nächsten Tage die verwaiste Tochter meines Freundes unterbringen soll, da ich als einzelner Mann sie nicht zu mir nehmen, aber doch auch nicht allein bei dem Todten lassen kann."

„Meinen Sie vielleicht," entgegnete sie, „daß ich sie bei mir aufnehmen soll?"

„Es wäre eine edle Handlung," sagte Dulf, „würde mich zum lebhaftesten Danke verpflichten, und ich gestehe, daß ich darin auf Ihr menschliches Mitgefühl gerechnet habe."

„Das ist eine starke Zumuthung, Herr Dulf. Ich habe so viel menschliches Mitgefühl, als man verlangen kann; sehe aber nicht ein, weshalb ich deshalb eine mir ganz fremde

Digitized by Google

Person, noch dazu das Kind eines Unbegrabenen, bei mir aufnehmen müßte. Ueberdies muß ich bemerken, daß ich auf morgen Abend eine große Gesellschaft eingeladen habe, in der es sehr munter hergehen wird, weshalb es für beide Theile wünschenswerth ist, daß der Todte nach dem Leichenhause geschafft werde. Empfehle mich." Damit verschwand sie in ihre Wohnung.

Niemand ist reizbarer als der Betrübte, den man in dem Gegenstande seiner Betrübniß verletzt, und jede unverhehlte Gefühllosigkeit ist ihm schon eine Verletzung. Es würde Dulf das Herz erleichtert haben, hätte er der Frau nach Verdienst antworten können. Ihre Entfernung machte ihm dieses unmöglich, er konnte sich aber nicht alsbald hinwegwenden, und dachte in seiner Entrüstung sogar einige Sekunden darüber nach, ob er nicht vermittelst eines optischen Apparats mitten in der sehr munteren Gesellschaft den Todten erscheinen lassen könne, und welche Wirkung dies haben werde. Während er noch stand, hörte er hinter sich von der Treppe herab eine sanfte Frauenstimme sagen: „Bitte, mein Herr, kommen Sie einen Augenblick herauf!" Er blickte um und sah droben die ihm von Ansehen bekannte Gemahlin des Geheimraths, der das Hauptgeschoß des großen Hauses bewohnte. In der Hoffnung, von ihr einen guten Rath erhalten zu können, folgte er der freundlichen Aufforderung.

„Ich wollte gerade ausgehen," sagte sie, indem sie ihn in ihre Wohnung führte, „als ich Ihr Gespräch mit unserer Hauswirthin hörte. Fast möchte ich wünschen — doch es wird freilich am besten sein, einer so empörenden Unschicklichkeit durch Entfernung des Gestorbenen auszuweichen."

„Sie mögen wohl recht haben, gnädige Frau," sagte Dulf. „Hoffentlich läßt es sich ausführen."

„Ich zweifle nicht," versetzte sie. „Was nun die interessante Kleine betrifft — ich nenne sie so, weil sie mich wirklich interessirt; ich habe sie vom Fenster aus oft beobachtet und dabei an meine Töchter gedacht — sie kann allerdings nicht dort und nicht schutzlos gelassen werden. Wissen Sie denn gar Niemand, der sie zu sich nehmen könnte?"

„Weder für jetzt noch für die Zukunft," antwortete Dulf. „Ich bin mit ihr — ich betrachte mich als ihren Vormund und würde für ihre fernere Erziehung keine Kosten sparen, auch nicht für ihre augenblickliche Unterbringung, weiß aber Niemand, an den ich mich deshalb wenden könnte. Rathen Sie mir, gnädige Frau!"

„Eine Pension," sagte die Geheimräthin, „kann ich Ihnen allerdings empfehlen. Sie ist etwa eine Tagereise von hier bei einem Landpfarrer, mit Lehrern und Lehrerinnen gut ausgestattet und vortrefflich geleitet. Wir selbst haben zwei Töchter in dem Institute, und ich weiß, daß daselbst noch Zöglinge gewünscht werden. Die Pfarrerin ist meine ehemalige Gouvernante und wird selbst in einigen Tagen hier eintreffen, um unsere Töchter für die Weihnachtsferien zu uns zu bringen. Sie können dann das Nähere mit ihr verabreden. Für den Augenblick nun aber weiß ich keinen anderen Rath, als daß ich die Kleine zu mir nehme."

„Gott segne Sie dafür!" rief Dulf.

„Nun," versetzte sie, „dabei ist kein sonderliches Verdienst, denn das Benehmen der Hauswirthin hat mich so verdrossen, daß ich ihr damit eine Lehre und Beschämung zu geben wünsche; auch würde ich es wohl nicht thun, wenn ich eine andere Auskunft wüßte; endlich gewinnt dadurch die erwähnte Anstalt, für die ich mich interessire, vielleicht um so eher einen Zögling. Kurz, bringen Sie mir die Kleine. Oder noch besser, ich gehe mit Ihnen und hole sie selbst. Ganz fremd bin ich ihr nicht, da ich bald nach ihrem Einzuge in das Hinterhäuschen ein paarmal im Garten mit ihr gesprochen. Also kommen Sie."

Sie ging sofort zur Thür. Dulf hinkte erfreut und beruhigt mit ihr hinunter und sprach ihr auf das wärmste seinen Dank aus.

„Liebe Liddy," sagte er, als sie zusammen in das Zimmer getreten waren, „es wird Dir schwer werden, aus diesem Zimmer zu gehen, aber Dein tapferes Herz hat schon Schwereres getragen, und Du wirst begreifen, daß jetzt manches vorgenommen werden muß, wobei Du besser nicht gegenwärtig bist."

Sie schwieg eine Weile und sagte dann, ohne die Blicke zu erheben: „Ja. Wohin soll ich?"

„Nicht weit!" nahm die Geheimräthin das Wort. „Sie sollen bei uns bleiben, nur in dem vorderen Hause, fast unter demselben Dache. Kommen Sie mit mir!"

Der Lehrer und Frau Ritter waren aufgestanden. Nun stand auch Liddy auf, sah sie an und erkannte sie. Die Geheimräthin nahm ihre Hand und wollte sie fortführen.

„Noch einmal lasset mich zu ihm! zum letzten Mal!" bat sie, und als Niemand sie zurückhielt, eilte sie in die Kammer, schloß hinter sich die Thür, sank vor dem Todtenbette auf die Kniee und faltete die Hände. Ihre Lippen bewegten sich zu unhörbaren Worten. Was sie so sagte? Es war in Kinderworten der Inhalt ihrer Vergangenheit, ihrer Zukunft, ihres ganzen Daseins, eingeflochten in das Gedenken dessen, der sein sterblich Theil dort zurückgelassen. O es war noch mehr, noch viel mehr! Wir wollen es nicht durch Behorchen entweihen. Als sie aber aufstand, einen letzten Kuß auf die kalte Stirn des Entschlafenen drückte, der nun mit geschlossenen Augen dalag, als sie dann, nach einem letzten Blick auf sein fast freundliches Angesicht, wieder aus der Kammer heraustrat, da hatten sich Ruhe und Frieden ergossen über die tiefe Trauer des edlen Kindes.

(Fortsetzung folgt.)

Vesuv-Warnungen.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Der lang erwartete und von Professor Palmieri vorausgesagte Ausbruch des Vesuvs begann am 17. März 1876. Die Lava floß nach Pompeji hinunter, eine gewaltige Säule schneeweißen Rauchs, gefärbt durch das Feuer, welches dem Krater entstieg, bot einen prächtigen Anblick dar, und die Neapolitaner konnten ausrufen: „Der alte Palmieri hat wieder richtig prophezeit." Um zu zeigen, wie ihm diese Voraussagungen möglich sind, bedarf es einiger einleitender Worte.

Die westliche Hälfte Italiens zwischen der aus Kalkstein bestehenden Kette der Apenninen und dem mittelländischen Meere ist in vorgeschichtlicher Zeit der Schauplatz einer großartigen vulkanischen Thätigkeit gewesen, deren Zeugen sich heute noch von dem südlichen Toskana an über Rom hinweg bis jenseits Neapel verfolgen lassen. Aus der Tiefe sind durch geöffnete Kanäle die Massen in die Höhe gestiegen, sind ausgeflossen als geschmolzenes Gestein, als Lava, oder ausgeworfen in gröberen oder feineren Theilen als Blöcke, Lapilli, Asche, und diese Massen haben im Laufe der Zeit in Folge wiederholter Eruptionen die Kegelberge, die Krater, die Lavaströme und unter Mithilfe des Wassers die vulkanischen Tuffe gebildet, welche die römische Campagna und die campanische Ebene Neapels bedecken und von der Küste bis zu den Thälern der Apenninen reichen.

Diese vorgeschichtlich vulkanische Thätigkeit ist jedoch fast überall längst erloschen, die Gestalt der erhobenen Gebirge und ihrer Krater, die Oberfläche ihrer Lavaströme hat sich im Laufe von Jahrtausenden vielfach durch Regen verändert, und es ist ruhig geworden im Albanergebirge, in der Rocca Monfina und in allen anderen mittelitalienischen Vulkanen, so ruhig wie in unsrer deutschen Eifel. Nur der Vesuv, der Stolz und Schrecken Neapels, ist allein übrig geblieben in voller Thatkraft, ja er hat in unserm Jahrhundert keine Abnahme, sondern vielmehr eine Steigerung seiner Thätigkeit an den Tag gelegt. Dieser Vulkan, einer der kleinsten, denn er ist nicht viel höher als der Brocken, ist zugleich der einzige, welcher eine einigermaßen vollständige Geschichte besitzt, er wurde seit dem Aufblühen der mineralogischen Wissenschaften der Gegenstand unausgesetzter Beobachtungen.

In den Jahrhunderten vor Christi Geburt, von denen wir Nachricht haben, verharrte der Vesuv in vollkommener

Das Vogelnest. Nach dem Gemälde von Franz Defregger.

Ruhe; aber aus den Schriften von Plutarch und Strabo erhalten wir zugleich die Ueberzeugung, daß er damals sicherlich ein ganz anderes Ansehen hatte als jetzt. Auch wer nicht selbst ihn gesehen, weiß aus zahllosen Abbildungen, daß der von der Küste aus sich erhebende Kegel des Vesuvs, der sogenannte Aschenkegel, welcher auf seinem Gipfel den Hauptkrater trägt, und von welchem die vulkanischen Erscheinungen ausgehen, getrennt ist von der zackigen Felsmauer der Somma, welche, gekrümmt, den Vesuv im Norden uud Nordosten umgibt, nach außen in zahlreichen Schluchten verläuft, nach innen aber steil in das Atrio del Cavallo abfällt.

Die Nachrichten der Alten lassen aber keinen Zweifel darüber aufkommen, daß zu ihrer Zeit der Vesuv ein einfacher Berg mit flachem Gipfel gewesen sei. Da erfolgte im J. 79 nach Christus unter Titus jener erste historische Ausbruch, den der jüngere Plinius so lebendig beschrieben hat, und welcher Pompeji unter einer drei bis vier Meter dicken Schicht von Lapilli und Asche, Herkulanum unter einer weit mächtigern begrub. Wahrscheinlich sprengten bei diesem gewaltigen Ausbruch die eingeschlossenen Dämpfe den größten Theil des Berges in die Luft, seine Trümmer bedeckten und begruben alles Land an seinem Fuße, der heutige Aschenkegel baute sich aus Laven,

Digitized by Google

Schlacke und ausgeworfenen Massen auf, und die Somma ist der stehen gebliebene Rest des alten Vesuvs, aus dem der neue Aschenkegel pyramidenförmig hervorragt.

Nach diesem ersten, uns bekannt gewordenen Ausbruch hat der Vesuv nur in großen Zwischenräumen seine Thätigkeit noch geäußert, denn in den nächsten 1550 Jahren werden nur acht Eruptionen wieder angegeben, ja in dem Krater soll sich sogar eine Baumvegetation neu angesiedelt haben, bis am 16. Decbr. 1631 die furchtbarste Eruption erfolgte, welche der Vesuv jemals gehabt hat. Erdbeben, Aschenregen und Lava richteten schreckliche Verwüstungen an, viele Ortschaften wurden zerstört, und die noch heute sichtbaren Lavaströme von 1631 stürzten sich an mehreren Stellen ins Meer. Mehr als 40 Dörfer gingen zu Grunde, und allein in den drei Kirchen von Torre del Greco kamen 650 Menschen ums Leben.

Dreißig Jahre der Ruhe bedurfte der Vesuv nach dieser enormen Kraftäußerung, um wieder zu speien, und seitdem sind viele kleinere und größere Ausbrüche gefolgt, in der Art, daß sie gewöhnlich mehrere Jahre lang mit stärkerer oder geringerer Heftigkeit andauerten, worauf dann eine längere oder kürzere Periode der Ruhe eintrat. Die letzte dieser Ausbruchsperioden, die noch jetzt andauert, begann 1865 und erreichte bisher in der noch im guten Gedächtniß befindlichen Eruption vom 26. April 1872 ihren Höhepunkt.*)

Kann man sich denn gar nicht gegen die fürchterlichen Ausbrüche des unterirdischen Feuerherds schützen? Diese Frage des schwachen Menschen ist gewiß eine berechtigte, und wenn er auch, einmal im Bannkreise der vulkanischen Erscheinung begriffen, ihr gegenüber nichts vermag, so hat es die fortschreitende Wissenschaft doch jetzt so weit gebracht, daß er ihr auszuweichen vermag, bei Zeiten sich aus dem Bereich der Eruption retten kann. Die Wissenschaft tritt jetzt als Warnerin auf.

Eine fahrbare Straße leitet von Resina aus den Vesuv hinan, zuerst durch Kulturland, dann durch Lavaströme bis zu einem von Ost nach West hinziehenden Tuffrücken, dem Monte Salvatore, welcher zu zwei Schluchten abstürzt, die in ihrer Tiefe jetzt längst von Laven ausgefüllt sind. Auf diesem Berge steht in 630 Meter Höhe (die wechselnde Höhe des ganzen Vesuv beträgt durchschnittlich 1300 Meter) das Häuschen des Eremiten, welcher den Reisenden mit Lagrime Christi erfrischt, und weiterhin eine Werkstatt wichtiger Geistesarbeit, der Prachtbau des Reale Osservatorio meteorologico vesuviano, das Observatorium Palmieris, von wo aus der unterirdische Feind beobachtet wird.

Luigi Palmieri, 1807 in der Provinz Benevent geboren, hat sich um die Kenntniß des Vesuvs große Verdienste erworben; die physikalischen Instrumente, das Laboratorium, die Sammlung vesuvischer Gesteine und Mineralien, eine Bibliothek, welche die Vesuvliteratur vereinigt, werden im Observatorium aufbewahrt und den Forschern gern zugängig gemacht.

Vor der Einrichtung des Observatoriums war es nicht möglich, alle Phasen eines Vesuvausbruchs genau zu verfolgen; nur die ausgezeichnetsten Phänomene, welche die allgemeine Aufmerksamkeit fesselten, oder solche, welche sich zufällig dem Auge des wissenschaftlichen Beobachters darboten, wurden bekannt. Es fehlte namentlich an der Kenntniß der kleineren Erscheinungen, die als untrügliche Anzeichen den größeren Eruptionen vorangehen. Mittelst der von Palmieri konstruirten Instrumente läßt sich dagegen, sowie sich der Vulkan in einer gewissen Aufregung befindet, das Auftreten einer neuen Phase des Ausbruchs bestimmen.

Das Instrument nun, mittelst dessen die Erdstöße beobachtet, ihre Richtung festgestellt, ihre Dauer und Fortpflanzung angegeben werden, heißt der elektromagnetische Seismograph und ist folgendermaßen beschaffen:

An einer Metallfeder hängt eine feine Spirale von Messingdraht, welche unten einen Kegel mit Platinaspitze trägt. Letztere reicht bis in die nächste Nähe einer Quecksilberfläche, welche sich in einem eisernen Becken befindet. Jede Vertikalbewegung schließt auf diese Weise die Kette einer Daniellschen Batterie. In dieser sind zwei Elektromagnete eingeschaltet, welche während der Dauer des Stromes ihre mit Hebeln verbundene Armatur — das an die Polenden des Magnets angelegte Eisenstück — anziehen, auf diese Weise den Stillstand einer genau gehenden Uhr bewirken, dadurch den Zeitpunkt des vertikalen Stoßes anzeigen und zugleich eine Glocke läuten, welche den Beobachter herbeiruft.

Gleichzeitig löst sich ein Hebel des Pendels einer Uhr aus, welche ein Papierband mit einer Geschwindigkeit von drei Meter in der Stunde bewegt; ein Bleistift drückt auf das Papierband Punkte, welche die Dauer des Erdstoßes markiren.

Die Größe des vertikalen Stoßes wird durch einen Magnet gemessen, der bei vertikalen Bewegungen Eisenspäne aus einem untenstehenden Gefäß aufnimmt und einen Zeiger bewegt, welcher an einem graduirten Bogen die Größe des vertikalen Stoßes ausdrückt.

Horizontale Erderschütterungen werden durch vier U-förmig gebogene Röhren gemessen, deren Vertikalebenen nach der Kompaßrose orientirt sind. In den Röhren befindliches Quecksilber wirkt bei den geringsten Schwankungen auf darüber befindliche Platinadrähte, welche ihrerseits auf eine Daniellsche Batterie wirken. Jede Erschütterung, die nicht senkrecht zur Vertikalebene des Schenkelpaares ist, bringt das Quecksilber ins Schwanken, damit die Batterie in Thätigkeit und läutet die den Beobachter aufmerksam machende Glocke. Ein in dem einen Arme der Röhre von einem Schwimmer bewegter Zeiger mißt die Größe des Stoßes.

Da nach Palmieri dem großen Erdbeben stets kleinere Erdstöße vorangehen, so ist auch die Beobachtung der schwächsten Bodenzuckungen von Wichtigkeit. Sie sind Warnungszeichen!

Man hat auch angenommen, daß Windstille, drückende Hitze, ein dunstiger Himmel stets Vorboten vulkanischer Ausbrüche oder der Erdbeben seien. In der That aber haben die neuesten Beobachtungen ergeben, daß weder der Stand des Barometers noch des Thermometers, weder die Stärke noch die Richtung des Windes irgend einen Zusammenhang mit den Ausbrüchen erkennen lassen. Es ist zwar für manche Gegenden das Eintreffen von Erdbeben mit einem sehr niedrigen Barometerstande konstatirt worden, aber überall nur in Gegenden, wo Erdbeben sehr selten sind. Wo aber genaue Beobachtungen vorliegen, spricht nichts für ein derartiges Zusammentreffen niedriger Barometerstände mit Erdbeben. So hat Hoffmann die Barometerstände von 57 in vierzig Jahren eingetretenen Erdbeben in Palermo verglichen und dabei das Resultat erhalten, daß nur in sieben Fällen das Barometer einen sehr niedrigen Stand zeigte, in drei dagegen ein Maximum, daß er in zwanzig Fällen im Sinken, in sechszehn im Steigen begriffen war, bei elf ein unbestimmtes Schwanken stattfand.

Sehr häufig sind bei Thieren vor Vulkanausbrüchen und Erdbeben eine eigenthümliche Unruhe, Zeichen von Angst ꝛc. beobachtet worden. Namentlich soll sich das an Thieren zeigen, welche im Boden leben oder darin wühlen. Von ganz zuverlässigen Beobachtern älterer und neuerer Zeiten wird dieses wiederholt erwähnt. Schon Le Gentil berichtet, daß Maulwürfe, Feldmäuse, Eidechsen ihre Löcher verlassen und unruhig umherlaufen; selbst von Grillen und Ameisen wird Aehnliches angegeben. Ein besonderes Ahnungsvermögen schreibt man auch den Schweinen zu, so daß manche ängstliche Personen in Italien, wenn sie Ausbrüche fürchten, sich genau über das Verhalten dieser unterrichten. Von der allgemeinen Verbreitung dieser Unruhe unter Thieren bei dem neapolitanischen Erdbeben von 1805 berichtet Poli folgendermaßen:

„Ich will nicht unterlassen, hier noch des gewohnten Vorzeichens zu erwähnen, welches von den Thieren ausging. An allen Orten, wo die Wirkungen des Erdbebens sehr fühlbar waren, fingen einige Minuten vor dem Eintreten der Stöße die Rinder an laut zu brüllen; die Schafe und die Ziegen blökten, und beunruhigt durcheinander stürzend, suchten sie das Flechtwerk der Hürden zu durchbrechen; die Hunde heulten fürchterlich, die Gänse und die Hühner geriethen in Verwirrung

*) Vgl. „Der Ausbruch des Vesuv vom 26. April 1872 von Luigi Palmieri. Deutsch. Berlin 1872.

Digitized by Google

und machten großen Lärm. Die Pferde tobten in ihren Ställen und rissen sich wüthend vom Zügel los; diejenigen aber, welche gerade auf der Straße liefen, standen plötzlich still und schnaubten in ganz ungewöhnlicher Weise. Die Katzen liefen erschreckt davon und suchten sich zu verbergen oder sträubten wild das Haar. Man sah die Kaninchen und die Maulwürfe aus ihren Löchern hervorgehen, die Vögel wurden von ihren Ruhesitzen aufgescheucht und die Fische schwammen ans Ufer, wo sie in großen Mengen gefangen wurden. Selbst die Ameisen und Reptilien verließen am hellen Tage in großer Unruhe ihre Erdlöcher und zwar schon viele Stunden vor dem Erdbeben; die Heuschrecken sah man in großen Schwärmen während der Nacht durch Neapel gegen das Meer kriechen; geflügelte Ameisen flüchteten sich bei dunkler Nacht in die Zimmer der Häuser. Es gab Hunde, welche ihre Herren kurz vor dem Erdbeben gewaltsam aufweckten, gleichsam als wollten sie sie rufen und warnen vor der nahe bevorstehenden Gefahr, und welche auf diese Weise wirklich deren Rettung bewirkten."

Naturgemäß drängt sich uns die Frage nach der Entstehung vulkanischer Ausbrüche und der Erdbeben auf. Letztere können absichtlich hervorgerufen und überwacht werden. Jeder Schlag des großen Hammers in der Kruppschen Fabrik bei Essen ruft ein Erdbeben hervor. Der Schlag ist so heftig, daß Gebäude auf beträchtlichen Abstand von dem Hammer beschädigt wurden. Jeder Schuß aus einem Belagerungsgeschütz, jede sprengende Mine in einem Bergwerk oder Steinbruch erzeugt ein Erdbeben; ja jeder schwere Wagen, der durch unsere Straßen rasselt, erschüttert unsere Gebäude. Was wir unter Erdbeben im gewöhnlichen Sinne verstehen, unterscheidet sich von den hier angeführten Wirkungen nur durch die Stärke der Erschütterung. Bleibt ein Fußtritt, wie die Erfahrung lehrte, 50 Schritt, ein Hammerschlag 100 Schritt weit noch an einem Quecksilberspiegel bemerkbar, so wird es von der Stärke eines Erdstoßes abhängen, ob er 50 oder 100 Meilen weit gefühlt wird. Es ist aber ein sehr gefährlicher Irrthum, wenn man behaupten wollte, daß der Sitz einer Erschütterung sehr tief in der Erdrinde gewesen sein müsse, wenn sie auf sehr große Entfernungen bemerkt werden konnte. Wenn also nach dem Lissaboner Erdbeben der Karlsbader Sprudel ein paar Tage stockte, so wird man sich denken, daß die Erschütterung, bis nach Karlsbad fortgepflanzt, irgendwo von einer Spaltenwand etwas Erdreich ablöste, welches den Quellenkanal verstopfte. Die Form, in welcher die Beben sich fortbewegen, ist die einer Welle von äußerst flacher Wölbung und großer Breite. Das beste Gleichniß von der Gestalt der Bewegung gewährt ein Kornfeld, dessen Halme vom Wind bewegt werden.

Senkungen sind bei Erdbeben die vorwiegenden Erscheinungen. Beim Lissaboner Erdbeben versank der Kai nebst allen Schiffen, die an ihm festlagen, ins Meer, und bald darauf fand man an der nämlichen Stelle erst bei 600 Fuß Tiefe Grund. Bei dem calabrischen Erdbeben vom Jahre 1783, welches aus 949 Stößen bestand, denen 1784 noch 151 nachfolgten, bildeten sich nicht weniger als 215 Seen und Moräste. Bei den Erdbeben in Syrien, China, Cumana und Indien wird uns ebenfalls von der Bildung neuer Seen und Moräste berichtet. Bei dem Erdbeben, welches 1868 Arica verheerte, ist die Stadt Cotacachi verschwunden und an ihre Stelle jetzt ein See getreten.

Auf solche Erfahrungen gestützt, haben nun die „Jungneptunisten" die Erdbeben erklärt durch Einstürze von Hohlräumen in der Erde. Dadurch erhielt der alte Aristoteles Recht, welcher schon bemerkt hatte, daß Erdbeben in höhlenreichen Gegenden am häufigsten auftreten. Daß unterirdische Wasser, wenn sie das Kalkgebirge oder ein Salzflötz auflösen, sowie wenn sie zwischengeschaltete Thonlager erweichen, zuletzt einen Einsturz der Decke bewirken müssen, darüber können keine Zweifel laut werden. Stürzen dann die geognostischen Stockwerke in die Tiefe hinab, so muß an der Oberfläche ein See oder Morast entstehen, die uns gleichsam eine Abbildung liefern der Hohlräume, welche vorher in der Tiefe vorhanden waren.

Nimmt man die Einsturztheorie für die Entstehung der Erdbeben an, so neigt sich die Ansicht der Geologen der Drucktheorie zu, um die Entstehung der Vulkanausbrüche zu erklären. Ein Druck auf die im Innern der Erde vorhandenen flüssigen Massen erzeugt die Eruptionen. Durch Druck werden diese beweglichen Massen in die Höhe zu steigen suchen und entweder schon vorhandene Spalten und Kanäle, wie sie die Vulkane darbieten, benutzen, oder auch sich solche neu zu schaffen suchen. Wodurch nun der Druck erzeugt werde, welcher die Lava aus der Tiefe aufsteigen macht, darüber gehen die Meinungen auseinander. Die einfachste Weise der Erklärung für den Druck ist wohl die, welche sich auf die Thatsache stützt, daß noch gegenwärtig vor unseren Augen viele Theile der Erdrinde in einem Sinken begriffen sind. Diese müssen dabei natürlich einen Druck auf die flüssigen Massen ausüben und dieselben zwingen, sich irgendwo einen Ausweg zu suchen.

Damit wären jedoch keineswegs alle Erscheinungen bei Vulkanausbrüchen erklärt. So wenig man im Stande ist, durch Druck von oben auf einen Steinhaufen, in den eine Röhre gesteckt ist, eine Steinfontaine zu erzeugen, eben so wenig können durch den Krater des Vesuvs Steine ausgepreßt werden. Das Emporfliegen der Steine, während die Lava ruhig über den Kraterrand abfließt, zeigt uns deutlich, daß hier kein Druck wirkt, sondern eine Kraft, welche feste Massen fortzuschleudern vermag. Wodurch aber kann diese erzeugt werden? Sehen wir uns auf der Erde um und fragen wir uns, mit was wir die gewaltigsten mechanischen Wirkungen zu Stande bringen, so finden wir einen Stoff, dessen Gegenwart bei allen Vulkanausbrüchen durch die Beobachtung dargethan wurde, nämlich erhitzten Wasserdampf, dessen erstaunliche Wirkungen ja allgemein bekannt sind. Gerade wie Dämpfe verhalten sich auch Gase und man hat auch schon seit langer Zeit erhitzte Dämpfe und Gase, wenn nicht als einziges Agens, so doch als dasjenige erkannt, welches neben dem Drucke die Reihe von Erscheinungen bei den Vulkanausbrüchen zu erklären im Stande ist, welche von der Wirkung des Druckes allein unmöglich herrühren können.

Ein Familienzwist.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11/VI. 70

Roman von Ludwig Harder.

(Fortsetzung.)

Beatrice begrüßte indessen, völlig wiederhergestellt, den anbrechenden Tag mit inniger Freude. Er mußte ja Otto bringen, und dann ward alles gut. Aber Stunde nach Stunde schlich auf bleiernen Füßen dahin, und der Ersehnte kam nicht.

Auf dem alten Herrenhause lastete es wie die Vorahnung kommenden Unheils. Geräuschlos trieb die Dienerschaft sich in den langen Gängen umher; überall hörte man scheues leises Flüstern, das augenblicklich verstummte, sobald jemand von der Herrschaft sich blicken ließ. Die Arbeit blieb größtentheils ungethan, ohne daß die Baronin wie sonst die Säumigen zur Thätigkeit anspornte. Selbst die gleichgiltigsten Dinge wagte man nicht laut zu sagen; es war, als ob eine Leiche im Hause ruhte.

Endlich gegen Mittag langte ein Brief aus Ermsdal an. Beatrice erbrach ihn zitternd. War Otto denn verhindert, selbst zu kommen? Während sie las, schoß eine jähe Glut über ihr Antlitz, um es dann farbloser als je zurückzulassen. Sie fühlte sich nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen; stumm reichte sie das Schreiben der überraschten Baronin.

Es war in der That ein seltsamer Brief. Niemand sah es seinen festen Schriftzügen an, daß die Hand, welche ihn geschrieben, bebte, noch seinen kalten klaren Ausdrücken, daß der arme Kopf, welcher sie ersonnen, dem Wahnsinn nahe war. Kurz und bündig erklärte Otto in diesem Schreiben, daß er sich genöthigt sehe, auf die Hand der Baronesse zu verzichten, aus Gründen, welche zu erörtern man ihm ersparen möge. Das

Digitized by Google

war alles; keine Erklärung, kein Bedauern, keine Entschuldigung. Frau von Arning starrte gleichfalls einen Augenblick wortlos auf die eben so unerwartete wie unerwünschte Anzeige, dann aber brach sich ihr alter Haß gegen Otto in einem zornigen Redefluß Bahn. So hatte sie dennoch seinen Charakter richtig beurtheilt. Arning war nichts als ein gewissenloser Intrigant, dem kein Mittel zu schlecht, keins zu heilig für die Erreichung seiner habgierigen Zwecke dünkte. Mord oder Heirath! ihm galt alles gleich, wofern er nur Herr von Buchdorf wurde. Dies war jetzt auf anderen Wegen leichter als durch Heimführung des armen Fräuleins zu erreichen; da beeilte er sich denn natürlich, die Verbindung zu lösen.

Die Baronesse hatte seit dem Erbrechen jenes Briefes noch kein Wort gesprochen. Bei ihrer Mutter heftigem Zornausbruch blickte sie dieselbe mit großen erschrockenen Augen an und stieg dann schweigend zu ihrem eigenen Zimmer empor. Das Fenster stand offen, sie näherte sich demselben mechanisch und sah aufmerksam in die schweren Schneewolken, welche jetzt den Himmel bedeckten. Ein eisiger Wind strich durch die kahlen Zweige der Pappeln und spielte mit den Locken auf Beatricens Stirn — sie fühlte es nicht. Kein Schmerz, kein Zorn, kein Vorwurf konnte sich in ihrem Herzen emporkämpfen.

Die Baronesse wunderte sich selbst über diese Ruhe und die Klarheit, womit sie zu denken vermochte. Es kam ihr vor, als sei in ihrer Brust eine Saite gesprungen, die nun nie wieder klingen könne, nicht in Freude, nicht in Leid.

So stand sie, gleichgiltig, unbeweglich, während Stunde auf Stunde verrann; sie wußte es nicht, sie hatte das Maß für die Zeit verloren, denn was konnte sie ihr die Zukunft bringen oder nehmen? Mechanisch legte sie die Hand an ihre Stirn, als fühlte sie Schmerzen dort.

„Ich wollte, ich wäre gestern im Moor umgekommen," sagte sie halblaut, und dann schauderte sie zusammen. Das waren ja Elsbeths prophetische Worte! Wußte das unheimliche Geschöpf denn, daß Arning im Begriff stand, sie aufzugeben? Kannte es vielleicht gar seine Beweggründe? Beatrice suchte vergebens danach. Sie wußte nicht, hatte Tante Bernhardinens Einfluß die Trennung bewirkt, oder liebte Otto eine andere? Auch der Umschwung ihrer Vermögensverhältnisse kam ihr in den Sinn; aber nein, das war nicht möglich, deshalb konnte er nicht mit ihr gebrochen haben!

„Ich sehe ja wohl ein," sprach sie leise vor sich hin, „daß ein so unbedeutendes Mädchen, wie ich bin, ihm nicht genügen kann; aber weshalb dann so grausam mit meinem Herzen spielen?"

Brennende Röthe bedeckte ihre Stirn, so oft sie ihrer gestrigen Irrfahrt gedachte. Wenn es ihr nun gelungen wäre, das Haus des Mannes zu erreichen, dessen Herz sich gewiß schon damals von ihr abgewandt hatte? Sie dankte es heute dem braunen Kobold aus aufrichtigem Herzen, daß er sie an der Ausführung dieses Vorhabens verhindert hatte.

Gegen Abend sah Beatrice Herrn von Tannen vorfahren, und ein Freudenstrahl glitt über ihre bleichen Züge. Der Baron war ein Freund ihrer Familie und zugleich ein Freund Ottos; er würde ihn nicht so rasch, nicht so schroff richten wie ihre Mutter und doch mit Gerechtigkeit.

„Auf sein Urtheil will ich bauen," nahm sie sich vor, als sie langsam zum Saal hinabstieg.

Der gute alte Herr wußte schon um die Aufhebung des Verlöbnisses und zeigte sich sehr aufgeregt darüber. Er war am Morgen in Ermsdal gewesen, um Otto von den Buchdorfer Ereignissen in Kenntniß zu setzen, doch zum ersten Male nicht vorgelassen worden. Dagegen hatte er Tante Bernhardine leichenblaß und, wie es schien, in höchster Aufregung im Korridor an sich vorüberstürmen sehen. Sie war in Hut und Mantel; ein ältliches Mädchen folgte, ihr Koffer und Hutschachtel nachtragend.

„Er ist toll!" hatte sie händeringend dem Baron zugerufen. „Er ist rein toll geworden! Bricht mit seiner Braut, mit mir, mit Ihnen; alle Menschen, die ihm wohlwollen, stößt er von sich! Wie soll das noch enden?"

Herr von Tannen fühlte sich durch die schroffe Zurückweisung seines Besuches tief verletzt, und die Angelegenheit regte ihn dermaßen auf, daß er, seiner sonstigen Milde vollständig vergessend, sich nicht enthalten konnte, der Baronin beizustimmen, daß nur ein Gefühl der Scham über sein ehrloses Betragen bei der bedrängten Lage seiner Braut Arning veranlaßt haben könne, seine Thür dem treuesten Freunde zu verschließen. Es war zum ersten Mal, daß Tannen und die Baronin in ihrem Urtheil über Otto übereinstimmten. Sie litt heute noch unter einem anderen Kummer. Zugleich mit dem Brief des Freiherrn war eine Verlobungskarte von Herrn von Lindau abgegeben worden.

Beatricens Eingreifen in seinen Streit mit Arning, die Zurückbehaltung seines Briefes hatte den Stolz des jungen Mannes aufs empfindlichste verletzt und seiner bisherigen „Sonne" alle Anziehungskraft für ihn geraubt. In der Residenz angelangt, ging er sofort in ein anderes Sonnensystem über, mit anderen Worten, er gab einer schönen jungen Erbin, der Königin des ersten Balles, welchen er besuchte, sein feuriges Herz zu eigen. Sein Entgegenkommen fand eine freundliche Aufnahme. Auch „Mama" fand nichts gegen die Wahl ihres Lieblings einzuwenden, zumal die Braut ihr persönlich zusagte. Nur eine Bedingung stellte Frau von Lindau ihrem heißblütigen Sohn: die sofortige Aussöhnung mit seinem ehemaligen Gegner. Sie selbst schrieb — natürlich ohne Emils Vorwissen — in dieser Angelegenheit einen äußerst schmeichelhaften Brief an Otto, welchen dieser jedoch — wir müssen es mit Bedauern eingestehen — in seiner verzweifelten Stimmung ungelesen ins Feuer warf.

Emils Brief an Frau von Arning enthielt gleichfalls außer der Anzeige des freudigen Ereignisses die dringende Bitte um eine gütige Vermittlung zwischen ihm und dem Verlobten ihrer Tochter.

Zu jeder anderen Zeit würde die Baronin dem glücklichen Bräutigam alles Gute gewünscht und sich seiner Freude gefreut haben. An diesem Unglücksmorgen jedoch empfand sie den Brief wie eine ausdrücklich gegen sie gerichtete Beleidigung; da war auch nicht eine Zeile desselben, die nicht ihren lebhaftesten Unmuth erweckt hätte. Es verdroß sie, daß Lindau so rasch Ersatz für ihr Kind finden konnte; es verdroß sie, daß er so viel Glück zur Schau trug, während sie sich so elend fühlte, wie nie zuvor in ihrem Leben, und es verdroß sie zu allermeist, daß jene Verlobung die Pläne im Keime zerstörte, welche ihr erfinderischer Kopf schon wieder hervorzubringen begann.

Auch dieses Thema ward — natürlich nur in Andeutungen — in dem Gespräche zwischen Therese und ihrem langjährigen Nachbarn und Freunde berührt. Beatrice stand daneben und hörte ihre heftigen Reden an, ohne eine Silbe zu äußern. Erst als der Baron sich mit dem Trostwort: „daß Gott schließlich alles zum Besten lenke und Beatricens Behütung vor solch einem Gemahl im Grund genommen mit ihrem ganzen Vermögen nicht zu theuer erkauft sei," in seinen Wagen setzte, näherte sich ihm Fräulein von Arning.

„Onkel Tannen," sagte sie sehr ernst, indem sie ihn groß und durchdringend anblickte, „sage mir auf Dein Gewissen: hältst Du es für möglich, daß Herr von Arning mich allein deshalb aufgeben konnte, weil ich nicht ganz so reich bin, als er erwartete?"

Die Feierlichkeit, womit diese Frage an ihn gerichtet wurde, verwirrte den alten Herrn einigermaßen. Dennoch erwiderte er treu seiner Ueberzeugung: „Mein armes Kind, Du weißt selbst, daß ich immer große Stücke auf Arning gehalten habe, und Gott verhüte, daß ich ihm Unrecht thue! Aber so sehr es mich schmerzt, wüßte ich doch kaum, wie ich seinem Betragen eine andere Deutung geben sollte. Laß es Dir nicht so zu Herzen gehen, mein Mädchen! Du bist ja unschuldig an all den Wirren in Eurer unglücklichen Familie, und ich hege die feste Ueberzeugung, daß Dir für diese erste Täuschung noch ein reiches Glück erblühen muß."

Beatrice nickte nur stumm und trat zurück.

„Sie glauben alle an seine Schuld," flüsterte sie, „nur ich, ich kann nicht daran glauben! Wenn schon mein ganzes Glück dahin ist und nicht wieder aufblühen wird, wie der gute Onkel

Digitized by Google

Tannen meint, ich ertrag' es doch nicht, ihn verachten zu müssen! O nur das nicht, nur das nicht — mein Herz würde brechen!"

Während dieser Erwägungen war Beatrice in den Saal getreten. Man hatte noch kein Licht darin angezündet; der weite Raum lag still und dunkel, nur im Ofen knisterte ein lustiges Feuer, und sein röthlicher Schein fiel grell auf das gegenüber hängende Gemälde des alten Freiherrn, der in dieser eigenthümlichen Beleuchtung wie lebend aus dem Dunkel rings um ihn hervortrat.

Beatrice blieb fast erschrocken stehen. Sie hatte damals während der Verlesung des Testaments ihren Blick unverwandt auf die Züge ihres Vaters gerichtet, und als ihr nun sein gutes frisches Gesicht so plötzlich und unerwartet entgegenleuchtete, stieg zugleich wie durch Zauberschlag sein letzter Wille vor ihrem Gedächtniß auf. Es war, als ob seine Lippen ihr zugerufen hätten: „Lernt meinen Bruder kennen, und ich bin überzeugt, daß Ihr ihn achten werdet."

Und kannte sie ihn denn? Hatte sie auch nur eine Ahnung von den Beweggründen, welche ihn leiteten? Nein. Otto war keine jener Naturen, welche gleich Kaufwaaren die Angabe ihres Werthes möglichst sichtbar für Jedermann an ihrer Außenseite tragen. In sein Geistesleben hatte sie kaum einen Blick geworfen. Und wenn auch Tannen selbst an dem Freunde verzweifelte, so konnte doch nur Ottos eigener Mund ihr sagen, weshalb er so und nicht anders handelte.

Sollte sie eine Erklärung von ihm fordern? Zuerst bebte sie allerdings vor dem Gedanken zurück, aber mit der Zeit gewann derselbe immer festeren Boden in ihrem Herzen. Sie verlangte Klärung ihrer verwickelten Lage nach jeder Richtung hin. Nicht wiederum sollte Mangel an Vertrauen ein neues unseliges Zerwürfniß in der Familie hervorrufen.

„Nein, Vater!" rief das junge Mädchen, unwillkürlich die Hände zu dem Bilde emporhebend, „der alte Fluch soll sich nicht vererben. Ein offenes Wort wird ihn für alle Zeiten heben!"

Mit klopfendem Herzen und fliegendem Athem erreichte sie ihr Gemach und nahm Briefmappe und Feder zur Hand. Wohl zögerte sie einen Augenblick in echt weiblichem Bedenken, wie Otto einen solchen Schritt aufnehmen werde. Aber aufgewachsen in Verhältnissen, welche ihrer Individualität die freieste Entfaltung ermöglichten, hatte sie sich jene naive Größe der Entschließung bewahrt, welche unbekümmert um das Urtheil der Welt ausführt, was ihr recht und gut erscheint.

Ihr Schwanken war nur von der Dauer einer Sekunde; dann flog die Feder über das zierliche Blättchen und schrieb:

„Ich muß Sie sprechen; aber Sie werden sich nach dem Vorgefallenen schwerlich dazu verstehen, unser Haus zu betreten, und noch weniger kann ich Sie in dem Ihrigen aufsuchen. Deshalb ersuche ich Sie, sich morgen um zehn Uhr an der Königseiche im Repacher Forst einzufinden, woselbst Sie mich treffen werden. Beatrice von Arning."

Ohne Zögern eilte sie die Treppe wieder hinab und steckte so hastig, als brenne das Papier in ihren Händen, das Schreiben in den auf der Diele befestigten Briefkasten, denn sie fürchtete, bei längerer Ueberlegung ihren Entschluß zu bereuen. In einer halben Stunde mußte der Postbote erscheinen, den Kasten zu entleeren, und am folgenden Morgen war der Brief seiner verlassenen Braut in Ottos Händen.

XVIII.

Es hatte die ganze Nacht geschneit; aber gegen Morgen erhob sich ein scharfer Wind, und als die Nebel sanken, blickte der klarste blaue Winterhimmel auf die schneebedeckte Erde. Endlos und unbegrenzt lag das Moor da. Einsam erhob die hundertjährige Königseiche ihre knorrigen Aeste über das niedrige Unterholz. Sie stand wie ein Grenzstein zwischen den Gütern der hadernden Verwandten; ihre lichte, schneebedeckte Seite war Buchdorf, die hoffnungslose schwarze Ermsdal zugekehrt. Der Graben zu ihren Füßen war überfroren und hoch mit Schnee bedeckt und der Waldweg, welcher sich daneben in den Repacher Forst erstreckte, gleich einem Spitzbogengang aus dem feinsten weißen Marmor. Winterliche Stille herrschte überall; kein Vogelsang im Walde, kein Bienengesumm auf der Haide, und lautlos wie die Natur rings um sie her, schlich Torfelse durch den tiefen Schnee. Ihre nackten Füßchen sanken bei jedem Schritt ein, und sie barg die zitternden Hände ängstlich unter dem alten grünen Tuch, das sie als einzigen Schutz gegen Wind und Wetter um ihre bloßen Schultern geschlungen.

Ihr guter Freund Warne hatte sie nach Buchdorf geschickt, um zu erforschen, ob die dortige Stimmung seinen Plänen günstig sei. Es lag ein unverkennbarer Ausdruck von Mißmuth in ihren großen schwarzen Augen, als sie langsam und scheu um sich blickend durch den Schnee glitt. Plötzlich drang ein kaum wahrnehmbares Knistern an ihr Ohr; sie stutzte und duckte sich nieder, denn obgleich der Schnee jeden Schritt dämpfte, erkannten ihre geübten Sinne doch sofort die Nähe von Menschen, und Spioniren war längst ihr Geschäft und ihre Lust. Sie strengte daher Augen und Ohren aufs äußerste an, und wirklich gewahrte sie nach einigem Umherspähen Otto von Arning, der, das Gewehr auf der Schulter, langsam und offenbar in tiefe Gedanken versunken gleich ihr den Fußweg nach Buchdorf verfolgte.

Aalgleich schlüpfte sie in den Graben, unter dessen schmaler von Sträuchern versteckter Brücke sie sich verbarg. Der Freiherr kam näher und näher; es entging ihren forschenden Blicken nicht, daß die letzten Tage eine große Veränderung in seinen Zügen bewirkt hatten. Wohl war sein Gesicht immer ernst gewesen; einen solchen Ausdruck von Hoffnungslosigkeit hatte es jedoch nie zur Schau getragen. Elsbeth empfand bei dieser Wahrnehmung mehr Zorn als Betrübniß. „Es ist seine eigene Schuld," dachte sie verdrießlich. „Wer heißt ihn auch ein solches Püppchen lieben?"

Arning war jetzt bei der Königseiche angelangt; zum größten Erstaunen der Lauscherin setzte er seinen Weg nicht weiter fort, sondern zog seine Uhr hervor, warf einen trostlosen Blick auf die Schneefläche um ihn her und lehnte sich dann gegen den Baumstamm, das Auge so beharrlich zu Boden geheftet, als wolle er von sich ausschließen, was die nächsten Minuten doch unabwendbar bringen mußten.

„Er erwartet jemand," dachte Elsbeth in fieberhafter Erregung. „Wer kann es sein?"

Sie sollte nicht lange in Ungewißheit bleiben. Von der entgegengesetzten Seite nahte Beatrice von Arning, sorglich in ihren pelzbesetzten Mantel gehüllt. Sie kam rasch, ohne anzuhalten, wie jemand, der sich aus Furcht vor Reue nicht Zeit lassen will, einen Entschluß nochmals zu erwägen.

Der scharfe Morgenwind hatte ihre Wangen geröthet, ihre Augen zeigten keine Spur von Thränen mehr; in dem lieblichen Gesichtchen lag ein Ausdruck fester Entschlossenheit.

Bei ihrer Ankunft schrak der Freiherr aus seinem dumpfen Brüten empor. „Beatrice!" rief er leidenschaftlich und machte eine Bewegung, als wolle er ihr entgegeneilen; aber der erhobene Arm sank rasch. Je schöner und holdseliger seine Braut ihm erschien, um so drückender überkam ihn das Gefühl seiner eigenen Unwürdigkeit. Stumm, regungslos, mit gesenktem Blick erwartete er sie.

Else hatte sich halb aufgerichtet und strengte ihre Sinne aufs äußerste an, um ja keinen Hauch der sich entspinnenden Unterredung zu verlieren.

„Sie staunen, Herr von Arning," begann Beatrice mit erzwungener Festigkeit, „daß ich Sie nach allem, was vorgefallen ist, hier aufsuche —" sie warf dabei einen scheuen Blick auf die menschenleere Schneefläche — „und tadeln meinen Entschluß vielleicht sehr streng. Ich hätte Ihnen auch schreiben können; aber Briefe sind so ungenügend, sie bieten so viel Gelegenheit zu Doppelsinn, deshalb schien es mir am geeignetsten, das, was ich von Ihnen erfahren muß, aus Ihrem eigenen Munde zu erfahren und womöglich an dieser Stelle," fügte sie tieferröthend hinzu, „wo ich zuerst Vertrauen zu einem Manne faßte, welchen ich bis dahin als meinen unerbittlichsten Feind betrachtet hatte."

Beatricens Stimme war immer leiser und unsicherer geworden; jetzt fuhr sie, fast gebrochen, fort:

„Als Papas letzter Wille verlesen ward, in welchem er uns so dringend ermahnt, einander kennen zu lernen, gelobte ich

Digitized by Google

mir heilig, seinen Wunsch zu erfüllen. Aber es scheint ein Fluch auf unserer armen Familie zu liegen, und ich glaube, nichts kann ihn lösen, als — rückhaltlose Offenheit. Deshalb, Herr von Arning, bitte ich Sie im Namen meines Vaters, der ja auch Ihnen theuer war, nennen Sie mir, so hart und demüthigend sie auch für mich sein mögen, ohne Rückhalt die Gründe, welche Sie zu einem so plötzlichen Bruch veranlaßt haben."

„O nur das nicht!" stieß Otto, wie aus einem schweren Traum erwachend, hervor. „Nur das nicht! Sei barmherzig, Beatrice! Ist es denn nicht genug, daß Du mir für immer verloren bist? Soll ich auch noch wissen und sehen, wie sehr Du mich verachtest?"

Der leidenschaftliche Ausbruch überraschte Beatrice aufs höchste; zugleich aber rief er eine unbeschreiblich wohlthuende Empfindung in ihr hervor. Sie war ihm also doch nicht gleichgiltig! Mit größerer Sicherheit entgegnete sie:

„Ich glaube wohl ein Recht auf Mittheilung der Gründe für eine so unerwartete und rauhe Lösung zu haben; dennoch würde ich darauf verzichten, da eine Erklärung Sie so schmerzlich zu berühren scheint; aber ich habe diese Frage nicht allein in meinem Interesse gestellt, sondern im Interesse unserer Familienehre, in Ihrem eigenen Interesse, Herr von Arning. Wissen Sie, welche Beweggründe man Ihnen unterlegt? Sie werden den wahren Sachverhalt bekannt machen müssen, um Ihre Ehre zu retten."

Otto war so weiß geworden wie der Schnee zu seinen Füßen. Hatte Elsbeth sein Geheimniß denn schon verrathen? Sprachlos, in scheuer Erwartung starrte er Beatrice an.

Auch sie stockte; die Worte wollten nicht über ihre Lippen — aber es mußte sein. „Antworten Sie mir aufrichtig, Herr von Arning," erwiderte sie, „haben Sie wirklich noch nichts von dem Umschwung unserer Verhältnisse erfahren, welcher schon die halbe Provinz beschäftigt?"

„So wahr Gott mir helfe, nein!" rief Otto erschrocken. „Ich habe in den letzten zwei Tagen nicht die Schwelle meines Zimmers überschritten," setzte er leise hinzu.

„Onkel Tannen war bei Ihnen, um Sie von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen," erklärte Beatrice, „Sie empfingen ihn jedoch nicht. In kurzen Worten also: Mama wird Buchdorf nicht länger halten können. Warne hat sie betrogen, in die Hände von Wucherern gebracht. Onkel Tannen sagt, unser flüssiges Vermögen reiche bei weitem nicht hin, die fälligen Summen zu zahlen, und das Gut soll durch Warnes Nachlässigkeit augenblicklich zur Hälfte entwerthet sein. So wird uns denn kein anderer Ausweg bleiben, als es zu verkaufen." Sie preßte die Zähne auf einander und schwieg, denn sie wollte nicht weinen; und es war, als ob alle die Thränen, welche die furchtbare Aufregung der letzten Tage zurückgedrängt, gerade jetzt einen Ausweg suchten.

Otto hatte bei dieser kurzen schmerzlichen Erzählung vollständig vergessen, weshalb er gekommen war. „Buchdorf verkaufen?" rief er mit der alten Energie. „Nein, nimmermehr! Ich will jetzt gleich mit Dir hinübergehen und den Sachverhalt an Ort und Stelle prüfen. Frau von Arning kennt den Geschäftsgang nicht, und auch Tannen ist für verwickeltere Angelegenheiten nicht scharf genug. Darauf haben die Schurken jedenfalls gerechnet und suchen nun durch Drängen zu erlangen, was sie auf rechtlichem Wege nie erreichen könnten. Ich kenne ja Buchdorf und seinen Werth; es ist allerdings schlecht bewirthschaftet — dieser Warne war ein Betrüger in jeder Hinsicht — aber es kann noch immer eine ganz bedeutende Schuldenlast tragen. Ich bin überzeugt, daß sich diese augenblickliche Verlegenheit mit geringen Opfern beseitigen ließe, sobald —"

Eine abweisende Bewegung der Baronesse unterbrach ihn. „Verzeihung, Herr von Arning," sagte sie, die feinen Brauen zusammenziehend. „Ich kam nicht hierher, um zu klagen, noch um Ihre Hilfe zu erflehen. Wenn ich unserer augenblicklichen Lage Ihnen gegenüber erwähnte, so geschah es lediglich, weil thörichte Gerüchte sie mit der Lösung unseres Verhältnisses zusammenstellen."

Otto war in seine vorige muthlose Haltung zurückgesunken.

„Ich verstehe," erwiderte er tonlos. „Und Sie, Beatrice? Glauben auch Sie an jene Gerüchte?"

Es flog etwas wie ein Lächeln über die ernsten Züge des jungen Mädchens. „Stände ich dann hier?" fragte sie mild. „Nein, was wir zusammen auszumachen haben, hat mit Geld und Gut nichts zu schaffen."

Otto ergriff hastig ihre Hand und preßte sie an seine zuckenden Lippen. „Dank, Beatrice," sagte er. „Du hast wahr gesprochen; aber meine Schuld ist noch unendlich schwerer —"

„Ich will sie kennen lernen," entschied die Baronesse.

Otto wandte sich ab. „Unmöglich!" stöhnte er. „O, Du ahnst nicht, Beatrice, die unaussprechliche Grausamkeit Deiner Forderung! Es ist ein schmachvolles Bekenntniß, welches ich abzulegen habe, und keinem Menschen auf Erden gegenüber würde es mir leicht werden. Daß ich aber dazu verdammt sein soll, gerade in Deinen Augen meine Verurtheilung zu lesen, ist mehr als Höllenqual."

Beatrice sah, daß der Freiherr trotz seiner Weigerung nach Worten suchte, um ihren Wunsch zu erfüllen. Die beiden schienen ihre Rollen ausgetauscht zu haben: sie, sonst so schüchtern ihm gegenüber, war heute fest und entschlossen, während er widerstandslos und ergeben vor ihr stand. Beatrice fühlte sich von dieser Veränderung tief ergriffen. „Muth, Otto," flüsterte sie leise, fast zärtlich, während ihre Fingerspitzen leicht seinen Arm berührten.

Endlich raffte sich Otto zu einer längeren Auseinandersetzung auf. Er schilderte zuerst die Stellung, welche er als Knabe auf den Gütern eingenommen, bis die plötzliche Verheirathung seines Bruders und Beatricens Geburt seine Lebensaussichten vollständig verändert hatten. Er sprach, ohne den Blick vom Boden zu erheben, fließend, kalt und klar, wie ein Richter, der die einzelnen Thatsachen für und gegen den Angeklagten übersichtlich und unparteiisch aneinander reiht; denn nur so vermochte er Herr seiner Aufregung zu bleiben. Er beschrieb dann weiter den Raub der kleinen Erbin mit allen den Einzelheiten, welche ihm selbst erst seit einigen Tagen bekannt waren, und ohne den indirekten Antheil, welchen er daran gehabt, irgendwie zu leugnen oder zu beschönigen; er schilderte, wie sich später, sehr gegen seinen Willen, das schöne Kind in sein Herz eingeschlichen, wie er Beatrice leidenschaftlich geliebt habe, ohne es selbst zu wissen, bis ihm endlich unter dieser selben Eiche sein Gefühl für sie und zugleich dessen Hoffnungslosigkeit klar geworden. Er habe dann mit aller Macht dagegen angekämpft und würde selbst bei der Testamentseröffnung nicht gewagt haben, um die Hand der so viel jüngeren Nichte zu werben, hätte diese nicht zuvor durch die Art, wie sie ihm Lindaus Brief übergeben, die Hoffnung in ihm erweckt, daß sein Schicksal ihr nicht ganz gleichgültig sei. Als daher der letzte Wille seines Bruders selbst ihm die Erfüllung seines heißesten Wunsches so nahe gelegt, habe er dem glühenden Verlangen nach ihrem Besitz nicht widerstehen können; und wenn er auch wohl wisse und während der kurzen Zeit ihrer Verlobung täglich Gelegenheit gehabt habe, zu bemerken, daß ihr kindliches Herz eigentlicher Liebe noch nicht erschlossen sei und daß nur verwandtschaftliche Zuneigung und der Wunsch eines innig verehrten Vaters sie zu dem entscheidenden Jawort bewogen habe, sei er doch nicht eher im Stande gewesen, den schönen Traum aufzugeben, daß es ihm einst vergönnt sein werde, ein wärmeres Gefühl in ihr zu erwecken, bis Elsbeths Enthüllungen alle seine Hoffnungen auf immer vernichteten.

Hier brach er ab, schroff und plötzlich. Er hatte während der ganzen Erzählung nicht einmal das Auge zu seiner Braut erhoben; auch jetzt blickte er nicht empor und sah also nicht, welch unerwarteten Eindruck sein Bekenntniß auf Beatrice machte.

Das anfängliche schmerzliche Staunen über den Unmuth, womit Otto ihre Geburt begrüßt hatte, war vollständig vergessen in dem unaussprechlichen Glück, zum ersten Mal von seinen eigenen Lippen zu hören, daß und wie sehr er sie liebe.

Als er nach einem längeren Schweigen in die Worte ausbrach: „Laß die Qual enden, Beatrice! Sprich mein Urtheil — aber aus Barmherzigkeit — rasch!" erwiderte sie mit ungekünstelter Offenheit: „Dein Urtheil? Ich habe von Deiner

Digitized by Google

ganzen Erzählung nur das eine verstanden, daß Du mich trotz all meiner Mängel lieb hast."

Jetzt blickte Otto jäh empor; aber er schrak vor ihrem glückstrahlenden Gesicht zurück. „Und mein unnatürlicher Haß gegen das unschuldige Kind," murmelte er, „und das Verbrechen und Deine vertrauerte Jugendzeit und —"

„Und die Hilfe," fiel sie herzlich ein, „die Sorgfalt, die Du dem kranken, schon aufgegebenen Kinde widmetest, eben so erfolgreich als selbstlos — warum sprichst Du nicht davon, Du böser stolzer Mann? Nicht mein Mörder, mein Retter bist Du; nicht ein mir aufgedrungener Bräutigam, sondern —" sie erröthete holdselig bis zu den Schläfen, aber mit leuchtenden Augen und fester Stimme vollendete sie: „mein einzig Geliebter!" Otto zog sie stürmisch an seine endlich von aller Qual befreite Brust.

Elsbeth hörte nichts weiter; denn was nun folgte, wurde so leise geflüstert, so häufig durch Küsse unterbrochen, daß es unmöglich war, in solcher Entfernung einen zusammenhängenden Satz davon zu verstehen. Nur als Otto, seine neu erworbene Braut im Arm, den Weg nach Buchdorf einschlug, hörte die Lauscherin Beatrice sagen: „Auch Deiner Tante mußt Du vergeben, Otto, wie ich ihr längst vergeben habe. Denn ihre Schuld selbst beweist die große Liebe, welche für Dich in ihrem Herzen wohnt." (Schluß folgt.)

Die Anfänge der christlichen Kunst in den römischen Katakomben.

Nachdruck verboten. Ges. v. 11. VI. 70.

Von Professor Dr. Luthardt.

Alles, was mit der Jugendzeit der christlichen Kirche zusammenhängt, darf von vornherein unseres Interesses gewiß sein. Daran hat auch die bildende Kunst ihren Antheil, und sie hat ein Recht, ihn in Anspruch zu nehmen. Denn ist sie auch nicht die vorderste, so ist sie doch eine wesentliche und würdige Aeußerung des christlichen Geistes. Und es ist eine erfreuliche Wahrnehmung, daß jenen ersten Anfängen christlicher Kunstübung, wie sie in den dunklen Gängen der römischen Katakomben begraben liegen, im Zusammenhang mit den erfolgreichen Forschungen besonders de Rossis sich die allgemeine Theilnahme je länger je mehr zuwendet.

Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts herrschte besonders in protestantischen Kreisen vielfach die Vorstellung, daß die ersten Christen sich gegen die bildende Kunst rein ablehnend oder gegensätzlich verhalten hätten. Und Gegner des Christenthums mißbrauchten dies wohl auch, um dasselbe als kulturfeindlich zu verklagen. Aber dieses Vorurtheil vom „Kunsthaß" der ersten Kirche konnte sich gegenüber den offen vorliegenden Thatsachen nicht behaupten. Es ist im Verschwinden begriffen.

Aber sind diese Thatsachen wirklich der Rede werth und kommt ihnen vollends die Bedeutung zu, Anfänge einer neuen christlichen Kunst zu sein? Allerdings vor dem Reichthum und dem Glanz antiker Kunstübung auch noch der römischen Kaiserzeit verschwinden jene geringen Denkmale christlicher Kunstthätigkeit fast völlig.

Machen wir einen kurzen Gang vom Kapitol ostwärts herab, dort wo vor Alters die via sacra heraufführte, auf welcher die Triumphatoren zum Tempel Jupiters zogen. Es ist ein weites Trümmerfeld, welches vor uns liegt; aber welch ein Trümmerfeld! Zur Rechten, wenn wir die Senkung des Weges herabgehen, sehen wir die stattlichen Grundbauten der Basilika Julia Cäsars zur Seite des Castor- und Pollux-Tempels, zur Linken aber dichtgedrängt die herrlichen Säulenreste des Saturntempels, des Portikus der zwölf Gottheiten, des Vespasiantempels, mit dem Triumphbogen des Septimius Severus. Von da aus dehnt sich die weite Fläche des Forums mit seiner ragenden Phokassäule und den Resten alter Reliefs und allen den Säulenbasen, welche uns die alten Säulengänge, in denen das Volk vordem hin- und herwogte, deutlich erkennen lassen. Wir gehen das Forum entlang, am Faustinatempel vorbei, an dem Rundtempel, der jetzt dem Cosmas und Damianus geweiht ist, an den mächtigen Bogen der Constantin- (oder eigentlich Maxentius-) Basilika zu den ragenden Mauern des Colosseums, die noch heute in ihrer ruinenhaften Gestalt wie nichts anderes uns die Großartigkeit römischer Architektur erkennen lassen. Wir suchen die Titusthermen hinter dem Colosseum auf und steigen in die hohen Gewölbe des goldenen Hauses Neros hinab. Beim Schein des Lichts erkennen wir noch die schönen Dekorationen an der Decke, welche Rafael seiner Zeit zum Vorbild für seine lieblichen Arabesken dienten, mit denen er die Loggien schmückte. Kehren wir von da zurück am Colosseum vorbei, so führt uns der Weg am Triumphbogen Constantins und am Titusbogen mit ihren reichen Reliefs vorüber, von denen dieser den Sieg des heidnischen Roms über Israel, jener den Sieg des Christenthums über das Heidenthum uns vergegenwärtigt. Welche Welt mächtigster geschichtlicher Erinnerungen drängt sich hier auf engem Raum zusammen und hat sich in diese Werke der bildenden Kunst niedergelegt! Und nicht weit von da führen uns die Stufen zum Palatin hinauf mit seinen weitgedehnten Ruinen der alten Kaiserpaläste, in deren verfallener Herrlichkeit wir staunend wandeln oder vor den farbenfrischen lieblichen Wandmalereien im sogenannten Hause Titers in andächtiger Betrachtung stehen. Und wenn wir nun vollends die reichen Sammlungen des Kapitols oder des Vatikans aufsuchen mit all ihren Büsten und Statuen, Mosaiken und Bildwerken, so tritt uns aus alledem das Bild einer so ausgedehnten künstlerischen Thätigkeit entgegen, daß keine andere Zeit sich damit messen kann. Es müssen die Häuser und Villen eine solche Fülle künstlerischen Schmucks in sich beschlossen haben, daß uns dafür selbst der Maßstab fehlt. Und von der Allgemeinheit des Kunstbedürfnisses oder etwa auch der Macht der Sitte, welche solche Zierde des Lebens forderte, hat unsere Gegenwart gar keine Ahnung.

Wohl, es ist nur eine Nachblüte der griechischen Kunst, welche jene ersten Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit erlebten; aber sie schloß sich doch den edelsten Vorbildern griechischer Kunst an und ist immer noch bedeutend genug, um unsere ganze Bewunderung zu erwecken und uns zu dem Bekenntniß zu nöthigen, daß an der ruhigen Schönheit und dem edlen Maß dieser Kunstwerke gemessen, selbst Michelangelo und Thorwaldsen zurücktreten müssen.

Wie kann sich hiermit das Wenige messen, was wir von christlichen Denkmalen aus jener Zeit haben! Gegen solche Vollendung und Fülle antiker Kunst verschwinden jene schwachen Reste, welche die ersten christlichen Jahrhunderte uns aufbewahrt haben. Etliche geringfügige Wandmalereien, in denen wir zumeist mehr die Arbeit von Handwerkern als von Künstlern erkennen!

Und doch haben diese Anfänge in den dunkeln Grabgängen die Keime gelegt, aus denen die schöne reiche Blüte der späteren Tage erwuchs. Gewiß, es wäre wohl nie zu dieser Blüte gekommen, wenn nicht das Studium der Antike im Zeitalter der Renaissance die christliche Kunstübung befruchtet hätte. Aber es sind doch die triebkräftigen Keime, welche in jenen geringen Anfängen beschlossen liegen und durch die Antike nur eben befruchtet wurden.

Es hat etwas Eigenthümliches, daß die Kunst, die doch eine Tochter des Lichts ist und den Glanz der Farbe liebt, ihre Wurzeln in jenen dunklen Grabgewölben hat, die wir beim schwachen Licht des Wachsstocks durchwandern. Man möchte wohl auf sie das Wort der Schrift anwenden von dem Weizenkorn, das in die Erde gelegt werden und ersterben muß, wenn es Frucht bringen soll. Ein Grab, das Grab Jesu Christi, ist die Grundlage der ganzen christlichen Kirche; auf den Gräbern ihrer Märtyrer hat die Kirche die Stätten der Andacht errichtet; und aus den Grabgewölben ist die Kunst hervorgegangen, welche nachmals die weiten Räume der christlichen Tempel mit ihren Werken schmückte.

Gewiß werden wir annehmen dürfen, daß die wohlhabenderen und gebildeteren unter den ersten Christen aus den Heiden

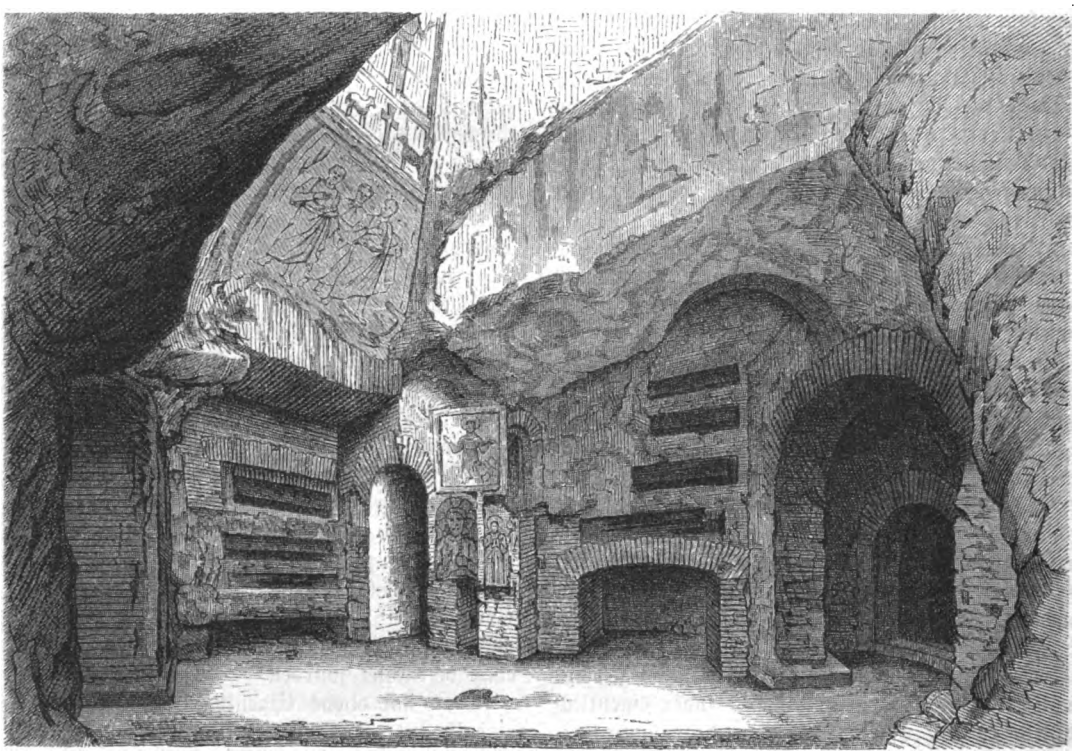
auch ihre Häuser nicht ohne künstlerischen Schmuck werden gelassen haben. Von ihrem Hausgeräth wissen wir es; wir sehen es z. B. noch an den kleinen thönernen Lampen, welche sich in den Katakomben finden. (Nr. 1.) Von den Siegelringen, die man zu tragen pflegte, ist es uns berichtet, und manche altchristliche Gemme ist uns aufbewahrt. Aber die Hauptstätte christlicher Kunstübung und jedenfalls für uns die wichtigste und bedeutsamste sind die Katakomben.

Die Todten zu begraben, war nicht blos jüdische Sitte; sie war auch in Italien zu Hause, bei den Etruskern und den alten Römern. Erst gegen das Ende der Republik und in der ersten Kaiserzeit wurde die Sitte herrschend, die Todten zu verbrennen. Doch erhielt sich zumal bei den Vornehmeren auch noch die Weise der Beisetzung in Sarkophagen; und die Christen haben ihre Sarkophage in heidnischen Magazinen gekauft. Die herrschende Weise aber in jenen Jahrhunderten war das Verbrennen. Man sammelte die Asche in Urnen und stellte diese in kleine Nischen. Eine Vereinigung solcher Nischen, etwa in einer Backsteinwand, nannte man ein Columbarium, d. h. einen Taubenschlag, wegen der Aehnlichkeit, welche jene Nischen damit hatten. Eine ganze Reihe solcher Columbarien ist in der neueren Zeit aufgedeckt worden. Die Christen haben diese Weise verworfen. Sie haben niemals ihre Todten verbrannt, sondern stets in der Erde bestattet oder in Sarkophagen beigesetzt. Zu diesem Behufe legten sie vor den Thoren Roms ausgedehnte Begräbnißstätten an, die man Cömeterien, d. h. Schlafgemächer, nannte, oder später Katakomben, d. h. Ruhestätten. In der Stadt selbst solche Begräbnißstätten anzulegen, war von altersher durch das Zwölftafelgesetz verboten; aber vor der Stadt war es erlaubt, und jede Grabstätte mit dem dazu gehörigen Grundstück stand unter gesetzlichem Schutz und galt in der Sitte als unverletzlich.

1. Altchristliche Lampe aus Bronze.
(Christus als Steuermann, der Mensch als Passagier dem Hafen der Ewigkeit zueilend, getragen vom Schiffe der Kirche.)

Ursprünglich sind es wohl einzelne Wohlhabende unter den römischen Christen gewesen, welche auf ihren Grundstücken sich solche Grabstätten errichteten und diese dann auch ihren Glaubensgenossen eröffneten. So war es z. B. mit dem Cömeterium, welches Domitilla aus dem kaiserlichen Hause der Flavier auf ihrem Besitzthum an der Via Ardeatina — von der Via Appia seitwärts — im 1. Jahrhundert anlegte und welches dann zu ausgedehnten Katakombengängen erweitert wurde. Es war natürlich, daß zu diesen Privatbegräbnissen frühzeitig auch Gemeindebegräbnisse hinzukamen. Das Anwachsen der römischen Gemeinde machte dies nothwendig. Und als man anfing, dieselbe in verschiedene Parochien zu theilen, mußte man schon aus lokalen Gründen diesen Parochien auch Parochialkirchhöfe zuweisen. Solche Kirchhöfe sind eine eigenthümliche Erscheinung der christlichen Kirche. Die heidnischen und jüdischen Grabstätten sind Familiengrabstätten, die christlichen sind Gemeindestätten: die Christen sehen sich alle als Glieder Einer Familie an. So wollen sie auch im Tode vereinigt sein.

Solche Gemeindekirchhöfe zu besitzen, war durch die römischen Gesetze möglich gemacht. Es gab in Rom eine Menge von Begräbnißvereinen, deren Statuten und Besitz unter gesetzlichem Schutze stand. Durch Mommsen in Berlin sind verschiedene solcher Statuten veröffentlicht. Theils waren es Standesgenossen, die sich zu solchen Begräbnißgesellschaften vereinigten, wie Maurer und Zimmerleute, Soldaten und Matrosen, Korn- und Weinhändler, Gold- und Grobschmiede ꝛc. Theils war es die gemeinsame Verehrung einer Gottheit, welche das einigende Band solcher Begräbnißvereine bildete. Es gab Verehrer Jupiters, des Herkules, des Apollo und der Diana ꝛc. So finden wir denn auch neben vielen anderen Verbindungen eine Gesellschaft der cultores verbi, der Verehrer des Wortes. Wir werden in diesen wohl Christen zu sehen haben. Als solche Begräbnißkorporation genossen die Christen eben so gut den Schutz des Gesetzes wie die anderen. Das römische Gesetz erstreckte sich bei den Hingerichteten nicht über den Tod hinaus; den Verwandten oder Freunden von Hingerichteten stand es frei, die Leichname derselben zu bestatten. Es konnten also die Christen auch ihre Märtyrer in ihren Begräbnissen beisetzen.

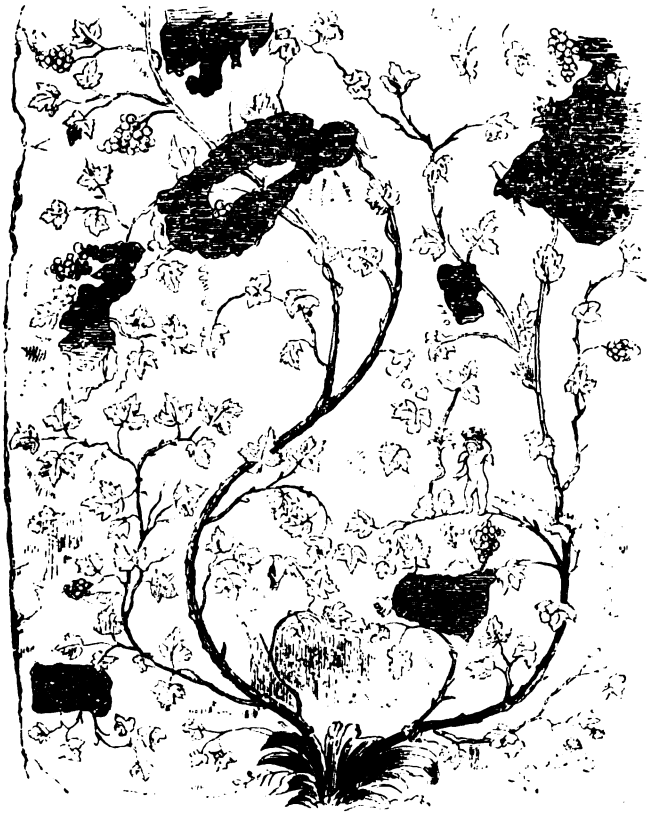


2. Gallerien und Loculi der Krypta der heiligen Cäcilie in S. Callisto.

So geschah es denn, daß rings um Rom in einem Umkreis von drei Meilen ein Kranz von Cömeterien sich bildete, in einer Ausdehnung, daß die vielverzweigten Gänge derselben bei weitem die Straßen der ewigen Stadt übertreffen. Man hat berechnet, daß sie, an einander gelegt, eine Länge von gegen 900 Kilometern oder 120 Meilen ergeben würden, das will sagen: fast die ganze Länge der italienischen Halbinsel. Bis jetzt ist der Zugang zu etwa 30 Katakomben bekannt; nach den alten Nachrichten aber muß ihre Zahl mehr als doppelt so groß gewesen sein. Ihre Anlage ist im ganzen überall dieselbe. In den vulkanischen Tuff, wie er vielfach den Boden der römischen Umgebung bildete, sind schmale Gänge, 2—4 Fuß breit, ein-

Digitized by Google

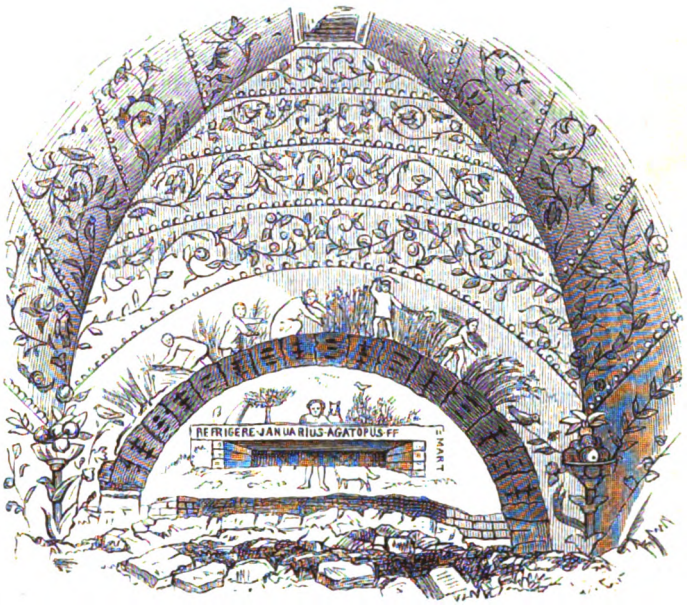
gehauen von verschiedener Höhe, manchmal kaum mannshoch. Die ursprünglichen Anlagen waren wohl weiter und geräumiger. Aber je länger je mehr mußte man um so mehr mit dem Raum sparen, als es Sitte war, die Gräber nicht wieder zu öffnen,



3. Weinstock. Deckengemälde aus dem ältesten Theil der Domitillakatakombe.

um sie etwa für später Gestorbene zu benutzen. Man scheute sich, die Ruhe der Todten zu stören. Wie schmale Kellergänge laufen die unterirdischen Galerien zwischen den geraden Wänden hin. Nur zuweilen geht eine Lichtöffnung hinauf in die freie Luft. In die Wände zu beiden Seiten aber sind enge an einander gedrängt die Grabstätten eingebrochen: länglich viereckige Oeffnungen in horizontaler Lage, loculi genannt, den Schubfächern einer Kommode vergleichbar, etwa bis zu neun Grabstätten über einander. (S. 460 Nr. 2.) In diese wurden die Leichname, in reine Leinwand gehüllt, hineingelegt und dann die Oeffnung vorn durch eine Marmortafel oder Backsteinplatte mit Kalkbewurf sorgfältig geschlossen. Ab und zu öffnet sich der Gang in eine Kammer oder mehrere neben einander, zuweilen mit Mauerwerk und Pilastern ausgestattet, aber die Seitenwände ebenfalls für jene loculi ausgehöhlt; in der Rückwand etwa eine Nische mit einem Sarkophag. Man kann zuweilen noch Steinsitze an den Wänden erkennen und wahrnehmen, daß einzelne Kammern zu gottesdienstlichen Versammlungen gedient.

In zahlreicher Verschlingung durchkreuzen sich die Gänge zu wahren Labyrinthen, in welchen jeder verloren wäre, welcher, der Anlage unkundig, ohne einen Führer sich hineinwagte. Stufen führen von dem oberen Gang in einen tieferen hinab. Und so geht es zuweilen bis zu fünf Stockwerken in die Tiefe. Es ist eine Welt der Todten, in der man hier wandelt. In einzelnen Katakomben, wie in der Calixts, sind fast alle Gräber geöffnet und geleert; nur hie und da sind noch einzelne Gebeine oder Leichname zu sehen. In anderen, wie in St. Agnese, sind viele noch uneröffnet und mit dem alten Verschluß, auf dem wir noch Namen und etwa Alter der Verstorbenen lesen, mit dem kurzen Zusatz: in pace, d. h. im Frieden — dem Wahrzeichen der Christen — und etwa einem christlichen Symbol.



4. Deckengemälde in der Krypta Quadrata im Cömeterium des Prätextatus.

Es ist eine eigenthümliche Empfindung, mit der man in diesen dunkeln Gängen wandelt, zwischen diesen unendlichen Gräberreihen, deren Düster durch den schwachen Schein des Wachsstocks fast mehr erhöht als gemindert wird. Und doch hat der Aufenthalt in diesen engen Räumen etwas Erhebendes. Hier — sagt man sich — sind Christenleiber der ersten Jahrhunderte gebettet; hier haben Märtyrer ihre letzte Ruhe gefunden; hier haben sich die Christen der ersten Zeiten versammelt, das Gedächtniß ihrer Abgeschiedenen zu pflegen und in der Feier des heiligen Mahles zu erneuern; hierher haben sie sich in den Tagen der Verfolgung geflüchtet; hier ist wohl auch in der Zeit der heftigsten Verfolgung Märtyrerblut geflossen. So ist der Bischof Sixtus II am 6. August 258 überfallen worden, während er in einer Kapelle der Prätextatkatakombe an der Via Appia, der Calixtkatakombe etwa gegenüber, das Sakrament feierte. Das Schwert traf seinen Nacken; sechs Diakonen theilten sein Schicksal. Drei Tage darnach folgte der Archidiakon Laurentius. Die Zugänge zu den Cömeterien wurden den Christen verschlossen; sie mußten heimliche Eingänge und Verbindungen herstellen. Aber auch so waren sie

5. Christus als Orpheus dargestellt. Aus der Domitillakatakombe.

Digitized by Google

nicht sicher. Sie wurden überfallen und gemordet oder durch hineingeworfene Steine erschlagen oder in der Tiefe lebendig begraben. Es gibt nichts auf Erden, was uns unmittelbarer in die Tage der ersten Kirche versetzte, als diese Katakomben und ein Gang durch dieselben.

Hier nun auch sind die ältesten Denkmale der christlichen Kunst, die uns aufbewahrt sind.

Wenn man zwischen diesen Gängen hingeht, beleuchtet das Licht, das man in der Hand hält, da oder dort auf den Verschlußsteinen ein eingegrabenes Zeichen oder Bild, oder man erkennt beim matten Schein an den Wänden und Decken Umrisse und Farben alter Gemälde. Wie alt mögen diese Bilder wohl sein? Zwar auch die spätere Zeit hat diese Räume mit Bildern ausgeschmückt. Aber man kann ziemlich unschwer die früheren von den späteren unterscheiden. Wenn wir etwa in den Nischenwölbungen ein Wandbild von einer Grabhöhlung durchbrochen sehen, so wissen wir, daß das Bild älter ist als die später gegrabene Höhlung. Oder es sind andere äußere Merkzeichen oder Angaben, aus denen man das Alter bestimmen kann. Vor allem ist es die Beschaffenheit der Bilder selbst. Man kann sagen: je besser ein Bild ist und je mehr seine Behandlung der Antike sich nähert, um so älter ist es; je unvollkommener aber, je äußerlicher oder steifer, um so später. Denn es theilte die Kunstübung der Christen das Schicksal der Kunst jener Zeiten überhaupt. Die Kunst im Zeitalter Constantins im 4. Jahrhundert steht auf einer tieferen Stufe als im Zeitalter des Augustus oder Hadrian. Dies gilt denn auch von der christlichen Kunstübung.

Im Zusammenhang mit der Entwicklung, welche die antike Kunst durchgemacht, wird man drei Perioden der altchristlichen Kunst unterscheiden können.

Die erste umfaßt die ersten beiden Jahrhunderte. Sie ist die Zeit der Grundlegung. Daß es schon im ersten Jahrhundert christliche Bilder gegeben, wissen wir von Pompeji, wo man etliche auf die Wand gemalte Embleme gefunden, welche wenigstens aller Wahrscheinlichkeit nach christlichen Ursprungs sind; Christen aber hat es in Pompeji gegeben, das ist gewiß. Was nun in jener Provinzialstadt in den siebziger Jahren des ersten Jahrhunderts der Fall war, das ist sicher noch viel mehr in der Gemeinde der Hauptstadt der Fall gewesen. Ein und das andere Bild, wie die Deckendekoration im Eingang der Domitillakatakombe, wird auch von klassischen Archäologen dem 1. Jahrhundert zugewiesen. Die Bilder dieser ersten Periode tragen in der äußeren Darstellung ganz das klassische Gepräge der Gemälde jener Zeit an sich, nur daß natürlich ihr Inhalt ein anderer ist.

Die zweite Periode geht vom 3. Jahrhundert bis in die Mitte des 4. Das ist die Zeit der Nachahmung. Die Motive für den Inhalt waren im wesentlichen in der ersten Periode festgestellt; was aber die Form anlangt, so sind die Arbeiten dieser Zeit schwerfälliger in der Anlage und kleinlicher in der Ausführung.

Die Mitte des 4. Jahrhunderts, welche eine entscheidende Wendung in der öffentlichen Stellung des Christenthums mit sich bringt, bezeichnet eine durchgreifende Veränderung im Inhalt, sofern das Geheimsymbol verschwindet, welches früher einen so großen Raum eingenommen. Nicht minder in der Form der äußeren Darstellung. Die dritte Periode ist die Zeit der Ueberleitung zum Mosaik und beginnt schon jene Steifheit und Gezwungenheit, welche die Mosaiken je länger je mehr kennzeichnet, und jenes Streben, durch imponirende Größe und Feierlichkeit die wachsende Leere des Inhalts zu ersetzen.

Im neuen Testament finden wir nichts von bildlichen Darstellungen. Es ist von Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern die Rede, von Poesie und Gesang, aber nicht von bildender Kunst. Das Christenthum ist die Religion des Wortes. So ist seine nächste Kunst die Kunst des Wortes und des Tones. So stellt auch unsere Kirche diese Künste am höchsten. Sie stehen am unmittelbarsten im Dienste Gottes. Aber wenn auch nicht in erster, so doch in zweiter Linie zu stehen, ist doch die Kunst der Farbe und des Steins berechtigt. Denn es ist ein natürliches Bedürfniß des Geistes, die Gedanken und Empfindungen des Innern auch zum sinnlichen Ausdruck zu bringen in der Gestalt der schönen Erscheinung. Dem jüdischen Geist lag dies ferner. In Israel gab es heiligen Gesang und Musik, aber keine religiöse Malerei und Bildhauerkunst: und den Tempel ließ Salomo von Fremden bauen. Und, wenn ich mich nicht täusche, so ist der jüdische Geist zwar in Musik und Poesie heimisch, aber der Pflege der bildenden Kunst im ganzen bis heute fremd geblieben. So weit das jüdische Element in der ersten römischen Gemeinde vorherrschte, wird denn auch jenes künstlerische Bedürfniß sich weniger geltend gemacht haben. Aber sobald mehr Glieder von heidnischer Abstammung und besonders aus gebildeteren Ständen sich anschlossen, trat es sicher auch alsbald hervor. Der künstlerische Schmuck war ein allgemeines Kulturbedürfniß der antiken Welt geworden. Es war natürlich, daß man dasselbe nicht auszog, indem man Christ wurde. Man stellte es nur unter die umwandelnde Wirkung des neuen Geistes.

Es war antike Sitte, daß man die Räume der Wohnungen mit mannigfachen Wandgemälden schmückte. Theils sind es mythologische Scenen, theils Landschaften, theils jene lieblichen Dekorationen, aus Blumenguirlanden mit Vögeln und anderen Thieren ꝛc. bestehend, wie wir sie von ihrer Wiederaufnahme durch Rafael her kennen. Wie man nun die Räume der Lebenden schmückte, so auch die Stätten der Todten. Die Wände der Columbarien z. B. in der Villa Doria Pamfili sind ein Zeugniß dafür. Man liebte es, die Todten in unmittelbare Beziehung zum Leben zu setzen und das Gewand heiterer Lebendigkeit über Tod und Grab zu breiten.

Diese Sitte des bildnerischen Schmucks behielten auch die römischen Christen bei und übertrugen sie ebenfalls von den Wohnungen der Lebenden auf die Stätten ihrer Todten. Wir finden hier ganz ähnliche Dekorationen und Schmuck der Farben wie in den Columbarien. So ist im Eingang der Domitillakatakombe, wo sich der Gang von der Straße aus abwärts senkt, die Decke mit Weinranken ausgemalt, zwischen denen kleine Vögel flattern, während zierliche Genien mit der Weinlese beschäftigt sind. (S. 460 Nr. 3.) Dieses Grundstück gehörte der kaiserlichen Familie der Flavier, von denen etliche Glieder gegen Ende des 1. Jahrhunderts sich dem Christenthum zuwandten. So hat man denn auch dieses Gemälde dem ersten Jahrhundert zugewiesen. Es erinnert ganz an die Gemälde der Columbarien aus der augusteischen Zeit. Aehnlich ist der Schmuck in der Prätextatkatakombe, die links von der Via Appia in der Nähe der Domitillakatakombe liegt. Das Deckengewölbe der Krypta (Nr. 4) in jener Katakombe ist in vier Felder getheilt. Das erste ist mit Rosen, das andere mit Kornähren, das dritte mit Weinreben und Trauben, das vierte mit dem immergrünen Lorbeer geschmückt. Auf den Zweigen sind Vögel und Nester mit Jungen. Es sind die vier Jahreszeiten, die mit diesen Bildern gemeint sind. Darunter ist ein anderes Bild, auf welchem Schnitter Korn schneiden und es fortbringen. Weiter unten im Hintergrunde war eine ländliche Scene mit dem guten Hirten, der ein Lamm auf der Schulter trägt. Ein später hier angebrachtes Grab hat dieses Bild verdorben. So schließt sich die Kunst der Christen ganz an die Antike an. Das war ja auch natürlich. Das Christenthum konnte nicht sofort eine neue Kunst erzeugen oder die socialen Gewöhnungen und Bedürfnisse ändern. Wie der Herr selbst nicht unmittelbar vom Himmel auf die Erde herabkam, sondern in Israel geboren wurde und israelitische Art und Weise in seiner Erscheinung, seiner Lebenssitte und Lehrweise an sich trug, ähnlich ist die christliche Kunst auf dem antiken Boden in und außer Rom geboren und hat antike Art und Gestalt an sich getragen. Und zwar war es nicht sowohl die Kunst der klassischen Vollendung, die man herübernahm, sondern des gewöhnlichen Hausgebrauchs, nicht der Künstler im eigentlichen Sinn, sondern des Kunsthandwerks. Es ist ähnlich wie mit der Sprache. Das neue Testament ist nicht im glänzenden Griechisch eines Plato oder Demosthenos geschrieben, sondern im Griechisch des gewöhnlichen Verkehrs. Die Wahrheit sollte in populärer Gestalt sich darstellen: sie sollte nicht nur für eine Aristokratie der Geister, sondern für alles Volk sein. Aber in die Sprache des gewöhnlichen Lebens hat das Christenthum Gedanken der Ewigkeit gelegt, welche eine neue Geisteswelt christlicher Literatur erzeugten. Aehnlich ist es hier.

Digitized by Google

Es ist die gewöhnliche Kunst des täglichen Lebens, welche das Christenthum herübernahm. Aber sie hat in diese Formen Gedanken des ewigen Lebens hineingelegt, welche der Keim einer reichen Zukunft werden sollten. Darin besteht bei aller äußeren Aehnlichkeit der tiefe innere Unterschied christlicher und antiker Kunst. Die ganze Technik, eine Menge einzelner Formen und Gestalten ist alles herübergenommen vom heidnischen Boden. Selbst solche Motive wie Orpheus mit der Leyer, wie er die Thiere bändigt (Nr. 5) — ein Bild der bändigenden Macht des Wortes Jesu — oder Odysseus auf dem Schiff am Ufer der Sirenen — ein Bild der irdischen Reise durch die Versuchungen und Lockungen dieses Lebens. Aber es ist ein neuer Gehalt in diese alten Formen und Motive hineingelegt. Wenn die Römer ihre Gräber schmückten, so war es Dekoration, mit welcher sie den Ernst des Todes verhüllen und sein Grauen mit Blumen zudecken und den Schein der Heiterkeit darüber breiten wollten. Eben weil sie dem Tode nichts entgegenzustellen wußten, darum schmückten sie ihn, wie Lenau in seinem Savonarola so schön sagt:

Die Künste der Hellenen kannten
Nicht den Erlöser und sein Licht;
Drum scherzten sie so gern und nannten
Des Schmerzes tiefsten Abgrund nicht.

Daß sie am Schmerz, den sie zu trösten
Nicht wußte, mild vorüberführt,
Erkenn' ich als der Zauber größten,
Womit uns die Antike rührt.

Wenn die Christen dagegen die Stätten des Todes schmückten, so wird ihnen der Schmuck zum Ausdruck ewiger Gedanken, in denen sie den Sieg über den Tod besaßen und die Gewißheit eines ewigen Lebens jenseits des Todes. Aus dieser Hoffnung eines höheren Lebens, welches über alles Leid der Erde siegreich triumphirt, ist die christliche Kunst geboren. Sie ist eine Tochter des Glaubens und der Hoffnung. (Schluß folgt.)

Am Familientische.

Bücherschau. XXXI.

Der Häckelismus in der Zoologie. Von Karl Semper, Prof. der Zoologie und vergleichenden Anatomie in Würzburg. Ein Vortrag. Hamburg, W. Maukes Söhne. (36 S.)

Dem deutschen Alterego Darwins in Jena ergeht es eigenthümlich. In gleichem Verhältniß, wie sein Ruhm in den Kreisen der naturwissenschaftlichen Dilettanten und Halbwisser steigt, beginnen die gelehrten Fachgenossen einer nach dem andern sich von ihm abzuwenden. Nachdem schon seine früheren Werke: die „Generelle Morphologie" und die „Natürliche Schöpfungsgeschichte" wegen der Kühnheit vieler ihrer Aufstellungen, namentlich ihrer bis in die entlegensten Urzeiten der Organismenwelt zurückgreifenden Stammbaumkonstruktionen, das Kopfschütteln mancher Forscher von sonst keineswegs prinzipiell antidarwinistischer Richtung erregt hatten, ist sein in der Aufzeigung der angeblichen Abstammungs- oder Blutverwandtschaftsbeziehungen zwischen Menschheit und höherer Thierwelt auf der einen und niederer Thierwelt auf der andern Seite noch ungleich zuversichtlicher und kecker zu Werke gehendes neuestes Hauptbuch, die „Anthropogenie" (Leipzig, 1875), geradezu zu einem Stein des Anstoßes, wie es scheint, für die Mehrzahl der strengwissenschaftlichen Berufsgenossen geworden. Daß der überall im Vordergrund der Ausführungen dieses Werkes stehende Satz von der Keimesgeschichte als einem Auszug aus der Stammesgeschichte (oder von der „Ontogenie" als einer nothwendigen Rekapitulation der „Phylogenie") nichts als ein trügerischer Cirkelschluß sei, darin sind die strengeren wissenschaftlichen Kritiker im Grunde alle einig. Nicht minder darin, daß Häckel behufs Durchführung seiner Konstruktionen das blos Hypothetische vom thatsächlich Erwiesenen nirgends mit der nöthigen Strenge sondere, daß er von mehreren möglichen Meinungen regelmäßig die in sein System besser passende, auch wenn sie die unwahrscheinlichere sei, bevorzuge, daß er überhaupt mit der Abweisung der seiner Theorie entgegenstehenden Annahmen und Thatsachen es sich nur allzu leicht mache. Dabei hat einer der gründlichsten Kenner der menschlichen und thierischen Entwicklungsgeschichte, Prof. His in Leipzig (in der Schrift: „Unsere Körperform und das physiologische Problem ihrer Entstehung", 1875), verschiedene thatsächliche Unrichtigkeiten sowohl in seiner Beschreibung einzelner Vorgänge des entwicklungsgeschichtlichen Bereichs als in den denselben beigefügten Embryonenabbildungen nachgewiesen; hat der Zoologe Dohrn gegen das bekannte Häckelsche Lieblingsaxiom von dem „ehrwürdigen altersgrauen Amphioxus" oder Lanzettfisch als dem gemeinsamen Stammvater aller Wirbelthiere bedeutsame Angriffe gerichtet; haben andere Zoologen, namentlich Prof. Claus in Wien, schon etwas früher gegen ein anderes wichtiges Glied in der Schlußkette des phantasievollen Thiergenealogen, die sog. Gasträatheorie, gewichtige Einwürfe erhoben, und hat neuestens sogar Prof. Oskar Schmid in Straßburg, einer der Getreuesten unter den Getreuen des deutschen Darwin, diese vorher eifrig vertheidigte Gasträatheorie, als nicht hinreichend durch thatsächliche Beobachtungen begründet, aufgegeben.

Diesen Gegnern, deren keinem etwa grundsätzliche Abneigung gegen die Darwinschen Ideen vorgeworfen werden kann, und die den wirklichen wissenschaftlichen Verdiensten Häckels ihre Anerkennung keineswegs vorenthalten, hat sich jüngst Prof. Semper in Würzburg, der verdiente zoologisch-anthropologische Erforscher mehrerer Inselgruppen Hinterindiens und der Südsee (insbesondere der Philippinen und der Palau-Inseln), angeschlossen. In seinem im Herbst v. J. zu Hamburg im Verein für Kunst und Wissenschaft gehaltenen Vortrag über „den neuen Glauben und die moderne Zoologie", den er unter dem oben angegebenen Titel veröffentlicht hat, faßt er die wesentlichsten der von jenen früheren Bestreitern erhobenen Einwürfe wider die Häckelschen Uebertreibungen des Darwinismus zusammen, sie auf mehreren Punkten verschärfend und zu einer gewaltigen Anklageakte wider den „Häckelismus in der Zoologie" formirend. Er versteht darunter jene phantastische Dogmatik der Entwicklungslehre, welche ihrem monistisch-evolutionistischen System zu lieb empirisch gewonnene Thatsachen und Hypothesen in unbestimmt großer Zahl durcheinander mengt und dem der exakten Naturforschung einzig geziemenden Verfahren strenger Induktion in zahlreichen Fällen, nämlich überall da, wo die zu Grunde gelegte naturphilosophische Theorie es erfordert, eine deduktive Erkenntnißmethode substituirt. Er erblickt in diesem seitens der zahllosen Verehrer und Bewunderer des Jenenser Gelehrten kritiklos hingenommenen Verfahren eine nicht geringe Gefahr für die Zoologie, deren wohlverdientes wissenschaftliches Ansehen durch solche tendenziöse naturphilosophische Phantastereien in Mißkredit zu gerathen drohe. Der eklatanten Beispiele hierfür hebt er mehrere hervor. Die sog. Kohlenstofftheorie, auf welche Häckel seine Anschauungen von der ersten Entstehung des organischen Lebens gründet, ist ein bloßes Phantasiegebilde ohne die geringsten Anhaltspunkte im Bereich wirklicher wissenschaftlicher Thatsachen, lediglich der evolutionistischen Theorie zu lieb erfunden. Der den Meeresboden in riesigen Dimensionen überziehende Urschleim, den Häckel als Bathybios bezeichnet und zum fruchtbaren Mutterschoß der einfachsten Urorganismen, der sog. Protisten, macht, steht seiner wahren Beschaffenheit nach zu der bereits ziemlich komplizirten Organisation aller bisher wirklich untersuchten Protisten in bedenklichem Kontrast. Er scheint nach der Erklärung englischer Forscher, die ihn jüngst frisch aus der Tiefe des Meeres geholt und direkt beobachtet haben, „wohl nichts anderes als in gallertartigem Zustand niedergeschlagener Gips" zu sein. Die berühmte Gasträatheorie, „wonach fast alle Thiere ohne Ausnahme von einem ganz einfachen, in Form eines doppelwandigen, nur mit einer Mundöffnung und Magen versehenen Sackes im Meere herumschwimmenden Thiere abstammen", erscheint als eine gleich sehr mit gewichtigen Thatsachen des niederen Thierlebens im Konflikt befindliche wie überflüssige und unnütze Theorie; das letztere deshalb, weil „die Beobachtung lehrt, daß dieselben Organe bald in einer Gasträa bald in einer ganz anderen Embryonalform entstehen können". Auch gegen die Häckelschen Zeichnungen von Embryonen u. dgl. richtet Prof. Semper, im Anschluß an jene Hisschen Ausstellungen, neue schwerwiegende Angriffe. Er erklärt u. a. die von ihm nach Kowalewsky kopirten Durchschnittsbilder eines Regenwurmembryo für vollständig, das des Amphioxus für wenigstens theilweise gefälscht, und charakterisirt überhaupt die Art, wie Häckel im Punkte dieser Illustrationen zu seinem neuesten Werke verfahren sei, als zu den „traurigen Verirrungen von Seiten eines unserer begabtesten Naturforscher" gehörig.

„So sehen wir denn", ruft er am Schluß seiner Darlegungen aus, „in der modernsten Zoologie Dogmatismus, Unfehlbarkeit und Phantasterei gerade so gepaart wie auf dem Gebiet des dogmatischen religiösen Glaubens, gegen welches die Ergebnisse jener immer voran ins Feuer geführt werden.... Es gibt aber für eine Wissenschaft keine größere Gefahr, als die in ihrer dogmatischen Glaubensseligkeit liegt! Und doch ist diese modernste Zoologie momentan scheinbar die einzig wahre, wenigstens die mächtigste. Eine dogmatische phantastische Zoologie! Man würde trauern müssen über den Niedergang, der so klar zu Tage tritt; man würde die Hoffnung aufgeben können, daß unsere Wissenschaft sich je wieder von ihrem Fall erholte — wenn nicht ein Glaube vorhanden wäre, der, ungleich dem dogmatisch-religiösen oder dem neuen ästhetisch-musikalischen Straußens, wirklich Platz und den Ehrenplatz in der Wissenschaft auch des Zoologen fände: der untilgbare Glaube an die alleinseligmachende Kraft des Strebens nach Wahrheit."

Ob es Herrn Häckel gelingen wird, auf diese scharfen Angriffe mit derartigen Entgegnungen sachlicher Art, die wirklich zu seiner Entlastung dienen, zu antworten, bleibt abzuwarten. Einstweilen verdient die Thatsache, daß die bisher von ihm vertretene Richtung eines phantastischen Ultradarwinismus auf ernstliche Proteste seitens seiner eignen darwinistischen Kampfgenossen gestoßen ist, alle Beachtung in weiteren Kreisen. Dafür, daß die überhaupt dem Darwinismus abgeneigte naturwissenschaftliche Schule nach wie vor mit schneidigen Waffen gegen denselben kämpft, weisen wir zum Schluß noch auf zwei neue Publikationen hin, die der Beachtung aller für unseren Gegenstand sich Interessirenden im hohen Grade werth sind. Prof. Fr. Pfaff in Erlangen hat in einem Vortrag über „Die Theorie Darwins und die Thatsachen der Geologie" (gehalten in Frankfurt a. M. und daselbst zu Anfang d. J. bei Heyder & Zimmer erschienen) auf licht-

volle Weise die Unvereinbarkeit der Evolutionstheorie sowohl in der Darwinschen wie in der outrirten Häckelschen Fassung mit den bisherigen Ergebnissen der geologisch-paläontologischen Forschung dargethan. Und K. E. von Baer, der ehrwürdige Nestor der Biologen und Physiologen, Ehrenmitglied der kaiserlich russischen Akademie zu St. Petersburg, jetzt in Dorpat lebend, hat in der so eben erschienenen zweiten Hälfte seiner „Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften" (St. Petersburg, H. Schmitzdorff) das gesammte Bereich der darwinistischerseits für die Entwicklungslehre geltend gemachten Erscheinungen der organischen Naturwelt einer scharfsinnigen und geistreichen Revision unterzogen, deren Resultat dahin lautet, daß jener Lehre zwar insofern, als sie die Gesetze des Variirens der Thier- und Pflanzenarten in der Vorwelt wie in der Jetztwelt kennen lehrt, eine ungemein hohe Bedeutung zukomme, daß sie jedoch zur wissenschaftlichen Erklärung sowohl der ersten Anfänge des Lebens auf Erden wie auch der Genesis des menschlichen Selbstbewußtseins schlechthin unzureichend erscheine und daher die Annahme einer schöpferischen allbeherrschenden Vernunft keineswegs entbehrlich zu machen vermöge. Was insbesondere ihr Unvermögen, den Ursprung des Menschengeschlechts auf rein evolutionistische Weise zu begreifen, angeht, so citirt von Baer, und zwar im wesentlichen zustimmend, den hierauf bezüglichen derben Ausspruch eines anderen angesehenen Forschers, des gewiegten Paläontologen Prof. Osk. Fraas in Stuttgart: „Daß aus einer jener Affenspezialitäten das Menschengeschlecht hervorgegangen sein soll, ist der wahnwitzigste Gedanke, den Menschen je über die Geschichte der Menschheit dachten, würdig, einst verewigt zu werden in einer neuen Auflage der Geschichte der menschlichen Narrheiten. Von irgend einer Begründung dieser barocken Idee durch Thatsachen, etwa durch Belege aus (geologischen) Erfunden, ist ohnehin nicht die Rede." Hervorhebung verdient noch, daß beide, Pfaff wie von Baer, auch auf die Frage nach den Ursachen des ungemein großen Erfolges der Darwinschen Theorie trotz ihrer zahlreichen Lücken und Mängel eingehen und dieselbe in der Hauptsache übereinstimmend beantworten. „Die Elimination des äußeren Schöpfers ist es," nach von Baer (S. 480), „was dem Darwinismus seinen so großen Reiz verliehen hat"; und: „nicht weil sie als wahr nachgewiesen wurde, sondern weil sie besser in die materialistische Weltanschauung paßt und in noch schneidenderem Gegensatze zur christlichen Weltansicht steht", ist nach Pfaff (S. 20) die Hypothese der spontanen Entwicklung der Organismenwelt den übrigen neueren Theorien der Erklärung des Universums vorgezogen worden. In Bezug auf manche andere Vertreter der Entwicklungslehre mag diese Behauptung vielleicht nicht völlig gerechtfertigt zu nennen sein; von Häckel und seinen leidenschaftlichen Anhängern jedoch dürfte unseren obigen Mittheilungen zufolge der Vorwurf kaum abgewälzt werden können, daß sie hauptsächlich und in erster Linie den Maßstab der Verwerthbarkeit für ihr monistisch-philosophisches System, weniger den der allseitigen wissenschaftlichen Gediegenheit und Haltbarkeit, an die Darwinschen Lehren anzulegen gewohnt sind. Z.

Das Vogelnest.

(Zu dem Bilde auf S. 453.)

Jedes Kind ist ein Thierfreund. Man bringe nur irgend ein Thier in ein Haus, in welchem bisher keine Thiere Zutritt gefunden hatten, und man wird sehen, wie alles was Kind ist, sich wetteifernd darum bewirbt, den neuen Ankömmling füttern und pflegen zu dürfen. Es ist, als ob das Kind der Thierwelt noch näher stände und sich nun freute, mit einem Gefährten verkehren zu können. Ist das Thier nun gar noch klein und hilflos, so treten bei den Pflegeeltern die besten Seiten des Gemüthes: Mitleid und aufopfernde Sorge für das hilfebedürftige Mitgeschöpf lebhaft hervor. Die Kinder auf unserem Bilde haben einen kleinen aus dem Nest gefallenen Staar gefunden, und sind nun bemüht, ihn aufzuziehen. Sie haben ihn in einen Käfig gelegt und suchen ihm mit Fliegen und allerlei Kerfen das Leben zu erhalten. Der älteste Bruder erweist sich als der geschickteste, er besorgt daher die Fütterung, während die älteste Schwester ihn unter ihrer schützenden Obhut hat. So wird er denn auch jetzt, ehe der kleine Pflegevater den Gang zur Schule antritt, unter lebhafter Theilnahme der jüngeren Kinder noch einmal geäzt. Ob den kleinen Samaritern ihr Werk gelingen wird? Schwerlich, denn das Auffüttern kleiner Vögel erfordert nicht wenig Geduld und Ausdauer. Sie müssen im Laufe des Tages wohl zehnmal geäzt werden, und der Erfolg bleibt immer zweifelhaft. Gelingt es, dann ist freilich die Freude groß, denn der Wildling wird nie so zahm wie ein jung aufgezogener Vogel, und ein zahmer Staar ist ein gar fröhlicher Stubengenosse. Ich kannte einen, der sich, wenn er sang, gern auf den Kopf seiner Herrin setzte. Er sang oder richtiger er pfiff aber: „Lott ist todt" und pfiff es fast bis zum Schluß durchaus fehlerfrei, unmittelbar vor diesem pflegte er sich aber zu verhaspeln — stockte — fing noch einmal an und blieb wieder stecken. Dann wurde er ungeduldig, warf den Kopf hin und her, pfiff immer schneller und schneller, bis er endlich die Schlußstrophe fand. Nun pfiff er mit sichtlichem Behagen das ganze Lied ganz langsam noch einmal von Anfang bis zum Ende. — r —

Das Polospiel.

Ende Mai soll auf dem Exerzierplatz von Moabit bei Berlin auf Veranlassung des Herzogs von Ratibor ein gymnastischer Wettkampf zwischen deutschen und englischen Offizieren stattfinden. Neben den verschiedensten Turn- und Sportkämpfen wird es sich dabei hauptsächlich um das Polospiel handeln. Wir haben in Deutschland bisher von demselben so gut wie nichts gewußt, und eine kurze Aufklärung über dieses Spiel wird unsern Lesern nicht unwillkommen sein.

Wie wir das edelste Spiel, das Schach, aus Asien erhalten haben, so stammt auch von dort das Polospiel, und zwar verdanken wir die Vermittlung dieser Kenntniß den Engländern, die es vor fünfzehn Jahren zuerst in Calcutta spielten. Seine Urheimat sind die Thäler im nordwestlichen Himalaja, namentlich Baltistan und Kashmir, wo es folgendermaßen gespielt wird.

Man richtet einen vollkommen ebenen Platz ein, welcher etwa 100 Meter lang und 50 Meter breit ist. Die Zahl der Spieler beträgt dort ungefähr fünfzig, kann aber auch geringer sein. Jeder sitzt auf dem starken kleinen Pony des Landes und ist mit einem meterlangen Stabe versehen, der an seinem unteren Ende einen etwas abstehenden keulenförmigen Fortsatz hat. Entweder suchen sich zwei erwählte Führer abwechselnd die Leute für ihre Partei aus — wie beim Ballspiel — oder es spielen die Männer verschiedener Dörfer und Distrikte gegeneinander. Um in der Hitze des Spieles die beiden Parteien von einander unterscheiden zu können, tragen sie Kopfbedeckungen von verschiedener Farbe, z. B. die einen weiße, die anderen rothe Turbane.

Die zum Polospiele ganz unumgänglich nöthigen Musikanten setzen sich mit untergeschlagenen Beinen in die Mitte einer Längsseite des Spielplatzes; sie haben etwa ein Dutzend kleine Trommeln und eben so viele rohe Flöten, welche eine eintönige, aber rasche Melodie spielen.

Sobald alles fertig ist zum Wettkampfe und die Musik beginnt, galoppirt der Führer, welcher den Ball hat, mit seinem ganzen Gefolge vor, wirft ihn, in der Mitte des Platzes angelangt, in die Höhe und schlägt ihn mit seiner Keule sehr geschickt nach seinem Ausgangspunkte zu. Mitunter glückt es ihm schon das erste Mal, sein Ziel zu erreichen. Gewöhnlich aber wird der Ball von der Gegenpartei mit ihren Keulen aufgefangen, und nun entwickelt sich eine höchst bewegte Scene. Auf ihren kleinen Pferden drängen die Reiter aneinander, jeder sucht mit seiner Stabkeule den Ball zu erwischen und nach einem bestimmten Ziele hinzutreiben, wodurch für seine Partei das Spiel gewonnen wird. Natürlich sind hierbei verschiedene Regeln zu beachten, welche wir indessen hier nicht schildern können. Jedes einzelne Spiel dauert nur wenige Minuten, aber die ganze, oft sehr aufregende Belustigung mehrere Stunden. Erst wenn Roß und Reiter ganz erschöpft sind, hört das Spiel auf, bei welchem eine große Geschicklichkeit im Reiten die Hauptsache ist.

Summa Summarum: das Polospiel ist eine Art Ballspiel zu Pferde und stammt aus Innerasien.

Nein! und aber nein!

Der Kindheit Spiel, der Jugend Traum,
Wie bald sind sie entflohn,
Und geben Mühn und Sorgen Raum,
Die rastlos uns bedrohn.
Wie Schaum zerrinnet Plan um Plan,
Die lockend uns gewinkt,
Und dornenvoller wird die Bahn
Und Muth und Hoffnung sinkt.

Das Haar wird bleich, die Wange fahl,
Verlust folgt auf Verlust,
Und selten fällt ein Freudenstrahl
Noch in die müde Brust;
Und wenn vollendet unser Lauf,
Dann nimmt zu gleichem Loos
Den Kaiser wie den Bettler auf
Des Grabes dunkler Schoß.

Ein flücht'ger Traum, ein kindisch Spiel,
Dann Sorge, Müh und Pein,
Und Tod und Grab das letzte Ziel? —
Ich rufe: nein, o nein!
Und bau' auf meines Meisters Wort
Und fürchte nicht den Tod
Und weiß, mir winkt ein sichrer Port,
Wo mich kein Sturm bedroht.

Der Erde gönn' ich ihren Raub;
Was kümmert mich dies Haus?
Bevor mein Leib zerfällt in Staub,
Zog längst mein Geist schon aus;
Was er gewann in flücht'ger Zeit,
Macht ihm kein Grab zu Spott,
Er wirkt und ruht in Ewigkeit
Von dem er kam — in Gott.

Ostern 1876. Julius Sturm.

Inhalt: Das weiße Kind. (Forts.) Novelle von Viktor von Strauß. — Besuch-Warnungen. — Ein Familienzwist. (Forts.) Roman von L. Harder. — Die Anfänge der christlichen Kunst in den Katakomben. Von Prof. Dr. Luthardt. Mit 5 Illustrationen. — Am Familientische: Bücherschau. XXXI. — Das Vogelnest. Zu dem Bilde von Franz Defregger. — Das Polospiel. — Nein! und aber nein! Gedicht von Julius Sturm.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 22. April 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 30.

Das weiße Kind.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Novelle von **Viktor von Strauß.**

(Fortsetzung.)

Die düstere schleichende Zeit bis zum Begräbniß war vorüber. Liddy hatte in der Familie des Geheimenraths die rücksichtsvollste Behandlung gefunden, man ehrte ihre Trauer und hinderte sie nicht, wenn sie ihre Zeit am Tage gern in den stillen Gemächern verbrachte, die von Frau Ritter alsbald in die frühere Ordnung gebracht waren. Diese Stunden der Einsamkeit hatten die wohlthätigsten Folgen. Liddy war zu natürlich, zu unverbildet, um sich der Herrschaft ihres Schmerzes empfindselig hinzugeben. Mehr als die Hälfte ihres jungen Lebens, alle jene prüfungsreichen Jahre hatten sie gelehrt, auch bei den trübsten Begegnissen Muth und Besonnenheit zu bewahren und sich selbst zu überwinden, um sich selbst zu vergessen. Und so gelang es ihr auch jetzt in dieser Stille, ihren Schmerz wie ein theures Kleinod zwar fest in ihrem Herzen einzuschließen, zugleich aber sich über ihn zu erheben. Sie nahm, obgleich der alte Lehrer sich nicht mehr blicken ließ, ihre Bücher, ihre Uebungen wieder vor und bemühte sich, ihre Gedanken dadurch von der Vergangenheit los zu machen. An ihre Zukunft dachte sie ohne Sorge. Diese wußte sie durch Dulf gesichert, von dem sie auch täglich Zeichen erhielt, daß er ihrer treu gedenke. Wie gern hätte sie schon jetzt für ihn sich gemüht und gesorgt, für ihn gewirthschaftet und gearbeitet; aber sie wußte, daß dies ein unerfüllbarer Wunsch sei, sie wußte, daß sie noch jahrelang an ihrer eigenen Ausbildung zu arbeiten habe, ehe sie ihm dergestalt ihre tiefe Dankbarkeit beweisen könne.

Als sie eines Abends beim Dunkelwerden — es war schon in den kürzesten Tagen — aus den einsamen Zimmern zurückkehrte, sagte man ihr, daß die Töchter des Geheimenraths aus der Pension angekommen seien. Sie zog sich in das Stübchen zurück, das man ihr angewiesen hatte, und beschäftigte sich mit einer Handarbeit. Nach etwa einer Stunde kam die Geheimeräthin mit zwei frischen rosenwangigen Mädchen, die beinahe größer waren als Liddy, obwohl beide jünger, machte sie mit einander bekannt, entfernte sich aber bald wieder. Die beiden Schwestern waren freundlich und zutraulich, ja fast zärtlich gegen Liddy und suchten sie durch allerlei unschuldiges Geplauder zu erheitern, obwohl sie sich im Stillen immer wieder über ihren Anblick wunderten. Denn das klare Weiß ihrer Hautfarbe, ihrer Hände und ihres Gesichts, sammt dem fast eben so hellen Haar, wurde jetzt durch die schwarze Trauerkleidung um so auffallender. Es währte nicht lange, so rief die Geheimeräthin ihre Töchter wieder ab und statt ihrer trat Dulf ein.

Dieß Wiedersehen war mit zu viel Erinnerungen für Liddy verbunden, daß es sie nicht tief hätte erschüttern sollen. Sie eilte ihm entgegen und warf sich an seine Brust. „O, Anton!“ rief sie, „warum habe ich Dich so lange nicht gesehen?“

Er führte sie zu einem Sitz, setzte sich daneben und sagte: „Glaube mir, mein liebes Lilienkind, daß ich dadurch am meisten entbehrt habe; aber es war nicht schicklich, Deinen guten Wirthen meine Gesellschaft aufzudrängen. Ohnehin müssen wir uns schon morgen auf eine lange Zeit trennen.“

Sie sah ihn erschrocken an.

„Ja, liebes Herz,“ fuhr er fort, „es ist nicht anders, so schwer es mir auch wird. Die traulichen Abende dort in dem Häuschen haben mir die glücklichsten Stunden meines ganzen Lebens bereitet. Ich kannte so etwas nicht, suchte es nicht, ich glaubte mich für immer davon ausgeschlossen. Du kannst also denken, wie schwer ich es schon diese kurze Zeit her entbehrt habe, und nun soll ich jahrelang wieder ein einsamer Mann sein. Man sagt wohl, der Mensch sei selbst der Werkmeister seines Schicksals, aber es ist nur halb wahr. Da greifen auch noch andere Finger hinein. Im Gewebe unseres Lebens machen wir wohl den Einschlag, aber nicht den Aufzug, und nach dem Aufzuge muß sich der Einschlag richten. Die hübschen Kinder, die bei Dir waren, werden Dir von der Pensionsanstalt erzählt haben, in der sie leben. Die Vorsteherin der Anstalt hat sie gebracht, wird morgen wieder zurückreisen, und wir sind einig geworden, daß sie Dich mitnimmt. Nun, willst Du?“

Digitized by Google

„Wenn Du willst, Anton, so kann ich nicht anders," sagte sie.

„Nein," versetzte er, „wenn Du ungern gehst, so ist mein Wille nicht entscheidend."

„Er wäre es auch dann für mich," entgegnete sie. „Aber eben weil Du es willst, thue ich es gern, wenn es mir auch wehe ist, daß wir so plötzlich scheiden sollen und auf so lange Zeit. Ich kann ja nun für Keinen mehr sorgen als für Dich."

„Doch, mein Lilienkind; für Dich selbst. Und Du weißt, wenn Du das thust, thust Du es zugleich für mich. Unser Verlöbniß wollen wir verschwiegen halten, aber um so fester bewahren. Sollte es Dich je gereuen — es ist ja möglich, Du bist noch sehr jung — nun, so soll es keine Fessel für Dich sein, denn weil ich Dich so herzlich lieb habe, so möchte ich Dich nicht unglücklich, sondern glücklich machen."

„Sprich nicht so, Anton!" sagte sie bittend, indem sie ihm fest ins Auge blickte. „Was wäre ich werth, wenn ich nicht treu wäre?"

Er drückte ihr die kleine weiße Hand und sagte: „Ja, mein Herz, ich weiß, daß Du in allem, was den Werth eines Menschen ausmacht, älter bist als Deine Jahre. Und nun komm! Wir wollen uns nicht weich machen. Ei, die Zeit, das wunderliche Wesen, wird rasch genug durch die paar Jahre laufen, und wir wollen einander recht fleißig schreiben, damit wir uns nicht fremd werden. Ja, Treue siegt über Zeit und Raum. Komm! Ich will Dich mit der Pfarrerin bekannt machen, und dann will ich Frau Ritter schicken, damit sie Deine Sachen einpacken hilft."

Er stand auf und führte Liddy in das Zimmer, wo die Pfarrerin und die Geheimeräthin sie erwarteten, entfernte sich aber bald im Stillen. Liddy war bewegt und befangen; aber die Pfarrerin, eine heitere lebhafte Frau mittleren Alters, kam ihr so freundlich und rücksichtsvoll entgegen, daß sie fühlte, sie werde ihr vertrauen können. Nach Kurzem wurde Frau Ritter gemeldet, und nun mußte sie mit dieser hinunter in die früheren Wohnräume, um zu packen. Aber da mußten erst Lampen und Lichter angezündet und Feuer in die Oefen gelegt werden; denn es war recht winterlich kalt, und auch in dem Wohnzimmer, wo Liddy am Tage geweilt, waren die Kohlen erloschen; und dann mußte alles zusammengesucht und zusammengelegt werden, was mitgenommen werden sollte, Wäsche und Kleider, Hüte und Schuhe, Tücher und Bänder, Bücher und Schreibgeräth, und was es sonst noch war. Wie reich hatte Dulf sein Lilienkind ausgestattet! Als alles beisammen und ausgebreitet war, lagen Tische und Sopha und Stühle voll, und sie mußten das Abendessen, das ihnen die gütige Geheimeräthin schickte, in das Kabinet tragen und sich dazu dicht vor den Ofen setzen, da das kleine Gemach doch noch nicht durchwärmt war. Und kaum hatten sie gegessen, als im Vorplatz etwas polterte, und da sie mit Licht hinaustraten, sahen sie einen Mann, der einen mächtigen neuen Reisekoffer brachte. Nachdem er ihn mit Noth in das Zimmer gebracht, den Schlüssel abgeliefert und sich entfernt hatte, öffneten sie ihn, um nun einzupacken; aber da fanden sie drinnen erst ein großes Packet, und als sie dieses aufmachten, kam ein weicher warmer Pelz heraus und ein Pelzkragen und Pelzmanschetten und Pelzschuhe, und dabei lag ein Zettel mit der Aufschrift: Für mein Lilienkind zur Winterreise.

Frau Ritter war entzückt. „Er vergißt doch nichts!" rief sie aus und verlangte in ihrem Enthusiasmus, Liddy solle alles sogleich anprobiren. Sie begriff es nicht, daß Liddy sich dagegen wehrte und in der Fülle ihres Herzens über das neue reiche Geschenk in Thränen ausbrach. Aber sie durften nicht säumen, wenn alles noch gut und fest und vorsichtig eingepackt werden sollte. Und so machten sie sich denn eifrig dran und waren in ein paar Stunden mit allem fertig. Frau Ritter sagte „dem kleinen Fräulein" mit vieler und aufrichtiger Herzlichkeit Gutenacht und Lebewohl, und Liddy blieb, wie es vorhin verabredet war, in dem Häuschen und schlief noch einmal in ihrem früheren Bette.

Zeitig am Morgen war sie wieder wach und bereits angekleidet, als sie zu der Geheimeräthin hinübergerufen wurde. Diese und die Pfarrerin — die Uebrigen schliefen noch — erwarteten sie beim Kaffee, auch für sie stand alles bereit, aber sie konnte sich nicht niedersetzen, ehe sie ihr dankbares Herz gegen die gütige Dame ausgeschüttet hatte.

„Es war mir eine Freude, Sie bei uns zu sehen, liebe Liddy," sagte die Geheimeräthin, „und eigentlich eine unverdiente Freude. Glauben Sie aber doch, mir Dank schuldig zu sein, so tragen Sie ihn durch Liebe an meine Töchter ab, wenn Sie mit diesen wieder vereinigt sind."

Das versprach Liddy mit aufrichtigem Eifer. Dann frühstückten sie — natürlich noch bei Licht — und waren so eben damit zu Ende, als Dulf gemeldet wurde und alsbald hereinhinkte. Es sei hohe Zeit, aufzubrechen, sagte er, nachdem er die Damen begrüßt; der Wagen, in dem er die Reisenden abzuholen versprochen, stehe vor der Thür.

Liddy sprang auf und eilte ihm entgegen. „Anton, Anton!" rief sie, „wie reich hast Du mich wieder beschenkt!"

„Nun, mein Gott," sagte er, „die Damen werden es bezeugen, daß das ein wunderlicher Vormund wäre, der sein Mündel bei solcher Winterkälte erfrieren ließe. Aber nun eile und mache Dich reisefertig. Ich habe mit der Frau Pfarrerin noch einiges zu besprechen. Dem Mann, der drunten wartet, übergib Dein Gepäck."

Sie drückte ihm die Hand und ging, und die Geheimeräthin, welche es schicklicher fand, die Verhandlung jener beiden nicht zu stören, ging mit ihr.

Dulf händigte der Pfarrerin vor allem den Betrag der halbjährigen Pension für Liddy ein und fügte noch eine Summe hinzu zur Bestreitung außerordentlicher Bedürfnisse.

„Ich wünsche," sagte er dann, „daß es ihr an nichts mangeln möge, was ihr für eine entbehrungsvolle und mühselige Kindheit irgend Ersatz gewähren kann, und daß ihr Geist sorgfältig ausgebildet und mit Kenntnissen bereichert werde. Ihr Herz und Gemüth und Gesinnung haben Unglück und Noth gebildet — freilich, weil der Stoff edel und gediegen war; aber Sie werden in dieser Hinsicht bald finden, welch kostbaren Schatz ich Ihnen anvertraue. Ich rechne, daß sie, wenn nichts Außerordentliches dazwischen tritt, etwa drei Jahre bei Ihnen bleibe. Bis dahin werde ich sie schwerlich sehen können, so leid mir das auch ist. Aber bei mir kann ich sie nicht aufnehmen, und meine Geschäfte gestatten mir keine Reisen."

Die Pfarrerin erwiderte: „Große Zusagen und Versprechungen sind nicht meine Art. Uebrigens kontroliren wir die Briefe unserer Zöglinge nicht, und aus ihnen können einsichtige Eltern und Vormünder am sichersten die Fortschritte, die Gesinnungen und die Zufriedenheit unserer Pflegebefohlenen erkennen."

Ihr Gespräch wurde durch die Rückkehr Liddys und der Geheimeräthin unterbrochen. Wie lieblich und zart blickte das helle Angesicht Liddys aus der schönen Pelzumhüllung heraus! Wie weidete sich der gute Dulf an ihrem Anblick! Aber jetzt drängte die Zeit. Rasch versorgte sich jetzt auch die Pfarrerin mit allerlei Tüchern und Pelzbekleidungen und man sagte sich Lebewohl. Die Geheimeräthin geleitete die Reisenden hinunter, noch ein Lebewohl, und dann stiegen die Pfarrerin, Liddy und Dulf in den Wagen und rollten durch die stillen Straßen, wo sich nur hier und da eine forteilende Gestalt beim Lichte der Gaslaternen zeigte, nach dem Bahnhof hinaus.

Dort angelangt, übertrug Dulf die Besorgung des Gepäcks und der Fahrbillets einem Packträger und führte die Reisenden in den Wartesaal. Nur Wenige waren darin anwesend. Einige bepelzte Männer tranken Kaffee und rauchten dazu, ein paar Andere hatten sich auf die Polsterbänke ausgestreckt und schliefen, drei Frauenzimmer in einer Ecke sprachen angelegentlich und leise miteinander. Ein schlanker wohlgebildeter junger Mann ging im Saale auf und ab und hatte kaum auf die Eintretenden einen Blick geworfen, als er mit dem Ausrufe: „Ei, liebe Tante! Woher und wohin?" auf die Pfarrerin zuging und ihr freundschaftlich die Hand schüttelte.

Die Pfarrerin begrüßte ihn, antwortete kurz auf seine Frage und stellte ihn als Baumeister Alfred Neuwald vor. Er kannte Dulf durch seinen Ruf und grüßte ihn mit vieler Achtung

Digitized by Google

„Seine Mutter," erläuterte die Pfarrerin, „bewohnt unser Pfarrhaus, während wir für unsere Anstalt das angrenzende Herrschaftshaus gemiethet haben. Sie ist eine Schwester meines Mannes und führt bei uns den Unterricht in weiblichen Handarbeiten."

Die Blicke des jungen Baumeisters waren auf Liddy gefallen und schlugen während des folgenden flüchtigen Gesprächs der Verwandten wiederholt dieselbe Richtung ein. Als Dulf sich mit dem eintretenden Packträger abzufinden hatte, erkundigte er sich leise mit scheinbarer Gleichgiltigkeit nach der Kleinen, und die Pfarrerin gab ihm eben so leise Auskunft.

„Schade," sagte er dann, „daß ich Dich nicht wenigstens einige Stationen weit begleiten kann; aber ich muß leider fünf Minuten nach Eurer Abfahrt in entgegengesetzter Richtung fort."

Er machte eine Wendung, als wolle er Liddy anreden; aber der laute Ruf des Thürstehers, der zum Einsteigen aufforderte, schnitt alles weitere Gespräch ab. Man eilte hinaus in die Kälte zu den Wagen, die an die brausende Dampfmaschine gehängt waren, und Dulf wußte den Schaffner zu bestimmen, daß er den beiden Damen eine besondere Wagenabtheilung anwies. Nach wenigen Minuten rasselte der Zug hinaus in die schneebedeckte Weite, und nach flüchtiger Verabschiedung von dem jungen Baumeister fuhr Dulf mit nassen Augen nach seinem Hause zurück.

Bis Tagesanbruch herrschte Schweigen unter den beiden Reisenden. Die Pfarrerin hatte es sich in einer Ecke bequem gemacht und schlief. Bei Liddy war dieser letzte Wechsel ihres Schicksals so plötzlich eingetreten, daß sie Mühe hatte, darüber einigermaßen zur Besinnung zu kommen. Aber in dem Zudrange von Rückblicken und Vorblicken, von schmerzlichen Erinnerungen und hoffnungsreichen Erwartungen beruhigte sie endlich der Gedanke an die liebevolle Treue ihres Wohlthäters und der feste Vorsatz, sich derselben würdig zu erweisen; ein Vorsatz, den sie nicht erst faßte, den sie als von selbst entstanden in sich bereits vorfand.

Der Zug hatte schon einige Mal angehalten, als die Pfarrerin erwachte und ein Gespräch anfing. Da sie allein und ungestört seien, meinte sie, so wäre die Zeit gut angewendet, wenn sie eine angemessene Prüfung Liddys vornähme. Sie wisse dann, welche Beschäftigung sie ihr in den Ferien zuweisen könne.

„Wir überbürden unsere Schülerinnen nicht," sagte sie, „wir wissen, daß dies nur abstumpft und unwillig macht; aber wir sorgen, daß es ihnen nie an Beschäftigung fehlt, und suchen ihnen Liebe einzuflößen zu einer jeden, die ihnen oder Andern nützlich ist. Dies verstehe ich aber nicht im gemeinen Sinne, denn was den Geist bildet und veredelt, halten wir eben für das Allernützlichste, ohne zu verachten oder zu versäumen, was man gewöhnlich nützlich nennt."

Da Liddy hierauf nichts zu antworten wußte, so begann die Pfarrerin sofort ein sehr ausführliches Examen, das mehrere Stationen überdauerte und bei dem sie zu ihrem stillen Entsetzen wahrnahm, daß Liddy von vielen Lehrgegenständen noch gar nichts wußte, von anderen sich erst der Elemente bemächtigt hatte.

„Mein Gott, liebes Kind!" rief sie endlich, „Sie wissen ja weniger als unsere Acht- oder Neunjährigen! Wie alt sind Sie denn?"

„Vierzehn Jahre."

„Ist es möglich? Und welche Schule haben Sie besucht?"

„Keine. In meinen frühesten Jahren hatte ich eine Gouvernante, ich glaube, bis zu meinem siebenten oder achten Jahre, und von dieser habe ich Lesen, Schreiben und etwas Rechnen gelernt. Was ich von Handarbeiten kann, habe ich mir später von guten Frauen oder Mädchen zeigen lassen, wenn ich es nöthig hatte."

Die Pfarrerin schlug zwar die Hände nicht über dem Kopf zusammen, aber der Ausdruck ihrer Züge ersetzte dies vollkommen. Ihre weitere Frage, wie denn das zusammenhänge, veranlaßte Liddy, ihre kleine Lebensgeschichte zu erzählen, und sie that das mit so viel natürlichem Takt, mit so feiner Schonung ihres Vaters, mit so bescheidener Zurückstellung ihrer selbst, daß sie das ganze Herz der Pfarrerin gewann, die im Grunde eine recht gutmüthige Frau war. Es war aufrichtige warme Theilnahme und nicht durchaus bloße Neugier, wenn dieselbe durch immer neue Nachfragen sie zu möglichster Ausführlichkeit zwang und auch das aus ihr hervorlockte, was sie aus Bescheidenheit verschweigen wollte.

Als Liddy ihre Erzählung mit ihrem Einzug in das hübsche Häuschen geschlossen, betrachtete die Pfarrerin sie eine Zeitlang nachdenkend. Dann sagte sie:

„Was Sie gelernt haben, meine Liebe, kann die beste Pension nicht lehren, und es wird Ihnen unverloren sein. Was Sie noch nicht gelernt haben, wollen wir bald nachholen. Um Eins aber muß ich Sie dringend bitten, ja ich muß es um Ihrer selbst willen entschieden verlangen. Sie dürfen Ihren Mitschülerinnen unter keiner Bedingung verrathen, daß Sie Fabrikarbeiterin gewesen sind. Verstehen Sie mich recht!" — fuhr sie fort, als Liddy sie mit fragendem Staunen ansah, — „die Mädchen sind alle aus den höheren oder doch wohlhabenden Ständen, woher sie auch noch manche Vorurtheile mitbringen, und was mir in Betracht seiner Beweggründe höchst lobenswerth erscheint, dürfte jene, wenigstens die Unverständigen unter ihnen, leicht veranlassen, sich für etwas Besseres zu halten, auf Sie, meine Liebe, herabzusehen, wohl gar die nähere Berührung mit Ihnen zu vermeiden. Wie thöricht, wie tadelhaft das auch wäre, so beruht es doch auf einem anerzogenen Gefühl, das sich durch bloße Vorstellungen nicht ausrotten läßt. Begreifen Sie, was ich meine?"

Liddy bejahte es und versprach zu gehorchen. Sie hatten indessen manche Meile zurückgelegt, sich gelegentlich auch aus dem kleinen Eßkober, den ihnen die gute Geheimeräthin wohlgefüllt mitgegeben, gestärkt, und hielten nun aus demselben ein ordentliches Mittagsmahl. Dann drückte sich die Pfarrerin wieder zum Schlafen in die Ecke und Liddy versank in Erinnerungen an die vergangenen Tage, die durch die Erzählung sich ihr lebhaft wieder vergegenwärtigt hatten. Da die Fenster des Wagens durch Eisblumen getrübt waren, so konnte auch die schneebedeckte Gegend, durch welche sie hinrollten, sie nicht zerstreuen. Unvermerkt aber überkam auch sie der Schlaf, und sie träumte sich zurück in die glänzenden Zimmer, in denen sie ihre ersten Jahre verbracht, und sie war wieder ein kleines Kind und spielte zu den Füßen ihrer schönen Mutter mit wundersamen und blinkenden physikalischen Instrumenten, die ihr Dulf geschenkt hatte.

Der kurze Wintertag — es war gerade der allerkürzeste — hatte bereits mit der Nacht gewechselt, als unsere Reisenden das einsam liegende Stationsgebäude erreichten, bei dem sie den Bahnzug verließen. Ihrer wartete dort ein derber, mit reichlichem Stroh versehener Landschlitten, mit ein paar kräftigen Pferden bespannt. Der stämmige Knecht, der die Pfarrerin ehrerbietig begrüßte, nahm das Gepäck in Empfang und band es auf dem Schlitten fest, half dann seiner Herrin und Liddy hinein, bedeckte ihnen die Füße mit dem Stroh, stieg selber vorne auf und dann ging es fort im raschen Trabe durch die stille Nacht.

Es fror stark und der Nachtwind blies ihnen scharf entgegen. Der Himmel war klar, all seine Gestirne schimmerten und funkelten. Der Schnee erhellte den Weg und die hügelichte, allmählich ansteigende Gegend. Die Pferde schienen sich warm rennen zu wollen, so munter eilten sie fort. Nicht lange, so zeigte sich vor ihnen eine hohe dunkle Wand, in die sie gerade hineinfuhren. Es war ein Fichtenwald. Nun kamen sie wieder hinaus auf beschneite Flächen; nun durch ein Dorf, wo man durch die Fenster Lichter und Leute in den warmen Stuben sah und vereinzelte Hunde bellten; nun wieder auf Schneefelder und dann abermals in einen Wald, einen Buchenwald, dessen entblätterte Zweige im Winde zusammenschlugen und in dem es scharf bergan ging; und als sie wieder hinauskamen, war der Vollmond hell aufgegangen und beleuchtete einen weiten Thalkessel, in dessen Mitte durch dunkle Baumumgebungen die Lichter eines Dorfes blinkten und ein schlanker Kirchthurm gen Himmel wies und seitwärts vom Dorfe sich die graue Masse

Digitized by Google

eines stattlichen Herrenhauses mit einzelnen erleuchteten Fenstern zeigte.

„Dort wohnen wir," sagte die Pfarrerin. Und dorthin fuhren sie.

* * *

Der Kutscher hatte bei ihrer Annäherung nicht unterlassen, wiederholt und gewaltig mit seiner Peitsche zu knallen. Sie fanden daher, als die dampfenden Pferde vor der Hausthür hielten und diese geöffnet wurde, in dem erleuchteten Vorplatz alle noch anwesenden Hausbewohner zu ihrem Empfange bereit. Da waren der Pfarrer und der Hülfslehrer und die Lehrerin und ein halbes Dutzend frische Mädchengesichter und die Köchin und ein paar Hausmägde und ein Aufwärter und ein Hausknecht, und als die Pfarrerin von dem Schlitten herabgerufen: „Guten Abend, guten Abend! Lieber Mann, ich bringe eine neue Hausgenossin," da entstand ein allgemeines Zudrängen, denn jeder wollte den Ankömmling sehen und beim Aussteigen helfen. Es war nicht blos Neugier, es war entgegenkommendes Wohlwollen und Theilnahme, das fühlte Liddy sogleich, das sah sie in all den freundlichen Blicken, die sie suchten. Und als man sie hineingeführt in das große, helle, wohldurchwärmte Speisezimmer, wo der Tisch bereits gedeckt stand, als man ihr hülfreich Hut und Schleier und alle die Pelzhüllen abgenommen, und sie nun, so wundersam weiß und kaum angeröthet von der Kälte, in der schwarzen Trauerkleidung herantrat, da hatte es die Pfarrerin den Nächsten und Einer dem Andern schon zugeflüstert, daß sie erst ganz vor Kurzem ihren Vater verloren habe, und wie hätte sie das liebevolle Mitgefühl verkennen können, womit ihr Einer nach dem Andern zum Willkommen die Hand reichte? Thaten dies ihre jugendlichen Genossinnen auch noch mit einer gewissen Scheu, so verlor sich diese doch allmählich, als sie beim Abendessen in ihrer Mitte saß und sich bemühte, ihre Ansprachen und Fragen auf das freundlichste zu beantworten. Doch war sie von der Reise ermüdet und etwas betäubt im Kopf, und es war ihr lieb, daß die Pfarrerin sie gleich nach dem Abendessen aufforderte, den Uebrigen Gutenacht zu sagen und sich nach ihrem künftigen Wohnzimmer führen zu lassen.

Nachdem beides geschehen, nachdem die Pfarrerin, eine kleine helle Lampe in der Hand, sie eine breite alte Treppe hinauf und durch mehrere winklichte Gänge geführt, wobei sie mehrmals einige Stufen hinab- und dann wieder hinaufsteigen mußten, traten sie in ein freundliches, ziemlich geräumiges Gemach, in welchem Liddy ihr Gepäck sowie ihre drunten abgelegten Umhüllungen bereits vorfand.

„Es wohnen bei uns immer drei Schülerinnen zusammen," sagte die Pfarrerin, „und hier ist noch ein Platz offen. Da die beiden Mitbewohnerinnen dieses Zimmers nach Hause geholt sind und erst nach Neujahr zurückkehren, so werden Sie bis dahin allein hier wohnen, was Ihnen vielleicht angenehm ist, meine Liebe. Dies ist Ihre Kommode, Ihr Arbeitstisch und Ihr Büchergestell, und dort" — sie leuchtete dabei in die Kammer — „steht Ihr Bett, Ihre Toilette und Ihr Kleiderschrank. Nun, meine Liebe, schlafen Sie wohl, und Gott segne Ihren Eingang!"

Sie stellte die Lampe auf den Tisch und entfernte sich. Liddy rückte sich einen Stuhl in die Nähe des Ofens, in welchem ein kräftiges Holzfeuer loderte und knallte, als wolle es ihr Gesellschaft leisten, mit dem Versprechen, das noch ziemlich kalte Zimmer baldigst behaglich zu erwärmen. Sie versuchte nachzudenken und sich zu sammeln, aber es war ihr unmöglich. Gerade die Stille und Ruhe, die sie umgab, regten ihre Phantasie auf, in welcher sich Bilder des heutigen Tages, der fernern und der nähern Vergangenheit regellos durcheinander drängten, und als ihr Blick auf den Koffer fiel, sprang sie wieder auf, suchte die Schlüssel hervor und öffnete ihn. Sie wollte noch heute Alles, was er enthielt, an seinen gehörigen Platz bringen. Auch begann sie damit sofort und hätte keine bessere Beschäftigung wählen können. Im Aus- und Einpacken, Hin- und Hergehen, im Hinmerken auf das unmittelbar Gegenwärtige ordnete und beruhigte sich ihr Inneres in demselben Maße, als ihre körperliche Ermüdung zunahm. Dabei erwärmte sie die Bewegung und auch der Ofen hielt sein Versprechen. Als endlich jedes Mitgebrachte seine schickliche Stelle gefunden hatte und der Koffer leer war, begab sie sich zur Ruhe und versank sofort in einen tiefen und erquicklichen Schlaf.

In den nächsten Tagen, wo sie noch wenig beschäftigt wurde, lernte Liddy ihre neue Umgebung näher kennen. Das Herrenhaus oder das Schloß, wie es die Dorfleute und auch wohl seine Bewohner nannten, war ein alterthümliches unregelmäßiges Gebäude mit wunderlichen Treppen und winklichten Gängen, vielen Zimmern und mehreren Sälen, im Ganzen recht wohl für eine solche Anstalt geeignet. Ein großer parkartiger Garten erstreckte sich von ihm gegen das niedriger liegende Dorf zu und grenzte drunten an den Garten des Pfarrhauses, der durch ein Pförtchen mit ihm in Verbindung stand. An der andern Seite des „Schlosses" befanden sich einige Wirthschaftsgebäude, welche durch Ackerländerei von einer mit Buchen bewaldeten Berghöhe getrennt waren. Gleicher Wald umrahmte die ganze Thalsenkung und schloß sie für sich ab, als gäbe es draußen keine Welt. Um so enger, um so ungestörter war hier die kleine Welt beisammen, welche der würdige Pfarrer gleichsam wie ein Priesterkönig regierte. Er war ein großer hagerer Mann mit grauen Haaren, ruhigen klugen Augen und ernster Milde in seinen Zügen, dem Jeder mit Vertrauen entgegenkam, und der in der That Alle beherrschte, ohne daß sie es merkten. Seine Gattin paßte gar wohl zu ihm, war übrigens von munterem regsamen Wesen, das jedoch durch ein gewisses gouvernantenhaftes Gehaben in Schranken gehalten wurde. Aber Gouvernante von Kopf bis zu Füßen war die kleine, etwas verwachsene Lehrerin, die stets himmelblau gekleidet war, stets einen grünen Augenschirm trug, jede Schülerin mit ma chère anredete und dabei sehr gescheidt war, Alles sah, Alles bemerkte und immer gute Lehren oder Verhaltungsregeln oder Rügen auf der Zunge hatte. Um so schweigsamer außer den Lehrstunden war der Hülfslehrer, ein nicht mehr junger Kandidat mit seltsam rothen Wangen und starr hinausblickenden Augen, den man nie ohne ein Buch unter dem Arm oder vor dem Gesichte sah, und von dem die Schülerinnen fest glaubten, daß er schlechterdings Alles wisse. Auch besaß er erstaunliche Kenntnisse und suchte sie noch täglich zu vermehren, war aber dabei sehr gutmüthig und sanft. Diese alle wohnten mit den Schülerinnen und dem Dienstpersonal in dem Schlosse, während die Schwester des Pfarrers, die verwittwete Superintendentin Neuwald, das Pfarrhaus bewohnte, aus dem sie täglich herauskam, um Unterricht in Handarbeiten und im Zeichnen zu geben, worin sie Meisterin war. Sie war eine schöne alte Dame, hatte viel von dem Wesen ihres Bruders und eine angenehme mütterliche Art, die sie zur Vertrauten aller Schülerinnen machte. Den Unterricht im Schreiben, Rechnen und der Musik ertheilte der weißhaarige Kantor aus dem Dorfe, der ein vorzüglicher, ja gelehrter Musiker war.

Die anwesenden Schülerinnen, welche, obgleich stets überwacht, doch großer Freiheit genossen, behandelten ihre neue Gefährtin in dem schwarzen Trauerkleide mit vieler Rücksicht und Zartheit, hatten ihr aber schon am zweiten Tag den Namen Sneewittchen gegeben, und da sie lächelnd sich ihn gefallen ließ, so hatten auch die Vorgesetzten nichts dagegen zu erinnern.

Die wenigen Tage bis zum Weihnachtsfeste vergingen rasch. Es gab in ihnen allerlei Geheimnißvolles, verdeckte Gegenstände wurden hin und her getragen, einen gewissen Saal durften die Kinder nicht betreten. Als der heilige Christabend hereingedunkelt war, versammelten sich alle Hausbewohner in dem Zimmer neben jenem Saale; nur die Pfarrerin fehlte. Der Pfarrer trat auf eine erhöhte Stufe und sprach eindringlich, herzlich und kurz von der Bedeutung des Christfestes, worauf Alle das alte Lied sangen:

„Vom Himmel hoch, da komm ich her ꝛc."

Und als der Gesang beendet war, öffnete sich die Thür zu dem Saale und ein heller Lichtglanz strömte daraus hervor. Denn drei hohe Tannenwipfel mit hunderten von Lichtern besteckt, und geschmückt mit blinkenden Flittern und bunten Süßigkeiten standen drinnen, und weißgedeckte Tische um jeden mit Kuchen und allerlei Geschenken, und als Alle hineingetreten

Digitized by Google

Meßtypen vom Leipziger Brühl. Nach dem Leben gezeichnet von G. Nestel.

Digitized by Google

waren — zuerst die Zöglinge, dann die Vorgesetzten, zuletzt die Dienerschaft — da fand jeder das ihm zugedachte durch einen Namenzettel, der darauf lag. Auch für Liddy war dort ein schönes schwarzes Seidenkleid, allerlei Schmuck von Jet, eine zierliche goldene Damenuhr mit Kette und ein Brief von Dulf, den sie trotz des fröhlichen Gewirres umher vor Allem öffnete und las. Er war einfach, herzlich und dem Tage wie der Lage angemessen. Tief bewegt verbarg sie ihn im Busen. Umher aber ging es nun an ein gegenseitiges Zeigen und Besehen der Geschenke, und auch Liddy wurde von ihren Genossinen darin fortgezogen und bemühte sich, heiter und gesellig zu erscheinen, um die andern nicht in ihrer Fröhlichkeit zu stören.

Dem munter bewegten Christabend folgten feierlich stille und doch freudige Festtage, in denen Liddy Zeit fand, an Dulf zu schreiben, ihr dankbares Herz vor ihm auszugießen und ihm alles Erlebte und Beobachtete zu erzählen.

Nach dem Feste begann einiger Unterricht. Dann kam Neujahr und dann trafen nach und nach die übrigen Schülerinnen wieder ein, bis alle beisammen waren und nun der regelmäßige strengere Unterricht wieder anhob.

Liddy fühlte sich nicht beschämt, daß sie mit den Jüngsten in vielen Dingen von vorn anfangen mußte, es spornte sie nur zu doppeltem Eifer an. Aber auch ihre Mitschülerinnen ließen es sie nicht empfinden, und bewirkte dies anfangs auch nur die Rücksicht auf ihre tiefe Trauer, so war sie doch nach wenigen Wochen der Liebling Aller, und glücklich darüber und dankbar gegen Alle, ohne zu ahnen, daß sie es nur sich, nur der Vereinigung eines so reifen tiefen Gemüths mit selbstloser Kindlichkeit, hingebender Güte und gewinnender Freundlichkeit zu danken habe. Kam sie nun aber dem guten methodischen Unterrichte mit trefflicher Begabung und frischer Empfänglichkeit entgegen, so war es nicht zu verwundern, daß sie bei eifrigem, gewissenhaftem Fleiße die raschesten Fortschritte machte.

Während des Winters waren die Mädchen auf das Haus und den Garten beschränkt. Als aber der Schnee weggeschmolzen war, als nach einigen regnerischen und stürmischen Wochen die Frühlingssonne alles Grün im Garten, im Walde, in dem ganzen Thale hervorlockte, alle Blüten heraustrieb, alle Singvögel zurückführte, da gab es kräftige Bewegung in Feld und Wald, die sie frei durchstreifen durften, und als der Sommer die Rosen entfaltete und die glühenden Mädchengesichter mit ihnen wetteiferten, da zeigte sich auch in Liddys Aeußerem allmählich eine Veränderung. Eine leise feine Röthe begann durch ihre Wangen zu schimmern und schmückte sie auf das lieblichste, obgleich sie noch immer den Kosenamen Sneewittchen verdiente und behielt, und auch ihr Wuchs schien nachholen zu wollen, woran die sitzende Arbeit in den dunstigen Fabriksälen ihn gehindert hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Kriegs- und Friedensbilder.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von Kapitän Hermann Haardt.

III. Ein Nachtbild aus Newyork.

Wie ich im vorigen Artikel angedeutet*), war ich im Jahre 1870 Mitarbeiter des großen „Newyork Herald“ geworden. Mr. James G. Bennett, der Eigenthümer dieses Weltblattes, gab mir eine angenehme Stelle unter dem Stadtredakteur, von welchem ich mir täglich meine Instruktionen holte, wenn Bennett sie mir nicht selbst gab.

Nun war im August in Newyork eine Greuelthat geschehen, welche die Bewohner der Handelsmetropole der Union lange in Schrecken hielt. Ein reicher Bankier der Stadt, Nathan, wurde in seinem Schlafzimmer ermordet gefunden. Da eine kostbare goldene Uhr fehlte, aber eine größere Geldsumme unberührt auf dem Tische sich fand, so lag offenbar kein Raubmord vor. Nach dem Grundsatze: „Vox populi, vox dei“, nahm man die beiden Söhne des Ermordeten fest, mußte dieselben aber nach kurzer Zeit wegen Mangels eines Anhaltspunktes wieder freilassen. Zwar sprach man es deutlich aus, daß die Söhne um das Verbrechen gewußt haben müßten; aber — sie waren freigegeben worden, und dabei blieb es. Nun setzte die Polizei einen hohen Preis auf die Entdeckung des oder der Thäter aus, aber vergebens. Es wurden nächtliche Streifzüge unternommen, die Beschreibung der Uhr in tausenden von Exemplaren in Amerika und auch in Europa verbreitet — alles ohne Resultat. Zuletzt mußte die Polizei, die bisher noch immer behauptet hatte, auf der Spur der Thäter zu sein, eingestehen, daß sie auch diese verloren habe. Dabei blieb es, und ich erinnere mich nicht, seit jener Zeit gelesen zu haben, daß der Mörder Nathans entdeckt worden wäre.

Dieser Mord eröffnete eine Reihe von Schreckensscenen in Newyork, die geradezu unerhört waren. Ein Rowdy, Foster, schlägt einen ruhigen Herrn, Putnam, in einem Pferdebahnwaggon todt. Foster ist in den Tombs (Gräber, das Gefängniß der Stadt Newyork) gehängt worden; aber nicht so Stokes, der den Mann des „schwarzen Freitags“, Oberst James Fisk, im Great Central Hotel mit größter Ruhe erschoß.

Während noch die Aufregung über den Nathan-Fall aufs äußerste stieg, ließ mich Mr. Bennett in sein Zimmer rufen und fragte: „Mr. H., haben Sie gute Nerven?“

„Es kommt darauf an, um was es sich handelt.“

„Haben Sie Lust, ein wenig Newyork bei Nacht kennen zu lernen?“

„O ja, und ich würde Ihnen für eine derartige Gelegenheit zu ganz besonderem Danke verpflichtet sein.“

„Schön; so nehmen Sie diesen Brief und geben Sie denselben eigenhändig an Kapitän Kelso, den Chef der Detektivpolizei. Ich trete Sie hiermit an Kapitän Kelso ab, hoffe aber, Sie innerhalb vierundzwanzig Stunden gesund wieder begrüßen zu können.“

Kapitän Kelso mußte schon instruirt sein, denn er empfing mich mit den Worten: „Sind Sie der Reporter vom „Herald“?“

„Ja wohl, Sir.“

„Dann haben Sie wohl einen Brief oder eine Karte?“

Ich reichte ihm den Brief, den er rasch durchflog; dann sagte er: „Mr. Bennett empfiehlt Sie sehr warm; ich meinerseits werde Sie dem Inspektor übergeben, der heute Abend den Dienst in den Five Points hat, und mit dem Sie sich verständigen müssen.“

Auf ein gegebenes Zeichen trat der Inspektor ins Zimmer. Mr. Plummer, eine kräftige wohlgenährte Gestalt, machte weit eher den Eindruck eines behäbigen Philisters als den eines gewandten Polizisten; doch der Umstand, daß ihm die Five Points, einer der verrufensten Stadtbezirke von Newyork, zugewiesen waren, genügte schon, um erkennen zu lassen, daß er in seinem Fache Gediegenes zu leisten im Stande war.

Die Five Points in Newyork, deren Blütezeit längst vorüber ist, bestanden aus einem Platze, in welchen fünf der schlechtesten Straßen Newyorks, nämlich Chatham Street, Worth-, Baxter-, Mott- und Roosevelt-Streets, mündeten; jede dieser Straßen hatte und hat noch ihr eigenes Gepräge. So ist Chatham Street voll Handlungen mit alten, meist gestohlenen Kleidern, während abends aus allen Souterrains Licht und Musik hervorquillt. Worth- und Baxter-Street sind der Aufenthalt von Räubern, Mördern und Einbrechern, Mott Street derjenige von Taschen- und anderen kleinen Dieben, und in Roosevelt Street, die hinunter bis zum East River geht, haben sich die Diebshehler festgesetzt. Wie schon bemerkt, hat sich übrigens die Sache jetzt wesentlich geändert.

Diesen Theil der Stadt zu überwachen, war für diese Nacht Mr. Plummers Aufgabe, und wir besprachen uns sehr genau darüber. Zuletzt kamen wir überein, daß wir uns gegen 9 Uhr abends im Kaffee International in Chatham Square

*) Vgl. Nr. 24, S. 374.

Digitized by Google

treffen wollten. Als ich mich verabschiedete, meinte Mr. Plummer, ich solle ihn doch ganz genau ansehen, damit ich ihn abends wieder erkennen könne. Ich dachte meiner Sache ganz sicher zu sein und erwiderte ihm lachend, daß ich ihn schon wieder erkennen würde, worauf er sehr trocken zur Antwort gab, daß es ihn recht sehr freuen würde, wenn ich ihn wirklich herausfände. Mir blieb der ganze Nachmittag zur Verfügung, und nachdem ich mir für fünf Dollars in Chatham Street einen kompleten Anzug — ohne Stiefel — gekauft hatte, legte ich mich zu Hause aufs Sopha und schlief ununterbrochen bis 7 Uhr. Dann zog ich mich an, und ich muß gestehen, daß jeder, der mich gesehen, mich eher für einen Landstreicher als für einen Journalisten gehalten hätte. Da ich mir den Bart wachsen lassen wollte, so war mein Gesicht ohnehin wie ein Getreidefeld mit schwarzen Stoppeln. Ein altes, einst roth gewesenes, jetzt aber farbloses zerrissenes Flanellhemd bedeckte meine Brust; der Anzug bestand aus einer Hose und Weste von einem Stoffe, der früher vielleicht einmal Plüsch gewesen war; ein schäbiger schwarzer Rock mit ausgerissenen Knopflöchern und durchstoßenen Ellenbogen, dann eine abgetragene alte Mütze aus Seehundsfell vervollständigten meine Toilette. Dagegen trug ich ein paar schwere Lederstiefel, deren Sohlen mit eisernen Nägeln beschlagen waren, und die an den Absätzen Stiefeleisen hatten, sowie einen gewichtigen Stock, den die Irländer Shilelagh nennen. Eine kurze, schwarz geranchte Pfeife zwischen den Zähnen, einen kleinen Revolver in der Tasche, so stieg ich von meinem Zimmer hinab in das Speisezimmer des Hotels, wo, wie ich wußte, um diese Zeit nur der Besitzer mit seiner Familie sich befand. Mit der Wirkung meiner Erscheinung konnte ich ganz zufrieden sein, denn Herr Wehrle hatte wahrscheinlich noch nie einen Kerl in seinem eleganten Hotel gehabt, wie jetzt einer vor ihm stand. Erst als ich in ein lautes Gelächter ausbrach, erkannte man mich.

Da ich mich doch einigermaßen genirte, in meinem Aufzuge einen der vielen Pferdebahnwagen zu besteigen, so machte ich den weiten Weg von der 15. Straße bis Chatham Square zu Fuß. Mein Eintritt in das hellerleuchtete elegante Kaffeelokal, in welchem überdies mehrere von meinen deutschen Bekannten saßen, machte Sensation. Ich that natürlich, als wenn ich es nicht bemerkte, und spazierte ruhig durch die beiden Säle. Als ich meinen Mr. Plummer nicht fand, dachte ich, er habe sich verspätet, und setzte mich an einen der runden Tische, an dem ein Herr saß, der eine französische Zeitung zu studiren schien. Nachdem ich meinen Kaffee getrunken hatte, zündete ich mir eine Cigarre an und rief dann nach dem Kellner, um zu zahlen. Jetzt schien der Fremde neugierig zu werden, denn er legte sein Blatt weg. Der Kellner brachte mir auf eine Zehndollarnote den Betrag von neun Dollars in Papier und 75 Cents in kleiner Papier-, Nickel- und Kupfermünze zurück; ehe ich aber Zeit hatte, die Dollarnoten in meine Westentasche zu stecken — denn ich habe nie ein Portemonnaie besessen — streckte sich die Hand des Fremden aus und eine tiefe Stimme sprach:

„Mr. H., Sie haben mit 75 Cents auch genug."

„Aber, Herr —" wollte ich aufbrausen.

„Ruhig, Kleiner. Sie wollten mich ja wieder erkennen; ich kalkulire aber, daß Sie sich geirrt haben. Uebrigens mache ich Ihnen mein Kompliment; Sie sind gut verkleidet, vielleicht etwas übertrieben; aber das schadet nichts. Ist es Ihnen recht, so gehen wir."

Hiermit stand Mr. Plummer, der jetzt aussah wie ein wohlhabender Farmer von New-Jersey, auf, bezahlte seine kleine Rechnung, und wir verließen das Lokal. Kaum hatten wir die eiserne Treppe hinter uns und befanden uns unter einer Gaslaterne auf dem Pflaster von Chatham Square, als mein Inspektor sich mit der Frage an mich wendete:

„Sind Sie auch bewaffnet?"

Voller Selbstbewußtsein zeigte ich ihm meinen kleinen Revolver und sagte wichtig: „Er ist geladen."

„So," meinte Plummer nachlässig, indem er das Spielzeug in die Tasche schob, „dann ist er bei mir sicherer als bei Ihnen. Sie können das Ding morgen mit Ihrem Gelde im Bureau des Kapitän Kelso abholen."

Jetzt bogen wir in Baxter Street ein; denn dieser Straße sollte es heute Nacht hauptsächlich gelten.

Baxter Street verbindet Chatham Street mit Centre Street, in welcher letzteren Straße sich die berüchtigten „Tombs", die Gräber, befinden, ein massiver Steinbau, der als Gefängniß der Stadt Newyork dient, und innerhalb dessen Mauern die Hinrichtungen stattfinden. Ist es Zufall oder Absicht, daß die Stätte der Strafe und Sühne so nahe an der Stätte des Verbrechens gebaut wurde? Wer kann dies jetzt noch bestimmen?

Trotz des hellen Gaslichts und der frühen Stunde war es in der Straße sehr ruhig. Hier und da zeigte ein frech zum Fenster herausschauender Mädchenkopf eine Höhle des geschminkten Lasters an, welches sich sogar hier breit macht. Wir gingen ruhig weiter und waren nur darauf bedacht, von keinem Hinterhalt überrascht zu werden. So gelangten wir endlich zu dem Hause Nr. 29, woselbst ein Genueser, namens Zamboni, einen Wein- und Südfrüchtehandel trieb. Auf Mr. Plummers Anklopfen öffnete sich die Thüre, die von einer eisernen Kette festgehalten wurde, zur Hälfte. Nach den ersten Worten Plummers fiel die Kette, und Zamboni sagte in schlechtem Englisch zu Plummer: „Sie waren lange nicht hier, Mr. Fowler, und ich habe Sie daher nicht gleich erkannt; bitte die Verzögerung zu entschuldigen ꝛc."; dann wandte er sich zu mir und sprach im genuesischen Dialekt, im sogenannten Zenese: „Ich freue mich, lieber Landsmann, daß Sie mich besucht haben. Es bedurfte nicht erst der Vorstellung durch meinen Freund, Mr. Fowler aus Patterson, um Sie willkommen zu heißen. Treten Sie ein, meine Herren."

Die Kette wurde wieder befestigt und das Schloß gesperrt, so daß wir nicht wieder hinaus konnten. Plummer blieb unbeweglich, und ich gestehe, daß mir seine Ruhe wieder etwas Zuversicht gab, die ich fast verloren hatte. Da ich in meiner Jugend lange in Italien, speziell in Genua gelebt hatte, so war mir der Dialekt geläufig, und ich konnte meine Rolle als italienischer Gartenarbeiter eben so gut durchführen, als Mr. Plummer diejenige des Pattersoner Farmers Mr. Fowler. Ich übersah nur eine ganz geringe Kleinigkeit, die übrigens leicht hätte schlimme Folgen haben können. Signor Zamboni reichte mir zum Willkommen die Hand; als ich die meinige hineinlegte, besah er sie aufmerksam und bemerkte: „Compatriota, für einen Arbeiter hast Du eine verflucht weiche und weiße Hand." Ich murmelte etwas von lange aus der Arbeit gewesen sein ꝛc., was ihn zu beruhigen schien, obgleich er die ganze Nacht nicht aufhörte, mich argwöhnisch zu betrachten.

Bald stand in Zambonis Hinterzimmer eine Flasche Montefiascone und ein Schinken vor uns, der einer königlichen Tafel Ehre gemacht hätte. Wir ließen es uns gut schmecken, wußten wir doch, daß wir außer etwas Grog nichts Genießbares mehr für die Nacht erwarten durften. Zamboni bestand darauf, seinen Freund und Landsmann traktiren zu dürfen, und wir nahmen sein Anerbieten, ohne uns lange zu sträuben, an.

Gegen 11 Uhr, als die Teller, Gläser ꝛc. weggeräumt waren, verließ uns Signor Zamboni auf einige Minuten, weil er, wie er sagte, Anordnungen für einen Ball zu treffen habe, der gegen Mitternacht in den oberen Zimmern abgehalten werden sollte. Kaum war er fort, so meinte Plummer:

„Spielen Sie Ihre Rolle als Genueser nur gut fort, bis Zamboni Sie zu dem Balle einladet; Sie finden daselbst die ganze Haute volée der Newyorker Verbrecherwelt."

„Wenn Sie dies wissen, warum heben Sie denn das Nest nicht aus?"

„Das wäre gegen die Gesetze, Sir; wir dürfen Verbrecher nur dann festnehmen, wenn wir sie in flagranti ertappen oder wenn wir einen von einem Richter unterschriebenen Verhaftsbefehl in der Hand haben. Diese Verhaftsbefehle werden aber niemals in blanco gezeichnet. Arretiren wir nun den schlechtesten Hund auf den Verdacht hin, er habe etwas gegen die bestehenden Gesetze unternommen, so müssen wir die Schuld des Angeklagten beweisen, und dieser braucht nicht, wie bei Ihnen in Europa, seine Unschuld zu beweisen. Können wir aber seine Schuld nicht unwiderleglich beweisen, so geht der „Gentleman" frei aus und wir erhalten eine Rüge, können auch noch Gott danken, wenn

das „Opfer der niederträchtigsten Intriguen" — wie die Zeitungen nicht ermangeln werden, den freigesprochenen „Gentleman" zu nennen — keine Klage wegen widergesetzlicher Beraubung der persönlichen Freiheit gegen uns einbringt und vielleicht einige hundert Dollars als Ersatz für seine durch eine im Polizeihause zugebrachte Nacht „besudelte Ehre" verlangt."

Ich mußte dem verständigen Polizisten Recht geben und wartete nun mit Ungeduld auf Zambonis Rückkehr, um mit ihm das jedem Zenese so theure, übrigens unerschöpfliche Thema: Christoph Columbus abzuhandeln. Hatte ich doch in Genua die Ketten befühlt, die dem großen Manne in den Sarg gelegt worden sein sollen; ich hatte auch einen eigenhändigen Brief von Columbus in der Hand gehalten und als Randglosse dazu von einem amerikanischen Senator die naive Bemerkung gehört: „Ich begreife nicht, daß man über so etwas so viel Aufhebens macht. Ich habe in Amerika 13—14jährige Schuljungen gekannt, die eine bessere Handschrift hatten als dieser — Christoph Columbus." Dieser Senator wollte sich durch das hirnlose Geplapper der Fremdenführer nicht beeinflussen lassen, und als er nun das verblüffte Gesicht des Kastellans sah, fragte er ganz treuherzig: „Uebrigens, lebt denn der Mann noch?" Worauf der Kastellan in Verzweiflung über solche Unwissenheit erwiderte:

„Aber, Excellenz, der Mann ist schon über 300 Jahre todt; er hat Amerika entdeckt."

„So," antwortet Jonathan, „das ist vor meiner Zeit gewesen; habe nie von dem Manne gehört."

Alle Bemühungen des Kastellans, Bewunderung für den großen Genuesen bei dem Amerikaner zu erwecken, scheiterten an dem ewig wiederholten: „Indeed, never heard of the man." (Wirklich, habe nie von dem Mann gehört.) Selbst die reichliche buona mano, die der Senator dem geplagten Funktionär in die Hand drückte, vermochte nicht, diesen darüber zu beruhigen, daß es einen Menschen geben sollte, der seinen großen Landsmann nicht kannte.

Während ich Plummer diese Episode erzählte, kehrte Zamboni zurück und betheiligte sich sofort am Gespräch. Im Verlaufe desselben warf ich leicht hin, daß ich erst vor wenigen Wochen gelandet sei und gerne etwas vom Leben sehen möchte, bevor ich mich an die Arbeit begäbe. Signore Zamboni lud uns sofort ein, gegen Mitternacht seinen Ball mit unserer Gegenwart zu beehren, was wir auch gern zusagten.

Da Mitternacht nahe war, so füllten sich die unteren Räume, aber auf eine Weise, daß Zamboni gar nicht zu der Thüre zu gehen brauchte. Aus kleinen Winkeln, die uns unsichtbar geblieben waren, drängten sich Männer und Weiber, Alte und Junge hervor, aber alles geschah mit großer Ruhe und sogar mit einem gewissen Grade von Anständigkeit, die ich nicht erwartet hatte, hier zu finden. Plummer wurde von vielen als Mr. Fowler angesprochen, mußte also in dieser Rolle schon öfter aufgetreten sein. Ich wurde lange neugierig angestarrt, bis Zamboni mich durch einige Worte: Ich sei sein Landsmann, vor kurzem gelandet und suche Arbeit, bei der Gesellschaft gewissermaßen akkreditirte. Nach einigen Gläsern Punsch wurde es überhaupt gemüthlicher, und als wir endlich die Treppe hinaufstiegen, an der ein schmutziges Tau die Stelle eines Geländers versehen mußte, hatte mir ein Neapolitaner schon versprochen, am anderen Tage mit seinem Chef, dem Obergärtner des Central Park, Rücksprache zu nehmen und mir im Park Arbeit zu verschaffen. Allerdings sei der Lohn, 3 Dollars pro Tag, nur gering; aber mit der Zeit würde ich es auch wie er auf 5 Dollars pro Tag bringen ꝛc.

Wir betraten jetzt den Tanzsaal, ein großes Zimmer mit einem Kronleuchter, einem Schenktisch und einer an den Wänden hinlaufenden Bank. Ueberall brannten Kerzen, denn Gas ist strengstens verpönt, seitdem einmal eine Bande den Versuch gemacht hat, durch die Gasleitung Feuer zu legen. In den Straßen dagegen ist Gasbeleuchtung.

Kaum waren wir im Tanzsaal angekommen, so bemerkte ich, wie Mr. Plummer mit einzelnen Anwesenden gewisse Zeichen wechselte. Dann kamen diese Leute einer nach dem anderen zu ihm, und ich hörte Ausdrücke wie: „Er ist hier"; „Heute entgeht er uns nicht" ꝛc. Diese Leute waren ebenfalls Polizeiagenten, die von Plummer zu einem bestimmten, mir noch unverständlichen Zweck hierher bestellt waren.

Jetzt fing das aus drei Instrumenten: Klarinette, Violoncell und Bombardon bestehende Orchester an, einen sogenannten Virginia Reel zu spielen, eine Art Quadrille, die an Komplizirtheit nichts zu wünschen übrig läßt. Mein neapolitanischer Freund betheiligte sich auch daran, mit einem blühend schönen, kaum den Kinderjahren entwachsenen Mädchen von etwa fünfzehn Jahren. In den Pausen des Tanzes schlüpfte sie zuweilen hinweg und brachte einem alten grauhaarigen Manne, der theilnahmslos in einer Ecke saß, ein dampfendes Glas, welches der Alte in der Regel auf einen Zug leerte. Sie schien übrigens die Königin des Festes zu sein, denn der Tanz begann nicht wieder, bevor sie nicht ihren Platz eingenommen hatte.

Wie mir Zamboni sagte, war der Alte ihr Vater, halbblind, und Lucia verdiente als Blumenmädchen knapp so viel, um das nackte Leben fristen zu können. Der Alte, ein gewissenloser alter Säufer, hatte übrigens schon einmal auf die Schönheit seines Kindes spekulirt und sie an einen alten reichen Wüstling der oberen Stadt für eine hohe Summe verkaufen wollen. Das arme Kind begleitete ihren entarteten Vater in ein schönes Haus der Madison Avenue, wo beide in ein elegantes Parlour gewiesen wurden. Nach kurzer Zeit entfernte sich der Alte und sperrte leise die Thüre von außen zu. Als aber Lucia durch die brutalen Angriffe eines abgelebten alten Kerls, der durch eine Tapetenthür hereintrat, zum Bewußtsein ihrer schrecklichen Lage kam, zog sie einen kleinen Dolch und drohte den Kerl zu erstechen, wenn er sie nicht augenblicklich frei ließe. Dieser ließ nun Lucia schwören, daß sie nichts verrathen wolle, und öffnete ihr dann die Thüre. Die Sache wurde aber doch ruchbar und der alte Modegeck wurde aus dem aristokratischen Lotusklub hinausballotirt. Lucia kam zu ihrem Vater nach Baxter Street zurück, und sie sorgte jetzt mit rührender Sorgfalt für denjenigen, der sie hatte zu Grunde richten wollen. Sie mußte allerdings regelmäßig mit ihm zu solchen Bällen gehen, die im Laufe der Nacht in Orgien auszuarten pflegten, aber das arme Kind ertrug alles ohne Murren.

„Uebrigens," schloß Zamboni seine Mittheilung, „soll der alte Sünder nicht zum zweiten Male versuchen, seine Tochter zu verkaufen. So lange ich lebe, lasse ich das Kind nicht aus den Augen."

Nachdem endlich der Reel zu Ende war, tanzte Lucia auf allgemeines stürmisches Verlangen eine Tarantella, und als sie darauf mit dem Tambourin die Runde im Saale machte, erntete sie nicht nur Kupferstücke. Es fehlte nicht an kleinen Papier- und Silbermünzen; ja, ein Bursche, der angeblich aus den Südstaaten wegen Falschspielens weggemaßregelt worden war, verstieg sich sogar bis zu einem Fünfdollargoldstück. Eine solche Münze an diesem Orte mußte auffallen und mein neapolitanischer Beschützer näherte sich dem Creolen. Da ich in der Nähe saß, so hörte ich, wie sich ein heftiger Streit entspann, und plötzlich, ohne irgend eine weitere Provokation, blitzte ein langes Messer eine Sekunde lang in der Hand des Neapolitaners, um im nächsten Moment in der Brust des Creolen zu verschwinden. Zugleich spürte ich einen leichten Schlag auf die Schulter und hörte Plummers Stimme in dem Tumult:

„Gewinnen Sie die Thüre und fassen Sie das Treppentau; wir kommen bald hinaus."

Ich sah dann noch, wie Gläser, Flaschen, Armleuchter ꝛc. durch die Luft flogen, wie ein kleiner Bursche das Violoncell erfaßte und damit in den Knäuel hineinschlug. Dann fühlte ich einen heftigen Schlag auf den Kopf, der ganze Saal schwamm mir vor den Augen und ich fiel bewußtlos nieder. Als ich wieder zu mir kam, war es heller Tag, und ich lag in einem Zimmer der Polizeistation in Mulberry Street, wohin mich Mr. Plummer und seine Agenten geschafft hatten. Der Hieb, den ich erhalten hatte, war übrigens kein gefährlicher gewesen, denn ich konnte am folgenden Tage wieder in mein Bureau gehen und meinen Obliegenheiten nachkommen.

Wie ich erfuhr, hatte man in dem Neapolitaner den

Digitized by Google

Mörder des Bankiers Nathan vermuthet, weil er zufällig im Besitze einer kostbaren goldenen Uhr war, die als die gestohlene Uhr Nathans erkannt wurde. Für jenen Abend war die Festnahme des Burschen projektirt und deshalb die ganze Balgerei von der Polizei inscenirt worden, um einen Grund zum Einschreiten zu haben. Freilich dachte Kapitän Kelso nicht daran, daß einer seiner brauchbarsten Agenten schwer verwundet werden würde, da es in solchen Lokalen Sitte ist, daß zweifelhafte Charaktere ihre Waffen abzuliefern haben, bevor sie das eigentliche Tanzlokal betreten. Nun, der Creole aus den Südstaaten, unter dem Namen Policeman Johnson von Mulberry Street in die Register eingetragen, genas nach kurzer Zeit von seiner Wunde, während der Neapolitaner, der beweisen konnte, daß er die verdächtige Uhr einem schlafenden Herren in der Eisenbahn bei Saratoga gestohlen hatte, für diesen Diebstahl und für die schwere Verletzung des Creolen auf die Dauer von zehn Jahren aller Sorgen und Mühen des täglichen Lebens enthoben wurde.

Signore Zambori, der sich trotz seiner salbungsvollen Rede mit Kuppelei, Pharaobank ꝛc. ein kleines Vermögen erworben hatte, der aber der Polizei ziemlich bekannt war, erhielt von freundschaftlicher Seite den Wink, daß man seiner Auswanderung nach den westlich vom Missouri gelegenen Territorien kein Hinderniß in den Weg legen würde. Er befolgte den Wink, und wurde kurz nachher in eine Rauferei in Virginia City, Nevada, derart verwickelt, daß das Vigilanzkomité sich veranlaßt fand, einen ziemlich hohen Baum mit seinem Körper zu schmücken.

Ein Familienzwist.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Roman von **Ludwig Harder.**

(Schluß)

Langsam richtete Else sich aus ihrer sitzenden Stellung empor und schritt, ohne umzublicken, nach der Moorhütte zurück, deren Inneres heute einen ungemüthlicheren Eindruck machte als je zuvor. Denn unter den blaugewürfelten Vorhängen des Bettes ruhte die alte Stine bleich und starr. Ein heftiger Hustenanfall hatte in stiller Mitternacht ihr trauriges Dasein geendet, ohne daß ein mildes Trostwort sie stärkte, eine Thräne an ihrem Lager geweint wurde; ja, ohne daß andere Augen auf ihr ruhten, als die ihres struppigen schwarzen Lieblings, der noch jetzt frierend auf ihrer Bettdecke kauerte und von Zeit zu Zeit kläglich miaute, voll Verwunderung darüber, daß die Brust seiner Herrin ihm keine Wärme mehr gab.

Elsbeth befand sich, als sie die Hütte betrat, in einer nie zuvor empfundenen Stimmung; etwas wie Lebensüberdruß hatte sich ihrer bemächtigt.

Es geht mancher auf Erden unter einer schweren Last gebeugt einher, ohne sich zu beklagen. Dann aber kommt plötzlich ein kleines, scheinbar unbedeutendes Ereigniß und bringt ihn zum Rasen, der so viel Schlimmeres mit Geduld ertrug, wie ein verhängnißvoller Tropfen das bis an den Rand gefüllte Maß zum Ueberlaufen bringt. Ein solcher Tropfen war für Elsbeth die Wiedervereinigung Ottos mit seiner Braut.

Sie hatte von Kindheit an nur Böses durch ihre Mitmenschen erfahren, scheinbar unempfindlich; sie hatte in späteren Jahren der Welt das Böse mit Zinsen zurückgegeben, aber instinktmäßig und gleichgiltig, wie manche Raubthierarten doppelt und dreifach so viel Beute erwürgen, als sie verzehren können.

Bei dem Arningschen Familienzwist fühlte sich zum ersten Male ihr Herz betheiligt, in Haß gegen Beatrice, in Liebe zu dem Freiherrn. Sie hatte das Mögliche gethan, die beiden zu trennen, und nun, da sie inniger vereint schienen als je zuvor, fand sie nicht einmal den Muth, ihnen zu zürnen. Sie erschien sich selbst ganz umgewandelt. Noch immer tönten ihr Beatricens Worte im Ohr: „Auch Tante Bernhardine mußt Du vergeben, wie ich ihr längst vergeben habe.“ Elsbeth hatte ähnliche Reden schon öfter gehört und als heuchlerische Phrasen mit bitterem Spott gegeißelt, in diesem Falle jedoch konnte sie deren Aufrichtigkeit nicht bezweifeln.

Instinktmäßig fühlte sie, daß, wer so aus mildem Herzen verzeihen konnte, unendlich viel besser sein müsse als sie — Thränen traten ihr in die Augen; es überkam sie wie Mitleid mit sich selbst. Zum ersten Male in ihrem Leben — und ach! zu spät — blickte sie fast liebevoll und theilnehmend zur Großmutter hin, welche, so lange die alternden Kräfte reichten, sie täglich geschlagen und dann eine so bittere Vergeltung erlitten hatte. Sie fühlte in diesem Augenblick beinahe Reue über die ihr bewiesene Unfreundlichkeit. Es kam ihr vor, als sähe sie in der Todten das unheimliche Vorbild ihrer eigenen Zukunft. So rast- und heimatlos würde sie in der Welt umherirren, so einsam leben, so verlassen und unbetrauert sterben!

„Arme Frau,“ murmelte sie, „wohl sprachst Du wahr, als Du sagtest, es gäbe andere Gesetze für die Reichen und Vornehmen als für uns. Es kostet wenig Mühe gut zu sein, wenn alle Menschen uns Gutes erweisen,“ fuhr sie, ihr Haupt trotzig zurückwerfend, fort. „Hättest Du mich nach den Gesetzen der Reichen erzogen, Großmutter, hättest Du oder irgend ein menschliches Wesen mich ein wenig lieb gehabt, wer weiß, ob nicht Besseres aus mir geworden wäre — jetzt ist's zu spät!“

Sie erschrak vor ihren eigenen Worten.

„Zu spät?“ wiederholte sie. „Du guter Gott, ich glaube, ich bin zwanzig Jahre alt! Nein, es ist nicht zu spät, ich will nach Amerika gehen, wo mich niemand kennt. Da sind die Menschen alle gleich, sie haben alles im Ueberfluß, da werden sie auch gegen mich gütig sein.“

Aufgeregt zog sie den Stein aus dem Kamin, unter welchem die Hinterlassenschaft der alten Stine und das Geld, welches sie von Otto erhalten, verborgen lag. Die reichste Bauerntochter in Ermsdal hatte nicht auf eine so große Mitgift zu rechnen, wie das zerlumpte Bettelmädchen sie hier in seinen braunen Händchen hielt. Doch trotz ihres Reichthums würde kein Bursche gewagt haben, die Enkelin der verrufenen Alten im Moor in seiner Eltern Haus zu führen, und Elsbeth ihrerseits trug gar kein Verlangen nach solcher Ehre.

Eben hatte sie die Baarschaft flüchtig überzählt und in ihrer weiten grauen Bluse geborgen, als Warne den inneren Raum der Hütte betrat. Er schrak zurück, als er das junge Mädchen erblickte.

„Was sehe ich? Du hier, Elsbeth?“ fragte er hastig. „Du müßtest Flügel haben, um schon von Buchdorf zurück zu sein.“

Elsbeth kauerte regungslos auf ihrem Schemel.

„Flügel hab' ich nicht,“ erwiderte sie in ihrer gewohnten kurzen Weise, „war auch nicht in Buchdorf. Die verlangte Auskunft fand ich schon auf dem Weg — zweifle nur, ob sie nach Eurem Geschmack ist. Euer Fräulein hat sich wieder mit unserem Gutsherrn ausgesöhnt.“

„Himmel und Hölle!“ prallte der Verwalter zurück. „Das lügst Du, Mädchen, oder sie haben Dich getäuscht!“

Es war ihm doppelt lieb gewesen, daß Elsbeth durch ihre Enthüllungen die Verlobten getrennt hatte, weil er geheime Zweifel hegte, ob der Verlust von Buchdorf allein dazu hingereicht hätte.

„Wüßte nicht, weshalb ich Euch was vorlügen sollte,“ versetzte das Mädchen kalt. „Uebrigens hab' ich Augen und Ohren, und man täuscht mich nicht so leicht. Drüben bei der Königseiche hat die Versöhnung stattgefunden. Ich saß im Graben und hörte jedes Wort. Und wenn Ihr nun guten Rath annehmen wollt, so packt Euren Koffer, Herr Verwalter, je eher desto besser, denn unser Herr ist gleich mit nach Buchdorf gegangen, um die Bücher nachzusehen. Und wenn der alte Narr von Tannen und die hochweise Frau Baronin das Haar darin auch nicht gesehen haben, aus welchem man einen Strick für Euren Hals drehen könnte, der Arning findet's Euch, das ist so gewiß wie Eure Höllenfahrt.“

Digitized by Google

Der Verwalter schien in der That von dieser unerwarteten Nachricht aufs höchste betroffen. Sein Gesicht hatte alle gesunde Lebensfarbe verloren; wortlos, regungslos starrte er vor sich hin.

Elsbeths kluge Augen waren unverwandt auf ihn geheftet, endlich erhob sie sich und legte zutraulich die Hand auf seinen Arm. „Ich habe Euch redlich beigestanden, Warne," sagte sie mit ungewöhnlicher Milde. „Seid nun auch gut gegen mich, und laßt mich nicht allein zurück, wenn Ihr nach dem schönen glücklichen Amerika hinübergeht."

Jetzt aber brauste der Verwalter auf. Seine ganze ohnmächtige Wuth ergoß sich auf diesen willkommenen Ableiter.

„Dich mitnehmen!" höhnte er. „Bist Du toll, Dirne! Weg mit den schmutzigen Händen! Weißt Du überhaupt, ob ich nach Amerika gehen will? Und wie darfst Du Dich unterstehen, mir ins Gesicht zu sagen, daß die Untersuchung meiner Bücher mich von hinnen treibt!"

Ihre augenblickliche weiche Stimmung hatte Elsbeths Schlauheit nicht den mindesten Eintrag gethan. Mit gekreuzten Armen stand sie dem Verwalter gegenüber und lachte in ihrer alten herausfordernden Weise.

„Sachte, sachte, mein guter Freund! Wie ich mich unterstehen darf? fragt Ihr. Seht hin, dort hinter den Vorhängen, wo jetzt die Großmutter liegt, hab' ich manch liebes Mal gestanden, wenn Aaron, Levi und Katzenberg hier verhandelten; auch an dem Abend, wo Ihr leise wie Mutter Stinens alter Kater hereinschlichet, um Euch mit ihr über die Kündigung der Darlehen zu berathen. Zu allem Ueberfluß sah ich auch noch das großmächtige Feuer brennen — es ist unverantwortlich, wie schlecht die Buchdorfer Läden schließen — das Ihr am Abend vor Eurer Abreise unterhieltet; die Asche davon liegt unter drei Linden in Repach. Wenn ich nun sofort nach M. aufs Gericht ginge, was meint Ihr wohl? Würde meine Erzählung genügen, Euch kostenfreie Wohnung dort zu verschaffen? Ja oder nein?"

„Schlange!" knirschte der Verwalter, seiner nicht mehr mächtig, mit dem Fuße aufstampfend.

„Wie konntet Ihr Euch auch einbilden," erwiderte das Mädchen mit verächtlicher Ruhe, daß ich mich mit Leuten Eures Schlages befassen würde, ohne sichere Handhabe, sie zu regieren! Ihr seht, daß es nicht klug wäre, mich zurückzulassen. Uebrigens," fuhr sie mit einem stolzen Zurückwerfen des Kopfes fort, „übrigens ist es kein Almosen, was ich von Euch verlange. Ich bin reich, reicher als Ihr denkt. Großmutter hat mir ein reiches Erbe hinterlassen."

Bei der Erwähnung ihres Vermögens leuchteten des Verwalters Augen flüchtig auf. Es war ihm sehr verdrießlich, daß der Zorn über das Mißlingen jahrelang gehegter Pläne ihn so ganz aus seiner Sanftmuthsrolle gerissen hatte. Er versuchte wieder einzulenken.

„Der Kostenpunkt bestimmte mich wahrlich nicht, Dir von der Reise abzurathen, närrisches Mädchen," entgegnete er mit großartiger Würde. „Ich würde mir ein Vergnügen daraus gemacht haben, Dir einen Platz im Schiffe anzubieten, hätte ich ahnen können, daß es Dir mit Deinem Vorhaben Ernst ist. Doch das ist, wie ich sehe, der Fall, und im Grunde hast Du recht. Du stehst nach dem Tode Deiner Großmutter hier ganz allein. Und ich gehe am besten ebenfalls — auch darin hast Du recht. Ja wir wollen zusammen reisen; an meinem umsichtigen Schutze soll Dir's nicht fehlen. Mache Dich nur fertig, Kind, denn wir dürfen keine Zeit verlieren."

Elsbeth lachte spöttisch auf. „Das ist recht," nickte sie; „so gefallt Ihr mir! Ihr seid gescheidt genug zu wissen, daß es besser ist, die braune Else zur Freundin als zur Feindin zu haben. Nur wär' mir lieber, Ihr sprächt ordentlich deutsch mit mir; ich weiß ja doch, was hinter Euren schönen Redensarten steckt."

Dabei trat Elsbeth zu dem Todtenbette und drückte, einer menschlichen Regung nachgebend, einige Goldstücke in die starren Hände der Großmutter — zu einem ehrlichen Begräbniß. Auch band sie die Ziege los, streichelte noch einmal den schwarzen Kater, ihren langjährigen Hausgenossen, und zerrte den wenigen Speck, der noch im Kamin hing, für ihn herab; denn das Thier war altersschwach und konnte sich wohl kaum von seiner Beute allein ernähren.

Nachdem so der kleine Haushalt für alle Zeit bestellt war, hüllte Elsbeth sich in das abgetragene Sonntagstuch ihrer Großmutter und verließ an der Seite des Verwalters den Schauplatz ihrer freudlosen Kinderzeit.

Die Sonne schien hell und der Schnee knisterte unter den Füßen der schweigsamen Wanderer. Als sie den Wald erreichten, wandte Elsbeth sich noch einmal zurück und warf einen langen Blick auf ihr geliebtes Moor. Und doch ahnte sie nicht, daß sie in ihm vom Paradiese ihres Lebens Abschied nahm. Wohl hatte sie auch hier Noth und Qual genug erduldet, allein was war das alles gegen das Elend, welches ihrer an der Seite des gewissenlosen Mannes in dem fremden Welttheile statt der geträumten Glückseligkeit harrte!

Otto hatte vollkommen recht mit der Voraussetzung, daß nur der Baronin Unerfahrenheit in Geldgeschäften und ihre isolirte Stellung jene drei Wucherer zu ihrem kecken Vorgehen ermuthigt hatten. Die Verwicklung löste sich wie von selbst, sobald er mit seiner Energie und seinem Kredit zu Gunsten der bedrängten Frau in die Schranken trat. Auch entdeckte sein scharfsinniger Kopf bei der ersten Durchsicht einige scheinbar unbedeutende Differenzen in den Büchern, worauf sich ein Strafantrag gegen Warne gründen ließ.

Aber vergebens durchforschten Polizisten die ganze Provinz, der Verbrecher war und blieb verschwunden. Heimkehrende Auswanderer wollten ihm einige Jahre später in den Goldminen von Kalifornien begegnet sein; dort aber verschwand seine Spur; und weitere Kunde von ihm oder der braunen Else drang nicht in die alte Heimat.

Einige Bauernmädchen, welche heimlich nach der Torfhütte kamen, um sich von der alten Stine wahrsagen zu lassen, fanden ihre Leiche, und Dank den Goldstücken, welche Elsbeth zurückgelassen, ward der Greisin ein anständiges Begräbniß zu Theil.

Von ihrem ärmlichen Besitz wagte die abergläubische Bevölkerung kein Stück zu entfernen, und so stand die Torfhütte noch längere Zeit innerlich wie äußerlich unverändert und zerfallend, ohne daß ein menschlicher Fuß sie betrat.

Nur der schwarze Kater schlich, täglich abgemagerter und struppiger, um ihre schiefen Lehmwände und durch die offen gebliebene Thür aus und ein, und suchte vergebens seine kalten Füße auf dem feuerlosen Herde zu wärmen, bis man ihn eines Tages erfroren am Fuße der verkrüppelten Birke fand, unter welcher er Abend für Abend mit unermüdlicher Beharrlichkeit seine todte Herrin erwartet hatte.

Nachdem jedoch die Angelegenheiten in Buchdorf vollkommen geordnet waren, ließ Otto die Torfhütte niederreißen und wandte all seine Kraft und Energie an die Urbarmachung des Moores, um so den wüsten Fleck, der eine so unheimliche Rolle in der Arningschen Familiengeschichte gespielt, in ein gesegnetes Stück Erde für spätere Generationen zu verwandeln.

Ein Jahr nach ihrer glücklichen Wiedervereinigung führte Otto seine Braut heim, aber nicht in jenes unscheinbare Herrenhaus, das einst ihren Widerwillen in so hohem Grade erregt hatte. Statt seiner erhebt sich eine geschmackvolle Villa dicht an dem in einen Park verwandelten Holze, und ihre Thore öffnen sich ebenso willig und gastfrei dem Besucher, wie sich einst die Pforten des Thurmes scheu vor jedem Menschenblick schlossen. Die Baronin hat ihre Freude daran, Festlichkeiten anzuordnen, wozu ihr außerordentlich feiner Geschmack sie ganz besonders geschickt macht; übrigens schwärmt sie für den Schwiegersohn und hat an Liebenswürdigkeit zehnfach gewonnen, was sie in Folge der demüthigenden Erfahrung, in Bezug auf ihren langjährigen Verwalter, nothwendig an Selbstbewußtsein verlieren mußte.

Beatrice aber ist zeitlebens das von Glück verwöhnte Kind geblieben, als welches wir sie kennen lernten; der sonst so ernste verschlossene Gutsherr trägt sie auf Händen. Ihrem Einfluß allein gelang es auch, ihn zu einem Versöhnungsversuche mit der Stiftsdame zu bewegen, welche sich grollend in eine kleine Landstadt zurückgezogen hatte. Aber es war schon zu spät;

Digitized by Google

als Otto bei ihr eintraf, vermochte er nichts mehr, als ihr seine und seiner Braut Verzeihung zu bringen und ihre lebensmüden Augen zuzudrücken.

Sämmtliche Gutsnachbarn begrüßten die glückliche Lösung des Arningschen Familienzwistes mit großer Befriedigung; niemand auf Erden aber freute sich mehr darüber als der alte Herr von Tannen. Sein „Goldkind", wie er Beatrice zu nennen pflegte, stieg durch ihr muthiges Eingreifen noch viel höher in seiner Achtung, und er erzählte jedem, der es hören wollte, daß ihr gelungen sei, was er jahrelang vergebens erstrebt hatte. „Und es mußte so kommen," pflegte er dann hinzuzufügen; „wir Fernstehenden vermögen in Familienstreitigkeiten nichts zu bessern, und redeten wir selbst wie mein armer Freund aus dem Grabe. Das einzige Zaubermittel, welches getrennte Familien aufs neue vereinigen kann, ist gegenseitiges Vertrauen und rückhaltlose Offenheit ihrer einzelnen Mitglieder."

Die Anfänge der christlichen Kunst in den römischen Katakomben.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von Professor Dr. Luthardt.

(Schluß.)

Der bildnerische Schmuck der Katakomben ist ein eng begrenzter. Es sind immer dieselben Motive, die uns begegnen. Man sieht, es war ein bestimmter Kreis von Gedanken und Anschauungen, in denen man lebte. Die Darstellungen sind nicht die Erfindungen einzelner und ein Produkt willkürlichen Spieles der Phantasie, sondern es ist eine begrenzte Welt gemeinsamer Vorstellungen, welche das Gemeingut aller sind und auf dem Wege der Tradition sich fortpflanzen. Aber innerhalb dieser enggezogenen Grenzen unterscheiden wir doch verschiedene Gattungen. Theils nämlich sind es Symbole, d. h. Abbilder von Gedanken in bestimmten Zeichen, Formen und Figuren; theils Typen, d. h. Vorbilder, welche der alttestamentlichen Geschichte entnommen sind und unter deren Hülle man neutestamentliche Thatsachen oder Wahrheiten darstellte; theils sind es Parabeln, d. h. Gleichnißbilder, in welchen Worte oder Handlungen Jesu verwendet werden zu Einkleidungen von Wahrheiten des Glaubens und der Hoffnung; theils auch sind es liturgische Bilder, welche sich auf den Gottesdienst beziehen und uns das religiöse Leben der ersten christlichen Gemeinde vor Augen führen.

Betrachten wir diese vier Gattungen in Kürze!

Wenn man die Sammlung der altchristlichen Grabsteine etwa im Lateran durchwandert, so sieht man oft der kurzen Angabe über den Verstorbenen ein Symbol beigesetzt. Und auch in den Wandgemälden der Katakomben wiederholen sie sich. Eins der ältesten und häufigsten ist der Anker, welcher im Hebräerbriefe (Hebr. 6, 29) als Bild der Hoffnung gebraucht ist. Oder es ist ein Palmzweig oder ein Oelzweig dargestellt, oder eine Taube, später auch das Monogramm Christi und dergleichen Symbole, die einer Deutung nicht bedürfen. Das häufigste vielleicht von allen ist die Taube mit dem Oelzweig: das Bild der Seele im Frieden. Nicht viel weniger häufig aber und der ältesten eines ist der Fisch. (S. 476 Nr. 6.) In den mannigfachsten Verbindungen begegnet er uns. Man sieht deutlich: die ersten Christen liebten dieses Bildzeichen vor andern. Es war ein Räthsel oder eine Geheimschrift, worin sie das Bekenntniß ihres Glaubens niederlegten, so daß es den Heiden unverständlich bleiben sollte. Die Buchstaben des griechischen Wortes nämlich, welches Fisch bedeutet (ἰχθύς), sind die Anfangsbuchstaben der Worte: Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland. So ist also der Fisch eine Geheimschrift für Christus. So feierte ihn die christliche Poesie jener Zeit, so stellte ihn die Kunst dar in der Zeit der Verfolgung, in welcher das christliche Bekenntniß der Gottessohnschaft Jesu in das Geheimniß flüchten mußte. Als das Christenthum zur Anerkennung kam, verschwand dieses Symbol. Denn nun war Verheimlichung nicht mehr nöthig. Wenn der Herr zu Petrus sagt: Ich will Euch zu Menschenfischern machen, so lag es nahe, unter dem Bild des Fisches auch die Christen selbst darzustellen. Sollen die Christen doch Christi Bild und Gleichniß an sich tragen. Etliche Male, z. B. in der Domitilla- und in der Kalixtkatakombe findet sich das Bild eines Fischers, der einen Fisch am Angelhaken aus dem Wasser zieht. Aus der feindseligen Meeresflut, wie Klemens von Alexandrien in seinem Lobgesang auf den Erlöser singt, hat Christus der Fischer die Menschen durch die Taufe errettet.

In solche Symbole liebten die Christen ihren Glauben und ihr Bekenntniß niederzulegen. Man hat diese Symbole dann auch etwa in mannigfaltiger Weise mit dem dekorativen Schmuck der Wände verbunden.

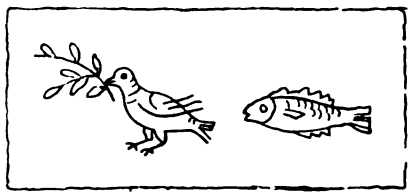
Aber der bildnerische Schmuck verlangte eine umfassendere Darstellung des christlichen Glaubens. Unmittelbar die heiligen Thatsachen darzustellen, scheute man sich. Man kleidete sie in die Hülle des alttestamentlichen Vorbilds. Es ist ein bestimmter Kreis alttestamentlicher Vorbilder, welcher uns in den Katakombenmalereien begegnet. Vor allem die Geschichte des Jonas, wie er ins Meer gestürzt, wie er vom Fisch verschlungen, wie er von ihm wieder ausgeworfen wird ans Land. Diese Darstellung war eine der beliebtesten. (S. 476 Nr. 7.) Fünf- bis sechsmal — unter allen alttestamentlichen Bildern am häufigsten — kommt sie auf den Malereien bereits aus den beiden ersten Jahrhunderten vor. Die Bedeutung liegt auf der Hand. Es ist eine Einkleidung des Todes und der Auferstehung Christi, welche wiederum Vorbild unserer Auferstehung ist. Es ist dieser Glaube an Christi und unsere Auferstehung, welchen die Christen an der Stätte des Todes bekennen. Das nächsthäufige alttestamentliche Bild jener ersten Periode ist Moses, der mit seinem Stabe aus dem Felsen Wasser schlägt — ein Bild Christi, welcher den Quell des lebendigen Wassers für die Menschen eröffnet hat, sie zu tränken zum ewigen Leben. Wiederholt kommen ferner vor Noah in der Arche, die drei Männer im feurigen Ofen, Daniel in der Löwengrube; auch einmal Isaaks Opfer und, wenn wir dieses neutestamentliche Bild mit hierherrechnen dürfen — in jener ersten Periode — einmal Maria mit dem Kinde, den Stern über ihren Häuptern, auf welchen der Prophet Jesaias hinweist. Alle diese Bilder bedürfen keiner Deutung.

Daran schließen sich die neutestamentlichen Darstellungen, in denen Worte oder Handlungen Jesu zu Gleichnißbildern christlicher Wahrheiten verwendet werden. Das weitaus häufigste und augenscheinlich beliebteste aller dieser Bilder ist der gute Hirte. (S. 476 Nr. 8.) Nicht weniger als achtmal kommt er auf den Bildern der ersten beiden Jahrhunderte vor. Man sieht, wie das Gleichniß vom guten Hirten (Ev. Luk. 15), der seine Herde weidet und sich des verlorenen Schafes annimmt, jenen ersten Christen ins Herz gedrungen war. So haben sie sich den Herrn am liebsten gedacht. Es ist der Heiland, den sie in diesem Bilde malen. Er steht etwa unter seinen Schafen, oder — und das ist das gewöhnliche — er trägt ein Lamm auf der Schulter zurück zur Herde, von welcher es sich verloren. Es gehört zu den lieblichsten und rührendsten Bildern, dies Bild vom guten Hirten. Und immer nimmt es eine Hauptstellung ein, sei es, daß es als ein besonderes Bild für sich auftritt, sei es, daß es etwa im dekorativen Schmuck eines Deckengewölbes den mittleren Raum ausfüllt oder auch auf den Seitenfeldern angebracht ist. Wiederholt begegnet es uns so in Verbindung mit Dekorationen, die in antiker Weise aus Guirlanden, Blumen und Genien und dergleichen bestehen. Immer aber erscheint der gute Hirte jünglingshaft, bartlos — erst später hat man Christum bärtig und älter dargestellt — im leichten kurzen Gewande der Tunika, mit dem Hirtenstabe und der Hirtentasche, etwa auch mit der Hirtenflöte. Es soll nicht ein Porträt Christi sein, sondern nur ein Typus; nicht die Geschichte, sondern der Gedanke derselben wird dargestellt. Dies Bild schließt sich an heidnische Bilder an. Ein paarmal erscheint Hermes oder Merkur in ähnlicher Weise mit einem Schaf auf

Digitized by Google

der Schulter. Es ist wohl denkbar, daß die christliche Kunst von daher die äußere Form genommen hat, wie sie sich ja durchweg an die heidnische Kunst anschloß. Aber sie legte einen neuen Gedanken hinein. Die hingebende und nachgehende Hirtentreue, die Rettung und Wiederbringung des Verlorenen, dieser Grundgedanke des christlichen Bildes vom guten Hirten war der Antike etwas völlig fremdes. Das ist das Neue. Er ist eine neue Seele im alten Gewande, der Gedanke der göttlichen Liebe, die in Jesu Christo erschienen ist, zu suchen und selig zu machen was verloren ist.

Sehr häufig auch ist auf den Bildern sowohl der ersten wie der folgenden Perioden wie auf den christlichen Sarkophagen die Auferweckung des Lazarus dargestellt. In einem schmalen Grabgemach erscheint Lazarus, wie eine Mumie eingewickelt, stehend; davor Christus etwa mit einem Stabe, dem Sinnbild der Macht. Warum man dies Bild so liebte, ist klar. Es stellte die Christenhoffnung dar, den Sieg des Lebens über den Tod. Mehrere Male begegnen uns ferner die Weisen aus dem Morgenlande, welche dem Kinde auf Marias Schoß ihre Gaben darbringen, ein Bild der Bekehrung der Heiden zu Christus in diesen Erstlingen der Heidenwelt. Oder wir sehen den Gichtbrüchigen, wie er sein Bett trägt, oder die Samariterin am Jakobsbrunnen oder die Taufe Christi, lauter Bilder, welche sich auf das Heilswerk Christi beziehen. (S. 477 Nr. 9.)



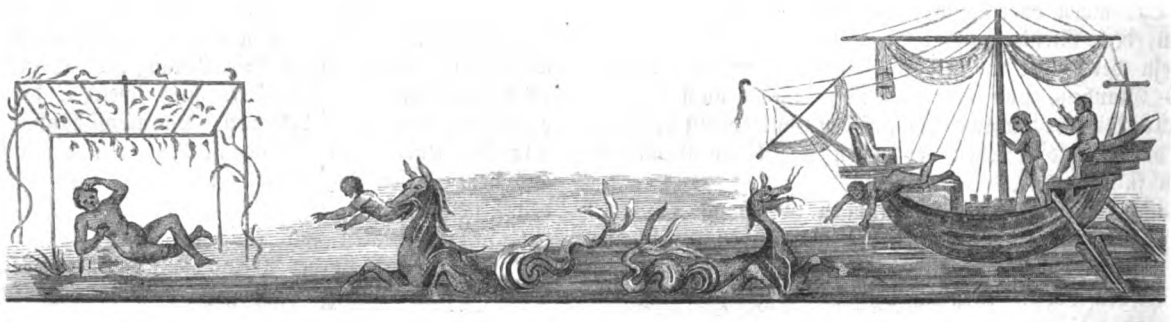
6. Christliche Symbole: Taube und Fisch aus der ältesten Abtheilung von S. Priscilla.

Diese letztgenannten Bilder bereiten den Uebergang zu den sogenannten liturgischen Bildern, welche uns einen höchst interessanten Blick in das religiöse und gottesdienstliche Leben der ersten Christen thun lassen. Nur daß auch hier die religiösen Handlungen, welche dargestellt werden, in symbolisches Gewand gekleidet und mehr angedeutet als wirklich dargestellt sind. Welche sind es? Es sind das Gebet, die Taufe, das Abend- und Liebesmahl.

Sehr oft, auf den Bildern der beiden ersten Jahrhunderte vielleicht sechsmal, erscheint eine betende Frau, nach altchristlicher Sitte des Betens mit erhobenen Händen. Mit dieser Betenden ist zunächst die christliche Gemeinde, auf spätern Bildern auch zuweilen die am betreffenden Orte beigesetzte Verstorbene gemeint. Wir können daraus deutlich ersehen, welche Bedeutung das Gebet für die erste Christenheit hatte: die christliche Gemeinde ist wesentlich als betende gedacht.

Unter den kirchlichen Handlungen aber sind es die Taufe und das Abendmahl, welche uns im Bilde begegnen. Wir sehen zweimal auf den Bildern der ersten Periode die Taufe eines Knaben, dreimal einen Fischer dargestellt, der einen Fisch aus dem Wasser zieht; oder auch die Taufe Christi selbst. Das Wasser aber, welches Moses aus dem Felsen schlägt, hat ebenfalls Beziehung auf die Taufe. Und wenn die Arche Noahs abgebildet wird, so werden wir uns wohl an die Vergleichung erinnern dürfen, welche Petrus in seinem ersten Briefe (3, 20 f.) zwischen jener Rettung und der durch das Wasser der Taufe in der Kirche anstellt.

Neben die Taufe aber tritt in jenem ältesten Bildercyklus das Abendmahl. (S. 477 Nr. 10.) Vor allem ist ein Bild interessant. Auf einem kleinen runden Tisch, ganz nach antiker Weise, liegt Brot und Fisch, das Bild Christi, wie wir wissen. Daneben steht ein Mann in antikem Philosophengewande, welcher weihend die Hände darüber breitet. Auf der andern Seite erhebt ein Weib betend die Hände. Es ist offenbar die Eucharistie, das Abendmahl, welches hier dargestellt wird, aber nicht die äußere Handlung selbst, sondern der Gedanke derselben. Der Mann repräsentirt das kirchliche Amt, welches die irdischen Elemente verwaltet, das Weib vertritt die Gemeinde, welche mit ihrem Gebete sich dabei betheiligt. Die heilige Speise selbst aber ist Christus. Sehr häufig begegnet uns nun die Darstellung des Mahles selbst. In antiker Weise liegt ein Kreis von Gästen zu Tische; Brot und Fisch steht vor ihnen, und sie genießen die Speise. Ist es die Agape, das Liebesmahl, welches hier dargestellt wird, oder das Abendmahl selbst? Wohl beides in einem. Denn es ist der Herr selbst, den die Tischgenossen im gemeinsamen Mahle genießen. Fügen wir aus den Bildern der folgenden Zeit hinzu, daß sich häufig damit das Wunder der Brotvermehrung verbindet — die Körbe mit Broten stehen vor dem Tische, oder sie sind auch besonders abgebildet in Verbindung mit Christus, der sie etwa mit dem Stabe berührt, und erinnern wir uns, daß Jesus selbst diesem Wunder eine Beziehung auf die geheimnißvolle Speise gibt, mit welcher er die Seinen speist (Ev. Joh. 6), so ist die Beziehung auf das Abendmahl unfraglich.



7. Jonas.

8. Der gute Hirt.

Nicht minder, wenn etwa die Krüge von der Hochzeit zu Kana abgebildet werden, welche an die Verwandlung des Wassers in Wein erinnern. Wir sehen, Taufe und Abendmahl, das sind die heiligen Feiern der Christen. Keine andere kirchliche Handlung tritt diesen beiden zur Seite.

Auf späteren Bildern aber erscheint oftmals, besonders in den Bogenwölbungen der Grabnischen, Christus, in Mitten der zwölf Apostel auf Stühlen sitzend, er selbst bartlos mit der römischen Toga bekleidet, der Lehrer unter den Jüngern — das Bild des Wortes. Auf den alten Mosaiken des 5. und 6. Jahrhunderts aber ist, offenbar im Anschluß an frühere Darstellungen, häufig Christus dargestellt mit der Schriftrolle in der Hand und von den Symbolen der vier Evangelisten umgeben. Da haben wir also das Wort der Lehre und das Wort der Schrift.

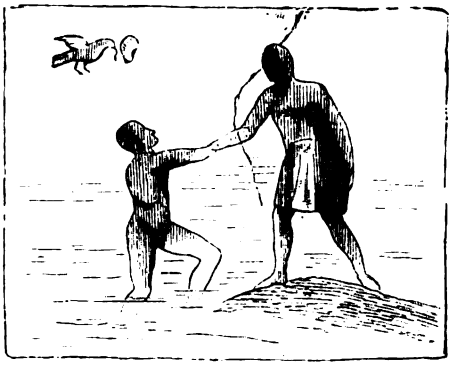
Nach alle dem werden wir sagen dürfen: so fern liegend

Digitized by Google

uns jene Zeiten sind und so fremd zuweilen die Darstellungen uns erscheinen mögen — die Welt der Gedanken und Empfindungen, die hier zum Ausdruck kommen, ist unsere eigene; es ist die Heimat unseres religiösen Geistes, in der wir uns bewegen, wenn wir in jenen Stätten der ersten Christenheit umhergehen.

Eins finden wir allerdings nicht, was uns geläufig ist, keine Darstellung des Leidens. Die Darstellung des Gekreuzigten und des Martyriums ist jener Zeit fremd.

Das Leiden der Märtyrer wollte man nicht darstellen, weil man nicht das Leid und den Tod, sondern den Sieg verherrlichen wollte. Nur ein Bild findet sich, auf welchem zwei Christen vor dem heidnischen Richter stehen und sich verantworten (Siehe Nr. 11) — es scheint der Kaiser selbst zu sein, denn er ist mit dem Lorbeerkranz geschmückt — während der Ankläger sich entfernt. So verwischt das Bild ist, so ist doch der Zug der Freudigkeit noch unverkennbar, welcher besonders dem noch besser erhaltenen Gesichte des einen der beiden



9. Die Taufe Jesu. Fresco aus S. Lucina.

So düster die Stätten sind, welche die erste christliche Kunst geschmückt hat, die Bilder selbst reden alle die Sprache des Friedens und der Freudigkeit und verkündigen das neue Leben, das in Christo erschienen ist und uns zu Theil wird.

Auf den heidnischen Grabinschriften spricht sich oftmals der Leichtsinn aus oder auch die verzweifelnde Klage. Hier ist es Friede und Freude. Kurz in Worten, auf die nöthigsten Angaben sich beschränkend, fügen die Inschriften der Gräber nur das eine Wort hinzu: in pace, d. h. im Frieden. Dies Wort ist das Kennzeichen der christlichen Gräber.

Während die Welt draußen den Christen den Frieden auffagt, sind sie hier des Friedens fröhlich gewiß. Es hat etwas Rührendes, daß die Christen auch in den Zeiten der Verfolgung sich die Zeit nahmen, die Stätten ihrer Todten zu schmücken. Und nirgends ist es der Geist der Traurigkeit oder des Unmuths oder der Bitterkeit und des Zorns, der aus den Bildern redet, sondern nur die fröhliche Glaubensgewißheit

10. Das Abendmahl.

Christen aufgeprägt ist und in seiner Bewegung sich ausspricht. Es ist nicht das Leiden, welches dargestellt ist, sondern das siegreiche Bekenntniß. Den Tod Christi aber bildete man nicht ab, nicht blos aus der Scheu der Antike, unschöne Scenen vor Augen zu führen, auch nicht blos, weil man die direkte Darstellung der evangelischen Thatsachen mied, sondern vor allem, weil man nicht sowohl an den Tod erinnern wollte, als vielmehr das Leben verkündigen an der Stätte des Todes.

Uebersehen wir den ganzen Bilderkreis, so ist es vornämlich ein Gedanke, der ihn beherrscht, der Gedanke der Erlösung. Diese nun wird verherrlicht in den allerverschiedensten Formen. Es ist die erlösende Macht im Sohne Gottes, die erlösende Liebe im guten Hirten, die Kräfte des neuen Lebens der Erlösung in den Sakramenten und im Gebete, die schließliche Erlösung in der Auferstehung und dem ewigen Leben, das wir hoffen.

11. Christen als Angeklagte vor dem Richter.

der Erlösung und die getroste Hoffnung des ewigen Lebens. Es kann kein schöneres Zeugniß für den sittlichen Geist des ersten Christenthums geben als diese Denkmale der Kirche der Katakomben. Es ist ein enger Kreis von Gedanken, welcher uns in den Bildern entgegentritt, und die Ausführung hat nicht selten etwas Kindliches. Aber wir kehren gern in die Tage der ersten Jugend zurück. Wohl, der Mann thut ab, was kindisch ist. Aber im Kinde liegen doch immer die Keime des Mannes.

Zu einer reichen Welt der Formen und der Farben hat sich die christliche Kunst entfaltet und zu einer hohen Vollkommenheit entwickelt. Aber in jenen dunklen Gängen und ihren oft so kindlichen Bildern liegen ja die ersten Anfänge der späteren Vollendung.

Stets werden wir mit tiefer Ehrfurcht jene Räume betreten und mit Rührung diese Anfänge der christlichen Kunst betrachten.

Digitized by Google

Am Familientische.

Die Entstehung der Ziffern.

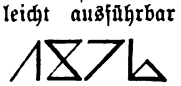
Wohl oder übel müssen wir nochmals auf dieses in Nr. 11 besprochene Thema zurückkommen, denn selten hat uns ein kleiner harmloser Artikel so viel Zuschriften, Anfragen und Berichtigungen eingebracht wie jener. Es regnete förmlich Erklärungsversuche, und aus der großen Zahl der Briefe erwähnen wir hier einiges, was für den größern Leserkreis von Interesse ist, wobei wir ausdrücklich bemerken, daß wir den Versuch Donisthorpes — er stand in der Wochenschrift „Nature“ — nicht als einen völlig gelungenen ausgaben.

Aber er soll auch nicht einmal Original sein, denn Herr Rechnungsrath F. A. Ritz in Gotha schreibt uns, daß er schon vor sechzig Jahren von seinem Vater in ganz gleicher Weise die Entstehung der Ziffern habe erläutern sehen. Die Ehre dieser Erfindung gebühre daher nicht dem Engländer, sondern einem Deutschen.

Ob nun unsre Nation sich auf diese „Erfindung“ gerade viel einbilden kann, mag nach dem folgenden beurtheilt werden. Von demselben Prinzipe wie Donisthorpe ausgehend, den Zahlenwerth jeder Ziffer durch die Figur der letzteren auszudrücken, schreibt Herr E. in Stadt-Gröningen: „Die Theorie, nach welcher jede Zahl aus so viel Strichen zusammengesetzt ist, als ihr Werth beträgt, hat für den ersten Augenschein viel bestechendes; allein es ist doch nicht wohl zu denken, daß der Erfinder der dekadischen Ziffern, der jedenfalls längst nicht mehr auf der ersten Schriftstufe stand, sich die Schreibung der Zahlzeichen so schwer gemacht habe, wie z. B. aus Ziffer 7 oder Ziffer 9 bei Donisthorpe hervorgeht. Ebenso erhellt, daß die Null, welche doch auch in das System hineingehört, in Donisthorpes Strichtheorie keine Stelle gefunden hat und füglich auch nicht finden konnte. Nach dem Prinzip des Abschleifens der Ecken, wo dieselben unbequem sind, müßte eigentlich aus dem Quadrat die Null entstehen, während Donisthorpe daraus die 4 werden läßt. Somit ist die gegebene Ziffergenealogie zwar durch den darauf gewandten Scharfsinn interessant, aber zu sehr gekünstelt, und namentlich sind die ursprünglichen Zahlenbilder für die Schreibung zu umständlich.

„Der hier folgende Versuch verzichtet darauf, den Zahlenwerth selbst in jeder Ziffer anzudeuten, wird aber durch Zurückführung sämmtlicher Zahlzeichen auf eine einzige mathematische Figur die Gestalt der Ziffern ungezwungener entstehen lassen. Als die zu Grunde liegende mathematische Form nimmt der Verfasser eine Figur an, welche schon in den ältesten Zeiten in der Arithmetik, Geometrie, ja sogar in der Magie von Bedeutung gewesen ist, nämlich das Quadrat mit den Diagonalen. Aus demselben lassen sich die dekadischen Ziffern auf folgende Weise entstanden und durch bequemere Stellung oder Abschleifung im Laufe der Zeit vervollkommnet denken:

1 2 3 4 5 6 7 8 9 0

„Es ergeben sich demnach sämmtliche Ziffern dadurch, daß man Stücke des Diagonalquadrates zur Bildung der Zahlzeichen benutzt. Die dadurch entstehenden Formen kommen den jetzigen Ziffern in ihrer Aeußerlichkeit viel näher als die ursprünglichen Zeichen bei Donisthorpe und erlangen durch Abschleifung einiger für die Handschrift unbequemer Ecken ganz die Form, wie sie in alten Büchern, Inschriften, auf Gräbern u. s. w. vorkommen. Auch wird die ursprüngliche Schreibweise leicht ausführbar sein, wie z. B. 1876 geschrieben sein würde:  Namentlich will obige Auseinandersetzung, wie schon gesagt, nur für einen Erklärungsversuch gelten.“

Bei diesem Versuche des Verfassers fällt uns nur auf, daß derselbe gleichzeitig uns aus Reichenweiher im Oberelsaß, aus Lichtenstern in Württemberg und aus einem ungenannten Orte zuging, daß hier also eine ältere schon bekannte Erklärung vorliegen muß.

Indessen diese Erläuterung ist eben so mechanisch wie die angegriffene des Engländers und hat fast eben so viel gezwungenes an sich, wie diese. Von einem andern Prinzipe gehen jene aus — und die Zahl ihrer Zuschriften ist auch nicht klein — welche die Ziffern von Buchstaben ableiten. Hören wir zunächst Herrn St. in Bellmannsdorf; er schreibt:

„Ich bin der Meinung, daß die Bezeichnung unserer Ziffern als „arabischer“ doch nicht so ohne weiteres als fälschlich zu bezeichnen ist. Bekanntlich schrieben manche Völker ihre Zahlen der Reihe nach mit den fortlaufenden Buchstaben ihres Alphabets; so die Griechen, so auch semitische Völker, zu denen die Araber gehören. Allerdings sind die arabischen Wörterbücher in Bezug auf die Reihenfolge vielfach nach der Aehnlichkeit der Buchstaben geordnet und würden demnach kein richtiges Bild von dem eigentlichen Alphabet der Araber ergeben. Aber es ist wohl anzunehmen, daß die Reihenfolge des arabischen Alphabets mit der Reihenfolge anderer semitischer Alphabete, z. B. des syrischen und des hebräischen übereinstimmt, wie ja auch die Namen der Buchstaben sehr ähnlich sind. Noch heute läßt sich die unleugbare Aehnlichkeit unserer Ziffern, besonders in der Form, wie man sie etwa vor 100 Jahren schrieb, mit den ersten Buchstaben der semitischen Alphabete deutlich erkennen, wie folgendes Schema zeigt.

Name der arabischen Buchstaben.	Arabische Buchstaben.	Hebräische Buchstaben.	Arabische Ziffern.
elif	ا	א	1
be	ب	ב	2
dschim	ج	ג	3
dal	د	ד	4
he	ه	ה	5
vau	و	ו	6
se	ى	ז	7
hha cha	ح	ח	8
ta	ط	ט	9

„Bei einigen Ziffern ist freilich die Aehnlichkeit schwer nachzuweisen; aber wie vieles ist auch an der Form der semitischen Buchstaben sowohl als unserer Ziffern im Laufe der Jahrhunderte verändert worden! Dafür ist die Verwandtschaft der meisten Ziffern mit den entsprechenden Buchstaben der semitischen Alphabete ganz evident. Danach wären denn unsere Ziffern nach ihrer Form durchaus nicht verhältnißmäßig neu, sondern vielmehr sehr alt.

„Jedenfalls halte ich trotz Donisthorpes Behauptung unsere Zahlenzeichen für wirklich arabische in der oben angegebenen Weise; sie sind uns noch heute nach 1000 Jahren eine fortlaufende Erinnerung an die wundersame Zeit, da unter einem Harun al Raschid eine fremde asiatische Kultur aufblühte und unter den Ommajaden in Europa sich Geltung und Anerkennung verschaffte, und da ein Karl der Große selbst anfing, deutsche Buchstaben und fremde Ziffern schreiben zu lernen.“

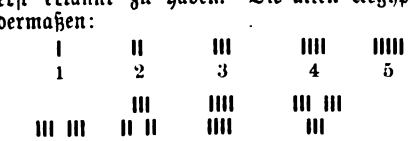
Mit dieser Erläuterung des Hrn. St. dürfte Hr. Fl. in Worms keineswegs übereinstimmen, denn er vindicirt unsre Ziffern nicht den Arabern, sondern den alten Griechen und läßt sich darüber folgendermaßen vernehmen:

„Die Griechen benutzten einst, wie unsere Schulgrammatiker lehren, ihre 24 Buchstaben nebst ein paar weiteren Zeichen, um damit Zahlen darzustellen. Diesen Gebrauch hätten nun, wie man sagt, im Mittelalter die spanischen Araber, bekanntlich bedeutende Kenner der griechischen Sprache und Literatur, von ihnen gelernt, jedoch gemäß ihrem verbesserten Zahlensystem, das nur neun Zeichen (neben der Null) bedurfte, auch nur neun Buchstaben — die neun ersten von Alpha bis Jota — herübergenommen. Von Spanien aus hätten sich diese neun Zeichen über das Abendland verbreitet und unter dem Namen ihrer Vermittler als „arabische“ Ziffern allmählich die bis zum Jahre 1000 und auf Inschriften noch viel länger herrschenden römischen verdrängt. Bei dieser Wanderung sei es ihnen nun aber ergangen, wie es häufig bei Transporten geschieht und wie vielleicht mancher der Leser bei seinen Weihnachtssendungen in praxi zu studiren Gelegenheit findet, das ursprüngliche Gefüge sei gelockert und die einzelnen Stücke etwas unordentlich durcheinander gewürfelt worden. So komme es, daß heute nicht der erste Buchstabe = 1 und der neunte = 9 sei, vielmehr die Reihe mit dem Jota beginne, um dann mit dem Alpha weiterzufahren. Es bedeute also

$$\begin{aligned} \iota &= 1 \\ \alpha &= 2 \\ \beta &= 3 \\ \gamma &= 4 \\ \delta &= 5 \\ \varepsilon &= 6 \\ \tau &= 7 \\ \eta &= 8 \\ \vartheta &= 9 \end{aligned}$$

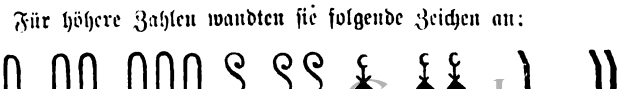
„Bei den meisten Ziffern ist die Aehnlichkeit mit den nebenstehenden Buchstaben in die Augen fallend, besonders wenn man sich beide schreibt und nur ein wenig das eine der Form des anderen anpaßt; bei 8 und 9 will freilich die Verwandtschaft nicht besonders einleuchten.“

Die Redaktion des Daheim spricht: Nach dem keineswegs neuen, darum aber nicht minder guten Grundsatz: „Es werde auch der Gegner gehört“, haben wir den Herren Einsendern obiger Briefe gerne das Wort gegönnt. Daß einer von ihnen aber Recht habe, können wir nicht zugeben, so wenig als wir den Versuch Donisthorpes für gelungen ausgaben. Die Bezeichnung der Ziffern durch Striche und Kombinationen derselben war bereits den alten Aegyptern bekannt, und es ist das Verdienst des Engländers Thomas Young, diese hieroglyphischen Zahlzeichen zuerst erkannt zu haben. Die alten Aegypter schrieben nämlich folgendermaßen:



1 2 3 4 5 6 7 8 9

Für höhere Zahlen wandten sie folgende Zeichen an:



10 20 30 100 200 1000 2000 10,000 20,000

Digitized by Google

Für noch höhere Ziffern wie 100,000 schrieb man das Bild einer Eidechse, für „unzählig“ eine kauernde Figur, welche gleichsam staunend die Hände in die Höhe hob. Das Verdienst, den Stellenwerth bei der Schreibung der Zahlen zuerst erkannt zu haben, eine Erfindung von unermeßlichem Nutzen, kommt aber den alten Babyloniern zu, welche in Bezug auf Maßkunde die Meister aller übrigen Völker waren. Unsere heutigen Zahlzeichen, die Ziffern, sind aber weder arabischen noch griechischen Ursprungs, sondern, wie deutlich in Nr. 11 dieser Blätter angegeben wurde, indischer Abkunft, worüber mehr nachzulesen in der Abhandlung Wilhelm von Humboldts: „Ueber die bei verschiedenen Völkern üblichen Systeme von Zahlzeichen und über den Ursprung des Stellenwerths in den indischen Zahlen“. Unsere jetzigen Zahlen haben wiewohl mit etwas anderen Zahlzeichen, die Inder schon in uralter Zeit gehabt. Von diesen haben sie die Araber erhalten und nach der gewöhnlichen Annahme nach Spanien gebracht, wo der gelehrte Gerbert, nachmals Papst Sylvester II, sie wahrscheinlich schon im 10. Jahrhundert von ihnen lernte. Diese nun arabisch genannten Ziffern sind nur allmählich in Gebrauch gekommen. Sie finden sich zuerst in astronomischen Tafeln um das Jahr 1100, waren aber am Ende des 11. Jahrhunderts selbst unter den Kaufleuten noch nicht sehr verbreitet. In öffentlichen Inschriften kommen sie erst vom 14. Jahrhundert an, in Urkunden sehr selten vor dem 15. Jahrhundert vor.

Was hier mitgetheilt wurde, bezieht sich alles auf die Ziffern. Was das Zählen betrifft, so liegen dieser Kunst lediglich erfahrungsmäßige Wahrheiten zu Grunde. Eine Prüfung der bei niederen Völkern, sogenannten Wilden, noch jetzt üblichen Zählarten ergibt, wie diese sich schrittweise wahrscheinlich bei der ganzen Menschheit gleichmäßig entwickelt haben. Das Gerüst der Zählkunst steht im allgemeinen als ein bleibendes Denkmal uralter Kultur da. Dieses Gerüst, das Universalschema des Rechnens nach Fünfen, Zehnen und Zwanzigen, zeigt, daß unserer ganzen arithmetischen Wissenschaft das Verfahren der Kinder und Wilden, an den Fingern und Zehen zu zählen, zu Grunde liegt. Es ist dies einer der nicht ganz ungewöhnlichen Fälle, daß eine hohe Civilisation deutliche Spuren ihres untergeordneten Ursprungs im einstmaligen barbarischen Leben zeigt.

Mottenfraß und Mottenschutz.

Die milde Frühlingssonne lockt uns in die verjüngte Gottesnatur! Die schützenden Pelz- und Tuchsachen legen wir ab, um sie erst wieder beim Eintritt des nächsten Winters aus Spinden und Schränken herauszusuchen. Wohl hat die sorgsame Hausfrau mit mühevoller Vorsicht und ängstlichem Bangen dieselben vor Motten zu schützen gesucht; es ist auch keine Motte im Zimmer erblickt worden; zu ihrem großen Leidwesen muß sie aber vielleicht die bittere Wahrnehmung machen, daß ihre wohlverwahrten Schätze vom Mottenfraße nicht verschont geblieben sind.

Das klingt allerdings sonderbar; unser Staunen wird jedoch beseitigt, wenn wir in Erwägung ziehen, daß es eine ziemliche Anzahl anderer Insekten gibt, deren Zerstörungen denen der Motten ganz ähnlich sehen, und welche gang und gebe als Mottenfraß gedeutet werden.

Um uns in Zukunft vor ihnen zu schützen, wollen wir sie der Reihe nach vor unseren Augen vorüberziehen lassen.

Zuerst wäre von der eigentlichen Tuch- und Pelzmotte*) zu reden.

Wie alle Motten sind auch sie keine Lichtfreunde. Im Dunkel der Frühjahrs- und Sommernächte lieben sie es, ihrem Thun und Treiben nachzugehen. Oft genug werden wir beim Lampenscheine an den Sommerabenden in unseren Zimmern durch diese Nachtgäste behelligt und geben uns mit gutem Grund alle Mühe, die betreffenden Eindringlinge zu vernichten.

In erster Reihe greift allerdings die Motte selbst unsere Pelzsachen und Tuchstoffe nicht an; die winzigen Raupen, welche aus den Eiern sich entwickeln, müssen wir als die eigentlichen zerstörungssüchtigen Feinde bezeichnen. Die Motte kennt aber ganz genau die Nahrung ihrer Nachkommenschaft und legt in mütterlicher Sorgsamkeit ihre Eier womöglich gleich an die Nahrungsquelle ihrer Kinder, oder wenn ihr dies nicht gelingt, in die nächste Nähe derselben, beispielsweise in die Fugen und Ritzen der Spinde und Schränke. Deshalb gebietet es die Praxis, von vornherein dem Mutterinsekt nachzujagen und es unschädlich zu machen. Durchgängig kriechen nach 20 Tagen aus den Eiern die kleinen Raupen hervor, die der Pelzmotte bereits im Mai, die der Tuchmotte im Juni.

Jetzt beginnt ihr Zerstörungswerk; aber wie wunderbar kunstvoll arbeitet so ein winziges Thierchen?!

Härchen für Härchen beißt oder reißt es mittels seiner Mundwerkzeuge ab und spinnt sie zart zu einem cylinderförmigen Futterale zusammen, um seine Verwüstungen von diesem sicheren Raubschlosse aus zu unternehmen; mit Seidengespinnst ist letzteres sorgfältig austapezirt. Diesen mühevollen Bau verläßt es auch nicht; nur mit der vorderen Hälfte ihres Leibes lugt die kleine Raupe aus, mit der hinteren das sicher bergende Gehäuse festhaltend, und frißt das vor ihr liegende Nahrungsfeld kahl, so weit sie es abzulangen vermag. Hat sie alles in dieser Ausdehnung abgeweidet, so streckt sie ihren Vorderkörper möglichst weit vor, heftet sich mit den vorderen 6 Füßen am Tuche fest und zieht ihr Raubschloß nach dieser Stelle hin; von diesem neuen Ritzsitze überfällt sie in gleicher Weise das umliegende Gebiet.

*) Unter „Motte“ ist das vollkommen geflügelte Insekt zu verstehen.

In der eben angegebenen Manier fährt sie mit ihren Raubzügen weiter fort.

Diese Raupen wissen sich also, wie gesagt, recht gut zu nähren. Schon am Ende der ersten Hälfte ihrer Lebenszeit haben sie eine solche Größe erreicht, daß ihnen ihr Haus zu eng wird; sie bauen dann nicht etwa von neuem; im Gegentheil, sie spalten das alte, setzen neue Stücke in die verschiedenen Spalten ein und vergrößern es der Art, daß sie in aller Bequemlichkeit und Gemüthsruhe ihre Verheerungen bis zu ihrem Ende in ausgedehntestem Maße vornehmen können.

Ungestört fristen die Raupen ihr Leben vom Juni bis Anfang April; dann sind sie ausgewachsen und haben eine Länge von circa 8 Millimetern erreicht. Von Farbe gelblich weiß, kennzeichnet die Raupe der Pelzmotte ein rothbrauner Rückenstreif. Im April, resp. Mai verlassen sie ihren Futterherd, nehmen aber ihr Haus mit, befestigen es irgendwo mittelst Seidenfäden, verschließen dasselbe und verpuppen sich. Aus der Puppe ersteht nach ungefähr 3 Wochen zu einem neuen, nur kurzen Leben der Schmetterling: die Motte.

Und welches Aussehen tragen dieselben zur Schau?

Ihre Flügel liegen dem Körper eng an, ähnlich wie bei den Vögeln; die der Tuchmotte erscheinen an der Wurzel dunkelbraun, weiterhin silbergrau mit braunen Strichen; die Unterflügel haben eine graubraune Färbung. Die Flügel der Pelzmotte schillern gold- und silberfarben, mit einem, wohl auch 3 (?) schwarzen Punkten geziert; die unteren entfalten ein glänzendes Grau. Alle Flügel sind mehr oder weniger mit Franzen versehen.

Interessant ist also das Leben der Motten zu nennen; mit geringeren Erwartungen müssen wir uns zu einigen Käfern wenden. Der Schaden, den diese lästigen Hausfreunde anrichten, steigert sich oft wirklich zu einer enormen Höhe und wird oft genug den Motten zur Last gelegt.

Als solche gefährliche Räuber sind zu nennen: Der Pelzkäfer oder Kürschner; ein kleines schwarzes Käferchen von 6 Millimetern Länge, leicht erkennbar daran, daß die Flügeldecken mit einem weißen Punkte geziert sind.

Ferner: Der Speckkäfer; den Namen hat er erhalten, weil er geräucherte Fleischwaaren, insbesondere den Speck allen übrigen vorzieht; er mißt in der Länge ziemlich einen Centimeter; auf der graubraun gefärbten vorderen Hälfte der sonst schwarzen Flügeldecken fallen drei charakteristische schwarze Punkte in die Augen.

Eine andere Gattung von recht niedlichen und schön gezeichneten Käferchen verdient ebenfalls unsere volle Aufmerksamkeit. Finden sich dieselben auch vielfach auf Blumen und Sträuchern, so suchen sie doch lieber die Häuser auf und fallen über unsere Pelz- und Tuchsachen her. Als solche sind anzuführen:

Der Knollenkäfer; ein fast eiförmiges, einer minimalen Knolle ähnliches Käferchen von 4 Millimetern Länge; seine stahlschwarz glänzenden Flügeldecken sind durch drei weiße Querbinden unterbrochen. Der innere und hintere Rand der Flügeldecken ist blutroth gezeichnet.

Der Wollblumenkäfer; er lebt in Masse auf dem Wollkraute (Verbascum). Auf seinen schwarzen Flügeldecken finden sich drei gelbe wellenförmige Querbinden. (Die Bauchfläche ist graugelblich, Füße und Fühlhörner ockerfarben.)

Der Kabinetskäfer; kaum 4 Millimeter lang trägt er dunkelbraune Flügeldecken, über welche drei graue Querbinden ziehen; der hintere Rand der Flügeldecken ist nicht roth gezeichnet.

Die farbigen Querbinden bestehen bei diesen letzten drei Käferchen merkwürdiger Weise aus Schuppen, und lassen sich abwischen wie bei den Schmetterlingen.

So wären also die den Pelz- und Tuchsachen feindlichen Käfer in größester Kürze mit ihren charakteristischen Unterscheidungsmerkmalen uns vorgeführt. Alle wie sie genannt sind, legen ohne Ausnahme ihre Eier an das Pelzwerk; aus diesen schlüpfen — der Raupe der Motte analog — die meist braunen, theils borstigen, oft häßlichen Larven, die sich von den Haaren des Rauchwerkes nähren und in der That nicht unerheblichen Schaden verursachen. Hiermit begnügt sich das Volk aber noch gar nicht. Wolle, Leder, Kleider, ausgestopfte Thiere, überhaupt sämmtliche Naturaliensammlungen liefern ihnen ein leckerbereitetes Mahl; vor allem ist der Kabinetskäfer der mit Recht am meisten gefürchtete Feind aller jener Sammelstätten.

Es hieße die Grenzen unseres Blattes überschreiten, wollten wir das Leben der Larven im einzelnen schildern; wir schreiten zur wichtigsten Aufgabe, die darin besteht, uns eine sichere Wehr gegen alles dies Ungeziefer zu schaffen.

In dieser Beziehung ist viel, sehr viel geschrieben worden, Nützliches und Unnützes. Geistreiche Schriftsteller des Alterthums gaben den wohlmeinenden Rath, die betreffenden Stoffe in die Haut eines Löwen zu nähen; dann wären dieselben gesichert. Es fragt sich aber nur: Woher nehmen und nicht stehlen? Und was wird aus der Haut des Löwen?! Ferner referirt Plinius, daß Kleidungsstücke ꝛc. von allem diesem Gezücht nicht angerührt werden, wenn sie mit einem Gewand umnäht würden, welches auf einem Sarge gelegen!

So thöricht wie der Vorschlag auf den ersten Blick erscheinen mag, so liegt doch etwas wahres darin. Hat man die zu verwahrenden Stoffe sorgfältig gereinigt und ausgeklopft, und bewahrt sie in festen engmaschigen Geweben auf, so wird diesem Gewürm das Eindringen recht erschwert; es nimmt Abstand von seinem Vorhaben und sucht sich ein leichter zugängliches Material auf. Auch heute wendet man ein solches Verfahren nicht erfolglos an.

Digitized by Google

Weiter zog man gegen unser böses Siebengestirn mit Mitteln zu Felde, die in Folge ihres durchdringenden Geruches das einzelne Thier sowie seine Larven zu tödten vermögen. Wir erwähnen als solche den spanischen Pfeffer, Lavendel- und Rosmarinöl, Kampher, Tabak, Terpentinöl und das persische Insektenpulver.

Das Terpentinöl ist immerhin eine sicher todbringende Waffe. Ein damit getränkter Papierstreifen in einen Muff gesteckt genügt schon, um denselben vor den Angriffen aller besprochenen Feinde zu sichern; leider wird der Geruch des Terpentinöls von sehr wenigen vertragen.

In jüngster Zeit bedient man sich vornehmlich des Insektenpulvers, welches mittelst Gummiballon als ganz feiner Staub in die Pelzsachen geblasen wird. Wiederholt man dieses Verfahren alle vier Wochen, so kann man vor „Mottenfraß" sicher sein. Sollten aber bereits kleine Raupen oder Larven sich in unsere Sachen eingenistet haben, so empfiehlt sich vor allem das Ausklopfen, weil dadurch auf rein mechanischem Wege sowohl die Raupen der Motten aus ihren Futteralen, wie auch die Larven der Käfer von dem Stoffe geschüttelt werden. Sorgfältig ist aber selbstverständlich jedes Mutterinsekt zu vernichten, welches uns im Zimmer begegnen sollte! R. Franz.

Meßtypen vom Leipziger Brühl.

(Zu dem Bilde auf S. 469.)

Die Leipziger Ostermesse ist vor der Thür und in allen Theilen Europas rüsten sich ihre Besucher zur Reise. Ihnen gehen lange Eisenbahnzüge voraus, die ihre Waaren der größten Messe des westlichen Europas zuführen. Da kommen Baumwollenwaaren aus England, Frankreich, der Schweiz; Wollenwaaren aus den beiden zuerst genannten Ländern, Holland und Belgien, Oesterreich; Seide und Seidenwaaren aus Frankreich, der Schweiz, Italien, Oesterreich; Glaswaaren aus Oesterreich, Italien und England. Rußland und Amerika schicken Pelzwerk, ersteres auch Juchten, Hanf, Wachs. Frankreich und Oesterreich bringen allerlei Kurzwaaren, Bijouterien und Quincaillerien, England Kurzwaaren von Metall.

So entfaltet sich denn in Leipzig ein reges Treiben. Wo die großen Herren lustig leben, haben aber auch die kleinen Leute gute Tage. Da strömen dann mit den Großhändlern auch die Hausirer zusammen und auf den Straßen wird kaum weniger eifrig gehandelt als in den Comptoiren. Hier nun machen sich die polnischen Juden ganz besonders bemerklich. Sie haben ihr Standquartier auf dem Brühl und vorzüglich in der Nähe der Kreditanstalt. Das sind die geborenen Kleinhändler! Seit Jahrhunderten waren ihre Vorfahren durch ein hartes und grausames Geschick auf den Handel angewiesen, und oft mußten sie ihn unter den ungünstigsten Verhältnissen betreiben. Bis vor Kurzem durften sie weder über den Dniepr noch über die Düna und doch vermehrten sie sich so sehr, daß es in Polen und zumal in Litthauen fast mehr Handelsleute gab, als Leute, die etwas kaufen konnten. Da galt es denn, sich trotz der erdrückenden Konkurrenz über Wasser halten! Nur bei der äußersten Sparsamkeit, der sorgfältigsten Berechnung war eine kümmerliche Existenz möglich. Nicht allen gelang es und gelingt es, sich rein zu erhalten von allerlei häßlichen Dingen und immer auf dem geraden Wege zu bleiben. Für den armen, mißachteten polnischen Juden ist das „Reichwerden" noch eine ganz andere Versuchung als für den deutschen. Da greift er dann wohl zu Unredlichkeit und Betrug, zu Wucher und Schmuggel. Zumal, wenn er Glaube und Sitte der Väter zum Theil abstreifte, erscheint die Versuchung oft fast unüberwindlich.

Unter diesen Verhältnissen bildete sich aber auch ein sich vererbendes Geschick für den Handel aus und unsere Ladenreihen so gut wie unsere Börsen wissen davon ein Liedlein zu singen. Der Großvater bethätigte es noch beim Verkauf von Seidenbändern und Seifen, der Enkel gebietet nicht selten über Millionen.

Unser Künstler hat allerlei lustige Figuren ausgewählt, wie er sie auf dem Brühl gesehen hat. Wir wollen nun einige von ihnen aufsuchen, wie sie sich jetzt in ihrer fernen Heimat zur Reise rüsten. Daß wir dabei mit Vorliebe diejenigen berücksichtigen, die eine „interessante Vergangenheit" haben, wird man uns nicht übel nehmen, denn von den gewiß zahlreichen Biedermännern ist eben nicht viel zu erzählen.

Da ist zunächst der alte ernste Jude Ruben. Es hat lange genug gewährt, trotz aller Thätigkeit und Sparsamkeit, bis er es zu Wohlstand und Ansehen brachte. Als neunjähriger Knabe hat er schon angefangen, sich und die Schwester zu erhalten. Es galt ihm den Unterhalt, der Schwester das Krongeld zu erwerben. Er hatte einen trefflichen Bräutigam für sie in Aussicht, aber die Braut mußte 15 Rubel und eine Kommode mitbringen. Die galt es nun zu beschaffen. Ein wohlmeinender Freund des seligen Vaters kreditirte ihm für zwei Rubel Waare. Mit diesem Schatz nun, der gerade ein Cigarrenkästchen füllte, und mit einem Kesselchen, um sich darin selbst die Speise zu bereiten, zog das Kind nun hinaus in die weite Welt. Treu und ehrlich hausirte es mit dem Anvertrauten, peinlich treu hielt es an den Vorschriften seiner Religion. Gottes Segen ließ nicht auf sich warten. Aus dem Kästchen wurde ein Kasten; aus dem Kasten ein Wagen voll Schnittwaaren. Längst war das Krongeld beschafft. Dann wurde aus dem Hausirer ein Händler, der täglich wohlhabender wurde, weil er immer viel weniger ausgab als er einnahm. Ruben ist jetzt ein strenggläubiger ernster Mann, der seine Kinder zu gleicher Gottesfurcht heranzieht, ein liebevoller Gatte, ein musterhafter Hausvater.

Neben ihm rüstet sich Chazkel zur Reise. Chazkel hat es sich auch sauer werden lassen im Leben, freilich aber in anderer Weise. Als er als Kind hinaus mußte in die Ferne, nahm er außer seinem Hausirkästchen noch allerlei Fertigkeiten mit in die Welt. Er verstand auf einer Federpose die lustigsten Weisen zu pfeifen, er zog sich Korken aus der Nase ohne Zahl, er wußte drollige Verse herzusagen, welche die Namen aller Güter oder Dörfer im Kreise und aller adligen Gutsherren enthielten. Wo er hinkam, gab es lustige Gesichter und man sah darüber hinweg, daß er sich für seinen ohnehin billigen Kram wohl das Dreifache des Werthes bezahlen ließ.

Zum jungen Manne herangereift, pachtete er einen kleinen Krug und machte sich bald dem Gutsherrn unentbehrlich. Galt es nun ein Pferd oder einen Wagen zu kaufen für den Edelmann oder einen Brief Stecknadeln für dessen Frau, Chazkel, der Leibjude, besorgte es. Als dann die Söhne der Herrschaften zu Jünglingen herangewachsen waren, hatte Chazkel auch noch andere „Besorgungen" zu machen, die viel Geld einbrachten. Der alte Herr starb und die Söhne theilten das Erbe. Das war die Zeit der Ernte für Chazkel. Die Rubel flogen förmlich von dem stolz nickenden Edelmann zu dem sich tief verbeugenden „Leibjuden" hinüber, bis letzterer die Zeit gekommen glaubte, um sich nun seinerseits aufzurichten und den ersteren mit fester Hand niederzuhalten. Der Weizen, der jetzt auf zehn, zwölf Gütern wächst, das Heu, das jetzt auf ihnen gemäht wird, gehört alles Chazkel und die ehemaligen Besitzer sind nur Strohmänner, die für geringen Gehalt ihn mit ihrem Namen gegen die Bestimmungen des Gesetzes decken müssen.

Da ist ferner Schlaum. Schlaum hält die rechte Hand immer in der Tasche seines Kaftans. Es fehlt ihm der Zeigefinger. Schlaum, der jetzt in drei Städtchen Häuser besitzt, voll all der Herrlichkeiten, die in den Tragkästen der Hausirer das Landvolk entzücken, war in jungen Jahren der verwegenste Schmuggler, und er verlor den Finger durch eine russische Kugel, die ihm einmal ein Grenzreiter in dunkler Nacht nachschickte. Schlaum war den Grenzreitern und Kosaken ganz besonders verhaßt, denn niemand wußte sie so geschickt zu nasführen, niemand hatte so gute und so weit verzweigte Verbindungen wie er. Sie mochten dem Spiritustransport noch so hart auf der Ferse sein, hatte er erst eines der Judenstädtchen erreicht, so waren Wagen, Pferde und Begleitung so spurlos verschwunden, als hätte die Erde sich aufgethan und sie verschlungen. Grenzoffiziere suchen ihn wenigstens nach Kräften zu ärgern und fragen ihn, sobald sie mit ihm zusammentreffen, wie ihm die Beeren geschmeckt hätten. Als Schlaum nämlich eines Nachts einen Trupp Pascher über die Grenze führt, treibt es ihn ein wenig bei Seite zu gehen. Als er nachher die Schmuggler im Kruge einholt, theilen ihm diese mit, daß bei ihnen unabänderlich das Gesetz gelte, daß, wer während des Marsches aus der Reihe tritt, dafür 25 aufgezählt bekommt. Vergeblich versichert Schlaum, er habe nur einige Beeren pflücken wollen, vergeblich zetert und droht er, die 25 entgehen ihm nicht, und der Spott darüber entgeht ihm auch nicht, sintemalen er den Schaden hat.

Itzig, der Bocher, ist auch fertig zur Reise. Die Schläfenlocken, die Peissaken, sind noch dünn, der Kinnbart ist noch spärlich. Itzig zieht eben erst in die Welt, um zu lernen die Kunst, wie man kann reich werden. Er hat Talent und Fleiß vollauf, er wird es ohne Zweifel weit bringen.

Vorläufig ist Louis M. sein Vorbild. Einmal eine so schwere goldene Uhrkette, einen so großen Siegelring, eine Lorgnette, eine so moderne Kleidung und ein so selbstbewußtes Auftreten zu haben wie Louis M., ist des armen Itzigs höchstes Ideal. Louis M. heißt eigentlich Löb, aber er hat, wie er sagt, eine Vorliebe für das Moderne. Er macht zwar noch die religiösen Gebräuche mit, aber doch nur, weil er es seinem „Alten" versprochen hat. Innerlich ist er, wie er versichert, ganz vorurtheilslos. Er ist ein geschickter und thätiger, keineswegs allzu bedenklicher Kaufmann. Er hält auch hier mehr äußerlich auf einen kreditfähigen Namen und ist innerlich mehr oder weniger vorurtheilslos. Er liebt es, von der Nichtswürdigkeit der Juden zu sprechen und sein Lieblingsschimpfwort, zu dem er immer ausspeit — er speit überhaupt gern — ist „judscher Jude". Zur Zeit geht er mit dem Gedanken um, nach Berlin überzusiedeln.

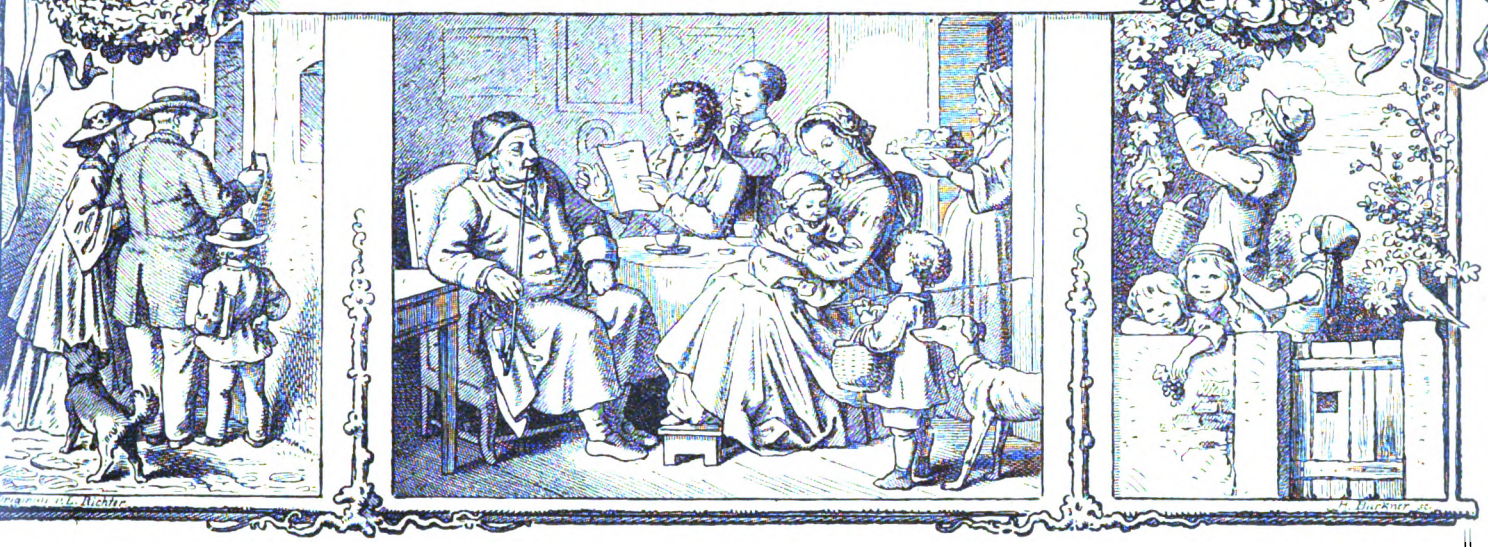
Weit über Louis M. hinaus ist Berthold (eigentlich Baruch) K. Schon sein Vater war so weit gekommen wie Löb, und da er auf dessen Schultern steht, ist er weit fortgeschrittener. K. ist ein vollendeter Galan, der französisch radebrecht und nach der neuesten Mode gekleidet ist. Er verkehrt in Warschau oder Wilna mit der adligen Jugend auf ungleichem Fuß und hat dazwischen Abenteuer, in denen Ohrfeigen eine Rolle spielen. Er spielt gern und hoch, spricht immer sehr laut, citirt mit Vorliebe Heinrich Heines Romanzero, Byron oder Puschkin und hat meist obscöne Photographien in der Tasche. In jedem Sommer sucht er einen anderen Badeort auf, weil er im Laufe der vorigjährigen Saison gewiß schließlich in mehr oder weniger energischer Weise veranlaßt wurde, den Salon plötzlich und ungemein rasch zu räumen. In Handelsangelegenheiten ist er übrigens ein ganzer Mann und er wird ohne Zweifel als Millionär oder in Sibirien enden, denn es treibt ihn ins Weite und Große. —r—

Inhalt: Das weiße Kind. (Forts.) Novelle von Viktor von Strauß. — Amerikanische Kriegs- und Friedensbilder. III. Ein Nachtbild aus Newyork. Von Kapitän Hermann Haardt. — Ein Familienzwist. (Schluß.) Roman von L. Harder. — Die Anfänge der christlichen Kunst in den römischen Katakomben. (Schluß.) Von Prof. Dr. Luthardt. Mit 6 Illustr. — Am Familientische: Die Entstehung der Ziffern. — Mottenfraß und Mottenschutz. — Meßtypen vom Leipziger Brühl. Mit Illustration.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 29. April 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. **1876. № 31.**

Das weiße Kind.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Novelle von **Viktor von Strauß.**

(Fortsetzung.)

Als dem zweiten Sommer abermals ein Winter gefolgt war, hatte sie sich zu einer schlanken Jungfrau hinausgestaltet, eine edle, stille, anziehende Erscheinung.

Hatte sich aber ihre körperliche Entfaltung vollendet, ohne den lilienhaften Charakter ihres Aeußeren umzuwandeln, so hatte auch die geistige Ausbildung, mit der sie allmählich alle Mitschülerinnen überholt, ihr einfaches, selbstvergessenes kindliches Wesen nicht verändert. Ihre dankbare Liebe zu Dulf blieb sich eben so gleich, wie sie auch von ihm immer neue Beweise seiner Anhänglichkeit und Treue erhielt. Sie standen in unausgesetztem Briefwechsel. Als der dritte Frühling kam, beschlossen die Vorgesetzten der Anstalt, Liddy von den regelmäßigen Unterrichtsstunden zu entbinden und für den Rest ihres Dortseins ihr selbst die Wahl ihrer Studien, Uebungen und Arbeiten zu überlassen. Auch erhielt sie jetzt ein besonderes Zimmer und volle Freiheit ihrer Bewegungen. Dies veranlaßte sie, die Superintendentin, zu der sie sich immer hingezogen gefühlt hatte und die ihr vor Allen gewogen war, häufig nach dem Pfarrhause zu begleiten und die Nachmittage oder Abende bei ihr zuzubringen.

Es war um diese Zeit, als der Pfarrer, die Dorfgemeinde und der Eigenthümer des Herrschaftshauses über einen Umbau des Kirchthurmes und eines Theiles der Kirche einig geworden waren und sich der junge Baumeister Alfred Neuwald von einen Verwandten hatte bestimmen lassen, zur Anordnung und wenigstens anfänglichen Leitung des Baues auf einige Monate von der Hauptstadt herüberzukommen. Er hatte seine dortigen Geschäfte einem sehr tüchtigen Gehülfen anvertrauen können, war bei seiner Mutter eingetroffen und hatte sich nach einem flüchtigen Besuche im Herrenhause sofort mit allem Eifer an die Arbeit begeben.

Liddy hatte ihn noch nicht gesehen, als seine Mutter einige Tage nach seiner Ankunft zu ihr ins Zimmer trat und Alfred ihr nachfolgte. „Ich muß Ihnen doch meinen Sohn bringen, liebe Liddy," sagte die Superintendentin. „Er hat schon so oft von Ihnen hören müssen, daß sein Wunsch, Sie selbst kennen zu lernen, nur natürlich ist."

Liddy war aufgestanden und verneigte sich.

„Allerdings ist es so," sagte der junge Baumeister; „aber ich habe auch sogleich eine Bitte. Sonderbar —" unterbrach er sich, „sollte ich Sie nicht schon einmal gesehen haben? Vielleicht vor langer Zeit? Oder hätte ichs nur geträumt? Ich weiß es wirklich nicht."

Sie sah ihn an. Es war eine kräftige, frisch aufgerichtete Gestalt mit angenehmen festen Gesichtsformen und braunem Lockenhaar. Sie würde sich seiner wohl erinnert haben, dachte sie bei sich, wenn sie ihn schon früher gesehen. Aber auch sie hatte die flüchtige Begegnung auf dem Bahnhofe vergessen.

„Nun, gleichviel!" sagte er mit einer raschen Kopfbewegung, während sie sich auf Liddys stumme Einladung setzten. „Eine gute Gegenwart ist besser, als die beste Erinnerung. Aber jetzt meine Bitte! Sie betrifft meine Mutter. Darf ich sie aussprechen?"

„O gewiß!" erwiderte Liddy.

„So sagen Sie ehrlich, mein Fräulein, ist meine Anwesenheit der Grund, daß Sie seit derselben nicht mehr zu meiner Mutter gekommen sind? Sie entbehrt es schmerzlich, und ist dem so, dann will ich ein anderes Unterkommen suchen."

„Aber warum?" sagte Liddy unbefangen. „So ist es ja nicht. Gern bin ich auch nicht fortgeblieben; ich fürchtete nur, Ihr Beisammensein zu stören. Mutter und Sohn, meinte ich, hätten sich nach so langer Trennung vielerlei zu vertrauen, wobei ein Fremder im Wege wäre." Sie hatte diese letzten Worte an die Superintendentin gerichtet.

„Liebe Liddy," versetzte diese, indem sie ihre Hand nahm, „sind wir uns denn fremd?"

Sie antwortete hierauf nur mit einem Händedruck und sagte: „Wenn ich wirklich nicht störe, so komme ich heute noch."

Digitized by Google

„Das ist brav!“ sagte Alfred. „Auch werde ich Ihnen ohne Noth nicht lästig fallen. Meine Aufgabe gibt mir viel zu sinnen und zu arbeiten. Es ist viel leichter, eine ganze Kirche zu bauen, als eine halbe; wenigstens in diesem Falle.“

Dieß brachte die Unterhaltung auf die Baupläne, und Liddy bedauerte, daß der malerische alte Thurm abgerissen werden solle.

„Sie haben recht,“ sagte Alfred; „und obgleich er nicht zu dem übrigen Gebäude paßt, würde ich doch für seine Erhaltung stimmen, wäre sie ohne Gefahr möglich. Der Sicherheit muß dies Opfer gebracht werden. Aber es kann mich zornig machen, wenn die Menschen aus gemeinen Gründen und Vorwänden fühllos und gedankenlos abbrechen, was die Gegenwart mit der Vorzeit verknüpft. Das Alte hat an sich Werth, nicht blos der Kunst wegen. Es nährt ein geschichtliches Bewußtsein. Es erinnert die Menschen, daß sie nicht von heute sind, daß sie eine Vergangenheit fortsetzen und deren Tugenden und Güter ehren und bewahren sollen. Barbaren wären wir ohne dies Erbe der Vorzeit, und seine Verschleuderung wird uns wieder zu Barbaren machen. Schon gibt es ein Geschlecht, welches das Alte haßt, blos weil es alt ist, hätte es noch so großen Kunstwerth, und mancher bürgermeisterliche Philister ist stolzer auf das Niederreißen eines alten prächtigen Thorthurmes, als seine Vorgänger einst auf dessen Erbauung waren. O es geht eine große Treulosigkeit durch unsere Zeit!“

Er erzählte einige Beispiele solcher Impietät, wobei er so erregt und leidenschaftlich wurde, daß die Mutter ihn zur Mäßigung mahnte.

Liddy hörte schweigend zu, aber sie fühlte sich angezogen, ja angesteckt von seiner enthusiastischen Art und hatte innige Freude daran. Als der Besuch sich nach einigen weiteren Gesprächen entfernt hatte, stand sie eine Zeit lang in tiefem Sinnen. Dann trat sie an das Fenster, blickte den durch den Garten Heimgehenden nach und erfreute sich an der wohlgebildeten Gestalt des jungen Baumeisters, seiner sicheren Haltung, seinem leichten und doch festen Schritt, und als er ihren Augen verschwunden war, setzte sie sich zu einem Brief an Dulf nieder, worin sie diesen ihrer unwandelbaren Treue versicherte.

* * *

Der Tod Winnebergs und die Entfernung Liddys hatten Dulf ganz wieder in seine frühere Einsamkeit zurückgeworfen, die er nun erst als eine unbefriedigende Verlassenheit empfand. Sein einziger, aber auch kräftiger Trost war der Gedanke, der ihn nie verließ, der Gedanke an sein holdes Lilienkind und an die Wiedervereinigung mit ihm. Und welche Freude brachten ihm ihre immer dankbaren und liebevollen Briefe! In ihrer Einfachheit, Unschuld und Kindlichkeit blieben sie sich immer gleich, aber ihr Inhalt wie ihre Form zeigten sehr bald, welch schnelle Fortschritte das junge Wesen machte, während ihm durch einen methodischen Unterricht alle geeigneten Bildungsstoffe zugeführt wurden. Sie bewiesen ihm dies mehr als alle Zeugnisse, obgleich auch diese sich in aller Weise befriedigt erklärten. Liddys Briefe zu lesen und immer wieder zu lesen, und dann sie zu beantworten und ihr Alles zu erzählen, was in ihm vorging und um ihn, das war sein größter Genuß, wenn er seine andern Geschäfte für den Spätabend beschlossen hatte. Gedachte er dann der vorigen Jahre, wie leer, wie dunkel lagen sie hinter ihm, während ihn nun die eine liebe Gestalt anleuchtete und verheißend hinauswies in eine Zukunft voll Glück. Unter diesem Einfluß nahmen auch seine Studien und Arbeiten einen neuen Aufschwung, seine Versuche und Erfindungen steigerten sich und gelangen, sein Geschäft dehnte sich immer mehr aus, und an dem reichen Gewinn hatte er nun erst rechte Freude, da er nicht mehr für ihn allein war.

Er hatte Sorge getragen, daß mit Anfang des letzten Halbjahres seiner Trennung von Liddy das zweite Stockwerk seines Hauses miethfrei wurde. Da wollte er mit ihr wohnen, da sollte Alles um sie her so schön, so reichlich, so behaglich sein, wie es mit seiner Stellung im Leben irgend vereinbar war. Da er selbst sich um solche Einrichtungen nie gekümmert hatte, zog er Männer zu Rathe, die sich darauf verstanden. Die Fußböden wurden getäfelt, die Decken gemalt, Thüren und Fenster neu angestrichen, die Wände tapezirt und dann Hausgeräth aller Art in den Gemächern vertheilt. Bei einer Versteigerung fand sich Gelegenheit, eine Anzahl trefflicher, zum Theil werthvoller Bilder anzukaufen, mit denen die Zimmer geschmückt wurden. Kurz, es wurde nichts versäumt, um eine bürgerliche Wohnung mit Allem auszustatten, was sie bequem und zierlich machen konnte. In einer großen Stadt, wo dergleichen vollständig und schön eingerichtete Wohnungen häufig von fremden Familien gesucht wurden, konnte Dulfs Verfahren Niemand auffallen, und alle seine Leute, Frau Ritter nicht ausgeschlossen, zweifelten keinen Augenblick, daß er nächstens in öffentlichen Blättern „eine elegant möblirte Wohnung“ zum Vermiethen anzeigen werde. Sie äußerten sich gelegentlich in diesem Sinne, und er ließ sie dabei. Hätte er dann aber wohl mit solcher Liebe Allem, auch dem Geringsten, seine Theilnahme zugewendet? Dachte er doch immer, wie wird dieses zu der lichten Erscheinung Liddys passen, wie wird das ihr bequem und behaglich, jenes ihr lieb und angenehm sein; und je lebhafter er sich sein Lilienkind in diesen Räumen weilend und waltend vorstellte, desto vergnüglicher sah er der allmählichen Vollendung ihrer Ausstattung zu. Zwar schrieb er Liddy von dem allen kein Wort, sie sollte es so vorfinden, als verstände sich das von selbst, aber seine Briefe wurden immer heiterer und herzlicher.

Da Liddy unter Dulfs ausdrücklicher Zustimmung jetzt in der Anstalt ganz als erwachsen, wie sie es denn auch war, ja als Gast behandelt wurde, so hinderte sie Niemand, ihre vorigen Besuche bei der Superintendentin ihrer Zusage gemäß wieder aufzunehmen, und wenn sie dort war, ging der Sohn natürlich oft aus und ein, ja er nahm gar bald jede Gelegenheit wahr, sich ihrer anmuthigen Gegenwart zu erfreuen. Liddy fand ein inniges Wohlgefallen, nicht nur an dem kräftigen männlichen Wesen Alfreds, viel mehr noch an seiner Gesinnung, seinem Gemüthe und Geiste, und überließ sich diesem Eindrucke um so unbefangener, als sie ihre Empfindungen für Dulf dadurch nicht beeinträchtigt fühlte und ihr die Treue gegen ihn außer Frage stand. Am liebsten veranlaßte sie den jungen Baumeister, über seine Kunst zu sprechen, und es war ihr selbst verwunderlich, daß sie für diese, der sie bisher nicht die geringste Beachtung geschenkt, bald die lebhafteste Theilnahme empfand. Alfred hatte aber auch eine so eigenthümliche Art, mit seiner Kunstbetrachtung dergestalt an alles Große und Hohe, ja Heilige und Sittliche anzuknüpfen, daß ihr mit der Sache auch der Mann immer trefflicher und liebenswerther erschien.

So sagte er eines Abends, als von der bürgerlichen Baukunst die Rede war: „Eine Kunst, in der Tausende produktiv sein sollen, die nicht freie Geschöpfe künstlerischer Phantasie hervorbringt, sondern abhängig ist vom Willen und Geschmack der Besteller, eine solche Kunst wird immer die Tugenden oder Untugenden der Zeit abspiegeln. Sind es etwa Ehrlichkeit und Bescheidenheit, Natürlichkeit und Wahrheit, die in der bürgerlichen Gesellschaft herrschen, angestrebt und verehrt werden? Sind es nicht leerer Schein, eitle Prunksucht, Unnatürlichkeit und Lüge? Und werden diese nicht auch an unseren Häuserbauten hervorschreien?“

„Aber wie ist das nur möglich?“ fragte Liddy. „Wie können so böse Dinge an einem Hause zum Vorschein kommen?“

„O, auf gar manche Weise,“ antwortete Alfred. „Schon jene modernen Souterrains mit Wohnungen halb unter der Erde, und Kellern halb über der Erde, sind sie natürlich? Wenn dann bei einer Villa von dem so in die Höhe gestelzten Erdgeschoß eine breite anspruchsvolle Freitreppe herabführt, aber nicht in einen großen Garten, nicht auf einen weiten Platz, nicht einmal an eine Einfahrt, sondern bis dicht vor das Straßengitter, ist das nicht eben so unnatürliche als eitle Prunksucht? Ist es nicht Heuchelei, wenn Tausende verschwendet werden an die äußere Pracht eines Hauses, dessen Inneres aus ärmlicher Sparsamkeit nur finstere, enge, unbehagliche Vorplätze hat? Ein Gurt oder Sims, der am ganzen Hause hinläuft, gibt das Bild, daß ihm drinnen eine Balkenlage entspreche, auch ist dies seine Entstehung. Rückt man

nun, wie wir es hundertmal sehen, diesen Gurt bis unmittelbar an die Fenster hinauf und läßt die Balkenlage des Stockwerks unangedeutet, ist das nicht eine bauliche Lüge? Bekommt man nicht, wenn man droben einen Menschen im Fenster sieht, den lächerlichen Eindruck, er sei mit halbem Leibe in den Fußboden gesunken? Wenn man dergestalt nicht zeigt, wo ein Stockwerk und namentlich das Dachgeschoß anfängt, und dadurch das Stockwerk unter ihm unnatürlich hoch erscheinen läßt, ist das nicht wieder eine Lüge? O, selbst der Hochmuth und die kalte Gleichgiltigkeit, mit der man jetzt das Hausgesinde behandelt, drückt sich in den jämmerlichen Winkeln und Bodenkammern aus, die für dasselbe zum Wohnen und Schlafen gebaut werden."

„Aber," sagte die Mutter, „könnten die Baumeister nicht vieles davon abstellen?"

„Einiges wohl," entgegnete Alfred; „aber wie wenige haben Gefühl und Verständniß dafür. Und auch diese sind von den Bauherren abhängig und müssen ihnen oft das Beste abkämpfen. Ach, es gehört auch noch mehr dazu! Ein rechter Baumeister müßte auch ein großer Mensch sein. Was man Genie nennt, genügt allein nicht. Wer nicht wahrhaft gottesfürchtig, fromm und kirchlich ist, wird nie eine Kirche bauen, die gleiche Stimmung erregt, gleiche Gesinnung weckt. Wer nicht häuslichen Sinn und häusliche Tugenden kennt, schätzt und selbst besitzt, wird nie ein Familienhaus erfinden, das diesen Tugenden entspricht, ihnen aushilft, sie vielleicht hervorlockt und nährt."

Nicht blos in Gesprächen dieser Art, auch in anderen und unmittelbareren Aeußerungen Alfreds trat Liddy eine so edle, warme, allem Hohen und Guten zugewandte Seele entgegen, und der ganze Mann machte auf sie allmählich einen solchen Eindruck, daß es nur noch eines Anlasses bedurfte, um sie ihrer vollen innigsten Liebe zu ihm bewußt zu machen. Dieser Anlaß sollte nicht ausbleiben.

Liddy war an einem schönen sonnigen Nachmittage durch die Felder nach dem nahen Walde hinaufgegangen. Dort stand eine einsame Steinbank zwischen dichtem Gebüsch, das alle Aussicht verschloß, vor der Sonne schützte und nur droben den blauen Himmel mit langsam vorüberziehenden weißen Wölkchen hereinblicken ließ. Liddy setzte sich auf die Bank und holte ein Buch und eine Handarbeit hervor, legte beides aber neben sich und blickte sinnend nach den weiterschwebenden Wolken hinauf. Ihre Gedanken waren bei Alfred. Eine süße Bangigkeit beengte ihr die Brust, während sie sich sein Bild vergegenwärtigte. Plötzlich hörte sie Geräusch, Alfred selbst trat zwischen dem Gebüsch hervor, und ein ahnungsvoller Schrecken überkam sie. Sie vermochte nicht aufzustehen.

„Vergeben Sie, Fräulein Liddy," sagte Alfred nicht ohne einige Verwirrung, „daß ich Ihnen hierher nachgefolgt bin. Ich sah von dem halb abgetragenen Thurme her, daß Sie nach diesem Platze gingen. Ich muß mit Ihnen sprechen."

In diesem Augenblicke wußte Liddy, was er ihr sagen wollte. In diesem Augenblicke wußte sie, daß sie schon in der Gewalt jenes wundersamen Naturzaubers war, den wir Liebe nennen. Sie zuckte zusammen. Das Herz klopfte ihr, als wolle es sein Gefängniß sprengen.

„Fräulein Liddy," fuhr er fort, „ich kann meine Empfindungen nicht länger verbergen, kann sie nicht mehr verschweigen. Sie sind nicht von gestern und heute. Ihr erster Anblick schon, Liddy, entschied für mein Leben. Ich konnte mich täuschen, in mir selbst, in Ihnen, ich wußte das — ich schwieg, ich verbarg es! Jeder folgende Tag, jedes Wiedersehen bestätigte die erste Entscheidung. Liddy, ich liebe Sie unaussprechlich!"

Heftig zitternd versuchte sie vergeblich zu sprechen, und machte nur eine bittend abwehrende Bewegung mit der Hand.

Er stand einen Augenblick in das trunkene Anschauen des geliebten Mädchens versunken. Hätte sie so tief bewegt, so erschüttert sein können, wenn nicht auch sie ihn liebte? Und doch — was wollte diese Handbewegung sagen?

„Liddy," hub er von neuem an, „nur dies Eine, nur meine reine und feste Liebe zu Ihnen habe ich bis heute verhehlt. In allem Anderen war ich immer ehrlich und offen. Ich glaube, Sie kennen mich. Ich glaube, ich bin leicht zu kennen. Was Sie noch nicht kannten, habe ich nun gesagt. Meine ganze Zukunft, meine ganze Lebenshoffnung hängt daran."

„O nicht weiter, nicht weiter!" bat Liddy. „Nur eine Minute — daß ich mich fasse!" Sie brach in Thränen aus und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

Er setzte sich schweigend auf einen Baumstumpf in der Nähe und blickte sie unverwandt an. Ach, es währte länger, viel länger als eine Minute, bis sie endlich die Hände auf ihren Schoß sinken ließ und ihn anblickte mit so viel Liebe, mit so viel Schmerz, daß es auch ihm die Thränen in die Augen trieb. „Es kann nicht sein," sagte sie. „Gott weiß es, wie gern, o wie gern ich Ihnen die Antwort gäbe, die Sie hören möchten. Ich würde, ich müßte sie Ihnen geben, wenn ich dürfte!"

„Liddy!" rief Alfred, indem er aufsprang und ihre Hand ergriff, „daraus höre ich nur das Eine, nur das, was mich unbeschreiblich glücklich macht. Durch meine Tante kenne ich Ihre Vergangenheit, Ihre Lage, alle Ihre Verhältnisse. Wenn es so ist, wie ich glauben darf, wenn auch Sie mich lieben, Liddy, welches Hinderniß könnte zwischen uns treten, das wir nicht Hand in Hand überwinden würden? Gibt es ein solches?"

„Ja!" versetzte sie, indem sie ihm ihre Hand entzog.

„Und was ist das?"

„Fragen Sie nicht. Ich darf es nicht sagen. Mein Vater hat das Versprechen meines Schweigens mit in das Grab genommen. Sie werden es erfahren, wenn die Zeit kommt. Vielleicht kann ich sie beschleunigen." Bei diesen Worten brach sie abermals in Thränen aus. „Ach," klagte sie dann, „daß Sie dies gesagt haben, was ich nicht hören durfte, so lieb es auch klang! Ich war so glückselig im Hause Ihrer Mutter."

„Sagen Sie mir nur Eins," unterbrach er sie. „Weiß Ihr Vormund um jenes Versprechen?"

„Ich weiß nicht," sagte Liddy, „ob ich es nicht schon verletze, wenn ich darauf antworte. Jetzt bitte, bitte, verlassen Sie mich! O, Sie würden es thun, schon aus Edelmuth und Mitleid, wenn Sie Alles wüßten. Ich weiß kaum noch, was ich sage. Wenn Sie mich wirklich lieben, verlassen Sie mich!"

Sie war aufgestanden, er trat zu ihr und drückte ihre Hand an seine Lippen. Dann sagte er: „Ich gehe, Liddy, und was es auch sei, das uns trennen soll, es kann mich nicht entmuthigen. Die Kraft reiner Liebe wird es niederkämpfen. Hoffte ich auch einen andern Ausgang dieser Stunde, sie schenkte mir doch das köstlichste Kleinod, das Bewußtsein, geliebt zu sein." Er wandte sich ab und eilte davon.

Mit welch schneidendem Wehgefühl blickte Liddy ihm nach! O, hätte sie ihn zurückhalten, ihm in die Arme sinken, ihm sagen dürfen, was sie für ihn empfinde! Aber ihr längst gegegebenes Wort zog eine undurchdringliche Mauer zwischen ihnen. Sie wußte, wem ihre Treue gebührte. Sie fühlte es wie eine Treulosigkeit, wie ein Verbrechen gegen Dulf, daß ihr Inneres nicht ihm allein gehörte. Sie rief sich alle seine Wohlthaten, all seine innige Güte und Herzlichkeit zurück; sie mußte sich selbst sagen, was sie je für ihn empfunden, empfinde sie jetzt noch. Wie war dabei dies schmerzliche Sehnen, Verlangen, Hinstreben ihres ganzen Wesens nach einem andern Manne möglich? Aber es war da. Sie rang mit ihm und es überwältigte sie. Bitterlich weinend sank sie auf den Sitz zurück. Dennoch schwankte sie nicht einen Augenblick darin, daß sie Dulf die gelobte Treue halten müsse; es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß sie anders handeln könne; und in diesem Pflichtgefühle, dem edlen Erwerbniß ihrer prüfungsvollen Kindheit, fand sie einen Halt gegen sich selbst. Nicht, als ob sie ihre Liebe zu Alfred dadurch hätte überwinden können; sie fühlte deren ganze Macht; sie mußte diese Liebe erleiden, wie man einen großen körperlichen Schmerz erleidet; man kann ihn nicht übertäuben, nicht zurückdrängen, nicht vergessen, aber man kann sich über ihn erheben, seine Besinnung sammeln und ihm entgegensetzen, man kann ihn mit Ergebung erdulden. Und das war es, wornach Liddy im Kampfe mit sich selbst nicht vergebens rang.

Als sie aufstand, ihre Thränen trocknete und gen Himmel aufblickte, um von dort Kraft und Festigkeit gleichsam einzu-

Digitized by Google

saugen, zogen durch das reine tiefe Blau noch immer die weißen Wölkchen über den Wald. War das wirklich? War sie denn nicht vor langer, langer Zeit hierher gekommen? Hatten sich denn nicht Erde und Himmel indeß verwandelt? Sie nahm Buch und Stickerei, ging des Wegs zurück und trat aus dem Walde. Das ganze wohlbekannte, hundertmal durchwanderte Thal, wie sonderbar fremd schaute es sie an. Doch sie sann diesen Eindrücken nicht nach. Sie hatte plötzlich und ohne Ueberdenken einen Entschluß gefaßt. Sie wollte an Dulf schreiben, ihn bitten, ihre Verlobung nicht länger geheim zu halten und ihre Verbindung zu beschleunigen, und mit diesem Vorsatze kehrte sie nach dem Herrenhause zurück, aber auf einem Umwege, denn sie sah ein Häuflein junger Schülerinnen herauskommen, deren Liebling sie noch immer war und die sich gewiß an sie gedrängt und gehängt hätten. Sie wich der munteren Schaar mit einem Seufzer aus. Ach, wäre sie noch ihnen gleich gewesen!

Alfreds Zusammenkunft mit Liddy war nicht unbemerkt geblieben. Die kleine Lehrerin, deren Fenster diese Seite des Thales beherrschten, hatte zuerst Liddy, nicht lange darauf den jungen Baumeister nach dem Platz im Walde gehen sehn, hatte sofort ein paar Schülerinnen, die bei ihr waren, fortgeschickt und ein kleines Fernglas herbeigeholt, durch welches sie dann zuerst Alfred, wie es ihr schien, in großer Erregtheit, und nach längerem gespannten Ausschauen auch Liddy zurückkehren sah. Sie betrachtete die letztere, bis sie dem Hause nahte, und erkannte deutlich, daß sie sehr blaß war und verweinte Augen hatte. Eilig legte sie das Fernglas fort, rückte den grünen Augenschirm zurecht und begab sich zu der Pfarrerin, bei welcher sie den Pfarrer und zufällig auch den Hülfslehrer vorfand.

„Es ist mir sehr leid, meine Beste," sagte sie zu der Pfarrerin, „sehr leid, daß ich Recht gegen Sie behalte. Wir waren," erläuterte sie den übrigen, „einige Mal verschiedener Meinung wegen der häufigen Besuche von Liddy Winneberg im Pfarrhause während der Anwesenheit des Herrn Neffen. Nach dem, was ich so eben beobachtet habe, werden wir auf die baldigste Entfernung des jungen Mädchens dringen müssen. Hält sich die Anstalt nicht so rein wie ein Hermelin, so ist sie verloren."

„Liddy," sagte der sanfte Hilfslehrer mit ungewohnter Lebhaftigkeit, „kann weder die Regeln der Moral noch des Anstandes übertreten haben."

„Ich weiß nicht, Herr Kandidat," sagte die Lehrerin achselzuckend, „ob Sie eine Liebschaft in einer Mädchenpension zur Moral oder zum Anstand rechnen. Um dergleichen zu beurtheilen, muß man weniger die Bücher als das Leben kennen."

„Wenn Sie Alfred kennten, Fräulein!" fuhr die Pfarrerin dazwischen, „und wenn Sie Liddy besser kennten —"

„Still, liebe Frau!" unterbrach sie der Pfarrer. „Das Fräulein beruft sich für ihre Beschuldigung auf eine Beobachtung. Das setzt Thatsachen, setzt von ihr selbst Gesehenes und Gehörtes voraus, nicht bloße Wahrscheinlichkeit oder Vermuthung, und ehe sie uns jenes mitgetheilt, ist alles Reden darüber unnütz."

Die kleine Lehrerin sah unter ihrem Augenschirm zu ihm hinauf und versetzte: „Es wäre unter meiner Würde, den jungen Leuten nachzuschleichen oder sie zu behorchen. Aber gesehen habe ich etwas. Ich würde darauf nicht solches Gewicht legen, wenn ich nicht wüßte, daß die jungen Leute seit einiger Zeit täglich im Pfarrhause Stunden lang beisammen sind."

„Unter den Augen meiner Schwägerin!" rief die Pfarrfrau.

„Unter den Augen der Frau Superintendentin," fuhr die Lehrerin fort, „und ich gebe zu, daß in deren Gegenwart nichts vorgekommen sein kann, was dem Ruf der Anstalt schaden würde. Allein man muß wenig Erfahrung haben, ich meine nicht eigene Erfahrung in solchen Dingen, darauf kann ich, Gott sei Dank, keinen Anspruch machen; aber in der Welt habe ich mich einigermaßen umgesehen, und man muß wenig Welterfahrung haben, wenn man glaubt, ein paar junge Leute würden solche Zusammenkünfte fortsetzen ohne leidenschaftliche Gründe."

„Das weiß ich doch nicht," sagte der Pfarrer. „Aber die beobachtete Thatsache, Fräulein!"

„Ich muß Ihnen die Schlüsse daraus überlassen," erwiderte sie. „Die meinigen stehen fest." Sie erzählte darauf ihre Beobachtungen, und wenn sich dabei einige Zusätze und Uebertreibungen einschlichen, so mochte es sie entschuldigen, daß sie in ihrem Eifer selbst daran glaubte.

„Ich werde sofort mit Liddy sprechen," sagte die Pfarrerin. „Sie ist ein so reines, aufrichtiges und offenes Gemüth, daß sie mir nichts verschweigen wird."

„Thun Sie das, meine Beste," versetzte das Fräulein. „In solchen Fällen kann man nicht zu streng sein. Himmel, wie gefährlich könnte ein solches Beispiel für die Pensionärinnen werden! Wie könnte das ihre Einbildungskraft verderben, ihre Nachahmungssucht reizen! Nehmen Sie die Schuldige ja recht scharf vor. Ich hoffe, Sie finden Grund zu ihrer baldigen Entfernung, und jedenfalls müssen ihr die Besuche im Pfarrhause untersagt werden."

Der Hilfslehrer hatte mehrmals vergeblich einen schüchternen Versuch gemacht, zu Worte zu kommen, und der Pfarrer, der es wahrgenommen, forderte ihn zum Reden auf.

„Ich wollte mir nur erlauben, dreierlei zu bemerken," begann er, „und zwar erstens, daß ich von dem, was hier vorausgesetzt wird, kein Wort glaube. Zweitens, daß Liddy beim Schluß des letzten Kursus von der Anstalt als solcher feierlich entlassen und dabei ausdrücklich erklärt worden ist, sie verweile hier nur noch als Gast in vollkommener Freiheit; woraus folgen dürfte, daß wir zu einer Autorität über sie und zur Einmischung in ihre Angelegenheiten nicht mehr befugt sind."

„Sehr richtig," warf der Pfarrer dazwischen.

„Erlauben Sie!" rief das Fräulein.

„Lassen Sie den Herrn Kandidaten fortfahren," wehrte der Pfarrer.

„Drittens," fuhr Jener fort, „angenommen, die Vermuthung wäre begründet, so sagt doch Burdach: Wenn die Geschlechtsliebe einmal erwacht —"

„Hilf Himmel!" rief die kleine Lehrerin; „welch unschickliche Ausdrücke! Pfui, Herr Kandidat! Wir verlangen nicht zu hören, was Burdach sagt, und ich hoffe, Sie bringen solche Worte nicht in den Hörbereich der Schülerinnen."

„O, da wird ja in solchen Dingen nicht unterrichtet," sagte er unschuldig, setzte aber das angefangene Citat nicht fort.

Der Pfarrer unterdrückte ein Lächeln und sagte: „Der Herr Kandidat hat mit seiner zweiten Bemerkung vollkommen recht. Schon deshalb, aber auch überhaupt, darf Liddy nicht behelligt, darf mit ihr nicht darüber gesprochen werden. Mit meinem Neffen werde ich ohne Zögern reden. Ist die Sache begründet, so würde ich Alfred von ganzem Herzen Glück wünschen zu einer Frau von so vorzüglichen Eigenschaften. Die Anstalt, der Liddy nicht mehr angehört, hat nichts damit zu schaffen. Ob und was ich als Hausvater zu thun habe, ist meine Sache. Wir können diese Konferenz endigen.

Die Lehrerin hob Augen und Hände empor über diese himmelschreiende Entscheidung und entfernte sich mit Einer verdrießlichen Verbeugung; der Kandidat ging mit tiefsinnigem Nachdenken davon, und die Pfarrerin sagte, sie freue sich, aller Verantwortung überhoben zu sein, obgleich es ihr eigentlich leid war, bei einer so interessanten Angelegenheit nicht selbst Mitspielende zu sein. Der Pfarrer nahm seinen Hut und begab sich durch den Garten, in welchem sich da und dort ein paar Schülerinnen zeigten, zu Alfred.

Er traf ihn auf seinem Zimmer zwischen Aufrissen, Zeichnungen und Entwürfen, die theils an den Wänden hingen, theils auf Tischen ausgebreitet lagen, Beweise des Fleißes und der liebevollen Sorgfalt, womit sich Alfred seiner Aufgabe gewidmet hatte. Sichtlich aber hatte sich der junge Meister jetzt nicht mit ihnen beschäftigt. Roth vor Aufregung und wie Einer, der sich zusammennehmen müsse, trat er dem Oheim entgegen, reichte ihm die Hand, und sie setzten sich.

„Lieber Alfred," sagte der Pfarrer, „ich muß Dich um eine Auskunft bitten, welche unsre gute Liddy betrifft. Das

Digitized by Google

Feuerköpfige Goldhähnchen und ihre Jungen. Originalzeichnung von F. Specht.

Fräulein, unsre Lehrerin, will gesehen haben, daß Du und Liddy diesen Nachmittag —"

„Die blinzelnde Katze sollte sich um andre Dinge kümmern," unterbrach ihn Alfred heftig. „Ja, ich habe Liddy heute an der Steinbank im Walde aufgesucht."

„Nun," fuhr der Pfarrer ruhig fort, „dabei ist an sich ja nichts Unrechtes, und vielleicht macht die Kleine von diesem Zusammentreffen ganz unnöthiges Aufheben. Ich wünschte das nur von Dir selbst zu hören, damit ich, wenn dem so ist, ihre empörte Tugendhaftigkeit zur Ruhe sprechen könne. Für den entgegengesetzten Fall habe ich ihr bereits angedeutet, daß es sie durchaus nichts mehr angehe."

„Ich danke Dir, Onkel," sagte Alfred, indem er des Pfarrers Hand ergriff. „Ich vertraue Dir. Ich weiß, ich kann Dir vertrauen. Ich will Dir alles sagen."

„Halt ein," versetzte jener. „Liddy ist mir von ihrem Vormund anvertraut und es ist meine Pflicht, ihm nichts zu verschweigen, was sie näher angehen könnte."

„So schreib es ihm offen. Ich weiß, daß der berühmte Mechaniker Anton Dulf ein Ehrenmann von den besten Gesinnungen ist. Eben da Du eintratest, kämpfte ich mit mir, ob ich selbst ihm nicht Alles schreiben sollte. Vielleicht thue ich es doch noch. Schreibe Du ihm von mir und meinen Verhältnissen, was ich so nicht kann. Schreib ihm, daß ich Liddy aufs innigste verehre, aufs heißeste liebe, daß es mein höchster Wunsch sei, sie lebenslang glücklich zu machen, daß ich bestimmt wisse, sie erwiedere meine Empfindungen, und daß sie meine ehrliche Werbung nur zurückgewiesen um eines Versprechens willen, das sie ihrem längst verstorbenen Vater gegeben. Vielleicht weiß der Vormund darum. Sie selbst wollte nichts darüber sagen. Wenn er es kennt, so muß ich es erfahren, und das Hinderniß ihres und meines Lebensglückes muß hinweggeräumt werden, es koste was es wolle."

Er sprang auf und ging im Zimmer umher, als suche er einen Gegner, um mit ihm zu ringen. Der Oheim betrachtete ihn eine Zeit lang sinnend und sagte dann: „Glaubst Du, Alfred, Liddy würde je etwas thun, was sie für pflichtwidrig hält?"

„Könnte ich sie lieben, wie ich sie liebe," entgegnete jener, indem er stehen blieb, „wenn ich das glaubte, wenn ich das

Digitized by Google

forderte? Aber sie hat nicht gesagt, das Hinderniß sei unüberwindlich, wenigstens glaube ich das nicht. Und was ist denn unüberwindlich, wenn man will? Nur kennen muß man es, und jetzt tappe ich wie im Nebel."

„Deutete sie nicht an, welcher Art es sein könne?"

„Nicht im entferntesten. Sie wollte nicht einmal sagen, ob ihr Vormund darum wisse; aber vielleicht könne sie die Zeit beschleunigen, daß ich es erführe."

„Das ist sonderbar," versetzte der Pfarrer, „aber umherzurathen ist unnütz. Und nun höre mich an, Alfred. Als Dein Onkel, der Dich aufrichtig liebt und Dich sowie Liddy kennt, billige ich Deine Wahl von ganzer Seele, obgleich ich wünsche, Du hättest Dich ihr nicht erklärt, so lange sie noch unter meiner Obhut ist. Doch es ist einmal geschehen. Natürlich werde ich Herrn Dulf das Vorgefallene schreiben, doch nicht als Dein Anwalt, obgleich ich von Dir sagen werde, was ich mit gutem Gewissen sagen kann. Auch werde ich es erst in einigen Tagen thun, um Liddy vorher noch zu beobachten. Daß Du ihm schreibst, finde ich durchaus in der Ordnung, laß aber Deinen Brief dem meinigen nicht vorausgehen. Und jetzt noch Eins!" fuhr er fort, indem er aufstand. „Ich verlasse mich auf Dich, daß Du jede Zusammenkunft mit Liddy vermeidest, bis wir Antwort von Herrn Dulf haben."

Alfred sah ihn fest an, ging dann einige Mal im Zimmer auf und ab, blieb wieder vor ihm stehen und sagte: „Ich bin kein stürmischer Knabe, wenn auch nicht in der Stimmung, Zweckmäßigkeiten abzuwägen. Du vermagst das, und ich habe noch nie bereut, Deinem Rath oder Willen zu folgen. Ich verspreche Dirs auch jetzt, so hart es mich ankommt. Verlaß Dich auf mich."

Sie drückten sich die Hände und der Pfarrer ging. Sein schließliches Verlangen an Alfred hätte er nicht auszusprechen brauchen. Liddy verließ ihr Zimmer nur noch, um den gemeinsamen Mahlzeiten beizuwohnen. Aber ihre ehemalige Blässe war wiedergekehrt und wich nur einem flüchtigen leisen Erröthen, wenn sie sich beobachtet fühlte, und in den edlen Formen ihrer Züge, in den herrlichen Augen, in ihrem ganzen Erscheinen und Benehmen zeigte sich eine wundersame Mischung von lieblicher Weichheit und geklärter Festigkeit. Es war eine Verwandlung über sie gekommen, die Jedem auffiel und den Pfarrer nicht in Zweifel ließ über ihre Empfindungen.

(Schluß folgt.)

Aus dem Frühlingsleben der Meisen und ihrer Verwandten.

Nachdruck verboten. Ges. v. 11./VI. 70.

Von **W. Thienemann.**

II.*)

Auch im Frühjahr und Sommer kann es wohl geschehen, daß man die Haubenmeisen in Gesellschaft des Goldhähnchens antrifft, mit dem sie in anderen Jahreszeiten so gute Freundschaft halten, weil sie ihm, so verschieden beide auch aussehen, doch nahe verwandt sind.

Treten wir an einem stillen sonnigen Tage des schönen Monat Mai in einen Nadelwald, so hören wir neben den Meisenstimmen und sonstigen Vogelgesängen auch ein feines, aber lautschallendes „Sisiši, sisiši", ein wenig schnarrend gerufen, in das allgemeine Vogelkonzert einfallen. Vergebens sehen wir uns nach dem Urheber dieser Töne um. Sind wir unkundig, so entdecken wir denselben nie. Aber der Kundige versteht sich auf den Ruf und freut sich desselben im Herzen. Ohr und Herz, so fern sie einander liegen, stehen sich im Grunde genommen doch recht nahe. Es ist der Frühlingsruf des niedlichen Goldhähnchens, eines ganz allerliebsten zarten Vögelchens mit olivengrünem Rücken und einem schwarz gerandeten orangegelben Streifen über dem Scheitel. Diesen Scheitel kann das Vögelchen im Affekt aufrichten, wodurch das Hochgelb sich noch mehr ausbreitet und um so leuchtender wird. Die Frühlingssonne trieb auch diesen kleinen Erdenbürger in den schönen duftenden Kiefernbestand zurück, den er bei seinen Streifereien mit den Gefährten vor ein paar Monaten verließ. Doch blieb auch manches Pärchen im gemischten Holz, ja auch wohl in einem wohlangelegten Park, wo es Fichten und Tannen zwischen den Linden und Platanen gibt. Namentlich können wir solches von dem feuerköpfigen Goldhähnchen (Regulus ignicapillus) berichten, während das gelbköpfige (Reg. flavicapillus) lieber dem Walde zueilt. Erst der scharfsinnige Pastor Brehm hat beide Arten, welche früher mit einander verwechselt wurden, von einander geschieden. Und in der That ist auch der Färbungsunterschied hervorstechend; denn trotz aller Aehnlichkeit fällt uns bei genauer Vergleichung sehr bald auf, daß das Feuerköpfchen einen dunkeln von der Schnabelwurzel durch das Auge laufenden Streifen besitzt, welcher dem Gelbköpfchen fehlt. Auch ist ersteres ein Zugvogel, der uns im Winter verläßt.

Zu derselben Zeit, wo die Kohlmeisen zur Brut schreiten, treffen auch die Goldhähnchen Anstalt zu diesem wichtigen Geschäfte. Nicht jedoch in der verborgenen Höhlung des Baumes wählen sie sich den Wohnsitz, sondern in der äußersten Spitze eines schlanken seitwärts vom Stamme abstehenden Kiefern- oder Tannenastes. Dort verflechten sie 4 bis 5 kleine Zweige mit einander und mitten hinein bauen sie das reizendste Nestchen von der Welt. Das Weibchen bringt die feinsten Spinnewebe herbei, um sie gleichsam als Zauberfäden zu benutzen, welche die mit grünen Nadeln besetzten Zweiglein magisch verbinden, so daß das künstlich hineingebaute Nest fest und sicher hängt und sowohl vor des Menschen als des Raubthiers Augen verborgen ist. Grünes Moos bildet dann die Unterlage. Feine Haare werden hineinverwebt. Im Walde thun es Reh-, Hirsch- und Hasenhaare; im herrschaftlichen Park, wo diese Waare nicht zu haben ist, thun es auch die langen Haare der Leonberger Rüden, welche letztere, ihre Herrin durch die breiten Gänge begleitend, im Frühjahre einen Theil ihres Winterpelzes zum Vortheile der Brutvögel dort umherstreuen. Den Napf polstern sie aufs feinste mit Federn aus. Brustfedern von dem grünen Schwunsch (Fringilla chloris) und dem Edelfink sind gewöhnlich darunter zu finden. Wer sich speziell dafür interessirt, dem sei gesagt, daß dieser weiche Bau 8,4 Centim. hoch und 8 Centim. breit ist. Der Napf hält 4 Centim. nach jeder Richtung hin.

Ist nun unter Frühlingsgezwitscher und mit Frühlingseifer des Nestchen vollendet, so werden 9 bis 10 Eierchen hineingelegt, winzig klein, gelblich- oder röthlich-weiß mit feinem dunkleren Kränzchen am stumpfen Ende. Es sind die kleinsten Eier unseres Erdtheils, kaum erbsengroß. Wohl jeden Tag legt das Weibchen eins und brütet gewöhnlich vom 4. oder 5. Legetage an, so daß am 13. Tage der Brütezeit 4 oder 5 und dann an jedem folgenden Tage noch eins ihrer Söhne und Töchter auskommen, bis die ganze Nachkommenschaft da ist.

O wie wimmelt dann der winzige Raum von den kleinen Fressern, welche sofort, weit die Schnäbel aufsperrend, die fürsorgenden Eltern mit feinem Zirpen um Nahrung anflehen, die jene nun emsig herbeitragen. Man sollte meinen, daß der kleine 4 Centim. haltende Raum das ganze nun rasch heranwachsende Gehecke gar nicht fassen könnte; aber das elastische Nestgewebe dehnt sich aus gerade wie auch bei der Schwanzmeise; es wird keins der Kleinen entbehrlich noch überflüssig, und sitzen die kleinen allerliebsten Weltbürger erst flügge um das Nest herum, wie es der Künstler so naturgetreu auf unserem Bilde dargestellt hat, dann haben die kleinen netten Eltern vollauf zu thun, daß sie das tägliche Brot in Gestalt von Würmchen, Räupchen, Fliegen ꝛc. herbeischaffen. Sie thun es aber gern und mit bewundernswerther Emsigkeit und zeigen ein rührendes Bild fürsorglicher ausdauernder Elternliebe.

Nun sehen wir aber auch wieder einmal nach unseren Schwanzmeisen im feuchten Buschwäldchen am Flußufer. Auch ihnen ist eine zahlreiche Nachkommenschaft geschenkt worden.

*) Vgl. I in Nr. 27. S. 428 ff.

Digitized by Google

Die Jungen machen ihnen viel zu schaffen und geben ihnen Arbeit ohne Unterlaß, bis sie nach 2 oder 3 Wochen allein durch die Bäume gaukeln und sich ihr Brot selbst suchen, worauf die Alten gleich zur neuen Brut schreiten. Doch das alte Nest ist zerfetzt und zertreten. Es wird daher an einer andern passenden Stelle ein neues jedoch kleineres mit weniger dicken Wänden erbaut und eine geringere Zahl Eier hineingelegt.

Und unsere Kohlmeise im Mauerloche? Eifrig hat sie gebrütet und sich kaum ein paar Minuten täglich Zeit genommen, das Nest zu verlassen, um das Gefieder nur einigermaßen in Ordnung zu bringen; aber strecken erst die 12 bis 14 kleinen Schreihälse ihr die hungrigen Schnäbel entgegen, dann ist auf einige Wochen gar nicht mehr Zeit zum Putzen. Die Mutterliebe vergißt sich selbst über den Kindern, und das sonst so schmucke nette Thierchen wird nach und nach ganz ruppig. — Wer muß hierbei nicht an so manche Mutter denken, welche vor Sorge um die Kinder zur gehörigen Zeit nicht zur Toilette kommen kann? — Aber die kleinen Meisenkinder gedeihen, und das ist die Hauptsache. Anfangs sitzen sie, nachdem sie das Nest verlassen haben, alle auf einem dünnen Aestchen des nächsten Baumes. Nur das Nesthäkchen, welches zuletzt ausflog, ist nicht bis dahin gelangt. Es hat sich auf den obersten Zweig eines nahen Himbeerbusches postirt, von wo es gleich den hungrigen Geschwistern auf dem Baume sein ewiges „Schä-dä-dä-däh" hören läßt, gleichviel, ob es eben gefüttert ist oder nicht. Da kommt, angelockt von dem Lärm, eine Katze leisen Schrittes dahergeschlichen. Die Alten haben sie bald entdeckt. „Pinkterrrr!" lautet der ängstliche Warnungsruf. Die Kleinen verstehen ihn wohl und flüchten eiligst höher hinauf; selbst das Nesthäkchen nimmt alle Kraft zusammen und gelangt glücklich auf den untersten Zweig der dichtbelaubten Kastanien — es ist geborgen und gerettet. Nur noch ein paar Tage Geduld! und die kleine Schar sucht sich, von den sorgsamen Eltern angeleitet, ihre Nahrung selbst, zieht von Garten zu Garten, von Wäldchen zu Wäldchen; und die Alten? Sie schreiten zu einer zweiten Brut, die ihnen wieder 4 bis 6 Wochen Zeit kostet.

Den Blaumeisen im hohlen Birnbaum des Gartens und in der alten Weide am klaren Bache, den Tannen- und Haubenmeisen sammt den Goldhähnchen im Nadelwalde geht es ebenso. Die Sorge für ihre Kinder nimmt die ganze Frühlings- und Sommerzeit in Anspruch, und sind endlich alle Kinder erzogen, so daß die Eltern frei von Familiensorgen ihr Leben genießen könnten — dann bricht schon der Herbst mit seinen kalten Tagen und langen Nächten herein und macht solches unmöglich.

So geht es uns Menschenkindern auch. Manche Eltern kommen über den Sorgen für Haus, Beruf und Familie nicht dazu, den Frühling und Sommer ihres Lebens so zu genießen, wie sie es wohl einst gehofft hatten; wenn sie aber endlich ihre Kinder versorgt wissen und es dabei durch Arbeit und Mühe soweit gebracht haben, ein behagliches Dasein nach ihren Wünschen zu führen, dann kommt auch, ehe sie es sich versehen, des Lebens Herbst mit den Nachtfrösten des Rheumatismus und der Winter mit dem Schnee und der Kälte des Alters, welche sie nicht mehr genießen lassen, wozu ihnen die Gelegenheit geboten wird.

Solltest etwa du dich, lieber Leser, in derselben Lage befinden wie die Meiseneltern, unsere kleinen gefiederten Freunde, so siehe deine Kinder an, für welche sorgend du entbehren mußtest, und dann traure nicht, sondern freue dich dessen, was du an ihnen gethan und was durch deine treue elterliche Fürsorge aus ihnen geworden! Die Meisen machen es auch so, und daraus erwachsen ihnen tausend Herbst- und Winterfreuden, in welche wir uns ein anderes Mal versenken wollen.

Schleimige und trockene oder Lungenspitzenschwindsucht.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von Dr. **Paul Niemeyer.**

Immer mehr ist es üblich geworden, von „der" Lungenschwindsucht zu sprechen als von einer einzig dastehenden Krankheit und diesen Namen mit dem Ausdrucke einer Angst auszusprechen, welche zu der sonstigen Freisinnigkeit unseres „aufgeklärten" Jahrhunderts in merkwürdigem Gegensatze steht. Wehe dem Hausarzte, der einem Hustenpatienten das böse Wort frank und frei ins Gesicht sagt — mit der ganzen Familie nebst Anhang hat er's für immer verdorben! Täuscht aber nicht alles, so birgt sich hinter dieser Gespensterfurcht das böse Gewissen von langer Hand begangener Fehlgriffe und Unterlassungen, welche einen von Haus aus gesund angelegten, sich bis zum letzten Athemzuge ans Leben klammernden Angehörigen vorzeitigem Siechthum überlieferten.

Nicht eher wird dieser Nothstand weichen, als bis Aerzte, Patienten und Verwandte, der Gefahr rechtzeitig ins Auge schauend, sie beim wahren Namen nennen, aber auch ungesäumt nicht blos eine vertheidigende, sondern eine angreifende Stellung nehmen. Vor allem jedoch ist die alle Thatkraft lähmende Vorstellung vom „Tuberkel" als eines mit zur Welt gebrachten, unweigerlich sich entwickelnden Krankheitskeimes fallen zu lassen. Fast möchte man die aufklärende Thätigkeit beklagen, wenn man das Publikum mit einem Begriffe arbeiten sieht, der für populäres Wissen völlig werthlos, auch in der Wissenschaft eine enge Fachfrage bildet, über deren Inhalt die Gelehrten selbst nichts weniger als einig sind. Vielleicht trägt vorliegende Zusammenfassung der in meinen „Medizinischen Abhandlungen" enthaltenen Untersuchungen zur Anbahnung einer unbefangenen Auffassung bei.

Die vorangegangenen Aufsätze*) suchten in der Art vorzuarbeiten, daß sie „die" Lungenschwindsucht im Reigen einer Krankheitsfamilie vorführten, und nicht mit Schilderung der fertigen, sondern der in der Entstehung begriffenen Krankheit beginnend, vorläufig einfach von „Husten" sprachen, als einem den verschiedensten, ja anscheinend entgegengesetzten Zuständen eigenthümlichen Symptome. So wenig dies nach zünftlerischer Anschauung „exakt" heißen mag, so vollständig reicht es aus zu populärer Unterrichtung über Entstehung und Behandlung, welche beide ja allein von praktischem Werthe sind, während der „Leichenbefund" (die pathologische Anatomie), obenan die Tuberkelfrage, als todte Spezialität füglich Zunftgeheimniß bleibt.

Jede Art Husten, wenn verschleppt und unter Einwirkung der veranlassenden Schädlichkeit belassen, greift die Luftwege in immer größerer Ausdehnung an, bringt durch Verkümmerung der Blutbildung, bei der ja die Lunge eine erste Rolle spielt, die Ernährung herunter und führt schließlich durch völlige Zerstörung des Athmungsorganes als solchen den Tod durch Erstickung herbei. Das Bild dieser den Körper allmählich unterwühlenden Krankheit nennt man Siechthum, Auszehrung oder Schwindsucht, welche nach den in den beiden vorigen Aufsätzen geschilderten Formen in zwei Haupttlassen zerfällt. Demnach unterschieden schon die alten Aerzte eine schleimige und eine trockene Schwindsucht, erstere wohl auch „Brustwassersucht", letztere Auszehrung schlechthin nennend. Die Neuzeit hätte diese beiden Diagnosen, wenigstens im praktischen Verkehre, nicht veralten lassen, sondern sich darauf beschränken sollen, sie in ihre Einzelheiten „exakt" zu zerlegen, was hiermit in aller Kürze versucht sei.

Erstens also der Schleimhusten ruinirt die elastische Kraft der Lungenzellen, macht deren viele sogar platzen (sogenanntes Emphysem), bringt den Körper herunter, indem er mit dem Auswurfe die Säfte eines ihrer wichtigsten Bestandtheile, des Eiweißes, beraubt. Das Schlußbild ist ganz dasselbe wie bei „der" Lungenschwindsucht: Abmagerung, Kräfteverfall, blausüchtiges Aussehen, Wassersucht. Der Unterschied ist nur der, daß die Krankheit sich Jahrzehnte lang hinschleppt, Verschlimmerung mit Besserung abwechselt und die Todesfälle bei ihrer Zerstreutheit nicht so laut ins Gerede kommen. In Spitälern, Arbeitshäusern, Pfründneranstalten aber findet sich stets, zumal zur Winterszeit, ein Dutzend und mehr solcher Schwindsüchtigen beisammen. Ich weiß in der That nicht, ob ich's unbedingt

*) Vgl. XI. Jahrg. Nr. 52. XII. Jahrg. Nr. 8.

Digitized by Google

tadeln soll, daß dem Schleimhusten nicht genug Aufmerksamkeit geschenkt wird; wenigstens muß ich dieser Unachtsamkeit das Gute nachsagen, daß sie, ohne es zu wissen, vom Huster die ruhmenhafte Vielgeschäftigkeit fern hält, welche beim trockenen Schwindsüchtigen Abzehrung und Verfall vorzeitig fördert. Der Schleimhuster, auf den Spruch bauend: „wer lange (!) hustet, lebt lange," bleibt nicht so leicht zu Hause, am wenigsten im Bett, in dem ihm unrichtiges Liegen ohnehin das Athmen erschwert, nimmt auch nicht gern Medizin ein, erhält sich aber durch vielseitiges Essen und Trinken vollsaftig, badet dabei öfter, am liebsten russisch oder römisch, obwohl es das einfache Wannenbad auch thäte, geht wegen anderweitiger mit dem ungenauen Ausdruck „Leberschaden" oder „Hämorrhoiden" belegter Beschwerden alljährlich nach Karlsbad, Kissingen, Marienbad. Einige Todesfälle im Alter unter 30 Jahren sind mir aus der Spitalpraxis erinnerlich, die meisten aber bringen es zu einer Stufe, welche Siechthum mit anderen Grundkrankheiten theilt, bei der überhaupt, wie ein Artikel in Nr. 16 v. Jahrg. in weiter Umschau ausführte, Verkürzung des Lebens leider nicht mehr ungewöhnlich erscheint. Eben dort wurde aber auch ausgeführt, daß bei Vergleichung zwischen Sonst und Jetzt auch diese Todesfälle ein Ableben durch vorzeitiges, selbstverschuldetes Siechthum bezeichnen.

Ganz verschieden ist die landesübliche Wartung des trockenen Hustens: Berufene und Unberufene vereinigen sich hier, um der lahmen Lunge alles vorzuenthalten, was ihre Fischnatur vor weiterem Verfall schützen — der Säftemischung alles zu entziehen, was die Lösung fördern könnte. Wenn man immer nur an offiziellen Stätten vom „Aussehen der Gefangenen" spricht, so übersieht man jene Schar offiziöser Gefangener, deren ausgemergeltes Aussehen sich von jenem in nichts unterscheidet, weil es ebenfalls durch Verurtheilung zu Sperrluft, Bewegungslosigkeit, Nichtbaden ꝛc. genährt wird. Schon viel würde an der hohen Sterblichkeitsziffer der Schwindsüchtigen in weiterem Sinne gemindert, wenn häusliche Pflege sich von der luft- und wasserscheuen Mißhandlung zu einem, kurz gesagt, hygieinischen Plane bekehrte, wie ihn ein folgender Aufsatz entwerfen soll, während dieser vorerst die Naturgeschichte der Krankheit zu erledigen hat.

Die trockene Schwindsucht stellt sich dem Gefühlsmenschen schon gleich dadurch im Lichte besonderer Bösartigkeit dar, daß sie ihre Opfer meist in den Jahren der Blüte dahinrafft und so den Verdacht einer schon vom Keime erworbenen Grundlage erweckt; eine Anschauung, welche es vornehmlich verschulden mag, daß man den vermeintlichen Todeskandidaten verhätscheln zu müssen, nicht aber mit naturwüchsigen Exerzitien „quälen" zu dürfen glaubt. Dem Unbefangenen jedoch ist es schon längst nicht mehr entgangen, daß nicht wenige ihrer Zeit als „schwindsüchtig" Verschrieene, denen selbst renommirte Aerzte „kein Jahr mehr zu leben gaben", ganz andere Menschen wurden, mit ihrem hageren Körperbau, langem Halse, schmalem Gesichte Vierziger wurden, seitdem sie den Ammen- und Muhmenregeln entsagend, frisch und fröhlich drauf los lebten und „Schwindsucht" Schwindsucht sein ließen. Wissenschaftlich steht fest, daß noch niemals jemand „die" Schwindsucht zur Welt gebracht, daß diese Krankheit vielmehr immer erst, zum größten Theil durch eigenes Verschulden erworben wurde, und zwar durch die der ersten Jugend von Kultur und Erziehung vorgeschriebenen Lebensgewohnheiten, wie denn „die" Schwindsucht schon lange den amtlichen Namen einer „Geißel der civilisirten (sic!) Gesellschaft" trägt, bei Naturvölkern dagegen unbekannt ist. Am ärgsten haust sie unter dem binnenländischen Pfahlbürgerthum, welches, von Geschlecht zu Geschlecht an der Scholle klebend, den Sohn wie den Enkel in die beruflichen Fußstapfen des Großvaters und des Vaters treten, zeitlebens den Dunst derselben, für die wachsende Familie immer enger werdenden Wohnstätte, die Luft desselben Kirchthurmbezirkes athmen heißt. Ein heilverkündender Lichtstrahl fällt so eben auf diese Einöde mit dem Aufschwung, den unser Vaterland im Range der Staaten genommen, der in Entfaltung des Seewesens, des immer regeren Verkehrs mit der neuen Welt das versumpfte Philisterthum zu neuem Leben erwecken wird. Wenn man bis jetzt moralisch Verkommene gern „nach Amerika" beförderte, so wird man hoffentlich bald auch auf den gesünderen Gedanken kommen, körperliche Schwächlinge der binnenländischen Drillung dadurch zu entziehen, daß man sie auf See schickt.

Die sogenannte Schwindsuchtsanlage besteht lediglich in verhältnißmäßig schwächlichem Körperbau, der aber gegen den kräftigen zunächst nur in dem Stücke im Nachtheile steht, daß er Verschonung mit solchen Gewohnheiten verlangt, welche die freie und gleichmäßige Entwicklung hindern und dadurch mittelbar die Lebensfähigkeit innerer Organe schädigen können. Der von Haus aus starknochige muskelkräftige Körper mag es aushalten, daß er täglich seine sechs Stunden mit verschränkten Gliedmaßen und zusammengepreßter Brust auf unrichtigem Sitze in schlechter Luft verharrt; der zartknochige muskelschwache bedarf gar nicht erst dieser positiven Schädigung, sondern nur der Unterlassung ausdrücklicher, die Glieder übender, die Brustwege ausweitender und reinigender Exerzitien, um — schmalbrüstig zu werden. Möchten doch die Eltern, die ihre Kinder „von Natur aus" schmalbrüstig heißen, sich durch Rücksicht auf die Pflichtenlast, welche diese Darlegung ihnen diktirt, nicht abhalten lassen, sie einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen! Wie ein Exempel stimmt dazu, was die Statistik, diese unerbittliche Zeugin der Wahrheit, über den Ausbruch „der" Schwindsucht verkündet: bis zum 7. Jahre beträgt der Menschenverlust durch diese (angeblich angeborene!) Krankheit einen verschwindend kleinen Bruchtheil, nämlich nur $^1/_{66}$, um sich vom 10. bis 15. und hinauf zum 25. Jahre auf 45 Prozent, also fast die Hälfte aller Todesfälle, zu erheben. Angesichts solcher Zahlen wird sich der Befangenste der Erwägung nicht entziehen können, warum die „von Natur aus" bestehende Anlage immer erst dann zum Vorschein kommt, wenn der damit Behaftete drei Jahre lang auf der Schulbank gesessen!

Daß die unter den Kulturvölkern ebenfalls weit verbreitete hohe Schulter und ihre höhere Stufe, die Buckelbildung, sich lediglich aus dem durch falsche Sitzhaltung eingeleiteten Schiefwuchse entwickelt, ist eine schon sehr populär gewordene Wahrheit. Hoffentlich wird sich ihr bald die andere so nahe verwandte anschließen, daß auch Verflachung und Verschmälerung der Brust aus unrichtiger oder, wie ich's früher näher bezeichnete, hockender Brusthaltung hervorgeht. Man betrachte nur aufmerksam eine Reihe in der Schulbank eingepferchter Kinder: die Schultern werden weit nach außen („flügelförmig") gehalten, die vordere Brustwand aber von hinten her zusammengepreßt: das vollständige Bild dessen, was, wenn es in Verwachsung übergegangen, den „schwindsüchtigen Habitus" darstellt. Der Kern dieser Mißstaltung aber sitzt tiefer, nämlich in den beiden obersten, Augen und Hand verborgenen Rippenringen, welche eine Einschnürung („Stenose") erfahren, die bis 3 Centimeter unter der Normweite betragen kann. Aber auf diesen Punkt bleibt der Schaden nicht beschränkt, sondern er zieht mittelbar den ganzen Brustkasten ins Verderben. Es ist nämlich die Thätigkeit der beiden oberen Rippen für die aller übrigen maßgebend, etwa so wie am Schnepperschloß die Feder. Wie diese, wenn kaput, dem ganzen Schlosse die Schließkraft benimmt, so beraubt jene Einschnürung des oberen Rippenringes den ganzen Brustkorb jener Springfederkraft, welche die Seele des flotten, vollen Athmens bildet. Dieser Zustand, wenn vorhanden, trägt im Verein mit der früher schon geschilderten Schwäche des Athemorganes wesentlich zur Unterhaltung beständiger Kurzathmigkeit bei, macht den Schmalbrüstigen bei der geringsten Gelegenheit hüsteln oder auf geringen Hustenreiz gleich mit einem Krampfanfalle antworten.

Schmalbrüstigkeit nun führt um so rascher zu Siechthum, je mehr ihr von innen durch Schädigung der Lunge selbst in die Hände gearbeitet wird, und wie diese unter dem Einflusse unreiner verdorbener Luft zu Stande kommt, ist dem Leser aus den früheren Artikeln erinnerlich. Hier kommt es noch darauf an, zu zeigen, wie es namentlich der Einschnürung der oberen Rippenringe zuzuschreiben ist, daß die trockene Schwindsucht sich vorerst in einseitiger Weise auf einen bestimmten Abschnitt wirft.

Während der Schleimhusten, weil nicht durch Schmalbrüstigkeit gestört, sich gemächlich bald hier bald da, zumeist auf

Digitized by Google

dem weiten Felde der unteren Lungenabschnitte ausbreitet, zeigt der trockene die vielberufene Eigenthümlichkeit, daß er sich stets zuerst in den Lungenspitzen einnistet, was um so auffallender, als dieser Abschnitt von allen anderen Lungenkrankheiten, ja selbst vom „Tuberkel" verschont, höchstens erst ganz zuletzt befallen zu werden pflegt. Kein Zweifel also, daß diese Eigenthümlichkeit nur unter Mithilfe äußerer mechanischer Umstände zu Stande kommen muß, wie ich dies dem in unzeitiger, halber Gelehrsamkeit nicht befangenen Leser sofort klar zu machen hoffe. Er denke sich also die Lungenspitzen zu beiden Seiten des Schultergürtels wie in Nischen geborgen und durch einen Luftröhrenast mit der Außenluft verbunden, so stellen sie, namentlich die rechte mit ihrem verhältnißmäßig weiten Rohre, eine förmliche Falle für alles dar, was die Luftwege an Dunst und Staub einsaugen. Weit ungünstiger sind dagegen die Verhältnisse für Ausathmung und Aushusten, weil einerseits das Gewicht des Schultergürtels dem vollen Athemspiele hinderlich ist, andererseits die Beförderung des Schleimes erst von oben nach unten und dann wieder, wie um die Ecke, nach oben gerichtet sein muß. Nach Ausweis der Leichenöffnungen finden sich denn bei fast allen Erwachsenen, gleichgiltig, woran sie gestorben, in den Lungenspitzen Verödungen, Staubnester und sonstige „Herde" der Verderbniß in kleinerem Maßstabe, weil sie meistens einen gut entwickelten Brustkorb hatten. Denken wir uns nun solche Lungenspitze überdies von einem zu engen Rippenring umschnürt, so ist sie etwa einem Tabaksbeutel vergleichbar, dessen Schnürband, stark zusammengezogen, der Ausleerung vollends im Wege ist. Nicht nur Dunst und Staub setzen sich nunmehr in diesen Fallen, wie ich's oben nannte, fest, sondern auch der Blutlauf geräth ins Stocken und befindet sich fortwährend im Zustande der Kongestion und Erhitzung. Nun denke sich der Leser, unter Vergegenwärtigung der früher aufgezählten Einzelheiten des trockenen Hustens, eine unter Hustenreiz arbeitende flache Brust mit eingeschnürten Lungenspitzen, so wird er die Schädigung, welche das Werk der Lösung bereitet, ermessen können. Im Anfang wird so gut wie kein Schleim ausgehustet, sondern nur einzelne, den Lungenspitzen unter Hängen und Würgen abgerungene „Zaddern", oft schwarz punktirt, „froschlaichartig" von Staubtheilchen und unter dem Mikroskop Fasern des Lungengewebes enthüllend. Erst mit der Zeit wird die Lungenspitze durch die beständige Kongestion und Erschütterung geschwürig, bekommt erst kleinere, dann größere Löcher („Cavernen"), welche sich zu Schleim oder richtiger: Eiter absondernden Herden entwickeln. Dies Zerstörungswerk vollzieht sich um so rascher, je mehr durch die schon gerügte Behandlung der Brachlegung der ganzen Lunge und der Rückwirkung auf die Gesammternährung Vorschub geleistet wird. Im Winter zumal macht Stuben- und Bettgefangenschaft mit allem, was Schädliches drum und dran hängt, die Abzehrung „galoppiren" und so hat man's leider schon als etwas Selbstverständliches betrachten gelernt, daß der trockene Schwindsüchtige des Herbstes „den Kukuk nimmer schreien hören" werde.

Nicht wenigen mag es schwer eingehen, daß eine so viel besprochene, mit solchem Aufwande von Gelehrsamkeit behandelte Krankheit sich aus solchen, ich möchte sagen, gemeinen Ursachen entwickeln solle. Deshalb muß ich schließlich hervorheben, daß diese — wie mir scheint, bestens in sich abgeschlossene — Lehre durchaus nicht von gestern ist. Hat sie zwar von jeher nur bei einer nicht blos anatomisch, sondern auch hygieinisch geschulten Minderheit Vertretung gefunden, so dürften unter dieser Namen wie Morton, Ramadge, Mendelssohn, Henle, F. Günsburg u. a. doch schwer wiegen. Indessen auch vom anatomischen Standpunkte ist sie in „exakter" Form von dem geistvollen A. W. Frennd (Breslau) sicher begründet worden. Die so eben in weitere Kreise dringende hygieinische Richtung verspricht eine Wandlung anzubahnen, der sich auch die Mehrheit auf die Dauer nicht verschließen können wird. Auf populärem Gebiet ist sie sicherlich allein geeignet, Mißverständniß oder Halbwisserei zu verhüten und zu fruchtbarer Praxis anzuleiten. Ist's mir gelungen, mich klar zu machen, so wird der Leser gern die Neuerung annehmen, daß er nicht mehr von „der" Lungenschwindsucht schlechthin, sondern von Lungenschwindsuch t e n im allgemeinen und von Lungenspitzenschwindsucht im besonderen spricht.

Ein verhängnißvoller Befehl.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70

Historische Skizze von **Georg Hiltl.**

(Zu dem Bilde auf S. 493.)

Das Wirthshaus „Zum goldnen Ankerstock" war am äußersten Ende des Kais gelegen, der längs des Londoner Hafens sich hinzog. Wenn man die Steintreppe des alten Hauses hinabgestiegen war, bedurfte es nur weniger Schritte bis zu dem Orte, wo die kleinen Boote anlegten, welche den Verkehr zwischen den großen Schiffen und dem Lande vermittelten, Menschen, Waaren und Güter aller Art ab- und einluden.

Um diese Anlegestellen liefen alte Gemäuer. Sie bestanden aus großen Quadersteinen und waren durch jenen Mörtel verbunden, der im Lauf der Zeit e i n s wird mit dem Gestein. Die Mauern standen daher schon seit grauer Vorzeit. Hie und da waren sie, um das Anlegen der Boote zu erleichtern, mit eisernen Haken oder mächtigen, in die Steinwand getriebenen Ringen versehen, durch welche die Matrosen ihre Taue zogen, die Boote festzumachen, wenn die See hoch ging.

Nebenbei dienten diese Gemäuer aber auch noch als Versammlungsort. Sie besaßen nämlich breite Brüstungen. Auf diesen nahmen zu jeder Tageszeit die lungernden, feiernden oder essenden Matrosen, die Schiffszimmerleute, Handlanger und Wachen des Hafens Platz. Hier — in langer Reihe nebeneinander sitzend — wurden die Neuigkeiten des Tages, die Berichte über angekommene oder absegelnde Schiffe ausgekramt. Hier lauerten oftmals, in scheinbar gleichgiltiger Unterhaltung begriffen, die Häscher auf ihren Fang; denn nicht selten versuchte ein flüchtiger Verbrecher, von der Bootsstelle aus nach dem Schiff zu entkommen, auf welchem er den Händen der Gerechtigkeit entzogen werden konnte. Endlich war das Gemäuer auch ein Aufenthalt derjenigen Personen, welche man heutzutage „Kommissionäre" nennen würde, die im Jahre 1637 aber eine Rotte ausgesuchter Tagediebe bildeten. Gleichwohl ließen sich ihre Dienste nicht entbehren.

All diese erwähnten Dinge hatten das Wirthshaus „Zum goldnen Ankerstock" in Ruf gebracht. Man konnte bequem von dort aus an die Schiffe gelangen; man war sicher, stets hinreichende Auskunft über die abgehenden und ankommenden Fahrzeuge zu erhalten, Nachrichten aller Art einziehen zu können und dienstwillige Leute zu finden. Außerdem hatte John Fish, der Wirth des Hauses, für gute Küche und Keller, so wie für geräumige Wohnzimmer gesorgt, von deren Fenstern aus die zur Abreise bereiten Gäste jederzeit ihre Blicke auf die im Hafen liegenden Schiffe richten und leicht das Fahrzeug erkennen konnten, durch welches sie über See befördert werden sollten.

John Fish erfreute sich also einer großen Kundschaft und damit auch eines ansehnlichen Vermögens. Das Gasthaus war stets voll von Gästen und Reisenden, die Herr Fish, ohne nach ihren politischen und religiösen Bekenntnissen zu fragen, gern bei sich aufnahm, wenn sie nur die nicht allzu billige Rechnung bezahlten. Wir sagten: politisch und religiös, und so war es auch. Die Zeiten, welche über England gekommen waren, erzeugten die Spaltung zwischen den Söhnen des Landes, deren Riß erst nach langen und blutigen Kämpfen sich schließen sollte. Des Königs schroffes Auftreten hatte die Gemüther erbittert. Es war die religiöse Unduldsamkeit, die ihr Haupt erhob; es war die Maßregelung der Gewissen, welche Karl I einzuführen begann. Wie viele auch gleichgiltig über die Bestrebungen geurtheilt haben mochten, die von Seiten der Regierung gemacht wurden — als sie zu Tage traten, wurden aus den Gleichgiltigen die glühendsten Vertheidiger der angegriffenen Freiheit.

Man fürchtete die Herrschaft des Papstthums; die kirchliche Reform, die der König durchsetzen wollte, trug so sehr den Stempel des Katholicismus, daß sie von den Bekennern der reineren Lehre verabscheut ward.

Als die Reichen, die Besten unter der Bevölkerung, die Einfluß ausübenden Personen selbst sich gegen die Reformen des Königs sträubten, sah das Volk in ihnen seine Führer, seine Schutzheiligen. Man hielt zu ihnen, und damit war der Schritt vom rein religiösen Streit auf das Gebiet der Politik gethan.

Ueberall bildeten sich Sekten; unabhängig von allen den harten Anordnungen der Regierung wollten die Sektirer ihre religiösen Uebungen nach ihrem Gefallen ordnen, ihre Einrichtungen sollten den republikanischen Charakter tragen. Die Regierung trat mit größter Strenge dagegen auf, die Verfolgung wurde allgemein. Die Independenten, die strengen Puritaner wurden aufgestöbert, wenn sie zusammenkamen, um nach ihrer Weise zu beten; sie fanden den Schutz in ihrem Vaterlande nicht mehr; sie begannen dieses Land zu fliehen, in welchem es verboten war, nach eignem Gutdünken zu beten, dessen Herrscher seinen Unterthanen befehlen wollte: in welcher Art die freien Leute ihren Gott verehren sollten.

Die Freiheit winkte von jenseits des Ozeans. Anfangs hunderte, dann tausende beschlossen auszuwandern, eine neue Heimat zu suchen. Die erste Zufluchtsstätte schien ihnen Holland. Von dort aus ward die Fahrt über den Ozean in die Wildnisse Amerikas angetreten; man fürchtete die unheimliche Nachbarschaft der Indianer, die Entbehrungen, denen man entgegenging, viel weniger als die maßlose Strenge eines Monarchen, dessen Räthe in beispielloser Verblendung gegen die Kinder des Landes eiferten, wenn sie in den Verdacht geriethen, jenen Verbindungen anzugehören, welche in ihrem enggeschlossenen Kreise das religiöse Leben nach eignem Ermessen ordneten.

Anfangs hatte der König den Auswanderungen eine gewisse Gleichgiltigkeit entgegengesetzt. Es schien, als sei er froh, eine Anzahl mißmuthiger und störrischer Unterthanen los zu werden. Mit Achselzucken sah man auf die mit Auswanderern beladenen Schiffe, welche dem Boden Englands fleißige Bebauer entführten.

Aber bald genug nahm diese Auswanderung so gewaltige Dimensionen an, daß denen unheimlich zu Muthe ward, welche die Kassen des Landes zu füllen hatten. Welche Reichthümer wurden aus England nach dem künftigen Wohnsitz geschleppt? Wie viele der besten unter seinen Bürgern verlor der König? Als das Jahr 1637 anbrach, berechneten die Finanzmänner, daß mehr als 12 Millionen baaren Geldes außer Landes gegangen seien. Der Zwang mußte sich weiter erstrecken. Schon berieth man zu London, wie dem Unwesen der Auswanderung ein Halt geboten werden könne.

* * *

Der Aprilmonat des Jahres 1637 war zu Ende. Eine milde Sonne warf ihre Strahlen auf London und vergoldete sanft die Dächer der alten Häuser, welche dicht an dem Ufer standen, und spielte, hie und da von tieferen Schatten unterbrochen, auf den Segeln der Schiffe.

Die Scheiben der Fenster des Wirthshauses „Zum goldnen Ankerstock" glühten im Abendsonnenschein; aus den Gewässern stiegen die Dünste, welche das Herannahen der Nacht verkünden.

In dem großen Zimmer des Wirthshauses war es zum Erdrücken voll von Menschen jeder Art, jeden Alters. Sie saßen an den langen Tischen, hier eine Gruppe um den großen Napf, der mit Speise gefüllt vor ihnen stand, dort um die vollen Bierkrüge versammelt, an einer anderen Stelle finster, in sich gekehrt, stumm und starr einander anblickend und zuweilen tiefe Seufzer ausstoßend. Dann wieder gewahrte man eine Gruppe, die, in dem dunkelsten Winkel sitzend, der Predigt eines seltsam gekleideten Mannes zuhörte: es waren Worte des Abschiedes, die der Sprecher an seine Zuhörer richtete.

All diese Leute waren umgeben von mehr oder minder großen Packeten, von Koffern und Kisten. Auf diesen selbst saßen Weiber, die Kinder säugend, und inmitten des Lärmens und Tobens, in der von Tabaksqualm geschwängerten Atmosphäre versuchten die Kleinen zu schlafen.

„Es wird immer ärger, immer massenhafter," sagte ein stämmiger Mann in der Tracht eines Bürgers zu John Fish, der, an seinem Schenktisch stehend, in das Gewimmel schaute.

„Ihr habt wohl Recht, Sir," entgegnete der Wirth. „Wenn's so weiter geht, wird man bald nach guten Bürgern in Alt-England suchen müssen."

„Was, zum Teufel! denkt der König?" brauste der andere auf.

„St!" machte der Wirth. „Redet nicht so laut. Die Spione des Bischofs und Straffords schleichen umher. Seit die Masse von schlimmen Schriften gegen Laud erschienen ist, ist der Beste nicht sicher."

Der stämmige Mann versenkte seinen Unwillen in den vor ihm stehenden Porterkrug. „Hm!" sagte er absetzend, „freilich, es scheint nicht viel Auserlesenes zu sein — lauter armselige Kleider."

„Ja, das scheint nur so," berichtigte der Wirth. „Was Ihr hier beisammen seht, sehe ich in gleicher Zahl alle Tage, und ich sage Euch, es sind gute Leute darunter. Die schlichte Kleidung macht's nicht allein. Wenn das Unglück kommt, sind alle einander gleich. Ihr könnt glauben, daß unter den einfachen Röcken viel reiche und gute Bürger verborgen sind — freilich auch mancher Galgenstrick geht mit hinaus — aber die größte Zahl sind alles streng ehrenwerthe Gentlemen, und die Sekte der Puritaner ist die beste. Sie meiden den Prunk — daher scheint Euch alles so ärmlich; schaut dort in die Ecke — seht Ihr den langen hageren Mann dort? Jetzt eben spricht er — er hält ein Buch in der Hand."

„Mein Seel, es ist Pym, der Sprecher von Lincolnshire! Was thut er hier?"

„Je nun, er ist den letzten Abend in England. Er wandert aus."

Der Stämmige ließ den Kopf auf seine Brust sinken.

„Hampden, Hasleig haben ebenfalls ihre Plätze auf dem Schiffe," fuhr John fort. „Und — wollt Ihr noch mehr wissen? Da blickt dorhin in die Ecke hinter dem Ofen. Seht Ihr die Masse von Ballen, Koffern und Kisten?"

„Ich sehe sie wohl."

„Es ist das Gepäck des sehr ehrenwerthen Oliver Cromwell, der morgen früh mit den Seinen England verläßt."

„Cromwell?" rief der Mann sich erhebend. „Das kann nicht sein! Er hat seine Zukunft auf sein Verbleiben im Vaterlande gebaut."

„Ihr irrt Euch," sagte Fish. „Und wollt Ihr es von ihm selber hören — da kommt er eben. Er schläft unter meinem Dach diese Nacht zum letzten Mal in England."

Der Mann, welchen John Fish bezeichnet hatte, schritt auf den Schenktisch zu. Er mußte sich dabei durch die Gruppen drängen, welche im Saale standen. Bei seiner Annäherung zog der Fremde sich zurück.

Cromwell stand dem Wirth gegenüber. „Wo ist das Zimmer, in welchem ich zu Nacht mit den Meinen verbleiben soll?" fragte er.

„Droben im ersten Stock," sagte Fish. „Euer Gestrengen können es gleich in Besitz nehmen. „Heda, Tom!"

Cromwell wendete sich zu dem herbeigerufenen Kellner, der sofort angewiesen wurde, dem Gast das Zimmer anzuweisen.

Ohne sich umzuschauen, verließ Cromwell den Saal.

„Ich muß ihn sprechen," sagte der Fremde, wieder zum Tisch tretend. „Ich muß ihn bitten, warnen."

Er bahnte sich einen Weg durch das Gedränge und verschwand hinter der großen, aus Segeltuch gebildeten Gardine, welche den weiten Gastraum von dem Vorflur trennte.

Hier angekommen, schritt er die breite Holzstiege hinauf, welche in den ersten Stock des Hauses führte. Er ging den Korridor entlang, auf den sich die Gastzimmer öffneten. Wenige Schritte vor einer der vielen Thüren blieb er stehen. Ein choralartiger Gesang schallte aus dem geschlossenen Zimmer. Einige Kinderstimmen so wie die von Erwachsenen intonirten ein geistliches Lied. Der Fremde lauschte, bis der Gesang beendet war, da[illegible] er an die Thür.

Digitized by Google

„Herein!" rief eine kraftvolle Mannesstimme, und zugleich ward die Thür geöffnet.

Der Fremde stand Cromwell gegenüber.

„Richmond!" rief Cromwell. „Ihr seid es? Tretet ein." Als Richmond dieser Einladung gefolgt war, ließ er seine Blicke in dem Zimmer umherschweifen. Er erblickte die Familie Cromwells, dessen Gattin, seine drei Kinder und einen alten, finster blickenden Diener.

„Ein Freund aus alter Zeit," sagte Cromwell, seiner Gattin Herrn Richmond vorstellend.

„Ich wollte —"

„Ihr wollt Abschied nehmen von mir und den Meinen?" unterbrach ihn Cromwell. „Das ist schön von Euch — um so höher zu achten, da Ihr ein Gegner unseres Bekenntnisses seid."

„Ihr irrt, Oliver," sagte Richmond. „Ich bin gekommen, Euch zu bitten, daß Ihr bleiben möget, daß Ihr nicht Euer Vaterland verlassen sollt, die Heimat, welche Euch theuer sein muß."

Cromwell lachte bitter. „Mit dem Anhänger der Regierung, dem Mann des Hofes ist darüber schwer zu streiten," sagte er. „Ich bin gewiß, daß Ihr genaue Kenntniß habt von dem, was über uns verhängt wurde; wie könnt Ihr, John Richmond, mir zum Bleiben rathen?"

„Ihr verkennt den König," fiel Richmond ein. „Wenn Ihr und die Eurigen dem edlen Herzen Karls vertrauen wolltet, bald würde eine bessere Zeit sich aufthun. Ihr müßt sagen, daß der Trotz der Eurigen den König erregt hat."

„Und darum das papistische Getreibe?" fuhr Cromwell auf. „Darum die Verfolgung derer, welche beten wollen, wie es ihnen beliebt? Nein, Freund, in diesem England ist kein Heil mehr für die Freiheit. Wir müssen sie über den Ozean tragen, vielleicht kommt sie von jenseits desselben zurück, um Rechenschaft zu fordern von wegen der Unterdrückung. Wir leben im Kampfe mit den Stuarts und ihren Freunden, seit wir unter dem ersten Jakob uns den politischen Gewaltthaten entgegenstemmten, wir weichen heute dem Despoten Karl. Richmond," fuhr er fort, seine Hand auf des Mannes Schulter legend: „Ich habe es dem Pfaffen Land prophezeit, da er mich aus des Königs Nähe verscheuchte, weil ich für den Bischof von Lincoln war, es wird der Herr über Euch kommen und Gericht halten. Auch Ihr habt damals gespottet, ich weiß es, Ihr und andere; aber ein jäher Spötter wird zu Schanden werden."

„Eben diese Worte waren es," wandte Richmond ein, „die manchen von uns nachdenklich machten. Ich gehöre zu denen, welche den Frieden wollen, und dabei sollte ein Mann wie Ihr mit Hand anlegen. Oliver, Ihr waret dereinst ein Gutgesinnter, waret wie ich dem Könige nicht abhold, bleibt in der Heimat, Ihr könnt Gutes stiften. Schon hat die Grafschaft Huntingdon Euch aufs neue gewählt, wenn Ihr Gutes fördern wollt."

„Es ist zu spät," sagte Cromwell dumpf. „Schaut dorthin!" Er stieß ein Fenster auf, welches den Blick auf den Hafen gewährte. Deutlich konnte man die Masse der Schiffe erkennen, deren Gewirr von Segeln und Tauen aus dem Dunkel aufzusteigen schien, und weithin blitzten die Lichter, welche an den Masten emporgezogen waren, ein dumpfer Lärm schallte aus der Ferne herüber.

„Es sind wohl hundert Fahrzeuge bereit, die Beleidigten und Bedrückten hinwegzuführen," sagte Cromwell. „Und," setzte er finster blickend drohend hinzu: „Vielleicht ist es gut für den Stuart, daß wir ausziehen wie einst die Kinder Israel aus dem Lande ihrer Peiniger."

„Und Ihr, Mrs. Cromwell," wandte Richmond sich zur Gattin des Puritaners. „Könnt Ihr so leicht die Heimat aufgeben?"

„Ich folge dem Manne, wie es das Weib thun soll," sagte die Frau mit Ergebung, „wir wollen das Elend unsrer Genossen nicht länger anschauen."

„Nun denn," rief Richmond sich erhebend, „mein letztes Wort an Euch, Oliver. Ich bin in diesem Hause, weil ich versuchen will, einige von den Verblendeten zurückzuführen — ich bin im Auftrage Lord Straffords hier, und Ihr, Oliver, seid einer von denen, welchen mein Auftrag besonders gilt. Kehrt um, ich bitte Euch! Der früheren Freundschaft gedenkend, die uns seit den Studienjahren auf dem Sidneykollegium in Cambridge verband, kam ich zu Euch. Ihr sollt wirken können für Euch, für die Euren. Lord Strafford sichert Euch eine treffliche Stellung im Rathe der Gemeinen, Ihr sollt Sprecher sein für Cambridge, sollt trotz William Laud mit den Geschäften für York betraut werden. Ihr habt zu wählen."

„Meine Wahl ist kurz," entgegnete Cromwell. „Wenn es nicht der Philister Strafford wäre, möchte ich mich bedenken, aber ich traue ihm nicht. Aus seinem Munde kommt die Lüge, seine Hände sind für die Gewalt, und wollte ich auch nochmals trauen, ich könnte nicht mehr zurück, denn ich habe gelobt, niemals mehr mich von den Gläubigen zu trennen, die morgen mit mir diesen treulosen Stuart verlassen."

„Euer letztes Wort?"

„Mein letztes."

„So ist mein Wunsch für Euch, möget Ihr nie bereuen," sagte Richmond, sich von dem Sessel erhebend. „Möge Euch das neue Vaterland glücklich machen, das alte habt Ihr von Euch gestoßen."

„Uns stößt dieses Mutterland aus —," rief Cromwell.

In diesem Augenblicke erschallte von der Stadtseite her wieder ein dumpfer Gesang. Er kam immer näher. Viele hundert Sänger schienen sich vereint zu haben.

„Was ist das?" sagte Richmond.

„Es werden Auswanderer sein, die mit Gesang und Gebet zum Hafen ziehen," sagte Cromwell, der schon die Thür geöffnet hatte und auf den Korridor trat, dessen Fenster auf die Straße gingen. Cromwell und die Seinen, ebenso Richmond traten an das geöffnete Fenster. Die sanft aufsteigende enge Straße herab kam ein langer Zug, Männer, Frauen, Greise, Kinder — jedes Alter und Geschlecht war vertreten. All diese Leute waren in dunkle Farben gekleidet. Die Köpfe der Männer waren von breitkrämpigen Hüten bedeckt, die hohe Formen zeigten. Die Haare kurz geschoren, lange struppige Bärte, wilde ascetische Gesichter, so stellten sich die Theilnehmer des Zuges dar, der langsam gemessenen Schrittes durch die Gasse zog, nur beleuchtet von den Kienfackeln, welche eine Anzahl der Auswanderer mit sich trugen. Dieser ganze Vorgang hatte etwas Unheimliches, der Gesang trug weniger den Charakter eines Chorales, als vielmehr den eines Leichenliedes, die dumpfen Stimmen schienen zu drohen, zuweilen ließen sich aus der Masse gellende Schreie vernehmen. Cromwell und die Seinen betrachteten die Menge mit einer Art von Andacht, während Richmond sich nicht eines leichten Schauers zu erwehren vermochte. Diese finsteren Heiligen erschienen ihm gefährlich, und fast dünkte es ihm ein Glück, daß sie den Boden Englands verlassen wollten. Plötzlich geschah etwas so schnell, so unerwartet, daß die Zuschauer noch nicht zur Besinnung kommen konnten, als schon der erste Theil des Ereignisses vorüber war.

Als nämlich der Zug eben in die kleine, zum Hafen führende Gasse biegen wollte, sprengten, einen der vielen Durchgänge benutzend, etwa zehn bis zwölf Reiter unter die Masse. Es entstand ein furchtbares Gedränge, unter lautem Schreien wichen die Mitglieder des Zuges nach allen Seiten aus, die Kinder und Frauen kreischten, die Männer donnerten Verwünschungen gegen die Reiter, welche sich schnell zu einer geschlossenen Rotte vereinigt hatten und langsam vorrückend, die Menge zurückzudrängen suchten.

„Was ist das?" riefen entsetzt die am Korridorfenster befindlichen Personen. Schon stürmten von allen Seiten Leute aus den Häusern, dies vermehrte den Tumult noch um ein bedeutendes; aus dem Gastzimmer des goldnen Ankerstocks stürmten die Gäste, einige sogar bewaffnet unter die Menge; Wuthgeschrei ertönte, die Leute im Zuge, welche Hilfe nahe sahen, versuchten sich zu stellen, schon waren einige Hiebe mit Knütteln gegen die Pferde der Reiter geführt worden, als der eine der Soldaten, ein Wachtmeister, sich im Sattel hoch aufrichtend, rief: „Zurück Ihr da — und Ihr Vordersten hinein in die Gasse, oder wir geben Feuer unter die Haufen. Es ist Befehl des Königs."

Digitized by Google

Ein neues Wuthgeheul folgte diesem Ausrufe, zugleich flogen einige Feldsteine gegen den Hals eines Pferdes, daß es hoch aufbäumte. Die Reiter machten statt aller Antwort ihre Karabiner schußfertig, aber aus dem Haufen der puritanischen Auswanderer trat ein hochgewachsener Mann und stellte sich vor die Reiter. „So spricht der Herr," begann er im strengen Tone, „sechs Stücke hasse ich, und am siebenten habe ich Greuel, nämlich den Mißbrauch der Gewalt. Ihr, die Ihr Gewalt mißbraucht, sollt nicht die Freude haben, so der Satan Euch bereiten will, weichet zurück Ihr von dem neuen Jerusalem und beuget Euch unter den Zorn des Herrn."

„Amen!" schallte es laut aus der Menge, die sich schnell zu zerstreuen begann. Mit wilden zornigen Blicken hatte Cromwell diese ganze Scene, stumm und als ob Wuth und Schmerz ihm die Lippen geschlossen hätten, betrachtet. Die Seinigen weinten, die Kinder vor Angst, Frau Cromwell aus Theilnahme. Richmond seufzte tief auf.

„Dieses ist Eures Königs Milde," sagte Cromwell nach langer Pause, fast keuchend. „Er will den Söhnen des reinen Glaubens nicht einmal gestatten, sich die Orte zu suchen, wo sie beten können. Sie sollen nicht erscheinen als eine Gemeinde. Wollt Ihr mich überreden, in diesem England zu bleiben?"

„Cromwell, Ihr seid zornig, vielleicht mit Recht," wandte Richmond ein.

„Nichts weiter," rief Cromwell, „wir scheiden. Hier meine Hand zum Abschied, ich will Euch nicht zürnen ob Eures Herrn — lebet wohl. Vom freien Boden her werdet Ihr vernehmen, wie die Gläubigen glücklich sein werden im Schutze des Himmels. Geht, geht, und sagt Eurem Könige, Eurem Strafford, dem Pfaffen Laud, daß ich sie hasse." Er verließ mit den Seinen schnell den Korridor und sie traten in ihr Zimmer.

In dem Stadttheile hatte sich allmählich ein wenig Ruhe wieder gefunden. Die am Weiterziehen und Singen verhinderten Puritaner kampirten zum Theil auf den Straßen, da es eine milde Mainacht war, aber eine sehr große Zahl derselben hatte schnell bei den Bürgern Unterkommen gefunden. Als Lord Richmond durch die Gassen schritt, ward er inne, daß die Theilnahme der Bevölkerung für die Gläubigen eine sehr große sei, und daß man sie nur ungern scheiden sehen würde. Langsam waren die Reiter zurückgekehrt. An der Ecke der Gasse, neben dem Wirthshaus zum Ankerstock, schwangen sie sich aus den Sätteln und ließen von den Knechten die Pferde unter das Dach des Durchgangs führen, aus welchem sie hervorgestürmt waren. Sie selbst schritten auf das Gemäuer des Quais zu und nahmen auf der breiten Brüstung ihre Sitze. Einige noch anwesende Arbeiter bemerkten, wie von der anderen Seite her eine zweite Abtheilung Soldaten nahte; sie bildete, mit den abgesessenen Reitern vereint, eine Postenkette, welche sich längs des Quais hinzog und alle Anlegestellen, alle zum Wasser führenden Ausgänge besetzt hielt.

„Es war ein häßliches Stück Arbeit," sagte einer der Reiter, welcher zu dem, dem Gasthause gegenüber befindlichen Posten gehörte, indem er sich seine kurze Pfeife voll Tabak stopfte.

„Hm!" meinte sein Kamerad, „die Leute haben doch eigentlich nichts verbrochen. Singen kann am Ende jeder wie er will. Seltsame Dinge."

„Das Schlimmere kommt noch morgen. Wir müssen auf alles gefaßt sein. Die Leute werden Augen machen, wenn sie des Königs Befehl lesen."

„Verdammte Aufträge das," brummte der zweite, den Kolben seines Karabiners auf das Gemäuer stoßend. „Ich wollte —"

„St!" machte der erste, „daß Dich der Nebenmann nicht hört. Wir sind Soldaten, haben zu gehorchen — die Zeiten können sich ändern. Vorläufig wollen wir versuchen, ein wenig zu schlafen."

Er ließ sich auf die Brüstung nieder und begann, die Arme über die Brust kreuzend, einzunicken.

Der Morgen kam herauf. Die Sonne blickte über die spitzen Giebeldächer des Wirthshauses zum Ankerstock und ließ ihre Strahlen bald genug so wirksam herabschießen, daß die Leute in den Häusern, den Schiffen und die wachthabenden Soldaten munter wurden. Bald ward es ringsum lebendig, von den Schiffen her tönten die Pfeifen der Hochbootsleute und der einförmige Gesang der Matrosen, unter dessen Klängen die Segel gehißt wurden, kleine Boote schossen bereits hin und her durch die glatten Fluten, und selbst größere Fahrzeuge begannen, die Segel vom Morgenwinde geschwellt, sich langsam vorwärts zu bewegen.

Die Posten an der Treppe des Gemäuers reckten sich nach kurzem und nicht erquicklichem Schlafe, der Reiter zündete mittels Schwamm seinen Tabak an und that einige Züge. „Es ist in der Stadt noch leidlich still," sagte er, „es wollen keine Ausreißer kommen."

„Ha! da schießt ein Boot gerade auf uns zu," sagte der Kamerad mit dem Karabiner. In der That kam ein Boot, welches von einem der großen Schiffe herabgelassen worden war, schnell auf die Treppe zu. Ein Schiffsjunge handhabte die Ruder. Er legte bald an und zwar dicht hinter der Stelle, wo die beiden Soldaten saßen.

„Nun?" fragte der Raucher, sich halb wendend, „was soll's?"

„Eh," grinste der Junge, „ich hole eine Familie ab von hier, um sie an Bord des „Edward" zu bringen. Es sind Auswanderer, Gläubige. Ihr Gepäck ist seit gestern an Bord."

„Hm," meinte der Soldat, „wenn sie nur auswandern können."

„Warum nicht?" lachte der Junge. „Es sind, wie ich gesehen, ziemlich wohlhabende Leute. Sie haben es hier satt wie so viele. Heute fahren an die zweitausend ab — ah, wenn ich recht sehe, kommt dort der Herr."

Wirklich trat ein Mann aus dem Hause, von Fish begleitet. Es war Cromwell mit seiner Gattin und seinen drei Kindern. Cromwell trug einfache Kleidung, Tuchwamms und Sammethosen. Seine Beine steckten bis zum Knie in dicken Gamaschen, wie sie die Pächter jener Zeit zu tragen pflegten. Ein runder Hut, nach puritanischer Mode geformt, bedeckte sein von langem Haar umwalltes Haupt. Von seiner linken Schulter hing ein wollener Mantel herab, den Hals umschloß ein stählerner Ringkragen, über welchen sich ein weißer Kragen legte, und an breitem ledernen Bandelier hing der schwere Degen, den Oliver schon in manchem Kampfe geführt hatte. Seine Rechte handhabte den langen, mit kupfernem Knopfe versehenen Stock. Seine Gattin und Kinder waren einfach gekleidet, wie es ihr Bekenntniß erheischte, der schöne Knabe trug eine Reisetasche und in der Hand eine verschlossene Büchse aus Blech.

„Haha!" brummte der Reiter vor sich hin, „da kommen welche."

Er zog seinen Degen und legte ihn dergestalt quer über den Schoß, daß der Griff seiner Rechten zur Hand war. Cromwell und die Seinen nahmen von Fish Abschied. Der Knabe winkte schon von weitem dem im Boote sitzenden Schiffsjungen zu. Von den Steinstufen herabgestiegen, wendeten Cromwell und seine Gattin sich noch einmal bewegt nach der Stadt um.

„Lebe wohl," sagte Cromwell leise, „lebe wohl, vaterländische Erde! Ich gedachte, auf Dir mein Glück zu bauen nach stürmischer Zeit, die Gewalt treibt mich von hinnen, ich muß scheiden. Seht Euch das Stücklein von London noch einmal an, Ihr Kinder," setzte er hinzu. „Es wird lange währen, ehe Ihr wieder die Thürme zu schauen bekommt, und nun — mit Gott!" schloß er, sich wendend. Er führte den Sohn an der Hand. Seine Gattin und die Töchter folgten.

Sie schritten vorwärts — die Kinder lachend, die Eltern in ernster Stimmung.

Jetzt waren sie von der Treppe nur noch wenig Schritt entfernt. „He, Bill!" rief Cromwell dem Schiffsjungen zu, „alles fertig?"

„Alles, Sir."

„Gut dann, hinunter also."

Er that einen halben Schritt weiter, als plötzlich der auf dem Gemäuer sitzende Soldat seinen langen Degen wie einen Schlagbaum vorlegte. „Halt, Sir," sagte er, „Ihr dürft nicht weiter!"

Cromwell trat betroffen zurück. „Ich darf nicht?" fragte er staunend.

Digitized by Google

Cromwell und seine Familie durch Staatsbeschluß an der Auswanderung nach Amerika verhindert. Nach dem Gemälde von Professor Cretius.

Digitized by Google

„Nein, schaut hin den Hafen entlang, dort seht Ihr die Posten. Sie haben strengen Befehl, heute niemanden vom Lande aus an die Schiffe zu lassen. Die Ausfahrt ist verboten."

Cromwell stieß einen Wuthschrei aus. „Das ist schreiende Rechtsverletzung," rief er, die Hand an den Degen legend.

„Sir," sagte der Soldat, „vermeidet den Streit. Es ist Königs Befehl."

Fast zu derselben Zeit wurde es auch an der anderen Hafenseite laut. Scharen von Auswanderern nahten, man ließ sie nicht in die Boote steigen, der Streit begann an zehn, zwanzig Orten zugleich, er wuchs zum Tumulte, massenweise eilten die Bewohner des Viertels herbei, auf den Schiffen sah man die Mannschaft versammelt.

„Wo ist Euer Befehl, weiset ihn auf!" rief Cromwell.

„Ja, ja, die Befehle!" schrieen ihm die Gehinderten nach.

„Alle Wetter, es wird schlimm," murmelte der Soldat. „Wir haben ihn mündlich erhalten," sagte er.

„Das gilt nicht — fort da!" schrie die Menge, und schon hoben sich wieder Knüttel und Degen — da krachte aus der Ferne ein Kanonenschuß.

„Hört Ihr?" rief der Soldat. „Das ist das Signal: der Hafen ist gesperrt."

Noch zweifelten einige, als von der Stadt her drei Reiter jagten. Der erste trug ein untersiegeltes Papier in der Hand, welches er schon von weitem zeigte.

„Befehl des Königs!" rief er. „Niemand darf das Land, die Stadt ohne Erlaubniß Seiner Königlichen Majestät verlassen. Hier der Befehl, der binnen wenig Minuten an die Ecken der Straßen geheftet werden wird. Seiner Majestät Rath hat die Auswanderung verboten." Er trabte weiter. Die Wirkung seiner Worte mußte eine furchtbare sein. Alle Aussicht, den Verfolgungen zu entfliehen, war dahin. Der Jammer, die Zornausrufe zerrissen die Lüfte, in dichten Scharen drängte sich alles zusammen, und die Nachricht durchflog mit Windeseile die Stadt. Massen hatten den Raum zwischen dem Gasthause und der Anlegestelle ausgefüllt, durch sie hindurch schritten Cromwell und seine Familie. Ernst, finster, schweigsam kehrte Oliver in das kaum verlassene Zimmer zurück. Er sank in einen Sessel und stützte das Haupt in die Hand.

Aus seinem starren Hinbrüten ward Cromwell durch den Eintritt Richmonds aufgeschreckt. „Es war des Königs Wille nicht," rief er, „daß Ihr Euer Vaterland fliehen sollt. Ergebt Euch in das Schicksal, seid nicht zornig."

„Ihr seht," sagte Cromwell nach langer Pause, „wie gelassen ich bin. Gegen den höheren Willen kann man nicht kämpfen, und wie es der Wille Gottes ist, daß ich bleiben muß, so sage ich nun: es wird sein Wille sein, daß dereinst diejenigen bitter klagen werden, welche mich zurückgehalten haben."

Seine Gestalt schien bei diesen Worten zu wachsen, er faßte Richmonds Hand und sagte mit hohler Stimme: „Richmond, einst da ich als Knabe in meinem Bettlein lag, hatte ich eine Erscheinung. Es trat ein Riesenweib an mein Lager und sagte, nachdem sie mich lange angeblickt: ich werde dereinst der größte Mann im Königreiche werden. Ich habe die Prophezeiung nicht erfüllt sehen wollen, doch ahnt mir, daß sie Wahrheit wird — aber vielleicht zu Karl Stuarts Verderben, denn Ihr möget es berichten, daß ich von heute ab den Kampf wider ihn aufnehme und meine Lenden mit dem Schwerte gürte."

* * *

Eine dicht gedrängte Menschenmenge füllt den Platz vor dem königlichen Palaste Whitehall zu London. Ein schreckliches Getümmel ist ringsum zu erschauen. Auf dem schwarzbehangenen Gerüst, welches bis an die Fenster des Palastes hinaufsteigt, ruht ein Henkerblock; zwei Knechte und ein verlarvter Henker stehen daneben, ihr Opfer erwartend.

Dieses Opfer ist Karl Stuart, König von England, den heute, am 30. Januar 1649, das Parlament von England hinrichten läßt. Sein erster Richter ist Oliver Cromwell, Protektor der Republik. Dumpf wirbeln die Trommeln, die Glocke von St. Paul läutet — durch die Säle des Palastes schreitet, von seiner Leibwache umgeben, Oliver Cromwell. Er will die Exekution mit ansehen, er bebt nicht zurück; er ist einig mit sich, und sein Gewissen schweigt. Als er durch den Spiegelsaal schreitet, kehren die Kavaliere zurück, die den König bis an das Schaffot geleiteten.

„Richmond!" ruft Cromwell beim Anblick des ersten aus.

„Mylord, Mylord!" stammelt der Angeredete.

Cromwell tritt zu ihm. „Gedenkt Ihr des Zimmers im „Goldnen Ankerstock"?" flüsterte er. „Heute sind kaum zwölf Jahre verflossen, seit ich Euch prophezeite. Der Mann, dessen Haupt heute fallen wird, er hat seinen Richter in mir gefunden — ich wollte hinaus aus Stuarts Reich, er zwang mich, zu bleiben, sein Schaffot zu bauen. Gott allein wird zwischen ihm und Oliver Cromwell richten!"

Am Familientische.

Der noch immer verkannte Hausfreund.

Das soll nicht so klingen, als meinte ich nur meine Stimme erheben zu dürfen, um ein allgemeines Vorurtheil mit Blitzesschnelle ins Gegentheil zu verkehren und eine Völkerwanderung zu den verehrlichen Harmoniumfabriken zu veranlassen. Wenn ich aber dem Echo glauben soll, welches ein paar Bemerkungen über das Harmonium in Nr. 3 dieses Blattes entstehen, bezüglich mir zu Ohren kommen ließen, so muß ich sagen: „Oleum et operam perdidi". „Alles ganz gut," sagt man, „das Harmonium mag sich ja behandeln lassen wie ein kleines Orchester, mancher Virtuos spielt heute auf der Violine Piccoloflöte und auf dem Contrabaß Dudelsack, aber dem Wesen des Instrumentes entspricht diese Behandlung nicht; es ist nun einmal eine halbe Orgel, und der Erbauer des Harmoniums hat schwerlich daran gedacht, etwas anderes als eine Surrogatorgel zu bauen. Vor allen Dingen ist und bleibt das Harmonium etwas Halbes und wird im Leben nichts Ganzes, wirklich Erfreuliches werden."

Ich bin überzeugt, dies etwa ist die Meinung einer großen Anzahl von Lesern. Es ist schlimm, mancher Mensch ist von Natur der reine Fächerschrank. Was sich leicht in irgend ein Schubfach des Gedächtnisses oder Urtheils unterbringen läßt, wird gern acceptirt, auch wenn es neu und überraschend ist. Was aber beinahe in zwei Fächer paßt, aber doch schließlich sich unter beide Begriffe nicht rubriziren läßt, sondern eine Erweiterung, eine Korrektur der vorigen Meinung fordert, das wird mit beachtenswerther Hartnäckigkeit abgelehnt. So geht es dem Harmonium, das trotz aller Einsprache weder Klavier noch Orgel, noch ein Mittelding zwischen beiden, sondern ein neues eben so vervollkommnungswerthes wie dankbares Instrument ist, und das seiner Natur nach eher Orchesterinstrument ist (das ist ein solches, welches ein kleines Orchester an sich bildet), als irgend etwas anderes.

Neulich habe ich auf die Spielart dieses Instrumentes aufmerksam gemacht, wie biegsam es im Tone ist, wie lebendig, wie gehorsam der Empfindung des Spielenden, wie weit entfernt von der starren Herrschsucht oder objektiven Stetigkeit des Orgeltons, ich hatte aber da ein Instrument im Auge, welches hinreichend groß, aber doch einfachster Konstruktion ist. Selbst auf einem solchen Instrument läßt sich durch Anschlag, Luftgeben und Registriren die Klangfarbe manchen Instrumentes nachahmen, ja selbst der Timbre der menschlichen Singstimme in etwas wiedergeben. Der geneigte Leser möge sich nun einmal auch ein größeres Instrument neuer Konstruktion ansehen, ob er nicht doch noch für den Begriff Harmonium ein neues Schubfach einrichtet.

Es sieht äußerlich nicht viel anders aus, als ein Harmonium einfacher Konstruktion, ist nur ein wenig größer und hat statt der üblichen drei oder vier, zwölf, vierzehn ja siebenzehn Register. Diese sind indessen keineswegs sämmtlich „klingende Register", d. h. solche, welche ein neues „Spiel" in oder außer Thätigkeit setzen, sondern zum Theil Hilfszüge. Das Harmonium mit einem Spiel, das gewöhnliche Haus- und Familienharmonium hat z. B. drei oder vier Züge, darunter aber gar kein klingendes Register, sondern zwei Fortezüge, welche Schallklappen regieren, einen Expression- und eventuell einen Pianozug, welche den Luftzutritt in die Windlade reguliren. Ein größeres Instrument enthält vielleicht fünf klingende Register, also fünf Reihen von Tönen. Diese sind jedoch auf zehn Register vertheilt, welche besondere Namen tragen und besonders in Kraft treten können. Ich kann also die Baßsaite des einen Registers mit der Diskantsaite des andern verbinden und dadurch neue Klangfarben hervorbringen. Die übrigen sind Hilfszüge. Die Namen der Züge bezeichnen die Instrumente, welchen die betreffenden Harmoniumstimmen an Klang ähnlich sind.

1. Cor anglais (englisches Horn) für die untere Hälfte, Flöte (Flöte) für die obere — Verzeihung, aber diese Nomenclatur hat ihren Stephan noch nicht gehabt — dies Spiel ist das gebräuchliche bei den einspieligen Harmonien. Der Ton dieses Spieles ist achtfüßig,

Digitized by Google

d. h. in der Tongröße dem eines Orgelregisters gleich, dessen tiefster Ton eine offene Pfeife von acht Fuß Länge bildet. Diese Töne stimmen mit dem des Piano überein, sie beginnen mit dem großen C und gehen bis zum viergestrichenen c, oder von dem darunter liegenden F zu f. Es ist ein schöner voller Brustton, unten dem Horn oder bei anderer Spielart dem Cello ähnlich, oben zwischen Flöte und Klarinette stehend.

2. Bourdon (Bordun der Orgel) für unten, Clarinette für oben. Der Ton ist sechszehnfüßig, also eine Oktave tiefer als der des vorigen Spieles.

3. Clairon (helle Trompete) unten und Flageolet (Piccolo) oben. Zweifüßiger Ton, eine Oktave höher stehend als Nr. 1.

4. Basson unten, Hautbois (Oboe) oben, achtfüßig wie Nr. 1, ein sehr brauchbares Spiel.

5. Dolce und Fifre (kleine Querpfeife, Fiffaro als Orgelregister), zwei halbe Spiele, die auch so verbunden werden, daß eins das andere ergänzt.

6. Voix céleste, achtfüßig, ein halbes Spiel; ein eigenthümliches Register, das um ein paar Schwebungen gegen die übrigen Stimmen verstimmt ist, und so einen rührenden bebenden Ton hervorbringt, der ganz recht als eine Menschenstimme bezeichnet wird. Natürlich muß dieses Spiel immer mit einem andern zugleich gezogen sein, um seine Wirkung zu haben.

7. Cremona, eine neue Erfindung, ein achtfüßiges dreiviertel Spiel. Es reicht vom kleinen h bis zum viergestrichenen c, und will den Geigenstrich der Cremoneser Geige nachahmen.

Hier haben wir also ein ganzes Orchester. Es bedarf aber noch einer Anzahl von Hilfszügen, um das Stimmmaterial gleichsam lebendig zu machen.

Zuerst die beiden oben erwähnten Fortezüge — einfache Schallklappen — der Pianozug (Sourdine), entweder ein Schalldämpfer oder eine kleinere Windklappe, welche zu einem Spiel weniger Wind hinzutreten und dasselbe also leiser erklingen läßt. Tremolo, ein verabscheuenswürdiges Möbel — man denke an eine tremolirende Sängerin oder dito italienischen Leierkasten, um diesen Zug womöglich abzuschaffen.

Wichtiger als die obengenannten sind die drei folgenden; erstens der Expressionzug; das ist der Sänger im Harmonium, welcher gestattet, in die Fußspitzen — beim Treten — Seele, Empfindung, Lust und Schmerz zu legen. Aber es bedarf einiger Uebung, ehe man die nöthige Leichtigkeit und Sicherheit gewinnt. Zweitens Melodie, ein höchst origineller Hilfszug, durch welchen bewirkt wird, daß der oberste, der Melodieton, in einem andern Register mit-, also lauter erklingt. Drittens der beinahe wichtigste Zug, das Tuttiregister (grand jeu), welches, ohne die stehende Registrirung zu ändern, ermöglicht, aus dem FF in pianissimo und umgekehrt überzugehen. So mancher Symphonie- oder Ouvertureneingang fordert gerade diesen Uebergang. Ganz besonders praktisch ist es, diesen Zug als Knieregister einzurichten. Ich brauche also die Hand nicht von der Klaviatur zu nehmen, um diesen Zug in Bewegung zu setzen.

Von den Harmonien, welche, zu Kirchenzwecken gebaut, mit Pedal, doppeltem Manual, entsprechenden Baßspielen und Hilfszügen versehen sind, wollen wir hier nicht reden, aber eine Erfindung hervorheben, welche etwas ganz Vorzügliches zu leisten verspricht. Es ist die Verbindung von Klavier und Harmonium zu einem Instrumente. Solche Instrumente, Harmonicorde genannt, umfassen fünf Oktaven, haben 18 Manual- und zwei Knieregister, kosten aber freilich 1600 Francs (1280 Mark). Es leuchtet ein, daß bei diesem Instrumente durch den bloßen Anschlag die merkwürdigsten Wirkungen zu erzielen sind. Bei einem leisen, gezogenen Anschlage wird die Pianostimme fast unhörbar erklingen, während die Harmoniumstimme voll heraustritt. Umgekehrt wird bei einem kräftigen kurzen Anschlage die staccatoklingende Bläserstimme von dem Saiteninstrument völlig zugedeckt. Also ein schroffer Wechsel von Stärke und Klangfarbe ließe sich, ohne ein Register anzurühren, so präcis und so dem Orchester ähnlich wieder geben, wie mit zehn Fingern von keinem anderen Instrumente zu erlangen wäre.

Noch möge ein Ausdruck, welcher auch in Katalogen der Handlungen vorkommt, erläutert werden, der der sogenannten Perkussionsmechanik. Um nämlich die Zungen der Harmoniumstimmen präciser ansprechen zu machen, ist im Innern der Windlade und meist mit dem Cor anglais verbunden, eine Mechanik angebracht, welche der des Pianino ziemlich ähnlich ist. Durch dieselbe Taste, die außen die Ventilklappe öffnet, wird innen ein kleines Hämmerchen in Bewegung gesetzt, welches auf die genannte Zunge schlägt und so durch Schlag den Ton beginnt, den hernach die durchstreichende Luft fortsetzt.

Ein Hilfsapparat wäre noch ein Bedürfniß; vielleicht, daß diese Zeilen Anregung geben, einen Versuch zu machen. Es kommt häufig vor, daß man mit der linken Hand einen Baßton anschlägt und dann zur Vollendung des Akkordes ein, zwei Oktaven heraufspringt. Jede Tanzbegleitung fordert bekanntlich diese Form. Sie ist auf dem Klavier leicht ausführbar, da die angeschlagene Saite nachklingt, aber auf dem Harmonium geht sie nicht an, da durch das Springen der Hand der Klang zerrissen wird. Wenn ich nun eine Bremsvorrichtung hätte, welche bewirkt, daß der tiefe Ton, obwohl die Hand fort ist, nachklingt, so lange ich will, so würde für das Harmonium eine große Menge klassischer und anderer Klavierstücke möglich.*)

Aber noch eine ernstliche Schwierigkeit. Es ist ja kein Dörflein so klein, ein Schulmeister zum „Stimmen" des Klaviers ist immer noch zu haben, aber was mache ich, wenn etwas am Harmonium passirt, wenn es sich verstimmt, wenn die Töne ausbleiben oder die Mechanik versagt? Das reparire ich mir selbst. Mit dem Schraubenzieher der Nähmaschine bewaffnet öffne ich den Patienten und stelle ihn mit ganz winzigen Mitteln wieder her. Uebrigens kommt es auch wenig genug vor. Verstimmung tritt überhaupt nicht ein, und die Kinderkrankheiten, welche die meisten Harmonien, bis sie den Transport überwunden und sich an die Stubenluft gewöhnt haben, durchmachen, als Schnarren und Klirren, sind überaus leicht zu heben.

Freilich gehört dazu, daß man sein Instrument genau kennt. Es wird manchem genügen, es sich vom Händler öffnen und zeigen zu lassen; mancher wird bei einigem Nachdenken selbst die Konstruktion verstehen, jenen aber, welche einige Uebung in mechanischen Dingen haben, ist zu rathen, sich ausführlicher zu unterrichten. Hierzu möchte ich auf ein vortreffliches Schriftchen aufmerksam machen, welches diesem Zwecke dient: Das Harmonium in seiner Konstruktion und Behandlung, geschrieben von einem badischen Pfarrer. Mit 8 lithographirten Tafeln. Basel und Ludwigsburg, 1868. Preis 18 Sgr.

Der Verfasser dieser Schrift, der wir schon oben ab und zu folgten, kennt aus vieljähriger Erfahrung nicht allein die älteren und neueren Konstruktionen des Harmoniums, sondern auch die etwa auftretenden Mängel desselben aufs genaueste und weiß in klarer übersichtlicher Weise seinen Gegenstand vorzutragen. Er wünscht, daß ein jeder sein Instrument selbst kennen und selbst behandeln lerne, um es nicht Instrumentenmachern in die Hand geben zu müssen, die eher verschlimmern als verbessern. Er spricht sich in der genannten Schrift über den Charakter des Instrumentes im allgemeinen, über Stimmmittel, Registerzüge und Mechanik im speziellen aus und zerlegt vor den Augen des Lesers ein bestimmtes Harmonium — aber ein solches, an welchem alle wichtigeren Vorrichtungen angebracht sind. Endlich gibt er Anleitung zur Korrektur etwaiger Mängel bis zu den unbedeutendsten Kleinigkeiten.

Max Allihn.

Volksmäßige Verdeutschung der Fremdwörter.

Wie der Schüler im Goetheschen Faust den Mephistopheles, der ihm räth, sich an Worte zu halten, entgegnet: „Doch ein Begriff muß bei dem Worte sein," so will auch unser Volk sich nicht blos an Worte halten, sondern immer auch bei den Worten und selbst bei den Fremdworten, die es nicht versteht, einen Begriff haben. Es denkt sich immer etwas dabei, es leitet das unbekannte Fremdwort von bekannten deutschen Worten ab und gewinnt so einen eigenthümlichen, der eigentlichen Bedeutung oft sehr nahekommenden Sinn.

Lassen Sie mich einige Beispiele dafür anführen.

Mein Tischler, ein einfacher ländlicher Arbeiter, hat mir neue Rouleauxstangen für mein Zimmer nach Vorschrift angefertigt. Er nennt die Dinger jedoch nicht Rouleaux, er nennt sie „Rolluf", meiner Frau gegenüber hält er außerdem für seine Pflicht, sich in besserem Deutsch auszudrücken und sagt: „Rollauf"; offenbar verwandelt er das Fremdwort in ein deutsches und leitet mit merkwürdigem Sprachforscherinstinkt dasselbe ab, der Sache ganz entsprechend, von Aufrollen.

Ein eben solcher Denker ist mein Briefträger. Er bringt mir ein Avis, daß irgend ein Gut für mich auf dem Bahnhofe angelangt sei, er sagt jedoch nicht Avis, er spricht: „Anwies". Offenbar leitet er das Wort ab von anweisen, eine Anweisung, d. h. Anzeige, daß das Gut angekommen sei.

Ebenso übersetzt man sich das französische Se quereller, das man wohl in früherer Zeit auf den Rittergutshöfen gehört hat, mit „sich krällen" in dem Sinne von sich zanken, und leitet dasselbe augenscheinlich von denjenigen Theilen des menschlichen Körpers ab, die nach Art der Katzen von dergleichen Zwistigkeiten hin und wieder von den Vertretern des schwächern Geschlechts gebraucht werden sollen.

So verwandeln auch die Hoflente das französische gouvernante in das gut deutsche „Jungfer Nante" und denken sich darunter eine Jungfer, die immer den Namen Nante führt, wie jeder Kutscher seit langen Jahren Friedrich heißt, so oft auch die Inhaber dieses Postens gewechselt haben.

Aehnlich verfährt man bei dem Gebrauch des Wortes égal. Will man sich gewählter ausdrücken, so sagt man anstatt egal eingal, eine Andeutung, daß man das Wort mit „ein" zusammenbringt und ihm den Sinn von einerlei gibt.

Am meisten aber hat mich der Gebrauch des französischen peu-à-peu interessirt. Dafür sagt man a-be-ab, z. B. eine Arbeit nur immer a-be-ab machen. Was denkt man sich dabei? Wie die Kinder, wenn sie aus der Schule nach Hause kommen, ihr ABC-Buch hernehmen und langsam buchstabiren: A b = ab, so denkt man sich eine Arbeit, die man peu-à-peu macht.

Wenn man auf diese Weise die Ausdrucksweise unseres Volkes studirt, so gewinnt man nicht blos an Interesse für den Umgang mit den ungelehrten schlichten Leuten, sondern auch an Respekt vor dem, was man die „Volksseele" genannt.

Dr. Richard W.

*) Auf eine Idee, die ich über die Ausführung eines solchen Hilfszuges Herrn Schiedmayer in Stuttgart, dem Chef der rühmlichst bekannten Pianoforte- und Harmoniumfabrik, mittheilte, erhalte ich so eben die Nachricht, daß eine derartige Vorrichtung bereits existirt. Sie führt den Namen „prolongement" und hat etwa die Wirkung des Pedals am Piano, ist aber in den Preisverzeichnissen nicht mit aufgeführt.

Digitized by Google

Außerbiblische Zeugnisse für die alttestamentliche Geschichte.

Die Entdeckungen, welche auf archäologischem Gebiet in den letzten Jahrzehnten im Orient gemacht worden sind, reden zu uns in deutlichen Worten von der Geschichte des Alten Testaments. Die Hieroglyphen der ägyptischen Königsgräber und Papyrosrollen, die Forschungsberichte gelehrter Gesellschaften und von Privatleuten in der Sinaihalbinsel, Arabien und Palästina, die Inschriftenfunde im Moabiterlande und in den altphönizischen Gebieten, die Ruinen in Mesopotamien, die zerschlagenen Paläste von Ninive und Babylon sind es, welche der Bibelerklärung tagtäglich zu Hilfe kommen und Zeugniß ablegen für die Treue und Glaubwürdigkeit der alttestamentlichen Berichte. Nicht Theologen, oder diese wenigstens in geringerer Menge, kamen zu diesen Ergebnissen, sondern namentlich Geschichts- und Sprachforscher, Archäologen, Geographen und Ethnographen. Ungesucht ist ein Theil des Alten Testaments von ihnen wiedergefunden worden, es gilt ihnen für ihre Arbeiten als eine Quelle ersten Ranges, die sie schlechterdings nicht missen wollen. Kurz, die Ergebnisse bestätigen „in ihrer gewichtigen Ueberzahl" die Nachrichten des Alten Testaments. Freilich wird von den Forschern nicht verkannt, daß es Punkte gibt, in welchen zwischen Bibel und alten Denkmälern eine Uebereinstimmung nicht hat festgestellt werden können. Diese Abweichungen sollen auch durchaus nicht geleugnet oder verschwiegen werden. So haben sich zwischen ägyptischer, assyrischer und biblischer Zeitrechnung Unterschiede herausgestellt, deren Ausgleichung bisher noch nicht gelingen wollte.

Aber diese Abweichungen und Widersprüche bei Seite gelassen, gibt es so außerordentlich viele wichtige Punkte, wo biblische und außerbiblische Nachrichten zusammentreffen, daß es sich wahrlich der Mühe lohnt, sie einmal kritisch gesichtet zusammenzustellen. Dieser höchst dankenswerthen Aufgabe hat sich mit Erfolg Dr. Heinrich Heibert unterzogen in einem Programm des Geraer Gymnasiums. Seine Arbeit führt den Titel: „Außerbiblische Zeugnisse für die Geschichtlichkeit des Genesisberichtes", und erstreckt sich auf die Zeit vor Abraham, auf die Erzväter und die Geschichte Josephs.

Wenn wir auch eine „Wanderung" der Sündfluterzählung, welche der Verfasser annimmt, durch nichts bewiesen erachten, so ist doch deren Vorkommen bei fast allen Völkern außer Zweifel; sie findet sich in den entlegensten Winkeln unserer Erde und fast überall als urwüchsige Erscheinung, als Beweis von der Echtheit derselben. Daß jüngst Georg Smith in Assyrien in der „Bibliothek des Assurbanipal" den Bericht über die Sündflut in Keilschrift nachwies und zwar aus dem Jahre 660 vor Christus, ist bekannt*); weniger bekannt ist aber, daß neuerdings dieser Forscher auch einen Keilschriftenbericht über die Erbauung des Thurms von Babel auffand. Die Völkertafel der Genesis mit ihrer endlosen Aufzählung von Namen gewinnt auch unter der Hand der Gelehrten Fleisch und Blut, sie bleibt kein trockenes Gerippe mehr, sie ist für den Forscher hochinteressant, wie denn Ebers dem 6., 13. und 14. Vers des Völkertafelkapitels allein 200 Seiten seines gelehrten Werkes: „Aegypten und die fünf Bücher Mosis" widmet. Der Verfasser der Tafel besaß eine Fülle von geographischen und ethnographischen Kenntnissen, die er wohl in Aegypten und den phönizischen Seestädten erlangte.

Im Völkertafelkapitel finden sich V. 6—12 auch einige Andeutungen über die älteste Geschichte Babyloniens und Assyriens, die man früher ganz ignorirte. Nachdem man aber die Keilschriften zu entziffern begonnen hat und an der Hand der assyrischen Denkmäler die Geschichte dieses alten Staates von der Mitte des zweiten Jahrtausends bis über die Zeit Jehus von Israel herab, dessen Gesandte man auf den Denkmälern Tribut bringen sieht, genau zu verfolgen in den Stand gesetzt ist, nachdem man selbst Inschriften von dem Kulturvolk gefunden hat, welches zuerst die Euphratufer besiedelte, stellte sich heraus, daß in den griechischen Klassikern, auf die wir bisher allein angewiesen waren, Nachrichten standen, die mit der Wirklichkeit nichts zu schaffen hatten. Daß Ninus Ninive, seine Gemahlin Semiramis Babylon gründete, gehört jetzt ins Reich der Fabel. Ganz anders verhält es sich dagegen mit den bisher ignorirten, oben citirten Stellen der Bibel, welche in den bisher entzifferten Keilinschriften Zug für Zug bestätigt werden. Es hat sich als völlig richtig erwiesen, daß Babel, Erech, Akkad und Kalneh im Lande Sinear nicht von Semiten, sondern von Hamiten gegründet wurden (V. 10). Wir wissen jetzt, daß die Akkadier in der Astronomie und dem Bauwesen ausgezeichnet waren und daß sie erst etwa im dritten Jahrtausend von Semiten überflutet wurden, mit denen sie verschmolzen. Während Erech, Akkad, Kalneh als alte Städte nachgewiesen wurden, ist der Nimrod der Bibel noch nicht in den Inschriften entdeckt worden; aber die assyrisch-babylonischen Herrscher waren gewaltige Jäger, und die Hoffnung, auch Nimrod in den alten Denkmälern zu finden, darf nicht aufgegeben werden. Diese wenigen Proben — bei Heibert ist mehr nachzulesen — mit dem Bibelbericht übereinstimmender außerbiblischer Forschungsresultate, die sich auf das 10. Kapitel des ersten Mosisbuches beziehen, werden genügen, uns die Ueberzeugung nahe zu legen, daß selbst genealogische Angaben ihren geschichtlichen Werth haben.

Am Ende des 11. Kapitels der Genesis führt uns der biblische Schriftsteller in die Zeit der Erzväter ein. Man hat diese in der neuesten Zeit der Sage überweisen wollen, aber die Denkmäler sprechen deutlich dafür, daß wir in ihnen historische Gestalten zu erblicken haben; Ewald und Ebers beschränken dies dahin, daß diese Gestalten „Personifikationen ganzer Epochen und gewissermaßen vorbildlich zu fassen sind". Was Abraham betrifft, so sind die einzelnen Bilder aus seinem Familienleben keineswegs erfunden, selbst eine Menge Orts- und Personennamen hat entschieden historischen Werth. Der Name selbst kommt auf assyrischen Denkmälern als Aburamu vor. Wie genau den Sitten der Zeit die biblischen Berichte entsprechen, kann man aus einzelnen Zügen erkennen. In der Bibel heißt es: „Als nun Abraham nach Aegypten kam, sahen die Aegypter das Weib, daß sie sehr schön war. Und die Fürsten des Pharao sahen sie und priesen sie vor ihm. Da ward sie in das Haus Pharaos gebracht." Hier wird der Name Pharao zum ersten Male in der Bibel erwähnt; es ist der Titel der ägyptischen Könige, so wie wir jetzt „Hohe Pforte", „Zar", „Se. Majestät" sagen, und die ägyptische Schreibart Peraa bedeutet das große Haus. Daß nun, wie die biblische Erzählung sagt, die Aegypter die Sarah dem Pharao zuführten, ist eine Sitte, die in den Hieroglyphen bestätigt wird, denn dort heißt es, daß schöne Frauen, die ins Land kamen, zunächst vor den „Herrn der Welt" gebracht wurden. Und so finden sich noch zahlreiche Einzelzüge in der Geschichte Abrahams durch außerbiblische Zeugnisse bestätigt.

Die Geschichte Josefs ist jedenfalls diejenige, die uns in der Jugend am meisten anzog; auch sie hat man in das Reich der Fabel verweisen wollen, indessen die neuere Aegyptologie hat den Nachweis geführt, daß sie in ihren Einzelheiten als durchaus entsprechend den Verhältnissen im alten Aegypten bezeichnet werden muß. Die Ismaeliter (Genesis 37, 25), an welche Josef verkauft wurde bei Dothain, hatten auf ihren Kameelen Würze, Balsam und Myrrhen. Dothain, d. h. Doppelcisterne, ist bei dem heutigen Dothan nachgewiesen worden, und was die Würze, den Balsam und die Myrrhen betrifft, so waren dies Substanzen, welche die alten Aegypter zur Mumisirung brauchten: Tragakanth vom Libanon, Balsamharz und Gummi von den Blättern der Cistusrose. Die Hieroglyphen haben uns die Namen dieser Stoffe aufbewahrt. Josef wurde an Potiphar verkauft, der in der Bibel als „Kämmerer" und „Oberster der Trabanten" bezeichnet ist. Nach den Aegyptologen war er Oberst der pharaonischen Gensdarmerie, und was die Verführungsgeschichte der Frau Potiphar anbelangt, so wird uns eine fast identische Geschichte in einem alten Papyros erzählt, bei dem der Versuchte mit denselben Worten wie der biblische Josef antwortet: „Wie sollt' ich ein so großes Uebel thun und mich versündigen an Gott?" Und so stimmen noch zahlreiche andere Einzelheiten, die alle bekunden, wie genau der biblische Berichterstatter mit der Sitte und Lebensweise der Aegypter bekannt war (z. B. stand Traumdeuterei bei ihnen im hohen Ansehen), so daß seine Darstellung das Gepräge der größten Wahrhaftigkeit besitzt.

*) Vgl. Daheim IX. Jahrg. S. 272.

Briefkasten.

P. in H. Ihre Mittheilung, daß Franklin sich so energisch zu Gunsten der großen Anfangsbuchstaben in Hauptwörtern ausgesprochen hat, ist sehr interessant. Franklin schreibt unter dem 21. Dezember 1789: „Betrachtet man die zwischen der Restauration und Thronbesteigung Georgs II gedruckten Bücher, so sieht man alle Nennwörter mit großen Anfangsbuchstaben gedruckt, worin wir unserer Stammsprache, der deutschen, nachahmten. Dies war denen, welche noch nicht ganz mit dem Englischen vertraut waren, eine um so größere Erleichterung, da so viele unserer Wörter zugleich Hauptwörter und Zeitwörter und auf gleiche Weise geschrieben sind, wenn sie gleich oft in der Aussprache verschieden betont werden. Durch eine Grille der Buchdrucker ist diese Methode ganz abgekommen, weil man sich einbildet, das Weglassen der großen Anfangsbuchstaben gebe dem Druck ein besseres Aussehen, indem die über die Zeile hervorragenden Buchstaben die Gleichförmigkeit und das Ebenmaß störten. Diese Veränderung hatte bedeutende Wirkung, so daß ein französischer Gelehrter, der, ohne das Englische vollkommen zu verstehen, doch darin geschriebene Briefe las, im Gespräch mit mir über unsere Schriftsteller die größere Schwierigkeit, welche Werke unserer Literatur im Vergleich mit anderen aus der gedachten Periode ihm beim Lesen machten, einer Verschlechterung des Stils zuschrieb. Ich überzeugte ihn von seinem Irrthum, indem ich jedes Hauptwort in einem Satze mit einem großen Buchstaben bezeichnete, worauf er ihn jetzt so leicht wie vorhin mühsam verstand." — **J. J. in N.** Sie schreiben: „Ich bin ein junges kaum sechszehnjähriges Mädchen, das kein besonders ausgebildetes Talent zur Schriftstellerkunst hat, das sich aber mit aller Ausdauer einer wahren Dichterseele vorgenommen hat, dereinst so viel wie möglich auf dem Gebiete der Schriftstellerkunst zu leisten. Ei, werden Sie sagen, so warten Sie in Gottes Namen, bis Sie älter sind und Ihr Talent ausgebildet haben, ehe Sie verlangen, Ihre Erzeugnisse gedruckt zu sehen." Ganz richtig. So sagen wir. — **L. M. in S.** Die fragliche Arbeit kann nur in Fachblättern besprochen werden. — **W. in W. bei F.** Wir werden Ihren Wunsch womöglich berücksichtigen. — **E. H. in Estland.** Bitte um Angabe Ihrer Adresse behufs brieflicher Rücksprache. Diskretion zugesichert. — **U. B. F. 112 in Berlin. L. Z. in D. C. H. in H.**, Holstein. Gedichte und kleinere Skizzen in Prosa senden wir in keinem Falle zurück. — **S. W. in U.** Ihr Gedicht ist Ihrem Wunsche gemäß durch Feuer vernichtet worden. — **E. B. in H.** Sie sagen selbst, Sie hätten Ihre Skizze aus Langeweile verfaßt, Sie werden es uns daher nicht verdenken, wenn wir Ihnen die Versicherung geben, daß Sie ein gutes Stimmungsbild geliefert haben, das freilich eben deshalb für uns nicht verwendbar ist. — **R. in L. im Elsaß.** Ihre Bemerkung, daß das verschiedene Sprechen dem gleichartigen Schreiben ungemein im Wege steht, ist sehr zutreffend. Wir müssen uns damit trösten, daß es den übrigen Nationen nicht besser geht, sie es aber trotzdem zu einer einheitlichen Rechtschreibung gebracht haben. — **C. K. W.** Ihre interessanten Bemerkungen zur orthographischen Frage haben wir gern an die angegebene Adresse befördert.

Für die Ueberschwemmten erhielten wir aus Rußland 5 Rubel, die wir dem hiesigen Lokalkommittee für die durch die Ueberschwemmung in Schönebeck Geschädigten übermittelt haben.

Inhalt: Das weiße Kind. (Fortsetzung.) Novelle von Viktor von Strauß. — Aus dem Frühlingsleben der Meisen und ihrer Verwandten. II. Von W. Thienemann. Mit Illustration von F. Specht. — Schleimige und trockene oder Lungenspitzenschwindsucht. Von Dr. Paul Niemeyer. — Ein verhängnißvoller Befehl. Historische Skizze von G. Hiltl. Zu dem Bilde: Oliver Cromwell vom Auswandern zurückgehalten. Von Crelius. — Am Familientische: Der noch immer verkannte Hausfreund. Von Max Allihn. — Volksmäßige Verdeutschung der Fremdwörter. — Außerbiblische Zeugnisse für die alttestamentliche Geschichte.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 6. Mai 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. **1876. № 32.**

Das weiße Kind.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Novelle von **Viktor von Strauß.**

(Schluß.)

Langmüthig ausharrend hatte Dulf seiner Wiedervereinigung mit Liddy jahrelang entgegengehofft; je mehr sich aber die Einrichtung und Ausschmückung der Räume, die für sie bestimmt waren, der Vollendung nahte, desto ungeduldiger sehnte er die Zeit herbei, wo er sicher sein konnte, sie jederzeit hier oben zu finden und den alten traulichen Verkehr gegen die jetzige Einsamkeit wieder auszutauschen. Wie oft fand er mitten in ernsten Arbeiten seine Gedanken abgeschweift in Ueberlegungen, was er ihr alsdann Liebes und Gutes erweisen könne. Zuletzt hatte er Handwerker und Arbeiter so dringend angetrieben, daß außer einigen Kleinigkeiten nur noch die anmuthige Gestalt der Bewohnerin in den schönen Gemächern fehlte. Schon öfter hatte er erwogen, wo er Liddy bei ihrer Rückkehr und bis zu ihrer Trauung unterbringen solle, und er sann eben in seinem Arbeitszimmer darüber nach, ob er nicht die freundliche Geheimeräthin deshalb ansprechen dürfe, deren Töchter längst von der Anstalt zurückgekehrt waren, als er einen Brief von Liddy erhielt. Sie schrieb ihm:

„Deiner unerschöpflichen Güte und Liebe, mein theurer Anton, habe ich nie mit dankbarerer Treue gedacht, als in diesen Tagen. O, wie viel Ursache hast Du mir gegeben, mich ihrer täglich und lebenslang zu erinnern! Aber ich danke Gott, daß ich weiß, Du hast dies viel, viel mehr um Deines treuen guten Herzens willen und im Angedenken an meinen armen Vater gethan, als um meinetwillen. Ach, lieber Anton, ich bin nicht so, wie ich sein sollte, nicht so gut, wie Du meinst. Es hat mich immer beschämt, wenn Du so liebreich von mir dachtest, und wenn hier alle Menschen, von dem würdigen Pfarrer an bis zu den kleinsten Schülerinnen, und sogar die Dienstboten und die Leute im Dorfe mir immer nur Liebe und herzliche Freundlichkeit und Zutrauen zeigten, aber nie habe ich dies mehr gefühlt als jetzt. Wohl heißt es, des Menschen Herz sei ein trotzig und verzagt Ding. Wer kann es meistern und nach seinem Willen richten, sei dieser auch noch so gut und fest? Wie gern wäre ich so gut, so ohne Fehl, wie ich es an Deiner Seite sein sollte! Aber ich werde es vielleicht durch Dich, wenn ich erst bei Dir bin."

„Dies Alles wollte ich eigentlich nicht schreiben, aber es drängte mich dazu. Ich bin so verwirrt und unruhig, wie noch nie in meinem Leben, weiß aber ganz klar, was ich zu thun habe, und wollte Dich nur bitten, mich darin zu unterstützen und es mir zu erleichtern."

„Ich habe Dir schon, und ich glaube öfter, von dem Baumeister Alfred Neuwald geschrieben, der wegen des Umbaues der Kirche hier bei seiner Mutter ist. Ich habe Dir Gutes und Schönes von ihm erzählt und nehme das auch nicht zurück. Jetzt aber hat er mir Geständnisse und Anträge gemacht, die sich mit meiner Treue gegen Dich nicht vertragen. Es thut mir unendlich leid, ach, ich mache mir selbst Vorwürfe, aber ich hatte ja nie gedacht, daß es dahin kommen könnte. Es hat mich in die größte Noth gebracht, denn was konnte ich dem trefflichen Mann entgegenhalten, da ich ihm noch nicht sagen durfte, daß Du mein Wort hättest? Darum sagte ich nur, es könne nicht sein und ich wolle das meinige thun, daß er bald erführe, weshalb nicht. Und nun bitte ich Dich, mein theurer Anton, um seinetwillen und auch um meinetwillen, mache unser Verlöbniß jetzt bekannt, daß ich es ihn durch seine Mutter kann wissen lassen, und verschieb auch unsere Verbindung nicht länger. Die Zeit, die Du gesetzt hattest, ist ja fast zu Ende. O glaub mir, Anton, ich habe jene Stunde, da ich Dir mein Treuewort gab, nie vergessen. Sie steht vor mir, und das Bild des Vaters, und alle Deine Liebe und unermüdliche Wohlthat. Ich weiß nicht, was ohne Dich aus mir geworden wäre, aber ich weiß, was ich Dir verdanke. Lebenslang wird es meine Aufgabe sein, Dir zu gehorchen, Dich zu verpflegen, Dich zu lieben und so glücklich zu machen, wie es irgend in meiner Macht ist. Erhöre die Bitten Deiner getreuen Liddy."

Dieser Brief unterschied sich so auffallend von allen früheren

Digitized by Google

Briefen Liddys, die stets die ruhigste Heiterkeit geathmet hatten, daß Dulf dadurch in lebhafte Unruhe gerieth. Er meinte, er müsse etwas darin übersehen haben. Er las ihn wiederholt und prüfte jedes Wort, aber jener Eindruck blieb. Er fühlte, daß Liddy etwas für sich behalten, etwas unausgesprochen gelassen, was ihr Gemüth aus seinem Gleichgewicht gebracht; er fühlte, daß dies mit den Anträgen des jungen Baumeisters zusammenhängen müsse; wollte ihn aber die Ahnung anfliegen, Liddy selbst sei von einer Leidenschaft für diesen ergriffen, so schienen dem doch gerade die Bitten zu widersprechen, die er für den eigentlichen Zweck des Briefes halten mußte. Sie zu erfüllen, das glaubte er Liddy schuldig zu sein; ja, er wollte noch mehr thun, er wollte sie nicht länger in Umgebungen und Berührungen lassen, welche dergestalt die freudige Klarheit ihrer Seele trübten und verstörten; er wollte sie schon jetzt von dort zurückrufen. Aber das führte ihn wieder und noch viel dringender als früher auf die Frage, wo er sie zunächst unterbringen solle. Er beschloß jedenfalls mit der Geheimeräthin deshalb zu sprechen, wäre es auch nur, um ihren Rath zu erbitten.

Für heute war es indeß zu spät geworden. Er war so oft vom Stuhle aufgesprungen, in der Stube umhergehinkt, hatte dann wieder den Brief gelesen, sinnend und umherrathend sich die kahle Stirn gerieben, die künstlichen Instrumente um sich her vergebens um Aufschluß angeblickt, und über dies Alles war er so spät zum Entschluß gelangt, daß er sich schicklicher Weise bei einer Dame nicht mehr melden konnte. Nach einer unruhigen und schlaflosen Nacht begab er sich zu geeigneter Stunde in die Wohnung des Geheimenraths.

Die Familie hatte einen Ausflug aufs Land gemacht und wurde erst am nächstfolgenden Abend zurückerwartet. Mit einer Anwandlung verzweifelnden Unmuths kehrte er heim. Allein er sah keine andre Hilfe, er mußte warten, und das hatte die Folge, daß er allmählich ruhiger und besonnener nachdenken konnte. Als er den Brief heute, als er ihn gar am dritten Tage wieder las, trat ihm der Ausdruck unwandelbarer Treue der Schreiberin so hell daraus entgegen, daß ihn zuletzt keine andre Sorge mehr anfocht, als sein Lilienkind — wie er sie noch immer sich dachte und nannte — ohne Säumen in andre Verhältnisse zu bringen, und er zweifelte nicht, daß ihr damit Frieden und Heiterkeit alsbald zurückkehren würden.

Aber der Nachmittag dieses dritten Tages brachte ihm die Briefe Alfreds und des Pfarrers. Schon ihr Aeußeres erschreckte ihn, noch mehr ihr Inhalt.

Der junge Baumeister bekannte ihm kurz, aber kräftig und feurig seine Liebe zu Liddy, erklärte getreu, mit welchen Andeutungen sie seine Erklärung abgelehnt — was ganz mit Liddys eignen Angaben stimmte — und sprach die feste Ueberzeugung aus, daß sie, wenn sie es auch nicht geradezu gestanden, dennoch seine Liebe durchaus erwiedere, welche sie auch nicht mit Gleichgiltigkeit und Ruhe, sondern unter Thränen und sichtbarem inneren Widerstreben zurückgewiesen habe. Er bat Dulf auf das inständigste, das von Liddy angedeutete Hinderniß, wenn er es kenne, ihm nicht zu verschweigen, und ihm beizustehen, es hinwegzuräumen. Er, der treue Vormund, könne ja nur das Glück seiner Mündel wünschen und werde sich durch dessen Förderung einen ewig Dankbaren verpflichten.

Der Pfarrer schrieb ausführlicher. Er berichtete alles Vorgegangene, soweit es ihm bekannt war, schilderte die Persönlichkeit und die Verhältnisse seines Neffen und theilte dann das Ergebniß seiner sorgfältigen Beobachtung Liddys und ihres Verhaltens seit jener Erklärung mit, indem er daraus mit großem Scharfblick und gründlicher Menschenkenntniß nachwies, daß sie in der That sich vergebens anstrenge, eine ernste Leidenschaft für Alfred zu bekämpfen und zu überwinden. Der weitere Inhalt des Briefes suchte des Pfarrers eigne Stellung zu dem Vorgefallnen zurechtzulegen.

Mit athemloser Spannung hatte Dulf diese Briefe gelesen. Ihm war dabei, als ob eine Feuersbrunst, die sein eignes Haus verzehrte, ihm zum Lesen leuchte. Er bedeckte seine Augen mit der Hand und ein tiefes Weh schnitt ihm durch die Brust. Dann holte er Liddys Brief hervor, las ihn abermals und verstand nun jede Zeile. Aber hätte er denn seinem edlen Lilienkinde zürnen können? Sie beharrte ja so fest, so klar und offen bei ihrer Treue, bei ihrem gegebenen Worte. Und das war es am Ende doch, woran er sich festklammerte, womit er jeden Zweifel an ihr niederschlug. Er kannte den jungen Baumeister von Ansehn — seit sie einander vorgestellt waren, hatten sie sich bei zufälligem Begegnen immer gegrüßt — und er fand es natürlich, daß jener durch eine solche Erklärung Liddy's Ruhe gestört, ja vielleicht einen augenblicklichen Eindruck auf sie gemacht; aber das mußte ja ihr reines treues Gemüth bald überwinden.

Indeß hatte er ohne weiteres Ueberlegen sofort einen Entschluß gefaßt: er wollte nicht blos Liddys Verlangen ausführen, sondern auch sie selbst ohne weiteres Zögern aufsuchen und hinwegholen. Jetzt mußten alle Rücksichten fallen. Die neueingerichtete Wohnung stand ja für sie bereit; dort sollte sie unter Obhut von Frau Ritter zunächst bleiben. Er selbst wollte ohne Aufschub abreisen. Aufregung und Unruhe, sonst so seltne Gäste seiner Brust, litten ihn nicht länger daheim. Er übertrug auf der Stelle seinem bewährten ältesten Gehülfen die Beaufsichtigung des Geschäftes, machte sich in kurzer Zeit reisefertig, und eröffnete Frau Ritter, ohne ihr übrigens weitere Mittheilungen zu machen, daß er auf einige Tage verreise. Die gute Alte hatte sich über ein so unerhörtes Ereigniß noch nicht ausgewundert, als ihn der rasselnde Dampfzug bereits von der Stadt hinweg, in die sinkende Nacht hinein, in das weite Land hinaus führte.

* * *

„Sie selbst, Herr Dulf?" rief Alfred, von seinem Stuhle auffahrend, als der kleine Mann am folgenden Morgen zu ihm ins Zimmer hinkte. „Das nehme ich als ein gutes Zeichen," fuhr er fort, indem er ihm die Hand reichte, „und heiße Sie herzlich willkommen."

Dulf blickte ihn ernst an, erwiederte die Begrüßung und ließ sich zum Sopha führen. „Ich bin gekommen," sagte er, nachdem sie sich gesetzt, „um Liddy abzuholen."

„Das mußte ich erwarten," entgegnete Alfred; „das wird aber doch nicht die einzige Antwort auf den Brief sein, durch den ich mit aller Offenheit und vollem Vertrauen mein Glück und das Glück Ihrer Mündel in Ihre Hand gelegt habe?"

„Ich bin nicht eigentlich Liddys Vormund," erwiederte Dulf, „obgleich ich mich aus Gründen so nannte; aber nichts liegt mir mehr am Herzen, als ihr Glück. Sie hatte mir schon vor Ihnen geschrieben. Mein Gott, ich begreife es ja, daß das herrliche Kind eine solche Zuneigung in Ihnen erwecken konnte, und Sie sollen nicht weniger Offenheit und Vertrauen in mir finden, als Sie mir gezeigt."

„Dafür danke ich Ihnen von ganzer Seele," versetzte Alfred. „Aber Eins vor Allem! Ist Ihnen das Hinderniß bekannt, von dem Liddy meint, daß es unsrer Liebe entgegenstehe?"

„Ja," sagte Dulf, „und um es Ihnen vor Allem zu erklären, bin ich zuerst hierhergekommen, ehe ich noch Liddy oder sonst jemand gesprochen. Auf der einsamen Nachtreise habe ich mir Alles überlegt und es schien mir so das Beste. Ich weiß aus Erfahrung, daß, wo eine Wirkung oder ein Vorgang rein erfolgen soll, vorher alles Störende beseitigt sein muß. Können Sie in Ruhe eine kleine Erzählung anhören?"

„Allerdings kann ich es, weil ich will," erwiederte Alfred. „Aber sagen Sie mir vorher nur dies: Ist das Hinderniß, von dem Sie sagen, Sie kennen es, zu beseitigen oder nicht?"

„Das sollen Sie selbst beurtheilen, wenn Sie mich angehört haben," sagte Dulf. Und nun erzählte er getreu und ausführlich, was an jenem Abend seiner Verlobung zwischen ihm und Winneberg und Liddy vorgefallen war. „So wurde mir dies edle Kleinod anvertraut," fuhr er dann fort, „ohne daß ich es gefordert, ohne daß ich vorher nur daran gedacht hatte. Für so reine freie Hingebung und Liebe zu einem Manne, wie ich bin, war es ein Geringes, was ich diese drei Jahre an Liddy gethan. Es war mir selbst die größte Freude, und mit dem glücklichsten Genuß habe ich noch in den letzten Monaten Liddys künftige Wohnung in meinem Hause mit Allem

Digitized by Google

ausgestattet, woran sie Gefallen finden könnte. Sie weiß das noch nicht, es sollte eine Ueberraschung für sie sein. Und nun ich Ihnen Alles gesagt habe, lieber Herr Neuwald, nun lesen Sie Liddys letzten Brief an mich."

Er reichte ihn Alfred hin, der ihn mit leise bebender Hand nahm. Er hatte der Erzählung Dulfs vor sich hinstarrend mit festgeschlossenen Lippen gehorcht und war immer bleicher geworden. Als er Liddys Brief gelesen, stürzten ihm die lange zurückgehaltenen Thränen aus den Augen. Er reichte ihn zurück, stand auf, trat an das Fenster und blickte schweigend hinaus. Auch Dulf schwieg und wartete lange auf eine Aeußerung des jungen Mannes. Da dieser aber beharrlich stumm und abgewandt stehen blieb, stand er endlich auf, nahm seinen Hut und sagte: „Es schmerzt mich, daß ich Ihnen diesen Kummer nicht ersparen konnte. Sie sehen ein, daß ich es nicht konnte. Ach Gott, warum muß man sein Glück so oft mit dem Unglück eines Andern erkaufen! Aber ich muß jetzt zu Liddy gehen. Haben Sie mir nichts an sie aufzutragen?"

Mit der Bewegung eines Mannes, der alle seine Kraft zusammennimmt, wandte sich Alfred plötzlich um, sah Dulf fest an und sagte: „Haben Sie etwas dagegen, daß ich es ihr selbst sage, daß ich Liddy noch einmal sehe, daß ich Sie zu ihr begleite?"

Dulf empfand wohl, daß in diesem Verlangen etwas Ungehöriges sei, daß sein erstes Wiedersehen mit Liddy gerade diesen Zeugen nicht haben sollte; aber er fühlte so viel Mitleid bei dem unverhehlten tiefen Schmerz Alfreds, daß er ihm seinen Wunsch nicht versagen konnte. Auch hatte die ganze mannhafte Art Alfreds etwas so Vertrauenerweckendes, daß er von ihm die beste Auflösung der Verwirrung glaubte erwarten zu dürfen. Nach kurzem Bedenken erwiderte er daher, es möge so sein, wie Alfred wolle; derselbe möge ihn zu Liddy geleiten.

Sie verließen das Pfarrhaus, um durch die Gärten zu gehen. Dulf war jedoch so ermattet von all seinen Gemüthsbewegungen und der ungewohnten Nachtreise, daß er es den kräftigen Schritten des Andern nicht gleichthun konnte und mühsam nachhinkte. Alfred schaute sich nach dem Zurückbleibenden um und sah dessen Erschöpfung. Er ging zu ihm, zog mit den Worten: „Sie sind sehr ermüdet," Dulfs Arm durch den seinigen und führte ihn so, die eigene Hast mäßigend, nach dem Herrenhause. Als er drinnen aber sofort mit ihm die Treppen ersteigen wollte, hielt Dulf ihn zurück und sagte: „Wir dürfen sie nicht überraschen — mein Gott, wie könnte das zarte Kind erschrecken! — wir müssen uns melden lassen."

„Sie haben Recht," versetzte Alfred; „wie konnte ich das nur vergessen!" Er rief ein Hausmädchen herbei und trug ihr auf, Dulf anzumelden. Dann gingen sie ihr über Treppen und Gänge langsamer nach und trafen sie erst wieder, als sie ihnen Liddys Thüre öffnete.

Beim Eintreten sahen sie, wie Liddy ihnen durch das Zimmer entgegeneilte, plötzlich aber ihre Bewegung hemmte und mitten in dem Gemach, wo das volle Licht auf sie fiel, erröthend und zitternd stehen blieb, als sie Alfred erblickte. Aber auch Dulf stockte, betroffen von ihrem Anblick. Das war nicht mehr sein zartes weißes Kind; dieses war zu einer herrlichen schlanken Jungfrau geworden, in deren leuchtenden Augen eine Tiefe, in deren edlen Zügen eine Reinheit und Hoheit lag, die ganz wieder jenes Gefühl der Scheu und Unnahbarkeit in ihm hervorriefen, mit dem er sie schon am ersten Tage ihrer Bekanntschaft betrachtet hatte.

So kam es, daß sie sich noch nicht begrüßt, einander noch nicht genähert hatten, als Alfred vortrat und mit schwer unterdrückter Bewegung das Wort nahm.

„Fräulein Liddy," sagte er, „was Sie mir verschwiegen, mir verschweigen mußten, das weiß ich jetzt. Hätte ich es früher gewußt, ich würde nicht so kühn, nicht so unedel gewesen sein, von Ihnen eine Treulosigkeit zu fordern, deren Sie nicht fähig sind. Ich würde auch mein eigenes Gemüth vor Regungen gehütet haben, die nun zu tief und zu stark geworden sind, um sie plötzlich zu ersticken. Es ist gleichgültig, ob oder wann ich sie dereinst überwinden kann. Aber, wenn Sie in Ihrer Treue einen Mann glücklich machen, der so viel für Sie gethan, so gedenken Sie meiner nicht so, wie wir das vorige Mal schieden, sondern so, wie wir heute scheiden, und lassen Sie mich bei diesem letzten Lebewohl die Gewißheit mitnehmen, daß Sie mir vergeben, durch jene leidenschaftliche Erklärung je Ihre Ruhe gestört zu haben."

Mit niedergeschlagenen Augen und immer mehr erbleichend hatte ihn Liddy angehört. Jetzt reichte sie ihm, ohne aufzublicken, ihre bebende Hand und lispelte: „Vergeben Sie mir! Ach, ich konnte nicht anders. Leben Sie wohl!"

„Gottes Segen über Sie beide," sagte Alfred, und wollte gehen.

Aber Dulf vertrat ihm die Thür, und als Liddy beide Hände jetzt ihm entgegenstreckte, wich er vor ihr zurück und rief: „Nicht so, Liddy, nicht so! Mein Gott, was macht Ihr denn? Wartet doch einen Augenblick!"

Beide blickten ihn staunend, ja erschrocken an. Aber sie wußten nicht, was mit ihm vorgegangen war. Dulf hatte wenig Menschenkenntniß, aber bei dem ersten Blicke Liddys auf Alfred glaubte er zu erkennen, daß sie ihn liebe und nur mit Schmerz diese Liebe zu unterdrücken und zu beherrschen suche. Als Alfred sich von ihr verabschiedete, wurde ihm dies zur Gewißheit.

Dulf war einen Schritt vorgetreten, und in demselben Moment, als er den stattlichen jungen Mann neben der herrlichen Jungfrau stehen sah, blickte ihm aus dem großen, in die Fensterwand eingelassenen Spiegel sein eigenes hinkendes, verschobenes und entstelltes Bild entgegen. Es war ihm nie so abschreckend erschienen, und als er auf das schöne Paar wieder zurückblickte, kam es ihm unnatürlich, ja frevelhaft vor, mit einer solchen Gestalt sich zwischen ihre jugendlich frische Liebe zu drängen. In diesem Augenblicke glaubte er erst die wahre Natur seiner zärtlichen Liebe zu Liddy zu erkennen. Er fühlte sie inniger als je, aber er fühlte auch, daß der Gedanke einer ehelichen Verbindung zwischen ihnen beiden ein Irrthum gewesen war; er fühlte, daß er sie eben so innig lieben könne und werde, wenn sie das Weib eines so trefflichen Mannes wäre, wie der junge Baumeister durch alles, was er von ihm sah und hörte, sich bewährte. Dies Alles war so plötzlich über ihn gekommen, daß ihn davon sogar körperlich schwindelte, und als er halb betäubt jene Worte ausgerufen, mußte er sich an der Lehne eines Stuhles halten, um nur aufrecht zu bleiben. So stand er schweigend, während er seine Gedanken zu sammeln, die Lage zu überdenken, seiner Entschlüsse Herr zu werden suchte. Liddy und Alfred betrachteten ihn mit ängstlicher Spannung.

Aber eine ganze Morgenröthe von Wohlwollen und Seelenfreundlichkeit verschönerte sein Gesicht, als er sich endlich wieder zu ihnen wandte und mit so viel Heiterkeit, als er aufbieten konnte, sagte: „Kinder, wir alle sind da in eine Verwirrung gerathen, aus der ohne ein bischen ruhige Vernunft nicht herauszukommen ist. Aber ich glaube, ich habe den Faden erwischt, der uns herausbringen kann. Setzt Euch und hört mich an!"

Sie gehorchten ihm mit ahnungsvoll pochenden Herzen. Auch Dulf setzte sich und fuhr fort: „Die Zeit, liebe treue Liddy, hat aus Dir etwas Anderes gemacht, als das Kind war, das ich hierher schickte; aber ich habe Dich noch immer so lieb wie jemals. Diese drei Jahre lang habe ich immer davon geträumt und mich darnach gesehnt, die Abende, auch wohl die Mittage mit Dir zuzubringen, Dich anzusehen, mit Dir zu plaudern. Dazu habe ich das zweite Stockwerk meines Hauses für Dich einrichten und aufs beste ausstatten lassen. Es ist für eine Familie reichlich groß, zum Einziehen bereit und mit Allem versehen. Aber wovon ich geträumt, wonach ich mich gesehnt, das kann ich auch haben, ohne daß wir einander heirathen. Ich glaube fest, liebe Liddy, daß Deine treue Liebe zu mir mit der ehelichen Liebe zu einem Andern nie in Konflikt kommen kann. Ich glaube zu wissen, daß Du uns beide liebst, nur jeden mit einer andern Liebe; mich vielleicht wie eine treue Tochter oder liebevolle Nichte. Und so weiß ich auch jetzt, daß ich Dich liebe wie ein zärtlicher Vater oder Onkel, der schon ganz glücklich dadurch ist, daß Du ihn lieb hast trotz seiner Jahre und seiner Mißgestalt. Mit einem Worte, unsere Verlobung, so gut wir beide und Dein seliger Vater es dabei

Digitized by Google

auch meinen mochten, war ein Irrthum, eine Thorheit, eine Verkehrtheit. Wären wir länger beisammen geblieben, so hätte ich das wohl schon früher eingesehen. Das ist das Erste. Nun laßt mich ein wenig Athem holen, aber seid still und sagt mir nichts. Ihr müßt mich erst zu Ende hören."

Er schwieg und ließ seine Blicke sinnend von Einem zum Andern gehen. Liddy fühlte die Wahrheit seiner Worte, womit er ihrem gegenseitigen Verhältniß auf einmal die richtige Deutung und Bezeichnung gegeben, sie glaubte zu wissen, was noch folgen werde, sie mußte sich zurückhalten, um ihm nicht wieder, wie vor Jahren, dankbar die Hände zu küssen, aber die Thränen stiegen ihr in die Augen. Alfreds Züge belebte bereits wieder die zuversichtlichste Hoffnung. Er sah Liddy mit liebeströmendem Blick an.

Dulf fuhr fort: „Es ist mir klar geworden, daß ihr beiden einander liebt und nicht mehr von einander lassen werdet. Ich will nicht besser scheinen, als ich bin. Eigentlich, Liddy, gönne ich Dich weder diesem noch irgend einem andern Manne, und ich möchte Dich für mich ganz allein behalten — wahrhaftig nicht als Gattin, sondern als Tochter oder Nichte — ich könnte dem beinah grollen, der Deine Liebe mit mir theilen soll. Das ist Selbstsucht, ich weiß es, und eine recht häßliche Selbstsucht, die ich überwinden muß und die auch auf mein Verhalten keinen Einfluß haben soll. Aber wenn ich Dir Dein Treuewort zurückgeben soll, wenn ich damit das Hinderniß Eurer Liebe und natürlich auch Eurer Verlobung hinwegschaffen soll, so kann ich dies nur thun, wenn Ihr mir versprecht, in die für Liddy schon eingerichtete Wohnung zu ziehen, die ich Euch frei zur Verfügung stelle, und wenn Ihr mir erlaubt, dort des Abends, auch wohl einmal Mittags bei Euch zu sein."

„Mein gütiger Anton, mein zweiter Vater!" rief Liddy mit überströmendem Herzen, indem sie zu ihm eilte und ihn umarmen wollte. Er entzog sich ihr und nickte ihr nur auf das liebevollste zu, nahm aber Alfreds Hand, die dieser ihm mit den Worten: „Sie lieber, edler Mann!" entgegenstreckte. Alle waren aufgestanden.

„Nun," sagte er dann, „das fehlte noch, daß man es mir hoch anrechnet, wenn ich für mich selber sorge. Mein Gott, wenn ich weiß, ihr wohnt gleich über mir, und Liddy ist zufrieden und fröhlich, und ich kann immer hinaufkommen und Sie ansehen und mit Euch plaudern, und bin nicht länger ein einsamer verlassener Mann, was fehlt dann noch zu meinem Glück? Nun, soll ich Euch das zu danken haben? Antwortet mir beide kurz und bündig und ohne weitere Worte Ja oder Nein! Geht Ihr auf meine Bedingungen ein?"

Natürlich sagten beide Ja, und lächelten trotz ihrer tiefen Rührung, und weinten trotz ihrer Glückseligkeit.

„Gut!" versetzte Dulf. „Und da Ihr Euch wohl nun allerlei zu sagen habt, so will ich Euch einstweilen zu den Pfarrersleuten vorausgehen und ihnen melden, daß Ihr verlobt seid."

Damit hinkte er hinaus und ließ die Glücklichen allein. Draußen aber brauchte er sich nach Führerinnen nicht umzusehen. Muntere kleine Mädchen verschiedenen Alters, deren Unterrichtsstunden soeben beendigt waren, begegneten ihm auf Gängen und Treppen, und so scheu und verwundert sie den hinkenden häßlichen Fremden auch betrachteten, so zeigten sie ihm auf seine Bitte doch dienstfertig den Weg zur Pfarrerin. Er fand sie nicht allein, die kleine Lehrerin war bei ihr, aber sie erkannte ihn sogleich und grüßte ihn bei seinem Namen, worauf sie ihm die Andere vorstellte.

„Meine Damen," sagte Dulf, „ich komme sogleich mit dem, was mir das Wichtigste ist. Auf Liddys Zimmer sind ein paar Glückliche. Ihr Neffe, Frau Pfarrerin, und Liddy haben sich soeben verlobt."

Die kleine Lehrerin stieß einen Schrei aus, wurde sehr roth und begann sofort mit heftigen Schritten im hinteren Theile des Zimmers auf- und abzugehen, während die Pfarrerin eine Thür zum Nebenzimmer öffnete und hineinrief: „Lieber Mann, liebe Schwägerin! Herr Dulf ist hier, und Alfred und Liddy sind verlobt."

Mit sehr heiterem Gesichte trat der Pfarrer, mit gerührter Freude die Superintendentin herein, begrüßten den Gast aufs beste und sprachen, jeder auf seine Weise, sich sehr dankbar und glücklich über die Nachricht aus. Die Lehrerin, die indessen ihren Sturmmarsch schweigend fortgesetzt hatte, brach ihn jetzt plötzlich ab, trat ebenfalls herzu und sagte: „Es ist doch sehr schön, daß man täglich mehr lernt. Ich habe bis heute nicht gewußt, daß es schicklich sei, ein Liebespaar mitten in einer Mädchenpension seine exercices machen zu lassen. Aber man hält es vielleicht für nützlich, den Kindern ein nachahmenswerthes Beispiel vorzuführen, damit sie über solche Geschichten recht viel nachdenken und plaudern. O, sie werden es ja auch nach Hause schreiben, und den Eltern dadurch die Anstalt sehr empfehlen. Wie lange wird man den Kindern denn noch dies lehrreiche, wenn auch etwas zerstreuende Vergnügen gönnen?"

Der Pfarrer sagte: „Glauben Sie im Ernst, Fräulein, die Mädchen wüßten von solchen Dingen nichts und sprächen unter sich nicht davon? Aber ich fürchte, wir werden Liddy, so herzlich lieb sie uns auch ist, unter diesen Umständen nicht lange mehr hier behalten."

„Nur bis morgen, denk' ich," sagte Dulf, „wir wollen das noch berathen." In diesem Augenblicke ging die Thür auf und Arm in Arm traten Alfred und Liddy mit glühenden Wangen und glückstrahlenden Blicken herein, während hinter ihnen sich eine ganze Musterkarte neugierig lächelnder Mädchenköpfe zeigte. Die Lehrerin flog auf die Thüre zu, um sie eilig zuzuwerfen. Nachdem aber Alfreds Verwandte das Brautpaar fröhlich beglückwünscht und umarmt hatten, sagte der Pfarrer: „Wir wollen die Mädchen hereinrufen, daß sie Liddy auch Glück wünschen. Alle haben sie ja lieb, und je freier und offner wir sie an diesem Ereignisse theilnehmen lassen, desto weniger werden sie darüber grübeln und flüstern."

Das Fräulein zog sich in den Hintergrund zurück, zog den grünen Augenschirm tiefer herab und begann den kriegerischen Marsch von neuem. Als nun aber der Pfarrer die Thür geöffnet, der aufgeregten Schaar Alles verkündet und sie hereingerufen hatte, wie froh jubelten sie alle der still glücklichen Braut ihre besten Wünsche zu, wie drängten sie sich zu ihr, um sie zu umarmen, zu küssen, ihr die Hände zu drücken! Wie reich an Liebe mußte sein, wer so viel Liebe erwerben konnte! Das sagte sich Alfred. Das sagte sich auch Dulf und war ganz glücklich.

* * *

Und er ist es geblieben. Er hat nie bereut, was er an jenem Tage gethan. Er ist nicht mehr ein einsamer Mann. Und wenn er hinaufsteigt zu dem glücklichen Paar, das über ihm wohnt, und wenn er bei ihnen sitzt, allein oder im Kreise ihrer Freunde, die auch die seinigen geworden sind, wenn er Liddys lichte Erscheinung sich geschäftig umherbewegen sieht, wenn er beobachtet, wie sie an allem Guten und Schönen lebendig und doch ruhig theilnimmt; wenn er wahrnimmt, wie es ihre und ihres trefflichen Gatten Aufgabe bleibt, ihn zu pflegen, zu lieben und so glücklich zu machen, wie es in ihrer Macht ist, so segnet er im Stillen den Tag, da das weiße Kind zuerst bei ihm erschien, und dankt Gott dafür.

Deutsche Städte und Bauten.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

VI. Caub und die Pfalz. Von Ernst Haltaus.

Ja, da sehe ich dich wieder vor mir, du gute deutsche Stadt Caub, viel genannt in den letzten Wochen, und längst bekannt in den Büchern der Geschichte durch die Treue deiner Bürger, durch die Todesnächte schwerer Heimsuchungen! Der Künstler hat es verstanden, deine äußere vielsagende Erscheinung anmuthig wiederzugeben.

Dort rechts nahe beim jetzigen Bahnhof im Volkenbachthal windet sich ein Fußpfad hinauf an Felsen vorüber, an

Digitized by Google

Caub, die Pfalz im Rhein und Burg Gutenfels. Originalzeichnung von B. Mannfeld.

Digitized by Google

Schluchten vorbei, zuletzt auf der Höhe durch einen Wald. Wir ziehen ihn aufwärts. Die Augustsonne brennt, aber der kühle Wald macht alles wieder gut, und da ist ja auch schon das Ziel der Wanderschaft: jenseits einer Waldwiese winkt der Froneborner Hof, einsam, traulich, vom Weltgeräusch abgeschlossen, angesehen durch seine biederen Besitzer, nicht weniger als ehemals Sickinger Hof durch seine geschichtliche Bedeutung.

Hier entschlief im hohen Alter der letzte Graf von Sickingen aus dem berühmten Geschlecht, das den Bedrängten ein Hort gewesen war. Obwohl im Jahre 1760 sehr reich geboren, hatte er allmählich seine ansehnlichen böhmischen Güter, dann 1818 auch seine Rüdesheimer Besitzthümer und jenen Sickinger Hof veräußern müssen. Verarmt, ehelos und ohne Erben, ward er vom Heimweh zu den neuen Hofleuten, der Familie Böttner im Froneborner Hof, getrieben, damit er unter deren Pflege doch wenigstens im Bereich der Sauerburg, des ehemaligen Schlosses seiner Ahnen, sterben könne. Eine unbekannte Hand hat sein Grab im kleinen Kirchhof von Sauerthal mit einer Marmortafel geziert, welche dem Wanderer sagt: Hier ruht der letzte der Sickinger.

Dort oben halten wir Einkehr und verweilen bis zum Abend, wo der Mond uns zum Rückweg leuchtet. Die Wiese ist feucht vom kalten Thau, am Firmament funkeln zahllose Sterne. Jetzt taucht unmittelbar hinter einem alten Gemäuer die helle Scheibe des Mondes hervor. Man muß an den Rand der Wiese treten, um zu bemerken, daß jenes Gemäuer die Zinnen eines tiefer liegenden Thurmes bildet. Das ist Sickingens „Surenburg". Vom Rand der Wiese aus kann man in den ganzen Umfang der Burg hinabsehen. Geisterhaft steht sie in der bleichen Beleuchtung des Mondes mit ihren Fensterlöchern und finstern Schatten, mit ihren Schutthaufen und eingesunkenen Kellergewölben. Der felsige Pfad zu ihrer Linken führt in das Oertchen Sauerthal, dem ein Sauerbronn den Namen gegeben hat.

Wir schreiten weiter und erreichen den Ausgang des Waldes. Eine feenhafte Landschaft breitet sich aus zu unsern Füßen. Tief unten erglänzt im Mondenlicht der Wasserspiegel des Rheins. Drüben ruht langgestreckt links von Bacharach an bis rechts nach Oberwesel ein hoher Bergrücken, durch einen Thaleinschnitt mit einem Dorf unterbrochen. Und im Strom selber ragt der gewaltige Quaderbau der sechseckigen Pfalzburg träumerisch hervor. Vergeblich hat das Wasser seit Jahrhunderten sich abgemüht, ihren stolzen Trotz zu Falle zu bringen, bald mit zorniger Brandung, bald mit abschmeichelnden Wellen, bald wieder mit der donnernden Wucht der Eisblöcke. Ihre Mittel: das Felsenfundament, die Verankerungen, die scharfe, dem Strom zugewandte Südspitze, erlauben ihr, zu widerstehen.

Kein menschliches Wesen bewohnt sie. Ihr fünfeckiger Thurm, frei stehend im ausgestorbenen Hofraum, dient nicht mehr zum Spähen nach Schiffen, die, mit Gütern belastet, zu Berg oder zu Thal gefahren kommen, und die engen Kammern über den Bogengewölben an der ringsum laufenden Schutzmauer bieten fürstlichen Frauen nicht mehr eine Zufluchtsstätte.

Denn hier in dem beschränkten Raum der einzigartigen Inselveste Pfalzgrafenstein, in dieser Kammer von acht Fuß Länge und vier Fuß Breite soll, wie die Sage erzählt, Agnes, die holde Tochter des Pfalzgrafen Konrad von Hohenstaufen, Barbarossas Bruder, ihrem Gemahl, dem schönen und tapfern Heinrich von Braunschweig, den Erben geboren und der Vater es seitdem zum Hausgesetz gemacht haben, daß alle künftigen Pfalzgräfinnen ihr erstes Wochenbett dort aufschlagen müßten.

Aber die ernste Geschichtsforschung hat unerbittlich die poesiereiche Sage zerstört und eine höchst ungemüthliche Wirklichkeit an den Tag gebracht. Danach*) war der Pfalzgrafenstein lediglich eine Zwingburg, um von den Schiffen Geld unter dem Namen Zoll zu erpressen. Auf der vordem den Namen Helbingeswerth führenden Felseninsel wurde sie vom Kaiser Ludwig dem Baier dem Pfalzgrafen errichtet. Umsonst protestirte Papst Johann XXII in einer Bulle vom 23. Juli 1327 gegen diesen „überaus festen Bau, da solcher neue und schwere Auflagen den dort mit Waaren Vorbeiziehenden auferlege zum Nachtheil der geistlichen und weltlichen Personen"; umsonst forderte er die Herren und Städte des Erzstifts Trier auf, im Verein mit ihrem Erzbischof den Zoll und jenen festen Thurm wegzuschaffen; umsonst fand nach Ludwigs Tod der „Pfallenzgravenstein" Widerspruch auch bei den rheinischen Städten. Der Pfalzgraf Rudolf II erhielt von seinem Oheim, dem erwähnten Kaiser Ludwig, laut einer Urkunde vom 3. Juli 1344 das Recht, vier Turnosen*) auf den Pfalzgrafenstein zu legen, bis er oder seine Erben 20,000 Pfund Heller eingenommen hätten. Und Kaiser Karl IV bestätigte 1361 den Vergleich, welchen der Oheim seiner Gemahlin Anna, Pfalzgraf Ruprecht I, mit der Stadt Wesel wie mit anderen Städten wegen des ärgerlichen Baues abgeschlossen hatte, und fortan mußten sie alle stillhalten die großen und kleinen Fahrzeuge, wenn nöthig durch die Schießscharten und Stromketten gezwungen, und konnten die starken Mauerringe benutzen, falls der Strom ihnen zu reißend war, und mußten ohne viele Worte hübsch bezahlen, z. B. für 1 Fuder Wein 31½ Turnos.

Lange schon ist seine strombeherrschende, bis in Holland hinein gefürchtete Bedeutung geschwunden. Die Zollstätte ward in die Stadt verlegt, und die zwanzig bis dreißig Invaliden, welche mit Ende des vorigen Jahrhunderts, mit Ende der pfälzischen Herrschaft als Besatzung unter dem Befehl des Kommandanten von Gutenfels ihr Leben auf der Inselveste fristeten, durften zu ihrer Unterhaltung an einem Glockenstrang ziehen, um die Vorüberfahrenden an die Entrichtung des Zolls zu mahnen, und durften nachher, wenn sie wollten, aus den fünfundzwanzig Thürmchen ihre Holzpfeifen schmauchen. Einmal bei einem großen Eisgang waren die zitternden Alten ganz vergessen worden und wären schier verhungert, wenn nicht Cauber Schiffer unter Preisgeben ihres eigenen Lebens ihnen Lebensmittel hinübergeschafft hätten. Jetzt schaut am Tage nur noch der Fremdling, der sich hinüberfahren läßt, und nachts bisweilen der Mond in die verlassenen Räume.

Die ersten Sonnenstrahlen vergolden die Höhen der Berge und bald regt sich das fleißigste Leben in den Häusern des Städtchens von einem Ende bis zum andern, nicht minder auf dem Berge in den Schiefergruben und den Wingerten.

Caub führte in den ältesten Zeiten den Namen Cuba, auch Cube, Chube, noch älter Kune. Manche Geschichtsforscher deuten ihn auf die römische Vorwache, cuba. Die Cauber jedoch bringen ihn in Verbindung mit ihren Weinkufen, Bütten (cupa) und berufen sich auf ihr altes Stadtsiegel, welches einen Bischof in einem Boot (Kufe) stehend zeigt.

Die Cauber sagen, der heilige Theonest sei von der, die Gottheit Christi leugnenden Sekte der Arianer in Mainz in eine durchlöcherte Kufe gesetzt worden, wunderbarer Weise, ohne unterzusinken, rheinabwärts getrieben und an der Stelle ihrer Stadt landend, habe er den Weinbau mitgebracht.

Aber, ihr lieben Cauber, alle Hochachtung vor euren Weinen und besonders vor dem Muskateller, die Pioniere der rheinischen Weinkultur sind doch eigentlich die römischen Soldaten gewesen. Diese kleinen stämmigen Leute waren von Haus aus viel zu sehr an einen guten Schoppen gewöhnt, als daß sie nicht, wo sie ihre Pfahlgrenzen zogen, den Weinstock selber zu pflanzen gesucht hätten, welche angenehme Erbschaft Ihr freilich zu vermehren verstandet. Und was das Stadtwappen betrifft, so ist es nicht eine Kufe, sondern ein geschweiftes Schiff; der Geistliche aber mit Mütze und Stab eines Bischofs kann niemand anders sein als der heilige Nikolaus von Bari in Süditalien, gestorben 342 in seinem Bischofssitz zu Myra im südlichen Vorderasien. Welche Stadt an einem Strome hätte ihn nicht zum Schutzherrn! Zwar ist er auch der Patron der Kuchenbäcker, weil er Myra einst von einer großen Hungersnoth errettete, vorzüglich aber derjenige der Schiffer, denen er das

*) Wir folgen hier der gründlichen Untersuchung des Hofraths Weidenbach in den Annalen des nassauischen Alterthumsvereins 1868.

*) Ein Turnos, hier eine Münze, von welcher 15 auf einen „guten Schildgulden" und 12 auf einen „kleinen Gulden" gingen; sonst ein bestimmter Antheil an den Zollgefällen.

Digitized by Google

Fahrzeug im Strommetter regiert, nachdem er auf seiner Reise nach Palästina das wilde Meer durch Gebet beschwichtigte. Darum hat ihn auch die Cauber Pfarrkirche zum Heiligen, nämlich wegen der vielen Schiffer.

Mag der Name nun herstammen, woher er wolle, immer galt er bis zum 16. Jahrhundert zugleich auch der Burg, die dort über Caub auf unerschütterlichem Felsen stets eine gute Hut gehalten hat, dem Gutenfels. Die ältesten Urkunden melden uns, daß Kuve, Burg und Stadt, um das Jahr 1250 dem Grafen Philipp von Falkenstein (bei Königstein im Taunus) gehört habe.

In der Veste Caub soll nach der Sage die ältere Tochter Philipps, Beatrix oder Jutta (Guta) den Grafen Richard von Cornwallis, als er 1257 zu seiner Königskrönung gen Frankfurt ging, bewirthet haben und später seine Gemahlin geworden sein, daher die Burg ihren Namen trage. Allein auch dieser romantische Schimmer ist von der Geschichtsforschung kalten Herzens dem Gutenfels weggezogen worden. Richards Beatrix war die Tochter nicht eines Falkensteiners, sondern eines Falkenburgers, des Bruders des Erzbischofs Engelbert von Köln und Begleiters des Königs in Aachen. Daß die Reisehandbücher trotzdem die Sage aufgenommen haben, finden wir ganz in der Ordnung. Denn was wären die alten Burgen den gefühlvollen Fräulein und weithergereisten Herren, die im Schweiße ihres Angesichts als Sommerfrische sie erklommen haben, noch viel werth ohne zarte Verhältnisse oder nervenbelebende Schauergeschichten! Ein bischen Poesie muß doch der aus der Alltäglichkeit entflohene Mensch haben in dem epheuumrankten grabesstillen Gemäuer.

Die Falkensteiner nannten ihre Cauber Veste, welche ihre einzige Burg am Rheinstrom und ihre einzige Zollstätte war, eine Zeit lang nach ihrem Namen Falkenau, wie aus Urkunden erhellt. Warum die Burg den Namen Falkenau nicht länger beibehalten, eben so wann und von wem sie erbaut wurde, ist unbekannt.

Nach dem Tode seines Vaters verkaufte Philipp II sie und die Stadt mit allen Rechten und Zubehörungen, ausgenommen allein seinen in Caub gelegenen Hof, am 11. April 1277 für 21,000 Mark Aachener Denare an den Rheinpfalzgrafen Ludwig II, Herzog in Baiern, den Vater des nachmaligen Kaisers Ludwig.

Zahlreich sind die Kriegsnöthe gewesen, die Caub zu bestehen hatte, am schlimmsten aber ging es im 17. Jahrh. hier zu. Marchese Ambrosius Spinola, der mit einem spanischen Heere die Reichsacht über den Böhmenkönig, den Kurfürsten Friedrich V von der Pfalz ausführen sollte, hatte etliche Schiffe mit kranken Soldaten nach Köln geschickt. In Caub beim Zoll wurden ein Jesuitenpater und andere Wandersleute, welche sich zur freien Fahrt ins Schiff geschmuggelt hatten, vorgefunden, mit großem Ungestüm angehalten, übel empfangen, dergestalt, daß etliche die Flucht ergriffen, der Pater aber jämmerlich und tyrannischer Weise ohne einige gegebene Schuld hingerichtet. Zur Rache erschien Spinola vor der Stadt. Nach einigem Hin- und Herverhandeln mit dem pfälzischen Kapitän wurden die Thore geöffnet, die Stadt, die Burg und der Pfalzgrafenstein besetzt, die Bürgerschaft zwar verschont, der Kapitän aber, dem an der Hinrichtung des Jesuiten die meiste Schuld gegeben wurde, drei Monate lang ins Gefängniß gesteckt.

Damals ereignete sich trotz allem Kriegsernste etwas, das die Einwohner zum Lachen brachte. Der im Eingange unserer Stadtgeschichte genannte „dicke Thurm" wollte allein von einer Uebergabe an die Spanier nichts wissen. Hartnäckig schoß seine Mannschaft Tag für Tag aus den engen Luken. Endlich ging ihr die Munition aus. Wegen ihres tapfern Verhaltens ward ihr ein freier Abzug gewährt. Die Spanier pflanzten sich vor dem Eingange in zwei Reihen auf, um die feindlichen Kameraden mit soldatischen Ehren durchzulassen. Die schweren Riegel schoben sich zurück, die Thurmpforte ging auf und heraus traten ein Unteroffizier mit einer Muskete, sein Weib mit einem leeren Pulverbeutel und hinter ihr eine hungrige meckernde Ziege. Der Unteroffizier hatte immer geschossen, sein Weib ihm das Gewehr geladen und die Ziege beiden das Leben erhalten. Die stolzen Spanier sollen ein sehr dummes Gesicht bei der überraschenden Entdeckung gemacht haben. Die Erzählung davon hat sich noch bis in unser Jahrhundert erhalten.

Elf Jahre lang hielten die Spanier den Platz besetzt, durch den Schwedenkönig schlug aber auch ihre Stunde. Gustav Adolf sandte von Mainz aus die Hessen zur Befreiung Caubs. Am 25. Dezember 1631 bemächtigte sich der Oberst Konrad von Usselen in der Nacht mit 400 Mann der Stadt, wobei einige von der Besatzung sich auf das Schloß und den „Diebsthurm" retteten, zog sodann vor die Burg und den Pfalzgrafenstein, fand indessen tapfern Widerstand, bis der Oberstlieutenant Tylo von Usslar mit drei halben Karthaunen auf das Schloß so scharf feuerte, daß beide Burgen auf dem Berge und im Rheine sich ergaben. Am 8. Januar 1632 ward die spanische Besatzung mit fliegenden Fahnen und mit Sack und Pack zu Wasser von den Hessen bis Koblenz begleitet. Gustav Adolf selber ist nie auf Gutenfels gewesen, obwohl die Cauber es gewünscht hätten.

Trotz dem für die Pfalz so unglücklichen Orleansschen Erbfolgekrieg (1688 und 89), welcher vielen rheinischen Burgen Zerstörung brachte, blieb Caub denn auch wirklich verschont. So kam es, daß seine Burg als eine seltene Ausnahme bis zum Ende der Pfälzer Herrschaft wohl erhalten war und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts seine Besatzung hatte: einen zur Ruhe gesetzten Staatsoberen, zwei Lieutenants, einen Kasernenverwalter, einen Zeughausinspektor, vier Unteroffiziere und 110 Invaliden.

Daß wir nach solchen Jahrhunderten verwickelter Erbansprüche, Zollverpfändungen und Kampfgetümmels nun im Frieden den Gutenfels besteigen können, darüber sind wir herzlich froh. Hinter den Gasthöfen der Rheinstraße führt ein schmaler Weg links durch Weinberge, die von Schiefermauern gestützt in allen Felsenwinkeln angebracht sind, zu dem aufwärtsführenden Fahrweg. Stellenweise ist er von niederrieselnden Gewässern überdeckt. Endlich befinden wir uns vor dem mächtigen verschlossenen Burgthore. Ein Freund schließt es uns auf. Auf unsere Verwunderung, daß die umfangreiche Ruine noch so gut erhalten sei, erwidert er uns: „Wir verdanken es dem, um die nassauische Geschichtsforschung hochverdienten Archivar Fr. Gustav Habel.*) Denn nachdem Gutenfels 1804 von der Pfalz an Nassau abgetreten war, ließ der alte Napoleon sie mit so mancher Burg des Rheines 1806 zerstören. Im Jahre 1807 zur Versteigerung auf den Abbruch gekommen, wurde das Mauerwerk nur mit Mühe und Opfer von Habel den Klauen einer prosaischen Gerberseele, welche in den poetischen Ruinen eben eine Gerberei errichten wollte, durch Kauf entrissen, wie Ludwig Storch in seinem Aufsatze: „Der letzte Schirmherr deutscher Burgen" erzählt. Die kostspielige Herstellung der Burg und die Unannehmlichkeit, zu seinem Eigenthum nur durch die Domänenweinberge gelangen zu können, verleidete Habel den neuen Besitz. Gegenwärtig gehört die Burg, so viel wir wissen, seinem Neffen, dem Kreisrichter Conrady in Miltenberg."

Im Hofe des Gutenfels beachten wir die steinerne Tafel des Pfalzgrafen Ludwig mit der Inschrift über jene Aufbauung in 1508. Auf dem Rückweg vom Berge aber fällt uns rechts eine Schiefergrube auf mit ihren dunkeln niedrigen Stollen, in welchen Bretter für die Karren und Arbeiter zum Schutz gegen die Gewässer gelegt sind. Unmassen des blauen Dachschiefers liegen auf der weiten Halde vor der Grube aufgespeichert, während die Schutthaufen in die anliegenden Schluchten abgeführt werden. Prächtige Platten, für Tische bestimmt, stehen aufrecht am Wege.

Der vorzügliche Schiefer (auch Leien genannt, daher Lorelei) dieses Thonflötzgebirges hat Caub zum Hauptsitze des rheinischen Schieferhandels erhoben. Neben dem Weinbau und der Schifffahrt ist der Schieferbau ein uralter Nahrungszweig der Bürger; ein gutes Dritttheil der Bevölkerung lebt nur von ihm. Glücklicher Weise sind die Gruben noch in vollem Betrieb.

*) Geb. 1792 zu Oranienstein, gestorben 1867 auf der von ihm hergestellten Burg bei Miltenberg a. Main.

Digitized by Google

Am Fuße des Mühlbachthales, wo die ersten Häuser dieses Stadttheiles beginnen, jenseits von uns schaut ein einzelner viereckiger Thurm mit Wetterfähnchen und hohem Giebeldach, an einer Seite sich an einen Weinberg lehnend, fremdartig zu den Wohnungen der neuen Zeit. Die Eingangsthüre, in seiner halben Höhe angebracht, wird durch eine schmale Treppe erreicht, welche in kühnem Bogen den Fußpfad, welcher seitwärts an schroffen Weinbergsabhängen hinauf nach Dörscheid geht, überspannt.

Der Thurm wird die Philippinenburg genannt. Eine Ringmauer lief von ihm um die ganze Stadt, bis an den Rhein zum Grabenthurm, von hier rechtswinklig längs des Flusses bis zum südlichen dicken Thurm, in der Mitte vom Wachtthurm unterbrochen. Der Stadttheil im Mühlbachthal, das Bächer Viertel geheißen, ist die einzige Seitenstraße Caubs und jetzt ebenfalls von einem Bergrutsch bedroht, aber vom Dörscheider Berg her, nicht wie kürzlich das Zöller Viertel so schrecklich heimgesucht wurde durch den Gutenberger Berg.

Das nächstliegende Linder Stadtviertel enthält den alten Marktplatz, von welchem an dem neuen, vom Architekten M. Straßburger in St. Goarshausen erbauten sehenswerthen Schul- und Rathhause vorüber die Straße zum Lorelei ausgeht. In der Ecke des Platzes steht das düstere alte Rathhaus, weiter abwärts am Ausfluß des Mühlbaches der Grabenthurm, auch Weißerthurm oder Weselerthurm genannt, ehedem das Gefängniß für grobe Verbrecher.

Auch die Kirche am Markt auf der Grenze des „Städter" Viertels erinnert uns in ihrer romanischen Bauart und massivem kurzen Thurme wieder ganz an die ältesten Zeiten. Jedenfalls ist sie weit vor der Reformation erbaut. Ihr Chor war den Katholiken verblieben, aber 1772 in der jetzigen Gestalt verlängert worden. Durch eine Mauer geschieden wird das Schiff von den Evangelischen zum Gottesdienste benutzt. Denkwürdig ist weniger die Steinplatte, welche über der Eingangsthür des Kirchhofplatzes als Monumentum Lehrianum den seltenen Fall meldet, daß im 17. Jahrh. Großvater, Vater und Sohn nach einander hier als reformirte Prediger gewirkt haben, als vielmehr der Umstand, daß in seinem heiligen Raume in der Neujahrsnacht auf 1814 die Cauber Schiffer ihre Weihe empfingen. Wir geben im nachfolgenden die Mittheilungen wieder, welche uns der schon damals die Cauber reformirte Schulstelle bekleidende Lehrer Jakob Müller, welcher anfangs der fünfziger Jahre in hohem Alter und hochgeachtet in Caub entschlafen ist, als Augenzeuge anvertraut hat.

Nach der Schlacht bei Leipzig rückten im November eine Eskadron preußischer Uhlanen und eine Kompagnie Jäger ein, welchen gegen Ende des Jahres eine Eskadron schwarzer Husaren folgte. Noch hielten die Franzosen das jenseitige Ufer besetzt und suchten sich aller Fahrzeuge des Stromes zu bemächtigen, so daß die Cauber ihre Nachen hinter die Mauern ihres Todtenhofes verbergen mußten. Am 31. Dezember wurde in der Stadt bekannt, der Uebergang der ersten preußischen schlesischen Armee unter Blücher und einer russischen Armee unter Langeron, welche beide oberhalb dem Mühlbachthal bei Weisel sich gesammelt hatten (daher jenes neuerdings Blücherthal umgetauft ist), werde hier stattfinden. Sogleich zogen die schwarzen Husaren ab nach Lorchhausen. Die Einwohner Caubs aber geriethen in den größten Schrecken, da selbst von Seiten der Truppen befürchtet wurde, die Franzosen möchten, um den Uebergang zu wehren, das Städtchen in Brand schießen, und man daher kurz vor Nacht auf allen Höhen diesseits Geschütze auffuhr, den Uebergang nöthigenfalls zu decken.

Der Kommandant, General von York, entbot durch einzelne Jäger alle Schiffer auf sechs Uhr abends in die reformirte Kirche. Als die Gerufenen erschienen waren, wurden sämmtliche Ausgänge mit Soldaten besetzt. Vor dem Altare stand der Pfarrer der Kirche Ahles und der Kommandant. Letzterer machte sie in kurzen Worten mit dem Zweck der Versammlung bekannt, nämlich, daß sie von Mitternacht an die Mannschaft so lange über den Rhein setzen sollten, bis die Schiffbrücke geschlagen sei. Pfarrer Ahles folgte mit einer herzbeweglichen Ansprache an die Männer, worauf er sie nach Geheiß des Kommandanten zum treuen Gehorchen vereidigte. Mannhaft fest und opfermuthig schwuren die Schiffer. Sie verharrten sodann in der Kirche bis elf Uhr, damit alles geheim bleibe. Darnach durften sie, jeder von zwei Mann Jägern begleitet, sich zu Hause mit Speise stärken, mußten aber alsbald, während die Frauen angstvoll die Nacht zubrachten und alle Räume sich mit anrückenden Soldaten überfüllten, geräuschlos die Nachen vom Todtenhofe in den unruhigen Strom bringen.

Es war eine dunkele stürmische Nacht, die Ueberfahrt dadurch doppelt gefahrvoll. Dennoch setzte pünktlich um 12 Uhr die erste Abtheilung Nachen, jeder mit Preußen beladen und von vier Caubern geführt, sich in Bewegung. Alles schweigt. Auch drüben am Ufer ist es noch stille, des Sturmes wegen wird das Plätschern der kraftvollen Ruderschläge nicht vernommen. Da landet der erste Nachen des Gabriel Kirdorf, mit ihm die Brüder Philipp und Gabriel Erlenbach, ebenso Daniel Heller.*) Mit freudigem Hurrah springen die deutschen Krieger ans Ufer. Sogleich wurden sie von einem französischen Piquet angegriffen, das sich jedoch nach einigen Flintenschüssen nach Bacharach zurückzog. Bereits war eine kleine Schar übergesetzt, als die Franzosen zwei Geschütze auf den Kreuzstein, eine Anhöhe, brachten, indessen der Dunkelheit wegen ohne Erfolg; nur einem Nachen ward die Spitze weggeschlagen. Die Preußen erkletterten die Höhe, worauf die Franzosen, aus Besorgniß abgeschnitten zu werden, die Flucht ergriffen.

Mittlerweile hatten die Russen begonnen, mit ihren kleinen Kähnen aus Leinwand, die mit Theer durchtränkt waren, eine Schiffbrücke zu schlagen. Vom Cauber Ufer bis zur Pfalz ging es rasch, allein von da bis jenseits wollten die kleinen Anker in der stärkeren Strömung nicht halten, bis die Cauber mit ihren solideren Ankern aushalfen. Durch diesen unliebsamen Aufenthalt vermehrte sich das Drängen zur Ueberfahrt so ungeheuer, daß in allen Gassen und Plätzen Mann an Mann stehen mußte. Es war Tag geworden. Lehrer Müller hatte das Vergnügen, das Kameel eines russischen Offiziers am oberen Rheine, da es von den Neckereien der Schuljugend geplagt wurde, mehrere Stunden zu hüten, bis es mit Sicherheit über das Wasser trampeln konnte. Das Wetter wurde bitterkalt. Am schlimmsten ging es in der Mühlbachstraße her, die dazumal noch nicht überwölbt und vom Bachwasser gründlich verdorben war. Durch sie als den einzigen Verbindungsweg strömten die Tausende aller Waffengattungen herbei, wurden durch jene Stockung zurückgedrückt und brachten das Dorf Weisel in großen Nachtheil. Der Uebergang währte den ganzen Monat Januar. Blücher wohnte im Kilpschen Hause am Rhein, der jetzigen Stadt Mannheim.

Der Kirchhofplatz vor dem Gotteshause auf der anderen Seite des Marktes, von dem früheren Schulgebäude und dem evangelischen Pfarrhause in trauter Zusammengehörigkeit umgeben, kann auch vom höchsten Wasserstande des Rheines nicht erreicht werden. Breite Stufen führen von ihm in eine sonnenlose Gasse hinab, die parallel mit dem Rheine früher die einzige Straße Caubs gewesen und so enge ist, daß Fuhrwerke sich nicht ausweichen können, daher sie auch außerhalb am Rheine her fahren. Die dreistöckigen Häuser dieser Metzgergasse kleben wie Bienenstöcke aneinander. Die Wohnungen liegen im zweiten Stockwerk, während das dunkle und feuchte Erdgeschoß mehr für Keller und Kellerräume freigelassen wird. Denn hier fluthet bisweilen der Strom. Dann werden aus den oberen Fenstern schmale Brückchen ins gegenüberstehende Haus geschoben und durch die Wohnungen der Nachbarn geht der Verkehr über die überdachte alte Ringmauer, welche die Hinterwände der Häuser der Rheinseite stützen. In gleicher Höhe gelangen die Bewohner nördlich zur Emporbühne der Kirche oder durch Treppen hinunter zum Marktplatz und am südlichen Ende beim Zollthurm an das obere freie Rheinufer.

Zwischen dem Zollthurm und dem Dicken Thurm treten die Häuser weiter zurück an den Berg, so daß das Rheinufer zu einem großen bequemen Platze sich erbreitert, der zur allgemeinen Unterhaltung dienen mußte, den ganzen Tag auch nie

*) Gestorben 1874 als der letzte dieser Veteranen.

Digitized by Google

leer wurde von Schifferknechten, Neugierigen, Landenden und Abreisenden, zur Kirchweihe aber nach Trinitatissonntag und am Martinimarkt mit seinen Buden, Musikanten, wilden Aschantis und heiteren Menschen ein äußerst lebhaftes Bild bot, bis die entsetzlich nüchterne Eisenbahn mit ihrem unschönen hohen Damm dem ganzen Spaß einen dicken Querstrich machte.

Der Zollthurm, einst der Wachtthurm zum Eingang der eigentlichen Stadt, hatte durch die mit dem Gange der Stadtmauer verbundene Ueberbrückung der Metzgergasse zur nächsten Nachbarschaft das Amthaus des pfälzischen Unteramtes Caub erhalten, das ansehnlichste Gebäude der Stadt, 1724 neu gebaut. Als jedoch mit Verlegung des nassauisch gewordenen Amtes nach St. Goarshausen das Haus zur herzoglichen Rezeptur (Steuerkasse) und zum Zollamte eingerichtet wurde, hat ein tüchtiges gewandtes Mitglied der Familie Erlenbach einen Theil des weitläufigen Gebäudes abgemiethet, sich derer, die in der Wartestube des Wachtthurms harren mußten, bis sie an die Reihe kamen, sich ihres Geldes in der Rezeptur zu entledigen, fürsorglich erbarmt und ihnen neuen Wein verzapft.

Das Zöller Viertel vom Zollthurme an bis zum Dicken Thurme und dem Bahnhofe ist das vierte und neueste Viertel. Nur ein Haus bald nach dem Zollamtsgebäude erinnert noch an die ältesten Zeiten: das Höschen geheißen, mit dem Pfälzer Löwen über dem Thor. Es wird der Hof gewesen sein, den sich der Falkensteiner Graf Philipp 1277 beim Verkaufe Caubs als Eigenthum vorbehalten; das Haus, welches König Karl IV 1349 seinem Schwiegervater, dem Pfalzgrafen Rudolf II aus der Verpfändung freimachte; das „Grafenhaus", welches wahrscheinlich die ersten Besitzer Caubs bewohnten, bevor die Burg erbaut war.

Die sich anschließende Häuserflucht endet noch vor dem Dicken Thurme mit drei stattlichen Gasthöfen: Stadt Mannheim, Adler und Grünewald.

Hinter den hohen Dächern derselben erhob sich in der stillen Nacht auf den 11. März dieses Jahres um halb zwölf Uhr nach einem kurzen donnerähnlichen Geräusche eine mächtige weißliche breite Staubwolke und zog über den Rhein gleich einem Rauchschwalm, so daß die Bürger im Innern der Stadt beim ersten Lärm an ein Feuer dachten, die Sturmglocke zogen und die Spritzen in Bereitschaft setzten. Aber nicht brennende Häuser fanden sie, sondern in einer Ausdehnung von zweihundert Fuß acht noch eben bewohnt gewesene Gebäude durch einen Bergsturz fortgeschleudert, zertrümmert und haushoch überschüttet.

Gleichlaufend mit dem Rheinufer, aber um etwa zwanzig Fuß höher, zieht sich hinter den Gasthöfen eine schmale Gasse, neuerdings Hochstraße benannt, hin. Die dreistöckigen Häuser der einen Seite, nach einer Feuersbrunst neuerbaut, stoßen dicht an den Berg, die Gebäude der andern Seite sind die Hinterhäuser der Gasthöfe. Gäßchen, so enge, daß kaum zwei Menschen vorbei können, bilden die abschüssigen Verbindungswege mit dem Rhein. Und die Gäßchen, die Höfe der Gasthäuser, die Hochgasse selber lagen in jener Nacht binnen wenigen Augenblicken voll von zersplitterten Balken, achtundzwanzig Verschütteten und unermeßlichem Felsengerölle. Der Berg, dessen Spitze in einer Höhe von 550 Fuß weit oberhalb dem Gutenfels muldenartig eingesunken in fortwährender langsamer Bewegung begriffen ist, hatte an seinem untersten Theile in einer Höhe von kaum fünfzig Fuß unerwartet durch gespannte Wasser einen Durchbruch erhalten, der mit unglaublicher Wucht alles Zerbrechliche zu Mehl zermalmte, ohne die von der Bergspitze noch drohende größere Gefahr im mindesten abzuschwächen.

Da die Wasser des übergetretenen Rheines bis an die Gasthöfe spülten, war die Hochgasse zur einzigen Verkehrsstraße gebraucht worden, welche jetzt durch einen Trümmerberg verrammelt war. Deshalb mußten die aus Mainz herbeigeeilten Pionniere des elften Bataillons vorerst einen Nothgang von Balken auf dem Wasser legen. Dann aber schafften sie unter Leitung ihres umsichtigen Kommandanten, Premierlieutenants von Puttlitz, auf der eingeengten Unglücksstätte volle vierzehn Tage lang mit Lebensgefahr an dem nachstürzenden Abhange, auf unsicherem Boden in dem Schutt, der durch Schiefergerölle und vordringende Wasser zu einer zähen grauen Masse verdichtet war, in der verpesteten Luft ohne Rast, bis sie die letzte Leiche, ein neunjähriges Mädchen, auffanden.

Und alle, die an der Rettung der Verunglückten, an der Sicherung der Lebenden arbeiteten, haben ihre Schuldigkeit gethan. Voran der Bürgermeister, Gustav Herberich, der entschlossene Steuermann mit dem weitsehenden und prüfenden Auge, der bald bei den Ausgrabungen war, dann wieder auf der höchsten Spitze des Berges, dann in den noch gefährdeten Wohnungen der 260 obdachlosen Menschen, dann in der Sitzung der Hilfskommission, umgeben von Männern, denen die Noth ihrer Mitbürger, die Zukunft ihrer Gemeinde zu Herzen geht. Die beiden Geistlichen, der evangelische und der katholische, begleiteten in wohlthuender Eintracht die Leichen, standen den Hinterbliebenen bei und verwalteten in Gemeinschaft mit dem menschenfreundlichen Oberförster die einlaufenden Gaben. Auch der Arzt erfüllte seinen ernsten Beruf, die Ausgegrabenen in ihrem grauenhaften Zustande gewissenhaft zu untersuchen, und konnte zur allgemeinen Beruhigung unwiderleglich nachweisen, daß dieselben mannichfach zerdrückt nach dem Bergsturze keine Minute länger haben leben können.

Unser Caub ist, was den Verkehr betrifft, gegen früher zurückgegangen. Die Einwohnerzahl, welche 1840 1462 Seelen (1124 evangelische und 338 katholische) betrug, und 1871 auf 2098 gestiegen war, ist nach der Volkszählung des vorigen Jahres auf 2000 gesunken (1500 evangelische, 500 katholische) und seit Aufhebung des Zolles, welcher den Schiffen Veranlassung bot, sich mit Lebensmitteln und Wein zu versorgen, sind die Gewerbe in gedrückter Stimmung. Auch durch Freigebung des Lootsenzwanges hat sich der Zufluß fremden Geldes außerordentlich vermindert. Der Ausspruch des alten Lehrers Müller: „Wer hier Kopf und Hände recht gebrauchen will, findet sein tägliches Auskommen," hat keine Berechtigung mehr.

Briefe von der Weltumseglung der „Gazelle".

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

I.

Am 21. Juni 1874 verließen wir in Sr. Maj. Schiff „Gazelle", Kapitän zur See Freiherr von Schleinitz, den Hafen von Kiel mit der Bestimmung, die deutschen Gelehrten, welche den Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe am 8. Dezember auf der Kergueleninsel beobachten sollten, dorthin zu bringen. Unsere zweite Aufgabe, die wichtigere, bestand darin, den atlantischen, indischen und stillen Ozean auf einer vorgeschriebenen Route in physikalischer Beziehung zu erforschen, und zu diesem Zwecke war unser Schiff (20 Kanonen, 380 Mann Besatzung) ganz besonders ausgerüstet.

Ende Juni und die ersten Tage des Juli ankerten wir in Plymouth, dann stachen wir hinaus in den atlantischen Ozean, und am 15. Juli schon war Funchal, die Hauptstadt von Madeira erreicht. Auf diesem ersten Abschnitte unserer Reise wurden sechs Tiefslothungen vorgenommen, deren bedeutendste 4800 Meter ergab. Damit war unser eigentliches Werk begonnen, über dessen Bedeutung hier einige Worte folgen mögen.

Während Generation auf Generation damit beschäftigt war, die Oberfläche unsres Planeten zu erforschen und deren Geheimnisse kennen zu lernen, wußten wir vom Meere, das doch die größere Hälfte des Globus bedeckt, sehr wenig. Nur was auf dessen weiter Fläche uns entgegentrat, war uns bekannt geworden; von der Tiefe hatten wir nur phantastische Vorstellungen, begnügten wir uns etwa mit dem, was Schiller so hübsch in seinem „Taucher" ausmalt. Erst unserer Zeit blieb es vorbehalten, mit Hilfe fein ausgesonnener Instrumente auch die Meerestiefen zu erforschen und dort eine völlig neue, ungeahnte Welt zu entdecken. Engländer, Amerikaner und Norweger waren vorangegangen, und erst im Jahre 1871 sandte die deutsche Regierung das Kanonenboot „Pomerania"

Digitized by Google

aus, um wenigstens vor unserer Thür, in der Ostsee, den Meeresboden aufzunehmen. Das neue Reich sah ein, daß es mit der Entwickelung seiner Flotte auch die Pflicht übernahm, in wissenschaftlicher Beziehung auf maritimem Gebiete mitzuwirken. Das hydrographische Bureau entfaltete eine rege Thätigkeit, und die Fahrt der „Gazelle" wurde beschlossen, kurze Zeit, nachdem die Engländer wiederum eines ihrer Schiffe, „Challenger", hinausgesandt hatten, um hydrographische Arbeiten zu unternehmen.

Wie schon bemerkt, ist die ganze Wissenschaft, von der ich hier rede, neu, ein Kind unsrer Generation. Vor wenig mehr als dreißig Jahren begann man sich einigermaßen mit der Meerestiefe zu beschäftigen. Während wir Jahrhunderte lang hinaus schauten bis zu den fernsten Sternen, dachten wir nicht an den Ozean, der unter unseren Schiffen brauste. Er war uns eine große Wasserwüste, nur das Gethier der Oberfläche wurde bekannt — die Tiefe dort unten aber dachten wir uns finster, leblos daliegend unter der fürchterlichen Pressung der ungeheuren Wassermenge. Dieser Druck ist in der That ganz gewaltig. Nach der Berechnung eines Physikers würde auf dem Körper eines Menschen, der sich in 2000 Faden, also 12,000 Fuß Tiefe befände, ein Gewicht lasten, welches gleich zwanzig Lokomotiven wäre, die jede einen langen mit Eisen belasteten Zug führten. Bei solchem Druck, meinte man, könne kein lebendes Wesen existiren. Indessen, man übersah Eines: Wenn die Flüssigkeit im Körper eines Meeresthieres von derselben Pressung ist, wie die äußere Pressung, so heben sich diese gegenseitig auf, und der Körper kann sich, anstatt zerquetscht zu werden, so frei und sicher wie in der Luft bewegen. Selbst in der Luft thürmt das plötzliche Steigen des Barometers um einen Zoll fast zehn Centner auf unsere Körper und dennoch fühlen wir, da die Flüssigkeit in uns sich verhältnißmäßig verdichtet hat, uns freudiger, leichter, da wir weniger Anstrengung gebrauchen und in dem dichteren Medium uns bewegen. Wir bilden uns ein, daß das Wasser in einem solchen Falle sich verdichten und härten müsse, und vergessen, daß es flüssig wie immer bleibt, da es nicht zusammenpreßbar ist und daß seine Theilchen, so weit wir es erkennen können, in 5000 Faden oder 30,000 Fuß Tiefe so frei und beweglich über den Meeresboden gleiten, wie über die Erdoberfläche.

Ein anderes Phantasiegebilde, das mit der Meerestiefe in Zusammenhang gebracht wurde, entstand gleichfalls dadurch, daß man die Unverdichtbarkeit des Wassers übersah. Man glaubte nämlich, daß das Wasser unter zunehmendem Drucke schwerer und schwerer nach der Meerestiefe hin würde, und daß somit alle in dasselbe gefallenen Dinge je nach ihrem spezifischen Gewichte in verschiedenen Tiefen in der Schwebe erhalten würden. Da schwebten, noch verhältnißmäßig hoch oben, die Skelette und Leichen der Schiffbrüchigen, tiefer unten die Anker, Kanonen und sonstigen Eisentheile verunglückter Schiffe, noch tiefer das Gold der spanischen Galeonen, und unter diesen lag die unendliche Tiefe des stillen leblosen Meeres, das von größerer Schwere als selbst geschmolzenes Gold sein sollte. Aber auch diese Vorstellung ist gegenüber der Thatsache, daß das Wasser unzusammenpreßbar ist, nur ein großartiges Phantasiestück. Alle jene hier aufgeführten Sachen sinken auf den Meeresboden und werden hier im zunehmenden Schlamme begraben. Wie wir allmählich zu einer besseren und richtigeren Erkenntniß der Meerestiefen gelangt sind, muß ich hier einleitend kurz erwähnen, da meine nachfolgenden Mittheilungen über die hydrographischen Arbeiten der „Gazelle" dadurch wesentlich unterstützt und erläutert werden.

Eduard Forbes wandte sich zuerst den Tiefseeforschungen zu; sein Resultat war aber ein von unserer heutigen Kenntniß der Dinge durchaus abweichendes. Bis zum Jahre 1859 begnügte man sich mit dem, was er aufgestellt hatte, nämlich: daß in der Zone der Tiefseekorallen — die man in etwa 100 Faden Tiefe annahm — die Thierwelt mehr und mehr abnahm und bald ein unergründlicher Schlund folgte, in dem alles Leben gänzlich aufhörte. Forbes, ein tüchtiger Forscher, würde gewiß, wenn er noch lebte, die heutigen Resultate der Wissenschaft mit Freuden anerkannt haben, und doch gab es zu seiner Zeit schon einige Anzeichen, daß das Thierleben weit tiefer in den Ozean reiche, als man damals annahm. Schon 1818 hatte der berühmte Nordpolreisende Sir James Roß in der Baffinsbai Tiefseelothungen gemacht und aus einer Tiefe von 1000 Faden ein Medusenhaupt, einen Seestern, heraufgebracht. Sein Namensvetter, Sir James Clarke Roß, holte später aus einer Tiefe von 270 Faden aus dem Grunde des südlichen Eismeeres zahlreiche lebende Thiere herauf, darunter eine Garneele (Idotea Baffini), von der man glaubte, daß sie nur im nördlichen Eismeere vorkomme. Jetzt wurde dieser Seekrebs das erste Beispiel von der wunderbaren Verbreitung ähnlicher Formen auf dem Meeresboden durch viele Breitengrade hindurch, einer Verbreitung, welche durch die Gleichartigkeit der Lebensbedingungen und die niedrige Temperatur des Wassers verursacht wird. Dann wieder im Jahre 1845 brachte Henry Goodsir — ein Märtyrer der Wissenschaft, denn er liegt mit Sir John Franklin im arktischen Eise begraben — in der Davisstraße aus 300 Faden Tiefe eine Menge lebender Meeresthiere herauf.

Eine neue Epoche in unserer Forschung trat ein mit dem Legen der Telegraphendrähte auf den Meeresboden. Der nordatlantische Ozean wurde auf seine Tiefe untersucht, um das große Kabel legen zu können, welches die alte und neue Welt verbindet. Damals wurde Brookes Tiefseeloth erfunden und mit seiner Hilfe entdeckte man in 2000 Faden Tiefe das untermeerische Plateau zwischen Cap Clear in Irland und Cap Race auf Neufundland; man fand es ganz mit einem zarten feinen Schlamm bedeckt, der in seiner Zusammensetzung unserer Kreide ungemein ähnlich und voll von den Schalen kleiner Organismen (Foraminiferen) ist. Von 110 dieser winzigen Thiere fand man 19 übereinstimmend mit den versteinerten Arten, welche die Kreide ausmachen. Die Bildung der Kreide dauert noch heute fort, so lautete jetzt der Ausspruch der Naturforscher. Mit Staunen und Bewunderung erkannte man, daß jene winzigen Geschöpfe noch lebten und webten, die bereits zur Zeit der Kreideperiode existirten; unverändert durch Jahrtausende auf Jahrtausende, Generation auf Generation hatten sie sich fortgepflanzt, während rings um sie alles anders wurde: die lebenden Wesen, die Vertheilung von Land und Wasser, ja selbst das Klima unseres Planeten. Indessen vor dieser gewaltigen Thatsache begannen selbst die ersten Autoritäten den Kopf zu schütteln, Zweifler zu werden. Hatten diese winzigen Organismen auch da gelebt, wo sie gefunden wurden? Es schien wahrscheinlicher, daß sie einst frei in höheren Wasserschichten fluteten, wie Millionen anderer Geschöpfe, und daß nach eingetretenem Tode ihre Gehäuse auf den Boden niedergesunken waren.

Aufklärung brachte das Jahr 1860. Damals unternahm Sir Leopold M'Clintock eine Tiefseeforschungsexpedition nach Island, Grönland und Neufundland. An Bord befand sich der Naturforscher Dr. Wallich, und dieser wies nach, daß die Foraminiferen in dem feinen Schlamm auch wirklich lebten, in dem sie gefunden wurden. Ja, selbst Seesterne, von denen man bisher annahm, daß sie nur in seichtem Wasser existirten, wurden aus einer Tiefe von 1300 Faden an das Licht gebracht. Im Herbst desselben Jahres wurde dann im Mittelmeere eine höchst überraschende Entdeckung gemacht. Als man das reparaturbedürftige Telegraphenkabel zwischen Sardinien und Bona in Afrika, welches in 1200 Faden Tiefe gelegen, heraufwand, fand man es über und über mit lebenden Seethieren bedeckt. Nun war aller Zweifel gehoben, in der ungeheuren Tiefe von 7200 Fuß lebte auf dem Grunde des Mittelmeeres noch eine mannichfaltige schöne und zahlreiche Thierwelt. Wo blieben die 600 Fuß, die Forbes im höchsten Falle dem Thierleben in der Meerestiefe zugestehen wollte?

Auch die Skandinavier griffen rüstig in die Forschung ein; Sars wies in 1400 Faden Tiefe ein reiches Thierleben im nordischen Ozean nach. Aus Lissabon kam im Jahre 1864 eine wunderbare Nachricht. Haifischfänger in Setubal, die in 500 Faden Tiefe (!) mit ihren Netzen arbeiteten, hatten einen Glasschwamm an die Oberfläche gefördert, den man bisher nur aus Japan kannte.

Digitized by Google

So hatten sich die Thatsachen angesammelt, als die englische Regierung nacheinander zwei Dampfer: „Porcupine“ und „Lightning“, zu Tiefseeforschungen aussandte und die Professoren Wyville Thomson und Carpenter mit der wissenschaftlichen Leitung dieser Fahrten betraute. Sie befuhren den nordatlantischen Ozean von den Shetlandinseln und Farör bis zum Rockallfelsen, den Ozean im Westen und Südwesten von Irland, wo sie mit dem Schleppnetz in einer Tiefe arbeiteten, die der Höhe des Montblanc entsprach, gingen an die spanische und portugiesische Küste und ins Mittelmeer bis Malta.

Eine wahre Wunderwelt wurde dabei auf dem Meeresboden entdeckt. Der Zoologe sah seine Kenntnisse durch die Auffindung vieler niedriger Meeresthiere bereichert; der Geologe war überrascht durch die Entdeckung vieler lebender Thierformen, die er bisher nur versteinert gekannt; der Physiker fand reichen Stoff, über die wunderbaren Probleme der wechselnden Tiefseetemperaturen nachzudenken; der praktische Mechaniker hatte Gelegenheit, sich mit der Verbesserung der Lothungs-, Schleppnetz- und sonstigen Apparate zu beschäftigen. Hier entwickelte sich ein weites Feld für praktische Erfindungen. Selbst für den Laien müssen diese Forschungen von Interesse sein; wenn er auch wenig auf die lateinischen Namen der Zoologen gibt und es ihm einerlei ist, was ein Miller-Casella-Thermometer bedeutet, so muß er doch erstaunt darüber sein, welche wunderbare, kaum geahnte lebendige Welt in der größten Meerestiefe sich entwickelt. Was ist der Inhalt eines Aquariums gegenüber den zahlreicheren und merkwürdigeren Thieren der Tiefe! Jene sind am Strande oder in dessen Nähe gesammelt, uns heute ganz vertraute Gestalten; dort unten aber erscheint alles neu und wunderbar. Man betrachte nur die Caprella, den „Gespensterkrebs“, wie er getauft wurde, der auf Seetang lebt, wo er aufrecht wie ein Affe sitzt und mit seinen merkwürdig gestalteten Klauen geisterhafte Grimassen macht. Man hat ihn aus Tiefen von einer halben Stunde aufgefischt. In der Regel sind die Thiere der Tiefe größer als die an der Oberfläche lebenden Individuen derselben Art. So erreichen die Seespinnen, die ihren Magen an der Innenseite der Beine haben, an der Oberfläche des arktischen Meeres nur einen halben Zoll, in der Tiefe aber zwei Fuß Durchmesser. Würmer, Seesterne, Seelilien, die, auf zartem Stamm schwankend, ihre Kelche öffnen, welche gleich Polypenarmen die Beute erfassen, Korallen und die wunderbaren Glasschwämme wurden entdeckt. Bei letzteren besteht die Masse nicht aus hornartigen Fasern, wie bei unserm gewöhnlichen Badeschwamm, sondern aus feinen Kieselstrahlen, die gesponnenem Glas gleichen. Aus Glasnadeln aufgebaut, gleichen manche den feinsten Brüsseler Spitzen. Bei der Betrachtung aller der merkwürdigen neuen Geschöpfe, die jetzt der Meerestiefe entrissen werden, erkennt man so recht, wie die Natur groß im Kleinen ist und wie der Schöpfer auch auf die niedrigsten Formen unendliche Kunst verwandt; auf Formen, die bisher im Meeresschlamm begraben lagen, jetzt aber durch unermüdliche Forscher ans Tageslicht gebracht werden.

So viel von der zoologischen Seite der Tiefseeforschungen. Gewiß wird der Leser aber auch wissen wollen, wie wir es beginnen, so ungeheure Tiefen wie die erwähnten mit Sicherheit zu messen, welche Apparate wir dabei anwenden. Die Sache war anfangs schwieriger, als es den Anschein haben kann. Denn was könnte einfacher sein, als daß man, wie es bis vor 20 Jahren geschah, mittelst einer mit dem entsprechenden Gewicht — dem Bleiloth oder Senkblei — beschwerten aus Hanf, Seide oder Draht geflochtenen Schnur oder Leine, welche je nach der zu lothenden Tiefe in Faden, Zehner, Hunderte oder Tausende von Faden eingetheilt ist, die Tiefe des Ozeans ausmessen kann, sobald das Gewicht auf den Boden aufstößt und in diesem Augenblick die Wirkung des Aufstoßens sich bis zum Ausgangsort der Leine fortsetzt, diese dadurch ihre Spannung verliert und aufhört, sich abzuwickeln? Doch diese letzte Voraussetzung hat sich als irrig erwiesen. Bei größeren Tiefen als 1800 Faden wird das Aufstoßen des Senkbleis nicht im mindesten mehr bemerkbar, die Leine wickelt sich vielmehr immer weiter ab, auch wenn das Loth schon den Grund erreicht hat. Ferner bewirken unterseeische Strömungen ebenfalls sehr häufig eine seitliche Ablenkung der sonst vertikal hängenden Lothleine und somit eine längere Abwicklung derselben, als der entsprechenden Tiefe zukäme. So erklärt es sich, daß man Tiefen von 50,000 Fuß gelothet haben will; wie wir jetzt wissen, eine falsche Angabe, denn die sicher gelotheten größten Tiefen (im stillen Ozean) betragen nur wenig mehr als 28,000 Fuß (4700 Faden).

Die erste Verbesserung der Tiefseeloth-Apparate führte der Amerikaner Maury ein, welcher ein 32—68 Pfund schweres Gewicht an einer dünnen Leine, die wegen des geringen Widerstandes der Reibung sich schnell abwickelte, benutzte. Bei dem durch den veränderten Gang der Abwicklung angezeigten Aufstoß auf den Meeresboden wurde die Leine abgeschnitten und die Tiefe des Grundes durch die Länge der übrig gebliebenen Leine bestimmt.

Bald aber machte sich das Bedürfniß geltend, auch Grundproben vom Boden des Meeres zu erhalten, und so genügte Maurys Methode nicht mehr, weil Gewicht und Leine stets dabei verloren gingen. Deshalb kann man die schöne und einfache Erfindung von Brooke, eines der würdigsten Schüler von Maury, als epochemachend für die Tiefseelothungen bezeichnen. Sie besteht in der Loslösung des an der Lothleine hängenden Kugelgewichts, sobald dieses den Boden berührt, und in dem dadurch bewerkstelligten Freiwerden einer durch das kugelförmige Gewicht hindurchgehenden Stange, welche an ihrem untern Ende mit Vorrichtungen versehen ist, die Grundproben aufzunehmen und mit der Lothleine — die man jetzt aus Klavierdraht herstellt — an die Oberfläche zu bringen.

Die Leser sind jetzt im allgemeinen orientirt über das, was bei der Fahrt der „Gazelle“ in Betracht kommt, und ich kann nun auf die Erlebnisse und Ergebnisse der Fahrt selber eingehen.

Die „Verborgene“.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11. VI. 70.

Von **Konrad Menzel.**

Unter diesem selbstgewählten Namen ist die heimgegangene Dichterin, der die folgenden Zeilen einen Denkstein im Herzen der deutschen Nation setzen möchten, in Daheimkreisen gewiß wohl bekannt.

Ein ländliches Pfarrhaus war das Daheim, in welchem Meta Schweizer die erste Lebensluft athmete, in welchem sie aufwuchs und bis zu ihrer Verheirathung weilte. Durch letztere siedelte sie vom Pfarrhaus ins Doktorhaus derselben Gemeinde über, in welchem sie dann ihre ganze übrige Lebenszeit zubrachte. Es ist die Kirchgemeinde Hirzel, eine Stunde ob Horgen am Zürchersee, auf der Höhe an der von Horgen nach Zug führenden Straße gelegen, die vor Eröffnung der Eisenbahn hauptsächlich den Verkehr zwischen Zürich und Zug vermittelte. Viele Leser des Daheim werden sich gewiß dieser Straße erinnern, auf welcher neben zahllosen Güterwagen täglich ganze Reihen von Post- und Privatkutschen passirten, um dem Hauptziel der Reisenden, dem unvergleichlichen Rigi, zuzusteuern. Die Gemeinde Hirzel, welche, wie andere Berggemeinden jener Gegend nicht ein zusammenhängendes Dorf bildet, sondern aus lauter einzelnen Höfen und Häusern besteht, hat eine ganz prachtvolle Lage mit schönster Aussicht auf den Zürchersee und seine Umgebungen einerseits und auf das Gebiet von Zug und die Alpen andrerseits.

Dort wurde Anna Barbara Margaretha Schweizer am 6. April 1797 geboren als das fünfte Kind des Pfarrpaares Diethelm Schweizer von Zürich und Anna Geßner. Sie hat sozusagen schon mit der Muttermilch jene einfach kindliche Frömmigkeit eingesogen, die, fern von allen Extravaganzen, die irdischen Dinge mit dem Maßstab der Ewigkeit mißt, und das spiegelt sich auch in ihren Liedern wider. Es ist etwas von

Digitized by Google

himmlischem Duft über diese Blumen ausgegossen, die gerade dadurch so unaussprechlich anziehend sind. Dürfen wir wohl etwas hiervon auch ihrer theilweise deutschen Abstammung zuschreiben? Die Mutter ihres Vaters war eine Hamburgerin, Anna Margaretha Schulz, von der sie sagt, daß der Großvater eine „Perle" (Uebersetzung des aus dem Griechischen stammenden Namens Margaretha) als Gattin in sein Haus aufnehmen durfte. Die Perlenart ist auch auf die Enkelin übergegangen, die nach der Großmutter ebenfalls Margaretha, abgekürzt Meta, genannt wurde. Durch und durch deutsch war ihr ganzes Wesen. Mit Begeisterung folgte sie in ihren Jugendjahren dem Gang der Befreiungskriege, und zeitlebens schwärmte sie für die Freiheitslieder jener Zeit, für Arndt, Schenkendorf, Rückert, Stein und namentlich für Körner. Auch während des letzten großen französischen Krieges stand sie auf der Seite derjenigen Schweizer, die entschieden für die deutsche Sache Partei nahmen.

Die Stürme der Revolution verschonten auch die einsame Berggemeinde nicht. Von 1799—1801 war französische Einquartierung, und lebenslang schwebten unserer Meta in dunkler Erinnerung „jene fremden Gestalten mit Schnurrbärten, die hier zu Lande noch gar nicht bekannt waren", vor. Viel betrübender aber als die mit der Beherbergung fremder Truppen verbundenen Unannehmlichkeiten waren für den friedlichen Pfarrer die Chikanen, denen er in der eigenen Gemeinde ausgesetzt war. Er wurde als Aristokrat verschrieen, der sich der Erfüllung der Volkswünsche entgegensetze, und mehr als einmal schwebte in jener aufgeregten Zeit sein Leben in Gefahr. Die Verfolgungen wiederholten sich, als er im Jahre 1804 im sogenannten „Bockenkrieg" vor dem Widerstand gegen die Regierung warnte und die Herausgabe der Kirchenschlüssel, die für das Sturmläuten zum Aufruhr verlangt wurden, verweigerte. Oft erzählte Meta ihren Kindern und Enkeln sehr interessante Episoden aus diesen Kriegsjahren.

Im engsten Kreise des Familienlebens wuchs das Pfarrtöchterlein auf; aber ihr reich begabter Geist erweiterte ihren Gesichtskreis. Wie sich auf der einen Seite ein tiefinneres Gemüthsleben bei ihr entwickelte, so stand ihr Sinn auch allem Schönen und Großen in der Natur und in der Menschenwelt weit offen, obgleich sie — und das ist das Merkwürdigste in diesem Dichterleben — von dem, was man „Ausbildung" nennt, was man in unserer Zeit bei jedem hervorragenden Talent für unumgänglich nothwendig hält, nichts genossen hat. Was sie „gelernt" hat, war Lesen, Schreiben und Rechnen beim Vater, häusliche Arbeit bei der Mutter. Auch mit der klassischen deutschen Literatur ist sie erst später bekannt geworden, nachdem ihr Talent schon manche schöne Blüten getrieben hatte.

Von großem Einfluß auf die heranwachsende Jungfrau war ihr Verkehr mit Anna Schlatter und deren Töchtern in St. Gallen. Es waren verwandte Seelen, die sich gefunden hatten, verwandt nicht nur auf den Höhen der Kunst, sondern auch in den Niederungen des gewöhnlichen Lebens. Bei Anna Schlatter, die vierundzwanzig Jahre älter war als Meta Heußer, konnte letztere am besten sehen, wie sich die natürliche Bewegung im Kreise einer sehr zahlreichen Familie gar wohl mit der Erhebung in die höheren geistigen Sphären verträgt. Und so finden wir es denn auch in ihrem eigenen Leben.

Aus dem Elternhause schied sie im Jahre 1821 und folgte dem Manne ihrer Wahl, Dr. Jakob Heußer, dem viel beschäftigten Arzt der Gemeinde Hirzel und der ganzen Umgegend. Sie war ihm eine treue Gehilfin, namentlich auch bei der Pflege der ins Haus aufgenommenen Geisteskranken. Die Ehe wurde durch den Tod des Gatten im Jahre 1859 getrennt. Von ihren sieben Kindern sind noch sechs am Leben, von denen vier sich verheirathet haben. Zwei Töchter bewohnen jetzt das freundliche Haus, das etwa 200 Schritte über dem Pfarrhaus gelegen ist und in welchem so viele Freunde und Gäste Jahr aus Jahr ein eingezogen sind, die alle von der trefflichen Frau viel Anregung und Erquickung erhielten. Es war etwas in ihrem Wesen, das Jedermann fesseln mußte. Alles, was sie sprach, war Geist und Leben, und damit war vereinigt die liebenswürdigste Bescheidenheit. Bei all ihrer reichen Begabung ist sie immer ein einfaches Hausmütterchen geblieben, das sich im Kreise der Kinder und Enkel am wohlsten fühlte. Ihr Kreuz hat sie freilich auch getragen; aber sie holte sich die Kraft zum Dulden immer da, wo sie allein zu finden ist, droben im himmlischen Heiligthum.

Ein besonders inniges Verhältniß bestand zwischen ihr und ihrer älteren Schwester, die bis zu ihrem 1874 erfolgten Tode mit ihr zusammenlebte. Wer mit Meta Heußer bekannt wurde, dem ist auch die „Tante Regeli" unvergeßlich, die für der Schwester Dichtergabe wie für alles Schöne und Hohe ein warmes Herz hatte. Das ganz gleiche Verhältniß hatte schon bestanden zwischen ihrer Mutter und deren Schwester; Meta schildert dasselbe mit so schönen Worten, daß wir sie gern hier wiedergeben, da sie in manchem Daheim den freundlichsten Widerhall finden werden. Sie schreibt: „Die beiden hätten ohne einander kaum fortleben können, und Elisabeth war dazu berufen, ihrer Schwester und ihren Kindern das zu werden, was eigentlich nur der verstehen und begreifen kann, der es selbst gesehen und erfahren hat, was einem Hause eine „Tante" sein kann, die überall helfend mit leiser Hand eingreift, unsichtbar und unhörbar jede Lücke ausfüllt, die Mutter stützt, die Kinder behütet und über alles einen duftigen Schleier zu breiten weiß, so daß niemand ahnt, wer der unsichtbare Schutzgeist des Hauses ist."

Interessant ist die Art, wie Albert Knapp mit der Dichterin bekannt wurde. Auf einer Schweizerreise im Jahre 1833 wurde er durch den bekannten Gerold Meier von Kronau auf einige ihrer Lieder aufmerksam gemacht und war sogleich aufs äußerste erstaunt über deren tiefen Gehalt. In Zürich angekommen, erkundigte er sich nach ihrem Wohnort und erfuhr — daß er so eben an demselben vorbeigereist sei. Er hatte keine Zeit mehr, sie noch aufzusuchen, und mehr als zwanzig Jahre dauerte es, bis er ihre persönliche Bekanntschaft machte. Dagegen setzte er sich sofort mit ihr in brieflichen Verkehr, und die Folge davon war, daß verschiedene ihrer Lieder der Reihe nach in dem von ihm herausgegebenen Taschenbuch „Christoterpe" abgedruckt wurden. „Lieder einer Verborgenen" war der bescheidene Titel, unter dem sie erschienen, und unter dem gleichen Titel gab sie auf Knapps dringendes Zureden im Jahre 1858 ein Bändchen ihrer Gedichte heraus. Bei der zweiten Auflage 1863 entschloß sie sich, ihren Namen Meta Heußer-Schweizer zu nennen, hauptsächlich wegen der vielfachen Verwechslung ihrer Lieder mit denen „aus den Papieren einer Verborgenen".*) Eine zweite Sammlung von Gedichten erschien 1867. Mit Knapp blieb Meta Heußer bis zu seinem Tod in inniger Verbindung, die man eine providentielle nennen möchte, da durch dieselbe die Verborgene eine Bekannte geworden ist, die bisher nur einzelnen erschlossenen Blüten ihres Geistes auch in weitere Kreise ihren Duft verbreitet haben.

Was Knapp erkannt hat, das ist auch anderen Freunden geistlicher Poesie nicht entgangen. Nach übereinstimmendem Urtheil verschiedener Kenner dieses Gebiets wird Meta Heußer als eine der bedeutendsten Dichterinnen religiöser Lieder bezeichnet, und das mit vollem Recht. Die Tiefe und Wärme der Empfindung, die Einfachheit und Klarheit der Gedanken, die ungekünstelte Vollendung in der Form fällt sofort jedem in die Augen, der einen Blick in diese Lieder thut.

Ihre beiden Gedichtsammlungen enthalten die Abschnitte: „Naturanschauungen", „Inneres Leben", „Aus dem Leben", „Mutterworte", „In die Blätter einer Blumenmalerin", „Räthselbuch für Kinder und Enkel", „Gelegenheitsgedichte". Es weht in allen Liedern der gleiche Geist, aber darum sind sie nicht einförmig, jedes einzelne spricht wieder durch seinen besondern Charakter an.

In den „Naturanschauungen" begegnen wir Gedichten, die die Herrlichkeiten der Schweiz der Dichterin eingaben. „Mönch und Jungfrau", Pfäfers", „Goldau" und andere bekannte Gegenden haben sie zu sinnigen Liedern begeistert; aber auch die Natur überhaupt lieferte ihrem empfänglichen Geiste reichen Stoff zur Dichtung. Hiervon nur ein Beispiel:

*) Frau Pfarrer Cäcilie Zeller geb. v. Elsner, auch in diesem Jahre (27. März) in Halle a. S. gestorben.

Digitized by Google

Meta Heußer-Schweizer.

Am Bache.

Haben sie alles dir geraubt,
Armer, murmelnder Bach,
Was du treueigen dein geglaubt?
Klagst du Verlornem nach.

Dir im Innersten klar und mild
Wohnte sonst, eines mit dir,
Deiner trauten Umgebung Bild:
Drüben Gebüsch und hier.

Aexte klangen, die Esche fiel,
Erl' und Flieder verschwand,
Und der säuselnden Birken Spiel,
Innig dir sonst verwandt.

Kahl und öde ist's hier und dort;
Ueber graues Gestein
Eilst du klagend und suchend fort:
Wärst du denn ganz allein?

Waren sonst tief im Herzen dein,
Liebe Bilder zu Haus,
Siehe, so glänzt nun der Himmel hinein,
Füllet er selbst dich aus.

Klage nimmer! Die Welt ward leer,
Aber der Himmel ging auf;
Geh nur! Bald ins unendliche Meer
Mündet, Bächlein, dein Lauf.

In den Liedern „aus dem innern Leben" hat sich ihre ganze Glaubensinnigkeit ausgesprochen, die mitten im thränenvollen Pilgerthale festhält an den ewigen Gottesverheißungen, wie das schöne Lied über 1 Thess. 4, 17 zeigt, dessen drei erste Verse lauten:

„Wir werden bei dem Herrn sein allezeit!"
Du Heimatlaut in fremden Pilgerthalen,
Tiefdunkel ist die ernste Ewigkeit;
Doch wie durch Nachtgewölk des Mondes Strahlen,
Glänzt der Verheißung Licht durch Todesleid:
Wir werden bei dem Herrn sein allezeit.

Bei ihm daheim! In seiner Liebe ruht
Die Seele aus von ihrer Irrfahrt Schmerzen;
Der langen Sehnsucht Ziel, das höchste Gut,
Der Herzen Heimat ist in seinem Herzen.
Er ging voran, die Stätte steht bereit,
Wir werden bei dem Herrn sein allezeit.

Bei ihm versammelt! Seinem Salem geht
Die Wallfahrt zu; wie oft in guten Stunden,
Wenn seiner Nähe Odem uns umweht,
Hat es sein Volk vor ihm vereint empfunden:
Das ist die Fülle aller Seligkeit,
Wir werden bei dem Herrn sein allezeit.

Für das Daheim und seine Leser und Leserinnen sind von besonderem Interesse die „Mutterworte" und die „Gelegenheitsgedichte". Es herrscht vielfach die Ansicht, derartige Poesien passen nur für einen kleineren Kreis, nur für diejenigen, denen sie zunächst gewidmet seien; und das mag in sehr vielen Fällen richtig sein. Hier aber lesen wir solch goldene Worte, daß es Schade wäre, wenn sie sich nicht in größere Kreise

Digitized by Google

verbreitet hätten. Von unvergleichlicher Schönheit ist das Gedicht: „Um Mitternacht, zwischen den Bettchen der Kinder", das mit den zwei Versen beginnt:

Dunkel ist's! Des Lebens laute Töne
Sind verstummt in tiefer Mitternacht;
Sterne wandeln dort in lichter Schöne,
Alles schlummert, nur die Liebe wacht.

Mutterliebe hier in dunkler Tiefe,
Mutterliebe dort im Himmelslicht!
Ruhe, Herz, wenn deine Lieb' entschliefe,
Jene Liebe schläft, noch schlummert nicht.

Von den Blumenliedern auch ein kleines Beispiel:

Löwenmaul.

Kleiner Löwe, dich fürcht' ich nicht,
Machst ein gar zu freundlich Gesicht;
Willst du von jenen Löwen mir sagen,
Die sich mit Lämmern freundlich vertragen,
Wie sie die heiligen Seher gesehn
Auf der erneuten Erde gehn?

Von den sinnigen Räthseln ist gleich das erste über „Händel" sehr anziehend.

Auf allen Märkten kannst du's finden,
In jeder Schenke bricht es los;
Am schmerzlichsten wirst du's empfinden
In deines Haushalts stillem Schoos.

O still! Du hast es nie vernommen,
Wenn es nicht selig himmelan
Dich trug — dem Erdenstaub entnommen,
Auf heil'ger Melodien Bahn.

Der Buße Schmerz, der Hoffnung Friede
Hat tief und rein das Herz durchbebt,
Und schwingt sich auf im Glaubensliede:
„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!"

Doch genug der Beispiele! Dieselben zeigen die ganze schlichte und doch bis ins innerste Herz dringende Weise, wie Meta Heußer ihre tiefen Gedanken in Verse kleidete. Menschlichen Ruhm hat sie nie begehrt. Darum ist auch der Zweck dieser Zeilen nicht, ihr nach ihrem Tode Weihrauch zu streuen, sondern nur der, solche, die für echte geistliche Poesie noch Sinn haben, auf ihre Lieder aufmerksam zu machen und im Namen derer, die sie gekannt haben, einen bescheidenen Immergrünkranz auf ihr frisches Grab zu legen. Die ganze Laufbahn dieser Frau ist ein neues Zeugniß dafür, daß auch von den kleinsten Verhältnissen das wahrhaft Große nicht ausgeschlossen ist; ein Gedanke, den sie selbst mit den Worten ausspricht, „daß in dem einfachsten Winkel der Erde all die gleichen Mächte ihren Einfluß üben, die in dem großen Leben der Welt sich bekämpfen, wie ja auch der eine Helfer und Retter, der sich des großen Ganzen annimmt, der einzelnen Seele die erlösende Hand reicht."

Ihr reiches Leben hat nun sein Ende erreicht. Nachdem sie im vergangenen Jahre durch einige Schlaganfälle auf die Nähe ihres Todes hingewiesen worden, drohte ihr in den letzten Wochen des Jahres die Wassersucht, von deren Beschwerden sie jedoch verschont blieb, indem sie schon am 2. Januar dieses Jahres durch einen sanften Tod erlöst wurde, merkwürdiger Weise an dem gleichen Tag, zur gleichen Stunde und im gleichen Altersjahr wie ihre Mutter.

Am Familientische.

Bücherschau. XXXII.

Gesammelte Werke von Heinrich Schaumberger. (80 Lieferungen à 40 Pf.) Wolfenbüttel, Julius Zwißler.

An Volksschriften, d. h. an Erzählungen, die für die unteren Volksklassen bestimmt sind, ist heutzutage kein Mangel, und doch wird jeder, der einmal in der Lage war, eine für diese bestimmte Bibliothek zusammenzustellen, zugeben, daß es die größte Schwierigkeit hat, auch nur ein paar hundert Bände zusammenzubringen, die geläuterten Anforderungen entsprechen und doch auch von wenig gebildeten Leuten gern gelesen werden. Die Verfasser der „Erzählungen für das Volk" gehen von der ebenso weit verbreiteten als irrigen Anschauung aus, daß Bildung, Wohlwollen und genaue persönliche Bekanntschaft mit den unteren Volksklassen genügen, um zur Herstellung von Erzählungen aus ihnen und für sie zu befähigen. Es ist dieselbe Vorstellung, der wir die Sündflut schlechter, weil poesieloser Romane verdanken. Um eine wirkliche Dichtung — sie bewege sich nun bei Hof oder im Bauernhause — schaffen zu können, muß man vor allem Dichter sein, und ein solcher wird man nicht, ein solcher ist man. Da nun Dichter ebenso selten sind als Schriftsteller häufig, so liegt auf allen Gebieten der Dichtung ein ungeheurer Haufe Spreu vor, in dem sich nur selten ein Waizenkörnlein findet. Die weniger gebildeten Volksklassen haben nun aber ein noch viel unbefangeneres und darum intensiveres Gefühl für Waizen und Spreu, für Dichtung und Phantasterei als die gebildeten. Legen Sie dem aufgeweckten Bauern eine jener zahlreichen Erzählungen vor, die von wohlmeinenden aber poesielosen Geistlichen, Volkslehrern ꝛc. verfaßt und nach Absicht, Moral und Ausführung tadellos sind, so wird der Abonnent Ihnen den Band nach einigen Wochen mit vielem Dank zurückbringen, wird aber nicht über die zehnte Seite hinausgekommen sein. Versuchen Sie es dagegen mit „Dursli, dem Branntweinsäufer", von Jeremias Gotthelf, und Sie werden finden, daß das Buch einen Eindruck machte wie „Othello" oder „Richard III" auf den Gebildeten.

Ein wirklicher Dichter scheint uns nun in Heinrich Schaumberger nur zu früh ins Grab gesunken zu sein. Heinrich Schaumberger war Dorflehrer im Koburgischen. Seit dem Jahre 1870 erkrankt, verbrachte er in sehr drückenden Verhältnissen einige Jahre in dem Luftkurort Davos, in dem er schließlich, trotz der sorgfältigsten Pflege durch seine edle Frau, seinen Leiden erlag.

Die Erzählungen Schaumbergers spielen in jenem Theil Frankens, der an Thüringen stößt. Sie sind von verschiedenem Werthe, und einige, wie z. B. die Musikantengeschichten, möchten wir nicht eben sehr hoch stellen, andere dagegen, wie die Erzählung „Im Hirtenhaus" sind aus einer echten Dichterseele gequollen und können bestens empfohlen werden. Sie spielen in den unteren Volksklassen und sind in erster Reihe für diese bestimmt; da sie aber von dem Hauche echter Poesie durchweht sind, so wird Jedermann sie gern lesen.

Die Erzählung „Im Hirtenhaus" spielt größtentheils in einem Armenhause, in welches die Gemeinde Bergheim nach Einführung der Stallfütterung ihr ehemaliges Hirtenhaus verwandelt hat. Der Schreiner Lorenz Heider, ein wackerer aber nicht sehr energischer Mann, ist durch schändliche Umtriebe eines reichen Bauern, der den Haß, den er gegen den leichtsinnigen Vater hegte, auf den unschuldigen Sohn übertrug, um sein Hab und Gut gekommen und muß nun mit Frau und Kindern ins Armenhaus. Das Armenhaus ist schon überfüllt, denn es dient nicht etwa dazu, wirklich Arme, d. h. Alte oder Sieche aufzunehmen, sondern ist ein Asyl für allerlei arbeitsfähiges aber verarmtes oder verlumptes Volk. Da ist zunächst „Hansnikel", der einzige, der das Hirtenhaus mit Ehren bewohnt, insofern als er der in Folge der Einführung der Stallfütterung pensionirte Hirt ist. Er ist gewissermaßen der Hausvater, außerdem Todtengräber und Bälgetreter. In Folge der letzteren beiden Aemter hält er sich für ein „Stück Geistlichkeit", denn er fragt: „Was bedeutet der Schulmeister in der Kirche, wenn ich keinen Wind mache?" Er hat aber den Kummer, daß die Geistlichkeit über diesen Punkt anders denkt als er. Als er dem Lehrer den Vorschlag macht, das Obst, das die auf dem Friedhof stehenden Obstbäume tragen und das, wie er glaubt, ihm allein zukommt, zu theilen, weil doch die Geistlichkeit zusammenhalten muß, lacht ihn dieser erst aus und weist ihm dann die Thür. Auch sein Todtengräberamt bringt ihm viel Aerger, insofern als die Gemeinde sich weigert, seine allmählich abgenutzten Werkzeuge verstählen zu lassen.

Hansnikel steht nicht allein in der Welt, zwei Töchter theilen seine bescheidene Behausung. Die ältere, das „Mädle" genannt, ist Todtenfrau, die jüngere, die „Hirtenlang", Mutter einer vaterlosen Tochter. Neben ihnen haust ein steinaltes kreuzbraves Weiblein, das „Achduliebsgottle" genannt, weil es kaum etwas anderes hervorbringt als diesen Ausruf. In der Südostecke hat sich die „Wassermaus" eingenistet, ein lediges Frauenzimmer von vierzig und einigen Jahren, giftig wie eine Kröte und bissig wie ein Kettenhund. Die „Wassermaus" ist Mutter von drei Kindern, von denen der „Wasserchristian" ein bereits fast erwachsener Tagedieb ist. Die „Wassermaus" erhält sich abwechselnd durch Arbeit auf Tagelohn, Hausirhandel und Diebstahl. In der nordöstlichen Ecke haust die „Schwarze", ein liederliches Weibsbild mit ebenfalls zwei Kindern. Sie und die „Wassermaus" liegen in steter Fehde um den „Hasenherle", einen nichtsnutzigen Tagedieb, der es mit beiden hält, um von beiden Bissen zu erhaschen.

Man sieht, Schaumberger führt seinen Helden und seine Leser in die allerschlechteste Gesellschaft; er versteht es aber, uns für alle diese Subjekte mehr oder weniger zu interessiren und er erreicht sein Ziel auf echt dichterische Weise dadurch, daß er uns den Rest vom Ebenbilde Gottes, der auch noch in diesen Proletariern steckt, deutlich vor Augen führt. Es geht uns wie Lorenz: an die Stelle der Verachtung und des Abscheues treten bald inniges Mitleid und herzliche Theilnahme. Indem nun Lorenz hier Ordnung hineinbringt und dadurch seine Kraft

Digitized by Google

bethätigt, wird er sich erst ihrer recht bewußt, reist er zu einem nach allen Richtungen selbständigen und festen Mann heran.

Eine zweite Erzählung „Vater und Sohn" schildert uns in ergreifender Weise eine Familientragödie. Ein paar gute Menschen sind durch die dummpfiffigen Machinationen eines Großbauern ehelich verbunden worden und machen sich nun gegenseitig immer schlechter, bis es dem mittlerweile herangewachsenen Sohne gelingt, die Eltern wieder auf den rechten Weg zurückzubringen und mit einander und dadurch auch mit ihrem Geschick zu versöhnen. Auch hier haben wir es wieder mit vielen schlechten und verkommenen Gesellen zu thun; aber wir werden damit versöhnt durch den idealen Zug, der doch durch das Ganze geht. Schaumberger ist kein Pessimist, obgleich er es liebt, uns mit den Nachtseiten des Bauernlebens bekannt zu machen. Er beobachtet scharf und wahr, aber er begnügt sich nicht damit, uns eine Photographie des Beobachteten zu geben, er sieht vielmehr Personen und Dinge mit Künstleraugen an und entwirft uns so höchst ansprechende warm gehaltene Bilder. Immer fühlt der Leser, daß der Dichter ein Mann von gesundem starkem Gefühl und festem Charakter ist, und das geht ihm bekanntlich heutzutage nicht immer so.

— r —

A. von Crousaz. Vom militärischen Verdienste und Glück. Halle, Otto Hendel. 45 S. (Preis: 1 Mark.)

Verdienst und Glück! Das Thema ließe sich in einer Bibliothek nicht erschöpfen. Wer da untersuchen wollte, wie viel von dem, was man als Verdienst nimmt, streng genommen Glück war, würde kein Ende finden, wollte er sich nur an die hervorragenden historischen Erscheinungen halten. Nicht das allein gehört in die Kategorie „Glück", was den einzelnen ohne sein Zuthun Günstiges trifft, sondern auch wohl dasjenige, was er, durch einen Zufall veranlaßt, gethan hat. Und diese Entstehungsart theilen viele Entschlüsse, welche wir in der Geschichte als die epochemachenden kennen lernen. Die Kehrseite des Themas: wie oft das Verdienst nicht vom Glück belohnt ward, öffnet vor unseren Augen gar eine Welt voll tragischen Geschicks, deren Anschauen den schwächeren Geist mit Bitterkeit, den starken mit einem Ernst erfüllen muß, welcher der Trauer sehr nahe kommt.

Der Soldat scheint auf den ersten Blick bei Abwägung von Verdienst und Glück bevorzugt zu sein. Was er thut, thut er für eine große Gemeinschaft. Es wird gesehen, besprochen und gewürdigt. Sein Wirken gilt dem offenen Strome des Lebens, nicht der stillen Verborgenheit. Allein ganz abgesehen davon, daß hier wie überall das falsche Verdienst, weil es glänzendere Außenseiten hat, das wahre zurückdrängt, so liegt außerdem gerade im Soldatenstande die Gefahr vor, daß zu viel den äußeren Verdiensten, zu wenig den geistigen Thaten gehuldigt wird. — A. v. Crousaz Schrift setzt es sich zum Ziel, die Bedeutung des militärischen Verdienstes und des ihm gespendeten Lohnes, sowie die der einzelnen Arten der Belohnung zu klären.

„Im Vordergrunde, uns allen am ehesten sichtbar, stehen die Helden des Schlachtfeldes, die mit fliegenden Fahnen und donnerndem Hurrah ihre Truppen vorwärts zum Siege führen."

„Minder augenfällig, minder genußreich, aber größer ist die Arbeit und das Verdienst der Schlachtendenker, derjenigen, welche die Kombinationen gestellt." „Noch ferner im Hintergrunde für das äußere Auge und doch um so verdienstvoller sind die Organisatoren."

So lautet die Reihenfolge, welche v. Crousaz aufgestellt. Und es wäre nur noch hinzuzufügen, daß rechte Feldherrngröße, wie die Friedrichs, den Lenker und Denker der Schlacht, zugleich auch den Organisator umfaßt. Die beiden ersten Kategorien werden sich in den meisten großen Soldatennaturen vereinigen, nur selten die eine Seite ganz mangeln; sie sind kaum so scharf wie hier zu trennen.

In Betreff des äußeren Kriegsverdienstes spielte nun das Glück die größte Rolle. Es hat von jeher seine Lieblinge gehabt, die Derfflinger, Seidlitz, Zieten, Blücher, (Bülow) ꝛc., andere hochverdiente Helden mit unerbittlicher Härte verfolgt, nicht nur die Momente und den Ausgang eines einzigen Kampfes, sondern oft das ganze Kriegerleben bestimmend. Fouqué, der treue Held, der hochbegabte Feldherr, endete in gewissem Sinne seine Laufbahn mit dem einen Tage von Landshut, obwohl der große König, dessen ausdrücklicher Wille ihn an jenen Punkt gefesselt hatte, ihm verzieh. Der Glanz seines Namens hat unter dem Eindruck der Niederlage immerhin viel verloren. Schmettau, ein einsichtsvoller und entschlossener General, schloß mit der unverschuldeten Kapitulation von Dresden 1759 ab. Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig steht, wenn man seinen inneren Werth mit gerechtem Maße mißt, ebenbürtig neben seinem großen Oheim Ferdinand und dem Prinzen Heinrich. Doch ihm war ein trübes Loos beschieden. Ihn fesselte in den Rheinfeldzügen die unselige Politik der Koalitionen, und bei Jena vernichtete ein Tag, den das größte Genie nicht mehr hätte abwenden können, sein ganzes ruhmreiches Leben. Dasselbe Ereigniß vernichtete auch Rüchels Glorie mit einem Schlag, der auf 36 Jahre leuchtenden Verdienstes folgte. Man könnte diesen beiden Männern noch Hohenlohe hinzufügen, der dem alles mit sich fortreißenden Strome des Unglücks von 1806 nicht gewachsen war, unter anderen Verhältnissen aber für einen General von großer Bedeutung hätte gelten müssen. Scharnhorsts Ende war ein ruhmvolles, sein Heldentod schmückte ihn mit dem schönsten Lorbeerkranz, aber dennoch ist es ein tragisches Geschick, daß sein Leben nicht zur Vollendung gelangen konnte. Wunderbar spielten Glück und Unglück mit den Geschicken Yorks. Lange blieb ihm sein Unstern treu, mühsam ließ sich die störrische Glücksgöttin bekehren. Bei der großen That seines Lebens, die diesem die welthistorische Bedeutung verlieh, bei der Konvention von Tauroggen, ließ sie ihn anfangs scheinbar gleichfalls im Stich und das Loos schwebte ihm vor Augen, „als Verbrecher zu sterben, ein zerbrochenes Wappenschild und einen mit Fluch und Thränen belasteten Namen zu hinterlassen". Doch nach kurzem Zögern brachen die Strahlen ihrer Sonne über ihm durch das Gewölk, seine Berechnungen und Voraussetzungen erwiesen sich als richtig und er ward zu einem der ersten Träger des Befreiungskrieges. Der Held eines trüben Verhängnisses ist aus der neueren Zeit unserer vaterländischen Geschichte Graf Brandenburg, der Mann des „niemals, niemals, niemals!" ein Ritter ohne Furcht und Tadel. In kurzer glanzvoller staatsmännischer Laufbahn trat er in den Vordergrund, aber ebenso jäh schied er, von Sorge belastet, aus dem Dasein. Die Warschauer Zusammenkunft gab ihm 1850 den Todesstoß. Das sind die Beispiele aus der jüngsten Vergangenheit unseres Heeres, welche am deutlichsten das wunderbare Walten des Glücks anschaulich machen.

Sehr weit und relativ ist der Begriff der Belohnung des Verdienstes. Der schönste Lohn liegt sicherlich im eigenen Bewußtsein. Aber die irdischen Verhältnisse erfordern eine Verkörperung in äußeren Zeichen. „Es ist schön, Verdienste zu haben, doch ebenso schön, Verdienste zu ehren." Das führt die Könige und Herren der Erde dazu, ihre Getreuen und Tapferen durch Tugendpreise auszuzeichnen. Obenan stehen die Orden und Ehrenzeichen, deren ideale Bedeutung sich fast immer in sinnreichen Devisen ausspricht: „Jedem das Seine!" „Rein und beständig!" „Für das Verdienst!" „Vom Fels zum Meer!" ꝛc. Ihre Symbole sind aus den Institutionen ritterlicher und geistlicher Brüderschaften entlehnt, welche hohe moralische Zwecke verfolgten. Diese Bedeutung und dieser Ursprung geben den Orden mehr Werth, als ihnen die Zeit oft zugestehen mag. Das „wie" der Erwerbung spielt freilich eine große Rolle. Der auf dem Schlachtfelde — zumal der unter schweren oder gar unglücklichen Verhältnissen — gewonnene Orden wird dem Herzen des Soldaten vornehmlich wohlthun; doch soll wahres Friedensverdienst, harte geistige Arbeit, muthvolle Vertretung der Armee und ihrer Interessen der Orden und Monumente werth sein.

Materieller geartet ist der Lohn durch schnellere Beförderung zu den höheren Befehlshaberstellen, vom jungen thatkräftigen Ehrgeiz vornehmlich angestrebt, zugleich eine Nothwendigkeit für die Armee, welche rüstiger Führer bedarf. Friedrich der Große that für außerordentliches Avancement hervorragender Persönlichkeiten sehr viel. Die Reorganisation von 1807 hat die Beförderung nach Verdienst zum Prinzip erhoben, das der Krieg praktisch verwirklichte, das der Frieden indessen immer wieder einschlummern ließ. Die jüngere Zeit ließ es wieder lebendiger werden; eine Kabinetsordre von 1849 gab ihm neue Formen. Der Erfolg hat die außerordentliche Beförderung Einzelner bewährt finden lassen, im Allgemeinen aber besitzt das Fortschreiten nach der Anciennität unter Ausschließung der unbrauchbar werdenden Elemente große Vorzüge. Es leitet den Ehrgeiz in ruhigere Bahnen.

So sorgsam auch das Auge des Belohnenden sein mag, wird es Irrthümern doch immer unterworfen bleiben. Nicht jeder kann nach Verdienst erkannt und belohnt werden. Jedermann aber hat Theil am Lohn, den seine Gemeinschaft empfängt und von dem auch ihm ein Antheil zufällt. Verdienst und Glück seines Heeres muß dem Soldaten über dem eigenen stehen.

Und die preußische Armee ist wahrlich reich genug daran. Sie hat sich herrliches Verdienst erworben, aber das Glück ist ihr auch in den schwersten Zeiten hold geblieben. Als sie am Ende des siebenjährigen Krieges schon dem Untergange nahe war, rettete sie der Tod der Kaiserin Elisabeth, und nach einer der schwersten Niederlagen, die je ein Heer erlitten — nach 1806 und 1807, machte Napoleons verhängnißvoller Zug nach Rußland ihr die Wiedererhebung möglich. In vielen Einzelheiten läßt sich das Walten eines besonders glücklichen Geschicks in der Geschichte unseres Heeres und Vaterlandes mit Sicherheit erkennen. Die bösesten Anschläge ihrer Feinde mußten durch wunderbare Wandlungen stets zu ihrem Glück ausschlagen. Hat doch in neuester Zeit ein treuloser Friedens- und Vertrauensbruch Deutschland der Einigung und unser Heer der Erfüllung seiner nationalen Aufgabe entgegen geführt. Die Verdienstlichkeit unsers Heeres aber beruht nicht allein auf den Siegen, die es erfocht, sondern zum mindesten ebenso auf seiner Erziehungsthätigkeit dem ganzen Volke gegenüber.

In dieser allgemeinen Verdienstlichkeit, diesem allgemeinen Glück und Lohn des Heeres, können auch die Zurückgesetzten ihre Genugthuung finden. Alle haben ein Ziel: dem Vaterlande je nach ihrer Kraft und Fähigkeit bis in den Tod getreu zu dienen. In dieser Bestrebung können sie alle verdienstvoll, belohnt und glücklich sein.

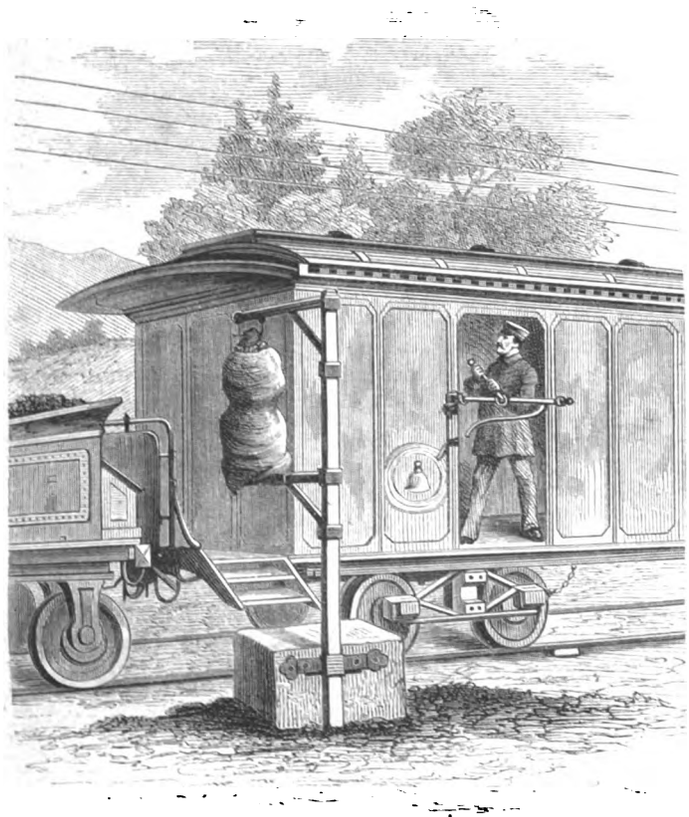
W. v. Dünheim.

Ein amerikanischer Blitzzug.

Am 27. September 1875 wurde zu Darlington in England das fünfzigjährige Jubiläum der ersten Eisenbahn gefeiert. Welche gewaltige Fortschritte hat dieselbe seit ihrem bescheidenen ersten Auftreten gemacht! In dem Kopfe eines Quäkers, Edward Pease — des „Vaters der Eisenbahn" — entstanden, tauchte das erste Projekt einer Eisenbahn schon im Jahre 1817 auf, wurde aber bekanntlich auf alle Weise lächerlich gemacht und von den verschiedensten Seiten bekämpft. Erst im Jahre 1821 drang eine darauf bezügliche Bill im Parlamente durch und erlangte die königliche Sanktion. Man hatte ursprünglich nur an den Transport von Kohlen und zwar durch Pferde auf höl-

Digitized by Google

zernen Schienen gedacht. Georg Stephenson, der Schützling des Quäkers Pease, wußte es durchzusetzen, daß eiserne Schienen und Lokomotiven zur Anwendung kamen. Durch Peases Unterstützung konnte 1823 die erste Lokomotivenfabrik in Newcastle eröffnet werden; und am 27. September 1825 wurde die „Quäkerlinie", wie sie noch heute in jener Gegend heißt, zwischen Stockton und Darlington eröffnet. Es war ein gemischter Zug, der 10—12 engl. Meilen (5 engl. Meilen = circa 1 deutsche Meile) in der Stunde zurücklegte. Georg Stephenson selbst führte die noch heute als Reliquie aufbewahrte Lokomotive („Locomotion") dieses ersten Zuges. Nur allmählich erweiterte sich die „Quäkerlinie", die sich rühmen darf, daß auf ihr nie ein Reisender das Leben verloren, und die heute keinen unwichtigen Besitz einer großen Eisenbahngesellschaft (der North-Eastern-Railway-Company) bildet, welche über 1400 Meilen mit 1200 Lokomotiven befährt und über ein Kapital von 50 Millionen Pfund Sterling zu verfügen hat. Zehn Jahre später, am 7. Dezember 1835, wurde bekanntlich die erste deutsche Eisenbahnlinie (Nürnberg-Fürth) eröffnet. Den raschesten Aufschwung hat das Eisenbahnwesen aber in den Ver-



Der Blitzzug (von Newyork nach Chicago) im Begriff den Briefsack aufzunehmen.

einigten Staaten von Amerika gemacht, die Ende 1874 eine Strecke von 116,874 Kilometern befuhren, während sie 1830 nur 37 Kilom. inne hatten. Großbritannien hat es bis auf 26,472, Deutschland auf 25,772 Kilometer gebracht.

In Deutschland kamen Anfangs 1874 604 Kil. auf 1 Mill. Einw.
" Großbritannien " " 814 " " " "
" Amerika " " 2986 " " " "

Anders ist es mit der Geschwindigkeit. Die deutschen Personenzüge fahren heute 60 Kilometer, die deutschen Schnellzüge 75 Kilometer in der Stunde (ohne Aufenthalt). Nur die Jagdzüge fahren die Meile ($7^1/_2$ Kil.) in 5 Minuten ohne Aufenthalt auf den Stationen, also 90 Kilometer in der Stunde. Nach diesen aus offizieller Quelle uns zugegangenen Angaben haben wir hierin Amerika entschieden überflügelt; denn der wenige Tage nach dem Eisenbahnjubiläum eingeweihte Post- oder Blitzzug auf der Linie von New-York nach Chicago (1533 Kilometer) legt in der Stunde nur circa 59 Kilometer, die ganze Fahrt in 26 Stunden zurück. Und doch wird dies von amerikanischen Blättern als ein glänzender Fortschritt gepriesen, den man dem Herausgeber einer New-Yorker Zeitung verdanke. Bisher war diese Strecke nämlich von den Postzügen nur mit einer Schnelligkeit von kaum 46 Kilometer die Stunde (also in Summa in 34 Stunden) zurückgelegt worden — das genügte Mr. Bennett, dem Herausgeber des „New-York Herald" nicht, und um die Eisenbahn- und Postverwaltung zu einem rascheren Tempo zu nöthigen, ließ er mehrere Monate lang auf seine Privatkosten einen Blitzzug von New-York nach Buffalo zur Beförderung seines Blattes gehen. Es war das übrigens nur eine Nachahmung dessen, was englische Zeitungen schon vorher gethan hatten, so die „Times", die den Generalpostmeister von Großbritannien genöthigt, einen Blitzzug von London nach Birmingham einzurichten, und zwei große schottische Zeitungen, der „Scotchman" von Edinburg und der „Herald" von Glasgow, die eine ähnliche Beschleunigung der Verbindung zwischen den von ihnen vertretenen Städten durchsetzten. So erreichte es denn auch Mr. Bennett, daß der neue Blitzzug für die Postverbindung von New-York nach Chicago eingerichtet wurde. Bemerkenswerther als die Schnelligkeit desselben, die bei uns und in England übertroffen wird, ist die in unserer Zeichnung dargestellte Vorkehrung, auf den einzelnen Stationen ohne die geringste Unterbrechung oder Verlangsamung der Fahrt die Briefsäcke aufzunehmen. Auf hundert Stationen der Linie New-York-Chicago befinden sich Ständer für die Briefsäcke, die — pünktlich dort aufgehängt — von einem leicht handzuhabenden Haken im Fluge erfaßt, von dem diensthuenden Beamten losgelöst und in den Postwagen zur weiteren Sortirung befördert werden. Dieser einfache, aus unserer Illustration leicht zu verstehende Apparat ist übrigens keine originelle Yankee-Erfindung, sondern nur die intelligente Modifikation eines von der britischen Post zuerst eingeführten ähnlichen Apparates, der aber, so viel wir wissen, in Deutschland noch nicht zur Anwendung gekommen ist.

Mondregenbogen.

Ein „Mondregenbogen" ist eine seltne Erscheinung, von der man sagt, sie werde kaum alle 100 Jahre beobachtet. Ich sah einen solchen in vollendeter Erscheinung am Sonntag, den 9. April d. J., wo ich abends von Grubenhagen nach Schwinkendorf*) zurückfuhr. Ein anhaltender Sturmwind trieb von Südwesten her dunkle gewitterartige Wolken auf, während am östlichen Himmel der volle Mond in voller Klarheit aufging. Gegen neun Uhr schoß im Westen ein breiter weißlicher Dunststreifen an der dunklen Wolke auf, in der Art, wie die Streifen des Mondlichts aufschießen. Immer deutlicher zeigte sich's, daß der Streifen sich allmählich nach oben wölbte, und es blieb mir kein Zweifel, daß ich das Phänomen eines Mondregenbogens vor mir hatte. Je mehr die dunkle Wolke sich näherte, desto deutlicher grenzte sich der Bogen ab, der nach fünf Minuten in einer Wölbung von West-Nordwest nach Süd-Südost klar begrenzt am Himmel stand. Er war reichlich so breit wie ein Sonnenregenbogen. Seine Farbe war weißlich, ganz leicht ins Röthliche schimmernd, besonders an den beiden Endpunkten am Horizont. Ein Farbenspiel konnte mein schwaches Auge nicht wahrnehmen. Da der Wind die Wolken sehr schnell heraufführte, so verschwand die Erscheinung nach etwa fünf Minuten wieder und der Regen schlug in auffallend dicken Tropfen hernieder. Der Regen dauerte aber auch nur etwa 2 bis 3 Minuten. R.

*) Bei Malchin in Mecklenburg-Schwerin.

Inhalt: Das weiße Kind. (Schluß.) Novelle von Viktor von Strauß. — Deutsche Städte und Bauten. VI. Caub und die Pfalz. Von Ernst Haltaus. Mit Illustration von B. Mannfeld. — Briefe von der Weltumseglung der „Gazelle". — Die „Verborgene". Von Konrad Menzel. Mit Porträt von Meta Heußer-Schweizer. — Am Familientische: Bücherschau. XXXII. — Ein amerikanischer Blitzzug. Mit Illustration. — Mondregenbogen.

Die Verlagshandlung des Daheim beehrt sich, die Leser der Wochenausgabe ihres Blattes darauf aufmerksam zu machen, dass sich der den Wochennummern beigegebene **Daheim-Anzeiger** zu einem sehr wirksamen Organ für Personalgesuche, Stellengesuche, Stellenanerbietungen und Pensionsanzeigen ausgebildet hat. Da dem Anzeiger in Daheimkreisen eine sehr dankenswerthe Aufmerksamkeit geschenkt wird, so haben derartige Gesuche in diesem bestimmt bezielten Kreise in der Regel einen baldigen Erfolg. Heirathsgesuche und irgendwie zweifelhafte Annoncen finden keine Aufnahme. Einsendungen, die bis zum Freitag Abend für die am Freitag darauf erscheinende Nummer eintreffen müssen, an

Die Daheim-Expedition in Leipzig.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaktion des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Das Daheim ist zu beziehen: in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden und Rußland durch jedes Postamt gegen Zahlung des Quartalbetrages; nach folgenden Ländern durch die Kaiserliche Postamts-Zeitungsexpedition in Köln a. Rh., an welche der jedesmalige Quartalbetrag franko vor Beginn jedes neuen Quartals zu senden ist: Frankreich 2 ℳ 9 ₰; Spanien, Portugal, Madeira, Azoren, Kanarischen Inseln, Marokko, Malta, Aegypten und Vereinigte Staaten von Nordamerika 2 ℳ 65 ₰; England 2 ℳ 50 ₰; Bolivien, Ecuador, San Salvador, Nicaragua, Honduras (nicht britische Besitzungen) via Panama 3 ℳ 20 ₰; nach allen übrigen Ländern in Amerika, nach welchen die Beförderung nicht über Panama geschieht (excl. Brasilien, Chili und Peru), ferner nach Afrika (excl. Länder an der Nord- und Ostküste) 2 ℳ 75 ₰; Brasilien 3 ℳ 50 ₰; Chili und Peru 3 ℳ 40 ₰; Britisch-Indien, Aden und Birma 3 ℳ 40 ₰; Anam, Siam, Labuan und den niederl. Besitzungen im indischen Archipel 4 ℳ 35 ₰; Japan, China, Ceylon, Hinter-Indien, mit Ausnahme der ebengenannten Länder 4 ℳ 60 ₰; Australien excl. Sandwichs-Inseln alle 4 Wochen 3 ℳ 40 ₰. — In Italien durch Vermittlung der Gebrüder Bocca in Turin, Rom, Florenz. Außerdem durch alle Buchhdlgn., oder auch durch uns direkt. Einzelne Nrn. zur Ergänzung, durch die Buchhandlgn. pro Nr. 25 ₰, von uns direkt incl. Frankatur à 28 ₰. Einbanddecken zu jedem Jahrgang durch die Buchhandl. oder von uns direkt à 1 ℳ 40 ₰.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 13. Mai 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 33.

Die Ferienreise.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Novelle von S. Junghans.

„Gott sei Dank, ich glaube, der Junge ist endlich am Einschlafen!“ Diese Worte wurden in einem triumphirenden Flüsterton gesprochen; sie kamen von dem Herrn, welcher in einem Eisenbahncoupé zweiter Klasse einer jungen Frau gegenüber saß, die, einen derben, etwa zweijährigen Knaben auf dem Schoße haltend, mit matten Augen und der lässigen Haltung totaler Erschöpfung aus dem Fenster auf die höchst indifferente Landschaft hinausblickte. Der Herr hatte sich vorgebeugt und betrachtete durch seine Brillengläser das Kind mit weiser forschender Miene. „Er athmet ganz ruhig; wahrhaftig, ich glaube, er schläft. Nun laß mich ihn Dir abnehmen, Julie, damit Du Dich bequemer setzen kannst.“

„Warte lieber noch ein wenig,“ flüsterte die junge Frau, welche die Eigenthümlichkeiten des kräftigen Sprößlings besser kannte als ihr Mann. „Er schläft noch nicht fest.“

Fünf lange Minuten vergingen unter vorsichtigem Schweigen der beiden Gatten. Der Zug sauste durch eine sonnige Fläche hin; wäre ein Thermometer im Coupé angebracht gewesen, so würde dasselbe 27 bis 30 Grad Réaumur gezeigt haben, trotzdem das eine Fenster niedergelassen war und der blauwollene Vorhang, welchen die Reisenden vor der Oeffnung zugezogen und mit vieler Mühe vermittelst einiger Stecknadeln unten befestigt hatten, sich durch die einströmende Luft wie ein Segel nach innen blähte. Auf einen fragenden Blick des Herrn, der besorgt in das bleiche Gesicht seiner Frau sah, bewegte diese jetzt bejahend den Kopf, und ihren geflüsterten Anweisungen folgend, bereitete er aus verschiedenen Plaids und dem Regenmantel der Dame mit anerkennenswerther Geschicklichkeit auf dem leeren Sitze vor ihm ein bequemes Lager für das Kind. Dann richtete die Mutter den Knaben leise auf und ließ ihn von ihren Armen in die ihres Mannes hinübergleiten. So vorsichtig dies aber auch ausgeführt wurde, der Junge öffnete dabei plötzlich ein paar große, glänzende blaue Augen, verzog das Mäulchen auf die entschiedenste Weise und brach im nächsten Augenblicke in ein so energisches Geschrei aus, daß der junge Vater, welcher von den vorhergegangenen mimischen Ankündigungen nichts gesehen hatte, ihn vor Schreck fast zu Boden fallen ließ. Indessen faßte er sich rasch, und mit einer Miene stummer Ergebung, deren Anblick all den lustigen Freunden seiner Burschenjahre das innigste Vergnügen gewährt haben würde, gab er sich daran, durch Wiegen, Tänzeln und auf den Rücken klopfen den aufgeregten jungen Reisenden zu beruhigen. Aber alle diese Künste fruchteten nicht das Geringste; der Knabe schrie wie am Spieße, und die junge Frau bat: „Gib ihn mir nur wieder, Rudolph; er thut es nun einmal nicht anders.“

„Daraus wird nichts!“ entschied der Gatte heftig. „Der Junge soll Dich nicht todtquälen, noch ehe wir an Ort und Stelle sind. Ruhig, Du Schlingel!“ donnerte er das Kind an, so daß es vor Schrecken einstweilen schwieg. „So, und nun laß es Dir hier gefallen,“ damit bettete er ihn auf die Shawls; „siehst Du, er läßt sich zureden, man muß nur die nöthige Energie anwenden.“

Auch die Energie erwies sich indessen als unzulänglich; ehe sein Vater zu Ende gesprochen hatte, weinte der Knabe, durch den nun schon achtstündigen Aufenthalt in dem Coupé endlich außer sich gebracht, lauter als zuvor.

„Ei, so schrei Du und der Teufel!“ rief der Herr, seinerseits nun auch in Verzweiflung gerathend.

Die geduldige junge Mutter erhob sich und wollte das Kind wieder zu sich ziehen, aber der Gatte drückte sie auf ihren Sitz nieder.

„Nichts da, der Junge bleibt dort und schreit, bis er müde wird. Herr Gott, hätte ich gewußt, was das Reisen mit einem kleinen Kinde zu bedeuten habe, und bei dieser Temperatur —“

Er schwieg und wischte sich das Gesicht mit dem seidenen Taschentuche.

„Der Kleine ist gewiß durstig,“ meinte die Mutter. „Warte, mein Herzchen, gleich!“

Digitized by Google

Während der Gatte in schweigendem Proteste zusah, holte sie die dickbäuchige Ledertasche mit dem komplizirten Messingschloß und den zahlreichen Seitentäschchen hervor und suchte unter dem Inhalt von Halstüchern, Kinderstrümpfchen und Zeitungspapieren, welche zusammengetrocknete Brotschnitte, von geschmolzener Butter getränkt, enthielten, ein silbernes Becherchen und eine kleine Weinflasche heraus. Sie füllte den Becher vorsichtig, während der Wagen gerade in kurzen Zwischenräumen halbe Fuß hoch in die Höhe geschleudert wurde, und bat ihren Gatten, den Kleinen aufzurichten, während sie sich anschickte, ihm das Gefäß an den Mund zu bringen. In diesem Augenblicke hielt der Zug mit einem gewaltigen Rucke; der Inhalt des Becherchens gelangte in Folge desselben zum großen Theil nicht in den Mund, sondern in die Augen des Kleinen, der eben in Erwartung des Getränks sein Geschrei unterbrochen hatte, und ergoß sich außerdem über die Beinkleider des Herrn und die hellgrauen Tuchkissen des gegenüber befindlichen freien Sitzes — es war kaum zu begreifen, wie das kleine Gefäß genug Flüssigkeit für so viel Unheil enthalten hatte.

Der Kleine schrie, der Vater stieß einen halblauten Fluch aus, und die arme, vor Hitze und Erschöpfung halbtodte junge Frau konnte kaum noch die Thränen zurückhalten.

Jetzt wurde die Thür des Coupés hastig aufgerissen: „Hier ist Platz genug," hörte man den Schaffner sagen, während er schon an der nächsten Thür war, und ein alter Herr in Grau mit einem großen Kopfe und sehr energischen Mienen erschien auf dem Trittbrett.

Das scharf geröthete Gesicht mit den blitzenden Augen mochte meist einen nicht unangenehmen Ausdruck tragen, jetzt, beim Anblick dieser sich so plötzlich darstellenden Familienscene, sah er alles andere eher als duldsam und gemüthlich aus.

„Hier? Hm, sehr einladend." Er setzte den Fuß in das Coupé und blickte von dem Herrn auf die Dame und von dieser auf das Kind mit einem Gesichtsausdruck, der durchscheinen ließ, daß er die Einrichtung der kleinen Kinder für eine höchst absurde, wenn nicht gar gesetzwidrige und die Urheber derselben, die jedesmaligen Eltern, für Beleidiger der Gesellschaft, für nicht viel besser als vogelfrei halte. Jetzt fiel sein Auge endlich mit Nothwendigkeit auf den vierten leeren Sitz des Coupés und auf das himbeersaftgetränkte Polster. Mit einem vernichtenden Blick fixirte er noch einmal die unglückliche Reisegesellschaft und dann, ehe noch das Haupt derselben seine Bereitwilligkeit hatte erklären können, den Platz, welchen das Kind gegenwärtig inne hatte, zu räumen, war er verschwunden.

„Dem Himmel sei Dank, den wären wir los," sagte der Herr, seinen Aerger über das Benehmen des Reisenden hinter einem gezwungenen Lachen verbergend. „Weißt Du noch auf unserer Hochzeitsreise, Julie, die Trinkgelder, die es mich gekostet hat, uns das Alleinbleiben in einem Coupé zu sichern. Damals schienen alle Mitreisenden nur das einzige Bestreben zu haben, uns den Genuß des ungestörten Beisammenseins zu verkümmern, heute werden wir gemieden wie die Pestkranken."

„Ein jeder fürchtet, durch das Kind gestört zu werden," sagte die junge Frau ergeben. Sie versuchte mit ihrem Taschentuche die Flecken von dem Polster zu entfernen, als der Schaffner in der Thür erschien.

„Erlauben Sie, Madame," sagte er, indem er sie zur Seite schob, um den Schaden zu besehen. „Ja, das kann nichts helfen, das müssen Sie bezahlen; ich werde den Zugführer rufen, bitte, bitte."

Er beschrieb mit der ausgestreckten Hand einen Kreis über der inficirten Stelle, als wolle er sie durch diese eine symbolische Bewegung schützen gegen alle etwaigen Versuche der Reisenden, durch aufgehäufte Shawls und dergleichen das geschehene Unheil vor den Augen der Bahnjustiz zu verbergen; Frau Julie hatte wirklich eben in ihrer Verwirrung auf verdächtige Weise nach einem Plaid gegriffen.

„Was, zum Henker! meinen Sie vielleicht, ich werde mich weigern, den angerichteten Schaden zu vergüten!" rief der Ehemann ärgerlich. „Was kostet der Bettel? Du hättest das verwünschte Schmierzeug weglassen sollen, Julie. Der junge Herr hat sich ja auch so zufrieden gegeben." Die letzten Worte waren in einer drohenden Stimme an das Kind gerichtet, welches über die mancherlei Vorgänge der letzten Minuten seinen persönlichen Kummer vergessen hatte, jetzt aber, durch die lauten Worte und die finstere Miene des Vaters erschreckt, den Mund verzog und von neuem in ein klägliches Weinen ausbrach.

Nun war es mit der Fassung der nervösen kleinen Frau vorbei. „Du bist entsetzlich hart und unfreundlich gegen den armen Jungen, Rudolph," klagte sie unter strömenden Thränen. „Komm, mein Herzkind, komm zur Mama, sie thut Dir nichts." Damit zog sie, im Gefühl ihrer Kränkung jede Hilfe des schon bereuenden Gatten zurückweisend, den Jungen mit Anstrengung wieder herüber auf ihren Schoß und verhielt sich vollständig theilnahmlos, während der Schaffner jetzt mit einem andern bärtigen Beamten an der Thür erschien und der Gemahl und Vater seine Börse zog und nach Hinterlegung einiger Gulden von dem Herrn eine Quittung empfing.

Bis zur nächsten Station wurde nichts gesprochen. Die junge Frau sah aus dem Fenster und vermied beharrlich, dem Blick ihres Mannes zu begegnen, während dieser sich die ganze Zeit auf eine unverfängliche Phrase besann, mit welcher er ein Gespräch einleiten und so seiner Gattin zeigen könnte, daß er ihr ihre Empfindlichkeit verzeihe, ohne bei ihr den Verdacht zu erregen, als glaube er sich im Unrecht.

Der Zug hielt dann fünf Minuten, und gerade als schon vierzig Sekunden der letzten dieser Minuten verflossen waren, öffnete sich die Thür des Coupés, und der alte Herr von vorhin erschien von neuem auf der Schwelle. Er fuhr aber sofort zurück. „Hol' mich der Teufel, wenn ich mich in diese Kinderstube setze!" rief er wüthend dem eben hinter ihm erscheinenden Schaffner zu.

„Hier sind noch sechs Plätze, die andern Coupés sind alle durchaus besetzt," bemerkte der Beamte achselzuckend. „Ich kann Ihnen nicht helfen, bitte, steigen Sie ein — es ist die höchste Zeit. Sie können vielleicht auf der nächsten Station wechseln," fügte er überredend hinzu, als der Reisende sich noch immer nicht von der Stelle bewegte.

Mit einem Seufzer, der dem Schnauben eines beleidigten Krokodils gleichen mochte, kletterte der Herr nun hinauf und setzte sich, einen sengenden Blick auf die noch sehr deutlichen Himbeersaftspuren des gegenüberbefindlichen Polsters werfend.

Er war vorhin in ein Rauchcoupé gerathen und hatte viel von der Hitze und dem Tabaksdampf, den die sieben andern Insassen desselben entwickelten, gelitten. Beim Halten des Zuges hatte er seinen Platz, ohne ihn zu belegen, verlassen, um womöglich ein besseres Unterkommen zu finden. Als er nach erfolglosem Bemühen zurückgekehrt war, hatte er seinen bisherigen Platz besetzt gefunden: ein Schicksal, dem er nicht entrinnen konnte, bestimmte ihn für die noch übrige Dauer seiner Fahrt zum Reisegefährten des jungen Ehepaares und des von ihm mit dem äußersten Abscheu betrachteten kleinen Kindes.

Der jüngere Mann, dem neuen Sitznachbar seinen so offen gezeigten Widerwillen gegen dies Coupé nachtragend, ignorirte denselben vollständig; die junge Frau sah bei jeder Bewegung, die ihr Kind machte, bei jedem Tönchen, das es von sich gab, mit nervöser Aengstlichkeit nach dem strengen Gesicht hinüber. Und es kam sogar noch einmal zu einer Art feindlicher Demonstration von dieser Seite. Die Sonne hatte sich hinter Wolken verborgen; es wurde wünschenswerth, den blauwollenen Vorhang vor der Fensteröffnung wegzuziehen, und der alte Herr entschloß sich dazu mit einem ärgerlichen Brummen, da er dem betreffenden Fenster zunächst saß. Aber er stieß auf unerwartete Hindernisse. Dem jungen Familienvater war es einige Stunden früher gelungen, nach mancherlei vergeblichen Bemühungen die beiden untern Zipfel des Vorhangs mit Hilfe einiger Stecknadeln auf eine ingeniöse Weise unten am Fenster so zu befestigen, daß sie jetzt aller Versuche des alten Herrn, sie zu lösen, spotteten. Nachdem er lange vergebens genestelt und gezerrt hatte, drehte er sich endlich mit zornrothem Gesicht scharf nach seinen Reisegefährten um; er sagte kein Wort, aber er blickte funkelnden Auges bald auf die lästige Fensterverschanzung, bald auf die, welche er für die Urheber derselben halten mußte. Die junge Frau, zu furchtsam, um ein Wort zu wagen, sah bittend

Digitized by Google

auf ihren Mann; aber dieser blickte aus seinem Fenster in vollständiger Gleichgiltigkeit gegen alles, was im Wagen vorging; alle ihre Winke, alle ihre ausdrucksvollen Hand- und Fußsignale konnten ihn nicht bewegen, sich nach dem alten Herrn und dem verhängnißvollen Vorhang umzuwenden.

Mit einem wüthenden Ruck hatte sich jener endlich Luft gemacht; noch ein zorniges Schnauben, und dann setzte er sich so, daß er den übrigen Reisenden möglichst viel von seinem Rücken zukehrte. „Sie werden sich wahrscheinlich nächstens über den Luftzug beklagen," dachte er dabei, „aber sie irren sich, wenn sie meinen, ich werde auf ihre kleine Range die mindeste Rücksicht nehmen." Darauf versank er in eine Grübelei, aus welcher er nach etwa zehn Minuten erwachte, erstaunt, sich so lange ungestört gefunden zu haben. Er blinzelte seitwärts nach den Reisegefährten hinüber, sie saßen ganz still, der Mann hatte sich ein wenig vorgebeugt und hielt die Hand der jungen Frau; das Unglückskind schien zu schlafen.

Wieder eine Weile vollkommener Ruhe, dann gab es eine Bewegung. Der Kopf der Frau war im Halbschlummer zurückgesunken, vorsichtig bemühte sich der Gatte, einen Shawl, den er zum Kissen zusammengeballt hatte, zwischen diesen blonden Kopf und die Rückwand des Sitzes zu schieben, damit die Schläferin es bequemer habe. Dann sah er sich suchend um und ergriff endlich einen Reisesack, setzte ihn auf den Boden und hob die Füße der Schlafenden behutsam darauf. Dadurch gewann das Kind auf ihrem Schoße eine natürliche und sichere Lage, auch als sich jetzt, ihr unbewußt, die Hände der Mutter langsam von ihm lösten und hinabsanken.

„Weshalb er ihr den schweren Bengel wohl nicht abnimmt?" dachte der alte Herr, welcher mit halb unfreiwilligem Interesse dem allen zugesehen hatte. Das wußte der junge Vater sehr gut; er hütete sich sorgfältig, dem Kinde zu nahe zu kommen ... mit äußerster Vorsicht nur wagte er es endlich, ihm die beiden Hände zur Stütze unterzuschieben, als die Mutter im festen Schlafe der Erschöpfung immer weiter zurücksank.

Die Gedanken des alten Herrn wanderten endlich von dieser Scene fort und verloren sich unter Bildern einer so weiten Ferne, daß er nach geraumer Zeit wie aus einem Traume erwachte. Er blickte sich hastig um, da waren sie noch alle regungslos, der junge Mann in der unbequemsten Stellung von der Welt, vorgebeugt, mit den ausgestreckten Händen das schlafende Kind auf dem Schoße der Frau stützend.

„Freuden eines Familienvaters; wie muß dem Burschen der Rücken weh thun!" dachte der alte Junggeselle. Er wendete sich endlich hastig ab, als habe er dieses Schauspiel menschlicher Thorheit schon viel zu lange und viel zu theilnehmend betrachtet, als aber jetzt die heiße Augustsonne wieder ins Fenster zu fallen anfing, warf er halb unwillkürlich abermals einen Blick in die andere Ecke des Coupés. Richtig, ein greller Sonnenstrahl fiel der schlafenden Frau gerade auf das Gesicht, und sie begann schon in träumendem Unbehagen sich leise darunter zu regen; der alte Herr, ehe er selber noch wußte, was er that, erhob sich von seinem Sitze und zog den Vorhang, welcher ihn unlängst so geärgert hatte, sorgfältig wieder zu.

Als er sich nun von neuem zurecht gerückt hatte, das gewohnheitsmäßige Pusten und Schnauben, welches ihm bei großer Hitze förmlich Erleichterung gewährte, diesmal unterdrückend, fiel sein Auge auf die Ledertasche, welche dickbäuchig und behäbig ihm gegenüber in der Ecke lehnte, im Vollbesitz des Himbeersaftpolsters. Ein Metallschildchen war vorn an derselben angebracht und darauf ein Name, wahrscheinlich der der Eigenthümerin, gravirt. Der alte Herr las diesen Namen, so gut er es aus der Entfernung vermochte, und, vielleicht nur um zu prüfen, ob die unbewaffneten Augen für den Dienst noch kräftig genug gewesen seien und ihn nicht getäuscht hätten, zog er sein Glas heraus und betrachtete ihn noch einmal.

Ein zweisilbiger Name, deutlich mit lateinischen Buchstaben gravirt, ist, sollte man meinen, rasch gelesen; der alte Herr aber konnte gar nicht damit fertig werden. Erst sah er sich um, ob ihn der junge Mann drüben nicht beobachte, und dann rückte er auf seinem Sitze vor, um der Ledertasche näher zu kommen, und las und las. Hatte er den Namen auswendig lernen wollen, so mußte ihm das, wenn er nicht ein beklagenswerth schlechtes Gedächtniß besaß, jetzt endlich gelungen sein. Nun fehlte aber noch, daß er die vermuthliche Eigenthümerin des Namens mit demselben identifizirte, und zu diesem Behufe wendete er sich langsam um und betrachtete die Schlafende.

Sie war, wie schon mehrfach bemerkt, eine junge Frau; eine von der schmächtigen Art, die es zu einem matronenhaften Aussehen selten oder gar nicht bringen und noch lange nach ihrer Verheirathung dann und wann für Backfische gehalten werden. Ihr schmales Gesicht trug angenehme Züge und würde hübsch gewesen sein, wenn es nicht in seiner Magerkeit und Blässe deutliche Spuren einer erschütterten Gesundheit gezeigt hätte. Das fahlblonde Haar war in einer einfachen kinderhaften Art geflochten und aufgesteckt, ohne Rücksicht auf die Gebote der Mode und augenscheinlich nur nach der Bequemlichkeit der Trägerin.

Der Gatte wurde von dem alten Herrn zunächst mit großer Aufmerksamkeit betrachtet. Er war ein schlanker kräftiger Mann von etwa dreißig Jahren, mit dunkelm Haar und Bart. Die Brille, welche er seit den letzten zwanziger Jahren tragen mochte, gehörte wesentlich zu seinem intelligenten Gesichte und beeinträchtigte den angenehmen Ausdruck des geraden, offenen und dabei freundlich forschenden Blickes nicht. Die deutschen Lehrer sind in neuester Zeit nicht mehr wie früher unter hunderten heraus zu erkennen; sie tragen jetzt elegante Ueberzieher, tadellose Wäsche und große Manschettenknöpfe, so daß man sie von einem adligen Gerichtsassessor oder einem soliden Handlungsreisenden kaum mehr unterscheiden kann. Hier aber war noch einer, der in Haltung, Tracht und Ausdruck für das geübtere Auge unverkennbar als Schulmann sich erwies. Er war weder unelegant noch unordentlich gekleidet; aber der Rock von gutem Schnitt saß auf ihm, als wisse er nichts davon, die Taschen waren so angefüllt, daß sie, zur Entrüstung jedes einsichtigern Schneiders, auch das tadelloseste Kleidungsstück hätten aus aller Façon ziehen müssen, der Hut wurde ohne alle Rücksicht behandelt, kurz, man konnte deutlich merken, daß der stattliche junge Mann sich meist weder seines Anzugs noch auch seiner äußern Persönlichkeit überhaupt groß bewußt war; es kennzeichnete ihn ein gewisses über die Betrachtung der Außenwelt sich selber vergessendes Wesen, während es ihm dabei an Lebhaftigkeit und Energie des Benehmens nicht gebrach.

Der alte Herr hatte so viel von diesem allen wahrgenommen, wie ihm überhaupt zugänglich und verständlich war. Aber er ließ sich von seinen Beobachtungen nicht das mindeste merken; als der junge Mann einmal zufällig nach ihm hinüberblickte, lehnte er mit geschlossenen Augen in seiner Ecke, und jener dachte: „Ich glaube, mit diesem Eisbären könnte man wochenlang reisen, ohne daß er nachher auch nur wußte, wie man ausgesehen hat."

Auch der längste Tag hat ein Ende. Die Sonne sank endlich, und der Abendhimmel glühte ringsum in den prächtigsten Farben, um welche die erschöpften Reisenden sich wenig kümmerten. Dann erblaßten Himmel und Erde, und nur die sanftgeschwungenen Bergreihen, welche sich jetzt zeigten, die Vorläufer des Waldgebirges, dem man zustrebte, waren noch eine Weile von purpurnem Schatten überkleidet, bis auch sie grau und nebelartig wurden. Noch ehe die Dämmerung ganz zum Abend geworden war, hatten die Reisenden, mit denen wir uns beschäftigt haben, ihre letzte Station erreicht; auch der alte Herr stieg aus.

Mehrere Postomnibusse warteten hier, um die Angekommenen nach dem noch anderthalb Stunden weiter in den Bergen liegenden kleinen Badeorte zu bringen. Das junge Ehepaar hatte den Gipfel der heutigen Reiseleiden überschritten; jetzt ging alles verhältnißmäßig gut, das heißt, der Kleine war endlich so vollständig schlaftrunken, daß er auf die seinen Eltern bequemste Weise untergebracht werden konnte, ohne Schwierigkeiten zu machen; und übrigens war jeder viel zu erschöpft, um auch nur noch zu klagen, trotzdem man enge genug zusammengepackt wurde.

Ueber Dreybrunn hatte sich schon jene nächtliche Stille gelagert, welche in Bädern von neun Uhr abends an zu herrschen pflegt; nur in dem Bureau der Badeinspektion war noch Licht,

Digitized by Google

und der Beamte und sein Gehilfe erschienen, um die Gäste zu empfangen. Jedermann legitimirte sich nun auf irgend eine Weise als der- oder diejenige, welchem oder welcher eine gewisse Wohnung brieflich zugesagt worden sei: bis auf einige einzelne Herren, die unangemeldet erschienen und nun mit Achselzucken bedeutet wurden, das Bad sei ungewöhnlich besetzt; wer so aufs Gerathewohl hierherkomme, der dürfe sich nicht beklagen, wenn kein Platz für ihn da sei; doch wolle man sehen, was sich thun lasse, die Herren müßten freilich fürs erste vorlieb nehmen, und so weiter.

Unter diesen letzteren befand sich nun auch der alte Herr, und er sah gar nicht aus, als ob er mit etwas vorlieb zu nehmen beabsichtige. Er erklärte, er müsse ein Zimmer im Erdgeschosse haben, weil sein Rheumatismus ihn am Treppensteigen hindere, ein großes lustiges zweifenstriges Zimmer natürlich, und womöglich nach der Morgensonne gelegen. Man möge sich nur besinnen und sich einrichten; wenn eine solche Wohnung noch zu haben sei, werde er jeden Preis dafür zahlen.

Der Inspektor und sein Gehilfe wechselten einen raschen Blick. „Nr. 22, im Rothen Haus," murmelte der Gehilfe.

„Ließe sich vielleicht machen," erwiderte der Beamte ebenso. „Welches ist die Herrschaft?"

Der Gehilfe sah sich forschend die Gruppen an, welche theils die Omnibusse umstanden und das Abladen ihres Gepäcks erwarteten, theils sich schon mit dem Zimmeraufseher in Rapport gesetzt hatten, um zu ihren Wohnungen zu gelangen. Die zwei petroleumgenährten Laternen, welche an der Thür des Bureaugebäudes brannten, erleuchteten die Scene hinlänglich; weiter hinaus, wo man den Brunnen und die Anlagen vermuthen konnte, lagerte desto schwärzere Nacht. Jetzt hatte der ingeniöse Herr den jungen Mann mit der Brille entdeckt, wie er eben einen mäßig großen Koffer und einen Portemanteau als sein Eigenthum reklamirte, das schlafende Kind dabei auf dem Arm; von der kleinen Dame war hinter der Ledertasche, den Plaids und Schirmen, mit denen sie sich beladen hatte, nicht mehr viel zu sehen. Er machte den Beamten auf das Paar aufmerksam. „Gymnasiallehrer Doktor Sartorius aus D. mit Gemahlin und Kind," citirte er den demnächstigen Passus der Kurliste. „Ohne Bedienung — das werden sie sein; wir könnten ihnen Nr. 59, im dritten Stock rechts, geben; das Zimmer ist auch nicht klein," flüsterte er hastig.

„Wir werden sehen," nickte der Beamte mit einer Miene, als ob der Vorschlag von ihm ausgegangen wäre. Eben jetzt trat der alte Herr wieder hinzu, einen kleinen Portemanteau in der Hand, und sagte mit dem Ausdruck eines Mannes, der bezahlen kann und welcher weiß, daß die andern wissen, daß er bezahlen kann, weiter nichts als: „Nun?"

„Ein Zimmer, genau wie Sie wünschen, ist einer der eben angekommenen Herrschaften versprochen; vielleicht ließe sich eine Verständigung erzielen."

Er wurde unterbrochen durch eben den Herrn, welchen der scharfsichtige Gehilfe für den Gymnasiallehrer zu halten geneigt war. Derselbe kam mit einem offenen Briefe auf den Beamten zu und sagte, sich leicht verbeugend:

„Herr Inspektor wahrscheinlich? Ich bin Doktor Sartorius aus D. Wir erhalten, diesem Briefe nach, Zimmer Nr. 22 in —" er beugte sich über das Papier und buchstabirte heraus — „im Rothen Hause. Es ist hoffentlich alles bereit, meine Frau ist sehr erschöpft."

„Gewiß, gewiß, der Aufwärter wird Sie sofort hinführen, Herr Doktor. Apropos, vielleicht legen Sie keinen besonderen Werth darauf, im Erdgeschoß einquartirt zu sein, oder es ist Ihnen noch nicht einmal angenehm. In diesem Falle würde ich Ihnen vorschlagen, Nr. 59 zu nehmen, ein sehr hübsches Zimmer im nämlichen Hause. Manche ziehen eine höher gelegene Wohnung vor — die Aussicht ist dort ungleich schöner."

Da Herr Sartorius fortfuhr, ihn fragend anzusehen, augenscheinlich auf das eigentliche Motiv dieses Vorschlags wartend, fand er sich genöthigt hinzuzufügen: „Dieser Herr leidet an Rheumatismus und würde, da er das Treppensteigen scheut, Ihnen das Zimmer ebener Erde, welches übrigens nicht unerheblich theurer ist, gern abnehmen."

Herr Doktor Sartorius sah den Inspektor und den alten Herrn, welcher letztere sich in der Rolle, die er im Augenblicke spielte, nicht ganz behaglich zu fühlen schien, nach einander an und dann sagte er: „Ich danke, wir bleiben bei Nummer Zweiundzwanzig. In welchem Stockwerk liegt das andere Zimmer?"

„Im dritten."

„Danke entschieden." Er wendete sich mit einem flüchtigen Lächeln zu dem alten Herrn: „Wir müssen erst ein wenig bekannter mit einander werden, ehe wir derartige Gefälligkeiten einer vom andern beanspruchen oder annehmen. Komm, Julie, unser Zimmer ist in Ordnung, wir brauchen glücklicherweise keine Treppen mehr zu steigen."

Die letzten Worte waren eine kleine Rache des Doktors für das nicht eben taktvolle Anerbieten. Der Inspektor war ärgerlich, weil er, um einen familiären Ausdruck zu gebrauchen, ganz unzweifelhaft abgefahren war, und sagte nicht eben höflich zu dem alten Herrn: „Sie sehen, ich kann nichts für Sie thun, warum melden Sie sich nicht vorher, wenn Sie so vielerlei von Ihrem Zimmer beanspruchen? Wollen Sie Nummer Neunundfünfzig haben oder nicht?"

„Ich schätze, daß mir nichts anderes übrig bleibt," bemerkte der alte Herr weit ruhiger und gemüthlicher, als der Inspektor erwartet hatte. „Hoffentlich haben Sie gute Betten?"

„Unsere Betten sind vortrefflich, mein Herr."

Doktor Sartorius kehrte am nächsten Morgen gegen halb acht Uhr sehr heiter in das gemeinschaftliche Zimmer zurück. Er war am Brunnen gewesen und hatte das erste Glas getrunken, hatte dann die morgenfrischen Anlagen ein wenig besichtigt und kam nun, um seine Frau abzulösen, von der indessen der Knabe aus dem Bett genommen und angekleidet worden war.

„Es ist prächtig hier," sagte der Doktor, sich vergnügt die Hände reibend; „gerade der richtige Ort für uns, wie mir's scheint. Hier kannst Du Dich erholen, mein liebes Herz. Mit zwei Schritten bist Du draußen unter den Bäumen; überall die bequemen ebenen Wege, auf denen der Junge mit dem besten Willen nicht zu Schaden kommen kann, die unzähligen Bänke zum Umhersitzen. Und was ich von Publikum gesehen habe, gefällt mir auch. Viel Staat scheint von Seiten der Damen nicht gemacht zu werden; alle, die mir begegnet sind, sahen allerliebst einfach aus."

„Nun, sie sind jedenfalls alle noch in ihren Morgenröcken und unfrisirt gewesen," meinte seine Frau lächelnd; „das ist's, was Dir an ihnen gefallen hat. Heute Mittag wird das wohl anders sein."

„Da kannst Du recht haben," lachte er. „Aber nun mache, daß Du ins Freie kommst; die Luft ist köstlich. Ich folge Dir in einer Weile mit dem Jungen, und wir trinken dann zusammen draußen Kaffee."

So zweckmäßig diese Anordnung war, Fritzchen zeigte sich nicht damit einverstanden; denn er fing, als seine Mama sich anschickte, das Zimmer zu verlassen, kläglich zu weinen an. Frau Julie wollte zurückbleiben, um ihn zu beruhigen, aber ihr Mann gab es nicht zu; er nöthigte sie, sich ohne Rücksicht auf das schreiende Kind zu entfernen.

Nun aber war von ruhigem Genuß draußen für sie keine Rede. Sie hatte kaum Augen für die liebliche Schönheit der Umgebung, die prächtigen, frischen Lebenshauch athmenden Bäume, die vornehmen glänzenden Rasenflächen, die schimmernden Blumenfelder; sie horchte immer zurück, ob sie die Stimme des Kindes noch hören könne, und quälte sich mit der Vorstellung, wie ungeduldig und heftig ihr Mann werden würde, wenn es ihm nicht bald gelänge, den Knaben zu beschwichtigen. Unwillkürlich seufzte sie tief auf, die arme kleine Frau; noch vermochte sie nicht an die Erleichterung und Kräftigung, welche ihr diese Erholungsreise bringen sollte, zu glauben, so gerne sie auch gewollt hätte. Das Gefühl, nicht frei athmen zu können vor hundert kleinen häuslichen Sorgen, war ihr nach und nach zur Gewohnheit geworden, sie konnte es nicht sofort los werden; auch merkte sie wohl, was ihr sanguinischer Mann nicht hatte glauben wollen, daß das Kind einem von ihnen, wenn nicht beiden, die beabsichtigte Erholung gar sehr verkümmern würde.

Digitized by Google

Verschmähter Genuß. Nach dem Bilde von Eberle.

Der Brunnen war am Ende einer viersachen Kastanienallee; viele Personen gingen hier schon kurmäßig auf und ab, und zwar schien das weibliche Geschlecht bei weitem am stärksten vertreten zu sein. Frau Sartorius schenkte den vielen älteren und jüngeren Damen, die sich meistens — in dieser frühen Stunde mehr der Zweckmäßigkeit als der Schönheit huldigend — trotz des heitern Wetters in Regenmäntel gehüllt hatten, keine besondere Beachtung. Dagegen wurde sie — ein neues Gesicht, ein willkommener Gegenstand der Beobachtung und Konjektur in der immer mehr oder minder vorhandenen Eintönigkeit des Badelebens — sofort bemerkt. „Eine Neue! Ist sie mit einem Wagen oder mit der Post gekommen?“ hieß es bei mehreren langen Backfischen, die ihre noch längere Mama umgaben, und: „Siehe nur das Käuzchen!“ „Daß sich doch einmal etwas Elegantes an diesen Ort verirrte!“ meinte eine schlanke junge Dame zu ihrer Begleiterin. Sie war eine reiche Frankfurterin und hatte bisher den Anblick eines gesteppten seidenen Morgenrockes à la Pompadour an ein verständnißloses Publikum von Pfarrer- und Beamtenfrauen verschwenden müssen; sie seufzte nach der Ankunft von Leuten, die dergleichen zu würdigen wüßten, und besonders auch eine Ahnung davon hätten, wie kostspielig ein solcher Artikel sei.

Die kleine Frau hatte getrunken, war einmal auf und ab gegangen und hatte den Einfluß der unvergleichlichen Morgenfrische der Luft, des grün gemilderten Lichts unter den Baumkronen, nun, auch ihr selber unbewußt, zu fühlen begonnen. Eine Folge dieser leisen Einflüsse war der unerhört leichtsinnige Gedanke: „Der Junge muß sich ohne mich beruhigen lernen; ich werde noch ein wenig draußen bleiben.“ Gerade als sie so weit war, kam ihr Gatte mit dem Knaben an der Hand ihr entgegen. Fritzchen machte sich mit einer Art von nachträglichem Protest gegen alle indes erlittene Strenge sofort von seinem Vater los und lief zu der Mutter. „Er hielt absolut nicht länger Ruhe drinnen,“ sagte der Doktor, indem er seiner Frau

den Arm reichte. „Nun, was meinst Du, mein Kind? Ist es nicht hübsch hier?"

„Sehr schön." Sie blickte dankbar zu ihm auf. „Und ich bin so froh, daß Du Dich nicht in eine dumpfe Schulstube einzusperren brauchst."

„Ja, und das bellum civile mit den Tertianern durchkämpfen — keine Kleinigkeit bei vierundzwanzig Grad." Er lächelte. „Wenn einen der wunderbare Kerl, der Caesar, nicht doch immer wieder inspirirte, durch all die Schuldrescherei, die seinen Worten widerfährt, hindurch, so wäre es gar arg. Siehe einmal die bequeme Bank hier, Julie, die müssen wir probiren; ein wahres Lotterbette."

Mit aller nöthigen Vorsicht ließen sie sich in die Tiefen einer patentirten Gartenbank nieder; der Doktor lehnte sich zurück, streckte die langen Beine aus und erklärte, man sitze hier wie in Abrahams Schoße; Frau Julie dagegen, welche, wenn sie die Rücklehne zu erreichen strebte, gänzlich die Fühlung mit dem Erdboden verlor, sah in dieser schwebenden Stellung alles andere eher als behaglich aus und wurde von ihrem Gatten tüchtig ausgelacht.

Dieser blickte durch die Brillengläser mit lebhaftem Vergnügen umher. Er, der kräftige Mann, besaß jenes beneidenswerthe Gut seines Geschlechts, welches den armen Frauen durch ihr reizbares Nervenleben nur zu oft verkümmert wird, die heitere Grundstimmung der Seele und die dadurch erhöhte Empfänglichkeit für jeden edlern Genuß, besonders aber den der schönen Natur. Er konnte sich nicht satt sehen an der Umgebung, und sie war allerdings reizend genug.

Dreybrunn lag in einem von Norden nach Süden sich erstreckenden, von niedrigen Berglehnen eingeschlossenen Thale, dessen schmale Sohle in stundenlanger Ausdehnung von einem vollständig ebenen Wiesengrunde gebildet wurde, welcher wie ein glatter grüner Teppich aussah. Ein klarer Forellenbach, seinen Lauf hier und da durch Erlengebüsch bezeichnend, floß mitten hindurch, die kräftige Lebensader der Landschaft.

In diesem grünen Grunde nun war der kleine Kurort entstanden, begünstigt durch verschiedene Generationen der edeln Landesfürsten, deren Kunstsinn sich in dem reinen Stil der öffentlichen Gebäude nachdrücklich aussprach. Dreybrunn bestand nur aus etwa einem halben Dutzend Logirhäusern, dem Kursaale und den Badegebäuden, und die Garten- und Parkanlagen, die diesen kleinen Häuserkomplex umgaben, gingen ohne Umhegung irgend einer Art an jeder Seite unmerklich in die einfach liebliche Landschaft über. Das nächste Städtchen lag dreiviertel Stunden weiter das Thal hinauf, jenseits einer Krümmung desselben, die es für Dreybrunn unsichtbar machte.

Das Kurhaus, am südlichen Ende der Ansiedlung gelegen, glänzte weit in das Thal hinaus zu den entfernten längs des Baches liegenden Dörfern hinüber. Dasselbe erhob sich auf einem imposanten Treppenbau, von Säulenreihen umgeben, in reinen Verhältnissen, getreu den mustergiltigen Maßen eines Griechentempels nachgebildet.

Dies alles in der hellen Luft eines thaufrischen Augustmorgens gebadet, erschien den Augen der ermatteten Städter wahrhaft paradiesisch. Nun fing die Kurkapelle zu spielen an, und obgleich der Doktor im allgemeinen kein Musikfreund war und den Konzerten, mit welchen man in seiner Heimat das allzugeduldige Publikum der Erholungsorte tagtäglich überschwemmte, gern aus dem Wege ging, so hörte er doch heute mit vieler Andacht einer Verdischen Ouverture zu: es gefiel ihm eben alles. Den Kaffee, welcher nun getrunken wurde, vortrefflich zu finden, dazu brauchte es dieser erhöhten allzufriedenen Stimmung nicht einmal; derselbe hatte einen eigenen unvergleichlichen Wohlgeschmack, ihm von dem Stahlquell mitgetheilt, dessen gefällige Nymphe sich dergleichen häuslichen Diensten wie Kaffee- und Theekochen zu leihen nicht verschmähte.

Die übrigen Badegäste saßen meist in größeren Gruppen zusammen und schienen ungezwungen zu verkehren; was sich zurückhielt und sich vereinzelte, mochten ebenfalls Neuangekommene sein. Doktor Sartorius und seine Frau blieben an diesem und auch an den folgenden Tagen für sich, die Zeit, welche ihnen der Gebrauch der Kur ließ, mit Herumschlendern in den Anlagen ausfüllend. Am Brunnen und auf den Gängen ergab sich wohl hier und da ein Wort mit andern, aber Frau Julie ließ es zu einem Gespräch nicht kommen; sie war scheu und zurückhaltend. Als am dritten Tage ihr Mann ihr vorschlug, sich, da die Kaffeetische fast alle besetzt waren, einigen älteren Damen zuzugesellen, die den überflüssigen Raum an ihrem Tische dem Ehepaar mit deutlich zu lesenden Blicken anboten, da wies sie die Zumuthung mit wahrem Entsetzen zurück. „Ich soll mit den wildfremden Menschen sprechen! Wo denkst Du hin, Rudolph!" sagte sie und zog ihren Mann mit sich an ein verstecktes Plätzchen, welches aufzufinden den servirenden Kellnern ziemlich schwer werden mußte. Hätte ihr Mann ahnen können, mit welchem Herzklopfen sie sogar an seinem Arme auf die belebten Alleen blickte, die sie passiren mußten, um zum Speisesaal zu gelangen, mit welcher akuten Pein sie beim Eintritt in denselben alle Blicke auf sich gerichtet wähnte, er würde sie bedauert und entdeckt haben, daß sie kränker war, als er bisher gewußt hatte.

So machte ihn ihr menschenscheues Wesen ungeduldig. Man ist, wenn man gesund ist, nicht immer in der Stimmung, die Reize eines Wiesengründchens, so lieblich es sein mag, beschaulich zu betrachten, sich vor der promenirenden Menschheit, deren Beobachtung doch auch Unterhaltung und Vergnügen gewährt, beharrlich in gebüschumwachsene Pfade zurückzuziehen und jedem uns dennoch Begegnenden wie einem dreisten Eindringling scheu und mit beleidigter Miene rasch vorüberzugehen; man ist auch nicht immer aufgelegt, in der Unterhaltung den Ueberschuß von Frische, Geduld und guter Laune zu entwickeln, den eine stets matte und einsylbige Partnerin nöthig macht. Der Doktor hielt seiner Frau lange Vorlesungen über den Eigensinn, als welchen er ihr die beharrliche Umgehung des Bekanntschaftmachens auslegte, und setzte ihr auseinander, welches Amusement, welchen Zuwachs an Menschenkenntniß, welche Möglichkeiten interessanter und gewinnbringender Beziehungen sie sich dadurch verscherze. Er, der uneigennützigste, sorgloseste Sterbliche, ging sogar so weit, ihr wie die nüchternste Rechenseele von den Vortheilen zu sprechen, welche die Bekanntschaft Fritzchens mit den bonnenbewachten Babies einiger reicher Familien ihm für sein späteres Leben bringen könne. Sie hörte zu und schwieg, nur manchmal schlug sie in schmerzlichem Staunen die Augen zu ihm auf, wenn immer wieder die Worte Eigensinn und Laune vorkamen.

„Du weißt nicht, wie mir zu Muthe ist, Rudolph," sagte sie leise, wenn er endlich aufhörte. „Ich kann es selbst nicht begreifen, was mich so verändert hat; als junges Mädchen war ich gern unter Leuten und als lustiges Ding bekannt; jetzt ist mir der Anblick der vielen fremden Menschen eine wahre Pein. Ich habe es immer mit jedem gut gemeint; selten, daß mir jemand gar nicht gefiel; jetzt sind sie mir alle zuwider — ihre Gesichter mißfallen mir, ihr Sprechen thut mir in den Ohren weh —"

Darüber wurde er ernstlich böse. „Das ist eine thörichte Menschenscheu, ein gar nicht zu rechtfertigendes, übrigens auch ganz unchristliches Gefühl," schalt er. „Hältst Du Dich denn für so viel besser als diese Leute alle? Meinst Du, Du seiest aus anderem Stoffe gemacht, zu gut, um ihre untergeordnete Nähe zu ertragen? Glaubst Du nicht, daß sie alle, alle irgend eine gute oder liebenswürdige Seite haben, wenn es auch nicht immer gerade die ist, welche sie in gleichgiltiger Gesellschaft herauskehren? Daß vortreffliche Gattinnen und Mütter, gute Töchter brave ehrenhafte Männer unter ihnen sind, die den Armen im Stillen wohlthun, gute Freunde, getreue Nachbarn und dergleichen? Jedenfalls kann man eben so gut alle diese Eigenschaften unter der Menge hier vermuthen, als daß man nichts wie Aufgeblasenheit, Hochmuth, Neugierde oder Albernheit zu sehen glaubt. Ihr Aussehen gefällt Dir nicht? Gut — das Deine behagt vielleicht manchem eben so wenig —"

„Das mag leicht sein; ich ersparte auch deshalb ihnen allen meinen Anblick am liebsten ganz," sagte sie, mit ihren Thränen kämpfend.

„Wie empfindlich Du wirst!" rief er ärgerlich. „Ich will damit weiter nichts sagen, als daß Deine Schüchternheit und

Digitized by Google

Unbeholfenheit Dir sehr leicht als Hochmuth und Dünkel ausgelegt werden kann, und daß Du daraus entnehmen magst, wie leicht das Aeußere und das zufällige Benehmen der Personen andere zu täuschen und irre zu leiten vermag."

„Gewiß, das gebe ich zu. Du wirst doch auch nicht ernstlich glauben, lieber Rudolph, daß ich nicht einem jeden unter dieser fremden Menge gern beispringen würde, wenn er der Hilfe bedürfte, oder ihnen nicht allen von Herzen alles Gute wünschte," erwiderte Julie sich fassend. „Ich wollte mit meinen Worten vorhin eigentlich ein körperliches Gefühl bezeichnen, welches mich, wenn ich unter vielen Leuten bin, allemal überfällt. Ich will mich zu bezwingen suchen; es wird sich gewiß auch von selber geben, wenn ich erst kräftiger geworden bin. Habe nur ein wenig Geduld mit mir" — er war längst erweicht und küßte sie bei diesen Worten — „ich muß ja in diesem schönen Aufenthalte, den Du mir mit so manchen Opfern erkauft hast, bald ganz gesund werden. Und Du darfst auf mich keine Rücksicht nehmen, wenn man Dich in die Geselligkeit hinein ziehen will. Ich kann sehr gut zuweilen mit Fritzchen allein spazieren gehen, er ist auch Gesellschaft für mich."

„Aber hoffentlich keine, die mich vollständig ersetzt," sagte er, wieder freundlich lächelnd. „Nein, mein liebes Herz, ich bin ja auch deshalb mit Dir gegangen, weil zu Hause das gemüthliche Beisammensein durch die beständige Gegenwart der Pensionäre so sehr beeinträchtigt wird. Hier wollen wir uns den ganzen Tag haben, aber ich meine, gerade unter andern Menschen, innerhalb ihres Gesichtskreises und doch ungestört für sich könnte man einander am traulichsten genießen. Da wächst immer neuer Stoff der Unterhaltung von selber zu; man wird abgezogen von dem häuslichen Kram, der uns doch, wenn wir uns ganz auf einander beschränken, zu leicht gegenwärtig bleibt. Und den wollten wir ja gerade vergessen."

Sie sah ihn liebevoll an und so muthig und hoffnungsreich, wie sie vermochte. „Uebrigens hast Du theilweise nicht ganz Unrecht," sagte er, indem sie den Anlagen, die sich jetzt, zur Stunde des Nachmittagskonzertes, zu füllen begannen, langsam wieder zuschritten; „sehr unterhaltend ist der ganze äußere Zuschnitt dieses Publikums nicht. Ich habe bis jetzt noch nichts besonders Anziehendes, noch keine eigentlich interessante Erscheinung entdeckt. Sieh dort die Dame," begann er nach einigen Augenblicken wieder; „sie versteht die „Patentirten" besser zu benutzen als Du."

Das Ehepaar ging in einiger Entfernung an einer der besagten Bänke vorüber, auf welchem ein junges Mädchen, eine sehr elegante Gestalt, sich in ungezwungenster Pose zum Lesen ausgestreckt hatte. Julie hatte nach ihrer Art nur flüchtig hingesehen; als jetzt ihr Gatte kopfschüttelnd sagte: „Nun, das ist denn doch sehr ungenirt," warf sie noch einmal rasch einen Blick hinüber. In diesem Augenblicke hob die Lesende den Kopf in die Höhe, und nun ereignete sich, was den Doktor starr vor Staunen auf seinem Platze festwurzeln ließ. Seine kleine schöne Frau blieb mit einem lauten Ausruf stehen; die Dame drüben richtete sich aus ihrer nachlässigen Lage langsam auf, und dann eilte Julie hin und es erfolgte eine Erkennungsscene, welche auf die intimsten Beziehungen zwischen beiden schließen ließ. Nachdem sie einander geküßt, betrachtet und wieder geküßt hatten, wendete sich Julie um und zog die Fremde an der Hand einige Schritte zu ihm hin, so daß er sich nun wohl oder übel losreißen und ihr entgegengehen mußte. Das Gesicht der kleinen Frau war geröthet und ihre Augen glänzten. „Welches glückliche Zusammentreffen!" rief sie fröhlich; „wer hätte das gedacht. Sie ist heute morgen gekommen, Rudolph!"

Der Doktor sah sich einem glänzenden Augenpaar und einer so vollkommen selbstbewußten und gleichmüthigen Miene gegenüber, daß er seine Lage als eine unbehagliche zu fühlen begann.

„Du vergißt, Julie, daß ich gar nicht ahne, wer —"

Er stockte; in den Zügen der Fremden malte sich unverhohlene Neugierde und Erwartung, da er sprach, und ein Lächeln über seine Verlegenheit brach hervor, welches sie sich keine Mühe gab zu unterdrücken.

„Willst Du mich Deiner mir gänzlich fremden Freundin nicht vorstellen, liebe Julie?" Jetzt sprach er in scharfem Ton; die Kaltblütigkeit seines Vis-à-vis fing an, ihn zu reizen.

„Meiner Freundin? Es ist ja die Adelheid, meine Cousine, Adelheid aus Neuendorf, von der ich Dir so unendlich oft erzählt habe. Sieh doch auch endlich mein Kind an, Adelheid; Fritzchen, gib der Tante die Hand, komm, ein Küßchen auch."

Fritzchen machte statt dessen eine entschieden feindselige Demonstration gegen die Tante, wonach diese auf das Küßchen auch nicht weiter bestand, sondern nur mit allgemeinem Wohlwollen erklärte, er schien ein kräftiger Junge zu sein. Mit mehr Freimuth als Delikatesse, wie man sie bei jungen Damen im ganzen erwartet, fügte sie halblaut hinzu: „Ich hätte Dir einen solchen gar nicht zugetraut, Julie." Dann sah sie wieder den Vater an: „Und dies ist Dein Mann, wie ich vermuthe?"

Der Doktor hatte auf diesen Blick gewartet; so viel dreistes Forschen, eine solche Abwesenheit aller und jeder Scheu war ihm bei einem Frauenauge noch nicht vorgekommen; der Merkwürdigkeit wegen ließ er sich solche Blicke gefallen. „Ihr Diener, mein gnädiges Fräulein —" er verbeugte sich ein wenig spöttisch; als er wieder aufschaute, sah sie ihn noch immer an, durch seine ironische Miene, welche ihrer Zeit bei jungen Damen sehr gefürchtet gewesen war, nicht im mindesten aus der Fassung gebracht. Es lag offenbare Verwunderung in ihrem Blick, und der Doktor hätte kein Mann sein müssen, wenn ihm der eigentliche Sinn derselben, den sie vielleicht auch gar nicht verbergen wollte, nicht als ein flüchtiger Gedanke durch den Kopf geschossen wäre; sie war erstaunt darüber, daß die kleine unbedeutend aussehende Julie einen so stattlichen Gatten gefunden hatte.

Gleichsam als Antwort hierauf zog er den Arm seiner Frau liebevoll durch den seinen. „Werden wir das Vergnügen haben, Sie länger hier zu sehen, mein Fräulein?" fragte er.

Sie lächelte ein wenig, wahrscheinlich über seine Förmlichkeit, und schickte sich an, ungenirt neben ihm herzugehen, da Julie auf der andern Seite das Kind an der Hand führte. „Gewiß, wir werden vier bis sechs Wochen hier bleiben, die Stiefmama und ich. Ich fürchtete schon, ich würde in der Zeit hier das Sprechen verlernen und hatte mir eigentlich vorgesetzt, in meiner ungestörten Beschaulichkeit hier ein neues philosophisches System zu erfinden. Wie froh bin ich, daß Ihr hier seid, Julie."

„Und wie freue ich mich auf Dich! Vier Jahre lang haben wir einander nicht gesehen, und die Briefe waren zuletzt ungeheuer spärlich geworden."

„Ja, ihre Zahl belief sich auf zwei im Jahre von Deiner und einen von meiner Seite. Du schriebst zu meinem und der Mama Geburtstag, ich nur zu Deinem, da ich Deinem Mann zu gratuliren mich doch nicht berechtigt fühlte. Und nun treffen wir uns hier, wie es auf Verabredung nicht besser hätte geschehen können. Es ist eine merkwürdige Fügung."

Der Doktor sah sie argwöhnisch an; der Ernst, mit dem sie die letzten Worte gesprochen hatte, kam ihm verdächtig vor. Aber sie war schon bei einem andern Thema. „O, sehen Sie dort den großen Mann und die kleine Frau? Welch ein passendes Paar, wie ein Bernhardiner und ein Wachtelhündchen. Wer mögen die Leute sein?"

Weder Julie noch der Doktor konnten Auskunft geben. „Und hier, diese Geflügelherde, die Mama mit dem Kopfe voran, ruck, ruck, wie ein Huhn; sie will einen Platz für die Küken herauspicken. Wie spitz sie sprechen! Dem Anzug nach sind es Berliner."

„Dem Anzug nach? Ich wüßte nicht, daß die Berliner eine Nationaltracht haben," sagte der Doktor.

„O, wußten Sie das nicht? Sie haben auch keine positive, sondern eine negative: die Abwesenheit alles Geschmacks und dann ein Gemisch von Aermlichkeit und Prätension, schattenartige Anklänge an die vorjährige Mode, übersetzt ins Plunderhafte, das ist ihre Spezialität. Mit einiger Uebung erkennt man sie sofort überall. Diese interessante Familie müßte Dir doch schon aufgefallen sein, Julie."

„Ich sehe die Leute nicht so genau an wie Du, Adelheid," entschuldigte sich Frau Sartorius.

Digitized by Google

„Nicht? O, dann mach hier eine Ausnahme; bitte, dies ist der Mühe werth!"

Die Worte galten einer allerdings absonderlich aussehenden Gruppe. Eine hübsche stattliche Frau in mittlern Jahren bewegte sich mit ihrem Gefolge durch die Anlagen, und dieses bestand außer einem Knaben und einigen Personen, die Gouvernante und Gesellschafterin sein mochten, aus fünf ganz gleich gekleideten Töchtern von acht bis achtzehn Jahren. Das Ganze war unverkennbar englisch, die übertriebenen aber nicht unanmuthigen Anzüge, die praktischen Stoffe, Hüte, Stiefeln und die allemal zur Farbe der Kleider passenden Strümpfe. Ein einziges derartiges Kostüm nach neuester Mode, wie aus Kautschuck um die Figur der Trägerin herumgespannt, hätte Aufsehen erregt; wie viel mehr so, da es bis auf die geringsten Einzelheiten fünfmal wiederkehrt, mit kleinen interessanten Abstufungen, die das verschiedene Alter der jungen Damen bedingte. Ein jeder sah belustigt der übrigens mit größter Seelenruhe einherschreitenden Gesellschaft nach; Adelheid klatschte leicht in die Hände. „Bravo!" sagte sie, „das nenne ich mit Konsequenz durchgeführt. Erinnert das Ganze Dich nicht lebhaft an ein Theeservice, Julie? Die Mama, eine etwas behäbige Kanne, die beiden ältlichen Frauenzimmer, Milchkrug und Zuckerdose. Ewig schade, daß es nicht sechs Töchtertassen waren! Den kleinen Jungen brauchen wir als Sahnetöpfchen, und so bekommen wir das halbe Dutzend leider nicht voll."

In dieser Weise ging es fort, und die Badegesellschaft, von dem Doktor bisher im Einzelnen fast ebenso wenig wie von seiner Frau beachtet, war für beide, da das lebhafte Mädchen sie für eine Weile fortriß, mit seinen Augen zu sehen, nun auf einmal ein Gewimmel von abenteuerlichen Gestalten geworden. Der Doktor hielt sich im Stillen überzeugt, daß ihm dies tolle Wesen ungeheuer mißfalle, dennoch hörte er belustigt zu, und das lag zum großen Theil an der Art und Weise, wie alles gesagt wurde. Adelheid sprach mit einer eigenthümlichen kalten Lebhaftigkeit, sie erhob die Stimme nicht, sie nüancirte die Worte wenig; das alles floß ihr in einer unnachahmlich kühlen, nachlässigen Weise von den Lippen, als müsse sie selber diese kleinen Bosheiten, sowie sie ausgesprochen seien, sofort wieder vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe von der Weltumseglung der „Gazelle".

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

II. Von Madeira bis zur Kapstadt.

Sie verlangen gewiß von mir keine Schilderung von Madeira und Funchal, seiner Hauptstadt, zumal diese bereits bis zum Ueberdruß beschrieben worden sind. Bereits am 17. Juli setzten wir unsre Fahrt fort, nachdem wir in den Hotels der Stadt, die mit dem ganzen Luxus moderner Kultur in vollendeter Weise ausgestattet sind, uns auf die bevorstehenden Strapazen gestärkt hatten.

Die Häuser von Funchal sanken nach und nach ins Meer; die grünen Hügel folgten und die braunen Berge; weißballige Wolken glänzten im Abendlichte und verriethen die Stelle, wo Madeira lag; aber dem Auge war es entschwunden wie ein schöner Traum. Schon ließ die See wieder ihren Urgesang um uns ertönen, und wir waren wieder allein auf den Wassern.

Wir passirten nun die kanarischen Inseln, das Wetter war prachtvoll, über die blaue See wehte ein strammer Nord-Ost-Passat und verwandelte die Wogenspitzen in weiße Schaummassen. Unter der vereinten Kraft von Dampf und Segeln ging es vorwärts; vorbei an Teneriffa mit seinem Kegelpik und Gomera, ungefähr den Längengrad von 18° 30′ Ost von Greenwich verfolgend, steuern wir südlich weiter zu den Kap Verden, und am 27. Juli warf die „Gazelle" auf der Rhede von Praya auf S. Jago Anker zum abermaligen kurzen Aufenthalt und zur Einnahme von Kohlen. Welcher Kontrast gegenüber Madeira! Röthlichbraune Inseln, die in zackigen Umrissen sich gegen den Himmel abheben, dürr, mit geringem Pflanzenwuchs bedeckt — da es hier nur ein paar Mal im Jahr regnet, hier und da Seevögel, viel lärmende und schreiende Neger, die durch ihre Kohlenarbeit noch schwärzer wurden als sie schon von Natur waren, so präsentirten sich uns die Kap Verden, denen wir bereits am 29. Lebewohl sagten, um nun direkt auf Afrika zuzusteuern — die berühmte Negerrepublik Liberia war unser Ziel!

Schwül und heiß — wir weilten schon lange unter den Tropen — drückte die Sonne auf uns hernieder, kaum vermochten wir vor Hitze zu schlafen, und selbst die orkanartigen Winde, die von Afrika zu uns herüberwehten, vermochten diese drückende Schwüle nicht zu heben. Alles ließ die Köpfe hängen und selbst ein so außergewöhnliches Ereigniß wie Delphinbraten auf dem gemeinsamen Tische, vermochte uns nicht zu erheitern.

Nach sechstägiger Fahrt von Porto Praya an kam die afrikanische Küste in Sicht — dort hinter Kap Mesurado, auf dem die Flagge der Republik der Schwarzen wehte, lag also die nach dem ehemaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, Monroe, benannte Hauptstadt. Es war am 4. August nachmittags, als der Lootse an Bord kam; ein Vollblutneger mit einer Kleidung, welche den Luxus der Taschen nicht aufzuweisen hatte und der deshalb seine Legitimationspapiere in einer Blechkapsel am Halse trug. Nun, wir waren überhaupt froh, einen Lootsen zu finden, der uns nach dem St. Paulsfluße brachte, welcher, aus dichtem Urwalde hervorbrechend, hier nördlich von der Stadt mündet.

Glücklich war die heftige Brandung der Barre am folgenden Tage (5. August) von uns passirt worden, und unser erster Besuch galt Herrn Brohme, dem deutschen Konsul, über dessen bescheidener Behausung stolz die schwarz-weiß-rothe Flagge wehte. Monrovia, dessen Ruhm einst in die Welt hinausposaunt wurde, von dem man glaubte, daß es als Civilisationssonne über Afrika strahlen würde, macht trotz seines halbhundertjährigen Bestehens nur den Eindruck eines Dorfes; seine Wege für Fußgänger bestehen in ausgetretenen Wiesenpfaden, inmitten der Straßen grünt eine üppige Grasvegetation, in welcher sich zahme Affen tummelten und das liebe Hausvieh weidete. Regierungsgebäude, Schule, Post, Konsulate sind aus Steinen errichtet, aber die eigentliche Negerstadt besteht aus Strohhütten, und hier bewegt sich die Bevölkerung, ein Lendentuch abgerechnet, noch in durchaus adamitischem Kostüm. Jubel erregte es unter uns, als wir hier plötzlich von einem halbwüchsigen Negerjungen im reinsten Plattdeutsch angeredet wurden — er hatte es in Hamburg gelernt und hieß Palikao — verstärkt aber wurde unser schallendes Gelächter noch, als wir von Palikao erfuhren, sein schwarzer zähnefletschender Kollege heiße — Bismarck! So weit also hat es der Reichskanzler schon gebracht; in Amerika tragen Städte seinen Namen, und in Liberia nennen sich freie republikanische Bürger nach ihm.

Auch in Monrovia dauerte unser Aufenthalt nur zwei Tage, so daß wir nur wenig speziellere Forschungen hier anstellen konnten, wenn auch der Präsident Roberts, welchem Kapitän von Schleinitz einen Besuch abstattete, uns alle möglichen Erleichterungen verhieß, falls wir uns weiter im Lande umsehen wollten. Allein Excellenz hatten gut reden, denn dicht vor der Stadt beginnt der Urwald mit seinen Schlingpflanzen, Akazien, Mimosen, Oelpalmen, seiner ganzen üppigen Vegetation, mit seinen smaragdschillernden Schmetterlingen, den Nashornvögeln, Giftschlangen, Skorpionen und Leoparden, und von einem weitern Umsehen und tieferen Eindringen konnte hier nicht die Rede sein.

So kurz unser Aufenthalt in Liberia aber auch war, er genügte uns doch zu zeigen, daß dieser Staat trotz der fortwährenden Hilfe, welche er von Amerika aus genießt, keineswegs die in ihn gesetzten Hoffnungen erfüllt hat. Hätten die Neger Liberias arbeiten wollen, sie brauchten jetzt nicht, wie das oft genug vorkommt, trotz des Reichthums ihres Landes zu hungern, aber sie legen die Hände in den Schoß, wenn sie eine kleine Hütte gebaut und einen Fleck Landes urbar gemacht haben, auf dem

Digitized by Google

einige Kartoffeln und Kassava gebaut werden. Fische und Früchte sind genug vorhanden — wozu arbeiten? So entwickeln sich die Hilfsquellen des Landes nicht, das ohnehin durch die Mißwirthschaft früherer Präsidenten und große Anleihen finanziell ruinirt und mit hohen Steuern belastet ist. Die eigentlichen Herren Liberias sind die Kaufleute, welche die Wahlen zur Legislatur in der Hand haben. Sie bestimmen die Abgeordneten, d. h. solche Leute, die ihnen genehm sind, und wenn die Wähler nicht nach ihrem Willen wählen, so geben sie keinen Reis, keinen Tabak, keinen Branntwein mehr auf Borg. Kommt ein schwarzer Wähler und wünscht irgend eine Waare, so sagt der Kaufmann: „Stimm so und so, sonst erhältst Du nichts!" Das wirkt. Dazu hat man hier entwerthetes Papiergeld und schlechte Waaren. Eine Elle amerikanischen Baumwollenzeugs kostet gegenwärtig in Monrovia zwei Dollars. Was ist natürlicher, als daß die schwarzen Gentlemen und Ladies lieber als Adam und Eva einhergehen, ehe sie sich in einen Stoff kleiden, der so theuer ist, wie bei uns die Seide oder der Sammet. Im Punkte der Moral steht es aber in Monrovia sehr übel, Ehescheidungen sind an der Tagesordnung, die Treue wird nicht gewahrt, und da ist es denn begreiflich, daß diese schwarze Republik, in der ein Weißer übrigens das Bürgerrecht nicht erlangen kann, keinen civilisirenden Einfluß auf die umgebenden heidnischen Neger ausübt, ja daß diese theilweise stolz auf die Liberianer herabschauen. Die allgemeine Umgangssprache ist die englische.

Wir verließen Monrovia am 6. August bereits wieder, um uns nach der einsam und verlassen im atlantischen Ozean gelegenen Himmelfahrtsinsel (Ascension) zu begeben, wobei wir den Aequator zu passiren hatten. Das kleine vulkanische Eiland, die Schwesterinsel St. Helenas und gleich dieser den Briten gehörig, bietet an und für sich wenig Interessantes, und ein Tag (18. August) genügte, um es kennen zu lernen und selbst das 900 Meter hohe „Grüne Gebirge" in seinem Innern zu besteigen. Die Proviantmagazine, welche von den Engländern für durchsegelnde Schiffe hier angelegt sind, verdienen alles Lob, nicht minder die Riesenschildkröten, die häufig hier vorkommen und uns eine angenehme Abwechslung in der Kost gewährten.

Wer auf der Karte den Lauf der „Gazelle" verfolgen will, wird erkennen, wie dieselbe kreuz und quer den atlantischen Ozean durchschnitt, denn von Ascension fuhren wir wieder hinüber nach der afrikanischen Küste, zur Congomündung, und dann nach der Kapstadt. Es geschah dieses stets mit Rücksicht auf die Tiefseeforschungen, welche wir anzustellen hatten, wobei dann interessante neue Entdeckungen auf dem Meeresboden gemacht wurden. Die größte von uns gelothete Tiefe betrug 2825 Faden (5167 Meter), also noch ein paar hundert Meter mehr als der Montblanc hoch ist; diese Tiefe fanden wir zwischen St. Helena und der Kapstadt, während im nordatlantischen Ozean, zwischen Madeira und den Kapverdischen Inseln eine nur wenig geringere Tiefe (2765 Faden) gelothet wurde. Eine andere von uns neu aufgefundene Thatsache war die Konstatirung zweier bisher unbekannter unterseeischer Gebirge im atlantischen Ozean, die beide bei der Insel Ascension in 1640 und 1450 Faden Tiefe liegen. Dicht daneben wurden 2000 Faden gelothet, so daß also die Gebirge 360 resp. 550 Faden Höhe haben, mithin wie der Thüringer Wald und Brocken sich verhalten. Wie lange wird es noch dauern, und man fertigt gerade so Karten vom Boden des Meeres, wie jetzt von der Erdoberfläche an? Der Anfang damit ist schon gemacht, und in Erinnerung an unsere Fahrt wird dann ein späterer Gelehrter vielleicht die von uns bei Ascension aufgefundenen untermeerischen Erhebungen „Gazellengebirge" taufen, und wenn noch später — wenn unsere Fahrt längst vergessen ist — auf den Schulbänken gelehrt wird: „Nördlich von Ascension erstreckt sich bis zum St. Paulsfelsen das Gazellengebirge in einer Tiefe von etwa 1500 Faden" — dann werden die Schuljungen die Köpfe schütteln und sich über den Namen wundern, da doch Gazellen auf dem Meeresboden nicht leben.

Doch ich habe vorgegriffen. Schon am 19. August wandten wir uns nach Osten, um abermals Afrika zu erreichen. Es galt die Mündung des ungeheuren Congostroms zu gewinnen, der eine geradezu kolossale Wassermasse aus dem Innern Afrikas dem atlantischen Ozean zuwälzt. Auch sollte gerade hier die deutsche Flagge gezeigt werden, da in der Nähe der Mündung die deutsch-afrikanische Gesellschaft ihre Station (Chinchoxo) aufgeschlagen hatte, und gewiß mußte dieser eine moralische Unterstützung zu Theil werden, wenn hier sich die Farben des Reichs, getragen von einem so schmucken Kriegsschiffe wie unsere „Gazelle", zeigten.

Die Annäherung an die Congomündung war leicht an der Beimischung von süßem Wasser zu erkennen, die sich noch auf viele Meilen vom Land entfernt bemerken ließ; denn der Congo strömt eine geradezu ungeheure Wassermasse ins Meer, und an manchen Stellen seiner Mündung findet man bei 200 Faden noch keinen Grund. Die gelblich-grünen Fluten, mit schwimmenden Massen von Bambus 2c. bedeckt, erzählten uns gleichsam von Innerafrika. Waren sie nicht Boten aus jenem geheimnißvollen Kern des Kontinents, den zu durchforschen Generation auf Generation sich abmühte? Ist nun wohl auch anzunehmen, daß der obere Lauf des Congo der Lualaba ist, welchen Livingstone auffand, so kennen wir doch den ganzen mittleren Stromlauf nicht, und selbst an der Mündung ist man nur etwa 30 Meilen weit vorgedrungen, bis dahin, wo Wasserfälle und Stromschnellen, sog. Jellalas, die Weiterfahrt hindern. So ist von einem der größten Ströme der Erde nur Quellgebiet und Mündung bekannt, nicht aber der Mittellauf. Sicher gehört aber der Congo zu den Riesenströmen der Erde; er übertrifft noch den Mississippi bei weitem an Größe, denn der Congo führt etwa 1,800,000 Kubikfuß Wasser per Sekunde, der Mississippi nur 700,000.

Endlich erreichten wir am 2. September die den Holländern gehörige Faktorei Banana; dieselbe liegt auf einer schmalen Landzunge, welche durch das Meer und den nördlichsten Zweigarm des Congo, den Bananacreek, gebildet wird. Die Umgebung von Banana ist wie die ganze Küste ziemlich flach und dicht mit Urwald bestanden. Weiter den Congo aufwärts ändert sich das Landschaftsbild; der Urwald tritt von den Ufern zurück, deren Einfassung ein mehr als mannshohes Gras bildet, und es fängt die Gegend an, einen hügligen Charakter zu erhalten.

Schon am Tage nach unserer Ankunft in Banana unternahm Kapitän von Schleinitz in unserer Begleitung auf der Dampfpinasse, der ein Kutter folgte, eine Reise stromaufwärts, deren Ziel das etwa 14 Meilen landeinwärts am nördlichen Ufer des Stroms gelegene Boma war, wo die Holländer gleichfalls eine Faktorei unterhalten. Zweck dieser Fahrt war, den Fluß auszulothen und die Ufer desselben in naturhistorischer Beziehung kennen zu lernen. Herr Stabsarzt Dr. Naumann, dem die botanische Erforschung auf unsrer Expedition obliegt, machte denn auch hier in dieser üppigen Tropenvegetation — wir befanden uns unter 6° südl. Breite — eine reiche Beute, während Dr. Hüsker, unser Zoolog, weniger mit seinen Resultaten zufrieden war.

Der Pflanzenwuchs am untern Congo, von der Mündung an bis Boma hinauf, scheidet sich in zwei scharf getrennte Theile, den tropischen Wald und die Grasebenen (Savannen). Jener bedeckt die feuchten Niederungen vom Meer an hinauf bis über Panta da Lenha, mit Ausnahme des sandigen Uferstreifens; diese beginnt mit der Hügelregion des Landes. Der Gegensatz der beiden Regionen war jetzt, in der trocknen Jahreszeit, besonders auffällig. Die Hochgräser der Savanne waren dürr, vielfach auch niedergebrannt. Weithin erschienen von Boma die Rücken und Kuppen der Hügel in monotonem Braun; die für diese Gegend charakteristischen, zu Gruppen versammelten mächtigen Affenbrotbäume standen noch unbelaubt da, während der Wald stromabwärts im üppigsten Grün prangte. Die Affenbrotbäume (Adansonia) müssen auf jeden, der sie zum ersten Mal erblickt, einen gewaltigen Eindruck machen. Sie sind in der That, wie man sie mit Recht bezeichnete, die Elephanten der Pflanzenwelt. Kurz und dick, scheinbar mehr in die Breite als in die Höhe gehend, standen sie da, uralte Denkmäler des Pflanzenreichs, denen man — sicher übertrieben — in einzelnen Fällen ein Alter gleich dem der Pyramiden zuerkennen wollte.

Vom Ackerbau der Neger war wenig zu spüren, wie wir

Digitized by Google

von ihnen auf der Flußfahrt überhaupt wenig bemerkten. Auf dem Markt, den sie bei Boma abhielten, und wo europäische Waaren gegen einheimische Erzeugnisse ausgetauscht wurden, herrschte aber ein sehr buntes Leben. Weder Palmwein noch Rum fehlte, und beide übten ihre Wirkung auf die schwarze, übelriechende und schreiende Menge. Eine Gesellschaft zog ostentatiös unter vielfarbigen Regenschirmen umher, indem sie einen bei der Probe des Hexentranks — hier sind die Ordalien allgemein üblich — unschuldig Befundenen eskortirte, der stutzerhaft aufgeputzt in ihrer Mitte einherschritt.

Nachdem der Congo ausgelothet war und die nöthigen Materialien zur Aufnahme einer Karte seiner Mündung erlangt waren, verließen wir am 7. September ihn wieder, um nun direkt nach der Kapstadt zu steuern. Am 10. September beobachteten wir eine der herrlichsten Erscheinungen auf unserer ganzen Reise, ein wunderbares Meerleuchten, bedingt durch große Züge von Salpen (Pyrosoma), die an der Oberfläche der See schwammen und deren leuchtende spindelförmige Körper wir deutlich von Bord aus erkennen konnten. Das Kielwasser glich einem leuchtenden Streifen, der sich scharf gegen die dunkle Umgebung abgrenzte. Es wurde ein Netz ausgeworfen und eine beträchtliche Anzahl von Pyrosomen gefangen, die nach kurzer Zeit indessen ihre Leuchtkraft einbüßten. Bald zeigten sich nun auch die ersten Sturmvögel, die von nun an unsere steten Begleiter blieben; am 13. September sahen wir die ersten Albatrosse, jene kolossalen Meeresvögel, und am 16. September die ersten Kaptauben, weiße, schwarz gefleckte Vögel, die mit unsren Tauben übrigens nur die Farbe gemein haben. Sie zeichneten sich durch große Gier und Gefräßigkeit aus; im Magen der erlegten Exemplare fanden wir größere Mengen von — Werg! Stets waren sie in unmittelbarer Nähe der „Gazelle" und verschlangen sofort sämmtliche ihnen zugeworfene Abfälle schwimmend.

Nachdem wir im Osten die flachen sandigen, stellenweise von graugrünem Buschwerk bedeckten Gestade Afrikas erspäht hatten, segelten wir am 26. September in die berühmte Tafelbai hinein. Vor uns lag der große, steil ansteigende, bis zu 1100 Meter sich erhebende Tafelberg, rechts, d. h. nach Westen hin flankirt durch den Löwenkopf (Lion's Head), links der Teufelspik, fast so hoch wie der Tafelberg; der scharf markirte Rücken des letzteren stellt eine fast horizontal verlaufende Linie dar, die nur in ihrem östlichen Ende sich etwas erhebt. Die davor, nach Nordosten zu gelegene Stadt zieht sich vom Green-Point bis zum Fuß des Teufelspiks hin, in einer Reihe weißer, von grünen Gärten umgebener Landhäuschen. Die Straßen gehen in der Richtung vom Tafelberg an das Meer und werden von andern rechtwinklig geschnitten; außer dem Regierungsgebäude, dem Museum, der Kaserne und einigen Kirchen fällt keines der Häuser durch besondere Größe oder Eleganz auf. Dagegen bietet der Hafen mit den ganz aus den Felsen herausgesprengten Prinz Alfred-Docks vorzügliche Bauten dar.

Uns fielen zuerst die verschiedenen Rassen und Typen auf, die man in den Straßen antraf: Malayen, Neger, Kaffern, Bastard-Hottentoten und Europäer von allen Nationen; auch ist im Handel natürlich das jüdische Element stark vertreten, das sich überall da ansiedelt, wo es etwas zu verdienen gibt. Diese verschiedenen Nationen verkehren hier frei und ungezwungen miteinander, so weit es die Geschäftsinteressen mit sich bringen, social aber hält sich der Europäer von den Farbigen streng geschieden.

Die beiden herrschenden Umgangssprachen sind das Englische und das Holländische. Die Kapstadt hat gegen 30,000 Einwohner und ist der Sitz des Gouverneurs; auch das Kolonialparlament versammelt sich hier. An wissenschaftlichen Instituten fehlt es nicht, und die schön eingerichtete Sternwarte bot den Astronomen, die wir nach Kerguelen bringen sollten, Gelegenheit, ihre Instrumente hier nochmals zu kontroliren.

Die Lage der Stadt ist im höchsten Grad malerisch und oft beschrieben, so daß ich kurz darüber weggehen kann. Das Wein bauende, meist von Nachkommen der Holländer bewohnte Dorf Paarl ruht im Schatten prächtiger Eichen, deren bekanntes Laub uns mächtig an die liebe Heimat erinnerte; Paarl ist eben so mit der Hauptstadt durch eine Eisenbahn verbunden, wie die der Hafenstadt weit näher gelegenen Ortschaften Maubry und Rondebosch. Die Seiten des Tafelbergs, welche von hier aus sichtbar sind, zeigen zum großen Theil prachtvolle hochstämmige Pinienwaldungen, die makadamisirten Landstraßen sind von mächtigen Bäumen beschattet, leicht und rasch rollt das bedachte Kabriolet unter denselben dahin, wie in einem vegetabilischen Tunnel; in den Gärten finden wir Feigen, Trauben, Granatäpfel, Aloes, Oleander, so wie viele Pflanzen der gemäßigten und südlichen Zone neben einander.

Prachtvoll waren die Nächte der Kapstadt, wenn der Mond sein volles Licht auf die grauen scharfkantigen Riesenbastionen des Tafelbergs herniedergoß, wenn eine laue Brise flüsternd und duftbeladen durch die blühenden Zweige dieser reichen Vegetation zog; leise murmelnd drang der rollende Gruß der weiten, wie ein Meer von Silber glänzenden Bai zu uns herüber!

Und wenn wir nun so, die Cigarre im Mund und ein Glas feurigen Constanzia neben uns auf der Veranda, träumend und schwelgend die Reize einer solchen schönen Kapnacht genossen, dann glaubten wir, inmitten der Civilisation, uns wohl kaum so nahe dem Land der wilden Bestien, der geographischen Geheimnisse, der Kaffern und Hottentoten.

Gegen neun Uhr früh fing die Kapstadt an, sich zu beleben. Die Eisenbahn führte die von ihren Landsitzen kommenden vornehmeren Bewohner, Kaufleute, Gerichtsbeamte, Offiziere und Bankiers ihren Geschäften und Bureaus wieder zu. Nun öffneten sich elegant ausgestattete Läden, mit allem Luxus von Europa überladen; ein bunter Menschenstrom durchzog die geraden Straßen, moderne Kabriolets mit malayischen Kutschern sind auf unseren Wink bereit, uns durch die sonnigen und staubigen Straßen nach irgend einem Theil der Stadt zu bringen.

An den Landungswerften entrollte sich das Leben schaffende Bild einer Seestadt; Fischerboote liefen ein, beladen mit dem silbernen Fang der Tiefe, die Beute der vergangenen Nacht; schnell sind auch die Händler bei der Hand und beladen zweirädrige, mit Fässern versehene Karren, und bald sind die Stadtbewohner mit Massen der schönsten und wohlschmeckendsten Fische versehen. Neben einander liegen auf dem breiten Spiegel die Kriegsschiffe verschiedener Nationen im tiefsten Frieden, darunter unsere „Gazelle", keck flattert vom Großmast in der frischen Brise ihr Wimpel; von der Gaffel weht die Flagge mit dem schwarzen Kreuz, mit unserm Adler, mit den schwarz-weiß-rothen Streifen, die des Reiches Herrlichkeit weit über die Ozeane trägt, und zwischen den stattlichen Fahrzeugen segeln und rudern zahlreiche kleine Boote umher.

In der Stadt selbst fängt das Getreibe an, um die Mittagszeit zu erschlaffen, die Damen haben ihre Einkäufe in den Morgenstunden vollendet, die vornehme Welt sucht den Schatten und Komfort der Wohnungen auf. Sonnabend ist der entschieden belebteste Tag der Woche, auf dem großen Paradeplatz werden Auktionen abgehalten, und erst in den Nachmittagsstunden verhallt auch hier der Lärm; Käufer und Verkäufer verschwinden auf den großen jetzt heimziehenden, oft mit vierzehn Ochsen bespannten Wagen, die für diesen Theil von Afrika so charakteristisch sind. Gerichtshof, Banken und Comptoirs werden geschlossen, alles eilt wieder aufs Land hinaus, und später am Abend herrscht fast die Ruhe eines Dorfes; nur Farbige und Diener der wachenden Gerechtigkeit durchwandern die Straßen. Kapstadt schlummert, der Tafelberg hält Wacht darüber und der bleiche Mond leistet ihm Gesellschaft.

Die Schlacht bei Mühldorf um das Reich.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Historische Skizze von **Georg Hiltl**. Mit drei Illustrationen von **Woldemar Friedrich**.

Das war ein wildes und doch freudiges Getümmel am Abend des 28. Septbr. anno domini 1322, welches sich über die ganze Viehweide zwischen Ampfing und Mühldorf erstreckte. Die Sonne ging so blutroth unter, daß man vermeinte, sie habe all das Blut aufgesogen, welches heut geflossen war in dem heißen Streite, der zwischen den bairischen und österreichischen

Digitized by Google

Völkern unter Ludwigs des Baiern und Friedrichs des Schönen von Oesterreich Führung hier getobt hatte. Noch heulten hier und da die Schlachthörner aus der Ferne ihre grausigen Töne, und dumpfes Kriegsgeschrei überhallte zuweilen das Brausen der vielen Stimmen, welche sich von den Gefahren des Tages, von den Thaten, die da geschehen waren, erzählten.

Ueberall hatten sich Gruppen von Männern gebildet, einige schlürften begierig das Wasser aus dem kleinen Bache, welches sie in ihren Helmen und Kappen aufgefangen hatten, andere lagen schwer ermattet auf dem Rasen, wieder andere unterhielten sich eifrig im Gespräch, und einzelne Rotten zogen geordnet vorüber an den Blutenden dort unten bei der Mühle, welche sich im Wasser des Baches die Wunden wuschen.

Inmitten dieser großen Heerhaufen hielt eine stattliche Schar von Rittern. Da sah man die besten Namen aus den bairischen Geschlechtern und von denen, die ihnen zu Hilfe gekommen waren, und zwischen ihnen hielt, hoch zu Roß Herr Ludwig der Baier, der Gegenkönig des Oesterreichers, neben ihm ein hochgewachsener Mann, Friedrich der Burggraf von Nürnberg, der Hohenzoller, dessen kühner Reiterangriff viel zum Gewinne des Sieges beigetragen hatte, als er im rechten Augenblicke hervorbrach und die Oesterreicher zersprengte, wobei er listiger Weise die Feldzeichen Friedrichs führte. Der andere, welcher neben dem Baiernfürsten hielt, war ein Greis, dessen schwerer Helm den Alten fast niederzudrücken schien, aber des Greises Faust hielt noch das mächtige Schlachtschwert umfaßt, dessen Spitze er auf den Steigbügel stemmte — das war Seyfried Schweppermann, der Feldhauptmann von Nürnberg. Da er angeritten war, ehe noch die Schlacht begann, hatten ihn viele der jungen Ritter belächelt, aber der Alte, der, sobald der Schlachtruf erschollen war, gleich einem Jünglinge an Kraft im Sattel saß, der hatte mit seiner mächtigen Stimme die Scharen angefeuert, als die bairischen Krieger zu wanken begonnen nach neunstündigem Kampfe, stets aufs neue angegriffen von den Scharen des schönen Friedrich von Oesterreich, der wie ein Rasender um die deutsche Krone focht, und als die Linien wankten, da verzog Schweppermann klug und besonnen die Ordnung der Schlacht, indem er den linken Flügel wendete, so daß plötzlich Staub, Wind und Sonnenschein den Oesterreichern ins Antlitz schlug gleich Blitzen und Sturmwolken.

Noch einmal warf sich Friedrich in die Menge der Kämpfer, als wie eine brausende Meerflut die 500 Reiter des hohenzollerschen Burggrafen in die Haufen der Oesterreicher drangen. Weithin ist die Wiese mit Fechtenden bedeckt, der Kampf rast mit großer Gewalt und der Baiernherzog ist wie sein Gegner im dichten Gewühl mit dem breiten Schwerte in der Faust, umwallt ist Ludwig von dem weiß und blauen Waffenrock, unter welchem sein Panzerhemde und die eingeschienten Beinharnische blitzen, von seinem schweren Topfhelme nickt das Zinnir — der bairische Löwe, dem ein Hieb die rechte Tatze weggerissen hat — o, es ist ein mörderisches Streiten um diese deutsche, herrliche Krone, für die noch immer das Haupt fehlt, welches herrschen soll in Deutschland, wo der listige Papst Johann XXII den Verweser des Reiches spielen will, damit seine Macht in deutschen Landen so gewaltig sei als in Italien.

Ludwig ringt wie sein Nebenbuhler, seine Hiebe treffen den Ritter wie den gemeinen Mann, das Getümmel wogt um ihn her, der Herzog ist eingeschlossen; mit Hellebarden, Hämmern und Morgensternen wird auf ihn gestoßen und geschlagen; zweimal trifft des Herzogs Helm ein Kolbenschlag, und sein Roß beginnt keuchend zu ermatten von dem unaufhörlichen Wenden und Rucken am Zügel.

„Gib Dich, Herzog," schreit es neben ihm — da gellt ein Ruf herüber — krachende Hiebe werfen die Feinde zurück, breite Klingen und schwere Aexte fallen auf die österreichischen Knechte, diese Hiebe kommen von derben guten Waffen und Fäusten her, es sind Bürgerfäuste, welche diese Klingen und Beile schwingen; die Bäcker von München sind es, die ihren Herzog befreien — zugleich sind die bairischen Reiter heran, deren Scharen die Flucht des böhmischen Fußvolkes aufgehalten und den Feind zersprengt haben — überall wie huschende Vögel flüchten die Oesterreicher; was nicht niedergehauen wird, das fällt in der Baiern Hände, und die letzten Strahlen der scheidenden Sonne vergolden die Helmzierden, die Fahnen und Waffen der siegreichen bairischen Krieger, noch immer streitet der Oesterreicher, umgeben von einem Häuflein, das die Uebermacht der Sieger jetzt bis an den kleinen Isarfluß drängt, Friedrich setzt die letzte Kraft daran, dreimal ist er mit den Anstürmenden handgemein gewesen, dreimal hat er seine Gegner aus dem Sattel in das Gras geworfen, das ihr Blut gefärbt, Friedrich selbst blutet; durch die Fugen des Armzeugs und durch die Maschen des Panzerwerks quillt das Blut hervor und läuft über den Handschuh, da setzt er an, um aus dem Getümmel zu kommen, er wendet das Roß, ein neuer Feind jagt heran, es ist ein starker Ritter, mit welchem der Herzog kämpfen muß, er trägt den kleinen Kampfschild am Riemen über die Schulter gehängt, und der Herzog sieht das Zeichen des Schildes: einen Stierkopf mit aufgerissenem Maul, der Ritter ist Albrecht von Rindsmaul, des Feldhauptmanns Schweppermann Schwager; der Herzog hat diesen Ritter schon oft in seiner Nähe gesehen, wie er immer und immer wieder an Friedrich zu kommen suchte, aber durch die Massen von ihm getrennt blieb, bis es ihm endlich gelang.

Herzog und Ritter wechseln einige Hiebe, aber des Rindsmauls Bisse sind gar heftig und schwer, in Stücken splittert des Herzogs Lanze von dem Hiebe mit der Axt geführt, schnell greift Friedrich zum Schwerte, allein des Rindsmauls wuchtiger Arm schlägt die Waffe des fürstlichen Gegners nieder, und der Panzerhandschuh faßt die Klinge, Friedrich sieht sich von Feinden umringt.

„Ich gebe mich Euch," ruft er Albrecht zu und reicht das Schwert hinüber. Der Ritter neigt sich ehrfurchtsvoll und faßt des Pferdes Zügel, das Geschick des Oesterreichers ist entschieden, durch die sich drängenden, johlenden und siegrufenden Massen reitet der gefangene schöne Fritze, mit ihm Heinrich von Oesterreich und eine große Zahl edler Herren — alle gefangen.

Wohl hatte Ludwig Ursache, den beiden Männern zu danken, die da neben ihm hielten und so freudig blickten, wie der Herzog selber, der den schweren, von Hieben gezeichneten Topfhelm abgenommen und an den Sattel gehenkt hatte, sich mit dem Zipfel seines Waffenrocks den Schweiß von der Stirn wischend, welcher unter der kleinen Kesselhaube und dem Panzergeflechte hervorquoll, die des Herzogs Haupt bedeckten.

Der Zug der Gefangenen naht sich. Ludwig ritt ein wenig vorwärts; er sah, wie der gefangene Friedrich neben Rindsmaul reitend, mit tiefgebeugtem Haupte im Sattel saß. Sein schönes Antlitz war bleich vor Scham und Anstrengung, die langen dunklen Locken hingen verwirrt um Schläfe und Nacken, und auf dem Fell des Schimmelrosses zeigten sich Tropfen Blutes, welche aus der Armwunde des Herzogs sickerten. (S. 524, oben.)

Ludwig ritt zu ihm. Er vermochte den gestürzten Gegner, ihm die Hand zu reichen; Friedrich that es mit abgewendetem Haupte und lächelte bitter, als Ludwig ihm sagte: „Mein Vetter, wir sehen Euch gerne." Dieses kleine Wörtlein „wir" machte den gefangenen Herzog wild aufbäumen, denn es sagte ihm, daß der, welcher so zu ihm sprach, sich schon als König und Herrscher betrachtete, der dem Oesterreicher das Diadem vom Haupte gerissen.

Aber dennoch erkannte er des Siegers Freundlichkeit an und ritt, stumm dankend für den ritterlichen Gruß, neben Ludwig durch die immer dichter angesammelten Scharen hin, die von allen Seiten herbeiströmten, den gefangenen Herrscher zu sehen, der bei der Mühle von Ampfing sich aus dem Sattel schwang, um, von dem Sieger geleitet, mit diesem ein kärgliches Mahl zu nehmen, kärglich in der That, denn die ausgeplünderte Gegend vermochte nicht Nahrungsmittel zu bieten.

„Was habt's Ihr denn?" rief der Herzog-König seinen nächststehenden Getreuen zu, die sich zu beiden Seiten aufgestellt hatten, als die Fürsten in die Mühle schritten und Ludwig mit Klagen über die schlechte Verpflegung bestürmten.

„Es sind halt nur so viel Eier da, daß auf a jeden eins

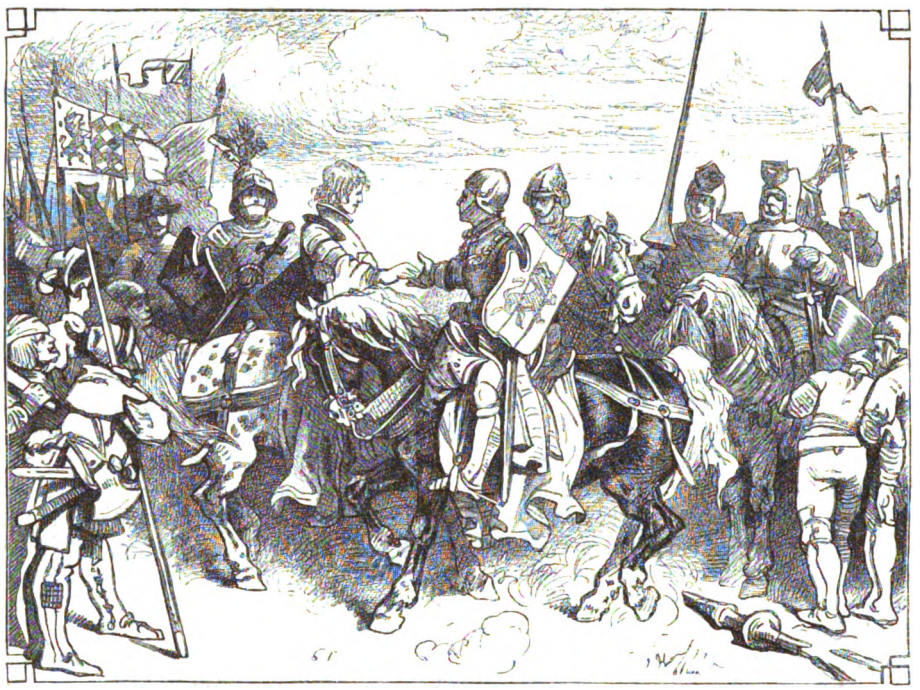
zu setzen ist," sagte einer von den Münchenern, sich auf die mächtige Axt lehnend.

„Habt's Ihr denn auch richtig g'zählt?" fragte Ludwig.

„Genau, herzogliche Gnaden."

„So müßt Ihr Euch behelfen für heut; aber das befehl' ich," rief er mit lauter Stimme, „jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann aber zwei!"

Ein lauter lang anhaltender Jubel folgte diesem Worte, das in seiner unvergleichlichen Naivetät bis auf unsere Zeiten gekommen ist und trotz seiner Einfachheit und des geringen Werthes der Gabe dennoch eine der größten und dankbarsten Anerkennungen in sich schließt, welche jemals ein Herr dem treuen Diener zollte.



Ludwig der Baier begrüßt den gefangenen Friedrich von Oesterreich.

Die Fürsten schritten, von den Rittern geleitet, weiter. Nach altem Herkommen hingen die Ritter, wenn der Kampf geendet war, ihre Schilde in langer Reihe vor dem Orte auf, an welchem der Fürst und Gebieter weilte. So war es auch heute geschehen.

Friedrich ließ seine finsteren Blicke diese Reihe entlang gleiten. All diese Zeichen hatten heut an Schultern oder Armen gehangen, die wider ihn gefochten; aber schmerzlich zuckte er auf, als seine Augen die Tartsche trafen, welche mit einem Büffel- oder Rindskopf verziert war, dessen Fratze den unglücklichen Friedrich recht boshaft anzuglotzen schien; es war Albrechts Schild, der Herzog hatte es wohl wieder erkannt, und im Vorbeigehen strich er mit der verwundeten Hand quer über den Schild, als wolle er ihm einen leichten Schlag geben, und rief unmuthig aus: „Ein Rindsmaul hat Herzog Friedrich gefangen!"

Auf dem Schildzeichen aber zeigten sich vier rothe Streifen; das Blut des Herzogs, welches über seine Finger lief, hatte sie dahin gemalt, und sie blieben fortan denen von Rindsmaul als Wappenzeichen, wie die Sage geht. — — —

Wenige Tage später. Die Nacht ist angebrochen, und der Waldweg wird durch das Mondlicht erleuchtet, welches mühsam unabsehbar um die kleine Feste Trausnitz im Thal zieht. Bis dicht an die Ringmauern hinan zieht sich der Wald. Seine Stämme schauen über die Vormauer hinweg, und der Epheu kriecht an dem Gestein empor. Der Bau ist unregelmäßig wie all diese Schlupfwinkel und kleinen Schlösser. Hier drängen sich die Dächer hoher Giebelhäuser zusammen, dort preßt sich in die Ecke der Mauer ein vierseitiger schlanker Thurm mit Holzdach, an dessen Seite ein Erkerchen gleich einer Nase vorspringt, und hinter dem Rundbau der Außenmauer, die von Wartthürmen besetzt ist, steigt der große hohe Berg oder Burgfried empor, dessen Dach, mit Spitzluken versehen, die ganze Masse von Dächern, kleinen und großen Thürmen überragt.

In jener Nacht aber, von der wir oben sprachen, erhellte der Mond die Waldpartien und warf seinen Schein auf die schlechten Wege, welche durch das Holz führten, und ließ auch die alte Burg genau erkennen, an deren Fenstern hier und da Lichter flimmerten. Der Mond beschien aber auch noch einen Troß von Reitern, welcher durch den Hauptweg des Waldes gerade auf die Trausnitz zuritt. Es waren lauter Gewappnete, die auf schweren Rossen daherzogen, und wenn des Waldes Dunkel sie umgab, dann konnte man ihren Ritt mit dem Gehör verfolgen, denn die Waffen klirrten gegen einander. In der Mitte des Trupps ritt ein Mann, der den Arm in einer Binde trug. Er war unbewaffnet. Eine Tuchkappe umgab sein Haupt, ritterliche Kleider, aus Serge und feinem Tuch gefertigt, bedeckten seine Glieder; neben ihm ritt auf einem Maulthier ein Mönch, dessen langer weißer Bart im Dunkel zu leuchten schien.

Friedrich der Schöne langt vor Burg Trausnitz an.

Der Mann war Friedrich von Oesterreich, der Schöne, der Gefangene Herzog Ludwigs des Baiern, den sie jetzt in seinen Gewahrsam führten. Burg Trausnitz sollte den besiegten Herzog aufnehmen. Die Reiter waren mit ihrem Gefangenen erst zur Abendzeit durch Nabburg gekommen, da niemand den Her-

zog durch Neugierde beleidigen sollte. Auf Befehl Ludwigs war ihm auch der Ort nicht genannt, wohin er gebracht wurde; jetzt aber, als die Reiter aus dem Waldwege auf eine Lichtung ritten, lag vor ihnen, hell vom Monde beschienen, ein Schloß mit Mauern und Thürmen.

Der an der Spitze des Zuges Reitende nahm ein Hifthorn an seine Lippen und stieß dreimal hinein, daß der Ton über die stille Haide schwebte, das Echo der schweigenden Waldung erweckte und die Nachtvögel emporscheuchte.

Nachdem der dritte Ruf verhallt war, tönte eine Antwort aus der Ferne herüber. Ein langgezogener Hornruf verkündete den Reitern, daß man ihr Signal vernommen habe und ihre Ankunft erwarte. Alsbald setzte sich die Schar in kurzen Trab, und es währte nicht lange, so zog sie vor eine kleine Mauer, welche eine Thür hatte. Halbzerfallene Steintreppen führten von hier in die Tiefe. Ein Heiligenbild stand, von Gemäuer und Epheu umrahmt, am Wege, und zwischen dem üppig wuchernden Unkraut lagerte noch an einigen Stellen zerstückeltes Mauerwerk.

Jetzt erst blickte Herzog Friedrich empor. Er hatte, in tiefes Sinnen verloren, von Nabburg an schweigsam im Sattel gesessen. Als der Hornruf erschallte, da ward es dem Gefangenen zur Gewißheit, daß er dem Ziele der Reise nahe sei.

„Wir sind angelangt?“ fragte er, sich zu dem Mönche wendend.

„Ja, gnädigster Herr!“ lautete die Antwort. „Wir sind zur Stelle.“

Friedrich ließ seine Blicke zu den Mauern schweifen und schaute empor zu den Thürmen, welche der Mond so scharf erleuchtete.

„Welches ist des Schlosses Name?“ fragte er.

„Es ist Burg Trausnitz,“ sagte der erste Reiter.

Friedrich lächelte schwermüthig. „Es heißt wohl: trau's nicht,“ sagte er, „und erinnert mich, daß ich meinen Kräften zu viel getraut und deswegen gefangen hierher geführt werde, welches ich nicht getrauet (gedacht) hätte.“

Die Versöhnung.

Unterdessen war man an das große Thor gekommen, die Flügel wurden geöffnet. Der alte Kastellan mit vier reisigen Knechten stand, die Mütze ehrerbietig ziehend, am Eingange. Friedrich ritt langsam in den Schloßhof, wo an dem großen, in der Mitte stehenden Baume zwei Fackeln befestigt waren. (S. 524, unten.)

„Ich bin Euer Gefangener, Meister,“ sagte der Herzog, sich aus dem Sattel schwingend. „Gebt mir gutes Heim.“

Von dem Alten geführt und von dem Mönche begleitet, stieg der Herzog die Treppe zum Gemache des Thurmes hinan. Hier loderte ein gastliches Feuer in dem Kamin des Zimmers, von dessen Fenstern aus der Blick die Landschaft überschauen konnte. Die Ausstattung des kleinen Gemaches war einfach aber sauber, und eine Seitenthür führte in ein noch kleineres Zimmer, wo der gefangene Herzog schlafen sollte; neben der mächtigen Bettlade stand ein Betschemel und über diesem hing an der Wand ein Kruzifix.

„Dieses sind Eurer herzoglichen Gnaden Zimmer,“ sagte der Kastellan fast verlegen.

„Es ist ein klein Gebiet, das mein Vetter mir gelassen,“ erwiderte seufzend der Herzog. „Und wo wird mein Diener bleiben?“

„Drunten im ersten Stock,“ sagte der Alte.

„Und der ehrwürdige Prior?“ fragte der Herzog, auf den Mönch deutend.

„Es wird der geistliche Herr jederzeit zu Euer Gnaden kommen dürfen.“

Friedrich warf sich in den Sessel; der lange Ritt und der Kummer hatten ihn zwiefach ermattet. Es schien, als beginne er zu entschlummern. Der Prior winkte dem Kastellan, beide verließen das Gemach, um draußen zu lauschen. Der Herzog schlief im Sessel, er schlief, zum ersten Male ein Gefangener, in seinem Kerker. Wann sollte ihm die Stunde der Freiheit schlagen?

* * *

Des Herzogs Gefangenschaft im Schlosse zu Trausnitz war zwar eine sichere, aber dennoch vermochte er sich innerhalb des Schlosses und des Gartens frei zu bewegen. Er wandelte unter den Bäumen oder saß in dem Erker des Thurmes, oft stundenlang in die Ferne blickend, nach der Gegend hin, wo seine traute Heimat lag, wo sein geliebtes Weib Elisabeth um den gefangenen Gatten weinte, bis ihre schönen Augen von vielen Thränen blind geworden waren.

Die Einsamkeit des Schlosses ward nur durch den Besuch des Priors Gottfried aus dem Karthäuserkloster zu Mauerbach unterbrochen, der dem gefangenen Fürsten die Tröstungen der Religion brachte und die Beichte Friedrichs hörte.

Lange qualvolle Tage der Gefangenschaft, und der Winter war gekommen, die Schneedecke hatte sich über Wald und Flur gelagert und das Schloß fast eingehüllt. Wieder kam der Lenz, und noch immer blieb der Herzog ein Gefangener. Gram, Sehnsucht und die zehrende Ungewißheit hatten das Aussehen des kraftvollen Herzogs, des schönsten Ritters, gar sehr verändert. Bleich und hohläugig war er geworden, die starken Arme hingen schlaff hernieder, und mit schlotternden Knieen machte er seinen täglichen Gang durch die Räume des Schlosses über den Hof und in den kleinen Garten.

Aber endlich sollte dem Herzoge das Licht der Freiheit strahlen. Ludwigs Lage war eine bedenkliche geworden. Obwohl durch sein energisches Auftreten gegen den Papst und dessen Anmaßungen und die Uebergriffe dreister Pfaffen von der Nation getragen, während der Bannstrahl aus Rom ihn traf, konnte Ludwig auf die Dauer nicht den Intriguen des Papstes entgehen, der die Polen zum Einfall in Deutschland aufstachelte und die Bischöfe von Mainz und Köln mit dem französischen Gesandten vereinte, um nach Rhense zu ziehen und daselbst die Absetzung Ludwigs und Karls IV Wahl zum Kaiser vorzunehmen, wobei die päpstlichen Nuntien sie aufs kräftigste unterstützen sollten. Aber diesem Priesterstreich trat ein Ritter entgegen; Berthold von Bucheck, der Komthur des deutschen Ritterordens zu Koblenz rettete durch eine kühne und treffliche Rede die deutschen Lande vor fremder Herrschaft und errang zunächst einen Aufschub.

Digitized by Google

Während dieser Zeit begann Leopold von Oesterreich, dem Frankreich zu lange zögerte, mit Ludwig neue Verhandlungen wegen Freilassung seines Bruders, als der Baier aufs neue Hindernisse heraufbeschwor. Jetzt brach Leopold verwüstend und brennend von Schwaben her in Baiern ein. Ludwig konnte die Belagerung von Burgau nicht durchführen. Leopold drang zum Entsatz heran und trieb den König-Herzog in die Flucht.

Ludwig langte tief gebeugt zu München an, und diese Stimmung benutzte der edle Prior Gottfried, des gefangenen Herzogs Beichtiger, mit großem Geschick. Mit feurigem und doch zugleich mildem Worte redete er dem Baierfürsten ins Herz, er sprach von der alten ehemaligen Jugendfreundschaft, von den Rechten und Pflichten des Siegers und schilderte Friedrichs Kummer — er sprach nicht umsonst.

Eines Morgens hielt vor der Pforte der Burg Trausnitz ein Reiter. Als der Kastellan herbeilief, um zu öffnen, erkannte er zu seinem Staunen den Gebieter, den König-Herzog Ludwig. Er war allein gekommen, sich mit Friedrich zu versöhnen, in dem kleinen Gemache der engen Burg ging ein großartiges Ereigniß vor sich: es wurde ein langer Streit ausgeglichen und ein deutsches Kaiserthum bestätigt, denn Friedrich verzichtete auf die Kaiserkrone und versprach, auch namens seiner Brüder, Ludwig gegen alle seine Feinde und den Papst beizustehen oder, wenn er dieses nicht vermöge, sich zur Sonnenwende am Tage Johannis des Täufers wieder zur Haft zu stellen.

Um die Mittagszeit sah man beide Fürsten in der Burgkapelle vor dem Altar knieen, wo der Prior Gottfried ihnen das Abendmahl reichte. Zum Zeichen des wiedergewonnenen Friedens und der bestehenden Eintracht theilte der Priester die Hostie zwischen den beiden Fürsten, die nach der Kommunion sich lange umarmt hielten. (S. 525.)

Friedrich verließ am 14. März 1325 die Trausnitz als ein gebrochener und schwacher Mann, der krank war an Leib und Seele. Der Anblick seiner erblindeten Gattin zerriß ihm das Herz, aber seines Wortes eingedenk beeilte er sich, den mit Ludwig geschlossenen Vertrag zu erfüllen. Es war wieder der wilde Papst Johann XXII, der zunächst gegen den Vertrag tobte und Friedrich sogar zum Bruch seines Wortes bewegen wollte, auch Leopold wollte von keinem Vertrage wissen. „Er ist im Verlieren, dieser Baier," rief er, „greifen wir ihn an, mein Friedrich, er muß fallen, die Krone ist Dein."

Aber jetzt gab Friedrich ein Beispiel, einen Beweis jener echten deutschen Treue, von welcher schon die ältesten Geschichtsschreiber zum Ruhme unseres Vaterlandes gesprochen, die Dichter gesungen haben; von dem erhabenen Begriffe, den ein Mann von der Heiligkeit des gegebenen Wortes hegt. Da Friedrich die Seinen nicht zum Vertrage mit Ludwig bewegen konnte, stellte er sich hochherzig zu München als Gefangener Ludwigs.

Ja, er blieb des Baiernfürsten Gefangener, aber in ganz anderem Sinne. Ludwig war über diese Treue so tief gerührt, daß er den Freund nicht mehr von sich ließ. Von dieser Stunde an entstand jene innige Freundschaft, welche ohne Gleichen zwischen Fürsten geblieben ist. Die ehemaligen Feinde speisten stets an einem Tische, sie schliefen gleich Brüdern in einem Bette, sie waren unzertrennlich.

Mit Staunen sahen alle Fürsten, besonders aber der Papst, diese Wandlung und trauten dem Frieden nicht eher, als bis am 5. September 1325 Ludwig und Friedrich einen Vertrag geschlossen, nach welchem sie die Herrschaft theilten. Sie hatten den Vertrag erst im Geheimen geschlossen, und sein Bekanntwerden erregte heftigen Widerspruch der Fürsten und des Papstes, aber die beiden Freunde schlossen zu Ulm einen neuen Bund, kraft dessen Friedrich in Deutschland, Ludwig in Italien herrschen sollte.

Es würde eine wunderliche und bedeutsame Wandlung entstanden sein, wäre dieser Vertrag zu Stande gekommen, allein Friedrich war durch seine Haft dergestalt schwermüthig und der Ruhe bedürftig geworden, daß er trotz der erhebenden Vorgänge nicht vermochte, den Planen seines Freundes die Hand zur Vollführung zu reichen. Die Einsamkeit, welche er in der Burg Trausnitz kennen gelernt, die Betrachtungen, denen er sich hingegeben, waren ihm zum Bedürfniß geworden, er zog sich in die Stille des Klosters Mauerbach zurück, wo er bei seinem Freunde, dem Prior der Karthäuser, Aufnahme fand.

Die Gebeine der Fürsten sind längst in Staub zerfallen, im stillen Kloster ruht Friedrichs Asche, die des mächtigen Kaisers Ludwig in der Liebfrauenkirche zu München; aber die Gemäuer der Burg Trausnitz stehen noch da, altersgraue Zeugen jenes seltenen und schönen Ereignisses des neugeschlossenen Bundes zwischen zwei edlen Fürsten, dem deutsche Treue die erhabenste Weihe gab, den zwei deutsche Dichter — Schiller in dem Liede von der „deutschen Treue", Uhland in seinem Drama: „Ludwig der Baier" — besungen und gefeiert haben.

Am Familientische.

Verlorene Liebesmühe.

(Zu dem Bilde auf S. 517.)

Der Michel ist beim Molkenbauern eingetreten, hat seinen Rucksack und seine Büchse an die Wand gehängt und sich a Brot, a Kas' und a Bier geben lassen. Das Brot ist wie gewöhnlich im Gebirge leidlich, der Käse abscheulich und das Bier gut, dem Michel aber schmeckt alles drei gleich gut, einmal von wegen der vier Stunden, die er in den Bergen umhergeklettert ist, und dann von wegen des schmucken Mädels, das ihm das Brot und den Käse bringt und das Bier einschenkt. Michel will sich auch dankbar beweisen und reicht dem Mädchen das Seidel hin, damit sie auch an dem braunen Naß ihre Herzstärkung finde, er kommt aber damit schlecht an, denn die Schöne will halt von ihm nichts wissen und daher auch nichts von seinem Trank. Es geht Michel eben wie alten Reitern, die meinen, weil sie früher auch das wildeste Roß mit Schenkel, Sporn und Gerte zurecht gebracht haben, müsse es auch jetzt noch gehen, und darüber aus den Bügeln und auf den Sand kommen. Die Spielhahnfeder sitzt ihm noch so keck wie vor zwanzig Jahren auf dem Hut und die Haltung ist auch noch mannhaft und gerade, und wäre das Mädel kein Mädel, so würden die Erfahrungen, die er mittlerweile gemacht, und das kältere Blut wohl die Runzeln auf der Stirn und die Fältchen ums Auge aufwiegen, da sie aber eins ist, wird all sein Schönthun doch nichts sein als „verlorene Liebesmühe". — r —

Löwenerziehung.

Plutarch erzählt, daß, als der berühmte Spartanerkönig Agesilaus dem Pharao Tachos gegen Persien zu Hilfe gekommen und mit seinem Heere in Aegypten gelandet sei, sich sofort alles Volk und besonders das prunkende Hofgeschmeiß des Aegypterfürsten herzugedrängt habe, um den allbekannten Helden zu sehen. Als sie aber gar keinen Glanz und kein Gepränge bemerkten, sondern nur einen alten kleinen und unansehnlichen Mann in grobem und gewöhnlichem Anzuge am Meere im Grase liegen sahen, da hätten sie gelacht und gespottet und jenen alten Vers auf dieses Resultat ihrer hochgespannten Erwartungen angewandt, den wir am geläufigsten aus dem Horaz citiren: „Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus" (deutsch etwa: „Berge erkrachen in Wehn der Geburt, und es kriecht — eine Maus aus!"). Aehnlich wird der Leser vielleicht denken, wenn er von „Löwenerziehung" liest und nun findet, daß damit keineswegs Kreutzbergsche oder Gérardsche Thaten gemeint sind, sondern lediglich Versuche mit dem winzigsten aller „Wüstenräuber", der Larve des Myrmekoleon, des Ameisenlöwen. Aber nicht umsonst hat die Wissenschaft gerade diesen Namen dem Knirps verliehen; denn derselbe ist in der That ein gewaltiger Räuber in unsern Sand- und Haidewüsten; er lauert Tag und Nacht in seinen Höhlen, fängt seine zahllosen Opfer mit ebensoviel List als Kraft und Ausdauer, und berauscht sich in ihrem Blute, ohne dem Anschein nach jemals satt zu werden. Doch ich setze die Naturgeschichte dieses interessanten Thierchens als bekannt voraus und will von meinen speziellen Experimenten mit demselben reden. Nur folgendes zur Orientirung. Der Ameisenlöwe, bekanntlich die Larve der kurzlebigen libellenartigen „Ameisenjungfer", die man im Frühjahr und Herbst ab und an über die Haide flattern sieht, gräbt sich kreisrunde Trichter in den lockeren Sand, vorzugsweise am Rande der Nadelholzwaldungen, und lauert im Grunde seiner Höhle, bis auf die scharfgezahnten Fang- und Freßzangen im Sande verborgen, auf die Ameisen und sonstigen Wanderer, die unbedacht genug sind, über den Rand seines Trichters zu ihm hinabzurutschen. Was von diesen Opfern sich durch schnelles Hinaufklettern zu retten versucht, müht sich meistens vergeblich; denn durch wiederholte schnellende Bewegungen seines Kopfes und Genicks schleudert der achtsame Lauerer Strahl auf Strahl seines feinen Sandes den Flüchtlingen nach und zieht die Hinabgleitenden schnell mit den Zangen zu sich unter den Sand, um sie auszusaugen. Die Leichen oder vielmehr leeren Hülsen seiner Beute schleudert er dann später ebenso wieder hinaus, stellt den etwas derangirten Trichter wieder her und wartet auf neue Zufuhr.

Um nun dieses Verfahren, das jeder geduldige Beobachter in

Digitized by Google

Haidegegenden täglich beobachten kann, und überhaupt die Lebensweise des Thieres bequem und genau kennen zu lernen, sammelte ich mir im Sommer eine ganze Anzahl derselben in der Lüneburger Haide und that sie in einen großen, mit Sand etwa 10 Centimeter hoch gefüllten Kasten. Sie verkrochen sich sofort mit der eigenthümlichen rückwärts und schräg abwärts gerichteten Bewegung in den Sand und hielten sich den Tag über still. Einige etwas ermattete Exemplare hielten sich länger oben, aber bis zum Abend waren alle unsichtbar geworden. Am anderen Morgen entdeckte ich denn auch zu meiner Freude mehrere wohlgelungene, zum Theil recht umfangreiche Trichter, und nun konnte die Beobachtung beginnen. Gleich hier sei erwähnt, daß die Thiere meistens die Nacht zum Trichterbau vorzogen, doch nur wegen der dann herrschenden Stille. Sie sind nämlich so überaus empfindlich, daß jeder lautere Tritt, jedes Wagengerassel draußen, ja jedes stärkere Wort an ihrem Kasten gesprochen sie erschreckte. Sie zogen dann sofort die Zangen ein und ließen ein Häufchen Sand über sich herabfallen, so daß man allemal an dieser Störung in der glatten Trichterwandfläche bemerken konnte, dem kleinen Bewohner sei irgend etwas in die Quere gekommen. Auch mitten im Bau hielten sie bei solchen Anlässen still und setzten ihr Werk oft erst lange nachher, zuweilen auch gar nicht fort. Dennoch kann man häufig dieses Bauen selbst beobachten, wenn alles ruhig ist und man den Athem nicht über die Stelle wehen läßt. Wie ein richtiger Architekt legt der kleine Trichtermann erst Grund und Umfang seines Hauses fest. Er zieht nämlich, immer den spitzen Hinterleib voran, zunächst eine kreisrunde Furche, und innerhalb dieser beginnt das eigentliche Minierwerk, indem er erst den in der Mitte sich anhäufenden Sand und dann die Schichten darunter, immer tiefer und kreisförmig enger, herausschaufelt und durch jenes Schnellen des Kopfes und Genicks über die erste Grenzfurche hinausschleudert. Diese spiralförmigen Schaufelkreise haben in der That mathematische Genauigkeit; ebenso wunderbar ist aber die Ausdauer und Kraft des Hinausschlenderns, welches natürlich, je weiter hinab, desto stärkere Anstrengung erfordert, zumal die Trichter oft bis zu 7 oder 8 Centimeter Tiefe gebohrt werden. Die Stärke dieses Ameisenlöwengenicks kann in der That mit der Kraft des wirklichen Löwen verglichen werden, wenn man bedenkt, daß die Larve nicht blos Sand und kleine Steinchen, sondern auch die Leichen von großen Fliegen, ja Wespen hinauszuschleudern vermag. Ich hatte jenen Kasten am Fenster zwischen Blumen gestellt und fand jeden Morgen deren Blätter bis zu 40 Centimeter Höhe mit dem feinen Sande bestreut, den die Thiere nachts bei ihren Trichterbauten hinausgeschleudert hatten. Kraft dieses elastischen Genicks schnellten sie sich auch, wenn man sie auf den Rücken legte, mit einem Ruck herum, wobei sie Kopf und Leib in einen fast spitzen Winkel zusammenzogen; und dabei waren sie nicht, wie die bekannten Schnellkäfer, durch harte Flügeldecken und Krusten unterstützt.

Wie erwähnt, wurden meine Kastenbewohner, ganz wie im Freien, durch jede Erschütterung erschreckt und dann war nichts mit ihnen anzufangen. Allmählich aber änderte sich das. Sie hatten absichtlich ihre ganz bestimmte Fütterstunde erhalten, mittags und abends, und ich suchte die mangelnde Quantität der Thiere durch deren Qualität zu ersetzen, indem ich stufenweise immer größere Fliegen, Spinnen, Ameisen u. dergl. ihnen hinwarf. Im Lauf der Wochen mußten sich nun die Larven entweder an die Zeit und an den bekannten Tritt gewöhnt, oder überhaupt die Scheu mehr verloren haben; denn sowie ich nun an das Fenster trat, flogen schon aus allen Trichtern in Erwartung der Beute die kleinen Sandfontainen heraus; ja ich hielt endlich die Opferthiere einfach in die Tiefen hinein und die heißhungrigen Räuber zogen sie mir zwischen den Fingern weg. Oft schlugen sie die Zangen so fest ein, daß ich sie zum Ergötzen meiner vielfach mitbeobachtenden Freunde an den Opfern mit herausziehen konnte. Sowie sie dann aber keinen Grund mehr fühlten, ließen sie sich fallen, rückschrittelten so flink wie möglich in ihr bewegliches Element hinein, und dann war allerdings jeder Verkehr für länger abgeschnitten. Zuletzt waren sie so erpicht auf das Futter, daß sie sich sogar betrügen ließen und todte Thiere annahmen, was ich im Freien stets vergeblich zu erreichen gesucht hatte. Selbst andere nicht eßbare Dinge, Blattstückchen und dergl. faßten sie blindlings mit den Zangen, freilich nur, um sofort enttäuscht den Ballast gleichsam mit erhöhter Vehemenz wieder fortzuschleudern. Wie gesagt, im Freien wäre eine solche Dupirung unmöglich; im Gegentheil unterscheiden da die Larven genau das lebende Opfer von allem andern, was zufällig zu ihnen hinab rutscht, z. B. von den Fichtennadeln, die sie immer augenblicklich entfernen; meistens witterten sie sogar, wenn Menschenhand ihnen etwas zuwarf, die Gefahr, und führten sofort jenes Experiment der Sandbedeckung aus, welches ich oben erwähnte.

Besonders diente nun die allmähliche Steigerung der Futtergegenstände dazu, die Kraft dieser winzigen „Löwen" zu erproben. Daß dieselben große Brummfliegen festzuhalten vermögen, natürlich wenn denselben die Flugfähigkeit benommen ist, haben auch andere Beobachter festgestellt, neuerdings z. B. Wilhelm von Braunschweig. Wenn derselbe aber „annimmt" (also nicht abgewartet hat!), daß „die schwere Fliegenleiche ein Hinauswerfen unmöglich machen würde", so hat sich mir im Gegentheil erwiesen, daß die Ameisenlöwen jedes Thier, welches sie überhaupt festhalten können, auch hernach fortzuschleudern im Stande sind. Ich hatte nach und nach einige meiner Exemplare zu wahren Riesen ihres Geschlechts herangefüttert, welche Fliegen jeden Kalibers bequem festhielten und die Leichen weit hinauswarfen. Ja, ich durfte den Opfern zuletzt die Flugfähigkeit lassen; und dann war es wunderbar, wie die Räuber sich durch alles Flügelschlagen und Sträuben nicht irre machen ließen. Oft ging der ganze Trichter dabei zu Grunde, oft wurde der Insasse blosgelegt und eine Strecke fortgeschleppt, aber meistens wußte er den halben Leib noch immer im Sande zu halten und hing an seiner Beute fest, bis dieselbe unter dem beständigen Blutverlust ermattete und regungslos wurde. Dann grub er sich sofort, an welcher Stelle es auch sein mochte, oft weit von seinem Trichter entfernt, wieder bis an die Zangen ein und hielt seine Mahlzeit. Auch hier also erwies der Mörder sich seines Löwennamens würdig. Mit gleicher Kraft wurde übrigens die Beute vermittels der Zangen hin und her gewendet, in der Schwebe gehalten, umgedreht -- ähnlich wie die Spinnen vermittels ihrer Fäden das Wild von allen Seiten angreifen. Die höchste Kraftproduktion provozirte endlich eines Tages ein Freund, indem er meinem größten Exemplare eine Wespe zuwarf, deren Flugfähigkeit am Stubenfenster etwas ermattet war. Der nun sich entspinnende Kampf war ordentlich aufregend und, weil gegen meinen Willen, mir geradezu Besorgniß erregend. Die Wespe stach so wüthend nach allen Seiten in den Sand hinein, daß ich für meinen Löwen ernstlich fürchtete und jedesmal, wenn das geflügelte Unthier sich losriß, denselben getödtet glaubte. Aber die Löwenzangen sind länger als der Wespenstachel und immer von neuem packte der verborgene Kämpfer an; der Trichter war allerdings längst zerstört und ohne meinen Freund, der die Wespe stets wieder an die Zangen trieb, wäre der Löwe doch geprellt gewesen. Doch er bewährte sich endlich und fand den richtigen Griff, die Wespe fand dagegen den verdienten Lohn für ihr eignes Mörderleben. Tagelang lag ihre Leiche in dem einigermaßen reparirten Trichter, dann war auch sie eines Morgens in die nächste Kastenecke fortgeschleudert. Diese größten Larven verschmähten übrigens zuletzt die kleinere Beute, z. B. Gartenameisen, während die kleinsten Kollegen sogar nach Blattläusen haschten.

Leider muß ich nun gestehen, daß diese Löwen sich unter einander keineswegs respektirten, sondern gelegentlich sans gêne auffraßen. Ließ man einen in den Trichter eines anderen fallen, so war er entweder gleich verloren, oder wenn er Gewandtheit genug besaß, so entspann sich ein interessanter Minenkrieg. Der Hineingefallene grub sich dann äußerst geschwind in den Sand der Trichterfläche, und nun begann ein Schieben und Kreisen der beiden Gegner, welches oft die Nachbaren mit aufregte und eine allgemeine Revolution anstiftete. Die Sandfläche erhielt dadurch ein wunderliches Ansehen. Fortwährend rückten kleine Berge hin und her, kreuz und quer — in der That ein Erdbeben im Kleinen. Wie unbehilflich aber dann die Thiere wurden, erhellt daraus, daß man bei näherer Untersuchung zuweilen einen der größten Kämpen in den Zangen eines viel kleineren fand. Natürlich waren auch dann die pädagogischen Versuche für längere Zeit gestört.

Ein Ende erhielten dieselben endlich durch einen Regenguß, dem ich die Kolonie versuchsweise aussetzte. Derselbe schadete freilich den Thieren selbst anscheinend nicht, aber bis zu meiner bald hernach folgenden Abreise entstanden doch keine Trichter wieder. Wie sich diese Thiere unter diesen Umständen im Freien verhalten, weiß ich also nicht; vielfach liegen ihre Bauten ja sehr geschützt unter den Kiefernzweigen, und im übrigen werden Luft und Sonne wohl bessere Reparateure sein, als menschliche Beobachter.

Auch die höchst interessante Verwandlung des „Löwen" in die „Jungfer" kenne ich bis jetzt nur aus Büchern. In Betreff der letzteren möchte ich aber darauf aufmerksam machen, daß dieselbe keineswegs ein bloßes „bacchantisches" kurzes Liebes- und Luftleben führt, wie mancherseits behauptet wird, sondern daß sie sowohl eine arge Räuberin gleich ihrer Larve ist, als auch eine Wanderin, die selbst weite Strecken nicht scheut. So versicherte mir ein exakter Beobachter, Herr Inspektor Wiepken am Museum zu Oldenburg, daß der Ameisenlöwe früher in den oldenburgischen Sandstrichen nicht heimisch gewesen sei; erst um die Zeit etwa, als der Norddeutsche Reichstag die Freizügigkeit statuirte, muß eine Masseneinwanderung stattgefunden haben — wohl von der Lüneburger Haide her — da man seitdem an den Waldrändern der sandigen Osenberge zwischen Oldenburg und Bremen stundenlang Trichter an Trichter gereiht sieht. Ob aber diese schleunige Benutzung jenes Bundesgesetzes auch einen Fortschritt in der „Löwenerziehung" bildet, mögen die zoologischen Psychologen von Fach untersuchen.

M. Evers, Hannover.

Die Knetkur.

Gesundheit, die Perle aller Güter, deinen Werth erkennt der Besitzer erst, wenn er dich verloren hat! Er wechselt die Aerzte wie Kleidungsstücke, er fällt in die Hände der Pfuscher. Begierig lauscht er auf jede Mär von einem neuen Heilverfahren und hofft von ihm die ersehnte Genesung. Gegenwärtig macht die Knetkur des Dr. Mezger in Amsterdam viel von sich reden. Eine neue Kurmethode kommt gewöhnlich erst dann in Aufnahme, wenn sie bei einem Hochgestellten angeschlagen hat, oder wenigstens an ihm probirt worden ist. So erhob sich ihrer Zeit die — jetzt etwas ins Verbleichen gekommene — Homöopathie zu ihrer strahlenden Höhe, als sich der Fürst von Schwarzenberg und der Herzog von Anhalt-Köthen in Hahnemanns Obhut begeben hatten. Der Semmel- und Rothweindoktor Bauer Schrot in Lindewiese wurde der Mann der Mode erst, nachdem der in einer Schlacht verletzte österreichische General Prinz von Würtemberg, an welchem große Autoritäten vergeblich herumkurirt hatten, von oder bei ihm hergestellt worden war, und so erregte die Mezgersche Methode wirkliches Aufsehen, und gewann Zutritt in die feineren Zirkel erst durch ihren wiederholten glänzenden Erfolg bei dem Prinzen

Digitized by Google

von Reuß, dessen Krankheiten mehrmals den bewährtesten Meistern der Kunst getrotzt hatten.

Nun, diese neue Kur ist gar keine neue. Sie war schon bei den alten Griechen und Römern im Schwange, welche vor den Ringkämpfen sich von den Gymnasten ihre Glieder kneten und bearbeiten ließen, um dadurch eine größere Geschmeidigkeit derselben zu erlangen, und eben so auch nachher, um im Kampf davongetragene Blutbeulen und andere Anschwellungen sich wegstreichen zu lassen. Und was wäre dem Orientalen sein Bad ohne die nachfolgende Durchrüttelung und Durchknetung des ganzen Körpers?

Aber wir dürfen gar nicht erst ins Alterthum zurückschauen, oder uns im Orient umthun, um zu hören, daß die Knetkur, welche man jetzt als etwas Nagelneues ausposaunt, selbst bei uns zu Lande gar fleißig hantiert wird. In vielen Gegenden Schlesiens und der Mark Brandenburg bildet sie einen höchst blühenden Erwerbszweig vieler Heilpfuscher. Der Schäfer und der „Ziehmann" sind beim Landvolke und dem gemeinen Mann in den kleinen Städten hoch angesehene Gesundheitsspender, oft beliebter als „die Gestudirten"; und, sagen wir es nur offen, gar nicht selten pilgern Personen selbst aus gebildeten Ständen mehr oder weniger verschämt zu jenen Pfuschärzten, um sich nach der Schwierigkeit von ihnen renken, kneten und pflastern zu lassen. Zu diesen unprivilegirten, in Folge der neuen Gewerbegesetzgebung noch dreister aus ihren Verstecken hervorgetretenen Rettungsengeln wallfahrtet man in allen Leibesnöthen. Von ihnen getröstet man sich der Hilfe, bevor man zum wirklichen Arzte geht, oder wenn der wirkliche Arzt nicht hat helfen können. Das Volk redet sich nämlich steif und fest ein, daß alle seine Gebrechen von einem „Schaden", d. h. von einer äußeren Beschädigung herrühren. Sei es nun Magenüberladung oder Typhus, sei es Scharlach, Rheumatismus, Magenkrampf, Lungenentzündung, seien es wirkliche Verletzungen, wie Knochenbrüche oder Verrenkungen — kurz, jedes Leiden, das nur irgendwie mit Schmerz verbunden ist, muß nach dieser Anschauung von einem „Verheben" herrühren! Der Kranke wird auf den Wagen gelegt, in Betten gepackt, und vertrauensvoll zu dem oft meilenweit entfernt wohnenden Ziehmann gefahren. Nun wird in dem von Hilfeflehenden oft vollgepfropften Lokal, Männlein und Weiblein, Junge und Alte durcheinander, „ungenieret, ungezieret" von dem unstudirten Aeskulap gezogen, gerissen, gestrichen, geknetet — je schmerzhafter, desto besser; je mehr es in den Gelenken knackt, desto hoffnungsreicher die Kur. Schließlich besiegelt ein auf den Ort des angeblichen Schadens — meist lautet die gläubig aufgenommene Diagnose auf „Magen- oder Wirbelabreißung, Magenverstürzung, Rippenverschiebung" ꝛc. — hinreichend dick geklebtes Pflaster von Terpentin das Heilverfahren, dessen Mißerfolge todtgeschwiegen werden, während die vermeintlichen Erfolge weit und breit zur Verherrlichung des Heilkünstlers dienen.

Freilich hat sich auch in dies Gebiet der Heilkunde die leidige Konkurrenz eingeschlichen, und auch alte Weiber lieben es, ihre Daumen in Thätigkeit zu setzen, sich mit dem „Streichen" zu befassen — eine Prozedur, welcher sie durch das Beiwerk von Besprechen und Sympathie noch eine besondere magisch-mystische Würze zu verleihen wissen.

Ob in Holland ähnliche volksmedizinische Zustände herrschen, und ob Dr. Mezger in einem auch dort gebräuchlichen Knetverfahren einen rationellen Kern entdeckt hat, weiß ich nicht; aber das steht fest, daß die von ihm eingeführte Methode sich bereits großer Erfolge erfreut, und bei holländischen, französischen und skandinavischen Aerzten vielfach Anklang und Nacheiferung gefunden hat. Dr. Mezger ist der wissenschaftliche Ziehmann und übt seine „Massage" nach den Grundsätzen der modernen Physiologie und Pathologie.

Die „Massage" ist in der That, wie man zu sagen pflegt, „nicht ohne". Sie beruht auf der Beobachtung, daß eine durch Stoß, Fall oder Quetschung entstandene bluthaltige Beule durch ein längere Zeit fortgesetztes Streichen oder Drücken sich allmählich abflacht, indem ihr Inhalt in das umgebende Zellgewebe weiter getrieben wird. Aber nicht blos blutige Ergüsse, sondern auch Ausschwitzungen flüssiger Art, sowie auch solche, die sich bereits salzig verfestet und in chronischem Verlauf zu Neubildungen erhärtet haben, können durch jene Manipulationen zum Schwinden gebracht werden, indem die Infiltrate sich erweichen, verflüssigen, in die Lymph- und Blutbahnen zurückströmen, und mit den übrigen Ausscheidungen den Körper verlassen.

Das Verfahren, wie es Mezger und seine Nachfolger anwenden, zerfällt in vier bald selbständig, bald untereinander kombinirt betriebene Abtheilungen: das Reiben, Streichen, Kneten und Klopfen. Das Reiben geschieht ganz oberflächlich und langsam mit der flachen Hand, ausgehend vom äußeren Umfang des kranken Organs nach dessen Mittelpunkt zu. Am häufigsten übt er das Streichen in seinen bestimmten Abstufungen. Beim Kneten erfaßt er die leidenden Muskelpartien, hebt sie zwischen den Händen empor, und reibt, drückt und knetet sie bald schwächer, bald stärker. Das Klopfen bewirkt er, je nach den Umständen, mit der flachen Hand oder mit der Faust. Immer wird der kranke Theil vorher mit Fett oder Salbe eingerieben. Die Massage dauert 6 bis 10 Minuten und wird zweimal täglich wiederholt; anfangs geht es nicht ohne Schmerz ab, später aber empfindet der Kranke dabei ein sehr wohlthuendes Gefühl, er spürt eine angenehme Wärme, ein Gefühl von wiederkehrender Kraft.

Entschieden hat die Knetkur ihre Berechtigung, zumal in solchen Krankheiten, welche auf Härten oder Anschwellungen im Gebiete der Muskeln, Sehnen und Knochenhaut beruhen. Die Massage reizt die Hautnerven zu erhöhter Thätigkeit, bewirkt und fördert die Aufsaugung ausgeschwitzter Flüssigkeiten, beschleunigt die Circulation, preßt Ergüsse aus den Geweben, und drängt sie in die Lymphbahnen zurück, beschleunigt die Rückbildung von Geschwülsten, Ablagerungen und andern abnormen Neubildungen in den Geweben und stillt Schmerzen. Sie ist besonders da am Platze, wo es sich um Beseitigung chronisch gewordener Gelenkleiden handelt, insbesondere bei Steifigkeit und Schmerz nach vorangegangenen Verrenkungen und Verstauchungen. Dergleichen eingewurzelte Zustände vertragen und erfordern oft eine ganz dreiste und schonungslose Bearbeitung, deren Resultate zuweilen glänzend sind und alle Jod- und Merkureinreibungen in Schatten stellen. Aber auch bei Rheumatismus, Nervenschmerzen, Lähmungen äußeren Ursprungs und Verdauungsstörungen, die von träger Friktion der Muskelfasern des Darmkanals herrühren, hat sich das Verfahren hinreichend bewährt.

Die Natur der neuen Kurmethode bringt es mit sich, daß es nicht Gemeingut aller Aerzte werden kann: es ist zeitraubend und bedingt eine besondere Ausdauer sowie Kraft, Gewandtheit und Elastizität der Hände. Hier blüht wieder ein neues Feld für die Spezialisten. Schon hat Wien seinen Knetarzt — Berlin und die andern Großstädte werden nachfolgen, und bald werden wir zu hören bekommen „von Helden lobebären, und groszer Arebeit," die uns unsere Krankheiten zerkneten.

Dr. Dyrenfurth.

Inhalt: Die Ferienreise. Novelle von S. Junghans. — Briefe von der Weltumseglung der „Gazelle". II. Von Madeira bis zur Kapstadt. — Die Schlacht bei Mühldorf um das Reich. Historische Skizze von Georg Hiltl. Mit 3 Illustr. von Woldemar Friedrich. — Am Familientische: Verlorene Liebesmühe. Zu dem Bilde von Eberle. — Löwenerziehung. Von M. Evers. — Die Knetkur. Von Dr. Dyrenfurth.

Dritte durchweg umgearbeitete und verbesserte Auflage.

Soeben erschien die erste Lieferungsausgabe in 12 Lieferungen à 1 Mark von:

Georg Hiltl,

Der Französische Krieg

von

1870 und 1871.

Nach den besten Quellen, persönlichen Mittheilungen und eigenen Erlebnissen.

Illustrirt von Woldemar Friedrich u. A.

Mit über 250 Illustrationen, zahlreichen Karten und Plänen.

Dritte Auflage. Vollständig im Laufe dieses Jahres in 12 Lieferungen à 1 Mark.

Hiltl's französischer Krieg, ein Musterwerk populärer Kriegs- und Geschichtsschreibung, liegt hiermit in dritter, durchweg auf der Höhe heutiger abgeklärter Kenntniß gebrachter Auflage vor. In seinem Holzschnittschmuck und seiner künstlerischen Ausstattung ist das Buch eins der schönsten illustrirten Werke, welches unsere Literatur besitzt.

Verlag von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Leipzig.**

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 20. Mai 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. **1876. № 34.**

Die Ferienreise.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Novelle von S. Junghans.

(Fortsetzung.)

Julie war um einige Schritte zurückgeblieben mit Fritzchen, der darauf bestand, daß sie ihm ein großes welkes Kastanienblatt, welches er aufgelesen hatte, in sein Hutband stecken sollte. Inzwischen fragte der Doktor Adelheid nach dem Buche, in welchem sie vorhin gelesen hatte. Sie antwortete zu seinem Erstaunen mit einem leichten Anflug von Verlegenheit: „Ich hatte nichts mitzunehmen, als wir fortgingen, da gerieth ich an eine Kiste mit altem Kram, die schon seit vielen Jahren in unserer Speisekammer steht, und habe dies erwischt: es ist die nouvelle Héloïse.

„Ah, die neue Heloïse, und wie gefällt sie Ihnen?“ fragte er gespannt.

„Ich werde nicht so dumm sein, Ihnen das zu sagen,“ entgegnete sie rasch.

„Meinen Sie, ich würde aus Ihrem Urtheil über das Buch Schlüsse auf Ihre Moral ziehen? Da wäre ich doch grüner, als ich verantworten könnte,“ sagte er trocken.

„Ich würde mich nicht wundern, wenn Sie es thäten. Die Männer sind so; sie entlocken uns harmlosen Geschöpfen unsere Meinungen über dies und jenes und dann ordnen sie uns danach in ein paar Kategorien ein. Deshalb kann ich solche Gewissensfragen, die meinen Geschmack enthüllen sollen, nicht leiden.“

„Wie vorsichtig Sie sind,“ spottete er. „Uebrigens möchte es recht schwer halten, Sie in eine von wenigen Kategorien unterzubringen.“ Er sah sie dabei von der Seite an und fand, daß sie ein schönes kühnes Profil habe. Ihr Haar — denn etwas von diesen vielen Flechten und Locken muß doch ihr ungekauftes Eigenthum sein, dachte er — war dunkel und ihre Gesichtsfarbe bräunlich klar. Als er nachher Gelegenheit hatte, ihr voll ins Gesicht zu sehen, gefiel sie ihm wieder weit weniger ihrer etwas breiten Backenknochen wegen; er fand sie kaum hübsch und war ordentlich froh darüber.

Julie war indessen herangekommen; die Cousine schien einen merkwürdigen Einfluß auf sie zu haben. „Du setzest Dich doch zu uns, Adelheid?“ fragte sie und blieb bei einem Tische inmitten der andern stehen.

„Nein, ich muß jetzt hinauf; wir trinken auf unserer Stube Kaffee, der Mama wegen. Wenn ich nur unsern Zimmerkellner entdecken könnte, so würde ich bestellen.“

„Wie sieht er aus? Wie heißt er?“ fragte der Doktor dienstfertig.

„Wollen Sie ihn rufen? Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen. Er heißt, glaube ich, Max, sieht aber aus, als hieße er ganz anders.“

„Mit dieser Instruktion versehen kann ich nicht fehlen,“ sagte der Doktor und ging; eine ganze Weile verstrich, ehe er den Gewünschten endlich mit sich brachte.

Adelheid verabschiedete sich nun mit dem Versprechen, die Stiefmama nachher herunter zu führen. Kaum war das Ehepaar allein, als der Doktor seinem Erstaunen über alles eben Gehörte und Gesehene Luft machte. „Das ist ja ein fürchterliches Mädchen, Julie!“ rief er halb lachend; „das reine Scheidewasser! Mit der hast Du gutes sanftes Kind fertig werden können?“

„Wir hatten einander sehr gern, und sie kehrte ihre Spottsucht selten gegen mich. Uebrigens war ich damals nicht so wehrlos, wie Du vielleicht glaubst; ich konnte auch sehr lustig und übermüthig sein. Das Leben im Hause des Onkels, des Vaters der Adelheid, hatte etwas so Eigenthümliches: man schien alle Fesseln abzustreifen; der Muth wuchs einem und die Lust, alles was nur begegnete, alle Leute, mit denen man zu thun hatte, als Stoff zum Lachen anzusehen.“

„Der Onkel war ein ausgedienter Offizier, wenn ich mich recht erinnere?“

„Ja, und er hatte damals eine Anstellung und den Titel Oberamtmann. Er war die erste Person der ganzen Umgegend, daher kam auch wohl unser Uebermuth. Dann war seine Frau

Digitized by Google

im Hause, nur eine sonderbare alte Person von Haushälterin, die vortrefflich in das tolle Treiben paßte. Wir haben die verwickeltsten Streiche getrieben und die Familien der Nachbargüter mit allerhand Mummereien auf die keckste Weise zum Besten gehabt. Einmal —" die junge Frau lachte still vor sich hin bei der Erinnerung — „war ich als Junge verkleidet und Adelheid, die auch damals viel größer war als ich, spielte meine Mutter, eine polnische Emigrantin. Wir gingen zur alten Amtsräthin Wiebrecht; sie war ein wenig excentrisch und eine große Polenfreundin, und Adelheid in gebrochenem Deutsch, was sie irgend einmal gehört hatte und vortrefflich nachmachte, erzählte eine rührende Geschichte und weinte über ihren im Exil gestorbenen Gatten und über mich, den Sohn ihres Unglücks. Ich machte ein betrübtes Gesicht dazu, wie sich's gehörte, und ganz wohl war mir auch nicht bei der Sache, denn die alte Frau erkannte uns nicht etwa, wie wir eigentlich erwartet hatten. Sie regte sich ordentlich auf vor lauter Mitgefühl und hat nachher die ganze Nachbarschaft herangezogen zu einer Geldsammlung für die polnische Gräfin, denn Adelheid wagte es später nicht mehr, sich zu entdecken aus Furcht vor dem Zorn, in den die Amtsräthin sicherlich ausgebrochen wäre, wenn sie erkannt hätte, wie leicht sie anzuführen gewesen war. Ich werde es nie vergessen, wie sie zu uns kam, um auch von uns einen Beitrag einzutreiben, und wie ernsthaft Adelheid mich ansah, als jene von dem vornehmen Anstand der Polin und ihres Sohnes erzählte. Das tolle Ding — sie zwang mich, der Amtsräthin einen ganzen Thaler für ihre Polin zu geben und preßte ihrem Vater sogar zwei ab. Nun, das Geld haben nachher die Armen bekommen, da die Emigrantin ohne es zu erheben aus der Gegend verschwunden war."

„Das sind schöne Geschichten! Und die hast Du mir bisher nie erzählt, Julie?"

„O es gab deren zu viele! Die sechs Wochen, welche ich während einiger Sommer in Neuendorf zubrachte, kamen mir immer wie sechs Monate vor; ich erlebte darin so viel, wie sonst in Jahren nicht. Nachher, als die Stiefmutter ins Haus kam, bin ich nicht mehr dort gewesen."

„Was hat es denn mit dieser Stiefmutter für eine Bewandniß?" fragte Sartorius.

„Sie war ein kümmerliches älteres adliges Fräulein, welches der Onkel eigentlich aus Grille heirathete. Er starb bald darauf, und nun ist Adelheid froh, nicht ganz allein zu sein. Sie hat sich die Stiefmutter „gezogen", wie sie mir einmal schrieb; die beiden scheinen in ganz gutem Einvernehmen zu leben."

Es entstand eine Pause, bis Julie, die Hand auf den Arm ihres Gatten legend, ihn etwas ängstlich fragte: „Ich hoffe, Adelheid hat Dir nicht ernstlich mißfallen, lieber Mann? Wir werden doch nun gewiß viel zusammen sein, und es würde mich unglücklich machen, zu denken, Du wärest durch ihre Art und Weise beständig genirt. Sie ist freilich recht auffallend," fügte sie kleinlaut hinzu.

Er lachte. „Das läuft hier so mit unter. Quäle Dich nicht, liebes Kind. Sie ist jedenfalls danach angethan, einen wach und munter zu erhalten, und wenn es ihr gelingt, Dich Deinen einsiedlerischen Tendenzen zu entziehen, so will ich ihr herzlich dankbar sein, und wäre sie mir noch weniger sympathisch als sie es ist."

Von diesem Tage ab begann in der That für den Doktor und seine Frau ein ganz neues Leben in Dreybrunn. Beide waren, so viel es immer anging, mit Frau von Hagen und ihrer Tochter zusammen, und da diese beiden Damen keine besondere Vorliebe für die Abgeschiedenheit versteckter Pfade hatten, so saß und ging man nun fast immer inmitten des Menschenschwarmes herum, der Julien anfangs so fürchterlich gewesen war.

Frau von Hagen war als älteres Fräulein mager gewesen, hatte aber seit ihrer Verheirathung und besonders seit ihrem Wittwenstande ein stattliches Embonpoint gewonnen, und liebte es, langsam und gemächlich zu gehen. Sie pflegte sich auf Adelheids Arm zu stützen, fand aber jetzt, daß Juliens Schritt besser zu dem ihrigen passe, und daß Juliens Größe ihr bequemer sei, und so war es bald der Antheil der kleinen Frau geworden, die alte Dame zu führen, wenn die vier zusammen promenirten, besonders da Adelheid immer in irgend einen Streit mit dem Doktor verwickelt war, der beide mehr oder weniger in Anspruch nahm. Julie, so gern sie sich der Mutter Adelheids gefällig zeigte, trug diese neue Verpflichtung doch nur mit stillem Seufzen, denn Fritzchen kam dabei zu kurz. Sonst war sie öfters mit ihm stehen geblieben, wenn er dieses oder jenes auflesen oder ihr zeigen wollte; jetzt mußte sie ihn zurückweisen, beschwichtigen, seine Gegenwart den andern so wenig wie möglich bemerklich werden lassen, und das alles unter der Hand, nach der einen Seite hin, während von der andern Frau von Hagen ihre Aufmerksamkeit fast beständig in Anspruch nahm — und so waren diese Promenaden eine wahre Arbeit für sie.

Wohl oder übel hatte sie jetzt aus der Reihe der Patienten und Schonungsbedürftigen herauszutreten, und der Doktor vergaß darüber beinahe, daß sie als eine wirklich Leidende nach Dreybrunn gekommen war. Für die nervöse Menschenscheu war kein Raum mehr, sie war vergessen, und das wäre recht gut gewesen, wenn nur die Kopfschmerzen, welche das Summen und Schwirren um sie her der jungen Frau verursachte, vor diesem Ignorirtwerden von Seiten der übrigen auch das Feld geräumt hätten. Das thaten sie nicht, wohl aber erwähnte Julie derselben nie mehr.

Für den bequemsten Sitz, die Plaids und Fußbänke, die ihr sonst zugekommen waren, hatte sie jetzt eine andere Aspirantin gefunden in Person der alten Dame; diese nahm solche Vergünstigungen als selbstverständlich für sich in Anspruch; ein junges Frauchen durch dergleichen zu verwöhnen, wäre ja unerhört gewesen. Julie saß dann wohl während des langen Nachmittagskonzerts auf einer harten Gartenbank, damit beschäftigt, ihrer Rückenschmerzen Herr zu werden oder wenigstens ihre Mienen so zu beherrschen, daß man ihr die Pein nicht ansehen konnte. Sie sprach freilich nicht viel, aber sie lachte über Adelheids und ihres Mannes lustige Scherze, bis sie eine Gelegenheit fand, unbeachtet zu entschlüpfen und sich auf ihr Zimmer zu retten.

Zuweilen fiel ihre Abwesenheit nicht auf, einmal aber kam ihr Sartorius nach und fragte sie, vielleicht durch ihr Aussehen beunruhigt, ob sie sich heute leidend fühle.

„Es ist nichts Besonderes; nicht schlimmer als gewöhnlich," sagte sie der Wahrheit gemäß und versuchte zu lächeln, während er sie in seinen Armen vom Sopha aufrichtete. Er setzte sich neben sie: „Du schienst mir so viel heiterer, seit Adelheid da ist," sagte er etwas gepreßt; „und ich habe die Idee, daß bei Dir körperliches und gemüthliches Befinden enge zusammenhängen. Hast Du Dich nicht auch wirklich wohler gefühlt in den letzten Tagen, Julie?"

Julie war kein starker Geist und besaß besonders dann eine fast lächerliche Feigheit, wenn sie Wahrheiten sagen sollte, die andere unangenehm berühren konnten. Es war ihr unmöglich, ihren Mann, über dessen im Verkehr mit Adelheid entwickelte Lebhaftigkeit und Frische sie sich gefreut hatte, jetzt wieder zu verdüstern und zu ängstigen und ihm die karg gemessene Erholungszeit durch Klagen zu verkümmern. Sie antwortete:

„Du hast Recht, ich habe in den letzten Tagen meist alles, was mich drückte, vergessen. Und ich bin so froh, daß Du Dich gut zu unterhalten scheinst."

Aber er war noch nicht ganz beruhigt. „Ich fürchte," meinte er, ihre Hand streichelnd, „wir haben über unserem leidenschaftlichen Promeniren zuweilen vergessen, daß Du doch nicht ganz kräftig bist und Dir zu viel zugemuthet. Das darf nicht mehr geschehen. Adelheid hetzte eben schon wieder zu einem Spaziergang; sie will auf den sogenannten Aussichtsthurm, zu dem ein schöner Waldweg führt; das Mädchen hat nie Ruhe. Ich habe ihr aber gesagt, daß davon keine Rede sein könne — es ist viel zu weit für Dich."

„Nun, so geht Ihr ohne mich!" sagte sie lebhaft. „Ich bleibe sehr gern mit dem Kinde zurück —" in der That war die Aussicht auf ein paar ruhige Stunden eine wahre Wohl-

Digitized by Google

that — „und Ihr werdet einen herrlichen Spaziergang haben; das Wetter ist so schön."

Obwohl der Doktor anfangs ein mißliches Gesicht zu dem Vorschlag machte, wurde derselbe doch ausgeführt, aber der armen Julie sollte die gehoffte Erholungszeit daraus nicht erwachsen.

„Einmal ein paar Stunden, um mich ungestört mit Ihnen zanken zu können, das ist recht erwünscht," bemerkte Adelheid. „Aber die Mama können wir nicht brauchen. — Liebe Mama, Du willst also mit uns gehen, das ist hübsch. Du wirst alle Tage unternehmender."

„Ist denn dieser Spaziergang ein Unternehmen?" fragte die Dame etwas betroffen.

„Spaziergang, welcher Spaziergang? Die Partie nach dem Aussichtsthurme meinst Du? Nun, es mag etwa zwei Stunden weit bis dahin sein, wenn man den nächsten Weg einschlägt, den Waldpfad, der ziemlich steil aufwärts führt. Steins haben einen ganzen langen Nachmittag bis gegen acht Uhr abends auf der Exkursion zugebracht; die sind aber freilich von einem Gewitter überrascht worden und haben sich im Walde verirrt."

„Ei, das wäre eine schöne Geschichte; da dankte ich denn doch! Aber Du kennst den Weg, Adelheid?"

„Ja," sagte diese, sich auf dem Absatz herumdrehend.

„Er soll sehr schön sein," meinte Frau von Hagen wieder ein wenig zweifelhaft.

„Sehr schön, besonders eine Stelle, wo er freilich ein wenig schwer zu passiren ist. Es liegen große Felsstücke da; die herrlichsten Farnkräuter wachsen dort und Brombeeren in Hülle und Fülle; man bleibt nur leicht zwischen den dornigen Ranken hängen. Aber die Aussicht ist wundervoll."

Die Felspartie that ihre Wirkung.

„Nein, das scheint nichts für mich zu sein," sagte Frau von Hagen ergeben. „Geh nur allein mit dem Doktor, Adelheid; er ist ja ein verheiratheter Mann. Ich will den Nachmittag benutzen, um ein paar Briefe zu schreiben."

Leichten Fußes ging Adelheid bald darauf neben ihrem Begleiter den schattigen Waldweg entlang; beide kamen tüchtig vorwärts und freuten sich darüber.

„Wie gut Sie Schritt halten," sagte der Doktor beifällig.

„Gott sei Dank, daß man einmal rasch gehen kann," meinte sie. „Im Promenadenschritt da unten in den Anlagen herumzuschleichen, wird endlich langweilig, und an eine Begleiterin geschmiedet zu sein, die stets nur schlendert, kann wirklich als ein Schicksal gelten. Wir wollen uns heute entschädigen, kommen Sie."

Und nun eilte sie federkräftigen Schrittes so rasch dahin, daß er Mühe hatte, an ihrer Seite zu bleiben. Das „wir" hatte ihn gewaltig frappirt. Erstreckte sie ihr Bedauern über das eigne Schicksal allzu freigebig etwa gar auch auf ihn, weil Julie jetzt gerade seine Geduld in Anspruch nahm? Ehe er aber mit sich im Reinen war, wie er diese Anmaßung zurückweisen solle, und ob es wirklich eine Anmaßung gewesen sei oder ob er sie vielleicht ganz mißverstanden habe, hatte sie längst etwas anderes ergriffen und plauderte frisch drauf los, lächerliches Zeug wie immer.

Jetzt theilte sich der Weg in zwei schmale Pfade, die sich beide bald dem Auge entzogen, so daß man über ihre Richtung nicht viel muthmaßen konnte.

„Nun, wo müssen wir gehen?" fragte er.

„Wenn ich's wüßte," gab sie ihm zur Antwort und sah ziemlich rathlos in den Wald hinein.

„Aber ich meine, Sie kennten den Weg! Haben Sie nicht vorhin so gesagt?"

„Ja, das war Nothbehelf, um die Mama loszuwerden. Ich bin noch nie hier gewesen."

Er sah sehr befremdet aus und fand nicht gleich Worte auf dies Geständniß.

Adelheid lachte über sein ernstes Gesicht.

„Und die Felsstücke, die Brombeerranken, der steile Pfad — das war alles Erfindung?"

Sie nickte. „Ich habe einmal einen Juristen sagen hören: Wenn man lügt, muß man mit Spezialitäten lügen. Das habe ich mir gemerkt. Uebrigens möchte ich darauf schwören, daß wir wirklich Brombeerbüsche und Farnkräuter antreffen werden."

In diesem Augenblick kamen einige Spaziergänger in Sicht, welche dann über den einzuschlagenden Weg die nöthige Auskunft geben konnten.

Indessen war Julie mit ihrem Söhnchen aus dem Hause getreten, in der Absicht, sich einmal recht nach Herzenslust auf ihren stillen Lieblingswegen zu ergehen. Sie war noch nicht weit gelangt, da kam ihr Adelheids Stiefmama entgegen.

„Ich dachte, daß ich Sie hier finden würde," sagte die Dame zufrieden, indem sie Juliens Arm nahm. „Der Weg, den meine Adelheid mit Ihrem Manne machen will, scheint ein fürchterlicher zu sein; sie kommen gewiß erst spät wieder zurück, da müssen wir zwei uns in der Einsamkeit die Zeit zusammen vertreiben. Ich wollte erst Briefe schreiben, aber das könnten Sie mir ja übel nehmen — Sie wären dann ganz auf sich angewiesen."

Julie bat Frau von Hagen aufs ernstlichste, diesen guten Vorsatz ihretwegen nicht aufzugeben, aber umsonst, die Briefe wurden nicht geschrieben. Dagegen schien die Dame ihr Gewissen für die Versäumniß jener Korrespondenzpflichten auf andere Weise entschädigen zu wollen, indem sie nämlich der jungen Frau allerlei zukommen ließ, was ins Gebiet der guten Lehre und Ermahnung, auch wohl des freundschaftlichen Tadels gehörte.

Frau von Hagen galt im ganzen für eine harmlose Person, und nun vollends, seit Adelheid sie ganz und gar beherrschte. Daß sie sich ihren kleinen Stachel bewahrt hatte, sollte Julie heute erfahren.

„Diese weiten Wege sind nichts für uns," sagte sie, indem sie mit Julien langsam einem Sitze zuwandelte. „Freilich, als ich so alt war wie Sie, da hätte ich das und noch mehr fertig gebracht. Sind Sie immer eine so schlechte Fußgängerin gewesen, Frau Doktorin?"

„Ich war früher recht gut zu Fuß; jetzt bin ich im allgemeinen nicht kräftig," sagte Julie.

Frau von Hagen nickte. „Es ist nicht viel Staat zu machen mit den jungen Frauen von heutzutage," meinte sie. „Der einen fehlt dies und der andern das. Und die Männer, so aufmerksam sie im Anfang sind, werden mit der Zeit gleichgiltig gegen das beständige Klagen und die Rücksicht für die kränkliche Frau hört nach und nach auf; meist gewöhnen sie sich von Hause weg und finden ihr Vergnügen anderswo."

Julie wollte die Bezeichnung „kränklich" von sich abweisen, aber Fritzchens Ungeduld und Langeweile, von der Mutter bisher mit Mühe in ihren Aeußerungen unterdrückt, kam jetzt zum Ausbruch. Er wollte sein Pferdchen haben, um es umher zu fahren; die Mama mußte mit ihm ins Haus gehen und das Thier holen.

„Ich fürchte, Sie haben sich den Jungen recht verwöhnt, Julie," bemerkte Frau von Hagen, als sie zurückgekehrt war. „Ich habe es Ihnen längst sagen wollen. Er macht Sie ja zur Sklavin; daß Ihr Mann sich da nicht ins Mittel legt! Aber die Männer wollen gewöhnlich mit allem Unangenehmen im Hause nichts zu thun haben. Das überlassen sie der Frau."

Hier wurde Julie warm und vertheidigte ihren Gatten, der in seinem Beruf genug mit Erziehen zu schaffen habe und sich zu Hause vom Zanken und Korrigiren erholen wolle. Fritzchen scheine ihr nicht schlimmer als andere Kinder; nur hier, wo er seine gewöhnliche Ordnung nicht habe, mache er vielleicht größere Ansprüche an sie, als er solle.

Frau von Hagen ging jetzt zu allgemeinen Bemerkungen über. „Da sage noch einer, das Heirathen sei das einzige Glück für ein Mädchen! Ich finde es nicht; die wenigsten stehen sich gut dabei, es müßte denn für ein sehr reichliches Auskommen gesorgt sein. Ich sage es der Adelheid oft: Wenn Du keinen reichen Mann bekommst und keinen, der geneigt ist, sich kommandiren zu lassen, so wirst Du mancherlei lernen müssen. Jetzt verdreht sie allen Männern die Köpfe — dem Ihren ja auch — wie wird es ihr vorkommen, wenn diese Huldigungen aufhören? Da ist es denn besser, man hat sie nie kennen gelernt. Sie sind wohl nicht so verwöhnt worden, Julie?"

Digitized by Google

„Ich — ich weiß es nicht," sagte Julie mit zuckenden Lippen. Wenn es ihr nur gelang, jetzt noch, auf ein paar Minuten noch die Thränen zurückzudrängen, bis ein Vorwand zum Entkommen gefunden war.

„Das wissen Sie nicht einmal? Nun, einen stattlichen Verehrer haben Sie jedenfalls gehabt in der Person Ihres Mannes. Adelheid hat sich recht gewundert, als sie ihn zuerst sah; ich glaube, unter uns gesagt, sie hatte nicht gedacht, daß Sie eine so gute Partie machen würden. Sie wird sich vielleicht noch öfter zu wundern haben; diese gefeierten Mädchen müssen sich in vielen Fällen schließlich sehr begnügen. Fehlt Ihnen etwas, Julie?"

Die junge Frau war hastig aufgestanden. „Ich habe sehr heftiges Kopfweh und will auf mein Zimmer gehen," sagte sie. „Komm, mein Kind."

„Dann will ich Sie begleiten, wir wollen einen kalten Umschlag machen. Wie schade, wir hätten so gemüthlich beisammen sitzen können!"

Diese Begleitung aber wies Julie mit so großer Bestimmtheit zurück, daß die Stiefmama ein wenig empfindlich von ihrem Anerbieten abstand. Frau von Hagen hatte, obwohl ihr noch ein Gatte zu Theil geworden war, aus den langen unbefriedigten Jahren ihres Fräuleinthums einen großen Vorrath von Bitterkeit gegen früh verheirathete Frauen und solche Mädchen, welche Aussicht hatten, es zu werden, überkommen, und ließ ihre kleinen Tücken an Wehrlosen gerne aus. Das gemüthliche Beisammensitzen, dessen plötzliches Ende sie bedauerte, hatte sie übrigens, nachdem Julie bestraft war, von einer ganzen Reihe von Bosheiten gegen Adelheid, die sie seit langem auf der Zunge trug, befreien sollen. Nun war die schöne Gelegenheit vorüber und sie hatte kaum begonnen.

Der Nachmittag war zu Ende gegangen und die beiden Wanderer blieben noch immer aus. Die Stiefmama, welche die Abendluft scheute, hatte sich längst in ihre Wohnung begeben, als Julie noch einmal vor die Thüre trat. Ihr Zimmer war heiß und dumpf, Unruhe und Beklommenheit quälten sie. Sie hatte den Knaben noch nicht zu Bett gelegt; das Stubenmädchen, welches ihr abends die Milch für ihn brachte, verspätete sich; sie wußte sich nicht zu helfen und ging endlich, den Knaben an der Hand, um die Dienerin zu suchen.

Um das Mädchen zu erwarten, hatte sie sich auf eine Bank in den dunkelnden Anlagen gesetzt, den Knaben auf ihrem Schoß. Sie war sehr niedergeschlagen, und während trübe Gedanken einander drängten, kam ihr plötzlich einer, vor dem sie bis in die tiefste Seele hinein erschrak, der Gedanke: Du bist unglücklich — Du bist eine unglückliche Frau. „Nein, nein," sagte sie ganz laut, „ich habe Rudolph, den ich grenzenlos liebe, der mich lieb hat — ich habe das Kind!" Sie hatte, so lange sie nun verheirathet war, noch keinen Augenblick anders gedacht, als daß ihr ein ganz besonderes Glück zu Theil geworden sei, daß sie unter des Lebens Loosen eins der besten gezogen habe. Denn sie hatte den Mann heirathen dürfen, den sie allein liebte, er hatte sie nur aus Liebe gewählt, und noch keinmal war ein wirkliches Mißverständniß zwischen ihnen vorgekommen, noch kein ernstlich unfreundliches Wort hatte sie von ihm gehört.

Und doch, wie schwer lag nun schon seit Monaten das Leben auf ihr! Sie sann und sann, seit wann sie nicht mehr recht froh gewesen war — es war schon lange her. Sie war krank, das war es; aber das war es nicht mehr allein.

Während sie regungslos vor sich hinbrütete über jeden Vorfall des häuslichen Lebens, wo die Bequemlichkeit oder die Ruhe gestört worden war, weil sie nicht mehr Kraft und Frische genug besessen hatte für alle ihre Pflichten, war das Kind auf ihrem Schoß eingeschlafen. Der arme Kleine; sie hätte ihn gern hinein auf sein Bettchen getragen, aber er war ihr zu schwer. So leid es ihr that, sie mußte ihn wecken und dann das verwirrte schlaftrunkene Kind bei der Hand führen. Jetzt kam auch noch ein kühler Windhauch; erschrocken dachte sie daran, daß sie schon viel zu lange mit ihm in der Abendluft draußen sei, und sie versuchte ihn aufzurichten.

Da stand mit einem Male, wie aus der Erde gewachsen, jemand vor ihr; sie blickte auf und erkannte den alten Herrn, ihren Reisegefährten, den sie seitdem in Dreybrunn wohl dann und wann aus der Ferne gesehen hatte.

„Das Kind ist Ihnen zu schwer," sagte er unwillig. „Haben Sie niemand, der es für Sie tragen kann?"

„Nein," antwortete Julie verlegen, „Fritzchen muß gehen, ich will ihn aufwecken."

Zu ihrem Erstaunen beugte sich der fremde Mann zu ihr nieder und sagte in etwas milderem Ton:

„Geben Sie ihn mir; es ist nicht gut, die Kinder gewaltsam zu ermuntern."

Und zugleich nahm er so geschickt und vorsichtig, wie sie es ihm nie zugetraut hätte, den Knaben in die Höhe und wies sie mit einer gebieterischen Bewegung an, ihm den Weg zu ihrem Zimmer zu zeigen. Sie ging voran und öffnete die Thüre, und der sonderbare Helfer legte das Kind auf ihrem Bette nieder.

„Sie sind zu lange mit ihm draußen geblieben," sagte er und drohte ein wenig mit dem Finger. „Wo ist der Mann? Der sollte so etwas nicht zugeben."

„Mein Mann macht einen weitern Spaziergang zum ersten Male," sagte Julie entschuldigend. „Ich war in Gedanken so lange sitzen geblieben. . . . Ich danke Ihnen recht sehr."

Er sah unter den buschigen grauen Brauen hervor ernsthaft auf sie nieder und nickte, den Dank annehmend, mit dem Kopfe. „Schon gut, schon gut, Frau Sartorius, geborene Wendelin, nicht wahr?"

Sie bejahte erstaunt, und er ging, ehe sie noch dazu gekommen war, ihn nach seinem Namen zu fragen. Der Doktor, welcher bald darauf zurückkam, fand seine Frau noch ganz beschäftigt mit dem Vorfall und neckte sie über den Verehrer, den sie sich angelegt habe, wie er sich ausdrückte. Er war sehr zufrieden mit der Waldpartie.

„Schade, daß Du nicht dabei sein konntest," sagte er, „der Weg wäre aber für Dich viel zu weit gewesen. Die Adelheid könnte sich in den Alpenklub aufnehmen lassen! Wie hast Du Dir indes die Zeit vertrieben, mein Kind? Frau von Hagen hat bei Dir gesessen? Das ist gut, da hattest Du Gesellschaft."

„Ich wäre lieber allein gewesen," sagte Julie.

„Nun, sie gehört freilich nicht zu den geistreichsten," meinte er, „aber selbst ihre Gegenwart ist Dir besser als das Alleinsein. Du kannst nicht verlangen, daß die Leute immer Goldkörner reden sollen. Adelheid muß sich auch mit ihrer Gesellschaft begnügen."

„Ich aber bin an Deine gewöhnt," sagte Julie und sah ihrem Mann in die Augen.

Er stand auf und küßte sie. „Du bist eine kleine Schmeichlerin."

Gerne hätte sie jetzt gebeten: „Laß mich nicht wieder so lange allein" — aber im nächsten Augenblick kam ihr das wieder selbstsüchtig vor, und ihr Mann sollte nicht durch Mitleid oder Rücksicht an sie gekettet sein.

So wurde wenige Tage später wieder eine ähnliche Partie gemacht. Die Wanderlust aus seinen Gymnasiastenjahren schien von neuem in den Doktor gefahren zu sein; er erklärte, daß er sämmtliche nicht allzu weit entfernt liegende Höhen, welche er von dem Aussichtsthurme gesehen hatte, nach und nach besteigen werde. Adelheid war wieder mitgegangen, diesmal in einem einfachen aber recht kleidsamen Touristenkostüm. Das vorige Mal hatte er sie über ihren wenig zweckentsprechenden Anzug ausgespottet; daß sie wirklich auf seine Ausstellungen Rücksicht genommen hatte, überraschte ihn und schmeichelte ihm nicht wenig.

„Ich glaube wahrhaftig, aus Ihnen wäre noch ein ganz vernünftiges Mädchen zu machen, Fräulein Adelheid," sagte er, da beide unterwegs waren, und sah sie gutmüthig spottend von der Seite an.

Adelheid blieb ernster, als er erwartet hatte. „Ja, wenn es nur jemand versuchen wollte," erwiderte sie und seufzte sogar ein wenig. Er trat näher an sie heran. Die beiden gingen auf einem schönen geraden Waldweg zwischen Fichtenhallen entlang; der Boden war glatt von Nadeln; die Sonne webte einen

Digitized by Google

Profane Störung. Nach dem Bilde von E. Tetzner.

goldenen Einschlag in das Dämmerlicht zwischen den Stämmen, die Luft war von würzigem Harzgeruch erfüllt. Die Umgebung war gar lieblich, und die Freude daran, wie sie wenigstens der Doktor empfand, hatte etwas so Erhebendes und Reines, daß in ihr jedes Gefühl, welches einem hier aufsteigen mochte, als etwas Gutes und Natürliches und wie verklärt erschien.

„Würden Sie es wirklich nicht übel nehmen, wenn man Sie zuweilen auf etwas — auf eine — nun, auf eine Absonderlichkeit Ihres Wesens aufmerksam machte?"

„Gewiß nicht," sagte das schlaue Mädchen mit gesetzter Miene, sie, die recht wohl wußte, daß sie ihre meisten Siege, auch den Erfolg dieser Stunde nur ihrer übermüthigen Koketterie verdankte. „Doch," fügte sie hinzu, „käme es sehr darauf an, wem ich ein so bedeutendes Recht einräumen sollte." Sie sah ihn mit harmlosen Augen an. „Vor dem müßte ich sehr viel Respekt haben und — er müßte mir auch sonst gefallen."

Der Doktor lachte befangen. „Ich wollte eben sagen: „räumen Sie dies Recht mir ein, da schneiden Sie mir, scharf wie gewöhnlich, die Möglichkeit, mich zu melden, gleich von vornherein ab."

Digitized by Google

„So?“ sagte sie und sah von ihrem Wege nach der andern Seite in die Fichtenstämme hinein. Aber der Zeitpunkt dazu war schlecht gewählt oder vielleicht recht gut; hier gerade lief eine Baumwurzel über den Pfad, der sich überhaupt jetzt zu senken und allerlei Unebenheiten zu zeigen begann; Fräulein Adelheid stolperte bedenklich; hätte der Doktor sie nicht festgehalten, so wäre sie gefallen. Er reichte ihr nun den Arm. Das war noch keinmal geschehen, und da sie die Höflichkeit angenommen hatte, schien mit einem Mal das ganze Verhältniß ein anderes. Es war, als hätten sie Frieden oder wenigstens einen Waffenstillstand geschlossen, denn mit einem Menschen, neben dem man so nahe hergeht, dessen Stütze man beständig in Anspruch nimmt, kann man sich nicht gut streiten.

Und nun, da sie in Frieden wandelten, merkten sie erst, wie nahe sie bei den lustigen Wortgefechten einander gekommen waren. Dieselben hatten über die ersten gleichgültigen Grade der Bekanntschaft hinweggeholfen; man hatte sich in dem scherzhaften Streit allerlei Wahrheiten gesagt über die Eindrücke, die jedes vom andern empfangen hatte, und war in der kurzen Zeit mit einander vertraut geworden, ohne es zu merken.

„Ja, ich weiß es,“ sagte Adelheid, „ich bin für Sie auch nur ein tolles Ding, mit dem man sich wohl amüsirt, über welches man aber später, bei der Frau oder bei guten Freunden, den Kopf schüttelt und vor der man sich bekreuzt. Daß ich auch einmal ernsthaft sein könnte, haben der Herr Doktor wohl nicht für möglich gehalten?“

„Ich merke es jetzt, liebes Fräulein,“ sagte er ehrlich, ein wenig beschämt darüber, daß sie den Eindruck, den sie anfangs auf ihn gemacht, so richtig errathen hatte.

„Immer Fräulein!“ Sie zuckte unwillig mit den Schultern. „Ich bin die Cousine Ihrer Frau, Herr Doktor Sartorius.“

„Cousine denn, soll es so sein? Liebe Cousine — Sie halten meine Frau werth, seien Sie mir auch ein wenig gut.“

Er ist doch gerade wie die andern alle. Wenn ich als Frau erführe, daß mein Mann so im absoluten tête à tête mit einer andern spräche, würde ich mich darein finden? dachte Adelheid bei sich. Doch sprach sie nicht, sondern legte ihre Hand in des Doktors ausgestreckte Rechte und lächelte ihn ein wenig schalkhaft, noch aber so strahlend und gewinnend an, daß er ihr am liebsten einen verwandtschaftlichen Kuß gegeben hätte. Aber er besann sich — hier war dazu doch nicht der Ort; allernächstens wollte er in Gegenwart seiner Frau, was er jetzt versäumen mußte, nachholen.

Die Freundschaft war also geschlossen; wenn sie sich aber von des Doktors Seite in Wahrheiten sagen und heilsamem Einfluß hatte erweisen sollen, so blieb sie ziemlich unmerklich. Adelheid nahm sich zwar von selber in seiner Gegenwart ein wenig zusammen und zog andere Saiten auf, die ihr ebenfalls zu Gebote standen; wo sie aber ihrer Spottlust, ihrer Keckheit und ihrem kaltblütigen Uebermuth freien Lauf zu lassen für gut fand, da schien er des überkommenen Mentoramtes zu vergessen, denn — Adelheid gefiel ihm jetzt, und so gefielen ihm auch ihre Unarten. Ihr kräftiges Wesen hatte sein Urtheil gefangen genommen, und was sie that, erschien ihm erlaubt.

Die Waldspaziergänge sollten eifrig fortgesetzt werden, aber Frau von Hagen legte sich ins Mittel und erklärte ihrer Tochter, es sei nicht passend, daß sie ferner mit Sartorius allein gehe.

„Schließt Euch an andere Leute an, so wird niemand etwas Auffallendes dabei finden, wenn die schwächliche Frau zu Hause bleibt,“ sagte sie. „So aber könnt Ihr zu unangenehmen Bemerkungen Anlaß geben.“

Adelheid fand diesmal, daß ihre Stiefmutter Recht habe. „Sartorius selber denkt natürlich an so etwas nicht,“ sagte sie ein wenig verdrießlich. „Er ist einer von den Unweltlichen, den Reinen, denen alles rein ist.“ Sie seufzte ungeduldig. „Ueberhaupt — wozu nun dies wieder? Es ist so unnütz.“

„Wovon sprichst Du? Was ist unnütz?“ fragte die Stiefmama verwundert.

„Nun, diese Freundschaft mit Juliens Mann. Was habe ich davon, daß er mir den Hof macht? Wenn ich klüger wäre, würde ich diese unersprießlichen kleinen Episoden ganz und gar vermeiden und lieber mit Ernst darauf sehen, bei Zeiten unterzuschlupfen unter ein bequemes, nicht zu niedriges Dach. Die Tage gehen darüber hin, die Gedanken sind ausgefüllt, und schließlich bleibt nichts übrig, nichts als die Erinnerung an eine Dummheit!“

Adelheid hatte, wie man sieht, eine recht nüchterne Auffassung dessen, was dem Doktor, ohne daß er auch nur ahnte, welches der eigentliche Grund seines Behagens sei, die Tage mit einem heitern Reiz füllte. Aber man ist einer Schwäche deshalb noch nicht ledig, weil man sie erkannt hat. Anstatt abzulassen von ihren kleinen Verführungsmanövern, der ausgezeichneten Mischung von Unterordnung und Uebermuth, der Nachgiebigkeit, die dem Manne schmeichelt, und dem Anspruch auf seine Aufmerksamkeit und Rücksicht, der ihm ebenfalls schmeichelt, trieb Adelheid alle diese Künste um so eifriger, je bessern Erfolg sie damit erzielte. Zuletzt wurde sie gleichgiltig gegen die Folgen für sich und für ihn und gab sich dem Reize völlig unbewußt dargebrachter Huldigungen mit einer Art trotziger Lust hin. Sie wollte sich rächen an dem Schicksal dafür, daß es ihr wieder diesen Gatten einer andern anstatt irgend eines wünschenswerthen und passenden Heirathskandidaten in den Weg geführt hatte. Und Julie? Ei, die mochte für sich selber sorgen — hatte sie es verstanden, sich einen Gatten zu gewinnen, so mochte sie nun zusehen, wie sie ihn fesselte. Unter Adelheids Fehlern oder Tugenden war weichherziges Mitleid nicht anzutreffen. Sie war nicht hart, wo es andern zu helfen galt; aber ihr Gefühl beirrte sie im ganzen wenig. Einmal, als die Gesellschaft beisammen saß, kam auf einen Künstler die Rede, der zu großen Hoffnungen berechtigt hatte, und von dem es jetzt, da er nur Mittelmäßiges leistete und in eine ganz gewöhnliche Carriere gerathen war, hieß, seine Gesundheit habe ihn im Stich gelassen.

„Er muß ein energieloser Mensch sein,“ sagte Adelheid verächtlich.

„Er ist krank geworden, der Arme,“ bemerkte Julie mit einem Seufzer. „Wer kann gegen das Schicksal aufkommen?“

„Wenn man etwas zu thun hat, darf man nicht krank werden,“ sagte Adelheid hart. „Krankheit ist eine Untugend wie andere auch; ein Mensch, der ein Ziel verfolgt, darf sich nicht krank werden lassen. Ich kann kranke Menschen nicht leiden.“

Julie warf einen scheuen Blick voll innern Jammers nach ihrem Mann. Hatte er kein Zeichen der Mißbilligung für diese herben Worte? Nein, er lächelte gleichgiltig; aber er schien auch keine Beziehung auf andere darin zu entdecken, und das gewährte der armen Frau wieder Erleichterung.

Julie hatte sich daran gewöhnen müssen, ihren Gatten während der Nachmittage zu entbehren. Eine angenehme Gesellschaft hatte sich zusammengefunden, bestehend aus einem kinderlosen Ehepaar, einigen einzelnen Damen, Adelheid und dem Doktor. Sie nannte sich „der Alpenklub“ und nahm, da alle wohlauf waren und nur der wohlthätigen Waldluft wegen in Dreybrunn weilten, die reizende Umgegend auf täglichen weiten Gängen in einer systematischen Weise durch.

Je mehr Vergnügen ihr Mann an diesen Ausflügen zu empfinden schien, desto weniger dachte Julie daran, von ihm zu verlangen, daß er ihretwegen etwa zurückbleiben solle. Anfangs war ihr auch die Ruhe während dieser Stunden erwünscht gewesen, und sie hatte immer gehofft, ihren Gatten bald durch Beweise größeren Wohlbefindens erfreuen zu können. Aber die Einsamkeit ist ein Mittel, das bei Nervenleidenden nur in sorgfältig bemessenen Dosen angewendet werden darf. Zu viel davon bringt eine der erwarteten ganz entgegengesetzte Wirkung hervor; zu viel Ruhe beunruhigt sie, der Mangel an Anregung regt sie auf.

Bald wurde dem armen Kinde das Alleinsein zur Qual, denn sie konnte sich nicht mehr retten vor ihren traurigen Gedanken. Erst begleitete sie die gesunden fröhlichen Menschen im Geiste sehnsüchtig ins Weite, dann kehrten die Gedanken zu ihr selber zurück und wogten und bohrten sich in die Vergangenheit hinein, und sie begann das gefährliche Spiel, sich ins Gedächtniß zurückzurufen, was sie von ihrem Leben, ihrer Ehe erwartet hatte, und dann die Wirklichkeit damit zu vergleichen. Mit einer Art von ungläubigem Entsetzen dachte sie auch wohl

Digitized by Google

an die Worte der Stiefmama: Adelheid verdreht allen Männern die Köpfe, dem Ihren auch. Sie zweifelte keinen Augenblick an ihrem Mann; aber sie wurde doch unendlich traurig, wenn sie bedachte, wie Adelheid in der That ohne allen Vergleich liebenswürdiger, anregender, gescheidter und hübscher sei als sie. Die letzte Stunde des Alleinseins wurde gewöhnlich von einer alles verschlingenden fieberhaften Erwartung der Heimkehrenden angefüllt. Hundertmal fuhr sie bei jedem Tritt, der sich nahte, zusammen; Viertelstunden lang schaute sie sich die Augen trübe die Chaussee entlang, auf der die Gesellschaft kommen mußte. Und wenn Rudolph dann endlich da war und sie gleichmüthig küßte, so erfuhr er von dem allen nichts, denn Julie wurde täglich scheuer und ungeschickter im Ausdruck ihrer Gefühle — kein Wort von dem, was sie eben noch erlitten hatte, kam je über ihre Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe von der Weltumseglung der „Gazelle".

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

III. Kerguelen.

Der achttägige Aufenthalt in der schönen Kapstadt sollte für uns ein Lichtblick sein, an den wir oft noch zurückdachten; denn eine entbehrungsreiche Zeit folgte nun, wir nahmen Abschied von der Civilisation und ihren Genüssen, um gen Süden steuernd dem rauhen Gebiet des antarktischen Ozeans zuzusteuern. Am 4. Oktober 1874 wendeten wir der Südspitze Afrikas den Rücken. Gleich von der ersten Nacht an war unsere Weiterreise von den schwersten Stürmen und den ungünstigsten Temperaturverhältnissen begleitet. Eine orkanartig bewegte Atmosphäre und hohe brechende See warfen fast unausgesetzt unser gutes Schiff wie eine leichte Schale auf den empörten Wogen umher; mühsam bahnte sich die „Gazelle" ihren Weg durch den dichten Nebelschleier, welcher selbst die mehrere tausend Fuß hoch aufsteigenden, zu den Crozet-Eilanden gehörigen Possession- oder Pinguin-Inseln auf kurze Entfernung hin unsern Blicken entzog und uns den Gefahren unvermutheter Strandung aussetzte. Noch im letzten Stadium der Reise, am 23. Oktober, warfen sich die entfesselten Elemente mit solcher Heftigkeit auf unser von der stürmischen Brandung schwer bedrängtes Fahrzeug, als sollte es für die Kühnheit und Ausdauer, die es bewiesen, und angesichts des erstrebten Landziels in die Tiefe herabgezogen werden. Aber schon winkte uns Kerguelen!

Am 26. Oktober vormittags, nach dreiwöchentlicher Seefahrt von Kapstadt, ging die „Gazelle", nachdem sie alle Gefahren glücklich bestanden, in dem einen Theil der Accessiblebucht bildenden Betsy-Cove, an der Nordostküste Kerguelens, vor Anker. Betsy-Cove war seiner geschützten Verhältnisse und guten Hafenverhältnisse wegen gewählt worden, um hier die Astronomen häuslich einzurichten.

Die Insel Kerguelen wurde von dem französischen Seefahrer, dessen Namen sie trägt, vor 104 Jahren (13. Februar 1772) entdeckt und für einen Theil des nördlichen Randes eines großen Südlandes angesehen, dessen chimärische Existenz erst durch Cooks Reise in den antarktischen Ozean zerstört wurde. Cook, ohne von Kerguelens Entdeckung etwas zu wissen, fand nämlich das Nordende der Insel um Weihnachten 1776 wieder auf und nannte das ihm trostlos erscheinende Eiland, dessen buchtenreiche Ostküste er aufnahm, Desolationsland. Allerdings zeigte sich auch uns, die wir an der Observations-Halbinsel die Mitglieder der deutschen Expedition zur Beobachtung des Venusdurchgangs auszusetzen hatten, eine große Einförmigkeit in der Landschaft; doch der herrliche grüne Teppich von Moos und Kohlpflanzen, der sich fast 200 Meter hoch an den Bergen hinzieht, die zahlreichen Wasserfälle, die von kleinen, liegen gebliebenen Schneefeldern die felsigen Berge hinabströmen — wir befanden uns im Sommer der südlichen Halbkugel — machten eine höchst charakteristische Scenerie aus. Die höchsten Berge der Insel, in ihrem Südende, von denen Gletscher zum Meer herabsteigen, sind über 1800 Meter hoch, und ganz Kerguelen zeigt deutliche Spuren seiner vulkanischen Entstehung, denn Basalte und Trappe sind das vorherrschende Gestein, auch hat man Kohlen in vier Fuß mächtigen Lagern gefunden — ein Zeugniß dafür, daß hier, wo jetzt nur krautartige Pflanzen gedeihen, einst Wälder rauschten, die aber, als ein Wechsel des Klimas eintrat, untergehen mußten.

Da von Seiten der deutschen wie der englischen Gelehrten, welche den Venusdurchgang vor der Sonnenscheibe beobachteten, sehr viel über Kerguelen geschrieben worden ist, so kann ich mich hier kurz fassen. Die „Gazelle" hat namentlich Aufnahmen an der fjordreichen Nordostküste gemacht und der Karte hier ein wesentlich verändertes Ansehen gegeben. Wir haben jetzt dort eine Prinz Adalbert-Insel, eine Bismarck-, Stosch- und Jachmann-Halbinsel, die für alle Zeit an den deutschen Besuch auf dem fernen Eiland gemahnen werden. Kerguelen hat wenig Verlockendes, denn obwohl in derselben Breite wie Süddeutschland gelegen, zeigt es doch ein polares Klima, weil es von dem südlichen Treibeisgürtel noch umspannt wird. Außer Moosen gedeihen hier nur achtzehn höhere Pflanzen, und diese sind theilweise sehr eigenthümlicher Art. Ein schmales Rasenband umgrenzt die tiefen Küsteneinschnitte der Insel und über diesem Bande befinden sich die braunen Massen einer eigenthümlichen Doldenpflanze, welche man von fern für den Rasen eines Mooses oder eines Steinbrechs halten konnte. Ein wenig weiter entdeckt man hier und da zerstreut einige Gräser und Kräuter, welche dem felsigen Boden ihre Existenz abringen. Vor allem aber ist durch seine riesige Größe der Kerguelenkohl bemerkbar, eine Kreuzblume, die, als frisches Gemüse zubereitet, uns vortrefflich mundete und eine angenehme Abwechslung gegenüber den Konserven bildete, außerdem für den Seemann wegen ihrer heilkräftigen Eigenschaften von hoher Wichtigkeit ist, da sie den Skorbut, diese Schreckenskrankheit aller Schiffer, verhindert. Der botanische Name dieses Kohls ist Pringlea antiscorbutica, so benannt nach Sir John Pringle, der im vorigen Jahrhundert eine gelehrte Arbeit über den Skorbut veröffentlichte. Diese Kreuzblume war am Meer im Ueberfluß vorhanden und ist deshalb so interessant, weil sie nur allein hier auf Kerguelen, sonst nirgends mehr in der Welt wächst.

Bemerkenswerth ist auch die ungemein ausgedehnte Tang- und Algenvegetation im Meer rings um Kerguelen herum, mit welcher die „Gazelle" zu kämpfen hatte. In den Tangen halten sich, oder sagen wir besser, hielten sich die Walfische auf, die einst in ungeheuren Massen hier vertreten waren, jetzt aber selten geworden sind. Die Fangzeit dauert vom Januar bis in den Juni, wird aber gegenwärtig nur noch von wenigen Amerikanern betrieben, welche in den Tangen den Walen auflauern, die dort ihre Jungen werfen. Wenn die Alte gefangen ist, stirbt das Junge, seiner Ernährerin beraubt, bald ab. Die Folge davon ist, daß die Fischerei, welche früher gegen 200 Fahrzeuge beschäftigte, jetzt nur ein halbes Dutzend Wale im Jahr liefert. Gegen Ende September gehen die Fahrzeuge nach den 60 Meilen südlicher gelegenen Macdonald-Inseln, um Seeelephanten und Seebären zu schlagen, bleiben dort bis Mitte Dezember und kehren dann nach Kerguelen zurück, indem sie auf jenen Inseln einige Mannschaft zurücklassen, welche das Werk dort im Winter fortsetzt. Alle Robben, die ihre Nahrung im Meer zu sich nehmen, sind genöthigt, auf dem Lande zu werfen und dort ihre Jungen zu säugen. Während dieser Zeit nun fallen Alte wie Junge den Seehundsjägern zur Beute, und gleich den Walfischen werden auch sie allmählich vernichtet. Die Männchen, welche am größten sind und den meisten Speck liefern, werden vorgezogen; doch vernichten die Matrosen die Weibchen und Kälber mit ihren Knütteln in gleicher Weise. Auf Kerguelen, wo diese Art der Vertilgung seit vierzig Jahren ununterbrochen betrieben wurde, sind jetzt nur noch verhältnißmäßig wenige übrig, mit Ausnahme einer Bucht an der schwer zugängigen Westküste, welche die Seehundsjäger wegen der Brandung nicht erreichen können. Vor einigen Jahren wurde von den Robbenschlägern eine große Masse Speck gesammelt

Digitized by Google

und ausgekocht; nachdem man lange Zeit darauf gewartet, um sie zu verschiffen, setzte man sie schließlich in einer Anwandlung von Verzweiflung in Brand. Seitdem heißt die Bucht, wo dieses geschah, die Bonfire-Beach.

Die nutzlose Vernichtung der Walthiere und Robben auf Kerguelen ist eine Schändlichkeit. Sie werden dem Untergang zugeführt, und die Zeit naht heran, daß hier keine „Ernten aus dem Meer" mehr gehalten werden können. Und im nordatlantischen Ozean ist es ähnlich; große Gebiete, die einst Wale und Robben in Menge lieferten, sind jetzt frei von ihnen, da der Mensch nicht auf die Zukunft bedacht war und die nützlichen Geschöpfe mit Stumpf und Stiel ausrottete, statt an die Zukunft zu denken und wenigstens die Jungen als Nachwuchs zu schonen. Gewiß wären hier internationale Schutzgesetze, nach Art unserer Jagd- und Fischschonzeiten, am Platz, wenn der „Segen des Meeres", wie die Matrosen selbst sagen, nicht ganz zu Grunde gehen soll.

Zahlreich sind nur noch die Seeelephanten auf den Macdonald-Inseln. Die dort stationirten Amerikaner glauben, daß nicht fern von den Macdonald-Inseln andere, bisher unentdeckte Eilande liegen, wo die Thiere unbelästigt brüten, und daß auf diese Art ihre Anzahl sich stets auf der gleichen Höhe erhält; wäre dieses aber der Fall, so würden die gequälten Geschöpfe sich gewiß von den Macdonald-Inseln ganz wegwenden. Dieser Seeelephant ist der Riese der Familie und sein Name sehr passend gewählt, denn die eigenthümliche, etwa fußlange Verlängerung der Nase des Männchens erinnert entschieden an den Elephantenrüssel. In der Ruhe hängt der Rüssel schlaff über die Oberlippe herab; wird das Thier aber gereizt, so richtet es ihn auf. Hinsichtlich der Leibesgestalt gleicht der Seeelephant einem Walrosse, nur ist er größer, wird bis 9 Meter lang und erreicht einen Leibesumfang von 4½ Meter. Die Weibchen sind beträchtlich kleiner. Schon aus diesen Maßangaben erkennt man, welch ein kolossales Thier die Rüsselrobbe ist; es ist ein eigenthümlicher Anblick, eine Familie dieser Speckklumpen beisammen am sumpfigen Strand liegen zu sehen, wo sie sich wälzen und großen dunklen Erdhaufen gleichen. Unbeholfen, von Fett schlotternd, bewegen sie sich ruckweise dahin, gleich großen mit Gallert gefüllten Blasen. Nach einem Wege von zwanzig oder dreißig Schritten waren sie ermüdet und mußten sich ausruhen; dennoch wälzten sie sich über 7 Meter hohe Sandhaufen hinweg. Im Wasser dagegen zeigten sie sich ganz anders. Sie schwimmen und tauchen vortrefflich, machen rasche Wendungen, legen sich zum Schlafen ruhig auf die Wellen, lassen sich treiben, jagen eifrig und geschickt ihrer Nahrung, hauptsächlich Sepien und Fischen, nach und wissen selbst Wasservögel schwimmend zu erreichen. Eigenthümlich ist, daß sie selbst Tange und Steine verschlingen. Sie sind übrigens im höchsten Grade geistesstumpfe Thiere, die nur selten aus ihrer faulen Ruhe sich aufstören lassen und leicht mit Lanzen erlegt werden. Die Matrosen warten den Augenblick ab, wo das Thier den linken Vorderfuß erhebt, und bohren ihm dann den Speer ins Herz. Ganz ohne Gefahr ist trotz der Unbehilflichkeit der Fang nicht, so harmlos auch sonst diese Meeresgeschöpfe sind. Bisweilen soll es vorgekommen sein, daß sie sich, plötzlich die ganze Kraft zusammennehmend, auf den Mörder werfen, um ihn durch ihr ungeheures Gewicht zu zerquetschen. Wozu jagt man nun in den fernen Südpolarregionen diese Robben? Ihr Nutzen ist nicht unbeträchtlich. Das Fleisch des Thieres ist zwar nicht viel werth, allein das Herz wird von den Matrosen gern gegessen und auch die Leber von diesen nicht sehr verwöhnten Leuten geschätzt, wenngleich ihr Genuß eine mehrere Stunden anhaltende Schläfrigkeit veranlassen soll. Ein wahrer Leckerbissen ist die Zunge, zumal nachdem sie eingesalzen wurde; die kurzhaarige steife Haut dient zu Ueberzügen, Pferde- und Kutschengeschirr, doch ist das Fett die Hauptsache, sowohl wegen seiner Menge als wegen der leichten Zubereitung des Thrans. Ein großes Thier kann 14 bis 15 Centner davon liefern, denn die Speckschicht ist fast einen Fuß dick.

Am 12. November 1874, nachdem die Astronomen in ihren Behausungen bei Betsy-Cove untergebracht waren, hielten wir noch eine kleine Festlichkeit ab und verließen dann Dr. Börgen und die Seinigen, um bis Ende Januar 1875 uns der nähern Erforschung Kerguelens hinzugeben. Auf allen unsern Fahrten, die namentlich der insel- und buchtenreichen Nordostküste galten, mußten wir sehr vorsichtig verfahren, da es an ordentlichen Karten fehlte, ein ununterbrochener Nebel den Sehkreis beschränkte und ein rauhes unbeständiges Klima an dem felsigen zerrissenen Gestade die Fahrt zu einer keineswegs angenehmen gestaltete. Aber unsere Exkursion trug nicht unwesentlich zur Kenntniß der Insel bei, deren Riffe und zahllose kleine Eilande nun, mit Ausnahme der Westküste, bekannt sind.

Auch für die Erforschung des Innern der Insel haben wir Deutschen die ersten erfolgreichen Schritte durch eine mühselige viertägige Exkursion kurz vor Weihnachten unter Führung des Kapitäns von Schleinitz gethan. Unsere Wanderung kann nur mit einer höchst beschwerlichen Tour in den Alpen verglichen werden; denn lagen auch nur Höhen von 1000 Meter vor uns, so fehlten uns doch steile Felsgrate, Schlünde, Schneefelder, rauschende Kaskaden nicht, und nur die Vegetation fehlte, um den Eindruck vollständig zu machen, als befänden wir uns in Europas Hochgebirgen.

Es war ein eigenthümliches Gefühl, als wir, von acht Matrosen als Trägern gefolgt, die Umgebung von Betsy-Cove verließen und zum ersten Mal den jungfräulichen Boden betraten, den außer schreienden Seevögeln noch kein lebendes Wesen gesehen hatte; wir folgten dem Thal eines Flusses, der, von Süden herströmend, bei Betsy-Cove das Meer erreicht. Eingetretene Nebel deckten zeitweilig den sumpfigen Pfad, dessen Richtung nur mit Hilfe des Kompasses gewonnen werden konnte. Es ging dann, einer weiten Ausbiegung des erreichten Flusses folgend, nach Osten zu. Der Strom hat sich hier zwischen 30 Meter hohen Basaltmassen eingegraben und strömt in pittoresker Weise über sein mit Felsblöcken bedecktes Bett hin.

Mit Mühe und Noth, oft mehr springend als gehend, kletterten wir auf der Sohle des Thals längs der steilen Felswände hin, um auf den wasserumbrausten Steinen einen Uebergang zu suchen. Es war umsonst, die Schlucht verengte sich mehr und mehr, so daß man nur mühsam den oberen Rand des Ufers ersteigen und diesem folgen konnte. Plötzlich verschwand der Wasserlauf vor unseren Blicken, doch nur um aus einer Felsenspalte springbrunnenartig wieder hervorzuschießen und in tobendem Wasserfall in die Tiefe zu stürzen. Einige Seemeilen weiter oberhalb trafen wir dann auf einen von steilen Bergwänden eingefaßten, etwa 300 Meter über dem Meeresspiegel sich erhebenden Gebirgssee, der als der Ursprung des Flusses, dem wir gefolgt waren, erkannt wurde. Die Ufer des Sees wurden von einem Kranz luftiger, eigenthümlich gestalteter Berge überragt, deren einige mit emporstarrenden nadelförmigen Felsblöcken bedeckt waren. Die hohen, die Wasserfläche abschließenden Wände gaben der Landschaft eine Ruhe, wie wir sie in der ewig bewegten und erregten Atmosphäre von Kerguelen an keiner anderen Stelle gefunden hatten.

Vor uns lag nun ein an Amethysten, Bergkrystallen und Achaten reicher Höhenzug, dessen Hauptbestandtheil wieder aus Basaltmauern gebildet wurde. Mit Anstrengung wurde von uns der erste Theil des Kammes erstiegen; die oberen Flächen waren indessen so steil, daß die Matrosen, welche uns Zelte und Proviant nachschleppten, nicht fortkommen konnten, sondern langsam kriechend den schroffen Abhang wieder hinabrutschen mußten, um uns, die wir durchnäßt, erstarrt, an Händen und Füßen wund waren, an geschützter Felsenhöhlung eine Lagerstätte zu bereiten.

Am folgenden Tage wollten wir das Croziergebirge, einen basaltischen, 990 Meter hohen Gebirgszug, ersteigen; es war unsere Absicht, zwei Bergzacken zu erklimmen, von denen aus ein guter Ueberblick über die umliegenden Landschaften zu gewinnen war. Ein schwerer, aus Norden daherbrausender Schneesturm, der uns hier im südlichen Hochsommer, in einer Breite wie unser freundliches Stuttgart, mit seinen dichten Flocken einhüllte, vereitelte indessen unsere Absicht, nachdem wir das Gebirge bis zur Hälfte etwa erstiegen hatten. Der Rückzug mußte angetreten werden, wollten wir nicht hier oben einschneien; schwer nur fanden wir unter der weißen Decke den Pfad, und

Digitized by Google

statt der ersehnten Ruhe folgte auf alle Strapazen eine schlaflose, höchst stürmische Regennacht. Die Gebirgswasser schwollen kataraktenartig an und waren nur mit Mühe zu passiren; der Proviant ging zu Ende; der Regen goß in Strömen herab und verdarb die Zeichnungen und Papiere; bis an die Hüften wateten wir oft in dem geschmolzenen Schneewasser, versanken wir in den Morästen der Hochflächen, über die nur dann und wann, melancholisch schreiend, ein Seevogel dahinstrich — kurz, es war eine höchst ungemüthliche erfahrungsreiche, an Strapazen überreiche Exkursion, und das alles im Hochsommer. Nach dieser Schilderung wird man wohl einsehen, daß das im Winter unter Eis und Schnee völlig begrabene Kerguelen kein Aufenthalt für eine dauernde menschliche Ansiedlung ist, und daß es stets nur von Robbenschlägern oder höchstens einmal von Gelehrten, wie unsern Vennsleuten, besucht werden wird.

Ohne ernstliche Gefahren für Mannschaft und Schiff sind unsere Fahrten in den klippenreichen Gewässern Kerguelens nicht abgelaufen. Im Dezember geriethen wir bei Sturm und Nebel in der Tuckerstraße mit dem Vordersteven auf eine Klippe, wobei die äußere Bekleidung so arg zerfetzt wurde, daß wir später einen Nothbeschlag aus Kupferplatten in Betsy-Cove anbringen mußten. Aber die Mannschaft hielt sich trefflich, und außer ein paar Quetschungen kam diesmal nichts vor, wie denn überhaupt mit Ausnahme eines Unfalls — bei der stürmischen Ueberfahrt von Kapstadt nach Kerguelen stürzte ein Matrose vom Mast aufs Deck und war zerschmettert — kein Unglück bisher zu beklagen war.

Nachdem unter glücklichen Umständen der Vorübergang der Venus beobachtet worden war, kam es darauf an, möglichst schnell Nachricht von diesem Ergebniß nach Deutschland zu befördern. Wir liefen daher aus, um womöglich ein Schiff zu finden, welches die Briefschaften weiter beförderte. Es war wiederum eine höchst stürmische Fahrt, und ich gedenke namentlich des Weihnachtsabends 1874, an dem wir wie ein Kinderspielzeug vom rasenden Orkan umhergeworfen wurden. Doch gelang es uns, einen Ostindienfahrer, der nach Akyab segelte, um Reis zu holen, abzufassen, welcher unsere Depeschen übernahm, die denn auch telegraphisch von jenem Hafen weiter befördert wurden, so daß schon im Februar die Resultate der astronomischen Beobachtungen in Berlin bekannt waren.

Ende Januar — immer schrecklicher wurde die Witterung, und was Sonne war, kannten wir schon gar nicht mehr — begann endlich der Abbruch der Station; bei Regen und Sturm, nicht ohne Gefahr und Mühseligkeiten, wurde alles eingepackt; die Astronomen und Photographen etablirten sich nach fast vierteljährigem Aufenthalt auf Kerguelen wieder an Bord der „Gazelle"; auf ging der schwere Anker, der mächtige Schornstein rauchte, ein letzter Sonnenblick fiel auf den schneebedeckten Mount Moseley und den seltsam geformten Chimney Top, und fort ging es. Wir waren froh, dem regnigen, unfreundlichen, kahlen Eiland den Rücken wenden zu können. Nachdem noch einige Aufnahmen in dem Insel- und Buchtengewirr der Nordostküste gemacht waren, hielt die „Gazelle" nördlich — dem schönen Tropeneiland Mauritius zu.

Der Kuckuck im germanischen Volksglauben.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von Dr. A. Bernal.

Wer sich je mit den sogenannten Volksliedern etwas eingehender beschäftigt hat, der muß sich nothgedrungen auch die Frage vorlegen, warum denn in all diesen Liedern die Natur mit ihren mannigfaltigen Erscheinungen eine so ganz ausnehmend hervorragende Rolle spiele. Sommer und Winter, Wald und Wiese, Blätter und Blumen, Vögel und andere Thiere, alle erscheinen bald als wesentliche Bestandtheile der Lieder, bald wenigstens im Hintergrund oder als Rahmen und Randverzierung.

Unter den acht Klassen, in welche Uhland in seinen nachgelassenen Schriften zur Geschichte der deutschen Sage und Dichtung die Volksliederdichtung zerlegt, führt die erste den Titel: „Sommer und Winter", die zweite den: „Fabellieder", also Lieder aus der Thierfabel. Diese beiden Arten sind ohne Zweifel der Zeit ihrer Entstehung nach, oder wenn man sich noch präziser ausdrücken will, nach der Stufe der sozialen und politischen Entwicklung des betreffenden Volkes die ältesten. Diese Lieder offenbaren noch einen recht eigenthümlich mythologischen Charakter, und die sozusagen mythologische Schicht, aus der ihr Klang ertönt, ist noch eine weit in die fernste Ferne hineinreichende. In den nachfolgenden Schichten verändert sich nun freilich mit dem veränderten politischen und sozialen Leben auch der mythologische Charakter der Lieder; aber dennoch ist in den sogenannten historischen Volksliedern, namentlich solchen, welche sich noch eng an die sogenannte Heldensage lehnen, der mythologische Ursprung recht wohl zu erkennen, und auch den übrigen Gattungen bleibt, wenngleich in seiner eigentlichen Bedeutung unverstanden und zu einem blos äußeren Schmuck erstarrt oder verdorrt, ein Naturbild oder eine Naturerscheinung als Rest und letzte Erinnerung an einen ursprünglich ganz anderen Sinn; kurz, wir tragen nach allem kein Bedenken, das Volkslied insgesammt aus dem Mythus und dem Naturleben überhaupt herzuleiten.

Hauptrollen aber in der Natur spielen nun überall und immer die Himmelserscheinungen, Wind und Wetter, Donner und Blitz, die Bäume, die Pflanzen und die Thiere, nicht minder deshalb auch in den Mythen. Die über den Himmel sich in langen und vielfach verzweigten Streifen hinziehenden Wolken werden einem Baume verglichen, der die ganze Welt umfaßt. Unter der Glücks- oder Schlüsselblume ferner birgt sich der Blitz, der die Wolke öffnet, wie die Glücksblume die Gabe besitzt, verborgene Schätze aufzudecken. Jene Wolke aber, welche der Blitz öffnet, wird sehr oft in den alten vedischen Liedern als ein Stall dargestellt, in dem der feindliche Dämon, der finstere Nachtgeist, die geraubten Kühe verborgen hat, der Gott Indra aber öffnet die Thüren desselben mit dem Blitz und führt den Raub wieder hervor — alles mythische Darstellungen für die Schätze, welche die Wolke austheilt, indem diese sowohl den Reichthum ihres Segens im niederströmenden Regen spendet, als sie auch nach dem Erguss desselben der Sonne goldenen Strahl, den Hort, der die Schöpfung neu belebt, wieder hervortreten läßt.

Baum, Pflanze und Thier dienen als Namen und Hülle für Gegenstände der Natur, unter denen sich mythische Wesen verbergen; doch sind es unter allen Geschöpfen der Erde ganz vorzugsweise die Thiere, welche ein jedes in der sinnlich, mit dem Gesichtssinn aufgefaßten Vorstellung an Stelle einer der Form und dem Wesen entsprechenden Naturerscheinung von der Erde an den Himmel versetzt worden sind, gerade wie wir noch jetzt wohl die kleinen weißgestreiften Wolkengruppen am Himmel Schäfchen zu nennen pflegen.

Um nun sicheren Grund für die Erklärung dieser Erscheinung zu gewinnen, muß in das graue Alterthum, in die ältesten Zeiten unseres großen indoeuropäischen Volksstammes zurückgegangen werden. Wie nämlich in der Geschichte der indogermanischen Sprache das Sanskrit als der Ausgangspunkt dient, weil diese Sprache ihre älteste Literatur treuer bewahrt hat als irgend eine andere indogermanische, so gebührt dem Sanskrit besonders auch bei dem Begriffskreise der Vorrang, in welchem die Inder ihre Anschauungen vom Himmel und von den Göttern niedergelegt haben. Das indische Volk erscheint in seinen Denkmalen noch auf der frühesten Entwicklungsstufe von allen, und so muß man bei jeder derartigen Untersuchung auch auf die Anschauung des alten Inders zurückgehen. In erster Linie stehen die alten vedischen Texte, in denen das indische Leben noch in seiner ganzen nomadisch-patriarchalischen Einfachheit auftritt; auf sie muß man als auf den Mittelpunkt zurückgehen, von welchem die Mythologieen anderer indogermanischer Völker strahlenförmig ausgehen. Aber daneben behauptet doch auch ohne Zweifel jede einzelne der übrigen entschieden ihren

Digitized by Google

besonderen und eigenthümlichen Platz, und für diese spezifische Eigenthümlichkeit der einen oder der anderen sind neben den verschiedenen Charakteranlagen vor allem wohl solche Umstände von Einfluß, welche Verschiedenheit der Wohnsitze und des Klimas bedingt haben. So wechseln in Folge der zoologischen Geographie oft die Rollen der Thiere ganz und gar. In Europa z. B. hat sich ein vollständiges Epos vom Fuchs ausgebildet, während die indische Sage, welche lieber bei der Schlauheit der Schlange verweilt, jenem Thier eine untergeordnete Stellung anweist. Wenn ferner über einzelne Thiere bei den Altindern die Nachrichten spärlich sind oder auch ganz fehlen, so ist der erste Ausgangspunkt für die Erklärung bei irgend einem anderen Volkszweig zu suchen. Andrerseits sind aber auch über manche Thiere die Sagen und Berichte gewaltig ausgesponnen. In solchem Fall darf nicht vergessen werden, daß ein Zeitraum von viertausend Jahren vor uns liegt, der eben so vor Ungenauigkeit als vor allzu minutiöser Behandlung warnen muß. Wie sehr kann innerhalb eines solchen Zeitraums die ursprüngliche Auffassung ausgeschmückt und überhaupt verändert sein!

Hier soll zunächst ein Vogel, der Kuckuck, behandelt werden.

Der Wolkenhimmel wurde vorher mit einem die ganze Welt umfassenden Baum verglichen. In dieser Himmelsatmosphäre, in diesem Himmelsbaum hausen die Vögel und die Insekten des Mythus; der weitgeästete Baum ist ihre Welt. Der Gott nimmt, wenn er dies Gebiet durcheilt, die Gestalt eines geflügelten Thieres an. Die Sonne und der Mond, die Sonnenstrahlen, die Donnerkeile, die Blitze, die Morgenröthe, die Wolken, welche sich bewegen und donnern, erhalten oft in den Mythen die Gestalten fliegender Thiere. Daß aber schon der alte Arier und auch die spätere mythische Zeit gerade die Vögel so gern an den Himmel versetzte, um unter ihrem Bild eine Naturerscheinung zu zeichnen, liegt in dem, ich möchte sagen, imponirenden Wesen des Vogels. Mannigfach zeigen uns Thierhochzeiten und Leichenbegängnisse, wie nahe, wie gleich der Mensch der Vögel Freud und Leid dem seinigen stellte; nun aber imponirte vor allem bei ihnen die rasche Bewegung, die Herrschaft in der Luft, einem den Menschen verschlossenen Gebiet, der scharfe Gesichtssinn und endlich auch bei vielen der liebliche, zum Herzen dringende Gesang. Vor allem aber überschauen mittelst des Fluges die neugierigen Vögel alles Irdische; ihnen ist nichts unerreichbar, leicht und plötzlich sind sie an jedem Ort gegenwärtig. Darum aber sind sie auch die Wissenden, der geheimsten Dinge Kundigen. Es kommt hinzu, daß sie eben da unerwartet erscheinen oder unbemerkt zugegen sind, wo der Mensch am wenigsten beobachtet zu sein glaubt, in der Einsamkeit des Feldes und Waldes. Schon das Bewußtsein ihrer lebendigen Gegenwart, der Anblick ihres klaren Auges macht sie zu willkommenen Vertrauten, aber weiterhin denn auch zu unberufenen Zeugen wie in Schillers Kranichen des Ibykus. Da ihnen aber auch mannigfache Stimme gegeben ist, so können sie sagen und melden, was sie Neues und Heimliches erkundet haben; schlägt diese Stimme unerwartet an das Ohr des Einsamen, Ahnungsvollen, Schuldbewußten, so wird sie verstanden und wirkt als Vorzeichen, Warnung, Vorwurf oder auch als Botschaft, Rath und Orakel.

Der kôkila oder kôka, d. h. der indische Kuckuck, ist für die indische Dichtung, was die Nachtigall für die der anderen indogermanischen Nationen ist; sein Gesang wird herzraubend genannt. Im Rigveda kommt außerdem ein Vogel vor, der Kapingala, der schreiend, vorausjagend, was kommen wird, seine Stimme lenkt, wie der Schiffer sein Schiff steuert. „Vogel," heißt es, „bringe uns ein gutes Vorzeichen. Daß dir nicht ein Unfall zustoße! Entfliehe dem Sperber und den Raubvögeln. Nicht soll der Bogenschütze, mit seinem Pfeil bewaffnet, dich treffen. Laß uns von Süden (von daher kommt in Indien der Regen) deine heilbringende Stimme vernehmen. Heilvorbedeutender Vogel, laß deinen glücklichen Ruf zur Rechten unserer Häuser erschallen, bewahre uns vor Dieben und Bösewichtern. Als Väter einer glücklichen Nachkommenschaft laß uns noch lange beim Opfer singen." In diesem Kapingala ist mit Recht der Kuckuck nachgewiesen worden. Wenn es nun in einer Legende heißt, daß Indra, begierig besungen zu werden, ein Kapingala wurde und sich zur Rechten des weisen Mannes setzte, der durch das Verdienst seiner Lobgesänge in den Himmel erhoben werden sollte, daß aber der Weise erkannte mit dem Auge des Sehers in dem Vogel den Gott und als Lobpsalmen zwei Hymnen sang; wenn ferner in einer Erzählung des Ramayana Indra die Gestalt des kôkila annimmt; wenn demnach Indra sowohl als Kapingala wie als kôkila erscheint, so werden beide Kuckucksarten oder überhaupt der Kuckuck ihm, dem Donnergott, geweiht gewesen sein.

Darum galt den urverwandten Indern der Kuckuck als ein heiliges Thier; aber auch bei unseren engeren Vorfahren hat er göttliche Verehrung genossen oder wenigstens zu dem alten Götterwesen in naher Beziehung gestanden. Das beweist schon das Verbot, den Kuckuck zu tödten, das in Schweden bestand, und die Redensart: „Potz Kuckuck!" als Gotteskuckuck. Daß bei den Germanen der Gott Thôrr oder Donar gemeint ist, ergibt sich daraus, daß zufolge vieler Einzelheiten aus der germanischen Sage Donar dem Indra im wesentlichen entspricht.

Die mythische Bedeutung des Kuckucks und der mit ihm verbundenen Sagen haben auch überall eine Naturerscheinung zur letzten Grundlage; er spielt sogar eine ganz bedeutende Rolle im Volksgesang, wenn auch die Beziehungen nicht völlig klar liegen.

Es hat gewiß etwas Eigenes, um nicht zu sagen Unheimliches, wenn man im stillen Wald plötzlich die überaus laute Stimme des Kuckucks in der Nähe rufen hört; daher legte ihm das Volk dämonische Kraft bei. Um so tiefer war der Eindruck, den der erste, meist urplötzliche Sang des Vogels im Frühling auf die Gemüther machte; „ich hab' den Kuckuck gehört", machte und macht noch jetzt mehr Eindruck, als wenn man andere Frühlingsvögel vernommen hat; ist seine Stimme doch so hell, und man begrüßt ihn daher freudig als Lenzverkünder.

In einem angelsächsischen Gedicht vom heiligen Gudlac heißt es:

„die Gauche boten das Jahr";

in einem anderen, dem „Seefahrer":

„Es mahnet der Gauch auch mit der jammernden Stimme;
Es singet des Sommers Wart, Sorge bietet er,
Bittere hinein in den Brusthort."

Vor dem 3. April läßt sich der Gauch nie vernehmen; nach gewöhnlichem Volksglauben erst am 14. oder auch am 27. oder 28. Ein Kinderreim in Suffolk sagt:

Cuckoo, cuckoo,	Kuckuck, Kuckuck,
What do you do?	Was thust Du?
In april	Im April
I open my bill,	Oeffne ich meinen Schnabel,
In may	Im Mai
I sing night and day,	Singe ich Nacht und Tag,
In june	Im Juni
I change my tune,	Wechsle ich meine Weise,
In july	Im Juli
Away I fly,	Fliege ich weg,
In august	Im August
Away I must.	Muß ich hinweg.

Mit dem Kuckuck hält der Frühling seinen Einzug ins Land. Wann „der Gauch gucket", bezeichnet in alten Rechtsformeln den Lenzbeginn. Um ihn streiten sich daher in alten Liedern Frühling und Winter.

Auch bei Shakespeare in der 2. Scene vom 5. Akt von „Love's Labour Lost" oder „Liebesleid und -lust" kommen auf die Bühne der Winter und der Frühling, der eine repräsentirt durch die Eule, der andere durch den Kuckuck. In diesem Wettgesang wiederholt der Frühling das lustige Cuccu, der Winter das nächtliche Tuten der Eule. Gehören nun auch diese Lieder, wie sie vorliegen, den Schauspieldichtern an, so ist doch ein volksmäßiger Grund solcher Darstellungen nicht zu bezweifeln.

Nun treibt man rührig den Winter zum Lande hinaus. Ein Volkslied aus Leipzigs Umgegend heißt:

„Winter, ade! Scheiden thut weh;
Aber dein Scheiden macht,
Daß mir das Herze lacht.
Winter, ade! Scheiden thut weh.

Digitized by Google

Winter, ade! Scheiden thut weh.
Wenn du nicht bald ziehst aus,
Lacht dich der Kuckuck aus;
Winter, ade! Scheiden thut weh."

Wie der erste Storch, die erste Schwalbe, der erste Maikäfer feierlich eingeholt wurden, stürmte man in ausgelassenem Ungestüm in den Wald dem Kuckuck entgegen. In der Erlachschen Sammlung findet sich:

„Ich hör' ein' wunderliche Stimm':
Kuckuck!
So dies im Echo ich vernimm:
Kuckuck!
Wie oft ich diese Stimm' anhör',
Macht mir allemal noch Freude mehr.
Kuckuck, Kuckuck, Kuckuck!

Den Vogel muß ich treffen an,
Weil er so lieblich singen kann,
Kuckuck!
Sollt' ich den Wald auf aller Seit'
Und auch die Büsch' auslaufen heut,
Kuckuck, Kuckuck, Kuckuck!"

Der Kuckuck erscheint im Frühling, und da der Frühling alle Kräfte des Schaffens in der Natur aufweckt, so lag die Beziehung zur schöpferischen Kraft der Natur sehr nahe. Die häufige Benennung von Pflanzen nach dem Kuckuck zeugt dafür. Die „cuckoobud of yellow hue" kommt in dem oben erwähnten Shakespeareschen Stück vor, während allerdings unsere Kuckucksblume blau blüht; außerdem werden aber auch Orchisarten nach dem Kuckuck benannt. In einem norwegisch-dänischen Lied von der Hochzeit des Raben und Kranichs schenkt der Kuckuck eine Nuß. Daß auch letztere den Keim eines neuen sommerlichen Wachsthums bedeute, lehrt die Vergleichung mit dem altnordischen Mythus von der Wiederkehr der geraubten Idun, die bald als Schwalbe, bald in Gestalt einer Nuß von dem im Falkengewand herfliegenden Loki zurückgebracht wird. Die Nuß ist der Kern, aus dem die erstorbene Pflanzenwelt stets wieder aufgrünt.

Auch kennt den Kuckuck noch jetzt mancher Volksglaube als Regenvogel. Wenn der Kuckuck einer Ortschaft sich nähert, besonders wenn er hineinkommt, ist Regen oder Sturm zu erwarten; so heißt's in Skandinavien wie in Deutschland. In Preußen glaubt man, wenn im Frühjahr viele Kuckucke schreien, folge ein nasses Jahr, und wenn er nahe bei den Gebäuden schreit oder viel lacht, gibt's bald Regen. Das kann in heidnischer Auffassung eben so wohl heißen: „der Kuckuck als Thierverwandlung des Donnergottes ist Ursache des Regens", als: „der Kuckuck fliegt dem Regen zu, und darum ist seine Nähe ein Anzeichen kommenden Wolkenergusses für die Menschen". So schildert eine schlesische Volksweise den Vogel mitten im Gewitterschauer:

„De kukuk uppen tûne sat,
Et regnete und he wurd natt,
Do kam en warmer Sunnenschîn,
Do ward de kukuk hübsch und fîn";

also nach dem Regenbad erhebt er sich erfrischt und erquickt zu frohem Leben. So hat offenbar eine mythische Verbindung des Kuckucks mit dem Wetter existirt, die auch noch in der Redensart: „Ei, so schlag' das Wetter oder auch der Kuckuck drein!" sich offenbart; vor allem aber und klarer steht der Vogel des fruchtbaren Frühlings mit der Ehe in Verbindung. Der griechischen Ehegöttin Hera Bild zu Argos zeigte die Göttin mit der Krone auf dem Haupt, ein Scepter mit dem Kuckuck in der einen, einen Apfel in der anderen Hand. Sie ist ja die Beschützerin der Ehe; von Zeus aber, dessen Wesen dem Indras in der Hauptsache gleicht, heißt es, daß er mit Sturm und Regenschauern in Gestalt eines Kuckucks sich, um nicht erkannt zu werden, in Heras Schoß verborgen hatte. Auf der einen Seite wurde der Kuckuck so als ein gutes Vorzeichen für jeden Heirathslustigen betrachtet, er, der nur im Frühling in der Zeit der Liebe erscheint; auf der anderen Seite hat er aber auch Böses an sich.

Er erscheint im Frühling, wo der Sieg über den alten Wolkenhüter, der das himmlische Gewässer abhält, sich fruchtbar auf die Erde zu ergießen, noch nicht fest gewonnen ist. Darum ist er aber auch noch nicht immer da, sondern er ist entweder die Sonne oder der Sonnenstrahl, der noch mit der Finsterniß kämpft, wie die März- oder Aprilsonne bald da ist, bald wieder fort, bald herausguckt aus der Wolke, bald sich wieder versteckt, oder auch der Donnerkeil, der in der Wolke verborgen ist.

Der Kunstdichter Kalidâsa singt von dem Kuckuck: „Nimmer trinkt er vom irdischen Wasser, nur das Wolkengewässer ist ihm mundgerecht." So fliegt er stets hoch in die Lüfte, um seinen Trank zu holen, und wäre es auch nur ein Tropfen. Sehnsüchtig schaut er zum Indra, dem Spender heiliger Regenflut auf, ihm ist er heilig. In einer alten lateinischen Ekloge ist er ein Günstling der Sonne: Phöbus liebt den Kuckuck, wenn das heitere Licht zunimmt.

Besonderen Anlaß zu jenem Bilde, unter dem der alte Arier ihn an den Himmel versetzte, gab es in dem Naturleben des Kuckucks genug. Erstens kommt er, wie schon bemerkt, so unvermerkt und plötzlich, wenn nicht als der erste, so doch als der lauteste vernehmlichste Frühlingsbote. Zweitens ist er so selten mit Augen zu sehen; er macht sich rar. Die Sachsen in Siebenbürgen sagen, daß der Kuckuck im Frühjahr Versteckens spielt und dabei immer auffordernd aus dem jungen Gebüsche ruft: „Guck, guck — guck, guck!" Daher schreibt sich ein in Deutschland, England und Italien übliches Versteckspiel, wobei diejenigen, welche sich verborgen haben, den Suchenden durch den Ruf: kuckuck, d. h. ei sieh oder gu, gu ihren Aufenthalt anzeigen müssen. Drittens verschwand er auch wieder ungesehen und unvermerkt. Dies gab nun sogar Anlaß zu der Bemerkung, die auch schon in einer mittelalterlichen Ekloge ausgedrückt ist, daß er die Jahre der Sonne habe, d. h. also gar nicht sterbe; und da niemand weiß und sieht, wie er verschwindet, so wird auch wohl angenommen, daß es immer derselbe Kuckuck ist, der ein Jahr wie das andere im Walde singt. Eine Sage, daß er von Insekten getödtet wird, ist wenig verbreitet; mehr noch die, daß er nach Johannistag ein Habicht oder Sperber werde, mit welcher Verwandlung man dem Kuckuck elbisches Wesen beilegte.

Daraus entwickelten sich nun wieder eine Menge besonderer Beziehungen. Einmal, weil er bald sichtbar, bald nicht sichtbar ist, sodann auch, weil er seine Eier in fremde Nester legt, nahm man sehr natürlich aus seinem Verhalten Bilder für Störungen des ehelichen Verhältnisses her. Er galt als leichtsinnig, wankelmüthig, und wie Indra selbst in der oben nur berührten Erzählung des Râmâyana als Versucher und Verführer erscheint, so auch als untreu. „Das ist ein treuloser Kuckuck," sagt man von einem wankelmüthigen Bräutigam. Man schloß nämlich aus jener sonderbaren Gewohnheit des Kuckucks, daß sich der männliche Kuckuck mit dem Weibchen eines andern Vogels, dem er später die Eier anvertraute, zusammen thue. Er gilt also zunächst als Ehebrecher, dann aber auch wieder als getäuschter, betrogener Gatte. Daher ist gouch in den Nibelungen in Hagens Munde soviel als Bastard, wie wir auch jetzt noch sagen „Kuckucksbrut".

Wenn nun ferner des Kuckucks urplötzliches, ungeahntes und nicht aufgeklärtes Verschwinden ins Auge gefaßt wird, so wurde einerseits namentlich in jener oben erwähnten lateinischen Ekloge des 8. oder 9. Jahrhunderts sein Tod in rührender Weise von den Hirten beklagt, während daneben auch ein deutsches Volkslied vom Jahre 1544 sich über seinen Tod tröstet mit den Worten:

Kuckuck hat sich zu Tod gefallen
Von einer hohlen Weiden;
Wer soll uns diesen Sommer lang
Die Zeit und Weil vertreiben?

Ei das soll thun Frau Nachtigall,
Die sitzt auf grünem Zweige,
Sie singt, sie springt, ist allzeit froh,
Wann andre Vöglein schweige.

Darnach überlebte ihn die sangreiche Nachtigall.

Andererseits sollte ja aber immer derselbe Kuckuck wiederkommen, er mußte also unsterblich sein, und insofern er das

Digitized by Google

ist, muß er alles gesehen haben und alles wissen. „Das weiß der Kuckuck, das mag der Kuckuck wissen," sagen wir noch jetzt. Er ist klug — man fragt den Kuckuck, wie viele Jahre man noch leben wird, der Frager zählt dieselben nach der Zahl der Rufe des Kuckucks. „Kuckuck vom Häven, wo lange sull ick leven," sagt man in Niedersachsen. Das „vom Häven (Himmel)" deutet schon auf einen verwandelten Gott. Er ist aber nicht bloß klug, sondern er ist auch schlau, gewandt und besonders, weil er auch, wie früher bemerkt, ein Freund des Geheimnißvollen, daneben ein Freund der Heirathslustigen ist, erhebt er sich, wie ebenfalls bereits angedeutet, nach dem Regenbade zu neuem Lieben. Er tritt deshalb in deutschen Volksliedern als Liebhaber auf und zeigt sich gleich gewandt in den zartesten Situationen. Er rühmt sich selbst vertraulichen Umgangs mit den Schäferinnen:

Den Winter im Wald,
Den Sommer in den Auen,
Da hat mein Herz seinen Aufenthalt,
Bei schönen Schäferfrauen.

Schrei mit heller Stimm,
Ruf der schönen Schäfrin zu,
Daß sie mir ein schön Liedlein sing,
Daß es weit erschallen thu.

Kommt der Vöglein Tod
Und stößt mir meine Glieder,
Behüt dich Gott, meine Schäferin,
Bis daß ich komme wieder.

Als zarter Liebesbote klopft er an das Fenster der Schönen und bringt ihnen den goldenen Trauring:

Der Kuckuck breit't seine Flügel aus,
Und flog den grünen Wald bald aus.
Der Kuckuck fraß weder Laub noch Gras,
Bis er auf Goldschmieds Fenster saß.

Gott grüß dich, lieber Goldschmied mein,
Schmied mir von Gold ein Ringelein.
Schmied mir es auf die rechte Hand,
Es kommt ja weit in fremde Land.

Der Kuckuck breit't seine Flügel aus,
Und flog den Wald bald ein und aus.
Der Kuckuck fraß weder Laub noch Gras,
Bis er auf Hannchens Fenster saß:
Gott grüß dich, liebes Herzchen mein,
Hier schickt dir dein Schatz ein Ringelein.

Auch als abgewiesener Freier erscheint er; seine aschgraue Farbe — die aschgraue Wolke — ist häßlich:

Ein Guckguck wollt ausfliegen
Zu seinem herzenliebe, Guckguck!
Pfui dich, du schwarzer Vogel!
So tut man dich doch nindert (nirgends) loben, Guckguck!
So fleug du hin gar balde
Wol in den grünen Walde, Guckguck!

So tritt der Kuckuck zunächst selbst als Liebhaber auf, weiter aber ist er, wie er auch schon vorher für sich selber als Liebesbote auftrat, ganz vorzugsweise der Helfershelfer, der Vertraute für Liebende, wenn auch mehr noch in dieser Beziehung die Nachtigall erscheint. Er hat auf Liebesverhältnisse jeder Art Einfluß als der Schlaue, Geheimnißvolle, Gewandte, der bald hier, bald da ist. In Schleswig-Holstein fragt das Mädchen nach der Zeit der Ehe:

Kuckuck achter de heken,
Wo lang schall ik gaen unn blêken;

oder:

Wo lang schall myn Brut noch gaen to blêken;

in Hannover:

Kuckuck up de wîmen,
Wannier schal ik frîen;

bei Berlin:

Kuckucksknecht,
Sag mir recht,
Hübsch und fein,
Wie lang daß ich noch soll Junggeselle sein?

In Schweden endlich lassen sich die ledigen Mädchen gleichfalls weissagen, wie lange sie unverheirathet bleiben sollen, mit den Worten:

Gök, gök, sitt [sitzt] på quist [Zweig].
Säg mig vist [gewiß] hur [wie] många år,
Jag ögift [ungefreit] går.

Ruft er aber mehr als zehnmal, so sagen sie, er sitze auf einem galen, d. h. närrischen Zweige, er sei nicht recht bei Sinnen.

Nicht aber ganz ausschließlich in Liebesangelegenheiten scheint er gebraucht worden zu sein. Vielfach pflegt er, wie es auch eben das schwedische Lied und sein Familienverhältniß so zu sagen zeigt, die Menschen zu necken und zu bethören; schadenfroh kann er sein, wie die Sonne im April, die leicht mit Regen wechselt, wieder ein Zug von den Elben, die ihre Freude an neckischen Streichen haben und die Leute äffen, denen sie nicht wohl wollen. Daher die Redensart: „geh zum Kuckuck" oder „des Kuckucks werden." Daran mag sich noch endlich die Bemerkung schließen, daß bei den Slaven der Kuckuck der Vogel der Trauer und der Schwermuth ist. Eine Serbin, der ein Bruder starb, hört den Kuckuck nie ohne Thränen, weil einem Volksliede zufolge ein Mädchen, welches den Geist des bereits verstorbenen Bruders durch sein Wehklagen an die Erde fesselte, und auch die Mutter tödtete, bei deren Tode ein Kuckuck schrie, von dem Bruder verflucht ward. Sie nahmen den grauen Vogel, wie er in den serbischen Liedern heißt, mehr für den, der die schnelle Vergänglichkeit des Frühlings beklage, als für den Bringer des Frühlings, wie das auch Wackernagel in den „Altdeutschen Blättern" I. Band, bei Besprechung von Bürgers Leonore ausspricht. In dem übrigen Theile aber der indogermanischen Sage erscheint er hauptsächlich als ein Bringer der Freude durch den ersten Frühlingssonnenstrahl, den er durch Gesang verheißt, und sehr wahrscheinlich ist es, daß er als ein Bote, ein Diener des Lichtgottes, der für ihn ausgucken, für ihn erkunden, kundschaften, erspähen muß und so ihm dient, oder auch als der in den Vogel verwandelte Gott selbst zu betrachten ist.

Fassen wir nun zum Schluß das Resultat unserer Untersuchung über den Kuckuck, dem eben eingeschlagenen Gange folgend, noch einmal zusammen, so ergibt sich erstens ohne Bedenken, daß auch dieser Vogel eine Natur, oder bei weiterer Entwickelung eine göttliche Erscheinung am Himmel vertreten hat. Indra erscheint als kôkila und als kapingala, was beides den Kuckuck bezeichnet; der Dichter Kalidâsa nennt ihn geradezu als dem Indra heilig, zu dem er sehnsüchtig aufschaut, weil ihn dürstet nach der heiligen Regenflut, und auch in Schleswig-Holstein ruft man noch: Kuckuck vom Häven. Zweitens, nachdem er, wie ein schottischer Kinderreim sagt:

A bat [Käuzchen], a bee, a butterflie, (Biene, Schmetterling)
The cuckoo and the swallow, (Schwalbe)
The corncrack [Wachtelkönig] and the nightingale
They all sleep in the hallow.

nachdem er also mit all diesen Thieren in der Halle, d. h. im Dunkel der Erde, wo es finster, weil Winter ist, geschlafen, ist die Zeit seines Erscheinens wie die aller jener anderen Thiere der Frühling. Aber drittens, aschgrau ist seine Farbe — schwarz, häßlich wurde der abgewiesene Liebhaber vorher genannt. Nicht wie im Stier, dessen weiße Farbe weithin schön und hell leuchtet, nicht wie im blitzschnellen hell- und feueräugigen Falken erscheint hier Indra als die helle Sonne oder als der helle Sommersonnenstrahl, sondern des Indra-Kuckucks Zeit liegt noch dem Kampfe mit dem Wolkenhüter näher; dieser erste Frühlingssonnenstrahl ist noch von asch- und schwarzgrauen Wolken gern begleitet und umgeben, die ihn nicht einmal immer zur Herrschaft kommen und auch seine eigentliche Farbe nicht rein erscheinen lassen, sondern mehr grau: daher mag auch sinnlich aufgefaßt der erste Anlaß für den Vergleich zwischen den aschgrauen Wolken und dem aschgrauen Kuckuck rühren.

Nur unmittelbar nach dem Gewitterschauer, wenn er nach Besiegung des Wolkenhüters vom wolkenleeren klaren Himmel herabscheint — wer freilich weiß, wie lange es dauert — dann wird Indra-Kuckuck „hübsch und fin", wie das Volkslied sagt; dann siegt der ewige Sonnenstrahl, der auf einmal durch die Wolken hindurch und aus der Wolke herausblickt, und nicht minder als der Falke, der auch ein Bote Indras ist, spendet er Heil und Segen zunächst der äußeren Natur. Heilbringend hieß seine Stimme, heilvorbedeutend er selbst, der Vogel, schon oben im Rigveda, und Fruchtbarkeit verleiht auch dieser erste

Digitized by Google

Henriette Davidis.

warme Strahl: drum wird der Vogel überall als Frühlingsbote begrüßt und gefeiert. Sein Strahl befördert das Wachsthum der Blumen und der Gräser und überhaupt von allem in der Natur. Als Symbol dafür verleiht man ihm die Nuß, deren Kern in enger Schale die Gewähr des Wachsthums gewährt. So wird er denn der Begleiter auch der die Menschen in ihrem Wachsthum fördernden und beschützenden Göttin in der griechischen Mythologie und allgemein dann noch der Beschützer der Liebe und des Liebesglückes. Wie nun aber das Licht der Sonne entweder nach der langen Winterszeit oder auch nur nach kurzer Wolkenumhüllung gerade dann, wenn die freilich oft nur kurze Befreiung eintritt, gewissermaßen am allerintensivsten zu sein scheint und in alles eindringt, überall hinkommt und alles an den Tag bringt, was seit langem oder kurzem verborgen war, so soll denn nun auch beim Beginn des neuerweckten Naturlebens, da die Menschen, selbst auch neu belebt, den Schleier ihrer Zukunft ganz besonders gern gelüftet sehen möchten, der geliebte Frühlingsbote, der Strahl der lieben Sonne, der alles Irdische bescheint, auch alles wissen und verkünden. Daß der Kuckuck sehr klug ist, ging schon aus den Worten des Rigveda hervor: er lenkt seine Stimme, wie der Schiffer sein Schiff steuert. Man fragt ihn denn auch sonst im Volksgesange nach der Dauer des Lebens; man fragt ihn, den selbst Verliebten, der in der Liebesjahreszeit zuerst sich wieder sehen läßt, wann man selbst lieben, sich verheirathen werde.

Aber da ist auch eine Kehrseite — eine Sonne, die links und rechts von feindlichen Wolken, welche den ganzen Winter lang triumphirt haben und zu gern das Regiment noch weiter führen möchten, umgeben ist, ist noch leicht wieder einmal unterworfen. Sicherer Verlaß ist noch nicht auf sie; sie läßt sich doch wohl noch einmal unterkriegen. Darum heißt's vom Kuckuck, er bringe Regen oder Sturm, was hier ohne Zweifel auf ein böses Wetter, einen nicht Segen, sondern Schaden bringenden Regen hinweist. Das bestätigen auch die oben erwähnten sprichwörtlichen Redensarten, in denen der Kuckuck dem Wetter gleichgesetzt wird. Wenn er also in dieser Hinsicht wetterwendisch erscheint, so sagt das Volk zwar für gewöhnlich wie in jenem schottischen Kinderreime, daß der Kuckuck gute Nachrichten bringe und keine Lügen erzähle, aber andererseits liegt es doch auch zu nahe, daß diejenigen, welche den Kuckuck fragen, sich getäuscht fühlen, und so erscheint der Vogel als ein neckisches Wesen, das die Wahrheit weiß, sie aber nicht richtig angibt und dadurch täuscht und irre führt. Und hat er getäuscht, so lacht er womöglich noch, und das Gefühl der durch seine Nachrichten getäuschten Menschen ist dasselbe, als wenn sie getäuscht wären durch zu großes Vertrauen auf den erst eben wieder durchgebrochenen Sonnenstrahl, dem nur zu bald ein böses Wetter folgte. Wenn anders aber der Frühling die Jahreszeit der Liebe ist, und die Liebenden deshalb am meisten von dem Kuckuck zu erfragen haben, von dem hellen Sonnenstrahl, der neues Leben und neue Hoffnungen weckt, so wird für sie sich auch am ersten eine Täuschung ergeben, und so zog man bei nicht auf reine Treue gegründeten Verhältnissen einen Vergleich zwischen dem wankelmüthigen Sonnenstrahl und dem wankelmüthigen Vogel, der seine Eier in fremde Nester legt. Daraus wurde denn der treulose wankelmüthige Bräutigam, der Ehebrecher; er stört den ehelichen Frieden anderer; er trinkt nach dem schottischen Kinderliede die Eier anderer Vögel, stört also die Brut, den ruhigen Familienfrieden anderer.

Ich glaube nicht, daß ich bei den angegebenen Einzelheiten einen Hauptpunkt außer Acht gelassen habe und möchte nach alle dem glauben, daß der Kuckuck von dem alten Arier zuerst

Digitized by Google

deshalb an den Himmel versetzt worden ist, um mit ihm den noch nicht über allen Kampf mit den Wolken und dem Unwetter erhabenen, daher noch bald kommenden, bald gehenden, aber doch warmen geliebten Frühlingssonnenstrahl zu bezeichnen. Die letzte Idee ist jedenfalls die vorwiegende, und so mögen den Schluß die Worte des alten Volksliedes bilden:

Der guckguck mit sein Schreyen
Macht frolich jedermann,
Des abends frolich reyen
Die meidlein wolgetan;
Spaziren zue den prunnen
Pflegt man zue dieser zeit;
All Welt sucht frend und wunne
Mit reisen fern und weit!

Henriette Davidis.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Am 3. April hat der Tod einem reichbegabten Frauenleben ein Ende gemacht. Henriette Davidis, eine der liebenswürdigsten und edelsten Lehrerinnen deutscher Frauen, hat in Dortmund, ihrer zweiten Vaterstadt, die Augen geschlossen, und der müden Hand ist die fleißige Feder entfallen.

Ihr Lebenslauf ist nicht einer von jenen, welchen die Psychologen interessant nennen, keiner von jenen, welcher reich an solchen Katastrophen ist, die ein Menschenherz in seinen tiefsten Tiefen erzittern machen und alle Kräfte des Geistes und Körpers in Anspruch nehmen, um dem Genie im Kampf gegen die Noth des täglichen Lebens zum Sieg zu verhelfen; aber es ist ein Lebenslauf, der uns das treue Wirken und Schaffen einer Frau zeigt, die unermüdlich thätig blieb, so lange es Tag war, und der darum auch für Frauen und Jungfrauen etwas Vorbildliches hat.

Henriette Davidis wurde am 1. März des Jahres 1800 als elftes von dreizehn Kindern des Pastors Davidis zu Wengern an der Ruhr geboren. Der Vater war nicht sonderlich mit Glücksgütern gesegnet und konnte seinen Kindern nicht viel mehr als eine gute Erziehung mit auf den Lebensweg geben. Henriette empfing ihre erste geistige Ausbildung durch den Vater, der ein sehr begabter Mann war, und später durch einen Kandidaten, der im Hause den Schulunterricht der Davidisschen Kinder leitete. Von ihrer Mutter, einer Holländerin, schreibt Henriette Davidis: „Meine Mutter, als Großstädterin erzogen, war im Hauswesen gänzlich unkundig, ländliche Arbeiten kannte sie nicht einmal dem Namen nach, woraus denn in ihrem Beruf als Pfarrfrau auf dem Lande die peinlichsten Verlegenheiten aller Art entstanden. Gottesfurcht, Klugheit, Umsicht und das Bestreben, ihre Familie zu beglücken, vermochten sie jedoch nach und nach zu einer der tüchtigsten und erfahrensten Hausfrauen heranzubilden. Bei ihren Kindern sollte es anders werden, darum suchte sie in denselben schon früh den Sinn für die Häuslichkeit zu wecken und, so viel es in ihrem unruhigen Hauswesen möglich war, sie gut anzuleiten."

Der praktische Sinn ihrer Mutter spricht sich besonders darin aus, daß sie ihre Töchter von frühster Jugend an häuslich beschäftigte, wohl wissend, daß tüchtige häusliche Kenntnisse ihnen unbedingt erforderlich sind, um im Kampf ums Dasein nicht unterzugehen. Diese Lehren der Mutter, ausgestreut in der Kinder Herzen, fielen besonders bei ihrer Tochter Henriette auf fruchtbares Land und brachten segensreiche Frucht. Henriette ist bald die unermüdlichste Begleiterin ihrer Mutter. Mit großem Geschick weiß sie sich das Nützliche anzueignen und der Mutter jeden Handgriff abzulauschen. Gleichzeitig hat sie sich ein Tagebuch angelegt, in welches sie alles Wissenswerthe aus dem Gebiet der Haus- und Gartenwirthschaft notirt; doch findet nur das Aufnahme, was sie selbst praktisch ausgeführt und für gut befunden hat.

So entfliehen in stiller Thätigkeit die Mädchenjahre. Henriette wird von ihrem Vater konfirmirt, und die Eltern beschließen, da ihre Mittel den Besuch einer Pensionsanstalt nicht gestatten, ihre Tochter nach Schwelm zu schicken, woselbst die älteste Schwester Elisabeth verheirathet war. Mit schwerem Herzen nimmt Henriette Abschied vom Vaterhaus, das für sie so manchen poetischen Reiz in sich barg. Bei der gefühlvollen Betrachtung der Natur, die ihr von der frühsten Jugend an eigen war, muß sie jeder Blume und jedem Strauch ein Lebewohl sagen, und dann geht's hinaus aus der idyllischen Vaterstadt Wengern nach Schwelm. Hier wird sie von ihrer Schwester aufs herzlichste willkommen geheißen. In der dortigen Töchterschule empfängt Henriette einen ausgezeichneten Unterricht und beschäftigt sich im Hause ihres Schwagers mit der Erziehung seiner Kinder. Die Erfahrungen, welche sie dabei sammelte, kamen ihr später trefflich zu statten. Sie widmet sich dem Lehrfach und errichtet in Sprockhövel eine Mädchenschule. Mit einer Ausdauer, die vor keinem Hinderniß zurückschreckt, überläßt sie sich ganz ihrem neuen Beruf und weiß sich bald aller Achtung und Liebe zu erwerben. Ob sie sich nun in diesem Beruf nicht glücklich fühlte oder pekuniäre Interessen in die Wagschale fielen — sie verläßt nach einiger Zeit Sprockhövel und übersiedelt nach Bremen, um daselbst eine Gouvernantenstelle anzunehmen. Allein auch in Bremen findet sie nicht das, was sie suchte. Die Stellung einer Gouvernante konnte auch einer Arbeitskraft, wie sie Henriette Davidis besaß, nicht genügen. Von Bremen reist sie nach Minden, um sich daselbst ausschließlich mit schriftstellerischen Arbeiten zu beschäftigen. Hier war es auch, wo sie sich verlobte; doch nahm ihr das Schicksal durch den Tod zweimal den Bräutigam, weshalb sie allein den Weg durchs Leben gegangen ist.

Im Jahre 1844 erschien die erste Auflage ihres berühmten Kochbuchs unter dem bescheidenen Titel: „Zuverlässige und selbstgeprüfte Rezepte der gewöhnlichen und feineren Küche" in sehr dürftiger Gestalt. Gegen acht Jahre hatte die Verfasserin gebraucht, um zahlreiche Rezepte zu sammeln, ohne Ausnahme selbst zu prüfen und daraus die besten auszuwählen. Dann als sie ihr Manuskript mit großer Sorgfalt druckfertig hergestellt hatte, wurde sie von drei Verlegern damit zurückgewiesen, ehe sie an das rechte Haus kam, in dem ihr Werk zu seiner jetzigen Bedeutung und Verbreitung gelangen sollte. Wenn man erwägt, daß in deutscher Sprache über vierhundert Kochbücher existiren, wird man sich nicht verwundern, daß die Verfasserin so viele abschlägliche Antworten erhielt; andererseits gehörte auch ein ungewöhnlicher Grad von Tüchtigkeit des Buches dazu, um einen so durchschlagenden Erfolg bei solcher Konkurrenz zu gewinnen*). Denn bereits 1845 konnte eine zweite Auflage erscheinen und 1875 ist die zwan-

*) Als ein Kuriosum der ersten Auflage sei erwähnt, daß sie drei Rezepte in Versen enthielt, eine Anweisung: „Spargel zu kochen"; ein Rezept für „Sauerkraut mit Champagner" und ein drittes, das wir hier zum Besten unserer Leserinnen mittheilen, betitelt:

John im Sack.

Nimm halb Reis, halb feine Gerste,
Streu dies lagenweise in ein Tuch,
Rein, und weiß, und würdig, John zu formen;
Lagenweis, mit guten süßen Pflaumen
Oder mit Rosinen, wie's beliebt;
Und des Salzes Würze laß nicht fehlen.
John sitzt nun im Sack — und gar betrübt
Bittet er um Raum, sich auszudehnen; —
Drum versag ihm nicht sein heißes Sehnen,
Laß zwei Handbreit Raum, damit er könne gähnen,
Und verschließe fest alsdann sein Reich.
Bring ihn nun zum Feuer; doch mit kaltem Wasser,
Einen Teller drunter, daß er sich nicht brenne;
Laß ihn kochen zwei bis dritthalb Stunden,
Und nimm ohne Zagen ihn heraus.

Koch als Sauce: Milch und reichlich Butter,
Zucker auch und etwas Mehl dazu.
Gib dann Rauchfleisch oder Ochsenbraten
Und — man möge jetzt errathen —
Woher John, den überall man kennt.
Doch noch bitt' ich, höflich ihn zu grüßen;
John ist wahrlich besser zu verdaun
Noch als jene, die auf großen Füßen,
Stolz mit hohlem Kopf und Magen,
Gleich Aegyptens sieben Plagen
Ueberfallen unsern Kontinent.

Digitized by Google

zigste erschienen. Es versteht sich von selbst, daß der Werth des Buches durch gewissenhafte Durcharbeitung, Ausscheidung des Nichtbewährten und Hinzufügung neuer Rezepte und sonstiger Anweisungen bei jeder Auflage stieg, so daß die neueste Auflage nicht nur einen fast dreimal so starken Umfang hat als die erste, sondern auch in ihrem innern Werth mustergiltig zu nennen ist. So hat sich denn dieses Kochbuch im Norden unsres Vaterlandes fast ausschließlich eingebürgert; aber es ist auch in Mittel- und Süddeutschland und außer in Holland (wo es im Nachdruck bereits eine siebente Auflage erlebt) in Amerika sehr verbreitet.

Kurz nach einander erschienen sodann: „Der Beruf der Jungfrau", „Der Küchen- und Blumengarten", „Die Hausfrau", „Puppenköchin Anna", „Puppenmutter Anna", „Die Kraftküche" und ein Bändchen Gedichte, das aber weniger bekannt geworden ist. Ein Manuskript über Krankenpflege soll noch unter der Presse sein, außerdem sich eine Selbstbiographie in ihrem Schreibpult vorfinden. Alle ihre Werke sind in mehreren Auflagen erschienen und geben ein beredtes Zeugniß von dem unermüdlichen Fleiß der Verfasserin. Sie blieb stets echt weiblich, und ihr gebührt in Anbetracht ihrer großen Verdienste um die häusliche Erziehung und die Kultur des Geistes und Herzens ein Ehrenplatz im deutschen Frauenherzen. Im Jahre 1866 wurde sie zum Ehrenmitglied der Gartenbaugesellschaft zu Frauendorf in Baiern ernannt. Der Vorstand schreibt ihr: „In Ansehen Ihrer wahrhaft glänzenden literarischen Wirksamkeit und zunächst die sechste bedeutend verbesserte und vermehrte Auflage Ihres höchst nützlichen „Küchen- und Blumengartens für Hausfrauen" in Betracht und Würdigung nehmend, hat die praktische Gartenbaugesellschaft in Baiern Ew. Hochwohlgeboren als Ehrenmitglied erwählt."

Henriette Davidis blieb auch in der Stadt eine warme Naturfreundin. Die Wände ihres Arbeitszimmers waren bis vor wenigen Jahren dicht mit Epheu bewachsen, über dem Sopha befand sich eine Laube von Blumen und Immergrün, und seltene Blumen schmückten auch die Fensterbänke. Im Sommer war die Schriftstellerin regelmäßig schon um fünf Uhr, im Winter um sechs Uhr morgens bei der Arbeit. Von dieser Zeit bis zum Mittag ließ sie sich höchst selten sprechen und auch dann nur von wenigen intimen Bekannten.

Keiner jungen Freundin gegenüber unterließ sie, auf die goldenen Morgenstunden als die zweckmäßigsten für erfolgreiches Schaffen aufmerksam zu machen. Einen Theil des Nachmittags benutzte sie zur Beantwortung ihrer zahlreichen Briefe. Wie oft klagte die Siebzigjährige, wenn der Briefträger eine große Anzahl Briefe auf den Tisch legte: „Daß doch die Leute nicht mehr Rücksicht auf mich nehmen!" Und doch beantwortete sie alle Briefe mit Ausnahme derer, worin sie gebeten wurde, für diesen oder jenen Reklamenmacher ihren Namen herzugeben. Bis zuletzt zeichnete sich ihre Schrift, die keineswegs das Alter der Schreiberin verrieth, durch auffallende Zierlichkeit aus und hätte selbst einem jungen Mädchen alle Ehre gemacht.

Bei ihren Besuchen in Verwandtenkreisen wurden die jungen Mädchen einer strengen Prüfung unterworfen, und hatten dieselben keinen geringen Respekt vor der „examinirenden Tante". Ihre erste Frage war: „Wie habt Ihr dieses oder jenes gemacht?" Allein mit der bloßen Beantwortung dieser Frage war ihr nicht gedient; sie bat so lange, bis ihre Verwandten oder Bekannten ein zweites Gericht nach der angegebenen Vorschrift herstellten. Und darin liegt das Geheimniß von dem großen Erfolg ihrer Bücher, speziell ihres Kochbuchs: daß sie sich niemals auf die Angaben Fremder verließ, sondern alles selbst herstellte oder unter ihrer Aufsicht herstellen ließ, und dieses Prinzip wird ihren Werken einen bleibenden Werth sichern.

Der Verkehr mit Henriette Davidis war ein angenehmer. Kein glänzender Salon fand sich in ihrem Hause, in welchem sich die Aristokraten des Geistes ein Rendezvous geben konnten, nur ein einfaches Empfangzimmer, aber in diesem Zimmer eine Frau, welche es verstand, durch ihre herzenswarme Unterhaltung jeden Besucher an sich zu fesseln. Wenn sie auf das eheliche Leben zu sprechen kam, so rieth sie allen ihren jungen Freundinnen aufs entschiedenste zur Heirath, trotzdem sie über das jungfräuliche Leben sagt: „Das jungfräuliche Leben kann sich sehr schön gestalten, und es vermag uns die reinsten Freuden zu gewähren, wenn wir es nur zu fassen verstehen. Denn wir Jungfrauen stehen ja auch nicht allein, wir haben einen weiten Kreis, worin wir wirken und schaffen können. Und wie beglückend, freie Hand zu haben, von dem, was wir besitzen oder durch Fleiß erwerben, unbehindert andern helfen und beistehen oder ihnen durch unsere Kräfte dienen und nützlich sein zu können!"

Wenn Henriette Davidis von ihrer Mutter den holländischen Kaufmannsgeist, der zu rechnen und zu sparen versteht, ererbt zu haben schien, so fühlte sie sich doch andererseits, getreu ihren Worten, glücklich, andern helfen und beistehen zu können. Kein Armer und Kranker verließ ungetröstet ihr gastliches Haus, und gar manche Gouvernante verdankt ihr eine angenehme Stellung.

Seit einem Jahre kränkelte Henriette Davidis, und anfangs April traf sie der Schlag. Ihr Todeskampf war schwer; der lebendige Geist wollte sich dem Körper nicht unterwerfen. Noch auf dem Sterbebett fuhr sie mit der Hand wie schreibend über die Decke, bis sie der Tod von ihren Schmerzen erlöste, und pietätvolle Liebe legte ihr einen Kranz frischer Veilchen, die sie im Leben so sehr geliebt, auf das Herz. Von ihren zwölf Geschwistern ist nur noch eine neunzigjährige, kindisch gewordene Schwester übrig geblieben, die täglich nach ihrer Henriette fragt und nicht begreifen kann, wo sie bleibt.

Am 7. April fand unter großer Betheiligung des Publikums das Leichenbegängniß von Henriette Davidis statt.

Karl Prümer.

Am Familientische.

Zur Frage von der Sonntagsruhe.

Die Frage nach der Berechtigung und Bedeutung der Sonntagsruhe beschäftigt heutzutage mehr oder minder die öffentliche Meinung in allen Ländern Europas. Ein von der „Schweizer Gesellschaft für Sonntagsheiligung" ausgeschriebenes Preisschreiben: „Die Sonntagsruhe vom Standpunkte der Gesundheitslehre", fand nicht weniger als 53 Antworten, darunter 16 aus Deutschland, 15 aus Großbritannien, 8 aus Frankreich, 5 aus der Schweiz, 4 aus Oesterreich, 2 aus den Vereinigten Staaten, 1 aus Belgien, 1 aus Holland, 1 aus Port Natal in Südafrika. Geistliche, Aerzte und Nationalökonomen kommen mit den Stimmen aus dem Volke dahin überein, daß die Sonntagsheiligung von jedem Standpunkt aus empfohlen werden müsse. Für den bibelgläubigen Christen bedarf es nicht erst anderweitiger Anregung, für ihn ist die Feier des Sonntags einfach die Erfüllung eines göttlichen Gebots, dem er zu gehorchen hat. Da aber dieser Standpunkt nicht von der Majorität eingenommen wird, bleibt es immer erfreulich, wenn auch von anderen Gesichtspunkten der Nachweis geliefert wird, daß, wie immer so auch hier, die Resultate unbefangenen Beobachtens und wissenschaftlichen Forschens übereinstimmen mit jenen einfachen schlichten Sätzen, die vor fast 4000 Jahren Gott der Menschheit durch den Mund des Führers eines Hirtenvolkes kund that. Was wußte Moses von der Physiologie des menschlichen Körpers oder von der Fabrikarbeit unserer Tage, und doch haben Heil- und Gesellschaftskunde durch all ihr Forschen nur dazu geführt, wieder zu sprechen: „Sechs Tage sollst Du arbeiten und alle Deine Dinge beschicken, am siebenten Tage aber sollst Du nicht arbeiten!"

Aber warum sollen wir denn gerade sechs Tage arbeiten und nicht sieben oder zehn oder zwölf? Hat denn die Wissenschaft festgestellt, daß es gerade bei den sechs bleiben müsse? Ja, gerade bei den sechs. So wie wir hat man auch früher gefragt und auch Experimente darüber angestellt. In der Zeit, als man in Frankreich tabula rasa gemacht zu haben glaubte mit allem Hergebrachten, und nun freies Feld hatte zu allerlei neuen Versuchen, da hat man auch die siebentägige Woche verworfen und es mit der Decade versucht. Und was war die Folge? Hören wir darüber einen französischen Arbeiter, der jene Zeit erlebte: „Die Decade," sagt er, „war nichts weniger als zweckmäßig, eher fast das Gegentheil. Unser Sonntag ist das Richtige, man mag sagen, was man will. Als es diesen nicht mehr gab, gab es auch keinen ordentlichen Werktag.

Proudhon, den niemand im Verdacht haben wird, aus religiösen Gründen zu urtheilen, sagt: „Kürzt man die Woche um

Digitized by Google

einen Tag, so ist das Bedürfniß nach Erholung noch nicht dringend; verlängert man sie um einen Tag, so ist Uebermüdung vorhanden; gibt man alle drei Tage einen halben frei, so entsteht Planlosigkeit und Ungleichmäßigkeit, gibt man dagegen nach zwölftägiger Arbeit zwei Feiertage, so ruinirt man den Arbeiter mit Müssiggang, nachdem man ihn eben mit Arbeit erschöpft hatte." Dr. Paul Niemeyer, dessen Arbeit über „die Sonntagsruhe vom Standpunkte der Gesundheitslehre" (Berlin, Denickes Verlag 1876. 74 S.) von der oben genannten Schweizer Gesellschaft mit dem ersten Preise gekrönt ist und der wir unsere Daten größtentheils entnehmen, sagt darüber:

„Der Zeitraum, in welchem die Spannkraft des menschlichen Körpers durch das Einerlei beruflichen Dienstes erschöpft wird und eine volle Pause des Nachlasses erfordert, beträgt sechs Tage. Der siebente Tag, ebenfalls mit Arbeit verbracht, bewirkt Ueberspannung und dadurch allmählichen Ruin der aktiven Spannkraft. Wird er dagegen der Erholung gewidmet, so erweist sich gerade diese Spannkraft als eine Stärke unseres Körpers und eine Garantie für weit bedeutendere Ausdauer, als sie der leblosen, mit der Zeit sich abnutzenden Maschine eigen ist. Der Körper, anstatt mürbe zu werden, wird vielmehr zäh, ja die Arbeit selbst wird zum Stählmittel und erweist sich gesunder als Müssiggang."

Können wir nun aber nicht dasselbe Ziel erreichen, ohne gerade einen ganzen Tag zu opfern? Wäre es nicht richtiger, sieben Tage in der Woche zu arbeiten, anstatt sechs, aber dafür an allen sieben Tagen entsprechend früher mit der Arbeit aufzuhören? Sehen wir bei Beantwortung dieser Frage ganz von dem göttlichen Gebot ab, wollen wir die ethische Bedeutung, die der Tag der Ruhe für das Individuum, wie für die Familie hat, ganz unberücksichtigt lassen, halten wir uns nur an die Gesundheitslehre. Dr. Niemeyer sagt:

„Die Ruhepausen im Laufe der Arbeitswoche verhalten sich zur Arbeit einfach wie Frage und Antwort, wie Hebung und Senkung eines Hammerwerks. Eigentliche Erholung wird erst geboten durch völlige Einstellung des arbeitenden Ganzen."

Also, es soll ein ganzer Tag freigegeben werden und dieser Tag soll in Uebereinstimmung mit dem, unserer ganzen Zeitrechnung zu Grunde liegenden Mondsystem der siebente sein. Bleibt das aber nicht doch zu bedauern? Wird dadurch nicht um ein Siebentel weniger erarbeitet, als es der Fall wäre, wenn wir sieben Tage arbeiten würden?

Dr. Niemeyer antwortet darauf mit folgender wahren Geschichte:

„Als vor Jahren, noch vor der Zeit der Eisenbahnen, große Frachtfuhrwerke hunderte von Meilen Waaren aus dem Osten nach dem Westen transportirten, wo sie dann 8 bis 10 Wochen unterwegs waren, wurde von Freunden der Sonntagsruhe folgende Wette mit Gegnern derselben eingegangen: Zwei Fuhrleute mit gleichen Wagen, gleicher Last und Bespannung sollten eines Montags Morgens dieselbe Reise antreten, der Sonntagsfreund mit seinem Gespann jeden Sonntag Ruhe halten, der andere jedoch Sonntags fahren.

Was war das Ergebniß?

Da mit Frachtfuhrwerk überhaupt nur täglich bestimmte Touren bis zum bestimmten Wirthshaus etwa 3 bis 4 Meilen weit gemacht werden können, so kam der Gegner am ersten Sonntage drei bis vier Meilen weiter als der andere und so fort. In der sechsten Woche jedoch gewann letzterer den Vorsprung und erreichte mit seinen wohlgepflegten Pferden rechtzeitig das Ziel, während des ersteren Thiere abgetrieben und kraftlos verspätet eintrafen."

Diese Erzählung ist außerordentlich instruktiv. Dieselbe Beobachtung haben fast alle diejenigen kompetenten Personen gemacht, die diesen Gegenstand eingehend untersuchten. Daher hat Macaulay ganz recht, wenn er von England sagt: „Wäre hier zu Lande nicht seit 300 Jahren der Sonntag als Ruhetag gefeiert, wäre an diesem Tage mit Hacken und Spaten, Hammer und Klöppel gearbeitet worden, wir wären ein weit ärmeres und weniger civilisirtes Volk."

Ernst Curtius spricht sich in gleichem Sinn aus: „Die Sonntagsruhe," sagt er, „hat sich bewährt als eine Ordnung, welche die praktische Thätigkeit nicht beeinträchtigt, sondern die Volkskraft erhält und steigert. Sie ist unentbehrlich, wenn das religiöse Gesammtleben eines Volkes zum Ausdruck kommen soll; sie ist eine stete Mahnung, daß der Mensch zweien Welten angehört, und daß er nicht, ohne unersetzlichen Schaden an seiner Seele zu nehmen, in die Unruhe des Sichtbaren aufgehen kann. Wo diese Lebensordnung gehalten wird, ist sie der schönste Schmuck von Stadt und Land, denn alles Schöne und Erfreuende beruht im Leben wie in der Kunst auf der die Bewegung regelnden Ordnung und auf der rhythmischen Gliederung des Mannigfaltigen. Darin unterscheidet sich ja das geistige vom Thierleben, das Beseelte von der mechanischen Bewegung. Darum gibt es nichts Unschöneres als ein wüstes Einerlei regelloser Vielgeschäftigkeit, wenn das Menschenleben einem Ameisenhaufen gleicht, wo tagaus tagein alles in ununterbrochener Hast aneinander vorüber rennt."

Schließen wir mit den Worten, in denen Dr. Niemeyer das Gesammtresultat seiner interessanten Studien zusammenfaßt:

„Die Sonntagsruhe ist erstes Gebot der Gesundheitspflege zur Wartung des stillen stetigen Wachsthums der Gesellschaft und als solches weit mehr intellektuelle als religiöse Einrichtung. Für den Einzelnen bietet sie Sicherung ausdauernder Erwerbsfähigkeit, zufriedener Gemüthsstimmung, hohen versorgten Alters — für den Brotherrn die Grundlage guter Wirthschaft — für die Regierung die Gewähr von Ruhe und Ordnung im öffentlichen Leben, für alle den Maßstab, wie viel gesunder Sinn überhaupt im Volke lebt, wie weit es in der Civilisation vorgeschritten ist."

Daß für uns die Sonntagsfeier übrigens trotz alles Ausgeführten vor allem immer als religiöse Institution in Frage kommt, brauchen wir wohl nicht erst besonders hervorzuheben. —r—

Die Wassergeusen.

(Zu dem Bilde auf Seite 533.)

Der Herr Professor Staubberger sitzt am Sonnabend Morgen an seinem Schreibtisch und schreibt so eifrig, daß ihm darüber sogar die Pfeife ausgeht und er sie von Zeit zu Zeit so hastig als möglich in Brand stecken muß. Ihm ist sehr behaglich zu Muthe, und das mit gutem Grunde: wird er doch noch im Laufe des heutigen Tages sein großes Werk über die Wassergeusen, an dem er seit nun schon sechs Jahren eifrig arbeitet, vollendet haben! Es war auch hoch an der Zeit. Je näher der Herr Professor dem Abschluß des Werkes kam, um so mehr vertiefte er sich in seine Arbeit, um so unzugänglicher wurde er für seine Freunde, für seine Familie. „Laßt mich," sagte er, wenn Frau und Tochter in ihn drangen, doch wieder einmal auf längere Zeit zu ihnen herüberzukommen, „laßt mich. Es ist ein großer Gedanke, den ich bei diesem Anlaß klar und sauber hinstellen werde für alle Zeit: der Gedanke, daß das feste Land immer von der See her beherrscht wurde."

Heute nun faßt er eben dieses Hauptresultat seiner Studien noch einmal in seinen Schlußbemerkungen zusammen: „Wer über das Wasser gebietet," schreibt er eben, „der ist unüberwindlich, der —"

Da wird ihm plötzlich die Feder aus der Hand genommen und hinter ihm steht seine Tochter und fährt fort: „Der kommt endlich, wenn auch nur spät, doch zu seinem Recht."

„Aber, Klara, was willst Du, mein Kind?"

„Dein Zimmer unter Wasser setzen, Papa, und folglich darin so lange frei schalten und walten, bis auch der letzte Rest von Staub von ihm weggeschwemmt ist."

„Aber das ist ja ganz unmöglich, Kindchen, ich kann heute auch nicht auf einen Augenblick vom Schreibtisch. Ich —"

„Du mußt gleich fort, Papa. Wer über das Wasser gebietet, der ist unüberwindlich, und sieh nur, was die Anna und die Marie für sattliche Vorräthe davon mitbringen."

„Aber, Kindchen, ich meine ja —"

„Du meinst das Meer, ich meine aber, daß Dein Satz auch vom Eimer gilt und bestehe auf meinem Rechte."

Vergeblich protestirt der alte Herr, vergeblich versichert er, daß sein Zimmer von heute Abend ab zur Verfügung stehen werde, daß er heute auch keinen Augenblick vom Schreibtisch könne, weil er sein Werk vollende — die Tochter meint, er habe das nun schon drei Sonnabende hindurch behauptet, ihm sei in diesem Punkte durchaus nicht zu trauen, und man könne die Waschfrau nicht wieder unverrichteter Dinge fortschicken.

Der Ausgang des Streites kann für den Menschenkenner nicht zweifelhaft sein, denn in Sachen des Reinigens wird beim schönen Geschlechte aus dem Lamm eine Löwin und beim stärkeren aus dem Löwen ein Hase. —r—

Inhalt: Die Ferienreise. (Fortsetzung.) Novelle von S. Junghans. — Briefe von der Weltumseglung der „Gazelle". III. Kerguelen. — Der Kuckuck im germanischen Volksglauben. Von Dr. U. Zernial. — Henriette Davidis. Von Karl Prümer. Mit Porträt. — Am Familientische: Zur Frage von der Sonntagsruhe. — Die Wassergeusen. Zu dem Bilde: Profane Störung. Von E. Tetzner.

Vom Daheim

sind noch folgende Jahrgänge complet gebunden oder broschirt durch alle Buchhandlungen oder auch von uns direkt zu beziehen:

VIII (1872), IX (1873), XI (1875), eleg. gebunden à 9 Mark 60 Pf., broschirt à 7 Mark 20 Pf.

Einzelne Quartale (à 1 Mark 80 Pf.) und Nummern (à 28 Pf. incl. Frankatur) aus fast allen Jahrgängen. Einbanddecken zu jedem Jahrgang à 1 Mark 40 Pf. **Daheim-Expedition.**

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 27. Mai 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 35.

Die Ferienreise.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Novelle von S. Junghans.

(Fortsetzung.)

Die frühen Morgenstunden waren der jungen Frau die liebsten. Frau von Hagen und ihre Tochter verließen erst gegen zehn das Zimmer; von sieben Uhr an hatte Julie Mann und Kind für sich, die Anlagen waren noch nicht gefüllt, die Luft war frisch, und Muth und Hoffnung schienen mit dem jungen Licht in die Seele zu strömen. Julie fühlte sich auch dadurch erleichtert, daß sie in ihrem stets einfachen Anzug von den Morgentoiletten der Promenirenden weniger abstach als von dem modischen Staat am Nachmittag. Dieser kleine Trost aber sollte ihr verkümmert werden.

„Hast Du denn gar kein anderes Kleid, liebes Kind, um endlich einmal abzuwechseln?“ sagte Sartorius eines Morgens zu ihr, als sie eben hinausgetreten waren. „Ich muß Dir gestehen, daß ich mich an diesem gelben Gingham müde gesehen habe.“

Julie wendete sich hastig ab, weil ihr kindischer Weise gleich die Thränen in die Augen kamen. Vor der Herreise hatte die Kasse absolut nicht langen wollen, um ihre Garderobe den muthmaßlichen Anforderungen eines Badeortes gemäß zu vervollständigen, und ihr Mann hatte sie immer getröstet, wenn ihr darüber Bedenken aufstiegen, mit der Versicherung, daß es darauf nicht ankomme und daß sie ihm im einfachsten Anzug am besten gefalle.

„Ich habe mein schwarzes Seidenkleid hier,“ sagte sie leise, „und dann noch das braune wollene.“

Er verzog den Mund. „Darin siehst Du gar aus wie eine Herrnhuterin. Du hast eben einen absonderlichen Geschmack. Man kann sich, glaube ich, auch ohne große Kosten hübsch und ziemlich modern kleiden. Wie allerliebst war der Anzug, den Adelheid gestern trug! Und ihr Kleid war nur von Leinen, wie sie mir sagte; „ein billiges Waschkleid“ nennt man das, nicht wahr?“ fügte er hinzu, über diesen seinen Versuch, sich weiblicher Kunstausdrücke in Toilettensachen zu bedienen, lustig lachend.

Die kleine Frau aber vergaß mitzulachen. „Diese Kleider sind nicht billig,“ sagte sie, „besonders wenn sie einen so komplizirten Schnitt haben, wie das der Adelheid. Ich habe früher gedacht, Du liebtest diese modernen Anzüge nicht, Du hast Dich oft darüber aufgehalten; das ist auch ein Grund, weshalb meine Kleider einfach gemacht sind. Ich will aber moderner werden, wenn Du es wünschest,“ fügte sie mit einem schwachen Lächeln hinzu.

„Nein, nein, Julie, Du sollst Dich zu nichts zwingen, was gegen Deine Natur sein würde,“ sagte er freundlich. „Wer weiß auch, ob Dich dergleichen kleiden würde. Du hast Recht, ich habe mich sonst über diese doppelten Gewänder, diese Falbeln und überraschenden Anschwellungen der Falten oft lustig gemacht; aber bei Adelheid finde ich das alles nicht häßlich, im Gegentheil. Ich glaube wahrhaftig, die kleine Hexe hat mich zum Unsinn bekehrt, ohne daß ich's merkte.“

Ebenfalls ohne daß er es merkte, hatte der Doktor bei seiner Frau durch diese Unterredung den kleinen armen Rest von Selbstvertrauen und Behagen an sich, welcher ihr noch übrig gewesen war, vollends untergraben. Wenn sie die Thatsache auch fast als ein Wunder betrachtete, so hatte sie doch bisher geglaubt, daß ihre anspruchslose Erscheinung ihrem Manne gefalle. Und ein solches Bewußtsein ist ein eigner Talisman, welcher liebenswürdig macht; verliert man ihn, so geht mit ihm auch ein großer Theil der Macht, die man über den geliebten Gegenstand besaß, verloren; denn man wird unsicher und muthlos. Der Muth aber ist bei allen Zauberwerken und auch beim Liebeszauber bekanntlich die Hauptsache.

Da dem Doktor zu dem gedrückten und freudlosen Wesen seiner Frau der eigentliche Schlüssel fehlte, so fand er sich jetzt zuweilen durch ihre Art unangenehm überrascht, kam sich auch wohl gar wie der Gekränkte und Verkannte vor. Die übrigen weiblichen Mitglieder des Alpenklubs hatten, wenn er und Adelheid gerade nicht zugegen waren, ihre Verwunderung darüber

Digitized by Google

ausgetauscht, daß die Frau Doktorin zu diesen Vergnügungspartien so gar nicht zugezogen werde. „Ist sie nicht im Stande zu gehen, ei, so soll er sie fahren lassen," sagte die gutmüthige Frau Braun, der eine Theil des kinderlosen Ehepaars, und legte die runde Hand mit dem Trauring energisch auf den Tisch. „Wenn ich mir denke, daß August so ohne mich in der Welt herumspazieren könnte. Aber ich werde diesen jungen Ehemann einmal vornehmen. Er ist ungeschickt und denkt an nichts Arges. Die Art, wie man eine Frau behandeln muß, will auch gelernt sein, und es ist allemal nicht gut, wenn die Frau selber es nicht versteht, ihrem Mann das ABC davon beizubringen."

Sartorius kam in diesem Augenblicke heran. Er hatte eine kleine Spezialkarte der nächsten Gebirgspartien herbeigeschafft und breitete sie auf dem Tische aus. „Der Habichtsstein ist ein wenig weiter, als wir bisher unternommen haben zu gehen," sagte er. „Auch muß man leider ein gutes Stück weit die Chaussee benutzen. Hier beim Röderhof führt der Fußweg zur Landstraße hinab, und erst weit oben zweigt sich wieder ein Pfad ab, der dann ziemlich gerade, aber, wie ich fürchte, auch etwas steil zum Habichtstein hinaufführt."

„Und wie weit ist es denn bis dahin?" fragten die Damen.

„Nun, doch wohl drei Stunden und mehr."

Das war freilich viel. „Aber die Partie ist eine der lohnendsten; die Aussicht von dort erschließt einem erst den Begriff des ganzen Gebiets, welches wir bisher durchwandert haben; wir verstehen dann gewissermaßen erst die Gegend. Lassen Sie sich nicht sofort abschrecken, meine Damen. Vielleicht können wir ja auch für einen Theil des Weges einen Wagen benutzen."

„Einen Wagen? Ja, dann bin ich's zufrieden," sagte Frau Braun rasch. „Dann kann auch Ihre liebe Frau einmal von der Partie sein, Herr Doktor."

Es gelingt selten, ein vorher Ueberlegtes oder wohl gar Besprochenes so unbefangen in die Unterhaltung zu schleudern, als sei es eine Eingebung des Augenblicks. Etwas im Tone der Sprechenden bewog den Doktor, aufzuschauen, und er that es gerade noch zeitig genug, um zu bemerken, wie die beiden andern Damen einen raschen Blick wechselten. Ein wenig betroffen und unbehaglich dankte er für diese Aufforderung und versprach, sie seiner Frau zu übermitteln. Die Partie wurde nun fest verabredet, und der Doktor ging, um einen Wagen zu bestellen. Dann suchte er Julien auf und sagte ihr, heute, wo einer der schönsten Ausflüge, die Krone gleichsam aller übrigen gemacht werden solle, dürfe sie nicht fehlen. „Wir haben einen Wagen genommen, weil unser Ziel heute ein ferneres ist, besonders aber auch, damit Du uns begleiten kannst," sagte er.

Ihr Gesicht überzog sich mit einer leichten Röthe, die aber gleich wieder verschwand; sie sagte mit niedergeschlagenen Augen und nach seiner Meinung recht wenig liebenswürdig: „Wo denkst Du hin? Was sollte so lange aus dem Kinde werden?"

„Nun, den Jungen nehmen wir mit."

„Nein, Rudolph; wir beiden würden Euch andern nur das Vergnügen stören; laß uns zu Hause. Auch bin ich ja fast eine Fremde unter Deiner Gesellschaft, und Du weißt, es wird mir nicht leicht, neue Bekanntschaften zu machen."

Sartorius sah seine Frau betroffen an. War das Empfindlichkeit, eine versteckte Anklage? „Ich dachte, Du würdest der Freundlichkeit der übrigen Damen, die Dich bei sich zu haben wünschen, mehr entgegen gekommen sein," sagte er endlich in Ermangelung eines gehaltreicheren Vorwurfs.

Julie lächelte ein wenig bitter, was sie früher gar nicht vermocht hatte. Sie sagte aber ruhig und einfach: „Die Damen wünschten meine Gegenwart doch gewiß nur um Deinetwillen; sie mögen gedacht haben, bei einem längeren Ausfluge würde es Dir behaglicher sein, uns nicht zurücklassen zu müssen. Du kannst es aber ganz unbesorgt," fügte sie anscheinend gleichgiltig hinzu. Und dann gab ihr eine Art Dämon die versuchenden Worte ein: „Vielleicht leistet mir Adelheid einmal beim Zurückbleiben Gesellschaft?"

Der Doktor fuhr auf: „Adelheid!" Aber er bezwang sich. „Wie kommst Du mir vor, Julie?" sagte er finster. „Erst verdirbst Du mir die Freude an der Sache durch Deine Weigerung, uns zu begleiten, und dann willst Du das junge Mädchen um das längst geplante Vergnügen bringen!"

„Das will ich gewiß nicht. Aber Adelheid war früher in solchen Dingen eigenthümlich. Sie blieb gerade so gern, wie sie ging; sie hatte so wenig Interesse an den sogenannten Vergnügungen, daß ihr das Ausfallen derselben gar nichts ausmachte. Das ist jetzt vielleicht anders geworden."

Zwischen dem Doktor und seiner Frau hatte sich der Uebelstand eingeschlichen, daß er sie häufig nicht verstand. In diesem Falle mochte das zu entschuldigen sein, da sie sich selber nicht begriff. Ein fremder Geist schien eben über sie gekommen zu sein, der sie auch jetzt noch sagen ließ: „Ich vergesse aber, daß Du Adelheid vermissen würdest; Du hast Dich an ihre Begleitung gewöhnt. Wie dumm ich bin! Halte es für heute meinen Kopfschmerzen zugute."

„Du hast Kopfweh? Dann werde ich bei Dir bleiben," sagte Sartorius, nur die letzten Worte aufgreifend, mit großer Bestimmtheit. Und dennoch blieb er nicht. Julie ließ nicht nach, in ihn zu dringen; sie konnte in gewissen Dingen hartnäckig sein, sie wollte nicht, daß man sagen solle, Doktor Sartorius habe heute seiner kranken Frau wegen zurückbleiben müssen. Sie trieb ihn fort, und zuletzt saß er doch mit ziemlich leichtem Herzen im Wagen, Adelheids strahlenden Augen gerade gegenüber.

„Meine Frau dachte daran, Sie zu bitten, daß Sie ihr heute Mittag Gesellschaft leisten möchten, anstatt mit uns zu fahren, Cousine. Würden Sie es gethan haben?"

„Das glaube ich nicht," sagte Adelheid mit ihrem geraden Blick, der so ungewöhnlich offen war, daß er eben dadurch zuweilen etwas Unverständliches hatte.

„Sie schien zu denken, Ihnen sei an Vergnügungen, wie es diese Ausflüge sind, wenig gelegen. Wenigstens sei das früher so gewesen."

„Dann ist es vielleicht anders geworden," sagte Adelheid, indem sie darüber nachdachte, was Julie mit dieser Aeußerung bezweckt haben könne. „Vielleicht hat sich mir jetzt der tiefe Sinn der Landpartien und Waldspaziergänge erst aufgeschlossen."

Sartorius sah sie an mit der Absicht, das Beste an diesen Worten in ihren Augen zu lesen, aber sie hatte dieselben abgewendet und ließ sie gleichgiltig über die Wipfel des Tannengrundes unten schweifen.

Der Nachmittag verging der kleinen Gesellschaft sehr angenehm. In der kräftigen Waldluft, unter dem wohlthätigen Grün der Fichten, auf den saubern Gebirgschausseen, wo die nebenher rieselnden Bäche, der blinkende Wassersturz zur Seite ein gewisses Gefühl reinlichen Behagens schaffen, wird jedem Sinn sein Recht, jeder wird gleichsam in ein frisches Bad getaucht und dadurch zu größerer Fähigkeit des Genießens geschärft. Man war harmlos fröhlich; Adelheid, die den Gatten ihrer Verwandten als ihren natürlichen Ritter beanspruchen durfte, schien sehr sanft und zufrieden; der Doktor wiegte sich in dem Gedanken des guten Einflusses, den diese einfachen Freuden der Natur auf das verwöhnte Mädchen haben mußten, und hatte das beste Gewissen von der Welt. Auch als Frau Braun einmal bemerkte: „Ihre Frau scheint eine musterhafte Patientin zu sein, Herr Doktor, die sehr wenig Rücksicht auf ihre Leiden fordert," antwortete er heiter: „Julie ist ja zum Glück nicht krank, nur etwas matt, und was ihr an Kräften fehlt, wird sie hoffentlich hier erwerben."

Die Sonne war schon untergegangen, als die Gesellschaft den Heimweg antrat, sich des dunkelklaren Himmels freuend, an welchem tief im röthlichen Westen die schmale Mondsichel traumhaft hingehaucht hing. „Wir werden diesmal gegen alle Kurordnung spät nach Hause kommen," sagte Herr Braun und wollte den Kutscher zur Eile antreiben, aber Sartorius meinte, einen solchen Abend im Freien zuzubringen, sei der beste Gebrauch, den man davon machen könne.

Indessen hatte die zurückgebliebene Julie einen ihrer gewöhnlichen Nachmittage verlebt, getheilt zwischen der keineswegs nervenberuhigenden Gesellschaft der Stiefmama und der ihrer eigenen quälenden Gedanken. Als sie das Kind zu Bette ge-

Digitized by Google

bracht hatte, fühlte sie sich unfähig, in dem dumpfen Zimmer auszudauern, obwohl die Dämmerung rasch hereinbrach. Sie verließ noch einmal das Haus und setzte sich auf eine Bank, die gerade unter ihren Fenstern stand; von hier aus konnte sie jeden Laut des Kleinen hören.

Die gefalteten Hände auf die Knie gelegt, saß sie in schlaffer Haltung da und starrte trübe vor sich; der etwa noch umhergehenden Personen achtete sie so wenig, daß sie bei einem „guten Abend!", welches plötzlich dicht neben ihr ausgesprochen wurde, heftig zusammenfuhr. Vor ihr stand der Helfer von neulich, der alte Reisegefährte.

„Schläft der Herr Sohn?" fragte er mit einer gewissen grimmen Freundlichkeit, die ihm eigen war. „Das ist recht. Ein schöner Abend heute, an dem man sich nicht so frühe ins Zimmer sperren mag. Wo ist denn der Mann?"

Julie gab bereitwillig Antwort. Der alte Herr fing an, ihr Zutrauen zu besitzen, und so kam es ihr nicht in den Sinn, daß die letzte Frage in das Bereich eines ihr noch so Fremden eigentlich nicht gehöre. Noch stehend fragte er sie dies und jenes, und, mochte es das Gefühl der Verlassenheit sein, das sie jetzt kennen gelernt hatte, die Dämmerung, welche mit ihrem verhüllenden Grau Muth gab zu sprechen, da man die Augen des andern nicht auf sich gerichtet sehen konnte, oder die Art und Weise des alten Herrn, die ihr die Zunge löste, kurz, Julie sprach und sprach, und manches, was seither so schwer auf dem schweigenden Herzen gelastet hatte, trat ihr jetzt auf die Lippen.

Er hatte sich neben sie gesetzt, ohne daß sie Acht darauf hatte. Verständig und theilnehmend fragte er nach dem Erfolg der Kur, und nun erfuhr er mancherlei, was Doktor Sartorius noch nicht wußte. Die junge Frau klagte bitterlich: „Ach, es geht mir noch nicht besser, als da ich kam. Mein Mann hat sich anstrengen müssen, um mir den Badeaufenthalt zu ermöglichen, und ich fürchte, das mühselig verdiente Geld ist alles weggeworfen: er behält eine kranke Frau, die ihren Pflichten nicht genügen kann."

„Dummes Zeug!" schalt er gutmüthig. „Wer wird denn gleich den Muth verlieren! Wissen Sie nicht, daß die Nachkur erst alle guten Wirkungen zu Tage bringt? Und von weggeworfenem Gelde ist auf keinen Fall zu reden, dünkt mich. Ihr Herr Gemahl unterhält sich ja vortrefflich hier! Er —" Er war im Begriff, eine scharfe Bemerkung hinzuzufügen, aber noch frühe genug ließ ihn die Rücksicht auf die junge Frau inne halten, und nun endete er den Satz ganz anders, als es erst in seiner Absicht gelegen hatte, mit: „Er hat bei seinem Berufe die Ausspannung auch wohl nöthig gehabt."

Nun kam älterer Jammer zu Tage. „Gewiß. Und daß er überhaupt in dieser Sklaverei steckt, hat er alles mir zu verdanken. Rudolph ist ungewöhnlich begabt; er hat ein wissenschaftliches Werk unter der Feder, welches ihm, wenn es vollendet würde, sicherlich die Berufung zu einer akademischen Lehrerstelle eintragen würde. An eine Universität gehörte er! Daß er mit dieser Schulmeisterei seine Jahre verschwenden muß, ist jammerschade um ihn. Aber er kann sich nicht weiter bringen, er hat keine Zeit dazu. Alle seine Stunden sind ausgefüllt; er muß auf den Verdienst sehen, da er nun Familie und eine vermögenslose Frau hat."

„Aber eine gute kleine Frau, die Verständniß für ihn besitzt und ihn dadurch mehr fördert, als es ein reiches Gänschen thun würde," meinte der tröstliche Freund; Julie jedoch hörte ihn kaum an.

„Nein, nein," sagte sie mit stiller Heftigkeit vor sich hin, „er hätte mich nicht nehmen sollen! Alle seine Verwandten haben ihm davon abgerathen, aber er ist durch und durch ehrenhaft; wie hätte er sich durch ihre Bedenken zurückhalten lassen. Ach, und wir hatten uns so lieb! Wenn es mir einmal durch den Sinn fuhr: eigentlich wäre es recht, wenn Du ihn aufgäbest, dann war es mir, als würde die ganze Welt schwarz und eisig wie das Grab; ich konnte den Gedanken nicht ertragen. Und doch, wer weiß, wozu ich mich gebracht hätte, hätte man mir damals gesagt, wie es bald mit meiner Gesundheit stehen würde. Aber ich war so ganz anders als junges Mädchen — wer mich jetzt sieht, würde es nicht glauben, ich war lebhaft, gesund, übermüthig. Klein für mein Alter bin ich immer gewesen, aber nicht schwächlich; nein, und ich dachte, ich könnte alles leisten, ich hatte so viel guten Willen. Und das alles wurde mit einem Schlage anders, als der Kleine da war. Den guten Willen freilich, den habe ich wohl noch," fügte sie mit bitterem Lächeln hinzu, „aber wem hilft der etwas? Ich habe mich zu Hause bezwungen, fast über meine Kräfte, und doch, ich bin ihm jetzt schon eine Last. Ich bin es, die ihn in seinem Fortkommen hindert, ich bin der Klotz an seinem Bein. Wenn er ein vermögendes Mädchen geheirathet hätte, so würde er wahrscheinlich ein berühmter Mann geworden sein, so bleibt er sein Lebelang ein geplagter Gymnasiallehrer. Und wenn, wenn —" fügte sie erst stockend, dann aber immer leidenschaftlicher werdend hinzu, „wenn ihm einmal ein böser Gedanke käme, ich glaube nicht, daß es geschieht, aber wenn es ihm durch den Kopf führe: wärest du doch die Last los — nun, so trage ich auch daran die Schuld, ich werde es sein, die den besten ehrenhaftesten Mann zu dieser Sünde verleitet haben wird."

Diese letzte Aeußerung der raffinirtesten Selbstquälerei brachte den alten Herrn zu einem entschiedenen Proteste. Er hatte der jungen Frau mit geduldiger Aufmerksamkeit zugehört und hatte sie absichtlich nicht früher unterbrochen, weil er wohl merkte, daß hier ein allzu lange eingedämmt gewesener Schmerz sich endlich Luft machte, und daß er eigentlich zufällig der Empfänger der Geheimnisse einer wesentlich verschlossenen Natur geworden sei, die durch körperliches Leid erschüttert und erweicht war.

Jetzt sprach er ihr voll Verständniß und mit warmer Theilnahme zu und wies ihr vor allem die Grundlosigkeit ihrer Selbstanklagen nach. „Was das Berühmtwerden anbetrifft, so mögen Sie sich vor allen Dingen beruhigen," sagte er mit gutmüthiger Trockenheit. „Res angusta domi, wie es der Lateiner hat, beschränkte Häuslichkeit, häusliche Beschränktheit, Druck der Verhältnisse ꝛc. ꝛc. darf den Tugenden der Männer nicht im Wege stehen, was er gleichfalls sagt, wenn ich nicht irre, oder doch jedenfalls sagen könnte. Glauben Sie mir, wen der Weltgeist, oder der Zeitgeist, oder sagen wir der liebe Gott, was für meine Begriffe noch der handlichste Ausdruck von allen ist, nöthig hat, um irgend etwas Neues durchzusetzen, dem verleiht er auch die nöthigen Kräfte, so daß er durch den härtesten Boden oder den zähesten Lehm hindurch in die Höhe wachsen kann, mit andern Worten, wer das Zeug hat zum Berühmtwerden, der hat eo ipso auch die Ausdauer, alle Hindernisse auf dem Wege dahin zu überwinden."

Er sagte noch mancherlei, und Julie kam an diesem kräftigen Zuspruch allmählich zur Besinnung und gewann ihre Fassung wieder. „Was habe ich gethan," sagte sie beschämt, „was müssen Sie von mir denken! Sie, einen Fremden, überschütte ich mit Klagen, die mir, das weiß Gott, noch vor keinem Menschen über die Lippen gekommen sind. Ich habe ein Unrecht gethan, etwas, wovon mein Mann nichts ahnen darf —"

Weit ernster, als er bisher gewesen war, ergriff der alte Herr jetzt ihre Hand. „Beruhigen Sie sich, liebe kleine Frau," sagte er. „Sie haben einem einsamen alten Mann eine Ehre — und wenn es sich nicht um etwas Trauriges handelte, würde ich sagen, eine Freude — erwiesen durch Ihr Vertrauen. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß alles bei mir sehr sicher ruht. Und ich verstehe Sie besser als Sie vielleicht denken. Was Sie mir da erzählt haben, ist leider nichts Ungewöhnliches; es kommt in Deutschland, wo die geistigen Arbeiter sich oft noch in einer ganz ungemäßen äußeren Lage befinden, nur zu häufig vor. Der schwächere Theil, die Frau, erliegt am leichtesten dem Druck der alltäglichen Sorge, und wenn sie nicht ganz darüber zu Grunde geht, so wird sie, von den tausend Quälereien des Haushalts ernüchtert und in ihrem geistigen Horizonte umdüstert und beschränkt, dem Mann allmählich innerlich entfremdet dadurch, daß sie unvermerkt auf eine andere Stufe gesunken ist."

Ein tiefer schmerzlicher Seufzer der jungen Frau erinnerte ihn an ihre Gegenwart, die er während der letzten Augenblicke vergessen zu haben schien. „Gehen Sie jetzt zur Ruhe," sagte er freundlich; „gute Nacht!" Er stand hastig auf, fügte noch in dringendem Tone die Mahnung hinzu, daß sie nun nicht

Digitized by Google

mehr länger im Freien bleiben möge, und verließ sie erst, als sie sich angeschickt hatte, ins Haus zurückzukehren.

Als Sartorius an diesem Abend heimkam, fand er mit leisem Befremden, daß seine Frau ihn diesmal nicht abgewartet hatte. Sie war zu Bette gegangen und schien zu schlafen, daher er seine Befriedigung über die so besonders wohlgelungene Partie einstweilen für sich behalten mußte.

Julie schlief aber keineswegs, sondern drehte und wendete die Unterredung des Abends in ihren Gedanken hin und her, und es fiel ihr jetzt erst ein, daß sie noch nicht einmal den Namen ihres Vertrauten wußte. Sartorius hätte denselben leicht erfahren können; aber so wenig Interesse flößte ihm der Mann ein, der sich neulich so freundlich und hilfreich gegen seine Frau und sein Kind erwiesen hatte, daß er dieses kleinen Dienstes und dessen, der ihn geleistet, längst nicht mehr gedachte.

„Adelheid ist doch wahrlich kein übles Mädchen," sagte der Doktor am nächsten Morgen beim Frühspaziergang zu seiner Frau. „Es ist Kern in ihr, sie ist eine kräftige Natur, bei der guter Einfluß noch etwas vermag. Sie muß uns in D. besuchen; was meinst Du dazu, Julie? Auf Dich ist ihre Lebhaftigkeit gewiß von guter Wirkung; Du wirst Dich angeregt fühlen durch ihre Lebenslust."

Zu ihrer eigenen Verwunderung fand Julie hier einmal Worte. „Wenn Du davon sprichst, daß Adelheid mich munter machen soll," sagte sie mit stillem Lächeln, „so kommt mir das vor, als wolltest Du neben ein trübes Kerzchen, damit es heller brenne, eine große flackernde Flamme setzen, die es so überstrahlt, daß man sein Licht kaum noch gewahrt. Heller wird's dann freilich im Zimmer, aber das verlöschende Kerzchen hat keinen Theil daran und kann schließlich ausgehen, ohne daß man es merkt."

Sartorius sah seine Frau in tiefer Betroffenheit an. „Wie kommst Du zu diesem traurigen Vergleich, Julie?" fragte er nach einer Pause.

„Ich weiß es kaum; ich beschrieb die Sache ganz so, wie sie mir vorkommt. Hast Du gedacht, ich wisse nicht, welch ein Unterschied zwischen mir und Adelheid besteht?"

Die junge Frau sprach mit ruhigem Ernste, augenscheinlich ohne alle Absicht eines Vorwurfs oder einer unliebsamen Anspielung; Sartorius war nachdenklich geworden, und er erlebte an diesem und den folgenden Tagen noch mancherlei, was ihm zu denken gab.

Das Ehepaar richtete seine Schritte jetzt den Wohnungen der Badegäste zu, um wie gewöhnlich mit den von Hagenschen Damen zusammenzutreffen. Sie waren heute während der Morgenpromenade noch einsilbiger gewesen als sonst. Der Doktor fühlte sich durch die Art seiner Frau wenig ermuthigt, von dem Verlaufe des gestrigen Ausflugs zu erzählen, und Julien wieder lag die Bekanntschaft, welche hinter dem Rücken ihres Mannes soweit gediehen war, wie ein Unrecht im Sinn, und sie überlegte hin und her, ob und was sie ihm davon mittheilen solle. Da hörten beide von den Alleen her lautes Lachen und Sprechen. „Ist das Adelheid?" sagte der Doktor rasch, mit einem unwillkürlichen Stirnrunzeln. Vor vierzehn Tagen noch hatte er kaum von ihr gewußt und ihren Namen ohne jegliches Interesse gehört, heute war sie im Stande, ihn aufs tiefste in seinem Gefühl zu verletzen durch ihr Wesen, als ob sie ihm nahe verbunden, eine Person wäre, für deren Behaben er sich verantwortlich halte.

„Ja sie ist es, und sie scheint sehr aufgeräumt zu sein. Dies laute Lachen ist ein Rückfall in ihr altes Wesen, der Deines guten Einflusses auf sie spottet, Rudolph."

Der Doktor sah seine Frau mißtrauisch an. Seit wann hatte die Taube Galle? Ihr Gesichtchen war ruhig und ernst geblieben. Ob die bisher für so unschädlich gehaltene Frau ihm mit merkwürdiger Selbstbeherrschung diese Pillen zur Strafe verordne oder ob hier nur der Zufall walte, darüber konnte der kluge Doktor nicht ins Klare kommen.

Von weitem leuchtend in einem hellfarbigen Morgenkleide und in den kräftigen Tönen ihres Gesichts und ihrer Haare wandelte Adelheid von Hagen zwischen ihrer Mutter und einem großen jungen Herrn die Allee entlang; der letztere war neu und wurde von dem Doktor sofort scharf ins Auge gefaßt. Ein hochgewachsener Bursche von vortrefflicher Haltung, dem der elegante Rock tadellos über dem breiten flachen Rücken saß, gestreifte Wäsche, blondes kurzes Haar, ziemlich wenig Hinterkopf, aber eine gesunde angenehme Gesichtsfarbe und sehr hellblaue Augen; mit der Gerte in der Luft schwippend, schritt er federkräftig neben den Damen her. Ob der kurzsichtige Doktor die aufgezählten Einzelheiten alle notirte, bleibe dahin gestellt; jedenfalls war der allgemeine Eindruck, den er empfing, so ziemlich richtig; derselbe ging dahin, daß man in dem Fremdling einen adligen Gutsbesitzer oder sonstigen sportliebenden Hohlkopf, wie Sartorius sich gallig ausdrückte, vor sich habe.

Die jungen Leute sprachen und lachten, wie schon bemerkt, lebhaft und laut; daß alle übrigen Lustwandelnden sie zum ganz besonderen Gegenstande der Beobachtung machten, kümmerte sie nicht, es war ihnen vielleicht gerade recht. Die Art, wie Adelheid sich im Gehen und im eifrigen Sprechen voll zu ihrem Begleiter umwandte und ihn ansah, während er lachend und gelassen auf sie niederblickte, hatte allerdings etwas Auffallendes.

Heute war es Julie, welche ihren Mann auffordern mußte, sich den Damen in den Weg zu begeben und sie zu begrüßen; er schien es damit nicht eilig zu haben. Herr von Wülkern hob seinen Hut bei der Vorstellung etwas steif in die Höhe und sah, da die amusante Unterhaltung mit Adelheid nun unterbrochen werden mußte, sofort gelangweilt und gleichgiltig aus.

Adelheid erzählte, daß sie den jungen Herrn im vorigen Winter in der Hauptstadt oft getroffen habe, und dann wendete sich der Doktor zu ihm mit der in Badeorten ziemlich stereotypen Frage:

„Werden Sie einen längern Aufenthalt hier nehmen, Herr von Wülkern?"

„Weiß noch nicht; kommt ganz darauf an, wie es mir hier gefällt, wie man mich hier behandelt."

Er hatte seine Antwort auf des Doktors Frage augenscheinlich für Adelheid bestimmt, und Sartorius wandte sich ärgerlich von ihm ab mit einem Gesicht, als wollte er sagen: Die Information war mir ungeheuer gleichgiltig; behalte alles weitere für dich, mich soll's nicht kümmern. Während er Adelheid über ihr Befinden nach der gestrigen Partie befragte, hatte Herr von Wülkern in seiner nachlässigen Sprechweise, bei der es ihm durchaus der Mühe zuviel schien, den Konsonanten ihr Recht zu gönnen, weshalb er sie zur Hälfte unterwegs verlor, das Wort an Julien gerichtet: „Gnä'ge Frau schon längere Zeit hier? Kur gebraucht? Scheint sehr gut zu bekommen — sehen sehr wohl aus."

Julie schien ihn nicht zu hören, so daß ihr Mann, fürchtend, sie werde sich durch Schüchternheit oder Zerstreutheit lächerlich machen, ihr die Hand auf die Schulter legte. „Der, Herr spricht mit Dir, mein Kind."

Julie wendete sich gelassen um. „Mit mir? Ich dachte, Frau von Hagen wäre gemeint. Was beliebten Sie zu sagen?"

So höflich und ruhig sie auch sprach, es lag doch in ihrer ganzen Weise eine so deutliche Verurtheilung und Abweisung jener abgeschmackten Bemerkung, daß alle sie wahrnahmen. „Hier kommen Sie mit Allerweltskomplimenten, aufs Gerathewohl vertheilt, nicht aus, Wülkern," sagte Adelheid lachend. „Meine Cousine ist anspruchsvoll; sie will, daß man sie ansieht, wenn man mit ihr redet."

Herr von Wülkern nahm die Zurechtweisung gleichmüthig genug auf, doch schien es ihm in der Gesellschaft nicht mehr zu behagen. „Ah, dort sind Linggens — reizende kleine Mädchen — sie haben mich auch bemerkt. Entschuldigen Sie mich, Fräulein von Hagen, gnädige Frau, ich muß doch dort guten Tag sagen."

Er verabschiedete sich von Adelheid mit einem längeren Blick und mit einem fast unmerklichen Achselzucken, welches sie ganz richtig dahin deutete: Es thut mir leid, aber warum hat man so uninteressante Verwandte. Warte, dachte sie, ich werde Dir noch zeigen, daß dieser Doktor nicht so uninteressant noch so ungefährlich ist, wie Du meinst.

Als Herr von Wülkern außer Hörweite war, mochte Adel-

Digitized by Google

Antritt zur Zarabanda in einer andalusischen Schenke. Originalzeichnung von A. Kindler.

Digitized by Google

heid die Nothwendigkeit empfinden, etwas Erklärendes über ihn zu sagen.

„Er ist nicht dumm," bemerkte sie, übrigens in das Lachen, welches diese Worte hervorriefen, sogleich mit einstimmend.

„Nun, wenn er ein geistreicher Mensch ist, so verstellt er sich mit Glück," sagte Sartorius lustig.

„Er ist nur um Adelheids willen hier," hatte Frau von Hagen indes Julien zugeflüstert. „Ich wünschte, sie behandelte ihn ein wenig vorsichtiger! Sie hat ihn immer zum Besten, und die Wülkerns sind hochmüthige Menschen — er könnte es einmal übel nehmen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Behandlung der Lungenspitzenschwindsucht.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von Dr. **Paul Niemeyer.**

Der Leser, der so freundlich war, meinen bisherigen allgemeinen Ausführungen zusammenhängend zu folgen, wird sich in dieser besonderen mit Hilfe eines Beispiels rasch mit mir verständigen. Ich entnehme es einer Schrift des Engländers Catlin, welche werth gewesen wäre, dieselbe Verbreitung auf dem Kontinente zu finden, wie ihrer Zeit die seines Landsmannes Banting über Heilung der Fettleibigkeit, denn sie ist mit gleicher Menschenfreundlichkeit, Eindringlichkeit und Lehrhaftigkeit abgefaßt. Mr. Catlin, erst Jurist, dann Maler, von Haus aus schwächlich, durch berufliches Hocken in geschlossenem Raume schmalbrüstig, saft- und kraftlos, hustenkrank, kurz „Schwindsuchtskandidat" geworden, entschloß sich mit 34 Jahren, wo er Blut auszuwerfen begann, die bisherige Lebensweise mit der entgegengesetzten zu vertauschen. Gesagt, gethan — begab er sich zu Schiff, segelte nach Amerika und begann in dessen Urwäldern ein Wanderleben in Gerstäckerschem Style, welches ihm zu Anfang freilich recht sauer ankam: Hustenanfälle, Blutauswurf, Athembeschwerden blieben nicht aus, Doktor und Apotheker aber waren nicht zur Hand. Trotzdem ging's mit dem Wandern immer schlanker, der Athem hob, der Husten legte sich und mit der Zeit bekam der Schwindsuchtskandidat von ehedem einen vollen Brustkasten und eine ausdauernde, schleimfreie Lunge. Mit geringen Unterbrechungen hat Catlin sein Nomadenleben mehrere Jahrzehnte fortgesetzt und ist, laut englischer Privatmittheilung, erst vor zwei Jahren in seinem Vaterlande als hoher Sechsziger gestorben. Er selbst begeht die Einseitigkeit, daß er seine Heilung ausschließlich der den Indianern abgelernten Gewohnheit, bei geschlossenen Lippen zu athmen,*) zuschreibt. Ist dies zwar, wie ich früher andeutete, ein Gesetz der Athemkunst und der natürliche Ersatz des künstlichen Respirators, so konnte es doch allein ihn nicht gesund machen, sondern dies that, wie bei den in Nr. 46 vor. Jahrg. aufgeführten drei Fällen, das Ganze der neuen Lebensweise: fortwährendes Einathmen frischer, reiner Luft, anhaltende Bewegung und Vollathmen, Hautpflege, schmale Kost, Wassertrinken u. s. w. Zusammenfassend bezeichne ich den Kern der Catlinschen Heilungsgeschichte als eine auf eigene Faust gebrauchte Klimakur. Sehr wohl weiß ich, daß Fachmänner die Heilkraft der sogenannten klimatischen Kurorte der besonderen Beschaffenheit der Luft zuschreiben, Nichtärzte sich diese Stätten gar als etwas wie Lungenapotheken vorstellen. Die praktische Erfahrung aber lehrt, was Braun bereits für die Brunnenkuren festgestellt, daß nämlich die verschiedensten — dünne und dicke, Berg- und Thal-, feuchte und trockene — Luftarten gegen Lungensucht geholfen, daß auch Badeorte mit Soole, Fichtennadel, Eisen, Kaltwasser, Molken u. s. w. sich gleichzeitig als Luftkurstationen bewährten. Von dem vielen Patienten recht schlecht bekommenen Wahne, daß „warme" Luft im Süden besonders gut thue, kommt man zum Glück immer mehr zurück, um gegentheils an der kalten Luft der Winterkurorte Geschmack zu finden. Das neue Schlagwort „Höhenklima" aber findet längst nicht mehr auf Erhebungen von 7000 und mehr Fuß, sondern bereits auf solche von 100 und einigen Anwendung, und so wird die Schule bald auf den hygieinischen Standpunkt zurückkehren, den gleich der erste Schriftsteller über „Luftwechsel", der Edinburger Professor Gregory (1791) bekannte, daß nämlich die Hauptsache die mit der Kur verbundene Leibesübung oder, wie ich erweiternd vorhin sagte, das Ganze der neuen Lebensweise sei. Die Frische und Reinheit der Luft spielt natürlich eine Hauptrolle und fällt dem Ankömmling vor allem auf, um so mehr, je ärger sie ihm daheim durch Schornsteine, Essen, Straßenstaub und Dunst aller Art verdorben wurde. Der Höhenkurort wiederum bewährt sich dadurch vor andern, daß er den Kurgast, indem er ihn bergauf steigen heißt, zu ganz besonderer Uebung seiner Lungenspitzen anleitet. Nichts mit der Behandlung aber hat die sogenannte „Immunität" zu thun, d. h. der Umstand, daß an hochgelegenen Orten unter den Eingeborenen Schwindsucht nicht vorkommt. Angenommen auch, es hinge dies mit der Besonderheit der Luftmischung zusammen, so könnte sich deren Wirkung doch offenbar nur auf Fernhaltung der Anlage, nicht aber auf Heilung der schon fertigen Krankheit erstrecken. Wenn ferner nicht blos auf Anhöhen, sondern auch in Ebenen, z. B. in der Kirgisensteppe — also an zwei klimatisch entgegengesetzten Punkten — keine Schwindsüchtigen angetroffen werden, so kann dies nach allem im vorigen Aufsatze Mitgetheilten nur aus den anders gearteten Lebensgewohnheiten der Eingeborenen erklärt werden, wie ich durch zwei Beispiele zu beweisen hoffe. Auf der ihrer Immunität halber das „schwedische Madeira" genannten Insel Marstrand kam der Ausnahmefall vor, daß eine ganze, nach binnenländischen Kulturgewohnheiten lebende Familie von der Schwindsucht ausgerottet wurde. Das Gegenstück berichtet der um Klärung dieser Frage hochverdiente Mac Cormac: Eine städtische Handwerkerfamilie, von der fünf Söhne gleich dem Vater an die Scholle und die Arbeitsstube gefesselt blieben, verlor diese sämmtlich an Schwindsucht, der sechste aber, der auf See gegangen war, entwickelte sich zu einem kräftigen, langlebigen Manne! Die Nutzanwendung liegt auf der Hand: Der Schmalbrüstige wird daheim immer kränker, weil er, in Stube und Bett gefangen gehalten, sich immer schmalbrüstiger macht, seine Lungen nicht übt, seine Haut nicht netzt, sich mit Arzneien schädigt — am klimatischen Kurorte muß er, wenn's nicht schon zu spät, besser werden, weil er von alledem das Gegentheil thut.

Diese Auseinandersetzung müßte, meine ich, schon dadurch die Zuneigung des Lesers gewinnen, daß sie die klimatische Kur (um diesen Ausdruck der Kürze wegen beizubehalten) als eine solche hinstellt, deren Wohlthaten nicht blos der begüterten Minderheit, sondern auch den „Armen und Elenden" zugänglich sind, und schon die Rücksicht auf diese, den Grundstock des Brustkrankenheeres Bildenden legt der Heilkunde die Pflicht auf, ihre populären Verordnungen von theoretischem und kostspieligem Beiwerk entkleidet hinzustellen. Keinem, der es haben kann, sei der Genuß verwehrt, zur Winterszeit in Meran zwischen Evonymussträuchern, in Mentone unter Olivenbäumen, in Montreux Angesichts der Alpenkette, in Venedig auf dem Markusplatze zu lustwandeln, in Kairo in einer Dahabieh nilaufwärts zu steuern, auf Madeira sich auf einer „Hamakke", in Davos im Schlitten fortzubewegen, dem Minderbegüterten aber darf der Trost nicht vorenthalten werden, daß es auch ohne sonderlichen Aufwand zu machen ist. Doch auch dem Wohlhabenden wird diese Darlegung so lange heilsam bleiben, als er die vermeintliche Stätte des Heils erst aufzusuchen pflegt, wenn man ihn für die Kur (richtiger für unheilbares Siechthum) für „reif" erklärt, so lange er ferner den Wahn nährt, es sei mit acht Wochen Lippspringe, Görbersdorf, Sulza gethan. Wer nicht die Lehre mitbringt, daß er die zehn Monate daheim möglichst ebenso leben müsse, wie am Kurorte die zwei, ist vergeblich dort gewesen!

*) Daher führt Catlins, auch durch originelle Zeichnungen bemerkenswerthes Schriftchen den Titel „shut your mouth" (London, 4. edit. 1870), deutsch herausgegeben von Dr. Flachs (Leipzig 1870).

Digitized by Google

Ein Anfang, die klimatische Kur in die Kulturstätten zu tragen, zeigt sich u. a. in den Molkereien, wenn ich auch den Trank selbst verwerfen muß. Nur die Andacht, die der im Nationalkostüm kredenzende Aelpler erwecken mag, scheint diesem widerlichen, Magen und Darm angreifenden, von Lebert längst autoritätsmäßig verurtheilten Mischmasch Geschmack abzugewinnen. Glücklicherweise gewöhnen sich die Schweizer bereits, unter Verzicht auf Nebenverdienst der Käsebereitung, nebenbei die reine Milch zu verschenken — diese, reichlich genossen, darauf ein tüchtiger Spaziergang, später ein Bad genügen, dem trockenen Huster frische Säfte, freieren Athem und Lösung zu verleihen.

Zweitens, die Inhalations- oder Athmungskuren gehen darauf aus, die Luftwege nicht mehr auf dem Umwege des Magens, sondern unmittelbar etwas einnehmen zu lassen. In der That muß Warmwasserdampf, mit voller Brust eingesogen, die wunde, trockene Schleimhaut wohlthätig anfeuchten und Lösung fördern. Das Hauptgewicht aber ist auf das mit der Inhalation verbundene Vollathmen zu legen, und zwar mit besonderer Rücksicht darauf, daß mit dieser Uebung der leidigen Muhmenregel der Krieg erklärt wird, welche dem trockenen Huster ängstlichst „Schonung" seines Athemorganes auferlegt. Auf dieser Bahn fortschreitend, wird man hoffentlich bald das Gegentheil zum Gesetz erheben. Vor mir liegt die soeben zu Paris ausgegebene Schrift eines Dr. Burq mit folgendem ausführlichen Titel: „Ueber den Werth der Athemgymnastik bei Schwindsucht, insbesondere den wohlthätigen Einfluß des lauten Hersagens, Singens, Spielens von Blasinstrumenten oder forcirten Tiefathmens einerseits — und über den schädlichen Einfluß stummen und stillen Verhaltens andererseits." Neu an diesem Titel ist mir nur die, dem Publikum gegenüber ganz zweckmäßige Stempelung jener Uebungen zu einer Spezialität; im übrigen habe ich längst selbständig auf diese Praxis gedrungen und u. a. folgenden Musterfall bekannt gemacht: Ein zwanzigjähriger Buchdrucker, von jeher schwächlich, schmalbrüstig, den Husten nicht loswerdend, galt allgemein für schwindsüchtig und kurirte vergeblich auf die verschiedenste Art, nachdem ihn meine Erklärung, das Grundübel liege in der ungesunden Berufsthätigkeit, nicht befriedigt. Meinen Augen traute ich kaum, als einige Jahre später sich ein stattlicher, stramm auftretender, gutgenährter frischfarbiger Herr bei mir einführte und sich als den „schwindsüchtigen" Buchdrucker von ehemals zu erkennen gab. Doch wurde mir die Sache bald klar: Von ungefähr auf den Werth seiner schönen Tenorstimme aufmerksam gemacht, hatte er dem Letternkasten Valet gesagt, Unterricht im Singen und in der zur Bühnenkunst nothwendigen Vorschule körperlicher Ausbildung genommen, bei täglich mehrstündiger Uebung es bald zum trefflichen Darsteller eines Brown, Lionel, Chapelou u. s. w. gebracht. Das ärztlich Ueberraschendste war die Umwandlung, die sich am Brustkorbe vollzogen: der früher magere, langgestreckte, flache war einem nahezu faßförmigen gewichen.

Wie endlich Hautpflege als dritte im Bunde nicht fehlen darf, glaube ich bereits im Aufsatze über Blutsturz klar gemacht zu haben. Schon die immer mehr Anhänger zählende Kaltwasserbehandlung verspricht der wasserscheuen Muhmenpraxis ein Ende zu machen, und Dr. Brehmer gebührt das Verdienst, mit vorsichtiger Ueberführung des bis dahin unbewegt gebliebenen Schwindsüchtigen zum Brausen und Baden vorangegangen zu sein.

Ueberblicken wir schließlich das Ganze, so bietet der Fall Catlins wie der unseres Tenoristen die trostreiche Lehre, daß, wenn die Schmalbrüstigkeit nur nicht schon in Verwachsung (Einschnürung) übergegangen, noch jenseits der Zwanziger Aussicht auf völlige Umwandlung vorhanden, daß es auch bei ernstem Willen und Ausdauer ohne Kurreise geht. Nichts destoweniger gebe ich mit Vergnügen zu, daß die Luftkurorte einem vorläufigen Bedürfnisse entsprechen. Uebung des Athemorganes oder, wie es nicht übel heißt: „Luftschnappen" gilt den meisten für etwas allzu Gewöhnliches, als daß sie ausdrücklich Eifer und Lust oder gar besondere Zeit darauf verwendeten. Dies geschieht erst, wenn sie, vom Gespenste der Schwindsucht verfolgt, die einfache Sache in der Fremde unter besonderem Kostenaufwande „kurmäßig" zu betreiben haben. Darum ist bei der Auswahl vor allem auf den Charakter der ärztlichen Leitung sowie darauf zu sehen, wie wenig durch Ueberpflanzung städtischer Unsitten Anlaß zu Unregelmäßigkeiten geboten wird. So wird es verständlich sein, wenn ich in den klimatischen Kurorten hauptsächlich Schulstätten für Brustlahme und Saftlose erblicke, überall anlegbar und heilkräftig, wo in ländlicher staubfreier Lage heilkundige Zucht und natürliche Restaurationsmittel, Quellwasser zum Trinken, Flußwasser zum Baden, Milch, Obst u. s. w. in Fülle geboten werden.

Das hygieinische Ideal, die Verhütung der Schwindsucht, wird, das ist kein Zweifel, durch die rauhe Wirklichkeit für immer in nebelhafte Ferne gerückt bleiben, denn es liefe auf nichts Geringeres hinaus als auf Ausführung des durch Bismarck geflügelten Wortes: auf Vertilgung der großen Städte, dieser Brutnester der Krankheit. Den äußeren Umriß der zahllosen an diesen Sumpfstätten gährenden Schädlichkeiten kennzeichnet die Statistik als „Dichtigkeit der Bevölkerung", und der Tausendkünstler, dem es gelänge, die Ansiedelungen allenthalben so dünn zu säen, wie sie es in den „immunen" Bezirken sind, würde sich rühmen, die „Geißel der civilisirten Gesellschaft" vernichtet zu haben. Bescheiden wir uns also mit einem frommen Wunsche und begrüßen wir als Fortschritte zum Besseren: Die Breiterlegung der Straßen und ihre Bepflanzung mit Bäumen, in den Vorstädten das Villensystem, die Ventilation öffentlicher Lokale und Arbeitsstätten, die — hier zu Leipzig schon weit vorgeschrittene — Reform der Schulhäuser, Schulstuben, Schulbänke, die Anlage von Winterschwimmbassins, den fleißigen Besuch dieser wie auch der Eisbahnen Seitens der Mädchenwelt. Erwachsenen gegenüber gehen Fabrikherren, z. B. Dollfuß und Mieg zu Mühlhausen i. E., mit guter Zucht vor durch Anlage von gesunden Wohnungen, Badeanstalten, strenge Einhaltung der Sonntagsruhe — noch weiter ist man im Auslande, wo z. B. in der Arbeiterstadt Lowell, weil die Leute abwechselnd in den Fabriken und auf dem Felde arbeiten, auf 57 Bewohner jährlich nur ein Todesfall kommt. Moltke erwies sich auch als praktischer Hygieiniker, wenn er selbst in der Kriegszeit die kantonirenden Truppentheile stramm exerciren hieß. Post- und Privatdirektionen sollten, dem Beispiele der Gelehrtenwelt folgend, ihren Bureaubeamten nach und nach Ferien gewähren, welche nicht mehr Unkosten verursachen würden als Urlaube, Hilfsarbeiter und Pensionen für vorzeitig Invalide. Weit besser würde sich der Stadtsäckel stehen, wenn er, was er à fond perdu an Medicamenten und Armenunterstützung ausgibt, kapitalisirt auf gesunde Proletarierwohnungen und Anstalten für Brustkranke verwendete.

Dieser mehr als flüchtige Entwurf dürfte wenigstens das Eine lehren, daß bei Lösung dieser Frage erst die Volkswirthschaftslehre der Gesundheitspflege vorzuarbeiten hat, um zunächst die Wahrheit zur praktischen Erkenntniß zu bringen, daß, mit Feuchtersleben zu reden, die Kunst, das Leben zu verlängern, darin besteht, es nicht abzukürzen. Durch Schwindsucht (bei der Hälfte der Kulturmenschen!) abgekürzt wird es mit dem Drillen zu Erwerbsthätigkeit von Jugend auf und danach mit freiwilliger Ueberarbeit, bis man überhaupt nicht mehr kann. Blindlings wird so den Mitteln zum Leben nachgejagt, um dieses selbst zu verlieren. Erst wenn's zu spät ist, soll die Heilkunst abergläubischer Nachfrage um jeden Preis genügen. Die Tausende, welche für Ueberführung eines Todeskandidaten nach Nizza oder Madeira verschleudert werden, würden, zehn Jahre früher auf hygieinische Pflege des Schmalbrüstigen verwendet, ihn am Leben erhalten haben. Beim Schwächling aber bildet die rechtzeitig und täglich der Brustübung gewidmete Stunde eine unmerkliche Zinsabgabe im Vergleich zu dem Kapitalverlust, den das durch Unterlassungssünden erworbene Siechthum schlägt, während jene Zinsen zu einem sicheren Kapitale anwachsen, nämlich zu dauernder Arbeitskraft und siechthumfreiem Alter. So finde ich das richtige Rezept wider die Lungenspitzenschwindsucht schon vor vierzig Jahren bei dem Hygieiniker Fourcault verschrieben: „Die Schwindsucht muß gleich im Anlagestadium so behandelt werden, wie es jetzt erst mit dem letzten Stadium zu geschehen pflegt."

Digitized by Google

Ein baltischer Roman.

Nachdruck verboten
Ges. v. 11/VI. 70.

Die Unterhaltung im Salon schwirrte laut und lebhaft durcheinander. Man hatte das Vielerlei und Nichts, das in solchen Räumen den Stoff der Unterhaltung zu liefern pflegt, bis zur Erschöpfung durchgesprochen, da schien sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen neuen Gegenstand zu konzentriren. Jemand hatte ein kürzlich erschienenes Buch erwähnt, das mehrere von der Gesellschaft gelesen hatten.

„Um welches Buch handelt es sich?" fragte ein etwas entfernt Sitzender seinen Nachbar.

„So viel ich verstehe, ist es ein Roman mit dem sonderbaren Titel: „Allein und frei"; die gnädige Frau scheint ihn wirklich gelesen zu haben," erwiderte der Angeredete, ein gefürchteter Kritiker der Tagespresse, und rückte sein Lorgnon zurecht.

„Allein und frei! Quelle idée! Und wie heißt der Biedermann, der die Welt damit beglückt?"

„Der große Unbekannte nennt sich Theodor Hermann. Wer dahinter steckt, weiß ich nicht, das Werk ist übrigens in Mitau erschienen, wenn Sie das noch interessirt!"

„Mitau, Mitau? Mir unbekannt! So weit reicht meine geographische Kenntniß nicht."

„Kleines Nest in den Ostseeprovinzen! Sie wissen — das Land, wo auch so ein verlorner Bruderstamm wohnt! Oder gleich drei, denn ein Livländer sieht Sie höchst spöttisch und verächtlich an, wenn Sie ihn für einen Kurländer oder gar für einen Esthen halten. Uebrigens fällt mir jetzt ein, daß dieser Theodor Hermann schon vor Jahr und Tag einen Roman herausgegeben: Wilhelm Wolfschild. Doch lassen Sie uns zuhören — das baltische Kunstwerk scheint ja die Köpfe ordentlich zu erhitzen."

In der That ereiferten sich einige Damen fast salonwidrig in dem Für und Wider bei der entstandenen Diskussion über den neuen Roman.

„Ein reizendes Buch," flüsterte eine. „Haben Sie Martin Chuzzlewit gelesen? Daran erinnert es, ist aber im Humor dem Boz weit überlegen."

„Kann ich nicht finden," meinte eine andere. „Es ist ja manches Hübsche in dem Buch, aber im ganzen und großen läßt es kalt. Und Originelles ist wenig darin. Sie finden da Spielhagens Typen, die Cloten, die Barnewitze und Oldenburgs wieder; nur sind kurländische Adelsfamilien daraus geworden. Und der Tod des jungen Lebrecht erinnert frappant an den des jungen Ehrenthal in Freytags Soll und Haben."

„Ist nicht der Dame eigener Witz," flüsterte der Rezensent seinem Nachbar zu. „Das hat sie heute früh in der Zeitung gelesen."

„Das ist denn doch eine sehr oberflächliche Auffassung," entgegnete die Dame des Hauses der vorigen Sprecherin. „Originalität und wahres Dichtergenie dem Verfasser absprechen kann nur, wer sein Buch durchblättert, es aber nicht gelesen hat. Weder Boz noch einen unserer deutschen Dichter hat er nachgeahmt."

„Meinetwegen!" warf eine andere Dame ein. „Aber etwas schonender könnte er mit dem Menschenleben umgehen; ich habe das Buch sehr genau gelesen und dreizehn Todesfälle gezählt, dazu kommen Eisdurchbrüche, Brand, Duell und andere Schauergeschichten, welche den Mangel psychologischer Entwicklung ersetzen sollen!"

„Die Damen sollten doch sehr dankbar sein," mischte sich ein junger Mann ins Gespräch, der selbst im Verdachte stand, Romane zu schreiben, „daß er seinen Helden nicht auch als Selbstmörder sterben läßt, womit derselbe den Leser oft genug bedroht!"

„Ja, allerdings, das sollten wir," entgegnete eine aus dem schönen Kreise, deren Accent unverkennbar baltisch klang, „aber wir sind es gar nicht. Es wimmelt von unnatürlichen, überspannten, karrikirten Charakteren und Scenen. Gott sei Dank, daß unser kurländischer Adel doch nicht so schwarz ist, wie ihn der Herr Literat zu machen belieben."

„Nun unsere deutsche Studentenwelt ist nicht besser weggekommen," meinte eine junge Professorentochter, „ich möchte wohl wissen, auf welcher Universität der Herr Hermann seine Studien gemacht hat?"

„Und ich bleibe dabei," wandte wiederum die Dame vom Hause ein, „daß eine seltene Lebenswahrheit und Naturtreue, ein gesunder Realismus das Buch von Anfang bis zu Ende auszeichnet. Was meinen Sie, Herr Professor?"

Der Gefragte, ein alter Herr mit grauem Haar, der bisher sich mit keinem Worte an der Unterhaltung betheiligt hatte, entgegnete:

„Ich muß bekennen, daß ich seit Jahren nicht so starke Eindrücke empfangen habe. Es ist ein gewaltiges Buch! Ein Autor von Gottes Gnaden ist dieser Theodor Hermann und um Leibes Länge hervorragend über fast alle derzeitigen Romanschreiber. Das sage ich, trotzdem ich manche kleine Fehler und Mängel in dem Werke nicht in Abrede stellen will. Aber wo, frage ich, ist ein Dichterwerk, das solche nicht besäße? Hermanns Roman ist aber eine dichterische Schöpfung ersten Ranges und zugleich, was mich nicht am mindesten freut, ein Zeugniß von der Eigenartigkeit und Kraft des deutschen Lebens, das sich die baltischen Provinzen noch erhalten haben. Das Buch ist durch und durch ein deutsches Werk!"

Vor dem langsam und bedächtig geäußerten Urtheil des allgemein geachteten Professors waren alle anderen Stimmen verstummt, und tiefes Schweigen herrschte im Salon, als er ausgeredet hatte.

„Wie wäre es," unterbrach nach einer Pause die Dame vom Hause das Schweigen, „wenn Sie, Herr Professor, die Güte hätten, uns eine Skizze des Romans zu geben und einige Stellen daraus vorzulesen. Hier ist das Buch! Viele meiner Gäste haben es gewiß noch gar nicht gelesen, andern wird sein reicher Inhalt um so verständlicher werden, wenn er von kompetenter Seite anregend vorgeführt wird."

Von allen Seiten wurde dem Wunsche zugestimmt, und der alte Herr fügte sich endlich dem geäußerten Verlangen.

„Es ist eine schwierige Aufgabe," hub er an, „die Sie mir stellen — den Aufriß eines solchen Romans zu geben, und vielleicht werden Sie zum Schluß sagen: Und das soll von solcher Bedeutung sein? Indes, ich will's versuchen."

Er ergriff das Buch, blätterte darin und fuhr fort:

„Die Eichenstamms sind eine altangesessene patrizische Familie einer baltischen Stadt, was man im Jargon jener Provinzen eine Literatenfamilie nennt. Sie sind sämmtlich große, schöne Menschen, Männer wie Weiber von ausgeprägten Geschlechtstugenden wie Fehlern. Zu ersterem gehört hohe Ehrenhaftigkeit, bürgerliche Wohlanständigkeit, starker Familiensinn; zu letzteren herbe Starrköpfigkeit, unbeugsamer Trotz, Hochmuth und Familienüberhebung. „Es waren ungesellige, unerträgliche Menschen, die einander Fremden gegenüber in den Himmel erhoben, die aber keine Stunde beisammen sein konnten, ohne mit einander in Zank zu gerathen."

„Der junge Sohn eines dieser Eichenstamms, des Staatsraths Dr. Heinrich von Eichenstamm, eines tüchtigen, strengen und kalten Mannes, ist Heinz, der Held unsers Romans, ein Knabe, der an Trotz den Vater noch weit überbietet. Aus den heftigen Konflikten mit diesem unbeugsamen Vater flüchtet der mißhandelte Sohn zu seiner geliebten Mutter, eine Frauengestalt von duftigem, ätherischem Reiz, durch deren frühen Tod Heinz seinen guten Engel verliert. Die Scenen zwischen Mutter und Sohn sind oft von rührender Schönheit. Lassen Sie mich eine vorlesen. Heinz ist von seinem Vater aufs heftigste geschlagen worden, weil er weigert, in die Schule zu gehen. Er ist fast bewußtlos zu Boden gestürzt und von seiner schwachen kranken Mutter ins Schlafzimmer getragen, wo sie ihn aufs Bett gelegt.

„Frau Agnes hatte nicht lange auf das Erwachen ihres Kindes zu warten gebraucht. Zwar schloß es, als es zu sich kam, rasch wieder die kaum geöffneten Augen; aber als es bemerkte, daß der Vater nicht mehr da war, die Mutter allein sich über ihn beugte, da richtete es sich auf und sagte trotzig: „Und ich werde doch nicht gehen!"

Digitized by Google

Die Mutter küßte ihn auf die geschwollenen Lippen und streichelte sanft seinen Kopf. „Ich denke, mein Heinz wird mir schon den Gefallen thun," sagte sie.

„Nein, Mutter, gewiß nicht. Er mag mich schlagen, so viel er will, ich werde doch nicht gehen."

„Von Schlagen ist nicht die Rede, Heinz, habe ich Dich je geschlagen?"

„Nein, aber er mag mich schlagen, so viel er will, ich thue es nicht, auf keinen Fall!"

„Hast Du mich lieb, Heinz?"

Heinz umschlang den Hals der Mutter, küßte sie und drückte sie an sich.

„Zeige mir, wie lieb Du mich hast!"

Heinz drückte so stark er konnte.

„Ach, Heinz, Du hast mich nur mit Küssen lieb."

„Mutter, ich könnte für Dich, — ich will mich für Dich zehn Mal von ihm schlagen lassen."

„So sprichst Du nur."

„Was soll ich denn für Dich thun?" rief der Knabe leidenschaftlich, „wie soll ich Dir denn zeigen, daß ich Dich mehr lieb habe als alles auf der Welt?"

„Du sollst morgen in die Schule gehen."

Das Kind sah sie mißtrauisch an.

„Das läßt er mir sagen," sagte er und ließ seine Arme herabsinken.

„Nein, Heinz. Du weißt sehr wohl, daß der Vater solche Umwege nicht liebt. Die wären seinem Kinde gegenüber auch nicht am Platze."

„Ach Gott, ach Gott, daß er mein Vater sein muß!" rief Heinz und warf sich in das Bett zurück, das Gesicht in die Kissen begrabend.

Frau Agnes wollte aufstehen, setzte sich aber wieder und bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen.

Heinz sah, daß die Mutter weinte. Er sprang aus dem Bett und suchte ihre weißen Hände vom Gesicht zu entfernen. Als es ihm gelang, wandte sie ihr Gesicht ab, aber er sah ein paar Thränen auf das Bett fallen. Er war in Verzweiflung. „O weine nur nicht," flehte er, „bitte, bitte, weine nur nicht! Ich habe gar nicht verdient, daß Du um mich weinst, ich bin ein unartiger böser Junge, schlage mich tüchtig, nur weine nicht. Liebe gute Herzensmutter, weine nicht! Ich will ja alles thun, was Du willst. Ich will in die Schule gehen, ich will gleich gehen, wenn Du willst. Ich will nie wieder trotzig sein, ich will ihm immer antworten, ich will immer folgsam und artig sein!"

So bat er, und als die Mutter noch immer das Gesicht abwendete, da ergriff er stürmisch ihre Hand und riß daran aus aller Kraft, stampfte, aus dem Bett springend, mit dem Fuß auf den Boden und schrie laut und heftig: „Du mußt mir verzeihen, Du mußt mich wieder ansehen! Ich will nie wieder trotzig sein und nie wieder heftig; aber Du mußt, hörst Du, Mutter, Du mußt mich ansehen! Mutter, höre doch, was ich sage! Ich will ja in die Schule gehen, höre doch! Was willst Du denn noch, was soll ich denn noch thun? Sieh mich doch nur an und sage, was ich noch thun soll!"

Die Mutter wandte ihm endlich das Gesicht zu.

„Nach der Mutter Tode kommt Heinz zur gemeinsamen Erziehung mit einigen Vettern zu einem Onkel, einem lutherischen Pastor aufs Land. Dieser ist auch ein Eichenstamm, und so setzt es natürlich Konflikte der schwersten Art, die Heinzen jedoch diese Jahre frischer Knabenlust in Wald und Fluß, in Winter und Sommer nicht trüben können. Heinz ist derweil 16 Jahr alt und ein großer breitschultriger Bursche geworden; ein echter Eichenstamm innerlich und äußerlich.

„Durch bedenklich erwachsene Streiche bringt er sich unter der Sekunda seines Gymnasiums in den Ruf eines riesig fixen Kerls; beleidigt seine sanfte Cousine Lelia tödtlich, erwirbt sich dagegen die Gunst einer anderen Cousine Adelheid, einer echten Eichenstamm, schön, groß, stark, wild und feurig. Welcher Art Heinzens Streiche sind, möge uns der alte lettische Diener seines Vaters erzählen, Weinthal, der mit abgöttischer Liebe an seinem „Jungherrchen" hängt.

„Jungherrchen, Jungherrchen, was machen mein Jungherrchen für Sachen!"

Und als Heinz verlegen schwieg, fuhr er also fort:

„Jungherrchen sind rein toll gewesen. Wenn der alte Weinthal Jungherrchen sein Herr Vater wäre, würde er sagen: Junge, was sind das für Fladrusen! Antwort kein Wort, nicht geraisonnirt, still geschwiegen! Marsch fort! Jungherrchen lieber, wie kann nu Jungherrchen sich so betrinken! Nu, natürlich, Jungherrchen will auch jung sein, aber Jungherrchen kann jung sein bei seine Freunde, aber doch nicht bei die jungen Damens! Jungherrchen kann gehn mit junge Damen tanzen, aber wenn Jungherrchen geht mit junge Damen tanzen, muß Jungherrchen sich nicht betrinken und kein Skandal nicht machen. Es wird doch keiner keinen Schnaps nicht trinken gehen, wenn er das Geschirr waschen will; wie kann denn Jungherrchen sich so betrinken, wenn er geht mit junge Damen tanzen? Hab' ich es im Kopf, geh' ich nach Hause und leg' mir in mein Bett und niemand weiß, hab' ich was im Kopf, hab' ich nichts im Kopf. Das ist doch besser, als wenn ich dem alten Weinthal mit Fuß vor Kopf schlagen thu!"

„Ja, Weinthal," sagte Heinz, der die Predigt so ernst nahm, wie sie gemeint war.

„Das ist doch besser," fuhr Weinthal fort, „als wenn ich schrei und schlag wie alter Währwolf."

„Ich war wohl sehr laut, Weinthal?"

„Ob Jungherrchen laut war! Ich sitz', wart' auf Jungherrchen und vermuthe mir nichts. Mit 'mal schreit Einer auf Straße und schlägt mit Stock bei Pforte. Ich nicht faul, besinne mir noch, da kommt Annettchen hereinergelaufen, wie aus Bett gesprungen und ruft: „Weinthal, machen Sie die Thür auf, der Jungherrchen muß krank befallen sein; Zwei halten ihm und Einer stößt noch von hinten."" Daß Gott erbarm! denk' ich, spuck' dreimal aus und laufe bei Thüre. Steht da so ein borstiges Jungherrchen und sagt: „„Bringen Sie den Jungherrn zu Bett, aber leise, daß es der Herr nicht hört,"" und drückt mir einen Zwanziger in die Hand. Daß Du die Kränke kriegst, unverschämter Bengel! denke ich, sage aber nichts, schmiß dem Ferding im Rinnstein, nehme mein Jungherrchen bei Arm und will ihm ganz sachte hereinerführen. Aber Jungherrchen gibt mir eins vor Brust, hast Du mir nicht gesehen, daß mir die Augen dunkel werden. Nu, denk' ich, Jungherrchen führt eine Eichenstammische Faust, aber wenn — denn, fass' Jungherrchen um den Leib und tragend trage ich ihm herauf. Jungherrchen schreit wie ein Schwein. Schrei Du nur, denk' ich, und danke nur meinem lieben Gott, daß der gnädige Herr nicht zu Hause ist, sondern im Gute. Die Annettchen kommt und will Jungherrchen Senfteig legen auf die Waden. Jungherrchen läßt nicht, ich lasse auch nicht. Aber wie schon die Weibsleute sind! Nu, Jungherrchen," schloß Weinthal endlich seine niederschmetternde Rede, „nu hat der alte Weinthal Ihnen ordentlich seine Meinung gesagt. Nehmen Jungherrchen es nicht für ungut, aber bittend bitte ich Ihnen, sich nicht wieder zu betrinken! Mir war ein Freund, ein Kneipist in der katholischen Straße, der gar nicht saufen that, aber einmal auf einer Hochzeit that er sich besaufen, und von da an soff er alle Tage. So nun schlafen Jungherrchen noch etwas."

„Aber auch bessere Streiche macht Heinz. Er ist mit der wilden Adelheid auf dem Eise. Rauh und schroff bändigt er das junge Füllen, heiße Liebe keimt bei ihr auf. Da sehen sie Heinzens Freund Horace de Balteville mit seinem französischen Hofmeister einer offenen Stelle zulaufen und unter dem Eise verschwinden. Heinz rettet Horace, der Franzose ertrinkt; Madeleine, Horacens schöne Schwester, dankt ihm aufs gerührteste. Das Verhältniß Adelheids zu Heinz entwickelt sich rascher, als diesem lieb ist. In einer Aufwallung weiblicher Eifersucht erklärt Adelheid Lelia gegenüber Heinz für ihren Heinz, nennt sich seine Braut. Ehe Heinz Zeit hat, diesen Irrthum aufzuklären, ist Adelheid durch die Intervention ihrer klugen und thatkräftigen Tante bereits den Gefahren einsamer Bootsfahrten und poetischer Sommerabende mit Heinz entrückt und zu ihren Eltern zurückgeschickt. Heinz zieht sich durch tollen Trotz und Hochmuth die Ausschließung aus der Schule zu und soll sich durch Privatunterricht auf das Examen vorbereiten. Vater und Sohn entfremden sich immer mehr, während innerlich die Herzen bluten, gönnen sie sich äußerlich keinen weichen Blick, kein gutes Wort. Da kommen die ersten Hammerschläge, welche an die metallne Rinde dieser Herzen pochen. Lelias Vater wird vom Scharlach ergriffen. Eine furchtbare Seuche unter dem Viehstand seines Gutes zerrüttet den Wohlstand von Heinzens Vater. Als dieser matt und krank in sein Stadthaus zurückkehrt, brennt ihm dieses über dem Kopfe nieder. Heldenmüthig kämpfen Vater und Sohn gegen das mörderische Element, bis sie unter dem stürzenden Gebälk begraben werden. Der Vater kommt nicht wieder zum Leben, der Sohn wird gerettet.

„Es war Heinz ein mäßiges Vermögen übrig geblieben. Aber etwas Besseres war aus den rauchenden Trümmern seines Erbtheils erstanden: die Liebe zu seinem Vater. Aus Briefen des Vaters, aus Aeußerungen, die ihm jetzt erst hinterbracht wurden, lernte er nun erkennen, daß unter der eisernen Hülle doch Vaterliebe und Vatersorge gewohnt hatten. Daran erwärmte sich auch die Sohnesliebe. Nun trieb es Heinz fort. Gegen den Widerstand sämmtlicher Eichenstamms setzte er es durch, ohne Examen eine deutsche Universität zu beziehen, und nachdem er Lelia noch zuletzt stürmisch und gewaltthätig wie immer einen Blick in sein von Kindheit an für sie schlagendes Herz hat thun lassen, läßt er mit der Grenze seine ganze Sippe hoch empört über den ersten irregulären und mißrathenen Eichenstamm hinter sich.

„Beim Beginn des zweiten Theils finden wir Heinz mitten im Strudel des Studentenwesens. Gleich in den ersten Tagen seiner Studentenzeit tritt Heinz ein Mensch entgegen, in dem

Digitized by Google

sich die Gestaltungskraft des Autors in glänzendem Licht zeigt. Fast wird aus dieser Nebenfigur des Romans später diejenige, welche das Interesse des Lesers am tiefsten erregt. Otto von Schweinsberg, ein junger kurländischer Edelmann, ist eine Natur von dämonischer Liederlichkeit, ein sonderbares Gemisch von Rohheit und Ritterlichkeit, von unzähmbarem Selbstvernichtungstrieb. Im ausgeprägtesten Korpsburschenjargon und in wüstester Ironisirung seiner selbst wie alles Anständigen und Edlen auf der Welt philosophirt er sich dem Abgrund entgegen, langsam sein Vermögen und seine Seele ruinirend. Der Autor charakterisirt ihn:

Sein bisheriger Lebenslauf war bunt genug gewesen. Der einzige Sohn eines reichen Grundbesitzers, war er früh Waise geworden und in das Haus eines Onkels gekommen, der, obgleich gebildet und persönlich brav, doch nicht im Stande war, den wilden Neffen zu bändigen. Nachdem er binnen eines Jahres drei Hauslehrer gehabt hatte, gab der Onkel den Knaben zu einem Pastor in Pension, der seiner Strenge und seines pädagogischen Geschicks wegen weithin bekannt war. Bereits nach acht Tagen kam Otto zurück und überbrachte ein Schreiben des Pastors, worin dieser dem Baron mittheilte, daß er sich völlig außer Stande sehe, ein so zuchtloses Kind länger in seinem Hause zu behalten. Otto habe gleich am zweiten Tage eine Schnur über die Treppe gezogen, so daß der Lehrer, der seiner Gewohnheit nach abends ohne Licht sein Zimmer aufgesucht, darüber gefallen sei und sich stark beschädigt habe. Ueber seine That zur Rede gestellt, habe Otto keinerlei Reue an den Tag gelegt, und als er, der Pastor, ihn nun habe körperlich züchtigen wollen, sei der böse Bube mit einem Messer, das zufällig auf dem Tisch gelegen, auf ihn losgegangen.

Da Otto auf Befragen alles dieses bestätigte, so war guter Rath theuer, und es blieb nichts übrig, als wieder zu Hauslehrern zu greifen, die trotz des hohen Gehalts so lange mit rapider Geschwindigkeit wechselten, bis sich einer fand, dem es gelang, Otto wenigstens die nothdürftigsten Kenntnisse beizubringen. Als er dies erreicht hatte, verließ auch er das Haus, und Otto kam ins Gymnasium, aus dem er nach einem Vierteljahr entfernt wurde, weil er sich mit allen seinen Kameraden geprügelt hatte und gegen alle seine Lehrer grob gewesen war.

Es folgten nun einige Jahre, in denen er dem Namen nach Privatstunden nahm, in Wahrheit aber sich mit lockeren Gesellen umhertrieb, jedem Mädchen nachlief, jeden Kellner ohrfeigte und für seine Jahre ungeheure Schulden machte. Die militärische Disziplin sollte ihn nun bändigen, brachte dieses Kunststück aber keineswegs zu Stande, denn er mußte schon als Junker seinen Abschied nehmen, weil er seinen Schuhmacher, der ihn seiner Ansicht nach zu heftig an eine Schuld mahnte, aus dem Fenster geworfen hatte. Aus dem mehrmonatlichen Arrest, in den er dafür gekommen war, entlassen, begab er sich auf deutsche Universitäten, auf denen er nun, mittlerweile mündig geworden, ein tolles Leben führte, in dem die Studien gar keine, die Kneipen, der Fechtboden, die Mensur und die Kirchweihen auf den benachbarten Dörfern aber eine um so größere Rolle spielten. Dabei erhielt sich sein stahlfester Körper trotz des ausschweifenden Lebens so frisch, daß er im Stande war, auf einem Ball der munterste Tänzer zu sein, nachdem er die letzten achtundvierzig Stunden ausschließlich damit zugebracht hatte, enorme Quantitäten Bier und Wein zu vertilgen und sich zur Abwechslung mit Handwerkern zu raufen oder mit Studenten zu schlagen. In allen sogenannten freien Künsten ungemein geschickt, witzig und immer lustig, war er das Entzücken aller lockeren Gesellen, das Entsetzen seiner studentischen Gegner, der Schrecken ehrbarer Bürger der Stadt und der Held eines Sagenkreises, dessen einzelne Kapitel schüchterne Füchse sich mit gesträubtem Haar um die Gespensterstunde gegenseitig vortrugen.

„Die erste Berührung Heinzens, der in eine burschenschaftliche Verbindung eingetreten, mit Schweinsberg ist eine feindliche. Eine Mensur folgt. Später entwickelt sich ein näheres Verhältniß zwischen den beiden durch Couleurverhältnisse äußerlich getrennten Landsleuten. Ehe Heinz Gefahr läuft, sich in studentischen Aeußerlichkeiten zu verlieren, greift eine mächtige Liebe in sein Leben hinein, die Liebe zu einer schönen jungen Wittwe, der Tochter eines Geistlichen in dem nicht fern gelegenen Dorfe. Rührend und ergreifend ist die Selbstverleugnung und absolute Unterordnung des zarten schönen Wesens gezeichnet, mit fast beklemmender Folgerichtigkeit aber auch die Entwicklung jener Eigenschaften Heinzens entwickelt, die auch in diesem Falle wieder dazu führen, das liebende Weib durch unerhörten Hochmuth, durch mörderische Selbstsucht erst zu isoliren, dann so lange zu quälen und vor solche Alternativen zu stellen, bis sie zuletzt den Bruch nicht mehr vermeiden kann, um den Geliebten vor sich selbst zu retten.

„Willst Du mir folgen als mein Weib oder nicht?“ fragte er trotzig.

„Nein!“

Heinz legte ihr die Hände schwer auf die Schultern.

„Bedenke, was Du sagst. Ich frage Dich: Willst Du mir folgen als mein Weib oder nicht?“

„Nein!“

„Noch einmal, Anna, zum letzten Male, bei Gott, Anna, zum letzten Male frage ich Dich: Willst Du mir folgen als mein Weib oder willst Du mich schmählich verlassen?“

Anna sieht ihm ruhig und fest in das finstere Gesicht und hält seinen durchbohrenden Blick aus.

„Ich will Dir nicht folgen,“ erwidert sie sanft aber fest.

Noch einen Augenblick bleiben seine Hände auf ihrer Schulter, als ob er sich stützen mußte auf das schwache starke Weib, denn seine mächtige Gestalt schwankt; dann läßt er sie fahren und wendet sich der Thür zu.

„Heinrich!“ rief Anna, „Heinrich!“ Sie hatte ihn nie so genannt, aber jetzt kam ihr der Name so über die Lippen. Der Schmerzensruf, wie er hervordrang tief aus dem innersten Herzen, hätte einen Stein erweicht; aber ein Eichenstammisches Herz, von dem Trotz und Zorn Besitz ergriffen, war härter als der härteste Granit. Nicht einen Blick warf Heinz auf die unglückliche Frau zurück, deren Herz, deren Leben er mit sich nahm.

„Sie liebt mich nicht ganz, sie liebt mich gar nicht!“ rief es trotzig in ihm, als er festen Schritts die Straße hinabging.

Während er mit Anna redete, hatte sich ein heftiger Wind erhoben, die Nebel zertheilt und nun schwere Wolken heraufgeführt. Die Wolken jagten am Himmel hin wie ungeheure Gespenster, der Wind zerrte das Laub von den Bäumen und riß es mit sich fort, der kalte Regen ergoß sich in Strömen.

So ist es Heinz recht. Und nun bergauf und rasch zugeschritten.

„Schiffbrüchig ist Heinz in die Heimat zurückgekehrt. Auch in seiner Wissenschaft schiffbrüchig. Im Landleben, in der täglichen Berührung mit der Mutter Erde glaubt er zu gesunden. Mit dem Beginn des dritten Theiles führt uns der Verfasser auf die Güter der kurländischen Adeligen, in eine bunte Gesellschaft von ehrenwerthen Aristokraten, von berechnenden güterschlachtenden Biedermännern, von rohen Landjunkern und nichtssagenden wohlsituirten Existenzen. Otto von Schweinsberg spielt darunter seine Rolle als überlegener Spötter, als weltverachtender Roué, als gewaltthätiger Kavalier. Es sind bewunderungswürdig wahr und echt gezeichnete Menschen darunter. Lassen Sie mich einige herausheben.

„Da tritt uns der Oheim des wilden Junkers Otto entgegen, der alte Baron Schweinsberg. Ein gutmüthiger, leichtsinniger, oberflächlicher Lebemann, ein leidenschaftlicher Spieler, immer in Geldverlegenheit, wird er von seiner ihm durchweg überlegenen Frau durchs Leben geführt. Durch ihre Energie hält die Baronin Eleonore den Rest des Vermögens zusammen; als ihr Mann in sie dringt, für seine Schulden mit ihrem eigenen Gut einzutreten, verweigert sie es rundweg im Interesse ihrer Kinder, insbesondere ihrer Söhne, die sie nicht wie Bettler in die Welt treten lassen will. Er liebt die hochherzige Frau trotzdem zärtlich und trennt sich von ihr nach jeder Niederlage, die er durch ihr imponirendes Wesen erleidet, mit erhöhter Bewunderung und Achtung.

„Neben den beiden kurländischen Baronen, die ihrem finanziellen Bankerott entgegengehen, steht, wie ihr böser Dämon, Herr von Lehmhoff, der aus Oesterreich stammt, durch wachsenden Reichthum auch in den Landesadel hineinzuwachsen hofft, und namentlich für seinen einzigen Sohn Lebrecht die höchsten Ziele erträumt. Lebrecht soll Landesbevollmächtigter werden, ihm sollen eines Tages alle Güter ringsumher angehören — er hat ja alle die Besitzer, wie er sich ausdrückt, im „Schreibtische“.

„Lichtvoll taucht neben diesen Männern die Gestalt des Baron Markhausen auf; ein eben so tüchtiger Landwirth, als Gelehrter, „ein wahres Ungeheuer an Fleiß“, wie ihn der wilde Schweinsberg, als dessen Verwalter er uns zuerst entgegentritt, nennt; ein durch und durch tüchtiger, ernster, dabei wahrhaft liebenswürdiger Charakter, der auf den Helden unseres Romans einen entscheidenden Einfluß übt.

„Demnächst begegnen wir alten Bekannten aus dem ersten Theile des Buches, so vor allem Heinzens Schulfreunde, Horace de Balteville, seiner Schwester Madeleine und ihrer Mutter, der Frau von Balteville, geb. Knochenhauer, die durch Verheirathung ihrer Kinder in alte Familien des Landes die ihr mangelnde Ebenbürtigkeit ersetzen will.

„In diese Kreise, zu denen noch die Eichenstamms, vor allem der alte Rechberg und seine Enkelin, Lelia, kommen, tritt nun der zurückgekehrte Heinz ein — hier will und soll er das Problem seines Lebens lösen: „allein und frei!“ Allein ist er sehr bald, denn von fast allen Verwandten wird

Digitized by Google

er mit Vorwürfen über seine verfehlte Carriere überhäuft; man hält ihn allgemein für einen verpfuschten Studenten, der auf der Hochschule nichts gethan hat und der nun Landwirth wird, weil er in diesem Fache keine Kenntnisse zu bedürfen glaubt. In den Adelskreisen mag er keinen Zutritt suchen, weil er da doch nur eine untergeordnete Rolle spielen kann — so zieht er sich trotzig und hochmüthig in die Einsamkeit zurück. „Allein will er seines Weges gehen, vielleicht erst dann erkennt er, daß der Mensch ein hinfällig und gebrechlich Wesen ist ohne den starken Herrn der Heerscharen und die liebevolle Hilfe des Nächsten — wenn es zu spät ist, zu spät wenigstens für jene Spanne Zeit, die man ein „Menschenleben" nennt.

„Doch dieses „zu spät" soll unserem Helden erspart bleiben. Noch zu rechter Zeit soll er zur Erkenntniß seines Unrechts und zur Umkehr, zu einem neuen Leben gelangen. Freilich nicht ohne schwere Kämpfe, tiefe Demüthigungen und große Schmerzen. Ehe er noch zu einem festen Plane für seine Zukunft gekommen, ereilt ihn die Nachricht von Annas Tode. „Möge der allbarmherzige Gott Ihnen verzeihen und möge Er bewirken, daß meine unglückliche Tochter das letzte Opfer bleibe, das Ihre Selbstsucht fordert," schreibt ihm Pfarrer Werde. Von tödtlicher Angst ergriffen, eilt er nach Deutschland. Wieder von dort zurückgekehrt hat er nur den einen Gedanken, sich um jeden Preis Arbeit zu verschaffen. „Centnerschwer lag das Bewußtsein der ungeheuren Schuld, die er auf sich geladen hatte, auf seiner Seele und lähmte jeden Aufschwung derselben." Eine Scene mit Adelheid, die sich noch immer für seine Verlobte hält, trägt zu seinem Elend noch bei. Er hält es für seine Pflicht, ihrem Irrthum ein Ende zu machen.

„Ich verstehe Dich jetzt," sagte er mit leiser, trauriger Stimme, während ihre Augen in athemloser Spannung an seinen Lippen hingen, „ich verstehe Dich jetzt, und ich sehe mit Schrecken, daß ich noch mehr Unheil angerichtet habe als ich wußte und glaubte. Nein, Adelheid, wir sind nicht verlobt und wir sind es auch nie gewesen. Es war ein Mißverständniß, wenn Du damals glaubtest, wir seien verlobt, aber da ich schon damals davon erfuhr, daß Du mich so mißverstanden hattest, so hätte ich allerdings dafür sorgen müssen, daß Du darüber aufgeklärt würdest. Ich habe Dich auch nie geliebt, Adelheid, niemals. Als wir zusammen waren, liebte ich Lelia, ach und nachher — eine andere. Danke Gott, Mädchen, daß wir nicht zu einander gehören, denn ich bin wie der Böse; wohin ich komme, säe ich Elend aus und Thränen. Wenn Du abends Dein Vaterunser sprichst und Du kommst an das: „Erlöse uns vom Uebel," so denke an mich und sprich: „Ich danke Dir, daß Du mich vom Uebel erlöset hast!" So viel ich mich Deiner entsinne, warst Du so hochmüthig wie ich, und so eitel wie ich, und so selbstsüchtig wie ich, siehe zu, Adelheid, daß Du es nicht machst wie ich und im eigenen Falle ein anderes Menschenleben zerstörst."

Heinz sagte das alles sehr ruhig, man könnte fast sagen sanft, wenn das Wort irgend zu ihm gepaßt hätte. Als er geendet hatte, wollte er wieder gehen, aber Adelheid hielt ihn fest.

„Heinz!" rief sie.

Der Ruf schnitt ihm durch die Seele. So hatte Anna gerufen, damals, als er zum letzten Mal von ihr ging. Er blieb geduldig stehen.

„Heinz," keuchte Adelheid, „ist das, was Du mir eben sagst, wirklich wahr?"

„Es ist wahr!"

Adelheid zog ihre Hände, die bisher seinen Arm umklammert hatten, zurück und ließ ihn frei.

„Geh!" rief sie.

Er ging. Wer hätte ihm, als er so sicheren Schrittes und erhobenen Hauptes durch den engen Gang zwischen den Bänken dahinschritt und dann ebenso in die Gesellschaft eintrat, angesehen, daß er innerlich zerknirscht war und zerbrochen, voll Reue und Demuth.

„Heinz begibt sich auf sein einsames ödes Gut, wo ihn bald die Nachricht von Adelheids Verlobung mit Lehmhoff ereilt, die ihn mit tiefer Trauer erfüllt. Er meint, daran schuld zu sein. Selbstmordgedanken schießen ihm durch den Kopf, um „so mit eigner Hand die Sühne für Annas Tod und Adelheids Fall zu erlangen, nach der sein Gewissen verlangte; aber seiner Mutter Bild wich in solchen Augenblicken höchster Verzweiflung nicht von ihm, und seiner Mutter Stimme rief ihm zu, ein einsames arbeitsloses Leben dem ersehnten Tode vorzuziehen."

„Freundschaft und Liebe sollten ferner im Verein mit rastloser Arbeit die helfenden Mächte sein, ihn vor der Verzweiflung zu bewahren und ihn durch Nacht zum Licht durchdringen zu lassen. Der erste Freund, der sich ihm zur Verfügung stellt, ist seines Vaters alter Diener Weinthal; der getreue Mensch läßt sein Gesinde und tritt als „Wagger" bei ihm in Dienst, trotz Heinzens Protest. Der zweite Freund ist Markhausen, der mit seinen vortrefflichen landwirthschaftlichen Kenntnissen und Erfahrungen ihm hilft und mit ihm in den Abendstunden Geschichtsstudien treibt und ihn so geistig frisch erhält.

„Endlich sieht er auch den greisen Rechberg und seine einstige Jugendgeliebte Lelia wieder. Ein Reiseunfall, durch Horacens Ungeschick veranlaßt, bringt ihn unerwartet mit den alten Freunden zusammen. Lelia sorgt für den verwundeten Horace wie ein Arzt. Ihr Großvater weiß Heinzens Vertrauen zu gewinnen, der ihm die Geschichte seiner Verirrungen erzählt. Auch Rechbergs Sohne, dem Pastor, tritt Heinz näher. Der Frieden dieses Hauses thut ihm wohl. Das Pastorat war ein Paradies, meinte er, denn seine Bewohner pflückten Blüten von jedem Busch und Früchte von jedem Baum. Lelia aber war die eigentliche Seele des Hauses, wie sie der allgemeine Liebling bei Menschen und Thieren war. Wenn sie über den Hof ging, hielten die Leute mit der Arbeit inne und schauten ihr nach; wenn sie zu den Kälbern ging, um sie zu füttern, kamen sie ihr entgegengestürzt. Heinz ging überall mit hin. Ihm war sehr traurig und doch auch sehr glücklich zu Muthe, und Lelia ging es nicht viel anders.

„Noch lange aber sollte es dauern, ehe die beiden einander ganz wiederfanden, um sich nie wieder zu verlieren. Horace hatte sich in Lelia verliebt, und Heinz überredete sich aus allen möglichen Gründen, daß Lelia Horacens Liebe erwidere.

„Gestatten Sie mir noch ein Citat, das Heinzens damalige Seelenstimmung charakterisirt.

Die untergehende Sonne warf (trotz des Rauches) eine Art Glanz auf das vergoldete Kreuz, das die Spitze des Kirchthurms krönte, und es leuchtete plötzlich hell auf.

„Wer nicht sein Kreuz nimmt und folgt mir,
Ist mein nicht werth und meiner Zier!"

summte Heinz vor sich hin. So hatte es in einem von Annas Lieblingsliedern geheißen. Ja, in dem Kreuz, in dem Symbol der Qual, lag das Heil, und darum ist es auch das Symbol des Friedens, und doch wie schwer war es, wie unsäglich schwer! Heinz liebte Lelia. Er wußte es jetzt, aber er wußte auch, daß er ihr entsagen mußte, daß sie einen andern liebte. Seit er sie zum ersten Mal wiedergesehen, hatte er keine ruhige Stunde mehr verlebt. Ein Gefühl, wie er es nie zuvor gekannt, hatte sich seiner ganz und gar bemächtigt. Eine unerträgliche Sehnsucht nach Waldhof, nach Lelia peinigte ihn, und vergeblich suchte er sich von ihr zu befreien. Er mochte auf dem Felde sein oder über den Büchern sitzen, er mochte allein oder unter den Menschen sein, diese Sehnsucht verließ ihn nicht auf einen Augenblick. Wenn er abends zu Bette ging, träumte er von ihr, und wenn er sich morgens erhob, begleitete ihn ihr Bild. Er wußte jetzt, was Liebe sei; er wußte jetzt, daß er Anna nicht eigentlich geliebt hatte, und jetzt erst verstand er, welche Qualen sie ausgestanden haben mußte.

Als er Lelia zum letzten Mal verlassen hatte und sich des Gefühls, das ihn so plötzlich überkommen, bewußt geworden war, da war er selbst darüber erschrocken, und die Hoffnung, die sich schmeichelnd an ihn gewagt hatte, die Hoffnung auf Glück, auf namenloses unsagbares Glück war ihm als schwere Sünde erschienen. Durfte er, der anderer Glück herzlos zertreten hatte, selbst glücklich sein? Er hatte sich niedergeworfen vor Gott, zu dem er jetzt seit lange wieder betete, und hatte ihn angefleht, ihm den Lohn zu geben, den er verdiene. Als er dann das nächste Mal in Waldhof gewesen war, da hatte er in Lelias verändertem Wesen gleichsam die Antwort auf seine Bitte zu finden geglaubt. Jetzt war ihm alles klar, und er war bereit, den bittern Kelch der Sühne bis auf die Hefe zu leeren.

„Wohlan," sagte er und erhob sich, „wohlan, ich will das Kreuz auf mich nehmen und es tragen. Ich will Zeuge sein, wie Horace und Lelia glücklich werden, und ich will das meinige dazu thun, daß sie es werden. Ich will die schwere Last bis ans Ende tragen; aber wenn sie sich gefunden haben, dann — will ich fort von hier! Daß ich ihr Glück ruhig mit ansehe, das ist unmöglich, das kann Gott selbst nicht verlangen. Wohlan denn, Kreuz, komm! Ich bin bereit."

„Inzwischen gesteht Madeleine ihrer Freundin Lelia, daß sie eben so heiß wie hoffnungslos Heinzen liebe. So schürzen und verwirren sich eine Reihe Liebesknoten, und nur einige kommen zur glücklichen Lösung.

„Nach Frau von Baltevilles Plan soll Madeleine den wilden Baron Schweinsberg, Horace dagegen des älteren Schweinsbergs Tochter Duding heirathen, die seit jeher Otto geliebt hat und ihn noch immer heiß liebt, so gut sie es auch weiß, daß ihre Mutter eine Heirath mit dem rohen Vetter niemals zugeben, und so sehr sie auch einsieht, daß sie an seiner Seite doch unglücklich sein würde. Otto selbst liebt Duding, ja, er hält um ihre Hand an, er schlägt ihr vor, mit ihm nach Amerika zu gehen; in leidenschaftlichen Worten drängt

Digitized by Google

er sie, ihm zu folgen. Ihr Herz bricht fast über dem Kampfe, aber sie widersteht der Versuchung und spricht ein entschiedenes Nein. Voll Trotzes geht Otto nun, sich um Madeleinens Hand zu bewerben, und er erhält sie ohne weiteres von der Mutter, die auch des unglücklichen Mädchens Widerstreben zu überwinden weiß. Auch Horace muß sich dem Willen seiner Mutter fügen und um Duding Schweinsberg werben. Ottos dämonische Wildheit gibt aber den von Menschen so sicher geplanten Dingen eine andere Wendung. Auf der Rückkehr von einem Ball weiß er Horace zu überreden, mit Madeleine im Schlitten heimzufahren und ihm Duding als Begleiterin zu überlassen. Ohne daß eins der Mädchen es merkt, gelingt der Plan in dem Gewirr des Aufbruchs und dem Ungestüm des Schneetreibens. Erst unterwegs gewahrt Duding, was ihr geschehen. Otto fleht sie noch einmal an, ihm jenseits des Ozeans zu folgen, aber sie weigert es eben so fest wie früher. Er ist nun bereit, sie ruhig nach Hause zu fahren. Aber sie sollen nie dahin gelangen. Hören Sie, wie es anders kam, aus des Verfassers Munde.

Der Wind hatte jede Spur des Weges verweht; schwer keuchend und sich schüttelnd trabte der Fuchs durch den tiefen Schnee.

Es hatte aufgehört zu schneien, aber dunkle Wolken standen am Himmel, und nur das Schneelicht gab einen unbestimmten trügerischen Schein. So weit das Auge reichte, ließ sich nichts gewahren, als die ebene Schneedecke.

Otto ließ sich dadurch nicht irre machen. Er trieb das Thier an und fuhr in scharfem Trab auf gut Glück vorwärts. Von Zeit zu Zeit stieß der Schlitten gegen einen Maulwurfshügel und schwankte dann so stark, daß er umgefallen wäre, wenn Otto Duding nicht wieder umschlungen und so den Schlitten einigermaßen balancirt hätte. Sie mochten wohl eine Stunde lang gefahren sein, als der Schlitten gegen einen Grenzpfosten anstieß und umfiel. Otto half seiner Gefährtin schweigend wieder auf ihren Sitz, und sie fuhren weiter. Er fühlte, wie sie unter seinem umschlingenden Arm wie im Fieberfrost bebte.

Sie fuhren noch eine Strecke weiter, dann verschwand plötzlich das Pferd vor dem Schlitten, dieser selbst zerbrach, und seine Insassen fielen heraus. Das Thier war in eine Lehmgrube gefallen und hatte sich ein Bein gebrochen. Otto richtete Duding auf.

„Bist Du unverletzt?“ fragte er und hielt sie in seinen Armen.

„Ja,“ sagte sie und lehnte den Kopf an seine Brust, „ich bin unverletzt.“

„Duding,“ sagte er, indem er sie an sich drückte und sie durch den Schleier auf den Mund küßte, „Duding, ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß es durch Zufall so gekommen ist; aber ich bin herzlich froh, daß die Bestie dort uns diese Ueberraschung bereitet hat.“

Er tödtete das Thier durch einen Pistolenschuß, dann sagte er: „Nun komm, wir werden wohl ein Gesinde finden. Im schlimmsten Falle gehen wir zu Fuß nach Hause.“

Sie gingen bei dem trüben Schein des Schneelichts langsam durch den tiefen Schnee. Duding stützte sich schwer auf seinen Arm; die fieberhafte Aufregung, in der sie sich befand, kam ihr zu Hilfe und hielt sie aufrecht. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen, und er küßte sie nun oft und heiß.

Als der erste fahle Schimmer des nahenden Wintermorgens die Dunkelheit ein wenig erhellte, standen sie ein paar hundert Schritte unterhalb Endhof am Flusse.

„Wohin?“ fragte Duding.

„Zu mir und dann gleich weiter. Hältst Du es aus, mein Indianerweib?“

„Vorwärts, Otto!“

Auf dem Flusse lag eine ebene weiße Schneeschicht, und tiefer Schnee bedeckte den Uferhang.

„Komm, ich werde Dich hindurchtragen,“ sagt Otto und trägt sie durch den tiefen Schnee, der ihm bis an den Leib reicht. Er setzt sie auch noch nicht ab, als er schon auf dem Flusse ist, und sie ruht willig in seinem stählernen Arm. So geht er schräg über den Fluß. Plötzlich kracht es dumpf unter ihm, ein Schrei tönt gellend durch die stille Nacht, das Wasser schäumt hoch auf — dann lagert sich wieder tiefes Schweigen über die nächtliche Landschaft.

Aber nicht auf lange. In Endhof hat man den schrecklichen Schrei gehört, die Thüren werden aufgerissen, Heinz, Weinthal, die Knechte eilen halb bekleidet aus dem Hause.

„Es ist jemand in ein Eisloch gerathen,“ heißt es, „der Schnee hat die Tannenreiser verdeckt.“

Alle eilen wieder zurück in die Zimmer, hüllen sich in Pelze und laufen dann hinab auf den Fluß. Spuren von Männertritten führen vom Ufer gerade auf das Loch zu. Das leichte Eis, das dieses bedeckte, ist gebrochen, und auf dem Wasser schwimmt ein schwarzer Gegenstand, der durch die Strömung gegen das Eis gedrückt wird. Heinz erkennt mit Entsetzen die Mardermütze des Aarburgschen.

Am Steine unterhalb der Aarburgschen Fähre zog spät am Nachmittag der alte Jahne mit einem Bootshaken die Leiche seines Herrn und die Dudings aus dem Wasser. Die Todten hielten sich fest umschlungen.

„Inzwischen ist Lehmhoffs Sohn gestorben, nachdem er dafür gesorgt, daß die Schweinbergs nicht um ihren Besitz kommen, und daß Adelheid für seinen Vater sorge bis an dessen Tod.

„Noch vor Otto und Dudings entsetzlichem Ende hat sich Heinzens Geschick entschieden. In dem Glauben, daß Lelias Herz Horacen gehöre, hat er beschlossen, auch nach dessen anderweiter Verlobung sein Gut aufzugeben und zu den Studien zurückzukehren. Er geht, es Lelia mitzutheilen. Bei dieser Gelegenheit kam sie auf Heinzens Liebesabenteuer in Deutschland zu sprechen.

„Deine Braut starb?“ fragte Lelia so leise, daß ihre Worte kaum bis zu Heinz drangen.

„Ja, sie starb, weil ich sie verließ.“

Heinz seufzte schwer. Er wollte nicht weiter sprechen, aber es war, als ob er die Worte nicht zurückhalten konnte.

„Ach, Lelia, sie war eine herrliche Frau, und Gott allein weiß, wie es zuging, daß sie mich so lieb gewonnen hatte, denn ich war hochmüthig und selbstsüchtig, und an mir war nichts Liebenswerthes. Jetzt weiß ich auch, daß ich sie von vornherein nicht liebte, oder wenigstens nicht mit der rechten Liebe liebte, die nicht das eigene sucht, sondern das des andern; aber damals bildete ich mir ein, daß ich sie über alles lieb habe. In thörichter Selbstsucht isolirte ich vollständig erst sie und dann auch mich selbst. So brachte ich sie und mich um alle Freude am Dasein, und als mir unser Leben endlich unleidlich geworden war und unerträglich, da zerriß ich den Knoten, den ich nicht lösen konnte. Ach, ich zerriß zugleich auch ihren Lebensfaden!“

Sie schwiegen lange Zeit und blickten zum Fenster hinaus. Endlich riß sich Heinz von seinen Gedanken los.

„Nun erzählt Heinz auch von Horacens Verlobung mit Duding. Er thut es auf das schonendste, aber wie erstaunt er, als er gewahrt, daß Lelia die Nachricht mit größter Gleichgiltigkeit aufnimmt.

„Lelia,“ preßt er mühsam zwischen den Zähnen hervor, „Lelia, ich glaubte, Du liebtest ihn?“

Lelia wollte lächelnd erwidern, aber sie erschrak über Heinzens Aussehen und fuhr zusammen. Da stand er wieder vor ihr, wie einst in den Kinderjahren: die Stirnader hoch aufgeschwollen, die Augen funkelnd, die Lippen übereinander gepreßt — jeder Zug Leidenschaft. Sie schwieg und schüttelte nur den Kopf.

Heinz ergriff ihre Hand. Er that es so sanft, als könnte er sie zerbrechen. „Lelia,“ rief er, „Du liebtest ihn nicht?“

Lelia hatte sich gefaßt. Hoch aufgerichtet, das Gesicht von glühendem Roth übergossen, stand sie vor ihm da und blickte ihn muthig an.

„Nein, ich liebe ihn nicht,“ sagte sie und ließ ihm ihre Hand.

„Lelia,“ stammelte Heinz, „Lelia, es ist unmöglich! O Gott sage, daß es unmöglich ist!“

Lelia schwieg und sah vor sich nieder. Noch eine Bewegung, und sie lag an Heinzens Brust.

Lange hielten sie sich schweigend fest umschlungen, dann erhob Lelia ihr thränenfeuchtes Antlitz und blickte lächelnd zu ihm empor.

„Mein Heinz,“ flüsterte sie, „mein armer lieber Heinz!“ Sie machte sich von ihm los und umschlang seinen Hals. „Mein lieber, lieber Heinz,“ sagte sie, „ich will Dir eine treue Gefährtin sein. So möge denn nichts uns scheiden, es scheide uns denn der lebendige Gott durch den Tod.“

„Sie gehen zu dem Großvater, der sie freudig bewegt segnet und bald danach heimgeht. An Lelias Seite schreitet Heinz von Sieg zu Sieg in seinem innern Leben. In die Stadt und zum Studium zurückgekehrt, erringt er bald eine angesehene und einflußreiche Stellung und wird glücklich, sehr glücklich. Zu ihrem Glück trägt noch bei, daß Markhausen Madeleine heirathet. Das Buch schließt:

„Sieh, Lelia,“ sagte Heinz und wies mit der Hand in das Kohlenfeuer, „als ich jung war, da glaubte ich, ich sei ein Diamant und ich war sehr unglücklich; jetzt, da ich weiß, daß ich nur eine Kohle bin unter den vielen andern, und da ich zufrieden bin, gemeinsam mit den vielen beizutragen zur belebenden Wärme — jetzt bin ich glücklich, sehr, sehr glücklich!“

* * *

Der alte Herr klappte das Buch zu und schwieg. Lange ergriff auch niemand aus der Gesellschaft das Wort, nur die Dame vom Hause ließ siegreich ihre Blicke umherschweifen, als wollte sie sagen: „Nun, habe ich nicht Recht gehabt?“

Endlich wagte eine junge Dame die schüchterne Frage: „Aber Horace, was ist aus ihm geworden?“

„Aus einem Briefe Madeleinens an Lelia,“ erwiderte der Professor lächelnd, „können wir entnehmen, daß er sich verheirathete. Wen, wie, wo? darüber schweigt der Dichter. Ueberhaupt gehört das zu seinen für wißbegierige Gemüther bedauernswerthen Fehlern, daß er auf solche Fragen nicht die in Romanen sonst üblichen breiten Antworten gibt. Uebrigens, mein gnädiges Fräulein, lesen Sie das Buch, und Sie werden doch auf manche Frage Ihres Herzens Antwort finden, die ich in meinem Berichte der Kürze wegen weglassen mußte.“

Digitized by Google

Deutsche Städte und Bauten.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

VII. Rüdesheim.

Welchem Freunde des edlen Rebensaftes geht das Herz nicht auf, wenn er den Namen Rüdesheim nennen hört? Gar viele haben das malerische Rheinstädtchen nie gesehen, aber seinen edlen Wein gekostet, der wie flüssiges Feuer durch die Adern strömt und schon im Mittelalter in Flandern und England, in Dänemark und Schweden ein vielbegehrter Handelsartikel war, den die rheinischen, besonders die Kölnischen Kaufleute in Gold umzusetzen wußten. Wenn auch der Johannisberger die Krone und die Perle der edlen Rheinweine bildet, so sind deshalb auch der Rüdesheimer und andere Rheingauweine köstliche Erzeugnisse der Reben, die auf den Hügeln des rechten Rheinufers gedeihen, sorgfältig gepflegt von fleißigen und arbeitsamen Menschen und, wenn im Fasse gährend, der Stolz des Weinproduzenten, der recht gut weiß, wie sicher der Absatz dieser köstlichen Waare ist.

Rüdesheim und das Bingerloch. Originalzeichnung von B. Mannfeld.

Am Fuße des waldbekränzten Höhenzuges, des vielbesuchten Niederwaldes, gelegen, auf dem die Statue der Germania errichtet werden soll, breitet sich der alterthümliche Ort langgestreckt am Ufer des Rheins aus. Der Bahnhof ist nicht weit von diesem entfernt. In einem besondern, von Anlagen umgebenen Restaurationsgebäude können wir die herrliche Aussicht genießen, die sich vor unsern Augen eröffnet. Vor uns liegt Bingen mit seiner Burg, höher hinauf erscheint die Rochuskapelle, die Goethe einst besuchte, und aus grünem Laubkranz winken die hellen Mauern eines stattlichen ausgedehnten Landhauses zu uns herüber. Wenn abends die scheidende Sonne das Rheinthal mit goldenen Strahlen übergießt, die Glocken aus Städtchen und Dörfern zu uns herübertönen und stiller Friede über der Landschaft liegt, mag man das Glas mit edlem Rüdesheimer füllen, es leeren auf das Gedeihen dieses herrlichen Landstrichs und sich dabei der Worte Karl Simrocks erinnern:

Wem es beschieden ist,
Bleib an des Rheines Strand.
Nirgend hiernieden ist
Doch ein so feines Land.
Männer und Mägdelein,
Kenner von echtem Wein
Schenken ein.

Drüben in Rüdesheim
Soll gut Geläute sein.
Hüben in Büdesheim
Fand ich die Leute fein.
Locken die Glocken dich?
Mädchen, sie locken mich,
Fahr allein!

Freunde des Alterthums finden in Rüdesheim manches, was ihr Herz erfreuen mag. Da sehen wir unter anderem zwei Ritterburgen, die eine Besichtigung werth sind. Die eine liegt am nördlichen Ende des Städtchens, ein gewaltiger, fast formloser Steinklumpen, an dem die Zeit mit eisernen Zähnen und die Hände der Menschen genagt, gezerrt und zerrissen haben. Der Bau soll ursprünglich ein Römerwerk gewesen, aber von Karl dem Großen erweitert und ausgebaut worden sein. Im Mittelalter erscheint er im Besitze eines Rittergeschlechtes von Rüdesheim, nach dem es die Brömserburg genannt wurde, da der Name Brömser in dieser Familie häufig war. Sie theilte sich in viele Zweige, deren Häupter als streitbare Dynasten oder Ministerialen der Mainzer Erzbischöfe erscheinen, und suchte durch reiche Heirathen ihren Besitz zu mehren. Im Jahre 1279 fochten mehrere Mitglieder dieses Hauses im Heere des Grafen von Sponheim und wurden mit diesem in der Sprendlinger Schlacht besiegt. In Folge dessen zog der Erzbischof von Mainz die Burg an sich und benutzte sie zu seiner Residenz. Als im Jahre 1281 durch Vermittelung des Kaisers Rudolph die Sühne zwischen dem Erzbischof und dem Grafen von Sponheim zu Stande kam, wurde die Burg den Rittern von Rüdesheim als Lehen zurückgegeben. Der letzte des Geschlechts, Heinrich Brömser von Rüdesheim, fungirte als kurmainzischer Gesandter beim Friedenskongreß zu Münster. Als Markgraf Albrecht von Brandenburg 1552 seinen bekannten Zug durch die Rheinlande machte, eroberte er die Burg und zerstörte sie theilweise. In neuerer Zeit ist sie in den Besitz der Grafen von Ingelheim übergegangen. Diese haben den gewaltigen Steinbau möglichst zu restauriren gesucht. Auf einem Vorsprung sieht man grüne Büsche und im Sommer blühende Rosen, die einer edlen Dame Hand dorthin pflanzte. Dadurch wird das Düstere und Unheimliche des Ganzen erheblich gemildert.

Eine zweite Burg ist die sogenannte Boosenburg, auch die obere Burg genannt, und zwar im Gegensatz zur Niederburg oder Brömserburg. Auch diese gehörte den Rittern von Rüdesheim und kam 1474 durch Erbschaft an Johann Boos

Digitized by Google

von Waldeck, dessen Geschlecht jener berühmte Trinker angehörte, der einen ganzen Reiterstiefel voll schweren Monzinger austrank und dafür ein schönes Gut gewann. Es muß diesen handfesten mittelalterlichen Recken der Wein ganz besonders geschmeckt haben, daß sie eine so große Virtuosität im Trinken erwarben. Mancher von ihnen hat auch Haus und Hof, Kind und Kegel verschlemmt und verpraßt, was freilich nicht viel besagen will, da Kaiser Wenzel um ein Stückfaß Bacharacher Weins seine Krone aufgab. Am ältesten an der Boosenburg ist wohl der unten viereckige, oben spitz zulaufende Thurm der Burg, die theilweise noch bewohnt ist und an ihrem Mauerwerk verschiedene Bauperioden aufzuweisen hat.

Eine dritte Burg, die Vorderburg, lag am Markt und befand sich ebenfalls im Besitz der Ritter von Rüdesheim, die, wie oben schon bemerkt, hier vielfach verzweigt und versippt waren. Eins ihrer Mitglieder, Hans Brömser, ist als Kreuzfahrer bekannt. Der Sage zufolge, die K. Simrock poetisch bearbeitet hat, wurde er von den Ungläubigen gefangen und gelobte als Preis seiner Befreiung die einzige Tochter Gisela dem Kloster zu weihen. Als er durch seine Landsleute wieder befreit wurde und in die heimische Burg zurückkehrte, erfuhr er zu seinem Schrecken, daß die Tochter sich mit einem jungen Ritter verlobt hatte. Der Vater konnte sein Gelübde nicht brechen, die Tochter wollte ihr dem Geliebten gegebenes Wort nicht zurücknehmen. Im Kampfe mit Kindespflicht und Liebe packte sie die Verzweiflung, und so stürzte sie sich in den Rhein. Zur Sühne baute er die Kirche Nothgottes und hing dort zum ewigen Andenken die Sklavenketten auf, die er in Palästina getragen hatte. Johann Brömser ist auch der Erbauer der Pfarrkirche zu Rüdesheim, die verschiedene Alterthümer enthält, wie sie den rheinischen Kirchen eigen sind. Noch sei des auf dem Markte stehenden sogenannten Saalhofes gedacht, ein ehemaliges kurmainzisches Kellereigebäude, das offenbar an die Stelle einer carolingischen Pfalz oder eines Königshofes getreten ist.

Der Eindruck, den Rüdesheim vom Rheine aus gesehen macht, ist sehr freundlich. Der mittelalterliche Anstrich, den das Städtchen früher besaß, ist theilweise verwischt, und viele neue stattliche Gebäude erheben sich am Ufer des Stromes, zuweilen unterbrochen von Resten früherer Vertheidigungswerke, welche alle diese Rheinstädte besaßen. Merians großes Werk gibt uns über das Aeußere derselben mit ihren mächtigen Thorbogen, den zinnengekrönten Stadtmauern und den thürmereichen Schlössern, in denen die Vögte oder Stadtgrafen mit ihren Söldnern hausten, eine rechte Vorstellung. Wo sich, wie hier, das Neue mit dem Alten mischt, da ist das Interesse um so größer. Im Innern des Städtchens ist noch manches beim Alten geblieben, obgleich auch hier schon tüchtig eingerissen und umgestaltet wird. Der Geist der Gegenwart strebt nach andern Zielen, und ihre Anforderungen entsprechen nicht mehr den stillen Gängen vergangener Jahrhunderte, das in kleinen engen Häusern mit düstern Kammern, in krummen, dem Lichte den Zugang nehmenden Straßen seine Welt fand, während der Gürtel der Stadtbefestigung ein Ausdehnen ins Weite hemmte. Heute ist dieser Bann durchbrochen, und wenn die noch vorhandenen Reste des Alterthums pietätvoll conservirt werden, so hindert das nicht, überall den Anforderungen der Neuzeit Rechnung zu tragen und das moderne Wohnhaus neben der mittelalterlichen Burg zu errichten. Unser Bild zeigt einen jener malerischen Thürme, an denen die rheinischen Städte so reich sind, Zeugen des Kunstsinns früherer Geschlechter, deren Bauten ein tiefpoetischer Geist durchwehte.

Sprechen wir nun in Kürze noch von den Weinen Rüdesheims. Sie gehören, wie schon erwähnt, zu den besten des Rheingaus, deren Eigenschaften in Vollgeschmack, Bouquet, Schmalz, Glanz, Schwere und eigenthümlichen Säuregehalt bestehen. Der Rüdesheimer ist ein weißer Wein, und gilt als die beste Sorte der sogenannte „Rüdesheimer Berg", einer der feurigsten Rheinweine, den man am besten im Orte selbst trinken muß. Der Ertrag ist verschieden, je nachdem der Herbst sich stellt. Im Jahre 1860 wurden 565 Stück, im Jahre 1864 aber nur 280 Stück gewonnen. Die Preise sind auch nach den Jahrgängen verschieden. Freiherr von Ritter in Rüdesheim erzielte per Stück 1857er 1820 fl., 1862er 1844⅓ fl. Die gräflich Schiebornsche Kellerei in Hattenheim hat sogar 2360 fl. per Stück erlöst. Die Lagen Hinterhaus, Rottland und Berg werden zur ersten Klasse gerechnet.

Bei der schönen Jahreszeit hält es den Besucher nicht in den engen Gassen, denn der Niederwald mit seinen herrlichen Fernsichten und dunkeln Waldpartien lockt ihn hinweg. Dort oben entfaltet sich ein wunderbares Panorama, das reichlich entschädigt für die Mühen des Bergsteigens. Die Blicke schweifen hinüber zu den Kuppen und Rücken der Pfalz und des Hunsrücks, während vor uns in der Tiefe der Rhein wie ein gewaltiges Silberband sich hinzieht, von Dampf- und Segelschiffen belebt, und begrenzt von Dörfern, Städten mit den Burgtrümmern auf den Höhen, um die der Geist der Sage rauscht.

Langsam aufsteigend genießen wir das herrliche Schauspiel und suchen, wenn die Sonne heiß brennt, Schatten im kühlen Walde, der von zahllosen Wegen mit moosbedeckten Ruhebänken durchzogen ist. Von der untern Rossel läßt sich die Mündung der Nahe mit der Stadt Bingen, der Burg Klopp und den Bahnhöfen jenseits überblicken. Die obere Rossel gewährt am besten die Uebersicht des Rheinthals mit dem Mäusethurm, den seltsam gestalteten Felsen, Rebenhügeln, Städtchen, Bergen, Dörfern und Höhen mit weiter Ausschau nach der Pfalz, dem Hunsrück und dem Nahegebiete. Bei hellen Tagen kann man ganz gut den langgestreckten Donnersberg und rheinaufwärts das Rheinthal bis in die Gegend von Mainz erblicken. Diese Aussicht steht einzig in ihrer Art in Deutschland da. Das Jagdschloß ist abgebrannt, jedoch blieb die Restauration erhalten, und dort kann man sich von den Mühen der Wanderung erholen und das Gesehene und Genossene nochmals an den Augen des Geistes vorübergleiten lassen.

Zurückgekehrt, folgen wir der Mahnung Geibels:

> Wir aber füllen die Römer und trinken im goldnen Saft
> Uns deutsches Heldenfeuer, uns deutsche Heldenkraft.

N. Hocker.

Am Familientische.

Spanische Tänze.

(Zu dem Bilde auf Seite 549.)

Die spanischen Tänze sind fast seit so lange bekannt, wie die Spanier selbst. Die „Gaditanas", die spanischen Tänzerinnen, galten schon im alten Rom für die gewandtesten und verführerischsten und waren ebenso berühmt wie die Musikanten von Korduba. Martial, der bekanntlich selbst ein Spanier war, hat eins dieser leichtlebigen Kinder des „lustigen Gades" verewigt, und Plinius der Jüngere wirft einem Freunde vor, daß derselbe, anstatt zu ihm zu kommen, es wohl vorgezogen habe, „bei irgend jemand sich an Austern, seltenen Fischen und Tänzerinnen aus Gades zu erfreuen". Von späteren Schriftstellern erwähnen viele die spanische Tanzkunst. Schon damals spielten die castañelas, die Kastagnetten, eine hervorragende Rolle, so daß man sagen kann, daß dieses Instrument seit 2000 Jahren zu den Tänzen der Spanierinnen erklingt. Zur Zeit der politischen Vorherrschaft Spaniens drangen diese im Laufe des Mittelalters natürlich vielfach umgestalteten Tänze über die Pyrenäen und wurden bald an allen Höfen des westlichen Europas heimisch. So wird von Katharina von Medici gerühmt, daß sie die spanische „Pavana" besonders graziös getanzt habe. Die Pavana (der Pfauentanz) war ein würdiger und majestätischer Tanz, der sehr langsam getanzt wurde und den man für den Stammvater der Menuets und ähnlicher Tänze hält. Die „Pavana", sagt ein spanischer Schriftsteller am Ende des XV. Jahrhunderts, ahmt den königlichen Pfau nach, der, sich hin und her wiegend, sein Rad schlägt. Man sagt noch jetzt in Spanien von einer Person, die affektirt langsam geht: „Son pasas de pavana."

Ein anderer im XVIII. Jahrhundert berühmter Tanz war der Pasacalle, d. h. der Spaziergang auf der Straße. Er hieß so, weil die jungen Leute ihn ursprünglich in der Nacht auf der Straße tanzten.

Sehr beliebt waren ferner die „Folias", ein sehr graziöser Tanz, der beim Klange der Flöten und Kastagnetten bald von nur einer, bald von zwei Personen getanzt wurde. In ihm wechselten gehaltene und langsame Bewegungen mit stürmischen und raschen ab. Peter I von Portugal soll diesen Tanz so sehr geliebt haben, daß er ihn ganze Nächte hindurch mit seinen Kindern und denjenigen Personen, die er seiner wilden Freundschaft würdigte, tanzte.

Digitized by Google

Im XVI. Jahrhundert unterschied man zwischen Danzas und Bayles, zwischen Tänzen, in denen nur die Beine bewegt werden durften, und solchen, in denen auch die Arme eine Rolle spielten. Die zur Zeit üblichen spanischen Tänze stammen fast alle von letzteren ab.

Unter den zahlreichen Bayles nennen wir nur die Zarabanda, einen Tanz, der 1588 in Sevilla von einer andalusischen Tänzerin — una historiona, un demonio de muger, erfunden worden sein soll. Pater Mariana nennt ihn el pestifero bayle de la Zarabanda, weil er mehr Unheil angerichtet haben soll als die Pest. Der Tanz rief eine ganze Literatur gegen sich wach, und er wurde schließlich auf Andringen der Geistlichkeit, die nicht müde wurde, gegen ihn zu eifern, durch königliche Ordonnanz verboten. Die Zarabanda, zu der die Guitarre erklang, scheint ausschließlich von Frauen getanzt worden zu sein, während die Männer dazu Couplets sangen, deren Inhalt den sinnlichen Bewegungen des Tanzes entsprach.

Anfang des vorigen Jahrhunderts kamen die Seguidillas zuerst in der Mancha auf, daher heißen sie noch jetzt meist seguidillas manchegas. Dieser Name bezeichnet übrigens auch die Lieder, die zu den Seguidillas gesungen werden. Der Tanz selbst unterscheidet sich fast gar nicht vom Bolero: er hat dieselben pasadas (Figuren) und estrebillos (Refrains), nur ist ersterer lebhafter. Der Bolero, auch Bolero, weil von den Tänzerinnen verlangt wird, daß sie gleichsam dahinfliegen — kommt heutzutage fast nur noch auf den Theatern vor, wo er von gewerbsmäßigen Tänzern und Tänzerinnen (boleros und boleras) aufgeführt wird.

„Die populärste Melodie in Spanien," sagt ein spanischer Dichter, „ertönt zu einem Tanz, dessen Bewegungen voll Geschmack und Phantasie selbst die gewandtesten Tanzkundigen in Verwunderung setzen: es ist der graziöse Fandango, der durch seine Heiterkeit ebenso sehr unsere Landsleute wie die Fremden entzückt und der selbst die ernstesten Greise berauscht." Ein Schriftsteller aus der Zeit der Restauration meint, daß dieser Tanz „würdig sei, auf Paphos oder Gnidos im Tempel der Venus getanzt zu werden". „Die Nationalmelodie des Fandango," sagt ein anderer, „trifft und belebt wie ein elektrischer Schlag alle Herzen: Frauen, junge Mädchen, Jünglinge, Greise — alle wiederholen diese Melodie, die für Ohren und Herzen der Spanier so allmächtig ist. Die Tänzer eilen wie der Sturmwind dahin; die einen haben Kastagnetten, die anderen schnalzen mit den Fingern, die dritten klatschen in die Hände. Zumal die Frauen zeichnen sich durch große Weichheit, Leichtigkeit und Schmiegsamkeit ihrer Bewegungen und ungewöhnliche Grazie ihrer Stellungen aus. Sie geben durch Händeklatschen den Takt an. Die beiden Tanzenden fliehen sich und verfolgen einander, schon deutet das Mädchen durch Blicke voll Feuer an, daß sie gewillt ist, sich zu ergeben, schon scheinen die Liebenden einander in die Arme sinken zu wollen — da verstummt plötzlich die Musik, und die Tänzer verharren in unbeweglicher Stellung. Die Musik fällt wieder ein, und auch der Fandango hebt wieder an."

Die Töne der Guitarre und der Violinen, das Händeklatschen, das Schnalzen der Kastagnetten und Finger, die reizenden wollüstigen Bewegungen der Tanzenden — das alles versetzt die Versammlung in einen Rausch von Freude und Vergnügen.

Das gilt nicht nur vom Fandango. Der Zarabeo, der Zorongo, der Tango americano, der Punto de la Habana — alle diese und viele andere Volkstänze üben auf die Tanzenden und die Zuschauer eine ähnliche Wirkung.

Die Spanier lieben es, den Tanz zu improvisiren und dabei unter freiem Himmel zu bleiben. Das Orchester macht keine Schwierigkeiten, denn es gibt kein Dorf, das so arm wäre, daß es in ihm keine venta (Herberge) gäbe, in der eine Guitarre oder Bandurria aufzutreiben ist. Sind dann noch zwei junge Mädchen und zwei junge Männer da, so ist der Ball fertig. Wer keinen Guitarrero zur Verfügung hat, braucht nur dem ersten besten der bei allen Festen zahlreich vorhandenen Blinden zuzurufen: „Heda, Blinder, spiele uns einmal zum Tanz!" und die Guitarre erklingt, begleitet von dem Triangel des kleinen Proletariers, der dem Blinden zum Führer dient. Dann sammelt sich um die Tanzenden rasch eine Gruppe, die mit Händeklatschen den Takt angibt, während feurige Lobpreisungen die Anstrengungen belohnen. Dann heißt es wohl:

Diese beiden jungen Leute,
Was sind das für schöne Leute!
Ach, könnt' ich ein Pfaffe sein,
Wollte gleich sie segnen ein!

oder:

Willst du etwas, Herzensschatz,
Rede nur und schweige nicht.
Bat wohl je mein Herzensschatz
Und erhielt sofort es nicht?

oder:

Die geliebt sein will mit Feuer
Und mit Leidenschaft geliebt sein,
Wähl sich einen Macareno*)
Und sie wird zufrieden sein.

Einer der ausgelassensten Tänze ist der vito sevillano, der besonders unter den in den Tabakfabriken Sevillas beschäftigten Mädchen beliebt ist. Die Tänzerin springt wohl einmal in der Kneipe auf den Tisch und führt auf diesem ihren wilden (aber doch immer anmuthigen) Tanz aus, ohne auch nur eines der zahlreich auf demselben stehenden Weingläser umzuwerfen. — w —

*) Aus einer Vorstadt von Sevilla.

Von Tischzucht.

Sollte nicht auch diese Variante einiges Recht haben: „Sage mir, wie Du ißt, und ich will Dir sagen, wer Du bist!" Wir haben an der Table d'hôte eines kleineren Bades Platz genommen. Kleider machen Leute, besonders heutzutage, wo der Modist den Käufer der Mühe und der Gefahr überhebt zu wählen. Mir gegenüber sitzt eine freundliche wohlbeleibte Dame, reich doch etwas zu jugendlich gekleidet; doch das kann vorkommen und ist kein besonderes Merkmal. Man gibt die Kartoffeln herum, und mein Vis-à-vis spießt sie mit kurz gehaltener Gabel auf und schiebt sie mit wohlgeübtem Daumen von der Gabel. „Ah, Madam, Madam! Die Küchenschürze." — Daneben sitzt ein Herr mit aristokratischem Bart und dünnem Haupthaar. „Der sieht gar stolz und unzufrieden aus, der ist gewiß aus einem guten Hause." Ja wohl! Wenn wir sehen, wie er mit breiten Ellbogen an zu wirken fängt, wie er jeden Bissen in Mostrich einwickelt und das Messer als Löffel gebraucht, sagen wir uns: „Junger Mann, was reist für Cohn und Söhne in Magdeburg." -- Dem sehen wir den Schulmeister und jenem den Oekonomen und dem den Tanzmeister oder Schneider an. Hilft nichts; sobald Messer und Gabel anfangen zu reden, zeigt sich mancher als ein ganz anderer, als er zuvor schien, zeigt es sich, ob jemand eine gute Erziehung genossen hat oder nicht.

Wir wollen es durchaus nicht tadeln, wenn auf ein gefälliges, durch feste Regeln umschriebenes Benehmen bei Tisch Werth gelegt wird, denn das Essen ist nicht blos ein Fütterungsmoment, nicht blos eine elementare Lebensäußerung, die der Hunger kommandirt; es hat die Aesthetik des Wohlgeschmacks auch eine Kunst des Tisches entstehen lassen, die gerade bei feierlichen Gelegenheiten in Vereinigung mit der Rede und anderen Künsten geübt wird. Welches Fest spitzt sich nicht auf ein Festmahl zu, welcher Jubilar wird nicht feierlich betoastet, welcher nationale Gedenktag wird nicht in der Speisekarte symbolisirt!

Es ist darum auch natürlich, daß wir bei noch so niedrigen Kulturstufen gerade die Tafelfreuden mit einem festen Ceremoniell umgeben sehen. Ich bin gewiß, der erste Ceremonienmeister ist Koch und Zerleger gewesen. Der Raum verbietet es, eine Geschichte der Tischzucht zu versuchen; aber nicht uninteressant wird es sein, ein Kapitel daraus zu skizziren, welches gleichsam das Resultat einer längeren Entwicklungsreihe ist.

Die Literatur des ausgehenden Mittelalters bewahrt eine Anzahl Gedichte, welche in verschiedenen Umdichtungen ein Lehrbuch der Tischzucht sein wollen. Auch der bekannte Satiriker Brant nimmt den Stoff in seinem „Narrenschiff" auf, indem er zwar den allgemeinen Gedankengang beibehält, aber in seiner originell drastischen Weise das Einzelne sich aneignet.*) Es ist in allen diesen Gedichten nicht die „Hofezucht" der Fürsten, welche besonderen Ordnungen unterlag, sondern die gute Gewohnheit gut bürgerlicher Kreise gemeint.

Wenn Du Dich zu Tische setzest, so wird gelehrt, so denke daran, daß Du Deine Speise mit Züchten verzehrest. Sprich das Benedicite oder schlicht Paternoster. Wasche die Hände vor Tisch, doch greife einem Ehrbareren nicht vor. Wenn kein Handtuch da ist, so trockne die Hände nicht am Gewand, sondern laß sie in der Luft trocknen. Zu Tisch setze sich niemand, ehe der Wirth einlädt. Der Tisch ist mit einem Tuch bedeckt, das in den Ecken eingeknotet wird. Jeder Gast erhält Teller und Messer. Neben dem Teller liegen ein paar Blätter Lauch oder Salat und ein Weißbrot unserer Form. Die Trin'gläser gleichen kleinen Wassergläsern und sind aus Glas oder Metall geformt. Einschenkgeschirre dürfen nicht auf dem Tisch stehen. Es sind große Krüge oder Henkelflaschen. Sie gehören an die Erde oder werden in ein großes ebenda stehendes Kühlgefäß gestellt.

Die etwas unappetitlichen Einzelheiten über Kauen, Schmatzen und dergleichen übergehen wir; sie werden in unseren Quellen mit besonderem Pathos vorgetragen, und Brant schießt eine ganze Artilleriesalve von Kraftworten noch hinterher. Solch einen Fresser, sagt er, heiße ich einen Schlindrapp (Schlingemayer würden wir sagen). Wer sich bei Tisch nur selber kennt, den heiße ich einen Rum-den-Hag (Räum den Hagen = mach reine Bahn), Lärß-kärli (Leere das Trinkgeschirr. Kar = Glas, Becher), einen Schmirwanst, Füll-den-Mag. Das ist ein böser Maß-Genoß und wird geheißen wohl ein Frosß (Fresser). Man soll nicht vor der Speise trinken, auch kein Brot essen, bis das erste Gericht aufgetragen ist. Willst Du zu Hof Brot schneiden, so setze das Brot nicht an die Brust, wie die alten Weiber thun; Du sollst auch das Stück Brot, womit gegessen wird (wie heutzutage beim Fisch), nicht abbeißen, sondern abschneiden. Man soll mit beiden Händen essen. Sitzt einer zu nah zur rechten Hand, soll mit der linken gegessen werden. Ja nicht die Nase ans Tischtuch wischen! Wenn Du Schnittlauch nimmst, so sei klug und weise, fahre damit nicht über die Speise, die in den Schüsseln vor Dir steht. Willst Du Salz haben, nimm es nicht mit den Fingern, sondern hübsch mit dem Messer.

Man darf weder Gewand noch Gesicht mit der Hand berühren, es sei denn der kleine Finger der linken Hand, höchstens ist noch der Goldfinger dieser Hand verstattet — natürlich, denn mit diesen Fingern wird keine Speise berührt. Brant macht hier höchst bedenkliche Anspielungen auf gewisses Wildpret mit sechs Beinen und einem Ulmer Schild.

Stumm bei Tische sitzen steht übel an; Du sollst aber auch bei Tisch nicht kläffig sein, nicht laut schreien, rede wahr und höflich leise. Von den Speisen zu reden ziemt sich nicht, ob sie nach Deiner Sitte bereitet seien u. dgl. Derjenige, welcher am Tisch den Vorsitz führt,

*) Abschnitt 110a. Von Disches unzucht.

Digitized by Google

hat auch bei der Unterhaltung den Ton anzugeben. Ihm steht ferner zu, zuerst zuzulangen; es sei denn, daß edle Frauen zugegen wären. Legt man die Teller zusammen, nämlich in einen dargereichten Korb, so hat er wiederum den Anfang zu machen.

Geht das Trinkfaß herum, hab nicht den Mund voll und wische ihn sauber ab. Du sollst den Pokal nicht mit zwei Händen anfassen; biet ihn auch nur mit einer Hand dar, und zwar sitzt man Dir zur rechten Seite, so nimm die linke Hand und so umgekehrt. Zu Mus soll man nicht trinken, das ist bekannt, und auch nach Aepfeln nicht; aber nach Birnen darf man trinken.

Sei nicht mäklig, nimm von allen Speisen, nicht von einer oder zwei, auch von dem, was Du nicht gern magst; sei auch nicht wählerisch in der Schüssel, und lege nicht einem anderen das Stück vor, das Du selbst nicht magst, um Dir einen Weg bis zum besseren Stück frei zu machen. Beim Eieressen ist besonders zu merken: ehe Du das Ei aufschlägst, schneide einen Streifen Brot und damit rühre, ja nicht mit dem Messer; das brächte Dir Spott.

zum letsten sprech man doch den Segen;
so man genomen hat das Maß (Mahlzeit).
so sag man deo gratias,
wer sich in diesem übersicht,
den acht' ich fur kein wisen nicht,
sunder ich billich sprechen mag,
das er die Narrenkapp ouch trag.

Wir nannten obige Tischregeln das Resultat der mittelalterlichen Tischzucht, denn wir finden sie am Abschluß einer eigenen Kulturperiode. Das folgende sechszehnte Jahrhundert zeichnet sich durch eine allgemeine Verwilderung der guten Sitte aus. Man nennt damals schon diese Erscheinung Grobianismus oder grobianisch Manier. Was insbesondere die Tischzucht betrifft, so galt als Wahlspruch: Viel und mit Nachdruck. Das übrige war überwundener Standpunkt. Schon Brant beklagt den beginnenden Verfall. Er spricht von solchen, die nunmehr mit Trinken und Essen sehr grob und unerfahren sind, daß man sie heißt unhöfliche Narren. Besonders wird stark gezecht. „Neun dubenzüg und ein Bapphart,*) Das ist mit Trinken jetzt die Art. Das Trinkgeschirr heben sie empor und bringen einem einen freundlichen Trunk, damit der Becher macht: glunk, glunk, und meinen damit einen anderen ehren, daß sie den Becher vor umkehren." Das ist die Zeit, in welcher der studentische Trinkkomment entsteht: „Ich komm' Dir was!" „Ich kützel Dich!" „Das gebürt Dir!" „So wart' ich!", und in welcher geniale Vieltrinker ihre Unsterblichkeit erwarben. Diese Verwilderung findet im siebenzehnten Jahrhundert ihr Korrektiv durch Einführung der französischen Alamodesitten und Thorheiten. M. A.

*) Taubenzug nannte man das Nippen, das hier maßweise genannt wird. Bapphart, Pappe, Brei.

Zur Belehrung für Auswanderer.

Von Geo. Sudrow in Newyork.

Vor einigen Tagen fiel mir das Daheim von 1870 in die Hände. Ein Aufsatz: „Der Menschenstrom nach Amerika sonst und jetzt", von Karl Winter, interessirte mich, da ich mich in letzter Zeit eingehend mit der Geschichte der Einwanderung beschäftigt hatte, ganz besonders, weil er mit Nachdruck die Vergänglichkeit alles Irdischen predigte.

Da das Daheim in seinen alten Jahrgängen durch so viele Hände geht, der Aufsatz des Herrn Winter also von vielen gelesen und wieder gelesen werden wird, will ich mit Erlaubniß des Daheims die Geschichte der Einwanderung seit 1870 erzählen; bedaure aber, nicht so erfreuliche Nachrichten bringen zu können, wie es Herrn Winter vergönnt war.

Die Einwanderungskommission des Staates Newyork war im Mai 1847 organisirt worden; diese Behörde sollte dem Einwanderer jeden möglichen Schutz, jede Hilfe gewähren. Sie hatte in der goldenen Zeit der Einwanderung ein Reservekapital von fast 300,000 Doll. angesammelt. Dies waren die glücklichen Zustände, die Herr Winter wahrheitsgetreu beschrieb; ich darf leider nicht in demselben heiteren Ton die Geschichte der Kommission fortsetzen.

Das Reservekapital, das für den Nutzen des Einwanderers in schlechteren Zeiten bestimmt war, sollte leider für ihn und für die Kommission verhängnißvoll werden. Kaum hatten die Jünger des politischen Apostels Tweed, der damals Newyork durch seinen Einfluß regierte, das Vorhandensein dieses Schatzes erspürt, als die Kommission gestürzt wurde und die Ehrenämter der Einwanderungskommission fast ohne Ausnahme in die Hände gewerbsmäßiger Politiker übergingen. Diese räumten nicht allein schleunigst mit dem Reservekapital auf, sie machten nicht allein Schulden, nein sie durften sogar wagen, Hand an die Ader, die den Anstalten Leben brachte, zu legen: sie gingen mit den Schiffseignern, die Enthüllung der korrupten Verwaltung androhten, einen Vergleich ein, durch den das im Mai 1867 auf Doll. 2.50 festgesetzte Kopfgeld auf Doll. 1.50 (April 1871) herabgesetzt wurde. Dieser Vergleich beschwichtigte die Schiffsgesellschaften, da sie für jeden Einwanderer, den sie landeten, 1 Doll. weniger zu erlegen hatten; er warf bedeutende Summen in die Taschen der Politiker, die als Vermittler gehandelt hatten, und er brachte der Existenz der Einwanderungskommission die Wunde bei, an der sie langsam aber sicher verbluten mußte. Wie diese Tweedsche Kommission wirthschaftete, ist aus folgendem zu ersehen: Es landeten im Jahre 1870 212,626 Einwanderer. Die Einnahmen waren 533,236 Doll., die Ausgaben aber 605,544 Doll.; im Jahre 1871 landeten 227,359 Einwanderer, die Einnahmen waren 371,768 Doll., die Ausgaben dagegen 605,904 Doll. Im Jahre 1872 landeten 292,406 Einwanderer, die Einnahmen waren 440,599 Doll., die Ausgaben 598,793 Doll. Was die Sache der Einwanderer aber ganz verdarb, war der Umstand, daß die Kommission zu einer politischen Maschine, in der Einfluß mehr galt als Befähigung, geworden war.

Als die Macht Tweeds gebrochen war, und als im Jahre 1873 die Kommission, die noch heute im Amte ist, ans Ruder kam, fand sie nur noch Ruinen der einstigen Herrlichkeit vor. Diese neue Kommission, die aus ehrenwerthen und tüchtigen Männern besteht — sie ist das Kind, das die Sünden des Vaters büßen muß. Ihre eifrigen Bemühungen, die Angelegenheiten der Kommission wieder für die Einwanderung günstig zu gestalten, stießen nicht allein auf Gleichgiltigkeit, sondern auch auf Widerstand und auf Schadenfreude, und blieben nutzlos. Die Kommissäre gingen im Jahre 1873 und 1874 die Gesetzgebung des Staates um Wiedererhöhung des Kopfgeldes an, weil bei Beibehaltung des Kopfgeldes von Doll. 1.50 die Kommission immer tiefer in Schulden gerathen müsse; die Schiffseigner wußten dieses Bemühen durch ihren Einfluß und ihr Geld zu vereiteln. Im Jahre 1874 mußte die Kommission, um die nöthigsten Ausgaben bestreiten zu können, eine Anleihe von 100,000 Doll. machen. Hierauf drang sie auf Rückzahlung von 175,000 Doll., die der Staat der Kommission schuldete — er schuldet ihr diese Summe heute noch. Um leisten zu können, was das Gesetz dem dürftigen Eingewanderten garantirt, suchte dann die Kommission um Erlaubniß nach, eine Anleihe von 300,000 Doll. machen zu dürfen; sie erhielt sie nicht. Die Kommission mußte während drei Monaten an Stelle von Baarzahlung Schuldscheine an ihre Beamten und Lieferanten geben, bis sie, zum Aeußersten getrieben, noch einmal Vorstellung von ihrer Lage machte, und ihr Erlaubniß zu einer Anleihe von 200,000 Doll. zugestanden werden mußte. Sie erhob diese Summe auf ihr Eigenthum auf Werds-Island, zahlte die im Jahre 1874 geliehenen 100,000 Doll. zurück, und hat bis heute das Bestehen der Anstalten, die sich unter ihrer Verwaltung befinden, fast ganz mit dem geliehenen Gelde gefristet. Es läßt sich heute, falls nicht Hilfe gewährt wird, ihr Bankerott fast auf den Tag bestimmen.

Ist es unter solchen Umständen befremdend, wenn die durch die Einwanderung reich gewordenen Schiffseigner, müde des unbequemen Kopfgeldes und der strengen Ueberwachung der Kommission, die Gesetzlichkeit der Erhebung des Kopfgeldes anzweifelten, nachdem diese 25 Jahre lang zum Heile des Staates und des Einwanderers ausgeübt worden war? Der Newyorker Richter, die Tragweite einer Entscheidung einsehend, wies die Frage vor das höchste Gericht der Union, den „National Supreme Court", und von dort kam uns vor einigen Tagen die Entscheidung, daß der Staat von Newyork nicht das Recht habe, Kopfgeld für den Einwanderer zu erheben, und daß ein dahin zielendes Gesetz nur vom Kongresse der Vereinigten Staaten erlassen werden könne.

Die Folge dieser inhaltsschweren Antwort war, daß die Rheder die fernere Zahlung von Kopfgeld verweigerten. Aber dabei blieb es nicht: einzelne triumphirende Rheder ignorirten sogar das jedenfalls unzweifelhafte Recht des Staates, die Einwanderung auf einen Punkt zu konzentriren, wo sie kontrolirt und überwacht werden kann, und landeten die Einwanderer einzelner Schiffe im Staate Jersey, wo nicht die geringste Vorbereitung für ihre Bequemlichkeit und ihren Schutz getroffen ist.

Wenn Staats- oder Bundesregierung nicht durch irgend ein neues Gesetz dem Chaos ein Ende macht, wird der Einwanderer in Amerika schutzlos sein, und das edle Geschäft des „Emigranten-Runners" (Einwanderer-Schwindlers) wird den Ansprüchen der Zeit gemäß bald wieder floriren. Der deutsche Einwanderer, der Landessprache nicht mächtig, auf einen Boden verpflanzt, der in allen seinen Zuständen ein fremder ist, wird wieder wie früher die größte Zahl von Opfern liefern. *)

*) Wir machen bei dieser Gelegenheit deutsche Auswanderer, wie Reisende zur Weltausstellung auf das im XI. Jahrg. S. 527 ff. eingehend geschilderte „Deutsche Emigrantenhaus in Newyork 16 State Street" aufmerksam, in welchem sie für sehr mäßige Preise eine gute Beherbergung und Bedienung, dazu freundlichen Rath und Forthilfe finden. D. R.

Inhalt: Die Ferienreise. (Fortsetzung.) Novelle von Junghans. — Die Behandlung der Lungenspitzenschwindsucht. Von Dr. Paul Niemeyer. — Ein baltischer Roman. — Deutsche Städte und Bauten. VII. Rüdesheim. Von R. Hocker. Mit Illustration von B. Mannfeld. — Am Familientische: Spanische Tänze. Zu dem Bilde: Antritt zur Zarabanda. Von A. Kindler. — Von Tischzucht. — Zur Belehrung für Auswanderer. Von Geo. Sudrow in Newyork.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 3. Juni 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. **1876. № 36.**

Die Ferienreise.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Novelle von S. Junghans.

(Fortsetzung.)

Herr von Wülkern blieb in Dreybrunn, aber man konnte es Adelheid nicht nachsagen, daß sie ihre älteren Freunde zu Gunsten des neuangekommenen vernachlässigte. Obgleich der junge Mann sie und ihre Mutter fast immer begleitete, gestattete sie dem Doktor nicht, sich von den gemeinsamen Spaziergängen zurückzuziehen, wie er zu beabsichtigen schien. Nach und nach gewöhnte sich Sartorius an die Art und Weise Wülkerns, der, wenn man von seinen Freiheiten absah, als ein gutmüthiger Mensch und tüchtiger Landwirth geschätzt werden mochte.

Schwerer wurde es ihm, sich in Adelheids Wesen und Gebahren ihrem Verehrer gegenüber zu ergeben. Unwillkürlich dachte er an die Zeit zurück, wo er um Julien geworben hatte. Sie war damals ganz Zurückhaltung gewesen; sie hatte ihm besonders gefallen, weil sie nicht zu ahnen schien, daß sie ihm gefiel. Ohne alle kokette Absicht hatte sie ihm das Näherkommen einigermaßen schwer gemacht. Nie hatte sie begreifen wollen, wie er sie auszuzeichnen beabsichtige; wenn er ihr anonyme Blumenspenden schickte, errieth sie den Geber nicht, wenn er mit künstlichen Manövern es dahin gebracht hatte, sie nach Hause begleiten zu müssen, so gesellte sie sich ahnungslos zu andern und brachte ihn so um den Erfolg von tausend Listen. Und doch — das war das Glückliche bei der Sache — doch fühlte er wohl, daß dies nicht Absicht oder stumpfe Gleichgiltigkeit gegen ihn sei, sondern unbewußte Bescheidenheit. Und als sie endlich erfuhr, was er ihr seit lange zu sagen gestrebt, da war's mit allen Prüfungen für ihn vorüber, da war sie ganz Glück und Hingebung. Das alles stand dem jungen Ehemann noch sehr lebhaft vor Augen, denn trotz aller Schuld, die er jetzt gegen seine kleine Frau aufhäufte, hatte er noch keinen Augenblick daran gezweifelt, daß ihm in Julien ein Kleinod zu Theil geworden sei, nur etwas zu sicher fühlte er sich in diesem Besitz.

Adelheid nun ließ sich ihre Eroberung, wenn sie wirklich eine solche zu machen beachsichtigte, sehr viel saurer werden, als es damals die unscheinbare Julie gethan hatte. Herr von Wülkern, wie schon angedeutet, hatte ein ziemlich phlegmatisches Wesen, und wenn nicht sein Hiersein überhaupt für sein Interesse an Adelheid gesprochen hätte und weiterhin der Umstand, daß er seine meiste Zeit in ihrer und ihrer Mutter Gesellschaft verbrachte, so wäre dies wärmere Interesse nicht leicht zu entdecken gewesen. Nun ließ ihm aber Adelheid keinen Augenblick Ruhe. Im guten und im schlimmen sollte er auf sie Acht haben; wenn sie ihn nicht anders reizen konnte, suchte sie ihn zu verletzen oder in Unbehagen zu versetzen.

Einer der wenigen Regentage, welche diese Saison aufzuweisen gehabt, war von Wülkern dazu benutzt worden, einige Briefe zu schreiben; ein Geschäft, zu dem ihm Adelheid im allgemeinen wenig Zeit ließ. Er kam gegen Abend von seinem Zimmer herunter und fand unter den Kolonnaden des Kurhauses nur Frau von Hagen; auf seine Frage nach der Tochter erfuhr er, sie sei im Billardzimmer.

„Im Billardzimmer?" wiederholte er verwundert. „Was thut sie dort?"

„Sie läßt sich von dem Doktor das Spiel erklären. Sie stecken schon den ganzen Mittag da drinnen; ich habe mich fast zu Tode gelangweilt. Julie ist nicht gerade viel Gesellschaft, wenn sie da ist, und sie hat mich auch im Stich gelassen und ist mit ihrem unartigen Jungen ins Haus zurück. Finden Sie nicht, daß das Kind sie vollständig tyrannisirt?"

„Ich habe darauf wirklich noch nicht Acht gegeben," sagte Herr von Wülkern mit schlecht verhehlter Verachtung für Kinderstubenangelegenheiten. „Ich will versuchen, ob ich Ihnen nicht die übrige Gesellschaft zuführen kann, gnädige Frau." Damit empfahl auch er sich wieder und verschwand ins Billardzimmer.

Das erste, was er dort sah, waren die spöttischen Mienen einiger Herren, welche das Publikum bildeten, während am Billard Fräulein von Hagen mit dem Queue hantirte als Partnerin des Doktors und eines alten Rechnungskommissarius, der als leidenschaftlicher Damenfreund bekannt war.

Digitized by Google

Wenn Adelheid heute zum ersten Mal einen Queue in der Hand hielt, so spielte sie nicht ganz schlecht; für wenig nachsichtige Beurtheiler aber und besonders für solche, die gekommen waren, um selber zu spielen, und nun den grünen Tisch von einer ganz unzünftigen Gesellschaft besetzt und zum Schauplatz kindlicher Uebungen gemacht sahen, hatten ihre Versuche durchaus nichts Entzückendes.

Die Spieler ahnten von den unbarmherzigen Bemerkungen, die sie hervorriefen, offenbar nichts. Der Doktor, in selbstvergessenem Eifer, war ganz Schulmeister; er demonstrirte die verschiedenen Bälle nach geometrischen und mathematischen Regeln und ließ sich die ganze Sache so angelegen sein, daß neben Wülkern endlich die spöttische Frage laut wurde, wie viel er wohl für die Lektion bekomme.

Als die drei angefangen hatten, war das Zimmer leer gewesen, und Sartorius hatte gedacht, nur auf wenige Minuten den grünen Tisch einzunehmen, um der wißbegierigen Cousine die ersten Griffe und Stöße zu zeigen. Jetzt war die Stunde längst da, wo die Herren zu spielen pflegten, und der arme Doktor ahnte nicht, daß er Mitschuldiger an einem sehr emanzipirten Akt von Seiten Adelheids geworden war.

Mit finsterer Miene stand Wülkern einige Minuten da; endlich trat er zu Sartorius und flüsterte ihm etwas zu. Der Doktor fuhr betroffen auf, redete dann aber in seiner geraden Weise die mißwollenden Zuschauer mit freundlichem Lächeln an:

„Entschuldigen Sie, meine Herren, wenn ich in meinem Dozenteneifer nicht bemerkt habe, daß Sie warteten."

„O bitte, lassen Sie sich nicht stören!" fiel ihm der eine, nicht sofort besänftigt, mit etwas höhnischer Miene ins Wort. „Das Fräulein will vielleicht künftig alles Ernstes mit uns halten — in diesem Falle hat sie noch viel zu lernen."

„Wirklich?" meinte Adelheid, ganz uneingeschüchtert ihr holdestes Lächeln über den Grämlichen hinstrahlend. „Und der Herr Doktor sagte mir doch, daß ich ein auffallendes Talent verrathe. Sie müssen sehen, was ich kann, Herr von Wülkern! Kommen Sie, Sartorius — die Herren sind ja bereit, sich zu geduldigen — unsere Stunde spielen wir noch zu Ende."

Jetzt trat Wülkern mit geröthetem Gesicht zu ihr. „Legen Sie den Queue hin, Adelheid," sagte er leise aber heftig. „Sie machen sich zum Gerede des ganzen Klatschnestes."

Sie sah ihn groß an. „Was kann Ihnen daran gelegen sein?"

„Es ist mir daran gelegen! Wollen Sie mir nichts zu Gefallen thun?"

„Ein andermal, Herr von Wülkern, ich verspreche es Ihnen. Jetzt seien Sie gut und loben Sie mich, bitte, bitte — ich lasse mich so gern loben."

Aber alle ihre Schmeicheleien brachten ihr diesmal wenig ein. Wülkern war zu engherzig, um sich über das bischen Ungewöhnlichkeit der Situation hinwegsetzen zu können, was dem Doktor sehr gut gelang. Unter magerem Beifall debütirte Adelheid weiter, und es gehörte ihre ganze Kaltblütigkeit dazu, um mit gerade so viel guter Laune fortzuspielen, als segle sie hoch auf den Wogen allgemeiner Billigung. Nur der Rechnungskommissarius bewunderte sie unbedingt und hob noch nachher besonders hervor, wie vortheilhaft sie beim Spiel ausgesehen habe, ein Kompliment, welches die Laune Wülkerns, der es anhören mußte, nicht gerade verbesserte.

Unter den Zuschauern des Spiels, welche in der offenen Thür zwischen dem Kursaal und dem Billardzimmer verweilt hatten, war auch der alte Herr, der Reisegefährte, gewesen. Die Sache flößte ihm offenbar Interesse ein, denn er verlor keine Miene der Betheiligten, und als sie endlich und mit ihnen Herr von Wülkern das Zimmer verließen, ging er ihnen sogar langsam nach und war Zeuge ihrer lustigen Gespräche.

Adelheid war oder schien besonders aufgeräumt. Der Doktor fragte die Stiefmama nach seiner Frau; sie sei ins Haus gegangen, hieß es.

Sogleich rief Adelheid: „Wir holen sie wieder; kommen Sie, Herr Doktor!"

Sie schob ihren Arm durch den seinen. „Um Wülkern zu ärgern," flüsterte sie ihm dabei zu, und dann sah sie sich mit schalkhaftem Lächeln nach dem großen jungen Mann um, der immer noch in unbehilflicher Mißlaune verharrte und das Reden verlernt zu haben schien. Sie schritten die Kolonnadentreppen hinab, Wülkern aber folgte nicht, sondern setzte sich neben Frau von Hagen zurecht; er nahm sogar eine Zeitung auf und sah den Abgehenden nicht einmal nach.

Nun hatte die Sache eigentlich ihren Zweck verloren, aber man hatte sich einmal auf den Weg gemacht, und ziemlich einsilbig schritten die beiden durch die Anlagen rasch nach dem Hause zu. Der Doktor dachte vielleicht noch über die Kombinationen des Billardspiels nach, oder es beschäftigte ihn etwas anderes; jedenfalls war er sich des Umstandes, daß Adelheid an seinem Arm hing, in diesen Augenblicken kaum bewußt.

Zufällig richtete sich in diesem Augenblick gerade Julie von dem Bett ihres Kindes in die Höhe und blickte durchs Fenster. Sie war in Gedanken versunken gewesen, und ehe sie sich noch in der Wirklichkeit zurecht gefunden hatte, war ihr jene Erscheinung in die Augen gefallen, losgelöst von dem Vorher und Nachher, unverständlich ihrer ganz gewöhnlichen Ursache und Bedeutung nach, aber desto überraschender und überwältigender: Adelheid am Arm ihres Mannes, Adelheid an ihrem Platz, hier im Tageslicht, vor allen Leuten!

Sie hielt die Hände an die Stirn. „Bin ich denn schon todt?" dachte sie verwirrt. „Bin ich nur ein armer Schatten, dem es gegeben ist, zum Bett seines Kindes dann und wann zurückzukehren? O Gott, wie verlassen bin ich, wie allein!"

Nur wenige Augenblicke dauerte dieser Zustand der Verwirrung, und Julie selber blickte jetzt mit Entsetzen darauf zurück. „Ich muß mich zusammennehmen," sagte sie, tief aufathmend, „sonst — sonst — — Mein Kopf kommt mir oft so zerrüttet vor. O Gott, nur davor bewahre mich!"

Und nun trat heiter lächelnd ihr Mann ins Zimmer, gleich hinter ihm Adelheid. Es ist traurig, wie wenig die Menschen eigentlich von einander wissen, wie undurchdringlich die diamantene Mauer der Persönlichkeit sie von einander abschließt. Sartorius ahnte so wenig von den Gedanken seiner armen Frau, wie von denen einer beliebigen Feuerländerin, die durch eine Hemisphäre von ihm getrennt war. Hätte er ihr in die Augen gesehen, so würde ihn der Ausdruck dieser heißen, matten und doch ruhelosen Augen betroffen gemacht haben; aber sie vermied es, seinem Blick zu begegnen.

„Wir kommen in Prozession, um Dich zu holen, Julie," sagte er freundlich, „eben haben wir unser Billardspiel beendet." Und nun fingen er und Adelheid an zu erzählen, einander zu ergänzen, zu erinnern, zu necken, schließlich mehr um sich noch einmal zu amüsiren, als um Julien über die Thaten, die am grünen Tisch geschehen waren, aufzuklären.

Sie fühlte das auch heraus und hörte kaum hin. Wieder ein gemeinsames Interesse, von dem sie ausgeschlossen war. Sie sagte, sie könne das Kind nicht verlassen, und als Sartorius erklärte, dann werde er bei ihr bleiben, wies sie das fast mit Heftigkeit zurück. Sie fühlte sofort, wie unliebenswürdig ihre Worte klangen, und das machte sie noch reizbarer.

„Bitte, laß mich!" rief sie endlich scharf, wie er sie noch nie gehört hatte, „ich kann mit niemandem sprechen."

„Gut, ich will das Zimmer räumen, bis Du wieder im Stande bist, so mit mir zu reden, wie ich es gewohnt bin," sagte Sartorius ernst und wandte sich zum Gehen. Er war betroffen und verletzt; er fühlte, daß eine dunkle Macht in seiner Ehe aufwachse; aber er hatte noch keinen Muth, ihr die Stirne zu bieten, vielleicht weil er ahnte, daß er sie heraufbeschworen habe. „Kommen Sie, Adelheid."

Adelheid war zu Julien hingehuscht und legte scherzend von hinten beide Arme um sie, ihr dabei die kleinen Hände festhaltend, wie einem Kinde, das man gegen seinen Willen liebkosen will. Sie drückte ihre runde blühende Wange an Juliens Gesicht und schaute lächelnd zu dem Ehemann hinüber. Daß ihm der Kontrast zwischen ihrer strahlenden Frische und Fülle und dem blassen mageren Antlitz der jungen Frau recht auffallen solle, hatte sie wohl nicht beabsichtigt, und doch war es kaum anders möglich. Julie dachte so, und ihre Farbe kam und ging in jähem Wechsel, während sie schweigend Adelheids Kuß

Digitized by Google

duldete. „Wie schlimm sie sein kann," lachte diese. „Da sieht man's: aus den sanftesten Mädchen werden böse Sieben; wer weiß, vielleicht werde ich in der Ehe einmal ein rechtes Lamm."

Der Doktor und Adelheid waren fort, und jetzt warf sich Julie, zum ersten Mal einem bewußten verzweifelten Schmerz ganz hingegeben, mit dem Gesicht auf ihr Lager. „Ich werde von dem Kinde fortsterben und er wird sie heirathen!" schluchzte sie. „Und sie hat kein Herz für den Jungen, er wird ein armes Stiefkind sein. O Gott, o Gott! Wie stolz war ich, als sie ihn mir in die Arme legten — wie wichtig waren wir beide da; alles drehte sich um uns! Und bald werden wir beide fast vergessen sein, ich todt und er lebendig! Mir ist, als sähe ich ihn schon als mageren blassen Schuljungen, um den sich niemand recht kümmert über die neuen kleinen Geschwister —"

Jetzt stand sie am Bettchen und drückte die heißen Lippen auf die Hand des Kleinen, welche auf dem Geländer ruhte. „Er gehört aber doch mir! Könnte ich ihn mit mir nehmen, dorthin!" Sie starrte lange auf das Kind und — lächle niemand über sie — der bitterste Schmerz, dessen ein Menschenherz nur fähig ist, zog durch das Herz der kleinen Frau, als sie jetzt dachte, daß sie bald allein den dunkeln Weg gehen und vielleicht auch in alle Ewigkeit allein bleiben müsse.

Das Zimmer wurde immer dunkler, und die junge Frau saß am Boden, die Stirn auf die heraufgezogenen Kniee gesenkt, und grübelte mit halb gebrochenem Herzen darüber nach, ob in einer andern Welt dies Kind wenigstens das ihre sein, sie wieder erkennen und sie als rechte Mutter ganz allein lieben würde. Während sie sich diesen religiösen Spekulationen hingab, unnütz — wir wollen es hoffen — besonders deshalb, weil sie noch nicht todtkrank war, von ihr aber nichts desto weniger mit dem bittersten Ernst betrieben, war Sartorius einige hundert Schritt von ihr entfernt, unter den Kolonnaden des Kurhauses, mit Adelheids Gesellschaft bei einem Pfänderspiel betheiligt. Er war einer der eifrigsten von allen, denn er hatte sich vorgenommen, vor einer Stunde mindestens nicht in das Zimmer zu seiner Frau zurückzukehren, die in der letzten Zeit ihre kindischen Launen so wenig beherrschen zu wollen schien; er war Pädagog und hielt es für seine Pflicht, dann und wann erziehend auf seine Gattin einzuwirken. Da ihn aber die kleine Scene mit ihr erregt hatte, mußte er sich bezwingen, um die Gedanken davon abzubringen, und je weniger leicht ihm das wurde, desto verdienstlicher schätzte er seine Selbstüberwindung.

Die Gesellschaft hatte sich nach und nach vergrößert und die Pfänder gingen reichlich ein, da Adelheid die Bedingungen, unter welchen man sich durch irgend eine Rede winden mußte, durch Festsetzung aller möglichen straffälligen Wörter und Wendungen aufs unbarmherzigste verschärft hatte. Auch der Doktor verwickelte sich immer mehr. Schon hatte er Börse, Taschenbuch, Federmesser und sonstiges bewegliches Eigenthum verpfändet, als er, wieder in Strafe genommen, erklärte, daß er nun nichts mehr besitze, um sich zu lösen.

„Den Ring hier," sagte Adelheid, die neben ihm saß, indem sie auf seinen Trauring zeigte.

„Der Ring sitzt zu fest," bemerkte er in einem Ton, der einen nicht wohlangebrachten Scherz zurückzuweisen schien.

„Wirklich? Das lassen Sie mich probiren," meinte das Mädchen kaltblütig. Sie bemächtigte sich seiner Hand und fing an, mit ihren schlanken kräftigen Fingern zu drehen und zu schieben. Sartorius that, als achte er auf diese Kindereien nicht, und hatte sich zu seiner Nachbarin auf der andern Seite gewendet, als er mit einer Art Schreck den Ring plötzlich weichen fühlte. Und nun hielt ihn auch Adelheid schon in die Höhe und sagte mit ihrem kühlen Lächeln: „Hier das Pfand des Herrn Doktors! Mit Vorsicht aufzubewahren."

Sartorius wäre am liebsten ärgerlich aufgefahren und hätte ihr den Ring fortgerissen; aber er bezwang sich, um nicht die Aufmerksamkeit der Gesellschaft noch mehr auf die ganze Sache zu ziehen. Mit den Augen folgte er unbehaglich ihrer Hand, als sie den Ring jetzt über den Tisch reichte; da entglitt ihr derselbe, er schnellte mit scharfem Klang von dem Steinboden der Kolonnade auf und rollte dann seitwärts hinab in das dichte Gebüsch, welches die Grundmauer der Säulenhalle umgab.

Sofort sprang der Doktor auf und eilte in den Garten; die jüngere Gesellschaft folgte. Adelheid war bald an seiner Seite. „Sind Sie abergläubisch?" fragte sie halb verächtlich, ihm in das auffallend verdüsterte Gesicht sehend.

„Thorheiten!" sagte er finster; aber er suchte mit leidenschaftlichem Eifer, in keinen einzigen Scherz der andern einstimmend. Man holte Laternen herbei und leuchtete emsig im Grase und zwischen dem Gebüsch umher, mußte aber endlich das fruchtlose Suchen aufgeben. „Morgen beim Tageslicht," hieß es, „finden wir ihn gewiß."

Sartorius fand aber eben so wenig wie den Ring für heute Abend seine gesellige Laune wieder. Er that sofort alle Schritte, um seinen Verlust bekannt zu machen, ließ ihn dem gesammten Dienstpersonal mittheilen und bereitete mit dem Inspektor einen Anschlag vor, der morgen früh an verschiedenen Stellen der Gärten und der Gebäude angeheftet werden sollte. Dann ging er nach seiner Wohnung.

Julie hatte kein Licht. Er glaubte sie schlafend und zündete vorsichtig die Kerze an; als er sich aber nach ihr umschaute, blickte sie ihn vom Sopha aus mit Augen an, die von Schlaf nichts wußten. Es fuhr ihm durch den Sinn, ob sie ihm wohl wegen ihrer Heftigkeit vorhin ein Wort der Entschuldigung sagen werde; aber Julie hatte ihre Missethat offenbar vergessen. So ließ er denn dieselbe auch auf sich beruhen und trat freundlich auf seine Frau zu.

Julie hatte eben im Dunkeln darüber nachgedacht, ob sie es wagen könne, mit Adelheid offen zu sprechen und ihr den Knaben ans Herz zu legen für den Fall ihres Todes und jenen anderen Fall, den sie für eben so gewiß annahm wie diesen. Als jetzt Sartorius ihr einen Gruß von Adelheid ausrichtete, dankte sie demüthig. Immer Adelheid! Aber es war ja ganz natürlich so.

Sartorius hätte seiner Frau am liebsten den Verlust des Ringes ganz verhehlt, in der Ueberzeugung, daß derselbe sich morgen wiederfinden werde; aber sein böses Gewissen gab ihm die Empfindung, als wäre jeder ihrer Blicke auf seine Hand gerichtet. Deshalb hielt er ihr dieselbe endlich hin und zeigte auf den seines Schmuckes beraubten Finger: „Sieh da, was mir vorhin passirt ist!"

Julie sah stumm zu ihm auf, keine Frage, keine Vermuthung wagend. In der Ueberspannung des Gefühls, in welcher sie sich befand, hatte alles erhöhte Bedeutung für sie. Sie war so bleich, daß sie nicht noch bleicher werden konnte, als ihr Mann ihr jetzt leichthin sein Mißgeschick von heute Abend erzählte. Sie sagte auch nur: „Adelheid hat Dir den Ring abgezogen?" Und wie hätte ihr Gatte von dem kalten Schauer, der dabei durch sie hinflog, etwas ahnen sollen?

„Ja, es war eine alberne Spielerei von ihr!" Der Doktor hatte eine weitere Bemerkung starker Mißbilligung gegen Adelheid auf der Zunge, die seine Gattin in ihren besondern Gedanken über seine Zukunft vielleicht erschüttert hätte; aber er verschluckte dieselbe, weil es ihm unritterlich dünkte, das Mädchen jetzt zu verurtheilen, welches ihn so freundlich begünstigt hatte.

Der folgende Morgen schien den trüben Himmel des vorigen vergessen machen zu wollen, und ein so prächtiger Herbsttag zog herauf, daß der Wunsch, diesen als eines der letzten Geschenke des Jahres noch einmal so recht zu genießen, wohl gerechtfertigt war. So hatte denn auch Adelheid keine Ruhe; mit Hilfe Wülkerns, den sie längst besänftigt hatte, brachte sie eine Gesellschaft zusammen, und die Fahrt in ein Waldthal, oberhalb von Dreybrunn im Gebirge gelegen, wurde rasch geplant.

Sartorius war in engster Rathsversammlung zugegen gewesen; er ging jetzt, um seine Frau von dem Projekt in Kenntniß zu setzen, und war entschlossen, sich nicht zu betheiligen, wenn sie nur ein Wort sagen würde, welches ihren Wunsch, ihn zurückzuhalten, ahnen ließ. Denn seltsamer Weise hatte sich Sartorius in eine Art Empfindlichkeit gegen seine Frau hineingearbeitet; sie schien so gar kein Verlangen nach seiner Gegenwart und Nähe mehr zu hegen; vergebens wartete er

Digitized by Google

darauf, sie werde sich wie früher einmal wieder halb scheu an ihn anschmiegen und ihn bitten: „Laß mich nicht allein.“ Wenig ahnte er, daß er die Quelle solcher Liebkosungen selber sorgfältig abgegraben und verschüttet hatte.

Jenes Wort wurde begreiflicher Weise nicht gesprochen. Julie hörte ihres Mannes Bericht von der Partie mit einer Regungslosigkeit an, die ihn aus dem Konzept brachte und seinen Scherzen über das leichtsinnige Unternehmen alle Unbefangenheit nahm. In ihrer absoluten Resignation hätte sie gar nicht daran gedacht, die Dinge nun noch in ihrem Laufe hemmen zu wollen; sie war verurtheilt und verstoßen, krank und gebrochen; sie wünschte nur, daß ihr Mann später nie ahnen möge, wie ihr in dieser Zeit zu Muthe gewesen sei, weil es ihn in seinem künftigen Glücke sonst am Ende stören könnte; und deshalb sprach sie wenig, aus Furcht, sich zu verrathen. Sie setzte voraus, daß er mitgehen werde, und fragte nicht einmal nach der Stunde seiner Rückkehr, was sie sonst immer gethan hatte.

Verdrossen über ihr Schweigen traf Sartorius seine Vorbereitungen, unzufrieden mit Julien, aber auch unzufrieden mit sich und fest entschlossen, daß dies das letzte Mal sein solle, wo er sich dem Gefolge Adelheids anschließe. Julie hatte seinen Verdruß bemerkt und besann sich auf irgend ein unverfängliches Wort, das sie ihm noch sagen könne; denn so weit war es schon zwischen den Eheleuten gekommen, daß dies und jenes Thema nicht berührt werden durfte, weil es zu Mißverständnissen, zu kleinen Bitterkeiten führen konnte.

„Hast Du den Ring wieder gefunden?“ fragte sie endlich schüchtern.

Da war nun gerade eine verwundbare Stelle getroffen; der Ring war noch nicht da und Sartorius mußte es eingestehen. Julie wendete sich ab, um den Jammer, den sie fühlte, zu verbergen. War es nicht gerade, als habe das Schicksal auch symbolisch die Trennung des Mannes von der Frau besiegeln wollen und zwar — durch Adelheid!

In keineswegs beneidenswerther Laune gesellte der Doktor sich zu den übrigen Theilnehmern des Ausflugs. Er blickte vom Wagen aus nach den Fenstern seiner Wohnung zurück. Julie war nicht zu sehen und plötzlich kam ihm der Gedanke, daß es nicht Gleichgiltigkeit sei, sondern vielleicht gerade das Gegentheil davon, was ihr Benehmen veranlasse.

Der alte Herr, wie wir ihn, da wir keine Verwechslung zu fürchten haben, einstweilen noch nennen können, hatte jenen und den vorhergehenden Tag zu einem Ausflug nach K., einem sehr besuchten und eleganten Badeort, der etwa sechs Stunden von Dreybrunn entfernt war, verwandt. Er kam gegen Mitternacht zurück; den Wagen hatte er am Eingang der Anlagen verlassen und nun schritt er unter den dunkeln Bäumen hin seiner Wohnung zu. Schon von weitem waren ihm zwei erhellte Fenster aufgefallen; beim Näherkommen überzeugte er sich, daß sie der Wohnung der Familie Sartorius angehörten. Sollte dort jemand krank sein? An Kurorten hält man frühe Stunden ein; mitternächtige Lampen sind da große Seltenheiten.

Der alte Herr schritt unverweilt auf die Fenster zu, denn er nahm ein mehr als gewöhnliches Interesse an seiner Reisegefährtin. Dem Zimmer gegenüber postirte er sich unter den Bäumen, deren Schatten ihn vollständig verbarg — es war eine dunkle warme Nacht — und wartete nun, ob ihm irgend ein Aufschluß werden würde. Nur eins der Rouleaux war niedergelassen; ein Schatten zeichnete sich dann und wann auf der hellen Fläche ab. Er gehörte der Frau an; sie war also noch auf. Jetzt erschien sie auch am Fenster, öffnete einen Flügel und lehnte sich hinaus.

Der Haltung des Kopfes nach schien sie zu lauschen; da alles so still blieb, wie man es in Dreybrunn um Mitternacht nur erwarten konnte, ging sie zurück, kam aber schon nach einigen Minuten wieder und horchte von neuem.

Dies trieb sie eine ganze Weile, bis bei dem alten Herrn das Mitgefühl für ihre offenbare Ruhelosigkeit sich nicht mehr niederhalten ließ. Er ging, als sie gerade wieder in das Zimmer zurückgetreten war, leise eine Strecke unter den Bäumen hinab und kam dann, sobald er ihre Gestalt wieder im Fenster bemerkte, muntern starken Schrittes auf sie zu.

Ob sie dachte, daß man ihr irgend eine Botschaft bringen wollte? Sie zog sich bei seinem Nahen nicht zurück, wie er fast gefürchtet hatte, sondern erwartete ihn. Er rückte den Hut und redete sie an.

„Ah, Sie sind —“ sagte Julie betroffen und offenbar enttäuscht. „Ich erwartete ... ich dachte ...“

Sie stockte; vielleicht sagte sie ungern, wen oder was sie erwartete, aber das konnte nichts helfen. Der alte Herr erklärte mit wenigen Worten sein so spätes Hiersein und dann fragte er: „Ist Ihr Kind krank? Warten Sie auf den Arzt?“

„Nein, das Kind schläft.“ Eine Pause, und dann war es mit der Fassung und Zurückhaltung für sie zu Ende. „Mein Mann ist noch nicht zurück ...“ sie weinte jetzt geradezu — „ich bin in großer Angst um ihn; wenn nur kein Unglück geschehen ist mit dem Wagen.“

Der alte Herr stampfte mit dem Fuße, ja er ging einige Schritte fort, heftig zwischen den Zähnen murmelnd. „Und wo sind der Herr Gemahl hingefahren?“ fragte er endlich scharf, wieder vor die geängstete Frau hintretend.

Sie erzählte es ihm. „Bei jener Gesellschaft! Das tolle Mädchen wird sie weiter gehetzt haben, als sie anfangs fahren wollten. Beruhigen Sie sich, die Sache hat gewiß ihre ganz natürliche Erklärung, die morgen nicht ausbleiben wird.“

Aber Julie beruhigte sich nicht. „Nein, nein, Rudolph wäre gewiß nicht weitergegangen, ohne mir Botschaft zu schicken; er weiß, welche Todesangst mir sein Ausbleiben verursachen mußte! Vielleicht sind die Pferde durchgegangen, der Wagen gestürzt — wenn ich nur fort könnte, um mir Gewißheit zu verschaffen, aber hier allein in der Unthätigkeit, der Sorge, ich bin fast verzweifelt! Wie soll die Nacht herumgehen!“

Der alte Herr hatte nachdenklich dagestanden. Plötzlich schlug er sich mit der Hand vor die Stirn. „Sie können ganz ruhig sein,“ sagte er eiskalt. „Ich alter Dummkopf, daß ich das vergessen konnte! Ich weiß, wo die lustige Gesellschaft steckt, ich habe sie gesehen ... sie sind mir begegnet, als ich heute Abend K. verließ. Ich achtete zur Zeit nicht darauf, ich hatte anderes im Kopfe; kann sein, daß ich auch möglichst rasch wo anders hingeschaut habe, denn Ihre emanzipirte Freundin ist mir, offen gestanden, nur mäßig angenehm. Aber gesehen habe ich sie, das ist mir jetzt deutlich erinnerlich. Ein an den Seiten offner Omnibus mit Zeltvorhängen, das war das Fuhrwerk, nicht wahr?“

„Ich glaube es, ich habe sie nicht fortfahren sehen,“ sagte Julie leise.

„Ja, ja, sie fuhren eben in K. ein. Man hat also den ursprünglichen Vergnügungsplan erweitert und Ihr Mann wird Ihnen dies wohl von K. aus telegraphisch mitgetheilt haben. Daß die Depesche Sie noch nicht erreicht hat, ist viel weniger zu verwundern, als es das Gegentheil sein würde, die telegraphische Verbindung zwischen K. und hier ist etwas umständlicher, als die zwischen Berlin und Paris. Legen Sie sich also nur ruhig zu Bett; morgen, so früh Sie mir irgend gestatten wollen, werde ich Sie um eine Unterredung bitten, da ich Ihnen etwas mitzutheilen habe, ich habe alte beiderseitige Freunde von uns unterwegs angetroffen. Jetzt aber wollen wir's unterbrechen, die Nachbarn wachen sonst auf. Gute Nacht.“

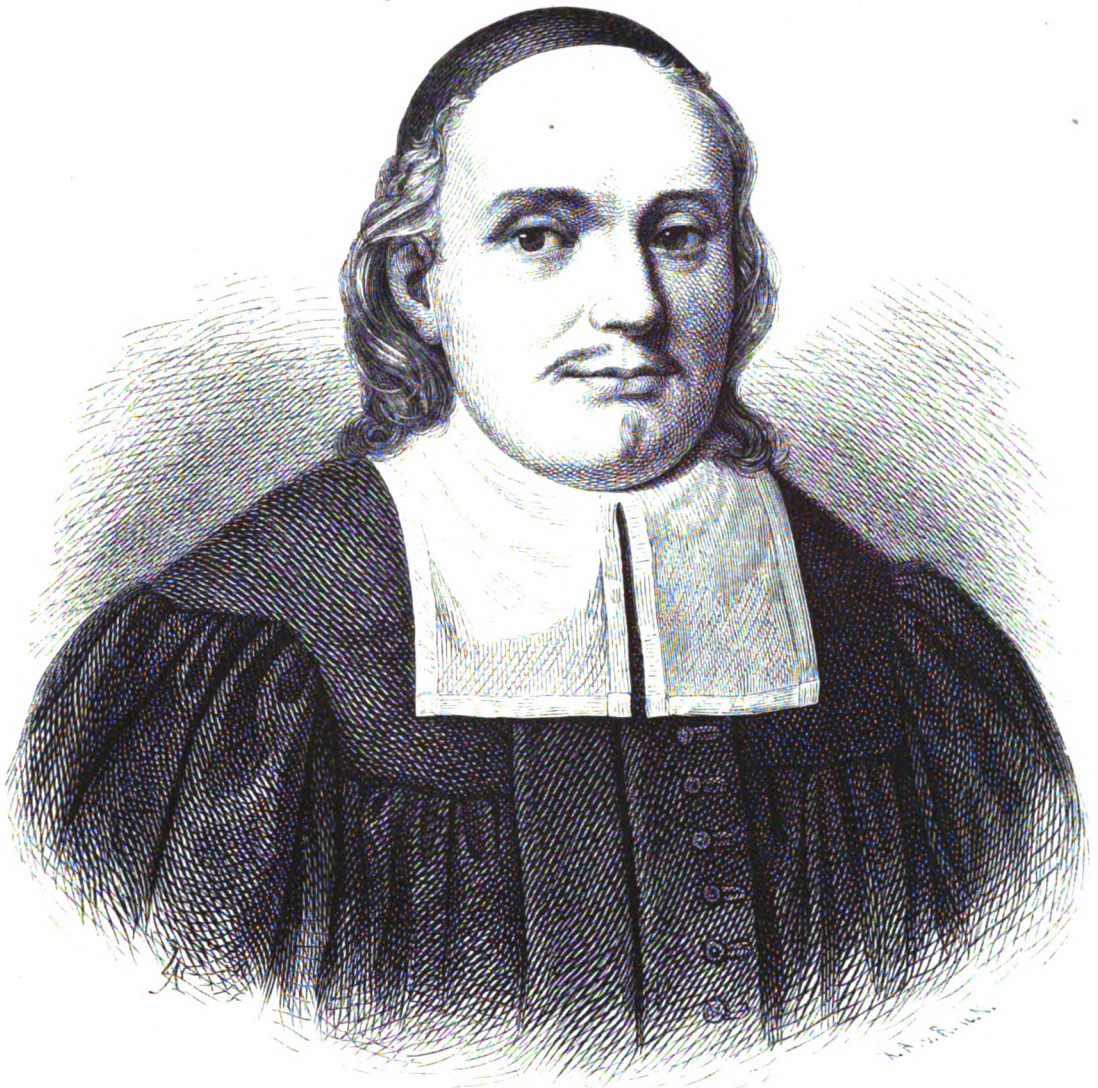
(Schluß folgt.)

Zur Erinnerung an Paul Gerhardt.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Am 7. Juni werden es zweihundert Jahre, daß in seiner Amtswohnung zu Lübben im Spreewald Paul Gerhardt oder, wie er sich selbst stets zu schreiben pflegte, Paulus Gerhardt die Augen schloß, nach Luther unter den zahlreichen Liederdichtern der evangelischen Kirche ohne Zweifel der bedeutendste. Denn in ihm vereinigte sich mit hervorragender poe-

Digitized by Google



Paul Gerhardt. Geboren 1606. Gestorben 7. Juni 1676.

Nach einem alten Kupferstiche.

tischer Begabung echte kerngesunde Frömmigkeit, mit feinem Sinn für den Wohllaut der Sprache eine Volksthümlichkeit des Ausdrucks, wie sie in gleichem Maß vor ihm nur Luther besessen hat. Wohl hat auch Paul Gerhardt, wie es kaum anders denkbar ist, hin und wieder seiner geschmacklosen Zeit einen kleinen Tribut entrichtet; aber im großen und ganzen erhebt sich der Sänger des „Befiehl du deine Wege!" hoch über die Zeitgenossen alle, von denen keiner ihm gleichkommt an Tiefe religiösen Gefühls, an schöner Durchdringung des kirchlichen Bekenntnisses und der eigenen gläubigen Empfindung, an fröhlichem, auch das natürliche Leben laut preisenden Ton. Bei ihm ist alles unmittelbar und darum so frisch und so erquickend. Als ein wirklicher Dichter verschmäht er es, Glaubenssätze in Reime zu bringen, vermeidet er jede langweilige Reflexion, spricht er nicht erkünstelte Empfindungen, sondern stets wahre Gefühle aus. Eben darum, weil sie so wahr sind, ergreifen seine Lieder das Herz mit so wunderbarer Gewalt und wecken in jedem, der sich an ihnen erbaut, dieselbe gehobene, bald von Schmerz erschütterte, bald in seliger Freude jauchzende Stimmung, die einst den Sänger erfüllte, dessen Lippen längst verstummt sind, dessen Gedächtniß aber fortlebt in der dankbaren Erinnerung aller evangelischen Christen deutscher Zunge.

Geboren im Jahre 1606 oder 1607 zu Gräfenhainichen in der Nähe von Wittenberg, wo sein Vater Bürgermeister war, sollte Paul Gerhardt die traurige Zeit des dreißigjährigen Kriegs erleben, dessen Elend er in einzelnen seiner Lieder ergreifend geschildert hat.

Wehmüthig fleht er, bewegt von dem Gedanken, wie Stadt und Land an vielen Orten zum tiefsten Untergang gewendt ist, wie die Hütten der Menschen zerstört, die Gotteshäuser umgekehrt sind:

Laß auch einmal nach so viel Leid
Uns wieder scheinen unsre Freud',
Des Friedens Angesicht,
Das mancher Mensch noch nie einmal
Geschaut in diesem Jammerthal.

Damit stimmt die Bitte in dem wahrscheinlich zu Neujahr 1649 gedichteten „Nun laßt uns gehn und treten":

Schleuß zu die Jammerpforten, Auf so viel Blutvergießen
Und laß an allen Orten Die Friedensströme fließen.

Im Danklied für die Verkündigung des Friedens aber führt er im dritten Verse den Gedanken aus, wie jeder, der den Frieden nicht zu schätzen wisse, ihn betrübe und kränke, sich selbst den Pfeil des Herzleids in das Herz drücke und die goldene Freudenkerze auslösche. Zur Begründung fährt er dann fort:

Das drückt uns niemand besser In unsre Seel' und Herz hinein,
Denn ihr zerstörten Schlösser Und Städte voller Schutt und Stein;
Ihr vormals schönen Felder, Mit frischer Saat bestreut,
Jetzt aber lauter Wälder Und dürre wüste Haid';
Ihr Gräber voller Leichen Und tapfrem Heldenschweiß
Der Helden, derer gleichen Auf Erden man nicht weiß.

Es hängt wohl mit der Unruhe und Verwirrung jener Jahre zusammen, daß wir bis 1652 von den äußeren Lebensumständen unseres Dichters so gar wenig wissen. Schon sein Geburtsjahr ist unsicher, wie bereits angedeutet wurde. Die

Digitized by Google

Kirchenbücher sind verbrannt; es wird kaum jemals genau festzustellen sein. Ferner ist uns wohl überliefert, daß Paul Gerhardt seine Vorbildung zur Universität von Ostern 1622 bis Weihnachten 1627 auf der Fürstenschule zu Grimma erhalten, auch daß er zu Neujahr 1628 die hohe Schule zu Wittenberg bezogen hat; aber was ihn hier volle vierzehn Jahre festgehalten, weiß niemand zu sagen. Es wird wohl die Noth der Zeit gewesen sein, die den angehenden jungen Theologen zu keiner Anstellung im praktischen Amt gelangen ließ. Noch 1643 fügt er der Unterschrift seines Namens die Bezeichnung SS. Theol. Studiosus bei. So steht sie unter dem schönen Hochzeitsgedicht: „Der aller Herz und Willen lenkt", dem wir die köstlichen Worte entnehmen:

Ein Röslein, wenn's im Lenzen lacht
Und in den Farben pranget,
Wird oft von Regen matt gemacht,
Daß es sein Köpflein hanget;
Doch wenn die Sonne leucht herfür,
Sieht's wieder auf und bleibt die Zier
Und Fürstin aller Blumen.

Später finden wir unseren Gerhardt als Hauslehrer in Berlin in der Familie des Kammergerichtsadvokaten Bertholdt, mit dessen Tochter Anna Maria er sich, als er endlich, schon sechsundvierzig Jahre alt, Pfarrer in Mittenwalde geworden war, verheirathete. Bis 1657 blieb er dort. In diesem Jahre kehrte er nach Berlin zurück, da ihm die dritte Diakonatsstelle an der St. Nikolaikirche übertragen worden war. Hier wirkte er bis zu jenen weiter unten zu berührenden Verwicklungen, die seinen Rücktritt vom Amt zur Folge hatten.

Es sind somit nur wenige dürftige Notizen, die wir über den größten Theil seines Lebens zu geben vermögen; aber wie reichlich werden wir doch entschädigt, wenn wir dem Werk seines Lebens, seinen Liedern näher treten! Es sind deren nach den neuesten Forschungen 131, von denen nach Philipp Wackernagels Angabe 22 während des dreißigjährigen Krieges verfaßt sind. Gar manche von ihnen sind Umdichtungen von Psalmen oder anderen Bibelabschnitten (Jes. 53, Röm. 8, Spr. 31 ꝛc.). Etlichen liegen lateinische Originaltexte zu Grunde; die meisten sind frei und tief den Empfindungen der gläubigen Seele entquollen. Sie feiern Advent, Weihnacht und Neujahr, das Leiden und die Auferstehung Christi, Pfingsten und das Fest der heiligen Dreieinigkeit, also die Hauptmomente des christlichen Kirchenjahrs. Aber diese gläubige Seele des frommen Sängers ist nicht weniger festlich gestimmt, wenn sie das christliche Leben in Leid und Freude, in Kreuz und Herrlichkeit zum Gegenstand ihrer dichterisch gehobenen Betrachtung sich erwählt oder wenn sie irgend einen von Gott geordneten Stand, wie den Ehestand, mit ihren lieblichen Weisen verherrlicht. Endlich entgehen ihrem Blick auch nicht Morgen oder Abend, Sommer oder Winter, goldener Sonnenschein oder nasse Regenzeit. Ueber allen diesen Wechsel hienieden aber schaut sie mit hellem Auge empor gen Himmel und triumphirt:

Mein' Heimat ist dort oben,
Da aller Engel Schar
Den großen Herrscher loben,
Der alles ganz und gar
In seinen Händen träget
Und für und für erhält,
Auch alles hebt und leget,
Nachdem 's ihm wohlgefällt.

Es sei uns gestattet, auf einige der hervorragendsten Lieder aus den verschiedenen Gruppen derselben wenigstens andeutend hinzuweisen. Wir meinen zunächst den tief empfundenen Adventsgesang: „Wie soll ich dich empfangen?", die jubelnden Weihnachtshymnen: „Fröhlich soll mein Herze springen" und:

Wir singen dir, Immanuel,
Du Lebensfürst und Gnadenquell,
Du Himmelsblum' und Morgenstern,
Du Jungfraunsohn, Herr aller Herrn!
Halleluja!

Diesen schließt sich das schon oben erwähnte Neujahrslied an: „Nun laßt uns gehn und treten", mit seiner sinnigen Vergleichung der göttlichen Liebe und der Mutterliebe. Unter den poetischen Verherrlichungen der Passion begegnet uns das kindlich wehmüthige: „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld", wir erquicken uns an dem feierlich ernsten: „O Welt, sieh hier dein Leben", wir empfinden den ganzen Schmerz, aber auch den vollen Trost des Leidens Christi in dem Gruß: „An das Angesicht des Herrn Jesu", in dem berühmten Lied: „O Haupt voll Blut und Wunden". Es ist das siebente aus einem Cyklus, worin Paul Gerhardt das Passionssalve Bernhards von Clairvaux überarbeitet hat. Die Füße, die Knie, die Hände; Seite, Brust und Herz des Erlösers werden nacheinander begrüßt. „Man würdigt," sagt Lange in seiner kirchlichen Hymnologie mit Recht, „das Lied erst ganz, wenn man es in diesem Zusammenhang versteht." Es übertrifft die vorhergehenden in jeder Beziehung. In schönem Kontrast zu diesem Gesang heiligen Leids stehen die Pfingsthymnen: „O du allersüß'ste Freude" und „Zeuch ein zu meinen Thoren"; unter den Liedern aber, die in der unmittelbaren christlichen Lebenserfahrung wurzeln, stehen allen übrigen voran die vielgesungenen Choräle: „Ist Gott für mich, so trete", „Warum sollt' ich mich denn grämen", „Sollt' ich meinem Gott nicht singen", „Ich singe dir mit Herz und Munde" und endlich: „Befiehl du deine Wege."

Morgen und Abend feiern im ganzen fünf Lieder, von denen der Morgensegen mit den wie helles Frühlicht glänzenden Worten anhebt:

Die güldne Sonne
Voll Freud' und Wonne
Bringt unsren Gränzen
Mit ihrem Glänzen
Ein herzerquickendes liebliches Licht,

während: „Wach auf, mein Herz, und singe" so recht die kindlich frohe Stimmung ausdrückt, welcher wir bei unserem Sänger so oft begegnen, der in seinem: „Nun ruhen alle Wälder" ein religiöses Abendlied uns hinterlassen hat, wie es wohl kaum ein zweites von gleicher Bedeutung gibt. Dieselbe gesunde Auffassung des natürlichen Lebens zeichnete, um nur noch dieses eine Lied zu erwähnen, auch seinen Sommergesang aus, der Friedrich von Spees Eingang zur Trutznachtigal an Einfachheit und Natürlichkeit weit übertrifft. Wie fröhlich klingt der Anfang:

Geh aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben!

Wie gemüthvoll ist die reizende Schilderung:

Die Glucke führt ihr Völklein aus,
Der Storch baut und bewohnt sein Haus,
Das Schwälblein speist ihr' Jungen,
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh und kommt aus seiner Höh'
Ins tiefe Gras gesprungen.

Wie finden wir ganz unseren innerlich mit seinem Stoff übereinstimmenden Dichter wieder, wenn er versichert, was man ihm so gern glaubt:

Ich selber kann und mag nicht ruhn,
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen:
Ich singe mit, wenn alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

So klang in reinen Akkorden Paul Gerhardts goldene Harfe: er selbst aber, der so meisterhaft in ihre Saiten zu greifen wußte, wurde in Streitigkeiten verwickelt, deren schrille Töne noch bis auf den heutigen Tag das Gehör jedes friedlich gesinnten evangelischen Christen sehr unangenehm berühren. Am liebsten schwiegen wir davon, allein um der Wahrheit geschichtlicher Darstellung willen dürfen wir es nicht. Der Gegensatz, in den einst Luther und Zwingli in Betreff der Abendmahlslehre gerathen waren, hatte sich in der Folgezeit nicht nur nicht ausgeglichen, sondern vielmehr verschärft, und war dann durch die Konkordienformel zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts bekenntnißmäßig festgestellt worden. Selbst der dreißigjährige Krieg hatte nicht vermocht, Lutheraner und Reformirte einander näher zu bringen. Versuche, die besonders unter dem Einfluß des mild gesinnten Helmstädter Theologen Georg Calixt gemacht wurden, mißlangen. Der Konvent zu Leipzig (1631) wie das Religionsgespräch zu Thorn (1645) nahmen einen ungünstigen Ausgang. Nach wie vor wurde gestritten und geschimpft.

Digitized by Google

Titel wie „Brillenputzer, Augenputzer, Zungenschlitzer" riefen wieder andere gröbere hervor wie „Staarenstecher, Kälberarzt, Kalbgeschrei" u. dgl. mehr. Die frommen und gelehrten Herren schienen den Spruch ihres Meisters ganz vergessen zu haben, der das böswillige Beschimpfen des Nächsten würdig erklärt hatte des hölischen Feuers. Dem großen Kurfürsten, der selbst zur reformirten Kirche gehörte, während seine Unterthanen meistens lutherisch waren, waren diese Streitigkeiten sehr unangenehm. Umsonst versuchte er durch Religionsgespräche, die in den Jahren 1662 und 1663 in Berlin gehalten wurden, eine Verständigung zu erzielen. Die Lutheraner wichen nicht von ihrer Konkordienformel, und zu diesen, die mit großer Zähigkeit daran festhielten, gehörte auch der sonst in Lehre und Leben so milde Diakon an St. Nikolai, unser Paul Gerhardt. Endlich war Friedrich Wilhelm des Gezänkes müde und erließ am 16. September 1664 jenes viel besprochene Edikt, das in seinem Eingang an ein früheres vom 2. Juni 1662 erinnert und bezeugt, daß „solches von gar vielen Predigern, bevorab aber von Unseren getreuen Ständen und Unterthanen, als welche nicht weniger mißgefallen über die Bitterkeit etlicher Geistlichen bezeuget, und deßfalls gute Verordnung offters begehret, mit Freuden aufgenommen und denenselben gebürlich nachgelebet worden."

„Weil aber dennoch," fährt das Edikt fort, „die Erfahrung bezeuget, daß noch hin- und wieder viele Ergernüssen durch diese in den Evangelischen Kirchen eingerissene unfehlige Trennungen und Bitterkeiten entstehen und dieselbe sonderlich durch zwey schädliche Mittel unterhalten und vermehret werden: Einmal, wann ein Theil dem andern anzügliche Zunamen giebet, hernach auch, wenn ein Theil aus des andern hypothesibus durch Logicalische consequentien einige ungereimte und gottlose Dinge folgert, und ungeachtet das Gegentheil die consequentiam verneinet. . . . . dennoch ihm solche Greuel zugeschrieben, auch offentlich auff den Cantzeln für der Gemeine, welche doch vielmehr in nöthigeren Dingen unterrichtet zu sein verlanget, angedichtet werden, als ob es dieselben glauben und lehren. Solchem nach erachten Wir, daß einen guten Anfang zum Evangelischen Kirchenfriede, und Christlicher Verträglichkeit in diesen Unsern Landen der Chur- und Marck Brandenburg zu machen, das beste Mittel sein werde, wenn diese oben besagte beyde scandala und Steine des Anstosses von beyden Theilen gäntzlich aufgehoben, und ihnen verboten würden." Nach dieser Begründung wird untersagt, die Reformirten „Calvinisten, Zwinglianer, Majestät-Feinde, Sacramentirer, Sacramentschänder, Manicheer und dergleichen" zu nennen und ihnen allerlei Lehren anzudichten, die sie nicht hatten. Eben so bestimmt wird aber auch verboten, die Lutheraner „Ubiquitisten, Flacianer, Marcioniten, Pelagianer, Gutgehianer" zu schelten und ihnen beizumessen, „daß sie glauben, als ob man im heiligen Abendmahl den Leib Christi auf Capernaitische natürliche Weise esse" 2c. Alles dies „bey Vermeydung der remotion von ihrem Ampte, auch dem befinden nach, anderer animadversion und Bestraffung."

Am Schluß werden alle weltlichen Beamten von dem Statthalter und dem Oberpräsidenten an bis zu den Kastnern, Schöffen und Amtleuten herab verpflichtet, „Jeden, der wider das Edikt zu handeln sich gelüsten lassen sollte, alsofort dem Churfürsten selbst oder seinen Statthaltern und Geheimen Räthen zu hinterbringen."

„Der Reverse wird," wie O. Schulz in seinem durch Gründlichkeit und Genauigkeit ausgezeichneten Buch*) zutreffend bemerkt, „in dem Edikt nicht ausdrücklich gedacht; Thatsache aber ist es, daß sie von jetzt ab auch von den bereits angestellten Geistlichen gefordert wurden." Schon am 29. Oktober richtete das Berlinische Kirchenministerium, welches damals nur aus sechs Geistlichen bestand, eine Vorstellung an den großen Kurfürsten mit der Bitte, die Petenten „für allem, was den Gewissen wollte beschwerlich fallen, gnädigst zu schützen und zu bewahren." Hierauf wurde den Geistlichen wenige Tage darauf (2. November) die sehr treffende Antwort ertheilt: „Se. Churfl. Durchl. zu Brandenburg, Unser gestr. Herr, seynd ungemeint gewesen, weder durch dieses Edikt, noch sonsten, denen Supplicanten ihre Gewißens-Freyheit zu benehmen, noch ihnen bei ihren Lutherschen Gottesdienste die Ruhe zu mißgönnen, welches auch aus dem Edicto nimmer zu erzwingen, es wäre dann daß ihre Gewißens-Freyheit in verlästern, verketzern und verdammen der Reformirten bestände, welches aber Se. Churfl. Durchl. in diesen Dero Landen durchaus keinen Theilen verstatten, sondern gäntzlich aufgehoben wissen wollen." Auf diese Abweisung der Bitte als einer vollständig unbegründeten folgt ein ernstlicher Verweis, verbunden mit dem Befehl, „mit dergleichen falschen Auflagen Sr. Churfl. Durchl. ferner nicht zu beschweren, sondern sich deren künftig zu enthalten" und vor Bestrafung sich zu hüten, da „Se. Churfl. Durchlaucht resolviret sei, Dero Edict zu mainteniren". Allein man beruhigte sich nicht, sondern blieb trotz aller Ergebenheitsversicherungen widerspenstig. In Folge dessen wurden der Propst Lilius und der Archidiakonus Reinhart im darauf folgenden Frühjahr ihres Amtes entsetzt. Lilius fügte sich später und wurde sofort wieder eingesetzt, Reinhart hingegen begab sich nach Leipzig, wo er 1669 als Superintendent und Professor der Theologie starb. Erst am 6. Februar 1666, also volle fünf Vierteljahre nach Erlaß des Edikts, wurde auch Paul Gerhardt zur Ausstellung des Reverses vom Konsistorium aufgefordert. Man gestattete ihm zuerst zur Abgabe seiner Erklärung eine Bedenkzeit von acht Tagen, die er in der ersten Bestürzung annahm, nachher aber mit der Bemerkung ablehnte, er habe sich schon längst bedacht und werde sich wohl nicht ändern, worauf dann die Absetzung erfolgte. Diese Maßregel des Konsistoriums erregte in Berlin eine große Bewegung, da Paul Gerhardt, wie aus den Akten klar hervorgeht, sehr beliebt und als ein eben so frommer wie friedliebender Prediger bekannt war.

Die Bürgerschaft so wie sämmtliche Gewerke voran, „die gesambten tuchmacher und Gewandt Schneidter" ersuchten sofort E. E. Rath ganz dienstlich und Gehorsamb: „Sie wollen sich doch vnser, vnserer Kirchen, undt deren Prediger getreulich annehmen, vor dieselbe, sonderlich aber vor gedachten Hrn. Gerharten treufleißig sollicitiren, undt es bey Sr. Churfl. Durchl. unterthänigst dahin vermitteln helfen, daß dieser fromme, erliche undt in vielen Landen berümbte Mann Vnß möge gelassen, und Ihn wegen sein darüber gemachtes Gewißen, die Subscription gnädigst erlaßen werden." Der Magistrat wandte sich schon am 13. Februar unter Bezugnahme auf das ihm von der Bürgerschaft und den Gewerken übergebene „wehmüthige Memoriall" an den Kurfürsten mit dem Ersuchen, die in demselben „enthaltene Klage, Bitten und Motiven" sich zu Herzen gehen zu lassen und in Gnaden dieselben zu erhören. „Dann freilich," fährt der Magistrat schön und eindringlich fort, „ist's an dem, daß Vielbesagter Herr Gerhard Sich allemahl in seinen Predigten also erwiesen, daß Er Ew. Churfl. Durchl. Religion niemalß mit einem Worte gedacht, zu geschweigen, daß er auff dieselbe geschmähet oder gescholten haben solte, und wie sein Lehren zum Christenthumb ist gerichtet gewesen, also hat auch allemahl sein Leben darauff bestanden, also daß wir beyder Religionen Zugethane, ihm woll das Zeugnüß geben können, daß er bißhero einen untadellhafften Wandell, ohne einige ergernüß, gegen männiglich geführet, so gar, daß auch Ew. Churfl. Durchl. kein Bedencken tragen lassen, in Dero Märckisches Gesangbuch, so unter Dero Hohen Nahmen Ao. 1658 alhier außgegangen, seine Geistliche Gesänge oder Lieder, deren eine zimbliche Anzahl, in Druck zu geben und publiciren zu laßen: Solte nun ein solcher frommer, Geistreicher, und in vielen Landen berümbter Mann diese Stadt quitiren, Were zu besorgen, daß ein sonderliches Nachdenken bei den Exteris entstehen, und Gott daher unsere Stadt heimsuchen möchte."

Friedrich Wilhelm antwortete vierzehn Tage darauf von Cleve aus sehr ungnädig. Er beschuldigte Paul Gerhardt, den Reinhart zur Widersetzlichkeit bestimmt und auch die anderen Prediger vermahnt zu haben, den Revers nicht zu unter-

*) Paul Gerhardts Geistliche Andachten in hundertundzwanzig Liedern. Nach der ersten durch Johann Georg Ebeling besorgten Ausgabe mit Anmerkungen, einer geschichtlichen Einleitung und Urkunden herausgegeben von O. Schulz. Berlin, Nikolaische Buchhandlung.

Digitized by Google

schreiben, meinte, „sein Comportement" bezeuge gar nicht, daß er ein so frommer Mann sei, wie ihn der Magistrat „beschrieben", und ermahnte den Magistrat, Gerhardt aufzufordern, durch Gehorsam gegen die Obrigkeit den thatsächlichen Beweis seiner Frömmigkeit zu leisten und den Revers zu unterschreiben. Wolle er dies nicht, so habe der Magistrat „auf ein ander tüchtiges Subjectum, so sich zur unterschreibung des reverses verstehe, zu gedenken und ohne langer Zeit Verlierung zu vociren, damit Wir nicht wiedrigenfals selbst einen andern zu vociren veranlaßt werden."

Als Bürgerschaft und Gewerke von diesem abschläglichen Bescheid Kunde erhielten, gelangten sie mit einer zweiten Vorstellung an den Rath, in der unter anderen übertriebenen Redensarten auch die Wendung vorkam, sie wären über die Nichtgewährung ihrer Bitte „dermaßen bestürzet und erschrocken worden, daß sie noch nicht wüßten, ob sie in der Welt oder außer der Welt lebten." Der Rath war so unklug, die „Motiven und rationes" der Petenten sich anzueignen und in demselben Sinn wie früher bei dem Kurfürsten vorstellig zu werden, der nun seinerseits in schneidiger Weise alle diese Uebertreibungen zurückwies, den Magistrat über sein Benehmen scharf tadelte, und nochmals hervorhob, daß er den Lutheranern durchaus nicht ihre Prediger entziehen wolle, sondern durch die Edikte nur das bezwecke, daß „sie sich des Calumniirens, Lästerns, Verketzerns und Verdammens der Reformirten und deren Religion enthalten" sollten.

Endlich fragt Friedrich Wilhelm mit Recht: „Wo wird ihnen (den Lutheranern) die freye übung der lutherischen Religion entzogen? Wir haben ja ihr freyes und ungehindertes Exercitium nach als vor. Oder bestehet die Freyheit der lutherischen Religion darinnen, daß die Prediger freye macht behalten sollen, die Reformirten und deren Religion ihres gefallens zu verlästern, zu verketzern und zu verdammen?" Auf diesen Bescheid hin fand E. E. Rath für gut, für einmal sich des Schweigens zu befleißigen. An seine Stelle traten die Stände der Kurmark, die durch eine eigene Deputation im Juli 1666 in Cleve eine Vorstellung einreichen ließen, in welcher in maßvollen Ausdrücken nicht um Aufhebung der Edikte, sondern nur um Erlaß des Reverses und Restituirung Paul Gerhardts in sein Amt gebeten wurde. Der Kurfürst antwortete schon nach drei Tagen wohlwollend, behielt sich aber den Entscheid vor, da er zuerst noch den Bericht des Konsistoriums vernehmen wolle, ehe eine Resolution dem Befinden nach erfolgen könne.

Die Vorstellung der Stände, vielleicht auch persönliche Verwendungen einzelner Deputirten stimmten den edlen Fürsten günstiger für Paul Gerhardt. Er sah wohl ein, daß er ihn persönlich zu scharf beurtheilt hatte, und wußte nun in der nobelsten Weise dem trefflichen Manne den Wiedereintritt in sein Amt möglich zu machen. Sofort nach seiner Rückkunft von Cleve ließ Friedrich Wilhelm am 9. Januar 1667 den Magistrat von Berlin vor sich bescheiden und durch den Oberpräsidenten von Schwerin in Gegenwart mehrerer Geheimen Räthe ihm die unerwartete Eröffnung machen:

„Da Se. Churfürstliche Durchlaucht gegen Paul Gerhardt weiter keine Klage vernommen habe, als daß er sich weigere, die Edikte zu unterschreiben, Sie aber dafür halten müßten, daß er die Meinung der Edikte nicht recht begriffen habe, so wollten Sie ihn in sein Amt völlig wieder einsetzen und ihm die Unterschrift des Reverses erlassen." Unmittelbar nach der dem Magistrate ertheilten Audienz ließ der Kurfürst durch einen seiner Geheimsekretäre Paul Gerhardt die Nachricht von seiner Wiedereinsetzung mittheilen mit dem Bemerken, „Se. Durchlaucht lebten der gnädigsten Zuversicht, er werde auch ohne Revers sich den Edikten gemäß zu bezeigen wissen." Vertrauensvoll, wahrhaft groß erscheint uns sowohl in der Eröffnung an den Magistrat, wie in der persönlichen Mittheilung an Paul Gerhardt Kurfürst Friedrich Wilhelm; trotzdem fühlt unser Dichter aufs neue sich in seinem Gewissen beunruhigt und bittet den Magistrat, ihm in seinen Zweifeln zu Hilfe zu kommen, auch will er von der an ihm gerühmten „Moderation" nichts wissen. „Denn zu der," sagt Paul Gerhardt ausdrücklich, „habe ich mich niemals anders verstanden, kan mich auch noch nicht anders verstehen, alls das ich bei allen meinen Lutherischen Glaubens Bekenntnüssen, Und nahmentlich bei der Form Concordiae gelaßen werde, Und keines unter solchen Bekenntnüssen als ein Schand-, Schmach- Unnd Lasterbuch dürffte hallten Und von Andern hallten laßen." Hatte er früher die Edikte, wie der Kurfürst sich mild ausdrückte, „nicht recht begriffen," so begriff er jetzt die Aeußerungen des Vertrauens seines vortrefflichen Herrn nicht — oder wollte sie nicht begreifen. Seine Aengstlichkeit ist eine übertriebene und sieht dem Eigensinn, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, zum Verwechseln ähnlich; jedenfalls mischte sich in seine Bedenken ein gewisses etwas davon. „Es ist," um mit Lange zu reden, „der Zug eines bis zum Eigensinnigen gesteigerten Selbstgefühls," den wir an dem uns sonst so theuren Manne wahrnehmen. Da konnte ihm denn auch schließlich weder Magistrat noch Kurfürst helfen. Der Rath antwortete ihm zuerst mit einem Protokoll über die seine Wiedereinsetzung betreffende Verhandlung. Als Paul Gerhardt nochmals bei ihm vorstellig wurde und seine Gewissensbedenken wiederholte, ging der Magistrat dazu über, einen letzten, aber sehr vorsichtigen Schritt bei dem großen Kurfürsten zu thun. Hierauf erfolgte brevi manu durch Randverfügung nachstehender Bescheid: „Wan der Prediger, Paul Gerhard, das ihm von Seiner Churfürstlichen Durchlauchtigkeit gnädigst wieder erlaubte Amt nicht wieder betreten will, welches er dann vor dem Höchesten Gott zu verantworten haben wird; So wird der Magistrat in Berlin ehestens einige andere friedliebende geschickte leute zur Ablegung der probepredigt einladen, aber soll nicht eher vociren, biß Sie zuforderst Seiner Churfürstlichen Durchlauchtigkeit von Dero qualitäden Unterthänigsten Bericht abgestattet haben.

Signatum Cölln an der Spree,
den 4. Februarii 1667. Friedrich Wilhelm."

Damit hatte die Sache ein Ende, ein Ende, das Paul Gerhardt, wenn er nicht befangen gewesen wäre in seinen übertriebenen Gewissensskrupeln, sich ganz genau hätte voraussagen können. Es war von Seiten des Kurfürsten alles geschehen, um ihm eine goldene Brücke zum Wiedereintritt in das Amt zu bauen. Wenn er sie nicht betreten wollte oder, wie er stets behauptete, nicht betreten konnte, so trifft den Gemahl Luisen Henriettens kein Vorwurf. Tragisch aber bleibt immerhin das Geschick, daß gerade er, dessen fromme Gattin der evangelischen Kirche ihr „Jesus meine Zuversicht" geschenkt hatte, den Sänger von „O Haupt voll Blut und Wunden" nicht wieder für den Dienst am Worte zu gewinnen vermochte, obwohl er es so aufrichtig wünschte.

Bis zum Mai 1669 lebte Paul Gerhardt noch in Berlin, dann siedelte er, nachdem kurz vor Ostern 1668 seine Gattin, eine geborene Berlinerin, gestorben war, nach Lübben in der damals noch zu seinem Heimatlande Kursachsen gehörigen Niederlausitz über. Der Ruf dahin war schon im September 1668 an ihn ergangen, im Oktober desselben Jahres hielt er die gewünschte Gastpredigt. Der Amtsantritt selbst verzögerte sich durch allerlei kleinliche und verdrießliche Verhandlungen über den ihm versprochenen Ausbau der Amtswohnung. „Selbst die Herren von der Ober-Amts-Regierung," hieß es, „könnten nicht einmal pro dignitate (standesgemäß) eine Wohnung haben; warum denn der Archidiakonus für sich eine bessere begehre? Er müsse wohl eine sehr große Familie mitbringen; da werde es schwer halten, sie seinem Wunsche gemäß im Diakonathause unterzubringen; alt sei er auch schon und weit über die Sechszig hinaus und was des unnützen und zum Theil kränkenden Geredes noch mehr war. Auch daran nahmen einige Anstoß, daß Paul Gerhardt für sich und sein Haus fremdes Bier (!) einlegen wollte, denn das sei den Rechten der Bürgerschaft zuwider. Endlich hatte man ihm noch verschwiegen, daß er in Pestzeiten die Seelsorge der Pestkranken zu übernehmen hatte; es wäre in der That kein Wunder gewesen, wenn die ganze Sache rückgängig geworden wäre." Sie wurde, wie wir bereits wissen, nicht rückgängig. Sobald Paul Gerhardt sich Gewißheit verschafft, daß seine Wohnung in Stand gesetzt sei, zog er vor Pfingsten 1669 in Lübben ein. Dies ist der geschichtliche

Digitized by Google

Sachverhalt; alles übrige, was von einer Flucht vor „dem Zorn des großen Fürsten", von einer Einladung des Herzogs Christian von Sachsen-Merseburg, sowie von Abfassung des Liedes „Befiehl du deine Wege" auf dieser angeblichen Flucht erzählt wird, ist Sage, die auch Paul Gerhardts Leben mit ihren grünen Epheuranken geschmückt hat.*) Das berühmte Lied steht bereits in der 1659 in Rostock erschienenen „Geistlichen Seelen-Musik von Henrico Müllern", und gehört also einer viel früheren Zeit an, als die Sage voraussetzt. „Wahrscheinlich," sagt Schulz, „ist die Sage daraus entstanden, daß man wußte oder annahm, P. Gerhardt habe in einem seiner Lieder (Ist Gott für mich, so trete ꝛc.) auf seine Verhältnisse zu dem großen Kurfürsten Beziehung genommen. Möglich ist es auch, daß P. Gerhardts Gattin bei der mißlichen Lage ihres Mannes in diesem Liede einen besondern Trost gefunden hat. Der letzte Vers: „Mach End', o Herr ꝛc.", der gar gut auf eine auswandernde Familie paßt, hat vielleicht dazu beigetragen, der Sage Eingang und Glauben zu verschaffen." Ueberhaupt ist zu bemerken, daß keines der Lieder Paul Gerhardts nach seiner Entfernung von Berlin gedichtet ist, daß sich kein Lied unter seinem Namen vorfindet, das nicht schon 1667 gedruckt worden wäre.

Die erste vollständige Ausgabe besorgte in den Jahren 1666 und 1667 Johann Georg Ebeling, damals Musikdirektor der Berlinischen Hauptkirchen, seit 1668 Professor der Musik an dem akademischen Gymnasium zu Alten-Stettin. Die Lieder erschienen mit Ebelings Melodien in zehn einzelnen Heften in Folio, deren jedes gerade ein Dutzend Lieder enthielt. Das macht 120 Lieder. Später haben sich hin und wieder, namentlich mit Leichenpredigten abgedruckt, noch einzelne gefunden, so daß jetzt, wie oben erwähnt, 131 gezählt werden.

Noch sieben Jahre lebte und wirkte Paul Gerhardt im Segen zu Lübben, in seiner neuen Gemeinde. Am 7. Juni 1676 starb er nach der Angabe des dortigen Kirchenbuches im siebzigsten Jahre seines Lebens und im sechsundzwanzigsten seines geistlichen Amtes. Nach einer Angabe in Schamelius „Lieder-Kommentarius" schied er mit den Worten eines seiner Lieder: „Kann uns doch kein Tod nicht tödten".

In der Hauptkirche zu Lübben ist sein Grab; wo, an welcher Stelle, ist unbekannt. In treuer Anhänglichkeit an den vortrefflichen Mann hat die Gemeinde ein lebensgroßes Bild ihres treuen Seelsorgers in der Kirche, wo er predigte, aufhängen lassen. Seitwärts am Fuße des Bildes stehen die Worte: Theologus in cribro Satanae versatus (Ein Theolog, in Satans Sieb gesichtet), unter demselben ein lateinisches Epigramm von J. Wernsdorff, das Pastor Straube in Mittenwalde folgendermaßen übersetzt hat:

Wie lebend siehst du hier Paul Gerhardts theures Bild,
Der ganz von Glaube, Lieb' und Hoffnung war erfüllt.
In Tönen voller Kraft, gleich Assaphs Harfenklängen,
Erhob er Christi Lob in himmlischen Gesängen.
Sing seine Lieder oft, o Christ, in sel'ger Lust,
So dringet Gottes Geist durch sie in deine Brust.

Wie es sich denken läßt, ist sein Andenken ganz besonders in Lübben bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben. So haben denn auch angesehene Männer daselbst schon im März dieses Jahres einen Aufruf zur Gründung einer Paul-Gerhardt-Stiftung ergehen lassen. Ein in seinem Todesorte zu verwaltendes Stipendium für evangelische Theologie Studirende Deutschlands soll zur Erinnerung an ihn am 7. Juni gegründet werden. Das Werk der Liebe und des Dankes sei auch unserseits warm empfohlen, denn also verhält es sich ja mit Paul Gerhardt, wie in dem Aufrufe von Lübben so wahr und schön gesagt wird: „Seitdem sein Mund sich geschlossen, haben seine Lieder in unserem Vaterlande und in den Ländern, wo deutsche evangelische Christen wohnen, zu erschallen nicht aufgehört. Sie haben Unzählige in den Kirchen wie in der Stille des Hauses erbaut, Fröhliche zum innigen Danke gegen Gott gestimmt, Mühselige erquickt, Trauernde und Sterbende getröstet, sie werden für alle Zeiten eine Quelle reichen Segens bleiben und so lange es eine evangelische Kirche gibt, wird man seine Lieder singen, seinen Namen dankbar nennen." F.

*) Vgl. Daheim III. S. 368.

Wetterkarten und Wettertelegraphie.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von G. von Boguslawski.

Am 12. März d. J. zog ein Orkan von ungewöhnlicher Heftigkeit über ganz West- und Mitteleuropa dahin; die von ihm angerichteten Verheerungen sind zum Theil sehr zerstörender Art gewesen, besonders da das Aufstauen des Wassers der Flüsse an ihren Mündungen durch den heftigen Wind und die ihn begleitenden Regengüsse furchtbare Ueberschwemmungen veranlaßten. Am frühesten (am Morgen des 12. März) zeigte sich der Sturm auf den britischen Inseln und erreichte seine größte Stärke im südwestlichen England zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittag. Nach Mitteldeutschland gelangte der Sturm in den späteren Nachmittagstunden, in den Rheinlanden und Südwestdeutschland war er zwischen 6 und 7 Uhr am stärksten, in Leipzig und Berlin in den späten Abendstunden und zu Mitternacht, und weiter nach Osten erst am Morgen des 13. März; mit seinem Fortschreiten nach Osten verlor der Sturm aber bedeutend an Heftigkeit.

Die hervorragendsten Eigenthümlichkeiten dieses Sturmes waren die Plötzlichkeit seines Auftretens, nach zeitweiser Beruhigung der gestörten Atmosphäre über dem nordatlantischen Ozean und dem Kanal zwischen England und Frankreich, und die ungemein große Geschwindigkeit seines Fortschreitens. In nicht ganz vierundzwanzig Stunden ist der Sturm vom 12. März von den britischen Inseln bis zum fernen Osten Deutschlands vorübergesaust, während in den gewöhnlichen Fällen ein solcher Sturm $1\frac{1}{2}$—2 Tage für die Zurücklegung dieses Weges gebraucht.

Allerdings gingen diesem Sturm schon bedeutende atmosphärische Störungen voran, doch waren sie weniger von einem Wechsel der Windrichtung als von dem der Windstärke begleitet. Die Winde wehten überall in Deutschland aus den Richtungen zwischen Südwest und Nordwest; ihre Stärke aber schwankte zwischen leicht und stürmisch, letztere Stärke trat besonders in den Tagen vom 7.—11. März auf; am 9. März brach ein Föhnsturm am Bodensee ein, der bis in die Nacht vom 10. zum 11. März andauerte. Nachdem aber während des 10. und 11. März das Barometer zwar einen tiefen aber doch gleichmäßigen Stand gezeigt hatte, war der Luftdruck in der Nacht vom 11.—12. März, zuerst im Westen, später im Osten, bedeutend größer geworden und alle Aussicht auf besseres Wetter vorhanden gewesen. Da trat plötzlich im Westen der britischen Inseln ein neues sogenanntes barometrisches Minimum auf, begleitet von starken Südwestwinden, Regen und hohem Seegang im Kanal; ein anderes Luftdruckminimum war von der Nordsee nach dem mittleren Schweden gewandert. Am Morgen des 12. März konnte bereits die deutsche Seewarte in Hamburg nach ganz Deutschland telegraphiren: „Das Wetter ist im allgemeinen ruhig, jedoch ist Sturmgefahr, namentlich für Süddeutschland, vorhanden."

Und wie richtig ist diese Warnung oder vielmehr Vermuthung des kommenden Wetters eingetroffen! Hat sie auch nicht das drohende Unheil abwenden können, und ist sie auch erst (weil der Sturm eines Sonntags eintrat) durch die Montag-Abend- oder Dienstag-Morgenblätter in den betreffenden Orten bekannt geworden, so hat sie doch die Richtigkeit der auf der deutschen Seewarte jetzt seit kurzem, wie auf den meisten anderen meteorologischen Centralanstalten angewendeten Methode, aus den vorangegangenen Witterungserscheinungen eines größeren Gebietes auf das künftige Wetter der nächsten Zeit einen einigermaßen wahrscheinlichen Schluß zu ziehen, glänzend gerechtfertigt und bestätigt.

In einem früheren Artikel über die deutsche Seewarte in

Digitized by Google

Hamburg (vgl. Nr. 25 d. Jahrg.) haben wir den Lesern des Daheim die Thätigkeit und die verschiedenen Aufgaben der Seewarte geschildert und darin auch die der dritten Abtheilung derselben erwähnt, welche die Wettertelegraphie für Deutschland und das Sturmwarnungswesen an den deutschen Küsten bearbeitet.

Diese beiden Gebiete der heutigen Meteorologie sind erst in neuester Zeit der Forschung erschlossen worden; die in ihnen zu lösenden Aufgaben sind die schwierigsten, aber sowohl in theoretischer als in praktischer Beziehung wichtigsten der Wetterkunde, nämlich die, zu untersuchen, wie man aus dem bereits bekannten inneren Zusammenhang der atmosphärischen Erscheinungen und aus dem in seiner Regelmäßigkeit durch gewisse, nicht periodische Bewegungen der Atmosphäre gestörten Gang der Witterung an bestimmten Orten den kommenden Zustand derselben oder das zukünftige Wetter wenigstens für die nächste Zeit vorherbestimmen kann.

Nach dem Standpunkt der heutigen meteorologischen Forschung beruht die jedesmalige Witterung wesentlich auf der Vertheilung des Luftdrucks, von welcher zunächst der Wind abhängt; dieser vermittelt alsdann die Einwirkung des Luftdrucks auf die übrigen meteorologischen Elemente, nämlich auf die Temperatur, die Feuchtigkeit, die Bewölkung und den Niederschlag. Ihr vereintes Zusammenwirken bringt jenen Zustand der Atmosphäre an irgend einem Ort hervor, welchen wir das Wetter nennen.

Allerdings ist die Bestimmung der Gesetze der Veränderungen des Luftdrucks eine Aufgabe, welche die Wissenschaft zwar bis jetzt noch nicht gelöst hat, deren Lösung aber neuerdings mit vereinten Kräften fast aller Meteorologen der Welt angestrebt wird. Während früher in jedem Staat nach einer besonderen, von dem jeweiligen Leiter entweder von Alters her eingeführten Methode meteorologische Beobachtungen angestellt und bearbeitet wurden, oder nach einem von dem jeweiligen Leiter derselben erdachten und festgesetzten System, unbekümmert um die Methoden und Systeme in anderen benachbarten meteorologischen Gebieten, und während man früher auf die Bestimmung der sogenannten meteorologischen Mittelwerthe für einen Ort oder ein Ländergebiet ꝛc. und auf die Anhäufung und Bearbeitung des hierzu nothwendigen Beobachtungsmaterials allzu großes Gewicht legte, ist das Bestreben der heutigen Meteorologen darauf gerichtet, mit Hilfe einer verbesserten Methode der Forschung nach einem allgemein angenommenen einheitlichen Plan zu beobachten und die Beobachtungen zu bearbeiten, und ferner durch den telegraphisch vermittelten raschen Austausch der gleichzeitig an verschiedenen Orten innerhalb eines größeren oder kleineren Gebiets gemachten Beobachtungen für die Zwecke der Wissenschaft und des praktischen Lebens zu verwerthen, sei es zur See und an den Küsten, sei es zu Lande auf Feldern und in Gärten. Gegenwärtig stehen wir freilich noch an der Schwelle der Erkenntniß des Gesetzes der Veränderungen des Luftdrucks als der das Wetter ursprünglich und hauptsächlich bestimmenden Ursache, und wir können noch nicht im voraus für einen längeren Zeitraum das Wetter oder den Wind an irgend einem Ort bestimmen; aber doch sind schon die Grundpfeiler zu der praktischen Meteorologie gelegt, welche für einen kürzeren, die nächstfolgenden vierundzwanzig Stunden umfassenden Zeitraum das künftige Wetter in seinen allgemeinen Zügen vorherzubestimmen sucht, und zwar besonders in Betreff der Stürme. Für diesen Zweck eines wissenschaftlichen Wettervorhersagungs- und Sturmwarnungssystems werden die technischen Hilfsmittel der neueren Zeit benutzt: die bildliche Darstellung gleichzeitiger meteorologischer Verhältnisse irgend eines Gebiets auf den sogenannten Wetterkarten und die Benutzung des Telegraphen für die sogenannte Wettertelegraphie, d. h. des telegraphischen Austausches an verschiedenen Orten gleichzeitig angestellter meteorologischer Beobachtungen. Je größer das die Wetterkarten umfassende Gebiet, je weiter sich der telegraphische Austausch erstreckt und je zahlreicher die Beobachtungsstationen eines Gebiets sind, desto größer sind die Chancen für das Eintreffen der auf das zukünftige Wetter gemachten Schlüsse. Die der Einrichtung und Anordnung der Wetterkarten und der telegraphischen Wetterberichte für die Zwecke der Wissenschaft und des praktischen Lebens zu Grunde liegenden Prinzipien näher zu erläutern, ist der Zweck dieser Zeilen. Sie berühren wesentliche Punkte der neueren Meteorologie und weichen zum Theil von den Anschauungen der älteren Schule über die meteorologischen Vorgänge ab. Ohne eine Einsicht in jene Prinzipien gewonnen zu haben, sind für den Laien sowohl die jetzt in den verschiedensten Tagesblättern veröffentlichten Wetterberichte nebst dem sich daran schließenden Resumé über die allgemeinen atmosphärischen Verhältnisse innerhalb des eigenen Beobachtungssystems und der benachbarten schwerverständlich, als auch die bildliche Darstellung der atmosphärischen Zustände für eine bestimmte Stunde des Tages auf den sogenannten Wetterkarten schwierig zu entziffern.

Da die verschiedene Vertheilung des Luftdrucks, also die verschiedenen Barometerstände, und die von ihr abhängige wechselnde Richtung und Stärke der Winde die das Wetter hauptsächlich bestimmenden Elemente sind, so ist auch bei den Wetterkarten auf Luftdruck und Winde die meiste Rücksicht genommen. Trägt man die auf 0° und das Meeresniveau reduzirten Barometerstände verschiedener Stationen auf eine, sei es die ganze Erde oder irgend ein größeres oder kleineres Gebiet derselben umfassende Karte ein, und zieht man Linien durch alle die Punkte, wo der Luftdruck derselbe ist, so erhält man die Linien gleichen Luftdrucks oder die Isobaren. Ihre Darstellung auf einer Erdkarte zeigt für die ganze Erde, daß der mittlere Luftdruck an der Meeresfläche in den verschiedenen Theilen der Erde ziemlich bedeutende Abweichungen darbietet, welche sich nicht mit den Veränderungen der Temperatur von dem Aequator nach den Polen zu vergleichen läßt. Wir finden vielmehr an manchen Stellen der Erde Gebiete mit bleibendem höheren Luftdruck, als alle umherliegenden Orte zeigen, also Gebiete mit abgesonderten barometrischen Maxima, und eben so an anderen Stellen Gebiete mit niedrigerem Luftdruck, als der der ganzen Umgebung, d. h. die abgesonderten barometrischen Minima. Zwischen diesen Gebieten der Maxima und Minima des Luftdrucks liegen nun Orte, welche einen mittleren Luftdruck von 760 Millim. oder 28.1 Par. Zoll oder 29.9 (rund 30) engl. Zoll haben. Da der Luftdruck über den großen Weltmeeren in den verschiedenen Jahreszeiten gleichmäßiger ist als über den Festländern, wo der Luftdruck im allgemeinen im Winter höher und im Sommer niedriger ist, so finden wir jene bleibenden Maxima und Minima des Luftdrucks besonders deutlich über den Ozeanen ausgeprägt. So bestehen über den beiden großen Ozeanen, dem atlantischen und dem stillen, zwischen 30° und 40° Nordbreite und zwischen 20° und 30° Südbreite zwei Regionen mit bleibendem höheren Luftdruck (765—770 Millim.); dagegen ist unter dem Aequator ein Gebiet niedrigeren Luftdrucks (755 Millim.) und eben solche, namentlich im Winter, im atlantischen Ozean zwischen Island, Spitzbergen und Norwegen (bis unter 745 Millim.), im stillen Ozean bei Kamtschatka und am ausgeprägtesten in dem südlichen oder antarktischen Eismeer (zwischen 740 und 745 Millim.).

Auf einem enger begrenzten Gebiet, wie z. B. West- und Mitteleuropa, kommen nun aber mehrfache Schwankungen des Luftdrucks vor, welche sich bis zu einem lokalen Maximum oder Minimum steigern können. Die hauptsächlichsten Ursachen eines verminderten Luftdrucks oder des „Fallens des Barometers" sind die Erwärmung und die dadurch verursachte Ausdehnung der Luft, die Feuchtigkeit und die aufsteigende Bewegung derselben, die Verdichtung der Wasserdämpfe zu Wolken und Niederschlag, und endlich, wenn die Luft aus einem Ort mit höchstem Luftdruck hinausströmt. Dagegen steigt das Barometer, oder der Luftdruck wird vermehrt durch eine Abkühlung oder durch eine absteigende Bewegung der Luft, oder wenn sie rings um einen Ort niedrigsten Barometerstandes nach diesem Punkt hinströmt, um den dort herrschenden Luftmangel zu ersetzen.

Durch die Aenderungen des Luftdrucks wird über den betreffenden Stellen der Erde die Luft in Bewegung gesetzt: die bewegte Luft aber nennen wir Wind. Er weht von den Gegenden mit größerem Luftdruck nach denen mit geringerem

Digitized by Google

hin; rings um ein Maximum des Luftdrucks bläst der Wind auf allen Seiten nach außen, z. B. auf der Nordseite des Maximums von Süd nach Nord, um ein Minimum aber auf allen Seiten nach innen, z. B. auf der Nordseite des Minimums von Nord nach Süd.

Wenn nur der Druck allein die Bewegung der Luft bestimmen würde, so würde der Wind senkrecht zu den isobarischen Linien, von denen mit größerem nach denen mit niederem Luftdruck, wehen; aber die Umdrehung der Erde und die Centrifugalkraft der Luft lenken ihn von seinem geradesten Wege ab. Der erste dieser beiden Einflüsse bewirkt, daß der Wind auf der nördlichen Halbkugel nach rechts, auf der südlichen nach links abgelenkt wird. Sieht man auf eine geographische Karte, so ist unter einer Drehung nach rechts eine solche im Sinn der Zeiger einer Uhr und unter einer Linksdrehung eine solche gegen die Bewegung der Uhrzeiger zu verstehen. Da auf der nördlichen Halbkugel die Sonne im Lauf eines Tages sich von links nach rechts am Himmel fortbewegt und auf der südlichen von rechts nach links, so erfolgt die obige Ablenkung des Windes von der Senkrechten zu den Isobaren stets „mit der Sonne". Hiernach kann man nun folgende Beziehung zwischen Luftdruck und Windrichtung aufstellen: Wendet man dem jeweilig wehenden Wind den Rücken zu, so hat man auf der nördlichen Halbkugel den höchsten Luftdruck zur Rechten und etwas nach hinten, den niedrigsten zur Linken und etwas nach vorn; auf der südlichen Halbkugel aber den höchsten zur Linken und etwas nach hinten und den niedrigsten Luftdruck zur Rechten und etwas nach vorn. Nach dieser Regel kann man also aus dem zu irgend einer Zeit wehenden Wind die Gegenden des zu derselben Zeit stattfindenden höchsten und niedrigsten Luftdrucks bestimmen.

Eben so läßt sich nach dieser Regel die Richtung des Windes um ein barometrisches Minimum oder Maximum für die betreffenden Orte oder Stellen herleiten, wenn diese nebst den Isobaren und der Richtung der Windpfeile auf eine Karte verzeichnet sind. Auf der Nordseite des Minimums (auf der nördlichen Halbkugel) muß der Wind stets aus einer Richtung zwischen Nord und Ost wehen, auf der Westseite zwischen West und Nord, auf der Südseite zwischen Süd und West und auf der Ostseite zwischen Ost und Süd. Die Bewegung des Windes geht also in einem Wirbel (d. h. in kreisähnlichen Linien um einen gemeinsamen Mittelpunkt, welcher selbst fortschreitet) vor sich, der die Luft gegen die Bewegung der Zeiger einer Uhr oder, wie man sagt, „der Sonne entgegen" führt, während die Luft selbst nach dem Punkt des niedrigsten Luftdrucks oder des barometrischen Minimums hingetrieben wird. Die Bahnen des einzelnen Lufttheilchens werden also weder Kreise um das Mininum sein, noch mit den Isobaren zusammenfallen, sondern spiralförmige Linien bilden, welche sich, indem sie sich dem Punkt des niedrigsten Luftdrucks nähern, zugleich um denselben herumwinden und ihm ihre hohle, d. h. die innere Seite der Krümmung zukehren. Dieser Punkt heißt deshalb auch das Wirbelcentrum und wird auch so in den neueren Wetterberichten bezeichnet. Ist nun der Ort des Wirbelcentrums bekannt, so kann man auch nach obigen Regeln die ungefähre Windrichtung der dasselbe umgebenden Orte bestimmen. Nach derselben Regel beschreibt der Wind um ein barometrisches Maximum ebenfalls eine spiralförmige Bahn, welche die Luft von dem Punkt des höchsten Luftdrucks fortführt, in einer Richtung „mit der Sonne" sich um diesen herumwindet und ihm ihre hohle Seite zukehrt.

In Folge des Einflusses der Flieh- oder Centrifugalkraft wird ein Lufttheilchen, welches sich auf einer gekrümmten Bahn um die Erdaxe bewegt, das Bestreben haben, aus dieser Bahn herauszutreten und der geraden Linie zu folgen, in der Richtung, die es in dem betreffenden Augenblick hat. Diese Centrifugalkraft ist um so stärker, je gekrümmter die Bahn eines Körpers und je schneller seine Bewegung ist. Die Folge dieser Einwirkung ist aber entweder eine verstärkte Ablenkung nach rechts (wir denken uns hierbei stets nur die nördliche Halbkugel), wie bei den barometrischen Minima, bei welchen die Centrifugalkraft in demselben Sinn wie die Umdrehung der Erde wirkt, oder eine verminderte Ablenkung nach rechts, wie bei den barometrischen Maxima, wo die Wirkung der Centrifugalkraft die der Erdrotation schwächt.

Die gegenseitige Lage der Isobaren, welche in eine Wetterkarte eingezeichnet sind, vermag uns weiter noch über einen zweiten, höchst wichtigen Faktor für die Deutung der Wetterkarten und der aus ihnen herzuleitenden Wetterprognose aufzuklären, nämlich über die Stärke des Windes. Je größer nämlich der Unterschied des Luftdrucks oder des Barometerstandes zwischen zwei Stationen ist, desto stärker weht der Wind an denselben. Hieraus folgt, daß da, wo auf den Wetterkarten die Isobaren dicht aneinander gedrängt liegen, der Wind stärker sein wird als da, wo sie weiter auseinander gerückt erscheinen, und daß für die Gegenden, wo sie am dichtesten zusammengedrängt sind, Sturmgefahr vorhanden ist. Diese Nutzanwendung der Wetterkarten erhält dadurch noch eine größere Bedeutung, als die Windstärke in noch höherem Grade, als die Windrichtung von lokalen Verhältnissen beeinflußt wird, und weil es für den Beobachter weit schwieriger ist, über die Windstärke ein richtiges Urtheil abzugeben, als über die Windrichtung. Die Stufenleiter oder Skala, nach welcher man die Stärke des Windes abschätzt oder genauer angibt, ist übrigens immer noch sehr verschieden. Gegenwärtig drückt man sie meistens aus durch die Geschwindigkeit des Windes in Meter für die Sekunde oder in Seemeilen oder Kilometer für die Stunde. Ein schwacher und mäßiger Wind hat eine Geschwindigkeit von 3—7 Meter in der Sekunde oder 11—25 Kilometer ($1^1/_2$—$3^1/_2$ geogr. Meilen) in der Stunde, ein starker Wind eine solche von 11—17 Meter die Sekunde oder von 40—64 Kilometer ($5^1/_2$—$8^1/_2$ geogr. Meilen) die Stunde, ein Sturm von 17—28 Meter die Sekunde oder von 64—100 Kilometer (ca. 9—14 geogr. Meilen), ein Orkan endlich eine Geschwindigkeit von über 30 Meter in der Sekunde oder mehr als 15 geogr. Meilen in der Stunde. Die so häufig, namentlich im Winter, von dem nordatlantischen Ozean her nach Mittel- und Nordeuropa fortschreitenden barometrischen Minima oder Wirbelcentra haben häufig die Geschwindigkeit eines starken Windes, doch gibt es auch solche mit einer Geschwindigkeit ihres Fortschreitens gleich der eines Sturms.

Die kürzeste Entfernung eines Ortes mit hohem Luftdruck von der Isobare eines anderen Ortes mit niedrigerem Luftdruck, also die Senkrechte auf diese letztere bezeichnet die Richtung, in welcher der größte Unterschied zwischen dem Luftdruck an beiden Orten stattfindet; man nennt sie die Richtung des barometrischen Gradient; die Größe desselben wird gefunden, wenn man die Entfernung beider Stationen durch die beobachtete barometrische Differenz dividirt. Je größer diese für dieselbe Entfernung, z. B. 1 Meile, ist, desto steiler ist die Steigung des geringeren Luftdrucks zum größeren; daher der Name Gradient. Beträgt z. B. die barometrische Differenz nach irgend einer Richtung hin in einer Entfernung von 10 geogr. Meilen 4.5 Millim., so ist der Gradient 0.45 Millim. für 1 geogr. Meile; beträgt sie aber für dieselbe Entfernung nur 0.6 Millim., so ist der Gradient nur 0.06 Millim. Je dichter also die Isobaren nebeneinander liegen, desto größer wird auch der Gradient und desto stärker der durch denselben angezeigte Wind. Bei dem Herannahen großer Stürme sind also die Gradienten in den Sturmgegenden am größten und können auf 1 geogr. Meile über $^1/_2$—1 Millim. betragen, entsprechend einer Druckdifferenz von 5—10 Millim. zwischen zwei Orten, welche 10 geogr. Meilen von einander entfernt sind. Solche Steigungen oder Gradienten können aber leicht atmosphärische Störungen im Gefolge haben, welche stark genug sind, um die verheerendsten Zerstörungen anzurichten. Bei den Orkanen in den Tropen können sogar barometrische Gradienten bis zu 2 Millim. auf 1 geogr. Meile vorkommen.

Für die Betrachtung und Nutzanwendung der Wetterkarten, deren Einrichtung wir demnächst besprechen wollen, erscheint es aber noch von Wichtigkeit zu sein, zu erwähnen, wie man sich die zu beiden Seiten eines von West nach Ost fortschreitenden Wirbelcentrums — wie es bei uns in West- und Mitteleuropa fast stets der Fall ist — stattfindenden meteorologischen Verhältnisse vorzustellen hat. Wir folgen hierbei Mohns trefflicher

Darstellung, dessen „Grundzüge der Meteorologie" (Berlin, D. Reimer, 1875) als das beste Handbuch der neueren Meteorologie wir unseren Lesern bestens empfehlen.

Legt man durch das Centrum eines Wirbels oder barometrischen Minimums eine Linie ungefähr von SSW nach NNO gerichtet, so wird diese den von West nach Ost fortschreitenden Wirbel in zwei Hälften theilen, von denen die zur Rechten gelegene die Vorderseite des Wirbels und die Hälfte zur Linken die Rückseite desselben bildet. Für die meteorologischen Verhältnisse auf der Vorder- und Rückseite des Wirbels erhalten wir nun folgende Uebersicht:

Auf der Vorderseite:	Auf der Rückseite:
Wind von östlich bis südöstlich südlich, südwestlich bis westlich. (Alle diese Winde kommen aus südlicheren Gegenden.)	Wind von westlich bis nordwestlich nördlich, nordöstlich bis östlich. (Alle diese Winde kommen aus nördlicheren Gegenden.)
Temperatur steigend.	Temperatur fallend.
Dampfmenge zunehmend.	Dampfmenge abnehmend.
Bewölkung zunehmend und dicht.	Bewölkung abnehmend.
Niederschlag zunehmend und stark.	Niederschlag abnehmend und vereinzelt.
Luftdruck abnehmend (Barometer fallend).	Luftdruck zunehmend (Barometer steigend).

Bei der Bewegung des barometrischen Minimums und des dasselbe umgebenden Wirbels über die Erde hin werden nach und nach verschiedene Theile der Erdoberfläche in den Bereich des Wirbels gerathen und den oben angegebenen Witterungswechsel erfahren. Alle Winde, welche das Wirbelcentrum angeben, werden, je nachdem dasselbe fortschreitet, nach einander auftreten. Die östlichen Winde auf der Nordseite des Wirbels verschieben sich zugleich mit dem Centrum nach Osten und wehen also früher an westlicher gelegenen Orten, als an weiter nach Osten liegenden, und schreiten mithin sozusagen gegen ihre eigene Richtung fort. Die südlichen Winde auf der Ostseite und die nördlichen Winde auf der Westseite des Wirbels treten ebenfalls an westlich gelegenen Orten eher auf, als an östlichen. Bei alledem ist aber die Richtung und Stärke des Windes an irgend einem Orte nicht von der Bewegung des Wirbelcentrums, sondern nur von der Vertheilung des Luftdrucks an diesem Orte abhängig.

In Europa bilden sich zu allen Jahreszeiten barometrische Maxima und Minima, aber bei weitem ausgeprägter im Winter als im Sommer, weil in dem ersteren die Bedingungen für die Bildung hoher barometrischer Maxima und tiefer barometrischer Minima in großem Maße vorhanden sind: große Kälte über den Kontinenten, milde Temperatur der Westküsten, große Feuchtigkeit und rasche Abnahme der Temperatur von Süd nach Nord. Deshalb ist diese Jahreszeit für die Atmosphäre über Europa die Zeit der Unruhe, vieler Stürme und häufiger Witterungswechsel.

Ein Blick auf die Wetterkarten verschiedener Tage zeigt, daß die Form der barometrischen Maxima und Minima durch die Form der sie umgebenden Isobaren bestimmt ist; zuweilen ist sie fast kreisförmig, zuweilen oval, auch eiförmig, bald mit dem größten Durchmesser in nordsüdlicher Richtung, bald in ostwestlicher oder anderer Richtung. Bisweilen bilden sich zu Seiten der größeren abgesonderte kleine barometrische Maxima und Minima; letztere haben oft sehr starke Gradienten und sind dann von heftigen Stürmen begleitet. Die Maxima erstrecken sich gewöhnlich über große Flächenräume, zuweilen über das ganze oder doch halbe Europa, innerhalb welcher die Gradienten und Winde schwach sind. Die barometrischen Minima können dagegen von sehr verschiedener Weite sein, von ganz geringem Durchmesser an bis zu einer Ausdehnung, die vom Nordkap bis nach Gibraltar, oder von Grönland bis nach Norwegen sich erstreckt. Wie in Europa, so hat man auch in Nordamerika vom Fuße des Felsengebirges an bis zur Ostküste dieselben Wahrnehmungen über die barometrischen Maxima und Minima und über ihr Fortschreiten von Westen nach Osten gemacht. In manchen Fällen hat man ein Wirbelcentrum von Amerika aus über den atlantischen Ozean bis nach Europa hin verfolgen können.

Die meisten barometrischen Minima gehen auf unserer Halbkugel nördlich von der gemäßigten Zone und südlich von dem arktischen Nordamerika, Grönland und Spitzbergen vorbei; die Region der häufigsten barometrischen Minima auf der nördlichen Halbkugel umfaßt die Hudsonsbai, Labrador, Neufundland und Grönland und das dazwischen liegende Meer, ferner Island und das Meer zwischen Island, Spitzbergen und Norwegen und weiter östlich das Meer zwischen Spitzbergen und Nowaja-Semlja. Die Ursache dieser Erscheinung ist darin zu suchen, daß wir uns innerhalb dieses Gebietes am linken Saume des warmen nordatlantischen Meeresstromes (bisher irrthümlicherweise noch zum Golfstrome gerechnet) befinden, d. h. an seiner Grenze nach Nord und Nordwest, wo er sich mit den kalten Gewässern des Polarstromes berührt, der aus der Baffinsbai und dem grönländischen Meere kommt, und daß die verschiedenen Wärmegrade dieser Meeresströmungen den über sie dahinschreitenden Luftströmungen oder Winden sehr verschiedene Eigenschaften zuertheilen. Die hohen Gebirge Islands schlagen die Wasserdämpfe aus den vom atlantischen Meer herkommenden warmen dunstbeschwerten Luftströmen nieder und verringern dadurch den Luftdruck in jenen Gegenden. Hier wie überall finden wir die Ursache der Bewegungen des Luftkreises in der ungleichen Vertheilung des Luftdruckes.

Dies sind in kurzen Zügen die Grundlagen, auf welchen die in der Jetztzeit zu immer höherer Bedeutung gelangenden, und bei Fachmännern wie in weiteren Kreisen, theils aus praktischem Bedürfniß, theils aus Interesse an den Witterungsvorgängen, an deren Deutung und Vorherbestimmung immer mehr in Aufnahme kommenden Wetterberichte und Wetterkarten beruhen. Während früher solche nur an einzelnen meteorologischen Centralanstalten für den eigenen Gebrauch oder für wenige andere Meteorologen gezeichnet, autographirt und vertheilt wurden, also nur auf ein verhältnißmäßig kleines Publikum beschränkt blieben, werden gegenwärtig an mehreren dieser Anstalten tägliche Wetterkarten und Wetterberichte herausgegeben und durch Veröffentlichung derselben weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Allerdings fanden schon früher die in Tabellenform gebrachten Witterungstelegramme für eine bestimmte Morgenstunde des Tages eine umfassende Verbreitung in den politischen Tagesblättern. Aber gerade die Leser dieser Blätter finden sich im allgemeinen schwer in die Bedeutung der Zahlen und Bezeichnungen der telegraphischen Witterungsübersichten, während die Wetterkarten in ihrer anschaulichen Form dem allgemeineren Verständniß viel leichter zugänglich sind und auch einen Einblick in die Art der Schlüsse gestatten, auf welchen die heutige Wetterprognose beruht. Solche tägliche Wetterkarten werden gegenwärtig angefertigt und veröffentlicht in Washington, London, Paris, Florenz, Christiania, Stockholm, Kopenhagen und seit Mitte Februar dieses Jahres auch von der deutschen Seewarte in Hamburg. Durch eine Aufnahme dieser täglichen Wetterkarten in die größeren Zeitungen, wie es in England seit 1871 in der „Shipping Gazette" und seit April 1875 in der „Times" geschieht, würde das Interesse des größeren Publikums für die Witterungskunde erhöht und dasselbe befähigt werden können, aus den Wetterkarten und den sie begleitenden Wetterberichten sich selbst ein sicheres Urtheil über das für die nächste Zeit zu erwartende Wetter bilden zu können; es würden auch alsdann der praktischen Meteorologie stets neue Mitarbeiter zugeführt, welche die Fortschritte derselben nur fördern können. Diesem Ziele wird auch gegenwärtig bei uns in Deutschland entgegengestrebt, das Interesse aber für diese Bestrebungen bei unserem Leserkreise anzuregen, war der Zweck dieser Darlegung.

Die deutsche Seewarte in Hamburg, unter der Direktion des kaiserl. Admiralitätsrathes Professor Dr. Neumayer, hat bei ihren Veröffentlichungen der Wetterberichte und Wetterkarten, deren Bearbeitung der Vorstand der dritten Abtheilung der Seewarte, Dr. Köppen, leitet, natürlich die Erfahrungen anderer meteorologischer Centralanstalten, die schon früher solche Karten und Berichte ausgegeben hatten, benutzen können. Namentlich sind es die von dem Signal-Office zu Washington ausgehenden und sich über das ganze weite Gebiet der Vereinigten Staaten erstreckenden meteorologischen Beobachtungsberichte (auf die wir bei einer anderen Gelegenheit zurückkommen

Am Drehbrett. Originalzeichnung von C. Böker.

Digitized by Google

werden), welche den praktischen Werth derselben schon lange festgestellt haben und deren Einrichtung von der deutschen Seewarte bei ihren Veröffentlichungen hat benutzt werden können. Die Beobachtungen und deren Bearbeitung für die Oeffentlichkeit finden nun von Seiten der deutschen Seewarte in folgender Weise statt.

Die an den verschiedenen Küstenstationen, welche direkt von der Seewarte abhängen (siehe Daheim Nr. 25, S. 393), und an verschiedenen Stationen im Innern von Nord-, Mittel- und Süddeutschland, nämlich zu Krefeld, Münster, Kassel, Hannover, Leipzig, Berlin, Breslau, Thorn; ferner zu Trier, Wiesbaden, Karlsruhe, Friedrichshafen, Bamberg und München angestellten Beobachtungen geschehen mit geprüften und mit einander verglichenen Instrumenten und möglichst gleichzeitig. Die Morgenstunde der Beobachtungen ist für sämmtliche deutsche Stationen im Winter 8 Uhr morgens (Lokalzeit), weil in der für Sturmwarnungen wichtigsten Zeit, vom Oktober bis April, die meisten Telegraphenstationen erst um 8 Uhr geöffnet werden, auch weil fast alle anderen Stationen (mit Ausnahme der russischen und österreichischen) ihre Witterungsdepeschen erst morgens 8 Uhr absenden; vom ersten April ab und während des ganzen Sommers bis zum 30. September werden die Beobachtungen im deutschen Binnenlande wie in Frankreich, Oesterreich, Rußland und Norwegen um 7 Uhr angestellt, an den Normalstationen der deutschen Küste aber wird auch im Sommer, wie auf den britischen Inseln, in Schweden und Dänemark die Beobachtungsstunde 8 Uhr festgehalten. Die von allen diesen deutschen Stationen telegraphisch eingesendeten Morgenbeobachtungen, welche den auf 0 Grad und den Meeresspiegel reduzirten Barometerstand in Millimeter, die Temperatur in Graden nach Celsius, die relative Feuchtigkeit, den Wind nach Richtung und Stärke, den Zustand der Witterung (Bewölkung ꝛc.) nebst allgemeinen Bemerkungen umfassen, laufen an der Centralstelle in Hamburg zusammen, welche ihrerseits wiederum mit den gleichen Instituten anderer europäischer Staaten, namentlich zu Kopenhagen, Stockholm, Christiania, London, Paris, Utrecht, Petersburg und Wien in Verbindung steht. Täglich laufen zweimal (8 Uhr morgens und 4 Uhr nachmittags) auf diese Weise Witterungstelegramme ein, die nach einem international festgestellten Chiffresysteme abgefaßt sind; die Telegraphenverwaltung hat diesen Telegrammen bereitwilligst den Vorrang vor allen anderen Privatdepeschen eingeräumt. So kommen von Valentia in Irland bis Moskau und von Haparanda bis Cagliari auf Sardinien meteorologische Depeschen nach Hamburg zu der deutschen Seewarte. Gegen 11 Uhr vormittags sind bei gewöhnlichen Verhältnissen die Resultate der deutschen Stationen an der Seewarte gesammelt und geordnet, und gegen 2 Uhr kann bereits der erste gedruckte Bericht, in welchem auch die Veränderungen seit den letzten 24 Stunden registrirt sind, nach Deutschland und nach dem Auslande versendet werden; diesem Berichte ist auch ein Resumé über die atmosphärischen Verhältnisse im allgemeinen beigegeben, und dieses kann, wenn von Seiten der Zeitungen für die telegraphische Zusendung abonnirt wird, schon in den betreffenden Abendblättern desselben Datums veröffentlicht werden. Mittlerweile sind auch schon die Wettertelegramme aus England, Norwegen, Schweden, Rußland ꝛc. eingelaufen und das Material für die zweite tägliche Veröffentlichung der deutschen Seewarte, nämlich für die Wetterkarten, kann sofort bearbeitet werden. Um 4 Uhr nachmittags laufen wieder Wettertelegramme von den deutschen und auch einigen außerdeutschen Stationen ein und diese erscheinen nebst einem Bericht über die Aenderungen des Wetters seit 8 Uhr morgens zugleich mit den Wetterkarten. Diese sind so eingerichtet, daß für den größten Theil von Europa das Auge mit einem Blicke das Verhalten der Atmosphäre durch den bei den einzelnen Stationen angegebenen Barometerstand, den Wind nach seiner Richtung und Stärke, das Verhältniß des bedeckten Himmels zum unbewölkten, die Temperatur und die gefallene Regenmenge überschauen und so eine klare Anschauung der Witterungsverhältnisse des Morgens jeden Tages fast für ganz Europa gewinnen. Diejenigen Orte, welche einen gleichen Barometerstand haben, sind durch Isobaren verbunden, ebenso die Orte gleicher Temperatur durch Isothermen. Die Richtung des Windes wird durch Pfeile angedeutet, welche mit dem Winde fliegen und deren Befiederung die Stärke des Windes durch eine Anzahl Striche 1 bis 6 bezeichnet (6 = Orkan).

Die Orte, von welchen die Berichte täglich an die Seewarte auf telegraphischem Wege gelangen, sind durch kleine Kreise markirt; ein Schlüssel zu den Namen der Orte wird den Abnehmern der Karte beigegeben. Für die Art der Bedeckung des Himmels, für Regen, Schnee, Hagel, Windstille ꝛc. sind besondere Zeichen eingeführt, welche sämmtlich auf den Wetterkarten in erläuternder Weise angegeben sind. Außerdem enthalten diese Karten noch eine allgemeine Uebersicht der Witterung für ganz Europa, welche mit dem Nachmittagsberichte das Material zur Beurtheilung über den wahrscheinlichen Verlauf der Witterung für die nächste Zeit liefert. Diese täglichen Wetterberichte und Wetterkarten der deutschen Seewarte erscheinen vom 1. April dieses Jahres ab in dem Verlage von L. Friederichsen in Hamburg und sind für einen Abonnementspreis von 9 Mark vierteljährlich durch die Post zu beziehen. Zu den täglichen Veröffentlichungen der Seewarte gehören ferner noch die namentlich für die Küstenbevölkerung so wichtigen Hafentelegramme, auf welche wir bei Gelegenheit der Besprechung der Sturmwarnungen und des Sturmsignalsystems zurückkommen werden. Wenn es aber auch dem Seemann vor allem wichtig ist, Veränderungen der Windrichtung vorauszubestimmen oder Warnungen vor bevorstehenden oder drohenden Stürmen zu erhalten, so ist es nicht minder dem Land- und Forstmanne von Interesse, über den vermuthlichen Gang der Witterung für die nächste Zeit Aufschluß und Rath zu empfangen, und dies wird ihm im reichen Maße zu Theil durch die Wetterberichte und Wetterkarten der deutschen Seewarte.

Am Familientische.

Am Drehbrett.

(Zu dem Bilde auf S. 573.)

Wenn die Jahrmärkte einmal aufhören sollten, so wäre damit ein gutes Stück Poesie aus dem Volksleben entfernt. So zweifelhaft auch ihr Nutzen in ökonomischer Beziehung erscheinen mag, so groß ist doch ihre Bedeutung in — so zu sagen — gesellschaftlicher Beziehung. Ist doch jeder Jahrmarkt zugleich auch ein Volksfest, zu dem sich die Bewohner der entlegenen Dörfer und der einsamen Höfe Monate vorher rüsten. Hier feiern die älteren Leute ein fröhliches Wiedersehen mit den alten Bekannten, hier trägt die weibliche Jugend die neuen Toiletten zur Schau, hier wird manches Jünglingsherz für alle Zeit gefesselt. Und nun gar die Kinder! Für sie ist der Gang zum Jahrmarkt der erste Ausflug in die Welt, die sich sogleich anfangs in allem ihrem Glanz, in ihrer vollen bunten Herrlichkeit präsentirt. Es ist so viel des Schönen da — man möchte alles sehen, alles kaufen! Nun ist man zwar reich, sehr reich, denn man hält das erste Geld, das man je sein eigen nannte, in der fest zusammengeballten Hand, und das ist — es seien nun 10 oder gar 30 Kreuzer — unendlich viel, aber man muß sich halt doch beschränken. Ja, so ist die Welt, sie zeigt uns Herrlichkeiten ohne Ende, aber davon ist doch nur ein sehr geringer Theil für uns bestimmt, und ganz genießt sie nur der, welcher selbstlos genug ist, sich an dem Schönen erfreuen zu können, ohne es auch besitzen zu wollen.

Aber wohin nun? Der natürliche Mensch in uns treibt uns in die Pfefferkuchenbude. Aber wir werden beim Nachhausegehen den Eltern Rechenschaft ablegen müssen über die Verwendung unserer Kapitalien. Sollen wir ihnen dann sagen müssen: Wir haben sie gewissermaßen aufgegessen? Nein, das geht nicht. Sollen wir eine Trompete oder eine Harmonika erwerben? Das ist verlockend, aber es gibt ja auch sonst noch des Schönen so viel. Nein, wir wollen noch ein wenig warten. Wie wäre es, wenn wir es darauf ankommen ließen, was uns das Geschick bestimmt hat? Wenn wir bei dem Alten dort unter dem rothen Regenschirm auf das Drehbrett setzten? Das ist gar nicht so gewagt, als man glauben sollte, denn etwas gewinnt man immer. Warum sollte es nicht das hohe Pferd dort sein, das so verlockend auf uns herabwinkt? Der Alte sieht so gemüthlich aus, ich denke, ich wage es.

Und ich wage es und setze auf das Drehbrett und gewinne eine Puppe. Da habe ich es nun — jetzt lachen mich die kleinen Mädchen aus, und die Eltern werden es nachher erst recht thun, und so habe ich mir denn für mein erstes schönes Geld nichts erkauft als Bekümmerniß und Zähren.

Ja, so ist die Welt, namentlich, wenn man in ihr durchs Glücksspiel vorwärts zu kommen sucht. Man hofft aufs hohe Pferd zu kommen und kommt — zu einer Puppe. — r —

Digitized by Google

Lourdes in Cochinchina.

In Cochinchina, einer französischen Kolonie Hinterindiens, hat sich merkwürdigerweise die Geschichte von Lourdes gleichzeitig mit dieser wiederholt, und der Bericht, welchen ein dort lebender französischer Arzt, Dr. Mondières, kürzlich an eine wissenschaftliche französische Zeitschrift einsandte, ist so interessant, daß wir ihn als einen Beitrag zur Völkerpsychologie hierher setzen wollen.

In der Umgegend von Soc-Tranz, wo Dr. Mondières wohnte, war eine Epidemie ausgebrochen, welche diesem Arzte viel zu thun gab. Plötzlich erhielt er eine Konkurrentin, die alles Volk weit und breit heranzog und deren Wunderkuren das Tagesgespräch bildeten. Vor ihrem Hause, das neben der Pagode der Bonzen lag, stand von früh bis zum Abend dicht gedrängt die von weitem hergeströmte Volksmenge, um Heilung zu suchen. Dieser Frau war Buddha in höchsteigener Person erschienen und hatte ihr die Zubereitung eines Wassers gelehrt, mit welchem unfehlbar die Seuche (eine Art Cholera) geheilt werden konnte.

Der Prozeß war ein sehr einfacher und das Heilmittel wurde vor aller Augen zubereitet. Man brachte ihr ein Geschirr, auf dessen Boden sie ein kleines Licht setzte und anzündete. Hatte dieses lange genug gebrannt, so löschte sie es aus, indem sie Wasser aus einem nahen Brunnen darüber goß. So erhielt das Wasser unvergleichliche Eigenschaften und alle Kranken, die davon genossen, wurden gesund. Die Verfertigerin dieses Wunderwassers hatte aber auch eine entschiedene Familienähnlichkeit mit Luise Lateau; seit langem nämlich hatte sie kein Körnchen Reis verzehrt und nur von duftigen Lotusblumen gelebt wie die belgische Konkurrentin von Hostien.

Dr. Mondières beschloß, die Heilige, denn als eine solche wurde sie angesehen, zu besuchen. Von einigen Magistratspersonen, einem Dolmetscher und zahlreichen Eingeborenen begleitet, begab er sich eines Nachmittags zu ihr. Er fand ein einsam stehendes, von hohen Bäumen umgebenes sehr sauberes Bambushaus. Die Heilige lud ihn ein, sich auf ein auf der Veranda stehendes Kanapee niederzulassen, während sie selbst im Hintergrunde auf einer Estrade saß, vor der sechs Lichter brannten und die durch herabhängende Gardinen in eine Art kleiner Kapelle umgewandelt war.

Der Franzose fand eine junge, erst einundzwanzigjährige Frau, eine sogenannte Minhuong, d. h. Mischling aus chinesisch-anamitischem Blute, die auf seine Fragen bereitwillig Auskunft ertheilte. Sie war hübsch und hatte eine milde und äußerst angenehme Stimme, dabei war sie mager und vom echten Somnambulentypus. Früher trug sie lange fließende Haare, seit sie aber eine Heilige geworden, hatte sie dieselben kurz verschnitten. Sie reichte dem Doktor eine Cigarrette, bei welcher Gelegenheit dieser ihren Puls befühlte. Er war klein, etwas hart und schlug 94 mal in der Minute. Dann begann beim Rauche der Cigarren die Unterhaltung:

„Wie lange ist es her, daß Du Buddha gesehen hast?"

„Acht Tage."

„War es am Tage oder in der Nacht?"

„Am Tage, gegen drei Uhr. Ich lag ausgestreckt und schlief nicht; da sah ich, wie ein sehr großer Mann mit langem weißen Barte und weitem blauen Gewande auf mich zukam."

„Sprach er?"

„Nein!"

„Woher aber weißt Du, daß ein in einem Geschirr angezündetes und mit Wasser wieder ausgelöschtes Licht ein Heilmittel wider die Cholera abgibt?"

„In der folgenden Nacht, als ich schlief, kam derselbe Mann und nannte mir jenes Mittel, um damit die Krankheit zu heilen."

„Kann Dein so nach Buddhas Vorschrift bereitetes Wasser denn alle Krankheiten heilen?"

„Nein, nur die Cholera."

Die Heilige führte dann dem Arzte verschiedene Personen vor, welche sie kurirt hatte und die als lebende Zeugnisse der Wunderkraft des Wassers galten. Nach ihrem ganzen Aeußern zu schließen, sagt Mondières, müssen sie aber sehr leicht erkrankt gewesen und einfach durch die Furcht geheilt worden sein.

Ohne daß der Doktor danach fragte, erklärte die Frau dann, daß sie seit acht Tagen kein Körnchen Reis gegessen habe und nur von Lotusblumen lebe. Graziös bot sie ihm auf einem großen Blatte eine Anzahl Lotusknospen dar. „Ich nahm nur eine, da ich sie ihres Essens nicht berauben wollte."

Diese junge und sehr intelligente Frau ist an einen chinesischen umherreisenden Handelsmann verheirathet. Die Bonzen des nahen Tempels aber üben über sie einen großen Einfluß aus und haben in ihrem wohlverstandenen Interesse, auf ihre Nervosität spekulirend, eine Heilige aus ihr gemacht.

„Ich weiß hier in der Fremde nicht," schließt der Arzt seinen Bericht, „ob die große Aehnlichkeit mit neuen Vorfällen in unserer Religionsgeschichte und derjenigen meiner Heiligen Sie so sehr frappirt wie mich; aber ich konnte mich in Folge derselben nicht enthalten, sie aufzusuchen. Dieselben Vorgänge, fast dieselben Mittel: eine nervöse Frau oder ein nervöses Mädchen — es ist bei der weißen wie bei der gelben Rasse dieselbe Geschichte." R. A.

Eine Pfingstfeier am Hoflager Karls des Großen.

Pfingsten oder wie man damals sagte, der Pfinztag (vom altdeutschen Fimschustin) ist erschienen. Schon grünen die Reben lustig am deutschen grünen Rhein. Der Frühling des Jahres 810 ist mit seiner ganzen Fülle von Laub und Blüten ins Land gezogen, um das Fest, das der Erinnerung an die Ausgießung des heiligen Geistes geweiht ist, zu verherrlichen. Ist es doch auch ein Frühlingsfest, an dem Gott sich als der Herr der Natur offenbart hat. Ein Maitag, warm und sonnig, obgleich er der letzte der sogenannten drei kalten Tage ist, verglüht eben über den gesegneten Gefilden des Rheinthals und lugt, scheidend, noch einmal mit hellen Augen durch die grünen Reben in der Umgebung des damaligen Burgflecken Rüdesheim. Leise rauschend schlagen die Wogen des Rheines an die Uferfelsen. Die Strahlen der untergehenden Sonne des Pfingstsonnabends fallen voll und glänzend auf die blauen Bergkuppen am westlichen Ufer und zeichnen lange Purpurstreifen in das frische Maigrün ihrer Wälder. Von diesen Höhen herab ertönt froher Gesang. Die jungen Burschen und Mädchen des Ortes holen dort oben grüne Birkenzweige, um mit diesen Pfingstmaien die Häuser und die alte Kirche zu schmücken. Wie könnte ohne diese Frühlingsgabe das Fest des Frühlings würdig gefeiert werden! Jetzt ziehen sie, mit ihrer grünen Last beladen, den Pfad herab, der an der kaiserlichen Pfalz vorüberführt. Wie zu einem Fest erleuchtet, flimmern ihre Fenster in feurigem Roth. Auf den Zinnen des Rundthurms flattert in leichtem Abendwinde das weiße Banner mit den goldenen Lanzenspitzen, zum Zeichen, daß der Kaiser wieder einmal von Aachen heraufzog, um seinen Sommeraufenthalt am Ufer des geliebten Rheinstroms zu nehmen. Schon oft beging er das heilige Pfingstfest nicht in kaiserlicher Pracht im herrlichen Dome zu Aachen, sondern als einfacher Burgherr in der dem heiligen Pankratius*) geweihten Kirche von Rüdesheim.

Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne fallen durch die von der Hand byzantinischer Künstler mit farbigen Glasscheiben versehenen Spitzbogenfenster des kaiserlichen Erkerzimmers, in dem Karls hünenhafte Gestalt sich über den mit Chroniken, Büchern und Pergamentrollen bedeckten Schreibtisch beugt. Der Kaiser liest in einem mit reichem Elfenbeindeckel versehenen und mit farbigen Initialen geschmückten Legendenbuche, das Alkuin von den Mönchen in dem durch ihn gestifteten Musterkloster zu Tours für den Kaiser hat abschreiben lassen, die Geschichte des heiligen Servatius**) (des „gestrengen" Herrn über den 13. Mai). Der hat einst dem Ahnherrn des Kaisers, Karl Martell, zum Siege über die spanischen Mauren verholfen, als er von demselben dieserhalb angerufen wurde.

Heuer hatte es für den Kaiser, der sich um die Kirche seines gewaltigen Reiches und das Seelenheil seiner Völker so verdient machte, viel geistliche Beschäftigung gegeben, und namentlich die letzten acht Tage vor Pfingsten waren fast ganz von ihr ausgefüllt worden.

Im Jahre vorher, 809, hatte die Kirchenversammlung zu Aachen stattgefunden. Auf ihr war eine wichtige Veränderung in Bezug auf den dritten Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses beschlossen worden.

Bisher hatte man in der morgenländischen Kirche, einmal um die Idee von Gott dem Vater als der alleinigen „wirkenden Ursache" in der Dreieinigkeit festzuhalten, sodann weil man Joh. 15, 26 (der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht) buchstäblich nahm, endlich um des Gegensatzes zu der Sekte der Macedonianer willen, die den heiligen Geist für ein vom Sohne hervorgebrachtes Geschöpf erklärten, die Vorstellung festgehalten, daß der heilige Geist ausgehe vom Vater allein. So war es denn auch auf dem zweiten allgemeinen Konzil zu Konstantinopel 381 festgesetzt worden. Dagegen neigte man sich im Abendlande, um die Lehre von der Einheit in der Dreiheit festzuhalten und um des Gegensatzes zu den Arianern willen, welche die Wesensgleichheit von Vater und Sohn leugneten, mehr zu der Ansicht hin, der heilige Geist gehe aus vom Vater und vom Sohne (procedit a patre filioque). Zur Begründung dieser Anschauung berief man sich auf Joh. 15, 26 (welchen ich Euch senden werde).

Kaiser Karl war dem Streite der beiden Kirchen, der schließlich zu ihrer Trennung führen sollte, aufmerksam gefolgt. Er hatte sich dann für die abendländische Lehre entschieden und sie auf der Kirchenversammlung zu Aachen für die Kirche seines Reiches feststellen und verkündigen lassen. Nun kam es darauf an, diese Bestimmung auch überall in die Kirchenordnungen seines Reiches einzuführen und durch die kaiserliche Macht aufrecht zu erhalten, denn auf einigen Widerstand konnte sich der Kaiser bei der Abänderung eines so wichtigen altehrwürdigen Glaubensbekenntnisses schon gefaßt machen. Indessen, die fränkischen Könige waren gewohnt, Selbstherrscher in geistlichen wie in weltlichen Dingen zu sein. Die neue Bekenntnißformel sollte morgen zum ersten Mal in den Pfingstgottesdienst aufgenommen werden.

Der Pfingstmorgen bricht im strahlenden Glanze einer goldenen Maisonne an. Von nahe und fern erklingen aus Dörfern und Städten die Kirchenglocken. Im Städtchen öffnen sich überall die Thüren, und die Einwohner strömen zu der altehrwürdigen Kirche, die mit ihrem stattlichen Spitzthurm hoch und feierlich zum blauen Himmel hervorragt und sich mit ihrem goldenen Kreuz und den hohen Fenstern ihres Schiffes in den Fluten des Rheines spiegelt. Es ist ein alter, von den Mönchen des irischen Abtes Kolumban aus behauenen Feldsteinen ausgeführter Bau, wie man deren noch jetzt nicht selten in Städten

*) Pankratius war Patron des Sommerbeginns, des Anfangs und jeder Zusage, daher auch des Eides. Ihm wurden in der Regel die ersten Kirchen in einem für das Christenthum gewonnenen Lande, wie z. B. in Sachsen und England, geweiht. Er ist bekanntlich der Schutzheilige des zweiten kalten Tages, des 12. Mai.

**) Servatius, der 346 als Bischof von Tongern starb, war Patronus rerum servandarum, also Erhalter aller Dinge, auch des Sieges der Sonne, besonders am 13. Mai, dem ihm gewidmeten kalten Tage.

Digitized by Google

und Dörfern findet und als älteste Denkmale der kirchlichen Baukunst der Deutschen schätzt.

In reichem Strome wogt es zu der kleinen niedrigen Thüre des Gotteshauses, die von einer Linde überschattet wird. Da kommt der reiche Kaufmann in schwarzem oder braunem Sammetwams und der arme Leibeigene im leinenen Kittel; da kommen der reguläre und der irreguläre (d. h. der ohne eigentlichen Beruf herumwagabundirende) Mönch; da kommt der gepanzerte Reisige des Kaisers und faßt letztere (die clericos vagos) scharf ins Auge, daß sie nicht etwa ihre Jagdhunde mit in die Kirche nehmen. Vom Burgberge herab kommt der Kaiser mit stattlichem Gefolge und aus einer der niedrigen Lehmhütten vor dem Thore ein einsames altes Mütterchen. Beim Ueberschreiten der Schwelle macht die Alte fromm das Zeichen des Kreuzes und murmelt ein Gebet, daß der heilige Geist, den sie als Schutzpatron aller Armen- und Krankenhäuser sehr verehrt, das Haus während ihrer Abwesenheit vor den bösen finstern Hausgeistern bewahren möge. Sie hat übrigens diese bereits durch ein um Mitternacht auf dem Herde geschlachtetes schwarzes Huhn (das Pfingstthuhn) zu versöhnen gesucht. Diesen abergläubischen Gebrauch ließen die Römer hier zurück. Im heidnischen Rom pflegte man nämlich um diese Zeit in den Nächten vom 9. zum 10., 11. zum 12. und 13. zum 14. Mai die Lemures (die Seelen der, wie man meinte, zürnenden Verstorbenen) dadurch zu versöhnen, daß man ihnen um Mitternacht mit gewaschenen Händen Bohnen zuwarf, wobei man neunmal ausrief: „Manes exite paterni!“ (Weichet von hinnen, ihr Geister der Väter!). Diese heidnische Feier galt den noch unholden und feindlichen Geistern, wohl den Symbolen des letzten Kampfes, den der Winter gegen den Sommer führt, der oft so schädlichen Frostnächte, die man in Deutschland den drei sogenannten „gestrengen Herren“ zutheilte.

Treten wir nun durch die niedrige Kirchenthür, am Weihkessel vorüber, in das dämmerige Innere des Gotteshauses. Die einfache steingraue Farbe seiner Wände und das dunkle Eichenholz seiner Gestühle machen einen etwas nüchternen Eindruck. Selbst der Stuhl des Kaisers, der dem Predigtstuhl (cancellum) gegenüber angebracht ist, zeichnet sich nur durch eine Fülle von in kirchlichem Stil gehaltenen Holzschnitzereien aus, mit denen fremde Künstler ihn versehen. Der Kaiser war gegen jede Ausschmückung der Kirchen durch Bildwerke. So ist denn das durch zwei Reihen roher Steinpfeiler, welche die Emporen tragen, gebildete dreigetheilte, lange Schiff der Kirche schmucklos, und nur die am Ende angebrachte Nische, in welcher der Hochaltar aus schwarzweißem Marmor mit rother Bekleidung steht, durch drei lange, von Griechen mit Glasmalereien versehene Fenster geschmückt.

Hinter dem Altar sitzen in ihren ebenfalls aus dunklem Eichenholz geschnitzten Chorstühlen mehrere Canonici in ihrer schwarz und weißen Amtstracht.

Der Festgottesdienst beginnt mit dem Gesang von Ps. 118, 14—29. Er wird von dem römischen Sängerchor, den der Kaiser gestiftet und aus Aachen mit hierher gebracht hat, herrlich ausgeführt. Dieser Chor singt auch die Responsorien der nun folgenden Liturgie, da der Kirchengesang der Deutschen „dem Geheul der wilden Thiere ihrer Wälder ähnlich befunden ward“. So werden denn Gesang und Liturgie in der lateinischen, den Zuhörern unverständlichen Sprache ausgeführt; aber die weichen Töne aus den Kehlen der italienischen Sänger sprechen doch wenigstens zu ihren Herzen, wie die tiefe Andacht zeigt, die auf allen Gesichtern liegt. Heute haben sie auch von der Festpredigt nur wenig. Sie wird zwar, getreu dem Gebot des Kaisers, in der Landessprache gehalten; aber der Herr Ortspfarrer, der die Geschichte der Ausgießung des heiligen Geistes zum Text hat, läßt sich in Folge des kaiserlichen Befehls, die neue Glaubenslehre vom Ausgehen des heiligen Geistes genau zu erklären, dermaßen auf gelehrte Definitionen ein und vertieft sich so sehr in Polemik gegen Macedonianer, Arianer und andere Ketzer, daß er wohl dem Kaiser, dessen blaue Augen unausgesetzt auf ihn gerichtet sind, genügt, keineswegs aber das Erbauungsbedürfniß seiner Gemeinde befriedigt.

Um so befriedigender fällt das Pfingstspiel aus. Auf dem Boden der Kirche ertönt ein „Brausen als eines gewaltigen Windes“. Dann öffnet sich in der Deckenwölbung eine runde Klappe, und durch dieselbe fällt ein Regen purpurner und feuerfarbener Blüten (an anderen Orten kommt auch ein wirklicher Funkenregen vor) als Sinnbild der feurigen Zungen, welche sich einst am ersten Pfingstfest auf den Häuptern der Jünger sehen ließen, auf die Gemeinde herab. Dann öffnet sich die Klappe abermals, und diesmal flattert ein schneeweißes Täubchen als Symbol des heiligen Geistes herab.

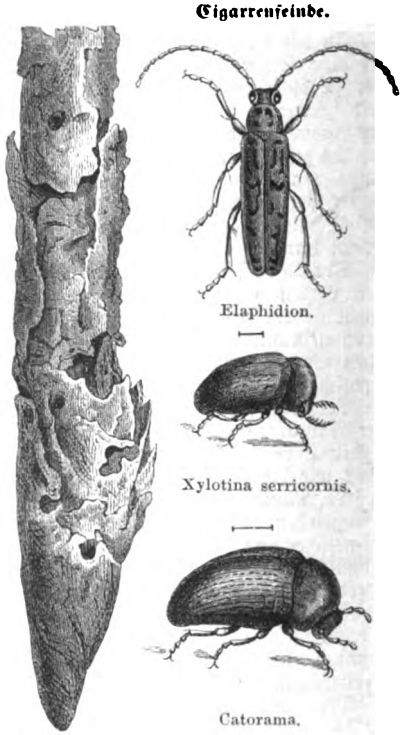
Am Nachmittag des ersten Pfingsttages (das Fest währte damals noch 6 Tage und wurde erst 1094 auf dem Konzil zu Constanz auf 3 und erst 1773 auf 2 beschränkt) begann die weltliche Pfingstfeier. Das junge Volk tanzte um die grüne, mit Bändern geschmückte Pfingstmaie, die Zierde der Pfingstgelage, während die Aelteren nach dem Pfingstvogel, einem hölzernen Adler auf langer Stange, schossen. Dieser Adler sollte das Sinnbild des heidnischen Rom sein und wurde zum Zeichen dessen, daß dieses vom Christenthum, der Taube, besiegt sei, nach Kräften zerschossen.

A. Uhlmann.

Cigarrenfeinde.

Wir meinen damit nicht jene abgesagten Feinde des Rauchens, die gleich einer englischen Lady die Nase rümpfen, wenn nur von Tabak die Rede ist — um die braucht der Raucher sich schließlich nicht zu kümmern, — sondern böse kleine Insekten, die wie die Reblaus den Weinstock, wie die Motte Pelz und Kleider zerstören, die trichinenartig im Verborgenen hausen und uns die schönste Havanacigarre zu nichte machen. Da habt Ihr eine Sorte, eine „wirklich“ echte; Farbe und Form — alles ist prächtig daran und der Kenner sieht es schon dem Aeußern an, daß alles im besten Stande. Ihr knackt noch an der Spitze, sie gibt den bekannten knisternden Ton von sich, der Gutes verspricht; jetzt zündet Ihr sie mit Wohlbehagen an. Aber was ist das? Ein Geruch wie von verbrannten Haaren strömt Euch entgegen und unwillig werft Ihr die Cigarre bei Seite. Mit einem zweiten Exemplare geht es nicht besser.

Cigarrenfeinde.



Jetzt wird der Inhalt der theuren Kiste näher untersucht; an manchen Cigarren fallen uns kleine Löcher auf und unten in dem Kästchen liegen gar einige Exemplare, die auf eine geradezu vandalische Weise verwüstet sind, als wären sie mit Gewalt zerquetscht worden. Man bemerkt sofort, daß hier eine böswillige Zerstörung stattfand. Wer ist aber der Missethäter?

Die kleinen, dem unbewaffneten Auge kaum bemerkbaren Löcher sind das Produkt des nur vier Millimeter langen Käfers, den wir in der Mitte abbilden. Es ist die Xylotina serricornis, wie sie wissenschaftlich heißt, welche in Louisiana sehr häufig ist und mit amerikanischen Tabaken oft nach Europa eingeführt wird. Noch schlimmer aber treibt es das langhörnige Elaphidion (der Käfer oben) und ihm haben wir vor allem die ganz zerblätterten und zerfressenen Havanacigarren zu danken. Dieser „Holzbock“, wie wir nach seinen europäischen Verwandten ihn nennen können, kommt allerdings nicht nach Europa, während der dritte (unten) abgebildete Käfer, die Catorama, in der letzten Zeit häufig bei uns lebend im Tabak und in den Cigarren entdeckt wurde. Als Larve oder Ei von Amerika importirt, entwickelt er sich bei uns, und wehe dem Raucher, der ihn mit der Cigarre zugleich in Brand versetzt. Da dieser Käfer 5—6 Millimeter lang wird, so kann man ihn leicht entdecken, und wir rathen jenen, welche Verdacht hegen, daß eine übelriechende Cigarre von ihm inficirt ist, diese vor dem Wegwerfen zu zerschneiden und nach der Catorama zu suchen. Es gibt noch einige andere Insekten, welche dem Tabak verderblich werden. Die drei abgebildeten aber sind die schlimmsten, namentlich die Catorama, und wir bringen sie hier zur Darstellung, da ihr Vorkommen sich in der letzten Zeit zu häufen scheint.

Briefkasten.

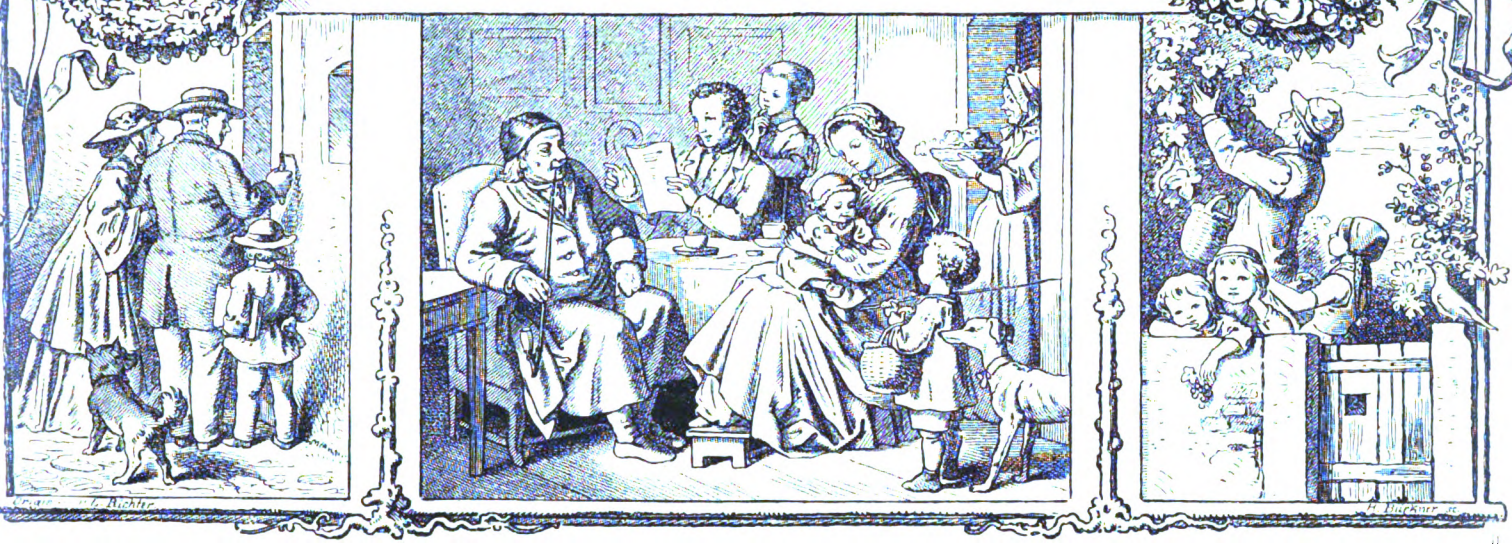
N. D. in M. Die Bedeutung der archäologischen Forschungen des Domkapitulars v. Wilmowski in Bezug auf den sogenannten heiligen Rock zu Trier ist in der Tagespresse vielfach überschätzt worden. Der genannte Gelehrte hat nämlich festgestellt, daß das Gewand, dessen Ausstellung so viel Aufsehen erregte, nicht als die eigentliche Reliquie, sondern nur als deren Hülle anzusehen sei. Die Reliquie selbst, ein Stück graues Zeug von 1 Fuß Länge und 1½ Fuß Breite, ist an der aus Byzanz stammenden Hülle, die aus einem rothen und gelben Seidengewebe besteht, nur befestigt. Letzteres, das in quadrirten Medaillons, welche paarweise geordnete kleine Vögel enthalten, gemustert ist, stammt muthmaßlich aus der Zeit vom 6. bis 8. Jahrhundert. Die Reliquie selbst hält Herr von Wilmowski in Uebereinstimmung mit seiner Kirche für ein Stück vom Mantel Christi. Unter diesen Umständen trägt die ganze Streitfrage selbst für den eifrigen Katholiken doch nur einen ganz akademischen Charakter und erscheint des Lärmens keineswegs werth, der über sie erhoben wurde. — **E. R. in Osnabrück.** Wir wollen es gern zur Berichtigung des Artikels über den amerikanischen Blitzzug (Nr. 32) hier mittheilen, daß auch in Deutschland verschiedentlich ähnliche Vorrichtungen zum Auffangen der Briefsäcke während des Schnellzuges in Thätigkeit sind, so auf einigen Stationen der Köln-Mindener, auf der Ostbahn ꝛc. — **Fr. v. Z. in O.** Von Karl Barthels deutscher Nationallitteratur der Neuzeit ist soeben die erste Lieferung der neunten stark vermehrten Auflage (bei C. Bertelsmann in Gütersloh) erschienen. Der Bruder des verstorbenen Verfassers, G. Emil Barthel, hat die Ueberarbeitung und Fortführung bis auf die neueste Zeit übernommen, und es bürgt das bisher Vorliegende schon dafür, daß die schwierige Aufgabe mit dem richtigen Takt und wahrer Pietät gelöst werden wird. In acht Lieferungen wird das Ganze vollendet sein. **Herm. S—t. in E—ch.** Dankbar für die kleine interessante Einsendung. Ihre Winke sollen Berücksichtigung finden. — **W. F. in M.** Ist eine Beute des Papierkorbs geworden. — **Stud. med. A. K.** Die „Rache“ ist nicht zu finden. Für unverlangt eingesandte Manuskripte können wir gar keine Bürgschaft übernehmen, auch ihre Rücksendung nicht immer versprechen. — **Apotheker E. in N.** Besondere Abzüge der Ihnen so zusagenden Bilder können wir nicht veranstalten lassen. — **A. B. in Rußland.** Leider nicht brauchbar. — **O. E. in H.** Uebersetzungen aus fremden Sprachen nehmen wir grundsätzlich nicht auf.

Inhalt: Die Ferienreise. (Fortsetzung.) Novelle von S. Junghans. — Zur Erinnerung an Paul Gerhardt. Mit Porträt. — Wetterkarten und Wettertelegraphie. Von G. von Boguslawski. — Am Familientische: Am Drehbrett. Zu dem Bilde von C. Böker. — Lourdes in Cochinchina. — Eine Pfingstfeier am Hoflager Karls des Großen. Von A. Uhlmann. — Cigarrenfeinde. Mit Illustration.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von A. H. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 10. Juni 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. **1876. № 37.**

Die Ferienreise.

Nachdruck verboten. Ges. v. 11./VI. 70.

Novelle von S. Junghans.

(Schluß.)

Mit starken Schritten, ein weniges murmelnd und gestikulirend, suchte Juliens Freund nun endlich seine Wohnung auf. Im Zimmer angekommen, legte er seinen Selbstgesprächen weniger Zwang an. „Morgen sage ich ihr alles," stieß er hervor, „und dann wollen wir doch sehen, was wir thun können. Wir wollen ihn mores lehren — am liebsten wär' es mir wahrhaftig, wir würden ihn ganz los; aber das wird nicht gehen, dazu wird sie nicht zu bringen sein, die Kleine ... nein, nein, ihre Mutter hätte es auch nicht gethan."

Am andern Morgen wurde Julien das von dem alten Herrn in Aussicht gestellte Telegramm wirklich eingehändigt. Die Sache verhielt sich in der Hauptsache so, wie jener vermuthet hatte. Durch unvorhergesehene Zwischenfälle war die Gesellschaft so verspätet worden, daß es zweckmäßiger schien, für die Nacht nach dem leicht zu erreichenden K. als nach Dreybrunn zu fahren.

Sartorius hatte, als er merkte, er werde mit dem besten Willen nicht mehr zurückgelangen können, sofort von K. aus an seine Frau telegraphirt, um sie über sein Ausbleiben zu beruhigen.

Daß die Nachricht sie in der Nacht nicht mehr erreichen würde, hatte er kaum vermuthen können, doch war es ihm durchaus nicht wohl zu Muthe, als er sich am Abend des folgenden Tages dem Badeorte näherte. Er war allein; die übrige Gesellschaft war in K. geblieben, in der allerbesten Stimmung, die sich bei ihm, dem einzelnen, der sich hatte absondern müssen, auf dem langen einsamen Wege nach und nach in das Gegentheil verkehrte.

Sartorius war in der beneidenswerthen Gemüthsverfassung, die dann einzutreten pflegt, wenn sich eine gewisse Zeitperiode, die nach Monaten, nach Wochen, aber auch nur nach Tagen und Stunden zählen kann, eine Zeitperiode, die wir aus irgend einem Grunde in erhöhter Stimmung verlebt haben, für uns abschließt. Dann kommt uns das Alltagsleben, welches nun wieder vor uns liegt, unerträglich nüchtern und öde vor, aber das ist's nicht allein: auch der verflossene Abschnitt gewinnt nicht im Lichte dieser bösen Augenblicke; wir sehen nicht recht ein, was wir eigentlich daran so Großes gehabt haben und daß das Vergnügen werth gewesen wäre, so viel Zeit darauf zu verwenden — schließlich ist doch das ganze Leben „schal, flach und unersprießlich". Die Söhne deutscher Hochschulen haben für diesen vorübergehenden Seelenzustand eine Bezeichnung gefunden, die sie nach der Analogie des Namens gewisser, ihnen ebenfalls sehr bekannter körperlicher Zustände gebildet haben, sie nennen ihn den moralischen „Katzenjammer".

Sartorius, der als Gatte und Familienvater immerhin noch ein Anfänger und Neuling zu nennen war, hatte durch einen Rückfall in die moralische Bummelei verantwortlichkeitsloser Jugendjahre diese Strafe über sich gebracht. Es war ihm niederträchtig zu Muthe, sein Leben der letzten Wochen mißfiel ihm, wenn er darauf zurückblickte, gründlich, das kommende aber, das Schuljoch, die einförmigen Tage ohne eine übermüthige Adelheid, die hier jedem ein besonderes Gepräge zu geben pflegte, das unverständliche Wesen seiner Frau, das alles hatte auch wenig Reiz.

Er sollte aber von diesem Unbehagen schleunig und auf die radikalste Weise geheilt werden, etwa wie die Opfer der Seekrankheit durch den Ruf: „Feuer auf dem Schiffe!" Die Fenster seines Zimmers waren dunkel; sollte sich Julie auch heute schon schlafen gelegt haben? O weh, dann war sie über sein Ausbleiben ernstlich verletzt, und es würde schwer halten, sie zu versöhnen. Rasch trat er ins Haus, die Stubenthür war verschlossen, aber der Schlüssel steckte. Das kam ihm höchst sonderbar vor; Julie pflegte das schlafende Kind sonst nie zu verlassen.

In das dunkle Zimmer eintretend, hatte er sofort jenes unerklärliche Gefühl, welches uns anzeigt, ob in einem solchen

Digitized by Google

Raume, in dem wir mit den Augen noch nichts unterscheiden können und wo kein Laut das Ohr trifft, sich jemand befinde oder nicht, die Stube kam ihm kalt und leer vor.

Mit dem Feuerzeug, welches er bei sich trug, machte er Licht auf dem Flecke, wo er stand. Das Zimmer war ausgeräumt, die Betten leer, die Koffer fort; nur sein kleiner Portemanteau stand noch da, als wäre er vergessen. Julie war offenbar in eine andere Wohnung übergesiedelt; was mochte der Grund sein, und wie fatal, daß er sich jetzt bei Fremden nach dem Aufenthaltsort seiner Frau erkundigen mußte. Er ging nach dem Zimmer des Inspektors, fand diesen aber nicht; die Situation wurde immer unerträglicher, er verwünschte die frühe Stille und Schläfrigkeit des Orts. Endlich führte ihm das Schicksal einen der Hausknechte in den Weg; er hielt den Mann am Knopfe seiner Jacke fest und sagte zu ihm: „Meine Frau hat während meiner Abwesenheit das Zimmer gewechselt, und ich kann ihre neue Wohnung lächerlicher Weise nicht finden. Haben Sie dieselbe zufällig erfahren?"

Der Mann sah ihn verblüfft an. „Die Wohnung gewechselt? Die Frau Doktorin sind ja heute morgen abgereist. Ich habe ihr selber die Koffer auf den Wagen geschnürt; sie hatte einen Wagen zusammen mit dem Herrn Elsner von Nummer vierzehn."

Dem Doktor war zu Muthe, als habe er einen Schlag erhalten. „Ist der Kerl verrückt oder bin ich es," murmelte er vor sich hin, den Mann weiter nicht beachtend, der ihn verwundert anstarrte. Ganz betäubt ging er aufs Gerathewohl einige Schritte vorwärts, bis ihm einfiel, daß sein Handkofferchen ja noch in dem verlassenen Zimmer stehe. Sonderbarer Weise machte ihm dieser kleine Umstand die ganze Sache sofort glaublich. Julie hatte ihn verlassen, zur Strafe für die Kränkung, die er ihr durch sein Ausbleiben zugefügt hatte; sie war auf eigne Hand nach Hause gereist.

Die heftigste Sehnsucht nach ihr ergriff ihn sofort. Er ging rasch nach dem Zimmer zurück, überlegend, ob er noch an diesem Abend von hier fort könnte, da kam der Zimmerkellner eilig auf ihn zu mit zwei Briefen, die er ihm übergab; der eine war von seiner Frau adressirt, der andere trug die Schriftzüge einer ihm ganz fremden Hand.

Sartorius ging in das öde Zimmer und bei dem trüben heftig flackernden Licht — er hatte sich nicht Zeit genommen, das Fenster zu schließen — las er den Brief seiner Frau und las ihn wieder, ohne ein Wort davon zu verstehen.

Julie hatte in großer Aufregung geschrieben und einige nothwendige Aufschlüsse andern überlassen. Der Schweiß stand dem Doktor auf der Stirn, als er sich endlich in die Höhe richtete, aber nur, um sich alsbald wieder, dem Lichte immer näher rückend, als sei seine unsichere Flamme schuld daran, daß er nicht begreife, was er lese, über das räthselhafte, unselige Blatt zu beugen. Er wurde hart gestraft, härter als Julie hatte ahnen können, denn er glaubte aus diesen unverständlichen Zeilen ein ganz zerrüttetes Gemüth zu lesen und die furchtbarste Reue über sein Verschulden dieser, der Liebe und Stütze so bedürftigen Frau gegenüber, erfaßte ihn jetzt.

„Ich würde ihm unter andern Umständen nicht gefolgt sein, Rudolph," hieß es in dem Briefe, „aber ich konnte es nicht mehr ertragen, allein an diesem Orte unter den mitleidigen oder neugierigen Gesichtern dieser Leute umherzugehen, auch nicht einen Tag länger. Du hast ja meine wahnsinnige Scheu vor ihnen nie in ihrem ganzen Umfange geahnt. Und er ist sehr verständig und liebevoll; er versichert mir, es sei das einfachste, das natürlichste von der Welt — Du werdest nicht unzufrieden mit mir sein — ich kann nicht mehr denken, ich thue alles, was er sagt. Er ist jetzt zum Inspektor gegangen, um meine Abreise anzuzeigen, das Stubenmädchen packt unsere Sachen, kaum daß ich ihr zu antworten weiß, wenn sie mich um etwas fragt — ich fühle es, mein armer Kopf war all diesem nicht mehr gewachsen. Komme nur bald, daß ich Dir meine ganze Reue sage über so vieles ... Das Kind ist so zutraulich gegen ihn, als hätte es ihn lange gekannt. Du glaubst nicht, wie mich das beruhigt; wie ein Fingerzeig Gottes kommt es mir vor. Lebe wohl einstweilen, aber komm, komm, Rudolph, ich werde Tag und Nacht auf Dich warten."

Stöhnend ließ sich der Doktor vor dem Tisch auf die Kniee fallen und drückte das Gesicht in die Arme. War sie wahnsinnig? Oder — oder — nein, dieser letzte Gedanke war toller als Tollheit. Sie war geistig zerrüttet. Deutlich erkennbar, wie vom Lichte der Hölle erleuchtet, stand jetzt alles vor ihm, er sah jetzt, als wäre ihm plötzlich ein Schleier vor den Augen fortgezogen, der die Dinge, während sie wurden, vor ihm verborgen hatte, wie ihr Gemüth sich täglich mehr verdüstert hatte, wie ihr die Fähigkeit, sich ihm mitzutheilen, zugleich mit der geistigen Klarheit entschwunden war, und er, mit Blindheit geschlagen, verführt von dem kindischen Reiz abgeschmackter Spielereien, hatte sie hilflos allein gelassen, hatte ihr kaltsinnig immer wieder den Rücken gekehrt, während sie nach und nach der Nacht verfallen war.

Das waren Minuten, die eines Mannes Haar grau machen konnten. Langsam und mühselig erhob sich Sartorius endlich von den Knieen, auch körperlich wie zerschlagen, als habe er eine schwere Anstrengung hinter sich. Er mußte sich der Diskretion des Inspektors anvertrauen, der über diese Abreise doch irgend eine Auskunft würde geben können. Wenn er sich seine Frau in diesem Zustande allein auf der Reise mit dem Kinde, sie beide allen Unfällen preisgegeben, dachte, überkam ihn eine Angst, daß er selber wahnsinnig werden zu müssen meinte.

Da fiel ihm erst der andere Brief wieder in die Augen, der vor ihm auf dem Tische lag. Er nahm ihn zur Hand; derselbe trug ebenfalls keinen Poststempel, er kam also aus dem Kurorte selber; kalt trat dem Doktor die Furcht ans Herz, daß er vielleicht jetzt die Bestätigung seiner Befürchtungen und die Gewißheit namenlosen Elends erhalten würde.

Dieser Brief, zum Glück in einer festen, deutlichen Hand geschrieben, lautete folgendermaßen:

„Sie werden, mein lieber Herr, nach Eröffnung dieses wahrscheinlich sogleich das Blatt umwenden und nach dem Namen des Schreibers suchen. Ich setze ihn zum Ueberfluß auch hierher: Ich bin Jakob Elsner, Sohn von Balthasar Elsner und von Fanny, geborenen Gerlach, welche eine Schwester der Großmutter, mütterlicherseits Ihrer Frau gewesen ist. Daraus folgt, daß Ihrer Frau Mutter und ich Geschwisterkinder waren. Sie hieß Dorettchen und war — aber was wird es Sie kümmern, welcher Art Ihre längst verstorbene Schwiegermutter gewesen ist. Sie haben gewiß nie sonderlich bedauert, daß Ihnen der Himmel eine Schwiegermutter nicht verordnet hat. An ihr hätten Sie nun freilich wohl keine von der gewöhnlichen, unbequemen Art gehabt, aber wer weiß, es ist doch vielleicht besser so. Dorettchen ist jung gestorben, sie war ein zartes Dingelchen, wie Ihre Frau auch, und ich habe Jahre lang den Wunsch gehabt, Dorettens Tochter zu sehen und mich zu überzeugen, ob sie ihrer Mutter gleiche oder nicht.

„Das thut sie nun freilich blitzwenig, nicht das Wasser reicht sie ihr; Dorettchen hatte nicht so leicht ihres Gleichen, mein lieber Herr, aber dann und wann, wenn sie spricht, lacht, was ihr selten genug passirt ist, so lange ich sie beobachtet habe, Ihre Frau nämlich, so hat sie doch einen Zug von ihrer Mutter, und kurz und gut, wenn Sie nichts dagegen haben — ich bin ein alter alleinstehender Mann — so will ich sie adoptiren, ich will bei Euch den Großvater oder den alten Onkel spielen und sie soll in meinem Testamente wie meine liebe Tochter gehalten sein.

„Da fällt mir eben ein, daß Sie am Ende gar nicht wissen, wer der Jakob Elsner ist, der dies alles schreibt, das heißt, mit welcher Person von der Dreybrunner Kurgesellschaft Sie meinen Namen verknüpfen sollen. Deshalb diene Ihnen zur Nachricht, daß ich der Reisegefährte bin, mit dem Sie auf der Hierherfahrt eine Strecke weit das Coupé theilten. Damals habe ich gesehen, daß Sie es im Grunde gut mit der kleinen Dorette meinen, mein lieber Herr, und das ist Ihnen zu statten gekommen, denn hier in Dreybrunn haben Sie, unter uns gesagt, von den Eigenschaften eines guten Ehemannes wenig mehr an sich blicken lassen. Die kleine Frau ist sogar recht unglücklich gewesen, doch davon sprechen wir viel-

Digitized by Google

leicht später mehr, vielleicht auch nicht, denn das alles ist nun einmal geschehen. Kommen Sie uns nach, nach Burgeichen, Gernsdorf ist die letzte Station, dort soll mein Wagen morgen alle Züge abwarten. Sie haben dann noch zwei Stunden zu fahren und — doch, Sie werden ja sehen.

P. S. „Daß ich mit der kleinen Frau, die sich in Dreybrunn als verlassene Ariadne nicht behagte, vorausgefahren bin, werden Sie uns hoffentlich nicht übel nehmen."

Zu viel war in der letzten halben Stunde auf Sartorius eingestürmt, als daß er die ganze Tragweite dieses in seinem Lakonismus so inhaltreichen Blattes sofort begriffen hätte. Nur eins erfaßte er vor allem: jene entsetzliche Befürchtung war ungegründet gewesen. Julie war allerdings verwirrt und schwer geängstigt gewesen, aber ihre Worte, die ihm vom Irrsinn eingegeben scheinen mußten, hatten jetzt ihre Erklärung gefunden, und der Doktor — wie es auch in ruhigen Stunden um sein von naturwissenschaftlicher Aufklärung stark zersetztes Credo stehen mochte — athmete jetzt aus der Tiefe seiner Seele ein wortloses „Gott, ich danke dir!" nach oben.

Das nächste, was ihm klar wurde, war, daß dieser Brief in seiner anscheinenden Harmlosigkeit nichts als eine bittre Anklageschrift und zugleich ein Strafdekret war. Und sollte er die Strafe, die er allerdings verdient hatte, von diesem wildfremden Menschen, diesem so plötzlich aufgetauchten entfernten Verwandten, ruhig hinnehmen? Wie würde sich der recht empfindliche Stolz des Herrn Doktor unter anderen Umständen aufgebäumt haben gegen die Einmischung dieses unberufenen Wohlthäters! Und diese Entführung seiner Frau, das vorzeitige Ende der Badereise von demselben so ohne weiteres verfügt! Das Blut stieg dem verlassenen Ehemann in die Schläfen, aber er ließ seinen Unwillen seufzend wieder fahren. Er war zu gedemüthigt durch die Erkenntniß seiner Schuld, er beschloß sich zu fügen und der Auffassung der Sache sich anzubequemen, welche ihm der schlaue Alte in den letzten Worten seines Briefes, wo er sein und Juliens Voranreisen so beiläufig entschuldigte, nahe gelegt hatte. In einer langen schlaflosen Nacht hatte er Zeit, alles wieder und wieder zu überdenken und sich einigermaßen auf das Sonderbare morgen vorzubereiten.

Am andern Tage war er frühe auf und leitete seine Abreise ein. Er war im Zweifel, ob er sich dem Inspektor als ein Ueberrumpelter oder als ein Wissender darstellen solle; wenn der Hausknecht geplaudert hatte, so war die Art und Weise, wie es ihm ergangen, längst kein Geheimniß mehr.

Der Inspektor, als ein gewandter Mann, enthob ihn dieses kleinen Unbehagens. „Die Frau Gemahlin sind vorausgefahren," sagte er geläufig, „die Reise in einem Tage zu machen, wäre auch wohl zu viel geworden."

„Ja, sie wird sich unterwegs ausruhen," sagte der Doktor, den ihm gezeigten Ausweg betretend; „und sie hatte angenehme Reisegesellschaft gefunden."

„Den Herrn Elsner! Er hat wahrhaft väterlich für sie gesorgt. Ein alter Sonderling und ein sehr reicher Mann — ein sehr reicher Mann, Herr Doktor. Ach, was ich sagen wollte," er trat zu seinem Schranke und zog ein Gefach auf, „hier habe ich etwas für Sie, Sie werden sich freuen."

Es war der Ring, den Sartorius im Gewühl all dieser Empfindungen vergessen hatte. Jetzt empfing er ihn hocherfreut, als ein gutes Vorzeichen.

Die lange Poststrecke hatte der Doktor schon hinter sich, schon sauste er mit dem Eisenbahnzug dahin, der seiner Ungeduld, Julien wieder zu haben, zu langsam ging, da fiel ihm zum ersten Male Adelheid wieder ein, und was sie zu diesem plötzlichen Verschwinden wohl sagen würde. Wahrscheinlich gar nichts — sie war seit gestern in einem Falle, der das zeitweilige Vergessen älterer Freunde zu rechtfertigen pflegt. Sartorius lachte bitter auf bei der Erinnerung, daß er in den letzten Wochen nichts weiter als das Spielzeug eines übermüthigen Mädchens gewesen war. Das Verhältniß zu ihr, ein rein menschliches, gesundes Wohlgefallen eine Zeit lang, hatte wohl später etwas von irdischer Schlacke angesetzt; jetzt in der Erinnerung erschien es ihm als durch und durch vom Uebel — nichts Gutes wollte er daran gelten lassen.

Bei der kleinen Station Gernsdorf verließ der Doktor den Zug. Während er sich noch auf dem Perron umsah und sich anschickte, um das Stationsgebäude herumzugehen, trat ein Kutscher in einfacher dunkler Livrée auf ihn zu und faßte grüßend an den Hut. „Sie sind wohl der Herr, den ich nach Burgeichen fahren soll, „ein Herr Doktor von Dreybrunn?"

„Allerdings, der bin ich," sagte Sartorius, und nun führte ihn der Mann zu einem hübschen Jagdwagen mit zwei glänzenden Braunen bespannt, die dem Bahnhofsarbeiter, welchem sie der Kutscher zu halten gegeben hatte, stark zu schaffen machten.

Der Wagen rollte wenige Minuten später auf glatter Chaussee leicht dahin; der Kutscher machte den Reisenden hier und da auf einzelne Punkte der Umgebung aufmerksam und schien im ganzen nicht abgeneigt zu plaudern. So erfuhr denn Sartorius auf wenige Fragen, daß Herr Elsner seit einem Jahre erst auf Burgeichen wohne; daß er sich sein Vermögen in einem wildfremden Lande, in Polen oder in Rußland, erworben habe und hier eine ganz neue Art Landwirthschaft betreibe, der die meisten Leute in der Gegend auch gar nicht recht trauten. Er für seine Person glaube aber, der Herr verstehe ein gut Theil mehr als seine Nachbarn, und daß der sich die Finger verbrenne, sei nicht zu fürchten. Der stehe früher auf, als andere Leute — bildlich gesprochen — und habe die Sache schon jetzt so im Zuge, daß es eine Freude sei. „Sonderbar ist's nur, daß er so frisch anfängt in einem Alter, wo andere Leute aufhören und sich in Ruhe setzen," fuhr der Mann — denn die schöne glatte Chaussee gestattete, sich der Konversation zu widmen — redselig fort: „Einige sechszig Jahre hat er auf dem Rücken, die Leute meinen, es seien wohl junge Verwandte da, denen er alles einmal überlassen werde." Der Kutscher dachte vielleicht bei diesen Worten an den stattlichen jungen Herrn im Wagen selbst, obwohl ihm derselbe wenig von einem Landwirth, auch nur einem künftigen, zu haben schien; Sartorius aber hörte kaum noch hin, denn er gewahrte jetzt in einiger Entfernung auf mächtiger Anhöhe ein helles Schlößchen, von dessen Dache eine Fahne munter herabwehte.

Auf seinen lebhaft fragenden Blick nickte der Kutscher. „Ja, das ist Burgeichen; das Dorf können Sie von hier nicht sehen, es liegt auf der andern Seite des Hügels, auch von dem Gutshof und den Wirthschaftsgebäuden sehen Sie nichts. Das Wohnhaus nimmt sich gar schön aus von hier; die junge Herrschaft, die ich gestern gefahren habe, hat sich auch darüber gefreut."

Sartorius dankte dem Manne im Stillen für die Worte, die ihn freier aufathmen ließen. Während er immer näher heranrollte, saß Julie, ihrer selbst kaum mächtig, für sich allein in dem Gemach, welches Herr Elsner ihr und dem Kinde angewiesen hatte. Das Zimmer war auf das freundlichste ausgestattet. Eine altmodische Tapete von schönen leichten Blumengewinden auf hellem Grunde bedeckte die Wände; das Meublement, stattlich und wohlerhalten, mochte ebenfalls den Begriffen von Bequemlichkeit und auch wohl von Eleganz entsprechen, welche früheren Generationen gedient hatte. Das ganze weite Gemach gab einen Eindruck von Wohnlichkeit und solidem Behagen, der modernen Räumen oft abgeht. Eine offene Thür ließ im Nebenzimmer schneeweiße Betten gewahren; der Junge lief zwischen beiden Stuben hin und her und schien wie zu Hause.

Julie aber hatte für das Wohlthuende ihrer jetzigen Umgebung bisher kaum ein Auge gehabt. Sie saß in der Nähe des Fensters, doch so, daß sie von außen nicht gesehen werden konnte, und starrte hinaus. Sie wartete, die arme Frau.

Ob wohl die frühern Benutzer dieser Räume und Geräthschaften, die Leute von vor fünfzig, sechszig Jahren, solche Leiden, ein so komplizirtes Unglück, gemischt aus Reue, Gram, vorwurfsvollem Gefühl der Verlassenheit und Vernachlässigung und selbstquälerischem Empfinden des eignen Unwerths und der eignen Ueberflüssigkeit, auch gekannt hatten? Ob so viel innere Zerrissenheit je auf diesen geradlehnigen Stühlen gesessen? Wohl kaum; die Leute sind damals einfacher gewesen als jetzt. Unsere Großmütter und Urgroßmütter, nur mit hausbackenem thatsächlichen und oft dagewesenen Glück und Unglück bekannt,

Digitized by Google

waren von den Leiden, die ein allzu reizbares Nervenleben im Gefolge hat, zum großen Theil noch frei.

Julie fürchtete, daß sie ihren Mann durch ihre eigenmächtige Abreise schwer beleidigt habe, und alles, was sie zu ihrer Vertheidigung etwa zu sagen gewußt hatte, war ihr nach und nach aus dem Gedächtniß geschwunden; wenigstens, soweit es eine Aufzählung ihrer Dreybrunner Kümmernisse betraf. Sie wußte nicht, wo sie würde bleiben sollen, wenn er jetzt einträte, und doch — wie sehnte sie diesen Eintritt herbei!

Sie hatte ihren Posten verlassen müssen, um nach dem Kinde zu sehen, welches im Nebenzimmer unter verschiedenem Spielzeug sein Wesen trieb. Als sie zurückkam, hörte sie rasche Schritte draußen — sie blieb stehen, wo sie stand, die ganze Seele im Ohr und im Auge. Die Thür flog auf und ihr Mann trat ein; unfähig, ihm entgegen zu gehen, sank sie auf das Sopha, welches sie erreicht hatte, nieder, und ihr Aussehen und der Ausdruck ihrer Augen zeugte so deutlich von dem, was sie in den letzten Tagen gelitten hatte, daß dies erste Wiedersehen von Seiten ihres Mannes anders ausfiel, als er selber von sich erwartet hatte; ehe sie wußte, wie ihr geschah, kniete Sartorius neben ihr auf dem Boden und drückte seinen Mund auf ihre Hände, die ihr im Schoß lagen.

Die Eheleute blieben lange allein, und niemand und nichts störte sie in dem erst schwierigen, aber bald immer leichter werdenden Unternehmen, alles, was Unverständliches zwischen den beiden einander doch treuen Herzen erwachsen war, hinwegzuräumen, einander alles zu erklären, zu gestehen und — zu verzeihen. Sartorius legte sich vor allem die Buße auf, zu bekennen, was ihn vorgestern eigentlich gehindert hatte, sich von jener lustigen Gesellschaft rechtzeitig zu trennen.

„Wülkern proklamirte unterwegs seine Verlobung mit Adelheid, und ich fürchtete, wenn ich mich gerade da entfernte, Anlaß zu der Idee zu geben, als — als —“ er stockte, kam aber doch über das böse Geständniß hinweg — „als sei ich dadurch etwa unangenehm berührt worden. So blieb ich und wurde sehr wider Willen in jene absichtliche Verspätung der übrigen mit hineingezogen.“

Jetzt waren auch Juliens Lippen entsiegelt, und beide verfuhren freigebig mit Selbstanklagen, wie man bei Versöhnungen thut; doch wurde Sartorius durch die demüthige Liebe und Schonung seiner Frau diesmal nicht irre geleitet; er verlor nichts von der Einsicht, daß sie nur krank, er aber bis dicht an die Grenze der Sünde leichtsinnig und gleichgiltig gewesen sei.

Nach einer Stunde etwa ließ der Hausherr bitten, man möge zu Tisch kommen. Sartorius bangte ein wenig davor, unter den Blick jener scharfen blauen Augen zu treten, der ihm noch wohl im Gedächtniß war; gern hätte er erst eine Unterredung ohne Zeugen mit dem alten Herrn gesucht; aber jetzt blieb nichts übrig, als sich der Aufforderung ohne weiteres zu fügen.

In einem saalartigen, überaus freundlichen Raume des Erdgeschosses empfing Herr Elsner seine Gäste. Er trat dem Doktor stattlich entgegen, nicht ohne einen leisen Anflug von Ironie in dem Willkommenlächeln, welches die kräftigen Züge angenehm erhellte. Die Männer reichten einander die Hände.

„Gut, daß Sie da sind,“ meinte Herr Elsner einfach, dann stellte er dem Ankömmling die respektable Wirthschafterin vor, und nun ging es sofort zu Tisch, ohne daß zu irgend einem Worte der Auseinandersetzung sich Raum gefunden hätte.

„Wie lange können Sie bleiben, Herr Doktor?“ fragte Elsner zunächst, nachdem die Suppe herumgegeben war, „wie lange dauern die Ferien noch? Nächsten Montag müssen Sie in D. sein? Gut, da haben wir ja noch ein paar Tage, die wir recht benutzen wollen. Wir haben vortreffliche Jagd hier in nächster Nähe; ich hoffe, es wird Ihnen Freude machen, morgen mit hinaus zu gehen.“

Die unbefangenste Unterhaltung war bald darauf im Gange und eine harmlose Stimmung mit Erfolg hergestellt. Der alte Herr operirte als geschickter Diplomat, denn ob er gleich ein Mann war, der ein bedeutendes Vermögen verschenken wollte, so mußte er, wie er wohl einsah, vorsichtig zu Werke gehen, um die Vöglein, die er in einem goldenen Netze fangen wollte, nicht scheu zu machen.

* * *

Es bleibt uns nur noch zu sagen, daß Herr Elsner, seinen Schützling betreffend, in jedem Stück seinen Willen hatte. Nach Ablauf der Woche kehrte Doktor Sartorius einstweilen als Strohwittwer in seine Heimat zurück; erst nach einem Monat langte Julie mit ihrem Sohn dort an und trug wirklich und wahrhaftig einen Anflug von zarter Röthe auf den Wangen, die sich, wie ihr Mann in freudigem Staunen versicherte, merklich gerundet hatten.

„Wie bin ich aber auch gepflegt worden!“ lachte sie und ließ die Augen mit ruhiger Freude über die lang entbehrten heimatlichen Räume schweifen, in denen jetzt nicht mehr tausend böse kleine Sorgen in den Ecken lauerten. Sie hatte einem unter dem Namen Nachkur von dem alten Herrn eingerichteten und sorgfältig überwachten Stärkungs- und Erholungssystem leben müssen, welches wie alles, was Herr Elsner unternahm, die erwarteten guten Folgen aufzuweisen nicht verfehlte.

Julie ist nun allsommerlich mit den Nachfolgern und Nachfolgerinnen des zu einem kräftigen und wichtigen Senior heranwachsenden Fritzchens lange Wochen hindurch Bewohnerin von Burgeichen, wo auch der Doktor den größten Theil seiner Ferien zubringt, später auch der langen Vakanz, welche, als der Ruf einer Universität wirklich an ihn ergangen ist, dem Herrn Professor zur Erholung gegönnt wird.

Unter dem dehnbaren Namen Onkel wird Elsner von den kleinen Söhnen und Töchtern dieser liebenswürdigen Familie als der Urquell alles Guten, aller köstlichen Dinge, als der Patron eines an Freuden übervollen Landaufenthalts, später von den Vernünftigeren als der beste Freund und erfahrene Rathgeber ihrer Eltern geliebt und hochverehrt; an jedem Weihnachtsfest ist er der Mittelpunkt des heitern Kreises, der sich dann um des Professors Tisch versammelt. Es ist ihm der nicht leichte Versuch geglückt, sich spät noch und so zu sagen aus dem Stegreif eine große liebende Familie zu schaffen, die um ihn herum und in die er hineinwächst; seine Aussaat von tüchtigem Wohlwollen hat ihm eine reichliche Ernte getragen. Von ihm aber wie von Sartorius und Julien wird, wenn sie vertraulich beisammen sitzen, der Ferienreise und besonders des Zusammentreffens im „Coupé für Nichtraucher“, welches gewiß von einer gütigen Vorsehung ganz besonders angeordnet war, in dankbarer Erinnerung gedacht.

Künstler und Prophet.

Nachdruck verboten.
G. f. r. 11. VI. 70.

Kulturhistorische Skizze von **B. L.** (Zu dem Bilde auf S. 581.)

Das letzte Viertel des 15. Jahrhunderts war für Italien eine Zeit des tiefsten Verfalls des religiösen und sittlichen Lebens, aber zugleich die höchste Blüte in Kunst, Literatur und Wissenschaft. Das Verderben wie die Blüte hatten ihren Herd und Mittelpunkt im päpstlichen Hof; Papst Alexander VI war in sittlicher und religiöser Beziehung so tief gesunken, daß seine Zeitgenossen ihn als ein wahres Scheusal schildern; das Ansehen und die Macht, womit der päpstliche Stuhl in der Christenheit so reichlich ausgestattet war, stellte er völlig in den Dienst seines politischen Ehrgeizes und seines Familieninteresses und seiner ungezügelten Genußsucht, die weder göttliches noch menschliches Recht achtete; und doch war seine Schwelgerei äußerlich in edle Form gekleidet; er war wissenschaftlich fein gebildet und ein kenntnißreicher, mit Geschmack begabter Förderer der Künste und der Literatur. Es fällt ja in diese Periode die Blütezeit der Malerei wie der Dichtkunst; die Genies, die sonst so spärlich auftraten, waren in allen Zweigen in großer Zahl vorhanden und sammelten sich um den mit irdischen Gütern reich ausgestatteten und damit nicht kargenden Papst. Von diesem aus ergoß sich in unwiderstehlichem Strom die sittliche Fäulniß

Digitized by Google

Malender Mönch. Originalzeichnung von Hermann Kaulbach.

Digitized by Google

und der Unglaube in den Klerus und das Mönchsthum. Die Kapitel und die Klöster wetteiferten in schamloser Sitten- und Gewissenlosigkeit mit ihrem Haupt, aber auch in verschwenderischer Freigebigkeit und Pracht den Künstlern und Gelehrten gegenüber. Und eben so stand es an den unzähligen kleinen weltlichen Fürstenhöfen, welche sich auf den Trümmern der republikanischen und städtischen Freiheiten fast in allen bedeutenderen Städten Italiens erhoben hatten; ein sittenloses Heidenthum, verbunden mit Geschmack, Kunstliebe und durch Geschmack und Kunst geadelter Genuß- und Prunksucht herrschten allenthalben. Ein Muster dieses üppigen Lebens war der Hof der Mediceer zu Florenz, wo der fein gebildete Lorenzo von Medici nach Unterdrückung der Republikaner die Gewalt an sich gerissen hatte; die Florentiner waren von ihm geknechtet, aber er verstand es, ihnen die Ketten zu vergolden, so daß sie den Druck derselben vergaßen, und von dem prachtliebenden Hof wurde der Sinnentaumel der berauschendsten Genüsse geflissentlich in ununterbrochenem Strom über sie ausgegossen, so daß sie in Festjubel und Wohlleben gar nicht zur Besinnung und zum Bewußtsein ihrer Lage kamen. Den Adel wie den Pöbel und selbst den größten Theil des Bürgerthums wußte Lorenzo sich unterthänig und geneigt zu erhalten. Es gab nur eine kleine Partei, die sich nach der alten republikanischen Freiheit mit ihrem Ernst und ihrer größeren Sittenstrenge zurücksehnte und im geheimen an dem Sturz des Mediceers arbeitete. Ihren Mittelpunkt hatte diese im Dominikanerkloster San Marco, dessen Mönche zu denen gehörten, die eine Reformation der an Haupt und Gliedern kranken Kirche mit Ernst herbeisehnten.

Gerade als in Florenz die Mediceerherrschaft ihren höchsten Gipfel erreicht hatte, im Jahre 1489, fiel mitten in dieses Kunst- und Genußleben hinein eine solche warnende und weckende Prophetenstimme. In diesem Jahre ward der bekannte Reformator Hieronymus Savonarola als Prior des Klosters von San Marco nach Florenz von seinen Oberen berufen. Hier war ein Feld für seine glühende Beredsamkeit gegeben; nirgends, selbst Rom nicht ausgenommen, war die Sittenlosigkeit so hoch gestiegen als hier. Er begann damit, daß er die etruscische Dominikanerkongregation von der lombardischen losriß und hier im Kloster San Marco seine reformatorischen Ideen ins Werk setzte. Die Mönche wurden bald von ihm gewonnen, sie widmeten sich mit Eifer den kirchlichen Studien und den frommen Uebungen, sie predigten gegen die herrschenden Laster mit Freimuth, sie nahmen sich der Armen und Kranken an, und scheuten sich nicht, auch den Hof und die Signoria mit scharfen Worten an ihre Pflicht zu mahnen. Von allen Kanzeln der Stadt, die den Dominikanern offen standen, erscholl diese Mahnung. Am gewaltigsten predigte Savonarola selbst und zwar in der Landessprache; die Macht seiner feurigen Rede riß die Massen hin, die Leute strömten wieder in die Kirchen und Beichtstühle; sie verbrannten Würfel, Karten, goldne und silberne Becher und andere Geräthschaften der Schwelgerei auf offenem Markt, schlugen an ihre Brust, bekannten ihre Sünden und thaten Buße. Gewaltig tönte Savonarolas Weckruf; er prophezeite auf Grund der Offenbarung Johannis, die er öffentlich auslegte, ein nahe bevorstehendes Strafgericht Gottes über Italien; die Kirche sei so verdorben, daß vom Papst und vom Klerus so wenig eine Reformation zu hoffen sei als vom Mönchsthum; auch die fürstlichen Höfe seien schon so tief gesunken, daß Gott sie ausrotten müsse; er werde eine fremde Geißel über Italien kommen lassen, den König Karl VIII von Frankreich; der werde den Papst und die kleinen Tyrannen zu Paaren treiben und dem Volk seine republikanische Freiheit wiedergeben. Dann werde sich dieses besinnen, die Götzen der Weltlust wegwerfen und die alte strenge Sitte wieder einführen; dann werde eine Zeit goldnen Friedens über Italien und die ganze Welt hereinbrechen und Kirche und Staat wieder blühen.

Die übrigen Kleriker und Mönchsorden, namentlich die Franziskaner, verfehlten nicht, wider den gewaltigen Bußprediger sich zu erheben. Tag für Tag hatte das Volk Gelegenheit, auf den Kanzeln den scharfen Kampfreden zu lauschen; eine gewaltige Bewegung ging durch die ganze Stadt. Aber Savonarola war auf diesem Felde Sieger; seiner Glut und Beredsamkeit konnten die kalten und gemessenen Vertheidiger der Tyrannei und des Wohllebens nicht die Spitze bieten. Wenn er auftrat, strömte ihm das Volk zu und ging zerknirscht und begeistert wieder von ihm.

Den Umschwung der Zeit machte, wie bekannt, auch die italienische Kunst mit; die ältere zwar steife aber zarte und glaubensinnige Strenge wich allenthalben dem hereinbrechenden Naturalismus; dem Studium der Natur und der Antike verdankte nun zwar die moderne Kunst in formeller Hinsicht viel, man kann sagen, sie erstieg in den großen Meistern den Gipfel der Vollendung; aber sie gerieth auch auf die abschüssige Bahn, das Heilige zu veräußerlichen und auf das Niveau des gewöhnlichen täglichen Lebens herabzuziehen. Zwar in ihrer Blütezeit wurde diese Gefahr noch glücklich vermieden; den großen Geistern gelang es, in die neue Form so viel vom alten Geist zu retten, daß sie nicht ins Profane fielen; die Nachahmer aber und die Epigonen konnten es nicht vermeiden, daß das Modell und die Form den Gedanken überwucherten. Gerade in Florenz hatte der Mann gewirkt, der als der vollendetste Meister des alten strengen aber geist- und glaubenvollen Stils bezeichnet werden kann; es war der Mönch des Klosters von San Marco, Fra Angelico da Fiesole. Sein Vorbild hatte in dieser Stadt ein reges Kunstleben hervorgerufen; aber schon seine nächsten Nachfolger, die noch mit ihm gearbeitet hatten, wurden von dem Strom der neuen Entwicklung fortgerissen und halfen dieser zum Sieg hindurchdringen; schon Cosimo Rosselli, das Haupt der Florentiner Schule nach Fiesole, wandte sich dem naturalistischen Streben zu, und noch mehr dessen Nachfolger, wohl einer der größten und umfassendsten Meister der Epoche, der unübertreffliche Leonardo da Vinci. Solche Lehrer lockten Schüler in großen Scharen herbei, zumal der Hof die Kunst auf den Händen trug und die aufkeimenden Talente aufs freigebigste unterstützte. Unter den Schülern der beiden genannten Meister befand sich auch ein ernster und eifriger junger Maler, der, obwohl er erst zwanzig Jahre alt war, sich doch schon durch seine Leistungen einen Namen gemacht hatte. Der Hof hatte schon einige seiner Arbeiten angekauft, und sie hatten durch ihre Vollendung Aufsehen gemacht. Man nannte ihn gewöhnlich Maestro Baccio della Porta, weil man seinen Familiennamen nicht wußte und er seine Werkstatt nahe an einem Thor aufgeschlagen hatte.

Der junge Mann war in einem steten inneren Kampf; seine eigentliche, tief und sinnig angelegte Natur zog ihn zu den geistigen erhabenen Gestalten der alten Schule hin, während er sich nicht verhehlen konnte, daß die neue durch ihre Naturstudien in der Form vollendeter war und die Steifheit und das eckige Wesen der alten glücklich überwunden habe. Auf der anderen Seite entging es seinem Auge nicht, daß dieser Vortheil in den meisten Fällen theuer erkauft sei durch die Einbuße an Geist und Innigkeit, die nur zu häufig damit verbunden war. Es lag dies freilich nicht an dem Studium der Modelle und der Natur, sondern darin, daß die Meister selbst in den Strudel des modernen hohlen und verweltlichenden Genußlebens sich hatten hineinziehen lassen. Sein Gemüth war tiefer und religiöser angelegt, er fühlte sich von der herrschenden Strömung in tiefster Seele abgestoßen. Deshalb lebte er auch einsam, schloß sich von den rauschenden Festlichkeiten und Genüssen der Stadt, in denen seine Genossen sich weidlich tummelten, einsiedlerisch ab und galt daher bei ihnen, obwohl sie seine eminente Begabung anerkennen mußten, für einen Mucker und Sonderling. Tag für Tag sah man ihn die Meisterstücke des Fra Angelico im Kloster San Marco und in den Kirchen der Stadt mit Andacht studiren und kopiren; daneben aber konnte er sich auch dem Einfluß der neuen Schule nicht entziehen, und zeichnete unter Rosselli nach Modellen und der Natur und kopirte fleißig die Werke des Leonardo da Vinci, der damals seinen Wohnsitz bereits in Mailand genommen, aber in Florenz zahlreiche Arbeiten seiner Hand hinterlassen hatte. Dieser letztere Meister begeisterte ihn durch seine Vielseitigkeit und Gedankentiefe so, daß er sich ganz in seine Kunst hineingelebt und hineingearbeitet hatte. Leistete doch er von allen anderen das, wonach Baccio mit glühender Seele rang, die Ver-

Digitized by Google

schmelzung der alten Tiefe und Innigkeit des geistigen Gehalts mit der vollendeten Form der neuen Schule.

In diesen inneren Kampf unseres Künstlers brach es nun mit Macht hinein, als Savonarolas glühende prophetische Beredsamkeit das Glaubensleben in der verweltlichten Stadt aus seinem Schlaf gewaltig emporrüttelte. Er wurde einst vom Volksstrom mit in die Kirche gerissen, als Savonarola gerade eine seiner gewaltigsten Bußpredigten hielt, die Mark und Bein durchdrangen. Die ganze Gemeinde war in die Knie gesunken und weinte und stöhnte, als das zürnende Wort des Reformators den Sündenpfuhl, in dem sie sich wälzte, aufdeckte; nach der Predigt war eine jener öfter wiederkehrenden ergreifenden Scenen, daß vor der Kirche die Frauen ihren eitlen Schmuck, die Männer Karten und Würfel ꝛc. auf einen Haufen warfen und unter Bußgesängen verbrannten. Baccio war aufs tiefste ergriffen; ohne sich zu besinnen, warf er die Mappe mit Skizzen, die er eben unter dem Arm trug, in das lodernde Feuer und gelobte, nun und nimmer vom Studium der Natur sich so hinreißen zu lassen, daß darunter die Reinheit seiner Seele und die Innigkeit seines Glaubenslebens litte. Er hielt Wort. Zwar lebte er fort und fort seiner Kunst, aber er widmete sich nur religiösen Kompositionen; das bloße Abkonterfeien natürlicher Schönheit ohne geistigen Sinn und Gehalt erschien ihm als sündhaft, als eine Entweihung der Kunst, die nur den Beruf habe, zur Ehre des Schöpfers zu arbeiten. Er legte sich mit Eifer auf das Studium einer edlen Gewandung und brachte es bald dahin, daß er allgemein als der größte Meister in der Behandlung des Faltenwurfs angesehen ward. Die Tradition schreibt ihm die Erfindung zu, um ein Gliedermodell die Stoffe zu Gewandstudien malerisch zu drapiren.

In dieser ernsten Stimmung wurde er gefördert und getragen durch die enge Verbindung, in welche er bei seinen Besuchen in San Marco mit Savonarola kam. Er war einer seiner eifrigsten Zuhörer, einer seiner entschiedensten Anhänger; er ließ sich von ihm in die Geheimnisse des Glaubens und in die Tiefen der Askese und der Mystik einweihen. Auch seine politischen Tendenzen machte er sich ganz zu eigen; er verehrte in ihm den geistlichen Vater, den Propheten, den Staatsmann, und er war sein innigster Freund. Auch hatte Savonarola ein Herz für die Kunst und ein tiefes Verständniß dafür; manche herrliche und reiche Stunde brachten die beiden innig Verbundenen vor den Schöpfungen des Fra Angelico zu. Savonarola hatte eine solche Liebe zur Kunst, daß er sich selbst das Opfer auferlegte, jedes Kunstwerk, das er in seine Hand bekam, alsbald wieder wegzugeben, weil er fürchtete, es möchte sein Herz zu sehr daran hängen und solche Liebe zu irdischem Genuß ein Schaden für die ausschließliche Hingabe seiner Seele an den Heiland sein.

Wie jauchzte das Herz des treuen Freundes, als der Prophet nach und nach immer größeren Einfluß auf das Volk gewann und eine Zeit lang der geistige Beherrscher der Stadt war! Der große Lorenzo starb 1492. Er hatte alles aufgeboten, den gewaltigen Prediger auf seine Seite zu ziehen. Auf alle Anerbietungen seines Fürsten antwortete der freimüthige Mann: „Er möge vor allem seine Sünde bereuen und büßen, der Eitelkeit der Welt entsagen und den Florentinern die geraubte Freiheit wiedergeben. Die Strafe Gottes für solch Vergehen schwebe drohend über ihm und werde sicher sein Haus treffen.“ Noch auf dem Todtenbett sandte Lorenzo zu dem Propheten und bat um seinen geistlichen Beistand; Savonarola aber war nicht zu bewegen, seine Beichte anzuhören, weil er sich nicht dazu verstehen wollte, die gewaltsam aufgehobene alte Verfassung der Stadt wiederherzustellen. Der Fürst bat um Bedenkzeit, kam aber nicht mehr dazu, dem Propheten seinen Entschluß kund zu thun, und der letztere ist nicht wieder an das Siechbett des ersteren getreten.

Nach Lorenzos Tode kam sein Sohn Peter auf den Thron, der seines Vaters Prachtliebe und Tyrannei, aber nicht seine Klugheit und Geistesgröße geerbt hatte. Der Stern der Mediceerpartei sank; dagegen stieg der des Savonarola; eine seiner Prophezeiungen und Drohungen nach der andern traf ein; die Herzen des Volkes wurden durch eine fürchterliche Pest, die Florenz heimsuchte, weich gemacht, Savonarolas Bußpredigten fielen auf einen gelockerten Boden, die Herzen der Bürger gewann er durch seine Unerschrockenheit, mit der er den Kranken beistand und in den Tagen der Gefahr unermüdlich in der Seelsorge war. Im Jahr 1494 traf auch die Weissagung Savonarolas ein, daß Karl VIII von Frankreich von Gott ausersehen sei, die im Grunde faule Kirche und das gleich faule Staatsleben Italiens als Geißel heimzusuchen und dem Unwesen der Klerisei und des Adels ein Ende zu machen. Dieser Fürst rückte mit einem mächtigen Heere ein: Peter von Medici verlor den Kopf, und schloß mit ihm einen schimpflichen Vergleich, der die Stadt Florenz aufs schwerste benachtheiligte. Da brach die lange verhaltene Wuth aus; er wurde durch eine unblutige Revolution entthront und sammt allen seinen Verwandten aus der Stadt verbannt. Die republikanische Partei kam ans Ruder, Savonarola galt als ihr Haupt, und wurde vom neuen Regimente in allen Stücken um Rath gefragt. Die alte Verfassung ward wieder hergestellt und strenge Sittengesetze erlassen. Der Prophet stand auf dem Gipfel seines Ansehens; seine Predigten wurden immer eindringlicher und begeisterter; er war der Abgott seiner Mitbürger, die ihn, wenn er ausging oder verreiste, nie ohne Schutz- und Ehrenwache ließen, damit niemand das theure Haupt verletze. Er ging dem anrückenden Karl VIII entgegen, und imponirte diesem Monarchen so durch seine gewaltige Rede und Persönlichkeit, daß er den Florentinern die günstigsten Friedensbedingungen gewährte. Er wußte es aber auch zu verhindern, daß die siegreichen Republikaner ihre Gegner, wie sie wohl ein Lüstchen hatten, unter die Füße traten und Rache an ihnen nahmen. Er setzte es durch, daß das alte vergessen war, und im neuen Reiche gleiches Recht und gleiche Sicherheit für alle herrschten. Ebenso wußte er es zu hintertreiben, daß einzelne Familien sich der höchsten Aemter und Würden bemächtigten. Sein Streben war, eine theokratische Republik herzustellen, in der das Gesetz herrschte; für seine Person nahm er nicht das mindeste in Anspruch; er blieb einfacher Mönch; sein Geist aber beherrschte den Staat. Er galt für einen Heiligen; im Volke verbreitete sich die Sage, sein Leib liege oft stundenlang leblos, während sein Geist im Himmel weile und Offenbarungen empfange; aus seinem Antlitz strahle dann ein übernatürliches Licht, das die finsterste Nacht erhelle. Man wollte eine Taube mit goldenen und silbernen Federn auf seiner Schulter haben sitzen sehen, die ihm mit ihrem Schnabel etwas ins Ohr einblies. Am höchsten stieg sein Ansehen, als er den Florentinern verkündigte, Peter von Medici werde einen Versuch machen, sich mit Gewalt wieder ins Regiment zu setzen, aber damit nichts erreichen. Es geschah, die neue Ordnung der Dinge ward dadurch befestigt. Die üppigen Feste wurden abgeschafft, die Kleiderpracht beschränkt, und zu keiner Zeit wissen die Annalen so viel zu berichten von wunderbaren Erweckungen Gottloser, die ihre mit Unrecht erworbenen Schätze freiwillig zurückgaben, und von frommen Stiftungen an Kirchen, Klöster und Wohlthätigkeitsanstalten.

Aber dies war auch der höchste Gipfel, von da an ging es ebenso rasch abwärts. Daß unser Künstler an dem Triumphe seines Freundes den innigsten Antheil nahm, brauchen wir wohl nicht zu sagen; je inniger er mit ihm verwuchs, um so härter traf ihn der Schlag, der jenen vernichtete.

Das leichtlebige Volk ward der strengen Sittenzucht bald überdrüssig, und sehnte sich nach den Fleischtöpfen der Mediceerwirthschaft zurück. Karl VIII erwies sich zwar nach Savonarolas Mittheilungen als eine Geißel Gottes für das verderbte Italien, aber für eine gründliche Reformation that er nichts, so dringend ihm auch Savonarola anlag. Schon 1495 verließ er das Land wieder, nachdem er mit Alexander VI und den kleinen Tyrannen einen unrühmlichen Frieden geschlossen. Eine Hungersnoth regte die niederen Volksklassen in Florenz auf und machte sie an ihrem Propheten irre, da er Abhilfe nicht schaffen konnte, und die Plage nur zu immer schärferen Bußpredigten benutzte. Die republikanische Partei beachtete nach dem Siege über Peter von Medici die Mahnungen Savonarolas zur Mäßigung nicht; sie verbannte ihre Gegner aus der Stadt, die Führer derselben ließ sie sogar hinrichten. Das machte böses Blut, und der Unwille

Digitized by Google

wandte sich gegen den Reformator, obwohl er alles gethan, diese Grausamkeit zu hintertreiben. Diese Stimmung benutzten seine Gegner unter dem Klerus und dem Adel; sie klagten ihn 1497 beim Papste an, daß er falsche Lehren vortrage, in Florenz den Unfrieden nähre, und das Volk gegen die Kurie und den Klerus durch Lästerpredigten aufrege. Alexander VI machte zuvörderst einen Versuch, den kühnen Gegner durch das Anerbieten eines Kardinalshutes stumm zu machen. Als dieser an Savonarolas Freimuthe scheiterte, wurden zu verschiedenen Malen Untersuchungen gegen ihn als Ketzer und Aufwiegler anhängig gemacht. Obgleich das Richteramt seinen erklärten Feinden übertragen ward, konnte man doch nichts wider ihn aufbringen, das zu einer stichhaltigen Verdammung genützt hätte. Man mußte sich begnügen, ihm kirchliche Censuren zukommen zu lassen, und ihm das öffentliche Predigen zu untersagen. Sein Orden ließ ihn nicht im Stiche, er trat mannhaft für ihn ein, und sein Ansehen war so groß, daß man nicht gewaltsam vorzugehen wagte. Eine von Rom aus verhängte Exkommunikation erklärte der Dominikanerorden für ungiltig; Savonarola fuhr unerschrocken fort zu predigen.

Endlich im April 1498 gelang es der Mediccerpartei, einen Volksaufstand gegen den gefeierten Propheten zu erregen. Der Pöbel stürmte am 9. April das Kloster; sieben Stunden lang vertheidigten ihn seine Freunde mit den Waffen, unter denen natürlich Baccio in vorderster Reihe focht. Umsonst, sie wurden übermannt; einem Ausweisungsdekrete des Senats weigerte er sich zu gehorchen, so wurde er mit zwei seiner Ordensgenossen, Dominikus und Silvester, in den Kerker geworfen. Fünfzehn seiner ärgsten Feinde wurden zu seinen Richtern bestimmt; der Papst sandte zu der Untersuchung eine eigene Gesandtschaft. Die grausamsten Foltern wurden gegen ihn angewendet, ohne daß sie seine Standhaftigkeit zu erschüttern vermochten. Nur mit Hilfe eines durch einen schlauen Advokaten künstlich gefälschten Protokolls, das dem Gemarterten falsche Geständnisse unterschob, gelang es endlich, ein Todesurtheil wider ihn zu Stande zu bringen. Am 23. Mai wurde er mit seinen beiden Getreuen öffentlich verbrannt. Er blieb bis ans Ende heiter und standhaft; als der ihn degradirende Priester sagte: „Ich sondere Dich hiermit von der triumphirenden Kirche ab," entgegnete ihm der Dulder fest: „Von der streitenden, willst Du sagen, nicht von der triumphirenden, denn das kannst Du nicht!" Einem Priester, der ihn auf dem Wege zum Richtplatze fragte, ob er aus Liebe zu Christo den bevorstehenden Tod willig dulde? antwortete er: „Sollte ich nicht um dessen willen gern sterben, der aus Liebe gegen mich Sünder höchst unschuldig sterben wollte?" Noch in den Flammen hörte man ihn beten und mit lauter Stimme sein Glaubensbekenntniß ablegen.

Selbst seine Feinde waren durch das heldenmüthige Ende des Opfers ihrer Wuth erschüttert und wagten nicht, gegen Savonarolas Anhänger einzuschreiten, die offen ihre Liebe zu ihm bekannten, ihn scharenweise zum Richtplatz begleiteten und laut über Betrug und ungerechtes Gericht eiferten. Unter den Lautesten und Ungestümsten war Baccio; er wich bis zum letzten Moment nicht von dem geliebten Lehrer, und vertheidigte seine Unschuld mit dem rücksichtslosesten Freimuthe. Dennoch gelang es ihm nicht, selbst ein Märtyrer für die gute Sache zu werden, obwohl er es darauf anlegte, die siegreiche Partei auf alle Art zu reizen. Der Schlag war für ihn ein fürchterlicher; als er es hatte sehen müssen, wie man die Asche der Blutzeugen in den Arno streute, ging er dem Wahnsinn nahe nach Hause. Hier schloß er sich ein und verlebte mehrere Tage in dumpfem Hinbrüten. Sein Licht war erloschen, für ihn hatte das Leben keinen Reiz mehr; mechanisch ließ er sich von seinen Freunden bewegen, Nahrung zu sich zu nehmen und die äußerlichen Bedürfnisse zu befriedigen. So trieb er's Monate lang, bis Leib und Seele völlig zerrüttet war und er in ein heftiges Fieber fiel. Als er dieses überstanden und wieder zu klarem Bewußtsein gekommen war, faßte er den Entschluß, der Welt und seiner Kunst gänzlich zu entsagen, und in dem Kloster, wo sein Freund gewaltet, den Rest seiner Tage mit Bußübungen und ascetischer Selbstquälerei hinzubringen.

Das Kloster San Marco hielt nicht nur öffentlich die Unschuld Savonarolas aufrecht, ohne daß man es zu maßregeln wagte; die Mönche beschlossen, die von Savonarola durchgeführte Reformation und Reorganisation des Ordens in allen Stücken streng durchzuführen. Es kam ihnen zu Statten, daß das Volk bald Reue fühlte, daß es seinen Propheten so schmählich den Feinden überlassen; die Dominikaner von San Marco genossen in der Stadt eine Art Ruf der Heiligkeit und blieben unangefochten.

Bei dem Abte des Klosters meldete sich eines Morgens im Jahre 1500 ein junger Mann; Haar und Bart hingen wirr über ein abgemagertes Gesicht, der Körper war einem Skelett gleich, die Augen lagen tief in ihren Höhlen und hatten einen unheimlichen Glanz. Keiner der Brüder erkannte den jungen blühenden Maler wieder, der Savonarolas Freund gewesen und viel im Kloster verkehrt hatte. Er überlieferte dem Abte ein Packet, und bat, ihn in das Kloster aufzunehmen und mit den niedrigsten Diensten zu betrauen, da er der Welt und ihrer Eitelkeiten müde sei, und nur für das Heil seiner Seele zu leben wünsche. Man gewährte ihm die Bitte und gab ihm den eben vakanten Pförtnerdienst; er nannte sich Fra Bartolomeo, und sein Amt trug ihm wieder den Zunamen della Porta ein. Für die Kunst war er völlig gestorben; er theilte seine Zeit ein in die Obliegenheiten, die sein Dienst mit sich brachte, und in Andachtsübungen und Kasteiungen der strengsten Art. Keiner der Mönche ahnte, daß in dieser abgetragenen Kutte ein Künstlerfürst verhüllt sei, niemand kannte seinen Namen, die meisten kümmerten sich nicht um ihn, da er selbst die Nähe seiner Brüder möglichst mied.

Nur der Abt hatte eine Ahnung, daß der Neueingetretene mehr als ein gewöhnlicher Novize sei. Er hatte das Packet, das ihm der Unbekannte bei seinem Eintritt gegeben, geöffnet; es waren darin allerhand in der Eile zusammengeraffte Sachen; unter alten Kleidungsstücken und Geräthschaften hatte er auch eine Mappe gefunden, in welcher sich eine Anzahl Skizzen befanden. San Marco war ein kunstliebendes Kloster, es kam durch die Malereien Fiesoles, die viele fremde Besucher und unter diesen auch namentlich viele Maler anzogen, mit den Künstlern in vielfache Berührung, und der Abt, obwohl kein Kunstkenner im eigentlichen Sinne des Wortes, hatte sich doch so viel Verständniß angeeignet, daß er augenblicklich erkannte, diese Skizzen könnten nur von einem sehr bedeutenden Meister herrühren. Er verschloß indes seine Wahrnehmung in seinem Innern und nahm sich vor, den neuen Bruder im Stillen aufmerksam zu beobachten. Aber dieser gab sich nie mit Kunststudien ab; er schien auch für diese Welt abgestorben; höchstens konnte er bemerken, daß das Auge des Bruders Pförtner in Begeisterung aufflammte, wenn derselbe an Fiesoles Meisterwerken vorüberging.

So vergingen mehrere Jahre, in denen Fra Bartolomeo seines Pförtneramtes treulich wahrnahm. Eines Tages im Jahre 1504 war aber die gesammte Künstlerschaft in Florenz in größter Aufregung. Der Mann, der allgemein als der Fürst der Maler anerkannt ward, der große Rafael Sanzio selbst, wurde erwartet; er ward mit den größten Ehren empfangen; der Senat hatte seinethalben glänzende Festlichkeiten angestellt, die ganze Stadt schwamm in einem Meere von Begeisterung. Den großen Meister aber trieb es vor allen Dingen, die Werke des Fra Angelico zu sehen, und er benutzte eine der ersten freien Stunden, die ihm die allgemeinen Huldigungen übrig ließen, das Kloster von San Marco zu besuchen. Er ahnte wohl nicht, daß der durch Fasten abgemagerte bleiche Pförtner, der ihn einließ, ein ihm verwandter und ebenbürtiger Geist war. Als er seine Besichtigung vollendet, lud ihn der Abt in seine Zelle ein, und legte ihm hier die Skizzen von Fra Bartolomeos Hand vor, indem er ihn um sein Urtheil bat, und die Geschichte desselben ihm mittheilte. Rafael war ein neidloser Künstler; er sah beim ersten Anblick, daß diese Skizzen von einer Meisterhand herrührten, erkannte dieses ohne Umschweife an und beschloß alsbald, womöglich diesen umdüsterten Geist aus den Fesseln seines lähmenden Grames zu lösen und der Kunst wiederzugeben.

„Herr Abt," sagte er, „das ist ein Meister von Gottes Gnaden, mit dem sich wenige messen dürften; ein Meister, der dem nicht nachsteht, dem Euer Kloster seinen Namen in der

Digitized by Google

Künstlerwelt verdankt. Ihr seid ein besonders von Gott gesegnetes Haus; es wäre wahrlich schon genug, daß Euch Gott einen Fiesole gegeben, und ohne daß Ihr es ahnet, beherbergt Euer Konvent einen zweiten, der dem ersten nicht nur nicht nachsteht, der ihn, mit den reicheren Mitteln unserer Zeit ausgestattet, noch überholen wird. Ihr müßt mich mit dem Manne bekannt machen."

Mit der ganzen unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit seines Wesens nahm sich der große Künstler des armen gedrückten Mönches an. Es hielt schwer, ihn seiner Einsamkeit zu entreißen, aber der unermüdlichen Geduld Rafaels gelang es. Er kam oft in das Kloster, und Fra Bartolomeo mußte ihn begleiten, wenn er die Fresken des Fiesole betrachtete; er zog ihn nach und nach immer lebhafter ins Gespräch, er wußte unvermerkt den schlummernden Funken seiner Kunstliebe und Begeisterung wieder anzufachen. Fra Bartolomeo schloß sich an den großen Meister, der ihn ganz als Ebenbürtigen behandelte, mit Bewunderung und Liebe an. Er sah ihm anfangs zu bei seinen Arbeiten, er gewann wieder Interesse an der Kunst, er fing nach und nach selbst wieder an, zu zeichnen und Skizzen zu entwerfen. Ein schönes Wechselspiel gegenseitigen Aufmunterns und Förderns begann; Fra Bartolomeo wurde von Rafael in die Gesetze der Perspektive eingeweiht und dieser gestand später selbst, daß er von seinem Freunde vieles in Bezug auf die Wärme und Weichheit des Kolorits und auch die Lehre vom Faltenwurf gelernt habe. Kurz, Fra Bartolomeo war dem Leben wiedergegeben, der tiefe Schatten war aus seiner Seele gewichen; mit allen Fasern seines innersten Wesens hatte er sich an den großen Kunstgenossen angeklammert.

Es war ihm daher, als ob zum zweiten Male die Sonne seines Lebens unterginge, als Rafael Florenz verließ.*) Dieser konnte seinen Freund nicht vermögen, mit ihm nach Rom zu gehen, in die Mörderhöhle, aus der der tödtliche Pfeil gekommen, der das Herz seines edlen Lehrers und Freundes durchbohrt. Von dem Kloster, in welchem jede Zelle, jedes Räumlein ihn an Savonarolas Wirken erinnerte, in denen die lebten, die ihn noch als einen Heiligen und Märtyrer verehrten, konnte er sich nicht losreißen. Er versprach aber Rafael, fortan wieder sein Leben der Kunst zu weihen, nicht der eiteln weltlichen, sondern der heiligen, und mit allem Ernste dagegen zu kämpfen, daß der Gram wieder Herr über seine Seele werde. Als Rafael Abschied nahm, sagte er zu dem Abte: „Das schwerste ist gethan, der Bann, der auf diesem edlen Geiste lag, ist gesprengt. An Euch ist es nun, Oel auf die Lampe zu gießen, daß sie nicht wieder erlösche. Ihr müßt immer darauf sinnen, ihm Arbeit zu geben, daß er nicht wieder in Grübelei und Unthätigkeit versinkt."

Der Abt that sein Möglichstes; er sorgte dafür, daß für Fra Bartolomeo die Arbeit im Kloster nicht ausging; bald mußte er die älteren Gemälde restauriren, bald neue malen. Nach Rafaels Weggang drohte noch eine Zeit lang die Gefahr, daß Fra Bartolomeo in seine Apathie sich wieder verlor, der Abt mußte oft das Mittel benutzen, das ihm seine Stellung an die Hand gab, daß er dem Mönche das Arbeiten geradezu gebot, und ihn an sein Gelübde des unbedingten Gehorsams erinnerte. Aber er ließ nicht nach; er fand sich, so oft er konnte, selbst in der Zelle des Mönchs ein und sah ihm bei seiner Arbeit zu; er ließ ihn nicht aus den Augen und aus den Händen. Besonders aber war er darauf bedacht, ihm eine Arbeit zu geben, an die er mit voller Seele sich hingeben könnte, die er nicht nur aus mönchischem Gehorsam, sondern mit Lust und Liebe vollbrächte.

Und es gelang ihm, eine solche zu finden. Wir haben schon erwähnt, daß die Dominikaner ihren großen Ordensgenossen nicht im Stiche ließen. Fort und fort traten sie für seine Unschuld in die Schranken, und thun dies bis auf den heutigen Tag. Der Streit, ob Savonarola ein Märtyrer oder ein Ketzer sei, ist in der römischen Kirche noch nicht ausgefochten; die evangelische hat in ihm von Anfang an einen Vorläufer der Reformation erkannt. Diese seine Stellung zu der Sache wollte das Kloster San Marco durch eine in die Augen fallende That bezeichnen und beschloß, dem Savonarola eine eigne Kapelle zu weihen und sein Andenken alljährlich darin zu feiern.

Der Abt hatte den glücklichen Gedanken, die künstlerische Ausstattung dem Fra Bartolomeo zu übertragen. Als ihm dieser Auftrag ward, war es, als ob er zu neuem Leben erwachte; mit glühender Begeisterung ergriff er den Gedanken, das Andenken des geliebten Lehrers durch seine Kunst zu verherrlichen, und schuf für die Savonarolakapelle eine Reihe Kunstwerke, die zu den herrlichsten gehören, die die italienische Kunst aufzuweisen hat. Vor allem wird eine überaus liebliche Madonna mit dem Kind gerühmt, in allen Stücken eine vollendete Arbeit, die sich noch in der Kapelle Savonarola des Markusklosters befindet. Die Franzosen wollten sie dieser Stätte entreißen; da es aber nicht möglich war, sie von der Wand zu trennen, ohne sie zu zertrümmern, so mußten sie davon abstehen. Die übrigen zur Ausschmückung dieser Kapelle gearbeiteten Werke des Meisters sind an andere Orte zerstreut; so die wundervolle Pieta, die sich jetzt in der Galerie Pitti befindet. Unwillkürlich hatte der Meister dem entseelten Leichnam des vom Kreuze abgenommenen Erlösers die Züge seines geliebten Lehrers und in dem trauernden Johannes sein eignes Konterfei gegeben.

Wenn auch in der Hauptsache Fra Bartolomeo bis ans Ende seines Lebens für das Kloster und insonderheit für die Kapelle Savonarola arbeitete, so sind doch auch viele seiner Bilder in andere Kirchen gekommen, und auch in den Sammlungen finden sie sich in nicht geringer Anzahl. Er blieb seinem Gelübde treu, nur heilige Gegenstände zu malen, und diese in der keuschesten und zartesten Weise. Mit dem Ernst und der Strenge des Fiesole vereint er die Weichheit und Milde des Leonardo; besonders bekannt ist die Anmuth seiner Madonnen, in deren Antlitz er das Gepräge der Heiligkeit mit zarter und schöner Weiblichkeit zu verschmelzen verstand. In den Jahren, die ihm noch vergönnt waren, nachdem Rafael ihn zu neuer Thätigkeit erweckt, muß er sehr fleißig gewesen sein, viele Schöpfungen seiner Hand zeugen davon, fast alle von gleich hoher Vollendung. Und lange war es ihm nicht mehr vergönnt, denn sein vom tiefen Grame zerrütteter Leib erholte sich nie wieder ganz von seiner Schwäche. Er starb, erst 47 Jahr alt, 1517. Aus seinem Kloster ist er, so viel wir wissen, nicht wieder in die Welt gekommen. Nur einmal suchte er seinen Freund Rafael in Rom auf, und arbeitete mit ihm und Michel Angelo eine Zeit lang zusammen. Im Quirinal sind von seiner Hand die beiden Apostel Paulus und Petrus. Er hielt es in der lärmenden Stadt nicht lange aus; den Petrus verließ er unvollendet, sein Freund Rafael hat ihn vollendet. Es zog ihn mit Gewalt wieder nach der Stätte, wo ihm sein innerstes Leben aufgegangen war; sein Glaubensleben durch den mächtigen Propheten Savonarola, sein Kunstleben durch Fiesole, Leonardo und Rafael.

*) Rafael blieb etwa drei Jahre in Florenz, 1504—1507; aus der Zeit, daß Fra Bartolomeo mit ihm arbeitet, stammt eins seiner herrlichsten Werke: „Die Verlobung der heiligen Katharina mit dem Christkinde". Er malte es für die Klosterkirche in San Marco, es kam später als Geschenk an König Franz I von Frankreich und ist jetzt eine Zierde der Louvregalerie.

Aus den Erlebnissen der deutschen Korvette „Hertha".

Nachdruck verboten. Ges. v. 11./VI. 70.

I. Beim Maharadschah von Dschohore (18. März 1875).

Singapur, das lang ersehnte Ziel eintöniger und mühseliger, mehr als zweimonatlicher Seefahrt, hatten wir, von Rio de Janeiro kommend, endlich erreicht. Alles benutzte die ersten freien Stunden, um an Land zu fahren und für die gehabten Entbehrungen sich möglichst reichlich zu entschädigen;

für das bisher täglich genossene Salzfleisch und die ewig wiederkehrenden Erbsen und Bohnen Ersatz zu suchen an der reichen Tafel des „Hotel de l'Europe", wo du, statt in der engen Offiziersmesse mit anderen wie Häringe im Faß zusammengepreßt zu sitzen, im weiten luftigen Saal die Glieder nach Belieben recken kannst, während ein Riesenfächer, die über dir schwebende Punka, von dem ernsten malayischen Diener in gleichmäßiger Bewegung gehalten, dir Kühlung zufächelt; wo du, statt dein Mahl mit Cockroaches (Kakerlaken) und Ratten theilen zu müssen, als Gäste nur die kleinen, hübschen und harmlosen Eidechsen hast, die dir als Fliegenvertilger noch dabei erhebliche Dienste leisten; wo du, statt Wasser von 35° Celsius zu trinken, nach Belieben den Sekt in Eis kühlen kannst; und für alle diese Güter dir gegen zwei Dollars Bezahlung noch die Freundschaft des Besitzers, des Herrn Becker aus Braunschweig, erwerben darfst. Andere, an der Spitze der würdige Pastor der „Hertha", ziehen es vor, die Stadt zu durchwandern, das immer mehr anwachsende Emporium Hinterindiens, eine Schöpfung unseres Jahrhunderts und ein redendes Zeugniß von dem Scharfblick der englischen Staatsmänner, welche im Jahre 1822 die Insel, worauf die Stadt liegt, um eine geringe Summe kauften.

Wohl keine Stadt der Welt bietet ein solches Gewirr zusammengewürfelter, nach Herkunft, Sitten und Trachten so verschiedener Völker dar als Singapur. Von Mekka bis Peking, von London bis Batavia hat hierher jede Nation ihre Söhne gesandt: Araber und Javaner, Perser und Chinesen, Hindus und Malayen eilen in Geschäftigkeit vorüber, alle hier gefesselt und umschlungen durch ein Band: den Gelderwerb. Auch wir wurden gar bald als willkommene Beute erkannt, und es bedurfte nur weniger Tage, bis es den vereinten Bemühungen so vieler geschäftskundigen Händler gelungen war, unsere Taschen von den etwa überflüssig vorhandenen Pfunden, Dollars oder Rupien gründlich zu reinigen. Aber wer könnte auch widerstehen den lockenden farbenprächtigen Kaschmirshawls, den eleganten, aus Sandel- und Ebenholz gearbeiteten Schmuckkästchen von Madras mit ihren prächtigen holzgeschnitzten Blumenarabesken, ihren Tiger- und Elephantenkämpfen, ihren Tempeln und Pagoden; wer könnte so hartherzig sein, die Verkäufer der lichtstrahlenden Rubine, Jaspis- und Smaragdedelsteine aus Ceylon mit ihren spottbilligen Preisen blos deshalb abzuweisen, weil diese Steine vielleicht doch nur gefärbtes Glas sein könnten?

Nach wenig Tagen hatten wir erkannt, welcher Ort wohl für das deutsche Gemüth den reinsten und bleibendsten Genuß in der großen Stadt gewährte, und allabendlich warfen wir uns am Landungsplatz in eine bei der lebhaften Konkurrenz mit Lebensgefahr erobert: Droschke, um diesem Ziel zuzusteuern. O, meine liebe Kaiserstadt Berlin, wenn du solche Droschken hättest und solche Kutscher und solche Ponies! Die kleinen Wagen aufs eleganteste lackirt, als ob sie eben aus der Fabrik kämen; der Kutscher, ein brauner Klingjüngling mit blitzenden Augen, perlweißen Zähnen, buntem malerischen Kostüm und voller liebenswürdigem Diensteifer; die kleinen Pferdchen mit mächtiger Mähne, voll Feuer und Muth gestreckten Laufs dahineilend, so geht's vorbei an der prächtigen, eben vollendeten Cityhall, vorbei an dem elephantengekrönten Monument, das der König von Siam zum ewigen Angedenken seines Aufenthalts in Singapur errichten ließ, vorbei an der großen gothischen Kathedrale den Vorstädten zu, die bei der weitläufigen Bauart der Stadt sich weit in die Insel erstrecken. Hier liegen zerstreut auf kleinen Hügeln die Villen und Bungalos der europäischen Kaufleute, von prächtigen ausgedehnten Gärten und Parks umgeben. Hier liegt auch unser ersehntes Ziel, und wenn auch die Gasbeleuchtung etwas sparsam wird und die natürliche Beleuchtung durch Leuchtkäfer von allen Größen nicht ganz ausreichend erscheint, so führt uns unser Kutscher doch bald vor die Villa des deutschen Klubs „Teutonia", deren gastliche Räume uns einladen zu deutschem Wein und Bier, deutschen Zeitungen und deutschem Kegelspiel, das auch unterm Aequator leidenschaftlich gepflegt wird.

Deutsche gibt's in Singapur nur etwa anderthalbhundert, die aber eine sehr bedeutende und geachtete Stelle einnehmen sowohl in kommerzieller als socialer Hinsicht. Die größte Mehrzahl besteht natürlich aus jüngeren Leuten, und es ist nur schade, daß der Damenflor so klein ist. Der Klub hatte uns zu heute Abend eingeladen; es sollte auch etwas getanzt werden; als wir aber hinkamen und die treffliche Kapelle der „Hertha" die Polonaise begann, stellte es sich heraus, daß gegenüber etwa hundertundzwanzig Personen des stärkeren Geschlechts nur vier, sage vier Vertreterinnen der schöneren Hälfte der Menschheit vorhanden waren. Daß auch nicht eine davon sitzen bleiben mußte, kann man sich denken!

Wir waren erst wenige Tage in Singapur, als unser Konsul dem Kommandanten eine Einladung des Maharadschah von Dschohore überbrachte, ihn in seiner Hauptstadt Dschohore zu besuchen. Unser Kommandant nahm die Einladung an, und am festgesetzten Tage ging die „Hertha" früh morgens Anker auf, um unter der Führung eines malayischen Lootsen nach der Rhede von Dschohore zu dampfen.

Die Hauptstadt Dschohore liegt auf der Halbinsel Malakka selbst in dem schmalen Meeresarm, der das Festland von der Insel trennt, auf der Singapur angelegt ist. Nach einem halbstündigen Dampfen rücken auf beiden Seiten die flachhügeligen, schön bewachsenen Ufer näher zusammen, und bald theilt das Schiff die grünen Wellen des Kanals, der kaum die Breite des Mains bei Frankfurt hat, und doch überall die nöthige Tiefe für die größten Seeschiffe besitzt. Besonders auf der Singapurer Seite ist das Land prächtig bebaut; die Kronen der Kokospalmen bewegen kaum merklich ihre gefiederten Blätter in der Luft, entrüstet über die glühende Hitze, die jetzt schon seit drei Tagen anhält, ohne durch einen erquickenden Regen unterbrochen zu sein, ein in Singapur sehr ungewöhnlicher Fall. Vielleicht allerdings bedeutet dieses Rauschen auch schon Befriedigung über die eben am Horizont langsam ansteigende schwarze Wolkenbank, jetzt so groß wie eines Mannes Hand, die aber zweifelsohne bald zur Erquickung der Natur ihre Schleusen öffnen wird.

Nach einem dreistündigen Dampfen langten wir vor Dschohore an, und schon kam uns die Dampfbarkasse des Maharadschah entgegen mit ihrer in hellblaue Uniform gekleideten Bemannung. Sie überbrachte uns die Flagge des Fürsten, da es sein besonderer Wunsch war, als unabhängiger Souverän seine Flagge mit einundzwanzig Schuß von einem so großen Schiff, wie es noch nie in Dschohore gelegen hatte, salutirt zu sehen. Die Flagge ist grau mit einem nach links offenen rothen Halbmond, daneben einen ebenfalls rothen Stern. Ueber der Stadt thront ein kleines Fort, von dem aus unser Salut sofort erwidert wurde. Die dienstfreien Offiziere und Kadetten fuhren nun an Land, wie es sich bei einem offiziellen Besuch ziemt, in Gala, die nur leider mehr für unsere kältere Zone berechnet ist. Wir landeten im fürstlichen Park und wurden von dem Geheimsekretär des Maharadschah, einem Engländer, empfangen und nach dem Palais geleitet. Der Park, ganz in englischer Weise angelegt, ist umfangreich und sehr geschmackvoll, aber noch etwas zu jung, weshalb einiger Mangel an großen Bäumen herrscht. Außer dem Palais stehen noch mehrere stattliche Gebäude im Park, die uns als Gerichts- und Logirhäuser, letztere für die Familie des Fürsten und für Gäste, gedeutet wurden. Das Palais selbst ist ein großes zweistöckiges Gebäude, ganz neu und durchaus in der hier auch bei den Europäern üblichen Weise angelegt. Hoch und luftig sind die Hallen und Säle; im Parterre, zu dem vom Garten eine breite Freitreppe in die Höhe führt, ist der Fußboden mit Marmorplatten belegt; in beiden Stockwerken umgeben offene Galerien, die sich an den Seiten zu blumengeschmückten bedeckten Verandas erweitern, das ganze Haus.

Wir wurden zuerst in einen großen Empfangssaal geführt und hier von dem Maharadschah allein empfangen und ihm durch unseren Konsul vorgestellt. Der Fürst frappirt sehr durch seine Erscheinung, die mit der eines gewöhnlichen Malayen kaum Aehnlichkeit hat. Während diese klein, häßlich und schwächlich erscheinen, Lippen und Zahnfleisch geröthet und Zähne geschwärzt durch das unvermeidliche Betelkauen, während auf Oberlippe

Digitized by Google

und Kinn nur wenige sorgfältig gepflegte Haare die Stelle des Bartes vertreten, zeichnet sich der Maharadschah schon durch die Größe vor seinen Landsleuten aus. Er ist ein angehender Vierziger, doch zeigt sein reiches Haupthaar schon Spuren von Ergrauen; seine Gesichtszüge sind durchaus indogermanisch, seine Haut hat das warme bräunliche Kolorit der Südeuropäer. Ein stattlicher Schnurrbart vermag nicht die Freundlichkeit und Gutmüthigkeit, die aus seinen Augen leuchtet, zu beeinträchtigen. Er trug niedrige Lackschuhe, weiße Beinkleider, den Sarong, das malayische Nationalkleidungsstück, bestehend aus einem Stück bunten Seidenzeugs, das um die Hüften gebunden wird und fast bis zum Knie herabreicht, darüber eine schwarzseidene Jacke und blendend weiße Wäsche. An der linken Hand blitzte ein bohnengroßer Brillant und eine prächtige Perle von derselben Größe.

Nachdem der Fürst an jeden von uns ein paar Worte Englisch, das er sehr gut spricht, zur Begrüßung gerichtet hatte, stellte er uns seine höchsten Beamten vor, darunter mehrere Engländer und einen Chinesen, so wie drei seiner Verwandten, von denen indes nur einer, sein Neffe, Prinz Slaman, etwas Englisch sprach. Söhne hat der Fürst nicht, und seine Tochter so wie seine Frauen kamen uns nach muhamedanischer Sitte natürlich nicht zu Gesicht.

Der Empfangssaal war ganz europäisch eingerichtet mit Divans, Sesseln und Schaukelstühlen; eine prächtige hellfarbige Seidentapete zierte die Wände, an denen Oelgemälde hingen, meist englische Landschaften, doch auch ein großes Bild der englischen Königsfamilie.

Bald wurden wir zu einem Frühstück geführt, das in einer überdeckten luftigen, rings mit Blumen, besonders Winden umrankten Veranda servirt war. Auch hier wurden wir ein wenig enttäuscht, wenn wir erwartet hatten, etwas Fremdartiges und Neues zu sehen. Tout comme chez nous: die silbernen Tafelaufsätze mit Bouquets; das prächtige Pariser Geschirr mit dem Wappen des Fürsten, dem Halbmond und Stern, die Fürstenkrone darüber; als Getränk Champagner auf Eis und Bordeaux; für den Fürsten und seine muhamedanische Umgebung jedoch nur Wasser. Nur der Kaffee war einheimisch, echter Java und die Cigarren beste Manilas.

Während wir bei Tische saßen, brachte der Kommandant den Toast auf den Maharadschah aus, worauf Se. Hoheit sofort gewandt in malayischer Sprache antwortete, was uns unser Konsul verdolmetschte. Er äußerte seine Freude über den Besuch des ersten deutschen Kriegsschiffs in seiner eigenen Hauptstadt, sprach seine Absicht aus, noch mehr als bisher durch Aufschließung der natürlichen Hilfsquellen sein Land zu entwickeln, und die Hoffnung, hierdurch auch deutschen Handel mehr und mehr hierher zu ziehen.

In Wirklichkeit hat der Maharadschah schon viel zur Hebung seines Reichs gethan. Das Reich Dschohore bildet die Südspitze der Halbinsel Malakka und zählt kaum 150 Quadratmeilen. Früher war es sehr spärlich bevölkert, jetzt hat der Fürst an hunderttausend Chinesen ins Land gezogen, da die faulen Malayen zu einer angestrengteren Thätigkeit nicht zu bringen sind. Pflanzungen von Zucker, Reis, Pfeffer, Kaffee und Gambir sind und werden angelegt. In Dschohore sind mehrere Sägemühlen in beständiger gewinnbringender Thätigkeit. Von Dschohore aus geht eine fast vollendete Eisenbahn nach den Zinnbergwerken im Innern und wurde uns vom Fürsten mit Stolz gezeigt.

Wie erwähnt, bilden auch hier wie überall im Osten die Chinesen die eigentliche Arbeitskraft. Sie fühlen sich natürlich den Eingeborenen sehr überlegen, und wie die heutigen Wirrungen in Perak zum großen Theil durch Streitigkeiten zwischen Chinesen und Malayen veranlaßt sind, so war auch in Dschohore unter den Chinesen vor längerer Zeit eine Verschwörung im Werke. Der Maharadschah, der gerade in Singapur weilte, erfuhr indes die Sache noch rechtzeitig, eilte herbei und überraschte die Verschwörer gerade bei einer ihrer Versammlungen. Muthvoll warf er sich ihnen mit geringem Gefolge entgegen, drängte sie in die Dschungeln, wo mehrere Hundert umkamen, und zwang die Ueberlebenden, um Pardon zu bitten. Auch einen andern Beweis seiner Geistesgegenwart hört man überall in Singapur erzählen. Wenn auch heutzutage die Fälle recht selten geworden sind, wo in der Nähe der Stadt Singapur sich Tiger blicken lassen und gar Menschen rauben, obgleich fast jeder Reisebeschreiber selbst ein ähnliches Geschichtchen erlebt haben will, so gibt's doch wenigstens auf Malakka immer noch genug solcher Bestien. Noch als Prinz ging der jetzige Maharadschah einmal nach malayischer Sitte nur mit einem Blasrohr auf die Jagd, um kleine Vögel zu schießen, als er sich plötzlich einem riesigen Königstiger gegenüber sah. Trotzdem er als Waffe nur einen vergifteten Kris, wie ihn der Malaye stets zur Seite hat, bei sich führte, gelang es ihm doch mit seltenem Muthe, den Dolch im richtigen Augenblicke dem Thiere in den Rachen zu stoßen, daß es sofort zusammenbrach und noch nach mehreren Stichen ins Auge bald verendete. Allerdings muß ich hinzufügen, daß in Singapur selbst nicht alle die Glaubwürdigkeit der Erzählung für über alle Zweifel erhaben hielten.

Während des Tiffin hatte sich die Luft merklich abgekühlt, da das schon morgens drohende Gewitter sich in voller tropischer Stärke über dem durstenden Lande entladen hatte. Der Maharadschah machte nun selbst den Führer und zeigte uns seine gewerblichen und industriellen Anlagen. Dschohore selbst macht den gewöhnlichen Eindruck von Städten mit vorwiegend chinesischer Bevölkerung; enge krumme Straßen, voller Schmutz; interessante Bauwerke sind, da der Ort so gut wie ganz erst in den letzten Jahrzehnten entstanden ist, nicht vorhanden.

Gegen vier Uhr nachmittags fuhren wir an Bord zurück, in Begleitung des Maharadschah. Er besah voll Interesse das Schiff, ließ sich unsere Kruppschen 15 Cent. Geschütze erklären und auf seinen Wunsch wurde ihm auch ein kurzes Gewehrexercitium vorgeführt.

Unter den rauschenden Klängen unserer Musik verließ der Fürst die „Hertha", die ihn nochmals mit einundzwanzig Schuß salutirte. Es dunkelte schon, als wir wieder Anker auf gingen, und bald warf die Schraube bei ihren gleichförmigen Bewegungen auf dem Rückwege nach Singapur das von Myriaden leuchtender Punkte zauberisch erhellte Wasser nach hinten, während am Bug des Schiffes ein beständiger Sprühregen feurigen Wassers hoch aufspritzte und die Nacht erhellte.

Wir hatten noch einmal Gelegenheit, mit dem Maharadschah zusammen zu kommen. Kaisers Geburtstag war angebrochen. Alle auf der Rhede von Singapur liegenden Kriegsschiffe, sowie die deutschen Handelsschiffe hatten über die Toppen geflaggt. Wir hatten alle Deutschen Singapurs und die Kapitäne der deutschen Schiffe zur gemeinsamen Feier an Bord geladen und die meisten waren der Einladung schon zum vormittags stattfindenden Festgottesdienst gefolgt. Um zwölf Uhr mittags brachte der Kommandant vor versammelter Mannschaft und den anwesenden Gästen das Hoch auf Se. Majestät aus, und in den begeisterten Jubel von fünfhundert deutschen Kehlen mischte sich der mächtige Donner deutscher, englischer und österreichischer Geschütze. Das Achterdeck der „Hertha" war durch Flaggen und Waffen dekorirt und in einen Saal verwandelt worden, wo nach der offiziellen Feier ein gemeinschaftliches Frühstück eingenommen wurde, von dem wohl alle Gäste die Ueberzeugung mitnahmen, daß guter Rheinwein auch unterm Aequator nichts vom edlen Feuer einbüßt. Diesen Theil des Festes verherrlichte der Maharadschah auf einige Zeit mit seiner persönlichen Anwesenheit, indem er mit einem englischen Kanonenboot längsseit kam und sich zu uns an Bord begab, um dem Kommandanten seine Wünsche für das Wohl unsers Heldenkaisers selbst zu übermitteln.

Dr. Koeniger.

Digitized by Google

Tuvia Panti.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Bei Durchlesung eines der älteren Jahrgänge des Daheim treffe ich unter obigem Titel*) die Geschichte eines seltsamen Zigeuners, die mich aufs lebhafteste interessirt. Denn indem ich mich einer Scene aus meiner Jugend erinnere, möchte ich jubelnd ausrufen: „Das war Tuvia Panti und kein anderer!“

Ich war damals Rechnungsführer auf einer großen Herrschaft in Westpreußen, zu der vier Dörfer und eben so viel Güter, mehrere Vorwerke und ein gewaltiger Forst gehörten. Es war in der Zeit, wo dort die Separation und Gemeinheitstheilung der gutsherrlichen und bäuerlichen Felder und die Regulirung dieser ganzen Verhältnisse ausgeführt wurde. Wie überall, war auch dort eine Unmasse Berechnungen, Streitsachen und Prozesse aus diesem Verfahren entstanden, und ich saß eines Nachmittags in dem Zimmer meines sehr reichen Gutsherrn mit demselben zusammen bei einer höchst schwierigen Berechnung, ohne zu einem Resultat gelangen zu können. Also sicher beide in keiner sehr erbaulichen Stimmung.

Da hebt plötzlich im Vorzimmer eine Geige an, und wenn schon im ersten Augenblick über die plötzliche unwillkommene Störung aufgebracht, fesselt uns, die wir glücklicher Weise beide große Musikfreunde waren, die Seltsamkeit dieser Musik dermaßen, daß wir sprachlos bis zu Ende lauschen und kaum zu athmen wagen. Was war das für eine Musik? Es war zuerst wie Marschmusik der Regimenter, dann kamen Schlachten, man hörte den Donner der Geschütze und das Prasseln des Kleingewehrfeuers. Man hörte das Wehklagen der Verwundeten und das Aechzen der Sterbenden, und schließlich verschwamm alles in ein leises Gebet, so daß uns unwillkürlich die Augen übergegangen waren. Erst nachdem die Musik zu Ende und wir uns einigermaßen gefaßt hatten, stürzten wir zugleich wie auf Verabredung zur Thür, um uns den Meister solcher Töne anzusehen.

Und was sahen wir vor uns? Eine hohe schlanke Gestalt, kräftig, mit breiter Brust, aber mager, mit schönen ausdrucksvollen Gesichtszügen. Nicht mehr jung, aber sicherlich jünger, als seine vom Wetter und durch das Schicksal gefalteten Züge verriethen. Gekleidet in einen kurzen, fuchsig gewordenen Sammetrock; nicht blos defekt, sondern vollkommen zerlumpt stand er vor uns mit der Haltung eines Gardeoffiziers. Lange war der Gutsherr vor Ueberraschung keines Wortes mächtig.

„Kommen Sie hier zu uns ins Zimmer,“ war endlich seine Anrede, und mit dem Anstand eines wahren Gentleman folgte der Künstler dieser Einladung, fing auch sofort aufs neue zu spielen an.

Wilde Phantasieen waren es, die ihn seiner Umgebung wohl ganz entzogen. Seine Augen blitzten und sein einziger Bogen ersetzte ein ganzes Chor Geigen. Wild rauschte es wie das Brausen des Sturms durch den Wald dahin, und dann wieder säuselte silberhell das Rieseln der Quelle, so daß wir bald von Entsetzen bald von Wehmuth ergriffen wurden und nach Beendigung des zweiten Stückes noch viel mehr erschüttert waren, als nach der des ersten.

„Und nun, mein Herr,“ begann der Gutsherr, „frage ich Sie: was veranlaßt Sie, in diesem Ihrer ganz unwürdigen Anzug bei mir zu konzertiren? Ist das eine Wette, eine Laune, oder was haben Sie vor und wer sind Sie? Nachdem Sie uns derartig durch Ihre Kunst entzückt haben, müssen Sie mir diese Frage gestatten und wenn möglich beantworten.“

Gern, das sah man deutlich, beantwortete er diese Anrede nicht; doch mit einem tiefen Seufzer hub er an:

„Ich bin ein Kind des Waldes; namenlos in die Welt getreten, verschwinde ich eben so namenlos. Meine Stammesgenossen nennen mich je nach irgend einer Eigenschaft, welche ihnen bei mir hervorragend erscheint. Mein Vaterland ist die ganze Erde, in jedem Waldesdickicht bin ich zu Hause, und nur die Nahrung suche ich ab und zu unter Menschen. In Beziehung auf Kleidung bin ich Philosoph, und da ich keine Schätze sammle, obgleich man mich mitunter reichlich honorirt, so ist dieselbe für den Salon allerdings nicht geeignet. Ich habe nur eine Leidenschaft, für die ich lebe, und das ist meine Geige. Aber auch diese ist so wie ich nur für den Wald geschaffen. Auch diese entwickelt ihre ganze Pracht, ihre volle Hoheit erst in der Einsamkeit des Walddickichts. In jedem Zimmer wird sie verkümmert durch die Wände, durch die drückende Zimmerluft.“

„Und Sie wollen mir einreden, daß Sie ein Zigeuner sind?“ sprach kopfschüttelnd der Gutsherr. „Lernt man in den Wäldern Ungarns und Spaniens etwa ein Auftreten, wie es Ihnen eigen ist, womit Sie in der vornehmsten Gesellschaft ebenbürtig erscheinen würden? Nie und nimmermehr können Sie mich dies glauben machen wollen.“

Gesenkten Blicks und mit wahrhaft melancholischen Gesichtszügen stand unser Virtuose da.

„Sie haben dort einen schönen Flügel,“ lenkte er die Unterhaltung von dem ihm unliebsamen Thema geschickt ab, „ich spiele gerne mal zu einem solchen, und wenn Sie mich als Begleiter annehmen wollen, so bitte ich, irgend etwas vorzutragen.“

Der Gutsherr, welcher nur wenige Terzstücke spielte, winkte mir, und ich mußte, obgleich zagend, einige Sachen vortragen. Seine Begleitung war vollkommen eben so meisterhaft wie sein übriges Spiel. Der Sehnsuchtswalzer von Beethoven und die Variationen darüber fanden augenscheinlich seinen Beifall, denn er bat mich, den Walzer noch einmal zu wiederholen. Und dann spielte er ihn allein, aber so wunderschön, daß wir entzückt den Tönen lauschten.

„Und lernt man solches Spiel und solche Notenkenntniß auch in den Wäldern?“ inquirirte mein Gutsherr weiter.

„Ich habe nie eine Note gekannt und kenne heute noch keine. Der Zigeuner hört von Jugend auf Musik. Die Weisen der Alten spielt er nach und bildet sich dann selbst weiter aus. Er spielt nur, was der Geist ihm eingibt.“

Inzwischen hatte der Diener Ungarwein gebracht, und wir stießen mit unserem Helden an, was er mit dem feinsten Anstand that. Jedoch nur ein Glas trank er und ließ sich nicht bewegen, das zweite auch nur mit den Lippen zu berühren.

„Und wenn Sie wirklich augenblicklich in bedrängte Lage gerathen sind,“ hub mein Gutsherr nochmals an, „wie dies ja trotz Ihrer hohen Künstlerschaft immerhin möglich ist, so gestatten Sie mir, Ihnen ein Anerbieten zu machen; bleiben Sie bei mir. Sie sollen sofort mit allem, was Ihnen fehlt, angemessen versorgt werden. Sie sollen bei mir wohnen, an meiner Tafel speisen und ein namhaftes Gehalt beziehen. Sie können in meinem Wald, der groß ist, sich Tage, Wochen lang tummeln, so viel Sie mögen. Und wenn die alte Wanderlust Sie ergreift, sollen Sie Urlaub haben, so lange Sie wollen. Nur festen Wohnsitz sollen Sie hier bei mir nehmen und von Zeit zu Zeit mich durch Ihr seltenes, nie gehörtes Spiel entzücken. Sie sind ja schon jetzt kein Jüngling mehr, das sieht man sehr wohl, und wenn Sie älter werden, so stellen sich Krankheiten, Körperschwäche ein, und dann können Sie ein Leben, wie Sie es schildern, doch nicht fortsetzen. Soll das Elend Sie dann ereilen und vielleicht rohe Menschen Sie wie jeden anderen Herumtreiber behandeln! Nehmen Sie mein Anerbieten an!“

„Der Zigeuner ist gegen die Einflüsse der Witterung von Jugend an abgehärtet,“ erwiderte der Künstler. „Krankheit kennt derselbe nicht, und wird er älter und das Klima im Norden ihm zu rauh, so zieht er dem Süden zu. Einen Trunk bietet jede Quelle ihm am Wege, und ein Stückchen Brot verdient er mit der Geige überall. Weiter bedarf er nichts. Im schönsten Palast und bei den köstlichsten Speisen würde er sehr bald elend verkümmern und auch seine Geige; sein Spiel würde den ganzen Werth verlieren. Nur in der freien Natur kann das Kind des Waldes leben und gedeihen, und nur dort kann es einst sein Leben beschließen, wozu sich überall ein ruhiges Plätzchen findet.“

*) Jahrgang I, S. 181 ff.: Mittheilungen aus den Akten, betr. den Zigeuner Tuvia Panti. Herausgegeben von Viktor v. Strauß.

Digitized by Google

Mäusebesuch im Sittichbauer. Originalzeichnung von Flinzer.

Digitized by Google

„So versprechen Sie mir wenigstens," eiferte mein Gutsherr nun schließlich, „daß Sie ab und zu mich besuchen wollen, daß ich nicht zum einzigen und letzten Mal Ihre wunderbare Musik gehört habe. Wenn Ihnen jede Gegend zu Ihren Streifereien gleich gilt, so können Sie es doch ohne Zweifel so einrichten, daß Sie uns, die wir sicherlich Ihre Kunst besser als viele andere zu würdigen verstehen, mitunter besuchen und uns noch öfter eine glückliche Stunde bereiten."

Damit händigte er dem Zigeuner drei Friedrichsd'or ein, welche derselbe mit einer Geste annahm, wie wenn ein Professor der französischen Sprache sein Honorar einzieht.

„Unser Schifflein treibt steuerlos bald dahin bald dorthin," sagte er, „und sollte das meine späterhin etwa nach hier getrieben werden, so will ich Sie wieder aufsuchen."

Damit empfahl sich unser Gast und ließ uns vollkommen betäubt zurück.

Das Zimmer mit seinen Rechnungen war für uns natürlich vollkommen unmöglich. Mein Gutsherr ging in den nahen Garten, und ich schlenderte der Brennerei zu, welche zu meinem Ressort gehörte. Auch dort fand ich keine Ruhe, und da es inzwischen dunkel geworden war, so ging ich ins Dorf, wo ich im Krug den seltsamen Mann noch zu finden hoffte. Nur sehen wollte ich ihn noch einmal. Dort aber und nirgends im Dorf hatte man ihn gesehen, und als ich durch den Garten nach Hause zurückkehrte, traf ich auf den noch promenirenden Gutsherrn, der mich mit einem: „Wo kommen Sie her?" aus meinen Träumereien riß.

„Ich habe das ganze Dorf nach ihm abgesucht; aber niemand hat ihn gesehen," antwortete ich traurig.

„Und was sagen Sie zu dieser Erscheinung?" fragte derselbe, mich gespannt anblickend.

„Ich möchte am liebsten alles im Stich lassen," war meine aufrichtige Antwort, „und mit ihm in den Wald gehen; aber ich bin fest überzeugt, daß er es vollkommen in seiner Gewalt hätte, mich wahnsinnig zu machen."

„Sie haben in der That Recht," meinte der alte Herr sinnend, „der Mann hat auch mich vollständig außer Fassung gebracht, und ich werde ihn lange nicht mehr los werden."

Nie aber sahen wir ihn wieder.

Heute aber steht es fest bei mir: das war Tuvia Panti.

A. Schmidt.

Am Familientische.

Bücherschau. XXXIII.

Die Genfer Konvention. Gekrönte Preisschrift von Dr. C. Lueder. Erlangen, 1876. Verlag von Eduard Besold. 444 S. Mit sechs Uebersichts- und Vergleichungstabellen. Preis: 12 Mark.

Ein im eminentesten Sinn des Wortes völkerrechtliches und gleichzeitig humanitäres Werk, ein Werk, bestimmt für den Frieden inmitten des Krieges, der Barmherzigkeit inmitten der Greuel der Verwüstung, ein Werk, geeignet, tausende von Thränen zu trocknen, in den Palast wie in die Hütte Trost und Hoffnung zu tragen, ein solches Werk ist das oben genannte. Aber wie der Verfasser es verstanden hat, der Humanität jeden möglichen Gesichtspunkt abzugewinnen, so hat er auf der andern Seite auch nicht unterlassen, allen übertriebenen und schwärmerischen Idealismus zurückzuweisen, und hat mit vollem Recht daran erinnert, daß die Humanität nicht so weit geübt werden dürfe, daß sie die Zwecke des Krieges ernstlich gefährde, weil sie entgegengesetzten Falles Gefahr laufen würde, auf einen untergeordneten Standpunkt zurückgedrängt zu werden.

Das große Werk zerfällt in zwei Theile, einen historischen und einen dogmatisch-kritischen. Der erste Theil gibt die Genfer Konvention in ihrer Entstehung und weitern Entwicklung, der zweite prüft ihre Bestimmungen an der Hand der im großen Kriege 1870—71 gemachten Erfahrungen und bietet Vorschläge zur Verbesserung unhaltbar erscheinender Bestimmungen.

Das Werk beginnt mit dem Satz, daß mit der Anschauung des Alterthums: „Füge dem Feinde so viel Schaden als nur möglich zu", ernstlich gebrochen und an seine Stelle der Satz getreten sei: „Füge ihm nur so viel Schaden zu, als der Zweck des Krieges dies nothwendig macht." Hieran reiht sich der weitere Satz, daß nur die Staaten, nicht die Privaten sich als Feinde gegenüberstehen, und hieraus ergibt sich von selbst der Schluß, daß verwundete und kranke Krieger mit dem Augenblick der Kampfunfähigkeit dem feindlichen Verhältniß entrückt sind und auch von gegnerischer Seite wie eigene Landeskinder behandelt werden müssen. Um das letztere zu erreichen, macht der dritte Satz sich geltend: „Die Lazarethe, Verbandplätze, Aerzte, Wärter und Geistlichen sind neutral."

Diese der Genfer Konvention zu Grunde liegenden und durch sie zum internationalen Gesetz erhobenen Gedanken sind, wie wir aus dem historischen Theil erfahren, keineswegs erst der Humanität des laufenden Jahrhunderts entsprungen. Sie sind viel ältern Datums und spiegeln sich innerhalb der letzten drei Jahrhunderte, wenn auch in abweichender Form, in einer großen Reihe von Spezialverträgen zwischen kriegführenden Mächten wieder, so daß innerhalb dieser Zeit Deutschland-Oesterreich allein 203, Frankreich 187 derartige Verträge aufzuweisen haben. Das 18. Jahrhundert war am fruchtbarsten; dann aber trat Ende desselben, Anfang des 19. und sogar noch im Krimkrieg und in den letzten amerikanischen und italienisch-österreichischen Kriegen eine merkwürdige Erschlaffung ein, bis im Jahre 1862 die Schrift im „Souvenir de Solférino" von Heinrich Dunant in Genf erschien, welche aus den eigenen Erlebnissen des Verfassers nachwies, welch maßloses Elend hätte vermieden werden können, und die Genfer Gemeinnützige Gesellschaft bewog, die angeregte Idee zu der ihrigen zu machen. Die Bahn war gebrochen. Dunant und der Präsident der Gesellschaft, der schweizerische General Dufour, wendeten sich an die Höfe Europas und fanden fast überall ein geneigtes Ohr, besonders bei Königin Augusta von Preußen, der jetzigen deutschen Kaiserin, die, von glühendem Eifer beseelt, bis auf den heutigen Tag dem hehren Gedanken alle ihre Kräfte gewidmet hat. So kam die internationale Konferenz am 26. Oktober 1863 in Genf zu Stande. Den Bemühungen der aus dieser Konferenz hervorgegangenen Hilfsausschüsse folgte der Genfer internationale Kongreß in den Tagen des 8.—22. August 1864, welchem die später zum völkerrechtlichen Gesetz erhobene Genfer Konvention entsprang. Um dem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen, erwähnen wir die wichtigsten Grundzüge der Konvention: Neutralität der Lazarethe, des Lazarethpersonals und dessen Privateigenthums, die Befugniß des Personals bei den Lazarethen zu bleiben oder seinen Truppen sich anzuschließen, Schonung der Landbewohner, welche den Verwundeten zu Hilfe kommen, Befreiung von Einquartirung und Kontributionen für diejenigen, welche Verwundete in ihrem Hause pflegen, Verpflegung der Verwundeten ohne Unterschied der Nationalität, Zurücksendung der Dienstunfähigen in die Heimat, Annahme einer gemeinsamen Fahne und Armbinde mit rothem Kreuz auf weißem Grunde.

Nachdem Oesterreich, das sich bis dahin stets auf das Genügende seiner heimischen Einrichtungen bezogen hatte, in Folge der Erfahrungen von Sadowa der Konvention auch beigetreten war, fand zunächst in Berlin unter Langenbecks Vorsitz eine Konferenz zur Verbesserung der Konvention statt, welcher die Pariser Konferenz (eine freie Berathung, kein Kongreß) im August 1867 folgte. Es interessirt, was der Verfasser (S. 185) über die Betheiligung der Franzosen bei dieser Konferenz sagt. Er konstatirt, daß die Hauptabsicht der französischen Mitglieder darauf gerichtet gewesen sei, die Genfer Konvention in eine Pariser zu verwandeln. So habe in einer der Konferenz vorangegangenen Kommissionssitzung ein französisches Mitglied ein Exposé verlesen, worin allen Ernstes die Ansicht vertreten gewesen, daß bei dem nur der Zeit nach noch zweifelhaften Kriege zwischen Frankreich und Deutschland die Schweiz sofort von Frankreich okkupirt werden, Genf somit als Centralpunkt ungeeignet sein würde, während Paris immer im Stande sein werde, die Verbindung mit den neutralen Mächten aufrecht zu erhalten!! Man sieht, Hochmuth kommt vor dem Fall.

Im Oktober 1868 kam auf italienische Anregung der zweite Kongreß in Genf zu Stande, in welchem die Ausdehnung der Konvention auf den Seekrieg beschlossen wurde. Dann störte der große deutsch-französische Krieg die weitere Entwicklung, bis auf Anregung Rußlands im Jahre 1874 die Brüsseler Konferenz zu Stande kam, welche, obgleich sie nur einen berathenden Charakter trug, doch unschätzbares Material zu einer spätern Revision der Genfer Verträge lieferte. Der Verfasser konstatirt (S. 258), daß Rußland und Deutschland unablässig an einer Verbesserung arbeiten, während eine Großmacht, der Verfasser nennt sie nicht, beharrlich zu opponiren scheine. So weit der historische Theil des großen Werks.

Was den kritisch-dogmatischen Theil anlangt, so konstatirt der Verfasser zunächst, daß leider der große Krieg recht ungünstige Erfahrungen geliefert habe. Wir ersehen, daß die Konvention auf französischer Seite eigentlich so gut wie nicht bekannt war. Größtentheils hatten weder die Offiziere noch die Soldaten, ja nicht einmal die Aerzte eine Ahnung von ihrer Existenz. So konnte es denn nicht anders kommen, als daß seitens der Franzosen die eklatantesten Verletzungen der Konvention begangen wurden. Abgesehen von dem häufigen Schießen auf Parlamentäre, konstatirt der Verfasser S. 276 unter Bezugnahme auf das Zeugniß des Schweizerarztes Dr. Burkhardt und der Bismarckschen Depesche vom 17. Februar 1871 den Fall, daß ein französischer Militärarzt in den Wäldern von Orleans viele preußische Gefangene mit dem Revolver eigenhändig erschossen habe. Der Verfasser vergißt übrigens nicht, die wenn auch in weit geringerem Grade vorgekommenen Verletzungen der Konvention deutscherseits hervorzuheben.

Sodann ergeht sich der Verfasser über den häufig betriebenen Mißbrauch der Armbinde sowohl durch Nichttragen als durch unberechtigtes Tragen. Er erzählt, daß an manchen Orten, nachdem noch inmitten des Krieges im August 1870 französischerseits die Konvention publizirt worden war, alle Häuser einer Ortschaft, alle Bewohner, ja sogar die Pferde mit dem rothen Kreuz versehen worden seien, wie denn die Francstireurs sie beim Rückzug schleunigst aus der Tasche gezogen hätten, und erinnert daran, daß Bourbaki durch gleiche Täuschung einen

Digitized by Google

Ausgang aus Metz gefunden habe. Auch deutscherseits seien gleiche Mißbräuche zu beklagen gewesen und namentlich bei den Spekulanten und Lieferanten vorgekommen.

Andrerseits sei das Kreuz häufig von den Franzosen nicht geachtet worden, man habe auf Aerzte und Träger vielfach geschossen, und zwischen Duigny und Givonne sei sogar eine Ambulanz von den Franzosen als Deckung und zum Vorgehen benutzt worden.

Auf Grund dieser Thatsachen kommt der Verfasser zu der Vorfrage, ob die Konvention überhaupt beizubehalten oder ob es nicht besser sei, alles den Reglements und Instruktionen des Militärs zu überlassen. Der Verfasser entscheidet sich aber für ihre Beibehaltung. Er hebt hervor, daß trotz aller militärischer Unbequemlichkeiten, ja Gefahren durch Mißbrauch und Spionage das entsetzliche Elend des Schlachtfeldes wesentlich gelindert worden sei, daß der große Krieg mit seltener Erbitterung geführt worden und auch manch guter Erfolg zu registriren sei. Aber der Verfasser verlangt Umgestaltung der Konvention durch Revision und betont zunächst, daß dem Kriege der natürliche Vorrang gebühre und die Konvention, um sich insbesondere die Sympathie der Heerführer zu gewinnen, die Kriegszwecke nicht lähmen dürfe. Der Humanität sei nur so viel Raum zu bewilligen, als der Kriegszweck dies gestatte: „Das Schlachtfeld ist besät mit unzähligen Verstümmelten, furchtbar nach Hilfe Jammernden des eigenen wie des fremden Heeres. Aber die Entscheidung des Tages fordert ein massenhaftes Vorgehen der Reiterei. Die Massen stürmen über die Röchelnden, die Jammernden, niedertretend und zerstampfend, was ihren Weg bedeckt. Und doch, der wäre nicht nur ein schlechter Kommandirender, der Umwege eintreten lassen und den richtigen Augenblick versäumen würde, sondern er wäre ganz einfach ein pflichtvergessener Verräther am Vaterlande!“ (S. 300.)

Der Verfasser geht nun auf die einzelnen Vorschläge zur Verbesserung ein und wendet sich zunächst dem Hauptthema zu, der Behandlung der Verwundeten. Er hebt aus dem großen Kriege die vielfach konstatirte bestialische Liebhaberei der Turkos hervor, die den gefangenen verwundeten Deutschen mit den Fingern die Augen aus dem Kopf gedrückt, ihnen die Ohren und den Kopf abgeschnitten haben; er verweist auf die Abneigung der französischen Behörden, die fremden Verwundeten wie die eigenen zu verpflegen; er betont den Hunger, die Kälte, die Beraubungen und verlangt präzisere Fassung der Konvention für die feindlichen Verwundeten. Dann wendet er sich zu den Hyänen des Schlachtfeldes: „Es wird — der Stiefel von dem furchtbar geschwollenen Bein, der Rock über die ihn hemmenden Knochensplitter des zerschmetterten Armes hinweg, der Finger mit dem fest daran sitzenden Ring abgeschnitten. Entringt der Brust des Gequälten sich zu lauter Schmerzensschrei, so wird er für immer stumm gemacht. Richtet sich der entsetzte bittende Blick des Opfers auf den Räuber, so daß dieser ein späteres Wiedererkennen fürchtet, so sorgen zwei Stiche dafür, daß kein weiteres Blicken möglich ist (S 320).“

Der Verfasser verlangt weiter eine geordnete Todtenschau unter Hinweis auf die vorgekommenen Fälle des entsetzlichen Lebendigbegrabenwerdens, woran der Befund später geöffneter Gräber leider keinen Zweifel lasse, sodann tief angelegte Bestattungen, um Verpestungen der Luft zu vermeiden, und eine größere Sorge für die Feststellung der Identität der Gefallenen unter Erwähnung des Umstandes, daß 1868 aus dem österreichisch-preußischen Krieg von 1866 noch 12,000 Oesterreicher und 700 Preußen vermißt worden seien.

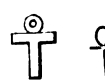
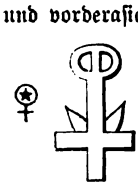
Für alle diese Punkte verlangt der Verfasser einen Platz bei der Revision und unterzieht dann die Bestimmung der Genfer Konvention, betreffend die Entlassung feindlicher Verwundeter, mit Rücksicht auf die damit verbundenen Gefahren und die zahlreichen Brüche des Ehrenworts französischerseits einer eingehenden Besprechung.

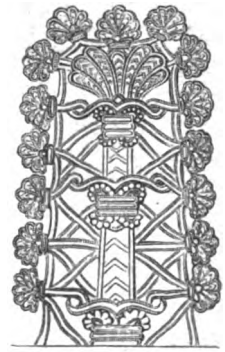
Der Verfasser verlangt ferner, abweichend von der Genfer Konvention, ein Verbleiben des Sanitätspersonals bei den Verwundeten und ein Verbot, dieselben zu verlassen und sich den Truppen anzuschließen, so lange die Verwundeten der Hilfe bedürfen; weiterhin eine enge Verbindung zwischen der freiwilligen Hilfe und der amtlichen, damit nicht, wie dies so häufig geschehen sei, die freiwillige Hilfe zu Störungen der militärischen Maßregeln und Erschwerung der Kriegszwecke führen könne. Rücksichtlich der Unterscheidungszeichen schlägt das Werk vor, daß die Armbinden nur von Staats wegen und nicht durch Privatindustrie gefertigt werden sollten und der berechtigte Träger der Binde mit einem auf eine bestimmte Person lautenden amtlichen Certifikat, das ein Signalement enthalte, zu seiner Legitimation versehen werden müsse. Von der Hilfe der Landbewohner nach der Schlacht will der Verfasser im Gegensatz zur Konvention aus dem Grunde möglichst abstehen, weil gerade dieser Theil der Bevölkerung das größte Kontingent für die Hyänen der Schlachtfelder geliefert habe; dagegen hält er Aufruf und Appell an dieselben zur häuslichen Pflege unter dem Versprechen möglichster Verschonung mit Kriegslasten für eben so empfehlenswerth wie den Unterricht der Soldaten über die Konvention und die ausdrückliche Publikation und Verbreitung derselben in den kriegsbedrohten Gegenden. Nach einer Betrachtung der Ausdehnung der Konvention auf den Seekrieg und der Bestrafung der Uebertreter der Konvention durch den Heimatsstaat, endlich der Behandlungen der Kriegsgefangenen schließt der Verfasser sein bedeutsames Werk mit Vorschlägen rücksichtlich der Fassung der späteren Revision und fügt sechs Uebersichts- und Vergleichungstabellen hinzu.

Es kann nicht fehlen, daß das Werk in allen kompetenten Kreisen — das große Publikum nicht ausgeschlossen — die hehre und heilige Idee, welche das rothe Kreuz auf seinem Titelblatt kennzeichnet, ihrem endlichen Abschluß wesentlich näher führen wird. G. E.

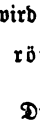
Otto Zöckler, Das Kreuz Christi. Religionshistorische und kirchlich-archäologische Untersuchungen. Gütersloh, C. Bertelsmann. 484 S. Preis: 8 Mark.

Neuerdings findet bei geschichtlichen und kulturhistorischen Einzelarbeiten jene nicht ohne Grund beliebte Methode Eingang, die man einen Längsschnitt durch die Geschichte nennen könnte. Ein interessanter viel behandelter Gegenstand wird gewählt und als Faden benutzt, an den sich eine ganze Reihe bunter Perlen reihen läßt. Ist dieser Gegenstand im Mittelpunkt des Volkslebens oder der geistigen Entwicklung gelegen, so gestaltet sich eine solche Untersuchung zu einer einseitigen — hier im guten Sinne verstanden — Universalgeschichte, die den Vortheil gewährt, vieles in den Kreis der Betrachtung ziehen zu können, ohne doch den Gang aufzuhalten oder abirren zu lassen. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, wird es den geneigten Leser nicht wundern, wenn Professor Zöckler über die Geschichte und Bedeutung des Kreuzes Christi ein dickes Buch von dreißig Bogen geschrieben hat. Das Kreuz ist der symbolische Mittelpunkt des Christenthums und dieses der Kern der abendländischen Entwicklung bis in die letzten Jahrhunderte, und somit führt der Verfasser unter seinem Titel bedeutende und zwar besonders interessante Theile von Kirchendogmen- kultur und Kunstgeschichte an uns vorüber.

Das Kreuz, das tiefbedeutsame Sinnbild der christlichen Religion, hat nicht allein innerhalb derselben eine religiöse Bedeutsamkeit; es spielt auch in vor- und außerchristlichen Zeiten eine Rolle. Hierbei soll natürlich von den Kreuzformen, die nur eine zufällige ästhetische Linienkombination bilden, abgesehen werden. In doppelter Bedeutung ist es nachzuweisen: Als Zeichen des Fluches und Zeichen des Segens. In die erstere Klasse gehört es als das sogenannte ägyptische Henkelkreuz  fälschlich Nilschlüssel genannt und als Planetenzeichen der Venus bei occidentalischen und vorderasiatischen Völkern (mit den Nebenformen ), welches im wesentlichen der ägyptischen Form gleich zu sein scheint. Aehnlich auf Münzen ägyptischer Ptolomäerkönige, sowie attischer Tattrachmen. Ob nicht auch hier das ägyptische Henkelkreuz als Symbol der ihre segnenden Strahlen auf die Erde herabsendenden Sonne in Betracht zu ziehen ist?



Als ein kreuzgestaltiges Symbol assyrischen oder babylonischen Ursprungs darf der seltsame mystische Wunderbaum betrachtet werden, der sich auf zahlreichen Denkmälern des alten Ninive findet, und in dem man einen Zusammenhang mit dem alttestamentlichen Baum des Lebens erkennen will. Dunkel ist die Entstehung und Bedeutung des altbaktischen Labarumkreuzes, das sich durch überraschende Aehnlichkeit mit dem Labarum Konstantins auszeichnet.

Andererseits ist es ein Zeichen des Fluches. Es ist Hinrichtungsmittel und hat darin die Bedeutung der Schmach, daß der Gekreuzigte zum unverbrannten Hängenbleiben zum Fraße für die Thiere verurtheilt wird. Der Gebrauch dieser Todesart scheint auf phönizisch-semitischen Ursprung zu deuten. Es wird das  Kreuz angewendet. Die aus Karthago stammende römische Kreuzigungssitte weist zuerst das vierarmige nach. Die einfachste Form ist der aufrechtstehende Pfahl, kurzweg Baum oder Holz genannt. Verwandt hiermit ist der zum Todeswerkzeuge benutzte Spitzpfahl. Der Querbalken ist ursprünglich ein Peinigungsmittel für Sklaven, dann auch als Gabel, die über dem Rücken getragen wurde, eine entehrende Strafe. Aus beiden entsteht das Kreuz.

Das Kreuz auf Golgatha ist der Segen im Fluche — nach der biblischen Lehre.

In der nachapostolischen Zeit haben die Christen sich, wie gegen manche andere Anschuldigung, so auch gegen die zu vertheidigen, daß sie Kreuzesanbeter seien. Minucius Felix erwidert, daß sie, die Christen, die Kreuze weder verehren noch auch wünschen, und daß, wer sie

Digitized by Google

für Kreuzesanbeter halte, sich zum Mitschuldigen mache, wobei er auf die auch aus Holz gefertigten Pallas- und Ceresbilder hinweist. Daß indessen eine Verehrung des Symbols stattfand, ist zu ersehen aus dem Beginn der Sitte des Kreuzschlagens und dem Suchen nach sogenannten versteckten Kreuzen, d. h. nach allerlei vorchristlichen Typen, durch welche die Messianität des Kreuzes bewiesen werden sollte. Auch der Buchstabe X und das Ankerkreuz ge-

hören in die Zahl der versteckten Kreuze.

Konstantins Kreuzesvision ist der Ausgangspunkt für die sinnlich äußerliche Kreuzesverehrung. In eben diese Zeit fällt die Wallfahrt Helenas zum heiligen Grabe (326) und die angebliche Auffindung des echten Kreuzes, wobei höchstens dies als Thatsache zu bezeichnen ist, daß man nachgrub und alte Holzreste fand, die sogleich als heilige Reliquien verehrt wurden.

Die Geschichte des Kreuzes im Mittelalter wird unter folgenden Gesichtspunkten behandelt: a. Erprobung der Macht des Kreuzes. Hier wird der Kreuzzüge und der Entstehung der geistlichen Ritterorden unter den verschiedenen Gestalten des Kreuzessymbols gedacht. Bezeichnend ist die Entstehung des Reichsapfels einer mit dem Kreuze gekrönten Kugel als Zeichen der Verpflichtung allzeit Mehrer des Reiches zu sein, durch welches jüngere Symbol das Labarum Konstantins verdrängt wird. b. Die Verherrlichung der Würde des Kreuzes im Cultus der Kirche. Neben einem vielfachen Gebrauche des durch Bewegung gebildeten Kreuzeszeichens geht eine bildliche Darstellung. Es unterscheiden sich das gemeine Kreuz

das byzantinische Patriarchen- oder lotharingische

das päpstliche

Das orientalische

und das Kirchenkreuz der Russen

Es gehören hierher die Jahresfeste der Kreuzerhöhung, der Kreuzauffindung und der Kreuzanbetung um Mitfasten. c. Die Entfaltung der Schönheit des Kreuzes führt in die Kunstgeschichte. Es wird der Bedeutung des Kreuzessymbols, besonders in der gothischen Architektur, in der Ornamentation der Plastik und Malerei gedacht; nicht weniger einer überaus reichen Lyrik, welche die Schönheiten des Kreuzes verherrlicht. Besonders auch in den Marienklagen oder Disputen zwischen Maria und dem heiligen Kreuze einer der frühesten und einfachsten Formen des ernsteren geistlichen Drama wird dieser Stoff sehr angelegentlich und mit ergreifender Wirkung behandelt. Hier eine Probe aus einer altenglischen Marienklage: Maria: „Kreuz, Du bist meines Sohnes schlimme Stiefmutter, so hoch hast Du ihn hinaufgehängt, daß ich nicht einmal seine Füße küssen kann! Kreuz, Du bist mein Todfeind; Du hast mir erschlagen mein blaues Vögelein.“ Worauf Sankta Crux antwortet: „Frau, Dir danke ich meine Ehre, Deine herrliche Frucht, die ich jetzt trage, strahlt in rothem Blute. Nicht für Dich allein, nein, um die ganze Welt zu retten, erblühte diese köstliche Blume in Dir ꝛc.“ d. Der Nachempfindung der Schmerzen des Kreuzes widmet sich die Askese. Es ist dies nicht allein ein andächtiges Sichversenken in das Geheimniß der Erlösung, sondern Reproduktion der Kreuzesschmerzen am eigenen Körper. Die Selbstgeißelung ist eine Erfindung abendländischer Askese. Sie erscheint um die Mitte des 11. Jahrhunderts im Schoße des Benediktiner- und Camaldulenserordens. Andere Askesen bestanden im Einschneiden von Kreuzeszeichen, im Umtragen schwerer verwundender Kreuze, Dornenkrönungen ꝛc. Es wurde für solche Selbstpeinigung geradezu die Bezeichnung Ecce homo gebraucht. Bis zur acutesten Krankheitsform gesteigert und länger als sechs Jahrhunderte eine epidemisch bleibende Krankheit bildend ist die Stigmatisation. Aus Mißverständniß von Gal. 6, 17 entstanden, wird sie als ein besonderer Gnadenlohn betrachtet, womit der Heiland das beharrliche Sehnen nach völliger Gleichgestaltung mit den Wirkungen seiner Passion krönt — ähnlich den Begnadigungen mit Ekstasen u. dgl. Allfreitaglich wiederholte glutvolle Passionsandachten, vielleicht begleitet von gewaltsamen Mortifikationen oder „Disciplinen“ mögen in der Regel die Einleitung zu den psychisch-somatischen Affektionen gebildet haben, deren völlige Ausgestaltung letztlich in dem andauernden Krankheitszustande der Stigmen zu Tage trat. Doch findet sich mancher Nachweis betrüglicher Stigmatisation.

e. Die Ergründung der Tiefen des Kreuzes ist Gegenstand der Mystik. Diese will nicht in äußerer Nachbildung, wie die Askese, sondern in Vertiefung der Andacht, in demüthig duldendem Wandel, in gottseligem Leben und Leiden das Kreuz Christi darstellen.

In der reformatorischen Theologie und Kirche wird das Kreuz in seiner Bedeutung vergeistigt. Es bedeutet entweder die Summa der christlichen Lehre, mit besonderer Hinweisung auf die von der protestantischen Kirche vertretene Gnadenlehre oder die Leiden, die der Christ in der Nachfolge Christi auf sich zu nehmen hat.

Auch der kultische Gebrauch des Kreuzes wird umgestaltet. Die lutherische Kirche geht am konservativsten vor. Gegen den Mißbrauch eifert Luther mit lebhaften Worten: „Derhalben wollte ich, daß man alle Kreuze umstürzete, die also geschwitzt und geblutet haben, damit denn die Wallfahrten und das Geplärr aufkommen ist, das solchen großen Irthum und Jammer angerichtet hat. Daß man das heilige Kreuz wolle mit Füßen treten, das wär' nicht gut. Daß man's ehrt, ist wohl fein ꝛc.“ Unerbittlich streng gehen die Reformirten gegen jeglichen Gebrauch von Bildern und Symbolen vor.

Die Verfolgung der Idee des Kreuzes in der neueren Kunst, religiösen Dichtung und Spekulation führt bis in die Gegenwart; der letzte Abschnitt: Das Kreuz die Gegenwart und Zukunft der Kirche über diese hinaus.

Der geneigte Leser wird aus dieser summarischen Uebersicht wohl ersehen, ein wie weites und interessantes Gebiet sich unter dem Titel: „Geschichte des Kreuzes Christi“ aufthut. Max Allihn.

Wellensittiche.

(Zu dem Bilde auf S. 589.)

In der Vogelliebhaberei hat sich in den beiden letzten Jahrzehnten eine bedeutende Umwälzung vollzogen. Früher richteten die Liebhaber der gefiederten Welt ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die einheimischen Vögel, und man schätzte an ihnen in erster Reihe den Gesang. Wir brauchen hier nur an die Ruhlaer Finken zu erinnern, sowie an die leidenschaftliche Vorliebe, deren sich Nachtigall, Sprosser, Lerchen und Mönchgrasmücken erfreuten. Die Zucht dieser Vögel, die nur sehr selten und ausnahmsweise gelingt, kam nur bei wenigen Vogelfreunden in Frage. Seit man aber die Bemerkung gemacht hatte, daß sich die Zahl der Vögel in Deutschland bedeutend verringert habe und diesen Umstand zum Theil der Liebhaberei für gefangene Vögel zuschreiben zu müssen glaubte, trat in dieser Beziehung ein Umschlag ein. Vielfach nahmen sich die Regierungen der einheimischen Vögel an und verboten das Einfangen und Feilhalten der Vögel, wodurch dann die Beschaffung derselben schwierig wurde. Die Freunde des Vogelgesanges wurden mehr und mehr auf die leidigen Kanarienvögel zurückgedrängt und konnten an diesen, wenn sie nicht sehr hohe Preise für wirklich liebliche Sänger bezahlen konnten, nur wenig Freude finden. Gleichzeitig erfolgte von anderer Seite ein Anstoß in derselben Richtung. Seit die regelmäßige Dampfschifffahrt fast den ganzen Erdball umspannte, kamen die fremdländischen Vögel in immer größerer Zahl auf die europäischen Vogelmärkte und wurden dadurch so billig, daß sie auch von nur mäßig bemittelten Liebhabern erstanden werden konnten. Die meisten fremden Vögel singen nun aber entweder gar nicht oder doch nur so unbedeutend, daß niemand sie um des Gesanges willen kaufen und pflegen würde. Sie verdanken ihre Beliebtheit hauptsächlich ihrer Farbenpracht. Da viele von ihnen die Farbe je nach dem Alter und der Jahreszeit wechseln, so gewährt es ein besonderes Vergnügen, gerade diese „Verfärbung“ zu beobachten, und man bemüht sich daher in erster Reihe diese Vögel zum Brüten zu bewegen, und das um so mehr, da die meisten verhältnißmäßig leicht dazu schreiten.

Man kann ein hartnäckiger Freund des Vogelgesanges und damit der einheimischen Vögel sein und doch auch viel Freude an dem Familienleben finden, das diese stummen Fremdlinge so niedlich vor den Augen des Beobachters entfalten. Nistende Elsterchen, Zebrafinken ꝛc. gewähren in der That ein allerliebstes Bild und können ihren Besitzer einigermaßen damit aussöhnen, daß die Natur ihnen den Gesang versagte.

Ganz besonders beliebt sind in jüngster Zeit die Wellensittiche (Melopsittacus undulatus) geworden. Kaum zwanzig Jahre ist es her, seit diese niedlichen Vögel zuerst aus ihrer Heimat Australien nach England gebracht wurden, und gegenwärtig sind sie schon so gemein, daß man das Paar für 12—24 Mark erwerben kann. Die Leichtigkeit, mit welcher diese Thierchen zum Nisten schreiten, ihre Fruchtbarkeit, sowie ihr gewandtes und anmuthiges Wesen haben sie vielfach zu Lieblingen der Vogelzüchter gemacht.

Der Wellensittich hat etwa die Größe eines Kanarienvogels, Stirn und Oberkopf sind schwefelgelb, die beiden Wangen und beide Seiten des Oberhalses zeigen je einen tiefblauen Fleck. Der Hinterkopf, der Rücken und die Flügeldecken sind gelblichgrün und zeigen schmale schwarze oder gelbe Wellenlinien. Brust, Bauch und Bürzel sind grasgrün.

Unser Bild zeigt uns eine Anzahl Wellensittiche in größter Aufregung. Eine ganze Mäusefamilie ist in die Vogelstube gedrungen und thut sich nun an dem für die Vögel bestimmten Futter bene. Während die Eltern tüchtig zugreifen, nascht die Jugend am Boden, und nur das Nestküken klammert sich, durch das Geschrei und das Flattern der entrüsteten Vögel ängstlich gemacht, bange an die Mama, die den empörten Hausbewohnern die scharfen Zähne weist. Diesen zu nahe zu kommen, werden die Vögel sich wohl hüten. Die frechen Eindringlinge wissen das und lassen sich daher in ihrer Mahlzeit nicht stören. —r—

Inhalt: Die Ferienreise. (Schluß.) Novelle von Junghans. — Künstler und Prophet. Kulturhistorische Skizze von B. L. Zu dem Bilde von Hermann Kaulbach. — Aus den Erlebnissen der deutschen Korvette „Hertha“. Von Dr. Koeniger. I. Beim Maharadschah von Dschohore. — Tuvia Panti. Von A. Schmidt. — Am Familientische: Bücherschau. XXXIII. — Wellensittiche. Zu dem Bilde von Flinzer.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 17. Juni 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. **1876. № 38.**

Die Wittwe des Wilderers.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Novelle aus dem Nachlaß von **Wolfgang Menzel.**

I. Die Marieneiche.

Ein Förster war von einem Wilderer erschossen worden. Seine Stelle wurde wieder besetzt durch einen noch jungen, aber wegen seiner Tüchtigkeit bestens empfohlenen Forstgehilfen, Leonhard Wohler, dessen Freude, zum erstenmal ein selbständiges Amt verwalten zu können, noch dadurch erhöht wurde, daß er seine Mutter, die Wittwe eines niedern Beamten in einem Landstädtchen, von der er bisher getrennt hatte leben müssen, zu sich nehmen konnte. Seine neue Wohnung war reizend gelegen, am Fuße der mit prächtigen Buchenwäldern gekrönten Berge, in der Nähe eines wohlhabenden Dorfes und fruchtreicher Gelände. Es war Frühsommer. Die Sonne glühte in den frischgewaschenen Fenstern des Försterhauses und malte die Kirschen im Garten noch röther.

Leonhard hatte eben seiner vor Vergnügen lächelnden Mutter einen schweren Korb voll Kirschen gepflückt, machte sich nun aber auf den Weg, um einen ihm noch unbekannten Theil des ihm anvertrauten Reviers zu beschreiten. Da es heiß war, nahm er ein paar Hände voll Kirschen in der Jagdtasche mit, küßte die gute Mutter und eilte festen und raschen Schrittes dem Walde zu, indem er eine lustige Weise pfiff.

Er folgte diesmal dem Rande des Buchenwaldes, der sich auf der Höhe über dem Dorfe hinzog und in dem von nahe und ferne der Kuckuck rief. Zuweilen kreischte ein Nußheher dazwischen, der vor dem Jäger floh. Dem aber war es in dieser Jahreszeit nicht um die Jagd zu thun, er wollte nur den Bestand des Waldreviers kennen lernen und fand großes Wohlgefallen an den aschgrauen, mit weißem Moos gefleckten Stämmen der kraftstolzen Buchen, deren Laub von der Sonne im herrlichsten Goldgrün glänzte und eben den Schatten einer seltsamen rosenfarbenen Beleuchtung auf die Erde warf.

An einer erhöhten Stelle des Waldrückens machten die Buchen einer ehrwürdigen uralten Eiche Platz, deren majestätische Größe dem Förster schon von fern in die Augen gefallen war. Als er ihr aber nahe kam, erblickte er am Fuße derselben zwischen ihren hervorstehenden Riesenwurzeln ein schlafendes Kind in ärmlicher Kleidung, aber von so zarten und edlen Zügen, daß er eine Weile stehen blieb und es mit Rührung betrachtete. Da fielen ihm die Kirschen in seiner Jagdtasche ein. Er nahm davon heraus und legte sie dem schlummernden Kinde in den Schoß. Aber wie leise auch seine Bewegung gewesen war, das Kind erwachte davon und blickte um sich her, jedoch ohne zu erschrecken, weil es überhaupt nicht schüchtern war, weil das Gesicht des ihm unbekannten Mannes so freundlich aussah und die Kirschen eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf seinen Appetit ausübten, denn das arme Kind war hungrig. „Darf ich?" frug es mit ein klein wenig Schelmerei, und hielt dem Förster eine Kirsche entgegen.

„Iß sie nur, liebes Kind," antwortete Leonhard, „sie gehören Dir, ich habe Dir sie alle geschenkt."

„Danke," sagte das Kind, und fing an mit großer Lust die saftvollen Kirschen eine nach der anderen in den Mund zu stecken.

„Wie heißt Du denn?" frug der Förster.

„Helene," antwortete die Kleine.

„Wem gehörst Du denn an?"

„Meiner Mutter."

„Wer ist denn Deine Mutter?"

„Die Marianne."

„So. Weiter nichts?"

Aber es war nichts mehr aus dem Kinde herauszubringen, weil es die Fragen des Försters noch nicht zu verstehen schien. Indes sah es ihn freundlich an und hielt ihm ein Paar noch am Stiele zusammenhängende Kirschen von besonderer Größe und Schönheit hin, indem es sagte: „Iß auch!" Der Förster aber kniete vor das Kind hin, nahm noch ein Paar Kirschen zu denen hinzu, die es ihm bot, und hing sie ihm um die Ohren, wie einen Schmuck. Und das waren sie auch, denn sie standen in ihrer feurigen Korallenfarbe der kleinen Helene zu ihren blonden Locken gar artig.

Digitized by Google

Während der Förster so beschäftigt war, rief eine Frauenstimme von fern des Kindes Namen, und bald zeigte sich eine dürftig gekleidete blasse Frau mit einem Bündel dürren Holzes auf dem Kopfe.

Der Förster stand auf, und als sie ihn sah, fuhr sie wie erschrocken zurück, faßte sich aber wieder und kam näher. Als sie nun auch die Kirschen erblickte, und das Kind, plötzlich geschwätzig geworden, ihr erzählte, der fremde Mann habe sie damit beschenkt, verbreitete sich ein mildes Lächeln über ihre von Elend gefurchten Züge, und mit einem dankbaren Blicke sagte sie:

„Dank Euch Gott, daß Ihr so lieb mit dem armen Kinde seid."

Leonhard achtete nicht viel auf sie, sondern beschäftigte sich immer noch mit dem Kinde, das er frug, ob es nicht mit ihm gehen wolle. Aber es schmiegte sich verlegen an die Mutter an.

„Ihr seid wohl der neue Herr Förster?" frug diese.

„Ja wohl," antwortete jener und nahm auf einmal eine Amtsmiene an, indem er frug: „Wie mögt Ihr das Kind so allein im Walde schlafen lassen, während Ihr Euch vielleicht weit von ihm entfernt?"

Da wies die Mutter lächelnd mit dem Finger auf ein kleines halbverwittertes Marienbildchen, welches oben am Eichenstamme hing, da wo seine ersten Aeste sich ausbreiteten.

„Seht da," sagte sie mit sanfter Stimme, „den himmlischen Schutz, Herr Förster. Man heißt den Baum die Marieneiche. Vor uralter Zeit ist einmal die Gottesmutter auf ihm erschienen, und seitdem kann niemandem ein Unglück begegnen, der unter dem Baume verweilt. Deswegen flüchten wir uns auch zu ihm bei schweren Gewittern, weil hier der Blitz nicht einschlagen kann."

Der Förster verzog ein wenig die Miene, aber plötzlich besann er sich wieder und blieb ernst, denn er wollte die Armuth nicht kränken.

„Ihr seid wohl recht arm?" frug er.

Die Frau schlug die Augen nieder und seufzte.

Der Förster griff in die Tasche und holte einen Gulden heraus, aber die Frau hielt ihm den Arm zurück, indem ihr Auge plötzlich aufflammte und ihre Blässe mit Roth übergossen wurde.

„Laßt das," sagte sie dann wieder sanft und bittend, „Ihr meint es gut, Herr Förster, aber ich stehe Gott sei Dank nicht im Almosen. Ich kann mir und dem Kinde das Brot verdienen."

„Nun, wie Ihr wollt," sagte der Förster, steckte etwas beschämt und ärgerlich den Gulden wieder ein und wollte gehen, gab aber doch dem hübschen Kinde noch die Hand, küßte es und sagte: „Behüt Euch Gott!"

Die Mutter ging mit dem Kind den Berg hinunter. Dem Förster aber begegnete, nachdem er kaum ein paar Schritte gethan hatte, der Waldschütz, welcher, nachdem er ihn mit dienstlicher Devotion gegrüßt hatte, zu ihm sagte: „Ihr habt da mit einer Person gesprochen, Herr Förster, die Ihr wahrscheinlich noch nicht kennt. Wenn ich Euch rathen darf, so laßt Euch nicht mit ihr ein. Es wäre um jeden Kreuzer schade, den Ihr ihr schenktet, und es würde den Leuten zum Aergerniß dienen, wenn Ihr nur ein Wort an sie verlört. Denn ihr Mann, der jetzt im Zuchthause sitzt, der war's, der den alten Förster, meinen vorigen Herrn, erschossen hat. Weiß Gott, was die Herren in der Stadt jetzt machen, daß sie keine Justiz mehr pflegen wie ehedem, und daß ein so heilloser Wilderer, nachdem er einen Mord begangen hat, doch nur ins Zuchthaus gesprochen wird."

„Schade um das hübsche Kind," sagte Leonhard. „Wer sollte denken, daß es einen so großen Bösewicht zum Vater hätte?"

„Nun," bemerkte der Waldschütz, „schön ist der Vater auch, und die Mutter, die jetzt nur noch ein Schattenbild von Elend und Hunger ist, was meint Ihr, Herr Förster? Die hieß ehemals nur die schöne Marianne und hatte von ihren frühverstorbenen Eltern einen großen Bauerhof geerbt. Die bravsten Burschen wollten sie heirathen, aber in der Dummheit und Verblendung des Satans nahm sie den Wilderer, einen hergelaufenen Kerl, der ihr alles verlüdert, versoffen und verspielt hat."

II. Die schöne Müllerin.

Unser neuer Förster hatte nicht versäumt, beim Pfarrer, Schultheißen, Schulmeister, Gemeindepfleger, Heiligenpfleger und sonstigen Honoratioren seines neuen Wohnorts die üblichen Antrittsbesuche zu machen und war überall freundlich aufgenommen worden, sonderlich in den Häusern, in denen es heirathsfähige Töchter gab. Denn ein junger Mann von erst sechsundzwanzig Jahren, der von seinen Vorgesetzten so wohl gelitten war, hätte nicht einmal ein so stattliches Aussehen zu haben gebraucht, um solchen Töchtern zu gefallen. Er besaß zwar nur ein kleines Vermögen, aber sein Amt konnte ihn mit einer Familie ernähren, und seine Mutter gehörte nicht zu denen, die sich vor einer Schwiegertochter fürchten, weil sie durch dieselbe die Liebe des Sohnes und das Ansehen im Hause verlieren zu müssen glauben, sondern war in mütterlicher Zärtlichkeit für den Sohn bedacht und glaubte für ihn, der ihr jederzeit kindlichen Gehorsam und große Anhänglichkeit bewiesen, schon die Rechte auszufinden. Er selbst dachte nicht, in dieser Angelegenheit einen voreiligen Schritt zu thun. Er hatte schon Erfahrungen gemacht, denn er war von seiner ersten städtischen Geliebten betrogen worden. Sein Herz hing daher nicht an dem Glanz und der Bildung. Er hoffte von einem einfachen Landmädchen, welches weniger Ansprüche machen würde, ein dauernderes Lebensglück, nahm sich aber auch vor den Schönen des Dorfes in Acht und wollte erst mit voller Ruhe und Besonnenheit prüfen, ehe er seine Neigung aufs neue gefangen nehmen ließe. Man bemerkte daher etwas Verschlossenes bei ihm, wie es bei jungen Männern nicht gewöhnlich ist.

Auf einer großen Hochzeit im Hause des Schultheißen, der seine älteste Tochter verheirathete, fand jedoch Leonhard ziemliches Wohlgefallen an einer Brautjungfer, deren eigenthümliche Tracht, eine zierliche Krone von Goldflittern und bunte Bänder an Rock und Mieder, ihren tadellosen und etwas üppigen Wuchs noch verschönerten und deren Gesicht auch von ungewöhnlich feinem Schnitte war. Er tanzte mit ihr und es machte ihm Vergnügen, ihr dabei in die klugen Augen zu blicken, ohne daß er ihr mit Worten geschmeichelt hätte. Aber er war eine zu neue Erscheinung in der dörflichen Gesellschaft und ein Gegenstand des Interesses für zu viele, als daß man nicht hätte merken sollen, seine Aufmerksamkeit für die schöne Jungfer Gertrud sei größer als die, welche er irgend einer anderen Tänzerin gewidmet hatte.

Gertrud war die einzige Tochter eines reichen, etwas einfältigen Müllers und von vielen Freiern umschwärmt. Aber sie ersetzte an eignem Verstand, was dem Vater abging, und fühlte sich durch den Vorzug, den ihr der Förster zu geben schien, nur geschmeichelt, wie wenn es seine Pflicht gewesen wäre, ohne daß sie Miene machte, ihm mehr als einem andern entgegen zu kommen. Ihr Vater jedoch bot ihm freundlich die Hand und machte ihm ohne viele Umstände einen Vorwurf daraus, daß er ihn noch nicht besucht habe, da die Mühle nur tausend Schritt vom Ort entfernt sei und (wie er ihm schalkhaft ins Ohr sagte) mit ihren Mehlsäcken mehr werth sei als das Rathhaus mit dem ganzen Gemeinderath.

Der Vater würde unsern neuen Ehestandskandidaten eher abgeschreckt haben, aber wegen der Tochter glaubte er ihm doch das Versprechen, ihn bald einmal zu besuchen, nicht vorenthalten zu dürfen. Auch seine Mutter, welche viel von dem Reichthum des Müllers hatte hören müssen, redete ihm zu, den Versuch zu machen.

Er nahm also am nächsten Sonntag seinen Weg zur Mühle, und da er sich Scharfblick und Festigkeit genug zutraute, um jedes Glatteis der Liebe, auf das er vielleicht gerathen könnte, frühe genug zu bemerken und zu vermeiden, war er guter Dinge.

Der Müller empfing ihn mit übertriebener Artigkeit und unterhielt sich mit ihm, ehe die schöne Tochter sichtbar wurde. Der Alte ließ deutlich genug merken, daß er das Mädchen gern los gewesen wäre, und daß ihm jeder Bewerber recht war, der

Digitized by Google

einigermaßen durch seinen Stand und seine Person befähigt schien, der wählerischen Tochter zu gefallen. Als Gertrud endlich erschien, ließ der Vater sie mit dem Gaste allein, weil er schon gewohnt war, in Gegenwart dritter Personen lieber zu schweigen oder sich zu entfernen, als sich dem Tadel auszusetzen, mit dem ihre Klugheit seine Einfalt nicht verschonte.

Gertrud hatte den Förster wohl erwartet, sich aber keineswegs übertrieben herausgeputzt und benahm sich, indem sie ihm den üblichen Trunk vorsetzte, ganz unbefangen und frei, ja obgleich sie wenigstens um sechs Jahre jünger war als er, schien sie sich doch für etwas wie eine ältere und klügere Schwester zu halten, so sicher und ein wenig befehlshaberisch war ihr Ton auch dann, wenn sie ihm nur Artigkeiten sagte.

Der Förster war nicht gewohnt, sich einschüchtern zu lassen, und bedauerte innerlich, daß der Vater dieses schönen Kindes so reich und so dumm sei, denn nur die lange Gewöhnung, sich um des Reichthums willen von Jedermann begehrt oder beneidet, und im eigenen Hause sich klüger als jeder andere zu wissen, hatten ihren Charakter verdorben. Aber sie konnte unter anderen Umgebungen und unter der Zucht eines wackern Mannes ihre Unart wohl ablegen. Leonhard verzagte daher nicht. Das Mädchen gefiel ihm und sein männlicher Trotz scheute keineswegs den Versuch, die stolze Müllerin ein wenig zu zähmen.

In demselben Augenblicke dachte Gertrud das nämliche, denn auch ihr gefiel der stolze Förster und auch sie wollte den Versuch machen, wie schwer oder leicht er sich würde von ihr regieren lassen.

Bei einer solchen Lage der Dinge unter jungen Leuten hört immer die Treuherzigkeit auf, und es stellt sich eine Art von Kriegszustand ein, in dem man plänkelt, einen Angriff macht, wieder ausweicht und dem Gegner einen Vortheil abzugewinnen trachtet. Das Herz mit seinem Rechte tritt ganz in den Hintergrund, während der Verstand allein thätig ist. Und doch geschieht alles nur, um dieses zurückgesetzte Herz zu befriedigen.

Sie unterhielten sich nicht übel, denn beide gefielen sich und die Annäherungs- und Abstoßungsversuche hatten für beide gleichen Reiz. Ohne sich durch den Widerstand, den eins dem anderen leistete, aufregen zu lassen, suchten sie sich vielmehr gegenseitig in Besonnenheit zu übertreffen, und schieden endlich mit dem aufrichtig gemeinten Wunsche von einander, den kleinen Krieg, in welchem jedes zuletzt den Sieg zu erringen hoffte, bei wiederholten Besuchen fortzusetzen.

III. Der Kuß.

Die Mutter des Försters hatte Erkundigungen über die schöne Müllerin eingezogen und war durch das, was sie von ihr gehört hatte, ein wenig bange geworden; denn obgleich man die solide Aufführung und den Verstand des Mädchens sehr gelobt hatte, so war ihr doch nicht verschwiegen worden, daß es, an Herrschaft im Hause gewöhnt, auch in ihrem Ehestande die alleinige Gebieterin würde spielen wollen, wobei die Schwiegermutter nicht das günstigste Loos erwartete. Der Sohn suchte sie jedoch zu beschwichtigen; denn indem er sich zutraute, die ihr wünschenswerthe Aenderung im Charakter Gertruds zu bewirken, hoffte er auch die besorgte Mutter zufrieden zu stellen. Er wollte aber weder durch allzu häufige Besuche in der Mühle Aufsehen erregen, noch das Mädchen selbst glauben machen, er sei von ihrem Zauber schon zu mächtig angezogen, um demselben lange widerstehen zu können. Er vermied es daher fast eine Woche lang, in der Mühle einzusprechen, ging aber endlich wieder hin, indem er sich seiner Meinung nach bis an die Zähne gerüstet und gewaffnet hatte, um die schöne Amazone zu bestehen.

Sie empfing ihn freundlich und unbefangen wie das erste Mal. Er aber rückte ihr bald um einen Schritt näher und überzeugte sie durch seine ungewöhnliche Munterkeit, daß er sich gerne in ihrer Nähe befinde und sich so lebhaft für sie interessire, als sie nur wünschen könne. Sie war gerade beschäftigt, von zwei mit dem Rücken gegen einander stehenden Stühlen Garn abzuwickeln, und da ihr die scharfen Ecken dabei öfter hinderlich wurden, frug sie den Förster, ohne aufzublicken und ohne das mindeste Arg in ihre Worte zu legen, ob er ihr nicht ein wenig helfen und das Garn zwischen seinen Armen ausspannen wolle.

Er aber, ohne sich lange zu besinnen, frug sie, ob sie ihm nicht einen Kuß geben wolle?

Sie erröthete, weniger vielleicht vor Scham als vor Zorn, und warf ihm mit einem bösen Blick das Unschickliche seiner Bitte vor.

Allein der Förster sagte: „Ihr dürft von einem Manne, der Euch nicht verwandt ist und den Ihr kaum erst kennen gelernt habt, nicht gleich einen Kuß annehmen, das ist natürlich. Aber ein Jäger, der dem Wilde Garn legt, darf nicht selber ins Garn gehen. Nicht wahr, das ist auch natürlich, schöne Müllerin?"

Sie mußte lachen und sah ihn mit Augen an, die nicht mehr so böse waren wie die vorigen.

Ein Blick durchs Fenster gab ihm plötzlich einen Gedanken ein. Er sah den alten Schulmeister, den er schon mehrmals gesehen und beobachtet hatte, draußen im eifrigen Gespräch bei dem Müller stehen. „Seht da!" rief er Gertrud zu, „den Schulmeister, der eben seine Dose aus der Rocktasche zieht. Ich wette mit Euch, daß ich die Flasche Wein, die Ihr mir da vorgesetzt habt, eher ausgetrunken und dazu den Wecken mit aller Gemüthsruhe gegessen haben werde, ehe der Schulmeister seine Prise genommen haben wird. Wollt Ihr, wenn ich die Wette gewinne, mir den Kuß geben? Wenn ich aber verliere, will ich Euch das Garn halten."

Gertrud, die den Schulmeister wohl lange kannte, aber seine Manier zu schnupfen nicht so genau wahrgenommen hatte, zweifelte nicht, daß der Förster die Wette verlieren würde, und ging lachend darauf ein. Als sie, mit dem Förster Kopf an Kopf durchs Fenster lauschend, zusah, wie langsam und bedächtig der Schulmeister die Dose hervorlangte und im eifrigen Gespräch mit ihrem Vater lange brauchte, bis er nur den Deckel aufgemacht hatte, und auch dann noch die offene Dose in der Hand behielt, ohne zu schnupfen, mußte sie noch mehr lachen. Der Förster aber setzte sich wieder an den Tisch und aß und trank eben so langsam, ohne sich im geringsten zu übereilen. Und doch gewann er die Wette, wie er vorausgesehen hatte. Immer röther werdend vor Verdruß sah die schöne Müllerstochter, wie er den letzten Tropfen Wein dem letzten Bissen nachschickte und ihr lächelnd die leere Flasche zeigte, ehe noch der Schulmeister draußen mit der Prise, die er zwischen seinen Fingern hielt, seine Nase berührt hatte.

„Ich habe gewonnen!" rief der Förster, vom Wein ein wenig erhitzt. „Nun haltet Euer Wort."

Gertrud wollte zwar ihr Wort nicht brechen, sich aber doch ein wenig sträuben, und lief ihm davon. Er holte sie ein und wollte eben seine brennenden Lippen mit den ihrigen vereinigen, als die Nebenthüre aufging und die arme Marianne demüthig mit einem Säckchen in der Hand hereintrat. Sie hatte schon mehrmals angeklopft, ohne daß es die beiden jungen Leute in ihrem Wetteifer bemerkt hatten.

In einer solchen Situation überrascht zu werden, empörte den ganzen Stolz der Müllerin. Der Zorn umdunkelte ihren Verstand und verwandelte sie in eine kleine Furie.

„Was wollt Ihr?" schreckte sie die blasse und bittende Gestalt an.

„O seid so gut," antwortete das Weib, „und laßt mir ein Säckchen mit Mehl füllen; ich will es abverdienen."

„Geht hinaus!" schrie Gertrud noch heftiger und drängte sie zur Thüre hinaus. Was sie ihr draußen noch mit zankender Stimme sagte, konnte der Förster nicht verstehen. Gertrud aber kehrte mit flammendem Gesicht zurück und rief noch ganz entrüstet: „Hochmüthiges Bettelvolk das!"

„Ihr seid aber doch wohl zu hart gegen die arme Frau gewesen," sagte der Förster.

„Ihr sagt das, Herr Förster?" erwiderte Gertrud mit hoher Stirn. „Dieses Weibes Mann hat ja Euren Vorgänger erschossen. So ein Weib will noch stolz thun. Ich habe sie aus Mitleid als Magd ins Haus nehmen wollen, weil sie fleißig schafft und etwas versteht; aber sie hat nicht gewollt. Der

Digitized by Google

Bauer, der ihren ehemaligen Hof kaufte, hat sie auch als Magd annehmen wollen; aber sie hat wieder nicht gewollt. Nun bettelt sie und will doch, man solle es für keine Bettelei ansehen."

„Ihr seid wohl nur so böse auf die arme Frau, weil sie uns gestört hat?" begann der Förster wieder.

Gertrud erzürnte sich aufs neue über diese Rede. „O was das betrifft," sagte sie patzig, „so war es mir ganz recht, daß sie uns gestört hat."

„Nun aber," sagte der Förster, „jetzt ist sie fort und stört uns nicht mehr. Nun haltet Euer Wort und laßt mich Euch küssen."

Sie besann sich ein wenig und neigte sich mit einer plötzlich sanft gewordenen Miene zu ihm hin. Er küßte sie, aber nicht mehr mit dem Vergnügen, mit dem er sie zehn Minuten vorher geküßt haben würde. Es war ihm wie einem, der eine süße Mandel in den Mund zu nehmen glaubt und eine bittere findet.

IV. Das steinerne Kreuz.

An einem Sonntag Abend führte den Förster sein Weg im Walde an einem noch ziemlich neuen steinernen Kreuz vorüber, welches die Stelle bezeichnete, wo sein Vorgänger erschossen worden war. Schon von ferne sah er ein Weib an dem Kreuz knien und erkannte, als er näher kam, die arme Marianne. Er wollte anfangs vorübergehen, theils um sie in ihrer Andacht nicht zu stören, theils um diesem unglücklichen, doch immerhin für ihn etwas unheimlichen Geschöpfe auszuweichen. Als er aber sah, daß sie weinte und schon lange geweint zu haben schien, regte sich das Mitleid in seiner Seele, so daß er stehen blieb und sie anredete.

„Ihr betet da wohl für den alten Förster?"

„Ja, Herr," antwortete sie, indem sie zu ihm aufblickte und sich langsam wie auf müden Knien erhob. „Ich bitte ihn und den lieben Gott um Verzeihung für meinen Mann. Ich würde es alle Tage thun, wenn ich Zeit hätte. Aber Sonntags komm' ich immer hierher."

„Ihr seid, wie ich sehe, ein frommes Weib und habt ein so herbes Mißgeschick, wie es Euch getroffen hat, nicht verdient."

„Ach, es ist zu viel Güte von Euch, daß Ihr mir das sagt; denn Ihr tragt das grüne Kleid wie der Mann, der einst hier in seinem Blute lag. Aber ich meine, wenn Ihr mir ein mitleidiges Herz zeigt, wird auch vielleicht Euer seliger Vorgänger selber nicht mehr so sehr zürnen."

„Ich sehe, daß Ihr so demüthig seid, obgleich ganz unschuldig, doch die Schuld Eures Mannes mit auf Euch zu nehmen. Warum seid Ihr denn aber zugleich so stolz, daß Ihr Wohlthaten, die man Euch erweisen will, nicht annehmen wollt?"

„Ich darf keine Almosen annehmen, weil ich arbeiten kann und weil es mir, die ich ohnehin in so üblem Rufe stehe, noch den Vorwurf zuziehen würde, ich sei eine Bettlerin geworden."

„Ich meine nicht, daß Ihr kein Almosen von mir habt annehmen wollen, sondern etwas anderes. Man hat mir gesagt, es würde Euer Vortheil sein, bei reichen Leuten zu dienen, aber Ihr wolltet nicht."

Marianne wurde ein wenig roth und besann sich einen Augenblick, denn sie konnte leicht vermuthen, daß die Müllerstochter, bei der sie den Förster in einem so verfänglichen Beginnen überrascht hatte, ihm gesagt haben würde, was er jetzt tadelnd äußerte. Auch dem Förster kam jene Scene wieder lebhaft ins Gedächtniß, und da ihm die arme Marianne heute, wie er sich dessen plötzlich bewußt wurde, nicht nur interessant, sondern auch zum ersten Mal schön vorkam, sah er sie auch nicht mehr als eine so gleichgiltige Nebenperson an, vor der man sich nicht schämt. Es war ihm also unangenehm, sich zu erinnern, daß sie Zeugin gewesen war von seiner Liebelei mit der Müllerin, und das Blut stieg ihm heiß in die Wangen.

Marianne entschlug sich aber rasch aller Nebengedanken und sagte: „Nun so hört denn, daß man mich allerdings in der Mühle hat dingen wollen und daß ich es auch gerne angenommen hätte; aber sie wollten nicht dulden, daß ich mein armes Kind bei mir behielte. Ich hätte es bei fremden, bei den allerärmsten Leuten unterbringen müssen, daß es bei schlechter Kost verkommen wäre. Könnt Ihr mir's verargen, daß ich das nicht zugab?"

„Das ist etwas anderes, das hat man mir nicht gesagt, und darin handelt Ihr, wie eine rechtschaffene Mutter thun soll."

„Ich kann auch den anderen nicht Unrecht geben, denn wer nimmt gern eine Magd, die ihre Sorge zwischen dem Dienste und dem Kinde theilen würde?"

„Wie ich gehört habe, hattet Ihr auch noch eine andere Gelegenheit, unterzukommen, da wo Ihr früher selbst zu Hause waret?"

„Das ist nichts!" rief Marianne mit ungewohnter Heftigkeit, „o, Herr Förster, redet davon nicht, wenn Ihr nicht wißt, warum es sich hier gehandelt hat, und noch weniger, wenn Ihr es wißt."

Sie fing wieder an zu weinen und trocknete ihre Thränen mit der Schürze.

„Armes Weib," sagte der Förster, „wenn ich Euch helfen könnte, würde es mir Freude machen. Thut man Euch Unrecht und ich kann beitragen, Euch zu schützen, so sagt es mir."

„Ich danke Euch, daß Ihr mich nicht verachtet wie die anderen, und es gibt mir auch Muth. Wohlan so wisset, daß jener Matthes, der meiner Eltern Erbe von meinem Mann durch keine ehrlicheren Mittel als Verlockung zu Spiel und Schuldenmachen gewonnen hat, mich früher, ehe ich mit meinem Mann bekannt wurde, zur Frau hat haben wollen, und daß er aus Rache gehandelt hat, wie er gehandelt hat. Wenn ich das liebe Haus meiner Eltern, worin er nun Herr ist, nach seinem Wunsche wieder betreten wollte, würde es mir nur zum zeitlichen und ewigen Verderben gereichen."

Der Förster, dem das Herz auf dem rechten Flecke saß, gerieth bei diesen Worten der bekümmerten Frau in Entrüstung und bot ihr die Hand, als hätte er sie durch die Finsternisse ihres Lebens sicher führen wollen. „Gebt mir die Hand darauf," sagte er, „daß Ihr Euch an mich wenden und mir vertrauen wollt, wenn Euch jemand beunruhigen oder gefährden sollte. Scheut Euch nicht vor mir, sondern seid dessen gewiß, daß ich Euch gerne beistehen werde."

„Vergelt's Euch Gott!" sagte Marianne mit einem Blick voll Dankbarkeit. „O es macht mir so viel Muth, daß Ihr mir nicht übel wollt. Ich werde Eurer im Gebete gedenken, und auch mein Kind soll für Euch beten."

Sie trennten sich jetzt, denn die Sonne war schon untergegangen. Der Förster war seltsam bewegt. Lange noch klangen ihm die Worte der armen Frau in den Ohren und im Herzen nach. Er glaubte noch niemals eine so sanfte Stimme wie die ihrige gehört zu haben. Und wie achtungswürdig war sie ihm geworden! „Wie viel Tugend, die niemand ahnt," sagte er zu sich selbst, „ist hier in der Hütte eines Mörders verborgen!" Da er aber an nüchternes Denken mehr als an Aufregungen des Herzens gewöhnt war, kehrte ihm bald die ruhige Besinnung zurück, und er fing beinahe zu bereuen an, daß er sich vielleicht schon zu weit mit einem unglücklichen Wesen eingelassen habe, welches er seiner Stellung und den Begriffen der Welt gemäß besser vermied.

V. Im Schulhause.

Unzufrieden mit der schönen Gertrud hielt sich Leonhard längere Zeit von der Mühle fern. Endlich aber schien es ihm doch unhöflich, gar nicht mehr hinzugehen, und er wollte noch einen Versuch machen. Als er sich aber bereits auf dem Wege befand, fuhr ihm ein ländliches Gefährt, mit den beiden feurigen und wohlgenährten Rappen des Müllers bespannt, rasch vorüber, und die darin neben einem jungen Verwalter aus der Umgegend sitzende Gertrud hatte nur eben Zeit, den Gruß des Försters mit einem triumphirenden Lächeln und mit einer Art von Herablassung zu erwidern.

Er sah dem munteren Pärchen nach, zwar überrascht, aber ohne im Herzen eine Kränkung zu fühlen. Dann ging er langsam weiter, um einige kleine Geschäfte im Dorfe abzumachen. Da ihn aber der Weg dem Schulhause vorüberführte und Amalie, die Tochter des Schulmeisters, eben vor der Thüre saß und Salat reinigte, konnte er nicht umhin, sich ein wenig mit

Digitized by Google

Das Opfer der Korsaren. Originalzeichnung von Lytras.

Digitized by Google

ihr zu unterhalten. Auch der alte Schulmeister kam heraus und begrüßte den jungen Förster sogleich mit der Nachricht, er habe entdeckt, daß sie, wenn auch nur weitläufig, doch mit einander verwandt seien; er werde ihn also, wenn er es erlaube, künftig „Herr Vetter" nennen. Der Förster hatte nicht das mindeste dagegen einzuwenden und trieb seinen unschuldigen Scherz mit dem neuen Bäschen, welches dabei schüchtern erröthete.

Amalie war ein etwas wortarmes Mädchen. Es schien, sie habe vor ihrem Vater, der immer redete, niemals zum Worte kommen können. Der Förster hätte sich lieber mit ihr als mit ihm unterhalten, denn der Schulmeister fiel ihm mit seinen pedantischen Auskramungen und Belehrungen lästig. Der Alte wollte alles besser wissen und demonstrirte mit wichtiger Miene auch solche Dinge, die jeder schon vorher wußte. Aber es war ein ehrlicher und biederer Mann, dem man nicht böse werden konnte.

Der Schulmeister hatte noch einen Sohn, den Spätling seiner Ehe, einen munteren Knaben von vierzehn Jahren, der sich zu ihnen gesellte und den Förster mit seinen braunen Falkenaugen so scharf und mit solcher Freundlichkeit ansah, daß dieser ihm das Haar aus der Stirn streichelte und ihn frug, wie er heiße.

„Ludwig," antwortete der Knabe.

„Der ist auch ein Kreuz für mich," sagte der Schulmeister, „denn ich möchte ihn gern für meinen Stand erziehen; aber er lernt nicht fleißig und ist nicht still genug. Da ist die Amalie etwas anderes, die weiß mehr, als sie sagt, und könnte, wenn sie ein Mann wäre, meine Stelle vertreten."

„Drum möcht' ich auch ein Jäger werden," sagte der Knabe dreist, „und kein Schulmeister."

„Er hat nicht Unrecht," bemerkte Leonhard. „Wie er da steht, scheint er mir nicht zum Sitzen geboren. Beunruhigt Euch seinetwegen nicht, Herr Vetter. Wenn er noch ein Jahr älter ist, will ich ihn zu mir nehmen."

Dem Knaben traten vor Freude Thränen in die Augen und er schmiegte sich mit beiden Armen fest an die kräftige Gestalt des Waidmanns an.

So kam denn Leonhard auf einen ganz freundlichen Fuß mit dem Schulhause, hütete sich aber, der sanften Amalie zu schmeicheln, um ihr, wie er glaubte, noch allzu unbeschütztes Herz nicht zu berücken. Denn sie sprach ihn nicht lebhaft genug an, daß er hätte wünschen sollen, ihre Neigung zu gewinnen.

Mittlerweile wurde es Herbst, die Jagdzeit begann wieder und der Förster war mehr als je beschäftigt.

Eines Tages ging das Gerücht, der Mörder seines Vorgängers habe sich im Zuchthause erhängt. Die Nachricht wurde durch den Schultheißen amtlich bestätigt, und am nächsten Sonntag verfehlte der Pfarrer nicht, in seiner Predigt den gottlosen Mörder und Selbstmörder als warnendes Exempel aufzustellen. Im Wirthshause aber hörte der Förster, der Gefangene habe sich, da er an ein freies Leben im Walde gewohnt war, an die engen Kerkerwände und an die weibischen Beschäftigungen im Zuchthause nicht zu gewöhnen vermocht und sich daher, gleichsam zur Sühne für den erschossenen Förster, an dessen Todestage erhängt.

Leonhard dachte zuerst an die arme Wittwe. Da er aber Anstand nahm, sich gerade in dieser Zeit allgemeiner Aufregung mit ihr zu befassen, frug er nur vorsichtig nach ihr und erfuhr, sie sei bei der ersten Nachricht vom Tode ihres Mannes mit ihrem Kinde fortgegangen und seitdem nicht wiedergekommen. Der Förster hatte ein zu mitleidiges Herz, als daß er nicht um sie betrübt gewesen wäre; aber er schlug es sich wieder aus dem Sinne. Die ganze Angelegenheit dieses Wildschützen war ihm widerlich. Sein Sinn für Gerechtigkeit und seine Standesehre geboten ihm, in das Verdammungsurtheil über den Mörder einzustimmen. Sein Mitleid für die Wittwe merken zu lassen, ziemte ihm nicht. Deshalb ins Gerede zu kommen, wäre ihm über alle Maßen ärgerlich gewesen. Aber auch abgesehen von dem, was er seiner Stellung schuldig war, hegte er im innersten Herzen einen Ingrimm über das Vorgefallene, weil es ihm die arme Marianne, für die er gerne etwas gethan hätte, aufs neue in eine weite Ferne rückte. „Was geht es Dich am Ende an?" rief er und trotzte seinem besseren Gefühle.

VI. Matthes.

Unterdes hatte die unglückliche Wittwe, ihr Kind bald an der Hand führend, bald im Arme tragend, den weiten Weg von der Heimat zu der Strafanstalt, in welcher ihr Mann sein Leben endete, zu Fuß gemacht, um, wenn nicht mehr seine Leiche zu sehen, doch noch an seinem Grabe für seine Seele zu beten. Aber sie fand ihn nicht mehr in der Anstalt. Man hatte die Leiche, wie in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, an die Anatomie der Universitätsstadt abgeliefert. Auch dahin lief nun viele Meilen weit das arme Weib und fand endlich die Stelle, wo die von den Anatomen zerschnittenen Reste des schönen Mannes eingescharrt lagen, den sie einst so heiß geliebt hatte. Was er auch an ihr verschuldet, ihre fromme Seele hatte ihm verziehen. Lange lag sie da auf den Knieen und betete mit ihrem vor Frost zitternden Kinde. Sie selbst merkte die Kälte des Spätherbstes nicht. Niemand achtete auf ihren Schmerz, rohe Aufwärter gingen an ihr gleichgiltig vorüber.

Sie kehrte zur Heimat zurück. Ihre Kniee begannen zu wanken, sie konnte die ungeheure Anstrengung kaum mehr ertragen, zumal da sie das Kind in ein Tuch eingewickelt, weil es schon zu müde geworden war, beständig auf den Armen haben mußte. Dennoch schleppte sie sich bis eine Meile von ihrem Heimatsorte fort. Da vor dem Wirthshause traf sie den Matthes, der sie mit einem Blick voll boshafter Schadenfreude durchbohrte, aber eine mitleidige Miene heuchelnd, sich ihres Elends erbarmen und sie auf seinem Wagen mitnehmen wollte. Sie kannte ihn aber, und wie todtmüde sie auch war, wies sie ihn doch erschrocken und entrüstet von sich ab.

Als sie aber etwa tausend Schritte im Freien gegangen war, kam er ihr nachgefahren, hielt an und bot ihr aufs neue einen Sitz neben sich an. Als sie ihn, ohne ein Wort zu antworten, mit einer Bewegung der Hand abwies, ließ er sie dennoch nicht in Ruhe gehen, sondern fuhr langsam neben ihr her, und da er keinen Knecht bei sich hatte, sondern allein war und auch das Kind auf dem Arme der Mutter eingeschlafen war, that er sich keinen Zwang, sondern rückte mit seinem geheimsten Gedanken heraus.

„Marianne," hub er an, „Dein Mann ist jetzt todt. Vordem hast Du immer noch an ihm einen Vorwand gehabt, Dich mit keinem andern einzulassen, aber jetzt bist Du frei. Sei vernünftig und höre mich an. Ich will jetzt nicht mehr, daß Du als Magd bei mir aufziehen sollst. Ich will Dich zur Frau nehmen und in Dein geerbtes Hofgut wieder einsetzen. Wenn noch ein Funke von Deinem alten Verstand in Dir ist, so mußt Du begreifen, daß Du auf keine anständigere Art aus Deinem gegenwärtigen und künftigen Jammer erlöst werden kannst, denn Du bist blutarm und wirst Deine ersparten Kreuzer wohl vollends auf der Reise verzehrt haben. Auch will Dir niemand wohl, Du bist Deines Mannes wegen den Leuten zum Abscheu geworden. Niemand will Dich seine Sache anrühren lassen, denn jeder glaubt, es klebe Blut an Deinen Händen. Willst Du aber in die Fremde gehen, so wird Dich keine Gemeinde mit Deiner Armuth und mit Deinem Kinde aufnehmen wollen. Du kannst also nichts Gescheiteres thun, als auf meinen Antrag hören. Ich bin noch ein schmucker Mann, ein reicher Mann, und habe nur Deinetwegen noch kein Weib genommen, deren ich zehne für eine hätte haben können. Du hast mir's nun einmal angethan, ich bin von Dir wie behext und kann keine andere lieb haben als Dich. So komm mir doch auch einmal entgegen. Wir würden gewiß herrlich und in Freuden mit einander leben, wenn Du nur wolltest. Jetzt siehst Du so mager, blaß und vorkommen aus. Ha, wie wollt' ich Dich wieder herausfüttern, daß Du die schönste in der ganzen Gegend werden müßtest und die stolze Müllerin vor Neid berstete! Das würde ein Leben sein. Nur das Kind ist mir im Wege und da uns hier niemand hört, so will ich Dir wohl sagen, was ich meine. Ich meine, wenn Du heimkämst ohne das Kind und sagtest, es sei ertrunken, so würde niemand darnach fragen. Was willst Du denn auch mit der armen

Digitized by Google

Kreatur, die Dich immer nur an Deinen gottlosen Mann erinnert und Dir Dein Lebelang eine Last und ein Schimpf bleiben wird? Folge meinem Rath und komm ohne das Kind heim. Den Schultheißen werde ich schon dahin bringen, daß er glaubt, was wir ihm darüber sagen wollen, denn er hat schon lange Angst, Dein Kind werde einmal der Gemeinde überlästig werden."

Marianne zitterte an allen Gliedern, indem sie stehen blieb und dem Versucher laut zurief: „Teufel, Teufel, laß mich in Ruhe!"

Matthes lachte und fuhr fort ihr zuzureden. Vergebens beschwor sie ihn, weiter zu fahren und sie allein zu lassen. Als ihnen endlich Leute entgegenkamen, welche sie gegen ihn um Hilfe anrufen wollte, that er ingrimmig einen Hieb mit der Peitsche nach ihr, dann nach den Pferden und fuhr im Galopp davon.

VII. Der Sonnenstrahl.

An demselben trüben Novembertage kam Leonhard beim Umherstreichen im Walde zufällig an der Marieneiche vorüber, und indem durch eine Wolke ein scharfer goldner Strahl der Sonne dergestalt hinter dem Baume hervorbrach, als käme er von dem Marienbilde unter seinen Aesten, fühlte sich der Förster wie von einem Wunder überrascht und ergriffen. Marianne, an die er lange nicht mehr gedacht hatte, fiel ihm plötzlich wieder ein. Was war seit dem Selbstmord des Zuchthäuslers mit ihr geschehen? Sie muß jetzt nur noch schwerer leiden als vorher. Warum hab' ich nie nach ihr gefragt, da ich ihr doch Hilfe in der Noth versprochen hatte? So frug er sich ganz erschrocken. Sein Herz begann mächtig zu schlagen. Er war auf dem Heimwege begriffen gewesen, wählte aber einen andern Weg und eilte Mariannens ärmlicher Hütte zu.

Als er in ihr halbdunkles Zimmer eintrat, fand er die arme Wittwe auf ihrem Bette, das kleine Kreuz ihres Rosenkranzes in der Hand, in heftigem Fieber liegen und zu ihren Füßen die kleine Helene halbverhungert eingeschlafen. Er redete sie an, ihre vor Frost zitternden Lippen konnten ihm nicht antworten, aber in ihren Augen lag ein überirdischer Glanz, wie von Himmelsfreude.

Hier war Hilfe noth, und der Förster dankte Gott, daß er nicht zu spät kam. „Bleibt ruhig, Marianne," rief er ihr zu, „ich komme sogleich wieder und bringe Euch Hilfe. Da aber seine Wohnung zu weit entfernt war, als daß er seine Mutter zum Beistand hätte rufen können, ging er rasch in das näher liegende Schulhaus, nahm sich aber zusammen, um seine innere Aufregung nicht merken zu lassen und bat Amalien, der armen Wittwe, die sich in der äußersten Noth und Gefahr befinde, aus christlichem Mitleid sogleich beizustehen und auf seine Kosten einen Arzt rufen zu lassen.

Amalie, die ein mitleidiges Herz besaß und dem Förster gern einen Gefallen that, beeilte sich, seinem Wunsche nachzukommen. Es schmeichelte ihr, die immerhin liebenswürdige Rolle einer barmherzigen Schwester übernehmen zu können, in welcher sie dem Förster auf eine neue Art zu gefallen hoffte. Der alte Schulmeister zeigte sich eben so mitleidig und übernahm es, einen Boten nach dem Arzt zu schicken, während Amalie eine warme Suppe für die Kranke und Essen für das Kind besorgte. Beide mußten dem Förster versprechen, seine Theilnahme an dieser wohlthätigen Handlung zu verschweigen, weil er aus Rücksicht auf seinen Stand kein Aufsehen damit erregen wollte.

Er begleitete Amalien, blieb aber vor dem Hause der Wittwe und sah nur durchs Fenster, wie sein gutes Bäschen Licht machte und die Kranke, wie auch das aufgeweckte Kind erquickte. Als er wahrnahm, daß sich die Mutter, wenn auch schwach, doch im Bett aufrichten konnte, war er beruhigt. Seine ganze Besonnenheit kehrte zurück. Er sah ein, das Erforderliche sei geschehen und mehr könne von seiner Seite nicht gethan werden. Seine Anwesenheit im Hause der Wittwe könne dieser nichts nützen, wohl aber ihn selbst in einen falschen Verdacht bringen und vor den Leuten lächerlich machen. Deshalb empfahl er die arme Wittwe dem göttlichen Schutze und ging langsam seiner Wohnung zu, halb zufrieden mit sich, halb beschämt und verwirrt. Er konnte den Blick der Kranken nicht vergessen.

Daheim sagte er seiner Mutter offen, was er für die Wittwe gethan habe, aber er sagte es mit einer angenommenen Gleichgiltigkeit und als ob er nur zufällig von der Noth der unglücklichen Frau unterrichtet worden wäre. Er bat sie, morgen selber einmal nach ihr zu sehen, da sie so sehr verlassen sei. Die Mutter versprach ihm, es zu thun und äußerte ein recht christliches Mitleiden, was dem Sohne im innersten Herzen wohl that.

Aber er konnte in dieser Nacht kaum ein Auge zuthun. Indem er sich erinnerte, wie elend sie ausgesehen hatte, erwachte von neuem die schmerzliche Sorge in ihm, die Krankheit könne sie hinraffen. Und in ihrem tiefsten Unglück glaubte er doch erst ihren ganzen Werth erkannt zu haben. In ihrem Blick lag ein Adel der Seele, der weit über ihren Stand erhaben war. Der Förster konnte nicht an sie denken, ohne daß ihm fast das Herz zersprang. So hatte er noch niemals Liebe und Kummer zugleich gefühlt. Aber solche Schmerzen zu leiden, war ihm ungewohnt und unerträglich. Er lachte plötzlich wieder auf und suchte sich den schönen gespenstischen Kopf des Weibes aus dem Sinne zu schlagen. „Was bist Du für ein Thor?" frug er sich selbst.

Die Gelegenheiten, auf welche die sanfte Amalie gehofft hatte, zeigten sich nicht. Sie hatte erwartet und gewünscht, öfter im Hause der Kranken mit ihm zusammenzutreffen, allein der Förster betrat die Schwelle Mariannens nicht wieder, sondern begnügte sich, durch seine Mutter und im Schulhause von der allmäligen Besserung der Kranken und vom Wohlbefinden der kleinen Helene unterrichtet zu werden. Man sagte ihm wieder, was die Wittwe von ihrem schweren Gang zum Grabe ihres Mannes erzählt hatte. Nur das, was ihr mit Matthes begegnet war, hatte sie verschwiegen. Der Förster aber hörte nicht gern vom Grabe des Selbstmörders reden. Er hatte eine unwiderstehliche Abneigung gegen den Wilderer. Dieser Mensch, der ihm verhaßt war, obgleich er ihn nie gesehen hatte, störte noch nach seinem Tode das Mitleid, welches die Wittwe so sehr verdiente. Nur weil der Mann ein Böjewicht gewesen war, konnte es schimpflich scheinen, ein menschliches Mitgefühl für die Frau zu hegen, die so ganz unschuldig war.

Mittlerweile bildete sich zwischen der langsam genesenden Wittwe und ihrer freundlichen Pflegerin Amalie, die täglich mehrmals zu ihr ging und öfters stundenlang bei ihr verweilte, ein Rapport von eigenthümlicher Art aus, indem jede von beiden bei der andern ein warmes Gefühl für den Förster wahrgenommen hatte. Bei Mariannen äußerte sich dieses Gefühl freilich nur in einer unbegrenzten Dankbarkeit und in einer Verehrung, wie man sie seinem Schutzheiligen oder einem Engel erweisen würde. Das Gefühl Amaliens dagegen war nicht so ganz unschuldig. Wie jungfräulich rein auch ihre Seele war, so beschäftigte sie sich doch mit keinem andern Gedanken, als mit dem, wenn es Gottes Wille wäre, den schönen Förster zu heirathen.

Marianne hatte keinen Augenblick vergessen, daß es der Förster gewesen war, der sie an jenem verhängnißvollen Novemberabend zuerst aufgesucht und ihr Hilfe verschafft hatte. Amalie wollte es ihr zwar, im geheimen Auftrag des Försters, ausreden und meinte, sie habe damals in ihrem Fieberzustand nur geträumt. Allein Marianne wußte es besser und schwieg endlich, als sie inne wurde, der Förster selbst wolle nicht, daß man davon rede. Gleichwohl gab ihr das Andenken an ihn und daß er ihr in der schwersten Stunde ihres Lebens so unerwartet und mit so vieler Güte beigestanden hatte, einen hohen Muth, der nicht wenig zu ihrer Genesung beitrug. Mitten in ihrer trostlosen Lage faßte sie den Entschluß, nicht zu verzagen, sondern sobald sie wieder ganz gesund wäre, mit doppelter Lust zu arbeiten, um sich und ihr Kind ehrlich durchzubringen und sich der guten Meinung werth zu beweisen, die edle Menschen von ihr hegten. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Völker der Türkei und ihre Stellung zu einander.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von Richard Andree.

I.

„Die Leichenraben flattern über den sinkenden Verhängnissen der osmanischen Pforte," rief vor einem Menschenalter der alte Arndt aus. So lange flattern sie schon und auch heute ist ihr Krächzen wieder laut vernehmbar, ohne daß wir wissen, ob nun auch das Ende des kranken Mannes wirklich gekommen! Ueber dem weiten Gebiete reicher und schöner Länder, die wir als Balkanhalbinsel bezeichnen, ruht seit alten Zeiten ein historischer Fluch. Zwar erzählen die Griechen uns von einem edlen thrazischen Urdienst des unsterblichen Gottes, zwar ist Konstantinopel über ein Jahrtausend Hauptstadt des letzten griechischen Reichs gewesen — aber für Wissenschaft und Kunst, für die wahre Förderung unseres Geschlechts haben diese Länder wenig gethan und sie thun bis heute nichts. Zwei Dinge aber kann man in Wahrheit von ihnen sagen: erstlich sind sie fast immer eine Dreschtenne der Völker gewesen zu unaufhörlichen Wanderungen, Getümmeln und Kriegen; zweitens waren sie von jeher eine Degenscheide, woraus man tüchtige Schwerter für den Krieg ziehen konnte. So sind die Thrazier, Macedonier, Mösier ꝛc. in ihren Tagen gebraucht worden, so sind auch jetzt die Albanesen, Bosnier, Slavonier, Magyaren ꝛc. als gutes Soldatenmaterial berühmt. Die Geschichte aber, welche das Zarte und Hohe der Menschheit sucht, wendet von den weiten Gebieten zwischen den Karpaten und dem Olymp ihr unbefriedigtes Auge ab.

Schon in der ältesten Zeit tummelte sich in diesen Gefilden eine Sammlung der verschiedensten Völkerarten, welche Philipp und Alexander von Macedonien einst zu bezwingen suchten und für die Ergänzung ihrer Heere ausbeuteten. Dann herrschten hier die Römer, und diese wieder kämpften hier mit den gewaltigen germanischen Gothen. Endlich als die Hunnen, gen Westen durchbrechend, die Völkerwanderung veranlaßten, wurden die Donaulande und zum Theil auch die Länder jenseit des Balkan fünf Jahrhunderte lang der wilde Tummelplatz der verschiedensten Völker. Germanische, türkische, slavische Stämme lösten sich hier einander ab; als Verwüster, Plünderer, Herrscher sind ihre Namen, die kaleidoskopisch sich verschieben, in die wechselnde Geschichte der Balkanhalbinsel eingeschrieben: Gothen, Heruler, Gepiden, Avaren, Chazaren, Petschenegen, Bulgaren, Walachen, Uzen, Magyaren und der slavischen Stämme zahlreiche Schar. Zuletzt sind im vierzehnten Jahrhundert noch die Osmanen gekommen und haben sich zu Herren des Landes gemacht und von hier vorstürmend halb Europa erschüttert.

Wie gewaltig, wie groß stand dieses Osmanenreich einst da! Die Bekenner des Propheten hatten Länder erobert, in welchen das Christenthum seit Jahrhunderten Wurzel gefaßt. Der klassische Boden der Apostel, Korinth und Ephesus, Nicäa, die Stadt der Synoden, Antiochien, Nicomedien und Alexandrien waren ihrer Gewalt unterworfen. Selbst die Wiege des Christenthums und das Grab Christi, Palästina und Jerusalem gehorchten den Ungläubigen, welche deren Besitz gegen die gesammte abendländische Ritterschaft behaupteten. Den Osmanen war es vorbehalten, die lange Dauer des römischen Reichs zu beenden und die Sophienkirche, in welcher fast tausend Jahre Christus und die Heiligen verehrt worden waren, Allah und dem Propheten zu weihen. Zu eben der Zeit, wo man in Konstanz über religiöse Sätze stritt, wo die Aussöhnung der griechischen mit der katholischen Kirche sich zerschlug, und der Abfall von 40 Millionen Protestanten vom Papstthume sich vorbereitete, drangen die Osmanen siegreich in das Herz Europas vor. Der römische Kaiser floh aus seiner Hauptstadt Wien vor ihnen, und wenig fehlte, so wurde St. Stephan eine Moschee wie die Aja Sophia in Byzanz.

Damals gehorchten die Länder von der afrikanischen Wüste bis zum kaspischen Meere und vom indischen Ozean bis fast zum atlantischen Meere dem Padischah. Venedig und die deutschen Kaiser standen im Tributregister der Pforte. Ihr gehorchten drei Viertheile der Küsten des Mittelmeeres. Der Nil, der Euphrat, der größere Theil der Donau waren türkische Flüsse, das ägäische und schwarze Meer türkische Binnengewässer geworden. Und kaum zweihundert Jahre später stellt dasselbe gewaltige Reich uns ein Bild der Zersetzung vor Augen. In den beiden alten Hauptstädten der Welt, zu Rom und zu Konstantinopel, hat man mit denselben Mitteln zu dem gleichen Zwecke gearbeitet — durch die Einheit des Dogma zur Unumschränktheit der Macht, und der Statthalter Petri und der Erbe der Chalifen sind darüber in gleiche Ohnmacht versunken.

Nur noch eine kurze Frist wird verrinnen, dann sind zweihundert Jahre vergangen, seit deutsche und polnische Helden das überlegene Heer Kara Mustaphas vor den Mauern Wiens vernichtet haben (12. Septbr. 1683). Es war das letzte Mal, daß die Fahne des Propheten im Herzen Europas entfaltet wurde, als unser Erdtheil vor den Glaubensstürmern aus dem Osten erzitterte, als Türkenfurcht selbst in den Dörfern der Lüneburger Haide oder in den rebenumkränzten Städten am Rhein herrschte.

Wohl bedurfte es noch einiger Zeit, ehe dem Halbmond sein ganzer Nimbus genommen, bis die letzte Angst vor den Osmanen vom christlichen Europa verscheucht war. Noch in den Anfang des vorigen Jahrhunderts fallen die Siege des Prinzen Eugen gegen die Türken, und aus jener Türkenzeit stammt das heute noch gesungene Lied vom edlen Ritter, der dem Kaiser Belgrad „wiederum kriegen" wollte, das den Türken gehörte. „Der Türke" spielte bei unseren Großvätern noch eine Rolle, der Name der Janitscharen klang furchterregend an ihr Ohr — aber heute?

Ohnmächtig und schwach, kaum ein Schatten des ehemaligen Riesenreichs, fristet die Türkei, in sich selbst zerbröckelnd, ihr mühseliges Dasein, nur weil die europäischen Mächte nicht einig sind, wer der Nachfolger des Großherrn am Bosporus werden soll. Algerien, einst türkischer Vasallenstaat, ist nun lange ein französisches Besitzthum; frei gemacht worden ist Griechenland, Aegypten ist nur durch lose Bande noch mit dem Osmanenreiche verknüpft, Montenegro selbständig, Rumänien und Serbien lauern auf den Moment, um auch die letzten Fesseln, die sie noch an die Türkei binden, abzuwerfen. Und im Lande selbst, das heute noch den Osmanen garantirt ist, gährt es fortwährend, kommt es seit Jahrzehnten nicht zur Ruhe. Die „orientalische Frage" und ihre Lösung, oft zurückgedrängt, um nur mächtiger wieder in den Vordergrund zu treten, ist wieder einmal zu einer brennenden geworden, und wird auch für den Augenblick abermals Ruhe geschaffen — sie erhebt sich dennoch wieder, den Frieden Europas bedrohend, bis sie die naturgemäße Lösung findet, die in der Befriedigung der von den Türken unterjochten Völker besteht.

Wir selbst haben bereits so zahlreiche Aufstände im Balkan und den griechischen Inseln, in Bosnien und Albanien, blutige Kämpfe in den schwarzen Bergen, Bombardements friedfertiger Städte durch die Türken, Fürstenentthronungen und Erhebungen in Serbien erlebt, daß wir sie kaum noch zu zählen wissen. Das alles aber waren vereinzelte Aeußerungen der Zündmasse, welche den Osten unseres Erdtheils erfüllt, deren endliche Explosion selbst geographisch so entfernte Länder wie das deutsche Reich mit zu erschüttern droht.

Neben dem fatalistischen, mit seinem unabwendbaren Geschicke sich vertraut machenden Osmanli, prüft die Rajah — die unterdrückte christliche Bevölkernng — bereits zum letzten Kampfe ihre Kräfte. Griechen, Albanesen, Rumänen, Serben und Bulgaren, nach vielhundertjährigem politischen Tode durch den Gang der Völkergeschichte zu neuem Leben aufgerufen, drängen sich immer mehr in den Vordergrund. Ein buntes Mosaik von Nationalitäten, Religionen, politischen Vergangenheiten und verschieden gearteten Bestrebungen treten vor das überraschte Auge. Wie sie würdigen, vereinbaren, politisch organisiren? Welche riesige Aufgabe für unsere Diplomaten und — das Schwert!

Digitized by Google

Verstehen lernen wir aber die Vorgänge auf der Balkanhalbinsel nur an der Hand der Völkerkunde, die uns einen Einblick in das Nationalitätengewimmel im Süden der Donau zeigt, und uns eine so bunte ethnographische Musterkarte entrollt, wie sie in Europa nicht noch einmal gefunden wird. Wir wollen es versuchen, im folgenden einen Ueberblick über die Nationalitäten zu geben, welche heute die Türkei bewohnen, wobei wir uns auf die Arbeiten von G. Lejean (Ethnographie de la Turquie d'Europe, Gotha, 1861), F. Kanitz (Serbien, Leipzig, 1867 und Donau-Bulgarien und der Balkan, Leipzig, 1875) und andere stützen. Ungezwungen werden sich daran einige geschichtliche Erläuterungen knüpfen, die zum Verständniß des Ganzen nicht unwesentlich sind.

Nationalitäten der europäischen Türkei.

Serben . .	1,869,000	22,2 %
Bulgaren . .	1,837,000	21,9 %
Griechen . .	1,049,000	12,5 %
Albanesen . .	1,245,000	14,8 %
Walachen . .	225,000	2,7 %
Türken . .	2,096,000	25,0 %
Israeliten . .	77,000	0,9 %
Summa	8,398,000	100,0 %

Geogr. Anst. von Velhagen u. Klasing in Leipzig.

Völkerkarte der europäischen Türkei. Nach Lejean u. a.

Da von geordneten Volkszählungen und statistischen Aufnahmen wie in unseren Kulturstaaten in der Türkei keine Rede ist, so liegen auch keine absolut zuverlässigen Ziffern über die Anzahl der Angehörigen der einzelnen Nationalitäten und Religionen im osmanischen Reiche vor, doch mag nachstehende Zusammenstellung als eine annähernd richtige gelten; wobei zu bemerken, daß hier Serbien und Rumänien unberücksichtigt blieben.

Religionen in der europäischen Türkei.

Griechische und armenische Orientalen	4,393,000	52,3 %
Römische Katholiken	318,000	3,8 %
Zusammen Christen	4,712,000	56,1 %
Mohammedaner	3,609,000	43,0 %
Israeliten	77,000	0,9 %
Summa	8,398,000	100,0 %

Aus der obigen Zusammenstellung ersehen wir, daß die Türken, oder wie sich selbst nennen, die Osmanli (Söhne Osmans), mit wenig über zwei Millionen Seelen etwa 6,200,000

Angehörigen anderer Völker gegenüberstehen, ein Mißverhältniß, welches nur dadurch in etwas ausgeglichen wird, daß einem Theil der unterjochten Nationalitäten der Islam aufgezwungen wurde, wodurch wenigstens bei diesem Theil der religiöse Gegensatz aufgehoben wurde.

Wie unsre Karte zeigt, bilden die Türken nirgends die Grundbevölkerung eines größeren Raumes in ihrem Lande; namentlich von Griechen und Bulgaren durchsetzt sind sie meist inselartig und in den großen Städten angesessen. Wie sie als Eroberer nach Europa kamen (14. Jahrh.) und mit dem Fall Konstantinopels (1453) die Türkenherrschaft befestigt wurde, kann als bekannt vorausgesetzt werden. Zahlreiche Truppenmassen folgten den siegreichen Heeren, aus Asien herüber kam der Strom dieses zur mongolischen Rasse gehörigen Volkes, das in den fruchtbarsten Ebenen und an den strategisch wichtigsten Punkten der thracisch-griechischen Halbinsel sich ansiedelte, überall die vorhandene slavische oder griechische Bevölkerung verjagend und unterjochend. In Thessalien besetzte eine Osmanlischar die Ebenen bei Pharsala inmitten einer dichten griechischen Bevölkerung; in Albanien und Epirus, wo ein Theil der einheimischen Bevölkerung zum Islam übertrat, um den Folgen der Eroberung zu entgehen, ließen sich die Türken nur in einigen Städten nieder, ebenso in Bosnien und der Herzegowina, wo die Aristokratie den Glauben des Propheten annahm. Auch in Bulgarien bekehrte sich ein Theil der Bevölkerung aus Gründen des Eigennutzes, dies sind die „Pomaken". Am meisten dehnten sich die Türken im östlichen Bulgarien, in der Dobrudscha aus, wo die Bulgaren sich stark mit den Türken vermischten und in diesen aufgingen. Auch in Macedonien haben sie sich, namentlich an der Grenze zwischen Griechen und Bulgaren stark angesiedelt, während sie auffallend dünn in der Umgegend der Hauptstadt vertreten sind.

Aus dieser ethnographischen Vertheilung geht schon hervor, wie ungünstig die Türken gestellt sind, sofern es sich um die Beherrschung der unterjochten Völker handelt. Daß sie, trotz vieler vortrefflicher Eigenschaften, nicht nach Europa gehören, daß ein Unrecht darin liegt, sie als Herren der weit entwicklungsfähigeren slavischen Nationen anzuerkennen, wird jetzt wohl allgemein zugegeben. An Vertheidigern der Türken hat es auch bei uns nicht gefehlt und ihres Ruhmes voll war der verstorbene Fragmentist Phil. Jakob Fallmerayer, der die süß-wohllautende türkische Sprache so vortrefflich zu reden verstand. Auch der alte Büsching nahm sie vor einem Jahrhundert in Schutz. „Die Türken," schreibt er, „sind zwar unter den Christen als Unmenschen und Barbaren, Faule und Ungeschickte verschrieen; sie sind aber keineswegs so schlimm und fürchterlich, als sie das Papstthum abgemalet hat. Es gibt ehrliche und aufrichtige, gutthätige und liebreiche, mäßige und artige, fleißige und geschickte Leute genug unter ihnen, kurz es sind bei ihnen, wie bei allen Völkern und Nationen, Gute und Böse unter einander gemischt." Eine Menge der gerühmten Züge, die Würde, die Ruhe, die Geduld der Türken beruht, genauer zugesehen, auf einer negativen Seite ihres Wesens, die alle rasche Bewegung des Geistes und des Leibes ausschließt. Unwissenheit, Dünkel, Seelenschlaf, Phlegma, der Glaube an ein unabänderliches Fatum, der Mangel aller Theilnahme für Mitgeschöpfe sind die Grundlagen aller türkischen Tugenden. Aber diese kalten langsamen Naturen können auch entzündet werden; Wildheit, Haß, Fanatismus sprühen auf und der Türke wird zur rasenden Bestie. Daß manchem Beobachter türkisches Wesen im Vergleich mit griechischem und auch slavischem so zusagt, erklärt sich leicht: Die rohe Ehrlichkeit und Treue des Naturmenschen neben der Geriebenheit eines Handelsvolkes nimmt uns immer ein. In Bezug auf Türken und ihre Unterjochten wird kein Billiger verwerfen, was von Roon bemerkt: „Man erwägt nicht, daß die Rolle des Gebieters, des unbeschränkten Herrn unter allen Umständen frei von den niedrigen Künsten des Knechtes, von Trug und Lüge zu sein pflegt, daß aber eben diese auf religiösen Fanatismus gegründete Knechtschaft die Ursache des allgemeinen sittlichen Verfalls ist. Wer seine Stärke und Ohnmacht fühlt, wird sich freilich auch äußerlich würdig, offen und wahrhaftig darstellen. Wer aber keine andre Waffe hat als List und Trug, wird sich ihrer auch bedienen, wann und wo die Noth es erheischt."

Keineswegs darf man den Türken nach den Einwohnern Konstantinopels, Smyrnas oder anderer großer Städte beurtheilen. Der gemeine Mann auf dem Lande ist durchweg ehrlich, wahrhaftig, gastfreundlich, während die jungtürkischen von der Pariser Civilisation beleckten Stadtbewohner im Durchschnitt wenig werth sind. Mit einer ungeheuchelten Gottesfurcht und pflichttreuen Religiosität ist bei dem Landmann Redlichkeit und Wahrhaftigkeit verbunden. Allerdings blicken sie mit all der Selbstgerechtigkeit und all dem Stolze des Islam auf die Christen herab und halten die Europäer, bei denen sie keine Art der Gottesverehrung sehen, geradezu für „Dinsis", Glaubenslose. Allein im Verkehr kommt diese Verachtung nur selten zu einer bestimmten Aeußerung. „Die Gewandtheit des Europäers," sagt der Missionar Sandreczki, „seine Erfindungen, von denen auch sie hören, einige, die bis an die Küsten kamen, auch nähere Kenntniß haben, flößen ihnen mehr Scheu als Bewunderung ein, indem sie unsre Gaben leicht finstern Mächten zuschreiben. Ihnen genügt, im Besitze ihres Islams zu sein, der ihnen das Paradies ihres Propheten erschließt, und so gönnen sie uns den Verstand und was wir mit demselben zu Stande bringen, als irdischen Ersatz für die Güter, deren wir in der Hölle, in die wir schließlich alle fahren, in alle Ewigkeit entbehren müssen. Zudem gelten wir im tiefen Binnenlande noch immer mit allen unseren Königen und deren Heeren und Flotten als Unterthanen ihres Sultans, die dessen Befehlen als unter seiner Duldung Bestehende zu gehorchen haben, oder beziehungsweise als Aufrührer, die er zu züchtigen hat. So befahl er im Krimkriege seinen Vasallen, der Königin von England und dem Kaiser der Franzosen, ihm Dienste gegen den rebellischen Nikolaus zu leisten. Daß bei solchen Anschauungen es ihrem Herrscher leicht fallen würde, sie durch den Scheich ul Islam und dessen Agenten in fanatische Wuth gegen Christen und überhaupt Andersgläubige zu versetzen, läßt sich nicht bezweifeln."

Dem Islam, als er getragen von den Türken sich über die Balkanhalbinsel ergoß, kam zu statten, daß die christliche Religion im Orient damals tief gesunken war. Der Glauben des Propheten, welcher die Lehre von der Einheit eines höchsten, rein geistigen Wesens aus dem Christen- und Judenthum mit herübergenommen hatte, stellte einfach das Allah il Allah: es gibt nur einen Gott! als Grundsatz auf. Aber von dieser reinen Lehre geht der Mohammedanismus über zu solchen Gesetzen und Bestimmungen, daß er der Fortbildung der Gesellschaft durchaus in den Weg tritt. Der Uebermuth des Siegers, die Trägheit, welche ein glücklicher Himmel und ein reicher Boden nährt, aber ganz besonders diese Religion machte den Orient stationär.

Wie sehr das ursprüngliche Christenthum auch im Abendlande von späteren Hinzufügungen überlagert war, so bestand doch das Wesentliche fort. Die Moral der Bergpredigt mußte zur sittlichen Veredlung führen; Gesetz und Recht traten an die Stelle der rohen Gewalt und nachdem eine große Umwälzung innerhalb der germanischen Stämme zur Gedankenfreiheit geführt, verbreitete sich auch das Licht der Wissenschaft. Das Recht erzeugte die Sicherheit, in deren Schutz Künste und Gewerbe emporblühten. Drei Jahrhunderte nach dem Siege des Islam über das römische Reich sehen wir das christliche Europa groß und mächtig, mit unermeßlichen Reichthümern, gewaltigen Flotten und furchtbaren Heeren in stetem Fortschreiten begriffen — das Morgenland hingegen, das reiche Morgenland, welches einst die Wiege der Gesittung war, durch seine Religion in enge Grenzen gebannt, ist stehen geblieben in Barbarei. Da liegt der Bruch, den keine Diplomatie auszugleichen vermag.

Sehen wir uns nun die christlichen Völker an, welche auf unsrer Karte verzeichnet sind. Zunächst die Slaven, die Serben (mit Bosniern, Herzegowinern, Montenegrinern) und Bulgaren. Ihre Wohnsitze in der Türkei dehnen sich von der Drau und der Donau bis zum ägäischen und vom adriatischen bis zum schwarzen Meer aus; sie nehmen das Hauptgebiet der Balkanhalbinsel ein. Da dieses Gebiet wesentlich von Gebirgen

Digitized by Google

durchzogen ist, so mußte eine solche Oberflächengestaltung, wie Professor Bradaschka hervorhebt, dem Verkehre zwischen den einzelnen Theilen hinderlich sein, „und dies erklärt es zum Theil, warum es den hiesigen Slaven nicht gelang, sich zu einem Staate zu vereinigen und sich fester an einander zu schließen. So verhinderte es die Gestaltung des Landes einerseits und das nach Individualisirung strebende Wesen der Slaven andrerseits, daß sie sich einigten, so lange sie frei und selbständig waren; um so schwerer wurde es, eine Gemeinsamkeit unter ihnen zu schaffen, nachdem sie unter das drückende Joch der Türken gefallen waren und sich auch zu den übrigen Uebeln, welche die Kräfte des Volks paralysirten, noch die Barbarei des fanatischen Siegers gesellte."

Was die Bulgaren betrifft, welche im Osten und im Centrum der Türkei herrschen, so sind sie keine reinen Slaven, sondern ein Mischvolk aus diesen und dem finnischen Volke der Bulgaren, das im siebenten Jahrhundert von der Wolga in die Türkei kam. Von diesen Finnen stammt der Name, von den Slaven die Sprache dieses Volkes, das im 9. Jahrhundert durch Methodius zum Christenthum bekehrt wurde und zeitweise ein großes Reich schuf, namentlich unter Kaiser Simeon (10. Jahrhundert), das mit den Griechen in fortwährenden Kämpfen lag.

Die Zeiten des Glanzes südslavischer Reiche dauerten aber nie lange, das großbulgarische wie großserbische gingen immer schnell zu Grunde, es waren meteorgleiche Erscheinungen, da diesen Völkern die staatenbildende Kraft fehlte und ein Bürgerthum bis zum heutigen Tage bei ihnen sich nicht entwickelt hat. Kriegerische Helden wie den Serbenfürsten Duschan haben jene Länder genug gesehen, stets waren Anläufe zu mächtigen Reichbildungen vorhanden, aber weiter ist es nicht gekommen.

Die Wohnsitze der Bulgaren erstrecken sich von der Donau, die sie von den Rumänen scheidet, bis an die Küsten des ägäischen Meeres und von einigen Stellen am schwarzen Meere bis ins östliche Albanien. Was die heutigen Zustände der Bulgaren betrifft, so können wir nichts besseres thun, als dem gründlichsten Kenner derselben, F. Kanitz, hier folgen. Nach der türkischen Eroberung hatte das bulgarische Volk als solches zu leben aufgehört. Als arbeitspflichtige Hörige an die Kriegerkaste vertheilt, vegetirte es nur noch. Der Türkensturm verwehte die Bildungskeime, welche von einigen geistig strebenden Regenten den leider wenig tief gezogenen Furchen anvertraut worden waren. Hermetische Absperrung von jeglichem civilisatorischen Element hätte wohl auch geistig höher stehende Nationen als die bulgarische intellektuell verkümmern lassen. Fünfhundertjährige materielle Beugung unter den Halbmond mußte noch das übrige thun, um die Bulgaren so umzuwandeln, daß sie ob ihres friedliebenden Charakters heute als feige verschrieen sind. Sie stagnirten völlig. Die letzten Jahrzehnte sind übrigens auch für die Bulgaren eine Epoche größerer Regsamkeit geworden, das Erwachen vieler slavischer Völker dehnte, unter russischer Beihilfe, sich auch auf sie aus. Die Bulgaren, ein vor kurzer Zeit kaum dem Namen nach bekanntes Volk, treten in den Kreis der orientalischen Frage, nach rechts und links die auf seine Kosten kühn geplanten Projekte, namentlich der Griechen, durchlöchernd. Sie wurden ein Faktor, mit dem fortan gerechnet werden mußte, den Griechen wie Osmanen beachten mußten, denn nach beiden Seiten hin machte „Jungbulgarien" Front. Bulgarische Jünglinge studiren an europäischen Universitäten, kehren heim, werden die Führer ihres Volkes, und suchen es für die Schaffung eines unabhängigen „Bulgarien" zu erwärmen. Von Serbien und Rußland erhalten die Bulgaren moralische und materielle Unterstützung und mehr als einmal hat in der letzten Zeit die Fahne des Aufstandes in Bulgarien geflattert. Viel Aufsehen erregte 1867 der kühne Zug bulgarischer Legionäre, die, 150 an der Zahl, national uniformirt, militärisch ausgerüstet und streng disziplinirt unter Dimitri Jasenow von Rumänien aus bei Sistov die Donau überschritten, um den Balkan gegen die Türken zu insurgiren. Aber noch in der Donauebene wurde die kleine Schar, deren Parole „Freiheit oder Tod" lautete, von Tscherkessen und türkischen Landwehren bis auf den letzten Mann vernichtet, da keiner Pardon nahm. Seitdem gährt es fort in Bulgarien und der Aufstand in der Herzegowina und Bosnien hat sich bereits auf den Balkan erstreckt.

Wir erwähnten oben, daß die Griechen in einem feindlichen Gegensatze zu den Bulgaren stehen, und dieses gibt uns Gelegenheit, gleich die Stellung dieses Volkes in der Türkei kurz zu behandeln. Die Griechen reichen vom schwarzen Meere an, stets die Küsten bewohnend und nur wenig tief in das Innere vordringend, am Marmara- und ägäischen Meere hin, mit Einschluß der chalcidischen Halbinsel, bis zur Grenze des heutigen Königreichs Griechenland. Nach Westen zu sind sie mit Albanesen vermischt, bis ans ionische Meer angesessen. Eingedenk der alten Geschichte, und daß Konstantinopel ehemals ihnen gehörte, träumen sie davon, hier die Erbschaft der Osmanen einst anzutreten und Herren des Landes zu werden. Das Ausstreben der Slaven, namentlich der Bulgaren, ist ihnen hinderlich und daher die Feindschaft, die übrigens noch einen andern Grund hat. Heute steht der Grieche Schulter an Schulter mit dem Türken gegen den Slaven.

„Der Grieche," sagt Bradaschka, „ist dem Türken gegenüber bei weitem nicht das, was der Slave ist, ja der Türke hat sich mit dem Griechen gewissermaßen in die Herrschaft über die Slaven getheilt und hat es dem Griechen überlassen, den armen Slaven von der einen Seite zu mißhandeln, damit er selber ihn von der andern schinden könne. Er überließ dem Griechen die geistliche Herrschaft und dieser nutzt sie derart gewissenlos aus, daß sie oft drückender als die türkische selbst wird, und deshalb haßt auch der Bulgare nicht selten den griechischen Popen mehr als den Türken." Hierin liegt meiner Kenntniß nach keinerlei Uebertreibung. Die scheußlichen Thatsachen, wie der griechische Klerus die Bulgaren bedrückt, mag man bei Kanitz nachlesen. Aus dem Fanar, dem griechischen Stadttheile Konstantinopels, in dem sich die faulen Reste korrupten Byzantinerthums mit asiatisch-türkischem Wesen vermählt haben, gehen die geistlichen Kaufleute hervor, welche um die vakant werdenden bischöflichen Prachtsitze Bulgariens feilschen. Nicht höhere Intelligenz, größere Frömmigkeit oder sonstige Zier und Eigenschaft, die wir bei hohen Kirchenfürsten suchen, sind bei der Vergebung der bulgarischen Bischofsstühle maßgebend, nein, sie werden einfach den Meistbietenden zugeschlagen. Diese griechischen Bischöfe verpachten wieder ihrerseits die Popenstellen ihrer Diöcesen und auch hier ist höheres Angebot maßgebend. Einzelne reiche Popen kaufen deren bis zwanzig, um sie einzeln wieder, natürlich mit Wucherzinsen zu verpachten. Die letzten Kosten trägt natürlich das arme bulgarische Volk.

Die fanariotischen Bischöfe bringen nach Bulgarien keine Kenntniß der Landessprache, wohl aber eine gründliche Verachtung des Bulgarenthums mit. Voll Haß gegen alles Bulgarische wollen sie, um zur Erfüllung der neugriechischen Großmachtpläne beizutragen, die bulgarische Masse gräcisiren, oder, da dies schwer zu erreichen, sie wenigstens in größtmöglicher Verkommenheit und Unwissenheit erhalten. Zu diesem Zwecke drängen sie den Bulgaren sogar fanariotische Lehrer auf, um die Volkssprache aus Kirche und Schule zu verdrängen. Am frechsten äußerte der griechische Bischof Neophytos in Trnowa diesen Haß, indem er an diesem alten Bulgarensitze eine große Anzahl kostbarer bulgarischer Manuskripte, die auf die Geschichte des Landes vom 7. bis 16. Jahrhundert bezüglich waren, verbrennen ließ! Wenn fanatische Mönche in Mexiko die alten Urkunden des Landes zerstörten, so glaubten sie wenigstens den Heiden zu schaden, wenn Omar die Bibliothek in Alexandria vernichtete, that er es zur größeren Ehre des Islam — hier aber wüthete in gleich verwerflicher Weise der griechische christliche Bischof unserer Zeit gegen die literarischen Schätze eines christlichen Volkes. Kein Wunder, daß ein tiefer Haß die Bulgaren von ihrer türkenfreundlichen griechischen Geistlichkeit trennt.

Der Grieche, so begünstigt von den Türken, ist auch dadurch im Vortheile, daß er, gewöhnlich Handel treibend, sich mehr entwickelt hat als der slavische Hirt oder Landmann, der

Digitized by Google

kaum mit der Außenwelt in Berührung kommt, während der Grieche, der Küstenbewohner, stets im Verkehr mit Fremden ist. Dazu hat der Grieche in seinem selbständigen Griechenland einen Rückhalt, und dieser Staat ist für ihn um so wichtiger, als er Gedanken an die Erinnerung alter Herrschaft weckt und den bezüglichen Hoffnungen und Plänen eine reale Grundlage gibt. Aus allem wird es klar, weshalb man noch vielfach in Europa glaubt, die Griechen müßten die eigentlichen Erben der Türken sein, obgleich nicht sie, sondern die Slaven die Hauptbevölkerung des Reiches bilden.

Deutsche Professoren.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

XVI. Georg Curtius.

Nur wenige Wissenschaften dürfen sich in unserem Jahrhundert so glänzender Erfolge und eines so raschen Aufblühens rühmen, wie die vergleichende Sprachwissenschaft, und nur wenige haben so wichtige und so fest begründete Resultate abgeworfen, daß sie theilweise bereits in den gemeinsamen geistigen Besitz aller Gebildeten übergegangen sind. Namentlich in ihrer Anwendung auf die griechische und lateinische Grammatik hat die vergleichende Sprachwissenschaft ganz überraschende Aufschlüsse gebracht, und fortwährend wächst unsere Einsicht in den vollendeten Bau jener klassischen Sprachen, seitdem wir wissen, daß eine große Völkerfamilie von den Ufern des Ganges bis zur äußersten Küste Englands, von der Südspitze Spaniens bis zum Gestade der Ostsee wohnt, seitdem wir wissen, daß die Sprache der Inder durch die unverkennbarsten Züge der Verwandtschaft mit der Sprache der Griechen und Römer verbunden ist, und seitdem wir diese selbst als Glieder jener mächtigen Völkerfamilie zu betrachten gewohnt sind. Mit diesen großen Ergebnissen der Wissenschaft, auf die namentlich unser deutsches Vaterland so stolz sein kann, ist auch der Name eines Mannes unzertrennlich verknüpft, über dessen Leben und Wirken wir den Lesern dieses Blattes im folgenden einiges mittheilen möchten.

Georg Curtius, geboren am 16. April 1820 zu Lübeck, ist der jüngere Bruder des gefeierten Gelehrten, über dessen Familienverhältnisse und Lebensumstände bereits ein früherer Artikel*) näheren Aufschluß gebracht hat. Die bedeutende Persönlichkeit des Vaters, in dem schon seine Jenenser Studienzeit (1790—94) stets die lebhaftesten Erinnerungen an die Blüte deutscher Dichtkunst wach erhielt, hatte auf die Erziehung und die geistige Richtung seiner Söhne den heilsamsten Einfluß und wies ihren empfänglichen Sinn frühzeitig auf die idealen Ziele hin, denen ihr ganzes späteres Leben gewidmet war. Wie sein Bruder Ernst so empfing auch Georg seine Ausbildung auf dem Catharineum zu Lübeck, das sich damals unter Jakobs tüchtiger Leitung eines wohlbegründeten Rufs erfreute. Unter seinen Lehrern verdankt er die meiste Anregung dem feinsinnigen Kenner der griechischen Sprache und des griechischen Alterthums, Johannes Classen, und noch heute verbindet langjährige bewährte Freundschaft den jugendfrischen Greis mit seinem dankbaren Schüler, an dem ja das, was er vor Decennien gesäet, wie bei keinem zweiten seine Früchte getragen hat. Noch nicht achtzehn Jahre alt, durfte Georg Curtius bereits mit dem Zeugniß der Reife die „hohe Schule" verlassen und begab sich, nachdem er noch ein halbes Jahr im elterlichen Hause und im anregenden Verkehr mit dem großen Kunstkenner Rumohr zugebracht hatte, auf die Universität nach Bonn. Während ihn dort vor allem Welckers und Ritschls geistvolle Vorträge fesselten, lernte er gleichzeitig bei Schlegel und Lassen Sanskrit und wurde durch sie in das damals erst aufblühende vergleichende Sprachstudium eingeführt. Die Fortsetzung seiner Studien führte ihn zwei Jahre später nach Berlin. Dort hörte er namentlich Böckh und Lachmann, welche beide nicht blos auf seine gesammte Auffassung der Philologie überhaupt, sondern auch auf die Entwicklung seiner besonderen Ansichten über wichtige Einzelfragen von entscheidendem Einfluß waren. Aber immer wieder zog es ihn mit unwiderstehlichem Reiz zur vergleichenden Grammatik hin, deren großen Begründer man in einem so schlichten und einfachen Manne, wie Bopp es war, gewiß nicht vermuthet hätte. Curtius' Erstlingsschrift: „De nominum graecorum formatione", mit der er 1842 hervortrat, gehörte denn auch in der That dem Gebiete jener Wissenschaft an, die er von nun an mehr oder weniger als das eigentliche Feld seiner Thätigkeit betrachtete.

Aber sogleich war es ihm nicht beschieden, mit der nöthigen Muße sich selbständiger Forschung zu widmen. Dazu ließ ihm seine Stellung als Lehrer am Blochmannschen Institut in Dresden, die er nach Vollendung seiner akademischen Studien angetreten hatte, wenig Zeit. Denn dort hatte der zweiundzwanzigjährige junge Mann Mühe genug, seinen aus aller Herren Länder zusammengewürfelten Zöglingen die Anfangsgründe des Lateins so einleuchtend als möglich zu machen. Der Verkehr mit befreundeten Kollegen wie Arnold Schäfer (jetzt Professor in Bonn) bot ihm für alle Drangsale wenigstens einigen Ersatz. Wie mochte er aber aufathmen, als es ihm im Herbst 1845 endlich vergönnt war, als Privatdozent in Berlin zum ersten Mal den akademischen Lehrstuhl zu besteigen, für den er nun einmal einzig geschaffen war, und als er im Verein mit seinem Bruder und anderen gleichgesinnten jungen Männern wie Schlözer (dem jetzigen Gesandten des deutschen Reichs in Washington) in Kreisen verkehren durfte, in welchen er, wie im Hause des Buchhändlers Besser, manche angenehme Stunde frohester Geselligkeit verlebte.

Schon im folgenden Jahre zeigte Curtius in seiner ersten größeren Schrift über „Die Tempora und Modi des Griechischen und Lateinischen", von welch unschätzbarem Werth die Kenntniß des Sanskrit für die Analyse des griechischen und lateinischen Formenbaus sei, und erregte dadurch zuerst im weiteren Kreise der philologischen Fachgenossen Interesse und Verständniß für diese Studien. Aber noch sollte er deren Früchte nicht pflücken.

Das Jahr 1848 mit seinen Stürmen und Aufregungen war herangekommen, und natürlich konnten die welterschütternden Ereignisse jener denkwürdigen Zeit auch an unserem jungen Gelehrten nicht spurlos vorübergehen. Freiere Gestaltung des politischen Lebens erschien auch ihm als das nothwendige Ziel der nächsten Zukunft, und gar der Gedanke an ein einiges deutsches Vaterland — wie hätte der einen Mann nicht mit Begeisterung erfüllen sollen, der schon bei den alten Hellenen gelernt hatte, wie Großes das Bewußtsein nationaler Einheit zu vollbringen vermag, und welches Unheil blutsverwandten Stämmen unselige Zwietracht schafft. Aber wie tief auch in Curtius die Ideen Wurzel gefaßt hatten, die damals die Herzen der edelsten deutschen Patrioten bewegten, so sehr widerstrebte auch seiner ganzen Natur das wüste Treiben der Ultras, und manches Stücklein politischen Unverstands weiß er aus jenen Tagen zu erzählen, wo die Wogen einer ungezügelten Thatenlust auch manchen Besonnenen mit fortrissen. Friedliche und kriegerische Beschäftigungen folgten auch bei ihm in raschestem Wechsel, und lächelnd gedenkt er noch heute der Zeit, wo er nach kaum geschlossenem Kolleg im akademischen Korps zu den Waffen greifen mußte, um im Kastanienwäldchen seine Exercitien zu machen oder eine der zahllosen Wachen zu beziehen, durch die man damals vergebens in Berlin die Ordnung aufrecht zu erhalten suchte.

Doch die unruhigen Zeiten rauschten vorüber und ließen manchem nur bittere Enttäuschung zurück: nicht blos auf dem Gebiete der hohen Politik waren viele hochfliegende Hoffnungen vereitelt, auch mancher persönliche Wunsch blieb unerfüllt. Curtius hatte vergebens auf eine Anstellung an einer preußischen Universität gewartet, aber keine Anerkennung wurde ihm von der Regierung zu Theil, weder damals noch später, man müßte denn gerade die einmalige Remuneration von fünfzig Thalern für eine solche halten, die doch auch in jener Zeit selbst den bescheidensten Ansprüchen nicht genügte. So ergriff denn der junge Gelehrte, wenn auch mit schwerem Herzen, so doch ohne

*) Vergl. Nr. 9 d. J.

Digitized by Google

Georg Curtius.

langes Bedenken, die erste beste Gelegenheit, sich einen neuen Wirkungskreis zu gründen. Ein Ruf nach Prag als außerordentlicher Professor der klassischen Philologie wurde angenommen, und noch im Herbst 1849 siedelte Curtius nach Böhmens alter Hauptstadt über, wo ihm gänzlich andere Verhältnisse entgegentraten und neue schwere Aufgaben seiner warteten. Alles war ihm dort so fremdartig wie möglich, und die Wissenschaft, für die er berufen war, sollte erst noch geschaffen werden. Zwar wiesen gedruckte Verzeichnisse auch einen Professor für klassische Philologie auf, aber als der Ankömmling seinen nunmehrigen Kollegen aufsuchen wollte, erfuhr er erst nach langem Fragen, daß der Aermste schon vor Monaten im Irrenhause gestorben sei. Da war also alles auf die Schultern des eben berufenen Mannes gelegt, dessen jugendliches Aussehen einem alten Professor den verwunderten Ausruf entlockte: „Einen Knaben hat man uns hierher gerufen!" Aber dieser Knabe zeigte bald, was für ein Mann er war, und wie er die Schwierigkeiten zu bewältigen verstand, die sich gegen ihn aufthürmten.

An der Spitze des höheren Schulwesens in Oesterreich standen damals meist hohe katholische Geistliche, die herzlich wenig Begriff von dem hatten, was einem Professor der klassischen Philologie zu leisten oblag; aber gerade diejenigen, mit denen Curtius zu verkehren hatte, waren zum Glück doch keine Zeloten, sondern, wie der alte Beer, wohlwollende, mild gesinnte Männer, die wenigstens seine Thätigkeit nicht geradezu hemmten. Im Gegentheil mochte Curtius und mancher andere sein Dasein wesentlich erleichtert fühlen, wenn nach anstrengendem Examen ein reichliches Mahl bei kühlendem Klosterwein die geistlichen und weltlichen Mitglieder der Prüfungskommission im stattlichen Refektorium vereinigte. An Zuhörern fehlte es dem neuen Professor nicht, aber diese hatten meist mit ihren bedrängten pekuniären Verhältnissen so viel zu kämpfen, daß sie nur mit Noth das Ziel ihrer akademischen Studien erreichen konnten. Und doch hat emsiger Fleiß manchem über alles hinausgeholfen.

Die mangelhaften gesellschaftlichen Verhältnisse in Prag gestalteten sich für Curtius erfreulicher, als der berühmte Linguist Schleicher sein Kollege wurde, der anfangs sehr gegen seine Neigung eine Professur für Philologie zu bekleiden hatte und erst später sich ganz auf sprachwissenschaftliche Vorlesungen conzentriren durfte. Trotz aller Verschiedenheit des Naturells

beider Männer hat stets das beste Einvernehmen zwischen ihnen geherrscht, und auch später noch nach ihrer Trennung lernte jeder gerne von dem anderen, bis ein allzu früher Tod den einen der Wissenschaft entriß. Aber auch so noch würde für Curtius der Aufenthalt in Prag weniger erträglich erschienen sein, wenn er nicht im Herbst 1850 durch seine Verheirathung mit Amalie Reichhelm, Tochter des 1835 zu Berlin verstorbenen Regierungs- und Schulraths Reichhelm, eine Gattin gefunden hätte, die mit seltenem Verständniß alle Bestrebungen ihres Mannes zu würdigen und zu fördern wußte. Jetzt wurde das glücklich begründete Haus Curtius' der Mittelpunkt einer frohen Geselligkeit, welcher manche damals geschlossene Freundschaft noch heute ihr Bestehen verdankt. In Prag war es auch, wo Curtius mit einer neuen Leistung hervortrat, die seinen Namen mehr als alle anderen Schriften bekannt gemacht hat.

Die vergleichende Sprachwissenschaft hatte längst mit unwiderleglicher Evidenz dargethan, wie zahlreiche Irrthümer sich in der griechischen Grammatik seit Jahrhunderten fortschleppten, aber noch hatte es niemand gewagt, die gesicherten Ergebnisse der Forschung dem reifenden Verständniß des Schülers zugänglich zu machen. Mit wie sicherer Hand und mit wie richtigem Takte Curtius diese Aufgabe gelöst hat, zeigt die ungemeine Verbreitung, die seine 1852 zuerst erschienene „Griechische Schulgrammatik" in Deutschland wie im Auslande gefunden hat. Kein anderes Schulbuch darf sich eines solchen Erfolges rühmen. Aber schon bei dessen erstem Erscheinen war für seinen Verfasser die Zeit nicht mehr fern, wo auch in Oesterreich seines Bleibens nicht länger war.

Graf Leo Thun als österreichischer Unterrichtsminister förderte zwar die Reform der Universitäten mit unverkennbarem Wohlwollen, aber leider konnte auch er sich nicht den klerikalen Einflüssen entziehen. Kleinliche Maßregeln, die man ergriff, waren wenig geeignet, das Vertrauen der deutschen Professoren auf die Zukunft zu stärken, ja fast mittelalterlich mußte der Gedanke erscheinen, mit bornirtem Vorurtheil die alten Classiker beschneiden und purificiren zu wollen. Wahrlich eine ernste Mahnung war die Kunde, daß Bonitz, auf den jetzt die hoffenden Blicke aller derjenigen gerichtet sind, denen die Zukunft des deutschen Gymnasiums am Herzen liegt, nur aus dem Grunde nicht als Decan der Wiener philosophischen Fakultät bestätigt worden sei, weil — er Protestant war. Wer mochte unter solchen Umständen nicht jede Gelegenheit herbeisehnen, in andere Verhältnisse versetzt zu werden! Für Curtius blieb sie nicht lange aus. Ein Ruf nach Kiel brachte ihn 1854 seiner alten Heimat, seinem hochbetagten Vater und dem geschwisterlichen Hause seines Bruders Theodor in Lübeck wieder näher. Gerne, aber doch nicht ohne das Gefühl der Erkenntlichkeit für all das Gute, was er dort genossen hatte, verließ Curtius die böhmische Hauptstadt, die trotz aller Mängel schließlich doch gerade durch ihre Fremdartigkeit viel Anziehendes bot, und wo wenigstens im Vergleich zu dem neuen Wohnsitz das Leben einen gewissen großartigen Zuschnitt hatte. Denn in Kiel war ja nichts Neues mehr ins Leben zu rufen, alles ging dort seinen gewohnten Gang, nur seufzte man tief unter dem Druck der dänischen Uebergriffe, und wohl läßt sich denken, wie schwer es dem neuen Professor der Philologie und Beredsamkeit ankommen mochte, alljährlich am 6. Oktober den Segen des Himmels auf Frederik VII herabzuflehen. Dazu kamen für Curtius noch Prüfungen anderer Art. Schon in Prag hatte ihn ein schweres Unterleibsleiden befallen, in Kiel nahm dasselbe zu, und obgleich er selbst mit größter Energie und Selbstüberwindung seine Schmerzen trug, und die zärtlichste Sorgfalt seiner treuen Gattin ihn pflegte, so waren doch häufige Unterbrechungen seiner Studien unvermeidlich. Trotzdem erschien in dieser schweren Zeit sein Hauptwerk, die „Grundzüge der griechischen Etymologie", von dem heute bereits die 4. Auflage vorliegt. Die Herkunft jedes einzelnen Worts zu erforschen, es auf seine ursprüngliche Gestalt zurückzuführen und den oft wunderbaren Wegen der Bedeutungsentwicklung nachzugehen, ist eine der schwierigsten und interessantesten Aufgaben des Sprachforschers.

Curtius hat die noch unkultivirte Disziplin der Etymologie eigentlich erst zur Wissenschaft erhoben und mit musterhafter Klarheit und Präzision für die griechische Sprache die Wege vorgezeichnet, welche die Forschung einzuschlagen hat. In den Wandlungen, welche die Wörter durchzumachen haben, liegt aber ein gutes Stück Menschengeschichte, und hoch zu achten ist der Mann, der solch einen Schatz zu heben versteht.

Seit Ostern 1862 ist Curtius Professor in Leipzig, und von da an beginnt eine neue Periode für ihn als Lehrer und Gelehrten. Durch reiche Mittel und die thätige Fürsorge der sächsischen Regierung ist Leipzig zur besuchtesten Universität Deutschlands geworden. Das Zusammenwirken mit ausgezeichneten Fachgenossen gestattet hier wie überhaupt an großen Hochschulen dem einzelnen mehr, sich zu conzentriren und seine besondere wissenschaftliche Richtung zu entfalten. So hat auch Curtius erst in Leipzig sich seine Schule gegründet, und der wachsende Zudrang seiner Zuhörer gibt beredtes Zeugniß für die wachsende Bedeutung der von ihm vertretenen Studien. Was er seitdem für die Wissenschaft geleistet, kann hier im einzelnen nicht erörtert werden; eine Reihe kleinerer und größerer Arbeiten hat seinen Namen längst über alle Länder getragen, wo das Studium der klassischen Sprache noch eine Stätte findet. Sein jüngstes Werk über „Das griechische Verbum", dessen I. Band vor zwei Jahren erschienen ist, verfolgt die Aufgabe, den kunstvollen Bau des griechischen Verbums durch sorgfältige Analyse in alle seine Theile zu zerlegen und im steten Zusammenhange mit den entsprechenden Formen der verwandten Sprachen zu erläutern. Viele schwierige Probleme der Wissenschaft wurden in einzelnen Abhandlungen theils endgiltig erledigt, theils so anregend untersucht, daß andere ihre eigenen Forschungen daran anknüpfen und auf dem gegebenen Grunde weiter bauen konnten.

Ueberall herrscht bei Curtius dieselbe unbestechliche Objektivität in der schriftlichen wie in der mündlichen Darstellung. Sein Vortrag ist immer durchsichtig und fließt in ruhiger Klarheit sicher dahin, jedem den Einblick in die Tiefen der Wissenschaft gewährend. Alle Hast und Ueberstürzung ist seiner Natur zuwider, heftige Polemik liebt er so wenig an andern wie für sich, und mit Recht darf man von ihm sagen, daß er von den edlen Hellenen weise Maßhaltung gelernt habe. Gerade diese Nüchternheit seiner Forschung hat Curtius auch im Auslande ein so großes Ansehen verschafft, und keine Richtung in der heutigen Sprachwissenschaft ist von dieser unberührt geblieben. Dabei ist der persönliche Verkehr mit einem so lauteren Charakter gerade für die jungen Leute von unschätzbarem Gewinn, und wer je das Glück gehabt hat, im Hause Curtius häufiger zu verkehren, wird niemals der heiteren Abendstunden vergessen, in denen der vielbegehrte Mann im Kreise erlesener Schüler mit liebenswürdigem Humor die Unterhaltung leitet. Aber freilich, nach dieser Seite muß er dann das Verdienst mit seiner Gattin theilen, die mit verständnißvollem Urtheil jedem ihre Fürsorge entgegenbringt, und wie in Sachen der Wissenschaft Curtius' Worte alle Zweifel zu heben geeignet sind, so ist „Curtia" — mit diesem stolzen Frauennamen römischen Gepräges benennen sie kurzweg die Studenten — schon für manchen ihrer jungen Hausfreunde in Fragen des Lebens die höchste Autorität gewesen.

So gleicht der Verkehr zwischen Lehrer und Schülern einem großen Familienleben, in dem die jüngsten Glieder mit Ehrerbietung und Vertrauen zu ihrem Oberhaupte emporsehen, und ganz in diesem Geiste wurde denn auch im Herbste des vorigen Jahres das fünfundzwanzigjährige Professorenjubiläum des würdigen Mannes gefeiert, an welches die damals begründete „Curtiusstiftung" noch die kommenden Geschlechter erinnern wird. Was sonst erst nach 50 Jahren zu geschehen pflegt, geschah hier schon nach 25. Von allen Seiten, aus Deutschland und Oesterreich, aus der Schweiz und Norwegen, aus England und Amerika, aus Italien und Griechenland flossen die Beiträge zur Begründung eines Fonds zusammen, aus dessen Zinsen alljährlich tüchtige Arbeiten aus dem Gebiete der klassischen Sprachen mit Preisen gekrönt werden sollen. Eine Reihe stattlicher Festschriften und andere Ovationen, die dem Jubilar

Digitized by Google

dargebracht wurden, bekundeten deutlich die rege Theilnahme, mit der seine Schüler und Freunde ein Fest begingen, das einen schönen Abschnitt in einer so reichen Wirksamkeit bezeichnete.

Wir aber zweifeln nicht, daß die Leser und Leserinnen des „Daheim" sich mit uns in dem Wunsche vereinigen, es möge der deutsche Professor, dessen Lebensbild wir eben zu entwerfen versuchten, der Wissenschaft, seiner Familie und allen seinen zahlreichen Freunden und Schülern in ungeschwächter Kraft seines rührigen Schaffens noch lange erhalten bleiben.

Am Familientische.

Warum singen die Vögel?

In diesem Frühling besuchte mich ein Bekannter, um bei mir den Gesang einer Kalanderlerche, den er noch nicht kannte, zu hören. Wir unterhielten uns eine Weile damit, die Gesänge, aus denen uns die Spötterin Bruchstücke, die sie in der seltsamsten Weise in ihren eigenen Gesang verwebte, vortrug, herauszuerkennen. Buchfink, Hänfling, Stieglitz, Rothschwanz, Feldlerche, Haidelerche, Amsel und noch manche andere hatten da so unverkennbar die Lehrmeister gespielt, daß jemand außerhalb des Zimmers nicht hätte angeben können, ob einer der letzteren mitsang oder ob er nur die Schülerin hörte.

„Kennen Sie Altum?" fragte mein Gast nach einer Weile.

„Nein. Wer ist das?"

„Altum ist der Verfasser eines höchst interessanten Buches, in welchem der Versuch gemacht wird, das Leben des Vogels ganz mechanisch zu erklären. Nach ihm ist der Gesang nicht etwa die Aeußerung der freudig überquellenden Vogelseele, sondern lediglich Paarungsruf und weiter nichts."

„Der Herr ist also wohl Materialist?"

Mein Gast lächelte. „Nichts weniger als das," erwiderte er, „Altum ist Christ und steht durchaus auf teleologischem Standpunkt, d. h. er glaubt, daß die ganze Welt zu einem weisen Ziel geordnet sei. Man mag übrigens über die Resultate seines Forschens denken, wie man will; jedenfalls ist er ein gründlicher Gelehrter, der den Stoff vollständig beherrscht und mit dem gewöhnlichen Bruder Piepmeier, der heutzutage so fleißig in Verhimmelung des Thier- und speziell des Vogellebens macht, nicht verwechselt werden darf."

Nach wenigen Tagen war: „Der Vogel und sein Leben. Geschildert von Dr. B. Altum. Münster, 1875", in meinen Händen. Ich habe dieses Buch, das in der bescheidensten, Jedermann verständlichen Form die Resultate langjähriger, streng wissenschaftlicher Studien niederlegt, mit dem größten Vergnügen mehrfach gelesen, und möchte es, obgleich ich nicht überzeugt worden bin, allen unseren Lesern, die sich für das Leben in der Natur interessiren, auf das wärmste empfehlen.

Altum beabsichtigt den Nachweis zu führen: „daß das Thier nicht denkt, nicht reflektirt, sich nicht selbst Zwecke setzt, und daß, wenn es dennoch zweckmäßig handelt, ein anderer für dasselbe gedacht haben muß. Es handelt ohne allen Zweifel nach Gesetzen; aber diese Gesetze sind von ihm nicht proponirt, werden nicht von ihm menschlich verstanden und angenommen, sondern sie sind ihm immanent."

Vortrefflich, Herr Doktor. So weit stimme ich mit Ihnen ganz überein. Es scheint mir aber, als ob Sie in Ihrem geistvollen Buch mehr und anderes zu beweisen unternommen haben, als Sie sich hier selbst als Ziel setzen. Das Thier denkt nicht — in diesem Zusammenhange versteht der Leser dieses Wort in dem Sinne, daß es nicht nachdenkt, daß es nicht logisch folgert — mit einem Wort, daß es keine Vernunft hat. Sie gehen aber weiter und sprechen ihm auch die Seele, die Empfindung ab und setzen es so zu einer Maschine herab.

Die Natur unseres Blattes macht mir nun leider eine eingehende Kritik Ihres Buches unmöglich, ich werde mich daher darauf beschränken müssen, einige Kapitel daraus herauszugreifen und die Gründe darzulegen, aus denen es Ihnen nicht gelungen ist, mich von der Richtigkeit Ihrer Ansicht zu überzeugen. Ich muß zugeben, daß dadurch Ihrem Buche gewissermaßen Gewalt angethan wird, denn es enthält ein sorgfältig ausgearbeitetes, durchaus einheitliches System; ich denke mir aber, daß die Vorführung auch nur eines Theils desselben dem Leser schon deutlich zeigen wird, wo Sie hinaus wollen. Ich wähle den Abschnitt, der vom Gesang der Vögel handelt, weil dieser auch den weitesten Kreisen verständlich sein dürfte. Leider werde ich auch hier die Fülle trefflicher Beobachtungen und geistreicher, auf das Detail bezüglicher Schlüsse in ihrem Buch übergehen müssen; allein ich hoffe, daß wer sich für den Gegenstand interessirt, zu dem Buche selbst greifen wird.

Hören wir zuerst Ihre Ausführungen. Sie sagen: Der Gesang ist Paarungsruf und damit die nothwendige Einleitung des ganzen Brutgeschäfts. Er fehlt daher nie; wird so oft im Jahr erneuert, als die Vögel sich von neuem zur Fortpflanzung anschicken; fehlt bei fortpflanzungsunfähigen Vögeln und verstummt außer der Fortpflanzungszeit. Der Gesang dient ferner zur Feststellung der Brutrevier-grenzen und zum Zusammenbringen der Paare. Schließlich hat der Gesang der Vögel noch die Aufgabe, die wundervolle Harmonie, die Gottes Welt erfüllt, an seinem Theil darzustellen, er stimmt daher stets zur Tages- und Jahreszeit, zu seiner Umgebung und zu den Lebensverhältnissen des Vogels. Aus dem allen geht hervor, daß der Vogel singt ohne alle und jede persönliche Theilnahme, daß er zu der einen Zeit singen muß und nicht anders kann und zu einer anderen weder singen kann noch darf. Gehen wir nun auf das Einzelne näher ein.

Der Gesang ist Paarungsruf. Sie sagen: „Wer hätte nicht schon einen studirenden Buchfinken oder eine studirende Schwarzdrossel gehört! Wie dünn ist der Ton, wie unvollständig das Lied! Wer aber möchte wohl im Ernst behaupten, daß diese Gesangansänge mit einem menschlichen Studiren zu vergleichen oder gar auf gleiche Stufe zu setzen wären? Wir bemühen uns, ein Tonstück durch häufige Wiederholung uns einzuprägen oder eine vergessene Melodie wiederzufinden, oder durch Uebung unsere Stimme zu schulen. So ist jenes sogenannte Studiren ohne allen und jeden Zweifel nicht aufzufassen So lange der Vogel studirt, ist er nicht fortpflanzungsfähig."

Halt, Herr Doktor! Sie werfen hier zwei Dinge zusammen, die auseinander gehalten sein wollen. Diese Gesangansänge dürfen zwar nicht mit dem menschlichen Studiren auf gleiche Stufe gesetzt, wohl aber mit ihm verglichen werden. Der Vogel studirt allerdings nicht, um seine Stimme zu schulen, wohl aber, um sich ein Tonstück durch häufige Wiederholung einzuprägen oder um eine vergessene Melodie wiederzufinden. Denken Sie doch nur an den jungen Dompfaffen, der ein Lied pfeifen lernen soll. Der Lehrmeister pfeift ihm das Lied vor und hängt ihn dann (was durchaus geschehen muß!) in eine dunkle stille Ecke. Dort prägt sich der durch nichts zerstreute und von seinen Studien abgezogene Schüler durch stetes Wiederholen das Tonstück ein. Aber es geht langsam damit, er vergißt die Melodie immer wieder und der Lehrmeister kommt ihm täglich zu Hilfe, bis sie fest im Gedächtniß sitzt. Während der Mauser wird sie vielleicht vergessen; der Lehrmeister kommt dem Gedächtniß zu Hilfe und die Melodie sitzt wieder fest. Das ist eine feststehende Thatsache.

Dort, wo die Zucht der Kanarienvögel im großen betrieben wird, hören die Großhändler nur den Vogel, der als Vorsänger fungirt, und der Preis der jungen Hähne wird nach der Güte dieses Lehrmeisters bestimmt. Die ersteren stammen von sehr verschiedenen Vätern ab, deren Gesang vielleicht nur so weit miteinander übereinstimmt, als eben ein Kanarienvogelgesang nothwendig mit jedem anderen, und doch singen alle Söhne wie der Lehrmeister. Sie lernen also doch offenbar.

Sie werden mir einwenden, daß diese Erfahrung nur von gefangenen Vögeln gelte. Allein das — ich will mich vorsichtig ausdrücken — scheint auch nicht zutreffend zu sein. Durchaus unbefangene Vogelkundige im Lande der Vogelliebhaberei, in Thüringen, haben sich dahin ausgesprochen, daß z. B. der Gesang der Mönche oder der Buchfinken sich in der und der Gegend, im Laufe der und der Zeit sichtlich verschlechtert habe. Das erklärt sich aber daraus, daß die Liebhaber Jahre hindurch die edelsten Sänger verhörten und wegfingen, so daß die heranwachsende Jugend eben keine guten Lehrmeister mehr hörte.

Dieses Lernen der Vögel, auf das wir weiter unten noch zurückkommen, scheint mir ein sehr gewichtiger Einwand gegen Ihre Theorie zu sein. Nach dieser singt derjenige Vogel am besten, dessen Geschlechtsfähigkeit den relativ höchsten Grad einnimmt. Wie ist es aber dann möglich, daß ein junger Vogel, nur weil er den Meister allein hörte, dieselbe Stufe im Gesang erreichen kann?

Sie sagen: Der Gesang wird vor jeder neuen Brut desselben Sommers wiederum erneuert; dabei ist aber festzuhalten, daß der Gesang bei den späteren Bruten immer schlechter wird. Daraus geht hervor, daß der Vogel nicht lernt. Der Schluß scheint mir nicht richtig zu sein. Wenn der Vogel bei den späteren Bruten nicht mehr so hübsch singt, so liegt das daran, daß sein gesammtes Leben herabgestimmt ist, daß er erschöpft ist. Es trifft dieses allgemeine Herabsinken der Lebenskräfte auch für das Geschlechtsleben zu; wir haben es aber nicht mit Ursache und Wirkung zu thun. Wenn Sie bemerken: „Wenn der Vogel singt, um sein brütendes Weibchen zu zerstreuen, so müßte er ja bei den späteren Bruten erst recht schön singen, da die dritte und vierte Brutperiode dem Weibchen gewiß eben so langweilig, wenn nicht noch langweiliger sein muß als die erste," so ließe sich darauf mit der Gegenfrage erwidern: Warum pflegen Ehemänner leider in der Regel bei der vierten oder fünften Geburt weit weniger um ihre Frau zärtlich besorgt zu sein als bei der ersten? Ich glaube übrigens auch nicht, daß der Vogel singt, um sein brütendes Weibchen zu zerstreuen; wohl aber, um dem freudigen Gefühl erhöhten Lebens, das ihn erfüllt, Ausdruck zu geben.

Sie sagen: „Fortpflanzungsunfähige Vögel singen nicht." Daß die Jungen nicht singen, beweist nur, daß sie dazu noch nicht die körperliche Reife haben; wenn Sie aber auf den nicht krähenden Kapaun hinweisen, so möchte ich Sie daran erinnern, daß die Stimme des Menschen sich in gleichem Fall ebenfalls durchaus verändert, obgleich Sie doch ohne Zweifel nicht behaupten werden, daß die menschliche Stimme wesentlich nur Paarungsruf sei. Das Geschlechtsleben ist ja gewiß ein höchst bedeutsamer Faktor des Lebens, es ist aber, wie Wallache, Schweine, Ochsen ꝛc. beweisen, keineswegs der einzige. Aus den angeführten Beispielen ersehen wir, daß die Geschlechtsfähigkeit wesentlich die Lebhaftigkeit des Empfindens bedingt, wir werden es daher natürlich finden, daß dem Kapaun jenes lebhafte Gefühl (ganz allgemein gefaßt) fehlt, das eben den Antrieb zum Singen bildet.

Weiter: „Erwachsene Vögel singen außer der Fortpflanzungszeit (im Freien) nicht." Das ist nicht zutreffend. Der Zaunkönig und der Dompfaffe singen im Winter nicht schlechter als im Sommer, nicht wenige andere singen auch im Herbst. Daß das aber nur ausnahmsweise geschieht, hat auch bei unserer Annahme nichts wunderbares. Das frierende hungrige Vögelchen fühlt sich eben nicht wohl, es em-

pfindet nicht das Vollgefühl des Lebens, es schweigt daher. Sie suchen die Thatsache des Spätherbst- und Wintergesanges dadurch zu erklären, daß sich in diesen abgehärteten Vögeln der Geschlechtstrieb rege. Wäre dem so, so müßten Zaunkönig und Dompfaffe auch im Winter nisten, was aber nicht der Fall ist.

Nein, der Vogel singt, wenn er sich wohl fühlt. Daß die Regungen des Geschlechtstriebs in hohem Grade dazu beitragen, in allem Lebendigen erhöhtes Gefühl für die Freuden des Daseins hervorzurufen, ist zweifellos. Sie gehen nur zu weit, wenn Sie diesen Trieb als einzige Ursache des Gesangs hinstellen. Betrachten Sie doch den gefangenen Vogel näher. Sie sagen: Der gefangene Vogel singt nur, wenn er allein ist, ununterbrochen; sobald er in die Hecke gesetzt wird und das Weibchen brütet, verstummt er. Wie erklären Sie nun aber die Thatsache, daß gefangene Vögel im Gesellschaftskäfig, auch wenn derselbe nur Männchen enthält, unvergleichlich weniger singen als im Einzelkäfig? Für uns hat das nichts auffallendes: der Vogel hat im Gesellschaftskäfig mehr anderweitige Zerstreuung als im Einzelkäfig, in dem er ganz auf seinen Gesang angewiesen ist. Darum singt er auch in einer dunkeln Ecke oder geblendet viel ununterbrochener, als wenn sein Käfig am Fenster steht, und in einem kleinen Käfig anhaltender als in einem großen. Er vertreibt sich eben mit seinem Gesang die Zeit. Der Vogel singt auch zu seiner Zerstreuung.

Hätten Sie Recht, sänge der Vogel ohne alle persönliche Antheilnahme, so müßte er singen, gleichviel ob er sich wohl fühlt (nämlich psychisch wohl fühlt) oder nicht. Dem ist aber wieder nicht so. Sie haben einen neuen Vogel gekauft und den Käfig in Ihrem Schreibzimmer an die Wand gehängt. So lange Sie im Zimmer sind, schweigt der Vogel. Sie gehen fort, der Vogel ist allein und er singt laut. Sie treten wieder ein und er verstummt sofort. Erst wenn er sich ganz an Ihren Anblick gewöhnt hat, Ihre Gegenwart ihn gar nicht mehr beunruhigt, singt er auch in Ihrem Beisein, verstummt aber sofort wieder, wenn ein Fremder eintritt.

Sie spotten über die Vorstellung, daß Vögel an dem Gesang anderer Vögel Freude finden können, und meinen lustig, wenn dem so wäre, so müßten sich die anderen Vögel abends um Philomele gruppiren und ihrem Gesang lauschen. Sie sagen: „Gegen alle fremden auch noch so herrlichen Gesänge sind die Vögel durchaus theilnahmlos, geradezu taub. Kein Vögelchen kümmert sich um einen fremden, auch noch so lieblichen Gesang.“ Dem ist aber nicht so. Ein Vogel lauscht dem Gesang des anderen und ahmt ihn, wenn er ihm zusagt, nach. Sie berücksichtigen nun zwar diesen Einwand, allein ich finde auf den zwei Seiten, die Sie darüber ausfüllen, keine Antwort auf die Frage, wie Sie ihn für sich beseitigen. Die Spötter unter den Vögeln widerlegen meiner Ansicht nach allein schon die Anschauung, daß wir es im Vogel mit einem Organismus nach Art der Maschinen zu thun haben. Der Spötter lernt allmählich den Gesang des Fremden. Machen Sie die Probe. Hängen Sie in das Zimmer, in dem ein einheimischer Spötter hängt, einen amerikanischen Vogel, und Sie werden sich bald überzeugen, daß der Gesang des Fremdlings, vorausgesetzt, daß er dem Spötter nicht allzu fremdartig ist, erlernt wird.

Nein, der Vogel drückt durch seinen Gesang sein gesammtes Seelenleben aus. Im Vollgefühl der Gesundheit und Kraft (das ja allerdings durch das erhöhte Geschlechtsgefühl ganz besonders hervorgerufen wird), schmettert er sein Lied jubelnd hinaus in den Frühlingsmorgen oder er füllt eine behagliche Mußestunde mit (in der Regel) leiserem Gezwitscher aus. In der Angst läßt er einen kurzen, meist gellenden Ton hören, im Zorn einen anderen. Oft genug ist der Gesang auch Herausforderung zum Kampf und dient dann, wie Herr Altum ganz richtig bemerkt, zur Abgrenzung der Reviergrenzen. Er dient auch zum Zusammenbringen der Paare, aber — und darin unterscheiden wir uns von Herrn Altum — er trägt immer den Charakter persönlichster Antheilnahme.

Ich kann mich, wie wir sehen, mit den Resultaten des Altumschen Forschens in der Hauptsache nicht einverstanden erklären. Da liegt die Frage nahe: Wie erklärst Du es Dir, daß ein Mann von der Erfahrung, den Kenntnissen und dem Scharfsinn Altums in diesen Irrthum verfallen konnte? Diese Frage will beantwortet sein.

Altum scheint mir erstens den Gegenstand des Streites nicht richtig aufzufassen. Die Dinge liegen nicht so, daß das Thier entweder Thiermensch oder maschinenartiger Organismus sein muß. Nein, das Thier bildet ein Drittes, das in der Mitte liegt. Es fehlt ihm der Odem Gottes, das Selbstbewußtsein. Der Vogel ist erfreut oder betrübt, gelangweilt, neugierig, zornig ꝛc.; er weiß aber nicht, daß er es ist. Altum glaubt, wenn er bewiesen hat, daß der Vogel kein Mensch ist, auch bewiesen zu haben, daß er ein maschinenartiger Organismus sei, was durchaus nicht der Fall ist. Auch bei unserer Annahme bleibt zwischen Thier und Mensch immer noch eine nie zu überbrückende Kluft, über die sich auch der springgewandteste Uraffe nun und nimmermehr hinüberschwingen kann. Auch das klügste Thier ist neben dem einfältigsten Menschen noch herzlich dumm, denn es denkt weder Gott noch sich. Zweitens scheint uns Altum es darin zu versehen, daß er ein allzu großes Gewicht auf im Freien gemachte Beobachtungen legt. In der freien Natur ist das Experiment größtentheils ausgeschlossen. Die Beobachtung des gefangenen Wildlings wird in Bezug auf Thierpsychologie immer zu viel positiveren und zuverlässigeren Resultaten führen, als die viel leichter irreführende im Freien, weil letztere immer einen sozusagen zufälligen Charakter trägt und die Eindrücke, welche das Thier empfängt und die sein Betragen bestimmen, vom Beobachter durchaus nicht kontrolirt werden können.

Drittens endlich scheint uns Altum die menschliche Analogie zu wenig berücksichtigt zu haben. Den Bewegungen unseres Seelenlebens liegen ohne Zweifel auch vielfach rein physische Vorgänge zu Grunde; es wäre doch aber falsch geschlossen, wenn man annehmen wollte, daß der Liebe des Bräutigams zur Braut ausschließlich dem körperlichen Leben angehörende Triebe zu Grunde liegen.

Es scheint mir, wie ich zum Schluß noch bemerken will, als ob Herr Altum ein sehr zweischneidiges Schwert handhabt. Er faßt die Dinge teleologisch, allein seine Ausführungen müssen auch dem schnödesten Materialisten hochwillkommen sein. Letzterer braucht nur den alles zu weisem Endziel ordnenden Schöpfer wegzulassen, und er kann alles acceptiren. —r.

Piraten im Mittelmeer.

(Zu dem Bilde auf S. 597.)

Seit den Tagen des Alterthums bis fast herab auf unsere Zeit ist das Mittelmeer ein Schauplatz der Seeräuber gewesen, die schon in der Odyssee erwähnt werden und deren „Gewerbe“ so alt wie die Schifffahrt selbst ist. Die Römer rüsteten einst ganze Flotten gegen kleinasiatische Piraten aus, und als die Mohammedaner an das Mittelmeer vordrangen, Nordafrika eroberten, da kam förmliches System in den mit der Sklaverei verschwisterten Seeraub, und Christen wie Bekenner des Propheten thaten sich gegenseitig durch denselben Abbruch, einer hielt den andern für rechtlos auf der See. An heldenmüthigen Charakteren und spannenden Abenteuern ist die Geschichte der Seeräuber im Mittelmeer reich.

Seeräuber waren es, die in Algier, Tripolis und Tunis Raubstaaten (Barbareskenstaaten) schufen, gegen welche Karl V die Johanniter, denen er Malta einräumte, zum ewigen Kampfe aufrief. So preiswürdig auch die Tapferkeit der Malteserritter war, der Handel der Christen im Mittelmeer blieb schwer geschädigt und die meisten europäischen Staaten zahlten den Barbaresken Tribut. Noch 1816 verstanden sich die Niederlande zu einem Freundschaftstraktate mit dem Dey von Algier; England erzwang dort in demselben Jahre die Abschaffung der Sklaverei für alle Europäer, zahlte aber dafür jährlich 500 Pfund Sterling. Noch 1817 jagte ein Korsar aus Algier einen Lübeckischen Kauffahrer bis in die Nähe von Island. Aber ein Ende in die für das civilisirte Europa geradezu schimpflichen Zustände ist erst 1830 durch die Eroberung Algiers durch die Franzosen gekommen.

Im griechischen Archipel, dessen zahlreiche mit Häfen versehene Inseln den Korsaren vortreffliche Schlupfwinkel gewährten, wo die Bevölkerung von klein auf zur Schifffahrt greift und die Leute amphibischer Natur sind, war der beste Boden, auf dem Piraten gedeihen konnten. Küsten mit reichen Handelsstädten ringsum luden zu dem einträglichen Gewerbe ein und der Seeraub wurde dort handwerksmäßig betrieben. Als der Aufstand der Griechen gegen die Pforte ausbrach, traten die Korsaren in den Dienst ihres Vaterlandes, dessen Brander sie bemannen halfen und viele heldenmüthige Thaten gegen die Türken wurden von ihnen ausgeführt. Bis 1828 war die Zahl der griechischen Seeräuber nicht unbeträchtlich; sie hatten ihren Hauptschlupfwinkel zu Karabusa und noch 1863 haben hellenische Korsaren im Archipelagus argen Unfug getrieben. Mit dem Eintritt geordneter Verhältnisse, dem regelmäßigen Aufenthalte europäischer Kriegsschiffe im Orient sank auch das Korsarenwesen ganz dahin und heute dürften wohl kaum noch solche Schreckensscenen sich ereignen, wie der griechische Künstler auf unserem Bilde vorstellt.

Das Schiff ist von dem Korsaren geentert und geplündert, alle werthvollen Güter sind an Bord des Seeräubers gebracht worden, und die Mannschaft wurde im Kampfe getödtet oder ermordet. Nur den Kapitano, der nach heldenmüthigem Widerstande sich verwundet ergeben mußte, lassen sie am Leben — jedoch nur um ihn einem entsetzlicheren Tode zu weihen. Sie binden ihn fest an den Mast des Schiffes, das sie nun verlassen. Dahin treibt es auf dem weiten Meere, sich selbst überlassen; die glühende Sonne der Levante brennt auf dasselbe herab und kein Tropfen Wasser kühlt den lechzenden Gaumen des Verschmachtenden. Umgeben von den Leichen seiner treuen Gefährten, vom Ruin seiner Habe, gequält von den Gedanken an die Seinigen daheim, den sicheren Tod durch Verschmachten vor Augen, so treibt ihn der Wind von dannen über die blaue Fläche der griechischen See — ein Opfer der Korsaren.

Inhalt: Die Wittwe des Wilderers. Novelle aus dem Nachlaß von Wolfgang Menzel.) — Die Völker der Türkei und ihre Stellung zu einander. I. Von Richard Andree. Mit einer Völkerkarte der europäischen Türkei. — Deutsche Professoren. XVI. Georg Curtius. Mit Porträt. — Am Familientische: Warum singen die Vögel? — Piraten im Mittelmeer. Zu dem Bilde von Lytras.

Zur gefälligen Beachtung!

Mit der nächsten Nummer schließt das laufende Quartal. Wir ersuchen unsere Leser, besonders die Postabonnenten, die Bestellung auf das **vierte** Quartal baldigst aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zusendung zu vermeiden.

Daheim-Expedition.

Unter Verantwortlichkeit von **Otto Klasing** in Leipzig, herausgegeben von Dr. **Robert Koenig** in Leipzig.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in Leipzig. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 24. Juni 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 39.

Die Wittwe des Wilderers.

Nachdruck verboten
Ges. v. 11./VI. 70.

Novelle aus dem Nachlaß von **Wolfgang Menzel.**

(Schluß.)

VIII. Der Wintermorgen.

An einem hellen Wintertage stellte sich die jetzt völlig wiedergenesene Marianne mit ihrem Kinde zum erstenmal im Försterhause ein, um sich für die barmherzige Liebe, die ihr von demselben aus erwiesen worden war, mit demüthiger Freude zu bedanken.

Sie hatte sich auffallend zu ihrem Vortheil verändert und blühte, vom Morgengang erfrischt und durch eine sanfte Scham verschönert, in ihrer ärmlichen Trauertracht wie eine Rose. Während sie sich mit ihrer Danksagung an die Frau Mutter wandte, betrachtete sie der Förster mit solcher Aufmerksamkeit, daß er des Kindes, welches sich an seine Hand geschmiegt hatte und wie verlangend zu ihm emporblickte, wie lieb er es auch sonst immer gehabt hatte, diesmal nicht achtete. Als sich aber die Wittwe nun zu ihm selber wandte, gerieth er in eine zitternde Bewegung, denn Marianne sah ihn mit demselben Blicke an, den sie ihm vom Krankenbette aus zugeworfen hatte, dessen Flammen sie aber rasch bedeckte, indem sie die Augen niederschlug. Er hörte nicht, was sie sagte, und wußte nicht, was er ihr antwortete. Er hatte seine ganze Standhaftigkeit in diesem Augenblicke eingebüßt.

Wißt ihr, womit seine Seele beschäftigt war? Mit dem Rahmen, in welchem er zum erstenmal Mariannens Bild erblickte. Sie, die er immer nur im Wald und Felde gesehen, befand sich nun auf einmal mitten in seinem Zimmer, es war ihm, als hätte sie immer hier gewesen sein sollen und als sollte sie sein Haus nie mehr verlassen.

Zum Glück riß ihn das Kind aus seiner Betäubung. Er zog es mit einer unbewußten Heftigkeit zu sich empor, küßte es und machte seine Mutter darauf aufmerksam, wie schön es sei. Nun plauderte das Kind auch wieder zutraulich mit ihm, und Ruhe und Besinnung kehrten in dem Förster zurück und machten seiner Verlegenheit ein Ende. Er konnte jetzt den barschen Amtston wieder annehmen, durch den er sein Herz schon mehr als einmal gegen den Angriff des schuldlosen Feindes geschützt hatte.

Die Wittwe schien ihm noch etwas sagen zu wollen, konnte aber in Anwesenheit der Frau Mutter nicht dazu kommen.

Als einige Tage später der Förster über Feld ging, sah er Marianne, die von einem Seitenwege her in seinen Weg eingelenkt hatte, auf ihn warten. Das befremdete und ärgerte ihn, denn er fürchtete, sie werde ihm das sagen, was sie ihm wirklich sagte. Sie konnte es nämlich nicht über das Herz bringen, ihm nicht noch besonders und insgeheim zu danken, denn sie wußte wohl, daß die Wohlthaten, die sie vom Schulhause her genossen hatte, eigentlich sein Werk waren.

Sie wagte es aber nicht, ihm in Gegenwart anderer zu danken und that es jetzt erst, wobei sie heiße Thränen vergoß. Leonhard aber, der die Sache nicht weiter treiben wollte und entschlossen war, jenen Novemberabend und seine Schwäche für die Wittwe in Vergessenheit zu begraben, machte ein finsteres Gesicht und schreckte die dankbare Frau durch ungewöhnliche Härte zurück.

„Ich weiß nicht, was Ihr wollt," rief er, „Ihr habt wohl geträumt, ich weiß von nichts. Laßt mich in Ruhe!"

Erschrocken und betrübt sah ihm die Wittwe nach, indem er sie rasch verließ.

Er blieb seinem Vorsatz treu und unterdrückte seines Herzens innerste Neigung, aber es war ihm nicht wohl dabei.

Mit der Müllerin traf er nur noch selten zusammen. Er suchte sie nicht mehr auf und wurde auch nicht mehr dazu aufgefordert. Oefter kam er ins Schulhaus, aber ohne die Neigung, welche Amalie für ihn gefaßt hatte, zu bemerken. Sie wurde im Frühjahr blässer. Ein geheimer Kummer schien an ihr zu nagen, dessen Veranlassung zu sein den Förster sehr betrübt haben würde, wenn er es gewußt hätte. Das Mädchen war zu bescheiden, furchtsam und verschlossen, um ihr Herz zu verrathen. Ueberdies hatte der Förster einen eben erst als

Digitized by Google

Amtsverweser für einen verstorbenen Schulmeister in einem Nachbardorfe angestellten Jugendbekannten, Namens Wilhelm, wiedergefunden, der ihm seinen Wunsch, Amalien als Braut heimzuführen, anvertraute. Ihr Vater aber wollte nichts davon wissen, so lange Wilhelm nicht definitiv ins Amt und in die Versorgung eingesetzt wäre, und Amalie selbst benahm sich ziemlich kalt gegen Wilhelm. Leonhard aber tröstete den letztern damit, daß die Tochter sich wahrscheinlich nur aus Rücksicht gegen den strengen Vater so zurückhaltend benehme, munterte ihn auf, bei gutem Muth zu bleiben, und versprach ihm, unter der Hand sein Fürsprecher bei dem allzu scheuen Bäschen zu werden. Auch erfüllte er dieses Versprechen, redete mit Amalien halb ernsthaft, halb scherzhaft von ihrem getreuen Liebhaber und ertheilte ihm das beste Lob, ohne daß er gemerkt hätte, wie tief er damit das arme Mädchen kränkte, welches ganz andere Worte von ihm zu hören wünschte.

IX. Die Sichelwunde.

Es war Mai geworden, die Wälder waren wieder üppig belaubt und die Wiesen hoch mit Gras bewachsen. Da hörte der Förster eines Nachmittags unfern von seinem Wege ein Klagegeschrei, und als er zu Hilfe eilte, sah er am Rande des Waldes die arme Wittwe, wie sie sich, zum Glück mit einer Sichel bewaffnet, des in Wuth gerathenen und sie heftig mit seinem großen Stock bedrohenden Matthes erwehrte. Als sie den Förster erblickte, eilte sie auf ihn zu und warf sich ihm, indem sie die Sichel fallen ließ, wie außer sich und athemlos an die Brust.

„Was thut Ihr da dem Weibe?" rief Leonhard so ruhig als es ihm möglich war.

„Was geht das Euch an?" erwiderte der Bauer trotzig und stemmte sich auf seinen Stock.

„Sie hat um Hilfe gerufen, also ist jeder ehrliche Mann verpflichtet, ihr beizustehen. Ueberdies bin ich der Förster hier und dulde nicht, daß in dem mir untergebenen Walde Frevel geübt werde."

„Da hättet Ihr auch verhüten sollen, daß der Mann dieses Weibes den alten Förster erschoß, denn das war wirklich ein Frevel, während ich keinen Frevel an dem Weibe begangen habe. Sie hat mich beschimpft."

„O wie gottlos seid Ihr," rief die Wittwe drein, „daß Ihr sagt, ich habe Euch beschimpft."

„Genug," sagte der Förster, „das Weib ist in meinem Schutz. Entfernt Euch jetzt."

Matthes besann sich einen Augenblick, hielt es aber doch nicht für gerathen, den Förster noch mehr zu reizen, wandte sich mit einer höhnischen Miene um, drückte den Hut frech ins Gesicht und ging.

„O wie danke ich Euch, Herr Förster," sagte die zitternde Frau und ließ jetzt erst ihre Arme von ihm los, so sehr hatte sie die Furcht vor Matthes übernommen. Wie sie sich aber einen Schritt von ihm entfernt hatte, rief der Förster erschrocken: „Ihr blutet ja." Sie hatte, indem sie sich des rohen Bedrängers erwehrte, sich selbst, ohne es gewahr worden zu sein, mit der Sichel unter dem Knie verwundet und das Blut lief ihr am Fuße hinunter. Sie erschrak nicht, indem sie es sah, denn es war nur eine unbedeutende Fleischwunde, die sie in der ersten Aufregung nicht einmal gefühlt hatte. Sie suchte ihren besorgten Retter deshalb zu beruhigen. Sie verband sich die Wunde nur leicht mit ihrem Sacktuch, holte ihre verlorene Sichel wieder und wollte fortfahren zu grasen, denn bei diesem Geschäft war sie von Matthes unterbrochen worden. Der Förster aber hielt sie bei der Hand zurück und bat sie, nach einem so großen Schrecken sich noch zu schonen.

„O wie gut seid Ihr mit mir," sagte sie und fing plötzlich zu weinen an und weinte unaufhaltsam fort. Sie hatte sich für stärker ausgegeben als sie war. Ihre Wunde blutete frisch unter dem Tuche hervor. Sie begann zu schwanken und glitt aus dem Arme des Försters, der sie sorgsam hielt, sanft auf den Rain hin, indem eine Ohnmacht sie anwandelte.

Leonhard verlor den Kopf nicht. Da ihre Ohnmacht vom raschen Blutverlust herrührte, war er zuerst darauf bedacht, das Blut zu stillen, und da er sich auf Wunden verstand, riß er das rauhe Tuch herunter, wischte das Blut ab, legte ein frisches Blatt von Wegbreit, welches am Raine wuchs, auf die Wunde und band sie mit seinem feinen Halstuche fest zu. Dann beugte er sich über Mariannens Gesicht und hauchte über ihre Stirn, um sie ins Leben zurückzurufen. Noch nie war ihm so wohl und so wehe um sie gewesen.

Endlich kam sie wieder zu sich und erschrak, sich so allein bei dem Förster zu finden und sein Gesicht so nahe über dem ihrigen zu erblicken. Aber sie erinnerte sich schnell wieder an alles, was vorgegangen war, dankte ihm aufs neue und bat ihn nicht ohne Aengstlichkeit um Verzeihung, daß sie ihm so viele Mühe gemacht habe.

„Nicht doch," sagte er sanft, „ich habe Euch gern geholfen und war recht besorgt um Euch. Ihr fühlt Euch doch wieder wohl?"

„Recht wohl," sagte Marianne und athmete tief und freudig auf. „Ich war nur erschrocken. Jetzt ist es vorbei. Ja nur die Angst hat mich um die Besinnung gebracht, die kleine Wunde schmerzt mich kaum."

Unwillkürlich tastete sie darnach, und als sie gewahr wurde, daß er sie verbunden hatte, überzog ihr Gesicht eine Röthe, aber sie wagte nicht, etwas zu sagen.

Der Förster betrachtete sie mit einem Mitgefühl, daß ihm beinahe die Thränen in die Augen traten. Wenn er sich erinnerte, welch grausame Schicksale schon auf die arme Frau hineingestürmt hatten, wunderte er sich nicht mehr, daß sie schreckhaft geworden war. Die Gefahr, in welche Matthes sie gebracht hatte, schien ihm keine geringe gewesen zu sein. Ein wehrloses, von der ganzen Gemeinde verlassenes Weib hatte wenig Schutzmittel, sich des reichen Sünders zu erwehren, und wenn sie es nicht vermocht hätte, noch weniger, ihn zur Strafe zu ziehen. Sein ganzes Herz empörte sich. Er bereute fast, daß er den wüsten Matthes ungestraft hatte ziehen lassen. Aber er hatte Maß gelernt in seiner Amtsführung und wußte, daß man die Grenzen der Pflicht nicht überschreiten dürfe.

X. Die Fürbitte.

Sie blieben stumm bei einander sitzen. Marianne saß mit niedergeschlagenen Augen da und schien etwas auf dem Herzen zu haben. Endlich blickte sie wieder demüthig zu dem rüstigen Jäger hinauf und sagte:

„Herr Förster, da ich Euch so selten sehe und Ihr mir heute so viele Güte bewiesen habt, so bitte ich Euch recht, erlaubt mir auch, Euch etwas zu sagen."

„Recht gern, sprecht nur," sagte der Förster und war nicht wenig neugierig.

„Ihr wißt," fuhr sie fort, „wie liebreich Jungfer Amalie vom Schulhause mich in meinem Fieber gepflegt hat. Wie sie nun damals so oft bei mir war, habe ich wohl bemerkt, und auch später noch, daß sie ein heimliches Leid trägt — um Euch, Herr Förster, denn sie liebt Euch."

Der Förster fuhr auf. Nichts in der Welt hätte ihn in diesem Augenblicke unangenehmer überraschen können und er wurde plötzlich böse auf die schöne Marianne, obgleich er sie eben noch mit Augen angeblickt hatte, die vom zärtlichsten Wohlwollen überflossen. „Ihr irrt Euch," rief er mit rauher Stimme, als wollte er ihr ungelegenes Geschwätz ein für allemal zum Schweigen bringen.

Aber sie blickte ihn sanft an und fuhr fort: „Ich irre mich nicht, Herr Förster. Ich weiß wohl, wie es einem Mädchen zu Muthe ist, wenn sie liebt. Man verräth sich dabei, wenn man gleich nichts sagt. Jungfer Amalie liebt Euch nur zu sehr, und wenn Ihr bemerkt habt, wie blaß sie ist, so wisset auch, daß Ihr allein davon die Ursache seid und die Schuld tragt, weil Ihr nie gemerkt habt oder vielleicht nicht habt merken wollen, wie gut sie Euch ist. Und deshalb, Herr Förster, weil niemand Euch etwas davon sagt, will ich es Euch sagen. Das Mädchen ist brav, guter Eltern Kind, ein recht hübsches Mädchen, und jeder kann sich glücklich schätzen, eine so rechtschaffene Frau zu bekommen, wie sie sein wird. Habt Ihr daran nie

Digitized by Google

gedacht, und könntet Ihr des Mädchens heimliche Liebe ungetröstet lassen?"

„Marianne," unterbrach sie der Förster, „Ihr thut mir wehe und Unrecht zugleich. Wenn es so ist, wie Ihr sagt, so bin ich wenigstens unschuldig an der Einbildung des armen Mädchens. Ich habe sie nie glauben gemacht, daß ich ein Mann für sie wäre. Ich habe vielmehr für einen andern Fürsprache bei ihr eingelegt."

„Das habt Ihr schön gemacht. O wie wird sie sich gegrämt haben! Das ist recht traurig," sagte Marianne und ließ den Kopf sinken.

Der Förster sah sie mit Empfindungen an, die sie nicht ahnte. Eine Wuth, noch heftiger, als die war, welche er gegenüber dem frechen Matthes gewaltsam unterdrückt hatte, kochte jetzt in ihm auf, und ihr Gegenstand war die unglückliche Wittwe. In dem Augenblick, in welchem er entzückter als je der Süßigkeit ihrer Stimme lauschte, tönten von ihren feinen Lippen liebloſe, ihn tief kränkende Worte. Indem er eine stärkere Liebe zu ihr fühlte, als er jemals gefühlt hatte, rieth sie ihm ganz unbefangen, er möge eine andere lieben. Sie also empfand nichts für ihn, auf sie hatte er keinen Eindruck gemacht. Das war eine Demüthigung für ihn, wie er sie nicht erwartet hatte.

Um seinen Verdruß noch zu vermehren, kam in diesem Augenblick Amalie selbst im Strohhut und den Rechen auf der Schulter, die kleine Helene an der Hand und ihren Bruder Ludwig zur Seite, um Mariannen beim Grasen zu helfen, denn sie befanden sich auf der abgelegenen Bergwiese des Schulmeisters, dem die Wittwe in der Heuernte diente.

Die Erzählung von dem, was vorgefallen war, ersparte der Wittwe und noch mehr ihrem Freunde Amalien gegenüber die erste Verlegenheit. Die gutherzige Tochter des Schulmeisters bezeugte Mariannen eine aufrichtige Theilnahme, kam aber doch in eine sichtbare Verwirrung, indem es ihr nicht entging, daß die Theilnahme des Försters für ihre Freundin eine noch größere gewesen sein müsse. Der Förster, der unterdes Helenen ein wenig geliebkost hatte, wie er immer that, wenn er sie sah, dachte jetzt auf den Rückzug. Es war ihm peinlich, zwischen den beiden Frauenzimmern in der Klemme zu bleiben, in die er, wenn gleich ohne seine Schuld, gerathen war, und da er für Marianne keine Besorgniß weiter hegen durfte, weil er sie in befreundeter Gesellschaft zurücklassen konnte, so nahm er unter dem Vorwand, seinem Amte genügen zu müssen, einen raschen Abschied. Was aber unterdes die Wittwe und Amalie mit einander geredet haben, hat er nicht erfahren und es war ihm auch lieber, es nicht zu wissen.

Sein Groll über Marianne nahm ihn dergestalt ein, daß er dem Kummer Amaliens gar keine Aufmerksamkeit schenkte. So egoistisch wird man, wenn man liebt. Er hatte in Mariannens Blicken und Worten Zeichen entgegenkommender Liebe lesen wollen, und da er sich getäuscht sah, war seine Eitelkeit tief gekränkt. Er selber aber wollte sich nicht eingestehen, daß es nur Eitelkeit von ihm gewesen sei, von der armen Wittwe etwas zu verlangen, was sie nicht leisten konnte, weil sie viel zu bescheiden war, seinen Wunsch auch nur zu ahnen. Wenn er nicht von Eitelkeit verblendet gewesen wäre, so hätte er sich vielmehr freuen müssen, sie so arglos, demüthig und uneigennützig zu finden.

XI. Stille Wasser sind tief.

Nachdem der Förster einige sehr unruhige Tage zugebracht hatte, faßte er sich doch wieder, und weil er ein gutes Gemüth hatte, machte ihm seine Gewissenhaftigkeit Vorwürfe wegen Amalien. Wenn er dem glauben mußte, was ihm die Wittwe von ihr gesagt hatte, so mußte er etwas thun, um das Mädchen zu beruhigen und ihrem Herzen den Frieden wiederzugeben. Es fing ihn an sehr zu bekümmern, diesen Frieden, wenn auch unbewußt, gestört zu haben, und er glaubte ihr selbst wie seinem Freunde Wilhelm eine Genugthuung schuldig zu sein. Aber wie sollte er es anfangen, dem Mädchen ihre thörichte Liebe auszureden? Am Ende hoffte er, auf dem geraden Wege durch seinen offenen Zuspruch am gewissesten auf sie zu wirken und ihre Liebe seinem wackern Freunde zuzuwenden.

Es glückte ihm, sie einmal allein im Hause anzutreffen, und er wählte seine Worte so geschickt und schonend als möglich, um ihr, wie er schon längst überlegt hatte, seinen guten Rath mitzutheilen.

Die sonst so schüchterne Amalie warf ihm einen flammenden Blick zu und die sonst so Wortarme begann ihn durch sehr zusammengesetzte und kluge Reden zu überraschen.

„Da Sie so offen gegen mich sind, Herr Vetter," sagte sie, „will ich es auch gegen Sie sein. Hätten Sie sich bei Ihrem Freunde, ehe Sie zu mir kamen, ein wenig erkundigen wollen, so würde er Ihnen gesagt haben, daß ich ihm schon vor mehreren Tagen selber versprochen habe, um was Sie mich erst heute bitten. Wir sind einig, und ich bitte Sie nur, so lange zu schweigen, bis wir dem Vater unsere gemeinsamen Wünsche eröffnen können, was nicht eher thunlich ist, als bis Wilhelm das ersehnte Amt erhalten wird. Ich kann und will Ihnen nicht verschweigen, daß Sie, ohne es zu wissen, das meiste dazu beigetragen haben, meinen Entschluß zu reifen. Sie glauben vielleicht deshalb, weil ich endlich inne wurde, wen Sie nicht lieben. O nein, sondern im Gegentheil, weil ich inne wurde, wen Sie lieben."

Sie sah ihn dabei mit einer ruhigen, aber siegreichen Miene an. Der Förster aber, der nicht darauf gefaßt war, daß das sonst so blöde Mädchen ihm gleichsam die Pistole auf die Brust setzen würde, blieb sprachlos vor ihr stehen.

Sie redete mit ihrer bisherigen Sicherheit weiter: „Die Religion lehrt mich, daß man einen großen Schmerz nicht besser überwindet, als wenn man zum Glücke anderer mitwirkt. In diesem Glauben habe ich Seelenstärke gefunden."

Hier hielt sie einen Augenblick inne und fuhr dann wie träumend fort: „Ich habe sie in ihrer Krankheit beobachtet und kenne sie schon lange. Sie ist das unglücklichste, aber auch das liebenswürdigste Weib in der Welt."

Der Förster stand tief erschüttert da, aber nach seiner Art vergaß er, wie edelmüthig das Mädchen dachte, und welche gute Dienste sie ihm leisten könnte, und war vielmehr erzürnt darüber, daß Amalie die Erwartung, mit der er gekommen war, so völlig getäuscht, daß sie ihn überrascht und beschämt hatte, vor allem aber, daß sein Geheimniß verrathen war, und daß eine dritte Person sich in Dinge einmischen wollte, die ihm selber noch keineswegs klar waren. Die Voraussetzung, er wolle etwas, was er noch nie bestimmt gewollt hatte, beleidigte seinen Stolz, und er behandelte die sanfte Fürsprecherin ebenso rauh, wie er schon mehrmals die Wittwe selbst behandelt hatte.

„Sie sagen mir da Dinge," fuhr er auf, „die Sie mir nicht sagen sollten. Zwischen der Person, welche Sie meinen, und mir ist noch niemals ein Wort von Liebe gesprochen worden. Was Sie voraussetzen, ist eine Täuschung."

Amalie ließ sich jedoch nicht einschüchtern, sondern erwiderte: „Ich weiß nicht, wer sich in diesem Augenblicke mehr täuscht, Herr Vetter, Sie oder ich. Da Sie heute zu mir kamen, um über mein Herz zu verfügen, glaubte ich ein kleines Recht erlangt zu haben, Ihnen meine gute Meinung über die Angelegenheiten des Ihrigen zu sagen. Im übrigen werde ich stillschweigen und Ihr Geheimniß so treu bewahren, als wenn es mein eigenes wäre."

Der Förster konnte nun doch den guten Willen Amaliens nicht länger verkennen. Sein rascher Unmuth legte sich und er suchte seine Härte wieder gut zu machen, indem er sie offen und freundlich ansah und ihr die Hand reichte. „Liebes Bäschen," sagte er, „Sie können mir wahrhaftig keinen größeren Gefallen thun, als wenn Sie alles vermeiden, was mich ins Gerede bringen könnte. Deshalb muß ich Sie noch eins fragen. Sie haben doch der Person, welche Sie meinen, niemals das gesagt, was Sie mir heute sagten?"

„Sie haben," erwiderte sie unwillig, „einen eben so geringen Begriff von meinem Zartgefühle, als Sie ihn früher von meinem Verstande hatten. Aber was muß man nicht Euch Männern alles zu gute halten und geduldig von Euch ertragen. So hören Sie denn. Wenn ich mich getäuscht habe, was ich aber mit Ihrer Erlaubniß nimmermehr glaube, so können Sie heirathen, wen Sie wollen, ohne daß jene Person

Digitized by Google

nur eine Ahnung davon haben wird, daß sie je einmal Gegenstand Ihres Wohlgefallens gewesen ist. Dort, Herr Vetter, werden Sie nicht geliebt wie ein Mann, sondern wie ein Heiliger Gottes."

Diese Wahrheit leuchtete dem Förster ein, sie hatte ihn schon schrecklich gepeinigt. Aber die Worte Amaliens beruhigten ihn. Er erkannte, daß sie ein ebenso kluges als edles Wesen sei, und zum erstenmal fiel ihm schwer aufs Herz, wie sehr er sie früher durch seine Gleichgiltigkeit gekränkt habe.

Da sie durch Ludwig gestört wurden, blieben sie nicht mehr lange beisammen. Er verließ sie mit ganz anderen Empfindungen als die waren, mit denen er gekommen war. Sie hatte ihn mehr ins Gedränge gebracht, als er sich gestehen wollte. Der Knabe, der ihn eine Strecke begleitete und immer die zärtlichste Anhänglichkeit und innigste Verehrung für ihn an den Tag legte, gab ihm gewissermaßen sein Selbstgefühl zurück. Ludwig sprach wie gewöhnlich von der Zukunft. Das Lernen in der Schule wollte ihm gar nicht mehr gefallen und er sehnte sich hinaus zum Walde.

„Aber auch im Walde," sagte der Förster mit einem leisen Seufzer, „muß man vieles lernen, woran man nicht gedacht und was man nicht erwartet hat."

Als er den Knaben entlassen hatte, gab er sich alle Mühe, die innere Ruhe, seine gewohnte männliche Fassung wiederzugewinnen. Es war ihm unerträglich, nicht mit sich selbst im Reinen zu sein. Da siegte noch einmal sein Trotz.

„Nein," rief er, „ich lasse mir nichts vorschreiben, ich lasse mir den Weg nicht weisen, den ich gehen soll."

Die arme Amalie hatte ihn, anstatt ihn in seiner Liebe zu der schönen Wittwe zu bestärken, wieder störrischer als jemals gegen sie gemacht.

XII. Sorgen.

Aber ganz andere Sorgen kamen über ihn. Seine Mutter starb in der ersten Sommerhitze unerwartet an einem Schlagfluß. Er beweinte sie als tugendhafter Sohn, und sein Schmerz an ihrem Grabe verdrängte die weltlichen Gedanken, mit denen er sich bisher so sehr geplagt hatte. Der Mutter Beerdigung war sehr feierlich und geschah unter großem Zulauf, denn die Verstorbene hatte allgemeine Achtung genossen, und man hatte sie noch mehr geehrt um ihres Sohnes willen.

Der Leidtragende fand allgemeine Theilnahme, so daß sie ihm sogar lästig wurde. Sein Haus wurde von Kondolenten bestürmt. Unter ihnen ließ sich auch die schöne Müllerin wieder blicken, vielleicht nur, weil ihr Verhältniß zu dem Verwalter wieder abgebrochen war. Der zudringliche Müller erinnerte den verwaisten Förster, daß er jetzt, da ihm keine Mutter mehr die Wirthschaft führen könne, eine Hausfrau um so nöthiger brauche. Andere Väter und Mütter begingen die nämliche Unzartheit, weil man auf dem Lande die Worte nicht ängstlich abwägt und den Sinn nicht schlau versteckt. Marianne selbst, die an dem Grabe der Mutter heiße Thränen der Dankbarkeit vergossen und gewiß eben so aufrichtig wie der Sohn für sie gebetet hatte, bezeugte dem Förster ihr Beileid nur in Gegenwart anderer und in den herkömmlichen Formen. Leonhard aber, als er ihr die Hand drückte, mußte unwillkürlich weinen.

Wie aber in jedem Uebel etwas Gutes liegt, so gewährte auch die für den Förster begonnene Trauerzeit ihm Muße, in Bezug auf die Gestaltung seiner Zukunft ohne irgend eine Uebereilung mit sich selbst ins Reine zu kommen. Da man vom Grabe einer Mutter nicht sogleich zum Traualtar zu gehen pflegt, mußte er, wie die Wünsche der Eltern, die ihn gerne zum Schwiegersohn angenommen hätten, so auch seine eigenen zunächst unbefriedigt lassen. Allein diese Zwischenzeit war ihm ersprießlich, weil sie seine Leidenschaft abklärte. Natürlicher Weise glühte diese insgeheim fort; aber es brauchte lange, bis sein Schmerz um die Mutter sich so weit gemildert hatte, daß er wieder länger und mit mehr Aufmerksamkeit an Marianne denken konnte, ohne sich selbst einen Vorwurf daraus zu machen. Diese Unterbrechung wirkte vortheilhaft auf seinen Geist. Er legte sich seine alten Sorgen jetzt besser auseinander und dachte ruhiger über die Mittel nach, sich von ihnen zu befreien.

Der eifersüchtige Zorn, mit dem er sich geplagt hatte, erschien ihm jetzt als eine Thorheit, welche nur die Heftigkeit seiner Leidenschaft für Marianne bewies, aber in deren Betragen keinen Grund hatte. Es wurde ihm klar, daß, wenn sie ihm eine andere Liebe hatte aufdrängen wollen, es von ihrer Seite nur aus Demuth geschehen sei, weil sie sich die Möglichkeit gar nicht denken konnte, von ihm geliebt und zum Weibe begehrt zu werden. Wenn sie aber seine wahren Gesinnungen erführe, alsdann würde sie, das sagte ihm ein nicht unbilliger Stolz, sich nicht weigern, seine Liebe zu erwidern.

Aber sollte er sich ihr wirklich anbieten? War es nicht nach aller menschlichen Berechnung weiser, diese Leidenschaft, die in den Augen der Welt seiner unwürdig erscheinen mußte, zu unterdrücken? Er stellte sich diese Frage, so oft er an Marianne dachte, und brauchte deshalb keinen warnenden Rathgeber. Aber so oft er den Entschluß fassen wollte, von dem armen Weibe zu lassen, fühlte er sich nur um so unwiderstehlicher zu ihr hingezogen. Ihre süße Stimme, ihre Augen und etwas Unnennbares in ihrem ganzen Wesen hatten ihn so bezaubert, daß all sein Nachdenken und Ueberlegen immer nur in der wonnigen Erinnerung ihres Liebreizes endete, in die er sich träumerisch versenkte. Vergebens warf er sich ein, daß sie sogar um ein Jahr älter sei als er und daß er eine viel frischere Braut heimführen könne. Vergebens malte er sich das Geschrei der Welt, die Unzufriedenheit seiner Vorgesetzten, die Mißbilligung seiner Freunde aus, die ihn unvermeidlich bedrohten, wenn er sich mit der verachteten Wittwe einließe. Alle diese Bedenken fruchteten nichts. Er liebte nun einmal und konnte nicht mehr wollen, daß es nicht so sei.

Als er einmal einsam auf dem höchsten Berggipfel seines Reviers stand und die weite Landschaft umher überblickte, überwältigte ihn das Gefühl, er stehe nun allein auf der Welt da. Indem aber das Bedürfniß seines Herzens wie seiner amtlichen Stellung, in der er eine Hausfrau brauchte, ihm so recht fühlbar wurde und er an alle die heirathsfähigen Mädchen in den dorfreichen Thälern und Ebenen ringsum dachte, unter denen er nur zu wählen brauchte, schüttelte er unwillig den Kopf und dachte: „Nein, nicht wählen! Man kann nur einer sein Herz auf immer schenken." Sein scharfes Auge suchte und fand die niedere Hütte Mariannens. „Dort ist der einzige Punkt in der Welt, wohin es mein Herz zieht."

Er that aber nichts, dem Zuge des Herzens zu folgen. Da weder seine eigene Trauerzeit, noch die Mariannens vorüber war, konnte er nicht daran denken, ihr einen Antrag zu machen. Er überlegte nur, was er etwa vorzubereiten hätte, und das erste Ergebniß seines Nachdenkens war ein Beweis, daß ihn die Natur mit gutem Scharfsinn begabt hatte. Er beschloß nämlich, sich vorläufig auf dem Vertrauenswege an einen einflußreichen Forstrath zu wenden, der ihm immer besonderes Wohlwollen bewiesen hatte. Diesen wollte er um die erforderliche Einleitung zu einer baldigen Versetzung auf ein anderes Revier bitten. Die Erfüllung dieser Bitte würde, so überlegte er, wenigstens Zeit erfordern. Er mußte also zeitig genug damit vorschreiten. Wie es ihm nun auch mit Mariannen ergehen mochte, die Versetzung war ihm auf alle Fälle eine Nothwendigkeit. Er fühlte nämlich, daß er es in dieser Gegend nicht würde aushalten können, wenn Marianne nicht seine Frau würde; aber eben so wenig, wenn sie es würde. Denn in dem letzteren Falle würde er die ganze Last der üblen Nachrede der nun einmal vom unzerstörbaren Vorurtheil beherrschten Bevölkerung zu tragen haben, und nur in einer fernen Gegend, wo Mariannens frühere Verhältnisse unbekannt wären, durfte er hoffen, jener Nachrede zu entgehen und sich unzählige Unannehmlichkeiten zu ersparen. Er schrieb also in die Residenz. Der Forstrath antwortete zwar etwas verwundert, versprach aber, dem Wunsche des Försters nachzukommen, so wie sich eine günstige Gelegenheit bieten würde.

Unterdes bewirkte ein Unglücksfall, daß Leonhard unerwartet seinem Glücke näher kam.

Digitized by Google

Durch Papas Brille. Originalzeichnung von Gabriel Schachinger.

Digitized by Google

XIII. Helene.

Als der Förster eines Tages durch das Dorf ging, bemerkte er einen kleinen Auflauf vor dem Hause und Garten des Matthes und sah mit Schrecken die kleine Helene mit blutendem Kopf und leblos auf dem Wege liegen, während Matthes mit wilder Geberde den Umstehenden erzählte, sie habe Blumen in seinem Garten abgepflückt, und als er sie deshalb habe schlagen wollen, sei sie hingefallen und habe sich an einem Stein den Kopf verwundet.

„Nein!" schrie eine Nachbarfrau, „Ihr habt sie mit der Hacke geschlagen — ich hab' es gesehen."

„Warum zankt Ihr und helft nicht?" rief der Förster mit seiner gewöhnlichen Fassung dem Weibe zu, indem er selbst das blutende Kind aufhob.

„O, die Zuchthäuslerin kann ihren Balg selber holen!" rief die Nachbarin grob und lief weg.

Leonhard war so sehr mit dem Kinde beschäftigt, daß er dem Weibe und dem Matthes nicht einmal einen zornigen Blick zuwarf. Der Zustand Helenens schien ihm gefährlich. Er trug sie zum Wundarzt des Dorfes und verließ sie keinen Augenblick, bis sie verbunden war und durch Einreibungen wieder zum Leben gebracht wurde. Sie war sehr matt und schloß die Augen bald wieder. Der Wundarzt fand die Wunde schwer, aber nicht nothwendig tödtlich. Man schickte nach der Mutter.

Der Förster wich nicht von Helenens Seite. Niemand ahnte, was in ihm vorging; aber in diesen Augenblicken schwur er vor sich selbst stumm einen heiligen Eid, wenn das Kind leben bliebe, wolle er sein Vater sein. Und wenn es auch stürbe, wolle er die unglückliche Mutter nicht verlassen. Etwas, woran er zu wenig gedacht hatte, stand ihm jetzt in schrecklicher Wirklichkeit vor Augen, das Elend, in welchem er, wenn er allein ginge, Marianne in diesem Dorfe, wo alle sie mieden und verachteten, zurücklassen müßte.

Als Marianne in Todesangst herbeikam, fand sie wieder ihren Schutzengel am Bett ihres Kindes. Das war der größte Trost, den ihr Mutterherz in diesem Augenblicke finden konnte. Angstzitternd neigte sie sich über das blutige Kind und rief mit gellendem Tone: „Gott, es ist todt!" Aber der Förster und der Wundarzt beruhigten sie wieder.

Einige schreckliche Stunden vergingen, bis Helene wieder ganz zu sich kam und erzählen konnte, was ihr denn eigentlich widerfahren sei. Sie war vor des Matthes Hause, demselben, in dem sie geboren war und ihre ersten Jahre zugebracht hatte, zufällig vorbeigegangen, als sich das ihr noch wohlbekannte Kätzchen, das einst ihren Eltern gehört hatte, aber nach Art dieser Thiere im Hause zurückgeblieben war, schmeichelnd an sie geschmiegt und in den Garten gelockt hatte. Hier, wo sie so oft gespielt, war ihr eine Nelke, die Lieblingsblume ihrer Mutter, in die Augen gefallen, und sie hatte der Lust nicht widerstehen können, sie abzubrechen, um sie der Mutter zu bringen, ohne daran zu denken, daß der Garten nicht mehr ihr gehöre. Da war der böse Matthes dazu gekommen und hatte sie mit der Haue, womit er eben arbeitete, vor den Kopf geschlagen.

Während das kranke Kind sorgfältig in die Wohnung der Mutter gebracht wurde, ging der Förster zum Schultheißen, um gegen Matthes Klage zu erheben. Derselbe ist wirklich gestraft worden, aber nur gering, weil das Kind nach einigen Wochen wieder genas.

Der Förster trug von nun an keine Scheu mehr, in die Hütte Mariannens einzutreten. Er kam am hellen Tage und blieb oft lange an Helenens Bett sitzen, um ihr kleine Geschenke zu bringen und sie auf ihrem Schmerzenslager zu erheitern. Das Kind war ihm, wie man zu sagen pflegt, an die Seele gewachsen und schon vorher, ehe er die Mutter gesehen hatte.

Da sich das Kind besserte, war alle Sorge von ihm gewichen. Sein Entschluß stand fest, und das gab ihm einen frischen freien Muth. Es war, als hätte des Matthes arger heimtückischer Schlag, anstatt das Kind zu tödten, von Gottes Hand gelenkt, nur die letzte Scheidewand zwischen dem Förster und Mariannen durchbrechen sollen. Doch übereilte sich Leonhard auch jetzt noch nicht, sich mit der Mutter des kranken Kindes zu verständigen, theils wegen ihrer beiderseitigen Trauer, theils weil es ihm ein unendliches Vergnügen machte, sie in ihrer bescheidenen Häuslichkeit zu beobachten. Er spielte ein wenig mit der ahnungslosen Seele Mariannens, aber es war ein unschuldiges Spiel.

XIV. Die Entdeckung.

Amalie besuchte das kranke Kind ebenfalls, überzeugte sich von des Försters häufiger Anwesenheit und war höchlich erstaunt, daß Marianne von seiner wahren Absicht nichts merkte und daß er selbst sie nicht zu erkennen gab. Aber auch anderen Leuten war des Försters Betragen aufgefallen, und Matthes verfehlte nicht, durch Ausbreitung unehrenhafter Gerüchte Rache an ihm zu nehmen.

Als Marianne davon hörte, gerieth sie in eine heftige Entrüstung, weniger um ihrer selbst willen, über die schon so viel Aergerniß ergangen war, als des Försters wegen, der so rein in ihren Augen dastand wie ein Engel Gottes. Aber wie sollte sie den bösen Leuten, die so übel von ihr dachten, ihren Irrthum benehmen? Dem Förster selbst etwas davon zu sagen, wäre ihr nicht in den Sinn gekommen, so sehr hätte sie sich dessen schämen müssen. Nur Amalien vertraute sie sich, bei ihr schüttete sie ihr Herz aus.

Amalie tröstete sie mit liebreichem Lächeln und sagte: „Gute Frau Marianne, die Sache ist nicht so schlimm, wie sie Euch dünkt. Der Förster ist ein ehrlicher Mann, und wenn er nicht blos wegen Eures Kindes, sondern wegen Eurer selbst so oft in Euer Haus kommt, wird er es auch in guter Absicht thun. Habt Ihr denn noch nie daran gedacht, daß er Euch bitten wird, Ihr möchtet ihn heirathen?"

Marianne gerieth in einen großen Schrecken, denn sie hatte wirklich noch nicht daran gedacht. „Du mein Himmel, nein!" sagte sie. „Aber was fällt Euch auch ein?"

„Nun, ich glaube fast, daß er Euch ein wenig lieb hat. Unter uns gesagt, ich habe es ihm schon lange, schon im vorigen Jahre aus den Augen gelesen."

Marianne zitterte am ganzen Leibe, daß sie sich an den Tisch halten mußte. Sie besann sich, ihre Augen begannen wunderbar zu leuchten. Sie erinnerte sich jetzt, daß in des Försters Blicken, seinen Worten, seinem Handeln wohl etwas anderes gelegen haben könnte, als sie sich bisher in ihrer Unschuld hatte träumen lassen. Sie wurde dadurch in ein namenloses Entzücken versetzt, eine neue Welt ging in ihr auf, sie glaubte aus der Nacht des Unglücks in die offenen Thore des Himmels hineinzublicken; aber ihre Demuth und ihre lange Gewöhnung an Elend und Zurücksetzung ließ sie nicht lange bei der Hoffnung verweilen. Sie erinnerte sich, wie hart der Förster sie abgefertigt habe, als sie ihm für seine winterliche Unterstützung hatte danken wollen. Indem sie sich nun rasch zusammenraffte, sagte sie zu der Tochter des Schulmeisters, deren Augen gespannt auf ihr ruhten: „Ich will Euch die Wahrheit sagen, Jungfer Amalie. Wenn es auch nicht ganz unmöglich wäre, daß der Förster ein Wohlgefallen an mir gefunden hätte, so glaubt doch, daß er solche Gefühle zu unterdrücken weiß, und daß er mir schon hart begegnet ist. Er hat also gewiß nicht daran gedacht, ein so armes Weib wie mich heirathen zu wollen, die ihn nur unglücklich machen und um derentwillen man ihn verachten würde. Ihr thut ihm also Unrecht, wenn Ihr ihm etwas aufbürdet, was er gar nicht will, und auch mir thut Ihr Unrecht, indem Ihr mir ein Glück vor die Augen stellt, dessen ich nicht würdig bin und das ich nicht erreichen kann."

Amalie erwiderte: „Gerade weil Ihr so demüthig seid, gefallt Ihr ihm. Ach, Ihr wißt selber nicht, wie liebenswürdig Ihr seid! Aber Gott wird's zum Rechten lenken."

Damit faßte sie Marianne bewegt in die Arme, küßte das Kind und entfernte sich.

Marianne blieb in großer Unruhe zurück. Sollte sie, konnte sie glauben, was sie gehört hatte? „Nein, nein!" dachte sie, „es wäre des Glücks zu viel, es ist nicht möglich!"

Sie mußte sich ans Bett des Kindes setzen und ihren

Digitized by Google

Kopf auf die Hand stützen, denn jetzt erst brach in ihr, völlig frei geworden, der Strom der Liebe hervor, die sie schon lange für den Förster hegte, die ihr aber immer nur wie Dankbarkeit und Ehrfurcht erschienen war. Sie faßte sich krampfhaft ans Herz, das ihr zu zerspringen drohte. „Es ist nicht möglich!" rief sie immer wieder, und ein unbeschreiblicher Jammer ergriff sie bei dem Gedanken, daß sie ihre Liebe nur inne geworden wäre, um sich von dem Gegenstande derselben wahrscheinlich für immer zu trennen.

Glücklicher als Marianne, hatte der Förster von dem sie beide betreffenden Gerüchte nichts vernommen, weil man sich scheute, durch ein solches Geklatsch seinen Zorn auf sich zu ziehen. Aber er empfing an demselben Abend, welchen Marianne in so großer Beängstigung zubrachte, ein wohlwollendes Schreiben von seinem Gönner, dem Forstrath, mit der Nachricht, daß eine Försterstelle, wie er sie wünsche, für ihn offen sei. Das stimmte ihn außerordentlich froh und bewog ihn, seine Zurückhaltung gegen Marianne aufzugeben und ihr morgen schon seines Herzens Meinung kund zu thun.

XV. Schluß.

Leonhard war früh auf, und indem er unwillkürlich den Weg zu Mariannens kleinem Hause einschlug, hatte er zwar die Absicht, in der frühen Morgenstunde nur vorbeizugehen und später anzuklopfen; als ihm aber einfiel, sie werde früh zur Arbeit gehen und dann nicht mehr anzutreffen sein, und er überdies durchs Fenster bemerken konnte, daß sie schon auf war, hielt er sich nicht länger zurück, sondern klopfte und trat ein.

Marianne war eben im Begriff, vor einem ärmlichen kleinen Wandspiegel ihre Haare zu flechten, die ihr in reicher Fülle über Rücken und Schultern fielen, in ihrem natürlichen Glanz und Duft und die noch niemals ein künstlicher Wohlgeruch verunreinigt hatte. Ihr könnt Euch denken, in welche Verlegenheit Marianne gerieth, als sie den Förster eintreten sah. Ihn aber überraschte der Anblick ihrer morgenfrischen Schönheit und Schamröthe dergestalt, daß er rasch die Flinte an die Wand lehnte, mit beiden Armen das geliebte Weib umfaßte und, ehe sie es verhindern konnte, einen brennenden Kuß auf ihre Lippen drückte.

„Vergebt mir, Marianne!" rief er nachher und sah ihr mit seinen blauen festen Augen gerade in die ihrigen. „Ich habe Euch schon lange lieb und frag' Euch nun, ob Ihr meine Frau werden wollt?"

Marianne war so in Angst, daß sie keine Worte finden konnte, um ihm die Einwendungen zu machen, die sie gestern Amalien gemacht hatte. Endlich brachte sie so viel heraus, daß er verstand, sie sei zu gering für ihn.

„Laßt das, Marianne," sagte er sanft und ruhig. „Ich weiß schon, was ich an Euch habe, und es ist jetzt nicht mehr die Frage, ob Ihr mir recht seid, sondern ob ich Euch recht bin?"

„Ihr?" frug Marianne so unschuldig und einfältig wie ein Kind. „Wie fragt Ihr denn auch?"

„Hört, Marianne," fuhr der Förster in der besten Laune von der Welt fort, „wir müssen die Sache ordentlich bereden. Das Kind schläft noch; setzt Euch derweile zu mir, denn ich hab' Euch allerlei zu sagen."

Mechanisch setzte sich die Wittwe zu ihm in einer fast gedankenlosen Verwirrung, so mächtig wirkte die Anwesenheit des Mannes auf sie, der von nun an nur für sie denken zu wollen schien.

Leonhard setzte ihr sofort mit lebhafter Freude seinen ganzen Plan auseinander und sagte ihr, was er bereits gethan hatte, um ihn auszuführen. Zu Martini sollte er versetzt werden, und dies fiel gerade mit dem Ende ihrer Trauerzeit zusammen, so daß er sie mitnehmen, sich an einem dritten Orte mit ihr trauen lassen und in seinem neuen Amte mit ihr aufziehen konnte. Wären sie erst beide glücklich fort, dann könnten hier die Leute hinter ihrem Rücken sich wundern, klatschen und lästern, wie sie wollten.

Marianne hörte den Auseinandersetzungen des klugen Försters mit immer lebhafterem Interesse zu, während sie bald Versuche machte, mit dem Flechten ihrer Haare zu Ende zu kommen, bald den schönen Kopf des Jagdhundes streichelte, den der Förster mitgebracht hatte. Aber alles, was Leonhard sagte und wie er es sagte, wirkte so überzeugend auf die Wittwe, daß sich ihre Angst in helle Freude auflöste.

Weil der Förster lebhaft sprach, erwachte Helene und lächelte ihn und die Mutter freundlich an. Ihm aber fiel sein Schwur ein, und er erzählte Mariannen, was er dem Kinde gelobt habe, als er es blutend und wie leblos in seinen Armen hielt. Da erkannte sie Gottes Willen und sank dem Förster mit Thränen der reinsten Liebe an die Brust.

Nun sie einig waren, that Leonhard ohne Aufsehen und Geräusch alle erforderlichen Schritte, um seine eigene Uebersiedlung aus dem alten Amt in das neue und zugleich den Abzug der Wittwe mit ihrem Kinde aus ihrer Heimat in die neue vorzubereiten und dann rasch auszuführen. Das Geheimniß ihrer Liebe blieb bewahrt. Erst nach ihrer Abreise wurden sie unterwegs von einem dazu bestellten Geistlichen getraut.

Ihre Ehe war eine vollkommen glückliche und mit Kindern gesegnet. Mit Bewilligung des alten Schulmeisters hatte Ludwig den Förster in sein neues Revier begleiten dürfen, wuchs zu einem tüchtigen Waidmann heran und bereitete noch in späten Jahren der wackeren Marianne eine hohe Freude, indem er ihre Helene zur Frau nahm.

Erinnerungen eines Neunzigjährigen an Schulpforta.

Nachdruck verboten. Ges. v. 11./VI. 70.

Mein Vater, kurfürstlicher Beamter in der damals sächsischen jetzt preußischen Stadt Lauban, hegte einen heftigen Groll, aus welchen Gründen weiß ich nicht, gegen das dasige städtische Gymnasium, erinnerte sich dagegen mit der innigsten Liebe seiner in der damals sächsischen Fürstenschule Schulpforta genossenen Erziehung, welche noch in die letzten Jahre des siebenjährigen Krieges fiel, und wünschte nichts sehnlicher, als auch mich diese Anstalt besuchen zu lassen. Bei seiner gänzlichen Vermögenslosigkeit war er jedoch genöthigt, darauf zu sehen, eine Freistelle für mich zu erhalten, und leider mußte ich von Jahr zu Jahr im Harren auf eine solche hinbringen, ohne eine öffentliche Schule zu besuchen, und war nur auf Privatunterricht angewiesen. Endlich kam uns die Kunde, daß in kurzem eine derartige Stelle frei werden sollte, welche die kleine thüringische Stadt Laucha zu vergeben hatte. Mein Vater bewarb sich darum, mußte aber, um zu reussiren, erst Bürger des Städtchens werden, dann aber wurde mir richtig die gewünschte Begünstigung zu Theil, und ich wurde von Laucha aus zu Ostern 1802 der Pforte als Alumnus angemeldet.

Eine Reise von der Oberlausitz nach Schulpforta war zu Anfang dieses Jahrhunderts durchaus nicht so leicht auszuführen als gegenwärtig, mußte man doch tagelang unterwegs sein, und die Benutzung der Post hierzu war wirklich eine Marterfahrt zu nennen. Montags reiste ich mit derselben von Lauban ab und traf in der Nacht von Donnerstag zu Freitag in dem nur 28 Meilen entfernten Leipzig ein, ohne ein Nachtquartier gemacht zu haben, und fortwährend auf einem ungepolsterten Bret ohne Lehne sitzend. Von der Sorgfalt meiner Mutter war für meine Ausrüstung nach Kräften gesorgt, und auch eine Quantität Pudermehl nicht vergessen, denn da ich nach dem Wunsche meines Vaters noch mein Haar in einen Zopf geflochten tragen mußte, so durfte auch jener Schmuck nicht fehlen, und darum wurde der Puder in eine s. g. Tabaksblase, d. h. eine schön rothgefärbte Schweinsblase eingeschlossen, meinen Reiseeffekten beigefügt. In Leipzig erregte übrigens mein Zopf bei meinen dasigen Verwandten entschiedene Mißbilligung, und da auch zu Rathe gezogene Studenten erklärten, daß diese Haartracht in Pforta nur noch Gespött erregen würde, so ließ ich hier mit großer Freude die mir längst lästig gewordene Haarzierde der Scheere zum Opfer fallen.

Digitized by Google

Am Orte meiner Bestimmung angekommen, fragte mich der Rektor Ilgen glücklicher Weise nicht nach meinem Taufzeugnisse, und so merkte man bei meiner kleinen Statur auch nicht, daß ich mit meinen siebzehn Jahren eigentlich schon das Aufnahmealter überschritten hatte. Nominell hatte die Anstalt damals nur drei Klassen: Prima, Secunda und Tertia, in der That waren es aber fünf, da die zweite in Ober-, Mittel- und Untersecunda, die jede von der andern getrennt unterrichtet wurde, getheilt war. Ich wurde in die unterste Klasse aufgenommen und habe den Kursus der Schule in fünf und einem halben Jahre absolvirt. Derselben danke ich viel, und namentlich dem großen Philologen und Orientalisten Rektor Ilgen ist mein Herz noch heute mit Innigkeit zugethan. In der letzten Zeit meines dortigen Aufenthalts war ich als Famulus zu ihm in nähere Beziehungen getreten. Die Hauptfunktionen eines solchen bestanden darin, den Lehrer zu jeder von ihm zu ertheilenden Lektion von seinem Zimmer abzuholen, und zweitens alljährlich einmal das Angebinde für ihn einzusammeln. Unter diesem Namen wurde nämlich jedem der sieben ordentlichen Lehrer alljährlich einmal von den Schülern ein Geschenk an Geld gegeben, und der betreffende Famulus hatte für seinen Präzeptor dies einzukassiren und darüber Buch zu führen. Daß diese Geschenke oft nicht unbedeutend ausfielen, ist daraus ersichtlich, daß ich in dem einen Jahre dem Rektor über fünf- und im andern volle sechshundert Thaler Angebinde überreichen konnte.

Bei meiner Schüchternheit und Schmiegsamkeit wurde es mir leicht, mich in die ziemlich strenge Hausordnung einzuleben und keine Strafe auf mich zu laden, obgleich ich bald in der ersten Zeit in den Verdacht kam, im Besitz streng verpönter Contrebande zu sein. Alle Alumnen wurden nämlich eines Tages in den Betsaal gerufen, damit in ihren Wohnzimmern nach etwaigen versteckten Tabakspfeifen eine Revision abgehalten werden konnte. Waren nun Schränke und Bücherrepositorien von den Lehrern untersucht, so mußten die Bewohner des Zimmers hereintreten und reihenweise ihre Koffer öffnen, und hierbei entdeckte diesmal der Diakonus Gernhart, dessen Gunst ich mich am wenigsten erfreute, die von der Mutter Zärtlichkeit mir mitgegebene Tabaksblase. Sie ergreifen und an den Schnüren schnell aufziehen, war das Werk eines Augenblicks, unendlicher Jubel aber erscholl von den gegenwärtigen Alumnen, als sich statt des vermutheten Tabaks eine große Wolke feinsten Mehlstaubs entwickelte und sich alsbald auf dem schwarzen Rock und der Weste des geistlichen Herrn Visitators niederließ. Natürlich klärte mein Bericht über die Geschichte meines Zopfes den Zusammenhang der Sache bald auf und zwang selbst den ernsten Zügen des Rektor Ilgen ein Lächeln ab.

Die Schulzucht war streng, und wenn auch die „Schalaune", ein kurzes Mäntelchen und das Barett, die mittelalterliche Tracht, welche mein Vater wie alle seine Kommilitonen getragen, nur noch als aufbewahrte Antiquität in der Anstalt zu sehen war, so hatte doch sonst noch vieles den alten Zuschnitt behalten, wie es nach der Reformation bei Stiftung der Fürstenschulen eingerichtet worden war. Dahin rechne ich die vielen Gottesdienste. Im Sommersemester war täglich früh um fünf, im Winter um sechs Uhr — wir mußten eine halbe Stunde vorher aufstehen — im großen Saale Morgengottesdienst, der jedesmal eine Stunde dauerte, in Gesang, Gebet und Bibelerklärung bestand und abwechselnd von sechs Lehrern gehalten wurde. Da nun die Bibelerklärung Kapitel für Kapitel der Reihe nach fortging und die verschiedensten theologischen Richtungen von strenger lutherischer Orthodoxie bis zum weitesten Rationalismus im Lehrerkollegium vertreten waren, so zeigte sich oft genug die Exegese des Bibelabschnitts von heute gerade entgegengesetzt der von gestern, was besonders hervortrat, wenn der strenggläubige Mathematikus Schmidt und der rationalistische Diakonus Gernhart darin auf einander folgten. Da auch Sonntags diese Morgenandacht nicht ausfiel und wir dann noch Vor- und Nachmittags in die Kirche gingen, da täglich noch eine Abendandacht gehalten wurde, da das Epiphanien-, Johannis-, Michaelisfest, verschiedene Marientage und die dritten Feiertage der hohen Feste ebenfalls noch jeder durch zwei Predigten begangen wurden, so wird man mir zugeben, daß damals der gottesdienstlichen Uebungen etwas zu viel in Schulpforta waren, und ich schreibe es dem zu, daß mancher Zögling nach Entlassung von der Anstalt jahrelang keine Kirche mehr besucht hat. Er war eben übersättigt worden.

Zu muntern Knabenspielen bot der große Schulgarten hinreichend Platz, und Spaziergänge außerhalb desselben waren uns auch mitunter gestattet, wobei wir gern das Dorf Kösen wegen des vortrefflichen Kuchens, der daselbst zu bekommen war, besuchten. Auch auf die Rudelsburg lenkten wir zuweilen unsere Schritte. Freilich sah es dort noch sehr wüst aus; von einer Schankwirthschaft war keine Rede, und über Schutt und Steine mußte man zwischen den alten Mauern herumklettern.

Unsere Naturalverpflegung war gut, ja eigentlich zu gut, denn täglich brachte unser Mittagtisch zwei und die Abendmahlzeit ein Fleischgericht; jeder erhielt dazu seinen zinnernen Becher voll Bier, und dreimal wöchentlich ein Glas Landwein, eignes Portenser Produkt, was wir gar nicht sauer fanden. Einmal im Jahr zur Zeit der Weinlese wurde uns sogar gestattet, für den Preis von zwei Groschen den Wasserkrug mit Most füllen zu lassen. Das gab dann einen Freudentag, an welchem auch kein Lehrer die Wohnzimmer der Schüler betrat, und es ist gewiß ein gutes Zeichen der dort herrschenden Disziplin, daß ich von keinen Excessen an diesen Mosttagen aus meiner ganzen Schulzeit zu erzählen weiß.

Ganz abweichend von den heutigen Schuleinrichtungen war der gänzliche Mangel an Ferien. Allerdings wurde an den vielen kirchlichen Feiertagen kein Unterricht ertheilt, dafür aber gab es destomehr Gottesdienst; dagegen begannen die regelmäßigen Stunden Mittwoch nach Ostern und Pfingsten wieder, wie sie den Sonnabend vorher geschlossen worden waren, und von großen Sommer- und Michaelisfesten wußte man gar nichts, was jedenfalls mindestens für die Lehrer eine harte Einrichtung war. Daher habe ich auch während der fünf und ein halb Jahre meiner Portenser Laufbahn meine Heimat nicht wieder gesehen, und nur wenige Besuche in Naumburg und in der Nähe bei Verwandten gemacht. Am interessantesten erschien mir diese Stadt, als ich sie 1806 besuchte, um die große Parade der preußischen Truppen vor Friedrich Wilhelm III und dem Herzog von Braunschweig zu sehen. Stattlich genug nahmen sich die steifen gepuderten Soldaten aus, muthig schauten die Lieutenants, Fähndrichs und Junker drein, und niemand dachte in Naumburg wohl daran, in welch kläglicher Verfassung diese wohldressirten Krieger bald erscheinen sollten. Der Kanonendonner von Jena und Auerstädt war in Schulpforta bald darauf vernehmlich genug, und die Einquartirung französischer Generale wie Davoust und Augereau belehrte uns am besten, daß aus den gehofften leichten Siegen der Preußen und Sachsen nichts geworden war. Der erstgenannte zeigte sich uns sehr einfach in einen grünen Mantel gehüllt, Augereau dagegen ritt in reicher Uniform, von glänzender Suite begleitet, bei uns ein. Jetzt war freilich unserem guten Mittagstische schnell ein Ende gemacht, denn von den Stiftsdörfern, welche die Franzosen besetzt hielten, blieben die regelmäßigen Lieferungen für unsere Küche aus, und ich weiß mich noch zu erinnern, wie der Rentmeister mich als den Primus kommen ließ, und mir zur weitern Benachrichtigung der Alumnen eröffnete, daß er in einer Scheune eine Portion Hammel noch verborgen habe, und wir uns jetzt täglich mit einem einzigen Gange Schöpsenfleisch vor der Hand begnügen müßten. Glücklicherweise verweilten die ungebetenen Gäste nicht lange bei uns. Wir hörten oft von ihnen den Ruf: à Berlin, à Berlin, wie er 1870 wieder in Frankreich laut geworden ist, und schnell genug traten sie auch den Weitermarsch an.

Von sonstigen Erlebnissen meines Aufenthalts in der Pforta erwähne ich noch den Tod zweier jungen Mädchen, der einzigen Tochter und der Nichte des Rektor Ilgen, welche an einem stürmischen Spätherbstabend einen Besuch in einem anderen Gebäude der Anstalt gemacht hatten, wobei sie den den Hof quer durchschneidenden Mühlgraben auf einer Brücke passiren mußten, die leider ohne Geländer war. Jedenfalls hat sie ein heftiger Windstoß in das angeschwollene Wasser geworfen,

Digitized by Google

in dem sie ihren Tod fanden. Die feierliche Beerdigung der jugendlichen Leichen des Abends bei Fackelschein hat einen bleibenden Eindruck auf mich hinterlassen. Seitdem wird die Brücke wohl ein Geländer erhalten haben. Ebenso unvergeßlich ist mir der Einsturz des großen Speisesaals, des alten schönen Cönakulums der Mönche, als wir Alumnen gerade darin versammelt waren. Eine Wand und ein Theil der Decke stürzte zusammen, und wir konnten es als ein wahres Wunder ansehen, daß niemand von uns erheblich verletzt aus dem Staubwirbel herauskam.

Auch eines Schülerstreichs will ich hier Erwähnung thun, der vielleicht heute noch traditionell bei alten und jungen Portensern fortlebt, und zu meiner Zeit wirklich ausgeführt wurde. Der Novellist Blumenhagen hat, wie möglicherweise mancher Leser sich erinnert, in einer Erzählung, „Luthers Ring", den Schauplatz des Romans nach der Pforta in die Zeit unmittelbar nach Aufhebung des Klosters verlegt, und läßt eine Scene in einem unterirdischen Gange daselbst spielen. Die Existenz dieses Ganges, der von hier aus bis nach Naumburg führen sollte, um früher manches Rendezvous der hiesigen Mönche mit den dasigen Nonnen zu vermitteln, spukte schon vielfach in unsern Köpfen, nur daß keiner die Stelle anzugeben wußte, wo derselbe angelegt sei. Da meldete eines Tages der Gärtner, daß er unmittelbar am Schulgebäude in einem wenig beachteten Winkel hinter einem Haufen Bretter eine frisch aufgeworfene Grube von wenigstens sechs bis acht Fuß Tiefe entdeckt habe. Von der Sensation, welche diese Anzeige bei Rektor Ilgen, sämmtlichen Lehrern und Schülern erregte, kann nur der eine Vorstellung haben, welcher die Strenge der hiesigen Schulzucht gekannt hat. Offenbar mußte das Werk von Alumnen, und zwar eine Nachtarbeit, vorliegen; aber wie war es möglich gewesen, diese unbemerkt so weit zu fördern? Da alles scharfe Inquiriren, namentlich der Primaner fruchtlos war, so erklärte endlich der Rektor, daß er so lange keinem Schüler ein Zeugniß zum Abgang auf die Universität geben würde, so lange die Thäter nicht entdeckt seien. Hierdurch bewogen, um nicht andere leiden zu lassen, trat ein Primaner v. Busse, Sohn eines Freiberger Professors, vor und gestand, daß er mit seinem Schlafkameraden Schelle allnächtlich auf einer Strickleiter zum Fenster hinausgestiegen und dann an der Grube gearbeitet habe, um den vermutheten Gang von Schulpforta nach Naumburg aufzufinden. Der strenge Ilgen hatte die Eigenschaft, daß er, sobald ihm ein Geständniß abgelegt war, eine ziemlich milde Beurtheilung jugendlicher Streiche eintreten ließ, und so war mit einiger Karzerstrafe denn auch diese in vieler Augen entsetzliche That, die aber wirklich nichts weiter als ein Dummerjungenstreich war, abgethan.

Das sind Erinnerungen, die jetzt, da ich das neunzigste Lebensjahr vollendet habe, noch in aller Frische mir vor der Seele stehen. Die Pforta ist mir lieb und werth geblieben, ich danke ihr eine gründliche Schulbildung, besonders in alten Sprachen, und noch heute ist es mir eine hohe Freude, wenn ich von der alten lieben Schule mit jemand mich unterhalten kann. Von meinen Kommilitonen mögen freilich nur noch wenige auf Erden pilgern. Wohl den meisten ist schon das „Ecce quomodo moritur justus" gesungen worden, wie sonst immer im Betsaal geschah — vielleicht noch geschieht — wenn die Nachricht an den Rektor gelangte, daß ein ehemaliger Portenser mit Tode abgegangen sei.

Möglicherweise erkennt aber doch einer oder der andere nach eigenen Anschauungen oder nach des Vaters und Großvaters Erzählungen die Richtigkeit dieser meiner Reminiscenzen, die ich wahrheitsgetreu hier wiedergegeben habe. Und so bitte ich alle alten Portenser, denen diese Blätter in die Hände kommen, dieselben als einen Freundesgruß eines, ich möchte sagen, uralten Kommilitonen freundlich aufzunehmen. S.

Die Völker der Türkei und ihre Stellung zu einander.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11/VI. 70.

Von Richard Andree.

II.

Das zweite wichtige slavische Volk, dem in den Verwicklungen der Gegenwart die Hauptrolle zufällt, ist das serbische. Sein Gebiet in der Türkei umfaßt den ganzen Nordwesten des Landes, die Striche zwischen Unna, Save, Donau und dem dalmatinischen Küstenlande; im Süden sind Albanesen, im Osten Bulgaren und im Nordosten Rumänen Nachbarn der Serben. Es ist der Landstrich, der als Montenegro, Herzegowina, Bosnien und Serbien auf unseren Karten erscheint. Aber nur ein Theil des serbischen Volkes wohnt in der Türkei; ein größerer, der mit dem türkischen Theil jedoch geographisch im Zusammenhang steht, wohnt auf österreichischem Gebiet; denn die Kroaten, Dalmatiner, Slavonier und Serben in Ungarn sind desselben Stammes wie ihre Brüder in der Türkei, und nur religiöse Unterschiede walten hier ob, da die türkischen Serben der griechischen, die österreichischen meist der katholischen Kirche angehören. In Oesterreich, der Türkei und dem Fürstenthum Serbien zählt man zusammen weit über 5 Millionen Serben.

Die serbische Geschichte ist nicht ohne glänzende Momente. Bald mit den benachbarten Bulgaren, bald mit dem griechischen Reiche kämpfte das Volk um seine Freiheit, bis ihm mit Stefan Nemanja († 1200) eine bessere Zeit anbrach. Von den Nachfolgern dieses Königs erwarb sich den meisten Ruhm Stefan Duschan, „der Gewaltige" (1336—1356), der sich Zar nannte, Macedonien und Thessalien eroberte, Bulgarien unterwarf und den Griechen viele Drangsale bereitete. Nach seinem Tode begann Serbiens Verfall, und der muthige Zar Lazar fiel, als er sich mit seinen Nachbarn der anstürmenden Türkenmacht auf dem Amselfelde (15. Juni 1389) entgegenwarf, als letzter der Serbenkönige. Die Zeit der Knechtschaft folgte und dauerte bis in den Beginn unseres Jahrhunderts, als die Freiheitskriege begannen, welche zur Schaffung des Fürstenthums Serbien führten.

„Revolutionen," sagt Kanitz, „sind immer theuer. Einen Hauptfaktor derselben bildet das Geld. Dieser Erfahrungssatz findet jedoch keine Anwendung auf die serbischen Freiheitskriege. Seltene Vaterlandsliebe und bewundernswürdige Selbstverleugnung bildeten deren einzige Hilfsquellen. Nicht, wie später den Griechen, kam eine von der ganzen Welt gekannte herrliche Vergangenheit den Serben zu statten. Für sie machten weder der Olymp noch die Schatten der hellenischen Heroen- und Dichterwelt Propaganda. Aber hätte man auch mehr die Geschichte des tapferen Serbenvolkes gekannt, so würde dies in jener Zeit der großen Völkerkämpfe, wo ganz Europa für seine Befreiung vom französischen Cäsarenjoch blutete, den im fernen Südosten für ihre heiligsten Rechte streitenden Serben kaum viel genützt haben. Mit Ausnahme jener Unterstützung, welche das von Napoleon selbst hart bedrängte Rußland seinen Glaubensbrüdern an der Donau zeitweise zu Theil werden ließ, wurde der serbische Aufstand weder durch von Philoserben eingeleitete Subskriptionen, noch von reichen Bankhäusern materiell unterstützt. Die geringe Habe eines jeden einzelnen bildete das Arsenal, die Kassen, aus welchen der serbische Freiheitskampf seine Kräfte zog. Gilt das Wort: „Selbst ist der Mann", auch von Völkern, so verdient wahrlich das einzig sich selbst vertrauende Serbenvolk Europas Achtung schon deshalb im vollsten Maße."

Der „schwarze Georg" (Kara Gjorje) war der Führer in diesem ersten Kampfe, der allerdings zu keinem glücklichen Ende führte, bis ihn später Milosch Obrenowitj wieder aufnahm und 1831 von der Pforte die Anerkennung als erblicher, wiewohl souveräner Fürst von Serbien erlangte. Seitdem ist Serbien, das über eine Million Einwohner zählt und 100,000 Mann Soldaten und Milizen ins Feld stellen kann, der Zukunftsstaat an der unteren Donau geworden.

Eine ähnliche Rolle wie Serbien spielt das kleine Fürstenthum Montenegro. So bezeichnen es die Italiener, die Eingeborenen aber nennen es Tschernagora, d. i. Schwarze Berge.

Digitized by Google

Es ist ein wildes, etwa 80 Quadratmeilen großes Gebirgsland mit 200,000 Einwohnern, fast durchweg Serben, die unter ihrer angestammten Fürstenfamilie sich die Unabhängigkeit von den Türken zu bewahren wußten und seit Jahrhunderten mit diesen in immerwährenden Kämpfen liegen, welche den Charakter roher Raubzüge tragen. Montenegro ist seit den Tagen Peters des Großen eng mit dem stamm- und religionsverwandten Rußland verknüpft, unter dessen Schutz es sich bereits 1710 stellte, und seit jener Zeit erfolgt auch von dort aus die Weihe des Bischofs. Im Jahre 1830 ist die Würde desselben mit der des Wladika (Fürsten) vereinigt und dadurch der russische Einfluß nur noch gestiegen.

Das ganz unabhängige Montenegro und das fast selbständige Serbien sind die Krystallisationspunkte, an denen die revolutionären Bestrebungen der der Pforte unterworfenen Serben anschießen, auf welche diese sich stützen, von wo sie moralische und auch materielle Unterstützungen erhalten. Es kann dieses um so leichter geschehen, als gerade Serbien und Montenegro Bosnien und die Herzegowina flankiren, mit diesen Ländern im Zusammenhang stehen und zwischen Montenegro und Serbien hindurch der Weg von der Türkei nach den insurgirten Provinzen führt.

Außer eingesprengten Albanesen, Juden und Zigeunern leben in Bosnien und der Herzegowina nur Südslaven, echte Serben. Türken im ethnographischen Sinn, also Osmanen, sind mit Ausnahme weniger eingewanderten Familien nicht vorhanden. Türken im religiösen Sinn, also Mohammedaner, gibt es dagegen in Bosnien 325,000, in der Herzegowina 60,000, während die Slaven der griechischen Kirche 460,000 und 75,000 Köpfe zählen, also die Mehrheit bilden. Außerdem sind in Bosnien 135,000 und in der Herzegowina 47,000 römische Katholiken vorhanden, so daß also die christliche Bevölkerung der mohammedanischen an Zahl doppelt überlegen ist. Die mohammedanischen Slaven Bosniens und der Herzegowina sind die Grundeigenthümer, der ehemalige Adel des Landes, welcher nach der Eroberung der Provinzen 1463, um den Besitz seiner Ländereien nicht zu verlieren, zum Islam übertrat. Sind sie nun auch der Religion nach Türken, so sind sie doch in Sprache, Anschauungen und Sitten echte Slaven geblieben. Die Vielweiberei kommt fast gar nicht vor, aus Rücksicht der Kostspieligkeit und des Hausfriedens. Nur die Frauen verschleiern sich auf der Straße, die Mädchen dagegen nicht. Zeigt eine Frau ihr Antlitz absichtlich einem Fremden unverhüllt, so ist dies noch jetzt ein Scheidungsgrund, womit in etwas kläglichem Kontrast die Bestimmung der alten Strafgesetze steht, daß für jedes gewechselte Wort und jeden geraubten Kuß ein Asper (2 Pfennige) Buße gezahlt werden sollte, so daß man für eine Mark schon einen reichlichen Genuß des Verbotenen erlangen kann. Das Drückendste in der Lage der Rajah (oder Herde, christliche Bevölkerung) bleibt aber bis auf diesen Tag die Bestimmung, daß jeder Christ auch dem zerlumptesten Mohammedaner auf der Straße ausweichen oder vom Pferd so lange absteigen muß, bis ein ihm begegnender Mohammedaner vorübergeritten ist. (Joh. Roskiewicz, Studien über Bosnien und die Herzegowina. Leipzig, 1868.)

Die Herzegowina ist ein prächtiges Alpenland und konnte für den Handel am adriatischen Meere sehr wichtig werden, wenn es nicht in der Industrie, in den Gewerben, im Handel und selbst in der Bodenkultur so weit zurückgeblieben wäre, weil dessen Bewohner, welchem Glaubensbekenntnisse sie auch angehören mögen, den reichen Schatz nicht auszubeuten wissen, welcher im Lande begraben liegt. Wo das Auge hinblickt, findet es einen Boden, der für jede Kultur empfänglich ist, zahlreiche Flüsse und mitunter auch Mineralquellen, schöne Haine und Urwälder, herrliche Wiesen und Weiden. Im Schoße dieser üppigen Natur aber lebt die rohe Bevölkerung in einem unsagbar elenden Zustande, oft den größten Entbehrungen ausgesetzt, in ihrer von Unwissenheit geförderten Trägheit die Folgen des Müssigganges erduldend. Wir behaupten nicht, daß das Volk allein selbst hieran Schuld sei, denn die Türkenwirthschaft, namentlich früherer Zeit, verschuldete das meiste. So gut wie die österreichischen Serben in Kroatien weiter vorgeschritten sind und heute eine Akademie, Universität, Literatur, zahlreiche Zeitschriften aufweisen, so gut wären auch die türkischen Serben entwickelt worden, hätten sie eine andere Regierung gehabt.

Ein Europäer, der fühlenden Herzens, ohne politische Voreingenommenheit nach Bosnien kommt, muß empört werden über die Türkenherrschaft im Lande. Franz Maurer (Eine Reise durch Bosnien, Berlin) erzählt, wie ihm bei dem Dorfe Laschkowatz die erste christliche Kirche auf bosnischem Boden gezeigt wurde. „Ich bin weit davon entfernt," schreibt er, „ein orthodoxer Christ zu sein, aber in jenem Augenblicke, da ich das erste christliche Gotteshaus in Bosnien sah, bäumte sich in mir alles empor, was ich längst durch den Verstand aus dem Herzen vertrieben wähnte, und ich fühlte den Fanatismus des Christen in mir erwachen." Und nun schildert er den elenden zwölf Fuß langen Bretterstall mit rohem, als Altar dienenden Holztisch, der die Kirche vorstellte; dabei hing ein Alarmbrett, welches die Frommen zum Gebete ruft, da den Christen überall da, wo der Islam herrscht, der Gebrauch der Glocken aufs strengste untersagt ist. Auf derlei empörende Zustände trifft der Reisende auf Schritt und Tritt, und es ist kein Wunder, daß die unterjochte christliche Bevölkerung wiederholt gegen die Peiniger und Dränger, wohl mehr wegen der materiellen als der geistigen Unterdrückung zum Schwerte griff. Uebrigens soll nicht geleugnet werden, daß in den letzten Jahren einige tüchtige türkische Verwaltungsbeamte das Land zu heben suchten — aber ohne Erfolg, da die Verwahrlosung bereits zu sehr eingerissen ist.

Außer Türken, Griechen, Bulgaren und Serben haben wir noch einige andere Völker der Türkei aufzuführen, die bei den politischen Verwicklungen der Gegenwart allerdings weniger als jene in Betracht kommen.

Im Westen am ionischen Meere gehört das Land den Albanesen. Sie reichen von der montenegrinischen Grenze im Norden bis an die Grenze Griechenlands im Süden, sind aber im Süden schon so stark gräcisirt, daß hier eine Unterscheidung von den Griechen kaum noch möglich ist, während im Nordosten ihres Gebietes sie sich bunt mit den Serben mischen. Sie nennen sich selbst Schtschipetaren und werden von den Türken als Arnauten bezeichnet. Der Religion nach zerfallen sie in Katholiken, Griechen und Mohammedaner, wodurch eine noch größere Verwirrung in dem ohnehin ethnographisch so schwer bestimmbaren Gebiete angerichtet wird. Wenn man bedenkt, daß sich die Wohnsitze dieses Volkes längs des Meeres erstrecken, daß sie sich trotz großartiger Veränderungen und trotzdem, daß sie wichtige Handelsvölker wie Griechen und Italiener zu Nachbarn haben, von den ältesten Zeiten her erhalten haben, so muß man die ihnen inne wohnende eigene Kraft achten lernen.

Vor der türkischen Herrschaft waren die Slaven den Albanesen bei weitem überlegen und das Albanesische mußte vor dem Slavischen zurückweichen; als aber die Türken die Kraft der Slaven brachen, änderte sich dies Verhältniß und die Schtschipetaren wurden mit der Zeit die natürlichen Verbündeten der Türken gegen die an Zahl stärkeren Slaven. Dies Bündniß wurde dadurch erleichtert, daß die Albanesen nach dem Grundsatze cujus regio, ejus religio zum großen Theil den Islam annahmen und sonach auch in dieser Beziehung ihre Interessen mit denen der Türken gegen die meist christlich gebliebenen Slaven identifizirten. Die Türken haben sich also mit den Albanesen wie mit den Griechen gegen die Slaven verbunden und die Albanesen, welche als Arnauten (irreguläre Truppen) in der türkischen Armee dienen, sind ihnen werthvolle Bundesgenossen. Kriegerisch und wild ist er zum Baschi-bozuk wie geschaffen; wegen Gewaltthätigkeiten und Räubereien ist er berüchtigt und der friedliebende Slave räumt gern vor ihm das Feld. So kommt es, daß die Albanesen den Slaven, namentlich den Serben, viel Gebiet abgewonnen haben. Die Albanesen sind noch heute, was sie von jeher waren, ein Schiffer-, Soldaten- und Bauernvolk, welches mit Kunst, Literatur und Wissenschaft seit uralter Zeit so wenig zu schaffen hatte, daß sie auch zur Stunde nicht einmal ein Alphabet besitzen. Ueber das geistige Vermögen dieses Albanesenvolkes kann man sich kein Urtheil

Digitized by Google

erlauben, da es auf diesem Felde noch nie einen Versuch gemacht hat. Arbeitsam in der Heimat und tapfer im Kriege zu sein, war bisher sein ganzer Ruhm. Es gab der Welt den Skanderbeg, den Markus Botzaris, die Sulioten und Hydrioten — denn auch die Insel Hydra ist, wie Fallmerayer zeigte, von Albanesen, nicht von Griechen bewohnt, wenn auch jetzt die griechische Sprache dort die herrschende ist.

Gering ist die Zahl der zur romanischen Völkerfamilie gehörigen Einwohner der Türkei. Wir müssen von der Wallachei und Moldau hier absehen, die seit 1859 nördlich der Donau das nun 4½ Millionen Einwohner zählende fast unabhängige Fürstenthum Rumänien bilden. Doch greifen die Rumänen auch auf das südliche Donauufer über und sind namentlich im östlichen Serbien stark angesessen. Stammverwandt mit ihnen ist das Volk der Wlachen oder Zinzaren im Pindusgebirge, welches auf der Karte nicht verzeichnet steht. Ob sie, die eine dem Italienischen verwandte Sprache reden, Reste römischer Militärkolonieen oder romanisirte Urbarbaren des Gebirges seien, ist für unsern Zweck gleichgiltig. Sie hüten und beherrschen die Thore zwischen Albanien und Thessalien und treiben Viehzucht und Alpenwirthschaft. In politischer Beziehung sind sie schon ihrer geringen Zahl wegen von keiner Bedeutung.

Noch weniger fallen die übrigen Nationalitäten der Türkei in die Wagschale. Vielleicht 200,000 Zigeuner, die zum Islam sich bekennen, ziehen im Lande umher; auch gibt es in der Dobrudscha einige deutsche Kolonieen, deren Angehörige von den Türken „Nemtsche", von den Serben „Schwabi" genannt werden, und eine kleine polnische Ansiedlung besteht an der Mündung der Salamvria, syrische Araber hausen bei Basardschick und die nirgends fehlenden Juden sind über das ganze Land zerstreut; sie stammen von den Juden ab, die durch Ferdinand und Isabella aus Spanien vertrieben wurden, und haben das Spanische als Muttersprache bewahrt.

Das ist die buntscheckige Bevölkerung, welche die europäische Türkei zusammensetzt. Kaum zwei der verschiedenen Stämme gehen Hand in Hand, fast jede sieht im Nachbarn den Feind und die meisten haben centrifugale Bestrebungen. Gerade in diesem bunten Völkergewimmel liegt die Hauptschwierigkeit der Lösung der orientalischen Frage; einer solchen Lösung, welche auf die Dauer Ruhe und Frieden verspricht. Wie die Meinungen der europäischen Mächte hierin auseinander gehen, ist bekannt, aber nur von einer einzigen Macht kann man sagen, daß sie klar weiß, was sie will.

Wie man mit unerschütterlicher Konsequenz von St. Petersburg aus die Vergrößerung Rußlands in Asien verfolgte und trotz alles englischen Widerstrebens Jahr für Jahr neue Gebiete einverleibte, so blieb sich die russische Politik auch in Bezug auf die orientalische Frage treu. Konzentrisch laufen die Strahlen nach dem byzantinischen Schwerpunkt. Seit General Ignatiew der Gesandte des Zaren bei der Pforte wurde, kam ein Geist der Aufrichtigkeit über die rechtgläubigen Staatsweisen an der Newa, man verachtete Heuchelei und Verstellung, ging direkt auf das Ziel los und allen, die es hören wollen, verkündete man als letztes Ziel zarischer Weltsendung: die Herstellung slavischer Machteinheit. Das ist das Endziel russischer Politik, wie Preußen die deutsche Einheit gründete, und dieses Ziel ist ein natürliches.

Von Cäsar rühmte Cato, daß er allein unter seinen Zeitgenossen wußte, was er wollte. Und mit Recht kann man mit Rücksicht auf die Türkei sagen, daß eigentlich nur Rußland weiß, was es hier will. Freilich war dies vor noch nicht langer Zeit anders. Selbst das Streben des Kaisers Nikolaus war häufig unbestimmt. Sein Abscheu vor der Revolution, seine Leidenschaft für die Legitimität überwog den praktisch militärischen Sinn; ihm galt der Triumph absolutistischer Grundsätze höher als der persönliche Erfolg. Gortschakow, die leitenden russischen Staatsmänner von heute, sind praktischer, sie kümmern sich wenig um liberale Prinzipien und deren Promenade durch die Welt, lassen die Demokratie gelten, wo sie ihre Plane nicht durchkreuzt, und schwerlich würde Rußland heute einen Soldaten für die pragmatische Sanktion marschiren lassen, wie Kanzler Nesselrode die russischen Armeen gegen Kossuth und Görgey vor 27 Jahren nach Ungarn schickte.

Aber das Nationalitätsprinzip, ehemals ein demagogischer Schlachtruf, ist die Parole der russischen Lenker geworden, nachdem man erkannt hat, daß es mit religiöser Begeisterung allein nicht mehr geht, und ein Kreuzzug allein zu Glaubenszwecken, um den Halbmond von der Aja Sofia herabzustürzen, wenig Aussicht auf Erfolg haben würde. Man versagt es sich, das Doppelkreuz zu schwingen, und greift zur slavischen Trikolore. Glaubenstreue und religiöser Fanatismus für sich helfen auf der politischen Bahn nicht mehr vorwärts, dafür wurde der Panslavismus substituirt, und nunmehr heißt es: Russe ist, wer slavische Mundart redet.

In der einen oder anderen Weise wird das slavische Element in der Türkei zur Geltung gelangen, das lehrt unsere Karte, welche das kompakte Zusammenwohnen der Slaven zur Darstellung bringt. Wie? ob als serbischer Staat, als russisches Anhängsel — darüber zu urtheilen wäre voreilig und ist Sache der spekulirenden Politik. Statt eines eigenen Urtheiles nach dieser Richtung wollen wir jedoch hierher setzen, was vor 30 Jahren einer der ersten Kenner des Orients, der Fragmentist Fallmerayer aussprach: „Abendländisches Regiment und Wesen — das ist ein Axiom — kann sich im Byzantinischen nur mit Hilfe der bewaffneten Macht, der Polizei und des unabläßigen Zwanges behaupten, wie die Gewalt der Türken. Fruchtbare Herrschaft dagegen, innere Ruhe und nationales Gedeihen ist in diesen Ländern nur durch die sinn- und glaubensverwandten Russen möglich." Und der Fragmentist sagt dieses als natürliche Frucht der Erfahrung, trotzdem ihn „das Slaventhum anwidert".

Erschlafft liegt nun das türkische Reich darnieder, und auch das oft genannte Rezept, die Türkei zu europäisiren, ist wieder aufs Tapet gebracht worden. Haben die Türken nicht schon zum Theil den europäischen Rock angezogen, sind ihre Soldaten nicht von unseren Offizieren gedrillt worden, trinken sie nicht schon Champagner und Rheinwein? Warum thut man nicht einen Schritt weiter, warum wird der Sultan nicht Christ und söhnt sich solchergestalt mit der großen Mehrheit seiner europäischen Unterthanen aus? Das klingt gut, scheitert aber daran, daß der Schwerpunkt der Türkenherrschaft noch in Kleinasien liegt, und daß Konstantinopel auch die Hauptstadt Vorderasiens ist, die ihren Zug und Druck weit mehr auf Asien als Europa ausübt. Ob Konstantinopel mit seiner Zug- und Druckkraft allein den Auseinanderfall der Türkei zu hindern vermag, kann billig bezweifelt werden, wenn wir auch nicht zu berechnen wissen, wann die „flackernde Türkenlampe" erlischt, denn „im Veilchendufte bithynischer Lüfte sind die Agonieen lang".

Deutsche Städte und Bauten.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

VIII. Bacharach.

Wer den alten Merian mit seinen Städtebildern aufschlägt, findet auch eine Ansicht der Stadt Bacharach, wie sie sich ausnahm, ehe die verschiedenen Zerstörungen durch Kriegsstürme aller Art ihr den mittelalterlichen Charakter geraubt und nur einzelne Reste der früheren Herrlichkeit übrig gelassen haben. Stolz und stattlich präsentirt sich auf der Höhe die Pfalzgrafenburg Stahleck mit ihrem mächtigen Wartthurm, von zwei kleineren Thürmen begrenzt, um die sich die zinnengekrönte Burgmauer reiht. Von der Burg zieht sich am südlichen Stadtende eine mit Thürmen besetzte Stadtmauer bis zum Rhein hin, wo mächtige Vertheidigungswerke mit hochragenden Thürmen sichtbar werden. Die Rheinfront zeigt wiederum Stadtthore, hoch und ragend, mächtig und ernst, ganz den Geist des mittelalterlichen Bürgertrotzes verkündend, der sich auf seine Verthei-

Digitized by Google

digungswerke stützte, die stets in Ordnung zu halten und im entscheidenden Moment mit tapferen Männern in Wehr und Waffen zu versehen, Aufgabe jedes Stadtregiments war. In der nördlichen Ecke Bacharachs ragt wieder ein mächtiger Thurm auf, den vier kleinere in den Ecken flankiren. Von ihm zieht sich eine Ringmauer zu einem nach innen offenen, heute noch vorhandenen Vertheidigungsthurm hin, der auf der Höhe liegt und mit einer zweiten Mauer in Verbindung steht, die sich in die Richtung auf die Peterskirche erstreckt.

Der Reisende, der heute Bacharach besucht, findet von allen diesen mächtigen Werken nur Trümmer. Gewaltig hat die Wuth der Menschen und der Zahn der Zeit an dem Aeußern und Innern dieser Stadt genagt. Gebrochen sind die Mauern der Pfalzgrafenburg, gesunken ist die stattliche Thurmspitze der Peterskirche. Die herrliche, aus rothem Sandstein in reinstem gothischen Stil erbaute St. Wernerskirche auf der Höhe ist ihres Daches beraubt, und manches fiel in Schutt zusammen, was einst das Herz jedes Bacharacher Bürgers mit Stolz und Freude erfüllte. Im dreißigjährigen Kriege wurde Bacharach achtmal erobert und viermal ausgeplündert. Am 20. September 1620 nahmen die Spanier unter Spinola die Stadt ein. Am Neujahrstage 1632 ließ der Rheingraf Otto Ludwig, der eine schwedische Schar befehligte, Stadt und Schloß, die spanische Besatzung hatten, durch einen Trompeter zur Uebergabe auffordern. Der Kommandant verehrte diesem einen Reichsthaler und einen guten Trunk echten Bacharacher Weins und schickte ihn mit der Antwort zurück: „Er bedanke sich für das gebrachte Neujahr; da er aber kein anderes als das Soldatenhandwerk gelernt habe und es ihm eine Schande wäre, ein so starkes und wohlversehenes Schloß zu übergeben, so wolle er die Schwedischen erwarten und sein Bestes thun." Zwei Tage später nahmen die Schweden die Stadt und nach kurzer Belagerung auch die Burg ein, da die Minensprengungen ihre völlige Zerstörung befürchten ließen.

Hatten die „spanischen Molche", wie das Volk Spinolas Scharen nannte, der Stadt übel mitgespielt, so waren doch auch die Schweden keine lieben Gäste. Als Bacharach von ihnen erlöst war und die Bewohner eben wieder aufzuathmen begannen, kamen 1635 Kaiserliche, 1638 Weimaraner, 1640 wieder Spanier und schließlich Franzosen, die dort wie in der ganzen Pfalz und am Heidelberger Schlosse ihres Namens Gedächtniß mit Feuer und Brand, mit Mord und Raub einschrieben. Ludwig XIV, den seine speichelleckenden Landsleute den „Großen" nannten, den fromme Seelen den „Allerchristlichsten" betitelten, war Unmensch genug, seinen Raub- und Mordbanden die totale Verwüstung der Pfalz und der anstoßenden Gegenden zu befehlen. Die Dome zu Worms und Oppenheim können davon erzählen. Das Motiv dieser Greuelthat war die Sucht Ludwigs, sich am Rhein festzusetzen. Als Kurfürst Karl von der Pfalz 1685 gestorben war, forderte seine Schwester Sophie Charlotte von Orleans auf Anstiften des Königs Ludwig auch dessen Besitzungen, obgleich sie nur Mobiliarerbin war. In Folge dessen kam 1686 zu Augsburg ein Bündniß der deutschen Stände mit dem Kaiser zu Stande. Ludwig ließ darauf seine Truppen in die Pfalz und ins Triersche einrücken und gab, als er die Nachricht von dem Anmarsch der Reichsarmee erhielt, den Befehl zu der erwähnten Verwüstung, die so gründlich ausgeführt wurde, daß man Meilen weit nichts wie rauchende Trümmer und in die Wälder gesprengte Menschen fand. Bacharach, das auch zu den Besitzungen der Pfalz gehörte, wurde 1689 von den Franzosen total ausgeplündert und verbrannt. Das Schloß wurde durch Minen gesprengt und so gründlich zerstört, daß von dem festen runden Thurm, dessen Mauern vierzehn Fuß dick gewesen sein sollen, auch keine Spur mehr übrig ist. Das Dach und die Gewölbe der St. Wernerskirche, die an dem Fuße des Schlosses liegt, stürzten in Folge des Luftdrucks ebenfalls ein. Dasselbe Schicksal hatte ein großer Theil der Stadt. Doch damit war den Franzosen noch nicht genug. Sie legten auch Feuer an die prächtigen Stadtthürme und brannten auch diese aus, bei welcher Gelegenheit viele der anstoßenden Häuser, die zierlich in Holz- und Fachwerk erbaut waren, ein Raub der Flammen wurden. In das Jauchzen der abziehenden Mordbanden mischte sich der verzweiflungsvolle Ruf der Einwohner, die das ganze Städtchen in Brand untergehen sahen, wenn sie nicht mit dem Aufgebot aller Kraft dem verheerenden Element Stillstand geboten hätten.

Seit dieser „Pfalzverwüstung" sind fast zwei Jahrhunderte vergangen. Noch reden die Trümmer von jener trüben und schweren Zeit, aber das frische Grün der Reben und Obstbäume mahnt uns daran, daß das Leben unaufhaltsam fortschreitet und auch über Ruinen eine reiche Saat ausstreuen kann. Bacharach ist heute zwar nicht das mittelalterliche mehr, das seine köstlichen Weine auf dem eigens schön eingerichteten Weinmarkt feilbot, wozu aus ganz Europa, besonders aus England und Norddeutschland, die Käufer sich einfanden. Der weltberühmte Bremer Rathskeller hat manch köstliches Fuder Bacharacher in sich aufgenommen. In allen deutschen Gauen war der Spruch bekannt:

Zu Klingenberg am Main,
Zu Würzburg an dem Stein,
Zu Bacharach am Rhein
Wachsen die besten Wein'!

Wie köstlich der in den sogenannten „vier Thälern" gezogene Wein in früheren Jahrhunderten befunden worden sein muß, geht aus der Thatsache hervor, daß Papst Pius II sich jedes Jahr ein Faß Bacharacher nach Rom kommen ließ, und daß Kaiser Wenzel 1400 nach seiner Absetzung die Nürnberger eines ihm geleisteten Eides gegen vier Fuder Bacharacher entließ. Es läßt sich denken, daß die reichen Kaufherren der niederländischen, englischen und norddeutschen Städte, die Fürsten, Ritter und Mönche Deutschlands, die gerne ein „gut Tröpflein" tranken, ihre Keller vorzugsweise mit Bacharacher Wein versahen, wozu sich die alljährlich stattfindenden und zu einem Volksfest umgestalteten Weinmärkte eigneten. Aus dem regen Weingeschäft strömte das Gold in die Truhen und Kästen der Bopparder Bürger, und ihrer Kraft sich bewußt, traten sie dem rheinischen Städtebund bei, der von großer Wichtigkeit für den Handel des Rheinthals war.

Interessant war die sogenannte Zechgesellschaft, ein Verein von acht Personen mit eigenen Weinbergen, die sich auf St. Martinstag zum „Zechimbis" versammelten, wobei die Martinsgans reichlich mit Wein begossen wurde. Ein großer Pokal diente dazu, dem neu eingetretenen Mitglied den Willkommen zu reichen. Starb einer von den Zechherren, so wurde beim nächsten Martinsschmaus ein neues Mitglied gewählt. Dieses mußte „friedlich, fröhlich und bieder sein, die Freuden des Mahles nicht stören, sondern sie fördern und ein geachteter Mann sein". Eine ähnliche Gesellschaft bestand im nahen Steeg. Beide sind längst dem Gesetz alles Irdischen verfallen, das heißt, sie haben sich aufgelöst, nachdem bereits die Franzosen das Besitzthum des Bundes in ihre weiten Taschen hatten gleiten lassen.

Bacharach wird zuerst in einer Urkunde des Erzbischofs Bruno aus dem Jahre 1119 genannt. Auf Schloß Stahleck saßen Pfalzgrafen, die dort einen glanzvollen Hof hielten. Mehrfach sah die Stadt Fürstenversammlungen in ihren Mauern, wobei prächtige Feste stattfanden; so im Mai 1314, als Leopold von Oesterreich dort erschien; 1349, als sich die Tochter des Pfalzgrafen Rudolph II mit Kaiser Karl IV vermählte; 1408, als in Bacharach eine Fürstenversammlung abgehalten wurde. Vergegenwärtigt man sich das Innere der Stadt, wie es früher war, mit ihren stattlichen Thor- und Wehrthürmen, der mächtigen Burg auf grüner Rebenhöhe, der romanischen Peters- und gothischen Wernerskirche und den vielen kleinen, ungemein zierlich in Holzbau mit Erkern, Giebeln, Vorsprüngen, Galerien ausgeführten Bürgerhäusern, so muß eine Versammlung von Fürsten mit ihrem zahlreichen Gefolge von Rittern, Knappen und Geistlichen ein ungemein lebhaftes, mannigfach bewegtes Bild geboten haben.

In die Geschichte Bacharachs greift auch die von Caub und der im Rhein gelegenen Pfalz ein. In dieser sollen der Sage zufolge die Pfalzgräfinnen ihr Wochenbett gehalten haben. Hier schloß Pfalzgraf Konrad seine schöne Tochter Agnes ein, um sie vor den Liebeswerbungen des ritterlichen Heinrich von Braunschweig sicher zu stellen. Allein dieser fand im Mönchs-

Digitized by Google

habit den Weg zum engen Gemach und zum Herzen des schönen Pfalzgrafenkindes, das, von der Mutter dazu autorisirt, seine zarte Hand zum Ehebund in die Hand des Herzogs von Braunschweig legte. Wenn wir dieser Sage gedenken, tritt auch das Bild des ehrgeizigen, unruhigen und händelsüchtigen Pfalzgrafen Hermann von Stahleck vor unsere Seele. Er wurde zur entehrenden Strafe des Hundetragens verurtheilt, was ihn so tief schmerzte, daß er sich in die Einsamkeit zurückzog und nach Jahresfrist starb.

Fröhliche Hörnerklänge schmetterten am Neujahrsmorgen 1814 durch das Rheinthal von Caub aufwärts, als Blücher dort die Brücke über den Rhein schlagen ließ und die Franzosen sich vor den bedrängenden Scharen der Preußen zurückzogen. Noch erinnert das „Blücherthal" an die Anwesenheit des Helden der Befreiungskriege in dieser Gegend. In Bacharach wohnte er in der Wirthschaft „Zum Roß", jetzt das Waisenhaus.

Bacharach. Originalzeichnung von B. Mannfeld.

Die den Evangelischen gehörige Peterskirche mit ihrem schönen romanischen Chor, die schon erwähnte, 1428 im Spitzbogenstil und in der Form eines Kleeblatts gebaute St. Wernerskirche, die Trümmer des jetzt im Besitz des Kaisers Wilhelm befindlichen Schlosses, die Reste der Stadtthürme sind den Fremden zu empfehlen. Die katholische Kirche liegt am Südende, nicht weit vom Bahnhof. Das alte Rathhaus ist abgebrannt; verschwunden ist auch der sogenannte Saalbau mit dem Kummerhof, der Apostelhof, der Tempelherrenhof und andere Gebäude, die häufig in Chroniken und Urkunden genannt werden, aber in der Zerstörung durch die Franzosen zu Grunde gegangen sind. In der Nähe der Post sollen sich noch Reste des Tempelherrenhofes befinden. Ein zierlich aus Holzfachwerk aufgeführtes Privathaus in der Nähe der Peterskirche ist interessant. Ueberhaupt zeigt Bacharach noch manche hübsche alte Häuser, besonders an der Stadtmauer rheinwärts, in denen sich im Mittelalter ohne Zweifel die Weinkaufleute ansiedelten, die so wesentlich zum materiellen Aufschwung der Stadt beigetragen haben.

Heute steht das Weingeschäft noch immer im Flor, obgleich kein „Feuerwein" mehr angefertigt und in den Handel gebracht wird. Man schätzt in günstigen Weinjahren die Gesammtproduktion des hier gewonnenen Weines auf 1200 Fuder. Vorwiegend wird weißer, bei Diebach auch rother gewonnen. Bacharach, Steeg, Diebach und Manubach sind diejenigen Ortschaften, wo der stärkste Weinbau herrscht.

Von der obenerwähnten Peterskirche aus ersteigt man den Schloßberg, besichtigt dann die zierlichen und schlanken Formen der Wernerskirche, von welcher ein Theil abgetragen wurde, läßt sich die Legende vom Knaben Werner erzählen, den angeblich die Juden ermordet haben, und erfreut sich oben an den Schloßtrümmern, die heute noch den Beweis liefern, wie umfangreich dieser Pfalzgrafensitz einst war, der herrlichen Aussicht auf das Rheinthal, die gegenüber gelegenen Berge, auf die eilenden Dampf- und Segelschiffe, auf das geschäftige Treiben der Eisenbahnzüge und die friedlich stille Natur um uns her, die ihr schönstes Feierkleid angezogen hat. Wir glauben einen Gebirgssee vor uns zu haben, so nahe treten die Berge an den Rhein und schließen diesen nach Norden und Süden ab.

Oberhalb auf dem linken Ufer blickt die Ruine Fürstenberg auf den Strom, während zur Rechten das Dörfchen Lorchhausen sichtbar wird. Wo sich, wie hier, die ferne Vergangenheit mit der Gegenwart berührt und die Sage der reichen, vollen Geschichte Platz macht und mannigfache hohe Gestalten wie aus einem figurenreichen Heldenbuche uns entgegentreten, da weilt der denkende Mensch gern und sinnt den ewigen Gesetzen nach, die sich durch das Werden und Gestalten des deutschen Volks ziehen. Welfen, Hohenstaufen und Wittelsbacher verweilten auf diesen steilen Felsenpfaden, die zur Burg führen. Eine bairische Prinzessin, Königin Elisabeth von Preußen, vererbte die Ruinen dem jetzigen deutschen Kaiser, der selber ein Pfalzgraf bei Rhein ist, und so ist aus dem Sitze jener mächtigen Fürsten, die nach Kaiserkronen strebten, eine Kaiserburg geworden, der wir nur wünschen können, daß sie aus ihrem Schutte neu erstehen möge zum alten Glanze, alter Herrlichkeit, was ja auch die Bewohner des sonst so stillen Bacharach lebhaft wünschen. Schon manche Burgruinen am Rheine haben ihre Wiederhersteller gefunden, weshalb sollte dieses nicht mit Burg Stahleck der Fall sein, die durch ihren Namen andeutet, daß auf dem Gipfel des Berges einst ein germanischer Gerichtsstuhl stand?

N. Hocker.

Digitized by Google

Am Familientische.

Der Rothkopf.

Ich sehe Dich noch wie gemalt vor den Augen, kleiner Karl Andres, wie Du in Deiner Bankecke saßest und bittere Thränen aus Augen und Nase vergossest, während die Rotte Korah den Rundgesang anstimmte: „Rothkopp, Rothkopp, alter, alter Rothkopp!“ Und doch war's ein Bild von einem Jungen — große dunkelblaue Augen, eine Haut wie Milch und Blut und Haare wie gesponnenes Gold. Warum muß der denn Rothkopf gescholten werden, ja warum ist denn rothes Haar ein Scheltwort? Als ich die dummen Jungen fragte, warum sie denn Rothkopf sängen, wußten sie als Grund nichts beizubringen als dies: es wäre einmal so! Fragt man die alten Weiber aus dem Volke, so erfährt man leicht mehr: Ein rother Kopf ist schlimmer wie ein Buckel; alle Rothköpfe sind falsch; sie haben's hinter den Ohren; man muß sich vor ihnen in Acht nehmen.

Rothe Haare, Gott bewahre!
Ellernholz und fuchsig Haar
Sind auf gutem Boden rar.

Darum spielt man auch die Ehrentitel „rothhaariger Teufel“ oder „rother Spitzbube“ als einen besonders hohen Trumpf aus.

Woher kommt das? Ei, wenn Du einen neckst und verspottest um seiner Haare willen, so machst Du ihn erst böse. Und warum thut man das? Weil sie nichts taugen sollen. Da drehen wir uns im schönsten Zirkel. Liegt denn die Thatsache vor, daß rothhaarige Menschen reizbarer oder heftiger oder hinterlistiger sind als andere. Keineswegs. Auf einer solchen Beobachtung kann das üble Urtheil durchaus nicht beruhen, und physiologische Gründe von einer körperlichen Einwirkung auf die Seelenstimmung oder den Willen lassen sich erst recht nicht finden.

Stellen wir doch vor allen Dingen einmal fest, was man eigentlich einen Rothkopf zu nennen berechtigt ist. Es ist durchaus nicht richtig, jedes blonde Haar, das die Grenze des Impertinentblond berührt, oder jedes braune Haar, welches einen röthlichen Schein hat, roth zu nennen. Es handelt sich im Sprichworte und der Volksmeinung um brandrothes Haar. Dies kommt als Stammesmerkmal aber nirgends, und zerstreut auch ziemlich spärlich vor, und dürfte nicht häufiger gefunden werden, als im Verhältniß von 1 : 1000.

Das goldigblonde (rutilae comae, wie es Tacitus nennt) Haar wird und wurde keineswegs als ein übles Omen, sondern vielmehr als ein Schmuck angesehen und gel oder goldig oder goldfarb Haar genannt. Diese Bezeichnungen kommen als schmückende Beiwörter unzählige Mal bei den Dichtern vor.

Angilbert, der in seinem Gedichte über Karl den Großen das Interesse hat, alles Rühmenswerthe anzupreisen, vergißt nicht bei den Töchtern desselben als Schmuck hervorzuheben: „Nun tritt herein Theodrada mit glänzendem Antlitz; strahlend von schöner Stirn — ihr Haar gleicht dem Golde...“ und so an mehreren Stellen. Neben dieses älteste Citat stellen wir als neuestes: „Die schönste Jungfrau sitzet dort oben wunderbar — ihr goldnes Geschmeide blitzet, sie kämmt ihr goldenes Haar.“

Auch in dem Urtheil des Volkes hat sich die Vorstellung erhalten, daß diese Haarfarbe eine Schönheit ist. Darum wünschen sich die Bauernmädchen in Schwaben und Franken einander zu Neujahr einen jungen Gesellen in gelben Haaren.

Diese goldblonden Haare sind sogar wiederholt Mode gewesen und man hat sich bemüht, künstlich eine solche Schönheit sich zu verschaffen. Bekanntlich waren in der früheren Kaiserzeit unter den römischen Damen die deutschen Barbarenhaare Mode. Man fertigte sich aus ihnen elegante Perrücken und setzte diese auf wie einen Helm. Ein geschnittener Stein zeigt zum Beispiel Julia, die Tochter des Kaisers Titus, in einer solchen Perrücke. Sie besteht vorn aus fünf Reihen kleiner Löckchen, die zusammen eine ansehnliche Haube bilden und hinten aus 30 Zöpfen, die zusammen in einen künstlichen Knoten geschlungen sind. In der Mitte, von Ohr zu Ohr reichend, befindet sich ein Diadem, welches den nöthigen Halt verleiht.

Auch im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert waren röthlichblonde Haare Mode. Man kräuselte in Deutschland die Haare, indem man sie beizte oder im Winter naß machte und gefrieren ließ. Mit Eigelb, Schwefel und Pech wurde die Modefarbe hergestellt. Die italienischen Damen des folgenden Jahrhunderts — man denke an so viele Porträts Tizians, welche meist braunröthliches Haar zeigen — gebrauchten ebenfalls eine Beize. Sie breiteten das präparirte Haar auf einer breiten Hutkrempe aus und ließen es in der Sonne bleichen. Gewisse Stämme in Oceanien, Amerika und Südafrika treiben diese Kosmetik noch heute. Freilich ist die von ihnen angewandte Beize nichts weniger als appetitlich. — Aber das alles ist nicht eigentlich rothköpfig.

Das Volksvorurtheil, von welchem wir reden, ist nur mythologisch zu erklären. Denn es ist leicht, den Nachweis zu führen, daß das nachtheilige Urtheil, welches wir heute hören, nur ein schwacher Nachklang einer durch das ganze Mittelalter hindurch verbreiteten Vorstellung ist.

„Nie sei Dir ein Rothkopf Spezialfreund,“ so lautet der alte lateinische Rath, „wenn er in Zorn kommt, denkt er nicht an Treue. So gut ist er niemals, daß nicht irgend eine Hinterlist in ihm stäke, die Du nicht meiden kannst, ohne Dich daran zu verletzen. Wer Pech angreift, besudelt sich.“

Von Fulko von Jerusalem wird ausdrücklich das Gegentheil berichtet, daß er nämlich gegen das Naturgesetz bei rothem Haare ein treuer Mann gewesen sei. Dagegen hat der Uebelthäter natürlich rothes Haar:

Im was der bart und das haar beidiu rot viurwar
von selben höre ich sagen, daz si falschiu herzen tragen.

Und der Wütherich und Unhold der mittelalterlichen Sage, Kaiser Otto, zeichnet sich durch rothen Bart und Haare aus:

er hatte rotelechtes haar und was mit all ein übel man,
sin herze in argem muote brann.

Wie verbreitet diese Meinung war, ist auch daraus zu sehen, daß das rothe Haar in der bildenden Kunst eine symbolische Bedeutung erhält. Judas Ischariot, Kain, der böse Schächer in der Passionsgeschichte, dazu die Henker tragen meist rothes Haar. Ja, noch Schiller fügt in der Originalausgabe seiner Räuber dem Namen von Franz Moor die Bühnenweisung bei, er werde mit Pockennarben und rothem Haar dargestellt.

Von jenen älteren Zeugnissen aus ist aber der Schritt bis in die vorchristliche Zeit nicht sehr weit und um so unbedenklicher, als bekanntlich heidnische Vorstellungen unter verändertem Namen unbeanstandet in die christliche Zeit mit herübergenommen wurden. Ursprünglich steht die rothe Farbe mit der rothen Flamme in vergleichender Beziehung. Donar, der altgermanische Zeus — er wird als roth von Antlitz, Haar und Bart geschildert — läßt seinen rothen Bart in den Wolken wehen — das sind die Blitze. Auch viele Kobolde und elbische Geister tragen rothes Haar und eine rothe Kappe wegen ihrer Beziehung zum Feuer, sei es als Schutzgötter des Herdes, sei es als Diener des Feuergottes und Wächter eines unterirdischen Feuers, dessen Vorhandensein schon aus den warmen Quellen geschlossen werden mußte. Hierbei liegt die Reflektion auf eine sittliche Bedeutung völlig fern. Sie tritt erst ein, nachdem die christlichen Missionare alle diese Wesen in der Volksvorstellung zwar nicht ausrotteten, aber kurz entschlossen in die Hölle versetzten. Dorthin, in jene rothe Glut, die sie anschaulich zu schildern wußten, paßten jene Wesen ganz gut. Donar wird der leibhaftige Gottseibeiuns. Hieran erinnert der Zug des alten Volksmärchens: „Wer meine Tochter haben will, muß mir aus der Hölle drei goldene Haare von des Teufels Kopfe holen.“ Denn hinter dem goldenen Haar des Teufels — der sonst schwarz zu seiner Leibfarbe hat — ist das rothe Haar Donars zu suchen. Aus jenen elbischen Naturwesen werden neckische, boshafte, verderbliche Kobolde, Wechselbälge und Kielköpfe.

Wenn nun in dem rothen Haar eine Aehnlichkeit mit diesen Vorbildern, die ursprünglich Feuerwesen, dann aber Höllengeister waren, gefunden wird, so liegt es auf der Hand, daß die üblen Eigenschaften des Vorbildes auf das Abbild übertragen werden, und das Urtheil: ein Rothkopf ist untreuen und boshaften Gemüthes, ist damit gegeben.

Max Allihn.

Bücherschau. XXXIV.

Der Cölibatszwang und dessen Aufhebung, gewürdigt von Dr. J. Fr. von Schulte, Geh. Justizrath und Prof. der Rechte. Bonn, 1876. P. Neusser. 96 S. Preis: 1 Mark 50 Pf.

Auf ein Gutachten des berühmten Kirchenrechtslehrers hin hatte die altkatholische Synode noch 1875 die Aufhebung des Cölibatsgesetzes abgelehnt, und zwar aus „Gründen der Zweckmäßigkeit“. Die eingehende Beleuchtung der Frage in einer besondern Schrift hatte Dr. von Schulte damals in Aussicht gestellt. Hier liegt sie nun vor. Seine Stellung bezeichnet der Verfasser mit den Worten: „Sollte es sich zeigen, daß die Gemeinden überall die Aufhebung wünschen und daß meine Ansicht über die Stellung der Regierungen zur Frage von diesen getheilt wird, dann werde ich der erste sein, welcher Anträgen auf Aufhebung zustimmen, einen solchen selbst stellen wird. Denn alsdann ist die Opportunität vorhanden.“ Hierin zeigt sich recht handgreiflich der Unterschied zwischen der altkatholischen Reform und der evangelischen Reformation; erstere läßt sich von der Opportunität, letztere ließ sich von der Konsequenz des Schriftprinzips leiten.

Die Schrift hält sich ganz sachlich und verschmäht es überall, aus den massenhaft zu Gebot stehenden Thatsachen unsauberer Art sich zu illustriren. Die historischen Ausführungen und die Beleuchtung der Gründe für den Cölibatszwang sind von hohem Interesse.

Der Klerus der römischen Kirche ist dem Gesetz der Ehelosigkeit unterworfen. Ein Verheiratheter darf zum Subdiakonat und einer höheren Weihe nur unter der Bedingung gelassen werden, daß die Ehe faktisch getrennt wird. Die Frau tritt in ein Kloster oder, wenn in vorgerücktem Alter, legt sie ein einfaches Keuschheitsgelübde ab. Tritt eine Person, welche die Subdiakonatsweihe empfangen hat, in die Ehe, so wird diese als ungiltig betrachtet, und die Pfründe gilt als erledigt. Mit dem Wesen des Sakraments der Priesterweihe steht die Cölibatspflicht in gar keinem Zusammenhang, sondern beruht ausschließlich in einer äußeren gesetzlichen Vorschrift, welche jeden Augenblick aufgehoben werden kann.

In der heiligen Schrift steht nichts vom Cölibat. Wenn Paulus mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse allen Gläubigen vom Heirathen abrieth, so sagt er doch auch: „Der Bischof soll eines Weibes Mann sein.“ Das Verheirathetsein der Bischöfe und Priester ist im zweiten Jahrhundert die Regel gewesen. Erst im Anfang des 4. Jahrhunderts beginnt eine besondere asketische Anschauung zur Herrschaft

Digitized by Google

zu kommen. Sie macht sich auf den Synoden zu Elvira (305), zu Aecyra (314) und zu Neocäsarea (325) zuerst geltend. Auf dem ersten allgemeinen Konzil zu Nicäa (325) wurde jedoch das beantragte Cölibatsgesetz auf die Rede des selbst unverheiratheten Bischofs Paphnutius hin abgelehnt. Auch die sog. apostolischen Konstitutionen und die sog. apostolischen Kanones wissen nichts vom Cölibat. In letzteren heißt es sogar: „Der Bischof oder Priester oder Diakon soll seine Gattin nicht verstoßen unter einem religiösen Vorwand; thut er es, so soll er gebannt werden; erweist er sich hartnäckig, so soll er abgesetzt werden." Es ist von Wichtigkeit, daß keine ökumenische, sondern nur partikulare Synoden sich für den Cölibat ausgesprochen haben. Vor allem in der spanischen, dann auch in der gallischen Kirche wurde auf den Cölibat hingearbeitet. Die irische Kirche kennt die Ehe der Geistlichen als Regel. Der Verfasser hätte auch das rücksichtslose Vorgehen des Bonifacius Winfried gegen die Priesterehe berücksichtigen können.

Noch im elften Jahrhundert läßt sich die Ehe der Geistlichen als Regel nachweisen. Die gesetzliche Durchführung des Cölibats ist dem Einfluß des Mönchthums gelungen. Gleichwohl steht historisch fest, daß bis auf das 16. Jahrhundert trotz des auf dem zweiten Lateran-konzil (1139) angenommenen Cölibatsgesetzes sowohl öffentliche Heirathen von Geistlichen stattfanden, als auch insbesondere das Halten von Konkubinen durch dieselben zu den ganz gewöhnlichen Dingen gehörte. (Bekanntlich brauchten die Betreffenden nur eine gewisse Steuer an ihren Bischof zu entrichten.)

Mit der Reformation kam auch die Cölibatsfrage in Fluß. Der Reichstag in Augsburg von 1530 erließ Bestimmungen gegen das Heirathen der Geistlichen. Im Interim hieß es, es solle bezüglich der Priester, die Weiber genommen, „des gemeinen Concilii Bescheid und Erörterung abgewartet werden". Auf dem Konzil zu Trient scheiterte das Bestreben des Kaisers Ferdinand I, des Herzogs Albrecht von Baiern u. a., die Aufhebung des Cölibats herbeizuführen. Das Konzil stellte vielmehr folgende Sätze auf: „Wer sagt, die Geistlichen, welche die heiligen Weihen empfangen haben, oder die Ordenspersonen, welche feierlich Keuschheit gelobt, können eine Ehe eingehen, und die eingegangene Ehe sei ungeachtet des Kirchengesetzes oder des Gelübdes giltig; und das Gegentheil sei nichts als die Ehe verdammen, und es können alle eine Ehe schließen, die in sich die Gabe der Keuschheit, auch wenn sie dieselbe gelobt haben, nicht fühlen: der sei verflucht, da Gott dies den richtig Bittenden nicht versagt und nicht zuläßt, daß wir über das, was wir können, versucht werden."

Der Cölibat wurde damit zum Dogma der römischen Kirche erhoben.

Nach dem deutschen Reichsgesetz vom 6. Februar 1875 (§ 39) ist in ganz Deutschland die höhere Weihe kein bürgerliches Ehehinderniß mehr; hierdurch ist aber die innerkirchliche Seite der Sache nicht berührt.

Die für den Cölibat vorgebrachten Gründe werden schlagend abgefertigt. Der Verfasser schließt dieses Kapitel mit dem scharfen, aber nicht unbegründeten Verdikt: „Ich will das Verdienst eines tüchtigen Geistlichen nicht herabsetzen, darf aber schließlich fragen: gibt es ein bequemeres Leben als das der meisten (katholischen) Geistlichen? Eine Arbeitslast, die für einen Mann, der arbeiten will, gut die Hälfte der Tageszeit frei läßt; sorgenlose Existenz; keine Sorge um Weib und Kind; volle Gelegenheit, die Sorge um die eigene Person zum Mittelpunkt der Thätigkeit zu machen; die angesehenste sociale Stellung und dabei noch in der Masse die sorgsam gepflegte Ansicht, über den Himmel zu disponiren. Wenn man die idealen Phrasen mit realem Auge betrachtet, läßt sich allerdings begreifen, wie die Masse der mittelmäßigen Köpfe sich einem Stand zuwandte, der bis vor kurzem das gehätschelte Kind war." Dieses Urtheil des Verfassers können wir nach unserer früheren Erfahrung nur durchweg bestätigen.

Als wahren Grund für den Cölibat stellt der Verfasser richtig folgenden hin: „Es handelte sich darum, den Klerus loszulösen von der Familie, damit von der Gemeinde, vom Staat, vom Vaterland, und ihn zu einem rücksichtslos der Hierarchie und ihren Plänen dienstbaren Instrument zu machen." Soll doch Papst Gregor VII gesagt haben: „Die Kirche kann von der Knechtschaft der Laien nicht befreit werden, wenn die Kleriker nicht von den Gattinnen befreit werden." Den Beichtzwang führte man erst ein, als man den Cölibat durchgesetzt hatte, und die Erfindung des Fegfeuers nebst Ablaß kam dazu, um die Macht des Klerus zu erhöhen und zu sichern. „Das Ziel ist erreicht. Die Geistlichen fühlen sich in der großen Mehrzahl an erster Stelle nicht etwa als demüthige Christen, sondern als die von Gott berufenen Beherrscher der Gläubigen."

Im 7. Kapitel werden die „Folgen des Cölibats" erörtert. Eine derselben ist die „Verbauerung" des Klerus. „Im Vergleich zum evangelischen Klerus rekrutirt sich der katholische durchweg aus der ärmern ungebildeteren Klasse. Von Haus bringt der Theolog regelmäßig keinen Anstand mit, der Umgang auf dem Gymnasium und auf der Universität erstreckt sich zumeist ausschließlich auf gleich wenig Gebildete, in gute Gesellschaft ist er nicht gekommen, das Bierhaus ist auch nicht geeignet zu bilden, der Ton unter den Theologie Studirenden nicht fein; in den Ferien bot das elterliche Haus und der Umgang mit einigen Geistlichen auch nicht viel. Nun kommt der 22—25jährige Priester hinaus, erfüllt von seiner Würde, welcher die der Engel lange nicht gleichkommt; der Lehrmeister und Sittenmeister des Volks, der nichts von der bessern Gesellschaft kennt, selten oder nie ein gebildetes Familienleben sah, erfüllt von den tausendmal gehörten Phrasen von dem liberalen gebildeten Pöbel. Was Wunder, wenn er sich in Kraftdeklamationen, Schimpfen, Aufhetzen gefällt! Für die Masse ist er wie gemacht, ihr steht er mit allen Fasern seines Wesens nahe. Das „Verbauerte" ist die Regel."

Zum Schluß heben wir noch zwei Notizen aus. Zuerst eine statistische. In ganz Deutschland kommen auf einen katholischen Weltpriester noch nicht 800 Katholiken, in einigen bairischen Diözesen (Augsburg, Eichstädt) noch nicht 400, in den übrigen bairischen nicht 500 (München, Regensburg), 600 (Passau, Würzburg), 700 (Bamberg), 900 (Speier). In Preußen kommen je nach den Diözesen auf einen kaum 400 (Hildesheim), 600 (Münster, Osnabrück), 700 (Paderborn), 800 (Köln), 900 (Trier, Lüneburg), 1000 (Fulda. Ermland), 1200 (Breslau, Posen), 1400 (Kulm). Obwohl nun eine Anzahl von Geistlichen mit der Seelsorge nichts zu thun hat, kommen doch auf einen Seelsorgsgeistlichen in ganz Deutschland durchschnittlich nicht 200 Seelen mehr, als auf einen Geistlichen überhaupt. In Italien, Spanien, Frankreich, Portugal ꝛc. ist das Verhältniß ein noch viel geringeres. In Rom verhielt sich im Jahre 1862 die Zahl der Cölibatäre (Geistliche und Ordenspersonen) zu der der Gesammtbevölkerung wie 1 : 32, die der Priester allein wie 1 : 128.

Sodann eine papistische Notiz. Im kirchlichen Rechtsbuch (Decretum Gratiani) kommt folgende Stelle vor: „Papst Osius war Sohn des Subdiakons Stephan. Papst Bonifacius war Sohn des Priesters Jucundus. Papst Felix Sohn des Priesters Felix. Papst Agapitus Sohn des Priesters Gordianus. Papst Theodorus Sohn des Bischofs Theodorus aus der Stadt Jerusalem. Papst Silverius Sohn des Bischofs Silverius, Bischofs von Rom. . . . Auch mehrere andere gibt es, die, von Priestern geboren, dem apostolischen Stuhle vorstanden." Im 12. Jahrhundert stieß sich also der Klerus nicht daran, daß eine Reihe von Päpsten Pastorensöhne waren.

O. Thelemann.

Die Höhlen und die Ureinwohner Europas. Von W. Boyd Dawkins. Aus dem Englischen von J. W. Spengel. Mit einem farbigen Titelblatt und 129 Holzschnitten. Leipzig und Heidelberg. C. F. Wintersche Verlagshandlung 1876. Preis: 7 Mark.

Wir haben es hier mit einer rein auf Thatsachen beruhenden Arbeit zu thun, in welcher der Verfasser alles zusammenstellt, was wir von den Höhlen Europas und ihrem für die Urgeschichte der Menschen so wichtigen Inhalt wissen. Die bedeutungsvolle Entdeckung unzweifelhaft menschlicher Ueberreste in Höhlen, zusammen mit den Knochen längst ausgestorbener Thiere, gehört der neuen Zeit und hat in der Wissenschaft eine große Umwälzung hervorgerufen. Welches Staunen — ja, welche Zweifel wurden nicht laut, als in mehreren in den letzten Jahren untersuchten Höhlen, welche den alten Renthier- und Mammutjägern zum Aufenthalt gedient hatten, auch Kunstwerke gefunden wurden, aus denen deutlich hervorging, daß jene Ureuropäer bereits ein feines Talent zur Nachbildung thierischer Formen besaßen. Jene alten Höhlen, die theilweise noch bis ins frühe Mittelalter — in England wenigstens — bewohnt waren, warfen nun durch ihren Inhalt ein helles Licht auf die Existenz und den Haushalt jener Urbewohner und gern folgen wir daher Boyd Dawkins bei seinen Höhlenjagden, bei seinen unterirdischen Fahrten, steigen mit ihm in die „Höllentöpfe" und sehen zu, was er dort an Knochen- und Steingeräthen ausgräbt.

Zu allen Zeiten haben Höhlen die Ehrfurcht und das Staunen der Menschen erregt und in vielen Sagen spielen sie bei uns noch eine Rolle. Man denke nur an die Feen-, Drachen- und Teufelshöhlen, an die „Zwerglöcher", in denen die „Unterirdischen" gehaust haben sollen, worin Professor Nilsson eine Anspielung auf eine kleine Urrasse, etwa Lappen, erblickt, welche durch die einrückenden germanischen Völker verscheucht wurde. Bis auf den heutigen Tag werden Höhlen noch als Schutz- und Zufluchtsörter für Menschen und Hausthiere benutzt; wahre Troglodyten besitzen wir noch z. B. im Graufthal im Elsaß. So ist es natürlich, daß wir Ueberreste von Menschen, Geräthen und Knochen von Hausthieren in alten Höhlen finden. Aber auch den wilden Thieren dienten die Höhlen als Zufluchtsstätten, und so gewahren wir in den tieferen Schichten Reste von solchen Thieren, die jetzt lange bei uns ausgestorben sind, die der vorgeschichtlichen Zeit angehörten. Da aber diese ausgestorbenen oder jetzt ausgewanderten Thiere dort, wo ihre Knochen liegen, nicht unter den gegenwärtigen Lebensbedingungen existirt haben konnten, so führt uns die Forschung nach ihrer Geschichte zu der allgemeinen Frage nach dem Klima und der Geographie von Alteuropa. Für den Moschusochsen, der jetzt nur noch in Grönland und auf den eisigen Inseln im Norden Amerikas lebt, würde es unmöglich gewesen sein, unter den jetzigen klimatischen Verhältnissen in Südfrankreich zu leben, wo man heute aber seine Knochen als einen Beweis klimatischer Veränderungen findet.

Die Höhlen, welche sich dem Forscher darbieten, sind sehr verschiedener Art. Es gibt solche, die durch vulkanische Thätigkeit gebildet wurden, wie am Vesuv und Aetna, wieder andere sind im Sandstein, andere im Kalkstein, viele höhlte das Wasser aus. Nach Boyd Dawkins sind die Höhlen nicht das Resultat unterirdischer Störungen, sondern das der mechanischen Wirkung des Regenwassers und der chemischen Wirkung der Kohlensäure, die beide lösend von oben her eindringen. Oft füllen sich die Höhlen wieder mit Schutt, Schlamm und anderen Ablagerungen, die das durchströmende Wasser mit sich führt, an, oder dieses setzt kohlensauren Kalk (Stalaktiten) ab, wie dieses z. B. die Höhle auf der englischen Insel Caldy sehr schön zeigt, welche der Verfasser 1872 durchforschte. „Ein niedriger Eingang führt in eine wahrhaft feenhafte Kammer,

Digitized by Google

deren Boden aus einem rothen horizontalen Krystallpflaster besteht, das hier und da mit runden schneeweißen Buckeln besetzt ist. Von der Decke hängen lange Stalaktiten herab, welche denselben schönen Farbengegensatz darbieten und einen zierlichen mit Trodeln geschmückten Baldachin bilden, oder bis auf den Boden herabgehen und schlanke Schäfte von Meterlänge und einem Durchmesser wie ein Strohhalm bilden." (Fig. 1.) Da die Höhlen im allgemeinen dieselbe Temperatur wie die mittlere Jahrestemperatur ihres Orts besitzen, so sind sie im Sommer kalt, im Winter warm. Schon dieses würde ein hinreichender Grund sein, weshalb sie von uncivilisirten Völkern als Wohnungen benutzt werden, wie wir sofort an einem Beispiel erläutern wollen.

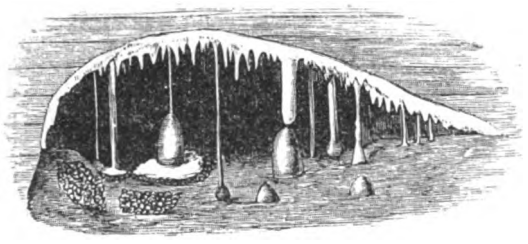


Fig. 1. Die „Feenkammer" auf Caldy.

Eine der interessantesten Höhlen ist die Victoriahöhle bei Settle in Yorkshire, da diese zuerst von Hyänen — die jetzt lange aus Europa verschwunden sind, dann von Urmenschen, schließlich von alten Briten bewohnt war, wie sich deutlich an den dort gefundenen Ueberresten nachweisen ließ. Durchgrub man die oberste Schicht des Höhlenbodens, so traf man darin Thierknochen, Münzen, Schmuckgegenstände und Werkzeuge, wie sie für das halbwilde Leben der Höhlenbewohner paßten. Da waren Knochen eines Rindes, von einer Art, die mit dem kleinen Bergvieh von Wales übereinstimmt, auch Ziegenknochen in großer Menge, so daß wohl Rind- und Ziegenfleisch die Hauptnahrung der Höhlenbewohner ausmachten. Ihr Speisezettel enthielt auch gelegentlich Pferdefleisch, das bis ins neunte Jahrhundert ein gewöhnlicher Nahrungsartikel war. Dazu kommen Reste vom Reh, vom Hirsch, vom Huhn, von wilden Enten und Gänsen. Der ganze Fund machte es wahrscheinlich, daß die Höhlenbewohner weniger von der Jagd als vom Ertrage ihrer Herden gelebt haben. Und da das Haushuhn erst durch die Römer bekannt wurde, so folgt auch daraus, daß die Zeit der Bewohnung nicht früher fällt, als bis Cäsar in England erschien. Die knöchernen Schmuckgegenstände bestehen in sorgfältig geglätteten Nadeln, in Messergriffen aus Hirschhorn, Spinnwirteln u. dergl. Dazwischen lagen Münzen, deren älteste von Trajan († 117) herrührten, deren jüngste aus Bronze dem fünften Jahrhundert angehörte, so daß also in dieser Zeit die Höhle noch bewohnt war. Von besonderm Interesse war die ornamentirte Platte einer Fibel (Spange) (Fig. 2), die in ihren Verzierungen, welche irischen Miniaturen gleicht, auf keltisch-irischen Ursprung hinweist. Die Anwesenheit dieser Kunstwerke zusammen mit den Ueberresten von Hausthieren, die als Nahrung gedient haben, läßt sich folgendermaßen erklären: An Wohlleben und Ueppigkeit gewöhnte Menschen wurden durch irgend ein großes Unglück (Krieg, Seuchen, Elementarereignisse) gezwungen zu fliehen und Schutz zu suchen in der Höhle, wohin sie ihr Hab und Gut mitschleppten und ein halbwildes Leben führten.

Fig. 2. Bronzene Fibelplatte. (Natürl. Größe.)

Vor diesen Briten war aber die Höhle schon einmal und viel früher von Urmenschen bewohnt, in einer Zeit, für die wir einen geschichtlichen Anhaltepunkt nicht mehr haben. Das erfahren wir, wenn wir tiefer graben und in die sogenannte „neolithische Schicht" gelangen. Hier fand Boyd Dawkins eine knöcherne Harpune, Knochenperlen, rohe Feuersteinsplitter, Knochen vom Bär, Edelhirsch, Rind und Pferd. Danach waren diese ältesten Bewohner Jäger und Fischer, besaßen Hausrinder und Pferde und standen auf einer weit niedrigern Kulturstufe als ihre Nachfolger in der Höhle, die alten Briten. Nur annähernd läßt sich nach der Dicke der Schichten, welche diese letzten Funde bedeckt, berechnen, daß diese Urmenschen vor etwa 5000 Jahren hier wohnten.

Endlich noch tiefer, durch graue Thone grabend, fand man eine Schicht, in welcher zahlreiche Hyänenknochen, alle benagt und mit Zahnmarken versehen, ferner Knochen von Renthieren, Wisenten, Höhlenbären und Mammuten vorkamen, und zwischen diesen längst bei uns ausgestorbenen Thieren abermals Menschenknochen.

Wenn in diesem Falle auch ein Irrthum vorliegen könnte, ob wirklich Menschenknochen mit denjenigen jener längst ausgestorbenen Thiere zusammen vorkommen und ob hierdurch auch das Zusammenleben des Menschen mit jenen untergegangenen Geschöpfen bewiesen sei, so finden wir andererseits unzweifelhafte Belege für diese Ansicht in großer Menge. Berühmt in dieser Hinsicht sind die Thayngerhöhlen bei Schaffhausen und jene von Perigord in Frankreich geworden. In der letzteren entdeckte man rohe Steinmesser, Pfriemenknochen, Nadeln, Lanzenspitzen (Fig. 3. 4), Hämmer aus Stein neben geschnitzten und mit Figuren versehenen Renthiergeweihen, Knochen vom Mammut, Renthier, Wisent, Pferd und dem nur noch im polaren Amerika und Grönland lebenden Moschusochsen.

Fig. 3. Feuerstein-pfeilspitze.

Fig. 4. Knochennadel.

Am interessantesten sind die geschnitzten Renthiergeweihe, welche jene Urmenschen uns hinterlassen haben und die, bei aller Rohheit, doch einen sichern Blick und richtige Gestaltung verrathen, wie dies z. B. die eingravirten Pferde zeigen, die mit ihrer gesträubten Mähne erkennbar sind. (Fig. 5.) Man hat Zweifel an der Echtheit dieser Werke aussprechen wollen — aber mit Unrecht; wiederholte Funde ähnlicher Art in den verschiedensten Ländern sprechen für die Echtheit und die Naturvölker von heute sind in ähnlicher Weise im Graviren von Knochen erfahren, wie dies die auf Knochengeräthen der Eskimos vorkommenden Zeichnungen beweisen. Auf dem Fig. 6 abgebildeten knöchernen Geräth, welches von Eskimos stammt, sehen wir, wie die Renthiere von Bogenschützen gejagt werden. In der That zeigen die Eskimos die meiste Uebereinstimmung mit jenen alten europäischen Höhlenmenschen; ihre steinernen Lanzenspitzen, viele andere Geräthe, die noch bei ihnen in Gebrauch sind, gleichen denen der Höhlenmenschen, die auch das Renthier jagten, wie heute die Eskimos, welche daher in ihrer Lebensweise im ganzen uns ein Bild jener bei uns verschwundenen Rasse liefern können.

R. A.

Fig. 5. Auf Renthiergeweih eingravirte Pferde.

Fig. 6. Eskimo-Jagdscene. Auf Knochen gravirt.

Inhalt: Die Wittwe des Wilderers. (Schluß.) Novelle aus dem Nachlaß von Wolfg. Menzel. — Durch Papas Brille. Originalzeichnung von Gabriel Schachinger. — Erinnerungen eines Neunzigjährigen an Schulpforta. — Die Völker der Türkei und ihre Stellung zu einander. II. Von Richard Andree. — Deutsche Städte und Bauten. VIII. Bacharach. Von R. Hocker. Mit Illustration von B. Mannfeld. — Am Familientische: Der Rothkopf. Von Max Allihn. — Bücherschau. XXXIV.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer beginnt das **vierte** Quartal des XII. Jahrgangs (Juli — September 1876). Wir ersuchen daher unsere Abonnenten, besonders die der Post, ihre Bestellungen **sofort** erneuern zu wollen, um Unterbrechungen in der Zusendung zu vermeiden. Die Postabonnenten machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß, wenn sie erst in den letzten Tagen vor Beginn des neuen Quartals oder später abonniren, sie nur die noch erscheinenden Nummern, die etwa schon erschienenen aber nur gegen eine Extrabestellgebühr von 10 Pfennigen (den sogenannten Strafgroschen) erhalten, wofür jedoch jede Postanstalt die betreffenden Nummern nachliefern muß; wir bitten also in solchem Falle sich nicht abweisen zu lassen, was besonders in kleinen Orten sehr oft geschieht, sondern auf Nachlieferung der schon erschienenen Nummern des Quartals zu bestehen.

Daheim-Expedition.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 1. Juli 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. **1876. № 40.**

Am ein Ei.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Erzählung aus dem baltischen Leben von **Theodor Hermann.***)

I. In der Limpik.

Die Frühlingssonne schien warm und voll hernieder, aber aus dem Boden, auf dem unsere Erzählung beginnt, hätten ihre belebenden Strahlen doch kein Grün hervorzaubern können, auch wenn die eisigen Nordwinde, die nun schon seit vierzehn Tagen vom Meer her wehten und noch vor einigen Tagen einen Spätwinter mit regelrechtem Schneetreiben gebracht hatten, nicht gewesen wären. Dieser an der kurischen Küste gelegene Landstrich, den man „die Limpik" nennt, bietet mit Ausnahme des Winters, in dem auch ihn eine schöne, weiße Schneedecke verhüllt, in jeder Jahreszeit immer dasselbe gleichfarbige Bild einer gelbbraunen Sandwüste, die sich von ihren bekannten Schwestern nur dadurch unterscheidet, daß sie nur gegen eine Meile lang und eine halbe Meile breit ist und überdies eine so abgelegene Lage hat, daß sie gewiß nur höchst selten von einem des Schreibens kundigen Manne betreten wurde.

Die Limpik ist nicht immer eine Wüste gewesen. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts bildete sie eine schmale, mäßig fruchtbare Nehrung zwischen dem öden Meeresstrande und den unter dem Niveau des Meeres liegenden und daher zu ewiger Unfruchtbarkeit verurtheilten Sümpfen, den sogenannten Grihnen, welche, mit alten aber kaum manneshohen Krüppelfichten besetzt, in einer Breite von fast einer Meile die Limpik von den eigentlichen Waldungen trennen. Früher standen hier, durch hohe Dünen geschützt, einige Fischerdörfer, deren Bewohner sich mit Hilfe der Fische im Meer und des ihre Kartoffel- und Haferfelder trefflich düngenden Seetangs nicht kümmerlicher nährten als die übrigen Strandbauern an der kurischen Küste. Das wurde aber anders, als ein unverständiger Besitzer des Gutes, zu dem sie gehörten, die alten Kiefern, welche auf den Dünen standen, sammt und sonders zu gleicher Zeit abholzen ließ. Der Wind hob nämlich allmählich die nun schutz- und haltlosen Dünen auf und schüttete den Sand, aus dem sie bestanden, über die Dörfer und die zu ihnen gehörenden Felder aus, so daß nach einigen Jahren diese aufgegeben und jene verlassen werden mußten. Der Sand begnügte sich aber nicht mit dieser Eroberung, er sah sie vielmehr nur wie eine Bresche in der Mauer an und dehnte sich nun nach rechts und links immer weiter aus. Landeinwärts erwies sich bald jeder Widerstand als vergeblich, und man mußte ihn gewähren lassen bis an den Sumpf, der ihm natürlich Halt gebot, von Süden und Norden her aber bekämpfte und bekämpft man ihn noch energisch, wenn auch nicht eben sehr erfolgreich, denn die Einöde dehnt sich von Jahr zu Jahr weiter aus.

In die Limpik nun lenkte um die zehnte Stunde eines Aprilsonntags ein bäuerliches Gefährte ein, das auf einem schmalen Damm, der hier durch den Sumpf führt, dahergekommen war. Auf der Limpik selbst gibt es weder Weg noch Steg; man fährt, wenn man nach Süden will, gerade auf eine hohe einsame Kiefer zu, an deren Fuß das fruchtbare Land und damit auch der Weg wieder beginnt. Der Wezwagarbauer — so wurde er nach seinem Bauernhofe genannt — legte daher, nachdem er seinem Pferde die Richtung angegeben hatte, die Leine unter sein rechtes Bein und wandte sich zu seiner neben ihm sitzenden Frau, die sich, vor dem rauhen Nordwinde fröstelnd, tief in ihren Pelz gehüllt hatte.

„Es ist mir unbegreiflich," sagte der Bauer, während er mit der Peitsche von Zeit zu Zeit in den Sand schlug, „wie die Leute hier so träge und faul sein konnten, daß sie dem Sande ruhig das Feld räumten. Da hätte ich dabei sein sollen!"

*) Da die meisten Leser des Daheim mit den Verhältnissen Kurlands nicht vertraut sein dürften, hält der Verfasser es für seine Pflicht, hier mitzutheilen, daß die Reformen, deren erste Strahlen bereits in diese Erzählung hineinfallen, mittlerweile die Agrarverhältnisse des Landes wesentlich umgestaltet haben. Ein Theil der Bauerhöfe ist gegenwärtig durch Kauf in den Besitz der bisherigen Pächter übergegangen, zum Schutz der übrigen Pächter sind gesetzliche Bestimmungen erlassen worden.

Digitized by Google

„Das muß doch so Gottes Wille gewesen sein," meinte die Bäuerin.

„Wie kannst Du so thöricht reden," brauste ihr Mann auf. „Wie soll es Gottes Wille sein, daß wir träge die Hände in den Schoß legen, wenn uns ein Unglück droht. War es etwa auch Gottes Wille, daß man so unsinnig war, alle Bäume auf den Dünen gleichzeitig zu fällen?"

„Nun, wenn Gott es nicht gewollt hätte, wären sie nicht gefällt worden."

„Recht so!" rief der Bauer höhnisch. „Natürlich! Als die Anna in Wedge mit offenem Licht in die Flachskammer ging und darüber das ganze Gesinde aufbrannte, so daß die Wirthe um alle ihre Habe kamen, geschah dies wohl auch nach Gottes Willen?"

„Warum nicht?" fragte die Bäuerin, wandte sich um und sah ihren Mann aus ihren blauen Augen so tief-ernst an wie immer, wenn sie über solche Dinge in Streit geriethen, was oft geschah. „Hast Du den Leuten in Wedge so tief in die Seelen gesehen, daß Du wissen kannst, ob sie es nicht reichlich verdienten, daß ihnen Habe und Gut vom Feuer verzehrt wurden? Wie können wir wissen, ob sie sich nicht so schwer versündigt hatten, daß es allerdings nach Gottes Willen geschah, daß die Anna mit offenem Licht in die Flachskammer ging und so die Feuersbrunst hervorrief? Können wir wissen, ob es nicht wenigstens zu ihrem Besten geschah?"

„Dann meinst Du wohl auch, daß die Bewohner der Dörfer, die einst hier standen, so arge Sünder waren, daß Gott ihnen die Felder versanden ließ?"

„Das weiß ich nicht. Ich will den Leuten nicht unrecht thun, allein es liegt nahe anzunehmen, daß sie Gottes Zorn auf sich geladen hatten. Wenn Gott die Städte Sodom und Gomorrha um ihrer Sünden willen im Feuer untergehen ließ, warum sollte er da nicht auch diese Dörfer um der Sündhaftigkeit ihrer Bewohner willen verderbt haben?"

Der Bauer griff unwillig wieder zu den Zügeln und ließ den Fuchs rascher traben.

„Du hättest den Pastor heirathen sollen," sagte er mit kurzem Auflachen. „Ich will Dir nun aber sagen, wie Dein Mann, der freilich nur ein einfacher lettischer Bauer ist, die Sache ansieht. Wie das mit Sodom und Gomorrha zuging, weiß ich nicht — das ist lange her, geht mich auch nichts an, — wie aber diese Dörfer versandeten, weiß ich ganz genau. In dieser Geschichte kommt der liebe Gott gar nicht, wohl aber kommen darin viele dumme Menschen vor. Dumm war einmal der Baron, der die Dünen abholzen ließ; dumm waren zweitens die Bauern in den Dörfern, die sie nicht gleich mit Rasen bedeckten und mit jungen Bäumchen bepflanzten; dumm war endlich die Gemeinde, die, statt sich zusammenzuscharen wie ein Mann und dem Uebel zu wehren, ruhig zusah, wie ein Gesinde nach dem anderen vom Sande verschlungen wurde. Ich will Dir nun aber noch etwas sagen, was Dir, die Du jung und unerfahren bist, schrecklich klingen wird, was aber darum nicht weniger wahr ist: in Bezug auf menschliche Dinge gibt es gar keinen Willen Gottes. Gott will gewiß mancherlei, aber um menschliche Angelegenheiten bekümmert er sich nicht. Auf die haben nur zwei Dinge Einfluß: die Natur und der menschliche Wille. In Bezug auf erstere kann niemand etwas ändern, weder Gott noch Menschen; wenn es nicht regnet, so verdorrt alles, trotz Gott und Menschen. Was aber den letzteren anbetrifft, so ist er eben dumm oder klug, je nachdem der Mensch, der ihn hat, dumm oder klug ist. Ist der Mensch klug, so kommt er überall vorwärts und schafft etwas, ist er aber dumm, so bleibt er überall zurück und bringt nichts zu Stande."

„Du hast unrecht," erwiderte die Bäuerin fest. „Nicht darauf kommt es an, ob unser Wille klug oder dumm, sondern darauf, ob er gut oder böse ist. Uebrigens," fügte sie seufzend hinzu, „können wir uns ja hierüber leider doch nicht verständigen."

„Leider," rief der Bauer und lachte nach seiner Art kurz auf. „Das thut aber nichts. Halte Du es nur immer mit Deinem „gut", ich will schon dafür sorgen, daß Du es auch mit meinem „klug" hältst. Du wirst sehen, dann wird es Gottes Wille sein, daß es uns gut ergehen wird, nach wie vor. Wie die Saat, so die Ernte. Es ist noch nie vorgekommen, daß jemand Hafer säete und Disteln erntete."

„Rede nicht so lästerlich," schluchzte die Bäuerin. „Dein Reden muß und wird Unglück herabziehen auf uns und unsere Kinder."

Der Bauer umfaßte nun seine Frau, drückte sie an sich und sagte ihr die zärtlichsten Liebesworte. Er hörte damit nicht eher auf, als bis sie sich die Thränen aus den Augen gewischt hatte und ihn wieder so freundlich anlächelte wie gewöhnlich. Dann setzten sie ihren Weg schweigend fort, bis sie ihr Ziel, das Gesinde nämlich, das der Bruder der Bäuerin in Pacht hatte, erreicht hatten.

Das Breedegesinde, so hieß der Bauerhof, stieß von Süden her hart an die Limpik, ein Umstand, der sich nur zu sehr bemerkbar machte. Die verwahrlosten und verfallenden Baulichkeiten lagen nämlich hart am Fuße eines hohen Sandberges, der dadurch entstanden war, daß man hier zum Schutz gegen den Sand mehrere haushohe, mit einander gleichlaufende Zäune aus Flechtwerk aufgerichtet hatte.

An diesen Zäunen hatte sich der vom Norstwest herangepeitschte lockere Flugsand zu einem hohen Hügel aufgethürmt und an den Zäunen gleichsam ein Gerippe gefunden, das ihm wenigstens einigen Halt gab. Trotzdem erwies sich auch dieses Mittel als unzureichend, denn seit der Sand den Rücken des Zaunes erreicht hatte, trieb jeder anhaltende Wind die oberste Sandschicht über die Zäune und Häuser weg auf die Felder, welche in den sie einfassenden, aus Feldsteinen roh aufgerichteten niedrigen Mauern nur zu wenig Schutz fanden.

Die langgezogenen schaumgekrönten Wogen des Meeres brandeten kaum hundert Schritte von den Gebäuden des Gesindes an den Sand der Küste.

Kommt, ihr Mädchen, laßt uns schauen
Linnen, auf dem Meer gewebt!
Schilf ist Aufschlag, Schaum ist Einschlag,
Aber Weber ist der Sturmwind.

sang die Bäuerin leise vor sich hin.

Als der Wagen vor dem Wohnhause hielt, erhoben einige nur sehr dürftig gekleidete Kinder, die bis dahin damit beschäftigt gewesen waren, ein graues hochbeiniges Kalb durch einen kleinen gelben Köter unter lautem Zuruf: He, Hatz, Citron! auf dem Hofe umherhetzen zu lassen, ein lautes Jubelgeschrei und riefen dadurch ihre Eltern vor die Thüre. Die junge Hausfrau, deren Haar trotz des Sonntags arg zerzaust aussah, sprang, obgleich sie ihr jüngstes Kind auf dem Arm hatte, der Schwägerin leichtfüßig entgegen, küßte sie und drückte dem Schwager herzlich die Hand. Auch ihr Mann hieß in seiner linkischen Weise die Gäste willkommen und sah dann halb neugierig, halb scheu zu, wie die Schwester allerlei Gutes aus dem Wagen hervorholte, das sie, die wohlhabende, den armen Verwandten mitgebracht hatte. Da waren zwei Packen Wand (ein selbstgewebter Kleiderstoff), ein Paar Schinken, zwei große Stücke Schweinefleisch für die Erwachsenen, Sohlen (Pfefferkuchen) und süß duftende frische Schmandkuchen für die Kinder.

Während die Wezwagarwirthin so ihre Schätze auskramte und sich in ihrer bescheidenen Weise noch bei jeder einzelnen Gabe entschuldigte, daß sie aus diesem oder jenem Grunde nicht so gerathen wäre, wie sie wohl hätte gerathen sollen und hätte gerathen können, und während andererseits die Schwägerin sich in Danksagungen erschöpfte, stand der Wezwagarwirth oder, wie wir ihn nach Landessitte kurzweg nennen wollen, Wezwagar, mit tief in die Hosentaschen versenkten Händen dabei und schmunzelte behaglich. Er war sehr glücklich, und zwar aus doppeltem Grunde: einmal, weil er an der liebevollen und bescheidenen Art, in der sein herziges Weib ihre Gaben darbrachte, seine helle Freude hatte, dann aber auch, weil er stolz darauf war, daß sein Wohlstand ihr erlaubte, so nach Herzenslust zu schenken. Aus diesen Gründen war er denn auch mit dem Schenken ganz einverstanden, obgleich er der Ueberzeugung lebte, daß durch dasselbe eben so viel erreicht wurde, als wenn

Digitized by Google

man Wand, Schinken und Schweinefleisch gleich ins Meer geworfen hätte.

Die Frauen begaben sich nun in die Wohnstube, in der es schmutzig und verwahrlost aussah, so daß die Neuangekommene erst den ihr angebotenen Stuhl mit einem auf dem Tisch liegenden Lappen reinigen mußte, ehe sie Platz nehmen konnte. Die Hausfrau schien das nicht zu bemerken; sie holte sich aus der Nähe des Ofens einen hohen Schemel herbei, auf dem bisher eine große schwarze Henne Mittagsruhe gehalten hatte, und setzte sich neben die Schwägerin, die sie zärtlich umfaßte.

„Du glaubst nicht, Schwesterchen," sagte sie dann, „wie sehr ich mich nach Dir gesehnt habe und wie sehr ich mich freue, Dich wieder hier zu haben. Seit wir Euch zu Weihnachten besuchten, habe ich die Tage bis zum Wiedersehen gezählt."

Sie erzählte nun in ihrer geschwätzigen Art von allerlei Vorkommnissen in der Nachbarschaft und ging dann unter vielen Entschuldigungen in die Küche, um für das Mittagsessen zu sorgen.

Frau Wezwagar saß still da, lauschte auf das eintönige Brausen des Meeres und blickte thränenfeuchten Auges umher in der Wohnstube ihres väterlichen Hauses. Da hatte es ja, auch als ihr Vater noch lebte, sehr viel ärmlicher ausgesehen als in den Zimmern der wohlhabenden Bauern drüben, jenseits der Grihnen, aber sie war sauber gewesen wie ein Puppenschächtelchen und wohl im Stande. Damals hatte auch noch allerlei seltsames, fremdartiges Geräth, wie es von den gestrandeten Schiffen her gelegentlich in die Hütten der Strandbauern kommt, sie geschmückt. Da waren blau und weiß gegewürfelte Schüsseln und Teller gewesen, eine Mahagonikommode mit blanken Messingbeschlägen, ein großes kunstvoll aus Holz geschnitztes Tintenfaß. Alle diese Herrlichkeiten, die von dem kleinen Mädchen so oft angestaunt worden waren, hatte später, als der Vater todt war und der Sand immer weiter vorrückte, der Bruder für wenig Geld an einen wandernden jüdischen Krämer verkauft. Was würde, dachte die junge Frau, der Vater dazu sagen, wenn er jetzt hier hereinträte und fände alles so schmutzig und verkommen. Sie sah im Geist sein strenges von zahlreichen Falten durchfurchtes Gesicht sich plötzlich gleichsam zusammenfassen, während die Zornesader an seiner Stirn mächtig anschwoll. Wie hatte er selbst sie, seinen Liebling, rauh anfahren können, wenn sie es ihm nicht sauber genug gemacht hatte! Es schien ihr, als ob draußen das Meer zorniger rauschte als bisher.

Jetzt kam die Schwägerin wieder herein, auf einen Augenblick, wie sie sagte, und erzählte in aller Eile von Heinrich Dalus, der vor einigen Wochen, während er bei nächtlicher Weile den Elenthieren nachstellte, vom Buschwächter überrascht, und als er sich zur Wehre setzte, erschossen worden war. Das würde übrigens dem Buschwächter schlecht bekommen, denn Hans Dalus und Peter Wilks hätten geschworen, daß sie es dem deutschen Schurken schon bezahlen wollten, und sie seien die Männer dazu, ihre Drohung wahr zu machen. Man könne sich also auf interessante Ereignisse gefaßt machen, zumal Michel Sidorow, der neue Grenzreiter in Lapskaln, auch mit dem Fremden ein Hühnchen zu pflücken habe, weil er ihn bei der Marie-Lihse vom Meschinggesinde ganz und völlig aus dem Sattel gehoben habe.

Damit war die Schwägerin wieder zur Thüre heraus. Die junge Frau fragte sich, während die redselige Schwägerin neben ihr schwatzte, ob der selige Vater wohl zufrieden wäre, wenn er auf ihre Wohnung und ihren Haushalt herabsehen könnte, und sie war glücklich, die Frage bejahen zu können.

Als sie so im Geiste ihr Haus mit dem der Schwägerin verglich, entschuldigte sie diese gleich mit ihrer Armuth. Ja, ja, es ist nicht schwer, Haus und Kinder ordentlich und reinlich zu erhalten, wenn man es vollauf hat; erst die Armuth würde daraus ein Verdienst machen. Ach ja, die Armuth!

Die Schwägerin kam nun wieder herein und deckte den Tisch. Frau Wezwagar seufzte schwer und fragte dann plötzlich: „Werdet Ihr morgen die Pacht zahlen können?" Die Schwägerin stutzte und erröthete tief, lachte aber dann gezwungen auf und erwiderte: „Oh, gewiß!"

Frau Wezwagar war aber nicht so leicht abzufertigen. „Du weißt doch," sagte sie, „daß morgen der Georgitag ist, an dem die Pacht gezahlt werden muß. Habt Ihr denn wirklich alles nöthige Geld zusammen?"

„Oh! das ist ja nicht so viel. Du weißt doch, daß wir, seit uns der Sand auf den Hals kam, nur noch ein Dritttheil der früheren Pachtsumme zu entrichten haben. Die Pacht ist jetzt nicht hoch."

„Einerlei, aber habt Ihr dieses Dritttheil beisammen?"

„Warum sollte Jakob es nicht beisammen haben?"

Die junge Frau seufzte abermals schwer. „Jakob hat es bisher noch nie rechtzeitig gehabt," erwiderte sie. „Hat er Dir gesagt, daß er es jetzt besitzt?"

„Nein, das nicht. Wir haben noch nicht darüber gesprochen. Aber nun komm, ich muß Dir doch mein Kalb zeigen."

Die junge Frau seufzte wieder. „Herzensschwesterchen," sagte sie, „das Kalb können wir auch nachher besehen. Jetzt wollen wir die Geldfrage erledigen. Du weißt doch, daß der Baron Jakob am vorigen Georgi drohte, daß er, wenn er noch einmal die Pachtsumme nicht voll und rechtzeitig entrichtete, von Haus und Hof müßte. Du weißt doch auch, daß der Baron immer so handelt, wie er spricht, wie kannst Du da so leicht über die wichtige Frage hinweggehen? Hat Jakob das Geld?"

„Ob er das Geld hat? Aufrichtig gesagt: ich glaube nicht. Wie sollte er es auch haben? Denke doch nur an den Sand, Schwesterchen. Es wächst ja fast nichts mehr auf den Feldern. Dann weißt Du ja auch, wie uns der liebe Gott in diesem Winter heimgesucht hat. O Gott, o Gott, wie hat er uns heimgesucht! Im Herbst fiel uns der Braune, zu Weihnachten wurden uns zwei Schweine so krank, daß wir sie schlachten mußten, und zu Ostern stürzte auch die schwarze Kuh. Jakob hatte nur gerade noch Zeit, sie zu tödten und so das Fleisch zu retten. Ich bitte Dich, Schwesterchen, wie sollen wir da das Pachtgeld haben? Ich sage Dir, die Leute singen Spottlieder auf unsere Armuth. Heinrich Dalus sang mir noch am Tage, ehe er erschossen wurde, zu:

Ach, du lieber See von Durben,
Gönn mir einen einz'gen Gründlinz!
Davon kocht sich mein Gesinde
Für drei Tage Vesperkost.

Wie sollen wir da das Pachtgeld haben?"

„Was werdet Ihr denn aber morgen thun?"

„Ich weiß noch nicht, was Jakob thun wird, aber er wird sich schon zu helfen wissen. Er wird sich das Geld morgen leihen."

„Daraus wird nichts werden, Schwesterchen. Habt Ihr denn gar nichts?"

„O, wir haben den größten Theil. Wie werden wir denn am Vorabend von Georgi gar nichts haben? Es fehlen uns eben nur noch einige Rubel."

„Wie viel habt Ihr denn?"

Die Schwägerin wollte mit der Zahl nicht recht heraus, aber ihr Gast ließ ihr keine Ruhe, bis sie zugab, daß sie bisher nur über einige wenige Rubel, den sechsten Theil des Pachtgeldes verfügten.

„Herzensschwesterchen," sagte Frau Wezwagar nun, indem sie ihr Taschentuch hervorholte und aus einem Knoten in demselben die noch fehlende Summe entnahm, „ich kann es nicht ansehen, daß Jakob aus dem Gesinde unserer Väter sollte. Da habt Ihr für diesmal das Geld, aber werdet doch um Gottes willen sparsamer und umsichtiger. Ich kann Euch das Geld nicht alljährlich schaffen, und der Baron versteht keinen Spaß. Es wäre doch entsetzlich, wenn Ihr einmal das Gesinde verlieren solltet!"

Der jungen Frau strömten, während sie so sprach, die Thränen über die Wangen. Auch die Schwägerin schluchzte laut und versprach unter nicht enden wollenden Danksagungen, künftig mit mehr Umsicht zu handeln.

Während die Frauen so miteinander Rücksprache hielten, waren die Männer draußen damit beschäftigt, daß sie das Pferd ausspannten, bedeckten und in den Stall führten. Da das als Stall dienende Gebäude sich arg gesenkt hatte, so ließ sich Wezwagars Fuchs nur mit Mühe durch die niedrige Thür

Digitized by Google

bringen. Das Thier schien übrigens auch sonst keine Lust zu haben, das unreinliche Gelaß, aus dem ihm ein Paar struppige Klepper entgegen wieherten, für einen Stall anzusehen, und es bedurfte energischen Zugreifens von Seiten seines Herrn, um ihn hineinzubringen.

„Schwager," sagte Wezwagar, als das Unternehmen geglückt war, „Du könntest Deinen Stall auch reinlicher halten. Das sieht hier eher wie eine Behausung von Schweinen als wie ein Pferdestall aus."

„Ach, du lieber Gott," rief der Angeredete und zog die Schultern so hoch in die Höhe, daß es aussah, als säße sein Kopf unmittelbar auf dem Rumpfe, „ach, du lieber Gott, Du hast gut reden, Du hast Stroh vollauf und kannst Deine Pferde, wenn Du willst, auf Erbsenstroh stellen, aber wo soll ich Armer die Streu hernehmen? Ich bin froh, wenn mir der Sand so viel Stroh zu ernten erlaubt, daß ich meine Pferdchen damit füttern kann."

„Nun," meinte Wezwagar, „Du könntest Dir mit getrocknetem Seetang helfen."

„Ach, du lieber Gott, wie soll ich mir mit getrocknetem Seetang helfen! Was kann alle Streu helfen, wenn der Regen freien Zutritt hat?"

Breede wies bei diesen Worten nach oben, wo allerdings der blaue Himmel durch eine breite Bresche im Dache hineinblickte.

„Du müßtest eben mit der Reparatur des Daches anfangen," rief Wezwagar zornig. „Wie kann man ein solches Dach auf seinem Hof dulden."

„Ach, du lieber Gott, Du hast gut reden! Ihr, die Ihr drüben im fetten Lande sitzt, könnt natürlich Eure Dächer in Ordnung erhalten, aber wie soll ich Armseliger damit fertig werden? Der Sand bringt mich um mein letztes Bischen Habe und Gut, und ich sehe die Zeit kommen, wo ich und die Meinigen werden mit dem weißen Stabe durch das Land ziehen müssen." Wezwagar stieß unmuthig die Stallthüre auf und trat hinaus, Breede folgte ihm. Dann wies er mit der Rechten auf den Sandberg, der von der Stallthüre aus gesehen unmittelbar über dem Wohnhause zu hängen schien, und sagte kläglich: „Du siehst selbst, daß es Gottes Wille ist, daß wir hier zu Grunde gehen."

„Ich sehe das durchaus nicht," brach nun Wezwagar los, „ich sehe nur, daß Du zu träge bist, um Dir zu helfen."

Der Schwager starrte ihn in sprachlosem Erstaunen an. „Erbarme Dich, was soll ich denn aber gegen Gottes Willen thun?" rief er.

„Mißbrauche nicht Gottes Namen," zürnte Wezwagar. „Du sollst nicht Gottes Willen bekämpfen, sondern Deine eigene Trägheit. Setze in der Gemeinde durch, daß alle Dir mit vereinten Kräften beistehen, und thut dann nicht halbes Werk, sondern ganzes, haltet den Sand nicht nur fest, sondern deckt ihn zu und macht ihn unschädlich."

„Ach, wie sollte es mir Unglücklichem gelingen, die ganze Gemeinde meinetwegen auf die Beine zu bringen?"

„Versuche es wenigstens. Wenn es Dir nicht gelingen sollte, so sprich mit dem Baron."

„Ach, du mein lieber Gott! Wie soll ich Bettler mit dem Baron sprechen? Wie kann ich ihn bitten, um meinetwillen so große Arbeiten zu unternehmen."

„Er wird die Arbeiten natürlich nicht um Deinetwillen unternehmen, sondern um sich selbst Dein Gesinde und alle anderen hinter ihm liegenden Strandgesinde zu erhalten."

„Ach, du mein lieber Gott! Wie soll ich es wagen, mich nur vor dem Baron zu zeigen! Er hat mir gedroht, daß er mich, wenn ich künftig noch einmal die Pacht schuldig bleibe, von Haus und Hof jagen wolle. Die Pachtsumme ist unerschwinglich hoch; wie lange wird es währen, so kann ich sie nicht aufbringen, und dann müssen ich und die Meinigen mit dem weißen Stabe durch das Land ziehen. Der Baron ist unbarmherzig."

„Das Pachtgeld ist durchaus nicht hoch und Du würdest es mit Leichtigkeit beschaffen können, wenn Du nur recht wolltest und thätiger wärest. Der Baron thut ganz recht, wenn er darauf dringt, daß Du das Pachtgeld vollzählig und rechtzeitig entrichtest."

Sie waren unterdessen an das Meer gegangen, dessen Wogen sich rauschend an der sandigen Küste brachen. Eine große Schar Möven hielt ein paar hundert Schritte von ihnen, auf den Wogen schaukelnd, Mittagsruhe, während viele andere kreischend hin und her flogen und sich um die erbeuteten Fische balgten. Ein Paar Krähen, die mit vom Winde aufgesträubtem Gefieder in einer Wasserpfütze einigen vom Meer an das Land geworfenen Fischen den Garaus machten, betrieben ihr Geschäft weit stiller. Am Strande lag ein tief in den feuchten Ufersand vergrabenes Fischerboot. Sonst war kein Nachen sichtbar. Rechts dehnte sich die Einöde der Limpik aus, links begannen wieder die bewaldeten Dünen. Die Gefahr nahte nicht vom Meer, sondern von der Limpik aus.

„Du fischest gar nicht mehr?"

„Ach, du mein lieber Gott! Nein. Es lohnt sich nicht mehr der Mühe, Brüderchen. Früher, als mein seliger Vater noch lebte, da fingen wir hier Butten und Strömlinge und Brätlinge, daß die Netze sie nicht fassen konnten, aber jetzt sind die Fische alle in den Meerbusen gezogen. Der liebe Gott hat uns die Fische genommen und die Felder, es ist sein Wille, daß ich und die Meinen mit dem weißen Stabe durch das Land ziehen."

Wezwagar zuckte die Achseln. Er war am Meere aufgewachsen, und der Anblick der See, den er jetzt oft lange entbehren mußte, machte ihm die Seele weit. Er trat hart an das Meer heran, so daß ihm die Wellen den Fuß umspülten, und blickte scharf hinaus in die Ferne, in der hier und da im Sonnenschein ein Segel weiß erglänzte oder ein Rauchwölkchen einen Dampfer verkündete.

Der Schwager betrachtete ihn unterdessen mit jener ehrfurchtsvollen Bewunderung, mit welcher der Schwache auf den Starken zu blicken pflegt. Wezwagar war ein hünenhafter Mann. Breede dachte darüber nach, ob er wohl je einen größeren Mann gesehen habe oder einen Mann mit breiteren Schultern und reicherer Muskulatur. Wie er jetzt so dastand und, gegen den Wind gekehrt, mit scharfem Blick in die Ferne spähte, hätte ihm niemand angesehen, daß er wohl dreißig Jahre älter war als seine Frau, daß er mehr als fünfzig Jahre gelebt und viel Schweres erlebt hatte.

So standen sie eine Weile. Um sie war nichts sichtbar als das grüne Meer mit seinen weißen Wellenkämmen, über denen ebenso weiße Möven flatterten, der gelbbraune Sand der Limpik und der blaue Himmel über ihnen.

Nach einiger Zeit riß sich Wezwagar von seinen Erinnerungen los und wandte sich wieder zu seinem Schwager.

„Hast Du das Pachtgeld für morgen zusammen?" fragte er.

„Ach, du mein lieber Gott! Wie soll ich das Pachtgeld zusammen haben? Wie soll ich eine solche Summe zusammen bringen?"

„Wie hofftest Du Dir denn morgen das Geld zu verschaffen? Glaubst Du, es Dir borgen zu können?"

„Erbarme Dich! Wer wird der Kirchenmaus ein Stof Hafer leihen!"

Wezwagar stampfte ungeduldig mit dem Fuße auf den Boden. „Wo willst Du denn aber das Geld hernehmen?"

„Wo soll ich das Geld hernehmen? Ich und die Meinigen werden mit dem weißen Stabe durch das Land wandern müssen." Wezwagar wandte sich unwillig ab, und beide kehrten in das Gesinde zurück.

Gegen Abend fuhren die Gäste davon. Als Frau Wezwagar sich nach einer Weile umwandte und nach dem Hause ihrer Väter zurückblickte, sah sie den Bruder und die Schwägerin noch immer vor dem Hause stehen und ihnen nachsehen. Der Wind spielte mit den Zipfeln des rothen Tuches, das die Schwägerin sich lose um den Kopf gebunden hatte, und die Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten hell die verwahrlosten Gebäude, den künstlichen Sandberg im Hintergrunde, und die Menschen davor. Die verfallenden Werke der Menschenhand paßten nur zu gut zu der Einöde, an der sie gelegen waren und die sie zu verschlingen im Begriff war.

Die junge Frau hatte den Tag über oft geseufzt, sie seufzte auch jetzt wieder schwer, schwer.

Digitized by Google

Trost beim Gewitter. Originalzeichnung von F. Ortlieb.

Digitized by Google

II. Aus früheren Tagen.

„Du hast Deinem Bruder das Pachtgeld gebracht," sagte Wezwagar nach einer Weile.

Die junge Frau sah erschreckt zu ihm auf. „Warum glaubst Du das?" fragte sie betreten.

Der Bauer lächelte. „Ich müßte mein Weiblein schlecht kennen," erwiderte er, „wenn ich glauben sollte, es sei im Stande, die Noth der Geschwister anzusehen, ohne ihnen zu helfen. Es geschah nicht ohne Absicht, daß Du gerade heute zu ihnen wolltest."

Die Bäuerin ergriff ihres Mannes Hand und drückte einen Kuß auf den wollenen Handschuh, der sie bedeckte. „Ich danke Dir," sagte sie innig und nickte ihm dankbar zu.

Wezwagar schlang seinen rechten Arm um ihren Leib, drückte sie herzlich an sich und sprach: „Mein liebes Weiblein, Du bist mein Ein und Alles. Ich habe nicht nur nie geglaubt, daß mir je so reiches Glück auf Erden geschenkt werden würde, als mir durch Dich zu Theil geworden ist, ich glaubte überhaupt nicht, daß es so viel Glück auf Erden geben könne. Wie sollte ich es da nicht gern sehen, wenn Du die Deinigen unterstützest. Macht es Dir doch Freude."

„Lieber Mann," begann die Bäuerin eifrig, „ich habe —"

„Du hast Dir das Geld natürlich rechtschaffen erspart," fiel ihr der Mann ins Wort. „Ich bin über das, was in meiner Abwesenheit in meinem Gesinde vorgeht, nicht so wenig unterrichtet, daß ich nicht wüßte, daß mein Weiblein dann bis tief in die Nacht am Webstuhl saß. Ich habe Dich nur gewähren lassen."

„Wie bist Du gut," flüsterte die Frau und schmiegte sich zärtlich an ihn.

„Ich will Dir nicht abrathen, die Geschwister zu unterstützen," fuhr der Bauer fort. „Es macht Dir Freude, und wir können es ja. Du bist nicht leichtsinnig, ich bin nicht faul und verzagt, da geht natürlich alles gut und wir kommen vorwärts. Trotzdem thut es mir leid um das schöne, schwer verdiente Geld. Die dort" — er wies mit der Peitsche nach rückwärts — „werden sich doch nicht lange halten und ich fürchte, wir werden ihnen nur zu bald die Badestube als Wohnung einräumen müssen. Der Jakob ist jetzt träge und faul, ich hoffe aber, daß er, wenn man ihn kurz hält, einen brauchbaren Knecht abgeben wird."

„O, wie muß es schwer sein, sein Gesinde verlassen und bei anderen in den Dienst treten zu müssen!"

„Ach ja! Ich überlebte das nicht. Ich habe lange genug anderer Leute Brot gegessen, um zu wissen, wie bitter es schmeckt."

Sie verließen bald die Limpik und fuhren schweigend weiter. Der Weg führte anfangs durch die Sümpfe, dann durch einen prachtvollen Hochwald von Nadelholz, lief dann durch Wiesen und Felder und mündete endlich in die große Landstraße, die in einiger Entfernung von der Küste von Norden nach Süden läuft. Dort stand ein großer, aus Feldsteinen erbauter Krug und in ihm schien heute Abend frohes Leben zu herrschen. Durch die halbgeöffnete Thür des Stalles sah man beim Schein einer vom Querbalken herabhängenden Lampe eine Anzahl Wagen und Pferde, die Flur des Hauses war hell erleuchtet, und aus den Fenstern ertönten Tanzmusik, lustiges Gelächter und frohe Lieder.

Als Wezwagars Gefährte auf die Landstraße eingebogen war und an dem Kruge vorüber wollte, wurden seine Insassen von einer Anzahl Männer, die in lebhafter Diskussion vor dem Kruge standen, erkannt und sofort angehalten. Es waren das lauter Wirthe aus derselben Gemeinde und zwar meist nur ältere, denn die jüngeren tanzten in der großen Krugsstube.

Wezwagar hatte eigentlich nach Hause fahren wollen, er ließ sich aber bereden, noch auf ein Stündchen in den Krug zu treten, und seine Frau hatte nichts dagegen.

Nach einiger Zeit hatte sich alles wieder gruppirt. Wezwagar und die übrigen Wirthe hatten sich zu einem Glase Bier in das hinter der Tanzstube gelegene kleinere Zimmer zurückgezogen, Frau Wezwagar bei bekannten Frauen in der Tanzstube Platz genommen, um dem Tanze zuzusehen.

„Wezwagar, habt Ihr schon von dem neuesten Stückchen gehört, das der Baron hat ausgehen lassen?" fragte der Namikwirth, ein langer hagerer Mann mit blondem Haupthaar und stechenden schwarzbraunen Augen.

„Nein. Was hat es denn gegeben?"

„Er hat gestern Gulbe das Fischen in dessen eigenem Teiche untersagt."

„Aber warum denn? Gulbe hat doch von jeher in dem Teiche gefischt?"

„Und Gulbes Frau ist überdies des Barons Amme gewesen," fügte ein alter weißhaariger Wirth hinzu.

„Nun, dann hat er ja nur fortgesetzt, was er bereits anfing," rief einer der wenigen jungen Wirthe. „Erst hat er sie ausgesogen, jetzt saugt er auch ihre Familie aus."

Schallendes Gelächter belohnte den frechen Witz. Es war aber ein ingrimmiges, unheilverkündendes Gelächter.

„Aber aus welchem Grunde hat der Baron ihm das Fischen im Teich untersagt?" forschte Wezwagar, als es wieder still geworden war, weiter. „Welchen Grund hat er denn angegeben?"

„O, an Gründen fehlt es dem Wolf nicht, wenn er das Lamm zerreißen will," meinte Namik.

„Laßt doch Pilskaln erzählen!" hieß es jetzt von mehreren Seiten.

„Was ist da viel zu erzählen," begann jetzt Pilskaln, der Eidam Gulbes. „Gestern Nachmittag kommt der Baron auf seinem hochbeinigen Braunen nach Gulbe geritten und fragt nach meinem Schwiegervater. Als der herausseilt, sagt er: Gulbe, Du darfst von Georgi an nicht mehr im großen Teich fischen. Warum nicht? stammelt mein Schwiegervater, ich habe das doch bisher immer thun dürfen?

„Allerdings, versetzt der Baron und sitzt so kalt und steif auf seinem Pferde wie ein Götze, Du hast allerdings bisher im Teiche fischen dürfen, aber ich habe aus alten Papieren ersehen, daß früher in dem Teiche vom Gut aus gefischt wurde und wünsche, daß es in Zukunft wieder so gehalten werde.

„Herr, versetzt mein Schwiegervater darauf, nicht ich allein, nein, auch mein Vater und mein Großvater haben darin gefischt. Da lächelt der Baron und sagt: Es gibt noch ein Mittel, durch welches Du Dir die Berechtigung, in dem Teiche zu fischen, wenigstens für einige Zeit bewahren kannst. Welches? fragt mein Schwiegervater eifrig. Da erwidert der Baron: Kündige mir übermorgen das Gesinde, dann kannst Du noch bis zum nächsten Georgi, also ein rundes Jahr hindurch Deine paar Fische fangen. — Damit wendet der Baron sein Pferd um und reitet langsam im Schritt aus dem Hofe des Gesindes."

Die Bauern hatten, obgleich ihnen der Vorgang schon bekannt war, der Erzählung doch wieder mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht. Jetzt brach von allen Seiten ein Strom von Verwünschungen gegen den Baron los. Er hat gut spotten, hieß es. Er gibt uns nur jährliche Kontrakte, und wenn wir uns seiner Willkür widersetzen, so heißt es einfach: Du kannst ja kündigen und fortgehen. Wilks aber sang:

O, Du Deutscher, Teufelskind,
Wärst Du doch nicht groß geworden!
Machst nun Jagd auf meine Brüder,
Wie der Kater auf die Mäuse!

Wezwagar saß mit gerunzelter Stirn nachdenklich da. Dann fragte er: „Hat der Baron wirklich ohne jede Entschädigung Gulbe seine Fischereiberechtigung genommen?"

Die Bauern blickten alle auf Pilskaln.

„Nun, nicht gerade ohne jede Entschädigung," erwiderte dieser mürrisch. „Er hat ihm dafür 15 Rubel von dem Pachtgelde erlassen, aber was will das sagen?"

„Ja, was will das sagen?" hieß es nun wieder von allen Seiten.

„Das will so viel sagen," rief Wezwagar eifrig, „daß der Baron damit Gulbe die paar Fische, die überhaupt in dem Teiche gefangen werden können, reichlich bezahlt hat."

Die Bauern schwiegen und sahen einander an.

„Es handelt sich nicht um die paar Fische," rief Wilks, „sondern um unser Recht. Die Fische wollen wir ihm gern gönnen und aufrichtig wünschen, daß er an ihnen ersticken möge."

„Wie soll das Herrchen nicht übermüthig werden," meinte Namik, „wenn wir uns alles von ihm gefallen lassen? Wir wollen diese Angelegenheit benutzen und alle zusammen klagen."

„Was, klagen!" rief Pilskaln. „Sollen die Mäuse beim Fuchs über die Krähe Klage führen? In allen Gerichten sitzen lauter Edelleute, und die thun einander nichts. Bei uns gibt es weder Recht noch Gerechtigkeit, wohl aber Flinten, Pulver und Schrot."

Digitized by Google

„Nun, bei den Gerichten dringen wir natürlich nicht durch," erwiderte Namik, „aber wir können ja nach Riga zum Generalgouverneur. Das ist ein russischer Herr, der an des Kaisers Statt Recht spricht, der wird auch uns zu unserem Recht verhelfen."

„Das führt zu nichts," wandte Wilks ein, „das kennt man. Der Generalgouverneur meint es gut und verspricht mehr als wir verlangen. Er kann aber doch nicht nach Waldburg kommen und sich selbst überzeugen, wie die Dinge stehen. Er fragt also beim Hauptmann an, und dieser, der, wie Ihr alle wißt, des Barons Vetter ist, antwortet, wir hätten alle gelogen, an der Geschichte sei kein wahres Wort. Ist er so mit dem Generalgouverneur fertig, dann kommt die Reihe an uns. Er läßt diejenigen, die in Riga waren, vorladen und als Verleumder auspeitschen, daß ihnen das Fleisch in Fetzen vom Rücken hängt. Damit ist die ganze Sache dann zu Ende. Ich schlage vor, daß wir uns mit dem Baron selbst auseinander setzen. Nachher möge dann der Hauptmann kommen und sich noch ein Dutzend Kosaken aus der Stadt holen lassen. Was geschehen ist, ist geschehen, und wir haben Ruhe."

„Hört, Leute," begann Wezwagar jetzt, „ich kann und will den Baron nicht in allen Dingen entschuldigen; denn er ist oft unnütz hart und eigensinnig wie ein russisches Pferd, aber er ist ein gerechter Mann. Er gibt uns zwar nur einjährige Pachtkontrakte, aber wir stehen uns mit ihnen doch nicht schlechter als unsere Nachbarn, deren Pachtverträge auf zwölf Jahre lauten. Seit die Frohnde aufhörte und die Gesinde verpachtet wurden — und das mag doch schon fünfundzwanzig Jahre her sein — ist uns das Pachtgeld nicht erhöht worden, und es ist auch nicht vorgekommen, daß jemand, der sein Gesinde in Ordnung erhielt und sein Pachtgeld pünktlich entrichtete, aus dem Gesinde gesetzt worden wäre. Wenn der Baron kleine Veränderungen vorgenommen hat, wie in dem Fall mit Gulbe, so hat er die Wirthe immer reichlich entschädigt."

„Ja, ja," erwiderte Wilks, „daß Du es mit dem Baron hältst, wissen wir alle seit lange."

„Ja, ich halte es mit dem Baron," erwiderte Wezwagar gereizt. „Ich halte ihn für einen Narren, aber für einen guten gerechten Menschen."

„Du stehst Dich dabei nicht schlecht."

„Was willst Du damit sagen?" fragte Wezwagar erröthend.

„Ich will damit sagen, daß er Dich wohl deshalb aus einem armen Fischerknecht in Warpeln zu einem reichen Wirth in Waldburg gemacht hat."

Wezwagar wollte heftig antworten, aber Namik schnitt ihm das Wort ab.

„Das ist nicht wahr," rief er. „Wezwagar hat sich die Gunst des Barons schwerer erworben als dadurch, daß er Gutes von ihm redete. Er hat ihm mit eigener Lebensgefahr das Leben gerettet."

„Andere sagen, der Baron habe ihm das Leben gerettet."

„Wie verhält es sich eigentlich damit?" fragte man jetzt von verschiedenen Seiten.

Wezwagar sah eine Weile vor sich nieder auf den Tisch; dann sagte er: „Ich will Euch die Geschichte erzählen, damit das alberne Gerede darüber aufhöre. Ihr wißt alle, daß der Baron, so lange sein Vater lebte, nicht in Waldburg, sondern in Warpeln wohnte. Ich hatte, als das Laiwe-Gesinde des Sandes wegen aufgegeben werden mußte, Laiwe, der nach Warpeln übersiedelte, in sein neues Gesinde begleitet und stand bei ihm in Dienst, allerdings als Fischerknecht. In einem Jahr hatten wir einen unerhört frühen und kalten Winter. Der Frost kam sozusagen stoßweise, das heißt, das Meer ging dazwischen auf und fror dann unglaublich rasch wieder zu. Eines Tages hatte ein Südwest alles Eis zerbrochen und fortgetrieben, gegen Nachmittag aber wurde es windstill, und zugleich trat starker Frost ein. Ueber Nacht war das Meer ruhig und unbewegt wie ein Landsee und stor auch wie ein solcher zu. Als ich am folgenden Morgen hinaustrat, um Holz in das Haus zu bringen und meiner Gewohnheit nach einen Blick auf das Meer warf, erblickte ich trotz des trüben Morgenlichts ein paar Werst von der Küste ein Boot. Ich lief ins Haus, holte den Wirth und die Wirthin heraus, und wir blickten nun alle drei nach dem Boot, denn ein solches hatten wir zweifellos vor uns. Als es heller wurde, gewahrten wir auch zwei Menschen darin, die uns mit einem Frauentuch zuwinkten. Nun riefen wir das ganze Dorf herbei, aber da war guter Rath theuer. Wir thaten uns zwar fünf beherzte Burschen zusammen, versahen uns mit Stricken und Leitern und versuchten das Boot zu erreichen, aber wir mußten schon auf halbem Wege umkehren, denn das Eis hielt uns, zumal weiter von der Küste ab, durchaus nicht. Die Verzweiflung, welche die Leute im Boote packte, als sie uns umkehren sahen, war unbeschreiblich. Wir sahen sie wie unsinnig im Boote hin und her laufen und sich das Haar raufen vor Jammer und Verzweiflung."

Wezwagar hielt einen Augenblick inne, wischte sich den Schweiß von der Stirn und that einen tiefen Trunk. Die Tanzmusik im Nebenzimmer hatte aufgehört, die Frauen und die Jugend waren leise hereingekommen und hörten nun, Kopf an Kopf gedrängt, in athemloser Spannung zu.

„Die Lage war schrecklich," fuhr Wezwagar fort. „Die Sonne schien so hell vom blauen Himmel, und wir sollten alle ruhig zusehen, wie die Leute dort im Boot dem bitterlichen Frost erlagen. Mittlerweile waren auch der Baron und die Baronin herbeigeholt worden. Die Baronin, die damals erst seit vier Wochen verheirathet war, weinte bitterlich und flehte uns an zu helfen, der Baron bot für die Rettung der Unglücklichen hundert Rubel. Er hatte gut bieten, es fand sich niemand, der für hundert Rubel sein Leben aufs Spiel setzen wollte. Da trat ich vor und sprach: Gnädiger Herr, Ihr Geld will ich nicht, aber mich dauern die armen Leute. Finden sich noch zwei Männer, die mich begleiten, so will ich es versuchen. Es fand sich aber keiner. Da spricht der Baron und wird so bleich wie der Sand unter seinen Füßen: Nun denn, Georg — so heiße ich nämlich — bin ich Dir genug, so nimm mich mit. Wie der Baron das sagt, fällt ihm die Baronin um den Hals, weint und schluchzt: Thu mir das nicht an! Ich kann es nicht ertragen! Herr, sage ich, das geht über Ihre Kräfte. Hier geht es ums Leben. Und er: Her mit einer Leiter und einem Strick! Zurück, Frau! Soll ich feige zusehen, wie die Menschen dort erfrieren? Als die Leute sahen, daß es dem Baron Ernst war, da traten zwei Strandreiter von der Zollstation am Warpelnschen Leuchtthurm vor und sagten, sie wollten uns begleiten. Wir nahmen je zwei eine Leiter und machten uns auf den Weg. Die Leute im Boot waren nicht mehr sichtbar, wir wußten nicht, ob sie schon erfroren waren oder sich nur warm zugedeckt auf den Boden des Bootes gelegt hatten. Da es stark fror, war die Eisdecke jetzt fester als am Morgen, so daß wir die erste Werst ohne Unfall zurücklegten. Dann aber brach bald der eine bald der andere ein. Wir zogen uns zwar an der Leiter immer wieder glücklich heraus, aber das Eis wurde, je weiter wir vordrangen, um so dünner. Ich verstehe noch heute nicht, wie wir endlich bis an das Boot gelangten. In dem lagen, wie sich jetzt erwies, drei Leute, ein Mann, eine Frau und, warm zugedeckt, ein kleines Mädchen. Der Mann und die Frau lagen wie todt da, aber das Kind hatte nur geschlafen und war frisch und gesund. Wir drei, die beiden Strandreiter nämlich und ich, nahmen nun jeder eines der Fremden auf den Rücken und der Baron ging voran. Er war aber von Nässe und Kälte so erschöpft, daß er hin und her schwankte und seine Hand, als er wieder einmal einbrach, die Leiter fahren ließ. Ich hatte diesen Fall vorhergesehen und deshalb nur das Kind genommen. So gelang es mir denn, ihn glücklich wieder herauszuziehen. Schließlich gelangten wir alle sieben unversehrt an den Strand, auf dem die Baronin und die übrigen auf den Knieen lagen und für uns beteten."

Wezwagar schwieg, sichtlich ergriffen. Es war im Zimmer so still, daß man eine Stecknadel hätte zu Boden fallen hören.

„Und was waren das für Leute, die Ihr gerettet hattet?" fragte endlich ein junger Mann.

„Es waren die alten Breedes, meine späteren Schwiegereltern, und das kleine Mädchen war meine Frau. Die beiden Alten hatten mit Kartoffeln zu Boot zur Stadt gewollt und das Kind mitgenommen, weil sie seine Pathe, die in der Stadt diente, besuchen wollten. Als sie schon dicht am Ziel waren, hatte der Südwest sich zum Sturm gesteigert und sie über den

Digitized by Google

Hafen hinausgetrieben. Am andern Morgen waren sie der Küste von Oesel so nahe gewesen, daß sie die einzelnen Häuser unterscheiden konnten, da war der Wind umgeschlagen und hatte sie wieder aufs hohe Meer zurückgetrieben. Ueber Nacht führte sie dann eine Strömung an die Küste von Warpeln."

„Nun, und dafür bekamst Du das Gesinde?"

„Ja. Als ich dabei blieb, eine Geldbelohnung auszuschlagen, fragte der Baron: Gut, aber würdest Du ein Gesinde annehmen, ein schönes großes Gesinde, nicht hier in Warpeln, sondern da unten in Waldburg? Mein Vater hat eins frei."

„Nun, Ihr wißt alle, daß man ein Gesinde nicht auf der Straße findet. Wenn Sie mir ein Gesinde geben wollen, erwiderte ich, so nehme ich es gern an, gnädiger Herr. Sie wissen aber, daß ich mir das Inventar nicht beschaffen kann. — Da fragt er: Hast Du denn keine Verwandten, die Dir helfen könnten? — Herr, erwidere ich, meine Mutter begruben sie, als ich eben geboren war, und mein Vater ertrank im Meer, lange ehe ich ein Ruder führen lernte. Ich habe mir nun zwar etwas erspart, aber es reicht nicht aus. — Da ruft die Baronin: Sei nur unbesorgt, ich schenke Dir das Inventar und noch dazu ein so vollständiges, wie es nur irgend ein Wirth hat. — — Und ich: Schenken dürfen Sie es mir nicht, gnädige Frau, aber wenn Sie es mir leihen wollen, so nehme ich es dankend an. — So geschah es," schloß Wezwagar seine Erzählung, „daß ich wieder nach Waldburg kam und zwar als Wirth in das Wezwagar-Gesinde."

„Und das war gut so!" hieß es von mehreren Seiten.

Frau Wezwagar mahnte jetzt zum Aufbruch, und die Eheleute fuhren davon, obgleich man von allen Seiten in sie drang, noch zu bleiben.

Der Wind hatte aufgehört, die Nacht war still und klar.

„Es ist merkwürdig," sagte Wezwagar, als sie im Wagen saßen und ihrem Gesinde zurollten, „wie verhaßt der Baron ist. Ich fürchte, daß sein wunderliches und eigensinniges Verfahren noch Unheil anrichten wird, obgleich er es so gut meint und gewiß nie jemand wissentlich zu nahe trat."

Als Wezwagar vor dem Schlafengehen nach seiner Gewohnheit noch einmal einen Gang durch Hof und Gebäude machte, wurde er sich seines Wohlstandes so recht bewußt. Ja, bei ihm sah es anders aus als beim Schwager in Breede!

Als er wieder ins Wohnzimmer trat, fand er seine Frau damit beschäftigt, ihm seine besten Kleider für den folgenden Tag zurechtzulegen.

„Du vergißt doch das Ei nicht?" fragte er. „Daß es nur ja nicht wieder zurückbleibt!"

„Sei ohne Sorge. Es liegt mir schwer genug auf dem Herzen."

Dann gingen die beiden zu Bett. Die Bäuerin war bald eingeschlafen, der Bauer aber lag noch lange wach und dachte, durch seine Erzählung im Kruge dazu angeregt, an die alten Zeiten. Er sah sich wieder als von Jedermann mißhandelten Waisenknaben, wie er in der Gemeinde von einem Wirth zum anderen wanderte, um den Leuten das Vieh zu hüten. Hatte ihm ein Wolf — damals gab es in den Grihnen noch hin und wieder Wölfe — ein Schaf geraubt, so wurde er unbarmherzig geschlagen, als ob er, der sich doch selbst so sehr vor den Wölfen fürchtete, das Raubthier hätte verscheuchen können. Damals hatte er keinen andern Freund gehabt als den jungen Hund, den ihm der benachbarte Buschwächter in jedem Frühling mitgab. Der Buschwächter erzog und dressirte Hühnerhunde für den Verkauf. Da er der Meinung war, daß die Hunde am besten geriethen, wenn sie den ersten Sommer halbwild auf der Hütung zubrachten, so gab er das betreffende Thier immer dem Hirtenknaben mit.

Als der Knabe älter geworden war und man ihn auf den Fischfang mitnahm, hatte er es anfangs kaum weniger schwer gehabt, denn sein erster Herr war ein harter und ungeduldiger Lehrmeister gewesen. Erst als er zum Jüngling herangewachsen war, hatten ihn sein Muth, seine Kraft und seine Geschicklichkeit so beliebt gemacht, daß er sich den besten Wirth in der Gemeinde hatte aussuchen können. Und doch war er nicht glücklich gewesen. An den Wochentagen, an denen es vollauf zu thun gab, vermißte er nichts, wenn er aber am Sonntagnachmittag auf dem Schnabel seines ans Land gezogenen Bootes saß und die leise heranrauschenden Wogen ihm den Fuß umspülten, dann hatte ihn die Sehnsucht gepackt nach einer Mutter, einem Weibe, nach irgend jemand, der ihn so recht von ganzem Herzen liebte, den er so recht mit ganzer Seele lieben konnte, daß er geglaubt hatte, das Herz müsse ihm brechen vor Kummer. Und doch hatte ihm keines der jungen Mädchen gefallen, so daß er lange Junggesell gewesen war und schon fast auf jedes Eheglück verzichtet hatte. Und nun war doch alles so schön geworden, wenn auch erst spät.

Der Bauer lag bewegungslos da und lauschte den leisen Athemzügen seines jungen Weibes. Es war ihm, als ob die Laima, die alte Glücksgöttin seines Volkes, neben ihm athme. So schlief er ein.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gast aus Ostindien.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von Dr. **Dyrenfurth.**

Er wird bald sein fünfzigjähriges europäisches Reisejubiläum antreten können, der unheimliche Fremdling, von dem man nichts weiß, als daß er von den Ufern des Ganges herstammt und in unbestimmbaren Zeiträumen seinen verheerenden Rundgang bei uns wiederholt.

Wann wird der Oedipus erscheinen, welcher der Cholera, dieser mörderischen Sphinx, so tief verschleiertes Geheimniß lüftet? Tausend und aber tausend Bücher und Zeitungsartikel sind über diesen wunderbaren Dämon schon geschrieben worden, die größten Aerzte und Naturforscher haben sich über sein Wesen schon den Kopf zerbrochen — aber des Räthsels Lösung ist noch keinem geglückt.

Seit über die Cholera gedacht und geschrieben worden ist, stehen sich hinsichtlich ihrer Verbreitung zwei Theorien gegenüber, von denen die eine die miasmatische, die andere die kontagiöse Natur der Krankheit behauptete. Nach den Miasmatikern soll die Cholera, unabhängig von lokalen Bedingungen und den gewöhnlichen Verkehrswegen, durch in der Luft schwebende Stoffe sich weiter verbreiten und durch deren Strömungen in den menschlichen Körper gelangen. Nach den Kontagionisten wandert das Krankheitsgift von Körper zu Körper, erzeugt und vermehrt sich in dem befallenen Organismus immer von neuem, haftet am Kranken, am Todten, an seiner Wäsche und Kleidung und verbreitet sich durch die nahe Berührung mit anderen Gegenständen. Diese Meinung hatte anfangs die Oberhand, und als im Jahre 1831 in Berlin unter Rusts Vorsitz eine aus Aerzten und Verwaltungsbeamten bestehende Sanitätskommission zur Abwehr der Cholera zusammentrat, entschieden sich ihre Mitglieder fast einstimmig für die Kontagiosität der Krankheit. Die Aerzte besuchten ihre Patienten, bis über die Ohren in Panzer von Wachsleinen vermummt; die Post durchräucherte Waaren, Briefe und Geldsendungen, die aus Choleragegenden kamen, vor der Ausgabe mit Chlor. An der ganzen, gegen 200 Meilen langen preußisch-russischen Grenze wurde eine dreifache militärische Postenkette aufgestellt, welche jeden Verkehr mit dem von der Seuche heimgesuchten Grenzland zu verhindern hatte. Und wieder bei uns zu Lande sperrte sich Stadt gegen Stadt ab; an den großen Heerstraßen wurden Kontumazanstalten errichtet, wo die Reisenden festgehalten und einer fünf- bis zwanzigtägigen Quarantäne unterworfen wurden, und die Städte wehrten sich durch bewaffnete Thorwachen gegen den Ueberfall des fürchterlichen, aber unsichtbaren Feindes. Bis auf die Leihbibliothekare erstreckte sich die Fürsorge der hohen Obrigkeit; selbst die harmlosesten Romane mußten bei der Ankunft sowohl wie bei der Ausgabe sich mit Chlor durchräuchern lassen.

Doch die Cholera spottete aller Grenzcordons und aller Chlordämpfe; mit Leichtigkeit setzte sie über die Schlagbäume hinweg und forderte ohne Erbarmen ihren schrecklichen Tribut. In Berlin sind in den 15 Epidemien von 1831—73 nach

offiziellen Listen 28,758 Personen erkrankt und 18,918 gestorben, wobei zu erwägen, daß die amtlichen Anmeldungen hinter der Wirklichkeit weit zurückgeblieben sind. Da nun alle Sperrmaßregeln gegen die entsetzliche Völkergeißel sich so ganz ohnmächtig erwiesen, ging man von der Ansteckungstheorie gänzlich ab und that sie förmlich in den Bann. Eine von der medizinischen Akademie zu Paris im Jahre 1847 zum Studium der Cholera niedergesetzte Kommission erklärte die Meinung der Kontagiosität für einen Irrthum, wie denn auch der oberste Gesundheitsrath in England, der general board of health, die Frage der Ansteckung bei der Cholera verneinte. Auch Virchow bestritt in früheren Jahren ihre Uebertragbarkeit von Mensch zu Mensch aufs entschiedenste. Und doch hat derselbe Virchow seine Ansicht später aufgegeben und erst vor wenigen Jahren auf der Naturforscherversammlung zu Wiesbaden als Beweise der direkten Uebertragbarkeit des Choleragifts die Todesfälle des Dr. Obermeyer und des Anatomiewärters Fischer angeführt. Ersterer starb bekanntlich als Opfer der Wissenschaft an einer Ansteckung, die er sich durch die Sektion einer Choleraleiche zugezogen hatte.

Mit Pettenkofers epochemachenden Untersuchungen,*) die er in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts begann, trat ein Wendepunkt in den Anschauungen über die Cholera ein. Aus der atmosphärischen Luft versenkte man sich nach seinem Vorgang ins Grundwasser, in den Erdboden, in die Brunnen. Allgemein gewann die Ansicht Vertrauen und Zustimmung, daß die Cholera sich durch das Grund- und Brunnenwasser verbreite, in welches der giftige Krankheitskeim zugleich mit den Ausleerungen der Cholerakranken gelange.

Es erblühte nun die Aera der Desinfektion. In den Zeiten, da die Cholera ihr Scepter schwang, oder im Hochsommer, wenn die Gluten der Sonne das Regiment der Seuche befürchten ließen, begann die Arbeit des Desinfizirens; denn durch Chlorpräparate, schweflige Säure, Eisenvitriol, vor allem durch Karbolsäure hoffte man den unheilvollen Choleraстoff im Keim zu ersticken. Es wurden nun Aborte, Kanäle, Pfützen, die Ausleerungen der Kranken, ihre Kleider, Wohn- und Schlafräume aufs tapferste desinfizirt. Doch obwohl man dieses Geschäft mit begeistertem Hoffnungseifer betrieb und die Karbolsäure in solchen Mengen verschwendete, daß hie und da sogar das Trinkwasser der Brunnen danach zu — duften anfing; große Lorbeeren hat man auf dem Felde des Desinfizirens auch nicht geerntet. Nie hat man zu Breslau mehr desinfizirt als im Jahre 1866, und niemals zuvor noch später hat dort die Cholera heftiger gewüthet als eben im genannten Jahre!

Es steht ja überhaupt dahin, ob die räthselhafte Krankheit hinsichtlich ihrer Verbreitungsweise in den herkömmlichen Rahmen der Begriffe „kontagiös" und „miasmatisch" hineinpaßt. Für die öffentliche Gesundheitspflege handelt es sich auch weniger um eine erschöpfende Choleratheorie, als um eine Auffindung der schlagendsten und zweifellosesten Belege für die Art und Weise, mit welcher die Krankheit sich fortzupflanzen pflegt. Wenige aber zuverlässige Thatsachen sind in dieser Beziehung fruchtbarer, als lange Erörterungen über Cholerabacterien oder Pilze. (Ernst Hallier in Jena will den an der Reispflanze bemerkten Pilz — die Indier leben bekanntlich fast ganz vom Reis — für identisch mit dem Cholerapilz gefunden haben.) Greifen wir aus der Geschichte der Cholera einige solcher Thatsachen heraus, die sich bei dem jedesmaligen Auftreten der Seuche mit Regelmäßigkeit wiederholt haben.

1) Aus einer großen Reihe von Fällen geht hervor, daß die Cholera durch Einschleppung aus infizirten Gegenden in solche, die bis dahin frei gewesen waren, verpflanzt werden kann. (Andere Verbreitungswege sind nicht auszuschließen.) Der König Otto von Griechenland hatte im Jahre 1836, während die Cholera in München herrschte, daselbst verweilt. Nachdem sein erster Adjutant am 6. November an der Krankheit verstorben war, reiste er am 10. November ab, um in Uffenheim (28 Meilen von München entfernt, und bis zu der Zeit mit der ganzen Umgegend von der Cholera völlig unberührt) zu übernachten. Noch in derselben Nacht erkrankt sein zweiter Adjutant und stirbt am 12. November. Einige Tage darauf werden die beiden Wärter, die den Kranken verpflegt, der Reihe nach ergriffen und sterben, bald darauf die Frau und das Kind des zweiten Wärters. Mit diesen Fällen war die Lokalepidemie von Uffenheim erloschen.

Im Herbst 1869 brach zu Kiew im südlichen Rußland eine Epidemie aus, die im Laufe der folgenden Jahre sich allmählich über Europa verbreitete, durch Schiffe bis nach Halifax in Nordamerika getragen und von da aus durch einen Schiffszimmermann 25 Meilen landeinwärts verschleppt wurde. Der englische Medizinalinspektor John Netten Redcliffe hat diese Seuche in ihrer Wanderung durch das Abendland sowohl, wie durch den Orient, wo Pilger und Karavanen sie von Persien über Arabien bis zum rothen Meer vermittelten, bis auf ihre kleinsten Etappen verfolgt, jeden einzelnen Verschleppungsfall von Glied zu Glied nach Ort und Zeit registrirt und den ganzen Verlauf der Kette durch eine Karte zu einer außerordentlich klaren Darstellung gebracht.

Ein Ausläufer derselben Seuche war es, der im Mai 1873 von Galizien und dem westlichen Rußland her die Provinzen Preußen und Posen überflutete. Es gehört zu den feststehenden Regeln, daß eine in Polen auftretende Cholera durch Holz- und Getreideflößer nach Preußen verschleppt wird. Auch diese Seuche, welche in ihrem Ursprung und in ihrem ganzen Verlauf aufs eingehendste studirt worden ist, hat die schlagendsten Beweise für die Uebertragbarkeit der Krankheit von Mensch zu Mensch geliefert. Professor Dr. A. Hirsch war als Mitglied der Reichscholerakommission in die angesteckten Provinzen entsandt worden. In seinem an das Reichskanzleramt erstatteten Bericht hat er klar dargelegt, daß die Cholera auf ihrem Vormarsch genau die Wege innehielt, welche die Flößer nahmen; immer erkrankten diejenigen Personen zuerst, die mit den erkrankten Fremden mittelbar oder unmittelbar Verkehr gepflogen hatten. In vielen Fällen verpflanzte sie sich durch Leichen, Wäsche, Kleidungsstücke und Stroh.

2) Schon längst ist die höchst auffällige Erscheinung bekannt, daß die Cholera gern dem Lauf der Wasserstraßen folgt. Alle Personen, die in der Nähe des Wassers wohnen und mit demselben oder auch nur dort ihre Beschäftigung haben: Matrosen, Fischer, Schiffer, Wäscherinnen, Wasserträger und Auslader liefern in Cholerazeiten die zahlreichsten Opfer. Wenn von Stromschiffern angenommen wird, daß sie zehnmal mehr als andere Menschenkinder der Choleragefahr ausgesetzt sind, so erklärt sich dies zum Theil aus der Thatsache, daß sie ihren gesammten, zum Trinken, Kochen und Waschen erforderlichen Wasserbedarf aus dem Fluß entnehmen, oft genug aus derselben Stelle, in welche so eben die Entleerungen eines Kranken geschüttet worden waren. Für Berlin steht es fest, daß daselbst alle heftigen Choleraepidemien vom Jahre 1831—73 regelmäßig durch Schiffer und Schiffskähne eingeschleppt worden sind und nur die sehr mild verlaufenen und bald erloschenen (1854, 1857 und 1873) nachweislich einen anderen Ursprung genommen haben. Welcher Unterschied zwischen der Seuche von 1866, wo ihr 8186 Personen erlagen, und der von 1857, wo nur 32 starben! Und in jener ereignete sich der erste Fall bei einem aus Oberberg gekommenen Schiffer! Noch mehr, durch genaue statistische Erhebungen ist festgestellt, daß in Berlin die an der Spree belegenen Straßen und bei diesen wieder die Häuserreihe der Wasserseiten von der Cholera verhältnißmäßig immer am meisten zu leiden hatten!

3) Eine beträchtliche Zahl von Orten hat, so oft auch ihre nächsten Umgebungen von bösartigen Angriffen der Seuche betroffen, so viele Cholerakranke, Effekten und Leichen von außerhalb in sie eingeschleppt werden, und trotz des innigsten Verkehrs mit der angesteckten Nachbarschaft gegen die Cholera bis jetzt Stand gehalten. In England gehören Birmingham, Bath, Cheltenham, Leicester, in Frankreich Lyon, in Deutschland Jena, Fürth, Würzburg, in der Provinz Schlesien Lauban, Rybnik, Glogau, Zobten, Tarnowitz, in der Provinz Brandenburg Crossen a. O., in der Provinz Posen Lissa, Fraustadt und Schmiegel, in Oesterreich

*) Vgl. Jahrg. IX, S. 792.

Karlsbad zu diesen cholerafreien Städten. Es wäre nun von größter Wichtigkeit, daß zunächst die Namen aller dieser von der Cholera verschont gebliebenen Ortschaften zu einem Verzeichniß gesammelt würden. Sodann käme es darauf an, zu erfahren, ob und welche Eigenthümlichkeiten diese Oasen in der (Cholera-) Wüste miteinander gemein haben. Hier beginnen die Schwierigkeiten. Felsiger Untergrund und hohe Lage sollen gegen die Cholera schützen. Aber Gibraltar liegt auf einem Felsen, und gerade die höchst gelegenen Theile der Stadt waren der Sitz der heftigsten Epidemien, und wieder finden wir unter den gegen die Krankheit gesicherten Orten auch solche, die auf porösem sandigen oder sumpfigen Boden und sehr niedrig gelegen sind und häufig an Ueberschwemmungen leiden. Niedriger Stand des Grundwassers soll einen Ort für Choleraepidemie empfänglich machen, eben so wie für den Typhus, weil die darüber liegenden Bodenschichten mit organischen, der Zersetzung und Verwesung fähigen Stoffen angefüllt seien und dieselben der Luft mittheilen; allein man hat beide Krankheiten in ihrer heftigsten Form sowohl bei hohem wie bei niedrigem Grundwasserstand angetroffen — ein Beweis dafür, daß selbst ein zeitweise befreiender Einfluß dieses Faktors nicht angenommen werden kann.

Indem wir die den cholerafreien Orten gemeinschaftlichen Eigenthümlichkeiten weiter studiren, gelangen wir auf einen Punkt, der uns wie ein helles Licht anstrahlt. Alle oben angeführten Städte zeichnen sich durch eine Besonderheit aus: sie beziehen ihr Trink- und Haushaltungswasser von außerhalb gelegenen, der Infektion durch Choleragift nicht ausgesetzten Wasserleitungen. Man würde zu viel behaupten, wenn man sagte, daß nur diejenigen Ortschaften gegen die Cholera gefeit sind, die sich eines gesunden und vor krankmachenden Stoffen geschützten Trinkwassers erfreuen; aber die Regel kann nicht mehr umgestürzt werden, daß in den Bevölkerungen, die ein durchweg untadelhaftes Wasser benutzen, eine Choleraepidemie nicht ausbrechen kann. Das Wasser ist nicht der alleinige, aber einer der wichtigsten Träger des Choleragifts.

Das ist ein schwer wiegendes Wort, dessen Begründung der Leser mit Recht verlangen kann. Was hat das Trinkwasser mit dem Cholerakontagium zu thun? Wir müssen hier auf die im allgemeinen bei uns übliche Bezugsquelle unseres Wasserbedarfs und die leider damit verbundenen Schäden etwas genauer eingehen. „Das für sämmtliche Hausbedürfnisse nöthige Wasser," sagt Professor R. Förster in seiner lehrreichen Schrift: Die Verbreitung der Cholera durch die Brunnen (Breslau, 1873), „wird in der norddeutschen Ebene größtentheils in der Weise beschafft, daß man 10—20 Fuß, selten tiefer, in die Erde gräbt, bis man auf eine, hinreichendes Wasser führende Schicht trifft. Das Wasser, welches aus dieser in den Brunnen tritt und ihn bis auf eine gewisse Höhe — Niveau des Grundwassers — füllt, wird dann durch Eimer oder Pumpen herausgehoben. Diese Brunnen liegen meist in den Höfen, in der Nähe, d. h. wenn weit, so vielleicht 30—50 Schritt von den Abtrittsgruben, sehr häufig aber denselben viel näher. An sehr vielen Orten befindet sich fast bei jedem Hause ein solcher Brunnen, und für manche Städte existiren sogar besondere baupolizeiliche Vorschriften, nach denen in jedem Hof ein solcher Brunnen vorhanden sein muß. Es werden diese Brunnen aber keineswegs immer für alle Haushaltungszwecke benutzt. Man unterscheidet überall — wohl in jedem Dorf — verschiedene Qualitäten unter den Brunnen. Von einigen gilt das Wasser für besonders gut und schmackhaft, von anderen, die oft nur 50—100 Schritt davon entfernt sind, hält man es für unbrauchbar zum Trinken oder zum Kochen oder dergl. Diese Verschiedenheit in der Qualität des Wassers von einander ziemlich nahe gelegenen Brunnen läßt sich nur auf lokale, von den Bewohnern gesetzte Verhältnisse, die dauernd einen ungünstigen Einfluß auf gewisse Brunnen ausüben, beziehen, nicht auf die geologischen Schichten."

Nun aber läßt sich, wie Förster weiter sagt, der Beweis ganz sicher führen, „daß alle unsere, in die Erde gegrabenen, in den Höfen befindlichen Brunnen gemeinhin unter dem Einfluß der Abtrittsgruben stehen. Fast immer befindet sich in der Nähe dieser Brunnen, vielleicht 10, 20—50 Schritt davon, eine Abtrittsgrube oder auch deren mehrere (in benachbarten Grundstücken). Nach der in Breslau geltenden Bauordnung, deren Bestimmungen wohl nicht sehr abweichen werden von allen anderen Bauordnungen des deutschen Reichs, ist vorgeschrieben, daß ein solcher Brunnen von dem nächstgelegenen Abtritt mindestens 15 Fuß weit entfernt sein solle. Man hat also doch für nothwendig gehalten, durch eine gewisse minimale Entfernung die beiden Orte zu scheiden, an deren einem die menschlichen Exkremente einer faulenden Anhäufung unterzogen werden, an deren zweitem das von den Bewohnern für die Haushaltung ꝛc. benutzte Wasser sich ansammelt. Daß diese Entfernung viel zu gering sei, um den Einfluß der Abtrittsgruben auf die Brunnen abzuschneiden, beweisen unsere jetzigen Erfahrungen zweifellos. Wir wissen jetzt, daß die Bewegung des Wassers in durchlässigerem Boden eine sehr ausgedehnte ist, und daß auf diese Weise Stoffe, die das Wasser an einem Ort aufgenommen hat, weit verbreitet sein können."

Einen Begriff von der kolossalen Anziehungsfähigkeit der Brunnen erlangen wir, wenn wir erfahren, daß auf Entfernungen von 120, 150, 160 und 700 Fuß Eindringen von verwesten Stoffen aus Kirchhöfen und Thierkadavern und von Ammoniakwasser aus Gasanstalten nachgewiesen worden ist. „Verlangt man nun noch einen thatsächlichen Beweis, daß wirklich viele Brunnen in dieser Weise von den Abtrittsgruben infizirt sind, so ist derselbe längst geführt durch die chemische Analyse, und jede neue Analyse von Brunnenwässern bestätigt ihn immer mehr. Weitaus die meisten unserer Brunnen enthalten salpetersaure Salze, ferner organische Stoffe, und in vielen hat man auch Ammoniak nachgewiesen. Diese Substanzen kommen im reinen Quellwasser nicht vor, und ihre fast ausnahmslose Existenz in unseren Brunnen kann sich nur von den Abtrittsgruben herschreiben; namentlich aber ist das Quantum der Salpetersäure maßgebend für den Grad einer Beeinflussung eines Brunnens durch Abtrittsgruben. Wie viel Salpetersäure aber in den Brunnen vorkommen kann, davon nur ein Beispiel. Nach den Berichten der Wiener Wasserversorgungskommission ist es schon bedenklich, ein Wasser noch für gut zu erklären, in welchem auf eine Million Theile 4 Theile (0,004 Gramm pr. Liter) Salpetersäure enthalten sind. Nach Reich aber kommen in den Berliner Brunnen sehr oft 200, 300, 400, ja sogar 675 Theile Salpetersäure auf eine Million vor."

Die Anwesenheit solcher Verunreinigungen gibt sich keineswegs immer durch den Geschmack des Wassers kund — im Gegentheil, die Zunge ist in dieser Beziehung eine schlechte Richterin. Ein Wasser kann sehr rein und angenehm schmecken und thatsächlich von gesundheitsschädlichen Beimischungen strotzen.

Wenn es nun durch eine große Reihe von Beobachtungen fest steht, daß das Brunnenwasser schon sehr häufig bösartige Typhusepidemien vermittelt, daß in Islington durch Verdünnung der Milch mit infizirtem Wasser in 70 Familien der Unterleibstyphus hineingetragen worden ist, wodurch 175 Personen erkrankten und 30 starben, warum sollen ähnliche Fälle nicht auch bei der Cholera stattfinden können? Und sie haben stattgefunden. Im J. 1867 war in Breslau die Cholera ausgebrochen. Die Polizei befahl, sämmtliche Abtrittsgruben zu räumen. Ein Hausbesitzer hatte auf seinem Grundstück zwei Brunnen, die beide sehr nahe der gemauerten Abtrittsgrube (der eine blos acht Fuß entfernt) lagen. In der Nacht des 19. August, vier Wochen nach dem Auftreten der Cholera, räumte der Besitzer die Grube, ließ aber den Inhalt nicht sofort aufs Feld, sondern in eine frisch in die Erde gegrabene Vertiefung, 30 Fuß von jedem der beiden Brunnen entfernt, bringen. Wenige Tage darauf brach in dem Hause eine Epidemie aus, welcher 11 Bewohner erlagen. Auch in der Nachbarschaft erkrankten viele Personen, von denen erwiesen war, daß sie das Wasser jener Brunnen benutzt hatten.

Und umgekehrt besitzen wir bereits eine Fülle von Beispielen, wo Ortschaften, die ihr Trinkwasser durch Leitungsröhren von außerhalb beziehen, gegen die Cholera immer geschützt blieben. Es sei mir erlaubt, einige solcher Belege hier anzuführen:

Digitized by Google

Crossen a. O. hat 7000 Einwohner, liegt in einem von dem Einfluß des Bobers in die Oder gebildeten Winkel, ziemlich tief auf sandig-wiesigem Boden und ist Ueberschwemmungen von Seiten beider Flüsse sehr oft ausgesetzt. Eine Vorstadt, die Amtsfischerei, liegt an der Spitze dieses Winkels. In dieser Vorstadt sind in den Jahren 1854—1866 erhebliche Cholera-Epidemien vorgekommen, in der Stadt selbst, trotz des ununterbrochenen Verkehrs mit der Fischerei, während meiner 22jährigen Praxis daselbst auch nicht ein einziger Fall. Die Stadt bezieht ihr Wasser wesentlich aus einer Wasserleitung von dem eine Viertelmeile östlich belegenen Rußdorfer Berge. Zwar sind auch einzelne Brunnen in der Stadt vorhanden, aber sie werden nur wenig benutzt. Die Amtsfischerei dagegen entbehrt sowohl des Leitungswassers als der Brunnen vollständig und bedient sich viel des Oderwassers, da Leitungswasser zu allen Haushaltungsbedürfnissen aus der Stadt selbst herbeizuholen zu umständlich erscheint. Die Cholera trat in der Amtsfischerei meist bei Schiffern oder Fischern, oder solchen auf, die mit diesen verkehrten. Die Zahl der von mir 1866 Behandelten belief sich auf mindestens 20 bei ca. 400 Seelen. Die Ansteckung war nur auf den Verkehr mit Schiffern zurückzuführen. Diese kamen häufig von infizirten Orten her, von Frankfurt a. O., Breslau, Stettin u. a., ankerten dicht an der Fischerei oder oberhalb derselben. Eine Fischerfrau, die dicht an der Oder wohnte, war eine der ersteren, die von der Cholera befallen wurde; sie hatte sich mit großer Wäsche beschäftigt und das dazu erforderliche Wasser aus der Oder genommen. Bald darauf erkrankte eine große Zahl von Bewohnern der benachbarten Häuser, einzelne auch am jenseitigen Oderufer. In allen Epidemien, selbst in der von 1831 war die Stadt selbst gänzlich verschont geblieben.

In Küchenmeisters Zeitschrift für Epidemiologie bringt Dr. Förster noch folgende Fälle von Sicherheit gegen die Cholera:

Polnisch-Lissa, 10,000 Einwohner, Knotenpunkt von drei Eisenbahnen, Sitz eines Gerichts und eines Gymnasiums, also verkehrsreich. Zwei bis vier Meilen nördlich an der Chaussee nach Posen heftige Cholera-Epidemien, fünf Meilen südlich in Rawitsch (Straße nach Breslau) ebenfalls zu verschiedenen Malen sind Cholerakranke nach Lissa gebracht worden, auch dort gestorben, aber nie hat sich eine Weiterverbreitung der Cholera gezeigt. Die Stadt befriedigt ihr Wasserbedürfniß durch eine Röhrleitung aus dem Faschelbrunnen, einer Quelle, die circa eine Achtelmeile im Nordosten der Stadt, merkwürdiger Weise im ganz flachen Lande ziemlich stark zu Tage tritt. Die in die Erde gegrabenen Brunnen, die sich in den Höfen vieler Häuser befinden, werden zum Trinken und Kochen nicht benutzt, da sie salpeterhaltig sind und bis auf wenige Ausnahmen allgemein von der Bevölkerung als ungenießbar erklärt werden.

Karlsbad hat nie epidemische Cholera gehabt; eingeschleppte sehr vereinzelte Fälle kamen vor, ohne daß sich auch nur eine Stubenepidemie angeschlossen hätte. Es gibt in Karlsbad keine in die Erde gegrabenen Brunnen. Nur bei einzelnen Häusern existiren in den Felsen Gruben oder Vertiefungen, in welche das Wasser aus dem Gestein hineinsickert. Dieses Wasser schmeckt gut und wird getrunken. Im allgemeinen aber kommt das Wasser zum Waschen, Kochen und Trinken aus Wasserleitungen. Diese Leitungen sind durch eiserne Röhren hergestellt, in deren obere Anfänge, die in ziemlich weiter Entfernung von der Stadt liegen, das Wasser unmittelbar aus Felsen hineinläuft.

Es würde weit über den Raum dieser Blätter hinausgehen, wollten wir die Wasserverhältnisse von Glogau, Grünberg, Pleß, Rybnik, Lauban, Neumarkt, Schmiegel, Belgern, Beuthen in Oberschlesien, Zobten, Tarnowitz, Emden, Helgoland ꝛc. eingehend schildern — es genüge anzuführen, daß allen diesen Ortschaften ein Vorzug gemeinschaftlich ist: der Besitz eines Trinkwassers, welches dem Einfluß von Abtrittsgruben entzogen.

Wenn das Exempel richtig ist, so muß auch die Probe stimmen. Städte mit guter Wasserversorgung sind cholerafest; wie steht es mit denen, welche an ein übles Wasserwesen die bessernde Hand gelegt haben? Bekannt, aber noch immer von schlagendem Interesse ist eine Episode aus der Geschichte der englischen Cholera. In den Jahren 1848 und 1849 wüthete die Krankheit mit Heftigkeit in mehreren Bezirken von London, die ihr Trinkwasser von der Lambeth- und von der Southwark und Vauxhall-Company bezogen. Es ergab sich, daß die Röhrleitung aus einer Stelle der Themse gespeist wurde, wo diese bereits mit dem Inhalt eines großen Theils der Londoner Kloaken geschwängert war. Anfangs 1852 wählte die Lambeth-Gesellschaft für ihre Röhren- und Filtrirapparate eine höher gelegene den städtischen Abgängen nicht zugängliche Stelle des Stromes. Als nun in den Jahren 1853 und 1854 die Cholera abermals in London ausbrach, verloren die von der Lambeth-Company versorgten Bezirke, wo in der früheren Epidemie 12,5 vom Tausend gestorben waren, nur 3,7; hingegen betrug der Verlust der von der anderen Gesellschaft versehenen Stadttheile 13 vom Tausend gegen 11,8 der früheren Epidemie.

Auch in Deutschland haben wir mehrfache Belege für den günstigen Einfluß einer guten Wasserleitung auf die Ausbreitung der Cholera. Breslau, von den früheren Epidemien regelmäßig schwer heimgesucht (im Jahre 1866 starb 2½ Prozent der Bevölkerung an der Cholera), zeigte bei ihrem erneuten Auftreten im Jahre 1873 nur etwa 60 Erkrankungsfälle. Wir haben um so mehr Grund, die Geringfügigkeit dieser Zahl in Zusammenhang mit dem inzwischen errichteten großartigen Wasserwerk in Verbindung zu bringen, als jene 60 Fälle fast ausschließlich solche Personen betrafen, die ihren Wasserbedarf aus Brunnen entnommen hatten. Aehnlich auffallende Beispiele eines energisch erwachten Widerstandes gegen die Cholera liefern uns neuerdigs die Städte Danzig und Halle. Pettenkofer in seinen „Vorlesungen für ein ärztliches Publikum über einige wichtige Kapitel aus der öffentlichen Gesundheitspflege" macht in dieser Beziehung folgende Mittheilungen: „So oft früher im Regierungsbezirk Danzig die Cholera auftrat, hatte sie ihren Hauptsitz regelmäßig in der Stadt Danzig. Auch dieses Mal (im J. 1873) rückte sie bis in die Vororte Heubude und Strohteich, aber in der Stadt selbst ging es mit etwa 100 Fällen ab, von denen die meisten auf Häuser trafen, welche ihre alte Senkgrubeneinrichtung beibehalten hatten. Auch Halle, traurig berühmt in den Annalen der Cholera bis 1866, bewahrte 1873 eine auffallende Immunität, da doch Epidemien von Magdeburg bis an die Vororte Halles sich erstreckt hatten. Diese beiden Städte haben sich für Reinhaltung ihres Bodens bemüht. Danzig hat regelrechten Abfluß alles schwemmbaren Unrathes ermöglicht und reines Wasser herbeigeführt, und Halle hat seine frühere Wasserversorgung, die verdünnten Unrath (aus der Saale) anstatt Wassers lieferte, aufgegeben und gutes Wasser zugeleitet. Die Wasserversorgung aber ist für die Bodenreinlichkeit darum von solcher Bedeutung, weil bei unsern jetzigen Einrichtungen ein sehr großer Theil des Nutzwassers in den Boden übergeht."

Wir fassen die Resultate unserer bisherigen Betrachtungen in folgenden Sätzen zusammen:

1. In Cholerazeiten wird der Schiffsverkehr in unsern Häfen und auf den Flüssen mit besonderer Sorgfalt zu überwachen sein. Jedes Fahrzeug muß, wenn es ankommt, täglich von Aerzten besucht und der Verkehr mit den Ortschaften auf das nothwendigste Maß eingeschränkt werden. Ein besonderer Argwohn gebührt hierbei der Flößerei auf dem Weichselgebiet. Es erscheint wünschenswerth, daß, wenn in Polen die Cholera auftritt, diesem Zweige der Schifffahrt gänzlich Einhalt geschehe. Man spreche hier nicht von der Unerträglichkeit solcher Verkehrshemmung; wo das Wohl und Wehe ganzer Provinzen in Frage kommt, darf auf einen verhältnißmäßig untergeordneten Theil der Verkehrsbewegung keine Rücksicht genommen werden. Die Flößer sind beim Betreten des preußischen Gebiets einfach zurückzuweisen.

2. Die Aufgabe der Bodenreinhaltung ist für die öffentliche Gesundheitspflege eine der wichtigsten. Die Frage der Abfuhr oder Kanalisation ist von den Gemeindevertretungen energisch in die Hand zu nehmen. Die Brunnen sind alljährlich wiederholt von Sachverständigen zu prüfen und möglichst — zu schließen, die Anlage von Wasserleitungen auf alle Weise zu fördern, selbst wenn diese nur mit bedeutendem Kostenaufwand herzurichten wären.

Digitized by Google

Zur Jubelfeier der Vereinigten Staaten von Amerika.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Die staatliche Entwicklung der amerikanischen Union während der ersten hundert Jahre ihres Bestehens.

Von Professor H. v. Holst.

I.

Das Fest, welches die Vereinigten Staaten von Amerika am 4. Juli d. J. begehen werden, trägt einen ganz besonderen Charakter. Keiner von den großen Staaten der alten Welt hat oder wird je die gleiche Feier begehen können. Bei diesen dehnen sich die Anfänge ihres staatlichen Seins in allmählichem Werden über Jahrhunderte aus, während jene durch einen bewußten Willensakt in die staatliche Existenz getreten sind und somit in Wahrheit einen Geburtstag haben. Suchen wir uns die Bedeutung dieser Thatsache klar zu machen, so werden wir ganz von selbst zur Berichtigung eines groben Irrthums geführt werden, der bis auf den heutigen Tag sehr viele, wenn nicht die meisten unserer Lehrbücher der Geschichte als ein gedankenlos von unseren Großeltern übernommenes Erbtheil verunziert.

Der Aufstand der dreizehn englischen Kolonien in Nordamerika hat unstreitig einen fördernden Einfluß auf die Bewegung in Frankreich ausgeübt, die zu der Revolution von 1789 führte. Der Zusammenhang zwischen den beiden Revolutionen ist jedoch ungleich geringer, als man in der Regel meint. Er konnte gar nicht ein inniger sein, weil der Grundcharakter der beiden Bewegungen ein völlig verschiedener war. Die französische Revolution führte zu der Katastrophe der Schreckenszeit und der legitimen Konsequenz derselben, dem Cäsarismus, weil sie nicht nur den staatlichen Bau umstürzte, sondern auch das ganze gesellschaftliche Gefüge in Trümmer schlug: ihr eminent socialer Charakter hat sie sowohl zum Fluche wie zum Segen von Frankreich und ganz Europa gemacht. Die amerikanische Revolution dagegen ist eine schlechthin politische, und man hat sich nur durch die einleitenden Sätze der Unabhängigkeitserklärung verführen lassen, ihr mindestens zum Theil auch einen anderen Charakter beizulegen.

George Washington.

Jene berühmten Sätze der von Thomas Jefferson verfaßten Erklärung lauten wörtlich: „Wir halten die nachfolgenden Wahrheiten für durch sich selbst erwiesen, daß alle Menschen einander gleich erschaffen, daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt, und daß unter diesen Rechten Leben, Freiheit und Streben nach Glückseligkeit die vornehmsten sind; daß zur Sicherstellung dieser Rechte unter den Menschen Regierungen eingesetzt sind, welche ihre rechtmäßige Gewalt von der Zustimmung der Regierten herleiten, und daß, wenn je eine Regierungsform diesen Rechten verderblich zu werden anfängt, das Volk das Recht hat, sie zu ändern oder abzuschaffen und dagegen eine neue einzusetzen, deren Grundlage und Befugnisse von der Art sind, wie sie zur Erlangung seiner Sicherheit und seines Glückes am zuträglichsten erscheinen."

Jedes Wort athmet hier allerdings den Rousseauschen Geist, der in der französischen Revolution vom ersten Augenblicke an einen ungeheuren Einfluß ausübte und mit jedem Tage mehr die Oberhand gewann. Und diese Sätze sind nicht, wie auch wohl behauptet worden ist, eine ganz fremde Würze mit berechneter Absichtlichkeit beigemischt, um die Sympathien Frankreichs zu gewinnen. Die ganze Zeit war erfüllt von dieser politischen Philosophie, die sich kühn hinwegsetzte über das Wirkliche und Gewordene und aus einigen bestechenden Vordersätzen, die mit dem glücklichen Dreiste der Kritiklosigkeit als Grundprinzipien und axiomatische Wahrheiten hingestellt wurden, nach den einfachen Gesetzen der Logik sich Staat und Gesellschaft zurechtkonstruirte. Auch die Amerikaner standen in der Zeit, und wie im Gefechte das helle Schmettern der Trompete die Pulse des Soldaten zur Kampfesglut schwellt, so ließen die „durch sich selbst erwiesenen Wahrheiten" die Vertreter der dreizehn Kolonien mit freudiger Zuversicht den letzten entscheidenden Schritt auf der mit nüchternem Realismus betretenen Bahn thun, die nunmehr auf scharfer Kante zwischen dem Galgen und den unvergänglichen Ruhmeshallen der Weltgeschichte hinführte. Allein wenn diese „Wahrheiten" auch der starke Stab waren, auf den sie sich stützten, der feste Boden, auf dem ihre Füße ruhten, waren sie nicht. Als sie die Schiffe hinter sich verbrannten, da beriefen sie sich vor Gott und der Welt auf die Rechte:

> Die droben hängen unveräußerlich
> Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst;

aber das jahrelange Ringen vorher hatte den ganz bestimmten positiven Rechten englischer Unterthanen gegolten. Nur weil ihnen diese nicht zugestanden wurden, zerschnitten sie das Band zwischen sich und dem Mutterlande, und nur diesen Schritt sollten die „durch sich selbst erwiesenen Wahrheiten" rechtfertigen. Erst als sie mit vollem Bewußtsein, vollständig und für immer den wirklichen Rechtsboden verließen und sich auf die nackten Thatsachen stellten, appellirten sie an das nebelhafte „Recht"

Digitized by Google

zur Revolution, aber auch jetzt verließen sie den Boden, auf dem sie bisher gestanden, lediglich hinsichtlich ihrer Beziehungen zu dem Mutterlande. Nichts lag ihnen ferner als der Gedanke, nun auch jene Prinzipien zum Unterbau des Staates zu machen, den die Unabhängigkeitserklärung ins Leben setzte. Die Unabhängigkeitserklärung stellt nicht einmal das republikanische dem monarchischen Prinzipe gegenüber, und keineswegs aus kluger Politik, um es nicht mit den europäischen Monarchien zu verderben, deren guter Wille vielleicht den Ausschlag im Kampfe geben konnte. Die Amerikaner standen bis jetzt weder in ihrem Denken noch in ihrem Fühlen in einem bewußten Gegensatze zu monarchischen Ordnungen. Noch nach Jahren finden wir hier und da den Gedanken auftauchen, einen Thron zu errichten und von Europa einen Prinzen für denselben zu importiren. Waren das eitele Projekte, die unter keinen Umständen zur Ausführung gelangen konnten, so hatte das lediglich darin seinen Grund, daß von Anfang an der zwingende Druck der gegebenen Verhältnisse die gesammte Entwicklung in schlechthin jeder Hinsicht zu einer eminent republikanischen gemacht hatte. Nachdem einmal der ererbte Zusammenhang mit der englischen Krone, für den in keiner Beziehung mehr ein reales Bedürfniß statt hatte und der in allen wesentlichen Hinsichten mit den Anforderungen der wirklichen Verhältnisse unvereinbar geworden war, sein Ende gefunden hatte, war den Amerikanern gar keine Wahl über ihre Staatsform gelassen: sie *waren* seit Generationen Republikaner, aber erst jetzt kam es ihnen allmählich zum Bewußtsein, daß sie es waren. Die Menschenrechte oder irgend welche andere Abstraktionen hatten damit nichts zu thun. Von dem Verhältniß zu England und der einzelnen Staaten zu einander abgesehen, blieb im wesentlichen alles beim alten. Nicht die Theorien des Genfers mit der zügellosen Phantasie und dem kranken Gemüthe, sondern das common law, das gemeine Recht Englands war der Eckstein der neuen Republik. Auf jenen ward in Frankreich der Thron des Schreckens errichtet und die Guillotine zur unbeschränkten Gebieterin erhoben, auf diesem erwuchs ein Freistaat, dessen Bevölkerung sich in kurzen hundert Jahren verzehnfacht hat und dem eine Zukunft gewiß ist, der gegenüber uns, die wir nur mit dem kleinen europäischen Maßstabe zu messen wissen, selbst die Phantasie den Dienst versagt.

Die französische und die amerikanische Revolution bieten in der That kaum irgend einen Vergleichungspunkt dar. Jene trat die Erbschaft einer überlebten und zum Theil fossil gewordenen Staatsordnung und einer durch das Gesetz bis zur Atomisirung zerklüfteten Gesellschaft an, die bis in ihre Tiefen hinab den entsittlichenden Einfluß der Zeiten zu empfinden gehabt, da Frankreichs Königspalast zu einem Lotterbett für Dirnen geworden, und die nunmehr sich selbst anekelte. Der Staat war nahezu in der Regierung aufgegangen, und nun rief die Regierung Ludwigs XVI selbst die Revolution. Alle ihre wohlmeinenden Absichten waren in das Gegentheil ausgeschlagen, sie mußte sich in allen Stücken bankerott erklären und das Volk aufrufen, daß es zusehe, ob es sich und den Staat zu retten vermöge. Die Männer, welche das Volk mit dieser Aufgabe betraute, hatten alles, was zu ihrer Lösung geschickt machen konnte. Nur Eines fehlte ihnen: dieses Eine fand sich in Frankreich nirgends außerhalb der sich selbst für absolut impotent erklärenden Regierungskreise; von diesem Einen aber hing alles andere ab. Der Nationalversammlung ging jede Erfahrung im praktischen politischen Leben ab, und außerdem fand sie weder in den Institutionen noch in den Anschauungen und Sitten des Volkes irgendwo einen Punkt, auf dem sie festen Fuß hätte fassen können. Wo sie die Hand anlegte zur Reform, da zerbröckelte das Bestehende vollständig. Sie aber begriff nicht, welch eine furchtbare Gefahr darin liege, sondern ließ sich tiefer und tiefer in den schwindelnden Wahn hineinreißen, daß schon die Zerstörung des unerträglich und unmöglich gewordenen Bestehenden Reform sei. So taumelte man in eine immer zügellosere Zerstörungswuth hinein, bis man auf einem unübersehbaren, blutgetränkten Trümmerchaos stand.

Robert Livingston.
John Adams. Roger Sherman. Th. Jefferson. Benjamin Franklin.

Gruppe aus dem großen Gemälde John Trumbulls „die Unterzeichnung der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung am 4. Juli 1776".

Im Gegensatz hierzu trägt die amerikanische Revolution von Anfang an einen durchaus konservativen Charakter und verliert denselben auch bis zuletzt nicht. Ihr *revolutionärer* Inhalt ist mit der *Unabhängigkeitserklärung* vollständig erschöpft. Und auch zu diesem Schritte wurden die Kolonisten nur durch die verstockte Unvernunft der Politik Georgs III und des Parlaments gedrängt, die es nicht besser hätten anfangen können, wenn sie von Hause aus es zum bleibenden Bruche hätten treiben wollen. Die Kolonisten ahnten nicht, wie sehr sie in Wahrheit schon aus Engländern zu Amerikanern ge-

worden. Es waren keineswegs nur die bangen Zweifel über ihre Fähigkeit, einen solchen Kampf mit England siegreich bestehen zu können, die sie so langsam bis an den Rubico vorgehen und dann so lange zögernd an dem diesseitigen Ufer desselben stehen ließen. Selbst der feurige John Adams, der jetzt unter den Ersten stand, die einen ganzen Entschluß forderten, hatte noch vor wenigen Jahren erklärt, „stolz darauf zu sein, sich einen Engländer nennen zu dürfen". Das schwerflüssige angelsächsische Blut hielt ernst und fest an dem, was den Großvätern und Vätern werth und heilig gewesen. Es gab kein Ruhmesblatt in der Geschichte Englands, an dem die Amerikaner nicht so vollen Antheil beansprucht hätten, wie der selbstbewußteste Engländer. Sie wußten sich Blut vom Blute der Geistesheroen Englands, in Englands Erde ruhten die Gebeine ihrer Vorfahren, und mit kindlicher Pietät wurden auch die schwächsten der noch immer zahlreichen Fäden persönlicher Freundschaft und Blutsverwandtschaft gehütet, die das von Phantasie und Gemüth mit einem Glorienscheine umzogene Einst mit dem wenig verstandenen nüchternen Heute verknüpften. Mußte es sein, so waren sie zum Kriege entschlossen, aber lange wäre auch nicht Ein Mann zu finden gewesen, der nicht Gott aus vollem Herzen gedankt hätte, wenn England zu einem Einsehen gekommen wäre und nachgegeben hätte, denn ihnen lag in einem Kriege mit dem Mutterlande all die Bitterkeit eines Bürgerkrieges. Schon lange war Blut geflossen, und Washington, bereits der Oberbefehlshaber der kolonialen Armee, vermied es noch immer, die englischen Truppen als die königlichen zu bezeichnen, um nicht durch das Wort ein Prinzip hinzustellen, das eine schwer zu überbrückende Kluft hätte bilden müssen. Im Kongreß wurde Adams gemieden und von vielen kaum mehr begrüßt, weil er einen Ausgleich weder mehr für möglich hielt, noch auch ihn wollte. Einige Feuerköpfe, die ihre Zungen den Ereignissen hatten vorauseilen lassen, wurden von den Gerichten mit schweren Strafen belegt. Adams mußte seine Ungeduld durch den Vergleich zu mäßigen suchen, daß die Kolonien einer unter Convoi segelnden Flotte glichen, in der die schlechtesten Segler die für alle maßgebende Fahrgeschwindigkeit bestimmten. Allein, wenn es auch langsam vorwärts ging, England trug Sorge dafür, daß man doch stetig weiter kam. Englands Verdienst war es in erster Linie, daß es den Kolonien immer klarer zum Bewußtsein kam, wie es sich in Wahrheit um eine alle in gleicher Weise und in gleichem Maße betreffende Sache handele, wenn auch ein großer Theil von ihnen für den Augenblick nur in kaum nennenswerthem Grade unmittelbar unter den Uebergriffen des Mutterlandes zu leiden hatte. Und England that das Beste dazu, alle die verschiedenen Klassen der Bevölkerung in den einzelnen Kolonien eines Sinnes zu machen, indem es sie alle nach einander durch seine eben so kurzsichtige wie haltlose Politik, die von tyrannischer Härte zu schwächlicher Nachgibigkeit übersprang und dennoch störrisch an dem alles entscheidenden Prinzipe festhielt, gleich schwer in ihren besonderen Interessen gefährdete und schädigte. Als es endlich zum Bruche kam, war er darum auch um so tiefer und unheilbarer, je langsamer und widerwilliger die Kolonien sich zu ihm hatten drängen lassen. Als England noch einmal Vergleichsvorschläge machte, da gab ihnen der Kongreß die größtmögliche Verbreitung, um das Volk zu um so entschiedenerem Ausharren anzuspornen, und in der That war das ihre einzige Wirkung.

England hatte mit jenen Propositionen post festum zu seinen vielen früheren Fehlern noch einen weiteren gefügt. Von dem Augenblicke an, da die Kolonien ihre Unabhängigkeit erklärt, gab es nur noch ein Mittel, das zur Verständigung führen konnte, und das waren die Kanonen. Die nicht zu schlichtende Streitfrage, auf wessen Seite das Recht sei, war abgethan und es handelte sich nunmehr nur noch darum, wer Recht behielt. Man kann wohl darüber streiten, ob in einem bestimmten Falle eine Revolution sittlich zu rechtfertigen gewesen, aber daß ein Recht zur Revolution ein Unding ist, darüber kann doch bei einigem Nachdenken keine Meinungsverschiedenheit obwalten, einfach weil die beiden Begriffe einander ausschließen. Die Entscheidung der Geschichte über die erste Frage aber wird stets zwar nicht allein, aber doch am wesentlichsten durch den Erfolg bestimmt werden. Das mag denen, welche die Prinzipientreue allein gepachtet zu haben meinen, eine ruchlose Ketzerei erscheinen, aber es ist nichts desto weniger so. In Revolutionen sind die Thatsachen sowohl die Parten wie die Richter. Soweit eine Revolution nicht durchgeführt werden kann, so weit ist sie auch unberechtigt gewesen, denn Kraft aller Art ist nutzlos vergeudet worden. Allein eine Revolution kann sehr wohl ihr Endziel nicht erreichen und braucht deswegen doch durchaus nicht fruchtlos gewesen zu sein. Wer die Erhebung Deutschlands im Jahre 1848 fruchtlos und darum unberechtigt nennen wollte, weil das Parlament bald zu Grabe getragen wurde und wieder goldene Tage der Reaktion kamen, der würde damit nur bekunden, daß sein Fassungsvermögen nicht über die Außenseite der Dinge hinausreicht. Auch dieses schon ist aber genug, um in dem bestimmten Falle der Vereinigten Staaten die Richtigkeit des Satzes anzuerkennen. Konnten sie nicht wirklich ihre Unabhängigkeit erzwingen, so hatten sie sich eines schweren Mißgriffes schuldig gemacht, indem sie dieselbe am 4. Juli 1776 erklärten. Konnten sie dagegen England die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit abringen, so war ihr Schritt offenbar gerechtfertigt, denn sie hatten den Beweis geliefert, daß die materiellen, geistigen und sittlichen Bedingungen zu einer selbständigen staatlichen Existenz vorhanden waren und mithin kein tristiger Grund für sie vorgelegen hatte, noch länger die ihre ganze Entwicklung beeinträchtigende Vereinigung mit England zu ertragen. Ihre revolutionäre Aufgabe war damit gelöst, ihr revolutionäres Programm vollständig ausgeführt.

Die Aufgabe war mithin höchst einfach; aber leicht war sie wahrlich nicht. Ich muß darauf verzichten, die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, auch nur in den leichtesten Umrissen anzudeuten; die größte derselben wird sich jedoch dem Leser deutlich genug aus dem Folgenden ergeben. Hier sei nur gesagt, daß nach siebenjährigem Kriege im Frieden von Paris das Ziel erreicht war. Die Vereinigten Staaten waren von der gesammten Welt als ein allen übrigen Staaten gleichberechtigtes, souveränes politisches Gemeinwesen anerkannt. Und doch war die Arbeit noch nicht zur Hälfte gethan. Ich sagte vorhin, durch die Erkämpfung der Unabhängigkeit sei der Beweis geliefert worden, daß die materiellen, geistigen und sittlichen Bedingungen zur staatlichen Existenz vorhanden waren. Nun mußte es sich aber erst zeigen, ob das Volk die vorhandenen Bedingungen so zu verwerthen wissen werde, daß aus der Möglichkeit eine dauernde Thatsache wurde. Es ist schwer, unter Bedingungen, wie sie hier obwalteten, einen Staat ins Leben zu setzen, aber es ist noch viel schwerer, ihn am Leben zu erhalten. Die glückliche Lösung dieses Problems ist es, die am 4. Juli dieses Jahres die Blicke der ganzen gebildeten Welt auf die Vereinigten Staaten lenken wird, die ihnen warme Sympathie überall dort sichert, wo sich Gefühl und Verständniß für ein ehrliches, kraftvolles und von den großartigsten Erfolgen gekröntes Ringen um die höchsten Güter des Lebens findet. Dieser Frage habe ich darum auch die größere Hälfte meines kargbemessenen Raumes vorbehalten. Sie erschöpfend zu behandeln, hieße die Geschichte der Vereinigten Staaten schreiben. Ich muß mich bescheiden, einen einzigen Punkt herauszugreifen, und ich will zufrieden sein, wenn ich über diesen genug zu sagen vermag, um den Leser zu etwas ernstem Nachdenken anzureizen. Es will mich dünken, daß gerade uns Deutschen die Geschichte keines Staates so lehrreich ist als die der Vereinigten Staaten von Amerika.

Amerikanische Geschichtsschreiber und Redner nennen den 4. Juli 1776 häufig den „Geburtstag der Nation". Soll diese Bezeichnung nicht in einer Weise mißverstanden werden, welche die ganze Geschichte der Vereinigten Staaten zu einem Räthsel machen würde, so bedarf sie einer Erklärung. Die That des 4. Juli war ein bewußter Willensakt, und eine Nation kann nie durch einen Beschluß geschaffen werden; sie kann nur werden. Die Unabhängigkeitserklärung verwandelte eine Anzahl von Kolonien in einen Staat, die Zukunft dieses Staats aber war gerade in der Frage enthalten, wie schnell und wie

Digitized by Google

weit die Bevölkerung seiner konstituirenden Theile zu einer Nation verwachsen werde. Zunächst gab es nur eine Konföderation oder einen Staatenbund des lockersten Gefüges, d. h. eine Staatsform, die stets nur ein Uebergangsstadium gewesen ist und der Natur der Dinge nach nur ein Uebergangsstadium sein kann; ein Staatenbund muß entweder — wie langsam sich auch immer der Prozeß abspinnen mag — stetig seiner Auflösung entgegengehen oder sich stetig mehr zu einem wirklichen Staat entwickeln.

Ein Redner hatte im Kongreß erklärt, es gebe keine New-Yorker und Massachusettsmänner mehr; er sei kein Virginier, sondern ein Amerikaner. So lange der erste Enthusiasmus andauerte, mochte dieses Gefühl ziemlich weit verbreitet sein; aber Bestand haben konnte es nicht. Die staatenbündische Organisation der Union entsprach vollkommen den wirklichen Verhältnissen. Ein politischer Zusammenhang der Kolonien hatte bis zur Revolution nur insofern stattgehabt, als sie alle der Regierung des gleichen Mutterlandes unterstanden. Und auch ihr wirthschaftlicher Zusammenhang war theils in Folge ihrer noch sehr dünnen Besiedlung, theils in Folge der engherzigen Krämerpolitik Englands nur ein überaus geringer. Was sie verband, beschränkte sich im wesentlichen auf ihre geographische Lage und auf die Opposition gegen das Mutterland. Kaum war daher der Bruch mit diesem erfolgt, so begann man auch schon das Band zu lockern, das der Drang der Noth geknüpft. Jahre verstrichen, ehe die Konföderationsartikel wirklich vollständig rechtsgiltig wurden; und als sie endlich von allen Staaten angenommen worden waren, hatte es sich bereits im Uebermaß gezeigt, daß sie das traurigste Zerrbild eines Staats geschaffen. Die Bevölkerungszahl und der Reichthum, d. h. die reale Macht der einzelnen Staaten hatte rechtlich gar keinen Einfluß auf ihren Antheil an der Bundesgewalt; jeder Staat als solcher führte eine gleiche Stimme. Dazu war in allen wichtigeren Sachen eine so große Stimmenmehrheit zur Beschlußfassung erforderlich, daß man nicht allzu weit von dem liberum veto Polens entfernt war. Und der Kongreß war überhaupt keine Regierung, sondern nur ein Gesandtentag, der über alles berathen und vieles beschließen konnte, aber nichts zu thun vermochte. So war denn bald des Elends kein Maß noch Ende. Die fähigsten Männer zogen es vor, Staatenämter zu bekleiden, in denen ihrer Thatkraft wirklich ein Feld geboten war. Und die sich noch dazu bewegen ließen, eine Wahl in den Kongreß anzunehmen, mußten ihre Zeit damit hinbringen, entwürdigende und nicht allzu oft erfolgreiche Bitten und Beschwörungen an die Staaten zu richten. War das Land auch arm an baarem Geld und Industrieerzeugnissen, so war es doch reich an allem, was zur Fristung des Lebens nöthig ist. Und doch hatte die Armee während des furchtbaren Winters in Valley Forge unsäglichen Mangel zu leiden. Einst wurde dort ein Offiziersessen gegeben, zu dem keiner Zutritt hatte, der noch ein heiles Beinkleid besaß, und das leckere Mahl bestand aus einem Stück zähen Ochsenfleisches, Kartoffeln und Nüssen. Den englischen Truppen dagegen, die mit gutem Gold zahlten, trugen die Landleute alles im Vollauf zu. So war denn bald der Zudrang zur Bundesarmee nicht groß. Der Kongreß hatte den verhängnißvollen Fehler begangen, die Truppen anfänglich nur auf ganz kurze Zeit zu verpflichten. Oft genug geschah es daher, daß in den kritischsten Momenten ganze Regimenter einfach heimgingen, weil ihre Dienstzeit abgelaufen war. Und nun vertraten die Staaten noch ganz direkt dem Kongreß den Weg, indem sie höhere Werbegelder boten, um sozusagen eine Schildwache vor der eigenen Thür zu haben. Daß die Herde aller an erster Stelle dort vertheidigt sein wollten, wo die englische Hauptmacht stand, davon ließen sie sich nur widerwillig und niemals vollständig überzeugen. Kam es zum äußersten, so wurden aber schließlich doch immer Truppen beschafft. Hinsichtlich des Geldes aber läßt sich nicht dasselbe sagen. Die Requisitionen des Kongresses wurden zum Spott. Einige Staaten hatten ganz aufgehört, zu zahlen, und seine volle Quote entrichtete kaum ein einziger. Es kam jetzt dahin, daß der Kongreß buchstäblich nicht mehr seinen Thürsteher ablöhnen, noch seine Schreibmaterialien bezahlen konnte. Hätten die Amerikaner schwerlich im Felde den Sieg behalten, wenn sie nicht Frankreich zum Bundesgenossen gehabt hätten, so hätten sie noch viel weniger die materiellen Mittel zum siebenjährigen Krieg beschaffen können, wenn ihnen nicht immer und immer wieder die verschiedenen europäischen Mächte theils mit Geschenken theils mit Anleihen unter die Arme gegriffen hätten. Die politische Maschinerie, derer sie sich während desselben bedienten, hat keinen Theil an seinem glücklichen Ausgang; dieser ist durchaus trotz ihrer errungen worden.

Das hauptsächlichste Verdienst daran hat die kleine Zahl der Führer, unter denen Washington und Franklin, jeder auf seinem Gebiete, über alle anderen hervorragen. Ihre Talente, so groß sie auch waren, hätten aber nimmermehr das gar oft hoffnungslos erscheinende Werk hinauszuführen vermocht. Ungleich wesentlicher war ihre im vollsten Sinne des Wortes bedingungslose Hingabe an die gemeine Sache, die, gepaart mit einem unvergleichlich klaren Blick und nüchternem Erfassen der gegebenen Verhältnisse, die Anforderungen an andere ebenso gering sein ließ, wie die an sich selbst gestellten groß waren. Auch die niederdrückendsten Erfahrungen ließen sie darum nicht verzweifeln und die Flinte ins Korn werfen, sondern spornten sie nur zu immer größeren Leistungen an. Allein sie hätten doch nicht den Unverstand und die Laßheit der Massen überwinden können, wenn nicht der unmittelbare Druck des Krieges das Beste dazu gethan hätte. Sobald dieser gehoben war, sank man denn auch in allen Stücken aus dem Schlimmen in das Schlimmere. Der Kongreß fristete kümmerlich eine traurige inhaltlose Existenz; der moralische wie der materielle Kredit der Vereinigten Staaten im Auslande fiel bis auf den Nullpunkt; die Staaten begannen einen erbitterten Gesetzgebungskrieg zu führen, um das Brot zu erraffen, das in den Sack des andern zu fallen drohte; von dem staatlichen Verbande aller war wenig mehr als der Name gerettet, denn selbst das Buch der heiligsten Verpflichtungen gegen die eigenen Bürger wie gegen das Ausland mußte geschlossen und in die Ecke gestellt werden, weil die Requisitionen des Kongresses von den Staaten als Makulatur behandelt wurden; und endlich fing in den einzelnen Staaten selbst die Gesellschaft an aus den Fugen zu gehen: in Massachusetts mußten noch einmal die Büchsen krachen und die Säbel blutige Arbeit thun, aber nicht mehr unter den Rothröcken, sondern unter den von dem sozialistisch-kommunistischen Gespenst bethörten eigenen Bürgern.

Sorge und Scham beugten jetzt die Häupter nieder, die auch in den dunkelsten Stunden des Krieges hoch gehalten worden. Mit Palliativen war hier nicht mehr geholfen. Sollte es besser werden, so mußte das Uebel an der Wurzel angefaßt werden. Wo diese lag, hatten diejenigen, welche Wehmutterdienste bei der Geburt des Staates geleistet, längst erkannt. „Wir sind heute eine Nation, und morgen dreizehn," klagte Washington. Aber das gerade war es, was die Majorität wollte, und zwar wollte sie jetzt, da ihr nicht mehr eine fremde Faust im Nacken lag, in erster Linie dreizehn Nationen bleiben. Aus dem Partikularismus ward jetzt ein Verdienst gemacht. Man beräucherte sich selbst mit Deklamationen über die Tugenden des Volkes und zog mit großer Energie gegen die Uebel einer „konsolidirten Regierung" zu Felde, ein Greuel, von dem sich jeder andere und keiner bestimmte Vorstellungen machte. Die Staaten, die selbst unter den Konföderationsartikeln der Außenwelt gegenüber auch nicht ein einziges der wesentlichen staatlichen Hoheitsrechte hatten, wurden für im vollsten Sinne des Wortes souverän ausgegeben. Daß aller Weisheit der Lehrbücher des Staatsrechtes zum Trotz im wirklichen Leben Souveränetät zu einem Worte, wenn nicht Schlimmeres wird, wenn das Recht nicht mit der Macht gepaart ist, sah man nicht ein, oder wollte man nicht einsehen. Jedes Theilchen der behaupteten Staatensouveränetät, das der Centralgewalt übertragen werden sollte, wurde als ein Opfer an Freiheit und als eine direkte Herausforderung an das Geschick zu ihrer Vernichtung behandelt. Daß weder Sicherheit noch Freiheit bestehen konnten, wenn dreizehn, gegen die übrige Welt gleich ohnmächtige, aber an sich sehr verschieden mächtige Parten ohne ein starkes alle gleich bindendes Gesetz eine Familie bilden sollten,

Digitized by Google

wollte man nicht wahr haben, wie laut und eindringlich es auch die täglichen Erfahrungen predigten. Jeder Tag der Kriegsgeschichte wie der Zeit nach dem Kriege legte beredtes Zeugniß dafür ab, daß die Amerikaner Menschen gleich andern Menschen und nicht ein Deut tugendhafter seien; aber auch das tugendhafteste Volk kann nicht frei sein und frei bleiben, wenn es nicht unter der Herrschaft eines Gesetzes steht, das jeden Widerstand brechen soll und brechen kann. Man hatte es nun aber einmal als eine weitere „durch sich selbst erwiesene Wahrheit" acceptirt, daß alle Regierung nur „ein nothwendiges Uebel" sei; und wie wenig man auch dieser unwahrsten Wahrheit hinsichtlich der Staatenregierungen praktische Folge gab, auf die Bundesgewalt wollte man ihr volle Anwendung geben und folgerte aus ihr, daß diese auf das möglich kleinste Maß beschränkt werden müsse. Und jede Machtbefugniß, die man der Bundesregierung geben wollte, sollte dann noch weiter gegen jeden möglichen Mißbrauch sicher gestellt werden; als ob nicht schon der Begriff der Macht auch die Möglichkeit eines Mißbrauches bedinge und mithin eine absolute Garantie gegen diesen die Aufhebung der Macht selbst sein müsse. Diese Leute, die sich einzureden begonnen, vom Geschick ein Monopol auf die Freiheit bekommen zu haben, begriffen nicht, daß je freier ein Volk sein wolle, desto unbedingter das Gesetz Herr im Lande sein müsse, und daß in einem freien Staate am wenigsten Regierung und Volk als natürliche Feinde angesehen werden dürften.

Allein „grau ist alle Theorie". Was man auch reden mochte, man bekam es jeden Tag mehr zu fühlen, daß es so schlechterdings nicht weiter gehen könne. Die Unmöglichkeit des Fortbestandes der Union unter den Konföderationsartikeln war bis zur Evidenz erwiesen. Entweder mußte man sie auseinander fallen lassen, ihre Trümmer, die „souveränen Staaten", dem Spott, dem Mitleid und der Verachtung der Welt überantwortend, oder man mußte eine „vollkommenere Union" bilden. So brachten es denn die Besten und Weitsehendsten endlich dahin, daß die Staaten 1787 Vertretungen zu einer Konvention nach Philadelphia schickten, um Vorschläge einer solchen Umgestaltung der Konföderationsartikel auszuarbeiten, daß dieselben eine lebensfähige Verfassung wurden. Die Konvention kam zu der Ueberzeugung, daß dieses eine unlösbare Aufgabe sei, weil das den Konföderationsartikeln zu Grunde liegende Prinzip ein unstaatliches und antistaatliches sei. Sie ging daher über den Buchstaben ihrer Instruktionen hinaus und entwarf eine vollständig neue Verfassung. Oft schien es, als ob sie in Verzweiflung das Werk werde aufgeben müssen. Die großen und die kleinen, die freien und die sklavenhaltenden Staaten konnten durchaus zu keiner Verständigung gelangen; jeder Theil wollte den Vortheil einer vollkommeneren Union und keiner den erforderlichen Preis für ihn zahlen. Der greise Franklin, der stark in dem Geruche eines Freidenkers stand, forderte auf, die täglichen Berathungen hinfort mit einem Gebete zu eröffnen, denn nur der Himmel könne weiter helfen. Aber man wußte, wie wahr das alte Wort sei: Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen. Man konnte die Augen nicht der unleugbaren Thatsache verschließen, daß das Chaos unvermeidlich sei, wenn man mit leeren Händen vor das Volk hintrete. So legte man doch immer wieder die müden Hände an das schwere Werk und ruhte nicht, bis man einen Entwurf zu Stande gebracht, unter dem die große Majorität der Delegaten gewillt war, ihre Namen zu setzen. Der Konvention kam es jedoch nicht in den Sinn, die Frucht ihrer Arbeiten für das unübertreffliche Meisterwerk zu halten, zu dem bald noch mehr die Gedankenlosigkeit als die Eitelkeit des Volkes sie stempelte. Für jetzt aber war dieses noch viel weiter als die Konvention davon entfernt, sie als über alle Kritik erhaben gelten zu lassen. Der schwerste Kampf stand in der That noch in den Ratifikationskonventionen der Staaten bevor und in der Mehrzahl derselben war es wiederum nur das absolute Muß, das endlich dem Unverstande des Doktrinarismus und der Engherzigkeit des Partikularismus den Sieg abrang. „Eine zermalmende Nothwendigkeit," sagte John Quincy Adams später, habe die Konstitution dem widerstrebenden Volke aufgezwungen.

Am Familientische.

Trost beim Gewitter.

(Zu dem Bilde auf Seite 629.)

Wer seine Großmutter nicht mehr gekannt hat, dem fehlt ein gutes Stück jener Poesie, die das Familienleben bietet und die auch den trockensten Gesellen interessant erscheinen läßt, wenn er von seinen Kinderjahren erzählt. Die Mutter ist, so lange wir Kinder sind, vielfach in Anspruch genommen, ihr Verhältniß zum Mann, die Leitung des Hausstandes, die Sorge für die kleineren Geschwister ziehen sie von uns ab. Sie ist überdies in erster Reihe Erzieherin und sich ihrer Verantwortlichkeit als solche bewußt, sie bleibt daher immer Respektsperson. Sie ist endlich stets bei uns und ihre Liebe und Pflege erscheint uns selbstverständlich. Anders die Großmutter. Ihr Herz gehört fast ausschließlich den Enkeln, deren Erziehung sie in guten Händen weiß, und die sie daher gern ein wenig verwöhnt. Sie hat mit den nach außen gerichteten Freuden und Hoffnungen des Lebens abgeschlossen, sie hat für sich keine Wünsche mehr als still ungestört den Abend ihres Lebens zu verbringen. Sie kann sich den Enkeln ganz und voll widmen und sie thut es gern, denn ihre Empfindungen sind denen der Jugend wieder ähnlich geworden, sie kann sich stundenlang mit den Kindern unterhalten, wie ein Kind mit dem andern, Märchen erzählen und Märchen anhören, und sich lebhaft für die Geschicke eines Vogels oder die unerhörte Klugheit eines Pudels begeistern — und das alles um der Sache willen gleichsam, wenigstens erscheint es den Kindern so, während sie der frischen rüstig schaffenden Mutter gegenüber doch immer das Gefühl behalten, daß sie sich nur für ein Weilchen zu ihnen herabläßt und eigentlich für Hänschens Gesang und Karos Kunstfertigkeit herzlich wenig Verständniß hat. Großmutter hat auch immer Zeit. Sie ist nicht bald in der Küche, um mit der Magd zu verhandeln, bald im Gesellschaftszimmer, um einen Besuch zu empfangen, bald im Studirzimmer des Vaters, um dem Gesellschaft zu leisten. Großmutter sitzt still in ihrem Stübchen, und die kleinen Gäste sind dort allezeit willkommen, wenn sie sich nach Unterhaltung sehnen oder auch ein Weilchen still dasitzen und ein wenig nachdenken oder träumen wollen. In ersterem Falle ist die Großmutter die einzige Person, der gegenüber man seiner Frageluft unbedingt die Zügel schießen lassen kann, ohne daß sie den Lästigen endlich ungeduldig zur Ruhe verweist oder gar auslacht.

Unser Künstler führt uns in das bescheidene Stübchen einer solchen Großmutter. Draußen wüthet ein furchtbares Gewitter, dessen Donner das Haus in seinen Grundfesten erbeben machen, dessen Blitze das Auge blenden. Großmutter hat die heilige Schrift hervorgeholt und schöpft aus ihr Trost und Beruhigung. Der Enkel neben ihr hat sich dicht an sie geschmiegt, und gleich ihr die Hände gefaltet. Ihm ist ängstlich und doch auch wieder sicher zu Muthe. Was kann ihm geschehen, so lange er dicht neben Großmutter sitzt?

Noch wenn er so alt sein wird, wie die Großmutter jetzt ist, wird er dieser Stunde gedenken und des alten betenden Großmütterleins.

— r —

Inhalt: Um ein Ei. Erzählung aus dem baltischen Leben von Theodor Hermann. — Der Gast aus Ostindien. Von Dr. Dyrenfurth. — Zur Jubelfeier der Vereinigten Staaten von Amerika. I. Von Prof. H. v. Holst. Mit sechs Porträts. — Am Familientische: Trost beim Gewitter. Zu dem Bilde von F. Ortlieb.

Für neu eintretende Abonnenten

bemerken wir, daß die vorhergehenden drei Quartale des laufenden Jahrganges (Oktober 1875 bis Juni 1876) durch alle Buchhandlungen und Postämter, auch durch uns direkt, für den gewöhnlichen Preis von 1 *M.* 80 ₰ pro Quartal bezogen werden können. Von früheren Jahrgängen sind der VIII (1872), IX (1873) und XI (1875) noch vollständig zu haben; Preis elegant gebunden à 9 *M.* 60 ₰, in Nummern oder Heften à 7 *M.* 20 ₰. Einzelne Quartale à 1 *M.* 80 ₰ und Nummern à 28 ₰ inkl. Frankatur sind fast aus allen Jahrgängen noch vorräthig; Einbanddecken zu jedem Jahrgang à 1 *M.* 40 ₰.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Unter Verantwortlichkeit von **Otto Klasing** in **Leipzig**, herausgegeben von Dr. **Robert Koenig** in **Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig**. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig**.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 8. Juli 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 41.

Um ein Ei.

Nachdruck verboten. Ges. v. 11./VI. 70.

Erzählung aus dem baltischen Leben von Theodor Hermann.

(Fortsetzung.)

III. Gediegene Grundsätze.

Um dieselbe Stunde, in der Wezwagar und sein Weib in Breede eintrafen, fielen die Strahlen der Sonne, die ihnen Meer und Limpik beleuchteten, auch in den weiten Garten von Waldburg. Während aber auf der Limpik der kalte Wind ihre Wirkungen zu nichte machte, verbreiteten sie hier, wo erst die uralten Bäume des Parks, dann die Shrubs und Bosquets des Gartens den argen Gesellen fern hielten, die behaglichste Wärme. Der Baronin Thorhaken, die im Garten lustwandelte, während die Gouvernante und die Kinder damit beschäftigt waren, an dem der Sonne zugewandten Abhang eines künstlichen Erdhügels nach den ersten Veilchen zu suchen, thaten diese warmen Strahlen unsäglich wohl. „Wie köstlich!“ rief sie ein über das andere Mal. „Fräulein Armbach, so machen Sie doch auch Ihrem Entzücken Luft!“

Die Angeredete, ein kleines zierliches Fräulein, das sich eben tief auf den Rasen herabgebeugt hatte, wandte sich der Baronin zu und lachte lustig auf.

„Lassen Sie mich doch auf meine Weise entzückt sein,“ erwiderte sie.

„Ihre Weise ist gar keine Weise,“ versetzte die Baronin. „Sie halten sich immer mit dem Kleinkram der Natur auf, mit der einzelnen Blume, dem einzelnen Vogel. Sie sollen das Ganze bewundern: Himmel und Erde und was zwischen ihnen ist.“

„Wenn ich mich auch nur auf das Ganze einlassen wollte, wie sollte dann wohl unser Veilchenstrauß zu Stande kommen?“

„Den Veilchenstrauß müssen wir aber zusammenhaben, ehe Papa und Tante nach Hause kommen,“ erklärte die dreizehnjährige älteste Tochter der Baronin entschieden.

„Ja,“ stimmte die jüngere Schwester bei, „ehe wir den Strauß haben, können wir unmöglich nach Hause gehen.“

Die Baronin lächelte und ging langsam auf dem großen Gang, der sich von dem Hügel an einer natürlichen Hecke entlang zog, weiter. Die Baronin war sehr glücklich. Die warmen Sonnenstrahlen, der Chor der Lerchen vom Himmel, das Lied der Finken vom Park her — das alles vereinigte sich in ihr mit dem halbunbewußten Gefühl, daß sie einen trefflichen Mann habe, liebe Kinder, gute Nachbarn, treue Leute und was sonst alles zum Menschenglück gehört.

Da erklang aus dem Park, durch den der Weg zur Landstraße führte, lustiges Peitschenknallen. Der Baron und seine Schwester, die am Tage vorher in das benachbarte Städtchen gefahren waren, um nach den ältesten Söhnen, die dort das Gymnasium besuchten, zu sehen und allerlei Einkäufe zu machen, kehrten nach Hause zurück. Die Baronin eilte jetzt den Gang wieder hinauf, rief die Kinder herbei und begab sich mit ihnen nach dem Ausgange des Gartens.

Sie trafen auch noch rechtzeitig ein, um den Baron und seine Schwester aus dem Wagen steigen zu sehen. Diese machten damit nur den beiden jüngsten Söhnen des Hauses Platz, die mit ihrer Bonne ebenfalls herbeigeeilt waren und nun nach flüchtiger Begrüßung mit Vater und Tante eilig in den Wagen kletterten, um sich von dem gefälligen Kutscher noch ein wenig im Hof umherfahren zu lassen.

Der Baron küßte seiner Frau erst die Hand, gab ihr dann einen Kuß auf den Mund und küßte ihr wieder die Hand. Fräulein Alexandra küßte die Schwägerin auf beide Wangen, so daß es laut schallte.

„Wir werden zu Tisch Gäste haben,“ sagte der Baron. „Der Herr von Thorhaken auf Nörgeln wird uns das Vergnügen machen, mit uns zu speisen, und auch der Herr Pastor und der Herr Doktor waren so freundlich, uns für heute Mittag ihren Besuch zuzusagen.“

„Ja, Fannychen,“ wiederholte die Schwägerin, „sie kommen alle drei: der Pastor, der Doktor und der Nörgelnsche.“

„Nun, der letztere hätte auch wegbleiben können,“ erwiderte die Baronin.

Digitized by Google

Der Baron blickte seine Frau ernst an. „Liebe Frau," sagte er dann, „vergiß nicht, daß Du von einem Herrn redest, der noch heute unser Gast sein wird."

„Pardon, mein Lieber," erwiderte die Baronin und drückte ihrem Mann begütigend die Hand.

„Nun, das thut nichts zur Sache," meinte Fräulein Alexandra. „Ich kann ihn auch in den Tod nicht leiden. Er macht sich über uns alle lustig."

Herr von Thorhaken wußte aus langjähriger Erfahrung, daß Reprimanden bei seiner Schwester nicht verfingen, er schwieg daher zu diesem Ausfall und wandte sich wieder zu seiner Frau.

„Ich bringe schlechte Nachrichten mit," sagte er. „Ich sprach bei Otto einen Baron Schmidt, einen angenehmen jungen Livländer, der vor vierzehn Tagen in Petersburg gewesen war. Es soll dort ein uns höchst ungünstiger Wind wehen."

„Es liegt doch aber nichts Bestimmtes vor?"

„Nein, das nicht, aber es soll dort, wie gesagt, zur Zeit ein höchst ungünstiger Wind wehen. Wir werden gut thun, wenn wir jetzt zäher denn je an unserem Recht festhalten, und werden zumal darauf hinwirken müssen, daß über unsere Gerechtsame auch nicht der geringste Zweifel entstehen kann. Wir können uns jetzt, wo alles um uns schwankt, nicht streng genug an den Buchstaben unserer Privilegien und das gute alte Gewohnheitsrecht halten."

Die Baronin fragte nun nach den Söhnen, und alle begaben sich in das Haus.

Gegen vier Uhr trafen der Pastor und der Doktor, die zusammen kamen, vor der Hausthüre von Waldburg mit dem Nörgelnschen Baron Thorhaken zusammen.

„Guten Morgen," rief dieser den Herren zu, und sprang aus dem Wagen, „guten Tag, Herr Pastor, guten Tag, Doktor! Also Sie auch! Dachte ich es mir doch, daß ich Leidensgefährten haben würde."

„Wie meinen Sie das, Herr von Thorhaken?" fragte der Pastor.

„Ich meine, daß — daß dieser und jener die verdammten Diners bei meinem Vetter holen soll. Pardon, Herr Pastor, daß ich fluche, aber es sitzt im Herzen und will heraus. Ich kann die Engländer nicht leiden und Libausche am allerwenigsten. Hätte ich nur einen einzigen Auerhahn in meinem Walde, nur ein einziges Elen — nicht mit Zangen brächte man mich nach Waldburg, wenigstens nicht um diese Zeit. Es ist doch der Wahnwitz in Person, sich um eine Stunde, in der jeder vernünftige Kurländer Kaffee trinkt, den Magen mit halbrohem Gemüse und blutigem Fleisch zu überladen."

Jetzt kamen zwei Diener, die zum äußersten Unwillen ihres Herrn gerade in dem Moment das Vorzimmer verlassen und sich in die Küche begeben hatten, in welchem die erwarteten Gäste eintrafen, auf die Freitreppe herausgestürzt und machten dadurch dem Gespräch ein Ende. Sie führten die Gäste in das Vorzimmer und zerrten ihnen, da sie ihr Versäumniß von vorhin durch verdoppelten Eifer wieder gut machen wollten, fast die Kleider zugleich mit den Paletots vom Leibe. Dann stieß der eine die Flügelthüren auf und der andere rief mit Stentorstimme:

„Herr Baron von Thorhaken auf Nörgeln! Herr Pastor Petri! Herr Doktor Pauli!"

„Das nenne ich doch mit Ehren ein Haus betreten," flüsterte Herr von Thorhaken noch rasch dem Doktor zu, ehe er sich mit der Hausfrau und dem Hausherrn begrüßte.

„Letzterer war, gegen alle Gewohnheit des Landes, im Frack, und ihm zu Liebe war auch der Doktor im Frack erschienen. Der Pastor, der über ein solches Kleidungsstück nicht verfügte und sich als alter Mann und als Geistlicher von dieser Förmlichkeit entbunden glaubte, hatte sich auf einen schwarzen Rock beschränkt; ebenso der Nörgelnsche, der, wie er sich unter Freunden ausdrückte, ein Kurländer war und kein Libauscher Engländer und daher in der Komödie nicht mitspielte.

Man unterhielt sich nun eine Weile von dem Wetter, dem Stande der Saaten und dem Kirchenbesuch und ging dann, nachdem ein Diener gemeldet hatte, daß die Tafel angerichtet sei, zu Tisch. Der Waldburgsche führte seine Schwester, die Baronin nahm den Arm des Pastors, der Nörgelnsche und der Doktor bewarben sich gleichzeitig um Fräulein Armbach. Der Doktor wollte zurücktreten, der Baron fing aber die Sache so geschickt an, daß er ohne Dame blieb, ein Umstand, der ihm höchst willkommen war. Er konnte es nicht leiden, eine Dame zu Tisch zu führen. „Man gebe mir die Dame apart und das Essen apart," pflegte er zu sagen. „Beides zugleich ergibt eine Collision der Pflichten, bei der weder unser Herz und unser Gemüth noch unser Gaumen und unser Magen zu ihrem Recht kommen." In diesem Fall mochte ihm sein Alleinstehen besonders lieb sein, denn wenn er auch dem nur in Wasser gekochten Gemüse und dem Charles X keinen Geschmack abgewinnen konnte, und sich dem „trockenen" Champagner gegenüber ablehnend verhielt, so ließen doch die übrigen Gänge nebst Madeira, Markobrunner und Léoville nichts zu wünschen übrig. Er lehnte übrigens auch die zuerst genannten Speisen zum stillen Aerger des Hausherrn einfach ab und bemerkte es natürlich gar nicht, daß der Waldburgsche eben deshalb sich eine doppelte Portion nahm.

Als die Damen sich nach vollendeter Mahlzeit zurückgezogen hatten und die Cigarren herumgereicht waren, wurde dasjenige Thema berührt, das damals — am Anfang der sechsziger Jahre — alle Gemüther in Athem hielt, die Agrarfrage.

„Haben Sie, meine Herren," fragte der Pastor, „schon das jüngste Heft der baltischen Monatsschrift gesehen? Eine mit einem kleinen w gezeichnete Zuschrift aus Kurland macht darin in Bezug auf die Agrarfrage sehr weit gehende Vorschläge."

„Nein, ich habe das Heft noch nicht erhalten," erwiderte der Hausherr. „Was will man denn?"

„Oh, der Mann macht sehr weitgehende Vorschläge. Er will einmal, daß gesetzlich festgestellt werden soll, daß alle Gesinde nur durch schriftliche Kontrakte und nur auf mindestens zwölf Jahre verpachtet werden dürfen. Er will zweitens —"

„Das ist aber doch zu toll!" unterbrach ihn der Waldburgsche. „Warum wird denn nicht lieber gleich verlangt, daß wir die Gesinde ihren Inhabern erb- und eigenthümlich abtreten?"

„Nun, Herr Baron, bis dahin ist denn doch noch ein weiter Weg."

„Erlauben Sie, mein Herr Pastor, erlauben Sie," rief der Baron eifrig, „der Weg ist gar nicht so weit, als Sie zu glauben scheinen. Es handelt sich hier um ein Prinzip, um das Prinzip des Eigenthums. Gehören die Gesinde uns oder unseren Bauern? Gehören sie den Bauern, so darf der Staat nicht dulden, daß wir von ihnen ein Pachtgeld erheben; gehören sie aber, wie das Jedermann weiß, uns, dann hat uns auch niemand darein zu reden, und es ist unsere Sache, ob wir es für vortheilhafter halten, unsere, wohlverstanden, Herr Pastor, unsere Gesinde auf zwölf Jahre zu verpachten oder auf eins, ob wir uns zu diesem Zweck schriftlicher Kontrakte bedienen oder mündlicher."

„Nun," meinte der Nörgelnsche, „darüber läßt sich denn doch noch streiten."

„In allen Ländern Europas," fügte der Pastor hinzu, „hat sich die Regierung früher oder später der Bauern angenommen."

Der Waldburgsche legte seine Cigarre weg und blickte voll Verwunderung von einem der Herren zum andern.

„Ich verstehe Sie nicht, meine Herren," sagte er. „Wenn Sie einem solchen Gesetz das Wort reden, so predigen Sie, natürlich ohne sich dessen bewußt zu werden, den reinen Socialismus oder richtiger Kommunismus."

„Sollte das nicht zu viel gesagt sein, Herr Baron?" fragte der Pastor und fuhr sich mit der Rechten über Stirn und Haar.

„Ich denke doch nicht," war die Antwort. „Es liegt in der Natur des Eigenthums, daß der Eigenthümer darüber nach seinem Ermessen verfügen kann."

„Nun, das fragt sich denn doch noch," warf der Nörgelnsche hin.

„Mit welchem Recht sollte das in Frage gestellt werden dürfen? Aussprüche wie: darüber läßt sich denn doch noch streiten, oder: das fragt sich denn doch noch, beweisen nichts."

Digitized by Google

„Na ja, aber darüber kann man denn doch wieder verschiedener Meinung sein," erwiderte der Nörgelnsche mit unzerstörbarem Ernst und stieß eine Wolke von Rauchkugeln aus, die sich zu größeren Rauchringen entfalteten, immer weiter und weiter wurden und sich endlich ganz auflösten.

Der Waldburgsche wandte sich ärgerlich von seinem Vetter ab und dem Pastor wieder zu.

„Erlauben Sie, Herr von Thorhaken," begann dieser, „daß ich den Beweis zu führen suche, daß Ihre Behauptung doch nur mit großen Einschränkungen zugegeben werden kann. Sie besitzen in der Stadt ein Haus. Glauben Sie nun, daß Sie berechtigt wären, dieses Haus, das doch unzweifelhaft Ihr Eigenthum ist, niederzureißen, die Trümmer zu einem wüsten Haufen übereinanderzuwerfen und dann den Platz ruhig seinem Schicksal zu überlassen?"

Der Baron sann eine Weile nach. Dann sagte er: „Nein, das dürfte ich allerdings nicht. Die Sachen liegen eben in der Stadt anders als auf dem Lande. Ich gebe zu, daß der Städter, der dicht zwischen seinen Nachbarn sitzt, sich gewisse Beschränkungen seines Eigenthumsrechts gefallen lassen muß. Auf dem Lande aber würde sich niemand um ein so unsinniges Unternehmen zu kümmern haben."

„Aus dem, was ich angeführt habe," fuhr der Pastor fort, „ergibt sich, wie mir scheint, das Prinzip, daß das Privateigenthum immer nur so weit vom Staate geschützt werden kann, als es dem öffentlichen Interesse nicht widerstreitet. Ist eine Regierung davon überzeugt, daß das Staatswohl die Erhaltung oder die Begründung einer Klasse von ökonomisch sicher gestellten bäuerlichen Pächtern oder, ich sage sogar Besitzern, erfordere, so ist sie verpflichtet, ihre Lage gesetzlich so zu ordnen, als es ihr wünschenswerth erscheint. Die Grundherren aber, denen doch ohnehin nur der Staat ihr Eigenthum sichert, haben sich zu fügen."

„Meine Herren," rief der Baron eifrig, „Sie irren, wenn Sie glauben, daß es der Staat ist, der das Eigenthum verleiht. Das Eigenthum ist nicht von Menschen, sondern von Gott verordnet, und er weiß, wem er es gibt. Sie irren aber auch, wenn Sie glauben, daß das Staatswohl je eine Ungerechtigkeit erfordern kann. Ich weiß sehr wohl, daß nach den Ansichten, die Sie, Herr Pastor, so eben aussprachen, fast in allen Ländern Europas verfahren worden ist, aber, meine Herren, ich glaube nicht, daß der Freiheit, der wahren Freiheit damit ein Dienst erwiesen worden ist. Die wahre Freiheit besteht eben zum größten Theil in der absoluten Sicherheit des Privateigenthums. Blicken Sie auf das freieste Land der Welt, blicken Sie auf England. In England hat es nie eine Agrarfrage gegeben und wird es nie eine solche geben. Dort fällt es niemand ein, die starken Säulen der Ordnung und Freiheit, die mit großem Grundbesitz ausgerüsteten Edelleute dadurch zu schwächen, ja zu vernichten, daß man ihnen im angeblichen Interesse des Staatswohles das Eigenthumsrecht über ihre Güter beschränkt. In diesem großen und wunderbaren Lande ist das Haus des Mannes, ist sein Eigenthum eine feste Burg, an deren starken Mauern die Wogen der Willkür machtlos zerschellen. Keine Behörde, kein Gesetz hat dort die Beziehungen zwischen Gutsherren und Bauern zu regeln versucht, und doch sind sie die normalsten von der Welt. Nicht auf solche Gesetze kommt es an, sondern darauf, daß Gerechtigkeit in den Herzen der Menschen wohne. Die peinlichste Gerechtigkeit muß von beiden Seiten beobachtet werden, nicht aus äußerem Zwang, sondern aus innerem Pflichtgefühl. Die Gerechtigkeit hat aber als ihr Fundament das Recht. Gerade in unseren Tagen, in denen alles schwankt, alles willkürlich verrückt wird, gibt es nur einen Felsen von Bronze — das Recht."

„Na, dagegen dürfte doch manches eingewendet werden können," warf der Nörgelnsche hin.

„Summum jus — summa injuria," citirte der Pastor.

„Das ist ein alter Spruch," eiferte der Baron, „aber er ist trotzdem unwahr. Es gibt nur ein jus, und das ist niemals eine injuria. Das jus kann ebenso wenig je eine injuria werden, als die injuria je ein jus. Darin besteht ja die ganze Misere auf dem Kontinent, daß man sich daran gewöhnt hat, die Bedeutung des Rechts zu unterschätzen. Dieses Waldburg hier ist mein Eigenthum und ich habe das Recht, mit ihm zu schalten und zu walten wie ich will, vorausgesetzt natürlich, daß ich nichts Unsittliches oder Verbrecherisches will. Ich ziehe es vor, meine Bauerhöfe zu verpachten, statt sie selbst zu bewirthschaften. Mit dem Eingehen eines Pachtvertrages — derselbe sei nun mündlich oder schriftlich abgefaßt, das thut für einen Ehrenmann nichts zur Sache — begebe ich mich theilweise und für eine gewisse Zeit meines unbedingten Verfügungsrechts. Sobald aber die Pachtperiode abgelaufen ist, oder aber die Vertragsbedingungen nicht pünktlich eingehalten werden, tritt mein Eigenthumsrecht wieder voll in Kraft. Ich will das an einem Beispiel erläutern. Ich habe das Gulbegesinde auf ein Jahr an seinen jetzigen Inhaber verpachtet. Nun hatten bisher er und seine Vorgänger in dem Teiche neben dem Gesinde gefischt, und ich hatte ihnen dieses Recht ohne weiteres eingeräumt. Nun ersah ich aber in der vorigen Woche aus alten Papieren, in denen ich jetzt fleißig umherstöbere, um alle Gerechtsame des Gutsbesitzers festzustellen, so lange das noch möglich ist, daß in dem fraglichen Teich früher vom Hof aus gefischt worden ist. Ich reite also zu Gulbe hinüber und sage: Entweder hörst Du von Georgi ab mit dem Fischen auf, oder aber Du fischest dieses Jahr über noch — dieses Recht ihm zu nehmen, hielt ich mich nicht für berechtigt — mußt aber dann übers Jahr aus dem Gesinde. Ich denke, das war korrekt gehandelt, meine Herren?"

„Ob das korrekt war?" warf der Nörgelnsche hin und zündete sich eine neue Cigarre an.

„Warum nahmen Sie dem Manne überhaupt seine Fischereiberechtigung?" fragte der Pastor mild. „Ihnen konnte an den paar Fischen nichts gelegen sein, und ihn werden Sie dadurch tief verletzt haben, denn ihm, der seit er denken kann in dem Teiche gefischt hat, muß es doch erscheinen, als ob Sie einen Eingriff in sein Eigenthumsrecht begingen."

„Eben deshalb that ich es," rief der Baron. „Ich glaube nicht, daß ein englischer Lord gestatten würde, daß sich bei seinen Pächtern die Ansicht ausbildet, daß sie ein Recht auf sein Eigenthum hätten. Es müssen sich auch bei uns in Bezug auf das Eigenthum gediegene Grundsätze ausbilden."

Das Gespräch wurde hier durch die Baronin unterbrochen, welche die Herren aufforderte, sich doch wieder der Damen anzunehmen.

Jetzt thaute auch der Doktor, der vorhin den Gesprächen der Herren ziemlich gelangweilt zugehört hatte, auf. Er war ein Poet und veröffentlichte ein um das andere Jahr einen Band Gedichte im Kommissionsverlage. Als er jetzt aufgefordert wurde, ein Erzeugniß seiner Muse vorzutragen, ließ er sich erst eine Weile nöthigen, und deklamirte dann nicht ohne Pathos eine Ballade, deren Held Walther von Plettenberg war, und eine Ode auf Patkul. Beide Dichtungen waren voll Schwung und ernteten den verdienten Beifall.

„Es ist mir unbegreiflich, Herr Doktor," sagte Fräulein Alexandra in ihrer derben Weise, „wie Ihre Gedichte so wenig Beifall finden können. Man sieht sie in keinem Hause, und doch sollten sie auf jedem Tische liegen."

„Mein Fräulein," erwiderte der Doktor mit einem wehmüthigen Aufschlagen seiner großen braunen Augen, während er sich mit der Rechten über den glänzend schwarzen Bart fuhr, „die Welt will heute von wahrer Poesie nichts wissen. Sie wendet sich dem Roman zu, und je mehr der das tägliche Leben in seiner ganzen traurigen Nacktheit darstellt, je realer er ist, wie man sagt, um so wärmer heißt man ihn willkommen. Was sollen auch die zarten Blüten der wahren Poesie in unserer grob-sinnlichen Zeit! Wir leben in einer demokratischen Periode, und wann gedieh in einer solchen je die Poesie?"

„Sie haben recht," rief Fräulein Alexandra eifrig, „das ist es, was Ihre Poesien so unpopulär macht. Sie sind ein Freund ständischer Gliederung, Sie verstehen die Bedeutung des Adels und Sie haben den Muth, das offen auszusprechen. Das ist es, was man Ihnen nicht verzeiht."

Digitized by Google

„Das dürfte denn doch noch zu beweisen sein," meinte der Nörgelnsche. Er kam aber bei Fräulein Alexandra schlimmer an als bei ihrem Bruder.

„Ja, ja, Herr Vetter," rief das Fräulein, „ich weiß sehr wohl, daß Sie des Doktors Gedichte auch nicht mögen. Sie sind eben auch ein halber Demokrat."

Der Angeredete lachte. „Wenn Ihre Vermuthung richtig wäre, Cousine," erwiderte er, „so müßten die Gedichte des Doktors, den ich, offen gestanden — Sie nehmen es mir nicht übel, Doktor, nicht wahr? — mehr als Menschen und Arzt schätze denn als Dichter, doch wenigstens in allen adligen Häusern zu finden sein."

„Das wäre noch kein Beweis gegen die Ansicht meiner Schwester," nahm nun der Waldburgsche, dem die Rücksichtslosigkeit, mit der die beiden das heikele Thema in Gegenwart des Doktors verhandelten, äußerst peinlich war, das Wort. „Unsere Standesgenossen haben bisher überhaupt nur allzu wenig Verständniß für die Vertretung ihrer eigenen Interessen. Denken Sie z. B. an die neue konservative Zeitung. Dieses einzige konservative Organ im Lande wird, wie ich höre, demnächst aus Mangel an Abonnenten eingehen. In England ist das anders. In England würde jeder Edelmann auf dieses trefflich redigirte Organ abonnirt haben."

„Sollte das wirklich in England so sein?"

Der Pastor griff die fragliche Zeitung an, und daraus entwickelte sich nun eine lebhafte Debatte.

Als die drei sich am andern Morgen verabschiedeten, fuhr der Nörgelnsche mit dem Doktor. „Glauben Sie," fragte ersterer, sobald sie den Gutshof verlassen hatten, „daß Fräulein Alexandra und ihr Bruder ganz zurechnungsfähig sind?"

„Der Doktor blickte den Baron verwundert an. „Wie meinen Sie das?" fragte er.

„Nun man pflegt doch sonst Leute, die immer nur einen Gedanken haben und beständig nur von diesem sprechen, für nicht recht gescheidt zu halten."

„Was wollen Sie damit?"

„Nun, Doktor, Hand aufs Herz, haben Sie je mit meiner Cousine eine Unterhaltung gehabt, in der sie nicht von der Stellung des Adels gesprochen hätte, oder mit meinem Vetter, ohne daß er uns sein England vorgeritten hätte? So etwas nennt man doch Manie."

Der Doktor war nicht gesonnen, auf diesen Scherz einzugehen. Er lächelte also ein wenig, um den Baron nicht zu verletzen, und ging dann auf ein anderes Thema über.

Unterdessen sann der Pastor, der einsam seines Weges fuhr, darüber nach, wie es doch käme, daß der sittenreine und wohlmeinende Waldburgsche, der sich doch so ehrlich bemühte, vor Gott und Menschen so recht als ein christlicher Edelmann zu leben und seinen Bauern ein guter und gerechter Herr zu sein, von eben diesen Bauern auf das tödtlichste gehaßt wurde, während die Nörgelnschen Bauern für ihren ungleich roheren und selbstsüchtigeren Herrn, der nicht einen Grundsatz im Leibe hatte und sich um Recht und Gerechtigkeit nicht mehr kümmerte, als durchaus nothwendig war, durch Feuer und Wasser gegangen wären.

„Das machen seine abscheulichen, gediegenen Grundsätze," seufzte der Pastor endlich.

IV. Mein Recht.

Wezwagar war am folgenden Morgen eben damit beschäftigt, die Morgensuppe einzunehmen, als die Magd, die noch im Viehstall zurückgeblieben war, hineinstürzte und meldete, daß die schwarze Bläße offenbar gefährlich erkrankt sei. Die schwarze Bläße war die beste Kuh im Stall, der Bauer und sein Weib sprangen daher erschreckt auf und eilten zu dem kranken Thier. Dort wurde nun frisch zugegriffen. Die Kuh wurde aufgerichtet, mit Strohwischen abgerieben, ein Trank bereitet — genug, es gab ein paar Stunden vollauf zu thun, so daß es ein Glück war, daß Peter, der Knechtsjunge, an der Kuh weniger Interesse nahm als sein Herr und sich daher noch rechtzeitig darauf besann, daß dieser ins Gut müsse, um seine Pacht zu entrichten. Sobald Peter den Bauer gefragt hatte, ob er denn nicht jetzt anspannen solle, da es doch hohe Zeit sei, winkte ihm dieser bejahend zu, ermahnte seine Frau, im Stall zu bleiben und die Bemühungen um das Thier ununterbrochen zu kontroliren, und eilte dann in das Haus. Hier kleidete er sich so rasch als möglich um, nahm seine braunlederne Brieftasche aus dem Schränkchen an der Wand, steckte sie zu sich und sprang dann in den Wagen.

„Lebe wohl, Weiblein," rief er seiner Frau zu, die den Kopf aus der Stallthüre steckte, und ließ dann seinen Fuchs tüchtig ausgreifen. Seine Gedanken waren ganz bei der Kuh. Er hatte sie als drei Tage altes Kalb im Hofe gekauft und auf das sorgfältigste aufgezogen. So war sie denn zu einem prachtvollen Thier herangewachsen und hatte ihm auf der landwirthschaftlichen Ausstellung, die im Sommer des Vorjahrs in der Stadt abgehalten worden war, eine schöne silberne Medaille eingebracht. Wie ärgerlich, daß er jetzt fortmußte, ehe ihr Schicksal entschieden war!

Plötzlich blieb das Pferd stehen. Der Bauer fuhr aus seinem Nachsinnen auf und sah zu seinem höchsten Aerger, daß ein hochgewachsener, in Lumpen gekleideter Mann dem Thier in die Zügel gefallen war.

„Guten Morgen, Brüderchen," rief der Betrunkene mit hoher Stimme; „hat man Dich auch von Haus und Hof gejagt? Fährst Du jetzt auch von Gesinde zu Gesinde und von Krug zu Krug?"

„Laß die Zügel, Du Schurke," rief der Bauer zornig, „oder ich werde Dich lehren die Leute auf der Landstraße aufzuhalten."

Der Betrunkene aber hielt das unruhig rückwärts drängende Thier nur noch fester und sang:

„Wohl zum Kruge wußt den Weg ich,
Aber wußt ihn nicht zur Kirche!
Ach, sie tauften mich im Kruge,
Brachten nimmer mich zur Kirche."

„Laß die Zügel fahren, Du Trunkenbold," rief der Bauer abermals, raffte die Fahrleine zusammen und sprang aus dem Wagen. Jener aber starrte ihn hin und her schwankend mit gläsernen starren Augen an und krächzte:

„Branntwein hab' ich, Bier getrunken,
Doch vertrank ich den Verstand nicht.
Mußte ja Verstand behalten,
Mit dem Herrn mich zu bereden."

Der Bauer suchte nun die Hände des Trunkenen von den Fahrleinen zu entfernen, aber dessen Finger schlossen sich nur immer fester um sie. Der Betrunkene sank endlich in die Knie, der Fuchs prallte scheuend zurück, der Wagen rollte in den Graben und fiel um.

Der Bauer packte nun zornig den Schuldigen und schleuderte ihn über den Weg, so daß er in den andern Graben kollerte. Dort raffte er sich aber wieder auf, stützte sich mit den Ellbogen auf den Weg und grinste boshaft zu dem Bauer hinüber. Die zerfetzte Pelzmütze war ihm vom Kopfe gefallen, die zerzausten Haare, der struppige Bart und die starren Augen gaben der ganzen Erscheinung ein unsäglich wüstes Aussehen.

„Hi, hi, hi!" kicherte er. „Hi, hi! Jetzt fährst Du dahin, Wezwagar, wie ein großer Herr. Uebers Jahr, wenn der Baron Dich weggejagt hat, ruft Dich der Kukuk zum Essen und die Lerche macht Dir das Bett! Hi, hi! Ich, der lange Jehze, weiß, wie es thut, wenn man auf Haidekraut schläft und sich mit Moraft zudeckt! Ich hatte auch einmal einen Fuchs, dessen Fleisch haben aber die Füchschen gegessen, und mit seinen Knöchelchen haben die Krähen Kurrnik gespielt."

Und mit jähem Umschlag in der Stimmung fing er an zu jammern: „Ach, ich Unglückseliger! Wie einen Hund haben sie mich weggejagt! Jetzt muß ich mit dem weißen Stabe durch das Land." Und nun kreischte er wieder:

„Ach, wer kaufet wohl im Laden
Für die arme Waij' ein Kränzlein?
Roggenblumen, Dornenblüten
Taugen für der Waise Kränzlein."

Der Bauer hatte unterdessen seinen Wagen aus dem Graben gezogen und wieder in Ordnung gebracht. Der Ton, den der Betrunkene zuletzt angeschlagen hatte, erinnerte ihn peinlich an seinen Schwager. Es überlief ihn kalt. Er sprang

Digitized by Google

Oberbairischer Bursche. Gemalt von Mathias Schmid.

hastig in den Wagen und fuhr rasch davon. Er hörte aber noch, wie der lange Jehze, der jetzt auf der Landstraße hin und her schwankte und nach seiner Mütze suchte, wieder lustig sang:

„Heda, Brüderchen! Im Kruge, Schwesterchen,
Wo ist die Mütze? Als Bierkanndeckel."

Der lange Jehze war nicht immer ein Trunkenbold gewesen, er hatte sich aber als Soldat das Trinken angewöhnt und war nachher immer tiefer gesunken, so daß er schließlich aus seinem Gesinde gestoßen werden mußte. Seitdem haßte er den Baron tödtlich. Da dieser nun, wie der Leser schon weiß, seinen Bauern verhaßt war, so war der lange Jehze sicher, sich allezeit durch ein Spottlied auf ihn bei jedem Bauer eine beschcidene Mahlzeit und ein paar Gläser Branntwein verdienen zu können. Wezwagar bildete in dieser Beziehung eine Ausnahme und wurde deshalb von dem Trunkenbold kaum weniger gehaßt als der Baron.

Als Wezwagar auf dem Hofe eintraf, hatte er kaum Zeit, sein Pferd anzubinden und zu bedecken. Sein Name sei schon aufgerufen worden, hieß es. Kaum hatte er das Vorzimmer, in dem sich die Wirthe drängten, betreten, so rief der Diener, der die Thüre zu dem Arbeitszimmer des Barons hütete, abermals: „Wezwagar!" Der Gerufene drängte sich nun durch die Menge und betrat das Zimmer, dessen Thüre sich hinter ihm sofort wieder schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Scharrermichels Jugendleben.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11. VI. 70.

(Zu dem Bilde von M. Schmid.)

Nicht blos auf dem Macadam der Großstädte bewegt sich der Bummler, auch auf den einsamen Alpenpfaden, die unter hellglänzenden Firnen an schaurigen Abgründen hinführen, sind müßige Herumtreiber anzutreffen, und wie dort elegante Kaffeehäuser verkommene Existenzen in Lackstiefeln beherbergen, bietet hier die abgelegene Berghütte derbbeschuhten Tagedieben einen Schlupfwinkel. Den einen wie den andern war wohl ein besserer Lebensweg vorgezeichnet, ehe sie die abschüssige Bahn des Schwindels betraten, und daß auch der Scharrermichel von Schliers dereinst zu jenen zählen sollte, welchen es vom Schicksal beschieden ist, den Kampf ums Dasein gemächlich zuzuschauen, war ihm nicht an der Wiege gesungen. Er hatte seine Kinderstube mit Ferkelchen und Küchlein theilen müssen, und für diese Schlafgenossen paßte ein solches Möbel nicht.

Digitized by Google

Schon früh des elterlichen Schutzes beraubt, war er unter die mageren Flügel seiner in der Nähe hausenden Großmutter gerathen, deren Herzenstrost der kleine Dickkopf war. Alle ihre Hoffnung ruhte auf seinem struppigen Haupte, und schon als er in seinem ersten Zwilchhöschen mit den nackten Füßchen hinter ihren drei Enten her durch alle Pfützen patschte und mit lachendem Gesichtchen die Peitsche schwang, zweifelte die Alte keinen Augenblick, daß noch einmal etwas Tüchtiges aus dem Michel werden könnte.

Als unverfälschtes Bajuvarenkind langte er schon in der zartesten Lebensblüte lieber nach dem Bierkrug, als nach der Milchschüssel, und daß er nicht ohne alle künstlerische Anlage war, erwies sich schlagend, denn sicher wußte er die Eßglocke von jeder andern zu unterscheiden, doch schien es ihm gleichgiltig, vor welcher Schüssel er saß, wenn sie nur voll war.

Harmlos flossen die Tage seiner Kindheit hin, als aber ein Jahr nach seinem ersten Lustrum die gewissenhafte „Ahnl" ihm einen mächtig großen Schulsack nähte, ging ihm jeder Stich durch das ahnungsvolle kleine Herz. Er hätte sich am liebsten gleich auf Nimmersehen darin verkrochen, und da sie ihm denselben zum ersten Male umhing, fühlte er sich gruselnd in ein eisernes Joch gespannt. Die Alte konnte zu heiligen drei König Caspar, Melchior und Balthasar sammt der Jahrzahl mit einem Kreidezug an alle Thüren schreiben, ohne je eine Schule besucht zu haben. Sie war dabei gesund geblieben und alt geworden — was brauchte gerade er sich den Kopf mit so viel überflüssigem Wissen zu beschweren? Von seinem Platze, dessen Rücklehne jahraus, jahrein die Wand des Schulzimmers bildete, schaute er auch geringschätzig und trotzig genug nach den riesigen C-Strichen auf der schwarzen Tafel und nach den langen Buchstaben im Setzkasten, und er nahm sich ernsthaft vor, sich nie mit ihnen zu befreunden.

Der Schulmeister hatte auch gar bald herausgeklügelt, daß der dicke Michel lieber tagelang draußen aus dem schmutzigsten Tümpel schöpfe, als bei ihm nur eine Stunde lang aus dem reinen Born der Weisheit. Jedes Heraustreten aus dem Schulhause feierte er auch wie die Befreiung aus schwerer Kerkerhaft und rannte im Sturmlauf in den weiten freien Forst hinaus, um durch einen Luftsprung auf schwellendem Waldmoos den Eindruck der harten Schulbank auf sein weiches Gemüth zu verwischen. Wie jauchzte er, als die Schulzeit zu Ende war!

Viel Mühe machte es dem alten Mütterchen, den vielversprechenden Enkel zu der Wahl einer Lebensstellung zu bestimmen. Sie wollte seiner Neigung zu irgend einem Berufe nicht entgegentreten, da sie indes einem solchen Hang trotz der großen Hornbrille, die sie auf die Nase klemmte, bei ihrem Micherl nicht auf die Spur kam, war sie es zufrieden, als er nach langem Sträuben verlauten ließ, daß ihm die hohe Stellung eines Ziegenhirten unter allen vorgeschlagenen Erwerbsarten am wenigsten zuwider sei.

Um dieselbe Zeit traf im Thale die Botschaft ein, daß der Geißbub des Dorfes, ein gewecktes schneidiges Bürschlein, wegen Wilddieberei eine Zeit lang hinter Schloß und Riegel sitzen müsse. Alsbald trat der Ortsvorstand in Unterhandlung mit dem Supplikanten Michel. Nebst dem seit hundert Jahren bestehenden fixen Gehalt, ohne Hoffnung auf Aufbesserung, ohne Theuerungszulage, ohne pragmatische Rechte, sicherte ihm der Vertrag den Sommer über zwei hänfene Hemden, ein Paar Zwilchhosen, ein Paar Nagelschuhe und auf Martini beim letzten Eintreiben einen Kronenthaler als allereinzigste Nebenbezüge zu.

Michel schlug unbedenklich ein und war von Stunde an wohlbestallter Geißbub der Gemeinde. Die Großmutter aber glaubte nun ihre Lebensaufgabe erfüllt zu haben und konnte sich sorglos zum letzten Schlummer hinlegen, hatte sie doch ihren Schützling zu einem nützlichen Mitglied in der zwei- und vierbeinigen Gesellschaft herangezogen. Mit diesem Gedanken stand sie an einem holden Frühlingsmorgen vor ihrer Hüttenthüre. Wohlgefällig betrachtete sie den von Frische und Gesundheit strotzenden Jungen und flehte den Segen des Himmels auf ihn herab. Gar feierlich war auch dem jungen Michel zu Muthe, den sie zu seinem Amtsantritte schmuck und säuberlich herausgeputzt hatte. Beim ersten Tagesschimmer schon war ihm von runzliger Hand das Gesicht unter die Brunnenröhre gehalten worden, und ein Kamm hatte den wildverwachsenen Urwald unter seinem Filzdeckel zu lichten versucht, was doch für gewöhnlich nur das Geschäft seiner fünf Finger war. Prangend in seinem Sonntagsstaat, begrüßte er mit hellem Peitschenknall und das federbesteckte Hütlein schwingend seine aus allen Gehöften herbeieilenden gehörnten Pfleglinge, während die Alte eine Anzahl brauner Küchel als Tröster in der Einsamkeit in seinen Proviantsack stopfte und nicht fertig wurde, aus einer tiefen Schüssel nachzufüllen, als ginge der Zug mit der Herde durch die Sahara.

„Gib fleißig Obacht, Micherl, daß sich keine Geiß versteigt oder ein Kitzel abrutscht!" legte sie ihm in dem bedeutungsschweren Momente des ersten Ausmarsches mahnend ans Herz, indes der alte Ziegenbock, der die Herde anführte, mit einem Ernst herantrollte, als verstehe er in dieser Angelegenheit das meiste. Das Weib mußte derselben Meinung sein, denn sie schob ihm eine salzbestreute Brotschnitte zu und kraute ihn schmunzelnd zwischen den prächtig geringelten Hörnern, als wollte sie sagen: Jetzt kennt der Micherl noch nichts vom Geschäft, Hansel — mach halt du den Gescheidtern und lang ihm ein wenig unter die Arme!

Wirklich war es, als nehme der alte Hansel mit dem langen weißen Patriarchenbarte eine Protektormiene an, da er an der Spitze der meckernden Schar neben dem unerfahrenen jungen Schäfer emporzog zu den lockenden grünen Höhen.

Mit wonnigem Behagen labte sich die Herde an den würzigen Kräutern der Hänge und Michel an seinem Brotsack. In beschaulicher Ruhe bald auf dem Rücken, bald auf dem Bauche an kühler Quelle oder im Schatten des Gehölzes liegend, machte er sich sein Wächteramt nicht allzuschwer. Er vergähnte die einsamen Stunden in Unschuld und Frieden, und verschwand die Sonne hinter den in Glut getauchten Felskuppen, dann zählte er die Häupter seiner Lieben und zog mit dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung schläfrig zu Thale.

So ging der erste Sommer ins Land, und noch waren ihm kaum fünfzehn Lenze verblüht, da trat die Verführung in den lockenden Gestalten der Alpenwanderer an seine reine Hirtenseele heran. Aus purer Langeweile jedem, der mit dem Plaid über der Schulter und dem rothen Buch in der Hand in seiner Nähe auftauchte, seine Führerdienste anbietend, kam er bald dahinter, daß dieses Geschäft in wenig Wochen mehr einbringe, als sein ganzer, mühsam erfaullenzter Jahreslohn betrug. Die Herde vertrauensvoll ihrem Instinkte überlassend, blieb er halbe Tage lang von seinem Posten fort, um seine Zeit einträglicher zu verwerthen, doch statt von den Fremden Gesittung anzunehmen, verwilderte er wie die Wilden erst recht durch die Berührung mit der Civilisation.

Das tragische Ende der kecken Liesel, der Lieblingsziege des Gemeindevorstehers, führte ihn eines Tages ganz unerwartet auf den Wendepunkt seines Lebens. Zerschmettert hing sie tief unten an einem Felszacken des Naglerschroffens. So fand sie nach mehrstündiger Abwesenheit der leichtsinnige Hirte. Er fühlte kein menschliches Rühren, aber im Geiste schon des Vorstehers Prügel, und schnell war sein Entschluß gefaßt. Schnöde schweifte sein Blick über die traulichen Hänge und blumigen Halden hin, als habe sich seine Seele von dem Zauber dieses Friedens und dieser Einsamkeit längst befreit, dann stieg er gelassen den Berg hernieder, denn Michel geht und nimmer kehrt er wieder.

Spät abends erst schien sich der von dem Trauerfalle gebeugte alte Bock des stummen Auftrags der selig entschlafenen Großmutter zu erinnern. Er sammelte seine Schar und führte sie mit würdevoller Haltung den heimatlichen Ställen zu.

Als ginge am Naglerschroffen eine gespenstige Geiß um, so scheu mied der Scharrermichel den Schauplatz seiner früheren Wirksamkeit und tauchte erst ein gutes Stück tiefer in den Bergen wieder auf. Die Freiheit ist ihm fortan das höchste Gut, er will nichts mehr von Knechtschaft hören. Ziel- und planlos umherzuschlendern, als Wegweiser oder Träger mit den Fremden von Alm zu Alm zu wandern, genügt seinem Thatendurst, füllt es doch seine Pfeife und seinen Beutel. Ob

Digitized by Google

nicht etwa einmal unter seiner Anführuug dem einen oder dem andern das klägliche Loos einer Liesel droht, macht ihm nicht bange. So lange ihm die lachende Sonne Kunden in den Bergen festhält, sieht ihn keine Traurigkeit an. Brausen aber einmal die Herbststürme durch die Wälder, bedecken die Felsgipfel sich mit frischem Schnee, zieht das Wild sich in die Thäler herab, vermerkt es Michel sehr übel, daß ihm die gütige Vorsehung keinen Winterpelz wachsen und kein Päcklein Tabak aus den Wolken fallen läßt, ehe ihm die letzte Pfeife ausgeht. Es treibt ihn von den verlassenen Sennhütten in die Gehöfte der Bauern herunter; aber auch hier ist nicht lange seines Bleibens, denn groß steht an jeder Stallthüre zu lesen, daß es verboten sei, das Vieh mit brennenden Pfeifen und Cigarren zu füttern.

Wären nicht seine Nothhelfer, der Gams-Anderl von Nußdorf, für den er manchen verstohlenen Handel abmachen muß, und die lustige Binl von Brannenburg, die ihn als Liebesboten braucht, es würde dem freien Alpensohne, dessen Kostüm die Ebbe in seiner Kasse im Verein mit Wind und Wetter immer malerischer erscheinen läßt, gar manchmal der Magen knurren. Trotzdem konnte man ihn in der letzten rauhen Maienzeit, wo sich sein Herz schon mächtig nach Sonnenglanz, Herdengeläute und Trinkgeldern sehnte, mit krauser Miene und mit seinem Schicksal hadernd oft einsam sitzen sehen. Doch bald erhellt sich das runde Antlitz wieder, er tröstet sich mit den Raben, die auch nicht in die Scheunen sammeln und die der himmlische Vater doch ernährt. Wenn mildere Lüfte wehen, die Stadtleute ausfliegen und die ersten Gebirgsgäste angezogen kommen, blüht auch sein Weizen wieder. Dann thut er einen Juhschrei, daß die Berge zittern. Th. Messerer.

Zur Jubelfeier der Vereinigten Staaten von Amerika.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Die staatliche Entwicklung der amerikanischen Union während der ersten hundert Jahre ihres Bestehens.

Von Professor H. v. Holst.

II.

Die Konvention hatte ihren Entwurf mit Recht ein Kompromiß genannt. Die Konstitution war eine Reihe von Kompromissen, und zwar zum Theil von unmöglichen Kompromissen, denn die Konvention hatte zwischen entgegengesetzten Prinzipien zu paktiren gesucht. Sie mußte daher mit Nothwendigkeit früher oder später zu neuen schweren Stürmen führen. Allein auf der andern Seite bot sie auch die Möglichkeit zu einer nationalen Verwachsung, die sich stark genug erweisen konnte, jene Stürme zu bestehen. Und das war alles, was sich zur Zeit erreichen ließ. Hatte die Konvention also auch entfernt nicht geleistet, was ihr nachher angedichtet worden ist, so hat sie doch geleistet, was geleistet werden konnte. Die Einzelheiten ihres Werkes darzulegen, daran kann hier selbstverständlich nicht gedacht werden. Nur mit einem Worte mögen die vier Hauptpunkte angedeutet werden, in denen sich die neue Verfassung prinzipiell von den Konföderationsartikeln unterschied. Die Staaten hatten nicht mehr alle einen gleichen Antheil an der Bundesgewalt, sondern derselbe war zum Theil nach ihrer Bevölkerung, d. h. nach ihrer wirklichen Macht bemessen; die legislative und die exekutive Gewalt waren verschiedenen Organen anvertraut; es war eine richterliche Gewalt geschaffen, die in letzter Instanz alle Fälle zu entscheiden befugt war, in denen die Verfassung und die Gesetze der Vereinigten Staaten in Frage standen; die Bundesregierung hatte nunmehr nicht nur nominell, sondern thatsächlich gesetzgebende Gewalt, da ihre Gesetze hinfort nicht nur für die „souveränen" Staaten, sondern unmittelbar für die Individuen verbindlich waren, und da sie ihre eigenen Organe hatte, dieselben zum Vollzug zu bringen.

Die riesigen Verhältnisse der amerikanischen Entwicklung haben etwas fast Märchenhaftes. Am wunderbarsten aber ist die Wandelung, die sich auf allen Gebieten des Lebens durch die Annahme der Verfassung vollzog. Der Schlüssel des Räthsels liegt in einem einzigen Wort: das Vertrauen war zurückgekehrt, und das Vertrauen war gerechtfertigt. Die großartige Energie des Volkes konnte sich jetzt ohne jedes Hinderniß mit ganzer Kraft auf die Ausnutzung des unabschätzbaren Kapitales werfen, welches sie in dem weiten, in jeder Hinsicht auf das reichste von der Natur ausgestatteten Lande besaß. So entwickelten sich die jungen Keime wie über Nacht zu einem kräftigen Stamm, denn die Prinzipien der Selbstregierung und der völlig freien Entfaltung der individuellen Kraft, die seit jeher die Grundlagen des Lebens der Kolonien gebildet hatten, betrieben den Umlauf der Säfte mit gewaltigem Schwunge. Die Frage war bald nicht mehr, ob die Vereinigten Staaten den Rang würden behaupten können, den sie sich mit europäischer Hilfe im Unabhängigkeitskriege erstritten, sondern ob das Volk nüchtern und sittlich genug sein würde, den beispiellosen Fortschritt ihrer materiellen Entwicklung ungeschädigt zu ertragen. Wohl that das wirthschaftliche Aufblühen mehr als irgend ein anderes Moment zum nationalen Verwachsen, aber daraus durfte nicht geschlossen werden, daß dieses mit jenem völlig gleichen Schritt halte, und daß auch jenes für sich allein einen zureichenden Prüfstein für den bleibenden Werth der Verfassung abgebe. Kein Gesetz und keine Verfassung, und wenn sie in Wahrheit ein direktes Geschenk der Vorsehung selbst wären, vermag von heute auf morgen hervorzuzaubern, was nach der Natur der Dinge nur durch das ernste heiße Ringen von Generationen werden kann. Wohl hatten bis zur Annahme der Konstitution Doktrinarismus und Partikularismus in einem innigen Bunde mit einander gestanden, in dem sie sich gegenseitig mächtig förderten, aber der Partikularismus war wahrlich nicht von dem Doktrinarismus hervorgerufen, sondern er war in den realen Verhältnissen gegeben. Diese realen Verhältnisse aber konnte kein Willensakt des Volkes fortdekretiren und der partikularistische Geist lebte daher fort. Auch hier wiederum war also nicht das Wünschenswerthe auf einen Schlag erreicht, sondern nur das Mögliche geschehen, und dieses beschränkte sich auf die Möglichkeit, nach und nach dem Wünschenswerthen immer näher zu kommen.

So regte sich denn auch der Partikularismus sogleich wieder und es zeigte sich dabei vom ersten Augenblicke an, daß die Verfassung ihm in überreicher Fülle die festen Punkte darböte, um seine Hebel anzusetzen. Nicht einmal ein Staat war es, sondern nur ein kleiner Theil des Staates Pennsylvania, der zuerst einem mißliebigen Bundesaccisegesetz offenen Widerstand zu leisten wagte, und doch hallte das ganze Lager der Antiföderalisten von den lautesten Klagen und heftigsten Denunciationen wider, weil die Bundesregierung Nerv genug hatte, eine so bedeutende bewaffnete Macht aufzubieten, daß schon ihr Erscheinen zur Dämpfung der Rebellion hinreichte. Selbst Washington, der heute in den Vorstellungen der Masse aus einem wahrhaft großen Manne in einen abgeschmackten Heiligen verunstaltet worden ist, war den giftigsten und gemeinsten Verleumdungen ausgesetzt. Noch vor Ablauf des Jahrhunderts riefen dann die sogenannten Fremden- und Aufruhrgesetze, die der Regierung eine Waffe gegen die wilde Agitation der durch die französische Revolution wachgerufenen radikal-demokratischen Tendenzen in die Hand geben sollten, die sogenannte Virginia- und Kentucky-Resolutionen hervor. Zwei Staatslegislaturen entwickelten hier in offizieller Weise die Theorie der Staatenrechtslehre, deren konsequente Durchführung die Union wieder auf ihren Stand unter den Konföderationsartikeln, ja hinter denselben zurückgeschraubt haben würde, denn was unter jenen nur der thatsächliche Zustand gewesen, wäre jetzt das anerkannte Rechtsverhältniß geworden. Nach dieser Lehre waren nicht nur etwa die Staaten unter einander, sondern jeder der „souveränen" Staaten und die Union oder die Unionsregierung — man brauchte das Wort Union in beiden Bedeutungen, wie es sich gerade für die Verfechtung der Doktrin am besten schickte — gleiche Parten, denen mithin auch das gleiche Interpretationsrecht ihres „Vertrages", d. h. der Verfassung zustehe. Habe die Unionsregierung nach Ansicht eines Staates ihre legitimen Befugnisse überschritten, so sei dieser berechtigt, „sich

Digitized by Google

ins Mittel zu legen", den bezüglichen Bundesakt, so weit derselbe ihn beträfe, zu „nullifiziren". Das war das liberum veto Polens in bester Form.

Für jetzt blieb es bei der Theorie. Bald aber bot sich eine Gelegenheit, an dem entgegengesetzten Ende der Union und in dem entgegengesetzten politischen Heerlager dieselben Keile in die Fugen der Konstitution zu treiben. Die Rollen in den verfassungsrechtlichen Theorien wurden vertauscht, weil die Plätze am Regierungstische und auf der Oppositionsbank gewechselt waren. Die Neu-England-Staaten, die lange die entschiedensten Vertreter einer Kräftigung der Union in nationalem Sinne gewesen waren, standen jetzt wenig hinter dem einstigen Eifer der Antiföderalisten für die zersetzende Lehre von der Staatensouveränetät zurück, als unter der Präsidentschaft von Jefferson das Louisianagebiet für einen Spottpreis von Frankreich gekauft wurde. Sie fürchteten, den ganzen Handel von dem Mississippi monopolisirt zu sehen, und da waren sie flink bei der Hand, aus dem Schweigen der Verfassung zu deduziren, daß die Union nicht das jedem Staate aus Naturnothwendigkeit zustehende Recht der Erwerbung neuer Gebiete habe. Und den verfassungsrechtlichen Erörterungen fehlte natürlich auch jetzt nicht die Würze scharfer Drohungen. Noch schärfer zugespitzt wurden jene und noch heftiger diese, als die Neu-England-Staaten den vollständigen Ruin ihres durch die verblendete Politik der Regierung bereits lange und schwer beeinträchtigten Handels durch den zweiten Krieg mit England (1812—15) glaubten voraussetzen zu müssen. Sie tischten jetzt der herrschenden Partei das giftige Gericht der Staatensouveränetät zum großen Theile genau in denselben Worten auf, in denen diese es als Opposition zuerst 1798 und 1799 servirt hatte. Antworten ließ sich viel darauf, aber nichts konnte die Administrationspartei entgegnen, mit dem sie nicht ihrer eigenen Vergangenheit ins Gesicht geschlagen hätte. Sie half sich mit bitteren Worten, unter denen „Verrath" eine große Rolle spielte, aber ein Glück war es doch, daß sie es nicht immer gleich genau mit ihren Grundsätzen nahm. Hatte sie dadurch, daß sie den Mississippi zu einem Strome der Union machte, eine Konsolidirung der wirthschaftlichen Interessen herbeigeführt, an welcher dereinst die Konföderation der Sklavenstaaten zerschellen sollte, so hatte sie durch den Krieg mit England nicht nur durch Blut die Union fester zusammengekittet, sondern auch den Anstoß zur Begründung einer mannichfaltigen Industrie in den Nordstaaten gegeben, die nach und nach die Union von der wirthschaftlichen Vormundschaft Europas befreien sollte und neue Interessenbande zwischen ihren verschiedenen Theilen knüpfte.

Waren so schon reine Zweckmäßigkeitsfragen — bei den meisten von denen noch dazu ein vorurtheilsfreierer Blick kaum einen Augenblick darüber hätte zweifelhaft sein können, welche Entscheidung die Interessen der Gesammtheit forderten — hinreichend, scharfe Spannungen hervorzurufen, so mußte dieses selbstredend in noch ungleich viel höherem Grade der Fall sein, wo die Konstitution versucht hatte, ein Kompromiß zwischen entgegengesetzten Prinzipien zu Stande zu bringen. Sie hatte das gethan, indem sie freie und sklavenhaltende Staaten als gleichartige Elemente behandelte, die ohne Schwierigkeit zu einem gleichartigen Ganzen verschmolzen werden könnten. Der Raum verbietet es, hier auch nur in gedrängtester Weise die Gründe anzugeben, die dieses zu einer Unmöglichkeit machten. Ich habe hier nur eine ganz bestimmte Seite der Unionsgeschichte flüchtig skizziren wollen, und zu deren Schilderung genügt es auch, die Thatsache einfach zu konstatiren, daß die Sklaverei in schlechthin jeder Hinsicht des menschlichen Lebens nicht nur einen stetig breiter und tiefer werdenden Spalt zwischen Norden und Süden riß, sondern auch den Süden mit seinem sklavokratischen Fundament und seinem demokratischen Oberbau mit sich selbst in einen unschlichtbaren Konflikt brachte.

Wie diese Gegensätze schon in der Konvention zu Philadelphia das am schwersten zu überwindende Hinderniß gebildet hatten, so prallten sie dann auch nach der Annahme der Verfassung bei jeder Gelegenheit auf einander. Zu einer eigentlichen Krisis führten sie jedoch zunächst nicht, da die Sklaverei erst nach und nach durch den ungeheuren Aufschwung des Baumwollbaues so ausschließlich die wirthschaftliche Basis der Südstaaten wurde, daß sie auch ihrem ganzen Denken und Fühlen die Richtung gab und mit vollem Bewußtsein und stetig wachsender Befriedigung als der „Eckstein" ihrer Existenz anerkannt wurde. Der erste Aufeinanderstoß, der die Union bis in ihre innersten Fugen erschütterte, erfolgte gerade ein Menschenalter nach Annahme der Verfassung in dem Streite um die Missourifrage. Hier war ein aus dem Louisianagebiete gebildetes Territorium, das Aufnahme in die Union als Staat verlangte. An sich waren alle dafür, dem Verlangen Folge zu geben; die Frage war nur, ob dem Territorium gestattet werden sollte, sich als Sklavenstaat zu konstituiren. Mit andern Worten, es war ein furchtbarer Kampf der beiden entgegenstehenden Prinzipien um das weite Territorialgebiet ausgebrochen, dessen dereinstige Ausdehnung ins Ungeheuere schon jetzt geahnt werden konnte. Die ganze Natur des Bundes, das verderbendrohende Problem der Staatensouveränetät nach allen seinen Seiten hin kam dabei in Frage. Die Majorität des Kongresses war entschieden der Ansicht, daß er das Recht habe, die Aufnahme des Territoriums als Staat an die Bedingung zu knüpfen, daß die Sklaverei nicht in ihm gestattet werde, und sie war geraume Zeit entschlossen, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Der Süden aber sah seine „besondere Institution" an der Wurzel angetastet, wenn er sich nicht die politische Herrschaft in der Union sichern konnte, und diese konnte er nicht behaupten, wenn nicht neue Sklavenstaaten gebildet wurden, die den neuen Staaten des an Reichthum wie an Bevölkerung ihm rasch voran eilenden freien Nordens das Gegengewicht halten konnten. So stand er wie Ein Mann in dem Streite zusammen und führte ihn wie einen Kampf auf Leben und Tod. „Entschlossenheit macht aus Einem eine Majorität", sagt ein amerikanisches Sprichwort. Eine Minorität der nordstaatlichen Vertreter wurde endlich fahnenflüchtig. Missouri verblieb dem Süden, und der Norden wurde mit dem Versprechen abgefunden, daß in dem Territorialgebiete nördlich von 36° 30′ die Sklaverei für immer verboten sein solle. So war denn jetzt die Theilung der Union nach den Prinzipien der Freiheit und der Sklaverei in zwei geographische Hälften durch ein Bundesgesetz fixirt. Die Majorität hatte sich unfähig erwiesen, das nationale Interesse gegen das sektionelle zu wahren. Mit Ueberlegung und Bewußtsein war in einer Frage, von der nicht nur die Wohlfahrt, sondern auch die Existenz der Republik abhing, ein Präzedenzfall dafür geschaffen, daß das antinationale Sonderinteresse der Minorität das maßgebende sein müsse. Charles Sumner machte später in seinem Kampfe gegen die Sklaverei den Satz zu seinem Motto: „Die Freiheit ist national, die Sklaverei sektionell." Der Satz war ein Widerspruch in sich. Die Freiheit konnte nicht wirklich national sein, so lange die Hälfte der Union unter der Despotie der Sklaverei stand, denn diese Hälfte konnte nicht als Sektion sklavokratisch sein und gleichzeitig als Theil des Ganzen unter dem Banner der Freiheit stehen. So lange die Sklaverei in einer Sektion bestand, mußte sie dem nationalen Prinzip und seiner Entwicklung in jeder Hinsicht feindlich gegenüberstehen, und so lange dieser unschlichtbare Gegensatz nicht durch die vollständige Vernichtung des einen Prinzips und zwar selbstverständlich des in sich verwerflichen aufgehoben war, mußte die Union eine rückläufige Entwicklung in antinationaler Richtung nehmen, so weit ihre Entwicklung überhaupt von der Sklaverei beeinflußt wurde, denn die Behauptung des Sklavenhalterinteresses setzte seine Herrschaft voraus und seine Herrschaft mußte um so unbedingter werden, je mehr sie in Widerspruch mit den nationalen Interessen und dem thatsächlichen Machtverhältniß der beiden Sektionen stand.

Die Basis, auf welcher der Süden den Kampf führte, war natürlich die Lehre von der Staatensouveränetät. Sie war ja nur die Formulirung des Prinzips, daß der Theil über dem Ganzen stehe, und die Bestrebungen der Sklavokratie waren nur die praktische Anwendung des Prinzips nach einer bestimmten Richtung hin. Es währte denn auch nicht mehr lange, bis ein Versuch zur wirklichen Geltendmachung der Doktrin von 1799 gewagt wurde. Die durch die Sklaverei bedingte einseitige wirthschaftliche Entwicklung der Pflanzerstaaten hatte

Digitized by Google

zu einem sich stetig verschärfenden Konflikte mit demjenigen Theile des Nordens geführt, in dem die industriellen Interessen die maßgebenden waren. Geraume Zeit hatten diese das Uebergewicht und die Tarifgesetze wurden daher im Dienste des sogenannten amerikanischen Systems von Henry Clay, d. h. des Schutzzolles gemacht. Die Pflanzerstaaten verzweifelten nahezu daran, auf dem Wege der politischen Agitation eine Aenderung herbeiführen zu können. South-Carolina, unter der Führung von Calhoun, entschloß sich daher, die Probe mit dem schon vor mehr als dreißig Jahren von Kentucky entdeckten Radikalmittel zu machen. Der Staat „nullifizirte" die Tarifgesetze des Bundes. Die Aufregung war groß. Auf beiden Seiten bereitete man sich auf einen bewaffneten Zusammenstoß vor und der gewaltthätige Jackson, der auf dem Präsidentenstuhle saß, soll sogar von Galgen phantasirt haben. Die Politiker beider Heerlager aber trugen Sorge, es nicht bis zur Appellation an diese letzte Instanz kommen zu lassen. Hüben wie drüben war man rücksichtsvoll genug, die Vorbereitungen zum entscheidenden Zusammenstoß nicht eher vollenden zu lassen, als bis die Veranlassung zu demselben aus dem Wege geräumt war. South-Carolina erhielt eine Modifikation des Tarifs, mußte es sich aber gefallen lassen, nachträglich in einem geharnischten Gesetze eine gewaltige Faust gezeigt zu bekommen. Man gratulirte sich mit triumphirenden Blicken, daß der eiserne Jackson den carolinischen „Verräther" so gründlich zur Raison gebracht; die Thatsache aber war, daß ein einziger Staat, und zwar einer der weniger mächtigen, durch die Androhung seines Veto eine Aenderung der Bundesgesetze ertrotzt hatte. South-Carolina hatte nicht nur ungestraft, sondern mit Erfolg Hand an die Grundvoraussetzung aller staatlichen Existenz, an die Gesetzesherrschaft gelegt.

Von dieser Zeit ab schürzen sich die Fäden des ununterdrückbaren Konflikts rasch zum tragischen Knoten. Während im Norden die abolitionistische Agitation beginnt, die über die Verfassung hinausgeht und sich auf den Boden eines „höheren Gesetzes" stellt, das von keinem Kompromiß zwischen Recht und Unrecht weiß und nicht mit dem Gewissen zu paktiren gestattet, zwingt der Süden immer rücksichtsloser dem Norden das Joch der Sklaverei auf und betreibt immer eifriger die Jagd nach neuen Sklavereigebieten. Furchtbare Schläge, die bis hinauf in die Hallen der gesetzgebenden Gewalt reichen, führt er gegen die Freiheit des Wortes und gegen das Petitionsrecht; die auswärtige Politik der Union muß von Pol zu Pol den Interessen der „besonderen Institution" dienen; die Annexion von Texas wird durchgesetzt, ein ruchloser Eroberungskrieg gegen Mexiko geführt; wie der gewonnene Preis den Händen des Südens zu entgleiten droht, wird das „Kompromiß" von 1850 geschlossen, das jedem freien Mann die heilige Pflicht auferlegt, sich zum Sklavenhäscher zu prostituiren; und endlich wird mit dem Missourikompromiß die letzte Schranke vor der Sklavereipropaganda niedergeworfen. Hier müssen wir einen Augenblick still stehen, da hier ein weiteres Stück von dem nationalen Prinzip geopfert wurde.

Da der Süden sich trotz allem, was die Bundesregierung für ihn zu thun vermochte, allerwärts von dem Norden mehr und mehr überflügelt sah, so sollte jetzt ein letzter Versuch gemacht werden, was sich durch die prinzipielle Beseitigung aller Gesetzesherrschaft hinsichtlich der Sklaverei in den Territorien erzielen lasse. Zu diesem Behuf erfand der Senator Douglas von Illinois die Lehre von der Squattersouveränetät. Sein Satz lautete: Da das Territorium der ganzen Union gehört, so müssen die Interessen aller Sektionen gleiche Chancen hinsichtlich desselben haben; die Union als solche hat nichts mit der Sklaverei zu thun, der Kongreß darf daher die Sklaverei weder in einem Territorium einführen, noch sie verbieten; die Entscheidung dieser Frage liegt ganz in den Händen des souveränen Volks, d. h. der Ansiedler (squatters). In anderen Worten ausgedrückt, lautet der Gedanke so: In derjenigen Frage, die seit der Annahme der Verfassung mit jedem Tage mehr zum Angelpunkt der ganzen Unionspolitik geworden ist, von der offenbar die ganze Zukunft und selbst die Existenz des Staates abhängt, müssen sich die Bundesgewalten hinsichtlich der ohne jede Einschränkung der Autorität des Kongresses unterworfenen Territorien mit der absoluten Indifferenz vollständiger Machtlosigkeit verhalten, weil die Territorien der ganzen Union angehören und das Bestehen der Sklaverei in einem Theil der Union es unmöglich macht, daß sie (die Union) hinsichtlich jener (der Sklaverei) einen staatlichen Charakter gewinne; was die Sklaverei in dem nationalen Territorium betrifft, ist „die Souveränetät des Volks", d. h. die Souveränetät des Volks in seiner staatlichen Organisation auf die „souveränen Individuen" übertragen, denen es beliebt, sich in dem Territorium anzusiedeln: die Union läßt die ersten vom Zufall oder von den Parteien herbeigeführten Squatterhaufen die Würfel des Geschicks über die Union werfen, weil die Territorien nationales Eigenthum sind. — Es lag ein furchtbarer realer Sinn in diesem verfassungsrechtlichen Wahnwitz, und der läßt sich in Einem Wort ausdrücken: Die Macht sei das Recht. Vogue la galère!

So war man denn endlich auf den Boden gelangt, auf dem allein ein Austrag gefunden werden konnte, auf den Boden der nackten Thatsachen, völlig ungehemmt von Gesetz und Recht. Revolver, Büchsen und selbst Kanonen führten das Wort in Kansas und sprachen Recht zwischen Norden und Süden. Ihr Spruch lautete gegen den Süden. Jetzt gab es nur noch eine Instanz. Von den Squatters des einen Territoriums mußte an die gesammte Bevölkerung der beiden Sektionen appellirt werden. Der Süden mußte sich bleibend geschlagen geben oder seine Berufung einlegen, sobald die bis in das Jahr 1840 hinaufreichende Organisation einer politischen Partei im Norden auf der Basis der Sklavenfrage so weit an Boden gewonnen hatte, daß sie ihren Kandidaten auf den Präsidentenstuhl erheben konnte. Das geschah 1860 durch die Wahl Lincolns, und South-Carolina antwortete unverzüglich mit seiner Secessionserklärung, d. h. es zog die letzte Konsequenz der Lehre von der Staatensouveränetät, indem es als souveräner Parte den Bundesvertrag kündigte. Noch immer aber wollte man nicht glauben, daß Pulver Trumpf sei. Man meinte, doch noch wiederum ein Kompromiß zu Stande bringen zu können. Ich rede jetzt nicht von den zahlreichen krampfhaften Versuchen, ein neues Kompromiß zwischen der Freiheit und Sklaverei durch weitere Zugeständnisse an diese zu schließen. Auf die Sklaverei habe ich überhaupt nur in so weit Bezug genommen, als es zum Verständniß der Kompromißgeschichte zwischen dem staatlichen und antistaatlichen Prinzip unumgänglich nothwendig war. Diese beiden sollten jetzt abermals versöhnt werden, und die beiden Versuche, die in dieser Richtung gemacht wurden, sind die merkwürdigsten von allen.

Der Präsident Buchanan, seit jeher „ein nördlicher Mann mit südlichen Prinzipien", bestritt zwar unbedingt, daß ein Staat unter der Verfassung das Recht zur Secession habe; aber er behauptete auf der anderen Seite, daß der Bundesregierung nicht das Recht zustehe, einem „souveränen Staat" gegenüber Gewalt zu gebrauchen. Er stand nicht allein mit dieser Ansicht; vorgeblich war sie sogar eine sehr weit verbreitete, sowohl in den sog. Grenzstaaten, die nicht nur geographisch, sondern auch in allen anderen Hinsichten den Uebergang von den freien in die Pflanzerstaaten bildeten, als unter derjenigen Fraktion der demokratischen Partei im Norden, die bisher die willfährigste Dienerin der Sklavokratie abgegeben hatte. Daß ein Gesetz, dessen Gesetzeskraft von der freiwilligen Unterwerfung desjenigen abhängt, auf den es Anwendung finden soll, kein Gesetz ist, das begriffen diese Weisen nicht, denen die Denkkraft über den Advokatenkunststückchen zur Verschleierung ihres sittlichen Eunuchenthums verloren gegangen war. Und doch hatten sie nicht Unrecht, wenn die Voraussetzung ihres Satzes für richtig anerkannt wurde. Waren die Staaten in Wahrheit und im vollen Sinn des Worts souverän, so konnte ein verfassungsrechtliches Recht des Zwangs gegen sie nicht bestehen. Wohl konnte Gewalt gegen sie gebraucht werden, aber das war dann ein Krieg, dessen einziges Gesetz das Völkerrecht war; nicht eine Rebellion ward unterdrückt, sondern Theile der einstigen Union bekriegten einander. Lag das Recht in Wahrheit so, dann war aber auf der anderen Seite die Union nie ein Staat

Digitized by Google

gewesen, denn — ich wiederhole es — die Voraussetzung aller staatlichen Existenz ist die Gesetzesherrschaft, diese aber hatte dann nie in der Union existirt. Die Union war dann seit jeher nur ein völkerrechtlicher, aber nicht ein staatsrechtlicher Verband gewesen, wenn auch die Glieder dieses völkerrechtlichen Verbands es für gut befunden hatten, für die Dauer ihres guten Einvernehmens dem Bund einen staatsrechtlichen Charakter zuzuschreiben, um dadurch gewisse gemeinsame Interessen zu fördern. Dann war es aber wieder offenbar nicht richtig, daß die Staaten nicht das Recht zur Kündigung des Vertrags hätten. Also entweder dieses oder jenes; beide Seiten der Proposition konnten nicht richtig sein, weil sich ja und nein nicht kopuliren lassen, weil es unmöglich ist, gleichzeitig zu sein und nicht zu sein. Mit anderen Worten: entweder die Union oder die Staaten waren souverän.

Der Kniff, mit dem der Präsident zwischen Hammer und Ambos durchzuwischen suchte, wurde noch durch die Erfindung überboten, durch die sich die Grenzstaaten ein bequemes und sicheres Ruhebett auf ihrem Platz zwischen Thür und Angel meinten zurecht gemacht zu haben. Mit der größeren Hälfte ihrer Interessen gehörten auch ihre Sympathien dem Süden, aber ihre nach Norden weisenden Interessen waren stark genug, um sie die Secession nicht wünschen zu lassen; sie wollten sich daher „neutral" erklären, um auf diese Weise, wie sie sagten, einen unübersteiglichen Wall zwischen die feindlichen Brüder zu legen. So kommt denn auch in dieser furchtbaren Tragödie der nirgends vollständig fehlende Humor zur Geltung. So lange sich nicht jeder der Staaten rühmen kann, im Besitz des Zauberstabs der Fee Wunderhold zu sein, der den zum Streich aufgehobenen Arm in Stein zu verwandeln vermag, so lange braucht es keine Argumente gegen diese verfassungsrechtliche Doktrin. Bis dahin gilt es für die Vereinigten Staaten wie für die übrige Welt, daß die ersten Hiebe derjenige erhält, der sich zwischen zwei aufeinander losschlagende Knüppel wirft. „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich" — das Wort fand hier die unbedingteste Anwendung. Entweder die Union ward aufgelöst und dann für immer, oder es ward für immer entschieden, daß sie nicht ein Staatenbund, sondern ein Staat sei; ein drittes gab es nicht mehr von dem Augenblick an, da eine förmliche Secessionserklärung erlassen worden war. South-Carolina hatte Punkt und Strich unter das Kapitel der Unionsgeschichte gesetzt, da jeder Staat sich beifallen lassen konnte, in jedem Moment und hinsichtlich jeder Frage zu verfügen, ob die Vereinigten Staaten „eine Nation oder dreizehn", resp. dreißig und drüber, sein sollte.

Der Norden schwankte, bis South-Carolina den ersten Kanonenschuß gefeuert hatte; dann war er entschlossen, seinerseits nicht eher den letzten zu feuern, als bis die Rebellen die Waffen gestreckt. Jetzt war er eines Sinnes darüber, daß die Secessionisten Rebellen seien. Der Süden selbst hatte durch seine gierige Annexionspolitik mit geschäftigen Händen das Netz geknüpft, in dessen Maschen sich die Sklaverei und die antistaatlichen Doktrinen erwürgen sollten. Der Fortbestand der Union war eine wirthschaftliche Lebensfrage geworden. Die große Mitte der freien Staaten konnte nicht auf den unteren Lauf des Mississippi verzichten. Das gab in Wahrheit die Entscheidung. Es war der furchtbarste Ernst, wenn der starke Westen erklärte: „Bis zum letzten Dollar und bis zum letzten Mann!" Was die Natur zu einer Einheit gemacht, das konnte die Sklaverei nicht zerreißen, und wenn sie ihren Schwur buchstäblich hätte wahr machen wollen: „Der letzte Mann bis zur letzten Grube!"

Wäre die allgemeine Entwicklung der Welt um hundert, ja nur um fünfzig Jahre weiter zurück gewesen, dann hätte der Süden vielleicht triumphiren können, um mit dem Triumph seinem wirthschaftlichen, geistigen und sittlichen Tod unter dem Fluch der Sklaverei das Siegel aufzudrücken. Jetzt war es unmöglich, da eine ganze Generation die gewaltigen Ströme der Union von einem Ende bis zum andern in wenigen Tagen oder Stunden von den Dampfschiffen hatte durcheilen sehen, da eine ganze Generation mit wunderbarer Energie nach den verschiedensten Richtungen hin Schiene an Schiene geschlossen, auf denen Tag und Nacht Güter und Menschen ungezählte Meilen durchflogen, und da der Draht den Gedanken mit Gedankenschnelle von einem Ende des Landes zum anderen trug, mit Einem Wort, da Dampf und Elektrizität eine Bevölkerung von vielen Millionen wirthschaftlich und geistig zu Einer großen Familie gemacht. Das Medusenhaupt der Sklaverei hatte sich aus dem Grab untergegangener Jahrhunderte in das modernste aller Völker verirrt. Sein Geschick stand vom ersten Tage der Union an geschrieben und es erfüllte sich, sobald die Sklaverei durch die Anrufung der brutalen Gewalt selbst ihren Zauber zerstörte.

Der verlöschende Docht flammt noch einmal hell auf. Hunderttausende von Leichen hatten die Sklaverei begraben, und das Blut, das ihnen entströmt war, hatte die geborstene Union neu zusammengekittet, als die demokratische Partei doch noch einen letzten Versuch machte, die alte staatliche Zwitternatur der Union zu retten. Ihr zu Liebe sagte sie dem gesunden Menschenverstand ab und erklärte, daß die Rebellenstaaten mit dem Moment der Unterwerfung als souveräne Staaten auch wieder in den Vollbesitz aller ihrer Rechte als Glieder der Union getreten seien. In der ganzen Weltgeschichte findet sich keine auch nur annähernd ähnliche Absurdität wie dieser Versuch, durch die Kraft einer von Hause aus unhaltbaren staatsrechtlichen Doktrin einen vierjährigen Bürgerkrieg von solchen ungeheuerlichen Proportionen als einfach nicht dagewesen zu betrachten. Allein die Majorität des Volks war doch zu sehr durch den Krieg ernüchtert worden, als daß sie sich auch jetzt noch die Logik der Thatsachen für einen verfassungsrechtlichen Widersinn hätte abschwätzen lassen. Die Bundesregierung diktirte den Rebellenstaaten das Gesetz, unter dem sie wieder Aufnahme als vollberechtigte Glieder in die Union finden konnten, und der Sieg der republikanischen Partei in der Präsidentenwahl von 1868 gab der antistaatlichen Interpretation der Bundesverfassung den Gnadenstoß.

Die Präsidentenwahl von 1872 bildete nur einen Abschnitt in dem Gährungsprozeß, in dem sich die todten Elemente abgethaner Fragen und die noch nicht völlig gereiften Keime derjenigen Fragen abscheiden, denen die Zukunft gehört, und ihr Ausgang wurde nur durch nebensächliche Momente entschieden. In diesem Jahre feiert die Union das Fest ihres hundertjährigen Bestandes, und mit der Präsidentenwahl dieses Jahres nimmt ein neues Kapitel ihrer Entwicklungsgeschichte seinen Anfang. Mannichfach und schwer sind die Aufgaben, welche ihrer warten. Aber die Bevölkerung, die es verstanden hat, unter solchen Kämpfen zu einem Volk heranzureifen, die ist ihnen gewachsen. Ist die Union im Stande gewesen, trotz des in ihrer Verfassung fixirten unschlichtbaren Widerstreits zwischen Freiheit und Sklaverei in Wahrheit zu einem Staat zu werden und ihre staatliche Natur über jede Gefahr eines Angriffs sicher zu stellen, so wird sie sich auch im Stande erweisen, ihre staatlichen Aufgaben zu lösen. Nicht nur der in die Vergangenheit zurückgewandte, sondern auch der in die Zukunft vorschauende Blick macht den 4. Juli 1876 zu einem Ehrentag der Vereinigten Staaten.

Das neueuropäische Theater in Baireuth.

Nachdruck verboten. Ges. v. 11./VI. 70.

Von unserem Berichterstatter.

„Sie gehen auch nach Baireuth?" fragte der alte Herr, der mir gegenübersaß, als der Condukteur unsere Billets coupirte.

„Ja, ich will das Theatergebäude, das dort für die Wagneraufführungen errichtet ist, kennen lernen."

„Der Herr ist also wohl Architekt?"

„Nein, ich gehe im Auftrag des Daheim dorthin."

„Ah! Nun, das freut mich aufrichtig. Die Presse hat sich bisher an Wagner schwer versündigt. Nie wurde ein großes Unternehmen von der öffentlichen Meinung hartnäckiger verkannt, als in diesem Fall."

Digitized by Google

Ich wußte nun, daß ich einen regelrechten Wagnerverehrer vor mir hatte, und ließ den Herrn gewähren. Er wurde nicht müde, mir die reformatorische Bedeutung, die seiner Ansicht nach Wagner in musikalischer und nationaler Beziehung zukommt, auseinander zu setzen.

„Denkt man in Baireuth allgemein so?" fragte ich, als der lebhaft Angeregte einen Augenblick schwieg.

„In Baireuth? Ob man in Baireuth allgemein so denkt? Was ist Baireuth, mein Herr? Verstehen Sie unter Baireuth die gebildeten Bewohner der Stadt, so denken und empfinden alle — alle so. Der Bürger faßt die Sache natürlich praktischer auf, aber auch er ist Wagner dafür dankbar, daß dieser gerade unsere Stadt für sein Unternehmen erwählt hat — erhofft er doch von demselben reichlichen Gewinn. Der sich stets steigernde Zudrang von Fremden muß unseren Bürgern, Kaufleuten und Gewerbtreibenden bedeutende Summen zuführen. Andererseits sind aber auch diese Klassen der Bevölkerung keineswegs unempfänglich für die Ehre, daß unsere kleine Stadt nun Jahre hindurch die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland, ja von ganz Europa auf sich ziehen wird."

„Wo werden Sie nur alle die Fremden unterbringen?"

„Nun, dafür ist gesorgt. Einmal ist unsere Stadt ohnehin auf mehr Verkehr eingerichtet, als Sie vielleicht glauben mögen. Das pikante Fichtelgebirge, die freundliche fränkische Schweiz führen uns alljährlich während der Saison eine nicht unbedeutende Zahl von Reisenden zu. Dem entsprechend verfügen wir über verhältnißmäßig viele und gute Hotels. Sodann vermiethet jetzt natürlich ein jeder, der irgend über einen geeigneten Raum verfügt."

„Die Preise sind aber wohl ganz unerschwinglich?"

„O nein, dem ist ein Riegel vorgeschoben worden. Es hat sich ein Wohnungskommittee gebildet, das allzu unbescheidene Forderungen nach Gebühr zusammenstrich. Wer sich rechtzeitig nach einem Unterkommen umsieht, wird über unbillig hohe Preise nicht zu klagen haben."

In letzterer Beziehung hatte mir der alte Herr, wie es scheint, richtig berichtet. So viel ich in Baireuth selbst erfuhr, scheint man dort wenigstens gute Vorsätze zu haben, und es bleibt nur abzuwarten, inwieweit die Hotelbesitzer einer etwaigen Versuchung werden widerstehen können. Das Wohnungskommittee soll, wie ich hörte, über 1800 Betten zu verfügen haben. Das wäre nun allerdings nicht viel, und man wird daher gut thun, so früh als möglich zuzugreifen, um jedenfalls etwaigen Nothpreisen zu entgehen.

Weniger zutreffend erschien mir, was mein Reisegefährte über die Stimmung der Baireuther berichtete. So viel ich in den wenigen Tagen meines Baireuther Aufenthalts sehen konnte, gibt es dort in allen Klassen der Bevölkerung ebenso erbitterte Gegner Wagners und seines Unternehmens, als begeisterte Verehrer. Namentlich anfangs sollen erstere ziemlich zahlreich gewesen sein. Als nun aber die Prophezeiung ihrer Stimmführer, der „Schwindel" werde doch nie und nimmermehr zu Stande kommen, zu Schanden wurde; als das Theatergebäude sich mehr und mehr erhob, die ersten Proben stattfanden, das Wohnungskommittee sich konstituirte, da mehrte sich die Zahl der Ueberläufer täglich. Die noch immer nicht ganz unbeträchtliche Zahl der Widersacher hielt es nun für angemessen, ihren Widerspruch nur noch in kleineren Kreisen laut werden zu lassen.

„Seien Sie überzeugt," sagte mir ein den gebildeten Ständen angehörender Herr, „das ganze Unternehmen ist ein kolossaler Humbug und weiter nichts. Die Väter unserer Stadt haben sehr thöricht gehandelt, Wagner so freundlich entgegen zu kommen, und unser Baireuth wird daran glauben müssen. Bisher nährten sich die Bewohner unserer Stadt schlicht und recht, nach der guten fleißigen Vorfahren Weise. Wir erwarteten nichts vom Glück und verdankten unseren Wohlstand unserem Fleiß und unserer Thatkraft. Das wird jetzt anders werden. Baireuth wird jetzt gewissermaßen ein Badeort werden und seine Bewohner werden ökonomisch so ruinirt sein, wie es die Einwohner von Badeorten zu sein pflegen. Alle Welt wird ihre Hoffnungen auf die Herbstsaison setzen, und diese Hoffnungen werden ohne Zweifel übertrieben sein. Nun, sie werden trotzdem zum Theil erfüllt werden. Die Fremden werden viel Geld nach Baireuth bringen, aber wird das auch in Baireuth bleiben? Gewiß nicht. Das Geld wird unter dem Einfluß des verderblich wirkenden Beispiels der Fremden eben so rasch zerrinnen, wie es gewonnen wurde, und es wird nichts zurückbleiben, als die Lust an raschem, nöthigenfalls auch unredlichem Gewinn."

„Sie mögen zum Theil Recht haben," erwiderte ich, „aber Sie stellen das Messer auf die Schärfe. Manche werden das leicht Erworbene auch wieder leicht verthun, zumal anfangs; allein —"

„Glauben Sie denn, daß es hier mehr als ein „anfangs" geben wird?" fiel mir der Herr eifrig ins Wort. „Glauben Sie, der Sie doch dem ganzen Treiben fremd und unbefangen gegenüber zu stehen scheinen, wirklich, daß sich dieser unerhörte marktschreierische Humbug länger als höchstens durch drei Jahre halten wird? Nicht einmal drei Jahre hindurch wird man in dem Gebäude da spielen. Ich halte jede Wette."

Ich habe bisher zwei den gebildeten Ständen angehörige Baireuther sprechen lassen. In den übrigen Volksklassen schien mir die Stimmung ebenfalls in der Weise getheilt, daß die große Majorität zur Zeit eifrig für Wagner eintritt, während eine Minorität das Unternehmen für Schwindel und Humbug erklärt. Im „Reichsadler" z. B., dessen freundlicher Wirth fleißig bauen läßt, steht im Speisesaal Wagners Büste zwischen zwei grünen Topfgewächsen, vorläufig freilich nur erst auf einem Ecktisch, während ein wohlwollender Mann sich an dem Stammtisch einer Bierkneipe dahin aussprach, daß er seinerseits gewünscht hätte, daß der Eisenbahnzug, welcher Wagner zum ersten Mal nach Baireuth brachte, gleich diesseit Neumarkt vom Damm gestürzt wäre. Dem entsprechend spricht ein Theil der Bevölkerung eben so gern von Wagner und seinem Vorhaben, als der andere in dieser Beziehung schweigsam und verschlossen ist. Man erzählte mir mit sichtlichem Interesse des Erzählers am Erzählten, daß Wagner in Begleitung von zwei Hunden häufig um fünf Uhr eine gewisse Kneipe besuche und dort aus einem Stammseidel, das seine Verehrer ihm gewidmet, das beliebte Nationalgetränk einnehme. In Erwartung dieses Ereignisses soll sich um die betreffende Stunde eine nicht unbeträchtliche Zahl von Fremden daselbst versammeln, um des vielbesprochenen Mannes ansichtig zu werden. Neulich lief sogar die Behauptung durch die Tagespresse, der spekulative Inhaber dieser Restauration habe eine Anzahl Doubletten des Wagnerschen Stammseidels anfertigen lassen und verkaufe dieselben nun als das echte Wagnersche Seidel zu hohem Preise an kauflustige Fremdlinge. Im „Reichsadler" speiste unter anderen ein Herr, der — ich weiß nicht, ob mit Recht oder Unrecht — bei den anwesenden Fremden im Verdacht stand, Wagners Privatsekretär zu sein. Der Arme wurde in Folge dessen von einigen Neugierigen in meiner Gegenwart so energisch mit Fragen belästigt, daß ich ihn nicht ohne mitleidige Rührung betrachten konnte.

Indem ich nun zu einer kurzen Geschichte der Entstehung und des Fortganges des Wagnerschen Unternehmens übergehe, will ich vorher konstatiren, daß ich, der ich ganz unmusikalisch bin, dem Parteitreiben durchaus unbefangen gegenüber stehe. Ich habe mich bemüht, so objektiv als möglich zu referiren; will aber nicht verhehlen, daß mir das insofern sehr sauer geworden ist, als die Wagnerschen Schriften und Reden mich im höchsten Grad unsympathisch berührt haben. Nun zur Sache.

„Meine Freunde und werthen Gönner! Durch Sie bin ich heute auf einen Platz gestellt, wie ihn gewiß noch nie vor mir ein Künstler einnahm," mit diesen Worten beginnt die Ansprache, die Richard Wagner bei Gelegenheit der Grundsteinlegung zu dem Theatergebäude in Baireuth an die Versammelten richtete, und er sagt damit nicht zu viel. In der That, wann und wo hätte es bisher ein Künstler mit Erfolg unternommen, sich für seine Geistesprodukte ein eigenes, mit ungeheuren Kosten aufgeführtes Gebäude zu errichten und für die Darstellung derselben die hervorragendsten ausübenden Kräfte zu gewinnen? Man ist daher wohl berechtigt, dem Ursprung,

Digitized by Google

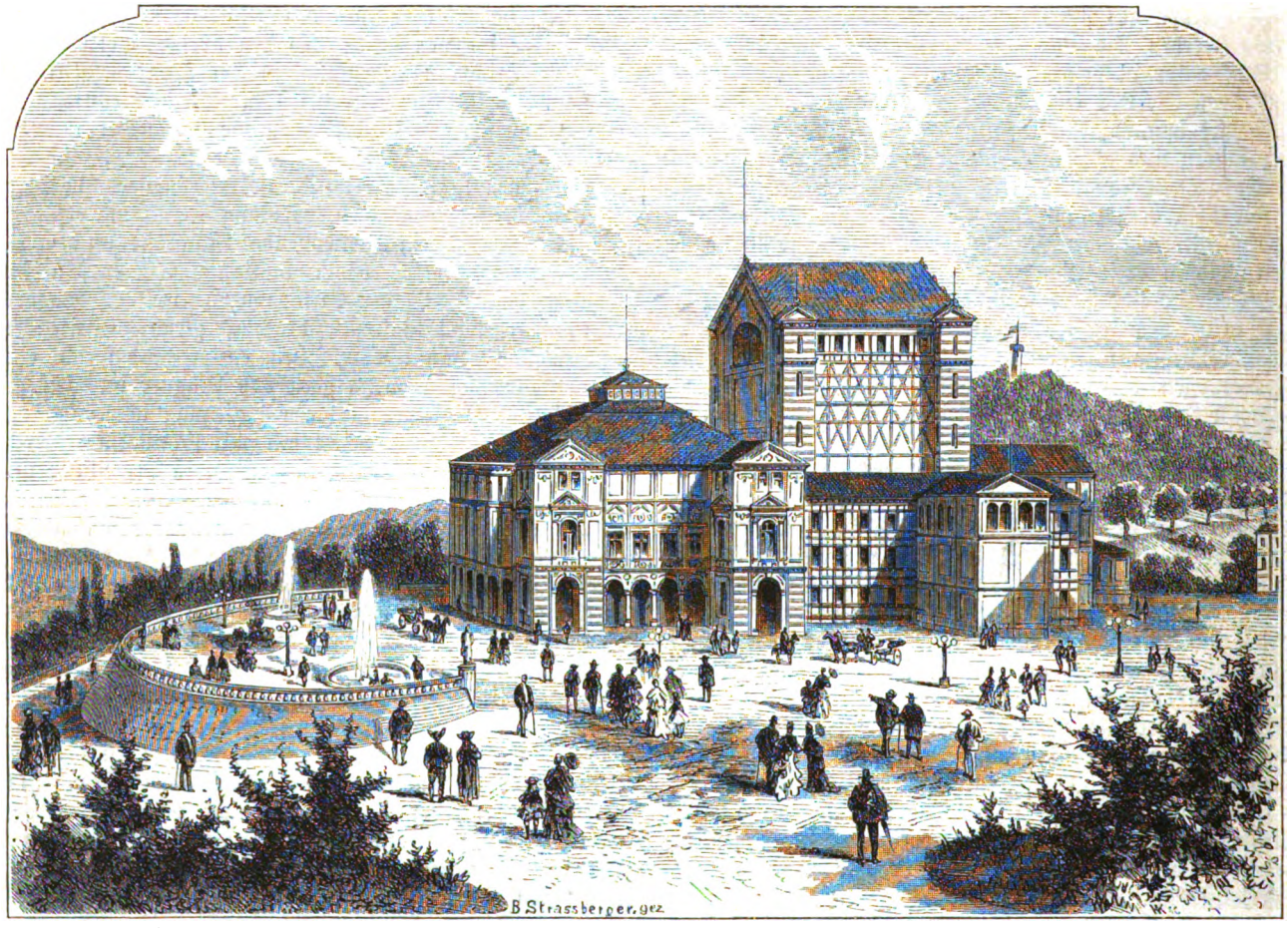
dem Fortgang und der endlichen Ausführung dieses seltsamen Unternehmens mit Spannung und Interesse nachzugehen.

Der Ursprung des Dramencyklus „Der Ring der Nibelungen" fällt in das „tolle Jahr". Wie die kläglichen Zustände des Deutschlands der Napoleonischen Eroberungen viele der Edelsten unseres Volks veranlaßten, hinabzusteigen in die ferne Vergangenheit der deutschen Heldenzeit, um sich in der Bewunderung ihrer Gestalten Kraft zu holen für die Kämpfe der Gegenwart, so gaben auch die nationalen Ansätze, die das Jahr 1848 brachte, und deren jämmerliches Scheitern dem Studium der Heldensage einen neuen Anstoß. Auch Richard Wagner versenkte sich damals in Nibelungen und Edda und verfaßte zunächst den Entwurf zu einem Drama „Der Nibelungenmythus", dann ein Drama „Siegfrieds Tod". Als Flüchtling in Paris nahm er dann diese Studien wieder auf und schuf „mit Blitzesschnelle", wie er sagt, den „Jung Siegfried". Aber auch dieses Werk genügte ihm bald nicht mehr; er ging wieder ans Werk, und jetzt entstand „Der Ring der Nibelungen". Dieser Dramencyklus, der aus einem Vorspiel „Rheingold" und drei Dramen: „Walküre", „Siegfried" und „Götterdämmerung" besteht, wurde 1853 für Wagners Freunde gedruckt. Noch in demselben Jahr wurde auch mit ihrer Komposition begonnen. Veröffentlicht wurde „Der Ring der Nibelungen" erst 1863.

Wir sahen schon, daß der Stoff der alten Sage wieder einmal zur Bearbeitung reizte, und so war es denn kein Wunder, daß eine ganze Anzahl Dichter und Komponisten nach ihm griffen und ihn bald dramatisch bald episch behandelten.

Wagner, der die älteren hierher gehörigen Arbeiten von Fouqué (1808), Hermann (1819), Müller (1822), Eichhorn (1824), Zarnack (1826) nicht kannte und allein von Raupach wußte, lebt der Ueberzeugung, daß nur das Bekanntwerden seiner Arbeiten die späteren „Literaturdichter" Geibel, Hebbel, Düboc ꝛc. dazu veranlaßt habe, seinen „glücklichen Griff" „nachzugreifen". Nachdem er konstatirt hat, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, sein „ungeheures" Vorhaben gänzlich geheim zu halten, sagt er: „Ein erstes Symptom von der Beachtung meines glücklichen Griffs tauchte mir mit dem Erscheinen einer großen Oper „Die Nibelungen" vom Berliner Kapellmeister H. Dorn auf, in welcher eine beliebte Sängerin, zu Pferd auf die Bühne sprengend, großen Effekt gemacht haben soll. (Bei Wagner selbst sprengt bekanntlich „eine beliebte Sängerin" zu Pferd nicht nur auf die Bühne, sondern „mit einem Satz in den brennenden Scheiterhaufen!") Bald aber rührten sich die Nibelungen auch unter unseren „Literaturdichtern", welche sich plötzlich veranlaßt fanden, diesen so national offen liegenden Stoff der Bühne, für welche er bisher so wenig tauglich geschienen hatte, zuzuwenden; bis endlich unter ihnen sich sogar ein Rhapsode fand, welcher cyklische Nibelungendramen, ganz in das Urgewand der Edda gekleidet (es scheint Jordan gemeint zu sein), herumreisend in sehr lebendigen Vorlesungen, wie ich in den Zeitungen finde, zum Besten gibt." Wagner bedauert sodann, daß er diese Herren (Geibel, Hebbel ꝛc.) nicht auch zu einer tieferen Betrachtung ihres Gegenstandes anregen konnte, und „daß er mit seiner Arbeit nicht auch den Sinn angeregt hatte, in welchem einzig jene Alterthümer uns mit dem Werth des nah Befreundeten, rein Menschlichen, nicht aber in dem Licht von Kuriositäten vorgeführt werden sollen. Dagegen zeigte es sich, daß gerade nur das Kuriose das Anziehende gewesen war; von ihm, dem absolut Fremdartigen, erwartete man sich den rechten Effekt." Diese Verirrungen veranlaßten Meister Wagner endlich dazu, seine Dramen zu veröffentlichen, um seine Idee deutlich hinzustellen und „einem gesunden Urtheil es zu übergeben, den bedeutenden Unterschied meiner Behandlung von der anderer zu erwägen".

So war denn die Wagnersche Musterdichtung in den Händen des Publikums. Was sollte aber nun weiter damit geschehen? Sollte der Verfasser es einem unserer „grundverdorbenen", „unter stupidester Leitung" stehenden Theater anbieten? Wagner selbst sagt: „Da ich so gar keine Freude am Bestehenden hatte, und für seine Dauer mich so gar nicht verpflichtet fühlte, stellte ich mir dann die Möglichkeit vor, daß einmal, vielleicht über Nacht, ein Zustand einträte, der verschiedenem Herrlichen und unter diesem auch unseren vortreff-



Das Wagner-Theater in Baireuth. Aeußere Ansicht.

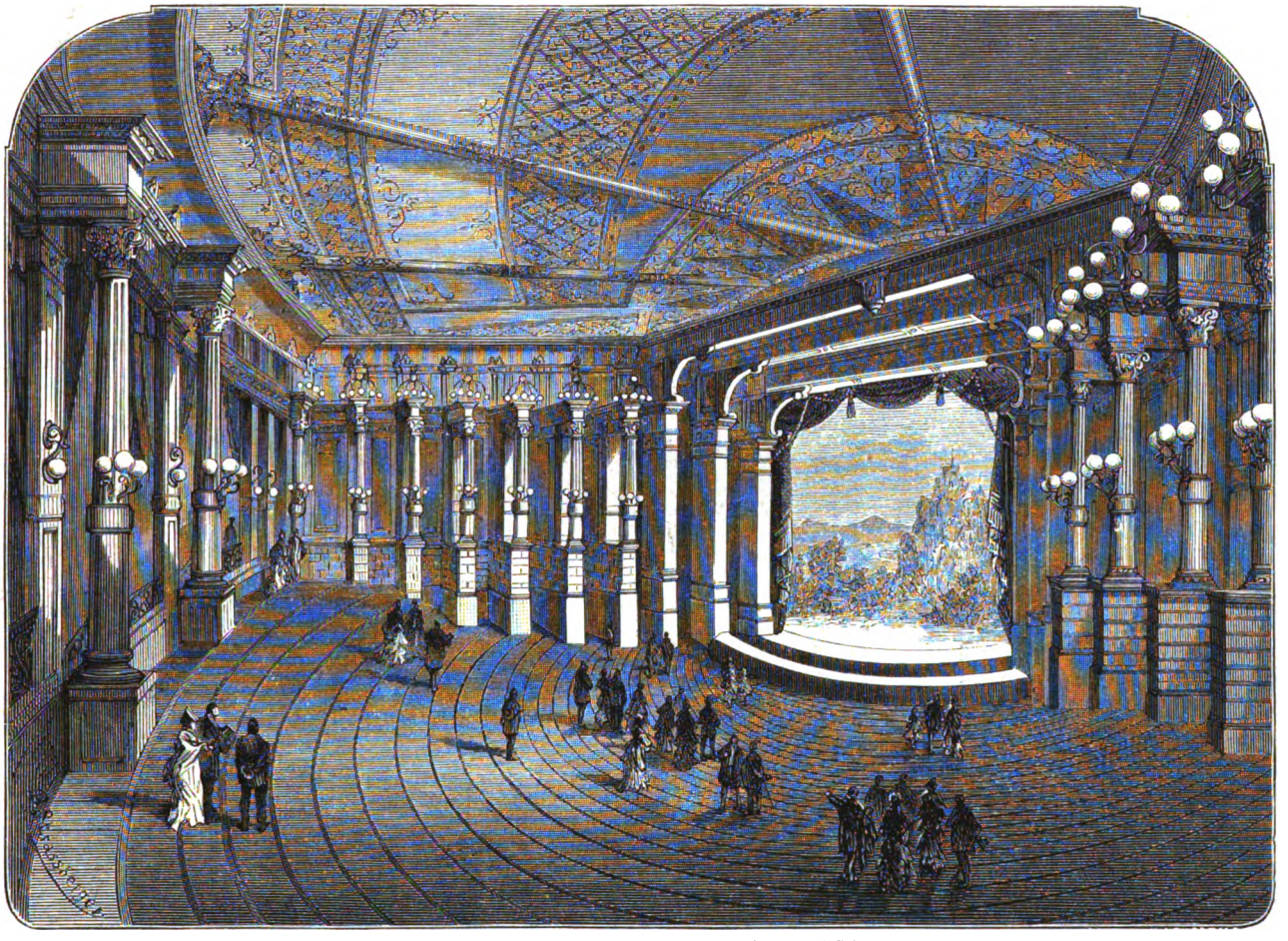
Digitized by Google

lichen deutschen Theatern ein Ende machen könnte. Ich stellte mir dieses bedauerliche Ereigniß in meiner Weise nicht unergötzlich vor. In welchen Zustand die Theaterintendanten und Direktoren gerathen möchten, kümmerte mich wenig, da sie jedenfalls etwas anderes besser verstehen mußten als das Theater und es demnach an ihrem weiteren richtigen Unterkommen nicht fehlen würde. Auch die meisten unserer Schauspieler und Sänger nöthigten mir keine große Theilnahme ab; sie waren als Schneider, Friseure, Ladendiener oder auch Kalkulatoren und Comptoiristen recht gut und tüchtig zu versorgen."

Man wird zugeben müssen, daß bei einer solchen Anschauung der Sachlage unser Dichterkomponist übel daran war. Indessen, wie wohl bei einem schwer kranken Organismus doch noch irgend ein kleiner Theil gesund geblieben sein kann, so fanden sich auch unter dem mit dem Theater zusammenhängenden Personal einige Kräfte, die unter auserlesener Leitung Erträgliches leisten konnten. Das waren die „eigentlichen wilden Komödianten, diese verlorenen Kinder unserer modernen bürgerlichen Gesellschaft". Auf sie setzte Wagner seine Hoffnungen. Für sie, die er „wie Zigeuner durch das Chaos einer neuen bürgerlichen Weltordnung umherstreichen sah", wollte er nun seine Fahne aufpflanzen.

Wohin sollte nun aber diese Fahne getragen werden? Es kam Wagner „vor allem darauf an, eine solche Aufführung als frei von den Einwirkungen des Repertoirganges unserer stehenden Theater zu denken". Sie sollte daher in einem eigens für diesen Zweck errichteten Theatergebäude stattfinden. In diesem sollten auserlesene, vorzügliche dramatische Sänger an mehreren aufeinander folgenden Tagen das von Wagner verfaßte mehrtheilige Bühnenwerk zur Darstellung bringen. Wagner versprach sich davon große Vortheile für die gesammte dramatische Kunst. Wenn Sänger, Musiker und Maschinisten bei diesem Anlaß erst einmal eine wohlvorbereitete Aufführung mitgemacht, wenn das Publikum erst einmal der Darstellung wirklich national konzipirter Kunstwerke beigewohnt hätte, so müßten die bisherigen Theaterzustände bald besser werden. „Es ist mir," sagt Wagner, „selbst oft die Versicherung gegeben worden, daß z. B. die Anhörung einer vorzüglichen Aufführung meines „Lohengrin" eine gänzliche Umkehr des Geschmacks und der Neigung in einzelnen hervorgerufen habe." Wenn nun schon der eine „Lohengrin" eine so bedeutende Wirkung ausübt, so läßt sich verstehen, daß Wagner von der Aufführung des „Rings der Nibelungen" eine noch viel tiefer greifende Beeinflussung des nationalen Geschmacks erwartete, zumal schon der Bau des projektirten Theatergebäudes nicht unwesentliche Neuerungen aufweisen sollte. Durch eine bei amphitheatralischer Anlage des Zuschauerraums mögliche architektonische Täuschung sollte das Orchester durchaus unsichtbar gemacht werden.

Wagner fragt sich in seiner 1863 geschriebenen Vorrede zu der ersten, für das Publikum bestimmten Ausgabe des „Rings der Nibelungen", wo die Geldmittel zur Errichtung eines solchen Baus und zur Aufführung solcher Darstellungen herkommen sollten. Zwei Wege stellen sich ihm dar: entweder eine Vereinigung kunstliebender, vermögender Männer und Frauen zunächst zur Aufbringung der für eine erste Aufführung seines Werks nöthigen Geldmittel, oder aber die Munificenz eines deutschen Fürsten.



Das Wagner-Theater in Baireuth. Innere Ansicht.

Es fand sich beides. Der König von Baiern nahm sich des Unternehmens in thatkräftigster Weise an, und zugleich begann eine Anzahl begeisterter Verehrer Wagners, auch den ersten Punkt des Programms ins Leben zu rufen. In Mannheim entstand ein Verein zur Förderung des Unternehmens, der sich „Richard Wagner-Verein" nannte. Dieses Beispiel fand bald Nachahmung, zuerst in Wien, dann auch in vielen anderen Städten. Obgleich die Kritik sich nach wie vor meist ablehnend oder geradezu feindlich verhielt, verbreitete sich die Begeisterung für Wagners „Zukunftsmusik" doch in immer weiteren und weiteren Kreisen. Das hatte zunächst die erfreuliche Folge, daß der Deutsche dem Meister nicht mehr ganz so schlecht erschien als bisher, und er einen Aufschwung unseres, wie er meinte, bisher so tief verkommenen Volkes glaubte konstatiren zu können.

Es galt nun, den Ort festzustellen, an welchem das neue Theatergebäude entstehen, oder wo, um mit Wagner zu reden,

Digitized by Google

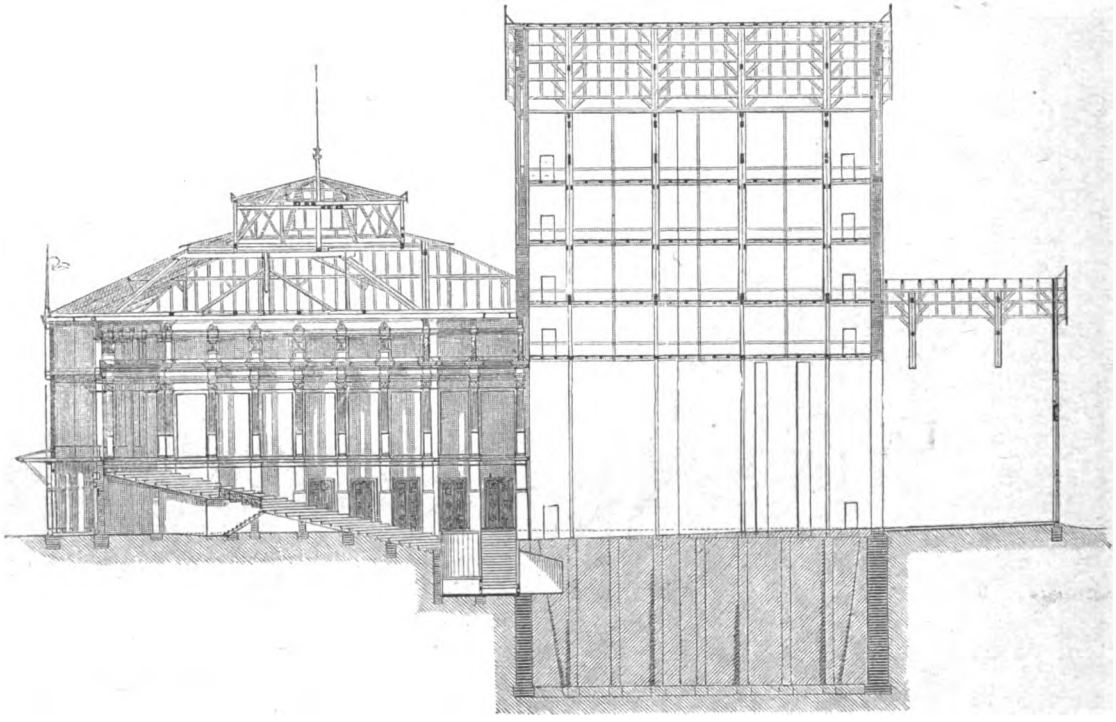
„der Begriff zum Lokal werden sollte". Wagner war 1871 nach Baireuth gekommen, um das dort befindliche, ehemalige markgräfliche Opernhaus für seine Zwecke in Augenschein zu nehmen; er hatte sich aber bald überzeugt, daß dieses im reinsten Roccoco errichtete Bauwerk weder dem Stil noch der inneren Einrichtung nach seinen Anforderungen entsprechen könne. Dagegen beschloß er, hier sein eigenes Theatergebäude zu errichten. Im Spätherbst des genannten Jahres theilte er seine Absicht den Behörden von Baireuth mit und fand bei ihnen das wohlwollendste Entgegenkommen.

Die Wahl des Ortes muß als eine durchaus glückliche bezeichnet werden. Das lieblich am rothen Main gelegene Städtchen liegt noch im Staat des Königs von Baiern, dem das Unternehmen so thatkräftige Unterstützung verdankt, und ist doch auch von Norddeutschland aus bequem zu erreichen. Zugleich bieten die weitläufigen Schlösser aus der markgräflichen Zeit den fürstlichen Gästen ein bequemes Unterkommen. Für Wagner selbst sind diese Erwägungen freilich viel zu bescheidener Art. Er hebt hervor, daß sich bis hierher einst der ungeheure hercynische Wald erstreckte, in welchen die Römer nie vordrangen; daß hier zuerst Slaven zu Deutschen wurden; daß die Hohenzollern von hier aus den Weg zum deutschen Kaiserthron nahmen; daß hier die römische Kirche und die Vorliebe der höheren Stände für das Französisch des vorigen Jahrhunderts die deutsche Sprache nicht auszurotten vermochte; daß hier endlich Jean Paul lebte und seine unsterblichen Werke schuf.

Das Grundstück hatte Baireuth unentgeltlich hergegeben, für die Errichtung des Gebäudes glaubte Wagner von Seiten des Publikums noch 300,000 Thaler zu brauchen. Diese sollten nun in 1000 Antheilscheinen beschafft werden. Der Zutritt zu den Aufführungen sollte nicht gegen ein Eintrittsgeld stattfinden, sondern nur gegen Erwerbung eines Antheilscheins. Für 300 Thaler erhielt man also die Berechtigung, die vier Wagnerschen Stücke dreimal aufführen zu sehen, was einem Eintrittsgeld von 25 Thalern für den Abend entspricht. Freilich können sich die reichen Anhänger Wagners, die für diesen Zweck ihre 300 Thaler hergeben, sagen, daß sie damit mehr thaten, als sich ein Vergnügen bereiten, daß sie das Ihrige dazu thaten, um den deutschen Geist von seiner sittlichen Verkommenheit einigermaßen zu säubern. Dieses Unternehmen hat um so mehr Aussicht auf Erfolg, als eine ganze Anzahl von reichen Amerikanern, Engländern, Russen und Magyaren sich durch Erwerbung von Patronatsscheinen in seltener internationaler Uebereinstimmung an diesem verdienstlichen Unternehmen betheiligen. Angesichts dieser Thatsache thut Wagner gut, wenn er die Bezeichnung „Nationaltheater" zurückweist, und in der That, dieses Parterre von Nabobs aller Nationen könnte doch in keinem Sinn als deutsches bezeichnet werden. Die Delegirtenversammlung der Interessenten denkt darüber freilich anders. Sie schließt ihre jüngste Mittheilung mit den Worten: „Wir scheiden von Baireuth, erfüllt von dem Bewußtsein, daß auf den Grundstein die bevorstehenden Tage der Aufführung den gewaltigen Schlußstein setzen, auf daß für Gegenwart und Zukunft ein weithin sichtbares Denkmal erstehe, das Denkmal einer großen nationalen, künstlerischen That!"

Wir unsererseits haben die Bezeichnung „neueuropäisches Theater", die Wagner selbst braucht, gewählt, weil sie uns am zutreffendsten erschien.

Wenden wir uns nun zunächst dem Theatergebäude selbst zu. Nähert man sich von Neumarkt her Baireuth, so erblickt man schon aus einiger Entfernung rechts von der Bahn den nicht weit von der Stadt gelegenen seltsamen Bau. Auch die eingefleischtesten Verehrer des Unternehmens werden dieses Bauwerk nicht schön finden. Der größere Theil des Ge-



Das Wagner-Theater in Baireuth. Durchschnitt.

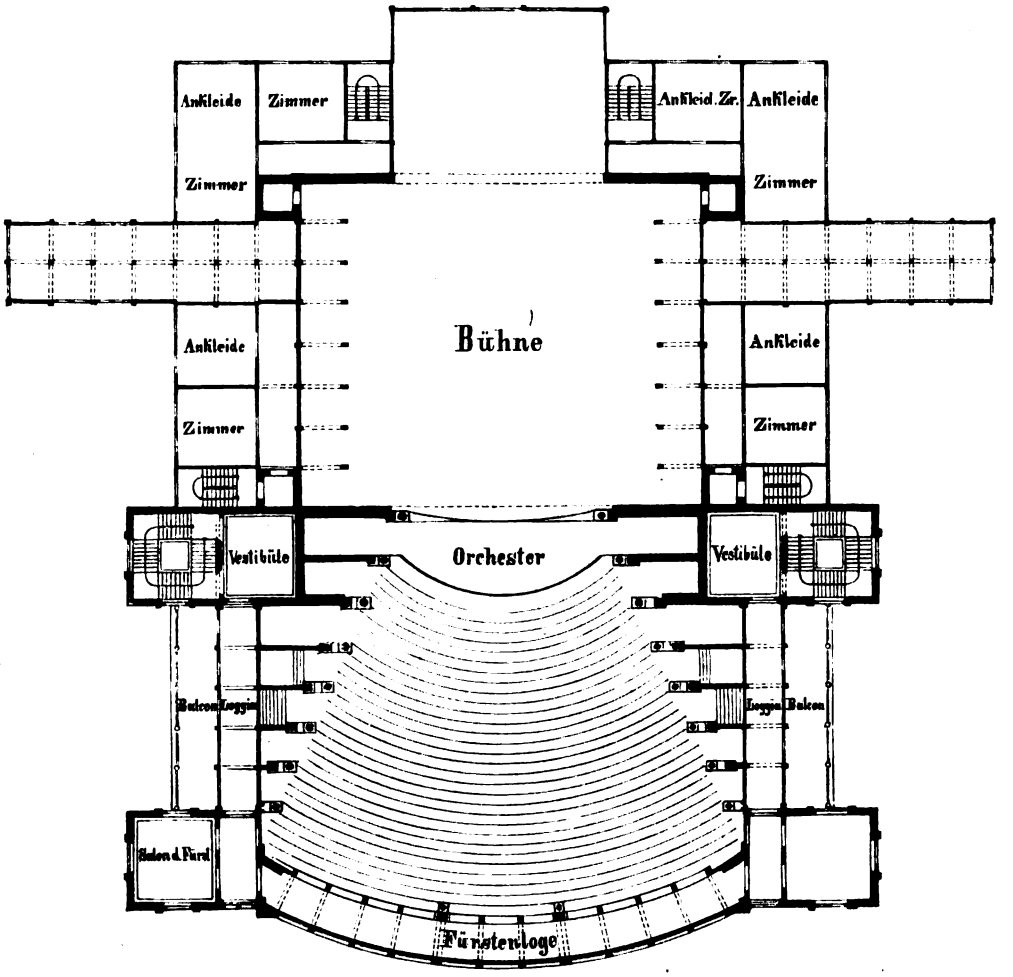
bäudes, der die eigentliche Bühne enthält, ragt unverhältnißmäßig hoch (114') hervor. An ihn schließen sich auf der einen Seite der halbrunde Zuschauerraum (70'), auf der anderen die längliche Hinterbühne, an die noch ein noch niedrigerer Anbau angefügt ist. Das Gebäude ist 238' lang. Dieses Mißverhältniß zwischen den einzelnen Theilen bewirkt, daß das Ganze recht häßlich erscheint. Wagner selbst bespricht diesen Umstand in seiner Weise. Ein gewöhnliches Menschenkind, einer von denen, „die auf dem heutigen Lebensmarkt sinnlos um die Fristung eines ephemeren Daseins in Kunst und Literatur sich abmühen", hätte sich etwa so ausgedrückt: „Geehrte Anwesende! Ich hätte Ihnen gern ein Theatergebäude errichtet, das sich auch äußerlich stattlich präsentirt; allein die vorhandenen Geldmittel reichten dazu nicht aus. Nehmen Sie daher vorlieb und vergessen Sie die unschöne Schale über dem schönen Kern." Anders Wagner. Sanguinisch und national gesinnt, wie er ist, erhofft er, daß dieser Nothstand unseren Theatern zu einem nationalen Baustil verhelfen werde, „und daß somit der Mythos des Städtebaues durch Amphions Lyra einen noch nicht verlorenen Sinn habe". Er sagt darüber, nachdem er einige orientirende Hinweise auf die Bestrebungen Bismarcks und den Kulturkampf gegeben hat: „Auf die erfinderische Kraft

Digitized by Google

der Noth im allgemeinen, hier aber der idealen Noth eines schönen Bedürfnisses uns verlassend, verhoffen wir, gerade vermöge der durch unser Problem gegebenen Anregung, zur Aufführung eines deutschen Baustils hingeleitet zu haben, welcher sich gewiß nicht unwürdig zuerst an einem der deutschen Kunst und zwar der Kunst in ihrer populärsten nationalen Kundgebung durch das Drama geweihten Bauwerk als von anderen Baustilen sich merklich unterscheidend und eigenthümlich zeigen könnte."

Mußten wir das Aeußere des Baus als durchaus unschön bezeichnen, so freuen wir uns, in Bezug auf das Innere ein ganz anderes Urtheil fällen zu können. So unangenehm bisher das unerhört absprechende und herausfordernde Gebahren Wagners berührte, so wird man doch zugeben müssen, daß seine Gedanken über die innere Konstruktion des Theaters neu und beachtenswerth sind. Beginnen wir mit dem Zuschauerraum.

Wir sahen schon, daß Wagner großes Gewicht darauf legte, daß das Orchester den Blicken des Publikums durchaus verborgen und durch eine Schallwand von demselben getrennt sei. Sollte diese Absicht erreicht werden, so war das System der übereinander fortlaufenden Galerien (der Ränge mit ihren Logen) ausgeschlossen, da man dem auf diesen befindlichen Publikum den Einblick in das Orchester nicht hätte versperren können. Die Plätze der Zuschauer mußten daher in einer amphitheatralisch aufsteigenden Reihe von Sitzen bestehen, aus einem Parterre, das in der Nähe der Bühne enger, allmählich immer weiter wird, so daß die Reihe zunächst der Bühne 32 Plätze hat, während die am weitesten entfernte ihrer 54 zählt. Das Orchester befindet sich mithin in einem gegen das Publikum hin durch eine Schallwand abgeschlossenen, sich gegen die Bühne hin allmählich bis zu 18′ bairisch vertiefenden Raum, so daß die Musiker weder die Bühne noch die Zuhörer erblicken oder aber von ihnen gesehen werden können. Auf Vorschlag des genialen Obermaschinenmeisters Karl Brandt aus Darmstadt, der zugleich mit seinem Sohn Fritz Brandt alle technischen Anordnungen trifft, wurde nun der Zuschauerraum durch eine Reihe von der Bühne ab sich verengernder Säulenwände mit in die Perspektive hineingezogen. Zwischen diesen, in einer einen Kandelaber tragenden Säule abschließenden Wänden, die zugleich die Wandflächen des Raums verbergen, befinden sich die Ausgänge, die nöthigenfalls eine überaus rasche Entleerung des Theaters möglich machen. Der Zuschauerraum selbst, der 114′ (die Maße bedeuten immer bairische Fuß und sind nicht immer ganz genau) lang ist, faßt 1344 Zuschauer. Hinter ihm, also hinter der von der Bühne entferntesten breitesten (110′) Sitzreihe erhebt sich die dreifach getheilte Fürstenloge. Ueber dieser befindet sich eine Galerie, die 200 Plätze faßt und zur Hälfte für um das Unternehmen verdiente Baireuther, zur anderen Hälfte aber für unbemittelte Musikverständige bestimmt ist. Ueber diese hat zum Theil die Delegirtenversammlung verfügt, während die übrigen Freiplätze den Wagnervereinen nach Verhältniß ihrer Leistungen zur Verfügung gestellt sind. Die 70′ hohe Decke des gesammten Zuschauerraums hat die Form eines Zeltdachs. Das Ganze soll in akustischer Beziehung wohlgelungen sein und zumal die aus dem verdeckten Orchester, dem „mystischen Abgrund", wie ihn Wagner nennt, erschallende unsichtbare Musik einen überwältigenden Eindruck machen. In dieser Beziehung haben wir es wohl mit einer für alle Opernhäuser der Zukunft maßgebenden Neuerung zu thun. Ob auch das amphitheatralische Parterre und das Fortfallen der Galerien durchdringen werden, erscheint fraglich, weil eine solche Anordnung die Anlage der Theater ungemein vertheuern müßte.



Das Wagner-Theater in Baireuth. Grundriß.

Betreten wir nun die Bühne, welche weitaus den größten Theil des Gebäudes einnimmt, und zu welcher der Zuschauerraum gleichsam nur einen Vorhof bildet. Während die Bühnenöffnung 45 Fuß breit ist, beträgt ihre Länge 81 Fuß. Dazu kommt dann noch die Hinterbühne mit 40 Fuß, so daß die Bühne event. eine Tiefe von 121 Fuß entwickeln kann. Dem entspricht ihre gewaltige Höhe. Während für die Hebungen 100 Fuß zur Verfügung stehen, sind die Versenkungsräume 40 Fuß tief, so daß also der Bühnenraum vom Grunde des Kellers bis zur Spitze (einschließlich des 14 Fuß hohen Bodenraums) 154 Fuß hoch ist, was der Höhe eines stattlichen Kirchthurms entspricht. Hier ist nun in Bezug auf die Theatermaschinerie von den genannten Herren Brandt Erstaunliches geleistet, so daß man wohl sagen kann, daß Gleiches bisher noch nicht dagewesen sei.

Wagner stellt bekanntlich in dieser Beziehung die größten Anforderungen. Hören wir z. B., wie gleich die erste Scene des Rheingold, die auf dem Grunde des Rheins spielt, beginnt: „Grünliche Dämmerung, nach oben zu lichter, nach unten zu dunkler. Die Höhe ist von wogendem Gewässer erfüllt, das

Digitized by Google

rastlos von rechts nach links zuströmt. Nach der Tiefe zu lösen sich die Fluten in einen immer feineren feuchten Nebel auf, so daß der Raum der Manneshöhe vom Boden auf gänzlich frei vom Wasser zu sein scheint, welches wie in Wolkenzügen über den nächtlichen Grund dahin fließt. Ueberall ragen schroffe Felsenriffe aus der Tiefe auf und grenzen den Raum der Bühne ab; der ganze Boden ist in ein wildes Zackengewirr gespalten, so daß er nirgends vollkommen eben ist und nach allen Seiten hin in dichtester Finsterniß tiefere Schlüffte annehmen läßt. Um ein Riff in der Mitte der Bühne, welches mit seiner schlanken Spitze bis in die dichtere, heller dämmernde Wasserflut hinaufragt, kreist in anmuthig schwimmender Bewegung eine der Rheintöchter."

Zumal die Anwendung von Dampf zu scenischen Zwecken ist in solchem Umfange noch nicht dagewesen. Vermittels der überall mündenden Dampfröhren kann die Bühne in kürzester Frist in ein wogendes Nebelmeer verwandelt werden. Nicht minder Großes ist in Bezug auf die Beleuchtung erreicht. In Folge geschickter Anordnungen wird man von dem Zuschauerraum aus auch nicht eine der zahllosen zur Verwendung kommenden Gasflammen gewahr werden. Die Vorzüge der Hebungs- und Senkungsvorrichtungen hervorzuheben, müssen wir den Leuten von Fach überlassen, dem Laien tritt nur die wundervolle Ordnung, in der sich diese Legion von Seilen und Schnüren, die vom Schnürboden bis zum Grunde des Kellers laufen, befindet, überraschend entgegen. Die Dekorationen selbst sind von den Gebrüdern Brückner in Koburg, wohl den ersten Meistern in ihrem Fach, angefertigt.

Lassen wir Wagners literarische Wirksamkeit bei Seite, sehen wir von einer Kritik seines Textes ab, enthalten wir uns jeder Beurtheilung seiner Musik, so bleibt sein Streben, durch ein harmonisches Zusammenwirken tiefsinniger packender Worte mit ergreifender Musik und mit einer vollendeten Scenerie alle Sinne seiner Zuhörer in gleicher Weise gefangen zu nehmen, ein Streben, das an und für sich höchsten Lobes werth ist. Wer nun der Meinung ist, daß Text und Musik diesen Anforderungen entsprechen — und die Gerechtigkeit verlangt, daß hier konstatirt werde, daß deren viele sind — dem stehen während der Aufführungen genußreiche Tage bevor. Die Scenerie wird, wie wir sahen, vollendet sein — dafür birgt der Name Brandt; die Ausführung der Musik den höchsten Anforderungen entsprechen — dafür leisten die für das Unternehmen gewonnenen ersten Künstler und Musiker Bürgschaft. In dem in seiner Einfachheit und Schlichtheit so schönen Zuschauerraum wird es an der weihevollen Feststimmung nicht fehlen. —r—

Am Familientische.

Die Erziehung in der Türkei.

Sind wirklich durchgreifende Reformen in der Türkei möglich oder nicht? Diese Frage hält seit Monaten die Diplomatie, die Presse und die öffentliche Meinung Europas in Athem. Es scheint uns, als ob diese Frage sich am zuverlässigsten wird beantworten lassen, wenn wir die Erziehung, welche die jungen Türken, die künftigen Beherrscher der unglücklichen Balkanhalbinsel, erhalten, näher ins Auge fassen. Ein mit den Verhältnissen der Türkei genau vertrauter Beobachter schildert sie in einer russischen Zeitung im wesentlichen folgendermaßen:

Die ersten sieben oder neun Lebensjahre verbringt der junge Türke innerhalb der Mauern des Harems. Hier umgibt ihn die ganze Roheit völlig ungebildeter müßiger und in ewigem Hader mit einander lebender Frauen und ihrer sittlich noch mehr verdorbenen Wächter. Befindet sich der Harem in einer auch von Christen bewohnten Stadt oder Ortschaft, so bildet die Skandalchronik über die sich in der beneideten Freiheit bewegenden christlichen Frauen den hauptsächlichsten und beliebtesten Unterhaltungsstoff in denselben. Das Kind hört von früh auf nur im Tone der äußersten Geringschätzung von den verachteten Giaurs (Nichtmohammedanern) reden und erfüllt sich schon früh mit unüberwindlicher Abneigung gegen dieselben.

Ist der Knabe sieben, höchstens neun Jahr alt geworden, so wird er der Vormundschaft der Mutter entzogen und in den Mekteb (Schule) geschickt. Nachdem er dort türkisch lesen gelernt hat, wird er mit dem arabischen Text des Koran bekannt gemacht und lernt denselben zum Theil dem ihm unverständlichen Wortlaut nach auswendig. Die Ausrüstung mit diesen Kenntnissen nimmt gewöhnlich sechs Jahre in Anspruch. Ist der Mekteb absolvirt und wünscht der Knabe sich noch weiter fortzubilden, so geht er, der jetzt den Titel Effendi führt, nun in die Medresse, d. h. in eine Art geistlichen Seminars oder in die Militärschule oder aber unmittelbar in den Staatsdienst über.

Im geistlichen Seminar wird außer im Koran nur noch im Addiren und Subtrahiren unterrichtet. Nach dreijährigem Studium verläßt der junge Mann die Anstalt als Softa, d. h. als mohammedanischer candidatus theologiae.

In der Militärschule wird außer im Koran auch noch in der Arithmetik (den vier Spezies), der Geographie und der Geschichte Unterricht ertheilt. Nachdem der Jüngling eine gewisse bestimmte Anzahl Jahre in der Anstalt verweilt, verläßt er dieselbe, einerlei ob er etwas gelernt oder nicht, als Secondelieutenant und erhält dann je nach anderthalb Jahren einen neuen Rang.

Aus letzterem Umstande erklärt sich die große Anzahl junger Obersten in der türkischen Armee. Die Militärschule selbst zerfällt in vier Sektionen: für Taktik, Chirurgie, Thierheilkunde und Marine. Diese Sektionen gelten übrigens nur in der Anstalt selbst, haben die jungen Leute erst die Schwelle derselben übertreten, so verwendet das Kriegsministerium dieselben nach Gutdünken, d. h. es kommandirt wohl den Marineoffizier zur Infanterie, den Infanteristen und Thierarzt zur Flotte und den Chirurgen zur Reiterei. Die Liebenswürdigkeit des Aspiranten gibt da vielfach den Ausschlag.

Langsamer ist die bureaukratische Laufbahn. Der dreizehnjährige junge Mensch tritt in ein Departement eines Ministeriums und erhält hier seinen Platz gleich hinter der Eingangsthür der Kanzelei. Nachdem er im Laufe von etwa zwei Jahren das Kopiren von Aktenstücken erlernt hat, erhält er den zweiten Platz (immer von der Eingangsthür ab zur gegenüberliegenden Wand hin gerechnet), sitzt jedoch noch immer auf dem Boden. Hat er endlich kalligraphisch schreiben gelernt, so erhält er den ersten Platz auf dem Sopha und sitzt hier mit untergeschlagenen Beinen. Dann rückt er allmählich immer weiter in die Ecke vor. Diese selbst nehmen die Chefs der Abtheilungen der Kanzelei ein. Eine solche Kanzelei befindet sich in einem rechteckigen weiten Zimmer. Die Eingangsthür ist in der Mitte einer der Langseiten angebracht. Rings um die Wände laufen etwa vier Fuß breite Sophas ohne Tische, weil die Türken sich beim Schreiben der Tische nicht bedienen. Auf den Sophas haben die Beamten ihre Plätze und zwar so, daß sie dem Range nach von der Thür ab der Ecke zu sitzen. Wer bis zur Würde eines Abtheilungschefs vorgerückt ist, versteht deshalb noch keineswegs etwa auch in einer andern Abtheilung ein ausgehendes Papier zu redigiren, er hat nur in Beziehung auf sein unmittelbares Arbeitsfeld einige Routine. Will er daher Maktuban werden, d. h. das gesammte Kanzeleiwesen beherrschen, so muß er alle Abtheilungen dienstlich durchlaufen haben. Man kann mit Bestimmtheit behaupten, daß von hundert Beamten, mit Einschluß des Valis, des Gouverneurs, in einem beliebigen Vilajet kaum einer zu multipliziren und zu dividiren versteht. Eine Ausnahme bilden in dieser Beziehung nur die wenig zahlreichen Beamten der Muchasseba, des Finanzkomités.

Die Beamtencarriere kann auch noch in anderer Weise zurückgelegt werden. Der junge Mensch tritt in den Dienst des Vali, eines Kaimakan (Kreischef), eines Ministers, eines Paschas oder auch nur eines Obristen. Hier hat er anfangs die niedrigsten Dienste zu verrichten: seinem Herrn die Pfeife zu stopfen, ihm den Kaffee zu bereiten, seine Wäsche in Ordnung zu erhalten ꝛc. Nachdem er ihm sodann das Handwerk des Regierens einigermaßen abgesehen hat, wird er erst Kaimakan, dann Mutasserif, d. h. Gehilfe eines Vali, endlich Pascha. Unter den Personen, die zur Zeit Paschas sind, haben gewiß zwei Dritttheile diese Carriere hinter sich.

Das ist der gewöhnliche Verlauf der Erziehung der jungen Leute aus wohlhabenderen Familien in der Türkei. Diejenigen, welche im Auslande erzogen werden, erhalten natürlich eine gründlichere Bildung, aber ihre Zahl ist so gering, daß sie kaum in Betracht kommen.

Wie kann man nun aber hoffen, daß ein Volk, dessen Blüte eine solche Erziehung erhält, je in die Reihe der europäischen Kulturvölker eintreten wird? —r—

Inhalt: Um ein Ei. Erzählung aus dem baltischen Leben. (Forts.) Von Th. Hermann. — Scharrermichels Jugendleben. Von Th. Messerer. Zu dem Bilde von Mathias Schmid. — Zur Jubelfeier der Vereinigten Staaten von Amerika. II. Von Prof. H. v. Holst. — Das neueuropäische Theater in Baireuth. Von unserem Berichterstatter. Mit 4 Illustr. — Am Familientische: Die Erziehung in der Türkei.

Unsern neu eingetretenen Abonnenten

zur Nachricht, daß die vorhergehenden drei Quartale des laufenden Jahrganges noch vollständig zu haben sind und durch alle Buchhandlungen und Postämter, auch durch uns direkt, für den gewöhnlichen Preis von 1 Mark 80 Pf. pro Quartal bezogen werden können.

Für diejenigen Postabonnenten, welche ihre Bestellung auf das laufende Quartal zu spät gemacht und daher die erste Nummer dieses Quartals nicht erhalten haben, bemerken wir, daß solche auf besonderes Verlangen und gegen Zahlung der Bestellgebühr von 10 Pfennigen von ihrem Postamt nachgeliefert wird. Wir bitten also betreffenden Falls diese Nachlieferung zu veranlassen und sich nicht abweisen zu lassen, was in kleinen Orten leider oft geschieht.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Unter Verantwortlichkeit von **Otto Klasing** in Leipzig, herausgegeben von Dr. **Robert Koenig** in Leipzig.
Verlag der **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von **M. H. Teubner** in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 15. Juli 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 42.

Am ein Ei.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Erzählung aus dem baltischen Leben von **Theodor Hermann.**

(Fortsetzung.)

Der Baron saß, die ungewöhnlich langen Arme aufgestützt, vor seinem Schreibtisch, auf dem verschiedene Packete Papiergeld lagen. Im Hintergrunde des Zimmers war der Gutsschreiber damit beschäftigt, auf einem Tisch das eingelaufene Geld nochmals durchzuzählen, den Betrag in ein vor ihm liegendes Buch einzutragen und es dann in den feuerfesten Geldschrank zu legen, der mit weitgeöffneten Thüren an der Wand stand.

Das Gesicht des Barons hatte eine rundliche Form, die Nase war ein wenig gestutzt, die Lippen etwas aufgeworfen. Nur das röthlichblonde Haupthaar, das, hinten gescheitelt, glatt am Kopfe lag, und die blauen Augen erinnerten an die niedersächsische Abstammung. Das Gesicht des Schreibers war fast kugelrund, die äußere Seite der Augenbrauen stark in die Höhe gezogen, die Farbe der Augen grünlich, was zugleich mit dem Lächeln, das beständig um den Mund des Mannes spielte, dem Gesicht etwas Katzenartiges gab. Die dunklen Haare waren von der hohen Stirn zurückgekämmt und lagen kaum weniger glatt am Kopf als die des Barons. Er trug einen Anzug aus grobem Wand und hatte plumpe Schmierstiefeln an den Füßen. Trotzdem trat er immer nur sehr leise auf.

„Wo warst Du, Wezwagar?" fragte der Baron freundlich. „Du wurdest schon einmal aufgerufen."

„Entschuldigen Sie, gnädiger Herr," versetzte dieser, „daß ich habe warten lassen. Der Trunkenbold, der lange Jehze, machte mir das Pferd scheu, so daß es den Wagen umwarf."

„Ah so! Nun ich hoffe, daß Du Dich nicht beschädigt hast."

Wezwagar trat nun an den Tisch, zog seine Brieftasche hervor und entnahm derselben einen Packen Papiergeld, den er vor dem Baron auf den Tisch legte.

Der Baron nahm das Geld in die Linke und zählte es, indem er mit der Rechten langsam die einzelnen Scheine umschlug. Dann sagte er: „Es ist richtig. Wo ist das Ei?"

Wezwagar schlug sich bestürzt mit der Rechten vor die Stirn.

„Gnädiger Herr," rief er dann, „ich schwöre Ihnen, daß meine Frau mir schon gestern Abend das Ei neben die Brieftasche legte, daß ich es aber in der Eile vergaß."

„Hattest Du denn so große Eile?" fragte der Baron mit ungläubigem Lächeln.

„Ja, gnädiger Herr. Als ich heute morgen bei der Milchsuppe saß, kam die Magd hereingestürzt und sagte mir, daß die beste Kuh schwer krank geworden sei. Wir eilten sogleich hinaus und waren so lange um die Kuh beschäftigt, bis mich der Junge daran erinnerte, daß ich zu Hofe müsse. Ich fuhr in aller Eile in meine Kleider und kam dann hierher. So vergaß ich das Ei."

„Vorhin gabst Du als Entschuldigung für Dein spätes Kommen ein Zusammentreffen mit dem langen Jehze an."

„Gnädiger Herr," rief Wezwagar eifrig, „glauben Sie, daß ich Sie belügen will? Beides trug sich so zu, wie ich es Ihnen erzählte. Erst erkrankte die Kuh und nachher fiel der lange Jehze mir in die Zügel."

„Im vorigen Jahr brachtest Du das Ei auch nicht, obgleich Dir damals weder eine Kuh erkrankte, noch jemand Dein Pferd aufhielt."

„Gnädiger Herr!" rief Wezwagar und trat hart an den Tisch heran, „im vorigen Jahr hatte ich das Ei wirklich vergessen, diesmal aber haben meine Frau und ich es seit Wochen bereit gehalten und ich bin nur durch die Eile, in der ich mein Haus verließ, daran verhindert worden, es Ihnen zu bringen."

Der Baron zuckte die Achseln.

„Es ist gleichgiltig, warum Du es mir nicht brachtest. Ich sagte Dir, daß, wenn Du mir auch in diesem Jahr das Ei nicht bringst, der Weg durch den Wald damit für Dich geschlossen ist. Andersohn," wandte sich der Baron an den Schreiber, der scheinbar in seine Bücher vertieft, doch mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, „Andersohn, protokolliren

Sie, daß Wezwagar, weil er das stipulirte Ei nicht gebracht hat, den Weg durch den Wald nicht mehr benutzen darf."

„Ja wohl, Herr Baron," schallte es zurück.

Wezwagar stand wie erstarrt da und rang mühsam nach Luft. „Gnädiger Herr," sagte er endlich mit bebender Stimme, „Sie werden meine Vergeßsamkeit nicht so streng bestrafen."

„Ich werde sie gar nicht bestrafen," erwiderte der Baron kalt. „Meine Anordnung ist eine einfache und streng gerechte Folge Deines Verfahrens. Ich sagte Dir gleich anfangs, daß, wenn Du mir einmal das Ei nicht bringen würdest, der Weg durch den Wald für Dich verschlossen sein würde. Du brachtest es mir im vorigen Jahr nicht. Ich sah, weil ich Dir wohl will, darüber hinweg, sagte Dir aber, daß, wenn das Ei noch einmal ausbliebe, der Weg für Dich verloren wäre. Es ist ausgeblieben — einerlei aus welchem Grunde — und eben damit ist der Weg für Dich gesperrt."

„Gnädiger Herr," sagte der Bauer jetzt, „Sie scherzen mit mir. Sie sind mir immer ein guter Herr gewesen, Sie werden mir mein Recht auf den Waldweg nicht nehmen."

Wezwagar hatte in seiner Aufregung das allerunglücklichste Wort gewählt.

„Dein Recht?" fragte der Baron gedehnt. „Ich will Dich lehren, was für ein Recht Du und Ihr alle auf meinen Wald habt. Nicht mit einem Fuß betrittst Du mir den Wald mehr. Nie, in Deinem ganzen Leben nicht."

Wezwagar stand wie betäubt da. War der Mann da vor ihm wirklich sein guter und gerechter, wenn auch strenger und harter Herr? Er fühlte, wie sein Jähzorn jach in ihm aufstieg.

„Herr," rief er mit mühsam unterdrücktem Zorn, indem er dicht an den Baron herantrat und seinen Arm berührte, „Herr, ist das Ihr letztes Wort?"

Der Baron sah ihm scharf und kalt in die zornflammenden Augen. „Natürlich," erwiderte er.

Der Bauer wandte sich rasch um und verließ ohne Gruß das Zimmer. Der Baron erhob sich ein wenig, als wolle er ihm folgen, setzte sich aber dann wieder und blickte starr auf das vor ihm liegende Geld. Sein gutes Herz und sein von thörichten Prinzipien eingeschnürter Verstand kämpften mit Blitzesschnelle einen harten Kampf. Sein Herz trieb ihn an aufzuspringen, den Mann, der ihm einst das Leben gerettet hatte und der jetzt sein bester Bauer war, zurückzurufen und zu ihm zu sprechen: Bring mir heute Abend das Ei, so ist alles vergeben und vergessen. Sein Verstand aber rieth ihm: Gib ja nicht nach. Gerade hier bietet sich eine Gelegenheit, vor aller Welt zu zeigen, daß vor Dir kein Ansehn der Person gilt, daß Du nur von den Prinzipien der strengsten Gerechtigkeit geleitet wirst.

Sein Herz war eben im Begriff zu siegen und er erhob sich schon, als der Schreiber hinter ihm sagte: „Ja, das geht in so einen Bauernkopf schwer hinein, daß man bei dem Baron mit solchen Praktiken nicht durchkommen kann. Der Wezwagar schien so sicher zu hoffen, daß er sich doch noch ein Servitut auf den Weg erschleichen würde. Geben Sie Acht, Herr Baron, in zehn Minuten ist er mit dem Ei hier, und im nächsten Jahr geht das Spiel aufs neue an."

Das unselige Wort veränderte mit einem Schlage alles. Der Baron setzte sich wieder.

Der geschilderte Vorgang hing so zusammen: Die große Heerstraße, die der Meeresküste parallel läuft, vereinigt sich auf Waldburgschem Gebiet in spitzem Winkel mit einer anderen, die aus dem Innern des Landes herankommt. Unweit dieser letzteren Straße liegt nun das Wezwagargesinde. Wollten seine Bewohner in die nur einige Meilen entfernte, im Süden gelegene Stadt, so mußten sie, wenn sie die Landstraße benutzten, erst auf ihr bis zur Heerstraße und dann auf dieser in spitzem Winkel wieder zurückfahren. Dadurch wurden sie zu einem Umweg von fast einer Meile gezwungen. Nun hatte der Baron in Anbetracht dieser Umstände dem Bauern gestattet, einen Holzweg, der gerade durch den Gutswald führte, zu benutzen, hatte sich aber dafür, damit der Bauer nicht etwa durch die unentgeltliche Benutzung des Weges ein Recht auf denselben erwerbe, die Zahlung eines Hühnereies ausbedungen.

Wezwagar hatte sich wie ein Unsinniger durch die ihn verwundert anblickenden Wirthe gedrängt und war hinausgeeilt ins Freie. Sein erster Gedanke war, in seinen Wagen zu springen, nach Hause zu jagen und sich das Ei zu holen. Er ergriff auch bereits die Decke des Pferdes, um sie ihm abzunehmen, als er plötzlich anderen Sinnes wurde. Die ganze Geschichte war denn doch zu toll. Sollte er wie ein dummer Junge nach Hause zurückeilen, nur um dem Baron zu beweisen, daß er nicht gelogen habe? Der Baron kannte ihn genug, um zu wissen, daß er nicht lügen würde. Die Scham über seine lächerliche Lage trieb ihm das Blut zu Kopf. Es regte sich in ihm ein heftiger Unwille über den Baron. War dieser nicht so hart und schlecht, wie ihn die Leute schilderten? Aber nein, nein, und tausendmal nein, so war er nicht. Der Bauer wischte sich mit der Rechten die kalten Schweißtropfen von der Stirn. Vergeblich suchte er nach einem Motiv für die Handlungsweise des Barons. Es war ihm, als ob er in einem tollen Traum läge und als ob nun sein Weib neben ihm sagen müßte: Was träumst Du, mein Liebling? Du wälzest Dich hin und her und stöhnst schwer.

Unschlüssig und verwirrt stand der Bauer, die Hand noch immer an der Pferdedecke, da und blickte vor sich nieder. Da kam ihm Erlösung von seinem Weibe, wie er das erwartet hatte.

„Wirth," sagte plötzlich die Stimme des Knechtsjungen Peter neben ihm, „die Wirthin schickt Euch das Ei, das Ihr zu Hause vergessen habt."

„Dank, Weiblein, tausend Dank!" dachte Wezwagar, nahm dem Jungen das Ei aus der Hand, eilte zurück in das Vorhaus und ließ sich sofort bei dem Baron melden. Er wurde auch sogleich vorgelassen. Als er eintrat, räusperte sich der Schreiber vernehmlich.

„Herr!" rief Wezwagar, sobald er vor dem Baron stand, freudestrahlend, und wischte sich mit seinem Taschentuch den Schweiß von Stirn und Wangen, „Herr, mein Weib hat das Ei zu Hause bemerkt und es mir nachgeschickt. Hier ist es." Mit diesen Worten hielt er dem Baron ein großes schneeweißes Ei hin.

Dieser aber versetzte, ohne das Ei zu berühren, kalt: „Jetzt ist es zu spät, Wezwagar," und fuhr dann, als der Bauer sich nicht rührte und ihn nur starr anblickte, fort: „Ich will Dir nur noch etwas sagen, Wezwagar. Ich bin es nicht gewohnt, daß meine Wirthe ohne Gruß von mir gehen, und beabsichtige auch nicht, mich künftig daran zu gewöhnen. Verstehst Du?" Als der Baron so redete, überkam der Zorn dem Bauer mit Allgewalt. Er warf das Ei auf den Tisch, daß der Dotter den Tisch, den Baron und das Geld bespritzte, wandte sich um und verließ hochaufgerichtet das Zimmer.

Die Wirthe, welche sich draußen im Vorzimmer befanden, hatten unterdessen bemerkt, daß sich zwischen dem Baron und Wezwagar merkwürdige Dinge zutrugen. Jetzt lösten sich Namik, Wilks und Pilskaln, die eigentlich schon fertig waren und nur noch mit Bekannten geplaudert hatten, von diesen los und folgten Wezwagar in den Hof. Wezwagar schien sie nicht zu bemerken. Er ging mit großen Schritten auf seinen Wagen zu. Die Wirthe, welche das Ei hatten aufklatschen hören, glaubten sich den Ton nicht anders erklären zu können als durch die Annahme, daß ein übrigens beim Waldburgschen unerhörter Fall eingetreten sei, daß der Baron den Bauer geschlagen habe.

„Hat der Schurke Dich geschlagen?" fragte Pilskaln gerade heraus.

Wezwagar blieb stehen und starrte den Frager wild an. Dann schwang er den rechten Arm hoch in die Höhe und rief: „Glaubst Du, daß er, wenn er mich berührt hätte, noch am Leben wäre?"

„Nun, nun," beschwichtigte Namik, „die Frage war nicht böse gemeint. Was gab es denn?"

„Wir hörten einen Ton, wie einen Schlag," sagte Wilks, „und glaubten, der Baron habe Dich geschlagen."

„Wißt Ihr, was da klatschte?" rief Wezwagar höhnisch auflachend. „Ein Ei, das ich vor dem Baron auf den Tisch warf, daß es den sauberen Herrn und seinen Tisch und sein

Digitized by Google

Geld über und über bespritzte! So spreche ich mit ihm, ich, Wezwagar! Ich habe das Bürschchen aus dem Meer gezogen, wie man ein Kätzchen herausholt, das in den Zuber gefallen ist, und es will mir nun mein gutes Recht nehmen, es will mich zu Grunde richten! Oho, es gibt noch ein Recht in Kurland und Gerechtigkeit für Jedermann! Und nun fahre ich erst recht durch den Wald, und wenn sich mir zwanzig Barone in den Weg stellten mit allen ihren Buschwächtern! Es gibt noch einen Generalgouverneur in Riga und den Kaiser in Petersburg, die nicht dulden werden, daß wir hier aus Laune zu Grunde gerichtet werden!"

Wezwagar war weder seiner Worte mächtig noch seiner Geberden. Er hatte, während er so redete und mit der Faust nach dem Wohnhaus hinüberdrohte, das halbunbewußte Gefühl, daß sein Benehmen sehr unsinnig war und ihm später bitter leid thun würde, aber sein jähzorniges Temperament war ganz und gar Herr über ihn geworden.

Als Wezwagar das Zimmer des Barons verlassen hatte, war dieser, nun auch seinerseits kreidebleich aber äußerlich durchaus ruhig, aufgestanden und hatte den Diener herbeigerufen. „Das Ei ist zerbrochen," sagte er dann, „Du mußt hier aufwischen." Als der Diener gegangen war, hatte er wieder Platz genommen und aufmerksam in ein Rechnungsbuch geblickt, das er sich für diesen Zweck vom Tisch des Schreibers geholt hatte.

Der Schreiber war nun auch aufgestanden und hatte sich an ein Fenster gestellt. Nach einiger Zeit ließ er einen kichernden Ton hören.

Der Baron wandte sich nach ihm um und fragte: „Was gibt es?"

„Der Wezwagar droht mit der Faust hierher," war die Antwort.

„Wirklich?" fragte der Baron mit ruhiger Stimme, aber mit funkelnden Augen. „Also er droht mit der Faust hierher! Andersohn, schicken Sie dem unsinnigen Menschen sofort eine schriftliche Kündigung."

„Ja wohl, Herr Baron."

Draußen war es unterdessen den Wirthen gelungen, Wezwagar soweit zu beruhigen, daß er sich bereit erklärte, mit ihnen in den Krug zu fahren. Er besuchte sonst nie an einem Wochentage das Wirthshaus, aber heute war es ihm ein Bedürfniß, mit den geschworenen Feinden des Barons zusammen zu sein. Er trank mit ihnen ein Glas nach dem anderen und stieß immer wildere und wildere Drohungen gegen den Baron aus. Seinen Kameraden war das eben recht, und sie bestärkten ihn nach Kräften in seinen veränderten Anschauungen.

Erst spät am Nachmittag verabschiedete sich Wezwagar von ihnen und fuhr allein seinem Hause, seinem Weibe zu.

V. Meine Schuld.

Wezwagar war in der widerwärtigsten Stimmung. Ihm war zu Muth wie einem für gewöhnlich nüchternen mäßigen Manne, der viel auf sich hält und der sich nun sagen muß, daß er sich einen Rausch angetrunken und vor vielen Leuten wie ein Betrunkener benommen habe. Jetzt, wo der Jähzorn von ihm gewichen war, schämte er sich desselben tief, noch mehr, bereute er ihn tief. „Wäre ich ruhig geblieben," sagte er sich, „so hätte der Baron doch noch nachgegeben, wenn nicht jetzt, so doch gewiß nach einem Jahr. Und nun? Nun ist alles aus." Dieses alles umfaßte ein Meer von Frieden und Glück, nicht nur für ihn, nein, auch für sein Weib. In all dem Schmerz, der des Bauern Herz durchwühlte, stand der Gedanke an sein Weib doch immer obenan. Aber ließ sich denn wirklich gar nichts mehr thun, um das Unglück noch abzuwenden? Wie, wenn er morgen hinüberfuhr in den Hof und den Baron um Verzeihung bat? Nein, das konnte nichts helfen. Der Mann, der ihm den Wald verschloß, weil er das Ei ein wenig später brachte, konnte ihm seinen Zornausbruch, der noch dazu in Gegenwart des Schreibers erfolgt war, nimmermehr verzeihen. Er würde den Bauern mit Schimpf und Schande aus dem Zimmer jagen. Als Wezwagar an diese Möglichkeit dachte, stieg ihm das Blut wieder so jäh zu Kopf wie am Vormittag.

Nein, das ging nicht, darauf konnte er es nicht ankommen lassen. Da gab er lieber sein Gesinde hin. „Ich bin vierzig Jahre lang ein armer Fischerknabe und Fischerknecht gewesen," dachte er, „ich verstehe zu arbeiten, und ich werde mir schon mein Brot verdienen. Es wird anfangs bitter schmecken, aber ich werde mich daran gewöhnen, wieder Fremden zu dienen. Ich — ja, aber mein Weib? O, die ist brav und fleißig, die wird sich auch darin finden."

Der Bauer sah im Geist, wie sein Weib so recht lebensfroh in dem eigenen Heim schaltete, wie sie mild und doch fest die Leute regierte, so daß in ihrem Hause mehr gearbeitet wurde als in allen anderen. Und doch gingen die Leute für sie durch Feuer und Wasser. Jetzt sollte sie durch seine Schuld das alles verlieren, mit ihm in eine Knechtskaserne ziehen auf ein Gut oder in die Knechtsstube eines Gesindes. Er sah die schlecht verhehlte Schadenfreude voraus, mit der die übrigen Bäuerinnen ansehen würden, wie die Tochter des armen Strandbauern nun hinabsteigen mußte von dem vielbeneideten Hausfrauensitz im fetten Wezwagargesinde, um eine Knechtsfrau zu werden.

Als der Bauer daran dachte, stieg ein grimmiger Haß gegen den Baron in ihm auf und verwirrte ihm den sonst so klaren Sinn.

Durfte ihm der Baron überhaupt das Gesinde nehmen? Vor dem Gesetz vielleicht, aber durfte er es auch vor Gott? Mußte ihn aber dann nicht auch das Gericht in seinem Recht schützen? Wenn er Recht hatte vor Gott und das Gericht schützte ihn nicht in seinem Recht, dann mußte er eben zur Selbsthilfe greifen, dann mußte er die Gerechtigkeit selbst in die Hand nehmen und — ja, was war das für ein schreckliches „und"!

Der Bauer erhielt sein Pferd, das den ganzen Tag über nichts gefressen hatte und jetzt ungeduldig nach Hause wollte, mit starker Hand im Schritt und sann nach über dieses entsetzliche „und", das sein Antlitz erdfahl färbte und seine starken Glieder wie im Fieber beben ließ. Er wußte, daß er nicht war wie die anderen, die Jahre lang mit in der Tasche geballter Faust umhergehen und sich immer und immer wieder gegenseitig aufreizen konnten, ohne doch zu einem Entschluß zu kommen. Wenn er sich erst für dieses entsetzliche „und" entschied — dann wehe dem Baron, wehe ihm selbst!

Während die Seele des Bauern hinabgestiegen war in die finstersten Tiefen des Menschenherzens, lächelte rings um ihn der köstlichste Frühlingsabend. Der dichte Wald, durch den der Weg führte, war ein aus allen Holzarten, aus Kiefern, Tannen, Lärchen, Birken, Eschen und Eichen gemischter, recht wie die Vöglein und die Thiere des Waldes ihn lieben. Jetzt klang er wieder von vieltausendstimmigem Vogelgesang, die Waldschnepfen zogen sich jagend über die feuchten Lichtungen, auf den Waldwiesen sah man schon äsende Rehe. Kein Blättlein regte sich an den Bäumen, als ob sie alle den Athem anhielten, um sich des lauen Frühlingsabends ganz zu erfreuen.

Dort, wo der enge Gesindeweg von der Landstraße auf die Lichtung und zum Gesinde abführte, hielt das Pferd plötzlich an.

Als Wezwagar aus seinem Grübeln auffuhr, sah er sein Weib vor sich. Die Bäuerin lehnte an einer schlanken Birke, und die untergehende Abendsonne übergoß mit ihrem Roth den weißen Stamm der Birke und die holden Züge des jungen Weibes. Ach, ihre Strahlen glänzten in den Thränen wieder, die unaufhaltsam über die zarten Wangen herabrannen!

Der Bauer sprang aus dem Wagen, ging auf sein Weib zu und schloß es in seine Arme. Die junge Frau verbarg ihr Haupt an seiner breiten Brust, und nur das gewaltsame Zucken ihres Leibes verrieth ihm, daß sie bitterlich weinte.

Der Fuchs hatte eine Weile still gehalten und den Kopf mit gespitzten Ohren nach der Bäuerin gewendet, als erwartete er, daß sie ihm wie gewöhnlich, wenn er nach Hause kam, eine Brotkruste reichen würde; da er aber gar nicht beachtet wurde, so stieß er erst ein leises Wiehern aus und ging dann, als auch das nicht verfing, langsam, im Schritt nach Hause. Der verhallende Ton seiner Hufen und das Knirschen der Wagenräder auf dem Kies des Weges unterbrachen allein die Abendstille.

Digitized by Google

„Weiblein," fragte der Bauer nach einer Weile mit bebender Stimme, „weißt Du um alles?"

Keine Antwort.

Der Bauer richtete nun mit der Rechten das in Thränen gebadete Gesicht seiner Frau empor und küßte sie heiß auf Augen, Stirn und Mund. Die Bäuerin überließ sich ihm widerstandslos.

„Hat man Dir alles gesagt?" wiederholte er.

Sie nickte.

„Wer?"

Die Bäuerin fuhr sich mit dem Taschentuch über Augen und Gesicht und erwiderte mühsam: „Gulbe."

„Kam Gulbe eigens deshalb zu Dir?"

„Nein," erwiderte die Bäuerin und bemühte sich, ihrer Thränen Herr zu werden. „Er fuhr zur Stadt. Ich hatte die schwarze Bläße hinausgetrieben, da wurde er mich gewahr und hielt an."

„Nun, und was sagte er?" fragte der Bauer finster.

„Ach, wozu soll ich das wiederholen?"

„Sprich nur. Was sagte er?"

„Er sagte," schluchzte die junge Frau und verbarg ihr Antlitz wieder an seiner Brust, „er sagte, daß der Baron Dich geschlagen habe!"

Der gewaltige Körper des Bauern erbebte. „Das hat er nicht gethan," sagte er ganz leise.

Die Bäuerin erhob ihr Haupt und sah ihn fragend an.

„Nein, das hat er nicht gethan. Er wies aber das Ei zurück, weil ich es ihm, wie er behauptete, zu spät brachte, und verbot mir den Weg durch den Wald."

Das Antlitz der Bäuerin erhellte sich. „War es weiter nichts?" fragte sie. „Das ist ja auch schlimm genug, aber doch nicht so schrecklich."

Der Bauer schwankte einen Augenblick, ob er seinem Weibe jetzt gleich die volle Wahrheit sagen sollte; es kam ihm aber unrecht vor, sie zu täuschen.

„Weiblein," begann er, „das ist noch nicht alles."

Die Bäuerin blickte ihn erschreckt an. Wenn sie erregt war, zogen sich auf ihrer Stirn zwischen den Brauen ein paar Falten zusammen, die ihrem guten unschuldigen Gesichtchen einen unsäglich rührenden Ausdruck gaben.

„Als der Baron das Ei nicht nahm," fuhr der Bauer fort, „da überkam es mich —"

„Um Gott, Du hast doch nicht —"

„Ich warf das Ei vor ihm auf den Tisch und ging davon."

Die Bäuerin hatte sich von ihrem Mann gelöst und wieder an die Birke gelehnt. Jetzt verhüllte sie ihr Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich.

Ueber ihr flatterte ängstlich lockend und rufend ein Finkenpaar von Zweig zu Zweig. Dem hatten die Kinder des Knechts am Morgen das kaum begonnene Nest zerstört.

„Weiblein," rief der Bauer, „Weiblein!"

„Ach laß mich nur!" schluchzte die Bäuerin. „Ich habe nicht verdient, Dein Weib zu sein."

„Was weinst Du, mein Weiblein?"

„Ach, nenne mich nicht Dein Weiblein, mich, die ich über Dich Guten so schweres Leid gebracht habe!"

„Mein Herzensweib, Dich trifft keine Schuld."

„Gewiß trifft sie mich und nur mich. Ich wußte, wie viel an dem Ei lag, wie konnte ich Dich von mir lassen, ohne mich überzeugt zu haben, daß Du es mithattest!"

„Mein liebes, liebes Weiblein, ich wußte das so gut wie Du. Mich trifft die Schuld und niemand anders."

Die freundlichen Worte des Bauern machten seine Frau nur noch unglücklicher. „Ach, was würde mein seliger Vater dazu sagen," rief sie, „daß ich so pflichtvergessen gewesen bin! Wie soll ich mir das je vergeben!"

Die beiden standen noch lange bei einander, und die Sonne war längst untergegangen, als sie sich dem Gesinde näherten. Ueber dem Bemühen, sein Weib zu trösten, war der Groll des Bauern gegen den Baron zurückgetreten vor der Trauer über die Thatsache; er loderte aber wieder hell auf, als er, sobald er sein Haus betrat, die Kündigung vorfand. „Gut!" knirschte er, indem er das zerknitterte Schreiben auf den Boden warf und mit Füßen trat, „gut! Du kündigst mir; wir wollen aber sehen, wer zuerst heraus muß, Du aus dem Hof oder ich aus dem Gesinde!"

Die Bäuerin nahm den erwarteten Schlag verhältnißmäßig ruhiger auf. Sie fand die Kündigung auch natürlich und in der Ordnung; sie hütete sich aber wohl, diese Ansicht vor ihrem Manne zu entwickeln und ihn dadurch noch mehr zu reizen. Sie maß innerlich die Schuld an allem Unglück nach wie vor hauptsächlich sich zu, und sie war sehr niedergedrückt, sie sagte sich aber, daß es jetzt galt, vor ihrem Manne gefaßt zu erscheinen. Sie sprach daher, obgleich ihr bei dem Gedanken, ihr liebes Wezwagar verlassen zu müssen, das Herz still stand, so ruhig als möglich:

„Sei nur unbesorgt, Georg, wir finden schon ein anderes Gesinde. Ein Mann wie Du wird sich nicht lange nach einem solchen umzusehen brauchen."

„Ehe ich das thue, muß ich doch erst aus Wezwagar vertrieben sein," erwiderte der Bauer mit funkelnden Augen.

Die Bäuerin that, als ob sie die Drohung, die in diesen Worten lag, nicht verstanden hätte. „Ich meine natürlich nur im schlimmsten Fall," fuhr sie fort und streichelte ihrem dreijährigen Erstgeborenen, den sie auf den Schoß genommen hatte, den flachsblonden Kopf. „Wir werden uns in dem neuen Gesinde gewiß bald ein eben so trauliches Daheim schaffen, wie wir es hier haben."

„Es ist auch ganz gut, daß wir hier fortmüssen," sprach sie weiter, als ihr Mann, der, den Kopf auf die hohle Hand gestützt, bewegungslos dasaß, schwieg, „hier muß es zwischen dem Baron und den Bauern doch bald zu Händeln kommen, in denen Du, der Du den Baron achtest und liebst, viel leiden würdest. In dem neuen Gesinde werden wir damit nichts zu thun haben."

Der Bauer lächelte spöttisch; aber es that ihm doch wohl, daß seine Frau von dem „neuen Gesinde" so sicher sprach, als ob er ein solches schon gepachtet hätte. Sie hatte übrigens recht, er war vorhin zu kleinmüthig gewesen. Mit dem Knechtsstande hatte es noch gute Weile.

„Wenn wir weiter im Lande sein werden, werden wir auch besseres Vieh halten können," fuhr die Bäuerin fort. „Darauf freue ich mich ganz besonders. So große Kühe wie unsere schwarze Bläße können bei der Waldweide hier doch nicht gut fortkommen."

Der Bauer hatte sich erhoben und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Dann blieb er plötzlich vor seiner Frau stehen und fragte, während es in seinem Gesicht seltsam zuckte: „Frau, wenn ich nun aber ein Knecht werden müßte und Du eine Knechtsfrau?"

Die Frau sah ihn aus ihren großen Augen ernst an und erwiderte langsam: „Wenn Du ein Knecht werden müßtest, so müßtest Du nichts anderes werden, als was Du lange gewesen bist, und wenn ich eine Knechtsfrau werden müßte, so würde ich nichts anderes werden, als was ich, die Tochter eines armen Strandbauern, ohne Dich jetzt ohnehin wäre. Gottes Wille geschehe, nicht unserer. Wir sind auch als Knecht und Knechtsfrau Gottes Kinder."

Der Bauer beugte sich auf sein Weib nieder und küßte es heiß. Dann ging er wieder mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und rang, während die Bäuerin ihren Knaben, der auf ihrem Schoß eingeschlafen war, zu Bett brachte, mit sich selbst. Die wunderbare Größe seines einfachen schlichten Weibes, für die er Verständniß hatte, machte ihm die Seele weit und groß; aber der Gedanke an die Erlebnisse des heutigen Tages schnürte sie wieder ein. Jetzt erschien ihm die Nothwendigkeit, sein Gesinde aufgeben zu müssen, wie kein unerträgliches Unglück — blieben ihm doch sein herziges Weib, seine lieben Kinder, reichliche Habe; jetzt wieder empörte sich sein männlicher Sinn wider jede Resignation, schrie alles in ihm nach Rache an dem Baron — verlor er doch um einer Laune willen das Gesinde, das er so lange und sorgsam bebaut hatte, mußte doch auch sein Weib hinaus in die Fremde!

Digitized by Google

Ankunft vor Salonichi. Ein Stimmungsbild von B. Wolze.

Digitized by Google

Als die Bäuerin vor dem Schlafengehen das Vaterunser gesprochen hatte, betete sie laut weiter: „Ja, Herr, vergib uns unsere schwere Schuld. Strafe uns, gnädiger Gott, nicht dadurch, daß Du Ungeduld aufkommen läßt in unseren Herzen, sondern verleihe uns vielmehr Geduld, daß wir uns willig beugen unter Deine Hand. Laß uns stets eingedenk sein der eigenen Sündhaftigkeit, auf daß wir nicht ins Gericht gehen mit unserem Nächsten. Gib uns nicht Gedanken der Rache, sondern des Friedens und des Verzeihens. Gib, daß wir erkennen, daß nichts geschieht wider Deinen allezeit guten und gnädigen Willen! Amen."

Der Bauer saß mit gefalteten Händen still neben seinem Weibe. Es erschien ihm jetzt der ganze Handel, der ihn eben noch bis ins Innerste erregt hatte, gar erbärmlich, ja es kam ihm vor, als ob er ihn eigentlich kaum angehe. Was lag an dem Gesinde? War nur seine Frau bei ihm mit ihrer weichen melodischen Stimme und ihrem frommen geraden Sinne; da erschien es im Grunde gleichgiltig, ob sie beide in Wezwagar hausten und sich liebten oder sonst wo. Der Bauer dachte jetzt ohne Groll an den Baron wie an einen ihm fremden und gleichgiltigen Menschen.

Als aber Wezwagar am folgenden Morgen nach kurzem Schlaf erwachte und die Erinnerung an die Erlebnisse des vorhergehenden Tages plötzlich vor ihm stand, überkam ihn wieder jene widerwärtige Empfindung, in der er sich gestern seinem Heim genähert hatte. War es denn wirklich möglich, daß all das Glück, das ihm bisher an jedem Morgen entgegenlachte, auf Nimmerwiedersehen verschwunden war? Und warum? Weil er in der Eile ein Ei vergessen hatte. Das war barer Unsinn. Ein so dummes Ding wie ein Ei konnte ein Menschenglück nicht zerstören. Es mußte noch alles gut werden, es galt nur, kalt zu überlegen und klug zu handeln.

Der Bauer richtete sich in seinem Bett auf, stützte sich auf seinen rechten Arm und blickte durch das Fenster hinaus in die Morgendämmerung. Was thun? Sollte er zum Baron fahren und ihn zu versöhnen suchen? Das ging nicht, er hatte den Baron zu schwer beleidigt. Sollte er das ganze Erlebniß als eine Fügung Gottes hinnehmen und sich, froh der ihm gebliebenen Güter, geduldig von Haus und Hof treiben lassen? Gestern Abend war ihm das so selbstverständlich, so leicht erschienen — heute lehnte sich alles in ihm dagegen auf. Hatte der Baron das Recht, ihm zu kündigen? Nein, denn in dem Pachtvertrage war nur verabredet worden, daß der Bauer das Ei pünktlich am 23. April entrichten müsse. Diese Bedingung hatte er erfüllt, der Baron durfte ihm also den Waldweg nicht versperren. Durfte der Baron ihm das Gesinde kündigen? Wezwagar hätte diese Frage gern verneint, aber er mußte sie doch bejahen. Der Baron hatte ihm das Gesinde immer nur auf ein Jahr verpachtet; es kam daher nur auf ihn an, ob er den Pachtvertrag verlängern wollte oder nicht. Nun war dem aber so nur in der Theorie, denn in der Praxis wurden die Waldburgschen Gesinde von ihren Inhabern nicht ohne Grund als auf ihre Lebenszeit verpachtet angesehen, da es noch nie vorgekommen war, daß der Baron einem Bauern, der tüchtig war und sein Gesinde in Ordnung hielt, das Pachtgeld erhöht oder ihm gar gekündigt hatte. So erschien der ganze Vorgang Wezwagar als eine empörende Ungerechtigkeit. Konnte nun aber eine Handlungsweise, die ungerecht war, zugleich gerecht sein? Vor Menschen ja, vor Gott nein. Vor Gott lag hier einzig eine gen Himmel schreiende Ungerechtigkeit vor. Wie, wenn Wezwagar nun diese Ungerechtigkeit nicht menschlichen Gerichten, sondern Gottes Gericht zur Entscheidung vorlegte? Wenn er diese Entscheidung durch sein von Gott erleuchtetes Gewissen fällte und die Sentenz dann selbst vollstreckte?

Wezwagar stand wieder an dem Punkt, zu dem er bereits gestern zu seinem Schrecken gelangt war. Er sprang mit einem Satz aus dem Bett und fuhr eilig in die Kleider. Seine Frau schien sein Aufstehen nicht zu bemerken und nach wie vor fest zu schlafen. „Gottlob, daß Du Dir wenigstens die Sorgen verschlafen kannst," dachte er und eilte dann hinaus ins Freie. Er wollte sich die bösen schweren Gedanken fortarbeiten.

Als er auf den Hof trat, schien es ihm, als ob ihn der Knechtsjunge, der, mit einem Pflug auf der Schulter, eben sein Pferd aus dem Stall zog, mit spöttischem Lächeln betrachte. Peter hatte eben dem Braunen gegenüber einen Witz gemacht und lächelte nun für seinen Zuhörer; Wezwagar aber glaubte, der Junge habe wohl auch schon von dem Gerücht gehört, daß der Baron ihn geschlagen habe, und lache nun darüber. Das Blut stieg ihm heiß zu Kopf, er sagte aber nichts, sondern begab sich mit Pferd und Pflug auf das Feld und ackerte dort so rasch und sicher wie gewöhnlich. In seinem Innern aber wälzte er immer drei Fragen umher. Wenn er die Furche begann, so dachte er: Es wird sich schon noch ein Ausweg finden lassen und alles gut werden; wird es nicht gut, so ist das auch kein Unglück, meinte er, wenn er sich in der Mitte des Feldes befand; wenn er den Graben erreicht hatte und sein Pferd auf dem Feldrain umwandte, schrie alles in ihm nach Rache.

Die Frühstücksstunde war längst herangekommen, aber der Knecht und der Knechtsjunge warfen heute vergeblich fragende Blicke auf ihren Herrn, der, mit raschen Schritten hinter seinem schweißtriefenden Pferd einherschreitend, seine Furchen so tief und regelmäßig zog, als habe er eben mit der Arbeit begonnen.

Endlich sagte der Knecht: „Wirth, es ist Frühstückszeit!"

„Gut," erwiderte Wezwagar, spannte sein Pferd aus und ging mit den Leuten nach Hause. Dort begrüßte er sein Weib kurz und zerstreut, nahm schnell und schweigend sein Frühstück ein und ging dann sofort in den Stall. Er holte aus diesem ein anderes Pferd und ackerte wieder so rasch und regelmäßig, wie sein Geist die Fragen erwog, auf die er keine entscheidende Antwort fand. Er hatte heute keinen Sinn für den blauen Frühlingshimmel über ihm, den Vogelgesang, der vom Walde her zu ihm herüberschallte, und das üppige Grün der prächtig gedeihenden Winterfelder.

So bemerkte er auch das seltsame Gespann nicht, das auf dem vielerwähnten Waldwege daherkam. Es war ein jämmerliches Fuhrwerk: das Pferd rauhhaarig, klein und entsetzlich mager, das Angespann geflickt und zerrissen, der Wagen auf unbeschlagenen Rädern, die sich mit lautem Quiken um die Achsen drehten. In diesem Wagen saßen Breede und seine Frau.

Als Breede Wezwagar erblickte, wandte er sich zu seiner Frau und jammerte: „Erbarme Dich, was wird er sagen?"

„O, er weiß ja von nichts," erwiderte die Frau, „und mit Deiner Schwester werde ich reden. Sie ist eine kluge Frau und wird verstehen, daß man Unglück haben kann."

„Ach Du mein lieber Gott! Erbarme Dich! Erbarme Dich!" wehklagte aber Breede, ohne näher anzugeben, worüber seine Frau sich erbarmen sollte.

„Sei nur guten Muthes," tröstete diese, „Wezwagar weiß von nichts."

„Aber wenn er doch schon darum wüßte?" fragte Breede und zog die Zügel an. Der Gaul blieb sofort stehen und suchte mit der weit vorgestreckten Oberlippe das Gras am Rand des Grabens zu erreichen; die Bäuerin aber riß ihrem Mann ungeduldig die Peitsche aus der Hand und schlug so derb auf das Thier los, daß es, für einige Augenblicke wenigstens, in eine Art Trab verfiel.

Je näher das Gefährt Wezwagar kam, um so mehr fiel Breede in sich selbst zusammen. Auch seiner Frau schlug das leichtlebige Herz schneller, denn sie hatte vor dem Schwager tüchtigen Respekt.

Wezwagar bemerkte den Wagen, der schon seit einer Weile in seiner Nähe hielt, erst, als ein unbestimmter jammernder Ton, den Breede ausstieß, sein Ohr erreichte. Er hielt nun sein Pferd an, stützte sich auf seinen Pflug und sagte: „Willkommen!"

Die Schwägerin sprang mit einem Satz aus dem Wagen, ihr Mann folgte ihr langsam.

„Das ist doch einmal köstliches Wetter!" rief Frau Breede und schüttelte dem Schwager die Hand. „Wie die kleinen Lerchen da oben jubiliren und wie warm das Sonnchen scheint! Wir werden im Herbst eine Ernte haben, die wir kaum in zwei Wintern werden ausdreschen können!"

Der Mann blickte unterdessen unverwandt auf Wezwagar, zog mit der rechten Hand an den Fingern der linken, bis sie

Digitized by Google

knackten, und hob bald den einen bald den anderen Fuß ein wenig auf.

„Ach Du lieber Gott," begann er jetzt, „wie ist der Weg hierher schlecht! Ach, mein armes Pferdchen hat uns kaum hierher bringen können. Es ist ja freilich auch nur armer Leute Pferd und bekommt Hafer nicht zu sehen. Ach, und im Herbst wird es nicht einmal Mehl bekommen können, denn wenn das Wetter so trocken bleibt, wird man ja die Sommerfelder gar nicht bestellen können. Ach Du lieber Gott! Erbarmt Euch, Schwager, erbarmt Euch!"

„Fahrt nur voraus," bat Wezwagar, „ich folge Euch sogleich."

Es war, als ob Breede jetzt das ärgste Kanonenfieber hinter sich hätte. Er kletterte rasch in den Wagen, zerrte unbarmherzig an den Fahrleinen, schwang die Peitsche und schrie: „Noh! Ach Du Litthauer! Ach Du ein verdammter Litthauer! Ach Du Judenpferd! Warte, ich will Dich lehren!"

Das Pferdchen nahm denn auch schließlich Vernunft an und setzte sich, wenn auch nur langsam, in Bewegung.

„Was mögen die nur wollen?" dachte Wezwagar, als er, nachdem er sein Pferd ausgespannt hatte, ihnen folgte. Daß die Breedes immer nur kamen, wenn sie ein Anliegen hatten, wußte er. Der Schwager verstand es eben gar nicht, sich selbst zu helfen. Wezwagar hatte bisher immer nur mit verächtlichem Mitleid an diese Thatsache gedacht; jetzt ging ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er sich zur Zeit in derselben Lage befinde. Es fiel ihm ferner ein, daß er seinen Schwager gestern nicht gesehen hatte. Aber das war ja bei der Aufregung, in der er sich selbst befunden hatte, natürlich genug. Ueberdies ging ihm der Schwager, wenn er irgend konnte, aus dem Weg — „wie die Dummheit dem Verstande", hatte Wezwagar bisher gesagt.

Unterdessen hatten sich die Gäste mit Frau Wezwagar, die, sobald sie dieselben gewahr wurde, gleichfalls Schlimmes ahnte, auf das herzlichste begrüßt.

„Nein, wie Ihr hier hübsch wohnt!" rief die Schwägerin. „Ich glaube nicht, daß es in der ganzen Hauptmannschaft, ja im ganzen Gottesländchen noch ein Gesinde gibt wie Eures. Man glaubt wahrhaftig, man käme auf einen Herrenhof! Was habt Ihr für Gebäude! Was für Dächer!"

Die Worte der Schwägerin zerrissen das wunde Herz der jungen Bäuerin nur noch mehr; sie fühlte aber, daß noch ein Unglück im Anzug sei und daß sie aller ihrer Kraft bedürfen würde, um es ertragen zu können. Sie hielt sich daher gewaltsam aufrecht.

Als sie ihre Gäste ins Zimmer geführt hatte, sagte sie gerade heraus: „Ich sehe aus Jakobs Gesicht, daß Euch ein Unglück zugestoßen ist. Was ist es?"

„Ach Gott, Schwesterchen, erbarme Dich, ein schweres, schweres Unglück! Nun ist alles aus und wir sind ganz verloren!"

Die Bäuerin stand fest und ruhig da. „Ihr habt das Pachtgeld verloren?" sagte sie.

„Nicht verloren, Schwesterchen, nicht verloren — wer wird denn Geld verlieren? — nein, nur verlegt. Es wird sich gewiß noch finden, noch vor Sonnabend finden."

„Ach Du mein lieber Gott, wie soll es sich finden? Erbarme Dich, wie haben wir es gesucht, wie haben wir es gesucht! Das ganze Haus haben wir durchsucht und den ganzen Stall und die ganze Kleete (Vorrathshaus) und den Hof haben wir durchharkt, aber es war alles vergebens. Man sieht, es ist Gottes Wille, daß wir Bettler werden und mit dem weißen Stabe durch das Land sollen."

„Ach, geh doch! Wie kann man so thöricht reden! Wo kann es denn geblieben sein? Man verliert doch nicht Geld? Ich sage Dir, noch vor Sonnabend wird es sich finden."

„Ach Du mein lieber Gott! Erbarme Dich, wo soll es sich finden? Im Sand ist es geblieben, im bösen gelben Sand, in dem auch unsere Felderchen geblieben sind und unsere Wiesen. Da wird es liegen bis zum jüngsten Gericht."

Breede schien eine Art Trost darin zu finden, daß die Ersparnisse seiner Schwester so sicher angelegt waren.

Diese saß wie gebrochen da. Es war ihr zu Muth wie der Birke, die man mit dem Stumpf herausheben will, um die man einen Graben gezogen hat, und der eine unbarmherzige Hand nun eine Wurzel nach der anderen durchhaut. Diese beiden Tage nahmen ihr das eigene Heim und das Vaterhaus.

An dem Zaune steht die Weide,
Unter ihrem Schatten wuchs ich.
Als man mich zur Fremde führte,
Brach der Sturmwind ab die Weide,

klang es in ihr wider.

„Liebes Schwesterchen," begann unterdessen die Schwägerin und umfaßte die junge Frau zärtlich, „glaube ja nicht, daß uns irgend welche Schuld trifft. Als Ihr vorgestern fortfuhrt, wollte ich noch auf einen Augenblick hinüber zu Butte. Die Wirthin hatte mir Wolle versprochen, und ich wollte sie mir abholen, um die Woche über tüchtig arbeiten zu können. Ich hatte mir das Geld hinter das Busentuch gesteckt, wo es ganz sicher war; als ich es aber am Abend hervorholen wollte, war es fort. Es kann aber gar nicht verloren sein, es wird sich gewiß noch finden. Man darf nicht gleich verzagen, man muß Vertrauen auf Gott haben."

Wezwagar, der in diesem Augenblick ins Zimmer trat, hörte die letzten Worte der Schwägerin. „In welchem Anlaß ist wieder einmal Gottvertrauen nöthig?" fragte er. „Ist Euch abermals ein Stück Vieh erkrankt, so daß Ihr es nothwendig schlachten und aufessen mußtet?"

„Nein, lieber Schwager," erwiderte die Schwägerin rasch, „unser Vieh ist ganz gesund, und es geht uns auch sonst vortrefflich."

Frau Wezwagar saß mit in den Schoß gefalteten Händen still da. „Sie haben das Pachtgeld verloren," sagte sie jetzt und sah ihren Mann an mit einem Blick voll Jammer und Qual.

Die Schwägerin wurde feuerroth, Breede kratzte sich den Kopf und blickte ängstlich zu Boden.

„Seid Ihr denn ganz toll!" brauste Wezwagar nach alter Art auf. „Geht Ihr so mit dem schwer verdienten Geld um, das Euch gute Menschen schenken? Habt Ihr nicht verdient, daß man Euch mit Schimpf und Schande von Haus und Hof jagt, Euch leichtsinniges Volk!"

„Ach Du mein lieber Gott! Es ist Gottes Wille, daß wir aus unserem Gesinde müssen. Wer will sich ihm widersetzen?"

„Scheltet mich allein, Schwager! Jakob ist an allem ganz unschuldig. Ich bekam das Geld und ich habe es verloren oder richtiger verlegt, denn es muß und wird sich ja noch finden. Findet es sich aber nicht, so ist das ganz meine Schuld."

Die Schwägerin erwartete nun, daß Wezwagar abermals aufbrausen würde; er schwieg aber und blickte nur finster vor sich nieder. Bei den Worten der Verwandten war ihm der Gedanke gekommen, daß er sich ziemlich in derselben Lage befinde wie sie. Sie hatten das Geld nicht gebracht, er das Ei nicht, dafür mußten sie nun alle aus den Gesinden. Und doch oder vielmehr gerade deshalb lehnte sich sein innerstes Empfinden gegen die Möglichkeit auf, daß er das Unglück nun eben so als Gottes Willen hinnehmen sollte, wie sein tief verachteter Schwager. Breede war wirklich im Unrecht, er in seinem Recht. Mit ihm sollte darum der Baron einen schweren Stand haben.

Breede bat nun Wezwagar, er möge sich doch für ihn bei dem Baron verwenden, und erschrak nicht wenig, als er erfuhr, daß sein Schwager sich selbst mit dem Herrn überworfen habe. Er bat nun, man möge doch wenigstens ihn und seine Familie, die nach sechs Wochen ihr Gesinde verlassen müßten, in die Badstube aufnehmen. Als Wezwagar versprach, seine Bitte zu erfüllen, war er ganz glücklich. Seine Frau fand sogar ihren Humor wieder. „Von uns wird es jetzt auch heißen:

Hirten, treibt heim nun!
Schon dampft das Essen!
Drei Hundefüße,
Ein Welpenköpfchen,"

sang sie.

Als die Gäste am Abend davon fuhren, hatte Wezwagar einen Entschluß gefaßt. Er wollte zunächst zur Stadt, um von einem Sachverständigen zu erfahren, ob seine Sache rechtlich ganz aussichtslos sei. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Fall Konstantinopels.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von Dr. Moritz Busch.

Seit länger als zwei Jahrzehnten nennt die christliche Welt den Sultan von Stambul als Repräsentanten des Türkenthums in Europa einen kranken Mann, und schon lange bevor Zar Nikolaus diesen Ausdruck zuerst gebrauchte, war er eine Wahrheit. Bereits vor dem Anfang unseres Jahrhunderts hätte man in der Bußtagslitanei die Bitte: „Gott wolle uns vor der Türken Mord bewahren", getrost weglassen können, bereits damals war ihr Feldzeichen, der Halbmond, kein zunehmender Mond mehr wie ehedem, wo die Roßschweife ihrer Paschas vor Wien wehten und die Inseln des Mittelmeers vor ihren Flotten bis nach Sicilien hin erzitterten. Der Halbmond hat abgenommen und abgenommen, der Kranke ist siecher und immer siecher geworden. Er leidet nicht an einer, sondern wie das Reich von Byzanz, an dessen Stelle er in den Tagen seiner Jugendkraft getreten, an fast allen Krankheiten, die ein Staatswesen ergreifen können. Keine Schminke kann das verbergen, keine Arznei heilt ihn. Die Auflösung geht ihren Weg, der Marasmus tritt mit jedem Jahre deutlicher zu Tage, große Stücke, Aegypten, Serbien und das verwandte Montenegro, desgleichen das Land der Rumänen hängen mit dem Körper des Kranken nur noch lose zusammen, Griechenland hat sich ganz von ihm getrennt. Die große Kur des Krimkriegs hat nichts geholfen, die Einflößung europäischer Regierungsgrundsätze wollte eben so wenig verfangen. Der Kranke, zuletzt auch von finanzieller Schwindsucht ergriffen, scheint nicht mehr zu retten, und schon längst würde er todt und begraben sein, wenn Europa, unfähig, sich über die Ordnung seines Nachlasses zu verständigen, ihm nicht immer von neuem durch Galvanisirung den erlöschenden Lebensfunken wieder anfrischte. Wieder einmal ist eine Krisis eingetreten, doch wird sie aller Wahrscheinlichkeit nach noch nicht die letzte sein. Vermuthlich löst sich in Bosnien nur wieder ein Glied ab, und ohne Prophet zu sein, kann man annehmen, daß, wenn nicht unverhofft eine Katastrophe eintritt, dieser Prozeß langsamen Zerbröckelns seinen Fortgang haben wird, bis das Asiatenthum den Gestaden Europas gänzlich den Rücken gekehrt hat. Was für eine Fahne dann über Stambul wehen wird, weiß nur der, welcher alles weiß. Uns genügt, daß sie das Zeichen des Kreuzes tragen wird.

Wenden wir uns von diesem kläglichen und doch erfreulichen, weil verheißungsvollen Schauspiel ab und zurück in die Zeit, wo das jugendkräftige Türkenthum seinen Sieg über das Oströmerreich vollendete: zur Eroberung Konstantinopels durch Mehemed den Zweiten im Jahre 1453, einem Ereigniß, mit dem man vielleicht mit eben so viel Recht als mit der Entdeckung Amerikas das Mittelalter endigen und die neue Zeit beginnen lassen könnte.

Die Osmanli waren schon geraume Zeit in Europa und Herren des größten Theils der Balkanhalbinsel. Das byzantinische Kaiserthum war vor ihren siegreichen Waffen zu drei kleinen Ländchen zusammengeschrumpft, die verschiedene Herrscher hatten, und in einem Stück der Morea, einem Rest von Kleinasien mit Trapezunt und der Stadt Konstantinopel nebst deren unmittelbarer Umgegend und einigen Inseln bestanden. Der Sultan der Türken war Mehemed, der Sohn Murads des Zweiten; er hatte seine Residenz in Adrianopel. In Konstantinopel gebot als Kaiser Konstantin Dragoses aus dem Geschlecht der Paläologen. Die Vorstadt Galata am nördlichen Ufer des Goldenen Horns hatten die Genuesen inne. Daß dieser letzte Rest des riesigen Reichs, welches sich einst von Karthago und Sicilien bis an den Euphrat und von der mittleren Donau bis zu den Wasserfällen des Nils erstreckt, von den Türken ebenfalls angegriffen werden würde, war nur eine Frage der Zeit, und so suchte der Kaiser im Abendland Hilfe und gewann auch die Zusage der Unterstützung von Seiten Venedigs, Genuas und des Papstes, welchem letzteren er dafür das Versprechen, eine Wiedervereinigung der griechischen Kirche mit der römischen herbeizuführen, gab. Er entfremdete sich dadurch den größten Theil seiner Geistlichen, und zu gleicher Zeit gab er Mehemed Anlaß, die ohne Zweifel schon bei dessen Thronbesteigung ins Auge gefaßten Feindseligkeiten zu beginnen. In Konstantinopel befand sich der osmanische Prinz Orchan, ein Neffe Mehemeds, für dessen Unterhalt dieser dem Kaiser jährlich 300,000 Asper zahlte. In Karamanien war ein Aufstand gegen den Sultan ausgebrochen, zu dessen Dämpfung Mehemed selbst ausziehen mußte. Diesen Umstand benutzte der Kaiser, um durch eine Gesandtschaft vom Sultan Verdoppelung jener Summe zu verlangen, indem er zu verstehen geben ließ, er werde im Fall einer Weigerung Orchan als Kronprätendenten gegen Mehemed aufstellen. Letzterer verbarg für den Augenblick seinen Zorn über diese Drohung; nachdem aber die Unruhen in Kleinasien gedämpft waren, traf er sofort Anstalten, um jeder weiteren Gefahr von Seiten Konstantinopels durch Eroberung der Stadt und Vernichtung des Kaiserthums ein Ende zu machen. Zunächst ließ er im Sommer 1452 am Ufer des Bosporus, nicht fern von Galata, die noch jetzt existirende Burg Rumili Hissari erbauen, deren riesige Geschütze mit ihren 600 Pfund schweren Kugeln die Meerenge beherrschen und Konstantinopel von allem Zusammenhang mit dem schwarzen Meer abschneiden sollten. Zu gleicher Zeit erschien er mit einer Flotte im Bosporus. Während des Baus der Festung entspannen sich zwischen griechischen Bauern und türkischen Soldaten Händel, die mit der Niedermetzelung der Bewohnerschaft eines Dorfes durch letztere endigten. Der Kaiser ließ auf die Kunde von diesen Vorfällen die Thore der Stadt schließen und durch eine Gesandtschaft den Sultan benachrichtigen, daß er wisse, er wolle den Krieg, und daß er sich im Vertrauen auf Gott zu vertheidigen gedenke. Die Antwort des Sultans war, daß er dem Kaiser den Krieg erklärte und die Gesandten zu enthaupten gebot.

Beide Theile trafen jetzt ernstliche Anstalten zum Kampf. Konstantin sammelte alle seine außerhalb der Stadt wohnenden Unterthanen innerhalb der Mauern, ließ letztere verstärken, schaffte möglichst viel Lebensmittel herbei und organisirte ein kleines Heer von Einheimischen zur Vertheidigung, zu welchem dann noch einige Hilfstruppen aus Venedig, Genua und Rom, so wie einzelne christliche Kämpfer aus anderen Ländern stießen. Mehemed seinerseits schickte ein Heer nach der Morea, um die dort regierenden Brüder des Kaisers zu verhindern, dem letzteren Beistand zu senden, zog in Bulgarien eine große Armee zusammen und ließ sich von einem aus Konstantinopel entflohenen ungarischen Stückgießer Namens Orban eine ungeheure Kanone gießen, die zur Zusammenschießung der Mauern der Stadt dienen sollte, zunächst aber nach der erwähnten Festung am Bosporus gebracht wurde, wo sie im November 1452 mit einer einzigen Kugel ein venetianisches Schiff, das von der Krim Gerste nach Konstantinopel bringen wollte, in den Grund bohrte. Der Kapitän, der sich mit der Mannschaft ans Land rettete, wurde auf Befehl Mehemeds gepfählt, die Mannschaft zum größeren Theil enthauptet, zum kleineren nach Konstantinopel entlassen.

Der Kaiser hatte inzwischen gethan, was für eine erfolgreiche Vertheidigung zu thun möglich war. Aber die Aufregung über seine Nachgiebigkeit gegen die Forderungen des Vatikans, die unter den Griechen herrschte, entzog ihm die Unterstützung vieler von seinen Unterthanen. Als am 12. November 1452 das Henotikon, d. h. die Vereinigung der griechischen mit der römischen Kirche, in der Hagia Sophia verkündigt und der römische Katholizismus damit zur Staatsreligion erhoben wurde, zeigte sich Widerstand bis in die höchsten Kreise hinauf, und der erste Minister des Kaisers, der Großherzog Lukas Notaras, erklärte, lieber den türkischen Turban in der Stadt sehen zu wollen als die römische Mitra. Die römische Hilfe stand mit diesem Verlust an Sympathie in gar keinem Verhältniß, die Truppen, welche der päpstliche Legat Isidorus dem Kaiser zuführte, zählten nur 200 Mann. Mehr werth war das kleine Hilfsheer, welches der Stadt unter Johannes Giustiniani von Genua zuzog, und die Hilfe der Venetianer. Im ganzen waren etwa 2000 Fremde bereit, Konstantinopel gegen den heranziehenden Sultan zu vertheidigen. Die einheimischen Kämpfer

Digitized by Google

aber zählten mit Einschluß einer Anzahl bewaffneter Mönche nicht mehr als ungefähr 5000 Mann, so daß dem Kaiser zur Vertheidigung der weitläufigen Festungswerke im ganzen nur 7000 Mann zur Verfügung standen. Dazu kam eine kleine Flotte von 26 Schiffen, die indes sich nur ausnahmsweise aus dem mit einer Kette gesperrten Hafen des Goldenen Horns hinauswagte. Die Bundesgenossenschaft der Genuesen von Galata endlich war unzuverlässig, wie sich bald zeigen sollte.

Im Februar 1453 begannen die ersten Truppen des türkischen Heers, welches mindestens 150,000 Mann zählte, gegen die dem Verderben geweihte Stadt heranzurücken. Die große Kanone Orbans, die steinerne Kugeln von 12 Centner Schwere schoß, während sie selbst 300 Centner gewogen haben soll, wurde vorangesandt. Sechszig Paar starke Ochsen bewegten sie mühsam über die von Pionieren vor ihr geebnete Straße, und sie brauchte fast zwei Monate, um den etwa vier gewöhnliche Tagereisen langen Weg von Adrianopel bis in die Nähe der Kaiserstadt am Bosporus zurückzulegen. Um dieselbe Zeit traf auch vom Schwarzen Meer eine große türkische Flotte von 145 Schiffen, unter der sich 12 Galeeren mit drei Ruderbänken befanden, im Bosporus ein. Am 23. März brach der Sultan selbst von Adrianopel auf, am 5. April war die gesammte türkische Armee vor der Stadt angelangt, und am 6., nach dem Freitagsgebet, wurde der Beginn der Belagerung feierlich verkündigt. Mehemed schlug sein Hauptquartier mit 15,000 Gardejanitscharen, der großen Kanone und zwei kleineren Geschützen auf dem Hügel Maltepe, etwa eine Miglie vom Thor des heiligen Romanos, auf; rechts von ihm bis an das Marmorameer hinab stand die anatolische, links bis ans Goldene Horn die rumelische Armee, und die Höhen jenseits des letzteren und hinter Galata waren von Truppen unter dem Schwager des Sultans, Zaganos Pascha, besetzt.

An demselben Tage verließ der Kaiser Konstantin seinen Palast, um seinen Ehrenposten am Thor des heiligen Romanos, also dem Hauptquartier des Sultans gegenüber, einzunehmen, den er bis an sein Ende mannhaft behauptete. Ihm zur Seite stand Johannes Giustiniani mit seinen Genuesen und hielt heldenmüthig neben ihm aus, bis physische Unmöglichkeit ihn hinderte. Ein Verwandter des Kaisers, Don Francisco de Toledo, wich ebenfalls nicht von seiner Seite. 3000 Mann, von denen 500 Genuesen waren, hielten diesen Posten, den gefährlichsten von allen, besetzt. Der Rest der kleinen, zur Vertheidigung der Stadt vorhandenen Schar war über den endlosen Umfang der Mauer vertheilt, und wir bemerken nur, daß ein anderer bedenklicher Punkt dem Deutschen Johannes Grant, einem geschickten Minengräber, und daß die Vertheidigung der Nordspitze des Dreiecks, welches die Stadt bildete, dem Legaten Isidor mit seinen Römern und Chioten, die Akropolis aber, das jetzige Serail, dem Türken Orchan anvertraut war, während der Großherzog Notaras auf der Strecke der Mauer, die sich am unteren Theil des Goldenen Horns hinzieht, den Befehl führte.

Am 11. April war die Aufstellung der türkischen Geschütze beendigt. Zwölf größere Kanonen bedrohten besondere Punkte, 14 Batterien waren längs der ganzen Strecke der Stadtmauer aufgepflanzt. Das Bombardement begann, zunächst ohne erheblichen Erfolg. Die Orbansche Riesenkanone konnte, da man, um sie zu laden, zwei Stunden bedurfte, nur siebenmal des Tages abgeschossen werden, und nach kurzem Gebrauch zersprang sie. Sofort aber wurde eine neue gegossen, und auf den Rath eines Ungarn hin, der etwas von Artillerie verstand, wußte man diese mit Erfolg zu benutzen. Bis zum 18. fanden außer dem Fortgang der Kanonade nur kleine Scharmützel vor den Mauern statt, und als die Türken an diesem Tage einen Sturm versuchten, wurden sie nach sechsstündigem Kampf mit schwerem Verlust zurückgeworfen. Ebenfalls ein Siegestag der Christen war der 20. April. Vier Schiffe, ein kaiserliches und drei genuesische, mit Weizen, Gerste, Oel, Wein und anderen Lebensmitteln zur Verproviantirung der Belagerten beladen, kamen vom Marmorameer her vor der Ostspitze der Stadt an. Die türkische Flotte lief, 145 Segel stark, gegen sie aus, vermochte aber nichts auszurichten. Der Sultan schaute mit steigendem Grimm dem Kampf vom Strand aus zu, und als er seine Schiffe vor dem flüssigen Feuer der Griechen und Genuesen allmählich weichen sah, sprengte er sogar, sich selbst vergessend, wie um sie anzufeuern, eine Strecke ins Meer hinein. Noch einmal griffen die türkischen Schiffe an, und wieder wurden sie zurückgetrieben. In der Nacht aber öffnete sich die Kette vor dem Goldenen Horn, und zwei Galeeren bugsirten die vier tapferen Fahrzeuge mit ihrer Fracht in den sicheren Hafen.

An demselben Tage hielt Mehemed in Beschiktasch, wohin er sich zur Bestrafung Suleiman Beys begeben, einen Kriegsrath ab, wo der vom Kaiser bestochene Großwessir zur Aufhebung der Belagerung rieth, aber damit nicht durchdrang, da der Scheich Ak Schemseddin, der mit 20,000 fanatischen Derwischen im Lager erschienen war, sich mit Entschiedenheit gegen ihn erklärte. Die Belagerung wurde also fortgesetzt. Da man die Sperrkette am Goldenen Horn nicht zu sprengen verstand, so machte der Sultan den Vorschlag, einen Theil der Flotte zu Lande in den inneren Hafen zu schaffen. Man baute rasch eine rinnenartige Holzbahn durch einen Thaleinschnitt, der zwischen Pera und Beschiktasch eine kleine Höhe hinauf und dann nach dem Nordgestade des Goldenen Horns hinabführt, bestrich ihn mit Ochsentalg und Hammelfett und zog schon in der Nacht vom 22. eine Anzahl türkischer Schiffe auf Walzen in den inneren Hafen. Die Kaiserlichen hatten den wahrscheinlich von Galata her eingegebenen, nunmehr gelungenen Plan nicht hindern können. Auch die verschiedenen Versuche, die türkischen Fahrzeuge zu verbrennen, wurden, da dieselben, wieder von Galata her, gewarnt waren, vereitelt, indem die zum nächtlichen Angriff vorgehenden Schiffe von den Türken mit furchtbarem Feuer empfangen und zum Theil versenkt wurden. Die bei dieser Gelegenheit gemachten Gefangenen ließ Mehemed im Angesicht der Stadt hinrichten, worauf der Kaiser damit antwortete, daß er 260 türkische Gefangene enthaupten und ihre Köpfe auf die Zinnen der Stadtmauer stecken ließ.

Die Beschießung der Stadt dauerte inzwischen fort. Ein Thurm am Romanosthor stürzte zusammen, die Bresche wurde jedoch rasch wieder ausgefüllt, und auch an anderen Stellen machten die Türken nur geringe Fortschritte. Am 7. Mai unternahmen in der Nacht 30,000 Türken einen Sturm, wurden aber mit großem Verlust an Leuten zurückgeschlagen. Vier Tage später hatte ein von 50,000 Mann der Belagerer gegen die Mauer des Hebdomon gerichteter Angriff dasselbe Schicksal. Bisher war der Krieg blos auf dem Meer und über der Erde geführt worden, nun begann er auch unter der Erde. Am 15. wurde eine Mine entdeckt, welche serbische Minengräber bereits unter der Mauer durch in die Stadt getrieben hatten. Der Kaiser ließ von Grant sofort Gegenminen anlegen, und es gelang, die serbischen Maulwürfe mit Feuer und Rauch zu ersticken.

Am 18. Mai bei Tagesanbruch zeigte sich der erstaunten Besatzung am Charsiasthor ein Werk, welches die Türken in der Nacht vollendet hatten, und welches in der Stadt großen Schrecken hervorrief. Es war ein ungeheures bastionartiges Holzgerüst, welches rings mit Ochsen- und Kameelhäuten umhangen und zur Hälfte mit Erde ausgefüllt war. Ueberall waren Leitern und Stufen angebracht, um der Besatzung der Bastion als Wege zu dienen, und nach der Stadtseite öffneten sich drei Thüren. Ein bedeckter Weg führte von der hinteren Wand nach dem Hauptquartier. Der Zweck, der damit verfolgt wurde, war Ausfüllung der Gräben durch Niederstürzung der oberen Theile der Mauern und Thürme. Die Wirkungen dieser Bastion waren schrecklich, unter anderem wurde von ihr der eine der beiden Thürme neben dem genannten Thor in einen Trümmerhaufen verwandelt. Aber der Kaiser und Giustiniani verstanden es, sich dieses furchtbaren Zerstörungsmittels mit Erfolg zu erwehren. In der Nacht wurden die zerschmetterten Mauern ausgebessert, die Trümmer aus dem Graben entfernt, der gestürzte Thurm durch Hebemaschinen wieder aufgerichtet und schließlich die Bastion verbrannt. Als die Türken mit Tagesanbruch zu ihr zurückkehren wollten, fanden sie nichts als einen Aschenhaufen, und der Sultan erklärte, er hätte nicht geglaubt, daß die Ungläubigen so große Dinge in einer Nacht vollbringen könnten, und wenn es auch alle Propheten versichert hätten.

Nicht so glücklich waren die Griechen mit dem Versuch, eine andere Vorbereitung der Feinde zum letzten allgemeinen Sturm auf die Stadt zu vernichten. Am 19. Mai hatten letztere eine Brücke über das Goldene Horn vollendet, die 500 Ellen lang war und an der Stelle endigte, wo der Legat Isidorus befehligte. Tausend Fässer, wahrscheinlich aus Galata geliefert, und paarweise mit starken Stricken verbunden, lieferten die Unterlage, über welche man Balken und Bretter legte, die genügend stark waren, um selbst Kanonen mit ihren Gespannen und ihrer Mannschaft zu tragen. Am 21. Mai setzte sich die türkische Flotte, so weit sie noch vor Beschiktasch ankerte, in Bewegung und kam unter Trompetengeschmetter und Paukenwirbel an den Eingang des Hafens, worauf in der Stadt die Sturmglocken geläutet wurden, um alle Vertheidiger auf ihre Posten zu rufen. Es war indes türkischerseits nur eine Demonstration oder Rekognoszirung beabsichtigt gewesen, und schon nach zwei Stunden kehrten die Schiffe, ohne einen Schuß gethan zu haben, an ihren früheren Standort zurück. An demselben Tage wurde an der Kaligaria wieder eine Mine entdeckt und zerstört, wogegen die Türken ein bedeutendes Stück Mauer in dieser Gegend so wie einen Thurm niederwarfen. Am 22. fand man an der genannten Stelle abermals zwei Minen, und wieder gelang es, sie zu zerstören und die in ihnen befindlichen Arbeiter zu tödten.

Trotz der tapferen und geschickten Gegenwehr der Kaiserlichen und ihrer Hilfstruppen hatten die Belagerer jetzt doch erhebliche Fortschritte gemacht. Die Mauern waren zum Theil zusammengeschossen und viele Thürme niedergeworfen. Der Sultan sandte seinen Schwager Ismail Hamza mit einer letzten Aufforderung zur Uebergabe an den Kaiser. Derselbe erklärte, weder er noch ein anderer Bewohner der Stadt habe die Macht, sie zu übergeben; sie alle seien entschlossen, lieber zu sterben. Mehemed ließ darauf die Minengräber ihre Arbeiten verdoppeln und die Stadt lebhafter wie je von allen Seiten und namentlich von der nördlichen beschießen. Zugleich ließ er im ganzen Lager verkündigen, daß der 29. Mai zum allgemeinen Sturm bestimmt sei, und daß die Soldaten dann drei Tage lang die Erlaubniß haben sollten, die Stadt zu plündern. Diese Kunde erregte im Heere großen Jubel, und das ganze Lager so wie die Flotte wurden in der folgenden Nacht illuminirt. Die Griechen hielten den weiten Lichtkranz, der sie umringte und bis über den Bosporus hinüberreichte, anfangs für eine ungeheure Feuersbrunst; bald aber überzeugten sie sich durch das Tanzen und die Freudenrufe der Türken, die zu ihnen herüberschallten, von dem wahren Sinn der Erscheinung, und allgemeiner Schrecken verbreitete sich in der Stadt. Giustiniani aber verzagte nicht. Er verdoppelte seine Thätigkeit und trieb die ganze Besatzung zu sorgfältiger Ausfüllung der Breschen an. Von Lukas Notaras erbat er sich einige Kanonen, um den ihm anvertrauten Posten besser vertheidigen zu können. Notaras verweigerte sie ihm, indem er sie selbst nöthig zu haben vorgab. Darüber kam es zu hitzigem Wortwechsel und gegenseitigen Beleidigungen, so daß der Kaiser die Streitenden besänftigen mußte. „Brüder," sagte er, „jetzt ist keine Zeit zu Zank und Hader. Verzeihen wir unseren Widersachern und beten wir zu Gott um Errettung aus dem Rachen dieses Drachen."

An den folgenden Tagen wurde die Beschießung kräftig fortgesetzt; der unterirdische Kampf dagegen ruhte, nachdem am 25. noch eine türkische Mine zerstört worden war, vollständig. Am Abend des letztgenannten Tages war das Lager der Moslim wieder illuminirt, und tausende von Derwischen zogen durch die Gassen desselben, um den Glaubenskämpfern die ewigen Freuden des Paradieses zu versprechen. Indes war die Siegeszuversicht in den höheren Kreisen der Belagerer noch keineswegs sehr stark und fest, es gingen Gerüchte vom Herannahen einer großen venetianischen Flotte und dem Einbruch eines ungarischen Heers, und der Sultan, dessen eiserner Wille bisher unbeugsam sein Ziel verfolgt, begann zu wanken. Er berief am 27. einen Kriegsrath, in welchem der Großwessir, noch immer den Griechen günstig, alle Beredsamkeit aufbot, um die Aufhebung der Belagerung und eine Verständigung mit dem Kaiser als Gebot der Nothwendigkeit einleuchtend zu machen. Aber Zaganos Pascha widerlegte seine Gründe, und es gelang ihm, Mehemed von neuem zu ermuthigen. Der Sturm blieb beschlossene Sache. Voll Verdruß hierüber ließ Halil Pascha noch denselben Abend den Kaiser von dem Ergebniß des Kriegsraths benachrichtigen.

Der 28. wurde von beiden Theilen zu Vorbereitungen für den Sturm benutzt. Türkischerseits setzte man 2000 Sturmleitern in Bereitschaft, die Flotte von Beschiktasch näherte sich im Halbmond der Ostspitze der Stadt, die Schiffe im Goldenen Horn, ebenfalls mit Sturmleitern versehen, breiteten sich von der Nordecke bis zur Hafenkette aus, das Bombardement donnerte bis 4 Uhr nachmittags fort. In der Stadt waren der Kaiser und Giustiniani den ganzen Morgen thätig, um, was zu erfolgreicher Vertheidigung noch mangelte, herbeischaffen und namentlich Schutzdächer für die Garnison auf die Zinnen der Mauer bringen zu lassen. Gegen Mittag hielt der Kaiser eine Anrede an die versammelten Befehlshaber der einzelnen Posten, dann begab er sich in die Sophienkirche, wo er mit seinem Hof das heilige Abendmahl empfing — es wurden dem Reiche die Sterbesakramente gereicht, denn man kämpfte fortan für eine verlorene Sache, und es galt nur noch, mit Ehren zu sterben. In den Palast zurückgekehrt, bat Konstantin jedermann um Verzeihung. Der ganze Hof schwamm in Thränen.

Um Mitternacht machte der Kaiser noch einmal die Runde, um die Posten zu untersuchen und sich zu überzeugen, daß jedermann wacker und gerüstet sei. Alle Thürme und Mauern waren besetzt, alle Thore wohlverwahrt. Die Feuer im türkischen Lager waren erloschen. Um 2 Uhr aber nach dem Hahnenschrei begann es sich dort zu regen, und kurze Zeit nachher wogte die erste Sturmkolonne heran, legte ihre Leitern an und begann nach dem Mauerkranz emporzuklimmen. Die Besatzung schlug sie tapfer zurück, tödtete sie mit Steinen und griechischem Feuer und warf die Leitern um. Nicht besser erging es der zweiten Sturmkolonne, die unter Paukenschlag der ersten folgte. Während die Besatzung von den Zinnen die Emporsteigenden abwehrte, feuerten die Kanonen in die dichten Massen der Untenstehenden hinein. Der Sultan mußte seine Reserve, die Janitscharen, heranrücken lassen. So raste der Sturm erfolglos bis zum Anbruch des Tages, während in der Stadt alle Glocken läuteten und die Frauen in den Kirchen inbrünstige Gebete an Gott und die Panagia richteten. Besonders scharf wurde an der Stelle, wo die Venetianer eine Bresche, welche die große Kanone geschossen, vertheidigten, und nach der Seite des Binnenhafens hin, wo der Großherzog Notaras den Truppen Zaganos Paschas tapfer und siegreich Widerstand leistete, vor allem aber am Romanosthor gekämpft, wo der Kaiser und Giustiniani dem Sultan selbst gegenüberstanden, der seine Truppen mit Schmeichelworten und Drohungen und zuweilen mit seiner eisernen Keule anzufeuern versuchte. Eine neue Riesenkugel der großen Kanone sprengte hier wieder ein Stück von der Mauer, und in weniger als einer Viertelstunde war der Zwinger am Thor mit Massen von Türken gefüllt. Obwohl sie von den Zinnen der Mauer und aus den Schießscharten der Thürme mit Steinen, Flintenschüssen und griechischem Feuer angegriffen und zu hunderten getödtet wurden, drangen sie doch langsam weiter vor, bis Theophilos Paläologos und Demetrios Kantakuzenos mit Reserven herbeieilten und sie zurückschlugen. Während der Kaiser die neu eingetroffene Mannschaft zu weiterem Ausharren ermahnte, wurde Giustiniani neben ihm durch einen Pfeilschuß an der Hand verwundet und mußte sich zurückziehen, um sich verbinden zu lassen. Die hierdurch entstandene Muthlosigkeit wurde von den Türken bemerkt, und ein riesiger Janitschar, Hassan aus Ulubad, erkletterte mit einer Anzahl Kameraden die Mauer, wo ein wüthendes Handgemenge entstand. Kaum hatte man diese Türken überwältigt und theils niedergehauen, theils in die Tiefe gestürzt, so sahen sich die Streiter des Kaisers von einer Schar Türken, die durch das Thor Xylokerkos eingedrungen und anderen Stürmenden dann über die Mauern geholfen hatten, im Rücken angegriffen. Jetzt war auch hier kein Halt mehr, und alles eilte auf die Hafenseite zu, um nach den Schiffen zu entkommen. Vergebens versuchte der Kaiser, hoch zu Roß, den Säbel schwingend, die Feinde zurückzuwerfen. Zu seiner Rechten kämpfte Don Francisco de Toledo „wie ein Adler", Theophilos

Digitized by Google

Paläologos rief mit lauter Stimme: „Ich will lieber sterben als leben!", stürzte sich unter die Türken und zerstreute sie; der Dalmatier Johannes verrichtete Wunder der Tapferkeit. Alles war umsonst. Fortgerissen vom Strom der Fliehenden, rief der Kaiser verzweifelnd: „Ist kein Christ da, der mir den Kopf abschlage?" Und in demselben Augenblick erhielt er von einem Azaben einen Hieb über das Gesicht. Der Kaiser tödtete den Angreifer, wurde aber von einem zweiten Türken von hinten niedergeschlagen und dann erstochen. Mit ihm war das byzantinische Reich zusammengestürzt, und sein letzter Herrscher war als Held und Märtyrer gefallen.

Unaufhaltsam drangen jetzt die Scharen Mehemeds in die Stadt, mordeten, was ihnen vor die Klinge kam, rissen die kaiserlichen Wappen an den öffentlichen Gebäuden ab, pflanzten dafür die Halbmondfahne auf und zerstreuten sich dann, um zu plündern und alle die Greuel zu verüben, die nach gelungenen Stürmen damals auch unter Nichttürken die Regel waren. Die christlichen Schiffe im Goldenen Horn entkamen größtentheils, da die türkische Flotte von ihrer Mannschaft, die sich zur Theilnahme am Sturm und der Plünderung ans Land begeben, verlassen war. Giustiniani flüchtete sich mit jenen nach Chios, wo er bald darauf gebrochenen Herzens starb. Der Legat Isidorus hatte sich verkleidet, wurde als Sklave nach Galata verkauft und wußte sich später von dort zu retten. Orchan wurde, nachdem er sich ebenfalls verkleidet und dann zu fliehen versucht hatte, von einem türkischen Schiffskapitän gefangen genommen, von einem Gefährten verrathen und darauf von jenem zusammengehauen. Notaras wurde zum Gefangenen gemacht und vor den Sultan gebracht, der ihn und seine Familie anfangs gütig behandelte, einige Tage später aber, von Wein berauscht, sammt allen seinen Söhnen enthaupten ließ.

Inzwischen hatten sich auf Grund einer Prophezeiung, nach welcher die Moslim in der Stadt blos bis zur Säule Konstantins des Großen vordringen würden, dann aber ein Engel vom Himmel herabschweben und einem bei dieser Säule stehenden Menschen ein Schwert in die Hand geben und dieser die Ungläubigen bis an die Grenze Persiens vertreiben würde, eine ungeheure Menge Griechen, Männer, Weiber und Kinder in die Sophienkirche geflüchtet, wo sie, nachdem die Thüren geschlossen worden, Kopf an Kopf gedrängt, zitternd und betend den Ausgang erwarteten. Bald erschienen die Türken, hieben die Pforten mit Aexten ein, banden die Männer mit Stricken, die Frauen mit ihren Gürteln zusammen und trieben sie fort in die Sklaverei. Andere zerschlugen die heiligen Gefäße, die Lampen und Kruzifixe, rissen die Decken von den Altären, aßen und tranken darauf oder fütterten ihre Pferde daran. Gegen Mittag erschien auch der Sultan hier, um die Kirche dem christlichen Kultus zu entziehen und dem Islam zu übergeben. Als er eintrat, war der erste Anblick, den er hatte, ein Türke, welcher mit einer Hacke das Marmorpflaster zertrümmerte. „Weshalb verdirbst Du den schönen Fußboden?" fragte Mehemed. „Des Glaubens wegen," erwiderte der Türke. Empört über solchen Vandalismus, versetzte ihm der Sultan einen scharfen Säbelhieb und sagte: „Ihr habt genug an den Gefangenen und der Beute, die Gebäude der Stadt gehören mir," worauf der halbtodte Barbar bei den Füßen hinausgeschleift und auf die Straße geworfen wurde. Dann befahl Mehemed einem der Anwesenden, auf die Kanzel zu steigen, um das muhammedanische Glaubensbekenntniß auszusprechen und die Gläubigen zum Nachmittagsgebet einzuladen, welches er hierauf, auf den Altar springend, sogleich selbst verrichtete. Dann fragte der Sultan nach dem Kaiser, und man holte aus dem Lager die beiden Soldaten herbei, von denen der eine ihm die erste Wunde beigebracht, der andere ihn getödtet haben sollte. Sie wurden ausgeschickt, die Leiche zu suchen, waren aber ihrer Sache nicht sehr sicher, denn es mußten viele Leichen besehen und viele blutige Gesichter gewaschen werden, ehe man ihn fand, und auch dann erkannte man ihn erst an den Schuhen, auf welche der kaiserliche Adler gestickt war. Man schnitt ihm den Kopf ab, und der Sultan gab Befehl, ihn auf der Säule auf dem Augusteum bis zum Abend auszustellen, den Körper aber mit kaiserlichen Ehren zu bestatten. In der Nähe der Wefamoschee, im Winkel eines von Schustern und Sattlern bewohnten Quartiers Stambuls, unter dem Schatten eines von wilden Reben und Rosen umrankten Weidenbaums, der auf eine Steinplatte ohne Inschrift fällt, ruht der kaiserliche Todte. Eine einfache Lampe, von der Regierung mit Oel versehen, wird noch heute jeden Abend über dem Grabe angezündet.

Am 30. Mai ritt der Sultan abermals in die Stadt, um sie sich zu besehen. In den Straßen herrschte Todtenstille, in den Häusern raste die Raubgier noch, indem die Plünderer die letzten Reste von Habe aufsuchten und sich gegenseitig ermordeten, um nicht theilen zu müssen. Auf dem Rückweg nach dem Lager kam Mehemed bei dem kaiserlichen Palast vorüber, und bei dem Anblick der wüsten Säle und Gemächer fielen ihm die Verse des persischen Dichters ein:

„Die Spinne verrichtet Thürsteherdienste in Afrasiabs Hallen,
Die Eule stimmt in Afrasiabs Schlosse das Feldgeschrei an."

Noch stehen die Ruinen des alten Kaiserpalastes, von Spinnen und Eulen und einer Anzahl spanisch redender Judenfamilien bewohnt, die den Fremden für ein Bakschisch auf das Gesims des Gebäudes führen, wo man eine prächtige Aussicht genießt. Mit demselben Recht aber lassen sich jene Verse schon heute auf das Serail, den verlassenen Palast der Sultane an der Ostspitze Stambuls, anwenden: das Alttürkenthum, das von hier aus herrschte und hier so manches erschütternde Drama aufführte, ist gebrochen. Das Neutürkenthum kann, hier vorübergehend, jene wehmüthigen Zeilen citiren. Und noch einige Jahrzehnte — kaum noch viele — so wird die Geschichte auch von den Palästen und Festungen der jungtürkischen Epigonenwelt sagen:

„Die Spinne verrichtet Thürsteherdienste in Afrasiabs Hallen,
Die Eule stimmt das Feldgeschrei in Afrasiabs Schlosse an."

Die Geschichte des Ostens Europas und die des ganzen Welttheils wird dann wieder einmal wie am 29. Mai 1453 eine der großen Kurven der Spirale vollendet haben, in der die Weltgeschichte überhaupt sich in ihrer Vorwärts- und Aufwärtsbewegung entwickelt.

Schiller und Cotta.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Ein Beitrag zur Geschichte des Verkehrs zwischen Schriftsteller und Buchhändler.

Von **Rudolf Koch.**

Es ist die Signatur bedeutender Menschen, verwandte Naturen anzuziehen, sie, selbst wenn sie widerstreben, in ihren Kreis zu bannen und in steter Wechselwirkung geistige Kräfte abzugeben und fehlende einzutauschen.

Nicht jedes Verhältniß solcher Art, welches auf Mit- und Nachwelt wesentlichsten Einfluß ausübte und nicht selten der geistigen Strömung von Jahrhunderten Gesetz und Bahnen vorschrieb, wurde vom forschenden Geiste des Historikers entdeckt oder aber in allen seinen Theilen klargelegt, so daß Licht und Schatten gleichmäßig vertheilt wurden.

Hier wie auch sonst überall bildet die große Menge der Halbwissenden gar leicht das allgemeine, auf Jahrhunderte bestehende Urtheil, und es bedarf oft genug ernstester Quellenforschungen, um den Weizen von der Spreu, den Kern der Thatsachen von dem Wust der durch vorgefaßte Meinungen gebildeten Volksstimme zu sondern. Eine Arbeit, die unendliche Geduld, Umsicht und starken Opfermuth beansprucht, ohne doch die Garantie des Gelingens in sich zu tragen, die aber, wenn sie von Erfolg gekrönt wurde, dem treu ausharrenden Forscher reichen Lohn eintrug.

Geistig bedeutende Menschen werden um ihrer Vorzüge und Tugenden willen Freunde und nicht minder Neider finden und je nach dem Erfolge, den sie auf immer welchem Gebiete aufzuweisen haben, werden wohlwollende Anerkennung und leiser

Digitized by Google

oder lauter Tadel den Gradmesser für die Stellung abgeben, welche sie innerhalb ihrer gesellschaftlichen Umgebung einnehmen. Denn noch immer will jeder den geistig Höheren nach seinen Ansichten und Ansprüchen bilden und schildern, unbeirrt darum, wie jedes Uebermaß in Wohl- und Mißwollen den Maßstab gerechter und vorurtheilsfreier Beurtheilung verrücken muß. Dann tritt ein, was Schiller von seinem Helden sagt:

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Von jenen hervorragenden Geistern, die in Folge einer solchen seelischen Verwandtschaft an der Grenzscheide des 18. und 19. Jahrhunderts auf das geistige Leben des deutschen Volkes den entscheidendsten Einfluß ausübten, greifen wir heute zwei heraus, den Liebling der Nation, Friedrich Schiller, den anderen, kaum minder bekannt, Johann Friedrich Cotta aus Tübingen, den Landsmann, langjährigen Freund und Verleger des ersteren, der aber trotz seiner Beziehungen zu Schiller oder vielleicht gerade wegen derselben dem deutschen Volke im eigentlicheren Sinne stets ein Fremder geblieben ist, da er es doch vor vielen verdient, daß, wenn die besten Namen genannt werden, man auch seiner mit Ehrfurcht und freudiger Anerkennung gedenke.

Aber wie es leicht geschehen mag, daß der Name eines unbestrittenen und von seinen Mitlebenden hochgefeierten Ehrenmannes in späterer Zeit von dichtem Nebel umhüllt wird, so ist es mit Cotta: vielleicht daß man glaubte, der Name Schiller glänze um so heller, je mehr der ihm engverbundene Cotta als lediglich geschäftsmäßiger und kalt berechnender Charakter geschildert werde, der, nur den eigenen Vortheil im Auge habend, die Interessen seines berühmten Freundes in zweiter Reihe wahrgenommen.

Aber wer den in diesen Tagen von W. Vollmer herausgegebenen Briefwechsel Schillers mit J. F. Cotta zur Hand nimmt und ihn mit einiger Aufmerksamkeit liest, der wird bald finden, ein wie vortrefflicher ehrenwerther, ja ideal angelegter Mensch dieser Cotta war, der, weit entfernt vom Standpunkte des kleinlichen Geschäftsmannes, es als die heilige Ehrenpflicht des Buchhändlers erachtete, dem unbemittelten Dichter und Schriftsteller die rauhen Wege zu ebnen und ihm nach Möglichkeit eine sorgenfreie Existenz zu sichern. Er bedarf des eigentlichen Biographen nicht, seine Briefe, der eigentlichste Ausdruck seines Charakters, sprechen zur Genüge für ihn.

„Ob ich nun," schreibt er an den alten trefflichen Buchhändler Ph. E. Reich in Leipzig, den er bei Uebernahme des väterlichen Geschäftes um seinen guten Rath angeht, „wenn ich allen möglichen Fleis und Mühe verwende, wenn ich mich stets als ein ehrlicher Mann betrage, wenn ich nur auf guten Verlag sehe, durch meine Auffürung meine guten Freunde und Credit erhalte, ob ich nach und nach ein großes Capital werde abtragen und mich Schulden frei machen können? ist ein Zweifel, der mich schon oft wankend in meinem Entschluß, die Handlung zu nemen, gemacht hat."

Das war der Mann, der mit allen berühmten Sternen am Himmel deutscher Literatur die leuchtenden Bahnen zog und weit über unsere Zeit hinaus für dieselbe bahnbrechend und maßgebend bleiben sollte, der Mann, der, wie er mit edler Einfachheit weiter schrieb, „keine andern als gute Bücher in Verlag nemen" wollte.

Und dieses Bestreben führte ihn bald darauf, im Jahre 1793 zu seinem damals schon berühmten Landsmann Schiller, der aber bereits mit dem gleichfalls bekannten Buchhändler Goeschen in engen geschäftlichen Beziehungen stand und trotz seines guten Willens und mancherlei Fürsprache dem jungen strebsamen Verleger nicht so ohne weiteres zu Willen sein konnte.

In erster Reihe hielt Cotta den neugewonnenen Freund für geeignet, Herausgeber einer großen, von ihm zu gründenden Zeitung zu werden, indem er sich wohl sagen mochte, daß niemand so gut die hochwallende geistige Strömung der Zeit werde fassen und für seine Zwecke gestalten und benutzen können als gerade Schiller, aus dessen bisher erschienenen dramatischen und historischen Arbeiten der Pulsschlag des Jahrhunderts zumeist vor allen herauszufühlen war.

Wenn dann auch in Folge von Schillers Kränklichkeit trotz des bereits abgeschlossenen Vertrages über die zu gründende „Allgemeine Europäische Staatenzeitung" dieses gemeinschaftliche Unternehmen nicht ausgeführt werden konnte, so knüpfen sich hieran doch die wesentlichsten Folgen: die Freundschaft mit Schiller war fest gegründet und in dem projektirten Zeitungsunternehmen steckte der Kern für die spätere (Augsburger) „Allgemeine Zeitung", an deren Namen sich in Zukunft alle bedeutenden Geister knüpfen sollten, und die noch heute ein politisches und literarisches Organ ersten Ranges ist.

Aber nicht nur ein großes politisches Journal wollte der strebsame Cotta ins Leben rufen, er sah sehr wohl ein, daß gleichzeitig ein bahnbrechendes literarisches Organ geschaffen werden müsse, das alle großen Namen umfassen sollte, und so begründete er mit Schiller die „Horen", jene Monatsschrift, durch welche Cotta mit den berühmtesten Schriftstellern seiner Zeit in Verbindung trat, den Säulen seiner späteren umfassenden Verlagsthätigkeit: Wieland, Herder, A. W. Schlegel, die beiden Humboldt und vor allen Goethe.

Daß aber Cotta schon damals seine Autoren nicht darben ließ, sondern vielmehr mit persönlichen Opfern sie für eine weitere Thätigkeit sich zu verbinden wußte, das ersieht man so ganz aus Schillers Honorarrechnung vom 12. März 1796 über einen Jahrgang der „Horen", in welcher es sich um Summen handelt, die schon damals nicht gering genannt werden durften.

Und als Schiller über den geringen Erfolg der „Horen" muthlos geworden war, da war es wieder Cotta, der trotz großer finanzieller Einbußen, die ihn allein trafen, den Kopf oben behielt und durchaus nichts davon wissen wollte, daß man die gediegene Zeitschrift eingehen lasse. Er weiß an einzelnen Aufsätzen auszusetzen, daß sie für das größere Publikum unverständlich seien; aber „fasse ich nun diß alles zusammen, so scheint mir hieraus weiter nichts zu folgen, als dass die Anzal der Abnemer sich vermindern und daß es gut seyn werde, wenn man für die Folge das Urteil des Publikums sich einigermassen zur Richtschnur dienen ließ".

Eine solche Gesinnung mußte dem Dichter beweisen, daß der Verleger seiner werth sei, und wie Cotta überdies noch bei jeder Gelegenheit dem stets in Geldverlegenheit befindlichen Schiller mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit entgegenkam, so kann es kaum Wunder nehmen, wenn das Verhältniß ein immer innigeres und aus den Grenzen eines rein geschäftlichen Verkehrs heraustretend ein persönlich-freundschaftliches wurde.

Ueberaus charakteristisch für das eben Gesagte ist jener Brief Schillers vom 13. Oktober 1801, in welchem er um ein höheres Honorar bittet und nach Darlegung und Begründung seiner Ansichten fortfährt: „Auch weiß ich aus Erfahrung, wie bereitwillig Sie sind, mich an dem Gewinn bei meinen Schriften Antheil nehmen zu lassen, aber hier kommt es darauf an, daß ich mir von meinem schriftstellerischen Fleiß einen bestimmten Etat gründe, daß ich weiß, woran ich bin und mich aller merkantilischen Rücksichten, die mir bei meinen Arbeiten nur störend sind, einmal für allemal entschlage." Worauf Cotta sofort antwortet: „Mit dem grösten Vergnügen willige ich in Ihren Vorschlag vom 13. h. 300 Ducaten für jedes neue grosse Original wie Maria oder die Jungfrau von Orleans zu bezahlen. Sie werden finden, dass Sie es mit einem Mann zu thun haben, der neben der Ueberzeugung, dass bei Schriftstellern wie Sie das Honorar nie ein Aequivalent für die Arbeit seyn könne und dass mithin ein Accord nie die Verbindlichkeiten des Buchhändlers in einem solchen Falle erschöpfe, sobald der Erfolg ihm noch mehr zu thun erlaubt, auch ihre Freundschaft zu schäzen weißt."

Das ist der Verleger Cotta, der sich selbst bereicherte und Schiller und seine Familie darben ließ, derselbe Cotta, in dessen Handlungskonto die Redensart: „Zalte ihm als Geschenk für Gewinne als Wallenstein, Stuart u. s. w." sich zu wiederholten Malen und mit Beträgen findet, die geradezu namhaft genannt werden müssen. Und wurden diese Handlungsbücher, die Zeugen von Cottas wahrhaft großartiger Uneigennützigkeit, seiner Zeit etwa angelegt, um eines Tages für den Geschäftsinhaber Zeugniß abzulegen? Nein, sie wurden geführt, wie Handlungsbücher

Digitized by Google

eben geführt werden, und Cotta schrieb diese Posten einzig deshalb hinein, weil er als gewissenhafter Geschäftsmann und Haushalter über jeden Posten sich selbst Rechnung geben wollte.

Aber wir müssen gerecht sein und bekennen, daß die Uneigennützigkeit nicht allein die Triebfeder von Cottas edlen Handlungen war, sondern daß der kluge Mann sehr wohl auch einsah, wie vortheilhaft Schillers Freundschaft für ihn in jeder Beziehung sein mußte.

Daß er in erster Reihe durch Schiller auch mit dem Altmeister Goethe bekannt wurde und in Verbindung trat, sagten wir bereits früher; hier aber wollen wir anfügen, wie Schiller in freundschaftlicher Sorge für Cotta ihm nicht nur Goethe zuführte, sondern auch dauernd bemüht war, den schwäbischen Landsmann auf die Eigenheiten des Dichterfürsten aufmerksam zu machen, damit ja nichts geschehe, was Laune und Zorn des Olympiers reizen und ihn dem Buchhändler Cotta abgeneigt machen könne. So schreibt Schiller im Jahre 1797: „Goethe reißt in etlichen Tagen nach der Schweitz und wird ohne Zweifel bey Ihnen einsprechen. Nehmen Sie ihn freundlich auf, er sieht auf so was!“ Und Cotta antwortet alsbald: „Ich werde die Stunden nie vergessen, die ich mit ihm (Goethe) zubrachte und nichts bedauern, als daß ich mit Ihnen und ihm nicht mein Leben zubringen kan; man wird in solchem Umgang ein ganz andrer Mensch und nie fühlt man den Werth und Unwerth des Menschen mehr, als wenn man aus solchen Beispielen sieht, was er werden kan, und aus seinem eigenen, was er nicht ist. — Was Sie von den Vortheilen schreiben, wozu dises nähere Verhältniß mit G. mich führen könnte, erkenne ich vollkommen, allein ich war zu schüchtern, in diser Hinsicht etwas zu erwähnen, weil ich für Alles in der Welt nicht wolte, daß mein Benemen gegen G. dadurch den Schein von Eigennutz bekäme, da mich diser nie leitete, sondern ich den Mann, den ich sah, achtete und verehrte, ehren wolte.“

Spatzen in den Kirschen. Gemalt von Gustav Süs.

Das sind Cottas hervorragende Charaktereigenschaften: kluge Umsicht und dankbare Gesinnung! Und Schiller, der über dem Dichter den einsichtigen Geschäftsmann nie vergaß, wußte genau, daß er dem jüngeren Landsmanne sich ganz anvertrauen dürfe, da die beiderseitigen Interessen jetzt und in Zukunft solidarisch seien.

Und so besann er sich nicht lange, als er über den Verleger seines Musen-Almanachs, den Buchhändler Michaelis in Neustrelitz, Grund zur Klage zu haben glaubte, und übertrug den Verlag an Cotta, der den Almanach dann von 1797

bis 1800 druckte, bis auch dieses Unternehmen wegen der geringen Theilnahme des Publikums einging.

Sahen wir so bereits, daß das freundschaftliche Verhältniß zwischen Dichter und Verleger auf Gegenseitigkeit beruhte, so darf an diesem Orte füglich noch bemerkt werden, daß durch die Bekanntschaft mit Schiller und auf seine Empfehlung auch Fichte, Tieck und Johannes von Müller dem Cottaschen Verlage gewonnen wurden.

Diese vornehmen und nutzbringenden Verbindungen konnten auf Cottas sociale Stellung natürlich nicht ohne Einfluß bleiben, und wie er im Buchhandel von Tag zu Tage an Einfluß und Bedeutung gewann, so wurde er auch in seinem engeren Vaterlande Württemberg eine vielbegehrte Person, so daß ihn der „engere Ausschuß der Landschaft" (Württembergs damalige Landesvertretung) 1799 nach Paris sandte, um bei den damaligen Gewalthabern möglichste Schonung des Herzogthums zu erwirken.

Wenn es auch nicht gerade in den Rahmen dieser Schilderung gehört, sei doch daran erinnert, wie des Mannes Ansehen sich ferner durch die inzwischen begründete und schnell an Einfluß gewinnende „Allgemeine Zeitung" hob, später durch seine Anwesenheit am Wiener Kongreß, durch seine Freundschaft mit dem Thronfolger (und späteren König) Wilhelm und seine ständische und anderweitige politische Thätigkeit.

Aber kehren wir zu dem Verleger Cotta zurück.

Das freundschaftliche Einvernehmen mit dem inzwischen den Gipfel seines Ruhmes erklimmenden Schiller überdauerte alle Phasen; auf gegenseitige Hochachtung begründet, konnte es in Einzelheiten alterirt, aber in seinem ganzen Umfang auch nicht auf eine Stunde gestört werden.

Denn eines darf fürder nicht mehr übersehen und geleugnet werden, daß Schiller, der Sänger der Ideale, ein sehr prosaischer und praktischer Geschäftsmann sein konnte und im allgemeinen auch war, ein Autor, der seinen Rechten dem Verleger gegenüber nie etwas vergab, ja, wie er in allem das bewährte eigene Urtheil hoch stellte, sich eingehender, als wohl heute die Schriftsteller pflegen, um alle die kleinen und schwierigen Einzelheiten kümmerte, von denen nicht selten der Erfolg eines Buches abhängt. Papier, Satz und Format werden von ihm eingehend erwogen und nach jeder Seite hin geprüft. Er räth Cotta, zur englischen Uebersetzung der Maria Stuart „nicht so große Schrift zu nehmen, um wenigstens dreißig Zeilen auf eine Seite zu bringen, damit sowohl an Papier und Druck als an Honorar erspart werde".

Dann wünscht Schiller wieder, was seine „Gesammelten Stücke" betreffe, „in Rücksicht auf das Papier aufs inständigste ein anderes, als das zum „Wallenstein" oder zu den Almanachen bestimmt wurde, weil es gar nicht gut conditioniert ist. Das Format wünsche er so groß als beim „Wallenstein", die Schrift lateinisch" ꝛc.

Nicht immer wird Cotta mit den Ansichten des Freundes so ganz einverstanden gewesen sein, zumal ja die Ansichten und Ansprüche des Verlegers und Autors naturgemäß zumeist divergirend sind; aber als kluger Mann, der stets auch die Zukunft im Auge behält, weiß er in nebensächlichen Fragen leicht nachzugeben; er macht seine Bedenken geltend, um zu beweisen, daß er sich die Sache wohl auch reiflich überlegt habe und da und dort zu anderen Resultaten gelangt sei, gern ordnet er sich aber jenen Ansichten unter, wohl bewußt, daß solcherlei Entgegenkommen gute Frucht zeitigen werde.

Dahingegen sorgt Schiller im Interesse des Freundes unausgesetzt; nicht nur daß er ihm bekannte namhafte Autoren für seinen Verlag zuführte, er weiß auch anzudeuten, wie er jene zu behandeln habe, um einen möglichst vortheilhaften Verkehr zu pflegen.

So schreibt er Cotta im Mai 1802, daß Goethe seinen Faust vergeben wolle, aber vorsichtig fährt er sogleich fort: „Es ist, um es gerade heraus zu sagen, kein guter Handel mit Goethe zu treffen, weil er seinen Werth ganz kennt und sich selbst hoch taxiert, und auf das Glück des Buchhandels, davon er überhaupt nur eine vage Idee hat, keine Rücksicht nimmt. Es ist noch kein Buchhändler in Verbindung mit ihm geblieben. Er war noch mit keinem zufrieden und mancher mochte auch mit ihm nicht zufrieden seyn. Liberalität gegen seine Verleger ist seine Sache nicht." Und dann fährt er fort: „Aber einen Verleger werden sie (Goethes Schriften) ja wohl finden, der sich daran verkauft; nur mein Freund soll nicht darunter leiden!"

Und mit derselben „bequemen Geselligkeit des Daseins", mit welcher der Dichter sich gegen Cotta gab, der an „Frau Obristwachtmeister Schiller" — seine Mutter — allvierteljährlich den Betrag der Miethe zu senden hatte, der nicht minder die Verwaltung der kleinen Hinterlassenschaft von Schillers Vater besorgte, mit eben demselben liebenswerthen Entgegenkommen sehen wir Schiller den Verkehr mit seinen Gesinnungsgenossen regeln: ein freundliches Wohlwollen allerseits und behagliches wechselseitiges Geben und Nehmen.

Die besten Namen knüpfen sich an dieses seltene Freundschaftsverhältniß zwischen Schiller und Cotta, und wohin man immer spähe, nur selten zeigt sich ein Mißklang; es ist vielmehr ein ehrendes Zeugniß für beide Männer, daß Geister von oft ganz entgegengesetzter Richtung ihnen ihre Anerkennung nicht versagen können. Da kommt der alte würdige Iffland (damals freilich noch nicht gar so alt!) und sagt dem Dichter sein Kompliment zum Wallenstein, den er ein „allmächtiges Bild" nennt, Kosegarten für das „köstliche Geschenk des Musenalmanachs", der Maler Reinhart, der ihn aufs dringendste nach Rom einladet, Bein, der dem Dichter in maßvollster Weise zu seinen Xenien gratulirt.

So zieht sich dieses seltene Freundschaftsbündniß — denn was ist im allgemeinen heterogener als die Interessen von Schriftsteller und Verleger? — durch elf Jahre hindurch und der Briefwechsel, den die gesinnungstüchtigen Erben beider Namen herausgaben, er ist das ehrenvolle Denkmal, monumentum aere perennius, das sie den berühmten Großvätern setzten.

Vom Jahre 1794 bis 1805 trugen Schiller und Cotta, unbeirrt durch mancherlei Bestrebungen und Anerbietungen, zumal von Seiten spekulativer Buchhändler an den gefeierten Dichter, Freude und Leid mit einander, fürwahr ein Zeugniß, daß beide sich einander werth wußten und Grund hatten, treu zu einander zu halten.

Dem Dichter war das frühere Ende beschieden.

Wiederholte Krankheiten hatten seinen Tübinger Freund aufs schmerzlichste berührt, und mit herzlicher Freude vernahm dieser immer jede Nachricht, die Genesung meldete; im Dezember 1804 quittirte ihm Schiller über eine „Kiste mit Porto- und Malagawein" und fährt fort: „Ich will mich stets dabei Ihrer Liebe erinnern, die so unermüdet für mich sorgt."

So ging es bis zum Mai 1805 durch mancherlei Sorgen und Kummer um des Dichters schwache und hinfällige Gesundheit, und dann trat jener heftige Brustkrampf ein, der seinem Leben schnell ein Ende machte.

Daß ein so freundschaftliches Verhältniß auch über das Grab hinaus wirkte und von der Familie Schiller fortgeführt wurde, dürfte sich eigentlich von selbst verstehen, zumal Cotta sich sofort erbot, an den beiden Knaben (Karl und Ernst) Vaterstelle zu vertreten. Dann fährt er fort: „Ueber alles Uebrige seyen Sie ohne Sorgen — ich habe hierüber Plane genug. Da Sie nun dringende Ausgaben haben, so bitte ich auf jedes Bedürfniß per Wechsel auf mich zu ziehen."

Hiermit beginnt ein sehr lebhafter schriftlicher Verkehr zwischen der Wittwe Schillers und Cotta, der beinahe bis zum Tode der ersteren im Jahre 1826 andauerte. Nichts Menschliches ist, was in diesem Briefwechsel nicht besprochen, erörtert und erledigt wurde, alle menschlichen Empfindungen gelangen zum Ausdruck, gar oft unterbrochen von einer milden wehmüthigen Trauer beim Andenken an den unvergeßlichen Gatten und Freund.

Als dann der Tod der treuen Lebensgefährtin Schillers die müden Augen schloß, übertrug der nunmehr greise Cotta seine Freundschaftsgefühle auf die Kinder, denen er bis zu seinem im Jahr 1832 erfolgten Tode ein treuer opferfreudiger Freund und Berather war.

Mit Stolz konnte der alte Herr auf jenen Brief Ernst von Schillers vom 3. Dezember 1826 verweisen, in welchem

Digitized by Google

es heißt: „Es hat mich innig erfreut, daß Euer Hochwohlgeboren den Erwartungen auf eine so sehr edle Weise entsprochen haben, welche die Hinterbliebenen Ihres so früh geschiedenen Freundes an die Großartigkeit Ihrer Gesinnungen zu machen hatten, und mit der aufrichtigsten Dankbarkeit verehre ich diese wahrhaft ausgezeichnete Denkungsweise, welche Euer Hochwohlgeboren hier abermals bewiesen haben, eine Denkungsweise, welche durchaus geeignet ist, die Neider eines besseren zu überzeugen, wenn es irgend dienlich sein sollte."

Das war der alte Cotta, den die öffentliche Meinung als den Bedrücker der Autoren hinstellte und den sie noch heute nur ungern anerkennen mag; derselbe Cotta, der es unter seiner und des unvergeßlichen Freundes Würde erachtete, diesem traditionellen Geschwätz entgegenzutreten, und es vorzog, lieber geschmäht zu werden, als seine heiligsten Gefühle durch eine urkundliche, auf Zahlen basirende Rechtfertigung zu verletzen.

Der Vollmersche Briefwechsel wird manches Vorurtheil zerstören, mancher eingewurzelten Meinung ein Ende machen, ist doch sein Motto, das er unsichtbar an der Stirn trägt:

„Er war ein Mann! nehmt alles nur in allem!"

Am Familientische.

In Baireuth.

Da die Wagneraufführungen augenblicklich Baireuth in vieler Leute Mund gebracht haben, dürfte es manchem unserer Leser nicht uninteressant sein, näheres über diese Stadt zu erfahren.

Baireuth trägt durchaus den Charakter einer kleinen Residenz. Breite leere Straßen, weite Plätze, eine unverhältnißmäßig große Anzahl weitläufiger Gebäude mahnen an die Tage, da hier ein prachtliebendes Fürstengeschlecht einen Luxus entfaltete, der weit über seine Verhältnisse ging. Jetzt ist alles leer und öde und zeigt deutliche Spuren des Verfalles. Dazu ist die Stadt so oft durch Krieg und Brand verheert worden, daß sie keine durch ihr Alter hervorragende Baulichkeiten aufzuweisen hat. Die Franken wußten, was sie thaten, wenn sie auf Albrecht den Jüngeren den Spottvers sangen:

O Markgraf Du gantz grewlicher Man,
Verderbet hastu manchen Man,
Gemacht viel Wittwen und Waisen!

Als Heinrich Reuß von Plauen, der Burggraf von Meißen, am 16. November 1553 Baireuth mit Sturm nahm, blieb kein Stein auf dem andern und die Pest tödtete, was der Krieg verschont hatte. Es folgten die furchtbaren Feuersbrünste von 1605 und 1621. Später (1632) erstürmte der Marchese de Grana die Stadt und schon im folgenden Jahr folgten erst Manteufel, dann der wilde Holk diesem Beispiel und raubten den Armen auch noch den Bettelstab.

Aber auf diesen Ruinen erwuchsen jene fürstlichen Prachtbauten, die wir jetzt ganz allmählich wieder zu Ruinen sehen werden.

Das alte Schloß, in welchem jetzt die Behörden untergebracht sind, wurde vom Markgrafen Georg Friedrich in den Jahren 1594 bis 1599 für 32,123 Gulden — eine für die damalige Zeit enorme Summe — erbaut. Das neue Schloß wurde 1753 von Markgraf Friedrich in Angriff genommen. Beide sehen aus — nun wie solche Fürstenschlösser aus dem vorigen Jahrhundert eben aussehen: ein langer Mittelbau, rechts und links ein vorspringender Flügel. Vor dem alten Schloß steht eine schöne Bildsäule eines modernen Fürsten, des Königs Max II, und vor dem neuen Schloß eine bizarre Reiterstatue eines alten Markgrafen. Letzterer reitet gar trutziglich einher und sein Roß ist vergeblich bemüht, mit seinen dünnen Beinchen einem auf dem Boden liegenden Türken den Schädel einzutreten. Zur Linken des Markgrafen steht man ein aberwitziges kleines Figürchen — seinen Lieblingszwerg. Unter ihnen speien Rab, Saale, Main und Eger — die Flüsse des Fichtelgebirges — in Gestalt von allerlei Ungethümen etliches Wasser in eine sie umgebende Schale. Während meiner Anwesenheit that übrigens nur eine der Röhren ihre Schuldigkeit, die übrigen waren ob des zur Zeit herrschenden großen Wassermangels versiegt.

Ins Schloß selbst kam ich nicht ohne Mühe. Ueberall waren Thüren, aber nirgends ein Klingelzug. Ich klopfte hier, ich klopfte da — aber nirgends ward aufgethan. Ich kam mir vor wie der Märchenprinz im verzauberten Schloß und handelte endlich auch wie dieser, d. h. ich stieg mit weithin schallenden Schritten die Paradetreppe hinauf und lief dort abermals Sturm auf ein halbes Dutzend Thüren. Endlich lächelte mich das Glück in Gestalt eines Handwerkers an, der sich in unbegreiflicher Tollkühnheit ganz allein an die Renovation eines Saales gemacht hatte, der so groß war, daß der Mann in ihm fast verschwand. Nach glücklich überstandenem Verhör wurde ich durch ihn einem Schloßdiener zugeführt, der mir die Herrlichkeiten zeigte. Der Mann schien von dem Luxus unserer Tage wenig berührt zu sein. Als wir einen großen Saal durchschritten, dessen Fußboden schlicht und recht aus ungestrichenen Brettern bestand, machte ich beiläufig die Bemerkung, daß derselbe zum Fürstenempfang wohl durch Parket ersetzt werden würde. „Ach nein," meinte mein Führer im traulichsten Fränkisch, „das würde sich nicht lohnen, denn im Nebensaal ertheilt der König Audienzen, und da würden die vielen Durchgehenden das Parket doch wieder verderben." Als ich nachher das Kabinetstück des Schlosses, das Schlafgemach des Königs, auf dessen rothen Wänden viele kleine weiße Liebesgötter zahlreiche Vogelnester vor heranschleichenden Katzen beschützen, betrat, hieß es mit einem Hinweis auf das Lager: „Das ist des Königs eigenes Bett." — „Ja, wessen sollte es denn sonst sein?" fragte ich und erhielt zur Antwort: „Nun, als der König zum letzten Mal hier war, da schlief er in dem Schloßbett, und da ist er mitten in der Nacht durchgefallen. Hernach hat er sein eigenes von München hergeschickt." Wir gingen in dem gespenstischen Halbdunkel, das die geschlossenen Jalousien hervorriefen, weiter und kamen in ein Zimmer, dessen Wände mit lebensgroßen Porträts fürstlicher Personen geschmückt waren. Mein Führer öffnete die Jalousien, wies auf das Bild eines ältlichen Herrn und sprach: „Dieser ist ein König von Dänemark. Früher war er der Kaiser Leopold; aber der Kronprinz hat, als er hier war, gesagt, dessen Unterlippe hätte so hoch hinaufgereicht, wie dieses Nase herabreicht, und seitdem ist er ein König von Dänemark."

Unser Kronprinz hat sich um die Feststellung der Baireuther Gemälde überhaupt große Verdienste erworben, wenn dieselben auch, wie wir gleich sehen werden, nicht überall ohne Widerspruch als solche anerkannt wurden. Ein Augenzeuge erzählte mir folgende ergötzliche Geschichte: Als der hohe Herr die Eremitage besichtigt, nennt ihm der greise Kastellan die Personen, welche die Porträts vorstellen sollen. „Dieses hier ist der Markgraf Friedrich," sagt er. — „Nein, das ist Christian Ernst," erwidert der Kronprinz. — „Erlauben Sie, kaiserliche Hoheit," erwidert der Alte eifrig, „ich muß das besser wissen, ich bin hier seit vierzig Jahren Kastellan." — „Nun," meinte der Kronprinz lachend, „dann muß es wohl der Markgraf Friedrich sein."

Kehren wir zum Dänenkönig zurück. Unten an der Wand lehnten in langer Reihe uneingerahmte Gemälde von Herren mit Ordenssternen und zierlichen Zöpfen und von Frauen mit gepudertem Haar und dito Büsten. „Wer sind denn diese?" — „Das sind alte Bilder, die man aus einem alten Schloß hierher gebracht hat. Man weiß nicht mehr, wer sie sind." Sic transit gloria mundi! Als diese Bilder gemalt wurden, war der Künstler vielleicht stolz auf die Ehre, daß die Originale ihm saßen; heute, nach 100, höchstens 150 Jahren weiß man nicht einmal mehr, wer diese waren. Die witzige Spötterin dort an der Wand, des großen Friedrich kleine Schwester, hat das vielleicht schon vorhergesehen und sich an dieser Vorstellung geweidet.

Noch gespenstischer sah es im von Vergoldungen strotzenden Opernhause aus. Einst war das ein weit und breit berühmter Bau, auf dessen unverhältnißmäßig großer Bühne abenteuernde italienische Sänger und Sängerinnen vor dem betreßten und bereifrockten Hofe ihre Nachtigallenstimmen ertönen ließen — jetzt spielt dort im Winter eine wandernde Truppe vor den soliden Honoratioren des bescheidenen Städtchens.

Echt markgräfliche Luft athmet man auch in der etwa eine Stunde von Baireuth gelegenen Eremitage. Ein paar höchst seltsame, allmählich verfallende Schloßbauten, allerlei phantastische Grotten, wunderliche Wasserwerke und ein schöner weiter Park. Es gibt dort ein oberes und ein unteres Schloß. Beide haben zahlreiche kleine, lauschige Zimmerchen mit bunten chinesischen Tapeten oder allerlei an die Wände gehefteten Spiegelscheiben; beide beherbergen eine Anzahl Gemälde von Herren und Frauen aus dem Hause Brandenburg; in beiden wohnt jetzt das Schweigen und die Oede. Die Grotten, in denen sonst leichtlebige Kavaliere und muntere Hoffräulein ihr Wesen trieben, stehen leer und verlassen; das große Bassin, das dem von Versailles nachgeahmt ist, ist trocken.

Nur am Sonntag Nachmittag belebt sich der einsame Ort. Dann wandern die Baireuther durch die schöne Allee zur Eremitage und trinken dort unter dem Klange der Militärmusik ihren Kaffee. Dann werden auch die Wasserwerke für kurze Zeit wieder in Bewegung gesetzt, und es findet eine Art Vorstellung in der höheren Wasserkunst statt. Dicht gedrängt umsteht das Publikum den Künstler, der das Wasser bald als einen Strahl nach oben schießen und dabei wohl eine Kugel balanciren, bald wieder in allerlei Figuren zu Boden herabrauschen, bald aus Fußboden und Wänden der Grotten hervorschießen läßt. Ist die Vorstellung zu Ende, so geht es weiter zur nächsten Grotte und die erste hat wieder acht Tage lang Ruhe.

Die Bewohner Baireuths theilen sich in Anhänger der Eremitage und der Fantaisie. Letztere ist ein reizend gelegenes, 1763 erbautes Schlößchen, das dem Herzog Alexander von Württemberg gehört, aber jedermann zugänglich ist. Es ist ein hübsches modernes Schlößchen in einem hübschen modernen Garten, der an einen hübschen modernen Park stößt. Wer nicht so weit hinaus will, begnügt sich mit der Bürgereuth, einer auf einer Anhöhe gelegenen freundlichen Restauration, von deren Balkon aus man Baireuth und die dasselbe umgebenden Berge überschauen kann. Wer noch weiter hinaus will, der greift zum Stabe und wandert über die Fantaisie hinaus nach Muggendorf und Gösweinstein, in die fränkische Schweiz, und thut gut daran. —r—

Spatzenfrechheit.

(Zu dem Bilde auf Seite 669.)

In diesem Frühling wurden in dem kleinen Garten, auf den die Fenster meines Arbeitszimmers hinausgehen, einige Staarkasten angebracht. Der Mann, der sie an dem Gipfel der Bäume befestigt hatte, war kaum mit der Leiter davongegangen, so waren die Kasten

auch schon besetzt, aber freilich nicht von Staaren, sondern von Spatzen. Mit einer Unverfrorenheit sondergleichen fand diese Besitzergreifung statt. Die kleinen Frechlinge besannen sich nicht etwa erst darauf, ob hier nicht Gefahr drohe — nein, die sonst so mißtrauischen Vögel flogen unmittelbar auf das Querholz und schlüpften hinein, als wenn sie nur eben von einem Ausflug nach Hause kämen. Nach einer halben Stunde war auch die Lebensgefährtin da, und wieder nach einer halben wurde schon fleißig Baumaterial herbeigeschafft.

Der Sperling ist jedenfalls einer der gescheidtesten Vögel. Er weiß ganz genau, wann und wie weit er dem Menschen trauen darf und wann Vorsicht am Platz ist. Scheinbar kann man nicht zutraulicher sein als er. Hart unter den oben erwähnten Fenstern befindet sich das Dach der Veranda, das auch bis unter das Küchenfenster reicht. Auf dieses pflegt meine Köchin, die eine große Vogelfreundin ist, allerlei für einen Vogel Begehrenswerthes zu werfen und ich füge meinerseits mitunter sogar einen Mehlwurm oder den Rest aus dem Näpfchen eines Weichthierfressers hinzu. Da wimmelt es denn von Spatzen. Sie sitzen stundenlang auf den Bäumen und warten, bis ein Fenster geöffnet wird. Kaum ist das geschehen, so sind sie da und hüpfen ganz nahe heran, ganz nahe, aber doch nie so nahe, daß man sie etwa ergreifen könnte. Wenn ich an schönen Tagen meine Vogelbauer auf das Dach stelle, so lungern sie fleißig um die Käfige der Fremden, um einzelne Körnchen, die diese durch das Gitter hinauswerfen, aufzufangen, und lassen sich dabei durch meine Nähe nicht abschrecken, ich werde aber nicht einen Augenblick aus den Augen gelassen. Eine verdächtige Bewegung — und husch — ist die ganze Gesellschaft in den Bäumen, wo dann der übliche Lärm anhebt.

Es wird nicht viel Vogelfreunde geben, die den Spatz mögen. Er hat in seinem ganzen Wesen etwas entschieden Gemeines. Seine Rauflust, seine ungebändigten Triebe, sein mißtönendes Schilpen nehmen Jedermann gegen ihn ein, sein stetes Mißtrauen erweckt Verdruß. Man würde ihn gern für recht schädlich erklären und ein allgemeines Hepp, Hepp! gegen ihn erheben, wenn man nicht wüßte, daß der plebejische Geselle sich doch sehr nützlich macht. Da seine Familie sehr zahlreich zu sein und schon in sehr zartem Alter begründet zu werden pflegt, und er zu ihrer Erhaltung größtentheils Insekten verwendet, so vertilgt er große Massen von diesen und macht so den Schaden, den er in den Obstbäumen anrichtet, reichlich wieder gut.

Dieser versöhnende Gedanke mag unseren Künstler beherrscht haben, als er die Kirschendiebe auf unserem Bilde so ansprechend darstellte. Der kleine Kerl mit dem schmachtenden Blick dort oben könnte uns fast damit versöhnen, daß er nur ein Sperling ist. —r—

Mohamedanischer Fanatismus in Persien.

Das Wiedererwachen des mohamedanischen Fanatismus fordert bekanntlich in allen Gebieten, in denen der Islam herrscht, zahlreiche Opfer. Die armenische Zeitung „Mschak" berichtet über folgenden Vorfall in Rescht: „Ein junger Armenier, ein persischer Unterthan aus Hamadan, namens Arakel, hatte in Rescht eine Getränkehandlung. Am 12. Mai bemerkten einige Mohamedaner, daß eine junge Tatarin diesen Laden betrat. Man weiß nicht recht, ob sie die junge Mohamedanerin nur im Verdacht hatten, ein durch den Koran verbotenes Getränk holen zu wollen, oder ob sie glaubten, daß das junge Mädchen verbotenen Umgang mit dem Armenier habe — genug, sie drangen in den Laden, ergriffen den Inhaber und die Tatarin und schleppten beide vor den Mullah. Dieser entschied, daß der Christ ein todeswürdiges Verbrechen begangen habe. Die fanatische Menge ergriff nun den unglücklichen Arakel, schleppte ihn auf den Markt und mißhandelte ihn furchtbar. Dann wurde der Sterbende an einen Strick gebunden und durch die Straßen der Stadt geschleift.

Der gesammten christlichen Bevölkerung bemächtigte sich ein panischer Schrecken. Erst am folgenden Tage wagten es die Brüder des Gemordeten, den Gouverneur um die Erlaubniß anzugehen, den Leichnam ihres Bruders, den man mitten auf den Markt geworfen hatte, bestatten zu dürfen. Jetzt schritten auch die Konsuln von Rußland und England ein, die persische Regierung ordnete eine Untersuchung an, mehrere Mullahs wurden verhaftet und die Rädelsführer gefangen nach Teheran gebracht. Was hilft das aber? Die Lage der einheimischen Christen ist wahrhaft entsetzlich, denn sie sind weder durch die Gesetze noch durch die bewaffnete Macht vor solchen Ausbrüchen des mohamedanischen Fanatismus geschützt. —r—

Das deutsche Geschwader vor Salonichi.

(Zu dem Bilde auf S. 661.)

Es ist ein Stimmungsbild, das unser Künstler entworfen hat. „Da liegt die Stadt!" ruft der Seekadett aus, und die alten Matrosen eilen an die Luke, um das hellleuchtende Häusergewimmel, das am Berge sich pyramidal aufbaut, anzuschauen. Dort also wurde der schnöde Mord an den Konsuln Deutschlands und Frankreichs begangen; wohl ist er durch die Hinrichtung der Thäter gesühnt, aber ein tiefer Groll ist geblieben, und verschärft wurde die Abneigung im Abendlande gegen die Türkenherrschaft in einem europäischen Lande.

Zu den Flotten der Engländer, Franzosen, Italiener, Oesterreicher, die im Inselgewirr des ägäischen Meeres, an den Dardanellen und im Bosporus kreuzen, hat sich nun das imposante Geschwader gesellt, welches in einer bisher nicht gesehenen Weise unsere Kriegsflagge im Orient entrollt. Ende Mai verließen die vier Panzerfregatten „Kaiser", auf welcher Admiral Batsch seine Flagge hißte, „Deutschland", „Kronprinz", „Friedrich Karl" und der Aviso „Pommerania" Wilhelmshaven. Portsmouth, Gibraltar und Malta wurden angelaufen, und am 25. Juni war Thessalonichi erreicht, die Stadt, von deren alter christlicher Gemeinde der Apostel Paulus rühmte, daß „von ihr ist auserschollen das Wort des Herrn, nicht allein in Macedonia und Achaja, sondern auch an allen Orten".

Für die Slavenwelt ist Salonichi, obgleich es nie eine eigentlich slavische Stadt wurde, stets von großer Bedeutung gewesen, wie dieses auch Fallmerayer, der überall nach Slaven suchte, in seinen „Fragmenten aus dem Orient" vor mehr als dreißig Jahren hervorhob. „Ich betrachtete sie oft und lange, diese prächtigen weißen, hohen Mauern von Solun — dies ist der slavische Name für Thessalonika — wie sie sich amphitheatralisch über die Hügelkämme und am Hochrande tiefer Erdeinschnitte mit byzantinischen Streitthürmen und Zinnen hinziehen, eine den Slaven des Mittelalters unbezwingbare Schutzwehr. Sechsmal erschienen sie innerhalb 130 Jahren (580—710 n. Chr.) mit Heeresmacht, öfter mit barbarischem Belagerungszeug zu Wasser und zu Lande vor der Stadt. Mit besonderem Interesse verweilte ich aber bei der jetzigen Derwischeinsiedelei, ehemals Kirche und Kastell der heiligen Blutzeugin Matrona außerhalb der nordwestlichen Ausbeugung der Festungsmauer, wo die Slaven im ersten und zweiten Kriege den Sturm anlegten und durch ein Legendenmirakel des Stadtheroen Demetrius bei einem nächtlichen Ueberfall verblendet wurden. Der hartnäckige und am Ende siegreiche Widerstand der Seehauptstadt Illyricums gegen das slavische Element ist eine eben so merkwürdige als in den Folgen wichtige Begebenheit. Von Salonichi drang ja die christliche Lehre mit Alphabet und milderer Sitte hauptsächlich in die slavischen Landschaften des Innern der großen Halbinsel bis an die Save und Donau vor. Wären aber zur Zeit des Slavenheldenthums auch Salonichi und Konstantinopel gefallen, hätte die byzantinische Kultur wahrscheinlich schon damals einen ganz verschiedenen Entwicklungsgang gefunden und müßte nicht erst in unseren Tagen zu gemeinsamer Unruhe des Abendlandes nach ihrer Vollendung ringen."

Die Größe der Stadt, welcher man 100,000 Einwohner gibt, ihre Lage an der See, der milde Himmel, die schnelle und sichere Verbindung mit dem Abendlande, der lebhafte Verkehr, der Zusammenfluß von Fremden, die Leichtigkeit des Erwerbes und des Lebens verleihen dem Aufenthalte in Salonichi einen Reiz, wie ihn keine zweite Stadt der europäischen Türkei besitzt. Rechnen die Griechen nun auch Salonichi so gut wie Konstantinopel zu den hellenischen Städten, so kann dieses doch nur von der Gründung und alten Geschichte abstrahirt werden, weil die griechische Bevölkerung heute die Minderzahl bildet. Der Volksmasse und dem allgemeinen Charakter nach wäre Salonichi eigentlich eine Stadt Israels und sollte mit Recht Samaria heißen, weil die Hälfte der Bewohner Juden sind.

Der Verkehr im allgemeinen, die Börse, der Curs, die Sensale, der Kleinhandel und die Dienerstellen in der ganzen Stadt sind in jüdischen Händen. Auch ein großer Theil der Hafengondoliere und fast alle Lastträger sind Juden. Es gibt zwar ein eigenes Judenviertel, doch die Abrahamiten durchbrechen überall die Schranken. Die ehemals vielgerühmte Schule der Rabbiner mit 200 Lehrern hat schon lange aufgehört und kein Thessalonikajude erinnert sich noch dieser Anstalt. Sie fabriziren auch keine Teppiche mehr wie im siebzehnten Jahrhundert. Hochzeit halten und Nachwuchs schaffen ist jetzt ihr wichtigstes Geschäft. Kein Mensch in diesem Volke, sei er reich oder arm, darf ledig bleiben. Kaum ist der Junge in die Jahre der Mannbarkeit getreten, wird er vor die Gemeinde citirt und bedeutet, ein Weib zu nehmen; die Sorge für den Unterhalt des neuen Familienstandes bleibt seiner eigenen Betriebsamkeit anheimgegeben. Stirbt die Frau und ist der Wittwer noch nicht über die Schwelle des Alters getreten, so muß er von Obrigkeitswegen in möglichst kurzer Frist zu einer neuen Verbindung schreiten. Nur Kindheit, Tod oder Altersschwäche befreien von der Last. Dafür wimmelt es aber auch in Salonichi von Judenkindern mit schwarzen Augen und ausdrucksvollen morgenländischen Gesichtern.

Numerisch etwas schwächer als die Juden sind die herrschenden Osmanli, die an Reichthum, Ansehen, Phlegma, Stolz und Macht den ersten Rang behaupten; sie bewohnen die luftigen, das Franken-, Juden- und Griechenviertel überragenden Stadttheile. Noch geringer ist die Zahl der Griechen, meist eingewandert in neuerer Zeit aus verschiedenen Gegenden der Türkei; den vierten Rang in der Bevölkerung nehmen die Abendländer und den letzten die Zigeuner ein. Alle diese Nationalitäten haben ihre eigenthümliche Sprache, davon man, um seine Geschäfte in Salonichi mit Vortheil zu betreiben, wenigstens fünf: das verdorbene Judenspanisch, italienisch, bulgarisch, griechisch und türkisch verstehen soll. Das umwohnende Volk, welches die Stadt mit Lebensmitteln versorgt, ist bulgarisch, und daher ist auch in Salonichi die Kenntniß dieser slavischen Sprache weit verbreitet.

Inhalt: Um ein Ei. (Fortsetzung.) Erzählung aus dem baltischen Leben von Theodor Hermann. — Der Fall Konstantinopels. Von Dr. Moritz Busch. — Schiller und Cotta. Ein Beitrag zur Geschichte des Verkehrs zwischen Schriftsteller und Buchhändler. Von Rudolf Koch. — Am Familientische: In Baireuth. — Spatzenfrechheit. Zu dem Bilde von Gustav Süs. — Mohamedanischer Fanatismus in Persien. — Das deutsche Geschwader vor Salonichi. Zu dem Bilde von Wolze.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 22. Juli 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 43.

Um ein Ei.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Erzählung aus dem baltischen Leben von **Theodor Hermann.**

(Fortsetzung.)

VI. Die Frauen.

Am folgenden Morgen theilte Wezwagar seinen Entschluß seiner Frau mit. Sie schüttelte wehmüthig den Kopf dazu, meinte aber, es könne jedenfalls nichts schaden, wenn er sich nach dieser Richtung hin Gewißheit verschaffe. So traf denn Wezwagar seine landwirthschaftlichen Anordnungen für den Tag und fuhr dann davon.

Sobald er fort war, rief die Bäuerin ihre treue Magd Dorothea herbei, theilte ihr mit, daß sie selbst auf ein paar Stunden ausfahren müsse, und befahl ihr, sorgfältig auf die Kinder acht zu geben. Dann ordnete sie an, daß Peter ihr ein Wägelchen herrichte, und begab sich selbst in die Kleiderkammer. Hier kleidete sie sich sorgfältig an, küßte hierauf ihre sich ängstlich an sie klammernden Kinder der Reihe nach und fuhr dann in der Richtung auf den Gutshof davon.

Das Wetter war in der Nacht umgeschlagen und ein warmer Südwest hatte schwere Regenwolken herbeigeführt, die nun, tief herab hängend, über dem Walde dahinzogen.

Wie hätte die Bäuerin sich sonst über den in dieser Jahreszeit immer so hoch willkommenen Regen gefreut! Heute aber hatte sie keinen Sinn für Regen oder Sonnenschein. Sie war fest entschlossen, das, was ihrer Meinung nach ihre Nachlässigkeit verschuldet hatte, nach Kräften wieder gut zu machen, und sie hoffte auf einen günstigen Erfolg ihrer Bemühungen. Trotzdem schlug ihr Herz unruhig. Sie, die in einem einsamen Strandgesinde aufgewachsen war, hatte außer mit dem Pastor fast noch nie ein Wort mit einer den gebildeten Ständen angehörenden Person gesprochen, denn die freundlichen Worte, mit denen der Baron und seine Frau sie nach ihrer Rettung begrüßt hatten, waren zu flüchtiger Natur gewesen, um in dieser Beziehung in Betracht zu kommen. Nachher hatte die entlegene Lage ihres väterlichen Gesindes jede weitere Berührung verhindert und sie hatte die Herrschaften nur zuweilen in der Kirche gesehen. Später hatte ihr Mann sie absichtlich vom Hofe ferngehalten, weil es seinem Hochmuth wehthat, seine Frau in Beziehung zu höher gestellten Personen treten zu sehen. Nun hatte ihr zwar die Baronin, die ihr wie die Verkörperung der höchsten Schönheit erschien, immer überaus gefallen, und sie hatte stets geglaubt, daß dieselbe ohne Zweifel eine herzensgute Frau sei — eine Annahme, die auch durch den Ruf, dessen sich die Dame in den Gesinden erfreute, durchaus gerechtfertigt wurde — trotzdem machte der bloße Gedanke daran, mit der vornehmen Frau reden zu müssen, ihr das Herz still stehen vor Blödigkeit. Die junge Frau flehte in heißen Gebeten zu Gott, daß er ihr wenigstens die Sprache nicht nehmen und ihr die Kraft verleihen möge, ihr Anliegen vorzutragen.

Der Braune vor dem Wagen, der mit der Baronin nichts zu thun hatte und daher guter Dinge war, griff frisch aus, bald waren sie aus dem Walde und dann auf dem weitläufigen Hof des Gutes. Als die Bäuerin das Pferd angebunden hatte, lösten sich ihr fast die Kniee vor Aufregung und sie mußte sich eine Weile auf den Rand des Wagens stützen. Dann raffte sie sich aber auf und ging mit festen Schritten dem Herrenhause zu.

Dort traf sie auf die Zofe der Baronin und fragte sie, ob die gnädige Frau zu Hause und zu sprechen wäre. Die Zofe, ein schmuckes junges Ding mit einem naseweisen Stupfnäschen, kniff die Augenlider halb zu, betrachtete die Bäuerin von Kopf bis zu Fuß und sagte dann kühl: „Wartet hier.“ Nachdem sie sodann die Baronin aufgesucht hatte, nickte sie der Fremden vornehm zu und führte sie um das Wohnhaus herum auf die an den Garten stoßende Veranda, auf der die Baronin und Fräulein Alexandra, mit ihren Handarbeiten beschäftigt, saßen. Die Zofe, welche die Wirthin nicht kannte, hatte gemeldet, ein junges Mädchen wünsche die Baronin zu sprechen.

Als die Bäuerin die Veranda betrat, machte sie eine tiefe

Digitized by Google

Verbeugung und blieb dann mit zu Boden geschlagenen Augen stehen.

Man konnte sich kaum größere Gegensätze denken als diese drei Frauen.

Die Baronin galt noch immer mit Recht für eine Schönheit ersten Ranges. Sie war von hohem Wuchs und schlank wie ein Reh. Das reiche blauschwarze Haar und die großen schwarzbraunen Augen, die einen träumerischen Ausdruck trugen, ließen ihre zarte Hautfarbe nur noch weißer erscheinen.

Fräulein Alexandra war eine mittelgroße, sehr kräftig gebaute Dame. Ihr röthlich-blondes Haar lag dicht an der niedrigen Stirn, unter der ein Paar hellblaue Augen sehr selbstbewußt in die Welt blickten. Das kleine Bärtchen auf der Oberlippe paßte vortrefflich zu der tiefen Stimme und der ganzen etwas männlichen Erscheinung.

Die Bäuerin war klein und von zartem Wuchs. Alle Umrisse ihres Körpers waren weich und von rundlicher Form. Aschblondes Haar, eine zarte Hautfarbe und treuherzige dunkelblaue Augen machten auch sie zu einer hübschen Erscheinung, und der unschuldige kindliche Ausdruck ihres regelmäßig geschnittenen Gesichts bewirkte, daß alle, die mit ihr zu thun hatten, die Neigung verspürten, ihre Zuneigung durch Zärtlichkeit an den Tag zu legen.

Die Baronin, die kurzsichtig war, zog die Augenlider ein wenig zusammen und betrachtete die junge Frau vor ihr mit freundlichem Lächeln. Auch Fräulein Alexandra blickte mit Wohlgefallen auf die Fremde.

„Was wünschest Du, mein Kind?" fragte die Baronin.

„Ich komme wegen des Eies," brachte die Bäuerin mühsam über die Lippen.

„Weshalb?" fragte die Baronin.

„Wegen des Eies."

Die Baronin blickte fragend auf ihre Schwägerin, aber diese wußte ebenso wenig Bescheid als sie selbst.

„Von was für einem Ei redest Du?" fragte Fräulein Alexandra freundlich.

„Sollten die Damen noch von nichts wissen?" dachte die Bäuerin. Dann konnte der Zorn des Barons doch nicht gar so groß sein. Sie faßte Muth.

„Gnädige Frau," sagte sie, „ich bin die Wezwagarwirthin."

„Ah, siehe da!" rief die Baronin erfreut, und reichte der Bäuerin die Hand. „Nun, das ist schön, daß Du Dich uns auch einmal vorstellst. Der Herr und ich sind Deinem Mann zu ewigem Dank verpflichtet. Wie Du Dich verändert hast, seit Dich Dein Mann damals über das Eis trug. Ich bin Deinem Mann recht böse. Ich habe ihn mehr als einmal gebeten, Dich mir zuzuführen und er hat es doch immer wieder unterlassen. Euch geht es gut, nicht wahr? Ihr habt Kinder?"

„Ja, gnädige Frau, drei."

„Natürlich lauter Jungen?" rief Fräulein Alexandra.

Das Herz der Bäuerin wurde immer leichter. Das ließ sich ja alles so gar nicht nach einem Bruch an.

„Ja, gnädiges Fräulein," erwiderte sie lächelnd, „lauter Jungen."

„Nun siehst Du wohl! Also es geht Euch gut!"

Die Bäuerin gefiel Fräulein Alexandra immer mehr.

Es entstand eine kleine Pause, während welcher die beiden Damen die junge Frau freundlich anblickten und diese zu Boden sah und vergeblich nach einem Anknüpfungspunkt für ihr Anliegen suchte.

„Was sprachst Du denn vorhin von einem Ei?" fragte die Baronin endlich.

„Gnädige Frau," begann die Bäuerin, „ich komme in meiner Herzensangst zu Ihnen, weil ich es nicht wage, gleich mit dem Herrn zu sprechen. Mich, mich ganz allein trifft die Schuld."

„Ja, aber woran denn, liebe Frau?" fragte die Baronin gespannt.

Die Bäuerin berichtete jetzt, was sich ereignet hatte. „Gnädige Frau," sagte sie zum Schluß, und ihre Thränen flossen reichlich, „halten Sie meinen Mann nicht für undankbar. Er hat den gnädigen Herrn immer geliebt und ihn, wenn die anderen Bauern ihn angriffen, vertheidigt, aber er ist sehr heftig und weiß dann nicht, was er thut."

Die Damen, welche aufmerksam zuhörten, hatten anfangs gelächelt, bald aber waren ihre Gesichter ernst und immer ernster geworden.

„Ist denn aber Wezwagar ganz toll," rief das Fräulein jetzt, „daß er es wagt, sich so gegen seinen Herrn zu benehmen?"

Die Baronin blickte still zu Boden. Das Benehmen ihres Mannes war ihr unverständlicher als das des Bauern.

Fräulein Alexandra nahm sich fest vor, den Frieden wieder herzustellen, sie hielt es aber für angemessen, dem Bauern, wenigstens in Stellvertretung, tüchtig den Kopf zu waschen und ihm den von Gott geordneten Unterschied zwischen den Ständen klar zu machen. Sie erging sich in wohlgesetzter Rede über dieses ihr Lieblingsthema und entwickelte vor ihrer still und gedrückt dastehenden Zuhörerin, daß der liebe Gott vier Stände geschaffen habe: den Edelmann, damit er der Herr sei und alles in Zucht und Ordnung erhalte; den Literaten, damit er Gottes Wort verkünde oder die Kranken wieder gesund mache oder in der Stadt die Verwaltung führe oder die Kinder unterrichte; den Bürger, damit er Handel und Gewerbe treibe, und den Bauern, damit er die Felder bestelle. Der letztere dürfe übrigens keineswegs verachtet werden. Fräulein Alexandra warf die Frage auf, was wohl aus uns allen werden würde, wenn der Bauer das Feld nicht bestellen wollte, und beantwortete sie dahin, daß wir es in diesem Fall mit einer Hungersnoth zu thun bekämen. Sie schloß daraus, daß wir alle den Bauernstand hoch in Ehren halten und ihm dankbar sein müßten. Der Bauer dürfe aber auch seinerseits nicht etwa deshalb die Welt auf den Kopf stellen und das Regiment in die Hand nehmen wollen. Dieses sei ein für allemal Sache des Edelmannes, wie denn auch nur Edelleute in den Gerichten säßen, das Land als Hauptleute verwalteten und den Landtag besuchten. Sache des Bauern sei das Gehorchen. Sei er immer gehorsam, so würde es ihm auch gewiß nie an einem guten und gnädigen Herrn fehlen. Zum Schluß fragte das Fräulein: „Nicht wahr, so ist es?"

Die Bäuerin, welche durch die ernste Aufnahme, die ihre Mittheilung sichtlich fand, wieder ängstlicher geworden war, hatte von der ganzen Rede nichts verstanden, sie erwiderte aber mechanisch „Ja" und befriedigte dadurch ihre Gönnerin — denn zu einer solchen war ihr das Fräulein bereits geworden — durchaus.

Es trat wieder eine Pause ein. Endlich fragte die Bäuerin, und jene zarten Falten zwischen ihren Brauen, von denen schon die Rede war, traten wieder hervor: „Glauben Sie, gnädiges Fräulein, daß der Herr meinem Mann verzeihen wird?"

„Natürlich," erwiderte das Fräulein entschieden, „sei nur ganz unbesorgt. Ich will Deine Sache schon führen."

Die Baronin blickte ihre Schwägerin bedenklich an. „Ich will ebenfalls mit meinem Mann darüber sprechen," sagte sie dann gepreßt. Er ist aufs Feld geritten, muß aber bald nach Hause kommen. Begib Du Dich jetzt in das Leutezimmer und warte dort, damit Du zur Hand bist, falls der Baron nach Dir verlangen sollte."

Die Baronin fuhr dann der jungen Frau, die sich dankerfüllt auf ihre Linke herabbeugte, mit der Rechten über das seidenweiche Haar. Das Fräulein klopfte ihr gutmüthig auf die Wange.

„Sei nur ganz unbesorgt," rief sie ihr noch nach, „ich verspreche Dir, daß Ihr in dem Gesinde bleibt."

„Wir wollen schon alles wieder in Ordnung bringen," sagte sie, als die Bäuerin sich entfernt hatte und nickte der Schwägerin, die mit dem Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit zu Boden sah, beruhigend zu.

„Ich sehe mit Schmerz," sagte die Baronin nach einer Pause mit zitternder Stimme, „daß Leo jetzt oft hart und ungerecht handelt. Er ist, seit die unglückselige Agrarfrage in Gang gekommen ist, wie verwandelt."

„Nein, Fanny, das darfst Du nicht sagen," rief das Fräulein lebhaft. „Hart und ungerecht ist Leo nie. Es gab nie einen gerechteren Herrn als ihn. Ich finde, daß er auch in

Digitized by Google

diesem Fall ganz in seinem Rechte ist. Forderte Leo einmal das Ei, so durfte er auch nicht dulden, daß es nicht gebracht wurde, und wenn Wezwagar sich dadurch zu einer so unerhörten Frechheit hinreißen ließ, so mußte er dafür bestraft werden. Bisher hat Leo streng gerecht gehandelt. Jetzt aber, wo Wezwagar sein Unrecht einsieht und bereut, muß er ihm erst tüchtig den Kopf waschen und ihm dann verzeihen."

„Du vergißt, daß Wezwagar Leo das Leben gerettet hat."

„Das ist in diesem Fall ganz gleichgiltig. Gerechtigkeit über alles! Das gefällt mir gerade an Leo, daß vor ihm kein Ansehen der Person gilt. Es kommt ihm immer in erster Reihe auf das Prinzip an. Jetzt aber, da das Prinzip durchgefochten ist, kommt die Lebensrettung allerdings in Betracht."

„Von was für einem Prinzip ist die Rede?" fragte der Baron, der in diesem Augenblick die Veranda betrat.

Der Baron fragte scheinbar ganz gleichmüthig, ein Blick auf seine geröthete Stirn bewies aber seiner Frau, daß er aus dem Schlußsatz errathen hatte, wovon die Rede war.

„Wir sprachen eben von der Affaire Wezwagar," erwiderte das Fräulein so unbefangen als möglich. „Ich vertrete die Ansicht, daß Du ganz recht thatest, auf dem Ei zu bestehen und nachher den tollen Exceß wie gehörig zu bestrafen."

Der Baron, der sich gesetzt hatte, beugte sich, während seine Schwester sprach, tief über die Lehne seines Stuhls, als ob er nach einem herunter gefallenen Gegenstande suche. „Wer hat Euch von dem Vorfall erzählt?" fragte er dann, sich wieder aufrichtend, mit einem Blicke auf seine Frau. Da auch die Baronin in diesem Augenblick zu ihm herübersah, begegneten sich ihre Blicke. Der Blick der Baronin drang ihrem Gemahl bis ins Herz.

„Die Wezwagarwirthin war hier," erwiderte Fräulein Alexandra. „Sie hat uns alles erzählt."

„So, so," sagte der Baron und rieb mit dem Daumen an dem Vorstoß seiner Weste, als ob dort etwas weggewischt werden müßte.

„Die arme junge Frau ist über das Betragen ihres Mannes sehr unglücklich und auch er soll es jetzt aufrichtig bereuen," fuhr das Fräulein fort.

Der Baron zuckte die Achseln und blickte schweigend nieder auf seine Weste. Seine Frau sah ihn unverwandt an.

„Ich habe die Wirthin übrigens bereits beruhigt," fuhr das Fräulein fort. „Ich versprach ihr, daß Du, wenn Wezwagar Dich um Verzeihung bittet, ihm verzeihen wirst."

„Ich weiß wirklich nicht, liebe Schwester, was Dir das Recht gibt, so in meinem Namen zu sprechen?" erwiderte der Baron scharf. Es war ihm, als ob unter seinem reibenden Daumen lauter kleine gelbe Flecken zu Tage träten. Jetzt rötheten sich auch seine Wangen.

„Nun, ich denke, ich bin Deine Schwester! Nachdem Du der Gerechtigkeit genug gethan, wirst Du natürlich Milde walten lassen."

Der Baron erhob sich und richtete sich hoch auf. „Ich muß Dich dringend ersuchen," sagte er, „künftig nicht wieder in meinem Namen Versprechungen abzugeben. Ich schätze Deine Rathschläge hoch, bitte Dich aber, es bei solchen bewenden zu lassen. Darüber, was schließlich geschieht, habe ich und nur ich zu entscheiden."

Damit verließ er die Veranda.

Das Fräulein aber rief ihm nach: „Das will ich doch einmal sehen, ob Du wirklich einen Mann, der Dir das Leben gerettet hat, von Haus und Hof jagen wirst, weil er in augenblicklichem Jähzorn ein Ei etwas unsanft vor Dir auf den Tisch stellte!"

Dann fuhr sie, zur Schwägerin gewendet, fort: „Leo ist zwar jetzt oft hart und ungerecht, aber eine so empörende Handlungsweise traue ich ihm denn doch nicht zu. Das wäre ja himmelschreiend!"

„Ach, Leo ist sonst so gut," seufzte die Baronin und fuhr sich mit der Hand über die Augen.

„Gewiß ist er ein trefflicher Mann, aber eben deshalb dürfen wir nicht dulden, daß er jetzt so ungerecht handelt. Dazu sind wir Frauen eben da, um überall Frieden zu stiften und zu erhalten!"

Der Regen, der jetzt endlich losbrach, trieb die Gouvernante und die Kinder unter das schützende Dach der Veranda. Ihre Ankunft unterbrach das Gespräch.

Die Baronin saß noch eine Weile still da, dann stand sie auf und begab sich in das Zimmer ihres Mannes.

Dieser saß an seinem Schreibtisch und schrieb. Sie legte ihre Hand leicht auf seine Schulter, küßte ihn, als er aufsah, auf die heiße Stirn und sagte dann sanft:

„Leo, Wezwagar hat sich gewiß schwer an Dir vergangen, aber er hat mir einmal mein Liebstes erhalten, da ich glaubte, ich hätte es verloren. Vergib ihm um meinetwillen!"

Der Baron erhob sich und umschlang sein Weib. Seine Brust wogte heftig.

„Fanny," sagte er mühsam, „er hat das Ei vor mir niedergeworfen auf den Tisch!"

„Leo, als Du damals niedersankst durch das berstende Eis, da rettete Dich sein Arm!"

„Das Ei hat mich über und über bespritzt!"

„Das kalte Eiswasser hat ihn damals um unseretwillen durchnäßt!"

„Wohlan, Fanny, um Deinetwillen sei ihm vergeben!"

Die Baronin umschlang den Hals ihres Mannes und küßte ihn lange und heiß. „Wußte ich es doch, daß ich nicht vergeblich an Dein edles Herz appelliren würde," sagte sie, glückselig lächelnd. „Das kann wohl einmal irren, aber es findet sich immer wieder zurück auf den rechten Weg. Und nun will ich die Wirthin hereinrufen, damit Du ihr selbst sagen kannst, daß alles vergeben und vergessen sei."

Ehe der Baron darauf erwidern konnte, eilte sie aus dem Zimmer und erschien bald darauf mit der jungen Bäuerin.

Der Anblick der verweinten jungen Frau stimmte auch den Baron milde. Er ging auf sie zu, faßte freundlich ihre Hand und sprach sanft: „Sage Deinem Manne, daß, wenn er mir morgen das Ei bringt und mich um Verzeihung bittet, alles vergeben und vergessen sein soll."

Die Bäuerin brach in Freudenthränen aus und wollte ihm aus tiefster Seele danken, der Baron aber wies jeden Dank von sich. „Bedanke Dich bei der gnädigen Frau hier," sagte er.

Er fragte nun in leutseliger Weise nach ihren Kindern, erkundigte sich, ob die Kuh, deren Erkranken das ganze Unglück angerichtet hatte, wieder genesen sei, und ging dann mit einem herzlichen: „Mit Gott!" zugleich mit seiner Frau davon.

Sie gingen aber nur bis in das andere Zimmer. Dort stellten sich beide ans Fenster und sahen schweigend der jungen Frau nach, die eilig über den Hofplatz ging, ihr Pferd losband und davon fuhr.

„Die ist glücklich!" rief die Baronin.

„Gott sei Dank, daß die Geschichte endlich zu Ende ist," sagte der Baron. „Sie hat mir viel böse Stunden bereitet."

„Du Lieber, Guter!" flüsterte die Baronin.

VII. Zu spät.

Die Baronin hatte recht, die Bäuerin war in der That sehr, sehr glücklich. So war denn die ganze unselige Geschichte endlich beigelegt und erledigt!

Wie freuete Frau Wezwagar sich jetzt über den warmen Regen, durch den sie dahinfuhr, über den lustigen Gesang der Vögel und den wonnigen Waldgeruch.

Zu Hause ging sie, an jeder Hand eines der größeren Kinder führend, erst in ihr Gärtchen zu ihren Blumen, dann in den Stall zu ihren Kühen und endlich so weit hinaus auf den Weg, daß sie ihr schmuckes Gesinde ganz überschauen konnte. Es war ihr, als ob sie es eben erst zum Geschenk erhalten hätte.

Dann begab sie sich in die Vorrathskammer. In der standen auf einem durchlöcherten Brett eine lange Reihe Eier. Die Bäuerin lächelte glücklich. Sie wählte das größte aus, wusch es, obgleich es ohnehin weiß und sauber war, noch einmal ab und legte es dann in das Wandschränkchen. Künftig werden wir es nicht wieder vergessen, dachte sie. Sie setzte sich

Digitized by Google

dann mit einem Strickstrumpf an das geöffnete Fenster und wartete auf die Rückkehr ihres Mannes.

Wie sie so da saß und das heute Erlebte noch einmal vor ihrem geistigen Auge vorüber ziehen ließ, kam ihr der Gedanke, daß sie die Gelegenheit hätte benutzen und auch für ihren Bruder hätte bitten sollen, allein sie verwarf ihn wieder. Einmal wäre das undankbar gehandelt gewesen und dann konnte Jakob sich in seinem Gesinde doch nicht halten. Ihm wird es besser gehen, wenn er unter des umsichtigen Wezwagars Leitung dient, als wenn er fortfährt, sein eigener übelberathener Herr zu sein. Wie schön, daß sie den Ihrigen jetzt wieder ein dauerndes Asyl gegen die Stürme des Lebens bieten konnte! Es war, als ob ihr seliger Vater, mit dem sie ja so oft im Geiste Rücksprache hielt, ihr in seiner kurzen Weise für ihr energisches Verfahren belobigend zunickte. Sie stand auf und begab sich in die Kleiderkammer. In der hing mitten unter den Kleidern der Bäuerin eine alte grobe Fischerjacke. Diese Jacke hatte ihr Vater in den letzten Jahren seines Lebens getragen. Die Bäuerin streichelte die Jacke sanft und küßte ihren Aermel. Dann schob sie dieselbe wieder mitten unter ihre Kleider, als wenn sie es mit einem lebenden Wesen zu thun hätte, das es gern recht warm hat, kehrte auf ihren Platz am Fenster zurück und wartete — wartete.

Wir wollen unterdessen nach ihrem Mann sehen. In tiefen Gedanken war dieser am Morgen davon gefahren. Der Fuchs trabte behaglich auf dem ihm wohlbekannten Wege dahin, der Bauer hielt die Fahrleine lose in der Hand und lehnte den Kopf schwer auf seinen auf das rechte Knie gestützten Arm. Plötzlich blieb das Thier stehen, der Wagen hielt mit einem Ruck still und der Bauer fuhr aus seinen Gedanken auf. Zwei Buschwächter des Barons hatten dem Pferde den Weg vertreten und betrachteten den Bauer mit schadenfrohem Lächeln.

„Was wollt Ihr?" rief der Bauer.

Zwischen den Buschwächtern des Barons, welche ausnahmslos Hannoveraner oder Holsteiner waren, und den Bauern bestand das schlechteste Verhältniß. Die Buschwächter waren bemüht, die ihnen aus ihrer Heimat her geläufigen strengen Waldordnungen aufrecht zu erhalten, den Bauern waren die Fremden verhaßt, als Fremde und als gefügige Werkzeuge des Barons. Auf dem Sündenregister dieses letzteren stand die Verdrängung der einheimischen und die Berufung der fremden Buschwächter in den Augen der Bauern oben an. Wezwagar dachte und fühlte in dieser Beziehung ganz wie seine Gemeindegenossen.

„Was wollt Ihr?" fragte er nochmals.

„Das wirst Du sogleich sehen," erwiderte der eine der Buschwächter, ein hoher schlanker Jüngling mit röthlichem Schnurr- und Knebelbart. Zugleich begannen er und sein Kamerad das Pferd des Bauern auszuspannen.

Der Bauer sah ihrem Beginnen mit sprachlosen Erstaunen zu, dann aber sprang er aus dem Wagen und trat, vor Zorn bebend, vor sie hin.

Der andere Buschwächter, ein hünenhafter Mann mit einem rundlichen Gesicht und schwarzem Vollbart, meinte kaltblütig: „Du darfst nicht durch den Wald fahren, wir werden Dir Dein Pferd pfänden."

Jetzt verstand der Bauer, was sie wollten. Blitzschnell beugte er sich vor, ergriff mit der Riesenkraft der äußersten Wuth die beiden, die sich dergleichen nicht versahen, an den Rockkragen und stieß ihre Köpfe so hart gegen einander, daß sie betäubt zu Boden sanken. Dann schwang er sich in seinen Wagen und jagte davon.

Das war denn doch zu toll! Der Baron wollte ihn also nicht nur von Haus und Hof treiben, sondern ihm auch noch die letzte Zeit verbittern, die er noch in seinem Gesinde verleben durfte. Eine unsägliche Bitterkeit erfüllte Wezwagars Herz. Er wollte es erst noch auf dem Wege der Klage versuchen, sollte er aber nicht durchdringen, nun dann wollte er sein Recht selbst vertreten. Eine wilde verzweifelte Energie bemächtigte sich seiner und schlug für den Augenblick wenigstens alle Erwägungen nieder. Wezwagar wunderte sich selbst darüber, wie ruhig es in ihm wurde.

In der Stadt begab er sich zunächst zu einem ihm bekannten Gymnasiallehrer, um sich bei diesem nach einem Advokaten zu erkundigen. Er hatte den Herren, der ein Schwiegersohn des Pastors war und durch dessen Vermittlung vom Baron die Erlaubniß erhalten hatte, in den Waldburgschen Forsten zu jagen, dadurch kennen gelernt, daß der junge Mann ein paar Mal im Wezwagargesinde Mittagsruhe gehalten und das ihm gastfreundlich angebotene, bescheidene Mahl gern getheilt hatte. Der Herr Oberlehrer war denn auch jetzt sehr liebenswürdig, fragte Wezwagar nach dem Befinden von Weib und Kindern und gab ihm schließlich die gewünschte Adresse. „Der Herr ist ein eifriger Bauernfreund," fügte er lächelnd hinzu.

Bei dem Advokaten fand Wezwagar nur schlechten Trost. Sobald derselbe erfahren hatte, daß Wezwagar zu ihm komme, um seine juristische Hilfe in Anspruch zu nehmen, sprang der hochgewachsene lebhafte Mann auf und lief mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Da kann ich Euch ganz und gar nicht helfen," rief er und fuhr sich mit der Rechten durch sein rothblondes lockiges Haar. „Wir dürfen uns in Bauernrechtsachen ganz und gar nicht mischen."

Der Bauer, der bescheiden an der Thüre stehen geblieben war und seine Mütze hin und her drehte, fragte jetzt mit funkelnden Augen: „Herr, sind wir Bauern denn keine Menschen? Das Recht gilt doch für alle?"

Der Advokat blieb vor dem Bauer stehen, blinzelte ihn spöttisch an und schrie dann:

„Menschen? Oho, ob Ihr Bauern Menschen seid? Oho, famos! Bei uns, in unserem gottgesegneten Kurland sind nur die Barone Menschen. Wir anderen sind alle mit einander nur halbe Menschen! Wir dürfen in unserer eignen Heimat nicht eine Lofstelle Land besitzen, wir dürfen nicht in die Gerichte, wir dürfen nicht auf den Landtag. Ich kann Euch ganz und gar nicht helfen und kein Advokat kann Euch helfen. Keiner. Auch nicht Einer."

„Herr," fragte der Bauer und preßte die Lippen fest aufeinander, „Herr, wird das immer so bleiben?"

„Oho! Ob das immer so bleiben wird? Oho! Natürlich wird das immer so bleiben! Es ist immer so gewesen im Gottesländchen und wird auch immer so bleiben!"

„Dann lebt wohl, Herr," sagte der Bauer und ging. Als er ein paar Stufen der Treppe hinabgestiegen war, öffnete sich oben noch einmal die Thüre, der Advokat steckte den Kopf heraus, schrie: „Das wird immer so bleiben im Gottesländchen!" und schlug die Thüre wieder zu.

Der Bauer ging langsam in die Einfahrt zurück, in der er sein Pferd abgestellt hatte, setzte sich in der Schenkstube auf eine Bank und versank in tiefes Nachsinnen. Er hatte bisher nie Veranlassung gehabt, über die socialen und politischen Zustände seiner Heimat nachzudenken, ja er war solchen Gesprächen geflissentlich aus dem Wege gegangen. Wenn Andersohn und Namik im vertrauten Kreise neuerdings oft ausführten, daß die Gesinde eigentlich den Bauern gehörten und ihnen nur mit Gewalt genommen seien, so war ihm das immer wie müßiges, ja wie gottloses Gerede vorgekommen. Wenn wir den Baronen ihre Gesinde nehmen würden, so müßten wir sie bald weiter an unsere Knechte und Jungen geben, hatte er in solchen Fällen gesagt. Wir haben auf sie nicht mehr Anspruch als diese. Jetzt aber sah er die Sache anders an. Waren die Zustände wirklich derartige, daß es für die Bauern kein Recht gab, dann war es allerdings angezeigt, daß auch diese sich um sie kümmerten. Aber war dem wirklich so? Und dann die Hauptsache: „War er, Wezwagar, in seinem Recht?"

Nach einer Weile kamen zwei ihm fremde Bauern ins Zimmer, grüßten ihn, setzten sich an denselben Tisch und ließen sich Bier geben.

„Ich sage Dir," rief der eine, „der Mann führt Deine Sache zu einem guten Ende. Als vor ein paar Jahren mein Neffe Heinrich aus dem Gesinde sollte, da nahm er die Sache in die Hand und mein Neffe blieb darin, obgleich der ganze Domänenhof dahinter her war."

„Na ja," erwiderte der andere, „das war etwas anderes,

Digitized by Google

Hermann Ludwig Helmholtz.

jetzt handelt es sich aber um einen Baron. Das ist ein ander Ding."

„Ach was, Baron! Ich sage Dir ja, der Herr Mukowski ist selbst ein Baron, wenn auch keiner von den hiesigen."

„Was ist der für ein Baron! Er mag ein litthauischer Baron sein."

Der andere Bauer lachte. „Einerlei," sagte er, „Baron oder nicht, jedenfalls geschieht, was er will."

„Wie geht denn das aber zu?"

„Nun, das will ich Dir sagen. Er angelt mit einer goldenen Angel. Sein Schwager, der Herr Knarrwitz, ist der beste Freund von einem hohen Beamten beim Generalgouverneur. Ich nehme z. B. Euren Fall an. Herr Mukowski schreibt an Knarrwitz und dieser ladet den Herrn zu sich ein. Er läßt sichs natürlich was kosten und setzt ihm das Beste vor; lauter Schweinefleisch, Wein zu einem Rubel und Cigarren zu fünf Kopeken. Nach dem Essen, wenn der Herr schon etwas betrunken ist, sagt der Knarrwitz: „Höre, Freundchen, wollen wir ein Partiechen machen? Schön, sagt der Herr. Nun machen sie ein Partiechen und der Herr gewinnt natürlich. Er gewinnt fünfzig bis hundert Rubel. Jetzt fragt Mukowskis Freund: Höre Freundchen, ich habe dort unten in Kurland einen Freund. Zu dem sind die J..schen Bauern gekommen und haben ihm geklagt, daß ihr Baron ihre Gesinde einziehen und in Beihöfe verwandeln wolle. Wer ist der Freund? fragt der Herr. Mukowski, sagt der Freund. Ah, Mukowski, sagt der Herr. Na, den kenne ich, was der sagt, ist wahr. Mein Herr wird die Barone lehren, den Bauern ihr Gesinde nehmen!"

„Na, der Generalgouverneur wird schwerlich unseretwegen mit den Baronen anbinden."

„Schweig! Davon verstehst Du nichts. Der Generalgouverneur kann alles. Wenn er zu einem Baron sagt: Du, bringe mir drei Pferdeschädel zu Fuß von Mitau nach Riga, so muß der das thun."

„Wirklich?"

„Ich sage Dir ja, er kann alles. Mukowski aber ist nicht wie unsere Advokaten, die mit uns Bauern nichts zu thun haben wollen. Mukowski hat ein Herz für uns."

„Er ist aber schändlich theuer."

„Ja, Brüderchen, das kann nicht anders sein. Wer gibt armen Kindern Weißbrot?"

Wezwagar hatte aufmerksam zugehört. Jetzt fragte er: „Landsleute, wo wohnt der Herr, von dem Ihr sprecht?"

Digitized by Google

Die Bauern nannten ihm die Adresse und fragten, was er dort wolle.

Er erwiderte kurz, er habe auch einen Rechtsstreit, stand auf und ging davon.

Nachdem Wezwagar die Magd, die ihm die Thür öffnete, nach Herrn von Mukowski gefragt hatte, führte diese ihn in ein Zimmer und hieß ihn dort warten. Es seien noch viele Leute vor ihm abzufertigen, hieß es. Wezwagar setzte sich und wartete geduldig. Das Zimmer sah höchst sonderbar aus. Die Wände waren durch Bücherregale verdeckt, deren untere Bretter sich unter der Last von Folianten bogen, während die oberen große Gläser trugen, in welchen in Spiritus Schlangen, Eidechsen, Embryonen ꝛc. aufbewahrt waren. Auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers standen eine ausgestopfte Eule mit großen Glasaugen und ein gewaltiger Globus.

Wezwagar mußte eine gute Stunde warten. Vergeblich horchte er, ob denn die vielen Leute gar nichts von sich hören lassen würden — es blieb rings um ihn todtenstill. Endlich öffnete sich geräuschlos eine Thür und es erschien ein Mann auf der Schwelle des Zimmers, der kaum weniger ungewöhnlich aussah als dieses selbst. Es war ein großer, starkgebauter Mann, dem ein blauschwarzer Vollbart tief auf die Brust herabhing. Unter der hohen Stirn blickten ein paar ungewöhnlich große Augen kalt und streng durch die in Gold gefaßte Brille. Die ganze Gestalt war in einen silbergrauen Schlafrock mit scharlachrothen Aufschlägen gehüllt.

Der Bauer hatte sich erhoben und blickte verwirrt auf die ungewöhnliche Erscheinung. „Guten Tag, Wirth," begann Herr von Mukowski mit tiefer hohler Stimme. „Setzen Sie sich."

Als sie sich beide gesetzt hatten, zog Herr von Mukowski erst eine gewaltige goldene Uhr aus der Tasche, ließ sie repetiren und legte sie dann vor sich auf den Tisch. Dann sagte er: „Und nun, ehe Sie mit Ihrer Klage beginnen, eine Bemerkung: Seien Sie ruhig und kalt! Man hat Ihnen schweres Unrecht gethan, ich weiß es, aber seien Sie trotzdem jetzt ruhig und kalt. Erzählen Sie von Anfang bis zu Ende, lassen Sie nichts aus, verschweigen Sie nichts."

Dem Bauer war das Herz unsäglich schwer. Es war ihm, als ob die Erlebnisse der letzten Tage und die phantastische Umgebung, in der er sich jetzt befand, seinen gesunden Verstand in Fesseln geschlagen hätten, und er rang vergeblich darnach, ihn wieder frei zu bekommen. Ein dumpfes abergläubisches Gefühl drückte ihm das Herz zusammen, es war ihm, als ob der da drüben der Böse wäre, dem er nun seine unsterbliche Seele verkaufen müsse. Mühsam sammelte er seine Geisteskräfte soweit, daß er mechanisch den Hergang erzählen konnte. Erst im Laufe der Erzählung stieg der Haß gegen den Baron wieder heiß in ihm auf und er sprach nun lebhaft weiter.

Herr von Mukowski hörte ihm schweigend zu. Auch als Wezwagar geendet hatte, schwieg er noch eine Weile. Dann sagte er: „Ihnen kann geholfen werden."

„Wirklich, Herr?" rief der Bauer, „wirklich?"

„Ja, Ihnen kann geholfen werden, aber es wird viel Geld kosten, viel Geld."

„Das thut nichts," erwiderte der Bauer, das sollen Sie haben. Wie viel kostet es?"

„Das kann ich Ihnen noch nicht sagen. Zunächst müssen Sie mir hundert Rubel geben."

„Herr, ich bringe sie Ihnen morgen."

„Gut. Vergessen Sie aber nicht, daß ich, ehe ich das Geld habe, in Ihrer Sache nichts thun kann. Gar nichts."

„Herr," fragte der Bauer, „ist meine Sache wirklich ganz sicher?"

„Ganz sicher. Wer es versteht, dem fördert sichs."

„Herr, hat denn aber der Baron nicht das Recht, mir, wenn er will, zu kündigen und sich einen anderen Wirth für Wezwagar zu suchen?"

„Sollte er das Recht haben, Dich um eines vergessenen Eies willen aus dem Gesinde zu stoßen?"

„Ja, das ist wahr!" Wezwagar, der von seinem Recht keineswegs ganz überzeugt war, klammerte sich ängstlich an die Werthlosigkeit des Eies.

„Es gibt noch Recht und Gerechtigkeit in Kurland," fuhr Herr von Mukowski fort. „Die Barone sind meine Brüder, aber wo es sich um die Gerechtigkeit handelt, gilt vor mir kein Ansehen der Person."

„Aber Herr, das Gesinde gehört doch ihm, er kann es doch verpachten an wen er will?"

„Das Gesinde gehört nicht ihm. Die Gesinde gehören nicht den Baronen, sie gehören den Bauern. Die Barone haben sie zwar an sich gerissen, aber" — hier erhob Herr von Mukowski seine Stimme — „aber ehe noch einmal Eis aus dem See in das Meer treibt, wird der Adler unter die Krähen fahren und ihnen die verwundeten Küchlein entreißen. Ich habe sichere Kunde davon. Ich hörte eine Schwalbe zwitschern, die aus Riga kam. Höre auf das, was ich Dir sage: Kein Mensch darf einen anderen aus seinem Gesinde stoßen, weil der ein albernes Ei nicht entrichtete. Ein Ei, ein Ding, das keinen Groschen werth ist, darf ein Lebensglück nicht zerstören. Kein Mensch darf Dich ferner hindern, so lange Du noch im Gesinde bist, durch den Wald zu fahren, denn Ihr habt nichts über die Stunde verabredet, in der das Ei entrichtet werden mußte. Ertrotze aber dessenungeachtet den Weg jetzt nicht. Du hättest ihn heute nicht befahren sollen. Du hast Dir dadurch geschadet, denn jetzt wird der Baron Gewalt über Dich schreien und das Recht wider Dich anrufen. Gehe jedem Streit sorgfältig aus dem Wege, verlaß Dich ganz auf mich und auf Dein Recht. Bringe mir jedenfalls die hundert Rubel. Bringe sie sobald Du kannst, in jedem Fall aber vor Sonnabend Mittag. Ich fahre Sonnabend Mittag nach Riga. Ich kann und will Dir nicht mehr sagen als: ich fahre Sonnabend Mittag nach Riga!"

Herr von Mukowski erhob sich. „Leben Sie wohl," sagte er. „Kommen Sie gut nach Hause."

Damit war die Audienz zu Ende.

Als der Bauer wieder auf der Landstraße war, suchte er lange vergeblich seine Gedanken zu ordnen. Was war das alles gewesen? Das waren Possen und dahinter steckt nichts als schnöder Betrug, rief eine Stimme in seinem Innern; Thorheit, riefen zehn andere, Du bist an die rechte Quelle gekommen. Der Mann kann Dir helfen, wie er den Bauern in der Schenke geholfen hat. Würde er sonst wohl so fest und sicher auftreten? Wurde er nicht ganz warm, als er aus dem „Sie" in das „Du" überging? Und hatte er nicht auch recht? War es denn denkbar, daß Wezwagar wirklich aus seinem lieben Gesinde sollte, weil er ein Ei nicht zur rechten Zeit gebracht hatte?

Es kam eine gewisse Zuversicht über Wezwagar. Es war doch gescheidt gewesen, daß er zur Stadt fuhr, jetzt hatte er doch einen Rechtsboden unter den Füßen. Mit Klugheit läßt sich schließlich doch jeder Knoten lösen, er sei noch so verschlungen!

Als Wezwagar die Stelle erreicht hatte, an welcher der Waldweg von der Heerstraße abführte, hatte er alle Mühe, seinen Fuchs an ihm vorüber zu bringen. Das Thier wollte durchaus in die ihm so gewohnte Bahn einlenken. Als ihm das nicht gelang, wandte es, während es weiter trabte, noch mehrmals den Kopf nach der rechten Seite und wieherte der nahen Heimat zu.

Es regnete jetzt in Strömen. Da der Wind aufgehört hatte, war die Luft schwül und dumpf. Nur selten erklang ein einsames Vogellied durch das eintönige Rauschen und Plätschern des Regens.

Als Wezwagar endlich die letzte Strecke, die ihm kein Ende zu haben schien, zurückgelegt hatte und vor seinem Hause hielt, flog ihm seine Frau jubelnd entgegen. „Gott sei gelobt," rief sie, „daß Du da bist, damit ich es Dir endlich, endlich sagen kann. Jetzt hat alle Noth ein Ende, jetzt ist alles wieder gut!"

„Was meinst Du?" fragte der Bauer stockend.

„Ich meine, daß ich bei dem Baron war und daß er

Digitized by Google

uns verziehen hat. Du bringst ihm morgen das Ei, bittest ihn um Verzeihung und dann ist alles wieder gut."

Das Gesicht des Bauern färbte sich erdfahl. Er stützte sich schwer auf den Rand des Wagens und starrte mit so entsetztem Ausdruck in das von Jubel erfüllte Antlitz seiner jungen Frau, daß diese nun auch ihrerseits erschrocken schwieg.

Es war Wezwagar, als ob eine unheimliche, schadenfrohe Macht ihm noch einmal das Glück, das alte herrliche Glück zeige, um ihn dann nur um so sicherer mit sich fortzureißen in Sünde und Unglück, als ob unsichtbare Bande sich fester und fester um ihn zögen. Es war ihm, als wenn er durch den Besuch bei Mukowski besudelt sei und nun sein Weib nicht mehr in den Armen halten dürfe, ohne auch sie zu beschmutzen. Er ließ seine Frau, die er bisher umschlungen hatte, frei und ging schweigend ins Haus.

„Um Gott," rief die Bäuerin, die ihm gefolgt war, „was ist geschehen?" Sie fragte lange vergeblich. Bewegungslos stand der Bauer am Fenster und starrte düster hinaus in den Regen. Vergeblich fiel sein Weib vor ihm nieder, küßte seine Hände und flehte ihn an, doch nur zu sprechen, ihr zu sagen, was denn geschehen sei. Der Bauer hörte sie nicht.

Als alle ihre Bemühungen vergeblich waren, da warf sie sich verzweifelt auf einen Stuhl, verhüllte ihr Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich. Lange war es todtenstill im Zimmer; man hörte nichts als das leise Schluchzen der jungen Frau und den Ton der Tropfen, die aus des Bauern durchnäßten Kleidern zu Boden fielen.

Endlich wandte sich der Bauer um und sagte mit herber Stimme: „Es war nicht recht, Frau, daß Du bei dem Baron warst, denn nicht ihm, sondern mir ist unrecht geschehen, ich weiß aber, daß Du es gut meintest, und darum verzeihe ich Dir. Ich habe in der Stadt den rechten Mann gefunden, der mir zu meinem Recht verhelfen kann und verhelfen wird. Der Baron braucht uns gar nicht zu verzeihen, denn er darf uns das Gesinde nicht nehmen."

Die Bäuerin nahm die Hände von dem thränenüberströmten Gesicht und blickte mit großen starren Augen zu ihm empor.

„O Georg, Georg," rief sie flehend, „laß Dich von den Städtern nicht aufhetzen gegen Dein besseres Wissen. Du weißt sehr gut, daß der Baron uns das Gesinde aus freier Gnade verlieh, wie sollte er es uns nicht auch nehmen dürfen? Aber selbst, wenn er es uns auch nicht nehmen dürfte, wären wir deshalb weniger undankbar? Du hast unrecht gethan, Du hast den Baron, der uns immer ein gütiger Herr war, schwer beleidigt. Du thatest es, als der Zorn Dich überwältigte, aber Du hast es doch immerhin gethan."

Der Bauer hatte seine Frau ruhig ausreden lassen. Jetzt sagte er scheinbar kalt: „Ich sagte Dir schon, daß wir nicht mehr davon reden wollen," und ging hinaus. Er kam aber gleich wieder herein und erzählte ihr nun kurz und trocken den Vorfall mit den Buschwächtern. So," sagte er zum Schluß, „jetzt wirst auch Du einsehen, daß mir nichts anderes übrig bleibt, als mich auf mein gutes Recht zu stützen. Damit ging er zum zweiten Mal hinaus und blieb nun lange fort."

Sein armes, gebrochenes Weib aber wünschte in namenloser Qual für sich und ihn den Tod herbei. Ein dumpfes Gefühl sagte ihr, daß nun alles verloren sei und ihnen nichts mehr bevorstehe als Sünde und Schmach. (Forts. folgt.)

Deutsche Professoren.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

XVII. Hermann Ludwig Helmholtz.

Die physikalische Forschung der Gegenwart wird besonders dadurch gekennzeichnet, daß es sich bei dieser nicht sowohl um die Durcharbeitung der einzelnen Hauptgebiete der Physik handelt, obgleich auch hier noch vieles zu thun übrig bleibt, sondern vielmehr um die Aufdeckung der gegenseitigen Beziehungen zwischen diesen Gebieten selbst, um die Feststellung höherer allgemeinerer Grundsätze, aus denen die einzelnen Theorien der physikalischen Erscheinungen als von gewissen Umständen abhängige Folgerungen sich herleiten lassen.

Als ein Hauptvorkämpfer in diesem Bestreben des menschlichen Geistes, die Natur mittelst einer tieferen Einsicht in ihren Mechanismus zu beherrschen und dadurch die gesammte menschliche Bildung zu immer höherer Vollendung zu bringen, und als ein erfolgreicher Bahnbrecher auf dem Wege, um zu diesem Ziele zu gelangen, ist unstreitig unser deutscher Landsmann Helmholtz zu betrachten, welcher, ohne den Neid und den Widerspruch derer zu erregen, die mit ihm zugleich dieselben Gebiete der Wissenschaft bearbeiten, vermöge seiner großartigen Leistungen auf den verschiedensten Zweigen der Physiologie und Physik in der ersten Reihe der jetzt lebenden Naturforscher steht.

Helmholtz steht gegenwärtig noch im rüstigsten Mannesalter, da er erst binnen kurzem sein 56. Lebensjahr antreten wird, und noch viele neue Errungenschaften der physikalischen Forschung sind von ihm zu erhoffen. Eine kurze Skizze seines bisherigen Lebens und Wirkens dürfte aber auch jetzt schon bei seinen Lebzeiten, inmitten seines rastlosen Schaffens und Arbeitens, nicht ohne allseitiges Interesse sein.

Hermann Ludwig Helmholtz wurde am 31. August 1821 zu Potsdam als Sohn eines Gymnasiallehrers geboren, studirte Medizin an dem militärärztlichen Friedrich-Wilhelm-Institut in Berlin und wurde 1842 Assistenzarzt an der Charité in Berlin, später Militärarzt in Potsdam. Hier entstand 1847 seine erste größere Abhandlung: „Die Erhaltung der Kraft", welche bald als von solcher Bedeutung erkannt wurde, daß sie den noch so jungen Verfasser in die Reihe der tiefen Denker und selbständigen Forscher in dem Gebiet der Naturwissenschaften aufnehmen ließ.

Im Jahre 1848 wurde Helmholtz als Gehilfe im anatomischen Museum zu Berlin angestellt, welches damals noch unter der Leitung des berühmten Physiologen und Anatomen Johannes Müller stand, dessen hervorragendster Schüler Helmholtz gewesen war. Schon ein Jahr darauf (1849) wurde Helmholtz, 28 Jahre alt, als außerordentlicher Professor der Physiologie nach Königsberg als Nachfolger Ernst Brückes berufen. Von da an folgten sich Schlag auf Schlag die wichtigsten Entdeckungen und Arbeiten des jungen geistvollen Forschers, welche zum Theil ganze Gebiete der Physik und Physiologie von Grund aus umgestalteten und zugleich der Technik und der Heilkunde wesentliche Dienste leisteten. Eine seiner für das Wohl so zahlreicher Augenleidender segensreichsten Erfindungen war die des Augenspiegels, welche, wie Graefe einst schrieb, allein genügen würde, die Stirn des Entdeckers mit dem frischesten Lorbeer zu schmücken. Dieser Augenspiegel machte zuerst eine genauere Kenntniß des Inneren des Auges und damit eine neue Einsicht in verschiedene Augenkrankheiten möglich. Helmholtz lieferte später noch mehrere größere Arbeiten und Untersuchungen über die physiologische Optik; diese fanden ihren schönsten Abschluß in dem „Handbuch der physiologischen Optik" (1856), einem Theil der großen Encyklopädie der Physik, deren Herausgeber Prof. Karsten in Rostock ist. In diesem Werke gibt Helmholtz nicht nur eine Fülle eigener Untersuchungen, sondern auch eine bis dahin noch nicht in dieser Vollständigkeit dargestellte Geschichte der Optik. Die in einem besonderen Abschnitt meist nach eigenen Versuchen entwickelte Lehre von den Gesichtswahrnehmungen zeigte ihn, wie die schon früher in Königsberg vollendete Arbeit: „Ueber die Geschwindigkeit, mit welcher sich die Nervenerregung fortpflanzt", nicht nur als einen geistvollen Experimentator, sondern auch als einen Meister einer eleganten mathematisch-physikalischen Form der Darstellung und als einen philosophischen Kopf im besten Sinne des Worts.

Im Jahre 1855 siedelte Helmholtz nach Bonn über als Professor der Physiologie an der dortigen Universität. Hier veröffentlichte er seine ersten Arbeiten über die physiologische Akustik und legte mit diesen den Grund zu demjenigen Werk,

Digitized by Google

welches seinen Namen, der längst schon bei den Gelehrten im In- und Ausland rühmlichst bekannt war, auch bei uns in den weitesten Kreisen berühmt gemacht hat, nämlich zu der „Lehre von den Tonempfindungen" (1862 und in zweiter Auflage 1865 bei Vieweg & Sohn in Braunschweig). Dieses bedeutendste Werk von Helmholtz behandelt die physikalische Akustik vom physiologischen Standpunkt aus und hat neben seinem hohen wissenschaftlichen Werth noch den größeren Vorzug, daß es jedem Laien in der Physik, namentlich aber dem Musikverständigen eine klare Einsicht in die Rolle gewährt, welche dem menschlichen Ohr in der Wahrnehmung der Töne ertheilt ist.

Steht Helmholtz als Physiolog und Physiker anerkannter Weise in erster Reihe unter den Hauptautoritäten in diesen Fächern des menschlichen Forschens und Wissens, so war es ihm doch auch andererseits gelungen, auch noch auf dem Gebiet der reinen Mathematik Außerordentliches zu leisten. Arbeiten wie die über die Luftschwingungen, die Bewegungen der Elektrizität in schlechten Leitern, die Bewegungen der Lichtstrahlen, die Brechung des Lichts in verschiedenen Mitteln, ferner über die Reibung und Strömung des Wassers, über die Fundamente der Geometrie, über Wirbelbewegung, über die Theorie der Elektrodynamik ꝛc. stempeln ihn zu einem Mathematiker ersten Ranges.

Nachdem Helmholtz von 1856 ab bis 1871 in Heidelberg als Professor der Physiologie gewirkt hatte, nimmt er seit 1871 als der hierzu als würdigste erachtete Nachfolger des berühmten Magnus (gest. am 4. Juli 1870) den Lehrstuhl der Physik an der Berliner Hochschule ein und ist seitdem eine Zierde derselben so wie der Akademie der Wissenschaften, deren Verhandlungen er bis auf die neueste Zeit durch zahlreiche und wichtige Beiträge wesentlich bereichert hat.

Wie Helmholtz im Ausland, namentlich in England, als eine Hauptautorität im Gebiet der Naturwissenschaften schon lange rühmlichst bekannt, so hat er wieder seinerseits auch dazu beigetragen, daß die geistvollen Arbeiten und populären Vorträge des genialen englischen Naturforschers Tyndall, mit welchem er von Heidelberg her eng befreundet ist, in Deutschland durch von ihm und Wiedemann bewerkstelligte oder doch durchgesehene gediegene Uebersetzungen auch in weiteren Kreisen bekannt geworden sind. Eben so hat er im Verein mit G. Wertheim das bei den Fachgelehrten zu hohem und gerechtem Ansehen gelangte „Handbuch der theoretischen Physik" von W. Thomson und G. Tait in deutscher Sprache herausgegeben und uns zugänglicher gemacht. „Dieses Werk arbeitet" — wie Helmholtz in der Vorrede zu der deutschen Ausgabe sagt — „auf eine möglichst allseitige und eindringende Einsicht in die Wechselbeziehungen der Naturkräfte hin, wobei es wesentlich die Hervorhebung des physikalischen Zusammenhanges im Gegensatz zu der Eleganz der mathematischen Methode bevorzugt."

Außer durch die rein wissenschaftlichen Arbeiten und Schriften hat Helmholtz auch schon von den ersten Zeiten seines Wirkens und Schaffens an noch durch eine andere Seite seiner vielumfassenden Thätigkeit die allgemeinste Bewunderung und Anerkennung seines Geistes sich errungen, nämlich durch das von dem schönsten Erfolg gekrönte Bestreben, die Früchte seiner genialen Forschungen auch größeren Kreisen zugänglich zu machen. Ein glänzendes Zeugniß hiervon legen die bei zahlreichen Gelegenheiten von ihm in Königsberg, Bonn, Heidelberg und Berlin vor einem größeren gewählten Publikum gehaltenen und später theils einzeln theils gesammelt veröffentlichten Vorträge. Der Hauptvorzug derselben besteht darin, daß sie, fern von allen sogenannten scherzhaften Wendungen und Abschweifungen, welche nur ein rasch vorübergehendes Interesse bei dem Zuhörer erregen, die Hauptgrundzüge der von ihm gemachten Entdeckungen und Enthüllungen bisher ganz verborgener Theile der Physik und Physiologie so wie der dadurch wesentlich modifizirten Naturanschauung dem Zuhörer oder Leser, der nicht gerade Fachmann ist, klar und deutlich vor Augen führen und dieselben auch zum bleibenden geistigen Besitz zu machen verstehen.

Wir erwähnen hier u. a. die Vorträge: „Ueber die Erhaltung der Kraft" (schon 1847); „Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte" (eine Erweiterung des ersteren Vortrages); „Ueber die Natur der menschlichen Sinnesempfindungen"; „Ueber Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten"; „Ueber Dubois-Reymonds Untersuchungen der thierischen Elektrizität"; „Ueber die physiologischen Ursachen der musikalischen Harmonie"; „Ueber die neuen Fortschritte in der Theorie des Sehens"; „Optisches über Malerei"; „Eis und Gletscher" u. a. m.

Unter den rein wissenschaftlichen Gelegenheitsreden heben wir hervor die akademische Festrede zu Heidelberg am 22. November 1862: „Ueber das Verhältniß der Naturwissenschaften zur Gesammtheit der Wissenschaft", und seine Rede zum „Gedächtniß an Gustav Magnus", welche er am 6. Juli 1871 vor der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehalten hat.

Aus der ersteren Rede führen wir hier zum Schlusse dieses Artikels einige Stellen an, welche wohl geeignet erscheinen dürften, die Methode seiner geistigen Thätigkeit und das Sittliche seiner Weltanschauung klar darzulegen.

Nachdem Helmholtz in diesem Vortrag den früher so schroff hervorgetretenen, später allerdings milder gewordenen, aber doch nie ganz verschwundenen Gegensatz zwischen den Natur- und den Geisteswissenschaften und ihren beiderseitigen Anschauungsmethoden berührt und die Ursachen dieses Gegensatzes erklärt hat, sagt er u. a.*):

„Ueberblicken wir nun die Reihe der Wissenschaften mit Beziehung auf die Art, wie sie ihre Resultate zu ziehen haben, so tritt uns ein durchgehender Unterschied zwischen den Naturwissenschaften und den Geisteswissenschaften entgegen. Die Naturwissenschaften sind meist im Stande, ihre Induktionen bis zu scharf ausgesprochenen allgemeinen Regeln und Gesetzen durchzuführen, die Geisteswissenschaften dagegen haben es überwiegend mit Urtheilen nach psychologischem Taktgefühl zu thun." . . .

„Der wesentliche Unterschied dieser (der Natur-) Wissenschaften beruht, wie mir scheint, darauf, daß es in ihnen verhältnißmäßig leicht ist, die Einzelfälle der Beobachtung und Erfahrung zu allgemeinen Gesetzen von unbedingter Giltigkeit und außerordentlich umfassendem Umfang zu vereinigen, während gerade dieses Geschäft in den zuerst besprochenen (den Geistes-) Wissenschaften unüberwindliche Schwierigkeiten darzubieten pflegt."

Nach einer besonderen Hervorhebung der mathematischen Studien und der absoluten Sicherheit des durch sie geübten Schließens fährt Helmholtz a. a. O. pag. 24 fort:

„Das Wissen allein ist aber nicht Zweck des Menschen auf der Erde. Obgleich die Wissenschaften die feinsten Kräfte des menschlichen Geistes erwecken und ausbilden, so wird doch derjenige keine rechte Ausfüllung seines Daseins auf Erden finden, welcher nur studiren wollte, um zu wissen. . . . Nur das Handeln gibt dem Manne ein würdiges Dasein; also entweder die praktische Anwendung des Gewußten oder die Vermehrung der Wissenschaft (nicht seines eigenen Wissens) selbst muß sein Zweck sein. Denn auch das letztere ist ein Handeln für den Fortschritt der Menschheit."

„Wissen ist Macht. Keine Zeit kann diesen Grundsatz augenfälliger darlegen als die unsere. Die Naturkräfte der unorganischen Welt lehren wir, den Bedürfnissen des menschlichen Lebens und den Zwecken des menschlichen Geistes zu dienen. . . . Es ist eben auch die politische und rechtliche Organisation des Staates, die moralische Disziplin der einzelnen, welche das Uebergewicht der gebildeten Nationen über die ungebildeten bedingt und die letzteren, wo sie die Kultur nicht anzunehmen wissen, einer unausbleiblichen Vernichtung entgegenführt." . . .

„Wer bei Verfolgung der Wissenschaften nach unmittelbarem praktischen Nutzen jagt, kann ziemlich sicher sein, daß er vergebens jagen wird. Vollständige Kenntniß und vollständiges Verständniß des Waltens der Natur- und Geistes-

*) Populäre wissenschaftliche Vorträge. Von H. Helmholtz. Erstes Heft. Braunschweig, Vieweg & Sohn. 1865.

Digitized by Google

kräfte ist es allein, was die Wissenschaft erstreben kann. Der einzelne Forscher muß sich belohnt sehen durch die Freude an neuen Entdeckungen als neuen Siegen des Gedankens über den widerstrebenden Stoff, durch die ästhetische Schönheit, welche ein wohlgeordnetes Gebiet von Kenntnissen gewährt, in welchem geistiger Zusammenhang zwischen allen einzelnen Theilen stattfindet, wie es aus den anderen sich entwickelt und alles die Spuren der Herrschaft zeigt; er muß sich belohnt sehen durch das Bewußtsein, auch seinerseits zu dem wachsenden Kapital des Wissens beigetragen zu haben, auf welchem die Herrschaft der Menschheit über die dem Geiste feindlichen Kräfte beruht." ...

„So haben in dieser Beziehung die Wissenschaften einen gemeinsamen Zweck, den Geist herrschend zu machen über die Welt. Während die Geisteswissenschaften direkt daran arbeiten, den Inhalt des geistigen Lebens reicher und interessanter zu machen, das Reine vom Unreinen zu sondern, so streben die Naturwissenschaften indirekt nach demselben Ziel, indem sie den Menschen von den auf ihn eindrängenden Nothwendigkeiten der Außenwelt mehr und mehr zu befreien suchen."

Die Worte am Schluß dieses Vortrags können voll und ganz auf unseren Helmholtz bezogen werden:

„So also betrachte sich jeder einzelne als einen Arbeiter an einem gemeinsamen großen Werk, welches die edelsten Interessen der ganzen Menschheit berührt, nicht als einen, der zur Befriedigung seiner eigenen Wißbegier oder seines eigenen Vortheils oder um mit seinen eigenen Fähigkeiten zu glänzen sich bemüht, dann wird ihm auch das eigene lohnende Bewußtsein und die Anerkennung seiner Mitbürger nicht fehlen."

Dichterische Widerspiegelungen der Person und Geschichte Jesu.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11/VI. 70.

Von Franz Delitzsch.

Wenn wir die Geschichten der Evangelien lesen, so können wir sie nicht in unsere Vorstellung aufnehmen, ohne sie uns irgendwie auszumalen. Diese unwillkürliche Mitthätigkeit der Phantasie hat schon in den ersten christlichen Jahrhunderten die Schranken überschritten, die sie sich ziehen sollte, indem sie über Ausmalung des geschichtlich Bezeugten hinausgegangen ist und allerlei angeblich wahre Geschichten hinzugedichtet hat, welche nicht nur das Bild Jesu widerlich verzeichnen, sondern auch durch grobe Unkenntniß jüdischer Sitte sich als dummdreiste Täuschungen verrathen. Im Mittelalter wurden diese Widerspiegelungen der evangelischen Geschichten bis zu geistlichen Dramen verkörpert, den sogenannten Mysterien, deren Geschichte Hase und noch eingehender Wilken beschrieben haben; diese theatralischen Darstellungen waren meist von dem Aberwitz der Legende entstellt und verloren sich zuletzt ins Burleske. Ein edler Rest sind die Oberammergauer Passionsspiele, welche alles Unbiblische, Legendarische und spezifisch Römische ausgeschieden und schon auf tausend und abertausend Menschen aller Konfessionen und Richtungen einen überwältigenden Eindruck gemacht haben. Die Einwirkung der Anforderungen, welche Wissenschaft und Kunst der Gegenwart stellen, zeigt sich auch darin, daß in Scenerie und Kostümirung möglichst historische Treue angestrebt wird, wie z. B. für die Scene des Wiedersehens Josephs und Jakobs in der 6. Abtheilung der Kreuzesschule ein Aegyptolog von Fach zu Rathe gezogen worden ist. Was hier die Dramatik in Bildern und Reden und Gesängen zu leisten sucht, ist seit dem vorigen Jahrhundert nach dem Vorgange mittelalterlicher Dichterwerke auch im Bereiche der epischen Poesie und freien erzählenden Reproduktion zu leisten versucht worden. Es gibt nicht wenige, welche diese Erweiterungen des Evangelienworts von vornherein grundsätzlich verwerfen. Aber, recht besehen, sind auch diese Dichtungen an ihrem Theil Exegese. Auch der Exeget hat die Aufgabe, die Geschichten der Evangelien durch Feststellung und Beschreibung ihrer Oertlichkeiten, durch Begründung aus der volksthümlich jüdischen Sitte, durch Ausführung des nur Angedeuteten und Skizzirten, durch Vermittelung des Vereinzelten und Abrupten zu erläutern; der Dichter arbeitet an dieser Aufgabe mit, indem er je nach dem Maße seiner Vorstudien und seines Verständnisses die evangelische Geschichte mit gewissenhafter Beibehaltung ihrer Lineamente von innen heraus vermannigfaltigt und veranschaulicht. Das auf diesem Wege erreichbare Ziel ist noch lange nicht erreicht. Die Zeitgeschichte Jesu ist zwar seit dem Leben Jesu von Strauß von neuem ein Gegenstand wetteifernder Forschung geworden, aber Hebraisten wie Lightfoot und Schöttgen, welche unmittelbar aus Talmud und Midrasch schöpften, hat unsere Zeit fast gar nicht aufzuweisen; die Neubelebung dieses Zweigs semitischer Sprach- und Quellenkunde ist erst noch zu erwarten. Indes wird es der Mühe werth sein, die von Klopstocks Messias datirende neue Literatur freier Jesusdichtungen mit Zurückgehen auf ihre unkirchlichen Anfänge und mittelalterlichen Vorgänger einmal zu überblicken, um zu sehen, was sie bisher zu schaffen vermocht hat, und um ihr durch Bloßlegung ihrer Mißgriffe Fingerzeige für ihre freilich nur in immer weiterer Annäherung, nie völlig erreichbaren Ziele zu geben.

I. Die apokryphischen und moslemischen Jesusdichtungen.

Wir beginnen mit den apokryphischen Evangelien, welche von Tischendorf authentischer und vollständiger als bisher herausgegeben worden sind.

Es findet sich nur weniges in diesen tendenziösen Machwerken plumpen Trugs, was als wenigstens dichterische Verkörperung eines schönen oder großartigen Gedankens gelten könnte. Wenn Joseph und Maria mit dem Jesuskinde auf ihrer Reise nach Aegypten müde und hungrig unter einer Wüstenpalme lagern, zu deren Datteln im Wipfel droben Maria sehnsüchtig emporblickt und auf Jesu Machtwort der Baum seine Krone bis zum Schoße Marias herabneigt, so ist das ein liebliches Bild der dienstfertigen Mutterliebe des göttlichen Kindes, freilich gegen den Geist der evangelischen Ueberlieferung, welche nur den Gehorsam des Knaben, seinen Zug nach dem Heiligthum Gottes, sein holdseliges Wachsthum rühmt, ohne einen solchen Kranz von Wundern um sein Haupt zu flechten. Das einzige größere Gemälde, in welchem wirklich große Ideen zu poetischer Darstellung kommen, ist die dramatische Schilderung des Eintritts des Lebensfürsten in die Unterwelt, welche die zweite Hälfte des Nikodemus-Evangeliums bildet: der Satan, des Todes Fürst, weiß es, daß es nun um seine Herrschaft geschehen ist, der Hades zwingt ihn hinauszugehen und den Kampf aufzunehmen, indem er selbst sich fest verriegelt, die Heiligen darin aber, David und Jesaia voran, jubeln ob ihrer nahen Erlösung und rufen: „Mache deine Thore weit auf, Ueberwundener und fortan Machtloser, daß der König der Ehren einziehe!" Uebrigens aber würde man sich täuschen, wenn man in diesen Apokryphen einzelne Züge zu finden wähnte, welche die evangelische Geschichte mit einiger Wahrscheinlichkeit zu ergänzen vermöchten; sie starren von gröbster Unkenntniß jüdischer Sitte und entstellen die Person Jesu und alle die seinem Kreise angehören zu widerlichen Zerrbildern. Es ist nicht blos die Geschmacklosigkeit, die uns abstößt, nicht blos die Unwissenheit, welche geschichtlich Unmögliches erlügt, sondern vor allem die Erkenntnißlosigkeit, welche das Heilige bis zum Uebersturz ins Unsittliche überspannt und das Wunder zum Spielwerk ekelhafter Laune und Selbstbespiegelung macht. Ein Beispiel aus dem Pseudo-Matthäus wird dies bestätigen. Nach der Rückkehr aus Aegypten spielt Jesus, vier Jahr alt, an einem Sabbat mit anderen Kindern am Jordanufer. Er macht sich da unten am Flußbett sieben kleine Teiche mit Rinnsalen nach dem Flußwasser. Dies kindliche Spiel ist an sich nicht übel ersonnen, aber die Wundersucht dichtet hinzu, daß auf sein Geheiß das Wasser aus dem Jordan hinein- und wieder abfließ. Da stopft einer der anderen Knaben die Rinnsale und Jesus herrscht ihn an: „Wehe dir, Kind des Todes, Satanskind! Du machst die Werke, die ich hergerichtet, zu nichte?" Sofort war er des Todes. Da wurden des Gestorbenen

Digitized by Google

Eltern empört und schrieen Maria und Joseph an: „Euer Sohn hat den unsrigen verflucht und getödtet.“ Die Juden kamen zu Hauf und Maria und Joseph wollten Jesus zur Rede setzen, Joseph hat nicht das Herz dazu und schiebt Maria vor, die ihm sagt: „Mein Herr, was hat er denn gethan, daß er sterben mußte?“ Jesus antwortet: „Er hat es verdient, weil er, was ich hergerichtet, zernichtet hat!“ — „O, nein doch, mein Herr,“ entgegnet Maria, „sie werden uns ja alle aufsässig.“ Da gibt er, weil er seine Mutter nicht betrüben wollte, dem Gestorbenen mit seinem rechten Fuß einen Stoß an die Hinterbacken, indem er sagt: „Stehe auf, Kind der Bosheit, du bist unwerth einzugehen zur Ruhe meines Vaters, weil du zernichtet, was ich hergerichtet.“ Der Gestorbene stand auf und ging von dannen, Jesus aber leitete weiter durch seinen Machtwillen das Jordanwasser durch die Rinnsale in seine Teiche.

An dieser Fabel ist auch nicht ein gutes Haar. Die Scenerie zeigt von erstaunlicher Ignoranz, da Nazareth ein binnenländisches Städtchen ist, dessen Kinder, wenn sie sich auch weit verliefen, den Jordan nie zu Gesicht bekamen. Daß Maria Jesum, ihr Kind, ihren Herrn nennt, ist ein Anachronismus und stempelt sie in diesem Zusammenhang zu einer unweisen Mutter. Und dieser Jesus — droht er nicht eher ein gemeinschädliches Subjekt zu werden, als daß man in ihm den werdenden sanftmüthigen und von Herzen demüthigen Heiland der Sünder erkennt? In der That, ein Kind, welches seinen Gespielen tödtet, weil er ihm das Spiel verdirbt, ist ein Wechselbalg, der die menschliche Gesellschaft bedroht, weil er von dem Unsittlichen der Rache keine Ahnung hat, und dieser Jesus, der lediglich aus Mitleid mit seiner Mutter, hinter die der Vater memmenhaft zurücktritt, den Getödteten mit einem schimpflichen Stoße wiederbelebt, um ihn sofort auch der Verdammniß zu weihen, ist nicht der gute Hirt, der das Verlorene sucht, sondern ein kleiner zum Großinquisitor heranreifender Dominikaner.

Diese apokryphischen Jesusgeschichten sind theilweise in den Koran und die moslemische Sage übergegangen, welche ihrerseits auch neue hinzugedichtet hat. Der Islam leugnet die göttliche Sohnesnatur Jesu, welche er als Widerspruch mit der Einheit Gottes ansieht, und die Wahrheit des Kreuzestodes, den er mit der Gerechtigkeit Gottes nicht vereinen kann: Jesus sei, als er gekreuzigt werden sollte, entrückt worden, und ein in wunderbarer Weise ihm äußerlich gleichgewordener Jude sei wider Willen an seine Stelle getreten. Aber das Wunder seiner Geburt, seine Wunderthätigkeit, seine Himmelfahrt erkennt er an, der Legende blieb also ein weites Feld. Hammer-Purgstall in seinem Rosenöl (Erstes Fläschchen 1813) und Weil in seinen biblischen Legenden der Muselmänner (1845) haben diese Jesusgeschichten der moslemischen Sage zusammengestellt, aber nicht ohne daß eine Nachlese möglich bliebe. An Geschmack und Abgeschmacktheit halten sie den apokryphischen die Wage. Wenigstens eine möge als Probe hier nacherzählt sein.

Je mehr Wunder Christus vor den Augen der Leute that, um so größer ward ihr Unglaube; denn sie hielten das, was sie nicht begreifen konnten, für Zauber und Blendwerk, statt darin ein Zeichen göttlicher Sendung zu erblicken. Selbst die Zwölfe, die er sich zu Verkündigern seiner Lehre erkoren, waren nicht unerschütterlich in ihrem Glauben und begehrten von ihm eines Tages, daß er ihnen einen mit Speisen beladenen Tisch vom Himmel herabsteigen lasse. Ihr sollt einen Tisch haben, rief eine Himmelsstimme, wer aber auch dann noch in seinem Unglauben verharrt, den trifft schwere Pein. Hierauf senkten sich zwei Wolken mit einen Tisch herab, auf welchem eine bedeckte silberne Schüssel stand. Manche der anwesenden Israeliten schrieen: „Sehet den Zauberer, welch neues Blendwerk er wieder erdacht hat!“ — sie wurden aber sogleich in Schweine verwandelt. Als Christus dies sah, betete er: „O Herr, laß diesen Tisch uns zum Heile gereichen und nicht zur Verdammung!“ Dann sagte er zu den Aposteln: „Der Vorzüglichste unter euch erhebe sich und decke die Schüssel auf!“ Simon aber, der Aelteste unter ihnen, sprach: „Herr, Du bist am würdigsten, die Speise des Himmels zuerst zu sehen.“ Christus wusch seine Hände, hob den Deckel, indem er sprach: „Im Namen Gottes,“ und siehe da, es kam ein großer gebackener Fisch zum Vorschein, ohne Gräte, ohne Schuppen, einen Wohlgeruch gleich Paradiesesfrüchten verbreitend. Auf dem Fische lagen Salz, Pfeffer und andere Gewürze, und um ihn herum fünf Brötchen. „Geist Gottes,“ fragte Simon (Geist Gottes und Wort Gottes sind wechselnde moslemische Würdenamen Jesu), „sind diese Speisen aus dieser oder aus jener Welt?“ Christus antwortete: „Sind nicht beide Welten mit allem, was sie enthalten, ein Werk Gottes? Genießt mit dankbarem Herzen, was euch der Herr gibt, und fragt nicht, woher es komme. Ist euch aber die Erscheinung dieses Fisches noch nicht wunderbar genug, so sollt ihr noch ein größeres Wunder sehen.“ Hierauf zum Fische gewendet, sprach er: „Werde lebend durch den Willen des Herrn!“ Da fing der Fisch an sich zu regen, so daß die Apostel vor Furcht davon liefen. Christus aber rief sie zurück und sagte: „Warum fliehet ihr vor dem, was ihr herbeigewünscht?“ Dann gebot er dem Fische: „Werde wieder, was du vorher gewesen!“ und sogleich lag er wieder gebacken da, wie er vom Himmel gekommen. Die Jünger baten dann, daß Christus zuerst davon esse, er entgegnete aber: „Ich habe nicht danach gelüstet, wer danach gelüstet, der esse nun auch!“ Die Jünger, wohl einsehend, daß ihr Verlangen sündhaft gewesen, weigerten sich. Da rief Christus alte und kranke und taube und blinde und lahme Leute herbei und lud sie ein, von dem Fische zu essen. Es kamen ihrer dreizehnhundert, welche sich an diesem Fische sättigten, aber sowie ein Stück davon abgeschnitten war, wuchs es augenblicklich nach, so daß der Fisch immer ganz dalag, als wenn ihn niemand berührt hätte. Und die Gäste waren nicht allein gesättigt, sondern auch von allen ihren Gebrechen geheilt. Die Greise waren verjüngt, die Blinden hatten wieder ihr Gesicht, die Tauben ihr Gehör, die Stummen ihre Sprache und die Lahmen gesunde Füße. Als die Apostel dies sahen, bereueten sie es, nicht auch davon gegessen zu haben, und wer nur immer diese gestärkten und geheilten Leute sah, bereuete es, nicht auch einer der Gäste gewesen zu sein. Als daher ein zweites Mal wieder auf Jesu Gebet ein solcher Tisch vom Himmel stieg, strömte das ganze Volk herbei, Reiche und Arme, Junge und Alte, Gesunde und Kranke, um sich an der himmlischen Speise zu laben. Dies setzte sich vierzig Tage lang fort. Mit Tagesanbruch stieg der Tisch, von Wolken getragen, angesichts der Kinder Israels herab, und vor Sonnenuntergang erhob er sich allmählich, bis er hinter dem Gewölk verschwand. Weil aber nichtsdestoweniger viele zweifelten, ob er wirklich vom Himmel komme, betete Christus nicht mehr um dessen Wiederkehr und drohte den Ungläubigen mit der Strafe Gottes. In der Jünger Herzen aber war jeder Zweifel an der göttlichen Sendung ihres Herrn getilgt und sie reisten theils in seiner Begleitung, theils allein durch ganz Palästina, den Glauben an Gott und seinen Propheten Christus predigend, und der neuen Offenbarung zufolge manche Speisen erlaubend, welche den Kindern Israels verboten waren. —

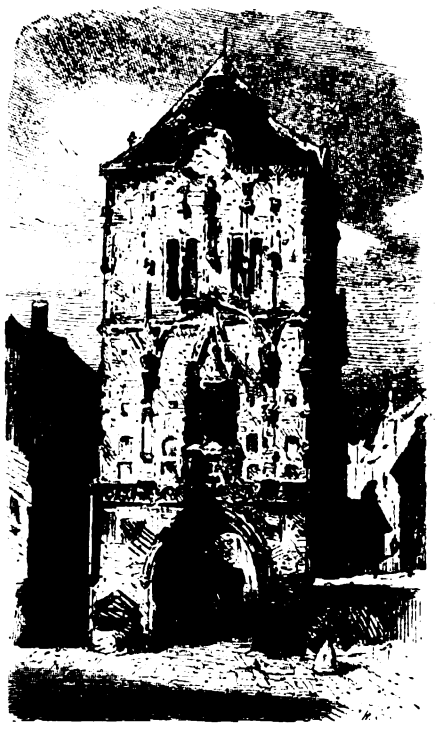
Ist diese Geschichte nicht widerwärtig von Anfang bis zu Ende? Dieses vierzigtägige Hernieder- und Wiederhinaufsteigen eines gedeckten Tisches ist ein solches Schauwunder, wie das Herniederschweben von der Tempelzinne, welches der Versucher in der Wüste Jesu vergeblich zumuthete, um vor allem Volk seine Sohnschaft zu erweisen. Es hat die Art des Kunststücks eines Taschenspielers und die, welche sich davon wie von zauberischem Blendwerk abwandten, waren in größerem Rechte als die, welche sich durch solchen Köder gewinnen ließen. Der große Fisch erinnert an die alberne jüdische Fabel von dem Leviathan, welcher die jenseitige Speise der Seligen sein werde. Die Verwandlung der Menschen in Schweine ist einer Circe würdig, aber nicht des Heilands. Und auch, daß die urapostolische Verkündigung die Strenge der mosaischen Speisegesetzgebung gelockert habe, ist ein Falsum; mit den Aeußerlichkeiten dieser befaßte sie sich gar nicht, ihre Ziele waren innerlichere und tiefere.

Digitized by Google

Deutsche Städte und Bauten.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

IX. Prag und die steinerne Moldaubrücke.



Der Pulverthurm in Prag.
Originalzeichnung von Burmeister.

Prag besitzt, das Meer ausgenommen, alles zusammen, was sonst einzelne Städte schon so berühmt macht: einen prächtigen Fluß, der es in der Mitte durchschneidet, grüne Inseln mitten in der Stadt; prachtvolle Berge, die überall in die Gassen und Straßen blicken; herrliche Aussichten ins ferne grüne Land; Thürme jeder Form und jedes Stiles in so großer Anzahl, wie vielleicht nicht zwei Städte in Europa; großartige Paläste, alte Kirchen und Klöster im Ueberfluß; Straßen und Gassen und Gäßchen voll der malerischsten Zufälligkeiten; große und kleine Plätze, welche die Künstlerhand geschmückt; Brücken ohne gleichen über den Strom und Gruppirungen großer Häusermassen überwältigend und imposant.

Und dieses herrliche Bild ist kein todtes Bild, denn es ist ein historisches, und die prachtvolle Stadt ist keine todte Stadt, denn hier „sagen die Steine und sprechen die hohen Paläste", und das Wort „wem hier die Fenster eingeworfen werden, dem fliegt ein Stück Weltgeschichte ins Haus", beruht auf Wahrheit. Jeder Stein in Prag predigt Geschichte, von großen Thaten wie von großen Menschen, von großen Königen und großen Duldern, von Wunderthätern, Heiligen, von riesigen gewaltigen Männern.

Dort auf jener hohen steilen Höhe über dem Flusse steht der Wischehrad, die Akropolis, wo die sagenhafte Königin Libuscha hauste und nach ihr die Prschemisliden; jene grüne Höhe ist der Zizkaberg, auf dem Böhmens Hannibal sein Lager aufschlug, und in dieser Kirche hat der Mann gepredigt, für den Zizka Europa in Schrecken setzte, Johannes Hus, und in jener dessen milderer Freund Hieronymus. Hinter jenen Zinnen in trauriger Einsamkeit liegt der weiße Berg, der die böhmische Freiheit verbluten und die Flucht des Winterkönigs sah, und ganz nahe an diesem weißem Berge liegt das Schlachtfeld, wo Friedrich der Große siegte, wo Schwerin mit der Fahne in der Hand fiel.

Und im hochragenden Hradschin, dem großen Schlosse, tafelte der Winterkönig während der Schlacht, und auf demselben Hradschin sind die Gemächer, aus denen die kaiserlichen Statthalter zum Fenster hinausgeworfen wurden, und in denen der dreißigjährige Krieg begann. Dort unten aber auf dem Altstädter Ring starben nach jener Schlacht die Adligen Böhmens für den Glauben, und das Land wurde wieder katholisch. Hier aber auf dem Hradschin im herrlichen Veitsdome schwebt, von Engeln getragen, der Sarg des heiligen Johannes von Nepomuk, der nie gelebt, und dort unten auf der Brücke wird die Stelle gezeigt, wo er ins Wasser gestürzt sein soll. Hier oben auf dem Hradschin trieben Rudolfs II Goldköche und Astrologen ihr Wesen und zur selben Zeit hauste unten in der Judenstadt der berühmte Rabbi Löb, ein Kabbalist, ein Paracelsus, ein Faust, der sich einen riesigen Homunculus, einen „Golem" geschaffen, der ihm mit gigantischen Kräften dienen mußte. Es war das derselbe Rabbi, dem der Tod nicht beizukommen wußte, bis er ihm in der Form einer Rose nahte.

Und wieder oben auf demselben Hradschin steht ein alter Thurm, in dem der gefangene Ritter Dalibor zum zauberhaften Geigenspieler wurde, weshalb der Thurm noch heute die Daliborka heißt. Denn in Prag hält man Frau Musika in Ehren, wie in wenig Städten, und daher hat sie den Ruhm, daß Mozart sagte: „Ja, die Prager, die Prager, die verstehen mich." Für sie schrieb er den Don Juan und mit Stolz zeigt man die Zibulka, den Wirthsgarten, wo das leichtsinnige Genie am Tage vor der Aufführung Kegel spielte, obwohl die Ouvertüre noch nicht geschrieben war.

Gewiß, jeder Stein predigt hier Geschichte, und nicht blos Welt- und Landes- und Stadtgeschichte, sondern auch Geschichte der Kultur, und daß Prag zu dem geworden, was es ist, dazu haben die Deutschen, die seit den ältesten Zeiten hier ansässig, mindestens soviel beigetragen, wie einheimische Tschechen, und darum mag es erlaubt sein, Prag hier unter die deutschen Städte mit einzurechnen.

Malerischer als Prag ist gewiß keine andere Stadt. Wie leer und nüchtern bei aller Großartigkeit erscheint daneben eine amerikanische Riesenstadt. mag man auch immerhin bewundern, „daß der Hirsch noch gestern da aus gewohntem Quell trank, wo heute ein Marktbrunnen steht." Daß Prag aber so malerisch ist, daran sind die verschiedensten Bauperioden und Baurichtungen schuld, die hier, eine die andere ablösend, zur Vertretung gelangten: der romanische Bau, die Gothik, die frühe Renaissance, die spätere Renaissance, das Rococo, die akademisirende Klassizität und der moderne Kasernenstil.

Nur spärlich sind die Ueberreste der romanischen Periode vorhanden; uns interessirt hier zur Erläuterung unsrer Abbildungen ein Rest der ältern Moldaubrücke, welche Königin Judith, Gemahlin Wladislavs II, im zwölften Jahrhundert erbauen ließ, die aber den Eisstößen des angeschwollenen Stromes nicht zu widerstehen vermochte, so daß Karl IV 1342 die Reste derselben abbrechen und die noch jetzt bestehende ehrwürdige Brücke erbauen ließ, deren überreicher Statuenschmuck allerdings einer späteren Periode angehört. Der Name des Luxemburgers Karl aber ist mit unauslöschlichen Zügen in die Baugeschichte Prags, wie in jene Böhmens überhaupt, eingeschrieben.

Mit dem Auftreten des Luxemburger Herrscherhauses beginnt nämlich für Böhmens politische, wie für seine Kunstgeschichte eine neue Aera; ein neues Bildungsmittel wirkt nach Böhmen hinüber — französische Art und Sitte, die namentlich unter Karl IV Eingang finden, dessen erste Gemahlin, Blanche von Valois, eine französische Prinzessin war. Nach dem Muster der Pariser wurde die Prager Hochschule, die erste Deutschlands, errichtet, und die altslavische Tracht wich der französischen, so daß heute noch in der tschechischen Sprache manche Kleidungsstücke französische Bezeichnung tragen. Wo sich der Einfluß selbst auf so untergeordnete Dinge erstreckte, konnte es nicht befremden, wenn auch der Baustil, der in Frankreich entstanden war, wenn die Gothik mit dem neuen Herrscherhause ihren Triumpheinzug hielt.

Unter Karl IV, dem deutschen Kaiser, nahm alles einen höchst glänzenden Aufschwung. Prag war Karls Augapfel. Als nun in Prag englische und französische Gesandtschaften einzogen, gekrönte Häupter, wie Waldemar von Dänemark, Casimir von Polen, die Kurfürsten wiederholt und längere Zeit weilten, als Italiener, unter ihnen Cola di Rienzi und Petrarca, an den Kaiserhof kamen, als der Handel der von Karl begünstigten Kaufherren von Venedig, Nürnberg, Lübeck reiche Waaren in Prag aufstapelte, die Universität alle fremden Nationen anlockte, da mußten freilich alle Kräfte, die hier bisher noch gebunden, zum Leben geweckt werden und herrliche Blüten treiben.

Nur einige der zahlreichen gothischen Bauwerke Prags können hier ihre Erwähnung finden. Der Dom auf dem Hradschin, der selbst in seiner unvollendeten Gestalt, selbst mit den mannichfaltigen Spuren der Verwüstung so königlich im-

Kleinseitner Brückenthurm in Prag. Originalzeichnung von Burmeister.

Digitized by Google

Altstädter Brückenthurm in Prag. Originalzeichnung von Burmeister.

Digitized by Google

ponirend über der Stadt thront, ist das erste glänzende Denkmal jener Periode. Seine Gründung fällt noch in die Zeiten (1344), wo Karl Mitregent seines Vaters, des Königs Johann, war. Sie hatten in demselben Jahre bei Papst Clemens VI in Avignon verweilt und brachten den Baumeister Mathias von Arras aus Frankreich mit, welcher den Plan zum Dom entwarf. Karl IV hinterließ Prag als mächtig aufblühende Stadt seinem Sohne Wenzel (dem Faulen) mit edlen Bauwerken geschmückt; um eine ganze Stadt, die 1348 gegründete Neustadt vermehrt. Karl ahnte nicht, daß bald ein furchtbarer Sturm verheerend über seine Schöpfungen herbrausen sollte. Aber so viel auch die Hussitenunruhen zu Grunde richten mochten — noch Aeneas Sylvius fand die Schönheit und den Reichthum, insbesondere der Kirchen, bewundernswürdig. So lange Wenzels Regierung friedlich, wurde fleißig fortgebaut. Eines der frühesten und edelsten Werke dieser Periode ist die Kapelle des Altstädter Rathhauses mit ihrem zierlichen Chörlein, 1381 geweiht. An sie schließt sich die von der Kaufmannschaft 1407 gestiftete gothische Teynkirche auf dem Markte und später (1452) die Gründung der profanen Thürme, welche unsre Abbildungen zeigen. Die Anlage des Altstädter Brückenthurms besteht in einem viereckigen in weder allzuschlanken noch schwerfälligen Verhältnissen unverjüngt emporsteigenden, in mehrere Geschosse getheilten Bau, auf dessen Mauerfläche dann Inschrifttafeln, künstliche Uhrwerke, Bemalungen oder frei aufgesetzte steinerne Dekorationen Raum fanden. An der Seite gegen die Brücke haben die schwedischen Geschosse allerdings die Dekorationen bis auf geringe Reste zerstört; an der gegen die Altstadt gekehrten Seite aber sind sie trefflich erhalten. Aus Ornamenten, Figuren (Heilige, der thronende Karl IV und Wenzel), Wappenschildern ꝛc. in wohlgeordneten Massen komponirt, stellt die Thurmseite ein organisch gedachtes Ganzes dar.

Der sogenannte Pulverthurm (černa brana), eigentlich ein Thorthurm zwischen der Alt- und Neustadt, dessen Grundstein König Wladislav am 2. September 1475 legte, dessen erstes Geschoß der Steinmetz Wenzeslaus, dessen obere Theile der Rektor Reysek erbaute, zeigt die gleiche Anlage wie die Brückenthürme; aber wie willkürlich sind die Dekorationen hier an die Thurmwand geklebt! Ein Horizontalsims wird von einem anderen geschwungenen in Form des „Eselssattels" durchschnitten — Zeichen des Verfalls der Gothik.

Im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, unter König Wladislav II, hielt der Barockstil der Spätgothik seinen Einzug in Prag; jener Stil, bei dem die Kreuzblumen wie auswachsender Kopfsalat nach allen Seiten ins Kraut schossen, alles sich bog und schnörkelte.

Hatte unter Karl IV Prag seine goldne Zeit erlebt, so folgt unter Kaiser Rudolf II ein silbernes Zeitalter. Zum zweiten Male wurde es deutscher Kaisersitz, zum zweiten Male war es Vorort Deutschlands und auf der Bahn, eine der bedeutendsten Städte Europas zu werden. Prag erhielt in der weltberühmten Rudolfinischen Sammlung einen Schatz an Werken der edelsten Kunst, aus dem manche sehr berühmte Galerie sehr berühmte Werke geholt hat — Münzen, Vasen, Antiken, Naturalien wurden aufgehäuft; die neuausgegrabene Büste und der indische Vogelbalg wurden mit gleichem Eifer brieflich oder durch eigene Gesandte erbeten; neben dem Titian ersten Ranges fand das Gemälde aus Colibrifedern seine Stätte, neben dem Ilioneus (jetzt in München) Nippes mikroskopischer Elfenbeinschnitzereien, neben dem unschätzbaren Kodex irgend ein Goldmacherbuch, das künstliche Uhrwerk neben Przemysls Bastschuhen, das angebliche Perpetuum mobile neben dem geschliffenen Edelstein.

Ein glänzender Hofstaat scharte sich um den Kunst und Wissenschaft liebenden Herrscher; ein 1612 nach Rudolfs Tode erschienenes Verzeichniß desselben nennt ein Heer von Personen, von den höchsten Würden bis herab zum Hofbarettmacher und Hosenschneider. Die kaiserliche Kapelle war unter Rudolf nebst der Münchener die erste der Welt, und selbst der zoologische Garten im Hirschgraben, wo sich die Begebenheit ereignete, welche Schiller in seiner Ballade vom „Handschuh" benutzte, war trefflich bestellt. Zu Rudolfs Zeiten stand übrigens das Gethier in weiblicher Pflege, der Hofkalender nennt als Löwen- und Leopardenwärterin eine Frau Lorenzina Pillmannin. Man muß sich das trotz aller hypochondrischen Grillen des Herrschers bunte lebendige Bild des Rudolfinischen Hofes vorstellen, das lebhafte Treiben der fremden Gesandtschaften und zureisenden Privatpersonen, die Versammlung großer Gelehrter (Tycho de Brahe, Kepler) und berühmter Künstler, wohl auch manch kecker Abenteurer und Glücksritter, die Ritterspiele der Edlen, für die Rudolf ein eigenes Carousselhaus baute, um zu begreifen, daß Prag damals trotz alles Sektengezänks ein höchst angenehmer Aufenthalt war.

Prag war wirklich ein klein Paris und bildete seine Leute. Die jungen Stutzer stolzirten in spanischer Halskrause und ergingen sich in läppischen Zierlichkeiten, und gleich als habe Sadeler, der uns einen so treuen Stich des Rudolfinischen Prag hinterließ, auch diesen Zug nicht unterdrücken wollen, hat er als Staffage im Vordergrund seines Bildes einen solchen Beau des 16. Säkulums angebracht, der vor einigen Damen seine galanten Pfauenräder schlägt.

Zu jener Zeit nun gelangte die Renaissance zur vollen Geltung in Prag. Wie die Gothik von Westen her, so kam die Renaissance von Süden. Im Garten der Kaiserburg entstand das prächtige, rein italienische Belvedere, bei dem auch die ersten Tulpen in Deutschland blühten. Dann hielt der deutsche mit Pilastern ornamentirte Giebel seinen Einzug, von dem auch jetzt trotz aller Umbauten Prag noch viele Beispiele aufweist. Zahlreiche Paläste der Großen wurden erbaut, der riesenhafteste aber, die mit Königspracht ausgestattete Residenz Wallensteins, entstand erst während des 30jährigen Krieges.

Dieser bildet in der Stadt- wie in der Landes-, Religions- und Kulturgeschichte einen gewaltigen Abschnitt. Es ist bekannt, daß er mit der fruchtlosen Belagerung Prags durch die Schweden 1648 endete. Prag, die ehemalige Utraquistenstadt, wurde durch und durch katholisch im Sinne des restaurirten Katholizismus. Im Neubau von Kirchen, im Ausstatten von Altären, im Errichten von Heiligenbildern und Heiligenstatuen konnten sich Adlige und Bürgerliche, Geistliche und Weltliche nicht genug thun. Die Geschmacks- und Sprachverwilderung, diese unselige Folge 30jähriger Kriegswirren und der Heimsuchung durch alle, mögliche Soldateska brach herein; die Allongeperrücke, der lateinmengende Kurialstil, das Zopfceremoniell, die Zopfkunst herrschte. Ueber dem einst so geistreichen frohen Prag lagerte bis auf die josephinische Zeit hin bleischwer dumpfer geistiger Druck. Die Jesuiten versuchten es zum Centralpunkt ihrer Thätigkeit im mittleren Europa zu machen; sie legten ganze Stadtquartiere nieder, um geistliche Citadellen dafür zu bauen, unter anderen die Nikolaikirche, deren prächtige Kuppel (siehe Bild) zu dem malerischen Anblick der Kleinseite so viel beiträgt.

Ein Hauptwerk jener Zeiten aber sind die Statuen der steinernen Moldaubrücke, welche alle Pfeiler der letzteren krönen und durch ihre Menge wie figurenreiche Komposition imponiren. Der Barockstil, sagt der Kunstschriftsteller Ambros, dem wir hier folgen, so wenig Sinn und Verständniß er für das Konstruktive hatte, besaß doch für das Dekorative viel Schick und Takt, und als in seiner Art grandioses Werk mag man die Statuen der Prager Brücke gelten lassen, obwohl sie nicht nach einem durchdachten Plane, sondern nach und nach auf Kosten einzelner Korporationen oder Privatpersonen errichtet worden sind. Sie gewähren dem Blicke, zumal in der Längenansicht der Brücke, ein ungemein malerisches Gesammtbild. In der Zeit des tiefsten Kunstverfalls, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts entstanden, sind sie in der Ausführung von sehr ungleichem Werthe; manche davon sehen aus wie Arbeiten eines ganz gemeinen Steinmetzen, den es dilettirte, Bildhauerei zu treiben; andere, besonders die Arbeiten Ferdinand Brokoffs, verrathen tüchtige Kraft. Wer aber seine Begriffe von Plastik an den Gestalten der antiken Welt gebildet, den überkommt ein Schwindel, wenn er in dieses steinerne Charivari tritt.

Nach der ästhetischen Begriffsverwirrung jener Zeiten ist hier nicht das plastische, sondern durchaus das malerische Prinzip zur Geltung gebracht. Manche dieser Erfindungen sehen gerade

Digitized by Google

so aus, als habe man etwa ein Titelkupfer eines Gebetbuches aus Pater Kochems Zeiten in kolossalen Steinfiguren ausführen lassen. In lebhaftem Verkehre konversirt und agirt alles durcheinander, selbst die einzeln stehende Figur mag nicht ruhig bleiben, sondern repräsentirt irgend einen Affekt mit möglichst inbrünstigen Geberden. In drei, vier Reihen bauen sich bei manchen Gruppen die Figuren mit equilibristischer Geschicklichkeit übereinander auf, oder sie stellen auf breitem Piedestal irgend ein Schauspiel vor, wie denn der heilige Ivo als Juristenpatron erscheint, wie er eben eine arme in ihren Rechten gekränkte Familie mit der Zusicherung gerichtlicher Hilfe tröstet; vorsichtshalber hat er im Gesetzeskodex nachgesehen, den er noch aufgeschlagen in Händen hält. Um aber auch der unentbehrlichen Allegorie Rechnung zu tragen, zieht neben ihm Justitia mit theatralischer Geberde ihr Schwert. Die medizinische Fakultät hat den auferstandenen Erlöser darstellen lassen, der mit Nachdruck auf seine Seitenwunde zeigt; neben ihm heben die heiligen Aerzte Cosmas und Damian mit Emphase ihre Arzneibüchsen in die Höhe. An anderer Stelle erweckt St. Vincenz Ferrarius mit heftig befehlender Geberde einen Todten; um letztern als wirklich so todt wie möglich zu kennzeichnen, ist der Auferstandene als blankes nacktes Skelett dargestellt. Ein ganzes Heer von Figuren ist in Aktivität versetzt. Neben den Heiligen als Hauptpersonen mischen sich Heiden, Juden, Spanier, Polaken, Mohren, Chinesen ein; ferner überirdische Wesen, Engel in jeder Größe von mäßiger Gardistenfigur bis zum neugeborenen Kinde und dem bloßen geflügelten Kopfe herab; dann allerlei Gethier, als Löwen, Hirschkühe, Schlangen, Elephanten, Hunde. Dazwischen steinerne Wolken, steinerne Sonnenstrahlen und was sonst noch alles. Die populärste Figur ist der Türke, der mit lächerlicher Gravität christliche Gefangene bewacht, welche in einer Gefängnißhöhle mit Händeringen und Schreien entsetzlichen Spektakel verführen. Er gleicht einer kolossalen Ausführung jener geschnitzten Türken, die seit aller Zeit vor den Buden der Tabakskrämer prangen.

Manches kann man kaum ohne Erheiterung sehen. Da ist z. B. die Statue des heiligen Cajetan. Um den Herzensaufschwung des Heiligen zu charakterisiren, läßt der sinnreiche Künstler ein großes vergoldetes Herz, aus dem eine Flamme züngelt, mit großen Blechflügeln wirklich gen Himmel fliegen; da es aber, als von Stein gehauen, nicht die nöthige aerostotische Leichtigkeit besitzen kann, so ist es auf die Spitze eines sehr hohen Obelisken gespießt, der über und über mit steinernen Wolken bedeckt ist, zwischen denen Englein und Vöglein umherflattern. Am meisten Talent verrathen noch die großprahlerischen von Figuren wimmelnden Gruppen, welche die Jesuiten von Ferdinand Brokoff ausführen ließen. Die eine stellt die vier Welttheile dar, welche den heiligen Ignatius auf einer Erdkugel in die Höhe heben; die andere zeigt den heiligen Franz Xaver, wie er eben einen Mohrenfürsten tauft; diese ganze heilige Handlung wird aber von Asiaten in verschiedenen Trachten hoch in die Luft gehalten.

Der thätige Eifer des Bauens und Ausschmückens, der gerade in der Zeit des Zopfes in Prag waltete, hat die Stadt mit öffentlichen und Privatbauten des Barockstils förmlich überfüllt. So bot Prag in seinem Aeußern ein Gemisch von Gothik und Altfränkischem, zu dem schließlich der Glanz und Luxus der modernen Großstadt sich gesellt, womit ein großer Theil des eigenthümlichen Zaubers, den Prag auf jeden Fremden übt, durch den Kontrast von Alt und Neu geschaffen wurde.

Am Familientische.

10,000 Kinder verspielt!

Unsere Forscher beschäftigen sich mit den entlegensten Sagen der Vorzeit, konstruiren daraus ganze Gebäude der Mythologie und freuen sich, wenn sie irgend einen kleinen Beitrag zur Sagenforschung liefern können. Daß rings um sie herum neu und üppig die Sage und das Märchen ins Kraut schießen, daß mythische Personen, wie der „Füsilier Kutschke" entstehen, übersehen die meisten. Nicht so Dr. Schwartz in Posen, welcher im Gegentheil es der Mühe werth fand, die neueste Sagenbildung jetzt in einer streng wissenschaftlichen Zeitschrift zu erörtern. Wenn wir ihm dabei folgen, so geschieht dies, um unsern Lesern einen Einblick in die Kulturzustände gewisser Gegenden unseres Vaterlandes zu geben und gleichzeitig zu zeigen, wie auch heute noch die wunderbarsten Sagen entstehen können.

Auf Veranlassung der deutschen anthropologischen Gesellschaft ordneten die preußischen Behörden eine Aufnahme der Kinder in den Schulen in Rücksicht auf Hautfarbe, Haare und Augen an, damit aus den gewonnenen Ergebnissen vielleicht Schlüsse auf die Abstammungsverhältnisse der Bevölkerung gezogen werden könnten. Es war ein ganz unschuldiges Beginnen, welches aber im Zusammenhang mit der Aufregung, welche in den katholischen Gegenden in Preußen und Posen auf kirchlichem Gebiete herrschte, sofort die wunderlichsten Gerüchte beim Landvolke und selbst in den Städten hervorrief, endlich aber zu widerlichen und ärgerlichen Scenen führte.

Die wahnsinnigste Angst verbreitete sich unter den Eltern, als habe man mit ihren Kindern etwas besonderes vor; sie schickten sie entweder nicht nach der Schule oder holten sie plötzlich in Massen unter Lärmen und Schreien wieder fort, wobei sie die Lehrer als Theilnehmer an dem beabsichtigten Verrath bezeichneten.

Ende Mai 1875 verbreitete sich in der Danziger Gegend zuerst das Gerücht von einem beabsichtigten Kindertransport nach Rußland. In mehreren Ortschaften erschienen die Eltern mit verstörten Mienen bei den Lehrern und fragten, ob es richtig sei, daß sämmtliche katholische Kinder mit schwarzen Haaren und blauen Augen nach Rußland geschickt werden sollten. Statt Rußland trat dann der Sultan ein. „Der König von Preußen," hieß es nämlich Anfang Juli in der Kulm-Thorner Gegend, „habe an den türkischen Sultan im Kartenspiel 10,000 Kinder verloren und der Sultan habe nun Mohren hergeschickt, welche die Kinder holen und beim Heimwege aus der Schule aufgreifen sollten; die Lehrer begünstigten den Raub, denn ihnen würde für jedes Kind, welches sie den Mohren in die Hände lieferten, der Preis von 5 Thlrn. gezahlt." Die Polizei mußte nun an verschiedenen Orten einschreiten und Lehrer wie Schulhäuser in besonderen Schutz nehmen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich nun diese Geschichte mit einzelnen Abweichungen aber mit demselben Erfolge auch im Posenschen. Im Dorfe Grudzielec (Kreis Pleschen) hatten sich, als der Kreisschulinspektor gerade zur Revision eintraf und die Kinder dem Lehrer unter den Händen durch Thüren und Fenster geschlüpft waren, um ein Versteck in den Kornfeldern und Gräben zu suchen, verschiedene Weiber und mit Knitteln bewaffnete Männer vor der Schule eingefunden, um die Kinder zu schützen. In der Stadt Posen selbst gab es zu Ende Juli einen Straßenlärm, da man in den „Mohren und Arabern", welche dort gerade ihre equilibristischen Kunststücke aufführten, die Leute vermuthete, welche die Kinder aufgreifen sollten. In Pinne brachten die dort zum Markte oder zur Kirche kommenden Landleute ihre Kinder mit, damit sie nicht in ihrer Abwesenheit nach Rußland transportirt würden, wohin sie der deutsche Kaiser schicken wolle, da er sie dem russischen Zaren „für dessen Friedensvermittlungen" schulde.

Seeschlangenartig wälzte sich in verschiedenen Gestalten das Gerücht, nun schon förmliche Sage, über die Grenzen der Provinzen Preußen und Posen hinaus. Es tauchte auf in Lauenburg, „wo Fürst Bismarck" die Kinder verspielt hatte, in Glatz, und wanderte über die russische Grenze. In dem polnischen Städtchen Dubno hieß es: die russische Regierung habe an einen Araberfürsten für eine große Summe 6000 hübsche junge Mädchen, lauter Blondinen, verkauft. Dies allgemein geglaubte Gerücht erregte unter den ländlichen Schönen einen solchen Schrecken, daß sie, um der eingebildeten Gefahr zu entgehen, sich Hals über Kopf verheiratheten, ohne ihre Neigung dabei zu Rathe zu ziehen.

Dies sind die Thatsachen. Es dauerte lange, ehe das alberne Gerücht verschwand, das jedoch als Beispiel, wie sich auch heute noch Sagen bilden und verbreiten, lehrreich und von allgemeiner öffentlicher Bedeutung ist, indem die gebildete Welt daran erinnert wird, welche wunderbare Vorstellungen oft in den in ihrem Horizont und Wissen, so wie im Denken und Empfinden beschränkten untern Volksklassen herrschen und plötzlich erweckt werden können. Namentlich war es hier die leicht erregbare Frauenwelt, die zu aberwitzigen Ausbrüchen geführt wurde. Wie man derartiges besonders häufig bei Epidemien gesehen hat, wo von Brunnenvergiftungen gefabelt wird, so gehen im Volke immer eine Menge Vorstellungen um, mit denen die Leute die ihrem Verständniß ferner liegenden Welt- oder Kulturereignisse sich oft in der wunderbarsten Weise zurecht legen. Können aber solche Erscheinungen vorkommen, dann müssen wir uns gestehen, daß es mit der vielgerühmten Volksbildung doch noch nicht so weit her ist und daß nach dieser Richtung immer noch weiter gestrebt werden muß, wenn auch das Ziel — ein ideales bleiben sollte.

Die russische Mission in Japan.

Seit Japan den Europäern zugänglich geworden ist, haben sich alle christlichen Konfessionen wetteifernd bemüht, das Christenthum unter seinen Bewohnern zu verbreiten. Eine der erfolgreichsten Missionen ist, was nicht vielen unserer Leser bekannt sein dürfte, die der griechisch-orthodoxen Kirche Rußlands. An ihrer Spitze steht der unermüdliche Nikolai Kassatkin, der 1861 als Gesandtschaftsprediger nach Chakodate kam. Nachdem er dort acht Jahre lang den Boden sondirt und ihn fruchtbar befunden hatte, kehrte er nach Rußland zurück, um

Digitized by Google

die Gründung einer russischen Missionsstation in Japan zu betreiben. Obgleich er auf die Frage, wie viel Personen er bereits bekehrt habe, nur die bescheidene Antwort „Drei“ geben konnte, gelang es ihm doch, sein Vorhaben durchzusetzen, so daß er Ende 1871 als Vorsteher der neuzubegründenden Anstalt auf sein Arbeitsfeld zurückkehrte. Im folgenden Jahr erhielt er noch einen, 1874 noch zwei Gehilfen, mit deren Hilfe er staunenswerthe Erfolge errang. Es war namentlich der durch die radikalen Reformen völlig verarmte niedere Adel, der sich ihm anschloß. Gegenwärtig sind die Lehrkräfte bereits durch zwei einheimische Geistliche, von denen namentlich einer, Namens Paul Sawabe, sich hervorthut, und 30 japanesische Katechisatoren verstärkt. Letztere werden in der zur Zeit von 14 Aspiranten besuchten Katechisatorenschule ausgebildet. Von Lehranstalten gibt es ferner in Jeddo: eine geistliche Schule (45 Zöglinge) mit einer Spezialklasse zur Ausbildung von Dolmetschern (8) und eine Mädchenschule (10). In Chokodate gibt es eine Knaben- (25) und eine Mädchenschule (24). An beiden Orten ist je eine Kirche vorhanden, in welcher der Gottesdienst in japanischer Sprache abgehalten wird. Die Zahl der bereits Getauften wird auf 1000 angegeben, während eine große Anzahl anderer noch den vorbereitenden Unterricht empfangen.

Da die neuen griechisch-orthodoxen Christen, wie bereits erwähnt, großentheils durchaus arm sind, so werden sämmtliche Anstalten fast ausschließlich aus in Rußland gesammelten freiwilligen Gaben erhalten. —r—

Ein türkisches Finanzkunststück.

Ein russisches Blatt erzählt zur Charakterisirung der Zustände in der Türkei folgende ergötzliche Geschichte: „Vor einigen Jahren wurde Konstantinopel plötzlich von falschem Papiergeld überflutet. Die dort ansässigen europäischen Kaufleute wurden dadurch empfindlich betroffen und bestürmten die Konsulate um Abhilfe. Die Konsuln erhoben Vorstellungen beim Finanzminister, dieser übte einen energischen Druck auf die Polizei aus und bald war die aus zwölf Personen bestehende Falschmünzerbande zugleich mit allen von ihr angewandten Apparaten und dem bereits angefertigten falschen Papiergeld entdeckt. Die Verbrecher kamen ins Gefängniß und wurden dort, da mit dem Erlöschen der Kalamität der Eifer der Konsuln nachließ, vergessen, das eingezogene falsche Papiergeld wurde aber im Finanzministerium aufbewahrt.

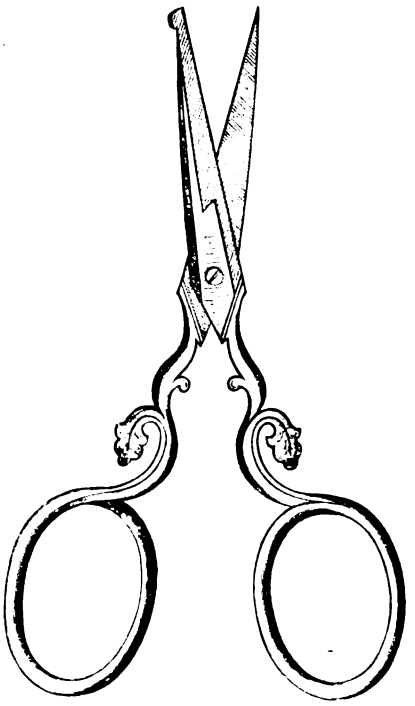
Nach Jahr und Tag gab es einmal eine böse Stunde, in welcher der Finanzminister der Forderung eines europäischen Kaufmanns gerecht werden sollte, ohne einen Pfennig in seiner Kasse zu haben. Der Europäer, der schon lange vergeblich wartete, wurde ungeduldig und drohte mit einem großen Skandal. Der Finanzminister seinerseits blieb nicht lange in Verlegenheit. Kurz entschlossen bezahlte er den Gläubiger mit dem im Finanzministerium deponirten falschen Papiergelde. Da der Kaufmann sich natürlich beeilte, das Geld wieder unter die Leute zu bringen, so war der Geldmarkt bald wieder damit überschwemmt und der Spektakel ging wieder an. Die Konsuln erinnerten sich jetzt der früher eingezogenen Fälscher und drangen beim Justizminister darauf, daß die Leute anderen zum abschreckenden Exempel nach aller Strenge des Gesetzes bestraft würden. Der Justizminister war denn auch gleich bereit, bestimmte den Termin für die Verhandlungen und ersuchte seinen Kollegen im Finanzministerium um Uebermittelung des aufbewahrten falschen Papiergeldes. Das Geld lief auch umgehend ein und der Prozeß begann. Wer beschreibt aber die Verwunderung der Staatsanwaltschaft und des Gerichtshofes, als das eingesandte Papiergeld sich als durchaus echtes ungefälschtes erwies.

Der bedrängte Finanzminister hatte eben kein anderes auftreiben können. —r—

Der Selbstmord des Sultans.

Ueber eine Viertelstunde lang zieht sich am Bosporus die prachtvolle Häuserflucht hin, welche man zusammenfassend als den Palast von Tscheragan bezeichnet, in welchen Abdul-Aziz sich nach seiner Entthronung hatte bringen lassen und wo er bald darauf durch die eigene Hand starb — in demselben Gebäude, in welchem früher der gegenwärtige Sultan, Murad V, gleichsam wie ein Gefangener gehalten wurde. Abdul-Aziz hat sich in den letzten Tagen seines Lebens noch mit Fluchtgedanken getragen; er glaubte aus dem Palast entweichen zu können, aber die Verdoppelung der Militärwache auf dem Lande, ein Panzerschiff auf dem Bosporus vor dem Palast vereitelten jeden Fluchtversuch.

Am zweiten Juni war der entthronte Großherr in den Palast geführt worden. Ruhelos ging er durch die lange Flucht der Gemächer, stier schaute sein Blick hinaus auf das Meer, und jammernd rief er ein über das andere Mal aus: „Will denn niemand bei mir bleiben? Wo sind jene, die ich mit Gnaden und Reichthümern überhäufte?“ Schreckliche Scenen ereigneten sich zwischen ihm und der Sultanin Validé, welche Abdul-Aziz beschuldigte, die Ursache seines Sturzes zu sein.



Scheere, mit welcher Sultan Abdul-Aziz sich die Adern öffnete.

Kein Schlaf kam über den Gepeinigten bis zum vierten Juni, an dem er zuerst wieder einige Stunden ruhte. Als er erwachte, rief er aus: „Bringt den Basch mussaile!“ Dieser, dessen Pflicht es ist, dem Großsultan die Zeitungen vorzulesen, erschien. Erschüttert hörte der Mann, der noch vor kurzem auf dem Thron der Osmanen gesessen, was in Europa über seinen Sturz geschrieben wurde. Aber kein Wort kam über seine Lippen.

Nachdem der Basch mussaile sein Werk vollbracht, erschien Fari Bey, der Kammerherr. „Ich will mir den Bart beschneiden,“ sagte Abdul-Aziz „hole mir Scheere und Spiegel.“ Der Kammerherr ging und brachte das Verlangte von der Sultanin Validé und entfernte sich.

Der Sultan war allein. Ein schwacher, in Sinnenlust verkommener Mensch, hatte er nicht Halt genug, um den Widerwärtigkeiten, die auf ihn einstürmten, männlich zu widerstehen. Der Selbstmordgedanke hatte ihn schon lange gequält; jetzt beschloß er ihn auszuführen. Er setzte sich auf das Sopha am Fenster und beschnitt sich erst den Bart; dann öffnete er mit der Scheere die Adern an der innern Biegung des linken Armes; mit dem verletzten Arme versuchte er dann auch jene am rechten zu öffnen, gelangte hier aber nicht bis zur Vene, sondern öffnete nur die Arterien. So verblutend, muß er mindestens 20 Minuten gesessen haben; dann fiel er vom Sopha auf den Boden.

Man hörte den Fall und stürzte ins Zimmer. Aber alle Rettungsmaßregeln, die von zwei schnell herbeigeeilten Aerzten angewandt wurden, kamen zu spät. Abdul-Aziz, der 32. Souverän aus dem Stamme Osmans, der 29. Sultan seit der Eroberung Konstantinopels, Großherr seit dem 25. Juni 1861, war im 46. Lebensjahr verblichen.

Im Bericht der ärztlichen Kommission, welche mit der Leichenschau beauftragt wurde und welcher auch der englische Arzt Dr. Millingen angehörte, heißt es: „Man zeigte uns eine 10 Centimeter lange, sehr scharfe Scheere, an deren einer Spitze ein kleiner Knoten war. Sie war mit Blut bedeckt und man sagte uns, daß es die Scheere sei, mit welcher der verstorbene Sultan sich die Todeswunde beibrachte.“ Die verhängnißvolle Scheere wurde von Dr. Millingen abgezeichnet, wie in unserem Holzschnitt zu sehen.

Inhalt: Um ein Ei. (Forts.) Erzählung aus dem baltischen Leben von Theodor Hermann. — Deutsche Professoren. XVII. Hermann Ludwig Helmholtz. Mit Porträt. — Dichterische Widerspiegelungen der Person und Geschichte Jesu. I. Von Franz Delitzsch. — Deutsche Städte und Bauten. IX. Prag und die steinerne Moldaubrücke. Mit drei Abbildungen. — Am Familientische: 10,000 Kinder verspielt! — Die russische Mission in Japan. — Ein türkisches Finanzkunststück. — Der Selbstmord des Sultans. Mit Illustration.

Soeben erschien in der Verlagshandlung des Daheim:

Nach den glücklichen Inseln.
Canarische Reisetage von **Franz von Löher.**
Mit 1 Kärtchen.

Seebilder
von
R. Werner.

Jedes der Bändchen ca. 24 Bogen kl. 8., eleg. brosch. 3 Mark, gebunden in feinem Liebhaberfranzband 7 Mark 50 Pf.

Das Löher'sche Bändchen bietet Reiseschilderungen von brillanter Stilistik und gediegenem Kern; die Seebilder des Admiral Werner sind die erste und einzige Blüte, welche unsere maritime Belletristik bisher gezeitigt hat. Beide Bändchen zeichnen sich durch ihre ungewöhnliche Ausstattung aus, welche bereits bei Löher's „Griechischen Küstenfahrten“ viel Gefallen gefunden hat.

Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 29. Juli 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. **1876. № 44.**

Um ein Ei.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Erzählung aus dem baltischen Leben von **Theodor Hermann.**

(Fortsetzung.)

VIII. Wetterleuchten.

Als der Baron am folgenden Morgen sein Schreibzimmer betrat, sagte ihm der erste Blick auf das Gesicht des Schreibers, der ihn wie immer erwartete, daß sich etwas Ungewöhnliches ereignet hatte. Der Baron ließ sich aber nichts merken, sondern nahm mit ruhiger Grandezza seinen Platz vor dem Schreibtisch ein.

Der Schreiber schien heute nicht recht einen Anfang für seinen Vortrag finden zu können. Er stand eine Weile, die Hände auf den Rücken gelegt, kerzengerade da. Von Zeit zu Zeit hielt er die rechte Hand vor den Mund und räusperte sich.

„Nun?" fragte der Baron.

„Gnädiger Herr," begann der Schreiber stockend, „ich hatte vorgestern angeordnet, daß der Waldweg künftig für Wezwagar gesperrt werde."

„Nun, nun?"

„Gestern Morgen fuhr er aber doch durch den Wald. Als nun Klaus Jansen und Christian Bode ihm den Weg vertraten und ihn aufforderten umzukehren, fiel Wezwagar über sie her und prügelte sie furchtbar durch."

Eine dunkele Röthe überzog die Stirn des Barons. „War denn Wezwagar in Begleitung von anderen?" fragte er.

„Nein, er war allein."

„Wie konnten sich denn aber die beiden starken Burschen von dem einen Mann überwältigen lassen?"

Der Schreiber zuckte die Achseln. „Die Buschwächter versahen sich keines Ueberfalls," sagte er. „Wezwagar ist aus dem Wagen gestiegen und hat freundlich gebeten, ihn doch passiren zu lassen. Dann hat er sie plötzlich an den Kragen gefaßt und ihre Köpfe so stark gegen einander gestoßen, daß sie betäubt zu Boden sanken. Darauf ist er über sie hergefallen und hat sie mit der Peitsche bearbeitet."

Jetzt brannten auch die Wangen des Barons in zornigem Roth. Er sagte aber äußerlich ruhig: „So? Mit der Peitsche hat er sie geschlagen? Weiter."

Der Schreiber schien wieder nicht recht mit der Sprache heraus zu wollen. „Gnädiger Herr," sagte er, „es ist in Waldburg noch ein anderes scheußliches Verbrechen begangen worden."

„Nun, nun, nun?"

„Ruchlose Hände haben in dieser Nacht die Bäume, welche die Allee vom Hof zur Landstraße bilden, so schwer beschädigt, daß man wohl alle wird umhauen müssen."

„Die Bäume? Und in der Allee?" Der Baron preßte die Worte mühsam hervor. Als er seiner Zeit mit seinem jungen Weibe übersiedelte in das Gut seiner Väter, hatten ihn seine Bauern mit dieser Allee, die sie in seiner Abwesenheit angepflanzt hatten, überrascht. Die Bäume hatten die späte Umpflanzung trefflich vertragen, auch nicht einer unter ihnen war ausgegangen.

„Also die Bäume haben sie mir beschädigt!" wiederholte der Baron und starrte düster in das Gesicht des Schreibers. „Wie sind sie denn beschädigt?"

„Er ist mit dem Beil von Baum zu Baum gegangen und hat jedem eine bis in das Mark reichende Wunde geschlagen."

Der Baron erhob sich rasch. „Kommen Sie mit," sagte er.

Sie gingen nun beide mit raschen Schritten über den weiten Hof und in die Allee. Der Baron ging von Baum zu Baum, langsam, bedächtig. Dann sprang er über den Graben, ging ein Stück in das Feld hinein und überblickte die grüne Wand vor ihm. Es schien ihm, als ob einige der Bäume sich schon geneigt hätten. Er zog sein Taschentuch und fuhr sich damit über die Stirn.

„Sie haben recht," sagte er dumpf, „die Bäume sind rettungslos verloren. Glauben Sie zu wissen, wer das gethan hat?"

Der Schreiber zuckte die Achseln und zog die Augenbrauen

Digitized by Google

in die Höhe. „Gnädiger Herr," erwiderte er, „man glaubt unwillkürlich —"

Der Schreiber beendete den Satz nicht.

Der Baron kehrte wieder auf den Weg zurück und ging schweigend dem Wohnhause zu.

„Gnädiger Herr," fragte der Schreiber, der ihm folgte, „soll ich den Vorfall zur Anzeige bringen?"

„Nein."

„Soll denn aber gar nichts geschehen, um den Verbrecher zu ermitteln?"

„Nein."

„Aber, gnädiger Herr, das —"

Der Baron wandte sich um und blieb stehen. „Schweigen Sie, wenn Sie nicht gefragt werden," brach er los, faßte sich aber sofort wieder und sagte ruhig: „Ich liebe es nicht, meine Anordnungen zu wiederholen. Sie können gehn, Andersohn."

Der Schreiber zog die Mütze, verbeugte sich tief und ging.

Zu derselben Stunde pflügte Wezwagar auf seinem Felde. Als er wieder einmal bis an den Weg gekommen war, trat ein Knabe auf ihn zu, grüßte ihn und bat ihn im Auftrage Namiks, diesen heute Abend nach Sonnenuntergang zu besuchen.

„Sage Deinem Herrn, daß ich kommen werde," erwiderte Wezwagar, wandte sein Thier um und kehrte dem Boten den Rücken.

Nach ein paar Minuten, wie es Wezwagar schien, in Wahrheit aber nach ein paar Stunden, bändigte an derselben Stelle der Reitknecht der Baronin deren feurige weiße Stute und rief dem Bauern: „Eh, Du da!" zu. Der Bauer, der jetzt weit vom Wege entfernt war, hielt einen Augenblick an, schützte seine Augen mit der Hand gegen die Sonnenstrahlen und blickte hinüber auf die Straße. Als er den Reitknecht erkannt hatte, trieb er sein Pferd wieder an und ging weiter.

„Eh, Wezwagar!" rief der Reitknecht abermals. Als er sah, daß Wezwagar ihn absichtlich nicht beachtete, ritt er auf das Feld und an ihn heran. „Wezwagar," sagte er dann mit wichtiger Miene, „Ihr sollt sofort auf den Hof. Die Baronin verlangt nach Euch."

Wezwagar schritt so rasch hinter dem Pfluge her, daß die Stute, auf der der Reitknecht saß, nicht mit ihm Schritt halten konnte und in leichten Trab verfiel.

„Sage Deiner Baronin, daß ich auf dem Hof ganz und gar nichts zu thun habe," erwiderte er, ohne anzuhalten.

Die frischen Wangen des jungen Reitknechts färbten sich hochroth. „Seid Ihr toll?" rief er. „Soll ich das der Baronin sagen?"

„Ja wohl."

Der Reitknecht wandte sein Roß und ritt zögernd davon, kehrte aber wieder um und rief: „Wezwagar, nehmt Euch in Acht, der Baron ist in furchtbarer Stimmung. In dieser Nacht sind alle Bäume in unserer Allee angehauen worden."

Wezwagar ließ sein Pferd halten, betrachtete den Reiter von Kopf bis zu Fuß und sagte spöttisch: „Es könnte sich ereignen, daß Eurem Herrn noch ganz andere Dinge umgehauen werden, als die Bäume in der Allee."

Der Reiter riß sein Pferd herum und jagte davon. „Zum Teufel," dachte er, während er dem Gute zuritt, „Wezwagar hat die Bäume angehauen und niemand anders."

Als er eben den Park erreicht hatte, sah er die Baronin sich von einer Bank erheben und ihm winken. Er sprang vom Pferde, führte das schnaubende Thier am Zügel hinter sich und trat mit entblößtem Haupt auf seine Gebieterin zu.

„Kommt er?" fragte diese schon von weitem.

„Nein, gnädige Frau. Er sagte, er habe auf dem Hofe nichts zu thun."

Die Baronin erröthete. Sie wandte sich um und ging mit raschen Schritten dem Gute zu. Der Reitknecht folgte ihr.

„Gnädige Frau —" begann er nach einer Weile.

„Was willst Du?"

„Gnädige Frau, der Wezwagar hat die Bäume angeschlagen."

Die Baronin blieb stehen. Ihre Augen funkelten. „Sagte er das selbst?" fragte sie.

Der Reitknecht wiederholte ihr nun Wezwagars Worte.

Die Baronin nickte ihm zu. „Du kannst jetzt nach Hause reiten," sagte sie.

Sie selbst schlug einen Seitenpfad ein, der in den Garten führte. Dort suchte sie sich ein verstecktes Plätzchen auf und weinte bitterlich. Sie wußte, wie unbeliebt ihr Mann war, sie mußte sich sagen, daß er großentheils selbst daran schuld war, und sie fühlte, daß am Himmel ihres Glückes eine Gewitterwolke stand, die im Begriff war, sich über ihr in furchtbaren Schlägen zu entladen. In heißem Gebet bat sie Gott um Schutz für das theure Haupt ihres Mannes. Dann erhob sie sich, eilte in das Haus zurück und begab sich zu ihm in sein Arbeitszimmer.

„Würde es Dich stören," fragte sie, „wenn ich mich mit meiner Arbeit zu Dir setzte?"

Der Baron nahm ihre Hand von seiner Schulter und küßte sie. „Wie könntest Du mich je stören?" erwiderte er.

Der Baron sah wieder in sein Buch, die Baronin nahm auf dem kleinen Sopha hinter ihm Platz. Es war ihr ein Bedürfniß, jetzt an seiner Seite zu sein, sie hätte ihn womöglich nicht einen Augenblick allein lassen mögen.

„Fanny," begann der Baron und schob das Buch bei Seite, „wir leben in einer bösen Zeit. Alles, was bisher für unbestreitbares Recht galt, wird angegriffen, wird in Zweifel gezogen. Man scheut vor keinem Eingriffe in das Privatrecht zurück. Wir sollen dazu gedrängt werden, uns selbst in unserem Verfügungsrecht über unsere Gesinde zu beschränken. Es gibt sogar im Landtage eine Partei, die zum Nachgeben mahnt. Man müsse der liberalen Zeitströmung Rechnung tragen, sagen sie. Als ob der Liberalismus nicht unersättlich wäre! Wenn wir heute darin willigen würden, daß wir die Gesinde nur auf zwölf Jahre verpachten dürfen, so würde morgen von uns verlangt werden, daß die Bauern dieselben auch kaufen dürfen und übermorgen, daß wir sie ihnen schenken."

„Lieber Leo," sagte die Baronin sanft, „thust Du nicht unrecht, gerade in solcher Zeit so sehr auf Deinem Rechte zu bestehen? Du warst früher den Bauern gegenüber viel nachgebender."

„Gewiß war ich das. Früher lagen die Dinge eben anders. Früher war ich der unangefochtene Besitzer meiner Güter, ich konnte in und mit ihnen schalten, wie ich wollte. Da fühlte ich mich meinen Bauern gegenüber nur als ihr Herr, der vor Gott für sie die Verantwortung trug. Jetzt aber, wo man mein Recht anstreitet, wo man die Bauern nicht mehr als meine Leute gelten lassen, sondern sie zu meinen Nachbarn machen will, da fühle ich mich auch nur als Nachbar und halte peinlich darauf, mir keine Gerechtsame zu vergeben. Sie sollen es recht deutlich empfinden, daß sie sich als meine Leute besser standen denn als meine Nachbarn."

„Aber, Leo, was können die armen Bauern dafür, daß solche Anforderungen an Euch gestellt werden?"

„Einerlei. Ich thue ihnen ja auch nichts Unrechtes. Ich stelle mich streng auf den Boden des Rechts. Das Verhältniß zwischen Edelmann und Bauer soll ja nicht mehr durch das Wohlwollen, die Gottesfurcht und die Intelligenz des ersteren geregelt werden, sondern durch Gesetze, die von den Herren Beamten am grünen Tisch ausgeklügelt werden. Wohlan, ich werde mich streng an eben diese Gesetze halten. Das aber kann niemand von mir verlangen, daß ich daneben noch wohlwollend bin. Nein, jetzt gilt es, sich unbeugsam an das Prinzip halten. Du glaubst nicht, wie erbittert ich bin."

Vergeblich mahnte die Baronin zu einer gleichmüthigeren Auffassung der Dinge, ihr Gemahl blieb dabei, daß nur in dem starrsten Hervorkehren des formalen Rechts, in der unbeugsamsten Unnachgiebigkeit das Heil sei.

Kehren wir jetzt nach Wezwagar zurück. Der Bauer und die Bäuerin hatten an diesem Tage nur wenige gleichgiltige Worte gewechselt. Er war nicht unfreundlich gegen sie, aber sie war daran gewöhnt, daß er ihr sonst nie begegnete, ohne ihr durch eine kleine Zärtlichkeit immer wieder zu beweisen, wie lieb er sie hatte. Jetzt ließ sie ihr Köpfchen traurig hängen, wie eine Blume in schwüler Gewitterluft. Die Ueberzeugung,

Digitized by Google

daß sie doch eigentlich die Schuld an all dem Unglück trage, lähmte ihre Energie und ließ sie sich geduldig in alles kommende Unheil fügen.

So fragte sie denn auch am Abend, als Wezwagar sich ein Pferd satteln ließ, nicht, wohin er wollte, sondern half ihm nur wie gewöhnlich beim Umkleiden.

Der Wind, der den Tag über geweht, hatte sich am Abend zu heftigem Sturm gesteigert. Der Wald rauschte fast wie das Meer, wenn es vom Sturm gepeitscht an die Küste brandet. Dies Rauschen war Wezwagar eine altbekannte liebe Melodie. Er hatte oft genug, wenn ein plötzlicher Sturm das Meer bewegte, hinaus gemußt auf die schäumende See, um die kostbaren Netze zu retten, und es war nicht selten sehr fraglich erschienen, ob es dem Tollkühnen gelingen würde, die Küste wieder zu erreichen.

„Meeresmutter, Meeresmutter,
Gib ein Boot mir, gib ein Boot mir!
Nun will ich hinaus ins Meer,
Kämpfen mit dem bösen Nordwind.
Ob er weißen Schaum auch aufwirft,
Weißer doch erglänzt mein Segel!"

summte Wezwagar vor sich hin, als er durch den rauschenden Wald dahintrabte.

Bei Namik fand er außer Wilks und Pilskaln auch den Schreiber Andersohn. Alle vier begrüßten Wezwagar auf das herzlichste. Sie saßen bei einigen Flaschen Bier an einem langen viereckigen Tisch in der Stube des Wirths.

„Nun, Wezwagar," rief Wilks lachend, „seit wir uns zuletzt sahen, habt Ihr ein munteres Stücklein ausgehen lassen. Im Walde singen die Heher von zwei ausländischen Eulen, die sich bei Tage sehen ließen und von einer Krähe arg gezaust wurden."

„Du hast nicht recht gehört," erwiderte Wezwagar. „Die beiden Eulen fielen vom Baume, weil sie mit den Köpfen aneinander flogen."

„Die Frau des Schwarzen soll sich aus dem Kruge ein Stof Spiritus haben holen lassen, um die Beule genügend waschen zu können," meinte Namik.

„Des Buschwächters feines Liebchen,
Seht, wie stolz es fährt zur Kirche,
Eine Sohle hat der Schlitten,
Nur drei Füße hat das Rößlein!"

spottete Wilks.

„Ja, Du hast einen starken lettischen Arm," sagte Andersohn.

Wezwagar schien das Wort nicht zu beachten, um Namiks Lippen spielte ein Lächeln.

„Ja," fuhr der Schreiber fort und stützte sein Kinn mit Daumen und Zeigefinger, so daß seine dicken Wangen zu beiden Seiten überquollen. „Ja, die Arme der Männer aus unserem Volke sind stark wie die Lihgos, aber der böse Pikulos hat ihnen das muthige Herz aus dem Busen genommen."

„Was sagst Du?" fragte Pilskaln aufhorchend. Der junge Mann war sehr ernsthaften Temperaments und kam jeder Sache gern auf den Grund.

„Ich sagte, daß Perkunos den Jünglingen unseres Volkes so viel Kraft verlieh, daß sie auch heute noch auf ihren schneeweißen Sonnenpferden hinausreiten könnten zu den Sonnenjungfrauen der Freiheit, wenn der böse Pikulos nicht ihrem Muth die Sehnen durchschnitten hätte."

„Wer ist Perkunos? Wer ist Pikulos?" fragte Pilskaln eifrig.

„Sprich verständig," rief Wilks ungeduldig. „Wir sind hier nicht zusammen gekommen, damit Du uns Dein Kauderwelsch auskramst, sondern um zu berathen, wie wir mit dem Baron ein Ende machen."

Andersohn zuckte die Achseln. „Wenn Du," sagte er und zog die Brauen hoch, „von den alten Göttern unseres Volkes nichts wissen willst, so werden auch sie ihrerseits Dich in der Stunde der Gefahr im Stich lassen."

„Das wäre nun weiter kein Unglück," meinte Wilks. „Ich werde mich immer mehr auf mich selbst als auf diese alten Gespenster verlassen."

„Laß Dich nicht irre machen, Andersohn," rief Pilskaln ärgerlich. „Erzähle nur."

„Freunde," begann dieser jetzt wieder und blickte düster vor sich nieder, „wir hassen unseren Baron und wir haben allen Grund dazu, denn es ist niemand in der Gemeinde, den er nicht beleidigt, dem er nicht unrecht gethan hätte. Wir wollen ihn deshalb vernichten. Gut, aber ist damit alles gethan? Wir werden zwar den Herrn wechseln, aber wir werden immer unter fremder Herrschaft bleiben. Freunde, unser Volk war nicht immer ein geknechtetes! Es gab eine Zeit, in der unsere Vorfahren das Land, das sie ackerten, für sich selbst bestellten und da ihnen alles gehörte: das Wild im Walde und der Fisch im See. Unsere Vorfahren waren kein kriegerisches Volk. Sie lebten mit ihren Nachbarn im Frieden, niemand konnte sich über sie beklagen. Friedlich saßen sie auf ihren Höfen und begingen dann nach fleißiger Arbeit während der Wochentage am Sonntag fröhliche unschuldige Feste. In heiligen Hainen brachten ihre Priester den Göttern unblutige Opfer von den Früchten des Feldes und des Gartens." Der Redner hielt inne und seufzte schwer auf. Dann fuhr er fort: „Da kamen die Deutschen. Wie Wölfe über eine Schafherde fielen sie über unsere friedliebenden Vorfahren her. Sie verbrannten die Häuser und die Saaten, tödteten die Männer und machten die Frauen und Kinder zu Sklaven. Bisher war in unserem Lande nie Menschenblut vergossen worden, unsere Männer verstanden es daher anfangs nur schlecht, sich der Feinde zu erwehren. Aber sie ermannten sich merkwürdig rasch, und eine lange Reihe junger Helden trat an ihre Spitze. Dabrel, Westhard, Nameise und viele andere wurden bald der Schrecken der Deutschen. Aber sie kämpften vergeblich. Was die Deutschen mit dem Schwert nicht vermochten, erreichten sie durch ihr Geld. Es fanden sich Verräther und unser Volk erlag. Die Tapfersten wanderten zu den Lithauern aus, die Schwächeren unterwarfen sich und wurden Sklaven der Deutschen."

„Pfui! Zu den Lithauern!" rief Wilks verächtlich.

„Die Lithauer sind unsere Brüder," belehrte Andersohn.

„Schöne Brüder," lachte Wilks. „Katholiken sind sie!" Und er sang:

„Du Lithauer, Teufelskind,
Wer wies dich in unser Land?
Grütze kocht dir deine Mutter,
Mit der Hündin Fuß sie rührend,
Mit des Huhnes Fett sie schmierend,
Schweinemilch dazu noch gießend."

„Warum kamen denn aber die Lithauer unseren Vorfahren nicht zu Hilfe?" fragte Pilskaln wißbegierig.

„Weil sie selbst sich der Deutschen nur mit Mühe erwehrten. Die einzigen, die uns allenfalls hätten zu Hilfe kommen können, waren die Russen, aber die wurden damals auch von einem fremden Volk hart bedrängt."

Wezwagar hatte aufmerksam zugehört. Der Passus, der von den Göttern handelte, erschien ihm ruchlos, die Reminiscenz an die Sonnentöchter albern, was aber Andersohn aus der Geschichte zum Besten gab, nahm sein volles Interesse in Anspruch. Lagen die Dinge so, so war der Baron nicht nur sein persönlicher Gegner, sondern auch der Feind seines Volkes.

Namik verhielt sich ebenfalls schweigsam, unterdrückte von Zeit zu Zeit ein Gähnen und beobachtete Wezwagar scharf. Jetzt sagte er:

„Ganz richtig, Andersohn, aber wir sind in der Hauptsache nie so weit gewesen. Was soll jetzt geschehen?"

„So ist's recht," rief Wilks feurig, „vergeuden wir nicht die kostbare Zeit."

„Freunde," erwiderte Andersohn, „das ist eine Sache, die sehr schlau angefangen sein will."

„Nun, wie schlau denn doch? Ich denke, das schlaueste ist, daß ich dem Baron eines Tages im Walde auflauere und ihn niederschieße."

Wilks sprach von dieser Möglichkeit, wie wenn es sich um die Tödtung eines Rehbocks gehandelt hätte. Die raschen Worte wirkten aber auf Wezwagar wie ein greller Blitz, der dem Wanderer den jähen Abgrund zeigt, auf den er zuschreitet. Fahle Bläße überzog sein Gesicht und sein Körper zitterte.

Das, wovon der junge Mann jetzt so leichtfertig sprach, hatte sich ja auch aus den Tiefen seiner Seele erhoben, freilich nur wie eine Ausgeburt der Hölle, deren Anblick ihn aufs tiefste erschüttert hatte. Er hatte oft genug ähnliche Aeußerungen vernommen, das waren aber immer leere Drohungen gewesen, während es jetzt wirklicher blutiger Ernst war.

„Männer," sagte er, „der Baron ist immerhin ein Mensch."

„Leider Gottes," erwiderte Wilks leichtfertig. „Eben deshalb muß er niedergeschossen werden."

„Landsleute, Ihr wißt alle, daß der Baron mir schweres Unrecht zugefügt hat. Ich bin auch fest entschlossen, dasselbe abzuwehren, aber das, was Ihr plant, ist Mord!"

„Ich bin ebenfalls nicht dafür," rief Namik eifrig. „Schießen wir ihn nieder, so ziehen wir uns eine lange Untersuchung auf den Hals. Außerdem hat Wezwagar ganz recht: Mord ist Mord. Es gibt auch sonst genug Mittel, einen Mann aus seinem Gut zu vertreiben."

Andersohn blickte lächelnd zu Namik herüber, schwieg aber. Wilks schnitt mit seinem Taschenmesser eifrig Späne aus der Bank, auf der er saß, Pilskaln blickte voll Spannung auf Wezwagar.

„Freunde," nahm dieser wieder das Wort, „auch diese anderen Mittel sind schwere Verbrechen. Der Baron ist unser Feind, und, wie wir eben gehört haben, auch der Feind unseres Volkes, wir wollen aber trotzdem kein Verbrechen an ihm begehen. Wir wollen ihn in Riga verklagen, wir wollen eine Deputation nach Petersburg schicken. Wir wollen immer und immer wieder klagen, bis wir unser Recht bekommen."

„Ich klage nicht, wahrhaftig nicht," rief Wilks. „Wollt Ihr die Wölfe um ein Lamm bitten, so thut es, ich halte mich daran, daß in Memel Flinten genug zu haben sind. Wo wir auch klagen, überall klagen wir bei Baronen über Barone, sie sind die Wölfe, sie sind auch die Hirten, laufen wir vor den Wölfen davon, so laufen wir den Bären in die Arme. Wie kommen wir armen Bauern zu unserem Recht? Wie kommt der Hund zu einem Wolfspelz?"

„Ich klage auch nicht," sagte Pilskaln entschlossen.

„Wir wollen uns Deinen Vorschlag noch überlegen," meinte Namik. „Ich fürchte aber auch, daß unsere Klagen zu nichts führen werden."

Wezwagar erhob sich. „Ich habe in meiner eigenen Sache in Riga klagen lassen," sagte er, „und ich hoffe den rechten Mann dafür gefunden zu haben. Wir wollen zunächst abwarten, welchen Erfolg meine Klage hat. Kann der Herr, der sie führt, mir helfen, so wird er auch uns allen helfen können. Versprecht mir, Wirthe, daß Ihr nichts unternehmen werdet, ehe wir uns überzeugt haben, ob es für den Bauern wirklich kein Recht im Gottesländchen gibt."

„Das wollen wir Dir gern versprechen," erwiderte Namik rasch. „Auch wir würden nur höchst ungern und nur im äußersten Fall zur Selbsthilfe greifen."

Wezwagar verabschiedete sich nun von den Wirthen. Namik gab ihm noch bis auf den Hofplatz das Geleit. „Sei unbesorgt, Wezwagar," sagte er, „dem Baron soll ohne Dein Wissen kein Haar gekrümmt werden."

Als Wezwagar durch die stürmische dunkele Nacht nach Hause ritt, war ihm gar zwiespältig zu Muth. Er wußte nicht, ob er sich über seine Handlungsweise freuen oder sie bedauern sollte. Das Wort „niederschießen" hatte alle guten Seiten in ihm wachgerufen: sollte er es ruhig ansehen, wie ein Mord verübt wurde? Und doch — er haßte den Baron, der ihn aus seinem lieben Wezwagar vertrieb, der ihm diesen unseligen Zwiespalt in die bisher so ruhige Seele gelegt und das Böse in ihm zu einer Macht wachgerufen hatte, über die er sich selbst entsetzte. „Ich werde schon zu meinem Recht kommen," murmelte er, „und die anderen auch. Aber wenn meine, wenn unsere Klagen abgewiesen werden? Wenn sie nur neue Ungerechtigkeit hervorrufen? Was dann?" Der Bauer mochte sich die Frage nicht beantworten.

Der Schreiber hatte ausgeführt, daß der Baron schon als Deutscher ein Feind seiner Bauern, der Letten, sei. Waren dann aber der würdige Pastor, der allezeit hilfsbereite Doktor, waren die beiden Barone Einhausen, Vater und Sohn auf Meschgallen und Neuhof, die von ihren Bauern auf Händen getragen wurden, wirklich Feinde seines Volkes? Ja, war der Waldburgsche ein Feind seines Volkes? War er auch nur sein Feind? War der Mann, der für die Rettung von ein paar ihm fremden Bauern sein Leben gewagt hatte, ein schlechter Herr? War er nicht, wofür er ihn immer gehalten hatte, ein eigensinniger, aber guter und wohlmeinender Mann? Hatte nicht Wezwagars eigene Heftigkeit das Unglück verschuldet? Lag der Feind, den er zu bekämpfen hatte, nicht in seiner eigenen Brust?

So riefen die guten Geister in Wezwagar, aber der eine Gedanke: um eines Eies willen nicht nur sein Gesinde, sondern auch sein Lebensglück verlieren zu müssen, übertönte in lautem Aufschrei alle ihre Stimmen.

Als er zu Hause durch das Fenster blickte und seine Frau, die noch auf war und auf ihn wartete, in der heiligen Schrift lesen sah, that es ihm unsäglich wohl, daß er gegen den Mord gesprochen hatte. Er wollte mit dem Baron prozessiren und wenn es ihm all sein Hab und Gut kosten sollte, aber die finstere Vorstellung, die ihn in den letzten Tagen beständig verfolgt hatte, war verschwunden, seit ein anderer mit lauter Stimme vom „Niederschießen" gesprochen hatte.

Trotzdem stand das Erlebte noch immer zwischen ihm und seinem Weibe. Die Eheleute sprachen nur von gleichgiltigen Dingen.

Als Wezwagar das Namikgesinde verlassen hatte und der Hausherr ins Zimmer zurückgekehrt war, rief Wilks zornig: „Der ist nicht unser Mann."

Andersohn lächelte. „Sei unbesorgt," sagte er, „noch ist er es nicht, aber wenn wir den Haser schneiden, wird er es sein."

„Wie meint Ihr das?"

„Nun, jetzt glaubt er noch an seinen Prozeß, wenn er aber den verloren haben wird, wird er unser Mann sein. Ich kenne die Strandbauern, sie sind anders als wir. Es ist ein langsames Volk, gerathen sie aber erst einmal in Feuer, so schrecken sie vor nichts zurück."

„Sollen wir denn aber bis zum Herbst warten?" rief Wilks. „Ich halte es mit dem Liede:

Ach du dicker Feldaufseher,
Morgen sengt man dir das Fell ab,
Morgen sengt man dir das Fell ab,
Hängt am Fuß dich in die Hölle!"

„Bewahre," erwiderte Namik. „Wir wollen unsererseits vorgehen und dem Baron das Leben so sauer machen als möglich. Bleibt er trotzdem bis zum Herbst im Bau, so lassen wir Wezwagar auf ihn los."

„Der hält aus," rief Wilks, „der hält aus, es sei denn, daß wir etwas Teufel spielen und ihn ausräuchern.

Teufel ließ den Deutschen tanzen
Auf glührother Ziegeldiele.
Sprang der Deutsche noch so hoch auch,
Teufel heizte stets aufs neue!"

„Nun," meinte Andersohn, „darüber ließe sich ja auch noch reden. Die Bäume haben ihm tüchtig zu schaffen gemacht."

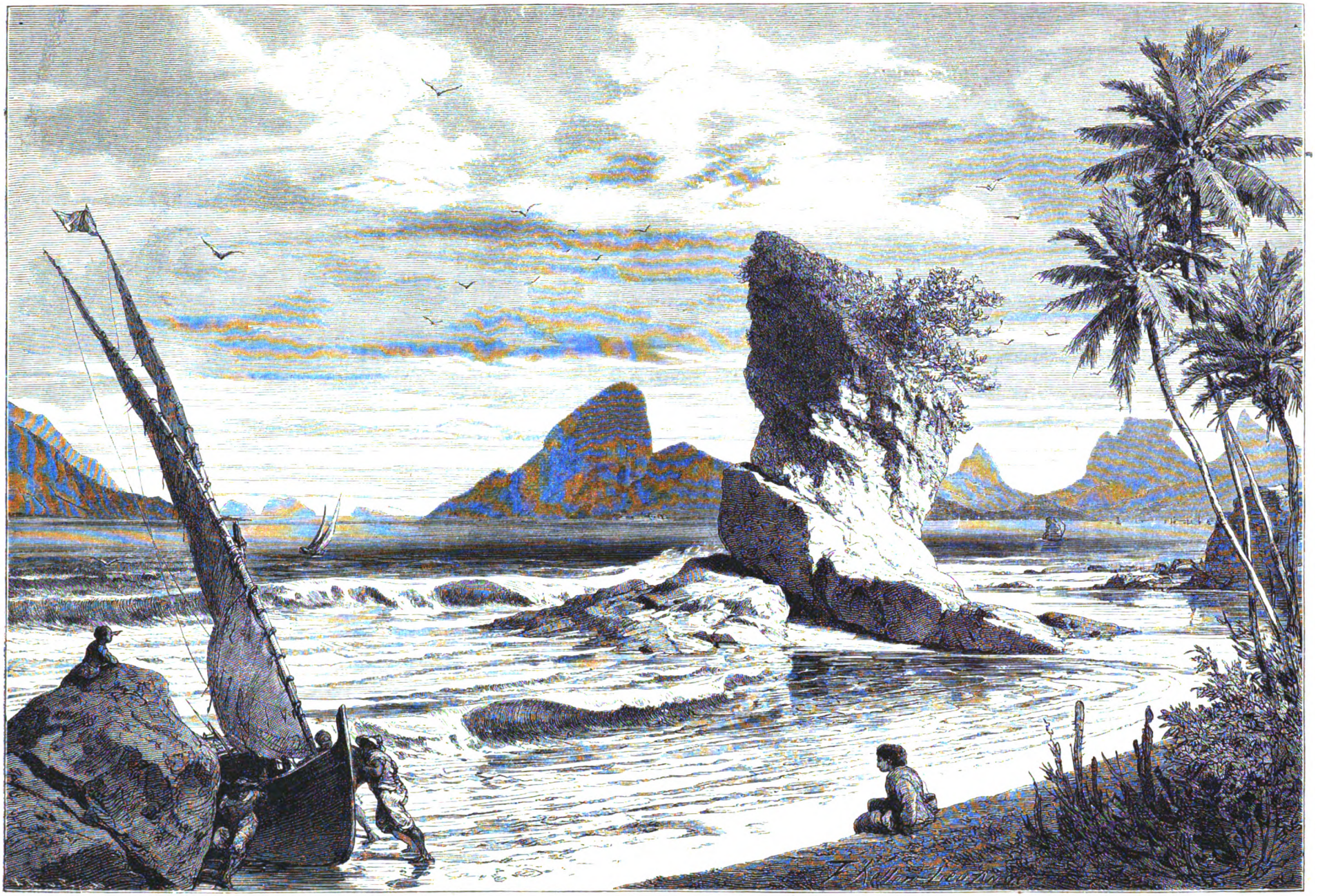
„Andersohn," fragte Pilskaln plötzlich, „warum hasset Du den Baron so bitterlich?"

„Das will ich Dir sagen. Einmal, weil er der Feind meines Volkes ist, dann aber auch, weil er mich persönlich gekränkt hat. Als er mich in Dienst nahm, machte er mir zur Bedingung, daß ich immer nur Schmierstiefel tragen und nie anders als lettisch reden dürfe."

„Nun," meinte Wilks, „da Du doch ein so eifriger Lette bist, so sollte man annehmen, daß die letztere Bedingung für Dich nichts Kränkendes enthalten könne."

„Du irrst," erwiderte Andersohn bitter. „Diese Bedingung kränkt mich nicht, weil sie verlangt, daß ich immer nur meine Muttersprache spreche, sondern weil ich weiß, daß der Baron sie nur stellte, um mich niederzudrücken und im Knechtsstande zu erhalten. Ich wünsche, sagte er damals, daß Sie den Leuten mit gutem Beispiel vorangehen und auch äußerlich in den Schranken, die Ihren Stand begrenzen, bleiben. Der Stand aber, den er meinte, war der von ihm verachtete Bauernstand."

Digitized by Google



Die Bucht von Rio de Janeiro. Originalzeichnung von F. Keller-Leuzinger.

Digitized by Google

Alle vier steckten jetzt die Köpfe zusammen und beriethen leise mit einander. Dann brachen Andersohn, Wilks und Pilskaln auf.

IX. Ein anderes Bild.

„Wo bliebst Du gestern so lange?“ fragte Wezwagar am folgenden Morgen Peter, den er am Tage zuvor mit den einhundert Rubeln für den Herrn von Mukowski zur Stadt geschickt hatte.

„Wirth,“ erwiderte dieser, „wir müssen ja jetzt immer auf der Landstraße bleiben. Das macht zwei Meilen mehr.“

„Ach ja,“ erwiderte Wezwagar, wandte sich um und ging an die Arbeit.

Wezwagars ungewöhnliche Arbeitskraft und Arbeitslust waren immer weit und breit bekannt gewesen. Man hatte sich auch schon früher im Kruge oder auf der Bank unter dem Fenster viel Merkwürdiges von dem Manne erzählt, der täglich zwei Pferde brauchte, weil eins nicht so lange fortarbeiten konnte wie er. Jetzt war es, als ob Wezwagar sich selbst übertraf. Mit steigender Verwunderung sahen ihm der Knecht und der Junge zu, mit wachsender Besorgniß betrachtete ihn seine Frau. Er selbst hätte am liebsten auch noch während der Mittagsstunden und der Nacht gearbeitet. Es war ihm, als ob er sich so die Ruhe der Seele wieder erkämpfen und ihr gestörtes Gleichgewicht wieder herstellen könnte. Er fand, daß sich nie besser nachdenken ließ über die große Frage, an deren Lösung sein Lebensglück hing. „Wir ernten immer nur, was wir gesäet haben,“ das war bisher der Inbegriff seiner Lebensanschauung gewesen, und diese hatte ihn zu einem nüchternen, fleißigen, besonnenen Manne gemacht. Jetzt schien es ihm, als ob dort, wo er in der Zerstreutheit Sandhafer gesäet hatte, gewaltige Dornbüsche emporwüchsen, die sein Land zur Einöde machten und deren spitze Dornen sein Fleisch zerrissen. Sein Augapfel, sein herziges Weib, war ihm entfremdet, die Gegenwart seiner kleinen Lieblinge war ihm drückend, das Gesinde, das er so viele Jahre lang treu und redlich gepflegt hatte, sollte er räumen; das Bild seines Wohlthäters war in ihm beschmutzt, sein Herz zerrissen, sein Sinn gespalten, und das alles — weil er ein Ei vergaß. Wo war da Saat und Ernte, Ursache und Wirkung?

So verging eine Woche. Wezwagar verließ das Weichbild seines Gesindes nicht, und niemand kam zu ihm. Die Eheleute gingen still und bedrückt neben einander her. Sie wechselten wohl noch wie vorher Zärtlichkeiten und sprachen wie früher freundlich mit einander, aber es war nicht mehr das alte beglückende Verhältniß. Das eine trug Sorge um das andere, denn beide verfielen sichtlich.

Der Knecht und der Junge brachten, wenn sie ausgewesen waren, schlechte Kunde heim. In einer Nacht war die Schleuse, welche den oberen Gutsteich verschloß, geöffnet worden, und das stürmisch abfließende Wasser hatte große Verheerungen angerichtet. In der darauf folgenden Nacht war eine Heuscheune im Walde in Brand gesteckt worden und bis auf den Grund niedergebrannt.

Peter berichtete über den letzteren Vorfall in Gegenwart der Bäuerin. „Das ist ein nichtswürdiger Frevel!“ rief diese empört.

Der Bauer blickte seine Frau erstaunt an; er hatte sie noch nie so heftig sprechen hören.

„Das ist eine gemeine ruchlose That,“ fuhr sie fort, „und die Gemeinde sollte nicht eher ruhen, als bis sie den Brandstifter entdeckt hat.“

Der Bauer zuckte die Achseln. „Die Gemeinde wird schwerlich für den Baron eintreten,“ erwiderte er. „Der Baron hat vielen Unrecht gethan.“

„Und wenn er allen Unrecht gethan hätte, dürfen sie deshalb in dunkler Nacht seine Scheune, die doch unter Gottes Schutz steht, niederbrennen? Dürfen wir, weil er hart ist, schwere Schuld auf uns laden?“

„So werden die, denen er Unrecht gethan hat, schwerlich denken.“

„So sollten sie aber denken, so sollten wenigstens diejenigen denken, denen er nie ein Unrecht gethan hat, so sollten wir wenigstens denken!“

Der Bauer betrachtete sein sonst so sanftes Weib mit sprachlosem Erstaunen. Ihr kam jetzt alles über die Lippen, was sie in all diesen schweren Tagen auf dem Herzen gehabt hatte.

„Uns,“ fuhr sie fort, „hat er kein Unrecht zugefügt, uns hat er, so lange er konnte, immer nur Gutes gethan. Er hat mir und meinen Eltern das Leben gerettet, er hat uns dies Gesinde verliehen, auf das wir keinerlei Anspruch erheben konnten, und ist uns auch sonst stets ein gütiger Herr gewesen. Wenn er das Ei von uns verlangte, so hatten wir es ihm zu geben, und wenn wir es zweimal nacheinander vergaßen, so haben wir an unsere Brust zu schlagen und nicht er. Nicht das Ei hat uns ins Unglück gebracht, sondern unser Jähzorn und unser Trotz. Nicht weil wir das Ei vergaßen, müssen wir aus dem Gesinde, sondern weil Gott uns demüthigen will.“

Der Bauer blickte noch immer starr vor Staunen auf seine Frau. Sie war wie verwandelt. Ihre sonst so zarten Wangen waren hochgeröthet, ihre sonst so sanftblickenden Augen funkelten erregt. Auch Peter stand wie versteinert da. War das seine sonst so gleichmüthige Herrin?

Als die Bäuerin geendet hatte, wandte sie sich um und begab sich ins Zimmer. Dort nahm sie ihr jüngstes Kindchen aus der Wiege, drückte es an ihre hochwogende Brust und ging, es auf ihren Armen schaukelnd, rasch auf und nieder. „Möge nun kommen, was da wolle,“ sagte sie laut, „ich habe wenigstens meine Pflicht gethan. Soll ich dulden, daß Dein Vater sich fortreißen läßt zu Rache und Ungerechtigkeit? daß er, der Gute, schwere Sünde begeht? Sei ruhig, schrei nicht, Gott wird meine Gebete erhören und uns nicht verlassen, und ihn nicht verlassen.“

Es war ihr, als ob ihr seliger Vater neben ihr herschritt und ihr in seiner kurzen Art belobigend zunickte. Das hob ihr den Muth.

Wezwagar aber war hinausgegangen auf das Feld und arbeitete — arbeitete.

Der Baron, dem es unerträglich erschien, das feindselige Vorgehen seiner eigenen Leute bekannt werden zu lassen, hatte das Oeffnen der Schleuse noch ruhig hingenommen, den Brand der Scheune aber doch dem Hauptmann (Landrath) angezeigt. Dieser, ein geschickter und seiner Rechtlichkeit wegen allgemein geachteter Beamter, kam auch sofort nach Waldburg und stellte sehr eingehende Nachforschungen an; da er aber auch ein Thorhaken war, so erschien es den Bauern, als ob das Verfahren nur die Vorbereitung zu einem Akt der Familienrache sei. Sie hielten daher sammt und sonders gegen den Hauptmann zusammen. Auch die Anhänger des Waldburgschen, auch diejenigen, welche die That verabscheuten, thaten, was in ihren Kräften stand, um den Beamten zu verwirren. Die Verbrechen waren überdies so geschickt verübt, daß sich auch nicht der kleinste Anhalt für die Untersuchung bot. Die Herren gewannen zwar privatim die Ueberzeugung, daß Wezwagar in allen drei Fällen der Thäter oder wenigstens der Anstifter gewesen sei; sie konnten sich aber trotzdem bei dem Mangel an irgend welchen Beweisen nicht entschließen, ihn auch nur vorzuladen. Man beschloß aber, ihn scharf beobachten zu lassen. Gleichzeitig wurden eine ganze Anzahl Maßregeln, von denen man hoffte, daß sie auf die Spur des Verbrechers leiten könnten, verabredet. Andersohn erhielt als Vertrauensmann den Auftrag, sie anzuordnen und ihre Ausführung zu überwachen. Dann aß der Hauptmann zu Mittag und fuhr davon.

Wieder nach einer Woche lief plötzlich die Nachricht von Mund zu Mund, daß auf den Baron geschossen worden sei. Der Baron sei, so erzählte man sich übereinstimmend in den Krügen und in den Gesinden, in der Dämmerstunde von einem entfernten Beihof aus allein durch den Wald nach Hause geritten. Da sei ein Schuß gefallen und die Kugel habe ihm die Cigarrenspitze aus der Hand gerissen. Der Baron sei darauf vom Pferde gesprungen und in das Dickicht eingedrungen; die Schonung sei aber so dicht und die Dunkelheit schon so groß gewesen, daß er den Schützen nicht habe entdecken können.

Digitized by Google

So erzählten sich die Bauern; es hätte aber keiner anzugeben vermocht, von wem dieser Bericht eigentlich herrührte, denn der Baron ignorirte den Vorfall vollständig, und der Verbrecher blieb unbekannt. Trotzdem zweifelte niemand daran, daß sich alles so ereignet habe.

Einige Tage nachher kam Breede nach Wezwagar. Er kam, um sich zu erkundigen, ob die Badstube schon für ihn und die Seinigen hergerichtet sei, und war nicht wenig erfreut, als er sah, daß die Schwester bereits alles auf das umsichtigste vorbereitet hatte. Trotzdem jammerte er: „Ach Du lieber Gott! Erbarme Dich, das ist ja doch nur für ein Jahr! Dann müssen wir alle mit dem weißen Stabe durch das Land!"

Die Schwester suchte ihn, so gut sie konnte, zu trösten. „So Gott will," sagte sie, „finden wir noch ein Obdach, und da könnt Ihr dann auch unterschlüpfen. Ein Arbeiter wie mein Mann findet schon sein Brot."

Nachher schickte sie den Bruder auf das Feld, damit er sich mit Wezwagar begrüße.

„Ach Du lieber Gott! Erbarme Dich, wie haben sie Dir übel mitgespielt!" begann Breede dort die Unterhaltung. „Es könnte einen Stein erweichen!"

„Ja, mein Alterchen, so geht es im Leben," erwiderte Wezwagar so freundlich, wie ihn der Schwager lange nicht gesehen hatte. „Aber das thut nichts, zieht deshalb nur immer zu uns. Für den Winter ist gesorgt, und im Frühling wollen wir auch Rath schaffen."

„Ach Du mein lieber Gott! Erbarme Dich, wie sind die Leute böse! Jetzt sagen Sie sogar, Du habest auf den Baron geschossen."

Wezwagar erbleichte. „Was sagen sie?"

„Ach Du mein lieber Gott! Erbarme Dich, sieh mich nicht so schrecklich an! Ich wiederhole ja nur, was die bösen Menschen sich erzählen."

„Was erzählen sie?" rief Wezwagar und faßte den Schwager an beiden Schultern.

„Ach Du mein lieber Gott! Sie sagen, Du habest auf den Baron geschossen; aus einer Flinte auf ihn geschossen!"

„Ist denn auf den Baron geschossen worden? Wann?"

„Ach Du mein lieber Gott! Erbarme Dich, Du weißt natürlich von nichts. Am vorigen Mittwoch hat ein Mann, der im Walde versteckt war, aus einer Flinte auf den Baron geschossen! Erbarme Dich, die Kugel hat dem Baron die Cigarrenspitze aus dem Munde gerissen und ihm dadurch alle vier Vorderzähne ausgeschlagen. Erbarme Dich! Ach Du mein lieber Gott!"

Wezwagar zitterte am ganzen Leibe. „Und die Leute sagen, daß ich auf ihn geschossen habe?"

„Sie sagen, daß Du auf ihn geschossen habest. Der arme, arme Baron! Jetzt werden er und die Seinigen von Haus und Hof müssen!"

Wezwagar zog sein Taschentuch und trocknete sich den kalten Angstschweiß von der Stirn. So hatten ihn die Gefährten von neulich doch getäuscht! Ihm selbst war ja der Gedanke durch den Kopf gegangen, den Baron zu tödten; aber er hatte ihn nur mit Entsetzen gefaßt. Jetzt, wo das Ungeheure durch einen anderen geschehen war, erschien es ihm wie das, was es war, wie ein fluchwürdiges Verbrechen. Und er galt für den Thäter!

„Jakob," fragte er, „hast Du meiner Frau davon erzählt?"

„Ach Du mein lieber Gott! Erbarme Dich, wie werde ich meinem Schwesterchen davon erzählen? Ihr würde ja das Herzchen darüber brechen, wenn Du nach Sibirien müßtest!"

„Gut. Erzähle ihr auch künftig nichts davon. Und nun fahre mit Gott. Ich komme Euch am Tage Eures Umzugs mit vier Wagen zu Hilfe."

Sie gingen nun mit so raschen Schritten dem Gesinde zu, daß Breede in eine Art Trab verfallen mußte, um nur neben dem Schwager bleiben zu können. Er nahm dann zärtlichen Abschied von der Schwester und ihren Kindern und fuhr davon.

Die Bäuerin bemerkte mit Angst und Schrecken, daß ihr Mann wieder im höchsten Grade aufgeregt war. Das Verhältniß der beiden hatte sich nach jener Scene auf dem Hof, da ihr das Herz überquoll, noch seltsamer gestaltet als bisher. Als sie am Abend jenes Tages ihren Mann fragte, ob er ihr zürne, blickte er ihr hell und klar ins Auge und erwiderte: „Nein, durchaus nicht." Er zog sie aber nicht an sich, sondern ging still zu Bett.

„Du willst noch ausgehen?" fragte sie jetzt, als sie sah, daß ihr Mann sich anschickte, seine Arbeitskleider mit seinen Sonntagsgewändern zu vertauschen.

„Ja," erwiderte er kurz. „Sage der Dorothea, sie möge mir den Fuchs anspannen."

„Georg," sagte die Bäuerin entschlossen, „kannst Du mir die Versicherung geben, daß Du nichts gegen den Baron im Felde führst?"

„Sei unbesorgt," erwiderte er und fuhr mit seiner Rechten über ihr Haar. „Ich sinne auf Gutes, nicht auf Böses."

Die Bäuerin schlang ihre Arme um seinen Hals und schluchzte laut. „O sage mir, was Dich so aufgeregt hat, was Du vorhast!" bat sie.

Der Bauer drückte sie an sich und küßte sie zärtlich. „Nachher," erwiderte er.

„Sei unbesorgt," wiederholte er, als er schon im Wagen saß und die Fahrleine ergriff. Die Bäuerin beugte sich rasch über den Wagen vor, faßte seine Hand und küßte sie innig. Dann blieb sie stehen und sah ihm nach. Dort, wo der Weg im Walde verschwand, wandte er sich noch einmal nach ihr um.

Der Fuchs trabte munter vorwärts und ließ sich darin auch nicht irre machen, als er den schützenden Schatten des Waldes verlassen und zwischen die heißen Felder hinaus mußte. Es war ganz windstill und die Sonnenstrahlen brannten so heiß wie im Juni. „Es gibt heute Abend das erste Gewitter," dachte der Bauer.

Endlich erreichten die beiden ihr Ziel, das Pastorat. Wezwagar band das Pferd im Schatten an, stäubte sich mit dem Taschentuche den Staub von den Kleidern und ging ins Wohnhaus.

Als der Pastor, der an seinem Schreibtisch saß, aufsah und Wezwagar gewahr wurde, fuhr er ein wenig zurück. Er faßte sich aber gleich wieder, trat auf ihn zu und sagte: „Es freut mich, daß Du gekommen bist. Ich wollte selbst heute noch zu Dir."

„Herr Pastor," erwiderte der Bauer gerade heraus, „Sie halten mich wohl auch für einen Mörder?"

Der Pastor machte große Augen. „Wezwagar," versetzte er, „ich kann es Dir nicht ausdrücken, wie sehr es mich freut, daß Du so sprechen kannst. Rede, Mann, und sage mir, wie es geschehen konnte, daß man einen so schrecklichen Verdacht gegen Dich faßte."

„Herr Pastor," entgegnete der Bauer, „ich komme in großer Noth zu Ihnen. Rathen Sie, helfen Sie! Ich bin ein verlorener Mann. Ich bin wie betäubt, ich weiß nicht mehr, was recht ist und was unrecht, was gut ist und was böse."

Der Bauer athmete schwer auf und fuhr sich mit dem Taschentuch über Stirn und Wangen.

Der Pastor betrachtete Wezwagar mit steigender Verwunderung. „Komm," sagte er freundlich und strich sich nach seiner Gewohnheit das silberweiße Haar aus der hohen Stirn, „setze Dich hierher auf den Stuhl und erzähle mir, was sich ereignet hat."

Wezwagar erzählte nun, anfangs verworren, bald aber klar und fest. Er erzählte von dem Ei, von seiner Begegnung mit den Buschwächtern, von seinem Besuch bei Herrn von Mukowski. Er verschwieg auch den Vermittlungsversuch seiner Frau nicht und die Aufnahme, die derselbe im Hof gefunden hatte.

Während er das alles dem still zuhörenden Pastor, der immer hastiger rauchte, erzählte, war es, als ob ihm eine Binde von den Augen genommen würde. Sein eigenes Verfahren erschien ihm jetzt thöricht und seiner unwürdig. Sein Weib allein hatte wie immer so auch in diesem Fall richtig gefühlt und gesprochen. Er hatte den Pastor fragen wollen, ob denn das Recht nicht auf seiner Seite sei; aber er beantwortete sich die Frage jetzt selbst.

„Wezwagar," begann der Pastor, als dieser schwieg, „der

Digitized by Google

Baron handelte gewiß nicht richtig, als er Deine Vergeßlichkeit so hart strafte; aber sei überzeugt, er meinte es nicht so böse. Ihm gehen mitunter wunderliche Gedanken durch den Kopf und er handelt dann wunderlich, aber er ist nicht schlecht. Du mußtest doch das Ei bringen und brachtest es nicht; da mußtest Du es Dir gefallen lassen, daß er Dir das Fahren durch den Wald verbot. Es war weder nöthig, daß er es that, noch gut; aber er hatte zweifellos das Recht dazu. Er hatte auch das Recht, Dir, der Du ihn schwer beleidigtest, das Gesinde zu kündigen. Laß Dir von Mukowski nichts weiß machen. Ich habe von diesem sauberen Herrn schon gehört. Man hat ihn wegen schlechter Geschichten aus dem Zolldienst ausgeschlossen, und er ist jetzt einer jener schamlosen Blutsauger geworden, die Euch arme Bauern auf das frechste betrügen und hintergehen. Deine hundert Rubel wird Dir die Grabschaufel bezahlen. Mein Schwiegersohn hat Dir, ohne es zu wollen, einen schlechten Rath ertheilt. Der Advokat, an den er Dich wies, ist ein wackerer aber hochmüthiger Mann und kann eben deshalb den Adel nicht leiden. Er wäre gern selbst ein Junker und er wäre dann schlimmer als die anderen. Es gibt allerdings ein Gesetz, das den Advokaten verbietet, die Bauern vor Gericht zu vertreten. Ich mißbillige dieses Gesetz, das uns die Mukowskis groß gezogen hat, durchaus; aber es ist in wohlmeinender Absicht erlassen, denn man wollte durch dasselbe die Bauern davor schützen, ihr Hab und Gut in unbesonnenen Prozessen zu vergeuden. Ein anderer Advokat hätte zwar Deine Sache auch nicht führen können; aber er hätte Dich angehört und Dir dann gesagt, daß sie aussichtslos sei."

„Herr Pastor, sind solche Gesetze nicht nur erlassen, um uns Letten niederzuhalten?"

Der Greis blickte Wezwagar erstaunt an. „Lieber Freund," sagte er und legte seine Hand auf den Arm des Bauern, „ich weiß nicht, wer es ist, aber es lebt ein schlechter Mann unter Euch, der Euch aufreizt gegen uns alle. Es ist bei uns gewiß nicht alles so, wie es sein sollte, und auch ich glaube, daß wir vor allem andere Gerichte brauchen, ganz andere; wenn man aber sagt, daß die Bauern mitunter nicht zu ihrem Recht kommen, weil sie Letten sind, so ist das nicht wahr. Uns nichtadeligen Deutschen geht es ganz eben so, denn der Fehler liegt darin, daß alle Richterposten aus den Mitgliedern eines Standes gewählt werden. Da ist es denn nur zu menschlich, daß wohl einmal ein Kreisrichter oder ein Hauptmann in einer schwachen Stunde um der Verwandtschaft willen das Recht beugt. Darunter leiden wir alle gleich, und das wird, so Gott will, bald anders werden; die Regel aber ist ein solches Verfahren keineswegs, und mit deutsch und lettisch hat das nichts zu thun. Wenn die Barone jetzt häufig härter sind als bisher, so erklärt sich das daraus, daß allerlei Gesetze zu Euren Gunsten im Anzuge sind, welche sie mit Unrecht als Eingriffe in ihr Eigenthumsrecht betrachten. Dadurch sind sie tief erbittert und lassen so sich für eine Weile das gesunde Gefühl verwirren. Das wird aber bald vorübergehen und alles wieder werden wie früher, wo unsere Edelleute auf nichts so stolz waren als auf die Liebe und den Wohlstand ihrer Bauern. Ich höre jetzt aus allerlei Reden heraus, daß man Euch vorlügt, daß, ehe die Deutschen ins Land kamen, Eure Vorfahren wie im Paradiese lebten und alles Unglück erst mit der Ankunft der Deutschen begann. Das ist nicht wahr. Damals bekriegten sich die kleinen Völker, die in unserem Lande lebten, ununterbrochen, und was sie übrig ließen, zerstörten die Lithauer und Esten. Niemand war seines Lebens, seiner Habe sicher. Als dann die Deutschen ins Land kamen, haben sie auch schlimm genug gehaust; aber sie gingen miteinander nicht besser um. Sie lebten eben in einer rohen Zeit. Wezwagar, ich weiß nicht, wer Euch so aufreizt, ich ahne es nicht einmal, aber der Mann versündigt sich schwer an uns allen. Wezwagar, tritt Du dem Treiben mannhaft entgegen, dulde nicht, daß das Gift immer weiter um sich greift. Dich achten alle um Deiner Gaben, Deines Fleißes und Deines reinen Lebenswandels willen. Du bist wie eine Leuchte, siehe zu, daß Du Deinen Gemeindegenossen stets den rechten Weg zeigst."

Der Geistliche hatte die letzten Worte mit gerötheten Wangen und flammenden Augen gesprochen. Der Bauer athmete schwer. „Herr Pastor," sagte er endlich und beugte sich auf die Hand des Greises nieder, „ich danke Ihnen."

Der Pastor erbot sich nun, zwischen dem Baron und Wezwagar zu vermitteln; aber der Bauer lehnte das Anerbieten dankend ab.

„Herr Pastor," sagte er ruhig, „ich mag selbst nicht mehr in dem Gesinde bleiben."

Der Pastor drang nun in ihn, aber der Bauer blieb bei seinem Entschluß.

Als der Pastor den Bauer auf die Veranda hinaus begleitete, stießen sie dort auf den Nörgelnschen Baron Thorhaken, der den Halfter seines Reitpferdes eben durch einen an der Wand befestigten Eisenring zog. „Guten Tag, Herr Pastor! Was Tausend, da steht ja der angebliche Attentäter! An dem Gerede ist doch natürlich nichts Wahres? Was? Ihr habt doch nicht auf den Waldburgschen Herrn geschossen?"

„Nein, Herr, wahrhaftig nicht."

„Nun, das habe ich immer geglaubt. Was ist denn aber zwischen Euch vorgefallen?"

Der Pastor erzählte nun in der Kürze, was sich ereignet hatte. Der Bauer stand still dabei.

„Wezwagar," rief der Baron, als der Pastor seinen Bericht beendet hatte, „Ihr seid ja ein Teufelskerl! Wahrhaftig, ich hätte das Gesicht meines Vetters sehen mögen, als ihm der Eidotter um die Nase spritzte. Ich habe gerade ein Gesinde frei, wollt Ihr das haben?"

„Ich danke Ihnen, gnädiger Herr," erwiderte der Bauer ernst, „aber ich will nicht in der Gegend bleiben."

„Nicht? Schade! Ich hätte Euch gern aufgenommen, einmal, weil Ihr der beste Wirth seid, von dem ich weiß, und dann, weil ich meinen Vetter durch nichts so ärgern könnte. Ueberlegt Euch die Sache noch, Ihr sollt das Gesinde billig haben."

Der Bauer verneigte sich dankend, grüßte die Herren und fuhr davon. (Schluß folgt.)

Die Bai von Rio de Janeiro.*)

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

(Zu dem Bilde auf Seite 693.)

„Jardin da Europa á beira mar plantado" — „Europens Garten gepflanzt am Meeres-Strand" — singt Thomaz Ribeiro von Portugal seinem sonnigen Vaterlande, und in gewisser Hinsicht mag man es gelten lassen; mit höherem Rechte aber könnte man Brasilien, dessen üppige Vegetation, dessen landschaftliche Schönheiten ihm selbst in dem in dieser Hinsicht so reich ausgestatteten neuen Kontinente eine hervorragende Stellung verleihen, ein Eden Amerikas nennen.

Von den Mündungen des riesigen Amazonas, von Parás und Maranhãos flachen Küsten bis zu den langgestreckten Korallenriffen von Pernambuco, hinter welchen, so weit das Auge reicht, schlanke Kokospalmen sich im Ufersande wiegen, bis dahin, wo südlich von Bahia die Serra do Mar näher und näher heranrückt und steiler sich erhebt, um in den Provinzen von Rio de Janeiro, St. Paulo und Paraná ihre höchste Entwicklung zu erreichen und von da an allmählich in die sanft gewellten Pampas des Südens zu verlaufen — welch endlose Zahl wunderbarer, mannigfaltiger, stets aber überaus malerischer Landschaftsbilder, die sich vor dem Auge des Beschauers entrollen!

Die Perle von allen, die an Schönheit überhaupt mit den berufensten Punkten der alten wie der neuen Welt wetteifert,

*) Gelegentlich des Besuchs, welchen der Kaiser von Brasilien jetzt Europa abstattet, dürfte diese Schilderung der lieblichen Umgebung seiner Hauptstadt aus der Feder eines Berufenen unsern Lesern erwünscht sein.

Digitized by Google

ist und bleibt jedoch die Bai von Rio de Janeiro mit dem stolzen Kranze himmelanragender Granitkegel, ihren reizenden Inseln, dem Mastenwalde des Hafens und dem nimmer rastenden Leben einer bedeutenden Handelsstadt und Metropole.

Als zackige Linie, die portugiesisch-spanische Bezeichnung „Serra" (Säge) rechtfertigend, erhebt sich dort für den von Osten Kommenden die brasilianische Küste aus dem Meere; erst duftig und in blauer Ferne mit dem Horizont fast in eines zerfließend, aber bald Gestalt gewinnend und in mannigfaltige Gruppen, in zahlreiche Riffe sich lösend.

Denken wir uns an Bord eines jener prächtigen transatlantischen Dampfer, die von Southampton, Liverpool, Hamburg, Antwerpen, Bordeaux und, wenn ich nicht irre, auch von Marseille die Ueberfahrt in 21 bis 22 Tagen machen und wovon wenigstens einer in der Woche in Rio einläuft: wir haben Lissabon, St. Vincent (eine der cap-verdischen Inseln), Pernambuco und Bahia berührt und nähern uns dem Ende der Fahrt. Wacker arbeitet sich das brave Schiff durch die Flut und schon zeigt uns ein der „Gegend" Kundiger die Ponta negra, den Zuckerhut, des Corcovado nadelgleiche Spitze und die breite Gavia.

Immer reicher wird das Bild: schon beginnen wir die wogengepeitschten Mauern des Forts von Santa Cruz zu unterscheiden, welches, hart an dem tiefsten Kanal des Fahrwassers gelegen, den Eingang zur Bai vertheidigt; aber nichts kann dem überwältigenden Eindruck sich vergleichen, womit dem Fort gegenüber der mächtige Felskoloß des Zuckerhutes (Pão d'assucar) dunkel und drohend aus dem Meere sich erhebt, und unser fregattengroßes Fahrzeug zur Nußschale herabdrückt.

Ueber tausend Fuß hoch fallen seine Wände, und zwar auf drei Seiten nahezu senkrecht in die Flut, in gewisser Ansicht sogar überhängende Partien aufweisend.

Kaum scheint es möglich, daß der glatte, nur gegen die Kuppe zu mit einem Anfluge niedern Gestrüppes bedeckte Kegel bestiegen werden könne, und doch wurde das Wagstück schon mehr als einmal von Deutschen und Engländern unternommen und wirklich glücklich zu Ende geführt.

Aber unser Dampfer hat die mit schweren Witworthgeschützen armirten Batterieen von Santa Cruz sowie das kleine mitten im Eingange auf einem flachen Felsen liegende Fort Laage glücklich passirt und unbehindert vermag nun der Blick das entzückende Panorama der weithin, wie das ewige Rom, auf sieben Hügeln sich erstreckenden Stadt mit dem Mastenwalde des Hafens und den Inseln von Villegaignon und das Cobras, dem prächtigen Hintergrunde dicht bewaldeter Berge und hoch in die Lüfte ragender Felskuppen, mit einem Male zu umfassen.

Die tiefblaue See, der wolkenlose Tropenhimmel (wenn wir uns nämlich in den Monaten Juni bis September befinden sollten), der glänzende Sonnenschein, die herrliche Landschaft, alles vereint sich, um den Eindruck zu einem nahezu berauschenden zu machen.

„Das Leben ist doch schön!" rufen wir mit Marquis Posa, und vergessen darüber beinahe den hungrig blickenden Alfandegabeamten*), der hart vor der Insel Villegaignon an Bord gekommen und der unser Handgepäck nach zollpflichtigen Gegenständen geringeren Kalibers, Taschenuhren, Schmucksachen ꝛc. durchstöbert.

Ein von vier kräftigen Negern gerudertes Boot, dessen schneidiger Bug pfeilschnell durch die Wogen gleitet, bringt uns zu der von einer Unzahl von kleinen Fahrzeugen mit ihren schreienden gestikulirenden Insassen umlagerten Ufertreppe und wir betreten, sei es nun zum ersten Male oder aufs neue wieder, den Boden der Terra da Santa Cruz, wie die alten Portugiesen Brasilien im Anfange benannten.

Wohl dem Freunde der Natur, dem es nun vergönnt, die zahllosen herrlichen Punkte der Umgebung, unter denen ich nur die zu Pferd und mit größter Bequemlichkeit auszuführende Besteigung des Corcovado und der Tijuca, die Fahrt nach den Inseln von Governador und Paquetá ꝛc., den Besuch der außerhalb der Bai am Atlantischen gelegenen Buchten von Timboy, Praia Vermelha und Copa Cabana anführen möchte, mit aller Muße der Reihe nach vorzunehmen.

Ueberaus lohnend sind selbstverständlich größere Ausflüge in das im Hintergrunde der Bai bis zur Höhe von 7000 Fuß sich erhebende Orgelgebirge, so genannt von den zackigen Piks, womit dessen Ausläufer nach der Ebene abfallen. Dort liegt, 2500 Fuß über dem Meer, die ehemalige deutsche Kolonie Petropolis, mit der Sommerresidenz des Kaisers, wo derselbe und mit ihm alles, was nicht durch seine geschäftliche Stellung durchaus an Rio gebunden ist, die heiße Zeit, d. h. die Monate November bis März verbringt.

Vielleicht dürften ein paar Worte über diesen öfters genannten, aber wenig gekannten Fürsten, der, ein direkter Nachkomme der altportugiesischen Königsfamilie der Bragança, durch seine Mutter Leopoldina, eine Prinzessin aus dem Hause Habsburg, in seiner äußern und sehr stattlichen Erscheinung ganz den bekannten Typus dieses letzteren zur Schau trägt, vor einiger Zeit schon Europa und zwar damals zum ersten Mal besuchte, hier am Platz sein.

Dom Pedro II (dem seit 23. Juli 1840 regierenden Kaiser) und der durch die monarchische Regierungsform garantirten Ruhe allein verdankt es ja Brasilien, wenn es in den letzten zwei Jahrzehnten größere Fortschritte gemacht hat, als irgend eins der umgebenden Länder. Längst wäre das ungeheure, schwach bevölkerte Reich in ein halbes Dutzend sogenannter Republiken zerfallen, in denen beim lieblichen Wechsel zwischen vollständiger Anarchie und schrankenlosem Despotismus unter dem brutalen Regiment säbelklirrender Usurpatoren und ehrgeiziger Abenteurer kein Fortschritt irgend welcher Art, intellektueller wie materieller überhaupt nur denkbar erschiene.

Man betrachte doch die Verhältnisse in den spanisch redenden Nachbarstaaten! Sie sind wahrlich lehrreich genug. Zur Zeit, als ich mich in Bolivia befand, seufzte jenes arme Land unter der Diktatur des, wie die meisten seiner Vorgänger, mit einem Gewaltstreich, durch Mord und Kampf ans Ruder gelangten „Generals" Melgarejo. Mit einer Handvoll Mestizen, die er mit nordamerikanischen Repetirgewehren bewaffnet hatte, hielt er eine Bevölkerung von nahezu 4 Millionen (denen der Muth und die Kühnheit der ersten Conquistadoren allerdings schon längst abhanden gekommen) während sechs oder sieben Jahren vollständig in Schach, durfte er sich ungestraft die grausamsten Verfolgungen, Bedrückungen und Erpressungen erlauben.

Aehnlich verhält es sich in all den andern südamerikanischen Republiken, Chile ausgenommen, woselbst das Uebergewicht der dort seßhaften Europäer, der blühende Handel mit San Francisco bessere Zustände ins Leben gerufen haben.

Mag auch in Brasilien noch manches zu wünschen übrig bleiben, mag besonders die Art, wie trotz bedeutender Geldopfer von Seiten der Regierung durch die Schuld gewissenloser Agenten, unfähiger Beamten und egoistischer Pflanzer die wichtige Kolonisationsfrage mehr und mehr sich verwickelt, unsere herbste Kritik herausfordern — das Land an und für sich ist von der Natur überreich ausgestattet und bietet bei verhältnißmäßiger Leichtigkeit, es zu erreichen und zu bereisen, dem Naturfreund eine solche Fülle von Genüssen, daß dessen systematische Vernachlässigung von Seiten Europas heutzutage kaum mehr aufrecht zu erhalten oder zu entschuldigen sein dürfte.

Der Künstler, der Botaniker und Zoolog, der Ethnograph, der Jäger und Fischer, sie alle würden bei einem Besuch jener malerischen Gestade sicherlich ihre Rechnung finden und die dort verbrachten Tage zu ihren schönsten Erinnerungen rechnen.

Keller-Leuzinger.

*) Alfándega = Zoll, Douane; ein aus dem Arabischen stammendes Wort der portugiesischen Sprache.

Serbien und sein Krieg wider die Türken.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Die Rolle, welche Serbien in dem gegenwärtigen Kriege wider die Türken spielt, ist vielfach mit jener Piemonts in Italien verglichen worden. Der kleine Staat an der untern Donau soll der Krystallisationspunkt des zukünftigen Südslavenreichs werden und seine innere Entwicklung, so mangelhaft sie auch verglichen mit mittel- und westeuropäischen Staaten

erscheint, gibt ihm allerdings ein moralisches Anrecht darauf, Führer zu sein in dem großen Kampfe, den die unterjochten slavischen Völker seit langer Zeit schon gegen die Türken führen, ein Kampf, der jetzt allerdings größere Ausdehnung annimmt, als alle die bisherigen Insurrektionen, da zum ersten Male regelmäßige Heere sich gegenüberstehen. Direkt oder indirekt an dem Kampfe betheiligt, bald der einen oder der andern Partei sympathisch zugethan, schauen Europas Völker auf den entbrannten Streit und suchen sich über die dabei in Frage kommenden Verhältnisse zu unterrichten. Auch bei uns ist im großen Ganzen Serbien ein unbekanntes Land; wir wissen, daß Belgrad seine wichtigste Stadt, daß es schöne Eichenwälder besitzt und dort die Schweinezucht blüht — von seinen staatlichen Einrichtungen, vom Auskeimen der Künste und Wissenschaften daselbst — wenn auch im bescheidensten Maße — vernehmen wir wenig. Es mag daher an der Zeit sein, hier einiges über den Zukunftsstaat zu sagen, wobei wir das große Werk von F. Kanitz: „Serbien, historisch-ethnographische Reisestudien" (Leipzig 1868) zu Grunde legen, da ein besserer Führer in keiner Sprache vorhanden ist.

Das Fürstenthum Serbien hat einen Flächeninhalt von 790 Quadratmeilen, ist mithin etwa so groß wie die Rheinprovinz. Blicken wir auf die Karte, so erkennen wir, daß es die Gestalt eines Vierecks hat, welches im Norden durch die Donau und Save, im Westen durch den Fluß Drina, im Osten durch den Timok und im Süden durch eine Anzahl Gebirgszüge begrenzt wird. Mit Ausnahme weniger Strecken im Norden ist das Land gebirgig und von zahlreichen, hier Planina genannten Bergketten durchzogen, die auch seine West- und Ostgrenze umwallen und im Nordosten sich als Fortsetzung der siebenbürgischen Alpen zu erkennen geben. Hier, bei Orsowa, hat die Donau sich durch das Gebirge mit Macht ihren Weg gebahnt und bildet das eiserne Thor. Der höchste Berg des Landes liegt im Süden an der türkischen Grenze; es ist der Kopaonik (1900 Meter). Die Thäler der fast durchweg von Süden nach Norden strömenden Flüsse sind die Kulturcentren und Schlachtfelder des Landes, zum Theil aber, wie die Berge selbst, noch mit dichter Waldung bedeckt und nur durch enge Thalpforten oder beschwerliche Gebirgspässe mit einander verbunden. Außer den Grenzströmen ist noch die Morawa zu nennen, der Centralfluß Serbiens, welche durch Vereinigung der serbischen und bulgarischen Morawa gebildet wird.

Ungeachtet Serbien mit Mittelitalien unter einer Breite liegt, entspricht es diesem doch nicht in Bezug auf klimatische Verhältnisse. Hat man im Sommer auch Tage lang + 33° R. Wärme im Schatten, so sinkt die Temperatur im Winter doch auf — 12° R. Da ungeheure Wälder und Gebirgsrücken den größten Theil des Landes erfüllen, so ist im Sommer die Ausdünstung und Abkühlung der Erde eine sehr bedeutende. Die Südwinde werden durch die hohen Mauern des Balkan und Rhodope abgehalten, Ost- und Westwinde haben geringen Einfluß, und daher sind Nordwinde vorherrschend. Im Sommer regnet es wenig, aber heftige Gewitter treten urplötzlich verheerend auf.

Die Pflanzenwelt gleicht jener Süddeutschlands. Neben den vorherrschenden Eichen, Buchen, Eschen und dem Nadelholz im Süden findet man ganze Wälder wildwachsender Nuß- und Maulbeerbäume, neben Silberpappeln und Akazien viel wilde Obst- namentlich Pflaumenbäume. Die Kräuter auf den Wiesen und Waldrändern sind gleichfalls jene, die wir in unsrer Heimat sehen, und wie bei uns sind auch dort die reißenden Thiere ausgerottet, so daß Bären, Wölfe, Luchse zu den seltenen Erscheinungen gehören, während Hirsche, Rehe, Hasen, Füchse noch häufig sind.

In dem Lande, das wir solchergestalt flüchtig gekennzeichnet haben, wohnt nun das südslavische Volk der Serben, welches eines Stammes und einer Sprache ist mit den Slavoniern, Kroaten und Dalmatiern Oesterreichs, sowie mit den Bosniern und Herzegowinern der Türkei. Seit dem Jahre 1830 wurde Serbien nach langjährigem blutigen Freiheitskampfe von der Pforte als selbständiges, wiewohl tributpflichtiges Fürstenthum unter der Regierung der fürstlichen Familie Obrenowitsch anerkannt. Die jährliche Zahlung an die Türkei beträgt 41,552 Dukaten. Gegenwärtig regiert der junge Fürst Milan IV, der nach der Ermordung seines Vorgängers am 2. Juli 1868 zum Fürsten proklamirt wurde.

Nach der Zählung vom Jahre 1866 betrug die Gesammtbevölkerung Serbiens 1,222,000 Einwohner, was etwas über 1500 Seelen auf die Quadratmeile ausmachen würde, ein Verhältniß, das gegenüber Deutschland mit etwa 4000 Seelen auf die Quadratmeile allerdings ungünstig erscheint. Wollen wir das Serbenvolk in der vollsten Eigenthümlichkeit seines Charakters und unberührt von fremden Einflüssen kennen lernen, so erreichen wir dieses am besten in dem von der Morawa, der Drina und dem Ibar umflossenen Gebiet, in jenen engen Bergregionen und dichten Forsten, welche dem serbischen Freiheitskampfe seine besten Führer und Streiter gaben, dort, wo sich das serbische Element eben so rein erhielt, wie es an der Donau im steten Verkehre mit Magyaren, Deutschen und Rumänen in seiner Ursprünglichkeit gelitten hat. Der Serbe zeichnet sich durch ein scharfes Gesichtsprofil und kräftige Körperformen aus; er ist an Wuchs mehr klein als groß, breitschulterig und selten feist. Der Kopf erscheint gut proportionirt, die Backenknochen sind hervorragend und die Nase oft von schönem Adlerschnitte. Das Haar ist meist blond oder braun, seltener schwarz; der Landbewohner trägt nur Schnurrbart, während der Geistliche stets durch Vollbart sich auszeichnet. Schwarzes Haar gilt den Frauen in den Städten als unentbehrliche Zierde, weshalb die blonde Serbin es allemal färbt, gerade so wie das künstliche Schminken bei ihr nicht fehlt. Selten erreicht die Frau mehr als Mittelgröße; schön ist sie nicht, aber die Gesichtszüge sind regelmäßig.

Der Serbe ist von Charakter im allgemeinen duldsam und gastfreundlich. Seine kriegerischen Tugenden, schon von den Byzantinern gerühmt, werden von keiner Seite angezweifelt. Voll stolzen Selbstgefühls ist er klug, ja schlau. Er läßt sich nie einen Vortheil entgehen; er betrügt dabei selten, doch wird es andern schwer ihn zu überlisten. Dabei weicht er vor niemandem in seinem Recht zurück. Eher läßt er es auf einen Prozeß ankommen und in diesem Falle ist er sich selbst der beste Advokat, wobei ihn seine große Redefertigkeit unterstützt. Der Serbe flucht und erhitzt sich sehr gern im Streite, geht aber selten zu Thätlichkeiten über; Duell und Blutrache sind ihm unbekannt. Trotz all seinem scharfen Verstande bildet das religiöse Moment, die Neigung zum Mystischen, einen Grundzug seines Charakters, zu oft artet dieses in Vorurtheil und Aberglauben aus. Es gibt unzählige günstige und böse Vorbedeutungen, welche Glück und Unglück verkünden.

Der persönliche Verkehr zwischen allen Klassen, zwischen Armen und Reichen ist in Serbien ein äußerst ungezwungener. Es gibt dort keine durch Titel oder Rang begründete künstliche Standesunterschiede. Die Türken demokratisirten das ganze Land. Indem sie Adel, gleich Hörigen, zur Rajah erniedrigten, haben sie die Kluft zwischen beiden völlig vernichtet. Edward Brown, der englische Reisende, fand noch im 17. Jahrhundert serbische Mädchen, welche von königlichem Blute abstammten, vor den Pflug gespannt.

Bei großer Neigung für Poesie und Musik zeigt der Serbe gegenwärtig noch wenig Sinn für die bildenden Künste und noch geringeren für das Handwerk. Er besitzt rasche Auffassungskraft und auch sonst manche Talente, die er im Hause beim Anfertigen seines bescheidenen Hausraths bekundet. Das Handwerk als Lebensberuf erscheint aber in seinen Augen als eine verächtliche des Mannes unwürdige Beschäftigung. Weil der eingewanderte Deutsche großentheils Handwerk treibt und für den Serben arbeitet, blickt dieser mit Geringschätzung auf ihn herab. Versuche, welche die Regierung anstellte, die Gewerbe im Lande einzubürgern, mißglückten. So bleibt der Serbe Hirt und Bauer, und tritt er aus den gewohnten Verhältnissen des Elternhauses heraus, dann wird er am liebsten Beamter oder Soldat.

Betrachten wir die Kulturzustände des Landes, welches Anspruch darauf macht, der Kernpunkt des zukünftigen Südslavenreichs zu werden. „Die erste und schwerste Steuer, die das Land und die Arbeit zu zahlen haben, sind die Trans-

Digitized by Google

portkosten. Sie nehmen in geometrischem Verhältniß zu, wenn die Entfernung vom Markt in arithmetischem wächst." Dieser Ausspruch Careys bewahrheitet sich auch an Serbien, denn es besitzt wenig gute Straßen und gar keine Eisenbahnen, so daß für den Waarenverkehr als wichtigstes Transportmittel das Karavanenpferd gilt. Erst 1845 begannen österreichische Ingenieure Straßen zu bauen, so daß die Centren der einzelnen Kreise jetzt durch Wege verbunden sind. Freilich lassen dieselben sehr viel zu wünschen übrig. Es fehlt an Brücken, Wasserdurchlässen ꝛc., und im Winter sind sie gewöhnlich ganz ungangbar. Jeder sucht dann seinen Weg kreuz und quer über den wenig bebauten Boden. Trotzdem ist Serbien das einzige Land der Türkei, wo bereits Personen- und Waarenverkehr die ersten Segnungen eines im europäischen Stil angelegten Kommunikationswesens empfinden; Telegraphenleitung besteht seit 1854 nach den wichtigsten Orten, aber eine Eisenbahn noch nicht.

Da die Entwicklung der Landwirthschaft mit der Ausbildung des Straßennetzes im Zusammenhang steht, leidet jene natürlich auch unter den erwähnten Uebelständen; lohnende Verwerthung für die Feldprodukte ist nicht vorhanden. Aus diesem Grunde wird nur die Zucht des Borstenviehs betrieben, denn dieses transportirt sich selbst, schafft das nothwendige Baargeld ins Haus. Spottweise bezeichnet denn auch der den Serben feindliche Magyar Serbien als den großen Schweinestall Europas, ohne zu bedenken, daß bei ihm theilweise ähnliche Verhältnisse herrschen. Grund und Boden sind in Serbien frei; die Bestellung desselben läßt aber alles zu wünschen übrig, denn die Ackergeräthe sind noch die nämlichen, die vor Jahrhunderten im Gebrauch waren, und das Getreide wird mit Ochsen oder Pferden ausgetreten.

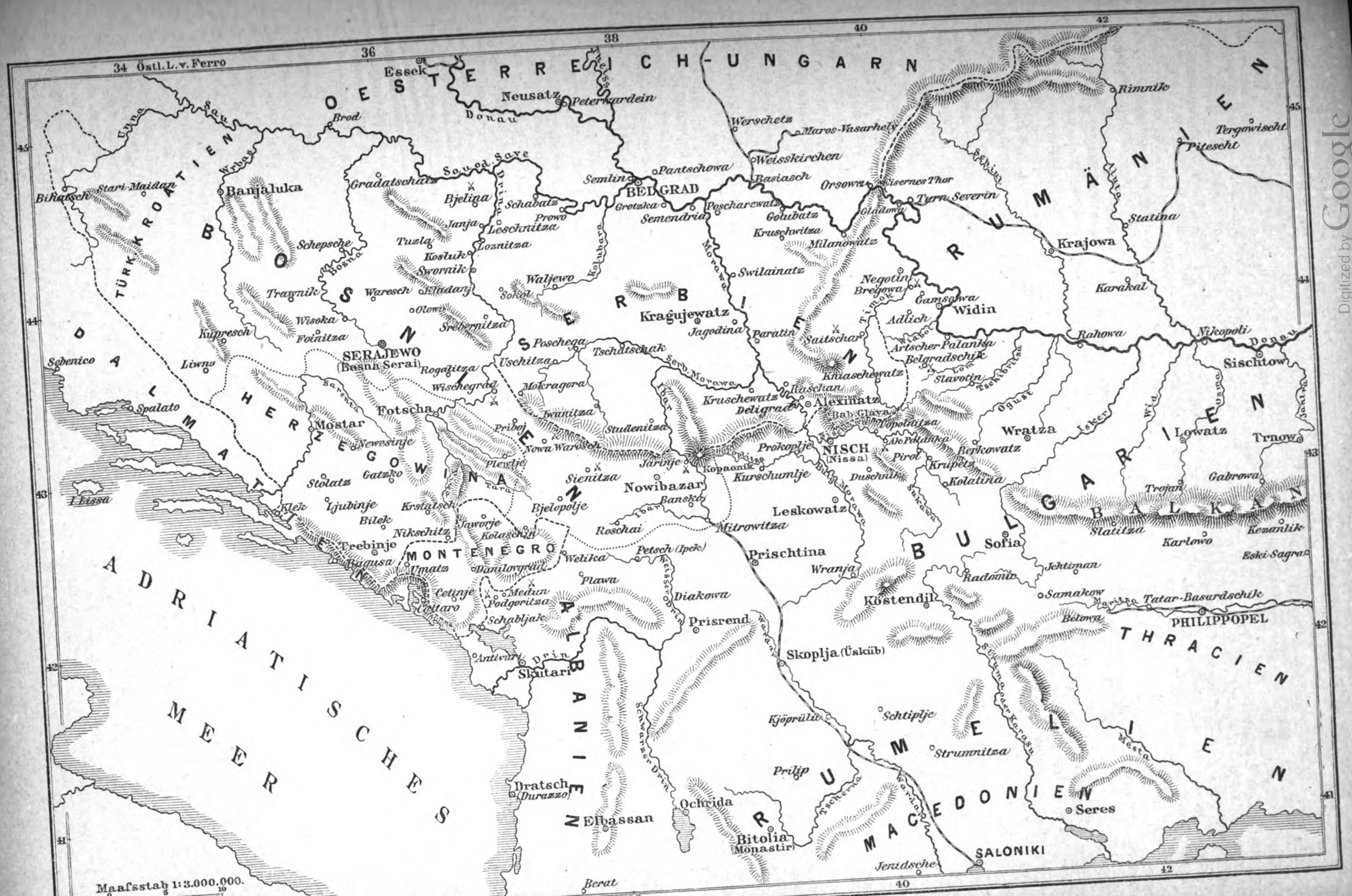
Schon aus allen hier gemachten Andeutungen geht hervor, daß ein eigentlicher Bürgerstand in Serbien fehlt; nur schwache Ansätze zu einem solchen sind vorhanden, eben so wie das Land nur eine einzige Stadt hat, das 28,000 Einwohner zählende Belgrad, das zum Theil als solche nach europäischen Begriffen bezeichnet werden kann. Belgrad ist der natürliche Hauptstapelplatz des serbischen Verkehrs, welches den größten Theil der aus Deutschland, der Schweiz, England, Oesterreich und Frankreich kommenden Industrieprodukte bezieht, wogegen Serbien außer seinen Schweinen und Hölzern noch Erze liefert, denn namentlich der Nordosten ist sehr metallreich.

Das Glaubensbekenntniß und der Ritus des sehr religiösen Volkes sind jene der gesammten orientalischen Christenheit. Der Gottesdienst wird in altslavischer Sprache abgehalten. Es ist dies die alte Schriftsprache der Serben und Bulgaren, die von Rußland angenommen wurde und von dort russifizirt zurückkehrte. Gegenwärtig ist sie eine todte Sprache, da die moderne serbische Literatur sich in der Volkssprache entwickelte. Trotz aller Wandlungen, welche das Altslavische in Rußland erlitten hatte, bewahrte es doch eine so große Verwandtschaft mit dem Serbischen, daß noch ein Theil der Hymnen dem Volke verständlich ist und es befähigt, in die Gebete der Liturgie mit einzustimmen. Geist und Bildung des serbischen Klerus standen einst auf einer höheren Stufe als in der Gegenwart. Das Wirken der neuen theologischen Lehranstalt in Belgrad ist noch ein zu kurzes, die von hohen Geistlichen herausgegebenen theologischen Werke sind noch zu wenig im niedern Klerus verbreitet, um ihre Wirkungen bereits in größerer Ausdehnung fühlbar zu machen. Noch immer fungirt im Innern des Landes eine größere Anzahl von Popen, deren ganzes Wissen sich auf die Benutzung des Rituals und Psalters beschränkt. Eine von ihnen ausgehende Anregung zu einer durchgeistigten, über bloßes Formelwesen hinausgehenden Religiosität liegt außer dem Bereich ihres Vermögens. Mit der Nothdurft des Lebens gleich dem Landmann kämpfend, in dessen Mitte er lebt, das Feld gleich dem Bauer bestellend, von dem er sich außer der Kirche nur durch den Vollbart und die charakteristische Popenmütze unterscheidet, können diese zurückgebliebenen Popen keinen großen Einfluß auf das Volk ausüben. Die Mönche standen bis zuletzt nicht etwa durch höhere Bildung, sondern mehr durch den Nimbus, der ihre von den altserbischen Zaren gestifteten Klöster umgab, in weit höherm Ansehn als die Popen. Aus ihrer Hand empfing der Serbe am liebsten das österliche Abendmahl und der Kranke glaubte in ihrem Segen Heilung seiner Leiden zu finden. Durch den großen Hang des Serben zum Mystischen wurde die Verehrung des Göttlichen sinnbildlich auf sichtbare Gegenstände übertragen, und wie bei andern Völkern wurde Dingen und Zufälligkeiten eine Bedeutung beigelegt, die sie in Wirklichkeit nie gehabt haben. Die protestantischen Bibelgesellschaften haben in neuerer Zeit in der ganzen europäischen Türkei und auch in Serbien ein sehr dankbares Feld gefunden. Vollständige Bibeln existirten früher nur in altslavischer Uebersetzung. Sie fanden sich selten im Besitz von Geistlichen, beinahe nie aber im Hause von Privaten. Der ehemalige Prediger der deutsch-evangelischen Gemeinde in Belgrad, von Coelln, und der englische Geistliche Denton haben sich namentlich um die Verbreitung der Bibel in Serbien Verdienste erworben.

Vor wenigen Jahrzehnten gehörte ein Produkt der Gutenbergschen Erfindung in der ganzen Bevölkerung des türkischen Reichs zu den eben so großen Seltenheiten, wie heute etwa im Nigerdelta. Nur der geistliche Stand sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, sich einige Anfänge des Wissens zu eigen zu machen; dem Laien dagegen war beim Mangel aller Behelfe und jeder Anregung von Seiten der türkischen Behörden eine Ausbildung unmöglich gemacht. Alles Wissen und die Geschichtskenntniß der Serben beschränkte sich beinahe einzig auf die Traditionen der nationalen Gesänge. Die erste Schule wurde 1808 zu Belgrad gestiftet; das erste Gymnasium nach der Erringung der Unabhängigkeit 1832 zu Kragujewatz. Damals gründete man auch die erste Druckerei. Jetzt besteht ein Ministerium für Kultus und Unterricht, das jährlich über etwa 1 Million Mark verfügt, es gibt eine Hochschule mit 15 Lehrern und 200 Studenten in Belgrad, es bestehen 6 Gymnasien und 4 Realschulen, 1 höhere Lehranstalt für Mädchen und etwa 400 Volksschulen — gewiß ein beachtenswerther Fortschritt, wenn wir auch an diese Anstalten noch nicht unsern abendländischen Maßstab anlegen dürfen. Ein Rückschlag dieser Bestrebungen des jungen Serbenstaats auf die benachbarten Stammesgenossen in Bosnien, Herzegowina und Bulgarien konnte nicht ausbleiben; auch hier verlangte man nach der Abwerfung der Geistesfesseln, in welche die Türken die Völker geschlagen hatten. Die mit großen Opfern von den Serben hergestellten Schulbücher wanderten über die Grenze zu den slavischen Christen der Türkei; aber die Türken verboten aufs strengste diese geistige Speise unter dem falschen Vorwand, daß durch sie aufrührerische Tendenzen verbreitet würden; ja die einzige Buchhandlung in Serajewo, der Hauptstadt Bosniens, wurde gesperrt. So wurden mehreren Millionen begabter Menschen die Mittel zur Aneignung höherer Gesittung verschlossen, welche jedem ehemaligen Sklaven in Nordamerika zugängig sind.

Der Fluch des Türkenjochs, der auf der slavisch-christlichen Bevölkerung der Balkanhalbinsel ruht, wird auf das schlagendste illustrirt, wenn wir daneben die Fortschritte des kleinen, aber türkenfreien Serbien auf allen Gebieten der Kultur sehen. Es wäre hier um nichts besser, wenn der Osmane noch herrschte, jetzt aber hat Serbien schon eine Literatur in allen Zweigen des Wissens aufzuweisen, die verhältnißmäßig nicht arm ist, wenn wir bedenken, daß 1783 das erste Buch in gemein serbischer Sprache und zwar zu Leipzig bei Breitkopf gedruckt wurde. Dosithej Obratowitj, der zu Halle studirt hatte, wurde damals der Begründer der neuen serbischen Literatur; er war es, der die Volkssprache zuerst im Drucke anwandte. Wenige Jahre darauf wurde in einem kleinen Dorfe (1787) Serbiens größter Sohn, Vuk Stefanowitj Karadschitj geboren, der treue Sammler und Bewahrer der reichen, im Serbenvolke zerstrenten poetischen Schätze, der Schöpfer der neuserbischen Literatursprache und der unermüdete Agitator für Serbien und dessen Bestrebungen, den Männer wie Goethe und Jakob Grimm hoch anerkannten, ohne dessen Anregung und Mithilfe unser Ranke wohl nie seine „Serbische Revolution" geschrieben hätte. Von Vuk, der 1864 erst starb, kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß alles, was über Serbiens Geschichte, Alterthumskunde und Ethnographie in diesem Jahrhundert geschrieben wurde, auf ihn zurückzuführen ist.

Digitized by Google

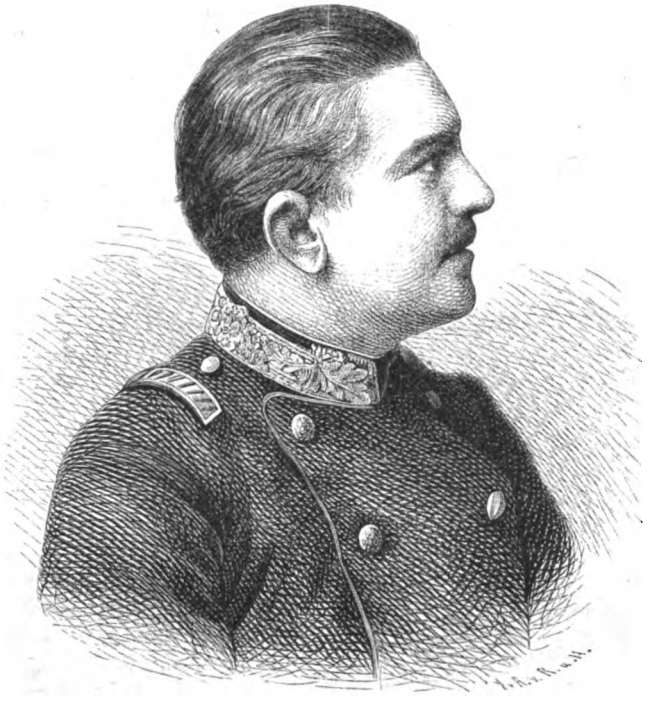


Uebersichtskarte des serbisch-türkischen Kriegsschauplatzes.

Digitized by Google

In serbischer Sprache, die durch ganz besondere Bildungsfähigkeit, durch großen Reichthum des Wortschatzes und poetischen Geist sich auszeichnet, besitzen wir jetzt historische, archäologische, philologische, rechtswissenschaftliche, volkswirthschaftliche, statistische, naturgeschichtliche, ethnographische Arbeiten, die zum Theil wenigstens original sind, Novellen und Romane, es gibt zahlreiche Zeitschriften, und es besteht ein serbisches Theater — wo finden wir derlei annähernd nur bei den unter dem Türkenjoch seufzenden Serben, die doch eines Blutes mit jenen im Fürstenthum sind, und an wem liegt die Schuld?

Auch das Heer Serbiens ist eine neue Schöpfung, denn die Pforte erlaubte ihrem Tributärstaate anfangs nicht eine größere Truppenzahl auszubilden. Es war zur Zeit, als Napoleon III die Freiheit der Nationalitäten proklamirte, als Fürst Milosch Obrenowitj den französischen Genieobersten Mondain berief, damit er die Reorganisation des kleinen Heeres durchführte. Erst 1861 begann man ernstlich an die Ausführung zu gehen, wobei das Landwehrsystem ins Auge gefaßt wurde. Neben dem kleinen stehenden Heere, das ganz nach unserer Weise uniformirt, bewaffnet und eingeübt ist, stehen die Milizen. Wie schwer aber wurde diese Ausbildung den Serben gemacht! Die Türkei protestirte gegen die Heereserhöhung, Oesterreich verbot die Waffenausfuhr nach Serbien. Serbien aber bezog seine Gewehre auf großen Umwegen aus Belgien und Rußland über Rumänien, Abrichtungsoffiziere lieferte die Militärakademie in Belgrad, und slavische Offiziere aus Oesterreich und Rußland bildeten den Generalstab.



Milan IV Obrenowitj, Fürst von Serbien.

Seit Jahr und Tag wurden nun alle Anstrengungen gemacht, um die Armee zum bevorstehenden und vorausgesehenen Kriege gegen die Türken zu organisiren. Die Seele der ganzen militärischen Bewegung war der Oesterreicher Zach, ein geborner Mährer. Seiner Energie und aufopfernden Thätigkeit ist es zu danken, daß heute gegen 150,000 Serben im Felde stehen. Die Ordre de Bataille zählt sechs in Aktion stehende Armeedivisionen auf. 1. Division Drina-Armee. 15,000 Mann, nebst einem Cadre von 100 Offizieren und 250 Unteroffizieren mit 30,000 Gewehren behufs Organisirung des Aufstandes in Bosnien. Commandeur: Ranko Alimpitj. 2. Division West-Morawa-Armee. 16,000 Mann unter General Zach. 3. bis 5. Division. Südarmee. 37,000 Mann unter dem russischen General Tschernajew. 6. Division Timok-Armee. 14,000 Mann unter Oberst Leschjanin. Dazu kommen zurückgebliebene Besatzungstruppen und Reserven in der Stärke von 58,000 Mann und 16,000 Montenegriner. Die artilleristische Stärke beläuft sich auf 28 bespannte Feldbatterieen à 6 Geschütze, sämmtlich Hinterlader, darunter die Hälfte stählerne; 25 Batterieen à 6 Geschütze, 6-pfündige Vorderlader, zusammen 218 Geschütze.

Betrachten wir dem gegenüber gleich hier die türkische Armee, welche Anfang Juli wider die Serben im Felde stand. Ihre Gesammtstärke wird auf 100,000 Mann angegeben. 1. Timokarmee unter Osman Pascha 20,000 Mann. 2. Armee bei Nisch unter Chesket Pascha und Achmed Ejub 30,000 Mann. 3. Armee in Rascien bei Sienitza unter Mehemed Ali (einem geborenen Magdeburger) 10,000 Mann. 4. Armee der Herzegowina unter Muchtar Pascha 20,000 Mann. 5. Armee in Nordalbanien 10,000 Mann.

Als der Aufstand der Bosnier und Herzegowiner entbrannte, als auch die Bulgaren sich gegen das Türkenjoch erhoben und an Serbiens Grenzen der wilde, barbarisch geführte Kampf hin- und herwogte, da war es natürlich, daß auch die Serben in eine wilde Leidenschaftlichkeit versetzt wurden. Die hoch aufflackernde Flamme des nationalen Hasses ließ sich nicht mehr dämpfen, der lang verhaltene Groll gegen die Türkei brach hervor, die Gegensätze, ohnehin zu schroff geworden, ließen sich nicht mehr besänftigen, jeder einzelne Serbe glaubte ein Rächeramt erfüllen zu müssen. Fürst Milan konnte oder wollte nicht gegen den Strom schwimmen, die zum Frieden mahnenden Rathschläge der europäischen Diplomatie blieben unberücksichtigt; Sendboten aus allen slavischen Landen, aus Rußland, aus Tschechien, Kroatien hetzten zum Kriege, Freiwillige strömten herbei, und so ward denn der Kampf beschlossen. Als Vorwand zu demselben heißt es in der Proklamation des Fürsten Milan: „Das türkische Heer nahm uns gegenüber eine drohende Haltung an; die wilden Horden der Baschi-Bozuks, Tscherkessen und Arnauten unternahmen nicht selten, von Abtheilungen der regulären Armee unterstützt, Einfälle in unser Land; sie überfielen ruhige Bürger, plünderten unsre heiligen Kirchen aus, brannten unsre Häuser nieder, trieben unsre Herden weg und raubten allerorten unser Hab und Gut, hinter sich Schutthaufen und Leichen zurücklassend. Brüder! Ein Jahr bereits erduldet Ihr diese blutigen Scenen auf dem Boden unsres theuren Vaterlands, welches unsre Väter um den Preis ihres Blutes für uns erworben haben!" Serbien habe, fährt die Proklamation fort, ohne im Kriegszustande zu sein, alle nachtheiligen Folgen des Kriegs ertragen, dies könne nicht länger so dauern, und so beginne es denn „im Namen des Rechts, der Freiheit und der Bildung" den Krieg gegen die Türken. Gleichzeitig schlug das stammverwandte Montenegro los, und am 1. Juli zogen Montenegriner wie Serben über die Grenze.

Ein Blick auf die beigegebene Uebersichtskarte genügt, um den Stand des Krieges in seinem Beginn zu zeigen. Wer spezieller sich zu unterrichten wünscht, dem müssen in erster Linie die Karten von Kiepert in Berlin und die vom österreichischen militärgeographischen Institut publizirten empfohlen werden. Bis Mitte Juli, wo wir diesen Artikel schließen, handelte es sich nur um kleine Gefechte. — Das Kriegstheater liegt im Westen, im Osten und im Süden Serbiens. Im Westen hat Ranko Alimpitj die Drina überschritten und bei Bjelina mit den Türken gekämpft; im Osten drangen die Türken über den Grenzfluß Timok und fochten bei Saitschar (Zaičar nach slavischer Schreibweise) mit den Serben unter Leschjanin, die ihrerseits wieder bei Negotin über den Timok gingen und auf Widin vordrangen. Vom Ibar, einem Nebenfluß der serbischen Morawa, aus rückten die Serben unter Zach nach Bosnien vor. Bei Nowa Waroſch, Sienitza und in der Nähe von Nowibazar wurde gekämpft.

Das serbische Hauptkorps unter General Tschernajew endlich setzte sich vom Hauptquartier Deligrad an der bulgarischen Morawa aus in Bewegung, ging über Alexinatz und verjagte die Türken aus der Babina Glava, um mit Umgehung der türkischen Festung Nisch Ak-Palanka an der Nischawa zu gewinnen.

Soviel zur allgemeinen Orientirung unsrer Leser. Wünschen wir nur, daß der entbrannte Krieg auf die jetzt kämpfenden Parteien beschränkt bleibe!

Digitized by Google

Dichterische Widerspiegelungen der Person und Geschichte Jesu.

Nachdruck verboten. Ges. v. 11./VI. 70.

Von Franz Delitzsch.

II. Nonnus, Heliand und Otfried.

In dem 4. Jahrhundert wurden kirchliche Schriftsteller durch einen äußeren Nothstand zu poetischer Bearbeitung der heiligen Schrift beider Testamente getrieben. Kaiser Julian suchte der Kirche, der er entsagt hatte, die Adern klassischer Bildung zu unterbinden, indem er durch strenges Verbot die Beschäftigung mit der alten griechischen Literatur aus den christlichen Bildungsanstalten verbannte. Da suchte man sich einen Ersatz des Verbotenen durch Umgießung der heiligen Schriften selbst in klassische Form zu verschaffen. Apollinaris der Aeltere kleidete den Pentateuch und die anderen Geschichtsbücher in das Gewand des griechischen Epos und übertrug auch den Psalter in heroische Verse; diese Metaphrase der Psalmen ist uns erhalten, der Anfang des Morgenpsalms 63: „Gott, du bist mein Gott, frühe wache ich zu dir" lautet da: „Nachts wenn der Morgen gegraut umkreist dich, Allsel'ger, mein Jubel". Die Arbeit ist ohne allen dichterischen Werth, die einfältigen majestätischen Worte der Psalmen sind ohne exegetisches Verständniß und freie Nachempfindung in Hexameter geschmiedet und unter hochtönenden Floskeln der epischen Sprache verschüttet. Auf gleichen Anlaß scheint auch Nonnus aus Panos (Panopolis) in Aegypten, eben jener Dichter, welcher in seinen Dionysiaca mit anerkennungswerther Kunst des epischen Versbaus die Mythologie und den Kultus des Bacchus bombastisch verherrlicht hat, sich das Johannesevangelium zur Einkleidung in das Gewand des griechischen Epos erkoren zu haben. Wir besitzen dieses Werk noch. Eine neue Textausgabe desselben (1834) war die letzte Arbeit, über welcher Passow gestorben ist, und ein Dr. H. A. W. Winckler hat sich in einer metrischen Uebersetzung versucht, ohne aber über das 4. Kapitel hinauszukommen (1838). In der That ist die Uebersetzung ein Kunststück, welches der Mühe nicht werth ist, die es kostet. Das Buch hat kritischen Werth als Zeuge für die Textgestalt des Johannesevangeliums im 4. Jahrhundert, auch einigen auslegungsgeschichtlichen Werth, aber man würde sich getäuscht finden, wenn man darin eine dichterisch freie Vermittelung der evangelischen Geschichten und Reden für Verständniß und Vorstellung suchte — der Dichter haftet an den Worten des Evangeliums und erweitert sie lediglich durch fast durchweg bedeutungslose Zierrathe und Schnörkel. Um dies durch ein Beispiel zu erweisen, übersetzen wir hier die Tempelreinigungsgeschichte.

Doch nicht lange verzog der Herrscher in Kana's Gefilde,
Nach dem bräutlichen Mahl Hymenäen des Weinrauschs vernehmend,
Sondern Kapharnaum zu, dem vom Meere bespületen, lenkt' er
Rückwärts den Schritt, den hinab sich senkenden Fußpfad verfolgend,
Er und die nächsten Verwandten, auch die jungfräuliche Mutter
Zog mit dem ewigen Sohne, die Gottesgebärerin, und auch
Der zwölfzählige Schwarm der gottverbundenen Freunde
Wallte als treues Gefolge ihm nach desselbigen Weges.
Aber der Tage nicht viele verweilte er, zog bald von dannen,
Denn das Passa nahte heran. Die Festordnung ehrend
Stieg er hinauf nach Jerusalem, dem geweiheten Sitze,
Mit den einsichtigen Freunden, und dort wo im Tempel man Gott pries,
Fand er hochhörnige Rinder und Reihen wolliger Schafe
Und buntfied'rige Tauben, und geldumwechselnder Männer
Chor traf er dort sitzend an reichthumbegierigen Tischen.
Sah auch der Krämer vielzähligen Schwarm auf erhöheten Ständen,
Eifrig Geschäfte betreibend — da flocht er mit kundigen Händen
Sich als Nothbehelf Stricke zu fester Geißel zusammen,
Und er jagte die Herden von Rindern und Reihen der Schafe
Fort aus dem Opferdufthause, und stürzend drunter und drüber
Jenes Krämervolks Sitze schmiß er sie selber kopfüber
Aus der heiligen Stätte, und alleserschütternden Stoßes
Schleuderte er zur Erde das Geld der ergiebigen Tische.
Und den Taubenverkäufern gebot er gewaltigen Rufes:
Schaffet hinaus dies aus den steinernen Hallen des Tempels
Und macht nicht, von dem Stachel habsüchtigen Sinnes beschweret,
Zur Krambude das heilige Haus deß, der mich gezeuget;
Denn ein Bethaus ists. Da gedachten die Jünger des Wortes,
Das in dem Buche, gewirkt durch göttlichen Einhauch, verzeichnet:
„Eiferglut um dein Haus, das gotterfüllte, verzehrt mich."

Das Original lautet noch weit erhabener und ungewöhnlicher als es die Uebersetzung wiedergeben kann, denn es gibt seine Form deutscher Buchsprache, welche sich so sehr von der Umgangssprache unterscheidet, wie diese nachgeahmte hesiodeische Sprache des Nonnus vom Attischen und überhaupt der griechischen Prosa. Das Johannesevangelium, welches wir gerade darum bewundern, daß ihm die einfachsten und spärlichsten Sprachmittel zum Ausdruck des Größten und Höchsten ausreichen, ist hier sich selber entfremdet, indem seine hehre Einfalt zu dithyrambischem Pathos hinaufgeschraubt ist. Aber wir könnten uns diese an sich unnatürliche Wandelung gefallen lassen und würden dafür lieber die Meisterschaft des Dichters im epischen Stil und Versmaß und den wundersamen Wohlklang der griechischen Sprache bewundern, wenn es ihm nur gelungen wäre, die schlichten Skizzirungen des Evangelisten durch kundige Ausmalung der Scene und Situation, durch treffende Charakterzeichnung, durch einverwobene Erläuterungen aus der herrschenden Sitte sachgemäß zu ergänzen, und wenn er sich nicht begnügte, die evangelischen Aussagen auf Stelzen zu stellen und durch die Draperie hoher unnützer Worte herauszuputzen.

Auch in dem Heliand, d. i. dem altsächsischen Buche vom Heiland sind die dort in Stabreimen der Heldensage bearbeiteten Jesusgeschichten in ein fremdes Gewand gekleidet, nämlich das Gewand altgermanischen Volksthums mit hier und da dichterisch verwendeten Nachklängen des altheidnischen Glaubens, aber der Sänger, der in dieser Weise den Heiland dem Herzen seines Volkes näher zu bringen sucht, beschränkt sich nicht wie Nonnus auf äußerliche poetische Potenzirung der evangelischen Berichte, sondern ergänzt diese aus ihrem Geiste und Wesen heraus mittels eigenen Nacherlebens und Nachempfindens durch eine Fülle veranschaulichender und auslegender und charakterisirender Zusätze. Der Eindruck des Werkes ist ein ähnlicher wie wir ihn von den biblischen Historiengemälden deutscher und niederländischer Meister empfangen. Der Anachronismus der äußeren Darstellung stößt uns da nicht ab, sondern berührt uns sympathisch, weil diese Darstellungsweise ein Mittel ist, das über Raum- und Zeitverhältnisse Erhabene in seiner immer gleichen Idealität, seiner übernationalen und, so zu sagen, allnationalen Menschlichkeit, seiner inneren Wahrheit frommer Betrachtung zu assimiliren. Der Heliand leistet das, indem er die evangelischen Geschichten in die Denk- und Lebensformen deutschen Volksthums faßt. Weit entfernt, sie dadurch ihrem Geiste zu entfremden, pflanzt er sie so ihrem Geiste nach unserem Volksgeiste ein, er führt an seinem Theil Sem in Japhets Hütten ein, indem er die Geschichtsbilder und Reden der Evangelien aus tiefsinnigem Glaubensverständniß heraus so wiedergebiert, daß auch wir noch wie unsere Vorfahren darin Heimatsklänge vernehmen und unser Herz, das mit Volk und Vaterland unauflöslich verkettete, in wahrhaft einschmeichelnder Weise angezogen und ergriffen wird. Wenn ich Vorlesungen über Johannes hielt, habe ich nicht verfehlt, Nonnus unter den Zeugen für die oder jene Lesart, zuweilen auch als Zeugen für die oder jene Auffassung anzuführen; den Heliand aber habe ich in den Vorlesungen über die Evangelien häufig und nicht ohne sichtlichen Eindruck benutzt, um die Zuhörer in das rechte Verhältniß weihevoller Stimmung und Anschauung zu den Worten des Evangelisten zu versetzen. Wer kann den Schluß der Versuchungsgeschichte einmal lesen, ohne daß er fort und fort in ihm widerklingt! Und gibt es einen dem Geiste des Hergangs ebenbürtigeren Eingang der Bergpredigt, als den hier folgenden des ebenso christlich idealen als verklärt nationalen Dichterwerks:

Und näher traten dem trauten Christ die er sich zum Geleit erwählt;
Sie standen weise um ihn her, vom Wunsch nach seinem Wort erfüllt,
Löblich bereit zu tragen, zu thun, wie ihnen sein Befehl entbot.
Dann setzte sich des Landes Hirt von Angesicht zu Angesicht
Dem Volk, verkündet ihm sein Gebot, das sie leisten sollen zu Gottes Lob.
Und schweigend saß er, sah lang sie an, mit dem sanften Muth und holden Herzen,
Und als er den heiligen Mund erschloß, floß herrlich seine Rede hin
Zu allen, die er dazu erwählt, des Volkes Mannen, die Gottgeliebten.
Und also spricht der Wahrheit Mund: Selig sind auf dem Erdenkreis
Die arm sich fühlen in Demuthssinn, sie haben das ewige Freudenreich.
Und selig sind die Sanftgemuthen, sie haben auf Erden mein sanftes Reich.
Und selig sind die um Sünde weinen, sie finden Freude an ihrem Reich.

Digitized by Google

Und selig die nach dem Heile lüstet, nur rechtes Urtheil hier zu fällen,
Sie werden satt an frommen Thaten und finden voll sie zu vollbringen,
Die Männer, die hier richtig wandeln und falschen Spruch an der Mahlstatt meiden.
Und selig sind die sich mild erbarmen, denn mild erbarmend wird Gott sie lieben.
Und selig sind die ihr Herz gereinigt, sie sehen den Herrn in seinem Reich.
Und selig sind die friedsam wallen und Fehd und Blutschuld nimmer führen,
Sie werden des Höchsten Söhne heißen, voll Gnade sich heben in seinem Reich.
Und selig sind die das Rechte wählen, auch bei der Starken Haß und Drang,
Die Gottesau wird sie ewig laben mit Gottes Wonnen nach dieser Zeit.
So nannte der Christ der Wonnen acht und bot sie waltend Allen an,
Nach Mangel Freuden im ewigen Tag, wenn sie der Erde Tand nicht täuscht,
Und suchen sich in Lust und Leid auf dem Weg der Welt ein ander Licht.

Der Christ ist als die Welt überwaltender König gedacht und die Jünger als die Geleitsmannen, die er aus des Volkes Edelsten sich zugesellt; absichtlich ist es das Reich, auf welches immer aufs neue der Haupt- und Schlußton der acht Seligpreisungen fällt, das Reich, dem das Volk der Sachsen wider Willen unterworfen worden ist, unter das aber der Sänger mit seinem Volke sich nun in willigem Gehorsam beugt, das Reich, welches es über alle Reiche, auch sein eigenes, stellen soll, das ewige Reich, an welchem nicht nur die Edelinge, sondern gerade die Niedrigsten und sich selbst Erniedrigenden Antheil und Anwartschaft haben. Wir haben obiges Stück so mitgetheilt wie es in Rapps Uebersetzung (1856) lautet. Auf den einzelnen Vers kommen meistens vier Hebungen, im Original aber außerdem zwei bis vier Alliterationen, d. i. gleichbuchstäbige Wortanfänge. „Die vier Hebungen," sagt Rapp, „bewegen den Vers wie eine hüpfende Welle, und die Alliterationen fallen darauf wie das Sonnenlicht aufs Wellenhaupt."

In Otfrieds von Weißenburg etwa ein halbes Jahrhundert später entstandenem althochdeutschen Evangelienbuch ist bereits der Reim an die Stelle der Alliteration oder, was dasselbe, der Endreim an die Stelle des Stabreims getreten. Die evangelischen Geschichten werden hier in meist vierzeiligen Strophen erzählt, und es folgen darauf Moralien in gereimter Prosa. Diese dichterisch werthlosen und oft sehr gedehnten Anhängsel hat Rapp in seiner Uebersetzung (1858) weggeschnitten, die Strophen durchweg auf Vierzeiler reduzirt und den Reim strenger als im Original durchgeführt. Seiner Ansicht, daß Otfrieds Christ unabhängig vom Heliand sei, können wir nicht beipflichten. Die folgenden zwei Eingangsstrophen der Bergpredigt zeigen, daß er den Heliand als Muster vor sich hatte:

Und nah um seine Seiten saß der lieben Jünger Schar im Gras,
Da öffnet er den hehren Mund, thut seinen Schatz den Völkern kund,
Den milden Trost, das Segenswort, und spendet ihn uns fort und fort.
Mit Augen liebend überfließend schaut er umher, die Völker grüßend:

„O selig seid ihr armen Seelen, die in Geduld die Armuth wählen!
Euch wird der Himmel sich bescheeren, dort freuen sich die Freudenleeren
Und selig sind die milde walten, an sanfter Bruderliebe halten,
Sie bauen sich ein heilig Land, und nimmer stirbt der das sich fand."

Die erste dieser zwei Strophen zeigt, daß Otfried die Erzählung mit Reflexion durchwebt. Der Heliand ist ein Epos; bei Otfried ist das Epos zum Lehrgedicht geworden. Die Erzählung ist meist paraphrastisch. Die Schönheiten des Gedichts liegen weniger in der Wiedergabe der Geschichten, als in dem Widerhall, den sie in der Seele des Dichters finden.

III. Klopstocks Messias.

Auch die eigentliche Kunstpoesie, welche das Wirkliche in seinem idealen Wesen darstellt und das ideal Erfaßte in der Form ebenmäßiger Rhythmen ausspricht, hat sich an das Leben Jesu gewagt. Die vorreformatorische, die reformirte und die lutherische Kirche haben jede einen großen epischen Dichter hervorgebracht: Dante, der Unvergleichliche, hat die Hölle, den Zwischenzustand und den Himmel der Seligen, Milton den Fall und die Wiederbringung und Klopstock in seinem „Messias" (1748—1773) den Tod und den Sieg Christi besungen. Es ist charakteristisch, daß der Dichter der Kirche der deutschen Reformation, welche in dem Mittelpunkt der Soteriologie die Wurzel ihrer Entstehung hat, das Mysterium der Versöhnung zum Stoffe seines Epos machte, welches, abgesehen von manchen dichterischen Freiheiten und eschatologischen Sonderansichten, ganz und gar aus dem kirchlichen Dogma vom Gottmenschen und der in seinem Selbstopfer vollzogenen Selbstausgleichung der göttlichen Gerechtigkeit mit der göttlichen Liebe erwachsen ist. Es ist im Ganzen und Großen weniger die menschliche und diesseitige Seite der Passions- und Auferstehungsgeschichte, welche der Dichter für Vorstellung und Verständniß zu vermitteln sucht, als vielmehr ihr geheimer jenseitiger Hintergrund; der Himmel über der irdischen Scene ist enthüllt, das Verhältniß und Verhalten des Gottes droben und seines in menschliche Niedrigkeit herabgestiegenen Sohnes wird in Reden und Handlungen gelichtet und Engel fahren auf und nieder, um der geschichtlichen Verwirklichung des ewigen Rathschlusses zu dienen. Es ist wahr, daß die Messiade durch ihren sich gleich bleibenden überschwenglichen Pathos leicht ermüdet, aber die Begeisterung, aus der sie geboren, ist eine so reine, die Erkenntniß, die sie darreicht, eine so tiefe, die Schönheit der Dichtung und Darstellung, durch die sie innerlichst ergreift und fesselt, eine so reiche und mannigfaltige, daß dieses Meisterwerk der sionitischen Muse fleißiger als es geschieht gelesen zu werden verdiente. Es beginnt damit, daß Jesus, von Johannes begleitet, sich aus Jerusalem zurückzieht und während dieser unten bei den Gräbern der Propheten verbleibt, den Gipfel des Oelbergs besteigt, wo ihn der ihm zum Dienst verordnete Seraph empfängt und wo er, nachdem er dessen Fragen mit schweigsamem Winke erwidert, sich in einsames Gebet versenkt; wunderschön ist die Schilderung der Wirkungen auf Unter- und Oberwelt, welche das Gebet des Mittlers begleiten. Schon hier also beginnt das Eingreifen der Engelwelt in das hienieden Geschehende. Um aber zu zeigen, daß es in Klopstocks Messias auch an rein historischen Vermittelungen der evangelischen Geschichte nicht fehlt, heben wir beispielsweise eine Stelle des 7. Gesanges heraus. Während Jesus von Pilatus verhört wird und dieser sich dadurch, daß er ihn Herodes, dem Vierfürsten Galiläas, zusendet, aus der Schlinge zu ziehen sucht, trifft Maria in Jerusalem ein, drängt sich bis in die Nähe Jesu hindurch und eilt dann, das Mitleid des Weibes des Prokurators für sich, die Schmerzensreiche, anzurufen.

Unterdes kam die Mutter des Liebsten unter den Söhnen
Nach durchwachter einsamer Nacht mit dem Schauer der Dämmrung
Nach Jerusalem, fand ihn im Tempel nicht, wo sie ihn suchte,
Fand den göttlichen Sohn nicht. Versenkt in ängstliches Staunen
Hört sie von den Palästen der Römer herüber ein dumpfes
Tiefaufsteigend Getöse. Sie ging dem Getös entgegen,
Ohne daran zu denken, woher es entstände. Nun geht sie
Unter dem Volke, das rings durch Jerusalem gegen den Richtstuhl
Drang. Bellommen, allein noch ruhig wegen des Aufruhrs
Ursach naht sie dem Richtstuhl sich. Hier sieht sie Lebbäus.
Doch kaum sah Lebbäus die Mutter, da floh er. „Ach flieht er,
Warum wendet er sich?" So dachte Maria. Die Vorsicht
Zückt auf sie mit diesem Gedanken das Schwert, das bestimmt war,
Ihr durch die Seele zu gehn. Maria erhub sich und sahe
Jesus. Ihr Engel, als er die Todesblässe, mit der sie
Bleich ward, als er die starrenden Augen der Mutter erblickte,
Wandt' er sein Antlitz. Doch sie, da ihrem Auge das Dunkel,
Ihrem Ohr die Betäubung entsank, ging vorwärts und bebte
Näher zum Richtstuhl hin und sah noch einmal den Sohn stehn,
Sah die mächtigen Kläger um ihn und den richtenden Römer,
Hörte die Stimme des Volks, die rings mit Wüthen vom Tode
Widerhallte. Was sollte sie thun? Zu welcher Erbarmung
Sollte sie flehn? Sie schaute sich um, da war kein Erbarmer;
Schaute gen Himmel empor, auch er verstummte der Mutter.
Jetzo betet ihr blutendes Herz: „O der ihn durch Engel
Mir verkündigen ließ, mir ihn in Bethlehems Thal gab,
Daß ich mit Mutterfreuden mich freute, mit denen der Mütter
Keine sich jemals freute, mit Freuden, die selber die Engel
In dem Liede von seiner Geburt nicht alle besangen —
Du, der Samuels Mutter erhörte, da sie am Altare
Stand und weint' und betet', erhör, Erbarmer, den Jammer
Meiner Seele, vernimm die Angst, die mehr mich erschüttert
Als der Gebärerin Angst! Das mütterlichste der Herzen
Gabst du mir und den Besten der Söhne, den Besten von allen
Erdegeborenen. Laß ihn nicht sterben, ist anders mein Flehen
Deinem göttlichen Willen gemäß, o du, der die Himmel
Schuf und der Thräne gebot, zu dir um Erbarmung zu flehen!"
Hier verstummt' ihr Herz. Der Strom der kommenden Menge
Trieb sie seitwärts und nahm ihr des Sohns Anblick. Sie entriß sich
Jetzt dem Gedränge, sie stand, sie ging, sie suchte, sie fand nicht,

Nicht die Jünger. Zuletzt verhüllte sie sich und weinte
Sprachlos. Als sie darauf ihr Aug' aufhebt, da erblickt sie
Sich an dem Seitenpalaste des Römers. „Vielleicht daß hier Menschen
Wohnen" — denkt sie — „vielleicht, daß selbst in der Schwelger Palästen
Eine Mutter gebar, der es Mutterliebe zu fühlen
Nicht zu klein ist. O wenn es wäre, was viele der Mütter
Von dir, Portia, sagen, daß du ein menschliches Herz hast.
O ihr Engel, die ihr bei der Krippe seiner Geburt sangt,
Wenn das wäre!" Sie denkts. Schon eilt sie die Marmorgeländer
Unverhüllter hinauf und geht in den schweigenden Sälen.
Aber nicht lang, so kommt aus einem fernen Gewölbe
In des Palastes Seite, der sich zu dem Richtstuhl hinzog,
Eine Römerin her und sieht Maria. Die junge
Bleiche Römerin blieb, so wie gelöst ihr das Haar floß
Und das leichte Gewand die bebenden Glieder herunter,
Voll Bewunderung stehn. Denn die Mutter des Unerschaffenen
Zeigt, wiewohl der Schmerz sie verhüllt, in ihren Geberden
Eine Hoheit, von Engeln, weil die auch dann sie verstanden,
Selbst bewundert; verhüllt vom Schmerze, stieg sie am Tiefsten
Zu den Menschen hinab, von ihnen bewundert zu werden.
Endlich redet die Römerin: „Sag, o sage, wer bist du?
Wer du auch seiest, noch nie hab' ich diese Hoheit gesehen,
Diesen göttlichen Schmerz!" Da unterbrach sie Maria:
„Wenn du wirklich das Mitleid, das du in deinem Gesicht hast,
Auch in dem Herzen empfindest, so komm, o Römerin, führe
Mich zu Portia!" Mehr noch erstaunt antwortet mit leiser
Sanfter Stimme die Römerin: „Ich bin Portia!" „Du bist
Portia selbst? Ein geheimes, ein linderndes, stilles Verlangen
Wünschte mir Portia so da ich dich sahe. Du bist es
Also selber, o Römerin? Zwar du kennest die Schmerzen
Einer Mutter nicht ganz, die zu einem Volke gehöret,
Welches ihr haßt; doch Israelitinnen selber erzählen,
Daß dein Herz voll Menschlichkeit sei. Der Mann, den Pilatus
Richtet, er hat kein Uebel gethan, den Tyrannen verklagen —
Ich bin seine Mutter!"

Maria war wirklich auf der Richtstätte in der Nähe des Kreuzes, sie ist also, wie der Dichter beschreibt, in den verhängnißvollen Tagen des letzten jerusalemischen Aufenthaltes Jesu nach der Hauptstadt geeilt. Die Begegnung mit Maria verlegt er in den Morgen nach der Nacht, in welcher ein Traum dem Weibe des Pilatus gesagt hat, welche schreckliche Blutschuld auf sich zu laden ihr Mann in Gefahr stehe; sie ist mit Recht als empfänglich für göttliche Eindrücke und edlere Gefühle gezeichnet. Und mag man es tadeln, daß auch hier wiederholt die Engel eingemischt werden, im übrigen hält sich der Dichter mit tiefempfundener psychologischer Wahrheit innerhalb der Schranken des geschichtlich Möglichen. Aber daß er dem Weibe des Pilatus nicht ihre überlieferten Namen Procla (Claudia Procula) läßt, befremdet. Und auch anderwärts zeigt es sich, daß Klopstock an seine dichterische Aufgabe ohne die durch Werke wie von Lightfoot, Lundius u. a. ermöglichten Vorstudien herangetreten ist; selbst die Namen lauten theilweise unhebräisch und auch das Geographische der Scenerie zeugt nicht von genauerer Bekanntschaft mit dem heiligen Lande. Die verfügbaren Hilfsmittel, um der Ausmalung des geschichtlich Bezeugten den Stempel des Möglichen und Wahrscheinlichen aufzuprägen, sind unbenutzt geblieben; die reale Seite der Behandlung des hochheiligen Stoffes ist in Vergleich mit der idealen vernachlässigt.

Am Familientische.

Pulververschwendung.

„Das war," heißt es in einem Briefe aus Salonichi, „ein Geknalle ohne Ende, als heute das deutsche Geschwader, bestehend aus den Panzerschiffen „Kaiser", „Kronprinz", „Friedrich Karl", „Deutschland" und dem Aviso „Pommerania", unter Admiral Batsch in unserem Hafen ankerte. Um acht Uhr wurde die türkische Flagge mit 21 Salutschüssen begrüßt, welche sofort von der Festung aus erwidert wurden. Heute Nachmittag wird der deutsche Admiral den türkischen Behörden seinen offiziellen Besuch abstatten und morgen (26. Juni) wird er das Consularcorps an Bord des „Kaiser" empfangen, wobei dann wiederum eine große Schießerei stattfindet. Wie ich höre, soll bei den hier liegenden, früher angelangten englischen und französischen Kriegsschiffen schon Pulvermangel herrschen, soviel haben sie zu salutiren gehabt. In der That wäre es gut, wenn die Seemächte ihren Begrüßungscodex etwas vereinfachten, denn wie die Sache jetzt betrieben wird, ist sie Pulver- und Geldverschwendung, wie aus dem nachstehenden sich ergeben wird.

Langt nämlich ein Kriegsschiff im Hafen an, so hat es, falls es über acht Kanonen stark ist, nach der internationalen Etikette die Stadt mit 21 Schüssen zu begrüßen, welche von Seiten der Stadt dann erwidert werden. Macht zusammen 42 Schüsse. Liegen fremde Admiralsschiffe im Hafen, so sind auch diese, je nach ihrem Rang, besonders zu beknallen. Da nun hier gegenwärtig ein türkischer Viceadmiral, ein französischer und russischer Contreadmiral ankern, so ergeben sich noch folgende Schüsse: für den Viceadmiral 15, der mit der gleichen Anzahl antwortet; macht 30 Schüsse. Für jeden Contreadmiral 13 Schüsse, die beide mit ebensoviel antworten, macht 52 Schüsse; für den Generalgouverneur 19 Schüsse mit ebenso viel Erwiderung, macht 38 Schüsse. Nun kommt die Schar der Konsuln an die Reihe, die auch etwas hören wollen. Hier leben zwei Generalkonsuln, die à 9 Schüsse erhalten und erwidern, macht 36 Schüsse; 5 Konsuln à 7 Schüsse mit Erwiderung, macht 70 Schüsse und zu guterletzt der griechische Erzbischof, dem 11 Schüsse — diesmal ohne Erwiderung — gewidmet wurden. Summa Summarum 279 Salutschüsse. Was kosten wohl diese 279 Schüsse? Sachverständige werden um Auskunft gebeten!

Ersatz des Kumyß.

Wie die Leser sich erinnern, hat vor etwa zwei Jahren*) im „Daheim" ein würdiger Korrespondent ein Verfahren angegeben, um sogenannten Kumyß oder Milchwein aus Kuhmilch im Hause zu bereiten. Eigene Versuche haben mich dasselbe probat, aber doch, wie das in der Natur der Sache selbst liegt, recht umständlich und manchmal fehlschlagend finden gelehrt: ersteres, weil die Gährung volle acht Tage abgewartet werden muß, letzteres, weil die stärksten Flaschen gelegentlich springen oder, wenn dies nicht, bei der Entkorkung den ganzen Inhalt brausend entladen. Diese Erfahrungen brachten mich zuerst auf den, wie es mir jetzt vorkommt, sehr naheliegenden Gedanken, die Kumyßkur mit einem Gemische von ursprünglicher Milch und gutem reinen Moselweine ausführen zu lassen, ähnlich wie schon längst ein englischer Arzt gegen die Nachtschweiße der Schwindsüchtigen abends ein Glas Milch mit einer Dosis Cognac nehmen läßt, welche Kur ich ebenfalls sehr erfolgreich gefunden. Man kann aber auch beides gesondert, erst ein Glas Wein, dann die Milch und, wenn man meint, noch ein Glas Wein genießen. Daß ich überhaupt dem Genuß des Moselweines oder allgemeiner einer leichten, flüchtig wärmenden Weißweinsorte bei Hustenleiden das Wort rede, werden die Leser meiner früheren Aufsätze bemerkt haben, und sicherlich wird das hier vorgeschlagene Gemisch besser munden als jenes sonst übliche, meines Erachtens nichtssagende von Milch mit Selterswasser. Schade nur, daß uns dieses Jahr in der Hoffnung auf eine gute Weinernte getäuscht hat! Seit dies klar geworden, sind plötzlich die Spritpreise enorm in die Höhe gegangen! Glycerinwasser, mit einer Essenz gewürzt, ist kein Moselwein, wie ich ihn im Sinne habe. Aushilfe dürfte dem, der nicht im Großen von einem ordentlichen Hause zu entnehmen in der Lage ist, der weiße Elsässer, Barrer, Rappoltsweiler ꝛc., der in Leipzig rein zu beziehen ist, bieten. Auch der aus dem Reichslande stammende Strohwein würde sich an Stelle des Cognacs in dem vorhin angedeuteten Falle eignen.

Dr. Paul Niemeyer.

*) S. IX. Jahrg. S. 607.

Briefkasten.

A. in N. (Rheinhessen). Kara bedeutet im Türkischen, Czerny im Serbischen: „schwarz". Kara Georg und Czerny Georg sind eine und dieselbe Person. — **J. W.** Auf Beurtheilung oder gar Uebermittlung von Gedichten, die wir nicht brauchen können, an andere Redaktionen oder Verleger lassen wir uns niemals ein. — **H. K. in L.** Die Zahl der Broschuren über die orthographische Frage ist durch die Berliner Konferenz gewaltig gewachsen. Zu Ihrer Orientirung nennen wir Ihnen vor allem die in der Buchhandlung des Waisenhauses zu Halle im Auftrage des Königl. Preußischen Unterrichtsministers veröffentlichten „Verhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz vom 4.—15. Januar 1876"; danach in erster Linie die ungemein geistreiche und ins Schwarze treffende Beleuchtung der Frage durch Dr. August Schmits: „Ueber Rechtschreibung und Druckschrift" (Köln, M. Du Mont-Schaubergsche Buchhandlung), endlich Konrad Dudens „Zukunftsorthographie" (Leipzig, B. G. Teubner). — **J. N.** Der Papierkorb hat genügt. — **E. L. in Astr.** Ueber die Entstehung der Ziffern müssen wir jetzt zur Tagesordnung übergehen. — **D. in L.** Abgelehnt. — In Betreff des Geburtstages Paul Gerhardts werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß das 1850 bei der III. Säkularfeier erschienene „Grimmenser-Album" von Lorenz auf S. 115 des 12. März 1607" geborenen Paul Gerhardt gedenkt, der, als Stolz der Fürstenschule, vom 4. April 1622 bis 15. Dezember 1627 Zögling der Landesschule war. Für seinen Geburtstag wird eine uns nicht bekannte Quelle abgekürzt (Curios Sax. 1740, p. 188. 207) angegeben, über seinen Vater Christian Gerhardt — Müller & Köster, Altes und Neues Berlin, I. 339.

Inhalt: Um ein Ei. (Fortsetzung.) Erzählung aus dem baltischen Leben von Theodor Hermann. — Die Bai von Rio de Janeiro. Von Keller-Leuzinger. Mit Abbildung. — Serbien und sein Krieg wider die Türken. Mit Karte des Kriegsschauplatzes und Porträt des Fürsten von Serbien. — Dichterische Widerspiegelungen der Person und Geschichte Jesu. II. III. Von Franz Delitzsch. — Am Familientische: Pulververschwendung. — Ersatz des Kumyß. Von Dr. Paul Niemeyer.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 5. August 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 45.

Am Gardasee.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Erzählung von C. R. Struwy.

Es war ein melancholisches Wetter! Die weißen Nebelflocken, welche aus allen Schluchten und Einschnitten der Berge hervorgekrochen waren, hatten sich zu Wolken zusammengeballt und sich an den steilen Felshängen bis tief in das Thal herabgesenkt. Was unter ihnen lag, war eine farblose, grau in grau gemalte Landschaft, über die der leise herabrieselnde Regen einen fast undurchsichtigen Schleier gebreitet hatte. An der einen Seite der Straße dehnten sich, von den laublosen Aesten der Maulbeerbäume überragt, einförmige Mauern, auf deren zerbröckelnden Steinen Epheu und Cactussträucher wurzelten. Dazwischen zogen sich, von der Nässe triefend, unordentlich wuchernde, von Baum zu Baum geschwungene Rebengehänge hin. Hie und da blickte man durch ein gerade noch in seinen Angeln hängendes Gitterthor in einen halb verwilderten Weingarten hinein, hie und da tauchte hinter dem Regenschleier ein verwahrlost aussehendes Landhaus mit weiß getünchten Wänden und geschlossenen Läden auf oder das rothe Ziegeldach und der grüne spitzige Thurm einer Kapelle, wie es deren in Tirol unzählige gibt. An der anderen Seite schlich ein halb stagnirendes Wasser, der Comeraso, in zahllosen Krümmungen durch Weidengestrüpp und die Kiesbänke, welche er selbst zur Zeit der Frühlingsflut von den Bergen heruntergeschwemmt hatte. Statt des Maulthiers, das durch Nebel seinen Weg sucht, schleppten drei magere Gäule den Postomnibus, welcher auf ein Haar seinen deutschen Brüdern glich, durch die Wasserlachen der schnurgeraden graugelben Chaussee in mäßigem Trabe vorwärts.

Es war auf dem Wege zwischen Mori und Riva. Da die Reisesaison noch nicht begonnen hatte, war ich der einzige fremde Passagier im Wagen; außer mir befanden sich nur noch zwei Frauen, eine ältere und eine jüngere, darin. Die ältere erinnerte an ein byzantinisches Madonnenbild. Sie hatte die schmale Nase, die eingekniffenen Lippen und die mandelförmigen, ein wenig schief stehenden Augen, aber auch den Ausdruck der Morosität in ihren Zügen, wie ihn die christlichen Maler in den ersten zwölf Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ihren Kunstwerken gaben. Jedoch war es eine sehr verwitterte Madonna. Unzählige Runzeln durchfurchten das Gesicht, dessen Schattentöne in das Grünliche spielten. Das übrige glich der Farbe eines alten Pergaments. Eine altmodische Haube mit verblichenen feuerfarbigen Bändern bildeten eine moderne Zuthat.

Die Signora zog, sobald wir das Pflaster von Mori hinter uns hatten, ein kleines Buch in schwarzem Einband und mit Goldschnitt, augenscheinlich ein Gebetbuch, aus der Tasche und vertiefte sich darin, so lange es hell genug zum Lesen war. Dann nahm sie ihren Rosenkranz vom Gürtel, ließ die Kugeln durch die knöchernen Finger gleiten und betete ein Ave Maria nach dem anderen.

Die zweite war ein nicht mehr ganz junges Mädchen, jedenfalls über die erste Hälfte der Zwanzig hinaus. Die Grübchen im Kinn hatten sich schon in leichte Fältchen verwandelt und die schwarzen Augen waren von dunkeln Schatten umzogen, die deren Glanz noch mehr hervorhoben. Mit einem Wort, den Blütenstaub der ersten Jugend hatte die Zeit hinweggewischt, aber das Mädchen war noch immer schön. Sie schien am Gardasee oder in dessen Nähe daheim zu sein, wenigstens trug sie das reiche dunkle Haar um ein paar silberne Pfeile gerollt, wie ich dies schon auf Kostümbildern aus jener Gegend gesehen hatte.

Um das Gespräch zu beginnen, wendete ich mich zuerst an die ältere Frau, indem ich an sie die allerdings schon oft dagewesene Bemerkung richtete, es sei sehr schlechtes Wetter. Die Alte schaute von ihrem Rosenkranz auf, maß mich mit einem verwunderten Seitenblick und antwortete mit einem leichten Neigen des Hauptes nichts weiter als: „Ja, Herr.“ Dann drehte sie den Kopf nach der andern Seite und fuhr fort, ihr Ave Maria zu beten.

Also abgeblitzt! dachte ich. Jetzt probirst Du Dein Glück bei der Jüngeren. Ich eröffnete das Gespräch bei dieser mit der Frage, ob Signora in Riva bleiben werde.

Digitized by Google

„Vielleicht ein paar Tage," lautete die Antwort.

„Um dann wohl mit dem Dampfer über den See zu gehen?" fragte ich weiter.

„Ja."

„Nach Peschiera?"

„Ja, und von dort nach Derenzano."

Durch Fortsetzung dieser inquisitorischen Methode brachte ich heraus, daß das Mädchen irgendwo am See heimisch sei und mit der Alten nach Hause reise.

„Ich habe schon das Vergnügen gehabt," fuhr ich fort, „Signora im Eisenbahnwaggon zu sehen. Wenn ich nicht irre, war es in Candiano, wo Sie einstiegen."

Die Alte ließ ihren Rosenkranz in den Schoß sinken und heftete ihre braunen stechenden Augen fragend auf mich.

„Candiano!" wiederholte die Jüngere in einem Ton, der einem grellen und zornigen Ausruf glich; „was hätte ich da zu suchen?"

Ich verstummte, da ich nicht mehr wußte, wonach ich fragen sollte. Es trat eine Pause ein. Nach ein paar Minuten begann jedoch das Mädchen mit leiser, fast zitternder Stimme wieder:

„Signor sind in Candiano bekannt?"

Jetzt war die Reihe an mir, mit Nein zu antworten. „Ich war niemals dort," versetzte ich, „aber man muß von dem alten Schlosse, dessen Ruine über dem Städtchen thront, eine weite Fernsicht in das Etschthal haben. Es gehörte, glaub' ich, früher den Grafen von Candiano, den ehemaligen Herren jener Gegend, und Dante hat dort einmal ein Asyl gefunden. Waren Signora schon auf der Ruine?"

„Nein," antwortete das Mädchen rauh, und die byzantinische Madonna, ungeduldig die Kugeln ihres Rosenkranzes schüttelnd, fügte mit einem Accent der Mißbilligung und des Vorwurfs hinzu: „Aber, Martina!"

Martina rückte von mir weg in die Ecke des Wagens und schloß, nachdem sie die Pfeile aus dem Haar gezogen und ein grellbuntes Tuch um den Kopf gelegt hatte, die Augen, als ob sie schlafen wolle. Auch mir blieb nichts übrig, als das nämliche zu versuchen. Der Regen hatte aufgehört, aber die Wolken hingen noch immer tief in das Thal hinab, und es war beinahe dunkel geworden.

Als ich erwachte, fuhr der Wagen gerade in die Straßen von Riva hinein. Die beiden Frauen wurden von einem Geistlichen in Empfang genommen. Die Alte würdigte mich keines Blickes. Martina winkte mir beim Aussteigen mit der Hand einen stummen Gruß zu.

* * *

Ich saß auf der Terrasse des Albergo al Sole in Riva. Das späte Diner war beendigt, und ich gab mich, eine Cigarre dampfend, eine Flasche trefflichen Iseraweins vor mir, dem Zauber hin, welchen eine italienische Landschaft immer wieder auf uns Nordländer ausübt. Und es war in der That schon eine echt italienische Landschaft, welche hinter den Granatbäumen auf der Wassermauer vor mir lag, wenn auch hohe Berge, die letzten Ausläufer der Alpen, den See von beiden Seiten einrahmten. Der Himmel war vollständig klar, es hatte nur jenseits der Höhen im Comerasothal geregnet; nur im Osten über dem Monte Brione hing eine dunkelgelbe Wolke, aus der hie und da ein Wetterleuchten zuckte. Der Mond überschüttete den stahlblauen See mit flüssigem Silber; jedoch die dunkeln Felsmassen, welche sich steil über der Stadt erhoben, vermochten seine Strahlen nicht zu erhellen. Auf der halben Höhe derselben bei dem alten Wartthurm glimmte ein kleines Feuer, vielleicht ein Kohlenmeiler, und beleuchtete die zerfallenden Mauern mit falbem Schein. Aus der Ferne tönte ein rauher melancholischer Gesang herüber, dem eine Stimme von dem kaiserlichen Wachtschiff, das sich wie eine riesige Silhouette vom Horizont abhob, antwortete.

Das war ein Abend, wie man ihn sich bei uns im Norden träumt, wenn man bei zehn Grad Kälte hinter dem warmen Ofen sitzt. Mich erfaßte ein unsägliches Behagen. Du Glücklicher, tönte es in mir, nicht Wochen, sondern Monate lang wirst Du diese lauen Lüfte athmen und in dem Zauber dieser wunderbaren Seeufer schwelgen!

Denn nicht als flüchtiger Tourist, sondern in Geschäften, im Auftrag einer österreichischen Aktiengesellschaft war ich nach Riva gekommen. Diese ging mit dem Plan um, die alten Braunkohlengruben an den westlichen Abhängen des Monte Baldo, jenes lang gestreckten Bergrückens, der das Etschthal vom Gardasee scheidet, wieder aufzuthun und auszubeuten, welche schon zur Zeit der venetianischen Herrschaft in Betrieb gewesen waren, und man hatte mir die Vorarbeiten übertragen, die erforderlich waren, um über die Ausführbarkeit und Rentabilität des Projekts wenigstens annäherungsweise Gewißheit zu erhalten.

„Sie werden also zunächst nach Riva gehen," sagte mir Graf R., der Präsident der Gesellschaft, von dem ich mich in Insbruck verabschiedete. „Dort treffen Sie meinen alten Freund und Kriegskameraden, Major Sedlaczeck vom Regiment Benedeck, an den ich Ihnen ein paar Zeilen mitgebe. Der Major kennt Südtirol und Venetien wie seine Tasche und wird Ihnen bei Entwerfung Ihres Feldzugsplans gerne mit Rath und That beistehen. Sie werden wohl in einem der kleinen Nester am östlichen Seeufer, das die Herren Piemontesen uns noch gelassen haben, Ihr Standquartier aufschlagen müssen, vielleicht in Castelletto oder Malcesine. Vermuthlich haben Sie sich da auf schmale Kost gefaßt zu machen und werden eine tüchtige Portion Insektenpulver verbrauchen."

Da an dem Tische, den nur ein Rebenspalier von dem meinigen trennte, eine Gesellschaft österreichischer Offiziere Platz genommen hatte, rief ich den Cameriere und fragte ihn nach dem Major Sedlaczeck. Er ging an den Offizierstisch hinüber. Dort stand ein ziemlich wohlbeleibter, behäbig aussehender Herr mit rothem Gesicht und grauem Schnurrbart auf, knöpfte seinen Uniformsüberrock zu und trat mit einer leichten Verbeugung an mich heran. „Ich bin der Major Sedlaczeck," sagte er mit einem Anflug böhmischen Accents.

Nachdem er in den Brief des Grafen R. einen Blick geworfen hatte, führte er mich zu seinen Kameraden hinüber, ich wurde vorgestellt, und da mit österreichischen Offizieren leicht zu verkehren ist, saßen wir schon nach ein paar Minuten in lebhaftem Gespräch wie alte Bekannte bei einander.

Die Gesellschaft bot eine Musterkarte der verschiedenen Nationalitäten, aus denen die österreichische Armee zusammengewürfelt ist. Der Major stammte aus Böhmen, zwei blasirt aussehende blutjunge Offiziere desselben Regiments, deren elegante Uniformen die Hand eines Kleiderkünstlers aus der Kaiserstadt verriethen, waren offenbar Wiener Früchtel, zwei andere mit orangegelben Uniformkragen, die sich sehr schweigsam hielten, aber eifrig dem Glase zusprachen, gehörten der Nation der Slovenen an. Ein Marineoffizier, jedenfalls Italiener von Geburt, der Sr. Maj. Postdampfer „Franz Joseph" kommandirte, sprach eben so wenig, sondern kokettirte durch seinen Zwicker mit einem mir unsichtbaren Gegenstande am Hotelfenster. Ein Artilleriehauptmann war Galizier, ein anderer vom Genie war in Graz zu Hause.

Ich erzählte von dem bergmännischen Projekt, das mich nach Riva geführt hatte.

„Ist es nicht," fragte der Geniehauptmann, „ein wenig gewagt, mit einem solchen Unternehmen ans Tageslicht zu treten, wo der politische Horizont im Süden und Norden voll Wetterwolken hängt und die Kriegsfurie jeden Tag losbrechen kann?"

Wir befanden uns im Mai des Jahres 1866.

„Man befürchtete," gab ich zur Antwort, „daß das ganze Projekt scheitern werde, wenn die Vorarbeiten nicht sofort beginnen."

„Ach was Kriegsfurie!" fiel Major Sedlaczeck ein. „Wissens, ich mein', mit den preußischen Paradesoldaten da oben im Norden wird unsere glorreiche Armee schon fertig werden, und auch die Piemontesen werden sich diesseits des Mincio keinen Lorbeer pflücken, denn diesmal hilft ihnen der Napoleon nicht. — Aber habens denn im Sinn, bei uns in Riva zu bleiben?"

Digitized by Google

Ich bemerkte, daß Graf R. mir gerathen habe, in Malcesine mein Standquartier aufzuschlagen.

„Wissens," versetzte der Major, indem er die Knöpfe seiner Uniform einen nach dem andern aufmachte, „das ist da, wo einer unserer Kaiser einmal ein Schloß gehabt hat."

Die beiden Wiener lächelten in ihr Glas hinein. Der Major meinte Karl den Großen, welchen die Sage dort eine Burg erbauen läßt.

„Da fällt mir eine Geschichte von unserm alten Schloß in Lemberg ein," begann der Artilleriehauptmann.

„Goethe wurde in Malcesine arretirt," unterbrach ihn etwas rücksichtslos einer der Wiener, „weil er die Festung abzeichnen wollte. Er erzählt das selbst in seiner italienischen Reise."

„Da fällt mir ein," begann der Artillerist wieder, „als ich in Komorn stand, wollte auch einmal ein Maler —"

„Plag uns nicht mit Deinen alten Geschichten, Franzel," fiel ihm Sedlaczeck in die Rede, „sondern sag uns lieber, wer kommandirt jetzt in Malcesine? — Die Garnison wird von Peschiera gegeben," wendete er sich erklärend zu mir.

„Sanfthuber," antwortete der Artillerist, etwas pikirt über die Unterbrechung.

„So, der Sanfthuber! Kenn' ihn wohl — haben einmal mit einander in Mantua gestanden. Hab' gemeint, der ist im Bade. Die Gicht soll ihm ja in die Wunde gefahren sein, welche der Teufel von Zuaven ihm bei Magenta über den Schädel gehauen hat."

„Ist wieder zurück und leidlich zuwege," schaltete der Artillerist ein.

„Nun, schöner hat ihn der Hieb nicht gemacht. War nie ein Adonis. Wenn's nur seiner Stimme nicht geschadet hat! Sie, das ist sehr ein musikalisches Talent, kann an die zwanzig Opern auswendig. Sollten ihn singen hören! Aber werden's ja. Ist sein Steckenpferd, wird's Ihnen schon vorreiten."

„Und wer ist denn sonst noch in Malcesine?"

„Graf Candiano und noch zwei andere vom Großfürst Michael," sagte einer der Wiener.

„Graf Candiano!" bemerkte der Major. „Wie kommt der in das Nest? Soll ja ein ausgezeichneter Offizier sein."

Candiano? dachte ich bei mir, wo hast Du denn den Namen schon gehört? — Richtig, so hieß der Ort, welcher das Mädchen im Postomnibus so sehr in Aufregung brachte.

„Graf Candiano? Derselbe, welcher in Wien ein Verhältniß mit der Marchesa Malatesta hatte?" fragte der Marineoffizier in gebrochenem Deutsch, indem er seinen Zwicker fallen ließ und sich der Gesellschaft zuwendete.

„Er galt wenigstens als ihr Anbeter," sagte der Geniehauptmann.

„Malatesta," fuhr der Marineoffizier fort, „wohnt jetzt am See in seiner Villa bei Limone, dicht an unserer Grenze. Ich glaube, er will seine Limonienernte einmal selbst beaufsichtigen. Die Marchesa ist bei ihm."

„Herr Kamerad ist ja sehr genau davon unterrichtet," brummte der Major, „was unsere Feinde im Piemontesischen treiben. Soll sich nur in Acht nehmen, der Herr Marchese, daß er sich nicht einmal über unsere Grenze verirrt. Würde ihm schlecht bekommen, die Affaire von Vicenza ist noch nicht vergessen. Der Verräther!"

Der Italiener that, als habe er den Major nicht verstanden, obwohl die Röthe ihm ins Gesicht stieg, und wendete sich dem Gegenstand am Hotelfenster wieder zu.

Es entstand eine Pause. Der Geniehauptmann nahm das Gespräch wieder auf. „Ich kenne Candiano nicht näher, aber er ist in der Wiener Gesellschaft oft an mir vorübergegangen. Man verwöhnte ihn dort sehr, besonders die Frauen. Schon im Theresianum war er das enfant gâté seiner Lehrer."

„Auch in Verona," schaltete einer der Wiener ein, „war er allgemein beliebt, selbst bei den Italienern. Seine Wunde von neunundfünfzig machte ihm dort noch immer zu schaffen."

„Er verließ Wien plötzlich," schloß der Geniehauptmann, „seitdem habe ich ihn aus den Augen verloren."

Graf Candiano muß wirklich ein Normalmensch sein, dachte ich bei mir. Ich habe noch nicht oft erlebt, daß von einem Abwesenden Jedermann nur Gutes redet.

Jetzt ließ sich zum ersten Mal auch einer der Slavonier vernehmen:

„Kenne nicht Candiano, aber seinen Hund Unkas. Ist berühmt in der Armee von Kaiserthum Oesterreich. Hat apportirt seinigen Herrn, als er war todt bereits in dem Treffen von Montebello. Ist wieder zu Stande gebracht und geworden lebendig."

„Also noch ein Rekonvaleszent in Malcesine," lachte der Major, „ist ja eine förmliche Invalidengarnison!"

Inzwischen war es spät geworden und die Gesellschaft trennte sich unter vielfachen Dienstanerbietungen für die wenigen Tage, welche ich in Riva zuzubringen hatte.

* * *

An einem herrlich klaren, frischen Morgen trug mich der Dampfer in den See hinaus. Die Sonne stand schon hoch über dem Monte Baldo, und die Luft war so durchsichtig, daß auch die fernsten Berglinien sich in scharfen Umrissen vom Horizont abhoben. Der See glänzte im schönsten Ultramarin, die Schaumwellen an den Schaufelrädern schienen wie mit Gold und Purpur lasirt.

Sobald das Schiff sich dem östlichen Ufer zuwendet — auf dem westlichen beginnt die Herrschaft der italienischen Trikolore — lassen die allmählich zurücktretenden Berge eine weite Aussicht bis in die venetianische Ebene frei, der See dehnt sich meerartig aus, eine unbegrenzte azurne Fläche, deren Enden mit dem lichtgetränkten Blau des Himmels zusammenfließen. Ich ging, um das Schauspiel in seiner ganzen Ausdehnung genießen zu können, auf das Vorderdeck hinüber. Dort gab es eine gemischte Gesellschaft: allerhand Landleute mit ihren Fisch- und Gemüsekörben, unter dem Dach ihrer unvermeidlichen rothen Regenschirme Schutz vor der Sonne suchend; einige von der Finanzwache, die ihre Garnison wechselten, und ein paar italienische Gaunerphysiognomien, deren struppiges Haar gleich dem Simsons noch niemals Bekanntschaft mit Kamm und Scheere gemacht zu haben schien. — Aber — wahrhaftig! — da saßen ja auch die beiden Frauen aus dem Postomnibus. Die byzantinische Madonna, heute den Fächer statt des Gebetbuchs in der Hand, kerzengerade und unbeweglich, erwiderte meinen Gruß mit einem majestätischen Neigen des Hauptes, das wieder die Haube mit den feuerfarbenen Bändern schmückte. Die Jüngere sah in dem hellen Sonnenlicht, dessen Reflexe das prachtvolle dunkle Haar wie mit einem Heiligenschein übergossen, noch anziehender aus als bei unserem ersten Zusammentreffen in der trüben Beleuchtung des nebelgrauen Abends. Das Profil des wachsbleichen Antlitzes, dessen Blässe der unter dem Kinn zusammengeknüpfte schwarze Schleier noch mehr hervorhob, lag in einem Halbschatten, welcher so klar und durchsichtig, wie Titian und Paolo Veronese ihn gemalt haben, mitleidig die leichten Fältchen und die allzu scharf gewordenen Linien der klassisch reinen Züge verhüllte. Sie las, den Kopf auf den Arm gestützt, in einem Buche, dessen rother Einband nach einem Reisehandbuch aussah, und grüßte mich diesmal freundlicher, ja beinahe spielte ein Lächeln um ihre farblosen Lippen.

Martina und ein italienischer Bädeker! Also mochte sie doch wohl nicht das einfache Landmädchen, wofür ich sie gehalten hatte, sondern so etwas wie eine Dame sein!

Ich setzte mich den Frauen gegenüber, meine Aufmerksamkeit zwischen dem Seebild und der Staffage vor mir theilend.

„Verzeihung," tönte plötzlich eine Stimme neben mir, „ich genire Sie doch nicht?" Unbemerkt hatte sich jemand an meine Seite gesetzt, dessen gelbes Gesicht mit den italienischen Gaunerphysiognomien am anderen Ende des Verdecks eine bedenkliche Aehnlichkeit gehabt haben würde, wäre nicht der Vollbart sorgsam gestutzt und das Haar auf das modernste frisirt gewesen. Der Mann trug einen eleganten Sommeranzug und würde ohne die dicke Uhrkette von unechtem Gold auf seiner grellbunten Weste und ohne die zahlreichen Ringe mit offenbar falschen Steinen an den groben Fingern beinahe wie ein Signor ausgeschaut haben. „Verzeihung," wiederholte derselbe, sich gegen

mich verbeugend, „Signor verstehen wohl italienisch? Es ist so langweilig, allein zu sitzen.“ Er begann darauf eine Reihe von Fragen, wo ich herkomme, was ich für ein Landsmann, welches mein Reiseziel sei. Als er vernommen hatte, daß ich aus Deutschland komme und in Malcesine zu bleiben beabsichtige, fuhr er fort:

„Malcesine! Das ist ja das kleine Nest, auf welches wir zusteuern; die Oesterreicher haben eine Festung da. Kennen Sie vielleicht einen der Herren Offiziere?“

Da mir die Neugier meines Nachbars, die etwas Lauerndes hatte, unbequem wurde, stand ich auf, um auf das Hinterdeck zurückzukehren. Derselbe hielt mich jedoch, seine Hand auf meinen Arm legend, zurück und begann wieder:

„O, Signor! Dürfte ich wohl die Kühnheit haben, Sie um eine kleine Gefälligkeit zu ersuchen? Sie wird Ihnen keine Mühe machen, gar keine, auch keine Unkosten, das versteht sich von selbst. Sehen Sie dieses kleine Packet, es ist für einen der Herren Offiziere in Malcesine bestimmt. Ich wollte es den Schiffsleuten mitgeben, die Sie ans Ufer bringen werden; aber bei Ihnen ist es besser, viel besser aufgehoben. Mir wäre es eine Gefälligkeit, für welche ich Ihnen mein ganzes Leben lang dankbar sein würde.“

„An wen soll ich das Packet abgeben?“ fragte ich.

„Es sind,“ bemerkte der andere, ohne meine Frage zu beachten, „Papiere darin, die für den Empfänger von einigem Interesse sein dürften. — „Martina,“ unterbrach er sich, zu unserm Gegenüber gewendet, „hole meinen Sonnenschirm aus der Kajüte.“

Das Mädchen erhob sich, machte sich aber an der Kajütentreppe etwas zu schaffen, unser Gespräch schien sie zu interessiren.

„Die Papiere sind,“ fuhr mein Nachbar fort, „für den Grafen Candiano, kaiserlichen Oberlieutenant im Regiment Großfürst Michael, jetzt in Malcesine. Der Name steht auf der Adresse. Und, sehen Sie, hier ist noch ein kleines Billet für den Herrn Grafen, ich wage es, Sie auch um dessen Besorgung zu bitten. Dasselbe enthält, glaub' ich, für den Empfänger Nachrichten von einiger Wichtigkeit. — Ich danke, Martina!“

Das Mädchen war mit dem Sonnenschirm zurückgekehrt. Mein Nachbar legte, ohne meine Antwort abzuwarten, Packet und Brief in meine Hand und stand auf.

„Ich lege mich Ihnen zu Füßen, Signor Tedesco,“ schloß er, sich mit Grazie tief verbeugend. „Und nochmals Verzeihung für meine Kühnheit. Umilissimo servitore. Kommen Sie, meine Damen, das Frühstück wartet.“

Als die Gesellschaft in der Kajüte verschwunden war, bemerkte ich, daß Martina ihr Buch liegen gelassen habe. Die Neugier trieb mich, einen Blick in dasselbe zu werfen. Es war wirklich ein italienisches Reisehandbuch, ein Führer auf dem Gardasee und in dessen Umgebung. In der untersten Ecke des Titelblattes stand mit zierlicher Schrift: Marchesa Malatesta. Eine Marchesa ist das Mädchen auf alle Fälle nicht, dachte ich bei mir, aber es muß doch mit der Eigenthümerin in irgend einer Beziehung stehen. Vielleicht gehört sie zur höheren Dienerschaft.

Da der weiße Thurm des Kastells von Malcesine schon am Ufer sichtbar wurde, ging ich auf das Hinterdeck, um mich zur Landung bereit zu machen. Da legte sich eine Hand auf meine Schulter. Martina stand hinter mir. „Kommen Sie hierher,“ sagte sie, mir auf den Platz neben dem Radkasten vorangehend — man konnte dort vom Vorderdeck nicht gesehen werden — „und schenken Sie mir ein paar Minuten. Ich bitte, lassen Sie mich das Packet sehen, das mein Vater, der Herr, welcher bei Ihnen saß, Ihnen gegeben hat.“ Ich reichte es ihr, da ich keinen Grund fand, dies zu verweigern; sie betrachtete die Adresse lange, während so etwas wie eine Thräne zwischen ihren Wimpern schimmerte. Dann fuhr sie fort, nachdem sie durch den Umschlag, der nicht sorgfältig geschlossen war, einen Blick in das Innere gethan hatte, mir das Packet zurückgebend: „Es sind die Proklamationen unserer Patrioten; das ist eine seltsame Lektüre für einen österreichischen Offizier! Aber Er ist gut kaiserlich, der Herr Marchese hätte es sich sparen können, den Versucher zu spielen. — Doch Tommaso, mein Vater, gab Ihnen noch etwas; ich bitte, lassen Sie mich das auch noch sehen.“

Ich reichte ihr den Brief. Nachdem sie Adresse und Siegel aufmerksam untersucht hatte, flüsterte sie aufathmend, wie von einer Last befreit, leise für sich: Gott sei Dank, ich irrte mich, es ist nicht ihr Siegel und ihre Handschrift! Schon wollte sie das Billet wieder in meine Hand legen, da schien ihr plötzlich ein Gedanke zu kommen., Sie riß das Couvert auseinander, durchflog den Inhalt und warf das Papier, es zusammenballend, ins Wasser.

„Aber, mein Fräulein,“ fuhr ich auf, „das ist eine grobe Indiskretion!“

„Es ist mehr als das,“ gab das Mädchen heftig zur Antwort, „es ist eine Infamie! Mein Name wurde auf schmähliche Weise gemißbraucht, um Ihn“ — sie sprach den Namen Candiano nicht aus — „in eine Falle zu locken. Man hat etwas mit Ihm vor, ich weiß zwar nicht was, aber etwas Gutes ist es gewiß nicht. Wenn Sie wollen, gehen Sie zu meinem Vater und sagen ihm, was ich gethan habe. Ich nehme alle Verantwortung auf mich. Glückliche Reise!“

Sie wendete sich zum Fortgehen, blieb aber wieder stehen und fügte mit leiserer Stimme und gesenktem Blick hinzu: „Sagen Sie Ihm, Er solle keiner Botschaft von unserem Ufer, schriftlich oder mündlich, Gehör geben, sagen Sie Ihm auch: Martina — vergessen Sie den Namen nicht — Martina wird Ihn niemals, unter keinen Umständen wiedersehen, verstehen Sie, mein Herr, niemals!“ Dann glitt sie an mir vorbei auf das Vorderdeck hinüber.

Jetzt läutete die Schiffsglocke, Malcesine lag vor uns, und nach wenigen Minuten stand ich am Strande. (Forts. folgt.)

Sommeridyll in der Altmark.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI '70.

Von Hermann Masius.

Wer möchte heutzutage nicht reisen! Hat doch schon ein Römer gesagt, die Menschheit sei wanderlustiger Natur; und auf uns Deutsche trifft dieses Wort sicherlich in besonderem Grad zu.

Jahr um Jahr, wenn die Schwalben den Frühling gebracht, regt auch der alte eingeborene Trieb die Schwingen, und je blauer der Himmel, je grüner die Erde wird, um so eifriger strebt's, drängt's zu allen Thoren und Häfen hinaus, bis in der Kulmination des Sommers die Bewegung eine allgemeine und unwiderstehliche wird. Und Wege und Ziele sind verschieden genug.

Steuern die Kühneren unter Fortunas Günstlingen nach Aegypten, Brasilien oder gar hinauf zu den Feuer- und Wasserspeiern der ultima Thule, so ziehen andere nach dem Lande, wo die Citronen blühen, noch andere aber — und wer zählte ihre Tausende! — lassen sich's in irgend einem Gebirgsthal oder an irgend einem Strome, einem Strande des lieben Vaterlandes gefallen. Denn auch das ist ja ein Segen deutscher Erde, daß ihr neben aller Fülle der Fruchtbarkeit noch ein reiches Maß der Schönheit beschieden ist. Ja, ich meine: wer einmal ein Auge für diese habe, der werde sie nicht blos dort finden, wo die großen Wanderschwärme aus allen vier Winden sich kreuzen, sondern der werde auch anderwärts und selbst in den einfachen Landschaften der deutschen Niederung noch ihre Züge zu erkennen und daran sich zu erfreuen vermögen. Es heißt auch da gar oft:

Warum in die Ferne schweifen?
Sieh, das Schöne liegt so nah'!

Und eben dieses Dichterwort bitte ich nun zur Stunde für ein Stück Erde und Wasser in Anspruch nehmen zu dürfen, das manchem der geneigten Leser kaum dem Namen nach be-

Digitized by Google

Montenegrinische Typen. Originalzeichnung von Franz Zvěřina.

Digitized by Google

kannt sein mag und das mitten in einem Landstrich liegt, welcher langehin als Wüste des heiligen römisch-deutschen Reiches berufen war.

Wie? In der Mark?

In der That, das kleine Juwel liegt mitten in der Altmark.

Der Leser hält betroffen inne; und seine Gunst nicht von vornherein zu verscherzen, sei denn meinerseits von vornherein und willigst zugestanden, daß immerhin jene geläufige Vorstellung von der Mark nicht ohne Grund ist. Auf eintönigen Sandflächen eine eintönige Vegetation, Kiefernwälder, Heidekraut, dann und wann ein magerer Anger, ein paar Kornfelder um ein strohgedecktes Dörfchen her — gewiß, wer nur die große Straße zieht, mag nicht selten solchen Bildern begegnen. Allein um nicht zu sagen, daß der abgestumpfte Eisenbahnblick das Meiste übersieht, so liegt mindestens das Beste überhaupt nicht immer am Wege; und jedenfalls gibt es auch eine Poesie des Abseits, des Verstecks, die den Empfänglichen wohl ansprechen, vielleicht selbst entzücken kann. Um ein solches Idyll aber handelt es sich hier.

Wohlan denn! Lassen wir die große Getreideebene von Leipzig-Halle-Magdeburg einmal hinter uns, und freuen wir uns, nachdem wir bei Stendal oder, von Westen kommend, bei Salzwedel das Herz der eigentlichen Altmark erreicht haben, damit auch das Hauptstück der eigentlichen Reise gethan zu wissen. Allerdings, der See und das Städtchen, zu denen ich den Leser führen möchte, liegen da noch nicht. Um zu ihnen zu gelangen, bedarf es noch einer kurzen Postfahrt alten Stils. Aber sie ist nach Lärm und Staub der Eisenstraße vielleicht nur um so willkommener. Allenthalben friedliche Stille. Ueberall aus Feld und Flur ein reiner Odem; und läßt im Walde Schwager das Horn erschallen, so überkommt's uns mit heiterem Behagen. Lustig rollt der Wagen fort, eine Stunde oder zwei, bis die grünen Wände sich öffnen, und da blickt auch aus der Thalsenke das große leuchtende Wasserauge herauf: der Arendsee und darüber auf der Höhe das Städtchen gleichen Namens.

Wir haben so eben Stendal und Salzwedel genannt, die Urstädte der Altmark. Auch Arendsee zählt noch zu den frühsten oder doch früheren Gründungen, und der See, nach dem sich die Stadt nannte, war schon in den Zeiten Karls des Großen bekannt. Wenigstens erzählt Einhard, oder wer sonst die betreffenden Reichsannalen aufzeichnete, aus dem Jahre 822, daß in Ostsachsen, unfern der Sorbengrenze, in der Gegend um den Arendsee her (juxta lacum qui dicitur Arnseo) plötzlich ein Erdbeben den Boden auf eine fränkische Meile hin emporgehoben habe, und in Urkunden aus dem 11. Jahrhundert liest man wohl, daß der See seinen Namen „von Alters her" trage. Was dieser Name bedeute? Die Vermuthung legt sich nahe, daß er von den Aaren, den Fischadlern und anderen ihrer räuberischen Sippe, hergenommen sei, die noch jetzt dort nicht ganz selten ist, wiewohl der gelehrte Prorektor Albrecht Ritter in seinem 1744 ans Licht gegebenen „Historisch-Physicalischen Sendschreiben von dem merck- und wunderns-würdigen Arend-See" dies als „pöbelhafftige Fabel" verwirft. Uebrigens erwähne ich nur noch gewissermaßen zur topographischen Charakteristik, daß der See einige Stunden westwärts der Elbe liegt und wohl eins der ersten jener Wasserbecken ist, welche dann weiter nach Norden und Nordwesten hinauf in immer dichterer Reihe und wachsender Größe über die deutsche Tiefebene verstreut sind. Außer zahlreichen unsichtbaren Quellen speisen ihn zwei oder drei Bäche, und eben so viele Ausflüsse führen wiederum sein Wasser dem Strome zu. In seinem Gesammtumrisse stellt der See ein ziemlich regelmäßiges Oval dar, das bei einer Längenausdehnung von reichlich einer Stunde eine entsprechende Breite zeigt. Seine Tiefe ist theilweis beträchtlich. Seinen Rahmen bildet sacht ansteigendes Hügelgelände; aber nach Nordwest sich wieder verflachend, läßt es dort saftige Wiesen frei, auf denen schon in sehr alter Zeit ein Dörfchen (im Gegensatz zu den benachbarten Slavendörfern ausdrücklich als deutsche Niederlassung, villa teutonica, bezeichnet) sich angesiedelt hatte, während ihm gegenüber grade auf der Höhe des Landrückens die Stadt sich hinstreckt und nur mit dem Gemäuer einer Klosterruine hinab an den See reicht. Im übrigen zeichnen Waldzüge die sanftgeschwungene Strandlinie. Da aber, wo im Osten der Forst sich fast unmittelbar mit den letzten Gärten der Stadt berührt, macht er einem freundlichen wiesenartigen Vorlande Platz; und hier ist der Punkt, auf dem ich den Leser zunächst festhalten möchte. Denn hier überblickt sich der See an günstigster Stelle.

Darf man nun wohl sagen, daß der erste Eindruck desselben ein imponirender ist, so ist das freilich nicht eben mehr als eine Formel, etwa ein Ausdruck der Massenhaftigkeit. Und doch wie vieles müßte noch hinzukommen, um ein einigermaßen genügendes Bild zu geben! Jeder Gang am Ufer, jede Bootfahrt zeigt den See in anderem Licht und lohnt mit neuem Genuß. Lockt dich der strahlende Spiegel, das Kommen und Gehen der Wellen? ihr schäumender Schwall, ihre lebenathmende Frische? Komm hierher unter den Erlenschatten und gib dich ganz hin an den Reiz des Elements. Laß es dich umschmeicheln, umrauschen, und träume dich in deine Jugend zurück. Oder werde ganz wieder ein Knabe, suche blanke Kiesel und Muscheln und freue dich der zierlichen Schalen, oder weide dein Auge an der Klarheit, die sich ringsher ergießt. Denn weit, weit hinein zieht sich in unverkürzter Deutlichkeit der Grund gleich einem sauberen Estrich, bis er auf einmal rascher hinabsinkt und das Ruder keinen Widerhalt mehr findet. Zugleich ändert sich nun die Farbe des Sees. Aus gelblichem Grün vertieft sie sich in Grau, in Blau, etwa ähnlich der Ostsee; nur daß hier und da, wo der Boden sich wieder heben mag, hellere Streifen die dunkle Fläche durchsetzen. Dein Boot treibt ruhig ins offnere Wasser hinaus, fernhin die irren Gleise ziehend, oder es schmiegt sich dem Ufer entlang, schlüpft manchem Röhricht vorbei, über mancher Felsplatte hin, und dann wieder wiegt es sich mitten im flüssigen Krystall, und du blickst verwundert hinab in die üppige Pflanzenwildniß da unten oder folgst den Zügen der Fische, wie sie spielend dahinschießen und in keckem Jagen aus der sonneblitzenden Flut emporschnellen, um mit einem Male scheu sich zum Grunde hinabzulassen. Denn der See ist fischreich in hohem Maße, und der obengedachte Autor zählt gewissenhaft alle die Geschlechter in schuppiger Haut auf, die hier gefangen werden, als „Karpfen, Aale, Barsen, Schleyen, Plötzgen und Hechte schier von Mannslänge, dannenhero ein Kerl genug daran zu tragen hat". Ohne gerade die Bürgschaft für die letztere Behauptung in ihrem Wortlaut zu übernehmen, kann ich selbst doch die achtunggebietende Größe dieser Seebewohner aus eigenster Erfahrung bezeugen.

Und eben so wenig als im Wasser fehlt es außerhalb desselben an einer reichen Thierwelt. Der See deckt eben die Tafel zu aller Zeit für allerlei Kreatur. Da sind, um nur des Wasser- und Sumpfgeflügels Erwähnung zu thun, Möven und Reiher, Störche und Schwalben, Wildenten, Taucher, Schnepfen, und im Herbst sammeln sich hier tausende von Wandervögeln. Jetzt zwar, im Vorsommer, sind es nur einzelne, und es gehört schon ein geübtes Auge dazu, die schwarzen schwimmenden Punkte immer zu bemerken und zu erkennen. Auch gehen fast alle als echte Fischer still und stumm ihrem Gewerbe nach. Nur die Möve oder etwa ein Strandläufer lassen von Zeit zu Zeit den scharfen, halb klagenden Ruf vernehmen; aber allmählich, wenn der Tag sich neigt, verklingen auch diese Laute, die Stille umher wird stiller, und nun mag Sinn und Seele sich ganz versenken in das Schauspiel des Sonnenuntergangs.

Es ist hier, wo im Widerschein der feuchtverklärten Tiefe Himmel und Erde wie in einen Zauberring zusammenfließen, von wahrhaft ergreifender Erhabenheit. Und doch, wenn nun auch der letzte Glutstreifen über der Flut verzittert, wenn dann aus Nebelduft der Mond emportaucht und endlich der See silberdämmernd hinauswallt, uferlos, endlos — wer möchte sagen, welches Schauspiel das schönere, größere sei?

Es hieße vordringlich die eigene Empfindung des Lesers beschränken, wollte ich länger bei diesen Betrachtungen verweilen. Ist doch ohnehin das Bild des Sees niemals das gleiche. Mag er beim Nahen des Gewitters sich zur regungslosen Fläche

Digitized by Google

glätten oder im Sturm die Wogen thürmen, mag er im Morgensonnenschein mit tausend goldnen Funken spielen oder mag der Abend ihn mit Rosen überstreuen: mit jeder Stunde, jedem Augenblick verwandelt sich hier die Scene. Kein Zweifel, daß dieser stete Wechsel der Farben, Formen und Stimmungen zum Theil auch jenen Reiz der Jugend und der Lebensfrische bedingt, der ewig über solchen Wassern schwebt; das aber, was nun wiederum den ersteren zu seiner vollen Wirkung kommen läßt, indem es der Bewegung die Ruhe, dem Fließenden das Feste gegenüberstellt, das ist die umgrenzende Landschaft.

Auch über sie seien noch ein paar Worte gestattet. Schon wurde erwähnt, daß die Ufer sich meist zu einiger Höhe erheben, und ganz besonders gilt das von dem südlichen. Es steigt hier und da vielleicht bis zu 60 Fuß an; aber es fällt auch überall rasch ab, so daß unten vom See her Treppen und ausgehauene Erdstufen nach den Gärten und Feldern der Stadt emporführen, die nun freilich ihre schmucken Häuser und Häuschen meist hinter Büschen und Bäumen verbirgt. Ein anmuthiger Pfad führt unterhalb derselben, hart am See entlang, bis die Gärten aufhören und hinter dem schon bezeichneten wiesenartigen Saum das Gehügel des Föhrenwaldes folgt. Meilenweit dehnt er sich aus. Er zeigt alle Stufen und Formen des Baumwuchses: neben schlank aufragenden Säulen verworrenes Dickicht, neben kühnverknorrten Stämmen wohlgepflegte Schonungen, dazwischen manche Blöße, mit Ginster- und Heidekrautblüten oder mit allerlei Beeren bedeckt. Wo das Erdreich einige Feuchtigkeit verhält, mischen sich Erlen und Birken ein; selbst an Buchen und Eichen fehlt es nicht ganz. Immer aber bleibt die Kiefer der herrschende Baum, und daher weht denn hier überall jener kräftig-würzige Duft, der gerade die Arten des Nadelholzes auszeichnet, und daher klingt hier ohne Aufhören jenes traumhafte Säuseln in den Wipfeln, das in keinem Laubwald auch nur ähnlich gehört wird.

In der That, unter diesen Bäumen zu wandern und zu wandeln — es ist so belebend als beschwichtigend, und leuchtet der Abendschein an die grauröthlichen Stämme und durch ihre edelgeformten Kronen, so mag die Erinnerung auch wohl einmal aus dem Lande der Kiefern zu dem Piniengestade des Mittelmeeres hinüberschweifen. Ueberall führen Fußsteige zum See hinab, denen man immer wieder gern hinabfolgt. Denn wie hier der Schatten, so lockt dort das Licht, und man weiß am Ende kaum, ob mehr der Wald dem See, oder der See dem Walde die wirksame Folie gibt. Nur so viel ist für jedes Auge unzweifelhaft, daß eben an dieser Strandseite — nach Norden zu — das Bild der Wasserlandschaft am schönsten erscheint, und daß es nur darum am schönsten erscheint, weil die dunkeln Waldmassen mit ihren ruhig großen Formen der flimmernden fließenden Fläche ebenso zum abschließenden Rahmen als zum energisch hebenden Gegensatz dienen. Stundenlang mag man hier weilen und streifen. Aber endlich hat, schon fernher durch die Stämme schimmernd, ein freies Wiesenland uns hinausgelockt. Das Fischerdörfchen, das hier sich aufgebaut, die Netze und Kähne am Ufer, das Schilf mit seinen Blütenkolben, die weiß und gelben Nixenblumen mit den großen grünen Blattschilden, das Treiben der Störche und Wasserhühner — dieses eigenartige heiterfriedliche Stillleben fügt sich harmonisch in das Ganze. Inzwischen ist es eben nur eine Episode, und bald wieder geht's hügelan; mit umbuschten Kuppen wechseln bleiche dünenartige Strecken, bis das Bild ganz in seinen früheren Charakter, damit aber auch unsere Umwanderung zu ihrem Ausgangspunkte zurückkehrt.

Denn schon zeigt sich die nahe Ruine, und aus den Büschen, die sie umgrünen, ruft die Nachtigall her. Einst sangen hier Cistercienserinnen die Hora, aber seit Jahrhunderten liegt die Stiftung des frommen Markgrafen (Otto I, 1184) in Trümmern, während das Städtchen sich fortdauernd verjüngt hat. In langer Häuserzeile von Ost nach West gestreckt, mag es nicht über 3000 Einwohner zählen. Neben einer nicht unbedeutenden Industrie macht der Ackerbau noch immer ihre Hauptbeschäftigung aus, und wenn der mehrfach erwähnte gelahrte Antiquarius von 1744 es betont, daß die Stadt „ein schönes schmack- und nahrhaftes Gebräude" erzeuge, so ist dieser Ruhm in unserem biertrinkenden Säkulum mit nichten zu Schanden geworden. Kurz es heißt da: „gut Land, gut Leben!" Und zu beiden gehören auch die „guten Leute". Ueber diese gediegenen, geraden und verläßigen Menschen aber noch ein Wort zu sagen, wäre mehr als überflüssig.

Daher wolle man denn zum Schluß nur noch eine Hindeutung auf das erlauben, was über den unmittelbaren Natur- und Lebensgenuß hinausliegt und was der praktischere Leser vielleicht schon im Eingange dieser Skizze erwartet hat.

Nachdem der schöne Landsee bisher so gut als unbeachtet geblieben, entstand unter den Anwohnern der Gedanke, hier ein Bad zu begründen. Die Bedingungen dafür waren gegeben, das Werk wurde begonnen, und jetzt erhebt sich an dem ohne Zweifel schönsten Punkte des Ufers ein ebenso zweckmäßiges als freundlichst ansprechendes „Kurhaus". Kaum zehn Minuten von der Stadt und kaum dreihundert Schritt vom See entfernt, steht es doch noch im Schatten des Waldes, der es wie mit hohen luftigen Vorhallen umgibt und zugleich noch immer Durchblicke auf den Wasserspiegel frei läßt.

Zu den Bädern im See kommen solche in den Räumen des Kurhauses, kalte und warme, insbesondere die heilkräftigen Kiefernadelbäder und dergleichen. Ebenso steht selbstverständlich ärztliche Hilfe in ausreichendster und trefflichster Weise zu Gebot; und was endlich das fragwürdige Kapitel de gustibus angeht, so halte sich der geneigte Leser der besten Erzeugnisse aus Küche und Keller gewärtig. Ich weiß recht wohl, was jener alte Mönchsvers der lieben Altmark nachgesagt hat. Er läßt an ihr kein gutes Haar, und mit einem grämlichen Seitenblick auf den Geist ihrer Kochkunst ruft er warnend:

> . . . Strohdach, Knappeasei sunt hic in Marchia multi,
> Et caveas tibi, quia Grützwurst est etiam ibi.

Allein dieser Speisezettel des 15. Jahrhunderts — wenn er überhaupt jemals eine Wahrheit gewesen — ist nunmehr billig als veraltet anzusehen, und mag es hier vielmehr ohne alle Hyperbel ausgesprochen sein, daß am Ufer des Arendsees die Tafel in einem Stile besorgt wird, der dem schweizerischen ebenbürtig, sich von demselben nur durch wohlthuend geringere Preise unterscheidet.

Dichterische Widerspiegelungen der Person und Geschichte Jesu.

Nachdruck verboten. Ges. v. 11./VI. 70.

Von **Franz Delitzsch.**

IV. Friedrich Strauß.

Künstlerische Reproduktion israelitischen Alterthums mit wissenschaftlichen Mitteln beginnt erst mit „Helons Wallfahrt nach Jerusalem" (4 Bändchen, 1820) von Friedrich Strauß, dem im Jahre 1863 als Inhaber hoher geistlicher Aemter in Berlin verstorbenen, welcher damals seit 1814 mit großer pastoraler Begabung und Treue segensreich in Elberfeld wirkte. Dieses überaus bescheiden auftretende, unaffektirt schön geschriebene Buch, welches in einer Reihe zusammenhängender historischer Bilder das öffentliche und häusliche Leben des jüdischen Volkes unter der Regierung Johannes Hyrcans und also inmitten der Hasmonäerzeit beschreibt, kann noch heute als ein lehrhaftes archäologisches Lesebuch gelten. Die Studien, auf denen es beruht, genügen für die Gegenwart nicht mehr, aber können trotz mancher Mißverständnisse und Selbsttäuschungen und Beirrungen durch damals in Ansehen stehende Hypothesen noch heute das Lob der Wissenschaftlichkeit ansprechen. Absichtlich ist der Verfasser mit seinem Gemälde bis in das Jahr 109 v. Chr. zurückgegangen: er wollte freien Raum für freie Dichtung haben, die Einführung geschichtlicher Personen widersteht ihm dermaßen, daß er an einer Stelle, wo Hyrcan und seine Söhne eingreifen, diese möglichst im Hintergrunde hält, um nicht Dichtung und Wahrheit verschmelzen zu müssen. Das Buch ist also nichts weniger als ein historischer Roman, die

Digitized by Google

Erzählung hat keine geschichtliche Grundlage; es sind nicht wirkliche Personen, deren Charaktere hier psychologisch aufgedeckt, nicht wirkliche Ereignisse, welche pragmatisch rekonstruirt worden. Der Verfasser hat infolge einer Gewissenhaftigkeit streitigen Werthes eine leichtere Aufgabe der schwereren vorgezogen. Indes gereicht es ihm zu hohem Lobe, daß das Buch nicht wie so manche freie Dichtungen dieser Art in unwahrscheinlicher und mehr abstoßender als gewinnender Weise tendenziös ist; allerdings will es zeigen, wie ein frommer nach Heiligkeit ringender Israelit zuletzt den Frieden, den das über sich selbst hinausweisende Ceremonialgesetz nicht geben kann, in dem Glauben an den künftigen Messias findet, aber dieser rothe Faden zieht sich nur sehr verborgen durch das Ganze hindurch und tritt nur gegen Ende hin zu Tage. Rechnet man die zweimalige Nennung Golgothas ab, so wird ein schriftgläubiger Israelit das Buch lesen können, ohne sich irgendwo zum Widerspruch herausgefordert zu fühlen. Und obgleich die Geschichtsdichtung hier und da den Eindruck macht, lediglich als Mittel für archäologische Werke entstanden zu sein, so entspricht das Erzählte doch in der Hauptsache den Zeitverhältnissen, in die sich der Verfasser hineingelebt und aus denen heraus er es gestaltet hat.

Ein junger Alexandriner aus ahronitischem Geschlechte, Namens Helon, welcher in der Schule griechischer Philosophie und Literatur die Religion und die heiligen Schriften seines Volkes nur um so höher schätzen gelernt hat, tritt eine Reise nach Jerusalem an, um dort an gotterkorener Stätte das Passafest zu feiern und womöglich selber eine Zeit lang als Priester zu amtiren; zugleich treibt ihn die Absicht, das Grab seines Vaters im Thale Josaphat zu besuchen. Nur mit tiefem Schmerz läßt ihn die Mutter von sich, sie ahnt, daß sie ihn nicht wiedersehen wird. Doch weiß sie ihn, da Elisama, sein Oheim, mitreist, unter treuer Obhut. Von Pelusium aus reisen sie mit einer nach Tyrus zurückgehenden phönizischen Karawane, und der Grieche Myron, der nach Damaskus will, schließt sich ihnen an, ein Jugendgenosse Helons, der durch ihn für Plato begeistert worden war. Die verschiedenen Ueberzeugungen der zwei jungen Männer gerathen auf der Reise hart aneinander, Elisama tritt mit ruhigen Erörterungen über Wesen und Geschichte der Religion Israels dazwischen. In Gaza trennt sich Myron, aber nicht ohne das Versprechen, von Damaskus aus mit ihnen wieder in Jerusalem zusammenzutreffen; Helon hofft noch immer den Freund zu bekehren, zumal unter Mitwirkung der Eindrücke der Gottesstadt. Die Wallfahrer aus Alexandrien nehmen nun ihren Weg inmitten eines immer mehr anschwellenden Festzuges über Bethlehem nach Jerusalem, dessen entzückender Anblick sich ihnen darbietet, als eben der Rauch des Abendopfers gen Himmel steigt. Es war der Abend vor dem Rüsttage des Passa. In Jerusalem herbergen sie bei dem Gastfreunde, in dessen Hause Helons Vater gestorben. Aber das Grab kann Helon vorerst nur aus der Ferne sehen, die Freunde reißen den näher Hintretenwollenden zurück, denn die Leichenunreinheit hätte ihn unfähig gemacht, das Passa in diesem Monat mitzufeiern. Nachdem die Festtage durch die Fülle des Neuen, das sie ihn mitzuerleben gaben, ihn in einen Wonnerausch versetzt hatten, und nachdem er die Schönheiten der heiligen Stadt und des heiligen Landes in vollen Zügen genossen, wird seine selige Befriedigung dadurch gekrönt, daß er sich mit Elisamas Zustimmung, welche zugleich die der Mutter vertritt, mit Sulamith, der Tochter eines angesehenen essenisch gesinnten Hauses in Jericho, verlobt. Myron, von Damaskus zurückgekehrt und in dem Glücke des jungen Ehepaares sich sonnend, gewinnt die Gunst Selumiels, des Vaters Sulamiths, den er durch Anpreisung des dem Essäerorden ähnlichen Pythagoräerbundes und der griechischen Mysterien über die Kluft, die sie trennt, hinwegzutäuschen weiß, und er gebahrt sich bei seiner Ueberlegenheit an Redegabe und Witz so übermüthig in diesem israelitischen Kreise, daß er einmal Elisama mit frechem Spotte an seinem Barte zaust. Dieser ergreift ein Schwert, Myron weicht aus und der tödtliche Streich trifft einen vornehmen Bürger Jerichos. Elisama wird nun gedrängt, eiligst nach einer der Asylstädte zu fliehen, er erreicht Ramoth Gilead, dort aber erliegt er der Anstrengung der Reise und der Erschütterung seines Innern. Myron will sich in Gaza nach Alexandrien einschiffen, aber von Elisamas Tode unterrichtet, meldet er sich in einem reumüthigen Schreiben bei seinem Freunde in Jericho an. Sulamith ruft für ihn Helons Edelmuth an, er findet auch wirklich freundliche Aufnahme. Aber bald überschreitet er in seinem Leichtsinn wieder das Maß des Schicklichen, so daß Helon zuletzt in Eifersucht gegen ihn entbrennt und Sulamith wegen vermeintlich zu traulichen Verkehrs mit ihm nöthigt, sich dem Ordale der Fluchwasser zu unterziehen. Siegreich besteht sie die tief erniedrigende Probe. „Wie ein Bild heiliger Unschuld stand Sulamith inmitten des Volkes. Ihre Lippen bewegten sich leise. Ihre Augen leuchteten zum Allerheiligsten hin. Ihre Haltung wurde immer edler und fester. Ihre Mienen verklärten sich. Die Stille und Erwartung des Volkes hielten an. Aller Blicke waren auf sie gerichtet. Aber ihr Leib schwoll nicht. Aber ihre Hüften schwanden nicht. Der Herr rächte sie an ihren Feinden. Sie stand gerechtfertigt da." Großmüthig verzeiht sie dem argwöhnischen Gatten, demüthig kommt sie ihm, um ihn aufzurichten, mit gesteigerter Innigkeit entgegen; Helon aber hat an diesem Ausbruch seiner Leidenschaft die Nichtigkeit seiner bisherigen Werkheiligkeit erkannt und begeht den großen Versöhnungstag zerknirschten Gemüths mit Sehnsucht nach dem verheißenen Mittler und seinem gegenbildlichen Selbstopfer. Schon in der Passanacht hat er einen unvergessenen Traum gehabt: Schwüle Gewitterluft lagerte auf ihm, der Blitz zersplitterte eine himmelhohe Ceder und am Ende eines langen Ganges, den er hinab floh, sah er einen feuerrothen Stern, der ihn mit mildem Strahl unwiderstehlich zu sich hinzog. Dieser Stern war ihm nun wirklich aufgegangen: seit jenem Versöhnungstage war er ein anderer Mensch, er hatte Frieden gefunden und all sein Thun, besonders auch sein Verhältniß zu Sulamith, durchdrang himmlische Weihe. Auch Myron, der in die Wüste Juda geflohen war, kam an den Folgen seines heidnischen Uebermuths zur Besinnung und überraschte den Freund am Feste der Laubrüst mit dem Bekenntniß, daß er den Gott Israels gefunden und fortan keine Dionysien mehr feiere. Helon und Sulamith mit dem Proselyten Myron bereiten sich nun zur Reise nach Aegypten vor. In Jericho kündigte sich der Ausbruch der Pest an, die Abreise wurde dadurch beschleunigt, auch Selumiel mit den übrigen Familiengliedern reiste mit, um Helons Mutter zu sehen und sie nach dem heiligen Lande mitzunehmen. Aber in Joppe erfuhr Helon, daß seine Mutter gestorben; die Nachricht von Elisamas Tode und dem gegen Sulamiths Treue rege gewordenen Verdacht hatte ihr das Herz gebrochen. Dennoch setzte die Gesellschaft auf einem phönizischen Schiffe die Reise fort. Die Fahrt ließ sich trotz der vorgerückten Jahreszeit glücklich an, aber als sie die Küste entlang steuernd schon Raphia hinter sich hatten, kam das Schiff dem felsigen Gestade zu nahe, strandete und krachte auseinander. Keiner entkam dem Tode. Helon trieb einige Augenblicke umher, eine hochgethürmte Woge wälzte sich heran und mit dem Rufe: „Siehe er kommt, spricht der Herr Zebaoth," gab er sich ihr zur Beute. Der Stern der Zukunft hatte in seine Seele den Frieden gestrahlt, bei welchem man nichts mehr im Leben und auch im Tode nichts fürchtet.

Friedrich Strauß war einer der einflußreichsten Zeugen der Erweckungszeit, welche der Ermannung in Gott folgte, durch die sich das deutsche Volk von der napoleonischen Zwingherrschaft losrang. In Klopstocks Messias hatte sich der kirchliche Glaube an

der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geschenkt hat,

sein Schwanenlied gesungen, um fortan hinzusiechen und zu ersterben. Man warf alles Uebernatürliche aus dem Christenthum hinaus und behielt statt der verheißungsgemäß vollzogenen Erlösung nur eine geläuterte vernunftgemäße Vorstellungs- und Verehrungsweise Gottes übrig; der Mittler, der sich Gotte für die Menschheit opfert, verblaßte zum Märtyrer einer neuen Lehre. „Helons Wallfahrt" mit ihren veranschaulichenden Darstellungen der über griechische Weisheit erhabenen Offenbarungs-

Digitized by Google

religion Israels und der weissagenden Idealität seines Kultuslebens ist ihrem letzten Ziele nach ein Protest gegen jene Verwässerung des Christenthums, die es von ihren alttestamentlichen Prämissen losreißt, deren wundersame Konklusio es ist.

Mit dem Anfange des laufenden Jahrhunderts hatten auch die Versuche begonnen, das Leben Jesu mit Entkleidung von allem Wunderbaren zu erzählen. Edelmann und Reimarus, welcher durch Lessing als „Wolfenbüttler Fragmentist" eine unverdiente Berühmtheit erlangt hat, hatten wacker vorgearbeitet. Die Wundergeschichten wurden nun in natürliche Hergänge umgedichtet. Das Leben Jesu wurde unter der Firma echter Geschichtlichkeit zum Roman. Die „Natürliche Geschichte des großen Propheten von Nazareth" von Venturini, welche statt Kopenhagen Bethlehem als ihren Druckort nennt, machte den Anfang; das umfängliche Buch (2 Bde.) beginnt mit einer Liebesgeschichte Marias, um zu zeigen, wie sie außerehelich Mutter ward. In nicht so schamlos phantastischer Weise, aber doch mit gleichem Streben, alles Wunderbare natürlich zu vermitteln, wurde das Leben Jesu von Greiling (1813) erzählt. Der Heidelberger Paulus trieb in seinem Leben Jesu (1828) diese rationalistische Methode dermaßen auf die Spitze, daß sie fortan als allzu trivial aus der Mode kam. Man suchte nun die Entstehung des Evangelienbildes Jesu auf andere Erklärungsgründe zurückzuführen, als jene so ausschließlich geltend gemachte sagenhafte Steigerung natürlicher Hergänge zu wunderbaren. Man meinte sie als mehr oder weniger freie Dichtungen zu didaktischem Zwecke, oder als mythische Reflexe alttestamentlicher Vorbilder, als im Gemeindeglauben vor sich gegangene Ausprägung gewisser Ideen zu geschichtlichen Realitäten, oder auch als tendenziöse schriftstellerische Fictionen begreifen zu können. Aber auch auf diesen neuen Wegen blieb von dem Christus der Evangelien nur eine undefinirbare Nebelgestalt, ein unfaßbares Irrlicht übrig; man kam dem historischen Christus in Wirklichkeit nicht näher.

Andererseits müssen wir einräumen, daß auch der Gottmensch, wie ihn Klopstocks Messias vorführt, keine innergeschichtliche, sondern eine mehr jenseitige als diesseitige Persönlichkeit ist. Im Grunde haben alle die großen Anstrengungen, mittelst welcher die Geschichts- und Alterthumswissenschaft unseres Jahrhunderts bis auf Renan und Keim die Erscheinung Jesu geschichtlich zu verstehen gesucht hat, ein berechtigtes Ziel: die Person Jesu hat ihre ebenso wahrhaft menschliche als göttliche Seite, er ist nicht allein Gottes Sohn, sondern auch ein Kind seines Volkes, seines Landes, seiner Zeit; er ist keine Theophanie in nur scheinbarer illusorischer Menschlichkeit, er ist das Fleisch gewordene Wort; das göttliche Wesen, das ihm inwohnt, ist in die diesseitige Geschichte mit allen ihren Bedingnissen eingegangen. Darum hat auch diejenige Theologie, welche in der Person Jesu das Wunder aller Wunder verehrt und deshalb an seinen Wunderthaten als den Effulgurationen seines wunderbaren Wesens keinen Anstoß nimmt, sich der Aufgabe nicht entziehen können, seine menschliche Erscheinung sich geschichtlich faßbar und begreiflich zu machen, und wie Malerei und Bildnerei von jeher gewetteifert haben, ihn uns wie er leibte und lebte vor Augen zu stellen, so hat auch freie Erzählungskunst den Gottmenschen aus den spekulativen Regionen des Dogmas auf den palästinisch-herodeischen Boden der Zeitgeschichte herabgeholt, um thatsächlich zu zeigen, daß man dem Menschen Jesus kühn ins Angesicht schauen darf, ohne den Glauben an den göttlichen Hintergrund seiner Leibhaftigkeit aufzugeben.

V. Ingraham.

Ein Buch dieser Art ist Ingrahams „Fürst aus Davids Hause oder drei Jahre in der heiligen Stadt", welches, aus dem englischen Original übersetzt, 1858 in Braunschweig bei Vieweg erschienen ist und vor kurzem die vierte (mit theilweise sehr schönen, des Inhalts würdigen Stahlstichen verzierte) Auflage erlebt hat. Der Verfasser, Professor in Mobile (Alabama) und Rektor (Pfarrer) an der St. Johanniskirche daselbst, schildert hier die drei Jahre der Berufsthätigkeit Jesu von der Jordantaufe bis zur Himmelfahrt in Briefen, welche ein alexandrinisches Mädchen, Namens Adina, an ihren Vater schreibt, der sie unter der Führung eines Hausfreundes zu dem Zweck ihrer national-religiösen Ausbildung nach Jerusalem entsandt hat. Die Schilderung Johannes des Täufers macht den Anfang; Adina erzählt ihrem Vater zunächst wieder, was ein zu dem Hause, in welchem sie gastliche Aufnahme gefunden, in nahem Verhältniß stehender junger Mann erzählt hat: er ist nach Jericho gereist und hat den Propheten unterhalb der dortigen Jordanfurt gesehen und gehört. Später schließt sich Adina selbst einer Reisegesellschaft an, welche die Stimme des Predigers in der Wüste zu hören bezweckt; ein junger römischer Centurio gibt ihnen mit einem Trupp Reiter das Geleit. Er hat Adina, als sie einmal, von ihrer äthiopischen Sklavin begleitet, sich die Burg Antonia besah, ritterlich gegen die rohe Zudringlichkeit römischer Soldaten geschützt, und es hat sich so ein Verhältniß zwischen beiden angesponnen, welches sich mehr und mehr dadurch vertieft, daß Aemilius, Johannes und zumal Jesu gegenüber, mehr und mehr mit Adina sympathisirt. Die Charakterzeichnung dieses jungen Römers ist vortrefflich. Er repräsentirt das heilsempfängliche Heidenthum, und es ist ein feiner Zug im Bilde, daß nach Jesu Tode, als sich Marias und der Jünger und überhaupt der Christgläubigen aus Israel gänzliche Entmuthigung bemächtigt hat, dieser Römer die innere Gewißheit behauptet, daß der Tod nicht das Ende Jesu sein könne, sondern sich als Wendepunkt seines Sieges erweisen werde. Der Verfasser hätte es nicht nöthig gehabt, in einer Nachschrift der Person des Aemilius den Schein der Geschichtlichkeit und den Briefen Adinas den Schein der Authentie anzukünsteln. Die Figur des Aemilius ist, obwohl eine erdichtete, doch eine wahre, und die Briefe Adinas sind für die Geschichtsbilder, zu denen der Verfasser die evangelischen Berichte auseinander rollt, doch nur als ihr Rahmen von untergeordneter Bedeutung: sie sind übrigens nicht weiblich und mädchenhaft genug, zu wenig eigenthümlich jüdisch, zu steif und dozirend.

Auch in den Geschichtsbildern begegnen wir manchen Fehlgriffen, welche vorausgegangenes Studium der jüdischen Alterthümer vermissen lassen: die Springbrunnen im Tempel, die ihr klares Wasser baumhoch in die Lüfte senden; der Vollzug der Proselytentaufe im Tempel, nachdem der Täufling vor dem Taufbecken seine schwarzen Kleider mit weißen gewechselt; das Schreibzimmer im Tempel, in welchem Lazarus, schon körperlich siech, eine Thorarolle für Aemilius schreibt — dies und manches andere beruht auf reiner Einbildung. Aber daß Lazarus Sofer (Thorarollenschreiber) war, ist ein der Vorstellung, die man sich von dem bescheidenen bethanischen Familienkreise zu machen hat, angemessener feiner Zug. Dagegen müssen wir es wieder tadeln, daß die Heilung des Gichtbrüchigen, der durch das Dach zu Jesu herabgelassen wird, von Kapernaum nach Jerusalem in das Haus des Rabbi Amos, des Gastfreunds Adinas, verlegt ist und daß der an die Verlesung von Jes. c. 61 sich knüpfende Hergang in der Synagoge von Nazaret sich noch anderswo, wo ihn der Erzähler gerade brauchen kann, abspielt — das sind unnöthige, nicht zu rechtfertigende Willkürlichkeiten. Jedoch im allgemeinen muß man dem Verfasser das Zeugniß geben, daß er sich mit Liebe und Erfolg in die evangelischen Geschichten eingelebt hat und daß er in deren freier Reproduktion zugleich die Aufgabe eines Auslegers erfüllt. Daß solche Reproduktion nothwendiger Weise zur reflektirenden Erklärung des objektiv Berichteten wird, zeigt beispielsweise die Figur des Judas Ischarioth. Der Verfasser ist der Meinung, daß Judas, das Geld hinnehmend, die Priesterschaft zu betrügen hoffte, indem er auf Jesu göttliche Kraft vertraute, die ihn sicher aus der Feinde Händen erretten würde. Wir halten das nicht für richtig, sondern stimmen mit Meier (Judas Ischarioth, ein biblisches Charakterbild, 1872) darin überein, daß Judas lediglich durch den Glanz des wunderthätigen Propheten an Jesus gefesselt worden war, daß er nicht mit den anderen Jüngern in das Bekenntniß zu ihm als dem Sohne Gottes einstimmte und daß Joh. 6, 70 die unselige Wendung bezeichnet, welche in dem Verrath ihren Höhepunkt erreicht. Aber immerhin wird man es wohldurchdacht finden, daß Judas vor dem hohen Rath Jesu in herzzerreißendem Ton zuruft: „O Meister, Meister,

Digitized by Google

befreie Dich! Du besitzest die Macht dazu," und daß Jesus, sein Haupt schüttelnd und mitleidsvoll auf den Verräther niedersehend, antwortet: „Meine Stunde ist da, ich darf mich nicht befreien, denn hierzu bin ich in die Welt gekommen." Meisterhaft ausgeführt sind die Scenen bei Pilatus und Herodes Antipas. Wir geben als Probe das Gemälde, zu welchem Ingraham Luc. 23, 6—12 erweitert.

Die Menge ergoß sich gleich dem angeschwollenen Nil den Pforten des Palastes zu und brüllte und tobte gleich den Katarakten dieses Flusses. Nur mit Mühe gelang es dem Centurio Aemilius, seinen Gefangenen auf den Hof des Palastes zu bringen, so stark drängte sich die Menge des Volkes auf und um ihn. Endlich stand er mit ihm vor Herodes in dem Bankettsaal, in dessen Hintergrund sich ein Thron befand, auf welchem der Tetrarch Platz nahm, während die Juden das weite Gemach mit einem aufgeregten Meere erwartungsvoller Gesichter anfüllten.

(Schluß folgt.)

Am ein Ei.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Erzählung aus dem baltischen Leben von **Theodor Hermann.**

(Schluß.)

X. Das Gewitter.

Als Wezwagar auf der Rückfahrt den Hof passirt und eben den Wald erreicht hatte, begegnete ihm Pilskaln. Sie hielten neben einander und reichten sich aus den Wagen die Hände.

„Nun, Pilskaln," sagte Wezwagar, „Ihr habt also doch zur Flinte gegriffen?"

„Ja," erwiderte der Angeredete verdrossen, „Wilks ließ sich nicht zurückhalten. Wir prophezeiten ihm gleich, daß er doch nichts ausrichten werde. Unsereiner versteht es nicht, mit der Büchse so geschickt umzugehen, daß er seines Zieles sicher ist."

„Nun, ich denke, Wilks hat im Schießen Uebung genug."

„Es ist ein ander Ding, einen Rehbock anlocken und niederschießen, und einen Menschen auf große Entfernung treffen. Jetzt haben wir die Sache klüger angefaßt; diesmal wird uns der Baron nicht wieder entgehen."

„Was habt Ihr denn vor?"

„Das will ich Dir sagen. Du weißt doch, daß der lange Jehze früher bei den Scharfschützen gedient hat. Er schießt auch jetzt noch vortrefflich. Als wir gestern mit ihm zum Probeschießen in der Limpik waren, kamen die Möven herunter wie Feldhühner. Der lange Jehze hat nun für 200 Rubel übernommen, uns von dem Baron zu befreien. Namik ist heute zur Stadt gefahren, um eine von den neuen Pistolen, aus denen man sechs Schüsse abfeuern kann, zu kaufen. Sobald dann die erste Gewitternacht kommt und — Pilskaln sah hier zum Himmel empor — eine solche kann nicht mehr lange auf sich warten lassen, so stecken wir, wenn das Gewitter so recht losbricht, die neue Schmiede am Rande des Waldes in Brand. Der Baron kommt dann gewiß herbei, um das Löschen zu leiten, und ist ein verlorener Mann. Der Hauptmann mag nachher ausmachen, wer in dem Gewühl den Schuß abfeuerte."

„So, so!" sagte Wezwagar. „Der Plan ist nicht übel! Also der lange Jehze! Glaubt Ihr denn wirklich, daß der Trunkenbold eine so sichere Hand hat?"

Der junge Bauer lächelte selbstgefällig. „Namik versteht so etwas," erwiderte er. „Er hält den Jehze in seiner Kleete eingeschlossen und gibt ihm täglich nur ein Glas Branntwein, denn ohne ein solches würde er den Muth verlieren. Ist es dann an der Zeit, so gibt ihm Namik noch ein Glas und man kann sicher auf ihn rechnen. Wir sorgen jetzt dafür, daß es sich in der Gemeinde herumspricht, daß sich in der ersten Gewitternacht etwas auf dem Hofe ereignen werde. Die Leute werden, sobald der erste Donner nach Sonneruntergang grollt, neugierig von allen Seiten herbeiströmen, als ob zum Essen geklappert würde. Je größer das Gedränge, um so besser. Du kommst doch auch, Wezwagar?"

„Gewiß, ich werde nicht ausbleiben."

„Siehst Du," fuhr der junge Bauer fort, „es liegt uns sehr viel daran, daß Du auch dabei bist. Namik gilt in der Gemeinde für einen Zänker, Wilks wird verdacht, daß er wilddiebt, und aus mir machen sich die Leute nicht viel, auf Dich aber halten alle große Stücke."

„Wirklich? Auch jetzt noch, da man glaubt, daß ich die Scheune in Brand steckte und auf den Baron schoß?"

„Ja, auch jetzt noch. Die Leute tadeln theilweise die That, aber sie geben zu, daß der Baron schändlich mit Dir umgegangen sei, und entschuldigen Dich."

„So, so! Nun, das ist ja schön! Mit Gott, Pilskaln! Ich komme jedenfalls."

Zu Hause nickte Wezwagar seiner Frau freundlich zu, sagte aber nichts. Er ließ sich Speise geben und aß zum ersten Mal seit langer Zeit wieder mit seinem gewöhnlichen starken Appetit. Das erschien seiner Frau wie ein gutes Vorzeichen. Nach dem Essen kleidete Wezwagar sich um und ging wieder an die Arbeit.

Draußen herrschte jetzt eine erstickende Schwüle. Die Luft flimmerte nicht mehr in den Sonnenstrahlen, sondern erschien, zumal nach dem Horizont zu, trübe und bleifarben. „Herr," sagte Peter, „nach Sonnenuntergang haben wir ein Gewitter und zwar ein furchtbares. Seht, wie regungslos die Bäume dastehen und wie tief die Zweige der Birken herabhängen!"

„Kein Vöglein singt," fügte der Knecht hinzu. „Die kleinen Leute fürchten sich auch vor der Nacht."

Als die drei am Abend ins Gesinde zurückkehrten, wetterleuchtete es schon im Süden und im Westen. Die Bäuerin und die Magd saßen auf dem Bänkchen unter dem Fenster und blickten besorgt zum Himmel empor. Der älteste Knabe saß neben der Mutter.

„Komm, Weiblein," sagte der Bauer, „wir wollen auf die Landstraße gehen; dort hat man einen besseren Ueberblick." Er nahm den Knaben auf seinen Arm und schritt langsam voran; die Bäuerin folgte ihm, hocherfreut durch die alte liebe Anrede. Sie gingen langsam der Landstraße zu. Der Bauer plauderte unbefangen mit seinem Knaben und versprach demselben, ihm einen Bogen zu machen. Als sie aber die Ecke, die der Wald bildete, erreicht hatten und vom Gesinde aus nicht mehr gesehen werden konnten, blieb er plötzlich stehen. „Weiblein," sagte er, „Gottlob, ich bin wieder der Alte!"

Die Bäuerin stieß einen Jubelruf aus und umarmte ihn unter Freudenthränen. „Gott sei gedankt!" rief sie, ergriff seine Hand und bedeckte sie mit heißen Küssen. Wezwagar ließ den Knaben auf den Boden hinabgleiten, zog sein Weib an seine Brust und herzte und küßte es. In der Birke über ihnen schlug ein Fink, der neben seinem im Neste brütenden Weibchen saß, laut und hell.

„Weiblein," sagte der Bauer nach einer Weile, „die Leute haben einen Anschlag wider das Leben des Barons gemacht, dessen Ausführung ich verhindern kann und verhindern werde. Wundere Dich also nicht, wenn ich heute noch einmal hinauseile."

„Geh!" erwiderte sie. „Gott segne Dich und Dein Vorhaben. Geh und rette dem Baron noch einmal das Leben. Dann aber wollen wir sobald als möglich fort von hier."

Ein dumpfer Ton drang jetzt von Westen her an ihr Ohr. Es war kein Rollen, sondern nur ein kurzer hohler Ton. Von der Landstraße aus konnte man bereits den obersten Rand der Wolke über den fernen Baumwipfeln aufsteigen sehen. Es wurde rasch dunkel.

Die drei kehrten langsam in das Gesinde zurück. Wezwagar ließ, wie immer bei nächtlichen Gewittern, das Vieh aus dem Stall treiben und das Herdfeuer auslöschen. Er ging darauf von Gebäude zu Gebäude, um sich zu überzeugen,

Digitized by Google

daß alle Fenster, Thüren und Luken geschlossen seien, und kehrte dann auf die Bank vor dem Fenster zurück. Ihm war trotz der schwülen Luft und der aufregenden Ereignisse, denen er entgegen ging, leicht und fröhlich zu Muth, hatte er doch sich und sein Weib wieder. Von Zeit zu Zeit blickte er durch das Fenster in die Stube, in der seine Frau die ängstlich gewordenen Kleinen zu beschäftigen und zu beruhigen suchte, und nickte ihr lächelnd zu. Dann beobachtete er wieder das heranziehende Gewitter, dessen Donner jetzt länger und länger grollten. Da flog ein fahler Schein über den dunklen Wald, der Donner aber ließ noch lange auf sich warten. Das Gewitter war noch entfernt, es kam aber rasch heran. Jetzt flammte es wieder durch den Wald und jetzt wieder und wieder. Ein großer Vogel flatterte ängstlich hoch über den Wipfeln der Bäume; es war, als ob die Blitze ihn blendeten, jeder Blitzstrahl zeigte ihn auf derselben Stelle.

Mittlerweile hatte es auch von Süden her anfangs selten dann immer öfter und öfter aufgeleuchtet. Ein immerwährendes Aufflammen erhellte den Wald und ließ die Dunkelheit, in die er dazwischen versank, nur noch schwärzer erscheinen. Unaufhörlich rollte der Donner. Jetzt schien es, als ob ein Feuerstrom zur Erde niederstürze, und gleichzeitig krachte es wie eine Salve aus tausend Riesenschlünden.

Der Bauer sprang auf und eilte in die Stube. „Lebe wohl, Weiblein," rief er und drückte seine Frau an sich.

„Gott schütze Dich und helfe Dir," erwiderte sie.

Der Bauer stürmte in die Knechtsstube. „David," rief er dem Knecht zu, „Du bleibst daheim; Peter, Du kommst mit, es hat im Gut eingeschlagen."

Die beiden eilten über den Hof, zogen die zitternden Pferde aus dem Stall und sprengten dem Gut zu.

Auf dem Gut hatte man das heranziehende Gewitter auch rechtzeitig bemerkt und alle Vorbereitungen getroffen. Auch hier waren die Herden unter persönlicher Aufsicht des Barons auf das Feld getrieben, alle Fenster und Thüren geschlossen, alle Feuer ausgelöscht worden. Jetzt war die ganze Familie im Salon versammelt und sah dem Heraufziehen des Gewitters zu. Die Baronin hatte ihren Arm in den ihres Mannes gelegt, Fräulein Alexandra stand neben ihrem Bruder, die Gouvernante und die Bonne beantworteten, so gut sie konnten, die ängstlichen Fragen der Kinder.

„Wie prachtvoll!" rief die Baronin von Zeit zu Zeit.

Im Hintergrunde des Zimmers stand Martha, die alte, treue Wirthschafterin. Sie war die Amme der Baronin gewesen und war seitdem nicht von ihrer Seite gewichen. Sie war sehr energisch und in Bezug auf ihre Herrin und deren Interessen, wie man zu sagen pflegt, päpstlicher als der Papst. Kein Wunder, daß sie von den übrigen Dienstboten, denen sie scharf auf die Finger sah, nicht eben sehr geliebt wurde.

Heute war die Alte auffallend unruhig. Sie seufzte von Zeit zu Zeit schwer und fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn.

Jetzt fuhr der Blitz hernieder, der Wezwagar aus dem Gesinde trieb.

„Um Gott!" rief Fräulein Alexandra und trat einen Schritt zurück, „das hat eingeschlagen!"

Gleich darauf stürzte ein Diener herein: „Gnädiger Herr," rief er, „der Blitz fuhr in die neue Schmiede! Wir sahen es deutlich."

Der Baron wandte sich, um zu gehen.

„Gott schütze Dich," sagte die Frau.

„Du willst doch nicht bei diesem Unwetter hinaus?" rief Fräulein Alexandra.

„Natürlich," erwiderte der Baron und schritt der Thür zu.

Da vertrat ihm die alte Martha den Weg. „Gehen Sie nicht," rief die Alte mit zitternder Stimme, „um Gottes willen, gehen Sie nicht!"

Der Baron lächelte. „Nun, es wird nicht so gefährlich sein," meinte er.

„Was hast Du, Martha?" fragte die Baronin beunruhigt.

„Gnädiger Herr, gehen Sie nicht! Ich sah deutlich, daß der Blitz an der Waldecke niederfuhr und nicht in die Schmiede."

„Einerlei," versetzte der Baron und wollte weitergehen, die Alte umfaßte ihn aber mit beiden Armen und drängte ihn zurück. „Gnädige Frau," schrie sie, „lassen Sie den Herrn auf keinen Fall gehen, es wäre sein Verderben!"

Der Baron wurde aufmerksam. „Was meinst Du, Martha?" fragte er und sah zu der Alten nieder.

„Gnädige Frau," schrie diese wieder so laut sie konnte, um bei dem unaufhörlich rollenden Donner verständlich zu werden, „die Leute wollen dem Herrn ans Leben!"

Der Baron und die Baronin traten einen Schritt zurück, das Fräulein und die Gouvernante schrieen laut auf.

Der Baron schwankte nicht einen Augenblick. „Zurück, Alte," sagte er fest, „glaubst Du, daß ich mich vor den Bauern fürchte? Zurück, tritt sofort zurück!"

„Laß mich mit Dir gehen," bat die Baronin.

„Komm," erwiderte er kurz. Er stieß aber jetzt auf neuen Widerstand. Die Schwester warf sich ihm, die Gouvernante der Baronin entgegen. Die erschreckten Kinder wußten nicht was vorging, aber sie klammerten sich an die Kleider der Erwachsenen und schluchzten laut.

„Um Gottes willen, Leo," rief das Fräulein, „geh nicht hinaus, es wäre Dein Tod!"

„Gnädige Frau, bleiben Sie, bitte, bitte, bleiben Sie," flehte die Gouvernante.

„Laß mich, Schwester," erwiderte der Baron ungeduldig, „glaubst Du, daß das Leben für mich einen Werth hat, wenn ich mich vor meinen eigenen Bauern fürchten soll? Bist Du eine Thorhaken?"

„Seien Sie keine Närrin, Fräulein," sprach die Baronin, „und lassen Sie mich gehen. Soll ich zu Hause bleiben, wenn mein Mann sich in Gefahr begibt? Haben Sie denn gar keinen Muth im Leibe?"

Das Fräulein schien keine Thorhaken zu sein und die Gouvernante gar keinen Muth im Leibe zu haben. Das sonst so mannhafte Fräulein flehte jetzt in den weichsten Tönen, die Gouvernante war wie von Sinnen vor Aufregung. Der Baron und seine Frau ließen sich aber nicht halten. Es war, als ob ihnen in der Stunde der Gefahr nicht nur die Seele, sondern auch der Leib wuchs. Hoch aufgerichtet eilten sie aus dem Gemach, warfen sich im Vorzimmer, in dem die Dienerschaft scheinbar bestürzt umherstand, ihre Regenmäntel um und eilten hinaus in das Unwetter. Die alte Martha und die Diener folgten ihnen.

„Fanny," sagte der Baron nach einer Weile, während sie mit eiligen Schritten der allerdings lichterloh brennenden Schmiede zueilten, „Fanny, bleib zurück. Es kann auch Dein Tod sein."

„Mit Dir sterben ist süßer als ohne Dich leben," gab die Baronin zur Antwort. „Ich bin Dein Weib."

Sie eilten weiter. Die Kraft des Gewitters schien gebrochen zu sein, der Donner rollte zwar noch unaufhörlich, aber das Krachen hatte aufgehört. Es fiel kein Tropfen Regen.

„So etwas sollte in England vorkommen!" rief der Baron.

Die Worte klangen wie ein Schmerzensschrei, der aus tiefster Seele kam. Die Baronin schwieg.

Um die brennende Schmiede war eine große Menschenmenge versammelt, aber nur wenige liefen hin und her und gossen von Zeit zu Zeit einen Eimer Wasser, das sie aus dem Brunnen geschöpft hatten, in das Feuer. Die meisten standen regungslos da und blickten nach dem Gutshof hinüber. Als der Baron und seine Frau sichtbar wurden, wandten sich alle diese vom rothen Feuerschein grell beleuchteten Gesichter für einen Augenblick einander zu und richteten sich dann wieder alle auf den Feldweg, auf welchem, vom Schein der Feuersbrunst anfangs nur matt, dann immer heller und heller beschienen, die beiden herankamen.

Hier, wo der Feldweg auf den Platz vor der Schmiede mündete, standen die Bauern Kopf an Kopf. Hier standen auch Namik, Wilks, Pilskaln und der lange Jehze, hinter welchem Wezwagar seinen Platz hatte. Der lange Jehze hielt die rechte Hand unter der Jacke.

Digitized by Google

Als der Baron und seine Frau sich der Gruppe bis auf zehn Schritt genähert hatten, hörte der lange Jehze Wezwagar hinter sich flüstern: „Wenn Du den Arm rührst, bist Du verloren. Ich spalte Dir mit meinem Beil den Kopf. Sieh Dich nicht um, bleibe regungslos stehen!"

„Bist Du toll," gab Jehze, ohne sich übrigens zu rühren, zurück.

„Ich bin nicht toll, aber ich will nicht, daß dem Baron ein Haar verletzt wird. Hüte Dich, mein Beil ist scharf."

Der Baron und seine Frau gingen jetzt hart an den beiden vorüber. Die Verschworenen blickten voll Spannung auf Jehze, aber dieser bewegte sich nicht. Als sich nichts ereignete, flogen alle Mützen von den Köpfen.

„An die Arbeit!" herrschte der Baron den Bauern zu. „Was steht Ihr da? Zum Brunnen."

Jetzt kam Leben in die Gruppen, sie lösten sich auf, alles flutete wirr durcheinander. In der Besorgniß besonders verdächtig zu erscheinen, war jeder jetzt besonders eifrig.

„Du Schurke," rief Wilks leise und trat, vor Zorn bebend, an den noch immer regungslos dastehenden Jehze heran, „warum schossest Du nicht?"

„Weil ich ihm, sobald er das Pistol hervorgezogen hätte, mit meinem Beil den Schädel gespalten haben würde," erwiderte Wezwagar für den Angeredeten.

Wilks prallte zurück. „Du bist ein Verräther!"

„Und Du ein Mordkerl. Und nun gib acht, Jehze. Du kehrst jetzt um und gehst, ohne Dich umzusehen, langsam in den Wald. Ich bleibe immer hart hinter Dir."

Jehze gehorchte pünktlich. Er machte, die Rechte noch immer unter der Jacke, Kehrt und schritt dem Walde zu. Wezwagar folgte ihm.

Sie gingen nun in den dunklen Wald, der nur von Zeit zu Zeit durch das helle Aufleuchten ferner Blitze erhellt wurde. Von Osten her drang ein starkes Rauschen zu ihnen herüber, dort fiel Regen auf die Blätter der Bäume.

Wohl eine halbe Stunde von der Schmiede entfernt lag im Waldesdunkel ein kleiner See. Hier ließ Wezwagar Jehze halten. „Gib das Ding her," sagte er. Er nahm dann den Revolver und warf ihn in das schwarze Wasser, das hoch aufspritzte. „So," sagte Wezwagar, „und nun geh mit Gott."

Damit wandte er sich um und schlug die Richtung nach seinem Gesinde ein. Seine That hatte seine Seele gereinigt wie das Gewitter die Luft, ihm war frisch und fröhlich zu Muth. Am Ausgange des Waldes ragte ein Ast eines wilden Apfelbaumes weit über den Pfad vor, auf dem Wezwagar dahin schritt. Er ergriff das Beil, das er trug, mit beiden Händen, schwang es durch die Luft und ließ es sausend auf den Ast fallen, der zu Boden fiel.

Seine Frau erwartete ihn am Kreuzweg. Er umschlang sie und hob sie hoch empor. „Jetzt bin ich wieder der Alte," sagte er.

„Gott sei Dank dafür," jubelte sie.

Sie gingen nun langsam dem Gesinde zu und Wezwagar erzählte, was sich ereignet hatte. „Weiblein," sagte er zum Schluß, „jetzt ist wirklich alles aus und zu Ende."

„Georg," erwiderte die Frau leise, „es war gut, daß alles so kam. Gott weiß, was uns frommt, Gutes und Böses trifft uns zu unserem Besten. Sein Wille geschehe allezeit."

„Gewiß, Weiblein. Sein Wille hat uns auch in diesen Wochen geleitet. Er sieht nicht auf die Saat, sondern auf den Säemann. Es handelte sich um mehr als um ein Ei."

XI. Schlußkapitel.

Die Sonne versank langsam ins Meer und ihre letzten Strahlen übergossen die Thürme der Stadt, die Masten der Schiffe im Hafen und die bunte Menge der am Strande lustwandelnden Badegäste mit rothem Schein. Es war ein köstlicher Sommerabend. Der laue Landwind führte von den Wiesen, welche den hinter der Stadt liegenden großen See umgaben, den Geruch von frischem Heu herüber, zugleich mit den Tönen ferner Hornmusik und dem Klange langgezogener Johannislieder, welche die heimkehrenden Mäher und Mädchen in den warmen Abend hinaussangen.

Die beiden Paare, die dort Hand in Hand langsam der nahen Heimat zuwanderten, schienen den Abend recht zu genießen. Es waren zwei Bauern und ihre Frauen.

„Ach du mein lieber Gott," begann jetzt der eine und blickte besorgt zum Himmel empor, „ach du mein lieber Gott, erbarme dich, es wird gewiß in diesen Tagen regnen. Dann muß alles Heu verderben und das Gras war doch so schön gewachsen!"

„Es wird gewiß nicht regnen," versetzte die Frau rasch. „Ich bin überzeugt, daß vor Mitte August kein Tropfen Regen fallen wird. Wir werden zweifellos den ersten Regen erst bekommen, wenn die Wintersaat schon eingepflügt sein wird."

Das andere Paar war weiter zurückgeblieben. „Weiblein," sagte der Bauer, „Gott vergelte es dem Pastor, daß er uns das Geld lieh, um das Höfchen kaufen zu können. Das, was mir etwa an meinem Glück noch fehlte, war der Gedanke, daß unser Gesinde nicht unser Eigenthum war. Hier kann uns nun niemand mehr kündigen. Das alles gehört nun uns armen Fischerkindern für alle Zeit."

Die Bäuerin ging still neben ihm her und drückte nur seine Hand. Es war ihr, als ob ihr seliger Vater in seiner alten groben Fischerjacke neben ihr herschritt und ihr stattliches Heimwesen schmunzelnd musterte.

Als sie sich dem Höfchen bis auf einige hundert Schritte genähert hatten, kamen die beiden jüngsten Knaben im schnellsten Lauf auf sie zu. „Mutter," riefen beide wie aus einem Munde, sobald sie die Eltern erreicht hatten, „Mutter, ein fremder Herr, der einen großen Braunen reitet, verlangt nach dem Vater!"

Als der Bauer und die Bäuerin den Hof erreicht hatten, stutzten sie, denn vor ihnen stand der Waldburgsche Baron Thorhaken.

Der Baron trat rasch auf den Bauern zu. „Wezwagar," sagte er, während seine Stirn und seine Wangen sich hochroth färbten, „ich komme zu Ihnen, weil ich Ihnen, ohne es zu wollen, unrecht gethan habe."

„Was meinen Sie, gnädiger Herr?"

„Wezwagar, als wir uns vor sechs Jahren trennten, da glaubte ich, daß Sie meine Habe beschädigt, daß Sie mir nach dem Leben getrachtet hätten. Erst heute habe ich erfahren, daß Sie mir damals zum zweiten Male das Leben retteten. Ich konnte bisher nicht anders als glauben, daß Sie der Mann gewesen wären, der die Bauern gegen mich aufreizte. Mochte die Untersuchung auch zu keinem Resultat führen, mochten die Leute noch so bestimmt versichern, der Blitz habe die Schmiede in Brand gesteckt, mochte selbst die alte Martha behaupten, mich nur gewarnt zu haben, weil sie wußte, daß die Bauern mir feindlich gesinnt seien — ich wußte es besser. Ich irrte nur in der Person meines Feindes. Erst heute erfuhr ich aus dem Munde des Pastors die Wahrheit. Der lange Jehze hat diesem gestern auf dem Sterbebette bekannt, daß Sie ihn in jener Nacht daran verhinderten, auf mich zu schießen, und daß Sie an allem unschuldig waren. Wezwagar, wie sollte ich das ahnen? Ich danke Ihnen, und ich bitte Sie um Verzeihung. Ich handelte unrecht, als ich Ihre Vergeßlichkeit so streng bestrafte, aber ich that es nicht, um Sie zu verkürzen, sondern weil ich glaubte, daß Sie das Ei absichtlich nicht gebracht hätten."

Der Baron reichte dem Bauern die Rechte, und Wezwagar ergriff sie mit beiden Händen.

„Gnädiger Herr," sagte er, „ich habe Ihren Dank nicht verdient. Wenn ich den langen Jehze daran verhinderte, Sie zu ermorden, so geschah das nicht um Ihret-, sondern um meinetwillen."

„Einerlei," erwiderte der Baron. „Wezwagar, wir haben so manches Jahr zusammen gearbeitet und sind gute Freunde gewesen. Jetzt haben wir leider nichts mehr mit einander zu thun, wollen wir uns aber wenigstens ein freundliches Gedenken bewahren. Leben Sie wohl, und wenn die Heuernte Ihnen und Ihrer Frau ein paar freie Stunden übrig läßt, so kommen Sie zur Stadt und besuchen Sie meine Frau, die nicht zu Ihnen heraus kann, weil der Arzt ihr das Reiten und Fahren verboten hat."

Die drei schüttelten sich noch einmal die Hände, dann winkte der Baron die Magd, die sein Pferd hielt, herbei, schwang sich in den Sattel, und ritt langsam durch die herabsinkende Nacht der Stadt zu.

Digitized by Google

Der Bienenvater. Originalzeichnung von F. Ortlieb.

Digitized by Google

Am Familientische.

Am Bienenschauer.

(Zu dem Bilde auf S. 717.)

Der alte Bruder Coelestin ist der Gärtner und zugleich der Bienenvater des Klosters. Obgleich die Sonne schon hoch am Himmel steht, ist er heute doch hinaufgestiegen zu dem Bienenschauer an der Hinterwand des Kirchleins, um nach seinen Lieblingen zu sehen; denn er glaubt bemerkt zu haben, daß das eine seiner Völker schon Spurbienen aussandte, um für den Schwarm, der den alten Stock zu verlassen im Begriff steht, Quartier zu suchen. Da will denn der alte Herr auch dabei sein.

Der Bienenschauer hat einen prächtigen Platz. Er ist gegen die Mittags- und Nachmittagssonne geschützt, Zug kann ihn nicht treffen, und vor ihm breiten sich weite Gärten aus, in denen die Bienen reichliche Nahrung finden. So gedeihen denn die Thierchen vortrefflich, obgleich ihre Behausungen noch ganz einfache Strohstülper sind, deren Erbauer von Dzierzon und Berlepsch nie etwas gehört haben.

Der Alte wird vielleicht noch manchen Tag die Stunden von 10 bis 3 Uhr dort oben verbringen müssen, ehe die Bienen wirklich schwärmen. Das ist ihm aber ganz recht. Sein Blut ist während seines langen Lebens kalt genug geworden, um die heißen Sonnenstrahlen der Mittagsstunde vertragen zu können. Er wird sich irgendwo gegenüber dem Bienenschauer ins Gras werfen und behaglich dem Summen seiner Lieblinge lauschen und träumerisch den Wolken zusehen, die an den Bergwänden hinwandern, bis sie sich endlich hinauswagen in die freie Luft und hoch, hoch über den Städten und Dörfern der Ebene hinwandern. Alte Leute wissen, was sie thun, wenn sie so gern „Bienenväter" werden!

—r—

Bücherschau. XXXV.

Ein Kampf um Rom. Historischer Roman von Felix Dahn. Vier Bände. (Preis: 24 Mark.) Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Wie man die Siege Preußens in Böhmen mit einem gewissen Recht als Erfolge der preußischen Schulmeister bezeichnete, so hätte man die Siege Deutschlands in Frankreich wohl auch als Errungenschaften der deutschen Professoren der Geschichte charakterisiren können. Seit der Jammer der Napoleonischen Zeit die besten Kräfte unseres Volkes veranlaßte, vor dem Elend der Gegenwart in die Herrlichkeit der fernen Vergangenheit zu flüchten und sich dort in dem Anblick der Siegfried und der Otto neue Kraft zu holen für die Arbeit des Tages, hat die Geschichtsforschung sich mit stets wachsender Liebe, mit sich stets steigerndem Verständniß der deutschen Geschichte und Literatur zugewandt. Je mehr aber die Erkenntniß der einstigen Herrlichkeit des deutschen Reiches Gemeingut wurde, um so lebhafter mußte auch das Verlangen werden, sich wieder zu Genossen eines politischen Ganzen zusammenzuschließen und alles niederzuwerfen, was sich dem widersetzt. Der Wind, der das deutsche Kaiserbanner über dem Versailler Königsschloß flattern ließ, kam doch im Grunde aus den Schluchten des Untersbergs und der Höhle des Kyffhäuser.

Das Gold, das unsere Gelehrten aus Geschichte, Recht, Sage und Lied in mühsamer Arbeit zu Tage förderten, wurde bald von unsern Dichtern und Schriftstellern in runde Münze verwandelt und so unter die Leute geschickt, die begierig darnach griffen. Jeder allgemein verständlich geschriebene Aufsatz, jedes „historische Bild", jeder historische Roman wurde und wird, sofern er irgend durch seine Darstellung fesselt, mit lebhaftem Beifall begrüßt und gelesen. Jetzt, wo die nationale Wiedervereinigung zum größeren Theil gelungen, will man erst recht die Vergangenheit des eigenen Volkes kennen lernen und mit den Vätern Freude und Leid theilen.

Daß die Kronen der erzählenden Kunst eben so wie die Barren der Wissenschaft nicht immer die Probe halten; daß viele von ihnen sehr zweifelhaften Werthes sind; daß andere aus Tomback statt aus Gold hergestellt sind, versteht sich leider von selbst. Aufgabe der Kritik ist es nun, die Feile fleißig zu brauchen und das Werthvolle von dem Werthlosen zu scheiden, in dem Gemischten aber den Gehalt nachzuweisen und für Jedermann festzustellen.

Dieser verdienstlichen Thätigkeit sollte nun aber eine andere nicht minder nothwendige vorhergehen. Ehe man die einzelnen Münzen prüft, muß festgestellt werden, welche Münzgattungen gesetzlichen Kurs haben und welche nicht oder, um ohne Bild zu reden, in welchen Formen eine Popularisirung der Geschichte ästhetisch zulässig erscheint und in welchen nicht.

Ein Dichter kann seine Dichtung aus verschiedenen Ursachen in einer mehr oder weniger entfernten Vergangenheit spielen lassen. Ist er in einer sagenreichen Umgebung herangewachsen, haben Lektüre und Studium seine Phantasie mit den Bildern einer vielleicht fernen Vergangenheit erfüllt, so ist es natürlich, daß er seine Erzählungen in dieser Zeit spielen läßt. Er schöpft dann eben nur aus der Fülle seiner der Gegenwart ab-, der Vergangenheit zugewandten Phantasie und arbeitet durchaus aus dem Vollen und Ganzen der eigenen Empfindung.

Ein Dichter kann ferner seine Dichtungen in die Vergangenheit zurückverlegen weil die allgemein menschlichen Tugenden oder Laster oder überhaupt Seelenzustände, welche er zu schildern beabsichtigt, vielleicht in einer gewissen Epoche der Vergangenheit zu besonders starkem und drastischem, daher poetisch besonders verwendbarem Ausdruck kamen. Ehrgeiz, Geiz und Eifersucht z. B. sind Leidenschaften, die heutzutage gewiß nicht viel seltener die Menschen beherrschen als früher; sie treten aber in der civilisirten Welt ungleich versteckter auf als in anderen Zeiten, in denen die öffentliche Meinung weniger mächtig war und der einzelne weniger unter ihrem Bann stand.

Es gibt noch ein drittes Motiv, das einen Dichter veranlassen kann, in die Vergangenheit zurückzugreifen. Die Poesie bedarf nicht gerade einer gewissen Unbestimmtheit der Contouren, wohl aber ist ihr eine solche überaus förderlich. Aus diesem Grunde wirkt eine vom ungewissen Licht des Mondes nur halb erhellte Landschaft poetisch anregender als eine im Licht der aufgehenden Sonne daliegende, und diese wieder, in welcher die wogenden Morgennebel noch manches verhüllen, reizvoller als eine solche, in der das Auge ungehindert alles wahrnimmt und bestimmt Ist dieser Satz richtig, so muß unsere Zeit der Eisenbahnen, Telegraphen und Zeitungen der Poesie große Schwierigkeiten bieten. Fassen wir z. B. die Gestalt eines Königs ins Auge. Wenn ein mittelalterlicher Sänger von einem König und der Pracht seines Hoflagers sang und sagte, so brachte er den meisten seiner Zuhörer durchaus Neues. Sie hatten nie einen König oder doch gewiß nie sein Hoflager gesehen, ihre Phantasie konnte sich daher dieses Stoffes bemächtigen und ihm alle Attribute der Macht und Herrlichkeit beilegen. Heute wird es nicht leicht jemand geben, der überhaupt Dichtungen liest und nicht schon diverse Könige und Kaiser gesehen hat. Ein moderner König ist äußerlich angesehen ein General wie andere auch; man liest alle Morgen beim Kaffee, mit wem er zu Mittag gegessen hat, wann und wohin er ausgefahren ist; man ist schon in seinem Schloß gewesen und hat alle seine Zimmer gesehen, einschließlich des Toilettenzimmers und Schlafgemachs.

Was von den Menschen gilt, gilt auch von den Ländern und Städten. Im vorigen Jahrhundert waren z. B. das riesige London, das schöne Paris, das prächtige Petersburg den meisten Deutschen durchaus unbekannt, heutzutage kennt ein sehr großer Theil der Gebildeten Oxford-Street, die Boulevards und den Newski-Prospekt so gut wie „Unter den Linden" und den „Ring". Mit welch anderen Empfindungen lauschte der sächsische junge Ritter des Mittelalters den Erzählungen des von der Römerfahrt heimgekehrten „Schwagers" von den Reizen und den Gefahren des Hochgebirges, als ein moderner Hannoveraner dieselben geschildert liest. Ist letzterer doch selbst gemüthlich auf den Schafberg geritten und mit der Bahn in kürzester Frist auf den Gipfel des Rigi gelangt.

Ein Dichter kann also endlich auch, um diesem grellen Sonnenlicht, dieser der Poesie so gefährlichen Altklugheit unserer Tage zu entgehen, in die Vergangenheit flüchten und das Halbdunkel ferner Jahrhunderte aufsuchen.

In allen diesen Fällen bleibt der Dichter — ein Dichter, der zur poetischen Darstellung bringen will, was immer und ewig allein der Gegenstand der Poesie sein kann: das Menschenherz in seiner Bewegung.

Neben dieser Art von historischer Erzählung gibt es nun aber heute auch noch andere, die mit ihr nichts gemein haben als den Namen und die äußere Form. Es sind das Erzählungen, deren Verfasser nicht etwa deshalb erzählen, weil ihre Phantasie und ihr Gemüth von einem poetischen Stoff erfüllt sind, sondern um ihre Leser mit einer gewissen der Vergangenheit angehörenden Zeit bekannt zu machen. So beliebt nun auch derartige Erzählungen zur Zeit sind, so wenig können wir uns mit ihnen einverstanden erklären. Wie kann die Geschichte dadurch gewinnen, daß man ihre realen Gestalten mit mehr oder weniger mißglückten Ausgeburten einer künstlich aufgeregten Phantasie in Verbindung bringt? Man denke sich, daß Dahlmann statt seiner Geschichte der englischen Revolution einen Roman verfaßt hätte, in welchem Prynne, Hampden oder Strafford in Liebe girren; daß Mommsen uns in einer Novelle das Familienleben des Pompejus und die Liebesabenteuer des Claudius vorgeführt hätte; daß Friedländer uns das Rom der Kaiserzeit in vierbändigen Romanen geschildert hätte. Dabei wären vier zu kurz gekommen: nämlich die Geschichte, die Poesie, die Verfasser und das Publikum.

Felix Dahn hat uns mit einem solchen vierbändigen Roman beschenkt, der seiner eigenen Aussage nach aus „in Gestalt eines Romans gekleideten Bildern" besteht. In der Vorrede werden uns mit wissenschaftlicher Gründlichkeit etliche gelehrte Werke des Verfassers mitgetheilt, aus denen wir „die Ergänzungen und Veränderungen, welche der Roman an der Wirklichkeit vorgenommen", erkennen sollen. Der letzte Band enthält dann noch zwei saubere Karten, damit der geneigte Leser sich auf den Kreuz- und Querzügen, die er im Gefolge von Witichis, Totila und Teja unternimmt, nicht verirrt. Eine Dichtung ist das also doch ganz offenbar nicht, was ist es also? Antwort: Geschichte, die durch eingestreute Erdichtung verdorben worden ist. Warum der Verfasser so an seiner eigenen Wissenschaft handelte, wird er wissen; uns ist das Motiv zu diesem grausamen und unbilligen Verfahren unerfindlich.

Der Verfasser schildert uns Kampf und Untergang der Ostgothen in Italien. In dem Roman, nicht doch — in der romanisirten Geschichte dreht sich alles um einen Mann namens Cethegus Cäsarius. Dieser, eine Art Dezembermann, steckt überall unter

Digitized by Google

dem Vorhang und lenkt die gothischen, byzantinischen, italienischen Marionetten. Nun hat es aber nie ein solches Subjekt gegeben, es leuchtet also ein, in wie falschem Licht die wirkliche Geschichte in diesem Buch erscheinen muß. Man wird vielleicht einwenden, es habe auch nie einen Tressilian gegeben und der historische Leicester sei ein anderer gewesen als der von Walter Scott im Kenilworth geschilderte. Ganz richtig, aber Scott läßt die beiden Genannten auch keineswegs als Personen erscheinen, um derentwillen Kriege entstanden oder unterblieben.

Anders verfährt Herr Dahn. Sein Cethegus ist recht eigentlich die Seele des ganzen Buches und dadurch auch der in demselben erzählten Geschichte, und doch hat diese Seele nie existirt, weder für sich selbst noch für die Geschichte.

Cethegus, ein Mann aus uraltem unermeßlich reichem römischen Geschlechte, dessen Ahnherr den Glanz seines Hauses als Feldherr und Staatsmann Cäsars in den Bürgerkriegen begründet, hat die sorgfältigste Erziehung erhalten. Als er von seinen Studien zurückkommt, tritt er in den Staatsdienst ein. Nachdem er diesen „zur Genüge kennen gelernt hat", wirft er sich, zumal er durch den Tod seines Vaters Herr eines unermeßlichen Vermögens geworden ist, in die wildesten Strudel des Lebens, des Genusses, der Lüste. Mit Rom war er bald fertig; dann machte er große Reisen nach Byzanz, nach Aegypten, bis nach Indien drang er vor. Als er nach zwölfjähriger Abwesenheit nach Rom zurückkehrt, veröffentlicht er eine Reisebeschreibung, die einen unerhörten Erfolg hat. Dann tritt er ins Heer, erobert Sirmium und geht dann wieder auf Reisen, diesmal gen Niedergang der Sonne, alldieweil man damals noch nicht rund um die Erde konnte. Dann kehrt er wieder nach Rom zurück und läßt sich von befreundeter Seite „mit schwerer Mühe" in eine Verschwörung der katholischen Italiener gegen die arianischen Gothen hineinziehen. Er wurde, wie er ihnen (den Freunden) sagte, Patriot aus eitel Langeweile. So urtheilt er also selbst, und man wird nicht in Abrede stellen können, daß diese Aussage viel innere Wahrscheinlichkeit für sich hat. Anders sein Erzeuger und Biograph. Dieser sagt: „Herrschen, der erste sein, über widerstrebende Verhältnisse mit allen Mitteln überlegener Kraft und Klugheit siegen und dann über knirschende Menschen ein ehernes Regiment führen, das allein hatte er unbewußt und bewußt von jeher erprobt: nur darin fühlte er sich wohl."

Das alles wird uns erzählt. Als wir Napoleon — Pardon — Cethegus kennen lernen, hat er schon den „unermeßlich kühnen Plan" gefaßt, Imperator des Abendlandes wie der Welt zu werden. Die entgegenstehenden Schwierigkeiten schrecken ihn nicht, im Gegentheil. Er meint: Mit einem tüchtigen Volk hinter sich die Gothen hinaustreiben, Griechen und Franken nicht hereinlassen, das könnte ein anderer auch. Aber allein das Ungeheure vollenden und diese Memmen erst wieder zu Helden, diese Sklaven zu Römern, diese Knechte der Pfaffen und Barbaren wieder zu Herren der Erde machen — das, das ist der Mühe werth.

Sein Programm ist weit und umfassend: „Erst diese Barbaren zertreten — Rom! Dann den Norden wieder unterwerfen — Paris! Dann zum alten Gehorsam unter die alte Cäsarenstadt das abtrünnige Oesterreich zurückheischen — Byzanz. Und weiter, immer weiter: an den Tigris, an den Indus, weiter als Alexandros — und zurück nach Westen, durch Skythien und Germanien, an den Tiber."

Als Theodorich stirbt, wird er von dessen Tochter Amalaswintha zum Präfekt von Rom ernannt und greift nun auf das wirksamste in die Weltgeschichte ein. Er vergiftet den jungen König Athalarich; er läßt das Geschlecht der Balthen ermorden und wird dadurch die Veranlassung zur Ermordung der Königin, die er zur Thronentsagung veranlaßt; er reizt Justinian zum Kriege und dirigirt Belisar, die treue Bulldogge, nach seinem Dafürhalten. Wäre Cethegus nicht gewesen, so hätten die Byzantiner die Ostgothen nicht gestürzt, und hätte sich schon damals ein italienischer Nationalstaat gebildet. Dieser hätte seinerseits die Ausbildung des Papstthums unmöglich gemacht, dadurch wären die Kaiser in der Lage gewesen, ohne Kulturkampf durchzukommen ꝛc. Mit einem Wort: ohne Cethegus hätte die Weltgeschichte einen ganz anderen Verlauf genommen, als mit ihm — dem Kinde der Phantasie unseres Poeten.

Herr Dahn wird sich nun zwar die Hände in Unschuld waschen und sagen: „Was kann ich dafür, daß die Leute nicht meinem Rath folgen und in den von mir citirten gelehrten Werken nachforschen, was historisch ist und was frei erfunden." Mit Unrecht. Die große Mehrzahl der Leser wird, was das Buch bietet, auf Treu und Glauben hinnehmen. Wer wird, um einen Roman zu lesen, weitläufige historische Forschungen anstellen!

Wenn Frau Luise Mühlbach so verfuhr, so erwirkte das Bedauern; wenn aber ein Mann von der Bedeutung Dahns so handelt, so verdient es Tadel. Beide Seiten, die es angeht, sollten gegen diese Modethorheit protestiren: die Dichter und die Geschichtschreiber, denn die Kunst beider wird dadurch gleich sehr geschädigt.

Es ist, als ob die Sprache selbst gegen diese Verirrungen protestirte. Totila fragt z. B., wo Valeria sei und erhält darauf folgende Antwort:

„Bei mir.
In unserem dichtgewölbten Thurm: dort ist sie sicher.
Ich sah die Flamme aufsteigen.
Ich eilte hin.
Dein Freund mit der sanften Stimme trug sie aus dem Schutt: er wollte mit ihr in die Kirche.
Ich rief ihn an und führte sie unter unser Dach.
Sie blutet.
Ein Stein hat sie verletzt, an der Schulter.
Aber es ist ohne Gefahr.
Sie will Dich sehen.
Ich kam Dich zu suchen."

Man könnte nun meinen, diese Sprache solle etwa die Noth der Stunde wiedergeben. Dem ist aber keineswegs so. So sprechen alle, Hildebrand und Witichis, Totila und Teja, Cethegus und gelegentlich auch der Verfasser, so schreiben sie sogar Briefe (z. B. II, 154). Die Aufmerksamkeit des Lesers wird dadurch in unleidlicher Weise in Anspruch genommen, denn es kostet die größte Mühe festzuhalten, wer sich gerade eben in so affektirter Weise ausdrückt.

Das Buch als solches erscheint uns als durchaus verfehlt. Wir bedauern das Produkt langjähriger fleißiger Arbeit eines hervorragenden Gelehrten verurtheilen zu müssen, dürfen aber deshalb mit unserer Ansicht nicht zurückhalten.

In Bezug auf die Einzelheiten sind wir in einer etwas glücklicheren Lage. Zumal die Schilderungen der Natur sowie der Feldzüge, Schlachten und Volksversammlungen sind meist lebhaft und schön, manche Charaktere, wie z. B. der der Rathguedis menschlich wahr und fesselnd. Die Hauptgestalt Cethegus bleibt freilich ein regelrechter Roman-Catilina, ein nur mit dem Verstande ausgedachter politischer Räuberhauptmann, für den kein poetisch fühlender Leser irgend welche Sympathie empfinden kann. —r—

Nach den glücklichen Inseln. Canarische Reisetage von Franz von Löher. 385 S. (Preis: 5 M.) Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klasing.

Es gibt gute Bücher, die wir doch nicht gern zur Hand nehmen, weil Format, Druck, Papier an ihnen uns nicht behagen, weil sie durch ihre ganze Ausstattung unser ästhetisches Gefühl beleidigen. Aber Geschmack kostet kein Geld, man muß ihn nur besitzen und wir erkennen es daher um so dankbarer an, wenn der Verleger ein gutes Buch auch äußerlich entsprechend ausgestattet, wenn die schöne Seele in einem schönen Leibe sich befindet. Bei dem vorliegenden Buche ist das nun hervorragend der Fall, wir betrachten es mit Genuß von außen, lesen es schon darum und sind schließlich, da der Inhalt uns ganz gefangen nimmt, von harmonischem Gefühle durchdrungen.

Herr von Löher versteht es nämlich vortrefflich seine Reisen, die er alljährlich unternimmt, zu erzählen. Es ist kein gewöhnliches Touristengeplauder — dafür bürgt schon sein guter Ruf als Geschichtsforscher — wenn auch die ganze Schreibweise leicht, gefällig und anmuthig ist, eine Manier, die wir bei deutschen Gelehrten zu schätzen wissen, welche zu unserer Freude immer häufiger wird. Der Wissenschaftlichkeit wird damit kein Eintrag gethan und nur die gelehrten Citate fehlen, was übrigens die meisten Leser nicht vermissen werden. In seinen jüngeren Jahren hat der Verfasser die Vereinigten Staaten besucht und über die dortigen Deutschen ein tüchtiges Buch geschrieben; neuerdings sucht er interessante Ländchen und Länder in Europa und dessen Nachbarschaft auf. Eine Frucht dieser Besuche war das pikante Buch über „die Magyaren und andere Ungarn", welches jenseit der Leitha einiges Wuthgeschnaube verursachte; auch die griechische Inselwelt hat er vortrefflich zu schildern verstanden, und jetzt führt er uns nach den canarischen Inseln.

Offen gestanden — uns bangte etwas, als wir das Buch lesen sollten, denn wer hätte nicht schon über die Fortunaten geschrieben, bis herab auf Fritsch und Ernst Häckel in der neuesten Zeit? Löher aber hat der Sache, wie wir sehen werden, eine ganz neue Seite abgewonnen, die allerdings nicht ohne Bedenken ist.

Von vornherein wollen wir auch gleich sagen, daß der gutdeutsche Charakter, den der Verfasser all seinen Büchern gibt, uns im vorliegenden wieder sehr sympathisch berührt. Wohl geißelt er gelegentlich die Schwächen unsres Volkes, stellt uns fremde Vorbilder, wenn gut, als nachahmungswerth hin; aber er ist stolz, ein Deutscher zu sein, thut sich auf sein Volksthum stets etwas zu gute und horcht auf dem Dampfer, der ihn von Cadix nach Teneriffa bringt, die Reisegefährten aus. Da kommt er denn zu diesem Ergebniß: „Für Deutsche ist es jetzt eine wahre Lust zu reisen. Wo unsere Sprache ertönt, horcht man auf. Die einen wollen von Deutschland mehr wissen, die andern wenden sich unwillig ab: bei allen gibt sich unwillkürlich eine gewisse Achtung zu erkennen. Es ist den Leuten wie Schuppen von den Augen gefallen, unsere Kaiser des Mittelalters sind zu Ehren gekommen, und wir zu Hause haben keine Vorstellung davon, in welch hohen dunkeln Umrissen sich vor andern Völkern unsere Zukunft emporhebt."

Daß Löher den Pik de Teyde auf Teneriffa bestiegen, ist bei einem rüstigen Wanderer selbstverständlich, und seine Schilderungen lesen sich hier prächtig.

Außer Teneriffa hat der Verfasser auch Palma und Gran Canaria bereist, und überall weiß er es vortrefflich zu schildern; am meisten hat er aber auf die Menschen Acht, und die Bewohner der glücklichen Inseln haben in ihm einen warmen Freund, der uns manch liebliches Idyll von den harmlosen, einfachen und unverdorbenen Leuten entwirft. Dabei ist aber, wie das Sprichwort sagt: „Keine Caresse ohne Interesse". Löher sucht nämlich und findet in den Canariern mehr als sie wissen und ahnen — kurz und gut, sie sind ihm, wenigstens theilweise, verschollene deutsche Landsleute. Ein „altes historisches Räthsel" ist hier zu lösen und mit einem großen Aufwande von Ge-

Digitized by Google

lehrsamkeit, mit viel Wärme und einer tüchtigen Dialektik macht sich unser Reisender an die harte Nuß. Ob er sie wirklich geknackt hat? Hier ist nicht Raum zur Kritik und wir sind nicht dazu berufen.

Ueber die Urbewohner der Canarien, welche die erobernden Spanier dort vorfanden, die Guanchen oder „Wandschen", ist von je viel Streitens gewesen. Woher kamen diese Inselmenschen ohne Schiff? Nachdem man sie einem halben Dutzend Völker in Amerika, Asien und Afrika zugewiesen, blieb man schließlich aus vielen Gründen bei der Ansicht stehen: sie sind Berbern, gehören zur großen nordafrikanischen Familie, und dieser Satz gilt noch heute in unsern geographischen und ethnographischen Lehrbüchern. Aber damit ist unser Verfasser nicht zufrieden. Er sagt:

„Ich kann diese Ansicht nicht theilen. Mich blickte, als ich von der Teneriffaküste ins Innere und unter die Dorfleute kam, öfter ein so unverfälscht sächsisches Gesicht an, als je eines auf westfälischen Haiden über seinen Hofzaun ausschaute. Es wehte mich etwas Verwandtes an, ähnlich wie früher unter französisch redenden Burgundern, englisch redenden Pennsylvaniern, magyarisch redenden Zipsern in Ungarn. Ich war dann auf Bergpfaden unter die ärmsten und abgelegensten Canarier gekommen, hatte in ihren Hütten und Grotten verkehrt, und beständig hatte sich jene erste Ahnung erneuert und verstärkt. Je mehr ich aber mit Geschichte und Schicksalen des merkwürdigen Volkes mich beschäftigte, je mehr, was ich von seinem häuslichen, religiösen und bürgerlichen Wesen kennen lernte, mich anmuthete, als läse ich in den alten Volksgesetzen der Baiern oder Sachsen oder in Grimms deutschen Rechtsalterthümern, um so mehr verstärkte sich meine Ahnung von der Verwandtschaft der Wandschen mit Germanen.

Wie sind aber Germanen nach den canarischen Inseln gekommen? Sollte ein Wykingerzug hier gestrandet sein? Warum baute er dann nicht neue Schiffe, oder warum sandte er niemals Nachricht in die Heimat?

Näher liegt der Gedanke: Vandalen aus Afrika oder Westgothen aus Spanien seien hierhergekommen. In geographischer Beziehung stände dem nichts Wesentliches entgegen. Die Vandalen aber sind, als Belisar ihre Herrschaft in Nordafrika zertrümmerte, nicht sammt und sonders getödtet worden oder übers Meer davon geführt. So leicht läßt sich ein ganzes Volk weder ausrotten, noch auf Schiffe packen und von dannen bringen. Auch sie, die über Nordafrika herrschten, kannten die Wege, und es weisen bestimmte Nachrichten bei ihrem Zeitgenossen und Geschichtsschreiber Prokop, und bei dem Ravennater Geographen, der etwa hundert Jahre nach Untergang ihres Reiches lebte, darauf hin, daß ein Theil des Vandalenvolks sich nach Marokko wandte und dort verschwunden ist. Vielleicht sind nun flüchtige Vandalen schon zu Belisars Zeit von den unduldsamen Mauren weiter und weiter getrieben. Möglicher Weise haben sie sich in Nordafrika gehalten, bis die Araber anstürmten und alle berberischen Völker in flutende Bewegung geriethen. Mochten nun die Vandalen auf der nördlichen oder südlichen Seite des Atlasgebirges fortziehen, immer führte sie diese lange Kette, da auf der einen Seite das Meer, auf der andern die Wüste ihnen jede Seitenwanderung abschnitt, bis an die Küste in die Gegend des Kap Nun und Kap Ger, wo weiter südlich die nackte unwirthbare Wüste sich dehnte, gegenüber aber in achtzehn Stunden Entfernung die canarischen Inselberge emporragten.

Nun entdeckte auch Gerhard Rohlfs, der kühne Forschungsreisende, in Marokko südlich von Ceuta in der Landschaft el Gharbie germanische Grabhügel, die ganz ähnlich den Hünengräbern in Norddeutschland. Gegenüber den canarischen Inseln fand er in der Landschaft Haha, wo der herrliche grüne Arganwald sich weit und breit erstreckt, Hügel und Berge gekrönt von Burgen und Wartthürmen und gezackten Mauern, dabei tiefe ausgemauerte Cisternen, die oben überwölbt waren. All diese Bauten trugen das Gepräge hohen Alters. Nur (?) von Germanen, die in einer unbestimmten Zeit hier wohnten, können diese Burgen und Cisternen herrühren.

Minder feste Anhaltspunkte ergeben sich in den Sagen. In Spanien glaubte man noch zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts: bei der Eroberung des Landes durch die Mauren hätten sich sieben Bischöfe mit ihren Gemeinden aufs Meer geflüchtet und auf den Inseln „der sieben Städte" ein christliches Reich gegründet. Bei den Wandschen aber hatte sich eine Sage erhalten: sie seien von Afrika verbannt, und zwar durch die Römer, weil sie deren Gottheiten beschimpft hätten. Römer aber hießen auch die Byzantiner. Erinnert diese Sage an den Haß zwischen Arianern, zu welchen die Vandalen gehörten, und Katholischen, so läßt sich manches in den religiösen Gebräuchen und Anschauungen der Wandschen kaum anders erklären, als durch die Annahme, es seien verwirrte Reste vom Christenthum."

Da nun auch in Sitte, Lebensweise, in den staatlichen Einrichtungen und der Sprache Herr von Löher viel Germanisches bei den Wandschen nachweist, so wird er wohl manchen Freund für seine Anschauungen gewinnen, und es fragt sich nur, wie weit die Wissenschaft im allgemeinen seinen Ausführungen beipflichten wird. Unbeachtet können Löhers Ansichten nicht bleiben, und nicht nur der Gelehrte wird das Buch zu prüfen haben; auch jedem Laien, dem Länder- und Völkerkunde von Interesse sind, empfehlen wir das schöne Werk, in dem auch jene Partien, welche vom Untergange der alten Canarier berichten, uns besonders menschlich nahe gehen und lesenswerth dünken.

Der Montenegriner Auszug zum Kriege.

(Zu dem Bilde auf S. 709.)

Cattaro (Dalmatien), den 3. Juli. Dalmatien, Montenegro, die Herzegowina bilden ein Land, und wenn ich die Menschen in dem einen schildere, so passen meine Worte auch auf jene im anderen. Es sind ausdrucksvolle Physiognomien bei Männern wie Weibern, mächtig ausgewirkte Züge, kühne Adlernasen und prächtige Schnurrbärte drunter, tiefe Augen, bei den Frauen oft von eigenthümlich melancholischem Ausdruck. Als gestern Fürst Nikita von Cetinje aus in den Krieg zog, konnte ich hunderte solcher Typen und den ganzen Enthusiasmus seines kleinen Völkchens sehen, zugleich aber eine der dramatischsten Scenen bewundern, die je vor meinen Augen sich abspielten.

Schon um 4 Uhr morgens durchzog eine Militärmusikbande die Gassen des Ortes. Es war eine eigenthümliche südslavische Weise in wilden Akkorden, die sie spielten. Die Menschen wurden dadurch elektrisirt, und bald begann es laut und geschäftig zu werden. Ueberall große Hoffnungen.

Am Abend zuvor war ich mit Wojwoden und Senatoren zusammengewesen, die alle voller Enthusiasmus für den Krieg schwärmten; 70jährige Männer sahen ihm so freudig entgegen, als wären sie noch Jünglinge. Der Fürst selbst war gut gelaunt; er erzählte Türkenanekdoten, hielt Toaste, und der Champagner floß reichlich. Auch die Fürstin und andere Damen vom Hofe erschienen, endlich der Bischof und der Archimandrit. Die Elite von ganz Montenegro war beisammen und Jedermann im höchsten tschernagorzischen Glanze — ein lebendiges, prächtiges farbenreiches Bild. Allen war ein Stein vom Herzen gefallen, war doch der Krieg gegen die Türken nun beschlossene Sache, wußte man doch, daß die „Brüder Serben" den Rubicon überschritten hatten, und morgen sollten die Montenegriner marschiren.

Der verhängnißvolle 2. Juli war also da; um 6 Uhr trat die Leibgarde an, jeder Mann mit einer kleinen blaurothweißen slavischen Trikolore in seiner Flintenöffnung. Als sie sich vor Nikitas Palais aufgestellt hatte, erschien das Gefolge des Fürsten, der Generalstab, die Senatoren und Wojwoden, auch der serbische Gesandte — alle in neuer bunter Nationalkleidung. Ringsum drängten sich Weiber und Kinder, um das wechselvolle Bild anzuschauen. Um 7 Uhr wurde der prächtige graue Schlachthengst Nikitas vorgeführt. Er ist ein Geschenk des slavonischen Bischofs Stroßmayer, des großen Freundes der südslavischen Bewegung, welcher trotz seiner österreichischen Staatsangehörigkeit offen Serben und Montenegriner unterstützt. Stroßmayer ist der Sohn eines Schwaben, nichtsdestoweniger aber eifriger Slave. In dem kleinen Hofe vor dem Palais standen auf dem Balkon die Damen der fürstlichen Familie, um von hier aus dem abziehenden Fürsten das letzte Lebewohl zuzurufen. Die Fürstin, ein prachtvolles Weib, ragte um Haupteslänge über die anderen Frauen empor. Sie sah blaß und abgehärmt aus. So wartete alles mit Spannung auf den Fürsten.

Endlich kam Nikita mit dem entfalteten Nationalbanner in der Hand hoch zu Rosse herangesprengt — es war wieder ein höchst malerischer Anblick. Er ritt an der Front der Garden hin, die ihn mit lautem Živio (Lebehoch) empfingen. Im Vorangaloppiren übergab er die Fahne dem Bannerträger, die Bande spielte, die Garde setzte sich in Marsch, die Fürstin auf dem Balkon wurde marmorbleich, noch einmal winkte sie mit dem Taschentuch, dann drückte sie es vor die Augen.

Es war ein Schauspiel, das man gesehen haben muß, um es völlig zu verstehen. Wohl drängten sich in mir unwillkürlich Gedanken an den Cirkus Renz auf; aber wer die Südslaven kennt und weiß, wie diese theatralischen Bewegungen ihnen im Blute liegen und nicht gemacht sind, wer da weiß, daß sie vortrefflich zu kämpfen verstehen, der schlägt solche Vergleiche sich bald aus dem Kopf.

Später am Tage sah ich dann ein Aufgebot aus dem Westen des Landes einrücken, etwa 600 Mann, tüchtige wenn auch kleine Leute, aber abgehärtet und von echt soldatischem Aussehen. Sie waren mit neuen, sauber geputzten Hinterladern bewaffnet, dem einzigen Modernen an ihnen, ihre Tracht, ihre Pistolen und Säbel waren ganz die alten. Mit ihnen kamen die Weiber, welche den Train ausmachten, denn sie trugen alle nöthigen Lebensmittel und die übrige Bagage für das Bataillon. Das waren die Leute, die von den Türken so gefürchtet wurden, die bekannten Nasenabschneider und Hammelräuber, aber sonst tüchtiges Soldatenmaterial, in Bezug auf Ausdauer, Marschirfähigkeit und Gehorsam unübertroffen. Freilich darf man bei ihnen nicht nach Lesen und Schreiben, nach Taschentüchern und ähnlichen Dingen fragen — es sind eben wilde Söhne der schwarzen Berge, gutes Rohmaterial, aus dem mit der Zeit noch etwas werden kann, wenn darüber auch noch einige Generationen vergehen dürften. Th. M.

Inhalt: Am Gardasee. Erzählung von C. R. Struwy. — Sommeridyll in der Altmark. Von Hermann Masius. — Dichterische Widerspiegelungen der Person und Geschichte Jesu. IV. V. Von Franz Delitzsch. — Um ein Ei. (Schluß.) Erzählung aus dem baltischen Leben von Theodor Hermann. — Am Familientische: Am Bienenschauer. Zu dem Bilde von F. Ortlieb. — Bücherschau. XXXV. — Der Montenegriner Auszug zum Kriege. Zu dem Bilde von Zvěřina.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 12. August 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 46.

Am Gardasee.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Erzählung von **C. R. Struwy.**

(Fortsetzung.)

Auf der kleinen Marine von Malcesine war kein lebendes Wesen zu erblicken, nachdem die Bootsleute, welche mich ans Ufer gebracht hatten, zu ihrem unterbrochenen Fischfang zurückgekehrt waren. Links erhob sich auf einem ziemlich steil aus dem See aufsteigenden Felsen die Festung, von einem Wartthurm überragt, auf welchem die österreichische Flagge, der Doppeladler, wehte. Es war jedenfalls noch das alte, von den Venetianern als Stützpunkt ihrer Herrschaft am östlichen Seeufer erbaute Kastell, aber vergrößert und zur Aufnahme einer kleinen Garnison hergerichtet. Hinter den krenelirten Mauern schaute ein wohnlich aussehendes Gebäude mit grünen Jalousien hervor, wahrscheinlich das Offiziersquartier. Neben dem eisenbeschlagenen, schwarzgelb angestrichenen Festungsthor, zu welchem ein steiler Weg vom Hafen hinaufführte, hatte eine Schildwache in bequemer Leinwanduniform vor den Strahlen der heiß brennenden Sonne in dem Schatten ihres Schilderhauses Schutz gesucht. Rechter Hand sah es eben so einsam aus. Da die in den Ort hineinführende Straße unmittelbar hinter der Marine eine Biegung machte, konnte man nur die ersten Häuser übersehen. Die eine Ecke derselben bildete eine zerfallene Mauer, von welcher sich die brennendrothen Blüten eines prachtvollen Oleanderstrauchs auf einen Dünger- und Scherbenhaufen herabneigten; gegenüber stand ein fast in Ruinen versinkendes Haus mit zerbrochenen, zum Theil mit Papier verklebten Fensterscheiben, dessen Thür einige Stufen hinab in einen dunklen höhlenartigen Raum führte. Vor demselben saßen ein paar Kinder in beinahe adamitischem Kostüm, welche mit einer großen gelben Katze spielten. Mitten auf der Gasse lag in philosophischer Ruhe ein Schwein, das sich behaglich in der Sonne streckte und von Zeit zu Zeit seine Schnauze in einer unsagbaren Flüssigkeit kühlte, welche von oberhalb herabrann.

Als ich nochmals Umschau hielt, entdeckte ich endlich hinter mir noch die Kehrseite eines Individuums in sehr kurzen Hosen und einem schwarzen Frack, dessen Schöße ihm bis auf die Waden herunterhingen. Dasselbe schaute, indem es seinen sehr abgetragenen Cylinder als Sonnenschirm benutzte, von einem Vorsprung der Mauer, welche die Marine vom See trennte, dem Dampfer nach, dessen Rauchsäule gerade noch sichtbar war.

„He, Padrone," rief ich ihm zu, „wo ist das Wirthshaus?"

Das Individuum drehte sich um, machte mir eine tiefe Verbeugung und sagte, seine lange Nase reibend, indem es zu mir herunterkam: „Sie werden sogleich bedient sein, Signor." Dann ging es aus dem Moll, in dem es bis jetzt gesprochen hatte, in den schärfsten Durton über und rief nach der Seite der Festung hin: „Giacinto!" Dort kam — aber erst nach dem zweiten, fortissimo ausgestoßenen Ruf: „Cinto!" — ein halberwachsener Bube hinter der Mauer hervor, schlenderte mit einem kaltblütigen: „Padre!" die Hände in den Hosentaschen, gemächlich auf uns zu und setzte sich auf meine Hutschachtel. Ohne mich einer Beachtung zu würdigen, begann Cinto in aller Gelassenheit die Schwere meiner Reisetaschen zu wiegen, dann stellte er die Kiste mit meinen Instrumenten auf den Kopf, um die unten aufgeklebten Eisenbahnmarken zu untersuchen. Während dessen präsentirte mir der Vater eine Adreßkarte, welche er aus einem sehr schmutzigen Portefeuille hervorzog. „Albergo alle Nereide," fügte er zur Erläuterung hinzu, „cafè e trattoria con allogio e stallo (mit Logis und Stall), Table d'hôte um 4 Uhr, prompte Bedienung, billige Preise, proprietario: Narciso Primavera, der die Ehre hat, vor Ihnen zu stehen. — Cinto, nimm die Effekten des Signore Tedesco!"

Der hoffnungsvolle Sprößling warf mir einen verächtlichen Blick zu, setzte meine Hutschachtel balancirend auf sein struppiges Haupt und ging, meine beiden Reisetaschen in der Hand, voran, es mir und dem Padre überlassend, mit den übrigen Sachen, so gut wir konnten, zu folgen.

Die Außenseite der „Nereiden" sah eben so zerfallen und verwahrlost aus, wie die Straße, in welcher sie lagen. Vor dem Kaffeehaus im Erdgeschoß saßen ein paar schäbig aussehende

Herren in ehemals braun gewesenen Sammetblousen und starrten mich an. Ein Fremder mochte wohl in Malcesine ein seltener Vogel sein. Neben dem Kaffee öffnete sich ein weiter Thorbogen, über dem eine große Tafel in sehr verblichenen Farben hing, auf welcher mehrere ziegelroth gefärbte Damen sich in einem Etwas herumbewegten, das wahrscheinlich ein Meer bedeuten sollte.

„Die Nereiden," sagte mein Führer mit einer abermaligen tiefen Verbeugung und einer Handbewegung, als wolle er mir die Damen, welche da oben ihre Schwimmübungen machten, vorstellen.

Hinter dem Thorweg lag ein von Weinlaub umrankter, mit allerhand Gerümpel angefüllter Hof, um den sich in den verschiedenen Stockwerken hölzerne Gallerien herumzogen, und gegenüber schaute man durch weite offene Bogen in die sehr geräumige, schwarzgeräucherte Küche mit einem mächtigen Herd, auf dem ein lustiges Feuer brannte. Neben demselben saß, von der Glut des Reisigfeuers grell beleuchtet, eine sehr dicke Dame, die ein halbgerupftes Huhn auf dem Schoß hielt.

„Rosa! Ein Fremder!" rief mein Führer in den halbdunkeln Raum hinein. „Es ist meine Gattin," fügte er, zu mir gewendet, hinzu.

Die Padrona erhob sich mühsam, ergriff die Feuerzange, gleichsam als Symbol des häuslichen Herdes, und watschelte auf uns zu:

„Willkommen in Malcesine, Signore," sagte sie, eine Verbeugung versuchend, mit fetter Stimme, „die Nereiden sind —"

Sie stockte, ihr Gedankenfaden war zerrissen. „Die Nereiden sind hoch —" begann sie noch einmal. Aber sie brachte den Satz nicht zu Ende und seufzte: „Narciso mio, ich bin eine unglückliche Mutter. Cinto ist wieder nicht da! Ja wohl eine unglückliche Mutter." Dann salutirte sie mit der Feuerzange wie eine Königin mit dem Scepter und kehrte zu ihrem Platz am häuslichen Herd zurück.

Cinto war, nachdem er mein Reisegepäck in den Thorweg hineingeworfen hatte, verschwunden.

„Hier ist der Salon nebst Schlafgemach," bemerkte Padrone Narciso, indem er mich oben im ersten Stock in ein Zimmer hineinwies. Das war aber eine etwas anspruchsvolle Phrase. Vor der Hand schien dasselbe eine Vorrathskammer zu sein. In malerischer Unordnung lagen Säcke unsagbaren Inhalts am Boden, Würste, Maiskolben und Zwiebeln baumelten an aufgespannten Seilen, auf den wurmstichigen Möbeln standen, von zahllosen Fliegen umschwärmt, allerhand Flaschen und Töpfe herum, und von der Wand schaute auf dies Durcheinander ewig lächelnd die abscheulich kolorirte Fratze des heiligen Franziskus mit dem Lilienstengel herunter.

„He, Padrone," fragte ich halb lachend halb ärgerlich, „mit diesen Flaschen und Würsten soll ich mich wohl verproviantiren, wenn die Garibaldiner kommen, und die Fliegen dazu als Braten verspeisen?"

Narciso würdigte mich keiner Antwort, sondern öffnete die Balkonthür und sagte hinausschauend mit Emphase nichts als: „Che bella veduta!" (Welch schöne Aussicht!)

Und in der That der Blick hinaus war entzückend schön! Wie oft bin ich nicht später zu jeder Tageszeit auf dem Balkon gestanden, um in dieses Stück Hesperien hineinzuschauen, und immer wieder sind die Reize dieses unvergleichlichen Panoramas voll Ruhe, Glanz und Wärme mir neu erschienen.

Dicht unter mir hart am Ufer liegt ein Stück von Malcesine. Die Häuser mit den schiefen Giebeln und den scheibenlosen Fenstern, so zerfallen und so malerisch, daß ein Künstlerauge darüber in Entzücken gerathen muß, spiegeln sich in der diamanthellen Flut; in den Gärten, deren zerbröckelnde Mauern Epheu und ein Geflecht wilder Rosen fast ganz umspinnen, ragen Feigenbäume, dunkle Cypressen und hier und da ein brennend rother Oleanderstrauch aus einem Meer von Weinlaub heraus. Weiterhin übersieht man ein Stück des himmelblauen Sees, von Segeln durchzogen und von einer leichten Brise gekräuselt und jenseits am anderen Ufer schimmern, steil aus dem Wasser aufsteigend, die rothen Porphyrfelsen des Gebirgs, das matte Grün der Oliven und die weißen Citronenterrassen von Limone durch den halbdurchsichtigen Sonnennebel. Dort nach Südwest, wo der See sich gegen das warme Land hin öffnet, hat die blaue Flut keine Grenze, Wasser und Himmel fließen in leuchtendem Glanz zusammen. Wo der letzte Felsenarm der Brescianer Berge an den See herantritt, senken sich sanft abgerundete Hügel zum Ufer hinab. Das ist die Riviera, ein Gestade von überschwenglicher Fruchtbarkeit, wo sich Lorbeern, Agaven, Feigen und Rosmarin in den Wellen spiegeln, wie Blumen in einem Kranz, eine Ortschaft sich an die andere reiht. Gargano mit seinen Kirchen und Palästen, die Olivenhaine von Toscolano, die grünen Inseln, welche auf dem azurnen Gewässer zu schwimmen scheinen, und vor allem als die schönsten Perlen in dem Juwelenkranz dieses Gestades die reizenden Gärten von Salo.

* * *

Als ich vor dem Diner in den Speisesaal trat, fand ich daselbst einen sehr langen mageren Herrn in Artillerieuniform mit einem nach oben spitz zulaufenden Kopf anwesend. Sein Haupt glich einer Birne, wie Freiligrath von Louis Philipp singt, die oben auf dem Schädel hoch auftoupirten grauen Haare konnten den Stiel derselben vorstellen. Mit diesen bildeten die schwarzen Augenbrauen, von denen die linke durch eine bis hoch auf die kahle Stirn hinaufgehende blutrothe Narbe gespalten war, einen sonderbaren Kontrast. Da der Herr bei meinem Eintreten eine Passage aus der Cavatine Rosinens im Barbier vor sich hinsummte, hatte ich Grund zu der Vermuthung, daß ich den Hauptmann Sanfthuber vor mir sehe. Ich überreichte ihm die Karte, welche mir Major Sedlaczeck für ihn mitgegeben hatte, und stellte mich ihm vor. Nach wenigen Minuten erschienen zwei junge Infanterieoffiziere, Stiasny und Hardegg, und wir setzten uns zu Tische. Auf meine Frage nach Candiano vernahm ich, daß derselbe häufig auf seinem Zimmer in der Festung speise.

Ich erzählte von meinen Projekten, von den Kriegsaussichten, von den Kameraden in Riva und erhielt dafür bereitwilligst Rathschläge über die besten Wege zum Monte Baldo und wie ich mein Leben in Malcesine am angenehmsten einzurichten habe. Nach Tisch entfernten sich Stiasny und Hardegg — sie hatten Dienst — und Sanfthuber lud mich ein, mit ihm noch eine Flasche Wein zu trinken. Nachdem Narciso, welcher, eine schmutzige Serviette über dem Arm, servirte, dieselbe herbeigeschafft hatte, nahm er die an der Wand hängende Guitarre herunter und legte sie mit einem verbindlichen Lächeln, sich dabei die Nase reibend, neben dem Hauptmann auf den Tisch.

„Lieber Doktor," begann der Hauptmann, nachdem er den Wein — es war ein vortrefflicher Rother aus Garda — versucht hatte, „es ist für mich ein glücklicher Zufall, daß das Schicksal Sie hierher zu uns nach Malcesine verschlagen hat, und ich hoffe, wir werden uns verstehen."

Natürlich bejahte ich das.

„Sehen Sie dieses Huhn," fuhr er fort, indem er auf ein Skelett zeigte, das noch auf dem Tische stand, „heute haben wir es in einer Paprikasauce verzehrt — ich selbst habe sie der Padrona angegeben — morgen verspeisen wir vielleicht ein anderes im Risotto und übermorgen ein Backhähndel in Wiener Manier, aber es ist immer das nämliche — ein Huhn. So ist es auch bei den Menschen. Sie sind Bergmann, an meiner Wiege hat Mars gestanden, doch das ist nur die Sauce. Es gibt etwas, was uns allen gemeinschaftlich sein sollte, das ist das Streben nach dem Höheren, nach den Idealen des Lebens."

Ich bestätigte auch das, obschon mir nicht klar war, wo er hinaus wolle. Ich hatte den Hauptmann beinahe in Verdacht, er habe schon ein wenig zu tief ins Glas geschaut; aber ich irrte mich, es war dies die Sprache seiner schwärmerischen Stunden.

„Und das Schöne lebt nur im Gesang," deklamirte er weiter. „Wie wahr hat das Schiller gesagt! Auch mir ist die göttliche Kunst, die Musik das Ideal geworden, zu dem ich mich flüchte aus des Lebens Drang, wenn das triviale Einerlei unserer Alltagsexistenz mir unerträglich wird." Er strich sich die Stirnlocke zurecht, leerte sein Glas auf einen Zug und perorirte weiter.

Digitized by Google

„Ja, die göttliche Musik ist es, welche uns alle zu Brüdern macht. Der geniale Lanner, der melodienreiche Mozart, der geistsprudelnde Strauß und Webers herrlicher Freischütz waren schon die Ideale meiner Jugend. Ich verlebte sie in Peterwardein, wo mein Vater Regimentsprofoß war. Aber erst seitdem ich in Italien bin, weiß ich, was wahre Musik ist, seitdem ich Dich kennen gelernt habe, Schwan von Catania, unsterblicher Bellini! Doktor, Sie kennen die Norma? Es wäre Blasphemie, daran zu zweifeln."

Dabei zog er die eine Augenbraue — die andere war durch die Narbe unbeweglich geworden — grimmig in die Höhe und fuhr mit den Fingern leise über die Saiten der Guitarre.

„Casta diva!" flüsterte er. „Doktor, Sie haben gewiß die Arie von berühmten Sängerinnen gehört. Aber um mein hohes D, um mein hohes D könnte mich manche beneiden."

Jetzt sollte also das Steckenpferd geritten werden.

Natürlich war ich so höflich, ihn zu bitten, mir das hohe D nicht vorzuenthalten. Er nahm die Guitarre, nachdem er sein Glas noch einmal vollgeschenkt und es wieder auf einen Zug geleert hatte, präludirte und begann: Casta diva! Aber er sang nicht blos mit allen Kadenzen die Koloraturen — Major Sedlaczeck hatte zu wenig gesagt, er sang auch mit hochdramatischer Färbung. Während des Adagio schlug er die Augen zur Decke empor, als sähe er die keusche Göttin im Strahlenkleide aus der Mitte der unzähligen Fliegen zu uns herabschweben, und bei dem Allegro „oh caro, oh ritornae" schaute er mit so schwärmerisch verliebten Blicken zu mir hinüber, als sei ich der treulose Römer, dessen reuige Wiederkehr die Tochter Orvoists ersehnte. Aber es stand nicht in den Sternen geschrieben, daß mir der Kunstgenuß der ganzen Arie zu Theil werden sollte. Draußen vor der Thür ließ sich plötzlich ein klagender Ton, wie ein lang ausgehaltener Seufzer vernehmen. Da Cinto vorher einmal ins Zimmer geschaut hatte, glaubte ich zuerst, dieser gebe auf eine so eigenthümliche Weise seinen Beifall zu erkennen. Aber der Seufzer steigerte sich alsbald zu einem lauten Geheul.

„Die verfluchte Bestie," schrie Sanfthuber, indem er mitten in einer Passage abbrechend, auf die Thür zuschoß, „das hat mir wieder die Canaille angestellt, aber ich werde ihr's gedenken!"

Draußen lag ein prächtiger schwarzer Bernhardiner-Hund, der langsam ins Zimmer hineinschritt und sich neben dem Stuhl des Hauptmanns niederlegte, diesen mit seinen klugen Augen anschauend, als wolle er ihm für den Kunstgenuß seinen Dank sagen. „Perino, Perino!" rief Sanfthuber die Treppe hinab. Ein kleiner schwarzbrauner Soldat erschien, lockte den Hund mit dem Ruf „Unkas!" an sich und führte ihn, nachdem er dem Hauptmann einen spöttischen Seitenblick zugeworfen hatte, zur Thür hinaus.

Sanfthuber fiel matt auf seinen Stuhl. „Das hat mir wieder Cinto, die Canaille angethan," klagte er. Ich versuchte ihn zu beruhigen und bat, weiter zu singen.

„Es geht nicht," seufzte er, „die Stimmung ist verloren. Auf ein anderes Mal, lieber Doktor."

Mit meiner Tischgesellschaft kam ich bald auf guten Fuß. Die beiden jungen Infanterieoffiziere waren gutmüthig und harmlos. Hardegg, den irgend eine jugendliche Unbesonnenheit nach Malcesine ins Exil geführt, hatte sich die Passion des Fischens erwählt und verbrachte seine dienstfreie Zeit meist mit Netz und Angel auf dem See; Stiasny behauptete ein großer Naturfreund und leidenschaftlicher Liebhaber von Sonnenuntergängen zu sein; ich kam jedoch bald dahinter, daß er seine sentimentalen Spaziergänge nicht allein, sondern in Gesellschaft von Donna Theresita, der Nichte des Curaten von Malcesine machte. Mit dem Hauptmann stellte ich mich am besten. Da ich seine musikalischen Extravaganzen mit Anstand zu ertragen vermochte, wurde ich bald sein erklärter Liebling, dem er keine einzige Nummer seines Repertoirs vorenthielt. Von Unkas hatte er vorläufig keine Unterbrechung zu besorgen, da Candiano mit diesem seinem unzertrennlichen Begleiter für einige Tage nach Verona auf Urlaub gegangen war. Ich hatte dem Grafen auf der Festung einen Besuch gemacht und, da ich ihn nicht antraf, das Packet, welches mir auf dem Dampfschiffe anvertraut worden war, bei ihm zurückgelassen.

So führten wir, während es draußen in der Welt gährte und stürmte, ein gemüthliches Stillleben, das die letzten bis zu uns dringenden Wellenschläge der bedeutungsschweren Ereignisse, welche sich im Norden wie im Süden vorbereiteten, kaum unterbrachen. Einmal hielt Sanfthuber einen geheimen Kriegsrath, in welchem er seinen Offizieren eine Depesche vorlas, deren Inhalt jedoch schon tags darauf nicht blos für mich, sondern für ganz Malcesine kein Geheimniß war. Sie enthielt die Mittheilung, daß die Versetzung der gesammten austro-italienischen Armee auf den Kriegsstand befohlen sei, daß die Festungen armirt wurden und drei Armeekorps sich bei Verona, Vicenza und Padua formirten. Auch auf unserem See waren die Kanonenboote in kriegsmäßiger Ausrüstung begriffen, und für unsere Garnison wurden die strengeren Dienstvorschriften, welche in Kriegszeiten galten, in Kraft gesetzt.

Uebrigens schien es, daß die Einwohnerschaft von Malcesine über die Vorgänge in Italien genauer unterrichtet sei als wir, obschon die Grenzsperre eine hermetische geworden war. Man steckte die Köpfe zusammen, man flüsterte und stob auseinander, sobald einer der österreichischen Weißröcke in die Nähe kam. Mir gegenüber nahm man sich nicht die Mühe, die Maske festzuhalten. Ich wurde als eine neutrale Persönlichkeit angesehen, vor welcher man sich weniger zu geniren brauchte.

Eines Tages fand ich in der Küche des Hotels die ganze Familie vereinigt. Rosa saß, wie gewöhnlich die Feuerzange in der Hand am Herde, auf welchem ein Kaffeetopf brodelte. Cinto lag auf zwei Sesseln ausgestreckt, einen Cigarrenstummel, den er jedenfalls mir gestohlen hatte, zwischen den bartlosen Lippen, seinen Busenfreund Unkas als Fußschemel benutzend. Narciso war gerade dabei, den Seinigen bei dem zweifelhaften Schein des Reisigfeuers etwas vorzulesen. Ich hörte noch die Worte: „Venetianer, wenn das Vaterland ruft, so erinnert Euch, daß Ihr die echten Söhne des Löwen von San Marco seid."

„Darf ich nicht auch etwas von der Vorlesung profitiren?" rief ich in die Küche hinein.

Der Padrone verstummte plötzlich und versenkte, sich die Nase reibend, das Blatt rasch in eine der unergründlichen Taschen seines Fracks. „Ein Rezept," wendete er sich an mich, „ich las meiner Gattin das Rezept einer Sauce für — Froschschenkel vor."

„Froschschenkel?" lachte ich, „was haben denn die mit den Söhnen des Löwen von San Marco zu schaffen? Nehmt Euch in Acht, wenn ich's dem Hauptmann Sanfthuber verrathe, werdet Ihr füsilirt."

„Oh, Signor," lautete die Antwort, „Sie, ein Landsmann des Conte Bismarck, uns verrathen? Sie sind ja ein Freund der Italiener." Der Padrone rieb sich abermals die Nase und fuhr dann fort: „Signor Dottore, die Nereiden sind ein friedliches Haus, wir behandeln Jedermann, forestiere wie Italiener, prompt und billig und auch die Herren Offiziere werden mit uns zufrieden sein. Aber wenn das Vaterland, unser theures Italien ruft, schwinden alle persönlichen Interessen, wir werden zeigen, daß wir Männer sind."

Cinto ließ einen unartikulirten Kehllaut, der wahrscheinlich einen Zweifel an der Männlichkeit seines Vaters ausdrücken sollte, hören und kniff Unkas ins Ohr, bis er laut zu heulen anfing. Frau Rosa erhob sich und sagte:

„Auch unsere allerheiligste Madonna von San Vigilio ist für uns, sie hat unserm rè galantuomo ein sichtbares Zeichen ihrer Gunst gegeben. — Narciso, überwache den Kaffeetopf, ich muß in die Messe."

* * *

Nachdem die Hilfsarbeiter, welche Graf R. mir versprochen hatte, angekommen waren, begannen wir zunächst den Spuren der alten venetianischen Kohlengruben nachzuforschen; dieselben sollten, den vorhandenen Karten zufolge, auf einer Bergstufe am westlichen Abhang des Monte Baldo, einer Art von Hochebene gelegen sein.

Eines Vormittags, als meine Gegenwart bei der Arbeit

Digitized by Google

mir unnütz erschien, war ich, um der heißbrennenden Sonne zu entgehen, zu einem Platz in der Nähe hinabgestiegen, wo immer eine kühlere Luft wehte und den ich seiner Einsamkeit wegen liebte. Es lag dort ein kleines Kirchlein, Madonna delle neve genannt, in welchem nur an hohen Festtagen für die Almhirten und die boschieri (Holzknechte) Gottesdienst gehalten wurde. Im Innern desselben stand eine grellbemalte, mit Flittern aufgeputzte Holzfigur der Madonna, eine Kopie der wunderthätigen von San Biglio. Das Original wurde nur einmal im August am Himmelfahrtstage in Prozession hinaufgetragen zur Anbetung für die Gläubigen und zum Handkuß.

Die nach allen Seiten hin offene Vorhalle des Kirchleins war mein Lieblingsplatz. Dort hatte ich mich niedergelassen, damit beschäftigt, das Bild vor mir in mein Skizzenbuch einzutragen. Da hörte ich hinter mir jemanden herkommen, und nach wenigen Augenblicken stieg ein junger Mann von Mittelgröße, schlank, blaß, mit feinen Zügen und kleinem Schnurrbart die Stufen der Vorhalle herauf. Obschon derselbe nicht in Uniform war, sondern einen eleganten Civilanzug trug, schloß ich aus seinem Begleiter Unkas, daß ich den Grafen Candiano vor mir habe. Nach den üblichen Redensarten des Bedauerns, daß wir uns bisher nicht getroffen hatten, setzte sich der Graf zu mir und sah meinem Zeichnen zu.

„Dieser Punkt," sagte er nach einer Weile, „hat deshalb für mich so viel Anziehendes, weil man hier von den Menschen und den Werken menschlicher Arbeit so gar nichts sieht, nur die reine unverfälschte Natur tritt uns entgegen. Das Wasser da unten, diese kahlen Berghänge, diese sterile Vegetation sind heute noch gerade so, wie sie vor einem Jahrtausend gewesen. Das hervorspringende Gestein verdeckt uns die Häuser und Pflanzungen unten an der Bucht, und jenes Vorgebirge mit dem Kastanienwald macht glücklicherweise unser Pathmos, das langweilige Malcesine unsichtbar."

„Und dieses Kulturprodukt?" fragte ich lächelnd, indem ich auf die Kapelle wies, unter deren Vordach wir saßen.

„Sie ist uralt," gab Candiano zur Antwort. „Sehen Sie nur, die Fratzen an dem Rundbogen des Portals sind gewiß aus der Phantasie eines byzantinischen Baumeisters hervorgegangen. Auf mich hat der Bau immer den Eindruck gemacht, als sei er zugleich mit den kahlen Felsen und dem spärlichen Buschwerk am Anfang aller Tage entstanden. Wäre ich ein Gläubiger, so würde ich mir hier eine Klause erbauen. Diese Mittagsstille und der Frieden dieser einsamen Seebucht müssen alles Herzweh und die tausend Stöße enden, von denen Hamlet sagt, sie seien unseres Fleisches Erbtheil. Aber," unterbrach er sich, „ich habe Ihnen noch für das Packet zu danken, das Sie mir bei Ihrem Besuch zurückgelassen. Darf ich wissen, wer mich mit dieser Zusendung beehrt hat?"

Ich berichtete über mein Zusammentreffen mit Signor Tommaso auf dem Dampfer.

„Den Herren habe ich nicht die Ehre, zu kennen," versetzte Candiano. „Denken Sie sich, das Packet enthielt Proklamationen des Aktionskommittees von Mailand, eine Ansprache des alten Phantasten Garibaldi an die Südtiroler, und allerhand Leitartikel aus der Feder der venetianischen Emigration ohne ein begleitendes Wort des Absenders. Das wagt man mir, einem österreichischen Offizier, zuzuschicken. Wäre die Sache nicht so herzlich abgeschmackt, ich würde sie höchst unverschämt finden."

Ich erzählte darauf meine Begegnung mit den beiden Frauen im Postomnibus und die Scene, welche ich auf dem Dampfschiff mit Martina gehabt hatte.

Als ich den Namen aussprach, zuckte der Graf zusammen und folgte meinem Bericht mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Nachdem ich geendet hatte, sagte er mit bewegter Stimme:

„Sie haben mir durch diese Mittheilung eine große Last vom Herzen genommen. Ich habe schon seit Jahren nach dem Mädchen geforscht, dem ich einmal — weshalb sollte ich Ihnen das verhehlen — schweres Unrecht angethan habe. Aber sie war spurlos für mich verschwunden."

Es entstand eine Pause. Nach einer Weile begann er:

„Sehen Sie, das ist es, weshalb ich gern hier hinaufsteige. Ein altes Lied aus alten bösen Tagen klingt mir noch oft in den Ohren. Aus alten bösen Tagen!" wiederholte er, indem er den Kopf auf den Arm stützte, „ich meine, jeder von uns hat wohl ein paar dunkle Stunden in seinem Leben, die er gern aus seinem Gedächtniß tilgen möchte. Aber die Erinnerung ist wie der Zauberlehrling, sie beschwört die bösen Geister herauf, sie tanzen in unserm Gehirn, und wir finden das Wort nicht, sie zu bannen. Doch nun ich weiß, daß Martina in meiner Nähe ist, wird, hoffe ich, alles gut werden. Ich werde sie wiedersehen, und sie wird mir verzeihen. Wenn nur diese Grenzsperre uns nicht so hermetisch von unseren italienischen Nachbarn abschlösse."

„Haben Sie nicht," fragte ich, „einen Bekannten in Riva, durch den Sie ermitteln könnten, bei wem die beiden Frauen sich dort aufgehalten haben und wo Martina sich jetzt befindet?"

„Ich kann mir's denken, wo sie ist," antwortete der Graf, „auf der Villa des Marchese Malatesta bei Limone."

„Vielleicht wäre," schlug ich vor, „in Riva eine Zusammenkunft möglich."

„Nein, das geht nicht. Ich möchte dort nicht gern jemand in mein Geheimniß ziehen. Hoffentlich gelingt es mir recht bald, trotz der Grenzsperre mich mit dem andern Ufer in Verbindung zu setzen. Wer weiß, was die nächste Zukunft uns bringt. Wir vom Großfürst Michael erwarten täglich unsere Einberufung zu dem Armeekorps, das sich in Verona zusammenzieht, und man wird mir doch wohl nicht die Schmach anthun, mich zu Hause zu lassen."

„Sie zu Hause lassen?" fragte ich verwundert, „wie wäre das möglich? Leiden Sie noch immer an den Nachwehen Ihrer Wunde von 59?"

„Oh nein, mir fehlt nichts! Doch ja," fügte er mit einem bitteren Lächeln hinzu, „nur eine Kleinigkeit, ein Vaterland!"

Candiano war aufgesprungen und starrte, an einer Säule der Vorhalle lehnend, in die Ferne hinaus.

„Sie wissen," fuhr er fort, „ich war vor einigen Tagen in Verona. Dort ließ mein Oberst mich kommen und machte mir den Vorschlag, mich zu einem Regiment, das in Cattaro steht, versetzen zu lassen. Das Seebad werde meinem leidenden Fuße wohlthun. Und ich bin doch ganz gesund. Aber man traut mir nicht, weil ich einen italienischen Namen führe und weil meine Heimat nur ein paar Stunden von der Grenze des neuen Königreichs entfernt liegt. Sehen Sie, das ist unerträglich! Jetzt will man mich zum Verräther stempeln, und ich bin doch so gut österreichisch wie irgend ein anderer, wenn ich auch als Italiener geboren bin und manche Bande — das leugne ich nicht — mich an Italien fesseln. Seine Sprache war die meiner Kindheit, meine Familienverbindungen reichen weit über die Veroneser Klause hinaus, und mancher meiner Vorfahren hat unter dem Banner des Löwen von San Marco gefochten. Aber ich verdanke meinem Kaiser alles, was ich bin, und habe ihm Treue geschworen."

Der Graf redete so aufrichtig mit mir, wie mit einem alten Bekannten, und der Schmerz, den seine Worte athmeten, erweckte meine Theilnahme, mein Mitgefühl.

„Wir alle," entgegnete ich ihm, „haben in unserem Leben wohl Augenblicke, in denen Neigung und Pflicht in Zwiespalt geräth, aber das hindert uns nicht, dem Gebot unserer Pflicht zu folgen."

„Sie haben recht," gab Candiano zur Antwort, „die muß man überall und unter allen Umständen thun. Aber unsereins ist übel daran. Man ist kaum im Stande, für sich selbst den richtigen Weg zu finden, und soll noch anderen Leuten rathen. Sie wissen es vielleicht, meine Familie war einst reich begütert und angesehen drüben im Etschlande. Indes das ist längst vorbei, jetzt gehört mir dort kaum noch ein Dach, unter dem ich mein Haupt bergen könnte, und dennoch haben die Leute dort uns nicht vergessen. Weil wir ehemals ihre Herren gewesen sind, schaut in diesen schlimmen Zeiten mancher auf mich wie auf einen Leitstern, wenn er selbst nicht weiß, ob er seine Wünsche nach Norden oder nach Süden richten soll. Doch ich langweile Sie schon allzu lange mit meinen persönlichen Angelegenheiten, lieber Doktor."

Einer meiner Arbeiter kam, mich abzurufen. Candiano

Digitized by Google

„Noch ein Schöpple!“ Originalzeichnung von H. Sondermann.

schüttelte mir beim Abschied die Hand wie einem alten Freunde. „Auf Wiedersehen!“ schloß er. „Wir werden, hoffe ich, noch näher mit einander bekannt werden. Ich bleibe noch ein wenig hier oben, die bösen Geister zu bannen.“

Candiano war der entschiedene Günstling aller unserer italienischen Hausgenossen. Narciso hatte stets sein verbindlichstes Lächeln auf den Lippen, wenn er mit dem Grafen sprach, Rosa tischte uns dessen Lieblingsgerichte am häufigsten auf und Cinto hatte einen Theil der leidenschaftlichen Liebe, die er für Unkas empfand, auf den Herrn desselben übertragen. Auch die aus Südtirol stammenden Soldaten der Garnison schienen Candiano besonders ergeben zu sein, und für Stiasny ebenso wie für Hardegg war dieser das Ideal eines vollkommenen Offiziers. Nur Sanfthuber theilte diese Sympathien nicht. Er betrachtete den Grafen mit — ich weiß nicht, war es Furcht oder Mißtrauen. Er sang nie in dessen Gegenwart und machte seinen Abendspaziergang stets nach einer anderen Richtung hin als wir. Nur von fern tönten dann die süßen Melodien des Schwans von Catania zu uns herüber.

Ich war mit Candiano schnell recht intim geworden. Der Graf trat oft abends bei mir ein und schaute mir zu, wenn ich die oben flüchtig entworfenen Situationspläne auszeichnete und das mitgebrachte Gestein untersuchte, oder er sang mir mit seiner angenehmen Baritonstimme italienische Lieder vor. Er wußte mehr und hatte über mehr Dinge nachgedacht als viele seines Standes. Besonders interessirte er sich für die Geschichte Südtirols, seines engeren Vaterlandes, und gern sprach er von dem alten Glanze seiner Familie, ebenso gern von Italien, das ihm theurer war, als er es selbst wußte. Es war eben das Land seiner Neigung und seiner Jugenderinnerungen.

Die Erregung und die Bitterkeit, welche Candiano bei unsrer ersten Unterredung gezeigt hatte, traten bei ihm nicht wieder hervor. Dort oben bei Madonna delle Neve mochte ihm wohl wider Willen das volle Herz übergegangen sein. Auch Martina wurde in unseren Gesprächen nicht mehr erwähnt, doch brachte mir ein Ereigniß, das die Einförmigkeit unseres Stillebens in Malcesine unterbrach, mein Abenteuer auf dem Dampfschiffe wieder ins Gedächtniß.

Eines Mittags erfuhren wir von Narciso, der Herr Curat von Malcesine und ein Fremder würden an unserem Diner theilnehmen. Sanfthuber machte ein verdrießliches Gesicht. Er haßte den Curaten, weil derselbe ein italianissimo und mit

Digitized by Google

ihm einmal in einen Konflikt gerathen war. Der Hauptmann hatte die Gewohnheit, die Recitative des die Messe celebrirenden Priesters mitzusingen, und der Geistliche hatte sich dieses Echo verbeten.

Ich war nicht wenig erstaunt, mit dem geistlichen Herrn meinen alten Bekannten vom Dampfschiff, Signor Tommaso eintreten zu sehen, der angeblich in Geschäften aus Verona gekommen war und als ein Freund des Curaten vorgestellt wurde. Derselbe grüßte mich ganz unbefangen und machte sich während des Diners bei den Offizieren — Candiano war nicht anwesend — so liebenswürdig als möglich. Er erzählte von der Stimmung in Mailand, wo er sich aufgehalten hatte, wie von den italienischen Kriegsvorbereitungen und brachte dann das Gespräch mit einer etwas gezwungenen Wendung auf Musik und die jetzigen Gesangsgrößen des Königreichs, die er zum großen Theil gehört zu haben behauptete. Natürlich ging Sanfthuber in die Falle, und das Steckenpferd wurde geritten. Ich war unterdessen in das Café des Hotels gegangen — auch Stiasny und Hardegg hatten sich entfernt — hörte aber, wie oben die beiden Fremden den Kadenzen und Koloraturen des Hauptmanns enthusiastisch Beifall klatschten. Als endlich die Gesellschaft, ein wenig animirt, herunterkam, schloß ich mich ihr an, um Candiano in der Festung einen Besuch zu machen.

Sanfthuber war mit Tommaso in ein eifriges Gespräch über die Koloratur irgend einer Sängerin der Scala verwickelt. Die gemeinen Manieren und die allzu dick aufgetragenen Schmeicheleien des Fremden fühlte er nicht heraus.

„Oh wenn ich nur einen Schatten Ihrer herrlichen Stimme hätte, Signor Capitano, wie glücklich wäre ich," seufzte Tommaso.

„Dilettantismus, mein Lieber, leider nichts weiter als Dilettantismus," lautete die sehr freundlich gegebene Antwort.

Es gehört zu den glücklichsten Augenblicken meines Lebens," schmeichelte der andere, „daß es mir vergönnt war, die berühmte Stimme des Signor Capitano zu hören, von der ganz Mantua, was sage ich? — ganz Venetien noch immer schwärmt."

Wir hatten das Festungsthor passirt und befanden uns zwischen den crenelirten, mit Schießscharten versehenen Mauern auf dem Wege zu den Kasematten, vor denen eine kleine Terrasse lag, mit einer weiten Aussicht auf den See und die einzelnen Forts und Basteien der Festung.

Tommaso betrachtete aufmerksam die Mauern, neben denen wir hinaufstiegen. „Das ist höchst merkwürdig!" rief er aus, das Gesprächsthema plötzlich wechselnd. „Signor Capitano sind ohne Zweifel auch ein Kenner unserer klassischen Architektur, ohne allen Zweifel — auch mein Freund, der Curat, interessirt sich dafür. Gestatten Sie mir, Sie auf dieses Mauerstück aufmerksam zu machen, es ist eine Rustika, so schön wie sie nur San Michele an den Festungsthoren zu Verona geschaffen hat. Ah, Signor Capitano, Sie würden mich auf ewig verpflichten, wenn Sie die Geneigtheit haben wollten, uns noch ein wenig in der Festung spazieren zu führen. Auf jeden Fall entdecken wir noch mehr solcher Spuren echt venetianischer Architektur."

Das Gesicht des Hauptmanns verfinsterte sich plötzlich. „Venetianische Architektur? In der That?" versetzte er höhnisch. „In der Festung herumspazieren? So! so! Wirklich? Nein, mein sehr verehrter italienischer Herr, daraus wird nichts. Dies ist eine österreichische Festung, und ich bin keine verrätherische Canaille, sondern Seiner kaiserlich königlichen Majestät Commandant von Malcesine. Küß die Hand! Glückliche Reise! Addio!" schnaubte er den verdutzt dastehenden Tommaso an, indem er mit einer majestätischen Handbewegung nach dem Festungsthor hinwies.

Der Curat entfernte sich schweigend mit seinem Gast.

„Der Kerl ist ein piemontesischer Spion, ich wette, und ich war ein gutmüthiger Narr," brummte der Hauptmann, während wir zu dem Offiziersquartier hinaufstiegen. „Hätt's mir denken können, als er mit diesem verdammten Pfaffen kam, der nicht einmal seine Messe richtig singen kann."

„Es ist mir lieb, daß Sie kommen, Doktor," rief mir Candiano entgegen, als ich bei ihm eintrat. „Ich reise morgen nach Peschiera."

„Sind Sie einberufen?" fragte ich.

„Leider nein, aber ich muß mich schlagen."

„Jetzt am Vorabend des Krieges?"

„Es ist nicht meine Wahl, ich bin gefordert worden. Doch es ist so schwül hier im Zimmer, kommen Sie, wir wollen noch einen Spaziergang machen; draußen erzähle ich Ihnen die dumme Geschichte."

Wir gingen den Weg nach Madonna delle Neve hinauf. Bevor der Graf seine Duellgeschichte begann, sagte ich ihm, daß Tommaso mit uns gespeist habe.

„Sprach er von mir?" fragte Candiano lebhaft. „Hatte er einen Auftrag für mich?"

„Ich weiß nichts davon."

„So ist es mir lieb, daß ich nicht zu Tische gekommen bin. Ich hätte nicht die Stirn gehabt, dem Vater Martinas unter die Augen zu treten. Was sollte ich ihm auch sagen? An Martina habe ich geschrieben und hoffe, sie wird mir eine Zusammenkunft gewähren."

Darauf berichtete er über sein Duell.

Er war bei seinem letzten Aufenthalt in Verona mit dem Kommandirenden des Postdampfers in einen Wortwechsel gerathen. Dieser war ein wenig angetrunken gewesen, Candiano sehr verstimmt von seinem Obersten gekommen. Doch war damals keine Forderung erfolgt, weil der Marineoffizier abberufen wurde. Erst später hatte der letztere sich besonnen, daß er beleidigt worden, und jetzt den Lieutenant des kaiserlichen Wachtschiffes als Kartellträger geschickt.

Der Weg, auf dem wir hinaufstiegen, zog sich an den Abhängen des Monte Baldo in die Höhe. Es war beinahe ganz dunkel geworden, nur ein hellerer Punkt bezeichnete an dem bedeckten Himmel die Stelle, wo der Mond stand. Undeutlich lag die Häusermasse von Malcesine, aus der hier und da ein Licht schimmerte, unter uns, dahinter, eine farblose Fläche, der See, an dessen jenseitigem Ufer die Berge geisterhaft mit verschwimmenden Konturen emporragten. Auf der andern Seite stieg eine mit Kastanienbäumen bestandene Halde steil hinauf. Der Weg machte ein paar hundert Schritte von uns eine Biegung. Dort lag, von einer Olivenpflanzung umgeben, ein nicht fertig gewordenes Haus, das der Eigenthümer des Grundes sich dort hatte erbauen wollen. Jetzt war es eine zerfallende Ruine.

Niemand begegnete uns, keine andern Laute als die unserer Stimmen und unserer Schritte unterbrachen die Abendstille.

Ich fragte den Grafen, ob es nicht möglich sei, die Sache beizulegen.

„Mein Gegner," versetzte Candiano, „amüsirt sich trefflich auf dieser Welt und ist nicht lüstern nach einer Unze kalten Bleis zwischen den Rippen, ein halber Schritt des Entgegenkommens von meiner Seite würde genügen. Aber den darf ich nicht thun. Ich bin Offizier, und ohne Eitelkeit kann ich sagen, es schauen vieler Augen auf mich. Ich darf mir auch nicht die geringste Blöße geben. Und wozu auch?" fuhr er fort. „Wenn es dem Schicksal gefällt, mich in das unbekannte Land hinüber zu senden, aus dem kein Wanderer wiederkehrt, meinetwegen würde niemand vor Schmerz die Kleider zerreißen, niemand! Ich bin der letzte meines Stammes, die Schaumperlen aus dem Lebensbecher habe ich getrunken, und wer weiß, ob der Rest des Bedauerns werth ist. Doch ich glaube gar, ich werde sentimental. Seien Sie unbesorgt, die Sache ist nicht gefährlich. Wir werden ein paar Kugeln wechseln, uns dann die Hände schütteln und mit einander frühstücken. Es steht nicht in den Sternen geschrieben, daß ich auf solche Art aus der Welt gehen soll. Aber was ist das?"

Ein Blitz erhellte die Mauern des zerfallenen Hauses, ein Knall hallte durch die Abendstille. Candiano prallte zurück.

Eine Kugel war dicht bei uns vorbeigepfiffen.

„Um Gottes willen, sind Sie verwundet?"

„Ich glaube nicht," sagte der Graf, indem er sich betastete. „Nur hier den Aermel meines Rocks hat die Kugel gestreift."

„Gott sei Dank! Aber was hat das zu bedeuten?"

Digitized by Google

„Vielleicht war es ein Sonntagsjäger. Sie wissen, die Italiener haben die Passion, nach Vögeln zu schießen."

„Mit der Kugel und im Dunkeln?"

„Lassen Sie uns nachschauen."

Wir untersuchten das Olivenwäldchen und das Gemäuer, doch entdeckten wir keine menschliche Spur.

„Kehren wir heim," sagte ich.

Wir gingen eine Weile wortlos nebeneinander.

Endlich fragte Candiano leise und mit gepreßter Stimme: „Es hat mir gegolten. Und wer glauben Sie, daß es gewesen ist?"

„Tommaso!" gab ich zur Antwort.

„Kann das möglich sein?"

„Er war es. Er ist nicht blos hierher gekommen, um in der Festung zu spioniren. Erinnern Sie sich, Martina hat mir auf dem Dampfschiff gesagt: man hat etwas Schlimmes mit Candiano vor."

Der Graf gab mir keine Antwort.

Als wir von einander gingen, reichte er mir die Hand und sagte:

„Ich bitte, der Vorfall bleibt unter uns. Perino soll auskundschaften, ob Tommaso noch in Malcesine ist. Morgen sende ich Ihnen Nachricht."

* * *

Am andern Tage schrieb mir der Graf, Perino habe erkundet, daß Martinas Vater in der Nähe des Weges, den wir hinaufgestiegen, zwischen den Weinbergsmauern von ein paar Holzknechten gesehen worden sei. Später — noch in der Nacht — habe er sich ein Schiff gemiethet, um nach Riva zu fahren.

Candianos Abreise hatte sich verzögert. Der Dampfer war am Morgen ausgeblieben, erst nachmittags wurde derselbe auf einer seiner letzten Fahrten nach Peschiera in Malcesine erwartet.

In der Frühe, als ich mit einer Cigarre am Hafen herumschlenderte, landete gerade ein Boot des Wachtschiffes. Dasselbe brachte diesmal einen Gefangenen, einen jungen Burschen in blutbefleckter Sammtjacke, der den Kopf mit einem Tuch verbunden hatte. Er wurde in die Festung geführt. „Es ist ein piemontesischer Schmuggler," erzählte mir der Marinekadett, welcher das Boot kommandirte; „wir attrapirten ihn gestern Abend auf unserer Seeseite und schnitten ihm den Wind ab. Er setzte sich zur Wehre und verwundete einen unserer Leute durch einen Messerstich, dafür erhielt er einen tüchtigen Hieb mit dem Ruder über den Schädel. Da wir auf dem Schiffe keinen Platz für ihn haben, soll er hier vorläufig untergebracht werden, bis wir ihn morgen nach Riva transportiren können."

Als ich wieder nach Hause kam, saß Sanfthuber, seine Cigarre dampfend, draußen vor dem Café. Die Stirnlocke hing ihm tief ins Gesicht, ein sicheres Zeichen, daß er sich nicht in normaler Stimmung befand.

„Was haben Sie, Hauptmann?" rief ich ihm entgegen. „Sind Sie heißer geworden, oder hat der Spion von gestern Sie schwermüthig gemacht?"

„Auf mir ruht eine große Verantwortlichkeit, Doktor," gab er in elegischem Ton zur Antwort. „Es sind schwere Zeiten, furchtbar schwere Zeiten! Ist Ihnen eine Cigarre gefällig?"

Ich dankte, der Hauptmann rauchte ein abscheuliches Kraut.

„So setzen Sie sich wenigstens zu mir. Sagen Sie," fuhr er geheimnißvoll fort, indem er sich dicht zu mir hinüber neigte, „haben Sie schon von der sizilianischen Vesper gehört?"

„Von der Verdischen Oper?"

„Nicht doch, von der wirklichen historischen? In den Zeiten der Guelfen und Ghibellinen oder ein paar Jahrhunderte früher oder später — haben einmal die italienischen Kannibalen die ganze Garnison von Palermo meuchlings ermordet, abgeschlachtet mit Mann und Maus."

„Ganz richtig! Aber wie kommen Sie darauf?"

„Schauen Sie sich die italienischen Schufte an, die da drüben in den Sammtblousen, diese möchten mich auch mit ihren Blicken vergiften. Und so sind sie alle: Narciso, die dicke Rosa, die Canaille Cinto, alle, alle, auch die Südtiroler unter meinen Soldaten. Können Sie's glauben? Auch die fraterniſiren mit den Verräthern. Aber ich werde die Kerls fuchsen; keinen Abend sollen sie mehr aus ihren Kasematten, sich hier unten einen Rausch zu trinken."

„Aber, Hauptmann, die fürchten Sie? Es ist ja kaum ein halbes Dutzend."

„Fürchten?" antwortete der Hauptmann pathetisch. „Mein Lieber, Sanfthuber fürchtet niemand! Eigentlich kommt es auch nicht auf die Glieder an, sondern auf das Haupt. In Palermo hieß es — ich weiß nicht genau, wie — Johann von Procida. Ganz recht, Johann von Procida und hier" — seine Stimme sank bis zum Flüstern hinab — „hier heißt es Candiano."

„Hauptmann, um Gottes willen, was sind das für Phantasien?"

„Ich weiß, was ich weiß. Der Graf hat gestern draußen vor dem Ort eine geheime Zusammenkunft mit dem piemontesischen Spion gehabt."

„Ich weiß ganz gewiß, daß das nicht der Fall gewesen," fiel ich ein.

„Er konspirirt, sag' ich Ihnen, er konspirirt. Aber Seine kaiserlich königliche Majestät haben mir die Festung hier anvertraut, und Sanfthuber wird seine Pflicht thun."

Er erhob sich würdevoll und wandelte, hastig den Dampf seiner Cigarre von sich blasend, die Straße hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Dichterische Widerspiegelungen der Person und Geschichte Jesu.

Nachdruck verboten. Ges. v. 11./VI. 70.

Von **Franz Delitzsch.**

V. Ingraham. (Schluß.)

„Gnädigster Fürst," sagte Aemilius, indem er vor Herodes sich auf ein Knie niederließ, „mein Herr Pontius Pilatus, der römische Landpfleger von Judäa, sendet mich zu dir, um dir diesen der Gotteslästerung angeklagten Mann zuzuführen. Unbekannt mit den Gebräuchen und dem Glauben der Juden, ersucht dich der Landpfleger, den Gefangenen zu verhören, und da überdies Pilatus erfahren hat, daß er ein Galiläer und somit deiner Gerichtsbarkeit unterworfen ist, lehnt er es ab, sich in deine Rechte zu mischen."

Als Herodes diese freundliche Botschaft von dem Landpfleger erhielt, wurde er sehr erfreut. „Sage, o Ritter," hub er an, „dem edlen und fürstlichen Landpfleger von Judäa, daß ich seine außerordentliche Freundlichkeit wohl zu schätzen wisse, und daß mir nichts mehr Vergnügen machen würde, als wenn er mich hinfort als seinen Freund ansehen wolle, und daß ich alles beklage, was bisher uns einander entfremdet hat! Ueberbringe ihm die Versicherung der hohen Achtung, die ich stets für ihn gehegt habe."

Nach dieser Antwort stand Aemilius auf, verbeugte sich und sagte mit der ihm eigenthümlichen Würde: „Gnädigster König, ich bitte dich, die Anklagen der Juden bezüglich des Gefangenen nicht beachten zu wollen. Sie haben einen bittern Haß auf ihn geworfen, ohne dazu berechtigt zu sein. Er hat nichts verbrochen, was des Todes würdig wäre. Pilatus konnte nichts an ihm finden, was die Anklage vor einem römischen Gerichtshof gerechtfertigt hätte."

„Laß deinen Gefangenen unbesorgt sein," entgegnete Herodes und blickte Jesus aufmerksam an, der in der ruhigen Majestät der Unschuld vor ihm stand. „Ich will Pilatus das Recht der Verurtheilung, das er mir so höflich übergibt, nicht entziehen. Hat der Gefangene Gott gelästert, beim Hercules! das thun der Hohepriester und die Priester des Tempels", fügte er lachend hinzu, „jeden Tag selbst; denn mit der Religion steht es schlecht

Digitized by Google

bei diesen heuchlerischen Schurken. Ich habe mit ihren Anklagen wegen Gotteslästerung nichts zu schaffen, sonst müßte ich sie alle ohne Gnade zu Tode steinigen lassen. Erst will ich einige Wunder von dem weit und breit berühmt gewordenen Gefangenen sehen, guter Aemilius, und ihn dann dem Pilatus, dem seine Götter in allem Glück verleihen mögen, wieder zusenden."

Nun richtete Herodes seine Blicke neugierig auf Jesus, der schweigend vor ihm stand und die einzige ruhige Person in dem Gewühl um ihn her zu sein schien, und sagte sodann zu den Soldaten: „Bindet ihn los! Einer von euch hole Wasser und entferne das Blut aus seinem Gesicht und Barte. Männer von Israel, es geziemt euch nicht, einem Menschen Gewalt anzuthun, bevor er verurtheilt ist, und wenn es bewiesen ist, daß er Züchtigung verdient, so laßt das Gesetz sie ihm geben. Dieser Mensch ist ein Galiläer, und ich habe die Verpflichtung, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und Unrecht von ihm fern zu halten."

Während seiner Rede wurde Wasser gebracht nebst einem Tuch, und die Blutflecken von seiner Kopfwunde, die ihm durch die Stecken der Juden beigebracht war, wurden aus seinem Angesicht und Barte gewaschen. Auch seine Kleidung wurde in Ordnung gebracht, und Herodes blickte mitleidsvoll auf das göttlich reine Antlitz des Gefangenen. Die unaussprechliche Hoheit seiner Erscheinung und Haltung, sowie die Reinheit seiner Seele, die aus seinen heiligen Augen leuchtete, schienen ihn betroffen zu machen.

„Bist du der Nazarener Jesus, von dem ich so vieles gehört habe?" fragte er in achtungsvollem Tone.

„Ich bin es," war die ruhige Antwort des Gefangenen.

„Dann heiße ich dein Erscheinen willkommen, denn ich habe schon lange gewünscht, dich zu sehen und zu bitten, einige Wunder vor meinen Augen zu verrichten. Man sagt, du könnest die Kranken heilen, den Lahmen gesunde Glieder geben und die Todten auferwecken. Sagt das Gerücht wahr? — Wie, du schweigst? Weißt du nicht, wer mit dir redet?"

Unter der Menge war ein samaritischer Mauleseltreiber, dessen ovales Gesicht und jüdische Augen seine assyrisch-israelitische Abkunft verriethen. „Komm, Bursche!" rief ihm Herodes zu, „komm näher und laß den Propheten seine Macht und göttliche Sendung beweisen, indem er dir für den Arm, den du im Kampf gegen den Räuber Barrabas verloren, einen neuen, dem andern ähnlichen verschafft!"

Der Gerufene sprang schnell herbei und aller Augen richteten sich begierig auf ihn und Jesus. Vergeblich aber zeigte er auf des Tetrarchen Befehl den Stumpf seines Armes dem Propheten, dessen Augen sich nicht einmal vom Boden erhoben.

„Willst du unser spotten, falscher Christus?" rief Herodes zornig. „Willst du weder reden noch handeln? Wenn du kein Betrüger bist, so thue jetzt ein Wunder vor unsern Augen, und wir wollen an dich glauben!"

Jesus rührte sich nicht, dennoch sah er in seiner festen und majestätischen Haltung königlicher aus als Herodes.

„Er ist ein Betrüger! Er verrichtete seine Wunder durch Beelzebub, und der hat ihn jetzt verlassen!" schrieen die Priester.

„Nazarener," sagte Herodes, „auch ich bin ein Jude. Wenn du mir beweisen willst, daß du Christus bist, so will ich nicht nur an dich glauben, sondern dich auch in Freiheit setzen. Dein Schweigen ist eine Beleidigung meiner Würde. Ich sage dir vorher, daß meine Geduld keine göttliche ist. Du siehst jene Marmorstatue des Judas Maccabäus. Laß das Schwert in seiner Hand dreimal sein behelmtes Haupt umkreisen, und ich will meine Kniee vor dir beugen. — Wie, du willst nicht? Ich will dir etwas Leichteres geben. Siehst Du jene in Stein gehauenen Granatäpfel an der Mauer? Laß den einen, der über dieser Säule hängt, zu einer reifen natürlichen Frucht werden und zu meinen Füßen niederfallen! — — Nein!?"

„Er hat keine Macht! Sein Freund Beelzebub hat ihn in unsere Hände gegeben! Tod dem Geisterbeschwörer!" Von solchen Rufen erzitterten jetzt die Wände des Saales. „Er ist ein verworfener Gotteslästerer! Er wollte den Tempel einreißen, er nennt sich selbst Gottes Sohn, er entheiligt den Sabbat, er ist ein Feind unseres Glaubens!" So brüllten Abner und die Priester und Schriftgelehrten.

„Siehe den Sturm, den du heraufbeschworen hast, o Nazarener!" rief Herodes und erhob sich. „Wenn du ein Prophet bist, können sie dir nicht schaden; wenn du aber ein Betrüger bist, ist es dein verdientes Schicksal, wenn sie dich tödten. Ich übergebe dich ihren Händen. Rette dich selbst, wenn du Christus bist!"

Kaum hatte Herodes diese Worte gesprochen und Jesus den Händen seiner Feinde preisgegeben, so stürmten diese mit wildem Geschrei, wie hungrige Schakals in der Wüste sich auf ihre Beute stürzen, auf ihr Opfer ein. Aemilius vermochte ihn nicht mehr zu schützen. Sogar einige Soldaten des Herodes, welchen die Juden Wein zu trinken gegeben hatten, gesellten sich zu ihnen, sobald sie sahen, daß ihr Gebieter Antipas den Gefangenen aufgegeben hatte, und fingen nun an, Jesus zu verspotten, indem einer von ihnen ihm einen Helm aufs Haupt setzte und das Visir herunterließ.

„Nein," sagte Herodes, als er dies sah, „da er sich einen König nennt, so krönt ihn auch, legt ihm königliche Kleider an und gebt ihm ein Scepter in die Hand; jener Steinblock dort kann sein Thron sein. Wir müssen Pilatus zeigen, wie wir mit Menschen umgehen, die sich gegen die Macht seines Herrn, des Kaisers, auflehnen."

Nichts hätte die Menge mehr erfreuen können, als diese Worte, es müßte denn Jesus' Todesurtheil gewesen sein. Mit freudigem Zuruf folgten sie dem gegebenen Wink. Einer der Kriegsknechte brachte einen abgetragenen Purpurmantel des Tetrarchen herbei, und unter großem Gelächter und rohen Spöttereien hüllten sie Jesus hinein, der widerstandslos alles mit sich thun ließ. Ein anderer flocht aus den Zweigen eines Dornstrauchs, der an der äußeren Seite der Mauer wuchs, eine Art Krone und reichte sie über die Häupter der vor ihm Stehenden dem Abner, dessen Haß gegen Jesus von dem Tage herrührte, wo dieser die Geldwechsler aus dem Tempel trieb; denn unter diesen befand sich ein jüngerer Bruder Abners, der den Priestern einen bedeutenden Antheil an dem Gewinn von seinen Geschäften zukommen ließ.

Als Abner die Krone erblickte, lächelte er dem Manne boshaft zu und sagte: „Jetzt haben wir, was wir brauchen." Mit beiden Händen setzte er sie auf Jesus' Haupt, indem er die scharfen Dornen grausamer Weise in seine Schläfe drückte, bis das Blut aus einem Dutzend Wunden hervorrieselte. Jesus stieß keine Klage aus, doch brachte der Schmerz große glänzende Thränen in seine Augen, die an seinen Wangen hinabrollten und auf den Purpurmantel fielen, auf dem sie wie Perlen schimmerten.

„Hier ist auch ein Scepter für unseren König!" rief der vorerwähnte einarmige Mensch und bemühte sich, denen, die Jesus ankleideten, eine Weidenruthe hinzureichen, mit welcher ein Osterlamm angebunden gewesen war. Man drückte diese Gerte dem Propheten in die Hand, und er trug sie geduldig. Seine Unterwerfung, sein Schweigen, seine Ertragung der Schmerzen, seine fortwährend würdevolle Haltung, die majestätische Gleichgiltigkeit, die er bei allen Beschimpfungen und Qualen behauptete, füllten Aemilius' Augen mit Thränen, und selbst Herodes konnte sich nicht enthalten, seinen Hauptleuten zu sagen: „Wenn dieser Mensch nicht Gottes Sohn ist, so verdient er vergöttert zu werden. Solche erhabene Geduld ist übermenschlich, sie ist göttlich! Ihr Römer, Aemilius, würdet einen Helden aus einem solchen Menschen machen und nach seinem Tode ihn unter die Götter versetzen."

„Warum läßt du ihn denn so dulden, mächtiger Fürst?" fragte Aemilius.

„Er hat es so gewollt. Nachdrücklich bittend verlangte ich nur ein oder zwei jener Wunder von ihm, die das Gerücht ihm zuschreibt, als Beweis für seine Messiaswürde; aber er thut kein Wunder und läßt mich kein Zeichen sehen. So muß ich also schließen, daß er keins thun kann, daß er ein Betrüger — warum würde er mir sonst seine Ansprüche nicht thatsächlich beweisen wollen?"

„Königlicher Fürst," sagte Abner mit lauter Stimme, „du

Digitized by Google

siehst hier jetzt den König der Juden mit Krone, Mantel und Scepter!" Seine Hand wies auf Jesus.

„Heil dem mächtigen und gewaltigen Herrscher von Galiläa! Heil dem König der Fischer!" rief Herodes, den diese Maskerade sichtlich belustigte. „Wenn du mir sagen willst, wo deine Hauptstadt gelegen ist, so wollen wir, ich und mein Hof, dir einen Besuch abstatten. Sicherlich hast du ein tapferes Heer von Fischern und eine mächtige Flotte von Fischerkähnen. Heil dem mächtigen König! Wie, ihr Burschen, Kriegsknechte und Gaffer, beugt ihr nicht eure Kniee vor seiner königlichen Person? Huldigt eurem König!"

Da knieten die Umstehenden nieder und einige warfen sich spottend vor dem Propheten mit dem Gesicht zur Erde. Dieser aber stand gleich einem Könige da, so daß etliche, die ihn verhöhnen wollten, zurücktraten; selbst Herodes wandte sich mit verwirrten Blicken ab und rief hastig: „Führt ihn zum Landpfleger!"

VI. Delitzsch und Pressel.

Auch ich selbst habe in meinem „Ein Tag in Kapernaum" (2. Aufl., 1873), theilweise auch in dem Christusbild „Sehet, welch ein Mensch" (1872) und in der jerusalemischen Geschichte aus der Herodierzeit „Durch Krankheit zur Genesung" (1873) einige Beiträge zu dieser freien Nacherzählung evangelischer Geschichten geliefert und in meinem „Jesus und Hillel" (3. Aufl., 1875) und „Jüdisches Handwerkerleben zur Zeit Jesu" (2. Aufl., 1875) mancherlei zur Illustration dieser Geschichten dienende talmudische Studien niedergelegt. Es ziemt mir nicht, über diese Schriften viel Worte zu machen. Aber es sei mir verstattet, in zwei Punkten die überraschende Uebereinkunft der erstgenannten Schrift mit der Ingrahams, die ich erst später kennen lernte, zu konstatiren. „Ich bin mir," sage ich im Vorwort, „der unvergleichlichen Heiligkeit und Zartheit der Sache bewußt geblieben. Die Person Jesu ist das größte Geheimniß und das größte Wunder der Weltgeschichte. Aber wie immer das Räthsel der geheimnißvollen Vereinigung göttlicher und menschlicher Natur in seiner Person zu lösen sein möge — das steht fest, daß jede Lösung unhaltbar ist, welche die Einheit seiner Persönlichkeit spaltet oder die Wahrheit seiner Menschlichkeit beeinträchtigt." Aehnlich Ingraham: Mit heiliger Scheu und tiefer Ehrfurcht, wohl eingedenk, daß er auf geheiligtem Boden wandelt, hat der Verfasser an der Hand der vier Evangelien die folgenden Geschichten erzählt. Der Gegenstand ist unendlich zarter Natur, aber ich gebe mich der Hoffnung hin, bei der Darstellung Jesu des Christ als Menschen keineswegs das im Fleisch verhüllte Gotteshaupt vergessen zu haben.

Und nun geben wir in umgekehrter Folge das Bild der Erscheinung und des Eindrucks der Person Jesu, wie es von Ingraham und wie es in „Ein Tag in Kapernaum" entworfen wird. „Er hat nicht Schönheit der Gestalt, die das Auge blendet," hört Adina einen Augenzeugen erzählen, „aber auf seiner Stirn thront eine ruhige Würde, gemäßigt durch eine Milde, welche die Achtung des Alters und die Liebe der Jugend erweckt. Seine Augen erglänzen von reinem ruhigem Lichte, als glänzten sie in inneren heiligen Gedanken, und sie ruhen auf dem, zu welchem er spricht, mit einer Zärtlichkeit, die dem feuchten Blick des Mutterauges gleicht, wenn sie sich in stillem Glück über das Antlitz ihres Erstgeborenen beugt. Er lächelt nie, oder vielmehr sein Gesicht ist Ein sanfter Sonnenschein, gemäßigt in unbeschreiblicher Weise durch einen Blick der Trauer, der ein Leben der Sorgen und Leiden zu verkündigen scheint." Adina selbst beschreibt ihn wie folgt: „Auf seinem schön geformten Antlitz hatten augenscheinlich Sorge und Kummer tiefe Furchen gezogen. Sein Bart war schwarz, mit grauen Haaren durchwebt, und fiel auf seine Brust herab. Seine großen braunen Augen schienen einen Augenblick auf uns beiden (der Erzählerin und der Tochter ihres Gastfreundes) mit Wohlwollen und Frieden zu weilen. In seiner Haltung lag männliche Würde, und einem König gleich schritt er zwischen seinen Begleitern her; aber Einfachheit und Demuth begleiteten diese angeborene Majestät der Haltung." Man vergleiche damit, wie er in „Ein Tag in Kapernaum" geschaut wird: „Als das Morgengrauen des Osthimmels sich bunt zu färben begann, schritt ein Mann von der Bergseite der Stadt her durch deren enge Gassen. Sein Antlitz war so bleich wie das Sudar, welches Kinn und Stirn verhüllte. Der Stadtwächter, als er ihn sah, trat ehrerbietig auf die Seite und erzitterte durch und durch, als ihn unter sanftem Gruß der liebreiche aber tiefernste Strahl seiner wundersamen Augen traf. Nachdem er eine Zeit lang wie festgebannt stehen geblieben, folgte er ihm von ferne so leise als möglich. Er selber, dem er folgte, eilte oder schwebte vielmehr dahin mit unhörbaren Tritten. Er war schlicht und eher ärmlich als vornehm gekleidet, aber die Art und Weise seines Ganges, seiner Haltung und der Zusammenfassung seiner Tallith bekundeten Anstand und Würde eines Königs. Als er um die Ecke bog und der Anblick der vielen Leidenden ihm entgegentrat, prallte er zwar einen Augenblick zurück; aber einen Blick nach oben richtend, welcher himmlisches Licht ausstrahlte und einsog, war er sofort wieder gesammelt und schritt vorwärts. Die Menge, seiner ansichtig geworden, war in einem Nu von seinem Wohnhause hinweg auf Ihn, den Kommenden, gerichtet, und aller Arme streckten sich bittend und fürbittend ihm entgegen."

Dem Werke Ingrahams ist ein ähnlich aber umfänglicher angelegtes von W. Pressel: „Priscilla an Sabina. Briefe einer Römerin an ihre Freundin aus dem Jahre 29 n. Chr. Geb." an die Seite getreten (3 Thle., Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg). Der Verfasser ist würtembergischer Pfarrer, früher in Wankheim, jetzt in Lustnau, ein Judenfreund, wie es wenige von gleich lauterer und Gegenliebe weckender Herzlichkeit unter den Christen gibt, ein feiner Beobachter und Kenner jüdischer Volkseigenthümlichkeit, wohlbewandert, wie seine Artikel in Herzogs Realencyklopädie beweisen, in der biblischen und nachbiblischen jüdischen Literatur und den ihr Verständniß vermittelnden älteren und neueren Schriften, ausgezeichnet durch die Gabe geistvoller Auffassung und anmuthiger Darstellung. Auch er hat die evangelischen Geschichten in die Geschichte eines Familienkreises eingezeichnet, welcher erst von Johannes dem Täufer, dann von Jesu selbst angezogen und mehr und mehr zu ihm hingezogen wird. Der Römer Tullius hat die nach Beseitigung des Herodiers Archelaus unmittelbares römisches Staatseigenthum gewordenen Balsamgärten Jerichos gepachtet und reist mit Frau und Kindern nach Palästina, wo er sich in dem nur 15 Millien weit von Jericho entfernten Jerusalem niederzulassen gedenkt. Ueber diese Reise und das in Palästina Erlebte berichtet Priscilla, Tullius' Gattin, ihrer nach Athen verheiratheten Freundin Sabina. In Tarent hat sich mit ihnen ein Hauptmann Lentulus eingeschifft, der sich auf seinen Posten in Cäsarea zurückbegibt. Auf der Insel Creta, wo eben das wilde Fest der Göttermutter Cybele gefeiert wird, machen sie die Bekanntschaft eines Arztes Lucius aus Amathus: er ist Pythagoräer und vertritt gegenüber dem frommen traditionellen Götterglauben Priscillas und ihres Mannes eine über die heidnische Mythologie erhabene edle Religiosität, durch die er jenen eben so lieb als interessant wird. Auf der Rhede von Amathus (Cypern) nimmt er Abschied, aber auf Wiedersehen. Von hier an tritt eine von Rom mitgenommene jüdische Sklavin Sara in den Vordergrund: sie leistet der Familie in reichem Maß den gewünschten Dienst, sich durch sie vorläufig über Sprache, Religion und Sitten des jüdischen Volks zu orientiren; die Reise geht nach ihrer Heimat, alte Erinnerungen tauchen in ihr auf, ihre Wonne steigt höher und höher. In Cäsarea verbleibt Tullius mit den Seinigen einige Zeit bei Lentulus, dessen Hausmeister mit dem Gepäck der Reisenden nach Jerusalem vorauseilt, um ihnen dort Quartier zu besorgen. Sie selber halten das erste Nachtlager in Antipatris bei dem Hauptmann Agricola, der mit seiner Legion aus Deutschland nach Palästina versetzt ist; die Liebe des Verfassers zu seinem Schwabenland gibt sich hier darin Ausdruck, daß Agricola aus Sumlocenne am Nicer (Rottenburg am Neckar) gebürtig ist. Bis Bethar gibt ihnen der biedere Schwabe das Geleit, und hier zuerst spinnt sich die einverwobene Reproduktion der evangelischen Geschichte an, indem Agricola erzählt, was er auf dem Gebirge Juda über das priesterliche Ehepaar Zacharias und Elisabeth in Jutta und über Johannes und den Mariensohn, die beiden Wunderkinder, erfahren hat. In Nikopolis übernachtet die Reisekarawane in

Digitized by Google

Zelten. In Jerusalem finden sie dann, daß Lentulus' Hausmeister trefflich für sie gesorgt hat: das gemiethete Haus rechts vom Damascusthor ist im besten Stand und bietet von der obersten Terrasse des Gartens wie von dem Söller eine prächtige Aussicht auf die Stadt und die sie beherrschenden Hochbauten mit dem Oelberg dahinter. Von hier gewinnen einige Personen, welche die Seereise mitgemacht haben, größere Wichtigkeit. Von Creta aus hat die Familie einen Korybanten Sorek aus Gaza mitgenommen, den die ärztliche Kunst des Lucius dem Tode entrissen; diesen Sorek mit zweihundert Gazenern dingt Tullius für die Arbeit in den Gärten und den Werkstätten des gepachteten Territoriums, als die von den Pharisäern fanatisirten Einwohner sich weigern, in den Dienst eines Römers zu treten. Ferner befanden sich auf dem Schiff, stets sich abseits haltend, ein Rabbi aus Tiberias mit seiner Tochter; erst als diese einmal von der Mittagshitze ohnmächtig geworden und Priscilla ihr beigesprungen ist, hat sich das Band seiner Zunge gelöst; dieser greise Issachar hat seiner Tochter zu Liebe den Umweg über Jerusalem gemacht, hat sich da angesichts des goldenen Adlers über der Tempelpforte zu revolutionären Aeußerungen fortreißen lassen und ist in eins der Gefängnisse der Burg Antonia geworfen worden. Tullius, der den Oberhauptmann Barbarus durch glücklich gewählte kostbare Geschenke (einen Wandspiegel nach neuestem römischen Geschmack und eine Wasseruhr neuester Konstruktion) sich günstig gestimmt hat, bewegt diesen, den Rabbi und seine Tochter zur Sklaverei zu verurtheilen und seiner Frau und ihm zu überlassen. Bis hierher hält sich das Erzählte innerhalb des Bereichs freier, aber den geschichtlichen Verhältnissen gemäßer Dichtung. Dieser Bereich wird aber überschritten, indem es Nicodemus ist, welcher den zu Besuch nach Jerusalem gekommenen Lucius mit Tullius bei Gamaliel einführt; indem es zu Tage kommt, daß Sara die Tochter eines gewissen Jonathan ist, der mit Nicodemus in Alexandrien studirt hat, und die Schwester des Zollpächters Zacchäus in Jericho, dem Tullius sie als Hausfreundin vorstellt und der sie mit freudigem Staunen in seine Arme schließt; indem Sorek sich zum Räuberhandwerk verleiten läßt und, nebst seinem Verführer zum Tode verurtheilt, der reuige und begnadigte der zwei Verbrecher wird, zwischen denen der Heiland am Kreuze hängt. Unter der Augenzeugenschaft dieser Personen läßt Pressel die neutestamentliche Urgeschichte sich entwickeln und abwickeln. Zwischen dem todten Meer und den Felsenabhängen der Wüste Juda wird Priscilla zum ersten Mal Johannes des Täufers ansichtig. Auf dem Gipfel einer Bergwand, unterhalb welcher ein wilder Gebirgsbach in den Jordan hinabschäumt, bekommt sie zum ersten Mal Jesus zu sehen, der mit majestätischer Ruhe herabblickt: sie werden trotz aller Huld seines Blickes von so ehrfürchtigem Beben ergriffen, daß sie ihm nicht zu nahen wagen, sondern nach rechts abbiegen. Das Miterlebte hat zur Folge, daß Tullius und Priscilla, Sara und Lucius, dessen Gattin sie wird, in dem wunderthätigen Propheten Galiläas den Heiligen Gottes erkennen. Das Miterlebte reicht bis Auferstehung, Auffahrt und Pfingsten. Nachdem Tullius und Priscilla noch zwei Monate lang mit der Urgemeinde sich erbaut und das Brot gebrochen, schifften sie sich in Cäsarea ein, um nach Rom zurückzukehren. Es traf sich so, daß sie das Schiff wieder besteigen konnten, welches sie hergebracht hatte; ehe sie nach Tarent kamen, hatte auch der Schiffsherr Calpurnius sein Herz der Botschaft vom Heiland geöffnet. Eine Halle zwischen ihren zwei Häusern auf dem Janiculus wurde fortan ein Hauptsammelpunkt der Christgläubigen Roms.

(Schluß folgt.)

Leiden des Zeitungslesers.

Eine Bitte an die Herren Tagesschriftsteller.*)

Es ist sonst der Brauch, daß der Tagesschriftsteller für das Publikum schreibt, und das Publikum hat dann weiter nichts zu thun, als zu abonniren und zu lesen. Wenn ich heute umgekehrt den Klagen von Millionen Leidensgenossen gegen die Journalisten Ausdruck gebe, so verwahre ich mich von vornherein vor der Annahme, als glaubte ich, daß unser Verhalten überaus musterhaft gegen die Genannten sei. Im Gegentheil ich weiß, wir — das Publikum — sind oft lächerlich knickerig mit dem Pfennig und karg mit dem verdienten Beifall gegen die Männer, welche uns das geistige Brot reichen. Aber eine andere gute Eigenschaft haben wir Deutsche, wir sind geduldig, überaus geduldig. Es ist unglaublich, welches Löschpapier wir uns gefallen lassen, vom Drucke gar nicht zu reden. Doch ist in der That nicht zu verkennen, daß wir auf diesem Gebiete Fortschritte gemacht haben, seit wir ein deutsches Reich wurden und seit der Zeitungsstempel fiel.

Aber ein anderes und recht eingewurzeltes Uebel ist geblieben und — doch hören Sie zunächst, welches Unheil anzurichten es im Stande ist.

Ich — also der bescheidene Bruchtheil eines Publikums von vierzig und einigen Millionen — ich sitze im Lehnstuhle und meine Frau liest mir ein Feuilleton von Gustav Rasch vor, den ich übrigens in keinerlei Weise hiermit empfohlen haben will. Herr Gustav Rasch, auf dem Wege zum Bruderstamme der Montenegriner, reitet die neu angelegte Straße von Cattaro nach Cettinje in die Höhe. Zwei Miglien lang ist er in steter Gefahr, in die Abgründe zu stürzen, welche zur Seite des geländerlosen Weges höllentief klaffen.

Ich bleibe ohne alle Besorgniß; er wird nicht fallen, denn was würde dann morgen aus dem Feuilleton? Aber meine Frau kann sich des Schauderns nicht erwehren und fragt: „Zwei Miglien, wie weit ist denn das, lieber Alfons?" Und ich, das sehr ermüdete Individuum dieses Namens, suche vergeblich in den verschiedenen Kammern meines Gedächtnisses nach; gewußt habe ich es wohl einmal, aber jetzt — ich weiß es wahrhaftig nicht mehr. So werfe ich denn leicht hin: „Miglie, das ist auf italienisch Meile".

„Ja aber," der süße Ton der Stimme mildert die Hartnäckigkeit der Frage, „wie groß ist denn die Miglie?"

Neue Verlegenheit! Zwar fällt mir ein, daß die österreichische Meile gemeint sein kann, aber die kenne ich ja auch nicht. „Das weiß ich nicht," sage ich also entschlossen und blase den Rauch meiner Cigarre anscheinend sinnend vor mich hin.

Umsonst. Das weibliche Mitleid, einmal erregt, bittet weiter: „Möchtest Du nicht einmal im Konversationslexikon nachsehen, es ist doch schrecklich, so lange in Gefahr zu sein."

„O Gustav, Gustav! Hättest Du doch geschrieben: Sechszehn Kilometer; meine Frau hätte dann ihr Gruseln berechnen können. Jetzt muß ich mich erheben und in meine Bibliothek wandern — bei Dir that es derselbe Federstrich — so oder so. Und, o Unglück, der Band mit M. ist verborgt, an wen weiß ich natürlich nicht.

„Nun, vergiß es nicht, liebes Männchen; Du bist wohl so gut und fragst morgen jemand danach," schließt unbefriedigt meine Gattin. Stillschweigend mache ich einen Knoten in mein Taschentuch; ich weiß, wenn ich morgen vom Amte komme, ist die erste Frage:

„Und die italienische Miglie, lieber Alfons?"

Die Nacht ist schrecklich. Ich reite neben Gustav Rasch und der Historiograph der Unterdrückten und Befreiten hat es mir übel genommen, daß ich seine Miglie — meint er vielleicht gar schon die montenegrinische — nicht kenne. Aus Rache versucht er mich in die Abgründe zu stoßen, die er so schauerlich geschildert hat, und bei jedem neuen Rucke flüstert er mir

*) Mea culpa! ruft auch die Daheimredaktion aus und verspricht Besserung.

Digitized by Google

boshaft zu: „Nur zwei Miglien, dann wird es so eben wie im Thiergarten bei Berlin."

Für mich dauern die Miglien bis zum Morgen; in Schweiß gebadet erwache ich. Auch meine Frau scheint schlecht geschlafen zu haben und zum ersten Male bin ich fast froh, daß das Frühstück zu Ende und ich forteilen kann. Bereits auf der Treppe höre ich noch hinter mir: „Du vergißt doch nicht, liebes Männchen?"

„Nein, nein," antworte ich und beflügele meinen Schritt.

Wir verhandeln heute in der Sitzung einen Chausseebau von Pudewitz nach Buxtehude.

„Dafür oder dagegen?" empfängt mich ein bereits anwesender Kollege.

„Dagegen," antworte ich, immer noch an Gustav Raschs verwünschte Straße denkend. „Liebster Kollege, wie lang sind eigentlich italienische Miglien?"

Etwas befremdet ob der plötzlichen Frage sieht er mich an und meint dann gleichmüthig:

„Ach, Sie wollen nach Italien, da wird sich ja Ihre Frau Gemahlin recht freuen. Die Miglie ist, denke ich, eine Viertelmeile; genau weiß ich es freilich auch nicht."

Was habe ich unvorsichtiger Mensch angerichtet! Ich bin vollkommen überzeugt, daß meine gar nicht beabsichtigte Reise nach Italien heute Nachmittag beim Damenkaffee im Hause des Kollegen verhandelt werden wird. Im Geiste höre ich seine Gattin sich zu meiner Frau wenden: „Also, liebe Frau Z., Sie gedenken nach Italien zu reisen — ja wer es so haben kann." Beim Nachhausekommen schließt mich dann meine Frau in die Arme und bedankt sich für die Ueberraschung; schließlich wird bitterer Ernst aus der Sache.

Dabei schaudert mir vor Italien! Nach beendeter Sitzung nehme ich drei Tage Urlaub, bestelle einen Wagen und eile nach Hause.

„Liebes Kind," sage ich zu meiner Gattin, die mich an der Treppe empfängt, „zwei Miglien, das ist gerade die Entfernung bis zu Deinen Eltern und gleich nach dem Essen fahren wir heraus." — „Aber der Kaffee," wirft meine bessere Hälfte ein. „Laß absagen — der Wagen ist schon bestellt," damit schneide ich weitere Erörterungen ab. Nach einer Stunde haben wir der Stadt den Rücken gekehrt, meine Gattin denkt nicht mehr an die Miglien und ich athme auf.

Ja, die Fahrt ist schön und entzückend ist es draußen unter der alten Linde vor dem Hause meines Schwiegervaters. Ohne Sorge sehe ich abends die Zeitung auf den Tisch legen, aber wie wahr ist doch das Wort des Weisen: Du sollst den Tag vor dem Abend nicht loben. Zwar liest mein Schwiegervater niemals das Feuilleton, dafür interessirt er sich lebhaft für alles, was auf dem Wasser schwimmt, seit er vor Jahren zehn Thaler für die deutsche Flotte beigesteuert hat. „Sieh mal", beginnt er, „da wollte ich Dich etwas fragen; richtig, hier schreiben sie aus London: „Am Sonnabend lief der Plesiosaurus vom Stapel; er ist hundert Yards lang und zwanzig breit und seine Panzerplatten sind sieben Linien stark. Wie groß ist doch gleich der Yard, und meint er mit den Linien englische oder vielleicht den Strich, Du weißt, unseren früheren deutschen?"

Es war nicht gerade die Charybdis, in welche ich nach glücklicher Vermeidung der Scylla gerathen war; aber unbekannt blieb auch dieses Fahrwasser für das Schifflein meines Wissens. Darum antworte ich gereizt: „Lieber Vater, mit den Linien meint er wahrscheinlich englische, sicher keine deutschen, denn der Korrespondent ist ja ein Deutscher und schreibt für Deutsche. Wie lang ein Yard ist, habe ich gewußt, nochmal so viel wie eine Elle, vielleicht auch nur ein halbmal so viel."

„O, Papa hat auch ein Konversationslexikon," läßt sich die Stimme meiner Frau vernehmen; mich umschauend, sehe ich in ihrem Gesicht noch das ganze Behagen über ihre rechtzeitige Erinnerung. „Ja wohl," bestätigt der Alte, „aber es liegt oben unter dem Dach im Arbeitszimmer meines jüngsten Sohnes. Er hat dort seine letzte Examenarbeit gemacht."

Nach langem Marsche über zugige Treppen und staubige Böden gelange ich in das wissenschaftliche Daheim meines Schwagers und finde, daß einhundert Yards etwa dreihundert preußischen Fuß entsprechen. Sicher wird mir diese Bereicherung des Wissens einen rechtschaffenen Schnupfen eintragen, und es tröstet mich wenig, daß meine Frau mir zur Seite sich der gleichen Gefahr aussetzt. Vielleicht prägt sich durch die Erinnerung an den Schnupfen auch das englische Maß fester als bisher meinem Gedächtniß ein; aber selbst diese Aussicht vermag mich beim Herabsteigen nicht liebevoll gegen den Herrn Korrespondenten für England zu stimmen. Unten erinnert sich mein Schwiegervater, wie viele Fuß lang das Kanonenboot war, welches damals mit Hilfe seiner zehn Thaler gebaut wurde, und bemerkt, daß der Plesiosaurus ein gewaltiger Bursche sein müsse. „Höre nur, was er für Geschütze tragen wird," spricht er und liest dann: „Der Plesiosaurus erhält Fünfhundertpfünder, welche gegenwärtig auf dem um tausend Acres vergrößerten Schießplatz zu Woolwich eingeschossen werden."

„Ein Acre," komme ich der Frage zuvor, „sind einundzweidrittel preußische Morgen, tausend Acres also über vierhundert Hektaren." — „Hübsches Rittergut," meint der Alte und zweifelt nicht im geringsten an meiner dreisten Angabe; „aber die Fünfhundertpfünder sind wohl größer als die Brummer, welche wir vergangenes Jahr im Arsenal zu Straßburg sahen?"

„Wahrscheinlich," erwidere ich, „denn diese nannte man Fünfzehncentimeterkanonen; hätte der Korrespondent den Durchmesser der Mündung angegeben, so könnten wir wissen, ob Hektor das Ding als Schlafstelle brauchen kann. So weiß ich auch keine Auskunft zu geben."

Schade, mein Blick ruht noch auf den schlanken Fingern meiner Frau, die in anmuthiger Weise mit den Ohren des Hundes tändeln; da beginnt mein Schwiegervater weiter zu lesen. Er ist jetzt bei Ostindien, bei dem wieder aufgewärmten Guicowar von Baroda. Dieser beherrscht zwanzigtausend Quadratmeilen, englische vermuthlich, und hat ein Einkommen von zweiunddreißig Lak Rupien, — der Guicowar nämlich und nicht etwa mein Schwiegervater, dem ich die wahrscheinlich recht hohe Summe übrigens auch gönnen würde.

„Aber es ist doch häßlich," sagt meine Schwiegermutter, die bis dahin still zugehört hat, „daß wir Maß, Gewicht und Geld auf der ganzen Welt kennen sollen, um mit einer einzigen Zeitungsnummer fertig zu werden. Mühsam haben wir uns endlich in Mark, Liter und Meter hineingefunden — gibt es denn keine Zeitung, die so höflich ist, uns umzurechnen, was sie aus dem Ausland bringt?"

„Keine, liebe Mama," mußte ich leider antworten. „So lange alles in Deutschland verschieden war, nutzte in der That die Umrechnung nicht allzu viel. Jetzt sollte es freilich anders sein, aber die Herren Schriftsteller finden den alten Schlendrian bequemer, und das Publikum läßt es sich gefallen. Man überschlägt diese unverdaulichen Brocken, wie man es in langer Gewohnheit gethan, und zerbricht sich den Kopf nicht weiter darüber."

„Wir haben es aber doch gethan," sagt lächelnd meine Gattin und stellt ein Glas Punsch vor mich hin, welches übeln Folgen des lexikalischen Ganges vorbeugen soll.

Jawohl, wir und wie unzählige andere noch!

Für dieses Mal bin ich vor der italienischen Reise gerettet und bekomme vielleicht selbst den Schnupfen nicht. Aber morgen! Verehrter Herr Korrespondent oder hochgeehrte Redaktion, wenn um des Verständnisses willen Konversationslexica aufgeschlagen, Münztabellen ꝛc. verglichen werden müssen, erwäge doch freundlichst, wem das leichter fällt, Dir oder mir. Und wenn Du das tägliche journalistische Gericht feststellst, dann bitte, bitte — ich wiederhole — meine Portion: deutsch.

Das deutsche Publikum.

Digitized by Google

Die Türken in Bulgarien.

Nachdruck verboten
Ges. v. 11./VI. 70.

Wir haben unsere Leser neulich (Nr. 38 und 39 des Daheim) mit jenem Völkergewimmel bekannt zu machen gesucht, das unter türkischer Oberherrschaft die fruchtbaren Landschaften der Balkanhalbinsel bewohnt. Heute wollen wir uns ein Bild von den augenblicklichen Zuständen Bulgariens zu verschaffen suchen. Haben diese doch durch die entsetzlichen Vorgänge, welche dieselben charakterisiren, augenblicklich die Aufmerksamkeit der ganzen europäisch gebildeten Welt auf sich gezogen.

Die Ausführung dieses Vorhabens ist nicht leicht, denn die türkische Regierung ist aus guten Gründen bemüht, das unglückliche Land hermetisch nach außen abzuschließen, um das Wuthgeheul ihrer brutalen Henker ebenso wie das Wehklagen ihrer Opfer nicht über die Grenze hinausdringen zu lassen. So gelangt denn nur selten eine Korrespondenz an ihre Adresse, um dem erschreckten Europa zu verkünden, was alles noch in einem offiziell und geographisch zu ihm gehörenden Lande vor sich gehen kann. Schlimmer noch ist der Umstand, daß diese Korrespondenzen, die fast ausschließlich in russischen Blättern erscheinen, der Natur der Sache nach stets sehr einseitig, oft auch sichtlich übertrieben abgefaßt sind. Rühren sie doch von Männern her, welche ihre Landsleute rings um sich her von brutalen asiatischen Horden abgeschlachtet werden sehen, sind sie doch dazu bestimmt, die Theilnahme, womöglich auch die Hilfe der christlichen Leser zu erwecken. Aber selbst wenn wir diesen Verhältnissen Rechnung tragen und uns mit dem nöthigen Mißtrauen waffnen, bleibt immer noch so viel des Entsetzlichen übrig, das auch anderweitig und durch die Natur der Dinge gut bezeugt wird, daß man nicht ohne die innigste Theilnahme der unglückseligen Opfer des mohamedanischen Fanatismus gedenken kann.

Der Aufstand in der Herzegowina, der sich bald auch auf Bosnien ausdehnte und trotz aller Anstrengungen nicht unterdrückt werden konnte, hatte den mohamedanischen Fanatismus mehr und mehr entflammt. Die Türken waren fest davon überzeugt, daß nur das Bewußtsein, den moskowitischen Erbfeind der Moslemin hinter sich zu haben, der armseligen zertretenen Rajah den Muth verleihen konnte, sich gegen ihre waffenkundigen Bedränger zu erheben. Dem Moskowiter und seinem verwünschten „Komitet" (das slavische Kommittee in Petersburg) galt ihr erbitterter Haß. Nun konnten sie den Russen zwar nicht zu Leibe, sie wußten aber sehr wohl, daß jede Mißhandlung, welche sie den Bulgaren anthaten, von den Russen schmerzlich empfunden wurde, daß jeder in das Antlitz eines bulgarischen Popen geführte Schlag jedes russische Herz traf. Die Bulgaren selbst erschienen ungefährlich. Das Volk ist in Folge der Fruchtbarkeit des Landes nicht arm und hat daher etwas zu verlieren; die ostslavische Bevölkerung in Bulgarien ist lange nicht so kriegerisch wie die westslavische in Bosnien und der Herzegowina; die Landschaft selbst eignet sich wenig für den Guerillakrieg. Ein durch das eigene böse Gewissen hervorgerufenes Mißtrauen mag noch das Seinige dazu gethan haben, um etwaige Bedenken gegen obige Methode, sich an den Russen zu rächen, schwinden zu machen.

So begann denn in Bulgarien ein wahres Schreckensregiment. Es ist natürlich und wahrscheinlich (obgleich es hartnäckig geleugnet wird), daß die Agitatoren in Belgrad und Cetinje alles aufboten, um in Bulgarien einen Aufstand hervorzurufen, und daß sie unter der den wohlhabenderen und intelligenteren Bevölkerungsklassen angehörenden Jugend nicht vergeblich anklopften, es steht aber fest, daß die Verschworenen und diejenigen, welche mit den bulgarischen Emigranten in Verbindung standen, eine entschiedene Minderheit bildeten. Trotzdem gaben diese wenigen Schuldigen den erwünschten Vorwand ab, um über die zahlreichen Unschuldigen alle Schrecken der Vernichtung auszuschütten.

Wenn schon jeder Türke in jedem „Moskowiter" den verhaßten Erbfeind erblickt, so wird er in diesem Haß doch noch von den Tscherkessen weit übertroffen. Als Feldmarschall Baratinski im Jahre 1859 die Felsenfeste Gunib mit stürmender Hand nahm und Schamil nach Kaluga wanderte, war der Widerstand, den die Bergvölker des Kaukasus 50 Jahre lang den Russen geleistet hatten, gebrochen. Die wilden Söhne der Berge, denen ihre rohe Tapferkeit die durchaus unverdiente Theilnahme des westlichen Europas eingebracht hatte, mußten das edle Räuberhandwerk aufgeben und sich wenigstens den elementarsten Anforderungen der europäischen Kultur fügen. Ein Theil nahm das Joch, wenn auch nur widerwillig hin und suchte den angeborenen kriegerischen Thatendrang als russischer Dschigit (irreguläre Kavallerie) oder wohl auch gelegentlich als Räuber zu stillen, ein zweiter bildete in Tiflis, Wladikawkas ꝛc. ein höchst gefährliches anspruchsvolles Proletariat, ein dritter wanderte in den Jahren 1859—1864 zu den glaubensverwandten Türken aus. Diese Auswanderer, welche der Natur der Sache nach aus den fanatischsten und wildesten Elementen bestanden, wurden von dem Sultan nach der Weise Nebuchadnezars kurzer Hand in Bulgarien angesiedelt. Die neuen Ankömmlinge nahmen von den warmen bulgarischen Nestern Besitz, als ob es sich so gehöre, und lebten in vollendetem Müßiggange. Die Mittel zu demselben boten zum geringen Theil der Verkauf der eigenen in türkischen Harems sehr beliebten Töchter, zum weitaus größten Theil aber Diebstahl oder offener Straßenraub. In den Herzen dieser in absolutester Unwissenheit und größter Armuth aufwachsenden Strolche gibt es nur ein Gefühl: den Haß gegen die Russen, welche sie aus den heimischen Bergen vertrieben. Wir haben an dem Ministermörder Hassan gesehen, welcher Schandthaten tscherkessische Leidenschaftlichkeit und Rachsucht fähig ist — nun, Rußland gegenüber befinden sich alle diese Subjekte in der Lage Hassans. Die Russen waren nicht zu erreichen, wohl aber die diesen so nahe verwandten, wohlhabenden und wehrlosen Bulgaren. Raubgier, Wollust, Fanatismus und Nationalhaß reizten gleich sehr dazu, an den Bulgaren auszulassen, was man den Russen zudachte. Die tscherkessische Bestie stand zähnefletschend vor ihrem Opfer und harrte ungeduldig des Augenblicks, da man sie loslassen würde.

Man ließ sie los. Unter dem Vorwande, nach politisch Verdächtigen zu suchen, wurde geplündert, genothzüchtigt und gebrannt. Die türkischen Soldaten und nun gar die Baschi-Busuks, die Milizen, blieben hinter den Tscherkessen nur wenig zurück.

Anfang Mai kommen fünf Soldaten zu einem im Dorfe Sfotir bei Philippopel wohnenden Bulgaren und verlangen ein Nachtquartier. Der geschmeidige Bulgare sucht die gefährlichen Gäste so viel er kann bei guter Laune zu erhalten und tischt unentgeltlich auf, was er hat. Zum Dank fallen sie in seiner Gegenwart über sein Weib her. Vergeblich kämpft er gegen die Ueberzahl, bald sinkt er schwer verwundet zu Boden. Als die Frau ihn fallen sieht, bricht sie ohnmächtig zusammen. Da schneiden die Bestien ihr beide Daumen ab und ergreifen dann vor den durch das Geschrei herbeigerufenen Dorfbewohnern erfolgreich die Flucht.

Aber es ist, als ob die Türken an Tscherkessen und Baschi-Busuks noch nicht genug hätten, nein, sie öffnen auch noch die Kerker, bewaffnen deren ruchlose Insassen und lassen sie niederreißen, was jenen entging.

Während Tscherkessen, Baschi-Busuks und Verbrecher nach politisch Verdächtigen und verbotenen Waffen suchen und dabei morden und brennen, ist die Bureaukratie in ihrer Weise damit beschäftigt, die bulgarische Bevölkerung zur Verzweiflung zu bringen. Unter den sogenannten Andrassyschen Forderungen geht eine auch dahin, daß die landlosen Bauern Bosniens und der Herzogowina in den erb- und eigenthümlichen Besitz des von ihnen für ihre muhamedanischen Bedränger bearbeiteten Landes gesetzt würden. Nun liegen in Bulgarien die Dinge anders als in den genannten Landschaften. Hier besitzen die Bauern längst ihr Land und zwar auf Grund des Gewohnheitsrechtes, ohne schriftliche Besitztitel. Auch Kauf und Verkauf wird hier noch in patriarchalischer Weise vor ein paar Zeugen mündlich abgeschlossen. Kaum ist nun die Andrassysche

Digitized by Google

Fuchshetze. Originalzeichnung von C. Kröner.

Digitized by Google

Forderung eingelaufen, so ergeht an die Tschorbadschis (Schulzen) in Bulgarien die Aufforderung, die Schriftstücke vorzuweisen, auf Grund deren die Gemeinden, welche sie vertreten, das von denselben bebaute Land besitzen. Sie haben natürlich keine. Jetzt wird das Land als herrenlos eingezogen und nur zu enormen Preisen wieder an seine Besitzer verkauft.

Diese Drangsale erschöpften endlich selbst die bulgarische Geduld. Am 13. Mai erheben sich die Bewohner von Drenow und besetzen, 485 Mann stark, unter dem Geistlichen Chariton das benachbarte Kloster des h. Erzengels Michael. Hier werden sie von 4000 Türken eingeschlossen, schlagen sich aber durch und retten sich ins Gebirge. Bald bilden sich auch in Gabrowo und Sfewliewo bewaffnete Banden. Nach einiger Zeit zwingen einige hundert bewaffnete Emigranten unter Christophorus Botjew einen österreichischen Donaudampfer zu landen, entfalten die bulgarische Nationalfahne, auf der ein gekrönter Löwe den Halbmond mit Füßen tritt, und schlagen sich glücklich bis ins Gebirge durch.

So war denn der gewünschte Aufstand glücklich zu Wege gebracht, und was bisher Raub und Mord war, wurde jetzt Vertheidigung des Vaterlandes und berechtigte Bekämpfung der Rebellen. Nun wird das Entsetzliche ein tägliches Ereigniß und das Ungeheure das Gewöhnliche. In der Stadt Wratza behaupten Tscherkessen und Baschi-Busuks, der dortige Geistliche sei ein verkleideter Insurgent. Vergeblich vertritt die herbeiströmende Menge ihren würdigen Seelsorger, die Mohamedaner wollen ihr Opfer nicht fahren lassen. Darüber kommt es zum Kampf und die Eindringlinge werden hinausgeworfen. Am folgenden Tage umringen türkische Truppen die Stadt — sie existirt nicht mehr.

Eines Tages überfallen Baschi-Busuks ein bulgarisches Dorf und verfahren damit wie üblich, d. h. sie verbrennen, was Flamme annimmt und schlagen Männer, Frauen und Kinder, auch die kleinsten und hilflosesten, todt. Lebendig bleiben nur einige vierzig Mädchen, welche die Unmenschen mit sich fortschleifen, um sie ihren Harems einzuverleiben. Als sie zu Hause angekommen, erweist es sich, daß sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben, d. h. ihre Weiber weigern sich hartnäckig, die verachteten und verabscheuten Fremden unter sich aufzunehmen. Wohin nun mit den Unglücklichen? Die Baschi-Busuks wissen sich zu helfen, sie führen sie auf eine benachbarte Wiese und schlachten sie der Reihe nach hin.

Ein anderes Beispiel: Anfang Juli begeben sich nach alter Sitte auf Aufforderung einiger Gutsbesitzer im Kreise Eni-Sagra gegen 500 junge Mädchen aus dem Kreise Turnowa über den Balkan, um bei der Getreideernte behilflich zu sein. In Anbetracht der unruhigen Zeiten ist die Schar außer von einigen männlichen Bulgaren auch noch von türkischen Gensdarmen begleitet. Als sie zwischen Kesanlyk und Eni Sagra Nachtruhe halten, stürzt sich eine Bande bewaffneter Türken aus den nächsten Dörfern auf sie und thut mit ihnen nach ihrem Belieben. Etwa 50 der unglückseligen Geschöpfe sind bis auf den heutigen Tag noch nicht wieder aufgefunden, sie sind offenbar getödtet oder weitab verkauft worden.

Um ein ungefähres Bild der angerichteten Verwüstung zu geben, möge hier ein Verzeichniß derjenigen Dörfer folgen, welche bis Mitte Juni allein im Kreise Philippopel von türkischer Hand dem Erdboden gleichgemacht sind. Die Zahlen bedeuten die Anzahl der früher vorhandenen Häuser: Leschnik 80, Usun-Gerpen 100, Krastowo 110, Ssara-Guijol 80, Naßwakjoju 56, Jurtschulu 75, Aiwadschik 90, Pastuscha 75, Ssaradscha 65, Peruschpitza 450, Juntschular 120, Erali 80, Staro-Nowo-Sselo 300, Sjenschirli 120, Klissura 600, Dedowo 80, Boikowo 85, Jassakir 100, Bega 62, Lissitschewo 65, Dschumaja 50, Kalugerowo 300, Bapa 45, Batak 600, Banä 80, Ali Kotschowo 60, Wetren 350, Radulowo 120, Kosarsko 78, Streltscha 200, Schrebitza 60, Petritzsch 80, Tschanaktschinwo 80, Eschekli 72.

Wir führen diese Namen absichtlich auf, weil sie uns den Beweis zu liefern scheinen, daß die Korrespondenten unwiderlegliche Thatsachen berichten.

Aber auch in denjenigen Dörfern, welche nicht zerstört wurden, herrscht das Schweigen des Schreckens. Nicht nur ist die weibliche Jugend zwischen 12 und 24 Jahren ausnahmslos entführt, nein, auch die gesammte Intelligenz schmachtet in den Kerkern Philippopels. Und in was für Kerkern!

Die eigentlichen Gefängnisse sind natürlich schon längst überfüllt, da hat man denn die Gefangenen in Badstuben und Scheunen unterbringen müssen, in Räumlichkeiten, in welchen die Armen massenhaft dahinsterben. Den Spitzen der Bevölkerung hat man dieses langsame Verschmachten freilich erspart. Die höheren Geistlichen, sowie die zum Theil auf russischen Hochschulen ausgebildeten Gymnasiallehrer und sonstige Standespersonen sind einfach gehängt worden. Auch der Patriarch Panaret von Bulgarien und die ihn umgebende Geistlichkeit sind in Konstantinopel verhaftet und werden dort einer gerichtlichen Untersuchung unterzogen, die wenig gutes verspricht.

Russische und südslavische Blätter geben die Zahl der in den Städtchen und Dörfern Hingemordeten auf 80—100,000 an. Nun, das mag übertrieben sein, denn niemand hat je die Todten gezählt, das steht aber über allen Zweifel erhaben, daß Tscherkessen, Baschi-Busuks und andere Räuberschaaren in Bulgarien Schandthaten begehen, gegen welche, wenn sie vom König von Dahomey ausgingen, das menschenfreundliche England nicht verfehlen würde, seinen energischsten Protest einzulegen.

Denken wir uns nun zum Schluß, daß die Bulgaren Protestanten wären; daß sie eine Sprache redeten, welche der unsrigen so nahe verwandt wäre, daß wir uns in ihr verständigen könnten; daß wir wüßten, daß sie großentheils um unsertwillen so mißhandelt werden — könnten wir ihren Leiden auf die Dauer geduldig zusehen? Würde irgend eine diplomatische Erwägung uns veranlassen können, die Glaubens- und Stammesbrüder durch asiatische Horden ausrotten zu lassen?

In diesem Verhältniß steht aber das uns befreundete Volk der Russen zu den Bulgaren. Werden die ersteren sich noch lange um des lieben Friedens willen davon abhalten lassen, den Verwandten zu Hilfe zu kommen und den verachteten „Bussurmann", den sie schon so oft erwürgt hätten, wenn nicht müßige Leute immer wieder zwischen sie und ihn getreten wären, endlich dahin zu jagen, wohin er gehört — ins hinterste Asien? Auch dann, wenn die serbische und montenegrinische Unterstützung, die bosnische Selbhilfe sich als unzureichend erweisen sollte? Schwerlich. —r—

Am Familientische.

Ein Hotze.

(Zu dem Bilde auf S. 725.)

Man kann wohl sagen, daß sich die alemannische Volksart am reinsten in den Thälern des südlichen Schwarzwaldes erhalten hat, um den hohen Feldberg herum, in den Thälern der Wiese, Schlucht, Wehra und Alb, die dem Rhein zuströmen. Dort erklingen die Laute, in denen Hebel dichtete, echt und unverfälscht, dort hat sich aus dem nivellirenden Strom der Zeiten noch manch ehrwürdiger Brauch erhalten, denn die Eisenbahn dringt nicht vor in jene romantischen, von dunkeln Tannen bestandenen Thäler, sie bleibt hübsch unten am Rhein, und wer nach dem uralten Stift St. Blasien, nach dem schauerlichen Höllenthal, nach dem Titisee oder Oberlenzkirch, dem Uhrmacherdorf, reisen will, der muß schon einen Wagen nehmen oder sich auf seine Füße verlassen.

Ein recht urwüchsiges deutsches Völkchen lernen wir hier kennen, wenn wir von Säkkingen am Rhein, dem durch Viktor Scheffels „Trompeter" so berühmt gewordenen malerischen Städtchen, aus nach Norden wandern, etwa dem Lauf der Wehra folgend. Wir kommen auf ein plateauartiges Hochland, das sich zwischen Wehra und Alb ausdehnt und reich an wilden romantischen Partien, namentlich am Bache Murg ist. Wir sind hier im konservativen Hotzenland, dessen Bauern sich durch derbe starknochige Gestalt, urwüchsiges Wesen, echt alemannischen Typus, protziges Wohlleben und mittelalterliche Tracht auszeichnen. Freilich erleidet diese sogenannte Volkstracht jetzt von Jahr zu Jahr

mehr Einbuße und steht wie alle anderen „Nationalkostüme“ in Deutschland auf dem Aussterbeetat. Volkstrachten, wie die Bauern sie tragen, sind, nebenbei bemerkt, nur Ueberbleibsel aus früherer Zeit; sie sind etwas „Altfränkisches“, nach bäuerlichem Geschmack zugestutzt. Das wird uns bei den Hotzen völlig klar, denn ihre Tracht erinnert noch ganz an die Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Ein Kenner schreibt von derselben: „Der Wuchs ihrer Haare schon ist höchst eigenthümlich: über der Stirn wie ein Strohdach, linealgerade abgeschnitten, dagegen an den Seiten und am Hinterkopf meist lang. Die Weste, einem alten Koller gleich, aus scharlachrothem Tuch, mit schwarzem Sammet eingefaßt, hängt wie ein Heroldsrock weit über den Unterleib herab und wird unterm Arm zugeknöpft. Dazu ein weiter faltiger, an die spanische Halskrause erinnernder Kragen mit Schnurenquasten zum Zubinden und umfangreiche schwarzleinene oder sammetne Pluderhosen bis an die Kniee. Das Haupt deckt eine „Pelzbartel“.

Solch einen protzigen Hotzen — vielleicht im Gasthof zu Herrischried, dem Hauptdorf des Ländchens, sitzend — hat uns der Künstler dargestellt. Man brauchte die Unterschrift nicht zu lesen und wird doch sofort erkennen, daß der Mann, auf die Gulden in der Tasche pochend, ausruft: „Noch ein Schöpple, Herr Wirth!“

Auf der Fuchsjagd.

(Zu dem Bilde auf S. 733.)

Man kann wohl ohne Uebertreibung behaupten, daß keinem Thier so gern, so hartnäckig und auf so verschiedene Weise nachgestellt wird, als dem Fuchs. Bei dieser Hetze betheiligt sich ein jeder: der Bauer und der Waidmann, der Wilddieb und der Förster. Jedermanns Hand ist wider ihn — wie er, der ruchlose Räuber, es verdient. Und doch ist er nirgends selten, hat man ihn nirgends ausgerottet. Zum Theil liegt das freilich daran, daß der Jäger, so grimmig er sich auch anstellt, im Grunde den rothröckigen Schurken um seiner Klugheit und Verschlagenheit willen lieb hat und ihn nicht ganz verschwunden sehen möchte; zum Theil aber auch an der elastischen Natur Reinekes, der, wenn er auch fast ausnahmslos schließlich eines gewaltsamen Todes sterben muß, doch dieses Ende oft recht lange zu verschieben weiß.

Schon im grauwollenen Gewande der zartesten Kindheit bedroht ihn Tod oder Gefangenschaft. Während er am schönen Frühlingsabend vor der väterlichen Burg harmlose Spiele treibt, stößt plötzlich der Habicht auf ihn nieder und entführt den armen Burschen. Ein anderes Mal verscheuchen ihn die Schritte sich nähernder Menschen und er flieht vergeblich in den Kessel. Der unbarmherzige Spaten legt diesen blos und Rossel wandert in die menschliche Behausung, um dort im besten Fall an der Kette ein fuchsunwürdiges Dasein zu führen. Er kann es aber auch viel schlechter treffen. In Polen z. B. wächst er in diesem Fall nur heran, um seinerzeit gleich einem römischen Gladiator in der Arena ein schmähliches Ende zu finden. Eines Tages wird er in einen Sack gethan und fortgebracht. Als der Sack sich öffnet, sieht er sich auf weiter Fläche und gewahrt zu seinem Entsetzen riesige Windhunde, die sich voll Wuth auf ihn stürzen wollen und nur mit der größten Anstrengung noch zurückgehalten werden. Er gewahrt aber auch in einiger Entfernung die dunkele Linie des schützenden Waldes und jagt nun, die Lunte weit von sich gestreckt, in fliegender Hast dem Waldesdunkel zu. Und er hat Eile, denn schon sind die flüchtigen Verfolger hinter ihm her. Er würde ihnen trotzdem entgehen, wenn nicht plötzlich zwischen ihm und dem Walde ein Reiter auftauchte, der ihm den Weg abschneidet. Er wechselt die Richtung, aber auch hier schwingt ein Reiter die verhängnißvolle lange Hetzpeitsche. Noch fliegt er eine Weile hin und her, aber nur zu bald trifft ihn die Peitsche oder erreichen ihn die furchtbaren Gebisse seiner vierbeinigen Gegner.

Entging das Füchslein diesen Gefahren und wuchs es zum Jüngling heran, so beginnt mit den fallenden Blättern Noth ohne Ende. Der Fuchs ist, wie alle aus dem Geschlechte der Hunde, ein großer Freund des Gefallenen. Eines Abends wittert die feine Nase das beliebte haut goût. So vorsichtig der nicht ohne Grund stets Mißtrauische auch ist, so erliegt er doch vielleicht der sicheren Flinte des auf dem Anstand lauernden Jägers. Diese Gefahr läßt sich indessen bei der nöthigen Vorsicht vermeiden, es gibt andere, die größer und verhängnißvoller sind. Eines Tages ist der Wald so still und ruhig wie gewöhnlich, und Reinecke, der die ganze Nacht über bei der Arbeit gewesen ist, liegt nun zusammengerollt in der Sonne und hält ein Vormittagsschläfchen ab. Plötzlich fährt er empor, spitzt die Lauscher und horcht. Was war das? Ein Ton, wie das Aufbellen eines Hundes klang an sein Ohr und richtig, da schlägt einer an und wieder einer und noch einer. Der ganze Wald klingt wider von dem entsetzlichen Ton. Aber nur klug sein!. Vielleicht gilt die Jagd nicht ihm. Rasch und leise macht er sich davon und schlägt sich seitwärts in das dickste Gebüsch. Armer Schelm, wie willst du ihnen entfliehen, ihnen, die deiner Spur folgen, du mögest dich wenden, wohin du willst. Bald knallt die Flinte und die sausenden Schrote bringen dir wenigstens einen schnellen Tod. Härter ist dein Ende in der Kirgisensteppe, wo der gezähmte Steinadler dir die schrecklichen Fänge in die Seiten schlägt, während der Schnabel dir ins Auge fährt; grausamer in England, wo die rothröckigen Sportsmen dir zugleich mit den windschnellen Fuchshunden folgen, bis du unter ihrer Peitsche erliegst.

Aber nehmen wir an, daß du den Hunden entkommst, daß es dir gelang, deine Spur zu verwischen oder daß dich ein gastlicher Dachsbau aufnahm und rettete. Du bist jetzt noch vorsichtiger und scheuer als bisher, machst dich beim leichtesten Geräusch auf und davon. Eines Tages, da eben der erste Schnee gefallen ist, hörst du aus weiter Ferne einen Ruf ertönen, und noch einen und noch einen. Die Sache hat wohl weiter nichts auf sich, es sind spielende Knaben, aber doch — weit vom Ziel ist sicher vor dem Schuß. Du Armer! Diesmal treibt dich deine Vorsicht gerade vor die Flinte des Jägers. Du hättest es machen sollen, wie der alte welterfahrene Invalide mit den drei Beinen. Dieser ließ sich durch das Geschrei nicht irre machen, der Lärm hier war ihm weniger unheimlich als die tückische Stille dort, er schlug sich tapfer durch die Treiber und entkam.

Aber auch ihn erreicht einst das unabwendbare Verderben. Immer höher wird der Schnee, immer schrecklicher die Kälte. Frierend und hungernd trottet der Abgemagerte dahin, keine Maus, kein Käfer läßt sich blicken, die Hühner und Hasen sind selten geworden und lassen sich nicht finden. Da steigt ein süßer Geruch zu seiner Nase auf — gebratenes Katzenfleisch. Halt! Vorsicht, Meister Reinecke! Das kennst du. Hier liegt ein Stück, dort wieder eins. Hier ist Verrath im Spiel! Vorsichtig schleicht er weiter. Richtig, da liegt der Köder und rings um ihn, sorgfältig versteckt, das Tellereisen, das dem hungrigen Gast damals das linke Vorderbein gekostet hat. Gebrannt Kind scheut das Feuer. Reinecke kehrt dem Köder den Rücken und würde lächeln, wenn Füchse lächeln könnten. Die übrigen Stücke kann er ja unbesorgt essen. Hei, wie das schmeckt in der kalten hungrigen Winterszeit! Das erwärmt den Magen und hält Leib und Seele zusammen. Er trottet vergnügt weiter. Plötzlich bleibt er stehen, ein höllischer Schmerz durchwühlt seine Eingeweide, und bald wälzt er sich verendend auf dem Schnee: die Lockspeisen waren vergiftet.

So umgibt der Tod den Fuchs von allen Seiten und in allen Gestalten. Kann er doch nicht einmal seinen Bau verlassen, ohne befürchten zu müssen, daß der Jäger über demselben steht und ihm, sobald er heraustritt, den Garaus macht. Wer will es dem Geplagten da verdenken, daß er wüst und frech das Dasein genießt, so lange es währt?

— r —

Gebetsgebräuche.

(Mit 6 Illustrationen.)

So weit Menschen athmen, wird gebetet, auch wo kein religiöses Gebot es vorschreibt. Das Gefühl der menschlichen Abhängigkeit von einer unsichtbaren göttlichen Macht treibt dazu, und selbst wo der menschliche Stolz sich dagegen aufbäumt, lehrt es doch häufig die Noth. Auch die Geberdensprache beim Gebet ist eine, wenn auch mannigfaltig geartete, so doch innerlich verwandte unter den verschiedensten Völkern und den verschiedensten Religionen. Wie uns das Alte Testament „stufenmäßig sich steigernde Kundgebungen der Selbstdemüthigung vor dem Allerhabenen und des Ueberwältigtseins vom Gefühle seiner Majestät und Macht“ vorbildlich zeigt, finden wir ähnliche ebenfalls unter den Heiden. Stehend oder knieend erscheint der Betende vor dem unsichtbaren Thron seines Gottes; dazu die Hände aufgehoben oder ausgebreitet als „Aeußerung der nach dem Hilf- und Gnadenreichen verlangenden und eine Verbindung zwischen sich und ihm herstellen wollender Sehnsucht“.

So gewahren wir es auf den ägyptischen Denkmälern, von denen Nr. 1 und 2 unserer Illustrationen*) entnommen sind. Für verschiedene Anlässe wie für die verschiedenen Gottheiten war bei den Aegyptern je ein besonderer Gebetsbrauch vorgeschrieben; gewöhnlich scheinen sie stehend gebetet zu haben, während bei den Juden ein Gebet im Stehen seltener vorkommt; doch begegnen uns auch knieende Aegypter unter den bildlichen Darstellungen in ihren Tempeln. Auch dem klassischen Alterthum sind ähnliche Gebetsbräuche eigen; davon zeugt das unter dem Namen: „Der Adorant“ bekannte, im Berliner Museum aufgestellte Erzbild eines betenden Knaben (Nr. 4). Das Motiv wurde in der griechischen Kunst häufig benutzt. Schon Kalamis, der jüngere Zeitgenosse und Landsmann des Phidias, ein vielseitiger, in Marmor und Erz wie in Kunstwerken aus Gold und Elfenbein gleich geschickter Künstler, hatte für das Heiligthum zu Olympia betende Knaben in Erz gegossen, deren Haltung unserer Bronzestatue ähnlich war. Diese, die dem Euthykrates, des Lysippus bedeutendstem Sohn und Schüler, zugeschrieben wird, ist in Naturgröße 4′ 4″ hoch und wurde zu Rom in der Tiber gefunden. Wir

*) Die sämmtlichen umstehenden Illustrationen erscheinen demnächst in der fünften Lieferung des „Handwörterbuch des biblischen Alterthums für gebildete Bibelleser“. Herausgegeben unter Mitwirkung von G. Baur, Beyschlag, F. Delitzsch, G. Ebers, Hertzberg, Kamphausen, Kleinert, Mühlau, Schlottmann, Schrader, Schürer u. a. von Prof. Dr. Riehm in Halle a/S. Mit vielen Illustrationen, Plänen und Karten. (Preis à Lieferung: 1 Mark 60 Pf. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.) Sie erläutern den höchst anregend und geistreich geschriebenen Artikel: „Gebet“, dem wir auch einige Stellen entnommen haben. Mit der fünften Lieferung ist das treffliche Werk wieder um ein gutes Stück (bis Geier) gefördert worden; die sechste wird in kurzer Frist folgen.

Digitized by Google

glauben, ein dankbares Gebet aus Blick und Zügen, welche gerührte Freude ausdrücken, abzulesen. Sanft erhoben, gegen das Götterbild hin mit der inneren Handfläche ausgestreckt sind Arme und Hände, als wolle der Betende die göttlichen Gaben gleichsam von oben

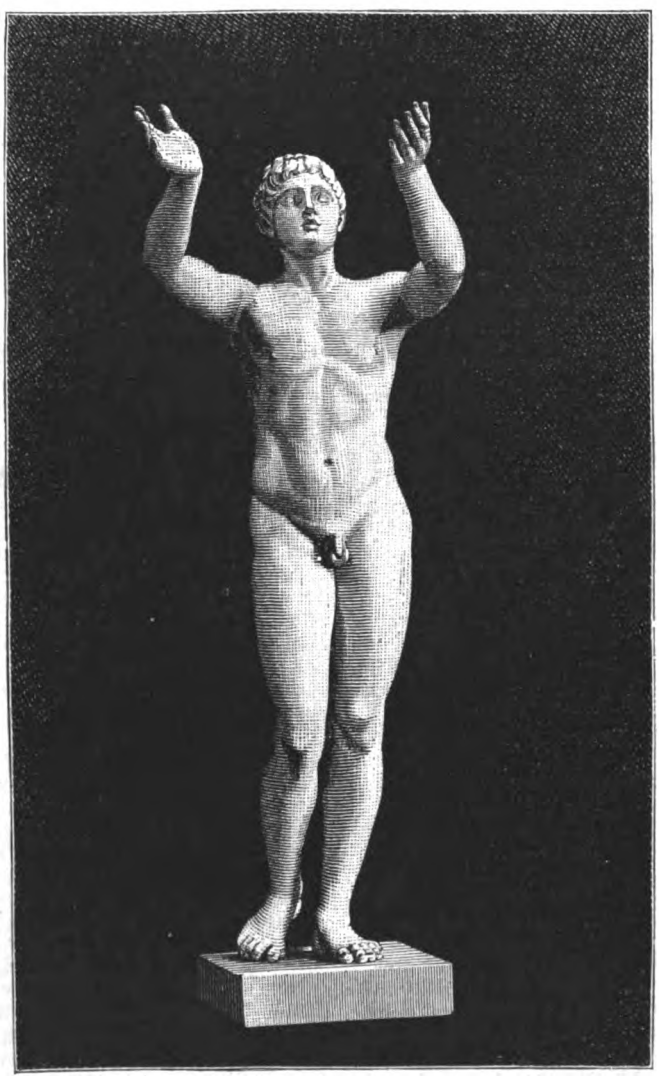
1. Betender Aegypter.

5. Betende Christen aus den Neapolitanischen Katakomben.

2. Betender Aegypter.

her entgegennehmen und zugleich dorthin seinen Dank als eine Opfergabe hinaufreichen. Vielleicht stellte es einen Läufer dar, der den Göttern für den im Kampfe gewonnenen Preis seinen Dank darbringt.

Auch die alte Kirche betete mit erhobenen Händen, wie wir es auf den in den Katakomben uns erhaltenen Bildern durchweg finden. Sehr oft begegnen wir einer also betenden Frau auf den Darstellungen



4. Betender Knabe. Antike Bronzestatue im Berliner Museum.

3. Betender Inder vom Tempel zu Madura.

der ersten Jahrhunderte, später einer ganzen Familie in den Neapolitanischen Katakomben (Nr. 5). Der heiligen Schrift aber ebenso wohl wie der altchristlichen Sitte durchaus fremd ist das Händefalten, das man früher von der Sitte der Gladiatoren ableitete, welche die Hände über die Brust kreuzten oder falteten, zum Zeichen, daß sie sich für Besiegte erklärten. So sollten die Christen die Hände falten, um dadurch zu erklären, daß sie nicht wider Gott streiten, sondern sich ihm ganz ergeben wollten. Neuere Untersuchungen haben aber festgestellt, daß das Händefalten ursprünglich ein indogermanischer Brauch ist, ein Zeichen der Unterwerfung und Huldigung vor Göttern und Menschen. Dafür spricht der betende Inder (Nr. 3) von Madura, einst der Metropole eines mächtigen Königreichs und dem Mittelpunkt südindischer Gelehrsamkeit, jetzt der Hauptstadt eines gleichnamigen Distrikts in der indobritischen Präsidentschaft Madras. In den Arkaden des alten, in Trümmer zerfallenen Königspalastes wird heute eine christliche Schule abgehalten. Der Tempel des Siwa aber zeugt von dem keineswegs völlig überwundenen, wenn auch stark erschütterten Hinduglauben. Unter den Rasthäusern dieses Tempels für Pilger zeichnet sich eine Prachthalle von grauem Granit aus, deren Dach von sechs Reihen Säulen getragen wird, die mit Skulpturen geschmückt sind. Eine derselben stellt den mit

6. Aelteste Darstellung des Händefaltens bei den Germanen: Gefangener Gothe auf der Siegessäule Theodosius d. Gr. (391 n. Chr.).

gefalteten Händen betenden Hindu dar, der vielleicht zu einem seiner Götter ruft, wie es in der „Rigveda“ heißt: „O Indra, bringe Weisheit uns, ein Vater Du den Söhnen uns; weis', Vielerflehter, uns zurecht auf unserm Pfad, daß lebend wir das Licht erschaun.“

Erst durch die germanischen Stämme wurde das Händefalten als Gebetsbrauch nach Europa und in die christliche Kirche eingeführt, wie es der gefangene Gothe auf der Siegessäule Theodosius d. Gr. (Nr. 6) uns darstellt; und seitdem ist diese Sitte unter den germanischen Nationen die vorherrschende geblieben, namentlich aber unserem deutschen Volk eigenthümlich gewesen.

Inhalt: Am Gardasee. (Forts.) Erzählung von C. R. Struwy. — Dichterische Widerspiegelungen der Person und Geschichte Jesu. V. VI. Von Franz Delitzsch. — Leiden des Zeitungslesers. Eine Bitte an die Tagesschriftsteller. — Die Türken in Bulgarien. — Am Familientische: Ein Hotze. Zu dem Bilde von H. Sondermann. — Auf der Fuchsjagd. Zu dem Bilde von C. Kröner. — Gebetsgebräuche. Mit 6 Illustr.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 19. August 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. **1876. № 47.**

Der Daheim-Kalender für 1877 ist da!

und tritt auch dieses Jahr wieder bereichert und verstärkt in stattlichem Umfange fertig gebunden zum alten Preise von 1½ Mark vor seine Leser, um freundliche Aufnahme bittend.

Die Redaktion des Daheim und Daheim-Kalenders.

Am Gardasee.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Erzählung von **C. R. Struwy.**

(Fortsetzung.)

Nachmittags trat Candiano noch einmal in mein Zimmer, wie mir schien, unruhig und ungewöhnlich aufgeregt, obschon er das nicht merken lassen wollte. Er sprach von gleichgiltigen Dingen, doch litt es ihn nicht in dem Lehnstuhl, in welchem er es sich sonst so gern bequem machte. Jeden Augenblick sprang er auf, um nach dem Dampfer auszuschauen, der ihn nach Peschiera bringen sollte. Mir war diese Unruhe ein Räthsel; das Duell, von dem er gestern so gleichgiltig geredet hatte, konnte doch unmöglich deren Ursache sein. So verging eine halbe Stunde, bis Narciso zur Thür hinein rief: „Signor Capitano" — er nannte den Grafen immer so — „es ist Zeit."

Candiano schüttelte mir noch einmal die Hand und wendete sich zögernd zum Fortgehen, doch an der Thür kehrte er wieder und sagte: „Doktor, ich habe noch eine Bitte an Sie."

„Ich stehe zu Ihren Diensten," lautete meine Antwort.

„So helfen Sie mir den Knaben befreien."

„Welchen Knaben?" fragte ich.

„Den man heute eingebracht hat. Schauen Sie mich nicht so verdutzt an, als hätten Sie einen Fieberkranken vor sich, Renzo ist kein Schmuggler, es ist Martinas Bruder, der mir eine Botschaft bringen wollte."

„Es wird ihm nicht so schlimm ergehen," tröstete ich, „einige Tage Gefängniß."

„Sie kennen unsere Gesetze nicht, Doktor; er hat einen unserer Leute verwundet und ist Italiener. Ein paar Jahre schweren Kerkers sind ihm gewiß. O, es ist ein furchtbares Verhängniß!" fuhr er leidenschaftlich fort. „Die Schwester habe ich ins Unglück gebracht, und nun soll auch noch der Bruder meinetwegen zu Grunde gehen."

„Und was kann ich thun?"

„Nur heute Abend nach dem Ave Maria Sansthuber auf eine halbe Stunde von der Festung fern halten, für das übrige ist gesorgt."

Narciso steckte wiederum den Kopf zur Thür hinein und mahnte: „Signor Capitano, es ist die höchste Zeit!"

„Ueben Sie ein Werk der Barmherzigkeit," bat der Graf noch einmal. „Ich werde Ihnen dafür ewig dankbar sein. Ich habe hier ja niemand als Sie, dem ich mich anvertrauen könnte. Morgen, wenn ich heimkehre, lege ich Ihnen meine vollständige Beichte ab." Er ging.

Candiano war mir ein Freund geworden, dem ich gern den Dienst, um welchen er so dringend bat, erweisen mochte, auch Martina interessirte mich. Das wären Motive gewesen, zur Befreiung des Burschen zu helfen. Dennoch befand ich mich in Verlegenheit. Einerseits kam es mir bedenklich vor, mich in eine Angelegenheit zu mischen, die nicht nur mir selbst Unannehmlichkeiten zuziehen, sondern mich auch meinen Auftraggebern gegenüber schwer kompromittiren konnte. Andererseits widerstrebte es mir, das Gastrecht, was ich in Malcesine genoß, zu mißbrauchen, indem ich einem in österreichische Ge-

Digitized by Google

fangenschaft gerathenen Verbrecher zur Freiheit verhalf. Ich machte sogar Candiano einen Vorwurf daraus, daß er sich des Burschen annahm, für einen kaiserlichen Offizier wollte mir das nicht passend erscheinen.

Ich vermochte es nicht, zu einem Entschlusse zu kommen, und ging, um doch etwas zu thun, zur Festung hinauf, um mit Perino, dem Bedienten des Grafen, zu reden.

Dieser, ein Südtiroler wie sein Herr, hielt sich mehr zu den Bewohnern von Malcesine als zu seinen Kameraden. Auch in unserm Hotel war er wohl gelitten, namentlich bei der Padrona, mit der er eine Art von platonischem Liebesverhältniß, das ihm reichliche Verpflegung eintrug, angeknüpft hatte. Ich traf jedoch Perino nicht, er war für einen Kameraden auf die Wache gezogen.

Sanfthuber fehlte beim Diner. Er speiste in der Festung, um den Gefangenen, dessen Einbringung in dem einförmigen Garnisonsleben ein Ereigniß geworden war, nicht aus den Augen zu lassen.

Am Abend beschloß ich dem Hauptmann einen Besuch zu machen. Als ich zur Festung hinaufstieg, war die Sonne schon hinter den Bergen des anderen Ufers niedergesunken, und über dem Monte Baldo schwebte der Mond, noch eine glanzlose Scheibe ohne Leuchtkraft, in dem lichtgetränkten Blau des Himmels. Sanfthuber wohnte nicht in dem Offiziersquartier, sondern hatte sich in der Kasematte neben der Terrasse, von welcher man See und Festung überblickt, ein paar Zimmer eingerichtet. Zwischen der Terrasse und einem gegenüber hervorspringenden Felsen lag in mäßiger Tiefe eine seichte sumpfige Lagune, der Sammelplatz unzähliger Frösche, welche Sanfthuber, wie Hardegg behauptete, durch seinen Gesang herbeigelockt und als ein zweiter Orpheus gezähmt hatte. Auf dem flachen Dache oberhalb der Kasematte war jetzt eine Schildwache postirt, um auf den See auszulugen, und wenn sie etwas Verdächtiges bemerkte, die Garnison zu alarmiren. In einem Winkel der Stiege, die von der Terrasse nach oben führte, in einem leerstehenden Heumagazin hatte man den Gefangenen, da ein eigentlicher Kerker nicht vorhanden war, eingesperrt.

Als ich zur Wohnung des Hauptmanns hinaufstieg, tönte mir dessen Stimme entgegen. Er wandelte, ein Polykrates auf seines Daches Zinne, auf der Terrasse hin und her und sang, vielleicht weil ihn der wundervolle Abend sentimental gestimmt hatte: „Einsam bin ich nicht alleine" mit schwärmerischem Ausdruck. Ich wußte, daß er sich ungern stören lasse, sobald er in Melodien schwelgte. Deshalb blieb ich stehen, das Ende abzuwarten. Doch auch diesmal sollte er die Arie nicht zum Schlusse bringen. Als er bis „der Geliebten theures Bild" (er sang: der Geliebten) gekommen war, brach er plötzlich ab, schoß auf die Mauer zu, welche die Terrasse von der Lagune trennte, und schrie hinab: „Was machst Du da unten, Kanaille?"

Diesmal war es jedoch nicht Unkas, der dem Hauptmann in seiner Weise applaudirte, sondern Cintos quiekende Stimme krähte von unten herauf: „Frösche, Signor Capitano, ich fange Frösche, die Herren Offiziere werden Froschschenkel essen."

Nun war Sanfthuber ein wenig Gourmand und Froschschenkel sein Leibgericht. Er rief deshalb etwas ruhiger hinunter: „Sobald Du genug hast, rasch damit in die Küche, die Padrona soll sie in Salzwasser abwaschen und in den Keller stellen."

„Unmöglich," gab Cinto zur Antwort, „der Curat will noch zwei Forellen haben, Theresita hat mir's durch Herrn Stiasny sagen lassen."

„Ungeheuer, und die Schenkel sollen so lange da unten in dem lauwarmen Wasser liegen bleiben?"

„Nehmt sie selber und schickt sie zur Mutter hinüber. O, ich bitte recht schön." Dabei reichte Cinto den an seine Angelruthe gebundenen Binsenkorb über die Mauer hinauf.

Der Hauptmann nahm denselben und ging, etwas, das wie „unverschämte Kreatur" klang, in den Bart brummend, an mir vorüber in das Soldatenquartier hinab. Ich hatte mich in den Schatten der Mauer gestellt, um nicht von ihm bemerkt zu werden. Sobald er verschwunden war, beugte sich die Schildwache von der Höhe des Daches zu mir herab und flüsterte: „Den Schlüssel, Dottore, er hängt links hinter der Thür unter dem Käppi des Capitano" — es war Perino, und Cinto krähte von unten herauf: „Schnell, schnell, der alte Esel kommt sogleich zurück."

Ohne mir eigentlich über das, was ich that, genau Rechenschaft zu geben, nahm ich den Schlüssel von der Wand, sprang die Stiege hinan und schloß das Gefängniß auf. Renzo drängte sich an mir vorbei, huschte über die Terrasse und ließ sich an der Mauer zu Cinto herunter. Beide durchwateten die Lagune und verschwanden hinter den Felsen, Renzo mir mit der Hand noch ein Grazie zuwinkend.

„Zuschließen!" flüsterte Perino, „und schnell den Schlüssel an seinen Platz!"

Mechanisch that ich wie er geheißen und verließ dann, um dem zurückkehrenden Hauptmann auszuweichen, so rasch als möglich die Festung.

Die Aufregung litt mich indes nicht lange zu Hause. Ich stieg wieder zum Hafen hinab und fand dort Narciso mit Cinto beschäftigt, das viereckige lateinische Segel mit seinen vielen Tauen am Mast ihres Bootes zu befestigen, um dieses flott zu machen. Zu meinem nicht geringen Erstaunen aber auch Rosa, welche, den Binsenkorb mit den Froschschenkeln am Arm, stöhnend und schwitzend auf einem Stein am Ufer saß. „Cinto fährt hinaus," sagte sie, „Sardenen zu fangen, jetzt am späten Abend, und die Ora kommt vielleicht; o, ich arme Mutter!" Das Boot wurde vom Strande abgestoßen, und Cinto lenkte desselbe aus der Marine in den See hinaus.

„Herrlicher Südwind," wendete sich Narciso, der zurückblieb, zu mir, „Cinto wird viel Fische heimbringen. Sie werden morgen ein gutes Diner haben."

Rosa erhob sich jetzt von ihrem Stein, reichte mir den Korb hin und seufzte noch einmal: „O, ich arme Mutter! Sehen Sie, das sind die Schenkel des Hauptmanns."

Schon als das Boot noch am Ufer lag, glaubte ich zu bemerken, daß sich unter den Netzen und Tauen etwas rege; als dasselbe sich auf dem See im Dunkel verlor, sah ich darin deutlich zwei Gestalten.

* * *

Die Flucht des Gefangenen machte begreiflicher Weise große Sensation. Es blieb indessen unaufgeklärt, auf welche Weise dieselbe bewerkstelligt worden sei und wer dabei geholfen habe. Für Cinto wäre es eine Unmöglichkeit gewesen, die Mauer der Terrasse zu erklimmen, er schwur hoch und theuer, daß er sogleich nach dem Hauptmann den Platz verlassen habe; auch Perino konnte eine Schuld nicht nachgewiesen werden, er vermochte von der Höhe des Daches nicht zu dem Gefängniß zu gelangen, weil die Stiege durch ein verschlossenes, nicht wohl zu übersteigendes Gitterthor abgesperrt war. Doch erhielt er wegen Unachtsamkeit im Dienst ein paar Tage strengen Arrest. So blieb der Vorfall, über welchen ein langes Protokoll aufgenommen und nach Riva geschickt wurde, unaufgeklärt. Auf mich konnte nicht wohl ein Verdacht fallen, zumal da die Schildwache am Festungsthor, auch ein Südtiroler, nichts davon gesagt hatte, daß ich bei ihr vorbei passirt sei. Doch glaubte ich zu bemerken, der der Hauptmann mich seitdem mit größerer Kälte behandle. Von Gesang war in meinem Beisein keine Rede mehr, sogar eines Wortes würdigte mich Sanfthuber nur, wenn er es durchaus nicht vermeiden konnte, dafür maß er mich um so öfter mit fragenden und vorwurfsvollen Blicken.

Candiano kehrte am Tage nach der Flucht des Gefangenen zurück. Er hatte, wie er vorhergesagt, mit seinem Gegner ein paar Kugeln gewechselt, dann hatten sie sich versöhnt und zusammen gefrühstückt. „Der andere schoß schlecht," sagte er, „und ich war nicht darauf aus, ihn zu treffen. Heute bin ich todtmüde, muß auch versuchen, Perino frei zu machen, morgen komme ich nach Madonna delle Neve hinauf, dort sollen Sie meine Beichte hören."

Am andern Morgen trafen wir uns dort. Gebirge und See lagen eben so still, wie an dem Tage, als ich den Grafen zum ersten Male sah. Kein lebendes Wesen war zu erblicken,

Digitized by Google

nur hier und da hing ein Schmetterling träge an einer Feldblume, oder eine Eidechse schlüpfte über den heißen Felsboden.

„Nehmen Sie nochmals meinen Dank," begann Candiano, indem er mir die Hand reichte. „Sie haben mehr gethan, als ich von Ihnen gefordert hatte. Jetzt sollen Sie meine Beichte hören, ich werde Ihnen ein Stück meiner Lebensgeschichte erzählen.

„Sie wissen bereits, daß ich im Theresianum, der adligen Kadettenanstalt Wiens, erzogen worden bin. Im Jahre 59 kam ich, noch sehr jung, als Offizier heraus und mußte sogleich nach Italien in den Krieg. Bei Montebello verwundet, wurde ich nur durch die Klugheit meines Hundes, der meinen Diener herbeiholte, als ich ohnmächtig auf dem Schlachtfelde lag, gerettet. Nach dem Frieden von Villafranca wurde ich nach Vezzano, dem kleinen Neste halbwegs zwischen Riva und Trient, kommandirt. Nun, Sie kennen ja die Langeweile solch einer kleinen Garnison, und gar nach den Aufregungen des Kriegs. Mit den andern Offizieren harmonirte ich wenig, aber ich war jung und lebenslustig und versuchte auf jede Art in diese farblose Existenz ein wenig Abwechselung zu bringen. So verfiel ich auf allerhand Extravaganzen und wurde zuletzt ein Pferdenarr. Ich kaufte von einem zufällig vorbeikommenden Händler einen Gaul und brachte meine ganze dienstfreie Zeit theils im Stalle, theils auf Spazierritten zu.

„Eines Abends war ich auf dem Wege nach Castel Toblino. Sie wissen, dort im Sarcathal, wo ich mich mit einem Glase guten Iseraweins zu erquicken pflegte. Ich ritt langsam die Straße fort, welche sich in langen Windungen ins Thal hinabzieht, das anmuthige Bild vor mir in der schönen ruhigen Abendbeleuchtung genießend. Da hörte ich über mir ein Geräusch. In einem der Weingärten, welche die Straße einfaßten, lehnte sich halb verborgen hinter dem Reblaub ein junges Mädchen über die Mauer, damit beschäftigt, Feigen zu pflücken. Ein großer Strauß prächtiger Rosen lag neben ihr.

„„Schenk mir ein paar von den Rosen, schönes Mädchen," rief ich, mein Pferd anhaltend, hinauf. — „Die sind nicht für Euch, Signor!" gab das Mädchen zur Antwort, „sie sind für die Madonna drüben in der Lorettokapelle."

„„So gib mir wenigstens von Deinen Feigen," bat ich weiter. Sie nahm ein paar Hände voll und warf die Früchte in mein aufgehaltenes Käppi. Ein Theil derselben fiel jedoch daneben, eine davon traf so heftig die Nüstern meines Pferdes, daß es sich hoch aufbäumte und einen Seitensprung that. Da ich nicht Zeit hatte, die Zügel anzuziehen, wurde ich bügellos und glitt zu Boden. Mein kranker Fuß stieß auf einen Stein, mein Kopf schlug gegen die Mauer, und ich verlor die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, kniete das Mädchen neben mir, bemüht, das Blut, welches mir von der Stirn tropfte, zu stillen. In ihrer Verwirrung hatte sie dazu ihr Busentuch genommen, legte dasselbe aber, als ich es bemerkt hatte, erröthend rasch wieder um ihre Schultern.

„„Verzeiht," sagte sie, „verzeiht, ich war so ungeschickt."

„„Ich war es, nicht Du," erwiderte ich, indem ich versuchte, mich aufzurichten.

„Es gelang mir nur mit Mühe. „Kommt zu uns ins Haus," bat das Mädchen, „ich will Euch stützen, Renzo, führe das Pferd hinauf!"

„Ein noch ganz junger Knabe hatte meinen Gaul am Zügel gehalten, während seine Schwester mit mir beschäftigt war.

„Martina führte mich die Treppe zum Weingarten hinauf."

„Martina?" unterbrach ich den Grafen, „das ist also meine Bekanntschaft vom Dampfschiff?"

„Sie ist es, und der Knabe, welcher das Pferd hielt, war Renzo, den Sie befreit haben."

„Ich bitte, fahren Sie fort."

„Oben nahm mich eine alte Frau, Martinas Mutter, in Empfang, untersuchte meinen Fuß und legte einen kühlenden Umschlag auf die schmerzende Stelle, während mir das Mädchen das Blut von der Stirne wusch. Dann mußte ich es mir in einem Lehnstuhl bequem machen, und alles, was das Haus vermochte: Trauben, Feigen, selbstgebackenes Brot und Wein wurden herbeigeschafft, mich zu erquicken.

„Ueber den weiteren Verlauf der Geschichte werden Sie wohl schon im Klaren sein. Ich kam oft zurück, bis endlich La Torre das tägliche Ziel meiner Spazierritte wurde. So hieß der Pachthof von einem alten Thurm, welcher den Hauptbestandtheil des Hauses ausmachte. Stall und Scheuer waren daran gebaut, und davor befand sich eine kleine Terrasse, von der man eine weite Aussicht in Sarontal und auf den See von Toblina mit seinen tiefen Buchten und hervorspringenden Halbinseln hatte. Um das Haus herum lagen die Weingärten und Obstpflanzungen, deren Bewirthschaftung die alte Frau mit ihren Kindern und einigen Tagelöhnern besorgte. Der Mann der Alten war schon lange von Hause fern. Er stand als Corriere im Dienst des Marchese Malatesta."

„Malatesta?" fragte ich, „das ist der Gemahl der Dame, welcher Sie in Wien ein wenig den Hof gemacht haben. Ich hörte es in Riva."

„Derselbe! Er war nach Wien gekommen, um, ich weiß nicht welche Forderung an das kaiserliche Aerar zu betreiben, und attachirte sich sehr an mich, weil er mir einen Einfluß bei Hofe zutraute, den ich in Wirklichkeit nicht besaß."

„Und die Marchesa?"

„Ich machte ihr den Hof, aber nicht mehr als ein Dutzend andere, die sie umschwärmten. Man nannte uns nur ihre italienische Garde."

„Ich bitte, lassen Sie mich Ihre Geschichte zu Ende hören."

„Sie ist bald zu Ende. Ich kam also täglich und half Martina so eifrig bei ihren Arbeiten, als wollte ich selbst ein Bauer werden. Auch der Mutter machte ich mich so angenehm, als ich es vermochte. Was weiter geschehen, werden Sie errathen. Martina und ich, wir liebten uns. Bei mir tauchte dieses Gefühl schon in den ersten Tagen unseres Zusammenseins plötzlich und überraschend auf. Es war eine schöne, goldene Zeit!

„Martina war verständiger und vielleicht auch ruhiger als ich, indes sie zählte noch nicht achtzehn Jahre und war Italienerin. Vermochte sie den Liebesschwüren eines jungen Menschen von besserem Stand und feineren Sitten zu widerstehen? Ich war selig in der Gegenwart, ohne in die Zukunft hinauszublicken. Martina, gänzlich unbekannt mit der Welt und ihren Ansprüchen, lebte in dem naiven Glauben, daß ich immer in ihrer Nähe bleiben werde. Ich sollte — so bauten wir unsere Luftschlösser — ein Gut neben dem der Mutter kaufen, das wollten wir mit einander bewirthschaften.

„Auch die Mutter hegte phantastische Hoffnungen, wäre es doch nicht das erste Mal gewesen, daß ein Graf ein armes Mädchen geheirathet hätte. Wo sollte ich den Muth hernehmen, mein Glück zu zerstören, indem ich widersprach? Aber nur zu bald sollte dieses Idyll ein Ende nehmen. Eines Abends, als ich heim kam, fand ich eine Botschaft aus Wien vor, welche mich früher mit Jubel erfüllt haben würde. Ein alter Freund meines Vaters hatte mir ausgewirkt, daß ich zur Dienstleistung ins Kriegsministerium befohlen wurde, in acht Tagen sollte ich mich dort melden. Jetzt war diese Nachricht ein Donnerschlag für mich, dem sogleich noch ein zweiter folgte. Am andern Morgen kam ein Trupp Urlauber, der nach Deutschland marschirte, durch Vezzano. Da der Offizier, welcher dieselben führte, plötzlich erkrankte, requirirte er von meinem Hauptmann, mit welchem ich stets auf dem Kriegsfuß lebte, einen Stellvertreter, zu dem ich bestimmt wurde. Mein Widerspruch, meine Bitte wenigstens um einen kurzen Urlaub von ein paar Stunden blieb fruchtlos. Ich mußte abmarschiren, ohne auf dem Pachthofe Abschied nehmen zu können. Da ich mit den Offizieren unseres Kommandos auf dem schlechtesten Fuße stand, schickte ich einen Korporal meiner Kompagnie, Südtiroler wie ich, nach La Torre mit ein paar Zeilen an die Pächterin und dem Auftrage, das Vorgefallene zu berichten. Ihm einen Brief an Martina mitzugeben, wagte ich nicht, ich wollte den Mann nicht zum Vertrauten meines Verhältnisses machen — —

„Von Wien aus schrieb ich zuerst an die Pächterin, ohne Antwort zu erhalten — wahrscheinlich ist ihr der Brief gar nicht zugekommen; dann an einen Kameraden nach Arco,

Digitized by Google

gestand ihm meine Liebe zu Martina und bat um seine Vermittlung und um Nachricht. Ehe die Antwort kam, verging eine geraume Zeit. Sie wissen, solche freundschaftliche Kommissionen werden leider nicht immer pünktlich ausgeführt. Endlich erhielt ich die Mittheilung, der Pachthof stehe leer und dessen Inwohner seien ins Königreich — man wußte nicht wohin — verzogen.

„Ich will mich nicht besser machen als ich bin. Wie ich nach Wien kam, war es mir, als kehre ich aus einem Zauberlande in die Wirklichkeit zurück, und es wurde mir allmählich klar, daß die Luftschlösser, welche wir in La Torre gebaut hatten, eben Luftschlösser gewesen seien. War ich doch ein armer Offizier, der, wenn er seine Charge quittiren mußte, nichts zu leben hatte. Aber das rechtfertigt mein Benehmen keinenfalls, und ich komme jetzt zu dem schlimmsten Theil meiner Bekenntnisse, für welche ich nur die geringe Entschuldigung habe: Ich war kaum neunzehn Jahre alt und lebte in Wien. Meine Stellung, meine Familienverbindungen zogen mich in einen Strudel von Zerstreuungen, denen ich mich anfangs widerwillig und um mich zu betäuben hingab, hinein. Später begannen die Zauber der Kaiserstadt mich zu umstricken und statt, wie es meine Pflicht gewesen wäre, nach Martinas Aufenthalt zu forschen — durch Malatesta wäre mir das vielleicht möglich gewesen — verblaßte ihr Bild nach und nach. Weil ich nach einem Grunde suchte, ihr zu zürnen, kam ich allmählich dahin, mir vorzuspiegeln, sie habe mich aufgegeben. Wie hätte sie mich sonst wohl so ganz ohne Nachricht lassen können! Jetzt weiß ich freilich sehr gut, daß der Armen ihr Stolz verboten hat, mir ihr Unglück zu enthüllen.

„Erst als ich nach zwei Jahren zu meinem Regiment zurückkehrte, trat die Vergangenheit mahnend nnd drohend wieder vor mich hin. Mit klopfendem Herzen suchte ich den Pachthof auf. Der Bauer, welcher dort wirthschaftete, wußte mir über den Aufenthalt der früheren Bewohner keine Auskunft zu geben; doch hatte er, bald nachdem dieselben fortgezogen waren, gehört, die Pächterin sei gestorben und Martina sei zu früh von einem todten Kinde entbunden worden."

Der Graf stützte lange schweigend sein Haupt auf die beiden Arme. „Das sind," sagte er endlich, „die bösen Geister, die ich hier oben bannen möchte. Vergebens! Ich sehe sie oft in meinen Träumen, wie sie über den See schwebt, die Hand drohend gegen mich aufgehoben, das todte Kind in dem Arm."

„Sie erzählten mir," fragte ich, „daß Renzo Ihnen eine Botschaft gebracht habe. Will Martina Sie wiedersehen?"

„Hören Sie das Ende der traurigen Geschichte: Von Verona, meiner Garnison, aus forschte ich auf jede mögliche Weise nach Martina, durch Erkundigungen, durch Briefe, durch Inserate in Mailänder Zeitungen. Umsonst! Nach dem Frieden von Villafranca war es für uns Oesterreicher sehr schwer, im Königreich Verbindungen anzuknüpfen. Haß und verletzter Nationalstolz hatten für uns an der italienischen Grenze eine chinesische Mauer aufgerichtet. So blieben alle meine Schritte fruchtlos, die Familie von La Torre war wie in den Erdboden versunken, und erst durch die Erzählung Ihres Abenteuers auf dem Dampfer vernahm ich, daß Martina in unserer Nähe weile."

„Und will Martina Sie wiedersehen?" fragte ich noch einmal.

„Ich habe ihr mehr als einmal geschrieben, aber die Antwort war stets die nämliche: Was willst Du von mir? Du kannst mir meine zerstörte Jugend nicht zurückgeben, nicht wieder gutmachen, was Dein Leichtsinn gesündigt hat! — Und dennoch — ich muß sie wiedersehen, und ich werde es. Sie kennen mich, was ich mir einmal vorgenommen habe, das setze ich durch trotz aller Hindernisse. Wenn ich ihr Aug' in Auge sagen könnte, wie sehr ich bereue, vielleicht würde sie mir vergeben und ich meinen Frieden wiederfinden." (Fortsetzung folgt.)

Deutsche Städte und Bauten.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

X. Burg Trausnitz.

Verlassen wir die Kapitale der bairischen Hochebene und eilen an den Gestaden der weiß aufschäumenden Isar an der Stadt Corbinians und Herzogs Grimoald, der uralten Stadt Freising, vorüber, so tauchen bald am Horizont zur Rechten des breitgeschlungenen Flußbettes zwei erhabene Punkte auf. Mehr zur Linken steigt nadelgleich die Spitze der Landshuter Martinskirche empor und zur Rechten wetteifert mit ihr an Höhe ein vielspitziger Schloßkomplex, der sich südlich eines saubern Städtchens aufbaut, zu dessen Seiten jetzt das Dampfroß schnaubend Halt macht.

Ueber die Isarbrücke gewandelt, magst du manch altväterliches chorgeschmücktes Haus ins Auge fassen oder die verschiedenen Bildsäulen und monumentalen Bauten betrachten, welche die geräumigen Plätze zieren; uns zieht es hin zu dem Hochaltar der Stadt, bevor wir die ragende Burg zu unsern Häupten betreten. Ueber dem dreischiffigen Kirchbau, der seinen Namen zu Ehren des heiligen Ritters trägt, der gewöhnlich an die Stelle des Allvaters im germanischen Kultus getreten ist — noch heute künden Sagen vom Reiter im fliegenden Mantel, der alljährlich im Frühlingsmonat um Mitternacht durch die Straßen sprengt — schwingt sich, von der Chorhalle ausgehend, der verjüngte Pyramidenbau in sieben Absätzen 454 Fuß hoch zum Himmel empor. Die über einander sich thürmenden Streben an der Ecke, die fünf massiven Galerien, die spitzbogigen Mauerblenden, die verzierten Bogenfenster zeugen von der Energie der Erbauer, der Bürger Landshuts, die zweiundeinhalb Jahrhunderte lang ihre ganze Zähigkeit einsetzten, den Thurm weithin blickend als Leuchte ihrem Tempel zu vollenden. Wir scheiden von ihm mit dem Eindruck „eines einheitlichen, außerordentlich kühnen Gebildes eines auf seinen mathematischen Kalkul pochenden Meisters der Gothik". An die Stelle der Anmuth tritt die Kühnheit, an die der Lebendigkeit die Richtigkeit. Es ist ein stolzes Epigonenwerk der deutschen Gothik, vollendet durch deutscher Bürger Hand. Und in Gedanken an die Zeiten, wo Bürgerstolz idealen Zwecken Jahrhunderte lang die schaffende Hand lieh, an das kernige selbstbewußte Volk, das nicht nur zu beschließen wußte in Rath- und Zunfthaus, sondern beharrlich Stein zu Stein und Reihe an Reihe setzte, wenden wir uns an den Häusern vorüber, die an den „Hofberg" gleich Küchlein an die Henne sich anschmiegen, und treten in die Kühle der schattenden Bäume, welche den Fuß der massigen Veste bekleiden.

Bis wir zur hochgelegenen Einfahrt die Laubgänge hindurch aufsteigen, magst du dir noch zur Unterhaltung die Frage vorlegen, welcher Sprache der Name der Burg entstammt. Ursprünglich Landeshuot bezeichnend geheißen, gab sie der Stadt zu ihren Füßen Namen und Entstehung und ward erst später Trausnitz getauft. Die einen Gelehrten leiten dies Wort ab aus dem Keltischen und deuten es „Sitz am Strom", andere verbinden es mit Vetternamen im Bairischen wie Scheßlitz, Pegnitz, Rednitz und theilen ihn den Slaven zu, die meisten machen es sich bequem und behaupten, er drücke die Warnung der Landeshut aus: „Trau sein nicht." Du magst dich, pflichtest du den letzten bei, des Scherzwortes Friedrich des Schönen erinnern, der, als sie ihn auf die Trausnitz im Thale führten, die nördlich der Donau in der Oberpfalz einsam trauert, mit bitterem Scherz ausrief: „Es heißt billig Trausnicht, weil ich nicht entraut hätte, daß ich solcher Weise her solt geführt werden."

Hast du dir die Sache überlegt, welchem Volk du Name und Gründung der Burg beilegen willst, so treten wir ein in das Denkmal des Mittelalters durch das äußere Thor in den Vorhof, den eine verwirrende Reihe von Galerien, Vorwerken, Thürmen und dem ganzen mittelalterlichen Festungsrüstzeug umgibt, das gegen die andringenden Hellebarden und die wuchtigen Streitkolben jeden Punkt, jeden Fußbreit Land, jeden Rain vertheidigte, während jetzt die „Fernhintreffer" unsern Belagerern ganze Festungen räumen lassen, ohne daß eine Klinge die Scheide zu verlassen braucht.

Digitized by Google

Burg Trausnitz bei Landshut. Originalzeichnung von R. Stieler.

Digitized by Google

Hier vor uns steigen aus den Basteien mit ihren des Drohens müde gewordenen Schießscharten die Thürme gleich Zwillingskrystallen, einer sich hebend über dem andern, vielspitzig und vielgipflig empor; an den Ecken die stärksten Wehren, die dicksten Mauern, zur Rechten vom Alter graue Zinnen, deren enge Fensteröffnungen des Baues Jahrhunderte bezeugen, zur Linken ein reckenhafter Luginsland, der stromauf stromab einst den spähenden Wächter blicken ließ in die Ferne.

Doch daß nicht allein die Vergangenheit den Schleier vor die Augen uns lege, dafür sorgt die bunte Menge, gelagert auf moosigen Platten und hellschimmerndem Rasen. Es sind frische Burschen der Alma mater im Süden, die zur Mutterstadt der Hochschule*) hierher eilten, nach dem Stiftungskommers drunten in der Stadt hier auf luftiger Höhe dem Gambrinus das Frühopfer zu bringen. Die jugendfrohen Gesichter, denen die Schmarre das Siegel überströmenden Muthes verleiht, die Häupter geschmückt mit den Symbolen ihres selbstgeschaffenen Staatslebens, die strammen Gestalten der bajuvarischen „goldnen Jugend", geziert mit „Koller und Kanonen", die bunte Schar, unter der das Horn voll süßen Meths kreisend die Runde macht, erscheinen sie nicht selbst zum Relief des Bauwerks als ein heiteres, ja begehrenswerthes Ueberlebsel aus den Zeiten, wo einst hier Turnierlanzen krachten und Herzogs Christoph ritterliche Kraft den polnischen Prahlhans höhnend zu Fall brachte? Und jener Sänger dort, der ambulirend die Werke seiner Dichtkunst auf den Markt bringt, dem jetzt der Strohkranz neckisch die Dichterlocken deckt, soll er der Abglanz sein jener Sänger, die einst hier buhlend um die Huld der Großen von Lenz und Liebe sangen? Doch weg mit der Ironie, laßt uns fröhlich sein mit den Fröhlichen, laßt uns den Frühschoppen auf der Trausnitz mitleeren, der natürlich mit Rücksicht auf „unsere berechtigten Eigenthümlichkeiten" zu einem „Frühmoaßl" wurde, und dann uns neugestärkt die Wanderung antreten durch das Schloß der Wittelsbacher! Noch einen Blick in den riesigen Burgkeller, zu dem eine breite Treppe hinabführt! Hier unten im dreischiffigen kirchenähnlichen Raum lagen einst zwei Riesenfässer, deren eins 1300 Eimer hielt und mit Treppen und Galerien dem Heidelberger wenig nachgab, wenigstens, was die Form betrifft. Den Inhalt betreffend, so scheinen die Lacrimae Petri, die bei Landshut wachsen, durchaus keine Lacrimae Christi zu sein, und die Bemerkung des Chronisten Münster über den bairischen Wein: „und wächst guter Wein da, so jemand gern Essig trinkt", lautet gar nicht einladend. Durch einen zweiten Schloßzwinger, an dem ein Wachtthurm lehnt, der die vielversprechende Inschrift trägt: „Hic iter in Elysium nobis" (Hier geht unser Weg ins Elysium), wandern wir über Zugbrücken und Steintreppen zum innersten Heiligthum, dem „Schlosse". Hier von der Doppelgallerie herab, die mächtige Hirschgeweihe schmücken, bewillkommten die bairischen Herzöge Otto und Ludwig, Heinrich und Georg und später im 16. Jahrhundert Albert und Wilhelm ihre Herren Vettern, wenn sie, die kühnen Ritter, von Ingolstadt und München, von Sulzbach und von Heidelberg, von der Donau und vom Rhein hierher zu Festesglanz und Turnierlärm kamen.

„Verschallt der Schwert- und Sporenklang!" Im Erdgeschoß lagen einst Küche und Keller, der Zehrgaden und das Brunnengewölbe, die Silberkammer und das Todtenkämmerlein. Der nächste Eingang führt uns durch eine Vorhalle in die große Türnitz. Hier im Speisesaal wurden die Reisigen und die Fremden, die Hausoffiziere und das Gesinde bewirthet.**) Ursprünglich war es der Trink- und Fechtsaal der Ritter und Knappen, der Mittelpunkt des rauhen Lebens, wo die Macht der Faust gewöhnlich allein entschied über Sein oder Nichtsein. Und sollte in diesem Namen Türnitz nicht auch der Kern des Namens Trausnitz stecken, der, ein wichtiger Theil, dem Ganzen den Namen lieh, den die Burg abgetreten hatte der Stadt zu unsern Füßen?

*) In Landshut war 1800—26 die Universität, die früher in Ingolstadt, jetzt in München ihren Sitz hat.

**) Jetzt lagern hier die Akten des Archivs, dem Dr. Jörg vorsteht, der bekannte bairische „Patriot".

Betreten wir nun die Fürstengemächer selbst, so sehen wir wohl hohe Gelasse und Säle, Schildereien aus Josephs Leben, Achilles und Hektor im Kampf um Troja, den Curtius in die Tiefen stürzen, den Caesar erdolcht. Doch die Prachtgemächer und Rittersäle stehen leer von den eichenen Tischen, den geschnitzten Stühlen, den sauberen Spinden, den mächtigen Humpen; vergebens suchen die riesigen Kachelöfen die weiten Räume zu erwärmen. Ueber die Narrenstiege hinab, die der sprudelnde Humor der italienischen Künstler am Hofe Wilhelms V gebildet hat und die in den „sonderbarsten Narrentheidungen" à la W. Busch die Liebesabenteuer des alten Gecken Scaramuccio darstellen, gelangen wir in die St. Georgen-Schloßkapelle. In Form einer Doppelkirche gebaut, verdankt der nach Skulpturen und Säulenwerk romanische Grundbau seine Entstehung dem Gründer von Burg Trausnitz, dem Herzog Ludwig dem Kelheimer, dem Nachfolger Ottos von Wittelsbach. Den Uebergang vom Romanischen zum Gothischen bildend, erscheinen neben einander Rund- und Spitzbögen. Das zierliche Sakramentshäuschen, die vier gothischen Altärchen ließ hier der Kunstsinn Ludwig des Reichen entstehen, der nach einer Marmortafel am Hochaltar die Kapelle erneuerte. Er war es auch, der ungefähr zur nämlichen Zeit die Hochschule in Ingolstadt, die 1826 nach München wanderte, schuf, zu der sein Vetter Philipp der Aufrichtige zu Heidelberg der Herberge des Humanismus in Deutschland den Grundstein legte.

Doch hinaus ins Freie, uns dürstet nach dem vielen Merkwürdigen und Interessanten nach frischer Lebensluft!

Nach kurzer Rast im schattigen Löwenzwinger, wo einst Albrecht V seine Schoßhündchen, ein paar Sudanlöwen, zappeln ließ, zieht es uns hinan zu der Zimmerflucht im oberen Geschoß, welche der jetzige König von Baiern nach einem Besuch im Jahre 1869 königlich wiederherstellen ließ. Reiches Getäfel, mit Arabesken und Rosetten geziert, schmückt die Plafonds, rothe golddurchwirkte Seidentapeten verherrlichen den Empfangssaal. Und alles, was das staunende Auge an Kunstgegenständen und Einrichtung erblickt, verdankt einheimischem Fleiß, das meiste der Landshuter Bürgerschaft, seinen Ursprung. Die Burg der Wittelsbacher ist geschmückt von den Bürgern der Wittelsbacher!

An den hohen Fenstern der schimmernden Säle fesselt aber jetzt unwiderstehlich den Blick das bunte Bild der breithin gelagerten Gaue. Noch wäre der Kunst genug zu kosten, doch die Ferne der Aussicht zieht uns die Sinne an; wir sehen die Isar blitzen und die Fluren sich baden im abendlichen Licht.

Vom hohen Söller am Schluß der Säle herab lassen wir aus den Bogenöffnungen den Blick gleiten auf die Nähe und Ferne. Wir sehen: Bis hierher zieht am Isarufer eine Kiesbank mit hohen Ufern; nach Norden bricht die Hügelkette ab. Diese Gunst der Lage mochte schon die Kelten zur Besitznahme anlocken; auf allen Seiten ringsum haben die Römer dem Erdreich ihre Fußstapfen eingeprägt. Nach Norden zog die Steinstraße in der Richtung von Reginum (Regensburg), nach Süden auf Juvaria (Salzburg) und an die Gestade des Ammersees. In Straßburg, Woka und Viehbach ringsum waren Römerschanzen und Römerlager. Hier selbst mag eine steinerne Warte noch einsam ein halbes Jahrtausend getrauert haben, bis der Blick der Wittelsbacher, die Regensburg als Mittelpunkt des Baierlandes aufgeben mußten, auf diese Stelle fiel und die ersten Herzöge Burg und Stadt gründeten. Das Castrum Landzhut des 13. Jahrhunderts umschloß Fürstensitz und Bürgerhaus mit den gleichen Ringmauern.

Und Freud und Leid sah die stolze Trausnitz, der Augapfel der Wittelsbacher, in bunter Abwechslung. Sie hörte den Festesjubel, als Ludwig der Reiche sich mit der Tochter vom Strande der Elbe vermählte, als die Königstochter aus Polenland seinem Sohn Georg dem Reichen die Hand reichte. Wie tönten damals die Drommeten, wie klangen die Hörner! Hier sah das Licht Maximilian I, unter dessen Regierung die Stürme des männermordenden Krieges Baierns Gaue verheerten, hier weilte sein Gegner, der Siegesheld Gustav Adolph, und ließ, entzückt von der Aussicht bis zu den Alpenkämmen und den Donaugrenzen, Stadt und Schloß schonen. Aber einer

Digitized by Google

steigt aus dieser langen Reihe von Fürsten und Rittern vor unsern Blicken auf, dessen Andenken die Seele umtrauert. Ein Kind dieses Schlosses, ein Enkel Otto des Erlauchten von Baiern, zog er hinab, begleitet von den Wünschen einer Königin, seiner Mutter, den Landen zu, welche die Firne der Alpen uns dort im Süden verdecken. Kühn warf der Jüngling den Fehdehandschuh trotz Papst und Bannfluch dem welschen Thronräuber hin, und standhaft fällt der Sprosse aus dem Blut der Hohenstaufen und Wittelsbacher im edlen Kampf für Gut und Krone auf fremder Erde!

Sieh jetzt die Gipfel des Wendelsteins und des Kampen bestrahlt vom erlöschenden Licht; es glitzert die Isar und es leuchtet in Purpur der hohe Thurm — die Sonne stirbt und umschimmert alles, was sie erreicht mit ihren Strahlen!

So starb auch, ein Schimmer für ewig, jener Konradin, der Sprosse von Trausnitz!

Dr. C. Mehlis.

Dichterische Widerspiegelungen der Person und Geschichte Jesu.

Nachdruck verboten. Ges. v. 11. VI. 70.

Von Franz Delitzsch.

VI. Pressel. (Schluß.)

An der Ausführung dieses sinnig erfundenen Aufrisses läßt sich freilich manches aussetzen. Die Briefform ist nichts als äußere Form; denn in Wechselwirkung treten Priscilla und Sabina gar nicht, Sabina ist reines Objekt. Die geographischen, topographischen, liturgischen Beschreibungen ergehen sich zu sehr ins Breite; das Gastmahl, welches Kaiphas dem Prokurator zu Ehren gibt, dehnt sich wie das des Trimalchio bei Petronius. Es ist ein Anachronismus, daß der Verfasser der Sara seine Privatansicht über die Lage des Paradieses am Schät-el-Arab in den Mund gibt, und daß er im Lehrhause des Gamaliel die alttestamentlichen Bücher nach Kapiteln citirt werden läßt. Es verliert sich ins Tendenziöse, wenn er nicht allein den Agricola zu einem Schwaben macht, sondern wenn Priscilla in Rom auch aus dem Munde eines römischen Soldaten ein Loblied auf die deutsche und zwar schwäbische Heimat hören und sich übersetzen läßt, und wenn der Centurio in Capernaum zu einem Deutschen vom Donaustrand gestempelt wird. Wir können auch nicht umhin, es zu tadeln, daß der Verfasser seine Hypothese, der zweite Theil des B. Sacharja Kap. 9—14 sei von dem mit Jesaia befreundeten älteren Sacharja, in den Anmerkungen zum ersten Theil wie eine ausgemachte Sache hinstellt. Um aber zu zeigen, daß wir uns durch Wahrnehmung solcher Schwächen die Freude an dem gelehrten und schönen, dichterisch kühnen und doch der Geschichte, welche über alle Dichtung unendlich erhaben, die Ehre gebenden Buch nicht haben verkümmern lassen, theilen wir zwei Stellen mit, welche ausreichen werden, um das Verlangen nach näherer Bekanntschaft damit zu wecken. Im ersten Brief gibt Priscilla ihrer Freundin ein Bild des seltsamen Volks, unter welchem sie sich heimisch machen soll.

„Ich habe es bisher," schreibt sie, „aus eigener Erfahrung kaum kennen gelernt; die wenigen Angehörigen desselben, welchen ich in Rom begegnete, sind an mir nur vorübergestreift; ich sah das Fremdartige ihrer Physiognomie und Tracht; ich hörte einzelne Laute ihrer Sprache; ich bemerkte, mit welcher Rührigkeit, auch Zudringlichkeit sie ihre Waaren feilboten — jedoch das ist ja so gut wie nichts, ich kann vorjetzt nur urtheilen nach den Erfahrungen anderer, aber da lautet freilich alles so ungünstig wie möglich. Sie sollen das widerwärtigste Volk des römischen Reiches, ja vielleicht der ganzen Welt sein. Nicht nur daß ihre Sitten und Gebräuche sich von denen aller andern Völker unterscheiden und sie mit einer unerhörten Zähigkeit daran festhalten, sondern dasselbe Volk, welches sich in alle Provinzen des Reiches, in alle Schichten der Gesellschaft eindrängt, welchem man in Rom wie in Griechenland, Spanien und Nordafrika, in den Theatern wie auf den Märkten, in den Villen der Senatoren und am kaiserlichen Hof bis herunter in den gemeinsten Quartieren begegnet, und welches eben so um abgetragene Kleider und abgelegten Schmuck schachert, wie es den Großhandel an sich zu reißen sucht, eben dieses Volk achtet alle Völker der Erde, achtet selbst das römische Volk für unrein, und meint seine Heiligkeit zu entweihen, wenn es nur ein Stückchen Brot mit uns essen oder das prachtvollste Gefäß aus einem römischen Hause unter seine elendesten Töpfe stellen würde. Dasselbe Volk, dessen Tempel und Altar gleich den Tempeln und Altären aller Völker von der Donau bis zum Atlasgebirge und von dem Euphrat bis zu den Säulen des Herkules der römische Jupiter sich unterworfen hat; das Volk, dessen Thron umgestürzt, dessen Scepter zerbrochen, das ein Sklave des römischen Volks geworden; das Volk, welches für Kunst und Wissenschaft, für alles Schöne und Edle kaum einen Geschmack hat, eben dieses Volk, welches zum verachtetsten aller Völker herabgesunken, hat die Anmaßung, die lächerliche, ja beleidigende Anmaßung, zu behaupten, sein Gott sei der einzig wahre Gott und es selbst das erste Volk der Erde; alle anderen Götter seien eitel und nichtig, alle anderen Völker dazu bestimmt, seiner Herrschaft sich zu unterwerfen, und es werde aus seiner Mitte einst ein Mann hervorgehen, welcher sich der Welt als der König aller Könige, als der Priester aller Priester, als der Seher aller Seher erweisen werde."

In einem der letzten Briefe beschreibt Priscilla, was sie miterlebte, als der Prokurator den mißhandelten Christus aus der Geißelkammer auf die Terrasse hinausführen ließ.

„Der Anblick," schreibt sie, „war entsetzlich. Die Kinder und wir Frauen konnten uns nicht mehr halten, wir schrieen laut auf, eben so Tausende der Volksmenge drunten; der Prokurator selbst war so erschüttert, daß er den Obersten und dem Volke zurief: „Sehet, welch ein Mensch!" Nochmals hing es an einem Haar, so wäre der Schrei des Mitleids und der Erbitterung über diese Behandlung zum Sturm angewachsen und über die Obersten hinweggebraust. Aber unter dem Purpur des Hohenpriesters Kaiphas und dem Rabbimantel Schammais schlug kein Herz für diesen Anblick, sondern waltete nur die kalte Berechnung des Augenblicks, und wie mit dem Zischen der Schlange ihre ganze Brut emporzüngelt, erscholl es wieder, als die Obersten den Ruf erhoben, von allen Seiten: „Kreuzige, kreuzige ihn!" Der Boden zitterte unter dem Geschrei der Wüthenden; der Staub, welchen sie aufwarfen, wirbelte durch die Luft; das Gedränge nach den Stufen ward immer gewaltiger; der Prokurator droben in seiner Angst ließ die Terrasse mit Soldaten besetzen — ruhig inmitten dieses Sturms der Leidenschaft und der Angst stand nur Einer, stand der Verurtheilte und Mißhandelte, der König des Himmelreichs in seiner Schande und seinen Schmerzen. Er sprach kein Wort; die Lippen, denen einst Wind und Wellen gehorchten, und vor welchen diese Obersten im Tempel gezittert hatten, sie schwiegen; diese Hände, unter welchen die Krankheiten gewichen und wenige Brote tausende gespeist hatten, sie hingen kreuzweise gebunden; dieses Antlitz, vor dessen Blick die Sünder sich gebeugt und die Angefochtenen zu neuer Freudigkeit aufgelebt, es war von Blut überflossen, und doch — er stand so ruhig, daß uns immer wieder das Wort des Täufers durch die Seele ging: Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt!"

Abgerechnet die ungerechtfertigte Einmischung Schammais, welcher damals schwerlich noch lebte, ist diese Ecce-Homo-Scene wahrheitsgemäß und tiefempfunden. Vergeblich hat Wünsche in seinem „Lebensfreudigen Jesus" (1875) diesen Ecce-Homo-Zug aus dem Antlitz Jesu wegzuglätten gesucht; er bricht in seinem eigenen Buch immer wieder hervor durch die lose Tünche. Wünsche selbst hat in seinem „Leidenden Messias" (1870) gezeigt, daß auch die alte Synagoge sich den Messias nach Jesaia Kap. 53 als Mann der Schmerzen dachte, der auf dem Wege freiwillig übernommener innerer und äußerer Leiden zum Thron der Herrlichkeit aufsteigt. Es ist nicht eine dogmatische Zuthat zu seinem Leben, daß er die Sünde seines Volks und der Menschheit auf sein Herz und Gewissen nahm, um sie durch sein Selbstopfer zu sühnen; sein Selbstzeugniß sagt es, seine

Digitized by Google

alt- und neutestamentlichen Zeugen sagen es. Ohne diesen Grundzug wird sein Bild zum Zerrbild. Gerade dieser Grundzug gibt ihm seine Anziehungskraft für Lebende und Sterbende. „Der Anblick, der sich uns darbot," fügt dort Priscilla hinzu, „war entsetzlich, und doch mußten wir unverwandt nach Ihm hinschauen; Entsetzen ergreift mich, wenn ich daran denke, und doch wird dieser Anblick des Unvergleichlichen mein Leben lang mich begleiten und mein Trost sein, bis meine Augen einst im Tode brechen."

VII. Dulk, Govean und de Rougemont.

Man hat auch Versuche gemacht, den Christus der rationalistischen Auffassung auf die Bühne zu bringen und nicht zufrieden damit, daß das Theater eine weltliche volksthümliche Stätte der Geistesbildung und des Kunstgenusses sei, es der Kirche als eine Art Gegenkirche entgegenzustellen. Aus dieser unverhohlenen Absicht sind die Christusdramen Dulks und des Italieners Govean hervorgegangen.

Dulk in seinem „Jesus der Christ. Ein Stück für die Volksbühne in neun Handlungen mit einem Nachspiel" (Stuttgart, 1865) will Jesus den Menschensohn verherrlichen, aber mit der ausgesprochenen Tendenz, den unversöhnlich mit dem Prinzip des Menschenverstandes streitenden Wunderboden des Christenthums zu durchbrechen. Was Baur und Strauß, seine Landsleute, durch wissenschaftliche Kritik geleistet, will er mittelst dramatischer Kunst, welche das rein Menschliche ergründet und den idealen Kern politischen, religiösen und gesellschaftlichen Geschehens aufzeigt, in Anschauung und Bewußtsein des Volks überführen. Aber an die Stelle des Mythus, der ihn anwidert, setzt er zwiefach widerliche Fabeln, widerlich, weil ihnen alle historische Wahrscheinlichkeit abgeht, und widerlich, weil sie das Leben des Erlösers zu einem täuschungsvollen sentimentalen Theaterstück verzerren. Jesus geht aus dem Essäerorden hervor, Joseph von Arimathia weiß durch essäische Heilkunst den in dem Gekreuzigten und Begrabenen übrig gebliebenen Lebensfunken wieder anzufachen und ihn aus dem Felsengrab herauszuführen, indem Essäerjünglinge (vom Mythus zu Engeln gemacht) mit Fackeln und Hosiannaruf die römischen Kriegsknechte überrumpeln, und das Ende ist dies, daß der durch die Kreuzesqualen Geschwächte auf einer Bergkuppe nebelbildartig erscheint und, nachdem er Abschiedsworte zu seinen Jüngern gesprochen, zu Boden sinkt und mit dem Ruf: „Er ist hin!" von Joseph von Arimathia aufgehoben und von den Essäern bei Seite geschafft wird. Sofort der Eingang charakterisirt den Geist des Ganzen: Jesus tritt aus der Abgeschiedenheit des Essäerordens in die Oeffentlichkeit hinaus und beugt sich unter die zum Segen erhobenen Hände Josephs von Arimathia, der zu ihm spricht:

> Dein Eifern im Gesetz sei dir gesegnet!
> Gesegnet deine Bahn! Du bist, mein Sohn,
> Wie wenig Jünger ausgerüstet, Gutes
> Und Bleibendes zu wirken — denn mit dir
> War stets mein ganzes Herz, und seit ich fühlte,
> Daß du dem innern Bund nicht bleiben würdest,
> Hab' ich ja heimlich früh dich mit der Kunde
> Und höhern Wissenschaft der Therapeuten
> Vertraut gemacht, und selten reichen Schatz
> Der Kunst der Leibesheilung nimmst du mit dir ...,

worauf Jesus antwortet:

> Und reicher an der Kunst des Seelenheils.
> Von Gott kommt alles — alles geht zu Gott.

Noch kecker schaltet Felice Govean in seinem „Jesus Christus. Drama in fünf Abtheilungen", welche Paynes Salon 1875 in deutscher Uebersetzung als eine „Stimmungsprobe des freisinnig denkenden und stilvoll dichtenden Italiens" anpreist, mit dem evangelischen Geschichtsstoff. Er beginnt damit, daß Pilatus und Kaiphas sich in dem Hause Marias von Magdala treffen, der damals, wie fingirt wird, umworbensten jerusalemischen Hetäre. Aber in der Gesinnung dieser ist eine Wandelung eingetreten: die Weltlust ist ihr, der Leserin des Phädons Platos, ein Ekel geworden, und indem der Landpfleger und der Pontifex über Jesus, den wunderthätigen Volkslehrer, in Wortwechsel gerathen, wird sie von Theilnahme für ihn ergriffen. Sie gibt ihre Sklavinnen frei, leistet als angehende Jüngerin Jesu der Gattin des Pilatus, ihres Buhlen, Abbitte, und Claudia Procula begibt sich mit ihr nach der Kidronvorstadt, um den heute dort erwarteten Jesus zu hören. Tiefverhüllt drängen sie sich durch das Marktgewimmel mit den auf Jesus harrenden Kranken dazwischen; auch Kaiphas mit dem Priester Nathan ist auf dem Platze, schon jetzt mit Judas Ischarioth komplotirend. Jesus kommt, gestützt auf Johannes; er predigt in Worten der Evangelien und heilt einen Blinden; Maria wird von Liebe und Claudia von Bewunderung hingerissen. Dann folgt die Versuchung. Hannas mit Kaiphas und Nathan suchen Jesus dafür zu gewinnen, daß er sich zum Könige Messias salben lasse und sich an die Spitze des Volks stelle, um die Römerherrschaft zu stürzen — sie suchen ihn einzuschüchtern als Mitwisser um seine Geburt, deren Wunder lediglich auf einem dem Joseph gespielten Priesterbetrug beruhe. Er aber bleibt ihren Drohungen gegenüber unerschütterlich. Magdalena bringt ihm die erste Kunde des geplanten Verraths; die Liebe der schönen Büßerin zu ihm verräth eine starke Dosis weiblicher Natürlichkeit. Die 4. und 5. Abtheilung führen die Katastrophe vor. Magdalena, mit einem Briefe Claudias kommend, fleht um Schonung des Unschuldigen. Pilatus, im Gefühl seiner Ohnmacht, weist sie ab, indem er sagt: Herrsche wie zuvor über die Herzen, sei wieder die Göttin der Freude! Während Jesus duldet, bleibt sie allein unter dem Kreuze; die Natur geräth in Aufruhr, Todte stehen auf, nämlich vermeintlich, denn in Wirklichkeit sind es von Pilatus entkerkerte Johannesjünger. Die Apostel und diese Johannesjünger fassen den Entschluß, den Gekreuzigten zu rächen: Machen wir Proselyten, daß wir zu Legionen anwachsen und in seinem Namen die Erde beherrschen! Magdalena aber entgegnet heftig: O Petrus, wenn ihr jetzt, wo er kaum todt ist, schon seine Worte fälscht, was werdet ihr später thun! Erhebe dich, jugendlicher Johannes, du sein Lieblingsjünger, und entreiße das Gedächtniß des Meisters den Gewaltthätigen!

So macht Govean die frühere jerusalemische Aspasia zur Trägerin der Religion der Liebe und drückt Petrus herab, der, sowie er ihn auffaßt, nur das Produkt eines Rückschlusses vom Papst auf dessen angeblichen Vorgänger ist. Jesus selbst ist nichts als ein edler Moralist und Menschenfreund, der bis aufs Blut gegen ein starres heuchlerisches Kirchenthum ankämpft. Sein Ursprung ist obscur und was der Verfasser von seinem Ende denkt, läßt die Quasiauferstehung der zwei Johannesjünger vermuthen. Seine Heilungswunder sind wie bei Dulk lediglich geschickte und glückliche Kuren, mit dem Unterschiede nur, daß er bei jenem seine medizinischen Kenntnisse aus dem Essäerorden, hier aus Aegypten hat. Eine dieser Kuren, eine Blindenheilung, ist der Höhepunkt des zweiten Akts. Hast du die Nadeln bei dir, fragt Jesus den Johannes, die ich aus Aegypten mitbrachte? Johannes bejaht es, zieht eine Nadel aus dem Futteral, reicht sie Jesus und streift ihm die Aermel zurück. Dann macht er eine Binde aus einem Taschentuch, legt sie sich über die Schulter und neigt den Kopf des Blinden rückwärts. Jesus setzt die Nadel in den Augenwinkel und dreht sie um, wie man bei rascher Staaroperation zu thun pflegt. Sobald das eine Auge operirt ist, bedeckt es Johannes mit der Hand und ebenso nach geschehener Operation das andere. Mit dem Rufe Hephata (schlage die Augen auf) entläßt Jesus den Geheilten.

Wir finden diese Theaterscene schon als solche großartig abgeschmackt, auch abgesehen von der Herabsetzung Jesu zu einem Augenkliniker. Und doch wäre dieses Christusdrama beinahe in Mailand aufgeführt worden; der Präfekt zollte ihm seinen Beifall, Dekoration und Kostüm waren bestellt und die Rollen einstudirt, wobei Frau Tessero mit feinem Sinn die Mischung des Ethischen und Erotischen in der Person der Jesusjüngerin zum Ausdruck brachte. Da erhob sich eine öffentliche Stimme mit Entrüstung dagegen, der Präfekt schickte, um sich zu sichern, das Manuskript dem Minister Lanza in Rom und die Aufführung wurde verboten. Govean brandmarkt die Opposition als Pfaffengeschrei und das Verbot als Unbill. Er hat keine Ahnung davon, daß zwischen dem Jesus, den er über die Bretter gehen lassen wollte, und dem Jesus, zu dessen

Digitized by Google

Füßen die ganze Kirche unter dem Himmel betet, eine tiefe Kluft ist und daß das Christenthum durch die Inscenirung dieses Pseudochristus die schimpflichste Niederlage erlitten hätte.

Den schroffsten Gegensatz zu diesen dramatisirten Romanen, welche an die von einer Hamburger Exportbuchhandlung feilgebotene „Geschichte des Rabbi Jesus Hanozri" erinnern, bildet des am 3. April d. J. in Neuenburg verstorbenen F. de Rougemonts „Mystère de la Passion" (Basel, 1876). Begeistert durch das Oberammergauer Passionsspiel, hat der Verfasser hier den Lebensausgang Jesu von dem Aufenthalt in Bethanien bis zur Kreuzigung zu vier dramatischen Bildern von vier Tagen der Katastrophe verarbeitet, denen dann mehr episch als dramatisch gehaltene Gemälde der Höllen- und Himmelfahrt sich anschließen. Als er dieses geistliche Drama in Yverdon vorlas, fehlte es nicht an solchen, welche an dieser freien Behandlung des allerheiligsten Geschichtsstoffs Anstoß nahmen; er setzt sich aber darüber hinweg, indem er sich auf einen Bauer beruft, welcher seinem Pastor sagte: „Die gestrige Versammlung hat mir eben so viel genützt wie die beste Predigt; ich habe die Leidensgeschichte der Evangelien wieder durchgelesen, und sie ist mir ganz neu vorgekommen." In der That läßt sich dem Versuch Rougemonts die Berechtigung nicht bestreiten; aber die Art und Weise der Ausführung entspricht nicht der exegetischen und historischen Wahrheit, die er dafür in Anspruch nimmt. Es ist nicht sowohl die evangelische Geschichte als die kirchliche Lehre von der Versöhnung, welche er dramatisirt hat, indem er nicht allein Menschen, sondern auch Geister des Himmels und der Hölle in himmlischen und irdischen Scenen redend und handelnd eingreifen läßt. Recht schön weiß er darzustellen, wie griechische, ägyptische, persische Weisheit und Abgötterei durch Wort und Werk Jesu überwunden werden und vor dem Heiligen Gottes sich beugen (obgleich er auch hier den Dialog mit seinen eigenen religionsgeschichtlichen Aperçus überladen hat); treffend ist Judas Ischarioth gezeichnet, in dessen Verhältniß zu Jesus er ganz so wie Meier den Hergang Joh. 6, 60 ff. als verhängnißvollen Wendepunkt ansieht; geistvoll und malerisch sind vor allem die zwei Schlußgemälde komponirt — aber den Gottmenschen als geschichtliche Erscheinung begreiflicher und vorstellbarer zu machen, ist ihm nicht gelungen, und weder historische noch spekulative Erkenntniß können sich einer Bereicherung durch dieses Werk erfreuen, welches unter den miltelalterlichen Mysterien eine hervorragende Stellung eingenommen haben würde, aber den Anforderungen der Gegenwart nicht nur nicht entspricht, sondern geradezu widerspricht.

Welches die Anforderungen der Gegenwart seien, ist aus zwei tief gedachten und schön geformten Schriften von Johannes Röntsch ersichtlich. In der ersten: „Die Herrlichkeit des Herrn" (Leipzig, 1873) betitelt, schildert er Jesus in seinen einzigartigen Lebenszügen als den Schönsten der Menschenkinder; in der zweiten, mit dem Titel: „Rabbuni" (Leipzig, 1875), das Wechselverhältniß Jesu und seiner Jünger, und in einer dritten gedenkt er Jesus in seinem Wechselverhältniß zu seinem Volke vorzuführen. Diese Schriften entsagen zwar der Freiheit des Dichters, aber indem sie die evangelischen Geschichten aus sich selber nach innen und außen entfalten und zu zeigen suchen, daß der Gottessohn ein wahrhaft menschliches Leben gelebt hat, verfolgen sie mit den Schriften von Ingraham, Delitzsch und Pressel im Grunde gleiche Aufgabe. Eben dieselbe hatte sich auch der am 25. Februar 1865 verstorbene Dichter der „Maccabäer", Otto Ludwig, gestellt, wie wir aus seinen von Heydrich herausgegebenen Nachlaßschriften (Bd. 1. Leipzig, 1874) ersehen. Aber das geplante Drama gehörte zu den vielen, von denen der an langes und schweres Krankenbett Gefesselte sagte: „Die Seelen meiner Dramapläne stehen Nachts an meinem Bett und fordern Leben von mir. Ich muß dem ein Ende machen. Ich bin zu krank. Ich kann den Seelen ihren Leib nicht mehr schaffen." Er wollte die Papiere vernichten. Sein Freund, der ihn daran hinderte, theilt uns aus diesen Papieren auch den Plan zu einem Drama aus der evangelischen Geschichte: „Christophorus, ein Mysterium", mit. Er wollte es zur Glorie der christlichen Religion schreiben; „ich will ein Christ dadurch werden," sagt er, „und hoffe manche in unserer indifferenten Zeit dem Christenthum wieder zuzuführen." Und welche Anforderungen stellte er an sich? „Gerade das Widerspiel der Messiade muß es werden. Jeder Prunk und Malerei stört hier. Die höchste Einfalt, dabei ein Schatz von Lebensweisheit. Der Geist des wahren Christenthums und des Menschenthums muß darin wohnen. Das ist ein göttlicher Stoff; aber welch ein kindlicher Dichter gehört dazu! Ich glaube, in meiner Natur liegt etwas Verwandtes, was ich leider selbst durch eigene und fremde Schuld verlor, indem oft eine krankhafte Reizbarkeit den Kinderfrieden aufhob und den Liebesreichthum meiner Natur so versteckte, daß ich selbst erschreckend ihn suchte." Ja, es liegt ein Segen in ehrfurchtsvoller Versenkung in das Heilige. Sie hätte ein Brunnen des Heils und der Heilung werden können für den nach Frieden dürstenden Dulder. Aber andere Pläne haben den viel verheißenden Plan dieses Mysteriums in den Hintergrund gedrängt. Wir haben Ursache, es zu bedauern, denn die ganze neuere Erzählungsliteratur hat kein Werk aufzuweisen, welches in jedem Satz so tief-ernsten sittlich-religiösen Geist athmete wie Ludwigs originelles Gegenstück zu Goethes Wahlverwandtschaften, sein „Zwischen Himmel und Erde", in welchem edle mannhafte Selbstverleugnung den Sieg über ehebrecherische Lust behält, ohne jedoch den tragischen Ausgang der unverschuldeten Verwickelung verhüten zu können.

Unsere Aufgabe ist hiermit noch nicht erschöpft. Noch erübrigt die Besprechung zweier Werke von Dichtern ersten Ranges: Friedrich Rückerts „Leben Jesu" und Friedrich von Sallets „Laien-Evangelium". Die gebührende Würdigung dieser lyrisch-didaktischen Widerspiegelungen der Geschichte und Lehre Jesu, von denen die zweite die ungleich bedeutendere ist, bleibe vorbehalten.

Novelle und Sonate.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Ein Vortrag von **W. H. Riehl.**

Zwei Leute, die sich bis dahin fern gestanden, entdecken plötzlich, daß sie verwandt sind, zwar etwas weitläufig, aber sie sind Vettern. Man denkt nach über die neue Verwandtschaft, man entsinnt sich verschollener Beziehungen von Haus zu Haus, eine ganze gemeinsame Familiengeschichte taucht auf; kurzum: ist nur einmal der erste Knoten wieder angeknüpft, so sehen sich die beiden bald so nahe verbunden, wie sie's vordem nicht im Traum geahnt hätten.

Und was das wichtigste: ein jeder lernt dabei seine eigene Hausgeschichte genauer kennen, als es sonst jemals geschehen wäre.

Das gilt im Leben, das gilt auch in der Kunst.

Novelle und Sonate! Man könnte fragen, ob sie überhaupt näher verwandt sind, als von Adam und Eva her? Allein prüfen wir einmal ihren irgend denkbaren Familienzusammenhang Schritt für Schritt; vielleicht entdecken wir nicht nur unerwartete äußere Verwandtschaftsgrade, sondern auch tiefere Züge der Seelenverbrüderung.

Beim Stammbaum erfragt man zuerst die Namen.

Novelle und Sonate: Beide Namen sind italienisch, beide nichtssagend, denn der eine bedeutet eine Neuigkeit, der andere etwas Tönendes, Klingendes, wie Sprachreiniger der Zopfzeit übersetzen wollten ein „Klingstück". Folglich sind beide Namen schon zu einer Zeit entstanden, wo diese Kunstformen nur erst im Keime vorhanden waren, wo man sich noch nichts Rechtes dabei zu denken wußte.

Die Novelle wie die Sonate stammt aus Italien; allein die erstere wanderte nach Spanien, Frankreich, Deutschland, England, Rußland, Dänemark — in alle Welt; die Sonate fand in Frankreich ihr ergänzendes Seitenstück durch die Suite, und aus den französischen und italienischen Anfängen erwuchs

bei uns eine neue höhere Sonatenform, so daß man Deutschland die zweite Heimat der Sonate nennen kann. Italien gab uns die Novelle, um sie für sich nur sparsam festzuhalten; es gab uns die Sonate, um sie selber fast ganz zu verlieren. Nur der Historiker denkt bei der neueren deutschen Novelle und Sonate noch an den italienischen Stammbaum, so gründlich haben wir uns beide verdeutscht. Auch in der äußeren Fülle kann sich der moderne deutsche Novellenschatz gar wohl mit den Schätzen des Auslandes messen; in unserm Sonatenschatze überragen wir aber alle anderen Musikvölker. Die Sonatenform, welche uns jetzt schlechthin deutsch erscheint, verhalf uns zum unbestrittenen Siege in der instrumentalen Kunst; Italiener und Franzosen glauben in der dramatischen und kirchlichen Gesangmusik mit uns wetteifern zu können, aber vor unsern Klassikern der Sonate, vor den deutschen Großmeistern des Quartettes und der Symphonie müssen sie sich beugen.

Novelle und Sonate sind moderne Gestalten.

Ich weiß recht wohl, daß die alten Aegypter schon zu Moses Zeit Novellen geschrieben haben, daß es uralte chinesische Novellen gibt, und daß man den goldenen Esel des Apulejus am Ende eben so gut eine Novelle taufen könnte, wie manche poetische Erzählung des Mittelalters. Allein wir nennen auch die Musik eine moderne Kunst, obgleich doch die alten Griechen sich und uns schon genügend mit einer Musik geplagt haben, die eben keine rechte Musik war, und so dürfen wir aus gleich triftigem Grunde die Novelle auch eine moderne Kunstform nennen. Von der Sonate wird dies vollends niemand bestreiten.

Sind nun auch beide modern, so sind sie doch nicht gleichalterig. Die poetische Erzählung wird Novelle im vierzehnten Jahrhundert, der reine Instrumentalsatz krystallisirt sich zur Sonate im siebzehnten.

Allein, was ist denn eigentlich eine Novelle? Was ist eine Sonate?

Beide Fragen sind gleicherweise ein Kreuz der Aesthetiker, gar oft beantwortet und doch noch offen. Und die Künstler schaffen, die Kunstfreunde genießen fort und fort Novellen und Sonaten ohne zu fragen. Statt das Wesen beider lehrhaft zu untersuchen, will ich die Geschichte reden lassen.

Ich führe Sie zunächst an die Wiege der Novelle, ein Bild in flüchtigen Strichen zeichnend, welches Winterhalter in einem durch den Kupferstich weit verbreiteten Gemälde sauber und sorgsam ausgeführt hat. Schauplatz ist der Garten einer Villa bei Florenz. Eine Gruppe schöner junger Damen und Herren lagert auf dem Rasen im Schatten der Büsche und Bäume, eine Gesellschaft von Flüchtlingen. Denn in Florenz wüthet die Pest und die jungen Leute sind hierher geflüchtet, um das ungeheuere Elend zu vergessen und frischen Lebensmuth zu schöpfen. Sie erzählen sich Geschichten und zwar ganz planmäßig. Eine der Damen als Königin des Tages mit dem Lorbeerzweige geschmückt, bestimmt das Thema, über welches ein jeder reihum eine Geschichte erfinden oder aus dem Gedächtniß schöpfen soll. Der Goldton der Frührenaissance verklärt die heitere Gruppe, der Florentiner Himmel des vierzehnten Jahrhunderts leuchtet über den Blumen, Bäumen und Mädchen: — es ist Boccaccio, dessen dichterische Phantasie diese Gruppe von zehn leichtlebigen Menschen erschaffen hat, die sich in zehn Tagen zehnmal zehn Novellen erzählen, Boccaccio in seinem Decamerone.

Die Natur der Novelle ist hier durch die Aufgaben der einzelnen Tage und ihre Lösung in naivster Weise dargelegt. Die Königin gibt ein allgemeines Thema; z. B. es soll gezeigt werden, wie man durch ein geschicktes Wort Neckereien auf das Haupt ihres Urhebers zurückwirft, oder wie ein rascher Entschluß Gefahr und Kränkungen abwendet, wie standhafte Liebe trotz aller Hindernisse dennoch endlich siegt, oder auch welche Trauer und Noth die Liebe den Liebenden schafft u. s. f. Es ist also eine geläufige Wahrheit, die auf neue Weise erhärtet, ein psychologisches Problem, welches gelöst, ein Paradoxon, das seines scheinbaren Widerspruchs entkleidet werden soll, aber nicht durch eine lehrhafte Beweisführung in Worten, sondern durch die poetische Dialektik der Thatsachen, durch die artig verflochtene Handlung einer Geschichte, die uns unvermerkt zum überraschenden und dennoch überzeugenden Schlusse führt. Dies war und ist das Wesen der Novelle vor fünfhundert Jahren wie in unsern Tagen.

Eben darum sind denn auch jene hundert Urnovellen, welchen das Programm der Novellistik gleichsam auf einem Spruchband aus dem Munde hängt, eine unerschöpfliche Quelle ernsten Studiums für den Aesthetiker. Damen und Jünglingen unserer Zeit verbietet man freilich mit gutem Grund die Geschichten zu lesen, welche sich jene jungen Leute von Florenz im vierzehnten Jahrhundert erzählt haben. Da sprüht und glüht die zügellose Sinnenlust der Renaissance, die Novellen sind negative Sittenbilder; sie sind auch zugleich Tendenzgeschichten; denn der Dichter gießt die volle Schale seines Spottes über die entarteten Pfaffen und Klöster seiner Zeit.

So erscheint die Novelle im Anfange klein, oft eine blose Anekdote, mehr der Unterhaltung dienend als künstlerischer Erhebung, dazu leichtfertig, anstößig, frivol, boshaft, und sie hat sich auch späterhin nicht immer von diesen Muttermalen befreien können.

Und doch ahnte man schon frühe, daß die Form dieser muthwilligen kleinen Geschichten zu Größerem berufen sei.

Petrarca soll in seinen alten Tagen die Novelle des Boccaccio von der Griseldis auswendig gelernt haben, so gut gefiel sie ihm, er übersetzte sie ins Lateinische, und die letzten Zeilen seiner Hand sind der Brief, mit welchem er diese Uebersetzung an Boccaccio sandte, — der strenge alte Petrarca, der seine eigenen Sonette nicht mehr gelten lassen wollte und nur noch sein lateinisches Epos „Afrika" hochhielt!

Und nun von der jugendlichen Novelle zur jugendlichen Sonate! Wir müssen da freilich um volle drei Jahrhunderte herabsteigen, aus der Frührenaissance ins Rococo, etwa in die achtziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts.

Im Palaste des Kardinals Ottoboni zu Rom versammelt sich jeden Montag Nachmittag eine erlesene Gesellschaft, um die neuesten Sonaten des großen Corelli zu hören. Der Meister geigt, von einem zweiten Geiger und einem Cellisten konzertirend begleitet, während ein vierter Musiker am Flügel durch ausfüllende Accorde die Harmonie verstärkt. Es ist eine sehr schlichte Musik, knapp in der Form, durchsichtig im Bau, anspruchslos, ohne Virtuosentechnik, aber geistreich, fein und einfach edel. Vier kurze Sätze bilden die ganze „Kammersonate": Zuerst ein kleines feierliches Präludium, dann eine leicht bewegte Allemande, eine liedartig getragene Sarabande und eine rasch verschwebende Corrente oder Giga zum Schluß. Also Tanzmusik, aber veredelt, stylisirt, contrapunktirt. Die Künstler spielen nicht eine Sonate, sondern gleich ein halbes Dutzend, und im Kontraste tritt dann die Bedeutung der einzelnen Sonaten erst klar hervor. Die erste hatte etwa eine innig wehmuthvolle Grundfarbe, die zweite war neckisch, die dritte gravitätisch, die vierte jubelte, die fünfte grübelte, die sechste grollte. Einheit der Tonart und Einheit der Stimmung, das ist das Doppelband, welches die vier Sätze einer jeden dieser Sonaten zusammenhält. Aber diese Stimmung schreitet fort, entwickelt sich verschiedenartig von Satz zu Satz. Nehmen wir als Beispiel die neckische Sonate. Das Präludium macht uns mit einem Ernste, dem es nicht recht Ernst ist, darauf aufmerksam, daß etwas Lustiges kommen werde. Die Allemande, in der Bewegung scharf gestoßener Achtelnoten, läßt die zwei Geigen ein launiges Parlando gegen einander singen, wie ein Plauderduett einer komischen Oper, und der Baß brummt seine schweren tiefen Viertel recht wie der mürrische Alte dazwischen. Dann gebietet aber die Sarabande dem tollen Treiben Halt und führt uns durch eine weiche getragene Melodie zu beschaulicherer Stimmung. Allein so wohlthuend dieser lyrische Ton augenblicklich wirkt, darf er doch nicht Herr werden. Der Schlußsatz, die Giga, schlägt ihn zurück, sie setzt in kecken Sprüngen mit verdoppeltem Muthwillen ein, die Geigen reißen selbst den widerstrebenden Baß mit sich fort, der im schnellen Staccato mitpoltern muß, daß ihm fast der Athem ausgeht, die Cantilene der Sarabande, weit entfernt, uns aus der neckischen Laune herauszuführen, diente also nur dazu, die Lustigkeit der Giga durch

Digitized by Google

den Kontrast zu steigern, und so behauptet der Humor zuletzt um so sieghafter das Feld.

Wir haben da bei der Sonate ein Thema — der Seelenstimmung — wie bei der Novelle ein Thema des Gedankens oder psychologischen Problems. Dieses Thema wird durchgeführt, dieses Problem gelöst, bei der Novelle durch die Dialektik der Handlung, bei der Sonate durch die bewegende Macht der Gegensätze, der Parallelen, der Steigerung.

Die Sonate kann freilich nicht erzählen wie die Novelle. Dennoch kennt selbst die reine Instrumentalmusik einen erzählenden Vortrag. Dies wird uns besonders klar bei der Vergleichung zweier unserer größten Klassiker der Sonate: Haydns und Beethovens. Haydn hat uns in seinen Sonaten, Quartetten und Symphonien fast immer etwas zu erzählen. Darum beginnt er so gern ganz schlicht, piano, mit dem unscheinbarsten Motiv, wie der Märchenerzähler: „es war einmal —." Und wenn er dann gleich in der Durchführung seiner größeren Sätze zum tiefen Widerstreit der Gefühle, zum vollen Kampfe der Leidenschaften vorschreitet, so behauptet er doch auch hier seine epische Objektivität, das heißt, wir haben nicht den Eindruck, als sei der Komponist persönlich in diese Konflikte hineingerissen und als kämpften wir Hörer selber sie in uns durch, sondern als erzähle uns der Meister mit ergreifender Wahrheit von solchen Konflikten Dritter. Daher regt Haydn mehr an als auf, die selige Ruhe und Versöhntheit der Geschichte schwebt bei ihm über allen Seelenkämpfen, und wer Haydn nicht als Erzähler, als Epiker begreift, der begreift ihn überhaupt nicht. Ganz anders Beethoven. Mit wuchtigen Schlägen oder mit geheimnißvollen Accorden kündet er uns gerne schon im Anfang seiner Tonstücke, daß er uns unmittelbar in den Kampf der Leidenschaften reißen, daß er uns nicht von Kampf und Sieg erzählen, sondern vor unserm Geistesauge ringen und uns selber zwingen will, mitzuringen. Er dramatisirt Sonate und Symphonie, er führte sie dadurch in der That über sich und aus sich heraus, nicht indem er, wie man fälschlich meint, die Form zersprengte, sondern vielmehr das ursprüngliche Gedankenproblem der erzählenden Sonate. Und trotzdem stehen so viele der dramatischen Sonaten Beethovens der Novelle wieder so nahe!

Doch zurück nach Rom, zu Corelli, in den Palast des Kardinals. Der Meister meint es sehr ernst mit seinen kleinen schlichten Sonaten. Als einige Zuhörer während des Vortrages plaudern, legt er die Geige weg, und über den Grund befragt, sagt er artig, er besorge durch sein Spiel das Gespräch zu stören. Er spielt die einfachen, scheinbar kunstlosen, erzählenden Sätze mit größter innerer Erregung, sichtbar erzitternd, das Gesicht glüht, die Augen leuchten. Er ahnt, daß diese Musik, so unscheinbar neben den reich polyphonen Sätzen des damaligen Kirchengesanges, eine neue Kunstperiode vorverkünden. Die alten Meister ließen sichs sauer werden mit ihren kleinen Sonaten. Mußte doch Tartini den Teufel zu Hilfe rufen, daß er ihn zu seiner schwersten Sonate begeistere! Und er nagelte nachher diese Sonate an die Wand seines Zimmers, daß er das Musterstück immer vor Augen habe. Corelli sammelte und veröffentlichte seine Sonaten in stattlicher Ausgabe, und es ist eine literarhistorische That, daß Joachim diese Werke neuerdings in korrekter Partitur wieder ans Licht gestellt hat; denn wir kehren so gern wieder zu den Quellen des Sonatensatzes zurück, wie zum Quell der altitalienischen und altspanischen Novellistik. Corelli reiste auch mit seinen Sonaten, nicht wie ein moderner Virtuose, sondern wie die höfischen Dichter des Mittelalters. So besuchte er deutsche Fürstenhöfe und weilte zwei Jahre am Hofe des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm, in erlesenen Kreisen seine erzählenden Tongebilde vortragend.

Die Italiener schrieben übrigens nicht blos Sonaten für das Haus, sondern auch für die Kirche, wo dann Fugen und andere kunstvoll polyphone Sätze statt der Tanzstücke sich stimmungsverwandt zusammenreihen. Die Kirchensonate wurde ins Hochamt eingelegt und das Publikum suchte und bewunderte zuletzt die Geigenvirtuosen während des Gottesdienstes wie heute im Konzert. So diente die jugendliche Sonate selbst der Kirche, während die jugendliche Novelle gar unkirchlich war. Die Novelle wurde aber allmählich tugendhafter, die Sonate weltlicher.

Die Kirchensonate trat zurück und verschwand, und ihre strengeren Formen verschmolzen sich mit den freieren Tanzweisen der Suite in der klassischen deutschen Sonate des achtzehnten Jahrhunderts.

Novelle und Sonate wollen einsam genossen sein oder doch nur im engeren geselligen und häuslichen Kreise. Eine Sonate, die von vielen für viele gespielt wird, nennen wir darum gar nicht mehr Sonate, sondern Symphonie.

Novellen liest man nicht in großen Sälen vor, sie ertragen kein massenhaftes Auditorium. Der Lesende würde da kein mezza voce des erzählenden Tones anbringen können, kein accelerando und ritardando, er würde die Feinheiten des Aufbaues nicht fein zu markiren vermögen, er dürfte nicht jenes parlando herrschen lassen — ich verfalle ungesucht in musikalische Ausdrücke — jenes parlando, welches die Seele des guten Novellenvortrags ist. Ein Drama, ein Epos mag man vor tausenden lesen; für eine Novelle sind hundert Hörer schon zu viel.

Aehnlich bei der Sonate; sie gehört nicht in den großen Konzertsaal. Gewiß haben viele Meister der Geige und des Klaviers schon Massen entzückt und hingerissen durch den Vortrag einer Sonate. Allein man frage diese Meister, ob sie dieselbe Sonate nicht dennoch viel sonatenhafter, d. h. viel echter, im kleinen Kreise gespielt hätten oder ganz einsam? Sie werden es bejahen. Aehnlich beim Streichquartett. Der wundersame Zauber des Traulichen, Gemüthlichen eines häuslichen Quartettabends begeistert weit mehr zu der Wärme und Innigkeit des wahren Quartettvortrags als aller Glanz und Beifallssturm einer öffentlichen Soirée. Im großen Raume versagt die feinste Individualisirung, man kann nicht geistreich plaudern, nicht gemüthlich erzählen, nicht weltvergessen sinnen und träumen, wenn die Menge Kopf an Kopf vor uns steht. Ich spreche von der Sonate; dieselben Ausdrücke könnten auch von der Novelle gelten.

Die Novelle ist in erster Linie Familienlektüre, die Sonate Hausmusik. Ergriff doch das musikalische Hausinstrument, das Klavier, welches sich selbst allein genügt und zur einsamen Kunstübung lockt, zuletzt derart breiten Besitz von der Sonate, daß viele bei diesem Worte jetzt nur noch an Klaviersonaten denken.

Es wäre gut, wenn sich unsere Sonaten- und Novellenschreiber allezeit erinnerten, daß beide Kunstformen im Hause ihre eigenste Heimat gefunden haben. Der Novellist würde dann seine Stoffe nicht mit Vorliebe aus der sozialen und moralischen Krankenstube holen, wie es leider oft geschah und geschieht. Eine Novelle, die uns mit Gott und der Welt entzweit, statt uns im Innersten zu versöhnen, ist darum schon ästhetisch unecht, und nicht minder eine Novelle, die wir hinters Sophakissen verstecken müssen, wenn wir von unserer Frau oder Tochter bei der Lektüre überrascht werden. Der Novellist kann und soll auch in die Abgründe des Menschenherzens steigen, es kommt nur darauf an, zu welchem Zweck und in welcher Weise, und ich möchte keine Novelle schreiben, die ich nicht meinen Kindern vorlesen könnte. Im Hause hat unsere beste Sonatenmusik jene Keuschheit der Form und des Gedankens gefunden, die ihr eine ewig jugendliche Schönheit verlieh; eine gefallsüchtige Sonate, ein prunkendes Quartett ist nicht echt. Beethoven führte Sonate und Quartett zuletzt weit über den Rahmen der Hausmusik hinaus, allein es ist sein unsterblicher Ruhm, als eines wahren Klassikers, daß er bei aller Form- und Gedankenfülle die strenge Zucht und die schlichte Hoheit der reinen Sonate — einer Musik, um Gotteswillen nicht um des Autors oder Publikums willen — niemals verloren hat.

Die Novelle rühmt sich keiner vornehmen Ahnen: die Anekdote, die Sage, das Märchen, dem Volksmunde entsprungen, waren ihre nächsten Vorfahren. Auch die Sonate stammt wenigstens mütterlicherseits aus dem Volke durch das Volkslied und Tanzlied der Suite; väterlicherseits hat sie allerdings einen aristokratischeren Stammbaum, der seine Wurzeln in die gelehrt vielstimmigen Kirchengesänge treibt.

(Fortsetzung auf S. 751.)

Digitized by Google

Aus den Erlebnissen der deutschen Korvette „Hertha“.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von Dr. Koeniger.

Matrosen der „Hertha“ am Gangspill, Anker lichtend.

II.

Ein Besuch auf Borneo.*)

Mit 3 Illustrat. nach Photographien an Ort und Stelle aufgenommen von Riemer, Zahlmeister der „Hertha“.

Eines Dienstags (30. März 1875) ankerte die Hertha, von Singapur kommend, auf der Rhede von Labuan, der einzigen Kolonie, welche die Engländer auf Borneo besitzen. Die kleine Insel Labuan, der Nordwestküste Borneos so nahe liegend, daß die hohen blauen Berge der Hauptinsel sich noch aufs deutlichste am Himmel abzeichnen, hat einen gewissen Werth durch Kohlenbergwerke und wurde der englischen Krone in den vierziger Jahren durch den bekannten großen Radschah Sir James Brooke von Sarawak abgetreten. Die Engländer haben eine Verbrecherstation für Chinesen und Malayen aus ihren hinterindischen und chinesischen Besitzungen hier gegründet und lassen durch die Sträflinge die Bergwerke bearbeiten, welche übrigens eine wenig brauchbare Kohle liefern. Die Stadt, Viktoria-Harbour, besteht aus zwei parallellaufenden Straßen; die Häuser der einen, am Strande hinziehenden, sind von Stein gebaut, zweistöckig, und beherbergen in ihren untern Stockwerken die Läden der hier wie überall im Osten angesiedelten betriebsamen Chinesen; die übrigen Wohnungen sind aus Holz errichtet und mit Palmblättern gedeckt. In der Bucht stehen im Wasser zerstreut mehrere Pfahldörfer, die Wohnungen der eingebornen Malayen. Das Haus des englischen Gouverneurs mit ausgedehntem Park, sowie die übrigen Wohnungen der Beamten und die Kirche liegen von der Stadt entfernt eine halbe Stunde landeinwärts auf den Hügeln, ebenso die Baracken der Sträflinge. Zeitweise schien es, als ob die Kolonie einen größern Aufschwung nehmen würde als Zwischenstation zwischen Singapur und chinesischen oder Philippinenhäfen, besonders aber als Stapelort für den Verkehr mit dem Hinterlande Borneo, zunächst dem Sultanat gleichen Namens, und dessen Hauptstadt Brunei, und als Zwischenstation für den Handel mit den Sulu-Inseln, der bisher ganz von Singapur ausging. In gangbaren Geographiehandbüchern wird uns demnach von lebhaftem Handelsverkehr erzählt, sowie angegeben, die Stadt sei der Sitz eines anglikanischen Bischofs. Das hat sich indes geändert. Jetzt ist nicht einmal ein Geistlicher mehr in Labuan und von Handelsverkehr ist kaum noch etwas zu merken. Der Handel mit Sulu, bisher in deutschen Händen, wird jetzt nach der wohl schließlich eintretenden Besetzung der reichen Inseln durch die Spanier durch die Philippinen gehen müssen und der Verkehr mit Borneo ist noch immer wenig entwickelt. So macht Labuan einen todten Eindruck. Nur ein halb Dutzend Europäer leben noch da, sämmtlich Regierungsbeamte. Die früher hier stationirten englischen Truppen sind zurückgezogen und haben nur ein paar Gräber ihrer Kameraden zurückgelassen. Hart am Strande, weit vor der Stadt, liegt dieser kleine Friedhof einsam, beschattet von mächtigen Banianbäumen. Das Gras, Mimosen und Farne wuchern mannshoch über die Gräber, deren schon verwitternde Aufschriften von Kämpfen mit Piraten, von Opfern mörderischer Fieber erzählen. Mit der sonst herrschenden Stille, die durch die ewig gleiche Melodie des brandenden Meeres, das Rauschen der Banianwipfel und das Gesumme großer Insekten eher erhöht als unterbrochen wird, kontrastirt heute seltsam das heitere Lachen und Gespräch der in der Nähe badenden Mannschaften der Hertha, und die frohen Klänge unsres mit Eifer den Pariser Einzugsmarsch übenden Musikchors.

Einer unsrer ersten Besuche galt den oben erwähnten malayischen Pfahldörfern. Beim Herankommen unseres Boots zogen die Bewohner eine weiße Fahne auf, das heißt einen Fetzen weißen Zeuges, der an langer Stange befestigt war und wohl ein Friedenssignal bedeutete. Wir landeten auf der Inselburg und wurden würdevoll empfangen und in die Wohnungen genöthigt. Das Dorf bestand aus etwa sechs Hütten, alle von fast gleicher Größe, und jede in zwei bis drei Abtheilungen oder Zimmer getheilt. Sämmtliche Hütten stehen auf unbehauenem Pfahlwerk im Wasser von etwa 4—5′ Tiefe; als Baumaterial der Hütten selbst dienten ebenfalls unbehauene Holzstämmchen und zum Dach waren Palmblätter verwandt. Als einziges Befestigungs- und Verbindungsmittel der einzelnen Theile war Bast benutzt.

Der schwankende Fußboden hat den Vortheil, daß aller Schmutz und sonstige unbrauchbare Dinge einfach zwischen den etwas von einander abstehenden Planken hinab ins Wasser geworfen werden können. Die Hausgeräthe bestanden aus wenigen alten Schiffskisten, ein paar Flaschen, Gefäßen aus Kokosnuß und einer Anzahl Matten, deren schönste uns zur Ehre auf dem Boden ausgebreitet wurde. Wir setzten uns, umgeben vom Häuptling und einer Anzahl Männer und Kinder, während die Frauen nur durch Spalten in der Wand und Thüre hereinsehen durften. Alles erfreute sich betelkauend unseres Anblicks und der reichlich gespendeten Cigarren. Wir hatten kein Feuer, aber die guten Wilden halfen uns sofort mit schwedischen Zündhölzchen aus; und als sie uns zum Entkorken einer unserer Weinflaschen auch mit einem Korkzieher bedienten, stieg meine Achtung vor der alle Welt beleckenden Kultur sehr erheblich.

Mit Hilfe von ein paar malayischen Brocken gelang es, ein leidliches Verständniß anzubahnen und unsern nächsten Zweck, die Aufnahme mehrerer Photographien zu erreichen. Die Leutchen, deren Eitelkeit, wenn sie erst die Sache begriffen, beim Abkonterfeien eben so rege ist, wie die ihrer Brüder in Europa, waren schließlich kaum vom Apparat wegzubringen.

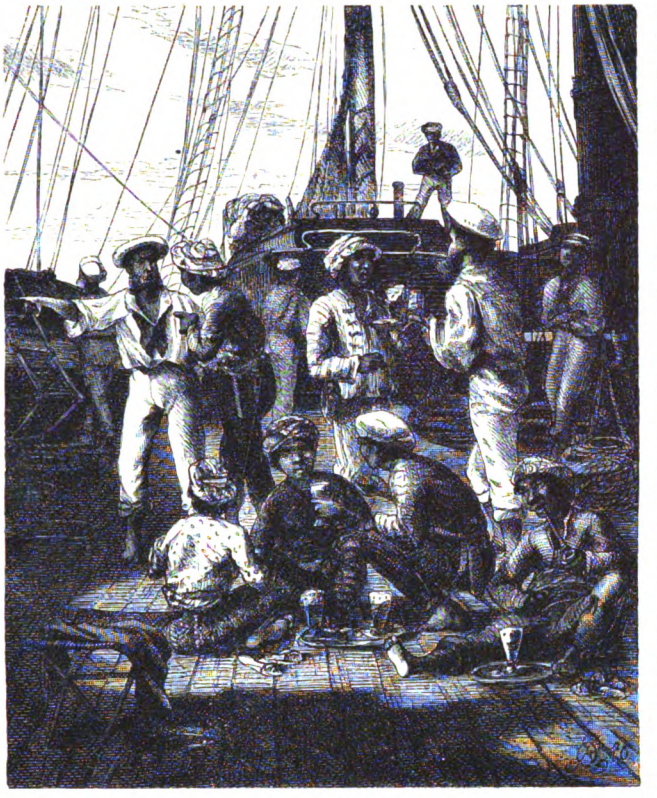
Unter Begleitung eines Führers fuhren wir weiter, vorbei an einigen andern Pfahldörfern derselben Art nach dem Innern der Bucht, wo zwischen ausgedehnten üppig mit Manglebäumen und vielen andern tropischen Sumpfpflanzen und Schlinggewächsen überwucherten Niederungen unzählige labyrinthisch sich verzweigende und durchkreuzende Kanäle hinziehen, der Lieblingsort der hier in ziemlicher Häufigkeit noch vorkommenden Krokodile. Langsam durchschnitt das Boot die spiegelnde Wasserfläche; nur sparsam drangen die Sonnenstrahlen durch das dichte Laub des tropischen Sumpfwaldes, das in wunderbarer Mannichfaltigkeit alle Farbennüancen von dem Hellgrün unsrer jungen Buchenblätter bis zu dem Schwarzgrün, wie es die Nadeln der Edeltannen zeigen, auf einem Fleck vereinigt. Die Ruhe wird nur gestört, wenn ein Vogel mit lautem Schrei die Luft erfüllt, und ihm folgend eine Legion gefiederter Schreier und Sänger ihre Kunstfertigkeit im Ge-

*) Vgl. Nr. 37, S. 585.

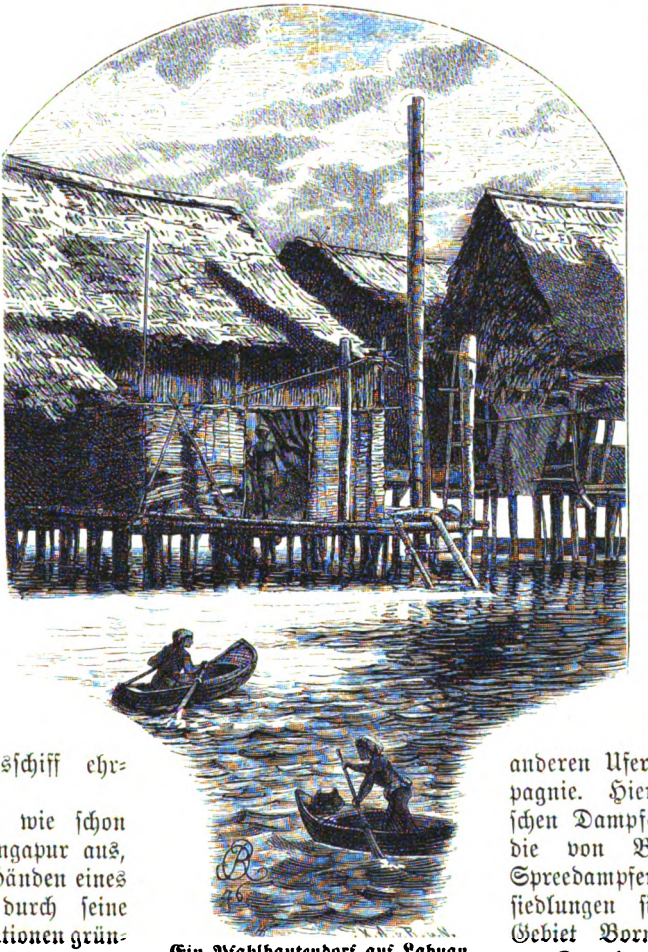
Digitized by Google

brauch des Kehlkopfs zeigen, oder wenn eine Affenfamilie bei unserm Anblick eilfertig durch die Zweige bricht und die Flucht ergreift. Plötzlich macht unser vorn im Boot sitzender Führer ein Zeichen mit der Hand und rasch hinspähend, haben wir gerade noch Zeit, kaum fünfzehn Schritte vor uns den platten Kopf eines Krokodils langsam im Wasser verschwinden zu sehen, in das die nachsausende Kugel wohl nur unschädlich einschlug. Die urplötzlich hereinbrechende Dunkelheit zwang uns den Ausgang zu suchen, und ohne die Ortskenntniß unseres Führers hätten wir jedenfalls noch mehrere Stunden länger den unzähligen Musquitos zur willkommenen Speise dienen müssen.

Am 3. April lichteten wir Anker, um die Fahrt nach der sogenannten deutschen Kolonie Sandakan anzutreten. Unsre Fahrt ging bei beständiger Windstille, da wir segelten, sehr langsam im Angesicht der Küste. Mehrere Tage hatten wir zur Rechten den 13,800′ hohen Kilibalu, einen breitschultrigen Burschen, die Lenden gegürtet mit breitem Wolkengürtel, das schneefreie Haupt aber in den Aether hinauferhebend. — Nachdem wir über acht Tage gebraucht, um den kurzen Weg von Labuan bis zu der Nordspitze Borneos zurückzulegen, kamen wir am 11. April, einem Sonntag, vor die Bucht von Sandakan. Die Küste ist hier bergig, jedoch mit zahlreichen, vorliegenden niedrigen Inseln umlagert, alles dicht bewaldet. Die Einfahrt in die Bucht ist sehr charakteristisch, eng und auf der westlichen Seite von einem mehrere hundert Fuß hoch jäh abfallenden Felsen begrenzt. Bald lagen wir vor Anker in der weiten Bai; doch kein Zeichen menschlicher Wohnungen ließ sich ringsum entdecken, da Sandakan mit der deutschen Faktorei ganz in der Tiefe der mehrere deutsche Meilen messenden Bucht versteckt liegt. Kaum waren wir jedoch vor Anker, als uns ein deutlicher Beweis geliefert wurde, daß deutscher Handel auch in diesen Erdwinkel gedrungen und von maßgebender Bedeutung sei. Bald nach einander kamen zwei die deutsche Flagge führende Dampfer von draußen in die Bucht und dampften an uns vorbei nach Sandakan zu, das heimatliche Kriegsschiff ehrfurchtsvoll begrüßend.



Besuch eines Prinzen von Sulu am Bord der „Hertha“ in Sandakan.



Ein Pfahlbautendorf auf Labuan.

Der Handel mit Sulu ging, wie schon oben erwähnt, bisher stets von Singapur aus, und zwar lag er durchaus in den Händen eines deutschen Hauses, das denselben durch seine Dampfer vermittelte. Als Handelsstationen gründete das Haus Faktoreien auf der Insel Sulu selbst, sowie zwei andere auf dem zum Sultanat Sulu gehörigen nördlichen Theile Borneos, die eine in Sandakan, die andere etwas weiter südöstlich in der Bai von Gieng. Allgemein bekannt ist wohl, daß der Sultan von Sulu, ein intelligenter Malaye, der schon früher mit den Spaniern in beständigem Hader lag, vor einiger Zeit nach anderweitigen fruchtlosen Versuchen einen Brief an den deutschen Kaiser richtete, worin er ihm die Oberhoheit über seine Staaten anbot. Bald, nachdem auch dieser Anschlag, einen mächtigen Schutz gegenüber den Spaniern zu erhalten, mißlungen war, kam es zum Kriege. Die Spanier hatten dabei viel weniger die Absicht, etwa vorgekommene Seeräubereien zu bestrafen, als das reiche Sultanat, das sie seit lange als Vasallenstaat betrachten, auch faktisch unter ihre Herrschaft zu bringen; insbesondere den Sultan zur Annahme der spanischen Flagge zu zwingen und ihn zu vermögen, allen Handel über die Philippinen gehen zu lassen und denselben dem von den Spaniern hier noch durchgeführten Monopolsystem zu unterwerfen.

Die Spanier begannen den Krieg mit der Blokirung der Hauptinsel, wurden aber, wie man erzählt, durch englischen Einspruch daran gehindert, die Blokade auch auf die borneanischen Besitzungen des Sultans auszudehnen. Da nun also Sandakan und Gieng unbehelligt blieben, und überdem auch die Blokade von Sulu keineswegs sehr vollständig war, hatte es der Sultan bis jetzt immer verstanden, sich auf dem bisherigen Wege von Singapur aus mit allem nöthigen in ausreichender Weise zu versorgen. Die Spanier hatten auf Sulu mehrere Landungen versucht, waren aber jedesmal von den geschickt versteckten Einwohnern mit blutigen Köpfen auf ihre Schiffe zurückgeschickt worden, ohne mehr ausrichten zu können, als höchstens ein paar Hütten abzubrennen.

Wir erfuhren dies und anderes, das uns später von den Spaniern bestätigt wurde, in Sandakan, wohin uns unser Dampfpinaß von unserem Ankerplatz aus in anderthalb Stunden gebracht hatte. Das große malayische Dorf, wo der „Datu“, Statthalter, ein Neffe des Sultans von Sulu residirt, liegt auf der einen Seite; gegenüber am anderen Ufer die sogenannte Station der Kompagnie. Hier ankerten auch die beiden deutschen Dampfer, die in der Größe lebhaft an die von Berlin nach Treptow fahrenden Spreedampfer erinnerten. Die ganzen Ansiedlungen sind noch jungen Datums. Das Gebiet Borneos, das zu Sulu gehört und von Dayaks, die noch auf einer sehr niedrigen Kulturstufe stehen, nur schwach bevölkert ist, soll nach der Absicht des Sultans von Sulu aus kolonisirt werden und

die Gründung Sandakans war der Anfang hierzu. Die malayischen Ansiedler, geborene Händler, suchen den Handel mit den Dayaks zur Entwicklung zu bringen; auf sonstige Kolonisationsversuche, besonders Bodenbebauung, haben sie sich noch nicht eingelassen; auch widerstrebt dies ihrer Faulheit. Sandakan besteht fast ganz aus im Wasser errichteten Pfahlbauten, von etwas besserer Bauart, als die vorhin in Labuan beschriebenen, und ebenso ist auch die deutsche Faktorei großentheils eine künstliche Insel. Die Einwohnerzahl mag mehrere Hunderte betragen.

Wir wurden empfangen von dem hier stationirten Agenten der Gesellschaft, einem Ostfriesen Lehrhof, und den Kapitänen der Dampfer. Die Faktorei selbst besteht aus einem Dutzend Hütten, Wohnungen der deutschen und einiger malayischen Kaufleute. Die Waarenlager werden, da man räuberische Angriffe der Dayaks befürchtet, mit zwei beständig geladenen Kanonen vertheidigt, und Lehrhof, der nicht einmal seiner Malayen ganz sicher ist, schläft nur mit zwei Revolvern vor seinem Bette. Alle Malayen tragen den Kris stets bei sich.

Die bedeutendsten Importartikel sind Waffen: Gewehre, Revolver, Pistolen, Krise (Dolche), die ebenfalls jetzt in Europa gefertigt werden; ferner Kleiderstoffe. Aller Handel ist nur Tauschhandel; Geld wird gar nicht gebraucht; zur Ausfuhr kommen neben anderen Borneoartikeln, vor allem eßbare Vogelnester und Suluperlen, meist für den chinesischen Markt. Die eßbaren Nester sind bekanntlich Produkte der Salaganen (Collocallia esculenta), welche zu ihrem Bau das zähe Sekret ihrer Speicheldrüsen verwenden. Sie haben fast die Größe unserer Schwalbennester, sind auch wie diese an Felsen und Mauern angeklebt, weshalb ihre Gewinnung eine sehr gefährliche und beschwerliche ist. Es werden mehrere Sorten unterschieden, besonders schwarze, die noch einer sorgfältigen Reinigung von Federn und Schmutz bedürfen, und weiße, die bessere Sorte. Das Aussehen letzterer erinnert am meisten an Nudelteig, wie er von unseren Hausfrauen bereitet wird, und auch der Geschmack der Nester — sie werden als Suppe gekocht — ist dem gekochter Nudeln ähnlich; also ziemlich indifferent. Der Artikel wird übrigens theuer genug bezahlt, da der Preis in Singapur für das Pfund auf ungefähr 15 mexikanische Dollars kommt.

Die Suluperlen, von einer besonderen Muschelspezies herrührend, sind meist klein und die zu Schmuckgegenständen nicht mehr verwendbaren werden als hochgeschätztes Arzneimittel gegen allerlei Krankheiten von den Chinesen gekauft und innerlich eingenommen. Auch dieser kleinste Perlengries kostet immerhin noch das Liter 600—1000 Dollars. Die größeren Perlen stehen natürlich bedeutend höher im Preise.

Seit längerer Zeit hatte das deutsche Haus, dessen Faktorei wir besuchten, eine Forderung von mehreren tausend Dollars an den Datu von Sandakan und wird der Aufenthalt der Hertha wohl dazu beigetragen haben, die Sache eher zur Zufriedenheit zu erledigen, als dies sonst zu geschehen pflegt. Die anwesenden malayischen Würdenträger wurden vom Kommando citirt, und ein Verwandter des Sultans besuchte uns mit seinem Gefolge sogar an Bord im seidenen Festgewande, d. h. eng anliegenden trikotartigen Beinkleidern, dem landesüblichen Sarong und seidener Jacke, eine Kleidung, die sich von der bei den Malayen Singapurs üblichen wenig unterscheidet. Mit Aufmerksamkeit, doch ohne ihre Neugierde durch irgend welche Lebhaftigkeit zu verrathen, wurden unsere Kruppschen Geschütze besichtigt, und die Räumlichkeiten des großen Schiffes durchwandert. Als gute Muhamedaner nippten die Malayen nur an dem ihnen vorgesetzten Weine, während sie, wie alle mir vorgekommenen Malayen, Chinesen, Japaner, Polynesier ꝛc. frisches Weizenbrot mit Butter voller Heißhunger verschlangen.

Jedenfalls überzeugte uns unser Besuch in Sandakan, daß der Ausdruck einer „deutschen Kolonie", womit man in Labuan dieses Nest beehrte, nur in sehr bescheidenem und eingeschränkten Sinne Geltung hat, denn bei dem Mangel einer deutschen Hausfrau und seßhafter Landleute dürfte die Deutschheit der Faktorei wohl nur eine transitorische sein.

In der Absicht, an der blokirten Insel Sulu vorbei nach den Philippinen zu gehen, lichteten wir am Mittwoch den 14. April früh Anker und verließen Sandakan unter Segel. Da wir wieder von Windstille überrascht wurden, und unsere Kohlen gespart werden mußten, brauchten wir zu dem kaum 45 deutsche Meilen weiten Weg von Sandakan nach Sulu über acht Tage. Vorbei ging's an vielen kleinen niedrigen Korallen-inseln, die sämmtlich bewohnt waren. Wir landeten mehrere Male; die Eingeborenen aber, die uns jedenfalls für Spanier hielten, ergriffen stets die Flucht und ließen ihre ärmlichen Hütten mit allem Zubehör, nämlich getrockneten Fischen, Kokosnüssen, deren getrocknetes Fleisch (Kopra) ein Hauptnahrungsmittel bildet, sowie einigen wenigen Hühnern in unsern Händen zurück. Natürlich wurde nichts angerührt, doch gelang es nicht, die Leute zutraulicher zu machen.

Bei etwas frischerer Brise kamen wir, nachdem wir schon mehrere Tage die blauen Berge Sulus in der Ferne hatten am Horizonte sich abzeichnen sehen, unter Segel am Mittwoch den 21. April vor die Insel.

Wir hatten vorher nichts von spanischen Schiffen gesehen; erst als wir um eine kleine vorliegende Insel segelten und uns plötzlich der ziemlich ausgedehnten Hauptstadt gegenüber befanden, erblickten wir mehrere Kriegsfahrzeuge unter spanischer Flagge. Dieselben, eine Korvette und drei Kanonenboote, kamen unter Dampf und in voller Gefechtsbereitschaft, die Mannschaft an den Geschützen, uns entgegen.

Als wir back gebraßt hatten, wozu die Spanier uns durch mehrere Warnungsschüsse veranlassen zu wollen schienen, kam ein Offizier an Bord, um uns mitzutheilen, daß ein Verkehr mit der blokirten Insel nicht gestattet werden könne. Für die zu gleicher Zeit gegebene freundliche Einladung, einen Tag in Gesellschaft der hier seit Jahren den eintönigen Blokadedienst versehenden Schiffe zuzubringen, wurde unsererseits gedankt, besonders da uns die tröstliche Aussicht eröffnet wurde, in dem nächsten spanischen Hafen Port Isabela auf Basilan unsere geringen Kohlenvorräthe aufzufüllen.

So bekamen wir leider nicht viel von Sulu zu sehen. Was wir jedoch durch Ferngläser erblicken konnten, machte einen prächtigen Eindruck. Die gebirgige, etwa 1000 Meter hohe Insel ist überall bewaldet, in den niedrigeren Stellen jedoch mit Unterbrechung durch bebaute Ländereien. Den Strand entlang ziehen sich kaum unterbrochene Wälder von Kokospalmen. Die wie erwähnt umfangreiche Stadt bietet wenig hervorragende Häuser, da alles aus Bambusbauten und Palmhütten besteht, doch konnte man auf einem der größeren eine anscheinend weiße und rothe Flagge unterscheiden. Ein wunderbar schöner Sonnenuntergang verklärte das Bild mit seinen Strahlen, bis nach dem Einbruche der Nacht der fast volle Mond unseren nicht zu sättigenden Augen erlaubte, in seinem milderen Glanze das Gemälde noch weiter zu betrachten. Zahlreiche Lichter und Feuerscheine auf den verschiedensten Theilen der Insel gaben Zeugniß von der Wachsamkeit ihrer Bewohner gegen etwaige Ueberfälle. Hoch über unser Schiff hin zogen lange Züge großer fliegender Hunde mit schwerem Flügelschlag nach der anderen Seite der Bucht.

Unsre „Hertha" aber machte Dampf auf und lag am folgenden Abend sicher in dem kleinen Hafen von Isabela auf Basilan, von wo aus wir später über Samboanga und Zebu nach Manila gingen.

Die dieser Skizze beigefügten Holzschnitte sind nach photographischen meist momentanen Aufnahmen ausgeführt, die der Zahlmeister der Hertha, Herr Riemer, mit seinen Apparaten gefertigt hat. Es sind nur wenige Beispiele einer mannichfaltigen prächtigen Sammlung, die sich sowohl auf das ganze an Bord eines Kriegsschiffes vorkommende Leben und Treiben erstreckt, als auch die meisten von der Hertha besuchten Länder und Völker in lebensvollen Bildern zu steter Erinnerung festhält. Hoffentlich wird Herr Riemer dies Album veröffentlichen, und dadurch allen sich für Marineerlebnisse Interessirenden einen reichen Genuß, wie er bisher noch nicht geboten war, ermöglichen.

Digitized by Google

(Fortsetzung von S. 747.)

Der volksthümliche Ursprung blieb bedeutsam für Novelle und Sonate in ihrer ganzen Entwicklungsgeschichte.

Die unverwüstliche Jugendfrische der altitalienischen und spanischen Novellen ist wesentlich bedingt durch ihren volksthümlich schlichten Erzählerton und die aus dem Anekdoten- und Sagenschatze des Volkes, ja der Völker geschöpften Stoffe. Auch die künstlerisch so viel reicher durchgebildete und in ihren Themen so viel selbständigere moderne Novelle kann und muß sich verjüngen durch die stets erneute Berührung mit der Mutter Erde, mit der volksmäßigen schlicht erzählten Anekdote, Sage und Geschichte.

Wenn mich ein heutiger Novellist fragte, welche Novelle er lesen solle, um sich zur Produktion anzuregen, so würde ich ihm antworten: gar keine. Denn bei einem fertigen Kunstwerke gleicher Gattung soll man sich niemals die Inspiration für ein neues holen. Dagegen würde ich ihm dringend zur Lektüre empfehlen: Grimms Märchenbuch, Sebastian Franks Sprichwörter, Zinkgreffs Apophtegmata und ähnliche Bücher, in welchen das eiserne Inventar volksthümlicher Geschichtserfindung und Erzählerkunst der Jahrhunderte niedergelegt ist — nicht damit er das Alte nachahme, sondern um so frischer etwas gutes Neues ersinne. Begehrt der Mann aber moderne Autoren, so nenne ich ihm einen norddeutschen und einen süddeutschen, die beide keine Novellen geschrieben haben und bei denen man doch die feinsten Geheimnisse des novellistischen Vortrags lernen kann: Justus Möser und Johann Peter Hebel.

Die erzählenden Stücke der „Patriotischen Phantasien" sind mit volksthümlicher Kraft geschrieben und zeigen, wie man ethische und soziale Probleme meisterhaft novellistisch lösen kann, ohne eine Novelle zu beabsichtigen. Und im „Schatzkästlein" erprobt Hebel die seltene Kunst, aus dem alten Anekdotenschatz des Volkes neue Kabinetsstücke zu machen, indem er mit leiser Hand andeutend novellistische Züge aus den derben alten Geschichten entwickelt und sie in seine eigene stilvolle Sprache übersetzt, die er als ein Kind des Volkes mehr erlebt als erlernt hatte. Mösers „Phantasien" waren ursprünglich Zeitungsartikel und Hebels „Schatzkästlein" besteht aus Kalendergeschichten. Dennoch überdauerten beide wegen ihres volksthümlich novellistischen Gehaltes fast die ganze anspruchsvolle Novellenliteratur ihrer Zeit. Eine Kalendergeschichte kann der roheste Versuch einer Novelle sein, und doch ist es der höchste Ruhm eines novellistischen Meisters, eine gute Kalendergeschichte zu schreiben.

Man kann zwei Perioden der deutschen Sonate unterscheiden, deren erste in Händel und Bach gipfelt, die zweite in den großen Trias Haydn-Mozart-Beethoven; denn auch unsere heutige Sonatenkunst steht noch unter dem überwältigenden Einflusse Beethovens. Es wäre lehrreich, den Gegensatz jener beiden Perioden im Hinblick auf die Verwerthung volksthümlicher Motive zu prüfen. Man fände dann wohl folgenden Grundunterschied: Bach setzt seine Suiten aus den überlieferten volksthümlichen Lied- und Tanzformen zusammen, allein er behandelt sie kunstgelehrt; Haydn dagegen gibt umgekehrt seinen epochemachenden Quartetten die kunstgelehrte Grundform der vier im engeren Sinne sogenannten „Sonatensätze", allein er erfüllt und belebt sie mit volksmäßigen Liedweisen und Tanzrhythmen. Was uns bei ihm wie bei seinen beiden großen Ruhmesgenossen und auch bei so vielen kleineren Meistern der alten Wiener Tonschule als das „deutsch Gemüthliche" immer aufs neue anmuthet und erquickt, das ist nichts anderes als der Geist des deutschen Volksliedes, welcher die vornehm kunstgelehrte Sonatenform durchweht. Heutzutage nennen manche Musiker das warme kindliche Gemüth jener Meister und das Gemüthliche überhaupt philisterhaft. Wie froh wären wir doch, wenn wir wieder ein paar solcher gemüthlicher Philister besäßen!

* * *

Novelle und Sonate erfüllten eine große kunstgeschichtliche Doppelmission, sie waren weit maßgebender für die Entwicklung der gesammten modernen Poesie und Musik, als man gemeinhin denkt, ja ich möchte sagen, ein Hauptunterschied dieser Künste in unserer Zeit gegenüber früheren Perioden gründet darin, **daß das Mittelalter und das klassische Alterthum keine Novelle und keine Sonate hatten.**

Shakespeares Dramen setzen die Novelle voraus, sie sind, wie sie sind, nicht denkbar ohne die vorangegangene Frühblüte der Novellistik. Daß Shakespeare die äußere Fabel einzelner Dramen aus italienischen Novellenbüchern schöpfte, ist ja allbekannt, doch lege ich hier minderes Gewicht auf diese Thatsache; denn ich behaupte einen andern weit tiefer greifenden Einfluß der Novelle bei diesem größten Dramatiker, einen Einfluß, der aus seinen psychologischen Problemen und aus dem Gang der Handlung hervorspringt. Eine gründliche Ausnahme machen hier nur Shakespeares Königsdramen; an ihnen hat die Novelle der Renaissance kein Theil, sondern vielmehr die mittelalterliche Chronik und zwar nach Form und Inhalt. Sie dramatisiren die naive Geschichtserzählung, aus welcher der Dichter gewaltige Charaktere und Ideen und tiefgreifende ethische Konflikte entwickelt, entbehren aber der novellistischen Zuspitzung auf ein leitendes durchgreifendes Problem, und eben darum auch jener abgerundeten Form, des „Rondos" der Novelle, die alle Fäden der Einzelscenen von vornherein so anspinnt und verschlingt, daß sie zuletzt nothwendig in dem bestimmten Knoten zusammenlaufen müssen. Darum sind aber auch diese Königsdramen so ganz einzig in ihrer Art, von der ganzen späteren Ausbildung des Dramas verschieden, und wir verstehen und genießen sie nur als eine literarhistorische und insbesondere shakespearesche Spezialität.

Ganz anders bei Shakespeares übrigen Tragödien und insbesondere bei seinen Schau- und Lustspielen. Die Farbenfülle der persönlichen Charakteristik, welche uns im Einzelnen fesselt, und doch einem letzten psychologischen Gesammtprobleme dient, der Gang der Handlung, welcher spannt und überrascht — die fast unvermeidliche Liebesgeschichte — vorab jedoch die Oekonomie und Rundung der Komposition — das alles erinnert uns, daß die Novelle damals als eine wahre „Neuigkeit", das heißt als eine neue maßgebende Grundform im ästhetischen Bewußtsein des Zeitalters lebte. Wer diese Thatsache recht überzeugend erkennen will, der vergleiche die Shakespearesche und überhaupt die ganze neuere dramatische Poesie mit der antiken. Was wir im Kolorit unseres Dramas einerseits romantisch, andererseits realistisch, was wir in seinem Aufbau modern nennen, das ist ihm großentheils mit der Novellistik gemeinsam.

Und weil mit diesem historischen Einfluß der Novelle auf das neuere Schauspiel ein gut Theil von dessen eigenstem Wesen blosgelegt ist, darum auch nicht minder von dessen ganz besonderem Unwesen. Unsere gröbsten Fehler sind der Exzeß unserer feinsten Tugenden. Sagt man von einer Tragödie, sie sei novellistisch, so ist dies herber Tadel; rühmt man von einem Lustspiel, daß es einen feinen Novellenstoff enthalte, so ist dieses Lob ein verhüllter Vorwurf. Der rechte Dramatiker soll das novellistische Element verwerthen, aber er soll sich die Novelle nicht über den Kopf wachsen lassen. Daß ihm diese Gefahr droht, ist eben ein Beweis für die moderne Herrschaft der Novelle.

Nun wiederhole ich meinen Satz: ein Hauptunterschied unserer Poesie und Musik gegen frühere Perioden gründet darin, daß das Mittelalter und die antike Welt keine Novelle und keine Sonate hatte. Wem dieser Satz auch jetzt noch zu kühn dünkt oder nicht ganz klar erscheint, dem stelle ich eine Parallele aus dem Kreis der bildenden Künste erläuternd zur Seite und sage: ein Hauptunterschied der modernen Historienbilder von den altdeutschen und altitalienischen gründet darin, daß jene alten Meister noch keine entwickelte Landschafts- und Genremalerei besaßen. Der Historienmaler dünkt sich freilich eben so erhaben über den Landschafts- und Genremaler wie der Dramendichter über den Novellisten. Und dennoch sind die unterscheidend stimmungsvollen und individuell charakteristischen Züge unserer Geschichtsbilder erst durch die Stimmungspoesie der Landschaft und das charaktervolle Kleinleben des Genrebildes zur Macht und Herrschaft auch in der hohen Kunst des historischen Gemäldes gelangt. Und gar manchem heutigen Historienmaler wächst das Genre über den Kopf, wie gar manchem Dramatiker die Novelle.

Ich schlage folgendes Thema zu einer literarhistorischen Preisaufgabe vor: Wie hat die Novelle ihre gestaltende und

Digitized by Google

läuternde Kraft seit vier Jahrhunderten bei den größeren Kunstformen der epischen und dramatischen Poesie geltend gemacht? Das Thema wäre vielleicht neu, und jedenfalls könnte es zu neuen Gedanken und Gesichtspunkten führen. Denn da die unscheinbare Novelle ihren Einfluß leise und unvermerkt übte und gar mancher Poet unter diesem Einflusse stand, den er nicht ahnte, so wären noch allerlei geheime Fäden zu enthüllen. Vielleicht hält mancher ein solches Thema blos für ein Paradoxon; allein Paradoxa leiteten schon oft zu tieferer Erkenntniß. Und da übrigens das Paradoxon ein Lieblingselement der Novelle ist, so darf ein Novellist wohl auch einmal eine paradoxe Preisaufgabe stellen.

Man pflegt bei solchen Aufgaben gewisse Fingerzeige für die Bearbeiter vorauszuschicken. Ich gebe ein paar statt vieler.

Cervantes hat im Don Quixote den alten Ritterroman zwiefach aus dem Felde geschlagen durch die Novelle. Denn wenn wir sein epochemachendes Buch auch einen Roman nennen, so ist es doch eigentlich ein großer Novellenkranz, der sich zu einer Gesammtnovelle in einander schlingt. Mit feiner Satyre vernichtet der Dichter den albernen Romanticismus jener Romanwelt; aber mit seiner novellistischen Form vernichtet er zugleich auch die Unform des Romans.

Auch Voltaire schrieb im Candide und Zadig Romane, welche genau genommen Novellen sind. Der Vergleich mit Cervantes ist lehrreich. Die poetische Kraft des Spaniers wächst und erblüht erst recht mit der novellistischen Form; bei dem französischen Dichter dagegen drückt die Novelle auf den Roman, die poetische Unmittelbarkeit verschwindet durch die allzu scharf präzisirte Novelle. Voltaire bringt uns das novellistische Problem und Programm in jenen großen wie in den noch reizender epigrammatischen kleinen Erzählungen so klar und deutlich, so bewußt und gewollt auf dem Präsentirteller, daß wir allen Glauben an seine Helden und ihr Schicksal verlieren und nur noch den Scharfsinn des Autors mit Händen greifen. Man kann auch Novellen schreiben, die vor lauter Novelle die Poesie verlieren, wie Dramen, die vor lauter Dramatik aufhören, dramatisch zu sein. Beide sind wie gemacht zu pathologisch-anatomischen Demonstrationen des Aesthetikers.

Wieland wurde seiner Zeit der deutsche Voltaire genannt, zumeist aus sehr äußerlichen Gründen. Heutzutage liegen uns die Unterschiede Wielands und Voltaires näher als ihre Verwandtschaft. Ein Hauptunterschied beider gründet darin, daß Voltaire, der Erzähler, bis zum Exzeß Novellist war, während wir bei Wielands Romanen und erzählenden Gedichten so oft vergebens nach der knappen Gedrungenheit und der scharfen poetischen Dialektik der Novelle seufzen. Die echte Novelle lag der deutschen Poesie des achtzehnten Jahrhunderts vor Goethe überhaupt seitab.

Lessing hätte der berufenste Novellist unter seinen Zeitgenossen werden können, das bezeugen seine kleinen Lustspiele, sein Nathan, das bezeugen selbst die Novellenkeime in seinen Fabeln; wäre er ein Musiker geworden, so würde er gewiß die sonatenhaftesten Sonaten geschrieben haben und als Novellist vielleicht — gleich Voltaire — allzu novellistische Novellen. Allein der Tag der neuen deutschen Novelle war noch nicht gekommen.

Dieses Tages Anbruch verkündet Goethe, der aber auch zugleich das Musterbild der neuen deutschen Novelle vollendet, im Fortschreiten vom Werther zu den Wahlverwandtschaften. Und auf der Mitte dieses Weges stellt er klar und bewußt das Programm der Novelle novellistisch dar in den Unterhaltungen des Ausgewanderten. Eine reizende Aufgabe wäre es hierbei — für unsere Preisbewerber — den novellistischen Einfluß in Goethes Dramen nachzuweisen, vorab im Tasso; dann in Hermann und Dorothea, dem epischen Gedicht, welches nur ein großer Novellist so dichten konnte.

(Schluß folgt.)

Am Familientische.

Der Stickhusten und seine Behandlung mit freier Luft.*)

So lautet die Ueberschrift eines von Dr. Maclean zu Glasgow im dortigen „medical journal" veröffentlichten Artikels. Den Lesern meines letzten Daheim-Artikels und mir selbst klingt das freilich nicht wunderbar, denn zwischen den Zeilen habe ich diese Kur schon lesen lassen, und in meinen selbständigen Schriften findet sie sich des Breiteren empfohlen. Wenn ich sie trotzdem hier, so zu sagen, unter fremder Firma einführe, so geschieht's mit Rücksicht darauf, daß bei uns die luftscheue Behandlung nicht nur unter Nichtärzten, sondern auch unter Aerzten bis zu einem Grade eingewurzelt ist, der den die luftfreundliche Verordnenden wie einen Attentäter verabscheuen heißt! So höre man die Stimme des Ausländers von weit droben im kalten Norden: „Das stickhustenkranke Kind muß den ganzen Tag über draußen bleiben, es sei gutes oder schlechtes Wetter, Sommer oder Winter." Die erste Kur machte Maclean an einem einjährigen Kinde, das, im Zimmer mehrere Wochen lang mit allen möglichen Arzneien behandelt, immer schlechter wurde. Da rieth er, es fortan täglich längere Zeit draußen spazieren zu tragen — der Husten verlor sich so rasch, daß nur noch zwei ärztliche Besuche nöthig wurden! Diese Geschichte bietet meines Erachtens den Schlüssel zu folgendem Satze, den ich kürzlich in einem populären Artikel über Stickhusten las: „Trotzdem man die Kinder in der Stube behält und in Acht nimmt, wird der Husten immer ärger" — mein unmaßgeblicher Vorschlag ginge dahin, statt „trotzdem" zu verbessern: weil. — Uebrigens finde ich das open-air treatment, wenn zwar nur in schüchterner Form, in Dr. Plaths vortrefflichen „Briefen eines Arztes an eine junge Mutter" bereits befürwortet. Sollten diese Mittheilungen nicht wenigstens zu einem Versuche auffordern oder sollen dem blosen Vorurtheile zu Liebe die unschuldigen Wesen immer von neuem geflissentlich dem Siechthum überliefert werden? Statt: „Ich wage es nicht, das Kind an die freie Luft zu bringen", muß es vielmehr heißen: „Ich wage es nicht, es schlechte Luft schlucken zu lassen". Steht nicht auch bei uns in Deutschland die Thatsache längst allgemein fest, daß mehrwöchentlicher Stickhusten sich wie mit einem Schlage verliert, wenn, in Folge der Versetzung des Vaters, die Familie „Luftwechsel" vornimmt? Das heißt: wenn wegen Umzuges Thüren und Fenster der Wohnung sich öffnen, das gefangen gehaltene Kind sich frei ergeht, eine Reise mitmacht, am neuen Wohnorte wieder sich umhertummelt, bis alles in Ordnung ist, kurz wider Willen eine Kur à la Maclean gebraucht!

Ueber das Warum? ist sich mein schottischer Gewährsmann noch nicht klar. Die Zahl der fort und fort probirten Mittel, meint er, beweist, daß es der Wissenschaft an jedem bewußten Plane gebricht. Seiner Kur liege wenigstens das verständliche und auf jeden Fall passende Prinzip der Stärkung zu Grunde. Darin hat er zunächst vollkommen Recht: ein hustenkrankes, in Sperrluft gefangen gehaltenes Kind ist einem in trübem, schalen Wasser mattgewordenen Fische gleich zu denken; wie man diesen durch Ueberführung in frisches, klares Quellwasser neu belebt, so weckt man auch jenem die Lebensgeister, „badet ihm die lahme Brust gesund" durch Versetzung in das freie, atmosphärische Luftmeer.

Ich selbst gehe einen Schritt weiter und erkläre im Anschluß an die in Nr. 8 dieses Jahrgangs gegebenen Andeutungen die reine, insbesondere staubfreie Luft für das Specificum dieser trockenen Hustenform, welche durch schlechte Luft im allgemeinen und durch Staubsplitter, die sich in und an der Kehle festsetzen, im besonderen unterhalten wird. Staub in Masse aber führt jede nach der landesüblichen Vorschrift „hübsch warm" gehaltene, nämlich durch einen Ofen geheizte Stube.

Dies alles, dächte ich, wäre der vorurtheilsfreien, praktischen Prüfung recht sehr werth. Nicht zu rathen freilich ist denen, die ihre Eigenwilligkeit mit der gedankenlosen Ueberlieferung decken, daß der Stickhusten nun einmal seine 18 Wochen dauern müsse!

Paul Niemeyer.

*) The open-air treatment of hooping-cough.

Inhalt: Am Gardasee. (Fortsetzung.) Erzählung von C. R. Struwy. — Deutsche Städte und Bauten. X. Burg Trausnitz. Von Dr. C. Mehlis. Mit Illustration von R. Stieler. — Dichterische Widerspiegelungen der Person und Geschichte Jesu. (Schluß.) VI. VII. Von Franz Delitzsch. — Novelle und Sonate. Von W. H. Riehl. — Aus den Erlebnissen der deutschen Korvette „Hertha". Von Dr. Koeniger. Mit 3 Illustrationen. — Am Familientische: Der Stickhusten und seine Behandlung mit freier Luft. Von Dr. Paul Niemeyer.

Vom Daheim

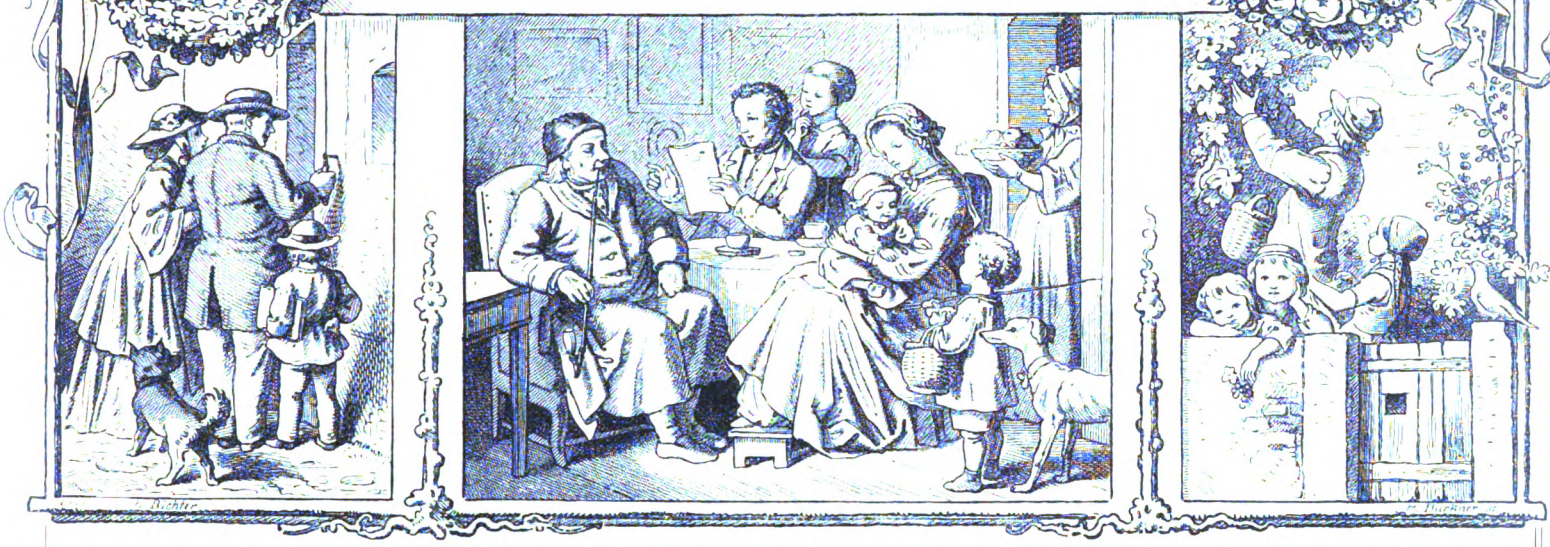
sind noch folgende Jahrgänge komplet gebunden oder broschirt durch alle Buchhandlungen oder auch von uns direkt zu beziehen: VIII (1872), IX (1873), XI (1875), elegant gebunden à 9 Mark 60 Pf., broschirt à 7 Mark 20 Pf. Einzelne Quartale (à 1 Mark 80 Pf.) und Nummern (à 28 Pf. incl. Frankatur) aus fast allen Jahrgängen. Einbanddecken zu jedem Jahrgang à 1 Mark 40 Pf.

Daheim-Expedition.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von M. H. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 26. August 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. **1876. № 48.**

Am Gardasee.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11. VI. 70.

Erzählung von **E. R. Struwy.**

(Fortsetzung.)

Die Vorbereitungen zum Kriege wurden immer eifriger betrieben. Auch unser Postdampfer hatte seine Fahrten eingestellt, und die kleine Garnison von Malcesine sah täglich ihrer Einberufung auf den Kriegsschauplatz entgegen. Da machte Candiano mir eines Abends den Vorschlag, mit ihm noch einmal auf den See hinaus zu segeln. Als wir dem andern Ufer nahe gekommen waren, sagte er:

„Doktor, ich nehme Ihre Güte noch einmal in Anspruch. Ich habe wieder an Martina geschrieben und ihr gesagt, daß wir in den Krieg ziehen und daß, wenn eine Kugel mich trifft, ich nicht ruhig sterben könne ohne ihre Verzeihung. Da hat sie eingewilligt, mich zu sehen, sie erwartet mich dort oben dicht an der Grenze. Wir landen in jener kleinen Bucht, und in einer halben Stunde bin ich wieder bei Ihnen."

„Haben Sie Martinas Warnung vergessen?" mahnte ich. „Ihnen droht Gefahr am jenseitigen Ufer!"

„Diesmal nicht," lautete die Antwort, „die Einladung kommt von ihr selbst, ich kenne ihre Hand."

Damit eilte er ans Ufer. Ich wartete im Boot lange auf seine Rückkunft. Endlich trieb mich die Ungeduld, den Hang, welchen er hinaufgegangen war, zu ersteigen. Der Pfad führte steil durch einen kleinen Olivenhain bis zu einer zerfallenen Mühle hinan. Dieselbe mochte wohl früher Verkehr mit Riva oder dem Val di Cedro gehabt haben, jetzt, nachdem der Saumpfad, der sie mit der Ponalstraße verband, ungangbar geworden, war sie von ihren Bewohnern verlassen. Ich setzte mich neben das aus den Fugen gegangene Mühlrad und schaute dem kleinen Rinnsal, welches ehedem das Werk getrieben hatte, und das jetzt als spärliche Kaskade den Felsen hinabsprang, ein wenig ärgerlich über meine Gutmüthigkeit, nach. Die Blätter der Olivenbäume hingen leblos an den feingegliederten Zweigen; am tiefblauen Himmel strahlte der Vollmond und durchzog das stahlblaue Wasser, in welches der Monte Baldo weit hinein seinen Schatten warf, mit immer breiter werdenden Silberstreifen. Hier und da deutete ein dunkler Punkt den Kahn eines nächtlichen Fischers an. Das Glänzen der Sterne, flackernd und unstet, wie die fliegende Röthe auf den Wangen eines Fieberkranken, kündigte einen Wechsel des Wetters an. Der See war auch schon, trotz der Stille der Luft, unruhig geworden. Die Wellen schlugen unten klatschend an die Mauer, welche das Erdreich der Olivenpflanzungen gegen die Flut schützte, und von Südosten her rückte eine breite Wolkenbank, weiße zerrissene Nebelflocken vor sich herscheuchend, wie ein in Schlachtlinie aufgestelltes Kriegsheer heran; der Sirocco oder, wie sie es am See nannten, die Ora war im Anzug. Wenn wir noch vor Ausbruch des Sturmes an das andere Ufer kommen wollten, so war es die höchste Zeit. Meine Ungeduld überwand deshalb jedes Bedenken; ich ging, Candiano aufzusuchen, auf dem Saumpfad weiter, den beiden Grenzsteinen vorbei, auf denen der Doppeladler und das savoyische Kreuz einträchtig neben einander standen, bis zu einem in den Weg hineintretenden Felsblock, von welchem ich eine weitere Umschau halten zu können hoffte. Wirklich erblickte ich auf der andern Seite desselben zwei Personen, den Grafen und eine Frau, in eifrigem Gespräch. Jener saß auf der Mauer, welche den Pfad an der Seeseite einfaßte, den Rücken an einen halbverdorrten Oelbaum gelehnt, die Frau stand hochaufgerichtet vor ihm, es war die Martina, die ich auf der Fahrt nach Riva gesehen hatte.

Sollte ich hervortreten? Mir schien das jetzt auf einmal nicht passend. Ich beschloß, ein paar Augenblicke zu warten und dann durch ein Geräusch meine Gegenwart bemerkbar zu machen.

„Martina," hörte ich den Grafen sagen, „Du kennst jetzt meine Schuld und meine Reue. Sprich — kann ich wieder gut machen?"

„Du lügst, Adriano, Du lügst!" gab das Mädchen leidenschaftlich zur Antwort. „Wieder gutmachen? Soll die entehrte Martina Deine Frau werden? Willst Du den glänzenden

Digitized by Google

Offiziersrock ausziehen und ein Bauer werden auf unserm Pachthof zu Vezzano? Und gibt es einen andern Ersatz für mein Unglück, für die Thränen, die ich in meiner Verlassenheit um Deinetwillen geweint habe, für meine arme Mutter, welche der Jammer über meine Schande ins Grab gebracht hat? Wieder gutmachen? Du lügst, Adriano, Du lügst!"

„Ich will alles, was Du willst," sagte der Graf.

„Nein, Adriano," fuhr Martina ruhiger fort, „ich will nicht Dein Unglück. Jetzt kenne ich die Welt besser als damals, wo Du meine Unwissenheit — doch lassen wir die vergangenen Tage! Ich weiß, daß ich Deine Frau nicht werden kann, und — sag es selbst — kennst Du einen andern Ersatz für meine verlorene Ehre?"

„Verlange etwas von mir," bat Candiano, „damit ich Dir meine Reue beweisen kann."

„Ich weiß nicht, was ich von Dir verlangen könnte," antwortete das Mädchen. „Der einzige Wunsch, den ich auf dieser Welt hatte, ist in Erfüllung gegangen. Meine Base hat dafür gesorgt, daß ich bei den Karmeliterinnen in Roveredo Aufnahme finde."

„Und was gibst Du mir mit von hier, Haß oder Verzeihung?"

„Ich will für Dich beten," sagte sie, weicher geworden. „Ich wollte Dich nimmer wiedersehen, aber Du ziehst in den Krieg, und könnte ich aus der Welt scheiden, ohne meinen Frieden mit Dir zu machen? Es ist mir lieb, daß ich diese letzte irdische Qual von mir geschüttelt habe. Geh in Frieden, Adriano!"

Der Graf hatte ihre Hand gefaßt und bedeckte sie mit Küssen. Sie entzog ihm dieselbe langsam und sagte noch einmal: „Geh in Frieden!" Dann wendete sie sich zum Fortgehen.

Da änderte sich plötzlich die Scene. Drei Kerle, welche sich hinter den Steinen oberhalb des Saumpfades verborgen gehalten hatten, sprangen hervor. Einer derselben, es war Tommaso, faßte den Grafen, indem er ihm höhnisch zurief:

„Heute ist es mir besser geglückt als in Malcesine, Signor Conte, diesmal kommt Ihr nicht so leichten Kaufes davon. Tommaso verzeiht Euch nicht, wie die empfindsame Närrin. Meine Tochter habt Ihr verführt, meine Frau umgebracht; dafür habe ich ein Wort mit Euch zu reden, verdammter Oesterreicher!"

Im Nu war Candiano nach dem Platz, auf welchem er gesessen hatte, zurückgeschleppt, dort banden sie ihm Hände und Füße. So wie ich sah, daß dem Grafen eine ernste Gefahr drohe, war ich aus meinem Versteck hervorgesprungen, leider zu spät, um das Geschehene, das Werk einiger Augenblicke, abzuwenden. Zwei der Kerle faßten auch mich und suchten mich zurückzudrängen.

„Heute," rief Tommaso mir spöttisch zu, „werde ich meine Kommission an den Herrn Grafen selber ausrichten. Kehren Sie in Ihr Boot zurück, Signor, grüßen Sie den närrischen Capitano in Malcesine von mir und kümmern Sie sich nicht um Dinge, die Sie nichts angehen."

Während dessen hatte sich Martina vor den Grafen gestellt und suchte ihren Vater abzuwehren. Indem sie dessen beide Hände festhielt, flüsterte sie mit vor Angst halb erstickter Stimme: „Erinnere Dich, was Du dem Padre Christoforo versprachst, als Du — als die Schmuggler den Mann von der Finanzwache erschossen hatten — Du darfst kein Blut vergießen."

„Sei ruhig," lachte ihr Vater höhnisch, „sein Blut wird nicht über mich kommen; nur einen kleinen Sprung soll er machen, dort hinab in den See."

Jetzt folgte ein wüstes Durcheinander. Ich suchte mich von den beiden, die mich auf dem Pfad zur Grenze fortschleppen wollten, loszureißen. Martina hatte sich über den Grafen geworfen, ihren Vater, der sie wegziehen wollte, abwehrend; Candiano lag bewegungslos und ohnmächtig auf der Seemauer. Dazu heulte der Sturm durch die Felsen, und die Brandung schlug tief unten wüthend an das Ufer.

Da erschien noch eine Person auf dem Schauplatz. Ein ziemlich beleibter Herr von Mittelgröße kam, den Strohhut in der Hand, eilig und athemlos den Weg von Limone hinauf.

„Was soll das, Tommaso?" herrschte er dem Alten zu, „bist Du wahnsinnig? Binde den Grafen los, augenblicklich — ich befehl's! Und Ihr, laßt den Herrn frei!"

Die Kerle, welche mich festhielten, traten zurück, Tommaso gehorchte zögernd. „Herr, Ihr wißt nicht," murmelte er.

„Ich weiß, Wahnsinniger, ich weiß!" antwortete der Herr heftig. „Es ist ein Glück, daß Renzo mir zu rechter Zeit einen Wink gab. Maledetto, ich soll wohl ruhig zuschauen, wenn auf meinem Eigenthum einem österreichischen Offizier Gewalt angethan wird?"

Inzwischen war der Graf losgebunden worden, sank aber sogleich wieder zusammen. Die Strangulation und die Aufregung hatten ihm so zugesetzt, daß er kaum Herr seiner Sinne war. Ich unterstützte ihn. „Nehmen Sie mein Flacon," sagte der Fremde, „doch verzeihen Sie, ich vergaß — ich bin der Marchese Malatesta —"

Der Graf war allmählich zu sich gekommen. Martina hatte sich schweigend und ohne Gruß entfernt. Tommaso folgte ihr, nachdem er noch einige Augenblicke mit seinem Herrn geflüstert hatte.

„Herr Graf," sagte der Marchese, „ich bedaure aufs tiefste. Fühlen Sie sich stark genug, diesen Platz zu verlassen?"

„Ich will es versuchen," gab Candiano zur Antwort, indem er sich wankend erhob.

„Der Zustand des Herrn Grafen," fuhr der Marchese zu mir gewendet fort, „ist von der Art, daß er nicht heimkehren kann. Uebrigens ist es unmöglich, bei diesem Wetter über den See zu fahren, selbst wenn ich Ihnen ein paar von meinen Leuten mitgeben wollte, auf die Gefahr hin, daß man es mit denselben drüben so macht, wie mit Renzo. Und der Saumpfad zur Ponalstraße ist sogar bei Tag lebensgefährlich. Da bleibt nichts übrig, meine Herren, als daß Sie diese Nacht bei mir vorlieb nehmen."

Mir leuchtete das ein, aber es schien mir doch des Grafen wegen nicht unbedenklich, eine Nacht auf italienischem Boden zu bleiben. Ich sagte das dem Marchese. „Sie können ganz unbesorgt sein," versicherte dieser. „Niemand als ich und mein vertrauter Diener werden von Ihrer Anwesenheit Kenntniß erhalten. Morgen früh fahren Sie heim und denken, daß der Sturm Sie irgend wohin verschlagen habe."

Ich fragte Candiano leise um seine Meinung.

„Wir müssen annehmen," sagte er, „ich kann mich kaum aufrecht halten."

Wir gingen den Weg nach Limone hinab. Candiano, der nur mit Anstrengung vorwärts kommen konnte, auf der einen Seite von mir, auf der andern von dem Marchese unterstützt. Die beiden Begleiter Tommasos folgten in einiger Entfernung.

Nach einer kleinen Stunde sahen wir die Villa Malatesta vor uns, aber auch ein unerwartetes militärisches Schauspiel.

Die Höhen oberhalb derselben waren von Wachtfeuern erhellt, deren Schein weiße Zelte und blinkende Waffen beleuchtete. Dazwischen tummelten sich die rothen Hemden der Garibaldiner herum, Geschrei und Gelächter, Wachtrufe und zuweilen ein Hornsignal tönten durch die nächtliche Stille zu uns herüber.

Ich blieb stehen. „Was hat das zu bedeuten?" fragte ich.

„Wir haben Einquartirung," sagte der Marchese gleichgültig, „einen Trupp unserer Freiwilligen, der morgen früh wieder abzieht. Sie werden mit ihnen in keine Berührung kommen. In durchaus keine, ich versichere Sie," wiederholte er, seine Hand auf meinen Arm legend, da ich weiter zu gehen zögerte. „Der Pavillon, in welchem Sie wohnen werden, liegt ganz isolirt und ist von jenen Höhen nicht einmal sichtbar. Es ist fast unmöglich, daß Sie entdeckt werden. Ganz unmöglich," verbesserte er sich.

Was war zu thun? Wir gingen vorwärts, erreichten das Parkthor und nach ein paar hundert Schritten den Pavillon, an dessen Eingang schon ein Diener mit silbernem Armleuchter wartete. Der Marchese führte uns die Treppe hinauf in einen einfach möblirten Gartensalon. „Sie müssen vorlieb nehmen," sagte er, „ich bewohne den Pavillon selbst, wenn ich allein hier bin; gleich daneben ist Ihr Schlafzimmer. Jetzt bitte ich, mich zu beurlauben, ich muß nach meinen andern Gästen schauen

Digitized by Google

und dafür sorgen, daß Sie ein Souper bekommen und ungestört bleiben."

Der Graf hatte sich erschöpft auf das Sopha geworfen. Sein Kopf schmerzte ihn entsetzlich, und er war wie zerschlagen.

Ich gab ihm den Rath, eine halbe Stunde zu ruhen, und geleitete ihn ins Schlafzimmer.

Nach einer halben Stunde kam der Marchese mit seinem Diener zurück, welcher ein kleines Souper — kalte Küche, Früchte und Wein — auf den Tisch stellte. Er versicherte, daß niemand in der Villa von unserer Anwesenheit eine Ahnung habe. „Morgen," fügte er hinzu, „wenn unsere Truppen abgezogen sind, werden Sie ungehindert nach Malcesine zurückkehren können. Auch Ihr Boot habe ich in meinen Hafen bringen lassen. Ehe Sie fortgehen, werde ich mir die Freiheit nehmen, Sie meiner Frau vorzustellen. Ersilia kennt den Grafen von Wien her und wird sich freuen, ihn und seinen Freund zu sehen." Dann bedauerte er, das Erwachen des Grafen nicht abwarten zu können, und empfahl sich.

Bald darauf erschien Candiano wieder, wir soupirten und rückten, nachdem der Diener die Ueberreste des Mahls entfernt hatte, die Stühle und den Tisch mit den Flaschen an die geöffnete Balkonthür; zuvor hatte ich, damit uns niemand belausche, die Kerzen ausgelöscht, die Sterne leuchteten uns hell genug.

So viel sich im Halbdunkel erkennen ließ, lag vor unserm Pavillon eine kleine Terrasse, mit Gartenbänken besetzt und von einer steinernen Balustrade eingefaßt. Hinter derselben dehnten sich die Limonienpflanzungen, wie es schien, beinahe bis zum Seeufer aus. Wir konnten die gelben Früchte im Sternenschein schimmern sehen und die Blüten, welche zugleich mit jenen die Bäume schmückten, erfüllten die Luft mit balsamischem Wohlgeruch. Links stiegen die Felsen steil empor, rechts, an der Seite, auf welcher muthmaßlich die Villa lag, schloß ein dichtes Bosket, aus welchem die weißen Blüten eines Magnolienbaumes hervorleuchteten, das Bild ab.

Der tiefste Friede herrschte um uns her, die Wachtfeuer schienen erloschen zu sein, wenigstens sah man keine Helle mehr am Horizont, nur hier und da mischte sich der ferne Tritt einer Patrouille, das Rufen einer Schildwache in das immer leiser werdende Rauschen der Wellen. Welch einen Kontrast bildete diese Ruhe mit der Gefahr und Aufregung der vergangenen Stunden! Das ging wohl uns beiden durch den Kopf, wir schwiegen lange, unsere Cigarren dampfend. Endlich begann der Graf:

„Es ist eigen, daß der Name Malatesta für mich immer mit der Erinnerung einer Lebensgefahr verknüpft sein muß. Das erste Mal war es in Wien —"

„Damals handelte es sich wohl nur um eine Herzensgefahr," fiel ich ihm scherzend in die Rede.

„Nicht doch, sondern um eine große Thorheit von meiner Seite. Es war auf dem Bahnhof von Gloggnitz. Wir saßen, den Zug, welcher uns nach Wien heimführen sollte, erwartend, auf dem Perron — die Marchesa und ich — und sprachen von allerhand ernsten Dingen — die Marchesa liebte es, zu philosophiren — unter anderem von Ritterthum und Minne. Sie pries die Courtoisie unserer Vorfahren im dreizehnten Jahrhundert; ich versuchte es, für unsere moderne Jugend eine Lanze einzulegen. — Ich habe einmal, sagte sie, ihre Locken schüttelnd, wie sie es zu thun pflegte, wenn sie in Affekt gerieth, ein deutsches Gedicht — der Handschuh, glaub' ich, hieß es — gelesen. Darin gebietet eine Dame ihrem Ritter, ihren Handschuh, der in einen Zwinger mitten unter die wilden Bestien gefallen war, zu holen, und der Ritter gehorcht. Glauben Sie, daß heutzutage einer unserer jungen Herren für seine Dame das Leben in die Schanze schlagen würde? — In dem Augenblick wehte der Wind ihr Taschentuch auf die Schienen hinab. Ich sprang die Treppen hinunter und hob es auf, allein die heranbrausende Lokomotive hätte mich beinahe gefaßt. — Als ich abends bei der Marchesa in ihrem Boudoir saß, bekam ich zum ersten Mal eine Ahnung davon, daß sie auch ein Herz habe."

„Also doch eine Herzensgefahr?"

„Seien Sie unbesorgt. Die Geschichte endete durchaus moralisch. Der Marchese störte unser tête-à-tête, noch ehe es eigentlich begonnen hatte, und am andern Morgen war das Ehepaar abgereist. Eine unangenehme Geschichte."

„Ich hörte davon," fiel ich ein, „die von Vicenza."

„Allerdings, sie war die Ursache der plötzlichen Abreise. Man gab dem Marchese Schuld, er habe dort einem Paar von unsern Konskribirten zur Flucht ins Königreich verholfen. Seitdem darf er sich in Oesterreich nicht mehr sehen lassen. Aber," fuhr der Graf fort, „Sie haben mir ja noch nicht erzählt, Doktor, wie es gekommen ist, daß Sie bei der Katastrophe mit Tommaso so unerwartet als deus ex machina erschienen sind."

Ich berichtete, wie die Ungeduld mich dorthin geführt habe und daß ich einen Theil der Unterredung mit Martina mit angehört habe.

„Jetzt fühle ich mich frei und ruhig," nahm Candiano wieder das Wort. „Daß meine Liebe zu Martina erloschen sei, wurde mir schon im ersten Augenblick des Wiedersehens klar; ich empfand nur Mitleid und tiefe Reue. Aber es ist ja alles gut geworden. Eine Heirath war unmöglich, ohne uns beide unglücklich zu machen. Martina geht aus freier Wahl ins Kloster, und ich werde wider ihren Willen und ohne ihr Wissen dafür sorgen, daß sie dort eine wohlwollende Aufnahme findet. Die frommen Karmeliterinnen werden für irdische Güter nicht undankbar sein."

In diesem Augenblicke tönten gedämpfte Schritte, allmählich näher kommend, durch die Nachtstille, und Waffen blinkten hinter dem Magnolienbaum hervor.

„Eine Patrouille," sagte ich, „lassen Sie uns zurücktreten."

Wir lauschten hinter den Jalousien. Ein Trupp Soldaten füllte die Terrasse, dann wurde die Thür geöffnet, wir hörten Fußtritte und Waffengeklirr auf der Treppe.

Nachdem ich rasch die Kerzen wieder angezündet hatte, damit wir nicht im Dunkeln gefunden würden, trat ein Freiwilliger in dem rothen Hemd der Garibaldiner, den ein silberner Stern am Kragen als Offizier kennzeichnete, bei uns ein, legte militärisch grüßend die Hand an seinen Hut, von welchem ein sehr langer Federbusch herabwehte, und fragte:

„Welcher von den Herren ist der kaiserlich österreichische Oberlieutenant Graf Candiano?"

„Ich bin es," antwortete der Graf.

„Ich habe Ordre, Sie zu verhaften."

„Und mit welchem Recht?"

„General Garibaldi wird Ihnen darüber Auskunft geben."

„Der Krieg ist noch nicht erklärt. Ich bin hier Gast des Marchese Malatesta und nicht in Feindesland."

„Sie irren, mein Herr. Wußten Sie in Malcesine nicht, daß die Kriegserklärung vorgestern erfolgt ist?"

„Davon hatte ich keine Ahnung. Wäre ich sonst über die Grenze gegangen?"

„Man sendet Kundschafter."

„Mein Herr, ich bin kein Spion!"

„Darüber wird General Garibaldi entscheiden. Ich habe hier nur meine Befehle auszuführen," versetzte der Fremde in etwas spöttischem Ton, indem er den Federbusch, der ihm in das Gesicht gefallen war, mit einer Kopfbewegung zurückwarf.

Der Graf hatte sich in einen immer gereizter werdenden Ton hineingesprochen. Der Offizier wendete sich jetzt zu mir:

„Sie, mein Herr, muß ich um Ihre Legitimationspapiere bitten, Ihren Paß oder was Sie sonst bei sich haben."

Ich hatte nichts dergleichen bei mir.

„Dann bedaure ich, auch Sie ins Hauptquartier mitnehmen zu müssen."

Da trat der Marchese ins Zimmer, eilig und athemlos wie damals, als er das Attentat Tommasos verhinderte.

„Ich bin untröstlich," sagte er auf deutsch zu uns. „Wer in aller Welt kann Sie gesehen haben!" Dann nahm er den Offizier in eine Ecke des Zimmers und redete eifrig in ihn hinein. Augenscheinlich machte er demselben dringende Vorstellungen. Nach einigen Minuten wendete er sich wieder zu uns mit den Worten: „Seien Sie ganz ruhig, meine Herren; ich bin sogleich wieder bei Ihnen."

Wir wollten uns in das Nebenzimmer zurückziehen, doch der Garibaldiner gestattete es nicht. Er ging schweigend auf

und ab, während wir uns niedergelassen hatten und stumm den Verlauf des Abenteuers erwarteten. Nach einer peinlichen Viertelstunde kam der Marchese zurück, ein Papier in der Hand, das er dem Offizier übergab.

„Die Sache ist in Ordnung," fügte er hinzu, „der Kommandirende des Freikorps hat eingewilligt, daß Sie bis morgen unbelästigt hier bleiben. Ich bin gut für Sie gestanden, daß Sie über Nacht den Pavillon nicht verlassen werden. Morgen hoffe ich die Sache weiter zu arrangiren. Felicissima notte!"

Er nahm den militärisch grüßenden Offizier am Arm und verließ das Zimmer.

Der Tritt der Soldaten verhallte allmählich, nur zwei Schildwachen blieben auf der Terrasse zurück.

„Was sagen Sie dazu?" rief ich aus, als wir allein waren. „Mir scheint, dieser Herr Marchese zeigt zwei Gesichter; zuerst so viel Versicherungen, daß wir ganz unbelästigt bleiben würden, und nun dieser Ueberfall!"

„Wenn der Marchese," beruhigte mich Candiano, „uns übel wollte, hätte er uns ja den Händen Tommasos überlassen können. Er ist vielgeschäftig und schlau; aber eines schlechten Streiches halte ich ihn nicht für fähig."

„Aber wer kann uns hier ausgekundschaftet haben?"

„Wer weiß das? Vielleicht Tommaso, vielleicht haben die erleuchteten Fenster Verdacht erregt. Zerbrechen wir uns heute den Kopf nicht darüber, es ist einmal ein Tag der Abenteuer."

* * *

Am andern Morgen hörte der Kommandirende des Freikorps, dem wir zur Vernehmung vorgestellt wurden, unsere Versicherung, daß wir von der Kriegserklärung keine Kenntniß gehabt hätten, mit höflichem aber ungläubigem Lächeln an. Candiano verweigerte begreiflicher Weise, über die Ursache, welche ihn noch so spät abends auf italienischem Boden geführt hatte, jede Auskunft. Der Marchese begnügte sich damit, anzugeben, er habe den Grafen halb ohnmächtig und bei drohendem Unwetter in meiner Begleitung nahe bei der Villa angetroffen und deshalb nicht umhin gekonnt, uns seine Gastfreundschaft für eine Nacht anzubieten. Ich konnte wahrheitsgetreu versichern, daß ich die Grenze nur überschritten habe, um Candiano aufzusuchen und zur schleunigen Rückkehr nach Malcesine aufzufordern.

„Meine Herren," sagte der Garibaldiner, nachdem wir diese Aussagen zu Protokoll gegeben hatten, „Sie werden es begreiflich finden, daß ich Sie nicht fortlassen darf, um so weniger, da Sie von der Anwesenheit unseres Freikorps hier Kenntniß erhalten haben. Doch will ich Ihnen einen Vorschlag machen, welcher bereits die Genehmigung des Herrn Marchese erhalten hat. Ich werde über Ihren Fall ins Hauptquartier berichten, und Sie bleiben bis auf weiteres hier in der Villa, verpflichten sich jedoch durch schriftliches Ehrenwort, deren Gebiet ohne Erlaubniß nicht zu verlassen. Wollen die Herren etwa nach Malcesine oder sonst wohin in Ihren Angelegenheiten schreiben, so bin ich erbötig, offene Briefe zu besorgen."

Was war zu thun? Wir schauten den Marchese fragend an, der sich beeilte, uns zu versichern, daß wir ihm sehr angenehme Gäste sein würden. Demnach acceptirten wir, ich schrieb an einen meiner Leute, der Graf machte eine schriftliche Meldung des Vorgefallenen an seinen Obersten und bat um baldige Auswechslung.

Nach dem Frühstück, als der Garibaldiner sich verabschiedet hatte, erschöpfte sich der Marchese nochmals in Versicherungen, daß er an dem gestrigen Ueberfall ganz unschuldig sei; auch von der Kriegserklärung wollte er nichts gewußt haben. „Wenn Sie," fügte er hinzu, „von Ihren Effekten einiges kommen lassen wollen, so bin ich mit Vergnügen bereit, das zu vermitteln. Sie wissen, wir haben Beziehungen mit drüben." Dann erbot er sich, uns sein Besitzthum zu zeigen, „Ihr Gefängniß," bemerkte er scherzend.

Wir hatten gehofft, die Marchesa im Frühstückssalon zu finden; sie hatte sich jedoch entschuldigen lassen, angeblich war sie leidend.

Die Villa war ein altmodischer Bau von ziemlicher Breite, an der Außenseite mit allerhand Säulen und Karyatiden bunt und geschmacklos bemalt, bis hinauf zu den krenelirten Zinnen, welche das Dach verdeckten.

Den ganzen Mittelbau nahm im ersten Stock ein großer unwohnlicher Saal ein, im Geschmack des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts möblirt, mit steinernem Mosaikfußboden und einer Stuckdecke, aus welcher pausbackige Amoretten ihre dicken Beine und noch dickeren Blumengewinde herausstreckten. Die hellbraune, mit Goldleisten eingefaßte Ledertapete desselben war an der einen Wand mit Medaillenbildern ländlicher Schönen in Schäferkostümen à la Watteau, an der andern mit Ahnenbildern der Malatesta, welche, wie wenigstens der Marchese behauptete, von den alten Dynasten von Rimini abstammten, geschmückt. Unter diesen letzteren zeichnete sich besonders eins, das vorletzte in der Reihe, aus, welches den Großvater des Marchese, einen mit vielen Orden geschmückten Herrn in der Uniform des ersten Kaiserreichs, darstellte. Er war die Celebrität der Familie und hatte während der cisalpinischen Republik und unter dem ersten Napoleon eine Rolle gespielt, wie mancherlei Andenken, Vasen und sonstige Geschenke hoher Potentaten, welche auf den Marmortischen des Saales vertheilt standen, bezeugten. Auf der einen Seite des letzteren befanden sich die Zimmer des Marchese mit der Bibliothek und verschiedenen Sammlungen, auf der andern lagen die Gemächer seiner Gemahlin.

Das Erdgeschoß enthielt die zu allgemeinem Gebrauch bestimmten Zimmer. Vor den bis zum Boden herabgehenden Fenstern des Speisesalons lag eine schattige Pergola, ein Eisengestell, ganz von einem undurchdringlichen Geflecht wilder Rosen, das der Sonne zu keiner Zeit Durchgang gestattete, umsponnen. Von derselben schaute man auf eine kleine Bucht hinab, eingefaßt von zwei Felsenarmen, dem Abschluß der Höhenzüge, zwischen denen in einem ziemlich breiten, muldenförmigen Thal die Villa und was dazu gehörte, lag. Den größten Theil der Mulde füllten Gartenanlagen in dem der italienischen Vegetation und Architektur so gut angepaßten, anmuthig zierlichen Stil, welchen Buontalenti zuerst für den Florentiner Giardino Boboli geschaffen hat. Mannigfaltige hochwachsende Sträucher und reiches Unterholz, aus welchem in malerischer Abwechslung die dunkeln Pyramiden der Cypressen und die breiten Schirmdächer der Pinien herausragen, gaben ein passendes Material für schattige Boskets, in welche die Tagesglut nicht einzudringen vermag; Laubgänge, von Myrten und Lorbeer dicht geflochten, bieten die ersehnte Kühlung, an deren Ausgängen erfrischt ein Blick in die sonnenhelle Ferne das Auge; ein Faun oder eine Diana mit der Hirschkuh lauschen hinter dem Gebüsch von Gastrenien oder persischem Jasmin hervor und vor einem Parket farbenreicher und starkduftender Blumen, so zusammengestellt, daß die gleichartigen zierliche Arabesken bilden, laden Marmorbänke zum Ausruhen ein. Dann kommen langgestreckte Terrassen, wo im dunkeln Laub die Goldorangen glühen und weiße Marmorbilder auf den Wandelnden herabschauen, hier und da ein Magnolienbaum mit seinen wunderbaren Blütenkelchen, ein Pavillon in Tempelform, ganz in ein Meer von Schlingpflanzen versunken, und ein Bassin, aus dessen Mitte ein Neptun, von Tritonen umgeben, in der Sonne funkelnde Wasserstrahlen aufsteigen läßt. Das ist die Physiognomie eines italienischen Gartens. Der der Villa Malatesta erhielt noch seine besondere Nüance durch die Nähe des Sees, zu welchem von der Pergola eine breite Treppe, auf deren Absätzen Vasen mit riesigen Hortensienstöcken gestellt waren, an das Ufer hinabführte.

Nachdem der Marchese sich entfernt hatte, um noch einmal nachzusehen, ob seine Einquartirung abmarschirt sei, sagte der Graf:

„Ich wette, die Armida dieser Zaubergärten finden wir an irgend einem schattigen Platz mit einem Buch in der Hand. Kommen Sie, wir wollen einmal rekognosziren."

Wir gingen durch die Limoniengärten und erblickten am Ende der Baumreihen einen kleinen Pavillon, hart an dem dort steil aufsteigenden Seeufer gelegen, dessen Mauern ganz von Schlingpflanzen umrankt waren. In demselben saß oder lag vielmehr, den Kopf auf den schöngeformten Arm gestützt

Digitized by Google

Karl Hase.

und mit einem Buche beschäftigt, eine Dame in einem amerikanischen Schaukelstuhl. Da das Licht nur durch die Ranken, welche die Fensteröffnung fast ganz umsponnen hatten, eindringen konnte, war die schlanke Gestalt, das lila Seidenkleid, der blendend weiße Nacken und die rothen Haare, welche in reichen Locken über denselben hinabfielen, von einem goldgrünen Schein umflossen.

„Sie sieht aus wie eine Eidechse," flüsterte der Graf mir zu.

Da die Dame uns den Rücken gekehrt hatte, vermochte sie unser Nahen nicht zu bemerken. Erst bei einem kleinen Geräusch, das wir machten, drehte sie sich um, maß uns einen Augenblick mit verwunderten Blicken und erhob sich dann schnell. Sie ging uns ein paar Schritte entgegen und sagte mit wohllautender Altstimme, indem sie dem Grafen die beiden Hände entgegenstreckte:

„Willkommen, Adriano, mein Ritter, willkommen nach so langer Trennung!"

Es war Erfilia. Ich wurde vorgestellt, und wir setzten uns.

„Das ist ja wie ein Zaubermärchen," fuhr die Marchesa fort. „Gedenken Sie noch unseres Gesprächs in Gloggnitz, Adriano, als Ihre Thorheit mich so grausam" — ihre Stimme bebte ein wenig — „so grausam erschreckte? Ich hatte Unrecht. Es gibt auch jetzt noch Ritter, und wir erleben auch jetzt noch Abenteuer."

„Gewiß," scherzte Adriano. „Selbst Meister Arioſto, den ich da in Ihrer Hand sehe, meine Gnädigste, hätte ein interessanteres nicht erfinden können. Zwei junge Paladine gelangen durch Todesgefahr hindurch in ein Schloß, das von Drachen bewacht wird, eine Zauberin hält sie fest und —"

„Sie verlieben sich beide in die Herrin des Schlosses," fiel ihm die Dame ins Wort, indem ihre grünen Augen an mir vorbeiglitten und dann an denen Candianos haften blieben, „beide, darauf bestehe ich, beide!"

„Das versteht sich von selbst," sagte der Graf lachend.

„Es gibt natürlich einen Zweikampf," schaltete ich ein.

„Dem Sieger schenke ich eine rosenfarbene Schleife," vollendete die Marchesa, „welche er dicht an seinem Herzen tragen muß."

„Ich danke," sagte der Graf.

„Sehen Sie nur, wie anmaßend er ist," wendete sich Erfilia zu mir, „er hält sich schon im voraus für den Sieger. Nein, mein schöner Herr, wenn die Lanze Ihres Gegners Sie zu Boden streckt, diktire ich Ihnen noch eine ganz besondere Strafe. Sie müssen sich unter meinem Fenster eine Klause

Digitized by Google

bauen und ein paar Dutzend Jahre zu mir hinaufschmachten, dann habe ich doch wenigstens die Freude, Sie lange, ja recht lange in meiner Nähe zu sehen — gerade so wie der Ritter Toggenburg in der Ballade Eures Lieblingsdichters, Ihr sentimentalen Deutschen —"

„Ritter, treue Schwesterliebe —" recitirte sie in sehr fremdartig accentuirtem Deutsch. „Doch lassen Sie uns ernsthaft reden, meine Herren," fuhr sie, den Ton plötzlich ändernd, fort. „Ich freue mich, Sie bei uns zu sehen und hoffe, daß Ihr Gefängniß Ihnen nicht ganz unerträglich wird. Ihnen, mein Herr," wendete sie sich zu mir, „ist es wohl recht schmerzlich, so weit von Ihrer Heimat in einem fremden, einem feindlichen Lande zurückgehalten zu werden?"

„Ich bedaure es nicht," gab ich zur Antwort. „In Malcesine kümmert sich niemand um mich, und bis in meine Heimat wird die Sage von diesem Abenteuer nicht dringen."

„Und ich," fiel der Graf ein, „mache es wie die Türken: Allah kerim! Es stand schon am Anfang aller Tage geschrieben, daß Armida mich wieder in ihre Fesseln schlagen werde."

* * *

Die ersten Tage unserer Gefangenschaft brachten wenig Abwechslung. Der Marchese hatte mir, da er oft in Geschäften abwesend war, zu meinem Zeitvertreib einen artigen Köder hingeworfen. Er besaß noch von seinem Großvater her eine hübsche Mineraliensammlung, welche die schönsten Exemplare aus der für Geologen bekanntlich höchst interessanten Gegend zwischen Trient und dem Monte Baldo enthielt, und bedauerte in meiner Gegenwart so lebhaft die Unordnung, in welche dieselbe gerathen sei, bis ich mich erbot, sie neu aufzustellen und zu katalogisiren. Dann kam unser Gepäck von Malcesine und mit diesem ein Brief des Grafen R., des Inhalts, daß unser Unternehmen, der immer näher tretenden Kriegsgefahr wegen, vertagt und meine Leute bereits auf dem Heimweg begriffen seien. So war ich denn ganz frei und konnte wohl für ein paar Wochen die vielfach und dringend angebotene Gastfreundschaft des Marchese annehmen.

Auch der Graf empfing gleichzeitig ein dienstliches Schreiben seines Obersten, in welchem ihm zugesagt wurde, man werde, unter Vorbehalt einer Untersuchung über den Thatbestand seiner Gefangennahme, auf eine möglichst baldige Auswechslung thunlichst Bedacht nehmen.

Noch ein kleines Ereigniß unterbrach die Einförmigkeit unseres Lebens. Eines Morgens hörten wir ein wohlbekanntes Gebell vor unserem Pavillon. Unkas war da. Ob er mit den Schiffern, die unsere Sachen gebracht hatten, gekommen sei, oder wie er sonst seinen Herrn aufgefunden habe, konnten wir nicht ermitteln.

Von den übrigen Bewohnern der Villa kam uns Tommaso nicht mehr zu Gesicht. Der Marchese hatte ihn auf seine Güter im Lombardischen geschickt. Martina, die nicht eigentlich Dienerin des Hauses, aber niemals unbeschäftigt war, schien sich schon mehr und mehr für das Klosterleben vorzubereiten. Sie hatte die kleidsame Tracht der dortigen Gegend abgelegt und ihr schönes dunkles Haar nonnenhaft in einen weißen Schleier gehüllt. Dem Grafen wich sie sorgfältig aus und sprach niemals mit ihm; mir gegenüber verhielt sie sich freundlich, aber so lakonisch wie damals im Postwagen. Freilich befand sie sich nicht immer in ihrer andächtigen Stimmung, sondern es schien bisweilen ein anderer Geist ihrer mächtig zu werden. Dann umkreiste sie den Grafen wie ein Gespenst, das keine Ruhe finden kann. Ging er mit der Marchesa im Garten spazieren, so tauchte Martinas Gestalt hinter einem Oleander- oder Jasminstrauche hervor; saßen wir im Salon bei einander, so pflückte sie vor den Fenstern desselben Blumen, und abends sah ich sie oft von unserem Pavillon aus wie einen Schatten durch die Limonienpflanzungen gleiten.

Auch die byzantinische Madonna tauchte wieder auf:

Donna Lucrezia, eine entfernte Anverwandte Tommasos, lebte für einige Wochen als Gast in Villa Malatesta, theils um eine Brunnenkur zu gebrauchen, theils um die Hauptaufgabe ihres Lebens, der sie einen Theil ihres nicht ganz unbedeutenden Vermögens geopfert hatte, zu erfüllen.

Die Gegend konnte sich nämlich noch einer ganz besonderen Celebrität rühmen.

Vor ein paar hundert Jahren hatte in Limone eine durch Frömmigkeit ausgezeichnete Frau gelebt, die Wittwe eines Kornwucherers, welche sich, nachdem sie ihr Vermögen den Armen geschenkt, in eine Höhle zurückgezogen hatte, die auf dem Felsgrat zwischen der Villa und Limone gelegen war, um für die Seele ihres Mannes zu beten. Dort hatte sie, von den Almosen frommer Leute lebend, an die fünfundzwanzig Jahre ausgehalten, es jedoch, wenn auch das Andenken der „Santa Caterina de Limone", wie sie genannt wurde, am ganzen Seeufer hoch verehrt war, nicht dazu gebracht, heilig gesprochen zu werden, obschon ihr mehrere Wunder zugeschrieben wurden. Das bedeutendste bestand darin, daß im Augenblick ihres Todes der Felsen, auf dem ihre Einsiedelei stand, sich von Grund aus gespalten hatte. Dieser Spalt, der bis ins Wasser hinabreichte, war in der That auch jetzt noch vorhanden, es sah aus, als sei die Felswand durch irgend ein Naturereigniß in zwei Hälften auseinander gerissen, zwischen denen man wie von Thurmeshöhe gerade in den See hineinschaute, der sich unten eine kleine, wie man sagte, unergründlich tiefe Bucht ausgespült hatte. Der Blick schwindelte, wenn er vor der schmalen roh aus Baumstämmen gezimmerten, nur mit einem gebrechlichen Geländer als Stützpunkt für die Hand versehenen Brücke, welche die Kluft überspannte, hinabsank in die entsetzliche Tiefe.

Wir gingen zuweilen abends nach „Santa Caterina" hinauf, um die frische Seeluft einzuathmen und nach Limone hinabzuschauen, sonst lag der Platz, da die übrigen Bewohner der Villa das Spazierengehen nicht liebten und keine Straße vorbeiführte, ganz einsam, nur die Marchesa suchte die Einsiedelei mitunter auf, um dort zu beten.

Diese Klause nun, welche schon vor langen Jahren in eine Kapelle verwandelt worden war, hatte Donna Lucrezia restauriren und das uralte Muttergottesbild, zu welchem schon die Heilige gebetet, neu ankleiden und vergolden lassen. Dies fromme Werk, die Hauptaufgabe ihres Lebens und die Ursache, weshalb sie so gern in der Villa verweilte, war jetzt vollendet, in den nächsten Wochen sollte die Kapelle, die bis dahin nur für die Herrschaft und ihre Gäste zugänglich gewesen, feierlich eingeweiht und der Andacht aller Gläubigen übergeben werden.

* * *

Eines Morgens rüttelte mich jemand aus festem Schlummer heraus. Candiano stand vor meinem Bette.

„Kommen Sie," sagte er, „schnell, stehen Sie auf."

„Was ist es?" fuhr ich, noch schlaftrunken, auf.

„Hören Sie!"

„Ist das Wetter noch nicht vorbei?" fragte ich.

„Es ist kein Wetter," erwiderte der Graf, „man schlägt sich in Venetien. Lassen Sie uns nach Santa Caterina hinaufgehen."

Schnell war ich in den Kleidern. Ein Wetter hatte während der Nacht die Luft abgekühlt. Der Boden war feucht und duftete von dem erfrischenden Regen, der noch in großen Tropfen an den Blättern hing. Die Blumen hatten ihre Kelche, welche sie vor der brennenden Sonne gesenkt, wieder gehoben. Bäume und Sträucher prangten, von Staub gereinigt, im herrlichsten Grün. Es war ein Sonntagsmorgen, ganz voll von der Pracht italienischer Sommerherrlichkeit, der vierundzwanzigste Juni, der Tag von Custozza.

Von der Höhe von Santa Caterina konnte man zwar nicht bis nach Peschiera und in die venetianische Ebene ausschauen, aber die Schallwellen wurden dort nicht durch dazwischen tretende Gebirgszüge gebrochen. Wir hörten deutlich den rollenden Donner der Kanonen.

Auch von den Bewohnern der Villa hatte Neugier und Angst heute viele hier oben versammelt, nur der Herr derselben, der Marchese, war wieder einmal in Geschäften abwesend. Die Frauen, Lucrezia und Martina an der Spitze,

Digitized by Google

lagen in und vor der Kapelle auf den Knieen und flehten die Heilige um ihre Fürbitte an. Wohl manche hatte einen Bruder oder Geliebten bei der italienischen Armee, die dort unten in der Ebene im heißen Kampfe stritt.

Der Graf hatte sich weit über das Geländer gebeugt, einem edlen Kriegsrosse gleich, das beim Schmettern der Trompeten mit feurigen Augen und erhobenen Nüstern der Schlacht entgegensprengt; er schien ganz im Hören aufgegangen und völlig unzugänglich für das, was ihn umgab; nur einzelne zusammenhangslose Worte ließen erkennen, was in ihm gährte und wie er den Entscheidungskampf, bei welchem zugegen zu sein ihm versagt war, in seinem Innern mit durchlebte.

Auch mich ergriff der Moment mit furchtbarer Gewalt, war es doch das erste Mal, daß ich mich in der Nähe eines Schlachtfeldes befand.

„Sie sind über den Mincio gegangen," sagte der Graf, halb zu mir und halb im Selbstgespräch, „die Thoren, sie wollen sich in unser Festungsviereck hineindrängen. Mir scheint, unser linker Flügel ist mit ihnen handgemein zwischen Somma Campagna und Villafranca — ich kenne das Terrain."

So blieben wir lange, lange bei einander, ohne den Flug der Stunden zu beachten. Die Sonne stand schon hoch am Himmel und sandte ihre glühenden Strahlen auf uns und die Kämpfer drüben in dem blutigen Würfelspiele herunter.

Wir konnten deutlich die Geschütze der Italiener von denen der Oesterreicher unterscheiden. Es war, als ob zwei Gewitter gegen einander heraufgezogen seien und in der Gewalt ihrer Schläge mit einander wetteiferten.

Zuerst schienen die Italiener zurückzugehen, wenigstens hallten ihre Donner stärker und stärker zu uns herüber, dann avancirten sie wieder.

„Teufel, die Unsrigen gehen zurück!" rief der Graf.

Nach und nach war der Kampf auf der ganzen Linie entbrannt, bis unter die Wälle von Peschiera. Man hörte deutlich den tiefen Baß der Festungskanonen aus den übrigen heraus.

„Sie werden sich auf den Höhen von Fione festgesetzt haben," sprach der Graf vor sich hin, „und die Unsrigen wollen sie vertreiben. Ein schweres Stück Arbeit."

Inzwischen war es Mittag geworden. Die Geschütze führten eine riesige Symphonie vor uns auf; zuerst in dem majestätischen Schritt eines Andante maestuoso, dann wurde das Tempo immer leidenschaftlicher, und zuletzt gab es keine Zwischenpause mehr, es tönte fort und fort wie die Posaunen des Weltgerichts.

„Heilige Maria, erbarme Dich unser! Heilige Mutter Gottes, erhöre uns!" beteten in der Kapelle die Frauen und Kinder.

„Ich sehe das Schlachtfeld vor mir," rief Candiano. „Die Feinde haben sich auf der Höhe von Fione verschanzt, unsere braven Truppen überschreiten den Bach und stürmen. Olione steht in Flammen! Glück auf, Kameraden!"

Endlich wurde das Feuer auf der italienischen Seite — wir hörten deutlich, daß es dort sei — schwächer und schwächer. Nur hier und da donnerten noch die schweren Geschütze, das Gewehrfeuer allein knatterte fort.

„Wir siegen," jubelte der Graf außer sich, seinen Hut schwenkend, „die Piemontesen ziehen sich zurück, Viktoria! Der Tag ist unser."

Da legte sich eine kleine weiße Hand auf seine Schulter und eine weiche Stimme flüsterte: „Sie sind grausam, Adriano!"

Die Marchesa faßte ihn an und zog ihn sanft mit sich fort.

„Reichen Sie mir Ihren Arm," sagte sie, „die Angst und der Sonnenbrand haben mich fast ohnmächtig gemacht. Kommen Sie mit uns, Doktor!"

Wir gingen zur Villa zurück.

„Adriano," begann die Dame, „doch Verzeihung! Der italienische Name thut wohl Ihrem österreichischen Ohre wehe. Also, Herr Graf, Oberlieutenant, es war grausam von Ihnen, mich zur Zeugin Ihres Triumphes zu machen."

„Verzeihung," gab Candiano zur Antwort, „Verzeihung, gnädige Frau, ich sah nichts, ich hörte nur."

„Sie bedauerten wohl sehr, nicht dabei sein zu können in dem Kampfe gegen meine Freunde und Landsleute?"

„Ich bin österreichischer Offizier, Signora!"

„Und ich Italienerin, mein Herr! Also Ihre Feindin," fügte sie in dem süßesten Tone hinzu, der ihr zu Gebot stand.

„Gnädige Frau!"

„Sind Sie denn ganz ein Oesterreicher geworden? Haben Sie denn in den geheimsten Falten Ihres Herzens nicht die kleinste Sympathie mehr für Ihre eigentliche Heimat? Candiano! Erinnert der Name Sie nicht an unsere verhaßte Sprache? Sie sollten sich von Ihrem Kaiser einen andern erbitten."

„Seien Sie nicht grausam, Frau Marchesa. Sind die Feinde meines Kaisers nicht auch die meinigen?"

„Nicht alle Ihre Vorfahren standen in den Reihen unserer Feinde. Haben Sie mir nicht von den Lorbeeren erzählt, welche Ihr Ahnherr Andrea mit Carmagnola unter den Mauern von Brescia gewonnen hat? Die Geschichte von Venedig kennt noch manchen Candiano, der für den Löwen von San Marco kämpfte. Ist Ihr Name nicht allen italienischen Herzen theuer, war es nicht ein Candiano, der unsern Dante, als er, aus seinem Vaterlande verbannt, heimatlos umherirrte, in Lizzana eine Freistatt und Gastfreundschaft gewährte? Aber die vergangenen Tage sind Ihnen aus dem Gedächtniß gekommen. Sie sind österreichischer Offizier und müssen hassen, was Ihre Ahnen geliebt haben."

So wußte sie ihn leise, leise zu umgarnen. Er trug die Erinnerung an sein glorreiches Geschlecht tief im Herzen, der arme Graf, der jetzt von der Gnade seines Kaisers lebte und in dem Lande, wo seine Vorfahren einst reich und mächtig gewesen waren, kaum einen Ziegel auf dem Dache mehr sein nennen konnte. Er vermochte nichts zu erwidern als noch einmal: „Sie sind grausam, gnädige Frau!"

Dann wechselte die Marchesa das Gespräch und fuhr fort: „Sie haben heute gesiegt. Ich weiß es nicht, aber Sie sagen es! Indes das Kriegsglück ist wandelbar. Wenn Venetien und Südtirol unter unsere Herrschaft kommen —"

„Das ist unmöglich!"

„Warum? Das Banner von San Marco hat schon auf den Schloßzinnen von Trient geweht, warum nicht auch unsere Trikolore? Dann werden auch Sie wieder der unsrige werden, und Graf Candiano wird, ohne sein Gewissen zu belasten und ohne seine Ehre zu schädigen, ein Italiener sein dürfen."

Sie machte eine Pause und fügte dann, wieder in einen andern Ton überspringend, hinzu:

„Graf, ich hoffe noch einmal auf einem Hofballe in Florenz mit Ihnen zu tanzen."

Candiano begleitete die Dame in ihre Gemächer; ich ging von meinen Mineralien bald wieder ins Freie, um dem Kanonendonner, der allmählich schwächer und schwächer wurde, zu lauschen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Professoren.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

XVIII. Karl Hase.

Unter dem Titel „Ideale und Irrthümer" hat der Kirchenhistoriker Hase in Jena sein Jugendleben beschrieben. Schon dieser Titel, geistreich wie Goethes „Wahrheit und Dichtung", ist charakteristisch für den Mann, dessen Jugend nicht nur, sondern dessen ganzes Wesen so tief eingetaucht ist in Idealismus, und der doch in allen seinen Schriften ein so klares und nüchternes Urtheil bewiesen hat. Durch die Verbindung jenes Idealismus mit dieser Klarheit und Objektivität ist seine geistige Individualität bedingt. Sein Leben hat etwas von jener klassischen Art, die wir unter den Modernen an Goethe rühmen, das Gleichgewicht der Seelenkräfte, die harmonische Gestaltung des gesammten geistigen Lebens. Auch das geistreiche Spiel des Witzes, zumal seiner Ironie, welches besonders in den Vor-

reden seiner Schriften manchmal hervortritt, gehört eben so zu seinem geistigen Bilde, wie das lebhafte Auge und das leise Lächeln um den Mund zum Gesicht des ernsten Mannes mit hoher Stirn und weißem Haar.

Aber „es versteht sich von selbst, daß eine rechte Jugend ganz anders aussieht als das Angesicht des bejahrten Mannes". Wir wollen es dem Greise danken, daß er uns das Bild seiner Jugend gezeichnet hat, welches das zweite und dritte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts im engen Rahmen so lebendig widerspiegelt. Es war die Erfüllung des liebsten Jugendtraumes, die Einigung und Erstarkung unseres Volkes, welche unmittelbar nach den Opfern und Sorgen des Krieges die Erinnerungen der Jugend wachriefen. Mit Recht sind die „Ideale und Irrthümer" bei ihrem Erscheinen von einigen Kritikern als „das Bild einer deutschen Jugend" bezeichnet worden.

Auch Hase ist, wie mancher der besten unseres Volkes, in einem Pfarrhaus geboren, in Steinbach, einem Dorf am Abhang des sächsischen Erzgebirges; ja in der Familie war die Meinung, daß sie von lauter Pfarrern abstamme, und wirklich war schon im Jahr 1621 ein Vorfahr der Familie als Diakonus in Jena gestorben. Die Erscheinung des Knaben am 25. August 1800 nach fünf Schwestern war eine große Freude, aber wohl auch eine Sorge. Bei der Taufe ließ der Vater singen: „Was unser Gott erschaffen hat, das will er auch erhalten." Schon nach zweiundeinhalb Jahren starb der Vater und hinterließ als Erbe jedem Kind fünfzig Thaler. Freunde des Vaters, dann Verwandte nahmen sich des Knaben an. In Altenburg fing er an, die Schule zu besuchen; aber wie im Hause manches schwer war bei aller Liebe, so ging es in der Schule nicht ohne Tadel. Als im November 1812 der Onkel starb, sagte Cousine Fritzchen: „Siehst Du, nun ist der Vater todt! Hättest Du etwas gelernt, so wärst Du was; so ist nichts aus Dir geworden." Aber die Mutter, inzwischen wieder verheirathet, hatte doch den Muth, den 13jährigen Knaben das Gymnasium besuchen zu lassen. Er wohnte erst in der Stube eines Klavierlehrers, der darin Unterricht gab, dann zu zweien bei einem Fleischer, wo in derselben Stube Wurst gehackt wurde. Zu Michaelis 1813 mietheten sie sich zu dreien eine eigne Stube, das Jahr für acht Thaler; als sie aber beim Durchmarsch der Russen zwei Soldaten als Einquartirung, auch in Verköstigung, bekommen sollten, liefen sie davon, jeder in seine Heimat. Später hat dann die verwittwete Gräfin Schönburg-Waldenburg, mit deren Sohn Hase befreundet war, durch ein jährliches Stipendium von fünfzig Thalern weiter geholfen. Nun begann ein rechtes Schülerleben, abwechselnd in Fleiß und übermüthigen Streichen, früh auch schon angezogen von mädchenhafter Anmuth. Aber vor allem war es das Ideal der Freundschaft, das sein Herz erfüllte, ein inniger Herzensbund mit der Losung: „Wir wollen nicht glücklich werden, aber groß und gut." Früh zeigte sich seine hohe geistige Begabung, besonders für das Verständniß der alten Tragiker und der großen Dichter der neuen Zeit. Er selbst fing an, ein historisches Schauspiel aus der niederländischen Geschichte zu schreiben, und Müllner, der bekannte Dramatiker und Kritiker jener Zeit, hat es nachmals recensirt. Nicht in hochkirchlichen Gefühlen und Formen, aber in frommer christlicher Sitte war Hase aufgewachsen und besonders hingenommen vom Christenthum nach seiner milden menschlichen Seite hin. Er dachte nicht anders, als er werde einmal ein Landpfarrer werden. Aber sein Pflegevater redete ihm zu, Jurist zu werden, und als Student der Rechte ließ er sich auch in Leipzig inskribiren. Die Vorlesungen wurden schwach besucht, aber mit großem Privatfleiß Staatsrecht, Philosophie, daneben auch Exegese studirt. Im Konvikt, wo Hase wohnte, weckte der Nachtwächter die Studenten im Sommer um drei, im Winter um vier Uhr und brannte mit seiner Laterne das Kaffeefeuer an. Stolze Ziele erfüllten den jungen Mann: „Dichter, Philosoph und Theolog," schrieb er damals in sein Tagebuch, „alle drei wollen ja eigentlich eins, nur auf verschiedene Weise, Lebensherrlichkeit, Wahrheit und Frieden der Welt zu bringen."

Bald nahm die Theilnahme an der allgemeinen deutschen Burschenschaft, in welche Hase eingetreten war, ihn ganz in Anspruch. Schon im zweiten Semester wurde er in den Vorstand gewählt und übernahm es im Frühjahr, die süd- und westdeutschen Universitäten, so wie Berlin fußwandernd zu besuchen, um die Vorstände der Burschenschaft allenthalben zu einer allgemeinen Versammlung zu bewegen. Bald nachdem diese Versammlung in Dresden gehalten worden war, wurde die Burschenschaft in Leipzig, die zwar verboten aber geduldet war, aufgehoben und der Vorstand ins Karzer gebracht. Sieben Wochen dauerte die Voruntersuchung und eben so lange die Haft. Sie endete für Hase mit dem Consilium abeundi, der Wegweisung von der Universität. Er schrieb damals in sein Tagebuch: „Theure Hoffnungen sind vergangen als schöne Träume, weder in Kunst noch in Wissenschaft bin ich zu dem geworden, was ich erwartete; doch bin ich getrost in der Ueberzeugung, daß mein Leben eine Richtung gewonnen hat, in der ich würdig leben und sterben kann. — Mein Herz gehört dem Vaterlande. — Unser schönstes Glück ist nur ein Traum, das war das Gefühl, mit dem ich einst von den Orten früheren Jugendglückes schied. Ich glaube noch immer an diesen Traum, aber ich glaube auch, daß jeder große Gedanke, jedes hohe Gefühl und jede schöne That eine Wahrheit ist und bleibt auf ewig."

Nach kurzem Aufenthalt in der Heimat zog Hase nach Erlangen. Hier warf er sich eifrig ins theologische Studium und trat außer den theologischen Professoren auch Schelling und besonders dem im Reiche der Natur, wie im Reiche Gottes gleich kundigen Schubert persönlich nahe. Daß auch dem studentischen Frohsinn sein Recht ward, beweist die Schilderung des glänzenden Fastnachtsauszugs nach Bubenreuth, bei welchem Hase die Rolle des Kaisers Rothbart zufiel. Ernster ward die Universität bewegt durch den Auszug der gesammten Studentenschaft nach Altdorf um eines Streites mit den Bürgern willen, in welchem die Stadt Militär zu Hilfe gerufen hatte. Auch hierbei wurde Hase zum Vertreter der Studenten gewählt und hat nach Verhandlungen mit dem akademischen Senat den Zug wieder heimgeführt in 87 Wagen, voran der Postmeister von Nürnberg mit 12 blasenden Postillonen, am Thor begrüßt von einer Deputation des Senats. Aber bei diesen Verhandlungen war Hases eigne burschenschaftliche Vergangenheit in Leipzig wieder ans Licht gezogen worden. Auch lastete auf ihm der Verdacht, dem politischen Jugendbunde Deutschlands anzugehören. Am 21. August 1822, als er sich gerade zum theologischen Examen für den 9. Oktober vorbereitete, ward ihm eröffnet, daß er wegen Theilnahme am Dresdner Burschentage und wegen starken Verdachts, an der Spitze der aufgehobenen Burschenschaft gestanden zu haben, Erlangen zu verlassen habe.

Nach gut bestandenem theologischen Examen vor dem Oberkonsistorium in Dresden folgte eine kurze Kandidatenzeit bis zum Frühjahr 1823, während welcher in den Pfarrhäusern der heimischen Gegend mit Predigten ausgeholfen wurde und über welche Freude und Leid einer Jugendneigung gebreitet war. Da zog es Hase wieder nach Süddeutschland, das ihm seit jener Burschenschaftsreise lieb geworden war. Er habilitirte sich in Tübingen als Privatdozent, und der große Erfolg seiner Vorlesungen über den Hebräerbrief und über das Leben Jesu bekundete bald den nachmaligen Ruf des akademischen Lehrers. Sein Leben schien die rechte Bahn gefunden zu haben und war voll von gelehrten Entwürfen und Arbeiten. Da wurde es noch einmal durchkreuzt durch den Verdacht der würtembergischen Regierung gegen den alten Burschenschafter, denn es war ja die traurige Zeit nach den Karlsbader Beschlüssen. Der ihm so nah befreundete Kanzler der Universität mußte ihm im September eröffnen, daß er um seiner Theilnahme an der Burschenschaft willen und wegen des Verdachts, dem Jugendbund anzugehören, zu verhaften sei. So wurde Hase als Lehrer an der Universität in die Festung auf Hohenasperg gebracht, wo er mit 16 Würtembergern: Referendaren, Rechtskonsulenten und Pfarrern in Haft gehalten wurde. Zehn Wochen dauerte die erste strenge Haft; neun Monate das Gefängniß, welches erst durch einen männlich schönen Brief Hases an den König sein Ende fand. Aber auch des Königs Gnade verwies ihn aus dem Lande.

Die Zeit auf Hohenasperg hatte Muße gebracht zu reicher

Digitized by Google

schriftstellerischer Arbeit. Dort ist der Entwurf der nachmaligen Dogmatik Hases entstanden und ausgeführt worden. Vom Honorar für dieses Buch, welches der Buchhändler zum Theil vorausbezahlte, lebte nun Hase die nächste Zeit in Dresden, eifrig literarisch beschäftigt und dem romantischen Kreise Tiecks nahe tretend. Er schrieb „Die Proselyten", in einen Roman gekleidete Briefe über den Geist der evangelischen und katholischen Kirche, weiter ein Buch vom „Justizmord" gegen die Todesstrafe, welches viel Aufsehen machte und durch welches er sich den vollen Beifall des Prinzen Friedrich, des nachmaligen Königs, gewann. Aber sein Hauptwerk war die Dogmatik und ihre Darstellung für die Gemeinde, die Gnosis oder evangelische Glaubenslehre. Nach einem Jahr zog es den jungen Gelehrten doch wieder an die Universität nach Leipzig, um das in Tübingen abgebrochene Werk noch einmal zu beginnen. Damals hatte gerade in Leipzig die Behauptung des neuberufenen Professors Hahn bei seiner Antrittsdisputation, daß die Rationalisten als Feinde des Christenthums aus der Kirche zu entlassen seien, viel Aergerniß und Aufsehen gemacht. Fast nicht minderes Aufsehen machte die namenlos erschienene Schrift Hases: „Die Leipziger Disputation, eine theologische Denkschrift", welche den wohlverstandenen Rationalismus als das Recht der Vernunft auch in Glaubenssachen erwies, während sie doch selber mit Recht von sich sagen durfte, daß sie dem, was schulmäßig Rationalismus genannt werde, nämlich der Ansicht, welche die christliche Religion zu einer bloßen Denk- und Vernunftsache macht, ihrer theologischen Ueberzeugung nach nicht angehöre. Man vermuthete doch bald den Verfasser, dessen theologische Stellung bis auf den heutigen Tag darin bezeichnet wird. In der Stadt erwarb die kleine Schrift ihm viele Freunde. Der würdige Professor Tzschirner, welcher Hase wohlwollte, meinte freilich: „Es ist gut, daß das Buch geschrieben ist; aber Sie hätten es jetzt nicht schreiben sollen." Wirklich entdeckte ein gereizter Professor, daß, wenn der König auch die Rückkehr nach Sachsen erlaubt habe, doch die Verweisung von der Universität noch nicht aufgehoben sei. Nur durch Tzschirners Bemühung beim Senat wurde neues Unheil von Hase abgewendet. Bald darauf starb Tzschirner; in seinem Hörsaal stand sein Sarg, die kalte Hand auf das griechische Testament gelegt. Einige Minuten allein am Sarg kniete Hase dort nieder. Im Tagebuch heißt es: „Da habe ich ihm geschworen, seine Bahn zu gehen, wie er, für Recht und Freiheit, für Christenthum und Protestantismus ein treuer Hort zu werden."

Mit altsächsischer Feierlichkeit hat Hase sich dann noch einmal als Privatdozent habilitirt und nachher Vorlesungen an der Universität gehalten. In dieser Zeit ist aus dem Bestreben, das wahre Wesen der alten lutherischen Orthodoxie nach ihrer hohen wissenschaftlichen Bedeutung darzustellen gegenüber einer neuen, nur vermeintlichen Orthodoxie der Hutterus redivivus entstanden, das Buch, von welchem Hase nachmals bescheiden gesagt hat, daß es von allen seinen Büchern am wenigsten von seinem Eignen enthalte und am meisten verbreitet sei, ein Buch, welches in engem Raum, in lauter Abkürzungen geschrieben, die gesammte Theologie umfaßt und kaum einem theologischen Studenten, wär's auch nur in der letzten Examennoth, unbekannt geblieben ist. Jetzt gestaltete sich auch die äußere gesellschaftliche Stellung Hases in Leipzig auf das angenehmste, besonders durch den in den „Idealen und Irrthümern" nur als Hermann bezeichneten Freund. Fast gleichzeitig kam von Seiten der Regierung in Dresden die Ernennung zum außerordentlichen Professor, von Jena ein Ruf an die dortige Universität und vom Freunde Hermann die Aufforderung, mit ihm für ein Jahr nach Italien zu reisen. Er nahm den Ruf nach Jena an. Die weimarische Regierung gewährte Urlaub zur Reise nach Italien. Mit der Liebe im Herzen zur jüngsten Schwester Hermanns ist Hase mit dem Freunde ins Land seiner Sehnsucht gezogen. Schöne Wirklichkeit hat er dort gefunden, und Italien ist ihm von der Zeit an wie eine zweite Heimat geworden, wohin es ihn oft und auch noch in diesem Frühjahr wieder gezogen hat, gewöhnlich um die Zeit, wenn die Mandeln zu blühen anfangen. Damals trafen die Heimreisenden in der Schweiz mit den Schwestern Hermanns zusammen. In Konstanz wurde der Bund mit der Stillgeliebten geschlossen. Mit solch hohem Glück im Herzen und voll Freudigkeit zum gelehrten akademischen Tagewerk fuhr der junge Professor am 15. Juli 1830 in das Saalthal ein. Vor ihm lag die kleine ruhmvolle Stadt seiner Zukunft.

Damit schließen die „Ideale und Irrthümer", welche nur das Leben seiner Jugend im klassischen Sinne des Wortes bis zum 30. Jahr beschreiben. Als ein Jahr nach der ersten die zweite Auflage erschien, konnte der Verfasser schreiben: „Nach meiner sonstigen Gewohnheit hätte ich gern etwas daran gebessert: an einem vergangenen Leben läßt sich leider nichts bessern. Manche freundliche Theilnahme ist mir ausgesprochen worden über ein hartes bedrängtes junges Leben. Doch Armuth ist kein Unglück für eine rüstige hoffnungsreiche Jugend und weniger eine Gefahr als Reichthum. Schwierigkeiten und Schmerzen gehen durch jedes Erdenleben und gehören zu seiner kräftigen Entwicklung. Aber ich habe vielmehr das Bewußtsein, Gott für eine sehr glückliche Jugend zu danken, und war nicht gemeint, daß ihre Darstellung den Eindruck des Trüben und Gedrückten machen würde, zumal bei dem freigewählten Abschlusse zu einer Zeit, als dieses Leben der Erfüllung liebster Wünsche mit sicherem Schritt entgegenging."

War Hases äußeres Leben von da an das Stillleben eines deutschen Professors, so ist er doch durch seine Schriften einer der hervorragendsten Lehrer der theologischen Jugend in ganz Deutschland geworden. Hase ist immer ein entschieden liberaler Theologe gewesen und geblieben, aber der Rationalismus, wie er zumal durch Röhr, das Haupt der weimarischen Landeskirche vertreten war, hatte keinen Anhänger an ihm. Röhr selbst hatte früher den ersten Theil der Gnosis scharf rezensirt und darin Mystik, Allegorisiren, ja Pantheismus gefunden. Er hatte dann in Leipzig bei Hase im Kolleg hospitirt und gesagt: „Sein System taugt den Teufel nicht, aber nach Jena muß er doch." Es dauerte auch nicht lange, so wurde der theologische Gegensatz zum literarischen Streit. Die Streitschriften Hases von 1834—1837 gegen die hausbackene, geistesarme Verständigkeit des vulgären Rationalismus, zusammengefaßt im Anti-Röhr, erinnern im theologischen Gebiet durch Schärfe des Geistes und Witzes ebenbürtig an Lessings Anti-Götze.

Eine andere literarische Fehde schloß sich an, wider die Tübinger Schule, um die Authentie und Echtheit des Johannesevangeliums zu schützen. In den tiefaufgeregten Zeiten der Revolution von 1848, als auch die Stellung der Kirche zum Staat eine neue werden zu sollen schien, sind eine Reihe kleiner kirchenpolitischer Schriften Hases unter dem pseudonymen Namen Karl von Steinbach erschienen. Später aber ist er mit derselben Energie, seiner Ueberzeugung getreu, wider die „Evangelische Kirchenzeitung" aufgetreten.

Aber am weitesten ist Hases Name nicht nur in Deutschland, sondern weit darüber hinaus bekannt, als der des geistvollsten unter den deutschen Meistern der Kirchengeschichte. Mit Recht hat man in diesem Sinne von ihm gesagt: „Ihm ist es wie wenigen gegeben, sich sympathisch in die verschiedensten Formen des religiösen und christlichen Geistes hinein zu leben, um sie in wahrhaft künstlerischer Gestaltung zur Darstellung zu bringen. Wenn in unserer Generation historische Würdigung unparteiische Beurtheilung früherer, uns innerlich fremd gewordener Gestaltungen des Christenthums, wie etwa des mittelalterlichen Katholizismus, der nachreformatorischen Orthodoxie, überhaupt der gesammten Vergangenheit der Kirche an die Stelle früheren kritischen Aburtheilens getreten ist, wenn der Geist der Geschichte das Gebiet des religiösen Lebens überhaupt durchdrungen und neugestaltet hat, und wir gelernt haben, alles Religiöse zugleich als ein echt Menschliches zu betrachten, so verdankt man dies vor allem dem tiefeindringenden vergeistigenden und befreienden Einfluß von Hases Kirchengeschichte." Diese Kirchengeschichte aber ist ein akademisches Lehrbuch, in gedrängten inhaltsvollen Sätzen, und nur der, welcher die Vorlesungen darüber hört oder in der Kirchengeschichte bereits nicht fremd ist, kann die ganze Fülle des Wissens und die Objektivität der Darstellung vollständig würdigen. Außer diesem kirchengeschichtlichen Hauptwerk, welches zuerst im Jahre 1834 er-

Digitized by Google

schien und bis zur 9. Auflage 1867 weitergeführt ist, sind Hases „Neue Propheten" und die Lebensbilder von „Franciscus Assisi" und „Katharina von Siena", sowie die „Geistlichen Schauspiele" weitverbreitet.

Mehrere seiner Schriften sind ins Französische und Englische, andre ins Ungarische übersetzt und werden in Amerika, in Holland, Ungarn und Dänemark viel gelesen. Schon in Tübingen hatte Hase, was damals noch ungewohnt war, begonnen, sein Kolleg über das Leben Jesu zu lesen. Im Jahr 1829, also sechs Jahre vor dem berühmten und berüchtigten Buch von David Strauß, gab Hase sein Leben Jesu heraus, in der protestantischen Theologie der erste Versuch einer rein geschichtlichen Auffassung und Darstellung des Lebens Jesu.

Aber das bedeutendste Werk Hases nächst der Kirchengeschichte ist sein „Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römische Kirche", das mit Recht ein „Standard work der deutschen theologischen Literatur" genannt worden ist.

Was Hase in seiner Jugend gehofft und erstrebt und wofür er gelitten hatte, die Einheit des Vaterlandes und die Wiederaufrichtung des deutschen Reichs, dieses Ideal, wenn auch auf andern Wegen und nach schweren Opfern errungen, sollte er noch in Wirklichkeit im Alter erleben. Wenn er im Freiheitskriege beklagt hatte, einige Jahre zu klein zu sein, um mit in den heiligen Kampf zu ziehen, so sah er nun seine drei Söhne, den einen als Arzt, den andern als Feldprediger und den Jüngsten als freiwilligen Kürassier mit in den Krieg ziehen und wohlbehalten jeden der drei mit dem eisernen Kreuz heimkehren.

Am 4. Juni 1873 hat die Universität und die Stadt Jena das 50jährige Doktorjubiläum Hases gefeiert. Er ist dreifacher Doktor, der Philosophie, der Theologie und nun um seiner kirchenpolitischen Schriften willen auch Ehrendoktor der Jurisprudenz. Die deutsche Kaiserin und die thüringischen Fürsten haben ihn an diesem Tage durch Handschreiben und Ordenssterne geehrt. Die theologischen Fakultäten von Basel, Berlin, Bern, Gießen, Göttingen, Heidelberg, Kiel, Marburg, Straßburg, Tübingen, Wien und Zürich haben ihn durch Vertreter oder Votivtafeln begrüßt; Leipzig ließ mit dem erneuten Doktordiplom eine „Goldene Bulle" überreichen, als „das höchste Zeichen von Anerkennung, welches die Universität Leipzig verleihe". Die gesammte evangelische Landesgeistlichkeit von Weimar, von Baden, Gotha und Meiningen sandte Vertreter; aus Ungarn und Siebenbürgen kamen alte treue Schüler. Der Jubilar konnte diesen Tag in seinem gastlichen Haus in voller Rüstigkeit feiern. Wenn die theologischen Anreden sich manchmal in allzu hohe Regionen erhoben, dann sagte er wohl lächelnd: „Lassen Sie uns von den Idealen zur Wirklichkeit zurückkehren." Als ihm zwei Sterne zum Komthur überbracht wurden, schwieg er einen Augenblick, dann sagte er, auf Goethes Wort anspielend: „Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut sich ihres Lichts, vor 50 Jahren hätt' ich's nicht gedacht, nun will ich sie gerne tragen an hohen festlichen Tagen." Auch vom Hohenasperg kam ein Blumenstrauß, vom Offizier der Festung gesendet. Von dem Lindenbaum, den einst der Großvater als Reis aus Thüringen mit nach Steinbach gebracht, wurde vom Pfarrer des Dorfes ein neuer Schößling geschickt und vor der Stadt in den schönen Berggarten gepflanzt. Von früh acht bis mittags zwei Uhr hatte der Empfang der Deputationen gewährt. Bis zum festlichen Mahl, welches die Stadt gab, war eine Pause von einer Stunde, niemand sollte während der Zeit den Jubilar stören. Als der Diener dennoch etwas melden mußte, da fand er den Herrn Geheimen Kirchenrath — so wurde damals erzählt — am Schreibtische sitzen und arbeiten, um die stille ungestörte Stunde zu benutzen.

Seitdem ist „die Geschichte Jesu" erschienen; die Zusammenfassung alles Materials über diesen großen Gegenstand, das Resultat eines langen Lebens und Studiums, durch nichts bestimmt als durch die Liebe zur Wahrheit und zu Dem, der sich selbst die Wahrheit genannt hat.

Am 25. dieses Monats vollendet der ehrwürdige Kirchenhistoriker sein 76. Jahr.

Voll Anhänglichkeit an Stadt und Universität Jena, wo er nun 45 Jahre lebt und lehrt, hat er sich die Jugend des Gemüthes erhalten, jede neue Generation der Studirenden mit neuer Theilnahme willkommen zu heißen. Wenn er hereintritt in sein Auditorium, einen großen Saal im eigenen Haus, und mit seinem weißen Haupte freundlich: „Guten Morgen, meine Herren," grüßt, dann erheben sich seine Zuhörer, den Gruß ehrerbietig erwidernd. Die akademische Jugend und die protestantische Wissenschaft weiß, was sie an diesem Manne hat. Unser ganzes Volk soll ihn kennen als einen echten deutschen Professor.

Novelle und Sonate.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Ein Vortrag von **W. H. Riehl.**

(Schluß.)

Je weiter wir vordringen in der modernen deutschen Literatur, um so reicher bietet sich der Stoff des Nachdenkens über die gestaltende und läuternde Kraft der Novelle. Jean Paul hat niemals eine echte Novelle geschrieben; sein ganzer Gegensatz zu Goethe ist schon in diesem einzigen Worte vorgedeutet. Walter Scott war zwar schwach in seinen kleinen Novellen, aber die Engländer nennen seine großen Romane nicht ganz unpassend „Waverley-Novellen", denn der novellistische Geist und Aufbau gab diesen Romanen erst das klassische Gepräge. Die älteren Romantiker — Tieck voran — flüchteten sich vor ihrer eigenen Formlosigkeit in die Novelle. Dem „jungen Deutschland" zerrann die Novelle unter den Händen, aber mit der Rückkehr zu strengeren Kunstformen erstarkte auch die Novelle wieder. Ihre Aufgabe ist ja naturgemäß enger und bescheidener als die der großen lyrischen, epischen und dramatischen Dichtformen; allein wenn die deutsche Poesie der Gegenwart in der Novellistik auch nicht ihr Höchstes geben konnte, so gab sie hier doch ihr Eigenstes und günstigen Falles auch das Reinste und Feinste. In der Lyrik und dem Drama sind wir Epigonen, durch die Novellistik erschloß sich uns mehr und mehr ein neues eigenes Gebiet. Man braucht nur einen Freytagschen Roman mit älteren Romanen, ein Lindausches oder Wilbrandtsches Lustspiel mit älteren deutschen Komödien, eine Reutersche Erzählung mit den humoristischen Prosaschriften früherer Zeit zu vergleichen, um den tiefgreifenden Einfluß der modernen Novelle zu ermessen.

Große Leute herrschen, kleine beeinflussen. Die Novelle gehört zu den kleinen Leuten; sie beeinflußt die moderne Literatur durch ihr Wesen und Prinzip, aber auch durch die Massenhaftigkeit, in welcher sie einherflutet. Welch ungeheuere Masse guter, mittelmäßiger und schlechter Waare wirft unsere Novellistik jetzt tagtäglich auf den Markt, wobei natürlich Stümperarbeit und leichtestes Fabrikat weitaus überwiegen. Ernsthafte Männer stoßen sich daran und versichern, daß sie grundsätzlich gar keine Novelle lesen. Und doch läßt ja selbst unser Herrgott wegen eines Gerechten Gnade ergehen für zehn Ungerechte. Uebrigens handelt sich's hier nicht einmal um Gnade, und ich möchte sagen, die Unzahl der elenden Novellen ist sogar ein Stolz der heutigen Novellistik, denn sie wäre gar nicht vorhanden, wenn nicht auch so viele gute Novellen geschrieben würden, wenn das Bedürfniß novellistischer Lektüre nicht so groß, wenn die Kunstform der Novelle nicht ein so ganz besonderes Eigenthum unserer Zeit wäre. In den Blütetagen modern deutscher Lyrik — von Goethe bis Platen — machte schier jedes Kind lyrische Gedichte, und niemals wurden mehr schlechte Lieder gedruckt als damals, wo auch die besten erschienen, und während unserer großen Sonatenperiode — von Haydn bis Beethoven — komponirten Musiker und Dilettanten Sonaten, Trios, Quartette um die Wette, zu hunderten und tausenden, die seichteste Schablonenarbeit neben den höchsten Kunstgebilden. Wir ärgern uns gegenwärtig selten mehr über

Digitized by Google

eine recht schlechte neue Sonate, weil wir uns noch viel seltener über eine recht gute freuen, das heißt, weil überhaupt die frische Schaffenskraft auf diesem Gebiet erlahmte. Es ist eine wunderliche Marotte feinsinniger Leute, denen aber der historische Sinn fehlt, daß sie meinen, in der Kunst solle eigentlich nur wenig aber Vortreffliches produzirt werden. Ein Blick in die Geschichte würde sie belehren, daß jeder höchste Aufschwung des künstlerischen Genius sich gleicherweise in der Massenhaftigkeit wie in der Tüchtigkeit darstellt. Ist dann die Periode zu Grabe gegangen, so wird die schlechte Masse vergessen, die Meisterwerke dauern, und so verklärt der Tod nicht blos die Individuen, sondern auch die Epochen.

Man sieht, das Thema von der Macht der Novelle und von ihrem gestaltenden und läuternden Einfluß auf andere poetische Formen eröffnet eine unabsehbare Perspektive.

Nun könnte man aber auch die gleiche Preisaufgabe stellen betreffs der Sonate. Der Bearbeiter würde dabei zwar weniger neues zu bringen vermögen, aber noch ungleich bedeutenderes als bei der Novellenfrage. Denn durchs ganze achtzehnte Jahrhundert und tief ins neunzehnte hinein hat die Sonate fast unsre ganze Musik beherrscht, und wer die Musikgeschichte der großen Zeit von Bach bis Beethoven schreibt, der gibt zugleich eine Geschichte der Sonate, mag er es wollen oder nicht.

Bach erhebt den reinen Instrumentalsatz zu ebenbürtigem Range mit der Gesangmusik, indem er zeigt, daß die noch jugendlich spröde und herbe Form der Suite und Sonate den tiefsten Gedankengehalt in unermeßlich reichem Tonspiele aussprechen könne. Haydn begründet die Herrschaft der Instrumentalmusik über den Gesang für unsere ganze klassische Periode durch die vollendete Sonatenform im Quartett und der Symphonie. Mozart und Beethoven festigen und erweitern diese Herrschaft. Die Sonate wird im achtzehnten Jahrhundert sogar eine soziale Macht, in höherem Sinne noch als die Novelle im neunzehnten. Durch Streichquartett und Klaviersonate wurde die Musik erst ein allgemeines Bildungsmittel der modernen Welt, wie es keine frühere Zeit besaß. Hundert Jahre lang wird die ganze Tonkunst sonatenhaft, sogar die Kirchen- und Kammermusik. Die Arie hat den wesentlichen Bau eines Sonatensatzes, sie wird zur gesungenen Sonate. Wenn wir aus Händels Messias oder aus Bachs Matthäus-Passion alle sonatenhaften Nummern streichen, so bleiben fast nur noch die Recitative und Chöre übrig, und wenn wir uns aus dem Don Juan jegliches Sonatengebilde hinweg denken, so bleiben von größeren Nummern nur noch die Finales. In Haydns großer B-dur-Messe ist sogar das Credo wie eine viersätzige Sonate behandelt. Die Sonate war in der That das Credo dieses Künstlers.

Die drei großen Klassiker der Instrumentalmusik, Haydn, Mozart und Beethoven eröffneten den Reigen ihrer Werke jeder mit einem Sonatenwerke als Opus 1; bei Haydn waren es Streichquartette, bei Mozart Sonaten für Violine und Klavier, bei Beethoven Klaviertrios. Die Sonate in der mannichfachsten Form begleitete sie von da durchs ganze Leben, allein sie blieben alle drei nicht in der Sonate stecken, sondern gewannen durch die gleichzeitige Pflege des Opern-, Oratorien- und Kirchenstiles erst jene Universalität, welche den wahrhaft großen Meister macht. Es ist ebenso gefährlich, blos Sonaten zu komponiren, wie lediglich Novellen zu dichten. Beide Gattungen, ausschließend geübt, verleiten zuletzt zum äußerlichen Formenspiel und zur Schablonenarbeit. Drama und Epos muß dem Novellisten mächtigere Gedanken zuführen, wuchtigere Stoffe und breitere Formen; und wenn die Bühnen- und Kirchenmusik geläutert, gezügelt, verfeinert, gerundet wurde durch die Sonate, dann gewann diese wieder den wärmeren Pulsschlag der Leidenschaft und die strengere Dialektik des polyphonen Satzes durch den rückwirkenden Einfluß von Oper und Oratorium.

Glucks und Mozarts Opern stehen mit Vorzügen und Schwächen in der Schwebe gegeneinander: in Glucks Opern ist etwas zu wenig Sonate, in Mozarts etwas zu viel.

Es entwickelte sich damals ein Despotismus der Sonate, der bis ins zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts dauerte. Die älteren musikalischen Romantiker machten darum Front gegen die Sonate, sie wollten sich befreien von den Fesseln ihres Formzwanges, während gleichzeitig die Romantiker der Poesie ihre Rettung in der Formschule der Novelle suchten. Webers Sonaten zeigen den redlichen Willen des Komponisten, möglichst wenig sonatenhaft zu schreiben, und der Fortschritt von seiner Oper Sylvana zu Freischütz und Euryanthe bekundet die steigende Emanzipation der romantischen Oper von der Sonate. Unter den schwächeren Jüngern der romantischen Schule entartete die Sonate vollends, und ihre ganze Musik ward form- und zuchtlos.

Dagegen suchten Mendelssohn und Schumann die Sonate der Romantik wieder zurück zu erobern, wobei sie nur an Bach und Beethoven anzuknüpfen brauchten. Daß sie dies gethan, daß sie mit ihren Werken des Sonatenstils wieder Zucht und Ordnung, Plan und Maß in die ausgewucherte romantische Musik gebracht, ist ihr unvergängliches Verdienst.

Die verschiedenen Künste rücken niemals gleichzeitig und in gleicher Front vor, und der Geschmack des Publikums noch viel weniger. Schumann und die jungdeutschen Poeten haben mancherlei Geistesverwandtschaft, Schumanns Töne verbinden sich in angeborener Sympathie mit Byrons und Heines Versen. Und welche Kluft trennt trotzdem die Kunstform jenes Musikers und dieser Dichter! Schumann hält zur Sonate, ja er restaurirt sie als der kunstgelehrte Romantiker, während den Jungdeutschen bei all ihrer Novellistik dennoch die Novelle unter den Händen zerrann, ich meine die echte Novelle, welche gleich der Sonate durch feste knappe Zeichnung und die klare Dialektik des Aufbaues der Situationen entzückt und anderen Kunstformen vorleuchtet.

Schumann komponirte kleine Instrumentalsätze unter dem Titel „Novelletten". Zu Beethovenschen Sonaten suchte man novellistische Motive aus dem Leben des Meisters, man dichtete auch Novellen über solche Sonaten. Uebrigens ließe sich gar mancher schöne Novellenstoff, auch wenn er mit Musik und Musikern nichts zu schaffen hat, im äußeren Aufbau ganz anmuthig nach den vier Sätzen der Sonate entwickeln, als Allegro, Scherzo, Adagio und Finale. Der Gedanke liegt so nahe, daß vielleicht dergleichen Novellen auch schon geschrieben wurden. Moriz von Schwind malte sogar ein Bild, welches eine Novelle aus der Sonate entwickelt und sich in vier architektonisch verbundenen Scenen nach jenen vier Sonatensätzen aufbaut; ich meine das auch im Stich verbreitete, zum Schmuck eines Musikzimmers bestimmte Oelgemälde, welches man seltsamerweise „Schwinds Symphonie" getauft hat. Beethovens Fantasie für Klavier, Orchester und Chor, ein Werk der freieren Sonatenform, gab dem Maler die leitenden Grundgedanken. Uebrigens zeigen auch Schwinds berühmte Märchencyklen von den sieben Raben, vom Aschenbrödel und der schönen Melusine eine novellistische Anlage und Durchbildung des Stoffes, und gerade darin liegt gutentheils der moderne Charakter ihres Gesammtaufbaues: sie entwickeln und runden sich und schließen sich ab wie eine Novelle oder Sonate. Und Schwind war ein leidenschaftlicher Freund der echten Sonatenmusik.

Auf zahllosen Punkten berühren sich Novelle und Sonate; und doch hat noch kaum jemand von ihrer Verwandtschaft gesprochen. Man kann dieselbe ästhetisch und kunsthistorisch nachweisen, man könnte es aber auch in novellistischer Form, und statt zu einem Vortrage hätte ich mein Thema wohl gar zu einer Novelle gestalten können, die den Titel führte: „Novelle und Sonate." Der Redner pflegt seine leitenden Gedanken zum Schluß gerne noch einmal in gesteigerter Form zusammenzufassen. Ich thue dies, indem ich frischweg den Plan einer Novelle skizzire, welche „Novelle und Sonate" heißen soll, und überlasse jedem, der ihn haben mag, den Plan zu beliebiger Ausführung. Denn Novellenstoffe lassen sich leicht verschenken, sie schweben heutzutage überall in der Luft; man muß sie nur haschen.

Ich denke mir einen jungen Mann von durchaus modernem Schnitt, dazu reich und vornehm, denn da wir unserer Novelle die möglichste Verbreitung sichern wollen, so soll sie in der Gegenwart spielen, und zwar als „Salonnovelle" durchweg auf Parketboden. Der junge Mann ist Musikenthusiast, Be-

Digitized by Google

sitzer eines Patronatscheines für Baireuth, also geschworener Feind aller Sonaten, mit Ausnahme jener spät- und nachbeethovenschen, „die sich selbst zersprengen".

Er lernt zwei reizende Schwestern kennen, die Töchter einer Wittwe, welche zwar in sehr gebrochenen Verhältnissen lebt, aber doch immer noch auf aristokratischem Fuße. Der Vater hat sich vor mehreren Jahren erschossen, das Helldunkel geheimnißvollen Unglücks verschönt die drei Frauengestalten. Die jüngere Tochter glänzt als Pianistin, sie spielt mit Vorliebe Liszt und Chopin, deren Werke ihr jedoch hier und da zu leicht und einfach erscheinen, weshalb sie dieselben durch freie Zuthat von Oktavengängen und Verdoppelungen schwieriger und vollgriffiger macht. Excentrisch von Grund aus, weiß sie ihre schwärmenden Gedanken doch immer mit Geist vorzutragen, ja zwischendurch mit einer bezaubernden leisen Selbstironie. Als geschworene Pessimistin hält sie diese Welt von der Milchstraße bis zu den verschiedenen Erdenwürmern, die man Thiere oder Menschen nennt, für die denkbar schlechteste, das heißt für so schlecht gerathen, daß sie mit knapper Noth bestehen kann; denn wäre sie noch ein klein wenig schlechter, so würde sie gar nicht zusammenhalten. Dem entsprechend erklärt unsere junge Dame auch diejenige Musik für die kosmisch harmonischste, welche denkbar wenig Gesang und Wohlklang besitzt, nur gerade so viel, daß man sie mit knapper Noth Musik nennen kann. Da die klassischen Schöpfer der Sonate auf dem Boden des Optimismus standen, der Gottes Welt wunderlicher Weise für schön, ja für die bestgelungene ansah, so verachtet sie die Sonate aus Grundsatz.

Kein Wunder, daß sich der Jüngling ganz besonders hingezogen fühlt zu diesem Mädchen. Tönen ihm doch aus ihrem schönen Munde, der für diese verpfuschte Welt nicht übel gerathen ist, seine eigenen Ideale zurück! Und auch sie findet bald, daß der junge Mann so ziemlich die gelungenste Erscheinung sei in dieser denkbar schlechtesten Welt. Die Liebe keimt auf und zwar aus ganz modernem Boden.

Anfangs scheint es dem Liebenden, als vereinige die Geliebte alle Reize, doch bald vermißt er einen: den Reiz des Widerspruchs. Etwas Ketzerei erhöht die Anmuth schöner Frauen im Auge vieler Männer, welche den nämlichen Meinungsgegensatz bei einem Freunde unausstehlich finden würden. Vermuthlich weil wir uns bei Frauen wie bei Kindern im Gefühl unserer Ueberlegenheit sonnen; was wir sonst Irrthum oder Unverstand nennen, das kommt uns hier wie ein artiges Spiel der Laune vor oder wie entzückende Naivetät. Ein sehr bedenklicher Selbstbetrug; denn mit anderen Worten: wir freuen uns der eingebildeten Beschränktheit der Frauen, weil wir nicht merken, wie beschränkt wir selbst in dieser unserer Einbildung sind.

Dieses Paradoxon wäre für sich schon ein dankbarer Novellenstoff, den wir aber für jetzt bei Seite lassen. Jede vollwichtige Novelle muß nämlich, nebenbei bemerkt, ein halbes Dutzend anderer Novellenstoffe keimartig in sich schließen, die der Autor nur andeutet, um den Leser zu spannen und zu täuschen über sein letztes Ziel. Wem beim Erfinden einer Novelle nicht gleich sechs weitere Novellen einfallen, die er wegwirft, der ist ja doch ein armer Mann.

Doch zurück zur Sache! Unser junger Mann vermißt den Reiz des Widerspruchs aus allgemein menschlichen Gründen; er vermißt ihn aber doppelt stark kraft seiner künstlerischen Richtung. Denn die musikalische Partei, zu der er schwört, gefällt sich ja besonders darin, alledem zu widersprechen, was die Welt bis dahin als klassisch, mustergiltig, unerreichbar schön anerkannt hat, sie verwirft jede Autorität der Kunstgeschichte und jedes Gesetz der Aesthetik, ihr höchstes Ideal ist der auf Noten gesetzte Widerspruch, ihr höchster Ehrgeiz Neuheit um jeden Preis. Aber indem die schöne Pianistin mit echt weiblicher Glaubenstreue dieses Neueste und Paradoxeste fortwährend als ein Evangelium behandelt, indem sie es nun selber wieder klassisch macht, raubt sie ihm den eigensten Zauber. Aus Aerger widerspricht ihr darum der Liebende, wo er doch hätte zustimmen müssen, und erschrickt hinterdrein, daß er hatte widersprechen können. Sie erkennt wohl seine Verstimmung, aber nicht deren Grund, sie glaubt zu wenig gethan zu haben, sie übertreibt und erscheint dem jungen Manne — als Karikatur, als eine leibhafte Satire auf seinen eigenen Enthusiasmus. Und das ist sehr schlimm. Bei einem Freunde mag es uns gefallen, wenn er des Guten zu viel thut; bei der Geliebten aber stört uns dies allezeit. So wird aus dem glühenden Verehrer unvermerkt ein verstimmter Widersacher und Quälgeist. Und zwar stoßen ihn dieselben Eigenschaften der Dame ab, durch welche er sich zu ihr hingezogen fühlte.

Die leidenschaftsvolle Pianistin hat aber eine etwas ältere Schwester, ein Wesen ganz anderer Art. Sie kümmert sich nicht um künstlerische Prinzipienfragen und musizirt nur ganz heimlich für sich; sie waltet fleißig im Hause und besitzt eine feinere und reichere Bildung, als man so obenhin wahrnimmt. Ihre Rede ist höchst einfach und natürlich, trifft aber allemal den Nagel auf den Kopf. Ueber ihrem ganzen Wesen ruht eine stille Heiterkeit, die sich auch anderen in ihrer Nähe mittheilt. Anfangs war sie dem jungen Mann sehr gleichgiltig; er stellte sie tief unter die glänzendere Schwester. Allein in dem Maße, als diese ihn abstößt, fühlt er sich zu ihr getrieben. Zunächst weil sie ihn dauert; dann weil er sie gerne etwas emporheben, belehren, bekehren möchte. Man braucht aber nur ein schönes Mädchen zu bedauern und vollends sie bekehren zu wollen, so hat sie uns schon halb gewonnen. Ein neues, echt novellistisches Problem; denn alle tiefere Novellistik ist angewandte Psychologie.

Doch widerstrebt das Mädchen aller Bekehrung des Jünglings und er widerstrebt den Reizen ihrer Seele. Denn gar zu klar und einfach, wie sie sich gibt, fehlt ihr alles Unergründliche, Geheimnißvolle. Aber warum fühlt er sich trotzdem in ihre Nähe gebannt? Er weiß es nicht, während er's bei der jüngeren Schwester viel zu genau wußte. Er denkt darüber nach. Da stößt er auf ein neues Räthsel. Die beiden Schwestern sind im Lebensalter nur um ein Jahr verschieden, sie sehen sich auffallend ähnlich, selbst der Blick des Auges, der Ton der Stimme sind fast gleich, sie haben stets zusammen gelebt, genau dieselbe Schule des Schicksals durchgemacht — und doch welch tiefster Unterschied von Geist, Seele, Charakter! Wie erklärt sich derselbe? Unvermerkt dämmert dem jungen Mann aus dieser Frage nun doch ein Geheimniß auf, welches über dem Wesen des klar verständigen älteren Mädchens ruht.

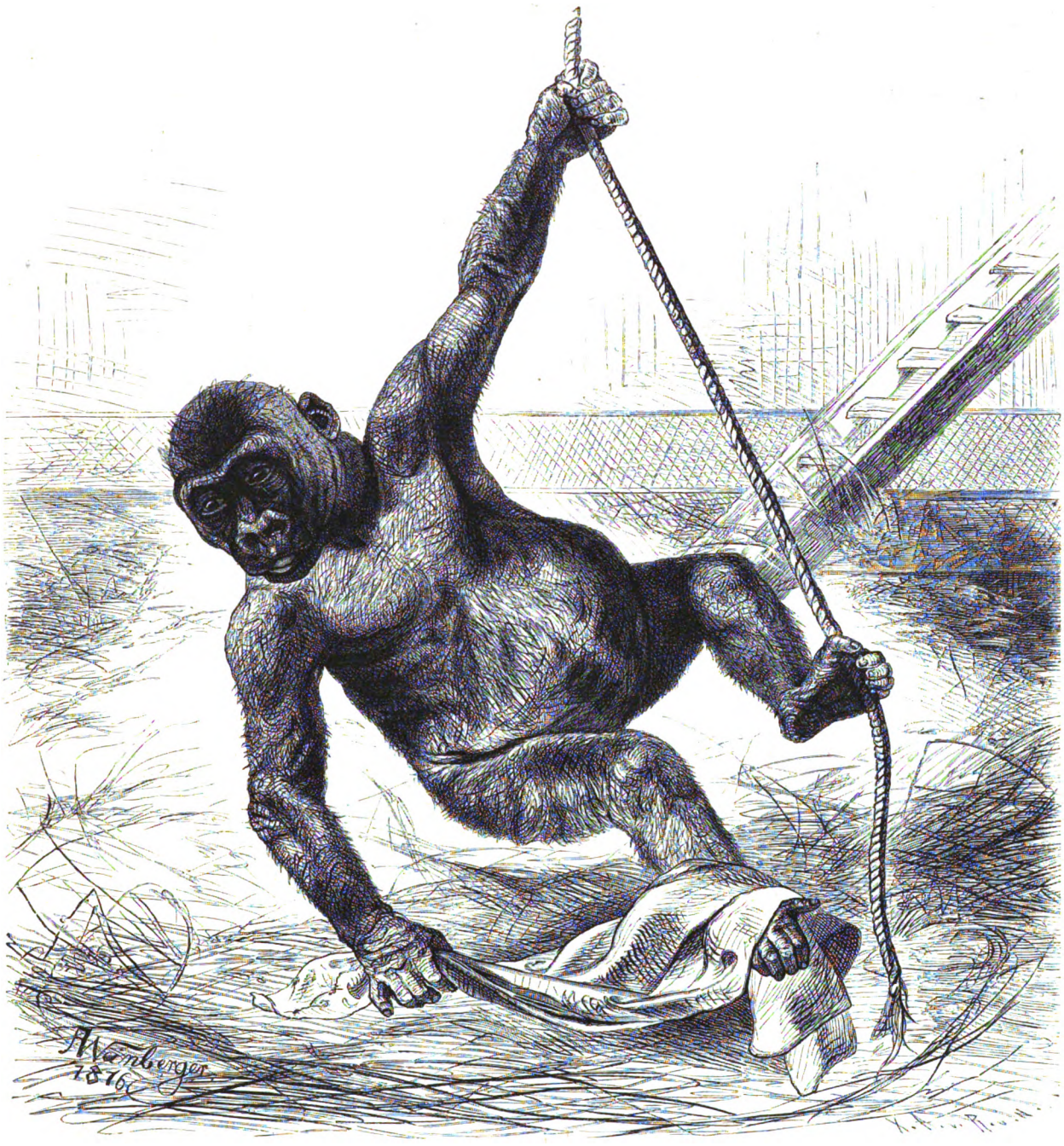
Er fragt sie eines Tages, wie es nur möglich sei, daß sie bei so erstaunlicher Aehnlichkeit doch so ganz anders geworden als ihre Schwester. Sie entgegnet, das sei nicht immer so gewesen, in der Kinderzeit hätten sie beide auch in all ihrem Sinnen und Denken übereingestimmt. „Da kam", so fährt sie fort, „das große Unglück. Wir sahen den Vater sterbend, in seinem Blute vor uns liegen — ich war sechszehn Jahre alt. Er hatte sich selbst das Leben genommen, nicht weil eine große Schuld, ein großer Konflikt ihn dazu trieb, sondern weil er's nicht mehr der Mühe werth hielt, weiter zu leben. So sagten uns seine eigenen Worte. Aeußerlich war es ihm so gut geworden wie wenigen, er lebte in der Fülle des Glücks, allein er lebte beruflos, ziellos wie viele reiche Leute; er genoß niemals den Frieden eines vollendeten Tagewerks; er jagte ehrgeizig nach unerreichbaren Zielen und grübelte über Unergründliches; er wußte nicht, warum er auf der Welt war, darum ging er hinweg. Gewöhnliche Menschen wissen's auch nicht, bleiben jedoch trotzdem ganz gerne da; allein er war kein gewöhnlicher Mensch.

„Die Mutter wurde todtkrank vor Schreck und Schmerz nach der schauerlichen Katastrophe. Sie genas, aber noch viele Monate war sie in Tiefsinn versunken. Wir Töchter sollten sie trösten und heben, wir sollten uns selber trösten. Da trat der ganze große Unterschied unserer Natur zu Tage, der bis dahin verborgen gewesen: wir beide trösteten uns in verschiedener Weise, dies war der Anfang, und zum Schlusse lebte jede von uns in einer ganz anderen Welt."

Sie sprach kein Wort weiter. Doch ihr Freund dachte sich eine ganze große Gedankenkette hinzu. Wir wissen oft lange Zeit nicht, wer wir eigentlich sind, und die Welt weiß es noch viel weniger; aber durch die Art und Weise, wie wir ein großes Unglück ertragen, wird es offenbar, wer wir sind — offenbar

Digitized by Google

uns selber und der Welt. Gar gerne hätte der Jüngling das Mädchen noch weiter gefragt, wie denn ihre Schwester und wie sie selbst sich getröstet habe; allein er wagte es nicht, denn er empfand, wie schwer es ihr angekommen, vorher auch nur die kargen Worte über das Geheimniß ihrer Seele zu reden. Also saßen sie beide schweigend eine Weile neben einander. Dies heilige Schweigen wurde plötzlich unterbrochen durch das Klavierspiel der jüngeren Schwester im Nebenzimmer. Sie spielte



Der Gorilla im Berliner Aquarium. Nach dem Leben gezeichnet von A. Weinberger.

eine „Phantasie" oder „Rhapsodie" oder dergleichen in wild leidenschaftlichen Modulationen, die sich ziellos jagten und überstürzten. Vor einer Stunde hätte er diese Musik noch als genial bewundert, jetzt klang sie ihm unausstehlich wie eine endlose ungelöste Dissonanz, die nagend, bohrend, zersetzend sich einwühlte in den hohen Zug seiner Gefühle und Gedanken. Er konnte den schneidenden Kontrast nicht aushalten, er verabschiedete sich hastig und eilte nach Hause, wo er sich zunächst ärgerte, daß er gegangen war. Es war ihm, als müsse er den Spuk jener überreizten Tonfolgen, die sich wie ein Gespenst in seinen schönsten Traum gedrängt, die ihn wie ein Nervenfieber geschüttelt hatten, durch ganz andere Töne vorerst beschwören, als müsse er sich zuerst wieder musikalisch ins Gleichgewicht setzen, bevor er's im klaren Denken vermöchte.

Er setzte sich ans Klavier, und wie von selbst kam ihm eine alte Melodie in die Finger, die er seit Jahren nicht mehr gehört, aber als Knabe oft gespielt hatte, ein kurz abgerissenes Motiv in Sechsachteln, Presto, E-moll. Es stimmte zu seiner eigenen Unruhe und dünkte ihm doch so rührend, friedeverheißend; denn seine Kinderzeit widerhallte wie ein fernes Echo aus dem Motiv. Er besann sich lange, woher es wohl sein möge; endlich fand er's: es war der erste Satz von Haydns E-moll-Sonate. Er suchte die Sonate und mußte lange suchen; war ihm dies doch eine längst überwundene Musik gewesen, die er mit den Schulbüchern in die Ecke geworfen hatte!

Aus dem vergilbten Hefte spielt er nun die vollständige Sonate; jede Note erscheint ihm wieder wohlbekannt und doch ist ihm das Ganze so völlig neu. Anfangs spielt er nur so

Digitized by Google

wie zum Spiele, allein je tiefer er sich hineinversenkt, um so mehr vergißt er das Klavier, den Komponisten, die Sonate, er glaubt die Stimme der anmuthig bescheidenen ältern Schwester zu hören, sie erzählt ihm in den Tönen, was sie vorhin verschwiegen und was er sie zu fragen nicht gewagt, sie erzählt, wie sie sich in dem großen Unglück getröstet, wie sie Frieden und Versöhnung errungen, ja wie sie nun erst ihre eigenste Natur, wie sie sich selbst gefunden habe. War ihm doch früher nie dieser stetig vorschreitende Gang der Stimmung in dem anspruchlosen Tonwerke klar geworden: das ungestüme Zweifeln und Grübeln in den abgerissenen Perioden des ersten Satzes, das Nachsinnen in den oft unterbrechenden Halten und Pausen, das vergebliche Ringen nach breiterem freieren Strome der Gedanken, die leis verhallende, halb erstickte Frage, womit der Satz, zur Anfangsfigur zurückkehrend, schließt! Und dann hebt das Adagio an im weichen G-dur wie ein elegisches Lied, immer noch mit fragenden Accenten, unterbrochen von der wieder aufwallenden Bewegung der Läufe und Harpeggien, ohne Schluß in wenigen abgebrochenen Akkorden zur ursprünglichen Molltonart zurückleitend, in welcher nun das Finale unmittelbar einsetzt. Kein leidenschaftsvoller Schmerz, keine schwere Melancholie klingt mehr aus diesem Adagio, sondern wehmüthige liebevolle Entsagung, das kindliche Vertrauen auf den Meister dieser Welt, der es auch mit unsern Schmerzen gut gemacht hat. Und in solchem Sinne hat alle echte Musik einen religiösen Zug. So kann nun auch das Finale in frisch bewegtem Gange einsetzen — molto vivace — aber nicht heiter, sondern unschuldsvoll — innocentemente, wie der Komponist vorschreibt. Im steten Wechsel zwischen Moll und Dur, in der denkbar einfachsten Form leicht variirter kurzer Melodien ohne alle Durchführung singt es von Frieden und Versöhnung, welche zwischendurch doch noch die Thräne ahnen läßt. Es ist kinderleicht und doch sehr schwer zu spielen, denn man muß selbst den Frieden haben und singen können.

Unser Jüngling hätte denselben Läuterungsprozeß des Gemüths reicher und mächtiger ausgesprochen gefunden, wenn er zu so mancher Beethovenschen Sonate gegriffen haben würde. Allein sein Glück führte ihn gerade zu dem keimhaft schlichten älteren Werke. Denn bei Beethoven hätte er Beethoven gehört, der sich selber nicht vergißt und nicht vergessen läßt; bei Haydn dachte er gar nicht an den Tondichter und sein Genie und seine Kunst: er hörte das Mädchen erzählen. Und er hatte zugleich in anmuthiger Weise jenen einzigen Reiz entdeckt, der diesem Mädchen noch fehlte, den Reiz des Geheimnisses. Das Unglück hatte sie, die keine Künstlerin, zum freudig entsagenden Glauben an die göttliche Harmonie der Welt geführt, wie alle großen Künstler. Ihre Schwester dagegen, die Künstlerin, war durch das Unglück einem prahlerischen Weltschmerze verfallen, wie so viele große Manieristen. Was weiter geschah in unserer Geschichte, das kann sich jeder denken.

Der junge Mann hatte eine Novelle erlebt, durch welche er zu der vergessenen und verachteten Sonate zurückgeführt wurde; indem er dann aber in dieser Sonate die wahren Grundgedanken der novellistischen Stimmung erkannte, ging ihm erst ein Licht auf über den psychologischen Knotenpunkt seiner erlebten Novelle. Während er diese Novelle nunmehr harmonisch zu Ende führte, spielte er fleißig Sonaten. Dagegen erfaßte ihn ein rechter Widerwille gegen alles Novellenlesen. Denn er entdeckte, daß er eigentlich eine schwachmißlungene, weil höchst einseitige Novelle erlebt habe, und da er weiter fand, daß eine überaus große Zahl moderner Novellen genau an derselben Schwäche leide, so erschien ihm die ganze Novellistik wie die Karikatur seines schönsten Lebensabschnittes, und wir wissen schon, wie sehr er sich vor Karikaturen fürchtet. Die Hauptschwäche seiner Novelle besteht nämlich darin, daß in ihr lauter Personen auftreten, die auf Gottes Welt nichts weiter zu thun haben, als ihren subjektivsten Gefühlen, Stimmungen, Gedanken und Launen nachzuhängen, sich dabei zu lieben und abzustoßen und endlich zu fliehen oder zu heirathen. Der junge Mann wurde in der Ehe nun selber ein Mann, er lernte den Ernst der Arbeit vollauf kennen und erlebte dann zwischendurch in den Konflikten des religiösen, sozialen und politischen Lebens so manche Novellenstoffe weit tieferer männlicherer Art und fand noch viel mehr dergleichen in der Geschichte, daß er seinen Abscheu überwand und auch die Literatur auf Novellen reicheren und männlicheren Gehaltes musterte. Da fand er deren auch nicht wenige, aber freilich, er mußte sie suchen. So versöhnte sich der Mann der erlebten Novelle auch wieder mit den gedruckten. Und da ihm auch gar viele, blos spielende Sonaten begegneten, jedoch aus einer Zeit, wo die Sonate herrschte, nicht aus der Gegenwart, wo man vor lauter musikalischem Tiefsinn kaum mehr eine Sonate schreiben kann, so schloß er, daß das heutige Uebermaß der spielenden Novellen als Wahrzeichen der modernen Herrschaft der Novelle mit in den Kauf zu nehmen sei.

Der Tag, der jene Ueberzahl gebar, schwemmt sie schon rasch genug wieder hinweg. Die Novellen und Sonaten aber, die in strenger schlichter Form einen tiefen Gedankengehalt bergen und verbergen, werden dauern und mit ihrer läuternden und formbildenden Kraft leise aber sicher auf die größeren wuchtigeren Kunstgattungen wirken.

Auf kleinen Altären lodert das heilige Feuer der Wahrheit und Schönheit oft am reinsten. Darum soll man es dort besonders eifrig bewahren und pflegen. Und wer in der Kunst das Wahre und Schöne treuen Sinnes im Kleinen sucht, dem wird sich's ungesucht dann auch im Großen offenbaren.

Weiße und schwarze Sklaverei in der Türkei.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Pera, im Juli.

Nicht mit Unrecht sagt man, daß wenn von Seiten der türkischen Regierung auch alle von den Großmächten verlangten Reformen eingeführt würden, diese doch größtentheils auf dem Papier blieben. Man mag vielleicht den guten Willen haben, die wünschenswerthen Neuerungen lebenskräftig zu machen — allein so lange der Koran die sozialen Verhältnisse bedingt, so lange der geisttödtende Mohammedanismus bleiern auf dem Volke lastet, wird es stets beim guten Willen bleiben. Daß ich nicht zu schwarz in dieser Beziehung sehe, will ich an einem Beispiel erläutern, an dem Sklavenhandel, der trotz aller Verbote und Maßnahmen im Gefolge der Haremswirthschaft zur Schmach und Schande Europas hier immer noch, wenn auch in verdeckter Weise, fortwuchert.

Als der Sultan 1854 Englands und Frankreichs Hilfe gegen die russische Invasion anrief, glaubte er auch im abendländischen Sinne mit einigen Reformen vorgehen zu müssen. Er wußte recht gut, welchen vortheilhaften Eindruck es in Europa hervorbringen würde, wenn man dort von türkischen Maßregeln im Dienste der Humanität hörte. So schrieb denn im Oktober jenes Jahres der Sultan einen Firman „an Dich, mein Vesier", in welchem er entdeckte: „daß der Mensch, das edelste aller aus Gottes Hand hervorgegangenen Geschöpfe, nur dazu bestimmt sei, glücklich zu leben und von Natur frei zu sein." Die Gefühle des Sultans waren damals empört darüber, „daß gewisse Menschen in Cirkassien und Georgien ihre Kinder und andere Verwandte in die Sklaverei verkauften, ja selbst anderer Leute Kinder raubten und sie gleich dem Vieh wie eine gemeine Handelswaare verschacherten." Er sei entschlossen, „diesem schändlichen, die Ehre und die Menschheit besudelnden Gebrauch" für immer ein Ende zu machen, und gab seinem Vesier Weisungen, schwere Strafen jenen aufzuerlegen, die auch fernerhin noch mit „Menschenfleisch" handeln würden. Später, im Januar 1857, wurde dann an den damaligen Pascha von Aegypten ein Firman erlassen, daß der Negerhandel im Gebiet des Paschas zu unterdrücken sei. Alle Schiffe im schwarzen und rothen Meer sollten nach Negersklaven durchsucht, jeder, der schwarze Sklaven verkaufte, bestraft werden. Seitdem sind zwanzig Jahre und mehr verflossen. Was ist aus jenen Erlassen geworden, welche Folgen haben sie gehabt? Der

Digitized by Google

Chedive von Aegypten schickt Expeditionen unter Baker u. a. an die Nilseen, um dort die Quellen des Sklavenhandels zu verstopfen; aber in Kairo und den übrigen ägyptischen Städten gibt es noch immer mehr oder weniger öffentliche Sklavenmärkte. Hier in Konstantinopel wurden in der Nähe der Solimansmoschee noch immer Sklaven bis 1870 verkauft; der Sklavenmarkt ist jetzt aber nach dem Kum Kapu, dem Sandthor, einem von Tscherkessen bewohnten abgelegenen Quartier am Marmorameer verlegt worden. Dort dauert er noch heute fort und wird noch lange fortdauern.

Seit die Russen den Kaukasus eroberten und der dortigen mohammedanischen Bevölkerung mit kräftiger Faust den nothwendigen Zaum anlegten, konnten reiche Türken nur unter erschwerten Verhältnissen Weiber erhandeln. Aber eine neue, höchst interessante Handelsform wurde erfunden, welche an die bei den Mohammedanern statthafte Vielweiberei, eine Quelle so mancher Uebel, anknüpft.

Ein mohammedanischer Händler, Agent oder wie wir sonst den Ehrenmann nennen wollen, reist nach dem Bergland, wo die Schönheit so gut gedeiht und eine käufliche Waare ist wie der Hammel hier oder anderwärts. Er wählt sich vier hübsche junge Mädchen aus, er heirathet sie — nachdem die Eltern den Schandlohn empfangen — und führt sie als rechtmäßiger Eheherr — in diesem Falle aber nur den väterlichen Pfleger spielend — nach Konstantinopel, hier werden sie verkauft; der Mann macht eine neue Reise, Dank der vortrefflichen Dampfschifffahrtsverbindung auf dem schwarzen Meer, heirathet wieder vier Mädchen und bringt sie abermals auf den Markt. Diese Reisen wiederholt ein mit den Verhältnissen dieses Handels Wohlvertrauter etwa viermal im Jahre, so daß er es in der selbstverleugnendsten aber einträglichsten Weise zu 16 Weibern, die nicht seine Frauen bleiben, in einem Jahre bringt. Die Regierung kann nichts dawider haben, und nach mohammedanischem Kodex ist das ja erlaubt.

Jetzt sind viele Tscherkessen in der Türkei, namentlich in Bulgarien, angesiedelt, und diese treiben mit ihren Kindern Handel in der neuen Heimat wie ehemals in der alten; spricht man mit ihnen über die Schändlichkeit des Beginnens, so sind sie erstaunt, daß man so etwas abnorm finden könne, und mir gegenüber äußerte einer: „Bringen europäische Mütter ihre Töchter denn nicht auf Bälle, wie ich gehört, damit sie dort Männer finden?“ Familienbeziehungen, Jugend oder Alter des zu wählenden Mannes ist dem Tscherkessen gleich, das Glück des Kindes Nebensache — er hat nur ein Herz für baares Geld. Fatima, das noch zarte Töchterchen, kaum den Kinderschuhen entwachsen, wird einem Bey oder Pascha zugeschlagen, der Vater streicht das Bakschisch ein, und das Mädchen wird die Herrin eines Harems — bis sie nach einiger Zeit eine Nachfolgerin erhält. Ich kann mit positiver Sicherheit behaupten, daß gegenwärtig in Konstantinopel nicht weniger als 24 Häuser bestehen, in denen offen und frei der Verkauf cirkassischer Mädchen betrieben wird. Ein mir bekannter junger Muselmann kaufte in einem solchen Hause eine Schönheit ersten Ranges für 350 türkische Lire.

Daß die reichen und vornehmen Türken sich auf diese Weise ihre Frauen verschaffen müssen, ist die ganz natürliche Folge der Abschließung, in welcher zufolge den mohammedanischen Gesetzen das andere Geschlecht verharren muß. Die häßlichen Kleiderbündel, die auf den Straßen umherwandeln, das sind die Frauen aus niederem Stande; können die der höhern Stände sich auch öfter in freier Luft, in Parks und Gärten bewegen, so muß doch die Abgeschiedenheit, der Mangel an Freiheit degenerirend auf die türkischen Frauen wirken. Um Liebe ein Weib zu gewinnen, wie bei uns, ist dem Türken unmöglich. Und in dieser Beziehung ist zwischen dem gemeinen Mann und dem Großherrn keinerlei Unterschied. Alle weiblichen Glieder im Harem des Sultans sind durch Kauf erworben; auch jener Sultan, von dem wir oben den Ausspruch citirten: „daß der Mensch, das edelste aller aus Gottes Hand hervorgegangenen Geschöpfe, dazu bestimmt sei, frei zu sein,“ auch er hatte alle seine Weiber und Sklavinnen gekauft, so gut wie der verstorbene Abdul-Aziz und jetzt Murad V.

Man sieht schon hieraus, wie schwer es ist, den Menschenhandel aus der Türkei zu verbannen; er wird nur mit der Türkenherrschaft und dem Islam selbst fallen. Wenn der Türke die Mutter seiner Kinder kauft, wie sollte er da nicht seine Dienerinnen kaufen? Und nicht blos Mädchen werden verkauft.

Am 2. März dieses Jahres erschien hier auf dem britischen Konsulat, wie mir der befreundete Konsulatssekretär mittheilte, ein cirkassischer Jüngling mit Namen Sahli und konstatirte, daß er auf dem Platze Sultan Mehmeds für den Preis von 500 Piaster (81 Mark) von einem gewissen Hassan Kadi an den bekannten Sklavenhändler Ibrahim Aga verkauft worden sei. Der Konsul konnte ihm nicht helfen. Kurz darauf kam ein achtzehnjähriger Jüngling, der Sklave Ruschdi Effendis, der jetzt in Aleppo lebt und Deffodar oder Steuereinnehmer für Yemen ist. Er war von seinem Herrn für die elende Summe von acht Lire an einen Kawassen der hohen Pforte verkauft worden. „Acht Lire,“ schrie der Bursche beim Handel aus, „das ist ja der Preis, den man für einen Esel zahlt!“ Das war die Hauptbeleidigung, und aus diesem Grunde erschien er auf dem britischen Konsulat. Da dieser junge Mensch ein Abessinier war, so trat der Konsul ohne weiteres für ihn ein, erklärte ihn für frei und brachte ihn als Stallburschen bei einem Engländer unter, wo er sich ganz gut machen soll.

Mit Absicht führe ich diese Einzelheiten an, die innerhalb meines Gesichtskreises sich ereigneten. Man mag nach diesen Beobachtungen eines einzelnen schließen, wie es im allgemeinen in der Hauptstadt steht; daß es in den asiatischen und afrikanischen Provinzen, wo des Europäers Auge weniger wacht, noch schlimmer hergeht, liegt wohl auf der Hand. Man sage uns nur nicht: „Die Sklaven werden in der Türkei gut behandelt; Sklaverei ist für ein mohamedanisches Land ein nothwendiges Uebel, sie ist eine häusliche Institution, die Frage ist nicht so leicht zu lösen und darf nicht übers Knie gebrochen werden ꝛc.“ Diese und ähnliche Gründe haben wir zur Zeit des amerikanischen Bürgerkriegs, und als die Sklaverei in Westindien abgeschafft wurde, oft genug gehört. Daß sie nicht stichhaltig sind, weiß man auch. Hier handelt sich es darum: daß in einem europäischen Lande, an den Grenzen unserer Civilisation, gegen das ausdrückliche Verbot der Regierung der Sklavenhandel fortbetrieben wird und daß diejenigen, welche die Gesetze geben, welche zu Hütern derselben bestimmt sind, der Sultan und seine Gewaltigen, fortwährend Sklavinnen kaufen. Wie lange noch?

v. C.—C.

Am Familientische.

Der erste lebende Gorilla in Europa.

(Zu dem Bilde auf S. 765.)

So oft man auch in der letzten Zeit den Versuch machte, einen lebenden Gorilla nach Europa in unsere Thiergärten zu verpflanzen, er mißglückte stets. So kam es, daß wir seine großen menschenähnlichen Verwandten, den Tschimpanse und Orang-Utan wohl oft genug lebend zu sehen bekamen, während von ihm nur Bälge, Skelette und Spirituspräparate unsere Museen schmückten.

Endlich am 21. Juni d. J. betrat der erste lebende Gorilla in Liverpool europäischen Boden, triumphirend von den Männern der Wissenschaft empfangen, begafft von der Menge, begehrt von Thierhändlern, die bis zu 2000 Pfund Sterling für denselben boten, aber zurückgewiesen wurden. So oft sonst auch England, das meerbeherrschende, kolonieenreiche derlei Objekte zuerst besitzt, diesmal mußte es vor Deutschland, besonders Berlin, zurückstehen; denn der schöne Affe war sozusagen deutsches Nationaleigenthum, er war im Besitze der heimkehrenden Mitglieder der deutschen, nach der Loangoküste gerichteten Expedition. Speziell hatte ihn auf der Ueberfahrt Dr. Falkenstein gepflegt, und seinen Bemühungen ist es zu danken, daß dieses Thier überhaupt nach Europa gelangte.

Dr. Falkenstein bezeichnet den jungen Gorilla, welchen er im Oktober 1875 am Flusse Quillu geschenkt erhielt, „als ein Hauptergebniß“ der Reise. Er nahm ihn von dort mit nach der deutschen Station Chinchoxo, wo er sich bald mit dem kleinen Wesen befreundete,

Digitized by Google

welches, wie sein Pflegevater damals aus Afrika berichtete, „jedem Kinderfreund viel Vergnügen gewähren müßte".

Seine Physiognomie hatte etwas erschreckend Menschenähnliches. Der melancholische Ausdruck des in stetes Nachdenken versunkenen schwarzen runden Kindskopfes ließ oft den Beschauer befangen zurücktreten, während das energische Wesen, mit dem es damals noch jede Zärtlichkeitsbezeugung unwillig abwies, zur Vorsicht mahnte, das stark entwickelte Leibchen, die nach außen gebogenen Kniee und die hervortretenden Plattfüße aber ein unwillkürliches Lächeln verursachten.

Die auch beim Menschen völlig haarlosen Stellen (Lippen, Handflächen ꝛc.) ausgenommen, war der ganze Körper des jungen M'pungu (Teufel, wie er von den Eingeborenen und darnach von Dr. Falkenstein genannt wurde) mit einem schönen dunkelbraungrauen Pelze bedeckt. An der Stelle aber, wo der gänzlich fehlende Schwanz sich ansetzen würde, findet sich ein weiß behaarter wallnußgroßer Fleck.

Im ganzen erschien M'pungu anfangs faul und unliebenswürdig, bei etwas Phantasie aber würdevoll, verständig und selbstbewußt. Hin und wieder ließ er vorwurfsvoll klagende Laute vernehmen, die im Affekt in ein unangenehmes Kreischen ausarteten. Hauptbeschäftigung in der Zeit seines Aufenthaltes in Chinchoxo war ein ruhiger ungestörter Schlaf, und mit Vorliebe suchte er sich unter dem Mosquitonetze Dr. Falkensteins einzunisten, was dieser aber aus Reinlichkeitsrücksichten, und da M'pungu einen eigenthümlichen penetranten Geruch besitzt, nicht gestattete.

Er erhielt nun ein eigenes aus einer Kiste und Säcken zurecht gemachtes Bett, in dem er sich vortrefflich einrichtete und durch eine Decke dem störenden Geräusche der Außenwelt entzog. Oft aber ging er, wenn er erwachte, wieder an das Bett seines Pflegevaters, richtete sich daran auf und zupfte den Schlafenden mit den kleinen schwarzen Fingern behutsam am Aermel, damit er ihm die Thüre zum Futterplatze öffne.

Rothe, am Stamme eines Baumes wachsende Trauben und Ziegenmilch bildeten in Chinchoxo M'pungus Nahrung. Um erstere möglichst bequem zu genießen, holte er sich irgend eine Unterlage und saß dann behaglich da, eine Beere nach der anderen lösend und Berge von Schalen und Kernen um sich anhäufend.

Da augenscheinlich der junge Gorilla Mangel an Abwechslung empfand, so suchte Dr. Falkenstein ihm durch Musik darüber hinwegzuhelfen, indem er einer Glasharmonika die verschiedensten Töne entlockte. M'pungu ist aber offenbar kein Musikfreund, denn er begann sofort mit den Augen zu blinzeln, zu gähnen und endlich unverkennbar zu schlafen. Nachdem diese Wirkung mehrere Male erzielt war, versuchte sein Pflegevater ihm mittels eines Spiegels Zerstreuung zu verschaffen; er nahm davon aber keine Notiz, ebenso wenig von einer munteren Meerkatze, die man ihm zur Gespielin gab.

„Der einzige, zu dem er sich hingezogen fühlt," schrieb Dr. Falkenstein vor bald einem Jahre, „bin ich selbst. Zu mir nimmt er seine Zuflucht, wenn ihm etwas Furcht einflößt, was bei seinem schreckhaften Gemüthe leicht geschieht. Selbst das Fallen der Regentropfen auf das Dach oder ein entsprungener, ihm Besuch abstattender anderer Affe des Hauses lassen ihn schreiend auf allen Vieren mit eingeschlagenen Fingern und Zehen zu mir eilen, meine Beine umklammern und emporlangen, um auf den Arm genommen zu werden. Dies gelingt ihm jedoch nicht mehr, nachdem er bei mitleidsvollem Gewähren zweimal nicht wieder herunter wollte und sich fest zu beißen versuchte. Trotzdem leben wir in völliger Eintracht, und wenn er an Verstand und Körperkraft zunehmend sich an gemischte Kost gewöhnt, steht zu hoffen, daß er im nächsten Sommer die Ueberfahrt nach Europa antreten kann."

Diese Hoffnung ist nun glänzend in Erfüllung gegangen. Am 29. Juni hielt M'pungu seinen feierlichen Einzug in Berlin, wo er von der deutschen afrikanischen Gesellschaft dem Aquarium unter den Linden für die Summe von 20,000 Mark überlassen wurde. Dort, wo ein eigener schöner Raum für ihn eingerichtet wird, wo schon die Orang-Utans und ein Tschimpanse zu sehen sind, bildet er einen Hauptanziehungspunkt und gibt den Männern der Wissenschaft Gelegenheit zu ernsten Studien. Seit seiner Ankunft ist auch die Frage völlig entschieden, ob die berühmte Dresdner Aeffin Mafuca, welche im vorigen Jahre starb, ein Gorilla oder Tschimpanse gewesen sei — Mafuca ist entthront, sie war nur ein Tschimpanse.

Unter Dr. Falkensteins Pflege, welcher den Gorilla den ganzen weiten Weg (er schiffte sich am 5. Mai ein) sozusagen auf dem Arme trug, ist der kleine M'pungu vom Quillusse prächtig gediehen, so daß er jetzt gegen ein Meter hoch ist, 20 Kilo wiegt und den Eindruck eines durchaus gesunden vergnügten Affenbengels macht, welcher sein Vergnügen dadurch kund gibt, daß er wie ein Mensch in die Hände klatscht.

Das nackte Gesicht M'pungus ist schwarz, der Ausdruck desselben ein gutmüthiger, ohne indessen versteckte Bosheit auszuschließen, die sich jetzt allerdings bei dem etwa zweijährigen Thiere nur in allerhand Schabernack und Zähneangriffen auf die Beinkleider des Wärters verräth. Eigenthümlich erscheint der Ausdruck des klugen Auges. Die Pupille ist tief schwarz, was wir aber als das „Weiße" zu bezeichnen pflegen, ist bei M'pungu düster grau. Wünschen wir dem Berliner Gorilla ein fröhliches Gedeihen!

H. F.

Briefkasten.

M. und **H.** in **M.** Sie bitten uns, für einen Ihnen persönlich bekannten Armen eine Kollekte zu eröffnen. Vergegenwärtigen Sie sich, daß kaum je ein Tag, gewiß aber nie eine Woche vergeht, in welcher nicht das gleiche Ansinnen an uns gestellt wird, und Sie werden sich selbst sagen müssen, daß wir solche Wünsche nicht berücksichtigen können. Hier sollen wir einer armen Wittwe ein Darlehen verschaffen, damit sie etwas unternehmen kann, dort sollen wir einen hoffnungsvollen jungen Menschen studiren lassen, im dritten Fall: Blinde, Taube, Altersschwache unterhalten. Wer möchte auf diese oft herzzerreißenden Briefe nicht gern mit schneller Hilfe antworten, und doch ist das einfach unmöglich, da wir eben keinen Armenfond zu unserer Verfügung haben und — offen gestanden — die Anlegung eines solchen auch nicht die Aufgabe der Redaktion eines Blattes wie des unserigen sein kann. Dem nothleidenden Einzelnen zu helfen, ist Sache der örtlichen Armenpflege, der Privatwohlthätigkeit, allenfalls auch der Lokalpresse. — Herrn **B. S.** in **Leipzig.** Sind Ihre Darstellungen bezüglich der Nationalitätsverhältnisse Philippopels auch richtig, so ist doch in Thrazien im allgemeinen das bulgarische Element vorherrschend. Dies ergibt ein Blick auf die beste und zuverlässigste Quelle, die wir über diesen Gegenstand besitzen, auf die sehr empfehlenswerthe so eben erschienene „Ethnographische Karte des europäischen Orients" von Professor Heinrich Kiepert, dem ersten Kenner der Kartographie der Turkei. Keinenfalls haben die Griechen in Thrazien die Majorität. — **K.** in **Tschechen** und **„alter Abonnent".** Die ältere Angabe, Serbien umfasse 998 Quadratmeilen, beruht auf Irrthum. Neuere planimetrische Berechnungen ergeben 790, und diese Zahl gilt auch offiziell. Sie haben aber Recht: die Rheinprovinz hat 490 Quadratmeilen, ist somit bedeutend kleiner als Serbien. — **J. K.** in **L.** Sie finden das Gewünschte in „Die Krankenpflege" von Maria Simon (Leipzig, J. J. Weber 1876). Das faßlich geschriebene Buch enthält nach einer instruktiven Einleitung Abhandlungen über: Aufenthalt und Pflege der Kranken, den Bau des menschlichen Körpers und die wichtigsten Verrichtungen seiner Organe, die Beobachtung des Kranken, medizinische Hilfsleistungen und einzelne wichtige Handleistungen, technische Hilfsleistungen, chirurgische Hilfsleistungen. Da wir aus Ihrem Briefe entnehmen zu müssen glauben, daß es sich bei Ihnen um eine kleine Patientin handelt, so möchten wir Sie auch auf das in gleichem Verlage erschienene „Das Kind und seine Pflege" von Dr. Fürst aufmerksam machen. Der Verfasser ist Privatdocent für Frauen- und Kinderheilkunde in Leipzig. Das Buch ist uns von sachverständiger Seite gerühmt worden. Jedes der genannten beiden Bücher kostet 4 Mark. — **S—g** in **Hildesheim.** Um Bilder beurtheilen zu können, muß man Kunstverständniß besitzen.

Inhalt: Am Gardasee. Erzählung von C. R. Struwy. (Fortsetzung.) — Deutsche Professoren. XVIII. Karl Hase. Mit Porträt. — Novelle und Sonate. (Schluß.) Ein Vortrag von W. H. Riehl. — Weiße und schwarze Sklaverei in der Türkei. — Am Familientische: Der erste lebende Gorilla in Europa. Mit Illustration von Weinberger.

Der Daheim-Kalender für 1877 ist da!

und tritt auch dieses Jahr wieder bereichert und verstärkt in stattlichem Umfange fertig gebunden zum alten Preise von 1½ Mark vor seine Leser, um freundliche Aufnahme bittend.

Wir heben aus dem diesjährigen Inhalte hervor: Eisenbahnkarte mit Eisenbahn-Passagier-Recht in Frage und Antwort. — Zeittafel. — Tafel zur Stellung der Uhr im Jahre 1877. — Astronomischer Kalender mit täglichen Sprüchen und Gedenktagen. — Zwölf Monatsbilder. — Himmelskalender mit Illustrationen. — Genealogie der europäischen Regenten. — Weltumschau mit Illustrationen. — Allerlei Kalendergeschichten: Anekdoten. — Des Eisenbahnkönigs Strousberg Glück und Ende. — Ein Reif in der Frühlingsnacht. Novelle von H. S. Waldemar. Mit 10 Illustrationen. — Kalenderscherze. Mit vielen Illustrationen. — Jugenderinnerungen: IV. Von Ottilie Wildermuth. Mit Porträt. — Allerlei Kleines von unsern Bekannten in Haus und Hof. Illustrationen aus F. Flinzers Skizzenbuch. — Räthsel. — In orthographischen Nöten. Von R. K. — Die Geschichte vom Seehund. Mit 6 Illustrationen. — Schatten und Licht. Erzählung von N. Fries. Mit 6 Illustrationen. — Lebenszüge. — Etwas für die Hausfrauen. — Gemeinnütziges: Geographie und Statistik des deutschen Reiches. — Die neuen deutschen Maße und Gewichte. — Das neue Münzsystem. — Banknoten. Verfallenes und außer Cours gesetztes Papiergeld. — Telegraphenwesen. Depeschen-Tarif. — Postwesen. — Lotterie-Gewinn-Berechnungs-Tabelle. — Zinstabellen in Markwährung. — Wechselstempel-Tarif und Wechselstempel-Steuer. — Einige wichtige Bestimmungen aus der neuesten Reichsgesetzgebung: Civil-Beurkundung und Civilgesetz; Großjährigkeit; Impfgesetz. — Vollständiges Verzeichniß der Märkte und Messen im deutschen Reiche. — Reduktionstabelle von Süddeutscher Währung in Reichswährung.

Die Redaktion des Daheim und Daheim-Kalenders.

Unter Verantwortlichkeit von **Otto Klasing** in **Leipzig**, herausgegeben von Dr. **Robert Koenig** in **Leipzig**.
Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)** in **Leipzig**. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig**.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 2. September 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 49.

Am Gardasee.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Erzählung von **E. R. Struwy.**

(Fortsetzung.)

Eines Mittags befand ich mich in dem Musiksalon, die Marchesa lag im schattigen Rauchzimmer daneben auf dem Divan, eine Cigarrette zwischen den blutlosen Lippen, einen französischen Roman in der Hand.

„Kommen Sie zu mir herein, Doktor," rief sie mir zu, „und bewundern Sie mich! Adriano war gestern so ungalant, sich über mein Rosakleid zu moquiren. Er behauptete, rosa passe nicht für meinen Teint; aber er sagte die Unwahrheit. Nicht meinen Teint meinte er, sondern meine rothen Haare. Heute werde ich ihm besser gefallen, nicht wahr? Achten Sie nur auf die wunderschönen Schleifen, mit denen ich mich coiffirt habe. Euch Männer muß man ja auf dergleichen aufmerksam machen. Sind sie nicht entzückend?"

Sie waren orange und sahen in den rothen Haaren abscheulich aus.

Ich sagte das der Marchesa offen, und sie lachte herzlich.

„Aber," fuhr sie fort, „eigentlich war es nicht das, weshalb ich Sie hereingerufen habe. Kommen Sie her, nehmen Sie sich einen Sessel und setzen Sie sich zu mir. Ich hätte eine Frage an Sie, eine ernsthaft philosophische Frage. Können Sie mir eine Definition von der Liebe geben? Antworten Sie mir nicht sogleich, sondern denken Sie erst recht hübsch darüber nach.

Mein Herz, ich will dich fragen:
Was ist die Liebe? sprich!"

citirte sie in ihrem fremdartigen Deutsch den Halmschen Vers.

Da mir nichts Besseres einfiel, antwortete ich ihr mit den Worten, welche Schiller dem Mortimer in den Mund legt:

„Wenn sich das Herz entzückend und entzückt
Dem Herzen schenkt in süßem Selbstvergessen —"

„Ist das nicht eine jener schönklingenden Phrasen, Doktor," unterbrach mich die Dame, „mit welchen Ihr berühmter Dichter seine Bewunderer zu blenden pflegt? Haben Sie die Güte und reichen Sie mir das Buch, das dort auf dem Tisch liegt." Ich that es. Es war Dantes divina commedia. Die Marchesa blätterte darin und hielt mir eine Stelle aufgeschlagen entgegen. „Sehen Sie hier," fuhr sie fort, „es ist die Geschichte der Francesca von Rimini und Polos von Malatesta, unseres Ahnherrn." Die Dame betonte die beiden letzten Worte spöttisch. „Lesen Sie mir diese Zeilen."

Ich begann:

„Liebe, die stets Geliebte zwingt zum Lieben,
Ergriff zu jenem mich so wunderbar,
Daß er auch hier, Du siehst's, mir treu geblieben."

„Wie oft habe ich nicht schon über diese Verse nachgedacht, und doch ist mir der Sinn noch nicht klar geworden. Zwingt!" wiederholte sie nachdenkend. „Doktor, ich glaube, alle Dichter lügen. Ich habe schon sehr viele Anbeter gehabt, und alle haben mir zugeschworen, daß sie mich unaussprechlich lieben, aber keiner hat mich zur Gegenliebe gezwungen. Und wenn solch eine wunderbare Liebe uns ergreift, so fesseln wir den anderen an uns durch eine magische Kette, die er auch im Reich der Schatten nicht zu lösen vermag. Seltsam, unbegreiflich!" Sie strich sich mit den schmalen Fingern der blendend weißen Hand die Locken aus der Stirn und stützte das Haupt nachdenklich in dieselbe. Das wird eine seltsame Unterredung, dachte ich mir, sie ist wieder einmal in ihrer extravaganten Laune.

„Doktor," begann die Marchesa nach einer Pause wieder, „sagen Sie mir einmal aufrichtig, haben Sie schon geliebt?"

Ich murmelte etwas Unverständliches.

„Geben Sie mir keine Antwort," fuhr sie fort, „ich will mich nicht in Ihre Geheimnisse drängen. Behalten Sie den Namen Ihrer blonden Schönheit im Herzen und das Vergißmeinnicht, das sie Ihnen als Liebespfand gab, in Ihrem Portefeuille. Doch, ich bitte, lesen Sie weiter, hier diesen Vers."

Ich las:

„Doch ein Moment nur war's, der uns bezwungen."

„Davon habe ich schon oft vernommen," fiel Emilia mir

Digitized by Google

ins Wort, „daß die Liebe in einem Augenblick entstehen könne, wie die Blume sich entfaltet, wenn der Lenz sie küßt. Ja wohl, es muß ein seltsamer Moment sein, wenn man zum ersten Mal empfindet, wofür man lebt und ein Etwas sich in uns regt, das unserem Leben einen Inhalt gibt. Dem Leben einen Inhalt! Ich fürchte, das meinige hat noch keinen gehabt, keinen! Meine Eltern starben früh; dann trat ich, ein sechszehnjähriges Mädchen, aus dem Kloster in die Ehe, und — heilige Jungfrau! — in welche Ehe! Sehen Sie, darüber ist mir das Herz verknöchert." Sie strich wieder die rothen Locken von der Stirn und deckte mit der Hand ihre Augen zu. „Lachen Sie mich nicht aus, Doktor," fuhr sie fort, „ich will Ihnen ein Geständniß machen. Bis jetzt habe ich noch niemals eine Ahnung davon erhalten, daß der Muskel hier in der linken Brust noch zu etwas anderem da ist, als um den Blutumlauf zu vermitteln, und dabei bin ich beinahe eine alte Frau geworden."

Sie nahm das Buch und las weiter:

„Nicht größere Schmerzen gibt es, als im Leid
Sich zu erinnern an des Glückes Tage.

„Auch das glaube ich nicht. Nein, o nein! Die Erinnerung an einen einzigen Augenblick des Glücks wäre wie ein Sonnenstrahl, der in die Zelle eines Gefangenen fällt."

Es entstand wieder eine Pause. Dann sprang die Marchesa auf, schüttelte ihre Locken und sagte lachend:

„Doktor, ich muß auch noch meinen Liebesroman haben."

Dann setzte sie sich ans Piano und sang: „Non curiamo incerto domani" (Kümmern wir uns nicht um das ungewisse Morgen), das Trinklied aus der Lucrezia Borgia.

War das ernst gemeint? Wie kam die Dame zu solcher Aufrichtigkeit? Sie, die sonst ihre Stimmung so gut zu beherrschen verstand? Oder war es nur Komödie? Sie hatte vielleicht George Sand gelesen und gefiel sich darin, einmal die femme incomprise zu spielen. Oder wollte sie sich mir interessant machen, damit ich die Maschen des Netzes, mit welchem sie Candiano zu umspinnen suchte, nicht zerreiße?

* * *

Mit dem Charakter des Marchese Malatesta ins Reine zu kommen, wurde mir schwer. Nur ein Gefühl blieb mir seit dem ersten Tage unserer Bekanntschaft: ich traute ihm nicht, wenn ich auch nicht im Stande war, einen stichhaltigen Grund für mein Mißtrauen herauszufinden. Scheinbar zeigte er sich ganz offen und kehrte, wie viele redselige Leute, sein ganzes Inneres heraus. Er konnte sogar, was bei einem Italiener selten vorkommt, gemüthlich werden. Aufrichtig war bei ihm jedenfalls sein Patriotismus. Er machte kein Hehl daraus, daß er die Barbaren, welche sein schönes Vaterland so lange in Knechtschaft gehalten hatten, glühend haßte. In den Tagen der Unterdrückung war er viel in Konspirationen verwickelt und ein einflußreiches Mitglied mancher geheimen Gesellschaft gewesen. Seitdem schien ihm die Neigung zum Intriguiren in Fleisch und Blut übergegangen zu sein, und auch jetzt noch lebte er in fortwährenden Geheimnissen. Er machte Reisen, deren Ziel er uns nicht angab, empfing Leute, die wir nicht sehen durften, und war über die Vorgänge im Kriege und in der Diplomatie offenbar besser unterrichtet als die Zeitungen, wenn er es auch nicht immer für gut fand, uns die Wahrheit zu sagen. Jedenfalls war er sehr ehrgeizig.

Es kam mir vor, als sei seine Thätigkeit jetzt vorzugsweise darauf gerichtet, die Stimmung in Südtirol auszukundschaften, mit den dortigen Gesinnungsgenossen in Verbindung zu bleiben und für die bevorstehende Invasion italienischer Truppen im Lande selbst das Terrain zu sondiren und nach Kräften zu ebnen. Deshalb hatte er jedenfalls diesmal seinen Sommeraufenthalt trotz der gefährlichen Nähe des Kriegsschauplatzes in Villa Malatesta genommen, und damit hing ohne Zweifel auch die ganz gewiß von ihm ausgegangene Sendung der Proklamationen zusammen, die mir Tommaso für den Grafen übergeben hatte. Ob der Marchese diese Intriguen aus eigenem Antrieb oder auf höheren Befehl spann, war mir nicht klar. Auf alle Fälle spekulirte er darauf, sich durch seinen Eifer einen Anspruch auf die Dankbarkeit der Regierung zu erwerben, um diese dann später für seine ehrgeizigen Pläne auszunützen. Am unangenehmsten war mir die Spionirsucht des Marchese. Er hatte offenbar seine Kundschafter, die ihm alles, was in seiner Abwesenheit zu Hause vorging, zutrugen, und machte auch gar kein Geheimniß aus seiner Allwissenheit, sondern schien uns mitunter dadurch imponiren zu wollen, daß er uns mit behäbiger Miene erzählte, was seine Frau oder der Graf und ich, während er selbst verreist war, gethan und gesprochen hatten.

Mit dem Grafen wohnte ich jetzt nicht mehr beisammen, er war in den Zimmern, welche wir gemeinschaftlich inne gehabt, geblieben, ich hatte das Erdgeschoß des Pavillons bezogen, konnte jedoch durch eine Wendeltreppe, die aus meinem Zimmer nach oben führte, bequem zu Candiano gelangen. Mit diesem hatte ich in der ersten Zeit, besonders nach der Schlacht von Custozza, einen schweren Stand. Da seine Ungeduld, daß er hier müssig gehen müsse, während seine Kameraden im Felde standen, sich bis zu einer wahren Verzweiflung gesteigert hatte, schrieb er nochmals an seinen Obersten um baldige Auswechslung, doch erfolgte keine Antwort, obschon der Marchese die Besorgung des Schreibens bereitwilligst übernommen hatte. Nur die Herrin der Villa Malatesta verstand es, in solchen dunkeln Stunden die bösen Geister zu bannen.

So verlebten wir ein paar Wochen auf der Villa Malatesta. Als ich einmal voll Ungeduld fragte, ob denn meine Freilassung nicht bald zu erwarten sei, gab mir der Marchese in dem liebenswürdigsten Ton, der ihm, wenn er wollte, zu Gebote stand, zur Antwort: „Sind Sie denn unserer Gastfreundschaft schon müde, mein theurer Doktor? Sie haben ja selbst gesagt, daß Ihre bergmännischen Projekte in Malcesine gescheitert sind, und an Ihre Heimkehr können Sie bei den Kriegsläuften nicht denken. Gönnen Sie uns doch Ihre interessante Gesellschaft noch eine kurze Zeit in unserer ländlichen Einsamkeit. Ersilia unterhält sich so gern mit Ihnen."

„Und Candiano?" fragte ich weiter.

„Candiano? Ja, sehen Sie, was erwartet ihn denn, wenn er zu seiner Fahne zurückkehrt? Im Vertrauen gesagt, natürlich ganz im Vertrauen, er ist bei den Oesterreichern mißliebig geworden. Schon in Malcesine soll er sich durch seine — wie soll ich sagen? — durch seine nicht ganz vorsichtigen Sympathien für sein eigentliches Vaterland, für unser theures Italien, blosgestellt haben. Nur die Oesterreicher verstehen es, zu hassen und zu strafen — das weiß ich leider aus Erfahrung. Glauben Sie, daß man den Grafen, wenn er heimgekehrt ist, bei einer der kriegführenden Armeen verwenden werde? Ich glaube es nicht. Irgend eine Festung wartet auf ihn — Munkacs oder Komorn oder sonst eine da hinten an der Militärgrenze. Nun, Sie wissen wohl etwas von den Annehmlichkeiten einer österreichischen Festung, wenn auch — Gott sei Dank! — nicht aus Erfahrung, so doch aus unserem Silvio Pellico, dessen Prigione Sie ja gelesen haben. Vielleicht — das heißt, es ist nur meine unmaßgebliche Meinung, ich bin nur ein einfacher Privatmann und erfahre höchstens so unter der Hand, was in den hohen Regionen vorgeht — vielleicht betreibt man Candianos Auswechslung in unserem Hauptquartier mit Absicht ein wenig lässig. Ist einmal der Friede geschlossen, so folgt eine Amnestie, oder man beurtheilt wenigstens einen Fall wie den unseres Grafen mit mehr Nachsicht. Doch wie gesagt, das ist nichts als eine bloße Vermuthung von meiner Seite. Ich bedaure, daß Sie und Candiano nachgerade ungeduldig werden, ich bedaure das aufrichtig; aber ich vermag nichts, gar nichts zu thun, Ihren Aufenthalt in Villa Malatesta abzukürzen."

Was sollte ich darauf erwidern?

Große Ereignisse vollzogen sich im Norden. So ungeahnte Erfolge wie die der preußischen Waffen in Böhmen hatte die Welt seit den Tagen des ersten Napoleon nicht gesehen; Benedeks Feldherrnruhm, auf den das Kaiserreich seine ganze Hoffnung gesetzt hatte, war bei Sadowa klanglos zu Grabe gegangen, und der Gedanke einer Auflösung der österreichischen Monarchie spukte nicht mehr allein in den Köpfen exaltirter magyarischer und czechischer Patrioten.

Digitized by Google

Es ist begreiflich, daß diese Vorgänge häufig den Gegenstand unserer Tischgespräche bildeten, zumal wenn garibaldinische Offiziere mit uns dinirten.

Anfangs nahm dann Candiano leidenschaftlich Partei für Oesterreich und seinen Kaiser, die Namen Nachod, Chlum und Königgrätz konnten ihn in eine nervöse Aufregung bringen, und er empfand es beinahe als eine persönliche Beleidigung, wenn die Möglichkeit des Erscheinens der preußischen Armee vor den Thoren von Wien behauptet wurde. Dann — nach und nach — gewann er es über sich, zu schweigen, wenn seine Anschauungen im gar zu schroffen Gegensatz mit denen der übrigen Gäste standen, dann versuchte er es, wenn er am Gespräch Theil nahm, sich auf den Standpunkt seiner Gegner zu stellen, wenigstens mit ihnen in möglichster Unbefangenheit über die Stichhaltigkeit ihrer Ansichten zu diskutiren. Ist man aber erst so weit gekommen, so wird man auch mehr und mehr bereit nachzugeben, zuerst innerlich, während man noch mit dem Mund dagegen streitet, bis man zuletzt offen auf die Seite herübertritt, die man früher bekämpft hatte. So geschieht es nicht selten, und diesen Weg ging auch Candiano, und er legte ihn um so leichter zurück, da die italienische Sache an der Marchesa einen Anwalt gefunden hatte, dem der Graf immer weniger Widerstand zu leisten vermochte. So kam es denn, daß bei demselben allmählich, ganz allmählich der österreichische Offizier zurück- und der italienische Kavalier in den Vordergrund trat. Er sprach fast nur mehr italienisch, opponirte der italienischen Politik nur mit sehr geringem Eifer und konnte schließlich ganz gelassen der Ansicht beitreten, daß die Herrschaft der Italiener in Südtirol, seinem Heimatland, möglich, ja sogar, daß sie wünschenswerth sei. Dabei wurde seine Stimmung nach und nach eine sehr ungleiche. Während er früher die Dinge meist mit einer gewissen Gelassenheit zu behandeln pflegte, konnte er jetzt beim geringsten Widerspruch empfindlich werden. Ein anderes Mal verfiel er wieder in eine so melancholische Laune, wie er sie in unserer ersten Unterredung gezeigt hatte. Offenbar gährte und kämpfte etwas in ihm. Mit dem Marchese hatte er allerhand Heimlichkeiten, sie machten, in eifriges Gespräch vertieft, einsame Spaziergänge miteinander, zu welchen ich nicht herbeigezogen wurde.

„Sie sind mir unschätzbar, Candiano," hörte ich Malatesta einmal sagen. „Sie kennen Personen und Zustände in Südtirol wie wenige."

Auch mit der Marchesa trieb der Graf jetzt viel Politik, sie gab ihm jeden Vormittag in ihren Gemächern Audienz, damit er ihr die neu angekommenen italienischen Zeitungen und Broschüren vorlese.

Von mir zog sich Candiano sichtbar zurück, bisweilen schien es mir, als ob er mir gegenüber geflissentlich den Italiener hervorkehre und zwar mit einer Schärfe, als wolle er mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich ein Deutscher sei. Mitunter konnte er freilich auch wieder ganz unbefangen von Wien plaudern, als gedenke er bald dorthin zurückzukehren.

* * *

Am Namenstag des italienischen Königs gab der Marchese ein großes Diner, zu welchem alle vornehmen Leute der Umgegend und die zufällig anwesenden Offiziere der Garibaldiner geladen waren. Als am Schluß desselben beim Champagner ein Hoch auf Vittorio Emanuele ausgebracht wurde, zögerte der Graf einen Augenblick, sein Glas an die übrigen anklingen zu lassen, da reichte ihm die Marchesa das ihrige über die Tafel entgegen und sagte mit dem süßesten Ton, der ihr zu Gebote stand: „Es gilt unserem König und unserer alten Freundschaft, Adriano!" Ein jugendlich exaltirter Lieutenant umarmte den Grafen und rief ihm zu: „Wir wollen gute Kameraden sein!" Das reizte jedoch den Widerspruchsgeist in Candiano. „Wir können das ja," gab er kühl zur Antwort, „auch wenn wir uns noch einmal als Feinde gegenüberstehen."

Als die Dame des Hauses sich entfernt hatte, begann die Gesellschaft sehr ausgelassen zu werden. Das Champagnertrinken wollte kein Ende nehmen, ein Toast folgte auf den anderen. Da mir der Lärm unerträglich wurde, suchte ich das Freie. Die Terrasse und der See lagen im stillen Mondenglanz. Unten an der Treppe, welche zu den Booten der Villa hinabführte, fand ich Candiano auf einer Gartenbank hingestreckt, den Kopf an den kalten Marmor der Balustrade drückend.

„Sind Sie unwohl?" fragte ich.

„Nicht doch," gab er zur Antwort, „mir ist so wohl wie Laokoon, den die Schlangen fest und fester umstricken, bis sie ihn erwürgt haben."

„Candiano," bat ich, „gestatten Sie mir ein aufrichtiges Wort."

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," fiel er mir, aufspringend, in die Rede. „Dasselbe habe ich mir schon oft genug gesagt. Ich stehe — das weiß ich — an einem Wendepunkt meines Lebens. Ist es aber ein guter Engel, dessen Sirenenstimme mir ein neues glückliches Dasein verkündigt? Thue ich Recht, die ganze Vergangenheit von mir abzuschütteln, wie man ein abgetragenes Kleid von sich legt? Der Haß derer, die so manches Jahr zu mir hinaufgeschaut haben, wird mir folgen, vielleicht die Verachtung, ja — das ist bitter — die Verachtung! O, Doktor, mitunter verwünsche ich meinen Vorwitz, der mich an dieses Ufer geführt hat — und dann wieder — Ich brauche Luft und Klarheit — diese Zweifel ersticken mich!"

„Aber," unterbrach er sich, „noch bin ich österreichischer Offizier, und die Laffen dort oben dürfen mich nicht für einen Verräther halten."

Er hatte eins der Schiffe in der kleinen Marine von der Kette losgemacht und ruderte in den mondbeglänzten See hinaus.

Ein paar Tage später lasen wir in dem „Corriere" von Desenzano: „Am Namenstage unseres Königs versammelte einer unserer reichsten und geachtetsten Grundbesitzer, Marchese M., die Notabeln des Seeufers und die zufällig anwesenden Repräsentanten der glorreichen italienischen Armee zu einem großartigen Fest in seiner Villa. Der Enthusiasmus und die Hingebung, durch welche die Gesellschaft sich auszeichnete, erfreuen unser patriotisches Herz. In das begeisterte Hoch, welches der Herr Marchese auf das Schwert Italiens, unsern erhabenen Monarchen ausbrachte, stimmte auch ein österreichischer Offizier, Südtiroler von Geburt, mit ein, der kriegsgefangen auf der Villa M. verweilt."

Der Artikel war jedenfalls darauf berechnet, in die österreichischen Blätter überzugehen und Candiano zu kompromittiren. Dieser, obschon ihm derselbe zu Gesicht gekommen war, verlor kein Wort darüber.

Bald darauf hatte wieder ein Trupp durchmarschirender Garibaldiner auf den Höhen oberhalb der Villa seine Zelte aufgeschlagen. Die Marchesa wünschte das militärische Schauspiel einmal in der Nähe zu sehen und bat Candiano, sie zu begleiten. „Und Sie, Doktor," fragte mich ihr Gemahl, „Sie interessirt es wohl nicht, mit uns zu gehen?" Es schien, er wünsche, daß ich zu Hause bleibe. Ich sagte ihm jedoch, daß ich mit Vergnügen von der Partie sein werde.

Unterwegs blieb der Marchese, der ein mineralogisches Gespräch angeknüpft hatte, mit mir ein wenig zurück — vielleicht absichtlich — während die Dame mit dem Grafen vorausging. Unkas, welcher mitgenommen worden war, theilte seine Aufmerksamkeiten zwischen uns und den beiden anderen, die wir bei einer Biegung des mäßig aufsteigenden Weges zuletzt ganz aus den Augen verloren. Als wir die Höhen in Sicht bekamen, hatte sich dort ein eigenthümliches Schauspiel entwickelt.

Ein kleiner Tambour von den Bersaglieri lag vor Unkas auf den Knieen, hatte die Arme um dessen Hals geschlungen und drückte die Schnauze des Hundes an seine unbärtige Wange. Dahinter stand Candiano, dicht umdrängt von einem Trupp Garibaldiner. Man hatte die Hände des Grafen erfaßt. Einer bückte sich sogar auf den Aermel desselben, um darauf einen Kuß zu drücken. Andere sprachen lebhaft gestikulirend auf ihn ein. Die meisten hatten einen Kreis um den Redenden gebildet und lauschten mit sichtbarem Interesse auf die Antworten Candianos. Die Marchesa lehnte eine Strecke davon an einer Zeltstange und sprach mit einem der Offiziere. Die

Digitized by Google

Gruppe schwamm im hellsten Sonnenlicht, die lebhaft bewegten Figuren der Garibaldiner in ihren grellrothen Uniformen, die blitzenden Waffen, die im Goldton angehauchten weißen Zelte und darüber die flatternde Trikolore — es war ein anziehendes Bild.

„Was bedeutet dies?" fragte ich den Marchese.

„Es sind Südtiroler, glaub' ich, wahrscheinlich auch einige aus Candianos Heimat, und sie erneuern mit ihm, scheint es, eine alte Bekanntschaft."

„Und wer ist der Bursch, der vor Unkas auf den Knieen liegt?"

„Den müssen Sie ja kennen. Es ist der Sohn eines Hotelbesitzers in Malcesine, der zu unseren Fahnen übergetreten ist."

„Cinto!"

„Wohl möglich, daß er so heißt. Vielleicht werden Sie noch einen früheren Bekannten wiedersehen. Es ist ein österreichischer Parlamentär aus Riva da. Sein Boot liegt außerhalb des Parkthors in der kleinen Bucht, nicht weit von unserer Grenze; wahrscheinlich ist er gerade oben bei dem Kommandirenden."

„Wissen Sie seinen Namen?"

„Major Sed — Sedla — ich kann diese deutschen Namen nicht gut aussprechen."

„Major Sedlaczeck! Wie kommt der hierher?"

„Ich sagte Ihnen schon: als Parlamentär. Ich habe gehört, er soll die Freilassung von ein paar Tiroler Händlern erwirken, die mit ihrem Vieh in die Hände unserer Soldaten gerathen sind. Aber ich bitte, achten Sie nur auf das rührende Schauspiel da oben. Man wirft es unserer Zeit vor, sie bete nur das goldene Kalb an, und der Egoismus herrsche in allen Regionen des Lebens. Und doch haben diese wackeren Südtiroler, die da oben unsern Freund umringen, ihre Heimat, ihre Familien verlassen, ihr ganzes materielles Glück in die Schanze geschlagen, um unter den Fahnen ihres eigentlichen Herrschers gegen die fremden Eroberer zu kämpfen, die ihr Land seit Jahrhunderten geknechtet haben. Nicht wahr, das ist Aufopferung, das ist Enthusiasmus? Und diese Anhänglichkeit! Die Vorfahren dieser braven Leute und die Candianos haben manches Jahrhundert mit einander gelebt, sie haben vielleicht zusammen unter dem Banner der serenissima repubblica gefochten, und jetzt verehren die Enkel ihn noch wie ihren Herrn, obschon er in seiner Heimat kaum mehr einen Ziegel auf dem Dache sein eigen nennen kann. Schauen Sie nur, wie sie ihn umdrängt haben, wie sie ihm die Hände drücken. Wahrhaftig, es ist ein rührendes Schauspiel. Ich gestehe, daß mich lange nichts so sehr bewegt hat."

Er nahm den Zwicker herunter und fuhr mit dem Taschentuch über die Augen.

Jetzt trat ein Offizier in österreichischer Uniform aus einem der Zelte heraus. Er stutzte und schaute einen Moment, seinen grauen Schnurrbart streichend, mit augenscheinlicher Verwunderung auf die Gruppe, die er vor sich hatte.

„Evviva Candiano!" krähte Cinto; „evviva Candiano!" wiederholten die übrigen.

Der Offizier machte ein paar Schritte vorwärts.

„Evviva Garibaldi!" rief ihm Cinto entgegen. Die Soldaten stimmten auch in den Ruf mit ein.

Candiano drängte die Garibaldiner sanft an die Seite und wollte auf den Offizier zutreten, dieser aber ging militärisch steif grüßend mit halb abgewendetem Gesicht an dem Grafen vorüber.

„Sie haben vielleicht Lust," sagte der Marchese, „mit Ihrem Bekannten ein paar Worte zu wechseln. Ich bitte, sich meinetwegen durchaus nicht zu geniren. Begleiten Sie ihn, wenn Sie wollen, bis zum Strande hinab."

Er stieg eiligst zu den Zelten empor, den Major auf das verbindlichste grüßend. Dieser erwiderte den Gruß höchst förmlich, von der Marchesa hatte er gar keine Notiz genommen.

„Major Sedlaczeck!" rief ich ihm entgegen.

„Ja, was ist das?" gab er mir die Hand schüttelnd zur Antwort. „Dürfen's denn frei herumgehen und ohne Ketten? Für so galant hatte ich die Herren Piemontesen nicht gehalten. Freue mich, doch einmal wieder ein anständiges Gesicht zu sehen nach dem Skandal da oben.

Er wies auf das Biwak. Die Soldaten hatten sich zerstreut, der Graf ging mit ein paar Offizieren in eifrigem Gespräch auf und ab, der Marchese und Ersilia hatten im Schatten eines Zeltes Platz genommen.

„Ja, ein Skandal ist's," fuhr Sedlaczeck zornig fort. „Die Kerls sind Deserteure, ein paar davon kenne ich von Riva her; meineidiges, verrätherisches Gesindel! Sie haben Seiner Kaiserlichen Majestät Treue geschworen, und jetzt tragen sie die rothe Blouse und schreien „Evviva Garibaldi!" Hol sie der Teufel! Aber ist es nicht unerhört, daß ein kaiserlicher Offizier mit den Kerls fraternisirt?"

Der Major hatte sich in einen wahren Ingrimm hineingesprochen. Ich versuchte es, ihn zu beruhigen, indem ich ihm versicherte, die Promenade ins Biwak sei auf den Wunsch der Marchesa unternommen worden und das Zusammentreffen Candianos mit den Garibaldinern ein rein zufälliges gewesen.

„Ihr Wort in Ehren," versetzte der Major ein wenig ruhiger, „aber ich glaube nicht recht an solch einen Zufall. Er hat schon in Malcesine mit den Italienern konspirirt."

„Das waren Einbildungen des Hauptmann Sanfthuber."

„Ist das vielleicht auch eine Einbildung, daß er auf dem Feste des Herrn Marchese ein Hoch auf den piemontesischen König ausgebracht hat? So steht's ja in unseren Zeitungen. Der Candiano kommt mir vor wie eine Seejungfer, nicht Fisch, nicht Fleisch: oben ein Oesterreicher und unten ein Italiener. Glauben's mir, das nimmt kein gutes Ende. Ein Soldat soll sich nicht herumdrehen wie eine Wetterfahne. Ordre pariren und nicht denken, das ist die Hauptsache!"

Ich erzählte dem Major, wie wir hierher in die italienische Gefangenschaft gerathen seien, natürlich ohne Martina zu erwähnen.

„Das war ja eitel Leichtsinn und Thorheit," brummte Sedlaczeck. „Donnerwetter, was hatten's denn am Vorabend des Krieges in Feindesland zu suchen? Na! Sie mein' ich nicht. Sind ja kein Oesterreicher und ein freier Mann. Aber wer in seiner Majestät Rock steckt, soll das niemals vergessen."

„Candiano hat," versicherte ich, „schon mehrmals seinen Obersten um Auswechslung gebeten, aber keine Antwort erhalten."

„Mehrmals? So, so! In Riva weiß man nur von einmal. Kuriose Geschichte die mit dem Ehrenwort. Hätte lieber Schanzarbeit gethan in der Citadelle von Brescia. Nichts für ungut, Sie mein' ich nicht. Kommt mir so vor, als solle der Candiano hier ins Garn gehen und die Rothhaarige ist der Lockvogel. Schade um ihn, war ein ausgezeichneter Offizier und guter Kamerad — —"

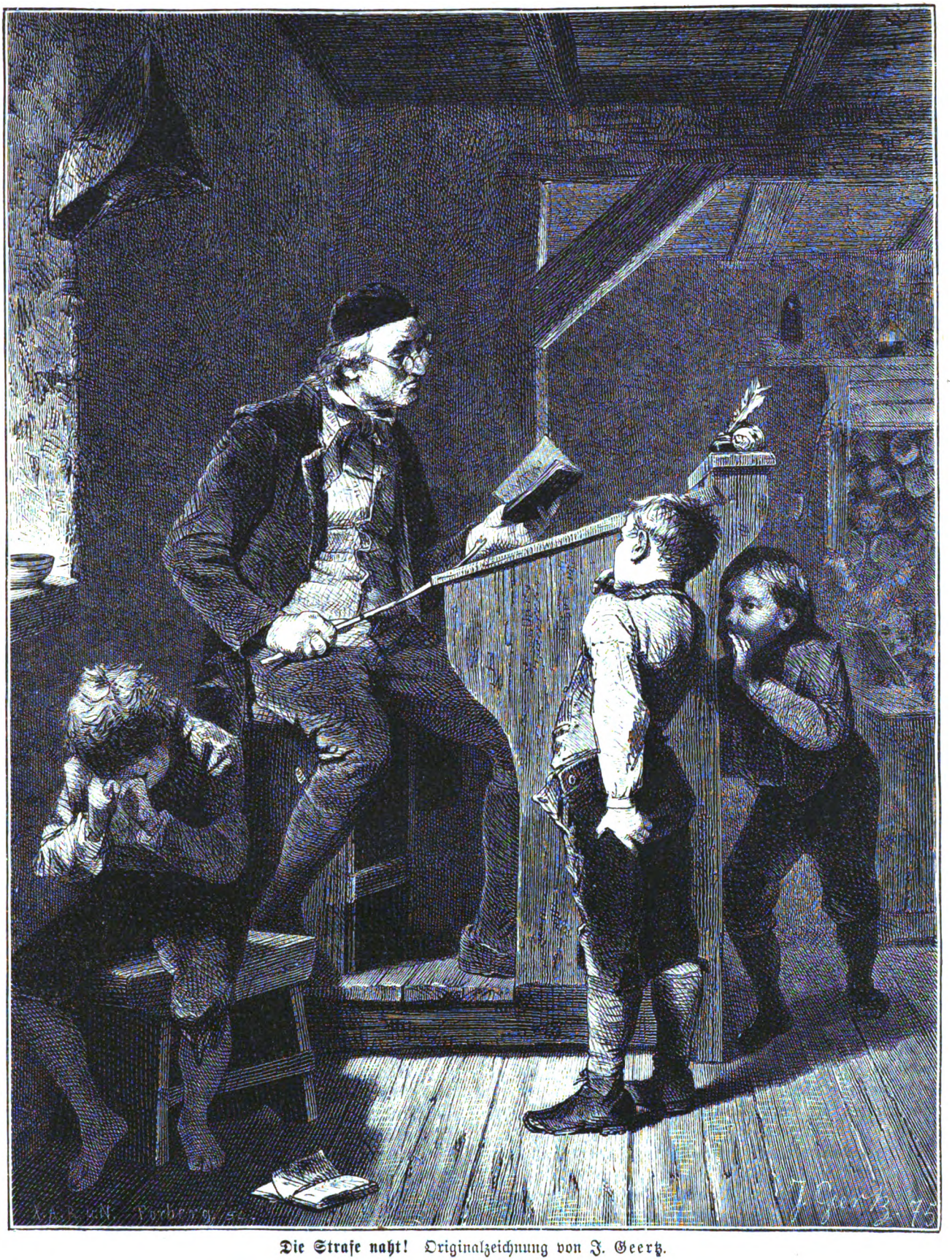
Wir waren an den Strand gekommen, wo das Boot des Majors lag.

„Na, behüt Sie Gott," sagte mir Sedlaczeck beim Einsteigen, „lassen's den Grafen seine Wege gehen und richten's so ein, daß Sie bald zu uns nach Riva kommen."

Ich war nicht in der Stimmung, zur Gesellschaft zurückzukehren. Das Leben, was ich in der Villa Malatesta führte, war mir schon lange eine Pein geworden. Ich kam mir vor wie ein Vogel in einem prächtigen Käfig.

Unter einer einsamen Pinie gelagert, schaute ich verlangend dem Boote mit der weißen Parlamentärflagge über dem Doppeladler nach, das eben um eine weit in den See hineinspringende Felsecke bog. Es fuhr ja nach Norden. Es dunkelte bereits, ich horchte auf das einförmige Spiel der Wellen und starrte in die Ferne hinaus. Da versank allmählich die Gegenwart, und eine Erinnerung trat vor mein inneres Auge. So hatte ich vor einem Jahr gesessen und ins Weite geschaut, aber gelehnt an den Stamm eines vaterländischen Baumes und in einer heimatlichen Gegend. Das ganze Bild wie damals stieg wieder vor mir auf: das Blätterdach der Eiche, das sich wie ein Baldachin über mir wölbte, das anmuthige Hügelland mit seinen Saatfeldern und seinem Wiesengrün, die saftigen Buchenwälder, welche sich an den Abhängen herunterzogen und darin

Digitized by Google



Die Strafe naht! Originalzeichnung von J. Geertz.

die dunkleren Schattirungen des Nadelholzes, das mäandrische Band des vom Frühlingswasser geschwellten Flusses unten im Thal und im Hintergrunde unsere deutschen Alpen, aus den Vorbergen allmählich aufsteigend bis zu den höchsten noch mit Schnee bedeckten Spitzen. Diese Erinnerung zog leise durch mein Gemüth wie eine liebliche Melodie, und aus dem Schlußakkord tönten mir zwei Worte heraus, die nur den germanischen Sprachen bekannt sind: Sehnsucht und Heimat.

Ich sprang auf. „Dies zwecklose Leben muß ein Ende nehmen," rief es in mir. „Du mußt fort von hier um jeden Preis." Mein Entschluß stand fest. Wenn mein Passirschein nicht schon in den nächsten Tagen eintraf, wollte ich den Marchese bitten, mir die Erlaubniß, meine Entlassung in Salo oder Brescia selbst betreiben zu dürfen, zu erwirken.

An dem nämlichen Abend fand sich keine Gelegenheit dazu. Die Gesellschaft war nicht mehr bei einander, als ich zur Villa zurückkehrte. Am andern Vormittag sagte mir einer der Diener, der Marchese sei oben in dem großen Saale des Mittelbaus. Ich fand ihn dort jedoch nicht, sondern Martina, damit beschäftigt, in einer großen und tiefen Nische über der Eingangs-

thüre, welche früher zur Aufnahme eines Orchesters bei Bällen und Festlichkeiten gedient haben mochte, eine Anzahl von Topfpflanzen aufzustellen. Es war dies eine Laune der Marchesa, die auch den Saal mit den von ihr sehr geliebten Blumendüften füllen wollte. Das Mädchen quälte sich gerade damit ab, eine große Vase mit einem Heliotropstock auf die Balustrade der Nische zu heben.

„Ich will Ihnen helfen," rief ich ihr zu und sprang die Stiege hinauf.

„Ich werde jetzt bald von Ihnen Abschied nehmen, Martina," sagte ich, während ich ihr beistand.

„Sie gehen?" fragte sie; „und Er?" fügte sie zögernd hinzu.

„Ich kenne die Absichten des Grafen nicht, wahrscheinlich bleibt er."

„Sagen Sie ihm," flüsterte das Mädchen kaum hörbar, „er soll gehen, bald, bald! Man hat etwas mit ihm vor, ich weiß nicht was."

„Sie sind eifersüchtig, Martina?"

„Nein, nein! Ich glaube, sie wollen ihn seinem Kaiser untreu machen, deshalb muß sie ihn umstricken, die Schlange. Ich kenne ihn, er ist leichtsinnig und hat ein feuriges Herz. Warnen Sie ihn!"

Da ließen sich Tritte und Stimmen draußen auf der Stiege vernehmen.

„Bleiben Sie," flüsterte Martina, „er ist es und die Herrin. Sie sollen hören, wie sie ihn umgarnt."

Es waren aber nicht der Graf und die Marchesa, welche in den Saal traten, sondern diese und ihr Gemahl. Da ich meinte, die Dame werde sich wie gewöhnlich sofort in ihre Gemächer zurückziehen, blieb ich oben hinter den Blumentöpfen verborgen stehen, um zu warten, bis der Marchese allein sein werde. Sie gingen jedoch nicht von einander, sondern schritten in eifriger Unterhaltung im Saale auf und ab, nur setzten sie das italienisch begonnene Gespräch französisch fort, als sie Martina gewahr wurden.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Ersilia," sagte der Marchese, „für das Opfer, das Sie mir gebracht haben. Wenn wir ihn hier festhalten, ist es vorzugsweise Ihr Werk. Sie wissen, ich habe es zur Aufgabe meines Lebens gemacht, es dem da" — er zeigte auf das Porträt seines Großvaters — „gleich zu thun. Das vermag ich nur, wenn unsere Pläne auf Südtirol gelingen, und dazu ist Candiano mir nöthig. Sein Name, seine Familienverbindungen, die Erinnerung an seine Vorfahren machen ihn, wenn er auch arm ist, in seiner Heimat zu einer wichtigen Person, deren Abfall von Oesterreich Eklat machen und manchen andern nach sich ziehen würde."

„Ich that, was ich vermochte," gab die Dame gleichmüthig zur Antwort. „Freilich mit Ihnen kann ich mich nicht messen. Ihr Artikel im Corriere von Desenzano war ein Meisterstreich. Auch die gestrige Scene bei den Zelten wird ihre Wirkung thun. Und," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „was wird aus Candiano, wenn unsere Waffen Südtirol gewinnen und es im Frieden unser bleibt?"

„Wir werden ihn dort plaziren und seinen Einfluß ausnutzen."

„Und wenn unsere Armee nicht glücklich ist, was wird dann aus dem Grafen?"

„Ah bah! Dann mag er thun, was er will, wir haben schon genug arme Offiziere bei uns."

„Das ist ein falsches Spiel, dazu leihe ich meine Hand nicht."

„Es scheint, Ersilia," bemerkte der Marchese spöttisch, „Sie nehmen ein ganz besonderes Interesse an Candiano."

„Er ist mir werth, und ich will nicht falsch an ihm handeln."

Der Marchese machte seiner Frau eine Verbeugung und wendete sich nach der Seite seiner Gemächer.

„Noch einen Augenblick, ich bitte," rief ihm die Dame nach. „Da wir heute schon so lange miteinander allein gewesen sind, wie nicht oft, könnten Sie mir wohl eine Frage beantworten. Aber ich bitte, seien Sie aufrichtig, ausnahmsweise ganz aufrichtig, man soll ja alles im Leben einmal versuchen: War es der politische Grund allein, der Sie bewog, die Komödie mit Tommaso in Scene zu setzen, um den Grafen hierher zu bringen?"

„Es war keine Komödie," fiel der Marchese eifrig ein, „ich versichere Sie. Ich benützte nur als Diplomat ein Ereigniß, das ich nicht hervorgerufen hatte."

„Also, ich bitte um Antwort auf meine Frage."

„Nun wenn Sie befehlen, daß ich ganz aufrichtig sein soll."

„Allerdings, was denn sonst?"

„Ich versichere Sie, daß die politischen Rücksichten es mir höchst wünschenswerth machten, Candiano hier zu sehen. Ich sagte Ihnen ja schon, weshalb. Da er aber einmal hier war, tauchte noch ein rein persönliches Gefühl in mir auf, und ich benutzte die Gelegenheit, meine Neugier zu befriedigen."

„Und darf man die Ursache Ihrer Neugier kennen lernen?" fragte Ersilia, indem sie sich auf eines der altmodischen Kanapees niederließ.

Der Marchese nahm auf einem der Lehnsessel daneben Platz und fuhr fort:

„Sie wissen, als wir in Wien zum letzten Male die Ehre hatten, den Herrn Grafen bei uns zu sehen, traf ich ihn in einem tête-à-tête mit Ihnen, das ich unglücklicher — oder glücklicherweise zu früh unterbrach, das mich aber doch — ich gestehe es offen — ein wenig, ganz wenig nachdenklich machte. Fahren Sie nicht auf, Ersilia. Ich habe Sie in den zwölf Jahren unserer glücklichen Ehe" — er sagte das mit einem Anflug von Ironie — „genugsam kennen gelernt und glaube, Sie haben kein Herz. Aber wer kann den Weibern trauen!"

„Zur Sache, mein Herr!"

„Zweifel sind immer unangenehm. Ich wollte Gewißheit, ob Sie mit Candiano nur kokettirt haben, wie mit ein paar Dutzend anderen. Deshalb war mir das Hiersein des Grafen nicht unerwünscht, ich verließ mich auf das kleine Beobachtungstalent, das ich mir schmeichle zu besitzen."

„Sie sind ein großer Diplomat und werden einmal ein glänzenderer Stern werden, als der alte Herr dort oben. Und nun, was haben Sie beobachtet, oder was haben Ihre Spione Ihnen zugetragen?"

„Ich habe die Frage noch nicht ausreichend studirt, würde ein Diplomat sich ausdrücken," versetzte der Marchese.

„Sie sind ein Thor," sagte die Dame gelassen, „wenn ich ihn liebte, wäre ich nicht mehr bei Ihnen."

„Das glaub' ich nicht," lautete die spöttische Antwort. „In Romanen mag es wohl interessant sein, als femme compromise mit einem Liebhaber in der Welt herumzuziehen, in der Prosa der Wirklichkeit ist es doch wohl ein wenig anständiger, trotz alledem Marchesa Malatesta zu bleiben."

„Vielleicht ist Ihr Plan noch feiner gesponnen," bemerkte die Dame höhnisch, „eine femme compromise sperrt man ins Kloster und baut mit ihrem Vermögen an seinen politischen Luftschlössern ungenirt weiter."

„Aber, Ersilia!"

„Mein Herr," fuhr die Marchesa, sich zusammennehmend, fort, „wir streiten über unmögliche Dinge. Ihr Argwohn ist ein thörichter. „Sie wissen, ich habe keine Freundin und verkehre mit Jedermann, der mir gefällt, frei und ohne Prüderie. Aber habe ich meine Freiheit jemals gemißbraucht? Habe ich je vergessen, daß ich den Namen Malatesta trage?"

„Fürchten Sie nicht, Ersilia —"

„Fürchten?" unterbrach ihn die Marchesa, wieder heftiger werdend. „Ich besitze einen Talisman, der mich unantastbar macht. Sie würden es bedauern, Wittwer zu werden, denn Ihre Ansprüche an mein Vermögen erlöschen mit meinem Tode, und — Sie verstehen zu rechnen."

„Wohin verirren Sie sich!" sagte der Marchese sanft. „Ich wollte nur sagen, daß mir nicht einfällt, Ihre Freiheit zu beschränken. Ich bin überzeugt, Candiano war Ihnen nicht mehr als mancher andere. Sie werden an ihn denken wie an einen alten Freund, wenn er fortgegangen sein wird."

„Fort?" fragte die Dame zusammenzuckend.

Ihr Gemahl bemerkte das und wendete sich weg, aber das Blut stieg ihm ins Gesicht.

„Nun ja," sagte er kalt, „es ist die Rede davon, den

Digitized by Google

Grafen in Mailand zu interniren. Für ihn ist der Aufenthalt dort jedenfalls amüsanter als auf unserer einsamen Villa, die überdies einem feindlichen Ueberfall allzu sehr exponirt ist, und unsere Freunde werden das Bekehrungswerk fortsetzen."

„Fort!" wiederholte die Marchesa. „Er war mir werth und sein Umgang fast meine einzige Unterhaltung in dieser Einsamkeit. Aber das gönnen Sie mir nicht."

„Es ist vielleicht besser für Sie und für ihn. Man spielt nicht ungestraft mit dem Feuer. Wollen Sie die Güte haben, Candiano darauf vorzubereiten, daß er nach Mailand soll?"

„Nein," gab Ersilia kalt zur Antwort. „Es ist eine Beleidigung für mich, wenn Sie ihn fortschicken; er bleibt hier."

„Dann erlauben Sie mir noch eine kleine Warnung hinzuzufügen. Es gibt eine Grenze, welche kein anständiger Mann überschreiten darf, ohne sich verächtlich zu machen."

„Sie wollen Tommaso auf ihn hetzen, wenn Ihr thörichter Argwohn Ihnen Dinge vorspiegelt, die unmöglich sind."

„Tommaso ist kein Bravo, Madame."

„Ich kenne Sie, Sie sind zu allem fähig."

Malatesta nahm den Sonnenschirm seiner Frau und zeichnete damit Figuren auf den Mosaikfußboden. „Glauben Sie vielleicht," sagte er spöttisch, „daß ich den Grafen in der Suppe vergeben werde, weil ich eifersüchtig bin wie Othello? Welche Thorheit, Ersilia! Beruhigen Sie sich, wir leben nicht mehr in den Tagen der Borgia. Das gäbe einen kleinen pikanten Artikel für den Pungola: Ein junger Offizier ist in einer Villa am Gardasee auf räthselhafte Weise zu Tode gekommen. Man vermuthet ein Liebesverhältniß mit einer hochgestellten Dame. Nein, ich habe nicht Lust, mich zu kompromittiren und meinen alten Namen in den Koth ziehen zu lassen. Aber ich bin Italiener und ein Mann von Ehre."

„Von Ehre!" höhnte die Marchesa außer sich. „Ich kenne einen Abkömmling der alten Dynasten von Rimini, der beide Augen zugedrückt haben würde, hätte seine Frau sich herabgelassen, am Hofe von Turin eine Rivalin der Tambourstochter zu werden."

Der Gemahl überhörte diese Anspielung. „Ja, Signora, von Ehre," wiederholte er kalt, indem er aufstand. „Ein Talisman schützt nicht immer und wenn der Fall eintreten sollte, den Sie und ich für unmöglich halten, so werde ich Ihn zu treffen wissen, Ihn und Sie." Er machte der Dame eine Verbeugung und ging.

Sie war aufgesprungen, und wie sie ihm mit funkelnden Augen nachschaute, den Arm drohend erhoben und die rothen Locken zurückwerfend, kam mir wieder in den Sinn: Lucrezia Borgia.

* * *

In welch einen Abgrund von Falschheit ließ mich das Gespräch des Marchese mit seiner Gemahlin, dessen Zeuge ich gewesen war, blicken! Man hatte also Candiano hierhergelockt und hier gefesselt, um ihn seiner Pflicht und seinem Kaiser untreu zu machen. Wahrscheinlich war es der Marchese, welcher unsere Auswechselung hintertrieben und die Briefe des Grafen an seinen Obersten unterschlagen hatte.

Und auch ich war das Opfer dieser Intriguen geworden. Man hielt mich zurück, um Candiano festhalten zu dürfen.

Es stand bei mir fest, ich mußte fort. Wie ich mir vorgenommen, redete ich darüber mit dem Marchese, und dieser versprach mir — natürlich unter vielem Bedauern, daß ich seine Gastfreundschaft verschmähe — mir die Erlaubniß auszuwirken, nach Brescia gehen und dort meine Auswechselung selbst betreiben zu dürfen.

Und Candiano? Als wir abends in unsern Pavillon gingen, sagte er mir: „Doktor, ich will Ihnen etwas vertrauen. Ich habe einen Entschluß gefaßt, der für jeden anderen noch ein Geheimniß ist — versuchen Sie's nicht, mir einen guten Rath zu geben — er ist wohlerwogen und unabänderlich. Ich stehe im Begriff, die Schiffe hinter mir zu verbrennen und für immer mit meiner Vergangenheit zu brechen. Wir sind doch nicht wie die Pflanzen, die in ihrem Blühen und Gedeihen von einem bestimmten Klima, einer bestimmten Bodenbeschaffenheit abhängen. Für mich war es ein Zufall, daß ich innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle das Licht der Welt erblickt habe. Ich bin ein Italiener, wie es meine Ahnen gewesen sind, darum bin ich entschlossen, dem Zuge meines Herzens zu folgen und mir in dem Königreich eine neue Heimat zu suchen."

„Sie wollen in die italienische Armee eintreten?" fragte ich.

„Das ist meine Absicht. Aber Sie glauben doch nicht etwa gar, daß ich meinen Fahneneid brechen werde? Nein, ich will zuerst meine Verpflichtungen in loyaler Weise lösen. Ich will um meine Entlassung aus der österreichischen Armee einkommen und meinen bisherigen Vorgesetzten die Gründe dieses Schrittes offen darlegen. Verweigern wird man mir den Abschied nicht, davon bin ich überzeugt," fuhr der Graf spöttisch fort. „Die patriotischen Zeloten unter meinen ehemaligen Kameraden — auch Ihr Freund, der Major Sedlaczeck, gehört dazu — haben mein Thun und Lassen so gut ausspionirt, daß ich drüben schon genug kompromittirt bin und gemieden werden würde, wie ein Gezeichneter."

„Wenn Sie diesen Entschluß wohl erwogen und aus freiem Antrieb gefaßt haben —" sagte ich.

„Zweifeln Sie daran?" unterbrach mich Candiano empfindlich.

„Man glaubt zu schieben und man wird geschoben, Sie kennen wohl den Goetheschen Vers."

„Ich errathe, worauf Sie hindeuten und versichere Sie, niemand hat es versucht, mich zu überreden oder zu beeinflussen. Doch lassen wir das zarte Thema lieber unberührt. Auch für Martina ist gesorgt, so weit ich es vermochte. Die Karmeliterinnen in Roveredo haben mein Anerbieten, dem Mädchen eine Ausstattung mitzugeben, angenommen. Ich hoffe, Martina wird in dem Kloster Ruhe und Glück finden, und ich werde in dem neuen Leben, das nun vor mir liegt, an sie ohne Liebe aber auch ohne Gewissensbisse zurückdenken."

„So wünsche ich denn," endete ich das Gespräch, daß das, was Sie beschlossen haben, Ihnen zum Heil gereichen möge. Wissen Sie schon, daß ich die Villa Malatesta verlasse?"

„Ich weiß es. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Wir schieden kalt von einander trotz der freundlichen Worte, die Candiano mir gesagt hatte.

Der folgende Tag brachte uns einen Gast, Attilio Malatesta, einen lustigen Lieutenant von der Versaglieri, der bei Custozza leicht verwundet worden und jetzt aus dem Spital entlassen, noch ein paar Tage der Erholung bei seinen Verwandten zubringen wollte. Vielleicht hatte der Marchese den jungen Menschen kommen lassen, damit seine Frau nicht allzuviel mit Candiano allein bleibe. Die Marchesa behandelte ihren jungen Verwandten mit außerordentlicher Zuvorkommenheit und vernachlässigte seinetwegen uns andere sichtlich. Nach dem späten Diner verließ sie uns wie gewöhnlich, ihre Migraine vorschützend, und auch ihr Gemahl entschuldigte sich. Er habe mit Tommaso, der wieder zurückgekehrt war, häusliche Verabredungen zu treffen. Da Candiano trotz der Dunkelheit noch eine Fahrt auf dem See machen wollte, promenirte ich allein mit Attilio im Garten. Er erzählte von der Schlacht bei Custozza, deren Verlauf damals der Graf von Santa Caterina aus ganz richtig beurtheilt hatte, bestritt jedoch natürlicher Weise, daß die Italiener dieselbe verloren hätten. Die Abtretung Venetiens an den Kaiser Napoleon, der Abmarsch der österreichischen Armee nach dem Norden und das Vorrücken Cialdinis über den Po waren uns schon bekannt. Dagegen hatte der Marchese uns nichts davon gesagt, daß Garibaldi sein Hauptquartier an den Idrosee verlegt und die Tiroler Grenze an der Westseite des Gardasees überschritten habe, um durch die Judicarien und das Val Ampola sich einen Weg nach Trient zu suchen. Dadurch kam uns der Krieg in eine bedenkliche Nähe und es war sehr leicht möglich, daß die Villa Malatesta und Limone das Objekt eines feindlichen Handstreichs von Riva oder Landara wurde. Daß Südtirol jedenfalls dem Königreich zufallen müsse, gehörte auch zu Attilios, wie der meisten Italiener Glaubensbekenntniß.

Später kamen wir auf unsere Gastfreunde zu reden.

Digitized by Google

„Sie kennen die Marchesa schon lange?" fragte ich.

„Von Bologna her," erwiderte Attilio. „Sie hatte dort die gesammte junge Aristokratie bezaubert, wie Kalypso den alten Odysseus."

„Und Attilio lag auch zu ihren Füßen?"

„Natürlich, sie war beinahe meine erste Liebe."

„Beinahe?"

„Was wollen Sie, ich war damals schon achtzehn Jahr alt."

„Und wie benahm sich die Marchesa?"

„Sie war kalt wie Marmor und zeigte ein Herz hart wie Kieselstein. Ich that alles mögliche, um ihr zu gefallen" — der junge Mann drehte dabei etwas selbstgefällig seinen Schnurrbart — „aber es war verlorene Mühe, sie machte sich über meine Leidenschaft lustig. Einmal an ihrem Namenstage überreichte ich ihr ein Sonett. Der göttliche Petrarca hatte mich dazu begeistert. Als ich es ihr vorlas, schaute sie mich mit ihren glänzenden Augen so durchdringend an, daß mein Herz anfing zu pochen. Und was glauben Sie wohl, daß sie sagte?"

„Ich liebe Sie ein wenig, Vetter," versetzte ich lächelnd.

„Gott bewahre! Sie sagte: Armer Attilio, heute sind Sie sehr schlecht frisirt. Sie müssen sich nach einem andern Friseur umschauen."

„Sie ist wohl deshalb so kalt gegen ihre Anbeter, weil sie ihren Mann liebt?" forschte ich weiter.

Attilio schüttelte den Kopf. „Das ist bei uns in Italien," versetzte er, „selten Mode und bei meiner schönen Cousine gewiß nicht. Es war eine Konvenienzheirath, durch Verwandte gemacht. Sie war sehr reich, und ihr Vermögen sollte den Malatesta ihren alten Glanz zurückbringen. Sie ging aus dem Kloster zum Traualtar."

„Der Marchese scheint nicht sehr aufmerksam gegen seine Frau zu sein?"

„Sie ist ihm theuer," lachte Attilio, „aber in ganz besonderem Sinn. Sobald sie keine Kinder hinterläßt, fällt das Vermögen nach ihrem Tode an ihre Verwandten und der Gemahl muß sich mit einer Rente begnügen. Mein Vetter braucht aber viel Geld für seine politischen Pläne. Doch sehen Sie, was ist das?"

Eine weiße Gestalt schlüpfte zwischen die Limonienbäume in der Nähe des Pavillons, in welchem ich die Marchesa zum ersten Male gesehen hatte. Der junge Offizier wollte ihr nacheilen, ich hielt ihn zurück. Ein Argwohn durchzuckte mich. „Sie werden doch nicht so grausam sein," ermahnte ich ihn, „das Glück zweier Liebenden zu stören?"

„Es war ein Rendezvous, ich wette!" flüsterte Attilio. „Sehen Sie, dort unten fährt der Glückliche davon." Er zeigte auf ein Boot, das von der Seite des Pavillons herkam. „Bei Gott, ich glaube, es ist Candiano! Wer hätte das gedacht, er sah bei Tisch so ernsthaft aus! Ja, stille Wasser sind tief! Aber die Schöne, haben Sie sie erkannt?"

„Es wird wohl so ein Zöfchen der Marchesa gewesen sein," gab ich zur Antwort; „sehen Sie, da ist sie wieder."

Diesmal war es Martina, die zwischen den Limonienbäumen sichtbar wurde. Sie wandelte oft abends ruhelos im Garten herum.

Am folgenden Tage hatte Candiano sich nach dem Diner zurückgezogen und dem jungen Offizier das Terrain überlassen. Kaum war er fort, so brachte Tommaso die Zeitungen nebst der Briefmappe des Marchese, die so eben angekommen waren.

Tommaso spielte nicht mehr den Signore, sondern war jetzt nichts weiter als der aufmerksame und devote Diener seines Herrn. Unsere frühere Bekanntschaft, sowie die beiden Mordversuche an dem Grafen ignorirte er vollständig.

Nachdem Malatesta den Inhalt der Mappe durchgemustert hatte, sagte er: „Ihr Wunsch ist erfüllt, lieber Doktor, zu meinem Bedauern kann ich wohl sagen; ich werde Sie übermorgen selbst nach Brescia begleiten, früher gestatten es mir anderweite Verpflichtungen nicht, und in wenigen Tagen sind Sie frei. Ueberhaupt," fügte er mit einem Seufzer hinzu, „wird es in Villa Malatesta bald recht einsam aussehen. Wie schade, daß unser schönes Beisammensein durch die rauhe Hand der Wirklichkeit gestört werden muß! Unsere Freiwilligen haben die Tiroler Grenze überschritten, wir sind hier nicht mehr sicher. Sie, Ersilia, werden, glaube ich, am besten thun, nach Bologna zu gehen. Attilio wird die Güte haben, Sie dorthin zu begleiten. Ich werde nach Salo übersiedeln und noch heute dorthin fahren, um das Nöthige vorzubereiten."

„Und der Graf?" fragte Attilio.

„Leider muß ich auf das Vergnügen verzichten, ihn noch länger hier zu sehen. Er wird in Mailand internirt."

Die Marchesa zuckte unmerklich zusammen. „Ich füge mich," sagte sie. „Ist Candiano schon davon unterrichtet?"

„Noch nicht," erwiderte Malcesta; „ich hoffe, Sie werden so freundlich sein, ihn vorzubereiten." (Schluß folgt.)

Die Verwüstungen der Wanderheuschrecken.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von **Paul Kummer.**

Zu mancher Noth und Sorge, die der Landmann um das Einheimsen seiner Ernte hat, ist seit den verflossenen Jahren in Norddeutschland eine neue Plage gekommen, welche in den von ihr betroffenen Gegenden oft in wenigen Stunden die saure Arbeit von Monaten vernichtet. Die Wanderheuschrecke (Acridium migratorium) hat wieder einmal unser Vaterland heimgesucht, und bei den Verwüstungen, welche sie anrichtet, mag es wohl am Platze erscheinen, daß wir dieses Thier näher betrachten.

Die Heuschrecke ist ein Insekt von ansehnlicher Größe, hat im ausgewachsenen Zustande eine Länge von über 5 Centimeter und mißt in der Flügelspannung etwa ein Decimeter. Der senkrecht gestellte Kopf, welcher einem Hasenkopfe sich wohl vergleichen läßt, erscheint vorn eiförmig, mit gehobener Gesichtsmitte. Große ovale Augen quillen glotzend hervor, und zwischen ihnen sitzen die fadenförmigen aber nur etwa kopflangen Fühlhörner, durch welche sich die Wanderheuschrecke in zweifelhaften Fällen von der an Größe und zuweilen auch in Färbung ähnlichen Laubheuschrecke alsbald sicher unterscheidet. Kräftige, zum Fressen und Kauen eingerichtete Mundtheile treten am Kopfe unten auffällig hervor. Der Hinterleib, als der mächtigste Körpertheil von drei Centimeter Länge, ist walzenförmig, am Ende zugespitzt und mit aufgerichtetem letzten Bauchringe beim Männchen, während er beim Weibchen mit vier hakenförmigen, zwei nach oben und zwei nach unten gekrümmten Anhängseln versehen ist, mit deren Hilfe das Mutterthier für das Eierlegen eine Vertiefung in die Erde gräbt. Der ganze Hinterleib ist bei dem völlig ausgewachsenen Insekt mit den Flügeldecken bedeckt, welche bräunlich und von dunkelbraunen Flecken gescheckt sind; unter denselben befinden sich die zarten eigentlichen Flügel; das so gestaltete Thier hat übrigens ein ganz angenehmes Farbenkleid erhalten, welches mannichfach abändert. Zumeist hat die Oberseite des Körpers ein graugrünes Kolorit, welches bald ins bläuliche, graue und besonders oft auch ins grasgrüne übergeht, so daß mancher wohl überrascht meint, ein und derselbe Schwarm enthalte ganz verschiedene Arten von Heuschrecken. Die Unterseite des Körpers dagegen ist zumeist fleischröthlich, ändert aber auch in roth und gelb ab, hat sogar nicht selten einen bläulichen Ton. Auch die Beine sind farbig und zwar die Schienen rothgelb, die Hinterschenkel noch mit dunkeln Quergürteln.

Der Naturfreund hat fast alljährlich auch in Deutschland Gelegenheit, dies seltsame Wanderinsekt kennen zu lernen; denn in einzelnen Exemplaren gelangt es wohl jedes Jahr zu uns oder es überwintert vereinzelt. Und zwar streift es etwa bis 60° nördlicher Breite; aber daß es wie in unsern Tagen in so verheerenden Schwärmen bei uns einfällt, geschieht glücklicher Weise nur ausnahmsweise, dann freilich ist's ein Ereigniß, welches wie eine Geißel über die Landbevölkerung kommt. Selbst das Auge der Regierungen kann dann nicht

Digitized by Google

gleichgiltig zuschauen; die Behörden haben in ernster Erwägung der von diesen Wanderschwärmen drohenden Gefahren strengste Verordnungen zu erlassen, damit durch gemeinsame Anstrengung der Menschenkräfte in allen betroffenen Dorfschaften, ja in ganzen Landstrichen den furchtbaren Eindringlingen Abwehr geleistet werde. Aus solchen Erlassen früherer Zeiten ersehen wir auch noch, wie oft schon vormals die Heuschreckenplage über Deutschland gekommen ist. So stammen aus dem vorigen Jahrhundert ausführliche und strenge Verfügungen vom 13. April 1731, vom 24. Oktober 1731, vom 24. November 1752, vom 13. Juli und 20. Dezember 1753.

Was ein Heuschreckenjahr für die heimgesuchten Landstriche besagen will, wir selbst erfuhren es schon im vorigen Jahre. Die Furcht, daß der Schrecken in diesem Jahre wiederkehren werde, wurde von manchen belächelt. Und doch haben sie sich in unerhörter Weise trotz des harten und langen Winters und kühlen Frühjahrs bei uns gehalten.

Besonders in der Provinz Sachsen und Provinz Brandenburg sind die Heuschrecken zum Schrecken der Landleute stellenweise ganz enorm wieder aufgetreten, zumal in der Altmark und Mittelmark; als besonders heimgesuchte Plätze sind etwa zu nennen die Feldmark Friesdorf bei Ziesar, die Gegend um Belzig, um Möckern, das Dorf Göritz bei Coswig u. s. w.

In wie furchtbaren völlig wolkenartigen Schwärmen sie da auftreten, davon gibt etwa die Thatsache eine Vorstellung, daß sie selbst Eisenbahnzüge aufhalten und gefährden. Mitte Juli, lautet ein Bericht darüber, bot sich den Reisenden auf der Berlin-Anhaltischen Bahn in der Gegend der dritten Wächterbude hinter dem Bahnhof Großbeeren ein interessanter Anblick dar. Dort bewegte sich unausgesetzt ein unabsehbarer Zug der Wanderheuschrecke über die Bahn fort. Die Züge fuhren auf den Schienen über die Thiere hinweg und hatten die Wärter nach jedem passirenden Zuge vollständige Arbeit, die Schienen von dem durch die Zermalmung der Thiere an denselben klebenden Schleim zu reinigen. Es ist jedoch glücklich verhütet worden, daß ein Zug durch den seifenartigen Schleim zum Stillstand gebracht wurde.

Unweit meines Wohnortes (Zerbst) gelegene, durch Heuschreckenplage arg heimgesuchte Gegenden, das Dorf Göritz bei Coswig (an der Elbe), das Landgut Pabstdorf bei Möckern, gaben mir ganz besonders bequeme Gelegenheit, das Auftreten der Heuschrecken mit eigenen Augen kennen zu lernen und die Beobachtungen durch mündliche Berichte solcher zu bestätigen, welche daselbst es von Anbeginn mit größter Aufmerksamkeit verfolgt hatten. Ich erwähne hier insonderheit die Erscheinungen auf dem Landgute Pabstdorf. Hier wurden die Heuschrecken schon im Sommer vorigen Jahres bemerkt, und zwar auf einem weiten Roggenfelde, an welches eine Waldung sich anschließt; sie waren vermuthlich von Belzig hierher eingefallen. Es bemerkten sie zuerst die Mäher, als sie den Sommerroggen zu schneiden begannen; es flogen plötzlich vor der Sense allüberall zahllose Heuschrecken auf. Vor den Sensenschnitten wichen sie gleichmäßig zurück, bis die Mäher mit ihrer Arbeit sich dem Walde näherten. Da, wie auf ein gegebenes Zeichen, erhoben sie rasch sich schwirrend in die Lüfte, sie stiegen immer höher, und einer mächtigen schwarzen Wolke gleich zogen sie über die leidlich große Waldung dahin. Sie hatten sich, wie man bald erfuhr, nach etwa einer halben Stunde auf den Feldern des ziemlich entfernt gelegenen Dorfes Tripena niedergelassen; man hat sie dann im vorigen Jahre in der Pabstdorfer Markung nicht wieder erblickt. In diesem Jahre nun sah man sie Anfang Juli noch ungeflügelt und in unendlicher Menge aus den einzelnen Kieferwäldchen hervorkommen, welche dort überall die durchweg dürftigen Feldfluren durchstehen, so daß die Ansicht etwas für sich hat, sie seien dort aus den Eiern hervorgekommen. Nun verbreiteten sie sich verheerend rasch über die Felder. Nach den Beobachtungen rührten sie das Kartoffelkraut gar nicht an, vorwiegend haben sie es auf die Felder mit Sommerroggen abgesehen, hier aber findet man sie durchweg so zahlreich, daß weithin etwa jede Handbreite mit einer Heuschrecke besetzt ist. Sie beißen unterhalb der Aehre den Halm durch und fressen ihn oberhalb ab, so daß der Boden überall mit einzelnen oder gehäuften Aehren bedeckt ist. Es ist vielfach eine Verheerung, wie sie ein starker Hagelschlag zu Stande bringt. So ziehen sie vernichtend umher, von Feld zu Feld; aber so verderblich ihre Wirkung ist, diejenigen Schilderungen passen dennoch nicht auf unsere heimgesuchten Fluren, wonach mit Stumpf und Stiel alles weggenagt werde und das von ihnen durchzogene Land schließlich einer kahlen Einöde gleiche.

Glücklicherweise ist unser deutsches Vaterland immer nur ausnahmsweise einmal die Stätte ihrer Verwüstung. Von viel reichlicheren Heuschreckenjahren weiß in Europa schon die Türkei und Rußland zu erzählen, auch scheint dort zuweilen die eigentliche Heuschrecke noch von einer andern Art vertreten zu werden, die in Verheerung der Fluren jener nichts nachgibt; fast jedes Jahr lesen wir Berichte von dort auftretenden und alles auf ihrem Zuge vernichtenden Schwärmen. Wie erst in ihrer eigentlichen Heimat, dem asiatischen Südwesten, wo sie bis 42° südlicher Breite sich zeigen und fast Jahr für Jahr, wenn schon nicht stets in gleicher Weise und Furchtbarkeit den Feldbau schädigen. Schon aus dem grauesten Alterthum sind sie von dorther als eine Geißel der Länder berüchtigt; in uralten Urkunden wird ihr Auftreten in gewaltigen Bildern des Entsetzens geschildert. Vor allen die Schilderung des Propheten Joel malt uns in eingehender Weise die Verwüstung, welche sie schon damals anrichteten. „Es ziehet herauf", ruft der Prophet klagend aus (1, 6 ff.), „in mein Land ein mächtiges Volk, und das ohne Zahl. Das hat Zähne wie Löwen und Backenzähne wie Löwinnen. Dasselbe verwüstet meinen Weinberg und streift meinen Feigenbaum, schälet ihn und verwirft ihn, daß seine Zweige weiß dastehen. Das Land ist vor ihm wie ein Lustgarten, aber nach ihm wie eine ganz wüste Einöde und niemand wird ihm entgehen. Sie sind gestaltet wie die Rosse, und rennen wie die Reuter. Sie sprengen daher oben auf den Bergen, wie die Wagen rasseln und wie eine Flamme lodert im Stroh, wie ein mächtiges Volk, das zum Streit gerüstet ist. Vor ihnen erzittert das Land und bebet der Himmel; Sonne und Mond werden finster, und die Sterne verhalten ihren Schein." Gegen die wolkenartigen Schwärme, welche die Sonne verfinstern, ist aller Kampf meist ohne erheblichen Erfolg; der Mensch kann nur thatenlos zuschauen, muß ihnen die Stätte überlassen, welche wie vom Zorne Gottes getroffen, hinter ihnen öde zurückbleibt, die Felder verwüstet, die Bäume entblättert, deren Zweige wie in stummer Klage emporgehobene Arme sich gen Himmel strecken.

Die Natur leidet aber auf die Dauer keine Uebergriffe irgend eines Geschöpfes. Durch gleichmäßiges Anwachsen der Feinde eines solchen, oder oft durch ganz unscheinbare Veränderungen der Witterung regulirt sich schließlich die Ueberhandnahme auch dieses Volkes ohne Zahl. Schon mitten in ihrer Herrschaft werden sie durch mancherlei Feinde decimirt; kleine Raubthiere aller Art stellen ihnen nach, und die meisten Vögel haben an ihnen leckere Bissen. Freilich, was will das gegen so viele, die immer neu aus der Erde zu wachsen scheinen! Am nachdrücklichsten vermag während ihres Auftretens selbst doch noch immer der Mensch etwas gegen sie auszurichten. Und von Alters her sind auch Maßregeln gegen sie ersonnen und mit aller Energie durchgeführt worden. Es berichtet schon Plinius von einer Verordnung in Kyrene, wonach die Einwohner daselbst bei strenger Strafe dreimal des Jahres gegen die Heuschrecken ausziehen mußten; das erste Mal hatten sie die Eier aufzusuchen, das zweite Mal die Larven zu tödten und schließlich die ausgewachsenen Heuschrecken einzufangen und zu vernichten, bevor sie von neuem ihre Eier legten.

Der methodische Kampf setzt vor allem eine genaue Kenntniß der Entwicklungsgeschichte dieser Insekten voraus. Diese ist bei der Wanderheuschrecke sowie bei den andern Kaukerfen aber so abweichend von derjenigen fast aller andern Insekten, daß sie auch außerdem interessiren dürfte. Es ist dabei in der That ab ovo (vom Ei) zu beginnen. Die Paarung selbst geschieht den ganzen Spätsommer über, vom August bis in den Anfang Oktober, so daß wir uns auch gar nicht wundern dürfen, die somit auch zu verschiedener Zeit sich aus den Eiern entwickelnden Heuschrecken in sehr verschiedener Ausbildung zu treffen.

Digitized by Google

Bald nach der Paarung beginnt das Eierlegen, und die Mutterthiere wählen dazu am liebsten ein Brach- oder Stoppelfeld aus, aber auch Wiesen und Waldblößen. Es werden die anfangs gelben, bald aber sich bräunenden, etwa Haferkorn großen Eier in perlenschnurartiger Anreihung etwa 60—100 Stück beisammengelegt, mehrere solcher Reihen kommen bei einander zu liegen. Diese Klumpen werden noch von einer Schleimmasse überzogen, welche in der Wärme rasch erhärtet, so daß diese Gelege nun fest zusammengebackene Klumpen bilden. Man findet sie abgesetzt an Pflanzen, Steinen oder auch auf und in der Erde selbst, fast immer von Erdkrume umgeben, wodurch sie dem Auge oft schwer erkennbar sind. Daher ist das Aufsuchen der Eier auch meist von wenig Erfolg begleitet; eine Andeutung, wo der Boden nach ihnen etwa abzusuchen sei, gibt indessen der Umstand, daß man die rasch nach dem Eierlegen sterbenden Weibchen ganz in der Nähe der Eierklumpen findet.

Im folgenden Frühling und zwar im März kriechen die jungen Lärvchen aus den Eiern; sie sehen alsbald der völlig ausgebildeten Heuschrecke schon einigermaßen ähnlich, können sogleich schon laufen und fressen. Sie wachsen indessen rasch, wobei sie eine fünfmalige Häutung zu bestehen haben; bei der vierten Häutung erst erlangen sie Flügelansätze, mit denen sie alsbald in weiten Bogen zu fliegen im Stande sind; nun beginnt auch die ihrem jetzt schnellen Wachsthum entsprechende furchtbare Gefräßigkeit.

Nur wer dieses „Volk ohne Zahl" in seinen Schwärmen jemals selber gesehen, hat eine Vorstellung, welche Massenvernichtung hier nöthig ist, um ihrer Verheerung leidlichen Einhalt zu thun. Es gilt, ganze Massen mit einem Mal abzufangen und zu vernichten, wie es irgend welche waffenartige Mittel durchaus nicht vermögen. Indessen wird uns der Umstand hilfreich, daß sie stets in Schwärmen zusammenhalten, und man muß nur ihr eigenthümliches Verhalten dabei kennen, um sie in Scharen zusammenzutreiben. Dabei muß freilich all und jede Rücksicht auf die Feldfrüchte schwinden; ganze Morgen Erntefelder müssen ohne weiteres noch grün abgemäht oder den Treibern zum Zertreten preisgegeben werden. Der oben erwähnte Pabstdorfer Gutsherr versuchte nun zunächst durch mit Pferden bespannte Walzen die Heuschrecken massenhaft zu zerquetschen. Die Pferde stutzten und scheuten anfangs beim Anblick all der vor ihnen und um sie her wimmelnden und springenden Heuschreckenmassen; aber sie wurden vorwärts getrieben und zahllose Heuschrecken wurden so niedergewalzt. Indessen rechts und links huschten sie auch davon, außerdem konnte die Walze hier und da vor Steinen und kleinen Vertiefungen viele nicht erdrücken, so daß diese Vernichtungsmethode als zu wenig erfolgreich aufgegeben wurde. Nun ward an der Grenze einer heimgesuchten Feldbreite Stroh, Quecken und Reisig in langer Linie aufgehäuft, die Heuschrecken wurden von einer Menschenkette gegen dieselbe getrieben, jenes Stroh ꝛc. bei ihrer Annäherung rasch in Brand gesetzt, und allerdings gar viele kamen so in den Flammen um. Doch auch dieses Mittel wurde als unzureichend erkannt, denn allzu viele setzten über die Flammen hinweg oder zerstreuten sich bei deren Anblick. Man verstand sich endlich zum mühseligen Aufwerfen von Gräben, in welche sie getrieben wurden, obgleich der betreffende Gutsherr auch dabei keine bedeutsame Vernichtung erkannte; vor allem gelang es ihm nicht recht, die Heuschreckenscharen durch die Treiber gerade nach dem Graben hin zu lenken.

Neuerdings hat man auch das Petroleum anzuwenden versucht. Es wird berichtet, ein Gutsbesitzer in der Nähe von Berlin habe an einem Abend einen von den Heuschrecken in Angriff genommenen Ackerplan mit Petroleum bespritzt. Die Thiere wurden dadurch vollständig matt und unfähig zum Springen und Fliegen. Am nächsten Morgen wurden sämmtliche Dorfleute mit den Schulkindern auf das Feld geschickt, um die fast bewegungslosen Thiere einzusammeln und in Säcke zu thun. Diese wurden nun gewogen. Eine bestimmte Anzahl der Thiere wurde auf die Wage gelegt und so die Gesammtzahl der sämmtlichen eingesammelten Thiere, die sich auf über 21,000,000 Stück feststellte, ermittelt. Noch an demselben Tage aber war das Feld eben so vom Ungeziefer belebt als vorher! Anderwärts hat selbst das in Brand gesetzte Petroleum keinen durchschlagenden Erfolg gehabt. Einzelne Felder waren bald darauf eben so belebt wie zuvor. Man kann doch immer nur kleine Feldpläne mit Petroleum besprengen, weil sonst die Kosten allzu enorm würden.

Das Aufwerfen von Gräben dürfte nach anderweitigen Erfahrungen noch immer das geeignetste Mittel der Vertilgung bleiben; das Treiben selbst muß nur richtig eingelernt werden, und zwar in Gräben und Gruben hinein, wo man die Heuschrecken schließlich einstampft und zuschüttet. Es werden dazu in der Richtung des beabsichtigten Treibens 100 bis 200 Schritt lange Gräben von 2 Fuß Breite und 1 Fuß Tiefe angelegt, in diesen auch wohl noch fußtiefe Falllöcher gegraben, wo sie sich bestens anhäufen können. Nun ein Jagdtreiben auf sie! Eine Kette von Treibern sucht bei warmem trockenen Wetter, bei welchem sie sehr beweglich sind, sie aus dem Felde recht behutsam aufzutreiben; es hat jeder Treiber einen Baumzweig, mit welchem ganz leise der Boden gekehrt wird. Nun wenden sie sich vorwärts, sie bilden bald eine vorwärts eilende Massenlinie, diese wird immer voller durch das leichte Scheuchen der Treiber. Aber jetzt treiben diese einmal zu hastig, der ungeheure Zug kommt dadurch in aufgeregte Verwirrung, er stockt, und es kann leicht dann geschehen, daß die ganze Masse wild nach allen Seiten auseinander fährt, alle Mühe verloren und der Graben vergeblich angelegt ist. Dann müssen die Treiber stehen bleiben, damit jene sich erst beruhigen, sich wieder in der vorgeschriebenen Linie vorwärts und nach dem Graben hin bewegen. Ja, selbst ein im Wege liegender Stein, ein Strauch kann den bisher geordneten Zug plötzlich von der Richtung ablenken; geschieht dies und ist keine Aussicht, sie wieder in gewünschter Weise zu vereinigen — nun, so muß in von ihnen jetzt eingeschlagener Richtung in weiterer Ferne ein anderer Graben gezogen werden. Die Treiber müssen eben auf den wahrhaft einheitlichen Volkswillen dieser Wanderheere geruhig eingehen. So gelingt es dann doch in den meisten Fällen, selbst gewaltiger Schwärme Herr zu werden, welche dann viele Zoll bis Fuß hoch den Graben und besonders die Falllöcher füllen und durch rasches Einstampfen vernichtet werden, damit nicht allzu viele wieder emporklettern und entweichen.*)

Die Mühe einer einzelnen Gemeinde wäre freilich vergeblich. Denn nach vielleicht kurzer Zeit rückt aus benachbarten oder auch weit entfernten Feldmarken schon wieder ein anderer Schwarm heran, dem dort freies Spiel gelassen war. Daher muß von allen Dorfschaften heimgesuchter ganzer Provinzen dieselbe Wachsamkeit geübt und überall derselbe energische Kampf geführt werden. Die Regierung eben hat deshalb die Sache in die Hand zu nehmen und strengste Verordnungen für alle Gemeinden zu erlassen, damit durch vereinte Anstrengung geleistet werde, was den einzelnen unmöglich ist.

*) Ein preußischer Oekonom empfiehlt in einem Lokalblatte zur Vertilgung der Heuschrecken folgendes: „Ich halte alle bisher vorgeschlagenen Mittel, die Heuschrecken zu zerstören, für erfolglos und für unpraktisch. Nach meinen Erfahrungen gibt es nur ein Mittel: man halte Puter (Truthühner), welche die größte Schlauheit besitzen, selbst die fliegenden Heuschrecken wegzufangen; mir ist es gelungen, mit 40 Putern in den letzten Jahren ein Areal von 2000 Morgen rein zu halten. In diesem Jahre haben sich nur einige Heuschrecken an der Grenze meiner Feldmark gezeigt, wo sie von Bauernfeldern herübergekommen waren." Hierzu ist zu bemerken, daß die Puter in Nordamerika schon längst zur Säuberung der Tabakspflanzungen von Ungeziefer gehalten worden sind.

Die Geheimbünde der französischen Handwerksgesellen.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von Dr. Eugen Jäger.

Es war vielleicht in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts, da zog ein Handwerksbursche einsam seines Weges auf einer Landstraße in Frankreich. Nach mehrstündigem Wandern begegnete ihm ein anderer Handwerksgeselle. Anstatt sich friedlich zu begrüßen, oder wenn sie dies nicht thun wollten, gleichgiltig an einander vorüberzugehen, halten beide still, er-

Digitized by Google

heben stolz und herausfordernd den Kopf und fixiren sich mit den Augen. Jeder läßt sein Bündel, das er auf dem Rücken trägt, fallen, pflanzt den Wanderstab aus spanischem Rohr vor sich hin, nimmt eine kriegerische Haltung an und der eine ruft:

„Tops Pays! Von welchem Handwerk?"

„Schuhmachergeselle," erwidert ihm mit gleich drohender Stimme der andere und fragt zugleich: „Et vous, le Pays?"

Der andere erklärt, er sei ein Hufschmiedgeselle mit Leib und Seele und bereit, dies jedem zu zeigen. Die beiden, die sich vorher nie gesehen, haben sich blos durch die gegenseitige Bekanntgabe ihrer Handwerke als Todfeinde erkannt. Der Hufschmied schreit seinem Gegner zu: „Mach Platz, stinkendes Aas!"

Der Schuhmacher bleibt die Antwort nicht schuldig und erwidert kampfesmuthig: „Packe Dich selbst auf die Seite, Du elender Kerl!"

Schimpfworte fliegen hinüber und herüber, gegen welche die so eben erwähnten noch Schmeicheleien sind. Rasch holen beide zum Kampfe aus. Die langen kräftigen Stöcke, welche für solche Fälle mit eisernen Spitzen versehen sind, werden geschwungen, jeder sucht die Hiebe des Feindes zu pariren und ihm dafür eine Wunde beizubringen. Schweiß und Blut rinnen beiden vom Gesichte herab, und ihre Wuth mäßigt sich nicht. Unermüdlich hauen sie auf einander los, bis endlich der Schmied durch den Blutverlust erschöpft die Waffe sinken läßt und selbst in den Straßenstaub fällt. Aber sein Gegner kennt kein Mitleid, unerbittlich bearbeitet er den wehrlos daliegenden Feind. Plötzlich hält er von Entsetzen ergriffen inne. Auf den Armen des halb todt daliegenden und auf der Brust desselben, welche im Kampfe entblößt worden ist, erblickt er Zeichen, die ihm eine furchtbare Wahrheit kund geben. „Lorenz, Lorenz!" ruft er mit halb wahnsinniger Stimme, „ich bin es, Dein Bruder Franz. O, verzeih mir, was ich Dir gethan!" Er umarmt und küßt ihn, ruft ihn durch Liebkosungen wieder zum Leben zurück und hebt ihn auf. In den Thränen, welche über die gebräunten Wangen der rauhen Gesellen strömen, mischt sich die Freude des Wiedersehens mit dem Jammer über das unselige Geschick, das sie hier als Feinde zusammen geführt. Mit der zärtlichsten Sorgfalt pflegt Franz den Verwundeten und geleitet ihn sanft in das nächste Dorf, wo er die weitere Fürsorge empfängt, bis beide gemeinsam ihre Wanderschaft fortsetzen.

Solcher Kämpfe hat der französische Boden Jahrhunderte hindurch gar viele gesehen, wenn auch der Konflikt nicht immer sich zwischen Bruder und Bruder abspielte. Bald stand ein Geselle gegen den andern, bald mehrere gegen einen, der dann sein Leben lassen mußte, wenn er nicht floh, bald kämpften ganze Handwerke auf vorher verabredeter Stelle mit einander — wofür? um die Ehre ihres Gesellenbundes, warum? — sie wußten selbst keinen vernünftigen Grund dafür. Eine Jahrhunderte alte Tradition hatte das französische Handwerksburschenvolk in verschiedene Zweige gespalten, die sich todfeindlich gegenüber standen und bei jeder Gelegenheit sich die Köpfe blutig schlugen. Ob Todte das Schlachtfeld deckten, was häufig vorkam, ob, wie in unserem und dem vorigen Jahrhunderte, Polizei und Militär sich einmischten und die erhitzten Gemüther mit Gewalt abkühlten, alles war vergeblich. Die Todten waren als Märtyrer für die Ehre des Bundes gefallen, die Gefangenen wurden unterstützt durch die freigebliebenen Genossen, die sich über ganz Frankreich vertheilten, und bestialische Schlachtgesänge feierten das Gemetzel oder den Sieg in einem solchen Kampfe. So stand Jahrhunderte hindurch nicht blos Handwerk gegen Handwerk, sondern auch die einzelnen Handwerke waren unter sich in mehrere Abtheilungen gespalten, die sich überall auszurotten suchten.

Wann diese Bündnisse der französischen Handwerksburschen und ihre Feindschaften entstanden sind, vermag niemand mit Sicherheit anzugeben. Zahlreiche Vermuthungen sind darüber schon aufgestellt worden, aber keine möchte ganz der Wahrheit entsprechen. Das eine ist gewiß, daß diese Gesellenbünde schon während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters bestanden, sich unter der Zeit des absoluten Königthums in Frankreich stark ausgebreitet haben und endlich während des zweiten Kaiserreiches unter dem Einflusse der neueren sozialistischen Ideen zerfallen sind, um sich in die große Armee des modernen Socialismus einzureihen. In Frankreich sind diese Gesellenbünde unter dem Titel „Le Compagnonnage" bekannt. Alle Anzeichen weisen darauf hin, daß die Bauhandwerker zuerst von allen sich in solche Bündnisse organisirten. Die Steinhauer, Zimmerleute, Schreiner und Schlosser hatten wohl am frühesten ihre Genossenschaften, in welchen sie ihre Handwerksgebräuche als Geheimniß fortpflanzten, sich als Brüder unter einander betrachteten und dem Volke gegenüber sich besonderer geheimer Kenntnisse rühmten. Als mit dem Zerfall der mittelalterlichen Architektur die Meister sich allmählich von den Gesellen schieden und sich als Bauunternehmer nach modernem Begriffe ihnen gegenüberstellten, behielten die Gesellen die frühere Geheimthuerei bei und stutzten sich dieselbe nach ihrer verwahrlosten Bildung und ihrem engen Gesichtskreise zurecht. Mit der Zeit ahmten die Gesellen anderer Gewerke die Bündnisse der Bauhandwerker nach und organisirten sich in ähnlicher Weise. Dies wurde immer häufiger, je mehr sich die mittelalterliche Zunft durch die Selbstsucht der Meister auflöste und die Gesellen von sich ausschied. Die Zunft wurde fast in jedem Handwerke ein Bund wohlhabender Meister, welche das Arbeitsmonopol der Gewerkschaft durch Gesellen für sich ausbeuteten. Nur Meistersöhne und reiche oder an Meistertöchter verheirathete Gesellen konnten wieder Meister werden, wer aber kein Vermögen und keine Protektion besaß, mochte noch so tüchtig sein, er blieb dennoch Zeitlebens einfacher Lohnarbeiter. Ihr Interesse wies diese Gesellen jetzt darauf hin, sich unter einander zu vereinigen, sich als besondere Klasse den Meistern gegenüber zu stellen, und so schlossen sie Bündnisse, welche sich nach dem Muster der Bauhandwerker formten. Diese Gesellenbündnisse repräsentirten vom Ausgange des Mittelalters bis in unsere Zeit hinein den Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit; in ihnen scharte sich das wandernde Gewerksproletariat, das seine Heimat an seinen Fußsohlen mit sich durch ganz Frankreich trug, zusammen zu Schutz und Trutz gegen die Meister. In den großen Städten beherrschten sie oft die Mehrzahl der Werkstätten, unterhandelten dann als Körperschaft mit dem Meister über die Arbeitsbedingungen, legten, wo ihr Wille nicht geschah, die Arbeit nieder, boten aber auch andererseits in ihrer besten Zeit Bürgschaften dafür, daß der Meister tüchtige Arbeiter erhielt, denn die Ehre des Handwerkes und die Erziehung eines tüchtigen Nachwuchses wurden bei diesen Gesellenbündnissen ebenfalls eifrig gepflegt.

Die Zahl der jungen Gesellen, welche jährlich in diese großen Bünde eintraten, wird in unserem Jahrhunderte auf 25—30,000 geschätzt. Diese Zahl mag einen Begriff geben von der großen Bedeutung, welche die Vereinigungen der Handwerksgesellen bis in die jüngste Zeit hinein besaßen. Im Jahre 1827 waren in Lyon allein 900 Schreinergesellen in die beiden im Schreinergewerke bestehenden Bündnisse eingereiht, so daß in dieser Stadt und in diesem Handwerke wohl nur wenige dem Bunde fern geblieben sein mögen.

Innerhalb drei bis vier Jahren hatten sich die Eingetretenen als alte Gesellen oder als Meister zurückgezogen, und die Armee erneuerte sich wieder fast vollständig. Doch blieben die Zurückgetretenen meist noch eifrige Anhänger ihres Bundes und unterstützten ihn mit Rath und That. In einem Zweige der Bauhandwerker, bei den sogenannten Gavots, schied aber keiner freiwillig aus, sondern blieb bis zu seinem Lebensende Mitglied dieses aristokratischen Bundes. Ueberall mußte der junge Geselle, nachdem er eingetreten war, die Rundreise durch Frankreich (le tour de France) machen. Sie erstreckte sich auf ungefähr zwanzig Städte des Landes, die außer Paris, Orleans und Nantes fast alle im Süden lagen. In jeder dieser Städte traf der junge Handwerker bei der „Mutter" (mère, so wurde die Handwerksherberge genannt) die Gesellen des gleichen Bündnisses, gab sich durch ein geheimes Erkennungszeichen bekannt, wurde als Kamerad aufgenommen und war jetzt, so lange er sich würdig zeigte, solidarisch mit ihnen vereinigt. Die Genossen sorgten ihm für Arbeit; war keine vorhanden, so mußte der

Digitized by Google

am längsten anwesende Geselle Platz machen und weiter wandern, da ja die Rundreise durch Frankreich jedem vorgeschrieben war. Unter sich redeten sich die Gesellen als Pays oder Coterie an. Andere Bezeichnungen waren bei strengen Strafen, die meist in der Bezahlung von Getränken bestanden, verboten. Der Neuling hieß Fuchs und wurde auch als solcher oft in der brutalsten Weise mißhandelt. Während der Wanderschaft rückte der Geselle zu den höheren Graden seiner Genossenschaft vor. Dabei herrschten Gebräuche, welche meist sehr sonderbar, abergläubisch und mitunter sogar gottesläſterlich waren.

Aehnliche Gebräuche wurden vorgenommen, wenn ein Geselle weiter wanderte und ihn die übrigen in feierlichem Zuge, mit Stöcken und Bändern geschmückt, ein Stück Weges begleiteten. Die manchmal sehr kindischen und rohen Ceremonien bei einem solchen Geleit wurden Guilbrette oder Accolade genannt. Eine andere Art der Guilbrette wurde bei Beerdigung eines Kameraden vorgenommen. Bei den Bauhandwerkern geschah dies in folgender Weise: Der Sarg, der mit den Farben der Gesellschaft, mit Winkelmaß, Cirkel und zwei kreuzweise über einander gelegten Stöcken geschmückt war, wurde in das Grab hinabgelassen. Hierauf hielt ein Kamerad eine Rede zum Lobe des Verstorbenen, sprach dann für die Seelenruhe des Abgeschiedenen knieend ein Gebet, das die übrigen knieend nachbeteten. Dann wurden zwei Stöcke kreuzweise auf den Boden gelegt, und die Guilbrette begann. Zwei Gesellen traten sich gegenüber, so daß die beiden Stöcke zwischen ihnen lagen; sie betrachteten sich Auge in Auge, drehten sich auf dem linken Fuße herum und stellten sich so, daß ihre vier Füße in die vier Winkel der Stöcke kamen, dann nahmen sie sich an der Hand, sagten sich etwas in das Ohr und umarmten sich. Alle Gesellen machten der Reihe nach diese Ceremonien durch, knieten dann um das Grab, beteten wieder, warfen dem Todten drei Schaufeln Erde hinab und verließen den Kirchhof. Meist begab man sich dann zur „Mutter", d. h. in die Kneipe. In manchen Vereinen trat an die Stelle der Leichenrede ein Geheul. Wenn der Sarg hinabgesenkt war, so stieg ein Geselle hinab und legte sich auf den Todten. Hierauf wurde ein Leichentuch über ihn gebreitet und er ließ unter dem Tuche heraus gräßliche Rufe ertönen, welche die oben stehenden in ähnlicher Weise beantworteten. Mit Ausnahme der Baugewerke (der Steinmetzen, Schreiner und Schlosser) hatten fast alle Gesellenvereine dieses Geheul, das von ihnen als „Singen" bezeichnet wurde.

Freud.
Nach dem Medaillon von Hülcker.

Begegnete ein Geselle auf der Wanderschaft einem andern, so war beiden die Topage vorgeschrieben. Sie entsprang dem Geiste wilder Raufluſt. Die beiden Gesellen nahmen eine herausfordernde Haltung an, riefen sich gegenseitig mit den Worten „Tope!" an und fragten sich drohend, zu welchem Gewerke und zu welchem Zweige sie gehörten. In der Reihenfolge und in der Ausdrucksweise war ein strenges Formular, strenger als unser deutscher Studentencomment, vorgeschrieben. Fanden beide, daß sie demselben Zweige dieser Gesellenbünde angehörten oder, wie man sagte, daß sie dasselbe „Devoir" hatten, so feierten sie das Zusammentreffen in der nächsten Schenke. Waren aber beide von verschiedenen Devoirs, so prügelten sie sich oft so lange, bis der eine halb oder ganz todt auf dem Platze liegen blieb, wie wir es in der Einleitung unserer Schilderung gesehen haben. Gehörte aber der eine Geselle keinem Bunde an, so wurde er verächtlich stehen gelassen oder verhöhnt. — Der angesehenste, wenn auch nicht der zahlreichste Zweig dieser Gesellenbünde waren die Kinder Salomons. Sie bestanden blos aus Bauhandwerkern (Steinmetzen, Schreinern, Zimmerleuten und Schlossern) und stammen ohne Zweifel direkt von den mittelalterlichen Bauhütten ab, als mit dem Verfalle der gothischen Baukunst und des mittelalterlichen Geistes Meister und Gesellen ihre eigenen Wege gingen. Die Kinder Salomons nannten sich auch Wölfe, fremde Gesellen, freie Gesellen und Gavots. Sie behaupten vom Könige Salomon und dessen Baumeister Hiram gestiftet zu sein. Nach ihrer Tradition, in welcher sie jedes neue Mitglied unterrichteten, starb Meister Hiram als der erste Märtyrer des Bundes. Er habe das Geheimniß nicht verrathen wollen und sei daher von den eifersüchtigen Genossen ermordet worden. Die Gavots sind noch besonders dadurch bemerkenswerth, daß sie ihre Mitglieder ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses aufnehmen, weil Salomon der religiös freisinnigste König gewesen sei. Sie rekrutirten sich hauptsächlich aus den protestantischen Gegenden Südfrankreichs und bildeten den aristokratischen Theil der Gesellenschaft. Sie besaßen viele tüchtige und strebsame Mitglieder, waren, wenn auch religiös sehr freisinnig, so doch gegen andere Handwerke sehr ausschließend und haben daher blos geringe Verbreitung gefunden. Von den erwähnten 900 Schreinergesellen, welche im Jahre 1827 zu Lyon in die Compagnonnage eingereiht waren, gehörten blos 100 zu den Gavots. — Die zweite große Abtheilung dieser Gesellenbünde waren die Kinder des Meister Jakob. Sie erzählten ihren Neulingen folgende Fabel. Meister Jakob, der Stifter des Bundes, war einer der Hauptarchitekten Salomons und Kollege Hirams. In Südgallien geboren, wanderte Meister Jakob früh nach dem Morgenlande und kam auch zum Tempelbau in Jerusalem. Später kehrte er wieder in seine Heimath zurück, begleitet von verschiedenen anderen Baumeistern, darunter auch vom Meister Soubise. Dieser war eifersüchtig auf den Ruf und die Leistungen Jakobs und trachtete ihm nach dem Leben. Jakob floh vor den Mördern und gerieth dabei in einen Sumpf, in welchem er elend zu Grunde gegangen wäre, wenn nicht die als spanisches Rohr bekannte binsenartige Pflanze ihn über dem Wasser gehalten hätte. Die Schüler Jakobs kamen herbei, verjagten die Mörder und retteten den Meister. Soubise söhnte sich scheinbar mit Jakob aus, gab ihm aber bald darauf, als Meister Jakob zu Saint-Baume in der Provence betete, den Friedenskuß als Zeichen für fünf bereitstehende Mörder, die den Meister wirklich ermordeten. Jakob verzieh sterbend seinen Mördern, untersagte seinen Schülern, seinen Tod zu rächen und empfahl ihnen, an den heiligen Gebräuchen (dem Devoir) festzuhalten, die er ihnen gegeben. Darauf starb er 989 Jahre vor Christi Geburt. Auf der Brust des Todten fanden seine Schüler einen Binsenstengel, den er zum Andenken an seine erste Lebensrettung getragen hatte. Seit dieser Zeit tragen sie Stöcke aus spanischem Rohr als Zeichen ihrer Aufnahme unter die Kinder des Meister Jakob. Der Leichnam des Meisters wurde feierlich beerdigt und dabei die Guilbrette aufgeführt. Meister Soubise stürzte sich, von Gewissensbissen über seine Unthat gefoltert, in einen Brunnen, den die Gesellen mit Steinen zufüllten. Die Kleider des Meisters Jakob wurden sorgsam aufbewahrt und später

Digitized by Google

getheilt. Die Hutmacher erhielten den Hut, die Steinmetzen den Rock, die Schlosser die Sandalen, die Wagner den Stab und die Zimmerleute den Gürtel. Selten versäumte ein Kind des Meisters Jakob auf seiner Tour de France nach St. Baume bei Brignolles (Var) zu wallfahren und sich von dort ein Andenken mitzunehmen. Nach der katholischen Legende war die heilige Margarethe in jene Höhle zu St. Baume geflohen. Nach der Tradition der Gesellen war dort Meister Jakob gestorben. In unserem Jahrhunderte, da mit dem religiösen Geiste auch die Verehrung gegen das Alte und Sagenhafte bei dem arbeitenden Volke Frankreichs so stark abgenommen hat, sind die Wallfahrten zum Sterbeorte des Meisters Jakob selten geworden.

Die Kinder des Meisters Jakob nennen sich auch Compagnons du devoir oder devoirants. Da sie mit den Gavots in Todfeindschaft lebten, so verwandelten diese spöttischerweise die Bezeichnung devoirants in dévorants (Fresser), was mit der Zeit für die Kinder Jakobs fast allgemein gebräuchlich wurde. Dieser Zweig der Compagnonnage nahm blos Katholiken auf, war aber gegen die anderen Handwerker nicht ausschließend, so daß ihr Bund sich mit der Zeit von den Bauhandwerkern auf fast alle Handwerke ausdehnte. Zu Beginn des zweiten Kaiserreiches zählten die Kinder Jakobs ihre Mitglieder in 29 Gewerben. Die Schuhmacher hatten bis zum 17. Jahrhunderte ebenfalls zum Bunde gehört, hatten aber dann das Devoir aufgegeben, weil die theologische Fakultät von Paris das geheimnißvolle Treiben und die Aufnahmeceremonien für gotteslästerlich und daher für eine schwere Sünde erklärt hatte. Erst im Jahre 1808 verrieth ein junger Gerbergeselle im Trunke das verloren gegangene Devoir wieder an die Schuhmacher, und diese gründeten jetzt neuerdings einen Gesellenbund, der sich rasch über ganz Frankreich verbreitete. Aber die übrigen Gesellen mochten sie nicht leiden. Sie hatten das Geheimniß blos durch Verrath erhalten und galten ohnedies schon seit fast zwei Jahrhunderten als Abtrünnige, daher sie von den andern mit einem Hasse verfolgt wurden, der unter vielen anderen traurigen Folgen auch den in unserer Einleitung geschilderten tragischen Zusammenstoß zwischen den beiden Brüdern zur Folge hatte.

Leid.
Nach dem Medaillon von Hülcker.

Den dritten Zweig der großen französischen Gesellenschaft bildeten die **Kinder des Vaters Soubise**. Ihr angeblicher Stifter war wohl kaum der Mörder des Meisters Jakob, sonst würde er **Meister** Soubise genannt worden sein. Auch standen die Kinder des Vaters Soubise mit den Kindern des Meisters Jakob stets im besten Einvernehmen. Sie waren meist Zimmerleute, bons drilles, gute Kerle genannt, aber die rohesten aller Gesellen. Bei ihnen wurden die Füchse am grausamsten gequält. Diese Zimmerleute heulten nicht blos bei der Beerdigung eines Kameraden, sondern selbst auf der Landstraße beim Wiederfinden eines Freundes. Sie prügelten sich stets mit den Gavots und waren gefürchtete Raufer. Ein Schuhmacher oder ein Bäcker — denn auch diese waren von den übrigen Gesellen verachtet — war für ihre Streitsucht stets ein willkommener Fund.

Ueber die Ursachen dieser Spaltungen unter den französischen Handwerksgesellen ist schon viel geschrieben worden von Arbeitern und höher gebildeten Männern. Die Arbeiter hielten, soweit sie diesen Gesellenbünden angehören, fest an dem sagenhaften Zusammenhange mit dem salomonischen Tempelbau und glaubten die Tradition von den Meistern Hiram, Jakob und Soubise. Andere Autoren geben begreiflicherweise nicht viel dafür. (Ausführliches über die verschiedenen Vermuthungen findet der Leser in meinem Buche: „Geschichte der sozialen Bewegung und des Sozialismus in Frankreich", I. Band, Berlin, G. van Muyden, 1876.) Hier möge blos diejenige Ansicht Platz finden, welche vielleicht der uns verschleierten geschichtlichen Wahrheit am nächsten kommen dürfte. Auch diese Vermuthung geht davon aus, daß die Handwerkerbündnisse ursprünglich aus den mittelalterlichen Bauhütten herausgewachsen sind, wenn es auch wahrscheinlich ist, daß sich schon damals gar manche römische und gallische Traditionen in dem Gedankenkreise der Gesellen eingemischt haben. Der übersprudelnde christliche Idealismus jener Zeit mag sich auch vielleicht darin gefallen haben, die ungeheuren Tempel, die vom Volke als Wunderwerke angestaunt wurden und von der Normandie ausgehend in ganz Frankreich dem Boden entwuchsen, mit dem salomonischen Tempelbau in engsten Zusammenhang zu bringen. Man pflegte daher die Legenden von den verschiedenen Meistern und feierte dieselben als Stifter der einzelnen Bünde. Es wird nun vermuthet, daß die Hinneigung zum Islam und zum Götzendienste, welchen manche Tempelritter aus dem Orient mitgebracht hatten, und welchen Philipp der Schöne als Vorwand zur Ausrottung dieses Ordens und zur Konfiszirung der Ordensgüter nahm, auch unter den Bauhandwerkern Anklang fand. Sie mögen dazu durch die Kreuzzüge und durch den Verkehr mit Tempelherren gekommen sein. In diesem Falle hätte sich eine Sektenbildung geregt, welche die religiöse Einheit, an der Staat und Kirche im Mittelalter bekanntlich streng festhielten, zu durchbrechen drohte. Die katholische Kirche und der Staat suchten daher diesen Abfall zu verhindern und die separatistischen Handwerker wieder zum früheren Glauben zurückzuführen. In der That bringen manche die Tempelherren mit der großen Spaltung der Bauhandwerker in Verbindung und behaupten, das Geschick des letzten Großmeisters Jakob Molay sei in der Phantasie der Gesellen zum Schicksal des Meisters Jakob geworden. Alte Lieder und Sagen der Gavots sprechen ferner von Orleans als dem Ausgangspunkte der großen Spaltung. Perdiquier, ein Gavot und schriftstellernder Schreiner, der sich besonders durch gesunden Sinn ausgezeichnet hat und im Jahre 1873 gestorben ist, ergänzte dies nach einem alten Aktenstücke seiner Gesellschaft dahin, daß diese Spaltung im Jahre 1401 eingetreten sei, als die Thürme der Kathedrale zu Orleans gebaut wurden. Er deutet darauf hin, daß bei dieser Gelegenheit die kirchlichen und antikirchlichen Elemente in Konflikt gerathen und die Gavots, die sich der religiösen Einheit nicht fügen wollten, durch die vereinte Macht von Staat und Kirche vertrieben worden seien und sich in die südfranzösischen Gebirge geflüchtet hätten. Die Zurückgebliebenen hätten sich wieder enge, aber freilich nicht auf die Dauer, an die Kirche angeschlossen; um aber dem Drange der Sagenbildung zu genügen, habe man die Tradition vom Könige Salomon, welche die Gavots gehabt hätten, allmählich auch für den neuen Bund zurecht gemacht, nur mit der Einschiebung der Person des Meisters Jakob, weil einer der Baumeister von Orleans so geheißen habe.

Digitized by Google

Die hier niedergelegte Vermuthung erhält ihre innere Wahrscheinlichkeit besonders dadurch, daß die katholische Kirche von jeher sämmtliche Bevölkerungsklassen, zumal auch das arbeitende Volk an sich zu fesseln suchte und daß sie im Mittelalter gemeinsam mit dem Staate jeder Abweichung von dem alten Glauben und jeder Sektenbildung kräftigst entgegentrat. Ob der Hergang in der That so war, wie er hier dargestellt ist, das vermag niemand zu sagen. Die mittelalterlichen Chronisten gefielen sich daran, den Ursprung der Dynastieen und Reiche in die entferntesten sagenhaften Zeiten zurückzuverlegen. Wenn also nicht einmal für die Königshäuser und die höheren Stände eine sichere Geschichtsschreibung bestand, so war dies um so weniger für das arbeitende Volk der Fall, und dieses ließ daher seinem dunklen Triebe nach Sagenbildung freien Lauf.

Wenn wir auch über die Entstehung dieser Spaltungen nichts Bestimmtes wissen, so wissen wir um so mehr über die furchtbar blutigen Fehden dieser feindlichen Richtungen in dem französischen Handwerkervolke. Die Gerichtsakten und die wilden barbarischen Schlacht- und Triumphgesänge der feindlichen Devoirs geben uns darüber wahrhaft erschreckende Einzelheiten. Sie lieferten nicht blos gewöhnliche Straßenprügeleien, wie die Gelegenheit es brachte, sondern auch verabredete Schlachten und Massenduelle auf freiem Felde.

Diese Kämpfe wurden zu Anfang unseres Jahrhunderts immer häufiger. Die strenge Gesetzgebung der Revolution und des ersten Kaiserreiches, welche alle Vereinigungen unterdrückte oder in die Hand der Regierung gab, hatten die Gesellenbünde wenig geschädigt. Im Geheimen bestanden sie weiter. Als die Bourbonen zurückkehrten und Frankreich endlich, nachdem es 24 Jahre hindurch Europa ausgesogen hatte, zum Abrüsten gezwungen wurde, kehrten viele Handwerker aus der Kaserne in die Werkstatt zurück. Sie waren an Krieg und Todtschlag gewöhnt, hatten sich an den von oben gepflegten Ideen falschen Ruhmes vollgesogen und wurden jetzt Renommisten und Raufbolde. Die alten Soldaten des Kaiserreichs machten dadurch die Werkstätten und die Straßen unsicher. Der kriegerische Geist im Handwerkervolke erwachte wie nie zuvor. Dem Fanatismus für das eine Devoir stand der Fanatismus für das andere Devoir gegenüber. Die größten Brutalitäten kamen vor, das Blut floß in Strömen, von den höheren Ständen kümmerte sich wie gewöhnlich niemand um dieses wahnsinnige Gebahren der Gesellen und nur die Polizei hatte, besonders im Süden, ihre Noth mit dem unbändigen Volke, das sich selbst durch die strengsten Strafen nicht von seinem falschen Ehrgefühle abbringen ließ. Eine der blutigsten Schlachten wurde im Jahre 1816 zwischen Vergère und Muse bei Lunel geliefert. Dort arbeiteten Steinhauer der beiden Devoirs. Konkurrenz und traditionelle Eifersucht führten zum Streite, ein Stelldichein wurde verabredet, jeder Theil zog Hilfstruppen bei und von zwanzig Meilen in der Runde eilten die wilden Gesellen zum Schlachtfelde. Der Kampf, an welchem gediente Soldaten Theil nahmen, wurde mit großer Raffinirtheit geführt, war hartnäckig und kostete vielen das Leben. Die Gavots siegten und feierten dieses Ereigniß noch lange in einem blutdürstigen Liede.

Wir könnten noch viel erzählen von solchen Kämpfen und von dem wilden Blutdurst der fanatisch erhitzten Köpfe, die selbst den Meuchelmord nicht verschmähten. Nur der ruhigere Nordfranzose betheiligte sich weniger an diesen Kämpfen, deren Hauptschauplatz der Süden war. Aber diese schrankenlose Leidenschaft, die den Gegner blos deshalb todtschlug, weil er einem anderen Gesellenbunde angehörte, dieses wilde Aufflammen des Fanatismus, der bis in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts währte, war das letzte gewaltige Lebenszeichen des Geistes, der diese Verbrüderungen geschaffen. Sie mußten fallen, weil sie aller Vortheile bar geworden waren, die sie einst in besseren Zeiten dem Gesellen geboten, weil sie fast nur noch zur Ausschweifung, Sittenlosigkeit, Rauferei Veranlassung gaben, vor allem aber, weil ein neuer Geist ihre Fundamente immer mächtiger unterwühlte und Stein auf Stein hinwegriß. Immer noch war die Compagnonnage in dem arbeitenden französischen Volke sehr populär, aber sie erlahmte und zerfiel. Nicht etwa, daß die mächtige Staatspolizei dieses Kunstwerk vollbracht hätte. Die geschilderten Handwerkerbünde mit ihren Geheimnissen ꝛc. hatten seit Jahrhunderten allen Angriffen der Staatsgewalt getrotzt und sich im schlimmsten Falle in das Dunkel ihrer Mysterien zurückgezogen. Alle Anordnungen und Verbote der absoluten Monarchie waren vergeblich gewesen, selbst die gewaltige Revolution war fast wirkungslos über sie hinweggegangen, sie blühten in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts trotz drakonischer Gesetze und strenger Strafen mächtig auf. Die einzige Macht, welcher sie nicht widerstehen konnten, war der Geist, der in der französischen Revolution geboren wurde und seitdem in jenem Lande großen Einfluß erreicht hat. Es ist ja bekannt, daß diese ungeheure Katastrophe, welche das ganze alte Frankreich hinwegschwemmte, mit den längst dem Tode verfallenen Ruinen auch die Achtung vor der politischen und religiösen Autorität im französischen Volke auf lange hinaus untergraben hat. Das Volk, zumal der Städte, verlor die alte Ehrfurcht vor den religiösen Dogmen. Die Gesellen hatten aber bisher ihre Traditionen von Salomon, Hiram, Jakob ꝛc. als dogmatische Wahrheiten aufgefaßt; sie hatten Gut und Leben dafür eingesetzt und jedem den Schädel eingeschlagen, der die Wirklichkeit ihres Stifters und die Heiligkeit des von ihm gegebenen Devoir bezweifelte. Jetzt aber zog bei ihnen selbst der Zweifel ein und hielt immer reichere Ernte. Der alte Gesellenaberglaube wurde wankend, damit fiel auch die gesammte Organisation der Gesellenbünde aus einander. Mit der Ehrfurcht vor der Tradition schwand der Jahrhunderte alte Stolz der Gesellen auf ihr Devoir, ihre Stöcke und Farben. Der gegenseitige tödtliche Haß nahm ab, die Schlachten, welche die verschiedenen Gesellenbünde sich lieferten, wurden seltener, der Indifferentismus nahm zu und die Predigt der gegenseitigen Duldung fand allmählich Anhänger. Noch ein anderer Grund, welcher mit dem eben erwähnten zusammenhing, trug zur Auflösung dieser Handwerkerbünde bei. Die Selbst- und Genußsucht nahm überhand, besonders unter der Julimonarchie und dem zweiten Kaiserreiche. Der Trieb nach Weiterbildung, welcher in früheren Jahrhunderten die Mitglieder der Compagnonnage so vortheilhaft ausgezeichnet hatte, nahm ab, Trunksucht, Ausschweifung und Herrschbegier überwucherten alles, die Disziplin schwand dahin, die jungen Leute wollten nicht mehr gehorchen, sondern sogleich die Rolle der „Eingeweihten" spielen, die Unordnung wurde immer häufiger und der Massenabfall zerstörte das stolze Gebäude von sechs Jahrhunderten. Jede dieser Spaltungen riß jetzt einen mächtigen Stein aus dem Baue. Der französische Handwerksgeselle lernte über die alten Fabeln lachen, die niemand mehr glaubte, und machte sich über die geheimnißvollen Gebräuche lustig, deren Bedeutung kein Mensch verstand. Je mehr die abergläubische Ehrfurcht vor dem Devoir und dessen Gründer verschwand, desto mehr fühlte der Handwerkergeselle, daß er mit allen übrigen Berufsgenossen etwas viel wichtigeres gemeinsam habe, nämlich die gleiche proletarische Lage. Daher schlossen sich zahlreiche und immer zahlreichere Gesellen den verschiedenen sozialistischen Systemen an, welche Frankreich freilich vergeblich zu beglücken versuchten. Die Sozialisten, welche solche utopistische Systeme ausheckten, wollten aber nichts wissen von Bändern und Devoirs, von Handwerks- und Berufsunterschied. Ihr Prinzip war die Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit aller Menschen, freilich in der Weise, in welcher sie diese schönen Worte verstanden und auslegten. Auch im Schoße der Compagnonnage selbst erwuchs eine Partei, welche, ohne sozialistisch zu werden, die Nichtigkeit der alten Devoirs, das Vergessen des Jahrhunderte langen Hasses, die Brüderlichkeit und das gemeinsame Klasseninteresse aller Gesellen ohne Unterschied des Handwerks und Devoirs predigte. Sie wirkten mit Wort und Schrift für ihre Idee und die demokratische Presse, die in Frankreich eine sehr große Macht besitzt, trat für sie ein. Auch die Gewerbefreiheit, welche es jedem leicht machte, selbständiger Meister zu werden, trug viel bei zum Untergange der Compagnonnage. So wirkten alle Umstände zusammen, um diese interessanten Gesellenbündnisse, welche ein Alter von vielleicht 600 Jahren besitzen, verschwinden zu machen. Nur hier und da findet sich in dem Zimmer eines alten Gesellen noch das schön ausgeführte Ab-

Digitized by Google

schiedszeugniß, umgeben von den Bändern und Stöcken und umrahmt von den Bildnissen der Jugendgenossen.

Von der Compagnonnage bestehen nur noch schwache Reste. Der Arbeiter, welcher zum Klassenbewußtsein gekommen ist, hat sich in die große Armee des modernen Sozialismus eingereiht und ist, wenn nicht wirkliches so doch geistiges Mitglied der internationalen Arbeiterassoziation geworden. Diese Gesellschaft ist jetzt allerdings in Frankreich durch ein strenges Gesetz verboten. Aber der Geist, der sie geschaffen, läßt sich durch Gesetz und Polizei nicht bannen. Im Verborgenen wirkt er weiter und sucht das arbeitende Volk der Städte von neuem zu einem gewaltigen Sturmlauf gegen das bestehende soziale Gebäude zu sammeln. Wenn es ihm auch auf die Dauer nicht gelingen kann, die sozialen Naturgesetze zu verändern, so wird er doch bei passender Zeit den 1871 mißglückten Versuch wiederholen und neuerdings ein Meer von Blut und Feuer über Frankreich ergießen.

Am Familientische.

Ein Schulkönig.

(Zu dem Bilde auf S. 773.)

Als Friedrich der Große einst eine Volksschule besuchte, verneigte sich der Schulmeister zwar tief vor ihm, blieb aber sitzen und machte auch sonst keinerlei Aufhebens von seinem königlichen Gast. Erst als dieser aufbrach, folgte er ihm und entschuldigte nun, so gut er konnte, sein auffälliges Benehmen. „Wenn die Sakramenter merken würden, daß noch einer über mir steht," sagte er, „so wäre es mit ihnen nicht auszuhalten. Für die bin ich der König!"

Ja, es waren gestrenge Herren, diese Schulmeister der alten Zeit, und sie regierten, wider das Sprichwort, lange. Zahlreiche Generationen bekamen das spanische Röhrchen fleißig zu schmecken, und wenn sie auch nicht gerade gelehrt wurden, Ordnung und strammen Gehorsam lernten sie immerhin, und das war viel.

Dem Alten auf unserem Bilde sieht man es auf den ersten Blick an, daß er durch kein Seminar gegangen ist. Er muß selber scharf ins Buch blicken, um es besser zu wissen als der Junge vor ihm, der instinktiv fühlt, was da kommen muß, und sich kratzt, ehe es juckt. Vergebens stürzt sich der aufopfernde Freund hinter ihm in die größte Gefahr, er wird das drohende Geschick, das so eben schon mit lautem Schall auf das Katheder fiel, nicht aufhalten, und der Sünder, dessen Faulheit der Sonnenschein und der Vogelgesang draußen wohl in den Augen des Beschauers, nicht aber in denen des gestrengen Schulkönigs entschuldigen, wird nach wenigen Augenblicken den Platz auf dem Armensünderbänkchen einnehmen, dessen augenblicklicher Inhaber in so tiefen Schmerz versunken ist. — r —

Des Reiters Freund.

(Zu den Bildern auf S. 780 und 781.)

Wir Deutsche bilden kein Reitervolk, und es fehlt uns daher an jenen Naturreitern, wie sie Rußland in seinen Kosaken, Oesterreich in den ungarischen Husaren besitzt. Wenn unsere Reiterei sich trotzdem so glänzender Erfolge rühmen kann, wenn unsere beritten gemachten Bauerjungen trotzdem diese auf den Pferden erwachsenen Reiter oft genug über den Haufen warfen, so haben wir das wesentlich zwei Umständen zu verdanken: dem Vorhandensein unseres Militäradels und jener gemüthvollen Stellung, welche der Deutsche zu dem Thier als solchem einnimmt. Der gebildete Bürger der Städte pflegt gern über den „Stallgeruch", der seinen Worten nach dem Militäradel anhaftet, zu spotten, und er vergißt darüber, daß er dieser von vornherein auf die Ausbildung tüchtiger Reiter gerichteten Erziehung jene Offizierkorps verdankt, welche sich als so vortreffliche Lehrmeister des meist doch ganz rohen Materials erwiesen haben. Was waren denn jene blitzschnellen Husaren und Dragoner, jene gefürchteten Ulanen, jene unwiderstehlichen Kürassiere, ehe sie des Königs Rock anzogen? Weitaus die meisten von ihnen hatten vorher nie auf dem Rücken eines Rosses gesessen, es sei denn auf dem eines Karrengauls oder eines Ackerpferdes.

Das Material ist roh, aber es ist tüchtig. Die Rekruten bringen nicht nur die Disposition zu Zucht und Gehorsam mit, nein, es knüpft sich bald auch ein inniges Band zwischen ihnen und ihren Thieren, wie Oskar Hülcker das auf unseren Bildern, deren Originale sich im Besitz Sr. Majestät des Kaisers befinden, so hübsch dargestellt hat. „Freud" und „Leid" heißen die Bilder, in Schmerz und in Freude flüchtet der Reiter sich zu dem treuen Gefährten aus dem Thierreich. Nur dem Fremden erscheint dieser stumm und unempfänglich, der Freund versteht die stumme und doch beredte Sprache des Thieres und weiß, daß es in seiner Weise theilnimmt an dem, was des Reiters Herz bewegt. — r —

Die Gasbeleuchtung der Eisenbahnpersonenwagen.

Hast Du, lieber Leser, einmal in langer Winternacht eine weite Reise auf der Eisenbahn zurückgelegt? Wenn dem so ist, hast Du vielleicht vor Kälte oder aus einem anderen Grunde nicht schlafen können? Ich nehme an, Du hättest solche unvergeßliche Nacht im Eisenbahncoupé vollbracht, so sehe ich in Gedanken, wie Du Dir Schlaflosigkeit und Kälte durch einfache Reiselektüre zu versüßen und zu vertreiben versuchst. Aber die Oellampe oben in der Wagendecke hat kein Mitleid mit Dir, sie brennt trüber und trüber, flackert noch einige Mal hin und her, ein letzter heller Schein — und Finsterniß umhüllt Dich. Jetzt suchst Du Dir eine neue aber letzte Trösterin, eine Cigarre hervor, zündest sie an und siehst beim Scheine des aufleuchtenden Streichhölzchens vor Sehnsucht auf Dein am Boden liegendes Buch, auf Deine Zeitungen. Aber hier ist keine Hilfe. Anderthalb Stunden lang fährt Dein Schnellzug ohne anzuhalten, und so lange bist Du ein Gefangener in dunkler Zelle und hast Muße, stille Betrachtungen über Wagenbeleuchtungen anzustellen.

Beim Schein der Streichhölzer zählst Du die Viertelstunden bis zur nächsten Station. Unendlich lange Zeit! Die Station will nicht kommen; aber endlich gibt die Lokomotive doch das Haltezeichen, der Zug fährt langsamer, Laternen blitzen Dir entgegen, Du fährst in die hellerleuchtete Wartehalle. Der Zug steht. „Schaffner, hier im Coupé ist die Lampe erloschen." Der Beamte lächelt; es sind bekannte Begrüßungsworte, die oft an ihn gerichtet werden. „Ich werde gleich einmal untersuchen," lautet die Antwort, und die dunkle Gestalt klettert auf die Wagendecke.

Das Oel ist verbrannt, auf der Abgangsstation ist die Lampe nicht untersucht worden. Da pfeift die Maschine, der Zug setzt sich in Bewegung, der Schaffner wirft einen letzten Blick voll Mitleid auf Dich, dann geht es weiter durch Wald und Feld in die Nacht hinein. Deine Cigarre ist längst ausgebrannt, Schnee, Regen und Wind singen Dir ein eintöniges Schlummerlied. Trotz der Kälte schläfst Du ein und träumst Dich zurück in Dein behaglich warmes, hell erleuchtetes Zimmer, da plötzlich ein sanfter Ruck, Du erwachst, die Coupéthür wird aufgerissen, der Schaffner ruft den Namen der Endstation Deines Bestimmungsortes. — — —

Immerhin sind Langeweile und Unbequemlichkeit der Reisenden noch die geringsten Uebel, welche das Erlöschen der Lampe mit sich bringt. Weit ernstere Unglücksfälle kann die Dunkelheit herbeiführen. Dem allen vorzubeugen, haben die Forschung und die nimmer ruhende Technik unternommen, das Leuchtgas, welches unsere Straßen, Plätze, Häuser und Zimmer erhellt, auch in die Eisenbahncoupés überzuführen. Vielfache Versuche sind angestellt worden, bis man sich für die jetzt bestehende vollkommenste Gasbeleuchtung entschied, mit welcher die Wagen der königl. niederschlesisch-märkischen und der neuen Berlin-Dresdener Eisenbahn versehen sind.

Am Untergestell, zwischen den Längsträgern eines jeden Wagens sind, je nach der im Wagen anzubringenden Flammenzahl, ein oder zwei vernietete, innen verzinnte Cylinder aus Eisenblech von circa $1^3/_4$ Meter Länge und 420 bis 510 Millimeter Durchmesser angeschraubt. Diese Behälter werden bis zu einem Drucke von sechs Atmosphären mit Gas gefüllt. Sind zwei Gasbehälter am Wagen angebracht, so werden beide unter einander durch ein fünf Millimeter weites Rohr verbunden, so, daß das Gas aus beiden Cylindern in gleicher Menge ausströmen muß. Um ein gleichmäßiges Zutreten des Gases in das Flammenrohr zu bewirken, und den Flammen selbst ein ruhiges Licht zu geben, befindet sich unterhalb der Wagen, mit den Gasbehältern in Verbindung stehend, ein Apparat, Regulator genannt, welcher stets ein gewisses Quantum Gas den Flammen zuführt und so ein vollkommen gleichmäßiges Licht bewirkt. Von diesem Regulator führt eine 10 Millimeter weite Rohrleitung außerhalb an der Stirnwand des Wagens entlang über die Wagendecke und vertheilt sich dort in die einzelnen Flammenrohre, welche je durch einen Hahn geschlossen werden, so daß jedes Coupé besonders erleuchtet werden kann. Die Lampen sind in die Wagendecke eingelassen und in den einzelnen Coupés durch kugelförmige Glasglocken abgeschlossen.

Diese Glasglocken verhindern das Eindringen des Gasgeruches in die Coupés. Sollte bei Tage durch Versehen der Hahn eines Brenners offen geblieben und der Haupthahn nicht geschlossen sein, so entweicht der Gasgeruch durch den an die freie Luft führenden Schornstein der Laterne. Es ist rathsam, den in die Rohrleitung an der Stirnwand des Wagens eingeschalteten Haupthahn stets geschlossen zu halten, wenn keine Beleuchtung stattfinden soll.

Bei den ersten Versuchen mit dieser Gasbeleuchtung wurde namentlich das Bedenken laut, daß durch äußerliche Beschädigung der mit hohem Druck gefüllten Gasbehälter leicht Explosionen herbeigeführt werden könnten, verschiedene angestellte Versuche haben jedoch die Grundlosigkeit dieser Befürchtungen dargethan. Zur Herstellung des Gases verwendet man das bei der Paraffinfabrikation gewonnene Braunkohlentheeröl. Zum Behufe der Gasbereitung befindet sich auf den Bahnhöfen eine eigene Anstalt, welche aus dem Retortenraume und dem Raume für die Kühlings- und Reinigungsapparate besteht. Hieran schließen sich 1) der Raum für die Gaspumpe, 2) ein Verschlag für den Hauptsammelkessel und die in die Erde eingelassene Sammelglocke. Eine Gasuhr, welche in der Anstalt angebracht ist, zeigt den Verbrauch des Gases an, bewirkt dadurch die Feststellung und Berechnung des verbrauchten Materials sowie der Kostenpreise.

In dem oben erwähnten Retortenraume geht die Vergasung des Braunkohlentheeröls vor sich; dasselbe tropft langsam in die erhitzten gußeisernen Retorten, um hier zu vergasen. Das also erzeugte Gas

wird durch eine Rohrleitung der Sammelglocke zugeführt und von dort aus mittels der durch Dampf getriebenen Gaspumpe, nachdem es vorher durch die Reinigungsapparate gegangen ist, in die Hauptsammelkessel gedrückt; letztere sind aus Schmiedeeisen gefertigte, cylinderische gutgedichtete Kessel, welche einen Gasdruck von zehn Atmosphären oder 14 Pfd. pro □" Druck × 10 aushalten. Der Druck in diesen Kesseln ist daher ebenso groß, wie in jedem Dampfkessel. Eine unterirdische Leitung, aus Bleiröhren bestehend, läuft vom Hauptsammelkessel bis an das zum Füllen der Wagen bestimmte Geleise und verzweigt sich hier nach beiden Richtungen des Schienenstranges bis auf eine Entfernung von 8 bis 15 Wagenlängen. In der Entfernung von je einer Wagenlänge befindet sich nun eine an einer Säule von 3′ Höhe emporlaufende Leitung, welche mit der vom Hauptsammelkessel kommenden verbunden und am oberen Säulenende durch einen Hahn verschlossen ist. Soll nun ein Zug gefüllt werden, so fährt derselbe auf das zur Füllung bestimmte Geleise, den sogenannten Füllstrang, und zwar in der Weise, daß ein oder zwei an einem Wagen angebrachte Sammelkessel je einer Füllsäule gegenüber zu stehen kommen. An einer Seite, resp. am Boden dieser Sammelkessel wird nun ein starker Schlauch angeschraubt, dessen Ende mit der Gasleitung am Kopfe der Füllsäule in Verbindung gebracht werden kann. Man öffnet nun den an der Säulenleitung befindlichen Hahn, ebenso den vor dem Sammelkessel liegenden, und das Gas dringt dann in den Kessel ein, woselbst es bis zu sechs Atmosphären zusammengedrängt wird. Zugleich mit dieser Füllung öffnet sich an der anderen Seite des Kessels ein Hahn, auf welchem eine Uhr (Manometer genannt) angeschraubt ist, deren Zeiger den im Kessel befindlichen Gasdruck angeben.

Ist der verlangte Druck vorhanden, so werden die an beiden Kesselböden befindlichen Hähne geschlossen, Manometer und Füllschlauch abgeschraubt und eiserne Schutzkappen über die Hähne gezogen. Um die Wagen zu erleuchten, öffnet man den an der Stirnwand befindlichen Haupthahn sowie die Flammenhähne der Wagenlaternen und zündet die Flammen an. Dieselben besitzen eine so große Leuchtkraft, daß sich das Verhältniß einer Gasflamme zur Oelflamme wie 10 : 4 stellt.

Bezüglich der Kosten der Gasbeleuchtung stellt sich der Preis pro Brennstunde auf 1,71 Pf. Eine Oelflamme kostet dagegen pro Stunde 5,5 Pf. Es tritt also bei Einführung der Gasbeleuchtung eine bedeutende Kostenverminderung für Brennmaterial ein. Allerdings normiren sich die Preise für Einrichtung der Gasanstalt und der Wagen wesentlich höher als die für Oelerleuchtung nothwendige Einrichtung. Die Herstellung der Gasanstalt kostet 15 bis 18,000 Mark. Die Wageneinrichtungen kosten, wenn die Brenndauer der Flammen auf 35 Stunden angenommen wird:

1)	Für Wagen mit	5	Flammen,	900	Mark.
2)	= = =	4	=	750	=
3)	= = =	3	=	600	=
4)	= = =	2	=	480	=

Dagegen sind die Kosten für Reinigung und Bedienung der Wagengaslaternen bedeutend geringer als die durch Oelbeleuchtung entstehenden, so daß in einigen Jahren die Mehrkosten der Gasbeleuchtungseinrichtungen vollkommen aufgewogen werden. Die Gasflamme im Coupé gestattet den Reisenden das Lesen der kleinsten Druckschrift in der weitesten Entfernung, und ein über die Glasglocke der Laterne zu ziehender Blender bewirkt ein vollkommen gedämpftes Licht, welches der Reisende, wenn er schlafen will, nach Belieben heller oder dunkler machen kann, je nachdem der Blender halb oder ganz über die Laterne geschoben wird. In solchem hellerleuchteten Raume vergeht die Zeit schneller, die ganze Umgebung wird behaglicher und jeder Reisende, der einmal in dem so erleuchteten Wagen eine Nachtfahrt gemacht hat, wird, wenn er einen anderen mit Oel erleuchteten Wagen benutzt, an die hellen Coupés der niederschlesisch-märkischen und Dresdener Bahn zurückdenken. Hoffentlich werden unsere Leser bald alle ihre Nachtfahrten beim Scheine des Gaslichtes zurücklegen können, denn auch unsere älteren deutschen Bahnen beginnen bereits für die neue Beleuchtung Interesse zu zeigen, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß bald die letzte Oellampe in den deutschen Eisenbahnwagen geleuchtet haben wird. M. H.

Die Kathedra Petri in Rom.

In Nr. 28 des diesjährigen „Daheim" macht A. Uhlmann in seinem Aufsatz „Die Osterfeier im alten Rom" S. 447 die Bemerkung: „Der altersschwarze Stuhl (cathedra), auf welchem Petrus gesessen haben soll, befindet sich, aber in einer goldnen (richtiger wäre: vergoldeten!) Umhüllung, noch jetzt in der heutigen St. Peterskirche."

Einige weitere Notizen über diesen angeblichen Bischofsstuhl des Apostels Petrus, der bei dem zu seiner Zeit üblichen schlichten Gottesdienst „hin und her in den Häusern" diesen Stuhl gewiß nicht mit herumschleppte, dürften darum für die Leser des Daheim von einigem Interesse sein.

Der gelehrte Benediktinermönch Tillemont, ein guter, durchaus unverdächtiger Katholik, schreibt in seinem Buche „Reise in Italien" wie folgt: „Man behauptet, daß in Rom der Bischofsstuhl Petri sei; Baronius (ein anderer katholischer Schriftsteller) sagt, er sei von Holz, andere dagegen, welche den Stuhl gesehen haben, als er 1666 feierlich aufgestellt wurde, versichern, er sei mit Elfenbeinschnitzereien verziert, die die zwölf Thaten des Herkules darstellen und vor dem 3. oder 4. Jahrhundert unmöglich gefertigt sind."

Wahrscheinlich ist also der Stuhl, von dem man bei einem Besuche der Peterskirche in Rom nichts sehen kann, weil er von einer schon oben erwähnten vergoldeten, im übrigen sehr geschmacklosen Bronzehülle eingeschlossen ist, von Holz (der Custode der Peterskirche sagt Eichenholz) und mit den Elfenbeinschnitzereien belegt. Von diesen eingravirten Arbeiten des Herkules behauptet de Rossi, der gegenwärtig in Rom die erste Autorität für christliche Alterthümer ist, daß sie ursprünglich nicht zum Stuhl gehörten. Freilich wird der Stuhl am 18. Januar jeden Jahres, wo das Fest der Kathedra Petri gefeiert wird, öffentlich ausgestellt. Aber die weite Entfernung, in der das Publikum, also auch ein neugieriger und wißbegieriger Zweifler von dem Orte seiner Aufstellung gehalten ist, verbietet von selbst jede, geschweige eine genaue Untersuchung.

Es muß im höchsten Grade auffällig erscheinen, daß erst Paul IV im Jahre 1557 dazu kam, das Fest der Kathedra Petri einzuführen, und ferner, daß erst 1666 der angebliche Stuhl Petri an dem Orte aufgestellt wurde, wo er jetzt steht. Warum dachte man denn volle fünfzehn Jahrhunderte an keinen Bischofsstuhl Petri? Warum vergingen denn nach Einführung des Festes noch 109 Jahre, ehe man den Stuhl auf- und ausstellte? Wo war er denn, vorausgesetzt, Petrus hätte ihn, wenn er überhaupt in Rom war, mit dorthin gebracht, seit dessen Tode? Welche Bürgschaften haben wir denn, daß es der echte Stuhl Petri ist?

Keine andern als die ohne jeden nähern Beweis aufgestellten und nun als Dogma geltenden Behauptungen der römischen Kirchentradition.

Dagegen sagt nun Luigi Desanctis in seinem Buche „Roma papale" (Florenz 1865) ganz trocken S. 71, daß er den Stuhl, den vier Doktoren der Kirche, nämlich Ambrosius, Augustinus, Anastasius und Chrysostomus gleichsam im Triumph tragen, nicht für den Stuhl des schlichten Apostels halte, sondern für den Stuhl Solimans, des Kalifen von Bagdad oder Saladins, des Kalifen von Jerusalem. Wie kommt dieser Mann zu einer Meinungsäußerung, die jedem Katholiken als ungeheuerliche Lästerung erscheinen muß? Er schreibt S. 79 wörtlich: „Ich sage das auf die Autorität der Lady Morgan hin, die im 4. Band ihres Werkes über Italien die Mittheilung macht, daß die lästerliche Neugierde der Franzosen, die im Anfang dieses Jahrhunderts Rom besetzten, alle Hindernisse überwand, um den berühmten Stuhl zu sehen. Nachdem sie die kupferne Hülle weggenommen hatten, untersuchten sie den Stuhl aufs genaueste und fanden in arabisch die folgenden Worte eingeschnitzt: „Gott allein ist Gott und Muhamed ist sein Prophet". Ob Lady Morgan (fährt Desanctis fort) die Wahrheit sagt, weiß ich nicht, wohl aber, daß die Antworten, mit welcher man ihrer Mittheilung entgegen getreten ist, nichts dagegen beweisen. Man sagt z. B., es sei unmöglich, daß es der Stuhl eines Muselmannes ist, weil diese keine Stühle gebrauchen. Im allgemeinen ist das richtig, die Türken gebrauchen keine Stühle wie wir, sondern Kissen, Divane, Bänke. Allein zum Predigen bedient sich der Mufti bei ihnen eines Stuhles oder Katheders und bisweilen auch der Souverän zum Thronsessel. Der beste Gegenbeweis wäre ohne Zweifel der, den Bischofsstuhl Petri aus seiner Hülle zu nehmen und so öffentlich auszustellen, daß ein jeder ihn genau untersuchen könnte. Aber freilich, Rom scheut auch hier, wie in so vielen andern Stücken, das Licht der Wahrheit."

„Noch erinnere ich mich," fährt Desanctis S. 80 fort, „einer seltsamen Geschichte aus meiner Jugendzeit. Das Fest der Kathedra Petri existirte schon beinahe ein halbes Jahrhundert, allein der Stuhl war noch nicht aufgestellt. Unter den Reliquien in Rom war damals ein Stuhl, von dem es hieß, er habe dem Petrus gehört. Papst Clemens VIII wollte ihn zur öffentlichen Verehrung aufstellen, allein der Kardinal Baronio machte ihn darauf aufmerksam, daß die am Stuhl befindlichen Basreliefs die zwölf Arbeiten des Herkules darstellten, es also unmöglich der Stuhl sein könne, auf welchem Petrus amtirt habe. Dem Papst leuchtete das ein, aber weil man einen Stuhl doch einmal brauchte, so suchte man im Magazin der Reliquien nach und ersetzte den ersten Stuhl mit einem alten Holzstuhl. (Vielleicht spricht Baronius auch von diesem und Tillemont vom ersten.) Als aber Alexander VII sechszig Jahre nach dem Tode des Baronius den jetzigen Altar der Kathedra bauen ließ, war man wegen des Stuhles wieder in Verlegenheit. Den ersten konnte man nicht nehmen wegen seiner Bilder aus der heidnischen Mythologie, den zweiten nicht, weil er in gothischem Stil gearbeitet war, Beweis genug, daß er dem Petrus sicher nicht gehörte. Da vernahm der Papst von einem andern Stuhl, den Kreuzfahrer als Reliquie mit heimgebracht hätten. Den ließ er dann nehmen und aufstellen, ohne daß jemand die von Lady Morgan angegebenen arabischen Schriftzüge bemerkt hätte."

Florenz, August 1876. K. Roenneke.

Inhalt: Am Gardasee. (Forts.) Erzählung von C. R. Struwy. — Die Verwüstungen der Wanderheuschrecken. Von Paul Kummer. — Die Geheimbünde der französischen Handwerksgesellen. Von Dr. Eugen Jäger. — Am Familientische: Ein Schulkönig. Zu dem Bilde von J. Geertz. — Des Reiters Freund. Zu den Medaillons: Freud und Leid. Von Hülcker. — Die Gasbeleuchtung der Eisenbahnpersonenwagen. — Die Kathedra Petri in Rom. Von K. Roenneke.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 9. September 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. **1876. № 50.**

Die Einsamen.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Eine Geschichte vom Strande von **A. Fries.**

I. Wolken und Wellen.

Hart unterm Nordseedeich stand ein Häuschen. Das Strohdach ging tief herab und ragte über die niedrigen Fenster hinaus. Starkes Gebälk ringsum trug das Sparrwerk, mit eisernen Klammern festgefügt, zu trotzen dem Anprall der Meereswucht. Wie trübe Augen unter finster herabgezogenen Brauen, so blickten die beiden einzigen Fenster des Häuschens in die Welt hinaus, das eine gen Süden, wo der Blick weit schweifte über die Grassennen der friesischen Marsch, das andere gegen Westen, wo man den hohen Deich dicht vor sich hatte. Das südliche Fenster war beständig mit schwarzbraunen Holzläden fest verschlossen, als wollte man dem freundlichen Sonnenlicht den Eingang wehren.

Das Haus lag ganz allein, weitab von allen Wohnungen der Menschen. Eine halbe Stunde mußte man gehen bis zur nächsten Werft. Kein Weg, keine Fahrstraße führte vorüber, nur selten streifte der Schatten eines eiligen Wanderers, der oben auf dem Kamm des Deiches schritt, das Fenster. Nur eine Nachbarschaft gab es hier, das war die weite wilde See, die sich jenseits des Deiches dehnte, eine unermeßliche Fläche, bis an den fernen Horizont. Eine unheimliche Nachbarschaft für jeden, der ihre Sprache und Stimme nicht kennt! Die Nordsee ist wie ein Raubthier! Es schläft und schlummert wohl, und man darf ihm den borstigen Rücken streicheln, wenn es seine tiefen regelmäßigen Athemzüge thut mit Ebbe und Flut! Aber furchtbar ist sein Gebrüll, wenn es aufwacht und sich bäumend anstürmt gegen die Schutzwehr, welche Menschenhand ihm entgegen gebaut; wenn es hämmert und klopft mit wachsender Ungeduld, mit anschwellender Wuth; wenn es mit seinen Krallen schlägt, tief hinein in das ihm erreichbare Uferland, und Stück auf Stück wegreißend im lauten schallenden Triumph den Raub der Tiefe zuführt.

Für des Hauses Bewohner war die Nachbarschaft eine längst bekannte, wohl vertraute. Sie liebten dieses Raubthier, sie spielten mit ihm und fürchteten sein Gebrüll nicht; seine Stimme sang ihnen Schlummerlieder und sie freuten sich an seiner rasenden schäumenden Wildheit.

Die Wittwe Ingeborg Birger wohnte hier mit ihrer Tochter Hilda. Lange Jahre war das Häuschen in keinem andern Besitz gewesen. Früher freilich waren auch Männer hier ausgegangen, wettergebräunte Seemänner. Vater Birger, der als Kapitän eine Hamburger Brigg geführt, und seine drei Söhne Freder, Boje und Godber, schlanke geschmeidige Bursche, mit scharfen dunklen Augen, so muthig und lustig wie nur je ein Seemann, den Südwester im Nacken, sein Liedchen pfeift und Tabak kaut. Am Lande hatten sie nimmer lange Ruhe gehabt, es war ihnen zu dumpf und enge im Häuschen, sie trugen Verlangen nach der freien Schiffsplanke, nach dem luftigen Mast, wo der Seewind einem die Nase kühlt.

Nun aber kehrten sie niemals mehr heim. Alle drei hatte die See verschlungen, einen nach dem andern; den jüngsten zuerst, den eine Sturzwelle bei Kap Horn weggerissen, die beiden andern bald darauf in kurzen Jahren. Als Vater Birger die dritte und letzte Todesnachricht heimbrachte, da war ihm sein Vaterherz gebrochen, er legte sich auf sein Bett und starb.

Seitdem hat die Wittwe Ingeborg Birger nie wieder gelacht, und ihre Lippen sind fest verschlossen geblieben, als wenn sie die Zähne übereinander gebissen, reden that sie nur soviel sie eben mußte.

Wenn die Nordsee die einsame Halliginsel überspült und das Salzwasser sein Spiel treibt auf dem grünen Grasboden, dann wird das gute Gewächs auf lange vernichtet und ein schädliches Unkraut entsteht, das man ausreißen muß, wenn die Weiden gedeihen sollen.

Auch über der Wittwe Herz war die Salzflut hingegangen. Das gute Gewächs war vernichtet und statt dessen ein böses Unkraut aufgegangen, und Trotz und Groll, Hader und Grimm wider Gott und Menschen. Sie trug ein starkes Mannesherz in der Weibesbrust, das wollte sich nicht beugen und fügen in

den höheren Willen, das bäumte sich auf und schäumte wie die See draußen mit ihren Wogen und Wellen.

Da saß sie nun Tag aus Tag ein in ihrem dunkelblauen, fast schwarzen Friesrock, um das Haupt turbanartig ein ebenso blau und schwarz karrirtes Tuch im Knoten geschlungen, daß man von dem dichten grauen Haar nichts sehen konnte. Ihr Gesicht mit den markirten Zügen, mit der scharf geschnittenen Nase, den finstern überhängenden Brauen, den zusammengekniffenen Lippen machte einen abstoßenden Eindruck.

Mit Spinnen brachte sie die Tage hin, rauh und uneben war der Faden, den sie zog aus grober Heede, oft riß er ab, wenn der Fuß wie unwillig und zürnend hastiger das Rad herumtrieb. Dann warf sie das Rad bei Seite und holte die alten Seemannsbücher herunter und studirte darin mit der großen Hornbrille auf der krummen Nase. Früher hatte sie auch wohl in ihrer Bibel und im Gesangbuche gelesen, die lagen aber jetzt weit zurück oben in der finstersten Ecke des Fensterbretts, Spinngewebe hatte sie überzogen und dicker Staub lag darauf. Früher war sie auch ins Gotteshaus gegangen, aber seit dem Tode ihrer Söhne nie wieder.

Die Menschen konnte sie nicht mehr ertragen, es kam ihr auch keiner über die Schwelle, sie brauchte ihre Hausthür nicht zu verschließen.

Am wohlsten war's ihr in den stürmischen Herbst- und Winternächten, wenn die See tobte und brüllte, dann stand sie sachte auf von ihrem Bette, und man konnte sie stehen sehen oben auf dem Deich, wie das graue Haar in langen Strähnen ihr um den Kopf wehte, wie sie den hageren Arm mit der geballten Faust emporhob, als drohe sie dem Ungeheuer, das grausam ihr Liebstes verschlungen, alles, alles! Da konnte man sie wild und trotzig auflachen hören und Worte vor sich hinmurmeln, und wenn das Getobe des Sturmes und Meeres recht anschwoll, dann war's, als kreische sie Scheltworte. Aber sie war ja nicht allein, die Wittwe Ingeborg Birger. Sie hatte ja noch ein Kind; eine Tochter war ihr ja geblieben, daran konnte ihr Mutterherz sich doch trösten und aufrichten.

Wenn man ihr das gesagt, sie würde höhnisch aufgelacht haben. Was sollte ihr das erbärmliche zarte Ding? Wie konnte das schwache Mägdlein ihr ein Ersatz sein für die starken, von Mannesmuth strotzenden Söhne mit dem braunen harten Nacken, mit den Adleraugen. Von der Geburtsstunde an war ihr das kleine Mädchen zuwider gewesen, sie brauchte keine Tochter. Unwillig reichte sie dem Kinde die mütterliche Nahrung, verhaßt war ihr die Pflege und Wartung, verächtlich betrachtete sie das feine Ebenmaß der zarten Glieder; die strahlenden blauen Augen unter den langen Wimpern nannte sie häßlich, sie selbst und ihre drei Knaben hatten schwarze Augen, funkelnd und scharf. Als aber nun gar das Schwesterlein den Brüdern gefiel, als sie, heimkehrend von ihren Fahrten, ihr fremde Muscheln und bunte Perlen mitbrachten, sie auf die Schultern hoben und sich die Küsse von den rothen Lippen wohlgefallen ließen, da erglühte ein unnatürlicher Neid, ein eifersüchtiger Groll im Mutterherzen. Ihre Jungen durften niemand anders lieb haben als sie.

Hilda war jetzt sechszehn Jahre alt, und wer sie sah das kleine schlanke Mägdlein, mochte sie wohl noch für jünger halten. Ein träumerisch trüber Ausdruck lag über dem zarten schmalen Gesichtchen und um den feinen sinnigen Mund, der so selten sich zu einem Lächeln verzog. Das reiche aschblonde Haar mußte sie auf der Mutter Befehl, wie diese selbst, unter ein dunkles Tuch knoten, kein buntes Band, kein Silberknopf ward ihr erlaubt, kein Kettlein und keine Spange. Geredet ward nur das allernöthigste zwischen Mutter und Tochter, und am liebsten war's der ersteren, wenn Hilda Stunden lang bis in den Abend hinein ihr aus den Augen ging.

So war des Kindes junges Leben von Wolken umhangen und verdüstert, kein freundlicher Sonnenblick schien hinein, und wie die Sturzwellen alle Liebe weggerissen hatten aus der Mutter Herzen, so hatten sie auch das Kindesleben liebeleer gemacht. Aber es heißt wahrlich nicht umsonst: „Ihre Engel sehen das Angesicht meines Vaters im Himmel!" Hildas Engel hatten sie hinausgeführt an den Meeresstrand; da blühten freilich keine Blumen und fanden sich keine bunten Steine oder Korallen, die Nordsee verschmäht solchen Schmuck und Tand, sie ist zu ernst und finster, aber mit ihren langen schäumenden Wellen kommt sie herangezogen, so majestätisch, so erhaben, daß sie keines andern Schmuckes bedarf. Ihr Rauschen und Branden klingt so feierlich wie tiefer Orgelton in der Kirche, ihre Wolken, die hoch dahinziehen über die weite Fläche, sind so seltsam gestaltet wie Riesenschwäne; oder auch, wenn sie schwarz und tief herabhängen, wie dunkle Nachtvögel, die sich die rauhe Brust baden wollen in den aufspritzenden Wogen.

Hildas Engel lehrten sie die Sprache der Wellen verstehen und die Wolkenbilder enträthseln, sie flüsterten ihr in die Seele heimliche Worte, die sie wieder erzählte den Wolken und Wellen, die sie in selbsterfundenen Melodien ihnen vorsang! Da fühlte sie sich nie einsam, da kam es über sie wie Jugendlust, da zog sie die Schuhe aus und hüpfte und tanzte mit den weißen Füßchen auf dem festgerollten Strande und jauchzte, wenn die heranrollende Welle ihr den Fuß küßte. Dazu sang sie ihre selbsterdachten Lieder, die in der weichen friesischen Sprache viel schöner klangen, als wir sie hier wiedergeben können:

Welle, du leichte,
O trag mich hinaus,
Weit, weit hin!
Welle, du leichte,
Hinaus in die Welt,
Daß mich die Mutter, die finstere, nicht schelt!

Welle, du wilde,
O reiß mich fort,
Weit, weit hin!
Welle, du wilde,
Zum dunklen Ort,
Daß ich nicht höre das harte Wort!

Wolke, du weiße,
O nimm mich mit,
Luftig und leicht!
Wolke, du weiße,
So schwebend, so schön,
Laß mich das Auge, das dunkle, nicht sehn!

Wolke, du schwarze,
O hülle mich ein,
Sicher und dicht!
Wolke, du schwarze,
So drohend und schwer,
Grollen der Mutter fürcht' ich viel mehr!

Wellen und Wolken,
Ihr seid mir verwandt,
Lieb und traut!
Wellen und Wolken,
Geschwind, geschwind,
Hört, was euch singt das einsame Kind!

So sang Hilda ihre wehmüthigen Lieder, aber sie sang sich ihren Gram weg von der jungen Brust und fühlte ihn erst von neuem wieder, wenn sie ins Haus huschte und sich in ihren Winkel schmiegte, wenn das dunkle Mutterauge sie traf und eine herrische Geberde ihr kund gab, was sie thun sollte.

Hildas Engel hatten sie aber noch auf einen andern Weg geleitet und ihr einen noch besseren Platz bereitet.

Ob auch die Alte niemals mehr die Kirche besuchte und die Sonntage ihr in demselben trüben Einerlei vergingen wie die Alltage, so kümmerte sie sich doch nicht darum, ob Hilda sich darin anders hielt.

Die Sonntage waren daher im vollsten Sinne Festtage für das Mädchen. Da sah sie andere Menschen, da redete sie mit den Genossen ihres Alters, da vernahm sie, was andere erlebten an Freud und Leid. Es war ein ärmlich kleines Kirchlein mit einem Strohdach und schmalen Fenstern; drinnen das Gestühl, wo nach friesischer Art die Frauen sämmtlich vorn saßen und die Männer hinter ihnen, war von einfachster Art, desgleichen auch Kanzel und Altar. Der einzige Schmuck war das Modell eines aufgetakelten Schiffes mit Segeln und Flaggen, das mitten unter der Decke hing. Hilda dünkte aber alles sehr schön hier. Eine Orgel gab's nicht, desto voller und kräftiger sangen alle mit, die alten wohlbekannten Kirchenlieder. Der Prediger redete schlicht und einfach, aber eindringlich und warm.

Da saß denn das Mädchen, das auf Erden keine Liebe gefunden, wo es sie doch hätte finden müssen, und versenkte seine Seele in die ewige Liebe, die unwandelbar feststeht über der Menschen Liebe.

Digitized by Google

Aber auch menschliche Liebe sollte dem einsamen Kinde aufblühen, die stärkste innigste Liebe, die wie eine heiße Flamme zwei Herzen zusammenglüht, daß keine Macht der Welt sie auseinander reißen kann.

Auf dem Heimwege gesellen sich zwei zu dem Mädchen. Es ist Maren von Rathmannswerft und ihr Bruder Helger. Der ist auf der See gewesen, zwei Jahre lang, und nun heimgekehrt, kurze Rast zu halten im Vaterhause, bis es ihn wieder hinaustragen wird in den Kampf mit Wind und Wellen.

Helger ist jetzt zwanzig Jahre alt. Schon seit seinem vierzehnten Jahre ist er auf der See gewesen. Ein echter schlanker Friese, hoch aufgeschossen, geschmeidig in den Hüften wie ein Hirsch und doch mit Stahlkraft in den Muskeln, zu ringen und zu klettern, kühn und keck. Stolz trägt er den schönen Kopf mit dem weichen Blondhaar, trotzig kräuselt sich ihm die volle Lippe unter dem weichen Bart, und wo er den warmen Blick seiner klaren Augen hinwirft, da ist es, als wenn ein Sonnenglanz aufleuchte. Die Mädchen und Frauen sehen alle auf ihn, wie er hinschreitet so leicht und fest, wie sein Auge lächelnd die alten Gesichter der Heimat grüßt. Sie flüstern sich zu, einen so Schönen gäb's nicht mehr; und wie fein der schmucke Seemannsanzug, die blaue Tuchjacke mit den dicht gedrängten blanken Knöpfen, darüber der breite Hemdkragen zurückfällt, daß der nackte sehnige Hals frei hervorragt.

Maren, die Schwester, ist auch stolz auf den Bruder; sie muß ihn ihrer Freundin Hilda zeigen. Die drei wandeln neben einander. Einmal hat Hilda die sanften Augen aufzuschlagen gewagt zu dem hohen Manne, und einmal nur hat sein warmes Auge das ihre getroffen, da ist sie dunkel erglüht, und jetzt geht sie mit gesenktem Köpfchen, doch fühlt sie's mit süßem Erbeben, daß sein Blick auf ihr ruht, und sie geht wie träumend.

„Kommst Du heute Nachmittag zur Strandhütte?" fragt Maren, da sie sich trennen wollen. „Helger kommt auch mit, er soll uns fahren im Boot, wir wollen lustig sein."

Hilda nickt beistimmend. Helger bietet ihr auch die braune Seemannshand, und sie legt schüchtern ihre kleine Hand hinein, die noch ist wie eine Kinderhand, aber aufzublicken wagt sie nicht. Als sie eine Strecke Weges gegangen, blickt sie zurück. Die schwarzen Bänder an dem blanken Wachstuchhut flattern lustig im Winde. Und wie die Bänder, so zogen auch Helgers Gedanken dem Mägdlein zu. Die Lippen gingen ihm über vom Lobe ihrer Schönheit, nimmer hätte er sie wiedererkannt. Eine grüne dicht verschlossene Knospe sei sie gewesen, als er die Heimat verlassen, und nun ein purpurnes Röslein, so lieb und duftig!

Ob Hilda seine Gedanken fühlte? Ob die Lüfte sie ihr zutrugen? Sie lachte vor sich hin glückselig, sie mußte tief aufathmen, so beengte es ihr die Brust. Sie pflückte am Grabenrand ein Sträußchen Vergißmeinnicht, dann küßte sie die Blumen und steckte sie sich ins dunkele Tuch. Es war ihr, als müßte sie sich schmücken, für wen, sie wußte es selber nicht.

Die Lerchen singen über ihr — sind das die alten Lerchenlieder? Noch niemals hat sie so schönen Vogelsang gehört. Mitjubiliren hätte sie mögen, mitfliegen hinauf, hinauf in die klare Bläue!

Ach, da liegt das einsame Mutterhaus, wie liegt es so finster, so drohend vor ihr. Kein Fenster glänzt im Sonnenschein, kein blauer Rauch steigt aus dem Dache, keine Thür ist freundlich geöffnet, kein gutes Menschenantlitz steht grüßend davor, keine Hand bietet den Willkomm!

Mit scheuem Fuß überschreitet das Mädchen die Schwelle, betritt sie das dunkle Wohnzimmer mit dem braunschwarzen Holzgetäfel, den alten Koffern und Truhen, den schweren Holzstühlen. Wo ist die Mutter? Man hört sie draußen am Herd. Hilda legt schnell das Buch fort und tritt hinaus, sich zur Hilfe erbietend. Aber ihre Hilfe wird kopfschüttelnd abgewiesen. Dabei streift das finstere Auge des Mädchens Gestalt, und mit unbarmherzigem Griff wird der Strauß von der Brust gerissen und ins Feuer geworfen. Dann stellt sie das karge Sonntagsmahl auf den Küchentisch, sie hält's nicht der Mühe werth, es nach der Stube zu bringen, kein weißes Tuch deckt den Tisch, stehend und schweigend essen Mutter und Tochter die spärliche Kost. Dann geht die Alte fort, dem Mädchen das Aufräumen überlassend. Jetzt geht sie in eine Hinterkammer, die Thür verschließt sie und schiebt inwendig einen starken Riegel vor, sie kommt auch vor Abend nicht wieder hervor. Was sie da treibt? Ein Seemannskoffer soll dahingebracht sein, es ist der Nachlaß ihres jüngsten Sohnes, den die Welle fortriß, sein Kapitän hat ihn ausgeliefert und zurückgeschickt.

Ach, das unglückselige Weib, ob sie etwa dort wühlt in ihren Erinnerungen? Stundenlang kann sie da sitzen, einen Seemannshut vor sich hinhaltend, starr das Auge darauf gerichtet. Keine Thräne fließt ihr über das versteinerte Antlitz. Steinern die Miene, steinern das Herz! Arme alte Ingeborg Birger!

II. Heimlich selbander.

Die Strandhütte ist eine niedrige enge Behausung an der Seeseite des Deiches, eigentlich nur für einen berechnet, zur Noth können zwei darin Platz finden. Sie ist gebaut, um einer Wache Schutz zu gewähren in den unruhigen Zeiten, wo die Küste bewacht ward vor der Annäherung feindlicher Kriegsschiffe.

Hier wollten die drei sich treffen, den schönen warmen Nachmittag fröhlich hinzubringen. Maren und Hilda haben schon oft hier zusammen gesessen und nach Mädchenart geplaudert. Die Sonne sank ihnen stets viel zu früh in die See! Jetzt steht sie noch hoch, und das Meer ist heute heiter zu schauen. Hin und wieder schießen die Möven mit scharf geschnittenem Flügel. Rauschend kommt die Welle heran und rollt wieder zurück. Der Deich ist so saftig grün, das Gras so weich, und allerlei Blumen blühen drin, weiße und gelbe.

Helger und Maren haben sich zuerst eingefunden.

Die beiden ergötzen sich damit, glatte Steine längs der Meeresfläche hinauszuschleudern. Dabei laufen sie von oben die Böschung des Deichs hinunter. Helger hat die Tuchjacke ins Gras geworfen, der Wind bläht ihm das weiße Hemd; über den Hüften trägt er einen festen Gurt nach Seemannsbrauch. Weit holt er aus zum Wurf und biegt rückwärts den schlanken Leib; hüpfend von Welle zu Welle fliegt der geschleuderte Stein. Weit zurück bleibt der Schwester Wurf, von schwächerem Arm geschleudert. So treiben sie fröhlich das Spiel. Aber wo bleibt Hilda?

Wohl ist sie schon lange fertig im Haus. Die Mutter sitzt in der verschlossenen Kammer. Es hält sie nichts mehr. Vor Abend läßt die Mutter sich nicht wieder blicken. Dennoch säumt das Mädchen und sinnt.

In den Garten geht sie und lehnt an der Linde. Blumen zerpflückt sie mit hastigem Finger und seufzt dabei. Und doch weiß sie, daß man ihrer wartet.

Es ist ihr so eigen ums Herz wie noch nie. Ahnend schwebt es ihr durch die Seele, als stünde ihr Großes bevor. Ist es Freude, nie noch gekannte Freude, daß sie himmelhoch jauchzen möchte? Ist es Leid, unbekanntes Leid, daß sie bitterlich weinen muß?

Hinauf blickt sie zum blauen Himmel, wo die weißen Wolken so still ziehen, so still, immer dem Meere zu; sie ziehen hoch oben über der Menschen Freud und Leid dahin, heut und morgen und alle Tage. Ach, wer auch so still des Weges ziehen könnte wie die Wolken am hohen Himmel!

Da singt ein Vogel sein lustiges Lied, ein Buchfink, er hat sich das Nestchen gebaut in der Linde, unterm schützenden Blätterdach. Wie ist er so fröhlich, das Weibchen hütet die Jungen und er trägt das Futter herbei. Ohne Sorge, fröhlich alle Tage! Ihm ist sein Tisch gedeckt und die Jungen gedeihen in der schönen Sommerluft. Ach, wer doch auch wäre wie der Vogel im Baum!

Jetzt, wohl zum hundertsten Mal, läßt Helger sein Auge den grünen Deich entlang schweifen, wo sie herkommen muß. Er hält die Hand schirmend übers Auge, um nicht geblendet zu werden vom Sonnenschein. Endlich! Sie ist es! Er hat sie zuerst erspäht. Das Herz bebt ihm vor freudiger Erwartung. Er will ihr entgegen, doch wieder hemmt er den Fuß. Sie kommt so langsam heran, ihr Auge sieht niederwärts, als hätte sie etwas verloren.

Jetzt hat auch Maren sie erblickt und ruft ihr laut fröhlichen Gruß entgegen, sie winkt ihr, den Schritt zu beschleu-

Digitized by Google

nigen. Hilda blickt auf, helle Röthe im Antlitz; die Augen schimmern so eigen, sie eilt — dann zögert sie wieder.

Da laufen die beiden ihr entgegen, sie fassen ihre beiden Hände, Helger rechts, Maren links; sie holen sie wie im Triumph herbei und forschen eifrig, warum sie denn erst so spät gekommen.

In der Hütte sitzen nun die Mädchen dicht an einander geschmiegt auf dem schmalen Bänkchen, Helger hat sich zu Hildas Füßen ganz nahe ins weiche Gras geworfen. Sie blicken schweigend hinaus auf das weite endlose Meer. Draußen fahren die Schiffe, die großen Dampfkolosse. Auch kleinere wie weiße Schwäne mit geblähten Segeln. Graue Rauchstreifen ziehen den Dampfern nach fern am hellen Horizont.

Helgers Auge folgt den ziehenden Schiffen, er erkennt aus der Ferne mit scharfem Blick ihre Bauart, nennt die Länder und Völker, woher sie kommen mögen, und die Städte und Häfen, wohin sie ziehen.

Indes hat Maren zwei schöne seidene Bänder hervorgeholt, eins für Hilda und eins für sich selber, die ihr der Bruder mitgebracht hat. Erst löst sie der Freundin das finstere Kopftuch, das schwere Geflecht fällt herunter, sie löst auch die Flechten, und das reiche Haar vom schönsten Aschblond umfließt das zierliche Köpfchen. Dann schlingt sie das lichtblaue Band hinein und bindet es seitwärts zur Schleife. Auch sich selber schmückt sie gleicherweise. Die gute Maren, sie ist nicht schön, das braunschwarze Haar ist hart und starr und die Stirn schmal, doch leuchten ihre dunklen Augen freundlich, und um den unschönen Mund liegt ein Ausdruck großer Güte.

(Fortsetzung folgt.)

Blücher als Held der Feder.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von **R. v. Belzig.**

> Unser König hat mich einen ganz besonderen Orden gegeben, es ist ein großer goldner Stern, worauf der mitte ein Eisernes Kreutz angebracht ist, es ist der einzige orden der noch Existirt, aber waß helffen mich alle orden hetten wir einen guhten vor uns vortheillhaften Friden, der wehre mich liber, ich bin indessen nicht Schuld, wenn wir die Fehde nun nicht vortheilhaft führ uns beendigen.
>
> Blücher an seine Frau im August 1815.

Wer in Berlin vom Brandenburger Thor jene schöne Straße hinuntergeht, die „Unter den Linden" heißt, wird an ihrem andern Ende, neben und schräg gegenüber dem königlichen Palais, der Wohnung ehemals Friedrich Wilhelms III und jetzt seines Sohnes, unseres Heldenkaisers Wilhelm, die erzenen und marmornen Denkmäler der Paladine des Königshauses aus Preußens großer Zeit mit stolzer Freude betrachten, jener Feldherren, welche die Nation in die Befreiungskriege führten und mit ihr den stolzen Korsen vom Gipfel seiner Macht stürzten.

Ja, neben der Königswohnung stehen die Denkmäler der Männer, auf welche König und Vaterland damals den fragenden Blick wandten, Blücher, York, Bülow, Gneisenau, Scharnhorst, die Lenker der Schlachten, welche die Scharen gegen den Feind in den Sieg führen und dem Vaterland die Freiheit wiedergeben sollten.

Allen zu Häupten Blücher, der Marschall Vorwärts, den Fuß auf ein Kanonenrohr gestemmt, in der Rechten das schneidige Schwert, und den Blick suchend auf den Feind gerichtet.

Ihn vor allen bezeichnete die Volksstimme als Feldherrn, unter ihm wollten die Massen gegen den Feind ziehen, eingedenk seiner ruhmvollen Führung im unglücklichen Kriege von 1806, wo er, von allen preußischen Generalen der einzige, seine Truppen in geschlossener Ordnung und unter siegreichen Gefechten zurückgeführt hatte, bis er in Lübeck, vollständig umzingelt und aus gänzlichem Mangel an Munition und Lebensmitteln, eine ehrenvolle Kapitulation eingehen mußte.

Aber wenn auch Blücher der erklärte Liebling des Volks und des „Heeres Abgott" war, im Rathe des Königs waren Männer, die ohne Verständniß für die Forderungen der großen Zeit den „alten Husaren" nicht an der Spitze einer Armee wissen wollten. Sie beriefen sich darauf, daß eine schwere Krankheit nach dem Tilsiter Frieden des greisen Generals Gesundheit für immer untergraben habe und daß es gewagt erscheinen müsse, von einem Manne, der doch am letzten Ende nichts als ein guter Haudegen sei, die Geschicke Preußens, Europas abhängig zu machen.

Das hatte der alte Held schon früher erfahren müssen, und ein Schreiben aus dem Jahr 1809 an seinen ehemaligen Adjutanten Grafen von der Goltz gibt von der tiefingrimmigen Stimmung Kunde, die sich Blüchers bei dieser groben Verleumdung bemächtigt hatte: „Nach meine unglückliche Krankheit haben die Herrn sich beikommen lassen, mich für einen halben Invaliden zu betrachten, aber ich hole sie jetzt heran und habe den König geschrieben, wo er meinen Dienst nicht gebrauchte, mich meinen Abschied zu geben. — Der Monarch behandelt mich nach alter Art und die andern . . . werde ich schon dienen. Der alte General-Chirurgus Gerke hat den König gesagt, er hätte keinen gesünderen General wie mich, aber denken Sie sich die . . ., man hat den König weiß gemacht, meine Verstandeskräfte hätten sehr gelitten, aber der König ist jetzt anders belehrt und behandelt mich mit völligem Vertrauen nach alter ahrt."

Es ist als ein großes Glück, ein sichtbares Walten der Vorsehung zu preisen, daß der gute aber ängstliche König trotz aller Einflüsterungen und Warnungen, als es sich dann im Frühjahr 1813 um die Besetzung des Armeekommandos handelte, „den alten kranken, rücksichtslosen" General mit dieser eben so ehren- als verantwortungsvollen Stellung betraute, ein Verdienst, das in erster Reihe dem entschiedenen Eintreten Scharnhorsts zuzuschreiben sein dürfte.

Damit hatte dann Friedrich Wilhelm sein im Jahr 1811 gegebenes Wort eingelöst, als er auf das Drängen Bonapartes den General von seinem Kommando in Pommern entbunden und in den unfreiwilligen Ruhestand versetzt hatte: „Uebrigens behalte ich mir vor, Sie wieder in Thätigkeit zu setzen, sobald es die Umstände gestatten." (Geheime Kabinetsordre vom 11. Nov. 1811.)

Der Siegeszug des siebenzigjährigen Helden ist jedem Deutschen bekannt und die von ihm gewonnenen Schlachten nennen wir mit gerechtem Stolz. An der Spitze der schlesischen Armee kämpfte er (nach Lützen und Bautzen) an der Katzbach, bei Wartenburg, Leipzig, überschritt er den Rhein, um sich mit den Franzosen bei La Rothière, Montmirail und Laon zu messen, „und jede Schlacht war Sieg". Dann wieder nach Napoleons Rückkehr von Elba befehligte er die preußische Hauptarmee in Belgien, mit welcher er im Verein mit den Engländern unter Wellington am 18. Juni 1815 die Franzosen bei Belle-Alliance aufs Haupt schlug.

Seit der Schlacht an der Katzbach zuerst von den Russen und dann von allen verbündeten Armeen Marschall Vorwärts genannt, hat er auf immer den preußischen Namen mit unvergänglichem Ruhm geschmückt, hat er an die preußischen Fahnen durch seine Siege den Nimbus der Unüberwindlichkeit gewunden, ein Mann und Held, dessen Namen die Geschichte mit ehernem Griffel in ihre Tafeln geschrieben hat.

Während die älteren Biographen zu nicht geringem Theil bei Blücher den Soldaten voranstellten, den genialen Feldherrn und noch mehr den Menschen erst in zweiter Reihe schilderten, hat des Marschalls neuester Geschichtsschreiber, Generallieutenant von Colomb, zugleich sein Neffe, es vorgezogen, den Helden an der Hand der von ihm in den Jahren 1813—15 an seine Frau geschriebenen Briefe zu schildern. Und damit hat er ein überaus charakteristisches Bild des unvergleichlichen Mannes geschaffen, „in dem die Liebe für seinen königlichen Herrn, die Liebe zum Vaterlande, dessen Dienst er sich weihte, zu dem Heere, welches seiner Führung anvertraut war, und zu dem preußischen und deutschen Volke, für deren Wohl er mit Be-

Digitized by Google

Der zerbrochene Krug. Eine Entenstudie von F. Flinzer.

Digitized by Google

geisterung kämpfte, den einfachsten und doch glühendsten Ausdruck fand."

Diese dreiundsiebenzig Briefe bieten in Wahrheit ein vollständig neues Bild und lassen uns vor allem erkennen, daß Blücher, dessen Handwerk der Krieg zu sein schien, ihn nur als Mittel zum Zweck betrachtete und um des zu erkämpfenden Friedens willen führte, daß er ein Mensch in des Wortes schönster Bedeutung war, für die Gattin und Kinder, für Verwandte und Freunde des Hauses zärtlich besorgt, ein Vater der Soldaten, ein edler Feind des besiegten Frankreich und dann — ein Feldherr von großen Gaben. Das alles ergibt sich aus den kostbaren Briefen mit unwiderleglicher Logik, und diese Beweisführung macht einen um so günstigeren und überzeugenderen Eindruck, als sämmtliche Briefe an seine Frau geschrieben, absichtslos und ungekünstelt in Spaache und Schreibart, nie bestimmt waren, vor die Oeffentlichkeit zu treten.

Ein einheitlicher Zug treuester Anhänglichkeit zieht sich durch diese ganze Korrespondenz, hier eine wohlwollende Bitte, dort wieder ein Rath, mit welcher Verwandten die Gattin während seiner Abwesenheit im Felde zusammenwohnen, wohin sie im Fall des Vordringens seiner Armee nachreisen, an wen sie sich im Fall irgend einer augenblicklichen Verlegenheit wenden solle. „Dann geht die kleine Lisette (Blüchers Schwiegertochter) zu dich, du libst sie und wirst sie gerne haben, die Fritze (seine einzige Tochter) ist nicht zu weit von euch und ihr könnt zusammen leben, ich werde schon sorgen, daß es euch an nichts fehlt," schreibt er aus dem Hauptquartier Borna bei Leipzig im April 1813, um schon acht Tage darauf aus Colditz ihr zu rathen: „Wenn du geschmack am Reisen Findest, so setz dich mit Fritze und Kammerjungfer uf, versteht sich Ohne amalie (seine an Graf Zieten verheirathete Tochter) und Reisse nach Dresden, von da nach Leipzig und so werdet ihr mich auch ballde nach Frankfuhrt am Main vollgen können es ist die Schönste Jahreszeit und im Juni könt ihr in ein Badt gehen und besuche nachher Munster."

Es kann überhaupt kein Zweifel obwalten, daß der greise Held, in dessen Adern aber Jünglingsblut rollte, dieser seiner zweiten, um viele Jahre jüngeren Gattin (geb. von Colomb) in leidenschaftlicher Liebe ergeben war und sie mit einer Beständigkeit verehrte, die man bei ihm, dessen Tummelplatz so oft das Schlachtfeld und — der Spieltisch gewesen, am wenigsten voraussetzen zu sollen meint.

Aber sobald die sehnlichst erwarteten Briefe ausbleiben, quält ihn die liebende Sorge. „Schreibt mich nur ballde" und „Ich Schreibe und Schreibe krige aber keine antwohrt von dich, daß du geschriben hast, bin ich sicher aber gott weiß wo die brive bleiben!" Das ist das Grundthema, das er oft und unermüdlich variirt: „Liebes Weib Ich bin unbeschreiblig unruhig um dich da ich keinen briff erhalte und doch an mich und viele andere aus Breslau briwe eingehen, gott gebe, daß du nicht durch krankheit abgehalten bist, aber ich dagte, den würde die Girohn (Frau von Girodz-Gaudi, Blüchers Nichte) oder Hein mich doch schreiben."

Da der Neffe die Gattin des Marschalls, die erst im Jahr 1850 in Berlin starb, als „eine schöne Frau mit einem unvergleichlichen Ausdruck von Herzensgüte und freundlichem Wohlwollen in klugen, sprechenden und sanftblauen Augen" schildert, ihr auch sonst ein gewinnendes Aeußere nachrühmt, so mag es nicht Wunder nehmen, daß der ritterliche General auch um die Aeußerlichkeiten, so weit sie die verehrte Gemahlin betreffen, treulich besorgt ist.

So schreibt er ihr schon aus Weißenfels im Oktober 1813: „Schreib mich ja ballde, ich habe vier Schöne Schimmel vor dich, auch 2 maull Esell, wenn ich sie nuhr zu dich hin krigen könte," und aus „Alanson" (Alençon) schreibt er ihr im August 1815 gar: „ich bin ietzt uf den marsch, um an der Sehküste mein quartier zu nehmen und zwar in einer stadt nahmens Kan (Caen) im Departement Kallvados da werde ich den alle tage austern und Sehfische Essen gestern zu mittag hate ich Sehfische und kraben da habe ich an dich gedagt und deine gesundheit getrunken." In Paris mußte er Garderobe für die Gemahlin besorgen: „Seidene kleider und spitzen oder Poins wie ihr sie nent habe ich gekaufft die Generallin müffling hat die kleider außgesucht, — mitbringen werde ich alles waß du geschrieben hast, nur keine Juvellen, ich habe deren genug." Und eben so weiß er ihr aus Compiègne zu melden, daß er auch sonst für sie und ihre Bequemlichkeit besorgt gewesen sei: „ich habe durch Ribentrop 2 Zimmer Fußdecken 2 große Spigell, und 2 Uhren kauffen lassen, diese sachen werden an 2000 Rthlr. kosten, nun laß ich dich noch Flohr und blumen kauffen," und gleich darauf fügt er in bewundernswerther Bescheidenheit hinzu: „ich komme ahrm wie Hiob aus Frankreich, den ich habe es mich zum gesetz gemagt, nichts zu nehmen und mein gelld waß ich erspahrt habe ich in Paris veraußgabt." Das war der Grundzug seines Wesens: vornehme Einfachheit und bescheidener Stolz! Wie den Helden auch das größte Glück nicht übermüthig machen kann, so weiß er doch, daß er dem Weltruf seines Namens, dem Marschallscharakter Opfer bringen muß, und zu wiederholten Malen hat er es der Gattin in Erinnerung zu bringen: „als Frau Feldmarschallin mußt du nun anstendig leben und sey nur nicht geizig und laß dir was abgehen ich kriege nun doch ein ansehnlich Gehalt," und ein anderes Mal: „mit Frantz seine jungens (seine Enkel) geht es ia guht, man muß die jungens nur nichts weiß machen, ich weiß, daß es ihnen an nichts fehlt, aber der große HErr muß sie aus den Kobff, unsern wird sage nuhr ich behallte daß Hauß auf ieden Fall, wünschte aber mehr stallung, den 12 Pferde werde ich doch immer halten."

Dieselbe zärtliche Sorge bewies Blücher auch seinen Kindern und insbesondere seinem ältesten Sohn Franz, der, ein würdiger Erbe des väterlichen Namens, in der Schlacht bei Culm an Kopf und Rücken so schwer verwundet wurde, daß er nach langen Leiden und scheinbar genesen schließlich dem Irrsinn verfiel, ein beklagenswerthes Opfer seines Heldenmuths. Gerade aus dem Munde dieses Vaters gehen die Klagen um den geliebtesten Sohn besonders zu Herzen, Klagen, die durch jedes Glück sich schmerzlich geltend machen und bis zum Tode des Helden nicht verstummen sollten.

Zwar zuerst lebt die Hoffnung auf gänzliche Genesung, zumal als Franz im Dezember 1813 wieder im Stande war, zur Armee zu stoßen; aber um so größer und härter war der Schmerz, als der Vater erfahren mußte, daß die Genesung nur eine zeitweilige, die Hoffnung auf gänzliche Wiederherstellung aber zu nichte sein sollte.

Quälende Sorge bemächtigt sich seiner, jede Freude wird ihm vergällt, immer und immer steht ihm der kranke Sohn vor Augen, nachts stört ihm die Angst den kargen Schlummer und das treue Vaterherz bäumt sich bei dem Gedanken, daß er diesen Sohn, den Liebling seiner Seele verlieren könne. „Frantz steht mich bestendig vor augen und kommt mich nicht aus dem gedechtniß, es ahndet mich bestendig, daß er tod ist, alle meine Freude auf Erden ist durch sein Schicksal vernichtet." Und dann wieder: „Wilhelm schreibt mich, daß Frantz sich mit ieden tag bessere, wollte doch gott ihm sein verstandt wider geben den wollte ich die weld ruhig verlassen." Doch sollte der unglückliche Sohn den Vater noch um zehn Jahre überleben, da er erst im Jahr 1829 starb.

Seine Krankheit warf in die letzten Lebensjahre Blüchers einen düstern Schein, der in den Worten, welche er im Sommer 1816 tiefbetrübt zu einem Freunde äußerte, einen beredten Widerhall findet: „GOtt hat Großes an mir gethan, hat mir tausendmal mehr Wohlthaten erwiesen, als ich elender Mensch je verdient. Aber ich bin doch ein unglücklicher Vater!"

Doch genug! Wenden wir uns nun vom Gatten und Vater wieder zu dem siegreichen Soldaten und betrachten wir ihn als den Diener seines Königs, den Günstling aller verbündeten Fürsten und endlich in seinem Verhältniß zu Napoleon und den Franzosen.

Ihm war die Verehrung für seinen Monarchen angeboren, kein Wort absprechender Kritik kommt über die sonst leicht zum herben Urtheil geöffneten Lippen, und hat er doch zu tadeln, so weiß er den Vorwurf an die Berather des Königs zu

Digitized by Google

adressiren. In dieser Beziehung ist er der Typus des Preußenthums: die geheiligte Person des Monarchen steht über den Parteien, und in ihm verehrt er den obersten Kriegsherrn, den Vater des Volks, den gerechten König.

Aber diese unbedingte Verehrung für den König und sein Haus kann ihn doch nicht abhalten, in oft derber Weise sich über den Umstand aufzuhalten, daß man gerade seine Armee ausersah, den vielen Prinzen Kommandostellen zu geben, und da heißt es denn bald: „unter mich wird der HErzog von Coburg und kuhrprinz von Hessen Comandiren, mit die Fürsten werde ich meine noht haben," und dann gleich darauf: „und eine ganze HEtze von Printzen krige ich wider um mich von alle ist der Printz Wilhelm (Bruder des Königs) mich der libste von alles was um mich ist."

Daß ein solcher Mann auch über jene Dekorationen, wie sie dankbare Fürsten verdienten Männern gern verleihen, vorurtheilsfrei denken mußte, kann freilich hiernach kaum zweifelhaft sein; seine Mittheilungen über ihm verliehene Orden sind aber oft geradezu drastisch und ihrer Zeit sicherlich nicht für die Oeffentlichkeit berechnet gewesen, aber sie beweisen eben, daß der General in allem Denken groß war.

Zwar den Empfang der im Jahr 1813 zuerst erhaltenen Orden meldet er der Gemahlin noch ohne jede Kritik, aber schon nach der Schlacht bei Leipzig macht sich ein derber Humor geltend, wenn er schreibt: „mit die ordens weiß ich mich nun kein Raht mehr ich bin wie ein allt Kuttsch Pferd behangen, (aber der gedanke lohnt mich über alles daß ich derjenige wahr der den übermüttigen tihrannen demüttigte!!)".

Dahingegen weiß er die verschiedenen Ehrendegen besser zu würdigen, und so setzt er bei jedem praktisch genug hinzu, wie reich sie mit Brillanten verziert sind und welchen ungefähren Werth sie haben. So hat er in einem Briefe (aus dem April 1814) gleich von drei dergleichen kostbaren Waffen zu melden, und da diese Briefstelle vor vielen charakteristisch ist, so mag auch sie hier wörtlich mitgetheilt werden: „Die Stadt London hat mich einen Ehren Degen verehrt, den ich da empfangen werde. Der Degen den ich vom Kaiser alexander erhallte ist vom hiesigen Jubelir uf 20,000 Thaler Taxirt nun kommt noch so ein Sebell aus Petersburg, was Teuffel soll ich mit alle Juvelene waffen!" Sollte dieser gutmüthige Spott, den der Marschall über die vielfachen Ehrenbezeugungen ohne Zweifel mit gewohnter Offenherzigkeit äußerte, wohl so ganz in den höchsten Kreisen unbemerkt geblieben sein? Wohl kaum! Um so mehr muß es für den Mann einnehmen und ein Zeugniß seiner Thaten sein, daß ihm keiner der Fürsten je seine Huld entzog.

Vor allen übertrug der Prinzregent von England auf den greisen Blücher seine unbegrenzte Freundschaft, und nach Beendigung des Feldzugs von 1814 mußte dieser seiner dringenden Einladung folgen und ihn in London besuchen. Was Blücher über die Engländer schreibt, ist überaus ergötzlich, und jene Schilderungen, die man in vielen Büchern über die wahnsinnige Vergötterung des Helden liest: das Colombsche Buch bestätigt sie vollständig. Blücher selbst schreibt sofort nach seiner Ankunft in London: „libes malchen. gestern bin ich in Engeland gelandet, aber ich begriffs nicht, daß ich noch lebe, daß Volk hat mich beynahe zerrissen, man hat mich die Pferde außgespannt, und mich getragen, — von ihm den Regenten bin ich Empfangen, wie ich es nicht beschreiben kann, er hink mich am dunkelblauen bande sein Portrait, waß sehr Reich mit Brillianten besetzt wahr um den Halß und sagte glauben sie daß sie keinen treuern Freund uf Erden haben wie mich."

Alle diese Verehrung galt dem Feldherrn und Menschen, dem edlen Patrioten, der niemals verzagt selbst zur Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung die stolze Zuversicht gehegt und gepflegt hatte, daß der Tag der Freiheit kommen müsse, und der nun, da er selbst in erster Reihe ihn herbeigeführt hatte, demüthig im Glück und im Sieg menschlich blieb und kein größeres Glück kannte „als das Wohl des Heercs und die Zukunft seines Volkes". Sie galt „der reinen Wahrheit eines hohen Gemüthes, dem Mann aller wahren Ehre, aller mannhaften Tugenden, dem Spiegel der hohen echten Ritterschaft, der Treue makellosem Bild". Und in Wahrheit, jeder dieser Briefe enthüllt uns den Helden von einer neuen schönen Seite, jeder zeugt von dem klaren, durch nichts getrübten Blick des genialen Feldherrn und Staatsmannes, jeder spricht dafür, daß diesem vortrefflichen Herzen keine Bürgertugend fremd war.

Wer ihn von der staatsmännischen Seite kennen lernen will, der lese jenes Schreiben an seinen König aus dem Jahr 1809, in welchem er seine Gedanken über die Abwerfung des französischen Jochs niederlegt, der lese jene Proklamationen, die das Colombsche Buch abdruckt, und er wird zugeben müssen, daß dieser Mann mehr war als ein alter Husar und Haudegen.

Er erkannte mit scharfem Blick die Fehler und Gebrechen seiner Zeit, er kannte aber auch die Heilmittel, und mannhaften Sinnes bezeichnete er sie mit rücksichtsloser Offenheit. Wie klar er den Gang der Politik nach der ersten Einnahme von Paris erkannte, erhellt am besten aus jenem bekannten, von ihm in Paris ausgebrachten Trinkspruch: „Mögen die Früchte, welche durch die Schwerter der Armee gesichert worden, durch die Federn der Minister nicht wieder vernichtet werden!" Und daß er auch den Königen seines Herzens Meinung nicht verschwieg, sehen wir aus dem an König Friedrich Wilhelm gerichteten Schreiben, in welchem er sich dagegen verwahrte, daß der dem Heere nach der zweiten Einnahme von Paris zuerkannte zweimonatliche Extrasold statt aus französischen aus deutschen Kassen gezahlt werde: „Wir wollen lieber uns aufs äußerste einschränken, als das mühsam zusammengebrachte Einkommen unseres Landes nach Frankreich ziehen und so dies verruchte Land bereichern und das wieder aufblühende Leben unseres Vaterlandes vernichten!" Auf Napoleon und Frankreich hatte er einen ingrimmigen Haß und in ihnen sah er die bis aufs Messer zu bekämpfenden Feinde. Spöttisch nennt er den Kaiser „den großen man, dem er eine naße angedreht hat", nach der Schlacht an der Katzbach meint er: „HEr Napoleon wird nun wohl zu Pahren getriben werden", und nach Belle-Alliance weiß er die Schilderung von Napoleons Flucht in lächerlicher Weise zu beschreiben.

Auch die Franzosen erfreuen sich natürlich der schmeichelhaftesten Anerkennung. So schreibt er kurz vor der zweiten Einnahme von Paris aus Chatilion (Chatillon): „bringen die Pariser den thiranen nicht um bis ich nach Paris komme, so bringe ich die Pariser um, es ist ein mahl ein Eidbrüchiges Volk," und gleich darauf aus Paris selbst: „gesund bin ich zimlich, aber verdrißlich im höchsten grade, den ich werde gemartert, die Franzosen sind zum abscheuen nidertregtig." —

Das ist der alte Blücher, der Marschall Vorwärts in seinen Briefen. Sie schildern ihn, wie jenes Dichterwort seinen Freund Scharnhorst preist: „Keiner war wohl treuer, reiner, Näher stand dem König keiner, Doch dem Volke schlug sein Herz!" Und der Altmeister Goethe sprach nur die Anerkennung seines ganzen Volkes aus, als er dem Blücherdenkmal in Parchim die Inschrift dichtete:

In Harren und Krieg
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß!
So riß er uns
Vom Feinde los.

Das deutsche Volk aber wird seines Lieblings nie vergessen, der nicht nur ein Soldat, sondern auch (was größer und schöner ist!) ein Mensch war voll Erbarmen und Mitleid um die durch den Krieg geschlagenen Wunden, der im stolzesten Augenblick seines Lebens, nach der zweiten Kapitulation von Paris, schreiben konnte: „ich habe gestern und heutte wider gegen 3000 man verlohren ich hoffe zu gott es sollen die letzsten in dieien krige sein, ich habe daß morden zum überdruß sahtt." Ja, Deutschland, sein Andenken sei dir heilig!

Digitized by Google

Von Semipalatinsk nach Barnaul.*)

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Semipalatinsk macht, aus einiger Entfernung gesehen, mit seinen zwei Kirchen und sieben Moscheen den Eindruck einer großen thurmreichen Stadt. Gelangt man aber in die breiten tiefsandigen Straßen, so wird jener Eindruck sehr herabgestimmt; nur wenig größere städtische Häuser finden sich, meist kleine hölzerne, zum Theil dachlose Hütten mit blinden Scheiben oder mit Papier verklebten Fenstern. Die Stadt hat 10,140 Einwohner, meist Tataren. Obschon der Karawanenverkehr aus Innerasien wegen der dortigen Unruhen mehr und mehr abnimmt, so hat die Stadt doch noch große Wichtigkeit durch den Handelsverkehr mit den Kirgisen und als Hauptstadt des Gebietes. Sie ist Sitz eines Gouverneurs.

Nach eingehenden Berathungen in St. Petersburg war Semipalatinsk als der eigentliche Ausgangspunkt der Forschungsreise ausersehen worden. Mit Einschluß der Rasttage hatte man die lange Wegeschleife von der Kaiserstadt bis hierher (4035 Werst, 576$^3/_7$ geogr. Meilen) in 41 Tagen, also in immerhin kurzer Zeit zurückgelegt. Natürlich hatte es unterwegs an unfreiwilligem Aufenthalt nicht gefehlt, da bei der wilden Fahrt oft Achse oder Rad brach, der Wagen umschlug, die Stränge rissen, der Wagen in einer Lache sitzen blieb und die Pferde durchgingen — aber nitschewo (das macht nichts) — in Sibirien muß man sich daran gewöhnen! Da es ohne Halsbruch abging, so konnte Dr. Finsch mit Recht berichten:

„Semipalatinsk, 29. April. Glücklich angekommen! Wir sind im Begriff zum Gouverneur zu gehen." Der Empfang daselbst war ein ausgezeichnet liebenswürdiger. Der Herr Gouverneur Poltoratzki (bekannt durch seine Karte der Kirgisensteppe 1867), ein vorzüglich gebildeter und freundlicher Herr, der bei der Ausrüstung für die nothwendigen Jagden und namentlich bei der Ausarbeitung des Reiseplanes die thätigste Unterstützung gewähre.

Zunächst war eine Argalijagd in den Arkatbergen (Vorberge vom Tarbagatai) in Aussicht genommen; denn dieses riesige Bergschaf (russ. Archar, Ovis argali) von der Größe eines einjährigen Rindes mit kolossal dicken und bis vier Fuß langen Hörnern ist für den Zoologen außerordentlich werthvoll. 200 Kirgisen waren zur Treibjagd aufgeboten.

„In Begleitung des Gouverneurs und anderer Herren," sagt Dr. Finsch in seinen Berichten an den Verein, welchen wir in dieser Skizze folgen, „fuhren wir am 3. Mai ab, setzten per Fähre über die Semipalatinska und Irtisch, wurden hier von den reichen Kirgisen bewirthet und trafen gegen Mitternacht im Jurtenlager an den Arkatbergen ein. Eine prachtvolle Jurte war für uns eingerichtet, schön mit Taschkendteppichen belegt, und wir blieben bei Pillaw (bis zum Quellen gekochter Reis mit Hammelschnitten und kräftiger Fleischbrühe), Schaffleisch und Kumyß noch lange sitzen. Als Ueberraschung erwartete uns ein schönes Exemplar des Argali. Die Arkatberge sind kahle, groteske und auffallend wilde Granitgebirge, die ungefähr 400 Meter hoch aus baumloser Steppe sich malerisch erheben. Erst am 4. konnten wir das großartige Bild ganz überblicken. An diesem und dem folgenden Tage große Argali, eine ungemein wilde Jagd. Dabei waren 50 Kirgisenchefs, wie wir alle, zu Pferde, die Damen ebenfalls." Bei der Flüchtigkeit des Thieres war das Resultat der Jagd ein verhältnißmäßig günstiges. „Brehm hatte das Glück, ein Weibchen zu schießen, der Graf das Kitz, welches aber leider in dem Felsen verloren ging. Wunderbar ist es zu sehen, wie die Thiere über die Felsen sausen, das kleine kaum vier Tage alte fast noch besser als das alte. Der Heimzug mit dem erlegten Argali auf den Pferden war sehr malerisch; im Zuge befanden sich die Kosaken, viele Kirgisenchefs ꝛc., einzelne der letzteren hielten dressirte Steinadler auf der rechten Hand. Hier wird mit Hilfe des Steinadlers der Wolf und der Fuchs gejagt, nur nicht im Frühjahr, der Vogel hat dann Liebesgedanken und taugt deshalb nicht zur Jagd."

Nachdem die Herren am 6. Mai einem Wettringen und Wettrennen der kirgisischen Jugend, wobei viel Kraft und Gewandtheit bewiesen wurde, beigewohnt hatten, setzten sie in der Nacht ihre Reise auf der besten Steppenstraße Rußlands fort bis Sergiopol. Dieser Ort hat etwa 1000 Einwohner und nur militärische Wichtigkeit — sonst ist er ein ärmliches Steppengewächs, ohne jegliche Naturbasis in baumloser Ebene. „Vor der Stadt wurden wir von einem Kosakenpiket in Paradeuniform, acht Mann mit Trompete und Standarte empfangen und ins Quartier geleitet, wo uns der Kreischef von Lepsa, Oberst Friedrichs, empfing, der 10 Tage in Sergiopol auf uns gewartet hatte." Hinter Sergiopol mußte man die ebengenannte Straße verlassen und den Weg durch die Steppe auf der Kosakenpiketlinie fortsetzen. Es gab jetzt keine Dörfer mehr, sondern von je 20 bis 40 Werst ein elendes Lehmhaus, welches Piket heißt und wo Kosaken stehen sollten. Indes werden hier einige Pferde gehalten, wiewohl Wagen selten zu haben sind.

Der Weg führte zunächst nach Karakol. Die Steppe ist im Norden malerisch begrenzt vom Tarbagatai, im Süden sieht man fern am Horizont die Schneekuppen des Alatau. Bei so früher Jahreszeit gab es Weide in Fülle. Daher waren die Steppen allenthalben belebt von den Herden der Kirgisen, von Kameelen, Pferden, Rindern, fettschwänzigen Schafen und Ziegen, die von Hirten auf Kameelen und Reitochsen, welche auch in Galopp gehen, bewacht wurden. Die Vegetation war höchst einförmig — Steppengräser mit Spiräen und Rhabarber, nicht selten mit prachtvoll rothen Päonien und Glockenblumen geschmückt. Hinter Karakol sahen sie Kirgisen, welche ihre Weizen- und Hirsefelder bestellten, dieselben bewässernd und in höchst primitiver Weise beackernd.

Am 8. Mai traten sie in die reine Salzsteppe ein, ein sandiger höchst salzhaltiger Tiefstreifen (Aitaktyn-karakum), welcher sich vom Bereiche des Ala-Kul (See) bis zum Nordostende des Balchasch hinzieht und den früheren Zusammenhang dieser Seen bezeugt. Noch in historischer Zeit haben diese Seen ein einziges großes Binnenmeer gebildet, das Meer des Westens (Si-hai) der Chinesen. „Die Pferde sinken in den sandigen mit einer weißen Salzkruste bedeckten Boden bis über die Fesseln, der aufstiegende Staub erzeugt im Munde einen bittersalzigen Geschmack und steigert den kaum erträglichen Durst. Nirgends trinkbares Wasser — Thee wird ungenießbar. Unser Hauptgetränk bleibt Kumyß (gegorene Stutenmilch); es ist nicht übel, säuerlich wie Buttermilch, mit eigenthümlichem Geruch und Nachgeschmack."

An demselben Tage passirten sie Rohrfelder; sie befanden sich im Bereiche des Ala-Kul, der in einer Breite von mehreren Werst mit solchen Rohrdickichten umgeben ist, welche im Sommer Schlangen, Wildschweinen und nicht selten Tigern zum Aufenthalt dienen. Im Winter suchen die Kirgisen sie als Raststätten auf, weil ihre Jurten und ihr Vieh gegen die heftigen Winterstürme daselbst gesicherter sind.

Am 9. Mai erreichten die Reisenden endlich ein Jurtenlager auf einem schönen Hügel am Südrande des Sees. „Es war ein prachtvolles Bild. Man übersieht die unendliche Fläche des Sees, graublau, begrenzt im Hintergrunde vom Tarbagatai, an den er zu stoßen scheint, und hat im Süden die Vorberge des Alatau vor sich, hinter denen hohe schneeige Gipfel hervorragen. Das Vogelleben am See ist sehr reich. Unzählige Graugänse, welche Junge hatten, Enten, Schwäne, graue Kraniche, Möven, darunter auch die schöne große Fischermöve (Larus ichthyaetus). Aber alles Wassergeflügel war sehr scheu und kaum zu beschleichen. Auf der Steppe am See fanden wir zuerst Rosenstaare und schwarzköpfige Bachstelzen, darunter solche mit weißen Augenstreifen und eine eigenthümliche Lerche. Von Rohrsängern war nichts zu erhalten, weil Jagd in dem Dickicht unmöglich war. An dieser Stelle des Ala-Kul (bunter See, von den Halbinseln und Inseln, welche ihn durch-

*) Im Auftrage des ungemein rührigen Bremer Vereins für Nordpolarforschung bereisen im Laufe dieses Sommers Dr. Finsch und Dr. Brehm, denen Graf Waldburg-Zeil sich anschloß, Westsibirien. Obiger Aufsatz schildert einen der interessantesten Theile der Reise an der sibirisch-chinesischen Grenze. D. R.

Digitized by Google

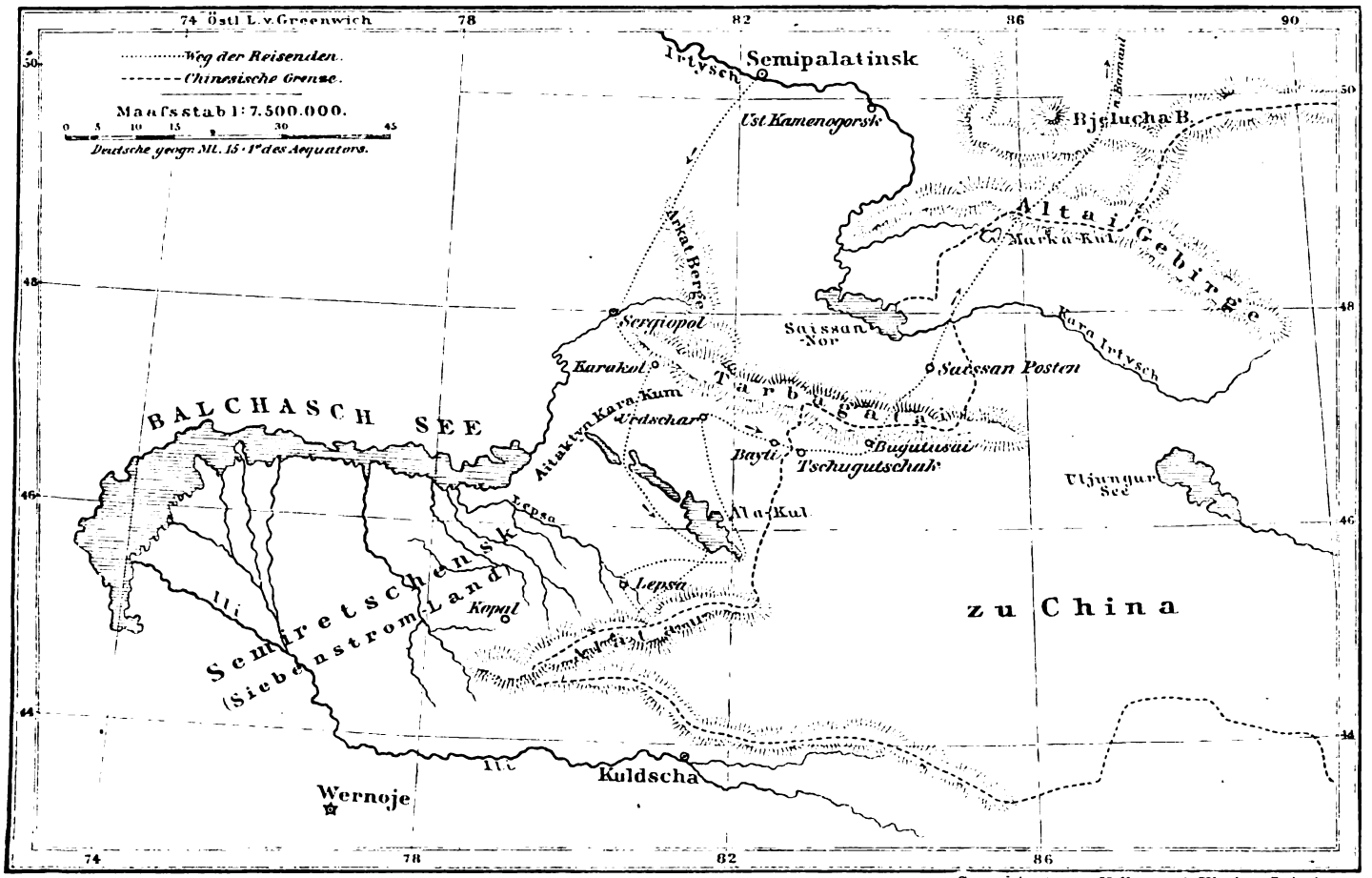
setzen) blieben wir bis zum 11. Mai und wohnten in der Jurte des Sultan Abin Dair, der natürlich seine Abkunft von Dschengis-Khan ableitet und also zur reinsten Linie derer vom „weißen Knochen" gehört."

Nachdem sie hier ihre Sammlungen mit Hilfe der gesammten Kirgisenbevölkerung, Alt und Jung, vervollständigt hatten, verließen die Reisenden den See und wendeten sich dem Ala-tau zu. Am Fuße der ersten Hügelreihe derselben erwarteten sie wieder wie in der Steppe von A'ul zu A'ul Kirgisenhäuptlinge mit prachtvoll aufgeschirrten Reitpferden.

Die Kirgisen zerfallen bekanntlich sozial in zwei Gruppen: die Edlen (Ak-sijnk) oder der Stand des weißen Knochens und die Gemeinen (Kara-sijnk) oder der Stand des schwarzen Knochens. Die Herren vom „weißen Knochen" nun haben täglich 24 Mußestunden, über welche sie frei verfügen können. So ist es für sie eine erwünschte Sache, wenn sie Reisende begleiten dürfen. Auch haben Schafsbraten, Pillaw und Kumyß,

„Wir sind hier im Hause eines reichen Kosaken gut untergebracht und erfreuen uns wieder einigen Komforts. Man betreibt hier Landbau und Bienenzucht. Die letztere wird hier auf großartige Weise betrieben. Unser Hauswirth besitzt allein 2000 Bienenstöcke. Der Honig ist sehr aromatisch, schneidet sich wie Schmalz und wird meist schon vor der Ernte an taschkendische Händler verdungen; das Wachs geht nach Irbit.

„Am 15. Mai unternahmen wir in Begleitung des Obersten Friedrichs eine Exkursion nach dem etwa 2000 Meter über dem Meere gelegenen Alpensee Dschasyl Kul (grüner See), der an malerischer Schönheit und Grün der Färbung mit den oberbaierischen Seen wetteifern kann. Der Weg führt anfangs über hügelige Vorberge, dann längs eines reißenden Bergwassers, das öfters gekreuzt werden muß, ins Gebirge. Sehr wohlthuend wirkt die reiche Strauch- und Baumvegetation, Tannen, Fichten, Lärchen, Pappeln, Eschen, Birken; namentlich erfreute uns das sanfte Roth des wilden Apfelbaumes (Pyrus Sieve-



Geogr. Anst. von Velhagen & Klasing, Leipzig.

Uebersichtskarte der Reise des Dr. Finsch.

wonit jeder Reisetrupp beim Nachtlager in dem erreichten A'ul gelabt wird, einen so starken Reiz für den Wüstensohn, daß er den weiten Tageritt durch die Steppen nicht scheut. Dies ist der Grund, weshalb die Spitzen des A'uls den größten Theil des Jahres auf Besuchsreisen sind. Sie reiten standesgemäß Renner edler Zucht oder auch Paßgänger, welche sehr beliebt sind; in ihrer malerischen Tracht tragen sie sehr viel zum Aufputz des Reisetrupps bei.

„Am 12. Mai gegen 4 Uhr hatten wir endlich die letzte Höhe erreicht und sahen Lepsa (Werchne-Lepsinskaja) in der Ebene malerisch vor uns liegen, umrahmt von grünen, aber kahlen Bergen; nur im Süden zeigten sich die Berge mit Bäumen bekleidet. Hinter ihnen ragte in grotesken Kuppen und Spitzen das bis zur halben Höhe mit Schnee bedeckte Ala-Taugebirge." Lepsinsk ist die wichtigste Ansiedlung der Russen im Siebenstromlande (Semiretschinsk) und verdankt ihr Gedeihen sowohl der strategisch als kommerziell gleich wichtigen Lage, wie auch der ausgezeichneten Bodenbeschaffenheit ihrer wald- und wasserreichen Umgebung und der frischen Gebirgsluft, welche ihm von dem schneebedeckten Ala-Tau zuströmt.

rianus), der wohlschmeckende beerengroße Früchte liefert. Leider wird der Baum, um zu den Früchten zu gelangen, abgehauen. Von den Hochgebirgsthieren, Steinbock, Maral, bekamen wir nichts zu sehen. Der Maral ist eine ganz besondere Hirschart mit kolossalem Geweih, welches letztere schwer zu haben ist, weil es unausgebildet, d. h. weich und im haarigen Zustand in China als Leckerei theuer bezahlt wird. Für ein kaum 8 Zoll lang angesetztes Geweih forderten die Kirgisen 20 Rubel."

Von einem Ehrenpikt von 12 Kosaken in Gala geleitet, verließen die Reisenden Lepsa am 17. Mai. Sie wendeten sich abermals dem Ala-Kul zu und zwar der Ostseite desselben. Unterwegs vergrößerte sich der Zug bedeutend, da sich wohl dreißig vornehme Kirgisen, darunter zwei Sultane, anschlossen. Einige der Herren waren enorm korpulent, sie galoppirten jedoch auf den dünngliedrigen Rossen mit der Leichtigkeit Schlanker dahin. Es mußten zunächst Flüsse überschritten werden, welche von der Barlykkette dem See zuströmen. Die Scenerie der Landschaft und das Thierleben zeigte bis Urdschar, einer blühenden Kosakenkolonie, nichts bemerkenswerthes; der Weg von hier bis Bayti führte wieder über die Steppe, welche durch den

Blick auf die schneebedeckten Gebirge ein sehr malerisches Gepräge erhielt. Man bekam zum ersten Mal Saiga-Antilopen in Sicht, leider viel zu weit und zu scheu.

Daß indes nicht jeder Tag ganz ereignißlos war, zeigten zwei Beispiele, welche Dr. Finsch in seiner lebendigen und anschaulichen Weise erzählt wie folgt:

„Dem Dolmetscher des Obersten Friedrich explodirte während des Reitens anscheinend ohne Anlaß das Pulverhorn in der Tasche; es gab einen Schlag, der Mann brannte auf der rechten Seite, das scheue Pferd warf ihn ab, er wälzte sich auf der Steppe, erdrückte das Feuer und — nitschewo!

„Auf der letzten Station von Bayti wurden wie gewöhnlich noch nie eingespannte Pferde benutzt. Nachdem die Schwierigkeit, sie in die Stränge zu bekommen, überwunden war, sollte es endlich losgehen. Es gilt so vorsichtig als möglich in die Tarantasse zu kriechen. Ich habe dies erreicht, der Graf ist so eben im Begriff, da werden die Pferde scheu; der Mann rechts wird zu Boden geschleudert, der linkerseits vermag sie kaum zu halten. Da springt Tamar Bey (unser kirgisischer Begleiter, ein wahrer Prachtkerl) wie ein Tiger auf den Rücken des rechten (es sind drei Pferde), dasselbe setzt in dem Momente seitwärts, er herab, der Wagen geht über Tamar Bey und liegt in der nächsten Sekunde mit mir am Wege. Aber nitschewo, denn es war alles glücklich abgelaufen."

Am 21. Mai sehen wir unsere Reisenden im himmlischen Reich und zwar in der Grenzstadt Tschugutschak, dem chinesischen Endpunkt einer ehemals rasch aufblühenden Karawanenstraße, welche jedoch in Folge der Unruhen in Innerasien keinen Bestand haben konnte. Die früher 3000 Einwohner zählende Stadt selbst wurde im Jahre 1867 von den Dunganen, der aufständischen muhammedanischen Bevölkerung des chinesischen Turkestan, mit stürmender Hand genommen und völlig zerstört. Ihre Lage ist aber eine so günstige, daß sie gegenwärtig zum Theil wieder aufgebaut ist und von circa 1000 Chinesen bewohnt wird. Das feierliche Ceremoniell im Hause des chinesischen Gouverneurs (Dschansun) Djun; das darauf folgende Scheibenschießen der kaiserlich chinesischen Infanterie, einer lächerlichen Löffelgarde mit Bogen und Pfeil, wird von unserem Reisenden höchst ergötzlich erzählt.

Von Tschugutschak setzten die Reisenden ihren Weg auf der Hochsteppe über Bugutusai nach dem Saissanposten fort, welchen sie am 26. Mai erreichten.

Da die stark angeschwollenen Zuflüsse des Kara (schwarze) Irtysch einen früheren Aufbruch unmöglich machten, so verweilten die Herren bis zum 31. Mai an dem sich gut entwickelnden Verkehrsplatze und setzten an diesem Tage ihren Weg durch eine öde, mit Dschi, einer drei Fuß hohen, jetzt noch trockenen Grasart bestandenen Steppe, fort, welche durch einzelne Bäume, die sich hier und da zu größeren Beständen vereinigten, ein ungewohntes Ansehen erhielt. Auf dem Kara Irtysch stand eine schwerfällige, wohl 25 Fuß lange Lotka zur Weiterreise bereit. Die Fahrt auf dem angeschwollenen gelbbraunen Fluß, der noch circa 200 Werst nach China hinein schiffbar ist, gestaltete sich zu einer äußerst genußvollen. „Zu beiden Uferseiten wechselten üppige urwaldartige Baum- und Gestrüppdickichte, deren Wurzeln in Folge der Ueberschwemmung meist unter Wasser waren, mit Rohrbeständen und grünen Wiesen ab. Und dabei das Thierleben! Auf den Gipfeln der Bäume sahen wir überall Horste großer Raubvögel; Gänse, Enten (unter diesen Anser grandis mit Jungen), Pelikane, große Möven, Seeschwalben, Komorane; dazu ertönte der Gesang unzähliger Rohrsänger, der wohlbekannte liebliche Ruf des Kuckucks und Pirols, das lustige Geschwätz der Dohlen und Staare, kurzum, es war ein Dorado für den Naturforscher." Gegen Abend kam man zu einer kirgisischen Fischerniederlassung: „ein paar elende Jurten, in deren Nähe Gerüste, ähnlich wie in Norwegen, zum Trocknen der Fische." Die Fischer mußten einen Fischzug zum Besten geben. Sie warfen ein sehr langes großmaschiges Netz mit hölzernen Schwimmern aus, zogen es zusammen, und nach kaum einer halben Stunde waren eine Menge der herrlichsten Fische erbeutet. „Da prangten vor unseren Augen mehrere 75 Centim. lange herrliche Nelmas mit köstlichem Fleisch, eine 68 Centim. lange Quappe, mehrere riesige Schleien (bis 48 Centim. lang), Barsche (40 Centim.), Karpfen und ein paar Weißfischarten. Aber den köstlichen Sterlet und einen an meterlangen Hausen (Accipenser Güldenstedti) nicht zu vergessen." Nahe an der Mündung des Kara Irtysch in den Saissan-Nor (See) gingen die Reisenden innerhalb eines Rohrdickichts ans Land. Diese Nacht gab ihnen einen Vorgeschmack der Mückenplage, welche sie am Obi erwartet. „Weder Rosmarin- noch anderes Oel, noch Fechthandschuhe und Schleier sind Spezifika dagegen; die Thierchen dringen eben überall durch."

Es wurde eine Exkursion an den See gemacht. Sie legten bei einem Fischerplatz an, wo unzählige Fische trockneten und wo aus dem köstlichen Rogen des Hausen ein versalzener Kaviar hergestellt wurde. „Die Fischerei des Saissan-Nor ist als kaiserliches Geschenk ein Regal der Kosaken Westsibiriens und für 4000 Rubel jährlich verpachtet. Wie ergibig sie ist, erhellt daraus, daß jeder der zwanzig Fischereiberechtigten jährlich an 4000 Rubel gewinnt bei enorm billigen Preisen der Fische. So kostet das Pud (ca. 16½ Kilo) getrocknete Nelma 2 Rubel, Hecht ½ Rubel, Schlei ½ Rubel, Hausen 3—4 Rubel, Kaviar 20 Rubel. Die Fische gehen nach Ustj Kamenogorsk am Irtysch und selbst bis Semipalatinsk. Was ließe sich bei einem rationellen Betrieb aus diesem See erzielen!"

Bei der Zurückkunft vom See wurden die Reisenden von Kirgisen begrüßt, die hier bereits mit Kameelen und Pferden warteten. Nachdem die Kameele bepackt waren, die bei dieser Gelegenheit ihr abscheuliches Geschrei hören ließen, setzten die Herren zu Pferde ihre Reise nach Norden über eine höchst trostlose, der Wüste Gobi ähnliche Steppe fort. Anfangs war der Boden mit verkrüppeltem Baumgestrüpp von myrthenartigem Ansehen (Saik-Saul) bedeckt. Weiterhin verschwand auch dieses und der Weg führte über völlig vegetationslosen Kieselboden. Indes sollte ihnen eine große Ueberraschung zu Theil werden. „Drei Kulans, die wilden Einhufer (mehr Pferd als Esel) dieser Gegenden Asiens, zeigten sich, und zwar im Verein mit einem Jungen. Da gab es eine tolle Jagd der Kosaken und Kirgisen, selbst die Kerle, welche die Handpferde zum Wechseln führten, sprengten mit diesen in Carriere nach, so daß die Hetze bald unseren Augen entschwand. Als wir die Jäger später im leichten Galopp wieder erreichten, fanden wir zu unserer Freude, daß ein Kosak das Junge eingeholt und gefangen hatte. Ein Versuch, durch dasselbe die Alten herbeizulocken, mißlang. Wir beobachteten sie lange, bis sie endlich, in einer Fata Morgana zu Giraffen vergrößert, verschwanden. Noch nie sahen wir die Fata Morgana, obwohl wir sie jeden Tag auf der Steppe beobachteten, so schön als hier: herrliche blaue Seen mit Bäumen am Ufer spiegelte sie uns vor, so frappant, so deutlich, daß man zunächst an keine Täuschung glaubte."

Am 4. Juni erreichten sie die Vorberge des Altai. Indem sie immer bergauf einem Zickzackpfad gefolgt waren, öffnete sich plötzlich der Blick in ein fernes „mit Bäumen lieblich begrüntes" Thal. Es war das Thal Maiterek, wo Se. Excellenz der Gouverneur, General Poltaratzki, erwartet wurde. Nach einem scharfen Ritt kam der Reisetrupp im Thal an, wo bei einem Espenwäldchen an einem murmelnden Bach ein Jurtenlager aufgeschlagen war. „Unser kleines Gefolge verschwand gegen die Menge der versammelten Kirgisen und derer, die noch kamen. Es waren alles hervorragende Persönlichkeiten, im besten Staat, viele mit Ehrenmedaillen, ihre Pferde trugen reichen Silberschmuck, dazu die Kameele und Schlachtschafe, kurzum, es war ein sehr reiches Bild. Bald kam der Vortrab des Zuges des Gouverneurs: zahlreiche Kirgisen und wohl 50—60 ungezäumte Stuten mit Füllen, die wegen der Kumyßbereitung herbeigetrieben worden. Dann erschienen verschiedene Offiziere, darunter mancher Bekannte von Semipalatinsk, welche die Frau Gouverneurin und ihre Tochter, die gestern 6½ deutsche Meilen zu Pferde zurückgelegt hatten, geleiteten, und endlich, wiederum von zahlreichen Kirgisen begleitet, Se. Excellenz der Gouverneur. Es gab ein herzliches und, wie es in dieser Familie nicht anders sein kann, ungezwungenes Wiedersehen. Bald saßen wir im Austausch des Erlebten in der gastlichen Jurte. Nach kurzem Aufenthalt wurde zum Piket Maiterek aufgebrochen.

Digitized by Google

Den Damen folgend, die mächtige Suite von Kirgisen vor, neben, hinter uns, galoppirten wir thalauf, thalab zwischen schönen Espen und Birken, häufig kleine Wässerchen überschreitend, durch die liebliche Gegend von parkartigem Charakter."

Im Piket wurde der Gouverneur von einer halben Sotnie (50) Kosaken in Parade empfangen; prachtvolle Jurten waren aufgeschlagen. Am Abend gab es zahlreiche Versammlung der Kirgisenchefs, mit denen der Gouverneur administrative Einrichtungen anzuordnen hatte. In einem großen Halbkreise wie die Schneider vor der Jurte des Gouverneurs hockend — Ferse und Gesäß am Boden, Knie an Brust, Arme vorn gekreuzt — zählte man an 120 Personen; dazu die Dienstmannen und den Troß.

Am 4. und 5. Juni gab es heftige Gewitter, anhaltende Sprühregen folgten nach und zwar so intensiv, daß es durch den dichten Jurtenfilz tropfte. Trotzdem brach man am andern Tag auf, und bald wurden die Reisenden in Begleitung des Gouverneurs und seiner Damen, zahlreicher Bedeckung und Dienerschaft von den prächtigen Lärchenwaldungen des Flußthals Kuldschelik aufgenommen. Die Gebirgspfade waren außerordentlich schwierig; der kleine reißende Fluß mußte wohl vierzehnmal im Zickzack gekreuzt werden. Diese Schwierigkeiten steigerten sich noch in der Richtung nach dem Alpensee Marka-Kul. Bald ging es hart an tiefen Abgründen vorüber, bald durch reißende Gebirgsbäche zwischen Felstrümmern und umgestürzten Bäumen hindurch, bergauf, bergab! Alle diese Schwierigkeiten überwanden die Kirgisenpferde mit großer Sicherheit.

Der See Marka-Kul (5000 Fuß hoch) wurde am 7. Juni erreicht. Ueber die große hellblaue Wasserfläche war der Blick in der That großartig. Ringsum von bewaldeten und noch schneebedeckten Bergen umgeben, da steil abfallende Ufer, dort bewaldete Buchten bietend, kommen ihm wenige unserer Alpenseen gleich, keiner übertrifft ihn. Sein Fischreichthum, namentlich an Lachsforellen, ist enorm und natürlich noch ganz unbenutzt. In den kleinen Zuflüssen hatten die Kosaken in kurzer Zeit 20 große Aeschen gefangen, welche mit den unsrigen viel Aehnlichkeit hatten.

Am 8. Juni gegen 10 Uhr vormittags nahte ein langer Zug Berittener, die etliche hundert Schritt vom Lager — wie gewöhnlich in Zeit von 15 Minuten — ihre rothen Kaschgarzelte aufschlugen. Hierauf kam nach den üblichen Formalitäten der Beamte vom chinesischen Grenzposten Kuldscha, gefolgt von seinem Schwertträger, fünf anderen bezopften Chinesen und einer großen Suite von chinesischen Kirgisen.

Leider müssen wir hiermit unsere flüchtige Skizze dieser höchst interessanten Reise abbrechen. Die ferneren Berichte an den Verein schildern die höchst groteske alpine Natur des Altaigebirges, den mühsamen und beschwerlichen Gebirgsritt über den Burchatpaß zur Altaischen Stanitza, dann die Erzlagerstätten des Altai.

Das Altaigebiet ist Eigenthum der Krone. Seine Ausdehnung entspricht der Breite zwischen Karlsruhe bis Aarhuus, die Länge etwa derjenigen von Köln bis Warschau. Der Flächenraum beträgt 7795,5 Quadratmeilen, d. i. so groß wie Preußen und Baiern zusammen. Durch das Reisewerk von B. von Cotta (Der Altai. Leipzig, J. J. Weber, 1871) sind die Erzlagerstätten bekannter geworden. Die Berichte unserer Reisenden bestätigen die Wohlhabenheit der Bewohner.

Am 21. Juni kamen unsere Forscher in der Hauptstadt des Gebiets Barnaul, dem gebildeten und wohlhabenden „Klein-Paris" Westsibiriens, an. Schon hinter der Station Kolamanka sahen sie den blauen Ob, welcher „für Monate ihr Pfad, das Gebiet und Ziel ihrer Forschungen sein sollte!"

Karl Sell.

Am Gardasee.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Erzählung von **C. R. Struwy.**

(Schluß.)

In mein Zimmer zurückgekehrt, machte ich es mir auf dem Sopha bequem, rückte die Lampe an mich heran und begann mich dann in Manzonis „Promessi sposi", deren Lektüre mir die Marchesa empfohlen hatte, zu vertiefen. Ich hatte die Jalousien offen gelassen, um der balsamischen Abendluft, welche von außen hereinströmte, freien Zugang zu gewähren. Da kam es mir vor, als ob jemand durch die Ranken der Passionsblumen, welche die Fenster einrahmten, vorsichtig zu mir hereinschaue, dann hörte ich es draußen auf dem Sande der Terrasse knistern. Ich trat ans Fenster. Es war stockfinster draußen, der Himmel hing dicht voll Wolken, und kein Stern leuchtete. Nur zahllose Johanniskäfer schwebten wie funkelnde Smaragden in der Luft und glänzten aus den Zweigen der Limonienbäume heraus, zwischen denen ich etwas Weißes wie Martinas Schleier zu erblicken meinte. Kein Lüftchen regte sich, kein Laut ließ sich vernehmen, nur die Wellen unten am See schlugen in kurzen Zwischenräumen fast unhörbar an das Ufer. „Wer ist da?" rief ich hinaus. Keine Antwort. Da kam ein dunkler Gegenstand langsam um das Haus herumgeschritten. Unkas, der treue Wächter, hatte die Runde gemacht und legte sich auf die Thürschwelle nieder. Beruhigt kehrte ich zu meinem Buche zurück. Da plötzlich, als gerade die Geschichte der Nonne von Monza mein ganzes Interesse in Anspruch genommen hatte, bellte der Hund wüthend, ich hörte draußen Tritte, dann einen Lärm, als ob jemand mit Unkas handgemein geworden sei. Derselbe hatte, sah ich vom Fenster aus, einen Menschen an der Kehle gepackt und an die Gartenbank, welche dem Pavillon gegenüberstand, gedrückt. Der Mann stieß einen Fluch und einen Hilferuf aus. „Es ist Tommaso," fuhr mir durch den Kopf. „Unkas, halt fest," rief ich ihm zu. Aber als ich vor die Thür kam, lag der Hund winselnd in einer blutigen Lache am Boden. Der Mann war auf die Bank hingesunken. Es war nicht Tommaso, sondern der Marchese. Sprachlos stand ich da.

„Ich bedaure," sagte er keuchend und mit halbgebrochener Stimme, indem er sich aufrichtete und das von seiner Wange herabrinnende Blut abzuwischen suchte, „ich bedaure! Hab' ich Sie erschreckt?"

„Was ist das?" fragte ich, „was ist geschehen?"

„Ich wollte, der Hund —" er vermochte nicht weiter zu reden.

„Wie kommen Sie hierher, Herr Marchese?"

„Ich wollte zu Candiano," antwortete Malatesta, sich zusammennehmend. „Die Bestie faßte mich und —"

„He, was gibt's?" rief der Graf, indem er auf seinen Balkon heraustrat.

„Kommen Sie herunter," gab ich zur Antwort, „es ist etwas passirt."

Candiano war im Augenblicke bei uns. „Was ist geschehen?" fragte er nochmals.

„Ich wollte zu Ihnen," sagte der Marchese, „die Bestie fiel mich an, und ich wehrte mich."

Der Hund hatte aufgehört zu winseln und lag bewegungslos da. Er war todt. „Unkas, mein Freund," rief der Graf, neben dem Thier niederkniend und dessen Haupt an seine Brust drückend; „wer hat mir das gethan?"

„Ich," entgegnete der Marchese scharf, „die Bestie hätte mich beinahe erwürgt."

„Er war mein Lebensretter," jammerte Candiano.

„Ich bedaure," lautete die kühle Antwort.

„Aber wie kamen Sie hierher?" mischte ich mich ins Gespräch, „wir glaubten Sie abgereist."

„Ich fand in Limone unerwartet die Ordre, erst morgen nach Salo zu kommen. Aber erlauben Sie, daß ich bei Ihnen eintrete, Graf, ich habe mit Ihnen zu reden. — Ha, Teufel, was ist das?" unterbrach er sich plötzlich.

Wir anderen beiden schauten ihn verwundert an, mir war es nicht entgangen, daß Malatesta die Thür des Pavillons

und das hellerleuchtete Balkonfenster oben in des Grafen Zimmer nicht aus den Augen gelassen hatte. An dem letzteren war flüchtig und kaum bemerkbar ein dunklerer Schatten vorbeigeglitten.

Candiano ließ von dem Hunde und winkte dem Marchese, in das obere Stockwerk hinaufzusteigen. Vorher hatte er mir zugeflüstert: „Gehen Sie in Ihr Zimmer und haben Sie Mitleid.“ Jedoch der Marchese hielt mich, meinen Arm fassend, zurück und sagte:

„Glauben Sie nicht, daß wir Verrath gegen Ihre Freunde, die Oesterreicher, spinnen wollen. Vor Ihnen, lieber Doktor, habe ich keine Geheimnisse; kommen Sie mit uns, wir werden eine Cigarre mit einander rauchen und freundschaftlich den Vorschlag besprechen, welchen ich Candiano zu machen habe.“ Dieser war vollkommen fassungslos, er vermochte kaum die Treppe hinaufzusteigen, mit zitternden Händen klammerte er sich krampfhaft an das Geländer derselben. Oben angelangt, trat er vor Malatesta hin und sagte tonlos:

„Herr Marchese, ich stehe Ihnen zu Diensten.“

In dem Zimmer sahen wir, an den Pfosten der Thür, welche in das offene Seitenkabinet führte, gelehnt, eine Frau stehen, dicht in ihr weites Umschlagetuch gehüllt. Auch deren Antlitz war, zum Theil von einem weißen Schleier verdeckt, in dem Halbdunkel nicht erkennbar.

„Ah, Signora,“ sagte der Marchese, ihr einen Schritt entgegentretend, höhnisch, „welche Ueberraschung! Bei der Madonna, Sie wählen sich ein seltsames Ziel für Ihre Abendpromenaden!“

Da wendete die Frau den Kopf, den Schleier an die Seite schiebend, und Martinas geisterbleiche Züge starrten uns entgegen.

„Teufel!“ kreischte der Marchese zurückprallend, „was thun Sie hier?“

„Ich habe ein Recht, hier zu sein,“ entgegnete das Mädchen. „Er war ja mein Geliebter.“ Sie brachte die Worte stockend hervor, wie eine schlecht auswendig gelernte Lektion.

Malatesta riß, ohne eine Antwort zu geben, die Lampe vom Tisch und eilte damit in das Nebenzimmer.

„Die Thür der Wendeltreppe ist unten bei Ihnen verschlossen, wo haben Sie den Schlüssel?“ flüsterte Martina.

Nachdem ich ihr denselben gegeben, glitt sie lautlos, ohne auf Candiano und mich einen Blick zu werfen, zur Thür hinaus, indem sie sich, wie vor Frost zitternd, in ihr Tuch hüllte. Das hatte nur einen Moment gedauert.

Als der Marchese zurückkehrte, war er gefaßt und vollkommen Herr seiner selbst. „Sie werden mich für närrisch halten, lieber Graf,“ sagte er lachend. „Glaubte ich doch, da drinnen sei noch jemand, ich hörte ein Geräusch, wahrscheinlich war es eine Ratte. Wahrhaftig, die Affaire mit dem verdammten Hund hat mich nervös gemacht.“ Er trat auf den Balkon, nach allen Seiten hinausspähend, und rüttelte an der Tapetenthür vor der Wendeltreppe. „Wo führt das hin?“ fragte er zerstreut.

„Sie wissen es ja,“ versetzte Candiano verlegen, „hinab in des Doktors Zimmer, aber der Weg ist gesperrt, der Schlüssel ist mir abhanden gekommen.“

„Wie schade!“ sagte Malatesta spöttisch, „da hätte sich ja die tugendhafte Karmeliterin unsern indiskreten Blicken entziehen können. Es ist mir unendlich leid — ich versichere Sie —“ fuhr er fort, indem er sich auf das Sopha warf, „Ihr interessantes Abenteuer gestört zu haben. Sie hätten uns unten an der Thür abweisen sollen. Aber jetzt bitte ich um eine Cigarre, Candiano, wir wollen von Geschäften plaudern.“

Die nächste Stunde gehörte zu den peinlichsten meines Lebens. Der Marchese hatte seine Bonhomie und Gesprächigkeit wiedergefunden und erörterte so unbefangen, als sei gar nichts vorgefallen, das Projekt, den Grafen in Mailand zu interniren. Auch Candiano war gelassen wie gewöhnlich.

Ich benutzte die erste passende Gelegenheit, mich zu entfernen. „Er wollte einen Zeugen haben,“ fuhr mir durch den Sinn, als ich die Treppe hinabstieg, „deshalb nahm er Dich mit nach oben. Heutzutage spielt man nicht mehr den Othello, sondern reicht eine Klage ein auf Trennung von Tisch und Bett und läßt seine Desdemona für den schuldigen Theil erklären, besonders, wenn dabei ein Vermögen von ein paar mal hunderttausend Franks zu profitiren ist.“

Unten saß Martina auf der Thürschwelle neben dem todten Hunde. Mir war die Galle ins Blut gestiegen.

„Was wollen Sie noch hier?“ fuhr ich sie an. „Sie haben oben eine saubere Rolle gespielt.“

„Konnte ich anders?“ antwortete das Mädchen schluchzend. „Er hätte ihn getödtet wie den armen Unkas, wenn er sie bei ihm getroffen hätte. Ich hatte an der Thür gelauscht und mußte sie retten, es galt ja sein Leben! Sie kennen den Mann da oben nicht, er scheut vor nichts zurück.“

Martina schlang den Arm um das todte Thier. „Armer Unkas,“ schluchzte sie, den Kopf des Hundes an sich drückend, „ich wollte, ich läge statt Deiner hier todt auf seiner Schwelle.“

„Lassen Sie die Komödie,“ entgegnete ich, mich meinem Zimmer zuwendend. „Hätte ich doch diese Gesellschaft nie gesehen!“

Das Mädchen faßte meinen Arm. „Warnen Sie ihn noch einmal, zum letzten Male,“ bat sie.

Sie dauerte mich. „Haben Sie nicht selbst gesagt, daß Sie ihn nicht mehr lieben?“ wollte ich sie trösten.

„Nicht mehr lieben!“ jammerte sie. „Wie oft habe ich nicht zur Madonna gefleht, daß sie diese Liebe aus meinem Herzen reißen sollte, aber die Gnadenmutter hat mich nicht erhört. Nicht mehr lieben! Kann man Erinnerungen auslöschen, wie ein Kind die Buchstaben auf seiner Schreibtafel? Ich habe ihm ja entsagt, aber daß er Ihr gehören soll, der Schlange, und daß ich es mit ansehen muß, das geht über meine Kräfte. Doktor, ich beschwöre Sie, warnen Sie, retten Sie ihn.“

„Niemals,“ entgegnete ich heftig, „ich habe nichts mehr mit Candiano gemein.“

„Sie liebt ihn nicht,“ flüsterte das Mädchen, „ich weiß es gewiß. Sie lügt es ihm nur, das Herzblut wird sie ihm aussaugen, wie ein Vampyr, und ihn dann wegwerfen für ein anderes Spielzeug, kaltblütig lachend. Und er — o, ich weiß, wie weh es thut, verlassen zu sein!“ Sie war außer sich. „Retten Sie ihn,“ bat sie nochmals, mich zurückhaltend. „Der Mann da oben wird ihn tödten, wie den armen Unkas.“

Meine Geduld war zu Ende. „Sagen Sie das dem Grafen selber,“ versetzte ich und ging in mein Zimmer.

Als ich am folgenden Morgen in den Frühstückssalon trat, vermochte ich kaum die Augen aufzuschlagen, die Kehle war mir wie zugeschnürt. Indessen hatte die Gesellschaft gerade ein so heiteres Aussehen wie gewöhnlich. Der Marchese las dem Grafen eine Korrespondenz aus Böhmen vor; Ersilia plauderte mit Attilio und fragte mich, als ich sie begrüßte, lächelnd:

„Was haben Sie, Doktor? Sie sehen ja heute so tragisch aus.“

Nur Candiano schien unruhig und aufgeregt.

„Wissen Sie schon die große Neuigkeit,“ begann der junge Offizier, „der Graf hat heute sein Abschiedsgesuch fortgeschickt.“

Ich sah Candiano fragend an.

„Es ist so,“ sagte er, „man scheint mich in Oesterreich vergessen zu haben, und ich bin es müde, hier zwischen Thür und Angel zu sitzen.“

„Wer mag wohl,“ bemerkte der Marchese, „auf einem lecken Schiff bleiben? Das Kaiserreich wird sich an dem Schlage von Sadowa verbluten, und zwei neue Sterne, Preußen im Norden und Italien im Süden, steigen an dem politischen Horizont von Mitteleuropa empor.“

„Während des Krieges?“ kam unwillkürlich über meine Lippen.

„Glauben Sie,“ sagte der Graf bitter, „daß die österreichischen Herren es riskiren würden, jemanden, der den Namen Candiano führt, nach Norden in den Krieg zu schicken? Ich könnte ja zum Feinde übergehen. Eine Garnison in Dalmatien oder an der Militärgrenze wäre mir gewiß, und dazu halte ich mich doch für zu gut.“

Digitized by Google

„Wir — das heißt, meine schöne liebe Cousine und ich —“ nahm Attilio wieder das Wort, „werden ihn protegiren, wenn er erst einer der Unsrigen ist. Ich hoffe, einen guten Kameraden in Candiano zu begrüßen.“

Die Marchesa sagte nichts, aber als ihr Blick den Geliebten streifte, leuchtete ein Strahl der Freude aus ihren Augen.

Malatesta schüttelte dem Grafen die Hand und sagte: „Ich kann es nicht aussprechen, wie glücklich Ihr Entschluß mich macht. Gewiß, wir werden Sie protegiren. Schade, daß Sie nicht schon frei sind! Sie könnten meine Frau nach Bologna geleiten.“

Ich verbeugte mich stumm gegen Candiano, da ich für ihn keine Worte des Glückwunsches finden konnte.

* * *

Nach dem Frühstück traf ich den Marchese auf einem Spaziergange durch den Garten und machte ihm den Vorschlag, die neu geordnete Mineraliensammlung in Augenschein zu nehmen.

„Später,“ versetzte er, „promeniren wir erst ein wenig.“ Er plauderte von gleichgiltigen Dingen.

„Können Sie sich denken,“ fragte er, „daß unser Graf eine Art von Don Juan ist? Attilio hat mir's verrathen. Er hat neulich mit irgend einer Zerline ein Rendezvous in dem Pavillon unten am See gehabt. Wer mag das gewesen sein? Martina schwerlich, die besucht ihn ja auf seinem Zimmer. Vielleicht eine Zofe meiner Frau?“ Ich zuckte schweigend die Achseln.

Wir gingen zur Brücke von Sta. Caterina hinauf. Dort kam uns Lucrezia entgegen.

„Sie sind nicht in Salo,“ rief ihr der Marchese schon von weitem zu, „um die Einladungen zu dem großen Einweihungsfeste zu machen?“

Nach zwei würdevollen Verbeugungen, von denen die weniger tiefe mir zu Theil wurde, entgegnete die Dame:

„Heute Nachmittag gedenke ich hinüberzufahren. Seine bischöfliche Gnaden haben mir schon die vorläufige Zusage ertheilt, das Fest mit dero Gegenwart beglücken zu wollen.“

„Die neue Krone der Madonna ist magnifik,“ fuhr der Marchese fort, „ich glaube nicht, daß es ein ähnliches Prachtstück in unserm Italien gibt.“

Die Alte schaute so verschämt und geschmeichelt zu Boden, wie ein junges Mädchen, der man ein Kompliment über ihre Toilette gesagt hat. Ihre pergamentenen Züge machten sogar einen schwachen Versuch zu lächeln. „Die Gnadenmutter,“ sprach sie salbungsvoll, „hat mich stark gemacht, das Werk zu vollenden, ihr allein gebührt die Ehre.“

„Es ist doch erlaubt, die Kapelle zu betreten?“ — „Den hohen Herrschaften immer, den anderen Gläubigen erst nach der Einweihung.“ — „War meine Frau schon oben?“ — „Die Frau Marchesa geruhten heute früh unserer Heiligen einen Besuch zu machen.“ — „Allein?“ — „Heute allein.“ — „Und sonst?“ — „Sonst kommt der Herr Graf oft mit der gnädigen Frau.“ — „Betet der Graf auch?“ — „Das weiß ich nicht. Ich warte draußen, bis die hohen Herrschaften ihr Gebet beendigt haben.“ — „He, Sie treiben ein sauberes Handwerk, Madonna!“ fuhr der Marchese auf. — „Wie meinen Sie, Signor?“ — „Ich meine,“ versetzte Malatesta, sich zusammennehmend, „Sie werden ja ein förmlicher Cicerone bei Ihrer Heiligen.“

Schalmeibläser. Originalzeichnung von Erlandsen.

Um das peinliche Gespräch zu unterbrechen, fragte ich die Alte, weshalb sie heute zwei Gebetbücher bei sich habe.

„Dies gehört der Frau Marchesa,“ gab sie zur Antwort, „die gnädige Frau hat es oben vergessen, ich fand es auf dem Betpult.“

Während die Dame mir das Buch hinreichte, fiel ein kleines Bild heraus, wie man es als Merkzeichen zwischen die Blätter zu legen pflegt, die Photographie des heiligen Antonius von Padua. Als ich dasselbe aufhob, las ich auf der Rückseite das Bruchstück eines Sonetts von Giusti, mit Bleistift geschrieben:

Digitized by Google

Oggi che la città per le crescenti
Ombre dispare la campagna amena
(Heut, wenn die Stadt im wachsenden
Schatten verschwindet und das holde Land —)

und darunter: „Wo? — Ich dachte daran, wie glücklich wir hier oben gewesen sind. Deshalb schreibe ich Dir. Ich weiß, Du kommst hinauf und öffnest das Buch, das meine Finger so oft berührt haben."

„Geben Sie mir das Buch," sagte der Marchese, „ich werde es meiner Frau zurückbringen." Er nahm dasselbe und legte das Bild zwischen die Blätter, ohne die Schrift auf der Rückseite zu beachten. Jedenfalls hatte er sie nicht gelesen; er war sehr kurzsichtig. Während wir weiter gingen, plauderte Malatesta unbefangen von den Fortschritten der Garibaldiner in Tirol, von den italienischen Vergrößerungsplänen. Wir traten oben in die Kapelle — der Schlüssel lag unter der Thürschwelle versteckt — ich ging bald wieder hinaus, nachdem ich die neue Krone der Madonna bewundert hatte, um noch einen letzten Blick auf die weite Seefläche, über welche ein Gewitter von Südost heraufzog, und auf die sonnige Bucht von Limone zu werfen. Als mein Begleiter mir nachkam, frappirte mich dessen völlig verändertes Aussehen. Kein Lächeln spielte mehr um seine Lippen, die Stirn lag in tiefen Falten, das Auge blickte finster, und die Gesichtsfarbe war fahl und gelb geworden. Augenscheinlich hatte er die gewohnte Herrschaft über seine Züge verloren.

„Was haben Sie, Herr Marchese," fragte ich, „Sie sehen unwohl aus."

„Es ist der Temperaturwechsel," versetzte er, „hier ist's sehr warm und drinnen sehr kalt. Das Gebetbuch meiner Frau," fuhr er ungefragt fort, „habe ich wieder auf das Gebetpult gelegt, sie findet es wohl morgen, wenn sie wieder heraufkommt." So ging er stumm vor mir her bis zur Brücke. Dort blieb er stehen und starrte in Gedanken versunken in die Tiefe. Plötzlich begannen seine Augen zu blitzen, und seine Züge bekamen einen boshaft höhnischen Ausdruck. So stand er ein paar Minuten an den Felsen gelehnt, augenscheinlich vergessend, daß er nicht allein sei, dann drückte er beide Hände fest auf das Gesicht, als wolle er seine Mienen zurechtrücken, und wurde wieder der alte.

„Nehmen Sie sich in Acht," sagte er, mich zurückhaltend, „die Brücke ist unsicher, sehr unsicher. Gehen wir vorsichtig und einer nach dem anderen hinüber. Sehen Sie," fuhr er fort, an dem Geländer rüttelnd und das Gefüge der Brücke zu beiden Seiten des Spalts betastend, „das Holz ist morsch geworden, die eisernen Klammern sind vom Rost zerfressen und das Geländer ist längst nicht mehr fest; wer sich darauf stützen wollte, würde unfehlbar in die Tiefe stürzen. Es ist ein Glück, daß wir uns davon überzeugt haben."

Wir waren daran gewöhnt, den Marchese Behauptungen aussprechen zu hören, deren Motive sich nicht errathen ließen. So wollte mir auch die Baufälligkeit der Brücke nicht recht einleuchten. „Sie können sie ja sperren lassen," rieth ich ihm.

„Wozu?" lautete die Antwort. „Hier oben hat ja niemand etwas zu suchen, und wenn einer hinaufkommt, um — um die goldne Krone der Madonna zu stehlen, und es geschieht ihm ein Leid, kümmert das mich? — Doch ja," setzte er, sich besinnend, hinzu. „Sie haben Recht, ich werde Tommaso hinaufschicken, sobald er heimkommt. Es muß etwas geschehen! Können Sie sich das Gesicht unserer Lucrezia vorstellen, wenn sie mit der Prozession hinaufkommt und Seine bischöfliche Gnaden können die Kapelle nicht weihen, weil die Brücke zusammengebrochen ist? Wahrhaftig, wir Gutsbesitzer sind geplagte Leute."

In der Villa hörte der Marchese meine Auseinandersetzung über die Vorzüge der neuen Anordnung seiner Mineraliensammlung sichtbar zerstreut an und suchte in allen Schubladen nach einem Gegenstand. Endlich hatte er denselben gefunden, es war eine Säge von feinstem englischen Stahl. Als ich dieselbe lobte, sagte er:

„Ich verstehe mich nicht auf dergleichen, der Gärtner hat mich darum gebeten für die Limonienbäume."

Dann suchte er einen Vorwand, sich zu entfernen, und ich ging in unseren Pavillon. Das Gewitter, welches wir auf Sta. Caterina im Anzug gesehen hatten, war mit heftigem Platzregen heraufgekommen. Als dasselbe vorübergezogen war, schaute Attilio in das Fenster meines Zimmers hinein und erkundigte sich, ob Candiano zu Hause sei.

Ich verneinte das. „Was haben Sie denn da?" fragte ich, auf eine Photographie in Visitenkartenformat weisend, die er in der Hand hielt.

„Es ist wunderbar," lachte der junge Offizier, „wozu die Heiligen heutzutage gemißbraucht werden! San Antonio kasteite sich sein Leben lang, die irdischen Begierden zu ertödten, und jetzt muß er selbst den Versucher spielen. Lesen Sie nur, was auf der Rückseite steht."

Er reichte mir das Bild, es war das nämliche, was oben in dem Gebetbuch der Marchesa gelegen. Jetzt stand unter den Giustischen Versen, anscheinend von derselben Hand geschrieben: „Nach Sonnenuntergang auf Sta. Caterina. Möge die Heilige uns heute günstiger sein, als gestern die Laren Deines Hauses."

„Wer gab Ihnen das Bild?" fragte ich erstaunt.

„Der Marchese," lautete die Antwort. „Martina hat es verloren. Also war sie es doch, mit der Candiano in dem Pavillon unten am See eine Zusammenkunft hatte, Sie wissen, damals, als wir dort unsere Promenade machten. Malatesta hielt es nicht für passend, ein Stelldichein zwischen seinem Gast und seiner Dienerin selbst zu vermitteln, er wollte jedoch den Grafen nicht um sein Abenteuer bringen, deshalb bat er mich, das Bild an seine Adresse zu besorgen. Madonna! es ist hübsch, zu einem Rendezvous in Versen einzuladen; ich habe nicht geglaubt, daß Martina so eine poetische Natur sei. Ich werde das Billet-doux oben auf Candianos Schreibtisch legen, damit er es findet, wenn er heimkommt."

Der junge Offizier sprang die Treppe hinauf.

Was war denn das wieder für eine Intrigue? Der Marchese übersendet dem Grafen die Einladung zu einem Stelldichein mit seiner eigenen Frau? Wollte er das Paar oben auf Sta. Caterina überraschen? Aber Ersilia wußte ja nichts von der Verabredung. Sie hatte den Zusatz unter den Giustischen Versen jedenfalls nicht geschrieben. Doch was ging das alles mich an! Ich war entschlossen, mich in die Angelegenheiten der Gesellschaft in Villa Malatesta nicht mehr zu mischen.

* * *

Während des Diners ging es sehr schweigsam zu. Es flogen nach dem alten Spruch manche Engel durchs Zimmer. Um die Stille zu unterbrechen, fragte ich Attilio, was er vormittags getrieben habe.

„Natürlich," versetzte der junge Offizier, indem er sich den Schnurrbart strich, „hatte ich ein Tête-à-tête mit meiner schönen Cousine. Wir haben gesungen, nachdem Candiano uns verlassen. Hat er Ihnen das nicht auf Sta. Caterina erzählt?"

„War der Graf dort?" fragte der Marchese.

„Allerdings," fiel dieser ein, „ich wollte schon am Morgen hinauf, aber ich verspätete mich und hatte gerade noch Zeit, mich vor dem Wetter ins Trockne zu salviren."

„Und Sie, Vetter," lachte Attilio, „müssen draußen sehr wichtige Geschäfte gehabt haben, ich sah Sie pudelnaß mit Tommaso aus dem Garten kommen."

„Was wollen Sie," gab Malatesta zur Antwort, „man ist Landmann. Ich habe nachgeschaut, ob die Limonienbäume gegen das Wetter geschützt seien. Die Gärtner sind so nachlässig."

„Was meinen Sie, Ersilia," begann er nach dem Kaffee, „wenn wir mit unserem Doktor noch eine Fahrt auf dem See machten? Das Wetter hat die Luft abgekühlt; es muß wunderschön draußen sein."

„Ich danke," sagte die Dame, indem sie sich nach Candiano, der verschwunden war, umschaute, „es ist mir zu kühl. Gehen Sie nicht heute nach Salo?"

„Heute nicht, morgen," lautete die Antwort, „um unsern Doktor nach Brescia zu geleiten."

„Seien Sie nicht grausam, schöne Cousine," bat Attilio, „es ist ja der letzte Abend, an welchem alle Ihre Gäste beisammen sind."

Digitized by Google

„Geben Sie sich keine Mühe, Attilio," fiel ihm der Marchese höhnisch ins Wort. „Ersilia sucht eine bessere Gesellschaft als die unsrige. Sie schwärmt mit Rinaldo in Armidens Zaubergärten, oder vielleicht erzählt ihr der Schatten unserer Ahnfrau Franzeska eine Geschichte von Liebe und Verrath."

Die Dame schaute ihren Gemahl lächelnd und unbewegt an, aber ihre Augen funkelten unheimlich. „Wie ungerecht Sie sind," sagte sie gleichmüthig, „Sie kennen ja meine Nerven."

„Nun, wie Sie wollen," gab der Marchese hart zur Antwort. Ich konnte ihm nicht ins Gesicht sehen, aber der Spiegel gegenüber zeigte mir dieselben häßlich verzerrten Züge, wie oben auf der Brücke von Sta. Caterina. Das dauerte aber wieder nur einen Moment. Er fuhr mit der Hand über die Stirn und fügte sehr freundlich hinzu: „Sie sollten sich ein wenig Zwang anthun, Ersilia. Bedenken Sie, unser Doktor wird es als eine Zurücksetzung empfinden, wenn Sie sich seiner Gesellschaft am letzten Abend entziehen."

„Wenn Sie so gewichtige Gründe ins Treffen führen," entgegnete Ersilia, „so bin ich besiegt und füge mich. Vielleicht thut die Seeluft meinen Nerven wohl. Und Candiano?"

„Ich werde ihn rufen lassen," sagte der Marchese aufstehend; „auf Wiedersehen am Strande."

Wir stiegen die Treppe zu den Booten der Villa hinab. Ersilia am Arm des jungen Offiziers lachend und plaudernd, ich folgte nachdenklich.

Unter der Pergola glitt Martina wie ein Schatten an mir vorbei. „Wohin?" fragte ich.

„Meine Pflicht zu thun," war die Antwort. „Candiano ist hinauf nach Sta. Caterina, ich folge ihm, ich muß mit ihm reden, ihn vor der Schlange noch einmal warnen. Es wird das letzte Wort sein, das ich jemals an ihn richte."

„Sie gehen umsonst," wollte ich dem Mädchen zurufen; aber sie war schon in einem der dunkeln Laubgänge verschwunden.

Am Strande war der Marchese schon anwesend, nicht aber Candiano. Ersilia sah ihren Gemahl mißtrauisch an. „Wir müssen nach dem Grafen senden," sagte sie, nachdem wir eine Weile gewartet hatten.

Jetzt kam Tommaso auf dem Pfade von Sta. Caterina eiligst herunter. „Alles in Ordnung?" hörte ich den Marchese ihn leise fragen. „Alles, Signor," flüsterte der Diener mit höhnischem Grinsen. „Der erste, der hinübergeht —" Das Folgende vermochte ich nicht zu verstehen.

Mich überfiel eine Bangigkeit. „Senden wir noch einmal nach Candiano," bat ich.

„Ich sah den Herrn Grafen im Garten promeniren," sagte Tommaso. „Ich meine, er will den Mondaufgang von der Höhe genießen, wo die Zelte unserer Truppen standen."

„Und wir versäumen den Mondaufgang auf dem See," wendete Attilio ein, „sehen Sie, über dem Rücken des Monte Baldo wird es schon hell."

„Da haben Sie ganz Recht," versetzte Malatesta, seinen Platz in der Barke einnehmend, „stoßen wir ab." Und zu mir gewendet fuhr er fort: „Candiano hat heute einen für seine ganze Zukunft folgenschweren Schritt gethan, da will er vielleicht allein bleiben, um sich sein neues Leben zurechtzulegen. Ich finde das sehr natürlich."

Der junge Offizier und der Marchese ruderten, ich saß am Steuer, Ersilia neben mir. Sie schien schlechter Laune zu sein und sprach kein Wort, sondern hielt ihren Sonnenschirm ins Wasser und schaute aufmerksam auf die Furche, welche die Spitze desselben in den Wellen zog. Es war ein wunderschöner Abend. Vom Regen erfrischt, füllten die Citronenblüten die Luft mit ihren berauschenden Düften bis weit in den See hinein, der glatt wie ein Stahlspiegel dalag. Nur an den Kämmen der kleinen Schaumwellen, welche die Ruder aufwarfen, flimmerte es wie mattpolirtes Silber. Die Sonne war längst untergegangen, Land und See lagen schon im dunkeln Schatten, kaum im Westen des Horizonts noch ein wenig lichtere Färbung zeigend. Aus den offenen Flügelthüren des hell erleuchteten Speisesalons hervordringend, spannte sich ein breiter Lichtstreifen gleich einem goldenen Bogen über das Blumenparterre und den Laubgang der Terrasse bis zu dem weißen Kiesweg hinauf, der nach Sta. Caterina führte. Dort wurde im Halbdunkel eine Gestalt sichtbar; wie ich durch mein Glas deutlich erkennen konnte, war es Candianos weißer Sommeranzug, der sich von dem rothen Hintergrund des Porphyrfelsens abhob. Der Graf blieb dort stehen, vielleicht hatte unser Boot, welches ihm auf der dunkeln Seefläche wie ein dunklerer Punkt erscheinen mußte, seine Aufmerksamkeit erregt. Da tauchte noch eine zweite Gestalt — es war jedenfalls Martina — schattenhaft und kaum erkennbar neben ihm auf. Nachdem beide eine kurze Zeit neben einander gestanden hatten, wendete sich Candiano und verschwand hinter den Felsen, zwischen denen der Weg zur Brücke hinaufführte. Martina verweilte noch ein paar Augenblicke, dann folgte sie ihm. Auf unserer Barke hatte niemand als ich den Vorfall wahrgenommen.

Jetzt trat die Mondscheibe voll und glänzend hinter dem Monte Baldo hervor und übergoß in einem Moment Gebirg und See mit flüssigem Silber. Alles glänzte und funkelte: die weißen Statuen des Gartens, der Neptun mit seinen Wasserstrahlen im Bassin, die Blütenkelche der Magnolienbäume. Die Brücke von Sta. Caterina lag so deutlich vor unseren Augen, als ob das Tagesgestirn hoch am Himmel stehe.

Der Marchese ruderte eifrig und schweigend, seine Gemahlin hatte, als der Mond aufgegangen war, ihr Glas für einen Moment nach der Seite der Brücke gerichtet, ließ dasselbe jedoch wieder sinken und setzte ihr Spiel im Wasser fort. Attilio machte den Vorschlag, die Bucht von Limone im Mondschein anzuschauen. „Warum?" fragte der Marchese in unmotivirt höhnischem Ton. „Das Schauspiel ist ja hier viel interessanter." Doch ich hatte das Steuer schon gewendet, und die Barke schoß um den Felsenarm herum, welcher Limone von der Villa Malatesta schied.

Da — Herr Gott, was war das? Ein Gekrach und Gepolter erschütterte die Luft — es mußte etwas in den See gestürzt sein, und dazwischen ertönte ein gellender Schrei, so sinnverwirrend und herzzerreißend, daß ich ihn noch lange, lange in meinen Träumen nicht loswerden konnte. „Zurück!" schrie Attilio, ich wendete das Boot, an der Felsecke schlugen uns breite Wellen entgegen. Mit Entsetzen sahen wir im taghellen Mondschein, daß die Brücke von Sta. Caterina eingestürzt war.

„Sie war baufällig," sagte der Marchese mit heiserer Stimme — die Worte schienen sich ihm nur mühsam der Kehle zu entringen — „Sie werden mir's bezeugen, Doktor, ich sagte es schon vormittags."

Mir fiel es wie Schuppen von den Augen; eine That der Rache, mit teuflischer Kaltblütigkeit angelegt, war geschehen, und sie, die Unselige, sollte Zeugin des Entsetzlichen sein.

Ersilia schien eine Ahnung des Vorgefallenen zu überkommen, ihr Strohhut war über Bord gegangen, und die rothen Locken ringelten sich aufgelöst auf den entblößten Nacken herab. Die Spitzenmantille war von den Schultern geglitten und schleppte neben der Barke im Wasser. Ihre Finger hielten das Geländer krampfhaft umklammert, während ein nervöses Zittern durch ihre Glieder bebte. So stand sie hochaufgerichtet da, sprachlos und starr wie eine Medusa.

Am Ufer war schon eine Anzahl Leute versammelt, die schrieen und rathlos durcheinander liefen. „Die Brücke von Sta. Caterina ist eingestürzt!" rief uns einer entgegen.

„Das Gewitter hat ihr den Rest gegeben," sagte der Marchese. „Es ist doch niemand zu Schaden gekommen?"

„Zwei sollen verunglückt sein, die gerade über die Brücke gingen," antwortete der Mann.

„Um Gottes willen, wer ist es?" fragte Attilio.

Da kam Tommaso den Pfad von oben herabgelaufen, ohne Hut, mit fliegendem Haar.

„Heilige Madonna!" schrie er mit vor Grausen verzerrten Zügen, „Graf Candiano ist verunglückt und meine Tochter Martina!"

Die Marchesa war während dieser Scene regungslos, als sei sie gleich Lots Weib zur Salzsäule geworden, in der Barke stehen geblieben. Bei Tommasos Worten schüttelte sie wild ihre Locken und machte eine Bewegung, ans Land zu steigen. Ihr Gemahl wollte ihr die Hand reichen.

Digitized by Google

„Rühren Sie mich nicht an!“ kreischte sie, seinen Arm zurückschleudernd, heiser und ingrimmig. Dann vermochte sie noch, uns einen Gruß zuzuwinken, und stieg die Treppe zur Villa hinauf. Ich fuhr mit Attilio zur Unglücksstelle hinaus, wo sich schon mehrere Barken eingefunden hatten. Man suchte nach den Verunglückten. „Wen der See an dem Platz einmal verschluckt hat,“ sagte ein alter Fischer, „den gibt er nicht wieder heraus, der ist so tief hier wie des Teufels Rachen.“

Die Brücke schien, so weit wir es in der Entfernung erkennen konnten, an beiden Seiten der Kluft glatt abgebrochen.

Als wir wieder am Ufer standen und ich nochmals in den See hinausschaute, fiel mir ein Stück Holz in die Augen, das von den Wellen ans Land geschwemmt worden war. Es mußte ein Bruchstück von einem der Baumstämme sein, welche die Brücke gebildet hatten. Die Eisenklammern, mit denen das Geländer daran befestigt gewesen, saßen noch daran. Ich hob das Holz auf. Es war nicht morsch und nicht geborsten, sondern an beiden Seiten glatt abgesägt. Freilich mußte eine geringe Last die Brücke zusammenbrechen machen und in den Abgrund stürzen.

„Was haben Sie?“ fragte Attilio.

„Nichts von Bedeutung,“ gab ich zur Antwort, „es ist nur ein Stück Holz, das die Wellen ans Ufer getragen haben.“

Am andern Morgen verließ ich die Villa. Die Marchesa lag besinnungslos im Nervenfieber, ihr Gemahl und Attilio waren nach Salo gefahren, um einen Arzt zu holen. So blieb mir die Pein des Abschiednehmens erspart.

In Brescia fand ich meine Entlassung und einen Passirschein nach Tirol vor, sie hatten dort wohl schon einige Zeit für mich bereit gelegen.

Ich war mit mir zu Rathe gegangen, ob ich Attilio oder den italienischen Behörden von meinem Verdacht Mittheilung machen solle. Aber was konnte ich denn anderes vorbringen als Vermuthungen, die mir allerdings fast zur Gewißheit geworden waren? Würde man einem unbedeutenden Fremden gegenüber einem vornehmen und einflußreichen Mann Glauben schenken, und würde Attilio eine so schwere Anklage gegen das Haupt seiner Familie ohne die stichhaltigsten Beweise nicht mit Unwillen zurückweisen? So beschloß ich, zu schweigen.

* * *

Den Marchese habe ich niemals, die Herrin von Villa Malatesta erst nach einigen Jahren wiedergesehen. Es war zu Bologna in dem eleganten theatro communale. Man gab den in Italien unvermeidlichen ballo in maschera. Während des Zwischenaktes trat sie in eine Loge des ersten Ranges, begleitet von einem blutjungen Dragoneroffizier, der ihr eifrig die Cour zu machen schien.

„Sie kennen die Dame?“ fragte mich mein Nachbar, ein junger italienischer Beamter, dessen Bekanntschaft ich im Kaffeehause gemacht hatte, da er sah, daß ich zu der Loge hinaufschaute.

„Ein wenig,“ versetzte ich; „wie lebt die Marchesa?“

„Jetzt ist sie wieder ganz hergestellt.“

„Jetzt?“

„Wissen Sie denn nicht, daß sie wohl ein Jahr lang im Irrenhause zugebracht hat? Dann hat sie sich von ihrem Gemahl getrennt und mit ihm einen Prozeß über das Vermögen, welches sie in die Ehe gebracht hat, geführt. Nachdem sie denselben gewonnen, ist der Herr, wie man sagt, auf sehr schmale Kost gesetzt worden.“

„Und wie lebt die Marchesa hier?“

„Sie hat es versucht, ein Haus zu machen, aber die Gesellschaft zieht sich von ihr zurück! — —“

Ich betrachtete die Dame lange durch mein Glas. Sie schüttelte noch immer ihre rothen Locken, ihre Augen blitzten noch gerade so wie früher und dieselbe nervöse Aufregung gab ihren Zügen jeden Augenblick einen andern Ausdruck. Aber sie war recht alt geworden und erschreckend mager. Die dick aufgetragene Schminke, die Falten auf der Stirn, die krampfhaft zitternden Hände und dazu das kokette Fächerspiel, das verbindliche Lächeln nach allen Seiten hin, die Unruhe, welche Kopf und Schultern in fortwährende Bewegung brachte, alles das machte den unheimlichsten Eindruck.

Den Marchese hatte sein Schicksal ereilt. Nachdem es ihm nicht gelungen, im Staatsdienst eine Anstellung zu finden, war er Chef einer der unzähligen Banken geworden, welche in Neapel wie Pilze aus der Erde schossen. Als dieselbe ihre Zahlungen einstellte, wurde er verhaftet, und die italienischen Blätter meldeten, eine cause célèbre stehe in Aussicht, in welcher ein Herr aus einer der ältesten Familien der Romagna eine sehr zweideutige Rolle spielen werde. Am andern Morgen fand man den Marchese im Gefängniß todt.

Major Sedlaczeck habe ich später in Prag, seiner jetzigen Garnison, besucht. Wir sprachen auch von Candiano.

„Er war,“ sagte ich, „eine begabte, schön angelegte Natur, deren tragischer Untergang mich aufs tiefste erschüttert hat.“

„Wissen's,“ entgegnete der Major, „hab's Ihnen schon gesagt, damals in der Villa des Verräthers. Der Soldat soll nicht denken, sondern Ordre pariren. Aber heutzutage wollen die jungen Leute allzu gescheidt sein. Das war auch sein Unglück. Darum hat die Rothhaarige ihn herumbekommen, und darum mußte er so schmählich zu Grunde gehen.“

„Sie mögen Recht haben,“ schloß ich, „allein es wird uns mitunter nicht leicht gemacht, unsere Pflicht zu thun. Führe uns nicht in Versuchung, sollen wir beten. Darum werfen wir keinen Stein auf den Armen, wenn er schuldig geworden ist.“

Am Familientische.

Der zerbrochene Krug.

(Zu dem Bilde auf S. 789.)

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Da liegen sie nun im Sande, die schönen Klößchen, auf die sich der Vater so gefreut hat, und mit ihnen alle Freude von ein paar Stunden. Und während die kleine Missethäterin noch dasitzt am Ort des Unglücks, eilt schon von allen Seiten das lose Gesindel der Entlein herbei, hält sich an den Satz: „Des einen Noth, des anderen Brot“ und macht sich gierig über Vaters Klößchen und was sonst noch in der Suppe war, her. Aber damit nicht genug, nein, das traurige Ereigniß wird als ein lustiger Jux, als ein Extraspaß aufgefaßt und es fehlt nicht an Spott. Hier hat sich ein übermüthiges Quartett um die zum Glück heilgebliebene Bierflasche hergemacht und macht darüber schlechte Witze, dort stürzt sich eine Gruppe ins Wasser und plätschert darin ausgelassen umher. Ja, wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen! —r—

Friesischer Schalmeibläser.

(Zu dem Bilde auf Seite 797.)

Die edle Musika ist zu allen Zeiten gepflegt worden und bei den rohesten Völkern finden wir wenigstens eine Panflöte und dürftigen Gesang. Heißt es auch: „Frisia non cantat! Friesland singt nicht,“ so ist dies doch mehr so zu verstehen, daß dort das Volkslied fehlt, während sonst die Friesen tüchtige Musiker geliefert haben, wie sie denn in den Künsten, voran die Malerei, es andern Völkern gleich gethan haben. Der Jüngling, dessen Bild wir hier bringen, ist nämlich ein edler Friesensohn, der aus einem Niederländer Gemälde des 17. Jahrhunderts herausgeschnitten sein könnte. Die Tracht deutet das zur Genüge an, und wer ihr allein nicht trauen will, der sehe den Delfter Bierkrug an, der neben dem Jüngling auf dem Tische steht und deutlich das Gepräge seines Jahrhunderts zeigt. Die alte Schalmei, welche zu jener Zeit etwa das Klavier ersetzen mußte, würde heute allerdings nicht ansprechen; sie hat sich aber noch erhalten in Nordholland und Friesland, wo sie freilich nicht mehr von den edlen Jünglingen des Landes, sondern nur noch von den Schäfern gespielt wird.

Inhalt: Die Einsamen. Eine Geschichte vom Strande von N. Fries. — Blücher als Held der Feder. Von R. v. Belzig. — Von Semipalatinsk nach Barnaul. Von Karl Sell. Mit einer Uebersichtskarte. — Am Gardasee. (Schluß.) Erzählung von C. R. Struwy. — Am Familientische: Der zerbrochene Krug. Zu dem Bilde von F. Flinzer. — Friesischer Schalmeibläser. Zu dem Bilde von Erlandsen.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 16. September 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. 1876. № 51.

Die Einsamen.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Eine Geschichte vom Strande von **U. Fries.**

(Fortsetzung.)

Helger hat von dem Treiben der Mädchen nichts gemerkt, im Anschauen der Schiffe versunken. Nun ruft ihn die Schwester, sich umzusehen.

„Ist sie nicht wie die Meerkönigin?" frägt Maren und blickt auf Hilda, die verschämt dasitzt und ihre Augen nicht aufschlägt.

Heiß glüht es Helger im Herzen auf, seine Augen sprechen, die Lippe bebt und flüstert: „Sei meine Königin!"

Maren hat's nicht gehört, aber Hilda wohl; wie süße Verwirrung fliegt es ihr übers Gesicht.

„Laßt uns singen!" ruft Maren. „Hilda fängt an."

Aber Hilda kann nicht. Wie sollte sie auch, kaum daß sie sprechen kann; es ist ihr, als wenn all das wonnige Gefühl im Herzen ihr den Athem benehme.

„Dann singe Du, Helger! Laß Hilda hören, wie hell Dein Gesang und wie fröhlich Dein Lied!"

„Was soll ich singen, Schwester?" fragt er. „Sag an."

„Singe das Lied von der Möve und von der Liebe."

Helger richtet sich auf, und mit leuchtendem Blick singt er, halb dem rauschenden Meer, halb Hilda zugewandt:

„Die du segelst weit über die See,
Möve, du weiße, du schlanke!
Siehst du nicht, wie ich vor Sehnsucht vergeh',
Liebe mein einz'ger Gedanke?
Zieh hin, zieh hin, du Vogel wild!
Mich erquickt einzig ein süßes Bild!

Die du fliegst durch das hohe Blau,
Möve, du lose, du freie!
Blick doch herab aus der Vogelschau,
Denkt sie wohl meiner in Treue?
Schwebe fort, schwebe, du Vogel weiß!
Mir glüht im Herzen die Lieb' so heiß!

Möve, willst du mir Botin sein?
Liebesdienst lohnet gar schöne!
Fliege zu ihr, der Geliebten mein!
Trockn' ihr die heimliche Thräne!
Sag' ihr, ich grüß' ihren rothen Mund,
Dächte an sie zu jeder Stund'!"

Maren klatschte in die Hände, als Helger geendet, und meinte, das hätte geklungen, als ob's ihm recht von Herzen komme; es wolle ihr auch scheinen, daß die Möven draußen langsamer hingeschwebt und zugehört hätten.

Hilda saß mit strahlendem Gesicht dabei, und Helger wandte keinen Blick von ihr.

Da rief Maren plötzlich, nachdem sie die beiden eine Weile beobachtet: „Was ist das mit Euch? Helger sieht Hilda an und Hilda ist wie umgewandelt, spricht nicht, lacht nicht, tanzt nicht wie sonst am Strande, wird immer röther und röther — was ist das?" Und indem sie Hilda mit beiden Armen umschlang, flüsterte sie ihr ins Ohr: „Magst Du ihn leiden? Ja, Du magst, ich merk's, Dein kleines Herz klopft, ich fühl's! Ich will Dir was sagen: er ist nicht blos ein Schmucker, er ist auch ein Guter." Dann sprang sie auf und rief: „Nun wollen wir segeln, Kinder! Fort, Helger, löse Dein Boot und richte den Mast auf, wir kommen gleich. Geh nur voran."

Als aber Helger vorangelaufen, da fielen die beiden Mädchen sich um den Hals, und Maren streichelte Hildas Haar und das heiße Gesichtchen und sagte: „O, ich hab's mir wohl gedacht! Ich hab's mir wohl gedacht, daß Ihr Euch beide möchtet. Hilda, dann bist Du erst recht mein Schwesterlein, Gott segne Dich! Gott segne Euch beide tausendmal!"

Dann flogen beide hinab an den Strand, wo draußen an einem der weit ins Meer vorgebauten Steinmolen das leichte Boot schwankte. Helger stand schon hochaufgerichtet und schwenkte ihnen den Hut entgegen. Aber mit dem Segeln war's nichts, der Wind schlief; er wollte rudern. Und kaum saßen die Mädchen, da flog das Boot hinaus, kräftig abgestoßen, und nun ging's mit taktmäßigem Ruderschlag vorwärts. Das verstand der Bursche. Kaum hörte man's, so leise senkten und hoben sich die Ruder, und doch flog das Boot dahin, so kräftig war der Druck seiner sehnigen Arme. Sanft hoben die glatten Wellen das Boot, sanft ließen sie's wieder sinken. Alle drei gaben

Digitized by Google

sich eine Weile der wohlthuenden Bewegung hin, ohne zu sprechen.

„Helger, laß uns ein bischen treiben," sagte endlich Maren, „zieh die Ruder ein. Wir wollen alle zusammen ein Lied singen, allein thut Hilda es doch nicht, und da kannst Du doch ihre süße Stimme hören. Was wollen wir singen — ein Seemannslied oder ein Liebeslied? Na, Du hast uns schon so viel von Liebe gesungen, wir haben daran für heute genug, denk' ich." Und dabei sah sie Hilda seitwärts lächelnd an. Hilda nickte zustimmend und sagte: „Wir wollen das schöne Lied singen von der treuen Hut auf der See." Und nun stimmte sie an, und ihre weiche Stimme klang so innig und feierlich:

„Hoch über Wolken, am Himmel droben,
Weit über die wogende See,
Den Herrn, den Schöpfer der Welt zu loben,
Ziehn die Sterne still in der Höh'.
Blick' hinauf, blick' hinauf, du Schiffsmann gut!
Dein Schifflein fährt hin in treuer Hut.

Wohl brausen und schäumen die Wogen im Meer,
Und die Wasserberge, sie branden,
Der Sturm treibt die Wolken wirbelnd daher —
Wird dein schwacher Kiel wohl zu Schanden?
Nur muthig, nur muthig, du Schiffsmann gut!
Deine Seele stehet in treuer Hut.

Und sollst du dein Weib nicht wiedersehn,
Die für dich betet am Strande,
Und sollten die Kindlein als Waisen gehn —
Zerrissen die theuersten Bande!
O fürchte dich nicht, mein Schiffer gut!
Weib und Kindlein, sie bleiben in treuster Hut."

Noch einmal wiederholten sie das letzte, und der Gesang zog feierlich hin über das weite, jetzt so friedliche Meer, und eine ernste Stimmung hatte sich der drei jungen Seelen bemächtigt. Helger hatte die Ruder eingezogen und lehnte mit beiden Armen drauf. Nachdenklich und still blickte er hin über die See und ließ seine Augen schweifen in die blaue Ferne; es mochten ihm wohl Gedanken aufsteigen, ob auch ihm ein frühes Seemannsgrab bereitet sei da unten in der Tiefe.

Dann wandte er die schönen ernsten Augen den beiden Mädchen zu und sagte: „Nun will ich Euch erzählen." Und er erzählte von fernen Meeren und Ländern, von großen volkreichen Städten und stillen Inseln, von schlanken Palmen und von der bunten Farbenpracht der tropischen Blumenwelt. Er erzählte von überstandenen Gefahren und dem oft so furchtbaren Kampf mit den Elementen. Er erzählte, wie er immer der Heimat gedacht und der Lieben daheim in guten und schlimmen Zeiten. Dann fügte er hinzu: „Und wenn ich nun bald wieder hinausfahre, dann werd' ich erst recht an Euch alle denken und mich der Heimkehr freuen."

Darauf ließ er wieder die Ruder kräftiger einschlagen, und das Boot fuhr dem Lande zu.

Die Sonne neigte sich stark nach Westen. Sie stiegen aus und gingen am Strande hin, die Geschwister gaben Hilda ein Stück Wegs das Geleit. Ohne daß sie darauf geachtet, waren sie dem Hause Hildas nahe gekommen. Sie gingen jetzt oben auf der Deichhöhe. Da gedachte Hilda der einsamen Mutter und daß sie die Nähe der Menschen haßte — wie, wenn sie der beiden gewahr würde! Rasch nahm sie Abschied und flog dahin dem einsamen Häuschen entgegen.

Aber ihr graute jetzt nicht vor der Einsamkeit, nicht vor dem langen Abend, den sie schweigend hinbringen mußte, nicht vor den kommenden Tagen. Sie war nicht mehr allein! Sie fühlte es drinnen im seligen Herzen: Einer gedachte ihrer, wie sie seiner gedachte! Einer trug sie liebend, sehnsüchtig in treuem Gemüth, wie sie ihn. Er hatte ihr das beglückende Wort nicht gesagt, aber was bedurfte es dessen? Sie athmete ja die Gewißheit seiner Liebe ein in seiner Nähe, sie las es mit deutlicher strahlender Schrift in den geliebten Augen. Hilda, sprach sie zu sich selber, Hilda, was ist aus Dir geworden zwischen Morgen und Abend? Wie bist Du arm gewesen und nun so reich! Wie warst Du allein, so ganz allein, und nun bei ihm, bei ihm, o fürs ganze Leben bei ihm und er bei Dir! Freue Dich, Hilda, freue Dich!

Da kam die Mutter aus der Kammer, und als ihr Auge auf das Mädchen fiel, das am Herd das Abendbrot rüstete und dabei leise ein Lied sang, mochte ihr wohl etwas auffallend sein, sie bemerkte eine Veränderung. Das trübe Gesichtchen so aufgehellt, dazu das ungewohnte Singen!

„Schweig still!" befahl sie streng, „mir ist's nicht nach Singen zu Muth. Die Todten sind stumm."

Eine Thräne stieg dem Mägdlein ins Auge, zum ersten Mal fühlte sie ein warmes Mitleid mit der Mutter. Sie selber so hochbeglückt und die Mutter so elend, so grenzenlos elend!

Zum ersten Mal wagte sie's auch, ein Wort dreinzureden. „Mutter," sagte sie, „Mutter, unsere lieben Todten ruhen in Gott. Ach, Mutter, gönn ihnen die Ruh."

„Schweig still!" schrie da die Alte, „was soll mir das Gerede? Das weiß ich wohl, daß sie ruhen; aber meine Ruhe ist weg — weg — weg!"

Und damit ging sie in die Stube und schlug die Thür laut hinter sich zu, und als Hilda ihr das Abendessen brachte, rührte sie's nicht an und lag mit dem Kopf schwer auf dem Eichenkoffer, bis es dunkel ward und sie zu Bett ging.

Hilda stellte sich unter die offne Thür und blickte nach Westen, wo Rathmanns Werft lag; sie konnte in der Ferne die hohen Kronen der Eschen sehen, die das Haus umgaben. Da blitzte über den Eschen der Abendstern auf mit lustigem Gefunkel, und sie grüßte den Stern, und dachte, ob Helger ihn auch wohl sähe, und es war ihr, als zöge durch die stille Abendluft ein Grüßen, und als sie einen weißen Vogel durch das schwindende Licht dem Meer entgegenfliegen sah, dachte sie des süßen Liedes, das er gesungen:

Möve, willst du mir Botin sein?

Und sie warf dem weißen Vogel eine Kußhand zu.

Als sie hereintrat, um sich zur Ruhe zu legen, da schlief die Alte schon einen tiefen schweren Schlaf, die Athemzüge gingen so hart und unregelmäßig. Hilda trat an das Bett — wie finster die Miene auch noch im Schlaf, der doch sonst das Menschenantlitz glättet, wie drohend der übers Haupt zurückgeworfene Arm, wie wild das lange graue Haar übers Kissen gebreitet!

Da faltete das Mädchen die Hände und hob sie über der schlafenden Mutter Haupt und betete leise: „Gib uns Deinen Frieden! Ach, Herr, gib uns Deinen Frieden!"

Die Woche verging bis zum Samstag, ein Tag trübselig wie der andere, da saß Hilda wieder in der Strandhütte und schaute wehmüthig und sehnsüchtig hinaus auf das Meer. Sie hatte nichts wieder gesehen und gehört von Maren und Helger. Es war ihr jetzt beinahe, als wenn alles ein schöner Traum gewesen. Vielleicht war er schon wieder weit weg. Lange Rast ist dem Seemann nicht vergönnt.

Da fiel ein Schatten in den Sonnenschein, der vor der Hütte lag. Hildas laut klopfendes Herz sagt ihr, wer es ist.

„Da bist Du! Endlich finde ich Dich! An jedem Tage hab' ich Dich hier gesucht! Warum bist Du nicht gekommen? Du wußtest es doch, daß ich Dich suchen würde. Wärest Du heut nicht gekommen, dann wäre ich in Dein Haus gekommen trotz allem Verbot. Ich muß Dich ja sprechen."

Hilda hob jetzt ihre Augen zu ihm empor so glückselig. Sie legte ihre Hand in seine so vertrauensvoll. Da setzte er sich neben sie auf das Bänkchen und nahm sie in seinen Arm, und sie lehnte das Köpfchen still an seine breite hochklopfende Mannesbrust.

„Ja," sagte sie, „wir mußten uns noch sprechen. Aber an den Alltagen darf ich nicht so weit weggehen, ich hab's kaum gewagt; wenn Mutter mich vermißt, ist es schlimm. Ich konnt's aber nicht länger aushalten, ich dachte, daß Du hierher kommen würdest."

Er hielt sie noch fester, als fürchte er, daß sie ihm entrissen würde. „Ja, mein liebes Mädchen, daß wir beide einander angehören, das hast Du eben so gut gefühlt als ich. Zu sagen brauch' ich's Dir nicht erst. Aber sag mir's doch einmal mit Deinen süßen Lippen, daß Du mich lieb hast, am liebsten auf der ganzen Welt, o sag es mir — ich muß es hören!"

Und er senkte seine leuchtenden Augen tief und treu in die ihren, die sie zu ihm aufgehoben, und er las ihrer Seele

Digitized by Google

wonniges Glück darin, und sie hauchte ihm ihre Liebe zu mit dem Kuß ihres Mundes.

So saßen sie heimlich selbander in der Strandhütte und vergaßen die ganze Welt und die Menschen draußen, und das Meer rauschte mit seinen kommenden und gehenden Wellen sein ewiges Lied vom Wechsel der Zeit und vom Unbestand aller menschlichen Dinge und von der Thorheit des Menschenherzens, zu glauben, daß Liebesglück und Liebestraum ewig währe.

Sie hatten viel zu reden mit einander, die beiden jungen glückseligen Menschenkinder in der Strandhütte: vom nahen Abschied und von treuem Gedenken, von zukünftigem Glück und Wiedersehen. Helgers muthige Seele überflog im kühnen Flug alle Gefahren und Kämpfe seines Seemannslebens. Er hielt sein süßes Glück an seiner Brust, das konnte ihm keine Macht der Welt wieder entreißen! Hilda seufzte leise, wenn sie an die Zeit der Trennung dachte, und faltete bang ihre Hände auf seinem Haupt.

„Morgen sehen wir uns noch einmal," hieß es zuletzt, „morgen in der Kirche! Da wollen wir uns verloben vor Gottes Angesicht! Da wollen wir seinen Segen uns erflehen! Wir beide heimlich selbander, und kein Mensch soll's sonst erfahren! Welch ein Glück: Wir beide heimlich selbander!"

III. Unerbittlich.

Helger war fort, schon lange fort. Düstere Herbstnebel breiteten sich über Land und Meer, breiteten sich auch über Hildas sehnendes Herz.

Schweigend saßen die beiden Frauen bei einander im trüben Licht, das spärlich hereinfiel durch das niedrige Fenster, vor welchem die hohe Deichwand aufstieg, mit welken Grasbüscheln und verdorrten Halmen. Ingeborg Birger spann wie gewöhnlich ihren groben härenen Faden. Hilda mußte die Wolle von den Schafen zwischen scharfen Hecheln auseinanderkratzen, und zu lockern Flocken verarbeitet, legte sie's wie weiche weiße Locken in den Korb. Da hörte man den seltenen Ton eines schweren Schrittes draußen. Beide horchten auf. Ueber der Alten Gesicht flog ein Schatten des Unwillens und Verdrusses, Hildas Augen blickten neugierig gespannt auf die Thür. Arme Hilda! Sie ahnte nicht, daß auf diesen schweren Sohlen ihr Verhängniß sich nahte!

Herein trat eine großer Mann von solcher Länge, daß er sich bücken mußte, um mit dem Kopfe nicht anzustoßen. Er grüßte mit rauher Stimme, und ohne Gegengruß nnd Willkomm abzuwarten, trat er mitten hinein in die Stube vor die spinnende Alte, die sich gar nicht hatte stören lassen, und sagte:

„Ingeborg Birger, ich will mit Dir reden, laß die Dirne hinausgehen!"

Die Angeredete blickte den Mann gar nicht an, sie hatte ihn längst erkannt, sie machte nur mit der Hand ein stummes Zeichen, worauf Hilda hinausging. Ehrich Holm, der Lootse, war der Alten Bruder. Sie sahen sich sehr selten, oft ein halbes Jahr lang nicht. Von irgend welchem geschwisterlichen Gefühl konnte zwischen ihnen keine Rede sein. Der Bruder war auch ein finsterer Geselle, der nur eine Begierde hatte: Geld und Gut an sich zu raffen.

Wohl wußte er, daß seine alte Schwester harte Thaler in ihren Koffern und Truhen haben müsse. Wäre das Mädchen nicht, dann würde ihm alles zufallen. Es gab nur einen Weg, dennoch in den Besitz zu gelangen, diesen Weg wollte er jetzt betreten.

„Du sitzst hier wie todt und begraben," hub er an, „und merkst nichts von allem, was vor Deiner Nase passirt! Deinetwegen könnte der Mond vom Himmel fallen, Du drehtest den Kopf nicht darnach um!"

Als wenn sie stocktaub wäre, drehte die Alte gleichmäßig ihr Rad und gab mit keiner Miene, keinem Ton zu erkennen, daß sie von der barschen Anrede etwas vernommen.

„Zum Henker!" fuhr der Mann fort, „so laß doch einmal das verdammte Rad stehen, ich will Dir was erzählen, wobei Dir Dein steifer Kopf wackeln soll. Weißt Du denn schon, daß Deine Tochter mit des Rathmanns Sohn eine Liebschaft angesponnen?"

Er hatte Recht gehabt, das packte die Alte, der Kopf wackelte ihr zwar nicht, aber sie fuhr auf, warf das Rad um, packte des Bruders Arm und schüttelte ihn.

„Du lügst, Ehrich, sag, daß Du gelogen hast!" Ihre harte Stimme bebte, als sie es sagte.

„Ha, ha!" lachte der Mann höhnisch; „weil es Dir nicht gefällt, soll es gelogen sein. Die Maren hat's ausgeschwatzt, die wird's wohl wissen. Vor der Kirchthür haben die Dirnen davon geredet, aber was geht's Dich an, Du sitzest hier in der Kathe, wo es kaum Tag wird, und kümmerst Dich um nichts!"

Die Alte schritt auf die Thür zu. Er hielt sie zurück, da er ihre Absicht merkte, das Mädchen selbst zu fragen.

„Laß die nur draußen, das kannst Du nachher abmachen. Erst müssen wir aufs Reine kommen! Mein Junge Niels will sie haben, gib sie ihm, dann hat die Geschichte ein Ende."

Er sagte das in einem Tone, als wenn es ein Stück Barmherzigkeit wäre, daß sein Junge das Mädchen nehmen wolle! Die Alte fühlte das, es war ihr zuwider. Sie antwortete mit Bitterkeit: „Das Geld willst Du, mein Geld, Ehrich, die Dirne nehmt Ihr in den Kauf! Geld kriegt Ihr nicht, so wahr ich Ingeborg Birger hieße, Geld kriegt Ihr nicht."

„Das willst Du wohl mit Dir nehmen, wenn Du in die Grube fährst!" erwiderte er mit häßlichem Lachen. „Wer soll's denn haben, wenn nicht Dein einzig Kind, oder warteſt Du noch auf Deine drei Jungens? Die See gibt nichts heraus, was sie verschlungen!"

„Hinaus," schrie die Alte, „hinaus mit Dir, ich will Deine Stimme nicht mehr hören, fort mit Dir!"

„Gut, da willst Du wohl lieber, daß der Sohn Deines alten Freundes Dir die Dirne wegfischt, da kannst Du noch auf Rathmanns Werft Braten essen und Wein trinken und lustige Hochzeit feiern! Ueberleg's Dir lieber, was ich gesagt hab', nach acht Tagen komme ich wieder!" Und ohne Gruß, ohne nur den derben Filzhut gerührt zu haben, ging er davon.

Eine Weile sank die alte Frau auf ihren Stuhl zurück und griff mit der Hand nach dem Herzen, als hätte sie da einen Stoß oder Stich bekommen. In ihren harten Zügen arbeitete und zuckte es. Aber es dauerte nicht lange, da war's überwunden, und mit lauter Stimme rief sie die Tochter.

Sie kam herein und blickte mit scheuer Angst auf die Mutter. Es mußte etwas geschehen sein, was konnte ihrer warten? Sie schmiegte sich an den großen Koffer, wie Schutz suchend.

„Was ist das mir Dir und Helger Wolffen?" fragte da die Alte.

Sobald der theuerste Name genannt ward, glühte des Mädchens Antlitz, und es war, als wenn eine höhere Macht über sie käme, frei trat sie hin vor die Alte, und ob auch Thränen ihr aus den Augen flossen, so bekannte sie doch glückselig ihre Liebe, dann fiel sie auf ihre Kniee, und mit gesenktem Köpfchen und mit gefalteten Händen bat sie mit rührender Stimme: „Ach, Mutter, thu uns nichts, thu uns nichts Böses!"

Die Alte blickte auf das knieende Mädchen mit finstern Blicken. Erst schwieg sie, dann hieß es: „Steh auf, was liegst Du da! Es ist unmöglich, ich sage Dir es, es ist unmöglich. Eben so unmöglich, als daß die See ihre Todten wiedergibt!"

Damit schlug die alte Frau beide Hände vors Gesicht und warf den Kopf auf den neben ihr stehenden Tisch.

Hilda stand auf und blieb mit gefalteten Händen am Fenster stehen. Mit ihren thränenschweren Augen blickte sie in den grauen Herbsthimmel, als wollte sie's da lesen, warum es unmöglich sei, warum ihre süße Liebe sich zertreten lassen sollte? Sie schüttelte leise den Kopf, als fände sie keine Antwort auf ihres Herzens banges Fragen. In dem alten Kopfe aber, der dort so schwer auf dem Tische lag, hämmerten und klopften die Gedanken, die Erinnerungen aus ferner Vergangenheit. Sie war ja auch einmal jung gewesen, das jetzt versteinerte Herz hatte auch seine warmen Blutwellen getrieben, hatte sie leidenschaftlich zugetrieben einem andern Herzen. Aber dies andere Herz hatte sich kalt und stolz von ihr abgewandt, sie war nicht schön, nicht reich genug gewesen; eine andere war

Digitized by Google

ihr vorgezogen, und sie wähnte sich verspottet und ausgelacht, als man eine fröhliche Hochzeit feierte auf Rathmanns Werft. Der Bräutigam aber war damals gerade ebenso schön und schlank und stolz gewesen als Hildas Liebster jetzt, er hieß auch wie der Helger Wolffsen, denn es war sein Vater. Das hat Ingeborg Holm, wie sie damals hieß, nie vergessen, darüber hat sie gebrütet und gesonnen viel Tage und Nächte, bis der Haß die Liebe ausgetilgt hatte aus ihrem Herzen. Da nahm sie den Kapitän Birger, der sie ansprach; sie hat ihn freilich nie geliebt, nie geweint, wenn er auf die See ging, und nie gelacht, wenn er heimkehrte. Aber die drei Söhne, die sie ihm gebar, die hat sie geliebt mit all der zurückgewiesenen und lange verhaltenen Liebe ihres Mutterherzens. Und die drei Söhne — die hat die See verschlungen.

Das sind die Gedanken, die in ihrem Hirn jetzt klopfen und hämmern, und unumstößlich fest steht es vor ihr da. Unmöglich, unmöglich, wenn sie an das Mädchen denkt, die eben vor ihr dagelegen auf den Knieen, die jetzt am Fenster steht und in den Himmel hinein frägt und seufzt: „Warum doch also, warum doch also?"

Aber was dachte die Alte denn über Ehrichs Heirathspläne? Es war ihr widerwärtig, daran zu denken, sie war eben tödtlich verletzt worden von ihrem eignen leiblichen Bruder, er hatte ihr tiefstes Weh plump verspottet, sie kannte seine Geldgier und es war ihr ein gräulicher Gedanke, daß ihr Hab und Gut jemals in seinen Besitz kommen sollte. So schob sie den Gedanken von sich ab mehrere Tage lang.

Das Mädchen ging bleich und still herum. Immer schwebte es ihr auf der Lippe, zu fragen, zu bitten, aber immer vermochte sie es nicht, das Wort auszusprechen, wenn sie der Mutter in das unerbittliche Antlitz schaute. Die Nacht war auch ihr die Zeit des Mitleids und der Güte, dann vergaß sie alles Bangen und Sorgen, dann lebte sie im Traum ein seliges Liebesleben, dann war er bei ihr und sie bei ihm.

Die Nacht brachte Ingeborg Birger keine Ruhe. Die gestellte Frist war bald abgelaufen, Ehrich Holm wird kommen, sich Antwort zu holen. Was soll sie thun? Da sitzt die alte Frau aufrecht im Bette, ihre Hände wühlen in den grauen Haaren; was soll sie thun? Das Mädchen hüten, das kann sie nicht und mag sie nicht, und gehütet muß sie werden, sie ist zu schön! Kommt der Liebste wieder, dann thut er Gewalt; o, sie kennt das Geschlecht der Wolffsen, das sind Männer stark und gewaltig, die zerbrechen Bande und zertreten ihre Feinde, die springen über die Mauer und fürchten sich vor keinem Drachen! Niels Holm ist aber auch ein Starker; hat er sie einmal, dann wird er sie schon zu wahren wissen, und das bricht dem andern das Herz und all seine Kraft und Gewaltthat ist ihm nichts nütze, und was dem Sohne weh thut, das thut auch dem Vater weh, das ist Rache, und Rache ist süß! Aber ihr Geld, soll sie ihr Geld dem geizigen verhaßten Bruder zur willkommenen Beute lassen? Niemals! Aber wie soll sie's ihm vorenthalten? Wenn sie todt ist, fällts ihm unfehlbar in seine gierigen Hände. Die alte Frau sitzt immer noch aufrecht im Bette und grübelt und sinnt.

Schwarz liegt die Nacht vor dem Fenster, der Himmel ist sternenlos, der Wind zieht in Klagetönen ums Haus und fährt wie stöhnend durch den Schornstein.

Leise schiebt sie jetzt die Decke zurück und schlüpft aus dem Bett, leise zündet sie eine Laterne an, die ihr Licht nur nach einer Seite wirft; sie tritt schleichend an das Bett, wo Hilda schläft, sie lauscht auf die tiefen regelmäßigen Athemzüge. Sieht sie denn nicht, wie verklärt das Engels Antlitz daliegt, wie ein strahlendes Lächeln die leicht geöffneten Lippen umschwebt? Nein, die lauschende Alte sieht davon nichts, aber ihr Ohr vernimmt jetzt, wie der Name Helger der Träumenden entflieht; da fährt sie zusammen und wendet sich ab.

Unhörbar auf weichen Socken geht sie an den größten der alten Eichenkoffer. Der Schlüssel kreischt im Schloß, sie hält inne, um zu lauschen, das Mädchen schläft ungestört weiter. Sie hebt den schweren Deckel und stellt den Träger unter. In dem Koffer befindet sich eine alte Lade, die sich nur mit kunstgerechtem Griff öffnen läßt. Darin liegen Geldrollen, alte Speziesthaler, in jeder Rolle fünfzig. Die alte Frau packt sich diese Geldrollen in den Rockschoß, eine nach der andern, es ist eine ansehnliche Last. Dann schließt sie den Koffer und geht mit der Laterne sachte hinaus. Draußen nimmt sie einen Spaten und tritt aus dem Hause in den Garten. In der äußersten Ecke, wo eine morsche Weide steht, fängt sie an ein Loch zu graben. Die Geldrollen und die Laterne hat sie auf den Erdboden gestellt. Die Arbeit fällt ihr schwer, es ist viel Wurzelgestrüpp im Boden, sie wischt sich den Schweiß ab. Jetzt ist's tief genug gegraben, sie kniet nieder und versenkt die Geldrollen in das Loch, schüttet die Erde wieder darauf, tritt sie mit den Füßen fest und streut dürres Laub darüber, dann tritt sie den Rückweg an.

Die alte thörichte Frau, sie ahnt es nicht, daß sie belauscht worden, daß oben von der Deichhöhe zwei scharfe Augen herabgespäht und ein triumphirendes, kaum unterdrücktes Lachen über eines Mannes Gesicht gegangen. Als sie im Hause verschwunden, redete der Mann vor sich hin: „Das hätten wir sicher; aber es kann nicht alles gewesen sein, sie muß viel mehr haben!"

Der Mann war Ehrich Holm, der von einer Lootsentour bei nächtlicher Weile zurückkehrte; sein Weg führte ihn vorüber, der Lichtschimmer aus der Laterne hatte ihn aufmerksam gemacht, und er war so nahe als möglich herangetreten, um den auffälligen Vorgang genau zu belauschen.

Am nächsten Tage erschien er, um sich die Entscheidung zu holen. Er traf beide Frauen wieder wie vor acht Tagen bei ihrer Arbeit.

Die Alte würdigte ihn keines Blickes. Als er sich plump auf einen Stuhl geworfen, sagte sie zu Hilda gewendet: „Dein Vetter Niels hat Dich zur Frau begehrt, er ist brav und hat sein Brot, ich verlobe Dich ihm als Braut, dann hat all das andere ein Ende!"

Das Mädchen stand starr und bleich; dann stieß sie einen Schrei aus, wie ein Mensch in Todesangst, und stürzte hinaus; fort — aus dem Hause — sie weiß selber nicht wohin, ein instinktartiges Gefühl treibt sie dahin, wo er zu Hause ist.

Ehrich Holm blickt der davon Eilenden aus dem Fenster nach. „Die Dirne läuft Dir weg; Ingeborg, paß auf, sie läuft nach Rathmanns Werft."

Da wollte die Alte heftig erregt aufspringen, als müßte sie das Mädchen zurückholen. Aber Ehrich sagte gelassen: „Die holst Du mit Deinen alten Beinen doch nicht mehr ein, sie wird schon wieder kommen, wenn nicht heute, so morgen!"

Auf Rathmanns Werft wohnte der alte Helger Wolffsen, von seinem Amte in der Gemeinde hatte die Werft den Namen. Sein Rücken war noch gerade, sein Gang fest und die grauen Haare fielen ihm in dichten Locken vom Scheitel. Das blaue Auge blitzte scharf hervor unter den buschigen Brauen, und um den Mund lag ein Ausdruck heiterer Güte.

Das Weib seiner Jugend war ihm gestorben, aber geehrt in der Gemeinde um seines klugen Rathes willen und im Hause wohl versorgt von seiner Tochter Maren, lebte er in wohlhäbiger Ruhe die Tage seines Alters.

Zu der einzigen Freundin zog es die tödtlich geängstete Seele Hildas; sie kannte ja kein anderes Wesen in der Welt, wo sie Hilfe und Rettung hätte finden können. Ihr ganzes Wesen ist empört gegen die furchtbare Gewaltthat, die man an ihr vollbringen will, sie ist entschlossen, viel lieber zu sterben, als solches über sich ergehen zu lassen. Athemlos eilt sie vorwärts, jetzt liegt die Werft vor ihr, da überfällt es sie, daß sie ja nicht vor andern verborgen zu Maren kommen kann. Was soll sie sagen, wenn andere sie fragen nach ihrem Begehr? Ihr Schritt wird langsamer, sie tritt auf den Hof, da steht Helger Wolffsen, der Rathmann, hoch aufgerichtet vor ihr. Sein klares Auge ruht überrascht auf der zarten Gestalt des Mädchens, auf ihrem blassen Gesichte. Zitternd steht sie vor ihm; sie kann seinen fragenden Blick nicht ertragen, mit ihren Händen bedeckt sie sich das Antlitz.

Aber er hat sie schon erkannt, und in seinen Augen leuchtet ein Verständniß auf. Sein geliebter Sohn hat ihm ja alles gesagt, ehe er auf die See gegangen, es hat ihm keine Ruhe

gelassen, ehe er dem Vater seine Liebe offenbaret. Der Alte hat nicht viel dazu gesagt und bei sich gedacht, die Sache vorerst ruhen zu lassen, bis sein Helger wiederkomme.

Nun steht die vor ihm, an der des Sohnes ganzes warmes Herz hängt; der Alte weiß es noch wohl aus eigner Jugendzeit, wie die Wolffen lieben mit starker heißer Gewalt.

„Du suchst wohl Hilfe, Kind!“ spricht er mit mildem Ton, „komm ins Haus!“

Und an seiner Hand ging Hilda über die Schwelle, sie that einen tiefen Athemzug und strich sich das Haar aus der Stirn, das ihr vom raschen Lauf unter dem Kopftuch verwirrt worden.

Nun kommt auch Maren herbei, sie will ihren Augen nicht trauen. „Hilda hier, was ist geschehen?“ Sie bringen das zitternde Mädchen in die Stube, und unter viel Schluchzen und Thränen offenbart sie den beiden ihre Todesangst.

Der alte Wolffen sagte gar nichts, er hatte sich es ja gedacht, daß es so kommen würde, er kannte Ingeborg Birger, wenn auch das Geheimniß ihrer Jugendliebe ihm unbekannt geblieben war. Die Sache war ihm sehr unangenehm. Wenn er auch seinem Sohne nicht entgegen sein wollte, so wäre ihm doch eine andere Frau für ihn lieber gewesen, in seinem Vaterstolz dachte er, daß sein schöner tüchtiger Sohn andere Ansprüche machen könne; keine, auch die reichste nicht, würde ihn ausgeschlagen haben.

Die Mädchen gingen in die Kammer Marens, die sich vergeblich bemühte, die Freundin zu trösten. Endlich rief sie aus: „Wir wollen einen Brief an Helger schreiben, er muß wissen, was geschehen ist. Aber wohin? Wer weiß, wo Wind und Wellen ihn jetzt hintragen!“ Doch Maren war klug und weltkundig. „Wir schreiben an den Schiffsrheder in Hamburg und legen den Brief an Helger bei, der Kaufmann wird wohl wissen, wo sein Schiff zu finden ist.“ Das richtete Hildas gesunkenen Muth wieder auf; sie hatte ja ein unbegrenztes Vertrauen zu seiner Liebe, er konnte, er mußte sie retten!

Maren führte die Feder, und beide gaben ihr Theil zu dem, was geschrieben werden sollte. Zuletzt schrieb Hilda die zärtlichsten Liebesgrüße darunter, das letzte Wort war wie ein Hilferschrei: „Komm, komm und rette mich vor dem Schrecklichen; wenn Du nicht kommst, dann stirbt

Deine Hilda.“

Darüber war es dämmerig geworden, der trübe Herbsttag neigte sich seinem Ende zu. Die Kammerthür ward geöffnet, und auf der Schwelle stand der alte Wolffen:

„Komm nun, mein Kind, Du mußt zurück zu Deiner Mutter. Ich will selbst mitgehen und mit ihr reden!“

Hilda schauderte. Doch wagte sie nicht zu widerstreben. Gehorsam stand sie auf, reichte der Freundin die Hand zum traurigen Abschied und folgte wie ein Schlachtopfer.

Unterwegs redete der alte Wolffen manches Wort mit dem schweigenden Mädchen. Er redete von dem vierten Gebot, er redete von der Mutter Fluch, welcher der Kinder Häuser niederreißt, er redete von Weg und Willen Gottes; ja, wovon redete er nicht alles, und seine Worte mochten wohl gut und weise sein — aber das Mägdlein hörte sie kaum in ihrem bangen Herzen, erwiderte auch keine Silbe, schüttelte nur hin und wieder leise das Köpfchen und weinte. Sie dachte nur an das finstere unerbittliche Mutterauge, an die harte rauhe Stimme, an den furchtbaren Befehl! Sie dachte daran und zitterte.

Sie standen vor der Thür des Häuschens. Die Thür ist verschlossen. Sie klopfen, niemand öffnet. Hilda geht ans Fenster und blickt in die Stube, sie sieht niemand. Helger Wolffen klopft stärker, immer stärker. Da ruft eine laute zornige Stimme: „Was willst Du, Helger Wolffen? Ich habe Dich kommen sehen und meine Thür vor Dir verschlossen! Was hast Du zu schaffen mit mir? Fort mit Dir von meiner Schwelle, ich will Dich nicht wiedersehen, nimmer, nimmer!“

Digitized by Google

Es lag so viel Haß und Leidenschaft in dieser Sprache,

„Fern in fremden Landen war ich auch“. Originalzeichnung von B. Woltze.

daß der, an den sie gerichtet war, mehr erstaunt als erschrocken war. Das Mädchen aber lehnte wie haltlos an der Mauer, ihr blasses Gesicht war noch blasser geworden.

„Ingeborg Birger, ich bringe Dir Dein Kind zurück!" antwortete Wolfsen von draußen, „willst Du nicht öffnen, so nehme ich sie wieder mit nach meinem Hause."

Da ward rasch die Thür aufgestoßen, und die alte Frau stand mit drohendem Arm auf der Schwelle. „Das dank' ich Dir nicht, Helger Wolfsen. Die Dirne ist mein, und ich würde sie schon gefunden haben ohne Dich. Zwischen Dir und mir, zwischen Deinem Hause und meinem Hause ist eine unübersteigliche Kluft befestigt!"

Damit ergriff sie das zitternde Mädchen, riß sie rasch ins Haus und schlug krachend die Thüre ins Schloß.

Kopfschüttelnd ging der alte Wolfsen von dannen. Woher diese maßlose Leidenschaft bei all ihrer finstern Menschenscheu? So war die Alte doch nicht gegen andere Leute, was hatte er ihr gethan? Er gedachte an ihre gemeinsame Jugend, wie viele Jahrzehnte waren seitdem verflossen! Er hatte Ingeborg nicht gesehen seit dem Tode ihrer Söhne, wie furchtbar hatten die Jahre sie verändert, wie tief hatte der Kummer seine Schrift in ihre Züge gegraben, wie steinhart dieses Antlitz! Aber das alles erklärte nicht den Haß gegen ihn. Er gedachte der Zeiten, wo Ingeborg beim Tanz in seinem Arm gehangen, wie er einmal in übermüthiger Jugendlust sie heimlich geküßt und wie glühend dieser Kuß erwidert wurde. Sollte sie ihn geliebt haben? Sollte es der Haß verschmähter Liebe sein, den so viele Jahre nicht auszutilgen vermochte, und der jetzt seine Rechnung abschloß? Der alte Mann stand still, es fröstelte ihn, er fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. „Mein Helger!" flüsterte er, „mein armer Junge!" und ging langsam weiter wie in tiefen Gedanken.

In derselben Nacht kamen vorsichtige leise Schritte vom Deich herunter, sie richteten sich nach der Ecke des Gartens, wo die alte Weide stand; ein Lichtschimmer blitzte auf, ein emsiges Schaffen und Hantiren begann. Dann erlosch wieder das Licht, und sachte entfernten sich die Schritte.

Um Mitternacht erwachte Ingeborg Birger aus einem unruhigen Schlummer, es war ihr, als hätte sie lachen hören; sie richtet sich auf, da lacht es wieder, laut und wie höhnend vom Deich herunter. Die alte Frau schauert zusammen; sind das böse Geister, die ihr Wesen ums Haus herumtreiben? Sie liegt lange und kann nicht wieder einschlafen.

Am andern Morgen fand sie im Garten tiefe Fußspuren, sie führten zu der Weide. Da gähnte ihr ein offenes Loch entgegen, wo sie ihr Geld vergraben, man hatte sich nicht einmal die Mühe genommen, das Loch wieder zuzuwerfen.

Und Ingeborg Birger lachte auch auf, als sie in das leere Loch blickte, und hob einen wollenen Fausthandschuh auf; er gehörte ihrem Bruder Ehrich, sie hatte ihn neulich an seiner Hand gesehen. Die alte Frau lachte, in ihr aber kochte es von Haß und Ingrimm. Den Handschuh barg sie sorgfältig in ihrem Vortuch.

IV. Geknickte Flügel.

Als am nächsten Morgen, nachdem er seinen nächtlichen Raub ausgeführt, Ehrich Holm die Entdeckung machte, daß er seinen wollenen Handschuh verloren und sich sagen konnte, derselbe müsse an der Grube im Garten seiner Schwester liegen geblieben sein, gerieth er zunächst in einen wüthenden Aerger über seine eigene Unvorsichtigkeit. Er hatte eben triumphirend die Geldrollen gezählt und wieder vor sich hingemurmelt: „Es ist noch lange nicht alles, sie muß viel mehr haben." Jetzt aber schlug er sich mit der Faust an seinen dicken Schädel und knirschte mit den Zähnen.

Er kannte seine alte Schwester. Die Fußspuren im Garten waren tief, denn das weiche, vom Herbstregen durchnäßte Erdreich hatte ihn tief einsinken lassen; diese Spuren mußten bemerkt werden, dann würde sie weiter nachforschen, den Handschuh entdecken und erkennen, sie hatte scharfe Augen von jeher, und der Handschuh hatte vor wenigen Tagen an seiner Hand gesessen, als er mit ihr geredet. Das war ein unumstößlicher Beweis gegen ihn, und seine Schwester war im Stande, alles daran zu setzen, um ihr Eigenthum wieder zu erlangen, und würde sich wenig daraus machen, ihren eigenen Bruder als Dieb hinzustellen. Und mit dem Heirathsplan für seinen Sohn Niels war's dann auch aus und vorbei.

Der alte Lootse war rathlos, er sann hin und her, er zermarterte sein Gehirn, er fand keinen Ausweg. Dabei zerrte er den übrig gebliebenen vereinzelten Handschuh unwillig hin und her, als wollte er aus dem einen den zweiten herauszerren.

Er ertrug's nicht länger, diese peinliche Lage allein für sich zu behalten, er mußte sich seinem Sohne Niels anvertrauen, vielleicht wußte der Rath.

Zu schämen brauchte er sich nicht vor diesem Sohne, denn an gemeiner Gesinnung stand er seinem Vater nicht nach, ja er war noch geldgieriger; aber er war auch klüger, viel klüger und ein Meister in der Kunst der Verstellung und der Lüge.

Niels war ein junger Mann von dreißig Jahren, groß und stark gebaut wie sein Vater. Das glatte schwarze Haar hing ihm tief in die Stirn, er sah keinem Menschen gerade ins Gesicht, und in seinem schiefen Blick lag Schlauheit und ein verschmitztes Lauern.

Er hörte seinem Vater ruhig zu, und bei dem Bericht flackerten allerlei Lichter und Blitze über seine unschönen Züge und aus den stechenden Augen. Als er von dem Gelde hörte, war es, als sähe man einen Widerschein des Silberglanzes in seinen Mienen, und bei der Verlegenheit des Alten zuckte es wie heimliche Schadenfreude um die festgekniffenen Lippen des würdigen Sohnes.

„Das Geld muß wieder hin!" sagte er nach minutenlangem Schweigen, während er sich den Anschein tiefen Nachsinnens gab. „Das Geld muß wieder hin," wiederholte er, „und ich werde es hintragen. Laß mich nur getrost gehen, ich will die Sache schon zurecht bringen, und das Geld soll uns auch nicht entgehen, wir müssen nur warten. Schlimm, wenn man nicht warten gelernt hat, dabei kommt man immer schlecht weg," fügte er hinzu.

Der Alte steckte den Tadel, der in den letzten Worten lag, getrost ein, als verstünde er's nicht, und händigte dem klügeren Sohne seufzend die Geldrollen ein.

Niels machte sich unverzüglich auf den Weg. Er hatte sich seinen Plan gemacht, und dachte mit Schmunzeln bei sich selber, das sei eine sonderbare Art, sich eine Braut zu werben mit gestohlenem Gelde, aber als glücklicher Bräutigam wolle er dennoch heimkehren! Die Sache machte ihm Spaß.

Wie er's erwartet, hatte er bei seines Vaters Schwester zuerst einen harten Stand.

Er traf sie allein in der Stube und machte den Anfang damit, daß er das Tuch, in welches die Geldrollen hinein geknotet waren, schwer auf den Tisch fallen ließ. Ingeborg Birger fuhr auf; was konnte Niels im Sinne haben, es mußte ihr Geld sein, sie blickte ihn finster an.

Mit der kältesten Ruhe fing der junge Mann nun an, ihr zu erzählen, wie er dahinter gekommen, was sein Vater in der Nacht begangen, leider gehe er auf solchen Wegen heimlich und allein, sonst würde er ihn zurückgehalten haben; sie wisse ja wohl, daß ihr Bruder geldgierig sei, und obgleich er als Sohn alle Arbeit und Gefahr des Lootsenberufes mit ihm theile, doch kargen Lohn dafür empfange. Durch Zufall habe er die schlechte Geschichte erfahren und seinem Vater gesagt, er werde und könne nicht davon schweigen, da sei er bange geworden und habe ihm den Willen gelassen, daß er das Geld nun der rechtmäßigen Eigenthümerin wiederbringe.

Mißtrauisch hatte die Alte zuerst den Redenden angeblickt. Der Ton seiner Rede aber war so schlicht und wahr, der Ausdruck seiner Miene so ehrlich und bedauernd über die Verirrungen des Vaters, daß allmählich der Argwohn bei der Alten schwand und sie zuletzt beinahe wie befriedigt mit dem Kopfe nickte.

„Es wär' ihm auch schlecht bekommen," sagte sie dann, holte den Handschuh heraus und warf ihn vor Niels auf den Tisch; „kannst Deinem ehrlichen Vater nur sagen, wenn er andere Leute bestehlen wolle, möchte er nicht seine Handschuhe liegen lassen."

Digitized by Google

Niels that, als merke er nichts von dem Handschuh, und ließ ihn unberührt liegen.

Statt dessen fing er an zu klagen über das schlechte Leben, das er im Hause führen müsse, seitdem vor zwei Jahren seine Mutter gestorben, und wie es ihn von Herzen verlange, eine Frau ins Haus zu bekommen.

Wenn er von den bösen Lootsenfahrten im Herbst und Winter halb erstarrt und bis auf die Haut durchnäßt nach Hause komme, dann sei alles kalt und dunkel, kein glimmender Funke auf dem Herd, keine Lampe und kein Licht angezündet. So könne er's nicht lange mehr aushalten, er wisse ja nicht, ob sie's ihn entgelten lassen wolle, was sein Vater verbrochen und er wieder gut gemacht; aber wenn er die Hilda jetzt nicht haben solle, dann müsse er eine andere nehmen. Mädchen gäb's ja auch genug. Sie solle ihm nur ihre Meinung grade heraussagen, er könne es vertragen, aber hinhalten lasse er sich nicht.

Das gefiel der Alten. Da war kein zimperliches Gethue, kein gefühliges Wesen. Das war eine Rede hart und rauh wie der Faden, den sie spann, hart und rauh wie ihr eigen versteinertes Herz.

„Du sollst sie haben," sagte sie darauf; „gehe hinaus und sag's ihr selber, sie wird draußen sein. Und dann schaff sie mir bald vom Halse, ich kann das Geheul und Gewinsel nicht hören; wenn sie erst Dein Weib ist, wird's damit vorbei sein."

Niels bot der Alten seine Hand zum Abschied, was sie nicht zu bemerken schien, da sie schon wieder eifrig spann. Dann ging er mit einem Lächeln hinaus.

Draußen an der Thür stand Hilda; sie wollte weglaufen, als sie ihn erblickte, aber er hielt sie fest, sie konnte sich ihm nicht entwinden.

„Nun, Schatz, Du weißt's wohl schon, wir sind Bräutigam und Braut, wir zwei beide. Kennen lernen thut ja nicht erst nöthig; scheint Dir freilich bis jetzt nicht recht zu gefallen, aber das kommt noch. Ich bin so übel nicht, Du wirst's sehr gut bei mir haben. Da oben in der Lootsenkathe ist eine weite Aussicht, hast da die ganze See vor Dir; ein bischen allein ist's freilich, denn wir Mannsleut' müssen jeden Tag hinaus, da hast Du keine andere Gesellschaft im Hause als den alten Ohm Thoms, der kann Dir seine schönen Geschichten erzählen vom fliegenden Holländer und vom Klabautermann, der arme Kerl; er ist nicht so ganz richtig im Kopfe, aber sehr gutartig. Dann freust Du Dich um so besser, wenn Dein Mann heimkommt, und hältst ihm was Warmes bereit. Kannst Du auch einen steifen Grog brauen? Was, so 'n Grog und 'n bischen Liebe, mehr verlang' ich nicht; ich bin ein ganz guter Kerl!"

Hilda starrte ihn an bei dieser langen Rede, als sähe sie Gespenster, schauderte und schüttelte sich.

„Ich nehm' Dich nicht, nie und nimmer! Eher spring' ich in die See!" rief sie mit fester Stimme und richtete sich auf.

„Hoho, Schatz, das hat schon manche gesagt. Du wirst schon zahm! Die Alte drinnen läßt nicht mit sich spaßen. Du solltest mir lieber den Brautkuß geben."

Dabei umfaßte er die feine Gestalt mit seinen starken Armen, zog die heftig Widerstrebende an sich und wollte sie küssen. Aber mit einem Aufschrei ließ er sie los, sie hatte ihm mit den weißen Zähnen ins Ohr gebissen, daß es blutete.

„Warte, Du Katze, das schenk' ich Dir nicht, jetzt sollst Du erst recht mein süßes Weib werden, ich will Dich schon zähmen und Dir das Beißen abgewöhnen. Gute Nacht für heute, Du kleine Katze, ich komme bald wieder."

Mit einem Tuche die Blutstropfen abwischend, die vom gebissenen Ohr herabtröpfelten, ging er von dannen.

Hilda stand mit gekreuzten Armen in der Thür und schaute ihm aus blitzenden Augen triumphirend nach.

Dann aber fuhr sie zusammen und erbleichte. Mit zagendem Schritt trat sie vor der Mutter Antlitz, welche mit ihrer unverändert geraden Haltung und strengem Gesichtsausdruck spinnend dasaß. „Mutter," sagte das Mädchen, „ich nehme Niels nicht zum Manne, ich thu's nicht, ich kann's nicht."

Die Alte sah gar nicht auf, sagte nur mit tonlos harter Stimme: „Du wirst sein Weib und keines andern."

Weiter sagte sie nichts und versank in unerschütterliches Schweigen bei allem Jammern und Klagen des Mädchens. Es war nicht anders, als stünde sie vor einem starren todten Felsen, oder als schrie sie's hinaus in die tosende See.

Ja, an der See war's viel besser als vor einer solchen Mutter. Da stand das Mägdlein am Ufer und blickte hinaus in die aufgeregten Wellen, die sich drängten, ans Land zu kommen. Diese Wellen sprachen zu ihrem Herzen, weil sie den Liebsten trugen, sie kamen alle von ihm, es war ihr, als hätten sie Botschaft und Gruß zu bestellen. Ein rauher Nordwest wühlte das Meer auf, höher und höher stiegen die schwarzgrauen Wasserberge mit den weißen Schaumkronen, es war ein Brausen und Branden, daß die Menschenstimme davon verschlungen ward wie ein Spinngewebe im Glutofen.

Hilda merkte es nicht, wie der Sturm ihr durch die Kleider drang und ihren zarten Leib durchkältete, sie hörte nichts von dem Aufruhr des Meeres, sie kümmerte sich auch nicht darum, daß die steigende Flut ihr an den Fuß spülte und sie durchnäßte. Da flogen Möven kreischend dicht über ihr dahin, das weckte sie aus ihrem dumpfen Träumen, sie dachte an Helgers Lied und kehrte langsam ins Haus zurück.

In der Nacht überfiel sie eine schwere Krankheit, sie redete irre im Fieber, sie jammerte so laut, daß die Alte erwachte und Licht anzündete. Gegen Morgen ward das Mädchen ruhiger, sie lag wie erstarrt und bewußtlos da. Das dauerte tage- und wochenlang, Ingeborg Birger mußte mit innerem Unwillen die Kranke pflegen.

Niels kam wieder, um nach der Hochzeit zu fragen. Er erkannte, daß Hilda in schwerer Krankheit läge, und am andern Tage kam ein Arzt, den Niels beordert hatte, ohne die Alte zu fragen. Das Nervenfieber war langwierig, und wenn auch die jugendkräftige Natur es überwand, so war das Mädchen doch so geschwächt, daß an Hochzeit nicht vor dem Frühjahr zu denken war.

In einsamen Stunden, wenn die Alte am Sonntag Nachmittag in der verschlossenen Kammer saß, war Maren heimlich zu Hilda geschlichen, sie zu trösten und aufzurichten, so gut sie's vermochte. Aber sie selber war auch in Sorge und Kümmerniß um den Bruder, denn seit vielen Monaten war keine Nachricht gekommen, ja er hätte schon zurück sein müssen, und auf eine Vorfrage, die man an den Schiffsherrn gerichtet, war die Antwort gekommen, daß man über des Schiffes Schicksale in Ungewißheit schwebe.

Der Frühling kam wieder, und Hildas bleiche Wangen schimmerten in leichtem Roth. Die Krankheit war überstanden, aber das Leiden nicht. Alles Sehnen blieb ungestillt, alles Flehen unerhört, Helger kehrte nicht zurück, kein Brief, keine Kunde weder von ihm, noch von dem Schiff.

Da versank das arme junge Herz in Muthlosigkeit. Die Hoffnung, daran sie sich geklammert wie an die letzte Planke im Schiffbruch, schwand ihr aus der Seele. Sie konnte nicht mehr lächeln, sie mochte nicht mehr reden, sie konnte auch nicht mehr weinen. So ward sie Niels Weib und ließ sich wie ein willenloses Geschöpf in die Lootsenkathe bringen.

Am Tage nach der Hochzeit kam ein Brief von Helger. Das hat Hilda aber nie erfahren. Das Schiff hatte schwere Fahrten gehabt, es war verschlagen worden weitab von seinem Kurs, es hatte Haverie erlitten und einlaufen müssen in einen amerikanischen Hafen, um wieder seetüchtig gemacht zu werden. Er schrieb auch von mehreren Briefen, die er nach Hause geschickt, die aber nie angekommen waren; er klagte, daß man ihn so ganz ohne Nachricht gelassen, ob man seiner vergessen habe daheim?

Maren konnte vor Thränen kaum den Brief lesen, aber gesagt hat sie Hilda nichts. Mit Zittern und Zagen aber dachte sie daran, wie es werden solle, wenn Helger je zurückkäme, sie kannte die leidenschaftliche Heftigkeit seiner Gefühle, sie wußte, daß seine Natur sich aufbäumen würde gegen die furchtbare Gewaltthat, die man seiner Liebe angethan, daß er's auch Hilda nie verzeihen werde, nicht viel lieber den Tod erwählt zu haben, als sich in ein verhaßtes Ehejoch zwingen zu lassen. Mit Schrecken dachte Maren daran, daß Helger sich fortreißen lassen könne, das geschehene Unrecht mit gleicher Gewaltthat zu rächen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus den Erlebnissen der deutschen Korvette „Hertha“.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von Dr. Koeniger.

III. Drei Tage in Tokio.*)

Seit Yokohama, wohin jetzt zwei Dampferlinien von San Franzisko durch den stillen Ozean in 16 Tagen 10 Stunden führen, mit der Landeshauptstadt von Japan durch eine Eisenbahn verbunden ist, kann man Yeddo oder, wie es, seitdem der Mikado dort seine Residenz aufgeschlagen hat, offiziell benannt wird, Tokio (östliche Hauptstadt) leicht erreichen. Fast allstündlich fahren Züge, und der Verkehr der Bahn ist ein sehr lebhafter. Mein Billet war in nicht weniger als fünf Sprachen gedruckt: japanisch, chinesisch, englisch, deutsch, französisch. Die Wagen sind wie Omnibusse und Pferdebahnwagen bei uns mit zwei Längsbänken und Eingängen vorn und hinten eingerichtet, zerfallen in drei Klassen wie bei uns auch und federn vorzüglich. Das ganze Beamtenpersonal der Bahn ist japanisch. Die paar Stationen bis Yeddo sind unbedeutend; die Bahn führt durch hügeliges, gut bebautes Land, meist Reisfelder. Rechts öffnet sich der Blick auf die weite Bucht mit den von französischen Ingenieuren angelegten Inselforts, welche die Hauptstadt von der Seeseite schützen. Das Wasser ist übrigens mehrere Seemeilen von Yeddo schon so seicht, daß nur flach gehende Schiffe bei der Stadt ankern können.

In der Nähe der Forts liegen ein paar Schiffe der Kriegsmarine, Kanonenboote und eine Korvette; alle noch im Ausland gekauft. Auf der Rhede von Yokohama weht die japanische Flagge, weiß mit rothem Ball in der Mitte, noch auf einem Panzer, dem Schwesterschiff des unserer deutschen Flotte gehörigen „Prinz Adalbert“. Beide waren in Frankreich ursprünglich für die Konföderirten im nordamerikanischen Kriege gebaut und wurden, als die Südstaaten unterworfen waren, an die angegebenen Mächte verkauft; doch sind sie nicht gerade als bedeutende Acquisitionen zu betrachten. Eine größere gedeckte Korvette ferner, in der Wasserlinie gepanzert, dient dem Admiral Ito als Flaggschiff; eine kleinere wird jetzt zur ersten überseeischen Reise, die je ein japanisches Kriegsschiff unternommen, nach San Franzisko ausgerüstet. Mit Hinzufügung einiger Kanonenboote wird hierdurch die japanische Seemacht repräsentirt, wenn man nicht noch zwei auf der Regierungswerft von Yokoska (bei Yokohama) gebaute und noch auf Stapel stehende Holzschiffe, einen Radaviso und einen Schraubendampfer, hinzurechnen will.

Doch wir sind auf dem Wege nach Yeddo! Uns gegenüber sitzen ein paar japanische Marineoffiziere, und wir erfahren auf Befragen die Namen der Herren, die nichts geringeres sind als der japanische Marineminister Kawamura, Admiral Ito und einige Adjutanten und Gefolge dieser Herren, welche heute an Bord der in Yokohama liegenden deutschen Korvette „Hertha“ Besuch gemacht haben und sich dort die Exerzitien der Mannschaft zeigen ließen, da sich besonders der Minister für alles Deutsche lebhaft interessiren soll. Die Uniform der Herren ist ganz die englischer Seeoffiziere, wie denn überhaupt die ganze Einrichtung der Marine bis auf die Schiffsroutine seitens der Japaner auch einfach von den Engländern adoptirt wurde. Hervorgehoben zu werden verdient übrigens der Umstand, daß die Marine jetzt nur noch einheimische Offiziere besitzt, also bereits glaubt, auf eigenen Füßen stehen zu können.

Da wir um 6 Uhr abends von Yokohama wegfuhren, so dunkelt es bereits, als der Zug in Yeddo hält. Gleich beim Austritt aus dem Bahnhof tritt uns eine moderne Errungenschaft Japans in hunderten von Exemplaren entgegen, der Jinrikisha. Der Jinrikisha ist die japanische Droschke, aber mit wesentlichen Abweichungen von der üblichen Form dieses Gefährts. Der Name bedeutet: „durch Menschenkraft bewegt“ und weist hierdurch schon darauf hin, daß diese Droschke von einem oder zwei Kulis gezogen wird. Der Wagen ist weiter nichts als ein mit zwei hohen Rädern versehener, elegant lackirter, gut federnder Rollstuhl. Noch vor acht Jahren war der Jinrikisha nicht erfunden. Wer sich nicht in der Sänfte tragen ließ oder ein Pferd besteigen konnte, der mußte halt zu Fuße gehen. Da hatte ein Japaner die Idee, nach dem Muster europäischer Kinderwagen den Jinrikisha zu bauen. Da durch die politischen Umwälzungen viele Kräfte arbeitslos geworden waren und sich freuten, als Jinrikishaleute ihr Brot verdienen zu können, und da ein derartiges Beförderungsmittel wirklich ein Bedürfniß war, so tauchten binnen kurzer Zeit tausende solcher Gefährte auf, und der erfindungsreiche Japaner hatte es bald zum Millionär gebracht. Der Jinrikisha ist aber auch für Japan wie gemacht. Erstlich sind alle Straßen aus nicht allerletzter Zeit nur mit Rücksicht auf die Beförderung von Menschen und Pferden, aber nicht von Wagen erbaut; und auch die große Heerstraße von Yeddo nach Micko ist für größere Gefährte kaum passirbar, während ein schmalspuriger Jinrikisha die Unebenheiten, Steine und Löcher besser vermeiden kann; und zweitens eignet sich auch der japanische Kuli vorzüglich zu seiner Bedienung. Der Japaner ist nämlich ein geborener Läufer; welchen Anforderungen seine Beinmuskeln und vor allem seine Lungen gewachsen sind, davon nur ein Beispiel. Ich fuhr im Jinrikisha, von zwei Kulis gezogen, von Yokohama nach Odawara, eine Strecke von zweiunddreißig englischen Meilen, auf der holprigen, bergauf bergab gehenden Heerstraße, der Tokaido, die noch dazu an vielen Stellen von vorangegangenem mehrtägigen Regen in einen Sumpf verwandelt war. Um 8 Uhr morgens fuhren wir ab, hatten unterwegs einmal eine ganze Stunde und zweimal eine halbe Stunde Aufenthalt und waren um 3 Uhr nachmittags in Odawara, ohne die Kulis zu wechseln. Und dabei war's Mitte Juli und glühende Hitze! Gegen solche Leistungen hält keine Berliner Droschke zweiter oder auch erster Güte Stich. Unser europäisches, durch Thierschutzvereine sanft gestimmtes Gemüth schauderte allerdings im Anfang bei einer derartigen Benutzung von Menschen als Zugvieh; aber als ich sah, wie meine Kulis nach Beendigung der Fahrt gemüthlich ihre Pfeifen ansteckten und fröhlich schwatzten, machte ich mir keine Vorwürfe über Menschenquälerei, sondern registrirte nur in meinem Gedächtniß diese neue Erfahrung über die Möglichkeit genügender Decarbonisirung (Kohlenstoffentziehung) des Bluts bei einer so außerordentlichen Muskelleistung.

Da in Yeddo Fremde, sofern sie nicht in japanischen Diensten stehen, nur in einem bestimmten Quartier wohnen dürfen, und die daselbst bestehenden Hotels mangelhaft sind, so folgte ich mit Freuden einer Einladung eines früheren verehrten Lehrers, jetzt Dozenten an der medizinischen Schule in Yeddo, nach seiner Wohnung. Da dieselbe am Nordende der Stadt, der Bahnhof aber am Südende liegt, so hatte ich etwa eine Stunde zu fahren, und nie werde ich diese wilde Jagd vergessen. Zwar war der erste Eindruck der Straßen ein ganz europäischer; eine Hauptstraße nämlich, die einen großen Theil der Stadt in gerader Richtung durchschneidet, ist in den letzten Jahren durch Verbreiterung, Aufführung von zwei- und mehrstöckigen Häusern in europäischem Stil (sit venia verbo!), Anlegung von Baumalleen und ordentliche Makadamisirung zu Boulevards umgewandelt worden, und sogar die Gasbeleuchtung fehlt nicht; aber andere Züge machen das Bild doch zu einem recht fremdartigen. Nicht nur jeder Jinrikishamann, sondern überhaupt jeder Mensch, der sich auf der Straße befindet, trägt eine bunt bemalte Papierlaterne, und die vielen Läden sind mit ähnlichen Papierlaternen in so luxuriöser Weise erleuchtet, daß man fast eine festliche Illumination vermuthet. Daß man sich abends stets mit einer Laterne ausrüstet, hat seinen guten Grund in dem Mangel jeglicher Beleuchtung und dem Zustand des Pflasters in den Nebenstraßen. Die Hauptstraßen sind ausnehmend belebt, und da die Jinrikishaleute mit großer Lebhaftigkeit und beständigem Geschrei die Entgegenkommenden ermahnen, aus dem Wege zu gehen, und auch die anderen Japaner recht viel und laut reden, so ist der Straßenlärm auch hier groß genug. Dabei geht nun die Fahrt mit Windeseile; fußhoch springt der leichte Wagen in die Höhe, wenn das Rad einen Stein trifft; unzählige Male glaubt man harmlose Vorübergehende umzurennen oder mit einem ebenfalls

*) Vgl. Nr. 37. 47.

Digitized by Google

in Carriere entgegenkommenden Jinrikisha zusammenzuprallen, aber mit wunderbarer Geschicklichkeit vermeiden die Kulis, allerdings oft nur um Haaresbreite, jede Kollision. Mitunter kommt auch ein eleganter, einem vornehmen Japaner gehöriger Wagen mit hübschen Ponies und japanischem Läufer davor, an uns vorüber; oder wir holen die japanische Post ein, einen rothen einspännigen Karren mit europäisch kostümirtem Postillon auf dem Bocke; allmählich aber wird die Straße menschenleer; die europäisch gebauten Häuser lassen immer größer werdende Lücken zwischen sich, die von einstöckigen japanischen Holzhäusern ausgefüllt sind; die Läden werden seltener; und als wir nach dem Passiren eines großen Platzes und einer stattlichen Steinbrücke über den Kanda-Gawa in eine Seitenstraße einbiegen, hört auch die Gasbeleuchtung auf. Jetzt ist aller europäischer Anstrich der Scenerie verschwunden; lange, festungsartig mit Graben umgebene steinerne Gebäude mit stattlichen Thoren, frühere Daimiowohnungen, jetzt als Kasernen verwandt, wechseln mit unbebauten Flächen; dann folgen wieder lange Reihen Häuser und wieder Gärten, und vor dem mächtigen Thor eines solchen halten wir jetzt an und sind am Ziele. Freudig bewillkommnet, saß ich bald in dem europäisch eingerichteten Hause beim Glase Wein und dampfender Cigarre, um mit dem Freunde den Schlachtplan für die drei Tage zu entwerfen, die mir zum Aufenthalt in Tokio vergönnt waren.

Nach der Goetheschen Regel, zuerst in einer fremden Stadt behufs Orientirung einen Thurm zu besteigen, erkletterten wir anderen Tags früh zwar keinen Thurm, denn außer den Feuerleitern und ein paar Pagoden gibt's keine derartigen hervorragenden Gebäude, aber doch einen Hügel, der bei der klaren Oktoberluft eine prächtige Umschau über die Stadt gewährte. Wir befanden uns zwar, wie gesagt, ziemlich am Nordende, konnten aber doch nach allen Richtungen hin, so weit das Auge reichte, Häuser sehen. Allerdings kein solches Häusermeer, wie es Anno 1871 vom Fort Bicêtre aus vor meinen Blicken lag, oder wie es vom Berliner Rathhausthurm zu schauen ist. Ueberall sind zwischen den Häusern große Parks und Gärten oder auch unbebaute Strecken eingestreut, so daß die Stadt, obgleich an Einwohnerzahl etwa Berlin gleich, an Flächenraum dieses um das Fünffache übertrifft. Von hier aus betrachtet, machte Yeddo fast den Eindruck eines ungeheuren Dorfes, denn größere charakteristische Baulichkeiten ragen aus den übrigen Häusern gar nicht hervor, weil selbst die größten Tempel stets nur einstöckig sind und durch den sie regelmäßig umgebenden Park mit prächtigen Bäumen den Blicken entzogen werden.

Yeddo ist eine ganz moderne Stadt; erst ums Jahr 1600 gegründet, aber bald zur Residenz der Shôgune erhoben durch Iyeyasu, den Stifter der bis 1868 regierenden Tokugawa-Dynastie, wurde sie gleich in großem Maßstabe angelegt. Die Stadt zerfällt in das Schloß mit den kaiserlichen Gärten, in den Theil innerhalb der Festungsgräben, in die Stadt außerhalb der Festungswerke und die weithin sich erstreckenden Vorstädte. In administrativer Hinsicht ist Tokio in sechs Divisionen mit je sechszehn Unterdivisionen, zusammen also sechsundneunzig, jede mit einer Polizeistation, eingetheilt. Die hauptstädtische Polizei soll ganz vorzüglich sein; jedenfalls sieht man Polizisten mit einem großen Stock an allen Ecken stehen. Für kleinere Vergehen ist die Prügelstrafe als erprobtes Heilmittel noch in täglichem Gebrauch; für bedeutendere Verbrechen findet die Todesstrafe häufige, für unsere Ansichten zu häufige Anwendung, und zwar werden jetzt alle Verurtheilten geköpft; die übrigen barbarischen Todesarten, besonders das Kreuzigen, sind seit mehreren Jahren abgeschafft.

Gesättigt von dem herzerfreuenden Anblick der ungeheuren Gartenstadt, die links von den blauen Wogen der Yeddobai begrenzt wird, während mehr rechts der majestätische Fusigama, das Haupt weit herab mit Schnee bedeckt, mit seinen feinen Linien den Abschluß des Bildes darbietet, wandern wir nach dem nahegelegenen Uyeno, einem der großen Tempelreviere Yeddos. Uyeno liegt auf einem Hügel und ist ein großer Park, in dem die Tempel und Kaisergräber, die wir besuchen wollten, zerstreut liegen. Am Fuß des Hügels werden in einem Teich, der mit tausenden von Lotosblumen bedeckt ist, heilige Schildkröten und Karpfen gehalten. Auf einer Insel steht ein kleiner Tempel, wo man für einen Tompo reichlich Oblaten erhält, um die Thiere, die sofort heranschwimmen, zu füttern. Auf der breiten Straße in den Park von Uyeno eintretend, passirt man das schwarze Thor, das noch jetzt die Eindrücke vieler Kugeln zeigt und daran erinnert, daß hier während des letzten Bürgerkriegs die Anhänger des Shôguns den letzten Kampf gegen die Soldaten des Mikado wagten. Der große Tempel von Tôyeizan, dessen Ruinen noch heute sichtbar sind, ging dabei in Flammen auf (4. Juli 1868), und das Gefecht endete mit der Gefangennahme der meisten „Rebellen".

Wir biegen nun links ein und treten durch ein Tori, das vor vielen Tempeln befindliche, aus drei Balken bestehende Thor, in Gestalt ähnlich einem griechischen Π, in eine lange, auf einen Tempel führende Allee. Dieselbe besteht aus zwei Reihen über mannshoher Steinlaternen, alle von Vornehmen zu Ehren des Shôguns Iyeyasu gestiftet, dem auch der Tempel gewidmet ist. Es ist ein über und über vergoldeter Shintotempel mit außerordentlich reichen Holzschnitzereien. Die Shintoreligion, in Japan bekanntlich von alters her einheimisch, während der Buddhismus erst später aus China importirt wurde, wird jetzt wieder von der Regierung protegirt, obgleich die zahlreichen buddhistischen Sekten bei weitem mehr Anhang im Volke haben. So ist noch vor kurzem in Tokio ein Shintotempel vom Mikado selbst eröffnet worden zu Ehren der im Bürgerkrieg 1868 Gefallenen. Das Eigenthümliche bei diesem Fest, zu dem man auch die fremden Vertreter einlud, war, daß in dem Tempel sich außer einem großen Spiegel nichts befand als verschiedene Petroleumlampen, europäische Stühle und zwei große Oeldruckbilder unseres Kaisers und Kronprinzen. Den tieferen Sinn dieser Ausschmückung hat man nicht recht erfahren, da die Japaner in religiösen Dingen sich auf Fragen außerordentlich zugeknöpft erweisen. Ein großer Spiegel, der in der Mitte des Tempels auf einem Gestell angebracht ist, ist übrigens für jeden Shintotempel charakteristisch; sonst pflegt die Einrichtung der Buddhatempel weit luxuriöser zu sein. Zu jedem Gotteshaus, einerlei welcher Sekte es angehört, gehört aber ein großer Opferstock für die milden Gaben der Gläubigen und ein großes Gong, das man anschlägt, um dem Gott seine Gegenwart bemerklich zu machen. Nachdem dies geschehen, trägt der Pilger mit Hilfe seines Rosenkranzes knieend seine Gebete vor, wozu er je nach Veranlagung oder nach dem Gegenstand der Bitte längere oder kürzere Zeit braucht.

Seitwärts treten wir nun in den Schatten Jahrhunderte alter Eichen, Buchen und besonders prachtvoller Coniferen, die in vielen Arten für die japanische Landschaft charakteristisch sind und theilweise heilig gehalten werden. An einer solchen heiligen Kiefer führt jetzt der Weg vorbei, der die heilsame Kraft zugeschrieben wird, Zahnschmerzen in kürzester Frist zu verscheuchen. Das Verfahren dabei ist äußerst einfach: der Kranke steckt seine Zahnbürste vor dem Baum in die Erde unter Mittheilung seiner Leiden, und schleunigst verschwindet der böse Dämon. Daß die Sache probat sein muß, beweisen die tausende von Zahnbürsten, die in der Umgebung eingepflanzt sind, und die vielen von Geheilten gewidmeten und an dem Baum befestigten Votivtafeln. — Auf einem wenig betretenen Fußpfad gelangt man zu den sechs hier befindlichen Shôgungräbern. Die prächtigsten befinden sich allerdings in einem andern Tempelrevier Yeddos, in Shiba; die Anlage ist aber überall die gleiche. Leider mußten wir uns begnügen, so gut es ging, über die Mauer zu schauen, da das schwarze Thor fest geschlossen und kein Pförtner zu finden war; auch die beiden roth gemalten, grimmig blickenden Grabeshüter aus Holz, die zur Seite standen, keinerlei Miene machten, unsertwegen sich aus ihrer Stelle zu bewegen und uns zu öffnen.

Ein dabei liegendes Grab dreier Kaisergemahlinnen war aber offen. Auf einer Reihe steinerner Stufen erhoben sich auf steinernen Säulen drei granitne Laternen, im Innern vergoldet, aber theilweise bereits zerbrochen. Aus allen Fugen wucherte das Unkraut, eine große Schlange kroch, von uns aus der Sonne gescheucht, ihrem Loche zu; und das mehrfach eingehauene Wappen der Tokugawafamilie, das dreifache Kleeblatt, erinnerte uns

um so mehr an die Vergänglichkeit irdischer Pracht. — Kaum hundert Schritte weiter, und wir sind wieder mitten im Leben.

Auf dem Ostabhang des Hügels stehen hunderte von luftigen Theebuden, und kaum können wir uns, als wir hindurchgehen, um die auch von hier aus prächtige Fernsicht über die Stadt zu genießen, der zahllosen freundlichen Einladungen erwehren, mit denen uns die wenn nicht immer schönen, so doch schön geputzten und geschminkten Musmis überschütten, in ihren Buden den Thee — O Tscha — zu uns zu nehmen. In unseren Augen gereicht das lebhafte Schminken den jungen Damen allerdings nicht zum Vortheil; indessen ist es immerhin für die Europäer schmeichelhaft, daß sich die Japanerinnen den ihnen fehlenden weißen Teint, die rothen Lippen und Wangen unserer Damen künstlich zu verschaffen suchen. Der Gesichtstypus ist jedoch bei recht vielen Musmis dem europäischen Geschmack ganz angemessen, so lange sie nicht die Augenbrauen rasirt und die Zähne schwarz gemalt haben, was sie bei der Verheirathung oder beim Erreichen eines gewissen Alters thun; denn hierdurch wird unser ästhetisches Gefühl tief beleidigt. Nur bei Hofe hat man sich von dieser Sitte losgemacht; sonst herrscht sie noch allgemein. Glücklicherweise haben die japanischen Frauen aber auch in Hinsicht auf ihre Tracht konservative Ansichten; eine Japanerin im Pariser Modegewande habe ich nicht zu sehen bekommen. Dagegen ist das ganze Militär, die Polizei, Post und andere Beamte, die männliche Hälfte des Hofs, und wenigstens in Tokio die meisten Vornehmen, wenn sie zur Regierung in Beziehung stehen, europäisch kostümirt; und europäische Hüte, Hemden und Regenschirme, so wie unsere Uhren haben bereits bei einem großen Theil des Volks Eingang gefunden. Immer mehr nimmt auch die Sitte, sich den Vorderkopf zu rasiren, ab, und statt dessen werden die Haare wie bei uns getragen. Doch ist nicht zu vergessen, daß sich das alles blos auf Yeddo und die anderen, den Fremden geöffneten Städte und ihre Umgebung bezieht: ein paar Meilen weiter ins Innere merkt man von diesen Neuerungen fast gar nichts. Beim Austritt aus dem Park müssen wir noch einen Blick auf den 38 Fuß hohen, schön bemalten sitzenden Buddha werfen, der in dem Halbdunkel des ihn vor Unbill des Wetters schützenden Holzhauses, die übliche Warze auf der Stirn, sich eines ruhigen Daseins freut, denn niemand kümmert sich um ihn; dann eilen wir nach Hause, um uns zu der heute Abend stattfindenden Festlichkeit vorzubereiten, welche die „deutsche ostasiatische Gesellschaft" bei Gelegenheit der Wiedereröffnung ihres längere Zeit geschlossen gewesenen Museums veranstaltet.

Das Fest bestand zunächst in einer öffentlichen Sitzung mit Vorträgen verschiedener Mitglieder über japanische Spiele, Wahrsagen auf der chinesischen Rechenmaschine und über japanische Musik. Dieselben werden in den „Mittheilungen der deutschen ostasiatischen Gesellschaft" veröffentlicht, von denen bereits neun Hefte mit einer Fülle wissenschaftlicher Arbeiten erschienen sind, und auf die ich alle sich für hiesige Verhältnisse Interessirende aufmerksam mache.

An die Sitzung schloß sich die Besichtigung des Museums, das, obgleich noch jung, doch durch Ankäufe und Geschenke bereits im Besitz prächtiger Lackwaaren aller Art, Rüstungen, Waffen, Seidenstoffe, Sänften, Porzellan, Musikinstrumente ꝛc. sich befindet. Die Aufstellung ist sehr übersichtlich und geschmackvoll getroffen. Zum Schluß folgte ein großes Diner, wozu die aus Yokohama herübergekommene Kapelle der „Hertha" spielte. Anwesend waren etwa sechszig Herren, meist Deutsche, aber nur drei Damen, die auch hier wie überall in den Kolonien dem stärkeren Geschlecht gegenüber sehr in der Minderzahl sind. Der nur wenige Monate hier gewesene stellvertretende Ministerresident des deutschen Reichs, Herr von Holleben, der sich in der kurzen Zeit seines Wirkens die allgemeine ungetheilte Liebe erworben, hatte kurz vorher seine Ernennung zum Minister in Buenos-Ayres erhalten, was Anlaß gab, die Sitzung, auch nachdem sich die Damen zurückgezogen, noch etwas zu verlängern.

(Schluß folgt.)

Königin Luise in Lied und Bild.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von **August Hagen.**

Wenn die innere Schönheit sich in der äußeren Erscheinung des Persönlichen ausspricht, so zeigt sich dies gemeinhin weniger in den bleibenden Formen als in den beweglichen Zügen der Gesichtsbildung. Das Liebreiche ist nicht leicht mit einer junonischen Hoheit vereinbart zu denken. Bei der Königin Luise war das Erhabene in Antlitz und Gestalt vorherrschend, und dennoch vergaß man es über der Anmuth und Milde. Darin erkennen wir wohl den Grund, daß der Maler bei ihrem Porträt der Aufgabe weniger gerecht wurde als der Bildhauer.

Unter den Gemälden dürfte das vornehmste von Johann Heinrich Schröder sein, einem namhaften Pastellmaler. Es existirt in vielen Exemplaren. Auch hier bemerken wir, wie der Künstler in der Haltung des rückgewandten Hauptes bemüht war, das Plastische zur Wirkung zu bringen. Nur wenige Maler versuchten es, in der Schönheit ihre hohe sittliche Würde zu schildern und dankbare Scenen aus ihrem Leben in Bilder zu fassen.

Kein Gemälde schildert uns die siebenzehnjährige Luise unter der Berliner Ehrenpforte, die da errichtet war, wo nun das Denkmal Friedrichs des Großen steht, wie sie von einem Mädchen als Bewillkommnung einen Myrtenkranz empfängt, und wie sie dasselbe umarmt und küßt und die tadelnde Bemerkung der Gräfin Voß: „Solches ist gegen den Anstand!" mit der Frage beantwortet: „Darf ich das nicht mehr thun?" Man liest auf keinem Gemälde „die engelgleiche Demuth, den inneren Adel und die Reinheit", die sich in ihren brieflichen Berichten an den zärtlich geliebten Vater kundgibt. Keines stellt uns genügend den Augenblick dar, wie sie mit dem Gebetausruf: „Mein Gott, mein Gott, verlaß mich nicht! Jesus, kürze meine Leiden!" ihre Hand in die Hand des Königs, ihres Gemahls, legend, sanft und selig verscheidet.

Was die Malerei damaliger Zeit uns vermissen läßt, strebte die Poesie zu erreichen, indem sie Einfaches in bildlichen Ausdrücken nur zu wiederholen schien, das Entsprechende der Feier darlegte, mochte sie der lebenden oder der verewigten, der glücklichen oder der schmerzgebeugten Königin gelten. Es lag die Zeit noch nicht so gar fern, als man meinte, der Darstellung bedeutsamer Persönlichkeiten durch allegorische Beziehungen mehr Größe zu verleihen und bei der Anmuth auf die Grazien, bei der Weisheit auf die Pallas, bei Schmerz und Duldung auf die Mater dolorosa anspielte. Wenn einmal bei Luise an die Vesta erinnert wurde, so sah man sonst für gewöhnlich von dem altfeierlichen Styl ab. Sprachgebräuchliche Beiwörter hörten es auf zu sein und gewannen durch den hervorstechenden Ausdruck aufrichtiger Verehrung den Werth des Besonderen, Geeigneten. Durch Rose und Stern wird Luisens zarte Weiblichkeit und stille Größe bezeichnet.

Bei einer Hofredoute — es war 1799 — spielte ein Franzose, der in der Maske einer Fledermaus erschien, einen Zettel der Königin in die Hände mit Versen, die deutsch etwa so lauten:

Als Fledermaus seh' in der Nacht
Ich Dich als Stern in hellster Pracht:
Erfolgt ist die Metempsychose;
Es läßt von seiner Art kein Ding,
Denn würd' ich jetzt ein Schmetterling,
So hielt' ich Dich für eine Rose.

Wie die Freude, so wirkte auch der Schmerz erhebend, und es bewährten sich Schillers Verse:

Sahst Du nie die Schönheit im Augenblicke des Leidens,
Niemals hast Du die Schönheit gesehn.

Nach von Schenkendorf sagen die Rosenknospen, welche der Königin in Königsberg im Schlosse 1808 überreicht wurden:

Bald naht uns entfaltend — Ein Leben gestaltend,
Der Lenz, unser Freund, — Das selten erscheint.

Digitized by Google

Rose, schöne Königsrose,

beginnt derselbe Dichter seinen Trauergesang im Jahre 1810 und schließt:

Herr und König, schau nach oben, Wo in Himmels weiten Fernen
Wo sie leuchtet gleich den Sternen, Alle Heiligen sie loben!

Ihr engelgleiches Wesen erregte schon bei ihrem ersten Erscheinen in Preußen Bewunderung. Als 1793 Luise und ihre Schwester, beide mit zwei Brüdern verlobt, in Berlin ihren Einzug hielten, schrieb die Oberstthofmeisterin von jener: „Je genauer man sie kennen lernt, wird man von der engelgleichen Güte ihres Herzens ergriffen." In einem Gedicht an Gleim spricht Günther von reiner Ehrfurcht Zoll,

Der ihr den Engeln gleich gebührt.

Die Reinheit ihrer Gesinnung, vornämlich wenn man die trauernde und betrauerte Dulderin betrachtete, übte einen läuternden Einfluß aus auf ihre Umgebung nah und fern. Die Dichter neigten nach ihrem Hinscheiden sich mehr den plastischen Anschauungen zu. In ihrem seligen Geist erkannte man den Schutzgeist ihres Volkes, die Schutzheilige, die nach mittelalterlichem Begriff durch das Märtyrerthum sich zur Heiligen verklärte. In zwei Gedichten, die bei der Schreckenskunde ihres Todes in Berlin verbreitet wurden, liest man von ihr, die als Märtyrin gelitten:

Des Lebens Schutzgeist ist von uns gewichen,
Er löschte zürnend unsre Sonne aus.

Die Freundliche, entrückt in höh're Sphären,
Wird, Vaterland, doch stets Dein Schutzgeist sein.

Der zum Katholizismus übergetretene Werner sagt in seiner Trauerhymne:

Luise Du, die Reine, Glut muß das Gold bewähren,
Wie Du war mehr wohl keine Der Thau erfrischt die Aehren,
Der Himmelskönigiunen Es zählt, wer wägt die Zähren,
An Huld und Qualen gleich. Mächtig ist Märt'rerblut!

Was in unseren Tagen „die deutsche Wacht am Rhein", das war die Vorstellung der Königin, die von oben herab die Waffen in den Freiheitskriegen heiligte und segnete. Körner, bei dem Anblick der Rauch'schen Büste, singt:

Und kommt der Tag der Freiheit und der Rache,
Dann ruft das Volk: Du deutsche Frau, erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache!

Die Huldigung, die der Königin geweiht wurde, war eine allgemeine, gab sich aber in verschiedener Weise kund. Unter den Verehrern fehlte es nicht an einzelnen, die im Anschauen ihrer Schönheit Liebeswahnsinn ergriff. Von dem genannten Maler wird erzählt, der Anblick der Kronprinzessin Luise, die ihm zum Bildniß saß, habe ihn dermaßen in Entzücken versetzt, daß er, von überwältigendem Gefühl gedrungen, der Fürstin zu Füßen fiel. Fern von Berlin kam die Geistesverwirrung des Künstlers zum Ausbruch, in der er geraume Zeit nachher sein Leben beschloß. In den Unglücksjahren Preußens rief die erhabene Dulderin bei einem Juristen Caspar Isert eine fanatische Vergötterung hervor, mit der er der Königin nach Königsberg und Memel folgte, wo der Verzweiflungsvolle sich ertränkte.

* * *

Zur Wiedergabe des erhebenden Eindrucks war bei der eigenthümlichen Schönheit der Königin mehr das plastische als das malerische Kunstwerk berufen. Matthisson verglich sie, als er sie das erste Mal erblickte, mit der Figur der Diana auf einem bekannten Gemälde von Domenichino, das zweite Mal mit der Iphigenia in Tauris, denn damals betrauerte sie eben den Tod eines Kindes. Der bekannte General Rapp wünschte eine Büste der Königin zu besitzen, kein gemaltes Bildniß, obwohl sonst in der Regel für die weibliche Schönheit das Gemälde und die Büste für die männliche als geeignet erachtet wird.

Unter den bildenden Künstlern, die dem Luisenkultus Rechnung trugen, stehen demnach obenan Gottfried Schadow und Christian Rauch.

Schadow, der Beruf und Kraft in sich fühlte, der deutschen Kunst wieder eine Ehrenstelle in der Bildhauerei zu verschaffen, nachdem nur zu lang wie überall auch in Berlin der französische Ungeschmack den Meißel geführt hatte, empfand es in mancherlei Art, wie schwer es sei, unter äußeren Veränderungen ein haltungs- und würdevolles Wirken darzuthun. Er zählte noch zu den Künstlern Friedrich Wilhelms II, und darum ward ein Grabdenkmal in der Dorotheenkirche mißachtet, denn der König hatte es seinem Sohn von der Gräfin Lichtenau errichten lassen. Das zur Zurückstellung verdammende Wort Friedrich Wilhelms III: „Ist mir fatal!" wurde auch über eine Gruppe ausgesprochen, obgleich sie die Kronprinzessin Luise und ihre Schwester darstellt. Sie ist unter dem Namen „Versöhnung" bekannt.

Auf der Ausstellung 1794 gefiel der Gipsabguß allgemein, und man freute sich auf die Zeit, wann das in Marmor auszuführende Werk in einem Gemach des königlichen Schlosses eine frei stehende Stelle einnehmen würde, um es von allen Seiten betrachten und seinem Werth nach würdigen zu können. Aber es verging eine unverhältnißmäßig lange Zeit, ehe man die gefällige und gesellige Zusammenstellung der zwei jugendlich schönen Frauen in carrarischem Marmor erblickte.

Die verwittwete Prinzessin Ludwig — sie war nur zwei Jahre vermählt gewesen — ließ sich im Geheimen mit dem Prinzen von Solms-Braunfels trauen und verließ Berlin, um mit ihrem zweiten Gatten Anspach zum Wohnort zu wählen. „Luise", wie die Gräfin von Voß schreibt, die den Gram über das Geschehene mit der Herrin theilte, „verlor in dieser Schwester eine zärtlich geliebte Gefährtin, die sie seit ihrer ersten Kindheit nicht verlassen hatte." Späterhin fand wieder eine Annäherung und Versöhnung statt, und Schadow empfing die Mittel, das Gipsmodell in edlen Stein zu verwandeln. Die Gruppe wird nur von wenigen gesehen, da sie im unteren Stockwerk des alten Schlosses in den Winkel eines Saales geschoben ist. Zwei Seiten nach unsichtbar geworden, erfreut sie sich keiner vortheilhaften Beleuchtung.

Schadow berichtet, er habe das Werk in stiller Begeisterung modellirt. Das Maß nahm er von der Natur. Die Damen gaben ihm bereitwillig von ihrer Garderobe, was er auswählte. Alles ist indessen so benutzt, daß der Eigensinn der Mode keinen störenden Eindruck hervorbringt. Der einzige Lobspruch, den Schadow nach der ersten Aufstellung über sein Werk vernahm, war die Bemerkung, welche 1813 die Prinzessin Solms, die nachmalige Königin von Hannover, bei Betrachtung der Gruppe äußerte, halb scherzend halb seufzend, indem ihr Auge auf den Zügen ihres Ebenbildes ruhte: „Mon feu visage!"

Auf einem grauen Untersatz von schlesischem Marmor mit zwei weißen Rosenkränzen, den Inschrifttafeln, stehen die beiden Fürstinnen lebensgroß nebeneinander, die eine siebenzehn, die andere fünfzehn Jahre alt. Beide wollen in Liebe verbunden bleiben, die an einem Tage ihr Vermählungsfest feierten. Die Kronprinzessin, frei vor sich hinblickend, legt ihren linken Arm um die Schulter der etwas kleineren Schwester. Das Diadem ist mit einem Tuch in Verbindung gebracht, das ihr Kinn umhüllt. Mit dem rechten nackten Arm hebt sie die Schleppe auf. Indem der linke Fuß etwas über den rechten gesetzt ist, tritt das Knie hervor und unterbricht den gradlinigen Faltenzug. Das Gewand, leicht durch ein Band unter der Brust zusammengehalten, erscheint als einfache Hülle, womit die nackten Füße mit Sandalen in Uebereinstimmung stehen. Die Prinzessin Ludwig ist noch mit dem Mantel versehen über dem Unterkleide. Die rechte Hand umfaßt die Schwester an der Hüfte, als wollte sie sie, die sich innig an sie schließt, noch inniger an sich ziehen. Die linke Hand, auf der liebenden Hand ruhend, drückt dasselbe noch deutlicher aus. Auch hier sind die Arme nackt. Von den Füßen blickt nur eine Spitze unter der weit wallenden Kleidung hervor. Die Zärtlichkeit der Grazien spiegelt sich hier in dem Schwesterpaar. Nicht der Liebreiz thut dem edlen Ausdruck Abbruch, wohl aber schädigt das kleinliche Detail die plastische Würde.

Daß Schadow, als Verhandlungen wegen eines Grabdenkmals der Königin gepflogen wurden, unberücksichtigt blieb, erklärt er, um sich über die schmerzvolle Erfahrung zu trösten, in der Weise, man habe ihn, da er damals eben von einer lebensgefährlichen Krankheit erstanden sei, schonen wollen. Auch Rauch drückt sein höchliches Befremden aus: „Ich begreife nicht," sagt er, „wie man ihm vorbeigehen konnte und (des Denkmals halber) nach Rom schreibt." Schadow stand nicht an, sich der Zahl der Künstler anzuschließen, die unaufgefordert Entwürfe und Modelle einsandten und so ihre Verehrung für

Digitized by Google

Königin Luise. Büste von Rauch

Königin Luise. (Mausoleum in Charlottenburg.)

Königin Luise. Nach dem Bilde von Le Brun.

Königin Luise. Nach einem Jugendporträt.

Digitized by Google

die Verewigte bekundeten. Sein Modell, in Berlin im Besitze der Schadowschen Familie, stellt die Königin auf einem Ruhebett schlummernd dar, ist aber sonst dem Denkmal in Charlottenburg nicht ähnlich.

In einem Relief, der Apotheose der Königin, hat Schadow kein Meisterwerk hinterlassen. Ungenügend ist die Bildfläche mit vereinzelten Figuren erfüllt. Unten über einer Kugel, wohl der Erde, verlöscht ein Genius die Lebensfackel. Zur Seite stehen trauernd einander gegenüber Minerva-Borussia mit dem Adler und Herkules-Brennus, der den Fuß auf den Bären stellt. Es steigt die Verklärte empor, wenigstens steht sie frei in der Luft, um deren Haupt sich ein Kranz von Sternen bildet. Sie ist, ganz von vorn gesehen, sorgfältig bekleidet, wie sie etwa für den Sarg geschmückt wurde. Die Gestalt bedeutet wenig, der Ausdruck ist nichtssagend. Neben ihr unterscheidet man in vier weiblichen Figuren Glaube, Liebe, Hoffnung und Treue. In den oberen Regionen wollen die Attribute, wie der Anker und der Hund, nicht gefallen. Noch höher befinden sich Engel, in deren Kreis die Selige eintritt. Die erwähnte Kugel nimmt als Inschrift die Erklärung der Erfindung auf. Die Figuren sind wie aus dem Geist Pigalle's an dem Grabdenkmal in Straßburg hervorgegangen. Schadow fertigte das Relief für einen Privatmann in Frankfurt a. d. O.

Seine Kunstpraxis war zu dem Punkt gekommen, wo die künstlerische Sorge um Erfindung und Darstellung aufhört, wo man weiß, wie jedes Mal eine Aufgabe zu fassen sei. Er hatte sich eine Stilfertigkeit angeeignet, die ihn mit Sicherheit das Verlangte ergreifen ließ, so daß er stets das einzig Richtige zu treffen vermeinte. Schinkel äußerte, er sei mißtrauisch gegen das Vollbringen eines Künstlers, der sich nicht verlegen zeige bei Uebernahme eines neu zu bildenden Gegenstandes. Er hatte Schadow im Sinn, wenn er ihn auch nicht nennt. Wie Schinkel fühlten gewiß viele, und auch der König.

Von Schadow ist gesagt, man sei versucht, ihn den Helden Friedrichs des Großen anzureihen, deren imposante Gestalten sein Meißel bildete; denn er war noch ein Diener des alten Fritz, ob auch ein Jahr nach dem Hubertusburger Frieden geboren. Er begann seine künstlerische Laufbahn mit einem Grabdenkmal, das er auf königlichen Befehl in Italien ausführte. Sein Wirken war sichtlich von der Größe des Unsterblichen durchdrungen und getragen, als er die Heerführer, den alten Dessauer und Ziethen, der dankbaren Nachwelt aufstellte. Um wie viel mehr ist aber Rauch als ein Held der Freiheitskriege zu betrachten, der die entscheidende Schlacht bei Großbeeren, wenn auch in der Ferne, unter Sorge und Gebet mitempfand, der, von der „Engelskönigin" als segnendem Genius umschwebt, die Feldherren Blücher, Scharnhorst, Bülow in den schönsten Bildnißstatuen, die je dargestellt sind, in kolossaler Größe erscheinen ließ. Einst ahnte niemand weniger als Rauch, daß man ihm, der sich noch als einen Anfänger in der Kunst bekannte und in Rom lebte, die Ausführung des Luisendenkmals anvertrauen und damit ihm die Gelegenheit geben würde, sich auf einmal den größten Künstlern beizuzählen; damals, als der König, von namenlosem Schmerz niedergebeugt, von der Sterbestätte nach Berlin heimgekehrt war, nur in dem Gedanken, der Hochseligen ein würdiges Mausoleum einzurichten, einen tröstlichen Halt erkannt und in der eifrigen Sorge, die Angelegenheit den fähigsten Kräften zu überantworten, wohlthuende Beruhigung fand. Der König wandte sich zunächst an Wilhelm von Humboldt. In einem Tempel sollte ein Sarkophag oder eine Ara mit sinnbildlichen Zierden neben der Büste der Verewigten errichtet werden. Eine zu eröffnende Konkurrenz sollte die Wahl der Künstler ergeben. Es stand aber zu befürchten, daß an einer solchen ein Canova, ein Thorwaldsen, sich nicht betheiligen würde. Zur Erzielung eines sicheren Erfolges schrieb Humboldt an Rauch, er möge mit Canova vorläufige Rücksprache nehmen. Dieser gab zur Antwort, daß er aus Freundschaft für den Minister ein Anerbieten von solcher Wichtigkeit nicht geradezu ablehnen wolle. Thorwaldsen, an den der nämliche Antrag gestellt wurde, wies ihn ab aus Freundschaft für Rauch. Dem König, erklärte er, liege es näher, das Werk einem preußischen Künstler zu übergeben, der in dem Denkmal eine Ehrenschuld der Nation abzutragen im Stande sei. Der Schluß des Briefes, Rom 12. November 1810, lautet:

„Unter diesen Umständen — ich habe es wohl überlegt — würde ich Unrecht gegen mich selbst und gegen die

Königin Luise. Nach einem Jugendporträt im Besitz des Kaisers.

Gefühle der Freundschaft handeln, wenn ich Ihren Vorschlag, des Königs Forderung gemäß, annähme. Hätte S. M. nicht selbst fähige Künstler in seinen Diensten, so würde ich gar keinen Anstand finden, mich des Königs so ehrenvoller Aufforderung augenblicklich mit Vergnügen zu unterwerfen."

Zum Heiligthum im Charlottenburger Garten waren die Bausteine nicht ohne harte Prüfungen von Rauch heranzutragen. Ursprünglich war es also bestimmt, daß er nur für andre den Grund dazu legen und die Unternehmung in Gang bringen sollte.

Und schon von dem Zeitpunkt ab, da er nach Berlin kam, hatte das Schicksal ihm gleichsam die Anwartschaft verliehen auf den Ehrenbau zum Andenken an die Königin.

Rauch hatte sich in seinem Geburtsort Arolsen für die Bildhauerei entschieden, ohne sich des Künstlerthums recht bewußt zu werden. Aehnliches lehrt uns die Jugendgeschichte Thorwaldsens. Arbeiten doch so viele in Bildhauerwerkstätten, ohne außerhalb derselben sich einen Namen erwerben zu wollen. Rauch kam in einer Erbschaftsangelegenheit aus Kassel, wo er zuletzt gearbeitet hatte, nach Sanssouci. Als Verwandter von Leuten, die unter den Hofbedienten untergeordnete Geschäfte versahen, wurde er, der sich durch ein feines Wesen und eine einnehmende Persönlichkeit empfahl, gefragt, ob er geneigt sei, in den Dienst der Frau Kronprinzessin als Kammerdiener zu treten. Ein Anerbieten der Art versprach ihm Vortheile, die ihm für lange Meißel und Hammer nicht gewährten. Er ging demnach gern darauf ein. Im Jahr 1797 begleitete er das königliche Paar zur Huldigung nach Königsberg. Die Vorstellung von der Höhe der Kunst ging ihm erst in Berlin auf. In freien Stunden besuchte er Schadows Werkstätte und ging ihm bei manchen Werken hilfreich zur Hand. Des Meisters Sache war es nicht, junge Männer zu überreden, eine sichere Anstellung aufzugeben, um sich in einem mißlichen Künstlerleben zu versuchen. Er rieth eher ab als zu. Rauch brachte 1800 auf die Ausstellung eine Kopie des sterbenden Fechters in Gyps. Vier Jahre später die Büste der regierenden Königin: „in diesem Jahr vollendet". Sie, die immer mild und gnädig sich gegen ihn erzeigte, brachte in ihm den Gedanken zum Durchbruch, sich fortan der Kunst zu widmen und ihre Schönheit in einer kolossalen Marmorbüste zum entsprechenden und würdigen Ausdruck zu bringen, und zwar in Rom unter Zuratheziehung eines Canova und Thorwaldsen. Von den Arbeiten, die er bis jetzt gefertigt, konnte er selbst den Makel des Rauhen und Trocknen nicht wegleugnen. Im Jahr 1804 bat er um seine Entlassung. Das Bedenken, das sich ihm aufdrängte — er zählte bereits 25 Jahre, und die Pension, auf die er zu rechnen hatte, betrug nur 125 Thaler — wurde ihm durch die anfängliche Verweigerung bedeutend erhöht. Von einem Manne, der ihm wohlwollte, empfing er 200 Thaler, welche Summe er ihm später durch eine ihm überlassene Büste der Königin abtrug. Er ward Reisegenosse eines schlesischen Grafen, der mit Sinn für die Kunst begabt, mit einem Künstler Frankreich, die Schweiz und Italien zu besuchen wünschte.

Aus Aufzeichnungen Rauchs entnehmen wir, daß er Künstler und Kunstwerke überall beachtete, in Genf mancherlei modellirte und in München Bestellungen zu Büsten für die zu erbauende Walhalla entgegennahm. In Rom gewann er Muth und Selbstvertrauen, indem die ersten Künstler ihm mit wohlwollender Freundlichkeit entgegenkamen. Das Jahr 1806 versetzte ihn als Patrioten und Künstler in die allertrübste Stimmung. Die Aussicht auf Unterstützung vom Hofe her war, wie er wähnte, für immer dahin. Die königliche Familie residirte in Königsberg, und an die ersten Künstler in Berlin traten ernste Sorgen heran. Der König las in Memel im „Moniteur", daß in Rom Rauch zur Kommission einer anzuordnenden Kunstausstellung gewählt sei, und ersah daraus, daß man ihm als Künstler eine Bedeutung beilege. Er fand sich veranlaßt, die Erhöhung seiner Pension auf 400 Thlr. zu bestimmen. Die Kunde vom Tode der verehrten Königin, wie tief sie Rauch auch niederbeugte, legte wie ein heiliges Gelübde seinem Herzen näher, was er zu ihrer Feier und jetzt zu ihrem Andenken auszuführen sich vorgesetzt hatte. Nicht die lebende Königin — mit Sicherheit ist anzunehmen, daß sie mit betheiligt gewesen bei der ihm unerwartet zugekommenen Unterstützung — sondern die verklärte war es, die wie durch einen Segensspruch sein mühevolles Schaffen zu einer Höhe steigerte, wie es nicht die Welt und er selber nicht für möglich gehalten.

Der König empfing ein Schreiben von Canova, das viel Schmeichelhaftes für Rauch enthielt.

Im März 1811 wurde derselbe, der sechs Jahre in der Fremde zugebracht hatte, nach Berlin berufen, nicht um die Ausführung des Denkmals zu übernehmen, sondern vielmehr um mit dem König sich über die festzuhaltenden Ideen zu verständigen.

Sicher unternahm Rauch, für dessen Meisterschaft noch kein ruhmwürdiges Werk zeugte, die Reise mit mehr Furcht als Hoffnung. Wenn ein kleines Modell zum Luisendenkmal, das er mit sich führte, den Freunden gefiel, so sollte die Erfindung vom Könige und nicht allein von ihm, sondern von der ganzen königlichen Familie gutgeheißen werden und, woran er nicht gedacht, sie sollte dem kritischen Blick von Kunstkennern Genüge leisten; der hohe Besteller, der ein eigenes Urtheil hatte, zeigte als Laie, wie er sich nannte, ein Mißtrauen in das, was ihm als gut erschien. Bei einer nicht für den Augenblick hergestellten monumentalen Schöpfung glaubte er sicher gehen zu müssen. Dem Künstler wurde aufgegeben, das kleine Modell in halber Größe des Marmorwerkes zu formen. Erst dieses machte einen günstigen Eindruck und zwar in so hohem Grade, daß die Anforderung, die er selbst an seine Arbeit stellte, weit überboten wurde. Von den verschiedensten Orten waren Entwürfe zum Grabdenkmal eingesendet, als wenn eine Konkurrenz ausgeschrieben gewesen wäre. Thorwaldsen, um seinen guten Willen zu bezeigen, hatte sich anheischig gemacht, ein Relief als Verzierung des Sarkophags zu liefern. Diese wurde nicht darunter gefunden und nicht vermißt. Das der Prüfung Ueberwiesene mißfiel allgemein, und nur Rauchs geniales Erzeugniß wurde bewundert. Im allgemeinen erklärte der König alle Abänderungen des kleinen Modells für wesentliche Verbesserungen. Seine Empfindung konnte sich einer lebhaften Rührung nicht erwehren, er schaute zu der Entschlummerten, er schaute wieder, trat dann zur Seite, um seine Thränen zu verbergen. Jede seiner Aeußerungen und Bemerkungen nahm sich wie Lobspruch aus. Er hatte nicht geglaubt, daß seinen Wünschen in der Art über alle Erwartung hinaus entsprochen werden könne.

Es wurde der Kontrakt abgeschlossen mit der Bedingung, daß der Künstler in Charlottenburg in einem ihm einzuräumenden Saal das Monument in der bestimmten Größe modelliren solle. Er ging um so lieber darauf ein, als man versprach, ihm jede Bequemlichkeit zur Arbeit zu gewähren. Darunter haben wir ohne Zweifel auch die Zuziehung geschickter hilfreicher Hände zu begreifen.

Er ahnte nicht, welchen schweren Stand er übernahm. Der König, der in Potsdam wohnte, kam oft nach Charlottenburg, um ihn im wohleingerichteten Atelier zu besuchen. Er war ein Feind des Kolossalen und erklärte eines Tags, die Figur würde lebensgroß ihn noch mehr ansprechen. Rauch schwieg. In dem Vornehmen, den König in jeder Weise zufrieden stellen zu wollen, hielt er später für möglich, was er vorher im Stillen unmöglich nannte. Er fügte sich, um später wieder zu den gewählten größeren Verhältnissen zurückzukehren. Jener machte eine mit aufrichtigem Dank aufzunehmende Korrektur, wagte aber nicht zu verlangen, was nicht von den Seinigen als passend bestätigt wurde. Der Kopf der Königin setzte ihn in das freudigste Erstaunen, und nun wollte er, als wenn so etwas wie durch Wirkung eines Wunders nur einmal gelingen könne, dem Künstler das Versprechen abnehmen, daran nichts zu verändern, das Marmorgebilde solle in keiner Linie von dem Thonmodell abweichen. Das Gesetz der Harmonie erfordert aber, daß bei der Vollendung jedes einzelne sich dem Gesammteindruck fügt.

„Der König," schreibt Rauch, „sieht mit dem Herzen, ich aber muß zugleich mit den Augen sehen." Auf seinen Befehl ward die Büste abgeformt und als fromme Liebesgabe ver-

Digitized by Google

schenkt in drei Exemplaren im Gipsabguß und in einem vierten in Marmor. Das letztere empfing die Gräfin von Voß, und zwar am Geburtstage der Königin. In dem Tagebuch liest man: „Ich erhielt heut das Bild unsrer seligen Engelskönigin, was mich mehr rührte und erschütterte, als ich sagen kann."

Das mit eben so großer Liebe als Mühe ausgeführte Werk war endlich vollendet. An manchem Tage nahm es der König mehrmals in Augenschein, am Abend betrachtete er es bei Fackelschein.

Am 12. März 1811 hatte Rauch, als die beglückende Entscheidung getroffen war, seinen Freunden in Rom gemeldet, er habe über seine Konkurrenten gesiegt. Wenn Thorwaldsen erklärte, er sehe den Tag, als er zuerst Rom betreten, als seinen Geburtstag an, so feierte Rauch in Berlin seinem König gegenüber im Anschauen des edlen Gedächtnißmales seinen künstlerischen Geburtstag.

Die Anstrengung und die Freude war zu groß, als daß er nicht nach so viel Anstrengung hätte büßen müssen. Ein heftiges Fieber verbot ihm, so frühe als es sonst geschehen wäre, nach Italien zurückzukehren, um in Carrara den todten Gyps zur Verklärungsfeier zu wecken. Als der Kranke sich in etwas erholt hatte, entschied der königliche Leibarzt, für ihn wäre es besser, die Reise anzutreten als noch länger zurückzubleiben. Nicht ohne Wehmuth sagte sich der König vom Anblick des unter seinen Augen geschaffenen Werkes los. Es ward eingepackt und dem Spediteur übergeben. Wo in der Kiste sich Räume vorfanden, wurden Bücher eingesteckt, Uebersetzungen von alten Klassikern, in deren Besitz sich der Künstler gesetzt hatte.

Durch das Gelingen hatte Rauch an Kraft, Muth und Selbstvertrauen unendlich gewonnen. Als er Rom verlassen, war seine Meinung, wenn ihm der Glücksstern leuchten sollte, nirgends anders als in Rom unter Beirath von kenntnißreichen Freunden das Marmordenkmal zu bilden. Jetzt, da er in Carrara sich umgesehen, hielt er es für angemessener, nicht am glücklichen Gelingen zweifelnd daselbst die Arbeit auszuführen. Er beendigte sie am Todestage der Königin am 19. Juli 1814 da, wo er einen innigen Freundschaftsbund mit Friedrich Tieck schloß, mit welchem er später im Lagerhause in Berlin viele Jahre hindurch in aneinander stoßenden Räumen arbeitete.

Angst und Schrecken zu überwinden hatte aber der Künstler vorher und nachher, denn zweimal fürchtete er, daß die Mühe seines Schaffens verloren sei. Er befand sich in Florenz, als ihn in dem Augenblick, da er nach Rom abreisen wollte, die Nachricht ereilte, das Modell sei in Folge schlechter Verpackung in Stücke zerbrochen nach Bologna gekommen. Spornstreichs eilte er dahin und ließ die Kiste öffnen, in der man in bedenklicher Weise die Theile des zerschellten Werkes hatte klappern hören. Es zeigte sich, daß der Schade von geringem Belang und verbesserungsfähig war. Am Weihnachtsabend 1814 in München las er in der Zeitung, daß das Schiff, das den Sarkophag der Königin trug, von dem amerikanischen Kaper Leo genommen sei. Die Kunde war ein leeres Gerücht.

Der erste Freiheitskrieg war glücklich ausgefochten. Der König kam vom Wiener Kongreß, als das Marmordenkmal in den Todestempel getragen wurde, auf dessen Treppenwangen rothe Hortensien, die Lieblingsblumen der Königin, gestellt waren.

Auf einem Ruhebette, scheinbar an den Ecken von vier Balusterstützen getragen — am Fußende zwischen ihnen ein großer Adler — ruht die Dulderin aus von allem Kummer. Durch den heiligen Krieg ist Preußens gekränkte Ehre zu hehrem Ruhm gediehen. Das Diadem der schönen Königin ist ein Glorienkranz geworden. Um ihr Haupt erblickt man Sterne, als wenn sie hingehaucht wären. Die Hände hat sie unter der Brust zusammengelegt.

An den Flächen des Sarges sind Felder wie leere Inschrifttafeln zwischen den Wappen. Ihr Lob ist nicht in Worte zu fassen, das ist, was man auf ihnen liest. Auf dem kleineren Modell waren in den Feldern Reliefs mit dem Auf- und Untergang des Tages, mit dem Genius des Lebens und des Todes.

Der König verlangte nun statt ihrer biblische Gegenstände, war aber damit einverstanden, daß der dekorative Schmuck ganz aufgegeben wurde.

Das fromme Entzücken, das die Beschauer bei dem Anblick des Denkmals ergriff, erneuert sich heute noch täglich für jeden, der das Mausoleum zum ersten Mal betritt. Schadow, der einst nicht eben günstig über Rauchs Anlagen urtheilte, sprach sich also aus: „Bis zu welchem Höhenpunkt seine geistige und technische Fähigkeit gekommen, zeigt das Luisendenkmal, das er noch durch spätere überbot."

Zu den späteren gehört ein zweites Luisendenkmal, das Rauch aus eigner Anregung 1828 vollendete in der Ueberzeugung, dadurch den Forderungen, die man an seine Kunst machte, noch in höherem Maße gerecht zu werden. Jahrelang war er in einem abgesonderten, niemandem zugänglichen Atelier mit dem neuen Werk beschäftigt, an dem er ganz allein arbeitete.

Wenn wir uns vor das in Potsdam befindliche Marmorwerk stellen, so finden wir auf den ersten Blick keinen wesentlichen Unterschied zwischen ihm und dem in Charlottenburg, nur daß jenes etwas größer gehalten ist. Bei näherer Betrachtung müssen wir ihm aber Vorzüge zugestehn, wie ungern wir auch uns das Liebgewonnene nehmen lassen. Als der Künstler das erste Modell bildete, mochte er sich eben den Gedanken eines versöhnenden Friedens, den nach all dem Kampf die große Dulderin errungen, in folgender Weise zurechtlegen. Von Trauer übermüdet wirft sich die Königin aufs Ruhebett, ein wohlthätiger Schlummer umfängt sie und zaubert ihr die Zeit sorgloser Jugend vor. Da schmälert kein Trübsinn den Reiz der blühenden Frische. Sie hat es vergessen, das Diadem von der Stirne zu entfernen und sich eingehüllt, wie es ihr bequem war und wie die zufällige Lage der Decke es ergab, die, ohne daß eine unheilige Empfindung uns berührt, die seltene Wohlgestalt erkennen läßt, nicht weniger die Stellung, indem der eine Fuß über den andern gesetzt ist. Und diese Unbefangenheit, diese Naivetät ist es, die auf den Beschauer einen hinreißenden Eindruck ausübt, so daß alle, mit wie verschiedenen Ansichten sie auch das Kunstdenkmal betrachten, sich im Beifall des Befriedigtseins vereinen. — Aber die Verklärung erhebt über das Leben, und die Königin, von der die Gräfin von Voß schreibt: „Sie vergaß sich nie, auch nicht auf einen Augenblick", scheint selbst im Schlaf über sich zu wachen. Tiefere Einsicht in das Wesen der Dinge und gereifteres Künstlerthum bestimmten Rauch, einer andren Auffassung die Ehre zu geben, wie genau er sich auch an die ihm einst gegebene Vorschrift anschloß. Das Haupt der Königin ist mehr zur Seite geneigt, das bei aller Milde erhabneren Ausdruck zeigt, so daß das Diadem passend die Stirn ziert. Sie ist nach dem Gebet, in das die Landesmutter das Wohl ihres Volkes einschloß, eingeschlummert, und es lösen sich die Hände, die gefaltet waren. Sie ruhen auf der Umhüllung des Busens, die in einem kurzärmlichen Diploidion besteht, wie bei vielen antiken Statuen. Wenn in den oft erwähnten Erinnerungen die Gräfin von Voß von ihr berichtet, sie ließ unpäßlich „sich auf eine Chaiselongue legen", so wird die Fürstin von ihren hilfreichen Damen gebettet sein, die sie bis zur Erwiderung der gewünschten guten Nacht umgeben. Diese haben die Decke über die Herrin gebreitet und dem Zuge der Falten kein allzu freies Spiel gelassen, so daß, wie wir in einer Beschreibung lesen, wir „von dem Diadem bis zu den über einander gelegten Füßen über die ganze Gestalt einen Adel und einen Wohllaut ausgegossen sehn, den keine Zeichnung wiederzugeben vermag, wie sollten es Worte schildern können?" Diesen Ausspruch würde man nicht unterschreiben, wenn die Vorsicht bei der Umhüllung als berechnet sich bemerkbar machte. Das Geordnete wird nur in soweit wahrgenommen, als es dem Ungeordneten entgegenwirkt.

Rauch hat das Kunstwerk noch ein drittes Mal dargestellt im Jahre 1855 auf Bestellung des Königs Ernst August für die Königin von Hannover. Es ist natürlich eine veränderte Kopie, aber doch immer eine Kopie. Ob dem Meister das Recht zustand, solches Denkmal zu fertigen, ist zweifelhaft, da die Erfindung dem König von Preußen gehört. Das über kleinliche Eitelkeit erhabene Haus der Hohenzollern zürnte aber darum nicht dem Künstler. Wie einst die beiden Schwe-

stern, als Bräute von zwei Brüdern, im Galawagen neben einander saßen, so nimmt auch ein gleiches Paradebett die verstorbenen auf, und die Versöhnung, von der die Rede war, erscheint als eine vollendete.

Wir besitzen in Deutschland marmorne Grabdenkmale von der Erfindung Canovas und Thorwaldsens. Das des letzteren in München ist wie das päpstliche in Rom nicht von vorleuchtendem Werth. Anders verhält es sich mit dem von Canova in Wien. Es steht daselbst an der Spitze der neuern Kunstwerke. Bei Canovas Namen schweben uns aber stets seine zarten Gestalten aus dem Ephebenkreise vor, neben ihnen eine Hebe und Psyche. Bei Rauch ist das populär gewordene Denkmal in Charlottenburg für unser Urtheil bestimmend. Es bezeichnet ihn als unvergleichlichen Porträtbildner, dessen Meißel das Leben mit dem Ideal in bewundernswürdigen Einklang setzte.

Wie er, so verehrte auch Schinkel die Königin Luise als seine Beschützerin. Ihrer Fürsprache hatte er es zu danken, daß ihm 1809 eine Anstellung zu Theil wurde, die durch ein geniales Schaffen ihn von Stufe zu Stufe zu einer Würde emporsteigen ließ, die der Architekt als die höchste im preußischem Staate einnimmt.

Als geheimer Oberbauassessor übergab er der Berliner Ausstellung 1810 den Entwurf zu einer Begräbnißkapelle. „Aufgabe," sagt er, „war es mir, hierzu einen Ort zu weihen, der durch eine liebliche Feierlichkeit jeden, der ihn betritt, zu dem Gefühl erhebt, welches dem Andenken des verehrten Lebens entspreche, sowie die heitere Ansicht des Todes zu geben, welche allein echtes Christenthum den ihr Ergebenen gewährt." Er schlägt vor die Errichtung einer Halle in Form eines Palmenhains, in dem die Säulen als die Stämme, das Gewölbe als das Blätterdach erscheinen. Hier sollte die schöne Gestalt der Königin mit der Krone auf dem Haupt in sanfter Ruhe zu sehen sein, umgeben von Genien mit Palmenzweigen in den Händen, welche Blumen streuen und emporschauen mit dem Wonnegefühl der Verklärung. Das Marmorgebilde sollte durch rosenfarbene Glasscheiben erleuchtet werden.

* * *

„Die Liebe höret nimmer auf." Wenn wir das Wort mit der Tiefe der Empfindung lesen, so ruft es Dankbarkeit hervor und bestimmt uns, das Ideale, wo wir es wahrnehmen, freudig offen anzuerkennen.*) Auf die Stufen des Denkmals Friedrich Wilhelms des Gerechten wurden die eroberten Siegeszeichen der übermüthigen Feinde niedergelegt, so sind wir es der Königin Luise schuldig, ihr sinnbildlich die Erfüllung ihrer in christlichem Vertrauen gepflegten Hoffnungen darzubringen durch ein öffentliches Zeugniß der Verehrung. Ein Sarkophag ward ihr von der Pietät des Gatten aufgestellt, von der Pietät des Volkes steht ein andres Kunstwerk zu erwarten, das nicht zwischen engen Wänden, sondern in der freien Gottesnatur prangen soll. Es war Luisens Meinung: „Nur das Gute erzeugt das Gute."

Mit der Darstellung eines marmornen Standbildes ist Erdmann Encke betraut. Derselbe bildete die Statue Friedrichs I für das Rathhaus in Berlin und erwarb sich früher durch ein im Freien aufgestelltes Denkmal einen ehrenvollen Namen unter den neuern Künstlern.

Wie aus zwei Photographien, die von einem kleinen Modell genommen sind, hervorgeht, wird die Statue ein Seitenstück zu der Friedrich Wilhelms III im Thiergarten von Drake bilden. Die Königin mit dem Diadem, von dem ein faltenreicher Schleier herabhängt, blickt leise vortretend in edler Weiblichkeit hernieder und drückt mit dem rechten nackten Arm das Gewand an die Brust, während sie sich anschickt, mit dem linken die Schleppe des in wulstigem Faltenzuge wallenden Gewandes emporzuheben. Ein reiches Relief umschlingt den runden Sockel des Denkmals mit sitzenden, knieenden und stehenden jugendlichen Figuren. Im Gegensatz zu den „Naturfreuden" bei Drake versinnlichen sie die Tugenden im häuslichen Kreis: Mühewaltung und Fleiß, zärtliche Zuneigung und Mutterliebe.

Die Kunstgeschichte bewahrt manche Beispiele, wie durch die Verherrlichung einer heiligen Persönlichkeit die Kunst einen neuen Aufschwung gewann. So entzündete die Feier manches Heiligen (Dominicus, Franciscus, Katharina von Siena, Karl Borromäus) einen fruchtbaren Wetteifer unter den Künstlern. Aehnliches stellt sich uns in der Erscheinung der Königin Luise dar.

Du bist zur Weihe deutscher Kunst geboren,
Im Schmerz ein Reich der Schönheit zu begründen.
An Schönheit, deren Kern im innern Leben,
Reift zur Vollendung wahres Künstlerstreben.

*) „Sollen wir der Königin Louise ein Denkmal errichten?" von Alexandra v. Schleinitz. Berlin 1876.

Am Familientische.

In fremden Landen.

(Zu dem Bilde auf S. 805.)

Piet Johansen ist ein echter rechter Friese. Er hat so schöne weißblonde Haare und eine so hübsche weiße Hautfarbe und so prächtige rothe Wangen wie nur irgend jemand, der die zehn ersten Lebensjahre barhäuptig und barfüßig im Sonnenbrand während einer erfrischenden Brise im Sande umhergepaddelt ist, oder während der Ebbe den Krabben und sonstigem Seezeug nachgestellt hat. Piet Johansen ist auch ein echter, rechter Jungmatrose. Er hat ein so schönes blaues Hemd an und eine so hübsche graue Mütze mit einem weißgemusterten Rande auf dem Kopfe und einen so prächtig blanken Ohrring im rechten Ohr, wie nur irgend jemand, der von seinem zehnten bis achtzehnten Lebensjahre als Schiffsjunge bei schwerer See und wehendem Sturm in die Raaen hinaus mußte oder auch in den Mastkorb, um nach Land auszuschauen.

Piet Johansen ist ein sehr repräsentabler junger Mann. Augenblicklich präsentirt er sich unter einigermaßen erschwerenden Umständen. Piet will nicht umsonst im schönen Spanien sein. Er will sich's einmal wohl sein lassen und aufgehen lassen, und er kann es, denn sie sind mit der alleweil alt gewordenen „Anna und Marie" richtige zwei Monate unterwegs gewesen und haben unterdes natürlich keinen Pfennig ausgeben können. Da gilt es denn, das Versäumte möglichst rasch und möglichst gründlich einzuholen. Da sitzt nun Piet in der Taverne, schmaucht aus seinem Nasenwärmer den feinsten Tabak und verlangt auch sonst ein Glas vom Besten. Das kann er nun aber der schwarzhaarigen Schönen vor ihm, deren Wangen fast so gelb sind wie die Früchte an ihrer Seite, in seinem ehrlichen Deutsch nicht klar machen, und doch ist er zum guten Theil ihr zu Ehren gegen sich so freigebig. Aber sie werden sich schon verstehen, denn es gibt eine Art internationaler Sprache, bei der man kein Wort zu reden braucht und in der man sich doch versteht. Und nun gar, wo ein so gescheidter Kopf wie Piet Johansen mit im Spiel ist! —r—

Inhalt: Die Einsamen. (Fortsetzung.) Eine Geschichte vom Strande von N. Fries. — Aus den Erlebnissen der deutschen Korvette „Hertha". III. Drei Tage in Tokio. Von Dr. Koeniger. — Königin Luise in Lied und Bild. Von August Hagen. Mit 5 Porträts. — Am Familientische: In fremden Landen. Zu dem Bilde von B. Woltze.

Nicht zu übersehen!

Mit der **nächsten** Nummer schließt der laufende Jahrgang. Wir ersuchen unsere Leser, das Abonnement, besonders das bei der Post zur Vermeidung des bekannten Strafgroschens, rechtzeitig erneuern zu wollen, damit keine Unterbrechung in der Zusendung eintritt. Zugleich machen wir die Mittheilung, daß wir wie im vorigen Jahre zu demselben Preise von 1 Mark 40 Pfennigen eine elegante, dauerhafte

Einbanddecke

mit Golddruck und Pressung haben anfertigen lassen, welche sofort bezogen werden kann. Auch sind wir gern bereit, verloren gegangene Nummern (für jede Nummer 25 Pfennige und 3 Pfennige Frankatur) und Hefte, sowie einzelne Quartale, soweit unser Vorrath reicht, nachzuliefern, und bitten wir die geehrten Abonnenten auf die Wochenausgabe, auch die der Post, zu diesem Behufe den im Daheim-Anzeiger Nr. 51 befindlichen Bestellzettel zu benutzen, die der Heftausgabe jedoch, sich des dem 18. Heft beiliegenden Zettels bedienen zu wollen.

Daheim-Expedition.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mark 80 Pfennige zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XII. Jahrgang. Ausgegeben am 23. September 1876. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1875 bis dahin 1876. **1876. № 52.**

Die Einsamen.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Eine Geschichte vom Strande von **N. Fries.**

(Schluß.)

Es war ein trauriger Einzug der jungen Frau gewesen in der Lootsenkathe. Niels hatte geflucht, daß bei seiner Heimkehr als Ehemann das Signal aufgehißt war, welches die Lootsen an Bord eines Schiffes berief.

Sobald aber die todesbleiche Hilda ihren Fuß über des Hauses Schwelle setzte, wo künftig ihre Heimat sein sollte, widerfuhr ihr etwas ganz Unerwartetes. Es öffnete sich auf dem Hausflur eine Thür, ein altes Gesicht streckte sich neugierig vor, die Ankommende zu besehen. Es war ein Mann mit weißen Haaren, die in dünnen Locken vom Scheitel fielen, unter den weißen Augenbrauen aber blickten ein Paar merkwürdige Augen hervor vom klarsten Blau, voll Kindereinfalt und Unschuld, und ein irres Lächeln um den Mund zeigte, daß man einen armen Geisteskranken vor sich habe. Das war der alte „Ohm Thoms", bei welchem es nicht richtig war, der hier eine höchst mangelhafte Verpflegung genoß gegen ein sehr hohes Kostgeld. Der Alte war übrigens sehr gutartig und hütete treu das Haus, wenn Vater und Sohn ihres Berufes warten mußten.

„Da ist die junge Lootsenfrau, Ohm!" sagte Niels, „die mögt Ihr wohl leiden, was?"

Aber kaum hatte er das Wort gesagt, da streckte sich ein Arm heraus, der mit raschem Griff Hilda faßte, sie in die Stube zog, blitzschnell die Thür zuschlug und von innen fest verriegelte. Hilda wußte nicht, wie ihr geschehen. Der alte Mann blickte sie mit triumphirendem Lächeln an, legte den Finger auf den Mund und horchte mit dem Ohr an der Thür. Niels schimpfte und wüthete draußen. Er hatte aber keine Zeit zu verlieren und mußte schleunigst ins Boot, wo der Vater schon auf ihn wartete.

Als man ihn laut scheltend und drohend weggehen hörte, wandte sich der Alte der jungen Frau zu, die bleich und ängstlich vor ihm stand.

„Du brauchst Dich nicht zu fürchten!" sagte er, „Du bist viel zu gut für ihn, er soll Dich nicht haben, Onkel Thoms will Dich haben, sollst hier bei mir wohnen. Bist Du Ingeborg Holms Tochter, Du so weiß und sie so schwarz?" Der Alte schüttelte den Kopf. „Setz Dich dort in den weichen Stuhl, ich habe alles bereit!" Dann holte er drei Rosen und drei Nelken und Grün von Myrthenbäumchen, die vor seinem Fenster standen, und breitete alles mit kindischer Hast vor Hilda aus.

„Das sind Blumen aus dem Paradies, die sind von Engeln begossen des Nachts. Schönere gibt's nicht. Ich hab' sie Dir abgeschnitten, damit Du fröhlich wirst und lachst. Kannst Du gar nicht lachen, kannst Du auch singen? Thoms mag gerne lachen und singen hören. Thoms will Dir auch viel erzählen, ganz Merkwürdiges, darfst es aber ja nicht an die draußen weitersagen; die verstehen's nicht, weil sie schlecht sind. Nun sollst Du auch essen! Haha, das Hochzeitsmahl, wenig Gäste! Thoms und die Braut brauchen auch den schwarzen Bräutigam nicht." Unter solchem beständigen Schwatzen, worauf er keine Antwort erwartete, holte der Alte aus einem Schranke ein Weißbrot, ein Töpfchen mit Honig, gelbe Butter und gedörrte Fische. Alles sah rein und appetitlich aus.

„Nun lange nur zu, Thoms will auch essen, ist sehr hungrig!"

Und nun fing er an tapfer zu essen und kümmerte sich weiter nicht darum, daß Hilda regungslos dabei saß und ihn anstarrte. Sonderbar, ihr war's gar nicht unheimlich bei dem armen Geisteskranken, nach langer Zeit zog ein wohlthuendes Gefühl ihr durch die Seele, hier war jemand, der sich ihr freundlich gesinnt zeigte, der sie in Schutz nehmen wollte gegen die bösen verhaßten Menschen, der selber wie ein Kind, dem sie sich auch anschließen konnte wie ein Kind!

Arme Hilda! Daß ein alter geisteskranker Mann Deine einzige Zuflucht! Sie fühlte das und legte ihre Hände vors Gesicht und weinte.

„Du sollst nicht weinen," sagte da der Alte, „dann werden

Digitized by Google

Deine hübschen Augen roth. Kleine weiße Möve, sei doch fröhlich! Wenn die Zeit gekommen, dann mache ich Dir das Fenster auf, und Du fliegst hinaus, ganz weit hinaus über die blaue See, und ich lass' mein Tuch wehen zum Abschied. Jetzt will ich Dir erzählen."

Er räumte schnell alles vom Tisch in den Schrank. Hilda war ans Fenster getreten und blickte mit müden Augen über die weite Fläche. Die Sonne neigte sich dem Untergang zu; hinter einer dunklen Wolkenschicht hervortretend, warf sie rothe Lichter über die tanzenden Wellen.

„Setz Dich nun hierher!" rief der Alte und deutete auf ein schmales Fußbänkchen, das er an den Lehnstuhl herangeschoben. Er selber hatte sich in den Stuhl gesetzt. Hilda setzte sich folgsam zu seinen Füßen, und die blassen mageren alten Finger spielten mit ihren Haaren während des Erzählens.

Er erzählte die Geschichte vom fliegenden Holländer, der Seeräuberei getrieben und viele Schiffe in den Grund gebohrt und jetzt zur Strafe mit seinem Gespensterschiff herumfahren müsse auf allen Meeren, bis er ein Weib gefunden, das ihn treu liebe bis in den Tod. Dann beugte der Alte sich zu der lauschenden Hilda, und mit einem ganz wahnwitzigen Ausdruck flüsterte er ihr ins Ohr:

„Ich bin's! Du glaubst es wohl nicht; aber ich bin der Holländer! Sie wissen's alle nicht. Jede Nacht muß ich mein Schiff besteigen. Meine Matrosen haben alle keine Köpfe, aber klettern können sie! — Aber ich bin müde, Kind, ich wollte gern zur Ruh! Wenn Du nun mich lieb hast und mir treu bleibst und Dich mit dem da draußen nicht einläßt, dann werd' ich erlöst, und meine arme Seele fliegt da heraus in den Himmel hinein!" Und er deutete mit der zitternden Hand in das Abendgold, das zum Fenster hereinschien.

Dann überfiel ihn plötzlich eine Müdigkeit, er sagte noch ein paar Mal mit lallender Zunge: „Ich bin's! Ja gewiß, ich bin's!" Dann sank sein Kopf herab, und er schlief ein.

Hilda saß unbeweglich auf dem Fußbänkchen und blickte in den rothen Abendhimmel, bis allmählich der Schein verglomm. Da senkte sich auch auf ihre Augen mitleidig der Schlaf, und das Köpfchen gelehnt an des alten Mannes Kniee, schlief sie sanft ein.

Von da an behielt Hilda ihre Zufluchtsstätte bei dem alten geisteskranken Ohm Thoms. Und keine Macht der Drohung wie der Ueberredung hat sie jemals vermögen können, anderswo ihren Schlaf zu suchen, als in seiner Kammer und vor seinem Bett. Wollte ihr aber jemand Gewalt anthun, dann gerieth der Alte in die volle Raserei des Wahnsinns, und es wäre gefährlich gewesen, wenn man ihn hätte bewältigen wollen.

Im übrigen versorgte Hilda ihren Haushalt still und geduldig. Die heimkehrenden Lootsen fanden's hell und warm, und am starken berauschenden Getränk fehlte es auch nicht. Niels gewöhnte sich bald daran, von seiner Frau nichts weiteres zu verlangen.

— — — — — — — — — — — — — —

Ingeborg Birger war nach der Tochter Verheirathung ganz allein. Sie hatte es nun, wie sie es lange sich gewünscht, völlige Einsamkeit. Jetzt störte sie kein junges frisches Menschenantlitz, jetzt hörte sie kein leises Singen mehr und keine freundliche Anrede — allein, ganz allein mit ihrem trotzigen ungebeugten Herzen, allein mit ihrem Murren und Hadern wider Gott den Herrn, allein mit ihrem Groll und Haß gegen alles, was jung und glücklich und schön ist.

Nur die See war ihre Gesellschaft und der Sturm ihr guter Freund. Wie andere Menschen zu getreuen Nachbarn gehen, Umgang zu pflegen, so stieg die alte Frau auf den Deich und ans Ufer hinab, wenn sie die See brausen hörte. Das that ihr wohl! Da konnte sie tief aufathmen, und je höher die Wellen gingen, je wüthender der Sturm heulte, desto leichter ward ihr's ums Herz.

Sie hatte sich jetzt, da sie allein war, den Koffer ihres jüngsten Sohnes in die Stube getragen und brauchte nicht mehr in die Hinterkammer zu gehen, wenn sie den Nachlaß betrachten wollte. Von den beiden andern hatte sie nicht einmal diese traurigen Erinnerungszeichen. Der Aelteste war mit dem Schiff und der ganzen Bemannung untergegangen, das Wrack war an der englischen Küste angetrieben und erkannt worden. Mit dem zweiten Sohn, der Boje geheißen, hatte es eine andere Bewandtniß. Der war am gelben Fieber in New-Orleans erkrankt und rettungslos zurückgeblieben in einem Hospital, als sein Schiff abgesegelt. Es war niemals eine Nachricht von ihm eingelaufen, und drei volle Jahre waren seitdem verflossen.

Da saß denn nun an jedem Nachmittag die alte Frau vor dem offenen Koffer ihres Sohnes und breitete den Inhalt, den sie unzählige Male betrachtet, immer wieder vor sich aus. Sie wartete, bis die Dämmerung anbrach und es bereits abendlich in dem düstern Gemach wurde. Außer verschiedenen Kleidungsstücken und Hüten war da eine silberne Uhr an stählerner Kette. Diese Uhr ward jetzt an jedem Tag aufgezogen und ans Ohr gehalten; ferner eine kurze Seemannspfeife, die war der Alten besonders lieb, sie betrachtete sie lange immer aufs neue, sie sah ja im Geist, wie der Junge, der prächtige Godber, sie so keck zwischen seinen herrlichen weißen Zähnen hielt, sie konnte ja an der Spitze die deutlichen Spuren dieser Zähne sehen; sie malte es sich aus, wie er den blauen Tabaksdampf so lustig in die Luft gewirbelt! Ferner war da ein schwarzseidenes Halstuch, in einen Seemannsknoten geschlungen, darin stak eine goldene Nadel in Form eines Ankers. Wer wohl dem Jungen die Nadel geschenkt, oder ob er sie sich gekauft? Auf der Rückseite stand aber der Name Anna eingravirt. Das erregte der Alten keine angenehmen Gefühle. Wohl begriff sie's, daß alle Dirnen in ihre Prachtjungen verliebt gewesen; aber sie konnte ihn keiner andern gönnen. Ach, thöricht, thöricht! Das war ja alles vorbei. Dann war auch noch in dem Koffer ganz zu unterst eine Schulbibel, vorne drin stand sein Name, den las die Alte oft, sonst schlug sie das Buch nicht auf, auch heute will sie's still bei Seite legen, da entgleitet es ihrer Hand und fällt, und im Fallen flattert ein weißes Blatt heraus. Es ist weiter nichts daran, nur ein Schreibbuchblatt. Sie hat das Blatt noch nie bemerkt, es steht etwas darauf geschrieben auf Linien, weitläufig und regelmäßig, wie die Kinder in der Schule schreiben, aber Godber hat's geschrieben, da muß sie doch versuchen, ob sie's lesen kann. Es ist schon dunkel geworden, sie zündet Licht an. Mit dem Lesen der geschriebenen Schrift ist's bei ihr nur schwach bestellt. Sie sucht ihre Brille, hält das Blatt hinters Licht, recht weit von sich ab. Die oberste Linie hat der Lehrer als Vorschrift geschrieben, darunter der Schüler; zehnmal steht auf der Seite der Spruch:

„Wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn,
der vom Tode errettet!"

Die alte Frau liest die ganze Seite herunter immer wieder denselben Spruch. Sie kehrt das Blatt um, die andere Seite ist weiß und leer. Sie legt das Blatt sorgsam wieder an seinen Platz, und seitdem holte sie jedesmal, wenn sie ihre Schätze betrachtete, auch das Blatt hervor und sagte zehnmal den Spruch leise vor sich hin. Einmal geschah es sogar, daß sie ihn ganz laut sich selber vorsprach, da ist die alte einsame Frau vor ihrer eignen Stimme erschrocken, als hörte sie jemand anders reden, der sich ihr unsichtbar genaht!

So ist der Sommer wieder beinahe vergangen, die Tage werden schon kürzer. Ingeborg Birger bringt einen Tag zu wie den andern. Von einer alten Frau läßt sie sich die Lebensmittel bringen, deren sie bedarf, an einem bestimmten Wochentage. Oft sieht sie auch diese alte Frau nicht, welche dann das Mitgebrachte in die Küche legt und das nächste Mal ihr Geld bereit findet.

Da mag es wohl auffallen, wenn ein rascher männlicher Schritt sich draußen hören läßt. Die alte Frau horcht auf. Wer kann das sein? Die Thür wird heftig aufgerissen, und vor ihr steht ein junger Mann in schmucker Seemannstracht. Sie ist aufgestanden, aber als sie ihn fest ansehen will und schon bereit ist, ihn hinauszuweisen, da brechen plötzlich die Kniee unter ihr zusammen. Dasselbe schöne Männergesicht hat sie schon einmal gesehen vor vielen Jahren! Dieselben wunderbaren Augen! Aber freilich, so haben diese Augen sie niemals angeblickt, in solche Menschenaugen hat sie überhaupt noch nie gesehen. Unsicher greift sie mit der Hand um sich, als müßte

Digitized by Google

sie einen Halt suchen. Seitwärts blickt sie scheu, als könnte sie den Blick dieser Augen nicht ertragen, und doch muß sie wieder aufsehen, sie mag wollen oder nicht. Was ist das? Ist das Furcht vor einem Menschen? Ingeborg Birger hat nie gewußt, was Furcht ist. Sie ermannt sich, hoch aufgerichtet steht sie da. Ihre ausgestreckte Hand weist nach der Thür.

„Was willst Du hier, Du Sohn Deines Vaters? Dein Name steht Dir auf die Stirn geschrieben. Ich nehme den Namen nicht auf meine Lippen! Weg mit Dir! Ich will Dich nicht länger hier haben! Das Haus ist mein!"

Da kommt der junge Seemann auch zur Sprache. Er schreit der alten Frau nicht in die Ohren, er spricht nicht einmal besonders laut, und doch klingt seine Stimme wie Erz und sein Wort ist wie eines Richters Urtheil.

„Eine Wölfin solltest Du heißen, Weib, und nicht eine Mutter! Der Herrgott hat sich versehen, als er Dir ein menschlich Antlitz und menschliche Gestalt gab! Wo hast Du Dein Kind gelassen? Was ist aus Hilda geworden? Ich frage Dich, Du sollst mir Red' und Antwort stehen! Und wenn Du mir nicht antworten willst, so wird der da oben Dich fragen, und dann sollst Du heulen, heulen in alle Ewigkeit! Ich, Helger Wolfsen, fordere Dich vor den Richterstuhl des lebendigen Gottes! Ich will Dich verklagen, obgleich ich auch nur ein armer Sünder bin, Dich verklagen als eine Mörderin! Dein eigen Kind hast Du gemordet, denn das Leben, das sie führt, ist kein Leben, es ist viel schrecklicher als der schrecklichste Tod! Als eine furchtbare Betrügerin will ich Dich verklagen, denn mich hast Du betrogen um all mein Lebensglück, und wenn ich keine Ruhe, keinen Frieden finde, Du bist Schuld daran, von Deiner Hand fordere ich's! Hier in der Welt sollst Du mich nie wiedersehn; aber, Ingeborg Birger, ich lade Dich zu Gericht in der Ewigkeit, da sollst Du mich wiederfinden!"

Das sagte Helger Wolfsen, dann ging er mit festem Schritt hinweg und ließ die Thüren offen hinter sich.

Die alte Frau aber stieß einen Schrei aus, als wäre ihr ein zweischneidig Schwert durchs Herz gegangen, und schwer und dröhnend fiel ihr grauer Kopf auf den neben ihr stehenden Eichenkoffer.

* * *

In der Lootsenkathe brannte ein Licht. Das Licht leuchtete weit hinaus in die See, weil die Kathe auf Deichhöhe lag — es leuchtete auch Einem, der mit schweren Schritten, als würde ihm der Gang sauer, von der Landseite her sich dem Hause näherte. Er ging gerade auf das einzige Fenster zu, das erleuchtet war. Drinnen saß Hilda auf ihrem gewöhnlichen Platz zu Füßen des alten Thoms. Sie hatte ihre Hände vors Gesicht gelegt und den Kopf gesenkt, als wäre er müde, todtmüde, als müsse sie ein wenig schlummern, um neue Kräfte zu sammeln. Der Alte dagegen sah frisch und belebt aus, seine hellblauen Augen hatten einen fröhlichen Ausdruck, und wenn nicht der sonderbare irrsinnige Schimmer in seinen Zügen gelegen hätte, würde man ihn einen schönen Greis genannt haben. Seine Lippen waren sehr redselig. Er erzählte aus seiner Jugendzeit, wobei ihm Vergangenheit und Gegenwart ineinander flossen. Er erzählte von einer Elsa, die er auch seine weiße Möve nannte, die weit weggereist sei und ihn allein zurückgelassen habe; ein fremder schwarzhaariger Kapitän sei gekommen, mit dem wäre sie fortgezogen. Dann wieder war Hilda ihm jene Elsa, und er freute sich, daß sie wieder zu ihm gekommen. Damals sei er vor lauter Traurigkeit auf die See gegangen und viele Jahre weggewesen, und die Leute hätten ihn den fliegenden Holländer genannt. Nun werde aber alles wieder gut werden. Und dabei streichelte er sanft das blonde Köpfchen, das sich an sein Knie lehnte.

Hilda nahm die Hände vom Gesicht und blickte mit trüben Augen in die röthliche Flamme der kleinen Lampe, die von der Decke herabhing, und als der alte Mann sagte, nun werde alles gut werden, da schüttelte sie sacht das Köpfchen mit tieftrauriger Miene.

Da richtete sich plötzlich der Alte auf, seine aufgerissenen Augen starrten nach dem Fenster, die zitternde Hand wies dahin. „Da ist er wieder!" stöhnte er bange. „Da steht er! Seine großen Augen sehen nach Dir! Jetzt will er Dich wieder holen! Bleibe bei mir! Geh nicht fort! Ach, geh nicht fort!"

Hilda hatte auch ihre Blicke aufs Fenster gerichtet, da sah sie ein blasses Männerantlitz, da sah sie Augen, die starr auf sie gerichtet waren, sie schrie laut auf und sank wie leblos zu des alten Mannes Füßen nieder.

Helger Wolfsen war von Ingeborgs Hause geraden Weges nach der Lootsenkathe gegangen. Er mußte Hilda einmal wiedersehen, er mußte sie fragen, warum sie nicht auf seine Heimkehr gewartet, warum sie sich von Menschen hatte zwingen lassen, warum sie nicht viel lieber in die See gesprungen. Er trug viel Groll und Bitterkeit im Herzen: rechte starke Liebe sei das nicht, die sich zwingen und abwendig machen lasse. Maren hatte es wohl versucht, die Freundin zu entschuldigen, sie hätte gehofft und geharrt mit Todesangst, daß er kommen werde; sie hätte sich dieser harten Mutter widersetzt, bis ihre Kräfte erschöpft gewesen. Sie erzählte, wie Hilda geflohen und nach der Rathmannswerft gekommen, aber der Vater habe sie selber zurückgebracht und sei ganz still und gedrückt nach Hause gekommen und habe gesagt, gegen der Mutter Willen dürfe das Kind sich nicht empören, das bringe keinen Segen, das bringe Fluch. Helger hatte das alles mit finsterer Miene angehört und heftig den Kopf geschüttelt; ihm stand es fest in seinem Mannesherzen: viel lieber Tod als Zwang!

Und jetzt stand er da und blickte auf die geliebte Gestalt, auf das süße Antlitz, das ihm vorgeschwebt auf all seinen Reisen, in aller Noth und Gefahr; es war noch ganz dasselbe und doch so sehr verändert, dieselbe jungfräuliche Reinheit war über sie ausgebreitet, aber welch eine Traurigkeit, wie matt und müde ließ sie die Arme herabsinken, wie umschleiert der Aufblick ihrer Augen, das war eine Blume, der man das Sonnenlicht entzogen hatte, eine Möve, welcher der Jäger den Flügel zerschossen! Wo war sein Groll, seine Bitterkeit geblieben? Entwaffnet stand er da am Fenster und sog mit seinen Blicken das süße Bild ein, das drinnen vor seinen Augen sich darstellte; ein heißes Mitleid wallte auf in seiner Seele! O, daß er sie hätte umschlingen können und auf seine Arme heben, er hätte sie tragen wollen an treuer Brust bis ans Ende der Welt, auf ein Schiff hätte er sie gebracht, und wäre mit ihr weit, weit weggefahren, wohin keine Macht dieser Menschen mehr reichte.

Da sahen die beiden drinnen auf ihn hin, er nahm das Entsetzen wahr, das sich auf Hildas Antlitz malte, er hörte ihren Aufschrei. Sie fürchtet sich vor mir, hieß es da in ihm, das ist ihr böses Gewissen! Er trat vom Fenster zurück, er lehnte seinen Kopf gegen die Mauer und eine heiße Thräne rollte ihm übers Gesicht. Dann ging er langsam durch die Nacht nach Haus.

Am nächsten Tage kehrte Helger Wolfsen schon wieder der Heimat den Rücken; die See war seine Zuflucht, sein Trost.

V. Eine stärkere Hand.

„Die Stimme eines Predigers in der Wüste" hat sich der größte Bußprediger aller Zeiten genannt! Ingeborg Birger hatte auch in der einsamen Wüste ihres verödeten Lebens die Stimme eines Bußpredigers vernommen. Sie konnte diese Stimme nicht wieder los werden, konnte sie nicht überhören; die Stimme folgte ihr nach, wo sie ging und stand, sie hörte sie vom frühen Morgen bis an den späten Abend, und wenn sie entschlief zu kurzem unruhigen Schlummer, dann fuhr sie plötzlich auf, und es war ihr, als hätte jemand dicht vor ihrem Ohr gerufen: „Eine Wölfin bist Du und keine Mutter!"

Wenn sie sich hinsetzte vor ihren Reliquienschrein, den Koffer ihres Sohnes, wenn sie die theuren Andenken hervornahm, dann drängte sich eine Gestalt neben sie, es war ihre einzige Tochter Hilda, welche fragte: „Bin ich nicht auch Dein Kind?" Dann vermochte die alte Frau nicht mehr sich ihren Erinnerungen hinzugeben, eine Unruhe überfiel sie, der Kofferdeckel ward zugeschlagen, und es trieb sie hinaus auf den Deich, von wo sie ihre unsteten Blicke schweifen ließ über das weite Meer. Unruhig wie alle diese rollenden Wellen und Wogen war auch ihre arme Seele. Sie hatte keine Ruhe! Wohl hätte

Digitized by Google

sie hingehen mögen nach der Lootsenkathe, es zog sie heimlich; wiederum aber auch fühlte sie eine unnatürliche Scheu und Scham, ihrem Kinde unter die Augen zu treten. Was sollte sie sagen, wenn man sie fragte: „Was willst Du hier, Mutter, wie kommst Du zu mir?“ Es gab keinen Punkt, wo sie anknüpfen konnte; sie war wie der Schiffer, der gern ans Land möchte, seinen Kahn zu befestigen, aber er findet keinen Ankergrund, und die Brandung wirft ihn immer aufs neue hinaus in die wilden Wasser.

Wohl klang es ihr auch bisweilen wie aus weiter Ferne, was sie gelesen auf dem losen Blatt in der Bibel, von ihres Sohnes Hand geschrieben: „Wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn, der vom Tode errettet!“ aber sie hatte noch keine Stätte in ihrem Herzen für das mahnende Wort. Sie sah wohl wie durch Nebel und Wolken eine Hand, die ihr winkte, aber sie konnte die Hand nicht erreichen und fassen.

Die Herbststürme waren losgebrochen, sie tobten bereits tagelang, und noch immer stieg ihre Heftigkeit. Draußen auf der See sah man die Schiffe kämpfen mit Wind und Wellen. Nicht weit entfernt war die gefährliche Sandbank, in der Seemannssprache „der rothe Wolf“ genannt, weil man's bei niedrigem Wasserstande röthlich aus der Tiefe heraufschimmern sah. Da war schon manches Schiff gescheitert, ohne daß Hilfe und Rettung möglich gewesen wäre, und mancher junge Seemann hatte da seinen Tod gefunden.

Den dritten Tag schon brausten die Stürme, man hoffte, daß es gegen Abend stiller werden sollte. Die schweren tiefhängenden Wolkenmassen ließen die Dämmerung noch früher als sonst hereinbrechen. Noch einmal stieg Ingeborg Birger den Deich hinauf, nach den Schiffen zu sehen, die in Noth waren. Sie hält die Hand über ihre Augen, das Haar flattert ums Gesicht. Da sitzt ein Barkschiff auf dem rothen Wolf, sie muß ihre alten Augen anstrengen, doch kann sie durch die graue Dämmerung deutlich die Masten ragen sehen, vornübergeneigt der See zu. Die Brandung muß dem Schiff übel mitgespielt haben. Jetzt dröhnt ein Kanonenschuß dumpf über die Wasserfläche her, das ist der Hilferuf für die Lootsen.

Die alte Frau weiß genau, wo das Rettungsboot abstoßen muß, sie sieht scharf hin nach der Stelle, es scheint sich etwas zu bewegen, ja, es ist das Boot ihres Bruders mit seinem Sohne Niels.

Ingeborg blickt wieder nach dem Schiffe, es ist ihr, als könnte sie Gestalten in den Raaen hängen sehen, sollte der Rumpf schon geborsten sein? Sie strengt ihre Augen an, ja es muß die Mannschaft sein, welche ihre letzte Zuflucht da oben genommen hat. „Ach, die werden sich schwerlich halten, bis das Boot herankommt!“

Sie sieht sich um nach dem Boote, wo ist es geblieben? eine lange Weile ist es verschwunden. Da taucht es wieder auf, hoch oben auf dem Kamme einer riesigen Welle, um blitzschnell wieder in die Tiefe zu fahren, es hält sich tapfer mit den kühnen Männern. Ingeborg nickt ihnen Beifall zu.

Immer tiefer neigen sich die Masten des gescheiterten Schiffes dem Meere zu, der Anprall der Brandung muß furchtbar sein, es kann nicht lange mehr dauern, dann verschlingt die See alles.

Wo ist jetzt das Lootsenboot, es will sich nicht wieder zeigen! Sollte es aus seinem Kurs verschlagen sein, sollte eine Sturzsee es bedeckt haben? Die Alte blickt unverwandt in der Richtung — es ist nichts mehr zu entdecken. Da, weiter landeinwärts, treibt ein schwarzer Punkt, sie kann's nicht mehr recht unterscheiden, die Dämmerung ist tiefer herabgesunken. Es will ihr scheinen, als wär's ein nach oben gerichteter Kiel, oder sind es Trümmer von einem gescheiterten Schiffe? Wie aber, wenn das Boot wirklich gekentert, wenn die beiden Lootsen ihren Tod gefunden hätten in dem grausigen Wetter, dann ist Hilda eine Wittwe, und was dann?

Noch einen Blick wirft die alte Frau nach dem gestrandeten Schiff, sie kann die Masten nicht mehr sehen, es muß gesunken sein.

Mit einem schweren Seufzer steigt Ingeborg Birger langsam vom Deiche herab in ihr einsames Haus.

Die Nacht kommt herbei. Der Sturm scheint nachzulassen. In langen Zwischenpausen, als hätte er sich müde gerast, kommt er noch herangezogen, immer länger werden die Pausen, gegen Mitternacht legt der Wind sich ganz. Die große Stille ist beinahe befremdend nach dem dreitägigen Sturmgebrüll. Der Vollmond steht jetzt hoch am Himmel und verbreitet Tageshelle. Die Alte kann nicht schlafen. Den Kopf gestützt, sitzt sie auf ihrem Lager. „Hilda eine Wittwe!“ das ist der Gedanke, der sie nicht schlafen läßt. Dann ist das Kind ja wieder an seine Mutter gewiesen. Sie ist ja noch so jung, so blutjung! Eine Stimme spricht: „Nun, Ingeborg, dann kann's ja noch anders werden, Du kannst ja noch wieder gut machen, was Du an Deinem Kinde verschuldet! Du hast ja doch warme Liebe in Deinem Herzen gehabt zu Deinen Söhnen, warum denn nicht zu Deiner Tochter?“ Und weit im Hintergrunde taucht Helger Wolffsens schlanke Gestalt auf, sie sieht seine Augen auf sich gerichtet wie bittend, und seine Arme ausgestreckt. Nein, das kann sie nicht sehen — weg damit. Dann wieder hört sie die Stimme wie Erz, die sie vor Gottes Gericht geladen. Allmählich sinkt der alte graue Kopf tiefer herab auf die Brust, der Athem wird lauter und regelmäßiger. So liegt sie etwa eine Stunde im schweren Halbschlaf.

Plötzlich fährt sie empor und horcht. Es hat sie jemand gerufen, laut gerufen, sie hat es ganz deutlich gehört zu dreien Malen: „Mutter, Mutter, Mutter!“ Es klang so merkwürdig, so herzergreifend, so ängstlich. Sollte das nur ein Traum gewesen sein? Oder ist es Hilda, die wirklich ihren Mann verloren hat und nun ihre Zuflucht sucht bei ihrer Mutter? Die Alte hält es nicht länger aus im Bette. Draußen liegt alles im klaren Mondlicht, da steigt die Wand des Deichs empor, da stehen die Bäume im Garten, jedes Zweiglein zeichnet sich deutlich ab. Sie muß hinaus in die frische Nachtluft, die Brust ist ihr so beengt, daß sie kaum athmen kann. Rasch wirft sie die Kleider über, hinauf den Deich treibt es sie, die See ist noch im wilden Aufruhr, aber es ist tiefe Ebbe, lang hin und weit hinaus dehnt sich der Strand. Der Mond zieht so ruhig seine Bahn, als ginge ihn all die Unruhe hier unten gar nichts an, er läßt das Meer brausen und das Menschenherz klopfen, und rückt still weiter von Stunde zu Stunde. Mitternacht ist längst vorüber, aber es dauert noch lange, ehe helle Streifen im Osten den Morgen des späten Novembertages verkünden. Die Luft ist frisch und kühl, das thut wohl. Langsam geht die Alte auf dem Deiche hin, von dem gestrandeten Schiffe ist nichts mehr zu entdecken. Halbwegs zwischen hier und der Lootsenkathe liegt die Strandhütte, wo einst Helger und Hilda ihre Liebe ausgetauscht haben. Die alte Frau ist langsam in die Nähe gekommen, immer scharf hinausblickend auf die im Mondlicht glitzernden Wellen. Jetzt will sie umkehren. Noch einen Blick wirft sie über den Strand, der blank schimmert, was liegt da unten nicht weit von der kleinen Hütte? So langgestreckt liegt es da. Ist es eine losgerissene Schiffsplanke, ist es ein Haufen Seegras? Sieht das nicht aus wie eine menschliche Gestalt? Selbst Ingeborgs starkes Herz erzittert bei dem Gedanken. Sollte es ein Ertrunkener sein, den das Meer zurückgelassen, als die Ebbe eingetreten, vielleicht einer der beiden Lootsen, vielleicht einer von der Mannschaft des gestrandeten Schiffes? Was soll sie thun? Umkehren? Wenn die Flut bald steigt, dann spült sie alles wieder weg. Die Alte fühlt sich unwiderstehlich hingezogen, zu sehen, was es ist. Wär's auch ein Todter, was thät's denn? Ihr graut nicht vor Todten, sie hat schon oft in ein Todtenantlitz geblickt. Rasch und entschlossen steigt sie vom Deich herunter; je näher sie kommt, desto deutlicher treten die Umrisse hervor. Es ist wirklich eine menschliche Gestalt, sie liegt auf dem Rücken, jetzt scheint der Mond hell auf das Gesicht; immer rascher eilt die alte Frau dem Orte zu, es treibt sie fort wie mit heimlicher Gewalt. Ja, da liegt er vor ihr, die Arme weit ausgebreitet, das bleiche Gesicht nach oben; sie bückt sich herab, zu sehen, ob es einer von den beiden Lootsen. Nein, es ist ein anderer, ein jüngerer, es muß ein Matrose von dem gestrandeten Schiffe sein.

Kunst ohne Gunst. Gemalt von Fritz Sonderland.

Jetzt plötzlich fällt die alte Frau auf ihre Kniee, sie hebt den Kopf in ihren Armen empor, sie blickt starr in dieses Todtenantlitz, und mit einem durchdringenden Schrei fällt sie über die Leiche hin, mit beiden Armen sie umschlingend.

Ingeborg Birger hat ihren Sohn Boje erkannt — den längst Todtgeglaubten — jetzt hält sie ihn wirklich todt in ihren Armen.

Als am nächsten Morgen die Männer den Strand absuchten, fanden sie in der Strandhütte ein merkwürdiges Paar. Eine alte Frau, die den Kopf eines Ertrunkenen in ihrem Schoße hielt und unablässig sein nasses dunkles Haar streichelte. Rede und Antwort gab sie nicht, sie wendete auch keinen Blick von der Leiche. Als man den Ertrunkenen aufheben wollte, widersetzte sie sich und stieß die Männer rauh hinweg; erst als man ihr verstattete, selber mitzutragen, ließ sie es geschehen. Der traurige Zug begab sich in die Lootsenkathe.

Könnte der Mond erzählen, was sich in jener Nacht dort am Strande begeben, es würde eine sehr ergreifende Geschichte werden. Ingeborg Birger mußte selbst die Leiche ihres Sohnes mit Aufbietung aller Kräfte dem Bereich der Fluten entzogen haben. Wie die alte Frau es möglich gemacht, den Leichnam bis in die Strandhütte zu ziehen, ist kaum zu erklären.

Was aber in den langen Stunden der Nacht in ihrem Herzen vorgegangen, als sie den Kopf ihres Sohnes im Schoße hielt und sein Haar mit ihren zitternden Händen streichelte, das ist ein Geheimniß zwischen ihr und ihrem Gott geblieben, denn sie hat nie wieder geredet, nie, bis in ihr letztes Stündlein.

Wie sah es denn aber aus in der Lootsenkathe? Als gestern die Männer mit dem Boote abstießen, um dem Schiffe Hilfe zu bringen, da haben Thoms und Hilda ihnen nachgeblickt mit sehr verschiedenen Gefühlen. Der Irrsinnige voll gespannter Neugier, ob es gelingen werde, zu dem Schiffe durchzudringen, ohne irgend welche Theilnahme für die beiden Männer im Boote, die ihr Leben aufs Spiel setzten; laut redend vor sich hin, bald drohend und scheltend, daß sie nicht besser vorwärts kämen, bald unheimlich lachend, wenn sie von einem Wellenkamm in die Tiefe schossen. Hildas Herz dagegen bebte in unsäglicher Angst, sie bebte um das Leben der gescheiterten Mannschaft, die in den Wogen hing, sie bebte auch

Digitized by Google

um das Leben der beiden Lootsen, von welchen der eine ihr angetrauter Mann. Das furchtbar Spannende des Anblicks ward ihr unerträglich, sie riß den alten Ohm Thoms mit sich auf die Kniee, sie mußte beten, sie betete ein lautes Vaterunser; sie betete es zum zweiten Mal, und war bis zur dritten Bitte gekommen: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden —"

Da stößt der Alte einen Schrei aus. Er hat sich leise wieder aufgerichtet und ist mit seinen Blicken dem Boote gefolgt, er hat's eben jetzt deutlich gesehen, wie eine gewaltige Welle herangerollt und das Boot umgeschlagen ist.

Hilda ist an seine Seite getreten, er zeigt mit dem Finger hinaus und ruft laut und immer lauter: „Weg sind sie, weg sind sie!"

Dann kam eine furchtbar lange Nacht. Der alte Mann murmelte immerfort vor sich hin: „Weg sind sie!" bis das arme, geängstete junge Weib ihn durch Ueberredungskünste und endlich halb mit Gewalt ins Bett nöthigte, wo er einschlief; von Zeit zu Zeit aber drang es noch träumend über seine Lippen: „Weg sind sie!"

Hilda saß die ganze Nacht mit gefalteten Händen vor seinem Bette, sie saß noch so, als im Morgengrauen an ihre Thür geklopft ward und die eigne Mutter den Leichnam des Sohnes und Bruders über die Schwelle trug.

In der Tasche des Ertrunkenen fand man eine Brieftasche mit Papieren und allerlei Aufzeichnungen. Es ergab sich daraus, daß er vom gelben Fieber wider alles Erwarten genesen, aber noch lange so entkräftet geblieben war, daß er am Lande bleiben mußte. Dann schien er wieder auf die See gegangen zu sein und eine weite Fahrt gemacht zu haben. Jetzt ward er Angesichts der Heimat doch noch hinabgerissen in die Tiefe, um als Leiche von seiner eigenen Mutter gefunden zu werden.

„Wer hat des Herrn Sinn erkannt, und wer ist sein Rathgeber gewesen?"

Ob er niemals Briefe geschrieben, oder ob sie nie ihr Ziel erreicht hatten, wer konnte das sagen!

Als Hilda ihre alte Mutter erblickte, als sie von den Männern hörte, wo und wie man sie gefunden, da dämmerte ihr der Zusammenhang auf. Sie blickte dem Ertrunkenen ins Gesicht, sie zog ihm das Hemd auf der Brust auseinander, da zeigte sich in bläulichen Linien, wie Seeleute sich zu tätowiren pflegen, das Bild des Herrn am Kreuz. Hilda wußte es, daß ihr Bruder dieses Zeichen trug, sie hatte es als Kind oft betrachtet auf seiner breiten Mannesbrust.

„Mutter!" schrie sie jetzt auf und breitete ihre Arme nach dieser unglückseligen Mutter aus. Aber da lag die alte Frau auf dem Boden, hingeworfen wie ein alter knorriger Baum, den der Blitz getroffen, da lag sie und klammerte sich an Hildas Röcke, umfaßte ihre Kniee und weinte bitterlich! All ihre Kräfte mußte die Tochter aufbieten, um ihre Mutter aufzurichten, die alte Frau war jetzt wie todesmatt, willenlos ließ sie alles mit sich thun, kein Wort kam über ihre Lippen, man setzte sie in einen Stuhl, man beschwor sie zu reden, aber alles umsonst. Nur von Zeit zu Zeit hob sie den Kopf und richtete einen scheuen bittenden Blick auf ihre Tochter, und wenn diese zu ihr trat und sie mit sanftem Wort ansprach, ihr auch die gefurchte Stirn streichelte, dann schüttelte sie nur sachte den Kopf, als wollte sie sagen: „Ich hab's ja nicht verdient!" ließ sich aber doch die Liebkosung gefallen.

Wie ein schwerer wundersamer Traum war es Hilda, kaum zu fassen, wenn sie sich besann, was seit gestern geschehen! Sie selbst eine Wittwe, das verhaßte Band von Gott selbst zerrissen und ihre Mutter hier im Hause, ihre Mutter so seltsam verändert; sprachlos, zerbrochen an der Leiche des so lange verschollenen Sohnes, von welcher sie nicht zu trennen war.

Ein gewaltiges Schicksal für ein junges Menschenherz, und sie mußte es allein tragen, einsam, ganz einsam.

Ihr bisheriger treuer Gefährte, der alte Thoms, war durch diese sich überstürzenden Ereignisse ganz aus seiner gewöhnlichen Stimmung herausgerissen. Seine sonst mild und freundlich blickenden Augen irrten unstet umher; hastige, hadernde Worte murmelte er vor sich hin; in seiner Stube war er nicht zu halten, eine Unruhe trieb ihn von einem zum andern.

So blieb es, bis der Ertrunkene feierlich zur Ruhe gebracht ward. Ingeborg Birger gab ihrem letzten Sohne selber das Geleite bis ans Grab, und als nun nach geschehener Beerdigung das leidtragende Gefolge ins Gotteshaus ging, um nach dortiger Sitte ein Sterbelied zu singen und ein Trostwort sagen zu lassen, da ist sie still mitgegangen, und während des Singens leise von der Bank auf ihre Kniee gesunken, die Hände fest gefaltet, das betende Haupt tief gesenkt.

VI. In guten Händen.

Nach der Beerdigung kam eine große Stille.

Draußen in der Natur war's still geworden. Die Stürme hatten ausgetobt, und ein klarer gelinder Frost hatte sich eingestellt. Unter dem wolkenlosen Himmel erglänzte das Meer weit, weit hinaus. Die Schiffe mit den weißen Segeln glitten so ruhig und majestätisch hin, als gäbe es gar keine Gefahr und zerstörende Gewalt.

Ueber der Menschen Seelen war auch eine Stille gekommen. Mit den beiden Alten war Hilda wieder in der Mutter Haus übergesiedelt, die Lootsenkathe ward von den Männern bewohnt, welche jetzt des schweren Berufes warteten.

Wie folgsame Kinder waren die Mutter und Thoms der jungen Wittwe und ihren Anordnungen gefolgt. Es war, als wenn das Blatt sich gewandt hätte, früher Hilda ein schwaches Rohr, willenlos der finstern herrschsüchtigen Mutter hingegeben, jetzt die Mutter ohne alle Selbstbestimmung, jedem Wunsch der Tochter folgend. So aß und trank sie, was ihr geboten ward, verlangte aber nie nach Speise; so spann sie, wie früher, wenn ihr das Rad hingestellt ward, sonst ließ sie die Hände im Schoße liegen und saß in tiefe Gedanken versunken; so hörte sie auch zu, wenn gelesen oder ihr zugesprochen ward, aber ihre Theilnahme bezeugte sie nur durch Blicke und Seufzer. Der alte Thoms bezog die geräumige Hinterkammer und war zufrieden, wenn Hilda recht oft bei ihm einsprach und geduldig seine alten Geschichten anhörte. Als der Frühling kam, sanken allmählich seine Kräfte, und nach wenig Tagen großer Schwäche entschlief er in Hildas Armen wie ein Kind.

Die beiden Frauen wären nun wieder wie früher in ihrer Einsamkeit gewesen, wenn nicht die treue Maren oft bei ihnen eingekehrt wäre. Die brachte Kunde aus der Welt draußen, welche den beiden sonst so weit ablag; sie brachte auch unaufgefordert Kunde von Helger, sie las seine Briefe vor, die nicht selten einliefen. Es waren freilich nur kurze Briefe, ohne einen Schimmer von Frohsinn und Heiterkeit geschrieben, auch ohne Fragen nach Hilda und ihrem Schicksal; aber dennoch leuchteten die milden blauen Angen der lesenden Freundin zu, und die Hand lag fest auf dem klopfenden Herzen!

Auch Ingeborg gab kein Zeichen des Unwillens und der Abneigung zu erkennen, wenn diese Briefe in ihrer Gegenwart gelesen wurden; die alte Frau saß dabei, als ginge dergleichen sie gar nichts mehr an.

Dagegen, wenn Hilda sich zu ihr setzte, tröstend mit ihr sprach oder aus der Bibel des Sohnes vorlas, dann stellte sie das Spinnrad zur Seite und hörte mit gefalteten Händen zu, nickte auch wohl leise vor sich hin, wenn irgend ein Wort ihr besonders wohl that. Hilda fühlte eine wehmüthige Befriedigung in der Uebung dieses Trostamtes an dem Mutterherzen; sie fand darin den Zweck ihres Lebens erfüllt. Wohl lag in ihrer Seele, wie unter Nebeln und Wolken der ernsten schweren Vergangenheit, alles Sehnen der süßen Liebe zu dem einen, an welchem ihr Herz unwandelbar hing; wohl betete sie für ihn alle Tage, aber die Hoffnung wagte es nicht, ihre Flügel zu regen, das Wünschen und Verlangen schlummerte gestaltlos wie in festen Hüllen und Knospen eingeschlossen. Ein starker warmer Sonnenstrahl mußte erst darauf fallen, um sie zur Blüte zu bringen.

So verging der Sommer. An einem Sonntage im September, die Sonne schien noch warm und sommerlich, war Hilda in der Kirche. Sie saß im Frauengestühl an ihrem ge-

wöhnlichen Platz, hinter ihr bei den Männern stand Helger, der vor wenig Tagen zurückgekehrt war.

Maren hatte ihm die Ereignisse aus der Heimat gemeldet, die ihn tief erschüttert hatten. Der Brief traf ihn in fernen Welttheilen. Sein Schiff brachte ihn erst nach Amerika zurück, von wo er ausgefahren. Dort ließ es ihm keine Ruhe, er mußte die Heimat wiedersehen.

Nun ruhte sein Auge auf der geliebten Gestalt. Ihr Antlitz war wohl feiner noch und blasser geworden, aber derselbe Reiz erster Jugend lag noch immer darüber gebreitet, in den Augen dieselbe Kindeseinfalt, um den Mund dieselbe Lieblichkeit, auf der Stirn der holdselige Ernst! Jedermann würde sie für eine Jungfrau gehalten haben, und doch war sie eine in harter Lebensschule gereifte Wittwe.

Wie drangen die altvertrauten Töne der Kirchenlieder dem Heimgekehrten in die Seele, wie senkte es sich auf ihn herab mit dem Frieden der Heimat; war's ihm doch, als versänke all das bittere Weh der Vergangenheit in des Meeres Tiefe, als habe er endlich seinen Kiel dem Hafen zugelenkt und Anker geworfen.

Der Gottesdienst war aus, die kleine Gemeinde verließ still die Kirche. An der Thür draußen bleibt Helger stehen, jetzt kommen die beiden Frauen, Ingeborg von Hilda geführt, da streckt sich ihnen eine Hand entgegen, braun und sonnenverbrannt, Hilda blickt auf, kein Ton entflieht ihrer Lippe, aber ein Beben durchfliegt ihre ganze Gestalt, und heiß drängt sich das Blut zum Herzen.

„Hat Hilda keinen Willkommsgruß für mich?" fragt eine ernste weiche Stimme.

Da legt sie ihre Hand fest in die seine und den schimmernden Blick hebt sie auf zu seinen geliebten Augen, die auf ihr ruhen, als müßte er jeden Zug, jede Miene dieses lang entbehrten Anblicks sich einprägen für Zeit und Ewigkeit! So stehen die beiden Hand in Hand sich gegenüber, da legt sich eine alte abgemagerte Hand auf diese zusammengefügten Hände, wie zur Weihe dieses Bundes.

Dann gehen die beiden Frauen still heim!

Am Nachmittage dieses Sonntags sitzen wieder zwei heimlich selbander in der Strandhütte und reden manch gutes Wort; sie schweigen aber auch viel und lassen die Blicke reden!

Möven schießen vorüber und blicken mit den glänzenden Augen auf das Paar, und das Meer rollt seine langen Wogen an den Strand und rauscht seine uralten Weisen.

„Hilda, Geliebte," sagt Helger, und schließt sie fester in seinen starken Arm, „wie bist Du so einsam Deine Straße gezogen, fortan aber sollst Du nicht mehr einsam sein!"

Und sie flüstert ihm ins Ohr, an seine Brust gelehnt: „Deine Liebe ist nun meine Heimat, mein Haus, mein festes Schloß, da wohnen wir allezeit. Das ist Heimkehr, Helger, Geliebter! Selige Heimkehr!"

* * *

Nicht lange nach diesen Tagen kam Ingeborg Birgers letzte Stunde. Still lag sie da, die Augen weit aufgeschlagen, nach oben gerichtet. Sie ist nicht einsam mehr! Auf Erden sind treue Augen ihr zugewandt und heilsames Trostwort wird ihr zugesprochen, und sanfte linde Hände stützen ihr das müde Haupt. Und vom Himmel her bewahret das Auffehen des Herrn ihren Odem bis zuletzt.

Da spricht die sanfte Stimme an ihrem Bette: „Mutter, Mutter! wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn, der vom Tode errettet!" Und die Sterbende richtet sich auf, schlingt beide Arme um der Tochter Hals, und das einzige Wort: „Amen!" entflieht der verblassenden Lippe. Dann sinkt sie zurück, die Arme lösen sich. Sie ist verschieden.

Das war die Heimkehr der Einsamen!

Aus den Erlebnissen der deutschen Korvette „Hertha".

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von Dr. Koeniger.

III. Drei Tage in Tokio. (Schluß.)

Der folgende Morgen fand uns schon früh wieder auf den Beinen und auf dem Wege nach Todo-Jashiki, einem ausgedehnten Gebäudekomplex, früher dem Fürsten von Todo, jetzt der Regierung gehörig, wo sich bis jetzt die medizinische Schule, das Krankenhaus (Bioin) mit den Kliniken befindet. Diese Anstalt ist vor fünf Jahren gegründet worden, und da die Japaner sich um Instruktoren für eine Disziplin immer an das Land wandten, welches in dem betreffenden Fache den besten Ruf hatte, so bezogen sie aus Deutschland die Wissenschaft, speziell die medizinische. Und schon jetzt darf man mit Genugthuung sagen, daß die nur von Deutschen eingerichtete und geleitete medizinische Akademie von Yeddo Bedeutendes leistet und noch Erheblicheres zu leisten verspricht. Die Akademie zerfällt in eine Vorschule mit dreijährigem Kursus, in der die Schüler, beim Eintritt meist 16 Jahre alt, vor allem deutsch lernen, denn alle Vorträge der Akademie werden deutsch gehalten, dann aber auch mit den nöthigen Vorkenntnissen in Geschichte, Geographie, Lateinisch und Griechisch, sowie in der Mathematik bis zur Trigonometrie ausgerüstet werden. Was das heißen will, kann nur der beurtheilen, der die gänzliche Verschiedenheit der chinesischen Bildung, in der vorher alle diese Japaner erzogen sind, von der unsrigen kennt. Um ein Beispiel anzuführen, kann auch der gebildete Japaner nicht das einfachste Additionsexempel im Kopf ausführen; er braucht dazu seine Rechenmaschine. Auf die Vorschule folgt der fünfjährige eigentlich medizinische Kursus, der ganz denselben Gang wie auf unseren Universitäten verfolgt. Ich wohnte der chirurgischen und der Augenklinik bei und war wirklich erstaunt zu sehen, wie die Schüler im Stande waren, mit Verständniß den Vorträgen in der bekanntlich mit Fremdwörtern gespickten und auch bei uns für den Laien schwierigen medizinischen Redeweise zu folgen, und wie gut die Antworten der an das Krankenbett gerufenen Praktikanten auf die an sie gerichteten Fragen erfolgten. Der Zudrang von Schülern zu der Anstalt ist bedeutend, und beträgt die Zahl derselben bereits an zweihundert, meist Söhne japanischer Aerzte. Als Lehrer fungiren jetzt sieben, theils Mediziner, theils Naturforscher, theils Philologen; alles Leute, die bereits in Deutschland lehrend thätig gewesen sind an Universitäten oder Gymnasien. Da die jetzt benutzten Räume unzureichend sind, so werden neue zweckentsprechende Gebäude bereits errichtet; und alles scheint ein munteres Aufblühen der Anstalt zu versprechen, wenn nicht die Regierung selbst störend dazwischen greift. Leider treibt aber die Japaner der Hochmuthsdünkel, die fremden Lehrer auf allen Gebieten nur die kürzestmögliche Zeit zu dulden; wenn sie nur erst die oberflächlichste Kenntniß eines Gegenstandes erlangt haben, halten sie sich für befähigt, ohne fremde Hilfe weiter zu arbeiten, und beeilen sich, die Fremden, gegen die sie stets mißtrauisch sind, zu entfernen. Welch verderblichen Einfluß es aber auf ein Institut ausübt, wenn die Leitung in japanische Hände fällt, davon sind die Beispiele nur zu häufig. Organisatorisches Talent und Energie in *selbständiger* Durchführung jahrelanger Arbeit haben die Japaner noch nicht bewiesen.

Den Nachmittag benutzten wir zu einem kleinen Ausflug in die Umgebung der Stadt. Da wir an Asakusa vorbei kamen, versäumten wir nicht, auch dieses Tempelquartier zu besuchen. Auf den Haupttempel zu führt eine mit Kaufläden aller Art besetzte Straße. Spielwaarenhandlungen, bei denen man neben fremdartigern Formen doch meist dieselben Kreisel, Peitschen, Säbel, Gewehre, Puppen wie bei uns, nur im japanischen Geschmack gearbeitet, wieder erkennt, wechseln mit Bronze-, Porzellan- und Lackwaarengeschäften, Bilderläden mit Zuckerbäckereien. Auch eine Anzahl japanischer Photographen hat hier ihre Ateliers aufgeschlagen, und zum Beweis für die Leistung eines dieser Künstler hing vor seiner Bude unter einer größern Anzahl japanischer Gesichtstypen verschiedenen Geschlechts auch ein großes photographisches Brustbild unseres Kronprinzen.

Den Eingang in den eigentlichen Tempelbezirk bildet ein

großes mehrstöckiges Thor, reichlich vergoldet, das von zwei etwa 20 Fuß hohen, gräßlich anzuschauenden, rothbemalten Thürhütern bewacht wird. Der Tempel von Asakusa selbst, ein Buddhatempel, ist einer der größten, wenn nicht der größte in ganz Tokio, und von Pilgern in großer Zahl besucht. Er ist mit Schnitzwerk, Vergoldung, überlebensgroßen Bildern von Heiligen und berühmten Kriegern über und über geschmückt, und enthält neben dem Hauptaltar eine Reihe kleinerer Heiligthümer, die sich alle reichlicher Verehrung erfreuen. Ein kleiner Altar ist ganz mit grünen Fichtenzweigen behängt, einem andern Götterbild sind zahlreiche Haarschöpfe und Zöpfe, theils in natura, theils in effigie aus Papier angefertigt, geweiht; eine dritte jedenfalls sehr heilige und alte Götterstatue von Holz wird von jedem Pilger liebreich im Gesicht gestreichelt, was im Lauf der Zeit dahin geführt hat, daß von dem Kopfe Nase, Ohren, Augen, Mund geschwunden sind, und nur eine glatte, nicht ganz regelmäßige Holzkugel übrig ist. Auch Händler sitzen im Tempel und verkaufen Götterbilder und gedruckte Sprüche und Gebete; das Originellste sind aber die hunderte im Tempel gehaltenen Tauben, die überall herumfliegen und nur der Reinlichkeit desselben nicht gerade förderlich sind. In der Umgebung des Tempels steht eine große Pagode, die wir trotz der Enge der Treppen erstiegen. Die prächtige Aussicht hatte vor uns schon tausende von Japanern angelockt; und da im Grunde die menschliche Eitelkeit überall dieselbe ist, war jedes freie Plätzchen bis in die scheinbar unerreichbarsten Winkel mit einem Namen beschrieben. Leider war alles japanisch oder chinesisch, also für uns unlesbar, und da selbst Kieselak noch nicht hierher gedrungen war, hielt uns die Bescheidenheit ab, die ersten lateinischen Buchstaben hinzumalen.

Eine große Zahl Schaubuden füllen den Hain in der Umgebung des Tempels: Theater, Circus, Kreiselspieler, tanzende Bären und andere Volksbelustigungen waren im Gange; an einer anderen Stelle befanden sich Etablissements mit überlebensgroßen plastischen Darstellungen von Scenen aus dem Leben verschiedener Götter und Heroen, wobei in einer Bude alle dargestellten Personen statt mit anderen Stoffen mit originell aneinander gereihten bemalten Porzellantellern bekleidet waren. Das Interessanteste war mir aber ein kleiner Tempel mit einer sitzenden Götterstatue, die überall mit kleinen Papierkugeln beklebt war. Jeder Pilger nämlich schreibt seine Wünsche auf ein Stück Papier, aus dem er im Munde kleine Kügelchen formt. Hiermit bewirft er dann den Gott, der die unangenehme Verpflichtung, sich von jedem anspeien zu lassen, mit der größten Seelenruhe erträgt.

Die eigentliche Bedeutung dieses Heiligthumes konnten wir nicht erfahren; der darum befragte Priester sagte uns, das zu erklären sei muskaschi (schwierig), zuckte die Achseln und klopfte seine Pfeife aus, um sich eine neue zu stopfen. Der Japaner benutzt nämlich jeden freien Moment, sich eine Pfeife anzuzünden; dieselben sind aber von so kleinem Kaliber, daß sie nach zwei bis drei Zügen ausgebrannt sind; der Tabak ist in Japan erzeugt und hat für unsere Nasen ein nicht besonders angenehmes Aroma.

Im Weiterfahren kamen wir über den Sumidagawa, den bedeutendsten Fluß Yeddos, etwa von der Größe des Neckars bei Heidelberg. Auf dem jenseitigen Ufer hörte die Stadt allmählich auf, und bald befanden wir uns auf hohem Dammweg zwischen wohlbewässerten Lotos- und Reisfeldern.

Mukojima, ein Dorf mit zahlreichen Theehäusern, war bald erreicht, und wir machten Station in einem der größten, das, am Flusse liegend, reizende terrassenförmige Gartenanlagen mit Miniaturbäumen, kleinen Tempeln und Grotten, Wasserfall und Goldfischteich besaß; Herrlichkeiten, die uns von der liebenswürdigen Wirthin genau gezeigt und mit gebührendem Beifall bewundert wurden. Ein naheliegender Tempel diente einer zahlreichen Kinderschaar zum Tummelplatz, und ihr Ballspiel wurde vom fröhlichsten Gelächter begleitet, bis wir bemerkt wurden, und alles schreiend auseinander stob. Die Sterne funkelten schon, als wir durch die belebten Straßen in jagender Fahrt nach Hause eilten.

Unsern letzten noch übrigen Tag recht auszunutzen, fuhren wir schon früh am nächsten Morgen nach Hakurankai, einem großen, von der Regierung eingerichteten Museum für alles. Dasselbe befindet sich am Südende des innerhalb der Festungsgräben gelegenen Stadttheils; und so hatten wir auf dem Wege Gelegenheit, die gewaltigen Wälle und Gräben und die jetzt meist niedergerissenen Thore zu passiren, die zur Vertheidigung des O Shiro, des Schlosses, bestimmt waren. O Shiro ist ein ausgedehntes Quartier für sich mit zahlreichen Palästen, den Ministerien und anderen Regierungsgebäuden.

Das Grundstück, auf dem in mehreren kleineren Gebäuden das Museum untergebracht ist, enthält außerdem noch einen botanischen und in Gestalt eines Wolfes, mehrerer Eulen und Kaninchen die ersten Anfänge eines zoologischen Gartens. Alle Gebiete menschlichen Wirkens sollen bei dieser permanenten Ausstellung vertreten sein; aber bis jetzt ist nur in einzelnen Fächern genügende Reichhaltigkeit vorhanden. Die ersten Pavillons enthalten Gegenstände alter und neuer japanischer Kunst und Industrie. Unser Führer, einer der Vorsteher des Museums und bedeutender japanischer Archäolog, erklärte uns durch den Dollmetscher den Gebrauch und die Bedeutung der hervorragendsten Gegenstände, natürlich vor allem einer großen Menge Lacksachen, prächtiger Seidenstoffe aus den verschiedenen Provinzen und Zeitepochen, Waffen aller Art ꝛc. Unter der reichen Auswahl Musikinstrumente fiel mir eine den unsrigen ganz ähnliche Maultrommel auf, und ich erfuhr, daß sie japanischen Ursprungs und bereits recht alt sei. Der prächtige Wagen, in dem früher der Mikado zeitweise seinen Umzug durch Miako hielt, wird ebenso, wie eine goldene Krone desselben von sonderbarer Form mit Schnüren von Glasperlen behängt und sein früherer Kopfputz mit der großen schwarzen Feder hier aufbewahrt. Ebenso findet sich eine hübsche Sammlung Kleider, Waffen, Köcher, Modelle von Wohnungen ꝛc. der Ainos, jenes interessanten Völkchens der Insel Yezo, an das früher die sonderbarsten Hypothesen geknüpft wurden, indem man bald aus ihm durch Vermischung mit Chinesen die Japaner entstanden wissen wollte, bald es wegen seiner auffälligen Behaarung von der mongolischen Rasse, der es angehört, trennte und für die kaukasische in Anspruch nahm.

Unter der nicht unbedeutenden Sammlung japanischer Münzen findet sich auch eine Zusammenstellung japanischen Papiergeldes eingereiht. Diese Erfindung ist hier schon lange in Gebrauch, und bei der in vieler Hinsicht leichtsinnigen Finanzwirthschaft und den ungeheuren Summen, die die Umgestaltung aller Verhältnisse bereits verschlungen hat, ist der Betrag des ausgegebenen Papiergeldes auf eine bedeutende Höhe gestiegen. Als interessant für uns Deutsche mag erwähnt sein, daß die jetzt im Gebrauch befindlichen Scheine, die sich durch große Eleganz auszeichnen, in Frankfurt a. M. gefertigt sind.

In den nächsten Gebäuden ist eine Sammlung japanischer Mineralien, anscheinend gut geordnet, ausgestellt; dann kommen Darstellungen der verschiedenen japanischen Gewerbe, der Landwirthschaft, des Bergbaues; und daran schließen sich ein unbedeutendes zoologisches Kabinet und in einer weiteren Reihe von Pavillons die von der Regierung auf der Wiener Weltausstellung angekauften, theilweise sehr hübschen Sammlungen aller Art, worunter auch die deutschen Industrien nicht vergessen sind. Eine hübsche Schwarzwälder Uhr ließ gerade zwölfmal ihren Kuckucksruf erschallen und mahnte uns dadurch zum Aufbruch.

Zusammen mit Herrn Akaboschi, einem jungen Japaner, der drei Jahre in Heidelberg Medizin studirt hat und jetzt als Dollmetscher an der medizinischen Schule fungirt, und auch uns freundlichst als solcher dienen wollte, fuhren wir nun nach dem größten und elegantesten Theater von Yeddo. Ausgerüstet mit einem Theaterzettel, der uns, trotzdem er in zahlreichen Holzschnitten mit Text die Vorgänge auf der Bühne erläuterte, ohne Hilfe unsres Begleiters unentzifferbar geblieben wäre, traten wir in unsere Loge, wo man uns höflicher Weise Stühle hingestellt hatte, während die Japaner alle auf der Erde hocken. Der Zuschauerraum war ein großer ziemlich schmuckloser Saal, durch seitlich einfallendes Tageslicht erhellt, mit einer ringsum laufenden Galerie. Das Parket ist durch hölzerne Scheidewände

Digitized by Google

in eine große Anzahl quadratische Fächer getheilt, jedes für 4 bis 6 Personen. Um zu seinem Platz zu gelangen, muß man über alle diese Scheidewände hinwegspringen. Rings um das Parket läuft ein erhöhter, mit der Bühne zusammenhängender, vier Fuß breiter Gang, der sowohl vom Publikum benutzt wird, als auch den Schauspielern zum Abgehen nach vorn dient. Zwischen diesem Gang und der Wand des Saales liegen dann noch schräg ansteigend die Parketlogen. Die Preise der Plätze variiren von wenigen Tempos (1 Tempo = 1 Cent) bis zu anderthalb Yen (der Yen ist ungefähr gleich dem mexikanischen Dollar), also über zwei Thaler. Da das Theater morgens um sechs beginnt und bis abends gespielt wird, so erscheint dieser Preis nicht sehr theuer. Hierbei sei gleich bemerkt, daß die Schauspieler (alle Rollen werden von Männern gegeben) theilweise sehr gut bezahlt werden; der erste Mime des Theaters erhält beispielsweise monatlich circa 800 Dollars. Der Besuch war an dem Tage, als wir da waren, recht stark, vielleicht 1000 bis 1200 Personen, während das Theater etwa 1800 fassen mag. Der Japaner ißt, raucht und trinkt im Theater und benimmt sich überhaupt weniger feierlich, als man es bei uns zu thun gewohnt ist. Die Bühne ist wenig tief; Verwandlungen werden mittels einer großen Drehscheibe ausgeführt; die Beleuchtung geschieht hier durch Lampenlicht. Das Orchester hat seinen Platz zur Seite der Bühne hinter einer Gitterwand und besteht aus etwa einem Dutzend Musiker mit Pfeifen, Pauken und Saiteninstrumenten, die, befreit von jedem Zwang, den die Harmonielehre bei uns ausübt, sich in der angenehmen Lage befinden, die Ohren des aufmerksamen Publikums, je nachdem es ihnen passend erscheint, mit sanftem Geflöte oder gellendem Lärm zu erfüllen.

Bei unserm Eintritt hatte gerade ein zweiaktiges Konversationsstück begonnen. Der Inhalt war im wesentlichen folgender: Ein hoher Beamter ist angeklagt, mit der Gemahlin seines Fürsten ein Liebesverhältniß angesponnen zu haben, und wird aller seiner Würden entsetzt, von Weib und Kind getrennt, und gezwungen zu fliehen. Die folgende genaue gerichtliche Untersuchung ergibt jedoch natürlich den Ungrund der Beschuldigung und die Nichtswürdigkeit des Anklägers, der gerechter Strafe verfällt, während der Flüchtling im Triumph zurückkehrt. Interessant für uns waren die im Stück gebrauchten altjapanischen Kostüme; die eigenthümliche Bemalung der Gesichter, besonders der Augenbrauen, wodurch der mongolische Gesichtstypus viel greller hervortritt als in der Wirklichkeit; dann der außerordentliche Pathos, mit dem die meisten Schauspieler sprachen; sowie die Einrichtung, daß jeder bedeutende Darsteller seinen eigenen Souffleur hat, der in einem dunklen Gewande und mit vermummtem Gesichte hinter seinem Herrn steht. Im übrigen war aber nach unseren Begriffen zu wenig Handlung in dem Stücke und der Dialog zu sehr in langathmige Reden ausgesponnen, so daß wir es nicht sehr bedauerten, als der Vorhang von der Seite vorgezogen wurde und das Stück zu Ende war. Dem japanischen Publikum gefiel die Sache besser, nach dem häufigen Beifallsruf zu schließen, mit dem die Schauspieler belohnt wurden.

Satt vom Schauen gingen wir in ein nahegelegenes Theehaus, um auch den leiblichen Hunger zu stillen, und zwar mit einem ganz japanischen Diner. Um die Matten nicht zu beschmutzen, mußten wir die Stiefel ausziehen und hockten uns dann, so gut es gehen wollte, auf die Erde. Zierlich auf lackirten Holztellerchen und Schüsselchen servirt wurden uns nun die Speisen vorgesetzt. Es gab rohen Lachs und einen anderen, mir unbekannten, ebenfalls rohen Fisch mit Meerrettig und Shoju, der berühmten japanischen Sauce; dann eine etwas fade Suppe mit rühreiähnlichem Inhalt; geräucherten und gebackenen Aal mit Rüben, sowie noch verschiedene andere Fischarten, und als Hauptgericht Reis. Man ißt bekanntlich mit Hilfe zweier Eßstäbchen, die in einer Hand gehalten werden, und deren Gebrauch erst gelernt sein will. Als Getränk gab's kalten und warmen Reissaki und schließlich Thee. Die Ueberbleibsel wurden uns, schön in ein Kästchen verpackt, beim Abschied überreicht.

Ich sollte Yeddo nicht verlassen, ohne noch eine für die Stadt charakteristische Erinnerung mitzunehmen. Nach herzlichem Abschied von meinem liebenswürdigen Wirth und Führer fuhr ich im Jinrikisha durch die abendlich dunkeln Straßen, als ich durch das Anschlagen der Feuerglocken und durch das geschäftige Rennen einer großen Menge Volks, jeder mit seiner Laterne, darauf aufmerksam gemacht wurde, daß ein Brand ausgebrochen sei; und zwar verrieth der helle Schein am Himmel, daß er in meinem Wege lag. Bald waren wir an Ort und Stelle; ein halb Dutzend der aus Holz und Papier bestehenden Häuser war bereits von den Flammen ergriffen, und die Feuerwehr geschäftig, ein Weitergreifen des Feuers zu verhüten. In allen anstoßenden Straßen stand Kopf an Kopf gedrängt die schaulustige Menge mit ihren vielen Papierlaternen und fremdartigen Kostümen, ein origineller, mir unvergeßlicher Anblick.

Wenige Minuten später saß ich in dem durch die Nacht hinbrausenden Bahnzug und hatte Muße, mich nach der interessanten japanischen Hauptstadt zurückzusehnen.

Entstehung und Verhütung der Herzfehler.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 70.

Von Dr. **Paul Niemeyer.**

Wenn heutzutage jedes Kind weiß, daß das auf der linken Seite der Brust fühlbare Klopfen vom Schlage des Herzens herrührt, und wenn viele Gebildete wissen, daß das Tik-Tak, welches man in der Stille der Nacht, wenn auf dem Ohr liegend, aus der Brust kommen hört, das Spiel der Herzklappen oder die Herztöne bedeutet, so begreift man schwer, daß diese Thatsache vor wenig über 200 Jahren erst ausdrücklich entdeckt werden mußte, und daß der Mann, der sie zuerst verkündete, ob dieser „wunderlichen Behauptung" nicht nur beim Publikum sein Ansehen als Praktiker einbüßte, sondern auch von den Fachgelehrten zurückgestoßen wurde, derselbe Harvey, welcher vor dem weiteren „Ketzerspruch" nicht zurückschreckte, daß in unseren Pulsadern nicht Luft, sondern Blut kreise! Aber auch, nachdem diese ersten Kenntnisse vom natürlichen Verhalten unseres Blutkreislaufs endlich zum Durchbruch gelangt waren, fehlte noch viel an einer gleichen Einsicht in seine krankhaften Verhältnisse. Denn diese setzt nicht nur die Möglichkeit einer nachträglichen Untersuchung in der Leiche, sondern auch die Fähigkeit voraus, die Störungen schon während des Lebens rechtzeitig festzustellen. Hierzu genügte aber das bloße, allemal höchstens ein und dasselbe Symptom, das Gefühl des Herzklopfens, ergebende Aussragen des Kranken keineswegs, sondern es bedurfte einer Methode, welche das mechanische Getriebe im Innern unseres Körpers so unmittelbar und selbstständig prüft, wie wir etwa die Uhr durch Anlegen ans Ohr auf den Fehler untersuchen, der sie stille stehen oder unregelmäßig gehen macht. Auch dieser uns heute das „Ei des Kolumbus" scheinende Fortschritt kam nur unter harten Kämpfen zu praktischer Geltung. Angebahnt wurde er schon nach Mitte des vorigen Jahrhunderts (1763) durch den Wiener Praktiker L. Auenbrugger, der aber vorläufig mit seiner Erfindung der Perkussion — ein Fremdwort, das heute jedem Nichtarzte geläufig — das Schicksal Harveys theilte, während er gegenwärtig als Begründer der physikalischen Diagnostik gefeiert wird, als einer Kunst, welche in ihrer Weiterentwicklung dem ganzen klinischen Handeln und Denken neue Grundlagen anwies. Wenigstens erlebte er es noch, daß seine Schrift jenseits des Rheines in einem nach wissenschaftlicher Erkenntniß wie äußerer Rangstellung gleichbedeutenden Mann, Corvisart, dem Leibarzte des ersten Napoleon, einen ebenso empfänglichen wie dankbaren Leser fand, welcher zugleich wahrhaft und selbstlos genug war, sie zu übersetzen und dem namenlosen deutschen Praktiker das volle Verdienst einer epochemachenden Erfindung zuzuerkennen. Hatten die landesgenössischen Autoritäten Auenbruggers Methode als „unziemliche Manipulation" verworfen, so schreckte Corvisart nicht davor zurück, so-

gleich den damals Gewaltigsten der Sterblichen am bloßen Leibe mit dem klopfenden Finger zu untersuchen, wobei er sich rühmen konnte, schon damals das auf St. Helena als Todesursache festgestellte Leiden, Magenkrebs, richtig erkannt zu haben, während seine Vorgänger alten Stiles von „zurückgetretener Krätze" gefaselt hatten. Vornämlich aber empfahl er die Perkussion als Wegweiserin durch das noch ganz unbekannte Gebiet der Herzkrankheiten. Gewaltig zündete dieser Funken der Anregung unter den Jüngern der Pariser Schule, und nicht lange währte es, so war die Perkussion durch die Erfindung des talentvollen Bretagners R. H. Laennec um einen zweiten Kunstgriff vermehrt, nämlich den der Auskultation oder Stethoscopie (1816); die Perkussion selbst wurde durch Einschaltung eines Elfenbeinplättchens, später des bloßen Querfingers der anderen Hand zwischen klopfendem Finger und Untersuchungsstelle zur mittelbaren Perkussion oder Plessimetrie erhoben und dadurch auf einen in der Breite sowohl wie in der Tiefe weit größeren Bezirk verwendbar, ein Fortschritt, der sich an den Namen des noch heute lebenden Piorry knüpft. Diesseits des Rheines währte es noch bis ins vierte Jahrzehent, bis man, zuerst in der Stadt seines einstigen Wirkens, für Auenbruggers mittlerweile in der Fremde so glänzend gefeierte Kunst Verständniß gewann, sich von ausländischer Bevormundung lossagte und an ihre selbständige Ausbildung ging, um in kurzer Zeit nun seinerseits die Palme der Führerschaft zu erringen. Erst im vorigen Jahre vereinte sich die gelehrte und praktische Kollegenschaft von ganz Deutschland und Oesterreich, um das Jubelfest Skodas, des Altmeisters der Wiener Schule, zu einem solchen der medizinischen Welt zu machen.

Was nun die Bedeutung der physikalischen Diagnostik für die Herzkrankheiten betrifft, so hatte die Perkussion zunächst die Erkenntniß der die äußere Hülle, den Herzbeutel, betreffenden Krankheiten gefördert; die Auskultation lehrte im Verein mit der Inspektion, Palpation, neuerdings auch der Sphygmographie (Pulszeichnung) u. a. Hilfskunstgriffe das Ganze des Organs wie seiner Ausläufer gleich einer Uhr im Geiste zerlegen: Lage, Größe, Verhalten zur Nachbarschaft, Stärke der Wandungen, Inneres der Herzhöhlen und ganz besonders Einrichtung der vier in den Höhlen arbeitenden, den ganzen Blutlauf regelnden Ventile oder Klappen so sicher bestimmen, als sähen wir sie unmittelbar vor uns. Das durch die gleichzeitig rüstig fortschreitende Physiologie geförderte Eindringen in den funktionellen Zusammenhang der Einzelheiten kam hinzu, die örtliche Störung im Rahmen eines Ganzen auffassen zu heißen und zum Entwurfe von Krankheitsbildern der organischen Herzfehler anzuleiten. Mit Vorliebe nannte man so die Schädigung eines jener den Blutlauf regelnden Klappenventile im Innern des Herzens. Sind sie gesund, so gerathen sie bei der taktmäßigen Pumpthätigkeit des Organs abwechselnd in den Zustand der Ausspannung und Oeffnung und thun erstern dem angelegten Ohre durch eine klappernde Tönung kund. Sind sie krank oder „schließungsunfähig" (insuffizient), so hört man statt des Tones ein Geräusch, weil das Blut, anstatt die Klappe zu spannen, durch die Lücke wie durch ein zerstörtes Wehr regellos hindurchströmt. So einfach dies klingt, so zusammengesetzt gestaltet es sich in der Praxis. Da nämlich im Innern des Herzens und seiner Nachbarschaft, den Aderstämmen, nicht weniger als vier solcher kritischen Stellen unter gesunden Verhältnissen im ganzen achtmal tönen und dabei ganz dicht nebeneinander liegen, so erfordert schon ihre auskultatorische Auseinanderhaltung ein scharfes und geübtes Gehör. Da ferner die endgültige Deutung des ungewöhnlichen Befundes die Berücksichtigung der durch den Fehler bewirkten Veränderungen im Herzfleische und ihrer Rückwirkung auf den ganzen Blutlauf voraussetzt, so muß der physikalische Diagnostiker gleichzeitig ein gewiegter physiologischer Rechenmeister sein.

Was die praktische Bedeutung dieser Kunst betrifft, so darf nicht verschwiegen bleiben, daß die Erkennung eines fertigen Herzfehlers gewöhnlich die Feststellung einer durch Kunsthilfe nicht mehr zu beseitigenden Krankheit in sich schließt. Doch fehlt es in der Literatur nicht an Beispielen, und mir sind aus eigener Praxis deren drei bekannt, wo die nach längerem Zwischenraume wiederholte Untersuchung eine von Natur wegen eingetretene Heilung ergab. Doch auch da, wo der Fehler bleibt, weiß der Blutkreislauf sich aus sich selbst mit ihm so ins Benehmen zu setzen, daß vorläufig von ernster Gefahr keine Rede ist. Indem er nämlich dem durch die Klappeninsufficienz bewirkten Zuviel oder Zuwenig des Blutzuflusses durch ein entsprechendes Mehr oder Weniger der Leistungen seiner das Blut fortbewegenden Abschnitte, besonders der Herzwandungen, steuert, neutralisirt oder, wie's hier heißt, kompensirt er die nachtheiligen Wirkungen des Herzfehlers.

Bei der Behandlung nun darf das Herz nicht vom übrigen Kreislaufsystem und dieses nicht von der Blut- und Säftemischung getrennt gedacht, sie muß, mit anderen Worten, stets eine diätetische bleiben, während die sogenannten Herzmittel, selbst die spezifische Digitalis (Fingerhut), nur für dringende Fälle zu vorübergehender Verordnung aufgespart bleibt, bei laufender Anwendung aber entweder nicht vertragen oder in erlaubter Dosis nicht mehr anschlagen würde. Die diätetische Behandlung allein ist es auch, mit der sich die populäre Darstellung zu befassen hat, wobei sie, der neuen hygieinischen Richtschnur folgend, zunächst auf die Entstehungsursachen und damit mittelbar auf die Lehre von Verhütung der Herzkrankheiten zurückgeht.

Zum größten Theile bestimmt wird das Wohlbefinden des Herzens von seinen Beziehungen zu den Organen, mit denen es in Wechselwirkung steht, vor allem von denen zum Athmungsorgan. Wir können uns nämlich das Herz zwischen den beiden Lungenflügeln und den beiden an ihren Verbindungsstellen mit dem Herzen mündenden Blutbahnen wie ein Mühlwerk, dessen Räder die Herzklappen, eingeschaltet und mehr als das Getriebene denn als das Treibende denken. Wie schon der Artikel über Lungenblutsturz (Daheim, Jahrg. XI, S. 726) lehrte, liegt die Triebfeder des Lungenblutlaufs in der Ausgiebigkeit der Athemzüge, welche auch das flottere oder langsamere Spiel der Herzthätigkeit bestimmt. Bei Lungenentzündung, wo ein Lungenflügel für den Blutlauf größtentheils undurchgängig geworden, droht die Lebensgefahr weniger von Seiten der Lunge als von Seiten des Herzens, welches, gewissermaßen gegen Hochflut ankämpfend, zu erlahmen Gefahr läuft. Aerztliche Selbstbeobachtung hat gelehrt, daß wir durch bloße Veränderung von Rhythmus und Tempo des Luftholens das Spiel der Herzklappen verlangsamen, beschleunigen, spalten können. Von höchster Wichtigkeit ist dieses Verhältniß gleich für die richtige Pflege des Neugeborenen, welche vor allem auf Begünstigung des Athmens aus voller Brust zu halten hat. Namentlich gilt der Schreiakt nicht blos der Ventilation der bis dahin luftleer gebliebenen Lungenzellen, sondern auch der Einleitung des ebenfalls noch nicht thätig gewesenen Lungenkreislaufs. War er nämlich bisher durch ungewöhnliche Bahnen, die sogenannten ersten Wege, gegangen, so gilt es jetzt, ihn mit Hilfe der Lungenthätigkeit in die gewöhnlichen hinüberzulenken, gewissermaßen anzusaugen, während jene ersteren sich zu schließen haben. Wird aber dem Kinde durch Absperrung von der frischen reinen Luft, Bedeckung des Gesichtes mit einem Tuche, festes Wickeln u. dgl. verderbliche Muhmenpraktiken das Vollathmen verleidet, so kann ein Theil des Blutes durch Weiterfließen in den ersten Wegen deren Verschluß hindern und so den angeborenen, sich durch Blausucht bekundenden Herzfehler herbeiführen. Aehnliche Rückwirkung übt bei Erwachsenen mangelhafter Durchgang des Blutes durch die Lungen wegen Verschleimung, daher man unter den früher (Jahrg. XI, S. 825) beschriebenen Schleimhustern oft genug solche mit bläulich gefärbten Lippen und geschwollenen Halsadern antrifft. Bei der heranwachsenden Jugend, besonders der weiblichen, wird der Keim zu Herzfehlern dadurch gesäet, daß man sie nicht nur nicht zum Vollathmen erzieht, sondern auch durch Anlegung eines Schnürleibes ausdrücklich daran verhindert. Hier äußern sich die Folgen des Blutrückstaues, wie ich es oben schon nannte, durch Anfälle von sogenanntem nervösen Herzklopfen, besonders beim Tanzen. Aber schon Kant, dieser Denker in allen Dingen, hatte selbständig gefunden, daß man solche Zufälle durch geflissentliches Tiefathmen beseitigen könne, denn dies bildet die Praxis dessen, was er

Digitized by Google

Die erste Beichte des Griechenkindes.

Originalzeichnung von N. Gysis.

Digitized by Google

theoretisch als „die Kunst, durch den eigenen Willen der krankhaften Gefühle Meister zu werden", gemeinverständlich beschrieb.

Zum Herzklopfen heranwachsender Mädchen gesellt sich immer häufiger ein ebenfalls dem Kreislaufsystem, nämlich einer gefäßreichen Drüse, angehöriger Fehler, dicker Hals oder „Ansatz von Kropf", gegen dessen Vergrößerung mit einem umgelegten Sammetbändchen (!) oder Einreibungen vergeblich angekämpft wird. Statt dessen machen einige Wochen Befreiung vom Schul- und Hausdienste, Tummeln in freier Natur, Athemgymnastik, besonders Gesangübungen, den Hals wieder völlig schlank. Unter der Mädchenwelt haben Herzklopfen und dicker Hals in dem Maße zugenommen, als das Arbeiten an der amerikanischen Nähmaschine in Werkstätten und Familienstuben üblich geworden. Wie sehr diese Hantirung das ganze Kreislaufsystem in Aufruhr versetzt, lehrt die Klage der Anfängerinnen, daß sie davon ganz heiß und im Gesichte roth werden. Früher nannte man dies Kongestion, ohne sich über ihre Ursache den Kopf zu zerbrechen. Ganz einfach aber erklären auch sie sich aus einem Rückstau des vom Herzen in die Pulsadern der Gliedmaßen getriebenen Blutes, welches bei der verschränkten Sitzhaltung überall auf Hindernisse stößt, zumal in den Gelenken, deren gebeugte Haltung die Adern durch Knickung fast verschließt. Im Nothfalle stillt der Chirurg die aus einer angeschnittenen Pulsader spritzende Blutung durch starke Beugung des nächstgelegenen Gelenkes; sitzen wir anhaltend mit verschränkten Knieen, so bekommen wir steife und kalte Füße; an der Nähmaschine kommt zur Beugung noch ein mit jeder Bewegung verbundener förmlicher Rückstoß des Blutes, und deshalb äußert sich die „Kongestion" rascher. In weniger fühlbarem Grade, dafür aber in habituell sich häufender Wirkung wiederholt sich diese Schädigung des Pulsadersystems auf der Schulbank, deren hygieinische Verbesserung wesentlich zu den Verhütungsmaßregeln gegen Herzkrankheit gehört. Sie wird auch in der Familienstube permanent, weil die Kinder daheim eben so falsch sitzen, ohne daß die Erwachsenen Arges dabei finden. Die geehrte Leserin wolle nur einmal auf jene lesewüthigen Mädchen achten, wie sie nicht nur möglichst verkehrt dasitzend, sondern auch den Hals von oben her zusammenpressend und kaum Athem holend, sich „heiß lesen"; man setze sie zurecht mit der Warnung: „Davon bekommst du Herzklopfen und dicken Hals!" Knaben ist aus gleichem Grunde übermäßiges Arbeiten mit der Laubsäge und Velocipèdefahren zu untersagen.

Neigung zu Herzklopfen wird am letzten Ende durch Mangel an Körperbewegung überhaupt unterhalten, weil damit gegen eine Gesundheitsregel gefehlt wird, welche der schlanke Vertrieb des Blutlaufes fordert. Schon im Stehen, noch mehr aber im Gehen zeigt der Puls einige Schläge mehr als im Sitzen und Liegen. So wird Stubenhockerei zur wahren Ursache des sogenannten hämorrhoidalen Herzklopfens, wobei zu beachten, daß es sich stets auch mit unzureichender Athmung verbindet, während andererseits Gliederbewegung allemal auch die Lungen lebhafter mitthun heißt. Tägliches (nicht blos wöchentlich zweimaliges) Turnen, Schwimmen sowie sonstige Lust- oder Zweckübungen schützen den Kreislauf vor den nachtheiligen Folgen des von der Sitzhaltung unterhaltenen Rückstaues. Dem durch Stubenhockerei zu Herzklopfen geneigt gemachten Erwachsenen erlaube ich mir den Rezeptspruch des alten Praktikus im Spazierengehen, Seume, ans Herz zu legen: „Es würde alles besser gehen, wenn man mehr ginge."

Am Familientische.

Ein junger Attentäter.

(Zu dem Bilde auf S. 821.)

„Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen!" Ja und nein. Man hat Beispiele, daß das Gezwitscher der Jungen sich vom Gesange der Alten wesentlich unterscheidet, wenn das auch allerdings nicht die Regel ist. An den frohen Ufern des Rheins — dort, wo alter Wein, alte Kirchen und alte Häuser vorzugsweise häufig sind — singen die Alten zur Zeit bekanntlich mit Vorliebe neumodische Trauerlieder ob der großen Katholikenverfolgung, die angeblich Hirten und Herden schlägt, und manch stiller Fluch gilt dem Mann, den man für den böswilligen Urheber dieser Leiden hält. Anders die Jungen. Da die trotz allen Umsehens keine Leiden und keine Verfolgung gewahr werden können, erscheint ihnen der Vielgeschmähte wesentlich nur als ein treffliches Mittel, durch zur Schau getragene Sympathien für ihn die gestrengen Herren von Schule und Kanzel ein wenig zu necken und zu ärgern. Mit kecker Hand hat der kleine Sünder da eben erst das wohlgetroffene Bild des gefürchteten und gehaßten Reichskanzlers an die Wand gemalt, und er ist eben begriffen, durch ein deutliches „Hurrah Bismarck!" jeden Zweifel über die Bedeutung der Zeichnung unmöglich zu machen, als der Mann, an dessen Wand und dem zum Aerger es entstand, den Missethäter überrascht. Das wird eine schöne Geschichte! Die beiden Mädchen dort hinter der Mauer haben gut kichern; stünden sie vor dem Gestrengen, es sollte ihnen wohl vergehen!

Die erste Beichte.

(Zu dem Bilde auf S. 827.)

„Wenn wir nur Eure Geistlichen hätten, so sollte es mit unserer Kultur schon vorwärts gehen," sagte mir einmal ein gebildeter Russe. Der Herr traf damit den Nagel auf den Kopf. Während bei uns der Geistliche nach Kenntnissen, Anschauungen und Gewohnheiten der gebildeten Klasse angehört und eben dadurch zu einer Leuchte wird, die in die Finsterniß der ungebildeten Volksklassen ein helles Licht wirft, gehören die Geistlichen der griechischen Kirche durchaus den letzteren an und sind daher gar nicht in der Lage, die Aeußerungen der Unbildung und Rohheit so peinlich zu empfinden und darum so entschieden zurückzuweisen, wie ihre protestantischen Amtsbrüder.

Ihre Stellung ist bekanntlich eine sehr merkwürdige. Während sie im bürgerlichen Leben nur zu oft eine wenig beneidenswerthe Rolle spielen, sind sie, sobald sie von Amtswegen erscheinen, Gegenstand widerspruchsloser, hingebender Verehrung. Dieser Umstand versöhnt sie mit allen Entbehrungen und bewirkt, daß man unter ihnen viel Gutmüthigkeit und persönliches Wohlwollen findet. Ein solcher Geistlicher ist, zumal wenn das Alter sein Haar weiß färbte, oft eine sehr fesselnde Erscheinung. Die lang herabwallenden Haare, der ungeschorene Bart, das weite, bis auf die Ferse herabreichende Gewand und der hohe Stab lassen ihn wie einen Priester des alten Testamentes erscheinen.

Der Geistliche auf unserem Bilde ist eben damit beschäftigt, die erste Beichte der Kleinen an seiner Seite entgegen zu nehmen. In der griechischen Kirche empfangen auch schon die Kinder nach dem siebenten Lebensjahr das heilige Abendmahl und müssen sich darauf durch die vorhergehende Beichte vorbereiten. Was das kleine Geschöpf da wohl erzählen mag? Es scheint, als ob es sich vorher bei der Mutter Rath geholt, wenigstens läßt deren lustiges Aussehen darauf schließen. Die Geistlichen pflegen übrigens ihre kleinen Beichtkinder auszufragen und ihnen dadurch den Vorgang zu erleichtern. Auch die Buße, die sie auferlegen, ist nicht über Gebühr und rechnet mit Alter und Verständniß.

— r —

Inhalt: Die Einsamen. (Schluß.) Eine Geschichte vom Strande von N. Fries. — Aus den Erlebnissen der deutschen Korvette „Hertha". III. Drei Tage in Tokio. (Schluß.) Von Dr. Koeniger. — Entstehung und Verhütung der Herzfehler. Von Dr. P. Niemeyer. — Am Familientische: Ein junger Attentäter. Zu dem Bilde von Fritz Sonderland. — Die erste Beichte. Zu dem Bilde von Gysis.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer beginnt **der XIII. Jahrgang des Daheim.** Wir ersuchen unsere geehrten Leser, das Abonnement, besonders das bei der Post, zur Vermeidung unvollständiger Lieferung, rechtzeitig erneuern zu wollen, damit keine Unterbrechung in der Zusendung eintrete. Neue Abonnements werden von allen Buchhandlungen und Postämtern zum Preise von 1 Mark 80 Pf. vierteljährlich angenommen.

Das Daheim eröffnet den neuen Jahrgang mit dem Roman:

„Die Stufenjahre eines Glücklichen" von Louise von François,

der Verfasserin der „letzten Reckenburgerin". Ferner kommen außer anderen größeren Romanen und Novellen zum Abdruck:

Vor dem Sturm. Historischer Roman von Theodor Fontane. **Das Glück.** Roman von Viktor v. Strauß.

Daheim-Redaktion und Expedition in Leipzig.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google